DIE GARTENLAUBE: ILLUSTRIRTES FAMILIENBLATT

Digitized by Google

given by

Anton Eckert

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

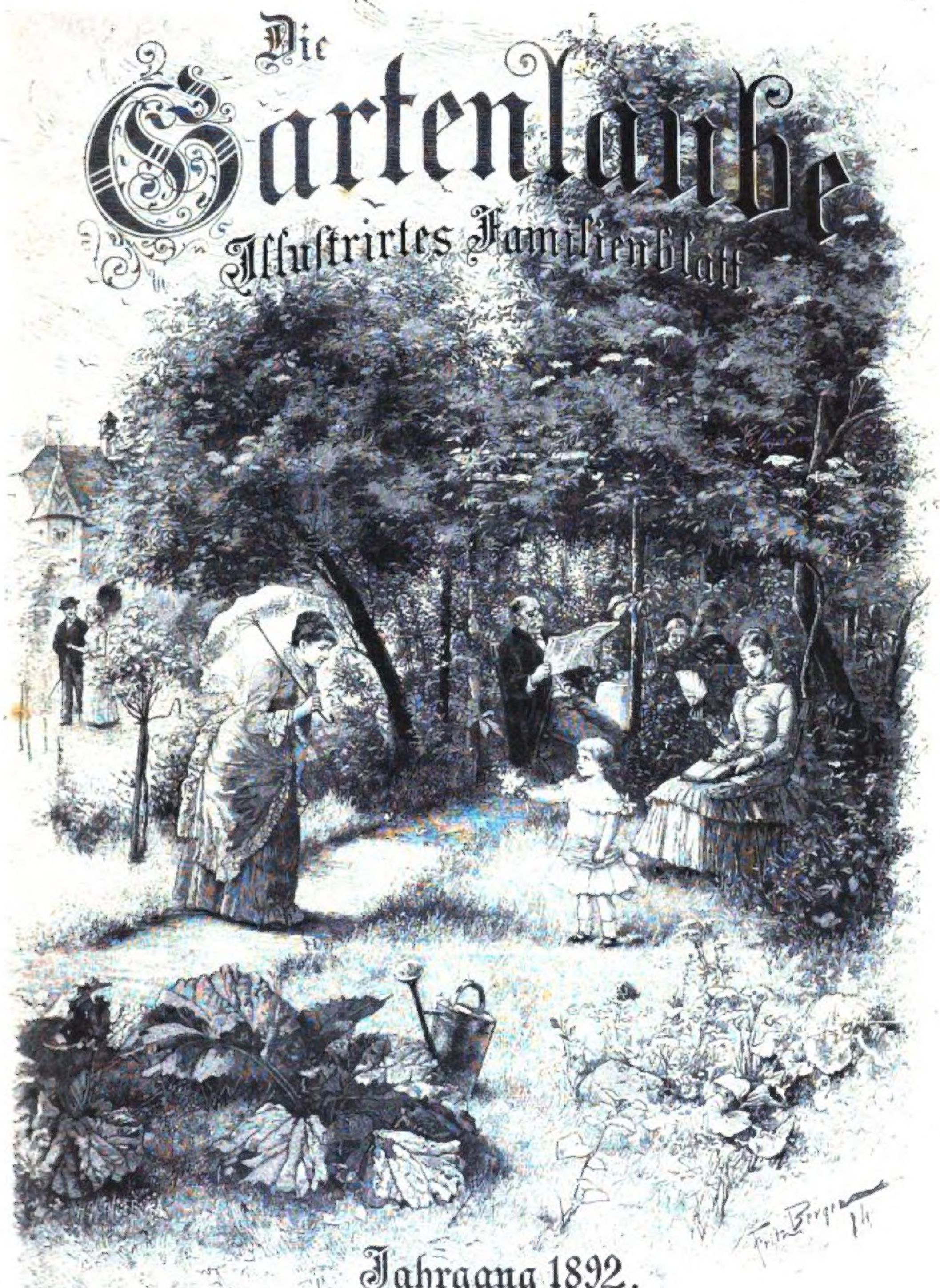
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt



Jahrgang 1892.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Digitized by Google

STANFORD LIBRARY
MAY 21 1964
TRANS

053
G244
f.

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

* Abend, am. Von A. Nicolai . . . 613
Bitte, letzte. Von Katharina Koch . . 482
Deutsche in Nordamerika. Zur deutschen Gedenkfeier in Louisville am 21. Oktober 1892. Von Ernst Scherenberg 688
Deutsches Wort und deutscher Sang. Zum ersten deutsch-akadem. Sängerfest in Salzburg. Von Ernst Scherenberg . . 364
* „Finanzer", der. Von Hans Ebert 56, 57
* Hamburg, für. Von Adolf Ebeling . 725
* Heimath, meiner. Von M. Bernhard 272
Herbstlied des Stars. Von Emil Rittershaus 797
* Hoffmann von Fallersleben, zur Einweihung des Denkmals auf Helgoland. Von Emil Rittershaus . 592
* Jahreswende. Von R. v. Gottschall 898
* Karneval. Von Rud. von Gottschall . 131
Landwehrlied. Von Rud. von Gottschall 868
* Lenz und Liebe. Von Max Hoffmann 325
Ostermorgen. Von Josef Bendel . . 258
* Sonette aus d. Westen. Von K. Ries 485
* Ständchen, venetian. Von M. Meyer 25
* Stätte meiner Kindheit. Von K. Müller 400
* Sturm, im. Von Ludwig Ganghofer 697
* Taubengruß. Von Johannes Proelß 437
* Weltweihnacht. Von L. Ganghofer . 805
* Wiegenlied. Von Adolf Marquardt 151
* Zeit, die neue. Von Johannes Proelß 9

Biographien und Charakteristiken.

Agrippinas Tod. Von Ernst Eckstein 12
* Aja, Frau. Goethes Mutter nach neueren Quellen. Von Johannes Proelß . . 112
* Billroth, Theodor. Von Prof. Dr. v. Bergmann 574
* Bühnenleiter, deutsche. Max Grube 824
Carlos, Don. Von Eduard Schulte . 400
Custine, Marquise von. Von Schmidt Weißenfels 859
Dichterin zu Pferde (S. Jäunemann) 591
Drake, Franz 220
Erfinder-Lose. * Friedrich Gottlob Keller und das Holzschliffpapier. Von Eduard Grosse 442 vgl. 642 u. 839. * Alois Senefelder und die Steindruckerei. Von Eduard Grosse 528. William Lee, der Erfinder des Wirkstuhles. Von Moritz Lilie 652
* Goethes Mutter nach neueren Quellen. Von Johannes Proelß . . 112
* Grube, Max. Von O. Neumann-Hofer 824
* Heroinen der deutschen Bühne (Wolter, Ziegler, Ulrich, Haverland, Wahlmann, Giers, Poppe, Polwischil) . . . 632
* Keller, F. G., u. das Holzschliffpapier. Von Eduard Grosse 442 vgl. 642 u. 839
Kinkel, Gottfried. Von F. Heyl . . 240
* Kolumbus. Von C. Falkenhorst . . 177
Lee, William. Von Moritz Lilie . . 652
* Martinelli, Ludwig. Von A. Bettelheim 80
Moltke in seinen Briefen. Von Dr. Adolf Marquardt 380
* Morgenstern, Dr. Salomon . . . 736
Octavia. Von Ernst Eckstein 276
Originalcharaktere, deutsche, aus dem achtzehnten Jahrhundert. Karl Ludwig Baron von Pöllnitz. Von Rudolf v. Gottschall 464. * Dr. Salomon Morgenstern. Von Rudolf v. Gottschall 736
Pöllnitz, Karl Ludwig Baron von 464
* Riese, Adam. Von Moritz Lilie . . 343
Schmidel, Ulrich, der älteste Geschichtschreiber Südamerikas. Von Erdmann A. Schäfer 476
* Senefelder und die Steindruckerei 528
* Volksschauspieler, ein deutscher. Ludwig Martinelli. Von Anton Bettelheim 80
Jäunemann, Sidonie (Eine Dichterin zu Pferde). Von Rudolf v. Gottschall . 591

Erzählungen und Novellen.

Achillesferse, die. Von Emil Roland 820
Amateurphotograph, der. Skizze a. d. Familienleben von Hans Arnold . . 593
Freude, die. Skizze von Marie Bernhard 666
Grethens Liebhaber. Erzählung von Luise Westkirch 724, 752, 786
Ketten. Roman von Anton v. Perfall 453, 486, 517, 549, 581, 636, 656, 693
Klosterjäger, der. Von Ludwig Ganghofer 229, 261, 293, 326, 357, 389, 421, 471, 500, 536, 562
Kommissionsrath, der. Novelle von Rudolph Lindau 344, 372
Lolas Töchter. Von Leo Hildeck . 411, 444
Mamsell Unnütz. Roman von W. Heimburg 613, 645, 677, 709, 741, 773, 827, 841, 873
* Nach Jahren. Eine Weihnachtsgeschichte von Julie Ludwig 806
Onkel Christians sieben Lieben. Erzählung von M. v. Dorsner . 312, 340
* Stropp der Hund. Von E. Leubach 887
* Teufelmaler, der. Von M. Haushofer 861
Weltflüchtig. Roman von Rudolf Elcho 1, 37, 69, 101, 133, 166, 197, 244, 281
* 's Wisperl. Von Arthur Achleitner . 700
Zeitgeist, der, im Hausstande. Bilder aus dem Familienleben. Von R. Artaria 16, 58, 85, 116, 154, 188, 212,

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

Aberglauben. Tragödien und Komödien des A. Moderne Schatzgräber. Von C. Hecker 78. Der Teufel im Backobst. Gleiche Ursache, verschiedene Wirkungen. Von C. Hecker 492. Das Traumbuch. Von R. Kleinpaul 605. Erbschlüssel und Erbsieb. Die Zahl Dreizehn. Das Salzfaß. Der Freitag. Von Rud. Kleinpaul 815
* Afrikanische Savanne, die. . . 662
* Altamerikanische Kulturbilder. Von Paul Schellhas . . 696, 749 vgl. 839
Anarchisten, die. Von C. Falkenhorst 309
Arbeiterheime (zu Halle und Stuttgart). Von Dr. Kuno Frankenstein . . . 511
* Aetna, der, und sein jüngster Ausbruch. Von Woldemar Kaden . 571
Ballon, im. Von Hermann Meyer . . 855
* Bardowiek, ein Blick auf die Geschichte von. Von A. Kohlenberg . 782
* Berlin, Polizei u. Verbrecherthum 365, 731
* Bildhauer, aus der Werkstatt desselben. Von Friedrich Offermann 433
* Bismarck-Mappe von C. W. Allers. Von E. von Wald-Zedtwitz 784
* Chauvinismus. Von Dr. C. Mühling 252
* Cholera-Waisen. Von Gustav Kopal 720
Deutschein Italien. Von O. Justinus 368
Deutsch-Ostafrikas, im Norden . 127
* Elektricität und Luftschiffahrt im Kriege der Zukunft. Von Bernhard v. Graberg 765
* Ems und das Lahnthal. Von Hans Wachenhusen 337
* Fischgut, ein deutsches (Seewiese in der Rhön). Von Emil Peschkau . 592
* Frau, die, im alten Rom. Von Ernst Eckstein 524
Fürstenworte als Fürstenspiegel 96
„Geheimniß des Schlosses von St. Leu". Ein Blatt aus d. Schuldbuche der Familie Orleans. Von Alb. Schultheiß 558
* Gigerlfamilie des 16. Jahrhunderts. Von Hans Böich 627
* Glashütte am Schliersee. Von Arthur Achleitner 654
* Hamburger Schreckenstage. Zum 50jährigen Gedächtniß an den Brand vom 5. bis 8. Mai 1842. Von A. Ebeling . 304
* Hawara. Die Toten von H. Von Prof. Dr. Heinrich Brugsch . . . 628
* Industriewerkstätten, deutsche. Die Glashütte am Schliersee 654
* Island. Von Carl Küchler 405
* Kohlen, Verarbeitung derselben im Ruhrgebiet 848
* Konservatorium zu Leipzig. Von Bernhard Vogel 603
* Lampenindustrie in Berlin. Von Erich Salzmann 26
* „Malkasten zu Düsseldorf. Von E. Daelen 853
* Männermode, neunzig Jahre. Von Cornelius Gurlitt . . . 20, 93, 204
Marokko, der große Schatz der Sultane. Von Gerhard Rohlfs 149
* Masurische Seen. Von R. Skowronnek 495
* Merseburger Schloß. Von O. Felsing 223
* Musik. Klass. Pflanzstätte der M. (Konservatorium zu Leipzig). Von B. Vogel 603
* Musik- und Theaterausstellung, die internationale, in Wien . . 400
Orleans. Ein Blatt aus dem Schuldbuche der Familie O. „Geheimniß des Schlosses von St. Leu". Von A. Schultheiß 558
Pfund, Geschichte desselben. Von Professor Dr. Heinrich Brugsch . . . 468
* Polizei und Verbrecherthum in Berlin. Von Paul Lindenberg . 365, 731
„Reichsunmittelbaren", die, in Preußen. Von Dr. J. Jastrow . . 348
* Seewiese in der Rhön (Ein deutsches Fischgut). Von Emil Peschkau . . 592
* Spur des Löwen. Blick auf d. Geschichte von Bardowiek. Von A. Kohlenberg . 782
* Städtebilder, deutsche. Wismar. Von Dr. Karl Lüttgens 82
* Suhl (Aus Thüringens Waffenkammer). Von Hermann Ferschke 273
* Waffenkammer Thüringens (Suhl). Von Hermann Ferschke 273
* Weimarische Festtage (Goldene Hochzeit von Großherzog Carl Alexander und seiner Gemahlin Sophie) 763
* Weltausstellung in Chicago. Von A. v. Stetten 556
* Werkstätten des Lichts (Berliner Lampenindustrie). Von Erich Salzmann 26
* Wien, vor den Thoren. Von B. Chiavacci 144
* Wilhelm (Kaiser)-Denkmal auf d. Kyffhäuser. Von O. Neumann-Hofer 140
* Wismar. Von Dr. Karl Lüttgens . 82
Zucker. Eine kulturgeschichtliche Skizze . 462

Medizin.

Diät, kräftigende. Von Prof. E. H. Kisch 589
Entziehungsdiät. Von Prof. E. H. Kisch 383
Haare. Beseitigung lästiger H. . 785
Influenza, die. Von Dr. W. Heß . 184
Prosit Neujahr! Hygieinische Betrachtung von Dr. J. H. Baas 10
Schreibkrampf, der. Von C. Falkenhorst 688
Städteerweiterung und Gesundheit. Von Dr. Fr. Dornblüth . . . 704
Wasserversorgung der Städte. Von Dr. Fr. Dornblüth 883

Naturwissenschaften.

* Antilopen. Goliath und David unter den A. Von Dr. L. Heck . . 532
* Astronomie auf der Straße. Von Dr. C. Cranz 115, 535, 674
* Elefant und Nashorn (Gute Nachbarschaft). Von Heinrich Leutemann . 748
Farbe der Gewässer. Von Carl Vogt 52
Frühlingsgast, ein ungebetener (Nachtfrost) 207
Garten. Was uns der G. lehrt. . 243
Meteoriten. („Vom Himmel gefallen!") 438
* Mondsichel, die Lage derselben. Von Dr. C. Cranz 417
* Nachbarschaft, gute (Elefant und Nashorn). Von Heinrich Leutemann . 748
Nachtfrost (Ein ungebeteter Frühlingsgast). 207
* Nadelhölzer, vergiftete. Eine naturgeschichtl. Skizze von Dr. Gustav Holle 797
* Schlank- und Stummelaffen. Eine naturgeschichtl. Studie. Von Dr. L. Heck 124
Sonnenflecken. Von Prof. Dr. A. v. Brammühl 208
* Sterne, aus dem Leben derselben. Von Dr. H. J. Klein 876
Unkraut, gefährliches 735
* Vogelwelt, Originalgestalten der heimischen. Von Adolf u. Karl Müller. 6. Unsere Meistersänger (Nachtigallen 2c.) 352
7. Segler der Lüfte. a. Unsere Schwalben b. Segler . . . 508
8. Kavaliere oder Patrizier (Finken) . 691
„Vom Himmel gefallen!" (Meteoriten). Von C. Falkenhorst 438

Digitized by Google

Vermischtes.

Antwortlos. Von Oscar Justinus . . 880
Blinde, der, und seine gesunden Sinne. Von Anna Pötsch 48
„Blinder Passagier". Von B. Reinhold 608
Brot, unser 175
Edisons neueste Erfindungen. Sprechendes Wachs und lebendes Papier. Von Dr. M. Wilhelm Meyer 624
Eisenbahndienstes, die Opfer desselben. Von Chr. Klötzer 148
* Fastnacht 128
* Fußbekleidung (Ein Verbrechen an der menschlichen Schönheit). Von Paul Schultze-Naumburg 478
Klavier, elektrophonisches (Musik und Elektricität). Von Georg Buß . . 92
Mäuseplage 399
Musik u. Elektricität. Von Georg Buß 92
* Nasen, rothe, — eine Folge des Brillentragens . . . . 665 vgl. 839
Ortszeit u. Einheitszeit. Von H. Gauß 142
Papiere, verbrannte 695
Scheideweg, am. Ein Wort zum Kampf um die Volksschule 183
„Schlagende Wetter" und ihre Verhütung. Von A. Hollenberg 287
* Schuhwerk, nicht passendes (Verbrechen an der menschl. Schönheit) . 478
Spekuliert 46
Sprechendes Wachs und lebendes Papier. Von Dr. M. Wilhelm Meyer 624
* „Sub rosa". Von C. Falkenhorst . . 110
* Verbrechen an der menschl. Schönheit. Von Paul Schultze-Naumburg . 478
Volksschule, ein Wort zum Kampf um dieselbe (Am Scheideweg) . . . 183
* Weihnacht, der Wunderglaube. Von Alexander Tille 826
* Weihnachten, einsame. Skizzen von Paul von Schönthan 817
* Weihnachts-Büchertisch 835

Blätter und Blüthen.

* Abendglocken 290
* Afrikanischer Postverkehr . . . 227
Albertinerinnen, die, in Leipzig 770
* Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg 354
„Allerlei Weisen und Märlein" (Buch von Josef Bendel) 258
Altamerikanische Kultur, Neuestes von Dr. P. Schellhas 839
„Amateur-Photographen" . . . 802
* Araber, pflügender 801
Aerzte, weibliche (Buch von S. Binder) 482
Auerbachs Schriften 706
* Baderee, der 480
* Ballwerfen, das 514
* Bäume, Deutschlands merkwürdige. Die Schmorsdorfer Linde . . 643
Baumeister, Bernhard 290
Betrachtung, zeitgemäße (Spiritismus) 893
Bergwerke, untergegangene . . 482
Bettler, reitende 707
Bienenzucht in Deutschland . . . 580
* Bismarck in München 512
* Bleigießen am Sylvesterabend. 894
Blinde, Hochschule der Musik für Blinde 356
* Blücher-Denkmal für Caub. Von Ferdinand Heyl-Wiesbaden . . . 739
Blumenschrift im Buche der Geschichte. Von M. Couronne . . . 870
Blutvergiftung durch Farben . . 643
Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen 323
* Boleyn, Anna, und Heinrich VIII. 547
* Brünhilde erblickt Siegfried und Gutrune 162
Butter und Margarine 706
* Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar, und seine Gemahlin Sophie (Goldene Hochzeit) . 674
* Celle, die sechshundertjährige Jubelfeier der Stadt 387
Champagners Geburtsstätte . . 611
* Chlodwigs Uebergang über d. Main 675
Christkind im Hause 897
Comenius (Bahnbrecher der Pädagogik) 226
Dachziegel. Geschichtliches . . . 802
* Dante begegnet Mathilde . . . 483
* Delphi, die Priesterin von . . 227
* Deputation, eine 481
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger 675
* Desdemona 355
* Desinfektionsanlagen, fahrbare 675
Distanzritt und Humanität . . . 738
* Drahtseilbahn 609
* Droschkenparade am Berliner Polizeipräsidium 579
* Dycks, Anton van, Selbstporträt 644
Dynamit, Heilung durch 67
Ebner-Eschenbach, „Gesamm. Schriften" 870
Edelweiß und sein Filzkleid . . . 132
* Edelweißsucher 386
* Egmonterinnerung, eine . . . 162
* Ehejubiläum, fürstliches (Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, und seine Gemahlin Alexandrine) . . . 321
Eigenwärme, thierische 579
Einjährig-Freiwillige mit Elementar- und Fachschulbildung . . 61
* Einquartierung 131
Einrichtungen zur Erleichterung des Fremdenverkehrs 227
Einsalzen der Rinder 483
* Eisbootfahrt 227
* Eisenbahnwagen, die Sitze in denselben. Von Otto Knille . . 481
* Eisenstrauß für Bismarck . . 355
* Eisschießen 99
Elektrisches Licht 548
Enthüllungen, etymologische . . 771
* Erdbebenschrift 611
Erfinder-Lose (Friedrich Gottlob Keller) 642
* Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg u. Gotha, u. seine Gemahlin Alexandrine. Von A. Berger-Coburg 321
* Essenwein, August † 771
Etwas mehr Rücksicht! 66
* Excellenz 35
„Excelsior" 707
Fächer, alte und neue 163
Firnißbaum, japan., in Deutschland 163
* Fischotterjagd. Von Karl Brandt . 387
Fischreiher (Ein selteuer Hausgenosse) . 706
* Fleischverkauf an Berliner Arme 420
* Forckenbeck, Max von † . . . 450
Frauenarbeit, fünfundzwanzig Jahre (Wiener Frauen-Erwerb Verein) 259
* Freund oder Feind? 65
* Friedrich der Große und der schlafende Zieten 387
Fruchtsaison, zur Verlängerung derselben 483
„Fürsorge für Erholungsbedürftige" (Buch von Dr. Ad. Hägler) . . 65
Füße, kalte 803
„Gartenlaube-Kalender" . . . 708
* Gazellen, zwei 290
Geheimmittelkrämer 418
Gemüthsruhe als Schutzmittel gegen Ansteckung 642
* Geschmack, der 356
* Gesellschaft, gemüthliche 578 vgl. Brfk. 644
* Gesicht, das 739
Gesundheitsbuch für Eltern u. Erzieher („Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?" Von Dr. E. Brücke) 195
* Giralda 420
Glasfabrikation, eine Neuerung in derselben 195
Goethe, ein Bild der Frau Rath . 515
* Granada, eine Hinrichtung . . 480
* Gravenreuths letzter Kriegszug 451
* Grimm, die Brüder, bei der Märchenerzählerin 515
Gurkenland, das deutsche . . . 259
* Gustavs III. von Schweden Ermordung 99
* Hagars Verstoßung 291
Halligen, ein Wort für die H. . . 895
Hamburg und Altona, für . . . 770
Hammerfest (elektrisches Licht) . . 548
Hand, das Altern derselben . . . 323
Handarbeiten 354
„Handbuch der deutschen Geschichte" (Buch von Bruno Gebhardt) . . 579
Handgepäck! nicht so viel . . . 514
Handwerkerverein, der deutsche, in Konstantinopel 419
Harkort, Friedrich (Buch von L. Berger 98
Hausbieres, Herstellung eines (Briefkasten) 839
* Hausfilter, ein gutes 322
Hausgenosse, seltener (Fischreiher) . 706
* Heimgekehrt 36
* Heinrich VIII. und Anna Boleyn 547
* Herderhaus, das, in Mohrungen 609 163 vgl. Briefk. 356
„Hermetische Verschluß", der . . 547
* Hochzeit, zur Goldenen, eines fürstlichen Paares (Weimar) . . 674
* Hoffmanns von Fallersleben Denkmal auf Helgoland . . . 699
* Hoffnungen, zerstörte 131
Holzhäuser, zerlegbare, in Deutschl. 643
Hydraulische Presse bei den Thieren. Von L. Haschert 66
„Jahr und Tag" 895
Jahrbuch, ein litterarisches, aus Oesterreich („Die Dioskuren") . . 162
* Jhering, Rudolf von † 708
* Ilse 896
* Invalidenunterstützung in der Natur (Linde im Dresd. Groß. Garten) 64
Jubiläum, ein, im Riesengebirge (Kirche Waug) 706
„Junges Deutschland", zur Geschichte desselben (Buch von J. Proelß) . . 546
* Kaffeeriecher, die 259
* Kaiserswerth 450
* Kampf zwisch. Schweden u. Tataren 259
* Karneval. Gedicht von Rud. v. Gottschall 131
* Kasperletheater 611
* Kelch aus der Kirche von Mediasch 195
Keller, Fr. Gottlob (Erfinder-Lose) . 642
* Kemptnerhütte, die Eröffnung 131
* Kilimandscharo, der 225
Kinderheilstätten 419
* Kirchgang, der 418
* Kleeblatt, ein 99
Knabe als Erfinder (Humphrey Potter) 611
Koch, Katharina. Von R. Schrattenthal 481
Kohle, spiegelnde 838
* Kolumbusfeier in Genua . . . 675
* Kreuzfeuer, im 129
Kreuzotter, Ausrottung 323
Kriegergräber bei Metz 611
Kunstausstellung VI in München . 515
Künstler und Dilettant („Kulturgeschichtl. Charakterköpfe" von W. H. Riehl) 131
* Künstlerin, eine gefährliche (Minierspinne) 802
Leben in Hitze u. Frost (Thierische Eigenwärme u. deren Erhaltung von H. v. Meyer) 579
Leiden, die, eines Buches („Phaläna" von Karl Weitbrecht) 515
Leihbibliotheken und ansteckende Krankheiten (Brief.) 675
Lesen und Schreiben, wie viel Licht brauchen wir dazu 64
Licht, zum (Gedichtbuch von Hermann Hango) 547
* Liebe, erste 269
Liebhaberkünste 483. 801
* Lieblingsplätze 546
* Lied, ein altes 36
Livingstones Grabschrift (Briefk.) . 67
* Ludwig IV., Großherz. v. Hessen 225
Lustschloß, ein, des Prinzen Eugen von Savoyen 129
Margarine und Butter 706
* Marienfest 675
* Markgräflerin, eine 321
* Marmorpalais bei Potsdam . . 579
* Mascagni, Pietro. Von A. Ruhemann 705
* Meran, alte Burg 290
* Minierspinne (Gefährliche Künstlerin) 802
* Mohammedaner, betender . . . 420
Moltkes, eine Aeußerung („Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten") 802
Mottenvertilgungsmittel (Briefk.) 483
* Mozartdenkmal, das, in Wien 226
* Müller, Dr. Fritz 291
* Murgsee, am 839
Musen-Almanach, der Cotta'sche 837
* Musikanten, die 706
Musterwerk, Abschluß desselben („Allgemeine Naturkunde") 260
Naturalphotographie 514
Naturdichterin, eine deutsche (Katharina Koch). Von Karl Schrattenthal 481

Digitized by Google

Seite

Navidad 838
* Ochsenrennen in Tirol 355
* Ofen, ein vornehmer 99
Ofen, ein, für zwei Zimmer . . . 771
* Oelen, das, der See 67
* Ophelia 771
Pädagogik. Ein Bahnbrecher der P. (Amos Comenius) 226
Papageien, Zug a. d. Leben derf. 321
* Passionsspiele, rhein. (Stieldorf). 386
* Paulus in Athen 894
Paulus, Ed., „Gesamm. Dichtungen" 803
* Pedro, Dom 34
* Pelzgarnitur, die neue 129
* Perchtenlaufen 869
* Perfall, Anton von 480
Perlenfischerei in Sachsen . . . 196
„Pfund Sterling" (Briefkasten) . . . 675
* Pionier, ein deutscher, der Wissenschaft in Brasilien (Dr. Fritz Müller). Von Dr. Vogel 291
Pocken in Frankreich u. Deutschland 323
* Pohle, Rudolf, und sein Senefelder-Denkmal 546
* Porträtmaler, der 838
* Posten, einsamer 869
Postwesen, Urgeschichte 643
Potter, H. (Ein Knabe als Erfinder) . 611
Radetzky-Bilder 355
* — Denkmal in Wien, Enthüllung 354
* Rafaels „Bildniß eines jungen Mannes" 163
Repetiergewehr, das — eine alte Geschichte! 578
* Revolutionstribunal 451
Rossini 162
* Rothe Kreuz, fürs 195
* Rubinstein, Anton 195
Rußland, für unsere Landsleute . . 129
* Schächenbach, am 610
Schauessen, die 548
Scheffels „Episteln" 514
„Schiff in Noth!" („Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger") . . . 675
* Schlacht auf den katalaun. Feldern 34
* Schloß, verborgenes, in Tirol (Burg des Erzherz. Sigismund in Meran) 290
* Schloßfreiheit in Berlin . . . 386
* Schmorsdorfer Linde 643
* Schneckenburgers Denkmal in Tuttlingen 419
* Schneeschuhlaufen im Heere . . 227
Schubert, der arme 547
* Schuhausziehen, das 258
* Schulze-Delitzsch-Denkmal in Delitzsch. Von H. Häntschke . . . 291
Schwab, Gustav 418
* Schwaneck, Burg 675
* Schwesternheim, das Wiesbadener 546
* Seeadler und Hecht 894
* Seehunde im Hagenbeckschen Thierpark zu Hamburg 450
Seevögel, verschlagene 707
* Siegfried und Mime 579
* Siegreiche Schlacht 99
* Siemens, Werner von. 868
Singvögel, deutsche, als italienische Delikatesse. Von Dr. Karl Ruß . . 290
Soldaten, unsere 163
Sonnblickverein in Wien. Von R. E. Petermann 576
Sonne, wie kann man dieselbe belauschen 800
* Spielzeugverkäufer in Berlin . 895
* Spottvögel 259
Sprachwissenschaften, Zukunft . . . 481
* Steckenpferdreiter, ein Massenaufgebot von St. 547
* Stieldorfer Passionsspiel (Rheinische Passionsspiele). Von Ernst Lenbach 386
Straßenschleppe, die, verschwindet wieder! 644
* Strickunterricht 643
* Stuttgarter Anlagen 579
* Sucher, Frau Rosa 66
* Tagesneuigkeiten 322
Twain, Mark, und die nordamerikanischen Humoristen 610
* Ueberfall, ein 643
* Ueberschwemmung, die 801
* Uhlands Gedichte, Prachtausg. . 739
— Werke in neuen Ausgaben . . 771

Seite

Unschuldig verurtheilt! 34
Unter Tannen und Farren (Buch von August Trinius) 66
* Vercingetorix 419
Vermißten-Liste 258. (Aufgefundene) 803
Verunglückte, die Behandlung derselben (Buch von Dr. M. Pistor) . . 480
* Vierseenplatz bei Boppard . . . 706
Vogelkasten 228
Vögeln, Krieg den 64
Volksbibliothek, die Cotta'sche . 644
Volksbibliotheken 803
* Vorabend der Hinrichtung . . . 642
Waisenfreunde, Gesellschaft der W. 705
Wang, Kirche, bei Brückenberg . . 706
Was sich für ein jung. Mädchen schickt 482
Weber, die Noth derselben . . . 36
* Weihnachtsbilder, unsere . . . 839
Weinberg der Zukunft 481
Wildermuth, Ottilie („Gesammelte Werke" und „Jugendgarten") . . . 801
* Wilhelm (Kaiser)-Denkmal in Metz 707
* Windscheid, Bernhard † 803
* Wirthshause, vor dem 65
* Wittenberg, die Einweihung der Schloßkirche 800
* Wohlthätigkeitsfest in Berlin . 130
Wohnung u. Krankheit („Buch v. d. gesund. u. prakt. Wohnung" v. C. Falkenhorst) 739
* Wollspinne, die. Von Udo Dammer 739
* Ziel, das 548
* Zieten und Friedrich der Große 387
Zuchthaus, er kommt aus dem Z. . 576
Zug, der schnellste, der Welt . . . 482
Zwergtrappe, Schutz für dieselbe. Von Dr. Karl Ruß 610
* Zwischen zwei Feuern 322

Illustrationen.

Abend am. Von R. Püttner 613
Abend am See. Von F. Leuschner 712. 713
Abendglocken. Von Josef Wopfner 264. 265
Abschied. Von G. Haquette 589
— Von W. Leo Arndt 716
Affenjagd in der Savanne von Kinsembo. Von Fr. Specht . . . 669
Afrikanische Savanne, die. Von Prof. Dr. Pechuel-Lösche 662. 663. 664. 665
Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin † . . . 354
Altamerikanische Kulturbilder 698. 699. 749. 750. 751. 752
Andromeda-Nebel 879
Antilopen (Wasserbock und Buschböckchen). Von G. Mützel 533
Appetit, guter. Von C. Kricheldorf . 85
Aprilwetter. Von René Reinicke . . 261
Araber, pflügender. Von M. Rabes 796
Arbeit, erschwerte. Von H. Oehmichen 157
Astronomie auf der Straße 115. 535. 674
Aetna, der, und sein jüngster Ausbruch 571. 572. 573
Augenblick, günstiger. Von J. Roster 269
Ausstellung internationale, für das Rothe Kreuz, Armeebedarf, Hygieine, Volksernährung und Kochkunst zu Leipzig. Von O. Gerlach . . 192. 193
Badersee bei Partenkirchen. Von A. Brunner 469
Bardowiek, der Dom 783
Bäume, Deutschlands merkwürdige: Die Schmorsdorfer Linde 640
Berlin, Polizei u. Verbrecherthum 365. 366. 367. 368. 731. 732. 733. 734. 735
— Senefelder-Denkmal 517
Bildhauer, aus der Werkstatt desselben. Von M. Henze 433. 434. 435. 436
Bildniß eines jungen Mannes. Von Rafael. (Kunstbeilage). Halbheft 5.
Billroth, Theodor 549
Bismarck. Besuch des Fürsten i. d. „Allotria" zu München. Von F. Bergen 489
— beim Fackelzug auf d. Terrasse des Lenbachschen Hauses. Von F. Bergen 488
— -Mappe von C. W. Allers 773. 776. 777. 784. 785
Bleigießen am Sylvesterabend. Von René Reinicke 877
„Blindekuh". Von Carl Gehrts . . 389
Blücher-Denkmal für Caub . . . 739

Seite

Boulanger als Vogelscheuche . . . 256
Brünhilde erblickt Siegfried an der Seite Gutrunes. Von Th. Pixis 161
Bucher, Lothar. Von C. W. Allers . 785
Burg des Erzherzogs Sigismund in Meran 281
Camilla. Von E. v. Blaas 493
Carl Alexander, Großherz. v. Sachs.-Weimar, u. seine Gemahlin Sophie 645
Celle, zur sechshundertjährigen Jubelfeier. Von C. Grote 385
Chlodwigs Uebergang über den Main. Von A. Zick 672. 673
Cholera-Waisen, die. Von Karl, Müller 709. 720. 721. 722. 723
Dantes Begegnung mit Mathilde. Von A. Maignan. (Kunstbeilage). Halbheft 15.
Delphi, Priesterin zu D. Von H. Motte 221
Deputation. Von O. Erdmann . 472. 473
Desdemona. Von Ph. H. Calderon . 345
Desinfektionsanlage, fahrbare . 661
Drahtseilbahn in der „Neuen Welt" zu Berlin. Von Willy Stöwer . . 608
Drei Seelen und ein Gedanke. Von A. Brunner 653
Droschkenparade in Berlin. Von G. Koch 565
Dyck, A. van. Selbstporträt. (Kunstb.). Halbh. 20.
Edelweißsucher. Von A. Heilmann . 361
Egmonts letzte Wohnstätte (Schloß des Herzogs von Arenberg in Brüssel) . 149
Einquartierung. Von Oscar Gräf 584. 585
Eisboot, das 197
Eisenbahnwagen-Sitze 481
Eisschießen auf dem Kleinhesseloher See. Von P. F. Messerschmitt 96
Elektricität und Luftschiffahrt im Kriege der Zukunft. Von O. Gerlach 765. 766. 767. 768. 769
Ems und das Lahnthal. Von O. Günther-Naumburg 337. 338. 339. 340. 341
Erdbebenschrift 611
Erkältet, schwer. Von E. Unger . . 130
Ernst II., Herz. v. Sachs.-Cob. u. Gotha, u. seine Gemahlin Alexandrine . . 293
Erwartung. Von A. Seifert . . . 40. 41
Essenwein, August † 771
Excellenz. Von Rob. Warthmüller . . 17
Extrapost. Von D. Pantuzzi 801
Fahrt, vergnügte. Von A. Halmi . 741
Fastnachts-Bildchen. Von E. Unger 128. 131
Feierabend. Von Michael Ancher . . 677
— — nach. Von K. Hartmann . . . 45
„Finanzer", der. Von Fritz Bergen 56. 57
Fischer, normännischer, beim Netzeflicken. Von C. Bellanger . . . 477
Fleischerladen in Berlin. Von W. Jehme 410
Forckenbeck, Max von. 421
Frauenleben im alten Rom. Von P. Piatti 520. 521
Friedrich der Große und der schlafende Zieten. Von Arthur Kampf 376. 377
Früchtchen, nette. Von G. Bellei . . 425
Frühling. Von Marie Lanz 245
— — Von C. Vautier 301
Gäste, kleine. Von H. Fechner jun. . 120
Gazellen, zwei. Von F. M. Bredt . 285
Geburtstagsstrauß aus Eisen für Bismarck 355
Gedächtnißmünze auf die Nürnberger Steckenpferdreiter . . 547
Geheimniß, süßes. Von Adolf Hering 81
Geschmack. Von R. Rößler. (Kunstb.). Halbh. 11.
Gesellschaft, eine gemüthliche . . 578
Gesicht. Von R. Rößler. (Kunstbeil.). Halbh. 23.
Gewehrreinigen auf dem Flur. Von C. Röchling 837
Gigerlfamilie d. 16. Jahrhunderts 627. 628
Giralda. Von E. von Blaas. (Kunstb.). Halbh. 13.
Glashütte am Schliersee. Von Alois Eckardt 654. 655. 657
Glück, junges. Von P. Kohlschütter . 77
Goldschmieds Töchterlein. Von A. Zick 717
Goethe, die Familie. Von J. K. Seekatz 113
Grabenreuths Grab in Kamerun. 445
Grimm, Jakob und Wilhelm, bei Frau Viehmann in Niederzwehren. Von L. Katzenstein 505
Grube, Max 825
Gustavs III. von Schweden Ermordung. Von E. Brüning . . 88. 89
„Guten Morgen!" Von L. Wittich . 476

Digitized by Google

Seite

Hagars Verstoßung. Von Adrian van der Werff. (Kunstbeilage). Halbheft 9.
Hahn im Korbe. Von J. N. Wehle . 513
Hamburg, für. Von A. Zick 725
Hamburger Schreckenstage. Zum 50jähr. Gedächtniß an d. Brand vom 5. bis 8. Mai 1842. Von H. Amberg 305. 306. 307. 308
Hawara. Zwei Mumienporträts . 629
Heideschenke. Von E. Krichelsdorf . . 781
Heimath, meiner. Von F. Reiß . . 272
Heimgekehrt! Von T. E. Rosenthal 20. 21
Heimweh. Von M. Koch 253
Heinrich VIII. und Anna Boleyn. Von C. von Piloty 545
Heinzelmännchen. Von C. Bellanger 387
Herders Geburtshaus in Mohrungen 163
Heroinen der deutschen Bühne (Wolter, Ziegler, Ulrich, Haverland, Wahlmann, Giers, Poppe, Pospischil) 632. 633
Hinrichtung in Granada. Von T. Lubaert 465
Hoffmanns von Fallersleben Denkmal auf Helgoland 609
Hoffnungen, zerstörte. Von O. Kirberg 117
Hofgarten-Kaserne in München. Von P. Bauer 381
Hut, in treuer. Von E. Debat-Ponsan 537
Jagd, Aufbruch. Von E. Detti . . . 593
Jahreswende. Von Hermann Vogel . 898
Idylle des Alters. Von A. Hengeler 689
Ihering, Professor 708
Ilse. Von Ant. Kaulbach. (Farb. Kunstb.). Halbh. 28.
Island. Von H. Bohrdt 405. 406. 407. 408. 409. 410
Kaffeeriecher, die. Von L. Katzenstein 257
Kaiserswerth 451
Kampf zwischen Schweden und Tataren. Von Werner Schuch 241
Karneval, Prinz. Von Franz Stuck . 101
Kaiserlettheater. Von Th. Piris . . 601
Kelch aus der Kirche von Mediasch 195
Keller, Erfinder des Holzschliffpapiers . 443
Kempiner Hütte in d. Algäuer Alpen 121
Kieselguhrfilter 322
Kilimandscharo. Von A. Lutteroth 200. 201
Kinder der Flur. Von A. Delobbe . 621
Kirchgang. Von Hubert Salentin 392. 393
„Kleeblatt", ein. Von W. Scherescheweyki. (Kunstbeilage). Halbheft 3.
Kohlen. Verarbeitung ders. im Ruhrgebiet. Von E. Thiel 848. 849. 850. 851. 852
Kolumbus, Christoph 165. 168. 169. 173. 177. 179. 180. 181. 185
Kolumbusfeierlichkeiten in Genua. Von Alexander Kircher 648. 649
Konservatorium d. Musik zu Leipzig 604. 605
Konversationshaus, das neue, auf Helgoland u. Denkmal Hoffmanns von Fallersleben. Von R. Püttner 581
Konzert im Freien. Von H. Havenith 349
Kreuzfeuer, im. Von Jaroslav Vesin 104. 105
Lampenindustrie in Berlin. Von C. Stöving 26. 27. 28. 29. 30
Lenz im Winter. Von Hermann Koch 1
— und Liebe. Von Hermann Koch . . 325
Liebe, erste. Von W. Süs. (Farbige Kunstbeilage). Halbheft 8.
Lieblingsplätze. Von P. Bauer . . 525
Lied, altes. Von Conr. Kiesel. (Kunstb.). Halbh. 1.
Ludwig IV., Großherz. v. Hessen . 225
Mai — im wunderschönen Monat. Von R. Püttner 313
„Malkasten" zu Düsseldorf. Von H. Otto 844. 845. 853. 854
Männermode, neunzig Jahre. Von C. Seyffert 30. 31. 32. 33. 34. 93. 94. 95. 204. 205. 206. 207
Marienfest. Von José Benlliure y Gil. (Kunstbeilage) Halbheft 21.
Markgräflerin, eine 321
Marmorpalais bei Potsdam. Von Otto Strützel 579
Martinelli, Ludwig 69
Mascagni, Pietro 705
Majurische Seen. Von A. Hering 495. 496. 497
Merseburger Schloß. Von Otto Günther-Naumburg 223. 224
Minierspinne, die 788
Mohammedaner, betender. Von M. Rabes 413

Seite

Mondsichel, Lage. Von H. Nisle . . 417
Morgenstern, Dr. Salomon . . . 737
Morgenstille. Von Rudolf Huthsteiner 757
Mozartdenkmal für Wien 226
Müller, Dr. Fritz, in Blumenau . 288
Murgsee, am. Von J. G. Steffan . . 833
Musikanten, die. Von Ch. Meissonnier 685
Musik- und Theaterausstellung in Wien. Von T. Rykkowski . 453. 457. 461
Nach Jahren. Von W. Claudius 806. 807. 810. 811. 812. 814
Nachbarschaft, gute. Von H. Leutemann 745
Nadelhölzer, vergiftete 797. 798. 799. 800
Nasen, rothe, — eine Folge des Brillentragens. 665. 666
Naturerscheinung, merkwürdige. Linde im Dresdener Großen Garten . 64
Neckereien. Von E. Spitzer 13
Ochsenrennen i. Tirol. Von O. Gräf 328. 329
Oelen der See 67
Ophelia. Von J. Hamza . . . 760. 761
Osterbrauch, englischer: Das Schuhausziehen. Von W. Zehme 237
Osterhas. Von P. F. Messerschmitt . 229
Ostern. Von W. Claudius 233
Otterjagd. Von L. Beckmann . . . 373
Palmsonntag. Von P. A. Cot . . . 217
Paris, Weihnachten 1870 Von O. Gerlach 813
Patient, der kleine. — von Jul. Adam 61
Patrizieridyll vor vierhundert Jahren. Von W. Strynowsky . . . 35
Paulus in Athen. Von F. Laporta 884. 885
Pedro II. von Brasilien 34
Pelzgarnitur, die neue. Von R. Reinicke 109
Perchtenlaufen im Salzburgischen. Von O. Gräf 841
Perfall, Anton von 480
Pierette. Von Ad. Strobl 129
Platz, luftiger. Von René Reinicke . 637
Polizei und Verbrecherthum in Berlin. Von L. Manzel 365. 366. 367. 368. 731. 732. 733. 734. 735
Porträtmaler, der. Von A. Greil . 838
Posten, einsamer. Von R. Warthmüller 857
Postexpedition, die erste deutsche, von Dar es Salaam nach Bukoba . 227
Profit Neujahr! Von E. Unger . . 896
Radetzky-Denkmal in Wien, die Enthüllung. Von T. Rykkowski . . 333
Rang, erster, zweiter und dritter. Von René Reinicke 209
Rendezvous, versäumtes. Von L. Blume-Siebert 419
Respekt, ohne. Von M. Lehling . . 309
Revolutionstribunal. Von G. Cain 440. 441
Riese, Adam. 343
Rubinstein, Anton. Von Elisabeth Bem 189
Schächenbach. Von J. G. Steffan . . 597
Schlank- und Stummelaffen. Von W. Kuhnert 121. 125
Schlittenfahrt. Von P. F. Messerschmitt 24
Schloßfreiheit in Berlin 357
Schneckenburger-Denkmal in Tuttlingen 419. 420
Schneeschuhe, militärische Uebung. Von O. Gerlach 213
Schulze-Delitzsch-Denkmal in Delitzsch 289
Schwanck, Burg an der Isar. Von O. Strützel 665
Schwesternheim in Wiesbaden . . 541
Seeadler, einen Hecht erbeutend. Von F. Specht 881
Seehunde im Hagenbeckschen Thierpark zu Hamburg 429
Seewiese in der Rhön, die Fischzuchtanstalt 592. 595
Selbst ist der Mann! Von Aug. Heyn. 323
Senefelder-Denkmal für Berlin . 517
Siegfried und Mime. Von Th. Piris 553
Siegreiche Schlacht. Von G. Simoni 73
Siemens, Werner von † 868
Sonetteaus d. Westen. Von Alfred Heide 485
Spielzeugverkäufer. Von W. Zehme 873
Spinnen und Minnen. Von F. Graetzel 753
Spottvögel. Von E. Rau . . . 248. 249
Ständchen, venetianisches. Von A. Zick 25
Stätte meiner Kindheit. Von W. Leo Arndt 1

Seite

Stieldorfer Passionsspiel 384
Strande, am. Von H. Nestel. . . . 260
Strickunterricht. Von L. Blume-Siebert 625
Stropp der Hund. Von C. Reichert. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893
Sturm, im. Von C. Raupp 697
Stuttgarter Anlagen. Von Fritz Bergen 577
„Sub rosa". Von A. Zick 111
Sucher, Rosa 53
Suhler Gewehrfabrik. Von R. Starcke 273. 275. 277
Tagesneuigkeiten. Von Paul Weimar 317
Tannenwald, im. Von M. Nonnenbruch 369
Tanzstunde mit Herren. Von Rene Reinicke 829
Taubengruß. Von H. Corrodi . . . 437
Thorismund wird nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern von den Westgothen zum König erhoben. Von A. Zick 4. 5
Tuareg, die. Von Alb. Richter . . . 49
Tuifelmaler, der. Von O. Gräf 861. 865. 866. 867
Ueberfall. Von F. Jimenez 641
Ueberschwemmung. Von F. Kallmorgen 792. 793
Verbrechen an der menschlichen Schönheit 478. 479
Verbrennen eingezogener Werthpapiere in Berlin. Von W. Zehme 97
Vercingetorix ergiebt sich dem Cäsar. Von Henri Motte 397
Verfolgung, die. Von P. Bauer . . 37
Verreist! Von E. Unger 501
Verwaist. Von Mathias Schmid . . . 529
Vierseenplatz bei Boppard am Rhein. Von R. Püttner . . . 680. 681
Vogelwelt, Originalgestalten der heimischen. Nachtigallen im Wettgesang. Von Ad. Müller 353. — Rauchschwalben. Uferschwalben. Mauersegler. Von Marie Laur. 509. 510. 511. — Gruppe von Distelfinken. Buchfinken im Minnestreit. Von Adolf Müller . 692. 693
Vorabend der Hinrichtung. Von P. J. van der Onderaa 616. 617
Vorbereitung zum Appell. Von Karl Müller 704
Waldwiese. Von Franz Leuschner 568. 569
Weihnacht, der Wunderglaube. Von H. Engl 826
Weihnachten, einsame. Von A. Mandlick 817. 818. 819. 820
Weihnachtsbaum. Von R. Beyschlag. (Farbige Kunstbeilage). Halbheft 26.
Weihnachtsbescherung für Cholera-Waisen in Hamburg. Von Karl Müller 869
Weihnachtsbildchen . . 835. 836. 839
Weihnachtskränzchen vor hundert Jahren. Von W. Zehme 821
Weihnachtstreiben auf dem Bahnhofe. Von W. Gause 808. 809
Weimarische Festtage (Goldene Hochzeit von Großherzog Carl Alexander und Sophie). Von Richard Starcke . 763. 764
Weltausstellung in Chicago. Von H. Nisle . . . 556. 557. 558. 560. 561
Weltweihnacht. Von Th. Rocholl . . 805
Wie fang' ich an? Von E. Spitzer. . 729
Wiegenlied. Von H. Lauenstein 152. 153
Wien, vor den Thoren. Von W. Gause 133. 144. 145. 146. 147
— Radetzky-Denkmal 333
Wilhelm (Kaiser)-Denkmal auf dem Kyffhäuser 136. 137. 141
— — -Denkmal in Metz, die Enthüllung. Von Franz Hein 707
Windscheid, Bernhard † 803
Winteridyll. Von M. Röbbecke. . . 895
Wirthshaus in Ostgalizien. Von T. Rykkowski. 65
Wismar 82. 83. 84
's Wisperl. Von Hugo Engl 700. 701. 703
Wittenberg. Einweihung d. wiederhergestellten Schloßkirche. Von H. Lüders 789
Wohlgeborgen. Von E. Anders . . 861
Wollspinne 738
Zeit, die neue. Von P. Schnorr . . 9
Ziel. Von F. Boucher. (Kunstbeil.). Halbh. 17.
Zielscheibe für Ballwerfen . . . 514
Zwisch. zwei Feuern. Von L. Jimenez 296. 297

Digitized by Google

Halbheft 1. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Rudolf Elcho.

1.

An einem warmen Aprilabend vereinigten sich noch einmal die Freunde des Konsuls Wesdonk zu einem Feste in dessen Villa. Mathilde, die älteste Tochter des geachteten Handelsherrn, hatte sich wenige Tage zuvor mit Herrn von Voßleben vermählt, einem jungen Diplomaten, der im Begriffe stand, nach Mexiko abzureisen. Das heutige Fest sollte den Abschluß einer Reihe von Veranstaltungen bilden, deren Mittelpunkt die Neuvermählten gewesen waren. Die gesellschaftliche Wintercampagne hatte die oberen Zehntausend Berlins übersättigt und erschöpft zurückgelassen, und in den Gesichtern der wohlbeleibten Bankiers, welche sich die hellerleuchtete, mit Palmen und Statuen besetzte Treppe der Villa hinaufbewegten, konnte man jenen weltschmerzlichen Zug finden, den ein seelenkundiger Arzt als „Sehnsucht nach Karlsbad“ gedeutet hätte. Die Gäste aus parlamentarischen Kreisen hatten eine sehr bewegte Tagung hinter sich; sie schritten mit der Miene von Männern, die nichts mehr überraschen und nichts mehr erschüttern kann, dem Festsaale zu.

Nur eine Schar junger Künstler zeigte die ungebrochene Genußfreudigkeit und Spannkraft der Jugend; sie waren im Verein mit mehreren jungen Damen von der Gattin des Konsuls dazu ausersehen, dem Abschiedsfest den rechten Inhalt zu geben. Als Festspiel waren „Scenen aus Sevilla“ geplant, und die

1892

Gäste durften erwarten, daß ein Stückchen echten Volkslebens an ihnen vorüberrauschen werde, denn Frau Rosita, die zweite Gemahlin des Konsuls, war eine spanische Kreolin und zählte zu ihren Freunden eine Anzahl junger Spanier und Italiener, welche Deutschland besucht hatten, um ihre Kunststudien zu vollenden. Diese Südländer zeigten sich stets bereit, ihr Können in den Dienst ihrer gütigen Beschützerin zu stellen. Frau Rosita aber folgte dem Geselligkeitstrieb wie der Schmetterlingsjäger dem Falter. In der Veranstaltung glänzender Feste, im geselligen Verkehr mit einem weiten Bekanntenkreis, im Besuch von Künstler-Ateliers, Konzerten und Theatern bestand ihre Lebensaufgabe. Und sie nahm diese Aufgabe sehr ernst. Wenn es irgend eine Aufführung in ihrer Villa galt, bewältigte sie die Arbeit von mindestens drei Personen. Sie opferte ihre Tage, um Kostüme zu beschaffen und anzupassen, ihre Abende, um Proben abzuhalten, und ihre Nächte, um Einladungen zu schreiben.

Während der Verlobung und Vermählung ihrer Stieftochter Mathilde hatte sie mit ihren Leistungen sich selbst übertroffen. Die Villa Wesdonk glich in dieser Zeit einem Taubenschlag; ein Fest folgte dem andern, und Frau Rosita, welche während des Tages alle Repräsentationspflichten in liebenswürdigster Form erfüllte, hatte noch die Zeit gefunden, immer neue Veranstaltungen zu planen und ihnen stets ein eigenartiges Gepräge zu geben.

Unermüdlich im Dienste des Vergnügens, begrüßte sie auch heute ihre Gäste mit so hellauflackernder Freude, als habe sie jahrelang vergebens nach dem Anblick dieser weltmüden Börsengrößen, dieser leichtlebigen Künstler und steifnackigen Kommerzienräthinnen geschmachtet, die in der Thür des Salons erschienen. Sie hatte ein dunkles mit rothen Blumen geschmücktes Gewand angelegt, welches die Ueberfülle ihrer Formen geschickt verhüllte. Während ihre Bewegungen sonst, wenn sie sich nicht beobachtet wußte, müde und träge erschienen, zeigten sie jetzt eine Anmuth und Geschmeidigkeit, die man bei ihrer Körperfülle nicht erwartet hätte. Ihre dunklen, mandelförmigen Augen, die gewöhnlich schläfrig unter den Wimpern hervorlugten, umfaßten jetzt scharf die durcheinander wirbelnde Menschenfluth, und mit leichtem Schritt eilte sie zu den Gästen, vereinte gleichartige Paare zu Gruppen, vermittelte Bekanntschaften von Fremden, ordnete daneben das Nöthige zum Festspiel an und war gleich darauf wieder bei der Thür, um verspätete Ankömmlinge mit bezaubernder Liebenswürdigkeit willkommen zu heißen. Frau Rosita übertraf alle ihre Bekannten in der Kunst, im Kreise der Gäste eine heitere Stimmung hervorzurufen. Die strahlenden Kronleuchter, das bunte Gewühl und Wogen der Menge, das Knistern und Rauschen der Roben, das Schillern und Blitzen der Brillanten — das entflammte ihr Blut und verlieh ihrer Schmetterlingsnatur Flügel. Aber ihre Seele glich der leichtbewegten, sonnüberblitzten See: dicht neben der Glanzseite ihres Wesens lagen Schatten. Eben noch hatten ihre Augen einem jungen Künstler entgegengeleuchtet, eben hatte ihre Hand sanft den Druck der seinigen erwidert und ein Lächeln die vollen Lippen geöffnet, da traf ihr Blick auf eine müßig in der Vorhalle stehende Dienerin. Mit einer hastigen Bewegung huschte sie durch die Thür, die Hand, die so sanft streicheln konnte, umspannte hart den Arm des Mädchens, und unter zornsprühenden Blicken herrschte sie die Ueberraschte an: „Haben Sie nichts Besseres zu thun, als Ihre Dummheit zur Schau zu stellen? Reichen Sie Thee herum — vorwärts!“ — In der nächsten Sekunde schon traf ein schmachtender Blick den raphaelischen Kopf eines Florentiners, der als Maler die Scenerie zum Festspiel geliefert hatte, und mit weicher seelenvoller Stimme begrüßte sie ihn.

Im Salon vollzog sich eine auffällige Bewegung. Das junge Paar, dem zu Ehren dies Fest veranstaltet wurde, ging langsam durch die Menge, um seine Plätze vor der Bühne einzunehmen. Der Schwiegersohn des Konsuls war ein heiterblickender Blondkopf, dessen stramme Haltung und üppiger Schnurrbart eher auf den Soldaten als auf den Diplomaten hätte schließen lassen. Mit verbindlichem Lächeln nahm er die Begrüßungen der Freunde entgegen. Mathilde, seine junge Frau, war schlank und hochgewachsen, sie trug den Kopf stolz und bewegte sich in etwas steifer und kühler Haltung durch die Schar der sie umdrängenden Gäste. Sie war sich ihrer bevorzugten Stellung in der Gesellschaft bewußt und nahm die dargebrachten Huldigungen mit herablassender Freundlichkeit entgegen. Einen starken Gegensatz zu dieser dunkelhaarigen ernstblickenden Tochter des Konsuls bot in Erscheinung und Wesen Bettina, die jüngere der beiden Schwestern. Sie war etwas kleiner wie Mathilde, hatte rothblondes Haar und träumerische blaue Augen, die mit dem Ausdruck kindlichen Erstaunens in die Welt schauten. Ihr zartgebildetes Gesicht wies einige Sommersprossen auf, und neben der klassischen Schönheit ihrer Schwester verblaßte die ihrige. Obgleich sie schon zwanzig Jahre zählte, lag etwas Schüchternes, Weltfremdes in ihrem Wesen, während sie in bescheidener Haltung hinter der Schwester herschritt.

An ihrer Seite befand sich Graf Trachberg, ein Vetter ihres Schwagers; er trug die Uniform eines Garde Kavallerie-Regiments, allein seine schlanke Gestalt, seine geschmeidigen Bewegungen, sein süßliches Lächeln ließen ihn eher für den Dienst der Höfe als den des Kriegsgottes geeignet erscheinen. Er war sichtlich bemüht, Bettinas Aufmerksamkeit zu fesseln, diese aber schaute mit verträumten Augen in das Gewühl, und ein Seufzer der Erleichterung kam von ihren Lippen, als sie den ihr für die Schaustellung angewiesenen Platz erreichte. Frau Rosita umarmte und küßte ihre Stieftöchter mit echt mütterlicher Zärtlichkeit, bat dann die plaudernden Gäste, ihr Plätze einzunehmen, und gab das Zeichen zum Beginn des Festspiels.

An den Salon der Villa stieß unmittelbar der Wintergarten, der zum Bühnenraum umgeschaffen war. Als sich der breite Vorhang hob, zeigte sich in wunderbarer Mondbeleuchtung der San Fernandoplatz von Sevilla. Studenten und Toreros in malerischen Trachten begegneten einer Schar phantastisch gekleideter Zigeunerinnen und forderten die dunklen Schönen mit lautem Zuruf zum Tanze auf. Als die Zigeunerinnen zögerten, griffen die Burschen zu ihren Guitarren und einer der Toreros stimmte eine Tanzweise an. Der Chor sang in dumpfen Kehllauten mit, bis die schönste der „Gitanas“ der Herausforderung eines Torero folgte und den Fandango zu tanzen begann. Während diese beiden nun den Oberkörper wiegten, sich bald in träumerischer, bald in leidenschaftlicher Bewegung entgegenkamen, dann wieder jauchzend die Arme emporwarfen und sich im Kreise drehten, schwirrten die Saiten der Instrumente, stampften die Füße der Zuschauer den Takt, und von Zeit zu Zeit spornte ein feuriges Wort die Tanzenden zu immer rascheren Bewegungen an, bis nach einer Weile die Musik sanfter, das Tempo langsamer wurde und das Jauchzen und Stampfen nachließ. Ein neckisches Verfolgen und Entschlüpfen, ein anmuthiges Wiegen der Hüften und Neigen des Kopfes begann, bis die Bewegungen immer träumerischer, fast geisterhaft wurden, und beide Tänzer im Dunkel des Hintergrundes entschwebten.

Als sich der Vorhang gesenkt hatte, brachen die Zuschauer, selbst mitgerissen von den Rhythmen der Musik und des Tanzes, in lauten Beifall aus. Man rief jubelnd die Namen des Tänzerpaares, welches von einem jungen spanischen Cellisten und Lisa Horst, einer Freundin der Wesdonks, dargestellt worden war. Diese war Berlinerin, allein mit ihrem schwarzen Haar, ihren dunklen Augen und ihrem heißblütigen Wesen machte sie den Eindruck einer Südländerin. Ihr Partner hatte ihr den Tanz einstudiert, und bei der Ausführung ließ sie sich von der Musik entflammen und berauschen. Als sie jetzt nochmals dankend auf der Bühne erschien, glühten ihre Wangen, ihre Augen strahlten vor Jubel über den glücklichen Erfolg. Wie das Sinnbild überquellender Jugendlust und Lebensfreude erschien sie an der Seite des anmuthigen, zierlichen Spaniers. Als sie dem in der ersten Reihe sitzenden Vater, dem Sanitätsrath Horst, zunickte, röthete sich das blasse Gesicht des ernsten, vielbeschäftigten Arztes vor heimlichem Stolze.

Der Tanz hatte auch Bettina Wesdonk aufgerüttelt; sie klatschte lebhaft Beifall und rief den Nachbarn zu: „Lisa tanzt hinreißend —“

Eine Hand legte sich auf die Schulter des erregten Mädchens, und als sie zur Seite blickte, flüsterte ihr die Stiefmama zu: „Beeile Dich, mein Herz, die Pause währt nur zehn Minuten.“

Im zweiten Theile des Festspiels sollte Bettina mitwirken. Als sie den Salon verließ, um sich im Schlafzimmer eilig in einen Pagen zu verwandeln, mußte sie den halbdunklen Hausflur überschreiten. Ein Feuerschein erschreckte sie. Von den zahlreichen Gewinden aus Tannenzweigen, die sich um die Flügelthür des Festsaals schlangen, hatte eines Feuer gefangen, und die Flammen loderten zur Decke auf. Bettina sprang beherzt hinzu, allein bevor sie die brennenden Gehänge erfassen konnte, hatte bereits ein

Mann in einer Mönchskutte den Thürschmuck herabgerissen und suchte jetzt die Flammen auszutreten. Bettina wollte ihn in diesem Bestreben unterstützen, er aber schob sie zurück und rief: „Achtung! Ihr Kleid kann Feuer fangen!“ Die Rauhheit des Tones verstimmte das Mädchen, während ihr zugleich das sichere Wesen des Fremden Achtung einflößte. Als eben ein Diener Wein und Selterwasser aus der Küche vorbeitrug, riß der Fremde zwei Flaschen vom Präsentierteller, schlug sie gegeneinander, daß sie zerbrachen und der Inhalt wie ein Platzregen auf die verlöschenden Flammen niederfiel.

Franz Rott, der Mann in der Mönchskutte, war Geiger und hatte sich durch seine spanischen Freunde überreden lassen, in dem Festspiel mitzuwirken. Bettina begegnete ihm zum ersten Male, und als die prasselnde Flamme in sein bärtiges Gesicht hineingeleuchtet, hatte das Mädchen zwei blitzende blaue Augen und ein kühnes Profil gesehen, aber nur auf einen Augenblick. Das Feuer war im Nu gelöscht, und nun schritt sie ohne ein Wort des Dankes ihrem Schlafzimmer zu, um sich für ihre Rolle umzukleiden.

Das Festspiel schloß mit einer Schaustellung ab, die den Tanz der Chorknaben in der Kathedrale von Sevilla an Ostern und am Himmelfahrtsfeste zum Gegenstand hatte. Im Wintergarten war, so gut es ging, der Chor der Kirche nachgeahmt worden, aus dessen Stühlen man einige Mönchsgestalten hervorragen sah. Im Hintergrunde öffnete sich eine breite Thür, und heraus traten unter Führung eines Mönchs acht schöne als Pagen gekleidete Mädchen, in Trachten aus der Zeit Philipps II. Das Haar ließen sie offen und gelockt auf die Schultern niederfallen. Als diese schmucken Pagen sich zu einem Menuett aufgestellt hatten, ergriff der Mönch eine bereit liegende Geige und stimmte eine einfache, feierliche Melodie an. Sechs Streichinstrumente fielen ein, und Klänge, so rein und süß, als ob sie dem Himmel entschwebten, zogen durch den Saal und verbreiteten eine andachtsvolle Stimmung. Und nach einer Weile verband sich mit diesem Konzert der Geigen der Gesang der Mädchen. Mit wohlklingenden Stimmen sangen sie ein altspanisches Kirchenlied und führten dazu jenen seltsam feierlichen Tanz auf, welcher in Sevilla am Osterfest und Himmelfahrtstage die nach Tausenden zählende Gemeinde der Andächtigen entzückt. Bettina und Lisa standen sich als erstes Paar gegenüber und wirkten durch den Gegensatz anziehend. Lisa mit ihren schwer niederwallenden Haaren, die sich in der Bewegung dunkel glänzend hoben und senkten, mit ihren funkelnden Augen und den scharfgezeichneten Brauen sah aus wie ein echtes Kind des heißen Andalusiens. Bettina aber glich mit ihrem röthlichen Haar einer jener schlanken kraftvollen Baskinnen. Es war gut, daß die feurigere Freundin ihr gegenüberstand, denn diese lockte sie bald aus ihrer schüchternen Haltung heraus. Nun schien es Bettina, als werde sie von der Musik auf Schwingen getragen, ihre Haltung wurde freier und edler, ihr Gang beflügelte sich und allmählich war jede ihrer Bewegungen von Zauber umflossen. Die Scene wurde durch Wachskerzen beleuchtet. Neben Bettina erhob sich ein Kandelaber, dessen Kerzen goldene Lichter auf ihr Gesicht warfen. Neben dem Kandelaber stand Franz Rott, der als erster Geiger die Führung des Streichorchesters hatte. Mit glänzenden Augen folgte er ihrer Gestalt und meinte, nie im Leben ein lieblicheres Frauenbild gesehen zu haben. Sie sang das Kirchenlied mit heiligem Eifer, und der rührende Ausdruck kindlicher Unschuld lag dabei in ihren Zügen, ein inniger verklärender Schein flog über ihr Antlitz. —

Der Tanz ging zu Ende und die Musik verstummte. Die begeisterten Zuschauer riefen die Pagen, die Musiker und Frau Rosita, die erfindungsreiche Veranstalterin dieses Festspiels, hervor. So oft sich der Vorhang öffnete, traten Bettina und Lisa, eng aneinander geschmiegt wie ein Schwesternpaar, vor die Rampe; das Gefühl, daß sie gemeinsam einen Sieg errungen hatten, verband sie.

Endlich verstummte der Lärm im Saale, und Bettina wandte sich der Coulisse zu. Hier stieß sie mit dem Geiger Rott zusammen. Dieser sah sie verwirrt an, wie ein Mensch, den man aus einem schönen Traume aufgeschreckt hat, und sagte in gepreßtem rauhklingenden Tone etwas, das wie „wundervoll“ klang, dann wurde er roth und trat mit einer linkischen Bewegung zur Seite

Gleich darauf kam ihr in großer Erregung Graf Trachberg entgegen. „Fräulein Bettina!“ rief er fast athemlos, und seine Stimme war lauter als gewöhnlich, „Sie sehen mich hingerissen, berauscht! Ihnen gebührt der Kranz am heutigen Abend!“

Er küßte wiederholt ihre Hand, und seine grauen kalten Augen zeigten einen Schimmer von Zärtlichkeit. Das Mädchen freute sich über diese unerwartete herzliche Anerkennung, und zum ersten Male kam es ihr zum Bewußtsein, daß der Graf nicht nur ein schöner, sondern auch ein interessanter Mann sei.

Trachberg mochte etwa sechsunddreißig Jahre zählen, hinter ihm lag eine bewegte Jugend, die ihn ein nach Hunderttausenden zählendes Vermögen gekostet hatte. Als Rittmeister in einem Garderegiment fühlte er sich jetzt durch allerlei Schuldverbindlichkeiten bedrückt und war zu dem Entschluß gekommen, seine Freiheit lieber einer Frau als seinen Gläubigern zu opfern. Sobald diese weise Einsicht in seiner Seele durchgedrungen war, hatte er sich unter den Erbinnen des Landes umgeschaut, und durch die Verlobung seines Vetters Voßleben waren seine Blicke auf Bettina Wesdonk gelenkt worden. Er war nicht der Mann grauer Vorurtheile, und eine Million aus der Hand des Konsuls Wesdonk erschien ihm genau so vollwerthig und annehmbar als eine aus der Hand adliger Schwiegerväter. Wesdonk galt für einen Millionär, obgleich niemand einen klaren Einblick in seine Verhältnisse hatte; zum mindesten lebte er wie ein solcher. An diesem Abend aber hatte Graf Trachberg so glänzende Eindrücke in dem Hause des Konsuls empfangen, daß er beschloß, sich heute noch zu erklären. Und wie er nun dem erglühenden Mädchen gegenüberstand, empfand sein leichtbewegliches Herz sogar etwas wie Liebe, seine harte schnarrende Stimme wurde weicher, einschmeichelnder, und es kamen Liebesversicherungen von seinen Lippen, aus denen das junge Mädchen den innigen Ton echten tiefen Gefühls heraus zuhören meinte. Und dieser Ton fand in ihrer Seele einen leisen Widerhall. Als nun der Graf, durch ihre halb fragenden, halb bewundernden Blicke kühn gemacht, seinen Arm um ihre Schulter legte und sie in jener verhaltenen bebenden Sprache, welche unerfahrenen Mädchen stets als die der Liebe gilt, fragte: „Darf ich Dich als die Meine betrachten, süßes, angebetetes Herz?“, da ließ sie es geschehen, daß er sie an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn preßte.

In diesem Augenblick näherte sich Frau Rosita den beiden. Sie schien erst erschreckt und verstimmt zu sein, im nächsten Augenblick aber breitete sie die Arme weit aus und rief: „Welche Ueberraschung! Bettina, mein Herzenskind, lieber Graf — eine größere Freude, ein stolzeres Glück hätte diesem Hause kaum zu theil werden können! Wo ist Mathilde, wo unser lieber Voß leben? Ach, was werden sie zu diesem Ereigniß sagen; schöner konnte ihr Aufenthalt in Deutschland nicht abschließen, als mit dieser Verlobung!“

Sie eilte fort, um das junge Paar herbeizurufen, allein kaum hatte sie den Saal wieder betreten, so legte sich mit festem Griff eine Hand auf ihren Arm und eine zitternde Stimme flüsterte ihr zu: „Folge mir auf mein Zimmer, ich habe dringend mit Dir zu sprechen, Rosita!“

Die Kreolin wandte sich mit dem Ruf: „Ah, Du thust mir weh!“ dem Sprecher zu. Sie wollte entgegnen, daß sie jetzt keine Zeit habe — als sie jedoch in das bleiche Gesicht des Mannes sah, der in der Linken eine Depesche hielt, verstummte der Einwand auf ihren Lippen und sie erwiderte leise: „Ich komme, geh' nur voran!“

Der Mann wand sich hastig durch die Menge, und Frau Rosita, die wieder ihr verbindliches Lächeln gefunden hatte, folgte ihm nach einer Weile in schmiegsamer Bewegung.

2

Konsul Wesdonk hatte sein Arbeitszimmer im ersten Stock erreicht. Nach Luft ringend, blieb er an der Thür stehen; der kurze Aufstieg über die Treppe hatte ihn außer Athem gebracht. Daran war mehr die furchtbare Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte, als die Anstrengung schuld. Ihm war zu Muthe, als müsse er ersticken, und mit zitternden Knieen schritt er nach einer Weile zu dem vor dem Schreibtisch stehenden Sessel und ließ sich ächzend in denselben niederfallen.

Thorismund wird nach der Schlacht auf den katalau

Nach einer Zeich

Digitized by Google

ten Feldern von den Weſtgothen zum König erhoben.

z von A. Zick.

Das Arbeitszimmer des Konsuls war das einfachste und schmucklosesste Gemach in der ganzen Villa. Das Bild einer stattlichen Frau mit unschönen, aber milden Zügen und gütig blickenden Augen, ferner eine Gruppe seltener Waffen und Muschelgeräthe und endlich ein geschnitzter Schrank mit reichem Bücherinhalt — darin bestand nebst dem Schreibtisch und einigen Stühlen die ganze Ausstattung des kleinen Raumes.

Wesdonk stierte eine Weile fassungslos vor sich hin, dann murmelte er: „Hier hab' ich wenigstens Ruhe vor dem Getöse da unten — dem Himmel sei Dank! Hier kann ich endlich meine Gedanken sammeln!"

Er glättete die zerknitterte Depesche, welche er noch immer in der Hand hielt, auf dem Knie und brachte die Zeilen in den Lichtkreis der auf dem Schreibtisch stehenden Lampe. Halblaut las er noch einmal den Inhalt: „Infolge des unglücklichen Verlaufs der letzten Reichstagsverhandlung hat das Handelsministerium auf den Ankauf unserer Besitzungen in der Südsee verzichtet, und wir bedürfen jetzt der Unterstützung unserer Freunde. Können wir 300 000 Mark auf Sie ziehen?

Ludolf Fabbri und Söhne."

Der Konsul ließ das Blatt auf den Schreibtisch sinken und sagte mit trübem Lächeln: „Dreimalhunderttausend Mark! Vor sechs Jahren wäre mir diese Summe als eine Bagatelle erschienen, heute kann ihre Beschaffung meinen Untergang herbeiführen. — Wo zum Henker bleibt denn Rosita?"

Ungestüm sprang der Konsul auf und lief in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht war heiß und gerötheт, sein graues Auge blickte zornig; tiefe Falten zeigten sich zwischen den starken Brauen. Plötzlich fielen seine Blicke auf das Frauenbildniß über dem Schreibtisch. Er hielt vor demselben an. Während der Betrachtung des Bildes glättete sich das Gesicht des erregten Mannes, seine Augen wurden groß und feucht, und in Tönen, die von Wehmuth und Trauer umflort waren, sprach er: „O stündest Du in diesem Augenblick an ihrer Stelle, theure Tote, um wieviel leichter wäre dann die Entscheidung!"

Das Knarren der Thür scheuchte ihn von dem Bilde weg. Er trat in die Mitte des Raumes und stand Frau Rosita gegenüber, von deren Antlitz das sonnige Lächeln verschwunden war.

„Verzeihung!" sagte sie in zerstreutem ungeduldigen Tone, „aber ich hatte noch Anordnungen zu treffen. Ich habe alle Hände voll zu thun. Könnte diese Unterredung nicht auf morgen verschoben werden? Die Gesellschaft — — Du begreifst — die ganze Last liegt auf mir."

Frau Rosita handhabte das Deutsche vollkommen fließend, aber mit einer fremdartigen Betonung, die ihrer Sprache etwas Drolliges verlieh. Jetzt, da eine Wolke des Unmuths über den dunklen Augen lag, da ihre von lockigem Haar umgebene niedrige Stirne Falten zog und das Roth auf den Wangen verblaßte, ließ sich leicht erkennen, daß die Zeit der Jugend bereits hinter ihr lag; doch ließ sich schwer bestimmen, ob sie dem Anfang der Dreißig oder der Vierzig näher stehe. Der Konsul war ein hoher Fünfziger, von ansehnlicher Leibesfülle, mit starkgelichtetem Haupthaar und grauem Vollbart. Ernst blickte er auf seine zweite Gattin nieder. Nach einem tiefen Athemzug antwortete er auf deren Frage mit einem rauhen: „Nein, keinen Aufschub, ich bedarf Deiner Entschließung in einer ernsten Lebensfrage, Rosita! Mögen die da drunten sich zehn Minuten ohne Dich behelfen!"

Dieser Ton — was ist geschehen?"

„Rosita," fuhr der Konsul weicher fort, „die Fabbris sind ins Wanken gekommen. Du weißt, daß sie auf die Unterstützung der Regierung gerechnet haben, allein ihre Pläne sind durchkreuzt worden. Versagt nun auch die Hilfe ihrer Freunde, so gehen ihre Plantagen, ihre Schiffe, kurz all ihre Besitzthümer verloren, und ein altes Handelshaus bricht zusammen, dem ich viel, fast alles zu verdanken habe. Es ist meine Pflicht — hörst Du? — meine heilige Pflicht, jedes Opfer zu bringen, welches diese Firma von mir verlangt. Vorhin ist eine Depesche eingelaufen mit der Anfrage, ob die Fabbris auf 300 000 Mark von mir rechnen können. — Rosita, während der letzten Jahre bin ich vom Mißgeschick verfolgt worden, mehrere wohlgeplante Unternehmungen schlugen fehl und meine ansehnlichen Mittel sind derart zusammengeschmolzen, daß ich einen Wechsel auf 300 000 Mark heute nicht einzulösen vermag. Noch ist mein Kredit unerschüttert, allein da man in der Handelswelt weiß, wie eng mein Geschick mit dem der Fabbris verknüpft ist, so würde es Besorgniß erregen, wenn ich, um für den Wechsel Deckung zu schaffen, Darlehen bei den Banken suchen wollte."

„Gut — aber was kann ich dabei thun?" unterbrach ihn Frau Rosita und warf einen unruhigen Blick nach der Thür.

„Nun denn! Ich bedarf in dieser Bedrängniß Deiner Hilfe, vertraue mir 300 000 Mark von Deinem Vermögen an!"

„Das ist stark — das wäre der Anfang vom Ende! Niemals!"

„Du sprichst stets in rücksichtslosester Weise zu mir, wenn Du ein schlechtes Gewissen hast," unterbrach sie der Konsul mit gereizter Miene.

„Und Du," entgegnete seine Frau mit einer hochmüthigen Bewegung des Kopfes, „Du wirst stets unhöflich, wenn Du von anderen eine Gefälligkeit oder ein Opfer verlangst. Der Bittende kommt in der Regel rascher zum Ziel als der Scheltende."

„Verzeih' mein Ungestüm, aber Du wirst Dich erinnern, daß ich zum ersten Male ein Opfer von Dir fordere. Ich bitte Dich, auf meine Erregung Rücksicht zu nehmen und — auf meine peinliche Empfindung. Also sprich: willst Du mir helfen?"

Rosita hatte das Gefühl eines Menschen, dem plötzlich eine Schlinge um den Hals geworfen wird. Sie liebte das Geld und war entschlossen, es festzuhalten, gleichwohl besaß sie nicht den Muth, glattweg nein zu sagen. Ihr Kopf suchte einen Ausweg, während sie vor den forschenden Blicken des Gatten die Augen niederschlug. Endlich zuckte ein rettender Gedanke durch ihr Hirn, mit einem leisen Lächeln um den Mund wiederholte sie die Frage ihres Mannes: „Dir helfen? Ei, mein Lieber, mit tausend Freuden! Aber es handelt sich ja nicht um Dich, sondern um die Fabbris, und wir müssen uns die Frage stellen: ist es verständig oder närrisch gehandelt, wenn wir all unser Vermögen in einen Abgrund werfen? Du hast heiligere Verpflichtungen gegen Deine Frau und Deine Kinder als gegen jene Firma, der Du während Deiner besten Lebensjahre treu und hingebend gedient hast und die Dich nach Verdienst belohnte. Wo liegt Deine Verpflichtung, Dich für die Fabbris zu ruinieren? Ihr habt beide Euren Vertrag erfüllt — das ist alles!"

„Du irrst, Rosita! Wohl ist es wahr, daß ich dieser Firma in meiner Jugend treu gedient und daß ich ihr Vertrauen gerechtfertigt habe; allein die Art, wie man mich belohnte, ging weit über die Erfüllung des Vertrags hinaus. Du weißt, daß die Fabbris mir die Mittel gewährten, um in Montevideo ein Geschäft zu gründen, Du weißt, daß sie mir, als ich nach Berlin übersiedelte und hier in ganz neue Unternehmungen eintrat, durch ihren guten Rath und durch Gewährung eines fast unbeschränkten Kredits allen erdenklichen Vorschub leisteten. Damals versprach ich mündlich und schriftlich, diese Wohlthaten nach Kräften vergelten zu wollen —"

„Verzeih! Dein Wohlthäter war der alte Fabbri, der seit sechs Jahren im Grabe ruht. Den Söhnen bist Du keinen Dank schuldig, ihre Hilfe hast Du niemals in Anspruch genommen."

„Da ich ein ehrlicher Mann sein will, habe ich eine andere Auffassung von der Sachlage als Du. Meine Versprechungen galten dem Hause, und selbst wenn ich mein Wort nicht verpfändet hätte — ich würde mich doch für verpflichtet halten, Hilfe zu bringen. Es sind ideale Interessen, die mich binden. Die Plantagen, deren Existenz jetzt auf dem Spiel steht, habe ich ins Leben gerufen, ich habe sie mit den Waffen in der Hand gegen die Ueberfälle der Wilden vertheidigt; ich habe die Ausfuhr der gewonnenen Erzeugnisse geleitet, das Netz der Handelsverbindungen für die Fabbris erweitert. So fühlte ich mich von Anfang an als ein Glied des mächtigen Hauses, und als ich mit seiner Hilfe selbständig wurde, blieb ich ihm ein treuer Bundesgenosse und verdanke dem ein großes Vermögen. Darf ich dies alles vergessen? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich ihre Bitte unerfüllt ließe. Ich stehe und falle mit den Fabbris."

„So wirst Du fallen; denn wie mir vor einer Stunde der Kommerzienrath Leo versicherte, ist die Lage der Firma eine verzweifelte geworden."

„Wenn niemand sie rettet — ja!"

„Du allein aber bist zu schwach, um die Wankenden zu stützen. Sei kein Thor! Du wirst sehen, daß sich die übrigen

Freunde der Firma weise auf ihre Geldsäcke zurückziehen. Hast Du Lust, allein in den Sturz des Hauses mit hineingerissen zu werden?"

„Ich befürchte das nicht, ich hege vielmehr die Ueberzeugung, daß eine rasche Hilfeleistung von meiner Seite genügen wird, um die drohende Gefahr abzuwenden. Rosita, habe Vertrauen zu meiner Einsicht und gieb mir die Summe!"

Trotzdem der Konsul in flehendem Tone sprach, schwieg die Frau, und nach einer Weile entgegnete sie mit einem scheuen Seitenblick: „Deine Einsicht hat sich in den letzten Jahren schlecht bewährt, — ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, auch der Erfahrenste kann irren. Ein furchtbarer Mißgriff jedoch wäre es, wenn Du jetzt für die Fabbris in die Bresche springen wolltest. Das Glück hat Dich verlassen, glaube mir, und in solcher Zeit darf man nicht ohne Noth Va banque spielen."

Das Gesicht ihres Mannes röthete sich, und die zornige Erregung raubte ihm fast die Fähigkeit, zu sprechen. „Du scheinst es nicht zu ahnen, wie sauer es mir wurde, Dich um den Dienst zu bitten," sagte er endlich. „Nun, da Du mir guten Rath statt Hilfe bietest, mag denn auch meine Rücksicht schwinden. Es gab eine Zeit, Rosita, wo Du mehr Vertrauen in meine Einsicht und Erfahrung setztest. Das war vor zehn Jahren, als Du mir das Erbe Deiner Tante im Betrage von 50 000 Mark übergabst. Ich habe diese Summe unterdessen um das Neunfache vermehrt, und selbst wenn ich die verlangten 300 000 Mark verlieren sollte, bliebe Dir noch das Doppelte Deines ursprünglichen Vermögens."

„Dieser Rest aber käme der Verarmung gleich — bei unsern Lebensgewohnheiten."

„Ja, bei unsern Lebensgewohnheiten!" wiederholte der Konsul und lachte bitter auf. „Diese Lebensgewohnheiten wünsche ich in die Hölle. Welch glückliches Familienleben führte ich einst in bescheidener Stellung, da ich weit, weit davon entfernt war, jene hunderttausend Mark zu besitzen, die Dir heute wie ein Nichts erscheinen! Da sproßten mir aus dem innigen Verkehr mit Weib und Kind tausend Freuden, da war mein Haus ein sonniger Ort, über dem der goldige Schein des Glückes lag. Damals machten mich kleine Erfolge stolzer und befriedigter als später der Gewinn von Hunderttausenden, denn wir lebten bescheiden, und ich durfte den kleinen Gewinn als dauernde Errungenschaft betrachten. Heute kann ich mich der großen Summen nicht mehr freuen, sie zerschmelzen wie Schneeflocken in Deinen Händen. Weißt Du, was unser Haushalt im Laufe des letzten Jahrzehnts verschlungen hat? Achtmalhunderttausend Mark! Ahnst Du, wieviel Arbeit, Aufregung und Kampf dazu gehört, um diese Summe aufzubringen? Mich hat das rastlose Bemühen, Deinen Ansprüchen gerecht zu werden und darüber hinaus ein Vermögen zu begründen, meine Gesundheit gekostet. Aber je mehr ich verdiente, desto größer wurden Deine Ansprüche, Deine Bedürfnisse. Und welcher Lohn ist mir zu teil geworden? Du hast mein stilles Haus zu einer Karavanserei gemacht, in der Schmarotzer und vornehme Taugenichtse verkehren. Leute machen sich an meinem Tische breit, die ich nicht kenne und nicht kennenlernen will. Du bist nur von der Sucht erfüllt, zu glänzen, von dem Verlangen, eine Rolle in einer Welt zu spielen, die niemals die meinige sein wird. Für immer ging der stille Frieden und das Behagen meines Hauses dahin. Du hast Dich mir und hast mir meine Kinder entfremdet. — So, nun ist's heraus, was mir jahrelang auf der Seele lag und was ich Dir aus falscher Schonung bisher verschwiegen habe. Und damit Du gleich alles weißt — ich bin fest entschlossen, dieser heillosen Wirthschaft ein Ende zu machen. Sobald Mathilde das Haus verlassen hat, verkaufe ich die Villa, und wir richten unsern Haushalt unsern Einnahmen gemäß ein. Dieses Scheindaseins bin ich müde — ich trag's nicht länger!"

„Nun, ich gestehe, Du bist galant!" — Frau Rositas Augen funkelten und ihre Stimme erhielt einen herben Klang. „Das ist der Dank für meine Bemühungen, Deinen Töchtern ihren Weg zu den Spitzen der Gesellschaft zu bahnen und ihnen zu einer glänzenden Partie zu verhelfen! Also um meiner Eitelkeit zu genügen, hab' ich seit Jahren die ungeheure Last auf mich genommen, Fest auf Fest zu veranstalten, Menschen zu besuchen, einzuladen und durch Schmeichelei zu gewinnen, die mir gleichgültig oder gar verhaßt waren? Alles, was ich für Dich und Deine Kinder erreicht habe, bedeutet Dir nichts? Wem anders als mir ist es zu danken, daß Deine Tochter Mathilde heute einen adeligen Namen trägt, daß sie Mitglied einer der stolzesten Familien des Landes geworden ist und daß sie einer beneidenswerthen Zukunft entgegengeht?"

„Das lohne Dir —" dem gereizten Gatten drängte sich eine Verwünschung auf die Lippen, allein er besann sich noch rechtzeitig und mäßigte seine Worte. „Deine Großthaten sind mir zum Fluch geworden, Rosita, begreifst Du das nicht? Es fehlt uns der feste Boden unter den Füßen, und je höher wir steigen, desto größer wird die Gefahr des Absturzes. Voßlebens adelige Sippschaft hat der Tochter des vermeintlichen Millionärs widerstrebend die Arme geöffnet; kommt es aber zu Tage, wie wenig ich im Grunde noch mein nenne, so wird für meine Tochter jene stolze Familie zur Hölle."

„Nun, bei diesen Befürchtungen wirst Du um so besser einsehen, daß wir unserer Existenz den festen Grund nicht rauben dürfen."

„Welchen?"

„Mein Vermögen! Schlagen Deine Spekulationen fehl, so bleiben uns 450 000 Mark! Damit können wir zur Noth anständig leben — sie dürfen nicht angetastet werden."

„Ei, sieh doch! Und der Verlust meiner kaufmännischen Ehre gilt Dir nichts?"

„Ach geh' — wer fragt heute in der Geschäftswelt nach Ehre? Der Besitz giebt Ansehen, und das ist so gut wie Ehre. Erinnerst Du Dich noch des Gesprächs, das wir vor acht Tagen beim Bankier Lossen führten? Da wurden die betrügerischen Kniffe aufgezählt, durch welche ein Bankier die Aktien seiner faulen Gründungen kleinen Leuten aufgehängt und diesen ihre Ersparnisse abgeschwindelt hatte. Als einige Gäste diese Erzählungen mit Entrüstung aufnahmen, wie urtheilten da Deine Kollegen über den Betrüger — weißt Du es nicht mehr? Nun, so will ich es Dir sagen: ‚Zugegeben, der Mann hat mit dem Aermel das Zuchthaus gestreift — er ist doch durchgedrungen, mithin ein tüchtiger Mensch. Heute besitzt er Millionen, und die Börse muß mit ihm rechnen.' — Da hast Du die Werthschätzung der kaufmännischen Ehre!"

Frau Rosita machte eine so verächtliche Bewegung, als werfe sie dem Gatten sein Idol vor die Füße, und wandte sich dann zur Thür. Der Konsul aber vertrat ihr den Weg und sagte hastig: „Der lange Verkehr mit leichtfertigen Menschen scheint auch Deine sittlichen Begriffe verwirrt zu haben. Ich bin anders geartet als jene Anbeter des goldenen Kalbes. Darum werde ich nun und nimmer feig zurücktreten, und wenn Du mir Deine Hilfe versagst, so muß ich meinen Kredit aufs äußerste anspannen, selbst auf die Gefahr hin — alles zu verlieren. Und Rosita — es kann Dir im Falle des Verlusts doch unmöglich schwer werden, zu jenen bescheidenen Verhältnissen zurückzukehren, in denen wir einst glücklich waren. Als Du vor zwölf Jahren in Montevideo als arme Gouvernante in mein Haus tratest —"

„Erinnere mich nicht an diese Zeit!" unterbrach sie ihn und stampfte mit dem Fuße. „Damals lag eine Reihe von Demüthigungen und Entbehrungen hinter mir, an die ich nicht mehr denken will. Ich habe den Fluch und die Bitterkeit der Armuth gründlich ausgekostet, und weil ich ihr nicht wieder zum Opfer fallen will, verweigere ich Dir das Darlehen und halte fest, was ich besitze. Es wird die Stunde kommen, in der Du meine Vorsicht segnest."

Mit diesen Worten schlüpfte sie durch die Thür. Der Konsul sah ihr wie betäubt nach und murmelte: „So muß ich ohne Dich fertig werden, Herzlose! Und mögen die Würfel fallen, wie sie wollen, unsere Wege werden in Zukunft getrennt sein. Zum Glück bleibt mir Bettina!"

Kaum hatte der Konsul den Namen Bettinas ausgesprochen, so vernahm er ihre Stimme; in der nächsten Sekunde flog die Thür weit auf und das Mädchen warf sich in seine Arme. „Papa, lieber Papa!" rief sie und küßte den Erregten auf die Wange, „Graf Trachberg hat Dir etwas zu sagen."

Der Konsul sah von der Tochter, welche das erglühende Gesicht mit einer schämigen Bewegung an seine Schulter lehnte, zur Thür hin, über deren Schwelle eben der Graf, dessen Vetter Voßleben, Mathilde und Frau Rosita traten.

„Wir bringen eine Neuigkeit, welche alle finsteren Gedanken aus Deinem Kopfe verscheuchen wird, mein Freund!“ — Rosita sagte es mit strahlendem Lächeln und trat an die Seite des Grafen. Dieser verbeugte sich leicht und erklärte in ehrerbietigem Tone: „Herr Konsul, ich liebe Ihre Tochter Bettina und bitte Sie um deren Hand. Es würde uns alle glücklich machen, wenn Sie den Gästen Ihres Hauses noch während dieses herrlichen Festes unsere Verlobung anzeigen wollten.“

Der Hausherr antwortete nicht sogleich; seine Blicke glitten prüfend von der Tochter zu dem hochgewachsenen Aristokraten hinüber, dann nach einer Weile fragte er: „Liebst Du den Grafen Trachberg, Bettina?“

Das Mädchen nickte stumm.

„Ihr Antrag, Herr Graf, überrascht mich derart, daß ich eine Entscheidung in dieser Stunde unmöglich treffen kann. Gewiß, Sie zu meiner Familie zählen zu dürfen, erscheint mir ehrenvoll — — indessen —“

Bevor der Konsul seine Bedenken geltend machen konnte, wurde er von seiner Frau und dem jungen Ehepaar mit Bitten bestürmt. Mathilde theilte den Ehrgeiz ihrer Stiefmutter, in der großen Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielen zu wollen. Was aber konnte der Persönlichkeit mehr Glanz und Würde geben als ein stolzer Titel, ein hoher Rang? Von ihrer Schwester als einer Gräfin Trachberg reden zu können, schmeichelte ihrer Eitelkeit eben so sehr wie Frau Rosita der Gedanke, in der gräflichen Equipage die Rennen besuchen zu können. Beide Damen fanden es unbegreiflich, daß der Vater Bettinas den Grafen nicht jubelnd in die Arme schloß. Auch Herr von Voßleben wünschte, daß das verwandtschaftliche Band, welches bisher zwischen ihm und den Trachbergs nur ein loses gewesen war, durch die Verschwägerung befestigt werde. Diese drei Bundesgenossen der Liebenden wußten die Einwendungen des Vaters, daß Bettina wie der Graf sich erst näher kennen und prüfen müßten, durch eine Reihe von Scheingründen zu widerlegen. Als jedoch der Konsul von der Vermögenslage sprach, die um der gesellschaftlichen Verpflichtungen willen bei dem jungen Paare eine besonders günstige sein müsse, wurde Trachberg bedenklich, und als Wesdonk weiterhin auf die schwankenden Glücksumstände des Kaufmanns hinwies und gar eine Andeutung fallen ließ, daß sein Haus vor einer wichtigen Entscheidung stehe und daß es schwer, ja geradezu unmöglich sei, Bettinas Zukunft sicher zu stellen, da war der edle Freier innerlich entschlossen, von der Veröffentlichung der Verlobung an diesem Abend abzustehen.

Bevor er jedoch seinen Verzicht aussprechen konnte, trat Rosita in den Mittelpunkt des Kreises. Sie fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, den Gatten durch ihre Großmuth zu beschämen. Ein erhabener Entschluß stieg in ihrer Seele auf, und mit königlicher Miene sprach sie feierlich: „Bettina, theuerstes Kind, wenn Dein allzu gewissenhafter Vater seine Vermögensumstände als schwankend bezeichnet, so muß ich es wohl gestehen, daß ich ein persönliches Vermögen von 450 000 Mark besitze, das keinen Zufällen unterworfen ist. Sollte Dein Vater jemals nicht in der Lage sein, Dir die Mittel für eine standesgemäße Lebensführung zu gewähren, so trete ich für ihn ein. Durch Geldverlegenheiten soll das Glück Eurer Ehe niemals getrübt werden, das verspreche ich Dir, das verspreche ich Ihnen, mein lieber Graf.“

Trachberg athmete erleichtert auf und küßte dankend die Hand, welche Frau Rosita ihm reichte.

Nun war die letzte Verschanzung gestürmt, welche der sorgenvolle Handelsherr aufgebaut hatte, und so beantwortete er den bittenden Blick seiner Tochter mit einem innigen Kuß. „Der Wunsch, Dich glücklich zu sehen, läßt mich übereilt handeln,“ sagte er leise; dann wandte er sich an den Grafen: „Trotz schwerer Bedenken will ich Ihrem Wunsche willfahren und der Gesellschaft die Verlobung noch heute anzeigen, wenn Sie mir versichern können, Herr Graf, daß Sie meine Tochter um ihrer selbst willen lieben und daß Sie als ihr Gatte redlich bestrebt sein werden, Bettina glücklich zu machen.“

Trachberg, welcher nach der Erklärung der Hausfrau in der Bedenklichkeit des Konsuls nur noch die spießbürgerliche Peinlichkeit des ehrenfesten Kaufmanns sah, lächelte überlegen und antwortete mit einem zärtlichen Blick auf das Mädchen: „Meine Gefühle für Ihr Kind, Herr Konsul, können nicht durch äußere Umstände beeinflußt werden. Ich hoffe, Sie während unserer Verlobungszeit überzeugen zu können, daß nicht nur mein Name, mein Rang und meine Stellung in der Gesellschaft Sicherheit für das Glück Bettinas bieten, sondern auch meine persönlichen Eigenschaften.“

„Nun, so heiße ich Sie als Schwiegersohn frohen Herzens willkommen.“ Wesdonk reichte dem Grafen die Rechte, und der Bund war geschlossen. „So laßt uns denn zur Gesellschaft gehen!“

„Aber Papa!“ rief Bettina mit glücklichem Lachen, „so willst Du eine der feierlichsten Handlungen Deines Lebens vornehmen, ohne Frack und weiße Binde?“

„Entschuldigt meine Zerstreutheit und geht voran!“ Der Konsul wandte sich rasch seinem Ankleidezimmer zu.

In seiner Seele war ein Aufruhr, der den Frühlingsstürmen glich; über die lichten Glücksempfindungen, welche der Gedanke an Bettinas Verlobung hervorrief, huschten finsteren, drohenden Wolken gleich die Fragen: „Was antwortest Du den Fabbris? Was hast du Ihnen zu bieten? Was wird aus Dir, wenn Deine Hilfe den Sturz dieses Hauses nicht aufhält?“ Jetzt, da er wieder allein war, kam die gespenstige Sorge zurück, und er hatte die Empfindung, als sauge sie ihm Blut und Lebensodem aus. —

Hastig schlüpfte er in den Frack und eilte aus dem engen Raum, dessen Luft ihm dumpf und schwer erschien. Im Arbeitszimmer riß er die zum Balkon führende Thür auf und trat mit einem Ausruf der Erleichterung hinaus. Hier wehte ihm der kühle Nachtwind entgegen und trug vom Thiergarten her den Duft des sprossenden Waldes, der grünenden Rasenflächen. Als seine Blicke über den Garten und den dunklen Park hinschweiften, drang aus den regungslosen Baumgruppen eine süße, lockende Vogelstimme herüber. Eine Drossel sang ihr Liebeslied und rief in seiner bewegten Seele traumhafte Bilder aus der Vergangenheit wach. Die funkelnde Sternensaat, welche jetzt aus den dunklen Himmelstiefen so goldig und verheißungsvoll auf ihn niederblickte, führte seine Gedanken in die Ferne, zu jenen Inselgruppen, auf denen er seine Jugendjahre verlebt hatte. Ihm erschienen in diesem Augenblick jene weltverlorenen Inseln wie Eilande des Friedens inmitten der unruhvollen Gegenwart, wie das Land der Seligen, von dem die Kampfesmüden träumen . . .

„Papa, lieber Papa, wo bleibst Du denn? Wir sind schon zu Tisch gegangen, und nur Dein Platz ist noch leer!“ Es war Bettinas Stimme, welche den Konsul jäh aus seinem Sinnen aufstörte. Und jetzt trat sie mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen zu ihm hinaus auf den breiten Balkon. „Aber bester Papa, was suchst Du denn hier draußen in der Dunkelheit? Drunten ist's weit schöner! Der Saal erstrahlt im Licht der Kerzen, und hundert frohe Menschen ergötzen sich drin. Komm doch hinunter!“

Wesdonk legte mit liebevoller Bewegung den Arm um sein blühendes Kind und sagte: „Was ich suche, Bettina? Die Natur, der ich seit lange, lange entfremdet bin. Hörst Du den Schlag der Drossel, athmest Du den herben Duft der erwachenden Erde, siehst Du die Gestirne funkeln? Mein Kind, als mich eben der erste Frühlingshauch berührte, gingen mir seltsame Erinnerungen durch den Sinn. Es giebt Augenblicke, wo die Ereignisse auf uns eindringen wie die hochgehenden Wogen der sturmbewegten See. Alles drängt vorwärts, einer großen Entscheidung zu, aber mitten im Gewirre berührt uns ein Naturlaut und lenkt unsere Blicke rückwärts. Das ist seltsam — nicht wahr?“

„Gewiß, Papa, aber die Gesellschaft —“

„Sie wird mich noch fünf Minuten entbehren können. Bettina, mir ist beklommen ums Herz . . . Du stehst gleich mir vor einem großen Wendepunkt Deines Lebens, und wir wissen nicht, wie die Lose fallen. Ich hoffe, daß Dir die glücklichste Zukunft bevorsteht, aber je höher unser Weg aufwärts führt, desto mehr droht der Absturz. Ich habe soeben in Gedanken mein Leben überflogen, und weißt Du, Bettina, wo ich am glücklichsten war? Auf den weltentlegenen Inseln des Stillen Oceans. Dort, wo ich mitten unter einfachen Naturmenschen Pflanzungen anlegte und in den Erholungsstunden schwamm, ruderte, plauderte und mich an kindlichen Spielen erfreute, dort war ich frei und glücklich. Sobald ich in die Kulturwelt zurückkehrte, ging die Sorge

DIE NEUE ZEIT.

Hell von des Glühlichts Strahlenfülle
Beglänzt — welch' neue Bahnen weist,
Aufleuchtend aus der Nebelhülle
Du neue Zeit, dem Feuergeist?
Der Rede leihst du Blitzesschwingen
Und Sonnenhelligkeit der Nacht
Lehrst uns den Strömen Kraft entringen,
Die unsre Kraft vertausendfacht.

Was alte Märchen uns berichten
Als Wunderwerk von Riesen, Feen
Und von des Erdgeists sinken Wichten
Du läßt's in Wirklichkeit erstehn.
Doch wie dem Licht mit Blitzgefunkel
Bis in des Bergwerks Tiefen dringt,
Trifft es auch grellen Scheins das Dunkel
Wo Armuth mit dem Elend ringt.

Ist's da ein Wunder, wunderreiche
Wenn nun an eine Zukunftswelt
Die aller Träume kühnstem gleiche
Der Glaube die Gemüther schwellt?
Wenn dir entgegen das Verlangen
Nach einem Erden-Eden glüht,
Darinnen Sorg' und Noth vergangen
Und allen gleiche Freude blüht!

Siehst du die tausendköpf'ge Menge?
Wie sie von Hoffnungswahn berauscht
Vergessend ihres Daseins Enge
Erhitzten Schwärmerworten lauscht
Die prophezei'n es naht das Ende
Dem Unterschied von arm und reich
Die neue Zeit tritt in die Wende!
Es tagt der Gleichheit gold'nes Reich!

Da blickst du rückwärts in die Ferne
Was soll das Bild im Dämmergrau
Aufstrebend hoch bis in die Sterne
Doch ungekrönt, ein Riesenbau?
Was stellst du vor mein Aug' die Fabel
Aus Morgenland und Mährchenzeit
Von jenem Riesenthurm zu Babel
Und seiner kurzen Herrlichkeit?

Er sollte allen Wohnung geben
Für gleiches Glück ein Haus, ein Dach
Zum Himmel trotzig sich erheben
Ein Bollwerk jedem Ungemach.
Er wuchs . . . bis ihnen Gott verwirrte
Die Sprache und der Bund zerfiel
Der Schwarm zerstob und jeder irrte
Entgegen andrem Lebensziel.

Entzweit, versprengt, zog's hin in Scharen
Gen Süd und Nord, gen Ost und West;
Die Sterne bietend den Gefahren
Ward jeder um ein eigen Nest.
Doch in der Freiheit eig'nen Strebens
Wie wuchs die Kraft, wie schwoll der Muth!
Welch' Quellenreichthum neuen Lebens
Und welcher Pläne frische Fluth!

Versteh' ich Zeit, dein ernstes Mahnen? . . .
„Noch ist die Sprache euch verwirrt!
Im Fühlen, Denken, Glauben, Ahnen
Ein jeder andre Pfade irrt
Und könnt' ich alle Uebel heilen,
Die eure Einigkeit bedroh'n
Das Glück — es läßt sich nicht vertheilen
Wie Arbeitskraft und Arbeitslohn.

Doch haftet auch kein holder Segen
Nicht an des Reichthums kalter Pracht
Nicht an des Ruhms umdornten Wegen
An Fürstenthron und Herrschermacht.
Erblüh'n kann auch im kleinsten Heime
Des Erdendaseins höchste Lust
Es trägt zu seinem Glück die Keime
Der Mensch allein in seiner Brust.

Die innre Kraft, mit der ihr meistert
Die Elemente der Natur
Die euch zur Liebesthat begeistert
Empor euch weist auf meine Spur
Lernt sie im Schutz des Rechts entfalten
In jeder Eigenart Gedeih'n
Dann wird in euch das Glück auch walten
Und euer Glück das aller sein'

Johannes Proelß.

ueben mir her. Wo die Menſchen ſich unter engen Lebensformen zuſammendrängen, wird der Daſeinskampf mit Erbitterung geführt, und erbarmungslos ſchreiten die Sieger über die Gefallenen hinweg. Rouſſeau hat recht: mit der Civiliſation iſt auch das Elend in die Welt gekommen. Nicht in der Häufung und Verfeinerung der Genüſſe, ſondern in der Einfachheit beruht das Glück der Menſchheit. Wohl dem, der zur Natur zurückkehren kann! Die fernen Inſeln des Weltmeeres waren mein Paradies. . . . Doch das iſt vorbei — wir müſſen vorwärts, Bettina!“ — Der Konſul drückte die Tochter mit Innigkeit an ſeine Bruſt, ſah ihr tief in die Augen und ſagte mit bebender Stimme: „Was immer die Zukunft bringen möge, mein Kind, ſei ſtets meiner Liebe eingedenk! Möglich, daß die Wogen über mir zuſammenſchlagen . . . Ich habe mein Beſtes gethan, um Dein und Deiner Schweſter Glück zu ſichern.“

„Wie wunderlich Du ſprichſt, Papa!“ Bettina erwiderte zärtlich den Kuß des Vaters und fuhr heiter fort: „Meinſt Du, ich wiſſe das Glück, einen guten lieben Papa zu beſitzen, nicht zu ſchätzen? Dies Glück ſoll noch erhöht werden durch meine Verlobung mit einem ſo ritterlichen Manne wie Graf Guido iſt. Was will ich mehr? Mir ſchwindelt faſt bei dem Gedanken an all das Neue, Schöne, Unerwartete, das mir bevorſteht! Und auch der Abend Deines Lebens ſoll golden und friedlich werden, Papa. Was könnte ihn wohl verfinſtern? Geh, Du biſt überarbeitet - - erhole Dich! Komm in den Saal, unter luſtige Menſchen, dort müſſen Deine traurigen Gedanken wie Nachtſchatten vor dem Licht zerrinnen.“

3.

Sobald der Hausherr mit Bettina an ſeiner Seite im Speiſeſaal erſchien, grüßten ihn die engeren Bekannten der Familie durch freundlichen Zuruf. Aber ihm ſelbſt wollte keine frohere Stimmung kommen. Die überhitzte Luft des menſchengefüllten Saales legte ſich bedrückend auf ſeine Bruſt, die Schwüle erſchien ihm unerträglich. Und ſein Unbehagen ſteigerte ſich noch, als er ſeine Frau in ausgelaſſener Laune an einem beſonderen Tiſch präſidieren ſah, an dem ſich die Darſteller des Feſtſpiels noch in ihren Koſtümen niedergelaſſen hatten.

Sie kann lachen — in dieſer Stunde, ſagte er ſich bitter, während ich aufſchreien möchte vor Angſt und Sorge. Und wieder trat mit voller Deutlichkeit die Gefahr ſeiner Lage vor ſein Bewußtſein. Ihm war zu Muthe, als ſtehe er ſchwindelnd und haltlos an einem furchtbaren Abgrund, und während ſeine Gäſte ſich den Genüſſen der Tafel hingaben, ſtarrte er wie geiſtesabweſend auf den leeren Teller und ſchlürfte nur von Zeit zu Zeit ein Glas feurigen Rheinweins.

Als Frau Roſita den tiefen grüblériſchen Ernſt in den Mienen ihres Gatten bemerkte, nahm ſie an, er lege ſich den Toaſt auf die Verlobten zurecht. Der Konſul war ein gewandter Redner, machte jedoch nur in ſeltenen Fällen von ſeiner Begabung Gebrauch, und ſeine Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten mußte immer erſt durchbrochen werden, bevor ſeine Gedankenquelle in Fluß kam. Frau Roſita beſchloß, ihm zu Hilfe zu kommen. Sie ließ ihr Glas hell erklingen, und als es ſtill geworden war im weiten Saale, erhob ſie ſich lächelnd und ſagte: „Mein Gatte hat ſeinen lieben Gäſten eine Mittheilung zu machen, von der ich hoffe, daß ſie die frohe Theilnahme unſerer Freunde finden wird.“

Mit einer reichiſchen Handbewegung lenkte ſie die Blicke aller Anweſenden auf den Hausherrn. Dieſer fuhr erſchreckt aus ſeinen Träumereien auf, und als er alle die forſchenden Blicke gewahrte, färbte ſich ſein Geſicht dunkelroth vor Verlegenheit. Wie ein aufſprühender Funkenſchauer wirbelten die Gedanken durch ſein Gehirn. Mühſam erhob er ſich vom Stuhle. Doch über die wirren Stimmen, die ſein Inneres durchtönten, wurde eine übermächtig, die rief: es gilt das Glück Deines Kindes!

Und er ergriff eine volle Sektſchale, die ihm ſein Nachbar Horſt in die Hand drückte, erhob ſie mit einer unſicheren Bewegung und wollte ſprechen. Aber die Gedanken verwirrten ſich, es wurde mit einem Male dunkel vor ſeinen Augen, und er hatte das Gefühl, als ſenke ſich die Decke des Saals auf ihn nieder und begrabe ihn unter ihrem Gebälke. Die Geſellſchaft ſah plötzlich die mächtige Geſtalt des Konſuls wanken, das Sektglas zerbrach in ſeiner Hand und die Scherben fielen klirrend auf den Teller. Im nächſten Augenblick wurden die Augen des Mannes geſpenſtig groß und ſtarr, dann kam der dumpfe Schrei „Luft!“ von ſeinen Lippen und er brach zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Proſit Neujahr!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Geſundheit und ein langes Leben!

Eine hygieiniſche Betrachtung von Dr. J. H. Baas.

„Proſit Neujahr! Geſundheit und ein langes Leben!“ In dieſer Form brachte man ſich in Volkskreiſen am Rheine bis vor nicht langer Zeit allgemein den Neujahrsglückwunſch dar, während heute die Kultur, die alle Welt beleckt, ſchon bis in das einfache Dorf hinein die nüchterne oberflächliche Glückwunſchkarte verbreitet hat. Sinnvoller als dieſe letztere war der alte Brauch gewiß, denn jener Spruch enthält in ſeinem zweiten Theile doch einen Wunſch, zu deſſen Erfüllung jedermann durch eigenes Zuthun, durch eigene Thatkraft beizutragen vermag. Wie dies geſchehen kann und ſoll, das wollen wir unſeren Leſern als wohlgemeinte Neujahrsgabe im Folgenden kurz darlegen.

Geſund zu bleiben und alt zu werden — wann ſoll man anfangen, dieſe hohen Güter in Sicherheit zu bringen? Darauf antwortet die Geſundheitslehre, daß dies ſchon viel früher geſchehen muß, als die meiſten denken. Iſt es doch eine altbekannte Thatſache, daß es Familien giebt, deren Glieder ſich ſämmtlich einer fröhlichen Kraft- und Lebensfülle erfreuen, und wieder andere, die von jeher mit erblichen Krankheiten belaſtet ſind! Mit anderen Worten: Geſundheit und Altwerden ſind in hohem Maße übertragbare Güter, wahrhafte Erbſtücke. Schon bei jener Prüfung alſo, ob ſich das Herz zum Herzen findet, ſollten diejenigen, die es angeht, ebenſo ernſtlich prüfen, ob auch Geſundheit ſich zu Geſundheit findet. Jedermann erhält ja gleichſam eine Anweiſung auf eine gewiſſe Summe von Lebenskraft in die Wiege gelegt, deren Höhe und einlösbaren Betrag die ewig ſich Bindenden beſtimmen. Deshalb iſt es auch von Wichtigkeit, in welchem Lebensalter die Ehen geſchloſſen werden; geſchieht dies in zu frühem oder zu ſpätem Alter, oder ſind die Gatten an Jahren zu ſehr verſchieden, ſo erleidet jenes Erbgut ſchon eine Verringerung. Wem aber dieſe Forderungen etwa zu unpoetiſch und nüchtern erſcheinen ſollten, dem mag zur Beruhigung geſagt ſein, daß darum die Lyrik nicht aufhören wird, zu blühen.

Das ins Leben mitgebrachte Geſundheitskapital muß aber auch erhalten und ſoviel wie möglich vermehrt werden.

Zunächſt geſchieht dies durch richtige Ernährung und Pflege des Kindes, beide liefern die beſten Steine für die Grundmauern eines ſicheren und ſtarken Lebensbaues. Wird dieſer in der Kindheit mangelhaft oder ſchlecht gegründet, ſo bricht er entweder langſam vor der Zeit auseinander oder er ſtürzt bei Krankheitsſtürmen, die ja in keinem Leben ganz ausbleiben, jäh in ſich zuſammen. Trotz aller gemeinverſtändlichen Belehrungen über zweckmäßige Kinderhaltung wird aber fort und fort dagegen geſündigt, ganz beſonders in den Kreiſen, die auf ihrer Hände Arbeit angewieſen ſind und für die darum körperliche Geſundheit alles bedeutet. Und was in dieſer Beziehung in der erſten Kindheit verſäumt worden iſt, kann in der Folge nur ſchwer oder gar nicht mehr gut gemacht werden. Auch die meiſt zu kurz bemeſſenen Aufenthalte in Ferienkolonien, ſo wohlthätig ſie wirken, dürfen doch nicht, wie heutzutage gerne geſchieht, als eine Art Allheilmittel betrachtet werden. Darum iſt und bleibt ein Hauptgebot: pflege

und ernähre aufs beste und sorgfältigste das Kind in seinen ersten Lebensjahren, dadurch sicherst du ihm am meisten Gesundheit und ein langes Leben!

Auf die einzelnen Vorschriften über dieses Gebiet können und wollen wir hier, wo es sich nur um Hervorhebung der hauptsächlichsten Grundsätze handelt, nicht eingehen, vor zweien der häufigsten und verhängnißvollsten Fehler aber müssen wir doch aufs nachdrücklichste warnen. Der eine besteht darin, daß man dem fast allgemein vorherrschenden Hange entwöhnter Kinder zu pflanzlicher Kost nachgiebt und darüber die Zuführung der für den Aufbau des Körpers so wichtigen thierischen Nahrung, besonders des Fleisches, gegen welches häufig ein Widerwille besteht, meist aus verkehrter Elternliebe, seltener aus noth gedrungener und noch seltener aus übel verrechneter Sparsamkeit versäumt. Dieses Versäumniß bildet aber eine der Hauptursachen der so weitverbreiteten Skrophulose mit all ihren zahlreichen nicht bloß die Kinderjahre verbitternden, sondern auch für alle Zeit die Lebenskraft schwächenden Folgen. Der zweite Fehler hängt mit dem ersten eng zusammen, insofern dann, wenn die Wirkungen jenes ersten sich geltend machen, die Kinder „zur Kräftigung" Spirituosen bekommen. Damit wird den Aermsten nur statt eines Stärkungsmittels ein gerade bei Kindern außergewöhnlich schlimm — und zwar nachhaltig schlimm — wirkendes Gift gereicht, das anfangs vielleicht vorübergehend anregt, auf die Dauer aber erfahrungsgemäß Verdauung und Nervensystem beeinträchtigt und schwere Gesundheitsschädigungen nach sich zieht. Grundsätzlich sollte man daher Kindern überhaupt keine geistigen Getränke zukommen lassen. Uebrigens gilt das Vorstehende auch noch für das Knaben- und Mädchenalter in seinem vollen Umfange.

Während des letzteren Lebensabschnittes nun, der zugleich die übliche Schulzeit umfaßt, erwächst die Aufgabe, die verschiedenen Körperfunktionen vor nachhaltiger Störung durch einseitige Ausnutzung einzelner zu bewahren. Ganz besonders muß verhütet werden, daß Gehirn und Nervensystem auf Kosten der Blutbildung und der Muskelthätigkeit überangestrengt werden. Die Erkrankungen des Nervensystems entstammen ganz gewiß zum großen Theil dem gerade in das Alter raschesten Körperwachsthums fallenden „Drill" des Gehirns und damit des Nervensystems, welcher der Schule als Aufgabe zugetheilt ist. Die häusliche Erziehung und Ueberwachung muß daher mit der Schule zusammenwirken, um die bei den Ansprüchen des modernen Lebens nicht zu umgehende verhältnißmäßige Ueberbürdung des Nervensystems während der Lernzeit möglichst unschädlich zu machen. Die kurzen zwischen die einzelnen Schulstunden eingeschobenen Unterrichtsunterbrechungen mit Aufenthalt und Spiel in freier Luft und die wenigen Turnstunden in der Woche reichen dazu bei weitem nicht aus. Die Eltern müssen dafür Sorge tragen, daß die Ernährung der Kinder eine möglichst gute sei und daß durch reichliche Bewegung in frischer Luft während der schulfreien Zeit, durch Spielen und Spazierengehen, Baden und Schwimmen, Schlitten- und Schlittschuhfahren u. s. w., dann aber auch durch körperliche Arbeit, z. B. im Garten, und durch ausreichenden Schlaf der lebhaften Inanspruchnahme des Nervensystems das Gleichgewicht gehalten werde. Dann erst werden die Klagen über die sogenannte „Ueberbürdung" und ihre Folgen für das gesammte Körperleben der Kinder verstummen. Gar viele Eltern sind aber der Meinung, daß sie aller Sorge für die gesundheitsgemäße Entwicklung der Kinder enthoben seien, sobald sie diese der Schule übergeben haben. Gerade das Gegentheil ist der Fall; gerade die Eltern müssen das thun, was die Schule nicht kann, sie müssen darüber wachen, daß außerhalb der Schulzeit die anderen Körperfunktionen, das Athmungs- und Verdauungssystem, die Muskulatur u. s. w., zu ihrem Rechte kommen.

Es ist nun einmal nicht zu ändern, daß wir die Jugend während eines Lebensabschnittes, der durch großen Bewegungstrieb sich auszeichnet und dadurch auf die Forderung der Natur nach hauptsächlicher Entwicklung des Muskelsystems hinweist, in die Schule schicken und damit zu einer vorzugsweise sitzenden Lebensweise verdammen müssen. Aber diese Versündigung gegen die Natur sollte, wenigstens soweit es ohne Schädigung des Zwecks irgend angeht, durch ausgedehnte Befreiung vom Zwange des Sitzens unschädlich gemacht werden. Von diesem Standpunkte aus ist der ausschließliche Vormittagsunterricht der allein empfehlenswerthe; in diesem Sinne sollte auch die Gesetzgebung eingreifen, wie man in der Gewerbeordnung die hier in Betracht kommende Altersstufe ja auch vor naturwidriger Ausbeutung ihrer körperlichen Arbeitskraft geschützt hat.

Die folgende Lebensstufe, welche bei den sogenannten „höheren" Berufsarten auch noch für die Schule beansprucht wird, ist die Zeit tiefgreifender Aenderungen im körperlichen und geistigen Leben des einzelnen, die der Entwicklung; sie hat für Jüngling und Jungfrau neue Gesundheitsgefahren im Gefolge, und dazu fällt in sie gewöhnlich auch die für das fernere körperliche Befinden so wichtige Berufswahl mit ihren — oft verhängnißvollen — Mißgriffen. Es ist ja die Berufswahl erfahrungsgemäß einer der schwierigsten Schritte im menschlichen Leben, und es wirken meist eine ganze Menge von Umständen bestimmend auf sie ein. Immer aber sollte dem hygieinischen Gesichtspunkt mehr Gewicht eingeräumt, der körperlichen Anlage des Individuums mehr Rechnung getragen werden; die ererbten oder gegebenen leiblichen Fähigkeiten und geistigen Kräfte sollten viel mehr Berücksichtigung finden als z. B. Familienüberlieferung, spätere äußere Stellung, wirthschaftliche Bedürfnisse u. dgl., welche so oft allein den Ausschlag geben. Oder wäre es nicht verkehrt, einen Muskelschwachen zu einer schweren oder auch nur sitzenden Lebensweise, einen Lungenschwachen zu einer Beschäftigung in Staub und Stube, einen Nervenschwachen zu vorzugsweise geistiger Arbeit zu bestimmen? Wie oft wird bei der Berufswahl ein Arzt zu Rathe gezogen? Fast nie! Statt dessen erfahrene Tanten und umsichtige Vettern umsomehr, ohne Frage meist ganz brave Leute, die aber nicht begreifen können, daß z. B. ein Brustschwacher besser zum Landwirth oder Gärtner taugt als zum Uhrmacher oder Schreiber. Auf diese Weise werden bedauerlicher Weise ganze Berufszweige mit körperlich dazu nicht geeigneten Leuten belastet, wie derjenige der Schneider mit strophulösen und lungenverdächtigen Jungen, jener der Nähterinnen mit ebenso veranlagten oder blutarmen und nervenschwachen Mädchen.

Mit der Lebensstufe des Mannes und der Frau treten wir ein in das Alter der produktiven Arbeit.

Arbeit als solche ist anerkanntermaßen eines der besten Mittel, die Gesundheit zu erhalten und ein langes Leben sich zu sichern, wenn nur das richtige Maß nicht überschritten wird. Welches aber ist das richtige Maß? Die Antwort darauf ist sehr schwer zu geben, sie läßt sich nicht in Zahlen fassen, weil die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen eine zu verschiedene und wechselnde ist. So viel jedoch kann man sagen, daß das richtige Maß dann eingehalten ist, wenn die Arbeit nicht das Gefühl der Uebermüdung, das heißt nachwirkender Ermattung, zurücklaßt, wenn der Mensch, sei seine Beschäftigung nun eine vorwiegend geistige oder vorwiegend körperliche, „frisch zur Arbeit" bleibt, so daß er die Aufgabe der folgenden Stunde, des kommenden Tages ebenso leicht erfüllen kann wie vorher.

Ruhepausen sind bei jeder Arbeit nothwendig, da die dem Willen unterworfenen muskulösen Arbeitsorgane, die Arme, Hände ꝛc., ihrer Natur nach nicht in einem fort wie eine Dampfmaschine, sondern nur mit zeitweisen, wenn auch nur über Bruchtheile einer Minute sich erstreckenden Unterbrechungen, also ruckweise thätig sein können. Diese dem Arbeitenden selbst stets unbewußten Ruhepausen lehrt uns eine genauere Beobachtung kennen. Sehen wir z. B. einem hobelnden Schreiner zu, so folgt auf jeden Vorstoß des Hobels ein ganz kurzer Stillstand, bevor das Geräthe zum nächsten Stoß zurückgezogen wird. Diese unbewußte, nur sekundenlange, aber regelmäßig sich wiederholende Pause dient einestheils zur Bildung des für die Einleitung des nächsten Hobelstoßes nöthigen neuen Willensakts und ermöglicht anderntheils ein wenn auch noch so kurzes Ausruhen der vorher thätig gewesenen Muskeln, während dessen sie sich zu erholen vermögen. Man glaubt gar nicht, welche Wichtigkeit diese kleinen Unterbrechungen haben. Sind sie z. B. zu kurz, wenn auch nur um Theile einer Sekunde zu kurz, folgen sich also die Hobelstöße zu rasch, wie dies bei hastiger Arbeit der Fall ist, so werden die Muskeln über Gebühr angestrengt, und die Folge ist dann durch Häufung dieser kleinsten Ausfälle an Ruhe das Gefühl der Uebermüdung. Jede eilige, überhastete Arbeit — nicht gleichbedeutend mit fleißiger, stetiger Arbeit — ist also hygieinisch falsch. Um möglichst ausdauernd arbeiten zu können, muß man die naturgemäßen Pausen zur Erholung der Muskeln richtig einhalten; das gilt für jede

körperliche, ja in sinngemäßer Anwendung auch für die geistige Thätigkeit. Davon verschieden, aber ebenfalls nothwendig, sind die längeren Pausen zwischen den Arbeitsstunden. Sie sind dazu da, um die schließlich doch eintretende Ermüdung nicht bis zur Erschöpfung sich steigern zu lassen.

So viel von der Arbeit; und nun noch ein kurzes Wort über die Familiengründung! In letzterer Beziehung ist statistisch nachgewiesen, daß das Leben im Familienverbande die Gesundheit besser wahrt als das Junggesellen- oder Altjungfernthum, daß also das Eingehen einer Ehe eine lebenverlängernde That ist. —

Stand das Mannesalter hauptsächlich unter dem Zeichen der Arbeit, so steht das Greisenalter infolge des naturgemäßen Nachlasses der Kräfte mehr unter dem Zeichen der Ruhe. Doch ist zu betonen, daß selbst für dieses Alter noch, wenn auch mit Einschränkung, das Wort gilt: „Rast ich, so rost ich!“ Nur muß die Arbeit natürlich der verringerten Leistungsfähigkeit entsprechend von leichterer Art und kürzerer Dauer, die Erholungsfrist reichlicher bemessen sein. Die Ernährung muß dem schwächeren Zustande der Verdauungsorgane angepaßt werden, indem sie sich vorwiegend auf solche Speisen gründet, welche leichte Verdaulichkeit mit möglichst hohem Nährwerthe verbinden. Der alte Kaiser Wilhelm führte nach diesen beiden Richtungen hin ein wahres hygieinisches Musterleben: er arbeitete bekanntlich regelmäßig bis ins höchste Alter und nährte sich äußerst einfach, in der Hauptsache mit konzentrierter flüssiger Speise. Kann nun freilich auch nicht jedermann sich eine „Kaiserfuppe“ gestatten, so kann doch jeder seinen Mitteln entsprechend nach den gleichen Grundsätzen verfahren. Ganz besonders gewarnt werden muß vor den im höheren Alter irrthümlich für zuträglich geltenden alkoholhaltigen Stärkungsmitteln; ihr Genuß bewirkt zwar im günstigen Falle eine künstliche Anregung der Körperkräfte, schlägt in seinen Folgen aber leicht in das Gegentheil um und führt oft zur Zerreißung der im Alter höchst brüchigen Gehirngefäße, also zu Schlaganfällen. Endlich muß noch der geringeren Widerstandsfähigkeit des Körpers gegenüber schädlichen atmosphärischen Einflüssen Rechnung getragen werden; die Kleidung sowohl wie die nächtliche Bedeckung sollte der geringeren Wärmeerzeugung wegen eine dichtere und sorgfältigere sein, besonders im Winter, während dessen für alte Leute auch eine etwas höhere Zimmertemperatur am Platze ist. — Die letzterwähnte Erfahrung leitet uns noch zur Betrachtung einiger höchst wichtiger äußerer Lebensbedingungen hinüber.

Von hoher Bedeutung ist vor allem die Beschaffenheit unserer Wohnung. Daß dieselbe auf trockenem Grunde erbaut sein muß, daß auch die Mauern nicht feucht sein dürfen, daß Licht und Luft möglichst freien Zugang haben sollen u. s. w., das sind ziemlich allgemein bekannte, wenn auch nicht allgemein befolgte Lehren der Gesundheitspflege. Ebenso bekannt ist, daß nicht bloß grober Staub, schädliche Ausdünstungen von Gruben und Oefen, sondern auch oft jene kleinsten Lebewesen, „Bakterien“ genannt, die Gesundheit der Bewohner gefährden. Daß die Bakterien aber jedesmal, wenn sie, wie das meist der Fall ist, infolge von Krankheiten in die Wohnräume eingedrungen sind, ernste und sorgfältige Vernichtungsmaßregeln erheischen, damit sie sich nicht einnisten und zu fortdauernden Gefahren für die Gesunden werden, ist noch zu wenig in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen, und der Kampf gegen diese unsichtbaren Feinde wird deshalb noch viel zu lässig geführt.

Doch nicht allein die Wohnung selbst, sondern auch deren nähere und weitere Umgebung spielt im Haushalt der Gesundheit eine wesentliche Rolle. Um nur einzelnes zu erwähnen, so haben oft genug schon in den Straßen liegende undichte Gasröhren die Bewohner benachbarter Gebäude gefährdet, desgleichen gesprungene Kanalisationsröhren oder von fern her in das Grundwasser eingedrungene Verunreinigungen. Endlich erfordert das Klima unseres Wohnortes oft besondere Veranstaltungen, um schädliche Einflüsse auf unsere Gesundheit zu beseitigen, doch würde es zu weit führen, wollten wir die daraus erwachsenden Aufgaben alle einzeln der Besprechung unterziehen. Haben doch unsere Betrachtungen hier nur den Zweck, die Aufmerksamkeit der Leser von einigen Hauptgesichtspunkten aus darauf zu lenken, daß Gesundheit und langes Leben zwar einestheils ein Geschenk der Götter sind, anderntheils aber auch in sehr hohem Maße ein Ergebniß unseres Thuns und Lassens. Die Thatkraft denkender Menschen in diesem Sinne anzuregen, war die Absicht dieser hygieinischen Skizze: unser Neujahrswunsch soll zugleich eine Mahnung sein, mit selbstthätiger Sorge einzutreten für Gesundheit und ein langes Leben!

Der Tod der Kaiserin Agrippina.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernst Eckstein.

Die blutige Nachtgestalt, die uns von den Geschichtschreibern Roms unter dem Namen des Nero gezeichnet wird, empfängt ihren grausenhaftesten Schatten durch das Verbrechen des Muttermords. Diese Unthat allein — vorausgesetzt, daß sie wirklich mit jener vollkommenen Klarheit des Wollens verübt worden wäre, die den alten Geschichtschreibern für unzweifelhaft gilt, — würde ausreichen, um den Sohn der Ermordeten unter sämmtlichen Vertretern cäsarischer Herzlosigkeit und Verworfenheit auf die niedrigste Stufe zu stellen — tiefer noch als den abscheulichen Wüstling Tiberius, tiefer als den größenwahn strotzenden Buben Caligula, tiefer sogar als den erbärmlichen, grausamen, jeder Würde entrathenden Domitian. „Die andern Verbrechen,“ sagt ein griechischer Philosoph, „gehen lediglich wider das Recht und die Gebote der Gottheit: der Muttermord aber geht noch außerdem wider alle Natur.“

Hätten die alten Geschichtschreiber mit ihrer schwarz in schwarz gehaltenen Schilderung also die Wahrheit getroffen, so wäre es völlig undenkbar, für die Persönlichkeit Neros auch nur die leiseste Regung einer halb widerstrebenden Sympathie zu erwecken, wie man sie doch beispielsweise einem Napoleon, trotz der empörenden Rechtsverletzungen, die sein Konto belasten, trotz Palms und des Herzogs von Enghien, nicht vorenthält.

Bei genauerer Prüfung jedoch stellt sich heraus, daß die Ermordung der Agrippina, soweit der Wille des Kaisers dabei in Betracht kommt, halb schon ein Akt der Verzweiflung war.

Natürlich spricht das den Muttermörder nicht frei: aber es wirkt doch immerhin wesentlich auf die Abschätzung seiner Schuld, auf die Beurtheilung des größeren oder geringeren Grades sittlicher Niedertracht und Verkommenheit, der ihm eigen war.

Wenn uns die drei Geschichtschreiber, die vornehmlich als Quellen für Neros Regierungszeit gelten — Sueton, Dio Cassius und Tacitus — beinahe gar nicht auf diese „mildernden Umstände“ hinweisen, so erklärt sich das aus der einfachen Thatsache, daß ein möglichst düster gefärbtes Bild Neros ihnen aus Gründen der Politik und der republikanischen Propaganda äußerst willkommen war. Ohne bewußt zu fälschen, waren sie doch geneigt, den Gerüchten ihr Ohr zu leihen, welche den „schlechten“ Imperatoren ungünstig waren. Fast durch die ganze Litteratur der ersten zwei Jahrhunderte geht ein republikanischer oder besser gesagt: senatorischer Zug. Der Hochadel, der bis zur Begründung der Monarchie mit schier unumschränkter Machtvollkommenheit das Schicksal des Reiches gelenkt hatte, konnte und wollte es nicht verschmerzen, daß da nun im Palatium ein Fürst saß, der unter scheinbarer Aufrechterhaltung der republikanischen Einrichtungen die schroffste Alleinherrschaft ausübte. Nero vollends, der mit dem „dritten Stand“ unverstellt liebäugelte; der die Verachtung der römischen Großen soweit trieb, daß er einst bei dem üblichen Frühempfang in einer geblümten Tunika, d. h. im Schlafrock, erschien, anstatt sich die feierliche Toga über die Schulter zu werfen; Nero, der einem Mitglied der hohen Körperschaft das Wort ins Gesicht warf: „Ich hasse Dich, weil Du Senator bist!“ —: Nero war für den Hochadel ganz natürlich der Inbegriff alles Verabscheuenswerthen. In diesem Geiste aber urtheilen, schreiben und schildern fast sämmtliche Schriftsteller der früheren Kaiserzeit. Nur solche Imperatoren werden als „gute“ bezeichnet, die nachgiebig und rücksichtsvoll gegen den Adel sind — ganz jenem altpreußischen Junkerverstein entsprechend, das mit den Worten schließt:

„Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.“

Photographie-Verlag von Jos. Albert in München

Neckereien.

Nach einem Gemälde von E. Spiper.

Digitized by Google

Die meisten Frevelthaten, die den „schlechten“ römischen Kaisern zur Last fallen, sind denn auch gegen Mitglieder des ersten Standes gerichtet. Güterein[illegible]ziehungen, willkürliche Hinrichtungen, Verbannungen und Beschimpfungen treffen fast nur Senatoren. Da nun der Hochadel seinen Sitz ausschließlich in Rom hatte, so tritt das jedenfalls merkwürdige und seltsame Ergebniß zu Tage, daß die meisten der „schlechten“ Kaiser — vor allem Nero — in der Provinz für ausgezeichnete Herrscher galten.

Die rückhaltlose, jedem Versuch einer Milderung abholde Verurtheilung Neros in Sachen der Agrippina wurzelt überdies in dem echt menschlichen Gefühle des Mitleids. Agrippina war die verkörperte Ruchlosigkeit; mit kaltem Blute hat sie alles, was ihrem Ehrgeiz im Wege stand, meuchlings niedergemacht. Aber die Frevel, die sie beging, standen sozusagen im Dienst ihrer Mutterliebe. Ihr Sohn war ihr Abgott; ihm auf den Thron zu verhelfen, ihm die Herrschaft gegen alle wirklichen und vermeintlichen Nebenbuhler zu sichern, das betrachtete sie von Anbeginn als die einzige Aufgabe ihres Lebens. Eigene Herrschgelüste mögen dabei noch so ausgiebig mitgespielt haben: man ist dennoch geneigt, ihre Mißgriffe, ihre Ausschreitungen, ja, ihre Verbrechen minder schroff zu verdammen; wie denn die Mutter in Tennysons „Lady Clare“ keinen besseren Weg zur Verzeihung der Tochter kennt als die Worte:

„Mein Kind, ich sündigte ja für Dich!“

Daß nun die Kaiserin Agrippina durch die Veranstaltungen dieses nämlichen Sohnes, für den sie mit solcher Hartnäckigkeit gekämpft und gewüthet hat, hinterrücks aus der Welt geschafft wird; ja, daß sie den Meuchelmord lange Stunden hindurch gleichsam fühlt und erlebt, weil der erste Anprall mißlingt; daß sie die maßlose Bitterniß auskosten muß, für die lange Kette von Tücken und Missethaten, mit denen sie, ihrem Sohn zu Gefallen, ihr Gewissen belastet hat, nicht einmal so viel Liebe zu ernten wie die Hündin, die den verwaisten Löwen auffängt: das bedeutet ein Schicksal von wirklich erschütternder Tragik — und erzeugt in uns eine Stimmung, die nicht dazu angethan ist, nach abschwächenden Umständen zu suchen.

Etwas anders liegen die Dinge, wenn wir an der Hand nicht zu bezweifelnder geschichtlicher Daten den seelischen Zustand prüfen, in welchem sich Nero befand, als er den Einflüsterungen seiner Umgebung, die ihn seit lange zu dem fürchterlichen Entschluß drängte, schließlich Gehör gab.

Die Sachlage war die folgende.

Die kaiserlichen Rathgeber — der Prätorianergeneral Burrus und der Staatsminister Lucius Annäus Seneca — lagen schon seit geraumer Zeit mit der Kaiserin-Mutter im Kampfe um die Regentschaft — das heißt um Sein oder Nichtsein, um Leben und Tod. Vielleicht in Vertheidigung persönlicher Interessen, jedenfalls aber auch zum Wohle des Reiches, das sie vortrefflich verwalteten, hatten sie den leicht erregbaren Fürsten planmäßig gegen die Mutter verhetzt, deren frühere Einmischung in die Regierungsgeschäfte dem altrömischen Mannesbewußtsein schroff widersprach, deren späteres Verhalten mancherlei höchst bedenkliche Züge aufwies. Die schöne Poppäa Sabina, deren Einfluß auf Nero damals schon ungeheuer war, diese Todfeindin Agrippinas, schloß sich — natürlich nur aus schnödester Selbstsucht — diesen Bestrebungen an und lieh der mehr theoretischen Thätigkeit der Minister das Praktische, Unmittelbare. Halbvergessene Gerüchte bauschte sie auf; Aeußerungen, die Agrippina im Zorne gethan, deutete sie als unwillkürliche Offenbarungen einer verderblichen Willensmeinung; sie hetzte, sie log — und hatte so bei dem rasend verliebten Cäsar ein leichtes Spiel, zumal ihr die Brusttöne der Ueberzeugung ebenso reich zu Gebote standen wie die Thränen einer erheuchelten Angst und Entrüstung. Nero war thatsächlich des festen Glaubens, Agrippina trachte ihm nach dem Leben — und den Ministern, deren Köpfe nicht sonderlich fest saßen, wenn Agrippina den verloren gegangenen Einfluß wieder gewann, kam dieser Glaube äußerst gelegen. Vielleicht auch dünkte ihnen die Möglichkeit eines feindseligen Vorgehens der Agrippina gegen den Kaiser gar nicht so unwahrscheinlich. Ein Mordanschlag auf den widerspenstigen Sohn war — so konnte es scheinen — nur die Krönung der bisherigen agrippinischen Politik, die logische Blüthe ihrer von Anfang an bethätigten Staatsweisheit.

Früher schon waren Versuche gemacht worden, den Kaiser zum Einschreiten gegen die Revolutionsbestrebungen Agrippinas aufzustacheln. Junia Silana, gleichfalls eine persönliche Gegnerin Agrippinas, hatte die zwischen Mutter und Sohn bestehende Spannung benutzt, um die erstere des Hochverraths zu bezichtigen: Agrippina sollte den Plan hegen, einen Verwandten des Augusteischen Hauses, Rubellius Plautus mit Namen, auf den Thron zu erheben. Mit klügster Berechnung hatten die Feinde der Kaiserin-Mutter die Stille der Nacht, als Nero im Kreise seiner Vertrauten ahnungslos die Freuden des Bechers genoß, dazu ausersehen, ihm die große Gefahr, in der sein Haupt und sein Thron schwebe, zur Kenntniß zu bringen. Man hoffte, durch diese unvermittelte Plötzlichkeit sofort einen Haftbefehl zu erwirken. Damals war die Sache für Agrippina noch vortheilhaft ausgegangen. Sie hatte sich mit sieghafter Schlagfertigkeit gegen die Verleumdungen Junias vertheidigt.

Jetzt aber, unter dem Einfluß der ränkevollen Poppäa, bekam Altes und Neues ein verändertes Ansehen. Poppäa war unermüdlich im Beibringen neuer „Symptome“; sie bot alle Künste ihres weiblichen Komödiantenthums auf und erzeugte so in der Seele des Kaisers, was ihm fast den Verstand raubte: die Gewißheit eines bevorstehenden Staatsstreiches und hiermit zugleich die eines Mordanschlags auf ihn selbst.

Wenn sich Nero bei diesem Anlaß die Frage vorlegte, ob Agrippina eines so fürchterlichen Verbrechens fähig sei, so durfte er sich diese Frage bejahen. Bis jetzt hatte die Kaiserin-Mutter in der Verfolgung ihrer politischen Pläne keine, aber auch gar keine Schranken gekannt. Weshalb sollte sich ihre Vernichtungswuth gegebenen Falls nicht auch wider den eigenen Sohn kehren? Daß Agrippinas Erbitterung über die Selbständigkeit, die Nero bekundete, stündlich im Wachsen war, daß ihr verwundeter Ehrgeiz sich in den allergehässigsten Ausfällen erging, das war für niemand Geheimniß. Die Kluft zwischen Mutter und Sohn schien fürderhin unüberbrückbar; Agrippina trug zweifelsohne die Schuld daran — und gerade dies Schuldgefühl, dies Bewußtsein, unklug und ihrem eigenen Vortheil zuwider gehandelt zu haben, mochte sie rasend machen. Nicht zufrieden mit der Ausübung der ihr zustehenden Pflichten und Rechte, hatte die Kaiserin durch ihre maßlosen Uebergriffe die Opposition der Minister und der Volksmeinung geradezu muthwillig herausgefordert. Nicht viel hätte gefehlt, daß sie gemeinschaftlich mit ihrem damals noch „gehorsamen“ Sohne sich in die Versammlungen des Senates begeben und dort „im Angesichte des Erdkreises“ die eigentliche Herrscherin des Reiches gespielt hätte. Auf die Dauer war diese Weiberherrschaft nicht haltbar. Auch Nero hatte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß die „beste der Mütter“, wie er sie an dem Tag seiner Thronbesteigung genannt hatte, das Ansehen des Staats gefährde.

Der erste Schritt, den er dann — wirklich nothgedrungen — that, um Agrippina in die ihr gebührende Stellung zurückzuweisen, hatte sofort ihren Zorn entfesselt, trotz des Zartgefühls, mit welchem der kleine Wink, fast nur der Kaiserin-Mutter selber verständlich, zur Ausführung gebracht worden war. Es handelte sich um den Empfang einer fremdländischen Gesandtschaft. Nero saß bereits auf dem erhöhten Prunksessel, als Agrippina erschien, um — wie eine Gleichberechtigte — neben ihm Platz zu nehmen. Da befolgte der Fürst den Rath seines Ministers Seneca. Eiligst erhob er sich, ging ihr entgegen, küßte sie und „vereitelte so — denn die weitere Verhandlung wurde zur ebenen Erde geführt — durch scheinbare Pietät ihre Absicht, die so sehr gegen alles Herkommen war.“

Hiermit waren die guten Beziehungen zwischen Mutter und Sohn ein für allemal aus den Fugen gebrochen — und Feindseligkeit folgte auf Feindseligkeit.

Als Nero endlich — nach mancherlei mehr oder minder bedeutsamen Zwischenfällen — die vornehmste und einflußreichste Kreatur der Kaiserin-Mutter, den Verwalter des Staatsschatzes Pallas, auf Senecas Rathschlag entließ, tobte die beleidigte Agrippina wie eine Wahnwitzige. Unglaublicherweise verstieg sie sich zu der Drohung, sie werde die Prätorianer — die Gardesoldaten — veranlassen, den längst zur Seite gedrängten Britannicus, den rechtmäßigen Erben der Kaiserwürde, durch eine Revolution auf den Thron zu erheben. „Fort mit dem elenden Thronräuber, der nur eines gelernt hat: seine Mutter vor aller Welt zu beschimpfen!“

Diese Sprache war deutlich. Was Wunder, daß sie, von den Lippen Poppäas hundertfach wiederholt und durch neue „Beweise" wirkungsvoll unterstützt, dem Kaiser endlich die Ueberzeugung beibrachte, er sei in der That, so lange sich Agrippina am Leben befinde, des eigenen Lebens nicht sicher — dieses wonnigen, freudetrunkenen Lebens, das er mit einer so unersättlichen Gier umarmte, von dem zu scheiden ihm später sogar in den Tagen des Unheils über die Maßen schwer ward! Neros Umgebung, die sich von der zürnenden Kaiserin Mutter allerdings jeder Gewaltthat zu versehen hatte, während die Anschläge auf das Leben des Kaisers schon um deswillen wenig wahrscheinlich sind, weil Agrippina durch den Tod des Imperators ihre eigene Stellung schwerlich verbessert hätte — die Umgebung also hat es gewiß an hochtrabenden Redensarten zur Beschönigung dessen, was sie erstrebte, nicht fehlen lassen. Die Phrasen von dem Wohle des Reiches, von der Pflicht und dem Rechte der Nothwehr ꝛc. lagen ja auf der Hand. Kurz, Nero faßte — es war im Jahre 59 n. Chr. Geb. — nach langem, zaghaftem Widerstreben den fürchterlichen Entschluß, „zu töten, um nicht getötet zu werden".

Die Erinnerung an die gefühlsrohe Kaltblütigkeit, mit der einst die Kaiserin ihrerseits Opfer um Opfer geschlachtet, mag wohl diesem Entschlusse fördernd zu Hilfe gekommen sein. Wie tückisch hatte sie ihren eigenen Gemahl, den Kaiser Claudius, Neros Stiefvater, aus dem Wege geräumt! Mit der Miene zartlichster Fürsorge schob sie ihm aus einer Schüssel mit Pilzen den schönsten zu — und dieser schönste war durch die Giftmischerin Locusta mit tödlichem Safte getränkt! Fast noch scheußlicher hatte sich Agrippina bei der Ermordung der Lollia Paullina geberdet, die eine Mitbewerberin um die Hand des vergifteten Imperators gewesen war. Sie ließ sich den Kopf der Getöteten in den Palast bringen, um sich persönlich von der richtig vollstreckten That zu überzeugen. Wenn sich der Kaiser diese und andere Züge einer menschenunwürdigen Niedertracht vorstellte — und mit der Ausmalung solcher Geschichten wird die schlaue Poppäa ebenso wenig gekargt haben wie der Mephisto des damaligen Palatiums, der feile, charakterlose Sportsmann und Vergnügungskommissar Tigellinus, — dann mochte er auch das Schlimmste für möglich halten: die Verwirklichung jener angedrohten blutigen Revolution.

Der geistige Urheber des Ueberlistungsplanes war der Freigelassene Anicetus, der Oberbefehlshaber der am Cap Misenum ankernden Flotte.

Dieser erbärmliche, käufliche, zu jeder Unthat erzbereite Halunke, der auch später in dem Skandalprozeß gegen die unglückliche Octavia eine so traurige Rolle spielte, sann sich — jedenfalls in Gemeinschaft mit Poppäa Sabina — ein geradezu teuflisches Bubenstück aus. Man bediente sich nämlich der einzigen menschlich-rührenden Seite im Charakter der Agrippina, ihrer trotz aller Verbitterung fortglimmenden Mutterliebe, als einer Waffe, um sie gerade in dem Augenblick zu zermalmen, wo ihr Herz, von dem Groll über die „Anmaßung des pietätlosen Knaben" befreit, an die völlige Wiederherstellung des früheren zärtlichen Verhältnisses glaubte. In dem ganzen Verfahren liegt sonach etwas von jener hassenswerthen Gemeinheit, die wir mit dem Begriffe des Judaskusses verbinden.

Nero befand sich damals in dem altrömischen Welt- und Modebad am tyrrhenischen Meere, zu Bajä, wo er ein üppiges Landhaus besaß, während die Kaiserin Agrippina jenseit des Golfes in Bauli verweilte. Der junge Kaiser, dem die ränkevolle Poppäa den Plan des Flottenbefehlshabers Anicetus nach und nach beigebracht hatte, schrieb nun von Bajä aus einen heuchlerisch versöhnenden Brief an die Fürstin, sprach darin sein Bedauern über die stets wachsende Kluft zwischen Mutter und Sohn aus, erklärte die Handlungsweise der Agrippina und seine eigene für den Ausfluß übererregbarer Temperamente und bot ihr die Hand zum vollkommenen Ausgleich. Damit auch die Welt erfahre, daß keinerlei Groll mehr zwischen den beiden obwalte, lud er die Mutter ein, ihm zu Bajä einen freundschaftlichen Besuch abzustatten.

Agrippina — und das spricht gar deutlich für die Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu Nero — ging sofort in die Falle. Sie, die mißtrauische Verbrecherin, die allenthalben Verrath witterte, die keine Speise genoß, ohne sie durch den „Vorprüfer" kosten zu lassen; die stets Gegengift bei sich trug: sie hielt es für ausgeschlossen, daß ein Sohn, der sich mit solchen herzentquellenden Tönen an seine Mutter wendete, Arges im Schild führen könne. In ihrer Freude erwog sie nicht, wie meisterhaft ein falsches, ehrgeiziges Weib jedes Gefühl zu erheucheln versteht, wenn sie dadurch ihre Zwecke fördert; sie ahnte nicht, daß Nero diesen „kindlichen" Brief unter dem Einfluß ihrer Todfeindin Poppäa Sabina geschrieben hatte.

Alsbald gab sie die Antwort: „Ich komme" — und dem Versprechen folgte die That. Mit einem nach damaligen Begriffen sehr kleinen Gefolge erschien Agrippina in dem bajanischen Landhaus.

Sie wurde von Nero mit großer Herzlichkeit, ja mit Rührung empfangen, köstlich bewirthet und dann — die Sonne war längst in das Meer gesunken — nach einem verschwenderisch ausgestalteten Prunkschiff geleitet, das die Ueberglückliche durch die sternhelle Frühlingsnacht wieder heimbringen sollte.

Dieses Prunkschiff war eine von Anicetus erbaute Höllenmaschine. Der Mann hatte, wie Dio Cassius erzählt, einmal im Theater mit angesehen, wie ein Schiff von selbst auseinander ging, einige wilde Thiere entlud und dann wieder in seine Fugen zurückkehrte. Sofort war ihm der Plan gereift, „im Dienste der Staatsklugheit" ein ähnliches Schiff zimmern zu lassen und es den Herren Gewalthabern zur Verfügung zu stellen.

Ehe Agrippina das Schiff bestieg, umarmte Nero die Mutter noch mehrmals mit stürmischer Heftigkeit. „Er drückte sich fester und enger an ihre Brust," wie der Geschichtschreiber Tacitus sagt. Man hat in diesem Gebahren des Kaisers das Uebermaß herzloser Heuchelei, den Gipfelpunkt einer widerlichen Schauspielerei erblicken wollen. Ich glaube, mit Unrecht. Selbst Tacitus giebt die Möglichkeit zu, daß „der letzte Anblick der dem Tode geweihten Mutter" in dem Gemüth des entarteten Sohnes wirkliche Kämpfe hervorrief, ein letztes banges Gefühl: „Laß sie nicht fort!" Psychologisch ist das ebenso denkbar wie die Küsse Othellos, eh' er die schlafende Desdemona erwürgt.

Und die Fahrt ging in den schweigsamen Golf hinaus. Die Nacht war entzückend. Kein Hauch in der Luft, kein Kräuseln im Meeresspiegel. Das ferne entschwindende Cap Misenum, die villenbesäeten Hügel — alles schien wie in bläulichen Duft getaucht.

Agrippina saß mit ihrer Vertrauten Acerronia unter dem Baldachin und besprach die Ereignisse dieses glücklichen Tages. Alles wandte sich ja zum guten! Ihr Sohn hatte aufs neue die Grenzen gefunden, wo ihr mütterliches Recht begann. Er hatte gelobt, diese Grenzen zu achten, ihr fest zu vertrauen, ihrem Rath zu gehorchen, solange sie athmete.

„Wie bist Du beneidenswerth!" flüsterte Acerronia.

Da plötzlich erscholl ein furchtbares Krachen, ein Prasseln, ein wildes mark- und beindurchdringendes Angstgeschrei. Das Fahrzeug des Anicetus hatte sich wie von selbst in drei Theile zerlegt, von denen der mittlere, auf welchem der Baldachin der Kaiserin-Mutter stand, bleischwer hinabsank. Ehe Agrippina recht zur Besinnung kam, hörte sie rechts und links das dunkle Gewässer gurgeln. Die salzige Fluth schloß sich schäumend über ihrem Haupte.

Mit ein paar kräftigen Armbewegungen rang sie sich wieder empor. Sie hörte die Hilferufe der jungen Sklavinnen, das Jammergeschrei der verzweifelnden Acerronia. „Rettet mich!" schrie diese, „ich bin die Mutter des Kaisers."

Ein Hagel von Ruderschlägen war die Antwort auf diese Nothlüge. Acerronia versank unter dem Hohngelächter der Schiffsknechte, die sämmtlich verkappte Seesoldaten des Anicetus waren.

Agrippina begriff natürlich sofort den ganzen Zusammenhang, und die grausenhafte Enttäuschung, der wüthende Schmerz über die Unthat des Sohnes, dem sie so blindlings vertraut hatte, raubten ihr fast den Verstand. Aber der Lebensdrang, der glühende Wunsch, die Gegner nicht triumphieren zu lassen, verlieh ihr übermenschliche Kräfte. Sie hielt sich lautlos. Vielleicht gedeckt und getragen durch irgend ein Bruchstück des zerbrochenen Baldachins, trieb sie dem offnen Meere zu, voll eiserner Willenskraft gegen die Müdigkeit ankämpfend, ausspähend, hoffend und harrend, bis endlich ein Fischerboot die halb Erstarrte aufnahm und nach Bauli brachte.

Mit keiner Silbe verrieth sie, was in ihr vorging. Sie gab sich den Anschein, als halte sie die Katastrophe nur für ein Mißgeschick.

Bei der nun folgenden kurzen Darstellung des weiteren Verlaufs nimmt der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes im wesentlichen die Schilderungen seines Romans „Nero" zum Leitfaden. Er kann dies getrost, da der Roman sich gerade in diesen

Kapiteln Schritt für Schritt an den Gang der Geſchichte anſchließt; innere Gründe für eine Abweichung von dem kritiſch geprüften Kerne der Ueberlieferung lagen nicht vor.

In ihrem Landhauſe eingetroffen, ſchickte Agrippina unverzüglich den Freigelaſſenen Agrinus nach Bajä und theilte dem Kaiſer mit, die Huld der Götter habe ſie aus ſchwerer Gefahr errettet. Sie bitte ihren geliebten Claudius Nero, ſeinen Schreck zu bezwingen und ſie vorläufig nicht zu beſuchen; ſie bedürfe der Ruhe.

Nero wußte bereits durch ſeine Spione, daß Agrippina unverſehrt in ihre Villa heimgekehrt war. Ohnehin durch die jüngſten Erlebniſſe bis zum Wahnwitz erregt, wurde er jetzt von der fiebriſchen Angſt ergriffen, Agrippina werde nun keine Grenze für ihre Rachſucht mehr kennen. Seneca, deſſen Mitſchuld an dem Verbrechen nicht klar iſt, mag gleichfalls gefühlt haben, daß es hier kein Zurück gab. Er ſpielte um ſeinen Kopf und mußte alſo das Spiel um jeden Preis zu gewinnen ſuchen.

Vom Kaiſer um Rath befragt, legte der Staatsminiſter dem Gardegeneral Burrus die Frage vor, ob von den Kriegern der Leibwache wohl jemand geneigt ſein würde, Agrippina niederzuſtoßen.

Burrus verneinte. Das Andenken des Vaters der Agrippina, des edlen Germanicus, ſei bei ſämmtlichen Gardeſoldaten noch viel zu lebendig, als daß man ihnen die meuchleriſche Beſeitigung der Tochter zumuthen dürfe. „Aber" — ſo fuhr er fort — „weshalb vollendet denn nicht Anicetus das Werk, das er angefangen?"

Dieſe Berathungen fielen noch in die Zeit vor dem Eintreffen jenes Boten der Agrippina. Wie der Bote nun kam, ward durch einige ſchlaue Kunſtgriffe der Schein erweckt, als habe der Menſch bei Ueberreichung des Briefes den Kaiſer töten wollen. Durch dieſes Manöver ſollte der Mord, den Anicetus nun ſelbſt in die Hand nahm, beim Volke das Gepräge eines Selbſtmords gewinnen, begangen aus Scham und Verzweiflung über den rechtzeitig noch entdeckten Mordanſchlag auf das Leben des Sohnes.

Anicetus, der ſich ſofort gegen Barzahlung einiger weiteren Millionen bereit erklärt hatte, den Henker zu ſpielen, raffte die verwegenſten aus der Schar ſeiner Leute zuſammen und eilte nach Bauli. Er ließ das Landhaus umzingeln. Die wenigen Mannſchaften, die am Thore Wache hielten, waren bald niedergemetzelt.

Nun drang der Mordbube in das Schlafgemach, wo Agrippina mit einer einzigen Sklavin halb in der Dämmerung ſaß und ſich den trübſten Ahnungen hingab, weil noch keine Nachricht von ihrem Sohne gekommen, und nicht einmal der Freigelaſſene Agrinus, den ſie als Boten geſandt, heimgekehrt war.

„Auch Du verläſſeſt mich," ſagte ſie ſeufzend, als ſich das Mädchen beim Nahen der Schritte erhob, um zu ſehen, ob nicht endlich die längſt erwünſchte Kunde von Bajä eintreffe.

In dieſem Augenblick gewahrt die Fürſtin das Halunkengeſicht des Anicetus im Thürrahmen. Sofort wußte ſie, daß alles verloren war.

Und nun zeigte ſich, daß dieſes fürſtliche Weib, trotz aller Verbrechen, die ihr zur Laſt fielen, mehr von jenem halbvergeſſenen Heroismus der alten Republikaner beſaß als die meiſten ihrer männlichen Zeitgenoſſen.

Sie erhob ſich voll ruhiger Würde und verlor ſelbſt dann nicht die Faſſung, als ihr einer von den Begleitern des Anicetus, der Schiffskapitän Herculejus, mit dem Stock über den Kopf ſchlug — ein bezeichnender Zug für dies rohe Geſindel!

Mit königlicher Gebärde ſagte ſie ſtolz und verächtlich:

„Triff dies Herz, Anicetus — unter dem Herzen hier trug ich den Muttermörder."

Von drei Schwertern durchbohrt, ſank ſie neben die Bettſtatt.

Daß Nero bei dieſem ſchauderhaften Verbrechen weniger ſchob als geſchoben wurde, dafür ſpricht vor allem auch ſein Verhalten bei Empfange der Todesnachricht. Wäre der junge Fürſt wirklich mit jeder Faſer das blutgierige, gefühlloſe Scheuſal geweſen, deſſen Ausmalung die Geſchichtſchreiber anſtreben, ſo hätte er — wie einſt Agrippina bei dem Tode des Claudius — frohlocken müſſen. Statt deſſen ergreift ihn die helle Verzweiflung. Laut giebt er ſeiner verzehrenden Reue Ausdruck. Er flucht ſich ſelber. Er regt ſich ſo fürchterlich auf, daß er Nächte hindurch keinen Schlaf findet und von Wahnvorſtellungen der bedenklichſten Art heimgeſucht wird. Dieſe Wahnvorſtellungen, in Ton- und Geräuſchempfindungen beſtehend, werden ſo ſtark, daß er die Ufer des Golfes, wo ſeine Mutter verblutete, ſchleunigſt verlaſſen muß.

Das alles erzählt uns der dem Kaiſer höchſt feindlich geſinnte Dio Caſſius, ohne zu ahnen, daß er uns hier einen Menſchen zeichnet, deſſen öde Erbärmlichkeit zwar unſeren Abſcheu erregt, dem aber trotzdem noch etwas inne wohnt, was wie ein Reſt von Gefühl und Gewiſſen ausſieht.

Senecas erſte Sorge war denn auch die, den Verzweifelten zu beruhigen. Das Staatswohl, die Nothwendigkeit einer Wahl zwiſchen Handeln und Leiden — das war der Kern der unabläſſigen Zuſprüche, die der kalt rechnende Philoſoph unter vier Augen ihm ſpendete, während man dem Senat und dem Publikum gegenüber den Mythus von dem Selbſtmord der Agrippina aufrecht erhielt. Abordnungen der Offiziere mußten auf Senecas Veranſtaltung hin den Kaiſer beglückwünſchen, daß er den furchtbaren Nachſtellungen Agrippinas entronnen ſei. Die Prieſter des ganzen Reiches erhielten die Weiſung, den Göttern für die Errettung des Imperators Dankopfer zu entzünden. Der Senat — der heimliche Gegner des Kaiſers — überbot ſich in Ausdrücken ſklaviſcher Huldigung und in lächerlichen Beſchlüſſen zur Verherrlichung des Gewaltigen, über deſſen geſegnetem Haupte Jupiter ſichtbarlich ſeine beſchirmende Hand gehalten. In der ganzen Verſammlung fand ſich nur ein einziger Mann, der Stoiker Thraſea, der den Muth hatte, den Sitzungsſaal zu verlaſſen, und ſo ſtill ſchweigend gegen dieſe Unwürdigkeit Verwahrung zu erheben.

Wen überraſcht es, wenn ſo der Kaiſer nach und nach an ſich ſelbſt irre ward, ſeine Reue unlogiſch fand und ſich ſchließlich jenem Unfehlbarkeitswahn überließ, der da ſpricht: „Was ich thue, iſt gut — weil ich es thue!" In den Armen Poppäas, in dem Strudel der unerhörteſten Luſtbarkeiten, der nun toller als je im Palatium brandete, vergaß er nur allzubald die dampfende Blutlache an der Bettſtatt der bauliſchen Villa und ward von Tag zu Tag reifer für das größte Verbrechen, das ihm zur Laſt fällt: für die phyſiſche und moraliſche Tötung ſeiner Gattin Octavia.

Der Zeitgeiſt im Hausſtande.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

Von R. Artaria.

1.

Alte Freunde nach längeren Jahren wiederzuſehen, iſt ſelten ein ungemiſchtes Vergnügen. Allzu lebhaft wird man an das Dichterwort erinnert:

„Der Menſch wird ſchließlich mangelhaft,
Die Locke wird hinweggerafft . . ."

und trauernd betrachtet man die Stätten früherer Herrlichkeit. Freilich, jünger und ſchöner ſind auch wir inzwiſchen nicht geworden, obwohl wir uns unvergleichlich beſſer konſerviert haben als der gute X oder die arme Y. Wir haben alſo Grund, die Veränderungen des Aeußeren bei unſeren Freunden mit mildem Auge zu betrachten.

Aber im Innern — o Himmel! Dort hat der Zahn der Zeit manchmal Hohlräume genagt, welche die frühere Freundſchaft unerbittlich mit Einſturz bedrohen. Iſt jene dicke berechnende Ballmutter wirklich die poetiſch zarte Schwärmerin von ehemals? Jener wohlerhaltene Fünfziger, deſſen Seele ſtundenlang am Skattiſche angenagelt iſt, während ſeinen Lippen kaum ein anderes Wort entflieht als: „Ich reize!" oder „Ich paſſe!" — müſſen wir in ihm den liebenswürdigen, dem „ewig Weiblichen" zugewandten Geſellſchafter von ehedem wiedererkennen, ohne deſſen Gegenwart zu Waſſer und zu Lande, zu zwei und zu vier Händen überhaupt nichts „los" ſein konnte? Und nun gar der feurige Freiheitsſchwärmer aus ſchönen Studententagen, der jetzt als griesgrämiger Melancholikus herumſchleicht, weil er letztes Neujahr wieder einmal mit dem grünen Bärenorden fünfter Klaſſe übergangen wurde?! — — Ja, die Zeiten ändern ſich und wir mit

Seine Excellenz.
Nach einer Zeichnung von Rob. Warthmüller.

ihnen, das lehrt uns ein Wiedersehen mit alten Freunden oft genug!

Aber nicht immer. Es giebt doch auch dauerhafte Naturen, welche getrost einmal anderthalb Jahrzehnte überschlagen und trotzdem darauf rechnen können, nach dieser Frist wieder als die Alten erkannt zu werden.

So dürften manche Leser der „Gartenlaube“ ohne Schwierigkeit ein früher im „ersten Jahr des neuen Haushalts“ beobachtetes Paar wiederfinden, wenn ich sie heute in eine große süddeutsche Residenzstadt und zur Wohnung des Landgerichtsraths Walter führe. Früher, als junger Assessor, lebte er mit seiner Emmy in dem kleinen Städtchen Bergheim, nun gehört er dem Landgericht der Hauptstadt an und wohnt seit Jahren dort. Allerdings nicht in einer der vornehmen Straßen — ein Krösus ist er trotz der Gehaltsaufbesserung nicht geworden — sondern in einem vielstöckigen hellgetünchten Hause jener großen Straßenzüge, die soviel menschliches Glück und Elend mit ihren gleichförmigen Fassaden decken.

Wir betreten an einem naßkalten Novemberabend den von flackernder Gasflamme erleuchteten Hausflur, steigen drei schmucklose Treppen hinauf, welche offenbar den Unterschied zwischen Herrschafts- und Dienstbotenfüßen nicht kennen, öffnen mittels des bekannten Autorenhauptschlüssels die braunlackierte Vorthür mit dem kleinen blankgeputzten Messingschild, sehen noch mit einem Blick, wie gut auf dem Vorplatze der sparsame Raum ausgenutzt ist, wie große und kleine Ueberzieher, Hüte und Schirme in strenger Ordnung dahängen, und dazwischen ein hübsches Spiegelgestell dem Ganzen eine gewisse bescheidene Eleganz verleiht. Dann machen wir leise die Thüre auf und treten in das behaglich erwärmte Wohnzimmer.

Von der Decke hängt eine große Schirmlampe nieder und ergießt einen hellen Lichtkreis auf den runden Tisch und die darum gereihten blonden und braunen Köpfe. Es ist merkwürdig still im Zimmer, die Kinder beugen sich lesend und lernend über ihre Bücher, die Mutter schreibt einen Brief, „ausnahmsweise,“ wie sie zu sagen pflegt, wenn ein später Besucher sich zu dieser Stunde noch einfindet.

Aber das ist nicht ganz wörtlich zu nehmen. Frau Emmy gehört nicht zu denjenigen, welche über Kochlöffel und Nähmaschine die Schreibfeder vergessen; ihrer lebhaften Natur war allezeit Mittheilung Bedürfniß, und so wie sie selbst an dem Schicksal ihrer fernen Freunde aufs eingehendste theilnimmt, so erzählt auch sie brieflich leicht und gern von allem, was Haus und Herz bewegt. Wie sie so dasitzt, den gesenkten Kopf mit dem kleidsam aufgesteckten Blondhaar über das Papier gebeugt, sehen ihre Züge noch jugendlich und hübsch aus. Die Figur ist fraulich gerundet, wie es der Mutter heranwachsender Kinder zukommt, aber nicht soviel, daß man die ursprüngliche Schlankheit verkennen könnte.

Jetzt schlägt sie zwei schöne braune Augen von dem Blatt in die Höhe. Der Brief an eine Berliner Freundin, der erste nach längerer Zeit, ist bis zu der Stelle gediehen, wo eine Charakteristik der Kinder und ihrer Entwicklung dringend geboten erscheint.

Emmy wirft einen prüfenden Blick auf ihre Aelteste, die dreizehnjährige Elisabeth, deren rundes Gesichtchen sich allsogleich wie unter einem magnetischen Einfluß vom Buche emporhebt ... Nein — „apart“ kann man sie wirklich nicht nennen, das muß sich Emmy wieder einmal gestehen, obwohl gerade so ungern wie alle vorhergehenden Male. Sie wäre so glücklich über eine „eigenartige“ Tochter, über eines von jenen Wesen mit unergründlich dunkeln Augen und Wimpern unter einem Wald von köstlich hellblonden Haaren, deren Fülle, nur mühsam gebändigt, in schweren Zöpfen den Kopf umgiebt oder auch in großen Wellen von den Schultern zum Gürtel herabfließt, nicht zu vergessen die „goldenen eigensinnigen Löckchen, welche sich jeder Bürste zum Trotz um Stirn und Nacken kraus en“ — eines jener Elfenkinder, die in Romanen so häufig wachsen, dagegen in den mittleren Schulklassen so merkwürdig selten anzutreffen sind. Bei Elisabeth kraust sich nichts um die blanke runde Kinderstirn und von Elfenart ist an ihrem wohlgenährten Persönchen nicht das Geringste zu spüren.

Zwischen festen rothen Backen schaut ein kleines Stumpfnäschen heraus, die blaugrauen Augen sind weder groß noch unergründlich, und um den im Rücken hängenden strohblonden Zopf zu „bändigen“, hat es sicher keiner großen Gewalt bedurft.

So steht das „Aparte“ der äußeren Erscheinung auf schwachen Füßen, aber auch das Innere will sich nicht so eigenartig entwickeln, wie Emmy es ums Leben gern hätte. Keine plötzlichen Einfälle, welche die Besucher in Erstaunen setzen, keine Neigung, auf Dächer und Bäume zu klettern, um sich dann von einem sechzehnjährigen Nachbarssohn herunterbeschwören zu lassen und erst recht nicht zu kommen — nein, von alledem ist in Elsbeth keine Spur. Schlicht und recht, ein braves Schulkind, geht sie dahin und den Buben aus dem Wege, denn von dieser Sorte hat sie an den zwei Brüdern übergenug. Sie erröthet stark und macht ein linkisches Knixchen, wenn sie im Salon der Mama Fremden die Hand geben muß — weiter weiß niemand etwas von ihr zu melden.

„Sie ist ein braves, liebes Kind, welches uns viele Freude macht —“ Emmy, auf die wieder ins Buch vertiefte Elsbeth blickend, findet mit einem leisen Seufzer, daß hiermit der Wahrheit Genüge geschehen sei, setzt also einen Punkt, wo sich doch gar zu gern ein schmückender Nachsatz ihrer Feder entrungen hätte.

Und Fritz, der Zwölfjährige — „bedeutend“? ... Nein — bedeutend kann man auch ihn nicht nennen, den braunen kurz geschorenen Kopf mit der schmalen Stirn und den nüchtern blickenden Augen. Diese gleichen in der Form denen ihres Gatten, aber sie haben nicht soviel Glanz und Lebhaftigkeit — natürlich, die armen Kinder werden ja so mit Schularbeit überbürdet, daß ihnen die Frische zeitig vergeht!

„Geistige Interessen“? Ja wohl, die hat er, nicht gerade für die lateinische Grammatik, aber für Naturwissenschaft. Den Anfangsgründen von Physik und Chemie in Gestalt von Knallerbsen und bengalischen Lichtern hat er schon manches Zehnpfennigstück geopfert, auch eine wirklich genial ausgedachte telephonische Leitung aus Bindfäden und Schachteldeckeln hat er konstruiert. Elsbeth und die Köchin können bezeugen, daß man „es“ im Anfang ganz deutlich hörte; als der Papa dazu kam, versagte freilich die Leitung und Fritz verlor die Lust, ein zweiter Edison zu werden. Er warf sich auf die Geographie und ist bereits beim sechsten Band Jules Verne angelangt. Seine ganze Seele befindet sich in diesem Augenblick „zwanzigtausend Meilen unterm Meer“ bei dem geheimnißvollen Kapitän Nemo, und während der seltenen Besinnungspausen, die ihm das athemlose Durchrasen des Buches gestattet, fragt sich Fritz in höchster Spannung, wie nur der unglückliche Reisende schließlich wieder ans Tageslicht gelangen werde? Denn daß er dies thut, hat ihm ein beruhigender Blick auf die letzte Seite gezeigt.

„Ein gescheiter Junge“ — ja, das kann das mütterliche Gewissen verantworten, und nun geht die Feder rasch an Moritz, dem Achtjährigen, vorbei, an dem wirklich außer einem eifrigen Schling- und einem vorzüglichen Verdauungsapparat nichts Besonderes hervorzuheben wäre, und verweilt bei dem „süßen kleinen Ding, unserem Goldmäuschen Maja.“

Ein zärtlicher Blick fliegt über den Tisch, taucht in die runden großen Kinderaugen wie in zwei Brunnen der Begeisterung, und die Feder der glücklichen Mutter ergeht sich in begeisterter Schilderung ihres Lieblings: „Dein Pathchen, meine Herzensmarie, hat braune Kraushaare und köstliche dunkle Augen, dazu ein süßes Gesichtchen mit dem unschuldig staunenden Ausdruck, der die kleinen Kinder so entzückend macht. Maja ist für ihre drei Jahre merkwürdig überlegt, plaudert herzig und geht als allgemeiner Liebling unter uns umher. Besonders Hugo ist geradezu verliebt in dieses Nesthäkchen, dessen Ankunft ihm damals so gar überflüssig erschien! Das ist nun ein großes Glück, denn im übrigen hat er manchmal Stunden der Entmuthigung, wenn er an die Zukunft denkt — viere sind ja auch ein bißchen viel für unsere Verhältnisse! Und es kommt noch so mancherlei dazu! Dir will ich es ganz im Vertrauen sagen, meine Marie, er hat manchmal das Gefühl, an höherer Stelle nicht nach seinem vollen Werth geschätzt zu werden. Und hierin kann ich ihm nicht Unrecht geben.

Als wir vor acht Jahren hierher kamen, war der Minister ungeheuer freundlich gegen ihn; es wurde uns gesagt, die Excellenz beabsichtige, Hugo als Referenten ins Ministerium hereinzuziehen,

für eine spätere höhere Laufbahn, und ich muß wirklich sagen, daß es ihnen bei dem Mangel an fähigen Köpfen nur gut thun könnte, einen Mann von Hugos geistiger Bedeutung zu haben.

Hugo sollte unbedingt an einen einflußreicheren Posten, er ist ganz dazu gemacht und sitzt nun in dem ewigen Einerlei der Bureauarbeit, welche einen Geist wie den seinigen ermüden muß. Da ist es denn kein Wunder, wenn er manchmal verstimmt ist.

Alles dies ganz unter uns, liebe Marie! Es ist der einzige Schatten, der manchmal in unser Glück fällt —"

Ein kräftiges bestimmtes Klopfen an der Zimmerthür unterbrach den angefangenen Satz.

„Das ist Tante Linchen," rief Moritz zugleich mit dem „Herein!" seiner Mama.

In der geöffneten Thür stand eine große breite Frauengestalt, deren braunrothe Wangen unter einem sturmgeprüften Filzhut hervorschienen. Der Schatten eines Bärtchens lag auf der keineswegs zierlichen Oberlippe, und eine stattliche Habichtsnase wölbte sich darüber her.

„Richtig, da sitzt ja das ganze Lesekabinett wieder beisammen," sagte sie bedächtig mit einer männlich tiefen Stimme. „Ihr seht aus wie das Titelbild eines neuen Familienblatts, das ich neulich sah, wo alles liest, das Ehepaar, die Schuljugend, die Kindsmagd und das Wickelkind, während ringsherum die Bäume umsonst blühen. Ist das eine Zeit!"

Sie hatte während dieser Rede ihren Mantel und den alten Rembrandthut mit der verregneten Feder auf die Diwanecke geworfen und zeigte nun ihre starke Figur in einem Kleide von grobem Wollstoff, welches offenbar der Zweckmäßigkeit größere Rechnung trug als der Schönheit. Auf Schönheit ging Fräulein Linchen in richtiger Selbsterkenntniß überhaupt nicht aus.

„Wem der Herrgott so ein Gesicht gegeben hat wie mir, der braucht nicht viel Zeit, um in den Spiegel zu gucken," sagte sie gemüthsruhig.

Aergerlicher war ihr die aus Versehen im Laufe der Jahre stehen gebliebene Verkleinerungsform ihres Namens, welche so wenig zu dem Großfolioformat ihrer Persönlichkeit passen wollte. Aber Namen haften bekanntlich fest, und wer einmal von zwei Geschlechtern „Linchen" genannt worden ist, der bringt's bei dem dritten zu keiner „Lina" mehr, geschweige zu einer „Karoline"!

Doch auch dies focht sie nicht allzu sehr an, die treffliche Künstlerin, wenn sie vor ihrer Staffelei saß und unermüdlich das menschliche Angesicht nach seinen verschiedenen Gestalten und Farben auf die Leinwand brachte. Ihre Porträts schmeichelten nicht — „das hat man der Natur gegenüber nicht nöthig", pflegte sie zu sagen — aber sie waren frisch und tüchtig gemalt und fanden stets guten Absatz.

So genoß Fräulein Karoline Wiesner eine angenehme Unabhängigkeit, die sie dazu verwendete, ihr eigenes Leben zu gestalten, wie sie Lust hatte, ihren Freunden die Wahrheit zu sagen und durch samaritanische Nächstenliebe die Wunden wieder zu heilen, welche ihre furchtlose Zunge gelegentlich der Eitelkeit ihrer Nebenmenschen schlug. An Emmys heiterem Wesen hatte sie gleich von Anfang an Gefallen gefunden, sich dann ernsthaft mit der jungen Frau befreundet und auch von Herzen gern die Tantenwürde bei ihren Kindern übernommen. Da sie mit Walters im gleichen Hause wohnte, kam sie oft abends beim Heimweg vom Atelier für eine Stunde herein und war ein von groß und klein gerngesehener Gast.

„Nun sagt mir einmal, ihr armen Kinder," fuhr sie in ihrer Rede fort, „was ihr an den vertrakten Büchern habt, daß ihr euch kurzsichtig und stumpfsinnig daran lest? Wißt ihr denn mit euren Freistunden nichts Besseres anzufangen? Da heißt es immer: ‚die Kinder müssen ihre Augen mit den Schulaufgaben so sehr anstrengen!' Jawohl, wenn sie mit denen fertig sind, so setzen sie sich hin und lesen freiwillig weiter, bis sie Lustigkeit und gute Einfälle darüber verlieren und hinterher doch nichts von dem behalten, was sie gerade verschlungen haben."

Die drei Großen sahen verwundert in die Höhe. Klein Maja, die nur begriffen hatte, daß vom Lesen die Rede war, und sich gerne zeigen wollte, legte sich mit dem halben Leib über ihr Oskar Pletsch Buch auf den Tisch, fuhr mit den Fingerchen über die Zeilen und sprach feierlich:

„Nein, für Ypsilon und Zus
Weiß ich, Kinder, wahrlich nichts."

„Na, da haben wir's ja," rief Tante Linchen mit lautem Lachen. „Komm, Du kleiner Spitzbub', gieb mir einen Kuß! Du thust ja doch nur so, bist noch rein von dem Lesefaster!"

„Aber was sollen wir denn sonst anfangen?" wendete nun Fritz ein, indem er behutsam und voll geheimer Hoffnung den Finger auf die Stelle schob, die unvergleichlich spannende Stelle, aus welcher ihn Tante Linchen herausgerissen hatte. Vielleicht ging es doch mit einer kurzen Predigt ab und sie verzog sich bald wieder!

„Was Ihr thun sollt? Springen, Herumlaufen, Spektakel machen!"

„Hier?" fragte Moritz, indem er mit seinen kurzen und schwärzlichen Fingern einen Kreis über das porzellangeschmückte Buffet, den Blumenständer und das japanische Theetischchen beschrieb.

„Hast recht, Junge, hier in dem schönen Eßzimmer ist's freilich unmöglich; aber warum habt Ihr denn nicht ein ganz einfaches Kinderzimmer, Emmy?"

„Rechne doch nach, Linchen! Sechs Zimmer haben wir, zwei davon sind Schlafzimmer der Kinder, eines brauchen wir. Bleibt noch Hugos Studierstube, Salon und Eßzimmer, in welchem sie abends sein müssen, damit die Luft in ihren Schlafräumen frisch und rein ist."

„Die Hygieine!" seufzte Fräulein Karoline, „die unglückliche Hygieine, die zu meiner Zeit noch nicht erfunden war! Wie viel besser hatten wir es in dem kleinen Wolframszell! Da wies unsere Kinderstube — Schnurrenhöhle nannten wir sie — vier gelbgetünchte Wände auf, an welchen die Betten standen, in der Mitte einen gescheuerten Tannentisch, sechs Hocker ohne Lehne darum her und einen Schrank für Lern- und Spielsachen. Das war die Ausstattung. Mit den Hockern machte man Eisenbahn und Extrapost, auf dem Tisch wurden erst die Aufgaben geschrieben und dann gekocht, gepappt, geschnitzt und gemalt; an die Wände schrieb und zeichnete man alles, was einem über die Geschwister einfiel —"

„Das muß lustig gewesen sein," sagte mit glänzenden Augen der dicke Moritz, der sich zusehends für dieses Erinnerungsbild erwärmte.

„Und alle paar Jahre einmal erschien der Tüncher und putzte die ganze Chronik herunter. Dann fing man wieder von vorne an; über die erste Inschrift wurde gezankt, dann kamen immer mehr, und zuletzt mußte die Mama selbst lachen über all den Unsinn," schloß Tante Linchen ihren Bericht.

„Ihr habt überhaupt viel mehr ‚thun dürfen' als wir," seufzte Moritz mit verhaltener Entrüstung.

„Aber auch viel mehr Prügel dafür bekommen, mein Sohn, wenn's übel ausging."

„O Tante!" rief er begeistert, „lieber mehr Prügel und nur nicht so ‚fein' sein müssen!"

„Nun ist's genug," warf die Mutter dazwischen, „Du machst mir ja die Bande ganz aufrührerisch! Komm lieber da hinein" — sie öffnete die Thür in den Salon — „daß man ein ungestörtes Wort zusammen reden kann."

„Ja, Du hast recht," erwiderte Fräulein Linchen, während sie mit zwei großen Schritten über die Schwelle war. „Kinder müssen nicht alles hören. Allein deswegen ist doch wahr, was ich sagte!"

Emmy ergriff ihre beiden Hände: „Wenn Du wüßtest, wie schwer es ist, Kinder zu erziehen in einer großen Stadt, eingeengt durch die Verhältnisse, mit schmalen Mitteln, über die man nicht hinaus kann, mit der steten Rücksicht auf andere —"

„Weiß ich, Kind, weiß ich!" nickte das Fräulein gutmüthig. „Kann Dir sagen, daß ich deswegen Euch verheirathete Leute nicht beneide. Aber ich habe so meine eigenen Gedanken, wenn Du auch vielleicht meinst, die alte Jungfer versteht das nicht. Ihr vergrößert Euch die Schwierigkeiten selbst mit dem ewigen Streben nach Schick und könnt auf der andern Seite den Kindern zu wenig von dem erlauben, was ein Kinderherz freut. Glaubst

Hein

Nach einem Gemäl

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

ekehrt!

T. E. Rosenthal.

Du nicht, ein gut Theil Humor und Bescheidenheit des künftigen Menschen wächst unter dem von den Geschwistern überkommenen abgelegten Kleidchen? Was gewinnen denn die Kinder an dem vergleichenden Blick auf die andern ‚Schultoiletten' und an dem Bewußtsein, eine den Begriffen der Klasse völlig angemessene Kleidung zu tragen? Nur jene frühzeitige ‚Haltung' des Dutzendmenschen, dessen höchste Genugthuung darin besteht, genau so zu sein wie die andern! Und Du selbst, arme Emmy, wie mußt Du Dich an der Nähmaschine plagen, um all diesen Schick zur Saison fertig zu stellen! Es ist ja recht brav von Dir, daß Du's thust, aber nimm mir's nicht übel, ich fände es gescheiter, Du führtest die kleine Bande in unscheinbaren Kleidern an die Luft und kämest dann ausgeruht und vergnügt heim, statt daß jetzt am Abend Deine abgespannten Nerven nur nach Stille verlangen und deshalb die Lesebücher vorgenommen werden müssen."

„Die Kinder gewinnen doch manche Anregung daraus!"

„Anregung! Siehst Du, das ist so ein Wort, welches ich auf den Tod hasse, das heißt auf deutsch: den Brei einem in den Mund schmieren, der noch keinen Hunger hat. Dem geistigen Magen bekommt das ebenso schlecht wie dem körperlichen, er wird überladen und unlustig vom vorzeitigen Essen. Ein tüchtiger Bub und ein geweckter Mädel, die fühlen sich ganz von selbst ‚angeregt', ihre Augen in der Welt aufzumachen. Und die dämlichen — die werden durch die schönsten Anregungen doch nicht gescheit, das ganze Gelese ist umsonst, sie könnten in der Zeit 'was Gesünderes thun!"

„Aber Linchen, Du wirst doch nicht im Ernst verlangen, daß man in unserer Zeit seine Kinder nicht lesen lassen soll?"

„Fällt mir gar nicht ein, nur Verdauung, richtige Verdauung ist nothwendig. Ein Buch, wohlgemerkt am Sonntag, nicht in jeder freien Werktagsstunde, und wenn das ausgelesen ist, nochmals lesen, weil man ihnen so geschwind kein anderes giebt, und dann sich hinterher einmal erzählen lassen, was drinnen steht, statt aus der Kinderbibliothek alle paar Tage einen neuen Band heimzuschleppen und durchrasen zu lassen! Auf diese Weise zieht man ja ordentlich die öden und gedankenarmen Menschen!"

„Nun," erwiderte Emmy mit einem verdächtigen Zucken der Mundwinkel, „es thut mir leid, wenn Dir meine Kinder so öde und gedankenarm vorkommen, ich habe davon freilich bis jetzt nichts bemerkt."

„Ja, wenn Du anfängst, übelzunehmen, dann wollen wir das Gespräch aufstecken! Die empfindlichsten Künstler sind doch die Eltern, sie vertragen eine Kritik ihrer Erziehungswerke durchaus nicht, selbst wenn sie ganz allgemein gehalten ist. Na, gute Nacht denn!"

„Nein, nein, Linchen!" bat Emmy und hielt die Freundin fest, „es war nur so eine Anwandlung. Ich kann die Wahrheit ertragen. Sage mir nur alles, was Dir an meinen Kindern unangenehm auffällt!"

„Ich sprach gar nicht von den Deinen im besonderen. Sie sind ja ganz ordentlich und hören, wenn auch mit Ueberwindung, zu lesen auf, wenn man ins Zimmer hereinkommt. Das ist anderswo nicht der Fall, bei Hoffmanns z. B. lesen die nach freiheitlichen Grundsätzen erzogenen Söhnlein ruhig weiter, ohne den Besuch zu beachten. Die Mama fühlt wohl die Unschicklichkeit, wagt aber nicht, ihnen das zu wehren bei der großen Selbständigkeit, welche die jungen Herren zur Freude ihres Vaters gewonnen haben. Nein, da sind die Deinigen von ganz anderem Holze!"

„Und doch möchtest Du sie anders haben!"

„Nicht sie möchte ich anders haben, sondern theilweise die Umstände, unter welchen sie aufwachsen. Ich möchte sie trotz der Großstadt und ihren Uebeln zu frischen Menschen werden sehen, bei denen die Phantasie auch ihr Theil abkriegt, nicht immer nur das verstandesmäßige Denken. Weißt Du, was ich thun würde, wenn ich an Deiner Stelle wäre, Emmy?"

„Nun?"

„Dann würde ich zuerst den Bücherschrank und den japanischen Tisch und die Goldfische aus dem Eßzimmer hinüberstellen in des Herrn Landgerichtsraths Stube. Er ist doch nicht jeden Abend drin?"

„O nein," erwiderte Emmy ein wenig gepreßt, „er geht jetzt fast regelmäßig abends aus. Nach der ermüdenden Bureauarbeit, die dem Geist ja gar nichts bietet, bedarf er dringend der Erholung und Anregung. Ich muntere ihn selbst dazu auf."

„Auch Anregung!" dachte Fräulein Karoline und sah Emmy einen Augenblick prüfend an. „Nun," fuhr sie dann in leichtem Ton fort, „also hinüber mit den Sachen, oder auf den Speicher, wenn's nicht anders geht! Und dann würde ich aus dem Eßzimmer eine helle, gemüthliche Kinderstube machen und mich abends mit den Vieren um den runden Tisch setzen, aber nicht zu einem Lesekabinett. Sie müßten mir bei allerhand leichter Handfertigkeit ihre Augen ausruhen lassen, und dann würde ich ihnen erzählen, Geschichten und Theaterstücke und Jugenderinnerungen, wobei man sich zur Aneiferung immer fünfzig Prozent braver machen kann, als man wirklich war; dann müßten sie mir Räthsel rathen und aufgeben, dadurch wird der Verstand viel aufgeweckter als vom Geschichtenlesen, oder man fängt mit einer Knittelverszeile an und der nächste muß mit einem Reim weiter spinnen und so fort, je lustiger je besser. Es giebt ja tausend solche Spiele, die zugleich Beschäftigung sind und die man nicht immer erst hervorzuholen braucht, wenn ‚Gesellschaft' da ist. Das Beste dünkt mich hier für den Hausgebrauch gerade gut genug. Soll aber doch einmal gelesen werden, so gieb einem der Großen ein Buch und laß vorlesen. Auch das ist eine Kunst, die heutzutage in Vergessenheit geräth, gerade wie das Erzählen. Und wie ganz anders wirkt doch das lebendige Wort auf die Kinder als das gelesene! Sie sind ja glücklich darüber und verlangen stets nach mehr! — Siehst Du, Emmy, so ging es in unserer Kinderstube zu, es sind tüchtige Menschen darin aufgewachsen, die heute noch mit inniger Rührung an ihre goldene Jugend denken und an die kluge gütige Mutter, aus deren Hand sie jene empfingen."

„Auf diese Art käme man eigentlich gar nicht mehr zu sich selbst," sagte Emmy nach einer kurzen Pause. „Ich bin immer froh, wenn sie beschäftigt sind, damit ich auch einmal etwas lesen oder schreiben kann."

„Du kannst sie ja früh zu Bett schicken, aber im übrigen, liebe Emmy, nimm es mir nicht übel: wer vier Kinder hat, der darf, glaube ich, zehn Jahre lang nicht in solcher Weise an sich denken. Vier Menschen fürs Leben erziehen, das ist ein so gewaltiges Geschäft, daß es mir ordentlich davor graust!"

„Wenn alle Leute das so schwer nehmen wollten —"

„Dann gäbe es viel weniger unvernünftige, schlecht erzogene und unnütze Menschen auf dieser Welt, davon bin ich überzeugt. Aber das trifft Dich ja nicht. Du bist eine gute und sorgsame Mutter, nur in dem einen Punkt würde ich es anders machen."

Emmy saß nachdenklich da, sie fühlte etwas Wahres aus den Worten ihrer aufrichtigen Freundin heraus, zugleich aber fragte sie sich, was für Gesichter wohl ihre Bekannten machen würden, wenn sie plötzlich ihr reizendes Eßzimmer so vereinfachen wollte! Gerade daraus hatte sie sich bisher einen besonderen Stolz gemacht, daß man ihm die Kinderstube nicht ansah, die es eigentlich war. Aber allerdings — wie viel Wehren und Ermahnen hatte es auch gekostet, um das durchzusetzen! — Sie erinnerte sich, sogar von Hugo ein paar anzügliche Bemerkungen darüber gehört zu haben . . .

„Es ist doch recht schwer, ein moderner Mensch zu sein!" in diese Worte faßte sie schließlich das Ergebniß ihrer Betrachtungen zusammen.

„Gerade im Gegentheil!" meinte lachend die Künstlerin, „es ist sehr bequem, man macht sich alle modernen Erfindungen und Künste zu nutze, wenn man sie brauchen kann, und schließt im übrigen vor dem nervösen Zeitgeist hübsch die Thür zu. Mache ich's nicht immer so? Und kommt Ihr nicht mit vielem Vergnügen in meine ‚paradiesische Einfachheit' da oben? Uebrigens . . ." rief sie plötzlich wie elektrisiert, „ich vergesse ja über unserm Gerede ganz, warum ich heute abend da bin, ich wollte Dir erzählen, daß sie zu mir kommt, daß ich sie malen darf!"

„Wer ist ‚sie'?"

„Vilma von Düring, das reizende Geschöpf!"

„Die allerliebste Katze!"

„Siehst Du, Emmy, hier bist Du ganz abscheulich ungerecht. Du hast geradezu ein Vorurtheil gegen Vilma!"

„Ich habe sie als Kind gekannt und glaube nicht, daß ihr damaliger Charakter sich unter der Erziehung dieser Mutter sehr verändert hat."

„Die Alte gebe ich Dir preis, die ist, unter uns gesagt, auch mir äußerst zuwider mit den steten Lobpreisungen ihrer Töchter und der offenkundigen Männerjagd. Die Mädchen leiden auch sehr darunter . . ."

„Paula — ja, das glaube ich, weil ihrer wahrhaftigen Natur die vielen Lügen ein Greuel sind. Gott weiß, wie das Mädchen in die Familie kommt! Vilma aber und Hedy, der vielversprechende Backfisch, finden es nur unklug von der Mama und haben deshalb manchmal Bescheidenheitsanfälle. Nun, ich will Dir Deine Begeisterung nicht stören, hübsch ist sie ja, die blonde Vilma, das muß ihr der Neid lassen, und für Euch Künstler genügt das."

Linchen wollte eben lebhaft erwidern, als draußen die Glocke gezogen wurde und der Schritt des Hausherrn im Vorplatz erklang. Sie erhob sich zum Gehen.

„Bleibst Du nicht noch ein wenig?" fragte Emmy. „Es erheitert Hugo immer so sehr, mit Dir zu plaudern."

Doch Linchen entschuldigte sich mit dringender Arbeit. Frauen erheitern, die armen Opfer männlicher Tyrannei, o ja, das that sie gern, aber Männer, denen es ohnehin schon viel zu gut in dieser Welt ging — nein, die sollten sich nur selbst aufheitern, dafür opferte sie keine Viertelstunde ihrer kostbaren Zeit. Und so enteilte sie nach ein paar rasch gewechselten Begrüßungsworten gegen den Herrn Rath und war schon oben in ihrer bescheidenen Wohnung angelangt, als dieser im Hausrock zu seiner Frau ins Zimmer trat.

2.

Der Landgerichtsrath machte für seine zweiundvierzig Jahre immernoch einen jugendlichen Eindruck. Zwar schimmerte hier und da durch seine dichten dunkeln Kraushaare ein silbernes Fädchen, aber die braunen Augen blickten lebhaft, manchmal sogar mit einer durchdringenden Schärfe, und seine Bewegungen waren rasch und leicht. Das freundliche Lächeln freilich, welches in jugendlichen Jahren so charakteristisch für sein hübsches Gesicht war, schien jetzt seltener geworden zu sein, dagegen vertiefte sich um den Mund ein gewisser Verdrießlichkeitszug, wie er sorgenvollen Hausvätern zukommt und würdig ansteht. Emmy pflegte jetzt nach diesem Zuge zuerst zu spähen, wenn Walter das Zimmer betrat.

Und heute war er unleugbar vorhanden. Ihr Gatte wandelte nach kurzer Begrüßung schweigend im Zimmer auf und ab wie ein Mann, der einen Theil des Weltlaufs als persönliche Beleidigung empfindet. Emmy häkelte fleißig an einer bunten Decke, sie erwartete in solchem Fall gerne sein erstes Wort.

„Schmidt ist vortragender Rath geworden," brach Hugo endlich das Schweigen.

„Ach!" fuhr Emmy auf, „wie ist das möglich? Schmidt ist ja jünger als Du!"

„Und was thut das? Deswegen kann ihn der Herr Minister doch begünstigen."

„Wie ungerecht! Schmidt ist doch gar kein besonderer Kopf."

„Aber ein ausgezeichneter Streber, mein Kind, einer von denen, die es weit bringen, weil sie es verstehen, sich bemerklich zu machen. So muß man sein, das ist die richtige Sorte für die große Carriere!"

„Nun, laß gut sein, Hugo!" tröstete Emmy, die rasch aufgesprungen war, seinen Arm ergriff und jetzt mit ihm den Spaziergang durchs Zimmer fortsetzte. „Du kannst noch nicht von Zurücksetzung sprechen, bist ja noch jung für Deinen Posten."

„Ja, wenn mein Ehrgeiz nicht weiter geht, als im Kollegium grau zu werden wie so viele andere, dann habe ich mich allerdings nicht zu beklagen. Ich hatte Besseres gehofft, freilich vergebens, wie ich jetzt sehe . . ."

„Es wäre eine Auszeichnung gewesen," stimmte kleinlaut Emmy bei, „und ich hätte sie Dir sehr gegönnt, lieber Mann. Doch, was thut's," fuhr sie wieder muthig werdend fort, „wir sind auch so glücklich und vergnügt. Etwas mehr Geld freilich könnte nichts schaden —"

„Gewiß," bestätigte Hugo sarkastisch, „drüben auf meinem Schreibtisch liegt ein Pack Rechnungen, der diesen Satz glänzend belegt."

„Es waren lauter nothwendige Anschaffungen für die Kinder, Hugo!" sagte sie mit leisem Vorwurf.

„Weiß ich, liebes Weib" — er zog sie an sich und drückte ihren Kopf gegen seine Brust. „Ich weiß auch, daß Du alles so gut eintheilst als möglich. Aber steigende Bedürfnisse und gleichbleibende Einnahmen, das reimt sich schlecht. Wir werden einmal nach einheitlichem Grundsatz ans Sparen denken müssen, mit den einzelnen Anläufen ist es nicht gethan."

„Gerne, Hugo," erwiderte Emmy, „wir wollen uns gleich daran machen, ich hole meine Bücher, wir haben gerade noch eine Stunde Zeit bis zum Abendessen."

„Nun, das eilt ja nicht so," meinte er etwas unlustig, doch Emmy, froh, die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen zu können, enteilte und kam bald mit Haushaltungsbuch und Tintenfaß wieder. Dann saßen sie rechnend und vergleichend eine Zeitlang über das Buch gebeugt, das, nach Rubriken geordnet, eine leichte Uebersicht gestattete.

„Und das wäre also wirklich alles, woran wir sparen könnten?" nahm endlich Hugo kopfschüttelnd das Wort. „Eine billigere Wohnung in schlechtem Stadtviertel, eine geringer bezahlte Magd, die nicht kochen kann, und Abbrechen am täglichen Tisch? Das letztere besonders scheint mir ganz falsch, denn die Kinder sind im Wachsen und brauchen eher mehr als weniger. Was wollen auch schließlich die paar hundert Mark sagen, die dabei herauskommen!"

„Nun, zu verachten sind sie nicht, aber allerdings — die Ersparniß ist nicht groß."

Eine Pause entstand. Hugo ging wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich sagte er, stehen bleibend:

„Ist es nicht sonderbar? Wir haben mehr als so viele, die auch durchs Leben kommen müssen, wir haben dazu den guten Willen, uns einzuschränken, und bringen es trotzdem zu keinem nennenswerthen Erfolg."

„Ich habe auch schon die Tage her viel darüber nachgedacht," entgegnete Emmy, „und weißt Du, worauf ich gekommen bin?"

„Nun?"

„Wirksam sparen könnten wir nur, wenn wir uns entschließen würden, unser ganzes Verhältniß um einen Grad herunter zu setzen, alle unsere Gewohnheiten und Ansprüche. Wenn jedes einzelne billiger beschafft und auf manches völlig verzichtet wird, dann muß zuletzt im ganzen etwas herauskommen. Aber wir müßten dann freilich auch den Muth finden, dies unsern Bekannten einzugestehen."

„Warum nicht gar," brauste Hugo auf, „uns selbst um die gesellschaftliche Stellung bringen, die heutzutage alles ist!"

„Ist sie denn wirklich etwas so Großes, daß man solche Opfer für sie drangeben muß?" fragte Emmy nachdenklich. „Oder meinen wir am Ende nur, es müßte so sein? Sieh, Hugo, wir leben eigentlich immer im Hinblick auf andere. Ich thu' es ja auch, ich weiß es, und die Aenderung wird mir schwer genug fallen, aber ich muß sagen, die viele Heuchelei, die in unserm Leben ist, fängt an, mich zu drücken. Wir sind im Grunde ganz kleine Leute, und doch wollten wir lieber hungern als einen uneleganten Anstrich haben — das ist eine fürchterliche Schwachheit. Wir schrauben uns immer höher und höher, der ‚Welt' zuliebe, und diese Welt besteht genau genommen aus einer handvoll Menschen, die ebenfalls recht froh wären, wenn sie eingestehen dürften, daß es ihnen gerade so geht wie uns. Und alle wissen das voneinander, aber niemand findet den Muth, zu sagen: von heute an giebt es, wenn meine Freunde zu mir kommen, einen Braten ohne Vor- und Nachspeisen oder einen einfachen kalten Aufschnitt zum Salat, wie ihn jeder an seinem eigenen Tisch vergnügt und zufrieden ißt, bei seinen Freunden jedoch durchaus nicht essen darf! Wir, Du und ich, stehen jetzt geradezu vor der Wahl, entweder auf Geselligkeit, wie sie in dieser Stadt üblich ist, zu verzichten, weil sie zu kostspielig wird, oder unsere Bewirthung so einzurichten, daß sie unsern Verhältnissen entspricht."

„Ich möchte Dein Gesicht sehen, Emmy, wenn Du den Geheimrath Hoffmann zu Schinken und Butterbrot eingeladen hättest!"

„Vielleicht ginge es über meine Kraft, sein Gesicht dabei zu sehen. Aber wo steht es geschrieben, daß wir gerade den Geheimrath wieder einladen müssen?“

„Nun, da hast Du es ja — dann sinken wir eben aus der gesellschaftlichen Höhe um eine Stufe herunter. Nein, das geht nicht, man kann sich nicht ausschließen. Wir leben eben einmal in dem, was unsere Welt ausmacht, und müssen einigermaßen an der Oberfläche bleiben — schon um der Kinder willen! Man sollte sich eigentlich, so lange sie klein sind, vorsätzlich mit lauter reichen Leuten befreunden, damit diese und ihre Kinder dann später den Erwachsenen wirksame Hilfe zum Fortkommen bieten können ...“

„Hugo!“ Sie blitzte ihn voll Entrüstung an, worauf er ihr lachend die Hand hinstreckte. „Das ist Dein Glück, daß Du lachst, ich ließe mich wahrhaftig gleich von Dir scheiden, wenn das Dein Ernst wäre! Pfui, auch nur in Gedanken die Freundschaft so zu entheiligen!“

„Sie kann ja dennoch aufrichtig sein; mit reichen Leuten ist sie eben so gut möglich wie mit armen!“

„Aber oft nur unter schwierigen Umständen, denn Reiche brauchen zu häufig Schmeichler statt Freunde. Nein, davon sei mir nur ganz still, Du Spekulant, dessen sämmtliche Freundschaften keine Viertelmillion werth sind! Wir wollen unsere Kinder zu tüchtigen Menschen erziehen, die sich selbst ihr Fortkommen schaffen, statt nach reichen Freunden auszulugen, die ihnen doch nicht helfen können, wenn sie untüchtig sind.“

„Das hat man eben auch nicht so in der Hand, wie Du meinst. Die Erziehung allein macht keine guten Köpfe, da kommen zuerst die Anlagen in Frage. Sieh unseren Fritz an! Dachten wir nicht, das müsse ein genialer Junge werden? Und was ist er jetzt? Ein mittelmäßiger Kopf, der viel schlechter lernt als ich im gleichen Alter.“

„Dein Lernen wurde von einem sorgsamen Vater überwacht, der ganz seiner Familie lebte,“ sagte Emmy mit dem Gefühl eines Menschen, welcher, ein brennendes Streichholz in der Hand, sich dem Pulverfaß nähert.

„Was soll das heißen?“ fuhr Hugo auf, und sein Gesicht röthete sich. „Willst Du mir etwa damit sagen, daß ich ein pflichtvergessener Vater sei? Werden mir auch die paar Abendstunden Erholung nicht mehr gegönnt, die ich dringend brauche, wenn ich den ganzen Tag für meine Familie schaffe und arbeite?“

„Ach, Hugo, sei nicht gleich böse,“ flehte sie, „Du weißt, daß ich Dir alles gönne, was zu Deiner Erholung dient. Aber andererseits habe ich das sichere Gefühl, daß Du Dich um Fritz mehr annehmen müßtest, ich kann ja doch seine lateinischen Aufgaben nicht mehr nachsehen wie früher die deutschen Hefte. Er wird jetzt so zerstreut und nachlässig; wenn er ein paar Abende in der Woche drüben in Deinem Zimmer unter Deinen Augen arbeiten müßte, so würde er sich wohl anders zusammennehmen. Und dann —“ fügte sie zögernd hinzu, „fällt das abendliche Ausgehen ins Gasthaus doch auch unter die Reihe der entbehrlichen Ausgaben, von der wir vorhin sprachen.“

„Weiberlogik und kein Ende,“ brach nun Hugo erbittert los. „Weil der faule Schlingel nicht arbeitet, soll der Papa hübsch zu Hause bleiben und es ihm eintrichtern. Das wäre der richtige Weg, ihn vollends denkunfähig zu machen. Nichts da, den wollen wir auf andere Weise kurieren — Fritz!“, rief er hastig und öffnete die Thür nach dem Speisezimmer.

Fritz kannte offenbar diesen Ton. „Ja, Papa!“ erwiderte er, eilfertig hereinschießend.

„Sind Deine sämmtlichen Aufgaben für morgen gemacht? Ich sage säm—m—t—lich—e!“ Fritz schwieg betreten. „Nun?“ erklang es nochmals drohend, und Fritz stammelte: „Nur noch — die Mathematik —“

„So, und da sitzt Du und liest, als wenn alles in schönster Ordnung wäre — Du bist doch ein ganz pflichtvergessener Kamerad! Aber ich sage Dir: wenn bis Ostern nicht Deine sämmtlichen Noten gut sind — Du weißt, wie schlecht sie im Herbst waren — dann sollst Du mich kennenlernen! Denke daran, jeden Augenblick von jetzt an, und richte Dich danach! Und jetzt geh' augenblicklich und hole die Aufgabe, Du bekommst nichts zum Nachtessen, bis sie fertig ist.“

Fritz, der nicht einsah, wie so dieses Unwetter ihm aus tiefem Frieden heraus plötzlich um die Ohren sausen konnte, zog sich einigermaßen verdonnert zurück. „Heut ist der Papa bös“, war seine Nutzanwendung gegen die erstaunt horchenden Geschwister, dann holte er seinen Schulranzen und begann zu arbeiten.

Kühne Schlittenfahrt.

Zeichnung von P. F. Messerschmitt.

Drinnen im Salon sagte mittlerweile der Rath zu seiner Frau:

„Was ferner Deinen andern Vorwurf der Geldverschwendung betrifft —“

„Ach laß doch, Hugo,“ besänftigte sie, „das war ja nicht so gemeint.“

„Ich will es hoffen,“ sprach er majestätisch, „denn er wäre geradezu thöricht. So weit sind wir denn doch noch nicht, um mit den paar Groschen rechnen zu müssen, die ich allenfalls für mich gebrauche. Man kann das Sparen auch zu weit treiben, liebes Kind, und geräth dadurch in eine kleinliche Knickerei, zu welcher ihr Frauen hauptsächlich Anlage habt. Ich stimme jeder vernünftigen Ersparniß im großen zu, aber erlasse mir soviel als möglich von den Kleinigkeiten! Wenn ich in mein Haus heimkomme, will ich ein friedliches Behagen finden, nicht neue Verdrießlichkeiten nach den bereits ausgestandenen. Du verstehst das ja fertig zu kriegen, Emmy, bist ja klüger und praktischer als andere.“

Sie schwieg eine Zeit lang. „Ich will Dir einen Vorschlag machen,“ sagte sie dann, „der uns aller kleinlichen Ersparnisse überhebt; ich hielt nur bis jetzt damit zurück, weil er natürlich auch seine Schattenseite hat. Hier —“ sie holte einen Brief aus der Tasche und entfaltete ihn — „fragt meine Freundin Marie an, ob wir nicht geneigt seien, einen jungen Amerikaner, der hier studieren soll, bei uns aufzunehmen. Die Pension würde sehr reichlich bemessen sein, die Ansprüche des jungen Mannes dagegen nicht das übersteigen, was unser Haus bieten kann. Die Eltern legen den Hauptwerth darauf, daß er deutsches Familienleben kennenlernt.“

Hugo sprang auf und ging im Zimmer umher.

„Einen Fremden hier in unserer Häuslichkeit! Einen Amerikaner mit einer von der unseren völlig verschiedenen Bildung!“

„Hierin irrst Du. Er ist der Sohn einer Freundin von Marie, einer Deutschen, die in Boston an einen der ersten Professoren verheirathet ist. Dieser steht auch mit Deutschland in vielfacher Verbindung und stimmt dem sehnlichen Wunsche seiner

Digitized by Google

Frau bei, dem Sohne eine gute deutsche Bildung zu verschaffen. Ein Semester in Berlin, wo er viel in Mariens Hause verkehrte, hat der junge Francis bereits hinter sich, er spricht auch ziemlich gut deutsch, — Du siehst also, das Wagniß ist nicht so arg."

„Hm — wir haben ja aber gar keinen Platz, wo wolltest Du ihn denn unterbringen?"

„Dafür ließe sich schon Rath schaffen. Im oberen Stock ist ein großes Mansardenzimmer zu haben. Dorthin kämen die Jungen, ihr jetziges Zimmer gäbe Deine Studierstube und die bisherige, die hübsch und elegant ist, stünde dann für den jungen Weston zur Verfügung."

„Und immerfort diesen Menschen in unserem vertrauten Kreise, an unserem Tisch haben, kein ungestörtes Wort mehr mit den Kindern!"

„Den Kindern könnte es vielleicht recht gesund sein, sich bei Tisch und sonst aus Rücksicht auf den Fremden manierlich zu benehmen," versetzte Emmy, die sich infolge von Hugos Widerspruch zusehends für den Plan erwärmte. „Uebrigens soll der junge Mann ein guter umgänglicher Mensch sein. Marie hat ihn sehr gern und hält viel von seinem Charakter."

„Einen Pensionär nehmen?" wiederholte Hugo, hartnäckig seinen ersten Gedanken festhaltend. „Das heißt öffentlich eingestehen, daß man nicht mehr genug zu leben hat."

Emmy fühlte mit dem Ahnungsvermögen der Frauen, daß hier endlich der Hauptgrund aus der Tiefe heraufstieg, sie erwiderte deshalb mit großer Lebhaftigkeit: „Aber Hugo, gerade in diesem Falle kann doch niemand an dergleichen denken. Wir betonen bei allen, daß es eigentlich ein Freundschaftsdienst ist, den wir Marien und den Eltern erweisen, daß wir gern die Gelegenheit benutzen, unsere Kinder Englisch lernen zu lassen . . ."

„Gut, gut —" unterbrach sie ihr Gemahl, „daß es Dir an Gründen nicht fehlen wird, glaube ich. Wir wollen jetzt die Sache ruhen lassen und zu Tisch gehen. Morgen ist auch noch ein Tag."

Am andern Abend schrieb Emmy an Marie: „Ich habe es bei Hugo durchgesetzt! Der junge Weston kann kommen, sobald er will, und schreibe seiner Mutter, daß ich über ihn wachen will, als ob er zu den Meinigen gehörte."

(Fortsetzung folgt.)

1892

Venetianisches Ständchen.

Neige Dich, Du Holde, Schöne!
Neige huldvoll Dich hernieder
Dort von des Balkones Rande
Meiner Mandoline Töne
Bring' ich Dir und Liebeslieder,
Die nun Gruß der Frühling sandte.

Sieh! am dunklen Himmelsraume
Schimmern golden rings die Sterne,
Und der Mond glänzt silberhelle,
Alles liegt im tiefen Traume,
Alles schläft — Verrath ist ferne,
Und verschwiegen ist die Welle! —

Martinus Meyer.

Aus den Werkstätten des Lichts.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Blick auf die Berliner Lampeninduſtrie.

Von Erich Salzmann. Mit Abbildungen von C. Stöving.

äßt ſich der Fremde, der Berlin beſucht, lediglich von ſeinem Reiſehandbuch leiten, ſo ſieht er in der Regel nur die glänzenden Bilder der Hauptſtraßen; er bewundert die Reſidenz mit ihren Schloſſern und Muſeen, mit ihren Verkaufsläden und Cafés, ihren Theatern und Schauſtellungen. Er wandert unter den Linden und in der Friedrichſtraße umher, durch die Leipzigerſtraße, durch den Thiergarten und durch die endloſen Villenzüge des vornehmen Weſtens. Führt ihn aber Zufall oder Abſicht in der Frühe des Morgens in andere Theile von Berlin, nach Norden oder Süden etwa, ſo wird er ein ganz anderes, aber in ſeiner Art gewiß nicht weniger großartiges Bild heimwärts tragen. Er wird unabſehbaren Menſchenfluthen begegnen, die von der ſechſten Stunde ab in die Fabriken und Werkſtätten münden, und wird ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß die ehedem als Witzwort aufgeſtellte Behauptung, Berlin ſei der größte Fabrikort Deutſchlands, jetzt eine ganz einfache, nüchterne, durch Zahlen zu belegende Wahrheit geworden iſt.

Hauſt nun vor dem Oranienburger Thor die Großinduſtrie, der Maſchinenbau, werden dort Lokomotiven und Torpedos geſchmiedet, ſo iſt am entgegengeſetzten Pole, im Süden, in der Luiſenſtadt, die Kleininduſtrie, die aus dem Handwerk herausgewachſene Fabrikthätigkeit — und zwar von altersher — angeſiedelt. Aus kleinen Anfängen entſprungen, iſt gerade ſie zu hoher Blüthe gediehen und hat ihren Erzeugniſſen Rang und Namen in der ganzen Welt verſchafft.

Es iſt eigenthümlich, daß Erwerbszweige, die durch Förderung von oben her an die Spree verpflanzt worden ſind, nur ein Treibhausleben geführt haben und trotz aller Fürſtengunſt wieder eingegangen ſind oder doch zu keinem weſentlichen Mittel für die Ernährung der zunehmenden Menſchenmenge ſich zu entwickeln vermochten. Die Seidenweberei, dies Lieblingskind zweier Könige, iſt nach großen Opfern ſpurlos verſchwunden, nur die vielen Maulbeerbaumpflanzungen zeugen noch von der Seidenwürmerzucht, mit welcher man der Lombardei und der Provence das Feld ſtreitig zu machen trachtete; und die königliche Porzellan-Manufaktur leiſtet zwar ſelbſt künſtleriſch Vollendetes, hat aber ihren Hauptzweck, zur Nachfolge anzueifern, nicht erreicht. Ganz auf eigene Hand haben ſich dagegen Induſtrien nach Berlin gezogen, die den Wettbewerb der Welt aushalten, die für viele Tauſende Arbeit und Brot gebracht haben.

Der moderne Menſch braucht Licht, viel Licht: eine gewaltige Summe von Thätigkeit und Intelligenz wird zur Befriedigung dieſes ſtets wachſenden Bedürfniſſes aufgewandt, und an dieſem Kapital von Schaffensluſt und Schaffenskraft iſt Berlin in allererſter Reihe betheiligt. In der Beleuchtungsinduſtrie marſchiert dieſe Stadt an der Spitze nicht nur Deutſchlands, ſondern Europas, ja man darf ſagen, der Welt.

Wir ſprechen heute nicht vom Kampfe des Gaſes mit der Elektrizität, in welchem der einſtige Reformator von dem Anſturm einer ganz friſchen Revolution ſchwer bedrängt wird, wir haben nicht den Krieg gegen die Finſterniß auf Straßen und Märkten, ſondern den gegen die Dunkelheit in den Häuſern im Auge, welchen die Petroleumlampe ausdauernd und kräftig führt.

Die Petroleumlampeninduſtrie iſt ein ſehr weſentliches Glied im Erwerbsleben der deutſchen Reichshauptſtadt geworden: die Arbeiter, welche ſie jahraus, jahrein beſchäftigt, halten der Einwohnerzahl einer kleineren deutſchen Stadt die Wage. Und wie winzig ſind die Anfänge, aus denen dieſes ſtattliche Heer erwachſen iſt!

Der Monteur.

Es war unter der Herrſchaft des Rüböls: der Klempner ſchnitt nach altem Modell aus Weißblech die Küchenlampe, etwa in der Form einer Bockwindmühle, zurecht, und der aus dicken Fäden gedrehte Docht ſpeiſte eine Flamme, die weniger weit leuchtete als ſie dunſtete und qualmte. Bei der grünen Schirmlampe arbeitete der Gelehrte, noch ehe ſie durch den Cylinder zu einem minderen Grad von Flatterhaftigkeit genöthigt worden war.

Andererſeits war in Berlin durch die franzöſiſchen Refugiés die Anfertigung von Lackierwaren in Aufnahme gekommen. Der Samen, den dieſe unfreiwilligen Pioniere des Geſchmacks auf den Wegen ihrer Verbannung ausgeſtreut, hatte auch an andern Orten Deutſchlands, z. B. in Braunſchweig, Wurzel geſchlagen. Der Kleinbetrieb hob ſich dort in dem Maße, daß ein ſtrebſamer Mann Namens Stobwaſſer ſchon im Jahre 1763 eine Art Lackierwarenfabrik ins Leben rufen konnte. Um dem Unternehmen eine größere Ausdehnung zu geben — die Grenzen des eigenen Landes waren gar zu eng und der Zollverein lebte damals nur in patriotiſchen Träumen — verlegte es einer ſeiner Nachkommen im Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts nach Berlin und zwar in die Wilhelmſtraße, in Räume, welche die wachſende Fabrik bis vor fünf Jahren benutzt und ausgefüllt hat. Der Betrieb war ein

Der Bronzeguß.

handwerksmäßiger, mit Gewerkmeistern und Gesellen — eine Form, welche, trotzdem inzwischen Maschinen zum großen Theil die Handarbeit ersetzt haben, im Stobwasserschen Geschäft aus alter Anhänglichkeit bis heute äußerlich erhalten geblieben ist, während die seitdem entstandenen ähnlichen Unternehmungen von Anfang an die neuerdings übliche unmittelbare Abrechnung zwischen dem Arbeiter und dem Fabrikanten gewählt haben. — Die Stobwassersche Fabrik zog nun die Anfertigung von Lampen in den Bereich ihrer Thätigkeit und erwarb sich und Berlin einen geachteten Namen in diesem Geschäftszweige. Die messingene Schiebelampe mit ihrem gleichmäßig ruhigen Licht wurde der Hausfreund in den weitesten Kreisen, und wenn sie auch die ihr gespendete Gunst nicht ebenso gleichmäßig vertheilte, wenn auch der Oelkasten zugleich ein Schattenspender war, so daß dies Licht nicht parteilos über die ganze Familie sich ergoß, so war doch der Fortschritt ein derartig „einleuchtender", daß die „gemüthliche Schiebelampe" später schwer zu vertreiben war und sogar, trotzdem ihre Anlage gar nicht darauf berechnet war, für Petroleum umgemodelt wurde.

In Frankreich hatte man inzwischen neue praktischere Formen für Rüböllampen erdacht. Nacheinander kamen von Paris aus die „Astrallampe" mit ihrem kreisrunden Oelbehälter und der „Moderateur", bei dem das Oel aus dem Reservoir heraufgepumpt wurde, nach Deutschland und regten zu Nachbildungen für den deutschen Markt an. Die Firma Stobwasser schenkte allen diesen neuen Erscheinungen ein aufmerksames Auge, und es ist bezeichnend, daß ihre Rüböl-Schiebelampen und Moderateure noch jetzt für gewisse Liebhaber in Deutschland und für die Ausfuhr weiter angefertigt werden. Bald aber regte sich in Berlin selbst ein tüchtiger Wetteifer, und namentlich zwei junge Leute, die von der Pike auf gedient, im Stobwasserschen Geschäft und in Paris ihre Erfahrungen gesammelt hatten, die noch lebenden Inhaber der Firma Wild und Wessel, halfen, aber für eigene Rechnung, in der Mitte der fünfziger Jahre die französischen besseren Lampen durch zuverlässiges inländisches Fabrikat gänzlich vom deutschen Markt verdrängen.

Am Löthofen.

Inzwischen waren auch verschiedene Mineralöle auf den Kampfplatz getreten. Photogen und Solaröl trachteten danach, das Kind des Rapses abzulösen, und wenn diese Lichtspeisen auch nicht viel Boden zu gewinnen vermochten, so regten sie doch den Erfindungsgeist mächtig an und gaben Anlaß zu Fortschritten in der Lampenfabrikation, welche bei der großen Umwälzung in der Beleuchtungsfrage, die sich jetzt näherte, von ganz wesentlichem Vortheil waren.

Das Jahr 1859 trat unter denkwürdigen Erscheinungen ins Leben; sein erster Tag brachte den Neujahrsgruß Napoleons III. an den österreichischen Gesandten, welcher die Nationalitätsfrage in Italien aufrollte und in der Folge der Karte Europas eine gänzlich veränderte Gestalt gab; und während so große Ereignisse ihre Schatten voraus warfen, kam eine neue flüssige Lichtquelle von jenseit des Meeres in den sich verjüngenden Welttheil, kam das erste amerikanische Petroleum nach Europa. Schon die erste Sendung erregte eine völlige Revolution. Es fanden sich kühne Leute, welche die vorsorglich mitgesandten Lampen sammt dem neuen Brennstoffe zu probieren sich erdreisteten, und als man gesehen, daß alles gut war, stürzte sich die deutsche und im besondern die Berliner Fabrikation mit Eifer auf das neue Gebiet und arbeitete so nachhaltig, daß sehr bald zwar das amerikanische Rohprodukt recht gesucht war, die amerikanischen Lampen aber überflüssig waren. Die Lampenfabriken schossen in Berlin aus der Erde hervor

und ihre Erzeugniſſe gingen bald weit über die Grenzen des Landes hinaus. Längere Zeit wußte man freilich die Petroleumlampe lediglich mit Flachbrennern auszurüſten — dann entſtanden Rundbrenner noch ziemlich unpraktiſcher Bauart und mit ſchwer zu behandelnden Dochten, bis etwa im Jahre 1865 die im weſentlichen jetzt noch gültige Grundform der Rundbrenner mit flachem Docht zur Annahme gelangte. Auf dieſer Grundlage ſind ſämmtliche neueren Syſteme der Petroleumbeleuchtung aufgebaut, und der Firma Wild und Weſſel gebührt unzweifelhaft der Ruhm, in ihrem damals eingeführten Kosmosbrenner die erſte Konſtruktion ſolcher Art geſchaffen zu haben. Die einfachen Flachbrenner ſind im Laufe der Jahre völlig aus der Berliner Fabrikation ausgeſchieden; auf ganz billige Lampen für die Ausfuhr beſchränkt, machen ſie nicht mehr die großeren Anfertigungskoſten dieſes Platzes bezahlt und werden nur noch an einigen anderen Orten Deutſchlands hergeſtellt.

Mit ſeinen Rundbrennern aber beherrſcht Berlin den Weltmarkt, ganz Europa iſt ihm tributpflichtig. Trotz Paris und Wien hat es ſelbſt in Frankreich und Oeſterreich ſeine Eroberungen gemacht; in Rußland aber, in Skandinavien, England, im ganzen Süden und im Orient herrſcht es unumſchränkt, und die Berliner Lampe leuchtet in Hammerfeſt wie in den Gemächern des türkiſchen Paſchas. Südamerika, Afrika, China und Auſtralien ſind beſonders günſtige Abſatzgebiete, und man verſichert, daß von der Wiege der Petroleumlampe, von den Vereinigten Staaten, nur der Schutzzoll den deutſchen Wettbewerb einigermaßen fernhält.

Wie entſteht nun eine ſolche Lampe?

Eine Petroleumlampe? Eigentlich gar nicht; ſie kommt ſtets mit einer großen Anzahl Schweſtern zugleich zur Welt, und auf welche Weiſe eine ſo zahlreiche Geſellſchaft ins Leben gerufen und für ihren Beruf tüchtig gemacht wird, wollen wir in großen Zügen dem Leſer zu zeigen verſuchen.

Sehen wir uns zunächſt die Fabrik von außen an: wer da geglaubt hat, eine ſtolze Ritterburg der Induſtrie zu finden, wie ſie an des Rheines kühlem Strome oder ſonſt im Lande ſich aufbauen, der wird enttäuſcht ſein. Kein von Mauern umſchloſſenes Viereck in Ziegelbau, hoch überragt von emporſtrebenden Wartthürmen, den mächtigen Schloten, die ſchwarzes Gewölk ausathmen! Die Berliner Lampenfabrik, wie ſie ſich gerade in ihren bedeutendſten Anweſen darſtellt, ſteht ganz bürgerlich in Reihe und Glied der Straßenhäuſer, und ihr Vorderhaus deutet auf Wohnräume. Im Erdgeſchoß befindet ſich wohl das Muſterlager, da iſt die Buchhalterei, das Komptoir, und die gewölbten Kellereien ſind von dem viel Platz in Anſpruch nehmenden Glaslager gefüllt; der Schornſtein aber, das auch hier nothwendige Uebel, iſt ſoweit als möglich nach hinten verbannt. Er verbirgt ſich ſchämig und hat ganz und gar nicht die Aufgabe, Reklame zu rauchen. Drei Höfe mit Quergebäuden: das iſt der Typus der Berliner Lampenfabriken, und in dieſen Baulichkeiten dehnen ſich die Arbeitsſäle und thürmen ſich bis zum vierten Stock.

Die Lampe beſteht in ihren weſentlichſten Theilen aus Zink und Kupfer, und der Urſtoff kommt in Barren oder in der Geſtalt von Meſſingblech aus den Hütten. Wir betreten zuerſt die Gießerei, wo die „Füße", die Vaſenbehälter und ſonſtige Untertheile hergeſtellt werden. Die Zinkgießer haben leichtes Werk; ihr Material läßt ſich bequem ſchmelzen und mit dem Löffel direkt in die Form bringen. Geſchwind füllen ſich die Körbe mit dem Ergebniß, welches zu den Metalldrehern wandert, um ſich an der Drehbank die Ecken und Kanten abſchleifen zu laſſen.

Mühſeligere Arbeit erheiſcht der „Bronzeguß". Das hier zur Verarbeitung kommende Metall beſteht im allgemeinen aus Kupfer und Zink im Verhältniß von 3 zu 2. Die Erfahrung läßt kleine Zuſätze von Zinn oder ſonſtigem Metall räthlich, für beſtimmte Farbenabſtufungen auch eine andere Zuſammenſetzung des Schmelzgutes angebracht erſcheinen. Die Modelle hat ein Künſtler entworfen und in Thon geformt, der Modelleur in Gips oder Holz nachgebildet; ſie ſind alsdann in der Fabrik ſelbſt gegoſſen und ſorgfältig ciſeliert worden. Sie häufen ſich im Laufe der Jahre und zieren, ſauber regiſtriert, die Wände als überaus theurer Zimmerſchmuck, von dem nur ein ſehr kleiner Theil durch fortlaufenden Gebrauch die Lagerkoſten verdient. Die Bronzegießer ſind größtentheils auch Former. In ſchweren eiſernen Käſten wird dem ſchwarzen Formſand das Modell eingedrückt, die ſo gebildete Form im Trockenofen gehärtet und im Gießofen die Metallmaſſe in Graphitgefäßen bis zu leichter Flüſſigkeit erhitzt. Drei ſtarke Männer nehmen aus der weißen Gluth den gewichtigen Behälter, und rauſchend ergießt ſich das ſiedende Metall durch die offen gelaſſenen Wege bis an die geſteckten Ziele. Die

Der Saal für die

Form kann für den Bronzeguß nur je einmal benützt, für jedes Stück muß sie besonders hergestellt werden. Das spiegelt sich natürlich im Preise ab, und für die billigeren Lampen wendet man deshalb Zinkguß an, dem man entweder in der Lackierer werkstatt die gewünschte Farbe oder den beabsichtigten Metallglanz giebt, oder den man auf galvanischem Wege vergoldet, versilbert, vernickelt, verstählt, verkupfert, bronziert, vielfach auch durch wiederholte Behandlung zur Annahme zweier oder dreier Metall schattierungen zwingt. Lampenkörper aus Glas, Majolika, Porzellan, die vielfach verwendet, aber in Berlin nicht erzeugt werden, kommen in großen Massen aus Böhmen und Schlesien, Ungarn

Brennerfabrikation.

und Mähren, vom Rhein und selbst aus dem weit entfernten Japan.

Bei den Monteuren vorbei, deren Obliegenheit in dem Zusammensetzen der Lampentheile besteht, kommen wir zu den Arbeitergruppen, welche sich mit der Verarbeitung der Messingbleche beschäftigen. Mit Riesenscheren oder durch „Balanciers“ (Prägewerke, durch Schleuderhebel in Bewegung zu setzen) werden die Bleche zerschnitten, Röhren der verschiedensten Durchmesser werden hergestellt, gezerrt und geglättet, um zur Anfertigung der Brenner vorbereitet zu werden, Glockenringe und Verbindungsstücke werden vorerst roh zubereitet. Sämmtliche Messingtheile gehen alsdann durch die verschiedenen Stationen der Beize, eine Reihe von Säureverbindungen, und verlassen sie, vom Schmutze gereinigt, mit schönem hellen metallischen Glanz.

Mächtige Säle enthalten die Zunft der Metalldrücker, aus deren geschickten Händen der Brenner schon in seiner wesentlichen Form hervorgeht.

Eine ebenso endlose Reihe bilden die Klempner, von denen ein jeder vor seiner Flamme, emsig löthend, sitzt; einen anderen Saal nehmen die Gürtler ein, Handwerksleute, welche mit aufmerksamem Auge jeden Messing- und Bronzetheil zu prüfen und mit der Feile nachzubearbeiten haben. Viel mechanischer ist die Thätigkeit der Schnittarbeiter, deren Balanciers das Unglaublichste an automatischer Wirksamkeit leisten: der eine stößt in eine Brennerhülle zweihundert Löcher und zwar in wechselnder Form und zweierlei Art — genau nach dem 200. Stoß bleibt er stehen, die neue Arbeit erwartend; ein anderer zackt zwei Brenner-Aufsatz Ringe gleichzeitig und mit einem Schlage in die bekannte zierliche Form aus, ein dritter stanzt eine runde Platte aus, prägt sie von beiden Seiten, zackt zugleich den Rand und setzt endlich noch einen Stift ein.

Scharen von jungen Mädchen sind damit beschäftigt, die fertigen Lampentheile zusammenzusetzen, sie einzupacken und, mit den ihnen gebührenden Zeichen versehen, an die gehörigen Stellen zu legen: denn eine sehr sorgfältige Ordnung ist vonnöthen, will man sich bei der Ausführung der Aufträge in diesem Meer von Formen und Zusammenstellungen, von Farben und Größen zurechtfinden.

Ein Bild dieser unendlichen Vielheit giebt das Musterlager, obgleich dort nur die nothwendigsten Anhaltspunkte für den vorher schon durch Zeichnungen vorbereiteten Käufer gesammelt sind. Da erblickt man Gehänge aus Bronze, aus Zink- und Eisenguß, Tischlampen der werthvollsten und der billigsten Art, für jeden Geschmack und für jedes Land. Hier eine Gattung, die nur in China gekauft wird, dort eine, die dem Sinn der Spanier entspricht, grácisierende hohe Säulen im Stil des Empire, für England bestimmt, welches für diese Großmuttererinnerungen besondere Vorliebe hat, daneben ein reizendes Modell nach echt hellenischem Vorbild, hohe Ständerlampen für den Salon, mit breitem, oft phantastisch geschmücktem Dach, das alles ist in den Räumen zusammengedrängt. Schmucke Arbeiten nach guten Renaissancevorbildern zeigen sich neben dem Barock, das jetzt von der Mode — die auch auf diesem Gebiet herrscht — so lebhaft bevorzugt wird. Dazu kommen noch Besonderheiten aller Art, Lampen für das schwerere Solaröl, Sicherheitslampen, Studier- und hygieinische Lampen mit konzentrierter Flamme und zwiefachem Schutzcylinder — mit einem Wort, das Musterlager ist die Arche Noäh für Beleuchtungsgegenstände.

Der Kampf ums Dasein zeitigt fortwährend neue Formen, neue Erfindungen und — neue Namen. Der Weg zu den letzteren ist ungefähr folgender: Ein Fabrikant erfindet eine neue Lampe und bringt sie unter dem Namen „Reformlampe“ in den Verkehr. Ein Konkurrent nach dem anderen sieht sich genöthigt, den Grundgedanken des neuen Brenners mit einigen Aenderungen für seine „letzte Neuheit“ zu verwerthen und seinen Vorgänger zum mindesten durch einen schöneren, stolzeren Namen zu schlagen, und auf der Leiter der Phantasie gelangt man von der „Reform“ nach und nach zur „Viktoria“, zur „Gloria“, zur „Triumph Lampe“.

Digitized by Google

Das Galvanisieren.

In einer Lampenfabrik, wie die hier beschriebene, sind etwa 250 Arbeiter ständig beschäftigt, welche im Jahr ungefähr 1 000 000 Brenner fertigstellen, die allerdings zum Theil als solche in den Engrosverkehr kommen. Man rechnet, daß etwa 10 000 Menschen in Berlin in der Petroleumlampen Fabrikation ihr Brot verdienen, doch ist die Zahl keine genaue, da die Grenzen dieses Beschäftigungszweiges nicht scharf abzustecken sind. Berlin besitzt etwa zwanzig solcher Fabriken, unter denen die Firma Schuster und Baer und die bereits früher genannten beiden ältesten Anwesen die namhaftesten sein dürften. Dann folgt eine Reihe solcher, die nur Lampentheile, entweder Brenner und Messingtheile oder nur Lampenfüße und -körper, anfertigen, endlich solche, die alle Bestandtheile kaufen und nur eine eigene Lackiererei haben oder endlich bei den zahlreichen selbständigen sogenannten „Blech Lackierermeistern" lackieren lassen.

Mehrere hundert Firmen bezeichnen sich selbst als Inhaber von Lampenfabriken. Nach ganz mäßiger Schätzung verlassen jährlich zehn bis zwölf Millionen Rundbrenner Berlin. Zu jedem dieser Brenner gehört doch, wenn er seinen Daseinszweck erfüllen soll, endlich einmal eine Lampe und ein Käufer. Man denke, welch eine Fluth von Helle sich damit entfesseln läßt, wieviele Stätten emsiger Arbeit und traulicher Behaglichkeit aus dieser Quelle ihr Licht schöpfen!

Neunzig Jahre Männermode.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Cornelius Gurlitt**. Mit Zeichnungen von **O. Heyffert**.

I.

Wenn nach Jahrhunderten die Besucher eines Ahnensaales an den Bilderreihen dahinwandeln, so wird ihr Auge gewiß nachdenklich auf den Werken des 19. Jahrhunderts ruhen. Sie werden zwar, die Reihe der Frauen überschauend, finden, daß diese nicht wesentlich von früheren Zeiten sich unterscheiden: sie tragen veränderten Schnitt der Kleider, aber die alten Stoffe, farbenreiche Seiden und Sammte, Atlas und bunte Wollenstoffe, Brokate und bestickte Bahnen, zierliche Bänder und Spitzen, reiches Geschmeide am Hals, im Ohr, an den Armen. Es lebt in ihnen der alte Schmuckſinn, vom Federnhut herab bis zu der mit Schnallen oder Rüschen verzierten Schuhspitze, ein Sinn der Festlichkeit, der Lebensluſt, des Drangs nach dem Schönen, und zugleich ein liebenswürdiges Mitgefühl für die Welt: denn „wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Daneben stehen aber die Männer des 19. Jahrhunderts: in schwarzem Frack, schwarzer Weste, schwarzen Beinkleidern, schwarzem hohen Hut, schwarzen Schuhen; dazu weiße Wäsche, weiße Handschuhe — also ohne die geringste Farbe, in wahrem Leichenbittergewande. Und doch: dieser hat ein schmales buntes Band im Knopfloch, jener ein breites und einen Stern mit Brillanten auf der Brust. Endlich Farbe, endlich wenigstens etwas Gold: denn die Brustnadel, die Uhrkette, der Siegelring, das sind alles Kleinigkeiten, welche auf die Gesammterscheinung fast ohne Einfluß sind. Wo sind die Zeiten hin, da der Landsknecht in modefroher Laune alle möglichen Farben auf sich häufte, da der Hofmann in zierlichem Reichthum mit den Frauen wetteiferte, da der seidene, gestickte Frack, die Beinkleider aus gepreßtem Sammet, die reichen Degengehänge, die Berlocke und glänzenden Metallknöpfe noch zur Erscheinung des Mannes von Welt gehörten? Freilich, da steht ja im Ahnensaal auch ein Mann unserer Zeit in buntem Kleid! Der blaue Rock hat einen wie mit dem Lineal abgerissenen steifen rothen Kragen und ähnliche Aermelaufschläge, eine schnurgerade Linie blanker Metallknöpfe, eine Anzahl schmaler und breiter Streifen hier und dort, die aber alle streng senkrecht oder wagerecht verlaufen, nicht erfunden sind, um einen Mann zu schmücken, sondern einer langen Reihe von Männern den Eindruck einer unerschütterlichen Einheit zu geben. Es ist ein Soldat. Bunt ist der freilich genug; aber die Farbentöne sind nicht von ihm und für ihn gewählt. Sie haben dieselbe Eigenschaft wie der bunte Schmuck der Civilisten: der König, der Staat, eine öffentliche Autorität gab dem Manne, was ihn schmückt. Diese allein sind Herren über alles Farbige, sie können durch ein Machtwort uns die erschrecklichsten Farbenzusammenstellungen begehrenswerth machen, sie allein brechen den farbenstumpfen Sinn der Männerwelt und reißen sie aus der ertötenden Eintönigkeit heraus.

Wir ſind ja eigentlich nicht ſo ganz des Sinnes für Farbe beraubt: der liebt einen bunten Hausrock, jener ſchöne, mit Blumen beſtickte Pantoffeln oder Mützen; auf der Jagd trägt mancher ein etwas luſtigeres Gewand — aber wenn wir uns „ſchön machen“ wollen, dann hüten wir uns ängſtlich, die Regel der Farbloſigkeit zu überſchreiten! Schon ein allzu rother oder blauer Schlips, das Hervorſchauenlaſſen eines bunten Taſchentuches, ja die Blume im Knopfloch erſcheint des „ernſten“ Mannes unwürdig. Selbſt der flotte Student wartet, bis ihm ſein Corps das Band und die Mütze giebt. Für ſich wagt keiner von uns die graubraune oder ſchwarze Grundſtimmung unſerer Kleidung zu durchbrechen.

Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, die Zeit der beginnenden ſtehenden Heere hat die Soldaten in ein einheitliches Gewand gepreßt, an Stelle der launenhaften Landsknechttracht eine völlige Unfreiheit geſetzt, ſo daß ein Rock allen Kriegern desſelben Regiments gemeinſam wurde. Die napoleoniſchen Kriege haben die Regimentsunterſchiede bis auf kleine Merkmale verwiſcht, kommende Zeiten werden vielleicht die Unterſchiede der Truppentheile ganz aufheben und beim Soldaten die Einheitstracht vollſtändig durchführen. Neben dieſer Gleichmacherei ging freilich auch die Entwicklung des Unterſcheidungsweſens her: den Grenadier oder Musketier vom Schützen, dieſen vom Unteroffizier bis hinauf zum Feldmarſchall unterſcheidet immer ein Knopf mehr, ein hinzugefügtes Streifchen Goldlitze und dergleichen. Aber man hält feſt an dem Grundſatz, daß ein Kleid alle Krieger ziere: des Königs Rock!

Es wäre hier eine ſehr ſchöne Gelegenheit, über den Militarismus loszuziehen, doch weiß ich nicht recht, welche ſeiner beiden widerſprechenden Seiten dem geehrten Leſer gerade die unangenehmere iſt! Seine gleichmachende oder ſeine ſondernde Gewalt. Mir ſcheint das deutſche Heer und, als dieſem nachgebildet, ſcheinen mir faſt alle Heere eine demokratiſche Ariſtokratie darzuſtellen. Das iſt ja eigentlich ein Unſinn, aber es hat Methode! Die Gleichheit iſt demokratiſch, die Unterſcheidung ariſtokratiſch.

Der Rock des Bürgers und der des Soldaten hat denſelben Urſprung. Seine faltenloſen Schöße fallen von dem eingezogenen Gürtel nieder; er gleicht einem umgeſtülpten, vorn aufgeſchnittenen Sacke, durch deſſen Boden der Kopf geſteckt iſt; er war zuerſt das Kleid der Soldaten und iſt durch die Uniform Gemeingut der Welt geworden, ein Erbſtück aus der Zeit Ludwigs XIV. Unter dieſem Könige waren ſchon alle ſeine Merkmale ausgebildet. Zunächſt die ſchneidermäßige Haltung: denn nicht mehr wird der Körper mit dem Stoffe, meiſt ſchwerem Tuch, in zwangloſen Falten umhüllt, ſondern der Schneider ordnet jede Einzelheit mit Schere, Nadel und Bügeleiſen ein für allemal. Es entſtanden die ſteifen Kragen, mögen ſie nun emporſtehen oder umgeklappt ſein, die feſte Form des aus Keilſtücken zuſammengeſchnittenen Leibes, die engen Aermel, die langen Schöße. Und da der Sack, wie geſagt, vorn aufgeſchnitten war, umhüllte man den Leib mit einem zweiten ſolchen, der Weſte, um ihn vor Erkältung zu ſchützen. An dieſen Haupttheilen der Kleidung, die ſo ganz anders geſtaltet ſind als die freier, flotter behandelten Gewänder des Mittelalters, hat ſich nichts geändert. Ob nun die Schöße abſtehen oder eng anſchließen, vorn zuſammenſtoßen oder zum Frack zurückgeſchnitten ſind, ob die Knöpfe eine oder zwei Reihen bilden, benutzt werden können oder bloß zum Schein angebracht ſind, ob die Taſchen vorn, hinten oder an der Seite ſitzen — das alles iſt nebenſächlich gegenüber der Thatſache, daß nun ſeit über 200 Jahren dies Kleidungsſtück die Männerwelt beherrſcht und alle Beſtrebungen, die Erſcheinung des Mannes eigenartiger, ſelbſtändiger, freier zu geſtalten, tückiſch verhindert. Wer je ein Koſtümfeſt veranſtaltet hat, weiß, daß mit dieſem Rock die größten Schwierigkeiten für die Echtheit der Nachbildung beginnen. Ein geſchickter Künſtler, eine gewandte Frau kann ein antikes, ein mittelalterliches Kleid, auch das der Renaiſſance, ohne weiteres zuſchneiden, ſodaß der Faltenwurf den Eindruck vollkommener Echtheit hervorruft. Mit dem neuzeitlichen Rock beginnt die eigentliche Kunſt des Schneiders, das Zuſammenflicken vieler Theile zu einem feſten Gebäude, das Falten nicht wirft, ſondern womöglich vermeidet, außer jenen, die ihm mit den Bügeleiſen eingezwungen werden; mit ihm beginnt das Männerkleid, nicht mehr Ausdruck des individuellen Geſchmackes ſeines Trägers, ſondern des Schneiderſtandes zu werden. Der Beſteller hat immer weniger in der Frage mitzureden, wie ſein Kleid beſchaffen ſein ſoll. Wenn ich Soldat bin, weiß ich wenigſtens, wer den Zuſchnitt meines Rockes beſtimmt; wenn es mich intereſſiert, kann ich die Namen der Mitglieder der Bekleidungskommiſſion erfahren und ſtreben, auf ſie Einfluß zu gewinnen; ich kann vielleicht vom Herrſcher ein menſchliches Rühren erhoffen, daß er mir unſchön Erſcheinendes ändern werde. Was kann ich aber gegen die Mode thun, gegen den feſt geſchloſſenen Schneiderring? Nichts als gehorſam, treu und gewärtig ſein der Befehle aus unbekanntem Munde. Trage ich einen unreglementmäßigen Rock als Soldat, ſo komme ich im ſchlimmſten Falle auf eine gewiſſe Zeit in Arreſt, trage ich einen ſolchen als Civiliſt, ſo verfalle ich für alle Zeit dem Gelächter. Und das iſt wahrlich die grauſamere Strafe!

Wenn man die Sorge für ſein Aeußeres nach Art theologiſcher Eiferer für ſträfliche Eitelkeit, für eine kindiſche, des reiferen Geiſtes unwürdige Weltluſt hält — dann freilich hat der Menſchengeiſt ſeit hundert Jahren große Fortſchritte gemacht! Oder wenn man nach Gelehrtenart ſeine Aufmerkſamkeit, die eben vielleicht gerade der Koſtümkunde der Griechen mit wiſſenſchaftlichem Eifer zugewendet iſt, für viel zu wichtig hält, um ſie auf ſich ſelbſt, alſo von innerlichen auf angeblich äußerliche Dinge zu lenken — dann ſind wir im Hinblick auf den Ernſt ſehr viel weiter gekommen, früheren Zeiten gegenüber. Mir will aber dieſes Lob unſerer Zeit nicht recht gefallen, mir ſcheint der Sinn für unſer Aeußeres verkümmert. Das ſieht man am Stillſtehen der Herrenmoden gegenüber der Beweglichkeit der Frauenmoden. Die Nationen haben aufgehört, wie früher in der Bekleidungsfrage ſelbſt mit zu arbeiten. Sie haben dieſe den „Fachleuten“, den Schneidern überlaſſen. Und dieſe ſind nicht für einen Fortſchritt, der plötzlich den Werth ihrer Künſte in Zweifel ſetzen könnte. In unſerem ganzen Jahrhundert ſchwankten durch alle „gebildeten“ Nationen ſogar die Formen der Kleider ſo wenig, daß ein in Modeſachen nicht tief Eingeweihter in ſpäteren

Jahrhunderten den Elegant von 1840 schwerlich von jenem von 1890, den von Paris sicher nicht von dem Wiener wird unterscheiden können.

Der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stand unter dem Zeichen des Freiheitskampfes, welchen der Bürgerstand gegen das Königthum und die Aristokratie führte. Freiheit im Namen der naturgemäßen Entwicklung war das Stichwort der Zeit. Auch in der Kleidung wurde ihm nachgestrebt. Die Unnatur zu bekämpfen wurde auch hier ein beliebter Vorwand zur Aenderung des Geschmackes. Die Befreiung von der Fessel einer verschrobenen alten Mode vollzog sich anfangs mit raschem Erfolg am Kopf des Mannes selbst. Vor der Revolution schwanden die Perücke und der Zopf dahin. Aber wie dergleichen Dinge nicht auf einen Schlag fallen, so blieben auch diese beiden Abzeichen der alten feudalen Herrlichkeit bis in die dreißiger, vierziger Jahre hinein. Der gepuderte Kopf wurde in den ersten Jahrzehnten an den Höfen noch vielfach getragen. Das Zöpfchen wurde zwar kleiner und kleiner und verschwand zuletzt verschämt und schüchtern ganz in der Halsbinde. Aber viele nahmen es mit ins Grab — konnten sich von ihm nicht trennen. Die junge Welt jedoch, namentlich die künstlerisch begeisterte, sah in diesem Reste des Rokoko das Bild alles dessen, was sie bekämpfte, alles Unfreien und Akademischen, alles Veralteten und Gezwungenen. Die ganze ältere Kunst schien ihr „Zopf". W. Kaulbach malte seine künstlerischen Lehrer und Genossen an der Münchener Pinakothek im Kampf mit den Zopfträgern; die Freiheit, die Schönheit, die edle Einfalt, alles hatte nur einen Feind: den Zopf.

Zopf war alles Nüchterne und alles Verschnörkelte, alles, was nicht der Antike, dem Vorbilde der Griechen, oder der Gothik, dem Vorbilde der Romantik, entsprach: Zopf war fast die ganze Renaissance, der ganze Barockstil, das Rokoko; zwei, drei Jahrhunderten wurde das Schwänzchen ans Haupt angebunden, weil sie nicht so waren, wie die junge Welt sie sich wünschte. Man war damals sehr streng in seinem Urtheil, sehr fest in seinen Grundsätzen, sehr einseitig in seinem Geschmack. Das kam daher, weil jene Zeit den bekämpften Zopf unsichtbar selbst noch im Rücken trug. Man wurde ihn durch einfaches Abschneiden nicht los. Heute sehen wir nur zu deutlich, daß das Zöpfchen der Alten zu den Titusköpfen der Jungen sehr gut stand, daß beide im Grunde genommen vielfach zusammengehörten.

Die Revolution hat der Welt den sogenannten Tituskopf geschenkt, das heißt eine Anordnung des Haares in kurzen, leicht geringelten Locken von gleicher Länge, welche also die Rundung des Kopfes klar zur Schau brachte. Man hatte das Vorbild an den Büsten der alten römischen Kaiser gefunden. Frauen wie Männer begeisterten sich für die neue „natürliche" Haartracht. Diese Mode stammt also ebenso sehr aus der Begeisterung für die antike Kunst als aus dem Freiheitsdrang. Denn es mag den Menschen jener Zeit unsagbar wohl gewesen sein, als sie die Perücke und den Zopf, die fest geschniegelte Haarbehandlung los wurden. Der Tituskopf bot aber keineswegs ein Bild unbändiger Freiheit, er war nicht als Struwwelkopf gedacht, sondern er wurde jederzeit in Paris von Friseuren geordnet, deren Namen in aller Mund waren und in deren Läden die Büsten berühmter Griechen und Römer in Gipsabdrücken als klassische Vorbilder aufgestellt waren. Einzelne Stürmer, die in „eigenen Haaren" gingen, haben zwar die Künsteleien verworfen und mit dem fünfzinkigen Kamm, der gespreizten Hand, allein für Ordnung unter ihren Locken gesorgt. Es waren jene, die das Merkmal der Wildheit tragen wollten, die sich selber „Sauvages", „Wilde", nannten und einen schweren Knüttel statt des Stockes mit dem Silberknopf trugen. Die Mode war aber keineswegs so gelaunt, ihr Recht auf die Gestaltung des Kopfes der Willkür zu überlassen. Es waren auch keineswegs alle mit dem Aufgeben der Perücke einverstanden. Ruft doch selbst Jean Paul seinen Zeitgenossen zu: „Ihr Deutschen, thut den Franzosen nur diese häßliche Nacktheit, die den Pickelhäringen und Baugefangenen zukommt, nicht nach, ich bitt' Euch! Die große Nation hat sich tonsuriert! Es kann die Zeit kommen, wo uns jede Woche zwei Mann zugleich, vorn der Bartscheerer, hinten der Haarkräusler barbieren!" Freilich war's bequemer gewesen, seine Perücke zu letzterem zu senden!

Der Haarkräusler legte also die Locken des Tituskopfes nach den Regeln seiner Kunst, ja sehr bald ersetzte er das mangelnde Haar wieder mit Vorliebe durch eine Perücke.

Noch war man zu viel und zu gut gepflegles, wenn auch künstliches Haar am Manne gewöhnt, als daß man eine Glatze, ja schon eine schwach behaarte Stelle nicht als geradezu unanständig, als eine Entblößung empfunden hätte. Der Sieg der Mode in der Haartracht vollzog sich sehr langsam. Viele widerstrebten: so brachten die Freiheitskriege und die Romantik zahlreiche Köpfe mit langen Locken hervor. Aber in den Modezeitungen wird man von diesen nichts finden. Es zeigte sich hier wie in der Kleidung eine Zeit lang eine Befreiung vom Geschmack der sonst leitenden Kreise, eine fröhliche Unbotmäßigkeit, eine kecke Lust, seine Erscheinung selbst bestimmen zu wollen. Das Aufblühen des Bürgerthums im Kampf mit den Höfen und Regierungen kam in einer ganz neuen Mode der jungen Stürmer zum Ausdruck, in der Mode, nicht modisch gehen zu wollen. Sieht man aber die Modeblätter durch, so bleibt der Tituskopf bis in die vierziger Jahre fast allein herrschend. Er verlor die Strähne auf der Stirn, welche für Napoleon eigenartig ist, nach dem Untergang des Kaisers; er wurde lebhafter bewegt in den Tagen der Befreiungskriege; er bestand aus sorgfältig gerollten, pomadisierten und gebrannten Locken während der Restaurationszeit. Erst mit den vierziger Jahren kam die moderne Haartracht auf mit dem schnurgeraden Scheitel an der linken Seite, den mit Stangenpomade fest angeklebten Haaren, die ursprünglich in einer Locke bis über die Ohren herablagen, dann in den sechziger und siebziger Jahren gern über der Stirne aufgedollt wurden. Die ersten „Sechser", jene wie eine 6 gebildeten, schön mit Pomade an die Schläfen angeklebten Locken über dem Ohr sah ich in den Modeblättern von 1824. Der Scheitel am Hinterkopf ist, soviel ich weiß, eine Erfindung preußischer Offiziere, diejenige der in den achtziger Jahren auftretenden sogenannten Simpelkranzen, der in das Gesicht gebürsteten beschnittenen Haare, französischen Ursprungs. Beide Formen wetteifern mit einander an Unschönheit. Unsere jungen Ballhelden, die sich vom Zopf so fern glauben, tragen das Haar, dessen schönste Zierden der freie Fall und der natürliche Glanz sind, kaum minder eingezwängt, als unsere Großväter es thaten, kaum minder gekünstelt, sicher nicht schöner!

Inzwischen haben diejenigen gesiegt, welche der Mode nicht folgten. Wir sind heute soweit gekommen, daß jede Haartracht gestattet ist. Locken tragen indessen nur noch wenige. Sie

sind uns das Zeichen künstlerisch poetischer Lebensbeschäftigung. Die Maler freilich, die Bildhauer und Architekten haben sie abgelegt — vielleicht infolge des bösen Naturalismus — die ernsten Musiker und Dichter nehmen Abschied von ihnen; es sind meist nur weiße Locken, die man in den Orchestern unserer Hoftheatern sieht. Den Locken der Schauspieler sind die Theaterintendanten gefährlich. Getragen werden sie noch von Dekorationsmalern, Holzbildschnitzern und Klavier- und Geigenvirtuosen. Wie ein von der Gesellschaft zu oft gebrauchtes Wort nach und nach herunterkommt, wie z. B. Madame noch vor dreißig Jahren eine vornehme Frau bezeichnete, jetzt fast das Gegentheil, so sind auch die Locken Rückerts und Chamissos, Overbecks und Lißts, wenigstens an jungen Leuten, fast zur Karikatur geworden.

Theaterfigur 1831.

Der Bart war um die Wende des Jahrhunderts vollkommen verpönt. Lange, lange Zeit hindurch hatte damals kein Mann, der auf gute Formen hielt, einen Bart an Kinn und Lippe getragen. Daß um 1710 der Bildhauer Permoser in Dresden einen Vollbart trug, hat ihn fast berühmter gemacht als seine ausgezeichneten Werke. Man zeigte ihn sich damals auf der Straße als Sehenswürdigkeit. Der erste Schnurrbart, den ich in einem Modejournal abgebildet fand, ist vom Jahre 1825. Das war ein großes Ereigniß für die „Kleinmeister", wie man damals die deutschen Schwerenöther in Uebersetzung des französischen „petits maîtres" nannte. Zwar hatten sich viele schon vorher erlaubt, sich Haare unter der Nase wachsen zu lassen, — die Soldaten, auch der deutschen Armee, die Freigeister. Nicht umsonst trug Blücher einen mächtigen Schnauzer, Jahn einen wallenden Vollbart. Schon vorher, 1805, waren eine Zeit lang „Puzelbärte" getragen worden, das heißt jene kurzen stoppeligen Ansätze zu einem Schnurrbart, wie sie schon Ludwig XIV. und seine Zeit liebten. Aber sie erschienen der Mitwelt und selbst den Modejournalen als lächerlich. Der Schnurrbart war den meisten unappetitlich, gerade gut genug für Leute ohne Form, die große Pfeifen rauchten und sich altdeutsch gebärdeten, für „Knaster bärte". Aber schon machten die Frauen die Bemerkung, „der Kuß schmecke von stoppeligen Lippen süßer als von kahlem Munde". Die Männerwelt in ihrer Mehrzahl war trotzdem unhöflich genug, hierauf keine Rücksicht zu nehmen.

Russe.

Den „Puzelbärten" waren die „Spreißbärte" vorausgegangen, deren Zweck war, den Hals zu schützen und die feinen Halstücher vor Beschädigung zu behüten. Es waren jene Krausen, welche das Gesicht umrahmten, von denen aber die vornehme Welt fast nur den Backenbart beibehielt. Dieser ist dann auch in leichter Form, meist nur bis zur halben Backe reichend, fast durch das ganze Jahrhundert üblich geblieben. Sein Name, Favori, bekundet seine französische Herkunft. Die Engländer trugen ihn in den fünfziger und sechziger Jahren mit Vorliebe in längeren, nach unten gezogenen Spitzen. Heute wird man diese Bartform, die „Cotelettes", in England nicht öfter als in Deutschland sehen. Sie ist die Mode der Oberkellner und Börsenleute — und der Engländer auf der Bühne. Man kann daraus sehen, daß seit etwa fünfzig Jahren die Schauspieler nicht die Natur, sondern nur ihre Vorgänger kopieren. Während man auf der Straße den Engländer alsbald erkennt, also der feine Beobachter ihn auch sehr gut so darzustellen vermag, wie er jetzt wirklich erscheint, hat die Bühne immer noch den Typus beibehalten, welchen Döring, Tawison und ihre Zeitgenossen schufen, trägt der Lord dort heute noch die „Cotelettes", den karrierten Anzug, den Shawl und den grauen Cylinder.

1825.

Andererseits ist die Form der Bartkrausen die Lieblingsform der protestantischen Geistlichen geblieben und wurde von Konsistorien und Oberkonsistorien lange gegen die Neuerungssucht junger Theologen vertheidigt, die dem Schnauzbart oder Vollbart einen Platz auf der Kanzel erobern wollten und nun vielfach auch erobert haben. Welche von beiden Seiten hierbei das größere Recht vertrat, will ich nicht entscheiden. Die, welche am Alten hängen, sind sicher nicht zu verlachen. Aber wann wird das Alte würdig? Warum sollte gerade die Mode von 1820 bis 1840 zum Vorbilde gemacht werden? Lag es nicht näher, auf die Reformationszeit zurückzugreifen, in welcher jeder, auch jeder Geistliche, den Bart trug, von dem er glaubte, daß er zu ihm und seinem Amte am besten stimme?

Nur langsam vollzog sich die Einführung des Bartes in die Mode. Zwar sprach man schon im Jahre 1805 von „Moustaches à la Henri quatre". Aber die Kriege ließen diese Bartform nicht aufkommen, der Kaiser Napoleon rasierte sich, und seine Generale thaten es der Mehrzahl nach auch. Es gilt zwar bei uns als kriegerisch, Bärte zu tragen, obgleich weder Alexander noch Julius Cäsar, weder Friedrich II. noch Napoleon I. noch Moltke dafür das Vorbild gaben. Nicht kriegerisch wollten die Herren der Mode aussehen, welche in den dreißiger Jahren endlich den Knebelbart einführten, sondern romantisch. Man war in Deutschland der merkwürdig irrigen Ansicht, die alten Deutschen, die Ritter hätten sich so getragen. Man ahmte wieder die Franzosen und deren keineswegs so alten König Heinrich IV. nach, dem erst um 1570 sein Bart gewachsen ist, also zu einer Zeit, in der es mit dem Ritterthum längst zu Ende war. Die Wiederaufnahme dieses Bartes war also ein Gegenstück zu der des Korsetts bei den Frauen, welches auch zu jener Zeit wieder in Gebrauch kam und zwar in der Absicht, die Glanzperiode des königlichen Frankreichs aufleben zu machen. Es bedeutet für unsere westlichen Nachbarn die Rückkehr zu den Erinnerungen ihres großen Aufschwunges, zum Royalismus, nicht zur Urzeit des gallischen Volkes oder zum Heldenthum des Ritters Bayard. Der bourbonische und orleanistische Hof rief diese alten Moden wieder ins Leben.

Pole.

Wer Theaterkostüme aus jener Zeit gesehen hat, wird mit einigem Staunen finden, wie man sich damals einen alten Ritter vorstellte. Er hatte ein Barett mit hoher Feder, enges Wamms mit engen Aermeln, Trikots und offene spitze Schuhe an. An den Schultern und Hüften unterbrachen die festanschließende Tracht kurze mächtige Puffen. Zu dieser Kleidung, an der außer gewissen Anlehnungen an die Zeit Heinrichs IV. fast nichts echt war, wurde regelmäßig der Knebelbart getragen: zwei kleine, schwarze Schwänzchen auf der Oberlippe, eins an der Unterlippe! Später hat Napoleon III. diesen Bart in kräftigerer Ausbildung getragen und für die französische Armee zum eigentlich soldatischen gemacht.

Der Vollbart war dagegen einst ein Russenbart, denn an den Kosacken von 1813 und 1814 sah ihn Deutschland zuerst. Er machte der Welt, die sich vor den „Sauvages" wie vor den Titusköpfen nicht mehr fürchtete, den Eindruck des Wilden, Erschreckenden. Diejenigen, welche diese Stimmung erwecken wollten, nahmen ihn daher auch an: er wurde zum Demokratenbart. Trotzdem ließ sich jeder brav bürgerliche Mensch bis in die vierziger Jahre rasieren, nur der Grobian oder Weltverbesserer lief als „Wilder" herum. Die Armeen verboten geradezu den Vollbart. Kaiser Wilhelm I. und Franz Josef I. behielten die Favoris und den Schnurrbart bei — das ausrasierte Kinn war Vorschrift im preußischen und österreichischen Heere, an ihm unterschied man seiner Zeit den Konservativen vom Demokraten, mochte dieser nun auf der Straße demonstrieren oder schon wie Napoleon III.

auf den Thron gelangt sein. Erst Kronprinz Friedrich Wilhelm führte den Vollbart in das Heer ein.

Vorurtheile sind schwer zu überwinden. In der preußischen Armee ist der Widerwille gegen den Bart an der Unterlippe geblieben, während die Bayern ihn als „Reservatrecht“ noch tragen. Bei ihnen hat der romantische König Ludwig II. die Veranlassung gegeben. Mein liebenswürdiger Hauptmann fragte mich dagegen noch vor zehn Jahren, als ich bei einem Manöver in Sachsen neben ihm herging, ob mich meine „Fliege“ nicht beim Marschieren geniere. Ich that sehr unbefangen und antwortete: „Nicht im geringsten, Herr Hauptmann!“ Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß er zu einem Kameraden gesagt habe: „Der Gurlitt ist ziemlich schwer von Begriffen. Ich habe ihm schon Andeutungen über seinen unsoldatischen Bart gemacht. Es wäre mir lieb, wenn Sie ihm gelegentlich sagen wollten, daß eine Fliege in unsere ganze Armeeverfassung einfach nicht hineinpaßt!“ Und ich opferte für die Manöverzeit diesen Rest von Romantik und bürgerlicher Demokratie. Denn ich hatte schon vorher Bartkämpfe auszufechten gehabt! Um mich für meinen Beruf als Architekt vorzubereiten, hatte ich das Zimmerhandwerk erlernt. Damals machte mir nicht der Bart am Kinn, sondern der noch sehr bescheidene Anflug auf der Oberlippe viel Sorge. Der Zimmermannsbart war nämlich ausschließlich der breite Knebelbart, wie ihn jetzt die Amerikaner mit Vorliebe tragen. Meinen sonst streng verpönten Schnurrbart vertheidigte ich jedoch erfolgreich gegen den Hohn der zünftigen Gesellen mit Schnäpsen und Weißbier. Sein Dasein schien mir damals noch zu wichtig, um ihn einer absterbenden Geschmacksrichtung zu opfern.

Viel Einfluß auf die Barttracht hatten die „ritterlichen“ Nationen des Ostens; so in den dreißiger Jahren die nach Freiheit ringenden Griechen und Polen mit ihren mächtigen Schnauzern, in den vierziger Jahren die Ungarn mit ihren gewichsten Bärten. Da man in den letzteren ganz besonders ein „Reitervolk“ sah, so haben auch die Reiter sich des gewichsten Bartes angenommen; jetzt aber lassen unsere Husaren ihre Bärte wieder ungesteift im Sturmwind des Galopps flattern.

Das Ergebniß des neuen Kampfes um den Bart ist demnach wieder der Sieg der Freiheit. Keine Bartform ist verpönt, jede im Gebrauch. Die Bartlosigkeit ist auf die Schauspieler beschränkt. Die Kellner und Diener beginnen sich mehr und mehr von der alten Sitte zu befreien. Zwar machen sich für alle Gesellschaftskreise Schwankungen der Mode vielfach geltend, wie z. B. in letzter Zeit der in wagerechter Linie in der Höhe des Ohrzipfels abgeschnittene Backenbart mit dem kurzen, nach unten in eine Spitze verlaufenden Vollbart wechselte: doch fügen sich nicht alle dem Gesetz, sondern viele wehren sich noch gegen den gleichmachenden Zwang auch in der Erscheinung des Gesichtes. Wer im formsicheren Gesellschaftsmanne sein Ideal sieht, trägt den abgezirkelten Backenbart, während der Spitzbart, wie mir scheint, den diabolischen Herzensknicker bezeichnen soll. Der Schnurrbart bedeutet, daß sein Träger ein thatkräftiger frischer Mensch, der Vollbart, daß er ein Mann kurzweg sei. Es wäre der Mühe werth, dem Gedankengang einzelner Bartträger nachzugehen und zu ergründen, welchen Eindruck sie durch ihre Haartracht auf die Welt machen wollen, durch das einzige Ding in ihrem Gesicht, das ihrem Umbildungstrieb überlassen ist.

Blätter und Blüthen.

Unschuldig verurtheilt! Ein gutes Beispiel ist gegeben, der österreichische Staat hat auf eine an das österreichische Abgeordnetenhaus gerichtete Eingabe hin dem wegen Diebstahl und Brandstiftung zu zwölf Jahren schweren Kerkers verurtheilten, nachher aber als unschuldig erkannten Pabst eine Entschädigung von 3000 Gulden gewährt. Unsere Leser kennen aus dem letzten unserer Artikel über unschuldig Verurtheilte in Halbheft 17 des vorigen Jahrganges die Geschichte dieses Mannes, wie ihn das Zeugniß eines Geistesgestörten vor Gericht und ins Zuchthaus brachte, aus dem ihn erst nach eindreiviertel Jahren eine glückliche Verkettung von Umständen wieder befreite.

Noch bedeutet die in diesem einen Falle zugestandene Entschädigung keine grundsätzliche Anerkennung der staatlichen Entschädigungspflicht, noch ist die ganze Frage nicht ein für allemal gesetzlich geordnet — aber ein Schritt vorwärts liegt doch in der Entscheidung der österreichischen Behörden, die wir darum mit Genugthuung hier verzeichnen.

Auch im deutschen Reichstag wird demnächst die Sache der unschuldig Verurtheilten wieder einmal auf der Tagesordnung stehen. Hoffen wir, daß dann die Wünsche des Volkes endlich in Erfüllung gehen oder ihr doch näher gebracht werden, daß die mächtige Bewegung zu Gunsten einer gerechten Forderung, welcher die „Gartenlaube“ seit Jahren mit allen Kräften dient und weiter dienen wird bis zur Erreichung des Zieles, die berufenen Vertreter der gesetzgebenden Gewalten mit fortreiße und sie zu einer günstigen Entscheidung führe, daß die ergreifende Sprache, welche die in den letzten Jahrgängen erzählten Schicksale reden, nicht ungehört verhalle.

Dom Pedro II. von Brasilien.

Dom Pedro. Während in dem brasilischen Staate die Wirren nicht zur Ruhe kommen wollen, welche durch die Revolution vom 15. November 1890 entfesselt worden sind, ist in Paris am 5. Dezember des vorigen Jahres der Herrscher aus dem Leben geschieden, welchen jene Revolution seines Thrones entsetzt hatte und welcher eben in letzter Zeit berufen schien, aufs neue in die Geschicke des von Parteikämpfen zerwühlten Landes verflochten zu werden — Dom Pedro II. von Alcantara. Ein vielbewegtes Leben ist damit zum Abschluß gekommen. Mehr als einmal hat der Verewigte während seiner langen Regierung gegen widerstrebende Elemente kämpfen müssen, und es mag ihm diese Nothwendigkeit schwer genug angekommen sein, da seine ganze Natur ihn nicht auf kriegerische Lorbeeren hinwies, sondern ihn vielmehr in der stillen Beschaulichkeit des Gelehrten sein Ideal erblicken ließ. Nicht einmal die edle That der Sklavenbefreiung hat ihm Dank gebracht.

Seine Liebe galt vor allem den Wissenschaften; mit ihnen füllte er die Muße seiner Verbannung — und sie haben ihn auch, ein sonderbares Zusammentreffen, das Leben gekostet: denn auf der Rückkehr von einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat er sich die Erkältung zugezogen, die dem lange kränkelnden Manne wenige Tage nach seinem 66. Geburtstage den Tod brachte. Mit einer großen Anzahl von geistig hervorragenden Zeitgenossen stand er in regem Verkehr, sie besuchte er gern auf seinen großen Reisen durch Europa, und manche hübsche Anekdote von der Bescheidenheit des Kaisers der Majestät des Geistes gegenüber wird erzählt, wobei die letztere sich nicht immer derselben Tugend befleißigte. Am bezeichnendsten in diesem Sinne ist die Widmung, welche der einst so hoch gefeierte französische Dichter Viktor Hugo in ein für den Kaiser bestimmtes Exemplar seiner „Kunst, Großvater zu sein“ schrieb. Sie lautete kurz: „An Dom Pedro von Alcantara. Viktor Hugo.“

Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) Seit dem Jahre 434 saß hinten im heutigen Ungarn, zwischen Donau und Theiß, in einem großen befestigten Lager Attila, der Sohn Mundzuks, als der Oberherrscher des gewaltigen Hunnenreiches und der ihm unterworfenen germanischen und slavischen Völker. Lange mochte der eroberungssüchtige Fürst nach einem Vorwand gespäht haben, die Reiche des Westens zu überfallen — als sich ihm endlich, etwa um das Jahr 450, eine Gelegenheit dazu bot.

Im Herbste sammelte er sein Heer. Donauaufwärts ging der Zug, dann von Regensburg an den Rhein, der im Frühling 451 überschritten ward. Am 6. April wurde Metz verbrannt, im Juni Orleans belagert.

Indessen hatte der römische Feldherr Aëtius, der Befehlshaber über den letzten Rest römischen Staatsgebiets in Gallien, ein nicht unbeträchtliches Heer aus Römern, Franken, Burgundern und Alanen zusammengebracht. Aber er konnte gegen Attila doch das Feld nicht halten, wenn er nicht von den mächtigen Westgothen Unterstützung erhielt, und diese zögerten merkwürdig lange. Erst als die Gefahr ganz nahe war, schlossen sie mit Aëtius ein Bündniß, ihr Heer trat aber nicht unter seinen Befehl, es blieb unter dem seines eigenen Königs Theoderich.

In der weiten Ebene der „katalaunischen Gefilde“ sammelte dann Attila seine gesammte Macht zur entscheidenden Schlacht. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her. Da fiel König Theoderich, und nun kannte die Wuth der Westgothen keine Grenzen mehr. In vernichtendem Sturme warfen sie alles vor sich nieder, fast wäre es ihnen gelungen, Attila selbst niederzumachen, bis in die Nacht hinein tobte der Streit. Manche Abtheilung gerieth

Ein Danziger Patrizieridyll vor vierhundert Jahren.

Nach einem Gemälde von W. Strynowsky.

in der Hitze des Gefechts mitten unter die Feinde, und auch Thorismund, Theoderichs Sohn, verirrte sich bis dicht vor Attilas Lager, das er für das gothische hielt. Alsbald war er von einer Ueberzahl umringt, aber er wehrte sich tapfer und schlug sich, obwohl verwundet, sammt seiner Begleitung durch.

Attila hatte sich in sein Lager zurückgezogen; er war besiegt, aber nicht überwunden, es hätte noch viel Arbeit gegeben, hätte man ihn vernichten wollen. Aber das sollte nicht sein; und daß es ihm gelang, mit den noch immer ansehnlichen Resten seines Heeres fast ungestört zu entkommen, daran trug das Ereigniß mit die Schuld, welches der Künstler auf unserem Bilde wiedergegeben hat.

Noch auf dem Schlachtfelde hatten die Gothen an der Stelle des gefallenen Theoderich dessen Sohn Thorismund zum König ausgerufen, indem sie, von dem Rechte des bewaffneten Volkes Gebrauch machend, ihn nach alter Sitte auf einen Schild erhoben und ihn so auf lebendigem Throne allem Heeresvolke zeigten, während dieses zum Zeichen des Beifalls in laute Zurufe ausbrach und mit den Speeren und Schwertern gegen die Schilde schlug. Thorismund, dessen Tapferkeit sich eben noch so glänzend bewiesen hatte, mag dieser Ehre vollauf würdig gewesen sein. Indessen, er war wohl der älteste, aber nicht der einzige Sohn seines Vaters, ein Bruder hatte in der Schlacht mitgekämpft und vier saßen zu Hause in Toulouse. Das Recht der Erstgeburt war damals in den germanischen Reichen keineswegs maßgebend für die Thronfolge. So mochte Thorismund nicht sicher sein, ob auch alle die ihm in einer zwar althergebrachten, aber doch tumultuarischen Weise übertragene Königswürde anerkennen würden. Darum zog er mit seinen Mannen ab, und Attila konnte sich soweit erholen, daß er im darauffolgenden Jahre Italien selbst seinen unheimlichen Besuch abzustatten vermochte.

Wie gut aber Thorismund seine Brüder kannte, das zeigte sich bald. Nur zwei Jahre nach der großen Schlacht wurde er von zweien derselben erschlagen!

Seine Excellenz. (Zu dem Bilde S. 17.) Genau so sah der Freiherr Kilian von Dünkelwitz-Blasenheim aus, als sein allergnädigster Fürst ihm am Morgen des allerhöchsten Geburtstages in Anerkennung und zur Belohnung vierzigjähriger treuer und angestrengter Kammerherrndienste das Prädikat „Excellenz" verlieh. — Excellenz! Wie wundervoll das klingt! Wie das emporhebt über den gemeinen Höflingsschwarm, zu welchem einst gehört zu haben der Freiherr Kilian sich nur noch dunkel erinnern kann! Wer will es ihm verdenken, daß er an jenem großen Tag eine ganz ungewöhnliche und für sein Podagra höchst gefährliche Promenade im Schloßgarten machte, den Kopf hochmüthig zurückgeworfen, die kurze Figur um einen Zoll höher gereckt, den Krückstock in der Rechten, die Linke majestätisch auf den Rücken gelegt, jeder Zoll eine Excellenz, welche die unterthänigen Grüße der Begegnenden als schuldigen Tribut gnädig hinnimmt. Die Haltung ist ganz königlich, es fehlt wahrhaftig nicht viel zum „alten Fritz" — und dieses wenige bezieht sich ausschließlich auf den kleinen Zwischenraum vom oberen Kravatten- bis zum unteren Hutrande! Wa

Heimgekehrt. (Zu dem Bilde S. 20 u. 21.) So ist es also doch noch wahr geworden, er ist da, der lang Ersehnte, und nach langer schmerzlicher Trennung schaut die Mutter zum ersten Mal wieder so recht mit inniger Behaglichkeit in die hellen klaren munteren Augen ihres Jungen. Was hat sie aber auch für Aengste ausgestanden um ihren Buben, seit er vor mehr als zwei Jahren das Elternhaus verließ, um einem unwiderstehlichen inneren Drang zu folgen und Seemann zu werden! Wie hat sie gezählt und gerechnet, erst mit Jahren, dann mit Monaten, Tagen, Stunden — bis der große Augenblick da war, in dem sie den Heißgeliebten wieder in die Arme schließen durfte! Aber jetzt — jetzt ist alles vergessen, Sorge und Kümmerniß, Angst und Zagen, jetzt ist alles eitel Freude und Jubel und Seligkeit in der schlichten niederen Stube, auf deren Diele noch die Trophäen der weiten Seereise umherliegen. Mit kindlicher Neugier mustert der jüngste Bruder den Heimgekehrten — mit andächtiger Bewunderung staunt der ältere ihn an; das kleine Schwesterchen horcht mit Wonne dem tosenden Geräusch, das aus der „selbstgefundenen" Riesenmuschel an ihr Ohr schlägt, während sie eine rothleuchtende Korallenkette um ihr Handgelenk gewunden hat; und fast läßt die älteste Schwester in ihrer Freude das Lieblingsgericht auf dem Herde verbrennen! Die Mutter aber hat ihren Sohn bei der Hand gefaßt, als wollte sie ihn nie wieder hergeben; sie weiß nicht, über was sie sich zuerst und am meisten freuen soll, über seine glückliche Errettung aus Noth und Gefahr, über seine frische unverdorbene Art, oder — über seinen unveränderten gesegneten Appetit.

Die Noth der Weber. Eine Kunde dringt an unser Ohr, welche uns zeigt, daß nicht in Schlesien, nicht im Glatzer Gebirg allein die mit Weberei sich beschäftigende Bevölkerung unter dem Druck einer schweren Nothlage leidet, sondern daß diese betrübenden Verhältnisse, wenn auch in bescheidenerem Umfang, noch an anderen Punkten unseres deutschen Vaterlandes zu finden sind. So leben im Herzogthum Gotha, in den Ortschaften Schwarzhausen, Schnerbach, Cabarz, Fischbach, Winterstein, Nälberfeld, Menteroda und Kleinkeula, mehr als 125 Familien, welche die Weberei (meist Gurtweberei) als Hausindustrie betreiben und unter den beständigen Nahrungssorgen körperlich und geistig verkümmern. Bei einer vierzehn- bis fünfzehnstündigen täglichen Arbeitszeit können sie nur fünf bis sieben Mark in der Woche verdienen, wobei die Frau oder die Kinder noch das Spulen besorgen müssen!

Es hat sich nun in Gotha ein Komitee gebildet, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, diesen Armen in ihrer Noth beizuspringen. Hier wie in Schlesien soll dies hauptsächlich dadurch geschehen, daß man den Webern zu einer lohnenderen Thätigkeit verhilft, indem man sie zur Kunstweberei überführt oder sie zur Seilerei anleitet. Für beide Zwecke aber bedarf das Komitee der Unterstützung theilnehmender Menschenfreunde, und so möchten auch wir seiner Bitte um milde Gaben Verbreitung geben. Herr Kaufmann Carl Gräbel in Gotha ist bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen.

Ein altes Lied. (Zu unserer Kunstbeilage.) Wer hat nicht schon den Zauber jener alten Lieder verspürt mit ihrer dunklen Sehnsucht, ihrer geheimnißvollen Tiefe, mit ihren einfachen Worten, in denen sich doch die ganze Unendlichkeit der Seele zu spiegeln scheint! Dieser Zauber — er hat auch die anmuthige Frauengestalt umfangen, welche der Künstler uns vorführt. Indeß sie, leicht in den geschnitzten Lehnstuhl geschmiegt, mit verhaltener Stimme die Töne erklingen läßt und lässig auf der Mandoline die Begleitung dazu greift, geht der Blick wie weltverloren in die Ferne, als wollte er im Unbekannten draußen den Ort suchen, wo Liebe und Glück zu finden sind, von denen das alte Lied so sehnsüchtig zu sagen weiß.

Allerlei Kurzweil.

Bilderräthsel. Von Al. Weirauch.

Scherzräthsel.

Ein Ar, ringsum von Stein umgeben,
Giebt einer kleinen Flamme Leben.

Räthsel.

O glücklich, wer, wie meine beiden Ersten,
Das Dritte ist! er kennt die Sorge nicht
Und heiter lächelt ihm das Leben zu.
Doch wehe dem, dess Dasein preisgegeben
Der rohen Willkür und der Habsucht ist
Durch jenes unglückse'ge ganze Wort,
Das heimathlos ihn treibt — von Ort zu Ort.

Buchstabenräthsel.

Sie war so lieblich, sang so süß
Wie dieses Räthsels Wort,
Und willst du wissen, wie sie hieß,
So nimm das Haupt noch fort!
Oskar Leede.

Logogriph.

Der Mensch empfängt mich immer froh
In seiner Kinderzeit mit O.

Doch deckt sein Haupt des Alters Schnee,
Begrüßt er glücklich mich mit E.

Kapselräthsel.

Was ich meine, gestaltet ist's rund;
Ohne Kopf ist's als Speise gesund;
Wird noch einmal geköpft, ist es kalt;
Ohne Fuß dann oval von Gestalt.
Eduard Schulte.

Schachaufgabe Nr. 1.

Von P. v. Duhn in Landskrona.

(Erster Preis im Aufgabenturnier des Deutschen Schachmagazins 1890.)

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

☞ Hierzu Kunstbeilage I: „Ein altes Lied" von Conrad Kiesel.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen

Gartenlaube-Kalender

für das Jahr 1892.

Siebenter Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **Gartenlaube-Kalender 1892** ist fertig und bringt ansprechende und spannende Erzählungen von **A. G. v. Suttner, Stefanie Keyser, W. Heimburg,** unterhaltende und belehrende Beiträge von **E. Hellmuth, R. Falb, Schmidt-Weißenfels** u. A., zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch jede Buchhandlung beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franko von der

Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortl. Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Bürde in Leipzig.

Halbheft 2. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Rudolf Elcho.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte ringsum, es erfolgte ein wilder Tumult, von allen Seiten streckten sich Hände aus, um den Konsul aufzuheben. Frau Rosita und ihre Töchter waren erst vom Schrecken gelähmt, dann liefen sie zu der Stelle hin, wo der Gefallene lag, allein ein Menschenknäuel versperrte ihnen den Zugang. In dem wirren Durcheinander wollte jeder helfen und hinderte seinen Nächsten an der freien Bewegung. Endlich gelang es dem Sanitätsrath Horst, der als Arzt und Freund des Hauses von den meisten Besuchern gekannt war, seinen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Der Bewußtlose wurde in eines der Nebenzimmer getragen und hier auf einen Diwan niedergelegt. Kaum war dies geschehen, so schloß Horst die Thür vor den nachdrängenden Gästen ab und gestattete nur den Angehörigen, im Zimmer zu bleiben. Als Hausarzt der Familie wußte er, daß sein Freund an asthmatischen Beschwerden leide, und er glaubte zunächst, es handle sich um einen Erstickungsanfall. Ohne Rücksicht auf Frau Rositas Dekorationskünste riß er einen orientalischen Teppich herunter, welcher das Fenster des Raumes verhängte, und ließ die Nachtluft hereinströmen. Nun stellte er mit allem Eifer Wiederbelebungsversuche an, allein zu seiner Ueberraschung erwiesen sie sich als fruchtlos. Jetzt erst forschte er nach dem Herzschlag des Ohnmächtigen und erkannte mit Schrecken, daß nichts mehr zu hören war. Er mußte Gewißheit haben, und unter dem Vorwand, daß er den Kranken entkleiden müsse, bat er die Frauen, das Zimmer zu verlassen.

Bettina wurde von Mathilde und der Stiefmutter in ein halbdunkles Stübchen nebenan geführt, dessen Thür sich an'

Die Verfolgung.
Nach einer Zeichnung von P. Bauer.

den Flur öffnete. Während sie dort voll Angst auf die weiteren Mittheilungen des Arztes warteten, drangen vom Vorplatz her die Stimmen abziehender Gäste herein.

„Fatale Störung, das!“ hörte Bettina eine schnarrende Stimme draußen sagen. „Geschichte war famos im Zuge. Hast Du 'ne Ahnung, Knobelwitz, was der Alte anzeigen wollte?“

„Wie ich eben höre, die Verlobung seiner Tochter Bettina mit dem Grafen Trachberg — —“

„Donnerwetter! Die Kleine ist wohl 'n Goldfisch?“

„Jedenfalls. Billig verkauft sich der schöne Guido nicht.“

Säbelrasseln und Zuschlagen der Hausthür verkündete den Abzug der Sprechenden, deren Worte wie aus einem dumpfen Traum zu Bettina gedrungen waren.

Frau Rosita und Mathilde hatten den Vorgängen im Nebenzimmer gelauscht, jetzt mit einem Male öffnete sich die Thür. Bettina flog mit einem freudigen Aufschrei der Schwelle zu, sie hatte mit Sicherheit erwartet, der Vater werde ihr entgegentreten; statt dessen kamen Herr von Voßleben und Graf Trachberg mit ernsten, unglückverheißenden Mienen aus dem Raume. „Mathilde,“ sagte der Diplomat zu seiner jungen Frau, „der Zustand Deines Vaters giebt zu schweren Bedenken Anlaß.“

„Er ist tot!“ schrie Bettina auf, und ehe sie jemand aufhalten konnte, war sie über die Schwelle geeilt. Sie wollte sich über den Toten werfen, allein der Arzt fing sie in seinen Armen auf.

„Weinen Sie Ihren Schmerz aus, liebes Kind, aber nicht hier; den Toten dürfen Sie erst sehen, wenn Sie gefaßter sind.“

Mit diesen Worten drängte sie der theilnehmende Freund hinaus, und da Lisa eben in die Stube trat, gab er ihr einen Wink, über die Verzweifelnde zu wachen. Darauf schloß er das Zimmer ab, in welchem der Konsul lag, und trat in den Festsaal, um dem Rest der Versammlung anzukündigen: „Mein Freund, der Konsul Wesdonk, ist soeben infolge einer Lungenlähmung verschieden.“

Die Nachricht trug kalte Schauer durch die lichten Räume und scheuchte den Rest der Gäste fort. So leise schlichen sich diese aus der Villa, als könnte ihr Schritt den ewigen Schlaf des Dahingeschiedenen stören.

Die Töchter ließen in heißen Thränen ihrem Schmerze freien Lauf. Frau Rosita aber zeigte sich gefaßt und konnte Bettina noch einige Worte des Trostes sagen. Sie bat Lisa, die Weinende in ihr Schlafzimmer zu bringen, und bewog auch Mathilde und Voßleben, sich zurückzuziehen. –

Als dies geschehen war, ließ sie sich vom Sanitätsrath die Thür aufschließen und sagte mit frommem schmerzlichen Augenaufschlag: „Ich werde bis zum Morgen am Lager des geliebten Toten beten.“

Sie stellte zwei silberne Leuchter neben das starre Antlitz und ließ sich, Gebete murmelnd, auf die Kniee nieder. Als das Rollen des letzten Wagens sie belehrte, daß auch der Arzt das Haus verlassen habe, streifte sie leicht die Stirn des Gatten mit ihren Lippen und sagte leise, ganz leise: „Mir scheint, theures Herz, Dich hat der liebe Gott zur rechten Zeit abberufen. Hab' Dank für Deine Güte und ruhe sanft!“

Darauf erhob sie sich und lüftete vorsichtig die Thürvorhänge, um zu sehen, wer noch im Festsaale sei. Als sie den Diener und das Hausmädchen bemerkte, welche schläfrig die Tafel abräumten, huschte sie gleich einem Schatten über das Parkett und gab dann leise aber nachdrücklich ihre Anordnungen. Sie blieb, bis die werthvollen Tafelgeschirre in den Schränken verwahrt, die übriggebliebenen Vorräthe in der Speisekammer abgeschlossen waren, und dann erst entfernte sie sich schwebenden Schrittes in der Richtung nach dem Treppenhause.

* * *

Bettina war unterdessen vom Grafen Trachberg und von Lisa bis an ihr Schlafgemach begleitet worden, wo sich der Graf mit wohlgesetzten, aber förmlich klingenden Worten verabschiedete; Lisa hatte die Freundin umarmt und herzlich geküßt . . . Als Bettina im Schlafzimmer ein Licht entzündete, fiel ihr Auge auf den breiten Wandspiegel. Ein Laut des Schreckens kam von ihren Lippen beim Anblick des Spiegelbildes. Sie befand sich noch immer in dem Pagenkostüm, das sie zum Festspiel angelegt hatte. Zum ersten Male drängte sich ihr die Bemerkung auf, wie sehr die Erscheinungswelt von unserer Seelenstimmung abhängig ist. Als sie die Verkleidung anlegte, war sie entzückt gewesen von dem Reiz der Farben und der Anmuth der Formen, mit Selbstgefälligkeit hatte sie ihr Bild betrachtet und ihm lächelnd zugewinkt. Nun waren nur drei Stunden seit jenem Augenblick des Glücks vergangen, und es ergriff sie beim Anblick der leuchtenden Farben ein Gefühl so tiefen Abscheus, so herber Selbstverachtung, daß sie in den Ruf ausbrach: „Herunter mit der Narrenjacke!“ Mit zitternden Händen riß sie sich den kostbaren Anzug vom Leibe und schleuderte jedes Stück weit von sich.

Halb entkleidet setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes und ließ die Ereignisse des Abends noch einmal an sich vorüberziehen. Was drängte sich nicht alles in den engen Zeitraum weniger Stunden hinein — welche furchtbaren Wandlungen hatten sich vollzogen! Vor ein paar Stunden lebte sie noch des wonnigen Glaubens, daß die Welt ganz besonders zum Vergnügen ihrer werthen Person erschaffen sei, nur durch das Uebermaß geselliger Veranstaltungen war sie bisher ermüdet worden; sie hatte sich dem Wahn hingegeben, in der vollkommensten aller Welten zu leben. Und welche Erhebung, welch' berauschende Gefühle und rosige Hoffnungen hatte ihr der Abend gebracht! Sie hatte geglaubt, von einem gütigen Geschick auf festgefügte Stufen des Glücks gestellt zu sein, und nun mit einem Schlage war alles zertrümmert!

Ihr war es plötzlich, als sehe sie noch einmal den Vater mit brechenden Augen wanken und nach einem Halt tasten, sie hörte noch einmal den dumpfen Fall. Hatte der sterbende Vater nicht all ihr schimmerndes Glück mit sich hinabgerissen? Und was sollten seine dunklen Andeutungen vorhin? Ihr war zu Muthe, als schwanke das Haus, welches sie bisher für unerschütterlich gehalten. Die Unterredung auf dem Balkon trat lebhaft vor ihre Seele. Sie hatte mit heimlicher Ungeduld auf die letzten Worte des Vaters gehört und gleichwohl einen tiefen Eindruck von ihnen empfangen. Seine Stimme hatte so weich geklungen, sein Auge so sehnsüchtig nach den dunklen Himmelstiefen geblickt! Sie suchte in der Erinnerung nach jedem Wort, das der theure Heimgegangene gesprochen, und da ihr fieberndes Gehirn die Sätze nicht gleich wiederfinden konnte, so kam das brennende Verlangen über sie, noch einmal in dieser Nacht an dieselbe Stelle zu treten, wo sie mit dem Vater in feierlicher Stimmung zum Sternenhimmel aufgeblickt hatte.

Rasch entschlossen zog sie ein Morgenkleid an und lief über die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf zum Arbeitszimmer des Vaters. Als sie die Thür öffnete, tönte ihr ein Ruf der Ueberraschung entgegen. Auch sie prallte auf der Schwelle zurück bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihr bot. Frau Rosita, welche bei dem Toten hatte wachen wollen, befand sich vor dem Schreibtisch. Des Vaters Geldschrank war geöffnet, und die trauernde Witwe hatte Geld, Papiere und das Kontobuch des laufenden Jahres vor sich ausgebreitet. Beim Anblick der eintretenden Stieftochter hielt sie in jähem Schreck die Hände über die Banknoten, dann glitt ein fahles Lächeln über ihre Züge und sie fragte mit unsicherer Stimme: „Was suchst Du hier, Bettina?“

Diese erholte sich nicht so leicht von ihrer Betroffenheit wie ihre Mutter. Sie schwieg eine Weile, ihre Blicke hingen an einigen Rollen Goldes, die im Schein der Lampe funkelten; dann entgegnete sie in gepreßtem Tone: „Ich suchte — suchte — das Andenken meines Vaters — wollte auf den Balkon, wo er zum letzten Male mit mir gesprochen hat. Dort enthüllte er mir seine Weltverachtung, und mir will scheinen, sie war gar wohl berechtigt. Was aber suchst Du hier? Ich dachte, Du seiest bei dem Toten, und finde Dich schon — bei der Erbschaft.“

Bettina hatte bei den letzten Worten die Stiefmutter so fest und drohend angesehen, daß diese die Augen niederschlug. Aber Rositas Verwirrung dauerte nicht lange, ihre listige Natur fand rasch einen Ausweg. „Thörichtes Kind,“ sagte sie sanft und einschmeichelnd, „wer sollte über Eure Interessen wachen, wenn ich es nicht thue? Dein armer Vater befand sich in geschäftlicher Bedrängniß. Nach den Andeutungen, welche er mir noch vor einigen Stunden machte, mußte ich beinahe befürchten, daß er dicht vor dem Ruin stehe. Als ich nun drunten vor der Leiche betete, kam mir der Gedanke: ist dein Gatte auch in Ehren gestorben, können wir

seinen Verbindlichkeiten gerecht werden? Ich mußte wissen, wie es um die Vermögenslage bestellt sei, bevor fremde Hände hier eingriffen und aus unserer Unkenntniß Nutzen schöpften. Nun, Bettina, ich kann Dir, nach einem flüchtigen Einblick in die Bücher, die tröstliche Versicherung geben: Dein Vater hat wenigstens so viel hinterlassen, daß wir alle vor Mangel geschützt sind."

„Das ist ein erbärmlicher Trost für das, was ich verlor."

Bettina verließ das Zimmer und nahm ein Gefühl der Verachtung gegen die Frau mit, welche über der Frage nach dem Erbe so rasch den Toten vergaß.

Die Witwe aber blickte der Entschwindenden lange nach, dann stampfte sie plötzlich mit dem Fuße auf und sagte: „Pah — was liegt daran! Mag sie gering von mir denken, wenn sie nur äußerlich Frieden hält! Vor der Gesellschaft werde ich die Stelle der zärtlichen Mutter bis zu Deiner oder — meiner Verheirathung weiter spielen."

4.

Frau Rosita fand als trauernde Witwe bei ihren Freunden mehr als bloßes Mitgefühl, sie erregte Bewunderung durch den ergreifenden Ausdruck, den sie ihrem Schmerze gab. Sie ließ keine lauten Klagen hören, aber ihre Stimme, ihr ganzes Wesen hatte etwas Gedämpftes, als schreite sie gebückt unter der Last ihres Unglücks. Ihre dunklen Augen schwammen in stillen Thränen, und wenn man die Herzensgüte des Hingeschiedenen pries, zitterte ihr Körper vor verhaltener Erregung. Und trotz des tiefen Kummers, der sich in der unbeschreiblichen Traurigkeit ihres Wesens zu erkennen gab, besaß diese seltene Frau Kraft genug, die Zügel des Haushalts zu führen, eine Fülle von Geschäften zu erledigen und eine ebenso würdige als großartige Trauerfeier zu veranstalten. Die Todesanzeigen waren nach ihrer Angabe abgefaßt und gedruckt worden, und das erste Exemplar derselben sandte sie an die Fabbris als Antwort auf deren erneuten Hilferuf. —

Wo drei Tage vorher das farbenglänzende Festspiel in Scene gegangen war, hatte man den Katafalk errichtet, und hundert flammende Kerzen warfen ihren Schein auf das stille, von Frühlingsblumen halb verdeckte Antlitz des Toten. Der Saal und die anstoßenden Räume waren mit theilnehmenden Freunden gefüllt. Auf den zur Bahre hinaufführenden Stufen standen die Angehörigen des Verblichenen. Frau Rosita hatte am Fußende des Sarges, ihr gegenüber Mathilde mit Herrn von Voßleben Aufstellung genommen. Graf Trachberg stand zwischen der Witwe und Bettina, die ihr verweintes Gesicht hinter den Lorbeerbüschen verbarg. Durch einen Choral, welchen Mitglieder des Domchors hinter dem Gehege der Palmen und Orangen sangen, wurde die Feier eingeleitet, dann hielt der Geistliche eine ergreifende Rede, und nach derselben spielten jene jungen Künstler, welche den Tanz der Pagen beim Festspiel begleitet hatten, das Adagio aus Schuberts C-dur Quintett. Die Oeffentlichkeit dieser Totenfeier hatte Bettinas Widerspruch erregt, ihr erschien die ganze Veranstaltung wie eine Entweihung, wie eine schale Komödie. Wer sein Leid und Herzweh öffentlich ausstellt, sagte sie sich, dem fällt der Abschied von dem Toten nicht allzuschwer. Vor dem Zauber der Musik aber schwand allmählich ihr Groll, ihre Bitterkeit. Eine feierliche Stimmung kam über sie, und als jetzt Viola, zweite Geige und Violoncell zusammenklangen und die Töne der ersten Geige unter der Meisterhand Franz Notts recitativartig darüber hinschwebten, glaubte sie eine süße Engelsstimme zu vernehmen, die bald klagend bald tröstend zu ihr spreche und mit der Verheißung ende: Es giebt ein Wiedersehen!

Die hehren Klänge hatten Bettina aufgerichtet und erhoben: ja, es blieb ein feierlicher Nachhall in ihrer Seele, der sie nicht bemerken ließ, daß der Sarg geschlossen wurde. Auf Frau Rosita aber mußte die Musik in ganz anderer Weise gewirkt haben, denn als der letzte Ton verhallte und gleichzeitig der Sarg sich schloß, taumelte sie und sank ohnmächtig in die Arme des herzuspringenden Grafen Trachberg.

Es entstand eine Bewegung in der Trauerversammlung, einige Damen kamen der vom Schmerz Ueberwältigten mit ihren Riechfläschchen zu Hilfe. Auch Bettina bemühte sich um die Ohnmächtige, deren Schwächezustand jedoch rasch vorüberging. Mit sanftem Lächeln blickte sie zu dem Grafen auf, entwand sich dann mit einem leisen Dankeswort seinen Armen und schritt, auf Bettina gestützt, in merkwürdig gefaßter Haltung die Stufen herab, um dem Sarg bis zum Ausgang des Saales zu folgen. Gefaßt verabschiedete sie sich auch von den Theilnehmern der Feier; sie sagte jedem mit bewegter Stimme ein Dankeswort und reichte mit besonderer Herzlichkeit den Musikern ihre Hand. Die Ausländer küßten dieselbe, Franz Nott aber begnügte sich damit, einen Händedruck auszutauschen. Auf seinen kühngeschnittenen männlichen Zügen lag dabei etwas wie ein geheimer Widerwille. Unwillkürlich reichte er auch Bettina die Hand, und es schien ihr, als habe er ein Wort des Mitgefühls auf den Lippen, allein er schwieg und schied mit einer kurzen Verbeugung. —

Die Tage nach der Bestattung des Konsuls brachten für die Bewohner der Villa die Ruhe nach dem Sturme. Frau Rosita konnte schon am zweiten Morgen einer lebhaften Befriedigung Ausdruck geben, als sie beim Frühstück nach ausführlichen Berichten über die Leichenfeier in den Zeitungen suchte und nebenbei das folgende Telegramm aus Hamburg fand: „Soeben hat das alte berühmte Handelshaus Fabbri und Söhne seine Zahlungen eingestellt."

„Da haben wir's, da haben wir's!" rief sie mit strahlendem Gesicht. „Ich hab's kommen sehen! Würde Dein armer Vater noch leben, Bettina, heute müßte er mir für meinen guten Rath Dank wissen."

Bettina schaute die Mutter fragend an, diese aber besann sich, daß es besser sei, ihre Stieftochter nicht über den letzten ärgerlichen Streit ihrer Ehe aufzuklären, und gab nur die Andeutung, daß sich der Konsul auf ihren Rath noch rechtzeitig von den Fabbris zurückgezogen habe, deren Bankrott die Zeitungen eben verkündeten.

Bettinas Schwager hatte, unter dem Hinweis auf den plötzlich erfolgten Tod seines Schwiegervaters, die Erlaubniß erhalten, seine Abreise um vierzehn Tage zu verschieben. In dieser Zeit war es möglich, die Erbschaftsangelegenheiten für seine junge Frau zum Abschluß zu bringen. Der Konsul hatte die testamentarische Verfügung getroffen, daß sein Nachlaß seiner Frau und seinen Töchtern zu gleichen Theilen zufallen solle. Zu Testamentsvollstreckern waren Sanitätsrath Horst und ein Rechtsanwalt ernannt. Diese glaubten, Frau Rosita, deren persönliches Vermögen sich, wie aus den Büchern ersichtlich war, auf rund 450 000 Mark belief, werde zu Gunsten der Töchter auf ihr Drittel verzichten; allein in diesem Punkte hielt die Witwe es für eine strenge Pflicht der Pietät, den letzten Willen des Verstorbenen genau auszuführen. Ja es zeigte sich bei der Vertheilung des beweglichen Mobiliars, daß die tiefbetrübte Frau stets solche Stücke als „Erinnerungszeichen an ihr zerstörtes Glück" wählte, die einen besonders hohen Werth besaßen. Nachdem die Firma aufgelöst und die Villa verkauft war, ergab sich ein Barvermögen von rund 180 000 Mark. Jede von den Erbinnen erhielt somit 60 000 Mark und einen Theil des Hausraths.

Frau Rosita hatte den Löwenantheil an sich gerafft und dadurch die Voßlebens tief verstimmt. Bettina war zufrieden, daß die Stiefmutter ihr wenigstens den neuen Bechsteinschen Flügel ließ, an dem sie viel Freude hatte. Das ihr zugefallene Vermögen war nach ihrer Schätzung sehr groß, und sie begriff nicht, warum der Schwager, Mathilde und Frau Rosita so enttäuschte Gesichter machten, als die Testamentsvollstrecker ihnen das Ergebniß der Erbschaftstheilung verkündeten. Sie besaß nicht die geringste Vorstellung von der Kostspieligkeit eines standesgemäßen Unterhaltes, von dem ihre Verwandten so oft sprachen, und verachtete den Reichthum, weil sie nur geringe persönliche Bedürfnisse hatte. Um so tiefer ward sie verwundet, wenn ihre Stiefmutter einem heuchlerischen Bedauern über die schlimme Lage Ausdruck gab, in welcher ihr Gatte seine an vornehme Lebensführung gewöhnten Kinder zurückgelassen habe. Bettina war zu schüchtern, um ihrer Entrüstung Worte zu leihen, aber sie war ihrer entschlosseneren Schwester dafür dankbar, daß diese den verdeckten Tadel Rositas mit der barschen Bemerkung abschnitt: „Nun, für die Zukunft seiner Witwe hat mein Vater wenigstens in auskömmlicher Weise gesorgt."

In Bettinas argloses Gemüth warfen solch versteckte Feindseligkeiten trübe Schatten. Sie erkannte immer deutlicher, daß die frühere Zärtlichkeit der Stiefmutter nur durch die Rücksicht auf den Vater eingegeben war, und sie mußte fürchten, daß diese Frau sehr bald die Maske ganz fallen lassen werde. Auch

Digitized by Google

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Erwartung.

Nach einem Gemälde von A. Seifert.

von Mathilde, deren stark ausgeprägte Selbstsucht niemals ein wärmeres Gefühl zwischen den beiden Schwestern hatte aufkommen lassen, fühlte sich Bettina durch deren Begehrlichkeit bei der Erbschaftstheilung noch stärker abgestoßen. Diese Unsicherheit und Hilflosigkeit ihrer Lage drückte ihre Seele mehr und mehr nieder, und sie sehnte sich mit aller Macht nach einem innigen Verkehr mit Guido. Der aber war gerade durch den Besuch eines fremden Monarchen, dem zu Ehren Paraden und Felddienstübungen angestellt wurden, dienstlich so sehr in Anspruch genommen, daß er die Villa nur selten und dann bloß auf kurze Augenblicke besuchte. Bei den flüchtigen Begegnungen mit Bettina war er sehr freundlich und zuvorkommend, allein seine Artigkeit verhüllte den Blicken des Mädchens nicht ganz, daß das Feuer seiner Liebe bereits im Erlöschen begriffen sei, und immer beklemmender fielen ihr jene Worte aufs Herz, die sie in dem entsetzlichen Augenblick nach ihres Vaters Tod von den abziehenden Gästen gehört hatte und deren Verständniß ihr erst jetzt aufzudämmern begann.

Durch seinen Vetter hatte der Graf Einblicke in die Vermögenslage der Hinterbliebenen des Konsuls erhalten. Es bedurfte kaum der Kunstgriffe, die er anwandte, um den Gatten Mathildens zum Sprechen zu bringen, denn Voßleben fühlte ein lebhaftes Bedürfniß, sich über die Habgier seiner Schwiegermutter zu beklagen. Trachberg stimmte in die Zornesausbrüche seines Vetters mit ein und bezeichnete das Benehmen der Dame als unverantwortlich. Heimlich aber stiegen allerhand Berechnungen in ihm auf. Die Tochter ist jung, sagte er sich, allein ihre Mitgift beträgt nur 60 000 Mark; die Mutter ist noch nicht alt und ihre Mitgift beträgt eine halbe Million. Mit dieser Summe könnte ich meine Güter von Schulden entlasten und ihre Erträgnisse flüssig machen — mit Bettinas Erbe kann ich nur den schlimmsten meiner Blutsauger auf einige Jahre von mir fern halten. Immer häufiger nahmen seine Gedanken diese Richtung, und Graf Trachberg war nicht der Mann, lange zu zögern, wenn es seinen klar erkannten Vortheil galt.

Als er eines Morgens beim Anbruch der Dämmerung seinen Klub verließ, wo er im Spiel gerade die Geldsumme verloren hatte, die er zu gewinnen wünschte, um Deckung für eine Wechselschuld schaffen zu können, da sagte er mit heroischer Selbstüberwindung: „Hol's der Henker, ich nehme die Mama! Die Zeit der Illusionen ist vorüber, wir müssen vernünftig werden, Guido!“

Und am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages fuhr der Graf zur Villa und ließ sich bei Frau Rosita melden. Sie empfing ihn im japanischen Salon, dessen Balkonthür geöffnet und gegen das einströmende Licht der Maisonne durch eine Markise geschützt war. Der Graf mußte sein Auge erst an das im Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnen, bevor er bemerkte, daß sich jener junge Künstler aus Florenz mit dem Rafaelkopf bei Frau Rosita befand; er war gekommen, um sich von seiner Gönnerin zu verabschieden, und er that dies mit überschwänglichen Dankesversicherungen. Als er das Zimmer verlassen hatte, wischte sich Rosita die thränenfeuchten Augen mit einem duftigen Spitzentuch und sagte mit trübem Lächeln: „Sie sehen, lieber Graf, meine Freunde verlassen mich, das Haus der Witwe verödet rasch. Der junge Mann, dessen harmlose, kindliche Fröhlichkeit mich so oft erheiterte, muß in seine Heimath zurückkehren. Eine Freundin in Rom hatte ihn mir empfohlen, und es gewährt mir jetzt einige Genugthuung, sein Talent gefördert und ihm das Vaterhaus nach Kräften ersetzt zu haben. — Doch ich spreche von mir, und Sie, lieber Graf, brennen unterdessen vor Begierde, Ihre Braut zu sehen; verzeihen Sie! Bettina ist, so viel ich weiß, im Garten, ich werde sie —“

Rosita wollte auf den Balkon treten, um die Tochter zu rufen, der Graf aber hielt sie mit der Bemerkung zurück, daß er nicht Bettina, sondern sie selbst zu sprechen wünsche.

Ueberrascht wandte sich die Witwe um, ließ sich auf einen Diwan nieder und lud den Grafen durch eine Handbewegung ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Dieser empfand in dem lauschigen, halbdunklen Raume die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre üppige Schönheit. Der gedämpfte Ton ihrer Stimme erhöhte den Reiz der Unterredung.

„Sie sehen mich in der peinlichsten Lage meines Lebens, gnädige Frau,“ begann der Graf. „Nur die bezaubernde Liebenswürdigkeit Ihres Wesens verleiht mir den Muth, mich Ihnen ganz anzuvertrauen. Ich habe stets Ihre Einsicht praktischen Verhältnissen gegenüber bewundert, und ich hoffe, daß jetzt auch meine Lage von Ihnen richtig erfaßt und beurtheilt werden wird.“

Als der Sprecher hier eine Pause der Verlegenheit eintreten ließ, neigte Frau Rosita mattlächelnd den Kopf und warf ein: „Ich fürchte, Sie überschätzen mich. Sie wollten wohl mit mir über Ihre Verlobung sprechen?“

„So ist es, meine verehrte gnädige Frau, und ich muß Ihnen offen bekennen, daß sich den bisherigen Wünschen ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellt.“

„Ah!“ — Die Witwe richtete mit einem Male den Kopf auf, und ihre Mienen wie die hastige Art, mit der sie ihren Fächer bewegte, ließen ihre Spannung erkennen.

Und der Graf legte ihr offen seine finanziellen Verlegenheiten dar. Er sprach von der Mißwirthschaft seines Vaters, welcher es zuzuschreiben sei, daß er die Familiengüter mit Schulden belastet empfangen habe, aber er schwieg von den eigenen Spielschulden; er nannte die Abfindungssumme, welche er seinen Schwestern habe zahlen müssen, und ging zartfühlend über die Summen hinweg, die er für seine eigene verschwenderische Lebensführung verbraucht hatte. Als er Frau Rosita den Betrag aller seiner Verbindlichkeiten genannt hatte, begriff diese es vollkommen, daß der Graf zwischen Bettina und der ihm liebgewordenen militärischen Laufbahn zu wählen habe. „Ich bot Ihrer liebenswürdigen Tochter meine Hand an,“ schloß der Graf seine Bekenntnisse, „weil Voßleben mich in den Glauben versetzt hatte, ich könne dem Zuge meines Herzens frei folgen, da meine Finanzlage von dem Herrn Konsul ohne Schwierigkeit geregelt werden würde. Leider ergab sich nach dessen Hinscheiden, daß dies nicht der Fall ist. Nun haben zwar Sie, verehrte Frau, in Ihrer Großmuth uns Ihre Unterstützung zugesagt, allein Sie werden einsehen, daß es sich schwer mit meinem Ehrgefühl in Einklang bringen läßt, laufende Unterstützungen anzunehmen. Ich würde niemals das drückende Gefühl überwinden können, daß Sie sich um unseretwillen Entbehrungen auferlegen müßten. Außerdem“ — hier dämpfte der Graf seine Stimme zum Flüsterton herab, „sind mir in den letzten Tagen schwere Bedenken gekommen, ob ich ein junges Mädchen wie Bettina so glücklich machen kann, wie sie es verdient. Ich zähle schon achtunddreißig Jahre und Ihre Stieftochter nicht viel mehr als zwanzig; aus diesem großen Unterschied der Jahre ergiebt sich naturgemäß auch eine weitgehende Verschiedenheit der Lebensauffassung. Bettina tritt mit allen Illusionen der Jugend ins Leben, ich aber — habe keine Illusionen mehr. Ja, wenn Bettina Ihr Lebensalter hätte und Ihre Erfahrung, meine Gnädigste — —“

Er verstummte mit einem Seufzer und sein Gegenüber setzte in Gedanken hinzu: „Und meine halbe Million“; allein im nächsten Augenblick senkte Rosita unter seinem schmachtenden Blick den Kopf zum Fächerrand nieder und erwiderte: „Ich verstehe Ihre peinliche Lage, Herr Graf, und — ‚alles verstehen, heißt alles verzeihen.‘ Warum aber haben Sie sich an mich gewandt — wäre es nicht richtiger, Bettina alles zu bekennen? Meine Tochter ist einsichtsvoll und stolz genug, um Sie sofort Ihres Versprechens zu entbinden.“

„Das weiß ich. Und seien Sie versichert, daß ich mein Wort erfüllen würde, wenn Fräulein Bettina meine Vermögenslage anders beurtheilen sollte als ich selber. Was mir den Gedanken eingab, mich an Sie zu wenden, theuerste Frau, das ist der Umstand, daß ich vor allen Dingen von Ihnen zu hören wünschte, ob Sie nach Klarstellung der Verhältnisse mich um meines Zurücktretens willen verurtheilen werden, und dann, weil ich meine Schwäche kenne. Bevor ich es über mich gewinnen könnte, Bettina weinen zu sehen, würde ich mein Versprechen erneuern, und wenn es gleich mein Ruin wäre und der ihres eigenen Lebensglücks. Sie, meine Gnädigste, besitzen den feinen Takt und die Kenntniß des menschlichen Herzens, welche Sie befähigen werden, das Band zu lösen, ohne die Gefühle Ihrer Tochter zu verwunden. Wollen Sie mich von der schmerzlichsten Pflicht meines Lebens entbinden? Darf ich auf Ihre Vergebung, auf die Erhaltung Ihrer Achtung und Freundschaft rechnen, theuerste Frau Konsul?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und schaute ihr mit so warmen Blicken in die glänzenden Augen, daß sie verwirrt erst nach einer Weile zu antworten vermochte. „Ich will Ihre Sache bei Bettina führen, lieber Graf,“ sagte sie leise.

„Und Sie billigen meinen Schritt, Sie denken nicht gering von mir?“ Seine Stimme hatte einen flehenden bangen Klang.

„Wer vernünftig handelt, iſt niemals zu tadeln.“

„Ich werde leider ſo lange Ihre Nähe meiden müſſen, verehrteſte Frau, bis Ihre Tochter mir nicht mehr grollt. Darf ich hoffen, daß Sie mich nicht vergeſſen, daß Sie mir die Zuneigung bewahren, die mich in Ihrem Hauſe ſo wohlthuend berührte? Darf ich hoffen — —“ Er war in der Stimmung, ihr ſchon jetzt ein Liebesgeſtändniß zu machen, allein er beſann ſich rechtzeitig, daß ein allzuraſches Enthüllen ſeiner Abſichten die erfahrene Frau ſtutzig machen könnte. Er brach daher mit einem Seufzer ab und küßte die wohlgepflegte Hand Roſitas.

Dieſe ſah ihn mit blitzenden Augen an und erwiderte lächelnd: „Ihre Frage war völlig überflüſſig. Sie wiſſen recht gut, daß man Ihnen nicht zürnen kann und daß man Sie auch niemals vergißt. Auf Wiederſehen!“

Und der Graf Guido verließ die Villa mit dem erhebenden Bewußtſein, daß er ein widriges Geſchäft glatt abgewickelt habe und diesmal ſeinen Gläubigern in Wahrheit verſprechen könne, ſeine Schulden würden vor Ablauf eines Jahres getilgt werden.

* * *

Frau Roſita ſtand auf der Schwelle des japaniſchen Zimmers, bis die Schritte des Grafen auf der Treppe verhallten, dann lachte ſie ſtolz auf und rief: „Er iſt mein, der kluge Graf iſt mein! Frau Roſita, Gräfin von Trachberg — wie das klingt! Doch ſtill, da kommt Bettina! Nun, ich bin gerade in der Laune, um dieſem Prinzeßchen den bitteren Trank zu miſchen. Laßt uns Licht in die Sache bringen!“

Sie war eben dabei, die Markiſe aufzuziehen, als Bettina bei ihr eintrat. Das Mädchen hatte den Grafen vom Garten aus eilig das Haus verlaſſen ſehen. Was war geſchehen, daß er ſeine Verlobte nicht aufſuchte? Von innerer Unruhe getrieben, eilte ſie zu ihrer Stiefmama und bat ſie mit erregten Worten um Aufklärung dieſes ſeltſamen Verhaltens.

Frau Roſita gab ſich den Anſchein mütterlicher Zärtlichkeit, führte die Tochter zu einem Sitzplatz und träufelte ihr Tropfen für Tropfen den Gifttrank ein. Sie ließ zunächſt den Charakter des Grafen im edlen Feuer der Tugend und Ritterlichkeit erſtrahlen, bezeichnete ſeine Geldverlegenheiten als die Folge ſeines Familienſinns und ſeiner Großmuth und erklärte ihr dann, wie der edle Mann nach und nach zu der Ueberzeugung gelangt ſei, daß er voreilig gehandelt habe und die Verlobung auflöſen müſſe, weil er ſich außer ſtande ſehe, Bettina ſo glücklich zu machen, wie ſie es verdiene.

Das Mädchen war bleich geworden und brachte erſt nach längerem innerem Kampfe die Frage über die Lippen: „Alſo um der Mitgift willen ſagt er ſich los von mir?“

Dieſe Frage hatte Roſita erwartet. Indem ſie ſich jetzt den Anſchein zarteſter Rückſichtnahme für ihr „armes verſchmähtes Kind“ gab, bewies ſie, daß der Graf bei gewiſſenhafter Prüfung ſeiner Gefühle die Ueberzeugung gewonnen habe, ſein Antrag ſei einer flüchtigen Aufwallung entſprungen. In ſanftem Tone führte ſie demüthigende Einzelheiten an, um die Wandlung der gräflichen Empfindungen verſtändlich zu machen, und als ſie die Unvermeidlichkeit des Bruches dargethan hatte, ſchloß ſie mit der Aufforderung: „Und nun, mein armes, beklagenswerthes Kind, wirf Dich an dies mitfühlende Herz und weine Dich aus! Thränen erleichtern den Schmerz.“

Aber Bettina verſchmähte es, ſich an dieſes Herz zu flüchten. Mit ſtarr blickenden Augen ſaß ſie am Fenſter und regte ſich nicht. Ihr Haar leuchtete unter den Strahlen der ſinkenden Sonne wie rothes Gold und hob ſich ſeltſam ab von der Marmorbläſſe ihres Geſichts. Sie beſaß zu wenig Lebenserfahrung, um glatt vorgetragene Lügen von der Wahrheit unterſcheiden zu können, und doch ſagte ihr ein untrügliches Gefühl, daß die Stiefmutter ſie haſſe, daß der mitleidige Ton erheuchelt ſei. Sie erhob ſich daher nach einer Weile des Nachſinnens und erklärte in müdem Tone: „Wenn Graf Trachberg nicht den Muth beſitzt, offen und männlich mit mir zu ſprechen, ſo wird er vielleicht die Kraft finden, mir zu ſchreiben, warum er mich aufgiebt.“

Sie ſetzte ſich an den Schreibtiſch, nahm eine Karte und ſchrieb darauf: „Herr Graf, Sie ſind frei! Bettina.“

Schon am folgenden Tage erhielt ſie eine ausführliche Antwort des Grafen, worin dieſer alle ſeine Gründe und Bedenken wiederholte. Er verſicherte ihr, daß es ihm entſetzlich ſchwer geworden ſei, ihrer Hand zu entſagen, und daß er ſie anflehe, ihm Verzeihung zu gewähren.

Das Mädchen zerriß den Brief, deſſen gewundene Phraſen ſie durchſchaute. Lügen, nichts als feige erbärmliche Lügen, der Frühlingstraum ihres Lebens zerſtört — wie ſollte ſie die Oede ihres Daſeins verwinden? Wo blieb ihr ein Ort, der ihr eine Zuflucht bot und — Vergeſſen?

Sie dachte an Mathilde, welche am nächſten Morgen die Reiſe nach Mexiko antreten wollte. Zu ihr eilte ſie hin. Sie fand die Schweſter unter Kiſten und Koffern; athemlos rief ſie ihr ſchon auf der Schwelle entgegen: „Schweſter, nimm mich mit Dir nach Mexiko!“

Mathilde blickte von dem Koffer auf, den ſie eben verſchloſſen hatte, und antwortete mit allen Zeichen des Erſtaunens: „Soll das Scherz oder Ernſt ſein?“

„Heiliger Ernſt!“ Und nun erzählte Bettina in fliegender Haſt und mit brennender Schamröthe im Geſicht, daß Graf Trachberg ſie verſchmäht und die Verlobung aufgelöſt habe. „Du kannſt mich vor Verzweiflung retten, Mathilde. Ich muß fort aus dieſem Hauſe, aus dieſer Stadt — ich kann mit der Stiefmutter nicht mehr zuſammenleben! Nimm mich mit Dir, Schweſter, ich bedarf großer Eindrücke, neuer Geſichtskreiſe, um über das brennende Gefühl da drinnen weg zu kommen. Ich werde Euch nicht zur Laſt fallen, kann ich doch die Koſten der Reiſe und meines Aufenthalts aus eigenen Mitteln beſtreiten. Ach, Mathilde, Schweſter, ſei gütig und nimm mich mit Dir — Du ahnſt nicht, wie elend und unglücklich ich mich fühle.“

Schluchzend warf ſich das Mädchen der Schweſter an die Bruſt, und heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Allein Mathilde gehörte zu den ruhigen gleichmäßigen Naturen, welche ſich durch Gefühlsausbrüche nicht überrumpeln und zu keiner Thorheit fortreißen laſſen. Während Bettina ſich an ihrem Halſe ſatt weinte, ſann ſie nach, ob deren Abſicht mit ihren eigenen Zukunftsplänen in Einklang zu bringen ſei, ohne daß dadurch für ſie ſelbſt Unbequemlichkeiten entſtehen würden. Und als die Weinende endlich ihre Thränen trocknete, wies ſie ihr einen Platz auf einem Feldſtuhl an, ſetzte ſich ihr gegenüber auf eine Kiſte und ſagte: „Ich begreife, liebe Betty, daß dieſer Schlag Dich aus der Faſſung gebracht hat. Und ich fühle Deine Vereinſamung mit. Ich wäre gern mit dem Bewußtſein von Dir geſchieden, Du ſeieſt in guter Hut. Wenn indeſſen die finanzielle Lage des Grafen eine ſo mißliche iſt, wie er angiebt — und es liegt kein Grund vor, an ſeinen Worten zu zweifeln — ſo mußte er von einer Verbindung mit Dir zurücktreten, und wenn er Dich auch noch ſo ſehr geliebt hätte. Das iſt der Fluch unſerer Verhältniſſe: Offiziere und Beamte, welche kein Vermögen oder gar Schulden beſitzen, können nur eine reiche Frau heirathen, oder ſie müſſen unvermählt bleiben. Wenn Du Deine zerſtörten Hoffnungen beweint haſt, lieb Schweſterchen, dann wirſt Du zu der Einſicht gelangen, daß Dich Graf Trachberg unter den obwaltenden Verhältniſſen vor einem Leben voll ſchwerer Sorgen bewahrt hat. Ein ſtolzer Name, eine hohe Lebensſtellung bedürfen der goldenen Unterlage, ſonſt bringen ſie dem Träger nur Entwürdigung. Die Grafenkrone wird auf dem Kopf eines Bettlers zur Narrenkappe. Darum ſei vernünftig, Betty, und gerecht — der Graf trug Dir ſeine Hand an, weil er Dich liebte und in Dir die reiche Erbin ſah; um Dich mit einer Mitgift zu heirathen, die ihn nicht einmal von ſeinen Schulden entlaſtet, dazu iſt er nicht mehr jung und thöricht genug. Und ganz heimlich ſei es geſagt: mein Mann hätte vielleicht an mir ebenſo gehandelt wie ſein gräflicher Vetter an Dir, wenn er vor unſerer Hochzeit gewußt hätte, daß meine Mitgift ſo lächerlich gering ausfallen würde. Ja, mein Schweſterchen, ſieh mich nicht ſo entſetzt und ungläubig an — ich bin frei von thörichten Einbildungen und kenne die zwingende Gewalt geſellſchaftlicher Verhältniſſe. Mein Georg iſt ein prächtiger Menſch, und ich weiß, daß er mich aufrichtig liebt, allein er beſitzt Ehrgeiz und ſtrebt nach einer raſchen glänzenden Laufbahn; dazu gehört aber Geld. Daß ich ſo wenig davon mein nenne, das wird Mißſtimmungen auch in die Ehe hineintragen, und ich werde in den erſten Jahren all meine Klugheit aufbieten müſſen, um das Band, das ihn an mich bindet, zu einem recht innigen zu machen, um meinem Gatten einflußreiche Freunde zu verſchaffen. Aus dieſem Grunde, liebe Betty, geht es nicht an, daß Du uns ſofort begleiteſt. — Zürne mir nicht, mein Herz, und laß auch den Kopf nicht

hängen! Georg und ich wagen den Sprung ins Dunkle; wir gehen in ein fernes Land, kommen in fremde Verhältnisse, da müssen wir beide Hände frei haben und dürfen uns keine anderen Verpflichtungen auferlegen als die, welche das Amt bedingt. Haben wir uns erst drüben zurecht gefunden, haben wir unser Haus behaglich eingerichtet und uns einen Gesellschaftskreis gebildet, dann wirst Du uns allem Vermuthen nach sehr willkommen sein."

Bettina war bei Mathildens scharfsinnigen Auseinandersetzungen immer gebrochener in sich zusammengesunken. Lange saß sie stumm und hoffnungslos auf ihrem Stühlchen, dann erhob sie sich mit der tonlosen Entgegnung: „Ich sehe ein, daß Du sehr vernünftig bist und daß ich hier zurückbleiben muß. Ich will mir Mühe geben, Deine klugen Gründe nach Verdienst zu würdigen."

Mit Verzweiflung im Herzen kehrte sie in ihr Zimmer zurück; dort warf sie sich aufs Sofa und rief, in Thränen ausbrechend: „Ich suchte der Schwester Herz und fand nur schnöde Berechnung. O, nun verstehe ich Dich, theurer Toter, verstehe Deine Sehnsucht nach der stillen großen Welt der Natur. Wer mir den Weg zeigen könnte zur Flucht aus dieser Enge, dieser Lüge!"

Der Abschied der Schwestern am anderen Tage war ein recht kühler. Die praktische Frau von Voßleben hatte Bettina noch soviele Aufträge zu geben und wichtige Besorgungen einzuschärfen, daß ihr zu sentimentalen Anwandlungen keine Zeit blieb. Erst als sie Bettina zum Abschied küßte, fiel ihr deren verschlossene Haltung auf und sie bemerkte flüchtig: „Du siehst merkwürdig blaß aus, Betty. Nach den gesellschaftlichen Anstrengungen des Winters und den schmerzlichen Erregungen der letzten Wochen mußt Du etwas thun, um Dich wieder aufzufrischen. Nun, Du wirst ja mit der Mama Baden-Baden besuchen. Geh' dort recht viel spazieren, mein Herz. Und jetzt lebt alle wohl!"

Es waren mit Bettina und Frau Rosita zahlreiche Freunde und Verwandte auf dem Bahnhof erschienen, um dem jungen Ehepaar Lebewohl zu sagen. Man brachte für Mathilde Blumen und kleine Andenken und tauschte mit ihr und Herrn von Voßleben die wärmsten Freundschaftsversicherungen aus. Nur Bettina stand abseits und blickte dem Zug, als er aus dem Bahnhof hinausrollte, mit trockenen Augen nach. Keine Trauer empfand sie, nur das Gefühl unendlicher erdrückender Leere. — —

In den nächsten Tagen fand der Umzug von der Villa in den ersten Stock eines neuen, vornehm eingerichteten Miethshauses statt. Das bot für Frau Rosita die willkommenste Zerstreuung. Auch Bettina nahm an den Arbeiten regen Antheil; beim Ausräumen der Zimmer, die ihr Vater bewohnt hatte, erschien ihr jedes Stück, das seine Hand berührt, wie ein heiliges Vermächtniß. Mit Sorgfalt forschte sie im Bücherschrank und in den Schubfächern des Schreibtisches nach hinterlassenen Papieren. Eines Tages fand sie ein unscheinbares verstaubtes Buch, dessen vergilbte Blätter eng beschrieben waren. Auf der ersten Seite stand in großen Buchstaben: „Mein Tagebuch", darunter in kleiner Schrift: „Begonnen an Bord der ‚Schwalbe'."

Bettina zitterte vor Erregung. Ihr war es, als habe sie einen Schatz entdeckt, den sie vor neidischen Blicken schützen müsse. Hastig hüllte sie das Buch in eine Zeitung ein und verschloß es in ihren Schreibtisch. Sie konnte es nicht erwarten, sich in die geliebten Blätter zu versenken. Doch erst, als die Einrichtung von Frau Rositas neuer Wohnung annähernd vollzogen war und sie in derselben ein kleines, aber nett eingerichtetes Zimmer erhalten hatte, fand sie dazu Gelegenheit. Eines Abends nahm sie ihren Schatz hervor und las bis um Mitternacht die Aufzeichnungen des Vaters. Diese umfaßten die Erlebnisse eines Jahrzehnts und reichten von seiner ersten großen Seereise bis zur Uebersiedlung von den Fidschi-Inseln nach Montevideo. Der junge Wesdonk war „mit tausend Masten" in die Welt hinausgefahren, die Seele erfüllt vom Geiste Rousseaus. Mit der Phantasie des Dichters schilderte er das Meer, jene Inseln im Stillen Ocean, auf denen er seine schönsten Lebensjahre in Arbeit und Frieden verbrachte. Worte voll tiefen Glückes widmete er seiner ersten Frau, die er dort als die Tochter eines deutschen Kaufmanns gefunden und nach mannigfachen Schwierigkeiten heimgeführt hatte. Er verglich das Dasein, das er an ihrer Seite genoß, den Freuden von Paul und Virginie. Und aus allem leuchtete immer wieder das Entzücken an der schönen tropischen Natur hervor, sein warmes Mitgefühl für die Eingeborenen des Landes. Nicht ohne tiefe Rührung konnte Bettina die letzten Blätter lesen, auf denen der Vater erzählte, wie schwer ihm und seiner Frau der Abschied von den Inselbewohnern geworden sei und wie viele Klagen und Scheidegrüße ihnen gefolgt seien. Das Tagebuch schloß mit einigen flüchtigen Bemerkungen, aus denen zu erkennen war, daß Wesdonk in der südamerikanischen Handelsstadt wohl die Absicht gehabt, die Aufzeichnung seiner Erlebnisse fortzusetzen, daß ihn jedoch die Fluth der Geschäfte abgelenkt hatte.

Als Bettina das Buch aus den Händen legte, glühten ihre Wangen und ihre Augen glänzten wie die einer Fieberkranken. Jetzt erst verstand sie die letzten Reden ihres Vaters ganz. Süße heilige Gefühle durchwogten ihr Inneres. Wie auf Geisterschwingen fühlte sie sich über Zeit und Meere weggetragen zu jener Inselwelt, die ihren Eltern zum Paradies geworden war. Sie hatte stundenlang mit den Theuren in der gleichen Welt geweilt, hatte den Hauch ihres Glückes verspürt, und jetzt, da sie das Tagebuch wieder sorgfältig verwahrte, sagte sie sich mit schwärmerischem Gefühl: „Ich werde nicht mehr allein sein. Dies Buch — es führt mich zu Euch zurück, die Ihr mich geliebt und gesegnet habt. O, daß ich auch ein solches Eiland fände wie Ihr, eine Stätte, die noch unberührt ist vom vergiftenden Hauche der Kultur!"

5.

Berlin schmachtete unter der Gluth der Julisonne, und die aus den Straßen und Alleen aufwirbelnden Staubwolken hatten die Laubmassen des Thiergartens grau gefärbt. Mit dem matten Aussehen der Bäume stand die Stimmung jener Stadtbewohner im Einklang, die in der schwülen Luft ausharren mußten. Auch Frau Rosita gehörte zu denen, welche die Millionenstadt an der Spree noch nicht mit einem Badeort vertauschen konnten. Sie befand sich in einem ärgerlichen Zwiespalt, und dieser Zustand wirkte derart auf ihre Nerven, daß sie Bettina ihre schlechte Laune empfinden ließ. Im Frühjahr hatte sie die Absicht gehegt, mit der Stieftochter die heiße Jahreszeit in Baden-Baden zu verbringen, wo sie darauf rechnen konnte, einen größeren Bekanntenkreis zu finden. Unterdessen war sie dem Grafen Trachberg begegnet, der ihr zu verstehen gab, daß er seinen Urlaub gern in ihrer Nähe verleben werde, falls sie allein reise. Die verständige Witwe begriff nach den Andeutungen des Grafen, daß sie zwischen seiner und Bettinas Gesellschaft zu wählen habe. Ohne Schwanken entschloß sie sich für den Gegenstand ihrer Hoffnungen und mühte sich nun vergeblich mit der Frage ab: wie schaffe ich mir auf gute Art die Stieftochter vom Halse?

Die Hilfe sollte ihr von einer Seite kommen, von der sie es nicht erwartete. Bettina selbst war infolge der Lieblosigkeit und steten Bevormundung von seiten ihrer Stiefmutter zu dem Entschluß gekommen, Berlin nach einer andern Richtung zu verlassen als diese. Nur war sie noch unsicher, wie sie ihren Plan ausführen könne.

Eines Tages machte sie einen Besuch bei Lisa Horst, deren Mutter seit Jahren tot war. Sie fand die Freundin in großer Erregung und das ganze Haus in Unordnung. „Wir reisen," rief ihr Lisa entgegen, „und die ganze Last des Einpackens, die ganze Sorge für die Geschwister ruht auf mir. Wirthschafterin und Magd bleiben hier. Ach, ich wünschte, Du könntest uns begleiten, Betty!"

„Wohin geht Ihr?"

„An die Ostseeküste. Papa hat sich einen ganz einsamen Fleck Erde ausgesucht, ein Lotsendorf, das von Badegästen fast gar nicht und von Touristen noch weniger besucht wird. Er bedarf zur Kräftigung seiner Nerven nicht nur der Seeluft, sondern auch der Ruhe und Stille des Landlebens. Na, das wird schön langweilig werden! O, Betty, wenn Du der Freundschaft ein Opfer bringen, wenn Du auf Baden-Baden verzichten und mit uns ins Land der Flundern ziehen wolltest, das wäre groß, edel, erhaben — — aber freilich, alles in der Welt hat eine Grenze, und keine Menschenseele wird den Muth haben, sich freiwillig monatelang auf eine Sandbank zu setzen."

Um Bettinas Mund irrte ein leises Lächeln. „Diesen Muth hätte ich schon, Lisa, wenn mich Dein Papa nur mitnehmen wollte."

Nach Feierabend.

Nach einem Gemälde von K. Hartmann.

Die Tochter des Sanitätsraths stand einen Augenblick ganz starr vor Ueberraschung da; in der nächsten Minute aber rannte sie wie toll in das Arbeitszimmer ihres Vaters mit dem Alarmruf: „Sie geht mit uns! Sie opfert sich! Sie begleitet uns!“

Horst erschien gleich darauf mit seiner aufgeregten Tochter im Salon, um Bettina zu fragen, ob sie ernstlich gewillt sei, mit an die See zu gehen. Bettina erwiderte, daß sie ihrem Vormund sehr dankbar sein würde, wenn er sie mitnehmen wollte.

„Von Herzen gern,“ antwortete dieser, „allein das Lotsendorf, wohin wir gehen, ist der einsamste Ort der ganzen Küste.“

„Ich bedarf der Einsamkeit.“

„Aber wird Ihre Mama Sie freigeben, liebe Bettina?“

„Im Nothfall sprichst Du ein Machtwort, Papa. Wozu bist Du denn Vormund?“

Der Arzt lächelte über den Eifer seiner entschlossenen Tochter und meinte, Bettina solle erst bitten, und fruchte das nichts, so wolle er am Abend bei Frau Rosita vorsprechen und sie umzustimmen suchen.

Bettina versprach, Botschaft zu senden, und verließ in großer Erregung das Haus. Die Aussicht, mit der Freundin an der See leben zu können, erschien ihr so verlockend, daß sie hätte aufjubeln mögen. Nur die Furcht vor einem Nein der Stiefmutter dämpfte ihre Freude; trotzdem beschloß sie, die Sache gleich zur Entscheidung zu bringen. Bei den ersten Worten hatte Frau Rosita die Bittstellerin mit einem finsteren Blicke gemessen, dann aber, als sie erkannte, um was es sich handle, athmete sie plötzlich auf, ihre Augen leuchteten, ihr Gesicht verklärte sich. Als die Sprecherin zu Ende war, nahm sie wieder eine Leidensmiene an und antwortete im Tone der Klage: „Du weißt, mein liebes Kind, wie gern ich jeden Deiner Wünsche erfülle, soweit dies in meiner Macht steht. Ich werde Deine Gegenwart in Baden schmerzlich vermissen, allein ich begreife vollkommen, daß Du die Gesellschaft einer munteren Jugendfreundin der einer einsamen Witwe vorziehst. Außerdem glaube ich, daß die Seeluft Deine blassen Wangen rascher röthen wird als die des Schwarzwalds. So sage ich denn ‚ja‘ — geh', mein Kind, und rüste Dich zur Abfahrt! Die Vorkehrungen für die Sicherheit unserer Wohnung treffe ich allein.“

Bettina war gerührt von dieser selbstlosen Willfährigkeit, und als Rosita sie am nächsten Morgen zum Bahnhof brachte, ihr dort eine Purpurrose ins Knopfloch des Mantels steckte und sie der Fürsorge Horsts mit mütterlicher Zärtlichkeit empfahl, wurde das Mädchen irre und warf sich das Unrecht vor, am Herzen dieser Frau gezweifelt zu haben. „Sie mag nervös und launenhaft sein,“ sagte sie sich, „aber sicher liebt sie Dich und ist keine Heuchlerin.“

Frau Rosita blieb auf dem Bahnsteig stehen und winkte den Scheidenden Abschiedsgrüße zu, bis der Zug ihren Blicken entschwunden war, dann aber wandte sie sich rasch mit einem Ausruf der Erleichterung zum Gehen. Am Abend desselben Tages fuhr sie strahlend vor Heiterkeit und freudiger Erwartung dem fernen Baden zu, und als die letzten Häuser Berlins hinter ihr lagen, murmelte sie vor sich hin: „Gott sei Dank, nun bin ich frei! Meine Geduld war nahezu erschöpft!“

* * *

Zur selben Zeit hatten die Horsts und Bettina bereits die Küste erreicht und befanden sich seit zwei Stunden an Bord eines kleinen Dampfers, der in flottem Lauf über ein weites Haff hinfuhr. Noch war das offene Meer nicht in Sicht, und Bettinas Auge schweifte über Wiesenflächen und weidende Heerden, über Dörfer und Kirchthürme bis zu blauen, bewaldeten Höhen hin; doch schon verspürte sie den frischen Hauch des Meeres, und ihre Brust hob sich erleichterter, ihre Seele wurde freier.

Die Reisenden hatten im Schatten des Leinwanddaches ein recht schmackhaftes Gericht aus der Schiffsküche verzehrt, und als sie beim Kaffee angelangt waren, bat ein Herr um die Erlaubniß, mit seiner Gattin die noch vorhandenen freien Plätze in der Tafelrunde einnehmen zu dürfen. Während das Ehepaar sich niederließ und dem Kellner einen Auftrag gab, erkannten die Freundinnen in dem Fremden einen Schauspieler Namens Ludmiller, den sie im vergangenen Winter als Hamlet bewundert hatten. Zu ihrer Ueberraschung entpuppte sich der Tragöde als ein munterer Plauderer, der sich durch ein Taschenspielerkunststück einführte. Als ihm der Kellner ein etwas klein gerathenes Beefsteak vorsetzte, betrachtete er es von allen Seiten, schüttelte trübe den Kopf und wandte sich an den zwölfjährigen Fredi Horst mit der Bemerkung: „Sie werden dem Wirth nachher bezeugen, junger

Digitized by Google

Herr, daß dies Stück Fleisch zur Sättigung eines Hungrigen nicht ausreichte und daß ich genöthigt war, als Nachtisch Messer und Gabel zu verschlucken."

Hierauf verspeiste er das Beefsteak, dann nahm er feierlich die Gabel und ließ sie vor Fredis Augen im Schlund verschwinden. Der Knabe war starr und stumm vor Verwunderung. Ludmiller aber zögerte nicht, der Gabel das blanke Messer folgen zu lassen, dann wischte er sich mit der Miene höchster Befriedigung den Mund und sagte zu dem fassungslosen Fredi: „Sollten Sie, junger Herr, jemals gleich mir genöthigt sein, Ihren Hunger mit solch geschmacklosem Futter zu stillen, so rathe ich Ihnen dringend, eine Tasse Kaffee mit Cognac darauf zu setzen, denn diese Dinge sind nicht leicht verdaulich. — Kellner, zwei Tassen Mokka mit Cognac!"

Dieses Kunststückchen bildete die Einleitung zur gegenseitigen Vorstellung und allgemeinen Unterhaltung der Reisegefährten. Lisa konnte dabei die neckische Bemerkung nicht unterdrücken, sie habe Herrn Ludmiller zuletzt als Hamlet gesehen und damals nicht geahnt, daß der finstere Dänenprinz auch Messer verschlucken könne.

„Sie werden sich vielleicht noch erinnern, mein Fräulein, daß dieser Prinz seinem Freund Horatio versichert, es gebe mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse. Nun, solch ein Ding, das zwischen Himmel und Erde herumflattert und die landläufige Schulweisheit in Verwunderung setzt, mag wohl meine Seele sein. In mir regte sich schon früh das Komödiantenblut, ich entlief der Zucht meines Vaters, und da ich beim Theater, für das ich schwärmte, keine Gegenliebe fand, weil ich noch gar zu jung und unscheinbar aussah, so begann ich meine Laufbahn als Clown im Cirkus. Heute aber, da auf diesem ehrwürdigen Haupte der üppige Lockenwald langsam sich lichtet, vollzieht sich in meinem Innern ein wunderlicher, täglich sich erneuernder Kampf: der bramsekopfige, lärmende Clown der Jugendzeit will dem rheumatischen, den Weltfreuden entsagenden und der Altersversorgung beim Hoftheater zustrebenden Charakterspieler nicht das Feld räumen. Die beiden Gegner führen in meinem Innern ein verzweifeltes Ringen auf und darum erscheint mein Betragen oft wunderlich. Ich schwanke zwischen den entgegengesetztesten Stimmungen und bin wie ein verliebtes Mädchen bald ‚himmelhoch jauchzend', bald ‚zum Tode betrübt'."

Ludmiller hatte diese Erklärung mit erstaunlicher Zungenfertigkeit hervorgesprudelt, nun holte er tief Athem und erkundigte sich nach dem Reiseziel der Horsts. Als man ihm Massow nannte, rief er mit der Miene des Entsetzens seiner Frau zu: „Ludmilla, man ruiniert uns!"

Die Angeredete, eine nicht eben schön, aber klug und thatkräftig aussehende Frau, hatte der überschäumenden Natur ihres Gatten so oft einen Dämpfer aufzusetzen, daß ihre Sprache, nicht recht im Einklang mit ihren energischen Zügen, sich an einen sanften Klang gewöhnt hatte. „Du solltest die Erklärung voranschicken, lieber Karl," sagte die kleine Frau, „daß Deine Worte nicht ernst zu nehmen sind."

„Nicht ernst? Wo die Verzweiflung aus mir spricht? — Kennen Sie Massow, mein Herr?"

Horst entgegnete kopfschüttelnd, daß ihn nur die Schilderung eines Freundes bewogen habe, den Ort aufzusuchen.

„Nun, dann können Sie freilich nicht ahnen, wie sehr Sie uns berauben," fuhr Ludmiller in klagendem Tone fort. „Ich habe im vorigen Jahre Massow besucht und die Bäume jenes Wäldchens gezählt; das die Nordseite des Vorgebirges, des sogenannten ‚Horns', bedeckt. Die Halbinsel, auf der das Lotsendorf liegt, besitzt rund hundertzwanzig Buchen und hundertzwanzig Föhren. Da sich nun bisher in jedem Sommer durchschnittlich zwölf Badegäste in Massow niederließen, so kamen auf jeden Gast zwanzig Schattenbäume. Dies auskömmliche Verhältniß aber wird schrecklich verändert, sobald die Zahl der Badegäste steigt. Ludmilla, uns bleiben nur fünfzehn Bäume, und was vielleicht noch schlimmer ist, uns steht eine Hausse der Flundern und Heringe bevor!"

Das Gelächter der kleinen Reisegesellschaft verstummte, als der Kapitän mit der Bemerkung herzutrat, daß ein von Massow kommendes Segelboot in Sicht sei.

Es war ein starkgebautes Boot, das auf ein Flaggenzeichen des Dampfers herbeigesegelt kam, um die für Massow bestimmten Fahrgäste und Gepäckstücke mitzunehmen. Ludmiller sprang zuerst in das schwanke Fahrzeug, um den die Schiffstreppe herabsteigenden Damen behilflich zu sein. Allein er überzeugte sich schon beim Empfang seiner Gattin, daß die beiden breitschultrig und breitbeinig im Boot stehenden Lotsen fester standen und fester zugriffen als eine „Landratte", und so begnügte er sich damit, die Damen zu den Bänken zu geleiten.

Als der Sanitätsrath mit seinen drei Kindern und Bettina neben den Ludmillers Platz genommen hatte, fragte der alte graubärtige Lotse am Steuer nach weiteren Passagieren für Massow.

Ein junger schüchtern aussehender Mensch, der während der Fahrt Lisa und Bettina unablässig mit schmachtenden Blicken angestarrt hatte, rief jetzt hinunter: „Pischel, ist noch Platz?"

Der Mann am Steuer nickte.

„Dann nehmt mich mit. Ich werde über den schmalen Hals zu Fuß nach der Pfarrei gehen."

Die Lotsen brummten etwas in den Bart, was nicht gerade sehr ermunternd klang, allein sie nahmen auch diesen Reisenden ins Boot und wiesen ihm seinen Platz zwischen den Koffern an. Als der Dampfer den Kurs änderte und mit voller Kraft nordwärts steuerte, setzten die Lotsen ihr Segel um und richteten den Kiel gen Osten. Nach kurzer Zeit gewann das Fahrzeug die offene See und frischer Wind blähte sein Segel, sodaß es in flottem Laufe durch die Wellen schoß. Während Lisa lachend ihre Schwester Lotte umfaßte und beim Anschlagen und Aufspritzen der Wogen einen leisen Angstschrei ausstieß, erhob sich Bettina von der Bank, lehnte sich gegen den Mast und schaute auf die zackigen hohen Küstenränder. Im Licht der Abendsonne flimmerten fernab die Dünen, dann wurden einige glührothe Backsteinhäuschen sichtbar und eine weite grüngoldige Wiesenfläche. „Das ist Massow," sagte Ludmiller, „hier gründen wir unsere Ferienkolonie."

Bettina fühlte bei dieser Nachricht ihr Herz schwellen. Das kleine Stück Land hob sich wie eine Insel aus dem weiten wogenden Meere. Den schmalen langen Dünenstreifen, der es mit der Küste verband, sah man nicht; dem Kenner der Landschaft verrieth er sich durch eine silberne Linie über den grünlich blauen Wogen — die Brandung.

(Fortsetzung folgt.)

Er hat spekuliert!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mitten in das prickelnde Geräusch einer Tanzpause, in das Tönegewirr von flüsternden Stimmen, rauschenden Schleppen, schwirrenden Fächern, klirrenden Gläsern, dröhnt aus dem Erdgeschoß des Hauses herauf in den festlichen Saal ein dumpfer Knall. Die schwatzenden Gruppen, die wandelnden Paare verstummen, bleiben stehen; die Dame des Hauses mit dem Brillantdiadem im Haar stockt erblassend für einen Augenblick in der lebhaften Unterhaltung, die sie mit den vornehmsten ihrer Gäste führt, dann, sich gewaltsam beherrschend, versucht sie das befremdete Aufhorchen abzulenken und unbefangen das Gespräch weiterzuführen. Aber nicht nur ihre nächste Umgebung hat ihr Erbleichen gesehen, das Zittern bemerkt, welches sie befiel; vergeblich läßt der Sohn des Hauses die Musiker die nächste Tanztour anstimmen; von der weitgeöffneten Saalthür her dringt ein Flüstern anderer Art als das fröhliche, jäh unterbrochene, fliegt von Gruppe zu Gruppe, ein Flüstern voll Entsetzen, voll Mitleid, voll Scham; die Gesellschaft löst sich auf, entflieht mit verlegener Scheu der Stätte, welche eben noch schimmernde Festlust durchrauschte und durch die nun ein Schauer des Grauens geht, ein Hauch des Todes, dem die Dame des Hauses in Ohnmacht erliegt. — Wo ist ihr Gatte? — Auf der Treppe wächst das Flüstern zur lauten Klage, zum Zornesausbruch, zum Fluche . . . Unten im Komptoir hat er sich erschossen, der Bankerotteur! . . . Er hat spekuliert!

Zu der kleinen Provinzstadt geht mit niedergeschlagenen Augen, den Hut tief in die Stirn gedrückt und den Schatten der Häuser trotz des spärlichen Laternenlichts ängstlich suchend, ein

Digitized by Google

Einsamer durch die Straßen. Da stutzt sein Schritt. Vor einem stattlichen Eckhaus am Markt steht er still. Sein Blick schweift über die breiten Fensterläden, die gerichtlich geschlossen sind, hinauf nach dem Firmenschild und liest bebend dort seinen Namen, den Ehrennamen seines Vaters. Da ringt sich ein gewaltsames Schluchzen vom Herzen empor, ein heißer Thränenstrom stürzt ihm aus den Augen, er lehnt verzweifelt Haupt und Arm gegen das Haus, sein Haus, wie es noch kürzlich hieß, gegen die Thür zu seinem Geschäft, das trotz seines blühenden Ganges ihm nicht hatte genügen wollen und das nun den Gläubigern verfallen ist . . . Er hat spekuliert!

„Er hat spekuliert!" — „Spekuliert mit fremdem Geld!" — „Unser Geld verspekuliert!" — In wilder Erregung umsteht in einer der Hauptstraßen Berlins eine Menge Volks den Eingang zum Komptoir eines Bankinstituts, dessen Besitzer noch vor kurzem zu den reichsten Vertretern der Finanzwelt zählte und zu dessen Kassen sich jetzt die Gläubiger drängen, um die anvertrauten Kapitalien zurückzuverlangen. Die laute Klage wird zum Verlangen nach Sühne, nach Schutz! —

Die Zeiten sind vorbei, wo nur die kleinen Diebe das strafende Schicksal ereilte. Große politische Parteien haben in Anträgen die Forderungen des ergrimmten Volksgewissens formuliert, wie sie der Eindruck einer ganzen Reihe von schmählichen Bankbrüchen, die in schneller Folge in Berlin sowohl als in anderen deutschen Städten in jüngster Zeit vorgekommen sind, heraufbeschworen. Die Gefahren einer gemeingefährlichen Spekulation sollen mit den Mitteln des Gesetzes bekämpft werden. Aber nicht nur das freche Thun, die Genußsucht und Verschwendung der betrügerischen Geldverwalter mahnen zu ernster Prüfung der bestehenden Verhältnisse auf dem Gebiete des Geldmarkts — das Schicksal der Tausende, die durch jene ihr Vermögen verloren haben, wendet die Klage auch gegen alle die, welche aus Sucht nach leichtem schnellen Gewinn ihr Geld an Schwindelfirmen zur wilden Spekulation in unsicheren Werthpapieren überließen. Hier kann nicht Staatshilfe, sondern nur die Läuterung der allgemeinen Moral Hilfe schaffen, und diese Läuterung kann nur durch Aufklärung über die Grenzen von Recht und Unrecht auf dem Gebiete der Geldanlage, nur durch Selbsthilfe und Vorsicht aller verständigen und anständigen Leute erzielt werden. Hierdurch allein kann auch das ins Schwanken gerathene Vertrauen in die glücklicherweise doch noch ihrer Mehrzahl nach tüchtigen Bankinstitute und in die für den Nationalwohlstand unentbehrlichen Berufszwecke derselben wieder befestigt werden.

Spekulation wird es immer geben; jedes geschäftliche Unternehmen beruht auf Vorausberechnung von Faktoren, deren letzte Wirkung sich nur muthmaßen läßt. Die verwerfliche Spekulation an der Börse, das sogenannte Zeit- oder Differenzgeschäft, besteht im Kaufen und Verkaufen von Werthpapieren auf bestimmte kurze Zeittermine, wobei auf die muthmaßlich in diesem Zeitraum eintretenden Kursänderungen und die daraus sich ergebende Differenz zwischen Kaufs- und Verkaufspreis spekuliert wird. Die Anziehungskraft dieses verderblichen Glücksspiels hat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zugenommen und Kreise ergriffen, welche sonst dem Geschäftsleben gänzlich fern stehen. Der spekulationslustige Privatmann, der nicht selbst an die Börse gehen kann, überläßt einfach dem Bankier seines Vertrauens größere Geldbeträge, sogenannte Depots. Sehen wir einmal zu, was es mit diesen Depots für eine Bewandtniß hat!

Im gewöhnlichen Leben und übrigens auch nach allen Rechtsbegriffen versteht man unter einem „Depositum" ein hinterlegtes Gut, bei dem der Hinterlegende volles Eigenthum und Verfügungsrecht behält, während der Depositar, derjenige, bei welchem das Gut hinterlegt worden ist, dasselbe in keiner Weise veräußern darf. In unserem modernen Bank- und Börsenwesen hat sich aber dieser klare Begriff zu Gunsten der Spekulation verschoben, und zwar nicht allein durch die Schuld der Banken, sondern auch durch die des Publikums selbst. Für Hinterlegung von 1000 Mark in Papieren wird von Banken der zehnfache Kredit gewährt, um Differenzspekulationen zu machen. Fällt nun der Kurs der nominell gekauften, meist gar nicht wirklich bezogenen 10 000 Mark Werthe irgend welcher Art um etwa ein Zehntel, so fordert der das Geschäft vermittelnde Bankier den Kunden auf, sein Depot zu verstärken, und wenn letzterer dazu nicht imstande ist, wird er einfach „exekutiert", d. h. der Bankier verkauft die nominell für den Kunden angeschafften Papiere wieder und hält sich für den Verlust an das „Depot" des letzteren, welches damit verschwindet oder auf ein Minimum herabgesetzt wird. Ja, gewisse Bankhäuser kündigen in großen Reklame-Prospekten an, daß sie Papiere bis zu 95 Prozent ihres Werthes beleihen, und das Haus Grosvenor und Company in London sucht die Kunden gar durch Anpreisung seines „Ein-Prozent-Systems" zu locken, d. h. durch die Versicherung, daß man bei ihm ungünstigen Falls immer nur ein Prozent der Spekulationssumme verlieren könne, während auf der andern Seite unbeschränkte Gewinnaussichten ständen. Vor so gefährlichen Leihgeschäften zum Zweck der Spekulation kann gar nicht genug gewarnt werden. Diese und ähnliche Arten von Spekulations-Depots haben wesentlich mit dazu beigetragen, die ganze Rechtsgrundlage für das Depotgeschäft zu verrücken. Manche Bankiers machen es unmittelbar zur Bedingung, nicht die deponierten Stücke selbst, sondern nur ebensoviele von derselben Art zurückliefern zu müssen, andere verfügen stillschweigend über die hinterlegten Werthe, noch weitere behalten sich sogar ausdrücklich das Recht dazu vor.

Indeß giebt es genug Wege für den soliden, nicht spekulierenden Kapitalisten, sein Vermögen als Depot beim Bankier sicherzustellen. Außer der Reichsbank giebt es eine ausreichende Zahl großer Bankhäuser, welche alle Gewähr für die unberührte Aufbewahrung von Vermögenswerthen bieten. Ja, die technischen Einrichtungen sind neuerdings vielfach so vervollkommnet worden, daß die Banken allein ohne Mitwirkung des Eigenthümers das Depot gar nicht herausnehmen können. Auch ist das Zurückbehalten der Coupons, bezw. die Hinterlegung von Mänteln und von Coupons der Werthpapiere an verschiedenen Stellen ein sicheres Mittel des Schutzes. Andere Maßregeln, wie gemeinsame Hinterlegungsstellen für die kleinen Bankiers, sind neuerdings angeregt worden, und es wäre gut, wenn sich mit solchen Mitteln genügende Sicherheit beschaffen ließe, denn auch auf dem Bankgebiet ist die Centralisierung und Monopolisierung in wenigen Händen durch aus nicht wünschenswerth.

Aber nicht nur die Gelegenheit und der verführerische äußere Anreiz durch die übermäßigen, für Spekulationen angebotenen Erleichterungen haben im Zusammenwirken mit dem größeren Hang nach Wohlleben und schnellem Verdienst ohne Arbeit den Anstoß zu den bedenklichen Erscheinungen der neuesten Zeit gegeben, sondern in zweiter Linie hat dazu auch die Entwicklung der wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse selbst mit beigetragen. Das Leben ist theurer geworden, aber der Zinsfuß ist gesunken, das Kapital brachte weniger Rente, und die in einer längeren Friedensperiode ohne starken Geldbedarf für große industrielle und Verkehrs-Unternehmungen natürliche Bewegung des sinkenden Zinsfußes ist einigermaßen künstlich übertrieben worden. Hat doch Preußen allein im Jahre 1889 für ungefähr eine Milliarde Mark zu 4 und 4½ Prozent verzinsliche Prioritätsobligationen verstaatlichter Eisenbahnen in 3½prozentige umgewandelt! Auch bei städtischen Anleihen, seitens der Hypothekeninstitute u. a. ist im Herabdrücken des Zinses des Guten zu viel geschehen. Die Folge davon ist, daß der deutsche Markt schon seit etwa 2 Jahren mit niedrig verzinslichen Papieren übersättigt ist, und 3½prozentige oder 3prozentige Werthe ersten Ranges kaum mehr in größeren Beträgen unterzubringen sind.

Unterdessen hatte sich aber bereits eine Menge besonders kleinerer Kapitalisten, die sich mit einem Zins von 3½ Prozent nicht zufrieden geben wollten, den ihnen in überreichlicher Masse oft mit ganz ungerechtfertigten Lobpreisungen angebotenen ausländischen Werthen und zum Theil zweifelhaften oder wenigstens gewagten industriellen Gründungen zugewendet. Und hier trifft auch unsere Hochfinanz der Vorwurf, daß sie, in der Sucht, überhaupt Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen, ohne die nöthige Beschränkung und Vorsicht zu viel ausländische Papiere wie Argentinier, Portugiesen ꝛc. dem deutschen Kapitalistenpublikum aufgehalst hat.

Auch in dieser Beziehung sind jedoch Maßregeln zur Selbsthilfe im Werke. In der letzten Zeit haben sich nach englischem und belgischem Vorbild bei uns „Schutzkomitees" für die Inhaber auswärtiger nothleidender oder gefährdeter Werthe gebildet, für Argentinier, Türken ꝛc., und eine Zusammenfassung und Verallgemeinerung dieser Bestrebungen, wie sie in London in dem „Council of foreign bondholders" gipfelt, dürfte zu erreichen sein. Ueberhaupt muß der deutsche Kapitalist von vornherein selbst mehr auf seine Interessen sehen und sich darum kümmern, wie

Digitized by Google

sein Geld angelegt und verwendet wird. Nur durch die Gleichgültigkeit des Kapitalistenpublikums, das wohl beweglich klagt, wenn der Schaden da ist, aber vorher sich oft in unbegreiflicher Weise wenig um das Schicksal seines Geldes kümmert, haben so viele große Bankerotte stattfinden, so viele Millionen verloren werden können. Bei vielen Aktienunternehmungen wäre eine regere Nachprüfung durch die Aktionäre zu wünschen; allein trotz aller schlimmen Erfahrungen sieht man noch oft genug kritische Fälle, wo die Betheiligten nicht einmal sich die Mühe geben, in den Generalversammlungen zu erscheinen oder sich vertreten zu lassen. Und nur durch grenzenlose Vertrauensseligkeit war es auch möglich, daß Hunderte sonst kluger und sich ihrer Verantwortung bewußter Leute bei einer Firma ihr Vermögen in Verwahrung ließen, deren Leiter ein stadtbekannter Spieler und Verschwender war und über deren bedenklichen Zustand schon längere Zeit vor der Katastrophe Gerüchte umliefen.

Der kleine und mittlere Kapitalist, an den sich unsere Worte vornehmlich wenden, sollte überhaupt, und wenn er dabei auch seine Lebenshaltung etwas einschränken und sich manches versagen muß, sein Geld nur in den sichersten Werthen, in deutschen Staats- und Kommunalpapieren, in Pfandbriefen, Prioritäten u. dergl. anlegen. Schon die Industrieaktien bieten zu viel Gefahr, als daß ein vorsichtiger Hausvater wesentliche Theile seines Vermögens darauf setzen sollte. Bei den industriellen Aktiengesellschaften hängt zuviel von der guten Leitung und Aufsicht, aber auch von zufälligen Konjunkturen, Glücks- und Unglücksfällen ab. Nach großen Gewinnen können Perioden der Dividendenlosigkeit folgen, die Kurse auch der zur Zeit bestangesehenen industriellen Aktiengesellschaften sind bedeutenden Schwankungen unterworfen. Wer ruhig schlafen und für seine Familie ehrlich sorgen will, läßt sich nicht auf bedenkliche Wagnisse ein, die sich seiner Prüfung gänzlich entziehen. Das ist oft auch bei den größten Unternehmungen der Fall. So hat sich z. B. der Suez-Kanal außerordentlich gut rentiert und seine Aktionäre haben Hunderte von Millionen gewonnen; die zu 500 Franken ausgegebenen Aktien haben den fünffachen Werth und darüber erreicht. Dieser mächtige Erfolg ließ Herrn von Lesseps bei dem zweiten ähnlichen Werke, dem Panama-Kanal, das Geld in riesigen Massen zuströmen, und was ist das Ende? Der Verlust von einer Milliarde Franken für das französische Nationalvermögen, nachdem die Gesellschaft gänzlich verkracht ist und der Kanal selbst sich als kaum ausführbar erwiesen hat.

Am eindringlichsten ist aber vor dem eigentlichen „Spekulieren", dem Ankauf von mehr Papieren, als mit dem wirklich vorhandenen Vermögen zu erwerben sind, vor Differenz- und Prämiengeschäften zu warnen. Wer einmal Blut geleckt, läßt nicht mehr davon; der Gewinn entfacht die Sucht nach Mehr und vermindert die Vorsicht, der Verlust reizt zu neuem Wagen, um das Verlorene einzubringen. Und dann kommt häufig das Ende mit Schrecken! Wer hat nicht in seinem Verwandten- oder Bekanntenkreise irgend einen traurigen Fall von verspekuliertem Vermögen, welches oft in jahrelanger saurer Arbeit verdient und erspart war, aufzuweisen, mit seinem Gefolge von Jammer, Elend und Gewissensbissen für die Betroffenen selbst!

Hoffen wir also, daß die Vorkommnisse der jüngsten Zeit vor allen Dingen unser Kapitalistenpublikum, den sorgsamen Hausvater, die meist von Geldsachen noch weniger verstehende Frau und Mutter vorsichtiger und der schweren Verantwortung bewußter gemacht haben; daß alle berufenen und betheiligten Kreise mehr als bisher dazu mitwirken, faule Elemente auszustoßen, den Schwindel aufzudecken; daß überhaupt eine strengere Moral auch in Geldsachen wieder platzgreift und daß bei dem Eingreifen der Gesetzgebung behufs Regelung des Depotwesens, Unterdrückung der Differenzgeschäfte, schärferer Bestrafung der Veruntreuungen und der betrügerischen oder leichtfertigen Konkurse ꝛc. etwas Ersprießliches herauskomme. Dann werden die traurigen und schmachvollen Ereignisse, die am Schluß des letzten Jahres auf weitverzweigte ungesunde Zustände ein grelles Licht fallen ließen, doch unserer Zukunft zum Segen gereichen, dann wird man nicht mehr so oft angesichts einer zertrümmerten Existenz, eines aus zwar bescheidenen, aber doch gesicherten Verhältnissen ins Elend gerathenen Familienvaters die verhängnißvollen Worte hören: „Er hat spekuliert!"

Dr. **Otto Ballerstedt.**

Der Blinde und seine gesunden Sinne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

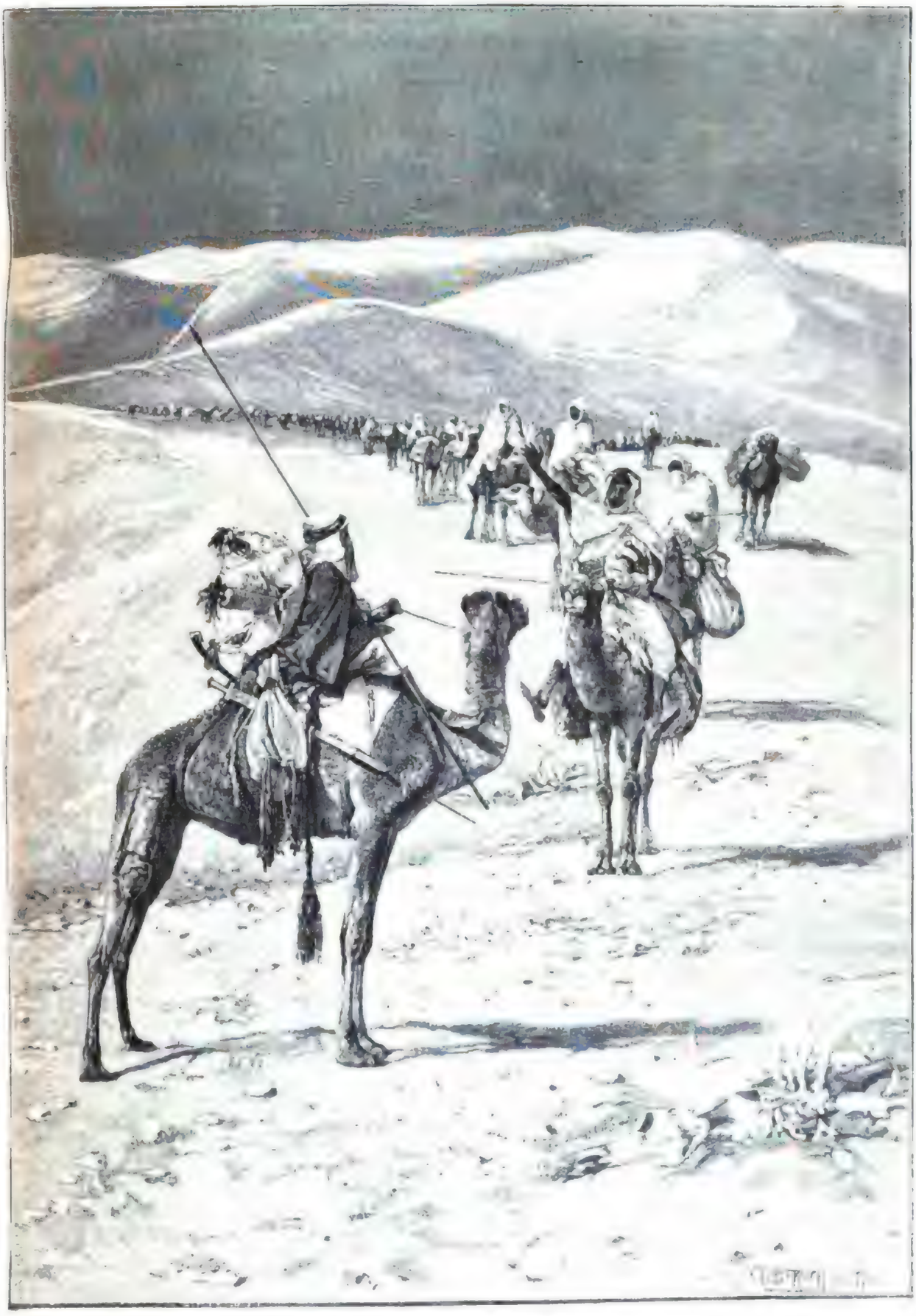
Von **Anna Pötsch** in der Blindenanstalt zu Leipzig.

Wie verschiedenartig auch die Ansichten sein mögen, die unter dem großen Publikum über Blinde, über deren Fühlen, Können und Wissen verbreitet sind, und wie schwer es gelingen mag, dieselben völlig zu klären, so pflegt doch eine Thatsache von allen leicht begriffen und verstanden zu werden: daß das Gehör des Nichtsehenden sich durch ungewöhnliche Schärfe auszeichnet. Durch das Auge nehmen andere eine Unzahl von Eindrücken und Bildern in sich auf, die uns Blinden nur durch das Gehör oder den Tastsinn zugänglich werden können. Während die Empfindung des Sehenden häufig auf Auge und Ohr zugleich sich stützt, so zwingt uns Blinde die Nothwendigkeit, zunächst das Gehör als den Schlüssel zu benutzen, der uns zum großen Theil die Außenwelt öffnet, als den Untergrund, auf dem sich der Inhalt unserer Erfahrungswelt aufbaut. Was wir nicht durch die Thätigkeit des Ohres wahrzunehmen vermögen, das muß uns in vielen Fällen gänzlich verschlossen bleiben; kein Wunder daher, daß wir durch unausgesetzte Uebung die Leistungsfähigkeit desselben zu erhöhen und nach Kräften auszubeuten bemüht sind!

Wir Blinde vernehmen das Prasseln der Flammen, den singenden Ton des Gaslichts, das Brausen des Gewässers, können uns also vor Beschädigungen hüten, ohne von Fremden erst gewarnt werden zu müssen. Wenn ein Gegenstand unserer Hand entgleitet und auf harten Untergrund aufschlägt, so werden wir ihn weit leichter wieder finden, als wenn er auf einen weichen Teppich fällt, weil wir im ersten Falle durch Vermittlung des Gehörs ungefähr die Stelle errathen, wo das Vermißte liegen muß.

Der nichtsehende Lehrer, dem es vergönnt ist, seine Schicksalsgenossen zu unterrichten, ist zur Erfüllung dieser schönen aber schweren Aufgabe vielfach ebenfalls auf die Zuverlässigkeit seiner Gehörwerkzeuge angewiesen. Durch sie kann er kleine Eigenheiten seiner Schüler entdecken und bekämpfen; so wird er z. B. unruhiges Sitzen, Drehungen des Kopfes, die von manchen kleinen Blinden mit großer Vorliebe fort und fort ausgeführt werden, an dem veränderten bewegteren Klange der Stimme wahrnehmen. Auf gleiche Weise pflegt es ihm nicht zu entgehen, wenn ein Kind, dem noch ein Theil seiner Sehkraft verblieben ist, beim Arbeiten diese statt des Tastsinns in Anwendung bringt und sie dadurch unnöthig schwächt; denn das angestrengte Niederbeugen zum Sehen giebt der Stimme eine gedämpfte Färbung. Sogar Achtsamkeit oder Unaufmerksamkeit wird der blinde Lehrer bei seinen Schülern aus den veränderten Schattierungen des Tones herauslesen können.

Die angeführten Beispiele, die sich verzehnfachen ließen, zeigen genugsam, daß das Gehör die Lichtlosen vor mancherlei Gefahren schützt, ihnen eine gewisse Selbständigkeit verleiht und häufig ihre berufliche Thätigkeit erleichtert. Allein damit ist die große Wichtigkeit, welche dieser Sinn für uns hat, noch bei weitem nicht erschöpft. Wie nämlich der Mangel des Gehörs den Tauben so häufig unzufrieden, mürrisch und mißtrauisch macht, so versöhnt der Besitz desselben den Nichtsehenden in der Regel mit seinem Schicksale und verschönert ihm seine Lichtlosigkeit. Der Gesang der Vögel läßt uns vergessen, daß unser Auge das liebliche Grün des Frühlings nicht erblickt; wenn im milden Sonnenschein, dessen Wärme wir fühlen, die Schwalbe zwitschert, dann zieht lichte Lenzstimmung ein auch in unser Herz. Ein Gelehrter hat einmal mir gegenüber die Aeußerung gethan, es gewähre ihm besonderen Genuß, an schönen Sommerabenden im Freien geschlossenen Auges die Laute der Natur und das allmählich verstummende ferne Treiben der Menschen auf sich wirken zu lassen. Und wirklich, eine sommerliche Abendlandschaft mag dem Sehenden vielleicht mannigfaltiger, aber kaum poetischer erscheinen als dem Blinden! Im Gegentheil: dieser wird das wesentlichste Merkmal derselben, den von ihr ausgehenden



Eine Begegnung im Gebiete der Tuareg.
Nach einer Zeichnung von Alb. Richter.

Digitized by Google

majestätischen Frieden, voller und reiner empfinden, weil der Anblick seiner Umgebung ihn nicht zerstreut, weit entfernte Laute, obgleich er sie deutlicher als andere vernimmt, ihm so klein und ohnmächtig erscheinen gegenüber dem erhabenen unnennbaren Etwas in der Natur, das seine Seele mit heiligem Schauer berührt. — Aber, so dürfte hier mancher einwenden, was sind jene poetischen Schwärmereien, die vielleicht nur von einzelnen Blinden empfunden werden, im Vergleich zu dem überwältigenden Schauspiele, das sich beim Auf- und Niedergang der Sonne dem Auge des Sehenden als schöne Wirklichkeit darbietet, während jener Abendfriede doch immer etwas Gedachtes, Ungreifbares bleiben wird? Dem antworten wir: wohl ist es wahr, daß der des Augenlichtes Beraubte vieles entbehrt, aber ebenso wahr ist es, daß er dafür alles, was die Natur hör- oder fühlbar zu ihm spricht, mit doppelter Wärme umfaßt und daß er selbst ihre herrlichsten Erscheinungen nicht schmerzlich vermißt, weil Dichterwort und eine reichere Phantasie sie ihm aufs glänzendste zu schildern vermögen.

Ueberhaupt läßt das lebhafte Vorstellungsvermögen, mit welchem die meisten Lichtlosen begabt sind, sie manches erreichen, was ihr Gebrechen ihnen ganz vorzuenthalten scheint. So dürfte es keineswegs allgemein bekannt sein, daß vielen und zwar sogar frühzeitig Erblindeten die Vorstellungen von Licht und Farbe nicht völlig verschlossen sind, da sie sich beide theils in Tönen theils in Formen, also durch Vorstellungen aus ihrer Welt des Hörens und Tastens verkörpert denken. Mir z. B. erscheint, obwohl ich schon im dritten Lebensjahre das Augenlicht und daher auch jede Erinnerung an das wirkliche Aussehen der Farben verloren habe, doch jeder Gegenstand gefärbt, sobald ich ihn betaste. In ähnlicher Weise kann ich nicht umhin, jedem Menschen, je nach dem Klang seiner Stimme, helles oder dunkles, krauses oder schlichtes Haar, blaue oder schwarze Augen anzudichten. Freilich geschieht es nicht selten, daß meine Vorstellungen irrig sind, und es wird mir dann, besonders bei Menschen, niemals leicht, ja hin und wider ganz unmöglich, den Erklärungen Sehender mich unterzuordnen und von meinen Phantasiegebilden zu lassen. Während ich nun für gewöhnlich, wenn ich mir Farben vorstelle, sie zu hören, zu fühlen oder dann und wann auch zu riechen glaube, so kommt es mir merkwürdigerweise im Traume häufig vor, daß ich sie sehe. Es ist dann, als ob sich die kleine, mir noch gebliebene Lichtempfänglichkeit vervielfältigte; sie zeigt mir Bäume, Sträucher, Wiesen — Menschen dagegen nur selten und in verschwommenen Umrissen. Die genannten Dinge erscheinen mir manchmal in milder Färbung, öfter aber von einem grellen blitzähnlichen Feuerstrahl übergossen — zu meinem Entsetzen bin ich nämlich noch imstande, den Blitz wahrzunehmen.

Ferner vermag unsere Phantasie Bildern, die uns von anderen beschrieben werden, vor unserem seelischen Auge feste Gestaltung zu verleihen. Manchem hat es schon ein Lächeln abgenöthigt, wenn er hörte, daß ich mich trotz meiner Blindheit für Malerei interessiere, denn auf den ersten Blick erscheint die Anwesenheit Blinder in kunstgeschichtlichen Vorträgen ebenso widersinnig und nutzlos, als wenn ein vollständig Tauber Musikstücke anhören und bewundern wollte, und man hat mich deshalb vielleicht da und dort jenen Blinden beigezählt, die in falscher Scham über ihr Gebrechen bemüht sind, sich anderen gegenüber sehend zu stellen. Allein wenn ich den Schilderungen von Gemälden oder Bauten mit Aufmerksamkeit folge, so thue ich dies nicht nur, um so Gebieten näher zu treten, die mir sonst ganz verschlossen bleiben würden, sondern auch, um für meine Phantasie neue Anregung zu erhalten. Mit wenigen Blicken überschaut der Sehende ein ihm vorher beschriebenes und dann zur Betrachtung dargereichtes Bild; während es also ihm ein Leichtes ist, sich in die gegebenen Gedanken des Künstlers zu versenken, muß meine Phantasie unablässig selbstschöpferisch thätig sein. Aber sie thut das so gern und zuweilen mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich schon öfter den Wunsch hegte, zeichnen zu können, um zu erfahren, ob meine Vorstellungen der Beschaffenheit ihrer Vorbilder entsprachen oder wenigstens nahe kamen.

Unstreitig jedoch bringt der Gehörsinn für den Blinden die schönsten Früchte, wenn in Tönen und Melodien zu seiner Seele gesprochen wird; denn wenn auch die Musik auf alle fühlenden Menschenherzen einen großen Einfluß ausübt, so darf dies doch ganz besonders von dem Blinden gesagt werden, der in ihrem Reiche Trost sucht und findet für anderes, was das karge Leben ihm versagt; er ist wahr — jener Satz: „Allen Blinden ist die Musik viel, vielen ist sie alles." Wie sehr zuweilen die Tonkunst das Seelenleben Nichtsehender beherrscht und wie leicht diese geneigt sind, die so empfangenen Eindrücke mit der Wirklichkeit zu vermengen, das möge ein Beispiel beweisen aus dem Leben einer meiner Freundinnen, für die auch die Musik alles war. Diese Freundin hatte ihr schwärmerisches Herz einer Künstlerin zugewendet, durch deren herrlichen Gesang sie zur höchsten Bewunderung hingerissen worden war, die sie aber nicht persönlich kannte. In guter Absicht waren nun Bekannte grausam genug, der Armen den Glauben an die sittliche Tüchtigkeit jener Sängerin, den ihr die musikalische Begeisterung eingegeben hatte, zu zerstören, indem sie ihr deren Leben wahrheitsgemäß schilderten. Unvergeßlich wird mir der Ton bleiben, in dem das junge Mädchen nach jenen Eröffnungen ausrief: „Nun, wenn diese Stimme lügen konnte, dann ist alles Lüge!"

Sollte dieser schmerzliche Aufschrei nur der Ausdruck gewesen sein für eine Enttäuschung, wie sie übertriebener Schwärmerei nicht erspart werden kann? Ich glaube nicht — es handelte sich hier vielmehr um eine tiefgehende Verwechslung von Künstlerin und Kunst, von Person und Stimme, wie sie bei Sehenden nicht vorzukommen pflegt. Einmal war meiner Freundin der Gesang das Höchste, Schönste, was sie auf Erden kannte, und dann hielt auch sie wie alle Blinden die Menschenstimme für ein aufgeschlagenes Buch, in welchem über Menschencharakter und Menschenwerth offen zu lesen ist. So mußte die Enttäuschung sie aufs tiefste treffen.

Bedeutsam ist auch der Abschluß, den das Leben dieses Mädchens fand; in dem Bestreben, Sängerin zu werden, zog sie sich durch allzu eifrige Studien, denen ihr schwacher Körper nicht gewachsen war, ein Lungenleiden zu, an dem sie in jungen Jahren starb. Ihr Ende veranlaßt mich, darauf hinzuweisen, wie viel Mühe musikalisch begabte Blinde daran setzen, um ihr Talent praktisch zu verwerthen. Wer dem einen oder andern zur Erreichung dieses schönen Zieles seine Hilfe leihen kann, der möge es doch ja thun; er wird einem dunklen Menschenleben jenes Licht reiner innerer Befriedigung entzünden, das uns höher steht als das des Auges. So können z. B. Organistenstellen sehr wohl von Nichtsehenden ausgefüllt werden, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Ansicht Verbreitung finden möchte. Die große Bedeutung des musikalischen Berufes für die Blinden richtig erkennend, hat der jüngst in England verstorbene blinde Dr. Armitage in edler Fürsorge zu Norwood bei London eine Musikhochschule für seine Schicksalsgenossen ins Leben gerufen. Die treffliche Anstalt, in welcher schon zahlreiche Zöglinge zu tüchtigen Musikern und Klavierstimmern ausgebildet wurden, steht gegenwärtig unter Leitung des blinden Direktors Cambel.

Neben das Gehör, das, wie wir gesehen haben, den größten Einfluß auf den Blinden ausübt, sowohl auf sein Thun als auf sein Gemüthsleben, tritt in zweiter Linie der Tastsinn. Nicht ohne Berechtigung hat man die Fingerspitzen der Lichtlosen ihre Augen genannt; auf dem Tastsinn baut sich wesentlich der Unterricht der Blinden im Lesen und Schreiben auf. Die Möglichkeit des Lesens und Schreibens ist für die Nichtsehenden erst eröffnet worden, als es gelungen war, tastbare Schriftsysteme für sie zu erfinden. Die eigentliche Anregung zum Unterricht der Blinden ist von Frankreich ausgegangen, wo 1784 durch Valentin Hauy das erste Blindeninstitut der Welt in Paris gegründet wurde; die ältesten Blindenschulen Deutschlands sind die zu Berlin und Dresden, welche in den Jahren 1806 und 1809 entstanden, ebenfalls auf Hauys Veranlassung hin. Erst allmählich jedoch kam man auf Schriftsysteme, die auch den Blinden zugänglich waren. In erster Linie sei die Braillesche Punktschrift erwähnt, so benannt nach ihrem blinden Erfinder Louis Braille (geboren 1809, gestorben 1852). Die Buchstaben werden dabei durch 1 bis 6 fühlbare Punkte von wechselnder Stellung wiedergegeben und beim Schreiben mittels eines spitzen Griffels meist auf metallenen Rillentafeln dem Papier eingedrückt. Dieses Schriftsystem, mit welchem Braille 1829 an die Oeffentlichkeit trat, wurde erst fünfzig Jahre später auf dem Blindenlehrerkongreß zu Berlin für die deutsche Sprache eingerichtet. Bis dahin bediente man sich in Blindenschulen hauptsächlich der erhabenen großen lateinischen Buchstaben, in denen die ganze Bibel für Blinde gedruckt ist und die von den letzteren

auch in sogenannter Flachschrift geschrieben werden können. Doch ist diese Schreibart für den Nichtsehenden schwieriger zu erlernen als die des Punktsystems und hat außerdem noch den Nachtheil für ihn, daß er das auf solche Weise Geschriebene nicht selbst zu lesen vermag. Aehnlich wie beim Schreiben und Lesen wendet sich die Blindenschule auch im Geographieunterricht vorwiegend an den Tastsinn der Schüler; Städte, Flüsse, Gebirge ꝛc. werden hier auf besonders angefertigten Landkarten durch fühlbare Punkte und Linien veranschaulicht.

Das Tastvermögen befähigt ferner den Nichtsehenden zu Handarbeiten, sogar zu solchen feinerer Art, zu tüchtigen Leistungen besonders auf dem Gebiete der Korbmacherei, Seilerei, Stuhlflechterei und Bürstenbinderei. Doch ragt die Bedeutung dieses Sinnes für ihn weit über das Feld des bloß Nützlichen hinaus.

Schon manchmal konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn von Sehenden im Tone tiefsten Bedauerns die Behauptung ausgesprochen wurde, daß die armen Blinden doch unmöglich wissen könnten, was schön und häßlich sei. Hier tritt eben der Tastsinn ergänzend ein; ob eine menschliche Gestalt zierlich oder plump, ob eine Form ebenmäßig oder unharmonisch ist, darüber wird der Lichtlose seine fühlenden Finger befragen, und in vielen Fällen wird er ihrem Urtheil Glauben schenken dürfen. Daß der Formensinn bei vielen Blinden scharf ausgeprägt ist, das beweist ihre große Vorliebe für plastische Figuren, Köpfe ꝛc., welch letztere von einzelnen sogar auf Geldstücken richtig erkannt werden. Freilich, soviel ist richtig, daß wir uns über menschliche Schönheit keinen klaren Begriff zu bilden vermögen, da die edlen Verhältnisse eines Antlitzes, der vielgerühmte Glanz der Augen, die Macht des menschlichen Blickes überhaupt außer dem Bereich unserer Wahrnehmung liegen. Doch bedingt das keineswegs, daß der Unterschied von schönen und häßlichen Menschen für uns gar nicht vorhanden ist. In die Klasse der ersteren werden wir vielmehr diejenigen rechnen, denen eine sympathische Stimme, eine zierliche Gestalt, schön geformte Hände, weiches Haar, ein leichter Gang eigen ist, oder die wenigstens einige dieser Merkmale besitzen. Dabei kann es natürlich geschehen, daß infolge der verschiedenartigen Ausgangspunkte unsere Schönheitsbegriffe mit denen Sehender in entschiedenem Widerspruche stehen. Dem Auge des Beschauers kann z. B. ein Stoff farblos und unscheinbar dünken, der vermöge seiner Weichheit das lebhafteste Wohlgefallen unserer tastenden Hand erregt, oder es kann eine melodische, seelenvolle Stimme uns mit größter Bestimmtheit den Glauben an Schönheit da entlocken, wo der Blick des Sehenden das gerade Gegentheil hiervon wahrnimmt. Im übrigen ist die Empfänglichkeit für das Schöne und damit die Freude daran dem Nichtsehenden in keinem geringeren Maße, wenn auch hin und wider auf eine etwas andere Weise verliehen als jedem anderen mit Schönheitssinn begabten Menschen. Das gilt schon von den tausend kleinen Aeußerlichkeiten, die das Menschenleben schmücken und verschönen, es gilt aber noch in weit höherem Grade von jener idealen innerlichen Schönheit, die nur durch das Auge des Geistes, das Fühlen der Seele empfunden werden kann. Denn nicht nur der Tastsinn der Blinden zeichnet sich durch besondere Feinheit und Schärfe aus, sondern überhaupt alles, was man unter dem Worte „Gefühl“ begreift. Den Beweis hierfür liefert ihr meist treffendes Urtheil über die Gesinnungen anderer, der feine Instinkt, mit welchem sie Freundschaft von Heuchelei, wahre Herzlichkeit von Künstelei zu unterscheiden wissen, selbst dann oft, wenn ihnen nur ein geringes Maß von Welterfahrung zur Seite steht. Und alles nun, was wahr, gut und in des Wortes edelster Bedeutung schön ist, wird häufig von ihrem reicheren Seelenleben mit größerer Wärme festgehalten, als von dem des Sehenden, der über dem Blick in die mannigfaltige bunte Außenwelt so leicht den in die stillere Innenwelt versäumt. Es ließe sich noch mancherlei über das Gefühlsleben Blinder bemerken, namentlich darüber, wie es mit seiner von vielen unverstandenen Wärme und Tiefe oft ein ernsteres Verhängniß für das Leben der Lichtlosen bildet als ihr Gebrechen an sich — allein das würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausführen. Diese verlangt vielmehr noch ein kurzes Eingehen auf die Stellung, welche Geschmack und Geruch unter den Sinnen des Blinden einnehmen.

In Bezug auf den Geschmack ist, da wesentliche Abweichungen nicht vorhanden sind, nur wenig zu sagen. Die Annehmlichkeiten, die der Geschmack bietet, werden dem Nichtsehenden durch sein Gebrechen in keinerlei Weise verkürzt, und er wird, wie jeder andre auch, je nach seiner Veranlagung größeren oder geringeren Werth auf sie legen. Manchmal mag der Blinde den zweifelhaften Vortheil haben, daß er eine Speise, die dem Sehenden unappetitlich vorkommt, in seiner Harmlosigkeit mit der größten Gemüthsruhe verzehrt. Aber einmal über einen derartigen Irrthum aufgeklärt, wird er ihn nicht so leicht ein zweites Mal begehen, ja für einzelne Naturen kann eine solche Entdeckung Grund zu bleibendem Argwohn werden. Uns fremde Speisenbestandtheile, besonders wenn sie durch zu große Weichheit oder Fettigkeit ein unangenehmes Gefühl im Munde erzeugen, erregen in uns eine fast allgemeine Abneigung. Daß blinde Kinder äußerst empfänglich sind für Freuden des Gaumens und daß bei ihnen die Frage „Was werden wir essen? was werden wir trinken?“ eine große Rolle spielt, bedarf kaum der Erwähnung, da es ja bei dem sehenden kleinen Volk ebenso zu sein pflegt: merkwürdig und belustigend wirkt nur die fabelhafte Gedächtnißtreue, welche die lichtlosen Kinder in dieser Hinsicht an den Tag legen.

Im Interesse der Blindenwelt sei hier noch auf eine gewisse Unsicherheit hingewiesen, mit welcher sich fast sämmtliche Blinden bei Tisch in großer fremder Gesellschaft bewegen. Schwer zu schneidenden Kuchen von einem feinen platten Glasteller mit einem Löffelchen zu essen, ist für den Nichtsehenden eine wahre Folter, wenn er nicht den Muth findet, sich von seinem Nachbar das Gebäck zerkleinern zu lassen. Wie viel die Sehenden durch freundliches Entgegenkommen zur Erleichterung einer solchen peinlichen Lage beitragen können, ist klar, und doch wird es bei allem Mitleid so vielfach vergessen oder unzart angefaßt.

Was endlich den Geruchsinn des Blinden betrifft, so ist er es vor allem, welcher unsere Freude an der Natur erweitert. Die Düfte der Rose, des Veilchens, des Flieders erregen ein Gefallen wohl in jedem Menschen, aber schwerlich werden sie sonst mit dem gleichen Entzücken begrüßt wie von den Blinden.

Unsere tastende Hand schon vermag ein saftig grünes Blatt von einem welken oder welkenden sehr wohl zu unterscheiden, in noch höherem Grade geschieht das durch den Geruchsinn; daher der bei Nichtsehenden gebräuchliche Ausdruck: „Es riecht grün.“ Wo es im Blindenleben gilt, das Wesen eines Dinges oder irgend einer Masse festzustellen, da kommt es nicht selten vor, daß der Geruch um sein Urtheil befragt wird. Blinde im Naturzustande, also besonders Kinder, pflegen darum eine Sache nicht nur zu befühlen, sondern auch, unbekümmert darum, ob das gerade angebracht ist oder nicht, in möglichst nahe Berührung mit der Nase zu bringen. Aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich der Thatsache, daß ich regelmäßig vor dem ersten Besuch in irgend einem Hause anderen und mir die Frage stellte: „Wie wird es dort wohl riechen?“ Um des lieben Anstandes willen muß der Lichtlose lernen, den Gebrauch seines Geruch- und selbst den seines Tastsinnes auf ein gewisses Maß zu beschränken. Da nun hierin ein Verzicht auf mancherlei Wahrnehmungen, also etwas der menschlichen Natur Widerstrebendes liegt, so fällt jener Zwang vielen nicht leicht. Der Sehende sollte indessen, anstatt in dem unzeitigen Umhertasten einzelner kurzweg eine üble Angewohnheit zu erblicken, rücksichtsvoll bedenken, daß wir nur auf diesem Wege uns zurechtzufinden vermögen. —

Damit bin ich am Ziele meiner Aufgabe angelangt, und ich möchte zum Schlusse nur noch einem Mißverständniß vorbeugen, das diese Zeilen da oder dort hervorrufen könnten. In dankbarer Freude über das, was ein gütiges Geschick uns gelassen hat, über den Ersatz, den es uns durch Schärfung unserer gesunden Sinne in mancher Beziehung gewährt, sind diese Schilderungen entstanden. Darüber darf der Leser aber nicht das eine vergessen, daß das Geschick zwar viel uns ließ, aber auch viel nahm, daß trotz der Schärfe unserer gesunden Sinne die Blindheit niemals aufhört, ein Unglück für uns zu sein. Der Mangel des Augenlichtes umgiebt uns mit tausend Schranken, erschwert unser Arbeiten und läßt uns die Abhängigkeit von anderen oft in recht schmerzlicher Weise empfinden. Was jene Schranken, wenn auch nicht aufheben, so doch weiter hinausrücken, jene Schwierigkeiten erleichtern, die Schmerzen mindern kann, das zu untersuchen und das Erprobte durchführen zu helfen, ist Sache jedes echten Menschenfreundes.

Die Farbe der Gewäſſer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Carl Vogt.

Großpapa!“ fragten die beiden Enkelinnen wie mit einem Munde, „Großpapa, werden wir, wenn wir nach Genf gehen, über den blauen See fahren?“

Unſer Aufenthalt in Salvan, einem reizenden Dorfe des Kantons Wallis, etwa tauſend Meter über dem Meeresſpiegel, nahte ſeinem Ende. Die Rückfahrt war lebhaft beſprochen worden und beſchäftigte faſt ausſchließlich die Einbildungskraft der Kinder. Des Fragens war kein Ende.

„Wir werden über den blauen See fahren,“ ſagte ich. „Zuerſt ſteigen wir hinab zur Station. Die Großmama und ich fahren im Wagen, Ihr anderen geht zu Fuß. Dann ſteigen wir alle in die Eiſenbahn und fahren an den See. Das Dampfſchiff iſt ſchon da, und ſobald wir eingeſtiegen ſind . . .“

„Großpapa!“ unterbricht die andere, „warum iſt der See ſo blau?“

Ich mag ziemlich verdutzt ausgeſehen haben bei dieſer Frage. Wenn ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weiſe beantworten können, ſo kann ein Kind mehr fragen, als hundert Großväter beantworten können. Mit einer ausweichenden Antwort aber, etwa wie die: „Er iſt blau, weil er nicht gelb iſt, wie die Oder bei Euch,“ wäre meinen Enkelinnen nicht gedient geweſen.

Je einfacher eine Naturerſcheinung auf den erſten Blick ſcheint, deſto verwickelter iſt ſie in der That. Das iſt ein alter Satz; aber man thut immerhin gut, darauf aufmerkſam zu machen, daß es keine einheitliche Erſcheinung in der Natur giebt, daß alles, was irgend ſich ereignet oder von unſeren Sinnen aufgefaßt wird, nur ein Ergebniß der verſchiedenſten, oft ſogar einander entgegenſtrebenden Kräfte und Urſachen iſt, die wir nicht allein durch die Beobachtung auffaſſen, ſondern auch durch den Verſuch auseinanderlöſen müſſen, wenn wir wirklich zu einem Schluſſe kommen wollen, der Hand und Fuß hat. Daß der Genferſee blau iſt, kann jedermann ſehen, und die meiſten nehmen dieſe Thatſache als eine höchſt einfache und ſelbſtverſtändliche hin, ohne weiter über die Urſache dieſer blauen Farbe zu grübeln; wenn aber ein Kind in ſeiner naiven Unbefangenheit nach dem Grunde dieſer Färbung fragt, die ihm aufgefallen iſt, weil die Gewäſſer ſeiner Heimath eine ſolche nicht zeigen, ſo taucht vor dem Bewußtſein des Kenners eine faſt unüberſehbare Menge von Problemen aus dem Gebiete der Optik auf, welche die ſchwierigſten Geſetze und ausgebreitete Kenntniſſe in Anſpruch nehmen und über welche nicht nur Mathematiker und Phyſiker, ſondern auch Forſcher aller Art, Künſtler und Dichter ſich die Köpfe zerbrochen haben, ohne überall zu beſtimmten Löſungen gelangt zu ſein. Wie nun einem Kinde einige Begriffe beibringen, die eine ſeiner Faſſungskraft angemeſſene Antwort auf die geſtellte Frage geben?

Ich war im Begriffe, ein kleines Aquarell zuſammenzutuſchen, als die Kinder ihre neugierige Frage ſtellten. Warum ſollte ich nicht die Muſe der Kunſt zu Hilfe rufen? Ein großes Cylinderglas, etwa ein Liter haltend, ſtand auf dem Tiſche, gefüllt mit dem herrlichen Waſſer, das in Salvan aus den Dachſchiefern hervorſprudelt, friſch und kühl, kryſtallhell und ſogar faſt chemiſch rein.

„Seht Euch einmal das Waſſer im Glaſe an,“ ſage ich. „Welche Farbe hat es?“

„Ich ſehe keine Farbe,“ meint die eine. — „Es iſt roth,“ ruft die andere.

„Aber das kommt ja von den Blumen, die dahinter ſtehen!“ ſagt Anny wieder. „Komm einmal hierher, an meinen Platz, da ſieht es nicht roth aus!“

Lili läuft um den Tiſch herum und beſtätigt, halb ärgerlich, daß das Waſſer nicht roth iſt. Sie hat vielleicht Anlage, ein Leſſing zu werden, den es ärgerte, daß der Frühling ſtets grün und nicht zur Abwechslung zuweilen roth ſei.

„Nicht wahr, Großpapa, das Waſſer hat keine Farbe?“

„Doch, liebes Kind. Es iſt blau, aber ſo wenig, daß Du es nicht ſehen kannſt.“

„Kannſt Du denn ſehen, daß es blau iſt?“

„Ich auch nicht. Aber es iſt doch blau. Gieb einmal acht!“ Ich nehme mit der Pinſelſpitze eine kleine Menge Ultramarin auf und miſche ſie mit dem Waſſer. „Sieht es nun blau aus?“

„Nein! Ich ſehe nichts!“

„Ich auch nicht. Aber Du haſt doch geſehen, wie ich mit dem Pinſel ein wenig blaue Farbe hinein gethan habe?“

„Ja! Aber es war zu wenig! Thu mehr hinein!“

Ich nehme ſtillſchweigend das Glas und ſtelle es auf ein weißes Papier in die helle Sonne. „So! Nun ſieh einmal von oben hinein!“

„Es iſt blau!“ ruft die Kleine, in die Hände klatſchend. „Aber nur ganz wenig.“

„Betrachte es auch von der Seite, jetzt, wo die Sonne hineinſcheint! Iſt es nicht ein bißchen röthlich wie die Glockenblumen, die Ihr geſtern gepflückt habt?“

„Das iſt doch ſonderbar,“ ſagt die Kleine. „Von oben iſt es blau, in der Sonne ein bißchen röthlich, und wenn man es von der Seite her im Zimmer anguckt, ſieht man gar nichts!“

„Denke einmal ein bißchen nach! Das Glas iſt ſo breit wie mein Finger lang iſt. Es iſt aber wenigſtens dreimal ſo hoch als mein Finger. Wenn Du es von der Seite anſiehſt, ſiehſt Du nur durch einen Finger lang Waſſer, wenn Du aber von oben hineinſchauſt, ſiehſt Du durch drei Finger lang Waſſer, dreimal mehr! Von der Seite ſiehſt Du einmal blau, von oben dreimal blau! Nicht?“

„Iſt das auch wirklich wahr?“ ſagt die Kleine und mißt mit ihren Fingern nach. Sie nickt befriedigt.

„Nun ſtelle Dir einmal vor, das Glas wäre ſo hoch wie der Kirchthurm oder noch höher, daß es von hier oben in Salvan bis hinunter nach Vernayaz reichte! Dann würdeſt Du von oben her das Waſſer ganz blau ſehen!“

„Iſt der See denn wirklich ſo tief?“

„Freilich! Noch tiefer!“

Doch ich will die Unterhaltung nicht weiter fortſetzen. Sie endete ſchließlich damit, daß verſchiedene, ſehr einfache Verſuche, zuerſt mit verſchieden gefärbten Steinchen, die ich in das Glas fallen ließ, dann auf die Weiſe angeſtellt wurden, daß ich das Glas mit ſeinem ſchwach bläulichen Inhalte auf verſchieden gefärbte Papiere ſtellte und den Kleinen begreiflich zu machen ſuchte, wie die Farben ſich veränderten, wenn ſie durch die ganze Höhe des Glaſes betrachtet würden. Daß die Kleinen zu vollſtändigem Verſtändniß durchgedrungen ſeien, will ich nicht behaupten; ſie blieben wohl bei dem Satze ſtehen, daß das Waſſer blau ſei, unendlich ſchwach blau, und daß die blaue Farbe erſt dann geſehen werde, wenn man in eine gewiſſe Tiefe ſchaue.

Zu dieſer Erkenntniß ſind die Phyſiker erſt durch einen Verſuch von Bunſen gelangt, der in eine mit deſtilliertem Waſſer gefüllte Röhre ein Stück weißes Porzellan fallen ließ und ſich überzeugte, daß das unterſinkende Stück um ſo blauer erſchien, je tiefer es gelangte. Bunſen hatte natürlich Vorſorge getroffen, daß in ſeine Röhre nur weißes, von der Zimmerdecke zurückgeworfenes Licht einfallen konnte, nicht das blaue Licht vom Himmelsgewölbe. Der Verſuch iſt in mannigfaltiger Weiſe verändert, handlicher gemacht worden, aber ſtets hat er dasſelbe Ergebniß geliefert, und heute ſteht es als wiſſenſchaftliche Wahrheit feſt, daß chemiſch reines Waſſer, das gar keine anderen Beſtandtheile, weder aufgelöſte noch aufgeſchwemmte, enthält, eine prachtvolle, rein blaue Farbe hat.

Aber ſolches Waſſer giebt es in der Natur nicht, denn das Regenwaſſer, das doch deſtilliertes, aus dem Meere und überall her verdunſtetes Waſſer iſt, welches in der Geſtalt von Wolken fortgeführt und in Tropfen niedergeſchlagen wurde, ſelbſt dieſes Regenwaſſer enthält einige aufgelöſte Subſtanzen und noch mehr mikroſkopiſch kleine Körperchen, die in der Luft ſchweben und die der Tropfen im Falle mit ſich reißt.

Indeſſen man kann ſich tröſten, wenigſtens hinſichtlich der aufgelöſten Stoffe, an denen das Meerwaſſer z. B. ſo reich iſt. Alle im Meerwaſſer gelöſten Salze, das Kochſalz voran, ſind farblos im kryſtalliſierten Zuſtande und beeinträchtigen ſomit die Farbe des Meerwaſſers nicht im mindeſten. Schiffer und Matroſen, obgleich in dieſer Beziehung durchaus ungebildet und kenntnißlos, wiſſen ſehr wohl, daß ſie, von der Küſte abfahrend, nach einiger Zeit in das reine, „das blaue Waſſer“ gelangen und dann über Tiefen ſchwimmen, bis zu deren Grund ſie ihre Anker nicht hinablaſſen können.

Aber ich ſagte oben, daß jede Erſcheinung in der Natur eine höchſt verwickelte Sache ſei, von vielerlei Urſachen und Bedingungen abhänge. So geht es auch mit der Färbung größerer Waſſermaſſen, namentlich der Seen und Meere, die ja, wie man weiß, in ihren Nuancen ſehr verſchieden iſt. Es möge geſtattet ſein, hier auf einige Verhältniſſe einzugehen, die auf die Hervorbringung der Geſammtwirkung ihren Einfluß üben.

Eine ruhige Waſſerfläche bildet ſtets einen Spiegel, der diejenigen Farben des Horizontes wiederſtrahlt, welche unter demſelben Winkel auf die Fläche einfallen, unter welchem das Auge zu dem horizontalen Spiegel ſteht. Befinde ich mich am Strande des ruhigen Meeres, des ſtillen Sees, ſo ſtrahlt das Waſſer in den Farben des Horizontes. In einer umwaldeten Bucht ſehe ich tiefes Grün; auf der weiten Fläche bei Sonnenuntergang die lebhafteſten gelben und rothen Farben, bei ſenkrechter Betrachtung von dem Boote aus das Blaue des Himmels über meinem Kopfe.

Dieſe Reflexfarben beſchäftigen den Phyſiker am wenigſten, weil er weiß, daß jede ſpiegelnde Fläche ſie wiedergiebt; — ſie beſchäftigen im Gegentheile den Maler am meiſten, ja faſt ausſchließlich. Sie machen die Stimmung ſeiner Landſchaft; ſie beleben die ſonſt einförmige, tote Fläche, und er ſowohl wie der Beſchauer des Bildes empfängt großentheils nur ihren Eindruck. Es ſind meiſt die Farben des tiefen Horizontes, denn der Standpunkt des Beſchauers iſt ja meiſt nur wenige Meter über den Waſſerſpiegel erhaben.

So bei glattem Spiegel. Allein die Scene verändert ſich ſchon bei geringer Bewegung. Das Meer iſt nur höchſt ſelten ganz ruhig. Die Wellen aber bilden Hügel und Thäler, ihre Flächen ſind mehr oder minder geneigt und ſtrahlen dann nicht den Horizont mit ſeinen abgetönten Farben, ſondern die mehr geſättigten Tinten des Zenithes wieder. Wer das Mittelländiſche Meer oder den Genferſee bei einem wolkenloſen Sonnenuntergange und leichtem Wellenſpiel geſehen hat, wird ſich erinnern, daß die in brennend gelben und rothen Farben glühenden Flächen unterbrochen ſind von ſcharfen, tiefblauen Schmitzenlinien — das ſind die Wellenthäler, die infolge ihrer ſchiefen Neigung die tiefblauen Farben des Himmels im Zenith dem Auge zuwerfen.

Doch damit iſt es nicht genug. Bei glatter Spiegelfläche und niederem Standpunkte erhält das Auge faſt nur die von der Fläche reflektierten Strahlen, aber durch die geneigten Theile der Wellenthäler dringt der Blick in die Waſſermaſſe ſelbſt ein, er gewahrt ſomit die eigenthümliche Farbe des Waſſers, und dieſe um ſo geſättigter, je ſenkrechter die kleine Fläche des Wellenthales zu dem Auge ſteht. Sind die Wellen ſehr kurz, folgen ſie ſich raſch, ſo kann dieſer Eindruck der Waſſerfarbe ſogar denjenigen der Spiegelung überwältigen. Davon kann ich mich täglich überzeugen.

Die Fenſter auf der Weſtfront meines Hauſes liegen der Arve gegenüber, welche hier durch ein Wehr gequert iſt, das einen Fall von etwa einem Meter Höhe hat. Ueber dem Wehre iſt der im Sommer graugelb, im Winter grün gefärbte Gletſcherſtrom vollkommen glatt, und von meinen Fenſtern, die etwa ſechs Meter über dem Fluſſe gelegen ſind, ſehe ich faſt nur die Spiegelfarben, immerhin etwas gemiſcht mit der eigenthümlichen Waſſerfarbe, die beſonders dann ſtärker hervortritt, wenn der Himmel bedeckt iſt und ſein grelles Licht nicht, wie die Maler zu ſagen pflegen, die ſanfteren Töne „frißt“. Aber unterhalb des Wehres iſt das Waſſer in lebhafter Bewegung mit unendlich kleinen, raſch aufeinander folgenden Wellenkräuſelungen, und hier tritt die grüne Färbung lebhaft hervor, ſo daß die Spiegelung faſt gänzlich verſchwindet.

Noch ein anderer Umſtand tritt durch die Bewegung hinzu. Nur bei vollkommen glatter Spiegelfläche ſind auch die Umrißlinien der geſpiegelten Gegenſtände durchaus voll und ſcharf; die Spiegelung iſt dann ſo vollſtändig, daß man oft nicht weiß, ob man den wirklichen Gegenſtand oder nur deſſen Spiegelbild auf der Waſſerfläche ſieht und die Grenze zwiſchen Waſſer und Ufer ſich gänzlich verwiſcht. Die geringſte Bewegung läßt die Umriſſe des Spiegelbildes gezackt erſcheinen; hellere Linien vom Horizonte greifen in die dunkleren Farben des Spiegelbildes ein, aber auch Zacken von dieſem ſpringen über die Linien hinaus, welche die Umriſſe haben ſollten. Dieſe Erſcheinung iſt ſo gewöhnlich, daß man auf Farbenbildern, wie auf nur in ſchwarzer Manier gemachten Blättern die Spiegelbilder im Waſſer ſtets mit gezackten Rändern ausſtattet. Ich zweifle nicht daran, daß dieſer Erſcheinung ein ähnliches Verhältniß zu Grunde liegt, wie der von Colladon zuerſt beobachteten und jetzt vielfach benutzten Thatſache, daß das bewegte Waſſer die Lichtſtrahlen mit ſich reißt. Ein Waſſerſtrahl, der durch eine dunkle Röhre aus einem erleuchteten Recipienten ausſtrömt, reißt das Licht, mag es nun weiß oder färbig ſein, mit ſich und leuchtet — warum ſollten bewegte Wellen nicht dieſelbe Wirkung äußern?

Nora Sucher.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Doch genug von dieſen maleriſchen Eindrücken, die, wie geſagt, von den Phyſikern bei Seite geſchoben werden, aber dennoch von höchſter Bedeutung für den einfachen Beſchauer wie den Künſtler ſind und, wie aus unſerer Darſtellung hervorgehen mag, immerhin aus verſchiedenen Faktoren zuſammengeſetzt ſind, unter welchen, neben der Spiegelung, auch die eigene Farbe des Waſſers in Betracht kommt.

Gehen wir auf dieſe näher ein!

Reines oder farbloſe Salze in Auflöſung enthaltendes Waſſer iſt alſo ſchön blau und vollkommen durchſichtig, wenigſtens bis auf eine gewiſſe Tiefe.

Es iſt daher klar, daß zu der Farbe aller bis in dieſe Tiefe ſichtbaren, mithin Lichtſtrahlen zurückwerfenden Gegenſtände unter dem Waſſer ſich blauer Schimmer beigeſellen wird, um ſo intenſiver, je größer die Tiefe iſt, in welcher der Gegenſtand liegt. Die Kieſel am Strande eines Sees oder des Meeres werden durch das blaue Waſſer geſehen wie durch eine blaue Glasſcheibe, und da faſt alle Strandgebilde, mit geringen Ausnahmen, eine gelbliche Färbung zeigen, ſo werden ſie mehr oder minder grünlich ſchimmern und das Waſſer alſo am Strande grün erſcheinen.

Digitized by Google

Ich laſſe hier ganz die phyſikaliſchen Deduktionen über die Natur der Farbe ſelbſt bei Seite. Wir wiſſen ja, daß dieſe nicht, wie man früher glaubte, eine den Körpern anhaftende Eigenſchaft iſt, ſondern daß ein durchſichtiger Körper, wie z. B. das Waſſer, deshalb eine beſtimmte Farbe zeigt, weil er die ſo gefärbten Lichtſtrahlen durchläßt, die andern aber nicht, und daß ein feſter Körper die farbigen Strahlen, welche wir empfinden, zurückwirft, die andern aber gewiſſermaßen verſchluckt. Für unſere Betrachtung iſt dieſe Anſchauung über das Weſen der Farbe nicht von ſehr großer Bedeutung.

Blaues Waſſer nimmt alſo eine andere Nuance an, wenn die auf dem Grunde liegenden Gegenſtände hindurchſchimmern, und dieſer gemiſchte Farbenton wird von der Farbe des Bodens abhängen. Man kann ſich davon leicht überzeugen durch die oben erwähnten einfachen Verſuche mit blau gefärbtem Waſſer in einem Cylinderglaſe. Weiße Körper, wie z. B. Porzellanſtücke, erſcheinen lichtblau, gelbe grün, rothe violett, und je tiefer ſie ſinken, deſto mehr wird dieſer Schimmer von der Bläue überkleidet und ſchließlich gänzlich verzehrt. Die rothen Farbentöne verſchwinden vor allen anderen.

Ganz gewiß aber iſt die Tiefe, aus welcher noch ein Schimmer der Bodenfarbe heraufdringt, keine geringe und kann unter günſtigen Umſtänden auf mehrere hundert Meter angeſchlagen werden. Indeſſen die Frage iſt eine weitſchichtige, und wir werden ſie erſt dann wieder ins Auge faſſen können, wenn wir gerade die mehr oder minder günſtigen Umſtände, die ich oben erwähnte, einer genaueren Prüfung unterworfen haben werden.

Ich ſagte ſchon: reines Waſſer giebt es nicht in der Natur. Stets wird es aufgelöſte oder aufgeſchwemmte Stoffe enthalten, welche ſeine Farbe verändern.

Torfwaſſer enthalten gelbe, braune und ſchwärzliche organiſche Stoffe in Auflöſung. Sie können vollkommen klar und durchſichtig ſein; nichtsdeſtoweniger wird die Farbe, welche die Humusſäuren und ähnliche Subſtanzen ihnen verleihen, ſtets einen bedeutenden Einfluß äußern und dies um ſo mehr, da ja auch der Boden der Torfſeen eine dunkelbraune oder ſchwarze Farbe beſitzt. Man hat auch behauptet, daß das filtrierte Waſſer von blauen Seen beim Abdampfen einen weißen oder hellgrauen, dasjenige von grünen Seen bei gleicher Behandlung einen gelblichen Rückſtand hinterlaſſe, daß alſo blaue Seen weiße Stoffe, grüne dagegen gelbe Stoffe in Auflöſung enthalten, deren Farbe mit derjenigen des Waſſers eine Miſchfarbe erzeuge. Man hat namentlich aus dieſem Umſtande den Unterſchied zwiſchen der Farbe des Genferſees und derjenigen des Bodenſees erklären wollen; aber die Ergebniſſe dieſer Verſuche ſind lebhaft beſtritten worden, ſo daß für manche Zweifel Raum bleibt.

Sei dem, wie ihm wolle, ſoviel iſt ſicher, daß alles in der Natur vorkommende Waſſer niemals vollkommen klar und durchſichtig, ſondern mehr oder minder trübe iſt durch die darin aufgeſchwemmten Stoffe. Daß dieſe Trübung mehr oder minder bedeutend ſein, daß man alſo auf größere oder geringere Tiefen hinein Gegenſtände unterſcheiden kann, die in dem Waſſer ſchwimmen wie z. B. Fiſche, oder die am Boden liegen, lehren ſowohl die tägliche Erfahrung als Verſuche, die man in der Weiſe angeſtellt hat, daß man bei Sonnenlicht oder trübem Himmel in verſchiedenen Jahreszeiten entweder feſte Körper, wie Porzellanſcheiben oder ſelbſt Lichtquellen, brennende Lampen und elektriſche Glühlichter, in das Waſſer verſenkt und dabei die Tiefe aufgezeichnet hat, in welcher ſie noch einen erkennbaren Schimmer wahrnehmen ließen. Man kann bedauern, daß dieſe wie andere auf das Eindringen des Lichtes bezüglichen Verſuche nur in nicht ganz hellen Gewäſſern, wie in einigen Schweizerſeen und im Mittelmeere, nicht aber an andern Orten angeſtellt worden ſind. Wer jemals an den Küſten Norwegens gereiſt iſt, wird erſtaunt geweſen ſein über die Durchſichtigkeit des Waſſers in manchen Fjorden; man behauptet ſogar, daß in einigen nordamerikaniſchen Seen der Blick bis auf mehrere hundert Meter Tiefe Gegenſtände am Boden erkennen könne. Von ſolchen Tiefen kann weder im Genferſee noch im Mittelmeer die Rede ſein. Im Winter iſt das Waſſer des Genferſees durchſichtiger als im Sommer; aber hier ſowohl wie in den bis jetzt unterſuchten Meeren mag die äußerſte Grenze der Sichtbarkeit etwa in 45 bis höchſtens 50 Metern Tiefe liegen. Beobachtungen im Taucherapparate haben gezeigt, daß man dort wie in einen blauen Nebel und in wagrechter Richtung nur auf 7 bis 8 Meter Entfernung ſieht, bloß in Ausnahmefällen bis auf 20, höchſtens 25 Meter Entfernung. Aber freilich kann der ſehende Menſch mit dem Apparate nur bis in eine Tiefe von 30 Metern tauchen und immerhin, wenn er auch nicht deutlich ſieht, iſt er von diffuſem Licht umfloſſen.

Das Licht von oben muß alſo tiefer eindringen. Man iſt der Frage auf mittelbarem Wege näher gekommen, indem man ſehr empfindliche photographiſche Platten in das Waſſer ſenkte, die man in beſtimmter Tiefe dem Lichte öffnete, oder indem man gewiſſe Subſtanzen einſenkte, die durch das Licht chemiſch verändert und zerſetzt werden, ſo daß das Maß dieſer Zerſetzung zugleich das Maß der Stärke des einwirkenden Lichtes gab. Die photographiſchen Verſuche zeigten, daß eine Tiefe von 400 Metern in dem Mittelmeere im allgemeinen die Grenze ſei, in welcher noch eine Schwärzung der Platte wahrgenommen werden konnte.

Alſo dringt das Licht bis in eine etwa zehnmal größere Tiefe ein, als unſer Auge, und das iſt ein weſentlicher Punkt — eine ganze Zone von 300 Metern Mächtigkeit empfängt noch Licht, ſendet alſo auch Lichtſtrahlen nach oben, die unſer Auge zwar nicht unmittelbar empfindet, aller Wahrſcheinlichkeit nach aber mittelbar durch die Miſchung der Farbentöne wahrnimmt, welche ſie erzeugen. Man weiß ja, daß in dieſer Beziehung die Augen der einzelnen Menſchen, auch abgeſehen von der Blindheit derſelben für einzelne Farben, weſentlich voneinander abweichen und daß unſer ſo unvollkommenes Sehinſtrument außerordentlich in Beziehung auf Auffaſſung der feineren Farbentöne geübt werden kann. Ich habe einmal in Begleitung von Malern die Fabrik der Gobelins in Paris beſucht; die Arbeiter unterſchieden zweifellos und mit Leichtigkeit Farbentöne, welche unſere, doch auch nicht ungeübten Augen für vollkommen identiſch anſehen mußten. Es muß alſo, um darauf zurückzukommen, aus jener Tiefe noch Licht herauf an die Oberfläche ſtrahlen, Licht von bläulicher Farbe, die freilich auf unſer Auge einen weit geringeren Eindruck macht als die ſogenannten warmen Farben, gelb und roth, welche von dem Waſſer — namentlich die letztere — verſchluckt werden.

Man glaubte bisher, daß in noch größeren Tiefen, bei tauſend Metern und mehr, gänzliche Finſterniß herrſche, daß man alſo ſämmtliche Farben des tiefen Waſſers wie auf ſchwarzem Grunde ſehe.

Allein infolge der neueren Tiefſeeforſchungen hat man dieſe Anſicht ebenſo aufgeben müſſen wie die früher herrſchende, daß in großen Tiefen kein Thierleben beſtehe. Die meiſten in dunklen Grotten lebenden Thiere haben verkümmerte oder gar keine Augen; man findet aber auch an der Oberfläche der Erde lebende Thiere, die ſich an dunklen Orten, in der Erde ꝛc. verbergen, welche blind ſind. Aehnlich verhält es ſich in den großen Tiefen; es giebt dort blinde Krebsthiere, die wahrſcheinlich im Schlamm und unter Steinen leben, jedoch die andern, beweglichen Thiere, die Fiſche, haben große, wohlgebildete Augen. Sie müſſen alſo ſehen, mit anderen Worten, es muß dort unten Licht vorhanden ſein. Ob dieſes Licht in dem Abgrunde ſelbſt erzeugt wird, durch die phosphoreſcierenden Leuchtorgane, welche viele dieſer Thiere, ſelbſt Fiſche beſitzen, ob es von oben hereindringt, wie vielleicht aus dem Umſtande geſchloſſen werden könnte, daß manche dieſer Tiefſeethiere, welche ihre Organiſation zwingt, auf dem Boden zu kriechen, gelbe und rothe Farben auf ihrem Rücken zeigen, iſt für unſere Unterſuchungen vollkommen gleichgültig; wir müſſen nur zu dem nothwendigen Schluſſe gelangen, daß wir die Farben des Waſſers nicht auf dunklem, ſchwarzem, ſondern auf einem, wenn auch ſchwach beleuchteten Grunde ſehen. Dieſe Entſcheidung iſt auch um deswillen wichtig, weil dann die im Waſſer aufgeſchwemmten Theilchen nicht nur von oben, ſondern auch von unten her beleuchtet ſind.

Von der Wirkung der gröberen Aufſchwemmungen an Sand und Schlamm kann man ſich leicht durch die Beobachtung überzeugen, ebenſo wie von der Thatſache, daß die Färbung der Waſſermaſſen großentheils von der Farbe dieſer gröberen Aufſchwemmungen abhängt. Die vor meinem Fenſter ſtrömende Arve iſt im Sommer graugelb, undurchſichtig, nach ſtärkeren Regengüſſen noch ſtärker gelb gefärbt; im Winter dagegen iſt ſie grün, durchſichtiger und wird um ſo grüner und heller, je weniger Waſſer ſie führt: leicht erklärliche Verhältniſſe, die einer meiner Schüler durch Beobachtungen, welche ein ganzes Jahr hindurch fortgeſetzt wurden, näher begründet hat. Im Sommer führt die Arve mit dem Gletſcherwaſſer aufgeſchwemmte, zerriebene Gebirgsmaſſe von graugelblicher Farbe in großen Mengen; bei Regengüſſen geſellt ſich dazu gelbe Schlammmaſſe, die aus den

Ufergeländen zugeführt wird; im Winter iſt die Menge des den Gletſchern entſtammenden Geſchwemmes nur gering und die blaue Farbe des Waſſers bricht in der grünen Miſchfarbe durch. Jeder Gletſcherbach hat ſeine eigene, von den zerriebenen Gebirgsmaſſen ſtammende Farbe; man unterſcheidet nicht ohne Grund bei Zweilütſchinen im Berner Oberlande die beiden Flüſſe, die ſich dort einigen, als „ſchwarze“ und „weiße“ Lütſchine: die eine bringt zerriebenen, weißen Kalk, die andere Schmirgel von zermalmten dunklen Schiefern.

Wie ungemein kräftig die durch die aufgeſchwemmten Stoffe erzeugten Miſchfarben auftreten können, zeigte mir eine Beobachtung, welche ich Ende Dezember 1889 in Nizza machte. Während einiger Tage war das Wetter ſchön, das Meer, das ich von meinem Fenſter aus bis zu dem etwa 15 Kilometer entfernten Cap von Antibes beherrſchte, wunderbar blau geweſen. Nun gingen ſchwere Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen in den Gebirgen des Var nieder. Der Fluß, der in 6 Kilometern Entfernung von meiner Wohnung mündet, wälzte beträchtliche Waſſermaſſen von geſättigter Ockerfarbe in das Meer, und man ſah deutlich die ſcharfe Wellengrenze zwiſchen der lehmgelben Zunge, die ſtets weiter in das Meer hinein leckte, und dem tiefblauen Salzwaſſer. Aber nur wenige Stunden. Dann umſäumte ſich die Zunge mit einem ſtets breiter werdenden grünen Bande, ſo grell, ſo giftig grün, daß ich zur Anfertigung einer Studie, auf welcher ich die Erſcheinung ſo treu als möglich feſtzuhalten ſuchte, meinen ganzen Vorrath von Deckgrün (Vert Paul Véronèſe) verwenden mußte. Unter dem Einfluß des Weſtwindes leckte die Zunge weiter, an dem Felsufer hinter dem Hafen von Nizza herum gegen die Bucht von Villafranca hin, und als ich dieſe am folgenden Tage beſuchte, erſchien das Waſſer nicht wie gewöhnlich tief ſtahlblau, ſondern grün, geſättigt grün, und der Fiſcher der dortigen zoologiſchen Station klagte, es ſeien keine ſchwimmenden Seethiere zu finden, ſie müßten ſich vor dem grünen Waſſer zurückgezogen haben. Erſt nach einigen Tagen nahm das Blau wieder überhand.

Die grüne Miſchfarbe war durch die feineren aufgeſchwemmten gelben Lehmtheilchen erzeugt — das gröbere Geſchwemme hatte ſich bald niedergeſchlagen.

Feineres Geſchwemme erhält ſich aber ungemein lange in der Schwebe. G. Biſchof ſchöpfte bei einer Ueberſchwemmung des Rheins Waſſer in große Gefäße und ſtellte dieſe in den Keller des chemiſchen Laboratoriums in Bonn. Nach mehreren Monaten vollſtändiger Ruhe hatten ſich die feinen Theilchen noch nicht vollſtändig abgeſetzt, war das Waſſer noch nicht klar geworden. Man begreift, daß in einem See, in welchem der ein- und ausſtrömende Fluß immerhin eine fließende Bewegung unterhält, mag ſie auch noch ſo gering und für gewöhnliche Beobachter, für Fiſcher und Ruderer, ganz unmerklich ſein, doch dieſe aufgeſchwemmten feinſten Theilchen niemals zur Ruhe kommen und daß demnach, wenn dieſe Theilchen eine gelbe Färbung beſitzen, der See dauernd eine grüne Farbe zeigen muß, die ſogar an den tiefen Stellen geſättigter erſcheinen muß, weil dort eine größere Menge gelber Theilchen durch eine bedeutendere Schicht von Waſſer hindurchſchimmert. Da aber ferner die Nuancen, welche die Geſchwemme der einzelnen Bäche und Flüſſe zeigen, ins unendliche zwiſchen grau, gelb und ſelbſt röthlich variieren, ſo ergeben ſich auch die mannigfaltigſten, in feinſter Weiſe abgetönten Miſchfarben und ein ſteter Wechſel je nach der Menge von Geſchwemme, welches den großen Waſſerbecken zugeführt wird. Auch in dem Meere, dem nimmer ruhenden, werden dieſe feinen Aufſchwemmungen ſich lange Zeit ſchwebend erhalten und über ungemein große Flächen vertheilen.

Aehnlich wie ſolche mineraliſchen Stoffe wirken auch die organiſchen, Pflanzen und Thiere. Die Ufer ſind mit einer Menge von Pflanzen bedeckt, an den Seen in allen Abſtufungen von Grün und Braun (zahlreiche mikroſkopiſche Pflänzchen, welche die Steine wie mit einem Schleime überziehen, haben eine gelbe oder braune Farbe); an den Meeresufern wachſen bis zu einer Tiefe von 30 Metern grüne, in noch größerer Tiefe gelbe und rothe Algen, die oft förmliche Wälder und Wieſen bilden und deren Farbe ſich mit derjenigen des Waſſers miſcht. Selbſt in unſeren nordiſchen Meeren giebt es eine Menge von feſtſitzenden Thieren, Schwämme, Seeſcheiden, Muſcheln, deren Anhäufungen eine beſtimmte Farbe hervorbringen, und die Beſucher der ſüdlichen Meere wiſſen nicht genug von den herrlichen Farben zu ſagen, die von den Korallenriffen hervorgezaubert werden.

Aber damit nicht genug. Es wimmelt in allen Seen und Meeren von ſchwimmenden, ſogenannten „pelagiſchen“ Pflanzen und Thieren. Einzellige, mikroſkopiſche Algen von grüner oder gelblicher Farbe ſind die gewöhnlichſten Bummler bis in bedeutende Tiefen; doch auch gelbe und rothe Algen kommen zuweilen ſo maſſenhaft vor, daß „das rothe Meer“ keine willkürliche Bezeichnung, ſondern der richtige Ausdruck für eine beobachtete Thatſache iſt. Selbſt größere Thiere können ſolche Farbenwirkungen hervorbringen. Ich habe die Bucht von Villafranca theilweiſe röthlich gefärbt geſehen von Millionen ſchwimmender, erbſengroßer Seeſcheiden (Anchinia rubra); ich habe den unmittelbaren Rand ſaum meilenlanger Strecken an der Riviera in einer Breite von mehreren Metern tief königsblau geſehen von dicht aneinander gedrängten, ſchwimmenden Segelpolypen (Velella spirans).

Wir können ſogar die ſchwimmenden, durchſichtigen Waſſerweſen, von den größeren Quallen bis zu den unendlich kleinen Mikroben, nicht von einer gewiſſen Einwirkung auf die Färbung des Waſſers freiſprechen. Wir würden ihre glashell durchſichtigen Leiber nicht ſehen können, wenn ſie das Licht nicht in anderer Weiſe brechen würden, als das ſie umgebende Waſſer es thut. Sie ſenden alſo durch dieſes eine Menge von Brechungsſtrahlen, die an und für ſich höchſt unbedeutend ſind, aber doch durch ihre Häufung eine Wirkung hervorbringen müſſen, wenn auch Millionen dieſer kleinſten Weſen in dem Raume eines Kubik-Millimeters Platz haben. Wozu hätten wir denn an gewiſſen Stellen der Netzhaut unſeres Auges auf dem Raume eines Quadrat-Millimeters bis zu einer Million empfindender Elemente (ſogenannter Stäbchen), wenn wir ſolche minimale Eindrücke nicht auffaſſen und zu einem Geſammteindrucke vereinigen könnten?

Endlich wollen wir die dem Waſſer beigemiſchte Luft nicht vergeſſen. Wenn wir eine etwas zähe Flüſſigkeit mit Luft ſchütteln, ſo wird ſie weißlich, ſchließlich weiß wie Milch. Und doch iſt die Flüſſigkeit durchſichtig und die Luft auch. Aber die in dem Waſſer vertheilten Luftbläschen brechen das Licht in anderer Weiſe. Die Welle erſcheint weißlich, ganz weiß an ihren Rändern von der eingeſchloſſenen Luft, und je ſtärker die Bewegung, deſto mehr tritt das Weiß hervor, mit grünlicher Abtönung bei klarem Waſſer und bedecktem Himmel, mit ſtrahlend gelber bei Sonnenſchein, mit lehmgelber Färbung, wenn das Waſſer nicht rein iſt. Alle dieſe Töne miſchen ſich mit den Farben der Unterlage, mit den Spiegelfarben der Oberfläche.

So wird denn die Frage nach der Urſache der Färbung der Gewäſſer zu einem der verwickeltſten Probleme der Wiſſenſchaft wie der Kunſt, deſſen vollſtändige Löſung noch nicht erzielt worden iſt, trotz der mannigfaltigſten Bemühungen von ſeiten der Gelehrten und der darſtellenden Künſtler. Ich muß geſtehen, daß ich vor den Marinemalern den größten Reſpekt habe, weil ſie, um der Auffaſſung des gewöhnlichen Auges entgegenzukommen, die verſchiedenen, in der Farbe ſo unendlich wechſelnden und doch ſo formloſen Bilder, welche das Meer bietet, in einem Bilde zuſammenfaſſen müſſen. Aber wenn ich vor einer gemalten Welle von Mazure in Paris ſtehe (er wird dort gewöhnlich „Mazure la vague“, der „Wellen-Mazure“, genannt) und ſehe, wie dieſer Künſtler, ohne Beihilfe von Strand, Mauern, Gebäuden und Schiffen, die dem Auge durch ihre Form einen Halt bieten, mich eine Welle des Mittelmeeres ſehen läßt mit ihren Spiegelungs- und Brechungsfarben, harmoniſch gemiſcht mit den aus der Tiefe vorquellenden Farbentönen des Bodens und der eigenthümlichen Färbung des Waſſers ſelbſt, ſo fallen mir, wie man zu ſagen pflegt, die Arme vom Leibe. Und es wird mir dann ſchwer, in meinem Geiſte das Bewußtſein aufzurütteln, daß die Farbe des Waſſers im allgemeinen ſich aus einer Menge von Faktoren zuſammenſetzt, unter welchen die weſentlichſten ſind: die normale Bläue des reinen Waſſers, die Spiegelfarben der Oberflächen, die Brechfarben der bewegten Theile, die Eigenfarben der in dem Waſſer aufgeſchwemmten Körper und die durchſchimmernden Farben des Grundes oder der nur ſehr ſanft erleuchteten Tiefe.

Hier, wie überall, bewährt ſich aber der Spruch, daß es in der Natur keine einfachen Erſcheinungen giebt, daß alle nur das Ergebniß einer Menge von einzelnen Faktoren ſind, deren Geſammtwirkung wir obenein noch mit einem ſehr unvollkommenen Inſtrumente, unſerem Auge, betrachten und auffaſſen.

Der „Finanzer“.

Wo der Inn mit hellen Fluthen
Lustig aus Gebirgesenge
Niederströmt in ebene Gaue
Und in letztem Jugendträumen
Rauscht um ein behaglich Städtlein,
Dort zu Rosenheim, welch Drängen,
Welch ein Wettkampf hoher Häupter!
Auch Gewaltige heutzutage
Leiden unter Konkurrenten,
Und so streckt sein majestätisch
Silbern Haupt der Wendelstein heut
Unzufrieden übers Städtchen:
Ob auch festlich drin die Menge
Auf und niederwogt, kein Auge
Schickt wie sonst ihm frohe Blicke.
Eines andern Majestät und
Silberschimmernd Haupt bannt jeden:
Kaiser Wilhelm ist gekommen,
Er, der Greise, Nimmermüde,
Und des Reiches Paladine,
Seiner Siege Schwert und Feder,
Moltke und der große Kanzler.
Und wen rings in Hof und Dörfern
Diese Kunde traf, der eilte,
Sich die Helden zu beschauen,
Die des Reiches Ring geschmiedet.
Manch ein „Dirndel“ schreitet kräftig
Durch die kranzgeschmückten Gassen,
Keines aber stolzer, schlanker
Als das Walderinger Vevert —
Frischer Mund und frisches Auge,
Nur auf ihrer braunen Stirne
Schattet's wie von Unmuthswolken.
Kaiser sah sie wohl und Kanzler,
Hat auch wacker „Hoch!“ geschrieen,
Bloß den Moltke wies ihr keiner
Und doch hat sie grad „dös Mannl“
Schauen wollen, denn die Brüder
Sepp und Hansei haben tapfer
Mitgekämpft im großen Kriege,
Haben, heimgekehrt, gar manchmal
Ihr erzählt vom alten Feldherrn
Und der Sepp schloß stets bedeutsam:
„Muaßt'n schau'n, dös is a Mannl!“
Jetzt blieb doch, was sie ersehnte,
Unerfüllt und ach! sie kann nicht
Ungestörte Umschau halten,
Denn sie muß ein blondes Bürschchen
Hüten, ihren jüngsten Bruder.
Ja, wenn's möglich wär', den Franzei
Bei 'nem Menschen in der Nähe
Auf ein Stündchen „einzustellen“!
Wart — da drüben bei dem Hause,
Drin der Kaiser abgestiegen,
Steht ein würdevoller Alter,
„So a freundli's Mannsbild“, denkt sie;
Der hat g'wiß vom Staat an Amter!,
Denn er hat a saubers G'wandel,
Wie an Uniform, der is wohl
Eisenbahner, is am Ende
So ein mächtiger Finanzer.
Raschen Schrittes geht das Vevert
Zu ihm hin und sagt: „Finanzer,
Sei so guat und b'halt dös Buaber!
Auf a kloane Stund'n bei Dir.
Mocht' ma nur den Moltke anschau'n.“
Sprichts, drückt dankbar im Enteilen
Dem Finanzer noch ein Geldstück
In die Hand und ist entschwunden.
Franzei sieht sich den Finanzer,
Der Finanzer sich den Franz an;
„Is mir volli fremd“ — denkt Franzei,
„Was beginn' ich?“ — denkt sein Hüter.
Doch wo Alte klug erwägen,
Fährt dazwischen laute Jugend
Franzei bricht in dicke Thränen,
Bricht in jene wirkungsvollen
Laute aus, wie die Natur sie
Für die Durchsetzung und Wahrung
Von berechtigten Int'ressen
Wilden lieh und braven Kindern.
Nun ist plötzlich dem Finanzer
Klar geworden, was beginnen
An das Ohr des Tönereichen
Hält die Uhr er voll Erfahrung
Und [illegible] „[illegible] Tecktack!“

Franzel reibt sich erst die Augen,
Horcht dann staunend auf das Wunder
Und mit rothen Backen schmiegt er
Traulich schon sich an den Alten,
Als das Veverl endlich auftaucht.
Finster naht sie dem Finanzer:
„Laß Dir's gnat sein, daß D' no doa bist —
Doanen Menschen is mehr z' trauen!
Haben's nit in d' Zeitung g'logen,
Daß der Moltke kimmt, dia Schlankel'n,
Dia soll'n dengerst Schtrie'n kriag'n."
„Nun", sagt freundlich da der Alte,
„Lügen manchmal auch die Schlankel'n
In der Zeitung, diesmal hat sie
Wahr gesprochen, auch der Moltke
Kam hierher und ist zu sehen."
„Jessas, Jessas, Alpenrosen
Von da schönst'n gab i leichtli,
Cannt' i nur dös Mannl sehg'n."
„Gut, es sei!" lacht der Finanzer,
Schreibt im Flug in fremder Sprache
Ein paar Worte auf 'ne Karte
Und spricht zu dem braunen Veverl:
„Wenn Du dies so gegen neun Uhr
Morgen früh dort drüben abgiebst,
Wo der Kaiser wohnt, so zeigt man
Sicher Dir ‚dös alte Mannl';
Nur mußt Du die Alpenrosen
Nicht vergessen." Veverl mustert
Prüfend das Gesicht des Alten,
Endlich meint sie: „Will's probieren.
Aber dös, Finanzer, merk Dir,
Hast mir g'log'n, b'hüat der Deixel
Deine Aug'n, denn so bin i.
Seh'g i Di, i kratz Dir's aus!
Und da hast Du no a Zwanzgerl
Kauf a Moaßerl Dir im Kirschen.
Nur sei g'scheit und trink koan Rausch nit —
Franzei komm, wir müssen hoamwarts!"

* * *

Sonnenglanz und Sommermorgen!
Von dem Thurm des Städtchens schlaat es
Neun Uhr jetzt — so früh und schnaf'rig
Denkt das Veverl, als wenn's keine
Eile gäbe, keinen Moltke
Rosig wie des Frühlichts Schimmer
In der Hand 'nen mächt'gen „Buschen".
Tritt sie zögernd in das Haus ein,
Das ihr der Finanzer zeigte,
Und blickt scheu nach einem Helfer,
Der die Karte ihr erklären,
Ihr den Moltke weisen könnte.
Schau, da naht sich wieder einer
Mit 'ner Uniform, wie gestern
Der Finanzer, der muß helfen!
Veverl knixt und reicht die Karte
Stumm dem Fremden, der lacht freundlich
Als er rasch sie überflogen,
Und führt Veverl in ein Zimmer.
„Will Dich gleich dem Marschall melden."
Damit geht er, und dem Veverl
Klopft das Herz und furrt das Köpfchen:
„Wenn der Moltke jetzt daher käm'!
Veverl, Veverl, wärst nit gang'n!"
Doch da ist auch ihr Begleiter
Schon zurück und sagt: „Der Marschall
Will Dich sehen; geh' nur herzhaft
Durch die Thür — dort drinnen ist er."
Veverl thut's, indessen hat sie
Kaum die Schwelle überschritten
Läßt sie jäh den Buschen fallen
Und ruft schreckensbleich: „O Jessas
Maria und a bissel Josef,
Der Finanzer! Werd' i aufg'henkt?
O Herr General, verzeihen's,
Daß Sie an Finanzer gleich seh'n!"
Doch der Marschall streckt ihr fröhlich
Seine Hand hin und erwidert:
„Wirst dös Mannl doch nicht fürchten:
Komm', gieb mir den schönen Buschen
Und nimm diesen Siegesthaler
Als ein Zeichen, daß Du wirklich
Hast den Moltke [illegible]
Als Gedenkstück vom Finanzer."
Hell ein Handedruck des Marschalls
Und das Veverl ist entlassen.
Draußen, wo im Sonnenschein
Ihre Gerae leuchtend wuchs,
Weckt sie in den Fenstern Nachbarn
Einen letzten Gruß hinüber,
Denkt, was die in Haus wohl sagen
Denkt an Fipp und spricht dann [illegible]

Hans Ebert.

Digitized by Google

Der Zeitgeiſt im Hausſtande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Bilder aus dem Familienleben.

(1. Fortſetzung.)

Von M. Artaria.

3.

Das Atelier von Karoline Wiesner zeigte nichts von der pomphaften Dekoration, welche heutzutage auch die kleinere künſtleriſche Größe an ihre Umgebung zu wenden pflegt. Breit und viereckig, ohne jede Vorhangdraperie, hob ſich das große Fenſter mit ſeinem Scheibengitter gegen den bleigrauen Winterhimmel ab, Gobelins und Fußteppiche fehlten gänzlich; an den getünchten Wänden waren da und dort Studien angeheftet, auch wohl ein Arm oder ein Bein mit Kohle auf die Mauer gezeichnet. Das Mobiliar beſchränkte ſich auf ein paar Strohſeſſel, einen großen, mit Büchern und verſtaubten Fläſchchen und Farbentuben bedeckten Tiſch, ſowie auf einen wurmſtichigen Großvaterſtuhl in der Ecke, in dem die große Gliederpuppe, Toni genannt, ein beſchauliches Daſein führte. Ihren haarloſen Kopf, der in verzückter Wendung nach oben gerichtet war, ſchmückte ein durchlöcherter Strohhut, die übrigen Glieder ſchlotterten unter einer Art Toga von grünem Glanzkattun hervor. Fräulein Linchen behandelte dieſe wattierte Armſeligkeit mit der gebührenden Verachtung, aber mit der ganzen Zärtlichkeit ihres feurigen Herzens liebte ſie den Bewohner der anderen Zimmerecke: ein Skelett von ſeltener Tadelloſigkeit. Sie hatte ſeinerzeit faſt gehungert, um es ſich kaufen zu können, nun erfüllte ſie auch der geſicherte Beſitz mit ſtets neuer Wonne.

„Sehen Sie nur dieſen Bau,“ pflegte ſie zu ſagen, „dieſen herrlichen Bruſtkorb, die ſchlanken geraden Arme und Beine! Ja, die wahre Schönheit fängt eben doch erſt beim Knochen an!“

„Rinaldo“ nannten Walters Kinder den ſtillen Mann, wegen eines vom Papa ſcherzweiſe ausgeſprochenen Verdachts hinſichtlich ſeines Vorlebens und der Todesurſache, die ihn in der Blüthe ſeiner Jahre der Anatomie überliefert habe — eine ſchnöde Unterſtellung, welcher Fräulein Linchen ſtets durch den Hinweis auf ſeine gänzlich unverletzten Halswirbel entrüſtet zu begegnen pflegte. Aber den klangvollen Namen hatte er behalten, und es kam gelegentlich vor, daß ſie ihn ſelbſt in Gedanken ſo nannte.

In dieſem Augenblick ſtand ſie in der Nähe des Fenſters vor ihrer Staffelei, die Brille auf der Naſe, eine große Malſchürze umgebunden, die Palette und den Pinſelbüſchel in der Linken, und betrachtete zwiſchen eifrigem Arbeiten dann und wann voll Entzücken das Original ihres angefangenen Porträts, welches ihr gegenüber auf einer einfachen Erhöhung vor einem aufgeſpannten Vorhang ſaß. Zart und beſtimmt wie eine geſchnittene Gemme hob ſich der jugendliche Mädchenkopf von dem dunklen Hintergrund ab. Hellblondes, glänzendes Haar, vom Nacken aufgenommen und oben in einen Knoten vereinigt, zeichnete, von da zur Stirn abſteigend, in weichen Hebungen und Senkungen eine Umrißlinie, die entweder der Natur aufs wunderbarſte gelungen oder einer ſehr erfahrenen Kunſt zu verdanken war. Das Geſicht mit dem kurzen Näschen und dem eigenſinnigen hübſchen Mund hatte mehr den Reiz des Pikanten als der wirklichen Schönheit, aber unbedingt erobernd ſtrahlten daraus ein Paar wundervoller graublauer Augen mit ſchwarzen Brauen und Wimpern. Die letzteren ſollten allerdings, nach Ausſage von Vilmas Schulfreundinnen, erſt mit ihrem ſechzehnten Jahr und ganz plötzlich ſo dunkel geworden ſein, aber Thatſache war nun einmal, daß ſie dem zarten Geſichtchen einen eigenartigen Zauber verliehen, der den Beſchauer feſſelte. Wie ſie ſo im Seſſel lehnte, das hellbeleuchtete Profil etwas abgewandt, in der läſſigen Stellung den reinen Linienfluß ihrer Glieder zeigend, wäre Vilma von Düring auch für unbefangenere Augen als die des guten Linchens ein reizender Anblick geweſen. Ein ſchwarzes Kleid, wie ſie es mit Vorliebe trug, hob die helle Geſichtsfarbe und die goldene Haarpracht aufs vortheilhafteſte hervor; das ſchmale Hälschen ſchimmerte durch einen ſchwarzen Tüllſtreifen, der, zur großen duftigen Schleife gebunden, halb einen Strauß blaſſer Roſen verdeckte, welche Vilma als einzigen Schmuck angelegt hatte.

„Ich bring's und bring's nicht heraus!“ rief plötzlich Fräulein Linchen in künſtleriſcher Verzweiflung und warf die Palette zur Seite.

„Was denn?“ fragte Vilma mit einem erſtaunten Heben ihrer großen Augen.

„Ja, ſchauen Sie mich nur an! — Das Unbeſchreibliche in Ihrem Geſicht meine ich, das, wofür das Wort Schönheit gar kein Ausdruck iſt, obwohl man wieder keinen andern dafür anwenden kann. — Sehen Sie, in Ihrem Alter — ich kann wohl ſagen, das gewöhnliche Hübſchſein habe ich nie beneidet, weil es mir zu oft langweilig vorkam. Aber wenn es einmal der Natur ſo geglückt iſt — dann ſich ſagen zu können: das biſt Du ſelbſt — Herrgott, das muß wohl ſchön ſein! Sie ſind ein Glückskind, liebe Vilma — ſo, ach, halten Sie den Kopf nur ein wenig ſo, ich glaube doch, ich könnte es am Ende noch herausbringen.“

Sie raffte die Palette auf und begann von neuem eifrig über die Leinwand zu ſtreichen. Nach einer Pauſe ſagte Vilma:

„So beſonders glücklich fühle ich mich aber um meines Geſichtes willen, das Sie noch dazu ſehr überſchätzen, in keiner Weiſe. Zum Glück gehört doch viel, viel mehr, was man erleben muß, ſich ſelbſt nicht verſchaffen kann!“

Ja, ja, ich weiß — Verlobung und ſo weiter, ohne das thut es Ihr jungen Mädchen nun einmal nicht. Allein da haben doch Sie wahrhaftig die Wahl, während die andern armen Dinger warten müſſen, bis ſie gnädigſt gewählt werden, um dann ihr Leben lang ihrem Paſcha dafür dankbar zu ſein!“

„Gewiß,“ ſagte Vilma vorſichtig und gedehnt, „die Wahl hätte man . . .,“ ſie ſenkte für ein paar Augenblicke die langen Wimpern: es log ſich merkwürdig ſchwer dieſer einfachen unabhängigen Seele gegenüber, die keinen Begriff von der Kette von Entbehrungen und geheimen Erniedrigungen hatte, womit Vilma und ihre Mutter das Leben in der Geſellſchaft erkauften, von all den Anſtalten und Hoffnungen und nachfolgenden Enttäuſchungen, die den Hauptinhalt ihrer bisher erlebten fünf Ballwinter ausmachten. Nicht ihrer beſten Freundin hätte Vilma geſtehen mögen, wie wenig „Wahl“ ſie bis jetzt gehabt hatte. Und nun war ſie dreiundzwanzig Jahre alt, und die große Partie, von welcher ſeit ihrem achtzehnten die Mama träumte, wollte immer nicht erſcheinen. O, welche Scenen ſie manchmal miteinander hatten, daß ihre Schweſter Paula angewidert aus dem Zimmer ging: Klagen, Vorwürfe, Heftigkeitsausbrüche, Thränen — ja, es war wohl der Mühe werth, ſie vor andern glücklich zu preiſen!

Aber das junge Geſchöpf war längſt gewohnt, derartiges in ſich zu verſchließen und mit dem kinderhaften Lächeln zu bedecken, das ihrem Geſichtchen ſo lieblich ſtand. Sie zeigte dieſes Lächeln auch jetzt, als ſie fortfuhr:

„Ich glaube, liebes Fräulein, Sie ſind die wahre Glückliche unter uns. Niemand ſieht Sie je ſchlechter Laune, Sie ſind eine ſo zufriedene . . .“

„‚Nebenfigur‘, wollen Sie ſagen. Ja, das bin ich und darin liegt eben das Geheimniß meiner Zufriedenheit. Es können nicht alle Hauptfiguren ſein; wer das früh erkennt und ſein Leben auf ehrliche und tüchtige Thätigkeit einrichtet, dem geht es beſſer als denen, die immer nach einem großen Glück für ihre ausgezeichnete und werthvolle Perſon ſtreben und darüber nicht einmal die Zufriedenheit erreichen, die jeder ordentliche Menſch in tüchtiger Arbeit finden kann. Es leiden heute gar zu viele an der ‚Ich-Krankheit‘ — die übertriebenen Romane, die jahraus jahrein geleſen werden, mit der dummen Ueberſchätzung der Perſönlichkeit tragen auch ihr Theil Schuld daran. Man ſollte in jeder Schule, in jeder Familienſtube eine Tafel aufhängen mit der Inſchrift: ‚Du biſt gar nichts Beſonderes, gehe hin und arbeite fürs Ganze!‘ Das würde dem heranwachſenden Geſchlecht gut thun.“

Die ſchöne Vilma hatte eine Empfindung, als ob ihr Fräulein Linchen einen Vortrag in chineſiſcher Sprache halte, und ſuchte ihn deshalb nach Kräften abzukürzen. Sie verfolgte beim Beſuch dieſes Ateliers einen ganz beſtimmten Zweck, der nichts mit philoſophiſchen Geſprächen zu thun hatte, und wollte ihn nicht aus den Augen verlieren. Alſo neigte ſie das Köpfchen, ſah die in Eifer gerathene Künſtlerin ſchalkhaft an und ſagte:

„Aber die Liebe, Fräulein Wiesner, die große Angelegenheit, in der sich doch jeder gern als Hauptfigur fühlt?“

„Gehen Sie mir mit der! Das ist auch so ein Gethue von den Romanschreibern. Hauptsache im Leben! Es giebt andere Hauptsachen darin, die wichtiger sind und länger vorhalten. In Wirklichkeit nimmt jede Grete den Hans, den sie gerade kriegen kann, oder tröstet sich ohne ihn, wenn nichts draus wird. Es ist nicht der Mühe werth, um eine so gewöhnliche Sache große Worte zu machen.“

„Wenn man Sie so reden hört, sollte man denken, daß Sie nie geliebt hätten.“

„Nie?“ versetzte die Malerin, indem sie die Augen halb zudrückte und mit zurückgebogenem Kopfe ihre Anlage prüfte, „das will ich nicht gerade sagen — aber eigentlich der Rede werth kann's nicht gewesen sein, denn ich habe mich nie unglücklich dabei gefühlt, und das muß man doch, nicht wahr? Mir stand es von Anfang an fest, daß ich zum Malen auf der Welt sei, und so denke ich heute noch und fühle mich hier allein in meinem Atelier glücklicher als in der größten Gesellschaft, ja ich muß gestehen, daß mir diese immer langweiliger wird. Mit ein paar guten Freunden bin ich allezeit gern zusammen, doch mich in einen davon zu verlieben“ — sie lachte laut auf, „nein, das wäre mir nie eingefallen.“

Von hier aus war der bewußte Punkt zu erreichen! Vilma ließ langsam die Enden ihres Gürtelbandes zwischen den Fingern durchlaufen und fragte in gleichgültigem Tone:

„Kennen Sie den Maler Thormann?“

„Na und ob! Sein Atelier ist ja hier unter dem meinigen. Haben Sie das Thürschild beim Heraufkommen nicht bemerkt?“

Nein, Vilma hatte nicht darauf geachtet, sie kannte auch Thormann nicht persönlich, nur ein großes Marinebild von ihm hatte sie auf der Ausstellung gesehen, und es hatte ihr so unendlich gut gefallen! „Er ist wohl schon ein alter Herr?“ fragte sie.

„Warum nicht gar,“ widersprach die Malerin, „kaum vierzig! Allerdings, sein Haar ist schon ziemlich grau, er hat viel Schweres erlebt mit seiner armen Frau, die so lange leiden mußte, ehe sie starb. Er hat sie sehr geliebt und kann ihren Verlust noch nicht verwinden, deshalb geht er auch nicht in Gesellschaft und lebt ganz für sein Töchterchen, das ebenfalls von zarter Gesundheit ist. Er will im nächsten Frühjahr draußen am Stadtpark ein Haus im Grünen für sie bauen. Hier herauf zu mir kommt er öfters, ich kenne ihn von früher her, auch zu ein paar andern alten Freunden geht er, sonst aber zu niemand.“

„Wie alt ist das Kind?“

„Zehn Jahre.“

Das genügte vorderhand. Vilma versank in ein schweigendes Nachdenken und „faß“ dabei so ausgezeichnet, daß die Malerin in athemloser Hast die schwierige Partie um den Mund, wie es ihr schien, sehr glücklich hinsetzen konnte. Eine geraume Zeit war so den beiden unbemerkt vergangen, als es an die Thür klopfte und eine hohe Stimme rief:

„Fräulein Linchen, sind Sie drinnen?“

Die Malerin machte ein grimmiges Gesicht, und ihr „Herein!“ klang durchaus nicht einladend.

Unbekümmert darum hüpfte ein dünnes Figürchen mit breitkrempigem Federhut und knappanliegender Tuchjacke herein. Aus ihrem sehr blassen Gesicht forschte ein Paar wasserblauer Augen, und das spitze Näschen zwischen ihnen trug auf seinem Gipfel den Hauch von Röthe, welcher Wangen und Lippen fehlte. Aber ein dichter brauner Tituskopf, der unter dem hellgrauen Filzhut hervorblickte, wog in den Augen seiner Besitzerin diese kleinen Unvollkommenheiten genügend auf. Frida Gersdorff, eine Schulgenossin Vilmas, zählte sich entschieden zu den hübschen Mädchen und wußte dieser Ueberzeugung stets durch eine „patente“ Toilette Ausdruck zu verleihen. Ihr Vater, ein reicher Fabrikant, „hatte es“, und darin wenigstens fühlte sie sich Vilma entschieden überlegen.

Einen verhüllten Gegenstand in der Rechten, näherte sie sich jetzt von der Thür her den beiden.

„Tag, Fräulein Linchen! Der Tausend, Vilma, Du wirst gemalt ... dazu können Sie mich auch 'mal haben, wenn Sie wollen!“

Die also Angeredete räusperte sich stark. Es gab Leute, von denen sie das „Linchen“ nicht vertrug, und wenn diese Leute dann noch in ihre beste Arbeitszeit hereinfielen, so erregte das bei ihr eine innere Umwälzung, welcher leicht ein Ausbruch folgen konnte.

„Was wünschen Sie denn eigentlich, Frida?“ fragte sie, ohne das zuvorkommende Angebot einer Antwort zu würdigen. „Sie sehen, ich habe zu thun!“

„O, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Ich wollte bloß fragen, ob Sie mir ein paar Lose für unseren Wohlthätigkeitsbazar abnehmen, hinkommen werden Sie ja doch nicht, da muß man sie Ihnen wohl nachtragen.“

„Lose für Ihren Bazar ‚künstlerischer Dilettantenarbeiten'? Gut, ich will Ihnen drei Stück abnehmen, sollte ich damit etwas gewinnen, so können Sie es gleich dort behalten.“

„Es sind sehr hübsche Sachen da,“ versicherte Frida empfindlich, „kein Schund, wie Sie zu glauben scheinen.“

„Haben Sie mir gleich eine Probe davon mitgebracht?“ fragte die Malerin spottend und deutete auf das Packet.

„Nein“ — versetzte Frida zögernd mit einem Blick auf Vilma, „ich wollte Sie da um eine große Freundlichkeit bitten. Hier“ — sie wickelte das Papier auseinander — „mit dieser griechischen Tänzerin komme ich um keinen Preis zustande.“ Sie brachte eine große gemalte Glasvase hervor und hielt sie Linchen zur Betrachtung hin.

„Schauderhaft!“ sagte diese.

„Ja, die Stellung ist nicht ganz richtig, und da sollen Sie mir einen Rath geben!“ Sie wagte trotz ihrer Keckheit nicht, zu sagen: „Die Figur hineinmalen,“ wie sie eigentlich beabsichtigt hatte.

„Der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, ist der: waschen Sie das da mit Terpentin herunter, kleben Sie ein paar ausgeschnittene japanische Bilder hinter das Glas und streichen Sie dann — soweit wird Ihre Oeltechnik reichen — einen blauen oder grauen Grund darüber. Dann können Sie in Ihrem Bazar fünf Mark dafür verlangen, was Sie für diese Schmiererei hier entschieden nicht bekommen.“

„Ja mein Gott, Sie dürfen doch daran nicht einen hohen künstlerischen Maßstab legen! Ich habe gar nie zeichnen gelernt, und dafür, das sagte sogar neulich der Maler Leichtherz, sind meine Sachen sehr talentvoll gemacht.“

„Sie sind köstlich, Sie und Ihr Leichtherz,“ lachte Fräulein Linchen grimmig auf. „*Weil* Sie nicht zeichnen gelernt haben, *deshalb* fühlen Sie sich gedrungen, zu malen, und machen Figuren von zehn Kopflängen, die auf keinem Bein stehen können und in der Mitte abbrechen. Sehen Sie, Fräulein Frida, Sie sind mir wirklich merkwürdig, denn Sie stellen das Prachtexemplar einer Dilettantin vor, jener Menschensorte, die ihren höchsten Ruhm darein setzt, nichts gelernt zu haben, aber trotzdem alles zu können —“

„Sie mißverstehen mich, Fräulein Linchen —“

„Während,“ fuhr diese unbeirrt fort, „die größten Genies mit der riesigsten Begabung jahrelang angestrengt arbeiten müssen, um ihres Stoffes Herr zu werden, ersliegt das der glückliche Dilettant im Handumdrehen. Ich will ihm sein Vergnügen nicht verderben, solange er thut, was das Wort besagt: dilettarsi, sich ergötzen an der großen Kunst, solange er mit Bescheidenheit die eigene kleine Kraft in ihren Bahnen übt. Allein das Großthun in Gesellschaft, wo heutzutage die Pfuscherei mit Selbstgefühl als Kunstwerk ausgegeben wird, das krankhafte Auszeichnungsbedürfniß ohne Hintergrund eines ordentlichen Studiums, die *Talentlüge* mit einem Wort, die wie falsches Geld durch alle Kreise geht — sie muß man rücksichtslos beim Namen nennen. Talent ist eine viel zu seltene und kostbare Gabe, um ‚zur Bildung' gehören zu können. Aber unbedingt gehört zur Bildung, die Kunstwerke, welche die wirklichen Meister geschaffen haben, zu kennen, sich liebevoll mit ihnen zu beschäftigen und aus der Tiefe seiner eigenen Kleinheit heraus mit Ehrfurcht die Großen zu bewundern. Wer das einmal so recht aus Herzensgrund gethan hat, dem vergeht es gründlich, ‚Ich auch!' zu sagen.“

„Wenn man aber doch freie Zeit hat und das entschiedene Bedürfniß fühlt, selbst etwas zu leisten?“ entgegnete Frida, durch diesen Platzregen von Grobheit sichtlich eingeschüchtert.

„Dann setzt man sich hin, mein Engelchen, und *lernt* einmal etwas. Gründlich und gewissenhaft von Anfang an — das Weitere findet sich dann bald. Die Kunst ist nur *eine* und der Weg dazu ist auch nur *einer*. Da — Sie können gleich hier anfangen! Versuchen Sie einmal, den Rinaldo dort ganz getreu abzuzeichnen!“

Fridas Blicke folgten dem ausgestreckten Finger der Malerin nach der Ecke, der sie bisher den Rücken zugekehrt hatte, aber mit einem Schrei fuhr sie zurück vor dem freundlich grinsenden Totenschädel mit seinen schönen zweiunddreißig Zähnen.

„Pfui! Wie abscheulich! Davor würde ich mich zu Tode fürchten. — Wie Du das nur fortwährend ansehen kannst, Vilma, Du guckst doch von oben gerade darauf hin!“

Linchen lachte ihr tiefes behagliches Lachen.

„Ja sehen Sie, der ist ehrlich. Aller Schwindel von Fleisch und Kleidern abgefallen — wenn da ein Bein nicht recht steht, sieht man's auf den ersten Blick.“

„Ach liebstes, bestes Fräulein!“ sagte nun Frida mit ihrer süßesten Stimme, „Sie haben mich vorhin so gescholten und ich habe es ruhig angehört — habe ich das nicht? Ich will mich auch bessern und will zeichnen lernen, doch jetzt — bitte, bitte — nicht wahr, jetzt helfen Sie mir mit der Unglücksvase und stellen mir die Tänzerin ein bißchen auf die Beine? Nächsten Sonntag wird der Bazar eröffnet, ich kann mich nicht sehen lassen, wenn ich nichts Ordentliches habe; es wäre eine furchtbare Schande.“

Karoline Wiesner war nur gegen Anmaßung gepanzert, demüthiger Bitte gegenüber fühlte sie sich regelmäßig wehrlos, und es half nichts, daß sie sich hinterher ebenso regelmäßig über diese ihre Dummheit entrüstete. Sie sah das „armselige Ding“, wie sie Frida im stillen nannte, in seiner Herzensangst, sie sah über die Bittstellerin hinweg Vilmas leises Lächeln, sie wußte, wie bitter deren Gegenwart für jene war — und fühlte ein menschliches Rühren.

„Nun denn,“ sagte sie in milderem Ton. „Stellen Sie das Ding dort hin, ich will nachher sehen, was sich thun läßt!“

„O Sie himmlisches, einziges Fräulein!“ jubelte Frida und nahm einen Schwung, der Künstlerin stracks an den Hals zu fliegen. Linchen reckte die Schultern etwas höher und sagte abwehrend:

„Ruhig, ruhig, zu danken brauchen Sie mir erst, wenn's gethan ist. Sie wissen ja noch gar nicht, wie es ausfällt.“ Es half nichts, Frida strömte unaufhaltsam weiter von Glückseligkeit über und Fräulein Linchen begriff in diesem Augenblick, was ihr sonst stets räthselhaft vorkam, daß dieses abgeschmackte Wesen doch bei vielen Leuten wirklich wohlgelitten war. Eine ähnliche Empfindung mochte auch Vilma bewegen; sie, welche sonst unter den Freundinnen den Ruf hatte, durchaus nicht immer „nett“ zu sein, sagte jetzt vom Podium herunter in gutmüthigem Ton und scherzend:

„Nun, einen Trost waren Sie der armen Frida am Ende auch schuldig, Fräulein Wiesner, Sie sind ein bißchen hart mit ihr umgegangen dafür daß sie doch von uns allen die begabteste im Kunstfache ist. Ich habe mir schon oft ihre verschiedenen kleinen Talente gewünscht, aber vorhin, während Ihrer strengen Strafrede, war ich ordentlich froh, keines davon zu besitzen.“

„Du kannst ganz zufrieden sein,“ erwiderte Frida etwas spitz, „Du besitzest eben ein großes, das wir andern nicht haben —“

„Und das wäre?“ forschte Fräulein Linchen arglos, doch die schwierige Antwort blieb Frida erspart, denn in diesem Augenblick öffnete sich ein Spalt der Thür, und ein schmales Kindergesicht, von dünnen blonden Haaren umgeben, sah aufmerksam herein.

„Darf ich und der Papa kommen, Tante Linchen?“ fragte die kleine Stimme.

„Gewiß, Sigrid!“ Die Malerin öffnete die Thür vollends, und auf der Schwelle erschien jetzt hinter dem schmächtigen Mädchen ein hochgewachsener Mann, dessen hellblaue Augen einfach und freundlich aus den schon etwas eingefallenen Zügen hervorschauten; ein blondgrauer Bart umrahmte das Gesicht. Beim Anblick der beiden Besucherinnen machte er eine Bewegung nach rückwärts, allein Linchen ergriff mit gewohnter Bestimmtheit seine Hand und zog ihn vollends herein. „Stören? Keine Rede davon, Herr Thormann, wir sind ohnedies gerade bei einer Pause. Darf ich Sie meinen jungen Freundinnen vorstellen?“

Die Gelegenheit, Thormann, den interessanten menschenscheuen Norweger, hier leibhaftig vor sich zu haben, war für Frida zu entzückend, um nicht von ihr auf der Stelle zu einem begeisterten Ansturm auf seine Person benutzt zu werden. Sie hatte seine Aquarelle gesehen — göttlich! Diese Fjorde, diese Ufer! Und die kleinen Häuschen daran, welche aussehen, als ob in ihnen nur idyllische Menschen wohnen könnten, und dann vollends das Nordkap bei Mitternachtssonne — einfach grandios! Sie hatte sich noch niemals von Bildern so hingerissen gefühlt!

Er sah ihre lebhaften Bewegungen mit seinen ruhigen Augen an. „Wenn Ihnen jene Gegenden so gefallen, müssen Sie einmal hinreisen,“ sagte er kurz und richtete dann den Blick über ihr kleines Persönchen dem Podium am Fenster zu.

Wieder diese Vilma! Natürlich, man war es gewohnt, daß sie immer die Aufmerksamkeit auf sich zog, ohne scheinbar etwas dazu zu thun. Dort war sie sitzen geblieben, weil sie wußte, wie anmuthig ihre Stellung war, sie hatte nur leise den Kopf geneigt, als Linchen den Maler vorstellte, und nun blickte dieser so angelegentlich hinüber, als ob sonst niemand im Atelier sei. Es war einfach lächerlich!

Mittlerweile bemühte sich Sigrid, hinter das angefangene Bild zu kommen. Sie war groß für ihr Alter, aber eckig von Gliedern und hastig in den Bewegungen, so daß ihr Durchschlüpfen ein gefährliches Wanken verschiedener Staffeleien zur Folge hatte. Die Malerin hielt sie abwehrend auf, worüber die Kleine ärgerlich das Gesicht verzog. Ihre Züge waren plump und breit, dem länglichen Gesichtsschnitt des Vaters unähnlich. Nur das helle Blau der Augen hatte sie von ihm.

„Aber warum darf ich es denn nicht sehen?“ rief sie mit dem Ton eines verzogenen Kindes. „Papa läßt mich immer dabei sein, wenn er malt.“

„Wenn es einmal weiter ist, sollst Du's zu sehen bekommen,“ beruhigte die Malerin, ihr freundlich über die Haare streichend; aber Sigrid, welche im Durchsetzen ihres Willens offenbar eine bedeutende Uebung besaß, machte mit einem unartigen: „Nein, jetzt!“ neue Anstrengungen zum Vorwärtsdringen. Endlich rief ihr Vater mit einem unsicheren Bestreben, sein Ansehen geltend zu machen: „Ruhig, Sigrid! Belästige Fräulein Wiesner nicht, oder ich muß Dich wegschicken.“ Er wandte sich zu dieser und fuhr fort: „Wir kommen nur, um zu fragen, ob Sie wohl nächsten Sonntag meine Kleine zu Landgerichtsrath Walter mitnehmen wollten. Ihre Vermittlung der Bekanntschaft zwischen den Kindern hat Früchte getragen, man war so freundlich, Sigrid einzuladen, sie freut sich auch sehr auf die Kindergesellschaft, aber sie ist so scheu. Da kam mir der Gedanke, ob Sie vielleicht auch hingehen . . .“

„Versteht sich, versteht sich,“ fiel das gute Linchen ein, dessen Herz vor einer Minute noch nicht an eine solche Aufgabe gedacht hatte. „Werden Sie auch hinkommen, Vilma?“ suchte sie nun die hartnäckig Schweigende ins Gespräch zu ziehen.

„Wohl kaum,“ ertönte endlich deren sanfte Stimme. „Meine kleine Schwester, Elsbeths Schulfreundin, ist eingeladen und freut sich ebenfalls schon sehr darauf.“

Thormann beobachtete voll Antheil, wie anmuthig sich ihre Züge beim Sprechen belebten. Gerade begann in ihm die dunkle Vorstellung aufzudämmern, daß es für ihn wohl schicklich sein möge, nach der Kindergesellschaft Sigrid selbst abzuholen und sich Walters vorzustellen; aber ehe er noch wußte, was ihm diesen Gedanken eingegeben hatte, sah er sich von Frida, die niemals nach einer ersten Niederlage den Muth verlor, von neuem aufs Korn genommen.

„Herr Thormann“ — sie blickte ihm kindlich in die Augen, „nicht wahr, Herr Thormann, Sie kommen doch übermorgen in unseren Ueberschwemmtenbazar im Schloßtheater?“

Aufs unangenehmste berührt, fuhr er herum: „Aufrichtig gesprochen — nein, Fräulein. Mir sind alle solche Ansammlungen verhaßt . . . ich war seit Jahren niemals . . . kann ich Ihnen nicht meinen Beitrag hier . . .“

„Gott bewahre!“ wehrte sie mit beiden Händen geziert und lichernd ab. „Nein, diese Entschuldigung wird nicht angenommen, wir müssen Sie selbst haben. Christenpflicht und Barmherzigkeit, denken Sie doch! Und für Ihre paar geopferten Goldstücke sollen Sie Wunder schauen, es wird famos, ganz famos! Von unseren Kostümen will ich gar nichts sagen, aber Vilma —“ setzte sie mit ungeheurem Entschluß um der guten Sache willen bei.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Der kleine Patient.

Nach einem Gemälde von Jul. Adam.

Digitized by Google

Doch des Menschenfeindes Stirn blieb gefurcht. Zwar zog er die Hand, welche sich nach dem Geldbeutel gesenkt hatte, wieder leer aus der Tasche hervor, indessen nur, um trocken und kurz zu sagen:

„Ich werde Ihnen meinen Beitrag durch einen Freund zustellen lassen. Komm, Sigrid, wir haben die Damen schon zu lange aufgehalten."

„Du hättest auch 'was sagen können," schmollte Frida, als die Tritte auf der Treppe verhallten. „Das hätte ihn vielleicht bestimmt. Nun kommt er nicht! Und es wäre so nett gewesen, wenn er gekommen wäre."

Vilma lächelte leise. Er kommt! dachte sie bei sich, denn sie erinnerte sich des Blickes, der sie gestreift hatte, als Thormann das Atelier verließ.

— — —

4.

„Das ist ja das reine ‚Tausend und eine Nacht'!" sagte Frau Emmy, ihres Gatten Arm vor Erstaunen loslassend, als die hohe Vorhangpforte sich theilte und sie in das zum Zaubergarten umgewandelte Schloßtheater eintraten. Ein Lichtmeer ergoß sich über riesige Palmenfächer und farbige Blumenbeete, weiße Statuen schimmerten aus dem Grün hervor, im Hintergrund zwischen hohem Lorbeergebüsch plätscherte lebendiges Wasser in ein von Rosenbüschen umsäumtes, klares Becken nieder. Die oberen Logenreihen waren durch Laubgewinde und phantastische Schilfbüschel verdeckt, zwischen welchen farbige Lampions, riesenhafte Käfer und Schmetterlinge hervorwinkten; die unterste Reihe aber in ihrer goldenen Barockdekoration erstrahlte, durch erfahrene Künstlerhände zu den Läden des Bazars umgeschaffen und magisch beleuchtet, in einer solchen Farben- und Schönheitsfülle, daß der Neueintretende Zeit brauchte, sich einigermaßen zurechtzufinden — vorausgesetzt, daß es ihm gelungen war, aus der umflammernden Menschenwoge heraus und auf einen stilleren Platz zu gelangen.

Von einem solchen aus genoß das Ehepaar Walter schon längere Zeit den feenhaften Anblick. „Donnerwetter," sagte der Landgerichtsrath, nachdem seine Blicke allmählich auch in das Innere der Logen drangen, „was haben sie hier für eine Pracht von schönen Mädels beisammen! Sieh nur dort den Theeladen mit der reizenden dunkeläugigen Japanerin, sollen wir uns da nicht eine Tasse ausbitten?"

„Es ist die Soubrette vom Stadttheater," meinte Emmy zögernd.

„Um so besser!" antwortete unternehmend der Gatte, und ihres leisen Widerstrebens ungeachtet, befand sie sich eine Sekunde später vor der Loge, die wie ein Schmuckkästchen von Lack- und Metallkostbarkeiten strahlte. Mit echt japanischem Schmachtblick reichte die brokatumhüllte Schauspielerin die beiden winzigen Tassen und ein paar Visiuits über die Brüstung.

„Zwei Mark fünfzig, bitte," war wohl alles, was für die beiden von Fräulein Mizis Lippen absiel, aber Hugo schien vollbefriedigt. „Der Thee war vorzüglich," erklärte er im Weiterschreiten, „und, wenn man die Umstände bedenkt, nicht einmal theuer."

Emmy gedachte zagend des vorher zu Hause gefaßten Vorsatzes „Fünf Mark im ganzen!", allein Hugos gehobener Stimmung gegenüber wagte sie keine Einrede, sie störte ihn auch nicht im Erwerb eines Cigarrenbechers mit Häkelarbeit und eines Arbeitskörbchens aus Waldmosaik, an dem sie schon im Geist ihre sämmtlichen Seidenfäden hängen sah, nur suchte sie ihn in weitem Bogen an dem Kunstladen vorüberzulenken, wo die beiden reizenden Zwillingstöchter seines Präsidenten Photographien und Aquarelle zu haarsträubenden Preisen feilboten. Plötzlich erhielt sie einen leichten Schlag auf die Schulter: „Bazarpost, meine Herrschaften!" und Frida Gersdorff stand vor ihnen, in weißem Rock und kokettem Postillonsfrack aus rothem Atlas, einen Dreispitz mit Federbusch auf die gepuderten Locken gedrückt. Sie überreichte salutierend die Festzeitung, deren Erwerb wenigstens eine Schutzstandarte abgab gegen die Angriffe der andern schönen Postillone, die, nach allen Seiten den Saal durcheilend, unwiderstehlich auf Auge und Börse wirkten.

„Kommen Sie nur mit," rief Frida, „es liegt auf der Expedition ein Brief an Sie, Herr Rath!" und sie zog die beiden hinter sich her, vorüber an den Blumenläden, wo es verlockend von frischen Mädchenlippen erklang: „Nur fünfzig Pfennig das Sträußchen!", vorüber an der Galanterieauslage, die glänzende Geschäfte machte, obgleich oder weil ihre Inhaberin, Lucie Peters, die gefeierte Königin sämmtlicher Studentenbälle, erklärt hatte: „Gebt mir nur allen Basel, ich bringe ihn doch an!" und diesem Ausspruch in wahrhaft ruchloser Weise Ehre machte, vorüber an dem benachbarten Schmuckladen, wo ein blasses reizloses Mädchen im kostbaren Ballkleid, die Tochter eines hohen Beamten, voll Bitterkeit nach dem Gedränge um Lucie hinübersah, von dem sich niemand zu ihr verlieren wollte — an alle dem vorbei zu der glücklich erdachten und glanzvoll ausgestatteten „Postexpedition" mit Annahme- und Abgabeschalter, bedient von den schönsten Frauen der Stadt in rother Gala-Uniform, umdrängt von einer dichten Menschenmenge. Post lagernde Briefe und Sendungen, gute und schlechte Scherze enthaltend, wurden herausgereicht, mit dem Gelächter wuchs das Gedränge, und schon nach einer Viertelstunde war die „Postexpedition" als der große gelungene Wurf des Bazars anerkannt.

Hugo entfaltete sein Blatt und las: „Sirach 26, 1 und 2." Fragend sah er Emmy an, denn seine Bibelfestigkeit war nicht stark genug, um sofort zu wissen, ob ihm hier eine Schmeichelei oder eine Grobheit gesagt werde. Aber auch sie konnte diesmal der Pflicht einer guten Ehefrau, alles zu wissen, was der Mann vergessen hat, nicht genügen und sah zweifelhaft auf die kurze Zeile.

„Habe die Ehre!" erklang jetzt neben ihr eine Stimme, und aufsehend erkannte sie die kurze dicke Gestalt des Geheimen Medizinalraths Hoffmann, der mit Paketen und Schachteln beladen war, daß ihm kaum eine Hand zum Gruße frei blieb. Sein sonst recht sarkastisches Gesicht trug eine stille Duldermiene.

„Herr Geheimrath — ja, was haben Sie denn alles?" lachte Emmy.

„Fragen Sie lieber, was ich noch nicht habe? Genug habe ich jedenfalls und ich verziehe mich jetzt dahin, wo das Buffet aufgeschlagen ist. Dort weiß man wenigstens, wofür man sein Geld hergiebt, und sitzt in Sicherheit. Gehen Sie mit?"

Ja, man ging mit, zu Emmys stiller Erleichterung, und bald fand man zwischen mächtigen Orangenkübeln ein geschütztes Tischchen, an dem nur ein einsamer Gast saß.

Der berühmte Heldentenor der Hofoper trat in weißer Konditortracht heran, um zu fragen, was die Herrschaften befehlen, dann brachte er das bestellte Eis mit tadelloser Grandezza. Niemals zuvor hatte Emmy „Vanille und Erdbeer" mit solchem Hochgefühl geschlürft! Der Medizinalrath saß, seiner Pakete entledigt, behaglich da und sah in das rastlose Menschengewühl hinaus.

„'S ist doch nur ein großer Schwindel," bemerkte er plötzlich. „Man will sich vergnügen, sucht aber dabei sein Gewissen zu beschwichtigen und den Nebenmenschen heuchlerisch Sand in die Augen zu streuen."

„Sagen Sie das nicht," fiel Emmy lebhaft ein. „Ich habe mich so gefreut über die allgemeine Opferwilligkeit und hoffe, es soll etwas Tüchtiges für die Ueberschwemmten dabei herauskommen."

„Wissen Sie auch, wie ungeheuer die Wunde ist, die man hier mit einem kleinen bunten Fleckchen zukleben will?"

„Wenn jede Stadt in demselben Maßstabe ihre Schuldigkeit thut, dann kann das Pflaster am Ende reichen."

„Liebenswürdige Optimistin!" lächelte Hoffmann. „Was sagen Sie dazu, Walter?"

„Ich bin mehr Ihrer Ansicht; das Wohlthätigkeitsvergnügen ist mir eigentlich zuwider, weil die Mittel mit dem Zweck in so grellem Widerspruch stehen. Aber hier, wo man erst schenkt und dann wieder kauft, wo soviel Aufopferung zum guten Zweck sichtbar ist, sagt man sich doch, daß mit einer einfachen Sammlung nicht der vierte Theil zusammengekommen wäre."

„Wie zum Beispiel," fügte Emmy belustigt bei, „Herr Medizinalrath Hoffmann in seinem Ladengeschäft diese alte leere Bonbonniere des Erwerbens für werth gefunden hätte." Sie hielt ihm die verblichene Seidenschachtel mit den abgerissenen Bändern und dem fragwürdigen Spitzenpapier vor Augen.

Er lachte: „Die hat mir die ausbündige Hexe Lucie aufgehängt, sie sagte, das sei ein reizendes Taschentuchetui für meine Frau. Ich merkte den Schwindel wohl, allein die kleine Schlange sah so allerliebst aus und rollte dabei ihre nichtswürdigen Schelmenaugen, daß ich nicht lange fragte, sondern zehn Mark hinlegte."

„Und das gewiß herzlich gern.“

„Natürlich, ich erkaufe mir damit das Recht zum Schimpfen. Wenn ich einen Werth dagegen eingetauſcht hätte, müßte ich ja ſtille ſein.“

„Das heißt, Sie ziehen vor, die Wohlthätigkeit rein auszuüben,“ ſagte Emmy freundlich. „Hoffentlich denken recht viele eben ſo.“

Ein undeutliches Brummen kam ſtatt der Antwort. „Wir ſind doch in der That gewaltig fortgeſchritten,“ nahm nach einer Pauſe Hugo das Wort. „Derartige Veranſtaltungen, die uns heute ſelbſtverſtändlich vorkommen, wären früher unerhört geweſen. Man kann wohl ſagen: das öffentliche Gewiſſen iſt erwacht.“

„Es dürfte noch ganz anders erwachen,“ kam es jetzt langſam und ironiſch von den Lippen des alten Herrn, der mit am Tiſche ſaß und bisher ſcheinbar theilnahmlos vor ſich hingeſtarrt hatte. „Entſchuldigen Sie meine Freiheit,“ er lüftete mit leicht zitternder Hand den Hut und verneigte ſich gegen die Drei, „aber Sie ſprechen hier von Dingen, über die ich ſelbſt unabläſſig nachdenke. Mein Name iſt Mayer, Profeſſor Mayer. — Glauben Sie nicht, daß rieſige Summen herauskommen müßten, wenn jeder das geben würde, was er ſich an Luxus leicht abſtreichen könnte, ohne Noth zu leiden?“

Von Namen kannten ſie alle den etwas abſonderlichen Gelehrten, der große Entdeckungsreiſen gemacht und wiſſenſchaftliche Bücher geſchrieben hatte. Man freute ſich alſo der perſönlichen Bekanntſchaft, und Hugo fuhr nach der Gegenvorſtellung gleich im angefangenen Thema fort:

„Ich glaube, Herr Profeſſor, Sie überſchätzen unſern Luxus. Die meiſten haben nicht viel übrig zum Geben.“

„Ich berechne mir nur manchmal die Summen, die täglich in der Pferdebahn über das Pflaſter rollen und beim ſchönſten Wetter von Leuten bezahlt werden, deren Zeit durchaus nicht immer Geld iſt; jeder dritte Schuljunge iſt ja heute zu faul, ſeinen Heimweg von einer halben Stunde zu Fuß zu machen, und fährt im Schülerabonnement! Das iſt weggeworfenes Geld, ebenſo wie die Spielverluſte, die den ganzen Nachmittag über an den Tiſchen der Kaffeehäuſer bezahlt werden. Es empört mich ſtets, wenn ich im Vorübergehen die Säle voll junger müßiger Leute erblicke. Man ſollte ſie wegjagen können, an die Arbeit, wie es der alte Friedrich Wilhelm ganz vernünftiger Weiſe gethan hat. Und erſt die Summen für Bier, die in unſerer guten Stadt allabendlich verſchleudert werden! Was könnte für die Armen geſchehen, wenn jeder Bürger nur einmal in der Woche einen Abend lang Waſſer trinken wollte!“

Dieſe Zumuthung empörte den Medizinalrath, der Waſſer nur zum Zahnputzen verwandte.

„Mein lieber Herr Profeſſor,“ begann er, „Sie ſprechen als Menſchenfreund und Idealiſt. Das erſtere bin ich auch, aber als Mann der Praxis kann ich Sie verſichern: mit Geld allein iſt unſern ſozialen Schäden nicht zu helfen. Das Hauptübel liegt in der ganz unglaublich geſunkenen Tüchtigkeit und Sparſamkeit. Das verſchweigen ſtets die, welche über das Maſſenelend jammern. Geben Sie Geld, ſoviel ſie wollen, Sie werden dem Elend nicht ſteuern, nur die Unzufriedenheit vermehren.“

„Wenn ich ſage: Geld für die Armen,“ erwiderte der Profeſſor, und ſeine hellen Augen blitzten unternehmend unter der ſtarkgewölbten Stirn hervor, „ſo iſt das nur ein kurzer Ausdruck für: Mittel, die Rohheit, die Unwiſſenheit, das Laſter zu bekämpfen, Mittel, die Leute, welche mit uns gemeinſam arbeiten ſollen, zu erziehen und auf unſeren ſittlichen Standpunkt zu heben.“

„Das iſt unmöglich bei der tiefen Kluft, die ihre Bildung von der unſerigen trennt!“

„Aber ſchauen Sie doch um ſich! Beſteht denn dieſe Kluft nicht zwiſchen den ſogenannten Gebildeten ſelbſt? Auf der einen Seite die kleine Zahl derjenigen, die unſere wundervollen Kulturmittel zur höchſten Geiſtesfreiheit und ſchönen menſchlichen Pflichterfüllung verwenden; auf der andern die große Menge, die trotz dieſer Mittel kein anderes Ziel kennt als äußeren Luxus, die ſich den Winter über regelmäßig ihr Karlsbad für den Sommer anißt und antrinkt — Menſchen, welche jählings ſtatt in ‚ſtilvollen‘ in Zimmern mit Spitalmöbeln wohnen würden, wenn auf einmal ein Zauberſpruch die Umgebung eines jeden auf den Rang ſeiner Gedankenwelt einſtellen könnte! Und dieſe Leute geben heute im öffentlichen Leben den Ton an. Soll das ſo fortgehen — die Jagd nach Genuß, die unbedenkliche Ausnützung jedes Vortheils, das Streberthum in jeder Geſtalt? Wahrlich, es wäre Zeit für das öffentliche Gewiſſen, wirklich zu erwachen, ſich zu erinnern, daß der Zuwachs an Reichthum nicht die eigene Genußſucht ins ungemeſſene ſteigern darf, ſondern daß er dringende Verpflichtungen fürs Allgemeine auferlegt. Wie ganz anders könnten unſere öffentlichen Zuſtände ſein, wenn ſich die Beſitzenden deſſen erinnern wollten!“

„Es wird doch viel gethan!“ ſagte Hugo.

„Lange nicht das, was gethan werden müßte,“ fiel der Profeſſor eifrig ein, „wenn wirklich überall tüchtige Einrichtungen zum öffentlichen Beſten entſtehen ſollten. Dem Egoismus, den unſer wirthſchaftliches Emporkommen großgezogen hat, muß jetzt der ‚Altruismus‘, die Sorge für den andern, aufgeſetzt werden, das ſieht jeder, der dieſe Zeit und ihre ungeheuren Aufgaben mit aufmerkſamem Auge betrachtet. Es wird eine geiſtige Umwälzung dazu nöthig ſein, ſo tief als die der Reformation und der großen Revolution, aber ſie wird vollzogen werden . . .“

„Und den ſozialiſtiſchen Staat begründen,“ ſagte ironiſch der Landgerichtsrath, der ſeinen Mann zu haben glaubte.

„Und endlich die Moral des Chriſtenthums wirkſam machen,“ erwiderte dieſer lächelnd, „nachdem man ſich ſeit Jahrhunderten für ſeine Dogmen die Köpfe blutig ſchlägt.“

„Ich verſtehe Sie ganz gut, Herr Profeſſor,“ verſetzte jetzt Emmy nachdenklich. „Sie meinen, jedes ſollte die Augen über den eigenen Familienkreis hinausrichten und ſich nicht nur mit Geld, ſondern mit eigener Sorge und eigenem Handeln der öffentlichen Uebelſtände annehmen?“

„Genau das meine ich, und außer dem Vortheil, der fürs Ganze dabei herauskäme, würde eine Menge bisher müßiger unzufriedener Menſchen ganz neue Freuden kennenlernen, die nur koſtet, wer einmal ſelbſt einen verwahrloſten Jungen auf den rechten Weg brachte, einen Geneſenden warm bekleidete oder den Lichterbaum in eine Stube ſchickte, die ſonſt dunkel und traurig geblieben wäre.“

„Wir Frauen gehen ſchon auf dieſem Weg,“ verſetzte Emmy, „unſere Wohlthätigkeitsvereine wirken viel Gutes. Allein Sie haben recht, es könnte noch mehr geſchehen, und für das Wort Wohlthätigkeit müßte ‚Pflicht‘ geſetzt werden. Jede von uns leidet unter der Untüchtigkeit und Leichtfertigkeit der weiblichen Dienſtboten und Arbeiterinnen; ich habe noch jede Köchin kochen, noch jede Wäſcherin waſchen und jede Putzerin putzen lehren müſſen. Wenn man es in eigenen Anſtalten die jungen Mädchen gleich recht lehren würde und ein anſtändiges Benehmen dazu, dann wäre wohl viel geholfen. Und ähnlich wird es auch bei den männlichen Arbeitern ſein.“

„Es iſt das derſelbe Zweck, dem die Knaben- und Lehrlingshorte, die Fachſchulen und Sparkaſſen dienen,“ erwiderte der Profeſſor. „Um die Heranwachſenden handelt es ſich in erſter Linie, denn Erziehung und nur Erziehung heißt die Loſung, um die unzufriedenen Genußſüchtigen der unteren Klaſſen zu fleißigen, ihre Verantwortung fühlenden Menſchen zu machen und der ungeheuren ſozialen Gefahr immer ſteigender Verwilderung und Verbitterung zu begegnen.“

„Eine Rieſenarbeit,“ ſagte der Medizinalrath kopfſchüttelnd. „Ich geſtehe, ich bin nicht Idealiſt genug, um an ihre Ausführbarkeit zu glauben.“

„Alle neuen Gedanken, die ein Zeitalter bewegten, waren zuerſt Forderungen der Idealiſten und ſind dann realiſiert worden — denken Sie nur drei Jahrhunderte zurück! — Und der Schluß auf die Zukunft ergiebt ſich ſicher durch den Blick auf die Vergangenheit. Den Weg, den wir bisher gingen, werden wir weiter gehen, aus urſprünglicher Rohheit und Verfinſterung zur allgemeinen Bildung und zum menſchenwürdigen Daſein, von dem heute ſo viele noch weit entfernt ſind!“

Er hatte ſich während der letzten Worte erhoben, grüßte nun mit einer gewiſſen Feierlichkeit und entfernte ſich langſam.

„Amen,“ ſagte der Geheimrath. „Es giebt doch merkwürdige Käuze. Uebrigens, was Karlsbad betrifft, da hat er recht, ſehr recht. Nur iſt es grauſam, zu denken, was aus Hummer und Gänſeleber werden ſollte, wenn gebildete Menſchen ſie nicht mehr eſſen würden.“

(Fortſetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

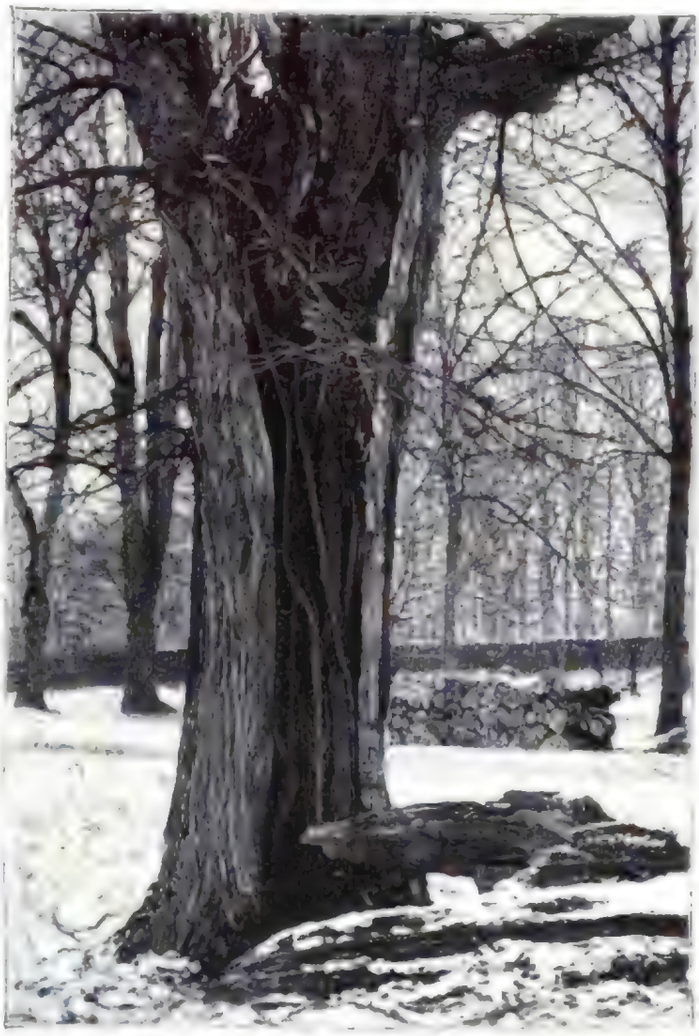
Krieg den Vögeln! Das österreichische Abgeordnetenhaus war am 9. Dezember v. J. Zeuge einer sehr merkwürdigen Rede, welche der Minoriten-Rektor Salvadori zum Titel „Ackerbauministerium“ zu halten den Humor besaß. Abgesehen davon, daß der Abgeordnete für Trient seine Kollegen und wohl auch die meisten Wiener mit der Enthüllung überraschte, daß er mitten im Weichbilde der Haupt- und Residenzstadt einen Weingarten besitze, rief er durch eine Philippika gegen das gefiederte Volk der Lüfte bei allen, die seiner Rede zuhörten, eine nicht geringe Verblüffung hervor.

Veranlaßt durch die allerdings traurige Thatsache, daß im vergangenen Sommer sechs Amseln aus dem Volksgarten in die Weinhecken Salvadoris meuchlings eingebrochen waren und daselbst eine reiche Ernte — 80 Kilo Trauben — verwüstet hatten, wirft der solchermaßen in seinem Eigenthum Geschädigte alle Erfahrungen über den Haufen und erklärt die alte Ansicht von der Nützlichkeit der Vögel kurzweg für eine ganz und gar unrichtige. Nach der Ueberzeugung des Herrn Pfarrers sind die gefährlichsten Feinde der Insekten nur wiederum Insekten, nicht aber Vögel — weshalb denn auch sein Antrag in der betreffenden Sitzung auf die Aufhebung des Vogelschutzgesetzes hinzielte.

Die Sache erregte zwar im Hause der Abgeordneten wiederholt Ausbrüche lebhaftester Heiterkeit. Allein daß sie nicht jedermann als harmlos erscheint, beweist eine Erklärung des tirolisch-vorarlbergischen Thierschutzvereins, in welcher sich dieser entschieden gegen den Glauben verwahrt, als ob die Ansicht des Herrn Salvadori in Tirol allgemein getheilt werde. Wie wenig dies der Fall ist, zeigte sich z. B. bei jenen Landgemeinden, welche jüngst aus Besorgniß vor der Verbreitung der Nonne dem Vogelfange energisch entgegengetreten sind. Ueberdies dürfte die Begeisterung für den Vogelfang hauptsächlich auf jene Gegenden beschränkt sein, welche die kleinen Vögel „als Garnierung der Polentaschüsseln“ brauchen, wo dann allerdings auch das Verständniß für den Werth der Vögel im Haushalte der Natur mehr und mehr gesunken ist. Thatsächlich wurde die italienische Regierung schon vor mehr als zwei Jahrzehnten plötzlich auf die traurige Erscheinung aufmerksam, daß die Wälder und Felder immer mehr vereinsamten, daß Gebüsch und Hecken aufhörten, Brut- und Sammelplätze von Vögeln zu sein, daß man stundenlang in gewissen Gegenden wandern konnte, ohne das Gefieder eines Vogels schimmern zu sehen oder die Stimme eines Sängers zu hören. Diese Erkenntniß führte zu einigen Verschärfungen der Gesetze gegen den Vogelfang. Aber sie gaben nicht aus und wurden wohl auch mangelhaft gehandhabt — der Vogelmassenmord steht in Italien und Südtirol noch immer in voller Blüthe.

Tausende zarter Thierchen erreichen im Herbste auf ihrer Wanderung nur deshalb ihr Reiseziel nicht, weil sie, nachdem sie die deutschen Wälder verlassen, auf ihrem Zuge in die Hände der Roccolijäger gerathen und hingeschlachtet werden. Es sind darunter nur wenige Schädlinge, fast alle aber Sänger, also Insektenfresser. Kaum kann man es glauben, daß heute noch jemand über den Nutzen der meisten Singvögel in Zweifel sein sollte. Haben doch hundertjährige Beobachtungen gelehrt, daß, ganz abgesehen von der ästhetischen Bedeutung des Vogelschutzes, unsere ganze Land- und Waldwirthschaft mit der Hegung und Pflege der Vögel in innigem Verhältnisse steht. Täglich fallen ganze Heere schädlicher Kerfe und schädlichen Gewürms den Millionen der für sich und ihre Jungen sorgenden Vögel zum Opfer. Der Schreiber dieser Zeilen hat einmal während eines ganzen Tages einen Hausröthling (Erythacus titis) beobachtet und die Nahrung registriert, die der Vogel seinen fünf Jungen zutrug. Das unermüdliche, bis zur Erschöpfung sich abquälende Thierchen flog durchschnittlich alle drei Minuten aus und ein und brachte innerhalb zehn Stunden gegen 300 Stück der verschiedensten Beutethiere in das Nest. Wohl giebt es nicht leicht ein lebhafteres, beweglicheres und im Fangen von Insekten geschickteres Geschöpf als den Hausröthling. Allein wenn wir auch die obige Ziffer beschneiden, um ein Mittelmaß zu erhalten, und an die Millionen von gefiederten Insektenfängern denken, so können wir uns schon daraus eine Vorstellung von der Wichtigkeit des Vogelschutzes machen. Jener Hausröthling trug in seinem Schnabel bald ein Würmchen herbei, bald eine Raupe, bald einen bunten Falter, bald eine Motte — was ihm eben in den Weg kam. Aehnlich machen es alle Sänger. Was zählen dagegen selbst die Verwüstungen der Beeren- und Obstfreunde unter ihnen?

Es giebt ja freilich auch einige Schädlinge unter den Vögeln. Rektor Salvadori aber hat seine Ansichten an einem unglücklichen Beispiele demonstriert. Denn gerade die Gattung, zu der auch jene sechs übermüthigen Amseln gehören, welche in den Weingarten auf dem Wiener Minoriten-Platz eingefallen sind — gerade die Drosseln übertreffen an Nützlichkeit alle anderen Gattungen der großen Sängerfamilie. Vermöge ihrer Größe bedürfen diese Vögel eines sehr reichlichen Futters — und da sie mit wenigen Ausnahmen Insektenfänger sind, so mag man sich vorstellen, was von den 20 Species, welche die Gattung Turdus zählt, an Kerfen alljährlich vertilgt wird. Das dermaßen unglücklich gewählte Beispiel des Trientiner Abgeordneten schützt ihn also davor, mit seinem Namensvetter, dem großen italienischen Ornithologen und Vogelfreunde, Grafen Salvadori, verwechselt zu werden. Und seine Rede gegen die geflügelten Kinder der Lüfte, ohne welche sozusagen unsere Erde finster und stumm wäre, wird hoffentlich nicht dazu beitragen, die wohlthätigen, namentlich in Deutschland und Deutschösterreich verständig gehandhabten Verordnungen und Gesetze des Vogelschutzes zu entkräften. R. F.



Eine merkwürdige Naturerscheinung.

Linde mit Adventivwurzeln im Dresdener Großen Garten.

Eine Invalidenunterstützung in der Natur. (Mit Abbildung.) Ein winterlicher Nordweststurm des vorigen Jahres hat den Dresdener „Großen Garten“ durchbraust und zahlreiche Opfer unter den Bäumen des Parkes gefordert. Auch die fast 250jährige Linde, welche unser Bild zeigt, ist dem Orkan erlegen. Lange hat sie sich, obgleich hohl und morsch im Stamm, gegen das Absterben gewehrt und es verstanden, in geheimnißvoller, merkwürdiger Weise ihr Leben zu verlängern; der Sturm legte das Innere des Baumes bloß und offenbarte, wie es kam, daß trotz der inneren Zerstörungen die Aeste im Frühjahr stets neu grünten und duftende Blüthen brachten.

Die Kernsäule hatte den Stamm bis auf eine außerordentlich dünne Rindenschicht verzehrt; die wuchtige Krone bog sich auseinander und an der Gablungsstelle des Stammes entstanden Zerklüftungen; die Wunden bedeckten sich mit sogenannten Callus-Bildungen, wie man sie auch an der Schnittfläche von Stecklingen, bei Veredlungen u. s. w. beobachten kann. Solche Bildungen neigen sehr zur Entwicklung von „Adventivwurzeln“, und dieser Umstand kam auch der Linde zu statten. Die Aeste der Krone entsandten Wurzeln in den vom verrotteten Holzkörper gebildeten und durch eindringendes Schnee- und Regenwasser angefeuchteten Nährboden und machten sich so in Bezug auf ihre Ernährung von den eigentlichen Wurzeln und dem Stamme gewissermaßen unabhängig. Immer tiefer in die Holzerde eindringend, gelangten die neuen Gebilde bis auf den Boden und durch die fauligen Wurzeln in das Erdreich, aus welchem sie als Stellvertreter der letzteren die Baumkrone mit Nahrung versorgten, als das fast gänzlich abgestorbene Zellgewebe in der Weichbastschicht des Stammes seinen Dienst nicht mehr zu erfüllen vermochte. — B.

Wie viel Licht brauchen wir zum Lesen und Schreiben? Wir messen das Licht nach „Normalkerzen“, das heißt wir vergleichen die Stärke einer Lichtquelle mit dem Schein der Flamme einer Normalkerze. In Deutschland gilt als solche eine Paraffinkerze von 20 Millimetern

Durchmesser bei 50 Millimetern Flammenhöhe. Eine solche Normalkerze wirft nun auf ein Blatt Papier, das wir ihr gegenüber halten, eine gewisse Menge Licht, von der alsdann die Helligkeit des Papiers abhängt. Diejenige Helligkeit, die entsteht, wenn wir das Blatt Papier in einem Meter Entfernung senkrecht zu der Normalkerze halten, nennt man eine „Meternormalkerze" oder abgekürzt eine „Meterkerze". Auf diese Helligkeit einer Fläche kommt es nun an, wenn wir das Maß des für unsere Arbeiten wie Lesen, Schreiben, Sticken ꝛc. nöthigen Lichtes bestimmen wollen. Versuche, die der berühmte Breslauer Augenarzt Hermann Cohn ausgeführt hat, haben ergeben, daß erst bei einer Helligkeit von 50 Meterkerzen das Auge ebenso leicht lesen kann wie bei Tageslicht am Fenster. Daraus wurde als das geringste erforderliche Maß der künstlichen Beleuchtung beim Lesen und Schreiben die Papierhelligkeit von 10 Meterkerzen abgeleitet. Diese Helligkeit erzielt man ungefähr, wenn man ein Blatt Papier wagrecht hinlegt und zwar 15 cm unter und 30 cm seitlich von einer Stearinkerze. Es ist das, wie sich jeder überzeugen kann, eine mäßige Beleuchtung. Geringere Grade der Helligkeit sind für das Auge sehr schädlich und leisten namentlich der Kurzsichtigkeit Vorschub.

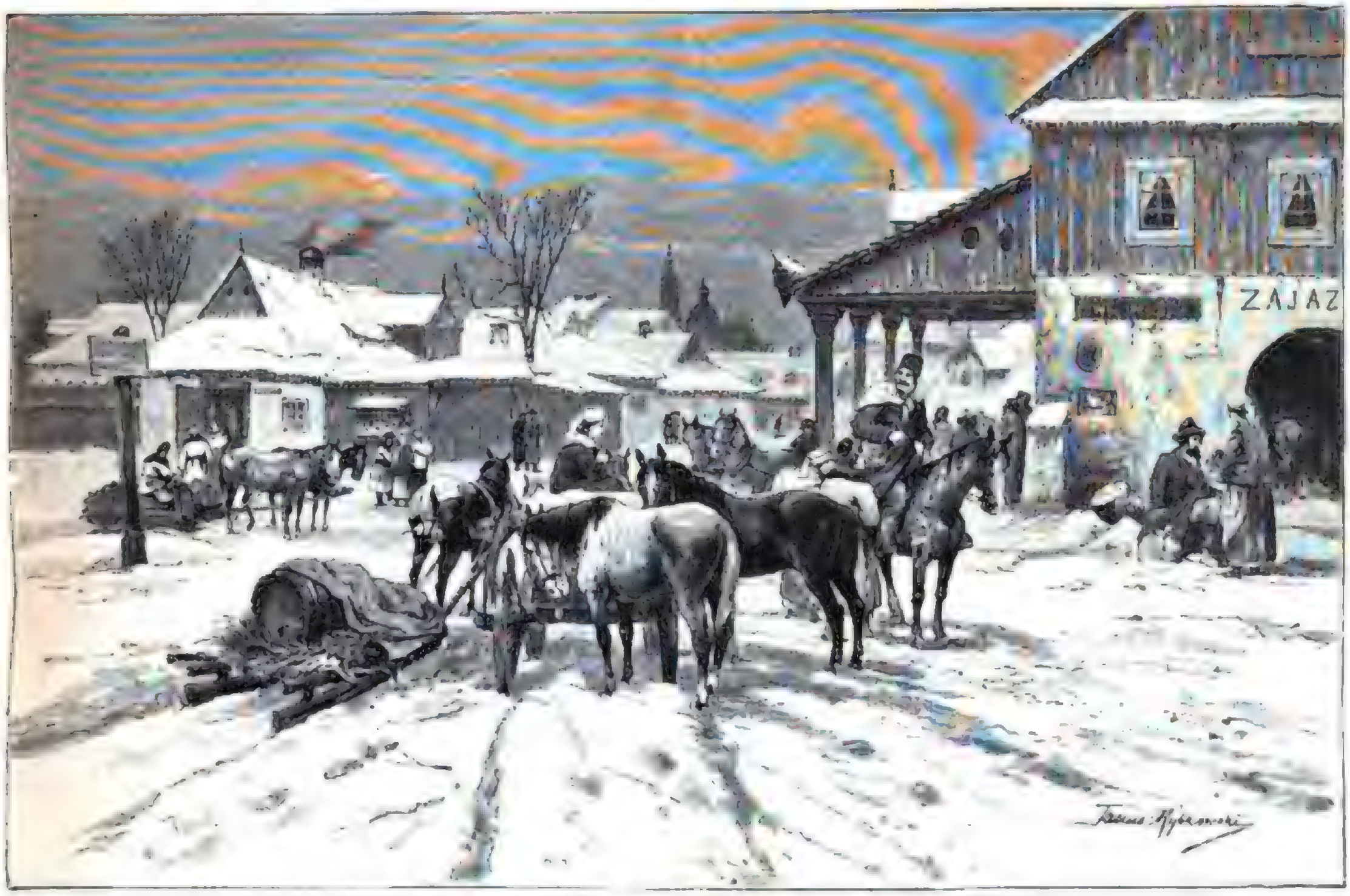
Welche Helligkeit ergeben nun unsere Petroleumlampen? Von den besten sind es nur sehr wenige, welche die geforderte Lichtmenge noch auf dreiviertel Meter Entfernung auf das Papier werfen, und daraus ergiebt sich die hygieinische Regel, daß man eine Petroleumlampe nicht weiter als einen halben Meter von dem Lesebuch oder Schreibheft entfernt halten sollte. Diese Regel, eine Errungenschaft der letzten Jahre, sollte im Hause stets beachtet werden.

Vor dem Wirthshause. (Mit Abbildung.) Gleiche Verhältnisse schaffen überall gleiche Formen. Auch in den Städtchen Ostgaliziens erscheint einmal in der Woche der Bauer aus der Umgegend, um seine Erzeugnisse abzusetzen und seine Bedürfnisse einzukaufen. Da sammeln sich dann vor den Wirthshäusern die ländlichen Fuhrwerke, die charakteristischen Gestalten der polnischen Bauern und Bäuerinnen gehen ab und zu, es ist ein Grüßen und Schwatzen, Feilschen, Streiten und Lachen, wie es eben ein Marktgetriebe mit sich bringt. Der Maler Rybkowski, selbst ein Pole und genauer Kenner seiner Heimath, führt uns einen solchen Sammelplatz im winterlichen Gewande vor. Unter die Wagen mischen sich zahlreiche Schlitten, zum Theil einfachster Bauart, einer der Bauern ist stolz zu Pferde erschienen. An der Mauer des Wirthshauses aber entziffern wir verheißungs-, manchem vielleicht gar verhängnißvolle Worte: „Pivo" und „Wodki" (Bier und Schnaps) — hoffen wir, daß des Guten darin nicht zu viel geschehe und daß daneben der gesündere nahrhaftere Gansbraten zu verdienten Ehren gelange!

Freund oder Feind? (Zu dem Bild S. 49.) Nirgends ist das Schicksal des Menschen unsicherer als in der Wüste. Sobald er die schützenden Mauern der angrenzenden Städte verlassen hat, umringen ihn tausend Gefahren, und die schlimmste droht ihm von den Söhnen der Wüste.

Unter den Bewohnern der Sahara gelten die Tuareg für den schönsten Menschenschlag, ja sie sollen die schönsten Männer von ganz Afrika sein. Sie sind in ihrem südlich von Algerien gelegenen Gebiete die Herren der Karawanenstraße und lassen nur zu oft den Reisenden ihre Herrschaft in schlimmster Weise fühlen. Unter den Speeren der Tuareg haben schon viele Forscher ihr Leben ausgehaucht; die Mörder der kühnen Forscherin Alexandrine Tinné waren gleichfalls Tuareg. Das Menschenleben hat bei ihnen wenig Werth und an Fremden wird der Raubmord ohne viel Umstände verübt.

Das wissen die Händler, die auf dem Rücken der Kamele die Wüste durchziehen, und lassen das Vertrauen jenseit des Dünengürtels, der die nördliche Grenze des Tuareggebietes bildet. Sie reiten still dahin auf dem Wege, den Sanddünen, Felsen und Gerippe bezeichnen, und sind froh, wenn sich in der weiten Runde keine Menschengestalt blicken läßt.



Vor einem Wirthshause in Ostgalizien.
Nach einer Zeichnung von T. Rybkowski.

Eines Tages aber taucht am Horizonte ein Reiterbild auf. Wer ist es? Freund oder Feind? Es muß entschieden werden, bevor man weiter zieht. Die Karawane macht Halt und einer der Führer reitet vor; der fremde Reiter kommt näher, es ist ein Targi (so heißt die Einzahl von Tuareg). Man erkennt ihn wohl an seiner Tobe, dem hemdartigen Ueberwurf, am Speer, am langen Schwert und der langen Flinte; eine phantastische Hutmaske trägt er auf dem Rücken, er hat sie vielleicht unlängst geraubt. Der Führer der Karawane läßt seinen Schleier fallen, giebt sich zu erkennen und nennt seinen Namen. Der Targi thut es nicht: er lüftet nicht den um Kopf und Gesicht sorgfältig gewickelten Litham — er legt diesen Schleier überhaupt so selten wie möglich ab. Leute des Schleiers, „Ahel-el-Litham", wurden ja die Tuareg schon von den ersten Arabern benannt, die mit ihnen in Berührung kamen.

Freund oder Feind? Der sorgliche Händler wünscht den Frieden und betheuert es beim Allah, indem er die Rechte erhebt; der Targi blickt über ihn hinweg und zählt die Häupter und Flinten der Karawane . . . auch er versichert jetzt den Fremden seiner friedlichen Gesinnung. Er wendet sein Meheri (Reitkamel) und trabt zurück nach dem ausgetrockneten Flußbette, in welchem seine Freunde versteckt lauern.

„Zu stark ist die Karawane," lautet die Meldung des Kundschafters.

„Fürsorge für Erholungsbedürftige." Unter diesem Titel sind zwei Vorträge von Dr. Ad. Hägler in Basel erschienen, in welchen uns ein Ueberblick gegeben wird über die verschiedenen Anstalten für Genesende und Kranke aller Art, über Ferienkolonien, Seehospize, Bergsanatorien ꝛc. Unsere Leser sind mit diesen menschenfreundlichen Bestrebungen durch die lange Reihe von Artikeln vertraut, in welchen die „Gartenlaube" gleich beim Beginn für jede dieser Neuerungen eingetreten ist; sie werden auch der Ueberzeugung des Verfassers zustimmen, daß ein Rückblick auf

das Gewonnene uns in der Einsicht befestigen muß, Schönes und Großes könne oft mit kleinen Mitteln geschaffen werden, jeder Menschenfreund könne in irgend einer Weise mit beitragen zu der Lösung der edlen Aufgabe, den Schwachen und Sinkenden wieder aufzuhelfen und eine Saat der Liebe zu säen, welche beiden, den Gebenden und Empfangenden, welche der Gesammtheit zum Segen gereichen wird.

Etwas mehr Rücksicht! Ab und zu empfängt man neuerdings einen Brief, vorzugsweise von zarter Hand, der scheinbar unfrankiert ist, aber dennoch keinen Strafporto-Vermerk aufweist. Das Räthsel löst sich beim Umwenden: die Schreiberin hat, einer neuen Mode zufolge, die Marke als Siegel rückwärts aufgeklebt, und die Post muß auch solche Frankatur gelten lassen. Wie viel ärgerlichen Zeitverlust aber solche Briefe, wenn sie massenhaft auftreten, den ohnedies vielgeplagten Postbeamten verursachen, daran hat die sonst vielleicht ganz gutmüthige und menschenfreundliche Absenderin nicht gedacht. Wir wollen ihr deshalb hier erklären, daß die schnelle Stempelung und Abfertigung der Briefe einzig darauf beruht, daß dieselben ihre Marke alle an der gleichen Stelle, d. h. rechts oben, tragen. Nur so ist ein maschinenartig schnelles Stempeln und Abwerfen möglich; jeder erst umzudrehende Brief kostet die dreifache Zeit, verzögert also die Stempelung von den andern. Welche ärgerliche Störung eine größere Anzahl der ersteren bei der ohnedies knapp gemessenen Frist der Postabfertigung bedeutet, liegt ja auf der Hand. Mögen dies unsere neuerungslustigen jungen Damen bedenken und danach handeln! Ihre Individualität kann sich in Form und Farbe der Umschläge schrankenlos entfalten: lang oder viereckig, himmelblau oder krebsroth — einerlei, wenn nur die Marke an der richtigen Stelle sitzt, rechts oben! Bn.

Frau Rosa Sucher. (Zu dem Bilde S. 53.) Zu den künstlerischen Erscheinungen, die seit Jahren während der Bayreuther Festspielzeit die Bewunderung einer aus allen Welttheilen zusammenströmenden Wagnergemeinde an sich ketten, zählt Frau Rosa Sucher. Wer sie vor Monden gelegentlich der letzten Festspielperiode als Venus im „Tannhäuser" gesehen, wer ihre Isolde kennengelernt hat, der kann sicher unter dem Eindruck ihrer in der Darstellung wie im Gesang gleich ausgezeichneten Leistungen zu der Ueberzeugung: so und nicht anders müssen diese Gestalten ihrem Schöpfer vor Augen geschwebt haben.

Und ihre Brunhild in Wagners „Nibelungentrilogie" vergißt wohl gleichfalls keiner, dem einmal das Glück zu theil geworden ist, ihr in dieser Rolle zu begegnen. Sie verkörpert so herrlich die Heldenjungfrau, sie prägt so klar den Walkürencharakter aus, ohne jemals die Grenzen des Schönen zu verletzen, und schmettert so hell den Hojotohoruf in die Welt, schwingt so kraftvoll den Speer: ein herzerfreuender Anblick, bei dem man sofort begreift, warum gerade Brunhild der Liebling Wotans geworden ist. — Und einer solchen Darstellung entspricht auch der Gesang. Mag sie nun den Geschwistern Siegmund und Sieglinde den Tod ankündigen oder dem zürnenden Allvater ins Auge sehen und zerschmettert zusammenbrechen unter der Last seines Strafgerichtes; mag sie zujauchzen dem hehren Helden Siegfried oder sich aufbäumen in wildem, verzweiflungsvollem Schmerz über den an ihr verübten Verrath: mag sie ahnend verweilen bei der Lösung ihres Lebensräthsels oder ins Flammenmeer sich stürzen, um im Tode dem anzugehören, der einst sie aus dem Feuerschlaf furchtfrei geweckt: in allen diesen Scenen hält sie Auge und Ohr in einer Spannung, die sich nicht beschreiben, nur empfinden läßt. Den dramatischen Accent meisterlich beherrschend, fesselt sie gleichzeitig durch den Wohllaut und die ausgeglichene Schönheit ihres Stimmmaterials.

So erblickt sie denn auch in den Wagnerschen Frauengestalten das Ideal ihrer Kunst; ihnen von der Bühne herab zu vollem dramatischen Leben zu verhelfen, gilt ihr als höchste Aufgabe. Trotzalledem widmet sie auch den Werken der älteren Meister warmen Antheil. Wie versteht sie es z. B., Glucks „Armide" mit allem Zauber der Erscheinung, mit vollendeter Gesangstechnik zu vermitteln! Warum auch sollte sie, die mit allem ausgerüstet ist, was Mozart, Weber, Beethoven, Gluck von einer dramatischen Künstlerin verlangen, ihr Pfund vergraben und einer Einseitigkeit zuneigen, bei der sich nur ein Theil ihres reichen Talentes entfalten könnte?

Mit der Größe ihrer natürlichen Begabung verbindet sie musterhaften Fleiß und echte Begeisterung für ihren Beruf: ihr außerordentlich rollenreiches Repertoire giebt darüber den bündigsten Aufschluß.

Geboren zu Bellburg (Oberpfalz) als die Tochter des dortigen Chorregenten Hasselbeck, fand sie frühzeitig Gelegenheit, ihr Gesangstalent leuchten zu lassen; in München erfuhr es nach des Vaters Tod seit 1871 gründlichere Ausbildung, die ihr das Auftreten auf der Bühne ermöglichte.

Frau Rosa Sucher ist seit einigen Jahren eine der gefeiertsten Zierden der Berliner Hofoper; die Leipziger Bühne, der sie als Fräulein Hasselbeck jahrelang unter der Direktion Förster-Neumann angehörte, sollte auch ihr, wie so mancher andern Kraft, zur Wiege des Ruhmes werden. Als Gattin Jos. Suchers, des geistvollen Dirigenten, Komponisten und glühenden Wagnerverehrers, wurde sie mehr und mehr vertraut mit den Geheimnissen des Wagnerschen Musikdramas. Nach mehrjährigem Wirken an der Hamburger Oper folgte sie einem ehrenvollen Ruf nach Berlin: möge sie noch lange als auserwählte Priesterin des dramatischen Gesangs zum Entzücken der Kunstfreunde ihres Amtes walten! Bernhard Vogel.

Einrichtungen zur Erleichterung des Fremdenverkehrs. Zwei bemerkenswerthe Neuerungen zur Bequemlichkeit des reisenden Publikums hat die französische Nordbahn auf ihrem Pariser Bahnhofe ins Leben gerufen; es sind dies ein Schreibsaal und eine Aufbewahrungsstelle für gekaufte Gegenstände. In dem ersteren findet der Reisende alles zum Schreiben Erforderliche vor, ausgenommen Papier und Briefumschläge, welche er aus einem im Saale aufgestellten automatischen Verkäufer entnehmen kann. Dieser liefert auf Wunsch auch Postmarken und Postkarten.

Die Aufbewahrungsstelle scheint eigens für die Frauenwelt geschaffen zu sein und wird namentlich jenen zahlreichen Wallfahrerinnen zugute kommen, welche regelmäßig vor Beginn der „Saison" kisten-, kasten- und schachtelbeladen die von der tonangebenden Modestadt abgehenden Eisenbahnzüge zu füllen pflegen. Hat man nämlich in einem größeren Geschäfte seine Einkäufe besorgt, so giebt man dem Verkäufer die Absicht kund, mit der Nordbahn zurück- oder weiterzufahren. Man erhält dann einfach eine Marke, zeigt diese vor der Abfahrt bei der Aufbewahrungsstelle auf dem Bahnhofe vor und bekommt nun dort seine Sachen, wohl verpackt, ausgehändigt. Der Preis für diese Mühewaltung der Bahn ist ein äußerst geringer; er beträgt nur zwei Sous für den Tag und für ein Paket; bei mehreren Paketen sogar nur einen Sou für das Stück.

Unter Tannen und Farren. Das liebliche Thüringen hat viele eifrige Verehrer. Wiederum hat August Trinius, der Verfasser eines größeren Werkes über jenes Land, ihm ein begeistertes Loblied angestimmt in einer kleinen Schrift, welche den obigen Titel führt und „Skizzen aus dem Thüringer Wald" enthält (Berlin, Hans Lüstenöder). Es ist darin ein herzlicher warmer Ton angeschlagen; die Schilderungen haben etwas Anheimelndes; manche gemahnen wie stimmungsvolle Lieder in Prosa. Einiges von dem, was der Verfasser eingehend schildert, ist den Lesern der „Gartenlaube" nicht fremd. Besonders was er über die Thüringische Puppenindustrie sagt, ist denselben aus dem Aufsatz „Aus den Geheimnissen der Puppentoilette" (Jahrgang 1888, S. 15) großentheils bekannt. Unser Blatt ist ja auch seit allen Zeiten in jenen Gegenden besonders heimisch, und wo Trinius ein Stillleben aus Hildburghausen schildert, erwähnt er nicht nur den traulichen Sitz am Hause, von Pfeifenkraut und Geißblatt überwuchert und mit den Lieblingsblumen der Hausfrau umstellt, sondern auch die „Gartenlaube" im gelben Umschlage, die auf dem Tische neben dem blinkenden Kaffeegeschirr am Morgen zwischen Handarbeiten und dem Schlüsselkorbe liegt.

Der Verfasser wandert in das Frankenland hinüber über den Rennstieg, der für die meisten norddeutschen Touristen die Grenze ihrer Wanderschaft bildet. Und dies Franken schildert er als ein schönes, ein glückliches Land voll lachender Anmuth, ein fröhliches, sangeslustiges Land:

„Und wenn die Menschen verstummen, dann trillert's und rollt's und lockt's von allen Fenstern herab, aus jedem Hause, aus den tausendfachen Kehlen einer befiederten Sängerwelt. Wohl sind die Zeiten vorüber, wo manch' unbemittelter Waldbewohner seine beste Kuh für einen Edelfinken hingab, die Leidenschaft mäßigte sich eben zur Liebhaberei, aber noch heute tritt der Fabrikarbeiter in der Werkstatt jenseit des Rennstiegs am Montag Morgen mit dem Käfig unterm Arm zur Arbeit an, um während der Woche seinem Liebling vor sich draußen am Fenster ein Plätzchen einzuräumen und stillvergnügt ihm zuzulauschen. Zu der Liebhaberei der Vögel gesellt sich noch ein schöner Kultus der Blumen. Wie oft erblickt man ein niedriges Schubfensterchen mit blinden Scheiben, vom Sturm halb zerschlagen, aber blühende Nelken grüßen freundlich dahinter und im Bauer zwitschert ein leichtsinniges Kind des grünen Waldes. Nelken, Levkojen und Rosmarin stehen überall in hohen Ehren."

Auch mancherlei geschichtliche Kunde, namentlich von den Burgen der Grafschaft Hennegau, berichtet Trinius und manche Sage erzählt er z. B. aus dem industriereichen Lautergrund, in welchem das „lustige Suhl", das deutsche Damaskus mit seinen Waffenfabriken, sich ausbreitet. Dort, wo nahe der Schmücke, tausend Fuß jäh herunter, an der Lauter das Dorf Goldlauter liegt mit seinen rothen Dächern, da erzählt man sich in den Spinnstuben eine alte Geschichte:

„Die Hochzeitglocken klangen durch Goldlauter und drüben in einem kleinen Hause stand im bräutlichen Schmuck, den Kranz im Haar, die Schönste des Dorfes, welche nun bald dem ungeliebten, ihr aufgedrungenen Mann folgen sollte. Da kam ein Weh über sie und heiße Thränen entfielen ihren Augen. Als nun die Glocken zum zweiten Male läuteten und auf dem Hausflur der lärmende Troß der geladenen Gäste und dazwischen die triumphierende Stimme des Bräutigams laut wurden, da schlich sie sacht aus der Hinterthür in den anstoßenden Garten, um noch einmal Abschied zu nehmen von all den stillen Zeugen ihrer frohen Jugend. Und siehe da — ein freundlicher Mann trat ihr entgegen und faßte sie sanft bei der Hand und willenlos ließ sie sich leiten, von Blume zu Blume, von Garten zu Garten. Und als der Abend sich ins Thal senkte, da standen sie wieder an der Gartenthür des elterlichen Hauses. Sie aber wandte sich noch einmal um und erblickte jetzt eine hohe, hehre Lichtgestalt, welche mit der Hand freundlich winkte und dann verschwand. Sie pochte nun an die Thür; fremde Gesichter zeigten sich; sie ging herab ins Dorf, frug hier und sprach dort ein. Niemand kannte sie, niemand vermochte Auskunft zu geben, und als man endlich die alten Kirchenbücher nachschlug, siehe, da waren hundert Jahre seit jenem Tage vergangen. Da wußte sie, daß es der Heiland gewesen sei, welcher ihr erschienen, und sie sank lächelnd tot darnieder. So hat man sie begraben, im zerknitterten Brautkleide und auf dem Silberhaar die welke Myrthenkrone." †

Die hydraulische Presse bei den Thieren. Durch die rastlosen Untersuchungen der Zoologen ist uns heute ein tieferer Einblick in das geheimnißvolle Walten der uns umgebenden Welt der kleineren Thiere und namentlich das der Insekten gestattet, als dies jemals der Fall war. Viele wechselseitige Beziehungen dieser kleinen Lebewesen sowohl unter sich wie auch zu der ihrer harrenden Pflanzenwelt wurden der sorgfältigsten Beobachtung unterworfen, und je mehr der Schleier sich lüftete, der seither alle diese wunderbaren Räthsel vor unseren Augen verbarg, um so mehr wuchs auch das Interesse des größeren gebildeten Publikums an den Fortschritten dieser Wissenschaft. Wir berichten heute über eine neue Erforschung auf diesem Gebiet, die sicher die Bewunderung der Naturfreunde verdient.

Es ist bekannt, daß Algier vor einigen Jahren von einer Heuschreckenüberschwemmung heimgesucht wurde, der zufolge sich fast die ganze Provinz der Gefahr einer Hungersnoth ausgesetzt sah. Die französische

Regierung beauftragte deshalb einen jungen Zoologen, Kunkel d'Herculais, am zoologischen Museum, den Schaden an Ort und Stelle zu studieren und die geeigneten Mittel zu dessen Beseitigung vorzuschlagen. Seitdem hat sich derselbe das Studium der Heuschrecke zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht, den Entwicklungsprozeß derselben Schritt für Schritt verfolgt und dabei ganz seltsame Eigenthümlichkeiten entdeckt.

Aus einem Bericht, den Kunkel an die „Akademie der Wissenschaften" in Paris eingereicht hat, erfahren wir die besonderen Umstände, von denen das Ausschlüpfen der jungen Heuschrecken aus dem gemeinsamen Gehäuse, in welches die Eier von dem Weibchen abgelegt wurden, begleitet ist. Diese eiförmigen Hüllen sind stets in die Erde eingegraben. Kunkel nahm einige davon und barg sie in Glasröhren, so daß er alle Vorgänge darin genau verfolgen konnte. Die Befreiung der im Innern des Gehäuses schon den Eiern entschlüpften Heuschrecken findet regelmäßig in den ersten Stunden des Tages statt. Jede Umhüllung aber ist durch einen wunderbar genau schließenden Deckel verschlossen, der von den jungen Thieren im Innern erst emporgehoben werden muß. Zu diesem Zweck vereinigen wohl sechs oder noch mehr von ihnen ihre Kräfte und lassen den Deckel emporspringen, so daß er bisweilen centimeterweit davonfliegt.

Wie ist das möglich? wird der Leser fragen; wie fangen sie das an? — Nun, sie verwandeln sich — in wirkliche kleine hydraulische Pressen. Man sieht nämlich, wie sie aus ihrem Körper hinten am Kopfe ein mit Blut gefülltes Bläschen hervortreten lassen, das sie ganz willkürlich anschwellen und wieder zusammenziehen können. Mittels dieser Bläschen vermögen sie ohne große physische Anstrengung einen recht ansehnlichen Druck auszuüben und so mit diesem vorzüglichen Apparat die Pforte des Gefängnisses zu sprengen, in welchem sie geboren wurden. Stellt sich dem jungen Insekt ein neues Hinderniß entgegen, so nimmt es seine Zuflucht zu seiner kleinen Presse und drängt das Hinderniß damit zurück, indem es das im Körper noch zurückgehaltene Blut durch Zusammenziehung des ersteren dem Bläschen zuführt.

Durch dieses willkürliche Aufblähen und Zusammenziehen ist es dem Insekt möglich, durch die engen Spalten des Bodens nach der Oberfläche heraufzugelangen und bisweilen sogar durch die kleinen Oeffnungen der Schachtel hindurch zu entweichen, welche der Sammler für undurchdringlich hielt.

Diese Eigenthümlichkeit der afrikanischen Heuschrecke, in der Jugend ihren Nacken höckerartig aufblähen zu können, dient ihr auch beim Wechsel ihres Gewandes. Denn ist der Augenblick der Häutung gekommen, macht sich auch sofort die kleine Presse bemerkbar, sprengt die zu eng gewordene Hülle auseinander und gestattet so dem Thiere, durch den entstandenen Riß hindurchzuschlüpfen und die alte Haut abzustreifen.

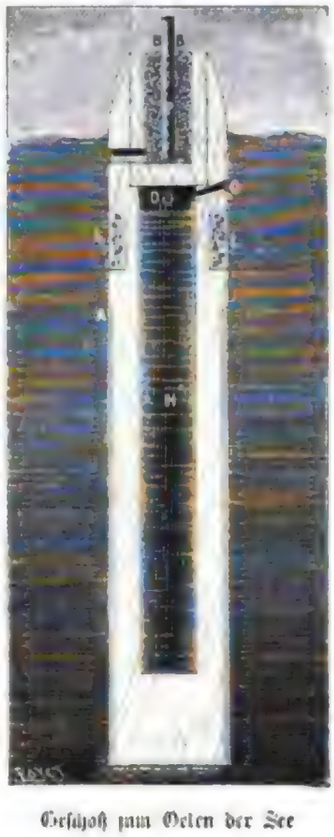
In dem Felsengebirge Nordamerikas giebt es eine andere Heuschreckenart, die ähnliche Verwüstungen anrichtet wie die in Algier; aber die Naturforscher der Vereinigten Staaten haben an derselben bis jetzt nicht die merkwürdigen Manöver beobachtet, von denen uns heute Kunkel zum ersten Male berichtet. Sicher würden die Entdeckungen Kunkels auch mit einer gewissen Ungläubigkeit, wenigstens mit großer Vorsicht aufgenommen werden, wenn uns das Reich der Insekten, so weit uns dasselbe bereits bekannt ist, nicht schon Aehnliches darböte. Man findet nämlich denselben hydraulischen Mechanismus bei einer Fliegenart wieder, deren Larve oder Made jeder Angler kennt, weil er sie als einen vortrefflichen Köder zu benutzen weiß. Wer jedoch die Entwicklung dieses Thieres schon beobachtet hat, dem ist gewiß auch aufgefallen, daß an der eiförmigen braunen Puppe die früheren Ringe der Larve noch deutlich sichtbar sind.

Diese Puppe hat in der That keine andere Umhüllung als dieselbe Haut, welche bereits der Larve zur Bedeckung diente, und aus dieser Hülle geht elf Tage nach der Verpuppung das vollkommene Insekt wie aus einem Gespinst hervor. Es ist nicht schwierig, den Vorgang genau zu beobachten; dann wohnt man aber auch einem Schauspiel bei, wie man es sich merkwürdiger kaum zu denken vermag. Sogleich beim ersten Versuch bemerkt man, wie unter den angestrengten Bewegungen des Insekts, das aus dem Innern hervorzugehen wünscht, das Ende der braunen Hülle an der Seite, wo sich der Kopf der Larve befand, sich wie ein Deckel ablöst. Schaut man nun mit größerer Aufmerksamkeit hin, so sieht man den Kopf des Thieres bald sich aufblähen, bald wieder einschrumpfen, um die alte Haut, worin es ihm jetzt zu eng und unbehaglich wird, bersten zu machen. Und das Aufblähen und Entleeren des Apparates geht abwechselnd wie bei einem Ballon so lange vor sich, bis das Thier sich endlich losgelöst hat und wie ein Phönix aus seinem Futteral hervorschlüpft. Nach Verlauf von wenigen Minuten, während welcher Zeit das erlöste Insekt in seinem noch erdfarbigen Gewand ganz unbeweglich bleibt, nimmt es seine kupferige Färbung und sein sonstiges strahlendes Aussehen an.

Diese merkwürdige Eigenthümlichkeit gewisser Insekten, bestimmte Theile ihres Körpers aufzublähen und gleichsam als hydraulische Presse zu benutzen, war demnach den Forschern bereits vor den anziehenden Beobachtungen Kunkels kein Geheimniß mehr. Dennoch finden wir in denselben einen neuen Punkt, der nicht weniger beachtenswerth ist, nämlich die gemeinsame Anstrengung mehrerer junger Heuschrecken, sich miteinander zu verbinden, um den Deckel ihres Gefängnisses zu sprengen, den zu beseitigen einer einzigen nicht möglich wäre.

L. Haschert.

Das Oelen der See. Die Verwerthung des Oels zur Glättung der Meereswogen ist bekanntlich eine Frage, welche die öffentliche Aufmerksamkeit seit einer Reihe von Jahren wieder lebhaft beschäftigt. Auch die „Gartenlaube" hat ihren Lesern im Jahrgang 1888, Halbheft 23 über den Stand der Angelegenheit Bericht erstattet. Neuerdings hat ein Franzose Namens Silas ein Geschoß konstruiert, welches vor allem dem Zweck dienen soll, die Bändigung der gefährlichen Meereswogen auf längere Strecken vor dem fahrenden Schiffe her zu bewerkstelligen. Das Geschoß, welches unsere nebenstehende, dem neuesten, wieder äußerst reichhaltigen und anregenden Bande des „Neuen Universum" entnommene Abbildung wiedergiebt, ist aus Holz, 46,5 cm lang, besitzt eine innere Höhlung H, welche mit 300 g Oel gefüllt ist, und trägt bei A eine starke Garnumwicklung. Vermittelst eines kleinen Mörsers oder auch einer Schleuder wird es in der gewünschten Richtung in das Wasser geworfen, wo es sich alsbald in der Weise, wie unsere Figur zeigt, aufrecht stellt. Am Boden der Patrone befindet sich nämlich ein Blechbeschlag nebst einer weiteren Beschwerung, während oben bei L ein Korkring ringsum läuft. Hat das Geschoß diese Lage erhalten, wobei die zur Oelkammer führenden Mündungen O unter Wasser zu liegen kommen, so dringt nach Durchweichung einer leichten Löschpapierumwicklung durch jene Mündungen Wasser in die Oelkammer, sinkt vermöge seines größeren spezifischen Gewichts zu Boden und verdrängt ein entsprechendes Quantum Oel, welches alsbald seine beruhigende Wirkung auf die umgebende Wogenfläche ausübt.



Geschoß zum Oelen der See

Noch ist eine besondere Vorrichtung am Kopfe der Patrone zu erwähnen. Dieser enthält nämlich bei B eine Höhlung, welche mit Phosphorcalcium gefüllt ist. Durch eine unter Wasser liegende Oeffnung, in der Abbildung links unter dem Kopf sichtbar, kommt das Phosphorcalcium mit Wasser in Berührung, es entwickelt sich Phosphorwasserstoff, der in der durchlöcherten Röhre P aufsteigt, sich an der Luft entzündet und mit hellleuchtender Flamme brennt, die im Winde nicht erlöscht. Man kann also vom Schiffe aus auch bei Nacht genau verfolgen, wo das Geschoß schwimmt.

Heilung durch Dynamit. Das ist eine recht verfängliche Ueberschrift für eine kurze Notiz. Die modernen Mordbrenner wollen ja die Gesellschaft mit solchen Mitteln heilen, was vernünftige Menschen eben morden und brennen nennen. Doch nicht von Heilmitteln Mostscher Art soll hier die Rede sein, sondern von einer wirklichen Arznei. Die wenigsten Laien wissen, daß in dem Heilschatze auch das Nitroglycerin, der explodierende Bestandtheil des Dynamits, eine wenn auch bescheidene Stelle einnimmt.

Gegenwärtig wird in den Fachblättern folgender Fall veröffentlicht. Dr. K. Hoffmann, Arzt in Baltimore, wurde eines Tages früh morgens um 9 Uhr zu einer 30jährigen Schauspielerin gerufen, die anscheinend tot im Bette aufgefunden worden war. Es handelte sich um eine Leuchtgasvergiftung. Der Gashahn war in dem kleinen Schlafzimmer vom vorhergehenden Abend 11 Uhr bis zum andern Morgen 9 Uhr offen geblieben. Tot war die Schauspielerin für den Arzt noch nicht, denn er konnte noch einen schwachen Puls und eine langsame oberflächliche Athmung feststellen. Als einige andere Belebungsversuche nichts fruchteten, machte ihr der Arzt eine Einspritzung von 1 Milligramm Nitroglycerin unter die Haut der Herzgegend. Schon nach einer halben Minute hob sich der Puls, das Athemholen wurde tiefer und die Kranke gab einen Laut von sich. Sie wurde bis zum Nachmittag wiederhergestellt — der Sprengstoff hatte ihr geholfen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

F. M. 29. Ihr „Weihnachts-Fest-Erinnerung" ist verspätet eingetroffen.

L. J., Gymnasiast in **Darmstadt.** Die Grabschrift Livingstones in der Westminsterabtei zu London lautet wie folgt: Von treuen Händen über Land und Meer gebracht, ruht hier David Livingstone, Missionar, Reisender, Menschenfreund. Geboren 19. März 1813 in Blantyre, Lanarkshire. Gestorben 1. Mai 1873 in Tschitambos Dorf, Ilala. Dreißig Jahre seines Lebens waren dem unermüdlichen Streben gewidmet, die Völker Afrikas zu evangelisieren, unenthüllte Geheimnisse zu erforschen, den verwüstenden Sklavenhandel in Centralafrika zu vernichten, wo er noch zuletzt die Worte schrieb: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: möge des Himmels reicher Segen auf jeden, Amerikaner, Engländer oder Türken, herabkommen, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen." – Die Aufsätze in der „Gartenlaube" über Livingstone finden Sie leicht mit Hülfe der Register.

R. Schlicht. Leider nicht verwendbar!

P. S. in T. Eine gut geschriebene Gesammtdarstellung der Geschichte unseres Volkes bietet Ihnen im mäßigem Umfang die „Deutsche Geschichte" von Professor Dr. C. Kümmel (Carl Heckner, Dresden). Sie können das Werk durch jede Buchhandlung beziehen.

A. L. in Barmen. Ihr Gedicht können wir leider nicht verwenden.

A. F. in J. Das Motto des betreffenden Buches heißt auf Deutsch: „Dem bißchen Geist, welches der gute Mann besaß, mußte der Geist anderer Leute zur Ergänzung dienen." — Die Georginen finden Sie vielleicht unter ihren Familiennamen „Kompositen". — Eine Ostertabelle für das 20. Jahrhundert enthält der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1892.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 1.

Von A. Buhle.

Ein Spieler hat in den ersten Gängen folgende sieben Karten erhalten:

(r.7.) (r.9.) (r D.) (r.Z.) (r.B.) (car.B.) (car.7.)

Obwohl die übrigen drei Karten nur 4 Augen enthalten, kann er doch ein großes, bei jeder beliebigen Vertheilung der übrigen Karten unverlierbares Spiel ansagen.

Welches ist das größte Spiel, das er ansagen kann, und welche drei Blätter müssen hinzugekommen sein?

Logogriphaufgabe.

Hader, Gehalt, Geste, Reihe, Weide, Leier, Kind, Leiter, Raupe, Barde, Stille, Sonne, März, Hus, Kaste, Last, Cid, Bohne, Retter, Minne.

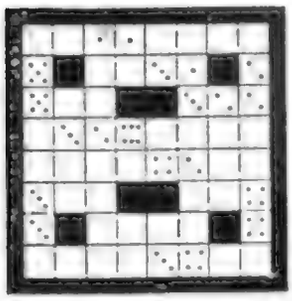
Aus jedem dieser Wörter ist dadurch ein neues substantivisches Wort zu bilden, daß irgend ein Buchstabe gestrichen und durch einen andern ersetzt wird. Drei Wörter, welche Homonyme sind, werden nicht geändert. Wird dieser Forderung in richtiger Weise genügt, so nennen die gestrichenen Buchstaben, vorwärts gelesen, und die hinzugefügten Buchstaben, rückwärts gelesen, je einen den Lesern der „Gartenlaube" bekannten Roman.

Schieberäthsel.

Reederei, Segel, Reisen, Eros, Aargau, Lamm, Eber, Linsen, Tasche, Idee, Selen, Zink, Agra, Lehrer, Island, Haushund, Widel, Ebene, Liga, Stern, Tenor, Denar, Minze, Nola, Renz, Inn.

Durch Verschieben — nicht Umstellen — der Buchstaben sind aus obigen Wörtern 29 neue Wörter zu bilden. Die vorletzten Buchstaben dieser Wörter nennen einen Roman, der in einem früheren Jahrgang der „Gartenlaube" veröffentlicht worden ist.

Dominopatience.

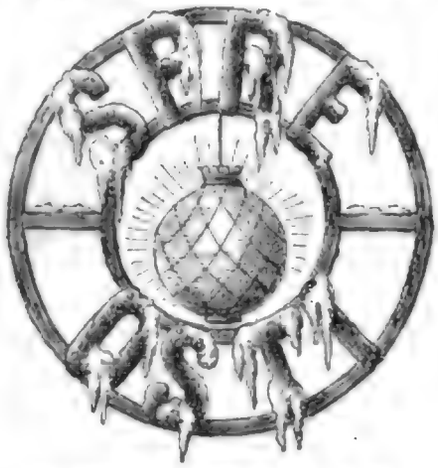


Aus den 28 Steinen eines gewöhnlichen Dominospiels ist obenstehende Figur in der Weise zu bilden, daß die Augensumme jeder senkrechten, jeder wagerechten und jeder diagonalen Reihe 21 beträgt. Die gegebenen 11 Steine dürfen nicht umgelegt werden.

A. Stabenow.

Auflösung des Kapselräthsels auf S. 36: Kreis, Reis, Eis, Ei.

Eiszapfenräthsel. Von Al. Weirelbaum.



Auflösung des Logogriphs auf S. 36:

Onkel — Enkel.

Auflösung des Räthsels auf S. 36: vogelfrei.

Auflösung des Bilderräthsels „1892" auf S. 36:

Beim ersten Ablesen der Lettern an den Zweiglein der Tannenzweige ist der von rechts nach links gehende Ast zu nehmen und alle an den Zweiglein stehenden Lettern abzulesen; beim zweiten Lesen kommt der von links nach rechts gehende Ast daran und wird in gleicher Weise abgelesen. Der erste Ast giebt das Wort: „Prosit", der zweite: „Neujahr!"

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 1 auf S. 36:

1. a 2 — a 4 L e 8 — a 4:
2. S b 6 — a 4: matt.

1. . . . . L e 8 — b 5
2. D b 2 — b 5: matt.

1. . . . . L e 8 — c 6
2. T d 6 — c 6: matt.

1. . . . . L e 8 bel. a.
2. S b 6 — d 7 matt.

1. . . . . S a 6 — b 4
2. S a 6 — b 3 matt.

1. . . . . S a 6 — c 7
2. D b 2 — a 3 matt.

1. . . . . T b 8 — b 6:
2. D b 2 — b 6: matt.

1. . . . . T b 8 bel. a.
2. S a 6 — b 7 matt.

1. . . . . e 6 — e 5
2. T d 6 — d 5 matt.

1. . . . . d 4 — d 3
2. D b 2 — e 3 matt.

1. . . L e 1 beliebig.
2. T b 1 — e 1 matt.

Auflösung des Scherzräthsels auf S. 36:

Stearin.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 36:

Sirene — Irene.

In dem unterzeichneten Verlag erscheint soeben und ist durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

W. Heimburg's gesammelte Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig, alle 14 Tage eine Lieferung.

Auch in Bänden zum Preise von je 5 Mark geheftet, 6 Mark gebunden zu beziehen.

Vollständig in 10 Bänden, vierteljährlich ein Band.

Inhalt: Band 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustrationen von W. Claudius. — Band 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Mit Illustrat. von R. Wehle. — Band 3. **Kloster Wendhusen. — Ursula.** Mit Illustrationen von A. Zick. — Band 4. **Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathe.** Mit Illustrationen von A. Wandlick. — Band 5. **Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen.** Mit Illustrationen von E. Bayrl. — Band 6. **Die Anderen. — Unverstanden.** Mit Illustrationen von W. Claudius. — Band 7. **Herzenskrisen.** Mit Illustrationen von E. Zopf. — Band 8. **Tore von Tollen.** Mit Illustrationen von W. Flashar. — Band 9. **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustrationen von R. Gulschmidt. — Band 10. **Unter der Linde.** (Am Abgrund. Unsere Hausglocke. Unser Mänue. Asche in der Webergasse. Großmütterchen. Nachbars Paul. Aus meinen vier Pfählen: 1. Doretheens Bild. 2. Onkel Leos Verlobungsring. 3. Stadtdoktor. Auf schwankem Boden.) Mit Illustrat. v. A. Zick, E. Koch, R. Wehle, E. Zopf und W. Claudius.

Die meisten Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf die neue illustrierte Ausgabe von **W. Heimburg's Schriften** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung zur Ansicht. Die bereits erschienenen Lieferungen 1—25 sind je nach Wunsch entweder sofort auf einmal oder in beliebigen Zwischenräumen nach und nach zu beziehen. Zur Subskription ladet ein

Die Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wirde in Leipzig.

Nach dem Gemälde von W. Scherbuschewski.

EIN KLEEBLATT.

Halbheft 3.
Die Gartenlaube.
1892.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Rudolf Elcho.

Das also war Massow! Dort wohnten die wetterharten Gestalten, welche das Boot lenkten! Bettina betrachtete sie mit regem Antheil. Es waren Männer mit tiefgebräunten bärtigen Gesichtern, ihre Züge waren so hart wie ihre Hände, und sie sprachen nur, wenn sie gefragt wurden; aber sie antworteten mit jener achtungsvollen Freundlichkeit, welche erkennen ließ, daß ihnen der Besuch von Badegästen willkommen sei. Der Mann am Steuer, der Oberlotse Pischel, gehörte zu den „seebefahrensten" Leuten

Wurzelsepp im „Pfarrer von Kirchfeld". Der „Meineidbauer" Mathias Ferner. Rappelkopf im „Alpenkönig und Menschenfeind". Marnn im „Vierten Gebot". Steinklopferhanns in den „Kreuzelschreibern".

Ludwig Martinelli.

Digitized by Google

der ganzen Küste und wußte mit Fremden umzugehen. Kurz vor der Landung rieth er dem Sanitätsrath, der sich nach den Miethswohnungen des Ortes erkundigte, im Schulhause vorzusprechen.

Das Fahrzeug schoß durch die Brandung und saß plötzlich mit einem so starken Ruck auf dem Sande, daß der schüchterne junge Mann zwischen die Koffer fiel. Die Bootsleute sprangen mit ihren hohen Wasserstiefeln in die seichte Fluth und trugen die Reisenden über die Spritzwellen zum Ufer hin. Dort verabschiedete sich der Fremde mit einer so gedrückten Miene, daß Ludmüller fragte, wer denn der Arme sei. Man gab ihm zur Antwort: der jüngere Sohn des Pfarrers von Großkühstrow. Er sei Theologe und im Staatsexamen durchgefallen und könne sich auf einen unliebsamen Empfang seitens des gestrengen Herrn Vaters gefaßt machen.

Die Lotsen führten die Reisenden vom Weststrand, vorüber am Gasthaus und einigen Bauernhöfen, bis zum Fuß des Höwts, wo dicht am Rande des Wäldchens das Schulhaus lag. Dort fanden die Horsts drei passende Stuben im obern Stockwerk, von denen sie Bettina das Balkonzimmer einräumten. Lisa schlief mit ihrer jüngeren Schwester und der Sanitätsrath mit Fredi in einem Raum. Der Lehrer, welcher mit seiner Frau und einem kleinen Kinde im Erdgeschoß hauste, war eifrig bemüht, den Gästen sein Haus behaglich zu machen; er ließ die Koffer herbeischaffen, welche Lisa und Bettina rasch auspackten, und sorgte für ein einfaches Abendbrot, das in der Hollunderlaube des sorgsam bepflanzten und von Obstbäumen beschatteten Gartens verzehrt wurde.

Horst fühlte sich von der Reise erschöpft und ging mit Fredi früh zur Ruhe. Lotte, welche eine glückliche Veranlagung zum Hausmütterchen besaß, half der Lehrersfrau in der Küche. Bettina und Lisa aber verspürten den Drang, noch zum Vorgebirge hinaufzusteigen und einen Blick über das weite mondbeglänzte Meer zu werfen. Hinter dem Schulhaus führte ein Pfad zwischen Aehrenfeldern und hohen Buchen zur Höhe hinauf. Barhaupt schritten die Freundinnen in der Abenddämmerung über den schmalen Rain einem Häuschen entgegen, das die Spitze des breiten sattelförmigen Berges krönte. Es war das Lotsenhaus oder, wie es von den Bewohnern der Halbinsel genannt wurde, der „Ulkiek". Von diesem Punkte aus beobachtete der wachthabende Lotse alle Erscheinungen des Meeres und gab den Kameraden im Dorf Glockenzeichen, sobald ein Schiff in Sicht kam, das durch die Bucht nach der fernen Hafenstadt geführt werden mußte. Als die Freundinnen die Höhe erreichten, saß ein Wachtmann vor der Bank des Häuschens und blickte durchs Fernrohr nach einem der Küste zusteuernden Vollschiff. Sobald er die beiden Mädchen gewahr wurde, lud er sie durch eine Handbewegung ein, auf der Bank Platz zu nehmen, während er selbst sich erhob und zu einer tiefer stehenden Buche schritt; von einem starken Ast des Baumes hing die Signalglocke herab, welche er jetzt in Bewegung setzte.

Die Mädchen, durch den raschen Aufstieg etwas außer Athem gekommen, ließen sich auf der Bank nieder und genossen den Rundblick über Land und Meer. Das Höwt fiel nach Osten hin steil zur See ab; in zwei Gipfeln stieg es empor. Dem „Ulkiek" gegenüber erhob sich gen Süden eine etwas tieferliegende, mit Buschwerk überwachsene zweite Kuppe, an deren Fuß einige angepflockte Schafe und Ziegen weideten. Die Nordseite des Vorgebirges senkte sich flach zur Düne hinab und war von dichtem Buchenwald bedeckt. In einer Ausbuchtung zwischen Wald und Düne lag eine Fischerflotte vor Anker; die Männer hatten am Strand Feuer entzündet, deren Rauchwölkchen langsam zu den Strandfelsen aufschwebten. Ueber Bettina kam das Gefühl des Friedens. Die Abenddämmerung, das leise Rauschen der Brandung, welches sich mit dem der Buchen mischte, der Anblick der rastenden Fischer, die sich in der Bucht geborgen fühlten, das alles wirkte beruhigend auf ihre Nerven und löste ihren Schmerz in Wehmuth auf.

„Sieh doch, Lisa," sagte sie und legte den Arm um die Freundin, „wie schön und friedvoll dies einsame Land ist! Hier empfindet man den beglückenden Einfluß der allgütigen Natur. Ich bin gewiß: Menschen, die der Hand des Meeres so unmittelbar trifft wie hier, die sich tagtäglich an der Schönheit dieses Blickes, an der Größe und Erhabenheit des Meeres erbauen, müssen sich unendlich freier und besser fühlen als wir, die von Mauern umschlossenen Bewohner der großen Städte. Hier möchte ich mein ganzes Leben verbringen, dies ist ein ‚von der Vergessenheit Reiher' überrauschte Insel."

Lisa schaute die schwärmerische Freundin überrascht an, dann erwiderte sie mit einer schalkhaften Bewegung des Kopfes: „Ja, liebes Herz, hier könnte ich's zur Noth auch aushalten, aber nicht allein. Dieses Eden müßte einen Adam haben."

„Um seiner selbst willen geliebt zu werden, ist ein Glück, das nur wenigen Frauen zufällt," antwortete Bettina mit Bitterkeit.

Lisa lachte verschämt. „Nun, so gehöre ich zu den wenigen, denn Garcia Diaz liebt mich wahrlich nicht um meines Vermögens willen."

„Wie?" rief Bettina überrascht. „Der Spanier liebt Dich? Jener Cellist, mit dem Du den Fandango im Festspiel getanzt hast?"

„Ja," gestand Lisa, „dieser Tanz hat unser Geschick entschieden. Garcia liebt mich heiß und leidenschaftlich, ich aber wage es nicht, mich dem Vater zu entdecken ... Ich muß Dir ein Geständniß machen, Betty — er kommt hierher."

„Wer? Diaz?"

„Ja. Doch still, da ist der Lotse wieder!" Lisa brach ab und richtete an den Seemann die Frage, ob es gestattet sei, das Innere des Wächterhäuschens zu sehen. Der freundliche Mann bejahte und führte seine Gäste in die halbdunkle Stube. Er entzündete eine Zinnlampe, bei deren mattem Scheine die Mädchen einen riesigen Kachelofen, einen Tisch, auf dem eine abgegriffene Bibel lag, eine breite Bank und einen Schrank bemerkten. Der letztere war mit seltenen Muscheln, Steinen und allerlei fremdartigen Gegenständen gefüllt. Der Lotse zeigte zuvorkommend diese Schätze und erzählte, daß die Pfeilspitzen, die seltsam gefärbten Thongefäße, Korallenschnüre und geschnitzten Kokosnußschalen Andenken seien, welche er und seine Kameraden aus fernen Zonen mitgebracht hätten; dabei gab er zu jedem Gegenstand eine kurze Erläuterung. Unter den Stiftern der Erinnerungszeichen kehrte der Name Ewald Monk am häufigsten wieder, und als Lisa verwundert ausrief: „Dieser Monk muß ja alle Welttheile gesehen haben!" erwiderte der Alte lächelnd: „Ja, Monks Ewald ist ein höllisch fixer Kerl. Er ist der jüngste Lotse am Ort, hat aber mehr Fahrten gemacht und mehr erlebt als wir alle."

Schweigend kehrten die Mädchen zurück. Als Bettina sich endlich zur Ruhe legte, war es ihr, als wenn in matten Zwielichtfarben noch einmal alle heiteren Erscheinungen des Tages an ihr vorüberglitten: die schönen Gelände des Hafs, das Boot mit dem fliegenden Segel, das im Purpurlicht der Abendsonne erglühende Fischerdorf und die köstliche Mondnacht. Durch die geöffnete Balkonthüre drang süßer Rosenduft ins Zimmer und umgaukelte ihre Sinne. Entschlummernd sah sie den Vater vor sich, der küßte sie im Traume und sagte leise: „In diesem Asyl hab' ich Dich geführt, Bettina; hier bist Du geborgen!"

6.

Sie waren thatsächlich gut aufgehoben im Schulhaus — die stadtmüden Gäste. Bettina, Lisa und Lotte theilten sich in die Wirthschaftssorgen, und die Herstellung der Mahlzeiten gewährte ihnen die angenehmste Beschäftigung. Die Horsts hatten reiche Vorräthe aus Berlin mitgebracht, und da Flundern und andere Fische im Dorfe in Fülle zu haben waren, so konnten die Mädchen den Fleischer wohl entbehren, der nur zweimal in der Woche mit seiner Ware vom Festlande herüberkam. Lisa kaufte zudem alle jungen Hühner auf, die in Massow zu finden waren, und nahm sie in eigene Pflege. Die bewegliche Schar bereitete ihr manche drollige Verlegenheit. Die Hühner wurden in der Scheune untergebracht, Lisa aber hatte den Freiheitsdrang ihrer Schlachtopfer nicht in Betracht gezogen. Nun kam es vor, daß das Federvieh durch das geöffnete Thor entwischte und sich in die nahegelegenen Felder verstreute. In solchen Fällen wartete Lisa die Schulpause ab und rief die Jungen zur Hilfe auf: „Wer mir ein Hühnchen zurückbringt, erhält fünf Pfennig!" Auf diese Verheißung hin stoben die Kinder nach allen Seiten auseinander. Wenige Minuten später befanden sich die gackernden Ausreißer sammt und sonders wieder in Gewahrsam.

In Massow bestand keine Badeverwaltung, doch der Gastwirth des Orts hatte am östlichen und westlichen Theil des Strandes

für den weiblichen und männlichen Theil der Gesellschaft je eine geräumige Badehütte aufgestellt. Die Mädchen standen in der Regel früh am Morgen auf und badeten vor dem Frühstück. Der Anblick der sonnüberstrahlten Meersluth und der erfrischende Morgenwind riefen dann all ihre Lebensgeister wach. Bettina war eine ausgezeichnete Schwimmerin, deren Ausdauer kaum eine Grenze hatte; war das Meer nicht allzu stürmisch bewegt, so schwamm sie so weit aus der Bucht, daß die Gefährtinnen sie aus den Augen verloren; kam sie zurück, so zeigte sie keine Spur von Erschöpfung. Nach dem Bad kehrten die Mädchen über den Wiesenpfad zum Schulhause zurück, bereiteten rasch den Kaffee und frühstückten gemeinsam mit dem Sanitätsrath und Fredi im thaufrischen duftigen Garten.

Gewöhnlich fanden sich die Horsts und Ludmillers dann während der Morgenstunden zwischen den Buchen- und Fichtenwäldchen in einer Thalmulde zusammen, die sie als die „Wolfsschlucht" bezeichneten. Hier lagerten sie sich im Schatten der Buchen auf dem Rasen, plauderten und lasen oder vergnügten sich am Croquetspiel. Am Nachmittag unternahm man weite Fahrten im Segelboot nach verschiedenen Küstenpunkten oder man ging über den schmalen Hals ins nahe Pfarrdorf, wo sich ein gutes Wirthshaus mit Kegelbahn befand.

Wiederholt war den Mädchen bei solchen Gängen ein Landhaus an der Südseite aufgefallen, das sich mit seinem breiten Schieferdach aus einem beckenumschlossenen Obstgarten heraushob. Zuweilen hatten sie helle Kinderstimmen hinter dem grünen Gehege vernommen, die und da begegnete ihnen auch ein stattlicher Herr mit strengen Zügen, an dessen Seite eine rundliche neugierig blickende Dame einherschritt. Der Schullehrer, den sie ausforschten, erklärte den Mädchen, dies seien die Respektspersonen von Massow, nämlich der Lotsenkommandant und seine Gattin.

Ein Zufall sollte bald darauf den Horsts das Landhaus erschließen. Eines Morgens trat der Lotsenkommandant mit dem Lehrer an der Seite vor die Hollunderlaube, in welcher der Sanitätsrath mit seinen Angehörigen eben das Frühstück verzehrte. Mit allen Zeichen der Bestürzung erklärte er, daß ganz plötzlich eines seiner Kinder heftig erkrankt sei. Gelegentlich habe er gehört, daß sich ein Arzt im Schulhause befinde, und so sei er gekommen, den Herrn Sanitätsrath recht sehr um seine Hilfe zu bitten. Er könne sich zwar denken, daß Badegäste Massow nicht aufsuchten, um Berufspflichten zu erfüllen, allein der nächste Arzt wohne zwei Stunden entfernt, und es handle sich um die Rettung eines Menschenlebens.

Horst hatte sich unterdessen schon erhoben und erwiderte freundlich: „Es bedarf unter uns keiner Bitte, Herr Kommandant, denn wir gehören beide zur ‚Rettungsgesellschaft für Schiffbrüchige'. Hoffentlich gelingt es mir, das Lebensschiff ihres Kindes wieder flott zu machen, und nun lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren!"

Es war dem tüchtigen Arzte wirklich gelungen, das Kind, welches am Scharlachfieber schwer erkrankt war, in kurzer Zeit jeder Gefahr zu entrücken. Nach der Genesung des Bübchens machten die dankbaren Eltern ihren Besuch im Schulhaus und luden dessen Gäste dringend ein, sich in ihrem Heim einzustellen.

Als die Mädchen in Papa Horsts Begleitung dieser Aufforderung Folge leisteten, fanden sie eine größere Gesellschaft im Garten vor. Der Lotsenkommandant hatte den Besuch seiner Schwiegereltern und seines Schwagers, eines jungen Offiziers, erhalten; außerdem hatte sich der Pfarrer von Groß-Küstrow mit seinem Sohn, jenem schüchternen Reisegefährten, eingefunden. Der Hausherr eilte den Ankommenden mit unverhohlener Freude entgegen und stellte seine neuen Gäste vor; dabei reckte sich Lieutenant Ellernbruck gewaltig in die Höhe, als wollte er vor den Augen der jungen Damen in den Himmel wachsen. Seinen blonden Schnurrbart zwirbelnd, ließ er prüfend seine Blicke über Bettina, Lisa und Lotte gleiten und sagte sich in Gedanken: Da haben wir drei Grazien! Nummer eins: verträumtes Wesen, rothe Haare, vornehme Haltung — sucht ein Ideal, kann ich nicht leisten. Nummer zwei: pikantes Gesicht, Schelmenaugen, munteres Wesen, also vernünftiges Mädchen, mit dem sich spaßen läßt. Nummer drei: grethchenhafter Backfisch, naiv und voller Einbildungen — also Zukunftsmusik. Kriegsplan: Vorpostengefecht mit Nummer zwei. Ist kein Terrain zu gewinnen, so werf' ich mich auf Nummer drei. Vorwärts denn, „Liselle" soll die Losung sein. Und mit Hochgefühl wandte er sich an Lisa. „Hätte ich eine Ahnung gehabt, meine Gnädigste, daß sich unser Hövt über Nacht in den Berg Ida verwandeln würde, so wär' ich früher um Urlaub eingekommen."

„In den Berg Ida?" Lisa blickte zur Höhe hinauf, wo eben einige Schafe blökten, und sagte mit Schelmenmiene: „Ich sehe die Schafe, vermisse jedoch den Schäferprinzen."

„Thut nichts — die Göttinnen wenigstens sind da, gnädiges Fräulein, und wenn ich in dieser Schönheitskonkurrenz den goldenen Apfel zu vergeben hätte . . ."

„Aber, Herr Lieutenant," unterbrach ihn Lisa spottend, „es hieße der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen, wollten Sie nach so kurzer Bekanntschaft bereits Ihr Urtheil fällen. Auch können Sie versichert sein, daß wir drei keine anderen Aepfel auf dieser Insel suchen als — eßbare."

Sie wandte sich dem im Schatten eines breitästigen Apfelbaums aufgestellten Kaffeetisch zu, und der Lieutenant sagte sich: Kurzer Angriff . . . abgeblitzt . . . werde nach dem Kaffeeklatsch Spielchen vorschlagen.

Die kleine Gesellschaft unterhielt sich jedoch in dem schattigen Gartenwinkel so vortrefflich, daß des Lieutenants Vorschlag, eine Croquetpartie zu machen, keinen Anklang fand. Man plauderte über die Tagesereignisse und das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt. Zu Bettinas Verwunderung legten der Pfarrer und die Gattin des Lotsenkommandanten eine schwer zu stillende Begierde an den Tag, Neuigkeiten vom Hofe und aus der großen Welt zu erfahren. Sie schienen die Städter nicht wenig zu beneiden, daß diese inmitten rauschender Vergnügungen lebten, von denen sie selbst nur aus der Ferne hörten. Als die Damen später einen Gang durch den blühenden Garten unternahmen, sagte Bettina zur Hausfrau: „Sie leben in einem kleinen Paradies — wie glücklich müssen Sie sein!"

Diese schaute die Sprecherin überrascht an und fragte verwundert: „Sprechen Sie im Ernst? Nennen Sie mich glücklich um dieses Gartens willen, der eine Oase bildet in der Wüste?"

„Sie können für sich allein leben und sind frei . . ."

Die Frau des Lotsenkommandanten lachte. „Das Alleinleben ist recht schön für den Uebersättigten, nur darf es nicht zu lange dauern. Während des Sommers finde ich den Aufenthalt auf der Halbinsel ganz erträglich, da haben wir auch viel Besuch, im Winter aber — Sie haben keine Ahnung, wie schauerlich es da wird! Mein Mann hat wenigstens seine Berufsthätigkeit, und diese führt ihn von Zeit zu Zeit nach der nahegelegenen Hafenstadt, ich jedoch sitze mit den Kindern im Schnee und schmachte nach geselligem Verkehr, nach den Vergnügungen, die meine Mädchenjahre so schön und ereignißreich gemacht haben und die ich seit meiner Verheirathung schmerzlich entbehren muß. Mein Mann und ich werden den Tag segnen, an dem unsere Versetzung nach einer Stadt erfolgt. Hoffentlich geschieht's bald — sonst laufe ich noch davon."

Bettina erblickte in diesen überraschenden Aeußerungen nicht viel mehr als die Merkmale eines leichtfertigen Charakters. War es denn möglich, daß diese Frau das unaussprechliche Glück, hier in der Einsamkeit ganz dem Gatten und den Kindern leben zu können, um elender Nichtigkeiten willen opfern wollte? Freilich mochte jene die große Welt noch nicht so klein und erbärmlich gesehen haben wie sie selbst, es mochten ihr so bittere trübe Erfahrungen erspart geblieben sein. Allein trotz dieser Entschuldigungen fühlte sie sich von der Frau eher abgestoßen als angezogen.

Spät am Abend erst verließen die Horsts das Landhaus, und der Lotsenkommandant sagte seinen Gästen beim Abschied: „Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, Sie werden mir stets willkommen sein!"

Die neue Bekanntschaft trug viel dazu bei, den Sommergästen den Aufenthalt in Massow angenehm zu machen. Wollten sie segeln, so stand ihnen des Kommandanten Boot zur Verfügung, bedurften sie der Zerstreuung, so stellten der kecke Lieutenant und der schüchterne Theologe sich rechtzeitig ein — kurz, man hatte allen Grund, mit der Gestaltung der Dinge zufrieden zu sein.

* * *

In der Bucht vor Massow war ein Kriegsgeschwader vor Anker gegangen, das von den dänischen Küsten herabkam, und dessen Befehlshaber hier einige Uebungen vorzunehmen gedachte. Der Anblick der schwarzen Kanonenboote und zweier Fregatten brachte

die Einwohner des Dorfes in große Erregung. Fischer- und Lotſenboote umſchwärmten am Abend die eiſengepanzerten Koloſſe. Nur der Sanitätsrath bekümmerte ſich nicht mehr um die Flotte, als daß er die mürriſche Bemerkung hören ließ: „Hoffentlich treibt der Kommandant keinen Mißbrauch mit den Kanonen. Jeder Schießverſuch käme einem Angriff auf meine Nerven gleich.“

Liſa und Bettina ſtiegen gegen Abend zum Höwt hinauf, um einen Blick auf das Geſchwader zu werfen. Es hatte während des Tages etwas geſtürmt, jetzt war die Luft ruhiger geworden, aber die Brandung rauſchte und zerflatterndes Gewölk ging über den Himmel hin. So oft die Sonne hinter den Wolkengebilden hervorbrach, leuchteten die ſchäumenden Wogen und waldigen Küſten unter ihren Strahlen auf. „Welch' herrlicher Anblick!“ rief Bettina auf der Höhe aus. „Hier erſt finde ich mich ſelbſt, finde eine neue Welt, die immer die wahre iſt!“

„Hoia ho! Gu'n Tag ooch, Piſchel!“

„Gu'n Tag, Ewald. All' wedder taurück?“

Die Begrüßung, welche ſo jäh in die überſchwängliche Stimmung Bettinas fiel, wurde zwiſchen zwei Lotſen ausgetauſcht, von denen der ältere, Piſchel, den Mädchen bekannt, der jüngere dagegen fremd war. Dieſer unterſchied ſich weſentlich von ſeinen Kameraden durch die leichte aufrechte Haltung, den freien Gang und die äußere Erſcheinung, durch den Vollbart und ſein kurzgeſtutztes dunkles Haar. Auch war er nicht mit den landesüblichen weiten Hoſen und der kurzen Jacke, ſondern nach Art der engliſchen Matroſen bekleidet. Er mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, doch war ſein dichtes Haar ſchon von weißen Fäden durchzogen. Er ließ ſich neben dem Oberlotſen auf der Bank nieder, und die Mädchen hörten aus der Unterhaltung der beiden Männer, daß der Jüngere mit dem Kriegsgeſchwader eine längere Fahrt gemacht und nun zum „Utkiek“ heraufgekommen ſei, um mit Piſchel eine gemeinſame Feldarbeit zu verabreden. Liſa, welche gern Aufſchluß über die Beſchaffenheit der einzelnen Kriegsſchiffe erhalten hätte, wandte ſich, als das Geſpräch der beiden ſtockte, an Piſchel.

Doch der verwies ſie an den Fremden mit der Bemerkung: „Hier mein Freund Ewald Monk kann Ihre Fragen beſſer beantworten als ich, denn er iſt jahrelang auf einem Kriegsſchiff gefahren und eben wieder mit dem Geſchwader draußen geweſen.“

Und Monk grüßte die Mädchen mit einer artigen weltmänniſchen Verbeugung, nannte ihnen die Namen der Kriegsſchiffe, belehrte ſie über deren Ausrüſtung und innere Einrichtung und machte ſie darauf aufmerkſam, daß am nächſten Morgen vom Höwt aus ein vollkommenes Kriegsſchauſpiel zu beobachten ſein werde. Die Uebung beginne ſchon in aller Frühe.

Die Freundinnen dankten ihm für die Auskunft, und Bettina fühlte ſich von der einfachen und natürlichen Sprache des Lotſen, von ſeiner ruhigen männlichen Haltung ſehr angenehm berührt. Sie betrachtete ihn aufmerkſamer und hatte die wohlthuende Empfindung, einem grundehrlichen Menſchen gegenüber zu ſtehen. Monk war der jüngſte Lotſe am Orte und der hübſcheſte. Seine mittelgroße Geſtalt war gedrungen und breit, aber nicht plump; ſein von Sonne und Wetter gebräuntes Geſicht hatte etwas Starres, Unbewegliches, allein aus ſeiner breiten Stirn und ſeinen ſcharfblickenden grauen Augen ſchloß Bettina auf Willenskraft und natürlichen Verſtand. Sie erinnerte ſich, daß die meiſten der Seltenheiten im Lotſenhaus von ihm herrührten, und während ſie ſich mit Liſa auf der Bank niederließ, brachte ſie das Geſpräch auf ſeine weiten Fahrten.

Der Seemann ſchob den Strohhut in den Nacken, fuhr ſich mit der braunen Hand über die Stirn, als wolle er ſeine Gedanken ſammeln, und ſagte dann, mit einem Anflug von Verlegenheit: „Ja, wer wie ich ſeit ſeinem vierzehnten Jahre draußen geweſen iſt und alle Meere befahren hat, der kann mancherlei erzählen. Es liegt ein abenteuerliches Leben hinter mir. Ich war mit den Walfiſchfängern droben auf Island und befand mich in einem Boot, das ein Wal zertrümmerte, als wir ihm die Harpune in den Rücken gepflanzt hatten; fünf Kameraden gingen zu Grunde, ich aber wurde aus dem blutigen Giſcht wieder herausgezogen. Ich bin als Schiffbrüchiger tagelang ohne Trunk, ohne Nahrung auf einem Maſt im Meere herumgetrieben und war dem Wahnſinn nahe, als endlich ein vorüberſegelndes Schiff mich bemerkte und aufnahm. Das Meer mit ſeinem Reiz und ſeinen wilden Schrecken — es iſt mir vertraut geworden.“

Bettina betrachtete den Mann mit ſteigender Verwunderung, er hatte das alles ſo ſchlicht geſagt, als rede er vom Gewöhnlichſten, und doch, welch' tiefe Eindrücke mußte ein ſolches Leben hinterlaſſen haben! Der Held ſo vieler Abenteuer zog ſie mächtig an, ſie hätte gern tiefere Blicke in ſein Inneres gethan und betrachtete forſchend ſeine Züge, allein dort ſtand nur eherne Entſchloſſenheit zu leſen.

Als die Mädchen endlich aufbrachen, begleitete ſie der Lotſe bis zum Schulhaus und verabſchiedete ſich dort mit der Bemerkung: „Wenn die Herrſchaften Luſt haben ſollten, nach der Uebung eines der Schiffe zu beſichtigen, ſo bin ich gern bereit, Sie mit dem Segelboot hinzufahren.“

Die Mädchen blickten ihm nach, wie er durch die Weizenbreiten zum öſtlichen Strande ſchritt. Ein purpurner Duft lag über den Hügeln der Küſte, und die Waſſerfläche vor Groß-Küſtrow ſchillerte in allen Farben. Es ſchien Bettina, als webe das rothe Abendlicht einen Glorienſchein um den einfachen Seemann, der ſo manchen wilden Kampf mit den Elementen beſtanden, der den ganzen Erdball umkreiſt hatte. An dieſem Abend nahm eine träumeriſche poetiſche Stimmung ſie ganz in ihren Bann. Sie glaubte die zirpenden Heimchen zu verſtehen, deren Konzert von den Wieſen her auftönte: „Bleib' bei uns“, riefen ſie, „hier iſt Deine Heimath!“ — —

Am nächſten Morgen waren Land und Meer voll Sonnenglanz. Eine Kanonade, die an fernen Donner gemahnte, hatte die Mädchen aus dem Schlaf geweckt. Ohne an die häuslichen Pflichten zu denken, kleideten ſie ſich haſtig an und eilten zum Vorgebirge, um die Bewegungen des Geſchwaders zu beobachten. Als ſie mit gerötheten Wangen und völlig athemlos anlangten, fanden ſie ſchon die Ludmillers auf dem „Utkiek“.

„Meine Herrſchaften!“ rief der Schauſpieler im Tone des Herolds, „Sie haben das unverdiente Glück, von dieſer Höhe aus einer Entſcheidungsſchlacht von eben ſo großer geſchichtlicher Bedeutung wie die der Völkerſchlacht bei Leipzig beizuwohnen. Dies Glück erfährt noch dadurch eine gewaltige Steigerung, daß Sie das denkwürdige Schauſpiel genießen, ohne durch Pulverdampf oder platzende Bomben beläſtigt zu werden. Sehen Sie, es geht los. Himmel, wie das kracht! So mögen bei Trafalgar Himmel und Erde gebebt haben, als Nelſon — —“

Er unterbrach ſich plötzlich, brachte ſein Opernglas vor die Augen und fuhr, in natürlichen Ton zurückfallend, fort: „Kinder, die Sache iſt wirklich großartig! Mit welch' erſchreckender Schnelligkeit ſich dieſe ſchwarzen Ungethüme bewegen, wie tief ſie die Fluth durchwühlen und welche Sprache ſie reden! Ihr Götter des Olymps, laßt mich als Lear nur einmal ſolche Donnerworte reden! O, wie wollt' ich Euch niederſchmettern, Ihr Entarteten!“ — Von ſeinem Feuer hingeriſſen, wandte ſich der Schauſpieler Bettina und Liſa zu und rief, in der Rolle des ſeine undankbaren Töchter verfluchenden Lear, mit höchſtem Pathos:

„O, laßt nicht Weiberwaffen, Waſſertropfen,
Beflecken meine Manneswange! — Nein,
Ihr Hexen, ſo will ich an Euch mich rächen,
Daß alle Welt —, will ſolche Dinge thun —
Was, weiß ich ſelbſt noch nicht, doch ſchaudern ſoll
Die Erde drob . . .“

Liſa lachte hell auf und unterbrach den phantaſievollen Künſtler mit den Worten: „Bevor ich Eurer Majeſtät das Recht zugeſtehe, mich am frühen Morgen als Hexe zu verwünſchen, bitte ich mir die Hälfte Eures Reiches aus.“

„Die führe ich nicht bei mir, wohl aber kann ich mit einem Gläschen Cognac aufwarten; ſollte dieſe Herzſtärkung den Damen einen Erſatz für halb Britannien gewähren, ſo bitte ich zuzugreifen.“ — Er entnahm ſeiner Rocktaſche eine Jagdflaſche und ein Gläschen, allein die Mädchen lehnten die Gabe ab. Als Ludmiller ſich nach einem anderen Abnehmer umſah, kamen gerade Piſchel und Monk über die Höhe.

Die beiden Lotſen hatten Korn gemäht und ſchritten in Hemdärmeln, mit der Senſe auf der Schulter, über das Höwt. Als Ludmiller ihnen einen Trunk anbot, traten ſie lachend herzu. Die Arbeit hatte ihre gebräunten Wangen gerötheт, Monks Augen glänzten und ſeine Zähne blitzten weiß unter dem dunklen Schnurrbart hervor. Im Glanz und Duft des ſonnigen Morgens erſchien er Bettina friſcher und jugendlicher als am Abend vorher. Ludmiller zog die beiden Männer ins Geſpräch, und dieſe erklärten die Bewegung der den Feind markierenden Fregatte, welche auch Segel eingeſetzt hatte und jetzt majeſtätiſch am linken Flügel des Geſchwaders vorüberrauſchte. Der Morgenwind blähte die

Photogr. im Verl. der Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Co.

Nach ſiegreicher Schlacht.
Von G. Simoni.

Digitized by Google

Segel, daß sie in runden anmuthigen Linien hervorsprangen und sich wie hundert Schwanenflügel über das stolze Fahrzeug bauschten.

„O, wie viel schöner ist doch ein reich aufgetakeltes Segelschiff als diese flachen, nüchternen und schwarzen Kanonenboote," rief Bettina aus. „Wäre ich ein Seemann, ich würde niemals auf einem Dampfer fahren, die Schiffsmaschine zerstört die Poesie des Meeres." Ihr Blick fiel auf Monk und sie fragte ihn, welche Art von Fahrzeug er vorziehe.

„Das Segelschiff natürlich. Der Dampfer setzt den Matrosen herunter, da ist der Maschinist die wichtige Person."

„Und des Matrosen Beruf ist edler, menschenwürdiger," fuhr Bettina mit Wärme fort. „Der Seemann ringt noch mit Wind und Fluth, der Maschinist gebietet lässig einer zum Sklaven herabgewürdigten Naturkraft. Wie muß es doch den Muth stählen, den Stolz aufrichten, wenn ein Mensch mit den Stürmen kämpft und Sieger bleibt! Wär' ich ein Mann, dann wüßte ich meinen Beruf: ich ginge zur See."

„Ei," sagte Ludmiller scherzend, „Ihr Schicksal läßt sich korrigieren. Heirathen Sie einen Seemann und begleiten Sie diesen auf seinen Fahrten!"

Lisa, welche auf die Uhr gesehen hatte, mahnte ihre Begleiter daran, daß es Zeit sei, ans Frühstück zu denken. So brach man auf, und Ludmiller verabredete mit den beiden Lotsen für den Nachmittag eine Fahrt zu den Schiffen.

Der Tag war heiß und schwül geworden, als Lisa, Bettina und die Ludmillers zwischen vier und fünf Uhr mit Ewald Monk und Pischel auf die Reede hinausfuhren; kein Lüftchen regte sich und es mußte anstrengend gerudert werden. Nach halbstündiger Fahrt erreichte das Boot die vor Anker liegenden Kriegsschiffe. Vom Deck eines der nächstliegenden kamen laute Zurufe. Der Lotsenkommandant befand sich mit seiner Frau und Lieutenant Ellernbruck an Bord und lud die Anfahrenden im Namen der Marineoffiziere zur Besichtigung des Schiffes ein.

Man folgte der freundlichen Aufforderung, stieg an Bord und musterte nun die Einrichtungen von der Kommandobrücke an bis zu den tiefliegenden Vorrathskammern hinab. Auf dem Wege durch die Schiffsräume hatte Ludmiller durch seine heiteren Randglossen zu den Erklärungen der führenden Offiziere die Unterhaltung rasch in Fluß gebracht, und als die Gesellschaft aus dem dunklen Kielraum wieder zum Verdeck hinaufstieg und die Damen sich verabschieden wollten, baten die Offiziere ihre Gäste dringend, noch ein Stündchen zu verweilen. Die Gesellschaft stieg zum hübschen Speisezimmer hinab, wo ein frischer Trunk gereicht wurde. Bald zeigte es sich, daß die Fäden, welche gewisse Schichten der Gesellschaft verknüpfen, überall neue Verbindungen aufweisen. Bettinas Vater war dem Kapitän zur See, dem Befehlshaber des Schiffs, bekannt gewesen, und dieser erzählte, daß er dem Konsul einst im Hause Ludolf Fabbris begegnet sei. Damals habe Wesdonk ein auffallend hübsches Töchterchen mit dunklem Haar zur Seite gehabt.

„Meine Schwester Mathilde," bemerkte Bettina.

„Befindet sich dieselbe gleichfalls in Massow?"

„Nein, sie hat sich mit Herrn von Voßleben, einem jungen Diplomaten, verheirathet und ist gegenwärtig in Mexiko."

„Georg von Voßleben?" rief ein Lieutenant überrascht aus, und als Bettina nickte, setzte er erfreut hinzu: „Wir sind Schulkameraden."

Die Unterhaltung gewann nunmehr einen so vertraulichen und heiteren Ton, daß niemand von der Gesellschaft das Hinschwinden der Zeit bemerkte. Mitten in das fröhliche Lachen hinein fiel die Meldung eines der aufwartenden Schiffsjungen, daß der Oberlotse Pischel den Lotsenkommandanten zu sprechen wünsche. Der Alte wurde hereingerufen und berichtete, daß ein schweres Gewitter im Anzuge sei und daß es ihm bei der anbrechenden Dämmerung räthlich erscheine, vor Ausbruch des Unwetters die Rückfahrt anzutreten.

Der Lotsenkommandant sprang auf und erwiderte: „Sie haben recht, Pischel. Wir waren in so angenehmer Gesellschaft und haben uns verplaudert. Also morgen wird mir das Vergnügen zu theil, die Herren bei mir zu sehen!"

Während die Gäste sich in Bewegung setzten, lud er auch die Ludmillers zu einem Glas Bowle für den nächsten Abend in sein Haus und sagte den beiden Mädchen, daß er den Sanitätsrath persönlich bitten werde, mit seinen Damen an dem bescheidenen Feste theilzunehmen.

Auf Deck sah Bettina den Lotsen Monk gegen die Galerie gelehnt zu den bleigrauen Wolken aufschauen. Sie machte sich heimlich Vorwürfe darüber, daß sie ihn stundenlang hatte warten lassen. Warum war er überhaupt von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen? Warum stand er, der wohl mehr erlebt hatte als all diese elegant gekleideten Herren, gleich einem Diener bei Seite? War er ein schlechterer Seemann als die Offiziere? Gewiß nicht! Was ihn unter sie stellte, war nur ein Mangel an jener Geistesbildung, die sie gering schätzte, und die Zufälligkeit der Geburt.

Die Offiziere wetteiferten in ritterlicher Höflichkeit gegen Bettina, und als ein heftiger Windstoß deren Hut in die Wogen hinaustrug, wollten sie ein Boot niederlassen, um ihn aufzufischen. Ewald Monk aber, der bis dahin bei Seite gestanden war, trat jetzt rasch zur Schiffstreppe und sagte in bestimmtem Tone: „Wir halten Kurs auf den Hut, er soll nicht verloren gehen!"

Die Gesellschaft stieg in die Boote; das des Lotsenkommandanten stieß zuerst ab, dann folgte das von Pischel gesteuerte. Bettina war in stolzer Haltung an den Offizieren vorübergeschritten; als sie auf der letzten Stufe der Schiffstreppe stand, streckte der im schwankenden Fahrzeug stehende Monk die Arme nach ihr aus und trug sie zur vordersten Bank. Ein seltsamer Schauer ging dabei durch ihren Körper, und nur wie im Traume hörte sie die Abschiedsworte der Offiziere.

Als das Boot, dessen Segel Monk hißte und überwachte, an dem riesigen Schiffskörper keine Deckung mehr fand, fielen Wind und Wogen mit betäubender Gewalt über dasselbe her; am südlichen Horizont zerriß von Zeit zu Zeit ein zackiger Blitz die tiefhängenden Dunst- und Wolkenmassen. Lisa wurde unruhig, als das schwache Fahrzeug unter ihr immer heftiger schwankte, sie hielt den Arm Bettinas krampfhaft mit beiden Händen umschlossen, in der Befürchtung, das Boot werde kentern.

Bettina saß ruhig an ihrer Seite, hielt die heißen Wangen dem Sturm entgegen und schaute mit leuchtenden Augen zum drohenden Himmel empor. Auch in ihr rührten die tosenden Wasser, die wild daherbrausenden Winde starke Empfindungen auf, aber es war nicht Furcht, was sie beherrschte. Sie freute sich, den entfesselten Elementen die Stirn bieten zu können, sie trotzte der Gefahr.

„Halt' luvwärts, Pischel, dort seh' ich den Hut!" Bettina schaute sich nach Monk um, der, hinter ihr stehend, seinem Kameraden am Steuer die Worte zugerufen hatte, er deutete dabei auf eine Stelle, wo aus dem Halbdunkel etwas Weißes hervorschimmerte.

Doch Pischel antwortete unmuthig: „Lat den Hut man swimmen, Ewald! Fischen bei dem Fladerwind lohnt nich."

Ewald aber schrie in rücksichtslosem Ton: „Halt' das Steuer auf den Hut, sonst spring' ich in See!"

Pischel fluchte, riß aber doch das Steuer scharf herum. Monk legte sich am Bug nieder, und als die Stelle erreicht war, wo das Strohhütchen schwamm, griff er mit der Rechten weit hinaus und erhaschte es. Blitzschnell sprang er dann auf, warf Bettina ihr Eigenthum in den Schoß und griff mit raschem Ruck wieder in das Segel. Es war die höchste Zeit, denn in der nächsten Sekunde traf der Wind das Boot mit stürmischer Gewalt.

Auf Bettina machte die kühne Mannhaftigkeit des Lotsen einen großen Eindruck. Wenn sie diesen einfachen Mann mit dem Grafen Trachberg verglich, erschien er ihr wie ein Held. Fest wie ein der Brandung trotzender Fels stand er neben ihr und hielt das knarrende Seil des Segels in seinen Händen. Ihn ließ die Gefahr unbewegt. Und Bettina fühlte sich so wohl und sicher an seiner Seite, daß der Ausbruch des Gewitters sie völlig berauschte.

Das Boot flog vor dem Winde mit rasender Eile dem Ufer zu. Zwar klatschte von Zeit zu Zeit eine Sturzwelle über die Insassen und durchnäßte sie bis auf die Haut, aber das wurde mit Humor ertragen. Durch die schäumende Brandung hindurch lief das Fahrzeug auf den Strand, wo sich bereits mehrere Lotsen eingefunden hatten, um beim Bergen zu helfen. Diese sprangen den Wogen entgegen und wollten die Frauen ans Land tragen. Monk aber kam allen zuvor. Mit einem Sprung war er im Gischt der Strandwellen, hob Bettina aus dem Boot und trug sie zur Düne.

Ludmiller zahlte in aller Hast das Fahrgeld und sagte dabei zu Monk: „Sie haben um einer verwegenen Galanterie willen unser Leben aufs Spiel gesetzt, Lotse! Wäre ich Ihr Kommandant, ich strafte Sie."

Monk erwiderte mit einem Blick auf Bettina: „Ich bin gewohnt, mein Wort zu halten.“

Jetzt rissen die Wolken, und heftige Regenschauer zwangen die kleine Gesellschaft zu eiliger Flucht.

„Im Sturmschritt, marsch, marsch!“ kommandierte Ludmiller, und alle liefen der schützenden Behausung zu.

7.

Der Sanitätsrath erhielt am nächsten Morgen die Einladung des Lotsenkommandanten. Bettina hatte die Absicht, daheim zu bleiben, allein da Lisa sich entschieden weigerte, ohne die Freundin zu gehen, und man von allen Seiten auf sie einredete, so wollte sie nicht als Spielverderberin gelten und schloß sich am Abend den Horsts an. Auf dem Wege zum Landhause begegnete ihnen Pischel. Bettina blieb bei dem Alten stehen, und während ihre Begleiter weitergingen, sagte sie: „Ich konnte Ihnen gestern nicht einmal für die Rettung meines Hutes danken. Bitte, nehmen Sie das und trinken Sie mit Ihrem Kameraden Monk ein Glas Wein auf mein Wohl.“ Freundlich lächelnd drückte sie dem Alten ein Geldstück in die schwielige Hand und schritt weiter.

Pischel, der ganz verdutzt dastand, öffnete nach einer Weile die Hand und sah ein Goldstück funkeln. „Zehn Mark!“ rief er überrascht aus. „Ei, das Mamselken is höll'sch nobel!“

Vor dem Schulhaus knüpfte er mit dem Lehrer, der seine Kuh dem Stalle zutrieb, ein Gespräch an und erzählte, daß ihm das „rothhaarige Frölen“ eine Krone als Trinkgeld gegeben habe.

Der Lehrer nickte lächelnd und meinte, Fräulein Wesdonk müsse wohl Geld haben wie Heu, ihr Vater sei Konsul gewesen, und auf ihrer Kommode stehe die Photographie einer Villa; als er sie neulich gefragt habe, was das für ein Schloß sei, habe sie ihm geantwortet: „Mein Vaterhaus.“ Nun, dies Vaterhaus sei ein schönerer Besitz als das Schloß der Gräfin von Lindström drüben an der Küste.

Pischel schüttelte verwundert den Kopf und konnte es nicht fassen, daß Menschen einen solchen Besitz verlassen, um in einem Nest wie Massow den Sommer zu verbringen.

„Ja, siehst Du, Pischel,“ belehrte ihn der Schulmeister, „auch der Reiche will einmal eine Abwechslung haben. Wer immer Austern genießt, kriegt plötzlich Heißhunger nach Pellkartoffeln und Hering.“

Um diese Aufklärung und zehn Mark bereichert, trottete der Lotse nach dem Gasthaus, wo er Ewald Monk mit dem Wirthe bei einem Glase Dünnbier vor der Thür sitzen sah. Breitspurig stellte er sich vor die beiden hin und sagte pfiffig lächelnd: „Nu man ut mit dat gruglich Zeug, wat Ihr drinkt! Jahn, bring' uns mal 'ne Bottel Rotspohn ut den Keller, äwer feinste Marke, wi möten 'nen deipen Trunk dahn.“

Jahn, der Wirth, ließ sich das nicht zweimal sagen. Als Pischel mit dem ihn fragend anstarrenden Ewald allein war, erzählte er seine Begegnung mit Bettina, wies lachend das Goldstück vor und fügte hinzu, was ihm der Lehrer über die Verhältnisse des Mädchens anvertraut hatte. Die Flasche Wein, welche der Wirth feierlich entkorkte, wurde mit Andacht geleert. Während Jahn nun einen längeren Vortrag über das jammerwürdige langsame Verschwinden unverfälschter Rothweine hielt, schaute Ewald stumm auf den rubinrothen, ein feines Aroma ausströmenden Wein, und Wünsche und Gedanken, die sich bei der ersten Begegnung mit Bettina nur schüchtern hervorgewagt hatten, brachten jetzt mit einem Male sein Inneres in Gährung.

Als jungem Menschen war ihm draußen in fernen Welttheilen das Glück bei den Frauen günstig gewesen; in dem einsamen Massow hatten der Dienst und die Sorge um das tägliche Brot seine Abenteuerlust gedämpft, seine hochfliegenden Wünsche und Hoffnungen herabgedrückt. Allmählich machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Kathrein, die Tochter seines Nachbars Brünning, zu heirathen und mit den zwölfhundert Mark und dem kleinen Stück Land, welches diese ihrem Manne als Heirathsgut zubrachte, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Bettinas Erscheinen aber wirkte auf ihn wie ein verjüngender Trank. Weitgehende Hoffnungen, heiße Wünsche stiegen wieder in ihm auf, ein Schimmer kühner Jugendträume fiel in seine Seele. Wenn er solch ein Weib gewinnen könnte! Er dachte an den Blick, mit dem sie ihn angesehen hatte, als er im Sturm um ihres Hutes willen ins Wasser zu springen drohte, und ein Gefühl des Sieges überkam ihn. Warum sollte die Tochter des Konsuls nicht den einfachen Lotsen lieben können? Hatte er nicht vordem manches Frauenherz gewonnen? Bettina Wesdonk war Waise, also unabhängig, und konnte frei wählen. Er leerte sein Glas auf einen Zug und sagte sich heimlich: ich wag's! Dann sprang er auf und griff nach seinem Hut. Er gehörte zu den Strandwächtern der kommenden Nacht und wollte sich nach dem Wachthäuschen begeben.

„Holt an!“ sagte Pischel. „Du kriegst noch Geld rut.“

Jahn gab von den zehn Mark sieben wieder heraus. Ewald schob drei Mark zurück und meinte, sie hätten es versäumt, auf das Wohl der Spenderin zu trinken, das müsse noch geschehen.

„Hast recht, Ewald, die möten wi leben laten.“ Bald darauf klangen die frisch gefüllten Gläser wieder zusammen, auf das Wohl des „schenerösen Frölen.“

Monk verließ das Gasthaus mit heißem Blut und klopfenden Schläfen. Er fühlte den Muth kühnen Wagens in der Brust, und als er beim Gatter des nächsten Gehöfts die plumpe Gestalt von Kathrein Brünning bemerkte, die seiner zu warten schien, bog er nach dem Fichtengehölz der Düne aus. „Du magst lange leben und gesund bleiben, aber für einen andern als Ewald Monk,“ murmelte er. „Deine zwölfhundert Mark und Dein Kartoffelacker locken mich nicht mehr, alberne Dirn'!“

Sein Weg führte am Landhaus des Kommandanten vorüber. Musik und Rosenduft drangen über die Schlehdornhecke. Der Lotse hielt an und schaute in den Garten hinein. Das Haus war hell erleuchtet, und die Gesellschaft befand sich im Salon, dessen Fenster weit geöffnet waren. Fast wie ein Erschrecken ging es ihm durch die Nerven, als er Bettina mit weicher Stimme ein Lied singen hörte; traumhaft klangen die Töne zu ihm herüber und umspannen ihn mit einem eigenthümlichen Zauber. Er merkte nicht, daß er noch immer in Gedanken verloren an der Hecke stand, als der Gesang längst verklungen war. Ein Geräusch ließ ihn aufblicken; in der ersten Ueberraschung zuckte er merklich zusammen, denn Bettina, welche frische Luft schöpfen und die Gesellschaft auf ein paar Minuten los sein wollte, war in den Garten hinausgetreten und kam gerade auf ihn zu; offenbar hatte sie ihn bemerkt. Sein erster Gedanke war, rasch weiter zu gehen und eine Begegnung zu vermeiden, im nächsten Augenblick wurde er sich bewußt, wie günstig dieses Zusammentreffen für seine Pläne sei. So blieb er und grüßte Bettina mit achtungsvoller Höflichkeit.

„Sie hier?“ rief diese, „und regungslos wie ein Träumender? Hat denn für Ihren rauhen Beruf der Zauber einer solchen Sommernacht auch noch seine Gewalt?“

„Warum nicht, gnädiges Fräulein? Unser Beruf führt uns auch unter milderen Himmel, als unser heimathlicher ist, in den lachenden Gefilden des Südens geht uns eine lieblichere Welt auf. Und da hab' ich im Vorbeigehen Ihren Gesang gehört, der hat mich wieder hinausgetragen in jene schöne Ferne.“

Bettina schaute ihn überrascht an. Welch' reiches Innenleben mußte dieser kühne Mann besitzen, wenn er einen so sicheren, tiefen Ausdruck dafür fand. „Und zieht es Sie nicht wieder hinaus — zu fremden Ländern?“ fragte sie leise.

Er sann eine Weile nach, dann schüttelte er den Kopf und meinte, in jedem Küstenbewohner stecke etwas vom Wandertrieb der Zugvögel; früher habe es ihn im Frühjahr stets gepackt. Aber wer weit in der Welt herumgekommen sei, verliere allmählich die Lust, herumzuschweifen, und denke daran, sich ein Nest zu bauen. Alles im Leben habe seine Zeit . . .

„Und Sie möchten sich in Massow Ihr Nest bauen?“ Bettinas Stimme bebte.

Ewald schwieg verlegen und riß einige Sprossen von der Hecke ab, dann sagte er mit plötzlicher Entschlossenheit: „Das möcht' ich wohl — wenn ein Singvogel, wie ich ihn eben gehört, das Nest mit mir theilte.“

Keck und forschend blickte er dabei Bettina an; diese erröthete und schwieg. Plötzlich wurde ihr Name gerufen und durch die Dämmerung bewegten sich mehrere Gestalten.

„Ich muß gehen, aber ich sage — auf Wiedersehen!“

Sie reichte ihm die Hand über die Hecke, und er drückte sie so rauh und kräftig, daß Bettina Schmerz empfand.

„Auf morgen, lüttige Nachtigall!“ sagte er und schritt seines Weges.

Im nächsten Augenblick flog Lisa an den Hals der Freundin und flüsterte ihr glückselig ins Ohr: „Er ist gekommen — Garcia Diaz.“

Richtig, da trat er hinter dem Boskett hervor, der Spanier mit der schlanken Gestalt und dem dunklen Krauskopf: „Ich bin auf einer Touristenfahrt ganz zufällig nach Massow gekommen,“ plauderte der Schelm mit seiner melodisch klingenden Stimme. „Im Gasthaus sagte mir der Wirth — ganz zufällig, Fräulein Wesdonk und der Herr Sanitätsrath seien in diesem Haus. In der Freude meines Herzens laufe ich hierher, glaube, Sie alle wohnen hier. Wie ich in den Salon stürme, errege ich große Verlegenheit; da man aber gastfrei ist in Deutschland, so bittet man mich, zu bleiben, und ich fühle mich schon wie zu Hause. Massow gefällt mir sehr, sehr; ich werde einige Tage verweilen.“ All das sprudelte er in gebrochenem Deutsch mit solcher Komik heraus, daß Bettina lächeln mußte.

Er küßte galant Bettinas Hand und ging mit den Mädchen in den Salon zurück, wo Ludmiller sehr rasch Fühlung mit ihm gewann. Und die beiden Künstler offenbarten eine so glänzende Unterhaltungsgabe, daß die Gesellschaft in heiterster Stimmung fast bis Mitternacht zusammenblieb.

Garcia Diaz begleitete die Horsts zum Schulhaus und wußte es auf dem kurzen Wege dahin so einzurichten, daß er mit Lisa einige Sekunden hinter einem Erlengebüsch zurückbleiben und einen leidenschaftlichen Kuß mit ihr tauschen konnte. „Ich liebe Dich, Lisa, liebe Dich unaussprechlich und werde wahnsinnig, wenn Du nicht bald die Meine wirst.“

„Gedulde Dich bis zu unserer Abreise, Garcia! Mein Vater hat mir noch nie eine Bitte abgeschlagen, sobald ich zur rechten Zeit kam, ich hoffe . . .“

„Lisa, wo bleibst Du?“ rief der Sanitätsrath, den die auffallende Anhänglichkeit des spanischen Cellisten etwas besorgt machte, und die Liebenden beeilten sich, den Voranschreitenden zu folgen.

In Garcias leichtentzündlichem Herzen wogten die leidenschaftlichen Gefühle noch nach, als die Horsts längst zur Ruhe gegangen waren. Die fröhliche Unterhaltung der Tafelrunde, der feurige Wein und die Hoffnungen, welche Lisa ihm gab, hatten seine Phantasie mächtig erregt. Er konnte sich noch nicht in dem öden Gasthaus zur Ruhe legen und ging am Strand spazieren, wo er in einer Art schwärmerischer Verzückung mit den Gestirnen sprach. Als die vom Meer heraufkriechenden Nebel ihn einzuhüllen begannen, wanderte er an den stillen Gehöften vorüber zum Schulhaus zurück. Er wollte noch einmal das kleine Giebelfenster sehen, welches Lisa ihm als das ihres Zimmers beschrieben hatte. Ob sie schon schlief? Garcia sagte sich, daß das unmöglich sei. Auch sie mußte ja gleich ihm an die Zukunft denken, an die wonnige Zukunft, auch sie würde vor Sehnsucht den Schlaf nicht finden können. Ach, wenn er sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen dürfte, und wär' es auch nur, um ihr gute Nacht zu sagen!

In solchen Gedanken war der Spanier zur Giebelwand des Schulhauses gelangt und bemerkte zu seiner Ueberraschung, daß eine hohe Eiche ihren Wipfel über das Fenster der Geliebten hinaus bis zum Dachfirst streckte. Die starken Aeste des Baumes reichten bis an die Wand des Hauses, und ihn lockte es plötzlich, hinaufzusteigen und der Geliebten seine Anwesenheit kund zu thun. Er besaß große Gewandtheit in allen Leibesübungen, und es schien ihm ein Leichtes, hinaufzukommen, umsomehr als eine breite Egge, die an der Wand des Hauses lehnte, ihm den Aufstieg bis zum untersten Ast wesentlich erleichtern mußte. Mit keckem Entschluß knöpfte er das jetzt unbequem schwere Jackett, das er vorhin wegen der empfindlichen Nachtkühle angelegt hatte, über der Brust zu, stellte die Egge gegen den Stamm und stieg aufwärts. Als er sich, um den Ast zu erreichen, auf der Kante der Egge emporhob, gab diese dem Druck des Fußes nach und fiel rückwärts zur Erde, so daß sie ihre Eisenzacken nach oben streckte. Garcia aber hatte den Ast erfaßt, und mit kräftigem Aufschwung gewann er die Höhe. Die vielen Aeste, von denen einige an der Schattenseite des Baumes bereits abgestorben und verdorrt waren, bildeten von da ab bequeme Stützpunkte und Staffeln, und mit spielender Leichtigkeit erreichte er den letzten festen Ast unter dem Gipfel. Als er auf diesem Fuß faßte, hätte er einen Triumphschrei ausstoßen mögen, denn er sah das Fenster von Lisas Zimmer dicht vor sich. Wie aber sollte er die Geliebte, von deren Wachen er überzeugt war, von seiner Nähe in Kenntniß setzen, ohne deren Schwester Lotte zu wecken? Er beschloß, einen der Zweige abzubrechen und damit leise gegen das Fenster zu klopfen, und er entdeckte auch einen, der lang genug war, über seinem Kopfe. Aber bei dem Bestreben, das zähe Holz abzureißen, ließ er es an der nöthigen Vorsicht fehlen, und als nun der Zweig plötzlich brach, verlor er den Halt. Vergebens tastete er im Dunkel nach dem Stamm: er schwankte, glitt aus und stürzte mit einem leisen Aufschrei in die Tiefe. In der nächsten Sekunde empfing er einen schmerzhaften Stoß gegen den Rücken, dann hing er wie ein Aufgespießter am Stumpfe eines abgedorrten Astes, der sich zwischen seinen Rücken und das Jackett geschoben hatte.

Als Garcia nach der ersten Betäubung sich über seine Lage klar geworden war, fand er sie zwar immer noch mißlich genug, war aber dem Schicksal dankbar dafür, daß es ihn vorläufig vor dem völligen Absturz bewahrt hatte. Mit einem Blick maß er dann die Entfernung bis zum Boden, sie mochte etwa zwanzig Fuß betragen; ihm kam der Gedanke, die beiden Knöpfe des Jacketts, welche dem Stoß widerstanden hatten — die beiden untern waren abgesprungen — mit den Händen zu lösen und dann zu versuchen, ob es gelinge, aus den Aermeln zu schlüpfen und sich hinunterfallen zu lassen. Er wollte lieber die Gefahr einer Beschädigung wagen, als vielleicht bis zum Morgen am Baume hängen und dann dem Hohn und Spott der Dorfbewohner preisgegeben sein. Zudem machte ihn der Gedanke rasend, daß Lisa durch sein Abenteuer bloßgestellt werden könne. Lieber ein Bein brechen, sagte er sich, als hier hängen bleiben. Eben begann er an dem untersten der beiden Knöpfe zu zerren, da fiel das Mondlicht durchs Laub und ein heller Schein traf die Erde. Ein heftiges Erschrecken lähmte Garcias Hand, denn er sah, daß gerade unter ihm die umgestülpte Egge lag; wenn er vom Baum fiel, so spießten die Stacheln des Ackergeräths seinen Körper auf. Der arme Bursche befand sich in einer gefährlichen Klemme und in seiner Angst rief er die Santissima Madonna und alle Heiligen an. Aber der Himmel sandte keine Hilfe.

Allmählich fingen, da der Blutumlauf gehemmt war, seine Arme an, abzusterben. Als die Schmerzen immer unerträglicher wurden, gerieth der nervöse Spanier in Wuth, verwünschte diese qualvolle, ewigwährende Nacht und erging sich in den kräftigsten Flüchen, welche die spanische Sprache aufzuweisen hat. Als auch sein Fluchvorrath erschöpft war, kam er zu einem verzweifelten Entschluß. Er wollte um Hilfe rufen, selbst auf die Gefahr hin, sein und Lisas Geheimniß entdeckt zu sehen. Vielleicht hörten ihn die Schwestern zuerst und brachten ihm Rettung. So rief er denn Lisas Namen erst halblaut, dann stärker und stärker; allein die Schwestern schliefen beide den tiefen Schlaf des Gerechten, niemand vernahm seine Rufe, nur die Hunde in der Nachbarschaft wurden laut und übertönten mit ihrem wüthenden Gekläff seine Stimme.

Als er endlich heiser und zum Tode ermattet verstummte und langsam in einen Zustand völliger Theilnahmlosigkeit zu versinken begann, wurde am Fuß der Eiche eine rauhe Stimme laut. „Halloh!“ rief ein Mann, der vom Höwt herunterzukommen schien, „sitzt jemand da oben?“ Garcia fuhr auf und antwortete mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft: „Jawohl, ein Badegast.“

„Ei zum Daus, wie kommen Sie denn in der Nacht auf des Schulmeisters Eichbaum?“

„Ich — ich wollte Vogeleier suchen,“ stotterte Garcia in so kläglichem Tone, daß der Mann drunten hell auflachte.

„Vogeleier im August, da sieht man, daß Sie ein Städter sind Bei uns weiß jeder Bauernjunge, daß die Vögel Mitte August keine Eier haben.“

„O, retten Sie mich, ich leide schrecklich, denn ich hänge seit langer, langer Zeit ganz hilflos an einem Ast.“

„Geduld! Ich hole eine Leiter.“

Der Mann verschwand in der Richtung nach dem Lotsenwachthaus und kam nach zehn Minuten, die Garcia eine Ewigkeit dünkten, mit einer Leiter und einem Seil über dem Rücken zurück. Bald darauf war der Gefangene erlöst. Sein Retter war Ewald Monk, der beim Verlassen seines Nachtpostens auf dem „Utkiek“ die letzten Nothschreie des zappelnden Spaniers gehört hatte. Es währte lange, bis dieser die Arme wieder bewegen konnte. Als es endlich möglich war, wollte er in dankbarer Aufwallung den Seemann umarmen, der aber faßte ihn bei der Brust und rüttelte ihn so heftig, daß ihm fast der Athem verging: „Wollen Sie mir endlich sagen,“ rief er dabei wüthend, „was Sie da droben zu schaffen hatten?“

Der Spanier begriff die Neugierde seines Retters so wenig wie dessen Entrüstung, hielt es jedoch für gerathen, ein offenes

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Junges Glück.

Nach dem Gemälde von P. Kohlschütter.

Bekenntniß abzulegen. Als er ihm über seine Person Aufschluß gegeben hatte und gestand, daß er Lisa Horst liebe und mit dieser einen letzten Gruß habe austauschen wollen, ließ ihn Monk los und brummte etwas von Narrheiten in den Bart; als aber Garcia seiner Börse ein Zwanzigmarkstück entnahm und es ihm als „Finderlohn" überreichte, nahm er es dankbar an und begleitete den Fremden höflich bis zum Gasthaus. —

Als sich der Künstler am Nachmittag, noch immer sehr ermattet durch das nächtliche Abenteuer, in der Wolfsschlucht einfand — man hatte am gestrigen Abend verabredet, sich hier zu treffen — fand er Lisa und Bettina allein im Schatten einer Buche. Auf seine Frage, wie die Damen geschlafen hätten, antwortete Lisa: „Wundervoll. Ach, ich habe so schön geträumt. Ich sah eine zauberhafte Mondnacht, und Sie, Diaz, standen unter einem jener blühenden Kamelienbäume, von denen Sie uns neulich erzählt haben, mit der Mandoline im Arm und brachten mir eine Serenade. Sie sangen mit schmelzender Stimme eine anmuthige Weise — das klang so süß! In Wirklichkeit habe ich Sie nie so bestrickend singen hören."

Garcia lachte. „In Wirklichkeit habe ich unter Ihrem Fenster gesungen in dieser Nacht, aber ein ernsthaftes miserere," und er berichtete den aufhorchenden Freundinnen sein Erlebniß und wie er durch den Lotsen Monk aus der schrecklichen Lage befreit worden sei. Lisa schalt ihn um seines Leichtsinns willen, raffte sich aber zu dem Entschluß auf, dem Vater ihre Liebe zu gestehen, damit künftig ähnliche Streiche vermieden würden. Bettina fühlte sich angenehm berührt, daß sich Ewald auch hier wieder männlich und hilfreich gezeigt hatte, und sagte sich, daß sie auf die Verehrung eines solchen Mannes stolz sein könne. —

Der Sanitätsrath war an einem der nächsten Tage nicht wenig überrascht, als Diaz mit einer Rosenknospe im Knopfloch seines schwarzen Rockes, mit hellfarbenen Handschuhen und in ungemein feierlicher Haltung sich bei ihm einfand und kurzweg um Lisas Hand anhielt. Der würdige alte Herr war erst sprachlos vor Erstaunen, dann brach er in die Worte aus: „Sie haben mit dem Entdecker des Kaps der guten Hoffnung, dessen Namen Sie tragen, jedenfalls die Kühnheit gemein. Das Leben erfordert etwas mehr als die Fähigkeit, einen Fandango gut zu tanzen und ein Lied zu singen. Worauf wollen Sie denn die Existenz Ihrer Frau gründen?"

„Ich bin gekommen, um Ihnen das zu erklären, verehrter Herr Sanitätsrath." — Mit einer graziösen Bewegung entnahm Diaz seiner Brusttasche zwei Schreiben, die er dem Vater Lisas vorlegte. Das erste war der Vertrag mit einem englischen Konzertunternehmer, in dem er versprach, gegen ein Honorar von dreihundert Mark für den Abend in zwölf Konzerten mitzuwirken; das zweite war der Brief eines spanischen Herzogs, aus dessen Inhalt hervorging, daß Diaz sich verpflichtet hatte, während fünf Monaten auf dem bei Barcelona gelegenen Schloß des Granden mit vier anderen Musikern Kammermusik zu spielen, wogegen der Herzog außer den Kosten des Unterhalts und der Reise ihm ein Gehalt von sechshundert Franken für den Monat zusagte.

Horst schob die beiden Schriftstücke zur Seite und meinte, das seien Geleitbriefe für wandernde Spielleute, die nichts als eine sichere Fahrt auf ein Jahr in Aussicht stellten. Was aber dann werden solle? Diaz möge wiederkommen, wenn er sich eine feste Stellung in der Musikwelt erobert habe.

Der junge Künstler ließ sich jedoch nicht so leicht aus der Fassung bringen. Er erklärte, daß der Herzog eine der einflußreichsten Personen am spanischen Hofe sei und ihm stets das größte Wohlwollen, ja mehr als das, wahre Freundschaft bewiesen habe; diesem werde es ein Leichtes sein, ihm eine lohnende Stellung als Musiklehrer in Madrid zu verschaffen. Er schilderte das Schloß und die Gärten des Herzogs als ein kleines Paradies und die Herzogin als eine der gütigsten liebenswürdigsten Damen Spaniens, welche Lisa sicher mit Freuden bei sich aufnehmen werde. Für die Zukunft aber brauche er keine Sorge zu tragen, denn er sei der einzige Erbe zweier Tanten, die ihn beide mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit liebten. Beweise hierfür könne er durch zahlreiche Briefe erbringen.

Der Vater Lisas sträubte sich trotzdem hartnäckig gegen die Werbung. Die Verschiedenheit der Nationalität und der Erziehung erweckte in ihm schwere Bedenken, ob ein glückliches Zusammenleben der Liebenden möglich sei. Vergebens eilte die ängstlich harrende Lisa herbei und bot ihre ganze Beredsamkeit auf, ihr Vater blieb unerbittlich. Da fiel ihr als letzter Ausweg Bettina ein. Sie eilte hinaus und erschien kaum eine Minute später mit der Freundin, welche im voraus über die Werbung verständigt worden war. Was dem leidenschaftlichen Ansturm der Liebenden nicht gelungen war, das gelang den ruhigen Gründen Bettinas. Sie wußte durch die Vorstellung, daß Lisa ja auch dann und viel sicherer unglücklich werde, wenn ihre heißen Wünsche nicht erfüllt würden, den gutherzigen Vater umzustimmen. Schweren Herzens sagte er endlich Ja — Lisa war stets sein Liebling gewesen, und der Gedanke, daß die Tochter, deren sonnige Heiterkeit ihn seit Jahren erwärmt und erquickt hatte, mit einem fremden Manne in die weite Welt ziehen wolle, einem unsicheren Geschick entgegen, schmerzte ihn tief. So konnte ihn nur die Hoffnung trösten, daß Diaz nach einem Jahre zurückkehren und sich vielleicht in Deutschland einen Wirkungskreis schaffen könne. (Fortsetzung folgt.)

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Moderne Schatzgräber.

Daß der Glaube an vergrabene, von bösen Geistern bewachte Schätze sich vom dunklen Mittelalter bis in unsere „aufgeklärte" Zeit hinübergerettet habe, ja daß dieser Aberglaube heute noch von nicht einmal sehr schlauen Betrügern wie eine richtige Schatzgrube ausgebeutet werden könne, möchte wohl manchem unglaubhaft erscheinen, wenn diese Thatsache nicht hin und wieder durch einen Gerichtsfall bewiesen würde. Ein solcher hat sich in jüngster Zeit vor dem Tribunal einer Kreisstadt des schwäbischen Oberlands abgespielt, und die auf mehrere Jahre zurückreichenden Vorgänge, die er enthüllt hat, verdienen, wenn man das allgemein Bellagenswerthe solcher Erscheinungen in Abzug bringt, mehr den Titel einer Komödie als den einer Tragödie des Aberglaubens. Märchenanklänge, vermengt mit den groben Effekten einer Zauberposse älteren Stils, wie man sie um die Jahreswende zur Belustigung großer und kleiner Kinder hier und dort auch auf besseren Bühnen noch aufführt, bilden den Inhalt des Stücks, das durch das Hereinspielen spiritistischer Künste noch einen besonderen modernen Beigeschmack erhält.

Die Umgebung des Bodensees, des Schwäbischen Meers, das Land der Alemannen und die Heimath so vieler Scheffelscher Musengestalten, bildet den Schauplatz für diese Komödie. Trotz des länderverbindenden Charakters, der diese Seegestade zum Mittelpunkt eines lebhaften Verkehrs zwischen Süd und Nord, Gebirg und Ebene macht, haben sich mit den alten Trachten, Gebräuchen und Sitten auch die Sagen der Vorzeit dort länger und lebhafter als anderswo im Bewußtsein des Volks erhalten, und insbesondere gilt das für die ländliche Bevölkerung der kleinen zerstreut liegenden Weiler und Einzelgehöfte, der sogenannten „Einöden". Die Betrüger sowohl wie die Betrogenen gehörten diesen Kreisen an, und nur einer der letzteren, allerdings auch der am stärksten Geprellte, lebte als Städter von seinen Renten. Doch kommt für ihn mildernd in Betracht, daß er an periodischen Gliederschmerzen und damit verbundener Schlaflosigkeit litt, ein Zustand, in dem man bekanntlich dem Glauben an übernatürliche Kräfte zugänglicher ist als bei gesundem Leib, wie dies die Praxis so manchen Wunderdoktors zur Genüge beweist.

Und übernatürliche Kräfte waren es, deren sich die Ehefrau des Tagelöhners Straub rühmte und deren angeblicher Besitz ihr nicht nur an ihrem Wohnort, den sie zu verschiedenen Malen wechselte, sondern auch noch auf einige Meilen im Umkreis eine so einträgliche Kundschaft, so reichliche Tribute an Lebensmitteln und Bargeld eintrug, daß sie sich um die gewöhnlichen Sorgen des irdischen Daseins nicht weiter zu kümmern brauchte, sondern ohne jede sonstige Arbeit jahrelang ein behagliches Wohlleben

zahrte und ohne die unbequeme Einmischung der Gerichte auch wohl noch lange weitergeführt hätte. Der Gatte dieser so hochbegabten Frau fristete indessen sein mühevolles Dasein durch schwere Handarbeit, die ihn oft auf Wochen vom Hause fernhielt, und es ist ihm außer der schier allzugroßen Fügsamkeit, mit der er das Los, der Mann einer berühmten Frau zu sein, über sich ergehen ließ, nichts nachgewiesen worden, was ihn einer bewußten Theilnahme an den Betrügereien der letzteren verdächtig machte. Er war eben ein Gläubiger wie die andern auch.

Nicht so ganz läßt sich dies von einem heruntergekommenen Handlungskommis Namens Marschall behaupten, der sich gewissermaßen als Zauberlehrling in den Dienst der Straub gestellt hatte, ohne in dieser Stellung von dem skeptischen Gericht anerkannt zu werden. Er nannte sich den „engagierten Korrespondenten unserer Walburga" — auf diesen klangvollen Namen hörte die Zauberin — begleitete sie auf ihren Beschwörungsexpeditionen, warb neue Anhänger und bestätigte und verbreitete ihren Ruf mit allen Mitteln einer im Verhältniß zu anderen Leistungen dieser Art allerdings recht bescheidenen Reklame. Kurz, er war der Jason dieser Medea, ein umgekehrter Jason freilich, insofern er im Gegensatz zu seinem klassischen Vorbild Weib und Kind im Stich ließ, um sich ganz der Schwarzkünstlerin zuzuwenden. Daß die so Verlassene ihr Schicksal nicht nur geduldig ertrug, sondern sogar selbst eine treue Anhängerin der neuen Lehre wurde, ist vielleicht eine der stärksten Kraftproben, die der weibliche Aberglaube je siegreich bestanden hat.

Kommen wir nun zu den Mitteln, durch welche die Straub solche Macht auf die Gemüther ihrer Nebenmenschen ausübte, so überrascht uns zunächst deren Einfachheit, andererseits aber auch die von modernen Einflüssen nicht ganz freie Schlauheit, mit der die Betrügerin den naiv religiösen Sinn ihrer Opfer zugleich mit deren Habsucht in raffinierter Weise ausbeutete und so die edelsten wie die niedrigsten Triebe der Menschennatur in den Kreis ihrer Berechnungen zog. Die Straub besaß nämlich nach ihrer Angabe die Kraft, arme Seelen zu erlösen; dadurch wurden verborgene, von den einstigen Besitzern jener Seelen unrecht erworbene Schätze frei, die sodann ihr und allen, die sich an dem verdienstvollen Werke betheiligt hatten, zufielen. Bereits früher hatte sie diese Kraft an einem Bischof, dem sie bescheidener weise ihren eigenen Familiennamen beilegte, mit solchem Erfolge erprobt, daß ihr der von jahrhundertelanger Qual Erlöste nunmehr zum Dank bei allen ihren Unternehmungen mit Rath und That zu Diensten war, sie über alle überirdischen Vorgänge, speziell die Ankunft erlösungsbedürftiger Seelen und den Aufbewahrungsort ihrer unterirdischen Depots auf dem Laufenden erhielt und ihr im Kampf mit den Teufeln, die jene bewachten, beistand. Aber auch aus eigener Kraft war sie imstande, die Seelen Verstorbener zu beschwören, um sich von ihnen Auskunft über alles Wissenswerthe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ertheilen zu lassen. Diese Mittheilungen aus der Geisterwelt erhielt sie durch sogenannte „Ewigkeitsbriefe", die sie selbst unter höherer Eingebung schrieb und von denen, trotz des strengen Verbots sofortiger Vernichtung, noch einige Exemplare für den Gerichtstisch beigebracht werden konnten. Dieselben enthielten Mahnungen an die Gläubigen zu treuem Ausharren, Warnung vor falschen, der Betrügerin nachtheiligen Gerüchten und Widerlegung derselben mit starken Ausfällen gegen die vermuthlichen Urheber und endlich Versprechungen reichen, zehn- und hundertfachen Ersatzes für alle dem guten Werk gewidmeten Beiträge, welche die Straub nie direkt, sondern stets nur auf diesem Weg eintrieb. Bei der Abfassung dieser Briefe, welche meist in Gegenwart der Adressaten stattfand, verfuhr sie folgendermaßen: sie legte ein unbeschriebenes Blatt Papier auf den Tisch, betete über demselben und besprengte es so lange mit Weihwasser, bis das Papier unter ihrer Hand sich bewegte, worauf sie, angeblich unbewußt von diesen Bewegungen geleitet, mit dem Bleistift in krausen Zügen niederschrieb, was ihr die Geister mitzutheilen hatten.

Dieser Vorgang zeigt eine überraschende Aehnlichkeit mit gewissen spiritistischen Experimenten, wie sie die Herren Slade und Genossen ihrem Publikum vorführten, wie denn auch die so entstandenen Schriftstücke vom orthographischen und grammatikalischen Standpunkt dieselbe naive Unbeholfenheit aufweisen, durch die sich die auf spiritistischem Weg gewonnenen Kundgebungen aus der Geisterwelt oder der vierten Dimension allgemein auszeichnen.

Wenn sich nun für letztere, trotz ihrer offenkundigen Mängel, eine Anzahl gläubiger Verehrer aus den Kreisen der sogenannten gebildeten Stände, ja selbst der Gelehrtenwelt gefunden hat und noch findet, so darf man sich kaum wundern, wenn der Eindruck dieser „Ewigkeitsbriefe" auf die einfachen Landbewohner ein so großer und nachhaltiger war, daß er selbst vor Gericht nicht ganz überwunden werden konnte und die Angaben vieler Zeugen lähmend beeinflußte.

Die Schätze, um die es sich hier handelte, lagen an den verschiedensten Orten des politisch so vielgetheilten Seeufers, in Bayern, Württemberg, Baden, Oesterreich und der Schweiz zerstreut, meist klaftertief unter der Erde, und es bedurfte zu ihrer Hebung oft größerer Reisen, deren Kosten selbstverständlich die Gläubigen als eine Art Vorschuß zu tragen hatten. Die Straub führte ihre Anhänger zur Nachtzeit in Wälder und an einsame Kreuzwege, hieß sie dort niederknieen und beten, während sie selbst sich zum Kampf mit dem Teufel aufmachte, von dem sie stets mit zerzausten Kleidern und Haaren ganz erschöpft zurückkam, der aber immer ein wenn auch langsames Fortschreiten des Erlösungswerks und ein dementsprechendes Steigen des Schatzes bedeutete. Furchtbar waren die Gefahren, die sie da zu bestehen hatte. So wurde sie einmal, nach ihrem eigenen Bericht, von dem Teufel in eine Höhle geschleppt und dort auf eine Art Metzgerbank gelegt, worauf mindestens 150 andere Teufel mit aufgekrempelten Aermeln auf sie zustürzten, als ob sie an ihr jenes Opfer vollziehen wollten, dem man sonst an ländlichen Fest- und Kirchweihtagen nur friedliche Hausthiere, wenn sie einen gewissen Nährungsgrad erreicht haben, auszusetzen pflegt.

Soweit ließ es indeß der „himmlische Bischof" nicht kommen, der im Augenblick der höchsten Noth plötzlich auftauchte und die feigen Teufel in die Flucht schlug. Solchen Berichten lauschten die Anhänger schreckensbleich mit gesträubten Haaren, und obwohl sie von dem Schatz selbst, um den solch heroischer Kampf geführt wurde, nie etwas zu sehen bekamen, gingen sie doch stets neu gestärkt in ihrem Glauben von dannen.

Mit der Sichtbarkeit dieser Schätze hatte es überhaupt eine eigenthümliche Bewandtniß. Sie erschienen, wenn sie überhaupt erschienen, zunächst — und hier zeigt sich ein fast rührender Anklang an das alte Volksmärchen — in Gestalt von Papierschnitzeln, Asche, Erde und verwandelten sich erst später, wenn die Seelen völlig erlöst waren, in richtiges, „pures Gold".

Daher mußte das Erlösungswerk auch zu Haus wacker fortgesetzt werden, und dies geschah durch das sogenannte „strenge Leben", zu dem die Meisterin ihre Gemeinde von Zeit zu Zeit zusammenberief.

Diese Versammlungen fanden meist im Keller bei brennenden Kerzen statt und wurden unter Fasten und Beten drei Tage lang fortgesetzt. Die Theilnehmer mußten frische Kleider und Wäsche anziehen, sie durften weder miteinander sprechen, noch sich gegenseitig ansehen, und wenn der sogenannte „Abwart" die aus Wasser und Brot bestehende Fastenkost brachte, hatten sie hinter eine aufgespannte Leinwand zu treten, um von ihm nicht gesehen zu werden. Auf dieser Leinwand zeigten sich der Straub geheimnißvolle Erscheinungen, die den anderen unsichtbar blieben. Zum Ersatz wurden diese dann wieder, und zwar stets in Abwesenheit der Meisterin, durch Besuche des Teufels erschreckt, welcher als ungebetener Gast in den verschiedensten Gestalten, bald als feuerspeiender Hund, bald als auf den Hinterbeinen gehender Geißbock mit vielen Schwänzchen am Leib, in der Versammlung erschien und sich seiner Gewohnheit gemäß höchst unflätig aufführte. Auf dem Boden war ein Tuch ausgebreitet, auf dem der Schatz erscheinen sollte, und alle Theilnehmer hielten auf ihrer Brust Tücher bereit, um ihn auf einen Wink der Meisterin damit zu bedecken. Leider blieb aber gerade diese von allen mit großer Spannung erwartete Erscheinung stets aus, das Werk war eben noch nicht vollendet, es fehlte immer noch etwas. Nach dem „strengen Leben" folgte regelmäßig das lustige, wobei man gemeinsam schmauste und zechte.

Um ihr Ansehen bei der Gemeinde zu erhöhen, rühmte sich die Straub neben ihren Beziehungen zur Geisterwelt auch solcher zu hohen Persönlichkeiten, insbesondere zu Mitgliedern der bayerischen Königsfamilie, an die sie „ihr Bischof" empfohlen habe, damit sie die Krankheit des Königs heile. Um diese Angabe glaubhafter zu machen, veranlaßte sie einen ihrer Anhänger, sie auf einer

Fahrt nach Wasserburg zu begleiten, wo sie von einem Diener der Königin-Mutter mit einer Botschaft erwartet werde. Das selbstverständliche Ausbleiben dieses Dieners wurde durch einen „Ewigkeitsbrief“ erklärt, den sie dem Begleiter ins Notizbuch schrieb, und um diesem jeden Rest eines Zweifels zu benehmen, gab sie später in Lindau einen eingeschriebenen Brief „An Ihre Königliche Hoheit, Maria Theresia in München“ zur Post. Der vorgezeigte Postschein überzeugte denn auch ihren Begleiter so völlig, daß er freudig das Porto und die Reisespesen bezahlte und fürder nie mehr den geringsten Zweifel in die hohen Bekanntschaften der Straub setzte.

Das Stärkste jedoch, was diese in frecher Ausbeutung der Leichtgläubigkeit ihrer Opfer leistete, waren die sogenannten „Teufelsverblendungen“, eine Erfindung, durch welche sie auch jenen, welche durch bloße überirdische Zurede zu keiner oder doch nur zu einer unzulänglichen Gabe zu bewegen waren, das Geld jederzeit nach Belieben aus dem Kasten stahl, ohne je den Verdacht der so Bestohlenen auf sich zu lenken, indem sie die That einfach dem Teufel zuschob, der das Geld „geblendet“, d. h. unsichtbar gemacht habe; dasselbe, so prophezeite sie, werde nach einiger Zeit wiedererscheinen, eine Prophezeiung, die leider nie eintraf.

Ja sie ging soweit, solche teuflische Tücken sogar für einige Zeit vorherzusagen und die bedrohten Truhen und Schränke zu weihen, ein Schutzmittel, das sich gleichfalls erfolglos erwies. Den Höhepunkt erreichte ihre Seherkraft jedoch, wenn sie derartige Verluste den Betroffenen ankündigte, ehe diese sie überhaupt noch bemerkt hatten. Mit Recht mischte sich in solchem Fall in den Schmerz der Bestohlenen ein Gefühl andächtiger Bewunderung für die rückwärtsblickende Prophetin, die sich bei ihren Angaben auch nie um eines Pfennigs Werth getäuscht hatte.

Die Einnahmen, welche sich die Betrügerin auf diesem Weg zu verschaffen wußte, beliefen sich, ungerechnet den Werth der regelmäßig gelieferten Naturalien, Kleider, Wäsche und Hausgeräthe, sowie das auf Reisen verbrauchte Geld, auf viele hundert Mark, eine Summe, die, wenn man die Dürftigkeit der Beschädigten in Betracht zieht, immerhin nicht unbedeutend ist. Außerdem befand sie sich im Besitz einer Schuldverschreibung über 4000 Mark, die ihr der Eingangs erwähnte Rheumatiker zum Zweck eines Hauskaufs unter der Bedingung verschrieben hatte, daß sie ihm auch fernerhin und bis zu seinem Tod mit ihrer wunderthätigen Kraft beistehe. Die Unanfechtbarkeit dieser Forderung hat der von seinem Gliederschmerz offenbar noch nicht Geheilte vor Gericht ausdrücklich anerkannt, obgleich die daran geknüpfte Bedingung zunächst wenigstens für einige Zeit unerfüllt bleiben dürfte. Denn der Gerichtshof war grausam genug, die Prophetin sammt ihrem Agenten, trotz der von beiden behaupteten bona fides, d. h. trotz der Ausrede, es sei ihnen mit der Sache vollkommen Ernst gewesen und sie hätten nichts Böses dabei gedacht, trotz der durch die Befangenheit einzelner Zeugen erschwerten Beweisaufnahme zu einer längeren Gefängnißstrafe zu verurtheilen und die Vollendung des begonnenen Erlösungswerks so vieler armer Seelen zum großen Schmerz der betrogenen, aber in ihrem Glauben keineswegs erschütterten Schatzgräber wieder um eine geraume Zeit hinauszuschieben. **E. Hecker.**

Ein deutscher Volksschauspieler.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Ludwig Martinelli.

Mit Abbildungen Seite 69. Nach Photographien aus dem Atelier Rezniwanek in Wien.

Der Jahrhunderte alte Ruhm des volksthümlichen Theaters in Wien ist dem glücklichen Zusammenwirken empfänglicher Zuschauer, berufener Dichter und geistesverwandter Darsteller zu danken. Der erste, weltberühmte Wiener „Hanswurst“, Stranitzky, legte sich selbst die Possenrollen zurecht, in welchen er seine Zeitgenossen entzückte. Und zwei Beherrscher der Wiener Volksbühne in unserem Jahrhundert, Raimund und Nestroy, verstanden es, gleichzeitig als Autoren und Darsteller die Herzen ihrer Landsleute zu gewinnen. Der geniale Volksdramatiker Neu-Oesterreichs, Ludwig Anzengruber, hätte ebenfalls seine Gestalten am liebsten selbst auf der Bühne vergegenwärtigt. Von seinem 20. bis 25. Lebensjahre versuchte er sich als Schauspieler unter Widerwärtigkeiten, die er in der Plauderei „Eine Erholungsreise“ wehmüthig und erschütternd geschildert hat. Blieb es ihm aber auch versagt, als Musterdarsteller seines Wurzelsepp, Meineidbauer, Steinklopferhanns so siegreich hervorzutreten, wie das Ferdinand Raimund als Valentin, Wurzel und Rappelkopf gelang, so war ihm dafür das Glück beschieden, in Ludwig Martinelli einen Mann ganz nach seinem Herzen zu finden, der seine Charaktere so schlicht, wahrhaftig und künstlerisch vollendet spielte, daß der Poet wiederholt erklärte, glaubhafter und überzeugender hätte er selbst seine Gestalten nicht veranschaulichen können.

Martinelli, geb. 9. August 1833 zu Linz, ist der Sohn eines tüchtigen Dekorationsmalers und einer begabten Schauspielerin. Der Geist des Vaters äußerte sich schon in Zeichenversuchen des fünfjährigen Sohnes: kein Wunder, daß die Eltern den Jungen für einen geborenen Maler hielten! Sie schickten den Knaben nach Wien an die Malerschule Waldmüllers; indessen nach dem vorzeitigen Tode des Vaters mußten diese Studien abgebrochen werden. Als Neunzehnjähriger kam Martinelli zum Innsbrucker Direktor Lippert als Dekorationsmaler. Und hier „gefiel sich der Zufall, bekanntlich der beste Polizist, in der Rolle des Notarius, die ihm mit einmal die Erbschaft des mütterlichen Talentes aushändigte und ihn zum Schauspieler machte.“ Mit anderen Musensöhnen kneipte Martinelli allabendlich in einem Künstlerkränzchen; als sich nun eines Abends in der Weinstube ein friedlicher Streit um den Vorrang der Künste erhob, bekämpfte der junge Dekorationsmaler die Meinung der Schauspieler, daß ihr Beruf der schwerste sei; ja er blieb nicht dabei stehen, sondern wettete zehn Flaschen Tiroler Rothen, innerhalb einer Woche den Beweis dafür erbringen zu wollen, daß die Schauspielerei die am leichtesten zu bewältigende aller Künste sei. Der Handel galt. Nach acht Tagen spielte Martinelli auf der Innsbrucker Bühne den Tratschmirl im „Tritsch-Tratsch“, einer damals beliebten Posse von Nestroy, und zwar mit durchschlagendem Erfolg. Tags darauf lud er die Kameraden, die gegen ihn gewettet hatten, in sein Atelier. Da lag der halbausgeführte Prospekt einer Gartendekoration, Farbentöpfe, Pinsel, Palette waren zur Stelle: „So, jetzt malt!“ Keine Frage: Martinelli hatte seine Wette gewonnen und mit ihr — seinen eigentlichen Lebensberuf. Es trieb ihn unwiderstehlich zur Kunst der Mutter; das Erbe des Vaters aber, seine malerische Begabung, stellte er fortan in den Dienst seiner außerordentlichen Fähigkeit, Trachten, Charakterköpfe und Bühnenbilder mit feinem Geschmack zu vergegenwärtigen.

Wie ein fahrender Schüler, in weiten Pumphosen, großem Kalabreserhut, Joppe ohne Weste, den Stock in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken, wanderte er zunächst nach München, wohin der Innsbrucker Souffleur ihn empfohlen hatte. Als er sich in seinem etwas absonderlichen Aufzug dem Direktor des Vorstadttheaters in der Au vorstellte, hielt ihn dieser eher für einen Gymnastiker, Hundedresseur oder Feuerfresser als für einen Mimen; indessen als vorsichtiger Geschäftsmann, der gelegentlich wohl auch einen „Artisten“ brauchen kann, fragte er Martinelli: „Alsdann, was arbeiten Sie eigentlich?“ Nun erwies unser junger Freund die Eigenart seiner „Arbeits“-Kraft in den Jahren 1857—60 in München so nachdrücklich, daß er für die nächsten vier Jahre als Charakterkomiker, Regisseur und Geschäftsleiter an das Große Theater nach Amsterdam geladen wurde. In seinen Mußestunden malte er dort gute Aquarelle, Architektur- und Grachten-Veduten; sein Entwurf zur inneren Dekoration des „Palais voor Volksfit“ wurde mit dem ersten Preis gekrönt. So schien seine Laufbahn in schönstem Aufsteigen begriffen, als er schwer krank, stimmkrank wurde; sein Organ nahm argen Schaden, und erst nach Monaten konnte er wieder eine Anstellung bei Direktor Kreibig in Graz antreten. Neun Jahre lang blieb er in der Murstadt, nicht nur als erklärter Liebling aller Zuschauer, sondern auch als Freund und Führer aller Genossen; er erwarb sich einen solch hochgeachteten Namen, daß Laube ihn an das Burgtheater berief. Freilich konnte er, durch ältere Verpflichtungen gebunden, dieser Ladung damals nicht sofort entsprechen, und nach Laubes Sturz kam die Sache nicht weiter zur Sprache.

Die Verehrer des Volksschauspiels werden diese Wendung der Dinge nicht beklagen. Als Charakterdarsteller im hochdeutschen Schauspiel hätte Martinelli viele neben, manche über sich gehabt. Im mundartlichen Volksschauspiel war und ist er schlechtweg einzig und unvergleichlich. Seiner italienischen Abstammung dankt er, wie Girardi, die angeborene Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, seinen Lehrjahren als Maler eine Technik der Maske, die er, von der Natur mit einem Charakterkopf von seltener Ausdrucksfähigkeit beschenkt, unablässig geübt und vervollkommnet hat. Ueber seiner jahrzehntelangen Thätigkeit als Komiker der größten Theater Deutschösterreichs hat er den steten, lebendigen Verkehr mit dem Volke niemals vernachlässigt. Martinelli kennt das Leben der Aelpler, der Köhler und Wegmacher, der Jäger und Paschen aus eigener scharfer Beobachtung so gut wie Rosegger. Und zu all diesen Gaben, Beobachtungen und Studien der Natur gesellt sich eine große Gewissenhaftigkeit, die nur der Wahrhaftigkeit nachstrebt und jede unbewußte Selbstgefälligkeit, geschweige ein bewußtes Buhlen um Beifall, stolz, fast trotzig abweist. Martinelli stimmt z. B. die Liedeln des Steinklopferhanns genau so an wie ein alter Mann im Wirthshaus das thun würde: er singt mehr in sich hinein als zur Zuschauermenge heraus, immer nur auf des Dichters Absicht, nie auf das Klatschen der Leute im Publikum bedacht.

Solche Anlage und solche Auffassung mußten ihm vor allem als Anzengruber-Darsteller zugute kommen. So unübertroffen Martinelli in Nestroys satirischen und Raimunds gemüthlichen Wiener Charakteren, so trefflich er als lustiger Patron, als Schwätzer und Spötter, als Biedermann und Ränkeschmied in den älteren Lokalstücken sich bewährte: sein Eigenstes und Bestes brachte er doch als Meineidbauer, als Steinklopferhanns, als Grillhofer (im „G'wissenswurm“), als Hubmayr (im „Fleck auf der Ehr'“). Wenn

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ein süßes Geheimniß.

Nach dem Gemälde von Adolf Hering.

man jeden echten Schauspieler mit Recht den „beredten Dolmetsch des Dichters“ genannt hat, dann darf Martinelli in Wahrheit diesen Ehrennamen als Anzengruber-Darsteller in Anspruch nehmen. Jeder Feinheit des Textes, den verborgensten Charakterzügen der Helden dieses Poeten ist er gerecht geworden; schöpferisch hat er die Charaktere Anzengrubers nachgelebt und für die Beichte des gleisnerischen Bauern-Tartuffe ebenso überzeugende Töne gefunden wie für die verwegene Gaunersophistik des Gewohnheitsdiebes Hubmayr; seine Verkündigung der „extraigen Offenbarung“ des Steinklopferhanns ist so getreu wiedergegeben wie die Meistergestalt des alten Brenninger in den „Kreuzelschreibern“.

Je bedeutender Martinelli sich aber als Anzengruber-Darsteller hervorthat, desto weniger Lust hatten die Wiener Operettengewaltigen der siebziger und achtziger Jahre, den trefflichen Volksschauspieler, so siegreich er sich auch beim Publikum eingeführt hatte, in ihren Theatern zu beschäftigen. Von 1876 ab wirkte Martinelli über ein Jahrzehnt in Prag, sehr verdienstlich auch im klassischen Schauspiel; die letzten Zeiten vor Eröffnung des Deutschen Volkstheaters zu Wien mußte er, da er mit der Neugestaltung der Dinge im Theaterwesen an der Moldau unzufrieden war, mit Gastspielen sich durchschlagen. Das Unrecht, das Martinelli solcherart widerfuhr, ist durch die überragende Stellung, welche er gegenwärtig im Wiener Theaterleben als ausübender und leitender Künstler einnimmt, theilweise gesühnt. Er ist heute unbestritten der erste Charakter-Darsteller unter den Wiener Volksschauspielern. Dem Kenner hat die zeitweilige, unbillige Verdunkelung von Martinellis äußeren Geschicken den Blick für seine Originalität eher geschärft als umschleiert. „Das auch für den lässigsten Theaterbesucher Auffälligste an diesem Künstler ist,“ nach Anzengrubers Wort, „dessen Vielseitigkeit. Und mit seiner Vielseitigkeit hält sein Talent und seine Kraft immer so weit Schritt, daß selbst noch seine schwächsten Leistungen jene der sogenannten ‚verwendbaren‘ Schauspieler, die nie etwas verderben, hoch überragen. Diese überlegene Vielseitigkeit zeigt, daß wir es mit einem denkenden Schauspieler zu thun haben; das allein würde schon einen Erfolg in bescheidener Sphäre erklären, aber einen großen, nachhaltigen Erfolg erklärt es nicht; dieser liegt in der eigenartigen Begabung Martinellis. Er hat ein sogenanntes schneidiges Talent, er faßt stramm und ehrlich zu; auch wo er fehlgreift, ist der Griff ein ehrlicher, und was er erfaßt, damit befaßt er sich auch, er weiß, daß das Durchdringen, das Bewältigen der Aufgabe der Gestaltung derselben vorausgehen muß. Er vergißt es nie und nimmer, daß der Schauspieler Künstler zu sein hat. Er kann den Weg, den er von seinem Ausgangspunkt bis auf den heutigen Tag zurücklegte, mit Genugthuung überblicken, er verfolgt mit ernstem Wollen und redlichem Streben die offene gerade Straße, die zur verdienten Anerkennung führt; möge es ihm noch lange vergönnt sein, auf derselben rüstig auszuschreiten!“

Seitdem Anzengruber diese Worte und Wünsche niedergeschrieben, hat Martinelli den nie verwundenen Schmerz erlitten, daß ihm sein Lebensfreund und Lieblingsdichter vorzeitig durch den Tod entrückt wurde. Mit womöglich noch erhöhtem Eifer setzte er nun aber neuerdings seine ganze reiche Kraft daran, das Vermächtniß des großen Volksdramatikers der Gesammtheit unverkürzt zu überantworten. Als Schauspieler und Regisseur gab er rastlos sein Bestes für Anzengruber. Seine Inscenierung des „Vierten Gebot“ hat das Ihrige beigetragen zu den Ehren, welche — allerdings erst nach dem Tode des Dichters — diesem mächtigsten Wiener Volksstück im Deutschen Volkstheater bereitet wurden. Martinellis Bühnenbilder in Anzengrubers Bauern- und Wiener Komödien werden von jedem folgenden Dramaturgen so sorgsam festgehalten werden müssen, wie seine schauspielerischen Leistungen jedem kommenden Anzengruber-Darsteller als Muster voranleuchten sollten. Und so lange man nach dem Wiener Volksschauspiel unseres Jahrhunderts, so lange man nach Anzengruber fragen wird, wird man darum auch Ludwig Martinellis in Ehren gedenken.

Anton Bettelheim.

Deutsche Städtebilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wismar

Von Dr. Karl Lüllgens.

Eine „fürstliche Witwe“ hatte ich die Stadt Wismar nennen hören, welche, einst eine der vornehmsten der Hansa, noch manche Reste des Glanzes und Reichthums in ihr wohlbestelltes Altentheil hinübergerettet hat. Stolz und fürstlich erschien Wismar auch mir, als ich es, aus dem Binnenlande kommend, von einer Höhe herab zum ersten Mal erblickte. Ueber der weiten Mulde, in welche die alte Seestadt traulich eingebettet ist, über der Meeresbucht, zu der sie sich hinabzieht, lag noch der dichte Nebel eines Herbstmorgens ausgebreitet. Aus seinen wolkigen Massen starrten anfangs nur zwei ungeheure stumpfe Säulen in den Himmel hinein, die viereckigen gewaltigen Thürme der Nikolai- und der Marienkirche. Allmählich aber zertheilte sich der Dunst; die beiden rothen Kirchenkolosse tauchten in ihrem ganzen wuchtigen Umfang empor; zwischen ihnen dehnten sich, eng aneinander geschmiegt, die Dächer der Stadt.

Die Nikolai- und die Marienkirche, zusammen mit der thurmlosen, aber in riesigen Verhältnissen erbauten Georgenkirche, verleihen dem Bilde Wismars das Gepräge des Monumentalen. Sie sind die Wahrzeichen einer bedeutenden reichen Vergangenheit, sie geben noch der Gegenwart einen Schimmer von Größe. Bei hellem Sonnenlicht leuchten die großen Ziegelbauten mit ihrem kräftigen Roth weit ins Land hinein, ein dichter grüner Kranz von Gärten und Alleen umzieht sie, und vor ihnen dehnt sich die Bucht in feuchtschimmerndem Blau. Der figurenreiche Schmuck gebrannter Ziegel glitzert dem Ankömmling von den Portalen und Giebeln der Gotteshäuser entgegen, durch die schmalen, schlank emporschießenden Fenster der hohen Mittelschiffe schimmert das Tageslicht in klarem Hellgrün aus der rothen Mauerumgebung.

Doch nicht nur die Kirchen mit ihrem eigenartigen Formenreichthum sind geeignet, das Auge des Fremden zu fesseln: ganz Wismar ist ein großes Museum. Vor allem enthält das Marienviertel ein seltenes Beieinander alter anziehender Bauwerke.

Digitized by Google

Am Hafen.
Nach einer Photographie von C. Michaelsen in Wismar.

Eigenthümlich muthet hier alles den Besucher an, er tritt in eine Scenerie, wie sie etwa für Straße und Kirchplatz in Goethes „Faust" nicht besser ersonnen werden könnte. Um den altehrwürdigen Turm herreihen sich das Archidiakonatshaus mit seinem Steinaltan, das mauerumgebene Pfarrgehöft, die alte, jetzt als Alterthumsmuseum verwendete Schule, hübsche, behaglich dreinschauende gothische Bauten mit bunten Ziegelwänden und mancherlei Zierrath, so wiederhergestellt, daß man das Alte vom Neuen nicht unterscheiden kann.

An den Kirchhof schließt sich der „Fürstenhof". So heißt der Bereich des früheren Residenzschlosses der Fürsten und späteren Herzöge von Mecklenburg, die als Inhaber der Oberhoheit zeitweilig ihren Aufenthalt in der Hansestadt Wismar nahmen. Im vierzehnten Jahrhundert erstand der erste Bau; Gabriel van Aken schuf dann in den Jahren 1553 bis 1554 den sogenannten „Neuen Hof", indem er einen Flügel des Schlosses in schönerer Gestalt wieder aufführte. Die Jahrhunderte gingen an diesem Kunstwerk der Ziegelbautechnik nicht spurlos vorüber, und so ließ Großherzog Friedrich Franz II. den „Neuen Hof" unter Wahrung des alten Charakters gründlich restaurieren. Der Bau ist in florentinischem Stil gehalten, in vornehmer Regelmäßigkeit schmücken erhabene Bildwerke aus gebranntem Thon, die man „gedruckte Steine" nannte, die Wände und Portale. Biblische Darstellungen, die Porträts mecklenburgischer Fürsten und Scenen aus dem trojanischen Krieg wechseln mit einander ab. Eine auffallende Aehnlichkeit mit den Formen des Fürstenhofs zeigt die neue Bauakademie in Berlin, und in der That soll deren Erbauer — Schinkel — den Plan zu seinem Werke dem Fürstenhof entlehnt haben.

Portal am Fürstenhof.

Noch manches andre beachtenswerthe Denkmal vergangener Zeiten ließe sich hier im Marienviertel anführen, wo nur die Menschen in mittelalterlicher Tracht fehlen, um uns ganz in frühere Jahrhunderte zurückzuversetzen. Die übrigen Theile der Stadt enthalten kunstvolle alte Bauten nur vereinzelt, unter moderne Gebäude zerstreut. Neben dem Wasserthor, den Thürmen der Stadtmauer, schönen Giebelhäusern wie dem Wädekinschen Gasthof und dem Kochschen Brauhaus ist vor allem der „Alte Schwede" als ein vorzügliches Werk des gothischen Stils zu nennen. Der prächtige Bau ist in unserer nüchternen Zeit ein Wirthshaus geworden, und wenn wir über den Markt hinüber wandern, so können wir uns dort bei einer mecklenburgischen „kalten Küche", bei welcher die berühmten Wismarischen „Krabben" nicht fehlen dürfen, von unseren mittelalterlichen Träumen erholen.

Inmitten einer stattlichen Häuserreihe an der breiten „Leiste", wie man in Wismar mit gut deutschem Ausdruck das „Trottoir" nennt, springt der schmucke Bau dem Beschauer sofort in die Augen. Er zeichnet sich aus durch die zierlichen

Digitized by Google

Verhältniſſe ſeines Treppengiebels, der durch flache graue Spitzbogenblenden mit einer hübſchen Umrahmung glänzender runder Ziegel einen anziehenden Schmuck erhält. Auch das Innere des Hauſes birgt Merkwürdigkeiten, ſo einige moderne Wandgemälde, welche die Streiche Till Eulenſpiegels zum Gegenſtand haben, und ein Bild der feſten Stadt Wismar vom Jahre 1550. Die eigentlichen „alten Schweden“ aber, welche Wismar aufzuweiſen hat, hauſen nicht hier, ſie ſtehen als Erinnerungszeichen aus der Schwedenzeit draußen im Hafen — Strompfähle, ſchwarze hochragende Geſtelle, welche die Einfahrt in den Hafen bezeichnen helfen, und mit buntbemalten, helmbedeckten martialiſchen Schwedenköpfen aus Holz verſehen ſind, die noch wirklich aus der Schwedenzeit ſtammen ſollen.

Das Haus zum „Alten Schweden“ wurde früher auch als die Wohnung des Wollenwebers Klaus Jeſup betrachtet, der dort in heimlichen Verſammlungen die Auflehnung der Bürgerſchaft gegen den Rath heraufbeſchworen haben ſollte. Indeß geſchah dies an einer andern Stelle. Der Aufruhr aber bedeutet einen wichtigen Einſchnitt in der Geſchichte Wismars. Mit ihm beginnt, allerdings unter Mitwirkung anderer Umſtände, der allmähliche Niedergang der Handelsſtadt, die bis in die erſte Hälfte des 15. Jahrhunderts hinein ſo mächtig aufgeblüht war. Denn mit Lübeck, Roſtock, Stralſund, Greifswald und Lüneburg bildete ſie den Kern des wendiſchen Zweiges des großen hanſiſchen Städtebundes.

Schon vor 1200 gab es oſtwärts vom jetzigen ein wendiſches Wismar, bis um 1230 beim Eindringen der germaniſchen Kultur Kaufleute aus Weſtfalen kamen und hier gute Handelsgelegenheit fanden. Sie gründeten das neue Wismar nahe bei der Mündung des fließenden Gewäſſers, das man jetzt den „Landgraben“ oder auch wohl den „Wallenſteingraben“ nennt, weil Wallenſtein als Herzog von Mecklenburg das Gewäſſer zur Verbindung des Schweriner Sees mit der Oſtſee benutzen wollte. Wismar blühte nun ſchnell empor, hauptſächlich infolge ſeiner wachſenden Handelsbeziehungen nach dem Norden, dann auch, weil die obotritiſchen Fürſten, welche bis dahin auf der nahen Burg „Mecklenburg“ gehauſt hatten, ihren Sitz in die Stadt verlegten und deren Gedeihen durch Verleihung von Gerechtſamen und durch mannigfache Schenkungen reichlich unterſtützten. So erhob ſich Wismar, wenn es auch niemals reichsunmittelbar wurde, zu faſt gleicher Selbſtändigkeit wie Lübeck.

Der „alte Schwede“.
Nach einer Photographie von C. Michaelſen in Wismar.

Im Ausgang des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts erreichte es den Gipfel ſeiner Macht. Es führte im Verein mit Lübeck ſiegreiche Kriege gegen die nordiſchen Reiche, war ein Hauptdurchgangspunkt für den Handelsverkehr des Südens mit dem Norden und fragte nicht mehr viel nach den Fürſten von Mecklenburg. Traten Fehden und Zwiſtigkeiten mit dieſen ein, ſo wußte ſich das ſtarke Gemeinweſen erfolgreich zu behaupten und in den verſchiedenen Friedensverträgen immer neue Vorrechte und Beſitzungen für ſich herauszuſchlagen, wenn auch die Oberhoheit der Herzöge nicht ganz abgeſchüttelt werden konnte. Bei dieſem Stand der Dinge mußte den Fürſten nichts willkommener ſein als innere Parteiungen in der widerſpenſtigen Stadt. Die Quelle dafür bildete der Gegenſatz zwiſchen dem herrſchenden Patriziat und den Bürgern. Zwar beſtand in Wismar keine Patrizierherrſchaft von ähnlicher ſtrenger Abgeſchloſſenheit wie in der Stadt der „Zirkelbrüder“, in Lübeck, aber der Rath ging auch hier nur aus den vornehmen Geſchlechtern hervor und vermied es nicht, zu Gunſten des eigenen Vortheils zu handeln, die Bürger durch Hochmuth zu kränken und dadurch manchen Anſtoß zu erregen. Endlich war die Geduld der Bürger zu Ende, der große Kampf der Klaſſen brach aus, unter Jeſups Anführung. Der Rathsherr von Haren und der Bürgermeiſter Bantzkow wurden auf dem Markte hingerichtet, und noch wird der Stein gezeigt, auf welchem ihr Haupt gefallen ſein ſoll. Klaus Jeſup aber triumphierte an der Spitze der Bürger und ſpielte eine Zeit lang den Bürgermeiſter. Dann ſchritten auf Befehl des Kaiſers Lübeck und Mecklenburg ein und ſtellten die alte Ordnung wieder her.

Nach dieſer Zeit der Unruhen zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurde es friedlicher, allein auch der Verkehr ward ſtiller. Der Handel nahm andere Wege, der Einfluß der Landesfürſten ſtieg in demſelben Maße, in welchem des Kaiſers Gewalt ſich verringerte, und ſo ſchritt die Stadt ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts ihrem Niedergange entgegen. Dieſer wurde dann hundertfünfzig Jahre ſpäter vollendet, als durch den Dreißigjährigen Krieg die Schwedenherrſchaft Platz griff. Wismar war von jetzt an faſt nur noch eine ſchwediſche Soldatenſtadt, wurde in die ſchwediſchen Kriegsunruhen verwickelt und mußte zuſehen, wie die Handelseinkünfte bis auf einen unbedeutenden Reſt herabſanken, da namentlich der Kleinhandel durch die Abtrennung vom Lande Mecklenburg äußerſt beſchränkt wurde. Der Bürger blieb darauf angewieſen, von der ſchwediſchen Beſatzung der Feſtung zu leben.

Mit aller Anſtrengung hatte Schweden von 1681 bis 1711 an der Befeſtigung gearbeitet, nachdem die Stadt 1675 einmal von den Dänen genommen, aber bald wieder zurückgegeben worden war; doch ſchon 1718 wurden nach einer erfolgreichen Belagerung durch die Dänen, Preußen und Hannoveraner die Feſtungswerke geſchleift. Schweden, das inzwiſchen ſeine Stellung als Großmacht verloren hatte, zeigte jetzt noch weniger Intereſſe für die fremde Stadt, die bis 1803 unter ſeiner Oberhoheit verblieb. In dieſem Jahre verkaufte das arme Schweden die ganze Herrſchaft Wismar für 1 250 000 Thaler Hamburger Banco an Mecklenburg Schwerin, allerdings unter dem Vorbehalt, nach 100 oder höchſtens 200 Jahren die Stadt um die gleiche Summe unter Zuſchlag von drei Prozent Zinſeszins zurückkaufen zu können. Allein dieſer Fall dürfte nie eintreten, denn im Jahre 1903 würde der Kaufſchilling rund 100, im Jahre 2003 rund 2000 Millionen Mark betragen.

Wir haben uns inzwiſchen erlaubt, Wismar als „deutſche“ Stadt in Anſpruch zu nehmen und ſein Bild unſern „deutſchen Städtebildern“ einzureihen.

Digitized by Google

Inmitten ihrer wechselnden Geschicke hat sich die Stadt eines getreulich bewahrt, die unabhängige Verwaltung innerhalb ihres Gebietes. Sie hat dies vermocht infolge ihrer reichen Besitzungen, die ihr auch in schlechten Zeiten eine sichere Einnahmequelle waren und die es jetzt mehr als je geworden sind. Neuerdings ist zum Wohl und besseren Gedeihen der Stadt, die heute über 17 000 Einwohner zählt, manches geschehen, ein größerer Zug im geschäftlichen Leben ist zu bemerken. Der Kleinhandel in der Landumgebung hat sich wieder umfangreich gestaltet, und wenn dem Großhandel auch noch bessere Verkehrswege ins Inland fehlen, so hat sich doch der Güterhandel in ansehnlichem Maße vermehrt. Korn, Vieh, Holz, Kohlen und Ziegelsteine aus den zahlreichen Ziegeleien der Umgebung bilden hauptsächlich die Gegenstände des Warenumsatzes; namentlich Kohlen, denn im gleichen Sinn, wie man sonst von „Eulen nach Athen tragen" redet, sagt man in Mecklenburg „Kohlen nach Wismar fahren".

Der Zeitgeist im Hausstande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

(2. Fortsetzung.)

Von R. Artaria.

Draußen im Saal entstand eine plötzliche Bewegung; alles drängte nach dem untern Ende, wo ein hoher Vorhang den Palmengarten abschloß. „Dort giebt es noch etwas!" hörte man von allen Seiten. Auch Walters und der Medizinalrath standen auf und schlossen sich dem allgemeinen Strome an. Jetzt ging ein leises Wallen durch den Vorhang, eine sanfte Musik ertönte dahinter, und langsam schoben sich die beiden Flügel auseinander. Ein Ruf der Bewunderung begrüßte den unerwarteten Anblick.

Bei gutem Appetit.
Nach dem Gemälde von C. Kricheldorf.
Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Bis an die Decke hinauf erglänzte mit Hunderten von Glühlichtern ein riesiger Christbaum, dessen Zweige überall Rosenbüschel trugen, und unter dem Baume stand, über eine Gruppe schlafender Kinder gebeugt, der Christengel im weißen Gewand, einen leuchtenden Sternenkranz im Haar — Bilma. Nun richtete sie sich empor und die großen Augen strahlten selbst wie Sterne über die Menschen hin, während sie einfache kurze Verszeilen sprach, vom Baume der Barmherzigkeit, der hier blühe und von dem jeder sich ein Reislein mit heimnehmen solle, auf daß es bei ihm Wurzel schlage und Früchte bringe.

„Sie sieht doch ganz entzückend aus," flüsterte Hugo der Gattin zu. „Diese Glorie von blondem Haar um das reizende Gesicht, die wundervolle Gestalt — ich begreife nicht, wie Du sie immer nur pikant finden willst, sie ist geradezu die schönste von allen!"

Solche Anwandlungen von Begeisterung störte Emmy bei ihrem Gatten grundsätzlich nicht, sie gingen so am leichtesten vorüber.

„Sieh einmal dorthin!" sagte sie, als nun der kurze Prolog beendigt war und unter brausendem Beifallsjubel der Engel sich wandte, die schönen Arme emporhob und mit Hilfe eines rasch aufgetauchten Knechtes Ruprecht die Rosen abzulösen begann. „Dort steht ja unser Francis und starrt wie ein Verzückter herüber! Aha, nun wird er lebendig!"

Der junge Amerikaner sah, daß einzelne sich dem Baum näherten und durch Vermittlung des Pelzmärtels, der bald den irdischen Handel mit himmlischen Rosen schwunghaft betrieb, in Besitz der Zweige kamen. Sofort stürzte auch er vor und bemühte sich angelegentlich, eine Rose unmittelbar aus der weißen Hand zu erhalten, die sie pflückte. Aber diese reichte die Blumen mit einer hoheitsvollen Bewegung an ihm vorüber dem Ruprecht hin, und eine Berührung von dessen rauher Tatze war alles, was Francis für seine drei Mark eintauschte.

Der kleine Auftritt hatte einen stillen Zuschauer; drüben unter den Palmen stand Thormann, sein Töchterlein an der Hand. Die Kleine hatte ihn so lange bestürmt, bis er sie hierhergebracht, er hatte nicht gerade ungern nachgegeben und fand nun die phantasievolle Scenerie dieses Bazars viel anziehender, als seine ernsthafte Seele geglaubt hatte. Er hatte Sigrid für schweres Geld Spielzeug und Bonbons in den Läden gekauft, war an der Bazarpost gewesen, wo er richtig auch für sich einen Brief fand, und hatte zu allerletzt noch — o Triumph! — Fridas Vase erworben, weil er die Malerei „wirklich künstlerisch" fand. Im stillen bestimmte er sie zum Geschenk für seine Freundin Karoline Wiesner!

Und nun stand er hier und betrachtete, innerlich gefesselt, das schöne Mädchen, das ihm neulich schon im Atelier der Malerin

aufgefallen war. Sigrid drängte nach ihrer gewöhnlichen Weise, hinüberzugehen und ebenfalls Rosen zu holen; er war diese quälende Kinderstimme schon gewohnt wie einen körperlichen Zustand, dessen man nicht achtet, endlich aber kam ihm der Sinn ihrer Worte zum Bewußtsein und er lenkte auf den Christbaum zu. Diese unmittelbare Nähe der überirdischen Mächte flößte der kecken Kleinen doch einige Befangenheit ein, sie klammerte sich mit der einen Hand an den Papa und streckte die andere mit einem schüchternen „Bitte!“ nach den Rosen aus. Und siehe da, ehe noch Knecht Ruprecht zur Stelle war, griff der Engel über sich in den Baum, löste zwei der schönsten Rosen mit langen Rauschgoldfäden los und legte sie, holdselig lächelnd, in Sigrids Hand, ohne einen Blick seitwärts nach ihrem Begleiter zu richten.

„Papa!“ jubelte das Kind, während der Menschenstrom die beiden weiterführte, „der Engel hat sie mir selbst gegeben, sieh nur, wie wundervoll!“

Thormann nahm den Zweig in die Hand. „Wunderschön, Liebling! Es ist überhaupt sehr hübsch hier, wir wollen uns unter die Palmen setzen und den Anblick noch ein bißchen genießen!“

„Aber Eis dazu essen, Papa!“

„Auch das.“ Und während nun die Kleine essend und schwatzend ihrem Herzen Genüge that, blieben seine Augen gedankenvoll auf den flimmernden Christbaum gerichtet. Die Gestalten darunter verdeckte ihm die Menschenwand.

Endlich gedachte er des Briefes, den ihm die schöne Postmeisterin lachend mit der Forderung eines erklecklichen Portos entgegengeschwungen hatte, und holte ihn hervor. Dort im Gedränge hatte er ihn nicht öffnen können, es verlohnte auch schwerlich der Mühe, denn er hatte wohl bemerkt, daß die Briefe rasch je nach den Empfängern adressiert wurden. Irgend ein schlechter Witz ins allgemeine würde darin stehen. Er erbrach den Umschlag. Verse?! . . .

Mit wachsendem Staunen las er:

„Es kommen Blätter, es kommen Blüthen —
Doch keinen Frühling erlebt mein Herz,
Ich sitze trauernd, ein Grab zu hüten,
Und um Cypressen schweift mein Schmerz. —

Die sanften Lüfte, fühl', wie sie kosen!
Die hohen Sterne, sieh, wie sie glühn!
Der neue Sommer bringt neue Rosen
Und nur für einen soll keine blühn?“

Von wem konnte das kommen, wer sollte ihn hier erwartet haben? Er zerbrach sich vergebens den Kopf — am Ende war es doch nur ein Zufall, sie hatten wohl viele Verse in Bereitschaft da drinnen! Und doch, und doch — das traf so merkwürdig mit den Gedanken zusammen, die ihm auch hin und wieder kamen! Er fand kein Ende mit Ueberlegen und sah sinnend vor sich hin. — —

Eine Stunde später kehrte das Ehepaar Walter mit dem glücklich wiedergefundenen Francis heim.

„Nun, wie war es?“ fragte Emmy den jungen Mann, als sie zu Hause waren.

„O, entzückend!“ rief er begeistert. „Ich nie hätte geglaubt, daß könnte sein so schön in Deutschland.“

„Nun, warten Sie nur, es kommt noch besser! Aber jetzt zum Abendessen, das lange Herumstehen macht einen doch gehörig hungrig!“

Aus seinem Zimmer kam im gleichen Augenblick Hugo, eine namhaft verstaubte Bibel in der Hand, mit sehr enttäuschter Miene:

„Ich dachte wunder, was sie da auf mich gemünzt hätten. Das ist nun wirklich der Mühe werth!“

Und Emmy las die in dem Brief genannte Stelle:

„Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebet er noch eins so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein fein ruhig Leben.“

„Nun,“ sagte sie mit großen Augen, „Du wirst doch den alten Sirach nicht Lügen strafen wollen?“

„Natürlich nicht,“ erwiderte er, sie umfassend, „aber sie hätten wohl auch einen Spruch für mich persönlich finden können.“

Sie lachte. „Etwa: des Menschen Leben währt siebzig Jahre, aber mit vierzig ist er den jungen Damen nicht mehr interessant? Ja ja, solche Erfahrungen sind schmerzlich für schöne Leute. Doch weißt Du was? Tröste Dich mit dem vorzüglichen Rehragout, das wir heute abend haben. Gebackene Kartoffelklöße dazu, wie Du sie liebst, ist das nicht ausgezeichnet?“

„Komm!“ sagte er und blickte voll Vergnügen in ihr hübsches lachendes Gesicht. „Der alte Sirach hat recht; dort war es schön in aller Feerei, allein am schönsten ist's doch zu Hause!“

5.

Geduldige Schafe waren es nicht, die am nächsten Sonntag Stück für Stück bei Walters eintrafen, und ein Stall war es auch nicht, in dem sie sich drängten, aber doch gingen unglaublich viele hinein und fanden Mittel und Wege, denjenigen Lärm in Scene zu setzen, welcher von einer Kindergesellschaft mit Einstimmigkeit das Prädikat „furchtbar lustig“ erhält. Fritz athmete erleichtert auf, als es einmal soweit war; seinem Geiste hatten düstere Ahnungen vorgeschwebt wegen des „geradezu schofeler Menüs“, das abzuwenden er keine Möglichkeit sah. Die Mama hatte seinem flehentlichen Andrängen eine eiserne Kaltblütigkeit entgegengesetzt: „Kaffee mit Kuchen“ lautete ihr unabänderlicher Spruch.

„Und nachher?“

„Apfeltorte.“

„Und was zu trinken?“

„Wasser, vielleicht etwas Limonade!“

Auf das hin hatte Fritz einen Entrüstungsanfall bekommen, der jede weichherzigere Mutter zum Zugeständniß der gewünschten Bowle veranlaßt hätte, denn nach seiner verzweifelten Versicherung war ohne eine solche eine anständige Jugendgesellschaft überhaupt nicht mehr denkbar. Bei Hoffmanns hatte es außerdem noch Gefrorenes gegeben und hinterher belegte Brötchen und Bier!

Das herzliche Lachen seiner Mama auf diese, wie er glaubte, niederschmetternde Enthüllung brachte den jungen Lebemann vollends außer sich. Sie erklärte ihm sehr gemüthsruhig:

„Für kleine Jungen und Mädchen ist zwischen Mittag- und Abendessen Kaffee und Kuchen hinlänglich genug. An mehr könnten sie sich nur den Magen verderben. Und nun lauf, richte die Laterna magica her und besinnt Euch auf hübsche Charaden! Das Vergnügen muß wo anders liegen als im Essen und Trinken, das könnt Ihr nicht früh genug lernen!“

Schwer gekränkt war Fritz abgezogen. Warum hatte ihn das Schicksal nicht bei Hoffmanns auf die Welt kommen lassen, wo die Söhne ihre Wünsche nur zu nennen brauchten, um sie sofort erfüllt zu sehen! Der harrenden Elsbeth berichtete er nur: „Es giebt eine gräßliche Blamage!“ und weidete sich an ihrem entsetzten Gesicht. Dann ging er aber doch und setzte die Laterna magica in Stand.

Und nun war es so nett geworden! Im Tanzen und Spielen im Aufführen der Charaden und im Stellen der lebenden Bilder — all das verstand die Mama ausgezeichnet ins Werk zu setzen — waren selbst die blasierten Hoffmanns Buben warm geworden, vor deren Kritik Fritz heimlich zitterte, und Oskar, der älteste, erklärte bei Gelegenheit eines sehr gelungenen Räuberüberfalls, wobei man Vilmas jüngere Schwester Hedy in offenen Haaren als gefangene Prinzessin weggeschleppt hatte: „So lustig ist's nie bei uns!“ Er hielt sich fortan dicht zu dem niedlichen Backfischchen, das eine für sein Alter erstaunliche Erfahrenheit in solchen Aufführungen an den Tag legte. Aber Elsbeths ehrliches Innere entsetzte sich, als Hedy im Eifer der Vorbereitung im Schlafzimmer ihr zurief: „Ihr habt ja nicht einmal Puder hier und kein Brenneisen! Dir ist es wohl ganz einerlei, was die Jungens von Deinem Aussehen sagen?“

Jetzt saß das kleine Fräulein während der Tortenpause mit sorgsam ausgebreitetem Röckchen auf dem Sofa und versuchte verschiedene Augenaufschläge an dem jungen Westen, der gekommen war, sich das Fest anzusehen, und sogleich ihr frühreifes Persönchen unter den guten Schulkindern herausgefunden hatte. Daß er sie ganz als Erwachsene behandelte, gab ihr einen hohen Begriff von der Bildung der Amerikaner, sie vergalt es

ihm durch eine Unterhaltungsbeflissenheit, die des finster herüberschauenden Oskar Herz mit namenloser, doch leider ohnmächtiger Wuth erfüllte.

Francis erfuhr mittlerweile von dem kleinen Plappermäulchen, daß sie die Schwester Vilmas sei und daß diese wahrscheinlich kommen werde, sie abzuholen. „O, der schöne Weihnachtsengel!“ rief Sigrid, die bis dahin stumm und noch immer etwas verschüchtert neben ihr gesessen hatte. Sie trug einen ungeschickten, von Dienstbotenhänden hergerichteten Anzug und sah sonderbar unkindlich aus unter den andern frischen und beweglichen Gestalten. Hedy hatte Vilma versprechen müssen, sich der Kleinen anzunehmen, und hatte dies auch gethan, allein sie dachte, jede Liebe sei einer Belohnung werth, und hatte als sofortige Abschlagszahlung für ihre Gefälligkeit ein Paar lange dänische Handschuhe und den japanischen Fächer von Vilma mitgehen heißen, den sie jetzt mit großer Befriedigung hin und her bewegte.

„Sehen Sie nur die kleine Kokette,“ sagte, den Blick auf sie gerichtet, im offenen Nebenzimmer der Medizinalrath Hoffmann, der eine Stunde vor der Abholezeit gekommen war, um noch mit den Hauswirthen zu plaudern. „Ja, was ein Hälchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, und diese Art liegt im Blut.“

„Hier ebenso in der Erziehung,“ erwiderte Emmy, die gerade einen kleinen Tisch mit Wein und Cigarren zwischen den Medizinalrath, Hugo und Fräulein Linchen hineinstellte und dann selbst bei ihnen Platz nahm, die liebe Jugend für eine Weile ihren eigenen Eingebungen überlassend. „Dasselbe Mädchen würde bei einer wahrhaften und pflichttreuen Mutter anders geworden sein.“

„Sie überschätzen die Macht der Erziehung! Man ändert keine Charaktere, wir gewöhnen den Kindern nur die äußern Unarten ab, hauptsächlich, weil sie uns belästigen. Sie würden das später von selbst ablegen — ich habe noch keinen Achtzehnjährigen gesehen, der mit den Fingern aß!“

„Und Sie halten es für unberechtigte Selbstsucht, sich dieses Schauspiel schon früher am häuslichen Tisch ersparen zu wollen?“

„Das nicht. Aber ich bilde mir nicht ein, die grundverschiedenen Naturen meiner Söhne nach meinem Gefallen zu modeln, indem ich ihre eigenthümlichen Regungen unterdrücke. Wenn sie gut gerathen, so danken sie dies ihrer Natur, nicht meiner Erziehung.“

„Dann würde man ja eine Pädagogik gar nicht brauchen,“ wandte Fräulein Linchen ein.

„Viel Nutzen stiftet sie gewiß nicht, denn sie betrachtet das Kind als ein abstraktes Ding und legt ihm unabänderliche Gesetze auf, um ein vorher berechnetes Ergebniß herauszubringen. Das glückt nicht, und zudem geht die Eigenthümlichkeit verloren, welche die Natur gerade diesem Individuum einpflanzte und welche zu pflegen die Aufgabe einer richtigen Erziehung wäre. Man soll die Natur studieren, nicht sie verbessern wollen.“

„Man erzieht aber doch,“ sagte Emmy, „seine Kinder zum Leben in der Welt, wo der am besten durchkommt, der am wenigsten störende Eigenthümlichkeiten hat. Die große Rücksicht auf Individualität bringt schwer umgängliche Menschen hervor, die stets Ausnahmen für sich verlangen, statt sich der allgemeinen Ordnung zu fügen! Und solche vermeidet man im Umgang, also haben sie den Schaden davon.“

„Na, und gnade Gott jemand, der seine Tage zwischen sechs solcher werdenden Individuen zubringt,“ versetzte Fräulein Linchen trocken. „Ich glaube, mir würden unaufhörlich die Finger jucken.“

„Ja, da haben wir das letzte Auskunftsmittel der alten Erziehung, den Stock! In meinem Hause ist er niemals angewendet worden.“

„Ach du himmlische Güte! Buben ziehen, ohne sie zu schlagen!“ rief sie im höchsten Erstaunen.

„Die Zucht ist danach,“ dachte Emmy, und laut fügte sie hinzu: „Wie haben Sie es aber gemacht, um den Gehorsam zu erzwingen, wenn die Kinder eigensinnig wurden?“

„Erzwungen habe ich ihn überhaupt nie,“ erwiderte er. „Wenn der Zornanfall vorüber ist, sehen die Kinder die Zweckmäßigkeit des Befohlenen selbst ein und handeln danach.“

„Na, ich danke!“ rief nun Linchen entrüstet. „Da müssen Sie manchmal nette Tage durchleben, bis die verschiedenen Zornanfälle vorüber sind! Lieber Himmel, da ist es doch kürzer, den Kindern, die noch keine Vernunft, nur einen unbändigen Willen haben, den Standpunkt etwas klarer zu machen und sie in den ersten Jahren wie kleine Thierchen mit Schlägen an Folgsamkeit zu gewöhnen. Einem Zweijährigen entwickelt man ja doch die schönsten Gründe umsonst!“

„Das ist der alte verbrauchte Grundsatz,“ sagte überlegen der Medizinalrath und streifte die Asche von der Cigarre. „Die heutige Zeit stellt andere Aufgaben an die Jugend als die des sklavischen Gehorsams.“

„Aber doch keine größere,“ nahm nun Hugo das Wort, „als die der Achtung vor dem Gesetz, das über uns allen ist. Das Bewußtsein davon sollte auch in dem Kinde früh geweckt werden, denn man will einen künftigen Staatsbürger aus ihm erziehen. Als sichtbares Gesetz stehen seine Eltern da; ihrer Vernunft muß es so lange gehorchen, in Güte oder mit Zwang, bis die seinige entwickelt ist. Und da das Parlamentieren mit einem thörichten Kinderkopf eine unfruchtbare Sache ist, so bin ich auch dafür, auf die endlosen: ‚Warum?‘ einfach zu antworten: ‚Weil ich es Dir befohlen habe‘. Dabei muß er sich beruhigen.“

„Das ist immer wieder der patriarchalische Zustand, dem unser ganzes öffentliches Leben vollständig entwächst. Er ist auch im Hause nicht mehr aufrecht zu erhalten!“

„Erlauben Sie! Für Unmündige ist der aufgeklärte Despotismus die beste Regierungsform. Den erwachsenen Kindern kann man dann die parlamentarische Verhandlung zugestehen, gerade wie den mündig gewordenen Völkern.“

Die Malerin sah während dieser letzten Reden der Männer hinaus in den spielenden Kinderschwarm und bedauerte ordentlich die blassen Hoffmanns-Söhne wegen der vielen Schläge, die sie nicht gekriegt hatten und die ihnen unzweifelhaft ein viel frischeres Aussehen verliehen haben würden.

Derweil sagte Emmy nachdenklich:

„Ein neuer Rousseau sollte einmal einen modernen ‚Emile‘ schreiben, einen Wegweiser für die Erziehung unserer Zeit.“

„Ja,“ lachte Linchen, „darin möchte ich auch ein Kapitel übernehmen, und dieses müßte heißen: ‚Der Elternwahn!‘ Vor Ihnen darf man davon reden, denn wenn auch der Herr Medizinalrath seine Söhne aus Grundsatz nicht prügelt, so gehört er im übrigen doch nicht zu den entzückten Vätern!“

„Leider nein, ich sehe ihre Schattenseiten deutlicher, als mir lieb ist.“

„Nun, und diese beiden hier sind ebenfalls vernünftig. Aber sehen Sie sich weiter um: lauter entzückte Eltern, lauter merkwürdige Kinder, stetes Erzählen vor diesen, was sie gestern und heute wieder für denkwürdige Aussprüche gethan haben, damit sie doch ja in kürzester Frist gezierte, verlogene Krabben werden! Die alte Klugheitsregel, daß man seine schwarze Wäsche nicht auf offenem Markt waschen soll, wird neuerdings dahin verstanden, daß man alles Ungünstige an seinen Sprößlingen verschweigt und ihre Vorzüge hell ausposaunt, ohne zu bedenken, wie man dadurch die Kinder zur Unwahrheit erzieht und obenein den Respekt von ihrer Seite völlig einbüßt. O, was war dieser altmodische Respekt für eine gute Sache! Bei uns zu Hause wurden berechtigte Eigenthümlichkeiten, Nerven und Scenen einfach nicht in Ansatz gebracht. Warf eines die Thüre zu, so mußte es auf der Stelle wieder herein und sie vor aller Angesicht sachte zumachen. Erschien man mit verweinten Augen bei Tisch, so hieß es ruhig: ‚Du scheinst krank zu sein, lege Dich zu Bett!‘ Und man munterte sich sofort auf, um diesem Schicksal zu entgehen. Was hat sich nicht unsere gute Mutter erspart durch die Verfügung: Gesichter werden vor der Thür gemacht, und Launen giebt es hier im Hause nicht! Wie strenge wurden die kleinen Rücksichtslosigkeiten und Pflichtvergessenheiten geahndet, die heute den Kindern ohne weiteres hingehen! Soll das eine falsche Erziehungsweise gewesen sein, welche einfache Pflichttreue, Bescheidenheit und jene tiefe Dankbarkeit gegen die Eltern erzeugte, die der Gewährung folgt, eben weil man weiß, daß die Bitte auch versagt werden kann.“

„Ja, ja,“ versetzte der Medizinalrath, „das letztere ist nicht ohne. Man giebt den Rangen mehr, als sie eigentlich haben sollten.“

„Und alles übertriebener, als ihnen gut ist.“

Digitized by Google

Edmund Brüning

Die Ermordung König Guſtavs III. von Schweden am 16. März 1792.

Nach einer Zeichnung von E. Brüning.

Digitized by Google

„Auch das. Und sie fühlen sich nicht einmal besonders glücklich darüber.“

„Ist das ein Wunder? Es liegt doch in der menschlichen Natur, stets irgend etwas anzustreben und sich glücklich zu fühlen, wenn es erreicht ist. Wer seine Kinder ein leicht Erreichbares, ein Stück Kuchen, einen Ausflug ins Grüne, erst eine Zeitlang wünschen läßt, der hat es stets in der Hand, sie glücklich zu machen, während der, welcher alles Erreichbare als selbstverständlich giebt, nur erlebt, daß sie dann ihre Wünsche an das Unerreichbare heften — und sich unzufrieden fühlen, weil man ihnen das nicht mehr verschaffen kann!“

„Sie hat eine Zunge wie ein Schlachtschwert,“ sagte Hoffmann anerkennend, „aber manchmal hat sie recht. Na, es hilft also nichts, ich gehöre zur Klasse der schwachen Väter.“

„Trösten Sie sich, Sie haben viele Genossen in Stadt und Land,“ rief sie lachend. „Der Elternwahn beherrscht ja nicht nur die gebildeten Stände, er ist mit andern sozialen Uebeln bereits zu Arbeitern und Bauern gelangt. Auch diese züchtigen ihre Kinder nicht mehr: wenn der Schulmeister einem ungezogenen Jungen eine Tracht Prügel aufmißt, so läuft der Vater, beim Schulzen zu klagen, und die Mutter jammert im Dorf herum. Ich selbst habe diesen Sommer gesehen, wie eine Bäuerin sich von ihrem zornigen Kinde ins Gesicht schlagen ließ, ohne eine Hand dagegen zu erheben, und ich würde diese ‚edle Menschlichkeit‘ in der Erziehung bewunderungswürdig finden, wenn nur nicht so viel freche meisterlose Buben und arbeitsscheue leichtsinnige Mädels von Dienst zu Dienst liefen, um schließlich noch die Anklagebank zu zieren. Und derartige Erscheinungen, zusammengehalten mit der Unbescheidenheit und Blasiertheit unserer eigenen heutigen Jugend, bringen mich immer wieder zu dem Schluß, daß wir aus lauter Menschlichkeit schwachherzig geworden sind. Zucht, ganz ordentliche und tüchtige Zucht sollten wir anwenden, damit aus den merkwürdigen Kindern wieder folgsame und erfreuliche würden. An der geistigen Begabung des Einzelnen ist nichts zu ändern, darin haben Sie recht, allein Pflichtgefühl, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit und Gehorsam — kurz alles das, was die moralische Reinlichkeit ausmacht, das müßte mit derselben Beharrlichkeit ohne alle Rücksicht auf Individualität anerzogen werden, wie man heutzutage die Körperpflege der Kinder überwacht — um daneben ihre Seelen verwildern zu lassen!“

In diesem Augenblick gab es drinnen im großen Zimmer Lärm, und Emmy eilte hinein. An der Thür traf sie mit der eben eintretenden Vilma zusammen, die sich liebenswürdig lächelnd entschuldigte, so herein zu schneien. Ihr Mädchen könne heute abend nicht abkommen, so habe sie selbst die Pferdebahn genommen, um Hedy abzuholen. Emmy begrüßte sie nur flüchtig, denn ihr Mutterohr vernahm aus dem streitenden Kinderknäuel Töne, welche ihr eine eben erfolgende Niederlage ihres Sohnes Moritz mit Sicherheit verkündigten. Eine Partei der Entrüsteten, Hedy an der Spitze, drang nach rückwärts, über ihren Köpfen aber erschienen Armbewegungen, die man bei minder gebildeten Kindern auf eine Prügelei gedeutet hätte.

Dem mütterlichen Ansehen gelang die Trennung der Streitenden, Moritz und Oskar, und die Aufhellung des Thatbestandes, der so bedauerliche Ausschreitungen veranlaßt hatte. Durch zwanzigfaches Zeugniß wurde festgestellt, daß gerade vorher die „Großen“ eine äußerst gelungene Dramatisierung von „Des Sängers Fluch“ aufgeführt hatten. Hedy thronte als rosenwerfende Königin an des wiederversöhnten Oskar Seite, der junge Sänger, eine niedliche Kleine, spielte statt der Harfe die Zuckerschneidmaschine, und den Alten stellte Fritz im weißen Flachsbart mit äußerster Würde vor. Zwar brach das Roß, als er den Sterbenden darauf lud, unter dem Tischtuch entzwei, aber es schloß sich sofort wieder zusammen, und die im höchsten Pathos heruntergedonnerten Fluchworte fanden stürmischen Beifall. Dadurch war bei Moritz der Ehrgeiz erregt worden. Er fühlte seine Altersklasse überhaupt schon den ganzen Nachmittag von den Großen unterdrückt, gedachte also einen Hauptschlag zu thun und Schiller zu dramatisieren. Schnell traf er seine Vorbereitungen, zog ein kleines dickes Mädchen, seine besondere Freundin, herbei, hängte ihr und sich die noch daliegenden Tischteppiche um und bestieg mit ihr das Pfeilerschränkchen. Die gewünschte Stille entstand, und der Tyrann Polykrates erklärte mit leidlicher Festigkeit, hier von seines Daches Zinnen mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hinzuschauen. Aber ach! als sein erhabener Gastfreund antworten sollte, da ergab es sich, daß „Aegyptens König“ den Schiller nicht kannte, also außer stande war, auf die Wandelbarkeit menschlichen Glückes in dichterischer Form hinzuweisen!

Ein Gelächter erhob sich, das dicke Lottchen brach in Thränen aus, und so nahm die Vorstellung ein ruhmloses Ende. Moritz war wüthend, er stieß die weinende Gefährtin seiner Schmach von sich, — da traf ihn ein Hohnwort Oskars, das hinzunehmen keine Gastfreundschaft der Welt gebieten konnte. Der Erwiderung „Schafskopf!“ folgte das Handgreifliche mit einer Kraft und Schnelligkeit, die man dem prügellos erzogenen Sohn Hoffmanns gar nicht hätte zutrauen sollen. Moritz hieb blind dagegen, und so standen die Sachen, als Emmy dazwischen trat und ihrem Söhnlein mit Flammenworten das Erniedrigende seiner „Bildungsweise gegen den Gast klarmachte.

Es bedurfte trotzdem noch geraumer Zeit und der Einmischung beider Väter, um die Geister soweit zu beruhigen, daß ein friedliches „Wie lieben Sie's?“ in Gang kommen konnte. Draußen ertönten indessen bereits einzelne Züge an der Klingel, das wirkte zauberhaft auf die Wiederherstellung der guten Stimmung, denn bekanntlich ist es unmittelbar vor dem Abholen immer am schönsten.

Vilma hatte während des Streites die kleine Sigrid, welche vereinsamt und unbehaglich dastand, mit sich nach dem Ecksofa genommen. Dorthin stürzte sich auch der junge Amerikaner, der nur in Hoffnung auf ihr endliches Erscheinen bisher ausgehalten hatte. Nun pflanzte er sich an ihre Seite mit der naiven Selbstverständlichkeit, die überhaupt sein Auftreten kennzeichnete. Francis Weston war ein langer schlanker Junge, stets tadellos gekleidet und mit einem Ausdruck harmloser Lustigkeit in seinem gutmüthigen Gesicht, der rasch für ihn einnahm. Mit der Unergründlichkeit der deutschen Satzverbindung stand er in bitterer Feindschaft, es gelang ihm aber nichtsdestoweniger, sich verständlich zu machen, und mehr begehrte Mister Weston nicht, besonders einem so reizenden Mädchen gegenüber. Heiter und liebenswürdig antwortete Vilma auf seine lebhaften Bewunderungsreden und auf Sigrids zwischendurchfahrende Fragen. Und zugleich prüfte sie innerlich mit ganz kalter Betrachtung die Schattenseite ihres Unternehmens. Ein unangenehmes Kind! Verzogen und unbequem, von gewöhnlichen Gesichtszügen — wohl der Mutter ähnlich, die er natürlich weiter vergötterte ... Alles in allem, eine sehr lästige Zugabe! — Vilma streichelte, während sie das dachte, der anschmiegenden Kleinen die Haare aus der Stirn und beantwortete ihre dringende Frage, ob sie auch einmal zu ihr kommen dürfe, mit dem verlockenden Hinweis auf eine Kindergesellschaft, die nächstens bei Hedy stattfinden werde. Sigrid jubelte und Vilma empfand eine lebhafte Genugthuung. So waren die Fäden gelegt, ganz wie sie es sich vorher ausgedacht hatte; es mußte gelingen. Die Hand dieses Mannes bedeutete Reichthum, Ansehen, Befreiung von der bisherigen Armseligkeit — sie würde ihn zu gewinnen wissen, durch das Kind den Vater und den Mann durch ihre eigene Anziehungskraft. Vilma schätzte die Stärke derselben aus vielfacher Erfahrung ganz richtig; was ihr bisher noch nicht geglückt war, nämlich das Festhalten, das gedachte sie diesmal mit der vorsichtigsten Klugheit zu erreichen.

Aufstehend schob sie Sigrids Arm in den ihren und führte sie dem Kinderkreis zu neuem Spiele zu. Während sie sich anmuthig niederbeugte, um die Kleine auf einem Sessel zurecht zurücken, fiel ein Blick unter ihren gesenkten Lidern seitwärts und nahm den Gegenstand ihrer Gedanken wahr, der im Gespräch mit dem Hausherrn auf der Schwelle stand. Augenblicklich wandte sie den Rücken nach dieser Richtung und begann ein heiteres Gespräch mit Emmy, deren geheime Abneigung unter dem Eindruck von Vilmas einfacher Liebenswürdigkeit zu schmelzen anfing. Vielleicht hatte sie dem Mädchen doch Unrecht gethan!

„Da sehen Sie, wie vergnügt Sigrid ist,“ sagte mittlerweile Linchen zu Thormann und schob ihn lebhaft über die Schwelle herein. Er ließ sich's gern gefallen, denn so schwer er sich im ganzen zum Hierherkommen entschlossen hatte, so behaglich umfing ihn jetzt die gemüthliche Wärme in diesen Zimmern. Als nun vollends Sigrid den Kinderkreis durchbrach und sich mit einem jubelnden „Papa, Papa!“ an seinen Hals hing,

als gleichzeitig Emmy herankam und ihm die Hand gab und das Mädchen ihr zur Seite das schöne Haupt zum Gruß neigte, da hatte Lars Thormann zu thun, um die Vielfältigkeit dieser Eindrücke zu bewältigen und ein paar unvollkommene Dankesworte für die Freundlichkeit gegen sein Kind herauszubringen.

Emmy lobte dessen nettes Betragen, und Sigrid, um diesem Ausspruch Ehre zu machen, sprang mit immer neuen Tigersätzen gegen den Papa an, ihm Arme und Beine umklammernd. Er machte sich sanft von ihr los.

„Sie ist wirklich unbändig, ich verziehe sie," sagte er mit hilfesuchendem Blick, indem er ihr sachte über den Kopf strich. „Das wirft mir Fräulein Wiesner immer vor. Aber wie abhelfen? Ich hoffe nur, sie wird selbst vernünftig, wenn sie einmal erwachsen ist! Geh' jetzt, mein Herz, und spiele noch mit den andern! Du mußt Dich bald genug verabschieden."

Doch davon wollte Emmy nichts hören. „Nein, nein, Sie sehen sich das Spiel noch ein Weilchen an. Setzen Sie sich dorthin — Vilma, Sie unterhalten mir Herrn Thormann, ich muß nur einmal drinnen nach den übrigen sehen!"

Und sie unterhielten sich; der menschenscheue Künstler vergaß ganz seinen Widerwillen gegen elegante Damen, während er mit dieser sprach. Es überraschte sie wohl, daß er mit keiner Silbe des Weihnachtsengels gedachte, sondern anfing, seine Freundin Karoline zu preisen, sie stimmte aber sofort lebhaft zu und versicherte mit soviel Wärme, wie sie sich stets in deren Nähe gehoben und veredelt fühle, daß der wahrhaftige Mann an ihrer Seite sie freundlich ansah.

„Sie leben wohl sehr in der großen Welt?" fragte er etwas zweifelhaft.

„Die große Welt ist schließlich immer eine recht kleine," gab sie lächelnd zur Antwort. „Es ist stets derselbe Menschenkreis, in dem man sich bewegt. Und oft fühlt man deutlich genug, daß man Besseres thun könnte. Allein es liegt bei uns soviel in den Verhältnissen . . . Mama ist eine sehr gesellige Natur, und ich habe nicht die Willenskraft meiner älteren Schwester, die gar nicht ausgehen will."

„Sie haben noch eine Schwester?"

„Eine sehr gelehrte sogar, die viel mehr werth ist als ich unwissendes Menschenkind!" Sie hob voll Schelmerei die Augen zu ihm empor, aber er sah nachdenklich vor sich hin und das erwartete Kompliment blieb aus . . . Ein schwerfälliger Mensch! Schwieriger zu behandeln als die Herren der Gesellschaft, bei denen dies der rechte Ton war! Indessen verfolgte er die durch ihren Anblick erweckten Erinnerungen von neulich und sagte plötzlich ganz unvermittelt:

„Können Sie mir vielleicht sagen, Fräulein, wer damals die Briefe für die Bazarpost geschrieben hat?"

Sie schaute ihn ohne Wimpernzucken an. „Nein, davon weiß ich nichts, ich hatte nur für den Christbaum zu sorgen, und sie thaten sehr geheimnißvoll mit ihrer Postexpedition. Hat man Ihnen auch einen schlechten Witz geschrieben?"

„Das nicht gerade," erwiderte er langsam in ruhigem Tone. Sie wartete auf mehr, es kam jedoch nichts nach; dieser ungelenke Mensch besaß die Kunst des Schweigens offenbar als Naturgabe. Aus dem Nebenzimmer erschienen nun die andern, Hofmann richtete die dritte eindringliche Mahnung zum Gehen an seine Söhne, ohne mehr Beachtung zu finden als mit den beiden ersten. Aber zu seinem Glück wurde jetzt das Aufbrechen allgemein, man lief hin und her, Emmy stand umdrängt von frohen, dankbaren Kindergesichtern, die Abgehenden machten noch nach Kräften Lärm bis zum Vorplatz hinaus.

Sigrid stürzte herbei. „Papa, Fräulein Vilma hat mich eingeladen, sie hat einen Chinesen, der die Zunge herausstreckt, und Hedy ist auch so lieb mit mir, nicht wahr, ich darf hingehen? Bitte, bitte, Papa!"

„Nun ja . . . versteht sich . . .," kam es in einiger Verlegenheit von seinen Lippen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen," wandte er sich an Vilma, die nebenan im Gespräch mit dem jungen Amerikaner stand. Dieser blickte wüthend auf: war denn der Grauhaarige wieder da, den er schon vorhin so dringend zum Teufel gewünscht hatte? Doch ohne seinen Zornesblick zu bemerken, fuhr Thormann fort: „Natürlich werde ich Sigrid schicken, sie sollte schon lange mehr unter Kinder . . . aber dann erlauben Sie mir wohl auch . . . meine Aufwartung . . ." Das weitere erstarb unter dem Schatten des graublonden Bartgestrüpps.

„Mama wird sich sehr freuen," erwiderte Vilma liebenswürdig. „Sie empfängt jeden Donnerstag Abend von fünf Uhr an."

Ein freundliches Nicken noch, ein Kuß auf Sigrids Stirn, und hinaus war sie, begleitet von Francis, der ungestüm nach ihrem Mantel stürzte und ihn mit unbeschreiblichem Hochgefühl ihr um die feinen Schultern legte.

„Darf ich Sie auch machen meine Aufwartung?" flüsterte er dabei nahe ihrem Ohr.

„Versteht sich —" lachte sie, „und wäre es auch nur, um ein besseres Deutsch sprechen zu lernen! Komm, Hedy! Gute Nacht, Mister Weston!"

Er öffnete die Gangthür und im Abgehen traf ihn ein über die Schulter zurückgesandter Blick, der unsern Francis als den seligsten der Menschen zurückließ.

6.

Es war Donnerstag nach Weihnachten. Frau von Düring erwartete Gesellschaft, und ihr Salon schwamm in dem für zweifelhafte Einrichtungen so wohlthätigen Licht rosiger Lampenschirme. Um ihn zu erreichen, mußte man einen nassen Thorweg und sehr schlechte Treppen passieren; die Damen wohnten in einem Hinterhaus, dessen Lage zwischen ein paar kleinen Gärten übrigens die Möglichkeit gewährte, eine solche Wahl mit großer Vorliebe für Natur zu erklären. Und die Gesellschaft, welche gern die Armuth ihrer Mitglieder anständig umkleidet sieht, nahm die Erklärung an. Es wurde nicht einmal hinter dem Rücken der Witwe darüber gelästert, man kannte den Betrag ihrer kleinen Pension und fand es aller Ehren werth, wie sie mit ihren Mädchen durchzukommen verstand und noch alles Mögliche mitmachte.

Den Verhältnissen entsprach die Einrichtung. Was geschickte Hände zuwege bringen können mit alten Behängen und Teppichen, selbstgetrockneten Makartsträußen und selbstgemachten Papierblumen, das war hier geschehen. Kein Stückchen Möbel ohne schadhafte Stellen, aber alles so geschickt vertheilt, die fadenscheinigen Divans und Sessel in einem klugen Halblicht so zwanglos elegant herumgestellt, daß die Gesammtwirkung eine entschieden günstige war. Selbst die künstlerische Seite fehlte nicht: aus der großen Fundgrube Tirol hatte Frau von Düring letztes Jahr allerhand Dinge mit heimgebracht, die sie in den Sakristeien entlegener Dorfkirchlein aufgetrieben, und welche, von kundiger Hand vertheilt, dem Salon jenen leisen Museumscharakter verliehen, die feinste Blüthe moderner Wohnungseleganz. Da standen rechts und links von einem eisenbeschlagenen Kasten, der den Christbaum trug, wie Wächter zwei lebensgroße holzgeschnitzte und buntbemalte Posaunenengel; aus einer altersschwarzen Chorbank waren verschiedene, ebenso merkwürdige als unbequeme Sitzgelegenheiten gemacht und mit bunten Decken behangen worden. Allerhand verschwärzte Krusten von Heiligenbildern konnten der spanischen Schule angehören, jedenfalls erfüllten sie ihre Aufgabe, große Stücke der schlechten Tapete zuzudecken, ganz ausgezeichnet. Das Bewußtsein, wie „schick und originell" ihr Salon sei, hob Frau von Düring über seine sämmtlichen Mängel hinweg, Vilma in ihrem starken Gefühl für das wirklich Elegante zuckte heimlich die Achseln darüber, und der ernsthaften Paula war er einfach ein Greuel.

Die beiden Schwestern saßen, nach beendigten Vorbereitungen, in Erwartung der Gäste schweigend da. Vilma machte für die Familie überhaupt niemals Aufwand an Liebenswürdigkeit, und Paula hoffte, noch schnell einen Posten lateinischer Fürwörter zu erledigen, da ihr die eigentliche Arbeitszeit heute genommen war. Ihr über das Buch geneigtes Gesicht hatte nicht entfernt den Liebreiz von Vilmas sonnigen Zügen, jedoch eine klare Ruhe lag auf dieser festen, von braunem Haar schlicht umrahmten Stirn. Wenn sich die dunkelgrauen Augen hoben, so war ihr Blick sicher und prüfend, wohl geeignet, das männliche Verdammungsurtheil hervorzurufen: „Hier herrscht der Verstand über das Gefühl!" Paula kümmerte sich darum nicht, ihre ganze Seele strebte unverwandt einem Ziele zu, und dies hatte mit Gefallenwollen nichts zu schaffen. Sie trug dunkle Farben, während

Vilmas schlanke Figur in einem einfachen aber tadellos sitzenden weißen Wollkleid sich sehr vortheilhaft ausnahm. Dieses wie die gesammte Toilette von Mutter und Schwestern war das Werk ihrer geschickten und fleißigen Hände, allein sie verbarg das gleich einer Schande, und niemand kam in das Hinterstübchen, wo sie sich an der Nähmaschine abmühte, während das Mädchen vorn den Besuchenden „Fräulein ausgegangen" meldete.

„Quis, qui — quid, quod — aliquis, aliqua, aliquid —" murmelte jetzt Paula vernehmlich vor sich hin.

Vilma brach in helles Lachen aus. „Ich würde an Deiner Stelle fortlernen, auch wenn die Leute da sind!"

Paula sah auf. „Das würde ich am allerliebsten thun, statt die Zeit damit zu verlieren, die nichtigen heuchlerischen Reden dieser Menschen anzuhören."

„Oho, nur nicht so von oben herunter! Du bist doch recht froh über die gesellige Stellung, die wir uns und Dir bei diesen Menschen erhalten."

„Unsere Stellung!" Paula lachte bitter auf. „Ich bitte Dich, Vilma, nenne mir das Wort nicht! Mitleidige Duldung, das trifft eher zu . . . Ich sehe ja ein, daß es so weiter gehen muß, um Dir vielleicht eine wirkliche ‚Stellung' zu erringen. Was die meinige betrifft, so will ich sie mir künftig selbst verdanken, will selbständig mein Brot erwerben und nur diejenigen ‚Freunde' nennen, welche diesen Namen verdienen."

Vilma beugte sich über eine blühende Jardinière, die Francis Weston zu Weihnachten geschickt hatte, und sog den Duft ein. „Sehr edel!" sagte sie in demselben ironischen Ton wie vorher. „Nun, da kannst Du gleich heute abend eine vorläufige Auswahl treffen. Es kommen ja verschiedene von Deiner Art; Mama hat Bedürfniß nach Erweiterung ihres Kreises — wir gehen jetzt zu Litteratur und Kunst über."

Paula unterdrückte einen Seufzer — sie kannte das regelmäßig wiederkehrende Symptom „Neue Menschen!" und sie wußte so genau, was stets hinterher folgte — aber ihre Miene hellte sich doch etwas auf, als Vilma jetzt die Erwarteten herzählte: Thormann und Fräulein Wiesner, das Ehepaar Walter, die man sämmtlich noch einmal bestimmt auf heute eingeladen hatte, um ihres Erscheinens sicher zu sein.

„Und Doktor Seiler," fügte sie noch hinzu, „Du weißt doch, der gefeierte Kritiker vom Tageblatt, welcher neulich eine so reizende Schilderung über den Christengel in seinem Bazarbericht brachte."

„Hat er denn hier Besuch gemacht?"

„Natürlich!"

„Ohne daß Ihr ihn aufgefordert habt? . . . O Vilma, Vilma!" brach sie aus, als jene einen Augenblick zögernd schwieg, „hast Du denn gar kein Gefühl für das Entwürdigende eines solchen Lebens? Meinst Du, die andern sehen dieses ewige Haschen und Angeln nicht und verachten es nicht nach Gebühr? Ich möchte vor Scham in die Erde sinken, wenn ich daran denke!"

„Du bist eine lächerliche Pedantin!" rief Vilma zornig. „Was verstehst Du vom geselligen Verkehr —"

„Streitet Ihr schon wieder?" tönte jetzt von der Thür her die Stimme der Mutter, die noch athemlos von der eilig vollendeten Toilette hereinkam. Neben ihren hochgewachsenen Töchtern sah sie auffallend klein und dick aus; ihre starken Formen waren in ein schwarzes Seidenkleid gepreßt, auf dem dünngewordenen Scheitel saß ein kleines Häubchen. Die Gesichtszüge mochten einst hübsch gewesen sein, jetzt waren sie roth und aufgequollen — die ganze Persönlichkeit machte den unerfreulichen Eindruck des Alterns ohne Würde.

„Nein, es ist doch schrecklich," fuhr sie jammernd fort, „daß Ihr auch nie Frieden halten könnt, Du hast sie gewiß wieder gereizt, Paula, mit Deinen überspannten Redensarten, Du fängst ja allemal an. Ich kann wohl sagen, Du bist der Kummer meines Lebens —"

Paula senkte die Augen und hörte ohne ein Wort der Erwiderung den weiterrauschenden Redestrom an. Plötzlich ging draußen die Klingel, die Vorwürfe verstummten jäh und lächelnde Freundlichkeit legte sich wie Oel auf die Wogen der mütterlichen Aufregung.

(Fortsetzung folgt.)

Musik und Elektricität.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Georg Buß.**

In einer Zeit, in welcher die Elektricität von Jahr zu Jahr neue Verwendung für die verschiedensten Zwecke findet, in welcher der Phonograph die menschliche Stimme wiedergiebt und das Telephon dieselbe auf einige hundert Kilometer fortpflanzt, erscheint die Anwendung elektrischer Kraft für die Zwecke der Tonkunst sehr natürlich. Das ist nicht etwa so zu verstehen, daß die Elektricität einfach als Mittel benutzt wird, um bei Tastaturinstrumenten an Stelle der menschlichen Hand die Tasten niederzudrücken — eine solche Anwendung, welche thatsächlich schon längst geschehen ist, ergiebt nichts weiter wie einen Leierkasten, der sein Stück abspielt, ohne daß die menschliche Empfindung, die nur in den Anschlag mittels der Hand hineinzuströmen vermag, zu ihrem Rechte gelangt. Nein, es handelt sich um die Erzeugung der Töne durch unmittelbare Einwirkung der Elektricität auf die Saiten, wobei für die Hand der Druck auf die Tasten gewahrt und es mithin der menschlichen Empfindung unbenommen bleibt, sich im Spiel in reichstem Maße zu äußern.

Eine solche Erfindung liegt vor in dem „elektrophonischen Klavier" des Dr. Richard Eisenmann, eines Berliner Rechtsanwalts. Dem Erfinder ist schon vor längerer Zeit ein Patent ertheilt worden auf „eine elektromagnetische Mechanik an Flügeln und Pianinos zur Verlängerung einzelner Töne, sowie zur Nachahmung anderer Instrumente". Auf einem von Hagspiel in Dresden gebauten Flügel angebracht, wurde diese Erfindung auf der elektrotechnischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. vorgeführt, und der Zudrang des Publikums zu dem Instrument bewies am besten, welches Aufsehen diese neue Verwendung der Elektricität in den weitesten Kreisen erregt.

Der Gedanke, ein Tastaturinstrument zu erfinden, an welchem man jeden Ton nach Belieben fortdauern und durch mehr oder weniger Druck auf die Tasten anschwellen bezw. abnehmen lassen kann, ist allerdings nicht mehr neu. Unter den älteren Versuchen ist besonders jener bemerkenswerth, welchen Dr. Florens Friedrich Chladni, der Begründer der Akustik als Wissenschaft und seltsamerweise von Beruf ebenfalls Jurist, im Jahre 1800, allerdings auf völlig anderem Wege und ohne Elektricität, angestellt hat und welcher zum Bau seines Klaviercylinders führte — eines auf Reibung beruhenden Instruments, dessen Hauptbestandtheile ein wagrecht gelagerter Glas- oder Zinkcylinder, abgestimmte Metallstreifen und eine Tastatur bildeten.

Mit diesem Klaviercylinder konnte bereits der Ton vom pianissimo zum fortissimo gesteigert und in beliebiger Stärke festgehalten werden, wenn die Metallstreifen mittels der Tasten gegen den in schnelle Drehung versetzten Glas- oder Zinkcylinder gepreßt wurden, so daß Reibung entstand.

Chladni mag zu dieser Erfindung durch das von Benjamin Franklin erfundene Glasharmonium veranlaßt worden sein, das im wesentlichen aus einem drehbaren Kegel bestand, der aus ineinandergeschobenen und abgestimmten Gläsern zusammengesetzt war und auf welchem in der Weise gespielt wurde, daß während seiner Drehung mit angefeuchteten Fingern fester oder loser gegen die Oberfläche der einzelnen Gläser gedrückt und jedes derselben zum Tönen gebracht wurde.

Auch bei diesem wundervoll klingenden Reibungsinstrument, für welches sich die Gesellschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebhaft begeisterte und welchem insbesondere Jean Paul die größte Verehrung entgegentrug, kann der Ton zum Anschwellen gebracht und beliebig lange gehalten werden. Das Klavier dagegen, das Pianoforte und der Flügel, wie überhaupt alle Instrumente, auf welchen der Klang nicht durch Reibung, sondern durch Anschlag hervorgebracht wird, besitzen jene Eigenschaft nicht, so daß man Bindungen, synkopirte Noten und lange Aushaltungen, bei welchen die Töne nach dem ersten Angeben an Stärke zunehmen oder mit gleicher Stärke fortdauern sollen, nicht auf denselben vortragen kann. Erinnert sei nur an die Schwierigkeit, welche es kostet, im Schlußsatze von Robert Schumanns „Papillons" (op. 2) das tiefe d sechsundzwanzig Takte hindurch zu halten.

Mit der Eisenmannschen Erfindung ist jene schwierige Aufgabe gelöst.

In seiner Lehre von den Tonempfindungen beschreibt Helmholtz das berühmte Experiment, die Vokale der menschlichen Stimme durch eine Anzahl von Stimmgabeln nachzuahmen, welche durch Elektromagnete in Schwingungen gesetzt werden. Dadurch kam Dr. Eisenmann auf den Gedanken, Elektromagnete mit intermittierendem Strom als Erzeuger der Schwingungen für die Saiten des Flügels und Klaviers zu verwenden, um diese Instrumente gesangreicher zu machen und das Anschwellen und Halten der Töne zu ermöglichen. Demgemäß ist über jeder Saite ein kleiner Hufeisenelektromagnet in geringer Entfernung angeordnet. Alle diese Elektromagnete sind befestigt an einer quer über die Saiten laufenden Leiste. Das eine Drahtende aller Elektromagnete ist an eine gemeinsame Metallschiene gelegt, welche durch den Druck auf ein Pedal mit dem einen Pol einer galvanischen Batterie verbunden wird, deren anderer Pol mit Stromunterbrechern in Verbindung steht. Das zweite

Drahtende eines jeden Elektromagneten führt zu je einer Metallfeder, welche durch das Anschlagen der Taste die Schließung der Batterie, unter gleichzeitiger Einschaltung der Stromunterbrecher, herbeiführt.

Jene Stromunterbrecher, als welche der Erfinder anfänglich Stimmgabeln, dann aber mit vortrefflichem Erfolge Mikrophone verwendet hat, sind nothwendig, damit die Saiten an dem Elektromagneten unter der Einwirkung des Stromes nicht haften bleiben, sondern wieder abgestoßen werden. Das eingestrichene a schwingt in der Sekunde 440, das zweigestrichene a 880 und das dreigestrichene a 1760 mal. Wird das dreigestrichene a angeschlagen, so muß also der Strom 1760 mal unterbrochen werden.

In dem Augenblicke, wo nun das vorerwähnte Pedal niedergedrückt und eine Taste angeschlagen wird, fließt ein Strom durch die Umwindungen des zugehörigen Elektromagneten und durch die Mikrophone; diese unterbrechen den Strom ebenso oft, wie die Saite Schwingungen macht, und dieser schwingende Zustand der Saite kann solange angehalten werden, als die Taste niedergehalten wird: so klingt der Ton in gleichmäßiger Stärke beliebig lange fort. Drückt man die Taste nur mäßig nieder, fließt also weniger Strom zu den Elektromagneten, so tönt die Saite leise, um aber stärker und stärker anzuschwellen, je tiefer die Taste herabgedrückt wird und je kräftiger der Strom wirkt.

Die Mikrophone ruhen auf einem dünnen Brettchen über den Saiten; sie könnten aber ebenso gut unmittelbar auf oder unter dem Resonanzboden angebracht werden.

Werden nun zwei oder mehrere Tasten angeschlagen, so theilt sich der Batteriestrom in ebenso viele Zweigströme, welche durch die zu den betreffenden Saiten gehörigen Elektromagnete und Stromunterbrecher fließen und daher nach dem Verhältniß ihrer Verzweigung schwächer werden. Dementsprechend wird auch die Wirkung der Elektromagnete auf die Saiten schwächer und die Tonstärke geringer sein. Um aber beim Anschlagen von Accorden eine unverminderte Tonstärke zu erhalten, ist noch ein besonderes Pedal angebracht, welches beim Niederdrücken die Leiste mit den Elektromagneten den Saiten nähert. Schon eine geringe Annäherung der Elektromagnete an die Saiten genügt, um die Wirkung der ersteren erheblich zu verstärken, da die Anziehungskraft der Elektromagnete im quadratischen Verhältniß zur Entfernung von den Saiten wächst.

Bei der Vorführung der Erfindung in Frankfurt zeigte sich, daß die musikalische Wirkung des elektrophonischen Klaviers eine ganz eigenartige ist. Die gewöhnliche Klangfarbe des Klaviers ist völlig verändert, so daß eigentlich die Bezeichnung als elektrophonisches „Klavier" nicht ganz zutreffend ist. In den höheren Lagen klingen die Töne ähnlich denen einer vom Winde bewegten Aeolsharfe, in den Mittellagen ähnlich jenen des Cellos und in den tieferen Lagen ähnlich jenen der Orgel und des Harmoniums. Die Vereinigung dieser verschiedenfarbigen Klänge des Instruments ergiebt eine eigenartige, reizvolle Harmonie.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß gleichzeitig elektrisch und mit dem gewöhnlichen Hammerwerk, also gemischt gespielt werden kann. Ebenso ist es möglich, den ganzen elektrischen Apparat völlig außer Thätigkeit zu setzen und einfach wie bisher zu spielen. Auch ist der Apparat an jedem beliebigen Flügel oder Pianino anzubringen; erforderlich sind nur die Elektromagnete, die Mikrophone und eine Batterie von mehreren Elementen, welche aber fortfällt, sofern Anschluß an eine elektrische Leitung vorhanden ist.

Was dem Erfinder bei dem elektrophonischen Klavier noch zu thun übrig bleibt, das ist, die Stärke und Modulationsfähigkeit der Töne zu steigern und zu ermöglichen, daß der Spieler den Klangkörper noch mehr wie jetzt beherrschen und seine Empfindung nachdrücklicher in denselben übertragen kann. Aber es steht zu erwarten, daß auch nach diesen Richtungen in kurzem Fortschritte erzielt werden, welche das Instrument zu einem nach unsern Begriffen denkbar vollkommenen erheben.

Jedenfalls handelt es sich um die geniale Lösung eines Problems, welche auf musikalischem Gebiete die bedeutsamsten Nachwirkungen erzeugen dürfte. Zwar behaupten viele, daß unsere gegenwärtigen Flügel und Pianinos das Ausgezeichnetste leisten. Allein dasselbe glaubten auch zu Anfang dieses Jahrhunderts Beethoven und die berühmte Firma Broadwood zu London von den ihrigen. Damals schrieb Beethoven in einem vom 3. Februar 1818 datierten Briefe an jene Firma, daß der ihm geschenkte kostbare Flügel vollkommen sei und ihn zu neuen Inspirationen begeistern werde. Noch jetzt wird jener wenig bekannte Brief von der Firma als ein heiliges Vermächtniß aufbewahrt. Und in unseren Tagen hat sich Hans von Bülow veranlaßt gefunden, in seiner Cottaschen Beethoven-Ausgabe eine Stelle in der As-dur-Sonate (opus 110) umzukomponieren, weil dieselbe nur in Rücksicht auf Beethovens unzureichendes Instrument in solcher verbesserungsbedürftigen Weise habe entstehen können.

Man ersieht aus diesem Beispiele am besten, daß anscheinend Vollkommenes immer durch noch Vollkommeneres ersetzt wird und daß auch auf dem Gebiete der Tastaturinstrumente kein Stillstand stattfinden kann. Fortschritt ist auch auf diesem Felde der Arbeit die einzig gültige Losung.

Neunzig Jahre Männermode.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Cornelius Gurlitt.** Mit Zeichnungen von **O. Heyffert.**

II.

Unzweifelhaft soll durch die Kleidung der Welt über das Wesen des Trägers Aufschluß gegeben werden. Wenn jemand einen Schlapphut, einen flatternden Schlips, eine Sammetjacke und einen Radmantel trägt, so will er der Welt nicht nur sagen: „Ich gehöre dem Stand der Künstler an!" sondern auch: „Ich bin ein genialer Mensch!" Und der eng anliegende Gehrock, der hohe steife Kragen, der sorgfältig gebügelte Cylinder, die Beinkleider mit Stegen sollen nicht nur von dem Reichthum des Besitzers, sondern auch davon Kunde geben, daß er ein ordentlicher Mann sei, ein solcher, der sich seinen Vorgesetzten und der Mitwelt durch Sorgfalt empfiehlt.

„Kleider machen Leute!" sagt das Sprichwort — aber das ist nicht in allen Fällen richtig. Man erkennt auch am Kleid den Charakter des Mannes, denn die Leute machen die Kleider. In genau demselben Anzuge wird der über das Maß des gewöhnlichen Lebens hinausstrebende Künstler anders aussehen als der pflichttreue, in der Einordnung seiner Person in das öffentliche Leben sein Ziel erblickende Beamte! Jener bildet das Kleid nach seiner Individualität durch das bloße Tragen um, dieser trägt sich, wie es das Kleid verlangt.

Die Absicht, etwas durch den Anzug darzustellen, hat wesentlich auf unser modernes Herrengewand Einfluß gehabt. Denn dieses ist unverkennbar eine Nachbildung dessen, was man vor hundert Jahren ein Wertherkostüm nannte. Goethes Werther, der zum Inbegriff der thränenreichen und nervenschwachen Empfindsamkeit wurde, trug eine Kleidung, welche noch heute nicht eben sehr auffallen würde, welche jedenfalls keine der heutigen Mode wesentlich fremde Form hat, außer daß ihr der gesteifte Hemdkragen fehlte. Er trug einen Cylinder, einen Frack, eine Weste, enge Reithosen, hohe Stiefel. Der Frack war farbig — wir kennen nur den schwarzen und auf gewissen Jagden den englischen rothen Frack. Das ist aber auch der einzige grundsätzliche Unterschied in der Kleidung, wenn man dazu nicht rechnen will, daß die hohen Stiefel heute

nur noch unmittelbar zum Zweck des Reitens angelegt zu werden pflegen.

Es iſt eine nicht ganz einfache Frage, warum denn dieſes knappe Reitergewand gerade von dem empfindſamen Helden des Goetheſchen Romans gewählt wurde. Sie wird aber alsbald geklärt, wenn man erfährt, daß dieſe Kleidung in Paris à l'anglaise genannt wurde. Und die Geſchichte der Kleidungsart beſtätigt dies: es beginnt mit dieſem Anzug der vorwiegende Einfluß des bürgerlichen, freiheitlichen und empfindſamen Englands auf die Modenentwicklung.

Schon der Hut bekundet dies; er hat eine lange Geſchichte: denn der Vater unſeres Cylinders iſt der ſtarke Filzhut aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Damals diente ſeine ſchwere Krempe zur Sicherung gegen Schwerthiebe. Später wurde ſie erſt an einer, dann an zwei und drei Seiten aufgekrempt und als Dreiſpitz die Kopfbedeckung der Heere. Die Puritaner Englands und ihre Geiſtesverwandten in Holland, jene Leute, welche auf allen äußeren Tand verzichteten und in dunkeln Farben das ihnen allein anſtändige Kleid finden zu können glaubten, ſie ſcheuten ſich, die Krempen keck aufzubiegen, ſie trugen auf den „Rundköpfen", den kurz verſchnittenen, perückenloſen Häuptern, den abſichtlich häßlichen hohen Hut. Er ging von England nach Amerika über und wurde die Kopfbedeckung der Freiheitskämpfer der Vereinigten Staaten. Dadurch wurde er zu einem der Sturmzeichen der politiſchen Revolution in Frankreich wie der litterariſchen in Deutſchland. Nicht nur Werther, ſondern auch Camille Desmoulins trug ihn.

Auch in anderer Beziehung war das Wertherkoſtüm das der jungen Geiſtesrichtung. Es war das des Reiters, des in freier Luft ſich Bewegenden, alſo des naturliebenden, einfachen und natürlichen Menſchen, während das andere Gewand, jenes mit Schuhen und Strümpfen, Galanteriedegen und offener, mit dem Jabot geſchmückter Weſte, das Kleid der Salons, der vornehmen Welt, der überfeinerten und entſittlichten franzöſiſchen Geſellſchaft war. Wie in der braunen Sammetjacke des Künſtlers ſelbſt etwas Genialiſches nicht liegt, ſondern nur in der Gewohnheit, dieſes noch aus den Tagen der Befreiungskriege ſtammende Kleidungsſtück für ein Zeichen der Loslöſung vom allzu ſtrengen Zwang der geſelligen Sitte zu halten, ſo war das Wertherkoſtüm in ſeiner Knappheit und vermeintlichen Natürlichkeit das eigentliche Zeichen der Ideen Addiſons, Swifts, Rouſſeaus und Montesquieus. Im Wertherkoſtüm ging man vom Klaſſizismus zur Naturſchwärmerei, von Homer zu Oſſian über, von der Ueberfeinerung und der in dieſer lebenden Dürre zur Natur und zu hingebendem Gefühlsleben. Der einzelne Träger war ſich dieſer kulturgeſchichtlichen That ſicher nicht bewußt. Aber der Geiſt der Zeit wirkte trotzdem in der Kleidung wie in jedem Werke aus Menſchenhand.

Die franzöſiſche Revolution hatte die engliſche Sitte in ihrer Weiſe abgeändert, indem ſie die Kniehoſen zum engliſchen Frack hinzufügte. Sie ſchuf keinen neuen Kleidertypus, ſondern nur eine ſchrullenhafte Verbindung und Verunſtaltung der beiden alten. Das Kinn verſchwand vollſtändig in einer hohen Binde aus feinem Batiſt, die bis an die Backenknochen reichte, die Weſte und der Frack bedeckten kaum den Magen, während die Schöße endlos lang herab reichten, die Hoſe begann an der Bruſt und endete über dem Knie: es war die Zeit der „Merveilleux" und „Incroyables". Denn „Wunderbare" oder „Unglaubliche" nannte man die Stutzer jener Zeit, Leute, die ein für den Verſtändigen unmöglich ſcheinendes Gewand liebten. Sie ahmten das hochgeſchnürte Gewand der Frauen nach, bei dem auch aller Schmuck auf Bruſt, Hals und Kopf vereinigt war. Der Welt blieb als dauerndes Angebinde dieſer Modenausſchweifung das Halstuch, jene hohe Binde, die ſie erſt in den ſiebziger Jahren für den Civilſtand los wurde. Noch heute tragen ſie in veränderter Form unſer Heer und der preußiſche Geheimrath. Es ſcheint, als könne die Welt nicht vergeſſen, eine wie kitzlige Stelle des Körpers in der Zeit der Schreckensherrſchaft der Hals war, und als müſſe ſich der vorſichtige Beamte heute noch durch Tücher vor den Unannehmlichkeiten des Fallbeils ſchützen.

Jenes Koſtüm der Merveilleux und Incroyables war alſo der Widerpart gegen die Schreckenszeit, das Kleid ihrer republikaniſchen Ueberwinder. Es ſollte nach den Tagen der Gleichheit das Recht der Eigenart darſtellen. Die junge männliche Welt kehrte zu den hellen fröhlichen Farben zurück, welche ſonſt den Hof beherrſcht hatten. „Man giebt," ſagt ein Modeblatt jener Zeit, „nicht nur in den Geſinnungen und Grundſätzen, ſondern ſogar in den Pelzmützen dem Hellen den Vorzug vor dem Dunkeln."

Die Halsbinde war aus geblümtem Muſſelin, die Weſte aus weißem Kaſchmir oder Manchеſter; der ſeidene Rock war in lila und grün „gegittert" und hatte zwei Kragen, einen hochaufſtehenden und einen umgeklappten, beide aus grünem Sammet; die Beinkleider waren aus rothem Kaſchmir, „ungariſch", ſehr eng, die Stiefel à la Suwarow, alſo nach ruſſiſchem Vorbild mit „bottes collantes", das heißt engen, gelb gefirnißten Umſchlägen und mit kleinen Sporen; ein „Buſenſtreif" drang mit ſeinem Gefältel aus der bunt eingefaßten Weſte hervor, aus deren Taſchen mächtige „Parade-Petſchafte" niederhingen.

Dazu kam der Tituskopf, deſſen Natur ſchon wieder zu völliger Unnatur geworden war: „Vor zehn Jahren," ſagt ein Bericht von 1800, „hätte ein Mädchen einen Bräutigam mit einer Perücke ausgeſchlagen, jetzt ſind die Perückenköpfe wieder in Mode!"

Und zwar gehörte der Backenbart mit zu dieſer Mode, die es liebte, das Kopfhaar blond, den Bart aber ſchwarz zu tragen. Die Haarbeutel, das Pudern kamen an den Höfen wieder auf, ſelbſt Napoleon ordnete es für ſeine Hofbeamten an.

Damals erfand man auch den niedrigen ſteifen Hut, der jetzt ſo viel getragen wird. Das Modejournal, welches ihn zuerſt darſtellt, thut dies nicht, ohne ihn eine Karikatur zu nennen und ihn dem Gelächter preiszugeben. Ich ſah mit ſtiller Wehmuth die hübſchen Formen, welche dieſer Hut anfangs erhielt, ehe er in die allerabſcheulichſte, die kugelrunde von heute, gepreßt wurde.

So trugen ſich die „Elegants" des beginnenden Jahrhunderts, indem ſie ſcheinbar alle Thorheiten der alten Zeit auf die neue zu häufen bemüht waren. Aber ſchnell verging die Ausſchweifung. Napoleon legte ihr ſelbſt Zügel an, ſeit er Kaiſer geworden war. Schon 1810 war der völlige Katzenjammer da, man erkannte, daß man „vor dem Götzen des Ungeſchmackes die Kniee gebeugt habe", und kehrte zur Natur, zum Wertherkoſtüm zurück, an dem nun allerlei kleine Wandlungen vorzunehmen die ganze Aufgabe der Mode wurde.

Als die wichtigſte Frage erſcheint die Geſtaltung des Beinkleides. Man unterſchied damals „Hoſen" und „Pantalons", und zwar verſtand man unter erſteren das, was wir heute „Kniehoſe" nennen würden, unter „Pantalon" ein die ganze Länge des Beines umfaſſendes Kleidungsſtück. Im Mittelhochdeutſchen heißt die Kniehoſe „Bruoch", während unter Hoſe urſprünglich und zum Beiſpiel in Weſtfalen heute noch das verſtanden wird, was wir jetzt Strumpf nennen. Daher ſpricht man jetzt noch wie von einem Paar Strümpfen auch von einem Paar Hoſen und verſtand noch im 17. Jahrhundert unter dem Witzwort der „Partei mit den langen Hoſen" nicht etwa die Männer, ſondern die Frauen. Die Hoſe war alſo ein ſchlauchförmiges Ding; als ſolches erſcheint ſie noch im Wort „Windhoſe"; daher iſt ferner der „Hoſier" in England immer noch der Strumpfhändler. Dann erſt wurde durch das „Hoſenbändel" Bruoch und Hoſe feſter aneinander geknüpft und ging der letztere Name auf beide Theile über, ja blieb endlich auf der Kniehoſe, dem alten Bruoch, ſitzen. Als um 1800 die Deutſchen für ein Kleid von ganzer Beinlänge keinen Namen mehr wußten, begnügten ſie ſich mit dem aus dem Franzöſiſchen angenommenen „Pantalon". Dies wieder iſt ein Spottwort, welches von Pantalone, dem Narren der italieniſchen Poſſe, abſtammt, der lächerlich lange und weite ſchlauchartige Beinkleider trug. Von da wurde es auf das Beinkleid des 19. Jahrhunderts übertragen, welches ſeiner Form nach mit Fug und Recht Hoſe genannt werden kann.

Anfangs wurde dieses ganz eng, sorgfältig nach den Formen des Beins zugeschnitten, erhielt aber am unteren Ende seitlich einen zuzuknöpfenden Schlitz, damit es über den Fuß gezogen werden konnte. Gelber Nankin war der bevorzugte Stoff dieses Kleidungsstückes. Dieser Anzug war sehr leicht und zierlich; er paßte sowohl für die Schuhe als für die langen noch beliebten Stiefel. Vielfach trug man auch Gamaschen, die über Schuh und Strumpf geknöpft wurden. Bis in die zwanziger Jahre hinein ging man selbst auf Bälle in hohen Stiefeln, die vielfach reich verziert wurden, am oberen Abschlusse Posamenten und Quasten zeigten, umgeschlagen und verbrämt waren. Die Aerzte wendeten sich gegen sie, weil man sich beim Ausziehen erkälte, ferner weil ihre große Wärme Blutandrang zum Kopf, „Kriebeln" an den Füßen, endlich Kopfweh und Schlagfluß verursache. Aber noch heute leben sie weiter, wenn auch heimlich, unter weiten Hosen getragen, als Schaftstiefel.

Die Knöpfe, mit welchen man die Beinkleider am Knöchel schloß, führte man vielfach in einer langen Reihe längs der Naht empor, als wenn das ganze Beinkleid seitlich sich öffnete. Die Lützowsche Freischar trug z. B. solche Knopfreihen. Aber mehr und mehr kam man dazu, die Hosen in weiteren Maßen zuzuschneiden, so daß sie bald um die Waden des Trägers flatterten. Anfangs reichten sie nicht bis auf den Fuß, sie zeigten noch den Strumpf und den Halbschuh; dann nach den Befreiungskriegen kamen die russischen „Pantalons" auf, die zwar über dem Knöchel gebunden wurden, aber so weit und lang zugeschnitten waren, daß ihre Bauschen bis auf den Boden fielen. Weiche Stiefel in Kastor oder Juchten gehörten zu dieser Tracht. In den zwanziger Jahren hat das Beinkleid endlich die Gestalt erlangt, die es im wesentlichen noch heute besitzt: es ist ein vom Schneider aus starkem Tuch gefertigtes, von der Taille bis auf den Stiefel reichendes, häufig an diesem durch Stege befestigtes Gewand. Ob nun wie in den zwanziger, vierziger und sechziger Jahren oben am Bund Einnäher gemacht werden, damit der Träger an den Hüften breit aussehe, oder ob die Beinkleider an den Knieen eng und unten weit erscheinen, wie sie Jungdeutschland um 1830, der preußische Offizier bis etwa 1880 liebte und die Marine noch heute trägt, ob sie eng sich spannen, damit die Formen des Beines deutlich sichtbar werden, ob sie zu lang gemacht werden, damit sie sich in Falten stauchen, wie es die österreichischen Offiziere lieben, ob sie ballonartig aufgebauscht sind wie in der Blüthezeit der Krinoline, oder gleich weiten Säcken nach dem Vorbild der englischen Lawn-Tennis-Anzüge — das sind so kleine Scherze der Mode, in denen ein ernsterer Sinn kaum zu erkennen ist: es sind die Phantasieblüthen der Schneider und Modejournalzeichner.

1870.

Ich erinnere mich sehr lebhaft des Staunens, als ich, in jungen Jahren zum Hofball eines deutschen Fürsten geladen, auf der Ansage die Bemerkung fand „Anzug: Schuhe und Strümpfe." Ich war zwar Soldat gewesen und hatte die löbliche, weil praktische Einrichtung der leinenen Fußlappen kennengelernt. Wollte der Fürst sich durch jene Bemerkung davor verwahren, daß ein Gast solche in langen Stiefeln trüge? Darauf, daß diese Nachricht nur den Hofbeamten gelte, kam ich erst während des Festes selbst, nachdem ich mit Selbstgefühl mich gekleidet hatte wie zu jedem andern Balle, entschlossen, allen Angriffen auf mein Selbstbestimmungsrecht zu trotzen, falls man von mir Unbilliges fordern sollte. Um sicher zu gehen, hatte ich mir neue Lackstiefeletten gekauft — wenn schon auf das Fußzeug so viel Gewicht gelegt ward!

Noch heute trägt man ja an den Höfen das alte französische Kleid, die enge Kniehose und den bestickten Frack. In der Gesellschaft, deren Kleid nicht von oben geregelt wird, erhielt es sich bloß bis in die dreißiger Jahre. Die hellen Farben verschwanden aber auch hier mehr und mehr. Sie blieben wie überall das Vorrecht der Uniform. Am längsten hielten sie sich an den Westen und an den mächtigen Binden. Lange waren Frack und Beinkleider wenn auch schwarz, so doch noch von Seide, Atlas oder einem gerippten, „Cords" genannten Stoff. Erst seit den vierziger Jahren herrscht das Tuch allgemein, verschwindet das tiefe Blau und Grün, verlieren sich selbst die Goldknöpfe vor dem matten Schwarz des heutigen Gesellschaftsanzuges. Und so war das moderne Ballkostüm fertig!

Die Halsbinden blieben am längsten Versuchsfelder für einschneidendere Neuerungen. Zwar machte das 19. Jahrhundert das Kinn bald wieder frei, aber es blieb dabei, den Hals mächtig zu recken. Man sehe nur alte Uniformen mit ihren unglaublich hohen Kragen und Binden an! Die deutsche Armee trägt sie heute noch, diese Erfindung der Revolutionszeit, wenn auch in gemilderten Abmessungen. Es galt 1823 für eine große Neuerung, als statt der fest geschneiderten, mit Fischbein oder Draht ausgesteiften Binden aus England solche kamen, die man sich selbst anlegen konnte. Hatten sich doch die „Kleinmeister" bisher besondere Leute gehalten, die gleich dem Friseur aufs Zimmer kamen, um die Binde anzulegen oder gegen einen Gulden Lehrgeld eine neue Mode ihrer Kunst zu lehren.

Lange Jahrzehnte ist so den Hals kunstgerecht verbarrikadiert worden. Erst die Nähmaschine hat hier Wandel geschaffen, weil sie die Hemdenmode beeinflußte und an Stelle der „Chemischen", jener Vorhemden, welche sich nur zu oft durch die hinten zwischen den Frackschößen heraushängenden Bändchen peinlich bemerkbar machten, die Hemden mit fester Brust einführte. Jetzt konnte man diese ja auf billige Weise fälteln, so daß es nicht als Luxus erschien, sie mit dem Hemd selbst zur Wäsche zu schicken, man konnte sie steifen, wie man vorher nur die Binde gesteift hatte, jenen wunderbaren Leinwandpanzer schaffen, der heute noch die Männerbrust nach vorne deckt. Erst in den sechziger Jahren wurde es allgemein Sitte, die Kragen an das nun mit dem Hemd vereinigte Vorhemdchen angeknöpft zu tragen, und die Mode begann sich hauptsächlich auf die Gestaltung dieser Leinwandkragen zu werfen, endlich durch den Klappkragen — wenn ich nicht irre, auch in den sechziger Jahren — den Hals der großen Mehrzahl der Männer wieder befreiend. Byron freilich und die deutschen Idealisten hatten diese Tracht schon vierzig Jahre früher anzubahnen gesucht. Mit dem Stehkragen trat an Stelle der Binde der Schlips, wieder, wie der Name sagt (von slip, Knoten), eine englische Erfindung, ursprünglich jenes geknotete Tuch, welches die Seeleute tragen, später ein schmaler bandartiger Streifen, endlich eine vom Fabrikanten mit allerhand „Mechanique" zum Anschnallen ausgestattete Schleife. Der Klappkragen ist leider, wie es scheint, wieder im Verschwinden. Als ich mich im vorigen Frühjahr in England aufhielt, mußte ich mir schon Stehkragen kaufen, weil ich nur für solche geeignete Schlipse vorfand. Ein Ladenfräulein in einem nahe dem Hafen von Liverpool gelegenen großen Geschäft fragte mich ohne schelmische Absicht, als ich ihr meine Noth klagte, ob ich aus Australien käme?

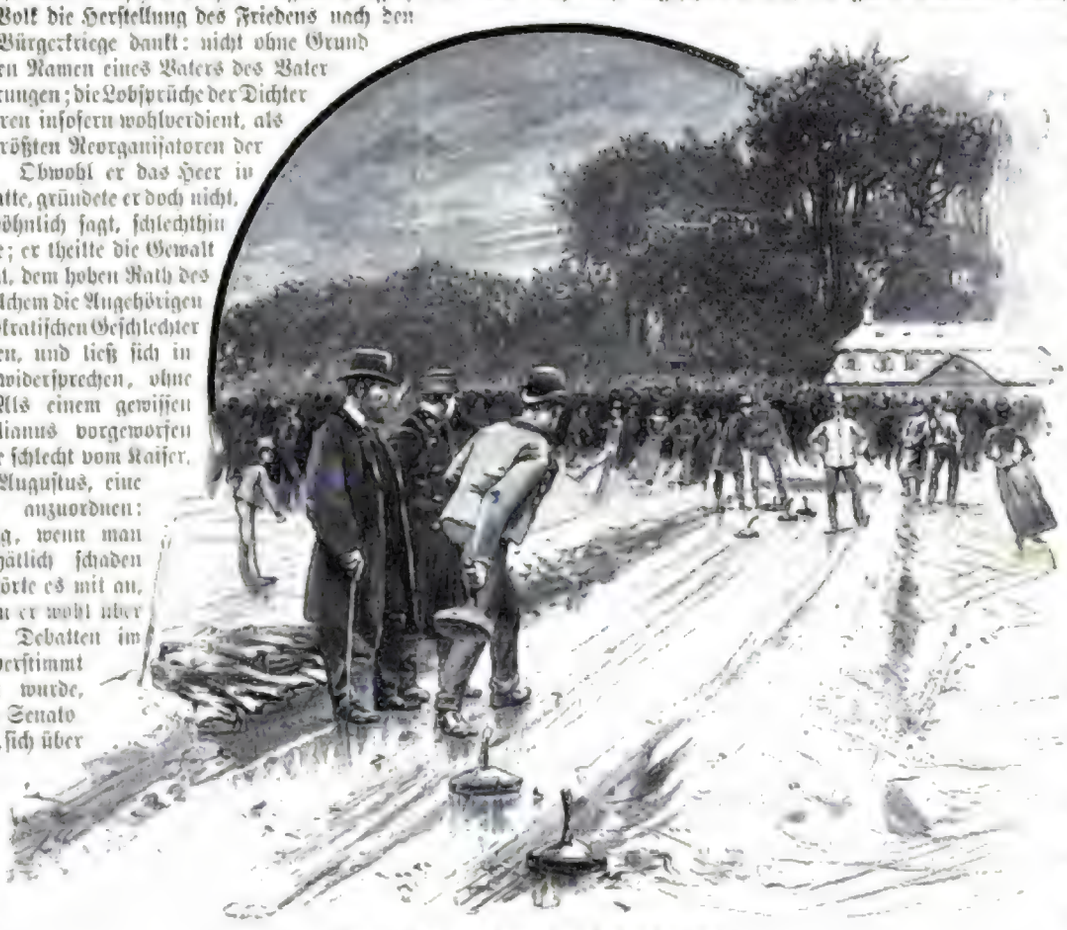
Der Schlips hat sein Gegenstück in der Krawatte, deren Name vielleicht vom englischen craw, Kropf, abstammt.

Beide zusammen haben als verkünstelter Rest des frei geschlungenen Halstuches noch heute das Vorrecht, farbig sein zu dürfen und den kleinen Fleck am Kleide des Mannes darzustellen, an welchem er einen selbständigeren Geschmack bekunden darf — soweit er etwas diesem Entsprechendes in den Läden findet!

Fürſtenworte als Fürſtenſpiegel.

Der griechiſche Geſchichtſchreiber Plutarch ſagt irgendwo einmal, daß es für die Erkenntniß der Geſchichte oft wichtiger ſei, eine bezeichnende Aeußerung eines hervorragenden Mannes zu wiſſen, als in lange Beſchreibungen von Kriegen und Schlachten ſich zu vertiefen; denn aus einer einzigen Aeußerung laſſe ſich oft das ganze Weſen eines ſolchen Mannes abnehmen. Unter dieſem Geſichtspunkt ſtellen wir im Nachfolgenden eine Anzahl von Worten bedeutender Herrſcher zuſammen; nicht bloß zur Nachahmung fordern ſie auf, ſie zeigen auch Abwege, auf die ein Fürſt gerathen kann.

Die Reihe der römiſchen Kaiſer eröffnet Auguſtus, dem das römiſche Volk die Herſtellung des Friedens nach den Greueln der Bürgerkriege dankt: nicht ohne Grund hat es ihm den Namen eines Vaters des Vaterlandes aufgedrungen; die Lobſprüche der Dichter ſeiner Zeit waren inſofern wohlverdient, als er einer der größten Reorganiſatoren der Geſchichte iſt. Obwohl er das Heer in ſeiner Hand hatte, gründete er doch nicht, wie man gewöhnlich ſagt, ſchlechthin die Monarchie; er theilte die Gewalt mit dem Senat, dem hohen Rath des Reiches, in welchem die Angehörigen der alten ariſtokratiſchen Geſchlechter vertreten waren, und ließ ſich in der Debatte widerſprechen, ohne zu zürnen. Als einem gewiſſen Aemilius Aelianus vorgeworfen ward, er denke ſchlecht vom Kaiſer, weigerte ſich Auguſtus, eine Unterſuchung anzuordnen: „Es iſt genug, wenn man uns nicht thätlich ſchaden kann!“ Er hörte es mit an, daß ihm, wenn er wohl über die Hitze der Debatten im Senat ſich verſtimmt zeigte, geſagt wurde, es müſſe den Senatoren frei ſtehen, ſich über die öffentlichen Angelegenheiten unumwunden zu äußern. Der Sitte nachempfahl er ſeine Stiefſöhne und Enkel dem Volke bei den Wahlen zu den Ehrenämtern. „Wählt ſie,“ ſagte er dann, „wenn ſie es verdienen“; niemals ließ er dieſen Zuſatz weg. Bei ſeinem Tode fragte er die ſein Bett umſtehenden Freunde, ob ſie glaubten, daß er ſeine Lebensrolle gut durchgeführt habe; im Sterben wünſchte er, ein gutes Zeugniß über ſich zu erhalten, und die Geſchichte hat es ihm nicht verſagt, wenn wir auch wohl wiſſen, daß ſeine Perſönlichkeit oft in entgegengeſetztem Sinne aufgefaßt worden iſt.



Eisſchießen auf dem Kleinheſſelohe See.
Zeichnung von B. F. Meſſerſchmitt.

Wie oft iſt ſein Stiefſohn und Nachfolger Tiberius als ein Scheuſal ohnegleichen abgeſchildert worden, weil man über ihn nichts hörte als den Klatſch der Hauptſtadt. Für Kammerdiener, ſagte der Marſchall Catinat und nach ihm Hegel, giebt es keine Helden. Aber die große Anklageakte, welche der Geſchichtſchreiber Tacitus über ihn zuſammengeſtellt hat und welche mit der Wirkung eines in ſich geſchloſſenen Kunſtwerks die Seelen der Leſer ergreift — ſie enthält doch auch zahlreiche Dinge, welche ihre eigene Wirkung aufheben.

Als das jenſeitige Spanien beim Senat um die Erlaubniß bat, dem Tiberius und ſeiner Mutter einen Tempel erbauen zu dürfen, da lehnte er es nach des Tacitus eigenem Bericht mit den ſchönen Worten ab! „Die Nachwelt wird meinem Andenken mehr als genug Ehre erweiſen, wenn ſie urtheilt, daß ich meiner Ahnen werth, für euer Wohl beſorgt, ſtandhaft in Gefahr und im Intereſſe des Gemeinweſens nicht furchtſam vor Feindſeligkeiten geweſen ſei. Das ſollen meine Tempel in euren Herzen ſein, das meine Bilder, und zwar ſolche, die dauern werden. Bilder aus Stein werden gleich Gräbern gemieden, wenn das Urtheil der Nachwelt umſchlägt. Ich bitte die Götter, daß ſie mir bis zum Schluß meines Lebens einen maßvollen Sinn erhalten, welcher weiß, was Menſchen und Göttern recht iſt; meine Mitbürger und die Bundesgenoſſen aber bitte ich, daß ſie mir, wenn ich einſt abgeſchieden bin, ein gutes Gedenken bewahren.“ Iſt es möglich, daß ein Fürſt, vor dem alles zu kriechen bereit iſt, ſchöner und würdiger die andern zum Bewußtſein deſſen erweckt, was ihm und was ihnen geziemt?

Als ihn einer mit dominus, Herr, anredete — worin lag, daß er ſeinen Willen den Bürgern wie ſeinen Sklaven auflegen könne — da verbat er es ſich als eine ihm angethane Schmach. Schriften, welche ihn und die Seinen angriffen, ließ er ohne Anſtand verbreiten werden; „denn in einem freien Staate müßten Zunge und Geſinnung frei ſein.“ Gewiß, Tiberius hatte ſeine Schattenſeiten, aber in den wichtigſten Fragen dachte er größer als mancher geprieſene Herrſcher, welcher von der Menge weit über ihn erhoben wird. Je entſchiedener er ſeine Stellung an der Spitze des Staates behauptete, deſto mehr war er davon überzeugt, daß er dieſe Stellung täglich verdienen müſſe; die Kritik, die er nicht verwarf, ſuchte er zu entwaffnen durch ſeine Thaten.

Von den mittelalterlichen deutſchen Herrſchern wollen wir vor allem einen herausgreifen, welcher vorbildlich iſt für die beſten unter ihnen, Karl den Großen. In dem Augenblick, wo der Stand der Gemeinfreien der mächtigen Ausbreitung des Lehnsweſens zu erliegen, von den großen Grundherren abhängig zu werden begann, hat er den Grundſatz aufgeſtellt: „Jeder Grundherr muß ſeine Armen von ſeinen Lehen oder ſeiner eigenen Familie ernähren und darf nicht zugeben, daß ſie anderswohin gehen und betteln.“ Er hat damit die Armen nicht bloß auf die Almoſen verwieſen, ſondern ihnen, wie der Kirchenhiſtoriker Albert Hauck ſagt, ein Recht auf Hilfe gewährt — was das beſagt, das weiß unſer Geſchlecht beſſer als irgend ein früheres.

Das Mittelalter iſt die eigentlich kirchliche Periode der Menſchheit geweſen; es mißt auch den Herrſcher mit dem dadurch

Digitized by Google

gegebenen Maßstab. Wer wollte bestreiten, daß der Schutz der Religion im Interesse der Herrscher wie der Beherrschten gelegen ist; aber selbst derjenige französische König, welcher der Heilige schlechtweg heißt, Ludwig IX., hat begriffen, auf was es dabei ankommt. Er äußerte wohl, es sei besser, aussätzig zu sein als eine Todsünde zu begehen, weil der Aussatz nur den Leib, die Todsünde aber die Seele verderbe; allein diese Frömmigkeit war nicht knechtischer Art. Einst klagten die Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches, daß so viele Leute im Banne der Kirche stürben; der König möge durch seine Statthalter und Vögte anordnen, daß die, welche ein Jahr und einen Tag gebannt seien, sich bei Verlust ihres Vermögens um Absolution durch die Priester bemühen müßten. Darauf antwortete der fromme Monarch: „Das will ich gerne allen denen befehlen, von denen Ihr mir gewiß macht, daß sie unrecht haben; anders aber nicht, da ich sonst gegen Gott und gegen sie mich versündigen würde."

Der König begriff sehr gut, daß die Prälaten ihre eigene Autorität mit der vorgeblichen Rücksicht auf das Ansehen der Kirche Christi decken wollten. Mit fester Hand zerriß er diesen Schleier; wer mit Unrecht gebannt ist, braucht keine Absolution; den Satz: „Die Kirche hat gesprochen, die Sache ist erledigt," läßt er nicht gelten, weil er sich nicht Priestern verantwortlich weiß, sondern Gott.

Ein Zeitgenosse des heiligen Ludwig war Friedrich II., der Hohenstaufe, einer der geistvollsten und gewaltigsten Fürsten des Mittelalters, welcher in vielen Stücken seiner Zeit voraus war. Er schuf in Neapel und Sicilien einen bureaukratisch regierten Staat; inmitten einer Zeit, wo das Lehnswesen noch die Grundlage des staatlichen Lebens war, hat er neue und feste Stützen seiner Macht gefunden. Oft hat man ihn als einen von der Kirche abtrünnigen Ketzer bezeichnet, schon bei seinen Lebzeiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er innerlich freier dachte, als man von dem Manne erwarten sollte, welcher, um den Papst nicht unnöthig zu reizen und schlimmen Verdacht auf sich zu laden, die Einführung der Inquisition in Deutschland geschehen ließ. Ein Anzeichen dieser inneren Loslösung von dem Ueberlieferten und dabei ein lehrreiches und wehmüthiges Bekenntniß von den Schranken, welche Zeit und Menschen auch dem Mächtigsten ziehen, ist sein Wort: „Wer darf im Leben das scheinen, was er ist?"

Die Gestalt Friedrichs II. gehört schon in die Pforten des Uebergangszeitalters vom Mittelalter zur Neuzeit. Die Monarchie dieser neuen Zeit hat die feudale Aristokratie überwältigt welche als der Stand der Kriegsleute und der Grundherren sich zwischen das Königthum und die Masse des Volks hineingeschoben und jahrhundertelang jenem Schach geboten, diese aber ausgesogen hatte. Indem das Königthum die unbeschränkte Gewalt an sich brachte, erlangte es die Möglichkeit, sich der unteren Schichten des Volkes anzunehmen, zu welchen ihm Jahrhunderte hindurch sozusagen der Zugang fast versperrt gewesen war. Der Absolutismus des 17. Jahrhunderts ist deshalb kein Rückschritt in der Geschichte, sondern ein Fortschritt: durch ihn ward die tiefe Kluft einigermaßen ausgefüllt, die zwischen dem Adel und dem Volke gegähnt hatte, und der Gleichheit aller vor dem Gesetze vorgearbeitet. Der Absolutismus war ein Zuchtmeister zur Freiheit. Einer der tüchtigsten Vertreter dieses Absolutismus war Heinrich IV. von Frankreich, mit welchem 1589 das Haus Bourbon auf den Thron gelangte. Er wollte, sagt ein Bericht, überall und in allem König sein; deshalb war auch sein Leben wiederholt von Verschwörungen der Edelleute bedroht, und er ist schließlich unter dem Messer Ravaillacs gefallen, welcher nicht bloß den König als Verräther an der Kirche haßte, weil er dieser die Hugenotten nicht unterworfen habe, sondern auch, was oft übersehen wird, ein früherer Diener des hingerichteten Verschwörers Biron gewesen ist. Dem Volke war Heinrich ein gütiger Vater, von dem das Wort herumgetragen ward: „Ich will, daß am Sonntag jeder Bauer sein Huhn im Topfe habe." Die Leute nannten ihn schlechtweg den „guten König", und Frankreich hat unter ihm nach den Greueln eines dreißigjährigen Religions- und Bürgerkriegs, in welchem über 130000 Häuser niederbrannten, eine Wiederauferstehung gefeiert, gegen welche die nach 1871, so großartig sie war, sich doch wie ein Kinderspiel ausnimmt.

Das Verbrennen von eingezogenen Werthpapieren in Berlin.

Nach einer Zeichnung von W. Zehme.

Unter Heinrichs Enkel, Ludwig XIV., erstieg der französische Absolutismus den Höhepunkt. Es wäre ungerecht, dem König eine gewisse Größe abzusprechen. Macaulay rühmt ihm eine der Haupttugenden eines Herrschers nach, daß er nämlich verstanden habe, die richtigen Männer für jede Aufgabe zu finden, und in der That ist es königlich, die Kräfte des Landes zu überblicken und sie, eine jede an ihrem Orte, in Bewegung zu setzen; auch hat der König Frankreich für Jahrzehnte an die Spitze des Welttheils gebracht. Aber er erstickte durch seine Selbstherrschaft jeden unabhängigen Willen. Es ist bezeichnend dafür, daß der erste Feldherr Frankreichs, der Vicomte de Turenne, 1668 mit der Begründung zum Katholicismus übertrat, es gezieme ihm nicht, eine andere Religion zu haben als der König. Ludwig XIV. soll, als ein Richter die Worte gebrauchte: „Der König und der Staat", ihn unterbrochen und majestätisch ausgerufen haben: „Der Staat, das bin ich," „l'état, c'est moi" —: das will heißen: in meiner Person verkörpert sich das Ganze; wer mir widerstrebt, der widerstrebt dem Ganzen. Dabei bleibt dann freilich nur ein Wille übrig, der oberstes Gesetz für alle anderen ist. Diese Ueberspannung des monarchischen Prinzips führte mit Nothwendigkeit schließlich zum entgegengesetzten Satze, daß, wenn der Staat nicht in einer Person aufgehen, wenn Platz für die anderen sein solle, man mit dem Königthum gründlich aufräumen müsse. Durch sehr erkennbare Zusammenhänge, wenn sie auch nur allmählich in Wirkung getreten sind, hängt die Revolution von 1792 mit all ihren Schrecken zusammen mit dem System Ludwigs XIV.

Der Absolutismus hat auch in Deutschland und Preußen seine geschichtliche Sendung gehabt und vollbracht; es gab auch dort ein feudales, bezw. patrizisches Joch, unter dem die Masse des Volks seufzte. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, fand in Cleve Zustände von schreiender Ungleichheit vor, der Bauer war dreimal härter belastet als der Städter; auch das

Digitized by Google

war eine Erbschaft aus früheren Zeiten, daß zwar das stolze und kraftvolle Bürgerthum sich hinaufgearbeitet hatte, der Bauer aber — namentlich seit dem Aufkommen des römischen Rechts, das jeden zu Bodenzins verpflichteten Mann als hörig ansieht, und seit der gewaltigen Katastrophe des Bauernkriegs — immer tiefer hinabgedrückt ward. Friedrich Wilhelm war sich bewußt, daß er verpflichtet sei, des Volkes sich anzunehmen; er hat einmal seinen Söhnen den Satz als Wahlspruch diktiert: „Ich werde das Regiment so führen, daß ich stets eingedenk bleibe, es sei des Volkes und nicht meine persönliche Sache!" Dem, der diesen Satz zuerst auswendig wisse, hat er sechs Dukaten versprochen. Wer vermöchte zu verkennen, daß in diesen Worten eine andere Art von Absolutismus sich ausspricht als in dem „l'état, c'est moi!" Der Herrscher übt noch die selbstherrliche Gewalt aus; aber er fühlt sich als Beauftragten des Volkes, der Gesammtheit, welche hinter Ludwig XIV. sozusagen verschwunden war. Und was Friedrich Wilhelm fühlte, das hat sein Urenkel Friedrich II., der Große, klar ausgedrückt in seiner Vorrede zum „Anti machiavell", zu dem Werke, in dem er als Kronprinz sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte: „Das Wohl der Völker, die er regiert, muß der Fürst jedem andern Interesse vorziehen. Der Souverän, weit entfernt, der unumschränkte Herr der Völker zu sein, die unter seinem Regiment stehen, ist nur ihr erster Diener" — „le premier domestique". Seine Hauptsorge wendete der König den kleinen Leuten zu. Als Schlesien ihm 1741 huldigte, da durften die Bürgerlichen stehen, während der Adel knieen mußte: Friedrich wollte „le roi des gueux", der „König der Armen" sein.

Man hat diese Art des Despotismus den „aufgeklärten" Despotismus genannt; neben Friedrich dem Großen ist sein Hauptvertreter Joseph II.; ja dieser ist vielleicht der lehrreichste Typus der ganzen Richtung. Wenn irgend ein Fürst es mit seinen Unterthanen gut gemeint hat, so war er es: er hat von sich bezeugt, daß in ihm ein „wahrer Fanatismus für das Staatswohl" wohne, dem er alles opfere. Mit Recht sagt deshalb die Inschrift auf seinem Denkmal zu Wien von ihm: „reipublicae vixit, non diu, sed totus" — „er lebte dem Gemeinwesen, nicht lange, aber ganz." Allein indem Joseph II. die Menschen beglücken wollte, fragte er nichts danach, ob sie seine Maßregeln auch als Beglückung empfänden; den ihm entgegentretenden Widerstand glaubte er zerschmettern zu dürfen, ja zu müssen, um die Bahn zum Guten frei zu machen. „Alles," sagt Ludwig Häusser, „sollte ohne Vorarbeit, im Sturm erreicht werden; die Aufgaben, zu denen in Preußen über ein Jahrhundert und drei hervorragende Regenten nöthig gewesen waren, wollte er mit der Ungeduld des Enthusiasten lösen. In seinem Freisinn und seiner Humanität war ein gut Stück Despotismus und Absolutismus versteckt." Da sich nicht alles im Handumdrehen anders machen ließ, so entstand „ein Mittelzustand zwischen Altem und Neuem, der wegen seiner Unentschiedenheit auch die Besten verstimmte." Joseph II. hatte nach dem Bericht eines Engländers strenge und feste Grundsätze über Gerechtigkeit und Billigkeit, und kein Herrscher konnte ein größerer Feind der Unterdrückung sein. „Es ist jedoch eine gewisse Härte und Steifheit in ihm, welche erst die Reife und die Erfahrung des Alters mildern kann und welche ihn zu schnell und zu oft zu dem Schlusse verleitet: dies ist recht, also soll und muß es sein. Er bedenkt zu wenig, mit welcher außerordentlichen Vorsicht allgemeine Neuerungen eingeführt werden müssen, selbst wenn sie weise sind." Indem Joseph II. neben der Riesenaufgabe einer Modernisierung des österreichischen Staats auch noch die Last eines auswärtigen Krieges auf sich nahm, brach seine Kraft zusammen. Er bleibt der Befreier der Bauern vom Joch der Leibeigenschaft, der Begründer einer wenn auch noch eingeschränkten religiösen Duldung; aber er scheitert mit seinem Versuch, die römische Kirche in Oesterreich zu entwurzeln, alle Provinzen und Völker zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, Slaven und Magyaren zu verdeutschen; er nennt sich kurz vor seinem frühen Tode — er starb im 50. Lebensjahr — den „Unglücklichsten aller Sterblichen". Im Angesichte des Todes war er ruhig in seinem Gewissen; aber ihn kränkte, „daß er durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht habe."

Joseph II. ist ein Beweis dafür, daß der beste Herrscherwille nicht genügt, wenn er nicht von praktischer Weisheit und Kenntniß der Menschen berathen wird. Die Niederländer, welche sich gegen ihn erhoben, haben ihm mit ähnlicher Begründung den Gehorsam aufgesagt wie ihre Vorfahren einst Philipp II.: „Er hat den uns geleisteten Schwur gebrochen; also sind wir auch unseres Eides quitt." Und doch — welch ein Unterschied zwischen dem menschenfreundlichen Joseph II. und dem strengen Despoten Philipp II., welcher nicht einmal dem hohen Adel des Deutschen Reichs einen huldvollen Blick oder eine Verbeugung gönnte! So ist Joseph II. die schlechthin tragische Gestalt unter den aufgeklärten Despoten, die alles für das Volk thun wollten, aber nichts durch das Volk. Die Zeit dieses Regiments war aber schon vor hundert Jahren um, und mit Recht hat Karl Grün im Dezember 1880 in der Allg. Zeitung an das Wort Machiavellis erinnert: „Der Fürst wird glücklich sein, dessen Streben und Handeln mit dem Charakter seiner Zeit übereinstimmt; denjenigen aber wird das Unglück verfolgen, dessen Streben und Handeln mit dem Zeitgeist in Widerspruch ist." Joseph II. war in einem solchen Widerspruch, manchmal weniger nach Seite seiner Absichten, als nach der seiner Mittel; aber seine Mittel wurden seinen Absichten verderblich.

Verus.

Blätter und Blüthen.

Friedrich Harkort. Es ist ein prächtiges Charakterbild, das des „alten Harkort", des wetterharten Westfalen, des unermüdlichen Kämpfers für wirthschaftlichen und sittlichen Fortschritt, das uns aus der Geschichte seines Lebens und seiner Zeit von L. Berger entgegenleuchtet. Den älteren Lesern der „Gartenlaube" ist der „alte Fritz" kein Fremder. Im Jahrgange 1870 und wiederholt ist über ihn berichtet worden. Die jetzt von seinem Schwiegersohne herausgegebene ausgezeichnete Biographie ermöglicht es, die Laufbahn des trefflichen Mannes ins einzelne zu verfolgen; aber nicht bloß das: der Verfasser hat es auch verstanden, für die einzelnen Abschnitte dieses Lebensganges den allgemeinen politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrund in wirkungsvoller Deutlichkeit zu entwerfen und uns so die Bedeutung des Geschilderten erst recht verstehen zu lehren. Nicht versäumen möchten wir, darauf hinzuweisen, daß der Reinertrag aus dem bei Julius Bädeker in Leipzig erschienenen Buche — ganz im Sinne des thatkräftigen Streiters für Schule und Lehrerstand — zur Unterstützung nothleidender Lehrerwitwen bestimmt ist.

Ein „Bahnbrecher der Industrie" wurde Friedrich Harkort zunächst durch seine Maschinenwerkstätte in Wetter. Als sein Vater starb — am 10. Mai 1818 — da blieb nach westfälischem Erbrechte dem ältesten der hinterlassenen sechs Söhne der Stammsitz Harkorten als Majorat, die übrigen fünf sahen sich auf ihre eigene Kraft gestellt. Friedrich betrieb erst kurze Zeit eine Gerberei und übernahm daneben ein Kupferhammerwerk, bald aber überließ er diese Unternehmungen jüngeren Verwandten, die ihn bei der Einrichtung und Führung unterstützt hatten, um sich selbst einem neuen Industriezweige zu widmen, welcher für die gewerbliche Entwicklung Westfalens von höchster Bedeutung zu werden bestimmt war. Er trat in Verbindung mit Heinrich Kamp, einer genial veranlagten Persönlichkeit, welcher für ihre Unternehmungslust ansehnliche Mittel zu Gebot standen. Durch das eifrige Studium englischer technischer Zeitschriften auf die riesige Entwicklung des Maschinenwesens in Großbritannien aufmerksam gemacht, in der Erkenntniß, daß Deutschland sich die gleichen Vortheile zu eigen machen müsse, wenn seine Industrie nicht binnen kurzer Zeit von England vollständig überflügelt werden solle, vereinigten sich beide zur gemeinsamen Anlage einer Maschinenfabrik oder sogenannten „mechanischen Werkstätte".

Kamp sollte die erforderlichen Geldmittel beschaffen, Harkort die Leitung übernehmen. Bei der Suche nach dem geeigneten Ort für das neue Unternehmen kam man, da das Augenmerk vorzugsweise auf die Herstellung von Dampfmaschinen gerichtet war, nothwendig auf den Industriebezirk an der Ruhr, dessen bedeutender Bergbau nicht nur die gute Aussicht auf Absatz solcher Motoren, sondern auch den Vorzug billigen Bezugs von Eisen und Kohlen darbot. Die Wahl fiel schließlich auf die alte Burg in Wetter, die, vom Fiskus zum Verkaufe gestellt, im Jahre 1818 von den beiden Theilhabern der neuen Firma Harkort und Comp. erworben wurde. In demselben Jahre noch führte Harkort seine Braut heim, mit der er sich einst, 1813, am Vorabend der Befreiungskriege verlobt hatte, dann segelte er im folgenden Jahre, über die unzähligen Bedenken zaghafter Verwandten und Freunde sich hinwegsetzend, nach England, um von dort Sachverständige und Arbeiter herüberzuholen.

Das war freilich keine leichte Sache. Tüchtige Leute waren nur durch hohe Gehälter zu bewegen, die Heimath zu verlassen, die Zahl der anständigen Männer, die Harkort folgten, war darum nur klein, und er mußte, aus der Noth eine Tugend machend, auch solche annehmen, denen der Aufenthalt in ihrem Vaterlande aus irgend welchen Gründen schwül geworden war, wenn sie nur Kenntniß der Maschinenarbeit besaßen. „Ich habe damals verschiedene meiner Engländer," pflegte er in späteren Jahren zu äußern, „sozusagen vom Galgen herunterschneiden müssen, nur um überhaupt welche zu bekommen."

Und auch zu Hause waren die Schwierigkeiten groß. „Der Uebermuth und die Völlerei der Ausländer," berichtet Harkort in seiner „Geschichte von Wetter", „Mangel an passenden Materialien und guten Wegen, die Unerfahrenheit der hiesigen Arbeiter — all dies führte eine Menge Uebelstände herbei, welche man heute nicht mehr kennt. Allein durch Beharrlichkeit behauptete sich die neue Industrie. Sie hat die alte feudale Burg erobert und in ihr einen bleibenden Sitz aufgeschlagen, in welchem Eisen und Stahl in die mächtigsten Waffen des Gewerbfleißes umgeschaffen werden."

Nach siegreicher Schlacht. (Zu dem Bilde S. 73.) Dem Sieger öffentlich den Kranz zu reichen, ist der Frau des Morgenlandes untersagt, aber der Orientale legt ebenso gern als der Abendländer die erbeuteten Trophäen einer geliebten Frau zu Füßen und erzählt stolz und freudig seine Thaten. So steht hier in dem säulengetragenen reichgeschmückten Gemach der junge Mamelukenbey Ali, der Sieger über die räuberischen Nomadenstämme der Wüste. Einen Theil der erbeuteten Waffen hat er in den Harem bringen lassen, unter Fatmes Augen, die seit kurzer Zeit hier als Alleinherrscherin gebietet. Er hoffte auf einen entzückten Willkommgruß — und sieht sich getäuscht. Stumm hingestreckt ruht die Schöne auf ihrem von reichen Decken verhüllten Lager und hört mit unbewegter Miene Alis Schlachtbericht an. Ist sie selbst eine Tochter des Stammes, dessen Männer und Jünglinge er hingeschlachtet hat, oder fühlt sie überhaupt Abneigung vor dem stolzen herrischen Aegypter, der sie als Ware gekauft hat, um dann in plötzlicher Leidenschaft für sie zu entflammen? Die vertraute Sklavin wüßte das jedenfalls zu sagen — sie läßt den Arm mit dem Straußenfächer ruhen und blickt gespannt der Herrin ins Gesicht. Wird sie sich beherrschen oder verrathen? Wer weiß?

Der Künstler will offenbar den Beschauer mit dieser Frage entlassen. Das Original dieses Bildes aus nordafrikanischer Vergangenheit, eine bewundernswerthe Leistung farbengesättigter Aquarelltechnik, hat auf der Münchener Ausstellung von 1880 lebhaften Beifall gefunden. Bn.

Die Ermordung König Gustavs III. von Schweden. (Zu dem Bilde S. 88 und 89.) Im Jahre 1771 hatte Gustav III. den Thron bestiegen, und sein ganzes Streben ging nun dahin, gestützt auf den Bürger- und Bauernstand, die in dem Reichsrath verkörperte Macht des Adels zu brechen; es gelang ihm auch, mit Hülfe des Heeres, dessen Offiziere er für sich gewonnen, 1772 den Umsturz der bestehenden Verfassung durchzuführen. Er ließ die Reichsräthe verhaften und dann eine neue Verfassung verkündigen, in welcher die Herrschaft der Stände durch eine gemäßigte Königsherrschaft ersetzt wurde. Gustav that viel für das Land, für Ackerbau, Handel und Bergbau, Kunst und Wissenschaft — er richtete sich ganz nach dem Vorbild seines Onkels Friedrich II. von Preußen. Doch französischen Einflüssen zugänglich, dem Glanz des Königthums der Bourbonen nacheifernd, richtete er seinen Hofstaat auf großem Fuße ein und führte ein verschwenderisches Leben. Seine Politik hatte einen phantastischen Zug, und zuletzt faßte er gar den abenteuerlichen Gedanken, im Bunde mit den Großmächten Europas der französischen Revolution Halt zu gebieten, den König Ludwig XVI. zu retten und in seine alte Macht und Herrlichkeit einzusetzen; doch ehe er den Kreuzzug gegen die Pariser Volksherrschaft beginnen konnte, wurde er vom Verhängniß dahingerafft: am 16. März 1792, also vor hundert Jahren, wurde er auf einem Maskenball in dem Stockholmer Theater durch einen Schuß in den Rücken schwer verletzt und erlag am 29. März seiner Wunde.

An der Verschwörung gegen den König betheiligten sich die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherrn Bjelke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und endlich der Hauptmann Ankarström, der bereits früher als Führer der Unzufriedenen in Untersuchung gekommen war und den König erbittert haßte. Nach allgemeiner Annahme war er es, welcher den tödlichen Schuß abfeuerte. Doch nach einer Ueberlieferung in der Familie Ankarströms soll nicht dieser der Mörder des Königs gewesen sein, sondern Graf Ribbing, welcher dem zögernden Ankarström die Pistole aus der Hand riß und selbst auf den König feuerte. Jedenfalls wurde Ankarström als Mörder hingerichtet, nachdem er vorher in grausamer Weise mit Ruthen gezüchtigt worden war.

Das Bild von E. Brüning stellt uns die Scene auf dem Maskenball dar, welche manche unserer Leser schon auf der Bühne gesehen haben, sei's in der Oper von Auber, „Gustav oder der Maskenball", oder der späteren, „Ein Maskenball" von Guiseppe Verdi. Wir sehen die Masken, die den Fürsten umdrängen, nachdem er aus einer Loge in den Saal getreten ist: wir sehen ihn zusammenbrechen, von der tödlichen Kugel getroffen; der an den feuernden Ankarström geschmiegte Verschworene ist Graf Clas Fredricks von Horn, der mit den Worten: „Gute Nacht, Maske" dem König auf die Schulter geklopft und damit das Zeichen zur Ausführung der That gegeben hat; die schon halb zur Flucht sich wendende Gestalt mit dem Profilkopf ist Graf Adolf Ribbing. In dem prachtvollen, architektonisch schön gegliederten Festsaal, der binnen kurzem infolge Abbruchs des nunmehr hundertundneun Jahre alten Stockholmer Theaters vom Erdboden verschwinden soll, in den Logen, auf den Treppenstufen drängen sich die mannigfachsten Gruppen meist mit dem Ausdruck der größten Bestürzung; doch giebt es auch Gesichter, die theilnahmlos dem Schauspiel zusehen oder in deren Zügen sich ein geheimes Einverständniß spiegelt. Der auf der linken Seite des Bildes befindliche Herr, welcher eben im Begriff ist, seinen Platz am Tisch, an dem er mit einigen Damen gesessen, zu verlassen, um dem König beizuspringen, ist General Armfeldt, der später nach der Verwundung den König in ein Seitenkabinett begleitete, während der Maler unter der nur zum Theil sichtbaren Rückenfigur im spanischen Mantel mit dem Kreuz sich den Grafen Essen gedacht hat, der kurz vorher, ehe der König den Saal betrat, mit diesem allein in der Loge gesessen hatte. Schreck und Mitleid zeigen besonders die Frauen. Machte doch auf ganz Europa der jähe Tod des ritterlichen Fürsten einen tiefen Eindruck. †

Das Eisschießen. (Zu dem Bilde S. 96.) Wenn bunte Plakate an den Straßenecken Münchens verkünden, daß die Eisfläche des Kleinhesseloher Sees im Englischen Garten fahrbar geworden ist, dann ziehen auch die „Eisschützen" zu dem echt altbayerischen Vergnügen, das eigentlich mit dem „Schießen" in landläufiger Hinsicht nichts zu thun hat. Mit Pulver und Blei wird auf der spiegelglatten Eisfläche nicht geschossen, sondern es wird der „Eisstock", eine eisenbeschlagene hölzerne Wurfscheibe mit einem tüchtigen Stehgriff, nach dem Ziele, „Haferl" oder „Daube" genannt, geworfen. Die Eisschützen theilen sich in zwei Parteien, je nachdem die Spielkarten sie zusammengeben. „Herz" aus dem Tarockspiel zieht die eine Partei, „Laub" oder „Grasen" die andere. Jede Partei wählt ihren Anführer, ihren „Moar" (Mayer = Obermann, wie im Oberbayerischen der Oberknecht auch „Moar" genannt wird), der den Eisstock zuerst der Daube möglichst nahe zu bringen sucht. Dazu gehört ein treffsicheres Auge und Gewandtheit, mit Kraft gepaart. „Taucht" einer zu viel, d. h. giebt er dem Eisstock zu viel Schwung, dann fliegt der Stock über das Ziel hinaus, zu wenig Kraft hingegen bewirkt, daß der Stock „verkümmert" oder „verhungert", d. i. vor dem Haferl liegen bleibt. Ist dem „Moar" der „Schuß" soweit gelungen, daß sein Stock nahe der Daube liegt, dann sucht der Moar der Gegenpartei mit seinem Stock den gegnerischen Stock wegzuputzen. Stock auf Stock rutscht nun hinaus, einer sucht den andern vom Ziele abzudrängen, bis die Munition zu Ende ist und die Parteien keinen Schützen mehr haben. Wer jetzt am nächsten der Daube sitzt, ist Sieger. Dieses Kraftspiel auf dem Eise in frischer Winterluft erfordert kernige Leute, die, wie man zu sagen pflegt, einen „Puff" aushalten können. An anzüglichen Bemerkungen und derbem Spott ist kein Mangel, wenn ein Frischling unter alte Schützen geräth. Beliebt ist dieses Wintervergnügen in ganz Altbayern, und so lange des Winters Gewalt anhält, findet man Eisschützen überall auf hartgefrorener Wasserfläche. A. A.

Ein vornehmer Ofen. (Zu dem Bilde S. 97.) In dem Gebäude der Reichsdruckerei zu Berlin befindet sich ein Ofen, welcher nicht mit gemeinem Holze oder noch gemeineren Kohlen gespeist wird, nein, seine Hauptnahrung besteht aus lauter Werthpapieren. Nicht als ob es heute in Berlin einen Fugger gäbe, der sich ein Vergnügen daraus machte, von Zeit zu Zeit zur Ergötzung eines bedrängten Schuldners Schuldscheine in Rauch aufgehen zu lassen, sondern die Sache verhält sich folgendermaßen: Alljährlich sind eine ganze Anzahl eingezogener Kassenscheine, Reichs- und preußische Staatsschuldscheine, ferner solche Werthpapiere, welche beim Druck einen Fehler bekommen haben, zu vernichten. Vorschriftsmäßig hat dies durch Verbrennen zu geschehen. Früher kam es nun vor, daß nach solchen Verbrennungen unverbrannte Reste Gelegenheit zu allerlei Mißbrauch gaben. Um dem für die Zukunft vorzubeugen, hat man ein zwar umständliches, aber sicheres Verfahren eingeschlagen. Eine besondere Kommission, bestehend aus fünf bis sechs hohen Beamten, empfängt die zur Vernichtung bestimmten Papiere, deren Nennwerth sich oft auf Hunderte von Millionen beläuft, in kleinen verschnürten Paketen; sie überliefert dieselben dem eigens hierzu angelegten Ofen, in welchem schon vorher ein starkes Feuer entzündet worden ist — unser Bild zeigt die Herren eben bei dieser Thätigkeit. Sind die Päckchen vor den Augen der Kommission verbrannt, so wird dicht über dem Feuer ein enger Rost vorgeschoben, welcher ein Herausnehmen unverbrannter Papierreste verhindert, außerdem wird der ganze Ofen seitens der Kommission noch durch einen Deckel geschlossen. Damit aber nicht etwa ein nur angesengter Hundertmarkschein durch den Schornstein entweiche, hat man diesem einen langen Weg unter dem Hof durch, dann an einem Hinterhause empor angewiesen, und erst dort führt er vier Treppen hoch ins Freie. Und selbst hier hat man noch eine Absperrung vorgenommen; ein Rost mit feinem Maschennetz deckt die Mündung, daß auch nicht der kleinste Fetzen entwischen kann. — So ist mit allem Aufwand von Scharfsinn dafür gesorgt, daß die zum Feuertode verurtheilten Werthpapiere auch wirklich diesen Tod sterben und nicht etwa irgendwo wieder zu einem gänzlich gesetzwidrigen Leben erwachen.

Ein Kleeblatt. (Zu unserer Kunstbeilage.) Lange schon hat sie das stille geschäftige Walten des Vogelpärchens in der grünenden Hecke des Gartens beobachtet, sie hat das kleine Nestchen werden sehen und jetzt gar drei niedliche zartpunktierte Eier darin entdeckt. Voll Entzücken zeigt sie den heimlichen Schatz den besuchenden Freundinnen, um ihn dann behutsam an die alte Stelle zu setzen. Die drei Schönen, die wohl gar selten zu solchem Anblick gelangen, sie ahnen nicht, daß das Kleeblatt im Neste bereits ein tragisches Geschick ereilt hat. Denn irgend ein heimtückischer Feind, eine Katze, ein Wiesel oder dergleichen, muß das Elternpaar verscheucht haben, sonst hätte es das Gelege nicht schutzlos dem Erkalten und damit dem Verderben preisgegeben. Dem Maler aber lag vor allem daran, uns ein reizendes Mädchen-Kleeblatt zu zeigen, und das ist ihm auch voll auf gelungen. In seiner Abstufung spiegeln sich freudige Neugier, stilles Beobachten und liebevolle Theilnahme auf den Gesichtern der drei anmuthigen Freundinnen, die in die Betrachtung des Nestchens versunken sind.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

M. K. in H. Wir sind gern bereit, Ihre Novelle auf ihre Verwendbarkeit für die „Gartenlaube" zu prüfen. Selbstverständlich erhalten Sie das Manuskript zurück, falls sich die Arbeit als ungeeignet erweisen sollte.

B. K. in S. Friedrich Albert Lange, von dessen politischer Thätigkeit in der Schweiz Sie gehört haben, ist wirklich zugleich der Verfasser der ausgezeichneten „Geschichte des Materialismus". Eine Lebensbeschreibung des genialen Mannes hat jüngst O. A. Elissen im Verlag von Julius Baedeker in Leipzig erscheinen lassen.

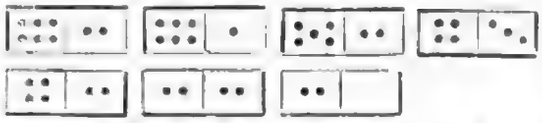
E. P. 2 in Greiz. Marlitts Erzählung „Die zwölf Apostel" finden Sie im Jahrgang 1865, dagegen ist „Schulmeisters Marie" nicht in die „Gartenlaube", wohl aber in die illustrierte Gesammtausgabe von Marlitts Romanen und Novellen aufgenommen, welche eben lieferungsweise in neuer Auflage erscheint.

Allerlei Kurzweil.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sieben Steine auf. B hat auf seinen Steinen 46 und D auf seinen 47 Augen.

A hat:



A setzt Doppel-Zwei aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst loswird. Er setzt zuletzt Blank-Zwei an Blank. B kann nur bei der vierten Runde ansetzen. C muß bei der ersten, dritten und fünften und D muß bei der fünften Runde passen. C behält vier Steine mit zusammen 10 und D zwei Steine mit 18 Augen übrig. Die 16 Steine der Partie haben 106 Augen.

Welche Steine behielten C und D übrig? Wie war der Gang der Partie?

Buchstabenräthsel.

Es sind 11 Wortpaare zu bilden, bei denen das zweite Wort (b) aus dem ersten (a) dadurch entsteht, daß ein Buchstabe in die Mitte des letzteren eingefügt wird, z. B. a. Elsa, b. Elisa oder a. Iser, b. Ister. Die Wörter unter a sind vierlautig, die unter b also fünflautig. Es bezeichnet: 1. a. einen griechischen Gott, b. eine Stadt in Frankreich, 2. a. einen Fluß in Unteritalien, b. etwas, das jeder Mensch hat, 3. a. ein Wild, b. einen Nebenfluß der Ems, 4. a. eine Theilzahlung, b. eine geometrische Figur, 5. a. einen biblischen Namen, b. eine Halbinsel von Europa, 6. a. eine Stadt in Hannover, b. einen Stoff, der zu gewissen Bekleidungsgegenständen verwendet wird, 7. a. einen Komponisten, b. eine Truppengattung, 8. a. ein Schiff der griechischen Sage, b. einen französischen Physiker, 9. a. einen Berg im schweizer Jura, b. einen Vogel, 10. a. ein im Kriege angewandtes Zerstörungsmittel, b. einen Gefühlsausdruck, 11. a. eine griechische Göttin, b. einen Fluß in Thüringen. — Wenn alles richtig gefunden worden ist, ergeben die Mittelbuchstaben der b-Reihe den Titel eines Romans, den alle Leser der „Gartenlaube" kennen.

A. St.

Räthsel.

Mein Wort mit i darin: ein Schuß war's und war schwer;
Mit u ein Fluch ist's nun und drückt dich noch viel mehr.

Eduard Schulte.

Logogryph.

Nicht Stadt, noch Städtlein ist's mit d,
In manchem Ofen steckt's mit t.

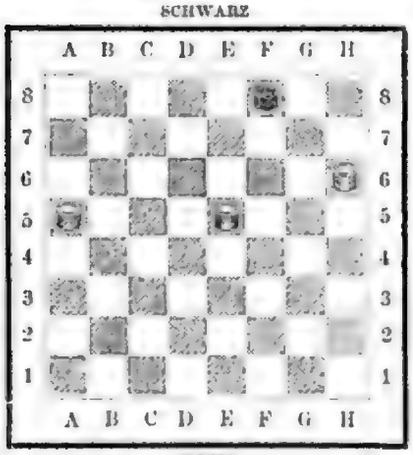
Emil Noot.

Bilderräthsel.

Damespielaufgabe.

Von A. Stadenow.

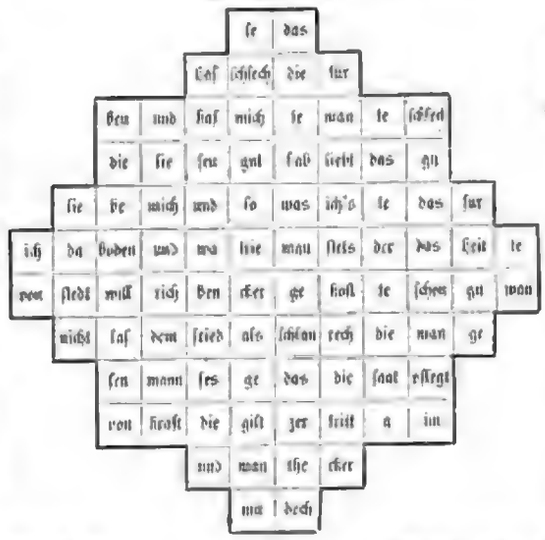
SCHWARZ



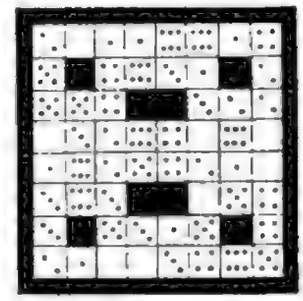
WEISS

Weiß zieht an und gewinnt in 8 Zügen.

Königsmarsch.



Auflösung der Dominopatience auf S. 68:



Auflösung des Eiszapfenräthsels auf S. 68:

Die mit Eiszapfen behängten Buchstaben sind zweierlei Art, solche mit einem Punkte oder Knopf und solche mit zwei Knöpfen. Werden erstere nach der Anzahl der von ihnen herabhängenden Eiszapfen geordnet und ebenso die Buchstaben der zweiten Art, so geben erstere das Wort: Eis- — letztere das Wort: Sport.

Auflösung der Logogryphaufgabe auf S. 68:

Hader, Gehalt, Gebe, Reihe, Weide, Leier, Kind, Leiter, Raube, Barde, Stille, Sonne, März, Huf, Rahe, Last, Eid, Bohne, Aetter, Minne. Das Heideprinzeßchen. (Von E. Marlitt.) Hauer, Gehalt, Gerte, Reise, Weide, Leder, Kind, Leiter, Rauke, Baude, Stelle, Sonde, Märe, Hud, Rahe, Laut, Eid, Bonne, Aitter, Miene. Eine unbedeutende Frau. (Von W. Heimburg.)

Auflösung des Schieberäthsels auf S. 68:

Aede, Reis, Egel, Reife, Nero, Saar, Gaul, Amme, Berlin, Senta, Scheide, Eisel, Ems, Juka, Gral, Ehre, Riff, Landhaus, Hund, Wicke, Leben, Eli, Gast, Ernte, Norden, Armin, Zeno, Laren, Zinn. — Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 1 auf S. 68:

Wenn zu den gegebenen 7 Karten:

cT, cV, cD, cZ, cW, cN, c7

noch c8, c9, cK (od. cK) hinzukommen, so würde der Spieler allerdings Null ouvert unverlierbar haben, aber es würde dies nicht das größte Spiel, denn wenn zu jenen 7 Karten noch

cW, cW, cB

hinzukommen, so hat der Spieler ein Vor-, Mittel- oder Hinterhand) ein unverlierbares Grand, obwohl seine Karte nur 21 Augen zählt; die Gegner können, wie die Berechnung ergiebt, höchstens 20 Augen bekommen.

Der Herren Kunstbeilage II: „Ein Kirchblatt". Von W. Scherrerschewski.

In dem unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder von Guido Hammer.

Mit Illustrationen vom Verfasser. Elegant gebunden in Prachtband. Preis 6 Mark.

Freude an der schönen Natur, am Leben des Waldes und seiner Bewohner, ein tiefes Verständnis für die Herrlichkeiten dessen, was das „Freie" dem empfindenden Menschen bietet, dabei ein freier Blick und eine seltene Gabe der Darstellung finden in diesem Werke ihren Ausdruck. Aber nicht nur ein ästhetisches Interesse gewährt dasselbe, sondern auch ein wissenschaftliches. Denn der Verfasser hat die Thiere des Waldes viele Jahre hindurch beobachtet und er bringt über deren Leben und Treiben viel Neues in Form lebhaft erzählter, ansprechender Geschichten.

Für Förster, Jäger und Jagdfreunde, sowie überhaupt für alle Naturfreunde, Leider der stattliche Band das schönste und passendste Festgeschenk.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

EIN ALTES LIED.

Die Gartenlaube 1892. Kunstbeilage 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 4. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Rudolf Elcho.

Der Sommer ging zu Ende. Bettina sah mit Wehmuth die schönen Tage schwinden und fühlte immer mehr, wie theuer ihr der einsame Fleck Erde geworden war. Fast täglich unternahm sie mit den Verlobten und Ludmiller weite Segelfahrten, und gewöhnlich saß Ewald Monk am Steuer ihres Bootes. Der Lotse erwies sich so gefällig gegen die Badegäste und wußte so trefflich über Land und Leute Auskunft zu geben, daß man ihn auch bei Spaziergängen an der Küste zum Führer wählte. So kam es, daß sich von Tag zu Tag ein herzlicherer Verkehr zwischen ihm und Bettina herausbildete. Ihr dünkte es köstlich, mit ihm zu wandern, er plauderte dann von seinen Fahrten, und sie hörte ihm mit Vergnügen zu. Monk aber fühlte sich an ihrer Seite stolz und glücklich. Es lag für ihn ein Reiz in ihrer Erscheinung, in ihrem stillen sinnigen Wesen, der ihn seine ruhige berechnende Art hier und da ganz vergessen ließ. Sie besaß einen scharfen Blick für alles Schöne, und während sie Feld und Wald durchstreiften, entdeckte sie buntfarbige Blätter, Blumen und Herbstgräser, die sie zusammenlas und kunstvoll zum Strauße band. Er folgte dann jeder ihrer anmuthigen Bewegungen mit den Augen und empfand die Schönheit ihrer Formen, den Reiz ihrer Bewegungen, den Glanz ihrer blauen Augen, ohne sich Rechenschaft über den Eindruck zu geben, den sie auf ihn übte. Und er bewunderte auch ihre stille Kühnheit. Sie wagte sich im Boot bei jedem Wetter aufs Meer, und niemals hatte er einen Angstruf aus ihrem Munde gehört. So war es kein Wunder, daß er an die herannahende Abreise der Badegäste mit Schrecken dachte und sich immer wieder mit der Frage abquälte: wie kann ich sie halten?

Als Ludmiller eines Tages ein geräumiges Boot für die Fahrt nach dem Dampfer bestellte, erschrak Ewald so heftig, daß er die Frage: „Zur Abreise?“ nur mit Anstrengung über die Lippen brachte.

„Ja, mein Bester,“ entgegnete dieser. „Am 10. September muß ich wieder in Berlin sein.“

„Und die Horsts und Fräulein Wesdonk?“

„Wir reisen alle zusammen. Wollen Sie auch für unser Gepäck Sorge tragen?“

Ewald nickte und ging, um mit Pischel das Nähere zu verabreden; ihm schien plötzlich sein stolzer Glückstraum für immer zu zerrinnen.

Kurz vor Sonnenuntergang kam die ganze Badegesellschaft aufs Höwt, sie wollte sich noch einmal am Anblick des Meeres weiden. Und dieses zeigte im röthlichen Sonnenglanz einen Farbenzauber, der die jungen Mädchen entzückte. Ewald Monk stand stumm und traurig bei der Thür des Wachthauses und hörte den Lauten der Bewunderung zu. Als die kleine Gesellschaft die Höhe endlich verlassen wollte, trat Horst auf den Lotsen zu, um sich von ihm zu verabschieden; der aber sagte, daß er in jedem Falle am nächsten Morgen die Gäste zum Dampfer führen werde. Er schritt mit ihnen zur Wolfsschlucht

Prinz Karneval.
Nach einer Zeichnung von Franz Stuck.

Digitized by Google

hinab, und da es ſich hier unter den Bäumen traf, daß Bettina hinter den übrigen zurückblieb, um einen mit rothen Beeren geſchmückten Zweig zu pflücken, ſo ſagte er in gepreßtem Tone zu ihr: „Wenn es Ihnen bei uns gefallen hat, Fräulein Wesdonk, ſollten Sie doch wiederkommen!“

Sie ſchlug langſam die Augen zu ihm auf. Es war ein ſeltſamer Glanz darin, als ſie erwiderte: „Das werd' ich auch, und zwar im nächſten Sommer ſchon.“

„Iſt das ein Wort, auf das man bauen kann?“

„Ja, mein Freund.“

Sie reichte ihm die Hand und über ſein Geſicht ging ein glückliches Lächeln. „Das freut mich, freut mich wirklich,“ ſagte er, kräftig ihre Hand ſchüttelnd. „Ich wollt', Sie blieben dann für immer . . . Was wir ſind, wir Maſſower, ſehen Sie, mein liebes Fräulein, wir würden alles mögliche thun, um Ihnen den Aufenthalt hier angenehm zu machen — und ich ganz beſonders . . .“ Er rang einen Augenblick nach Athem, dann fuhr er kühner fort: „Mir wird der Winter hier recht lang werden, es fehlt mir 'was, das mir lieb geworden iſt . . . Sehen Sie, liebes Fräulein, ich weiß nicht recht, ob ich das ſo ſagen darf, ich bin nur ein Lotſe, aber — ich hab' Sie lieb, und das darf man wohl immer ſagen, ſelbſt wenn es mit der Liebe geht wie mit den Sonnenſtrahlen, die nicht durch die Wolkenbank können. Sie ſtehen für mich jenſeit der Wolkenbank und es mag für ein vornehmes Fräulein gleichgültig, ganz gleichgültig ſein, was in unſerm armſeligen Dorf brennt und ſich verzehrt. Doch das iſt gewiß — wenn der Tag kommen ſollte, wo Sie einen Mann brauchen, der ſein Blut für Sie giebt, dann rufen Sie den Ewald Monk!“

Bettina hatte indeſſen nach dem Wipfel einer Buche geblickt, der vom letzten Strahl der Sonne getroffen wurde. Jetzt wandte ſie ſich zu dem Sprecher, deſſen Geſicht ſich geröthet hatte, deſſen graue Augen wärmer blickten als je zuvor. Ewald erſchien ihr als die Verkörperung der Ehrlichkeit und Treue, und es machte ſie ſtolz, in der Bruſt dieſes braven Burſchen das heilige Feuer der Liebe entzündet zu haben. Aber noch beſaß ſie Beſonnenheit genug, um ſich von der eigenen Wallung des Bluts nicht fortreißen zu laſſen.

„Sie haben mir Ihre Ergebenheit bewieſen,“ erwiderte ſie. „Es macht mich glücklich, einen ſo aufrichtigen Freund zu beſitzen, einen *Freund*, lieber Monk! Im nächſten Jahre — wenn ich wiederkehre — will ich ſehen, ob Sie dann noch immer treu zu mir halten.“

„Ich bin wie ein Schiff, das bloß *einen* Kurs ſteuert. Und Sie, Fräulein Wesdonk, werden Sie gerne zurückdenken?“

Sie erröthete bei der Frage und ſchickte ſich an, zu gehen. Nach einigen Schritten erſt hielt ſie an, und da er mit geſenktem Kopf und düſterem Blick daſtand, nickte ſie freundlich und ſagte:

„Ja, die Erinnerung wird mir lieb ſein.“

8.

Die Abreiſe der Sommergäſte erhielt durch den Kommandanten ein feſtliches Gepräge. Dieſer hatte das Boot bekränzen laſſen und begleitete die Freunde mit ſeinem eigenen Fahrzeug bis zum Dampfer. Piſchel und die Lehrersfrau hatten die letzten Blüthen der Gärten gepflückt, um den Damen kleine Sträußchen zu verehren; die Lotſen trugen ihren Sonntagsanzug. Auch der Gaſtwirth, bei dem die Abfahrenden manchen Abend verbracht und manche Flaſche geleert hatten, kam zum Landungsplatz, um Lebewohl zu ſagen und die Herrſchaften zu bitten, ſein Haus „beſtens zu rekommandieren“.

Ewald Monk, der an dieſem Morgen das Boot ſteuerte, verwandte kaum den Blick von Bettina, die einige tiefrothe Georginen in ihren Gürtel geſteckt hatte. Mit ſtrahlenden Augen ſah ſie über das flimmernde Waſſer.

Als der Dampfer in Sicht kam, gab es ein Grüßen und Abſchiednehmen, das kaum enden wollte. Bettina reichte Ewald noch einmal die Hand und ſagte: „Auf Wiederſehen!“ Nach ein paar Minuten brauſte der Dampfer davon, und das Mädchen ſtand auf dem Verdeck und winkte noch einmal mit der Hand. Ihr letzter Blick traf Ewald, der mit der Linken das Steuer lenkte und mit der Rechten den Hut ſchwang; das Licht der Morgenſonne umfloß ſeine Geſtalt. Wie hoch und kräftig er ſich aufreckte, gleich den Seehelden aus der Wikingerzeit! Und vielleicht bedurfte es nur des Kriegs, um ihn zu ruhmvollen Thaten zu führen!

Während der Reiſe zog die Wehmuth in Bettinas Herz, und je näher ſie der Hauptſtadt kam, deſto tiefer wurden die Schatten in ihrer Seele. Als ſie vor der Wohnung ihrer Stiefmutter ſtand, ſagte ſie ſich beklommen: „Nun liegt die Freiheit hinter mir und vor mir die alte Enge.“

Frau Roſita war ſchon ſeit einiger Zeit von Baden-Baden zurück; ſie begrüßte die Ankommende ſüß lächelnd mit der Bemerkung: „Die Seeluft hat Dir die Farben der Geſundheit wiedergegeben, Du biſt alſo glücklich und heiter geweſen.“

„Die gleichen Merkmale laſſen mich bei Dir auf die gleiche Stimmung ſchließen. Du ſiehſt völlig verjüngt aus, liebe Mama.“

„Ach ja, mein Kind, ich habe in Baden-Baden einigermaßen Erholung gefunden — dank meinen lieben Freunden. Du ahnſt nicht, wen ich dort getroffen habe — den Grafen Guido.“

„Ah!“

„Nein, blick' nicht ſo finſter, liebſte Betty, der Zufall hat uns zuſammengeführt, und ich konnte ihm nicht ausweichen, ohne mich lächerlich zu machen. Der Graf befand ſich auf der Fahrt nach der Schweiz. Unterwegs erfuhr er, daß ſich einige ſeiner näheren Freunde in Baden befänden, und beſchloß, ſie für ein paar Stunden aufzuſuchen. Aus den Stunden wurden ſechs Wochen, denn er gerieth in einen Bekanntenkreis, der ihn nicht wieder freigab. In Badeorten iſt es ſchwer, Perſonen, die uns einſt naheſtanden, zu meiden; die Freunde des Grafen waren auch die meinigen; ich ſuchte ihn erſt durch abſtoßendes Benehmen von mir fern zu halten, erreichte aber damit nichts weiter, als daß ich mich lächerlich machte. Du kennſt ſeine Liebenswürdigkeit, ſeinen feinen Takt, und — was willſt Du, mein Kind, er iſt mehr zu beklagen als Du. Er hat Dich wahrhaft geliebt, indeſſen ſeine Verlegenheiten, ſeine Stellung, ſein Beruf — Du begreifſt. Das Geld iſt die ausſchlaggebende Macht unſerer Tage.“

„Ja, ich begreife —“ entgegnete Bettina in bitterem Tone und wandte ſich der Thür zu. „Kann ich unter den früheren Bedingungen wieder bei Dir wohnen?“

„Gewiß, mein Kind, freilich — nun, das weitere können wir beim Abendbrot beſprechen. Schüttle erſt den Reiſeſtaub ab und mache Dir's bequem, ich werde unterdeſſen den Tiſch decken laſſen.“

Als ſich die beiden Frauen eine halbe Stunde ſpäter am Theetiſch gegenüberſaßen, erzählte Roſita ausführlich ihre Erlebniſſe in Baden, rühmte nochmals, wie aufmerkſam und liebenswürdig Graf Trachberg ſich benommen habe, und geſtand zuletzt, ſie habe ihm geſtattet, während des Winters ihr Haus zu beſuchen.

Bettina erbleichte; ihr graute vor dieſer Geſellſchaft, in welcher man, als wäre nichts geſchehen, nach wenigen Monaten ſchon wieder die freundlichen Bande anknüpfte mit denen, die mit Menſchenherz und Menſchenglück ein frevelhaftes Spiel getrieben hatten. Nach einer Weile ſagte ſie tonlos: „Ich kann ja dem Herrn aus dem Wege gehen.“

„Mit der Zeit wirſt auch Du verſöhnlichen Gefühlen Raum geben müſſen.“

„Niemals — doch da ich mit dem Grafen Trachberg nichts mehr zu ſchaffen habe, ſo iſt es gleichgültig, wie ich über ihn denke.“

„Er gehört immerhin zur Familie Deines Schwagers . . .“

„Iſt kein Brief von Mathilde eingetroffen?“ fragte Bettina, um von dem peinvollen Geſpräch abzulenken.

„Geſtern kam einer an, der den Poſtſtempel Mexiko trägt. Er liegt auf meinem Schreibtiſch.“

Das erregte Mädchen nahm haſtig das Schreiben an ſich und las es. Die Schweſter meldete ihre Ankunft in Mexiko, berichtete klagend über die Beſchwerden der weiten Reiſe und ſchloß mit der Bemerkung, daß ſie noch keine Beſtimmungen über ihre Zukunft treffen könne; Bettina müſſe jedenfalls den Winter über noch in Berlin ausharren.

Bettina legte verſtimmt den Brief zur Seite, und ihre Stiefmama theilte offenbar, wenn auch aus anderen Gründen, dieſes Gefühl, als ſie unmuthig bemerkte: „Unſere Mathilde denkt zu viel an ihr liebes Ich, als daß ſie anderen helfen könnte. Du wirſt daher bei Deinen Zukunftsplänen gut thun, die Schweſter

aus dem Spiele zu laſſen. Zum Glück bietet Dir die Berliner Geſellſchaft immer noch Ausſichten genug, um eine gute Partie zu machen.“

„Ich denke nicht daran, zu heirathen,“ bemerkte Bettina kurz.

„Das ſagt jedes junge Mädchen, um ſeinen Idealismus zu beweiſen, doch laß uns ehrlich ſein, mein Herz: echtes Glück winkt jeder Frau nur in der Ehe. — Wir können vorläufig noch keine Bälle und Theater beſuchen, wohl aber mit unſeren Bekannten im engeren Kreiſe verkehren, und ich bin ſicher, daß es uns noch im Laufe des Winters gelingen wird, für Dich eine paſſende Verbindung zuſtande zu bringen.“

Bettina fühlte ſich durch das Geſpräch mehr und mehr empört und rief mit Nachdruck: „Bitte, Mama, ſprechen wir nicht mehr darüber!“

Allein Frau Roſita ließ ſich nicht beirren, ſie antwortete ebenſo beſtimmt: „Du biſt ſentimental, das taugt nicht. Wir müſſen über dieſen Gegenſtand ſprechen, denn es liegt in Deinem wie in meinem Intereſſe, klare beſtimmte Ziele ins Auge zu faſſen. So gern ich Dich bei mir habe, Betty — Du mußt Dich doch mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein Zuſammenleben auf die Dauer unmöglich iſt. Es kann ſein, daß ich nach Ablauf des Trauerjahrs mich in Paris anſiedle, ja Du dürfteſt es mir nicht verargen, wenn ich mich dann entſchließen würde, den Witwenſchleier abzulegen. Gewiß, ich habe Deinen Vater ſehr geliebt und tief betrauert, aber es iſt für eine Frau, die gewohnt war, den Mittelpunkt weiter Geſellſchaftskreiſe zu bilden, demüthigend und unerträglich, allmählich bei Seite geſchoben zu werden oder dort nur geduldet zu ſein, wo man früher den Ton angab. Zudem hat jeder Menſch die Berechtigung, ſich auszuleben, und ſo würde ich vielleicht, wenn ein liebenswürdiger Mann in geachteter Stellung mir ſeine Hand anträgt, nicht Nein ſagen. Du ſiehſt, ich bin ganz offen —“

„Und ich will Dir ebenſo offen und ohne jede Empfindlichkeit antworten. Wenn dieſer Fall eintritt, ſo werde ich Dir keinen Augenblick im Wege ſein; ich ziehe mich mit meinem Erbe in einen ſtillen Erdenwinkel zurück, wo nichts mich hindert, nach Gefallen zu leben. Während dieſes Winters aber kannſt Du jeden Verſuch ſparen, eine ‚gute Partie‘ für mich zuſtande zu bringen, denn ich bin feſt entſchloſſen, auf keinen Vorſchlag dieſer Art einzugehen.“

„Nun wohl! Jeder iſt ſeines eigenen Glückes Schmied; der eine zerſchlägt die Güter, welche das Schickſal ihm verliehen hat, der andere formt ſich daraus den glänzenden Schmuck ſeines Lebens. Junge Mädchen ſollten ſich ihre Zukunft geſtalten, ſo lange der Schmelz und die Friſche der Jugend vorhalten.“

Mit dieſer Mahnung wurde Bettina entlaſſen, und als ſie ſich früh zur Ruhe niederlegte, ließ ſie die friedlichen Tage in Maſſow noch einmal an ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Seufzer: „Ach, wär' ich doch wieder dort — in der Stille, fern vom kleinlichen Kampf!“ entſchlummerte ſie.

* * *

Einige Wochen nach der Rückkehr fand Liſas Vermählung mit Garcia Diaz ſtatt, und Bettina betheiligte ſich voll Eifer an den Zurüſtungen. Da der Sanitätsrath einen großen Verwandten- und Freundeskreis beſaß, ſo wurde das junge Paar mit Gaben überſchüttet. Und wie durch einen Blumengarten ſchritten die Verlobten zum Altar, denn die Trauung fand in den weiten Geſellſchaftsräumen der Horſtſchen Wohnung ſtatt, die mit grünen Gewinden, mit blühenden Roſenbüſchen, mit Palmen und Orangenbäumen ausgeſchmückt waren. Das Brautpaar fühlte ſich in den ſchönen duftigen Räumen, umdrängt von all den Freundſchaftsbeweiſen der Gäſte, wunderbar erhoben, und die Freude ließ ſie beide ihre Anmuth und Heiterkeit doppelt entfalten. Im Strahl des Glücks, das ſie empfanden, trat die Schönheit und der Jugendglanz ihrer Erſcheinung ſieghaft hervor.

Nach einem rauſchenden Feſte begaben ſich die Neuvermählten am Abend zum Bahnhof, um nach London abzureiſen. Bettina war die einzige aus der Geſellſchaft, welche ſie begleiten durfte. Beim Abſchied umarmte Liſa die Freundin unter Thränen und flüſterte ihr ins Ohr: „Bitte, nimm Dich meines armen Papas an, damit er die Lücke im Haus nicht allzu ſchwer empfindet.“ Bettina verſprach es mit innigem Händedruck. —

Die nun ganz Vereinſamte hielt ihr Verſprechen und ging der kleinen Lotte mit Rath und That ſo tapfer zur Hand, daß Liſa wenigſtens im Haushalt nicht vermißt wurde. Der Sanitätsrath nahm die freundlichen Bemühungen ſeines Mündels ſehr dankbar auf, freute ſich ſtets, wenn er ſie abends bei Tiſche ſah, und klopfte ihr wohl launig auf die Schultern mit dem Bemerken, ſie ſei ein gutes verſtändiges Mädel und werde ihrem Vater immer ähnlicher. Nachdem jedoch der Gang der Dinge im Horſtſchen Hauſe wieder geregelt war, zeigte ſich bei Lotte ein Hang zur Eiferſucht. Dieſe wollte das Verdienſt, die Schweſter erſetzen zu können, ungeſchmälert für ſich in Anſpruch nehmen, und ſo zog ſich Bettina allmählich zurück. Sie beſuchte dann in ihren Erholungsſtunden bisweilen die Ludmillers, machte aber die überraſchende Entdeckung, daß der luſtige Reiſegefährte in der Stadt völlig umgewandelt war. Er zeigte ſich zu Hauſe launenhaft und zänkiſch. Die Reibungen, denen er im Theaterleben ausgeſetzt war, raubten ihm den Humor. Während des Winters erhielt er ein verlockendes Anerbieten für Amerika, und da er erklärte, einer Auffriſchung bedürftig zu ſein, ſo ging er mit Ludmilla nach der neuen Welt, wo er jahrelang feſtgehalten wurde.

So war Bettina ganz auf ſich angewieſen; allein ſie beſaß viel geiſtige Regſamkeit, und da ſie den Drang in ſich verſpürte, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, nahm ſie mit Eifer ihre Muſikſtudien wieder auf und trat in den Frauenchor der Hochſchule für Muſik ein. Konſul Wesdonk hatte bei der Erziehung ſeiner Töchter großen Werth auf die körperliche Ausbildung gelegt und beide Mädchen von früh auf turnen und ſchwimmen laſſen. Bettina hatte ſich, was bei ihrer etwas ſchmächtigen Geſtalt niemand vermuthete, viel Kraft und turneriſche Gewandtheit erworben. Als ſie nun in der Zeitung eine Anzeige des Inhalts fand, daß für eine höhere Töchterſchule eine Turnlehrerin geſucht werde, bewarb ſie ſich um die Stelle und ertheilte den Unterricht während des Winters an vier Nachmittagen in der Woche. Sie verdiente damit ſoviel, daß ſie die theuren Klavierſtunden bei einem der beſten Lehrer bezahlen konnte, und außerdem fühlte ſie ſich immer neu erfriſcht von dem fröhlichen Treiben der jugendlichen Mädchenſchar.

Mit der Stiefmutter kam ſie faſt nur während der Mahlzeiten zuſammen. Die beiden Frauen gingen verſchiedene Wege, und da Bettina ein Hinterzimmer nach dem Garten zu bewohnte und ſehr ſelten die Geſellſchaftsräume vorn betrat, ſo wußte ſie kaum, mit wem Frau Roſita verkehrte. Zuweilen ſah ſie die hohe Geſtalt des Grafen Trachberg kommen und gehen; zitternd wich ſie dann aus.

Noch war das Trauerjahr der Witwe nicht zu Ende, da ward Bettina eine völlig niederſchmetternde Ueberraſchung zu theil. Als ſie eines Abends ins Speiſezimmer trat, das ſie ſtets als eine Art neutralen Boden betrachtet hatte, wurde ſie durch den Anblick ihres ehemaligen Verlobten erſchreckt. Er ſaß Roſita gegenüber am hell erleuchteten Tiſch und löſte eben eine Auſter aus der Schale. Bei Bettinas Erſcheinen erhob er ſich, und über ſein blaſſes Geſicht ging eine jähe Röthe. Das Mädchen wollte durch die Thür zurücktreten, allein Roſita, die eben ihren Champagnerkelch geleert hatte, ſprang auf, faßte ſie bei der Hand und rief lachend: „Wozu das Verſteckſpielen! Du biſt verſtändig und wirſt heute mit Gleichmuth tragen, was vor einem Jahre Dich geſchmerzt hätte. Mein Kind, Du ſollſt es zuerſt erfahren, daß Graf Guido und ich Verlobte ſind. So, jetzt iſt's heraus, und nun erwarte ich von Deinem guten Herzen, daß Du dem Böſewicht da drüben aufrichtig verzeihſt und neidlos auf unſer Glück ein Glas Champagner leerſt.“

Bettina hatte die Empfindung, als breche der letzte Halt, auf den ihr Glaube an Aufrichtigkeit und edleres Empfinden ſich geſtützt hatte; kraftlos ſank ſie auf einen Stuhl. Während Roſita die Kelchgläſer füllte, rang ſie nach Faſſung, und als ihr das Glas gereicht wurde, irrte ſchon ein mattes Lächeln um ihre Lippen, und ſie ſagte in leicht bebendem Tone: „Das kam freilich unerwartet, allein Du haſt recht, ich bin neidlos genug, um Dir ein Glück zu gönnen, das mir nicht beſchieden war.“

Sie nippte an dem ſchäumenden Trank und ſetzte dann den Kelch ſo plötzlich nieder, als ob er Feuer wäre. Die letzten Worte hatte ſie mit leiſem Hohn geſprochen, der Graf aber glaubte in ſeiner Selbſtgefälligkeit, wirkliches Bedauern heraushören zu dürfen.

Die Verlobten wollten nach Tiſch ausfahren. Als Roſita

das Zimmer verließ, um Toilette zu machen, ſchickte ſich auch Bettina an, in ihr Zimmer zurückzukehren, die Stiefmutter aber rief übermüthig: „Du bleibſt, bis ich wiederkomme. Noch iſt das Eis nicht zwiſchen Euch gebrochen und ich will Euch verſöhnt wiſſen. Bitte, ſprecht Euch ohne Zeugen aus — Ihr habt zehn Minuten Zeit.“

Sorglos lachend verließ ſie die beiden. Ihre Abſicht, dem Grafen einen Beweis ihres Vertrauens zu geben, wurde von dieſem nicht nach Gebühr gewürdigt, denn kaum verlor ſich das Geräuſch ihrer Schritte, ſo eilte Guido auf ſeine frühere Braut zu. „Bettina, Sie haſſen, Sie verachten mich,“ flüſterte er erregt, „ich fühle es. Doch bei Gott, ich konnte nicht anders handeln, ich mußte mich der eiſernen Nothwendigkeit beugen — mein Herz aber gehört Ihnen. Wir ſind beide Opfer eines unerbittlichen Geſchicks, das uns dennoch nicht ganz zermalmen kann, wenn wir klug handeln. Bleiben Sie bei uns, Bettina! Iſt für mich die Gefahr des Ruins abgewendet, ſo findet ſich vielleicht ein Ausweg. In jedem Falle hoffe ich Ihnen beweiſen zu können, daß mir nichts in der Welt höher ſteht als Ihr Glück.“

Er hatte ſie bei den letzten Worten mit einem heißen Blick angeſchaut und wollte ihre Hand erfaſſen. Sie aber trat weit von ihm zurück, der blonde Kopf erhob ſich ſtolz, und ihre Augen blitzten.

„Herr Graf,“ ſagte ſie ſchneidend, „wenn jemand in dieſem Hauſe Mitleid verdient, ſo iſt es Ihre Verlobte. Sie haben mich ſoeben einen Blick in Ihr Inneres thun laſſen, der mich erſchreckt. Noch weiß ich nicht, was ich in Zukunft beginnen ſoll, allein darüber wenigſtens bin ich im Klaren — nie werde ich mit Ihnen unter einem Dache leben.“

„Bettina, Sie verkennen meine Abſicht —“

Der Graf kam nicht dazu, ſich zu vertheidigen, denn Roſita kehrte zurück, und während ſie ihren Handſchuh zuknöpfte, fragte ſie ſo obenhin: „Nun — habt Ihr Euch ausgeſprochen?“

„Vollkommen,“ antwortete Bettina. „In drei Tagen verlaſſe ich Berlin.“

„O, alſo unverſöhnlich? Wie ſchade, ich hätte Dich ſo gern bis zum Herbſt in meiner Nähe gehabt; es giebt ſo mancherlei zu thun . . . Indeſſen, ich achte Deine Gefühle, und nichts liegt mir ferner, als Deine Entſchließungen beeinfluſſen zu wollen. Du biſt ja ſelbſtändig und kannſt Dein Leben ganz nach Deinem Gefallen geſtalten. Aber etwas Freundſchaft bewahre Deiner Mama wenigſtens . . .“

Sie reichte Bettina lächelnd die Hand und ſchmiegte ſich dann mit einer halb ſtolzen halb zärtlichen Bewegung an den Grafen, der ihr den Arm geboten hatte und ſie jetzt hinausführte. Bettina ſchaute den beiden in ſtummem Schmerze nach.

„Ob ich ſie warne?“ fragte ſie ſich und ſchüttelte dann langſam den Kopf. „Sie würde mir nicht glauben, würde mich für eine eiferſüchtige Närrin halten,“ murmelte ſie. Tief aufathmend fügte ſie nach einer Weile hinzu: „Welch' einer Gefahr bin ich entronnen!“ — —

Als Bettina am nächſten Tage ihren Turnunterricht gegeben hatte, wurde ſie auf der Straße von der Mutter ihrer Lieblingsſchülerin erwartet und zum Eſſen eingeladen. Sie hatte um ſo weniger Grund, die Freundlichkeit abzuweiſen, als der Gatte der Dame ein Geſchäftsfreund ihres Vaters geweſen war. So verbrachte ſie denn einige Stunden im Kreiſe heiterer und liebenswürdiger Menſchen, und als ſie ſich vom Tiſche erhob, ſagte der Hausherr: „Wir haben für den Abend eine Loge im Theater genommen und bitten Sie recht ſehr, uns Geſellſchaft zu leiſten. Halms ‚Sohn der Wildniß‘ wird gegeben, und wie ich höre, ſoll ſehr gut geſpielt werden. Sie haben zwar das Trauerkleid noch nicht abgelegt, allein die Pietät erleidet ſicher keine Einbuße, wenn ſie ſich ein ernſtes Schauſpiel anſehen.“

Bettina ließ ſich überreden. Sie kannte Halms romantiſche

Im K

Nach dem Gemälde

Dichtung nicht und während der ersten Scenen sah sie den Vorgängen auf der Bühne mit gleichgültiger Miene zu. Die Vorstellung schien ihr unglücklich gewählt zu sein, und nur die Rücksicht auf ihren freundlichen Wirth hielt sie ab, das Theater zu verlassen, in dessen Luft sie sich beengt und bedrückt fühlte. Sobald jedoch Parthenia, die weiche poesieumflossene Tochter der Kultur, und Ingomar, der rauhe Sohn der Wildniß, sich gegenübertraten, ward ihre Theilnahme gefesselt. Die Handlung erhielt für sie mit einem Male sinnbildliche Bedeutung. Zwischen Parthenia, der Tochter Roms, und Ingomar, den eine Völkerwelle aus den Wäldern Galliens an die Grenzen der Civilisation geworfen hatte, bestand ein ähnliches Verhältniß wie zwischen ihr und Ewald Monk.

Der Lotse im einsamen Massow wurde ihr zum Sohn der Wildniß. Was diese Illusion so leicht erweckte, war vor allem auch der Umstand, daß der Darsteller des Ingomar denselben tiefen Klang der Stimme, die gleichen Bewegungen der breiten ausgespreizten Hand hatte wie Ewald und daß im letzten Akt, wo sich der Sohn der Wildniß dank Parthenias erziehender Liebe die Früchte der Kultur zu eigen macht, diese Aehnlichkeit eine ganz überraschende wurde.

Vor allem prägte sich ihr unauslöschlich jenes Liebesgespräch ein, in welchem die gefangene Parthenia mit ihrem stillen Reize den rauhen Ingomar zu ihren Füßen niederzwingt, wo dem reckenhaften Manne plötzlich die Frage sich aufdrängt: „Was ist denn Liebe, sag'?" Wie Parthenias Antwort gleich einer Himmelsbotschaft in Bettinas Seele drang, dieses einfache schlichte Wort:

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag."

Und der Sohn der Wildniß fragt weiter:

„Und sag', woher kommt Liebe?"

„Sie kommt und sie ist da."

„Und sag', wie schwindet Liebe?"

„Die war's nicht, der's geschah."

Das ist's, klang es in Bettinas Innern, „die war's nicht, der's geschah." Konnte meine Liebe zu Guido schwinden, zum Abscheu werden, so war es keine Liebe, die mich einst mit ihm verband. Fort mit ihm! — Und über den Grafen, den Typus einer selbstsüchtigen Kultur, erhob sich riesengroß Ewald, der Naturmensch, dessen unverdorbenes Herz noch empfänglich war für die veredelnde Kraft der Liebe. Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen folgte sie der Entwicklung der Handlung, und als diese mit einer rettenden heldenhaften That Ingomars abschloß, wurde ihr das Schauspiel zum Orakel. So würde Ewald in gleicher Lage handeln, sagte sie sich, so würde er emporwachsen zu edler sittlicher Kraft, wenn er eine Parthenia fände. Und es erschien ihr mit einem Male als eine erlösende würdige Lebensaufgabe, die gebundenen Kräfte in des Lotsen Seele frei zu machen, ihn zu erheben durch die Macht der Liebe.

Während sie das Theater verließ und nach Hause fuhr, wich der Bann des Geschauten keinen Augenblick von ihr, und verlockend tönten noch immer die Verse an ihr Ohr:

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag."

Frau Rositas Zofe öffnete die Thüre der Wohnung, und während jene voranleuchtete, bemerkte Bettina, daß ein Brief für sie auf einem Tischchen im Flur lag; sie erwartete Nachricht von Lisa, welche inzwischen nach Madrid übergesiedelt war und seither nichts mehr von sich hatte hören lassen; hastig erbrach sie daher das Schreiben und las die in eckigen plumpen Schriftzügen hingestellte Frage: „Haben Sie denn Massow ganz vergessen?" Unterzeichnet waren die Worte mit „Ewald Monk."

Kaum war sie allein in ihrem Zimmer, so brach sie in Jubel aus. Sie küßte den Brief und sagte mit strahlendem Antlitz: „Nein, ich habe Dich nicht vergessen, Ewald! Dein Mahnruf

Feuer.

Jaroslav Vesin.

Digitized by Google

kommt zur rechten Zeit. Jetzt weiß ich, wo meine Heimath liegt. Ich will Deine Parthenia sein, Du Sohn der Wildniß!"

An einem sonnigen Aprilmorgen verließ Bettina Berlin; in dem an ihrer Seite hängenden Täschchen trug sie ein Checkbuch und in ihrem Handkoffer den Plan zu einem Landhaus. Sie hatte nur drei Tage gebraucht, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und sich zu einer Uebersiedlung nach Massow vorzubereiten. Der Sanitätsrath hatte ihr Vermögen ihr ausgeliefert. Sie übergab die Werthpapiere einem sichern Bankhaus und konnte fortan über 60 000 Mark frei verfügen. Da sie die Absicht hegte, sich in Massow auf alle Fälle dauernd niederzulassen, so wandte sie sich an einen ihr befreundeten jungen Baumeister mit der Bitte, ihr den Aufriß zu einem Landhaus zu zeichnen, mit Küche, Vorrathskammer und Waschraum im Erdgeschoß, vier Zimmern im ersten Stock, einer Mansarde sammt Balkon und Trockenboden im Giebelraum. Der Architekt hatte seine Aufgabe in einigen Tagen so gut gelöst, daß der Entwurf von jedem gewandten Maurer- oder Zimmermeister ausgeführt werden konnte. Betreffs der Kosten hatte er bemerkt, daß er weder den Preis der Grundstücke noch des Baumaterials in Massow kenne, allein es sei anzunehmen, daß das ganze Landhaus bei einfacher Ausführung nicht mehr als 15 000 Mark und nicht weniger als 12 000 Mark kosten werde. Und das aufzuwenden, war Bettina fest entschlossen.

Sie wollte am Meer unter geraden treuen Menschen ein neues Leben führen. Sie hatte der Töchterschule eine Vertreterin gestellt; keiner ihrer Bekannten war in ihre Zukunftspläne eingeweiht. Ihre Stiefmutter und der Sanitätsrath glaubten, daß sie im Hause des Schullehrers oder des Lotsenkommandanten von Massow die schöne Jahreszeit zubringen und im Herbst in die Stadt zurückkehren werde. Schon hatte sie ihren Platz im Zuge eingenommen und war eben dabei, ihr Handgepäck unterzubringen, da stieg hastig ein Passagier in den Wagen, dessen Anblick sie höchlich überraschte — es war der Geiger Franz Rott. Dieser stand bei der unverhofften Begegnung nicht minder erstaunt da und erst nach einer Weile brach er in die Worte aus: „Welch' glücklicher Zufall!"

Bettina verwünschte innerlich das Zusammentreffen mit Rott. Kaum hatte dieser seinen Geigenkasten untergebracht, so stellte er die schwer zu umgehende Frage: „Wohin reisen Sie?"

Sie nannte ihr Ziel, und der Musiker erwiderte lachend, daß er Massow auf seinen Künstlerfahrten noch nicht berührt habe; wo der Ort zu suchen sei.

Seine Reisegefährtin verstand sich zu näheren Angaben.

„Ah, dort liegt irgendwo in der Nähe die Besitzung meiner Freundin, der Gräfin Lindström. Die Dame ist Musikschwärmerin und hat mich wiederholt gebeten, meine Sommerferien auf ihrem Schloß zu verbringen, allein ich konnte mich nicht entschließen, die Rolle eines ‚Bratenbarden' zu spielen. Wissen Sie Neues von Ihrer Freundin Lisa Diaz?"

Bettina antwortete, daß sie persönlich seit Monaten keine Nachricht erhalten, wohl aber vom Vater Lisas erfahren habe, Diaz bewerbe sich in Madrid um eine Lehrerstelle am Konservatorium.

„Ihre Freundin hat ihr Lebensglück sehr unsicheren Händen anvertraut," bemerkte Rott, die Stirn runzelnd.

„Inwiefern?"

„Diaz ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, ist voll Munterkeit, sobald er Anregung findet, empfänglich für alles Schöne und Gute und ein musikalisches Talent, allein diesen Vorzügen stehen nicht wenige Fehler gegenüber, die in seiner Nationalität wurzeln. Als echtes Kind des Südens ist er träge und nachlässig. Ich wohnte mit ihm in einer Zeit zusammen, da er sich um einen Preis bewarb. In den Stunden, wo er üben sollte, lag er auf dem Sofa und trieb Jongleurkünste oder andere Possen. Je heftiger ich in ihn drang, seine Zeit zu nützen, desto mehr scheute er vor der Arbeit zurück. Es schien mir, als ob der Gedanke an ein Müssen ihn unfähig mache, sich zu rühren. Wie alle Faulenzer aber wiegt sich Diaz in Glücksträumen, und wenn er — was freilich selten vorkommt — Ersparnisse macht, so legt er sie in der Lotterie an. Er ist in allen tieferen Fragen naiv wie ein Kind und abergläubisch — nun wie ein Spanier. Ich fürchte, Ihre Freundin hat jetzt schon die Entdeckung gemacht, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt. Ein Mädchen, welches sein Vaterland oder seine Bildungssphäre verläßt, um dem Manne seiner Wahl zu folgen, muß viel über Bord werfen, ehe es auch nur die Zufriedenheit erreicht."

„Sie fällen über Ihren Freund ein herbes und nicht eben kameradschaftliches Urtheil," versetzte Bettina unwillig.

„Diaz war niemals mein Freund, obgleich wir in Berlin häufig miteinander verkehrten. Beweis dafür ist der Umstand, daß er seit seiner Abreise keine Silbe an mich geschrieben hat, trotzdem er Verpflichtungen hatte, es zu thun. Ueberdies glaubte ich, daß unser gemeinsamer Antheil an dem Schicksal Lisas mir eine freimüthige Aussprache gestatten würde. Ich wünsche aufs innigste, daß meine Befürchtungen sich niemals erfüllen möchten."

Es trat eine Pause ein, während der Zug sich in Bewegung setzte. Bettina war peinlich berührt, daß sie mit Rott in dem Wagen zweiter Klasse allein blieb. Seine Bemerkung über Lisas Wahl war ihr schwer aufs Herz gefallen, und der Satz: „Ein Mädchen, welches sein Vaterland oder seine Bildungssphäre verläßt, um dem Manne seiner Wahl zu folgen, muß viel über Bord werfen —" grub sich ihrem Gedächtniß scharf ein. Sie hätte lieber von der Zukunft geträumt, statt eine Unterhaltung zu führen, die sich um Vergangenes drehte.

In der Hoffnung, daß der Reisegefährte vielleicht bald aussteigen werde, stellte sie nach einer Weile die Frage: „Wohin fahren Sie, Herr Rott?"

„Ich durchjage noch mit der Geige in der Hand Skandinavien," erwiderte dieser munter. „In Kopenhagen erwartet mich eine Sängerin, mit der ich mich zu einem sechswöchigen Musikattentat auf die Besitzer dänischen und schwedischen Goldes verbündet habe. Liegen diese Konzerte hinter mir, so ziehe ich mich mit dem Raub in die Felsenklüfte Tirols zurück, wo meine Sippe haust. Dort will ich zwei Monate rasten und in der Einsamkeit meine Nerven beruhigen."

Bettina ergab sich in ihr Schicksal, seine Gesellschaft bis zur Hafenstadt ertragen zu müssen. Die Unterhaltung wurde fortgesetzt, und der Geiger plauderte in anregendster Weise über Musik, er gestand auch, daß er Bettina während des Winters wiederholt im Chor der Hochschule bei Schüleraufführungen gesehen habe. Von Station zu Station wuchs Bettinas Interesse an dem jungen Künstler, dessen rauhes Wesen und barsche Geradheit sie bisher abgestoßen hatten. Zu ihrer Ueberraschung erkannte sie jetzt, wie heiter und freundlich er lächeln, wie leicht und gefällig er unterhalten konnte. Er hatte viel erfahren in der Welt und legte ohne Zaudern seine Vergangenheit vor ihr bloß. Er war ein Bauernsohn; der Vater hatte ihn früh in die Klosterschule gesteckt, damit ein „geistlicher Herr" aus ihm werde. Der strengen Zucht entlief er aber als ein Vierzehnjähriger. Von der Mutter heimlich unterstützt, war er nach der Schweiz gewandert, um Naturwissenschaften zu studieren. Allein die Liebe zur Musik, die schon im Kloster geweckt worden war, hatte ihn langsam von der Wissenschaft abgedrängt. Vor sechs Jahren war er nach Berlin gekommen, um unter Joachims Leitung Geiger zu werden. Unter Hunger und Kummer, so schloß er seinen Bericht, habe er sich durchgerungen, nun sei er glücklich. Die Frühnebel, welche über dem Morgen seines Lebens lagen, seien zerstreut — er sehe die Sonne.

Bettina bemerkte ein seltsames Leuchten in den stahlgrauen Augen ihres Gefährten, ein Abglanz innerer Wärme verklärte seine Züge. Wie schön er sein kann, der Sohn des Tiroler Bauern, sagte sie sich im stillen; laut erwiderte sie: „So sind Sie also ein Priester der Kunst geworden und lehren die Völker, daß auch die Musik etwas Göttliches sei."

„So weit bin ich noch nicht — mir fehlt die Weihe."

„Die Weihe?"

„Ja, die Weihe der Liebe und des Schmerzes," entgegnete Rott. „Ein echter Künstler muß jene Höhen und Tiefen menschlichen Empfindens kennenlernen, welche die Liebe bringt. Ich bin ein nüchterner Alltagsmensch, der auf den Frühlingssturm wartet. Was ich jetzt als Geiger zu vergeben habe, ist schöner Ton, Technik, ein wenig Phantasie, aber das Beste fehlt — der Ausdruck tiefen Gefühls. Vielleicht stehe ich ihm nahe, dem holden Genius, welcher die höchste Lust in der einen, das tiefste Leid in der andern Hand trägt, vielleicht —"

Das Mädchen empfand mit einem Male unter Rotts Blicken eine Beklommenheit, die ihr alle Unbefangenheit raubte. Bei der

Klarheit und Offenheit seines Wesens war es kaum zu verkennen, von wem der Künstler die Weihe erwartete. Der Gedanke aber, daß er ihr seine Liebe erklären könne, rührte in ihr die widerstreitendsten Gefühle auf. Es überraschte und verwirrte sie, daß die rauhe Außenseite dieses Mannes einen so weichen Kern barg. Sie war erstaunt über sein Wissen, seine geistige Frische, seine Willenskraft und konnte sich nicht verhehlen, daß in seinem Lächeln, seiner freimüthigen Sprache, in der Ehrlichkeit seines Wesens ein eigener Zauber liege. Allein sie wollte diese Empfindung nicht in sich aufkommen lassen und wehrte sich gewaltsam gegen die Macht, welche der ernste Mann über sie zu erlangen drohte. Sie sprang plötzlich von ihrem Sitze auf, schaute durchs Wagenfenster und rief beim Anblick eines in der Ferne auftauchenden Thurmes erleichtert aus: „Dort liegt die Hafenstadt!"

Rott hatte die Gemüthsbewegung von ihrem Gesicht abgelesen und richtig gedeutet. Ein Schatten ging über sein Gesicht und seufzend antwortete er: „Wo wir uns trennen müssen."

Er blieb schweigsam bis zur Ankunft des Zuges. Bettina wollte sich hier von ihm verabschieden, allein er unterbrach sie rasch mit den Worten: „Sie werden mir hoffentlich gestatten, daß ich Sie an Bord des Schiffes bringe und mich so ein klein wenig erkenntlich zeige für die Gastfreundschaft, welche mir einst Ihr Vater erwies."

Sie lächelte und überreichte ihm den Gepäckschein; es that ihr wohl, daß er ihres Vaters gedachte, und als er mit der Sicherheit des vielgereisten Mannes einen Dienstmann mit der Besorgung ihrer Gepäckstücke betraut und ihr den Arm gereicht hatte, um sie aus dem Menschenhaufen hinaus zu führen, sagte sie in warmem Tone: „Da Sie mich an Vergangenes erinnern, so habe ich Ihnen noch Dank zu sagen — durch Ihr wundervolles Spiel beim Leichenbegängniß meines Vaters hielten Sie diesem die ergreifendste Nachrede."

Rott wollte einen Wagen herbeirufen, Bettina aber meinte, daß der kurze Spaziergang bis zum Landungsplatz der Schiffe eine wohlthuende Abwechslung sei nach der mehrstündigen Eisenbahnfahrt. So schritten denn beide Arm in Arm zum Hafen hinunter. Das lärmende Treiben dort lenkte sie von wehmüthigen Gedanken ab. Der Künstler hatte mit scharfem Blicke den kleinen Dampfer für Massow aus der Menge der Fahrzeuge herausgefunden; er begleitete seine Gefährtin aufs Verdeck, wählte ihr einen bequemen Platz aus und ging dann wieder ans Land, um die Ankunft des Gepäckträgers zu erwarten. Die kurze Zwischenzeit benutzte er, um einen Strauß Veilchen und Schneeglöckchen einzukaufen. Er reichte ihr die Blumen beim Abschied, sah ihr tief in die Augen und wünschte ihr glückliche Reise. Dann setzte er schüchtern hinzu: „Darf ich ‚Auf Wiedersehen!' sagen?"

Mit freundlichem Lächeln reichte sie ihm die Hand und antwortete: „Auf Wiedersehen!" — Sie hatte nicht das Herz, ihm mit einem kalten Nein zu antworten.

Als sich der Dampfer nach einigen Minuten in Bewegung setzte, sah sie Rott an Bord des für Kopenhagen bestimmten Schiffes. Er schritt gedankenvoll über das Hinterdeck und blies von Zeit zu Zeit die blauen Rauchwolken einer Cigarette in die Luft. Durch das Rauschen des vorüberfahrenden Dampfers erst wurde er aus seinen Träumereien aufgeschreckt, und wie sein Blick Bettina streifte, welche grüßend seine Blumen in die Höhe hielt, ging ein heller Schein über sein Gesicht und er sprang zur Kommandobrücke hinauf, um sie nochmals sehen und einen letzten Gruß mit ihr austauschen zu können. Und so wie er dort oben stand, von der hellen Mittagssonne beleuchtet, im flatternden Mantel, mit dem wehenden Haar über der breiten Stirn, prägte sich sein Bild ihrer Seele ein. Nach einer Weile machte sie mit leisem Schrecken die Entdeckung, daß dadurch ein anderes, ähnliches aus ihrer Erinnerung verdrängt werde. Sie erhob sich und schritt auf dem Verdeck hin und her, um die Erinnerung an diese Zusammenkunft los zu werden, aber es gelang ihr nicht. Wider ihren Willen kehrten ihre Gedanken von dem, was vor ihr lag, immer wieder zu dem Gespräch mit Rott zurück. Nachdenklich lehnte sie sich gegen die Schanzverkleidung des Schiffes und schaute hinunter in das schäumende Wasser; da stieg ein lieblicher Duft zu ihr auf.

„Ah, seine Blumen!" rief sie entschlossen. „Dieses Duften des Frühlings hat es mir angethan; fort damit!"

Sie schleuderte das Blumensträußchen ins wirbelnde Fahrwasser, und als es ihren Blicken entschwunden war, setzte sie mit einer kräftigen Bewegung hinzu: „Aus der Welt, in welcher eine Rosita ihr Glück sucht, will ich nichts in mein Naturparadies mit hinübertragen."

9.

Während der Fahrt wurde Bettina sehr enttäuscht durch die Mittheilung des Kapitäns, daß sie nicht darauf rechnen dürfe, von den Leuten aus Massow abgeholt zu werden, diese kämen nur während der Sommerzeit mit dem Boote heraus. So mußte sie an einem der größeren Küstenorte landen, von wo sie mit einem gemietheten Leiterwagen nach vierstündiger Fahrt auf holperigen und sandigen Wegen matt und zerschlagen Massow erreichte. Sie stieg im Schulhause ab. Die Lehrersfrau konnte ihre Verwunderung darüber, daß das Fräulein so früh und ganz allein in Massow eintreffe, nicht verhehlen. Als Bettina am gemeinsamen Abendtisch Platz genommen hatte, um eine Tasse Thee nebst einem Pfannkuchen zu genießen, enthüllte sie den Wirthsleuten ihren Plan, sich dauernd im Dorfe niederzulassen.

Sie hatte erwartet, daß die guten Leute bei dieser Eröffnung in freudige Zustimmung ausbrechen würden, allein zu ihrer Ueberraschung schüttelten beide den Kopf und der Lehrer fragte nach einer Weile, ob sie sich das auch wirklich überlegt habe; es sei hier zu Lande nicht der Brauch, daß ein Mädchen für sich allein lebe, und Leute wie der Herr Pastor würden das wahrscheinlich für unschicklich erklären. Bettina antwortete, daß ihr Gewissen die Richtschnur ihrer Handlungen bilde. Der Lehrer meinte, mit diesem Grundsatz möge der auskommen, der seinen Nebenmenschen nicht brauche, in Dörfern aber begegne man dem Nachbar zu oft, um seiner Gefälligkeit entrathen zu können. Besser sei es schon, wenn sie sich in den Schutz einer Familie begebe. Wolle sie nicht im Schulhause bleiben, so werde der Lotsenkommandant sie gewiß gern bei sich aufnehmen, wenn sie in ihren freien Stunden den Kindern Musikunterricht ertheile. Bettina schwieg — sie konnte ja doch nicht sagen, daß sie weder des Lehrers noch des Lotsenkommandanten bedürfe, daß ein anderer ihr bald seinen starken Schutz gewähren werde.

Am folgenden Morgen erkundigte sie sich nach Ewald Monk und erfuhr, daß er als Lotse ein Vollschiff nach der Hafenstadt führe. Sie schritt durch die Felder, am Landhaus des Kommandanten vorüber, wo an den Hecken und Bäumen eben das erste junge Grün hervorsproßte; sie wollte sich einen Platz auswählen für ihr künftiges Heim und entschied sich für eine Staffel am Abhang des Höwts. Dort lag, etwa vierzig Meter über dem Meere, ein flaches Gelände, welches sich vortrefflich zur Anlage einer Villa eignete. Man hatte von da einen schönen Ausblick über die Bucht und die Küsten des Festlandes. Seitwärts von der Staffel, etwa fünfundzwanzig Fuß tiefer und jenseit des Fahrwegs, lag ein Bauernhof mit bemoostem Strohdach, der dem alten Bräuning gehörte. Vor dem Acker senkte sich das Land nicht jäh, sondern in schräger Linie zum Meere hinab, und ein Pfad schlängelte sich von der Höhe zwischen silberweißen Sandhaufen zum Wasser hin. Bettina, deren geschäftige Phantasie schon Landhaus und Garten auf dem Feld entstehen sah, entwarf Pläne um Pläne. Ein Ziergärtchen mit Rosenbüschen, Bosketten und zwei Obstbäumen sollte vor dem Hause angelegt werden, dahinter ein Gemüsegarten. Sie war bald von ihrem Vorhaben derart erfüllt, daß sie den Flächenraum schrittweise abmaß und vertheilte.

Im Laufe des Tages führte sie den Lehrer zu der künftigen Baustelle hin und fragte ihn, wem der Acker gehöre. Sie erfuhr, daß Bräuning der Besitzer sei. Als sie nun die Absicht enthüllte, das Feld zu kaufen, ermahnte der Lehrer zur Vorsicht, denn „oll' Bräuning" sei ein schlauer Fuchs, der gern seinem Nebenmenschen Schlingen lege. Bettina meinte, die Warnung könne sich nur auf die Höhe der Kaufsumme beziehen, und erkundigte sich, was das Stück Land wohl werth sei. Der Lehrer schätzte es auf zweitausend Mark, fügte jedoch hinzu, daß Bräuning jedenfalls mehr fordern werde. Bettina war als Tochter eines Kaufmanns nicht ganz unerfahren in geschäftlichen Dingen, sie beauftragte den gefälligen Mann, mit Bräuning in Unterhandlung zu treten, ohne dem Bauern zu verrathen, daß sie die Kauflustige sei.

Sie dachte sich die Ordnung der Angelegenheit unter diesen biederen Menschen unendlich leicht, allein zu ihrer Ueberraschung

erklärte Bräuning, der Acker sei ihm um keinen Preis feil. Als Bettina den Lehrer, der ihr diesen Bescheid brachte, erschrocken anschaute, beruhigte sie derselbe und meinte: „Ol' Bräuning will zunächst den wahren Käufer ausspionieren, nach drei Tagen wird er schon seinen Preis stellen."

Diese drei Tage waren für Bettina eine harte Geduldsprobe. Es regnete heftig, und so war sie ans Haus gefesselt; ihr Bechsteinscher Flügel, den sie am Tage vor der Abreise von Berlin nach Massow gesandt hatte, war noch nicht eingetroffen, und Ewald kehrte von seiner Lotsenfahrt nicht zurück. Eine geheime Scheu hatte sie bisher abgehalten, das Haus des Kommandanten aufzusuchen, am dritten Tage nach ihrer Ankunft aber veranlaßte sie die Langeweile, nach dem Landhaus hinüberzugehen. Ihr Erscheinen rief auch hier die größte Ueberraschung hervor.

„Wie, Fräulein Wesdonk, schon in Massow?" rief der Hausherr. „Ei, das ist herrlich! Mit wem sind Sie gekommen? Mit Horsts natürlich? Ah, wie ich mich freue!"

Als Bettina erröthend und zögernd gestand, daß sie allein gekommen sei, in der Absicht, sich hier ein eigenes Heim zu gründen, sahen die Freunde sie so verwundert an, als zweifelten sie an ihrem Verstande. „Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst," sagte die Hausfrau. „Sie sind noch zu jung, um ein Einsiedlerleben zu führen. Auch würden Sie in manche Bedrängniß gerathen — indessen das können wir ja beim Abendbrot besprechen Vor allen Dingen heißen wir Sie herzlich willkommen."

Bettina blieb bis spät am Abend in dem gastlichen Hause, allein sie schied mit einer Verstimmung in der Seele. Sie hatte im Laufe der Unterhaltung die Ueberzeugung gewonnen, daß weder der Hausherr noch dessen Gattin ihren Plan billigten und daß beide den Verkehr mit ihr abbrechen würden, sobald sie Ewald Monk ihre Hand reichte. Grollend fragte sie sich, mit welchem Recht denn der Kommandant sich so hoch über diejenigen stelle, die doch seine Berufsgenossen waren! Ewald setzte weit öfter Leben und Gesundheit aufs Spiel als er. Sie fand, daß sie einem schmählichen Vorurtheil gegenüberstehe und daß es verdienstlich sei, demselben Trotz zu bieten.

Am andern Morgen hatte endlich der Regen aufgehört, und die Sonne brach durch das zerflatternde Gewölk. Während Bettina beim Frühstück saß, trat der Lehrer in die Stube und berichtete ihr, daß Bräuning vorhin dagewesen und für seinen Acker den Preis von dreitausendfünfhundert Mark gefordert habe.

„Bieten Sie ihm morgen dreitausend," erwiderte Bettina in freudiger Erregung.

Dieser Tag schien sie für das bange Harren seit ihrer Ankunft entschädigen zu wollen, denn als sie um zehn Uhr zum „Utkiek" hinaufstieg, um einen Blick über das Meer zu werfen, erkannte sie in dem Manne, der vor dem Wachthäuschen saß, Ewald Monk. Ein freudiges Erschrecken ging durch ihre Glieder und unwillkürlich rief sie laut seinen Namen. Ihr Ruf hatte eine überraschende Wirkung, beim Klang ihrer Stimme wandte sich Monk blitzschnell um, und als er Bettina lächelnd und rosig wie der Morgen selber vor sich sah, sprang er mit einem Freudenschrei auf und schloß sie stürmisch in seine Arme.

Sie duldete seine rauhe Zärtlichkeit, sein wildes Ungestüm gefiel ihr. So mußte er sein, der starke Sohn der Wildniß, und so mußte sich die Liebe äußern, die echte, von der es hieß: „Sie kommt und sie ist da."

Ewalds Jubel hatte einen alten Lotsen aus dem Häuschen herausgelockt; es war derselbe, den Bettina an jenem ersten Abend auf dem Höwt gesprochen und der ihr die Kuriositäten gezeigt hatte. Lachend verbeugte sie sich, als Ewald sie dem Kameraden als seine „lewe Brut" vorstellte. Der Alte schüttelte ihr kräftig die Hand, und sie erinnerte ihn an ihre erste Unterredung, bei welcher er ihres Bräutigams als eines der besten unter den „Seebefahrenen" gedacht habe. Und Ewald fühlte sich so stolz, als sei das Höwt die erste Staffel zum Himmel.

Nach einer Weile schlug Bettina vor, er solle sie mit seinen Eltern bekannt machen. Ewald fuhr sich mit der Hand hinters Ohr, eine Bewegung, die er stets machte, wenn ihm etwas unbequem oder bedenklich erschien, dann schob er den Hut in den Nacken, ergriff ihre Hand, sagte: „Wat möt, dat möt!" und schickte sich zum Gehen an, nachdem er noch die Wache dem Kameraden übergeben hatte.

Auf Bettinas Bitte schlugen sie die Richtung nach Bräunings Acker ein. Unterwegs gestand ihr Ewald zögernd, daß er armer Leute Kind und daß sein Vaterhaus nicht viel mehr als eine Baracke sei.

„Was liegt daran!" erwiderte das Mädchen heiter. „Wir bauen uns ein besseres Haus, in dem es Dir hoffentlich gefallen wird." — Sie zeigte ihm Bräunings Feld und sagte: „Das da habe ich zum Bauplatz gewählt, gefällt Dir der Ort?"

Und wieder kraute sich der Lotse bedenklich hinterm Ohr. Dies Land mit einem hübschen Haus darauf zu besitzen, gefiel ihm sehr wohl, aber die Nachbarschaft behagte ihm nicht. Indessen war er Kathrein zu nichts verpflichtet, denn noch hatte glücklicherweise kein „Verspruch" stattgefunden. Und daß er der Tochter des Konsuls vor der Kathrein den Vorzug gegeben hatte — das konnte ihm am Ende niemand im Dorfe verübeln, selbst Bräuning nicht. So erklärte er sich denn mit Bettinas Plan einverstanden.

Diese gab ihm nun Aufschluß über ihre Vermögenslage und meinte, daß ihre Mitgift zwar bescheiden sei, doch immerhin für ein einfaches Leben ausreiche. Ewald aber erklärte, daß sie die reichste Frau in Massow sei, und insgeheim sagte er sich: „Nun soll mir einer kommen!"

Und gerade der Mann, an den er dabei gedacht hatte, tauchte in diesem Augenblick bei der Düne auf — der Lotsenkommandant. Er sah den Untergebenen streng an, und die Frage schwebte auf seinen Lippen, warum Ewald den Utkiek verlassen habe.

„Koch übernahm für mich die Wache," meldete der Lotse dem Vorgesetzten, erfaßte dann Bettinas Hand und sagte keck: „Ich wollte den Eltern eben meine Braut vorstellen, Fräulein Wesdonk."

Der Kommandant stand einen Augenblick starr da vor Ueberraschung, dann griff er an die Mütze und erwiderte kühl: „Meinen Glückwunsch —" Mit einer Verbeugung gegen Bettina entfernte er sich.

Bettina fühlte, daß ihre Wangen glühten, und sie schalt sich um ihrer Schwäche willen. Ewald aber lachte und meinte, der Alte habe sich nicht schlecht gewundert; der dünke sich ja seinen Leuten gegenüber ein Herrgott.

Als die Braut das Häuschen betrat, in welchem ihr künftiger Gatte geboren war und noch wohnte, wurde ihre frohe Stimmung stark herabgedrückt. Das war weit verwahrloster, als sie sich gedacht hatte, und sie nahm sich vor, den Eltern ihres Ewald eine menschenwürdige Behausung zu schaffen. Die Thüre, durch welche sie eintrat, hing schief in den Angeln, die Wohnstube, in die sie geführt wurde, war so niedrig, daß sie sich unwillkürlich bückte. Eine dumpfe Luft legte sich ihr beklemmend auf die Brust. Die Mutter Ewalds war eben in der Küche damit beschäftigt, Heringe zu braten, und als der Sohn sie hereinrief, kam sie in schmutzigen vertragenen Kleidern zum Vorschein, eine fettige Gabel in der Hand.

Bei der Erklärung des Sohnes, daß Fräulein Wesdonk sich mit ihm versprochen habe, kreischte die Alte vor Verwunderung auf und lief hinters Haus, um den Vater zu rufen. Ewald lachte über das Gebahren der Mutter, Bettina jedoch konnte sich nicht verhehlen, daß die Frau weder gutmüthig noch ehrwürdig aussehe. Auch Vater Monk, der jetzt hereingehinkt kam, gehörte nicht zu den angenehmen Erscheinungen. Die Gicht hatte ihm seit Jahren arg zugesetzt, und er führte eine Sprache, die sich sehr in Gegensätzen bewegte, in keinem Falle aber für ihn einnahm; entweder fluchte er wie ein Türke oder er schmeichelte wie ein Kind.

Als Bettina ihm mit einigen herzlichen Begrüßungsworten die Hand reichte, knickte er vor Höflichkeit fast zusammen, küßte ihr die Hände und nannte sie fast bei jedem Satz, den er sprach, „mein Herzchen, mein Engelchen, mein traut'stes Kindchen."

Frau Monk wischte geschäftig mit der Küchenschürze den Stuhl ab, auf den sich ihre neue Schwiegertochter setzen sollte, und stopfte dabei eine graue Haarsträhne, die ihr über den sehnigen braunen Hals hing, unter die Haube.

Bettina wollte den Glückstag nicht vorübergehen lassen, ohne ein gutes Werk gethan zu haben. Sie äußerte, daß Ewalds Vaterhaus gar eng und gebrechlich sei, und als der alte Monk zur Antwort gab, daß er sich in dem feuchten Teufelsnest die gottverfluchte Gicht geholt habe, fragte sie, welche Summe wohl erforderlich sei, um ein nettes helles Häuschen an die Stelle des baufälligen zu setzen.

Der Alte rieb sich mit der schäbigen Mütze, die er in der Hand hielt, die Kniee und meinte, für zweitausend Mark ließe sich schon ein hübsches Haus aus Fachwerk herstellen.

Die neue Pelzgarnitur.
Nach einem Gemälde von René Reinicke.

„Nun, so wird mir Ewald wohl gestatten, daß ich seinen Eltern diese Summe anweise," sagte sie gütig lächelnd. „Wir wollen dann zu gleicher Zeit bauen."

Die Alten erschöpften ihren ganzen Wortvorrath in Dankesbezeigungen und priesen Ewald glücklich, daß er solch einen Engel zur Frau bekomme. Diesem Engel aber wurde es bei den Alten allmählich bange. Dem Brodem des Häuschens entschlüpfend, gestand sich Bettina, daß allzuviel Honig von den Lippen ihrer künftigen Schwiegereltern geflossen sei. Indessen, wie Ewald so stolz und stattlich an ihrer Seite einherschritt, fühlte sie sich wieder ermuthigt. Ich werde mit ihm leben, nicht mit den Eltern, sagte sie sich beruhigt.

Ewald begleitete sie zum Schulhaus zurück und verkündete jedem, der ihnen begegnete, sein neues Glück. Der Lehrer war bei der Nachricht von Bettinas Verlobung ebenso sehr überrascht wie der Kommandant, und als Ewald sich entfernt hatte, sagte er kopfschüttelnd: „Sie wagen einen kühnen Schritt, Fräulein Wesdonk."

„Ist Ewald nicht brav?"

„Gewiß, ich achte ihn als einen ehrlichen Mann und tüchtigen Lotsen; allein er steht an Bildung und Lebensart weit unter Ihnen, und hier zu Lande gilt das Sprichwort: ‚Gliek tau Gliek' — Sie beide aber sind weit von einander geschieden durch Erziehung, Familie und Bildung."

„Und ich glaube an ein ausgleichendes Gefühl," versetzte Bettina, „und das heißt die Liebe."

„Möge Ihnen der Ausgleich gelingen!" entgegnete besorgt der wohlmeinende Mann.

Bettina reichte ihm mit einem sonnigen Lächeln die Hand. „Helfen Sie mir dazu und bleiben Sie mein Freund!"

Der nächste Tag brachte den Verkauf des Bräuningschen Grundstückes zum Abschluß. Für die Summe von dreitausendzweihundert Mark erwarb Bettina den schön gelegenen Bauplatz, dessen Grenzen der Geometer dann genau bestimmte. Sie entwickelte nun in der Verwirklichung ihres Planes eine ungewöhnliche Thatkraft. Sie segelte mit Ewald nach der Hafenstadt, wo Ziegel, Cement und Holz in Fülle zu haben waren, schloß mit einem tüchtigen Maurermeister Verträge ab behufs rascher Ausführung des Baues und einigte sich mit einem Landschaftsgärtner über die Gartenanlagen und Baumpflanzungen.

Als nun aber die Arbeit beginnen und eine Schleife über das abschüssige Vorland bis ans Wasser gelegt werden sollte, kam „oll' Bräuning", ein knorriger Bauer, dessen Augen listig unter den buschigen Brauen hervorblinzelten, und erhob Einspruch gegen die Anlage.

„Mit welchem Rechte?" fragte Bettina, „das Land gehört mir."

„Soweit es auf der Höhe liegt, ja," entgegnete der Bauer ruhig, „aber von der Kante des Ackers an bis zum Wasser liegt auch noch Erde und die gehört mir."

Bettina war einen Augenblick sprachlos vor Ueberraschung. Sie hatte, gleich dem Geometer, diese schräge bis zum Wasser reichende Fläche für den Untergrund ihres Bodens angesehen, sie war auch überzeugt, daß die Gerichte zur gleichen Ansicht gelangen würden, da die Wassergrenze des Meeres keine fest bestimmbare war und die Brandung häufig bis an den Fuß des Berges reichte. Allein sie konnte die Arbeiten nicht bis zum Abschluß eines Prozesses verschieben.

Was nun thun? Ewald wußte keinen Rath, ihn brachte der Gedanke aus der Fassung, daß Bräuning sich für die eigenen und Rathreins zerstörte Hoffnungen schadlos halten wolle. Der Lehrer aber schlug Bettina einen Vergleich vor und versprach ihr dabei seine Unterstützung. Als diese zu persönlicher Unterhandlung den Hof Bräunings betrat, sprangen ihr zwei große Hunde mit wüthendem Gebell entgegen, und sie bemerkte, daß hinter der Hecke ein dralles Bauernmädchen stand, das sich an ihrem Erschrecken weidete. Bettina war jedoch nicht feig. Das plötzliche Anspringen der Hunde hatte sie erschreckt, nicht eingeschüchtert. Sie ging den Hunden furchtlos entgegen, worauf diese sie kläffend umkreisten, ohne aber einen Angriff zu wagen. Im Hause sah sie zwei Burschen, welche sie erst herausfordernd anstarrten und dann langsam hinausgingen, um Bräuning zu rufen.

„Oll' Bräuning" begrüßte Bettina mit höhnischer Unterwürfigkeit, und als sie sich zu einem friedlichen Vergleich erbot und nach der Höhe seines weiteren Anspruchs fragte, forderte er fünftausend Mark.

Diese Unverschämtheit wies sie entrüstet zurück durch die Bemerkung, daß eine solche Forderung für den Sandhaufen, auf dem kaum der Strandhafer gedeihe, einer Erpressung gleichkomme. Der Bauer antwortete mit pfiffigem Lachen, er habe so viel von der neumodischen Gartenkunst gehört, daß er glauben müsse, der Stadtmamsell werde es nicht schwer fallen, auf dem Sandhaufen einen Weinberg anzulegen. Weinberge von solcher Größe aber bezahle man in der Regel höher als mit fünftausend Mark.

Nun erklärte Bettina ernst und bestimmt, sie sei zu einer ernsthaften Auseinandersetzung gekommen, nicht um Proben seines Witzes zu hören. Sei er dazu nicht in der Laune, so möge das Gericht die Entscheidung treffen. Sie werde unterdessen Mittel finden, ihren Bau durchzusetzen. Damit verließ sie rasch den Hof.

Am Abend lungerte „oll' Bräuning" vor dem Schulhaus herum und nachdem er des Lehrers habhaft geworden war, sprach er vom Wetter, vom Kohlpflanzen und kam endlich auf seinen Handel mit „der Stadtmamsell" zu sprechen. Ganz beiläufig erkundigte er sich, ob diese wohl dreitausend Mark für das Vorland zahlen werde.

Der Lehrer erwiderte lachend: „Ihr irrt Euch, Nachbar, die Stadtmamsell, wie Ihr das Fräulein nennt, ist wirklich nicht auf den Kopf gefallen. Sie steht schon mit Pischel in Unterhandlung und wird dessen Wiese an der Wolfsschlucht kaufen, falls Ihr Euch bis morgen Mittag zwölf Uhr nicht zu einem verständigen Ausgleich entschlossen habt."

„Und das Kornfeld?"

„Nun, das verkauft sie an ihren Freund Schmidt, einen Berliner Advokaten, der sich ein Landhaus an der See erbauen will."

Schon in der Frühe des anderen Tages stand „oll' Bräuning" im Schulhaus und gab seinen Rechtsanspruch auf das Vorland für achthundert Mark preis. Bettina zahlte die Summe, allein ihr Glaube an die Biederkeit der Landbewohner war etwas erschüttert. Doch tröstete sie sich damit, daß keine Regel ohne Ausnahme sei, und warf „oll' Bräuning" zu den Ausnahmen. (Fortsetzung folgt.)

„Sub rosa".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Fallenhorst.

Ich kenne zwei gute Freunde, die hatten sich einmal entzweit. Ein Vertrauensbruch bildete die Ursache des Zwistes — ein vermeintlicher Vertrauensbruch; denn bei näherer Untersuchung löste sich derselbe in ein Mißverständniß auf. Doch ich will die Geschichte kurz erzählen.

Freund A. hatte dem Freunde B. eine Mittheilung über eine dritte Person gemacht und, als er sich von ihm trennte, hinzugefügt: „Das habe ich Dir aber sub rosa gesagt." Freund B. übersetzte das lateinische Sprichwort mit „verblümt", dachte sich das erzählte Ereigniß noch schlimmer, als es in Wirklichkeit war, und da ihm kein Stillschweigen auferlegt war, sprach er weiter davon. Es wurde eine Klatschgeschichte daraus, und A. warf dem Freunde vor, er habe das in ihn gesetzte Vertrauen mißbraucht.

„Du hast mir ja gar nicht zu verstehen gegeben, daß die Sache geheim gehalten werden soll!" wehrte der andre ab.

„O, bitte, ich habe es Dir ausdrücklich ‚sub rosa' gesagt!"

„Nun ja! Das heißt doch ‚verblümt'."

„Verblümt?" meinte Freund A. entrüstet. „Ich habe nicht geglaubt, daß Du so unwissend bist." Er ging an den Bücherschrank, holte einen Band von Brockhaus' Konversationslexikon, schlug den Artikel „Sub rosa" auf und hielt das Buch dem Freunde vor.

Dieser las zu seinem Erstaunen: „Sub rosa (lat., eigentlich ‚unter der Rose') heißt bildlich und sprichwörtlich soviel als ‚im Vertrauen' oder ‚insgeheim', z. B. jemand etwas mittheilen. Die alten Deutschen pflegten nämlich eine Rose als Symbol der Verschwiegenheit bei ihren Gastmählern von der Decke auf die Tafel herabhängen zu lassen, um damit anzudeuten, das man die bei denselben durch frohe und heitere Stimmung hervorgerufenen Aeußerungen wieder vergessen und wenigstens anderen nicht mittheilen solle."

Freund B. ging betrübt von dannen. Zu Hause schlug er den betreffenden Artikel in Meyers Konversationslexikon nach; aber auch dort fand er die gleiche Erklärung und noch den Zusatz, daß dieselbe Sitte bereits den alten Römern bekannt war. Doch er ließ sich nicht werfen. Er holte Goethes Gedichte, schlug das zweite der „Lieder" auf und schrieb folgenden Brief:

‚Lieber Freund! Gestatte auch dem Dichterfürsten zu der fatalen Rosengeschichte ein Wort:

‚Dichter lieben nicht zu schweigen,	Was ich irrte, was ich strebte,
Wollen sich der Menge zeigen;	Was ich litt und was ich lebte,
Lob und Tadel muß ja sein!	Sind hier Blumen nur im Strauß;
Niemand beichtet gern in Prosa,	Und das Alter wie die Jugend,
Doch vertrau'n wir oft sub Rosa	Und der Fehler wie die Tugend
In der Musen stillem Hain.	Nimmt sich gut in Liedern aus.'

So singt Goethe. Du wirst mir wohl zugeben, daß der Dichter, der sich der Menge gern zeigen will, wenn er seine Fehler sub rosa mittheilt, durchaus nicht bezweckt, sie in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, sondern sie vielmehr durch die Blume, in bildlicher Sprache seinen Lesern zu erkennen giebt. Alle Achtung vor den fleißigen und gelehrten Mitarbeitern der Konversationslexika — allein unser Goethe ist doch ein Sprachgewaltiger, und es dürfte erlaubt sein, in der Auslegung von Sprichwörtern ihn als Führer zu nehmen."

Bald darauf saßen beide Freunde wieder versöhnt nebeneinander und meinten: „Das sind aber recht gefährliche Redensarten, denen im Leben eine so verschiedene Auslegung zutheil wird. Wer hat recht? Wie ist das Sprichwort entstanden?"

Ich war in ihrem Bunde der dritte, und was wir über die Entstehung des geflügelten Wortes „Sub rosa" ermitteln konnten, sei im nachstehenden kurz mitgetheilt. —

Die Rose, die Königin der Blumen, hat im Laufe der Geschichte ihre Bedeutung in der symbolischen Blumensprache wiederholt gewechselt. Als die Schwelgerei und der Luxus im alten Rom ihren Höhepunkt erreichten, da war auch der Rosenkultus am meisten verbreitet. Bei den üppigen Gelagen durfte niemals die Blume der Liebesgöttin fehlen — Venus nämlich hatte die Rose mit ihrem Blute roth gefärbt; die Römer erzählten sich, die Rose sei ursprünglich weiß gewesen, da habe einst Venus sie pflücken wollen und, als sie sich dabei an den Dornen verletzte, mit ihrem Blute die Blume geröthet, die seitdem diese Farbe behalten habe.

Um einen Begriff von der Rosenliebhaberei der Römer in der Zeit des Sittenverfalls zu geben, möchten wir nur an den berühmten Speisesaal Neros erinnern, dessen Decke und Seitenwände sich drehten und abwechselnd die Jahreszeiten vorstellten; anstatt des Regens fielen dabei ungeheure Rosenmassen auf die kaiserlichen Gäste herab. Nach den Berichten von Suetonius soll Nero für eine einzige Abendmahlzeit Rosen um 90 000 Mark gekauft haben.

Als Aegyptens berüchtigte Königin Kleopatra einmal den Antonius empfing, ließ sie den Fußboden des Speisesaals eine Elle hoch mit Rosen bedecken und darüber Netze spannen, damit man auf diesem Blumenteppich bequem gehen konnte.

So wurde in dem Rom der Kaiser die Rose zu der Blume des Genusses, und erst das Christenthum versuchte, ihr eine andere sinnbildliche Bedeutung zu geben. Die Rose wurde als Blume der Unschuld der heiligen Jungfrau Maria geweiht. In Frankreich wird noch heute am 8. Juni das Rosenfest gefeiert, welches auf jene alten Bestrebungen zurückzuführen ist. Der heilige Medardus soll, wie die Sage erzählt, im Dorfe Salency bei Noyon einen jährlichen Preis von 25 Livres gestiftet haben, welcher dem tugendhaftesten Mädchen des Dorfes zuerkannt werden sollte. Das Mädchen erhielt dabei einen Rosenkranz und wurde als „Rosenmädchen" (Rosière) gefeiert. So wurde die Rose zum Sinnbild der Keuschheit. Das Volk verehrte sie aber nach wie vor auch als die Blume der Liebe, wie dies mittelalterliche Dichtungen, der „Roman de la rose" und das beliebte höfische Epos „Flore und Blanscheflur", d. h. Blume und Weißblume" oder „Rose und Lilie", beweisen.

Damit aber sind die symbolischen Bedeutungen der Königin der Blumen noch nicht erschöpft.

In Okens „Allgemeiner Naturgeschichte" lesen wir in Bezug auf die Rose: „... sehr wohlriechend und für die Königin der Blumen gehalten, das Sinnbild der Unschuld, der Freundschaft und der Verschwiegenheit —", und Novalis singt: „Verschwiegener Eintracht volle Rosen trägt er (der Wein) bedeutend in der Hand."

In unserer Zeit scheint, wie die tägliche Erfahrung lehrt, die Bedeutung der Rose als der Blume der Verschwiegenheit weiteren Volkskreisen unbekannt geworden zu sein. Früher war das anders.

Im „Rosetum Historiarum", im „Historischen Rosengarten" von Hammer, der im Jahre 1654 zu Zwickau erschien, findet sich folgende Stelle: „Etliche haben eine Rose über den Tisch hängen lassen und, wenn die Gäste haben heimgehen wollen, zu ihnen gesagt, daß sie unter den Rosen beisammen gesessen."

Ausführlicher wird über diese Sitte berichtet in dem Riesenwerke „Großes Vollständiges Universallexikon aller Künste und Wissenschaften", welches von dem Hallenser Verleger Joh. Heinrich Zedtler in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgegeben wurde. „Vor Alters her," lesen wir hier, „pflegte man eine Rose über die Tische zu hängen und zwar darum, damit ein jeder, sobald er sie erblickte, eingedenk wurde, daß er dasselbe, was er in geheim hörete, verschweigen sollte; daher auch das Sprichwort geblieben, wenn man einem guten Freunde etwas sonderliches und geheimes, das verschwiegen bleiben soll, offenbaret, dabei zu sagen pflegt: sub rosa dictum — das sei unter der Rose gesagt."

Diese Bedeutung des Sprichworts „sub rosa" war auch dem Straßburger Dichter Sebastian Brant bekannt; denn in seinem 1494 zu Basel erschienenen „Narrenschiff oder das Schiff von Narragonia" findet sich (Kap. 7, Vers 13) die Rede

Digitized by Google

wendung „under der rôsen sagen“ in dem Sinne „im Vertrauen sagen“.

Der Ursprung der Sitte, die Rose beim Gastmahl als Sinnbild der Verschwiegenheit zu benutzen, wird auf die Römer zurückgeführt. Der schon erwähnte Joh. Heinrich Zedtler beruft sich auf die Verse eines „römischen Poeten“, welche besagen: „Die Rose ist die Blume der Venus. Damit nun deren Liebeshändel geheim gehalten würden, widmete Amor der Mutter Gabe dem Harpokrates. Darum pflegt der Gastgeber über die für seine Freunde bereitgehaltenen Tische eine Rose zu hängen, damit die Festgenossen wissen, man solle schweigen über das unter der Rose Gesagte.“

Unter den Alterthümern Roms befindet sich auch eine Bildsäule des Harpokrates. Sie stellt ein sitzendes Kind dar, welches einen Finger vor den Mund hält. Dieses Kind ist der ägyptische Gott Horus der Jüngere, welcher ursprünglich die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende verkörpern soll. Die Haltung seines Fingers führte die Griechen auf den Einfall, aus ihm den Gott des Schweigens zu machen. Unter dem Namen Harpokrates wird er in der griechischen Litteratur zum ersten Male von Eratosthenes, dem berühmten Bibliothekar von Alexandrien, erwähnt — von demselben Eratosthenes, der als der erste die Größe der Erde auf Grund einer Gradmessung berechnete und prophetisch das Vorhandensein einer „Neuen Welt“ zwischen den Küsten des Atlantischen Oceans und dem Ostrande Asiens vermuthete. Eratosthenes lebte von 275 bis 194 v. Chr. Ein Mysterienkultus knüpfte sich in der griechisch-römischen Welt an die geheimnißvolle Gestalt des Gottes, besonders fanden seine Priester frühzeitig den Weg nach Rom. Die Rose aber hatte Harpokrates von Aegypten, der Heimath seines Kultus, nicht mitgebracht. Dort setzte man vielmehr Horus den Jüngeren in Beziehung zu einer anderen Blume: die ägyptische Mythe ließ ihn aus einer geöffneten Lotusblume hervorgehen. Doch wie in Rom die Rose bei Festen zum Schmuck diente, so fehlte in Aegypten die Lotusblume bei keinem Festgelage; die Gäste steckten sich Lotusknospen ins Haar und hielten sie einander zum Riechen hin, wie die Gäste bei anderen Völkern sich Weinbecher reichen. In der griechisch-römischen Welt gab man dem neuen Gotte an Stelle der ägyptischen eine heimische Blume, die Rose. Wenn wir dabei an die homerische Sage von den Lotophagen denken, welche aus der Lotuspflanze einen Wein bereiteten, der das Gedächtniß an die Vergangenheit in den Menschen auslöschte, so wird es uns begreiflich erscheinen, wie die Rose in Verbindung mit Harpokrates zum Sinnbilde der Verschwiegenheit werden konnte.

Es ist nicht möglich, ganz genau festzustellen, wann die dichterische Phantasie des Volkes Harpokrates mit der Rose schmückte, so viel aber darf man wohl annehmen, daß die schöne Sitte, unter der Rose beisammen zu sitzen, nicht in der wüsten zügellosen Kaiserzeit entstanden ist, sondern ihren Ursprung in einer Zeit hat, wo die Sitten einfacher waren und die römische Tugend sich noch bewährte.

Doch gleichviel, von wem die Sitte stammt; es läßt sich nicht leugnen, daß sie lange Zeit geübt wurde und daß sie Veranlassung zur Bildung des geflügelten Wortes „sub rosa“ gegeben hat. Die Sitte schwand, das Wort blieb. Die Menschen, die mit der Geschichte desselben nicht vertraut waren, wußten es nicht zu deuten und fanden eine naheliegende Erklärung: „sub rosa“ wurde wie das französische „Sous la fleur“ aufgefaßt, im Sinne von „durch die Blume“, „verblümt“.

Und doch ist es schade, daß wir bei fröhlichen Festen nicht mehr „unter der Rose“ sitzen. Wir Männer wissen, daß der Wein die Zungen löst, und sehen im frohen Kreise die Menschen nicht gern, welche die leicht entfliehenden, unbedachten Worte fleißig sammeln und weiter tragen. Unsere Leserinnen wissen, daß auch der Kaffee dieselbe lösende Wirkung besitzt. Man sollte sich zwar auch in solchen Fällen zu bemeistern wissen, aber da wir Menschen einmal bei festlichen Gelegenheiten reden müssen und schwach sind, so sollten diese vertraulichen Reden wenigstens nicht weiter getragen werden. Denn das Weitertragen und Vergrößern und „Verblümeln“ des Gehörten führt erst recht zu Klatsch und Verleumdung.

Frau Ajas „Frohnatur“.

Goethes Mutter nach neueren Quellen.

Von **Johannes Proelß**.

„Frau Aja Wohlgemuth“ pflegte sich die Mutter Goethes in ihrem Alter gern zu nennen, wenn sie einmal der Heiterkeit ihres Herzens übersprudelnden Ausdruck gegeben hatte. „Liebe Mutter Aja“ — so klang die Anrede, wenn die Freunde ihres Sohnes, die alten wie die jungen, die vornehmen wie die geringen Standes, verwöhnte Fürstlichkeiten und verfahrene Sturm- und Dranggeister, sich an die Frau Rath mit Fragen, Bitten, Grüßen wandten oder es sich wohl sein ließen am „runden Tisch“ in der „blauen Stube“ des stattlichen Hauses „zu den drei Leyern“ auf dem Großen Hirschgraben zu Frankfurt a. M. — Woher diese Bezeichnung „Frau Aja“ für Goethes Mutter?

Goethe selbst, der beim Niederschreiben der Erinnerungen „Aus meinem Leben“ lebhaft die Ferne beklagte, in welche die goldne Zeit der eigenen Jugend seinem Gedächtniß entrückt war, hat über den Namen eine unverständliche irrthümliche Auskunft gegeben. Wo er im 18. Buch von „Wahrheit und Dichtung“ den Besuch der Grafen Friedrich und Christian Stolberg in seinem Vaterhaus schildert und erzählt, wie die Mutter den jungen Brauseköpfen, als sie im überschäumenden Drang ihres Freiheitsgefühls gar ein Gelüsten nach „Tyrannenblut“ äußerten, den feurigsten und edelsten Wein aus ihrem Keller heraufgeholt habe — nur solches Tyrannenblut dürfe in ihrem Hause fließen! — hat er den Ursprung ihres Namens auf die italienische Bezeichnung für eine Hofmeisterin zurückgeführt. Er wußte nicht mehr, daß die gleiche Vorliebe für „altdeutsche Art und Kunst“, die ihn auf den Stoff des „Götz“, des „Faust“ gelenkt, den jungen Geistern damals diesen Namen in den Sinn gebracht hatte. „Frau Aja“ heißt in dem alten Volksbuch von den Haimonskindern die Mutter der heldenkühnen Neffen Karls des Großen. Als Frau Rath die Freunde ihres Sohnes mit feurigem 1712er bewirthete, da mußte sich ihnen unmittelbar der Vergleich ihrer Lage mit jener Scene in dem Volksbuch aufdrängen, wo die herrliche Haimonsmutter ihre als Pilger verkleideten Söhne mit dem besten Wein aus ihrem Keller bewirthet. Als das Ideal einer Mutter, die ihrem herangewachsenen Sohne die theilnehmendste Freundin, die tapferste Verbündete und eine „Wirthin wundermild“ ist, wurde Frau Rath gepriesen, da sie zum ersten Male „Frau Aja“ genannt ward.

Und als das Ideal einer im Beglücken des Sohnes glückseligen **Mutter** ist dem Bewußtsein unseres Volkes das Bild dieser Frau eingeprägt, der zu erleben vergönnt war, daß die Grundelemente ihres Wesens, ihre „Frohnatur“ und ihre „Lust zu fabulieren“, in dem Sohne fortwirkten und aufblühten als die bewegenden Kräfte eines weltbewegenden Dichtergeistes. So anziehend und lebensfrisch auch das Bild der jungen Elisabeth Textor war, das später Otto Müller in seinem Roman „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ auf Grund der Angaben in Bettinas „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ über die Mädchenzeit der Frau Rath entwarf, im Gedächtniß der Nachwelt lebt sie vor allem fort in der reifen Weiblichkeit einer Mutter. So hat der Sohn ihr Wesen festgehalten: als Dichter in der herrlichen Frauengestalt, die in „Hermann und Dorothea“ als Mutter Hermanns ihr poetisches Abbild ist, als Charakterzeichner in den Kapiteln aus „Wahrheit und Dichtung“, die ihrer ausführlicher erwähnen.

Aber erst seit der Erschließung des Goetheschen Familienarchivs in Weimar, die vor wenigen Jahren nach dem Tod seines überängstlichen Hüters, des letzten Enkels von Goethe, erfolgte, ist uns Frau Aja wieder ganz lebendig geworden, dank den zahlreichen Briefen von ihrer Hand, die dort verborgen waren. Da erschienen 1885 zum ersten Male in authentischer Form ihre Briefe an die Herzogin Anna Amalie, die Mutter Karl Augusts, und vier Jahre später die „Briefe an ihren Sohn, Christiane

und August von Goethe". Im Herbst des vorigen Jahres endlich ist in der auf die Schätze des Goethearchivs gegründeten Neuausgabe der Werke des Dichters eine Schrift zu Tage getreten, welche den stark angezweifelten historischen Werth der oben erwähnten Bettinabriefe in einer Weise außer Zweifel stellte, wie sie kaum noch erhofft und erwartet wurde. Es ist nun erwiesen, daß die Briefe, welche der „Briefwechsel mit einem Kinde" von und über die Mutter Goethes enthält, echt sind, daß sie wirklich auf Veranlassung des Dichters geschrieben wurden, der, als er an seine Selbstbiographie ging, sich an die junge Frankfurterin Bettina Brentano mit der Bitte um ihre Hilfe wandte, da sie ja der Mutter eigenstes Wesen, ihre Märchen und Geschichten, ihre Eigenheiten und Eigenschaften aus jugendfrischem Gedächtniß darstellen könne.

Diesem Wunsche entsprach das kluge, den Dichter schwärmerisch verehrende Mädchen mit treuem Fleiße und mit der ihr eigenen Begabung lebendig stimmungsvoller Schilderung. Die zahlreichen Blätter unterwarf dann Goethe einer Bearbeitung mit der Absicht, sie im Zusammenhang unter dem Titel „Aristeia der Mutter" der Selbstbiographie einzufügen. Aristeia — so nannte Homer die Gesänge, welche der besondern Verherrlichung eines Helden galten. So sollte die „Aristeia der Mutter" Zeugniß geben, wie die Mutter einst sich herrlich hervorgethan hat unter den Frauen". Die Ausführung dieses Vorhabens unterblieb. Erst jetzt sind die Kapitel ans Licht getreten. Und nunmehr gewinnt auch neben dem Bild der Mutter Goethes aufs neue das Mädchenbild der Tochter des ehrenfesten Frankfurter Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor bedeutsame Geltung.

Die Familie Goethe.

Nach dem im Besitze von Herman Grimm befindlichen Gemälde von J. K. Seekatz.

Die romantische Liebe der jungen Frankfurter Schultzentochter für den unglücklichen schwermüthig schönen Kaiser Karl VII., dessen Krönung sie als elfjähriges Mädchen mit hatte anwohnen dürfen und der in den folgenden Jahren als ein Flüchtling in seiner getreuen Krönungsstadt weilte, darf nun auch vom Historiker zu ihrer Charakteristik verwandt werden. Und gleichgültig für das Werden des Goetheschen Genius ist es wahrlich nicht, daß seiner Mutter tiefstes Herzenserlebniß eine solch selbstlose Hinneigung zu einem unerreichbar über ihr Stehenden war. Die uneigennützige, muth und begeisterungsvolle Mädchenliebe, die ihr Sohn später in dem Klärchen seines Egmont gefeiert hat, war als Knospe auch in dem Herzen lebendig, das seinem Gemüthsleben die Eigenart mitgab. Ist es nicht ein diesem Klärchen verwandtes Bild, das vor uns aufersteht, wenn wir bei Bettina und jetzt in der „Aristeia" als Bekenntniß der alten Frau Rath lesen: „Da er einmal ohne Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anstatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er in einem rothen Mantel, den zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrechten Platze wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten dazu, da jauchzte ich laut mit, der Kaiser sah mich an und nickte mir."

„Sie sagte mir," schließt Bettina ihren Bericht, „daß sie's zum ersten Male in ihrem Leben erzähle; das war ihre erste rechte Leidenschaft und auch ihre letzte."

Das früh entwickelte Mädchen, das von ihren Schwestern schon vorher wegen ihres eigenartigen Wesens, ihrer Vorliebe für Märchenpoesie und künstlerischen Zeitvertreib „die Prinzeß" genannt wurde, war damals vierzehn Jahre alt. Ein Jahr später starb der Kaiser in München, und sein Tod hinterließ ein „weihevolles Gefühl innigster Verehrung und Liebe" in ihrer Seele. Zwei weitere Jahre gingen hin und Elisabeth reichte die Hand zum Lebensbund dem kaiserlichen Rath Johann Kaspar Goethe, einem fast vierzigjährigen Manne von Charakter und Ansehen und ruhigem Wesen, dem Wunsche der Eltern folgend, „ohne viel nachzudenken". Und wieder ein Jahr darauf ward ihr Sohn, ihr ältester, der später ihr einziger blieb, Johann Wolfgang Goethe, geboren. Wenn wir lesen, was Frau Aja als Greisin der jungen Brentano von der Entstehung jener frühesten Herzensneigung gebeichtet, die in ihrem Herzen als „etwas Großes" aufging, wie sie den bleichen Kaiser mit den melancholischen dunklen Augen im Dome hatte beten sehen — so theilt sich uns die Empfindung mit: nicht nur die „Frohnatur" und die „Lust zu fabulieren" hat Deutschlands größter Dichter von seiner Mutter geerbt, sondern auch die Großartigkeit des Empfindens, die alles Kleinliche abwies, jenen Zug zur Hingabe an das Bedeutende, welche das Geheimniß seiner Größe als Dichter ist.

Nun da wir neuerdings auch über eine sorgfältige biographische Zusammenstellung all der Zeugnisse über ihr Leben und Wesen verfügen, wie sie auf Grund des gekennzeichneten neuen Materials und kleinerer Beiträge Karl Heinemann in dem Buche „Goethes Mutter" (Verlag von A. Seemann in Leipzig) hat erscheinen lassen, nun läßt sich leicht nachweisen, wie dieser Zug zum Großen den eigentlichen Grundton der vielgerühmten „Frohnatur" von Frau Aja gebildet hat. All die kleinlichen Bedenken, welche die Mehrzahl der Menschen verhindern,

Digitized by Google

ſich ſo zu geben, wie ſie ſind, und in ſich das zu entwickeln, was ſie als echt und tüchtig empfinden, waren ihrer ſtarken Seele fremd, die in frohem Aufblick zu dem Gotte, der ſie geſchaffen, auch nur ſo ſich zeigen wollte, wie er ſie geſchaffen. Frau Aja ſelbſt hat ihre Eigenart auf das „ungefälſchte und ſtarke Naturgefühl“ zurückgeführt, „das ihre Seele vor Roſt und Fäulniß bewahrt“. „Doch da mir Gott die Gnade angethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbruſt angekriegt hat, ſondern daß ſie nach Herzensluſt hat wachſen und gedeihen, ihre Aeſte hat weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer iſt verſchnitten und verſtümmelt worden; ſo fühle ich alles, was wahr, gut und brav iſt, mehr als vielleicht tauſend andere meines Geſchlechts ...“

Derſelben einfach großen Auffaſſung von Gott, Natur und Menſchenthum entſprang ihre Fähigkeit, die anderen Menſchen zu nehmen wie ſie ſind und nach ihren guten Eigenſchaften zu beurtheilen. „Ich habe die Menſchen ſehr lieb — und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätenſion durch dieſe Welt und das behagt allen Evasſöhnen und -töchtern — demoraliſiere niemand — ſuche immer die gute Seite auszuſpähen — überlaſſe die ſchlimme dem, der den Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die ſcharfen Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“

Dieſe ihre „Methode“ darf aber keineswegs verwechſelt werden mit jener bequemen Moral, die voll ſatten Behagens die Hände im Schoße ruhen und den lieben Herrgott einen guten Mann ſein läßt. Als unermüdliche, rüſtig überall ſelbſt zu greifende Hausfrau und Mutter hat ſie bis ins hohe Alter jeden Tag ein reichlich Tagewerk verrichtet und darüber nie die Kunſt verlernt, ſich und ihren Lieben, ſo weit es möglich, „ein hübſches Leben zu zimmern“. Wohlzuthun und mitzutheilen — das war ihr höchſter Genuß. „Ordnung und Ruhe,“ ſchrieb ſie an Frau von Stein, „ſind die Hauptzüge meines Charakters; daher thu' ich alles gleich friſch von der Hand weg, das Unangenehmſte immer zuerſt, und verſchlucke den Teufel (nach dem weiſen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erſt lang zu begucken; liegt dann alles wieder in den Falten, iſt alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

Daher iſt alles Sorgen und Bangen um das Ungewiſſe ihr ebenſo zuwider wie jedes Heuchlerthum; alle konventionelle Lüge iſt ihr eitel „Schnickſchnack“ und das ewige Geklage über die Schlechtigkeit der Welt bei ſo vielen Menſchen, „die es ganz gut haben könnten“, iſt ihr ein Greuel. „Mit Murren und Knurren bringt's niemand um ein Haar weiter, und das Schickſal dreht ſeine Maſchinen, ob wir lachen oder weinen,“ das iſt ſo eine echte Frau Aja-Stelle, und der Spruch im „Götz“: „Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden“ iſt ihr aus der Seele geſchrieben. Darum beklagt ſie die Menſchen, die ſich „das arme Bißchen von Leben ſo blutſauer machen, ohne daß das Schickſal im geringſten daran ſchuld iſt.“

„In der Ungenügſamkeit, da ſteckt der ganze Fehler.“ Sie ſuchte umgekehrt dem Tag, der Stunde zu genügen und war darum befähigt, das Gute, das dieſe jeweils brachten, dankbar zu genießen. So zeigte ſie ſich jeder Widerwärtigkeit wie jeder frohen Ueberraſchung in gleichem Grade gewachſen. Keine Ehre, womit ſie das ſpätere Leben ſo reichlich bedachte, brachte ſie in Verlegenheit; keine Heimſuchung — und das Schickſal ließ ſie von jeder Art koſten — raubte ihrer Seele das Gleichgewicht. Die Herzensfriſche, mit der ſie an die Herzogin Anna Amalie von ihrem Leben und Treiben ſchreibt, gewinnt durch die Faſſung in geſtelzte Wendungen höfiſcher Höflichkeit nur an Wirkung: ſo grüßt uns die friſche freie Waldesluft, wenn ſie uns durch die verwitterten Bogen eines zopfigen Parkthors entgegenſtrömt. Frau Aja läßt der Fürſtin keinen Zweifel, daß es nur der menſchliche Werth iſt, den ſie an ihr verehrt. Als einmal die Herzogin die Vermuthung ausſpricht, der Zuſammenſtrom vieler anderer Fürſtlichkeiten in Frankfurt werde ihr kaum noch Intereſſe übrig laſſen für Nachrichten vom Weimarer Hofe, da antwortet ſie: „Durchlauchtigſte Fürſtin! Alle Kaiſer, Könige, Churfürſten im ganzen Heiligen Römiſchen Reich können meinetwegen kommen und gehen, bleiben und nicht bleiben, wie's die Majeſtäten und Hoheiten für gut finden, das kümmert Frau Aja nicht das geringſte, macht ihr Herz nicht ſchwer — Eſſen, Trinken, Schlafen geht bei der guten Frau ſo ordentlich ſeinen Gang, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber dann geht es aus einem ganz andern Ton, wenn ſo eine Freudenpoſt (aus Weimar) kommt; ja, da klopft's Herz ein bißchen anders ...“

Umgekehrt, wenn Einſamkeit, Krankheit, Sorge ſie quälten, zeigte ſie ſich keineswegs bereit, vor dem Unglück die Waffen zu ſtrecken. Da kam ihr die „Luſt zu fabulieren“ zu Hilfe, die ſie in urſprünglicher Kraft beſaß; die malte ihr tauſend Wege zum Beſſeren aus. „Doch Geduld, es hat ſich in meinem Leben ſchon ſo manches Wunderbare zugetragen, das am Ende immer gut war, daß ich gewiß hoffe, man ſpielt jetzt am 4. Akt, der 5. iſt nahe, es entwickelt ſich und geht alles brav und gut.“

Es hat ſich in neuerer Zeit die Fabel gebildet, Goethe habe es leicht gehabt, in Kunſt und Leben voran zu kommen, da er ein reicher Frankfurter Patrizierſohn geweſen ſei, dem die Laufbahn geebnet war. Und auch ſeiner glücklichen Mutter wird nachgeſagt, daß eine ſo vom Schickſal bevorzugte Frau keine beſondere Kunſt nöthig gehabt habe, um ſich als Meiſterin des Glücks zu bewähren. Das gerade Gegentheil iſt aber der Fall. Ihre geſunde Frohnatur hat erſt im läuternden Feuer des Unglücks ihre Geſchmeidigkeit und Widerſtandskraft gewonnen. Ihrer Ehe mit dem viel älteren, ernſten und ſtrengen Rath Goethe fehlte von vornherein das Glück der echten vollen Liebe. Und welche Schmerzen hat ſie auch als Mutter durchlebt! Sechs Kindern gab ſie das Leben, drei Knaben und drei Mädchen; vier davon ſtarben früh, aber doch nicht eher, als bis ihr herziges Daſein der Mutter ein Beſitz geworden war, deſſen Verluſt ſie aufs tiefſte erſchüttern mußte. Was dann die beiden überlebenden betrifft, Wolfgang und Kornelie, ſo hat ihr Erſtgeborner, ihr „Hätſchelhans“, der ihr ſpäter ſo ſtolzes Glück bereiten durfte, in ſeiner Kindheit und Studentenzeit ihr unendlich viel Sorgen gemacht, während die Tochter mit früh verdüſterter Seele ihrer Frohnatur den Widerhall verſagte, nach dem ſie ſo ſehnlich verlangte.

Und in dieſem Schickſal ſpiegelte ſich der Zwieſpalt, in dem ſie ſich mit dem Gatten überhaupt befand. „Kinder brauchen Liebe“, dieſer ſchöne Spruch Leſſings war Anfang und Ende ihrer Erziehungskunſt; Zucht und Strenge war dagegen der leitende Geſichtspunkt des grämlichen Mannes, der mit aller Gewalt die Nutzanwendung eines verfehlten Lebens ſeinen Kindern zu gute kommen laſſen wollte. Der Titularrath Goethe war keineswegs ein Patrizier, ſondern eines reichen Handwerkers Sohn. Er hatte ſich umſonſt um ein ſtädtiſches Amt beworben; der kaiſerliche Rathstitel war jetzt ein Schild, das nach außen hin ein Leben deckte, deſſen reiche Kräfte ſich in keinem Amt und Beruf ausleben konnten. Gelehrte Liebhabereien mußten ihm einen Erſatz bieten, und als die Kinder heranwuchſen, erhob er ihre Erziehung zum Beruf. Dabei entwickelte ſich jener Gegenſatz der Eltern zum ungeſunden Extrem; wo der Vater durch Zwang vorgeſetzte Ziele zu erreichen trachtete, wollte die Mutter nur dem freien Wachsthum der Natur fördernd und hütend nachhelfen. Er gehörte zu „jenen unfrohen Naturen, die den Genuß des Lebens als etwas Strafbares anſehen“, Frau Aja betrachtete den freudigen Genuß des Lebens als den menſchenwürdigſten Gottesdienſt. Nach welch pedantiſch herzloſen Grundſätzen der alte Rath ſeinen Sohn erzog, erhellt zur Genüge aus dem einen Beiſpiel, daß dieſer als Student in Leipzig auf Befehl des Vaters ſeiner Mutter nicht ſchreiben durfte. Dieſe Methode, aus der ſich auch ſein Geiz dem Sohn gegenüber erklärt, brach der Tochter Kornelie den jungen Lebensmuth in ſeiner erſten Entfaltung; ſie wurde ein in ſich gekehrtes, altkluges, freudloſes Mädchen. Den feurigen Sohn machte ſie zum Rebellen im Vaterhaus, und ohne die Mutter wäre es mehr als einmal zum völligen Bruch zwiſchen Vater und Sohn gekommen. Als „Götz“ und „Werther“ den Namen Goethe zu einem gefeierten machten, konnte der Sohn die Rechnungen für den Druck dieſer Bücher nur mit heimlich geliehenem Gelde bezahlen, und der Vater jammerte, weil er ſeine Advokatenpraxis vernachläſſigte. Was hatte Frau Aja in all den Zeiten zu vermitteln, auszugleichen, mit heiterem Wort und weicher Hand zu glätten und zu mildern! Und dann kam das lange Siechthum des früh gealterten, vom Schlage gerührten Mannes!

Wie ſehr die Verhältniſſe im Goetheſchen Vaterhauſe geeignet waren, den Lebensmuth auch einer ſtarkherzigen Frau zu beugen, das wird uns nun erſt recht klar, da wir in Heinemanns Buch alles im Zuſammenhang dargeſtellt finden. Erſt jetzt zeigt ſich, in welch' hohem Grade die fröhliche Lebensweisheit der Frau Aja erkämpft, einer Welt ſchmerzlicher Erfahrungen abgerungen war. Es zeigt ſich ferner, daß ſie ebenſo in der ſpäteren Zeit, in der ſie in freier Selbſtändigkeit ihr Witwenleben geſtalten konnte und an den Triumphen und Dichterthaten ihres Sohnes eine Quelle

überschwänglichen Glückes hatte, nur einer bewundernswürdigen Selbstbeherrschung den Frohsinn verdankte, der ihr Dasein verklärte. In der langen langen Zeit ihrer Witwenschaft hat sie der Sohn nur dreimal besucht! Und wie hat sich ihr Herz in all diesen Jahren nach ihrem herrlichen Wolf gesehnt, wie ist sie aufgegangen in ihm und eingegangen mit feinstem Verständniß in all sein Thun und Beginnen.

Aber auch diese Wehmuth der Einsamkeit vermochte sie mit ihrer tröstenden Philosophie in die Flucht zu schlagen: „Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof — sonst war's freilich ganz umgekehrt. Doch da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen — nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht wie im Julius — nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte; so kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache."

Goethes bekannte „Lebensregel"

„Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen —"

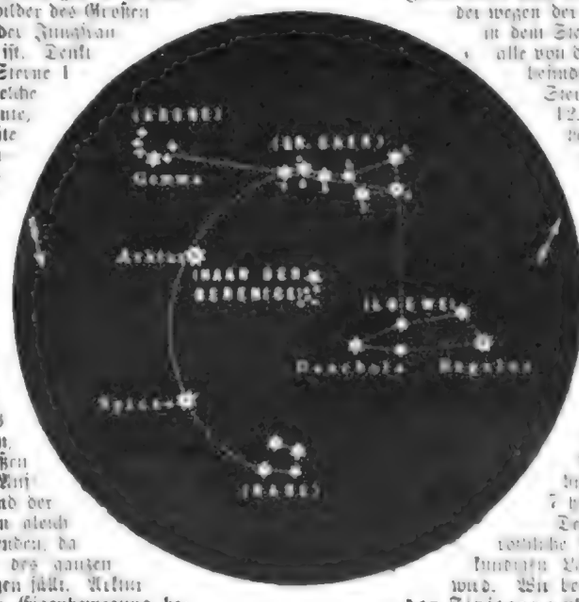
hat nur in Verse gefaßt, was seine Mutter hier und immer aufs neue als ihres Lebens Regel verkündigt hat. Und so finden wir die Frohnatur der Mutter wieder und wieder zu ewigem Leben verdichtet in der frohen Kunst des Sohnes. Aber wäre diese Frau auch nicht die Mutter des großen Dichters gewesen, die Zeugnisse ihres Lebens würden trotzdem ihre bleibende Bedeutung haben. Andere haben sich „lachende Philosophen" genannt, aber ihr Lachen war ein gezwungenes, vom Verstande erpreßt: Frau Aja wollte keine Philosophin sein, hat keine Bücher über die Kunst zu leben geschrieben und doch war sie voll echter Lebenskunst und Lebensweisheit, eine lachende Philosophin, deren Lachen von Herzen kam und darum auch herzhaft klang, das mit seiner ansteckenden Kraft berufen ist, noch in vielen Seelen wiederzuklingen und gute Dinge auszurichten.

Dem reich ausgestatteten Heinemannschen Buche, an welchem nur zu bedauern bleibt, daß der schöne, sorgfältig gesammelte und geordnete Stoff in ihm keine abgerundetere Gestaltung gefunden hat, verdanken wir auch die Kenntniß des Familienbildes, das Rath Goethe im Jahre 1762 von seinem Freunde, dem Darmstädter Seekatz, hat malen lassen. Auch dieses Bild ist durch Bettina von Arnim der Nachwelt erhalten worden und hat erst neuerdings die Beglaubigung seiner Echtheit erfahren. Bettinas Schwester, Meline von Gnaita, erstand es nach dem Tode der Frau Rath für Bettina, aus deren Nachlaß es in den Besitz ihres Schwiegersohnes Herman Grimm überging. Erst seit kurzem besitzen wir Zeugnisse dafür, daß dies Bild wirklich die Familie des Kaiserlichen Rathes Johann Kaspar Goethe darstellt, was die arkadische Tracht und die nach Italien verweisende landschaftliche Staffage zweifelhaft gemacht hatten. Erstere aber entsprach dem Geschmack der Zeit und des Malers, letztere der Vorliebe für Italien, die der junge Goethe ja von seinem Vater geerbt hatte. Auf große Aehnlichkeit hat dies einzige auf uns gekommene Bild der jungen „Frau Rath" wohl wenig Anspruch zu machen, aber in Haltung, Gebärde und Ausdruck finden wir doch lebensvoll jenen Geist ursprünglicher innerer Sicherheit und Empfindungskraft verkörpert, mit welchem Frau Aja in Glück und Unglück allezeit ihrer Frohnatur die Treue gehalten hat.

Die Astronomie auf der Straße.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Unsere Leser haben durch die in Halbheft 10 und Halbheft 24 des vorigen Jahrgangs gegebenen Anleitungen schon einigermaßen eine feste Stellung gewonnen inmitten der verwirrenden Massen von Sternen, die von dem nächtlich dunkeln Himmelsdome zu uns herniederstrahlen. Wir wollen versuchen, weiter in die Kenntniß dieser Wunderwelt einzudringen. Ein drittes Theilkärtchen möge diejenige Gegend des gestirnten Himmels herausheben, welche durch die Sternbilder des Großen Bären, des Großen Löwen, des Raben, der Jungfrau, des Bootes und der Krone gekennzeichnet ist. Denkt man sich die Linie, welche die beiden Sterne 1 und 2 des Großen Bären verbindet und welche früher zur Auffindung des Polarsterns diente, nach der dem letzteren entgegengesetzten Seite verlängert, so weist dieselbe nach der ungefähr in Trapezform angeordneten Sterngruppe des Großen Löwen, von welcher schon früher die Sterne Regulus und Denebola hervorgehoben wurden.



Verlängert man ferner den Bogen, der die Sterne 5, 6 und 7 an der Deichsel des Großen Wagens (dem Schwanz des Großen Bären) verbindet, etwa um das Doppelte, so stößt man auf Arktur im Sternbild des Bootes. Jeder, der zum ersten Male mit Hilfe von einfachen Orientierungslinien eine oberflächliche Kenntniß des Nachthimmels sich zu erwerben sucht, wird später zugeben, daß jener Bogen von der Deichsel des Großen Wagens aus das bequemste Mittel zur Auffindung des Arktur an die Hand giebt, und der Laie wird gut daran thun, diesem Stern gleich anfangs besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da er, als einer der glänzendsten Sterne des ganzen nördlichen Himmels, besonders in die Augen fällt. Arktur ist von röthlicher Farbe und mit starker Eigenbewegung begabt; er ist einer der Sterne, an denen zuerst Halley im Jahre 1719 die selbständige Bewegung der Fixsterne wahrnahm.

In seiner weiteren Fortsetzung leitet jener Bogen, der zu Arktur führte, nach der Spica (Kornähre) in der Jungfrau und weiterhin nach dem Sternbild des Raben, einer in Viereckform stehenden Gruppe von vier ungefähr gleich hellen Sternen.

Unweit von Arktur, zwischen diesem und dem Löwen, erkennt man den „das Haar der Berenice" genannten Sternnebel; schon mit bloßem Auge ist derselbe in eine Summe von vielen kleinen Sternen auflösbar; Heis zählte deren siebzig, die aber alle unter vierter Größe sind; auch mehrere Doppelsterne befinden sich darunter. Der Name „Haar der Berenice" stammt von Konon, einem Freund des Archimedes, der damit die Gemahlin des Ptolemäus Euergetes, Königs von Aegypten, verewigte.

Auf der andern Seite des Arktur befindet sich die treffend so genannte „Krone" mit dem Hauptstern Gemma (Edelstein); die am deutlichsten sichtbaren Sterne der nördlichen Krone sind ziemlich genau in Form eines nach Norden offenen Halbkreises angeordnet; Heis, der wegen der Schärfe seiner Augen berühmt war, zählte in dem Sternbild ohne Fernrohr einunddreißig Sterne, alle von der dritten Größe und darunter; unter ihnen befinden sich mehrere regelmäßig veränderliche Sterne und Doppelsterne. In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1866 entdeckten Birmingham und Fergubar in der Krone einen neu aufflammenden Stern von mehr als zweiter Größe, fast so hell wie Gemma; aber schon in derselben Nacht nahm seine Größe rasch ab und nach neun Tagen war er bereits dem bloßen Auge unsichtbar geworden. Es zeigte sich nachträglich, daß er schon früher von Argelander als ein Stern neunter bis zehnter Größe verzeichnet worden war; gegenwärtig ist er noch mit dem Fernrohr zu beobachten und wird als der Stern T in der nördlichen Krone aufgeführt.

Wem die obige Angabe zur Auffindung des Sternbilds der Krone nicht genügt, der möge die Sterne 2 und 7 des Großen Bären in Gedanken durch eine Linie verbinden; diese geht in ihrer Verlängerung über 7 hinaus ungefähr durch die Krone.

Der erwähnte Arktur zeigt eine entschieden rothliche Färbung, weshalb er oft genug von unkundigen Laien mit dem Planeten Mars verwechselt wird. Wir benutzen diese Gelegenheit, über die Farben der Fixsterne überhaupt einige Bemerkungen anzufügen.

Die Zahl der Sterne, welche außer den weißen mehr oder weniger bestimmt in Farben wie blau, roth, gelb, grün erscheinen, ist nicht unbeträchtlich; allein an rothen einfachen Sternen werden gegenwärtig mehr als sechshundert gezählt. Manche scheinen regelmäßig sich wiederholenden Veränderungen ihrer Farbe unterworfen zu sein, wieder andere dauernden Aenderungen.

Die Alten erwähnen nur weiße und rothe Sterne; roth nennen sie z. B. Arktur, Aldebaran, Pollux, Alpha im Orion und merkwürdigerweise auch Sirius, der doch heutzutage unzweifelhaft glänzend weiß erscheint. Als Gewährsmann hierfür wird meist Ptolemäus angeführt, der von Sirius als einem Stern spricht, welcher „noch röther als Mars" sei; Schjellerup behauptet, daß diese Angabe des Ptolemäus über die Farbe

des Sirius von späteren Bearbeitern des Almagest ihm unterschoben worden sei; allein da auch andere alte Schriftsteller wie Cicero, Horaz und Seneca den Stern als roth aufführen, so scheint es sich in der That beim Sirius um ein Beispiel für eine in geschichtlicher Zeit erfolgte Farbenänderung zu handeln.

Eine besondere Beachtung wurde von Seiten der Astronomen den farbigen Doppelsternen geschenkt; die beiden Sterne eines Doppelsterns sind nämlich meist von sehr ungleicher Helligkeit und von ungleicher Farbe; in der Mehrzahl der Fälle ist der größere röthlich oder gelblich, der kleinere grünlich oder bläulich. Arago giebt eine Zusammenstellung einer großen Anzahl von solchen Sternenpaaren, die meist unter sich verschiedene Farben aufweisen; er vermuthet, daß bei manchen Paaren die blaue oder grüne Färbung des kleineren Sterns nichts Wirkliches, sondern das Ergebniß einer optischen Täuschung, eine bloße Gegensatzwirkung sei, welche darauf beruhe, daß ein schwaches weißes Licht bei Annäherung eines starken rothen Lichts grün erscheine und in Blau übergehe, wenn das benachbarte helle Licht gelblich sei. Durch einen einfachen Versuch will er die Fälle, wo bloße Täuschung vorliegt, von denen, wo jene Färbung eine thatsächliche ist, von einander trennen: er verdeckt durch einen Faden oder eine Blende im Innern des Fernrohrs den Hauptstern des Paars; verliert dann, sagt er, bei der Bedeckung des größeren Sterns der kleinere seine Farbe und erscheint weiß, so war die grüne oder blaue Färbung, in der er sich zeigte, wenn beide Sterne gleichzeitig sichtbar waren, nichts als eine Täuschung, andernfalls ist die Färbung als eine wirkliche anzunehmen.

Eine Erklärung für die Farbenänderungen an Sternen hat Zöllner versucht, und diese Erklärungsweise ist zusammen mit derjenigen einer Reihe von anderen merkwürdigen astrophysikalischen Erscheinungen in einer umfassenden Hypothese enthalten, welche Zöllner für die allmähliche Entwicklung der Weltkörper überhaupt aufgestellt hat und welche wir hier in aller Kürze wiederholen. Er nimmt auf Grund von spektralanalytischen Untersuchungen fünf Entwicklungsphasen an, die jeder Weltkörper zu durchlaufen habe: erstens die Periode des glühend-gasförmigen Zustands (Sternnebel), zweitens die Periode des glühend-flüssigen Zustands (Fixsterne ohne wahrnehmbare Helligkeitsänderungen), drittens eine Zeit der Rothgluth und der Schlackenbildung, wobei sich eine Kruste auf dem Weltkörper, eine nichtleuchtende kältere Oberfläche zu entwickeln beginnt (Erklärung der Sonnenflecken), viertens eine Periode der Eruptionen, während welcher durch den Druck der inneren heißen Massen die erkaltete Oberfläche gewaltsam gesprengt wird (allmähliches Verschwinden von Fixsternen als Folge der Krustenbildung, bezw. plötzliches Aufleuchten eines scheinbar neuen Sterns als Folge von Ausbrüchen), fünftens eine Periode der vollendeten Erkaltung.

Wir geben diese Hypothese vorläufig ohne weitere kritische Betrachtungen wieder. Langanhaltende Beobachtungen, besonders mit Hilfe der Spektralanalyse und der Photographie, werden vielleicht in der Zukunft die astronomische Wissenschaft auch einer alle Erscheinungen umfassenden Erklärung für die Farbenverschiedenheiten der Fixsterne näher bringen.

Dr. C. Cranz.

Der Zeitgeist im Hausstande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

(5. Fortsetzung.)

Von **M. Arlaria.**

Eine Stunde später war der „Donnerstag" auf seiner Höhe angekommen, der Salon wollte die Menge der Gäste nicht fassen, man mußte das Nebenzimmer öffnen. Frau von Düring strahlte förmlich, sie überblickte, nachdem alle vorgestellt, untergebracht und mit Thee versorgt waren, voll Genugthuung das Ganze und sagte zu ihrer Nachbarin auf dem Sofa:

„Sehen Sie, liebe Excellenz, das ist doch ein ungeheurer Vorzug dieser Kunststadt, daß man so leicht interessante Menschen um sich haben kann. Zu uns drängen sie sich ja auch förmlich, besonders seit Vilma neulich auf dem Bazar solches Aufsehen gemacht hat. Es wird dem Kinde überhaupt in einer Weise gehuldigt . . . ganz merkwürdig, sage ich Ihnen . . ."

Die kleine gelbe Excellenz wußte genau, was nun weiter folgen würde, sie hörte also gar nicht hin, sondern schaute aus zusammengekniffenen Augen zu der Stelle hinüber, wo Vilma im lebhaften Gespräch mit Thormann etwas abgesondert von den übrigen stand.

„Ach so — eine neue Aussicht," dachte sie. „Also deshalb ist die gute Düring so aufgeregt. Hm, eine vornehme Erscheinung ist er gerade nicht, dieser Herr Maler, aber Vilma muß ja für jede gute Partie dankbar sein; wollen abwarten, ob sie ihn wirklich fängt . . ."

Zwischen den Gästen durch lief Hedy, um auf japanischen Schalen dünne Kuchenschnittchen und Brötchen, mit billiger Wurst belegt, anzubieten. Ihre schwarzbestrumpften Beine sahen etwas storchartig unter dem kurzen Röckchen hervor, aber Frau von Düring hielt darauf, bei ihrer Jüngsten den kindlichen Anstrich noch für einige Zeit aufrecht zu erhalten. —

Die „Interessanten" hatten sich mittlerweile, einem gewissen Ahnungsvermögen folgend, aus der aristokratischen Region weg an den Mitteltisch verzogen, wo Paula den Thee eingoß, und waren bald in lebhafter Unterhaltung begriffen. Hier saß, in der Erwartung, daß Thormann auch dazu komme, Karoline Wiesner, dann Emmy, die für die ernste Paula eine große Vorliebe hatte, neben ihr der Medizinalrath, auch Doktor Seiler, der Journalist, war dabei. Vor ihm empfand Emmy eigentlich eine gewisse Scheu, denn er galt für eine böse Zunge, weil er gewöhnlich das sagte, was die anderen dachten. Sie blickte nach Hugo aus, er saß fest am Tisch der Excellenzen und entwickelte dort die untadelhafte Liebenswürdigkeit, welche der Stolz seiner Gattin war und sie für manches abgekürzte Verfahren in der eigenen Häuslichkeit tröstete. —

Die Erzählungen über das, was man in letzter Zeit „mitgemacht" hatte, wurden ausgetauscht; Doktor Seiler erklärte es für ein traumhaftes Ideal, einmal wieder um elf Uhr nach dem Genuß einer guten Cigarre ruhig zu Bett gehen zu können.

„Dieses Glück genieße ich jeden Abend," sagte lächelnd Thormann, der nun auch seinen Sitzplatz einnahm, während Vilma sich für eine Zeitlang nach dem Zimmer der Jugend wandte. „Ich glaube aber nicht, daß Sie es lange aushalten würden, Herr Doktor!"

Dieser schlug nur schwärmerisch die Augen nach der Decke auf.

„Nun, wie war's denn gestern bei Wenkheims?" fragte ihn zu gleicher Zeit Emmy. „Haben Sie sich gut unterhalten, war es hübsch?"

„Unterhalten, meine Gnädige —" er rückte den Kneifer höher und betrachtete sie erstaunt — „wie kommen Sie zu dieser seltsamen Frage? Unterhält man sich hier irgendwo bei einem Souper? Dann bitte, geben Sie mir die Adresse, daß ich schleunigst dort Besuch mache, ich möchte das gerne auch einmal erleben."

„Sie können doch das Uebertreiben nicht lassen," sagte nun Linchen. „So schlimm kann es nicht gewesen sein!"

„Nicht schlimmer als gewöhnlich, aber doch sehr schlimm! Es ist ja immer dasselbe Elend: erst ein unangenehmes Herumstehen in einer Stube, die nur für halb so viele Platz hat, als drin sind, die Damen natürlich in einer Reihe auf dem Sofa und den Stühlen sitzend. Daß nicht *eine* jemals auf den Gedanken kommt, mit ihrer Theetasse aufzustehen und in das Gebiet der schwarzen Fräcke überzutreten —"

„Das möchte ihr schön bekommen," lachte Emmy.

„Dann das Souper, der Haupt- und Glanzpunkt! Ein langer Tisch voller Leute, die ihre Ellbogen nicht rühren können; man macht krampfhaft Unterhaltung, eingekeilt zwischen zwei ältlichen —"

„Vorsicht!" rief der Medizinalrath.

„Na ja, ich sage nichts weiter. — So geht es also fort bis zu Käse und Butter, ein paar schlechte Trinksprüche müssen auch noch angehört werden, und das heißen gebildete Menschen ein Vergnügen! Wenn man sich nicht hinterher im Rauchzimmer etwas davon erholen könnte, wäre es nicht auszuhalten."

„So!" rief nun Emmy, zu erbost, um noch Furcht zu empfinden, „so, da kommen Sie mir gerade auf das rechte Gebiet, Herr Doktor! Dieses Ihr geliebtes Rauchzimmer ist eine ganz abscheuliche Einrichtung, daß Sie es nur wissen! Sonst fing nach dem Souper eine hübsche Unterhaltung an —"

„Die Töchter des Hauses musizierten!" warf er sarkastisch dazwischen.

„— und die Herren machten wenigstens den Versuch, liebenswürdig zu sein! Heute aber — wie unhöflich! — rennen sie ins Rauchzimmer, um zu Geschäftsgesprächen zusammen zu hocken und die Frauen im Nebenzimmer gänzlich unbeachtet zu lassen."

„Ei, diese können sich ja ebenfalls untereinander vortrefflich unterhalten!" lachte er heimtückisch.

R. Brendamour

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A. G. in München.

Zerſtörte Hoffnungen.

Nach dem Gemälde von Otto Kirberg.

Digitized by Google

„Das thun sie auch, natürlich! . . . Aber es ist doch wahrhaft komisch, sie mit ihren Männern einzuladen und dann abgesondert in ein Zimmer zu setzen. Wissen Sie, was die Männer ihnen mit einer solchen Gewohnheit stillschweigend sagen: um des Essens willen sind wir gekommen, das ist nun vorüber. Solange ihr jung und schön waret, thaten wir dergleichen, uns mit euch zu unterhalten. Nun an euch nichts mehr zu sehen ist, haben wir euch auch nichts mehr zu sagen, denn interessante Gespräche kann man mit Frauen nicht führen."

„Ich glaube, Du thust den Männern Unrecht," sagte Linchen seelenruhig. „Sie sind meistens nach Tisch viel zu faul, um interessante Gespräche führen zu können!"

„Das war ein tiefes Wort, liebe Freundin," versetzte der Medizinalrath. „Aber außerdem erlauben Sie mir in aller Bescheidenheit noch hinzuzufügen, daß man solche Gespräche nicht gern vor Frauen führt, weil sie dieselben nicht verstehen. Sie sind völlig undiscipliniert für eine bedeutendere gesellige Unterhaltung. Ereignet sich der seltene Fall, daß einer anfängt, sachlich zu reden, so kann man darauf schwören, daß sofort zwei bis drei Damen ein Privatgespräch mit ihren Nachbarn beginnen. Thut man ihnen dann wirklich so Unrecht mit der Vermuthung, daß das Interessante sie nicht interessiere?"

„Jawohl thut man das," rief die Vorkämpferin ihres Geschlechts, „denn das Sachliche sind gewöhnlich Geschäfts- oder Dienstgespräche, die ohne Rücksicht auf uns geführt werden. Gerade umgekehrt verhält es sich, als wie Sie sagen! Die Männer haben keinen Sinn mehr für das allgemein Interessante, sie stecken in ihrem besonderen Fach, lesen nur ihre Zeitung, kümmern sich nichts um Kunst und Litteratur — ich behaupte geradezu, sie sind schuld an dem Niedergang der Geselligkeit!"

„Und den Hauptschuldigen vergessen Sie alle beide," fiel Thormann ein, der dem Streite bisher still belustigt zugehört hatte.

„Noch einer!" rief der Doktor, „heraus mit ihm, damit er als Prügelknabe für beide Geschlechter diene! Wer ist es?"

„Nun, ich denke, die Gesellschaft selbst, die sich so sonderbar entwickelt hat. Warum müssen die Leute so oft auf diese Weise zusammenkommen, wenn sie nichts miteinander zu reden haben? Ich behaupte, ein denkender und arbeitender Mensch braucht nur ein sehr bescheidenes Maß von Gesellschaft, das heißt: von solcher Art. Einfaches Zusammenkommen, ein Gespräch unter ein paar guten Freunden, das ist eine andere Sache, das ist, was ich Geselligkeit nenne!"

Er sah, während er dies sagte, ruhig vor sich hin und konnte deshalb den glänzenden Blick nicht bemerken, der aus Paulas Augen auf ihn herüberfiel. Wie oft hatte sie inmitten ihrer öden Welt hier sehnsuchtsvoll das Gleiche gedacht, nun sprach es jemand offen aus! Sie mußte an sich halten, um jetzt nicht in lebhafte Zustimmung auszubrechen, aber ein einziger Gedanke, wieviel Zuvorkommenheit den Männern gegenüber in diesem Salon bereits ausgeübt werde, gab ihr die kühle Haltung wieder. Von ihr wenigstens sollte das niemand sagen!

„Mein Verehrtester," erwiderte indessen der Doktor, „Sie sprechen von einem zu hohen Standpunkt aus. Der schwache Mensch hat nun einmal das Bedürfniß, zu gewissen Zeiten mit seinesgleichen essend und trinkend zusammenzusitzen: von der Bauernhochzeit an bis zu unseren Unterhaltungsgesellschaften ist dieser Grund immer der gleiche!"

Da Thormann nur schweigend mit den Achseln zuckte, sagte Linchen: „Gut, dann soll unsere vielgepriesene Bildung diesen Grund wenigstens etwas besser verhüllen. Von allen Seiten stopft man die Leute voll mit Wissenschaft und Kunst, sie erleben die merkwürdigsten politischen und sozialen Veränderungen, sehen in einem Jahr mehr als unsere Vorfahren in zwanzig und können trotzdem, wenn sie beisammen sind, nur vom Theater oder vom Wetter reden. Mir kommt es immer zu sonderbar vor, wenn ich ihre Klagen über gesellige Langeweile höre."

„Nun freilich," meinte der Medizinalrath. „Am lautesten schreien immer die, welche am wenigsten zur Unterhaltung beitragen, und die sind überall in der Mehrzahl. Wo es anders war, in jeder durch ihre Geselligkeit berühmten Zeit, da gaben eben eine handvoll geistreicher Leute den Ton an und beherrschten die anderen. Sind jene fort oder tot, so ist's wieder aus; bei dem gewöhnlichen Menschen setzt sich Bildung nicht in Gedanken um."

Doktor Seiler stimmte lebhaft zu. Beiden entgegnete Emmy mit gerötheten Wangen:

„Sie werden mich für sehr verwegen halten, wenn ich jetzt nochmals für uns Heutige spreche. Ich habe ein starkes Gefühl dafür, daß wir unserer Zeit verpflichtet sind und daß unsere Gleichgültigkeit ihre Uebel vermehrt. Die Gesellschaft, über die wir klagen, sind wir alle selbst, uns trifft die Verantwortung für ihre Langeweile, wir könnten sie sehr vermindern, wenn wir etwas mehr Rücksicht und freundliches Wohlwollen unter uns erwecken würden. Geistreiche Leute sind selten, gewiß, daraus folgt aber noch nicht, daß der mittelmäßig Begabte das Gleichgültigste, Zufälligste, das ihm gerade einfällt, an seine Mitmenschen hinreden darf. Man macht körperlich Toilette für Gesellschaften, sollte man sie nicht auch geistig machen, nicht das in der Unterhaltung vermeiden können, was völlig verbraucht und selbstverständlich ist? Soll man sich nicht erinnern, daß der Gastgeber für die Freundlichkeit der Einladung wohl die Gegenleistung einer thätigen Theilnahme an der Unterhaltung beanspruchen kann? Wenn die Gäste dessen eingedenk wären und die Wirthe von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machen wollten, das Gespräch ein wenig zu führen und auf bedeutendere Dinge zu lenken — dann käme doch wohl auch für mittlere Menschen eine schöne erfreuliche Geselligkeit heraus, die das Essen und Trinken nicht als Hauptsache ansehen würde und das Rauchzimmer entbehren könnte."

„Das wußte ich," sagte der Medizinalrath lachend, „daß schließlich noch der ‚besagte Hammel' seinen Tritt bekommen würde. Gut denn — Sie sollen recht behalten, schreiten wir zur Besserung! Natürlich müssen die Damen dann die Cigarren bei sich im Zimmer dulden —"

„Als ob die deutschen Frauen daran nicht schon längst gewöhnt wären, Sie Heuchler!"

„Dann hängen wir eine Tafel über das Sofa: ‚Kinder-, Toiletten- und Magdgespräche sind verboten'."

„Und an die Wand gegenüber: ‚Börsen-, Fakultäts- und Dienstgespräche ebenso'."

„Hierauf erinnere sich die gebildete Hausfrau ihrer geselligen Aufgabe: möglichst vorzüglich zu kochen, ein hübsches Gespräch auf die Beine zu bringen und dann — bescheiden zu schweigen, wenn ‚kluge Männer' reden!"

„Er ist unverbesserlich!" rief belustigt die Malerin, aber ehe sie noch etwas hinzufügen konnte, erklang vom Jugendzimmer her eine scharfe hohe Sopranstimme, begleitet von den Tönen eines altersschwachen Flügels.

„O Gott!" seufzte Doktor Seiler halblaut; Emmy und Linchen suchten um Paulas willen harmlos erfreute Mienen zu machen, und die erstere fragte: „Wer singt denn drinnen?"

„Frida Gersdorff, wie es scheint," erwiderte Paula frostig, dann stand sie rasch auf und wandte sich zu der Gruppe von jungen Mädchen, die nun in lichten Kleidern über die Schwelle hereindrängten, um ohne Verletzung der Schicklichkeit weiter plaudern und lachen zu können.

„Ja," sagte Linchen, während drinnen der „Mo—ho – hondesglanz" in einem gis, welches halb g war, „hereinschien" – „das ist die Frucht der theuer erkauften Stunden. Ich habe bis jetzt lauter Erfolge gesehen, bei deren Anhören man lieber aus dem Zimmer ging. Muß das Unglückswurm auch noch singen, es wäre an ihren übrigen Eigenschaften schon vollständig genug!"

Auf der Schwelle erschien jetzt Mister Francis und spähte nach Vilma aus, die ihm entschlüpft war, um Paulas verlassenen Platz am Tische dort einzunehmen. Bisher hatte er drinnen seine heißen Flammen an ihrem berückenden Lächeln und Blick genährt, das gedachte er fortzusetzen und trat hinter ihren Stuhl. Welch ein langweiliges Gespräch sie da führten! Und das entzückende Mädchen machte dabei gegen „den Alten" ein verehrungsvolles Gesicht, welches Francis durchaus mißfiel. Er fühlte das Bedürfniß, mit etwas ordentlich Greifbarem diese Unterhaltung zu durchkreuzen, und sobald eine Pause von zwei Athemzügen Länge eintrat, beugte er sich vor und fragte ohne Umstände, ob Vilma morgen mit ihm Schlittschuh laufen wolle. Thormann betrachtete den kecken Burschen von der Seite, Vilma aber sagte: „Die Bahn ist ja noch gar nicht offen."

„O doch, ich habe heute gelaufen schon."

„Aber es ist ja polizeilich verboten!" rief Emmy.

„O ja, Polizei verboten, dennoch es war ein sehr gutes skating. Polizei nicht konnte laufen als schnell als ich . . ."

Alle lachten, Francis blieb dabei, die Bahn werde morgen eröffnet, allein Vilma belehrte ihn mit soviel sittiger Würde, daß sie als junges Mädchen nicht mit einem jungen Herrn ohne Begleitung aufs Eis gehen möchte, und nickte ihm dabei so kurz verabschiedend zu, daß der verliebte Heißsporn nothgedrungen seinen Rückzug nehmen mußte. Thormanns helle Augen strahlten freundlich warm zu ihr hinüber. Das war endlich einmal wieder nach seinem Sinn, im übrigen behagte ihm die Atmosphäre dieses Salons sehr wenig und vor allem nicht die Herrin desselben, deren übertriebene Zuvorkommenheit ihn geradezu anwiderte.

„Sie ist Deine, sie ist Dein!“ klang inzwischen die tröstliche Schlußversicherung von drinnen her; ungemessenes Bravo aller derer folgte, welche den Gesang jämmerlich gefunden hatten. Man erhob sich allerseits, viele drängten ins Musikzimmer und befanden heldenmüthig auf Fortsetzung der Qual. Aber es fehlte an weiteren Ausübenden: das eine Fräulein „genierte sich“, das andere hatte keine Noten da, Vilma selbst war nicht musikalisch. Plötzlich ertönte der Ruf: „Paula! Paula soll Violine spielen!“ Man stürzte sich auf das blasse Mädchen, das mit scharf zusammengezogenen Brauen in fast feindlicher Haltung dastand und auf alles Drängen nur mit kurzer Verneinung antwortete.

„Was für ein seltsam herbes Geschöpf,“ sagte leise Thormann zu dem Medizinalrath, „man sollte sie wahrhaftig nicht für die Schwester dieser reizenden Vilma halten.“

„Sie ist ein vollkommener Blaustrumpf,“ entgegnete dieser ebenso. „Will Medizin studieren, allein die Alte leidet's nicht, ist so schon unglücklich genug über dieses Kuckucksei in ihrem Neste!“

„Aber Fräulein Paula, warum wollen Sie sich denn durchaus nicht hören lassen?“ bat jetzt einer der jungen Leute.

„Weil ich es nicht liebe, mich lächerlich zu machen,“ erwiderte sie schroff. „Das thut jeder, der seine ungenügende Fertigkeit zur Schau stellt. Lassen Sie mich, ich spiele sicher nicht!“

„Nun sehen Sie, so ist sie wieder,“ klagte voll Entrüstung die gleichfalls herbeigekommene Mama. „Statt es unseren lieben Gästen angenehm zu machen, gerade jetzt, wo alles so munter ist, diese unfreundliche Weigerung! Das ist wirklich häßlich von Dir, Paula!“

„Mama,“ flehte diese mit todbleichen Wangen, „ich bitte Dich!“ — und die Mutter, welche dieses Sprühen der Augen bei ihr kennen mochte, verzichtete verdrießlich auf weiteres. Zu demselben Augenblick flüsterte ihr Hedy ins Ohr: „Vilma kann ja tanzen!“ und Frau von Düring fuhr elektrisiert herum: „Ja, Du hast recht, mein Goldkind — Vilma, höre — meine Herrschaften, eine kleine Weile Geduld, dann sollen Sie eine Wiederholung des Schleiertanzes sehen, der neulich in der Pantomime auf dem Adlersbergschen Ball solches Aufsehen machte.“

„Aber Mama,“ rief Vilma in den allseitigen Beifall hinein, „wie kannst Du nur daran denken? Hier, allein, ohne die anderen Mitwirkenden, ohne alle Stimmung dafür —“

„O, die Stimmung ist vorhanden,“ rief begeistert Francis und ihm nach ein halbes Dutzend junger Herren.

„Du tanzest Dein Solo!“ entschied die Mama. „Geh, drapiere Dich ein bißchen und komm schnell zurück! Frida kann dazu spielen, dort liegen ja noch die Noten!“

Thormann wartete auf eine entschiedene Ablehnung und fühlte sich unangenehm berührt, als Vilma mit einem der jungen Mädchen zu flüstern begann und dann, diese nachziehend, leichtfüßig aus dem Zimmer eilte.

Aber seine Stimmung hielt nicht an, als nach einer von der Jugend mit Gesellschaftsspiel ausgefüllten Viertelstunde draußen Tamburingerassel ertönte, Frida ans Klavier eilte und unter einem rauschenden Ballelsatz Vilma ins Zimmer schwebte. Welch entzückendes Geschöpf! Feine schmiegsame Gewänder, goldgegürtet, zeigten ihren edlen Wuchs, goldene Ringe klirrten an ihren feinen Knöcheln und umspannten die bloßen Arme; ein duftiger Schleier, durchsichtig wie Spinnweb, umhüllte reizend Kopf und Gesicht und fiel bis zu den Füßen nieder. Die Hand mit dem Tamburin hing lässig zur Seite, nun erhob sie dieselbe und begann im Takt der Musik langsam hin und herzuschreiten. Aber bald wurden die Bewegungen schneller, sie warf das Tamburin zur Seite, zog den Schleier ganz allmählich vom Haupt und begann nun, sich neigend und beugend, ihn faltend und schwingend, ein so wundervolles Spiel, daß jedes Auge gebannt an dem Wechsel dieser Linien hing, und zuletzt, als sie nach leidenschaftlichster Bewegung plötzlich regungslos dastand, die herrlichen Arme mit dem Schleier hoch erhoben, das ganze vollendete Ebenmaß ihrer Gestalt zeigend, da brach ein Beifallssturm los, an dem auch der Künstler sich begeistert betheiligte. Mit der Hand an Stirn und Herzen grüßte die holde Tänzerin dankend und war dann entschwunden.

„Na,“ sagte der Landgerichtsrath, der es im Klatschen allen zuvor gethan hatte, indem er sich zu Thormann wandte, „das war einmal ein Anblick! Sind Sie nicht auch ganz bezaubert, Sie kühler Nordlandsrecke?“

Dieser fuhr wie aus einem Traum auf. „Bezaubert, ja, das ist der richtige Ausdruck. Aber ich glaube, es wird Zeit, den Zauberpalast zu verlassen, acht Uhr ist längst vorüber; ich habe meiner Kleinen versprochen, um diese Zeit zurück zu sein.“

„Wie? Sie wollen die Wiederkehr der schönen Vilma nicht abwarten, um Ihre Huldigung ihr zu Füßen zu legen? — Welch ein Bär!“ setzte er im stillen hinzu.

„Ich bin ganz ungeschickt, irgend wem Lobeserhebungen ins Gesicht zu sagen,“ versetzte der Maler ehrlich. „Uebernehmen Sie es für mich, Herr Rath, Sie besitzen darin viel mehr Uebung!“

Die Nothwendigkeit, sich bei der Frau des Hauses zu verabschieden, sah Thormann gleichwohl ein, allein diese war so umringt von begeisterten Gästen, daß er eine Zeit lang an dem Tische warten mußte, wo vorhin die Jugend ihre Schreibspiele gemacht hatte. Ein Berg von verkritzelten Blättern lag darauf, sein Blick streifte gleichgültig darüber weg, plötzlich aber sah er schärfer hin, ergriff eines der Papiere, betrachtete es genau und steckte es in seine Brusttasche. Dann verbeugte er sich vor Frau von Düring, beantwortete ihr eindringliches Angeln nach Lobeserhebungen mit einem gemurmelten: „O ja, gewiß, außerordentlich!“ und steuerte mit einem sonderbar gemischten Gefühle dem Ausgange zu. Halb zog es ihn zurück, und doch war er wieder froh, gegangen zu sein.

Zwei Stunden später, als alle Lampen gelöscht, Mutter und Schwestern im Bett waren, schritt Vilma noch in dem kalt gewordenen Salon hin und her. Er war entzückt gewesen, gewiß — das hatte sein Blick während ihres Tanzes deutlich genug ausgesprochen. Aber warum fand sie ihn nicht mehr, als sie zurückkam? Wie bei allen ausschließlich mit sich beschäftigten Leuten war Vilmas Menschenkenntniß sehr mangelhafter Natur, sie kam also endlich zu dem Schluß, daß eben eine starke innere Aufregung der Grund seiner schleunigen Entfernung gewesen sein müsse. Etwas ähnliches hatte ja auch aus den Worten des Landgerichtsraths geklungen, deren feurige Betonung sich auf der letzten, einem Ehemann gesteckten Grenze bewegte. Sie lächelte. So sollte jener sein, dann wäre seine Eroberung ein Kinderspiel! Indessen — es mußte auch so gelingen, sie hatte heute wieder ihre Macht gefühlt, sie würde triumphieren! —

Zur gleichen Stunde saß Thormann in seinem Arbeitszimmer, nachdem er die tausend Neugierfragen seines Töchterleins beantwortet und sie selbst endlich zu Bett geschickt hatte. Vor ihm lag der Zettel von heute abend und jenes Gedicht der Bazarpost. „Die Handschrift ist dieselbe,“ murmelte er vor sich hin, „hier flüchtig mit Bleistift, dort sorgfältig mit Tinte. Also doch aus diesem Kreis! Aber — von ihr kann es nicht kommen, denn sie zog sich ja eben während dieses Spieles an! — Pah!“ er griff nach der Zeitung, „es ist nicht der Mühe werth, darüber nachzudenken. Ich werde das Zeug in den Ofen werfen!“

Jedoch am andern Morgen lag das Zeug nicht im Ofen, sondern in einer Schreibtischlade zwischen Rechnungen, Briefschaften, Notizblättern und Banknoten, welche Herr Lars Thormann dort in anspruchslosem Durcheinander verwahrte, stets mit dem Vorsatze, „nächstens einmal“ aufzuräumen und gründlich Ordnung zu schaffen.

7.

„Der Sonntagnachmittag in der großen Stadt hat doch etwas seltsam Trübseliges,“ sagte Thormann zu sich selbst, als er in scharfer Januarluft seinen gewohnten Spaziergang durch die langen stillen Straßen lenkte. „Es ist die völlige Naturlosigkeit, die einen so widerlich anschaut, man wundert sich, daß der blaue Himmel in diese gemauerten Gänge hereinscheinen mag, wo er nichts zu sehen bekommt als heruntergelassene eiserne Rolläden und verschlossene Hausthore. Selbst die Stille, die in der Natur

ſo köſtlich iſt, wirkt niederdrückend, man fühlt in jedem Augenblick, daß hier alles tot iſt, wenn der Kramladen ſchließt . . . Ich könnte es nicht lange mehr in dieſen Straßen aushalten!“

Und während er über die dünne trockene Schneedecke weiter ſchritt, den Blick geradeaus gerichtet, verſanken ihm die nüchternen Häuſerreihen, und ſein inneres Auge wandte ſich weit in die Vergangenheit zurück, zu den Sonntagnachmittagen ſeiner Jugend in der nordiſchen Heimath. Er ſah ſich wieder auf den grünen moosbewachſenen Felsblöcken am Ufer des Fjords. Die Frühlingsſonne lag warm auf dem Raſen, drüben auf der Anhöhe ſtand das Kirchlein von Bergfoe, zu dem ſie alle am Morgen im Nachen herübergekommen waren. Er hatte dann im Pfarrhauſe zu Mittag bleiben dürfen, und nachmittags machte er mit Hilde, dem blonden Pfarrtöchterlein, weite Kletterpartien über die Felſen, ſie ſuchten nach den erſten Blumen, legten ſich in den warmen Sonnenſchein und genoſſen recht von Herzen das unermeßliche Lebensgefühl der Kindheit. Das waren goldene Zeiten! Dann kamen ſchwere: der Kampf um die Kunſt mit ſeinem bäuerlichen Vater, die Jahre des Arbeitens und Strebens im fernen Lande, während ihm Hilde daheim in wandelloſer Treue anhing, und endlich die kurzen Glückszeiten, wo ſie ſich angehören durften. Vier Jahre — das letzte getrübt durch ihr ſchweres Leiden — dann war ſie ihm entriſſen, die einfache Frau mit dem warmen Herzen, die in ihm ihr Alles auf Erden umfaßt hatte . . . Sein nach innen gekehrter Blick ſah deutlich ihr Bild — die ſtattliche Figur, das ſchlichte aſchblonde Haar um das ruhige Geſicht, die anſpruchsloſe Kleidung . . . Heute wäre ſie vierzig wie er ſelbſt . . . ſonderbar, er hatte früher nie daran gedacht, daß ſie eigentlich alt für ihn war! Und ganz allmählich tauchte hinter dem blaſſen Bilde der Verſtorbenen ein roſiges Köpfchen auf mit licht blonden Haaren und ſchaute ihn aus tiefen Augen fragend an.

Kleine Gäſte.

Nach einer Zeichnung von H. Fechner jun.

Seine Schritte beſchleunigten ſich. „Unſinn, Unſinn!“ murmelte er haſtig vor ſich hin — wie ihm der Gedanke gerade bei ſolchen Erinnerungen kam! „Laß Sigrids zweite Mutter nur gut ſein!“ hatte ſein ſterbendes Weib gebeten und, als er im tiefſten Schmerze ein verzweifeltes: „Nie, nie!“ ſtammelte, ſanft hinzugefügt: „Denk' an dies Wort — nur gut!“ . . . Und jetzt mußte er daran denken.

War jenes Mädchen gut? Konnte ſie die Nachfolgerin ſeiner reinen edlen Gattin werden, eine Gefährtin ſeiner einſam gewordenen Seele, eine Mutter für Sigrid? Das letztere wohl am eheſten, das Kind ſchien ja ganz entzückt von ihr — aber auf die übrigen Fragen fand der zweifelnde Mann keine Antwort. Widerlich war ihm eigentlich alles dort im Hauſe geweſen, die ſchäbige Eleganz und erheuchelte Vornehmheit, die entſetzliche Mutter mit ihrem Kreiſe von Intimen, der unangenehme Blaufſtrumpf Paula, alles — bis auf die ſchlanke Geſtalt im weißen Kleide, deren unausſprechlicher Reiz, erquickend für das Künſtlerauge, immer und immer wieder in ſeiner Erinnerung lebendig ward . . . Seltſam! Nun hatte er lange Jahre ruhig im gewohnten Geleiſe gelebt, und beim erſten Male, wo er ſich hervorlocken ließ, fing gleich die Unruhe an. Karoline Wiesner war eigentlich an der ganzen Sache ſchuld mit ihren wohlmeinenden Beſtrebungen für Sigrid. Oder hatte ſie tiefere Abſichten? Geſtern noch ſagte ſie ſcheinbar ganz unbefangen, als von Vilma die Rede war: „Das Mädchen iſt vortrefflich angelegt, ſie hat die geiſtige Anmuth, die bei uns ſo ſelten iſt, und viel gute Eigenſchaften. Aber aus ihrer Umgebung müßte man ſie bald herausnehmen.“ Galt das ihm? Thormann fühlte ſich unbehaglich bei ſolch mißtrauiſchem Nachſinnen. Seine gerade Natur war dafür nicht gemacht, er vertraute gerne rückhaltlos; nur wünſchte er nicht, von fremdem Willen geleitet zu werden, und konnte ſehr ſchroff ſein, wo er derartiges merkte. Freilich, was berechtigte ihn denn bis jetzt, an einen Plan der offenen und ruhigen Freundin zu glauben? Er ſelbſt war nicht unbefangen, das war das Ganze!

So in tiefe Gedanken verloren, durchkreuzte er allmählich die Altſtadt und gelangte, ohne es zu merken, in die Vorſtadtviertel gegen den Fluß zu, wo verwahrloſte alte Häuschen neben hohen Miethkaſernen ſtehen und am Straßenende die verkrüppelten Weiden der Uferböſchung ſichtbar werden. Die ungewohnte Umgebung weckte ihn doch allmählich aus ſeinem Sinnen auf, er muſterte im Vorbeiſchreiten den Kleinhandel der Straße, der durch die Sonntagsfeier nicht beſchränkt wird, und las gedankenlos die Firmenſchilder der meiſt aus der innern Stadt hierher verzogenen techniſchen Betriebe. Plötzlich fiel ihm eines unter den Schildern auf, das die Inſchrift „Lehrlingshort“ trug, und zugleich vernahm er Muſik und ſingende Stimmen aus einem Raume zu ebener Erde. Neugierig, einen Blick in die Anſtalt zu thun, für die er alljährlich ſeinen Beitrag zahlte, ohne ſie jemals geſehen zu haben, trat er ans Fenſter und überblickte von da einen ziemlich großen Saal, den einige Dutzend Knaben in ſauberen Sonntagskleidern erfüllten. An Tiſchen ſitzend oder ſtehend, ſangen ſie zur Violinbegleitung das Lied vom „guten Kameraden“. Die Violine aber ruhte am Halſe einer ſchlanken dunkelgekleideten Mädchengeſtalt, welche am obern Saalende ſtand. Und Thormann fühlte ein grenzenloſes Erſtaunen in ſeinem Innern aufſteigen — dieſes Mädchen war keine andere als Paula von Düring, der unangenehme Blaufſtrumpf, der ſich neulich beim Empfangsabend der Mutter ſo ſchroff und abweiſend gezeigt hatte. Hier ſtand ſie als eine ganz andere, mit anmuthig geneigtem Kopf, freundlich lächelnd, und ſtrich ſo recht nachdrücklich, daß alle mitkommen konnten, die einfache Weiſe herunter.

„Mein — guter — Kamerad!“ erſcholl es zum Schluß klar aus fünfzig jungen Kehlen; Paula nahm die Violine unter den Arm und klatſchte der Kunſtleiſtung Beifall. Dasſelbe thaten einige Herren, die jetzt aus dem Hintergrund hervorkamen, und ein junges, ſehr einfach gekleidetes Mädchen, das ſich Paula näherte. Die beiden gaben ſich den Arm und ſchritten nun auf und ab, bald hier bald dort an den Tiſchen ſtehen bleibend, wo die jungen Burſchen mit Spielen und Leſen angelegentlich und, wie es ſchien, ſehr vergnügt beſchäftigt waren. Der ſtille Beobachter fühlte ſich lebhaft angezogen. Sollte er eintreten? Als Mitglied des Vereins konnte er es. Aber dem großen Manne klebte ſtets eine gewiſſe Schüchternheit an, er ſtand alſo in unſchlüſſiger Ueberlegung — da ſah er ſich von innen bemerkt, und nun galt kein Zögern mehr, er klopfte an und trat ein.

Zwiſchen den aufſtehenden Jungen durch kam der Vorſtand des Lehrlingshorts freundlich auf Thormann zu, auch die beiden Mädchen hielten im Gehen inne und Paula erwiderte ſeinen Gruß mit ruhiger Unbefangenheit. Thormann erklärte etwas ſtockend ſeinen Wunſch, die Anſtalt zu beſichtigen; darauf wurde ihm mit großer Zuvorkommenheit alles gezeigt, die Spiele und Bücher, die Muſikinſtrumente, welche die armen Jungen mit Leidenſchaft zu

Digitized by Google

beherrschen suchten, er sah ihre kunstreichen kleinen Arbeiten, hörte mit steigendem Antheil aus der Erzählung des Vorstandes, welch' entscheidenden Einfluß auf den künftigen Arbeiter die hier erworbene Gewöhnung an gute Sitte, Sparsamkeit und Genügsamkeit habe, und betrachtete mit Hochachtung die Männer, die hier freiwillig ihren Sonntag opferten, um eine Anzahl junger Seelen dem frühen Verderben in der Großstadt zu entreißen. Er vergaß gänzlich, daß nur flüchtige Neugier ihn hereingezogen habe, es wurde ihm warm ums Herz unter dem Walten dieser echten Menschenliebe.

„Und hierher muß man also kommen, mein Fräulein," wandte er sich, nachdem alles betrachtet war, mit seinem gutmüthigen Lächeln an Paula, „um Sie spielen zu hören?"

„Diesen Zuhörern genügt es," erwiderte sie heiter, „also ist es hier am rechten Platze."

„Und — halten Sie mich nicht für unbescheiden, aber es interessiert mich wirklich sehr: wie kommen Sie aus Ihren eleganten Kreisen gerade hierher?"

„Durch meinen Lehrer," entgegnete sie, das Wort „Latein" unterdrückend, und bezeichnete mit den Augen einen jungen hübschen Mann, der vom andern Saalende ungelegentlich herübersah. „Er widmet sich diesem Werke trotz seiner vielen Berufsstunden mit der edelsten Ausdauer, er erzählte mir davon, und so war es natürlich, daß ich ihm meine Hilfe dabei anbot."

„Natürlich!" dachte Thormann, „denn ein Einverständniß der beiden jungen Seelen wird hier wohl vorauszusetzen sein! — Und," fügte er laut hinzu, „was sagt Ihre Gesellschaft dazu?"

„Nichts, denn sie kümmert sich nicht um mich. Ich passe auch nicht hinein."

Ihre Züge überschatteten sich mit dem Ausdruck, den er schon früher an ihr bemerkt hatte. Er fühlte seinen Mißgriff und sagte, bestrebt, den peinlichen Eindruck zu verwischen:

„Es ist sehr anerkennenswerth, Fräulein von Düring, daß Sie in solch menschenfreundlicher Weise thätig sind . . ."

Der wohlgemeinte Ton klang etwas schulmeisterlich, Paula warf den Kopf zurück und versetzte trocken: „Es macht mir Vergnügen, das ist alles!"

Dann trat sie einen Schritt zurück, gesellte sich wieder zum Töchterlein des Vorstands und ging mit ihr zu dem kleinen Haus, den sein „Großer" mitbringen durfte, weil die Eltern das Kind allein ließen, um ins Wirthshaus zu laufen. Die Mädchen setzten sich zu ihm und halfen bei dem Kartenhaus, welches der kleine Mann gerade baute.

„Sonderbares Geschöpf!" dachte Thormann, als er sich verabschiedet hatte und nun durch die öden Straßen heimwärts schritt. „Die ist doch gründlich aus der Art geschlagen. Wie sie sich überhaupt nur so entwickeln konnte?"

Er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit Emmy darüber zu fragen; er hatte ein Zutrauen zu deren tüchtiger und wahrhafter Natur und war ihr sehr dankbar, weil sie sein mutterloses Kind schon öfters zu den ihrigen hatte kommen lassen und es ebenso in Güte und Strenge hielt wie die eigenen.

Die Eröffnung der Kemptner Hütte in den Algäuer Alpen.
Nach einer photographischen Aufnahme des Kunstmalers Paul Widmayer in Stuttgart.

Die verwöhnte Sigrid zitterte vor Verlangen, wenn sie zu dem einfachen Vieruhrbrot der Walterschen Kinder durfte, das vorlaute eigensinnige Mädchen wurde still und fügsam, sobald Emmys freundliche Augen den Kinderkreis beherrschten, und sie stellte neuerdings viel öfter, als dem Papa geheuer war, Gedanken an über das Glück, eine Mama zu haben. Auch Emmy selbst hatte neulich, als sie ihn in Linchens Atelier traf, eine Bemerkung so verloren hingeworfen; sie theilte die allgemeine weibliche Mißbilligung gegenüber vermögenden gutmüthigen und unverheirathe ten Männern. Aber in Linchens ungemessenes Entzücken über den herrlichen Schleiertanz hatte sie damals nicht eingestimmt, sondern beharrlich geschwiegen. Das war Thormann aufgefallen. — Während dieser Ueberlegungen war er allmählich wieder in die innere Stadt gekommen und sah jetzt, an einer Kreuzung aufblickend, den Landgerichtsrath Walter vor einer Anschlagsäule stehen. Er schien aufmerksam die Plakate zu studieren, bemerkte aber zwischendurch doch den Herankommenden und sagte, dessen Gruß lebhaft erwidernd:

„Sehen Sie einmal dahin, wie das ‚stilvoll' ist — derlei muß doch einem Künstlerauge wohlthun!" Lachend deutete er dabei auf ein Plakat, das einen neu erfundenen Bügelofen anpries. Vor dem Ofen stand in verzückter Betrachtung eine reich gekleidete Patrizierin des sechzehnten Jahrhunderts, zu ihren Füßen spielten ein paar rosige Liebesgötter in dringender Gefahr, mit ihren kleinen Rückseiten ein Opfer des glühenden Ungethums zu werden, das im übrigen mit liebevoller Genauigkeit bis zum letzten Riegel und Knopf naturgetreu abgebildet war.

Digitized by Google

„Ja," sagte der Maler, „das ist echt, das wäre noch für ganz andere Dinge als für den Bügelofen ein gutes Aushängeschild. So weit hat man es mit der allgemeinen Erweckung des Stilgefühls gebracht. Unglückliche Renaissance — einst Blüthe des Erlesensten, heute ein trauriger Gemeinplatz, von der Mode befohlen, falsch angewendet, Schablone, Schablone wie so vieles andere! Es wäre wahrhaftig besser, wenn die große Menge, die es doch niemals zu einem persönlichen Stilbegriff bringt, auch das Wort nicht als neues Bedürfniß aufgeschnappt hätte. Die wenigsten ahnen, wie grausam sie von ihrer Einrichtung totgeschlagen werden. Ich traf neulich einen, der seine traurigen Artikel schmierte an einem Arbeitstisch, dessen sich der große Lorenzo Medici nicht zu schämen gehabt hätte. Und er fühlte nichts von dem Gegensatz, er kam sich nur ungemein stilvoll vor."

„Nun," lachte der Rath, „der ‚Stil' ist eben heut zutage nicht mehr der Mensch, sondern der Tapezier. Aber wo soll es schließlich hinaus? In drei Jahrzehnten haben wir glücklich die drei letzten Jahrhunderte verbraucht, Renaissance, Barock und Zopfzeit, jetzt stehen wir wieder beim Empire. Was weiter? Kommt am Ende ein Zukunftsstil, in welchem jeder Mensch seine Möbel frei wählt und so stellt, wie es seine Verhältnisse, seine Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten erfordern?"

„Das wäre dann wirklich Stil," sagte Thormann nachdenklich. „Nein, ich glaube nicht, daß die Mehrzahl so vernünftig wird. — Uebrigens, in meinem künftigen Hause werden Sie diesen Stil angewandt sehen."

Das Gespräch nahm hiermit eine persönliche Wendung, und im weiteren Verlaufe erzählte Thormann dem Landgerichtsrath seine seltsame Begegnung von vorhin.

„Das sieht ihr wieder ganz gleich," fuhr Walter lebhaft heraus, „sie ist doch ein ganz absonderliches Geschöpf!"

„Aber edel angelegt, wie es scheint?"

„Freilich, freilich, nur zu überspannt und weltfremd. Stellen Sie sich vor, daß sie vergangenen Sommer geradezu einen Volksauflauf veranlaßte, indem sie ein altes Weib, das von dem betrunkenen Sohne mißhandelt und in den Schmutz gestoßen wurde, nicht nur aufhob und tröstete, sondern auch noch an ihrem eigenen Arme nach Hause geleitete, wohlgemerkt, nachdem sie den rohen Bengel vorher tüchtig heruntergeputzt hatte."

„Das war aber doch schön und muthig von ihr!"

„Gewiß! Allein denken Sie sich nur den Aufzug, das alte schmutzige heulende Weib an dem Arme dieser jungen Minerva, sämmtliche Gassenbuben hinterdrein — es war wohl begreiflich, daß Frau von Düring bei der Kunde davon eine Ohnmachtsanwandlung bekam."

„Was ist das eigentlich für eine Frau?" forschte Thormann.

Walter sah ihn einen Augenblick an und pfiff leise durch die Zähne. Er theilte die Ansicht seiner Frau über unnöthiges Ledigbleiben bei Witwern, er befand sich jedoch im Gegensatz zu ihr hinsichtlich der Personalfrage, die hier möglicherweise in Betracht kommen konnte. Ihm mißfiel für diesen Zweck die hübsche Vilma nicht — ganz im Gegentheil! Einen vermögenden Mann mußte das anmuthige Luxusgeschöpfchen doch haben, also warum diesen hier abschrecken?

„Nun," versetzte er deshalb in etwas gedehntem Tone, „Frau von Düring ist gerade keine angenehme Persönlichkeit, aber gewiß nicht weniger werth als viele aus ihren Kreisen —" das juristische Gewissen beglückwünschte sich zu diesem schönen Satze, dem noch der Schluß nachfolgte: „Ich habe nie eine wirklich nachtheilige Thatsache über sie vernommen. Daß sie arm ist, sehen Sie selbst, allein das ist nur ein Unglück, keine Schande."

„Was war ihr Mann?"

„Offizier; ist schon lange tot."

„Und Paula," fragte Thormann weiter, „warum steht sie in so scharfem Gegensatz zu Mutter und Schwestern?"

„Ja, mein Gott," erwiderte der andere, „das ist doch kein Wunder! Das Mädchen hat eine unbequeme Pedantennatur, sie gehört zu denen, welche für Männer keinen Reiz haben — absolut keinen. Und Mama Düring möchte die Töchter verheirathen, das kann ihr kein Mensch verdenken. Mit Vilma wird es keine Schwierigkeiten haben, aber Paula — nein, die halte ich für unanbringlich."

„Ich denke, sie will studieren?"

„Ja, und das ist der zweite heftige Streitpunkt zwischen ihr und der Mutter, die in solchem Entschluß geradezu eine Familienschande erblickt. Paula könnte auch nicht daran denken ohne die moralische und materielle Unterstützung des alten Professors Mayer, eines Verwandten ihres Vaters, der viel Geld für philanthropische Zwecke ausgiebt und dieses Studium mit auf das große Konto übernehmen will. Aber bis jetzt wehrt sich die Alte mit zäher Beharrlichkeit. Wie sie es fertig bringt, die Wohlthaten des alten Herrn anzunehmen und ihm zugleich die stärksten Grobheiten zu sagen — das ist ihr Geheimniß. Thatsächlich geschieht beides, und er hält aus um Paulas willen, für welche er eine schwer begreifliche Zärtlichkeit gefaßt hat."

„Er kennt sie vielleicht von Seiten, die das erklärlich machen," erwiderte Thormann einfach. „Aber hier sind wir ja schon bei Ihrem Hause angelangt."

„Kommen Sie mit hinauf?"

„Nein, ich danke, ich muß heute abend noch allerhand erledigen."

Und die beiden trennten sich. Der Landgerichtsrath kam sehr aufgeräumt bei seiner Frau an und ließ in seinem allerdings etwas freien Bericht über die gepflogene Unterhaltung nicht undeutlich merken, daß Thormann „Symptome für Vilma" zu haben scheine. Daß sie sofort auf den Köder biß, freute ihn sehr, er hüllte sich ihren dringenden Fragen gegenüber in viel sagendes Schweigen und zuckte nur zweideutig die Achseln, als sie die entschiedene Hoffnung aussprach, daß Thormann klug genug sein werde, sich nicht in den plumpen Schlingen dieser gewissenlosen Kokette zu fangen.

8.

„Er kommt wirklich nicht . . ." Wieder einmal, wie schon öfter diesen Abend, streiften Vilmas Blicke über die bunten Gruppen des Ballsaals und den Kreis ihrer Verehrer nach dem Eingang hin, und sie fühlte allmählich eine solche Enttäuschung in sich aufsteigen, daß es ihr schwer wurde, die gewohnte siegshafte Heiterkeit noch weiter über die Jünglinge hinzustrahlen. Sie war so schön diesen Abend, so weit über das gewöhnliche Geputztsein der anderen hinausgehoben durch ihre herrliche Gestalt und die überlegen einfache Besonderheit ihrer Toilette — so wollte sie von Thormann gesehen werden, begehrenswerth vor vielen, um endlich einmal das Begehren in ihm ernsthaft zu schüren. Und es sollte außerdem eine Machtprobe sein. Gelang es, ihn aus seiner stillen Schwerfälligkeit heraus und hierher zu ziehen, dann war endlich die Sicherheit gewonnen, die sich ihrem spähenden Blicke bis jetzt noch nirgends zeigen wollte.

Die Beziehungen waren ja gewachsen: Thormann erschien öfter bei den Sitzungen im Atelier Linchens und schien lebhaften Antheil an dem Porträt zu nehmen, außerdem bot Sigrids stürmische Liebe zu Vilma manche Gelegenheit, sich dem Vater in günstigem Lichte zu zeigen, und so war allmählich der Grad von näherer Bekanntschaft erreicht worden, wo das Entscheidende in Sicht kommt. Bis hierher kannte Vilma den Weg von früher her genau, weiter aber war sie niemals gelangt, und nun schlug ihr das Herz beim Gedenken an den ungeliebten Mann. Um ihn zu gewinnen, that sie sich vielfach Gewalt an, entwickelte ganz neue Gemüthsseiten und Lebensansichten — allein kein Mensch kann auf die Dauer gegen seine Natur leben, und Vilma folgte den Gesetzen der ihrigen, als sie erst im Scherze, dann dringender den ernsthaften Mann zu überreden suchte, auf ein Stündchen hierher zu kommen. Ein Souper im Nebenzimmer mit Walters, ein bißchen in den Saal hineingucken — was war denn daran so Großes? Mit Bitten und Lächeln und allerliebstem Schmollen hatte sie ihm ihre gänzliche Ungnade verheißen für den Fall, daß er ausbliebe, und jetzt war es beinahe elf Uhr, die Souperpause fing an, und er — blieb aus!

Sie zerrte heimlich an den Bändern des Prachtbuketts, das ihr Francis Weston geschickt hatte, und bedachte die in längeren Zwischenräumen aufsteigenden Gedankenblasen dieses harmlosen Jungen mit so scharfen Vernichtungsblicken, daß er erstaunt aufsah und die plötzliche Veränderung ihres Humors ebenso wenig ergründen konnte als sie selbst die Ursache von Thormanns Wegbleiben.

Diese aber bestand ganz einfach in einem gewöhnlichen Blatte Papier. Sigrid hatte es von Dürings mitgebracht, weil ein paar

sehr schöne Balldamen von Hedys verständnißvoller Hand darauf gezeichnet waren. Es schien aus einem gewöhnlichen Schulheft herausgerissen zu sein, denn oben stand: „Aufgabe: Worin stimmen Afrika und Südamerika überein und in welchen Stücken sind sie verschieden?“ Und der Papa, dem sie das Blatt zeigte, er kannte die Schrift. Nachdenklich sah er lange darauf hin. „Klug ausgedacht — und doch nicht klug genug!“ murmelte er. Freilich, die Mahnung war ja nur eine ganz zarte — konnte es nicht denkbar sein, daß Vilma sich schon länger im stillen für ihn interessierte? Die männliche Eitelkeit machte einen langen Halt vor diesem Gedanken . . . Aber wenn auch, der Schritt blieb unweiblich, widerstrebte seinem Gefühl. Und es kam noch etwas dazu. Gestern, als er auf seinem gewohnten Spaziergang aus nicht näher ersichtlichen Gründen zum Schlittschuhteich im Stadtpark gekommen war, hatte er, gedeckt durch einen großen Baum, Vilma doch mit dem jungen Amerikaner laufen sehen und dabei dasselbe berückende Lächeln, denselben vielsagenden Augenaufschlag, dieselbe Lebhaftigkeit der Rede bemerkt, die sie sonst ihm gegenüber entfaltete. Das hatte ihm zu denken gegeben auf dem Heimweg, den er auffallend schnell wieder antrat, und die Folge seiner Betrachtungen war, daß er dem Balle fern blieb . . .

Dort ging mittlerweile das Vergnügen seinen bekannten Gang: das Souper war vorüber, der bedeutsame Tischwalzer wurde von den Töchtern hingebungsvoll getanzt, von den Müttern mit Argusaugen beobachtet, in den Nebenzimmern blieben nur kleine Tischgesellschaften zurück, welchen ein behagliches Gespräch zum Nachtisch mehr Genuß gewährte als die Drehbewegung draußen im vollen Saale.

„Dafür sind die Mütter da,“ sagte der Medizinalrath Hoffmann wohlwollend. „Geh' nur, Malchen, und unterhalte Dich gut drinnen, ich bleibe hier noch ein wenig sitzen!“

Die Gattin, eine von den schüchternen Frauen, die immer wie vom Gewicht ihrer Häuslichkeit erdrückt scheinen, legte dem blonden blassen Töchterlein, das hier zum ersten Male in die Welt trat, die Hülle um, und beide steuerten mit verlegenen Mienen der Saalthür zu. Vor ihnen rauschte Vilma hinaus, umgeben von fünf sehr jungen Kavalieren. Francis trug das Bukett, er hatte sich beim Souper alle Rechte des ersten Verehrers zurückerobert und wich nicht mehr von ihrer Seite. Frau von Düring in einem Kleide von abgeblaßter lila Seide, einen altersgelben Hermelinkragen auf den runden Schultern kam hinterdrein. Sie warf im Abgehen einen Siegesblick nach dem Tische, wo Walters, Hoffmann, Doktor Seiler und eine Schriftstellerin seiner Bekanntschaft, Fräulein Alwine Neube, saßen.

„Wenn's nur bald einmal etwas nützt,“ sagte Hoffmann halblaut zu Emmy. „Sie bezieht den Markt nun schon seit einer hübschen Reihe von Jahren.“

„Das ist nicht übel,“ lachte diese, „Sie als Ballvater so sprechen zu hören!“

„Ach so — Sie meinen wegen der Kleinen? Na, das hat gute Wege, die blüht einstweilen im Verborgenen hier. Sie hatte gewaltige Angst, herzukommen, ich rieth ihr, ruhig wegzubleiben, allein das bringen sie doch alle nicht fertig.“

„Einige immerhin! Vilmas eigene Schwester würde keinen Fuß hierher setzen.“

„Die freilich nicht. Aber das ist doch auch ein ganz überspanntes Geschöpf, kein normales Mädchen. Sie will ja im vollen Ernste Medizin studieren!“

„Und was, wenn ich fragen darf, erscheint Ihnen hieran so verächtlich?“ rief jetzt die Schriftstellerin und erhob kampfesmuthig das Haupt. Es war mit braunen Haaren bedeckt, die im Rücken zu einem Kinderzöpfchen vereinigt und mit einer rothen Schleife geschmückt waren. Vorn aber fielen sie in dichten langen Strähnen bis zu den Augenbrauen herab und verhinderten so jede indiskrete Nachforschung über die faltenlose Glätte der Stirn. Die lange Nase, der große Mund und die hervorquellenden Augen allerdings standen in einem gewissen Gegensatz zu der kindlichen Haartracht, ihr Gesammtausdruck ließ auf ein hochgradiges Selbstbewußtsein und verschiedentliche Lebenserfahrungen schließen. Alwine Neube hatte wenig Freunde, das heißt, sie hatte immer neue, und einer von diesen war Doktor Seiler, der heute die Ehre genoß, sie auf diesen Ball zu begleiten. Sie hielt darauf, noch junges Mädchen zu sein, wenn sie auch eine weibliche Begleitung als überflüssig erachtete.

Der Medizinalrath ließ einen kühlen Blick über ihre die Forderungen der Mode mit dem Ideal nicht ganz glücklich vereinigende Toilette gleiten und erwiderte trocken:

„Verächtlich finde ich das Frauenstudium nicht, nur sehr überflüssig, schon deswegen, weil es gänzlich aussichtslos ist.“

Fräulein Neube war nicht die Person, sich bei Abfertigungen von oben herunter zu beruhigen.

„Und warum ist es das?“ rief sie mit blitzenden Augen, „warum ist in Deutschland allein aussichtslos, was in der ganzen Welt, in England, Amerika, Frankreich, Italien, in Skandinavien und der Schweiz, ja sogar in Rußland bereits besteht? Sind die deutschen Frauen dümmer oder die deutschen Männer brutaler als die anderer Völker? Eins davon muß nothwendig der Fall sein!“

„Vielleicht beides!“ sagte Hoffmann philosophisch.

„Nein,“ erwiderte Walter, gegen das Fräulein gewendet, „keins von beiden. Die deutschen Männer wollen der Frau die Stelle erhalten, welche ihr Natur und Weiblichkeit anweisen, die Stelle am häuslichen Herde.“

„Die Natur!“ lachte sie auf. „Das Wort hat für mich, so angewandt, einen wahrhaft belustigenden Klang. Wissen Sie, warum die Naturvölker keine Frauenfrage haben? Weil sie ihre überschüssigen weiblichen Neugeborenen einfach umbringen. Eine wahre Barmherzigkeit gegen unsere deutsche Sitte, sie erst hygieinisch groß zu ziehen, um ihnen dann zu sagen: ‚So, nun sorgt für euch selbst! Ihr seid um eine Million in der Mehrzahl, zweiundvierzig Prozent von euch werden nicht geheirathet, also ernährt euch, nur beileibe nicht durch das, wozu ihr Lust und Begabung habt oder was viel Geld einträgt; das dürfen nur wir Männer thun. Trockenes Brot sollt ihr verdienen, Austern und Champagner aber behalten wir uns vor!‘“

Schön, dachte der Medizinalrath, da kann man ja auch offen reden! „Mit vollem Recht geschieht das,“ sagte er laut. „So lange noch die männliche Leistung der weiblichen in allen geistigen und den meisten körperlichen Dingen überlegen ist, so lange dürfen die Männer einen höheren Lohn für sich beanspruchen.“

„So sprechen die Unterdrücker! Erst knechtet man die Frauen durch Tausende von Jahren, dann wirft man ihnen vor, daß sie es nicht weiter gebracht haben. Wie sollen sie denn vorwärts kommen bei der baren Unmöglichkeit, ihre Fähigkeiten auszubilden und zu verwerthen? Sehen Sie doch die anderen, vom Vorurtheil der Jahrhunderte gedrückten Klassen an, die Juden, die Leibeigenen, die Neger! Ist nicht überall der Emanzipation unmittelbar ein ungeheurer Fortschritt gefolgt?“

„Die Frauen sind keine ‚Klasse‘,“ sagte Walter kopfschüttelnd, „sie standen von alters her auf derselben Stufe mit ihren Vätern und Männern. Hätte die Natur ihnen zwingende geistige Fähigkeiten verliehen, so wäre es für sie viel leichter gewesen, damit durchzudringen, als es heute für einen begabten Arbeiter oder Bauernjungen ist. Und doch setzt es dieser durch und kommt oben auf.“

„Sie vergessen,“ fiel Fräulein Neube hastig ein, „daß in der Renaissancezeit, wo man die Frauen in Griechisch und Lateinisch unterrichtete, sofort eine Reihe davon als Gelehrte glänzte.“

„Und ihre Töchter sind ihnen nicht nachgefolgt, sind freiwillig wieder zum gewohnten Frauenleben zurückgekehrt, statt die kostbare Errungenschaft festzuhalten und weiterzubilden. Das spricht doch deutlich genug! Nein, die Natur will die Frau nicht im männlichen Berufe. Hervorragendes in Wissenschaft und Kunst leisten sie nicht, obwohl Tausende von ihnen die Mittel zur Ausbildung besitzen.“

„Und George Sand!“ fuhr das Fräulein auf. „Und Rosa Bonheur, George Eliot, die italienischen Naturforscherinnen, die tüchtigen Schriftstellerinnen unseres eigenen Volkes —“

„Ausnahmen, welche die Regel bestätigen,“ versetzte Hoffmann unerschütterlich. „Nennen Sie mir einmal die Dichterin eines großen gewaltigen Dramas, die Komponistin einer klassischen Oper, die Malerin eines bedeutenden Geschichtsbildes oder die Verfasserin eines bahnbrechenden wissenschaftlichen Werkes — püh, da hat es gleich Luft, meine Verehrte!“

„Sie verlangen sehr ungerechter Weise die Früchte des Studiums, um das wir erst kämpfen müssen. In hundert Jahren wird man Ihnen die Namen nennen!“

Fortsetzung folgt.

Weißhärtige Schlankaffen.

Die Schlank- und Stummelaffen.

Eine naturgeſchichtliche Studie.

Von Dr. L. Heck.
Direktor des Zoologiſchen Gartens in Berlin.

Mit Originalzeichnungen von W. Kuhnert.

Ich glaube, es kann jemand ſchon ein ausgeſprochener Thierfreund und eifriger Beſucher zoologiſcher Gärten ſein, und er wird vielleicht doch nicht gleich wiſſen, mit welchen Affengeſtalten ſeiner Erinnerung er unſere Ueberſchrift in Beziehung bringen ſoll; wer gar, von den Nymphäen Schimpanſe und Orang Utang abgeſehen, als Affen nur die Hanswurſte und Raufbolde im Gedächtniß hat, die in dem großen Geſellſchaftskäfig des Affenhauſes ihr komiſches Weſen treiben, dem werden die obigen Namen wahrſcheinlich ganz neu ſein. Sind ihre Träger doch ſelten genug in unſeren zoologiſchen Gärten vertreten! Und wer ſchließlich in einem abgelegenen Einzelkäfig des Affenhauſes auf eine in die Ecke gedrückte oder zwei aneinandergeſchmiegte, ſchlanke, ſchmächtige Affengeſtalten mit langer Behaarung oder wenigſtens eigenthümlichem Haarputz und Bartſchmuck ſtößt, die ihn ſtilltraurig oder unruhig ängſtlich anſtarren, der wird ſie kopfſchüttelnd einige Augenblicke muſtern, ohne recht zu wiſſen, was er daraus machen ſoll — wenn er ſie nicht ganz überſieht. Es ſind Angehörige der Gruppe, die ich hier näher ſchildern will: weniger in gewiſſen bekannten Formen ausgeprägte und noch weniger durch luſtiges oder freches Weſen ſich vor- und aufdrängende Erſcheinungen, viel zurückhaltender, vornehmer als das gewöhnliche Affenvolk! Alter Affenadel, möchte man ſagen, und man hätte in mehr als einer Beziehung recht.

Zunächſt in des Wortes eigentlichſter Bedeutung, weil wir in den Schlank- und Stummelaffen allem Anſchein nach ein ur altes Affengeſchlecht vor uns haben. Für die indiſchen Schlankaffen iſt dies thatſächlich nachgewieſen: unzweifelhafte Vertreter dieſer Gattung (Semnopithecus) lebten ſchon in der der unſeren vorangehenden großen Erdperiode, dem Tertiär.

Aber auch die Form des Schädels verleiht den Schlank- und Stummelaffen ein vornehmeres Gepräge. Er iſt rundlich, der Schnauzentheil tritt gegen den Hirntheil nur wenig vor, und die Knochenkämme und leiſten, die insbeſondere dem Schädel des alten Affenmännchens gewöhnlich etwas geradezu Raubthierartiges geben, ſind kaum angedeutet. Dementſprechend iſt auch das Gebiß verhältnißmäßig nur ſchwach ausgebildet, und zwar bei den Schlankaffen noch ſchwächer als bei den Stummelaffen. Das ganze Skelett beider Gruppen zeichnet ſich überhaupt durch Schlankheit und Leichtigkeit der Formen aus, wovon ja die Schlankaffen ihren Namen haben. Derjenige der afrikaniſchen Stummelaffen knüpft an eine Beſonderheit ihres Knochenbaues an, inſofern bei ihnen der Daumen der Vorderhand äußerlich gar nicht oder nur als Stummel ſichtbar iſt: und obwohl auch bei den Schlankaffen ſchon der Vorderdaumen merklich in der Entwicklung hinter den anderen Fingern der Hand zurückbleibt, ſo hat man die vollſtändige Verkümmerung doch für wichtig genug gehalten, um neuerdings Schlank- und Stummelaffen von einander zu trennen. Dagegen finde ich nur in wenigen Beſchreibungen und nur beiläufig eine Eigenthümlichkeit des Skelettes der Schlankaffen erwähnt, die mir bei Affen als Kletterthieren doppelt auffallend erſcheint und in der That auch, bei den Affen der alten Welt wenigſtens, ſonſt nicht wieder vorkommt. Die Schlankaffen haben nämlich merklich längere und ſtärkere Hinter- als Vorderbeine, die Entwicklung der Hinterglieder überwiegt entſchieden die der vorderen, und das bringt natürlich auch charakteriſtiſche Abweichungen in der Haltung und Bewegung der Thiere mit ſich, wie ich an meinen Pfleglingen täglich beobachten konnte. Die Schlankaffen laufen viel halb aufrecht auf den eingeknickten Hinterbeinen und machen aus dieſer Stellung heraus ohne weiteres große Sprünge. Dabei haben ſie trotz großer Gewandtheit etwas Haſtig-Eckiges in ihrem Weſen, halten und bewegen ſich überhaupt ſo durchaus eigenthümlich, daß jeder, der ſie eingehender an lebenden Beiſpielen ſtudiert hat, auf den erſten Blick imſtande iſt, zu unterſcheiden, ob eine Abbildung nach dem Leben gefertigt iſt, oder

Digitized by Google

Guereza-Affen.

ob nur einer gewöhnlichen Affenfigur einige spezielle Merkmale des Schlankaffen gewissermaßen äußerlich aufgesetzt sind. Im inneren Leibesbau haben schließlich Schlank- und Stummelaffen noch eine hochbedeutsame, in ihrer Art ganz einzig dastehende Eigenthümlichkeit gemein, nämlich einen zusammengesetzten, getheilten Magen, welcher an den der Wiederkäuer, noch mehr aber an den der Känguruhs erinnert, und es sollte dies meines Erachtens genügen, um beide Gruppen und alle ihre Mitglieder trotz sonstiger Unterschiede für immer als eng zusammengehörig zu erweisen. Diese eigenthümliche, für einen Affen ganz unerhörte Beschaffenheit des Magens läßt natürlich von vornherein auch auf eine besondere Art der Ernährung schließen, und zwar weist sie ganz unzweideutig darauf hin, daß die Schlankaffen sowohl als die Stummelaffen viel ausgeprägtere und ausschließlichere Pflanzenfresser oder, genauer gesagt, Grünfresser sind als die übrigen Affen. Diese folgerichtige Annahme wird denn auch durch die Erfahrung an Gefangenen vollauf bestätigt. Unsere Vertreter der Stummelaffen, die Guerezas, ebenso wie die beiden Arten Schlankaffen, die ich bis jetzt gepflegt habe, fraßen regelmäßig, aber sehr wählerisch von dem Heu, das ihnen als Streu und Lager diente, und die Guerezas verspeisten insbesondere mit Leidenschaft täglich einige Köpfe grünen Salat zum Abendbrot, das sie stets begierig erwarteten.

In der äußeren Gesammterscheinung, die ja wesentlich durch die Ausbildung des Haarkleides bedingt wird, zeigen Schlank- und Stummelaffen gewisse durchgehende Eigenthümlichkeiten, die beide Gruppen unterscheiden. Während nämlich die indischen Schlankaffen im allgemeinen ein kurzes Fell besitzen und ihr Haarkleid gewöhnlich nur an einzelnen Stellen des Körpers in Gestalt von Kopfmähnen, Haarkronen, Backenbärten und Halskragen sich besonders entwickelt, zeichnen sich die afrikanischen Stummelaffen sämmtlich durch eine lange, reichliche Behaarung des ganzen Körpers aus, die oft durch schöne, auffallende Zeichnungen noch gehoben wird. Die feineren Verschiedenheiten der Behaarung, Färbung und Zeichnung dienen nun in beiden Gruppen zur Unterscheidung einer ansehnlichen Reihe von Arten, die indessen alle nacheinander in ausführlicher Beschreibung abzuhandeln wenig allgemeines Interesse bieten dürfte. Wir werden uns daher im wesentlichen auf die abgebildeten Arten beschränken.

Da sind zunächst die beiden einträchtig beisammensitzenden Kameraden auf dem unteren Theile unserer Titelvignette! Es ist der weißbärtige Schlankaffe (Semnopithecus leucoprymnus Desm.) von Ceylon, die einzige Art, die ziemlich regelmäßig eingeführt wird und daher auch nicht gerade selten in unseren Thiergärten zu sehen ist. Das harmlose, stille, sanfte Thier ist in seiner äußeren Erscheinung durch seinen Namen in der Hauptsache schon genügend gekennzeichnet: es hat einen weißen Backenbart aus wagrecht abstehenden, mit der Spitze nach vorn gekrümmten Haaren; auch der untere Theil des Rückens und der Schwanz sind grauweiß gefärbt; sonst ist es braunschwarz, der Oberkopf heller und länger behaart. Im Hafen von Colombo können die Seeleute den weißbärtigen Schlankaffen stets um ein Billiges haben, er muß also auf der Insel ganz gemein sein.

Im oberen Gezweige derselben Zeichnung bewegen sich einige Vertreter einer „berühmten" Schlankaffenart, des Hulman oder heiligen Affen der Inder (Semnopithecus entellus Cuv.). Dieser Affe hat schon in grauer Vorzeit die größten Heldenthaten vollbracht. Ja er ist in der indischen Göttersage sozusagen Perseus und Prometheus in einer Person, indem er eine Göttin aus der Gefangenschaft eines Riesen befreit und diese Gelegenheit benutzt hat, um nebenbei den Menschen zwar nicht das Feuer, aber die in Indien hochgeschätzte Mangofrucht mitzubringen. Den Scheiterhaufen, auf dem er seinen tollkühnen Wagemuth büßen sollte, löschte er aus, und davon hat er heute noch ein schwarzverbranntes Gesicht und schwarze Hände. Im übrigen ist er weißgrau gefärbt; an Stirn, Wangen und Kinn trägt er längere, starr abstehende Haare, aus deren Umrahmung das runde, schwarze Gesichtchen mit lebhaftem, eigenthümlich drolligem Ausdruck hervorsieht.

Der fromme Hindu, der auch heute noch kaum ein Thier tötet, thut natürlich seinem inbrünstig verehrten Affenheiligen am allerwenigsten etwas zu Leide, sondern giebt ihm willig die Früchte seiner Gärten und Felder preis; ja, er läßt sich sogar von ihm im buchstäblichsten Sinne die eben bereitete Mahlzeit vor dem Munde wegnehmen. Durch die gläubige Einfalt des Menschen, welcher sie schon seit undenklicher Zeit in freudiger Demuth ganz nach Belieben schalten und walten läßt, sind nämlich die Hulman in ihrer Heimath so unglaublich dreist und unverschämt geworden, daß sie nicht bloß in die Gärten, sondern auch in die Häuser eindringen und hier stehlen, plündern und zerstören nach Herzenslust. In manchen Gegenden Indiens werden sie so zu einer förmlichen Landplage, und die englischen Behörden müssen zeitweise, damit die Affenschande nicht zu toll wird, mit Massenvernichtungen gegen die geschwänzten Heiligen vorgehen zur Freude der aufgeklärteren, vernünftigen Eingeborenen, aber natürlich zum Entsetzen der Frommen im Lande, die felsenfest überzeugt sind, daß der Ort, wo ein Affe fällt, für ewige Zeiten zur Unglücksstätte werde.

Neben Hulman und Weißbart mag hier noch eine weitere Schlankaffenart Erwähnung finden, weil sie durch eine auffallende Eigenthümlichkeit ausgezeichnet ist, die schon in ihrem Namen ausgesprochen liegt: ich meine den Nasenaffen. Durch kräftigeren, schwereren Körperbau nähert er sich mehr den Makaken, der hauptsächlichsten und zahlreichsten Affengruppe der indisch-chinesischen Region, die ja auch stets das Gros der Bevölkerung unserer Affenhäuser stellt.

Der Nasenaffe (Semnopithecus nasicus Cuv.) läßt in der äußeren Ausbildung seines Riechorgans nicht bloß alle Affen, sondern selbst die in dieser Beziehung am reichlichsten bedachten Menschen so weit hinter sich, daß er wegen dieses in der That ganz einzigen Merkmals neuerdings zu einer besonderen Gattung erhoben worden ist. Die „Gartenlaube" hat übrigens früher (Jahrgang 1883, S. 240) schon eine Abbildung und Beschreibung von ihm gebracht, und ich kann mich deshalb hier um so kürzer fassen. So will ich denn nur noch einmal darauf hinweisen, daß der Nasenaffe auf der Insel Borneo lebt, und daß der absonderliche, längsgefurchte, hakenförmig bis über das Maul herabhängende und in der Mitte zollbreite Nasenschmuck, der wie ein Rüssel beweglich ist, nur dem alten Männchen zukommt, während bei Weibchen und Jungen an die Stelle des imponierenden Hakenriechers ein kleines, niedliches Stumpfnäschen tritt.

Schließlich will ich noch den Schopfschlankaffen (Semnopithecus comatus Desm.) nicht unerwähnt lassen, weil er durch die lange, reichliche Behaarung des ganzen, schwarzgrau gefärbten Körpers, auch der Unterseite und selbst der Außenflächen der Hände und Füße im äußeren Ansehen sich den Stummelaffen nähert. Auf dem Kopfe verlängert und erhebt sich das Haar noch ganz besonders zu einem langen, ziemlich starren Schopf oder besser gesagt Mähnenkamm, der sich bis auf den Hals fortsetzt. Als Standorte werden Hinterindien (Siam) und die großen Sundainseln (Sumatra und Java) angegeben.

Indem wir uns nun zu unserem großen Bilde wenden, gehen wir von den indischen Schlankaffen zu den afrikanischen Stummelaffen über: es stellt den „Stern" dieser Gruppe dar, den Guereza (Colobus guereza Rüpp.). Dieser Affe gehört auch zu den „berühmten" Thieren, und zwar zu denen, die in allen Fachwerken weitläufig und begeistert geschildert und schlecht und phantastisch abgebildet werden, die infolge dessen jeder Besitzer einer Naturgeschichte dem Namen nach kennt, aber niemand lebend gesehen hat. Wir thun der Wahrheit wohl keine Gewalt an, wenn wir als die ersten Guerezas, die lebend weiteren Kreisen bekannt wurden, die drei Stück bezeichnen, die im August 1890 in einer Droschke vor unserem Dienstgebäude im Berliner Zoologischen Garten vorfuhren. Sie haben auch zu der Zeichnung Kuhnerts Modell gesessen. Ein Grieche hatte sie von Massauah bis nach Berlin gebracht, aber nur der uneigennützigen Vermittlung von Menges, dem vielgereisten Thierhändler und bekannten Führer der Somali-Schaustellungen, ist es zu danken, daß wir schließlich handelseinig wurden. Ich zahlte doch noch ein ganz erkleckliches Sümmchen, und es hat mich nicht gereut. Denn wenn auch heute keines der Thiere mehr am Leben ist, so hatte ich doch die Gelehrten, Künstler und Thierfreunde mit einem der merkwürdigsten und schönsten Affen bekannt gemacht und Gelegenheit gegeben, die ersten richtigen Abbildungen nach dem Leben anzufertigen. Einer genaueren Beschreibung der Farbenzeichnung des Guerezas überhebt mich das Bild; ich will deshalb nur erwähnen, daß die Art und Weise, wie das Weiß gewissermaßen als Einfassung und Besatz der schwarzen Grundfarbe auftritt, etwas wechselt und danach wahrscheinlich verschiedene geographische Varietäten des weit nach Innerafrika hinein verbreiteten Thieres unterschieden werden können. Hans Meyer, der beharrliche Bezwinger des afrikanischen Vergriesen

Kilimandscharo, hat wenigstens in der dortigen Gegend stets nur die als var. candatus bezeichnete Form vorgefunden, bei der nicht bloß die Endquaste, sondern der ganze Schwanz weiß ist; unsere Exemplare gehören einer Abart an, die in der Monographie der Stummelaffen von Rocheprune als „occidentalis“ unterschieden wird. In diesem Spezialwerk ist noch eine ganze Anzahl Arten aus West- und Innerafrika abgebildet und beschrieben; manche, z. B. der Bärenstummelaffe (Colobus ursinus Waterh.), sehen ähnlich aus wie ein Guereza ohne Seitenmähne; andere, wie der Teufelsaffe (Colobus satanas Og.), sind ganz schwarz, wieder andere roth gezeichnet.

Von allen wissen und kennen wir außer den Bälgen und Schädeln kaum etwas; lebend kommen sie, wenn überhaupt, nur ganz ausnahmsweise einmal zu uns. So kehre ich denn um so lieber zum Guereza zurück, als er ohne Zweifel die schönste und interessanteste Art ist.

Das von mir erworbene Kleeblatt, alle drei junge, vielleicht halbwüchsige Bürschchen, zeichnete sich durch etwas Nettes, Anständiges in seinem Benehmen aus, und ähnliches hört man auch von den Beobachtern des Thieres in der Freiheit rühmen. Der Guereza gehört nicht zu den verhaßten Feldplünderern, und er wurde deshalb in Abessinien nur so lange einigermaßen verfolgt, als dort die kleinen runden Lederschilde gebräuchlich waren, die man mit seinem Felle zu zieren liebte. Seit mit der veränderten Bewaffnung auch diese Schilde abgekommen sind, wird er kaum noch behelligt und führt fern von den menschlichen Wohnungen ein friedliches Dasein. „Im Gallalande, woher Ihre Exemplare stammen,“ schreibt mir Menges, „lebt der Guereza in den dichten Wäldern, besonders in tiefen, feuchtwarmen Bergschluchten. Mit Vorliebe hält er sich auf den riesigen Sykomoren (wilde Feige) auf, deren Früchte seine Hauptnahrung bilden. Auch der 20 bis 25 Meter hohe abessinische Wachholder, der dort ganze Wälder bildet, wird viel von ihm besucht.“

Brehm preist auf Grund der übereinstimmenden Berichte, welche seit der Entdeckung des Guereza durch den Frankfurter Abessinienreisenden Rüppell erschienen sind, mit begeisterten Worten die Schönheit, Anmuth und Zierlichkeit der äußeren Erscheinung des Thieres und die Kühnheit und Gewandtheit seiner Bewegung, insbesondere seine kolossalen Sprünge, bei denen der Körper „wie von dem wallenden Mantel getragen“ erscheint. Hans Meyer schildert in Ergänzung dazu anschaulich das gemüthliche Stillleben der kleinen, vier- bis achtköpfigen Gesellschaften in der sicheren Höhe ihrer Baumwipfel und erwähnt dabei eine meines Wissens früher nicht beobachtete und sonst an Affen der alten Welt überhaupt nicht bekannte Gewohnheit, an der man schon von weitem die Anwesenheit einer Guerezabande erkennen kann: es ist dies ein eintöniges, singendes, abwechselnd anwachsendes und abnehmendes Summen, das von den müßig zusammensitzenden Familiengliedern ausgeht und allem Anschein nach der Ausdruck vollkommenen Wohlbehagens ist. Vielleicht ist das Fehlen dieses Wohlbehagens der Grund, warum ich dieses Summen von meinen Pfleglingen nie vernommen habe; sie verhielten sich für gewöhnlich ganz ruhig und pflegten nur ihren geliebten Salat mit einem eigenthümlichen, in der Klangfarbe zwischen dem Winseln der Kapuziner und dem Krähen der jungen Mandrills stehenden Geschrei zu begrüßen.

Damit wären wir am Ende unserer Betrachtungen über die beiden eigenthümlichen Affengeschlechter angekommen, die in unseren zoologischen Gärten durch lebhaftere, auffallendere — und wohlgemerkt in der Gefangenschaft haltbarere! — Genossen so ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Was wir über ihren „alten Adel“, über ihre merkwürdigen Abstammungs- und Organisationsverhältnisse sagen konnten, wird aber hoffentlich genügend befunden, um sie einiger Aufmerksamkeit des thierfreundlichen Lesers würdig erscheinen zu lassen.

Im Norden Deutsch-Ostafrikas.

Deutsch-Ostafrika hat nach dem Ausspruche Wißmanns zwei Küsten; die eine umspült der Indische Ocean, die andere liegt an den großen mittelafrikanischen Seen, dem Victoria-Njansa, dem Tanganjika und dem Njassa. Die Sicherung der Karawanenstraße zwischen diesen beiden Küsten ist die Hauptaufgabe, welche deutsche Thätigkeit im Inneren Ostafrikas zu lösen hat.

Soweit im deutschen Schutzgebiete seßhafte ackerbautreibende Stämme in Frage kommen, ist die Befestigung der deutschen Herrschaft mit besonderen Schwierigkeiten nicht verbunden. Nachdem auch der Einfluß der Araber wesentlich gebrochen ist, droht die Hauptgefahr von Seiten der Nomadenstämme, welche sich zu beiden Seiten der Hauptkarawanenstraße zeigen. Die Unterschätzung des Hirtenvolkes der Wahehe hat uns jüngst einen Theil der Schutztruppe gekostet. Wir sollten, durch diese bittere Erfahrung belehrt, einem anderen räuberischen Hirtenstamm, der im Norden von Deutsch-Ostafrika haust, besondere Aufmerksamkeit schenken.

Es sind dies die Massai, über die wir den Reisenden Fischer, Thomson und zuletzt Carl Peters ausführlichere Berichte verdanken. Die Massai bieten vielfache Aehnlichkeit mit den Wahehe.

„Wohnhaft auf den Hochplateaus östlich der Seen,“ schreibt über sie Carl Peters in seinem Werke „Die deutsche Emin Pascha-Expedition“ (R. Oldenbourg, München und Leipzig), „wo Winter und Sommer nicht im Umkreis von 12 Monaten, sondern im Laufe von 24 Stunden jahraus, jahrein nebeneinander wohnen, wo der Winter die Nacht für sich genommen hat, die Tropenhitze bei Tage herrscht, ist der Massai abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung. Schnellen Fußes durcheilt er die Steppen bis in die reichen Länder der Bantu im Süden, ja bis in die Küstenplätze hinein. Entsprechend dem natürlichen Charakter seiner Art, hat er sich eine Religionsvorstellung gebildet, wonach nur die Massai Söhne der Gottheit sind und ein natürliches von Gott bestätigtes Anrecht auf alles Vieh der Erde haben. Wer als Nicht-Massai im Besitz von Vieh betroffen wird, ist des Todes schuldig, und schonungslos mordet der Massai nicht bloß die wehrhaften Männer, sondern das Kind an der Mutterbrust, Mädchen und Greisinnen.“

Den Lesern der „Gartenlaube“ sind die Sitten und Gewohnheiten dieses räuberischen Hirtenvolkes aus den anziehenden Schilderungen Fischers bekannt (vergl. Jahrg. 1885, Nr. 13). Als es sich darum handelte, Emin Pascha zu entsetzen, wurde der Weg durch das Massailand von Afrikakennern wie Wißmann, Reichard und Stanley für unmöglich gehalten. Carl Peters hat ihn gewagt und ist aus den Kämpfen mit den Massai als Sieger hervorgegangen. Aus dieser Thatsache wurde vielfach gefolgert, daß die Gefahr von seiten der Massai eine geringfügige sei, daß frühere Reisende die Bedeutung dieser Räuber übertrieben haben. Die Mittheilungen von Peters in seinem oben genannten Werke berechtigen aber keineswegs hierzu. „Ich habe versucht,“ erklärt Peters, „den Massais durch Waldbrände, durch Leuchtraketen, ja durch eine zufällig am 23. Dezember eintretende völlige Sonnenfinsterniß zu imponieren, aber ich habe gefunden, daß diesen wilden Söhnen der Steppe schließlich doch nur die Kugeln der Repetiergewehre und der Doppelbüchse, und zwar in nachdrücklicher Anwendung gegen ihren eigenen Körper, imponiert haben.“

Man hat die verhältnißmäßige Ungefährlichkeit der Massai auch damit begründen wollen, daß sie keine Flinten, sondern nur Speer und Bogen führen; aber die Schilderung, welche Peters von den Angriffen der Massai entwirft, namentlich von der Art und Weise, in welcher sie Deckung beim Angriff zu finden wissen, läßt sie nicht minder kriegsgewandt wie die amerikanischen Rothhäute erscheinen. „Von Baum zu Baum avancieren die Massai,“ berichtet Peters in seiner Beschreibung des Gefechtes im Flußwalde des Gnare Gobit, „immer darauf bedacht, sich gegen die Kugeln zu decken. Ich darf sagen, daß ich in diesen nächsten Minuten mein Leben und uns alle für verloren gab und trotzdem, bei dieser tadellosen Art, anzugreifen, ein Gefühl von Bewunderung für unsere Gegner, welche ich doch zu gleicher Zeit tödlich haßte, nicht zu unterdrücken vermochte.“

Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß es gelingen werde, durch friedlichen Einfluß derartige Völkerstämme, welche seit Jahrhunderten Raub und Krieg als ihr vornehmstes Handwerk betrachten, für Kulturzwecke zu gewinnen. Im Gegentheil, je mehr wir Afrika kennenlernen, desto mehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß wie auch im dunklen Welttheil auf eine Art von Indianerkriegen gefaßt sein müssen.

Von ihren Hochhebenen stürzen sich die Massai ebenso wie die Wahehe in die Tiefebenen herab, und wir werden schwerlich mit ihnen in absehbarer Zeit dauernden Frieden schließen können. Sie werden wohl in erster Zeit durch die Gewehre eingeschüchtert werden, aber später werden sie selbst auch zur Flinte greifen. Was wir von ihnen zu erwarten haben, das läßt sich aus der nachfolgenden Charakteristik dieses Volkes ersehen, welche Peters entwirft: „Gleich den Hunnen Attilas und anderen Nomadenvölkern haben sich auch bei ihnen die Eigenschaften der Raubsucht und Blutgier aufs äußerste entwickelt. Die stete Fleischkost, von welcher sie sich nähren, hat die natürliche Wildheit physiologisch gesteigert, und die Gefühlsverrohung, welche bei den Leuten entstehen muß, die seit Jahrhunderten darauf angewiesen sind, das Hausthier, welches sie selbst emporgezogen und gepflegt haben, dann kaltblütig abzuschlachten und zu verzehren, tritt hier mit besonderer Schärfe auf. Eine Hirtenbevölkerung, wo der Hirte nicht zugleich der Schlächter des Viehs ist, wird die sanften Empfindungen des Herzens zur Entwicklung bringen können, wie wir sie in den arkadischen Gesängen so oft ausgeführt finden. Wo aber der Hirte seit Hunderten von Generationen zugleich der Schlächter seines Viehs ist, wie dies bei den Mongolen auf den Hochplateaus von Centralasien und bei den Massai auf den centralafrikanischen Plateaus der Fall ist, da muß durch Vererbung ein fast absoluter Grad von Herzensverrohung eintreten. Dieses Gesetz hat zu allen Zeiten die Hirten der Nomadenstämme zu den wildesten Erscheinungen der menschlichen Geschichte gemacht, wie wir sie in Europa durch Gestalten wie Attila und Dschingis Chan verkörpert gesehen haben.“

Fastnacht.

Es war Fastnachtsdienstag, und ich saß in behaglich verhüllendem Domino unter der Galerie des licht und farbendurchfluteten Festsaals, in welchem die große Redoute der Stadt ein wogendes Meer abenteuerlicher Gestalten in Kostümen aller Zeiten und Länder versammelt hatte; es schien, als hätten sich im traumenden Gehirn eines Geschichtsprofessors die leibhaftigen Vertreter sämmtlicher darin aufgespeicherter Daten ein Stelldichein gegeben und das ein engende Gehäuse gesprengt, um nun hier als durchgegangene Wirklichkeit aufzutauchen. Ich hatte mich aus dem Durcheinander von Lachen und Tanz in diese ruhige Ecke gerettet und sah mit höchst philosophischer Befriedigung in das Gewühl der Menschenwelle.

Das Verlangen, die Welt des gemessenen Verkehrs und verkehrter Gemessenheit von Zeit zu Zeit tüchtig auf den Kopf zu stellen und zu versuchen, ob man sie nicht auch so eine Weile ganz unterhaltend im Gleichgewicht balancieren könne — dieses Verlangen muß doch tief in der menschlichen Natur gegründet sein, und es ist nur schade, daß uns nicht der Name des Redlichen aufbehalten ist, welcher es zuerst fertig brachte, das Kaleidoskop des Lebens umzudrehen und in edler Narrethei das oberste zu unterst zu kehren, Freiheit und Gleichheit wenigstens für die maskierte Menschheit zu schaffen; ein Denkmal würde ihm gebühren, diesem königlichen Vater des Prinzen Karneval — das war der letzte Schluß der Weisheit, die sich mir in meinem stillen Beobachtungswinkel aufdrängte. Eine klassische Erinnerung aus der Schulzeit stieg dabei in mir auf, die Worte des römischen Dichters:

„Süß ist's, wenn weithin im Meere aufrauschen die Fluthen im Sturme,
Anzuschauen vom Land der andern gewaltige Mühsal."

Und um meine Phantasie vollends in klassisches Fahrwasser zu lenken, tauchte jetzt eine baumlange Gestalt vor mir auf, dünn und antik, offenbar eine Verkörperung des grausamsten der Cäsaren, denn in der Hand trug sie ein Scepter mit der goldenen Umschrift „Nero". Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, es gab in der ganzen Stadt keinen zweiten von solcher Körperlänge außer dem Steuerdirektor; der Gute, welcher dem blutdürstigen Römer soviel biederes, langbeiniges Sichgehenlassen beimischte, hätte sich also die Maske sparen können — von allen Seiten schallte ihm zur Begrüßung sein wahrer Name entgegen.

Aber war er auch nicht dazu angethan, dämonisches Cäsarenthum zu verkörpern, mich führte er doch zurück in die Zeit altrömischer Fastnacht, das Fest der Saturnalien spielte sich ab vor meinen Blicken.

Einst als noch Saturn mit göttlicher friedlicher Hand über die Erde herrschte, so erzählte sich das alte Rom, da war kein Krieg, kein Streit, keine Arbeit und kein Unterschied von Freien und Sklaven; und nun, da man es anders hatte, da sollte die sonnige Zeit des ersten Menschheitsglückes am frohen Dezemberfeste des Gottes wiedererstehen. Die Gerichte feierten, die Männer legten die Waffen ab und die ernste Toga, in leichtem bequemen Gewand gab man sich der Fröhlichkeit hin. Auf den Straßen schritten die Festzüge, die Häuser hallten wieder von Gesang und Gasterei. In allerhand Vermummungen gefiel sich die entfesselte Freude, die Standesunterschiede schwiegen, der Sklave war frei für die Dauer des Festes — er saß obenan beim Mahle und sein Herr bediente ihn. Ueberall eine umgekehrte Welt!

Und aus dem alten Rom wuchs in meinen Gedanken das neue empor, aus dem Feste der Saturnalien der Karneval: Umwälzungen von Jahrhunderten, eine neue Religion, moderne Bauten und moderne Menschen — und doch die gleiche Fröhlichkeit, dieselbe Freude, jede engende Schranke vergessen, Mensch unter Menschen sein zu können, der Bande und Unterschiede des Lebens, der Thorheiten der Zeit mit lachendem Munde spotten zu dürfen! Bunte Teppiche schmücken die Balkone am Corso, wo helle Luft und lichte Schönheit sich zusammengefunden haben, in der langgestreckten Straße wogen die närrischen Scharen, die einander mit soviel Weisheit zu überschütten suchen, es tobt der Kampf, in dem Confetti und kecke Scherze die friedlichen Geschosse sind, ja dort auf dem Corso drängt sich wohl in dieser Stunde, da ich hier sitze, die nächtliche Menge, mit Moccoli, mit Kerzchen bewaffnet — jede große Sorge des Daseins ist vergessen und nur die kleine Sorge lebt in jedem, das eigene Flämmchen vor dem Verlöschen zu schützen, die der anderen auszublasen mit dem Kriegsgeschrei, das die höchste Wonne einzuschließen scheint: „Löscht die Kerzen aus — moccoli, smorzate moccoli!"

Ja, südliches Naturell, ein leichteres Herz, als unter nordischem Himmel schlägt, gehört dazu, um solchen Festes Unverstand ohne die Wehmuth zu genießen, daß vor dem fahlen Lichte des Aschermittwochs die ganze Herrlichkeit versinken müsse — mit diesem Stoßseufzer kehrte ich zu meiner Umgebung zurück, hatte aber sofort Anlaß, mich selbst Lügen zu strafen. Denn wie ich nun aufs neue die Scene vor mir betrachtete, da zeigte sie eine so unverfälschte Fröhlichkeit, das Gepräge so rückhaltlosen Vergessens, daß alle Einwände gegen nordische Schwerfälligkeit sammt dem drohenden Aschermittwoch mir wie Nebel verschwanden, und meinen Domino fester zusammenraffend, stürzte ich selbst mit übermüthigem Narrenspruch ins Gewühl, bereit, jeden Verunglimpfer deutschen Faschings, vom mittelalterlichen Mummenschanz und Fastnachtsspiel an bis zum modernen Maskenball, die Schärfe meiner Zunge spuren zu lassen.

Wie wohlthuend, einmal so recht von Herzen die Wahrheit zu sagen, diese Tugend lachend zu üben, die im Ernste gepflogen nur zu oft wie eine derbe Operation wirkt, hier dagegen, unter Scherz und Narrenfreiheit verhüllt, wie ein Nadelstich, bei dem sich der Betroffene erst besinnen muß, ob er sich ärgern soll oder lachen darf; wie gut das schmeckt, unter der Maske sich selbst zu geben und lästige Formen abzuwerfen! Und wie frühlingsduftig muthet es an, im Vorbeigehen dem frischen Geplauder jenes Paares hinter der Säule dort zu lauschen — da fliegt das heute gesetzliche „Du" mit einer Fertigkeit hinüber und herüber, die sehr auf sonstige ungesetzliche Uebung schließen läßt. Harmlose Munterkeit, beflissene Narrenwürde, edler Eifer in der Kunst des Unsinns überall und im Nu — der Aschermittwoch vor der Thür!

Es ist spät geworden; der Morgen zieht mit bleichem Dämmer herauf, wie ich den Saal verlasse. Ein häßlicher Nebel kriecht die Straßen entlang und malt die Welt grau in grau — Aschermittwoch! Vor mir steht an einem Hause eine groteske Gestalt, beim Näherkommen erkenne ich den Kaiser Nero. Der grimme Cäsar schließt seine Hausthür auf; das Scepter hat er demüthig in die Tasche des Ueberziehers gesteckt, er mag ahnen, daß oben eine zarte Frauenhand nach dem glänzenden Symbol der Herrschaft greifen werde, um es nun wieder ein Jahr lang unbestritten zu führen, er mag still überlegen, daß Fastenpredigten noch immer nicht ausgestorben seien: „Aschermittwoch!" steht auf seinem Gesicht, „Aschermittwoch!" klingt es aus den Worten, die er bedenklich vor sich hinsummt:

„So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!"

Blätter und Blüthen

Für unsere Landsleute in Rußland. Der herbe Nothstand, unter dem seit der Mißernte des letzten Jahres der Osten des europäischen Rußlands schmachtet, hat auch unsere deutschen Landsleute in den Wolgakolonien im Gouvernement Saratow schwer betroffen. Denn seit sieben Jahren haben die Ernten dort theils ein kümmerliches, theils gar kein Erträgniß geliefert. Schon im vorigen Winter zogen ganze Scharen von Bettlern, zerrissen und zerlumpt, mit erdfahlen Gesichtern von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um ein Stück Brot gegen ihren nagenden Hunger zu finden. Viele Familien hatten wochenlang kein Brot und nährten sich von Milch und Steppenthee.

Diese Verhältnisse sind nun unter der Wirkung des fortdauernden Mißwachses allenthalben noch viel schlimmer geworden, und die deutschen Gemeinden sind sammt ihren russischen Nachbarn an der äußersten Grenze der Noth angelangt. Daß der Viehstand fast vollständig zusammen geschmolzen ist, versteht sich von selbst; schlimmer ist, daß es am Allernöthigsten, an Brot und Kleidung fehlt, und mit Entsetzen vernimmt man, daß sogar Fälle von förmlichem Hungertode vorgekommen sind. Die „kombinierte Synode der Berg- und Wiesenseite der Wolga" hat darum einen warmen Aufruf zur Unterstützung ihrer Gemeindeglieder erlassen, und gerne geben wir ihrer Bitte um milde Gaben auch in der „Gartenlaube" Verbreitung. Unsere Leser werden für das furchtbare Elend, das über Hunderttausende ihrer deutschen Brüder im fernen Osten hereingebrochen ist, gewiß ein offenes Herz und eine offene Hand haben. Beiträge bitten wir an die Adresse des Pastors G. A. Thomson in Saratow, Rußland, zu richten.

Einjährig-Freiwillige mit Elementar- und Fachschulbildung. Goldene Schätze liegen oft unbeachtet im Schreine, weil der Besitzer ihren Werth nicht kennt oder davon nicht zu rechter Zeit Gebrauch zu machen versteht. Aehnlich ist es mit der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst. Als Vorbedingung hierzu gilt nicht allein der Nachweis über das erfolgreiche Inschaufnehmen einer mehr oder weniger begrenzten Wissensmenge, sondern auch, was vielfach nicht genügend bekannt ist, die Bethätigung hervorragenden Könnens auf künstlerischem, technischem oder sonst einem gemeinnützigen Gebiete; Kenntniß fremder Sprachen ist dabei nicht verlangt, jedoch eine gute Elementarschulbildung — ein Erforderniß, welches nicht nur dem Künstler von Beruf, sondern auch dem begabten Techniker, dem Gewerbetreibenden, der eine Fachschule mit Erfolg besucht hat, in vielen Fällen zur Seite steht.

Nach den Ermittlungen des Oberlehrers Perthes in Bielefeld wurden auf Grund des hier in Betracht kommenden sogenannten „Künstlerparagraphen" (§ 89,6 der deutschen Wehrordnung) in fünf Jahren zum Einjährig-Freiwilligendienst zugelassen aus der Provinz Hessen-Nassau 48 Personen, aus den Provinzen Hannover und Brandenburg 22 und 20, aus dem Regierungsbezirk Köln 12 Personen.

Für den tüchtigen Fachmann, der mit Recht heutzutage mehr und mehr dem mit der Fülle des Wissens ausgerüsteten „Studierten" an die Seite gestellt wird, liegt hier ein erstrebenswerthes Ziel vor — werth wenigstens eines ernstlichen Versuches.

Im Kreuzfeuer. (Zu dem Bilde S. 104 und 105.) In lustigem Trabe fährt der wohlhabende Bauernsohn mit seinem Schlitten von seinem Gehöft ab dem Dorfe zu. Er ist ein schmucker Kerl, wie man sie unter den Slovaken in den nördlichen Komitaten Ungarns nicht selten findet. Mit allen Mädchen treibt er seinen Schabernack und mit allen lebt er auf fröhlichem Kriegsfuß.

In lustigen Gedanken pfeift er vor sich hin. Da biegt der Weg in die Dorfstraße ein — und im selben Augenblick sausen ihm drei, vier Schneeballen gleichzeitig um die Ohren. Oho — aufgepaßt! Die Mädchen am Brunnen haben von ferne das Klingeln gehört und im Nu ist der Kriegsplan fertig. Rechts und links von der Straße fassen sie Posto und lauern auf den Augenblick, wo sie ihren Mann sicher haben. Was hilft's, daß dieser mit Geistesgegenwart die kräftigen Gäule zu rasender Eile treibt, ganz ungerupft kommt er doch nicht durch dieses Kreuzfeuer. Schlitten und Gewand zeigen manchen Treffer und kaum schützt die Linke das Gesicht vor den wohlgezielten Geschossen. Aber eigentlich ist's ihm so ganz recht! Kaum haben ihn seine Rosse dem Bereiche des feindlichen Feuers entzogen, so spintisiert er schon über einem Racheplan — die Reihe ist jetzt wieder an ihm!

Pierette.

Nach dem Gemälde von Ad. Strobl.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Die neue Pelzgarnitur. (Zu dem Bilde S. 109.) Warm zu halten ist ja nicht der erste Zweck des neugeschenkten Pelzschmuckes, sondern die Freundinnen neidisch zu machen! Lieschen im ersten Federhut, welchen gleichfalls das Christkind beschert, kann den Weihnachtsmorgen kaum erwarten, um draußen am Eisplatz den übrigen Backfischchen gründlich zu imponieren — jetzt fehlt ihr ja nur noch das lange Kleid zur erwachsenen Dame! So sammelt sie denn bewunderungsbedürftig ihre Freundinnen um sich — aber die sind auch nicht von heute. Die kleine Intriguantin, die Elsbeth in ihrem alten Radmantel, welcher gegen Lieschens neue Pelzjacke so unvortheilhaft absticht, sie weiß ganz gut, daß solche Schaustellungen der Eitelkeit für den Schausteller selbst recht ärgerlich werden, wenn man sie nicht bemerkt, und so sieht sie mit eisernem Gleichmuth über den auffordernd vorgestreckten Muff der Freundin hinweg ins Weite, während ihr Gegenüber in gutmüthigem Spott herüberlacht. Und ach! wie macht sich der Spott erst hinter Lieschens Rücken breit — da bleibt nur Klein-Ella übrig, das unverdorbene Gemüth: sie staunt den theuren Pelz mit derjenigen Verblüfftheit an, welche dessen Trägerin trotz des scheinbar gleichgültig abgewandten Blicks mit verlangendem Herzklopfen erwartet. Eine sprechende Scene! Der Künstler hat sie mit scharfem Auge gesehen und mit lebhafter Deutlichkeit uns vorgeführt.

Ein Lustschloß des Prinzen Eugen von Savoyen. Bei dem Umzuge der k. k. Gemäldesammlung aus dem Belvedere in das neue Kunstmuseum am Ring sind manche Schätze, die bisher nur einzelnen Kunstfreunden bekannt waren, erst an das Licht der Oeffentlichkeit gerückt worden. So wurde auch eine Anzahl Canalettos ersten Ranges aus dem dunklen Verließe der Aufbewahrungsräume erlöst und an Ehrenplätzen des Museums aufgehängt, zur Augenweide solcher, welche die Kunst und Wien lieben. Denn jene Gemälde gehören nicht nur zu den vorzüglichsten dieses Meisters, sondern sie haben noch dadurch einen besondern vrtsgeschichtlichen Werth, daß sie uns alte Plätze und Straßen der Kaiserstadt und Lustschlösser in der Umgebung derselben mit der

Digitized by Google

merkwürdigen gesellschaftlichen Staffage des vorigen Jahrhunderts getreulich und anmuthig schildern. Mehrere dieser Prachtbilder stellen „Schloßhof", jenes Schloß im Markte Hof auf dem Marchfelde, dar, das Prinz Eugen, der edle Ritter, im Jahre 1725 kaufte und bald derart erweiterte und verschönerte, daß seine Geschichtschreiber es als einen der reizendsten Herrschaftssitze, als eines der großartigsten Gebäude Oesterreichs preisen durften.

Der Mehrzahl der Wiener wurde jetzt erst bekannt, daß da draußen im Marchfelde, das von Ausflüglern wenig besucht wird, ein Lustschloß zu schauen sei, vielleicht schöner, jedenfalls großartiger als Prinz Eugens männiglich bekannte Prachtschöpfung, das Belvedere in Wien. Das alte kleine viereckige Schloß mit einem Dutzend Fenstern auf den vier Seiten schuf Prinz Eugen in ein zweistöckiges hohes Gebäude mit 192 Gemächern und so vielen Fenstern um, als Tage im Jahre sind; zwischen dem Schloß und den zahlreichen Wirthschaftsgebäuden brachte er Wandelgänge, Springbrunnen, Gärten und Gärtchen, Standbilder und Riesenvasen an. Der in französischer Art terrassenförmig von ihm angelegte Garten ist durch schöne Bastionen und Steingeländer abgetheilt, und wenn der Belvederegarten eine herrliche Aussicht über Wien zum Kahlengebirge hinüber bietet, so sieht man von Schloßhof aus über die weiten Felder und Wiesen des Marchfeldes, nach Ungarn hinüber zu den kleinen Karpathen, die Höhe von Theben an der Einmündung der March in die Donau, die Berge bei Hainburg, das Leithagebirge, die Auen der Donau, den Wiener Wald und in weiter Ferne den Schneeberg.

Nicht minder als der Freund der Natur findet hier der Kunstfreund sein vollstes Genügen. Da ist die prächtige Schloßkapelle mit schimmernden Marmorwänden, schönen Fresken, mit dem riesigen Altarbilde, welches die Kreuzabnahme Christi nach dem im Belvedere, beziehungsweise im Kunstmuseum befindlichen Rubens darstellt, mit Kirchenstühlen und anderen Einrichtungsgegenständen, wahren Mustern des Barockstils, insbesondere auch mit werthvollen Meßgewändern, die zum Theil die Anfangsbuchstaben Maria Theresias tragen. Da sind im Park schmiedeeiserne Gitterthore, von Kennern auf je 20 000 Gulden geschätzt; in den Zimmern hohe Venezianer Spiegel, deren jeder 1000 Dukaten, ein Kamin von purpurrothem, weißgesprengtem Marmor, der 20 000 Gulden kostete; da sind auf 10 000 Gulden geschätzte Prachtbetten mit schweren, gelben Atlasdecken, in die Blumen aus Seide gestickt sind, daß der Pinsel des Malers es nicht feiner machen könnte, und das zusammenlegbare Feldbett Eugens mit Vorhängen aus Seide, nach orientalischem Muster mit Blumen und Thieren bestickt; riesige, mythologische Deckengemälde, Wände mit den kostbarsten Atlastapeten oder den vom Prinzen bei Mehadia erbeuteten türkischen Stoffen; Darstellungen der Siege Prinz Eugens und große Thiergemälde.

Schwer erkältet.

Nach dem Gemälde von E. Unger.

Kein Wunder, daß der edle Prinz diesen durch Natur und Kunst so schönen Ort, so oft er nur konnte, zu Wasser und zu Land aufsuchte! Unter seiner Erbin aber, Prinzessin Maria Anna Victoria, die Schloßhof ihrem Gemahl, dem Feldzeugmeister Prinzen Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen schenkte, wurden hier Festlichkeiten mit einer unglaublichen Pracht begangen, so z. B. im September 1754, als Maria Theresia mit Kaiser Franz, Erzherzog Karl und den Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christina zum Besuch in Schloßhof eintrafen.

Die Herrschaften speisten den ersten Tag an 20 kostbaren Tafeln, wo beim Nachtische die 12 Monate in schönen Gebilden aus Zucker dargestellt waren. Dann spazierte man durch den Park, bewunderte ein nur von Rasen und zugestutzten Spalieren gebildetes Theater, wo alsbald eine Serenade mit einem eigens von Metastasio gedichteten Texte begann. Die Sängerinnen Tesi und Hennisch forderten die Bewohner der Wälder auf, den Majestäten zu huldigen, die Gebüsche füllten sich mit Bauern, Bäuerinnen und Kindern, die nicht nur tüchtig sangen, sondern auch den Text „in wälscher Sprache so klar und deutlich als wie geborene Italiener aussprachen, wobei denn sonderlich der Eifer, mit welchem auch die kleinsten Kinder von sieben oder acht Jahren sothane Expressionen mit vollem Halse herausschrieen, über alle Maßen zärtlich anzuhören". Des Abends wurde im Schloßtheater eine italienische Oper aufgeführt und bei der Abendmahlzeit durch kunstreiches Zuckerwerk „die Glorie des Erzhauses Oesterreich" dargestellt. Tags darauf sollte eine noch nie gesehene Jagd stattfinden. Der Prinz hatte 800 Hirsche zusammentreiben lassen, welche einige hundert Bauern in die March scheuchen sollten, an deren jenseitigem Ufer die Schießstände der Herrschaften errichtet waren, während die Majestäten und ihr Gefolge auf einem venetianischen Bucentauro und sechs kleineren Schiffen an der Jagd theilnehmen sollten. Allein die Kaiserin, „dero mitleidiges Herz nicht einmal daß einem Thiere wehe geschehe, zusehen kann", schenkte dem gehetzten Wilde die Freiheit. Damit war aber die rohe Jagd noch nicht zu Ende. Man hatte noch im obersten Stockwerk eines Gartenpalastes 1000 Hasen, 130 Füchse und 60 Wildschweine eingesperrt, die nun über Stiegen herunterspringen sollten, um den Jägern in den Schuß zu laufen. Viele derselben verfehlten jedoch den vorgezeichneten Weg, sprangen geradeswegs herunter „und haben sich immediate tot gestürzet". Vernünftiger war wieder die Abendunterhaltung, italienische Oper und Tanz.

Tags darauf wurde durch das Zuckerwerk des Nachtisches diese raffinierte Jagd nachgebildet und dann ein noch merkwürdigeres Vergnügen veranstaltet, ein Wassergefecht auf einem Teiche; zwei Quadrillen, von je vier Schiffen aufgeführt. Auf sechs Felsen im Teiche schlugen die Vorüberfahrenden, worauf aus denselben Füchse, Hasen, Wölfe, Frischlinge, Gänse und Enten herauskamen; dann führten die Schiffe ein Wasserkarussell auf und bekämpften sich mit Spritzen. Eine Insel — mit exotischem Garten, mit Standbildern der Donau und March, die aus ihren Armen Wasser auf einen Wasserfall gossen, und der Clementia und Justitia, die anzeigten, „daß Ihro Majestäten alle Bedienung in Schloßhof mit nichten nach Justiz abwägen, sondern nach der Clemenz mit indulgenter Großmuth ansehen möchten" — schwamm gegen die Majestäten heran; in Atlas und Silber gekleidete Gärtner luden dieselben ein, von ihren Früchten aus Zucker zu kosten, Fischer gaben ihnen Netze, womit sie aus einem Becken allerlei Fische fingen. Diese Wasserkünste wurden denn auch von den Majestäten als eine „noch nie gesehene, particulär erdachte Invention" gelobt, ebenso wie die Feuerwerkskünste und das große Bacchusfest, mit dem der kaiserliche Besuch schloß.

Da Kaiser Franz an Schloßhof so großes Gefallen gefunden, so kaufte es Maria Theresia 1755 für denselben um 400 000 Gulden. Schloßhof war später noch einmal, im April 1766, bei der Vermählung der Erzherzogin Christine Schauplatz großartiger Festlichkeiten. Sonst kam der kaiserliche Hof meistens nur zu den Jagden im Herbste dorthin, oder zur Zeit der Reichstage in Preßburg, wo die Magnaten eingeladen wurden. Auch Kaiser Franz Josef hat Schloßhof öfters bei Gelegenheit von Hofjagden besucht. Am 22. Juli 1866, dem Tage der Schlacht bei Blumenau, erhielt Schloßhof Einquartierung von 300 Preußen; auch Fürst Bismarck hielt sich dort auf. In den letzten Jahren ist vieles für die Instandhaltung des Schlosses geschehen, das, wie uns die Feder des Geschichtschreibers Jos. Maurer und der Pinsel des Malers schildert, im vorigen Jahrhundert so herrliche Glanztage gesehen hat.

L.

Ein Wohlthätigkeitsfest in Berlin. (Zu dem Bilde S. 120.) Wir bringen unseren Lesern hier eine kleine Kopie des reizend erdachten und künstlerisch ausgeführten Bildes, mit dem H. Fechner, einer unserer beliebtesten jüngeren Künstler, das Programm geschmückt hat für ein Wohlthätigkeitsfest des Berliner „Vereins für häusliche Gesundheitspflege", der bedürftigen Kranken die nöthige Pflege, Schwachen Stärkungsmittel, Kindern gute Milch verschaffen will, gewiß einer der schönsten Zwecke, welche sich die hilfsbereite Menschenliebe stellen kann. Auf dem Bildchen ist das freundliche Geben dargestellt wie das beglückte Empfangen; all die kleinen, halb scheu halb begehrlich blickenden Gestalten sind schon an uns vorbeigegangen, wir kennen sie, wie sie der Künstler kennt, der sie so lebenswahr festgehalten hat. Und mit welcher Freude sie dann zurückkommen zu „Muttern", begierig, die Gaben zu zeigen; wie der kleine Blondkopf die Flasche so festhält: „Ach, Muttchen, sieh nur man, 'ne große Pulle für Vatern hab' ich doch gekriegt" — das ist herzerfreuender Realismus!

E. B.

Digitized by Google

Prinz Karneval.

(Zu dem Bilde S. 101.)

Die Fahne hoch in freiem Flug,
Und hinterdrein ein langer Zug
Von luſtigen Geſellen!
Prinz Karneval iſt eingekehrt,
Die Pritſche iſt ſein Heldenſchwert,
Es klingeln ſeine Schellen.

Fort alles, was das Herz bedrängt,
Was uns in enge Feſſeln zwängt,
Die Heuchelei und Lüge!
Das kühne Wort ſchlägt zündend ein
Und fegt die dumpfen Lüfte rein
Für freie Athemzüge.

Und des Champagners Gluth erhellt
Mit roſigem Schimmer Herz und Welt,
Und Gram und Sorge ſchwinden,
Und ſchöne Tage, längſt verträumt,
Erſtehn zum Leben lichtumſäumt,
Uns neuen Kranz zu winden.

Die Maske vor in Spiel und Scherz,
Die Maske fort von Geiſt und Herz,
Die wir im Leben tragen!
Heut hat die Narrheit Feiertag
Und ohne jeden Schleier mag
Sie ſelig ſich behagen.

Du Prinz und Herr im Narrenreich,
Du biſt beſchwingten Faltern gleich,
Die farbenprächtig funkeln —
Doch naht mit ſeinem Mottenflug
Der Aſchermittwoch früh genug,
Dein Leuchten zu verdunkeln.

Bald löſcht er aus der Lichter Glanz,
Hat wie geſpenſtigen Totentanz
Den Maskenſcherz vertrieben;
Doch blieb ein Leuchten noch zurück,
Und Funken ſind's von Luſt und Glück,
Die aus der Aſche ſtieben.

Rudolf von Gottſchall.

Künſtler und Dilettant. „Kulturgeſchichtliche Charakterköpfe" hat Altmeiſter W. H. Riehl ein Buch überſchrieben, das kürzlich bei Cotta erſchienen iſt. Er hat darin eine Reihe von Perſönlichkeiten gezeichnet, die für ihre Zeit eine gewiſſe typiſche Bedeutung hatten, gezeichnet mit jener plaſtiſchen Klarheit, wie man ſie von einem Manne erwarten darf, der wie Riehl zugleich Meiſter der Beobachtung und des Stils iſt. Unſere Leſer erinnern ſich gewiß der prächtigen Skizze „Eine Rheinfahrt mit Joſef Viktor Scheffel", welche die „Gartenlaube" in Halbheft 15 des vorigen Jahrgangs veröffentlichte. Dieſe und manche andere in engerem oder weiterem Sinne verwandte ſind in dieſem „Buch der Erinnerung" geſammelt zu einer außerordentlich anziehenden litterariſchen Porträtgallerie.

Unter den Charakterköpfen, welche Riehl ſo mit gewandtem Stift theils leicht hinwirft, theils genauer ausführt, erſcheint auch Moritz von Schwind, der phantaſie- und gemüthvolle Schöpfer jenes Bildercyklus zu dem Märchen von den „Sieben Raben". Riehl erzählt von ihm u. a. eine prächtige Geſchichte, welche die unter Umſtänden etwas „unverblümte" Art des Künſtlers trefflich kennzeichnet. Zu Schwind kam einmal ein vornehmer Dilettant und bat ihn, er möge ihn doch auf einige Tage oder Wochen in ſeine Schule nehmen und ihn namentlich in ſeiner meiſterhaften Kunſt der Bleiſtiftſkizze unterweiſen, er möge ihm zeigen, wie er das eigentlich anfange. Darauf erwiderte Schwind: „Hierzu bedarf es keiner Tage und Wochen, lieber Herr Baron, ich kann Ihnen in drei Minuten ſagen, wie ich's anfange. Hier liegt mein Papier — wollen Sie ſich gefälligſt notieren — ich kaufe es bei Bullinger, Reſidenzſtraße 6; dies ſind meine Bleiſtifte — A. W. Faber — ich beziehe ſie von Andreas Kaut, Kaufingergaſſe 10; von derſelben Firma habe ich auch dieſes Gummi, gebrauche es aber wenig; deſto öfter benutze ich dieſes Federmeſſer, um die Bleiſtifte zu ſpitzen, es iſt von Treſch, Dienersgaſſe 10, und ſehr empfehlenswerth. Habe ich nun alle dieſe Dinge beiſammen auf dem Tiſche liegen und dazu einige Gedanken im Kopf, dann ſetze ich mich und fange an zu zeichnen. Und jetzt wiſſen Sie alles, was ich Ihnen ſagen kann."

Als aber der Maler Auguſt von Wörndle aus Wien ihn über ſeine Art der Freskomalerei befragte, da ließ er gleich einen Bewurf im Atelier machen und malte ihm friſchweg ein Studium an die Wand!

Die Eröffnung der Kemptnerhütte. (Zu dem Bilde S. 121.) Seit einer Reihe von Jahren ſind die verſchiedenen alpinen Vereinigungen beſtrebt, durch Errichtung von Schutzhütten mitten in der Bergeseinſamkeit das Eindringen in die Herrlichkeiten der großartigen Alpenwelt zu erleichtern. Ausgerüſtet mit bequemen Nachtlagern, Eß- und Trinkvorräthen, wohl auch in der guten Jahreszeit förmlich bewirthſchaftet, bieten ſie gleichſam die weit vorgeſchobenen Poſten der Kultur, von denen aus der Natur- und Gebirgsfreund ſeinen Vormarſch antritt in die wunderſame Welt der Spitzen und Schroſen, des ewigen Eiſes und ewigen Schnees. Sie ermöglichen es dem Bergwanderer, die Tagesarbeit, welche ihm die Beſteigung eines Gipfels, der Uebergang über ein Hochjoch bringt, von einem Theil des Anſtiegs zu entlaſten, der ihm ſonſt koſtbare Stunden des Tages rauben und nur zu häufig erhebliche Schwierigkeiten bereiten würde. Denn über ein bereits von der Sonne erweichtes Schneefeld zu pilgern iſt keine Kleinigkeit, knietief ſinkt der Wanderer ein und auch der Kräftige ermüdet aufs äußerſte. Es hängt darum viel davon ab, daß ſolche Strecken zu einer möglichſt frühen Tagesſtunde überſchritten werden, wo die hartgefrorene Kruſte der Oberfläche die Laſt eines Menſchen noch zu tragen vermag.

Der Deutſche und Oeſterreichiſche Alpenverein iſt gegenwärtig im Beſitze von nicht weniger als 129 ſolcher Hütten, welche von ſeinen Sektionen im Laufe der letzten dreißig Jahre erſtellt wurden. Eine der jüngſten iſt die von der Sektion Algäu-Kempten errichtete Kemptnerhütte am Obermädelejoch, jenem Uebergang vom Trettachthal oberhalb des vielbeſuchten Oberſtdorf im bayeriſchen Algäu hinüber nach dem oberen Lechthal. Sie wurde im Auguſt vorigen Jahres feierlich eröffnet. Unſere Abbildung giebt uns eine Darſtellung der feſtlich geſchmückten Hütte, um die ſich die Feſttheilnehmer geſammelt haben, Führer und „Herren", Alte und Junge. Auch einen alten Bekannten, Leo Dorn von Hindelang, entdecken wir unter den Vorderſten, und natürlich fehlt auch der Liebhaberphotograph nicht. Die Kemptner Hütte iſt von mittlerer Größe. Sie bietet auf ſechzehn Matratzen und zwei Heulagern Raum für fünfundzwanzig bis dreißig Perſonen. Möge ihr feſter, wetterſtarker Bau viel fröhliche Wanderer beherbergen!

Das Einſalzen der Kinder. Das Einſalzen war ſicher die erſte Art der Konſervierung von Nahrungsmitteln, welche den Völkern bekannt wurde. Das Meer, in welchem die Fäulniß nicht ſo leicht vor ſich geht, war ihr Lehrmeiſter, und ſo kam es auch, daß dem Salze ſchon frühzeitig eine erhaltende und ſtärkende Kraft zugeſchrieben wurde. Dieſe Kraft ſollte auch dem jungen Erdenbürger, welcher gerade das Licht der Welt erblickt hatte, zu ſtatten kommen, und es entwickelte ſich die namentlich im Orient weit verbreitete Sitte, neugeborene Kinder in Salzwaſſer zu baden oder regelrecht einzuſalzen.

„So hat man dich auch mit Waſſer nicht gebadet, daß du ſauber würdeſt, noch mit Salz gerieben," ſingt der Prophet Heſekiel, und der Orientale verſteht wohl, was dieſe Worte zu bedeuten haben — eine arge Vernachläſſigung der Kindespflege! Die Juden und andere orientaliſche Völker haben ſich allerdings ſpäter damit begnügt, die Neugeborenen nur in Salzwaſſer zu baden, aber die alte Sitte des Einſalzens hat ſich dennoch hier und dort erhalten. In dem ruſſiſchen Gouvernement Erïwan wird ſie von den Armeniern geübt. Die ganze Oberfläche des Neugeborenen wird mit feingeſtoßenem Kochſalz beſtreut, wobei vor allem die Falten und Vertiefungen der Achſelgruben, der Kniekehle, Daumengegend ꝛc. bedacht werden. Nachdem das Kind drei Stunden und länger in Salz gelegen hat, wird es in reinem erwärmten Waſſer gebadet. In einigen Bezirken haben die Armenier dieſe Sitte aufgegeben und werden darum von ihren Nachbarn „ungeſalzene" Armenier genannt.

Auch die Nachkommen der klaſſiſchen Griechen beſtreuen ihre Kinder mit Salz. Weigern ſich die aufgeklärteren Mütter, dieſe Behandlung zuzugeben, ſo bedeuten ihnen die Hebammen: „Wenn ich dein Kind nicht mit Salz beſtreue, ſo wird es elend und wird zu nichts taugen."

Wie vertragen nun die Kleinen dieſes Einſalzen? Wird des Guten zu viel gethan, dann bekommt ihnen die ſtärkende Kur ſchlecht; die Haut erhält ein feuerrothes Anſehen, das Kind kann den ſtarken Hautreiz nicht vertragen und geht an Krämpfen zu Grunde. Trotzdem giebt es Völker, wie z. B. die Bergbewohner Iſauriens in Kleinaſien, welche das neugeborene Kind unbarmherziger Weiſe 24 Stunden lang in Salz legen, um ſeine Haut zu ſtärken: wahrhaftig, der Menſch hat eine unverwüſtliche Natur!

Auch bei uns in Deutſchland wird das Einſalzen an manchen Orten noch ausgeübt, aber nur ſymboliſch. In der Rheinpfalz ſtreut man z. B. dem Kinde Salz hinter die Ohren, anderwärts ſteckt man in Papier eingewickeltes Salz in die Windel oder legt dem Neugeborenen eine Priſe Salz auf die Zunge. Das bringt Verſtand, wie die Leute meinen, und ſchützt vor Unholden.

Zerſtörte Hoffnungen. (Zu dem Bilde S. 117.) Es iſt ein Stück herzergreifender Tragik, welches das Bild Otto Kirbergs uns vorführt. Wir ſchauen in die Häuslichkeit eines bejahrten holländiſchen Seemanns, der es durch eigene Kraft und Tüchtigkeit zu einem behäbigen Wohlſtand gebracht und der ſich nach vielen ſtürmiſchen Fahrten zur Ruhe geſetzt hat, um ſeinen Lebensabend im Kreiſe ſeiner Familie zu genießen. Die „Fortuna", das ſchöne Schiff, welches unter ſeiner Führung mit ſo mancher gewinnbringenden Fracht in den heimiſchen Hafen einlief, hat er dem einzigen Sohne übergeben, der unter der väterlichen Zucht auf den Wellen des Weltmeeres zu einem der ſtrammſten Kapitäne herangewachſen war. Während Willem, der Sohn, mit der „Fortuna" fremde Länder aufſucht, führt der rüſtige Alte das Regiment im Hauſe, und ſeine „Frauenslent'" machen ihm daſſelbe wirklich nicht ſchwer. Noch geſtern abend ſaß Peter Adrian mit den Seinen gemüthlich an dem runden Tiſch und las nach vollbrachter Tagesarbeit ein Kapitel aus der Familienbibel vor. Mutter Zwantje, ſein treues Weib, hörte andächtig mit gefalteten Händen zu, während ihre Seele draußen auf den grollenden Nordſeewogen den Sohn ſuchte, der ſich mit der „Fortuna" auf der Heimreiſe befand und der bald, vielleicht morgen ſchon, mit fröhlichem Geſicht bei ihnen eintreten konnte. Auch Karlien, die Tochter, blickte zufrieden und ſinnend drein; ſie hatte den Jüngſten der Familie, den kleinen Pietter, zu Bett gebracht und überdachte nun noch einmal all die Lieblingsgerichte, die ſie dem heimkehrenden Bruder kochen wollte, um ihm das Vaterhaus, das eigene Heim angenehm zu machen. Nur Antje, die junge Schwiegertochter,

Digitized by Google

Willems Frau, rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, richtete angstv. le Blicke nach dem Fenster, wo der Nachtwind heulend gegen die Scheib. fauchte, und horchte bang auf das Brausen des Meeres.

„Vater, ich bitt' Euch, haltet ein! Ich ertrag' das Stillsitzen nicht," flehte endlich die junge Frau, „hört Ihr nicht, wie der Wind kreischt und die See brüllt?"

Der alte Peter Adrian lächelte. „Willst 'ne richtige Schiffersfrau sein, Antje, und ein bißchen Blasen bringt Dich aus 'm ruhigen Kurs? Denk' doch daran, daß ich selber fast zwanzig Jahre lang die ‚Fortuna' geführt und manches schlimmere Wetter mit dem guten Schiffe bestanden habe!"

„Aber Nachbar Geerd, der mit seinem Sohne die Küstenwache hat, sagte doch im Vorübergehen, wenn der Wind nicht abflaute, würden wir eine Sturmfluth besehen, wie noch nie eine an unsere Küsten schlug?" fragte Antje zwischen Hoffen und ängstlichem Zweifel.

„Was der nicht schwatzt, der Geerd," spottete der Großvater, dem aber selber bei dem sich steigernden Unwetter nicht mehr ganz behaglich war. Ein neuer Sturmstoß ließ das Haus erbeben, und in das Windestoben mischte sich das dumpfe Donnern des Meeres, das seine aufgewühlten Fluthwellen mit furchtbarer Gewalt gegen die Deiche warf. Nichtsdestoweniger bestand der Alte darauf, daß zu rechter Zeit zu Bett gegangen wurde. Aber kein Schlaf kam in ihre Augen; die Vier lauschten allesammt auf das wilde Sturmkonzert in den Lüften und beteten stumm und reglos unter den schweren Federkissen für das Wohl des Einzigen, für den Sohn, den Bruder, den heißgeliebten Gatten. Nur das jüngste Menschenkind der Familie, das kleine Pietterchen, schlummerte sorglos in dieser Nacht wie in jeder anderen.

Als der regengraue Morgen anbrach, da hatte der Wind nachgelassen und die Hochfluth begann langsam zu sinken. Mutter Zwantje war schon früh an ihre wirthschaftlichen Arbeiten gegangen und hatte auch Karlien und Antje mit sanfter Gewalt zur gewohnten Thätigkeit angetrieben. Der Alte hielt am Giebelfenster Ausguck; Geerd mit seinem Sohne mußte hier vorbeikommen, und die beiden sollten ihm sagen, ob „draußen etwas passiert sei."

Er brauchte nicht lange zu warten. Geerd und sein Hinnerk nahmen ihren Weg gerade auf das Haus zu, und mit ihnen kam ein Knabe, einer von den jugendlichen Strandbummlern, die an allen Hafenplätzen zu finden sind. Der Junge trug — ein Stück von einer Schiffsplanke.

Peter Adrian fühlt plötzlich seine Kniee zittern, er muß sich setzen, hat aber doch noch so viel Besinnung, daß er seiner Hausfrau zuruft: „Mutter, willst Du nicht für eine kleine Herzstärkung sorgen?" Mutter Zwantje eilt in die Küche, und derweil hört der Alte, wie die Unglücksboten draußen ihre schweren nassen Seestiefel säubern, wie der Junge sogar seine Holzpantinen auszieht, um die frisch gewaschenen Fliesen des Hausflurs nicht zu beschmutzen. Das alte tapfere Seemannsherz schlägt ihm zum Zerspringen.

Die nun folgende Scene hat unser Künstler mit ergreifender Innigkeit und Wahrheit dargestellt. Es ist kein Zweifel mehr, die Hoffnung der Familie ist zerstört, ihr Glück vernichtet: die Buchstaben auf der angeschwemmten Planke zeigen ja den Namen „Fortuna". Willem ist also tot, und mit ihm seine ganze Mannschaft; denn bei solch furchtbar tobendem Wetter konnte kein einziger aus dem Schiffbruch gerettet werden. Stramm und ungebeugt hört der alte Seemann den Bericht von der grausigen Strandung und dem Untergang seiner Brigg; Antje, Willems junge Frau, ist in besinnungslosem Schmerz zusammengebrochen, während Karlien, die Schwester, helfen und trösten möchte, wo ihr doch selber fast das Herz bricht. Nur das Pietterchen begreift nichts von dem unersetzlichen Verlust, den es erlitten hat, es schmiegt sich an Großvaters Knie und hört verwundert den beiden Männern zu, die so ernsthaft und eindringlich erzählen. In dem Kinde muß der schwergeprüften Familie ein Trost erblühen, denn, was die Gegenwart an Hoffnungen barg, das ist unerbittlich und grausam zerstört. H. P.

Das Edelweiß und sein Filzkleid. Warum ist wohl die berühmteste Alpenpflanze, das schmucke Edelweiß, über und über in einen weißen glanzlosen Filz eingehüllt? Dieser Filz besteht aus kleinen, mit Luft gefüllten Gebilden, welche der Botaniker „Deckhaare" nennt und welche die Pflanze vor übermäßiger Abgabe der Feuchtigkeit, vor deren allzu rascher Verdunstung schützen. Die Deckhaare sind eine Art trockener Leinwandmarkise, hinter welcher die zarten Theile der Pflanzen vor der übermäßigen Wirkung der Sonnenstrahlen sicher sind.

Ist denn aber das Edelweiß in den kühlen Alpenregionen solchen Gefahren des Verdorrens ausgesetzt? — Ja, denn es wächst auf abschüssigen Stellen, auf denen nur eine schwache Kruste Erde sich befindet, die in regenlosen Zeiten, wenn die Sonne niederstrahlt oder der trockene Föhn weht, in kürzester Zeit völlig ausgedörrt wird. Darum trägt es jenes Haarkleid, welches z. B. auch der Flora der Länder um das Mittelmeer so eigenthümlich ist, daß man die dortige Pflanzenwelt nicht „immergrün", sondern eher „immergrau" nennen könnte. — Die alpine Flora ist vielfach mit derjenigen der Polarländer verwandt, aber im hohen Norden würden wir vergebens nach dicht behaarten Pflanzen wie das Edelweiß oder die Edelraute suchen; im Gegentheil, dort haben die charakteristischen Pflanzen der Landschaft kahle grüne Blätter, denn sie bedürfen keines Schutzes gegen Verdorren. So ist der Schmuck des Edelweißes eine praktische Einrichtung der Natur, ein Schutzmittel für die Pflanze.

Auflösung des Königsmarsches auf S. 100:

Ich liebe, die mich lieben,
Und hasse, die mich hassen.
So hab' ich's stets getrieben
Und will davon nicht lassen.

Dem Mann von Kraft und Muthe
Gilt dieses als das Rechte;
Das Gute für das Gute,
Das Schlechte für das Schlechte.

Man liebt, was gut und wacker,
Man kost der Schönheit Wange,
Man pflegt die Saat im Acker:
Doch man zertritt die Schlange. Friedrich Rodenkeil.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 100:

C behielt:

D behielt:

Der Gang der Partie war: A 2/2, B —, C —, D 2/3; A 3/4, B —, C 4/4, D 4/6; A 6/2, B —, C —, D 2/1; A 1/6, B 6/6, C 6/5, D 5/5; A 5/2, B —, C —, D —; A 2/4, B —, C 4/1, D 1/0; A 0/2.

Auflösung der Damenpielaufgabe auf S. 100:

1. D h 6 — e 3 D f 8 — a 3! am besten.
2. D a 5 — e 3 D a 3 — e 7 a) b)
3. D e 3 — d 4 D e 7 — d 8 usw. c)
4. D d 2 — e 1 D d 8 — h 4 a_1) b_1)
5. D e 5 — h 2 D h 4 — d 8 (f 6)
6. D e 3 — g 5 D — h 4 †
7. D h 2 — g 3 gewinnt.

a) 2. . . . . D a 3 — f 8
3. D e 2 — e 1 D f 8 — a 3 a_1) b_1)
4. D e 5 — e 3 D a 3 — f 8
5. D e 3 — e 5 gewinnt.

auf 4. . . . . D a 3 — c 1
5. D e 1 — d 2 D c 1 — a 3
6. D e 3 — b 2 D a 3 — c 1 ;
7. D e 3 — h 6 gewinnt.

a_1) 4. . . . . D d 8 — a 5
5. D e 5 — g 3 D a 5 — d 8
6. D e 3 — g 5 gewinnt.

a_1) 3. . . . . D f 8 — e 7
4. D e 1 — g 5 D e 7 — h 4 †
5. D e 5 — g 3 gewinnt.

b_1) 4. . . . . D d 6 — e 7
5. D e 3 — g 5 D e 7 — h 4 †
6. D e 5 — g 3 gewinnt.

b_1) 3. . . . . D f 8 — h 6
4. D e 1 — d 2 D h 6 — f 8
5. D e 5 — g 7 gewinnt.

c) 3. . . . . D e 7 — h 4
4. D d 2 — e 1 D h 4 — e 7 (d 8)
5. D e 3 — g 5 gewinnt.

b) 2. . . . . D a 3 — e 1
3. D e 3 — d 2 D e 1 — a 3
4. D e 5 — b 2 D a 3 — c 1 †
5. D e 3 — h 6 gewinnt.

b) 3. . . . . D e 7 — a 3
4. D e 5 — b 2 D a 3 — c 1 †
5. D e 3 — h 6 gewinnt.

c) 3. . . . . D e 7 — f 8
4. D e 5 — g 7 D f 8 — h 6
5. D d 2 — e 1 gewinnt.

Auf 1. . . . . D f 8 — e 7
und 1. . . . . D f 8 — h 6
folgt 2. D a 5 — d 2 u. s. w. nach dem Hauptspiel.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 100: Massenaufgebot.

Auflösung des Räthsels auf S. 100: Schild, Schuld.

Auflösung des Logogriphs auf S. 100: Dorf, Torf.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 100:

1. a. Ares, b. Arles, 2. a. Sele, b. Seele, 3. a. Hase, b. Hasse, 4. a. Rate, b. Raute, 5. a. Rain, b. Rahin, 6. a. Leer, b. Leder, 7. a. Gade, b. Garde, 8. a. Argo, b. Argo, 9. a. Dole, b. Dohle, 10. a. Mine, b. Miene, 11. a. Hebe, b. Helbe. Die Mittelbuchstaben der b-Reihe ergeben: Lea und Rahel (Roman von Ida Boy-Ed).

Unseren neu eingetretenen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, daß sie den **Jahrgang 1891** der „**Gartenlaube**" vollständig geheftet bis auf Weiteres noch zum Preise von 7 Mark oder in Originaldecke komplet gebunden zu 9 Mark beziehen können. Derselbe enthält unter Anderem die folgenden Novellen und Romane:

Truggeister. Von **A. v. Perfall.**

Eine unbedeutende Frau. Von **W. Heimburg.**

Baronin Müller. Von **H. v. Heigel.**

Ein Götzenbild. Von **M. Bernhard.**

Das Los des Schönen. Von **St. Keyser.**

Lea und Rahel. Von **J. Boy-Ed.**

Außerdem bietet der Jahrgang 1891 eine Reihe **kleinerer Erzählungen**, eine große Zahl **unterhaltender** und **belehrender Artikel** und einen reichen Schatz vorzüglicher Illustrationen unserer ersten Künstler, 14 besondere Kunstblätter als Extra-Beilagen.

Zum Preise von 7 Mark geheftet, 9 Mark gebunden sind ferner noch zu haben die Jahrgänge 1858, 1863, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889 und 1890.

Die übrigen Jahrgänge 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866, 1867, 1874 der Gartenlaube sind entweder ganz vergriffen oder nur noch antiquarisch zu **erhöhtem Preise** zu beziehen. Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

[illegible] & Co in Dornach. Vertr. H. Grosser in Leipzig

BILDNISS EINES JUNGEN MANNES

Nach dem Gemälde von Rafael

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 5. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Rudolf Elcho.

Der Bau des Hauses begann in den ersten Tagen des Mai, und Bettinas Schaffensdrang fand während des Sommers einen willkommenen Wirkungskreis. Mit Sonnenaufgang schon war sie bei den Bauleuten draußen und freute sich des gedeihlichen Fortgangs der Arbeit. Sie besprach mit dem Werkmeister jede Einzelheit der Ausführung und wußte mit klugem Sinne die Hindernisse zu beseitigen, jede Stockung zu überwinden. Zu Anfang Juli war der Rohbau vollendet, und sie gab den Maurern und Zimmerleuten ein Richtfest, bei dem es lustig herging und der Lehrer einen artigen Trinkspruch auf die schöne Bauherrin ausbrachte.

Ewald konnte dem Feste nicht beiwohnen, denn er mußte zu seinem Verdruß den Dampfer eines reiselustigen Prinzen als Lotse begleiten. Bettina bekam ihren Verlobten während des Sommers überhaupt nur wenig zu sehen, denn wenn er nicht dienstlich beschäftigt war, so bedurften die Eltern seiner beim Einbringen der kleinen Ernte, beim Fischen oder bei der Aufführung des neuen Häuschens. Die Monate Juli und August waren heiß und regenlos, das kam dem Neubau Bettinas sehr zu statten; auf der luftigen Höhe trocknete er bald grundlich aus, so daß schon im September mit der inneren Ausstattung begonnen werden konnte. Die Gartenanlage erforderte bei diesem Wetter fortgesetzte Bewässerung, und Bettina war rastlos thätig, um dem jungen Rasen, den eingepflanzten Bäumen und Sträuchern die nöthige Erfrischung zu geben. Sie freute sich des fröhlichen Gedeihens, und wenn Ewald abends zu ihr kam, zeigte sie ihm stolz und glücklich die Fortschritte im Garten und entwarf mit ihm heitere Zukunftspläne.

Die Hochzeit sollte Mitte Oktober stattfinden, und Bettina begab sich vier Wochen vorher nach Berlin, um die für die innere Einrichtung des Hauses nöthigen Möbel, Gardinen und Geräthe einzukaufen.

Sie hatte sich anfangs vorgenommen, das Haus nett, doch mit größter Einfachheit auszustatten, als sie aber in den Kaufläden und Magazinen den farbenreichen Teppichen, den schön geformten Schränken, den reichgemusterten Möbelstoffen gegenüberstand, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihr Erkerzimmer wenigstens schön und geschmackvoll auszuschmücken. Hier mußte ihr Flügel stehen, ein Kaminofen mit farbigen Kacheln sollte während der langen Winterabende traute Plauderstunden beim offenen Feuer ermöglichen, weiche Portieren sollten den Raum vom Eßzimmer scheiden und schöne Bilder und Büsten die Wände beleben — die Naturschwärmerin konnte den Salon nicht entbehren. Alle übrigen Räume jedoch sollten mit einfachen hellen Möbeln und Gardinen ausgestattet werden.

Als sie mit ihren Einkäufen zu Ende war und im Gasthof die Ausgaben überschlug, erkannte sie mit leisem Schrecken, daß sie weit über den Anschlag hinausgegangen war. Sie hatte für den Bau und die Einrichtung ihres Heims nun dreißigtausend Mark aufgewendet. „Aber was habe ich für diese Summe auch alles erworben!“ sagte sie sich zur Beruhigung ihrer eigenen Bedenken, „wir besitzen das schmuckste Landhaus mit herrlichem Ausblick aufs Meer, mit einem Garten, der uns Gemüse und später auch Obst in Fülle liefern wird.“ Sie überschlug ihr Einkommen aus den Zinsen des übrigen Kapitals und Ewalds Verdienst als Lotse und fand, daß beides zusammen für

Vor den Thoren Wiens: Das „Jungfernbründl“ bei Sievering.
Nach einer Zeichnung von W. Gause.

zwei Personen mehr als ausreiche. Und sollte einmal das Geld wirklich knapp werden, nun, so konnte man ja die hübsche Mansarde und das kleine Zimmer, welches jetzt zur Aufstellung der Schränke bestimmt war, während der Sommermonate an Badegäste vermiethen.

Beruhigt wandte sie sich am letzten Tage ihres Aufenthaltes der Wohnung ihrer Stiefmutter zu, erfuhr jedoch beim Portier, daß Frau Rosita drei Tage zuvor ihre Hochzeit mit dem Grafen Trachberg gefeiert und mit ihrem Gatten nach Italien gereist sei.

Bei dieser überraschenden Neuigkeit empfand Bettina bloß Befriedigung darüber, daß sie erst jetzt zu dem Besuch sich entschlossen hatte und so einer unter solchen Umständen doppelt widrigen Begegnung entgangen war. Nun galt es nur noch, sich von den Horsts zu verabschieden.

Dort sollte ihr aber eine zweite Ueberraschung zu theil werden.

Lisa befand sich in Berlin und war wenige Tage zuvor eines Knäbleins genesen. Dieses freudige Ereigniß schien jedoch nicht nach Gebühr gewürdigt zu werden. Der Sanitätsrath sah bleich und verstört aus und gab auf Bettinas Erkundigungen zerstreute Antworten. Lotte schien vor lauter Geschäftigkeit nicht zu wissen, wo ihr der Kopf stand, und als Bettina fragte, ob sie Lisa sprechen könne, deutete das Mädchen kurzweg auf Lisas früheres Schlafzimmer und sagte, indem sie der Küche zuhastete: „Er ist bei ihr."

Bettina klopfte schüchtern an die Thür, und da niemand „Herein" rief, öffnete sie vorsichtig. Ein seltsamer Anblick bot sich ihr — vor dem Bette ihrer Freundin, welche verhärmt und bleich aussah, kniete Diaz; über seine Wangen rollten dicke Thränen, er hatte die Rechte erhoben und rief mit bebender Stimme: „Lisa, Lisa, ich gelobe Dir, ein ganz neues Leben anzufangen. O, glaube mir — und sei wieder gut!"

Die Besucherin zog erschreckt den Kopf zurück, ging zur Küche, plauderte mit Lotte und bat diese, sie bei der Schwester anzumelden. Als sie dann zum zweiten Male bei Lisa eintrat, schien das junge Paar versöhnt zu sein, und Diaz zeigte ihr mit großem Vaterstolz seinen Jungen, dann lief er fort und ließ die Freundinnen allein. Lisa war seltsam ernst geworden, und wie Bettina ihr anvertraute, daß sie sich mit Ewald Monk verheirathen wolle, blickte sie erschrocken auf und sagte leise:

„Wenn Dir der Rath einer Freundin etwas gilt, so thu' es nicht, mein Herz."

„Warum?" fragte Bettina und eine heimliche Angst sprach aus ihren Augen.

„Weil man die Charaktereigenschaften des Mannes genau prüfen soll, mit dem man sich fürs ganze Leben verbindet."

„So bist Du nicht glücklich, Lisa?"

Diese schwieg einige Minuten still, in schmerzliches Sinnen verloren; noch stand sie unter dem Einfluß jener Scene, welche die Freundin unabsichtlich belauscht hatte. „O, es wird mir schwer, Dir meine Lage zu bekennen. Aber es gilt, Dich zu warnen — Dich, Betty, die ich liebe; darum muß ich Dir gestehen, daß meine Träume von Glück zerronnen sind, daß die heißeste Liebe die Kluft nicht zu überbrücken vermochte, welche innere und äußere Unterschiede zwischen mir und meinem Gatten aufgethan haben. Vielleicht, daß die gemeinsame Sorge um das kleine Wesen hier an meiner Seite dies dereinst zuwege bringt — der Himmel gebe es!"

„Aber Garcia ist doch so gut und liebenswürdig —"

„Gewiß, das ist er, und würden wir ein unerschöpfliches Vermögen besitzen, so wäre wohl manches anders, wenn auch nicht alles. Allein leider müssen wir um unser Auskommen ringen, und Garcia ist nicht für den Kampf ums Dasein erzogen. Ihm fehlt die Ausdauer, er ist leichtlebig und naiv wie ein Kind. Nichts haßt er so sehr als die Pflicht, und das Drohnendasein, welches wir im Schlosse des reichen spanischen Herzogs führten, war nur dazu angethan, ihn noch mehr zu verweichlichen. Hätten wir den Anfang unserer Ehe in Deutschland zugebracht, so würde sich Garcia vielleicht zur Arbeit bequemt haben, in Spanien machten sich die übelsten Einflüsse auf ihn geltend. In Madrid, wo wir bei jenen Tanten zu Gast waren, die ihn erzogen und verzärtelt haben, litt ich Folterqualen. Diese Damen haben Zeit ihres Lebens keine andere Beschäftigung gekannt, als den Fächer zu schwingen und die Kirche zu besuchen, und fanden es ganz natürlich, daß ihr Neffe sich lieber auf irgend einen günstigen Zufall verließ, statt seine Zukunft auf ernste Arbeit zu gründen. Garcia vernachlässigte denn auch immer mehr die Musik und, da er meine Ermahnungen und Vorwürfe fürchtete, auch mich. Er trieb sich des Tags bei den Stiergefechten, bis spät in die Nacht hinein in den Theatern und Cafés herum, und seine einzige Beschäftigung bestand darin, Cigaretten zu rauchen und die Chancen des Lottospiels zu verfolgen. Um diesem unheilvollen Zustande ein Ende zu machen, floh ich hierher. Garcias Liebe zu mir war, dem Himmel sei Dank, wenigstens so stark, daß er mir folgte und reuevoll gelobte, sich aufzuraffen. Leider fand ich den Vater in großen Sorgen — er hat um einer Schwester willen, die er zärtlich liebte, Bürgschaft für seinen Schwager geleistet und dadurch sein erspartes Vermögen verloren. Dieser Schlag wirft ihn völlig nieder, denn seine Gesundheit ist zu sehr geschwächt, als daß er hoffen dürfte, den Verlust auch nur theilweise wieder zu ersetzen. Und jetzt quält er sich mit Vorwürfen und schweren Sorgen um seiner Kinder willen. Kurz, wir gehen trüben Tagen entgegen."

„O, blicke nicht so trostlos drein, Lisa!" Bettina schlang die Arme um die blasse Freundin und schaute sie mit feucht schimmernden Augen an. „Ich habe mir in Massow ein freundliches Heim geschaffen, betrachte Du es als eine Zuflucht. So oft Du der Erholung oder des Trostes bedarfst, komm' zu mir!"

„Du bist gut, Bettina, allein wenn Du Ewald Monk heirathest, hörst Du auf, Herrin Deiner Entschließungen zu sein. Unter Leuten seines Standes gilt der Wille des Mannes alles. Bedenke reiflich den Schritt, den Du vorhast! Vor einem Jahre, da ich noch gleich Dir in romantischen Träumen befangen war, hätte ich Dir freudig zugestimmt, heute weiß ich, daß Du ein gewagtes Spiel spielst — hüte Dich!"

„Deine Warnung ist wohlgemeint," antwortete Bettina, „allein sie kommt zu spät, ich halte mich für gebunden. Ich muß auf dem betretenen Wege vorwärtsschreiten und will es furchtlos thun, denn Ewald liebt mich. Mein Entschluß ist das Ergebniß reiflicher Erwägungen, und was ich beschlossen habe, führe ich aus. Aber davon kannst Du Dich im voraus überzeugt halten, wenn Du einer Zufluchtsstätte bedarfst, so wird Ewald Dir freudig unser Haus öffnen. Und nun leb' wohl!"

Bettina küßte die Freundin zärtlich auf die Stirn. Als sie sich eben entfernen wollte, kam Garcia mit einem Korb voll Blumen herein.

„Du sollst heiter sein, liebste Lisa," sagte er, indem er eine Fülle gelber und dunkelrother Rosen über ihr Bett streute, „und sollst wieder an Glück und frohe Hoffnung glauben; Du sollst überzeugt sein, daß ich Dich liebe — seit Du mir einen Sohn geschenkt hast, noch viel, viel mehr."

Dabei küßte er ihre weißen Hände und beugte sich über das Bettchen mit dem strahlenden Lächeln des beglückten Vaters.

Noch einmal trat Bettina zu der Freundin und flüsterte ihr ins Ohr:

„Und Du glaubst noch, daß eine Kluft bestehe? Dein Kind füllt sie aus, Du Zweiflerin. Laß uns leichten Herzens unsere Pflicht thun, aus den Wolken wird die Sonne des Glücks hervorbrechen. Gehab' Dich wohl — auf fröhliches Wiedersehen!"

10.

Im jungen Garten Bettinas waren die Rosen und Astern verblüht, die wilden Reben an der Mauer ließen im Herbststurm ihre Blätter zur Erde fallen und die hellen goldigen Lichter der Spätsommertage wichen auf dem Meere dunklen Farben. Tiefe Wolkenschatten traten an Stelle der Sommerherrlichkeit, das Meer rauschte stärker gegen den Fuß des Höwts. Bettina war mit der Ausstattung ihres Hauses fertig geworden und rüstete die Hochzeit. Doch niemand, selbst Ewald nicht, durfte das Landhaus, welches sie die „Klause" nannte, betreten; die Hochzeitsgäste sollten durch die Einrichtung überrascht werden.

Ein Gefühl des Schmerzes überkam ſie doch bei dem Gedanken, daß kein Verwandter, keine Freundin aus der Jugendzeit bei dem Feſte gegenwärtig ſein werde. Keines ihrer Angehörigen billigte ihre Wahl.

Von Mathilde, der ſie ihren Entſchluß während des Sommers brieflich mitgetheilt hatte, war die ſchroffe Antwort eingetroffen: „Wenn Du dieſen wahnſinnigen Streich begehſt, wenn Du um eines Schiffers willen dieſe Schmach über Deine Familie bringſt, ſo habe ich keine Schweſter mehr.“ Roſita hatte von Italien aus die Stieftochter beſchworen, von der romantiſchen Schrulle abzuſtehen, und endlich ihre Einwilligung zu dem „unſeligen Bündniß“ nur unter der Bedingung gegeben, daß Bettina ſie niemals in die Verlegenheit bringe, den Lotſen ſehen und „Schwiegerſohn“ nennen zu müſſen. Liſa war durch ihre Mutterpflichten verhindert, der Trauung beizuwohnen, und der Sanitätsrath hatte ebenfalls ſein Erſcheinen, freilich in ſchonender Form, abgelehnt.

Alle dieſe Zuſchriften peinigten Bettina, ohne ihren Entſchluß zu erſchüttern. Im Gegentheil, ſie ſteigerten nur jene Schwärmerei, mit welcher ſie in der Natur die Allröſterin ſah für jeden Schmerz.

Sobald ſie ſich bedrückt fühlte, ſegelte ſie ganz allein im kleinen Boote hinaus aufs Meer. Und flog ſie nun dahin über die Wogen, im rauſchenden Winde, ſo wich das unbeſtimmte Sehnen ihrer Bruſt einem Zuſtand der Selbſtvergeſſenheit, der träumeriſchen Ruhe. Ihr war es dann, als ſei das Meer lebendig, als müſſe vor ſeiner gewaltigen Sprache ihr kleines Leid wie ein Nichts verſtummen. Hier fand ſie auch immer wieder den feſten Entſchluß, durchzuführen, was ſie begonnen hatte. Als die Mißbilligung ihrer Angehörigen und Freunde von allen Seiten an ſie herantrat, hatte ſie ſich nochmals geprüft, ob ſie Ewald liebe, und ſonderbar ſchwer war ihr der Zweifel aufs Herz gefallen, ob ſie mit freudigem Ja antworten könne. Aber war Ewald nicht der Sohn wahrer Natur, die ſie ſuchte, liebte er nicht ſeine Braut innig und aufrichtig um ihrer ſelbſt willen? War er nicht fern davon, auf ihr Vermögen zu rechnen?

Gerade an dieſem Punkte wollte ſtets eine räthſelhafte Beklemmung das Mädchen beſchleichen. Wohl hatte Ewald ſelbſt keine Berechnung verrathen, aber ſeine Eltern. Dieſe beläſtigten Bettina mit Andeutungen, deren Abſicht leicht zu durchſchauen war. Sie ſprachen vom guten alten Brauch der Brautleute, einen Ehevertrag aufzuſetzen. Der Mann, welcher dafür zu ſorgen habe, daß der Schornſtein rauche, müſſe wiſſen, wie er ſtehe für den Fall, daß ihm der liebe Gott den Engel von Frau, den er ihm gegeben, wieder nehme. Leichten Herzens trete man in das Haus des Reichthums, doch ſchwer ſei das Verlaſſen . . .

Bettina hatte dieſe verſteckten Forderungen mit der Bemerkung abgewieſen, daß ſie durch ihren letzten Willen Ewald vor dem Schmerze bewahren werde, die Klauſe jemals wieder verlaſſen zu müſſen. Was ihr gehöre, ſei auch ſein Eigenthum und ſolle es bleiben. —

Es war urſprünglich ihre Abſicht geweſen, die Hochzeit im engſten Kreiſe zu feiern, allein Ewald und ſeine Eltern hatten mit aller Beſtimmtheit verſichert, daß das unmöglich ſei. Man erklärte ihr, daß die Größe und der Glanz eines Hochzeitsfeſtes dem Reichthum der Braut entſprechen müſſe, und jeder Anverwandte, jeder Freund und Nachbar werde ſich tief beleidigt fühlen, wenn man ihn bei der Einladung übergehe. Ewald beſaß verheirathete Schweſtern, von denen die beiden älteſten mit Kindern reich geſegnet waren. Der Mann der älteſten war Viehhändler in der nächſten Kreisſtadt, derjenige der andern Kutſcher bei der Gräfin Lindſtröm; dieſe Familien mußten ſelbſtverſtändlich ſammt den Kindern eingeladen werden.

Bettina ſchlug Ewald nun vor, das Feſt im Gaſthaus zu veranſtalten, allein wieder ſtand die Sitte dem im Wege. Bei der Hochzeit ſolle das junge Paar zeigen, was Küche und Keller in der neuen Wirthſchaft zu leiſten vermöchten. Bettina wäre gern ſtill mit dem Manne ihrer Wahl in ihr neues Heim eingezogen, aber da ſie ſah, wie ſtolz es Ewald machte, ſeine Braut und ſeinen künftigen Wohnſitz allen zeigen zu können, ſo wollte ſie ihm die Freude nicht verderben und gab nach.

Der Himmel war dem Feſttag nicht günſtig. Es hatte viel geregnet und der Weg nach dem Pfarrdorf war derart durchweicht, daß die Geſellſchaft die Boote benutzen und mit großen Regenſchirmen bewaffnet über die Bucht fahren mußte. Bettina hatte ein perlgraues ſchmuckloſes Kleid angelegt, allein im Myrthenkranz und im zarten duftigen Schleier nahm ſie ſich unter den groben braunen Fiſchergeſtalten, die in ihren Sonntagskleidern noch ſteifer und eckiger als gewöhnlich ausſahen, wie das Mädchen aus der Fremde aus. Ewald ſaß mit glückſtrahlendem Geſicht neben ihr und hielt ihre Hand ſo feſt in der ſeinen, als fürchte er, ſie könne in Duft und Nebel zerfließen. Im Pfarrdorf war jung und alt herbeigelaufen, um der Trauung des ſeltſamen Paares beizuwohnen. Ewald ſchritt ſtolz durch die gaffende Menge, Bettina mit brennender Röthe auf den Wangen. Die Trauung war bald vorüber, und ſtill fuhr man nach Maſſow zurück. Bettina war noch ganz erfüllt von der Größe deſſen, was ſie zu vollführen unternommen hatte, Ewald genoß behaglich die allgemeine Bewunderung ſeines Glücks, die Gäſte waren geſpannt, die Klauſe zu betreten.

An der Küſte waren übertriebene Gerüchte umgelaufen von der Pracht und Herrlichkeit, mit welcher Bettina ihr Landhaus ausgeſtattet habe. So erwarteten die Schwäger und Schwägerinnen, einen Feenpalaſt zu ſehen. Als Bettina nun die lärmende Geſellſchaft auf dem Flure willkommen hieß und ſie bat, die naſſen Mäntel und Schirme abzulegen, trat eine Pauſe feierlicher Erwartung ein. Die junge Hausfrau ſchmiegte ſich an den Arm des Gatten und flüſterte ihm ins Ohr: „Nun bin ich neugierig, wie Dir unſer Heim gefallen wird, Ewald.“

Arm in Arm ſchritten ſie, den Gäſten voraus, durch das helle freundliche Speiſezimmer, deſſen weit ausgezogene Tafel mit ſchneeweißem Linnen überdeckt und mit Delfter Geſchirr beſetzt war. Hier ſollten die Erwachſenen, im Nebenzimmer aber die Kinder ſpeiſen.

Die ſchön geſchmückte Tafel, das Büffet mit ſeinen Kryſtallſchalen und Silbergeſchirren, das alles wirkte ſo reich und einladend, daß Ewald in aufwallender Dankbarkeit ſeiner Frau einen derben Kuß auf die Wange drückte. Der Salon enttäuſchte die Geſellſchaft. Bettina hatte erzählt, daß ſie manches ſchöne Stück aus ihres Vaters Beſitz hier aufſtellen und den Raum mit mehr Eleganz ausſtatten werde, als ſich für ländliche Lebensgewohnheiten gezieme. Infolgedeſſen erwartete man, ein buntſchillerndes, von Sammet und Seide ſtarrendes Gemach zu finden. Bettinas Salon aber hatte einen ernſten, gediegenen, faſt feierlichen Charakter. Von den dunkelrothen Wänden hoben ſich auf Ebenholz-Konſolen einige Marmorbüſten und Bronzeſtatuen ab. Die ſchweren Plüſchportieren und Polſtermöbel ſahen durchaus nicht prunkvoll aus, und für die Harmonie der Farben, die Schönheit der Formen und die lauſchige Anordnung der Möbel hatten die rauhen Küſtenbewohner keinen Sinn.

„Je,“ ſagte der gräfliche Kutſcher und ſchob ein Priemchen Tabak in den Mund, „dat is ja allens recht ſchön und gaud, Frau Swägerin, äwer was unſre Madame, die Frau Gräfin is, gegen die kommen Sie doch nich an.“

„Ja,“ beſtätigte der Viehhändler mit einem verächtlichen Blick auf Bettinas Einrichtung, „wenn einer wat hellſch Steiliſches ſehn will, möt er aufs gräfliche Schloß gahn. In den groten Saal, Ewald, ſteckt mehr Werth in als in Din ganzen Krempel.“

Bettina blickte die beiden Schwäger überraſcht an, dann brach ſie in ein helles Lachen aus und ſagte: „Es iſt mir auch nie in den Sinn gekommen, mit der Gräfin Lindſtröm wetteifern zu wollen, denn der Gatte dieſer Dame war mehrfacher Millionär, der meinige aber iſt Lotſe.“

„Ja,“ verſetzte der Lehrer, „wenn jeder Lotſe ſich in einem ſolchen Neſte niederlaſſen könnte, brauchte keiner auf die Gräfin neidiſch zu ſein.“

Ewald, deſſen Geſicht ſich bei den kritiſchen Auslaſſungen ſeiner Schwäger verdüſtert hatte, ſchlug jetzt dem wohlmeinenden Nachbar auf die Schulter und rief fröhlich: „Haſt recht, Schulmeiſter, und wer gar eine ſolche Frau gefunden hat wie meine Betty, der mag mit keinem König tauſchen. Und nun zu Tiſch!“

Dieſe Aufforderung brachte die ganze Geſellſchaft in Bewegung. Man war während der Fahrt nach Groß Küſtrow redlich hungrig geworden und ſehnte ſich nach den erwarteten Herrlich

keiten. Der Gaſtwirth des Ortes hatte den Wein geliefert und mit ſeiner Frau und Tochter die Herſtellung des Hochzeitsſchmauſes und die Aufwartung übernommen. Die Frau des Lehrers überwachte aus Freundſchaft für Bettina den Kindertiſch. So wurde denn das Feſtmahl in vergnüglicher Stimmung begonnen. Und doch — als Bettina ihre Blicke über die groben Züge der Tiſchgenoſſen gleiten ließ, zu denen ſie nunmehr in ein verwandtſchaftliches Verhältniß getreten war, ſchlich ſich die Bangigkeit in ihr Herz und die Bruſt ward ihr ſo eng, daß ſie nach Athem rang.

Die glänzende Hochzeitsfeier Liſas drängte ſich ihrer Erinnerung auf. Wie war dies junge Paar mit Liebe überſchüttet, von Freunden umdrängt, wie feinſinnig war es gefeiert worden! Hier aber — nur öde ſtumpfe Geſichter, Neugierde, doch keine Theilnahme, keine Menſchenſeele, der ſie ihr Inneres hätte aufſchließen mögen — außer Ewald. Außer Ewald? Sie erſchrak faſt, daß ſie ſich dieſe Frage ſtellte, daß das Gefühl ſich nicht abweiſen laſſen wollte, als könne ſie auch ihm nicht ihr geheimſtes Leben enthüllen, weil er ſie doch nicht verſtehen würde. Mit ſchmerzlichem Bangen ruhte ihr Blick auf ihrem Gatten, der ſich mit demſelben Eifer wie ſeine Gäſte den Genüſſen der Tafel widmete. Lauter und lauter wurde die Unterhaltung, in welche Ewald hie und da einen plumpen Scherz hineinwarf, während Bettina mehr und mehr verſtummte. Tiefſtes Unbehagen prägte ſich auf ihren Zügen aus, denn ihr gegenüber ſaß der Schwager Viehhändler und erzählte, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelegt, mit ſiegesſicherer Miene allerlei Geſchichten, die er auf ſeinen Geſchäftsreiſen zuſammengeleſen haben mochte. Endlich war ihre Kraft erſchöpft, mit einer haſtigen unwilligen Gebärde ſtand ſie auf und rief: „Wir Frauen wollen einmal nach den Kindern ſehen!“

Hundrieſers preisgekrönter Entwurf zum Reiterſtandbild Kaiſer Wilhelms auf dem Kyffhäuſer.

Sie begriff es nicht, daß Ewald über die rohen Scherze ſeines Schwagers lachen konnte; der Viehhändler aber ärgerte ſich, daß die junge Hausfrau die Tafel verließ. „Din Fru is ja hellſch hoffärtig,“ ſagte er zu Ewald. „Die Nücken möt Du ihr all zeitig af gewöhnen.“

Eine Stunde ſpäter kehrte Bettina aus dem Nebenzimmer, wo ſie mit den Kindern ein Spiel in Gang gebracht hatte, zu ihren Gäſten zurück. Sie fand hier die Stimmung noch bewegter als vorhin, nahm ſich aber vor, unbefangen zu ſcheinen und zu bleiben, um kein Aufſehen zu erregen. Als daher die Männer bei ihrem Wiedererſcheinen die Gläſer erhoben und ihr in übermüthigem Tone „Proſt ooch, junge Fru!“ zuriefen, that ſie ihnen ruhig Beſcheid.

Bald darauf rückten die Dorfmuſikanten von Groß Küſtrow an, um zum Tanze aufzuſpielen. Nun wurde das Speiſezimmer in Eile ausgeräumt, die Spielleute ließen ſich im Salon nieder, und ſobald die Muſik ertönte, kam aus dem Dorfe eine Anzahl von Burſchen und Mädchen herbei, die, obgleich zum Feſte nicht geladen, von dem jungen Ehepaar herzlich willkommen geheißen und freigebig bewirthet wurden.

Bald hallte das neue Haus von den kreiſchenden Tönen ſchlechter Muſik, vom Stampfen und Johlen der Tanzenden wieder. Bei der jungen Frau, die nur einmal mit Ewald tanzte und ſich dann als Zuſchauerin bei Seite ſtellte, weckte der wachſende Tumult ernſte Beſorgniß. Der ſtarke Wein ließ die Geſichter der Männer immer heißer und röther werden, ihre Sprache immer lauter, ihr Benehmen immer freier und ungebärdiger. Auch Ewald hatte mehr getrunken, als ihm zuträglich war. Als ihn Bettina zaghaft auf das wüſte Treiben aufmerkſam machte, gab er ihr einen Kuß und ſchnitt alle Einwendungen mit den Worten ab: „Wir machen nur einmal im Leben Hochzeit, mein Schatz!“

Unter den Tänzerinnen befand ſich auch Kathrein Bräuning, und mit dieſer tanzte Ewald ſo oft, als wollte er ſie für das Fehlſchlagen ihrer Hoffnungen entſchädigen. Die Dirne aber warf der jungen Frau während des Tanzes freche herausfordernde Blicke zu und mit ihrem kecken Lachen ſchien ſie ſagen zu wollen: Dich hat er um Deines Geldes willen geheirathet, mich aber liebt er.

Allmählich ſchwand vor dem lärmenden Gewühl jeder Schimmer von Feſtfreude aus Bettinas Seele, Scham und tiefe Niedergeſchlagenheit traten an die Stelle. In jeder Tanzpauſe faſt wurde geſtritten und die Ausgelaſſenheit der Luſtigkeit ſelbſt nahmen für Bettina einen unheimlichen und erſchreckenden Charakter an. Und als nun Ewald, dem vom wilden Tanzen der Schweiß auf der Stirne ſtand, mit unſicheren Schritten auf ſie zukam und die Hände ausſtreckte, um ſie zärtlich in ſeine Arme zu ſchließen, da ergriff ſie Abſcheu und Verzweiflung.

Mit einer raſchen Bewegung bog ſie aus und lief in ihr Zimmer, das ſie haſtig hinter ſich abſchloß. Kaum lag die Thür zwiſchen ihr und der lärmenden Geſellſchaft, ſo faßte ſie den Entſchluß, dem häßlichen Feſte ganz zu entfliehen. In zitternder Bewegung riß ſie den Brautkranz und Schleier ab, dann warf ſie einen Mantel über, öffnete das Fenſter und ſprang in den Garten. Noch war im Schulhaus ihre Stube frei, dort wollte ſie für die Nacht eine Zuflucht ſuchen.

Unterdeſſen hatte Ewald wiederholt gegen die Thür geklopft und Bettina erſucht, herauszukommen; johlend umringte ihn die trunkene Schar, nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen über Bettinas Gebahren erholt hatte. Als Ewald wieder und wieder keine Antwort erhielt, ſtieß er einen grimmigen Fluch aus und warf ſich mit ſolcher Gewalt gegen die Thür, daß dieſe krachend einbrach.

Mit zornigen Worten auf den Lippen trat er in das matt erleuchtete Zimmer, die neugierige Menge drängte nach — allein in der nächſten Minute ſtanden alle ſprachlos vor Ueberraſchung, denn das Zimmer war leer.

Langſam ließ Ewald die Blicke durch den Raum gleiten, und als er das offene Fenſter bemerkte, wurde es ihm klar, daß Bettina geflohen ſei. Dieſe Erkenntniß machte ihn auf einmal nüchtern und ein Gefühl des Zornes ſtieg in ihm auf gegen

Digitized by Google

ſeine Verwandten, die ihn die ganze Zeit über gereizt und in ſeinem tollen Treiben beſtärkt hatten.

„Ah,“ bemerkte jetzt der Viehhändler, deſſen Blick gleichfalls auf das offene Fenſter gefallen war, „die rothe Tine is durchbrennt. Ja, min Sähn, rothes Hoor un Ellernholt wachſen up keinen gauden Boden.“

Bei dieſer höhniſchen Bemerkung flammte Ewalds Zorn vollends auf. Mit feſtem Griffe packte er den Schwager an der Bruſt und ſchrie ihm zu: „Von wem ſprichſt Du, Halunke? Von meiner Frau? Da haſt Du die Antwort!“

Von ſeinem kräftigen Arme geſchleudert, flog der Viehhändler gegen die Thüreinfaſſung. Der Beleidigte ſtieß einen Wuthſchrei aus und ſtürzte ſich mit der geballten Fauſt auf ſeinen Gegner. In der nächſten Minute bewirkte dieſer perſönliche Zuſammenſtoß der beiden Schwäger einen allgemeinen Kampf unter den bis zum Uebermaß erhitzten Männern, die gar nicht recht wußten, um was es ſich handle, und aus dem wilden Knäuel tönte das Krachen der Stühle, das Klirren niederfallender Tafelgeſchirre, das Geheul der Kinder und Frauen, das Stampfen und Fluchen der Streitenden.

Hundrieſers zweiter Entwurf zum Reiterſtandbild Kaiſer Wilhelms auf dem Kyffhäuſer.

Zehn Minuten etwa wogte der Streit unentſchieden durch die Klauſe, dann flogen beide Schwäger Ewalds durch die Thür und ihnen folgte mit blutigen Köpfen die kleine Schar derer, die für ſie Partei genommen hatten.

Ewald war Herr geblieben in ſeinem Hauſe, aber um welchen Preis! Sein bleiches Geſicht war blutüberſtrömt, ſein Anzug zerriſſen und der Kampfplatz überſät mit Trümmern und Scherben. Nun trat bei dem jungen Ehemann die völlige Ernüchterung ein. Seine Mutter rang die Hände, leiſte, jammerte und ſchob die Schuld an dem ganzen Streite „der rothen Tine“ in die Schuhe. Unwirſch unterbrach Ewald ihr Geſchwätz mit der ſchroffen Bemerkung, er geſtatte niemand, über ſeine Frau zu ſchimpfen, auch der Mutter nicht. Die Gäſte, auch ſeine Eltern ſollten heimgehen und ihn allein laſſen.

Nun führte der alte Monk ſein Weib mit einem kurzen „Gut' Nacht ooch, min Jung'!“ hinaus. Als auf dem Heimweg Frau Monk ſich nicht beruhigen wollte, ſchnitt der hinkende Gatte ihr Schelten durch einen Kernfluch ab und knüpfte an dieſen die philoſophiſche Bemerkung: „Is et up Din Hochtied anners weſt? Ohne Slägerei geiht ſo 'n Vergnengen nich af.“

11.

Bettina hatte im Schulhaus nur kurze Zeit und ſehr unruhig geſchlafen. Sie erhob ſich, ſobald der Morgen anbrach, und kleidete ſich an. Ihre Wirthsleute lagen noch im tiefen Schlafe, als ſie leiſe das Haus verließ. Draußen blies ihr der eiskalte Morgenwind entgegen, die Erde war ſtark bereift. Von der Küſte drüben ertönte die Morgenglocke. Bei den langgezogenen Tönen erinnerte ſich Bettina, daß ein Sonntag begonnen habe; andächtig faltete ſie die Hände und ſagte leiſe: „Der erſte Tag meiner Ehe! O möge mir Kraft gegeben werden, klug zu ſein und ihn zum Guten zu leiten! Er hat gehandelt, wie er es wußte, an mir iſt es, ihm ein Höheres zu zeigen.“

Mit den beſten Entſchlüſſen betrat ſie die Klauſe; aber als ſie die verwüſteten Zimmer erblickte, die Glas- und Porzellanſcherben, die zerbrochenen Stühle und umgeworfenen Tiſche, den Trümmerhaufen, in den faſt die ganze koſtbare Einrichtung verwandelt war, als ſie ihren Gatten angekleidet auf dem Bette liegen ſah, mit blutigem Geſicht, entſtellt und häßlich, da rang ſie verzweifelt die Hände und ſchrie auf: „Alle, die dich warnten, hatten recht, du biſt einem ſchrecklichen Irrthum zum Opfer gefallen!“

Allein in der nächſten Minute ſchon überwand ihre Willenskraft die Verzagtheit. Jedes Glück im Leben will erkämpft ſein, ſagte ſie ſich. Willſt du beim erſten Hinderniß ſchon die Waffen ſtrecken? Arbeite, diene ihm, ſei ihm eine Führerin wie Parthenia, und die Liebe wird ſeine rohe Natur läutern . . .

Sie weckte die Bauerndirne, welche ſie zur Hilfeleiſtung für die Zeit der Einrichtung gemiethet hatte, und begann eifrig aufzuräumen und die Spuren der Verwüſtung ſo gut es ging zu verwiſchen.

Als Ewald zwei Stunden ſpäter erwachte, hörte er in der Stube nebenan Taſſen und Kaffeelöffel klirren, das Feuer im Ofen kniſtern. Raſch erhob er ſich; ein Blick in den Spiegel ließ ihn vor ſich ſelber erſchrecken, ſo konnte er ſich vor ſeiner jungen Frau nicht ſehen laſſen!

Leiſe fluchend kleidete er ſich um, wuſch ſich Hände und Geſicht und trat endlich mit der geſtrengen Miene eines Gatten, der von ſeinem Weibe Rechenſchaft fordern kann, in das behaglich durchwärmte Stübchen. Er ſah Bettina, welche eben den dampfenden Kaffeetopf auf den Frühſtückstiſch ſtellte, finſter an und ſagte in grollendem Tone: „Wo haſt Du die Nacht zugebracht?“

„Im Schulhaus, Ewald.“

„Dann geh wieder dahin zurück, wo Du hergekommen biſt, verſtanden?“

„Nein,“ entgegnete ſie lächelnd, „das hab' ich nicht verſtanden. Du wirſt mich nicht in derſelben Stunde fortſchicken, wo unſer häusliches Leben beginnen ſoll.“

„Warum biſt Du dann geſtern davongelaufen? Warum haſt Du mich dem Geſpött der Leute ausgeſetzt? Wärſt Du hier geblieben, ſo hätt' ich mich nicht mit meinen Schwägern geprügelt und hier im Hauſe wäre nicht das unterſte zu oberſt gekehrt worden —“ Aechzend griff er nach der Stirne.

Sie trat zu ihm hin, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſagte in weichem eindringlichen Tone: „Begreifſt Du nicht, daß ich nicht bleiben konnte? Ihr waret faſt alle von Sinnen, und wie mich die Ausgelaſſenheit unſerer Gäſte ängſtigte, ſo flößte mir Dein Benehmen Scheu ein.“ Sie ſchlug die Augen nieder und ihre Wangen glühten, als ſie nach kurzer Pauſe ſtockend und zagend fortfuhr: „Sieh, in jeder Mädchenſeele bilden ſich roſige Träume vom Glück der Ehe, mit banger Erwartung und heiligem Schauer betreten wir die Schwelle dieſes Glücks — in ſolcher Stimmung

Digitized by Google

dürfen wir nicht der Rohheit begegnen, Ewald, sonst bricht etwas in uns nieder, das sich in der Frauenseele nie wieder aufrichten läßt."

Er schaute sie verständnißlos an, und da er bemerkte, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten, machte er eine ungeschickte Bewegung, in der sich seine ganze Hilflosigkeit verrieth. „Geh, geh," versetzte er, „was das nun für Alfanzereien sind! Du thust gerade, als ob so ein tüchtiger Trunk ein Verbrechen wäre. Wann soll man lustig sein, wenn nicht an seinem Hochzeitstag? Bei solchen Gelegenheiten darf man kein Spielverderber sein!"

Ein leiser Seufzer drängte sich über ihre Lippen — er verstand sie nicht. „Ich kann Dir nicht recht geben, Ewald — aber wir werden uns schon verstehen lernen; ich muß mich erst an Eure Lebensart gewöhnen. Im übrigen wäre es doch besser gewesen, wir hätten die Hochzeit im Gasthof gefeiert, noch ein solches Fest — und wir müssen eine neue Einrichtung kaufen."

„Und Du kannst Dich dann nach einem neuen Manne umsehen, denn es ist ein wahres Wunder, daß ich mit dem Leben davongekommen bin. Einmal stand ich gegen vier —"

Während Bettina ihm einen Stuhl zum Tische hinrückte und seine Tasse füllte, verbreitete sich Ewald mit der stolzen Genugthuung des Siegers über den Verlauf des Streikes, und dabei schwand sein Unmuth. Er empfand mit Behagen die Nähe der jungen Frau, die ihn mit Aufmerksamkeit bediente, die Traulichkeit des warmen Zimmers, aus dem die Spuren der Zerstörung entfernt waren, und nur sein Kopfschmerz erinnerte ihn noch an das Unangenehme der verflossenen Nacht.

Als Bettina sich dann erhob, um den Frühstückstisch abzuräumen, kam ein Bewußtsein stolzen Glückes über ihn. Er durfte die Tochter eines Konsuls sein Weib und das schönste Haus in Massow sein eigen nennen. „Betty," sagte er in weichem Tone und preßte einen Kuß auf ihren Mund, „jetzt gehörst Du mir."

Sie schaute ihm tief in die Augen; aber bei dem Gedanken, daß sie alle Verbindungen mit der Welt, in der sie bisher gelebt, abgebrochen habe und daß ihr Geschick unauflöslich mit diesem Manne verbunden sei, kam mit erneuter Gewalt ein Gefühl der Bangigkeit über sie, und sie antwortete zitternd: „Du bist jetzt meine Zuflucht, mein Halt, meine Stütze im Leben. Sei gut gegen mich, Ewald, damit ich heimisch werde hier in Massow! Willst Du?"

„Ja, mein Herz, das will ich."

„Und laß uns, soweit es irgend thunlich, allein leben. Du wirst sehen, daß wir der Verwandten und Freunde nicht bedürfen, um glücklich zu sein."

„Wie Du willst, mein Schatz. Aber" — hier kraute er sich lächelnd den Kopf, „wenn Du Dich nur nicht langweilst. Die Winterabende sind höllisch lang, ich hab' oft Dienst —"

„O, fürchte nichts! Die Abende sollen angenehm und traulich werden, recht traulich. Im Salon setzen wir uns zum flackernden Kaminfeuer, Du rauchst Deine Pfeife, ich lese Dir ein gutes Buch vor oder singe Dir ein Lied, und dann plaudern wir über Deine Erlebnisse oder machen Zukunftspläne — ach, das soll herrlich werden!"

„Und was thun wir jetzt?" fragte Ewald.

„Laß uns eine Stunde segeln," schlug Bettina vor. „Der Wind bläst Dir Deine Kopfschmerzen fort und erfrischt uns beide."

Gesagt, gethan! In der nächsten Viertelstunde flogen sie bei steifem Westwind im Boote der Küste zu. Dort landeten sie und wanderten durch den herbstlichen Wald bis zum Schloß der Gräfin Lindström. Sie gedachten der Tage, da sie neben Lisa und Diaz denselben Weg gegangen waren, mit der Liebessehnsucht im Herzen. Nun war ihr Wunsch erfüllt, und wie Bettina am Abend mit dem Gatten nach der Klause zurückfuhr, schien es ihr, als habe das Meer ihrem Bunde erst die Weihe gegeben.

* * *

Der Winter setzte in diesem Jahre mit starken Schneefällen ein, und um die Mitte des November schon lag Massow in einer dicken weißen Hülle, welche nicht nur das Dorf von den Nachbarorten schied, sondern auch den Verkehr der Dorfbewohner von Gehöft zu Gehöft erschwerte. Da die Klause am weitesten ablag von der großen Häusergruppe und Bettina mit den Brännings keinen Umgang hatte, so wurde das Landhaus für das junge Ehepaar in der That zur Klause. Bettina freute sich der aufgezwungenen Abschließung, denn nun wollte sie mit der Erziehung ihres Gatten beginnen. Da der Schiffsverkehr mit dem Eintritt der rauhen Jahreszeit an der Küste bedeutend nachgelassen hatte, so rief der Dienst Ewald selten aufs Wasser, allein der Kommandant nahm die Kraft der Lotsen für die Verkehrswege in Anspruch. Pfade zum Höwt und nach Groß-Küstrow mußten durch den Schnee gebahnt werden, und so war Ewald unter Tags häufig zu anstrengender Arbeit gezwungen. Aber dann gehörten die langen Abendstunden dem jungen Paare. Wenn Ewald in der Dämmerung mit gerötheten Gesicht heimkehrte, fand er Bettina auf der Schwelle; freundlich lächelnd bot sie ihm den Mund zum Kusse. Im Salon flackerte ein lustiges Feuer im Kamin; auf dem Tische brannte die Lampe, deren Licht durch einen rothen Schleier gedämpft wurde. Hatte sich Ewald dann im weichen Sessel niedergelassen, so trug seine junge Frau das einfache kräftige Mahl auf; während des Essens gab sie über ihre Beschäftigung Auskunft und fragte, wie er den Tag verbracht habe oder was im Dorfe Neues geschehen sei. Aber er wußte nur wenig zu berichten; immer einförmiger verlief das Leben. So waren die Bücher Bettinas einzige Zuflucht. Wenn der Tisch abgeräumt war und ihr Mann sich seine kurze Pfeife angesteckt hatte, holte sie einen ihrer Lieblinge aus der Bibliothek und fragte mit allen Zeichen freudiger Erwartung: „Darf ich Dir etwas vorlesen, Ewald?" Und er antwortete, die breiten Schultern behaglich in die Polster vergrabend: „Ja, Schatz, aber was Schönes!"

Nun galt es, den Prometheusfunken in der Seele des Wilden zu wecken; die junge Frau hatte lange gegrübelt, mit welchem Buche sie ihn am leichtesten auf das geistige Gebiet locke. Sie sagte sich, daß sie mit Unterhaltungslektüre beginnen müsse, und wählte den „David Copperfield" von Dickens. Sie las mit Eifer und las gut. Von Kapitel zu Kapitel hielt sie inne, um den Gatten auf die Vorzüge der Darstellung aufmerksam zu machen, um ihm eigenartige englische Verhältnisse zu erläutern und sie mit den deutschen zu vergleichen. Diese Randglossen spann sie geschickt zum Gelegenheitsunterricht aus, allein sie mußte zu ihrer tiefen Betrübniß erfahren, daß die Geistessaat auf unfruchtbaren Boden fiel. Ewald sah es gern, wenn Bettina las, er konnte dabei so verloren hinhorchen und zugleich doch seinen eigenen Gedanken nachhängen. Was sie vortrug, kümmerte ihn wenig; für das, was außerhalb seines Berufes lag, hatte er kein Interesse, und so entlockte ihm denn seine Frau mit allen Darlegungen nur ein müdes: „Ganz recht, Betty" oder durch die oft wiederkehrende Frage: „Ist Dir das klar?" ein schläfriges Nicken. Beim zweiten, spätestens beim dritten Kapitel wurde die Vorlesung seitens des Hörers durch ein gelindes Schnarchen unterbrochen.

„Du hast die Zeit schlecht gewählt," sagte sich Bettina nach wiederholten vergeblichen Bemühungen, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. „Der Aermste kommt müde und erschöpft heim, da ist es kein Wunder, wenn ihn der Schlaf überwältigt. Versuch's am Sonntag Morgen — aber mit was?" Sie zerbrach sich den Kopf, um die Zauberworte zu finden, durch welche sie den dumpfen Bann von seinem Geiste nehmen könnte; endlich verfiel sie auf Edgar Poes „Raben". Sie las das von erhabener Melancholie durchzogene Werk des amerikanischen Dichters mit einem seltenen Aufschwung der Seele und berauschte sich völlig am düstern Klange der Verse, an der geheimnißvollen schwermüthigen Stimmung, die sie beseelte. Sie vergaß es ganz, daß sie für Ewald las, der sie lautlos anstarrte und eine Rauchwolke nach der andern aus der Pfeife blies.

Als Bettina geendet hatte, blickte sie mit feuchtschimmernden Augen ihren vom Rauch halb verhüllten Gatten an und sagte leise: „Ist das nicht groß und wundervoll?"

Ewald paffte noch eine starke Wolke in die Luft und entgegnete nach einigem Grübeln: „Der Vogel war wohl abgerichtet?"

Das Buch entsank Bettinas Hand, und sie murmelte bitter: „Es ist vergebens!" Aber sie gab ihre Bemühungen noch nicht auf. Noch blieb ihr die Musik, und mit dieser versuchte sie es, als der Abend kam. Ewald erklärte freudig, daß er sie lieber singen als vorlesen höre. Sie sang ihm ihre besten Lieder und — erfuhr, daß die einschläfernde Wirkung der Musik für ihn noch ungleich stärker war als jene der Vorlesung. Sie hatte Chamissos „Frauenliebe und Leben" in der Komposition von Schumann begonnen, aber noch bevor der Brautstand der besungenen Jungfrau zu Ende war, belehrten Ewalds tiefe Athemzüge seine Frau, daß sie den Rest vor tauben Ohren singen werde; auf seufzend brach sie ab und faltete verzweifelnd die Hände im Schoß.

Das plötzliche Verstummen der Musik weckte Ewald aus dem Schlummer. Als er Bettinas Blicke auf sich gerichtet sah, sprang er auf und sagte lächelnd: „Bei Gott, da wäre ich beinahe eingenickt! Du singst wunderschön, Betty. Aber da fällt mir ein —“ hier blickte er auf die Uhr — „daß ich um acht Uhr mit dem Oberlotsen wegen des Wachtdienstes sprechen wollte, das darf ich nicht versäumen. Gute Nacht, Betty; falls ich ein wenig länger wegbleibe und Du müde wirst, so warte nicht auf mich, geh' ruhig zu Bett!“

Er küßte sie, ließ sie allein in dem einsamen verschneiten Hause und wandte sich dem Gasthaus zu. Hier traf er einige Kameraden, die ihn zum Kartenspiel einluden, das für Ewald stets einen starken Reiz besessen hatte; denn das Spiel hielt wach und munter, man erfrischte sich dabei von Zeit zu Zeit durch einen Trunk Bier und rauchte behaglich seinen Tabak. Um Mitternacht erst verließ er die Gesellschaft mit dem angenehmen Gefühl, im ewigen Einerlei des Ehelebens eine recht hübsche Abwechslung genossen zu haben. So nahm er allmählich seine Junggesellengewohnheiten wieder auf, und Bettina sah, daß er ihr entschlüpfe. Ewald blieb offenbar ein Sohn der Wildniß, er war zu spät in die Schule der Parthenia gekommen.

Aber nicht genug damit, daß an seiner Gleichgültigkeit ihre edleren Bestrebungen scheiterten, allmählich mußte sie erfahren, daß Ewald und seine Mutter sie zu meistern anfingen. Als Ewald Abend für Abend im Wirthshaus Zerstreuung und Erheiterung suchte und von seiner Frau in zartester Weise darauf hingewiesen wurde, wie einsam sie sich während der langen Winterabende fühle, bemerkte er lachend: „Ja, mein Kind, wer einen Lotsen heirathet, muß auch wie eine Lotsenfrau leben. Schaff' Dir ein Spinnrad an und geh' am Abend zu den Nachbarfrauen, spinn' und plaudere, dann vergeht die Zeit rasch und angenehm.“ Die Schwiegermutter aber fügte hinzu, daß Betty sich auch in anderen Dingen dem Landesbrauch anbequemen müsse. Sie trage noch immer nicht die enganschließende, dickwattierte Frauenhaube und die kurzen Röcke, wie es die Sitte erfordere. Eine ehrbare Lotsenfrau gehe in der üblichen Tracht und im selbstgesponnenen und selbstgewobenen Zeuge einher. Wer das Herkommen verachte, überhebe sich und werde zuletzt für eitel oder für etwas schlimmeres gehalten.

Bettina fühlte eine unbesiegbare Abneigung gegen die bäuerische Tracht, welche sie für ungesund und unkleidsam hielt. Sie entgegnete daher, daß ihr die enge dicke Haube Kopfschmerzen verursache und daß sie nicht einsehe, weshalb die Frauen ihren schönsten und natürlichsten Schmuck, das Haar, zerstören sollten. Die Schwiegermutter antwortete mit einer Grobheit; wer rothes Haar habe, meinte sie, der solle sich freuen, wenn er es verstecken könne.

Das Vorurtheil gegen die rothen Haare Bettinas wurde von allen Bewohnern Massows getheilt, man schloß von der Haarfarbe auf einen leichtfertigen und boshaften Charakter. Als Bettina sich endlich dazu bequemte, die Spinnstube der Lehrerin zu besuchen, begegneten ihr, die Hausfrau ausgenommen, alle Nachbarinnen mit Mißtrauen. Da Bettina nun außerdem bemerkte, daß ihre Gegenwart den Frauen Zwang auferlegte, und da sie weder am Spinnen noch am Stricken Gefallen fand und beides für höchst überflüssige Hantierungen hielt, so ließ sie es bei drei Abendbesuchen der Spinnstube bewenden und zog es vor, in der einsamen Klause zu musizieren und zu lesen.

Die Winterstürme, welche im Dezember schaurig ums Haus heulten, flößten ihr Furcht ein und weckten in ihr den Wunsch, ein lebendes Wesen um sich zu haben. Eines Tages sah sie im Hause eines lahmen Korbflechters, dem sie von Zeit zu Zeit eine Wohlthat erwies, junge Hunde und kaufte sich einen derselben. Es war ein weißer Pudel, den sie Pitt nannte. Das Thierchen machte ihr durch seine Munterkeit und treue Anhänglichkeit viel Freude, und wenn es sie abends knurrend und kläffend umspielte oder ruhig an ihrer Seite kauerte, so fühlte sie sich nicht mehr ganz verlassen, es war doch ein Lebenshauch in den einsamen Räumen. Ihre Freude sollte jedoch bald getrübt werden.

Die beiden Brüder Kathreins hielten zwei bissige Kettenhunde auf dem Hofe, welche auf Pitt Jagd machten, sobald sie seiner ansichtig wurden. Bettina wies daher, dem kleinen Pudel den Garten zum Tummelplatz an. Eines Tages aber, als sie nach dem Schulhaus gehen wollte, schlüpfte Pitt aus der Thür und folgte ihr, ohne daß sie es merkte. Plötzlich vernahm sie ein klägliches Geheul und dumpfes Gebell. Erschrocken drehte sie sich um und sah, wie die großen Hunde des Nachbars unter den Augen ihrer Herren über Pitt hergefallen waren. Einen am Wege liegenden Feldstein aufraffend, stürzte sich Bettina auf die Gruppe, und es gelang ihr, mit einem Wurfe den größten der beiden Angreifer so zu treffen, daß er heulend entfloh. Darauf ließ der andre knurrend von Pitt ab, der kläglich wimmernd aufsprang und eine seiner Vorderpfoten beleckte. Bettina hob das Thierchen, dem ein Bein gebrochen war, auf den Arm, warf den höhnisch lachenden Burschen einen verächtlichen Blick zu und ging in die Klause zurück, wo sie dem verwundeten Thiere einen festen Verband um das gebrochene Bein legte und ein bequemes Lager zurecht machte. Als Ewald heimkam und das Attentat erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn gegen die Bräunings und drohte den beiden Burschen, er werde ihre Hunde niederschießen, wo sich dazu Gelegenheit finde. Als der verwundete Pitt aber in der Nacht durch einige Klagelaute seinen Schlaf störte, ängstigte er Bettina mit der Ankündigung: „Sobald es Tag geworden ist, fliegt das Biest ins Wasser.“

Nach dem Frühstück wollte er thatsächlich den unbequemen Gast aus dem Wege räumen, Bettina jedoch stellte sich mit zornsprühenden Augen vor ihren Schützling und rief: „Das wirst Du nicht thun, es wäre eine Rohheit, die ich Dir nie vergeben könnte. Einen Mann, der sich der gleichen Brutalität schuldig machte wie die Bräunings, müßte ich verachten.“

Ewald erschrak vor der Heftigkeit und wilden Energie Bettinas und ließ kopfschüttelnd von seinem Vorsatz ab. Er murmelte etwas von weiblicher Ueberspanntheit in den Bart, aber er hatte eine überlegene Kraft verspürt. Er merkte, daß der Ausübung seiner Gewalt eine Grenze gezogen sei, durch deren Ueberschreitung er seine Frau zu einer That der Verzweiflung bringen würde. In der Seele dieses Weibes lag offenbar eine Macht, die über allen Zwang emporschwebte. Von diesem Zwiste an spottete Ewald wohl über Bettinas Samariterthum, allein er duldete den vierfüßigen Patienten in seinem Hause.

Dieser erholte sich bald wieder, behielt jedoch als Erinnerung an den Vorfall ein steifes Bein. Fortan hinkte er hinter seiner Herrin her, die nun zu seinem Schutze einen Stock mit eiserner Zwinge trug, so oft sie die Klause verließ.

Schon durch dieses Vertheidigungsmittel rief sie die Spottlust der Dorfbewohner wach. Als sie sich aber gar durch eine spiegelglatte Eisdecke zum Eislauf verlocken ließ und sich an mondhellen Abenden der gesunden Leibesübung mit Eifer hingab, da fand man ihre Aufführung unerhört, und Ewald mußte bald in der Schenke von seinen Kameraden spöttische Bemerkungen darüber hören. Er selber hatte Bettinas Uebungen mit Stolz beobachtet, welcher nur durch das Bedauern beeinträchtigt wurde, daß er selbst nicht Gewandtheit genug besaß, um das Schlittschuhlaufen noch zu erlernen. Er wies daher den Spott mit der barschen Bemerkung zurück: „Macht's ihr doch nach, Ihr Tölpel!“ Besonders schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß der Kommandant und dessen Gattin, die sich gleichfalls dem Vergnügen des Eislaufs hingaben, mit Bettinas Kunstfertigkeit sich auch nicht entfernt messen durften. Diese flog mit spielender Leichtigkeit über die weite Fläche, zeichnete mit den Eisenschuhen Spiralen in den Spiegel und jagte mit dem Wind um die Wette bis zum silbernen Eiskranz hin, der die Wassergrenze bezeichnete.

Frau Monk urtheilte strenger als ihr Sohn und glaubte, der Aufführung ihrer Schwiegertochter ein Ziel setzen zu müssen; sie machte sich zum Sprachrohr all der Entrüstung, die in den Spinnstuben zusammengeflossen war. Als Bettina eines Abends spät vom Eise heimkehrte, fand sie die Schwiegereltern und Ewald vor dem Kaminfeuer. Ihr freundlicher Gruß wurde von Frau Monk mürrisch erwidert, und es dauerte nicht lange, so platzte die Alte mit der Bemerkung heraus: „Lewe Tina, dat Eislopen möt uphören, so wat schickt sich hier tau Lande nich for'ne respektable Fru.“

Bettina traute ihren Ohren nicht — wie, hatte sie sich darum aus dem Gewühl der Städte geflüchtet, damit man ihr hier einen harmlosen Naturgenuß verschließe? „Also die Gattin des Lotsenkommandanten ist keine respektable Frau?“ entgegnete sie gereizt.

Die Monks antworteten auf diesen Einwurf mit einer Fluth von unklaren Redensarten, aus denen Bettina zuletzt entnahm, daß einer Dame alles erlaubt sei, die Gattin eines Lotsen aber müsse das Ungewöhnliche meiden.

„Ja, warum ist das Naturgemäße für Euch das Ungewöhnliche?"

Als die Monks, deren Verstand dieser Frage nicht gewachsen war, verstummten, fuhr Bettina eifrig fort: „Ihr habt dicht vor der Thür das herrlichste Waschbecken der Welt — das Meer. Es würde Euch an lauen Sommerabenden nach allen Mühen des Tages die beste Erquickung bieten, aber keiner von Euch denkt daran, davon Gebrauch zu machen. So kommt es auch, daß Eure jungen Männer, die ihr Beruf auf das Meer führt, sammt und sonders nicht schwimmen können. Ihr seht im Winter vor Euch eine weite Eisfläche, die jeden gesunden Menschen zur freien stärkenden Leibesübung herausfordert, und Ihr hockt in dumpfer Unthätigkeit um den rauchigen Küchenherd und verzichtet auf ein köstliches Vergnügen. Ihr seht, daß Fremde weit herkommen, um in Eurer Bucht zu baden, Ihr könntet im Winter in einer halben Stunde mühelos über die Eisdecke nach der Küste jagen, so lange Eure Wege verschneit sind, aber Ihr scheut sowohl vor dem Bad als vor dem Eislauf zurück. Heißt das verständig handeln?"

Die Monks schüttelten eine Weile bedächtig die Köpfe, dann meinten sie, Bettinas „neumodische Ideen" paßten für Massow nicht. Wäre sie in ihrem Stande geblieben, so dürfte sie jetzt nach ihrem Gefallen leben, als Lotsenfrau jedoch müsse sie den Nachbarn zu gefallen suchen, denn in kleinen Gemeinden sei jeder auf den Nächsten angewiesen. Dem Brauche dürfe niemand widerstreben, sonst werde er für unsinnig und vogelfrei erklärt.

„Aber Euer Brauch gründet sich auf leidige Vorurtheile und diese sind unsinnig," rief Bettina empört.

Der alte Monk klopfte bedächtig am Feuerbecken des Kamins seine Pfeife aus und schloß die Erörterung mit der tiefsinnigen Bemerkung ab: „Min fötet Engelken, wat möt, dat möt! Stell dat Isloopen in, süst fallen wi all tausammen."

Nachdem die Schwiegereltern die Klause verlassen hatten, ließ sich Bettina vor dem verglimmenden Feuer nieder; ihr war so weh und bang ums Herz, daß sie Mühe hatte, der aufsteigenden Thränen Herr zu werden. Während Ewald gähnend dem Schlafzimmer zuschritt, faltete sie die Hände im Schoß und starrte mit trüben Gedanken in die Gluth. Vorurtheil überall, auch hier nicht die Freiheit, von der sie geträumt! Wohin war es mit ihr gekommen?

Bettina fühlte sich durch die Nachbarschaft der Brünnings beängstigt und durch die Bevormundung der Schwiegereltern bedrückt. In einer großen Stadt hätte sie sich diesen Leuten leicht entziehen können, hier war's unmöglich. Sie hatte die Freiheit gesucht und fand Schranken auf all ihren Wegen. Um des lieben Friedens willen verzichtete sie auf den Eislauf und wandte sich mit erhöhtem Eifer der Musik zu — diese wenigstens verstieß nicht gegen den Gebrauch des Landes.

Es kam die fröhliche Weihnachtszeit und mit ihr für Bettina neue Freudigkeit. Sie hatte die Familie des Lehrers und einige verwaiste Kinder zur Bescherung am Weihnachtsabend eingeladen. Als die Dämmerung anbrach, führte sie die kleine Schar ins Musikzimmer, wo eine Tanne mit strahlenden Kerzen bis zur Decke reichte. Sie setzte sich an den Flügel und sang mit den Kindern ein Weihnachtslied. Das brachte eine seltsam feierliche und doch frohe Stimmung in die kleine Versammlung, zu der auch die Schwiegereltern gehörten; dann vertheilte Bettina ihre Gaben. Die Monks freilich meinten, sie treibe eine sündhafte Verschwendung mit den Bettelkindern, sie aber verlachte die Bedenken, umhalste Ewald und flüsterte ihm ins Ohr: „Sei gut und herzlich gegen die Kleinen, denn heute übers Jahr wird unser eigenes Kind zu den flimmernden Kerzen aufschauen."

Ueber Ewalds Gesicht war bei diesen Worten ein heller Schein geglitten und er hatte Bettina auf beide Wangen geküßt. An diesem Abend verlieh das Glücksgefühl seinem Wesen eine größere Milde und verklärte selbst seine äußere Erscheinung. Er scherzte mit den Kindern, ermunterte sie bei Tisch zum Essen und Trinken, plauderte lebhaft mit dem Schulmeister und erwies Bettina eine wahrhaft zärtliche Aufmerksamkeit. So blieb die kleine Gesellschaft bis gegen elf Uhr in der Klause, und dieses schöne Fest erschien Bettina wie ein leuchtendes Gestirn, das eine bessere Zukunft verkünde. (Fortsetzung folgt.)

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser.

(Zu den Bildern S. 136, 137 und 141.)

Im Herzen Deutschlands gelegen, in einem der gesegnetsten Theile des Vaterlandes, erhebt sich der Kyffhäuser am Südrand der „Goldenen Aue", wo sich Thüringer- und Sachsenland scheiden.

Hier, wo die Volkssage Kaiser Barbarossa seinen Schlummer halten ließ, von einem Jahrhundert zum anderen, bis die Raben der Zwietracht nicht mehr um den Berg flattern würden, hier soll ein Denk- und Dankmal dem erstehen, welcher den Hader aus den Herzen der deutschen Stämme tilgte und siegend ein neues einiges Deutsches Reich schuf, den alten Traum von „Kaiser und Reich" zu ruhmvoller Erfüllung führend. Mag für ein Nationaldenkmal, das dem ersten deutschen Kaiser die ganze Nation zu errichten unternimmt, die deutsche Reichshauptstadt immerhin der einzig berechtigte Platz sein; für ein Erinnerungsmal, welches die deutschen Krieger ihrem siegreichen Kaiser widmen wollen, hätte, außer vielleicht am Rheine, nicht wohl ein bedeutungsvollerer Standort gefunden werden können als der sagenumwobene Berg.

Auf seiner Kuppe wird es sich erheben. Von einem breiten Unterbau, der in einer Mittelnische die Barbarossafigur von Nikolas Geiger trägt, führen rechts und links Stufen hinauf zu einem thurmartigen Oberbau, dem eigentlichen Denkmalsträger. In einer Nische dieses Oberbaus auf vorspringendem Pfeiler soll das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms stehen. Dieser geniale architektonische Entwurf rührt vom Baumeister Bruno Schmitz in Berlin her; ihm sollte sich der Bildhauer, der die Reiterfigur des Kaisers zu gestalten hatte, anschmiegen. Es ist dem Bildhauer E. Hundrieser in Charlottenburg, dem der erste Preis für seinen Denkmalsentwurf mit dem Motto „Kaiser und Reich" zuerkannt wurde, gelungen, ein Standbild zu schaffen, das sich bei aller Selbständigkeit der bildhauerischen Auffassung und Ausführung doch mit dem architektonischen Bau in einer so selbstverständlichen, zwanglosen Art vereinigt wie kaum einer der übrigen vierzig Entwürfe, die mit ihm um den Preis rangen.

Der Kaiser, wie in langsamem Schritte dahinreitend, in Generalsuniform, mit wallendem Reitermantel, den Feldherrnstab in der Rechten, ist in jener schlichten Haltung dargestellt, in der er in unserer Erinnerung nun einmal lebt. Mit leicht verständlicher Symbolik sind die beiden Nebenfiguren entworfen. Eine weibliche Figur zur Rechten des Kaisers mag etwa die Geschichte darstellen; soeben hat sie in eine Steintafel die Worte „Sedan—Paris" gegraben und schaut nun in stiller Verzückung zum Kaiser empor. Die männliche Figur, die links vom Kaiser (rechts für den Beschauer) zu dessen Füßen sitzt, ist ein mit germanischem Flügelhelm, Rundschild und breitem Schwerte gewappneter bärtiger Krieger mit finster entschlossenem Gesichtsausdruck, die verkörperte Kraft und zugleich der verkörperte Wille, die Feinde abzuwehren vom neugegründeten Reiche.

Noch einen zweiten Entwurf hat Hundrieser gefertigt, den er zugleich mit seinem ersten einsandte; aber da er dasselbe Motto trug wie jener — was eine Verletzung der Konkurrenzbedingungen war — so durfte er bei der Preisertheilung überhaupt nicht in Frage kommen. In mancher Hinsicht scheint diese zweite Auffassung noch bedeutender, jedenfalls malerischer und prächtiger zu sein als die erste. In vollem Herrscherornat, die Krone auf dem Haupte, reitet der Kaiser. Eine wundervolle weibliche Figur, die Reichsinsignien, Scepter und Reichsapfel, tragend, führt am Zügel das Roß, das tief gesenkten Hauptes, wie trauernd, daher schreitet. Die weibliche Nebenfigur zur Rechten ist über ihre Tafel gebeugt, sie ist halb verhüllt. Eine wehmüthige Stimmung lagert über der ganzen Gruppe, in der nur das Auge des Kaisers leuchtet, das kaum noch der Erde angehört. Es ist, als hätte der Künstler jene Stimmung darstellen wollen, die in Justinus Kerners bekanntem Gedicht von Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe uns mächtig ergreift:

„Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden." —

Emil Hundrieser ist 1846 zu Königsberg i. Pr. geboren. Er ist ein Schüler Siemerings. Seit kurzem ist er Mitglied der Akademie der Künste. Mit vielem Glücke hat er sich bereits des öftern bei Wettbewerben betheiligt, und die meisten der größeren öffentlichen Bauten in Preußen haben einen Theil ihres bildnerischen Schmuckes von seiner Hand erhalten. So besitzt, um nur einige seiner größeren Arbeiten zu nennen, das Charlottenburger Polytechnikum von ihm die Standbilder Kaiser Wilhelms I. und Schlüters, das Borsigsche Palais in Berlin die Statuen von James Watt und Robert Stephenson, der Anhalter Bahnhof die von George Stephenson und von dem Minister Maaßen, dem Begründer des Zollvereins; in Straßburg stehen von ihm die vier Statuen von Bopp, Wolff, Jakob Grimm und Boeckh; Magdeburg hat sein Lutherdenkmal von ihm erhalten. Auch am neuen Reichstagsbau ist Hundrieser in hervorragender Weise beschäftigt. Eine sehr geschätzte Arbeit von ihm ist eine Königin Luise von ganz eigenartiger Auffassung, in sitzender Stellung; sie hat ihm die zweite goldene Medaille eingetragen und wird für die Berliner Nationalgalerie in Marmor ausgeführt.

Auf der vorjährigen internationalen Kunstausstellung in München wurde eine Grabgruppe von ihm viel bewundert und erhielt die erste goldene Medaille. Es sei noch erwähnt, daß Hundrieser zu denjenigen Künstlern gehört, die für das in Berlin zu errichtende Drei-Komponisten-Denkmal — Beethoven, Mozart, Haydn — zur engeren Konkurrenz aufgefordert worden sind.

Otto Neumann-Hofer.

Der architektonische Entwurf zum Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser. Von Bruno Schmitz.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Dr. E. Wertens u. Co. in Berlin

Ortszeit und Einheitszeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

In seiner letzten Reichstagsrede am 16. März v. J. hat der verstorbene Generalfeldmarschall Graf Moltke noch eine Lanze für eine deutsche Einheitszeit gebrochen. Der greise Stratege, der zwar einer der fleißigsten Besucher der Reichstagssitzungen war, aber seine gewichtige Stimme fast nur zu erheben pflegte, wenn es sich um militärische Fragen handelte, ist mit diesem Eingreifen bei einem seinem Wirkungskreis anscheinend ferner liegenden Gegenstand dennoch seiner Gepflogenheit nicht untreu geworden, denn es waren militärische Gründe, welche ihn dazu bewogen.

Er ging von den Schwierigkeiten aus, welche dem Personenverkehr auf den deutschen Eisenbahnen aus dem Fortbestand der verschiedenen Ortszeiten erwachsen, und wies darauf hin, wie leicht es sei, daß bei den nothwendigen Umrechnungen dieser Ortszeiten ein Fehler sich einschleiche, der verhängnißvoll werden könnte, wenn es sich bei einer Mobilmachung darum handle, die vornehmsten Reisenden, d. h. die zur Vertheidigung des Vaterlands bestimmten Truppen, an die bedrohten Grenzen zu befördern.

Graf Moltke ist nun nicht der erste gewesen, welcher die Einführung einer deutschen Einheitszeit verlangte. Vor ihm haben schon verschiedene Leute, besonders Eisenbahnfachmänner, sich mit der Frage befaßt, ob es nicht für den täglich sich mehrenden Eisenbahnverkehr besser wäre, wenn die bis jetzt noch üblichen verschiedenen deutschen Ortszeiten, „eine Ruine, die aus der Zeit der Zersplitterung stehen geblieben ist", abgeschafft und durch eine deutsche Einheitszeit ersetzt würden. Neuerdings hat sich auch der Deutsche Handelstag in diesem Sinne ausgesprochen. Freilich sind dagegen von zwei Seiten Bedenken aufgetaucht. Einmal sind es die Herren von den Sternwarten, welche mit einer deutschen Einheitszeit sich nicht begnügen wollen, sondern verlangen, daß, wenn überhaupt mit dem herrschenden System der Ortszeiten gebrochen werde, sogleich die Weltzeit zur Einführung gelange. Doch scheint dieser fromme Wunsch noch weit bis zu seiner Erfüllung zu haben, denn die Gelehrten streiten sich noch darüber, welchem Meridian die Ehre zu theil werden solle, der neuen Weltzeit zu Grunde gelegt zu werden, und — „wenn die Gelehrten streiten, ist eine Lösung in fernen Weiten"!

Von nicht gelehrter Seite dagegen ward die Befürchtung geäußert, daß die Einführung einer deutschen Einheitszeit Störungen im bürgerlichen Leben veranlassen könnte, sofern die Eisenbahn-Uhren derjenigen Punkte, welche am weitesten von dem der Einheitszeit zu Grunde zu legenden Meridian entfernt wären, bis um eine halbe Stunde und darüber von den entsprechenden Ortszeiten abweichen würden. Doch darf man wohl annehmen, daß diese Störungen nicht so häufig oder überhaupt nur im Anfang eintreten werden. Empfindet ja doch auch heutzutage niemand mehr die Differenz zwischen der wahren Sonnenzeit und der mittleren Zeit eines Ortes, welche viermal im Jahre allerdings gleich Null ist, aber im Februar über 14 und im November über 16 Minuten beträgt!

Würde nun, wie Moltke vorgeschlagen, z. B. der Meridian von Stargard (15° östlich von Greenwich, 32,7° östlich von Ferro), welcher Deutschland ebenso wie Schweden, Oesterreich und Italien durchschneidet und welchen der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen zunächst für den inneren Dienst seiner „mitteleuropäischen Eisenbahnzeit" zu Grunde gelegt hat, als Richtschnur für die zu schaffende deutsche Einheitszeit genommen, so ergäbe das eine Zeitverschiedenheit im Osten von 31, im Westen von 36 Minuten gegen die Sonnenzeit. Solche, ja noch größere Abweichungen sind aber in Amerika kein Hinderniß für den Verkehr und das Publikum geworden.

Ein Ausweg ist nicht wohl zu finden. Es kann sich nur darum handeln, zwischen zwei Uebeln zu entscheiden und das kleinere zu wählen. Denn so lange die Erde um die Sonne sich dreht, wird es verschiedene Ortszeiten geben, d. h. im Osten wird man früher Mittag haben und zählen als im Westen. Der dadurch entstehende Unterschied zwischen der Ortszeit zweier Punkte wächst mit der Entfernung ihrer Meridiane. Die Erde dreht sich in 24 Stunden um ihre Achse, was auf uns, die wir die Drehung der Erde sinnlich nicht wahrnehmen, den Eindruck macht, als ob die Sonne den Weg rund um die Erdkugel in jener Zeit zurücklegte. Da nun die Erde in 360 Grade (Meridiane) eingetheilt ist, so wird die Sonne, um scheinbar von der Höhe eines Meridians bis zu der des nächsten vorzurücken, $^{24}/_{360}$ Stunden, d. h. 4 Minuten brauchen. Es wird also ein Ort, der unter dem 31,1. Grade liegt, wie Berlin, Mittag haben, wenn der um einen Grad westlicher gelegene Ort, also ungefähr Leipzig, erst 11 Uhr 56 hat.

Diese Differenz der Ortszeiten ist natürlich unbedeutend und fällt im bürgerlichen Leben nicht ins Gewicht in solchen Ländern, welche keine besonders große Ausdehnung von Ost nach West haben. Deutschland erstreckt sich über etwa 17 Längengrade, was zur Folge hat, daß der Unterschied zwischen der Ortszeit im äußersten Osten und derjenigen im äußersten Westen 17 × 4 Minuten, d. h. etwas über eine Stunde, beträgt.

Wenn nun auch, wie Moltke richtig bemerkte, ein derartiger Zeitunterschied im bürgerlichen Leben keinerlei Störungen hervorruft, so giebt er doch zu unangenehmen Rechnungen Anlaß in allen den Einrichtungen, welche die Verbindung der fernsten Punkte unter einander zum Zwecke haben, wie Eisenbahnen und Telegraphen, oder welche mit Minuten und Sekunden, ja sogar mit Tausendstelsekunden rechnen müssen, wie die Sternwarten. Handelt es sich aber erst einmal um den internationalen Verkehr, wo Entfernungen von 17 Längengraden eine Kleinigkeit sind, dann wächst der Zeitunterschied ins große und mit ihm wachsen die Schwierigkeiten der Umrechnung und die Möglichkeiten von Irrthümern. Zur Veranschaulichung dieses zunehmenden Abstandes der Ortszeiten auf der Erde dient folgende Tabelle, welche die Zeit angiebt, welche die Ortsuhren der verschiedenen Punkte öst lich und westlich von Berlin zeigen in dem Augenblicke, wann es in Berlin 12 Uhr mittags ist.

Wenn es in Berlin 12 Uhr mittags ist, ist es

in	erst			die Berliner Uhr geht also vor um			in	schon			die Berliner Uhr geht also nach um		
	Uhr	Min.	Sek.	Std.	Min.	Sek.		Uhr	Min.	Sek.	Std.	Min.	Sek.
Rom	11	56	21	—	3	39	Stockholm	12	18	39	—	18	39
Kamerun	11	43	25	—	16	35	Kapstadt	12	20	20	—	20	20
Paris	11	15	46	—	44	14	Konstantinopel	1	2	21	1	2	21
London	11	6	2	—	53	58	St. Petersburg	1	7	39	1	7	39
Lissabon	10	30	2	1	29	58	Moskau	1	36	42	1	36	42
Madeira	9	58	43	2	1	17	Sansibar	1	43	12	1	43	12
Reykjawik (Island)	9	38	43	2	21	17	Teheran	2	32	15	2	32	15
Rio de Janeiro	8	13	51	3	46	9	Bombay	3	57	42	3	57	42
Boston	7	22	10	4	37	50	Tomsk	4	56	16	4	56	16
Montevideo	7	21	41	4	38	19	Kalkutta	4	59	46	4	59	46
Valparaiso	6	19	56	5	40	4	Padang (Sumatra)	5	47	46	5	47	46
New York	6	10	28	5	49	32	Peking	6	52	20	6	52	20
Havana	5	36	55	6	23	6	Jakutsk	7	45	23	7	45	23
Mexiko	4	30	4	7	29	56	Jeddo	8	25	24	8	25	24
San Francisko	2	56	45	9	3	15	Sydney	9	11	25	9	11	25
Tahiti	1	8	28	10	51	32	Auckland	10	45	33	10	45	33
Honolulu	12	35	4	11	24	56	Samoa	11	47	25	11	47	25

Dank diesen verschiedenen Ortszeiten ist es möglich, daß eine in der Richtung von Ost nach West verlaufende Bewegung in ihrem Endpunkt im Westen *scheinbar* früher wahrgenommen wird, als sie an ihrem Ausgangspunkt im Osten überhaupt angefangen hat, vorausgesetzt, daß die Schnelligkeit der Bewegung größer ist als die scheinbare der Sonne, d. h. der Erde.

Nun legt aber in einer Minute zurück:

ein Mensch (im höchsten Laufe)	etwa	$^1/_4$ Kilometer
ein Schnelldampfer	„	$^1/_2$ „
ein Rennpferd (im Mittel)	„	1 „
eine Brieftaube	„	$1^1/_4$ „
ein Sturmwind	„	$1^1/_2$ „
ein Blitzzug	„	$1^3/_4$ „
der Schall in der Luft bei 0° Temperatur	„	$26^1/_2$ „
die Erde am Aequator	„	$26^3/_4$ „
ein Geschoß der d. Küstenartillerie	„	$30^1/_2$ „
ein Geschoß des Infanteriegewehrs 88	„	36 „
der elektrische Strom	„	$10^3/_4$ Mill. „
das Licht	„	18 „ „

Es ist also klar, daß nur die mit größerer Schnelligkeit als die Erde sich bewegenden Kräfte, d. h. die Geschosse, die Elektricität und das Licht, für unsere Betrachtung herangezogen werden können. Da aber die Intensität des Lichtes mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt und die Tragweite der Geschosse eine verhältnißmäßig beschränkte ist, so kann ihre Bewegung trotz ihrer hohen Geschwindigkeit auf größere Entfernungen für menschliche Zwecke nicht verwendet werden, und es bleibt uns nur die Elektricität als diejenige Kraft übrig, welche sich andauernd schneller fortbewegt als die Erde. Eine mittels der Elektricität von Ost nach West gesandte Nachricht kann sich also scheinbar selbst überholen, d. h. im Westen anlangen, bevor sie im Osten aufgegeben wurde, weil derselbe Augenblick auf jedem Punkte der Erde einen andern Namen hat, oder mit anderen Worten, weil wir keine allgemeine Weltzeit, sondern ebenso viele verschiedene Ortszeiten haben als es Punkte giebt, die unter verschiedenen Längegraden, Meridianen, liegen.

Welch drastische Verwicklungen aus dem Gebrauche der verschiedenen Ortszeiten entspringen können, dafür will ich in folgendem einige besonders bezeichnende Beispiele anführen. Wir haben uns dabei nicht auf die Grenzen des Reiches beschränkt, weil die Wirkung der Zeitunterschiede bei großen Entfernungen am besten ins Auge fällt.

Am frühen Morgen des 22. November 1878 besetzte eine englische Division unter General Samuel Browne die afghanische Festung Ali Musdschid. Der Korrespondent der „Daily News", Archibald Forbes, ritt sofort nach der Besetzung der Festung nach dem zehn englische Meilen entfernten Dschumrud, wo sich der Feldtelegraph befand, und sandte die freudige Nachricht in einer kurzen Depesche an seine Zeitung. Das Telegramm war datiert von 10 Uhr morgens. Der Zeitunterschied zwischen Indien und England beträgt ungefähr fünf Stunden. Das um 10 Uhr indischer Zeit aufgegebene Telegramm langte deshalb noch so zeitig in der Frühe in London an, daß es in die Morgenausgabe der Zeitung aufgenommen werden konnte und um 9 Uhr morgens zur Kenntniß der Londoner gelangte, während doch das Telegramm erst um 10 Uhr (aber eben indischer Zeit!) aufgegeben war. Dieses scheinbare Ueberholen der Zeit ging noch weiter. Zwischen London und New-York beträgt der Zeitunterschied ebenfalls rund fünf Stunden, so daß dieselbe Depesche, von den Londoner Korrespondenten der New-Yorker Blätter den „Daily News" entnommen und über den Ocean telegraphiert, auch in der gewöhnlichen Morgenausgabe der New-Yorker Zeitungen am selben Tage erscheinen konnte. Hier beeilten sich wiederum die Korrespondenten der amerikanischen Provinzialzeitungen, sie über den amerikanischen Kontinent zu telegraphieren, und so waren die frühen Zeitungsleser in San Francisko, das ein Zeitunterschied von ungefähr dreieinviertel Stunden von New-York trennt, in der Lage, von einem Ereigniß zu lesen, das sich nach ihrer örtlichen Zeitrechnung erst zwei Stunden später in einer Entfernung von 13 000 englischen Meilen auf der andern Seite des Erdballs zugetragen hatte.

Ein zweites Beispiel, welches nicht weniger drastisch ist, möge hier folgen:

Als anfangs der achtziger Jahre der Nil in Aegypten infolge andauernden Regens im Hochlande unerwartet rasch stieg, so daß eine vorzeitige Ueberschwemmung eintrat und in den ersten Morgenstunden des 25. Juli ein Damm oberhalb Kairo unerwartet eingerissen wurde, da ward dieses Ereigniß, das eine üble Vorbedeutung für die Ernte war, sofort in die Welt telegraphiert, um auf die Getreidebörsen zu wirken. Die Depesche nach London ging um 6 Uhr morgens in Kairo ab, gelangte nach London und von hier nach New-York, wo sie nach ägyptischer Zeit um 8 Uhr vormittags, nach New-Yorker Zeit jedoch kurz nach Mitternacht in den Händen der neuigkeitslüsternen Zeitungsberichterstatter war. Sei es nun, daß die Hitze der Hundstage oder der bereits sich geltend machende Schlaf ihren unheilvollen Einfluß ausübten — genug, der New-Yorker Korrespondent einer Zeitung von Memphis, einer aufblühenden Handelsstadt im Staate Tennessee am Mississippi, beeilte sich, mit amerikanischer Kürze seiner Zeitung die wichtige Nachricht sofort mitzutheilen, so daß in der frischgebackenen Morgenausgabe der Zeitung die Memphiser Bürger mit großem Erstaunen lasen: „Kairo, den 25. Juli, morgens 6 Uhr. Der Fluß hat in der Nacht einen Damm eingerissen. Wasser steigt rasch; Schaden und Gefahr groß."

Was war nun natürlicher, als daß die Memphiser glaubten, es handle sich um ihren Fluß, den Mississippi, sintemalen außerdem etwa 30 geographische Meilen stromaufwärts im Staate Illinois an der Mündung des Ohio in den Mississippi eine Stadt liegt, welche mit ihrem verhängnißvollen Namen „Kairo" das fatale Mißverständniß heraufbeschwor und in den Köpfen eine ägyptische Finsterniß verursachte! Denn hätten die Memphiser bedacht, daß ein um 6 Uhr morgens im amerikanischen Kairo aufgegebenes Telegramm bei aller erdenklichen Hochachtung vor der amerikanischen Fixigkeit unmöglich um dieselbe Stunde auch schon in ihrem Lokalblatt schwarz auf weiß zu lesen sein konnte, so wären sie nicht kopflos mit Uebergehung des dampfenden Frühstücks an das Ufer ihres Flusses gerannt, der ruhig seine gelben Wogen daher wälzte und trotz allen Wartens eben nicht gefahrdrohend steigen, auch keine Trümmer des Kairoer Dammbruches ihnen zutragen wollte. Wer denkt aber auch soweit, wenn das Gute, in diesem Falle das amerikanische Kairo, so nahe liegt!

Bei dem dritten Beispiel handelt es sich nicht um so große Entfernungen, und doch spielt dabei die Ortszeit eine hoch wichtige Rolle.

Ein Engländer, Mister Fox, hatte seine Frau böslich verlassen. Er reiste einige Zeit in Italien herum und verliebte sich schließlich in Messina in eine schöne Tochter des Aetna. Um sie heirathen zu können, gab er sich kurzweg für ledig aus. Das zweifelhafte Ehebündniß ward eines Tages auf einem im Hafen von Messina ankernden englischen Kriegsschiffe geschlossen und der Trauungsakt als um 11 Uhr vollzogen protokolliert. Und Mister Fox hatte mehr Glück, als er verdiente. Denn kurze Zeit danach erhielt er von London die Nachricht, daß seine verlassene Frau daselbst an einem gewissen Tage um 10 Uhr morgens verstorben sei. Das geheime Bangen, das Mister Fox wegen seiner Vielweiberei immer empfunden, löste sich in die seligste Ruhe auf, als der saubere Ehemann bei näherer Betrachtung des Datums gewahrte, daß der Todestag seiner ersten Frau der Tag der Hochzeit mit der zweiten gewesen, und daß ihm, da er somit ja eine Stunde nach dem Tode der ersten Frau die zweite geheirathet, die Ehegesetze seines Landes nichts mehr anhaben könnten.

Er sandte daher das Protokoll des Trauungsaktes nach London, um sich daselbst als neuvermählt in das Standesamts-Register eintragen zu lassen. Aber die englischen Behörden dachten nicht wie Mister Fox. Die Sache kam ihnen etwas verdächtig vor, und sie verfielen endlich darauf, die Ortszeit von Messina mit derjenigen von London zu vergleichen. Der Vergleich ergab, daß in dem Augenblick, als die erste Frau in London starb, d. h. um 10 Uhr morgens, die Uhr in Messina bereits 11 Uhr 2 Minuten 42 Sekunden zeigte. Mister Fox hatte also seine zweite Frau 2 Minuten 42 Sekunden zu früh geheirathet und war demgemäß des Vergehens der Vielweiberei schuldig, weil das Protokoll des Marinepfarrers die Trauung als um 11 Uhr in Messina vollzogen angab. So groß wie anfangs die Genugthuung über das unerhörte Glück wäre jetzt Mister Foxens Niedergeschlagenheit über diesen unerwarteten Ausgang gewesen, hätte nicht ein guter Freund ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die Uhr in Messina nicht die Messinaer, sondern die mittlere Römer Zeit zeigt, und daß nach dieser seine erste Frau um 10 Uhr 50 Minuten 19 Sekunden, d. h. vor seiner Trauung mit der zweiten, gestorben war.

Die beiden großen Prinzipien, Ortszeit und Einheitszeit, werden im Deutschen Reiche am 1. April d. J. zum ersten Male äußerlich aufeinander stoßen. Einige süddeutsche Bahnverwaltungen haben beschlossen, von diesem Zeitpunkt ab die sogenannte M. E. Z., d. h. die mitteleuropäische Eisenbahnzeit, auch in die für das Publikum bestimmten Fahrpläne einzuführen, nachdem Oesterreich damit bereits vorangegangen ist. Es wird sich bald zeigen, ob das bürgerliche Leben sich anschließt, oder ob es an seiner althergebrachten Ortszeit festhält. Nach den Nachrichten, welche bis jetzt z. B. aus Württemberg vorliegen, scheint das erstere der Fall zu sein.

O. Gauß.

Vor den Thoren Wiens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von P. Chiavacci. Mit Zeichnungen von W. Gause.

Die reizgeschmückten Berg- und Hügelketten, die der Wiener Wald bis an die Donau vorgeschoben hat, bilden für die alte Kaiserstadt eine Umgebung voll entzückender Naturschönheiten. Von den waldigen Kuppen des letzten Ausläufers der Alpen senken sich die Berge in sanften Linien in die Ebene des Wiener Beckens. Ein liebliches Hügelland, dessen Abhänge mit köstlichen Reben bepflanzt sind und aus dessen üppigem Grün hellschimmernde Dörfer, prunkvolle Schlösser und zierliche Sommerhäuser hervorlugen, bildet den unvergleichlichen Rahmen Wiens gegen Südwesten. In die zahlreichen Seitenthäler zwängen sich die Vororte und Landgemeinden Wiens mit malerischen Villen und schattigen Gärten. Sie klimmen hinan mit ihren Häuserzeilen, Gehöften und Landsitzen bis dorthin, wo der Wald beginnt. In den Falten und Einsenkungen dieses Hügellandes entwickeln sich Landschaftsbilder voll anmuthigen Reizes und malerischer Schönheit.

In der „Güldenen Waldschnepfe".

Der Fremde, der von Norden her die Stadt und ihre Umgebung zum ersten Male erblickt, hat die schön geschwungenen Linien der Bergrücken zu seiner Rechten, den Kahlenberg und Leopoldsberg mit ihren charakteristischen Dörfern, das mächtige Strombild zu seinen Füßen. Das Gewoge von Bergen gegen Süden, das bis zu dem 2075 Meter hohen Schneeberge ansteigt, die weiten fruchtbaren Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens, die sich bis an die Kleinen Karpathen und das Leithagebirge erstrecken, gewähren einen Anblick voll Schönheit und Lieblichkeit.

Den vollsten Genuß dieses Gesammtbildes erhält der Fremde durch eine Fahrt auf den Kahlenberg, zu dem eine Zahnradbahn von Nußdorf emporführt. „Zähneknirschend" setzt sich der Zug in Bewegung und keucht mühselig die steilen Hänge hinan. Anfangs geht der Weg durch üppige Weingärten; die Bodengestaltung hindert noch den Blick ins Weite; aber nach wenigen Minuten entwickelt sich das Bild immer schöner und mannigfaltiger. Links unten das Häusermeer mit den zahlreichen hervorragenden Prunkbauten. Ganz deutlich hebt sich die Ringstraße mit ihren gewaltigen Häuserfronten heraus. Die Votivkirche, die schönen Kuppeln der Hofmuseen, der Rathhausthurm geben die Anhaltspunkte, nach denen man sich zurechtfinden kann. Da liegt der gewaltige, durch die Regulierung in eine gerade Linie gezwungene Strom, wie mit eisernen Spangen von den Eisenbahnen umklammert, welche Wien mit der reichen Kornkammer des Kronlandes, dem Marchfelde, verbinden. Zu Füßen sanftes Hügelland, das sich allmählich erhebt bis zu den hochragenden Bergen des Wechsel und Semmeringgebietes. Aus dem Grün der Reben- und Fruchtgärten schimmern hellblinkende Villen hervor, freundliche Dörfer schmiegen sich an das Hügelgelände. Es ist, als ob ein launenhafter Gott sein ganzes Schatzkästlein voll Anmuth und Fruchtbarkeit über diesen begnadeten Erdenfleck ausgestreut hätte. Das ist der Süden, der warme licht- und farbenprangende Süden! Er hat sich hier eingenistet, vom Reize der Oertlichkeit verführt, und behauptet seinen Besitz, obwohl er von Winterstürmen und Wassersnoth zuweilen gar übel zugerichtet wird.

Die schloßartige Anlage auf einer sanften Erhebung ist die hohe Warte. Heiligenstadt liegt in der Einsenkung. Dort brütete Beethoven, der Titan unter den Tondichtern, über seinen gewaltigen Werken; eine von Fernkorn gegossene Bronzebüste des Meisters erinnert daran. Rasch erweitert sich der Horizont. Von Station Krapfenwaldel hat man schon einen schönen Ausblick über Wien und das angrenzende Hügelland. Schloß Kobenzl, Bellevue und der beliebte Ausflugsort „der Himmel" rücken näher heran. Der Zug tritt in den kühlen Schatten des Buchenwaldes, aber zeitweilig verstattet eine Lichtung einen kurzen Blick ins Freie: herrliche Bilder in üppig grünendem Rahmen! Das Sonnenlicht webt aus den Schatten der Buchenblätter ewig wechselnde Muster auf den Moosgrund. Auf seinem weichen Teppich haben sich hier und dort lustige Gesellschaften niedergelassen. Sie verzehren unter Scherzen und Lachen, beim Klange der Harmonika und der neuesten Wiener Weisen ihr Mahl, bei dem die „Backhändln", die „Würsteln" und der „Gugelhupf" eine große Rolle spielen. Der Grinzinger Wein, der an diesen Hängen wächst, wurde in Nußdorf eingekauft. Auf die reichliche Mahlzeit folgt eine wohlige Siesta; die Kinder aber laufen ab und zu, klettern auf die Bäume, fangen Käfer und Schmetterlinge und wähnen sich im Paradiese.

Man mag wochenlang unter dem grünen Dache des Wiener Waldes wandeln, immer kann man in diesem herrlichen Naturpark, der viele Quadratmeilen bedeckt, in seinen hundert Thälern, seinen idyllischen Ortschaften, seinem dämmerigen Waldesschatten dasselbe muntere Treiben, denselben Ausdruck des harmlosen Lebensgenusses beobachten.

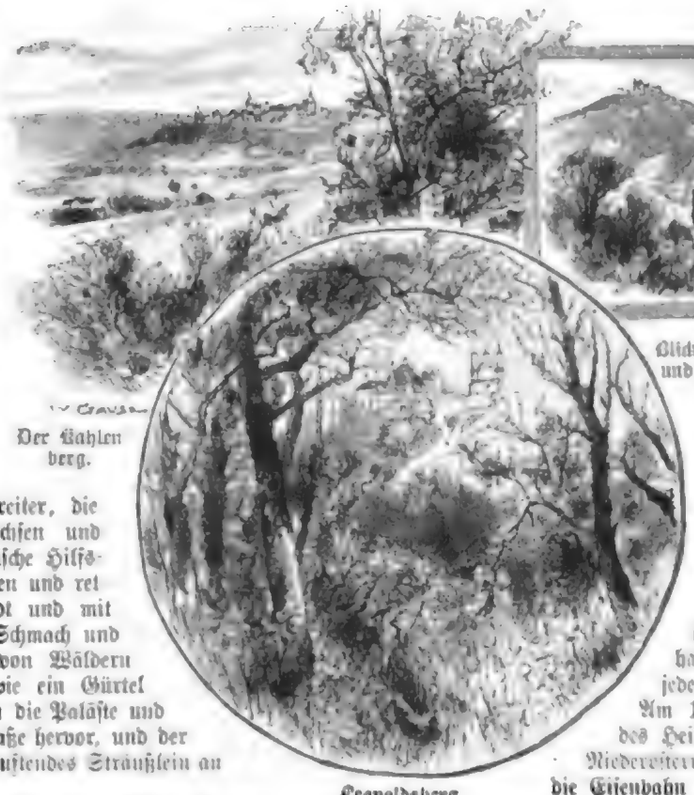
Station Kahlenberg! Wenige Schritte noch, und wir sind in Josefsdorf, jenem romantischen Bergzierat, dem sich der Zug auf Schlangenwegen genähert. Im Hotel mit einer herrlichen Aussichtswarte findet man geputzte Menschen, die bei den Klängen einer Militärmusik ihren Kaffee schlürfen. Vom ersten Stockwerk des geräumigen Hotels, dessen elektrische Lichter

Digitized by Google

Picknick im Wiener Walde.

Digitized by Google

man des Abends von der Stadt aus wie einen Sternenhaufen durch das Dunkel glänzen ſieht, genießt man einen unvergleichlichen Blick auf Wien und die Gebirgswelt gegen Süden. Hier ruht die ſtolze Schöne, das Haupt an den Berg, ihren natürlichen Beſchützer, geſchmiegt. Dies Amt hat er ſchon einmal mit echter Vaſallentreue ausgeübt — damals, als der freche Türke gierig ihren edlen Leib umklammerte. Gleich einer Wetterwolke ſtürmten die lothringiſchen Panzerreiter, die wackeren Schwaben, Sachſen und Bayern, ſowie das polniſche Hilfsheer in die Barbarenhorden und retteten die bedrängte Stadt und mit ihr die Chriſtenheit vor Schmach und Verderben. Ein Kranz von Wäldern ſchmückt dieſes Haupt; wie ein Gürtel von Edelſteinen ſchimmern die Paläſte und Prunkgebäude der Ringſtraße hervor, und der Stadtpark ruht wie ein duftendes Sträußlein an ihrem Buſen.



Der Kahlenberg.

Blick auf den Leopoldsberg und das Kahlenbergerdörfl.

Leopoldsberg.

Eine halbe Stunde Wegs durch Wald und über Wieſengründe führt uns in einer muldenförmigen Einſenkung zum Leopoldsberg, dem äußerſten Ausläufer der Alpen. An der Stelle, wo einſt das Schloß der Babenberger Herzöge ſtand, erhebt ſich ein ehrwürdiges Kirchlein, das Leopold I. erbauen ließ zum Andenken an die Befreiung Wiens von den Türken. Unter uns breitet ſich der mächtige Strom aus, gegen Weſten in zahlreiche Arme mit buſchigen Auen verzweigt, gegen Oſten in einem einzigen breiten Bette majeſtätiſch dahinfließend. Wie ein einſamer Wachtpoſten ſteht der rebengeſchmückte Biſamberg, einſtmals wohl mit der Hauptkette verbunden, jenſeit des Stromes im weit ausgedehnten Marchfelde, deſſen zahlreiche Dörfer und Gehöfte von den goldenen Aehrenfeldern ſich abheben; Aſpern und Eßlingen befinden ſich darunter, Namen, welche das Herz jedes Deutſchen höher ſchlagen machen. Unweit davon bemerkt man die bewaldete Inſel Lobau, die bei dem mehrtägigen Ringen mit der Macht des Korſen den Schauplatz der erbittertſten Kämpfe bildete.

Beethovens Denkmal bei Heiligenſtadt.

Zu Füßen des Leopoldsberges gegen Weſten breitet ſich das ſtattliche Kloſterneuburg aus mit dem altehrwürdigen Chorherrnſtifte, deſſen impoſante, kuppelgeſchmückte Bauformen weithin durch das Donauthal ſichtbar ſind. Mehr noch als das uralte Stift und das Grabmal des Stifters, Leopolds des Heiligen, lockt den Wiener der „gute Tropfen“, welchen die umfangreichen Keller dort enthalten. Luſtige Wallfahrer ziehen an jedem Sonntag in hellen Scharen herbei. Am 15. November jedoch, dem Namenstag des Heiligen, der auch der Schutzpatron von Niederöſterreich iſt, giebt es eine Völkerwanderung, die Eiſenbahn und Dampfſchiffe nicht mehr zu bewältigen imſtande ſind. Der Reſpektsbeſuch bei dem Heiligen iſt bald abgethan; dann überläßt ſich das Völkchen bei Wein und Geſang ſeiner ungebundenen Fröhlichkeit. Den Höhepunkt des Gaudiums bildet das beliebte Faßlrutſchen, eine uralte Sitte, zu der ſich der Wiener drängt, weil ihre Ausübung für ein echtes Kind der „enteren Gründe“ ebenſo verdienſtlich iſt wie die Mekkafahrt für einen rechtgläubigen Muſelmann. In einem der Keller befindet ſich nämlich ein Rieſenfaß, das 999 Eimer hält. Durch eine Treppe gelangt man auf den Rücken desſelben, während man auf der andern Seite hinuntergleitet. Jung und alt, Männlein und Weiblein wetteifern um die Ehre, von dieſem Faſſe herabrutſchen zu dürfen.

Von Kloſterneuburg führen bequeme Straßen in das reizgeſchmückte Weidlingthal und in das ſchöne, um ſeiner windgeſchützten Lage willen gern von Bruſtkranken aufgeſuchte Hierlingthal. Einen romantiſchen Abſchluß gegen Weſten bildet die Berghöhe mit der maleriſchen Burg Greifenſtein. Die alte Beſchließerin, welche die ſehenswerthen Zimmer zeigt, verſichert zwar jeden Beſucher, daß Richard Löwenherz hier in einem finſteren Loche gefangen geſeſſen habe; dies iſt jedoch eine fromme Lüge, erdacht, um den Nimbus des Ortes zu erhöhen. Richard Löwenherz ſaß in der weiter oberhalb am linken Ufer der Donau gelegenen Feſte Dürrenſtein in ritterlicher Haft. Hätte der edle Brittenkönig geahnt, daß es dorthin den Wienern zu weit ſein würde, ſo hätte er vielleicht Greifenſtein vorgezogen. Aber wer kann auch an alles denken!

Ein Gewoge von bewaldeten Kuppen ſchließt ſich gegen Südweſten an die beiden Berge an. Viele dieſer Höhen ſind den Wienern wohlbekannt und ein häufiges Ziel ihrer Fußwanderungen. Schattige Wege, anheimelnde Wirthſchaften, prächtige Ausſichtswarten erhöhen den Genuß ſolcher Ausflüge. Der Hermannskogel, der Tulbingerkogel, der Troppberg, die Sophienalpe, der Anninger bei Mödling, das Eiſerne Thor bei Baden gehören zu den beliebteſten Ausſichtspunkten. Zwiſchen dieſen Höhen ſind anmuthige Thäler mit freundlichen Ortſchaften eingebettet, die den Wienern die reizvollſten und abwechslungsreichſten Sommerfriſchen bieten.

Unmittelbar an die ausgedehnten Vororte ſchließen ſich dieſe Sommerfriſchen an. Ein ſtarker Eiſenbahn-, Tramway- und Stellwagenverkehr vermittelt die Verbindung der kühlen, ſchattigen Landſitze mit der Reſidenz. Viele derſelben ſind mit dem Rieſenkörper ſo innig verwachſen, daß ſie in das nun zur Thatſache gewordene Groß Wien einbezogen worden ſind. In kaum einer halben

Digitized by Google

Stunde erreicht man vom Mittelpunkte der Stadt die malerischen Cottageanlagen von Währing, von dem die Straße weiterführt nach dem lieblichen Pötzleinsdorf; über der Berglehne rechts gelangt man nach Neustift am Walde. Salmannsdorf, Sievering und Grinzing.

Ein herrlicher Waldweg führt von Pötzleinsdorf nach Neuwaldegg und Dornbach mit eleganten Sommersitzen und dem großartigen Parke des Fürsten Schwarzenberg. Hierhin geht Sonntags eine ununterbrochene Karawane von Equipagen, Tramway- und Stellwagen, denen sich Tausende von Fußgängern anschließen, deren Ziel die zahlreichen schön gelegenen Punkte von Neuwaldegg und den angrenzenden Höhen bilden. Das Hameau (Holländerdorf), die Ziegelhütte, die Rohrerhütte sind überfüllt von Ausflüglern. Die Tramwaywagen gewähren an schönen Sommernachmittagen einen unglaublichen Anblick. Ein wirrer Knäuel von menschlichen Leibern erfüllt das Gefährt. Geduldig lassen sich diese „gepreßten Konserven" an ihren Bestimmungsort verfrachten und bleiben dabei so frisch, daß ihnen nicht einmal die Lust zum Scherzen vergeht. Wer dieses Ragout menschlicher Gliedmaßen von der Straße aus beobachtet, der kann sich unmöglich vorstellen, daß es sich jemals wieder in lustige Männlein und Weiblein auflösen könnte.

Das Faßrutschen in Klosterneuburg am Leopoldtag.

Ein merkwürdiger Wallfahrtsort ist auch das „Jungfernbründl" bei Sievering. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hat die unscheinbare Quelle plötzlich den Ruf der Wunderthätigkeit erhalten. Aber seltsamerweise soll die heilige Agnes auf den Gedanken gerathen sein, ihren frommen Anrufern spielreife Losnummern zu verrathen, die in der nächsten Ziehung herauskämen. Der „anmuthige Damenflor" von alten Lotterieschwestern, Kerzelweibern und Fratschlerinnen (Hökerinnen), den man da oft beisammen trifft, darf zwar unser Urtheil über die Wiener Frauenschönheit nicht beeinflussen; aber es ist doch interessant, die von der Spielwuth halb verrückten Sibyllen zu beobachten, wie sie stundenlang in das „Wasserl" starren, um zu sehen, ob ihnen die heilige Agnes nicht ein paar Nummern schickt. Mitunter macht sich ein Spaßvogel den Jux, auf Kieselsteine drei Nummern zu kritzeln und sie in die Quelle zu werfen. Die werden dann von den Weibern unter großem Gezeter herausgefischt und wie ein kostbarer Schatz nach Hause getragen.

Wenn der Heurige in den Köpfen rumort, dann geht's hoch her in den beliebten Lokalen in Nußdorf, Heiligenstadt, Sievering. Da wird gejuchzt und gejodelt, gesungen und getanzt, und manchmal steigt einer auf den Tisch und stimmt ein Volkslied an, bei dem die übrigen mit dem Refrain einfallen. Die „Güldene Waldschnepfe" in Dornbach ist die Hochschule „derer vom Brettl." Da haben die beliebten „Schrammeln" ihr Hauptquartier aufgeschlagen, ein lustiges Quartett, das neben den geläufigsten Walzern auch eigene urwienerische Weisen fiedelt. Für die Abwechslung sorgen die Naturjänger, Kunstpfeifer und sonstige lokale Tagesgrößen. Die Fiaker Bratfisch und Hungerl singen ihre „harbsten Gstanzln", der Baron Jean „pfeift seine Bravourarien", die Anzinger Toni und „Mistviecherl" lassen ihre kunstvollen Jodler hören und alles schwimmt in eitel Seligkeit. Dieses „Radau", wie's der Berliner nennen würde, macht aber nicht das Volk allein mit. Kavaliere vom feinsten Wasser, Künstler und Künstlerinnen, die jeunesse dorée bis in die vornehmsten Kreise hinein haben ihren Spaß daran. Equipagen kommen angefahren, die „Unnummerierten", wie die eleganteren Fiakerfahrzeuge heißen, kommen mit ihren „Gavaliers" angetrabt und nicht selten sitzt der Rosselenker mit seinem „Grafen" an einem Tische. Was man da singt und treibt, ist zwar nicht immer für delikate Ohren bestimmt, hält sich aber doch noch in den Grenzen eines erträglichen Anstands.

Im Süden von Wien ist ein breiter Bergrücken hingelagert, der „Große Anninger". Um ihn sind die schönsten Sommerfrischen an der Südbahn: Mödling, Baden, Vöslau ausgebreitet. Vorher der grüne Waldfleck mit dem schimmernden Königspalast ist das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn, dessen Garten, meist im französischen Zopfstil gehalten, das ganze Jahr dem Publikum geöffnet ist. Die Menagerie bildet einen gewaltigen Anziehungspunkt für die liebe Jugend, und gar mancher Hausvater findet sich mit seinem Jungen durch das Versprechen ab, ihm am Sonntag, wenn er eine gute Note nach Hause bringt, die „Affen in Schönbrunn" oder den „Schönbrunner Pepi", den großen Elefanten, zu zeigen.

Hietzing, das schönste Dorf Oesterreichs, mit seinen fürstlichen Villen und freundlichen Gärten, lehnt sich unmittelbar an. Hier ist das altberühmte Dommayer-Kasino, das heute allerdings nur noch einen Schatten seiner einstmaligen Bedeutung sich erhalten hat. In seinen Räumen versammelte sich vordem alles, was auf Stellung, Namen und prunkvolle Lebensführung Anspruch machte. Die Hochzeiten und Bälle bei Dommayer, die Straußkonzerte daselbst waren von einem raffinierten Luxus, und alte Wiener gerathen noch heute in Verzückung, wenn sie von den rauschenden Festen bei Dommayer sprechen.

Gegen Westen liegt das liebliche Ober St. Veit mit seiner malerischen Kirche und dem Sommersitze des Erzbischofs von Wien anmuthig auf einem Hügel ausgebreitet, und weiterhin schließt Hacking sich an. Hier beginnt das an malerischen Gegenden überaus reiche Wienthal, das von der Westbahn durchquert wird, hier folgen sich Hütteldorf mit seiner Brauerei, Weidlingau mit den reizenden Querthälern, Heinbach, Baunzen, dann Purkersdorf mit seinen schattigen Waldpartien nach Gablitz und Mauerbach, auf die Hochramalpe und in den Deutschen Wald. Wer könnte sie alle aufzählen, die Lieblingsplätze in diesem grünen Paradies! Bis hierher kann man mit dem neuen Zonentarif der Staatsbahnen für zehn Kreuzer fahren. Seit seiner Einführung werden die idyllischen Sommersitze an Sonntagen von einer beängstigenden Fluth von Ausflüglern überfallen, die wie ein Heuschreckenschwarm über die Wirthshäuser und Garten herfallen und alles „kahl essen" und den letzten Tropfen aus den Fassern schlürfen. Der Heimweg gestaltet sich nicht

Digitized by Google

immer gemüthlich, besonders wenn die „schwerbeladenen“ Passagiere der Kellerwiese und des Hütteldorfer Bräuhauses d„„u kommen.

Noch wäre von der romantischen Brühl, dem herrlichen Helenenthal bei Baden mit seinen Ruinen und Schlössern zu erzählen, von dem Kurleben in Baden und Vöslau, den Wasserheilanstalten von Kaltenleutgeben, Gainfarn und Kienthal, den sonnigen Geländen von Heiligenkreuz mit seinem reichen Chorherrnstifte, dem lieblichen Maierling, dessen lachende Hänge durch das furchtbare Drama in seinem heute zur Kapelle umgewandelten Jagdschlosse eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Von Breitenfurt wäre zu erzählen, das der Wiener gern aufsucht, da der Weg durch das schöne Liesingthal viel Erquickendes bietet und seinen Mühen ein süßer Lohn winkt. Der „Millirahmstrudel“ von Breitenfurt ist eine lokale Berühmtheit, um deren Anfänge der romantische Zauber des Geheimnisses schwebt. Wie Minerva aus dem Haupte Jupiters sprang dieses kulinarische Erzeugniß aus dem erfindungsreichen Kopfe der Wirthin von Breitenfurt und bildete den Grundstein zur Wohlhabenheit des Gasthofbesitzers. Das Rezept zu diesem Meisterwerk der Kochkunst wird ängstlicher gehütet als das des rauchlosen Pulvers. Weiter und weiter dehnt sich das grüne Gewoge von V.g :. allmählich ansteigend bis zu dem breiten Kamme des Schöpfel, zuletzt übergehend in die großartige Alpenscenerie des Schneeberggebietes, der Rax und des Oetscher.

Solange der zauberhafte Reiz einer herrlichen Natur das schöne Wien umhegt, wird auch der liebenswürdige Humor und der leichtlebige Frohsinn seiner Bewohner, den Stimmen der Mißgunst und Aengstlichkeit zum Trotze, nicht enden. Ernste Zeiten haben der alten Kaiserstadt viel von ihrem behäbig sorglosen Wesen genommen. Harter Arbeit und ernstem Streben muß auch hier die sorglose Lebenslust weichen. Das Dorado, welches der wackere Schulmeister Wolfgang Schmelzl im 16. Jahrhundert in seinem „Lobspruch der Stadt Wien“ schildert, ist freilich nicht mehr zu finden. Mögen die freudigen Hoffnungen, welche jeder Wiener an das neue „Groß-Wien“ knüpft, in Erfüllung gehen und mit dem wirthschaftlichen Aufschwung auch Wohlstand und Zufriedenheit einkehren, auf daß das Wort Schmelzls wieder zu Ehren komme:

„Der Schmelzl khain besser Schmalzgrub fand,
Ich lob diß ort für alle Land!“

Die Opfer des Eisenbahndienstes.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Eisenbahnbetrieb ist einem Kampfe vergleichbar, den das Eisenbahnpersonal täglich mit elementaren Widerständen, mit offenen und mit im Hinterhalt lauernden Feinden zu bestehen hat. Und wenn in diesem Kampfe täglich der Sieg von Menschengeist und Menschenkraft in rastloser Arbeit errungen wird, so fordert er doch zahlreiche Opfer, die tot oder zum Krüppel geworden auf der Wahlstatt bleiben.

Die Statistik, welche das Deutsche Reichseisenbahnamt seit einer Reihe von Jahren veranlaßt, giebt die genaue Ziffer dieser Verluste und zugleich in ihrer Gesammtheit ein deutliches Bild, wie in den Monaten des Winters jener Kampf am heißesten entbrennt und die meisten Verluste bringt.

Wer würde es wohl glauben, wenn diese Statistik es nicht als unumstößliche Thatsache bewiese, daß allein in den fünf Jahren von 1886 bis 1890 im Betriebe* der deutschen Eisenbahnen 1529 Männer des Personals getötet und über 6000 mehr oder minder schwer verletzt worden sind!

Mehr als 300 Männer büßen im Laufe eines Jahres in der „friedlichen Arbeit“ des Verkehres ihr Leben ein und ihrer mehr als 1300 nehmen Schaden an ihrem Leibe, von denen jedenfalls noch ein ganz wesentlicher Theil baldigem Tode oder langem Siechthum verfallen ist.

Man darf dabei freilich nicht außer Acht lassen, daß im Betriebe der deutschen Eisenbahnen auch eine ganze Armee thätig ist. Im Jahre 1890 waren es 317 000 Bedienstete, die von den Eisenbahnverwaltungen in den großen Kampf geschickt wurden. Es läßt sich aus dieser Zahl der Streiter feststellen, daß im Durchschnitte jährlich von tausend derselben je einer sein Leben im Eisenbahndienst durch Verunglückung einbüßt, während daneben noch vier von tausend verwundet werden. Man erlangt einen Maßstab für die Höhe der Verlustziffer, wenn man erfährt, daß in Sachsen, demengbevölkerten und industriereichen Lande, auf etwa 4000 Einwohner jährlich ein auf irgend eine Weise tödlich Verunglückter entfällt.

Verhältnißmäßig am verderblichsten erweist sich das unzeitige Gehen in den Geleisen oder ihre unvorsichtige Ueberschreitung. Was dem Kundigen oft genug vor Augen tritt, hier wird es durch zuverlässige Ziffern bestätigt. Von den in jenen 5 Jahren tödlich Verunglückten sind allein 585, also weit mehr als der dritte Theil aller, auf solche Weise ums Leben gekommen. Darauf folgt als häufigste Unfallsursache die Gefahr, die mit dem Wagenschieben und dem Wagenrangieren eng verbunden ist. Bei dieser Arbeit fanden im gleichen Zeitraum 444 den Tod.

Mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und mit dem Wachsen des Verkehrs halten diese Verlustziffern gleichen Schritt, und es läßt sich weder von einem Rückgang noch von einer Zunahme reden. Das wunderbare Gesetz der großen Zahlen waltet auch hier mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß aus der Größe des Verkehrs mit Sicherheit auf die Höhe des Menschenverlustes geschlossen werden kann. Nimmt man zu einem Vergleich den besten vorhandenen Maßstab, die „Achskilometer“, d. h. die Entfernungen, welche im Laufe eines Jahres von sämmtlichen Achsen der Personen- und Güterwagen auf allen deutschen Bahnen zusammen zurückgelegt worden sind, so ergiebt sich, daß auf je 3½ Millionen dieser Achskilometer ein tödlich Verunglückter kommt, und daß diese Ziffer ein unerbittliches Gesetz bildet, das heute noch, wie vor fünf Jahren, in voller Gültigkeit steht. Nur im Jahre 1887 war — jedenfalls infolge besonders günstiger Witterungsverhältnisse — ein Sinken der Unfallsziffer insoweit zu bemerken, daß erst auf je 4 Millionen Achskilometer ein tödlich Verunglückter entfiel; in den folgenden drei Jahren dagegen wurde genau die alte Höhe wieder erreicht.

Auffallend ist besonders, wie sich die verschiedenen Jahreszeiten von einander unterscheiden.

Die Beobachtungen aus einer ganzen Reihe von Jahren lassen den Einfluß der Licht- und Witterungsverhältnisse hierbei deutlich genug erkennen. Nur durch die elementaren Ereignisse im Monat Februar 1889 wird das Bild ein wenig gestört. In diesem Monat stieg nämlich die Zahl der tödlich Verunglückten auf das Doppelte der normalen Ziffer infolge der Schneefälle, welche im größten Theile Deutschlands den Verkehr in fast beispielloser Weise hemmten und erschwerten. Eine weitere Ungleichheit die verschiedene Länge der Monate, läßt sich dadurch beseitigen, daß man die Unglücksfälle auf je 30 Tage eines jeden Monats berechnet.

Danach erhält man nun aus einem neunjährigen Durchschnitt für den Januar 22, für den Februar 23, für den März 22, für den April 16, für den Mai 18, für den Juni 18, für den Juli 20, für den August 20, für den September 24, für den Oktober 26, für den November 32 und für den Dezember ebenfalls 32 tödlich Verunglückte.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache.

Vom Monat Januar an zeigt sich mit der Zunahme der Tagesdauer eine Abnahme der Unglücksfälle bis zum Mai, eine geringe Schwankung im Februar abgerechnet, die ihren Grund in den meist sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen dieses Monats hat. Vom Mai an beginnt dann im Zusammenhang mit dem Steigen des Verkehrs eine geringe Zunahme der Unglücksfälle, bis ihre Ziffer, in den Herbstmonaten anwachsend, in den beiden letzten Monaten des Jahres den höchsten Stand erreicht.

Noch schärfer gestaltet sich das Bild, wenn man die einzelnen Monate zu Jahreszeiten gruppiert. Dann ergeben sich im ersten Viertel des Jahres 22, im zweiten Viertel 17, im dritten 21 und im vierten 29 tödlich Verunglückte auf je 30 Tage. Bezeichnet man die Monate Oktober bis März als Winter- und die Monate April bis September als Sommerhalbjahr, so ergeben sich für das erstere 26, für das letztere 19 solcher Unglücksfälle auf je 30 Tage, also im Winterhalbjahr beinahe um die Hälfte mehr als im Sommerhalbjahr. Die Licht- und Witterungsverhältnisse auf der einen, die Stärke des Verkehrs auf der andern Seite, das sind die Hauptfaktoren, die jedem Monat seine Unglücksziffer gestalten.

Die langen Tage der Monate Mai, Juni und Juli und ihre kurzen Nächte erleichtern den Dienst. Sturm und Unwetter sind seltene Störenfriede, und selten auch vermag die lauernde Gefahr sich im Nebel zu verbergen.

Wie ganz anders im Winter! Trübe Wolken und dichte Nebel verdüstern das Licht des kurzen Tages, dunkel und sternlos sind die langen Nächte — wochenlang reihen sich im November und Dezember solche Tage und Nächte aneinander, nur unterbrochen von Sturm und Wettern. Die Laufbretter der Wagen, der Erdboden zwischen und neben den Geleisen, auf welchen dort das Zugpersonal, hier die Leute des Stationsdienstes nothgedrungen die gefahrvollen Wege zurücklegen müssen, sind schlüpfrig von Schnee und Eis; der rauhe Nordwest peitscht dem Eisenbahnmann den Schnee ins Gesicht und benimmt ihm Halt und Ausblick: andere Gefahren lauern ihm auf, wenn die Bahn verweht ist und Entgleisungen und andere das Leben bedrohende Unfälle sich häufiger ereignen, wenn der Sturm den Schnee in die Weichen jagt und harter Frost die Radreifen und Schienen zersprengt. Dazu gesellt sich noch eine Diensterschwerung in Gestalt der ungelenken und schweren Winterkleidung, die namentlich im Beginn des Winterhalbjahres manches Opfer fordert.

Der geringe Verkehr in den Monaten Januar bis April mildert die ungünstigen Verhältnisse der Jahreszeit. Im Gegensatz dazu hebt der stärkere Verkehr der Sommermonate die günstige Wirkung der Jahreszeit zum Theil wieder auf. Wenn aber der stärkste Verkehr mit der ungünstigsten Jahreszeit zusammenfällt, dann hält das Unglück seine reichste Ernte, und so erklärt es sich wohl, warum die Monate Oktober, November und Dezember, in denen der stärkste Güterverkehr des Jahres unter den schlimmsten Licht- und Witterungsverhältnissen zu bewältigen ist, die höchsten Verluste an Betriebspersonal aufweisen. —

Nicht Zufall, sondern die Summe der täglich sich wiederholenden Ereignisse, der vermeidbaren und doch unvermeidlich alle Tage wiederkehrenden Mißgriffe, fahrlässigen Handlungen, Fehltritte und Irrungen über die Wirksamkeit von Naturkräften und menschlichen Einrichtungen schaffen das Gesetz, nach welchem alljährlich fast in gleicher Zahl die Männer des Eisenbahndienstes Leben und Gesundheit lassen müssen. Und nur lange, rastlose Arbeit, ernstes Streben, Forschen und Vergleichen werden an jenem Gesetze zu rütteln imstande sein! Dann wird vielleicht eines Tages ein milderes an seine Stelle treten. Vielleicht! Aber der geringste Erfolg ist hier der heißesten Mühe werth! car. stoser.

* Die bei Nebenbeschäftigungen Verunglückten sind hierbei außer Betracht geblieben.

Der große Schatz der Sultane von Marokko.[*]

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gerhard Rohlfs.

Es iſt gewiß ein ſchweres Unternehmen, über etwas zu ſchreiben, worüber ſo wenige ſichere und zuverläſſige Angaben vorliegen, aber wo Rauch iſt, muß auch Feuer ſein, und da faſt alle neueren Reiſenden darüber berichten, ſo werde ich verſuchen, zuſammenzuſtellen, was ſie und ich von dem ſagenhaften, manchen Schilderungen nach an „Elf u lila“, an „Tauſend und eine Nacht“ erinnernden Schatz der Sultane von Marokko uns erzählen.

Hervorzuheben wäre zuerſt, daß keiner der älteren Schriftſteller über Marokko irgend etwas davon weiß. Weder Leo Africanus, noch Dapper, noch Marmol bieten irgend eine Angabe über dieſen Schatz, ja auch manche der neueren und neueſten, z. B. Ali Bei el Abaſſi (der ſpaniſche General Badia), laſſen die Sache ganz unerwähnt, während andere ſehr präcis in ihren Angaben ſind. Man kann übrigens ganz genau verfolgen, wie ſich die Sage von dem Schatze nach und nach verdichtete, und wir erſehen dann, wie die Regierungszeit Muley Ismaëls, jenes Bluthundes, die erſte Veranlaſſung war zur Mythe von einem Schatze der Sultane von Marokko. Muley Ismaël regierte von 1672 bis 1727. Er war einer der blutgierigſten Herrſcher, der je auf einem Throne geſeſſen hat.

Egmonts letzte Wohnſtätte.

Das Schloß des Herzogs von Arenberg in Brüſſel vor dem Brande.

In einem Geſandtſchaftsbericht, den Herr Olon im Jahre 1685 an Ludwig XIV. von Frankreich ſchickte, heißt es nach verſchiedenen Betrachtungen über des Sultans unſichtbaren und unnützen Schatz: „Man ſchätzt, daß er auf dieſe Weiſe bis auf 50 Millionen Piaſter (ungefähr 150 Millionen Franken) angehäuft haben mag: das wäre ein reicher Schatz, um ihn zu nehmen und auf hübſche Art darin zu wühlen, wenn er ſo leicht zu entdecken und zu demſelben Zugang zu erhalten wäre.“

Herr Olon verlegt die Stätte des Schatzes nach Marokko, obſchon alle ſpäteren Berichterſtatter ihn in Mekineß wiſſen wollen. Jedenfalls finden wir aber hier die erſte Angabe über einen marokkaniſchen Staatsſchatz.

In einem „Die Einkünfte des Königs von Marokko“ überſchriebenen Kapitel ſeines Werkes „Geſchichte und Staatsverfaſſung der Königreiche Marokko und Fes“ aus dem Jahre 1788 erzählt der franzöſiſche Geſchäftsträger am marokkaniſchen Hofe, Herr von Chenier, daß Muley Ismaël nach einer 54jährigen Regierung einen Schatz von 100 Millionen hinterlaſſen habe, daß aber die miſerablen Regierungen nach ihm derart gewirthſchaftet hätten, „daß der Schatz dieſer Fürſten, der ſonſt ſo reich war, nun durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden erſchöpft war und 1782 kaum 2 Millionen Dukaten oder 12 bis 13 Millionen Franken ausmachte.“

---

[*] Es ſcheint immer mehr, als ob das Sultanat Marokko ein neues Aegypten für die europäiſche Politik werden ſollte. Die Unſicherheit der allgemeinen Zuſtände in dem Lande hat ſich kürzlich wieder an den Unruhen zu Tanger gezeigt und verſchiedenen europäiſchen Mächten Veranlaſſung zur Abſendung von Kriegsſchiffen gegeben, die im Nothfall die Rechte ihrer Nation zu vertreten hatten. Auch Deutſchland hat in den letzten Jahren wiederholt und erſt in letzter Zeit noch ſein Intereſſe an dem Lande durch Geſandtſchaften an den Sultan bewieſen. Für das Urtheil über die Bedeutung Marokkos als Freund oder Feind iſt die Frage nach dem „großen Schatze der Sultane von Marokko“ nicht unweſentlich, und es dürfte daher von Werth ſein, die Anſicht eines ſo erfahrenen und gewiegten Afrikakenners wie Gerhard Rohlfs über den vielbeſprochenen Schatz zu vernehmen.

Digitized by Google

Im Buche von Gräberg di Hemsö, der 1834 einen „specchio di Marokko“ (Spiegel von Marokko) herausgab, finden wir endlich den Schatz, wo er heute noch sein soll, in Mekineß. Gräberg sagt darüber:

„Das, was in anderen Ländern die Staatskasse ist, ist hier absolutestes Personaleigenthum des Regenten. Der Schatz, genannt „bit el mell“, d. h. Schatzkammer, ist kein öffentliches Eigenthum, sondern ein tief vergrabenes Kapital, weil es bewahrt wird in einem eigens zu diesem Zwecke hergestellten Gebäude in Mekineß, das bewacht wird von 2000 Negern. Man glaubt, daß mindestens 50 Millionen Thaler eingeschlossen sind, an Edelsteinen, Goldbarren, Silberbarren und klingender Münze, meistens in spanischen und mexikanischen Thalern. Der Ort, wo der Schatz sich befindet, ist von einer sehr starken, massiven Mauer umgeben und mit einem ähnlichen Dache gedeckt, und hierin ist wieder ein innerer, ähnlich starker Bau. Um hinein zu gehen, passiert man fünf eiserne Thüren, von denen eine jede fünf Vorlegeschlösser besitzt, deren Schlüssel immer in der Hand des Sultans oder der Lieblingssultanin sind. In vergangenen Zeiten pflegte man immer die Träger, welche Summen hinein legten, zu töten, damit das Geheimniß der Oertlichkeit nicht offenbar würde.“

Stark wurde nun noch die Geschichte vom großen Schatze der Sultane von Marokko beeinflußt, als die Franzosen nach der Eroberung von Algier in den eisenverwahrten Gewölben des gefangenen Deys von Algier viele Kisten geprägten Geldes fanden, einen Schatz, den einige auf 10 Millionen, andere auf 100 Millionen Franken angegeben haben.

Aehnlich sind die Schilderungen der neueren Reisenden wie Edmondo de Amicis' und anderer gehalten. Von diesen führen wir, ehe wir das wiedergeben, was wir selbst in Erfahrung brachten, besonders Lenz an. Der Timbuktureisende war auf dem Wege nach dem Innern von Afrika auch nach Mekineß gekommen und schreibt über den berühmten Schatz folgendes:

„Vielfach bekannt ist die Sage von dem ungeheuren Geldschatz, der in Mekineß hinter festen Thüren und Thoren vergraben liege. Es dürfte kaum einem Reisenden gelingen, darüber vollständig die Wahrheit zu erfahren. Zunächst ist eins wohl gewiß, daß im Laufe der Zeit die Sultane ungeheure Mengen von Bargeld aufgehäuft haben müssen, da sie doch stets jährlich Geld eingenommen und ganz unbedeutende Summen ausgegeben haben. Das ist heute noch so in Marokko. Der Sultan allein (denn einen Staatsschatz giebt es nicht) nimmt jährlich gewiß mehrere Millionen ein, wovon nur die Ausgaben für seinen Hofhalt und eine Anzahl Pensionen für Günstlinge, Verwandte und theologische Schulen und Stiftungen bestritten werden. Die Ausgaben für Beamtengehalte sind fast gleich Null, da die Beamten auf die Aussaugung ihrer Provinzen angewiesen sind, und die kleine reguläre Macht kostet sehr wenig. Für das Land aber, für Straßen, Brücken, Spitäler, Gefängnisse ꝛc. wird einfach gar nichts ausgegeben. Die infolge des Krieges mit Spanien kontrahierte Staatsschuld ist fast ganz abgetragen durch die Zölle, von denen seit jener Zeit Spanien die Hälfte für sich behält. Es muß also jedes Jahr eine gewisse Summe baren Geldes zu den seit langer Zeit vorhandenen Schätzen hinzukommen. Diese letzteren nun sollen seit den ältesten Zeiten in Mekineß in Verwahrung liegen, und es hat sich um dieselben ein ganzer Mythus gebildet. Hinter dreifachen eisernen Thüren gelangt man, nachdem das von hohen und dicken Mauern umgebene Schatzhaus erreicht ist, in einen dunklen Gang, an dessen Ende ein Saal sich befinde, von wo aus man durch eine Fallthür in die unterirdische Schatzkammer trete. Das Haus selbst werde von 300 Negersklaven bewacht, die nie lebend dasselbe verlassen dürfen — ein lebendiges Grab — und nur einmal im Jahre komme der Sultan oder einer seiner Getreuen, um neues Geld zu dem alten Haufen zu werfen. Dem Sultan und seinen Günstlingen liegt natürlich daran, den Schatz mit möglichstem Zauber zu umgeben, und die Bevölkerung ist sehr empfänglich für etwas derartiges. Späterhin soll nun der Schatz an mehreren Orten aufbewahrt worden sein, so daß jetzt ein Theil in Mekineß, ein anderer in Fes, der größte Theil aber in der südlich des Atlasgebirges gelegenen Oase Tafilet, dem Stammlande der Filali*, verborgen sei. Es scheint mir das Wahrscheinlichste, daß das wenn auch nicht ganz so enorme, aber doch immerhin bedeutende Vermögen des Sultans in Tafilet in Sicherheit gebracht ist. Kommen doch immer mehr Europäer nach Marokko, und im Falle einer kriegerischen Verwicklung ist ja eine Besetzung von Fes und Mekineß nicht absolut ausgeschlossen. Jeder aber, der Mekineß besucht, wird zweifellos mit all den Fabeln traktiert, die sich an den Schatz des Sultans und die 300 eingemauerten Schwarzen im Laufe der Zeit geknüpft haben.“

Meine eigenen Beobachtungen begünstigte ein mehrwöchiger Aufenthalt in Mekineß und der tägliche Zutritt zum Palast des Sultans, der mir als seinem Arzte freistand.

Jeden Morgen mußte ich in den Palast des Sultans kommen, um seine Frauen, die sich krank meldeten, zu behandeln, und wurde zu dem Ende am Eingang von einem bejahrten dicken Eunuchen empfangen, der den bezeichnenden Namen „Abu Kamphor“* führte und der mir als der Oberste der Eunuchen bezeichnet wurde. Im Anfang wollten sich die Frauen vor mir nicht entschleiern, und als ich darauf bestand, ging Herr Kampher zum Sultan und kam mit dem Bescheid zurück: „Unser Herr (Sidner) sagt, da Du ja doch nur ein Rumi** und eben erst übergetretener Christenhund bist, brauchen sich die Frauen Deinetwegen nicht zu genieren.“ Somit fielen die Umschlagetücher (eigentliche Schleier werden in Marokko nicht zum Verschleiern der Frauen gebraucht), und ich hatte nun alle Tage Gelegenheit, die Gesichter der Frauen des Sultans bewundern zu können.

Meine Besuche waren für mich eigentlich nur angenehme (?) Plauderstunden, denn ich hütete mich wohl, den Damen irgendwie innerlich Medizin zu verordnen. Einmal hatte ich nicht Lust, stets die Arzenei mit ihnen zu theilen — in Marokko ist man bei Hofe so mißtrauisch, daß der behandelnde Arzt stets die Hälfte der verordneten Medizin schlucken muß — dann aber würden die Damen, von denen keine ernstlich krank war, auch von selbst jede Medizin zurückgewiesen haben. Eines Tages nun brachte eine niedliche Frau von etwa 14 Jahren Konfekt, und ich ließ mich verführen, davon zu essen: es war Madjun***. Nun weiß ich nicht, wie es kam, mit einem Male sah ich eine eiserne Thür und Herr Kampher lud mich ein, ihm zu folgen. Ich kam mit ihm durch einen mit mehreren dicken eisernen Thüren versehenen dunklen Gang — die Thüren wurden von Herrn Kampher mit großen Schlüsseln geöffnet — in ein großes, rundes Gewölbe, das nur schwach von oben durch ein zweifach vergittertes Fenster Licht bekam. Was ich da sah, spottet aber jeder Beschreibung. An einer Seite lagen Säcke, angefüllt mit spanischen Bu Medfa† und anderen harten Thalern; ein jeder Sack enthielt mindestens 10 000 Thaler, dann kamen große Gold- und Silberbarren, deren Werth zu schätzen mir unmöglich war, endlich wundervolles Geschmeide, aus Diamanten, Perlen und Rubinen und anderen Edelsteinen zusammengesetzt, wie ich sie nie schöner gesehen; auch Kästchen mit nicht gefaßten Brillanten und großen Perlen waren vorhanden. Ich fragte Herrn Kampher gerade, warum der Sultan seine Frauen nicht besser kleide und mit diesen Schmucksachen schmücke, als ich einen Fußtritt von ihm zu erhalten glaubte, und — erwachte: ich war vom Diwan gefallen und lag am Boden.

Vor mir stand der Sultan selbst, und ich wußte nun, ich hatte nur geträumt, ich war berauscht worden von dem Genuß des Haschisch. Man wird sich meine Verlegenheit und Angst denken können, als ich erwachte in Gegenwart des Sultans, und noch dazu in einem Vorzimmer seines Harems! Wäre der Sultan ein zweiter Muley Ismaël gewesen, so hätte er mir sicher eigenhändig den Kopf abgeschlagen; so hörte er aber meine Entschuldigungen, und ob er sie nun glaubte oder nicht, er befahl Kampher, mich in Verwahrsam zu nehmen.

Aber zum größten Glück pochte es draußen an der Thür,

* „Filali“, d. h. der aus Tafilet Stammende, ist der Geschlechtsname der herrschenden Dynastie.

* „Abu Kamphor“ heißt der Vater des Kamphers, denn die Herrscher von Marokko lieben es, ihren Eunuchen stark riechende Namen zu geben. So hieß ein anderer „Abu Müsk“ = „Vater des Moschus“, noch ein andrer „Abu atr urdi“ = „Vater der Rosenessenz“ u. s. w.

** Rumi wörtlich übersetzt: Römer, d. h. Europäer.

*** Madjun ist ein Konfekt, das in der Hauptsache aus Zucker, Haschisch (cannabis indica) und etwas Canthariden-tinktur besteht.

† „Bu Medfa“, „Vater der Kanone“, nennen die Marokkaner die spanischen Thaler, da das Wappen der Spanier bekanntlich von zwei Herkulessäulen flankiert wird.

und dem heraustretenden Sultan wurde vom Uisir el Kebir* Si Thaib Bu Aschrin gemeldet, daß Sir Drummond Hay, der britische Gesandte, angekommen sei. Ich blieb nur einen Tag in Haft. Si Thaib Bu Aschrin vermittelte ein Schreiben von mir an Sir Drummond Hay, und ihm verdankte ich in kurzem nicht nur meine Befreiung, sondern die Erlaubniß, in ganz Marokko reisen zu können, wohin es mir beliebte. Ich aber war froh, von den gefährlichen Haremsbesuchen entbunden zu sein.

Nun zur Wirklichkeit übergehend, berichte ich:

Es giebt keinen eigentlichen Schatzmeister in Marokko, noch gar einen Finanzminister, denn den Schlüssel zur Hauptkasse, welche in Mekineß sein soll, hat der Sultan selbst. Daß eine Hauptabtheilung des dortigen Palastes, welche von außen einen vollkommen fensterlosen, viereckigen, steinernen Würfel darstellt, „el dar el chasna" oder „bit el mell" (Schatzhaus) heißt, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen; anscheinend hat dieses massive Gebäude von außen gar keinen Zugang, indeß liegt eine Seite nach dem Harem zu, und von dort aus wird wohl auch der Eingang genommen werden. Die Marokkaner behaupten, der Zugang zum Schatze führe unterirdisch durch einen Tunnel. Das Innere wird beschrieben als eine ausgemauerte Höhlung, in der wieder ein gemauertes Gemach enthalten sei. Aber dies ist wohl Fabel, denn niemand dürfte je einen Blick ins Innere gethan haben. Ebenso sind die Summen, welche im Schatzhaus angehäuft liegen sollen, wohl lange nicht so bedeutend, als manche herausgerechnet haben. Französische Schriftsteller haben die Ersparnisse der marokkanischen Regenten auf 300 Millionen Franken, ja auf eine Milliarde veranschlagt, ohne zu bedenken, daß das, was der eine Sultan zurückgelegt hatte, oft vom folgenden, der durch Usurpation und Gewaltmittel auf den Thron kam, an einem Tage der Plünderung preisgegeben wurde. Als z. B. an Spanien jene 22 Millionen spanischer Thaler Kriegsentschädigung gezahlt werden mußten, fand es sich, daß der Staatsschatz leer war. Oder durfte und wollte der Sultan ihn nicht angreifen? Am wahrscheinlichsten ist doch, daß das Geld gar nicht vorhanden war.

Dies hatte ich im Jahre 1861 geschrieben, und ich lebe auch heute noch der Ueberzeugung, daß in Marokko kein Staatsschatz, oder sagen wir lieber: Schatz der Sultane vorhanden ist. Wenn er irgendwo wäre, könnte er aber nur in Mekineß sein, erstens weil Mekineß eine verhältnißmäßig sichere, gewissermaßen militärische Stadt ist, zweitens weil dort das Haus, das den Schatz beherbergen soll, von mir mit eigenen Augen gesehen wurde, was alles auf Fes nicht zutrifft. Aber gar, wie Lenz es thut, von Tafilet sprechen zu wollen als dem Ort, der den Schatz bergen könnte, ist ganz unannehmbar, weil er dort der größten Unsicherheit ausgesetzt wäre. Abuam sowohl als Rissani, Hauptplätze von Tafilet, haben gar keine Steinbauten, sondern nur Wohnungen aus an der Sonne getrockneten Backsteinen. Außerdem ist die Autorität der Sultane von Marokko in Tafilet gleich Null. Die einzelnen „Ksors" (Dörfer, meist mit einer aus Lehmsteinen hergestellten Mauer umgeben) leben in beständiger Feindschaft und immer auf dem Kriegsfuß. Der Sultan, dessen Regierung in Rissani sitzt, hat hier einen Kaid und etwa 100 „Maghaseni" (bewaffnete Reiter) zu seiner Verfügung. Diese Maghaseni jedoch, die eigentlich beritten sein sollen, haben alle der theuren Verhältnisse wegen keine Pferde, nur der Kaid ist beritten, und seine Autorität beschränkt sich eben bloß auf den Ksor Rissani, wo er residiert. An den Thoren eines jeden Ortes in Tafilet findet man Tag und Nacht eine beständige Wache, jeder Ort ist unabhängig. Dazu kommt, daß in Tafilet zahlreiche Prätendenten sich befinden, Nachkommen Muley Ismaëls und Muley Seimans, die alle nur zu begierig wären, sich zu bereichern, und die gewiß nicht versäumen würden, einem etwa vorhandenen Schatze nachzuspüren und sich desselben zu bemächtigen. Tafilet ist deshalb der ungeeignetste Ort, um einen Schatz zu beherbergen.

Marokko ist ein Land, in welchem heute noch wie vor 100 Jahren von einer Finanzwirthschaft keine Rede sein kann. Die einzigen einigermaßen sicheren Einkünfte bezieht der Sultan aus den Eingangs- und Ausgangszöllen. Im Inneren des Landes herrscht die heillosseste Raubwirthschaft. Kein Beamter ist besoldet, sondern jeder muß sich seine Stelle kaufen und sieht deshalb zu, wie er das Geld systematisch von seinen Untergebenen wieder erpressen kann. Nun hat Marokko seit einigen Jahren in die Bahnen der Civilisation eingelenkt, d. h. der Sultan hat ein von Europäern befehligtes stehendes Heer, er läßt sich Schiffe, allerdings nur für seinen persönlichen Gebrauch, bauen, es werden Leuchtthürme errichtet, so am Cap Spartel, und Jünglinge ins Ausland geschickt, damit sie von dort als ausgebildete Offiziere oder als gelernte Bergleute nach der Heimath zurückkehren. Alles dies kostet Geld. Aber der Sultan bestreitet diese Ausgaben aus den Einkünften der Zölle, nicht aus einem angeblichen Schatze, den die Sultane angehäuft hätten wie das Deutsche Reich seinen Reichskriegsschatz im Juliusthurme zu Spandau. Die Macht, welche sich einst des marokkanischen Landes bemächtigen sollte, wird daher gut thun, die Hoffnung nicht zu hoch zu spannen, unserer Ueberzeugung nach giebt es keinen Schatz, weder in Mekineß noch anderswo in Marokko.

* Uisir el Kebir, d. h. der große Vizier, also der erste Minister, war zu meiner Zeit Si Thaib Bu Aschrin, dessen Name übersetzt soviel heißt als „Herr der Güte, Vater der zwanzig Rinder" — ein ausgezeichneter Mann, bei dem ich in Mekineß Gastfreundschaft genoß.

Wiegenlied.

(Zu dem Bilde S. 152 und 153.)

Hier in der alten verfallenen Pracht
Schlummere, Knabe, schlummere sacht!
Wohl hat die Sonne noch goldenen Stand,
Wohl zieht rauschend die Welle durchs Land,
Aber du
Träume nur zu —
Sonne und Strom auch, die wandernden, nah'n,
Träumend zu ruhen, dem Ocean.

Hörst du im tiefen Walde, mein Kind,
Dunkle Märchen flüstern den Wind?
Dort bei der Eichen düsterem Platz
Hütet der Riese den funkelnden Schatz;
Aber in Ruh'
Schlummere du!
Horch, wie die Spindel geht — hörst es so gern,
Mutter wacht und der Riese ist fern.

Selig, wen rein das Leben ließ —
Du darfst noch schauen das Paradies,
Darfst mit den Engeln spielen im Traum —
Stille! sie kommen, noch hörst du sie kaum.
Aber schon klingt's,
Schwingt sich und singt's,
Leise schließe die Augen, schlaf' ein,
Und der Himmel, der ganze, ist dein!

Weit ist die Welt und enge dein Reich,
Kannst es umfah'n mit den Aermchen weich —
Nicht in der Ferne einst suche das Glück,
Kehrest nur müde zur Heimath zurück;
Mutterhut
Meint es so gut,
Geh' nicht, so lang sie dich schirmen mag,
Ach, es endet der schönste Tag!

Müde schon schicken die Blumen den Hauch,
Neigen das Köpfchen und schlafen auch,
Bald glüh'n Sterne in dunkelndem Feld,
Heim zieh'n die Herden, es schweigt die Welt,
Hält nun wie du
Selige Ruh' —
Darum hinein in die heilige Nacht
Schlummere, Knabe, schlummere sacht!

Adolf Marquardt.

Wieg

Nach einem Gemäl

Digitized by Google

[illegible] in München.

nlied.

von H. Lauenſtein.

Digitized by Google

Der Zeitgeist im Hausstande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

(1. Fortsetzung.)

Von R. Artaria.

Ich will Ihnen den Beruf nennen, der eine sehr schlagende Illustration zu unserm Streite liefert," rief der Medizinalrath. „Warum giebt es beim Theater keine ‚Frauenfrage'? Einfach deshalb, weil hier allein die Fähigkeiten und Leistungen ganz gleich sind. Die Primadonnen bekommen dieselben riesigen Gagen, feiern dieselben Triumphe, und keine Kritik der Welt könnte dem Publikum einreden, daß sie ihren männlichen Kollegen nachstehen."

„Und doch haben sie sich auch dieses Feld erst vor zwei Jahrhunderten erobert."

„Um sofort ihre Gleichbefähigung siegreich darzuthun. Das sollen die heutigen Damen nur nachmachen, dann kann man ihnen die geistigen Berufsarten dauernd nicht verschließen."

„Ich denke besser von ihrer Befähigung als Sie stachliger Frauenfeind," brach nun Doktor Seiler sein bisheriges Schweigen, „ich glaube, daß sie in der That eine Anzahl von Berufen erobern werden, aber," dämpfte er sofort die aufleuchtende Augensprache seiner Freundin, „ich möchte eines dazu bemerken, was die Streiterinnen für Emanzipation stets außer Augen lassen: wir erfüllen allein die Wehrpflicht und haben ein Recht, für diese größere Last größere Begünstigung zu verlangen. Wenn die Frau auf jedem Felde mit uns wetteifern will, dann muß sie nothwendig ebenfalls Waffendienst oder eine gleichwerthige anstrengende Leistung zum Nutzen der Allgemeinheit übernehmen."

„Wir lassen Ihnen ja dafür die Wahlfreiheit," sagte Emmy lächelnd.

„Im Gegentheil, Ihr bestreitet sie uns, wo Ihr könnt," fiel ihr Gatte ein.

„Nein," erwiderte Fräulein Neube mit unendlicher Herablassung, „nein, ich bestreite sie nicht, weil es ja doch nichts hilft. Aber ich fühle mich nie mehr von der Ueberlegenheit des männlichen Geistes durchdrungen, als wenn ich am Wahltag meinen betrunkenen glotzäugigen Hausmeister, der für gewöhnlich in unverständlichen Lauten grunzt, zur Wahlurne ausrücken sehe. Ich sage mir dann: siehe da den geborenen Vertreter der Intelligenz! Du aber und deinesgleichen geht hin und kocht bis an euer Ende!"

Dies war dem Medizinalrath, der ohnedies einen bedeutenden Abscheu vor dem „geistreichen Frauenzimmer" im allgemeinen hatte, zu viel. „Erlauben Sie, mein Fräulein," sprach er nachdrücklich, „das Kochen, ich meine das gute Kochen, ist eine der edelsten menschlichen Beschäftigungen; ich kann deren Herabsetzung durchaus nicht dulden. Freilich glänzen darin auch bloß die Männer, keine weibliche Leistung reicht an die der berühmten Köche hinan. Aber alle Ehre, tiefe Hochachtung den Frauen, die sich ernsthaft eines guten Kochens befleißigen! Sie thun größeres, als wenn sie Bände voll mittelmäßiger Novellen schrieben, Säle voll schlechter Bilder malten — von der Klavierqual ganz zu schweigen."

Fräulein Neube war sonst um Erwiderungen nicht verlegen, allein ein so unmittelbarer Angriff auf die Reihe ihrer eigenen Novellenbände, welche dieser unverschämte Mensch zu den mittelmäßigen zu rechnen schien, machte sie sprachlos. Sie suchte noch nach einem möglichst vernichtenden Brandgeschoß, als Emmy, die bis dahin mit lebhaftem Antheil zugehört hatte, ihr zuvorkam.

„Lieber Freund," sagte sie mit dem ihr eigenen warmen Tone, „die meisten Mädchen würden glücklich sein, an ihrem eigenen Herde zu kochen. Ich habe noch nie eine gekannt, die das nicht selbstverständlich fand. Aber Sie hören es ja, viele Tausende müssen nothgedrungen andere Beschäftigungen suchen, sie genießen nicht den Schutz des Mannes, sollen als Mündige selbst für sich sorgen und werden fortwährend als unmündig und unfähig zurückgestoßen. Darin liegt ein so großer, trauriger Widerspruch, daß es kein Wunder ist, wenn die Begabten unter ihnen laut nach Gerechtigkeit, nach freier Bahn für ihre Kraft und Begabung verlangen. Es ist einfach grausam, sie alle, die keinen häuslichen Herd finden können, immer wieder auf denselben zu verweisen!"

„Also Sie sind auch für weibliche Aerzte, Richter, Prediger und Advokaten? Da machen wir ja ganz neue Entdeckungen, Walter!"

Aber dieser betrachtete vergnügt seine schöne, vor Erregung erröthende Frau und nickte ihr beifällig zu: „Nur los, Emmy, zeige einmal, was Du als Advokat leisten kannst!"

„Ich werde mich hüten," entgegnete sie lächelnd, „diesem schlimmen Feinde in die Fußangeln zu gehen. Ich vertrete nichts, was mir für unweiblich gilt, weder die Richterin noch die Parlamentsrednerin noch sonstige öffentliche Aemter der Frauen. Aber aus voller Ueberzeugung stimme ich denen bei, welche für unser Geschlecht die unserer Anlage entsprechenden Berufsarten verlangen, also neben den bisher üblichen den ärztlichen und den Lehrberuf in vollem Umfang. Ich habe eine Eingabe an den Reichstag mit unterschrieben, worin die Forderung ernsten Studiums, strenger Prüfungen, dann aber Ueberweisung des gesammten niederen und höheren weiblichen Unterrichts an akademisch gebildete Lehrerinnen begründet wird. Kein Mensch kann begabten Mädchen die Fähigkeit bestreiten, nach mehreren Jahren ernster Arbeit zu ganz tüchtigen Geschichts-, Geographie- und Litteraturlehrerinnen zu werden, ganz abgesehen von ihren erzieherischen Eigenschaften. Also soll man auch den Frauen den Unterricht ihres eigenen Geschlechtes voll übertragen und damit zugleich das größere Gehalt, das bisher nur die Männer bekamen."

„Sehr ungerechtfertigter Weise," schaltete Fräulein Neube ein.

„Gut, das will ich Ihnen zugestehen," sagte Hoffmann zu Emmy. „Für Töchterschulen mag's reichen. Außerdem fiele dann auch die Anbetung der Oberklasse für den Litteraturlehrer weg, das wäre immerhin etwas. Aber gehen Sie mir mit dem ärztlichen Beruf! Wir brauchen nicht noch mehr unbedeutende Praktiker, als wir heute schon haben, und das wäre alles, was man im besten Falle von den Frauen zu erwarten hätte!"

„Auf diesen Einwand giebt ein Buch Antwort, das mir neulich in die Hände fiel, und dem ich, ehrlich gestanden, meine neue Begeisterung für die Sache verdanke. Es heißt ‚Frauenbildung' von Helene Lange. Lesen Sie es einmal, Herr Medizinalrath, Sie werden über die sehr guten Gründe der Verfasserin erstaunen. Dort heißt es, wenn man die Grenze für den gelehrten Beruf da ziehen wolle, wo die selbständige Schöpferkraft aufhört, so wären mindestens neunzig Prozent aller Männer zugleich mit den Frauen ausgeschlossen — —"

„Neunundneunzig!" warf Doktor Seiler dazwischen.

„Während die Frauen gerade durch ihre besonderen Fähigkeiten des Verständnisses, der Geduld und Hingabe vorzügliche Praktiker werden könnten, ja es heute in anderen Ländern schon vielfach seien. Ihnen dies bei uns hartnäckig verweigern, heißt doch den Verdacht erwecken, daß der Beweggrund viel weniger die Sorge für das Wohl der Frau als die Furcht vor ihrem Wettbewerb ist."

„Nun natürlich!" rief Fräulein Neube. „Die dummen faulen Jungen, die mit Nachhilfslehrern durch alle Gymnasialklassen gedrückt werden müssen, sie dürfen nicht durch fähige, leicht lernende Mädchen benachtheiligt werden. Denn wenn diese im Schlußexamen siegen würden, so müßte man ihnen ja das Studium erlauben und dadurch die Dummköpfe unter den Jungen zur Handarbeit verweisen. Also nur immer Ein sprache erhoben im Namen der Weiblichkeit! Das klingt gut und hat außerdem noch die sämmtlichen beschränkten Frauen hinter sich!"

Emmy ärgerte sich im stillen über die unerwünschte Bundesgenossin, sie sagte daher kühl:

„Schon deshalb sollte das Frauenstudium durchgehen, damit endlich einmal die Ausnahmsansprüche der damit Beschäftigten aufhörten. Was ist's denn so Großes? Wer Neigung und Talent hat, lernt ebenso selbstverständlich weiter, als eine andere ihren Haushalt führt. Das Verdienst ist in beiden Fällen sicherlich gleich, die

Weiblichkeit aber kann im einen sowohl als im andern gewahrt bleiben."

„Das bestreite ich," rief Hoffmann lebhaft, „das medizinische Studium mit Männern zusammen schließt die Weiblichkeit unbedingt aus."

„Es kann und soll auf eigenen Frauenuniversitäten betrieben werden," entgegnete Emmy. „Die großen englischen Anstalten, von welchen man hier so wenig weiß, beruhen alle auf diesem Grundsatz. Und im übrigen: was für eine Zumuthung für die Weiblichkeit von unzähligen Frauen ist es doch, sich mit einem männlichen Arzte über Dinge besprechen zu müssen, die zu hören für die Studentinnen als unweiblich gilt! Viele von uns können sich in der That nicht dazu entschließen und verfallen so dem Siechthum und frühen Tode. Aus diesem Grunde schon müßte hier das weibliche Ohr, die weibliche Hand gefordert werden — können Sie das leugnen? Ein berühmter Frauenarzt, Geheimrath Winckel in München, hat dasselbe einmal öffentlich ausgesprochen."

Bedeutende Kollegennamen thun stets ihre Wirkung. Emmy benutzte das augenblickliche Schweigen ihres Widersachers, um hinzuzufügen: „Weiblichkeit! Wie wechselnd und vieldeutig ist dieses Wortes Sinn! Was heute für Mädchen als unverfänglich gilt: schlittschuhlaufen, schwimmen, allein reisen, tanzend in den Armen eines Mannes sich drehen, das hätte vor hundert Jahren die größte Empörung erregt. Und beachten Sie nur das Widerspruchsvolle in unserem eigenen Verhalten: dort im Saale legt jeder den Arm um die Taille Ihres Töchterleins und Sie sehen ruhig zu; wagt einer dasselbe morgen in Ihrem Hause, so werfen Sie ihn sofort hinaus. Das ist nur ein Beispiel für unser konventionelles Denken in Betreff der Weiblichkeit. Was aber entspricht echter, wahrer Weiblichkeit mehr: mit freier Seele ruhig den schweren Kampf des Lebens auf sich nehmen oder auf dem großen Markte da drinnen mit Heucheln einen ungeliebten Mann erobern, wie es in hundert Fällen täglich geschieht? Ich würde für meine Tochter das erstere wählen, und tausend andere Mütter denken ebenso!"

„Das bezweifle ich noch," sagte der Medizinalrath, „aber gut, ich will Ihnen zugeben, daß man die Frauen in allerhand geschäftliche Berufe soll eintreten lassen, ich will sogar annehmen, daß einzelne besonders Begabte zu Frauenärzten tauglich wären, allein es graut mir, wenn ich an den Schwarm von leichtsinnigen sensationslüsternen Damen denke, die sich auf die geöffneten Universitätspforten stürzen werden, wenn das Studium einmal Mode wird."

„Nun, da ließe sich wohl vorbeugen," sagte Doktor Seiler. „Eine strenge Maturitätsprüfung zur Annahme, strenge Examina hinterher würden die Leichtsinnigen schon abschrecken, und der Umstand, daß die ganze Fachbildung in völligen Frauenanstalten zu erwerben wäre, müßte von vorn herein die Möglichkeit eines unziemlichen Treibens mit männlichen Studenten ausschließen. Frau Walter bemerkte vorhin ganz richtig, daß wir in Deutschland zu wenig beachten, was auswärts schon geschehen ist. In England geben die mit weiblichen Lehrkräften besetzten ‚High schools', tüchtige gründliche Lehranstalten, den Mädchen gute Kenntnisse fürs Leben und zugleich die Vorbildung für das höhere Studium. Einsichtige Männer haben an der Gründung mitgeholfen, Frauen aber leiten das Ganze und genießen das größte Ansehen, weil sie dasselbe leisten wie gute männliche Lehrer. Die Zulassung zur Universität kostete einen harten Kampf, allein eine entschlossene Dame, Miß Emily Davies, führte ihn mit solcher Ausdauer, daß sie schon im Jahre 1869 das erste College eröffnen konnte; die kleine Schülerinnenzahl hat sich rasch gesteigert, gegenwärtig blühen zwei große Frauenanstalten bei Cambridge, deren Schülerinnen mit den Studenten zusammen unter gleichen Bedingungen geprüft werden und oft genug die erste Note davontragen. Die Universität London verleiht ihnen den Doktortitel ebenfalls, und thatsächlich praktiziert in England eine große Anzahl weiblicher Aerzte, selbst als Vorsteherinnen an Hospitälern. Es ist also nicht einzusehen, warum das, was dort vollständig eingeführt ist, nicht auch bei uns versucht werden könnte. Wir haben uns lange genug besonnen — von den großen europäischen Völkern sind im Rückstand nur noch Türken, Ungarn und — Deutsche. Alle anderen haben das Frauenstudium erlaubt."

„Und die Anstrengungen dabei, den Ruin der Nerven und Organe für die, welche es nicht aushalten, die rechnen Sie nicht? Der weibliche Körper ist doch nicht dazu gemacht, zwischen dem sechzehnten und vierundzwanzigsten Jahre von morgens bis abends zu lernen!"

„Und die vielen nervösen leidenden Frauen," fuhr Fräulein Neube dazwischen, „die von der Vergnügungsjagd abgematteten Seelen, die gar keiner Arbeit mehr fähig sind, die haben ja das ‚naturgemäße' Leben geführt und sind doch kaput! Wie kommt das? Lassen Sie die anderen nur ihres Weges gehen — je mehr durch das Studium geschädigt werden, desto angenehmer kann es den Gegnern sein. Aber ich fürchte, diese erleben das Vergnügen nicht."

„Nein," versetzte Emmy, „in dem Langeschen Buche wird genau geschildert, wie man es im Girton College macht, um den jungen Mädchen neben den geistigen Anstrengungen Gesundheit, frohe Laune und körperliche Frische zu erhalten. Das wollte ich Ihnen vorhin alles erzählen, allein mit Euch deutschen Männern muß man ja immer erst über die Grundlagen der Berechtigung streiten und kommt zu keiner sachlichen Ausführung. Morgen schicke ich Ihnen das Buch und ein anderes dazu: ‚Aerztinnen', von Mathilde Weber, das lesen Sie einmal durch, Sie werden überraschende Thatsachen finden, und dann sagen Sie mir, ob Sie noch das Herz haben, den Worten dieser klugen gemäßigten und durchaus weiblichen Frauen ein starres ‚Niemals!' entgegen zustellen."

„Der Stein ist im Rollen," seufzte Hoffmann. „Worte helfen da nichts mehr. Aber wenn ich künftig mit weiblichen Kollegen zu einer Berathung zusammentreten muß, dann werde ich mich sehnsuchtsvoll erinnern an die guten hilfreichen Bäschen und Tanten, die man früher holen konnte, wenn es Kranke in der Familie gab —" .

„Und die man wieder als verspottete alte Jungfern in den Winkel stellte, wenn man sie nicht mehr brauchte," rief Fräulein Neube. „Nein, Herr Geheimrath, immer wird sich das weibliche Geschlecht nicht auf dem Altar der männlichen Selbstsucht opfern lassen!"

„Wir werden pflegen und helfen und uns stets erinnern, daß dies der erste Frauenberuf ist," klang Emmys freundliche Stimme dazwischen. „Jedoch die Armen unter uns müssen bessern Lohn finden und die vielen unthätigen, in ihrer Familie entbehrlichen Mädchen, die mit dem größten Wunsche nach Thätigkeit im täglichen Kleinleben verkümmern und verbittern, sie sollen zur Arbeit und dadurch zum befriedigenden Menschendasein emanzipiert werden."

Während dieser letzten Reden begann es von draußen her lebhaft hereinzuströmen — die Musik war verstummt, Mütter eilten durchs Zimmer, die verlorengegangenen Familienhäupter aufzusuchen, Töchter erschienen unter den Thüren, die Hände voller Bukette. Man hatte vom Kotillon verständnißvoll nur die einzige Sträußchen- und Ordentour getanzt, nun war für viele kein Grund mehr, weiter zu bleiben. Alles erhob sich. Doktor Seiler lief schleunigst, um noch ein paar Blumen für Fräulein Neube aufzutreiben, es fiel ihm zu spät ein, daß er den Tischwalzer völlig vergessen hatte. Der Medizinalrath ging seinen Damen entgegen; Frau Malchen sah erzürnt drein und das Töchterlein hielt trübselig ein einziges Sträußchen zwischen den Fingern.

„Komm," sagte die erstere halblaut zu ihrem Manne, „ich habe jetzt völlig genug. Wir hätten nicht hergehen sollen, das Kind hat sich gelangweilt. Freilich, wo solche Geschöpfe den Ton angeben —" sie warf einen giftigen Blick auf Vilma, die drinnen unweit der Thür stand, vom Lichtglanz umflossen, und lachend und scherzend die Last der Blumen, die sie nicht alle selbst tragen konnte, ihren Verehrern zum Aufheben übergab.

Der Medizinalrath fühlte ein ganz neues Unbehagen in sich aufsteigen. Er sah auf sein blasses Töchterchen und bemerkte zum ersten Male, wie ausdruckslos ihre Augen über der kurzen Stumpfnase und den aufgeworfenen Lippen standen. Auch die Gestalt machte sich nicht besonders. „Hm!" dachte er, „hübsch müßte ein Mädchen freilich sein, was soll man sonst mit ihm anfangen!" Und laut sagte er zu der gleichfalls im Aufbruch begriffenen Emmy: „Sie haben ganz recht, es ist doch ein zweifelhaftes Vergnügen, so ein Ball; über unserem Gespräch habe ich

freilich nicht bemerkt, wie die Zeit vergeht, aber meine Frau — sie ist das lange Aufbleiben nicht mehr gewohnt — ich denke, wir gehen, liebes Kind."

„Haben Sie sich gut unterhalten, Helenchen?" fragte Emmy.

„O ja," versicherte diese lebhaft. „Es war wirklich ganz reizend."

Und die Mutter nickte zufrieden ihrem Töchterlein zu, welches die Hauptkunst im Frauenleben so schnell und richtig begriffen hatte.

9.

Die Märzsonne schien hell in das gemüthlich warme Eßzimmer herein und gerade auf die lange Weißbrotschnitte, welche Francis Weston langsam und ausgiebig mit Butter bestrich. Er war ein grundsätzlicher Feind des Frühaufstehens und erschien erst im Frühstückszimmer, wenn die Walterschen Kinder längst in der Schule saßen und deren Mutter auch schon den anstrengendsten Theil ihrer Morgenpflichten hinter sich hatte. Dann war ihr eine kleine Ruhepause ganz willkommen, sie setzte sich als Zuschauerin zu seinem umständlichen Theetrinken; Klein-Maja kam auch herbei, freilich nicht zum bloßen Zugucken. Francis hatte sie bereits tüchtig verzogen, wie Emmy regelmäßig bemerkte, aber sie hatte doch ihr Vergnügen an der lustigen Fütterung, hörte und antwortete zwischendurch auf alles, was der ehrliche Junge in seiner überseeischen Offenheit an Gedanken und Erlebnissen vor ihr auskramte, und hatte dadurch bald sein ganzes Herz gewonnen. Er selbst war weit entfernt, zu ahnen, in welchem Maß seine Gegenwart das Leben im Walterschen Hause erleichtert und verbessert hatte. Emmy jedoch vergaß das niemals, sie hatte sich gelobt, ihm dafür zu geben, was durch Geld nicht bezahlt werden kann: Geduld, Liebe und mütterliche Sorge. So fühlte sich denn der junge Mann bald gründlich wohl; wie gleichgültig er dem Hausherrn war, merkte er in seiner Unbefangenheit nicht, er hielt sich hauptsächlich an Emmy und die Kinder, die ihn zärtlich liebten und als unermüdlichen Spender außerordentlicher Freuden in Gestalt von Theater- und Cirkusbilleten verehrten. Besonders Fritz sah in ihm ein unbedingtes Vorbild — er hatte schon mehrmals versucht, seinem umgeschlagenen Hemdkragen eine stramme Richtung nach aufwärts zu geben, sowie einen Mittelscheitel durch sein struppiges Haar zu erzwingen. Da er aber in beiden Fällen als einzige Wirkung ein Hohngelächter von Moritz erzielte, in welches sogar die gutmüthige Elisabeth mit einstimmte, so lief er wüthend hinaus und ergab sich ferner mit stummer Entrüstung in die auch schon von Francis mehrfach hervorgehobene Thatsache, daß man in Deutschland die jungen Leute allzu lange als Kinder behandle. Rauchen aber hatte er im stillen bei dem Freunde gelernt, das war wenigstens ein Trost!

Francis Weston also war eben damit beschäftigt, sein Weißbrot mit Butter schmackhafter zu machen. Jetzt hatte er die sorgsame Beschäftigung beendet und goß sich die große Tasse voll Thee, schlug das Ei auf, reichte der kleinen Maja das erste eingetunkte Schnittchen, warf dem Schinkenteller einen liebevollen Blick zu und sagte dann, zu Emmy gewandt, in Fortsetzung des begonnenen Gespräches:

„Es ist wohl wahr, ich mache Fortschritten in Deutsch, aber es ist doch eine sehr schwere Sache. Sie haben so viele Hauptworte, die man nicht kann finden in Dictionary."

„Warum nicht gar, lieber Francis! Jedes Hauptwort muß im Wörterbuch stehen."

„O ja, aber man kann nichts machen damit. Ich lese neulich irgendwo ‚Siebenkäs'. Ich suche ‚sieben', ich suche ‚Käs' und weiß doch nicht, was heißt beides zusammen."

„Das war eben ein Eigenname," lachte Emmy. „der hat ja auch keinen Artikel."

„O, bitte, es giebt auch solche mit Artikel, die nicht Sinn haben. Was ist zum Beispiel ein ‚Klopstock'?"

„Das ist der Name eines deutschen Dichters."

„Nein, es kann nicht sein, es steht dort mit dem Artikel."

„Dann bedeutet es einen Stock zum Ausklopfen."

„Nein, auch nicht, es ist ein Vers und heißt:

‚Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? Nein —'

Was ist also ein Klopstock?"

Ein Amerikaner kann mehr fragen, als zehn deutsche Frauen zu beantworten wissen, das merkte Emmy jetzt auf einmal. Sie hätte ihrer schnell herausgesprochenen Antwort: „Das ist nur poetische Ausdrucksweise!" eine gute grammatikalische Begründung gewünscht, war indessen außer stande, eine solche aufzufinden, und mußte es dulden, daß jetzt Francis mit betrübtem Kopfschütteln sagte:

„O, es ist sehr schwer, sehr schwer — das Deutsche. Und es fehlt Logik darin. Warum sagt man: der Muth, die Wehmuth, der Hochmuth?"

Die schmerzliche Antwort: „Ich weiß es nicht!" blieb Emmy erspart, denn in demselben Augenblick erschien das Mädchen, um sie abzurufen, es sei Besuch im Salon. Drüben fand sie die kleine Frau Hoffmann, die sich tausendmal entschuldigte, so früh lästig zu fallen, aber sie habe in einer sehr wichtigen Angelegenheit Frau Walter durchaus zu Hause treffen wollen. Nämlich ihre neueste Köchin — hier that Emmy einen tiefen Athemzug und lehnte sich ergebungsvoll ins Sofa zurück, denn nun war alles weitere für die nächste halbe Stunde selbstverständlich.

Wer Frau Malchen ein beschränktes Haushuhn nannte — und es gab leider viele, welche diese Auffassung hatten — that ihr doch großes Unrecht. Auch sie strebte nach dem Höheren — sie suchte zeitlebens nach dem Ideal einer Köchin und hatte dabei, wie es den Idealisten zu gehen pflegt, die grausamsten Enttäuschungen zu überwinden.

„Du hast gehofft, Dein Lohn ist abgetragen" . . . schien ihr ein unerbittliches Schicksal jedesmal zuzurufen, wenn sie nach den besten Anfangsaussichten eben doch wieder „Symptome" merkte, welche ihr Gemahl mehr fürchtete als die seiner schwersten Patienten, besonders wenn die betreffende gut kochte. Aber — er war zwanzig Jahre verheirathet und kannte Malchens Eigenthümlichkeiten. Sie war ja sonst eine vorzügliche Frau, die es fertig brachte, mit drei Dienstboten und vielem Gelde das Hauswesen so zu führen, daß das Essen jeden Tag rechtzeitig auf den Tisch kam und alle zur entsprechenden Jahreszeit ihre gehörigen Kleider hatten. Mehr von einem weiblichen Gehirn zu verlangen, etwa den Einfluß auf Charakter und Bildung ihrer Kinder, das wäre nach Hoffmanns Ueberzeugungen unbillig gewesen, und er war nicht der Mann, sich eine Unbilligkeit zu schulden kommen zu lassen. So hätte es Frau Malchen sehr gut haben können, wäre eben nur das besagte Streben nach dem Ideal nicht gewesen.

Heute stellte sich der Fall in ungewöhnlich düsterem Lichte dar. Frau Walter selbst hatte ihr damals das Mädchen als treu und zuverlässig empfohlen, und nun waren nach anfänglicher großer Zufriedenheit wieder sehr verdächtige „Symptome" an Zucker und Butter zum Vorschein gekommen, „gerade wie bei jener hübschen Marie, Sie erinnern sich doch?"

Emmy erinnerte sich nicht; sie hörte ergeben dem Redestrom zu, sah zwischendurch nach dem vorrückenden Zeiger der Uhr, suchte zu begütigen, machte dadurch das Uebel ärger und konnte schließlich nichts thun, als Verwahrung gegen mögliche künftige Veränderungen der von ihr Empfohlenen einlegen.

Frau Hoffmann sah sie enttäuscht an, sie schien auf bessere Trostgründe gehofft zu haben. Außerdem ärgerte sie Emmys kaum verhüllte Gleichgültigkeit, sie ging also mit dem Ahnungsvermögen, das auch weniger begabte Frauen besitzen, auf einen andern Gegenstand über und fragte mit theilnehmendem Ausdruck:

„Wie sind Sie denn jetzt mit Fritz zufrieden?"

„Ganz gut," erwiderte Emmy etwas erstaunt. „Warum fragen Sie?"

„O, ich dachte nur, er hatte sich vielleicht jetzt doppelt daran, um doch noch mitzukommen. Freilich, nach seinem letzten Zeugniß sollte man an der Möglichkeit zweifeln."

Emmy war es gewohnt, Frau Hoffmann stets erstaunlich genau über ihre häuslichen Verhältnisse unterrichtet zu finden, hier stutzte sie aber doch:

„Welches Zeugniß meinen Sie?"

„Nun, das von Weihnachten. Da hatte er ja nur ein paar ‚Mittelmäßig' und sonst lauter ‚Schlecht', sollten Sie das wirklich nicht wissen, liebste Frau?" Die runden Käferaugen bohrten sich funkelnd vor Neugier in Emmys Gesicht fest. „Unser Hermann brachte es gleich mit heim. Ja wir bedauerten damals beide Ihre gestörte Festfreude, aber mein Mann sagte doch auch: ‚Das

kommt davon, daß Walter hartnäckig keinen Nachhilfslehrer nehmen will. Die Jungen sind zu überbürdet, sie können es allein nicht leisten.' Also hat Ihnen der Herr Gemahl gar nichts gesagt? Nun vielleicht hat er Fritz gehörig vorgenommen und es wird auf Ostern anders, wir wollen das Beste hoffen!"

Und die kleine runde Frau trippelte hinaus mit einem schönen Gefühl von Befriedigung im Herzen.

Emmy stand sprachlos. Eine ahnungsvolle Beklemmung preßte ihr das Herz zusammen, sie suchte und suchte nach einer Erinnerung, allein es wollte keine kommen. Nein — sie hatte zu Weihnachten kein Zeugniß gesehen — und sollte Hugo ihr eine Unannehmlichkeit verschwiegen haben? Es wäre das erste Mal! Viel näher lag, daß der unglückliche Junge das Zeugniß unterschlagen hatte.

Ja, nun erinnerte sie sich . . . er hatte am Heiligen Abend gesagt, die Zeugnisse würden diesmal erst nach Neujahr ausgegeben, und später, unter den verschiedenen Vergnügungen und Zerstreuungen des Winters, war die erneute Nachfrage vergessen worden! Aber — ununterschrieben durfte er es ja gar nicht ins Gymnasium zurückbringen! . . .

Der Gedanke fiel ihr plötzlich wie ein Hammer ans Herz und schlug sie völlig nieder. Ach — nur das nicht, nur nicht ihr Kind ein Lügner und Betrüger! Er war doch immer ein so guter kleiner Junge gewesen . . . nein, es konnte nicht so sein, es mußte sich anderweitig aufklären!

Allein die Bangigkeit wollte trotzdem nicht weichen, und die Zeit bis zu seiner Heimkehr am Mittag schien der armen Mutter endlos lang. Endlich ertönte die Klingel, aber nicht Fritz, sondern ihr Gatte erschien diesmal zuerst. Er war sichtlich guter Dinge, ging mit seinem hübschen elastischen Gang auf sie zu und sagte sehr lebhaft:

„Wie wäre es, Schatz, wenn wir während der Ostertage einmal ausspannten, um uns Nürnberg anzusehen? Es war ja schon lange unser Wunsch, nun könnten wir's einmal ausführen."

„Wie kommst Du eigentlich darauf?" fragte sie erstaunt.

„Es trifft allerhand zusammen," versetzte er vergnügt. „Ein paar von meinen Bekannten gehen hin, auch Linchen Wiesner hätte Lust dazu; es giebt zudem einen billigen Sonderzug zu den Feiertagen — den Francis können wir ja auch mitnehmen — nun, und der Gedanke, wieder einmal herauszukommen aus dem täglichen Einerlei, ist ebenfalls so übel nicht. Und der Finanzminister erlaubt es, das ist die Hauptsache! Also ich denke, wir entschließen uns."

„Ach Hugo —" sie wußte nicht, wie sie es am besten angreifen sollte, und zögerte — „ich meine, wir dürfen nicht so viel an uns denken. Die Kinder —"

„Nun, die sind wahrhaftig groß genug, um einmal drei Tage allein zu bleiben. Die kleinen hütet Gustel, und Fritz kann einen Ausflug mit Kameraden machen!"

„Ach, Hugo, gerade für Fritz wäre eine größere Ueberwachung nothwendig —"

Sein Gesicht verfinsterte sich. „So, und was giebt es denn wieder mit ihm?" fragte er scharf.

Erschwerte Arbeit.

Nach einem Gemälde von H. Oehmichen.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München

Stockend und zögernd brachte Emmy, was sie von Frau Hoffmann gehört, in möglichst milder Form heraus, aber ein fürchterlicher Ausbruch erfolgte doch unmittelbar. Hugo wüthete über den ungerathenen, heuchlerischen Jungen, von dem man nur Aerger und Schande erleben werde. Natürlich mußte er die Unterschrift gefälscht haben — „her mit ihm, auf der Stelle her, zur Verantwortung!"

„Laß noch das Mittagessen vorübergehen," flehte Emmy, „Francis braucht davon nichts zu wissen; hernach wollen wir mit Fritz reden."

Da es schon nahe an ein Uhr war, fügte sich der Gatte. Aber heiter war dieses Mittagessen nicht. Fritz sah furchtsam auf die wolkenumzogene väterliche Stirn, Emmy blieb schweigsam, sie lachte nicht einmal mit, als Francis seinen Vorsatz aussprach, sich zu dem bevorstehenden Ausflug einen kleinen „männlichen" Koffer anzuschaffen, und bemerkte kaum Majas warme Schmeichelhände, die ihr das Gesicht streichelten: „Nit bös sein, Mamale, gleich freundliches G'sichterl machen!"

Endlich, endlich war das Essen vorbei, ein scharfer Ruf des Vaters wies Fritz hinüber in den Salon, und dort stand er nun vor seinem Richter.

Das böse Gewissen sprach aus seinen unruhig hin und her fahrenden Blicken, doch versuchte er den Unbefangenen zu spielen, konnte sich erst gar nicht erinnern, das Zeugniß nicht gebracht zu haben, versuchte dann mit weltmännischer Leichtigkeit zu sagen: „Ach, das habe ich dann eben ganz vergessen!" verstrickte sich, während des Vaters Stimme immer drohender klang, in einfältiges Leugnen, und erst, als ihm dieser seine Begleitung für heute ankündigte, um bei dem Direktor jene Unterschrift nachzusehen, da brach seine Keckheit zusammen. Heftig weinend gestand er, aus Furcht vor dem Papa die Unterschrift selbst gemacht zu haben, „denn es hilft ja doch nichts," fuhr er heulend fort, „ich kann nicht mit den anderen vorwärts kommen, die haben alle Nachhilfslehrer und ich nicht!"

Außer sich vor Wuth hob Walter den Arm, Emmy aber, die in bitterem Mutterschmerz seither still dabei gestanden hatte, griff nach seiner Hand und zog sie nieder. „Hugo, ich bitte Dich!"

Die flehende Stimme blieb nicht ohne Wirkung.

„Gut denn," sagte er mit gerunzelten Brauen und einem verachtungsvollen Blicke auf den vernichtet Dastehenden, „er soll nicht geschlagen werden, der ehrlose Fälscher. Allein strafen will ich ihn, daß er es spüren soll! Kein Vergnügen mehr das ganze Vierteljahr bis zum Schulschluß — hörst Du? — nur noch Arbeit von morgens bis abends. Wenn die anderen spazieren gehen, machst Du Dich hinter die Bücher, um das Versäumte nachzuholen, und am Sonntag bleibst Du daheim, und wehe Dir, wenn Du die Schlußprüfung nicht bestehst!"

Wieder fühlte er den sanften Druck auf seinem Arme, er hielt also mit weiteren Androhungen vorerst inne, betrachtete voll verbissenen Grimms die energielos hängenden Mundwinkel und rothgeschwollenen Augen des armen Sünders und setzte endlich hinzu: „Mein Sohn wirst Du erst wieder sein, wenn ich Neue

und Besserung bemerke. Nimm Dich zusammen, ich rathe Dir's! Bei dem ersten Anstoß setzt es fürchterliche Hiebe. Nachhilfestunden bekommst Du nicht; wenn Du zu dumm zum Studium bist, dann kannst Du Steine klopfen!"

Ein neues Verzweiflungsgeheul war die Antwort. Emmy, selbst in Thränen, flüsterte Fritz zu: „Bitte den Papa um Verzeihung!"

Er bog den Arm vor das Gesicht und schluchzte weiter.

„Schick' ihn hinaus," sagte Walter rauh, „ich mag ihn heute nicht mehr vor Augen haben!"

„Du trägst die Hauptschuld," fuhr er auf, als sich die Thür kaum hinter Fritz geschlossen hatte, „mit Deiner ewigen Nachsicht und Schwachheit gegen den Buben! Da hast Du's nun! Ein elender Lapps ist er geworden, ein Dämel, der nicht einmal den Muth seiner Schlechtigkeit hat. Aber ich will ihm kommen, ich will ihn —"

Emmy sah den wüthend Auf- und Abrennenden mit entgeisterten Augen an. „Ich, Hugo? Aber um Gotteswillen, ich kann doch seine Aufgaben nicht mehr überwachen! Viel eher" — ihr Muth wuchs über dem ungerechten Angriff — „viel eher solltest Du Dir selbst Vorwürfe machen, denn Du kümmerst Dich nicht darum, ob er seine Arbeiten richtig macht oder nicht. Die anderen haben ihre Nachhilfe —"

„Nenne mir das Wort nicht!" rief er, zornig mit dem Fuße stampfend. „Ein tüchtiger Junge braucht keine Nachhilfe, die Klassenaufgaben sind nicht zu groß; die unserigen waren ganz ebenso, und wir haben sie gemacht. Wer überhaupt denken kann, der kann auch Regeln lernen und sie anwenden. Aber, der Bursche ist ja so zerstreut, daß er nicht hört und sieht —"

„Und das stört Dich erst, wenn wie heute eine schlimme Folge daraus entsteht! Ein Vater müßte sich mehr um seinen Sohn kümmern, als Du es thust, Hugo! Was weißt Du denn von seinem innern Leben, von seinen Neigungen und Interessen? Nichts! Du läßt ihn so neben Dir hergehen, bis ein Anlaß zum Strafen kommt, dann merkt er, daß er einen Vater hat. Und das ist dasselbe Kind," fuhr sie nach einer Pause ergriffen fort, „dessen erste Schrittchen wir mit Entzücken überwachten, für dessen geistiges Wohl in den ersten Jahren aufs ängstlichste gesorgt wurde! Sollen wir nun, wo er eine moralische Stütze braucht, nicht die Sorge und Liebe verdoppeln, hätten wir nicht nach jenem Zeugniß noch einmal fragen müssen? Ich kann mir nicht helfen, Hugo — der Fehler muß an uns ebenso liegen wie an dem Jungen. Pflichtgefühl ist eine Frucht der Erziehung, wir sind offenbar noch keine hinlänglich guten Erzieher."

„Warum nicht gar!" fuhr er auf. „Glaubst Du, daß meine Eltern, die ganz vorzügliche Erzieher waren, uns den ganzen Tag beobachtet und beaufsichtigt hätten? Fiel ihnen gar nicht ein! Aber wir waren tüchtige Burschen und brachten unsere Sachen allein fertig."

Emmy ergriff seine Hand und sah ihn bittend an. „Bedenke doch einen Augenblick, Hugo, wie verschieden Euer Leben in der kleinen Landstadt war von dem heutigen hier. Ein Schultag verlief Euch wie der andere, Eure Aufgabenzeit blieb ungestört, Vergnügen hieß Euch Baden im Sommer, Schneeballenwerfen im Winter, Euer Lebenskreis, wie der Eurer Eltern, war ein eng umgrenzter, auch für sie war, ob sie es Euch zeigten oder nicht, das vornehmste Interesse der Gang Eurer Entwicklung. Und nun vergleiche unser Heute! Mit Deiner Bewilligung hat Fritz diesen Winter verschiedene Theater, eine Anzahl von Kindergesellschaften besucht, er läuft an den freien Nachmittagen den weiten Weg aufs Eis, liest leidenschaftlich Bücher, die ihn zerstreuen, durch Francis' Gegenwart im Hause wird ihm eine Menge von Dingen zugänglich, an die ein Junge in seinem Alter nicht denken sollte — heißt es da nicht Charakter und Pflichtgefühl eines Erwachsenen voraussetzen, wenn man bei alledem ohne besondere Mahnung und Beaufsichtigung tadellose Arbeit von ihm verlangt? Warum sind denn jetzt die Klagen über das schlechte Lernen so allgemein? Sicher deshalb, weil eine allgemeine Ursache zu Grunde liegt!"

Hugo dachte ein Weilchen nach. „Es ist etwas dran," sagte er dann gemäßigter. „Aber wir stehen nun einmal in diesen Verhältnissen. Was thun, um da abzuhelfen?"

„Ich habe schon oft darüber nachgedacht: es giebt nur zwei Wege, entweder mit Gesellschaft, Vergnügen und Zerstreuung brechen und um der Kinder willen ein ganz zurückgezogenes Familienleben führen —"

„Oder? —"

„Oder thun wie die anderen und den Nachhilfslehrer nehmen, der den zerstreuten Kopf zu bestimmten Stunden wieder zusammen faßt und die Leistungen erzielt, die nun einmal zum Vorwärtskommen gefordert werden."

„Nein und abermals nein — dazu entschließe ich mich nicht. Und es ist auch nicht nöthig. Mindestens zwei Drittel der Klasse haben keinen Hilfslehrer und kommen doch vorwärts."

„Die sind dann gescheiter oder fleißiger als Fritz! Erinnere Dich, was der alte Rektor Müller sagte: ‚Wer nicht besonders begabt, aber tüchtig fleißig ist, kommt durch. Wer begabt und faul ist, kommt ebenfalls durch. Nur wer sowohl unbegabt als faul ist, bleibt sitzen, und dem geschieht sein Recht!'"

Hugo dachte nach. „Gut!" sagte er endlich, „man muß den Burschen offenbar besser unter Aufsicht halten. Ich werde mich von jetzt an um seine Aufgaben kümmern."

„Aber nicht gleich so heftig werden, Hugo, wenn er etwas versehen hat!"

„Dafür laß mich sorgen! Und die Vergnügungen — na, die werden wir ihm kurz beschneiden, dafür will ich gut stehen!"

Gerade wollte ihm Emmy zu bedenken geben, daß ein reines Arbeitsleben ohne Abwechslung und Erholung doch für ein Kind von zwölf Jahren eine strenge Sache sei, da ertönten draußen rasche Schritte und einen Augenblick später streckte Karoline Wiesner den Kopf zur Thür herein.

„Seid Ihr noch sichtbar vor dem Mittagschläfchen? Schön! Ich wollte nur sagen, daß ich mitgehe, will einmal wieder leicht sinnig sein. Und der Thormann ist auch dabei."

„Wobei?" fragte Emmy erstaunt.

„Nun, bei dem Nürnberger Ausflug — redet Ihr denn nicht gerade auch davon? Dein Mann ist ja der Urheber der Geschichte."

„Freilich, ich sagte es Emmy vorhin," versetzte Walter etwas verlegen, „aber sie will die Kinder nicht so lange allein lassen."

„Na, höre einmal!" rief die Malerin eifrig, „das geht über das Maß! Solche Püppchen sind sie nicht mehr! Das würde ja den ganzen Spaß verderben. Allein kann ich doch nicht mit dem Thormann in die Welt fahren — hahaha!" lachte sie belustigt, „da müßt Ihr schon als Ehrenwache mit!"

„Mein Mann begleitet Euch," erwiderte Emmy schnell. „Ich kann wirklich in der nächsten Woche nicht fort, Linchen, aber er hat in letzter Zeit soviel Arbeit und Aerger gehabt, ihm wird es recht gut thun. Nicht wahr, Hugo?"

„Immer Opferlamm!" dachte Linchen mit stillem Aerger. „Und mit welcher Selbstverständlichkeit dieser Hausgötze seinen Kultus annimmt. Ich sage es ja immer, die Ehe wirkt verderblich auf den Charakter!"

Der Götze hatte inzwischen doch ein paar kleine Gewissensbisse und hob an: „Nein, wenn Du nicht mitgehst, Emmy" — allein sie ließ ihn nicht ausreden, bewies ihm mit den besten Gründen, daß es Pflicht der Selbsterhaltung für ihn sei, manchmal auch an sein Vergnügen zu denken, und bewog ihn denn nach kurzer Zeit schon, dies Opfer für seine Familie zu bringen.

„Ja — und Thormann?" fragte sie zuletzt, indem sie der Freundin bedeutungsvoll in die Augen sah. „Ich wartete die ganze Zeit her auf eine ganz andere Neuigkeit. Und jetzt reist er so ohne weiteres?"

„Er reist — ich denke jedoch, er kommt wieder. Das ist ein unbegreiflicher Mensch; rein unmöglich, etwas von seinen Vorsätzen aus ihm herauszubringen."

„Linchen, Linchen," drohte der Gerichtsrath, „mir scheint, Sie haben sich mit strafbarem Eifer der Leidenschaft des Heirathstiftens ergeben."

„Hat sich was! Das wären die rechten Leute dazu! Vilma ist ja auch ein ganz undurchdringliches Geschöpf, heute voll Antheil und morgen wieder hundert Stunden davon entfernt. Vor ein paar Wochen, ja, da glaubte ich auch, die Geschichte sei im Gange, da kam er viel in mein Atelier, ersichtlich um ihretwillen, ließ sogar die Cigarre draußen, was für ihn sehr viel ist, und sah, wenn er mit ihr sprach, ordentlich hübsch und jung aus."

„Und sie?" fragte Emmy.

„Na, weißt Du, sie kann ja rein bezaubernd sein, wenn sie lebhaft wird, sie hat eine Anmuth in Blick und Lächeln, daß man

darüber verrückt werden möchte. Ich würde es ganz gut begreifen, wenn ihretwegen fortwährend Mord und Todtschlag unter den jungen Leuten wäre."

„Davon hört man bis jetzt nichts," lachte Emmy, „nicht einmal von Verlobung, was immerhin mit weniger Lebensgefahr verknüpft wäre!"

„Ja, 's ist unbegreiflich. Manchmal ist sie plötzlich ganz verwandelt, und ich habe nur eine Erklärung dafür: Vilma kann sich offenbar nicht wirklich für einen erwärmen, sie ist eine so seltsame Natur, ihrer ungeheuren Anziehungskraft gar nicht bewußt; wenn sie dann ernsthafte Absichten merkt, schreckt sie zurück."

Emmy lachte laut. „O Linchen, Linchen! Die schöne Vilma erwärmt sich für zu viele, da steckt der Haken, glaube mir! Diese räthselhafte Natur ist eine ganz gewöhnliche Kokette, die nach einer möglichst guten Partie fischt. Unser Francis zappelt auch bereits an der Angel, ich kann aus genauer Beobachtung reden."

„Der grüne Bursche!" fuhr Linchen entrüstet auf. „Was kann Vilma dafür, wenn er sich in sie vernarrt! Der kann ja doch wahrhaftig als Partie nicht in Betracht kommen! Da siehst Du, wie ungerecht Du bist!"

„Nun," meinte Walter, „als Reserve ist er doch nicht zu verachten! Es haben Jüngere geheirathet, und seine Eltern sind sehr reich."

„Jetzt fangen Sie auch noch an!" rief die Malerin bitter böse. „Schämen Sie sich, so Ihrer Frau nachzureden! Früher sahen Sie doch Vilma mit günstigen Augen an!"

„O, das thut er noch!" versetzte Emmy. „Sogar sehr!"

„Versteht sich," ergänzte er. „Sie ist ein reizendes Geschöpf. Wissen Sie was, Linchen? Bereden Sie Vilma, mit uns zu gehen, dann bringen wir in Nürnberg die Partie zustande und kehren triumphierend mit dem Brautpaar heim."

„Sie sind mir ein schöner Diplomat! Thormann und beeinflussen — der würde uns auf dem Bahnhof umkehren, wenn er so was merkte! Nein, da ist nichts zu machen, das muß man rein gehen lassen und abwarten, was daraus wird."

„Trösten Sie sich, Verehrteste, das machen Größere als wir ebenso, und das nennt man dann die feinste Kunst der Diplomatie," sagte Walter gutgelaunt. Emmy war glücklich, ihn wieder so heiter zu sehen, sie hatte ja immer das Bestreben, ihm Aerger zu ersparen. So wandte sie denn jetzt auch nichts ein, als er darauf bestand, sie müsse als kleine Entschädigung für Nürnberg heute mit ihm ins Theater, die neue Schauspielerin sehen, welche die ganze Stadt entzückte.

Von Fritz war an diesem Nachmittag nicht weiter die Rede.

10.

Ostern war vorüber, auch die am längsten hinausgeschobenen Bälle waren abgetanzt. Die stille Saison, wo fleißige Hausmütter aufräumen, Töchter verdrießlich über die Leere des Lebens nachdenken und die Hausväter schweigend damit beschäftigt sind, die Karnevalsbilanz zu verwinden, diese für Stadtmenschen so uninteressante Zeit war auf ihrem Höhepunkt angelangt. Draußen indessen blaute der Himmel mit jedem Tage lachender, die milde Luft wehte über junges Saatengrün und allmählich brach ein Frühling herein, so golden und herzerfreuend, als wolle er den Menschen zurufen: „Kommt heraus, werft euren Kram und Sorgenpack hinter euch und athmet einmal wieder meine Luft!"

Emmy glaubte eines Morgens, als das Himmelsblau so verlockend über den Dächern stand, den Ruf deutlich zu hören, und eine große Sehnsucht nach jungem Grün und selbstgepflückten Blumen erfaßte sie. Sie sprach also mit ihrem Manne, lief zu Linchen Wiesner und schickte dann in der Bekanntschaft herum, einen großen Ausflug nach Eschenlohe auf den folgenden Morgen anzusagen. Großes Entzücken der jungen Damen belohnte diese That, freilich etwas getrübt durch die Ueberlegung, daß die neuen Frühlingstoiletten allerseits noch nicht fertig waren. Aber das Vergnügen überwog, trotz der vorjährigen Kleider, und so stand denn am Sonntag Morgen ein stattliches Häuflein von Müttern, Töchtern und begleitenden Jünglingen erwartungsvoll am Endpunkt der Pferdebahn. Väter waren nicht zu sehen, das Frühlingsgrün schien für sie wenig Verlockendes zu bieten, selbst der Medizinalrath hatte die Theilnahme mit einer schnöden Bemerkung über das Eschenloher Bier abgelehnt.

Um so größer stand Walter da, der zweifellose Damenfreund; er erntete auch soviel Lobeserhebungen von älteren und jüngeren Lippen, daß er sich bald mit dem Gedanken aussöhnte, als Anführer dieser versammelten Weiblichkeit voranschreiten zu müssen. Und als nun vollends dem eben heranrollenden Wagen der Pferdebahn noch Thormann entstieg, da hatte Walter augenblicklich sein ganzes Gleichgewicht wieder und gab vergnügt das Zeichen zum Abmarsch. Auf jenem hübschen Nürnberger Ausflug vor einigen Wochen hatten sich die beiden ungleichartigen Männer merkwürdig gefunden: auf den stets etwas anerkennungsbedürftigen Walter machte Thormanns gelassenes In-sich-beruhen großen Eindruck, dieser dagegen sah voll Wohlgefallen die lebhafte noch jugendliche Art des andern und sein hübsches Gesicht. Daß Walter ein paar Jahre mehr zählte als er selbst, machte die Empfindung nur angenehmer. Man war also mit Vierzig doch noch nicht so alt, wie er sich selbst manchmal vorkam!

Nachdem die Vorstellung und ein allseitiges Händeschütteln vorüber war, wanderte die Gesellschaft, in kleine Trupps getheilt, an dem Flußufer einen Wiesenpfad entlang, der bald in den Wald einmündete. Emmy ging mit Elisabeth und Moritz voran, ihr hatte sich Paula von Düring angeschlossen, dann kam die Hauptgruppe: Vilma in einem allerliebsten röthlich gefütterten Sommerhut, der ihr Gesichtchen wie mit einem Glorienschein umrahmte, in reizender heller Toilette, umgeben von dem Schwarme ihrer Getreuen und ein paar jungen Mädchen, welche es rathsam fanden, sich stets der Gefeierten nahe zu halten. Hinter ihnen, auf Hörweite, gingen Walter und Thormann.

Vilma fühlte eine lebhafte Erregung. Also doch noch, trotz der Kühle der letzten Wochen, zog es ihn wieder in ihre Nähe! Nun, der heutige Tag sollte nicht verloren gehen ... Es war wohl ein Fehler gewesen, auf jenem Ball zu bestehen, sie sah das hinterher ein, vermuthlich hielt er sie für allzu vergnügungssüchtig, der schwerfällige Pedant! Er war ja seitdem wie verwandelt, fremd und wortkarg, und ließ sich wochenlang nicht mehr blicken; sie hatte ihre Ungnade nicht einmal anbringen können. Allein jetzt, da er doch wieder kam, fühlte sie neue Zuversicht. Heute, hier in der Waldstimmung, im Zusammensein für einen ganzen Tag, heute mußte es glücken. Er sollte nur anfangs sehen, daß andere sich um sie bemühten: ein wenig Eifersucht ist solch einem schwierigen Herrn sehr gesund. Dann aber — — Vilma öffnete die großen Augen weit und spann den Gedankenfaden im stillen fort. Sie hörte nur mit halbem Ohr auf das Geplauder ihrer Umgebung und den enthusiastischen Ruf von Francis: „O sehen Sie doch, wie wundervoll diese grüne Färberei auf den Wald und die Wiesen!"

Weiter rückwärts wandelte eine Gruppe der Unzufriedenen: Frida Gersdorff, Helene Hoffmann nebst ein paar anderen, unter fühlbarem Mangel an Kavalieren. Die erstere ärgerte sich wieder einmal namenlos über Vilma, aber sie hielt sich einstweilen in gesetztem Gespräch zu Karoline Wiesner; im stillen hoffte sie, der wechselnde Weg werde bald eine andere Vertheilung und den Künstler, für den sie schwärmte, an ihre Seite bringen.

Als Nachhut kamen dann noch verschiedene Mütter, unter ihnen Frau von Düring und Frau Hoffmann, deren hoffnungsvolle Söhne sich um Hedy und einige andere Backfischchen scharten. Auch Fritz bewegte sich hier in großer Unbefangenheit. Der Zorn seines Papas war freilich angesichts des elenden Osterzeugnisses noch einmal hoch aufgeflammt und hatte eine Aera großer Strenge erzeugt, in welcher die abendliche Nachhilfe meistens mit Ohrfeigen und Geheul zu endigen pflegte. Dann kamen ein paar Gelegenheiten, wo der Vater, ohne sich lächerlich zu machen, nicht am Stammtisch fehlen konnte, und siehe da! gerade an diesen stillen Abenden arbeitete Fritz sehr gut. Nun war es klar: er konnte, wenn er wollte, der leichtsinnige Bengel! Man mußte ihn also nur in der Furcht des Herrn erhalten, und das besorgte die väterliche Gewissenhaftigkeit mit reichlichen Drohungen bei jedem Anlaß. Im übrigen kehrte allmählich alles ins frühere Geleise zurück. Gegen die beschämenden Freiheitsstrafen hatte das besorgte Mutterherz, als gegen eine Schädigung von Fritzens

Ehrgefühl, Verwahrung eingelegt; sie waren zwar nicht ausdrücklich zurückgenommen, aber stillschweigend beiseite gesetzt worden. Infolgedessen spazierte der junge Herr heute sehr vergnügt im junggrünen Buchenwald an der Seite seines Freundes Oskar und erwiderte dessen Aufschneidereien mit wahrheitsgetreuen Berichten über die Großartigkeit amerikanischen Lebens. Denn darin war er diesem blasierten, absprechenden Oskar doch endlich einmal gründlich über: er hatte einen Amerikaner und jener hatte keinen!

Bei dem Vortrab war mittlerweile die von Frida ersehnte Auflösung der Gruppen eingetreten. Eine Waldwiese, bunt von tausend Blumen, that sich auf, und im Nu eilten die Mädchen zum Pflücken, die jungen Herren eifrig zur Unterstützung hinterher. Vilma bemühte sich nicht viel selbst, sie bezeichnete ihren Verehrern das Wünschenswerthe und entsandte den hartnäckigsten, Francis, an den entfernten Waldrand nach goldgelben Ranunkeln. Dann beugte sie sich über einige Federnelken am Wege und richtete sich eben wieder vom Pflücken auf, als Walter und Thormann herankamen.

„Nun, Fräulein Vilma," sagte der Landgerichtsrath scherzend, „warum widmen Sie sich heute so ausschließlich jenen grünen Jünglingen? Dürfen andere Leute nicht auch einmal das Glück Ihrer Gegenwart genießen?"

„Andere Leute scheinen wenig Bedürfniß danach zu haben," erwiderte sie leichthin im Weitergehen, „da sie sich durch politische Gespräche von der übrigen Menschheit absondern. Guten Morgen, Herr Thormann!" Sie bog sich vor und sandte ihm unter dem Hute hervor einen schalkhaft lächelnden Blick zu. „Ich dachte, Sie seien mit der Studienmappe längst über alle Berge!"

Dieser Ton völliger Unbefangenheit nach der Spannung, die in der letzten Zeit zwischen ihnen geherrscht hatte, war ihm sehr erfreulich. So hatte sie also verstanden und — überstanden, wenn je etwas zu überstehen war!

„Nein, ich bin immer noch da," entgegnete er heiter. „Uebrigens suchte ich vor einer halben Stunde bereits meinen Gruß anzubringen, gnädiges Fräulein; Sie waren aber so in Anspruch genommen, daß Sie es nicht bemerkten."

Ausgezeichnet — er war eifersüchtig! Vilma fühlte eine Anwandlung, sich vor Vergnügen auf dem Absatz herumzudrehen. „Ach," sagte sie unschuldig mit einem verhaltenen Lächeln, „Sie meinen Mister Weston —"

„Ihren glühenden Verehrer!" schaltete Walter ein.

„Er ist ein so drolliger Junge," lachte sie jetzt unbefangen, „und er spricht ein so wundervolles Deutsch. Ich bemühe mich stets, ihm ein besseres beizubringen. Da haben Sie das ganze Geheimniß unserer Beziehungen, Herr Rath! Uebrigens —" wandte sie sich nun an Thormann, „wo ist denn Sigrid? Warum haben Sie das Kind nicht mitgebracht?"

„Sie ist weite Wege noch nicht gewohnt, ich fürchtete, sie könnte lästig fallen."

„O — die süße Kleine! Wie mögen Sie nur so etwas sagen? Schicken Sie sie mir morgen, ich will sie ein wenig über ihren grausamen Papa trösten. O — danke!" Das galt Francis, der mit langen Sätzen, einen Busch Ranunkeln in der Hand, über die Wiese kam. „Nun auch noch von jenen rothen dort, bitte!"

„Er apportiert wirklich ausgezeichnet," sagte Thormann sarkastisch, dem aufs neue Enteilenden nachblickend, „Sie verstehen Ihre Leute zu ziehen, Fräulein Vilma."

„Warum lassen sie sich's gefallen! Man behandelt jeden so, wie er selbst es haben will."

„Aber man übt doch nicht ungern das angeborene Herrschtalent an fügsamen Unterthanen!"

„Da sind Sie stark im Irrthum," sagte sie mit einem eigenthümlich leuchtenden Blicke. „Ich möchte sehr gern einmal jemand finden, der es verstände, mich zu beherrschen, aber das ist mir allerdings bis jetzt nicht gelungen . . ."

Bei dieser Wendung des Gesprächs hielt es Walter für angezeigt, etwas zurückzubleiben, um den rückkehrenden Francis rechtzeitig abzufassen. Die beiden vor ihm gingen schweigend ein Stückchen weiter; Thormann überlegte noch eine harmlose Antwort auf das eben Gehörte, als sie plötzlich, um eine Waldecke biegend, die ganze vorangegangene Gesellschaft vor einem Hinderniß versammelt fanden. Man war an der verhängnißvollen Stelle angekommen, wo die Quellenwasser der Schutthalde, zum Bächlein vereinigt, mit ländlicher Unbefangenheit über den Weg strömten. Ein Bauernstiefel kam leicht hindurch, deswegen war bisher niemand in der Umgegend darauf verfallen, ein Brett zu legen. Deuteten ja doch ein paar hineingeworfene große Steine zu allem Ueberfluß klärlich die Richtung des Durchganges an!

Der leichtfüßigste Theil der Gesellschaft, die Jungen und Backfische, setzten bereits mit großen Sprüngen über; die anderen standen da und betrachteten, je nach der Verfassung ihres Temperaments und Schuhwerks, mit Lachen oder Entrüstung das ansehnliche Wasserband. Nun kamen auch die Mütter heran, und es folgte eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung und nervösen Aufschreiens, bis die Damen, von reitenden Männerhänden unterstützt, die gefährliche Untiefe passiert hatten. Am schlimmsten stellte sich Frau von Düring an, sie hatte schon vorher durchaus umkehren wollen, nun stand sie, hinaufgehißt, hilflos auf dem ersten Steine und erklärte, „positiv" nicht weiter zu können. Auch Vilmas scharfer Zuruf: „Mach' Dich doch nicht lächerlich, Mama!" erhöhte ihre Zuversicht nicht, sie schwankte, griff in die Luft und trat mit einem lauten Schrei mitten ins Wasser. Thormann eilte herbei, doch schon war Paula, die sich rasch über die Steine hinübergeschwungen hatte, bei ihr, half ihr heraus und zog sie hinüber aufs Trockene.

„Es ist empörend," rief die erhitzte, dicke Frau, „uns solch einen Weg zu führen. Das ist gar kein Weg, das ist ein Skandal! Ich habe mir den Tod geholt, positiv den Tod!"

Paula nahm sie tröstend abseits, rieb den nassen Stiefel mit Laub und Gras und versicherte ihr, daß der Fuß im Gehen bald genug trocknen werde.

Derweil stand Vilma immer noch am jenseitigen Ufer und wies jede dargebotene Hand mit einem anmuthigen: „Erst alle anderen!" ab. Endlich bat sie Thormann, vorauszugehen und ihr nur drüben zum Emporschwingen die Hand zu reichen. Dann faßte sie geschickt ihr Kleid zusammen und balancierte mit Leichtigkeit von einem Steine zum andern. Aber fast drüben angelangt, schien sie einen Fehltritt zu thun, sie schwankte, streckte beide Hände gegen Thormann aus und er, rasch zugreifend, hob sie mit einem starken Ruck den kleinen Abhang herauf; für einen Augenblick ruhte sie an seiner Brust, bis sie wieder Fuß fassen konnte. Wie in rathloser Verlegenheit wandte sich Vilma rasch ab, den anderen Mädchen zu, während er, langsam folgend, noch den blitzschnell vorübergegangenen Eindruck der weichen jungen Glieder in seltsamer Verwirrung nachempfand . . .

„Es ist das Blut —" murmelte er durch die Zähne leise vor sich hin, „das Blut! Hüte dich!"

Und er schritt, der jungen Gesellschaft ausweichend, längere Zeit einsam dahin, bis endlich der Kirchthurm von Eschenlohe in Sicht kam. Ein Stück weiter rückwärts folgte Paula, geduldig ihre ächzende, des Gehens ungewohnte Mutter führend. Sie war, mit dieser aus dem Gebüsch tretend, Zeugin der kleinen Scene am Wasser geworden, und das Herz schwoll ihr vor Scham und Entrüstung, denn sie wußte, wie unfehlbar sicher Vilma ihrer Sprunggelenke war, wenn sie wollte. O, nur fort, nur bald fort, um alles dies nicht mehr sehen zu müssen! —

Umblickend gewahrte Thormann die beiden Nachzüglerinnen und blieb stehen, sie zu erwarten. Er wäre längst gerne einmal mit dieser seltsamen Paula ins Gespräch gekommen, die im Salon ihrer Mutter niemals zu finden war, aber er merkte bald, daß die Gegenwart der Frau von Düring das unmöglich machte. Die Dame nahm ihn ganz in Beschlag, strömte über von Liebenswürdigkeiten, pries ihn und sein Kind, das ja auch Vilma so zärtlich liebte, ihre einzige Vilma, dieses Kleinod mit der engelsguten Seele . . . Dann fragte sie umständlich nach seinem neuen Haus und spielte recht deutlich auf eine künftige Hausfrau an, kurz, sie that alles, um das Mädchen an ihrer Seite in bittere Qualen zu stürzen und dem wortkargen Manne einen sehr übeln Eindruck zu machen. Paula wagte nicht, ihn anzusehen. „Er verachtet uns," dachte sie, „und mit Recht!"

(Fortsetzung folgt.)

Brünhilde erblickt Siegfried an der Seite Gutrunes.
Nach dem Gemälde von Th. Pixis.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen

Zum Gedächtniß Rossinis. Als Sohn eines fahrenden Musikers und einer Sängerin wurde Rossini vor hundert Jahren, am 29. Februar 1792, zu Pesaro im Kirchenstaate geboren. Glücklicher als so mancher reiche Geist, verstand er es, der Begabung den Erfolg, den Blüthen seiner Kunst goldene Früchte zu sichern — in London ließ er sich von seinen aristokratischen Gönnern und Gönnerinnen jede Einladung zum Thee mit 50 Guineen und die Leitung dreier Aufführungen im Theater mit 2500 Pfund bezahlen; von größerer Selbsterkenntniß als viele von denen, die den Ruhm gekostet haben, wußte er sein Schaffen abzubrechen in dem Augenblick, wo für ihn die Höhe erreicht war. Wohl bei keinem anderen hervorragenden Künstler werden sich die produktiven Jahre in einer langen Lebenszeit so auffallend vertheilen wie bei Rossini. Kaum hat er die nothdürftigste theoretische Schulung fürs Komponieren hinter sich, da wagt er sich schon an eine Oper, die 1810 in Venedig über die Bretter geht und wirklich durch eine nicht ungünstige Aufnahme das Wagniß des Achtzehnjährigen rechtfertigt. 1813 wird er durch seinen „Tankred" berühmt und schreibt nun in den nächsten neun Jahren dreißig Opern, von denen ihm „Othello" und vor allem der „Barbier von Sevilla" auf den italienischen, damit aber auf allen europäischen Bühnen zum Herrscher machen. Mit dreißig Jahren scheint er seine Kraft erschöpft zu haben, seine Muse schweigt, bis er plötzlich, 1829, im „Wilhelm Tell" sein Bestes giebt, um dann, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, vierzig lange Jahre — bis zu seinem Tode — zu verstummen.

Zweierlei hat diesem außerordentlichen Komponistenleben den Stempel aufgedrückt: Talent und Klugheit. Die Begabung Rossinis war reich, war vielleicht von Natur dazu angethan, das wahrhaft Große auszuströmen, allein höher als der langsam reifende Lorbeer idealer Bemühung stand ihm der rasch gewonnene goldene Kranz des klug verwendeten Talents. Jeder nennt seine Zeit seine Mutter und erbt von ihr, nimmt Rücksicht auf sie — sei es aus Pietät oder aus kühler Berechnung: Rossini war der Mann der Klugheit und ließ sich durch d i e s e bestimmen, dem Verlangen der Zeit entgegenzukommen. Man war in den blutigen napoleonischen Kriegen des Blutes und des Kriegs, des Ringens um die Existenz müde geworden, man wollte diese Existenz, nachdem man sie gerettet hatte, froh genießen, und so schuf Rossini denn jene sinnlich berauschenden Melodien, die ihm das Entzücken Europas einbrachten, die in Wien Beethoven und Weber verdunkelten. Der junge Komponist schrieb ferner für Italien und besonders für jene Truppe von Virtuosen, welche der Unternehmer Barbaja gesammelt hatte; Italien wollte italienische Musik, und er gab sie, freilich nicht ohne von Haydn und Mozart gelernt zu haben; die Virtuosen verlangten für ihre Rollen Bravourstücke und verwickelte Schnörkel, um ihre Fertigkeit spielen zu lassen — er bot ihnen, was sie suchten. Auf diese Weise fesselte er den Erfolg an seine Werke — und doch wäre es gründlich falsch, in ihm nur den zu sehen, der den Effekt geschickt zu berechnen und seine Berechnung in Musik zu bringen verstand; in diesem Falle wäre er nichts geworden als ein Komponist von Namen, aber ohne Originalität, ohne Gehalt. Sein eigenartiges Talent bewahrte ihn vor einem solchen Schicksal, und wieder sein scharfer Verstand, der ihm die Gefahren bloßer Nachahmung deutlich genug zeigte und ihn das Wort sprechen ließ: „Die deutschen Tonsetzer verlangen, ich soll schreiben wie Haydn und Mozart. Wenn ich mir aber auch alle Mühe geben würde, so wäre ich doch ein schlechter Haydn und Mozart. Da bleibe ich lieber ein Rossini. Was der auch sei, e t w a s ist er doch, und ein schlechter Rossini bin ich wenigstens nicht."

Rossini ist Weltmann auch in der Kunst; mit allem Licht und Schatten, die damit verknüpft sind; im Leben wie in seiner Musik reißt er hin durch geistreiche flüssige Art, durch sinnlich blendende Momente; der gesuchte Plauderer mit den kecken glänzenden Einfällen ist zugleich der Meister anmuthiger Modulation, sangreicher Erfindung; und wie ein viel in Anspruch genommener Plauderer sich nicht scheut, wenn er nur erneuter Wirkung sicher ist, Anleihen bei sich selbst zu machen, seine Pointen noch einmal zu bieten, so wiederholt sich Rossini in seinen Opern. Aber das hebt die Thatsache nicht auf, daß er bei all dem fortzuschreiten verstand. Obgleich er in erster Linie für die lyrische Empfindung, weniger für die erschütternde That, die dramatische Entwicklung den Ausdruck fand, so bedeutet sein Schaffen doch gegenüber den glatten Arbeiten seiner Vorgänger die Anbahnung größeren dramatischen Lebens, größerer Eigenart in der Oper, und sein „Tell", der allerdings einen starken französischen Einfluß zeigt, erhebt sich zu überwiegender Freiheit von der Schablone, zu kraftvoller Gestaltung. Auf diese Weise hat Rossini der italienischen Oper, die bei seinem Auftreten in Gefahr war, ihre alte Führerrolle zu verlieren, zu neuem Aufschwung und neuen weitreichenden Siegen verholfen. Doch war es Frankreich, wo er den „Tell" komponierte — er war 1824 als Direktor der Italienischen Oper nach Paris berufen worden und erhielt dort bald darauf die Stelle eines Generalintendanten der königlichen Musik — und auf französischer Erde, in Passy, starb er am 13. November 1868, nachdem er 1836 sein Vaterland wieder aufgesucht hatte, 1855 aber in die französische Atmosphäre zurückgekehrt war.

Das Ende einer Egmonterinnerung. (Zu dem Bilde S. 149.) In der Nacht vom 22. zum 23. Januar ist zu Brüssel ein Theil des Palastes des Herzogs von Arenberg ein Raub der Flammen geworden. Viele Kostbarkeiten und Kunstschätze sind mit verbrannt, vor allem aber ist auch das berühmte Egmontzimmer in den Gluthen untergegangen. In dem abgebrannten Theile des Palastes nämlich — auf unserer Abbildung rechts, zwischen den Säulen des Thores sichtbar — befand sich auch das Zimmer, in welchem Graf Egmont, der kühne Verfechter der niederländischen Freiheit, die letzten Tage vor seiner Hinrichtung am 5. Juni 1568 verbrachte, von dem aus er seinen Gang aufs Schaffot antrat. Es war von der Familie Arenberg, in deren Besitz das Schloß im Jahre 1753 durch Heirath der letzten Erbin aus Egmonts Hause mit einem Arenberg übergegangen ist, ganz in seinem ursprünglichen Zustande gelassen worden.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß es jetzt der Vernichtung anheimgefallen ist. Von der Wendeltreppe, die der stolze Gegner des Herzogs Alba herabschritt, um seinen letzten Gang zu gehen, sah man in den Tagen nach dem Brande nur noch ein Stück d e r Rampe verkohlt im Schloßhof liegen.

Auf dem Platze vor dem Schlosse steht das Denkmal der beiden Märtyrer des niederländischen Freiheitskampfes, der Grafen Egmont und Hoorn. So ist dafür gesorgt, daß das Gedächtniß des edlen Helden an jener Stätte nicht verloren gehe, auch wenn die historischen Räume, die Zeugen seiner letzten Stunden, aus der Welt verschwunden sind. Und dann — Goethe hat ihm in seinem Drama ein Denkmal gesetzt, das dem Namen Egmont allein schon die Unsterblichkeit sichern würde, auch wenn die Geschichte nicht seinen Ruhm verkündigte.

Ein litterarisches Jahrbuch aus Oesterreich. Der Erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie läßt ein Jahrbuch, „Die Dioskuren" (Wien, Karl Gerolds Sohn), erscheinen, dessen Reinertrag für den Fonds zur Errichtung einer höheren Töchterschule bestimmt ist. Es liegt uns der einundzwanzigste Jahrgang dieses Jahrbuchs (1892) vor. Ueber die Entwicklung und Thätigkeit des Vereins im Jahre 1890 bringt der Schluß des Jahrbuchs eine eingehende, an statistischen Angaben reiche Abhandlung. Den eigentlichen Inhalt bilden Gedichte, kleine Erzählungen, litterarische und einige naturwissenschaftliche Aufsätze. Besonders reichhaltig ist die Auswahl der Gedichte; der Senior der österreichischen Lyriker, Ludwig August Frankl, hat „allerlei Verse" beigesteuert, darunter einige Sinnsprüche, so den über Verleumder:

„Verleumder sind wie die gereizten Bienen,
Du bleibe ruhig stehen unter ihnen;
Sie kreisen Honig sammelnd um dich her
Und stechen dich nicht mehr."

Auch Betty Paoli giebt ein lyrisches Lebenszeichen, ein Gedicht „Aufgegeben", und ein paar Sprüche in Versen, unter denen der folgende bemerkenswerth ist:

„Es scheint wahrhaftig auf der Welt
Aufs beste Jegliches bestellt;
Die Kinder sind alle engelgleich,
Brautpaare alle gnadenreich,
Und scheidet einer aus dem Leben,
Hat's keinen bessern je gegeben.
Bewundernd möchte man verstummen,
Nur eines wird mir hier nicht klar;
Wenn dem so ist, woher die Schar
Der Schlechten, Häßlichen und Dummen?"

Spruchweisheit ist das eigenste Gebiet der geistreichen Marie Ebner von Eschenbach. Diesmal hat sie einige Parabeln beigesteuert, denen es nicht an überzeugender Beweiskraft fehlt. Sehr treffend ist z. B. „Die Verfehmte": „Wenn die Freuden Versammlung halten, findet so mancher verlotterte Gesell sich ein. Die hohen, die reinen gehen an ihm vorbei, zürnend gleichgültig, wohl auch mit einem mitleidigen Lächeln. Eine Freude nur wird immer hinausgeworfen, weil sie gar so gemein ist, die Schadenfreude." Cajetan Cerri hat Lyrisches und Didaktisches gegeben „Aus dem Wintergarten des Lebens". Außerdem finden sich Gedichte von Stephan Milow, von B. Constant, August Silberstein, J. Taudler, Wilhelm von Wartenegg und mehreren bisher unbekannten Poeten; Eugenie delle Grazie hat lyrische Bruchstücke einer Herzenstragödie dargebracht und findet dabei Wendungen von schlagender Kürze wie die letzte Strophe des ersten Gedichtes:

„Fahr' wohl — trifft dieses Wortes Strahl
Dich auch mit herber Pein
Du wolltest es — mein war die Qual.
Sei nun die Reue dein."

Von Martin Greif finden sich einige kleine Lieder, von Bertha von Suttner eine keck hingeworfene Salonnovelle, „Zwei Schwestern". Ernst Gnad hat einen Aufsatz über Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" geschrieben. Dramatisches hat nur die kroatische Schriftstellerin Maria Coy-Marlet beigesteuert und zwar Scenen aus einem Trauerspiele „Der Bogumile", das im 15. Jahrhundert in Bosnien spielt. Das Jahrbuch ist ein Zeugniß dafür, daß die Poesie in Oesterreich noch eine Fahne findet, um welche sich ihre Jünger gern versammeln.

Brünhilde erblickt Siegfried und Gutrune. (Zu dem Bilde S. 161.) Die Gestalten der Dichtungen Richard Wagners haben schon vielfach auch die bildenden Künstler zu Nachschöpfungen angeregt, und Theodor Pixis hat eine ganze Wagnergalerie geschaffen, von der unsere Leser schon früher, im Jahrgang 1891, S. 357, eine Probe erhalten haben. Auch unser heutiges Bild gehört dieser Reihe an; es ist der „Götterdämmerung" entnommen und stellt den Augenblick dar, wo Brünhilde an Gunthers Seite der Halle der Gibichungen am Rheine sich naht, wo sie sich von Siegfried verrathen und verlassen sieht, wo sie den „stärksten Helden, den Wälsungensproß" an der Seite Gutrunes erblicken muß. Aus Wotans Feuerzauber hat Siegfried Brünhilde erlöst und ihre Liebe gewonnen — aber ein Zaubertrank hat ihn ihrer vergessen und von Liebe zu Gutrune, König Gunthers Schwester, entbrennen lassen. Um diese sich

zum Weibe zu erobern, hat er unter dem täuschenden Tarnhelm Brünhilde gezwungen, Gunthers Gattin zu werden. Aber der Ring, der verhängnißvolle Ring aus dem Nibelungenschatz, verräth ihn — und der Held verfällt der Rache der schwergereizten Wotanstochter.

Japanischer Firnißbaum in Deutschland. Der japanische Lack wird in gewerblichen Kreisen hoch geschätzt; er wird aus dem Safte eines in Japan wild wachsenden Baumes gewonnen, der Rhus vernicifera, der bald japanischer Firnißbaum oder Lackbaum, bald Gifteiche genannt wird. Den letzteren Namen hat er darum erhalten, weil seine Ausdünstungen zur Zeit der stärksten Vegetation im Frühling bei empfindlichen Personen Hautentzündungen und Ausschläge hervorrufen sollen. Obwohl der Baum schon seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa eingeführt und von Liebhabern hier und dort angepflanzt wurde, schenkte man ihm doch keine besondere Aufmerksamkeit, so daß er schließlich nur in wenigen botanischen Gärten zu sehen war. Im Jahre 1875 nun unternahm Professor Rein im Auftrage der deutschen Regierung eine Studienreise nach dem Orient und hielt sich zwei Jahre in Japan auf. Von dort brachte er Samen der besten Sorten des japanischen Firnißbaumes mit, der in dem botanischen Garten zu Frankfurt a. M. ausgesät wurde. Aus diesem Samen wurden 40 Stück Lackbäume im Freien gezogen, die auch Samen ansetzten und vollständig zur Reife brachten. Im Herbst letzten Jahres ging nun Prof. Rein daran, aus diesen Bäumen die erste „Lackernte“ zu gewinnen. Obwohl die Ausbeute vorläufig nur eine bescheidene war, so scheint doch der Saft ebenso gut zu sein wie der in Japan gewonnene. Es wurde aus demselben der erste japanische Lack in Deutschland bereitet und man hat auch frischen Samen aus Japan bestellt, welcher der deutschen Gartenbaugesellschaft überwiesen werden soll, damit Liebhaber in die Lage versetzt werden, diesen nützlichen Baum zu ziehen. *

Das Herderhaus in Mohrungen. (Mit Abbildung.) Ein niedriges bescheidenes Häuschen ist es, aus dem einer der ersten Bahnbrecher unserer klassischen Litteraturperiode hervorging. Denn der Mohrunger Kantor, Glöckner und Mädchenschullehrer Gottfried Herder, dem am 25. August 1744 ein Sohn geboren wurde, welcher die gesammte deutsche Welt durch die Macht seines Geistes und seines Wortes in Bewegung setzen sollte, war kein Krösus; seine Mittel reichten gerade hin, dem jungen Johann Gottfried eine dürftige Bildung zu theil werden zu lassen und so den festen Grund für seine spätere Laufbahn zu legen.

Jenes Haus in dem ostpreußischen Städtchen aber ist heute noch fast genau in dem Zustand erhalten, in dem es sich zu der Zeit befand, als Herder darin das Licht der Welt erblickte; nur daß seine Vorderseite heute eine Gedenktafel schmückt, welche den Vorüberwandernden auf die Bedeutung des schlichten Bauwerks aufmerksam macht. Die Inschrift lautet: „Johann Gottfried von Herder wurde in diesem Hause geboren am 25. August 1744 und starb als Präsident des Oberconsistorii zu Weimar am 18. Dezember 1803. Ihm — dem gediegenen Schriftsteller, Dichter, Philosophen und Orientalisten — zum Andenken und der Jugend in Mohrungen zur Nacheiferung gewidmet vom Regierungsrath Lange in Breslau.“

Herders Geburtshaus in Mohrungen.

In jüngster Zeit drohte dem Häuschen ein schlimmes Geschick. Es sollte verkauft werden und wäre wohl dem Abbruch verfallen, wenn sich nicht glücklicherweise die Stadt Königsberg ins Mittel gelegt und es angekauft hätte. So wird es denn auch künftig erhalten bleiben zum dauernden Gedächtniß des großen Mannes, der einst als Knabe hier gewandelt.

Alte und neue Fächer. Wie unsere Leser aus Halbheft 18 des vorigen Jahrgangs wissen, hat im Sommer 1891 in Karlsruhe eine Fächerausstellung stattgefunden mit dem ausgesprochenen Zweck, durch Vorführung alter und ausländischer Muster sowie neuer Preisentwürfe von deutschen Künstlern dem deutschen Kunstgewerbe allseitige und nachhaltige Anregung zu geben und es soweit als möglich von dem Hauptort der Fächerindustrie, von Paris, unabhängig zu machen. Es galt nun, die Ergebnisse jener Ausstellung, die hervorragendsten Leistungen der Neueren wie die besten alten und fremden Vorlagen, in möglichst weite Kreise zu verbreiten, damit sie auch von solchen nutzbar gemacht werden könnten, welche die Ausstellung selbst nicht hatten studieren können, und damit überhaupt dem flüchtigen Eindruck der Ausstellung eine gewisse Dauer verliehen werde. In Verfolgung dieses Zieles läßt der „Badische Kunstgewerbeverein“, der Veranstalter jener Ausstellung, im Verlage von Gerlach und Schenk in Wien ein Werk unter dem Titel „Alte und neue Fächer“ erscheinen, in welchem ein Theil der preisgekrönten Arbeiten sowie das Beste der alten und neuen Abtheilung zur Veröffentlichung gelangt. Es ist kein Zweifel, daß das Werk, das im ganzen etwa 60 bis 70 Tafeln umfassen wird, eine werthvolle Anregung zu geben imstande ist. Denn diese Fächer und Fächerbilder sind mit solchem Verständniß ausgewählt und mit solcher Vollendung wiedergegeben, daß sie nicht nur dem nachschaffenden Kunsthandwerker eine sichere Anleitung zum Schönen, sondern auch jedem Kunstfreunde einen hohen Genuß gewähren müssen.

Unsere Soldaten. Die starke Bewegung für eine Verbesserung des deutschen Militärstrafrechts, welche sich seit einiger Zeit im deutschen Volke kundgiebt, ist wesentlich mit von dem Gedanken geleitet, in der Oeffentlichkeit und in der unabhängigen Stellung der militärischen Gerichte eine Schutzmauer aufzurichten gegen jene häßlichen Auswüchse der Disziplin, jene Mißhandlungen, welche gewissenlose Vorgesetzte unter dem Deckmantel der strengen Zucht an ihren Untergebenen verübten. Diese Bestrebungen erhielten eine unerwartete Unterstützung durch den neuerdings bekannt gewordenen Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen, des Kommandeurs des XII. (königlich sächsischen) Armeecorps. Was durch diesen Erlaß zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangte, ist so furchtbar, daß allerorten im deutschen Vaterlande mit elementarer Macht das Gefühl sich Bahn brach: so darf es nicht fortgehen; hier ist eine energische Abhilfe dringend geboten; mit Vertröstungen und halben Maßregeln ist es nicht mehr gethan, es gilt vielmehr, mit unbarmherziger Strenge gegen einen Feind vorzugehen, der nicht bloß die innere Güte unseres Heeres, sondern auch die Gesundheit unseres ganzen Volkslebens aufs äußerste gefährdet.

Volk und Heer sind heute eins, jeder unbescholtene gesunde männliche Bürger ist berufen, im Heere zu dienen und sich hier vorzubilden für die erhabene Aufgabe, des Reiches Marken gegen jeden Feind zu vertheidigen. Der Soldat von heute unterscheidet sich durch nichts als durch seinen Rock von dem Bürger von gestern; der Fahneneid entkleidet ihn keines seiner natürlichen Rechte, er legt ihm nur neue Pflichten auf.

Und doch sollen wir es immer wieder erleben müssen, daß auf den Exerzierplätzen, hinter den verschlossenen Thüren der Mannschaftsstuben wahre Orgien der Roheit sich abspielen! Doch soll es möglich sein, daß einzelne Unmenschen, pochend auf das Recht ihrer goldenen Tressen, ihre Untergebenen mit Schlägen mißhandeln, daß da ein Unteroffizier seine Korporalschaft mitten in der Nacht aufstehen und im Hemd mit Helm und Seitengewehr Laufschritt machen läßt, ein andermal seinen Leuten die brennenden Zigarren in den Mund steckt und sie so zu laufen zwingt, bis die Zigarre ausgeraucht ist — daß ein anderer dieser „Erzieher“ seinen „Schutzbefohlenen“ so lange einen Schemel mit einem darauf stehenden Topf heißen Kaffees heben und strecken läßt, bis der Topf herabfällt und das unglückliche Opfer jämmerlich verbrüht — daß dort ein Sergeant seinen Rekruten die zu fett geschmierten Stiefel im Gesicht herumreibt, ihnen schmutzige Socken zu kauen giebt oder die Kniee zwischen zwei Stühlen durchsitzt, als wollte er den Beweis liefern, daß ein mittelalterlicher Folterknecht an ihm verloren gegangen!

Das ist empörend, das muß anders werden um jeden Preis! — so werden unsere Leser mit uns ausrufen. Und es kann auch geholfen werden. Der Weg zur Besserung des Uebels — wir sagen nicht zur vollständigen Heilung — führt in der angedeuteten Richtung. Eine Anpassung der Militärstrafprozeßordnung an die Formen des bürgerlichen Rechts wird durch Gewährung der Oeffentlichkeit die Zahl der Uebelthäter vermindern. Dann aber wird darauf Bedacht zu nehmen sein, durch Erleichterung des Beschwerdeführens, durch Entlastung desselben von unnützem und zweckwidrigem Formelkram die Entdeckung strafwürdiger Fälle zu befördern. Gegen diejenigen aber, welche sich an ihren Untergebenen vergangen haben, die ganze Strenge des Gesetzes! Auf Ehr- und Pflichtgefühl, nicht auf Furcht vor Faust und Klopfpeitsche soll sich der Gehorsam des deutschen Soldaten gründen. Wer gegen diesen Geist der deutschen Disziplin verstößt, der fehlt so schwer oder noch schwerer als der Ungehorsame. So unnachsichtlich diesen — und mit vollem Recht — die ganze Wucht der Strafe trifft, so unnachsichtlich treffe sie auch jenen! Fort aus der Armee mit den werthlosen, nein, gefährlichen Elementen, die den Machtkitzel nicht vertragen können, die unter seiner Wirkung nur zu raffinierten Tyrannen werden — fort aber auch mit einer Rechtsordnung und Rechtsanschauung, welche den Soldaten immer noch zu einem Menschen zweiter Klasse stempeln möchte!

Rafaels „Bildniß eines jungen Mannes“. (Zu unserer Kunstbeilage.) Rafaels Name ist durch seine Madonnenbilder und seine Freskogemälde groß geworden. Man vergißt darüber, daß er auch einer der hervorragendsten Porträtmaler gewesen ist. Päpste, Kardinäle und weltliche Würdenträger waren stolz auf die Gunst, von seinem Pinsel verewigt zu werden. Zu Rafaels reizendsten Schöpfungen auf dem Gebiete des Porträts gehört unser „Bildniß eines jungen Mannes“, heute eine Zierde des Louvremuseums zu Paris. Welchen Namen der blonde hübsche Jüngling trug, weiß man leider nicht mehr, jedenfalls aber ist es nicht Rafael selbst, wie man lange irrthümlich angenommen hatte. Das Werk stammt aus der besten Periode des Meisters, aus derselben, in welcher die Krone seiner Schöpfungen entstand, die Sixtinische Madonna.

KLEINER BRIEFKASTEN.

B. Stg. in Bochum. Ueber den am 2. Februar d. J. verstorbenen badischen Humoristen Ludwig Eichrodt finden Sie Ausführliches im Jahrgang 18[illegible] der „Gartenlaube“, S. [illegible]. Eichrodt ist genau 65 Jahre alt geworden, er starb an seinem Geburtstag. Seine Dichtungen sind vor etwa 1[illegible] Jahren in zwei Bänden gesammelt erschienen (Stuttgart, A. Bonz u. Co.).

L. G. aus Freiburg i. B. Die Adresse des in Ihrem Schreiben angegebenen medizinischen Schriftstellers ist Leba (Pommern).

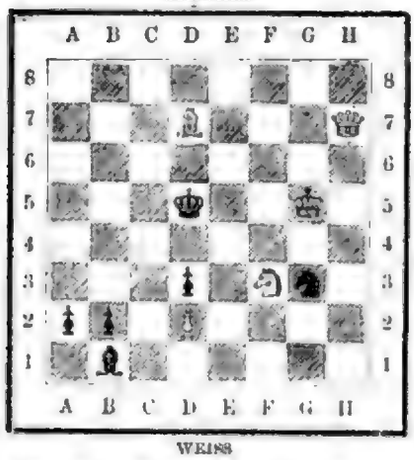
Döbeln 18[illegible]. [illegible] „Das Fernrohr. Der „[illegible]“ und der [illegible]

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 2.

Von A. Stabrow.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Homonym.

Du kannst mich, Leser, nie erschauen,
Verborgen trägst du mich in dir,
Wenn dich Musik und Red' erbauen,
Verdankst du lediglich es mir.

Du siehst mich dennoch im Orchester,
Dem Heere trägt man mich voran,
Und schlägt man mich zu sehr, mein Vetter,
Greif' ich das dir Verborg'ne an.

Oscar Leede.

Logogriph.

Worin man Zahlung leisten kann mit b,
Drin sieht im Wald mit d man Hirsch und Reh.

Bilderräthsel: „Deutsche Kaiserkrone".

Zeichenerklärung: o = B, oo = A, ooo = R, oooo = D, ooooo = E, oooooo = K, ooooooo = E.

Für die Auflösung sind bloß die Perlen in der Randfassung der 3 Kronenfelder maßgebend. Die viereckigen Steine dazwischen sind Trennungszeichen.

Al. Weizelbaum.

Scherzräthsel.

Er wird nur in Obst gebracht
Und der Kriegsmann ist gemacht.

Räthsel. (Zweisilbig.)

Eine alte berühmte Heldenstadt,
Die alle Welt noch bewundert hat;
Doch wenn man versetzt die Zeichen sieht,
Ein berühmter Kurort im Jungebiet.

Quadrräthsel.

a	a	a	a	**a**	a	a	a	a
a	b	b	**c**	c	**c**	c	d	d
e	e	**e**	e	e	e	**e**	e	f
g	**h**	h	h	h	h	h	**h**	i
j	i	k	l	l	l	m	m	**n**
n	**n**	n	o	o	o	o	**o**	o
o	o	**r**	r	r	r	**r**	r	r
r	r	s	**s**	s	**s**	t	t	t
t	t	t	t	**u**	u	u	w	y

Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so umstellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt im Norden Europas, 2. ein Raubthier und eine Stadt in Graubünden, 3. einen englischen Dichter und eine Person aus Wielands „Oberon", 4. eine europäische Residenzstadt und eine griechische Göttin, 5. eine Dichtung Goethes und einen berühmten Musiker aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, 6. eine der neun Musen und einen deutschen Dichter, 7. ein bekanntes Sternbild und eine ausländische Münze, 8. einen deutschen Fluß und eine Blume, 9. einen Berg in den Pyrenäen. In der zweiten bis siebenten Reihe ist das erste Wort stets fünflautig und das zweite immer vierlautig. Nach richtiger Lösung ergeben die Felder, in denen sich fettgedruckte Buchstaben befinden, den Namen eines deutschen Dichters.

Silbenräthsel.

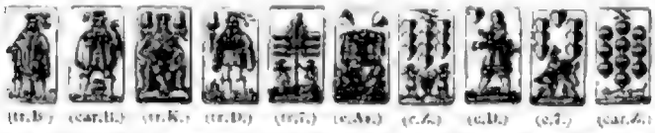
In 1, 2, 3 wird 1 verborgen,
Um 1 hat 2, 3 keine Sorgen.

Eduard Schulte.

Skataufgabe Nr. 2.

Von L. Puhle.

Die Vorhand sagt, nachdem Hinterhand bis Grünsolo gereizt hatte, auf diese Karten:



(tr.B.) (car.B.) (tr.K.) (tr.D.) (tr.S.) (c.As.) (c.Z.) (c.D.) (c.S.) (car.Z.)

Eichel-(tr.)Solo an und gewinnt bei fehlerlosem Gegenspiel mit Schwarz. — Wie sitzen die Karten und wie ist der Gang des Spiels?

Citatenräthsel.

Aus jedem der folgenden Citate, die alle „Wallensteins Tod" entnommen sind, ist ein Wort zu wählen. Die gesuchten Wörter bilden wiederum ein Citat aus einem Schillerschen Drama.

1. In dem Heute wandelt schon das Morgen. V, 3.
2. Neue soll
   Nicht deiner Seele schönen Frieden stören. III, 21.
3. In meiner Brust war meine That noch mein. I, 4.
4. Eifersüchtig sind des Schicksals Mächte. I, 7.
5. Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
   Von einem Tausend tapfrer Heldenherzen. III, 21.
6. Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen. V, 4.
7. Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. III, 10.

☞ Hierzu Kunstbeilage III: „Bildniß eines jungen Mannes". Von Rafael.

In dem unterzeichneten Verlage beginnt soeben zu erscheinen und ist durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock**, neu bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Fünfzehnte, stark vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Vollständig in 20 Lieferungen à 50 Pfennig, alle 14 Tage eine Lieferung.

In **Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen** ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt, **Dr. v. Zimmermann**, neu bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Durch die Erscheinungsweise in 20 Lieferungen à 50 Pfennig, alle 14 Tage eine Lieferung, ist Jedermann die günstige Gelegenheit geboten, das bewährte Werk auf bequeme und billige Weise nach und nach zu erwerben.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf **Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen** entgegen und senden auf Verlangen die soeben erschienene erste Lieferung zur Ansicht. Zur Subskription ladet ein

Die Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Halbheft 6. 1892.

Die Gartenlaube.

Illuſtriertes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erſcheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Chriſtoph Kolumbus.

Gemälde im Marinemuſeum zu Madrid. Mit Randzeichnung von Peter Schnorr

Digitized by Google

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolf Elcho.**

12.

Lange behauptete der Winter seine eisige Herrschaft. Als Frühlingsstürme endlich die Eisdecke zertrümmert und die Schollen weit hinaus ins wogende Meer getrieben hatten, mußte Ewald wieder auf die See; aber Bettina fühlte sich in seiner Abwesenheit nicht mehr einsam. Der Garten prangte bald im Blüthenschnee der jungen Obstbäume, Schneeglöckchen und Veilchen dufteten von den Saumbeeten und Rainen. Nun beim Anblick des sonnigen Himmels und des blauen Meeres wurde ihr das Herz wieder weit, und aus dem leisen Rauschen der Brandung vernahm sie helle Stimmen des Glücks . . .

Als Ewald zu Anfang des Juli von einer seiner Lotsenfahrten zurückkehrte, hielt man ihm ein kleines Wesen als sein Kind entgegen, Bettina aber lag totenbleich und bewußtlos in den Kissen. Bald stellte sich ein heftiges Fieber bei ihr ein, das von Stunde zu Stunde einen gefährlicheren Charakter annahm. Trotz der Abneigung seiner Mutter, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, ließ sich Ewald nun nicht länger halten und segelte über die Bucht nach der Kreisstadt, um Hilfe zu holen. Als er endlich mit dem Doktor, einem alten erfahrenen Praktikus, zurückkehrte, da fand dieser fast eine Sterbende.

Mehrere Wochen rang Bettina mit dem Tode, bevor es dem wackeren Arzte gelang, die Gefahr zu beseitigen. In dieser schweren Zeit hatte sie nur selten und nur während einiger Minuten die Besinnung erlangt. Nachdem die furchtbare Krisis vorüber war, galt ihre erste Frage an den Doktor dem Befinden ihres Kindes, und sie erfuhr, daß auch dieses in schwerer Lebensgefahr geschwebt habe. Zugleich dämmerte eine unklare Erinnerung, ein verschwommenes Bild in ihr auf. Einmal mußte sich ihr Bewußtsein für ein paar Augenblicke aus den Fieberschauern emporgerungen haben. Sie erinnerte sich, daß ein altmodisch gekleideter Mann an einem Tischchen neben ihrem Bette gesessen und beim Lichte der Lampe einen Papierbogen durchgesehen hatte. Neben dem Fremden standen die Monks. Ewald verlangte eine Unterschrift von ihr, sie wußte nicht mehr, zu welchem Zwecke, aber sie wußte noch, daß sie große Anstrengungen gemacht hatte, um den Kopf zu erheben. Ewald stützte sie mit dem linken Arme und leitete ihr die Hand beim Schreiben. Als sie wieder in die Kissen zurückgesunken war, hatten die alten Monks ein „Gott sei Dank!“ und Ewald einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen. Zu welchem Ende hatte ihre Umgebung so große Anstrengungen gemacht, um jene Unterschrift zu erhalten? Sie fragte den Arzt, mit dem sie in diesem Augenblick allein war, ob er ihr den Schlüssel zu dem Vorgang geben könne, der aber meinte, es sei fraglich, ob sie das erlebt oder in ihren wilden Fieberphantasien nur geträumt habe, und sie solle sich jetzt nicht mit solchen Gedanken beschweren.

Es war am Abend eines heißen Augusttages, als der Arzt die Genesende aus der dumpfen Krankenstube auf die Veranda tragen ließ. Bettina hatte ihre weißen magern Hände über die Stirn ihres Kindes gleiten lassen und es dann mit der Amme ins Haus gesandt. Eine Stunde später, mit Sonnenuntergang, kam Ewald im Boote dahergesegelt. Er war mit den Fischern auf dem Flunderfang gewesen und schien erfreut, bei der Rückkehr Bettina wieder im Freien zu sehen. Lachend küßte er sie auf die Stirn und sagte: „Du bist noch höllisch blaß, lieber Schatz, aber an der Luft werden sich die Backen bald wieder färben.“

Er ließ sich das Abendbrot auf die Veranda bringen, und da er einen guten Fang gethan hatte, so leerte er ein Glas Wein auf Bettinas Wohl. Während des Essens erzählte er im breiten Tone und langsamen Tempo der Küstenbewohner von den Sorgen, Mühen und Unkosten, welche die Krankheit gebracht habe; aber das sei nun verwunden, versicherte er, sobald seine Betty wieder auf dem Posten wäre, müsse alles ins gute gewohnte Geleise kommen.

Die Genesende hatte das Gefühl, als sei sie aus Todesnacht gerettet worden, um mit Ewald und dem Kinde ein neues Leben zu beginnen. Doch die frische Luft, die heitere Sommerpracht des Abends, der Duft, welcher dem Garten entströmte — das alles wirkte so stark auf ihre Sinne, daß sie sich in die Kissen zurücklehnen mußte, weil ein Schwindel sie überkam. Eine Weile saß sie mit geschlossenen Augen da, und plötzlich glitt wie ein flackerndes Licht das Bild jener nächtlichen Scene an ihr vorüber, von der sie nicht wußte, ob sie erträumt oder erlebt sei.

„Du hast mich während meiner Krankheit ein Schriftstück unterzeichnen lassen?“ sagte Bettina in halb zweifelndem Tone. „War die Angelegenheit so dringend? Was enthielt das Dokument?“

Ewald gerieth in Verlegenheit, und bevor er die Frage beantwortete, schenkte er sich noch ein Glas Wein ein. „Ja, siehst Du, Schatz, es stand höllisch schlimm um Dich an dem Tage . . . Da meinte Mudding denn . . . und Badding auch . . . man müsse sich doch 'mal bei einem Advokaten erkundigen, wie es um die Erbschaft stehe. Das that ich denn auch, und der Advokat erklärte mir, nach dem Erbrecht, das hier zu Lande gilt, gehe Dein Vermögen im Fall Deines Ablebens auf das Kind und auf mich über. Es sei aber auch möglich, daß Du bereits ein Testament gemacht und bei Freunden oder bei Deinem Bankier hinterlegt habest und daß ein Vermächtniß zu gunsten Deiner Schwester oder einer Freundin darin enthalten sei. In dem Falle lege sich das Gericht in die Sache und ich könnte viel Schererei haben, wenn nicht eine neue letztwillige Verfügung von Deiner Seite die erste aufhebe. Auch für den Fall, daß Du leben bliebest — so meinte der Advokat — sei eine Vermögensregelung immer gut. Na, so hat er denn ein Dokument aufgesetzt — der Advokat, und wir ließen Dich unterschreiben, das Kind — Du verstehst doch — das Kind durfte nicht benachtheiligt werden.“

Er verstummte unter Bettinas forschenden Blicken; es war ihm, als schaue sie auf den Grund seiner Seele. In ihr aber regte sich das Gefühl der Bitterkeit bei der Erkenntniß, daß Ewald in der Stunde, da er sein Weib zu verlieren glaubte, habgierig die Hände nach ihrem Erbe ausgestreckt hatte. Eine Weile saß sie wie betäubt da und starrte mit brennenden Augen in die Purpurgluthen des Sonnenballs, dann erwiderte sie seufzend: „Ja, ich verstehe alles. Wenn ich indessen meiner Schwester oder einer Freundin einen Theil meines Nachlasses hätte zuwenden wollen, so wäre es Deine Pflicht gewesen, den Willen einer Verstorbenen zu ehren. Allein ich hatte diese Absicht nicht, und das Geld, das Du dem Advokaten zahltest, ist weggeworfen.“

Ewald rückte unruhig auf dem Sitze hin und her und entfernte sich dann unter dem Vorwande, daß er nach den Netzen sehen müsse. Bettina sah ihm nach und murmelte: „Mir ahnt — er und ich, wir werden immer in verschiedenen Welten leben.“

* * *

Der Spätsommer wurde so mild, daß Bettina den ganzen Tag mit dem Kinde im Garten sein konnte. In der würzigen Luft erholte sich die junge Mutter rasch von der schweren Krankheit, und auch das kleine Mädchen an ihrer Seite gedieh. Mit der Genesung aber vollzog sich leise eine Wandlung bei Bettina, welche ihren Gatten mehr beunruhigte als erfreute. Der Klang ihrer Stimme war tiefer, ihre Sprache ruhiger und bestimmter als zuvor; eine edle Harmonie sprach aus ihren Bewegungen. Sie begegnete dem Gatten mit Freundlichkeit, jedoch auch mit jener Zurückhaltung, die jeden innigeren Verkehr ausschließt. Nie wieder strahlte sie Ewald mit ihren blauen Augen an, wie sie das als Braut gethan hatte. Dem Kinde aber wandte sie alle Zärtlichkeit ihres warmfühlenden Herzens zu. Wenn sie die Kleine durch den Garten oder die schattige Wolfsschlucht trug, lag der milde Schein der Freude auf ihrem Gesicht, dann sang sie mit weicher melodischer Stimme Kinderlieder, dann konnte sie lachen, daß man glaubte, in ihr wohne ein volles Glück.

Ewald beobachtete sie einst heimlich, als sie sich mit dem Kinde allein glaubte, und vor ihrer Mutterseligkeit erwachte in ihm das Gefühl der Eifersucht. Hinter dem Busche hervortretend, der ihn verdeckt hatte, schritt er auf das Kind zu, betrachtete es eine Weile und sagte dann kopfschüttelnd: „Wie kann man sich nur um eines solch kleinen zappelnden Geschöpfes willen so närrisch anstellen! Das ist doch noch kein Mensch!“

Bettina nahm das Mädchen in ihre Arme und entgegnete: „Das begreifst Du nicht? Das ist mir ein neuer Beweis, daß

wir verſchieden geartet ſind.“ Damit ſchritt ſie an ihm vorüber, und ihre Haltung verſtärkte noch den Eindruck ihrer Worte. Von ihrer Schönheit angezogen, fühlte Ewald das heiße Verlangen, ſie in ſeine Arme zu ſchließen, allein es war etwas in ihrem Blicke, das ihn zurückſchreckte. Er konnte ſich keine Rechenſchaft darüber geben, was es ſei, aber eher hätte er ſich gegen die ſtolze Gräfin auf Schloß Lindſtröm eine Vertraulichkeit erlauben mögen als gegen die eigene Frau. Er blickte ihr nach, bis ſie, begleitet von dem hinkenden Pitt, im Hauſe verſchwand, und ſagte ſich dann ſeufzend, daß ſeine Betty „hölliſch“ vornehm geworden ſei.

Bettina ſelbſt wollte ſich nicht klar werden über den Umſchlag ihrer Gefühle — ſie fürchtete ſich vor der vollen Erkenntniß. Ihr Herz klammerte ſich mit jeder Faſer an das Kind, und ſie war glücklich, wenn ſie mit ihm allein ſein konnte. Im vorigen Jahre hatte ſie ſich einſam und elend gefühlt, als Ewald zur Zeit der Herbſtſtürme längere Lotſenfahrten unternehmen mußte, jetzt ſah ſie ihn ruhig ſcheiden. Sie fürchtete ſich nicht mehr, wenn der Wind um die Klauſe heulte — war doch das Kind bei ihr, zu deſſen Schutz ſie ſich berufen fühlte. Und für Hilfloſe einzutreten, dazu fehlte ihr nie der Muth.

Ihre Unerſchrockenheit ſollte in einer Novembernacht auf die Probe geſtellt werden, in der Ewald die Wache auf dem „Uttiek“ hatte. Bettina war lange aufgeblieben, weil das Kind ſich unruhig gezeigt hatte. Jetzt ſaß ſie gegen Mitternacht an ſeinem Bettchen und las. Plötzlich richtete ſich Pitt, der zu ihren Füßen lag, auf, ſprang mit allen Zeichen der Aufregung zum Fenſter hin und ſtieß ein wüthendes Gebell aus.

Bettina erhob ſich und lauſchte, ob draußen irgend ein Geräuſch zu dem auffallenden Benehmen des Hundes Anlaß gebe. Und trotz des ſauſenden Windes vernahm ſie dumpfe Schläge, die im Garten geführt wurden. Es zuckte ihr der Gedanke durch den Kopf, daß irgend ein Frevel begangen werde; ſie dachte zunächſt an Einbrecher, welche Scheune oder Vorrathskammer ausplündern wollten. Raſch entſchloſſen ſprang ſie in das Schlafzimmer, bemächtigte ſich mit einem Griffe der über Ewalds Bette hängenden doppelläufigen Flinte, die ſtets mit Schrot geladen war. Ohne Zagen trat ſie auf die Veranda des Hauſes. Draußen war es nicht ganz finſter, ihr ſcharfes Auge konnte zwei dunkle Geſtalten unterſcheiden, die eben dabei waren, die jungen Bäumchen ihres Gartens mit der Axt zu fällen. Sie vernahm das Knacken eines niederbrechenden Stammes, und helle Entrüſtung flammte in ihrem Innern auf. Sie machte das Gewehr zum Schuß bereit und befahl den Männern, ihre Aexte niederzuwerfen, allein ihr Ruf mußte vom Winde verweht worden ſein, denn die Eindringlinge ſetzten ihr Zerſtörungswerk ruhig fort. Nun ſprang Bettina furchtlos in den Garten hinab und ſchrie ſo laut, daß ihre Stimme den Wind übertönte: „Noch einen Schlag — und ich ſchieße!“

Im nächſten Augenblick ſah ſie etwas Schimmerndes durch die Luft und an ihrem Kopfe vorbeifliegen. Sie begriff, daß einer der Strolche ſeine Axt nach ihr geſchleudert habe, und nun drückte ſie los. Zwei Schüſſe hallten durch die Nacht, dann folgte ein Aufſchrei und die beiden Geſtalten verſchwanden im Dunkel.

Die junge Frau ſchritt nach einer Weile vorſichtig durch den Garten und ſah, daß drei Obſtbäumchen geknickt an der Erde lagen und daß die Frevler durch eine Lücke im Zaune entwichen waren.

Als Ewald früh am Morgen heimkehrte, meldete ihm Bettina das Erlebniß. Beide hielten im Garten Umſchau und fanden etwa vierzig Schritte von dem Standort der Thäter eine Axt an der Erde liegen, auf deren Stiel die Buchſtaben K. B. eingekerbt waren.

„Karl Bräuning“, rief Ewald beim Anblick der Axt in grimmigem Jubel aus. „Na warte, Bürſchchen, das ſoll Dir eingetränkt werden!“

Er wandte ſich ſofort behufs der einzuleitenden Unterſuchung an den Kommandanten, der im Orte die Stelle der Behörde vertrat. Dieſer verfolgte in dem lehmigen Boden die friſchen Fußſpuren und ſah, daß ſie zu Bräunings Hof hinüberführten. Mit der Axt in der Hand betrat er in Begleitung Monks das Haus Bräunings und verlangte deſſen Söhne zu ſprechen. Der Alte ſchob ſeine Mütze aufs linke Ohr und antwortete, ſeine Jungen ſeien über Land gegangen, um ein Kalb zu kaufen. Unterdeſſen aber hatte Ewald auf der Diele eine Blutſpur bemerkt und machte jetzt den Kommandanten darauf aufmerkſam. Nun kehrte ſich dieſer nicht weiter an die verwirrten Ausflüchte des alten Bauern, ſondern folgte der Spur und kam zu einer Schlafkammer. Die Thüre derſelben wurde von innen zugehalten, allein Ewald überwand das Hinderniß, und als er eindrang, verſuchte der jüngere der beiden Söhne Bräunings durchs Fenſter zu entfliehen, was ihm jedoch nicht gelang; der ältere lag im Bette und litt augenſcheinlich am Wundfieber. Die Uebelthäter waren ſomit gefunden.

Der alte Bräuning, welcher gleichfalls in die Schlafſtube getreten war, ſah ein, daß weiteres Leugnen die Lage ſeiner Söhne nur verſchlimmern könne, und verlegte ſich aufs Bitten. Nach langen Verhandlungen kam ein Ausgleich zuſtande. Der Bauer verpflichtete ſich, fünfhundert Mark Entſchädigung zu zahlen, und gelobte, fortan Frieden zu halten.

Die That der beiden Bräunings erregte in Maſſow ſo großen Unwillen, daß der Verwundete, ſobald er wieder zu gehen vermochte, den Ort verließ und in der nächſten Hafenſtadt Beſchäftigung ſuchte. Bettinas entſchloſſenes Vorgehen aber imponierte den Dorfbewohnern, und man begegnete ihr fortan mit mehr Reſpekt.

Um die Weihnachtszeit war ſtarker Froſt eingetreten, und die mit Eis bedeckte Bucht breitete ſich wie ein funkelnder Silberſchild vor der Klauſe aus. Die Freude am Weihnachtsfeſt wurde Bettina jedoch durch die Erkrankung ihres Kindes getrübt, bei dem nach einem längeren Aufenthalt im Schulhaus die Halsbräune ausbrach. Der Anfall ſchien zunächſt ein leichter zu ſein, allein am Abend des zweiten Tages nahm die Krankheit wider Erwarten eine ſchlimme Wendung. Der Huſten wurde hohl und heftig, die Kräfte nahmen zuſehends ab. Die Beſorgniß der jungen Mutter wuchs im Laufe einer Stunde zur furchtbaren Angſt; ſie ſandte die Amme nach dem Gaſthaus, wo Ewald beim Kartenſpiel ſaß, und ließ ihm ſagen, daß der Zuſtand des Kindes ein raſches Eingreifen des Arztes erheiſche; er müſſe ſofort jemand nach der Kreisſtadt ſenden. Ewald aber war, als die Amme ihre Botſchaft ausrichtete, gerade leidenſchaftlich in ſein Spiel verſenkt. Ihm ſchien es, daß Bettinas Sorge übertrieben ſei, und da er gerade ausgezeichnete Karten in der Hand hatte, ſo murrte er darüber, daß die Beläſtigungen durch das Kind kein Ende nehmen wollten, und ſandte die Amme unwirſch zu ſeiner Frau zurück.

Bettina hatte mit zitternder Ungeduld auf ihren Mann gewartet; mit pochendem Herzen lauſchte ſie auf jedes Geräuſch im Vorgarten. Endlich nahten Schritte. Sie erhob ſich, lief zur Thür und prallte enttäuſcht zurück, als ſie nur die Amme ſah und erfuhr, daß Ewald die Nachricht zornig aufgenommen habe und ſagen laſſe, es werde nicht ſo gefährlich ſein und morgen ſei auch noch ein Tag und Zeit genug, um nach dem Arzte zu ſchicken.

Bettina kam der Verzweiflung nahe — was nun beginnen? Die Empörung über Ewalds Gleichgültigkeit und die Sorge um das junge Leben gaben ihr endlich den Gedanken ein, ſelber den Arzt aus der Kreisſtadt herbeizuholen. Raſch ans Fenſter tretend, bemerkte ſie, daß der Vollmond die Bucht hell erleuchtete; dies ſehen und entſchloſſen ſein war eins. Sie ſchrieb der Amme eindringlich vor, wie ſie die Kleine in ihrer Abweſenheit zu behandeln habe, dann holte ſie die Schlittſchuhe vom Boden herunter und nahm unter Thränen von ihrem Liebling Abſchied.

Als der Amme klar wurde, daß ihre Frau beabſichtige, in der Nacht über die Bucht zu laufen, wollte ſie dieſelbe zurückhalten. Bettina aber ſchob die Beſorgte ſanft bei Seite und bat nur: „Wachen Sie über mein armes Kind, Lene, und fürchten Sie nichts für mich! Ich werde es ſchon durchführen!“ Dann lief ſie haſtig ans Ufer hinab und betrat die weite, leicht mit Schnee bedeckte Eisfläche. Wie ſie niederkniete, um ihre Schlittſchuhe anzuſchnallen, bebten ihre Hände. Allmählich jedoch legte ſich der Sturm in ihrem Innern, und als ſie aufſpringend das glatte Eiſen unter ihren Füßen verſpürte, kam eine ruhige Entſchloſſenheit über ſie. Wohl war ſie ſich der Gefahr ihres Unternehmens bewußt, denn es waren faſt immer Riſſe und weit klaffende Sprünge vorhanden; aber der Gedanke an ihr leidendes Kind erhob ſie über jedes Bedenken.

Es war bitterkalt. Der ſcharfe Oſtwind blies ihr entgegen, und wo er die nackte Haut traf, rief er einen brennenden Schmerz hervor. Sie ſetzte ſich langſam in Bewegung, bis ihr Auge ſich an das Mondlicht und die verſchwommenen Färbungen der Eis-

Die erſte Landung des

Zeichnung mit Benützung ei

Digitized by Google

Kolumbus auf Guanahani.

Gemäldes von D. Puebla.

Digitized by Google

fläche gewöhnt hatte. Dann steigerte sie die Schnelligkeit und zuletzt setzte sie ihre ganze Kraft ein und jagte mit Windeseile durch die lautlose Nacht. Mit der Zeit beruhigte die kalte Luft ihre Nerven, kühn überwand sie die Hindernisse. Plötzlich sah sie einen weiten Spalt vor sich und ein jähes Erschrecken zuckte durch ihre Glieder. Aber mit Blitzesschnelle schoß auch der Gedanke durch ihr Hirn: zu spät zum Anhalten, also weiter! und mit einem mächtigen Satze flog sie über die Kluft und jagte weiter. An manchen Stellen weckte ihr Fuß ein hohltönendes Rollen unter der Eisfläche, das sich unheimlich bis zur offenen See fortpflanzte. Einmal stieß sie mit dem Schlittschuh gegen eine auf der Eisdecke gelagerte Scholle, und da sie sich in vollem Laufe befand, wurde sie mit Wucht zu Boden geschleudert und schlug sich im Sturze Hände und Knie blutig; sie achtete nicht des Schmerzes, sprang auf und raste weiter durch die Nacht. Endlich erreichte sie das jenseitige Ufer von Groß-Küstrow; eben tönten von der Kirchuhr zwölf dumpfe Schläge herab.

Beim Eintritt ins Dorf bemerkte sie noch einen Lichtschimmer im Hause des Krugwirths. Dieser wollte eben seine Thür verschließen, als ein starkes Klopfen ihn veranlaßte, auf die Schwelle zu treten. Er erschrak beim Anblick der einsamen Frau und rief stotternd: „Jungfru Monk? Is denn dat die Menschenmöglichkeit! Sie sind äwer die Bucht loopen bei die grimmige Kälte?“

Nachdem sich der biedere Alte von seinem Erstaunen erholt und den Zweck der nächtlichen Reise erfahren hatte, weckte er dienstfertig seinen ältesten Sohn und hieß ihn rasch den Gaul vor den Schlitten spannen. Nach kurzer Rast konnte Bettina ihre Fahrt fortsetzen. Sie langte — viel zu spät für ihre Ungeduld — zwei Stunden später vor dem Hause des Arztes an. Es dauerte eine Weile, bis der im besten Schlafe befindliche alte Herr sich aufgerafft und zu der Nachtfahrt gerüstet hatte. Kaum hatte der Schlitten auf der Rückfahrt Groß-Küstrow erreicht, so wollte Bettina, um einen Vorsprung zu gewinnen, von neuem den Eislauf über die Bucht wagen, der Arzt aber hielt sie im Schlitten fest. „Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß die Tollkühnheit einmal gut vorüber gegangen ist,“ sagte er. „Ueberdies muß ich doch selbst erst da sein, ehe Sie etwas Ernstliches unternehmen können, um die Leiden des Kindes zu erleichtern. Seien Sie also geduldig!“

Bettina rang nervös die Hände, aber sie fügte sich. Sie meinte vor Angst vergehen zu müssen — mit peinigender Langsamkeit kamen sie vorwärts. Durch Geldversprechungen feuerte sie den Fuhrmann an, die Kräfte des schwerfälligen Gaules mehr anzuspornen, allein das Thier war nicht aus seinem bequemen Trott herauszubringen, und erst beim Morgengrauen langte der Schlitten vor der Klause an.

Bettina lief dem Arzte vorauf ins Haus. Sie erwartete, Ewald am Bette des Kindes zu finden, der aber schlief. Er war, wie die Amme erzählte, um zwei Uhr des Nachts heimgekehrt und hatte sich, wahrscheinlich weil er jede Störung vermeiden wollte, ohne weiteres zu Bett gelegt. Die junge Mutter preßte die Hand gegen die Brust, denn während die Amme ihr berichtete, hatte sie mit der flackernden Kerze ihrem Kinde ins Gesicht geleuchtet, und das Herz wollte ihr fast brechen beim Anblick der verzerrten Züge. Die Kleine hatte sich schrecklich verändert und lag völlig theilnahmlos da.

Der Arzt, welcher unterdessen aus Bett getreten war, erkannte bald, daß er zu spät gekommen sei, um zu helfen.

Die Mutter las auf seinem Gesicht, wie es um die Kleine stehe, sie stieß einen wilden Schrei aus und warf sich dann bitter schluchzend über ihren Liebling.

Und dieser Aufschrei der Verzweifelnden rüttelte noch einmal die Lebensgeister des Kindes auf. Es öffnete mühsam die Augen, starrte in das thränenüberströmte Gesicht Bettinas und sprach mit zitternder Stimme das einzige Wort aus, das es in seinem kurzen Dasein gelernt hatte: „Mama.“

Als Ewald, durch den Aufschrei seiner Frau aus dem Schlafe geschreckt, einige Minuten später die Krankenstube betrat und in verschlafenem Tone fragte, ob denn bei der Kleinen noch immer keine Besserung eingetreten sei, erhob sich Bettina, trocknete ihre Thränen und gab die schroffe Antwort: „O doch, sie ist genesen — genesen von den Schmerzen des Lebens. Wir haben unser Kind verloren; das bedeutet wenig für Dich — für mich alles.“

13.

Es schien, als habe das kleine Wesen bei seinem Scheiden den letzten Schimmer von Freude und Hoffnung aus der Klause fortgetragen. Bettina versank in eine trostlose Gleichgültigkeit und beachtete kaum, was um sie her geschah. Ewald hatte vergeblich den Versuch gemacht, sie zu versöhnen und zu trösten. Bei Tisch saßen sich die Gatten kalt und stumm gegenüber, und Bettinas bleiches Gesicht, ihre traurigen Blicke wirkten so bedrückend auf den Lotsen, daß er fast nur zu den Mahlzeiten in der Klause erschien und während der übrigen Zeit im Wirthshaus bei den Karten Zerstreuung suchte. Dieses Leben blieb nicht ohne schwere Folgen. Von Jugend auf hatte er zur Unmäßigkeit im Trinken Neigung verspürt; beim Kartenspiel gewöhnte er sich bald, große Mengen von Bier und Branntwein zu genießen. Allmählich wurde seine Gestalt voller und schwerfälliger, sein Gesicht aufgedunsen. Er vernachlässigte seinen Dienst in so gröblicher Weise, daß er sich wiederholt scharfe Rügen zuzog. Da er zu wenig Einsicht besaß, um die Berechtigung des Tadels anzuerkennen, so erwachte sein Trotz, und er forderte seine Entlassung. Diese erhielt er im Frühjahr, und nun faßte er den Plan, sich ein eigenes Fahrzeug zu kaufen, um Frachten zu übernehmen oder Fischhandel zu treiben. Er fand auch bald eine schwedische Barke, welche gerade zu verkaufen war. Als er Bettina seine Absichten mittheilte und zum Ankauf der Barke sechstausend Mark von ihr verlangte, seufzte sie schwer auf und vertiefte sich, zum ersten Male seit dem Tode ihres Kindes, in ihr Wirthschaftsbuch. Sie rechnete eine Weile und kam zu der niederschlagenden Erkenntniß, daß ihr Barvermögen fast auf die Hälfte herabgeschmolzen war. Aus den Eintragungen ersah sie, daß zwar durch ihre und des Kindes Krankheit größere Summen nöthig geworden waren, allein trotzdem fehlten mehrere hundert Mark, über deren Verbleib sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Sie ahnte, daß Ewald das Geld im Gasthaus und in der Hafenstadt vergeudet hatte, aber sie war großmüthig genug, ihm keinen Vorwurf zu machen; sie legte das Buch ruhig fort und sagte kurz: „Wir müssen unser Leben ändern, wenn wir nicht verarmen wollen.“

Ewald, der dem Tage mit Grauen entgegengesehen hatte, war seelenfroh, ohne Vorwurf und Zank davongekommen zu sein, und gelobte, all seine Kräfte aufbieten zu wollen, um das Verlorene wieder einzubringen. Er wurde ganz beredt und malte eine rosige Zukunft aus, sah die Barke schon den Mittelpunkt einer kleinen Handelsflotte bilden. Bettina theilte seine Hoffnungen keineswegs, dennoch that sie ihm den Willen; sie war müde und das Geld schien ihr nicht der Mühe werth, um deshalb einen Streit mit ihrem Manne auszukämpfen. Mochte er thun, was ihm gut dünkte! Nur die Bitte fügte sie noch hinzu, er möge die Barke gleich nach dem Ankauf gegen See- und Feuersgefahr versichern lassen. Ewald versprach es in freudiger Erregung und begab sich sofort nach der Hafenstadt, weil er bei der Eröffnung der Schiffahrt gleich eine Ladung zu erhalten hoffte. Als jedoch der Schiffskauf abgeschlossen war, entdeckte er bedenkliche Schäden an der Barke, und diese mußte erst zur Ausbesserung auf die Werfte gebracht werden. Bis zur Vollendung der nothwendigen Arbeiten konnten Wochen vergehen, denn die Docks waren überfüllt. Ewald trieb sich einige Zeit in den Hafenkneipen herum, dann, als seine Barschaft zusammenschmolz, kehrte er nach Massow zurück in der Absicht, seine Börse wieder zu füllen.

Während seiner Abwesenheit hatte Bettina die Tage in jener stumpfen Unthätigkeit verbracht, wie sie Schiffbrüchige ergreift, wenn die Wogen langsam das Wrack unter ihren Füßen zertrümmern. Sie hatte versucht, durch Gartenarbeit ihrer verzweifelten Stimmung Herr zu werden, es gelang ihr nicht. Ihre Willenskraft war gebrochen. Sie that nur, was gerade nöthig war, um einer Verwilderung der Anlagen vorzubeugen, aber sie erweiterte dieselben nicht, wie sie sich vorgesetzt hatte. Das Knospen und Blühen in der Natur freute sie so wenig wie der warme Schein der Frühlingssonne; nur das Grab ihres Kindes überdeckte sie mit einem duftigen Blumenflor.

Eines Abends war sie in den Vorgarten getreten, um den Rasen zu begießen; da sah sie Ewald an der Hecke des Bräuningschen Hofes stehen und vertraulich mit Kathrein schäkern. Er hatte die Jacke über die Schulter gehängt und die Mütze in den Nacken geschoben. Allem Anschein nach befand er sich in sehr lustiger Stimmung, denn die Dirne lachte aus vollem Halse und rief

dann mit halberstickter Stimme: „Geh doch, Ewald, Du bist'n Filou!“

Die überraschende Wahrnehmung rief in Bettina zunächst ein Gefühl tiefer Verachtung hervor. Wie konnte sich ihr Gatte den Bräunings auf diese Weise wieder nähern; wo blieb sein Stolz, seine Selbstachtung? Als aber ihr Blick die schwankende Haltung, das geröthete Gesicht und die nachlässige Kleidung Ewalds überflog und zu Kathreins roher Gestalt hinüberglitt, da kam ihr der Gedanke, daß das Paar drüben an der Hecke vortrefflich zusammenpasse. „Vögel vom gleichen Gefieder fliegen zusammen,“ sagte sie sich. „Warum habe ich mich in dem thörichten Glauben zwischen die beiden gestellt, diesen Mann in eine höhere Sphäre heben zu können. Er ist so nur seinem Beruf, seiner natürlichen Bestimmung, seiner Lebensweise entfremdet worden. Ich habe mich und ihn elend gemacht, nun muß ich diesen großen Irrthum meines Lebens büßen!“

Ewald ging täglich zum Gasthof hinunter, wo sich die kleine Postanstalt des Ortes befand, weil er auf eine Botschaft aus der Hafenstadt betreffs seiner Barke wartete. Allein Tag für Tag verging, ohne daß ein Brief kam, und da er in der Zeit ungeduldigen Harrens doch nicht zum Arbeiten aufgelegt war, so blieb er meist gleich in der Wirthsstube sitzen, um sich durch Kartenspiel, Rauchen und Trinken die Zeit zu vertreiben. Eines Morgens aber fand er wirklich einen Brief vor, allein die Adresse lautete nicht auf seinen Namen, sondern auf den seiner Frau. Enttäuscht schob er das Schreiben in die Tasche und ließ sich mit dem Wirthe zu einem Spiele im Vorgärtchen des Gasthofs nieder. Spät am Abend erst, als er heimkam und Bettina ihn fragte, ob noch keine Nachricht wegen der Barke eingetroffen sei, zuckte durch seinen schweren Kopf die Erinnerung an den empfangenen Brief und er händigte ihn seiner Frau ein. Sie ließ verwundert ihre Blicke über die Aufschrift gleiten, dann erhellten sich ihre Züge und sie sagte leise und zögernd: „Von Lisa!“

Hastig und mit wachsender Erregung überflog sie den Inhalt; dieser war ganz dazu angethan, sie aus ihrer Niedergeschlagenheit aufzurütteln. Die Freundin schrieb, daß Diaz auf zwei Monate nach London gegangen und ihr Kind des Landaufenthalts dringend bedürftig sei. Bei der Ueberlegung, wohin sie sich wenden solle, sei ihr die Freundin in Massow eingefallen, und wenn Bettina ein Stübchen für sie und ihr Kind übrig habe, so werde sie mit Vergnügen der früheren Einladung folgen und den stillen Küstenort aufsuchen, wo sie beide als Mädchen so unvergeßlich schöne Tage verlebt hätten.

Bettina reichte ihrem Manne den Brief.

Der Lotse legte die kurze Pfeife aus der Hand und las ihn langsam, dann gab er ihn mit verdrießlicher Miene zurück und setzte seine Pfeife wieder in Brand.

„Lisa wird in der Mansarde wohnen,“ sagte Bettina, mehr zu sich selber als zu dem Gatten, der sein Haupt mit Rauchwolken verhüllte. „Ich will ihr ein behagliches Nest zurecht machen!“ — In ihrer freudigen Erregung achtete sie kaum auf Ewald, der etwas Unverständliches in den Bart brummte und dann sein Schlafzimmer aufsuchte.

Am nächsten Morgen stand Bettina früh auf und in wenigen Stunden hatte sie die beiden Stübchen der Mansarde zur Aufnahme des Besuchs in stand gesetzt. Nachdem dies geschehen war, beantwortete sie Lisas Brief durch einige herzliche Zeilen. Eben wollte sie zur Post gehen, da sah sie, daß Ewald mit seiner Mutter im Garten eine eifrige Unterhaltung führte. Bei ihrem Erscheinen verstummten die beiden, und Ewald trat ihr mit der Frage entgegen, was sie Frau Diaz geschrieben habe.

„Nun, daß sie uns sehr willkommen sei, selbstverständlich.“

Ewald, aus dessen Mienen ebensoviel Verlegenheit wie Mißmuth sprach, kraute sich im Haar und meinte: „So — und Du hast noch gar nicht gefragt, wie ich darüber denke. Ich aber bin der Herr im Hause und hab' am Ende doch auch ein Wort mitzusprechen.“

„Dein Hausherrnrecht hab' ich niemals angetastet, und wenn ich nicht ausdrücklich um Deine Zustimmung bat, so kam das daher, weil ich Dein volles Einverständniß voraussetzen mußte. Du hast gestern abend nichts eingewendet und zudem — die Einladung stammt noch aus unserer Verlobungszeit, Du wirst es selbstverständlich billigen, daß ich als Frau ein Wort einlöse, das ich als Mädchen gegeben habe.“

Ewald schielte unschlüssig zu seiner Mutter hinüber, diese aber feuerte ihn zum Widerspruch an durch die Bemerkung: „Du heltst mi ja noch gar nich seggt, Ewald, wie lang die Gnädge mit den spanischen Namen hier bliewen und wat sie betalen will.“

„Ja, ganz recht, Mudding. — Hast Du Deiner Freundin wegen des Preises geschrieben, Betty? Die zwei Stuben können wir im Sommer an Badegäste ganz gut für dreißig Mark monatlich vermiethen, so viel mußt Du Frau Diaz schon abverlangen.“

Ewald hatte, um der Mutter seinen Muth zu beweisen, dieses Ansinnen in so herausforderndem, grobem Tone gestellt, daß Bettina sich tief verletzt fühlte. Heiß stieg ihr das Blut zu Kopf und in zorniger Empörung antwortete sie: „Frau Diaz ist bei mir zu Gast. Damit Dir aber die langersehnte Gelegenheit, ein Geschäft zu machen, nicht entgeht, werde ich den geforderten Preis von meinem Vermögen zahlen.“

Sie wollte stolz an den beiden vorübergehen, allein Ewald, den die alte Monk durch einen Puff in die Seite angespornt hatte, vertrat ihr den Weg und sagte: „Von Deinem Vermögen? Du hast kein Vermögen mehr, daß Du's nur weißt.“

„Was soll das heißen?“ rief Bettina erbleichend. „Ein großer Theil meines Erbes ist freilich verloren, aber es bleibt mir doch —“

„Ueber das, was Dir geblieben ist, hab' ich fortan zu bestimmen,“ unterbrach Ewald sie heftig. „Ich hab's satt, mir von Dir Gnadengeschenke in die Hand drücken zu lassen. Ich bin der Mann und habe mit dem gemeinsamen Gute zu wirthschaften. So ist's Brauch hier zu Lande, und so soll's fortan gehalten werden, auf Grund des Schriftstücks, das Du während Deiner Krankheit unterzeichnet hast.“

„Auf Grund — —“ Bettina konnte die Frage nicht aussprechen, die furchtbare Erregung erstickte ihre Stimme. Und sie bedurfte auch keiner weiteren Aufklärung. Der Mann, in dem sie einst das Ideal der Selbstlosigkeit und des sittlichen Muthes erblickte, hatte die Schwäche einer Todkranken benutzt, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.

Mit tiefster Verachtung blitzten ihre Augen Ewald an, und ihre Stimme klang rauh, als sie erwiderte: „So weit wären wir also! Ganz unverhohlen gestehst Du ein, daß Dich, als Du mich sterbend glaubtest, nur der Gedanke an das Geld beherrschte. Ich könnte Euch den Raub streitig machen, denn die mir abgelistete Unterschrift ist schwerlich bindend, da ich ja vom Inhalt des Dokuments keine Kenntniß hatte; aber der Stolz verbietet mir, den Mann, den ich einst geliebt habe, an den Pranger zu stellen. Nimm denn, wonach Du bei Deiner Werbung allein getrachtet hast, es besitzt heute für mich so wenig Werth wie — mein Leben.“

Sie zerriß den Brief an Lisa mit nervös zuckenden Händen und schritt ins Haus zurück.

Ewald blieb bestürzt im Garten stehen, die Scham rang in seiner Brust mit dem Trotze. Vielleicht hätte die bessere Regung gesiegt, denn das Feuer der Liebe glimmte noch in seinem Innern, allein neben ihm stand die Mutter und rief ihm zu: „Wat möt, dat möt! Kriegst Du nich den Kassenslötel rut, dann bliwt sie der Herr und Du — der Döskopp. Resolut, min Jong! In der Srift steiht gefriewen: ‚Und er soll Din Herr sein‘.“

* * *

Bettina fand erst am Tage nach diesem Streite die Kraft, an Lisa zu schreiben und ihr das beschämende Geständniß ihrer unglücklichen Lage zu machen. Diese Beichte, verbunden mit der Nothwendigkeit, den Besuch abzulehnen, erschien ihr als die größte Demüthigung ihres Lebens — als eine unauslöschliche Schmach. Nachdem sie das Schreiben vollendet und in den Postkasten geschoben hatte, glaubte sie, die letzte Verbindung mit der Welt, in der sie ihre Jugend verlebt hatte, sei nunmehr abgebrochen; keine Menschenseele wußte sie mehr, der sie ihr Leid hätte anvertrauen mögen. Das trostlose Gefühl gänzlicher Verlassenheit trieb sie hinaus auf die einsame Düne; stundenlang irrte sie dort umher.

Müde und zerschlagen kam sie gegen Abend in die Klause zurück und fand Ewald in sehr aufgeräumter Stimmung. „Na, Betty,“ rief er ihr vom Gartenthor aus entgegen, „hast Du 'n Spaziergang gemacht? Das ist recht, das bringt den Menschen auf andere Gedanken. Ich hab' unterdessen eine Nachricht erhalten. Die Barke ist endlich vom Dock herunter und schwimmt seetüchtig im Hafen, sie trägt Deinen Namen am Stern. Nun kann's losgehen! Morgen reise ich ab.“

Bettina athmete auf, das war Erlösung wenigstens auf einige Zeit. Kein Wort des Bedauerns wegen seiner Abreise kam über ihre Lippen.

„Und wie sich das manchmal glücklich trifft," fuhr er lächelnd, aber mit einem scheuen Seitenblick fort, „denk' Dir, die Mansarde, um derentwillen wir uns heute morgen ein wenig gezankt haben, ist schon vermiethet. Was meinst Du wohl, wieviel ich dafür bekommen habe?"

„Das ist mir gleichgültig," antwortete sie tonlos.

„Vierzig Mark monatlich. Ein Herr aus Berlin hat sie gemiethet und gleich im voraus bezahlt. Das ging so zu! Ich hatte eben im Gasthaus meinen Brief gelesen und wollte heimgehen, da tritt ein Fremder in den Vorgarten, der deutet nach unserer Klause und fragt den Wirth: ‚Wem gehört die kleine Villa dort oben?' Der Wirth weist auf mich und sagt: ‚Meinem Freunde Monk.' Der Fremde lüftet den Hut gegen mich. ‚Ihr Haus ist hübsch gelegen,' sagt er, ‚dort möchte ich wohl ein paar Wochen — vielleicht auch den ganzen Sommer über wohnen. Sie haben wohl kein Zimmer zu vermiethen?' Auf diese Anfrage hin wurde ich neugierig, was wohl unsere Mansarde einbringen könne, und antwortete, wir machten zwar aus dem Vermiethen kein Geschäft, indessen hätten wir just zwei Stuben leer stehen. Der Fremde ging mit mir herauf, sah sich die Wohnung an und bat mich, ihm einen Preis zu nennen. Mehr zum Spaße als im Ernste forderte ich vierzig Mark. Ohne weiteres griff er in die Tasche und legte mir das Geld auf den Tisch. Eben hat er seinen Koffer und einen Kasten heraufschaffen lassen. Nun bist Du in meiner Abwesenheit doch nicht gar so einsam, Betty."

Sie lächelte bitter, denn sie hatte seine Absicht, durch das rasche Vermiethen der Mansarde den Besuch Lisas unmöglich zu machen, wohl durchschaut. Als sie ins Haus getreten war, fand sie auf dem Tische des Salons eine Visitenkarte; gleichgültig nahm sie dieselbe, um sie in eine Bronzeschale zu werfen. Dabei streifte ihr Blick die Aufschrift und ein leiser Schrei der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen. „Franz Rott" stand auf der Karte.

Eine Weile starrte sie wie gebannt auf den Namen, dann lief sie dem eintretenden Ewald entgegen und fragte hastig: „Wie kommt diese Karte in unser Haus?"

„Die hat mir unser neuer Miether gegeben, damit ich ihn als Gast anmelde."

„Das Geschäft — diese Vermiethung muß rückgängig gemacht werden, gieb dem Fremden das Geld zurück und sage — sage ihm irgend etwas zur Entschuldigung!"

Ewald erblickte in ihren Worten nichts anderes als den Versuch, die Zimmer für ihre Freundin freizuhalten, und beschloß, in dieser Sache seinen Willen durchzusetzen und seine Herrschaft zu bekunden. Er fragte daher barsch, welchen vernünftigen Grund sie gegen die Aufnahme des Fremden haben könne; Bettina erwiderte in hastiger Weise, daß es für sie nicht schicklich sei, mit einem Herrn allein in dem einsamen Hause zu leben, daß dieser der Bedienung benöthige und daß man recht gut warten könne, bis ein weiblicher Badegast Wohnung suche.

Diese Bedenken schlug Ewald mit der Bemerkung nieder, seine Mutter habe sich schon erboten, dem Gaste jeden Morgen die Kleider zu reinigen und das Frühstück zu besorgen, und eine zweite Gelegenheit, die beiden Stuben zu so hohem Preise zu vermiethen, werde wohl nicht wieder kommen.

Nun wandte Bettina ein, daß der neue Miether in ihres Vaters Hause verkehrt habe und daß es ihr peinlich sei, ihm so wieder zu begegnen.

„Wie?" rief Ewald in ausbrechendem Zorne, „hast Du etwa einen Grund, Dich Deines Mannes oder Deines Hauses zu schämen? Die Sache ist und bleibt abgemacht. Der Gast hat bezahlt und wird in unserm Hause wohnen — für das weitere laß die Mutter sorgen. Wenn Dir der Fremde nicht gefällt, dann kannst Du ihm aus dem Wege gehen. In Haus und Garten ist Raum genug für zwei Menschen, die sich nicht begegnen wollen. Abgemacht!"

Ohne Bettina noch einmal anzusehen, verließ er mit dröhnenden Schritten das Zimmer.

Am nächsten Morgen nahm Ewald einige Hundertmarkscheine aus Bettinas Schreibtisch, sagte ihr flüchtig Lebewohl und segelte dann mit seinem Vater über die Bucht. Als Bettina in die Küche trat, um sich das Frühstück zu bereiten, fand sie ihre Schwiegermutter schon bei der Arbeit. Diese eröffnete ihr, daß der alte Monk sich entschlossen habe, Ewald bei der Bedienung der Barke zur Hand zu gehen und den Sommer über auf See zu bleiben. Da es sich nun für sie selber nicht lohne, eine besondere Wirthschaft zu führen, so habe sie ihr Häuschen zugeschlossen und werde, auf Ewalds Anordnung, in dessen Zimmer schlafen und Bettina in der Wirthschaft helfen.

Die halb unterwürfige, halb spöttische Art, mit welcher die Alte von Ewalds Anordnung sprach, hätte die junge Frau früher zu heftigem Widerspruch gereizt, jetzt war ihre Willenskraft gelähmt, und sie ließ auch diese neue Bevormundung schweigend über sich ergehen. Sie begab sich in ihr Zimmer zurück und trat ans Fenster. Müde schweifte ihr Blick über die von der Morgensonne bestrahlte Bucht. In weiter Ferne zog ein Segel vorüber, gleich einem Schwanenflügel hob es sich ab vom tiefen Blau der See. Das zog hinaus in die weite Welt, frei vom Zwange, nur dem eigenen Steuer gehorchend — o könnte auch sie ihm folgen, in die Ferne ziehen, weit fort von hier! Die bange Sehnsucht übermannte sie, ein Drang überkam sie, ihre Gefühle in Tönen auszuströmen. Rasch ging sie zum Flügel und begann Rubinsteins schwungvolles Lied: „Gebt mir gold'ne Tageshelle —".

War es der strahlenfrohe Tag oder die würzige, durchs offene Fenster strömende Morgenluft oder der Zauber der Musik, welcher ihre Seele aus der langen Gebundenheit erlöste — sie wußte es nicht. Aber mit einem Male kam es über sie wie Befreiung, ihre Stimme schwoll mächtig an, und das Lied wurde zu einem aus tiefster Brust hervorquellenden Rufe der Sehnsucht, zu einem brausenden Aufschäumen innerer Kraft.

Und das Lied fand ein Echo.

Als die letzten Töne verklungen waren, ertönte vom Garten her ein lautes Bravo. Sie glaubte erst an ein Spiel ihrer erregten Einbildungskraft und ging arglos ans Fenster. Hier aber wurde ihr ein überraschender Anblick zu theil. Vor der grünen Wand der Schlehdornhecke stand Franz Rott und schaute mit freudigem Staunen zum Fenster auf. Er trug den Hut in der Hand und die Sonne umleuchtete seinen edel geformten Kopf. Erglühend und verschämt wollte Bettina zurücktreten, da blitzte über sein Gesicht der Ausdruck des Erkennens, und „Fräulein Bettina!" kam es freudig über seine Lippen.

Im nächsten Augenblick sah die junge Frau, wie der Künstler mit einigen Sprüngen zur Treppe eilte. Sie wollte rasch das Zimmer verlassen, allein es lag wie Blei in ihren Füßen, eine seltsame Beklemmung schnürte ihr die Brust zusammen und raubte ihr den Athem. Sie hatte ein Grauen vor dieser Begegnung, und doch fehlte ihr die Kraft zur Flucht. Jetzt vernahm sie eilige Schritte, gleich darauf eine wallende Bewegung der Portiere — und Franz Rott stand ihr gegenüber. Sie vermochte sich nicht zu rühren, geschweige denn zu sprechen, es war ihr, als töne eine Stimme durch den Raum und spreche: „Nun erfüllt sich Dein Schicksal, Bettina!"

14

Der Bann, den das Wiedersehen auf Bettina übte, währte nur wenige Sekunden, er schwand bei Rotts Begrüßung.

„Hier also finde ich Sie wieder? So hat mich meine Ahnung doch nicht irre geführt! Auf dieser einsamen Halbinsel hielten Sie sich versteckt, Sie Weltflüchtige?" Er streckte ihr in herzlicher Bewegung die Hand entgegen, und sie legte zögernd die ihrige hinein, doch nur, um sie hastig wieder zurückzuziehen.

„Diese Begegnung, Herr Rott, überrascht mich nicht weniger als Sie —"

„Aber gewiß nicht so freudig wie mich," unterbrach er sie. „Seit unserm letzten kurzen Zusammensein vor zwei Jahren hab' ich oft an Sie denken müssen, und ich sagte mir jedesmal: Hättest Du damals frisch und unverzagt gesprochen, wie Dir's ums Herz war, dann —"

„Dann hätten Sie wahrscheinlich das doch nicht hindern können, was sich unterdessen ereignet hat." Sie schlug bei diesen Worten die gesenkten Augen auf, und ihre Stimme klang umflort, als sie fortfuhr: „Sie finden Bettina Wesdonk nicht mehr, Herr Rott. Ich bin die Frau eines Schiffers und heiße Monk."

Ein düsterer Schatten legte sich auf sein Gesicht, und erst nach einer Weile raffte er sich zu der Bemerkung auf: „So ist es also doch wahr, was ich vor Jahr und Tag als Gerücht

Der Empfang des Kolumbus in Barcelona nach der Rückkehr von seiner ersten Seereise.
Nach einem Gemälde von R. Balaca.

Digitized by Google

vernommen habe. Ich konnte es nicht glauben, und als ich Sie eben am Fenster erblickte, verklärt vom Zauber der Musik — oder war's der Glanz der Morgensonne? — da glaubte ich, es erfülle sich mein schönster Traum ... aber zerronnen — dahin!" Er athmete tief auf und sah schweigend vor sich nieder.

Bettina fühlte, daß sie sprechen müsse, um das Gespräch über die leidenschaftlichen Tiefen hinweg in stillere Bahn zu lenken. Leise erwiderte sie:

„Das ist das Schicksal, das uralte Schicksal der Träume, daß sie verrauschen, wenn sie beginnen zu beglücken."

„So haben auch Sie schwere Enttäuschungen erfahren?"

„Ich habe mein Kind verloren," entgegnete sie ablenkend und fragte dann, welcher Zufall Rott nach Massow geführt habe.

„Das will ich Ihnen draußen im Garten erzählen, wenn Sie mir als freundliche Wirthin eine Tasse Kaffee bescheren wollen. Ich habe in aller Frühe schon ein Bad genommen, das Meer war wunderbar erfrischend. Dann lief ich über den sonnigen Bergrand hierher zurück und — fand Sie. Nun liegt mir etwas wie Sonnentrunkenheit im Blute. Ich glaube, Ihr Lied hat es mir vollends angethan! O, noch hat Ihre Seele nicht verlernt, die Schwinger zu regen in brausenden Accorden ..."

„Sie phantasieren — aber das kommt von der Sonnentrunkenheit. Wollen Sie auf der Veranda oder im Garten Ihr Frühstück verzehren?"

„Am liebsten da, wo man den weitesten Ausblick hat."

„So treten Sie auf die Veranda!"

Bettina holte das für ihren Gast in der Küche bereitstehende Frühstück herbei, deckte den Tisch und ließ sich dem Künstler gegenüber plaudernd nieder. Rott erzählte, daß er sich während des letzten Winters auf einer Konzertreise durch Rußland übermäßig angestrengt habe und jetzt an einer leichten Lähmung des Armes leide. Man habe ihn mit Massage und Elektricität behandelt und ihm dann gerathen, sich womöglich am Meere noch eine Weile auszuruhen. Zufällig sei er während der letzten Tage seines Berliner Aufenthaltes im Salon eines ihm befreundeten Malers wieder mit der Gräfin Lindström zusammengetroffen, und diese habe die alte Einladung auf ihr Schloß dringend erneuert. So sei er wieder an Massow erinnert worden und habe nun beschlossen, sich hier für den Sommer einzunisten."

„Warum aber bereiteten Sie der Gräfin eine Enttäuschung?"

„Ich habe der Dame keine bestimmte Zusage gegeben und liebe es, frei zu sein. Die Gastfreundschaft würde mir nach der Seite der Musik Verbindlichkeiten auferlegen, die ich nur ungern erfülle. Die Gräfin ist nämlich eine Musikschwärmerin der gefährlichsten Sorte."

„Hat Ihnen der Arzt das Musiziren streng verboten?"

„Das nicht, aber er hat mir gerathen, im Anfang noch vorsichtig zu sein. Wenn aber Sie jemals Lust verspüren sollten, mit mir Musik zu machen, so stehe ich gern zu Ihrer Verfügung."

Bettina gestand erröthend, daß sie sein Anerbieten gleich jetzt annehmen möchte. Oft hatte sie sich gesehnt, mit einer gleichgestimmten Seele sich in die Welt der Töne zu versenken — den Monks war Musik stets nur ein aufdringliches Geräusch gewesen — nun sah sie ihren Wunsch erfüllt. Rott holte seine Geige aus der Mansarde herunter und Bettina suchte aus ihrem reichen Notenvorrath Stücke für Klavier und Violine heraus.

Als Rott sein Instrument mit fast zärtlichen Griffen enthüllt und gestimmt hatte, legte er es auf den Flügel und bat, Bettina möge ihm erst durch ein Lied die rechte Stimmung geben. Sie willfahrte gern seiner Bitte und sang in der Komposition von Schumann ein Lied aus dem Heineschen Cyklus „Dichterliebe".

Franz lauschte mit Andacht. Zuerst überraschte ihn die edle Aussprache der Worte und der Wohllaut ihrer Stimme, dann fesselte ihn die Wärme der Empfindung, die Stärke des Gefühls. Das war mehr als ein Lied, das war zugleich die persönliche Offenbarung eines großen Schmerzes.

Als die Sängerin geendet hatte, ließ sie die Hände in den Schoß sinken. Nach einer Weile erhob sie schüchtern die Blicke zu Rott, welcher stumm und regungslos beim Kamin stand. Er sagte auch jetzt nichts, allein in seinen Augen war ein seltsames Leuchten — sie las Bewunderung darin und Mitgefühl. Schweigend verharrten sie so — endlich deutete Bettina auf die Geige, und Rott trat ans Klavier.

„Was können wir gemeinsam in Angriff nehmen? Da diese Elegie ist mir zuerst in die Hand gefallen!"

„Sie paßt wenig zu der morgenhellen Stimmung der Natur," meinte Rott, indem er dennoch willig die Geige zur Schulter erhob.

„Aber ganz zu meiner Trauer," setzte Bettina in Gedanken hinzu und griff in die Tasten. Das Zusammenspiel mit dem Künstler gewährte ihr einen langentbehrten Genuß. So verträumt und verschüchtert ihr Wesen dem oberflächlichen Beschauer erschien, so lebte doch in ihrem Innern eine stete Lernbegierde, eine nachhaltige Energie. Nun fand sie in Rott den rechten Mann, ihrem musikalischen Können die Wege zu ebnen; er war nicht nur ein hervorragender Künstler, sondern auch ein ausgezeichneter Lehrer; während er mit Bettina die Elegie einübte, wies er in freundlichster Weise auf begangene Fehler hin, erklärte ihr manche Regel und zeigte, wie sich die Wirkung verstärken lasse. So gingen für Bettina die Morgenstunden im Fluge dahin, und als die alte Monk von einem längern Streifzug durchs Dorf, wo sie Neuigkeiten eingesammelt hatte, in die Klause zurückkehrte, um zu sehen, was ihre Schwiegertochter gekocht habe, da fand sie diese nicht in der Küche, sondern im Salon vor dem Flügel sitzen. Neben Bettina aber stand der Badegast, gegen dessen Aufnahme die junge Frau sich so heftig gesträubt hatte, und spielte die Geige. Als die Alte erfuhr, daß der Miether ein Musikant sei, sank er tief in ihrer Achtung, und sie ermahnte ihre Schwiegertochter, sich mit einem solchen Menschen ja nicht gemein zu machen, denn es könne ihrer Reputation schaden.

Bettina achtete nicht auf das Geschwätz der Alten, die ihre Neuigkeiten auskramte und erzählte, daß sich der Pastorssohn mit der reichen Witwe eines Gutsbesitzers verlobt habe. Sie blieb still und in sich gekehrt, solange ihre Schwiegermutter in der Klause herumwirthschaftete; erst als diese endlich zum Weststrand hinunterging, um mit den Fischern dort zu schwatzen, lief sie aufs neue ans Klavier und spielte noch einmal die Elegie durch. Dabei war es ihr, als höre sie den tiefen klagenden Ton der Geige über ihre Begleitung hinschweben, und unwillkürlich wandte sie den Kopf rückwärts, nachdem sie geendet, denn sie erwartete — sein Urtheil. Ein Seufzer hob ihre Brust, sie war ja allein.

In der Nacht, die diesem ersten Zusammentreffen folgte, schlief Bettina wenig. Sie mußte immer an zwei leuchtende Augen denken, sie hörte wieder und wieder die schwermüthigen Klänge der Elegie. Mit lähmendem Erschrecken erkannte sie, welchen Einfluß der Künstler auf sie gewonnen habe; endlich nahm sie sich vor, dem Gaste von nun an auszuweichen, bis sie ihre Ruhe zurückgewonnen hätte.

Am nächsten Tage erhielt Rott sein Frühstück durch die alte Monk, von Bettina war nichts zu erblicken. Ihn aber beherrschte die gleiche Unruhe wie die junge Frau, und je hartnäckiger sie ihm auswich, desto stärker wurde in ihm der Wunsch, sie zu sehen, einzudringen in die Tiefen ihrer Seele und dort die Wahrheit zu lesen.

Zehn Tage waren so hingegangen, ohne daß er mehr erreichte als eine einzige flüchtige Begegnung, bei der Bettina auf seine bittende Frage: „Werden wir nicht wieder zusammen musiziren?" ihm mit einem hastigen: „Sie müssen Ihren Arm schonen" ausgewichen war.

Auch der elfte Tag drohte nach qualvollen Stunden des Harrens für Rott mit einer neuen Enttäuschung zu enden, da sah er beim Beginn der Dämmerung die schlanke Gestalt durch den Garten schreiten. Die Rosenknospen hatten sich dem warmen Sonnenstrahl erschlossen, und von einem der Büsche senkten sich drei voll erblühte Purpurrosen nieder. Bettina brach den schwer belasteten Stiel und befestigte die Rosen an ihrer Brust. In Träumereien verloren, ging sie vom Garten aus zum Höwt hinan. Sie hatte den schmalen Pfad durch die Kornfelder genommen und dieser endete nicht beim „Utkiek", sondern auf der gegenüberliegenden Kuppe, die mit Ginsterbüschen und wildem Gestrüpp bewachsen war. Auf einem bemoosten Steine ließ sie sich nieder und schaute in die Tiefe. Die Oberfläche des Meeres glänzte matt durch die Dämmerung, von Zeit zu Zeit sah man eine brechende Woge weiß aufschäumen und hörte dann das Gurgeln der durch die verstreuten Basaltblöcke zurückströmenden Wasser. Der Himmel war mit Wolkengebilden bedeckt, durch die sich der aufgehende Mond drängte ...

„Eine solche Nacht war's, als ich mit Lisa zum ersten Male

den ‚Ulrich' betrat," sagte Bettina leise. „In einer solchen Nacht vernahm ich zuerst Ewalds Namen und sein Lob. Ach, was für überschwängliche Träume zogen damals durch meine Seele, und in welches Elend haben sie mich verstrickt!" Sie schaute zum Himmel auf, wo der Mond eben leuchtend hinter einer dunklen Wolke hervortrat, und ihre Augen füllten sich mit Thränen; flüsternd setzte sie nach einer Weile hinzu: „Wenn eine gütige Vorsehung über jenen Welten thront, warum läßt sie denn für eine Mädchenthorheit eine so grausame Strafe zu?"

Die Hände um die Knie geschlungen, saß sie regungslos da, ohne zu ahnen, daß sie beobachtet wurde. Rott war ihr gefolgt und stand nun mit verhaltenem Athem im Dunkel der Büsche; wie gebannt hing sein Blick an der vom Mondlicht überstrahlten Gestalt.

Endlich erhob sich Bettina und wandte sich seitwärts zur oberen Kante des Berges. Es war ein schmaler Pfad, der dicht an der abschüssigen Düne hinführte; zu ihrer Linken fiel die Wand steil zum Meere ab. Rott hatte am Morgen den Weg begangen und erinnerte sich, wie gefährlich einzelne Stellen des Weges waren. Die Furcht überkam ihn, Bettina könnte straucheln und hinabstürzen. Mit einigen Sätzen durchbrach er die Büsche und rief ihren Namen. Sie aber, durch den Ruf aus ihren Träumereien aufgestört, wandte sich seitwärts und sah, wie eine dunkle Gestalt ihr hastig folgte. Sie hatte weder Rotts Stimme noch seine Figur erkannt, und plötzlich befiel sie die Angst vor einer Rache, welche die Bräunings hier an ihr üben könnten. In raschem Laufe sprang sie, der Gefahr nicht achtend, an dem schmalen Rande hin, um dem Verfolger einen Vorsprung abzugewinnen.

Rott kam eilig hinter ihr drein, vorwärts getrieben von der Hoffnung, sie von dem gefährlichen Pfade abzulenken; näher und näher erblickte er die helle Gestalt, da versank sie plötzlich vor seinen Augen, und als er zu der Stelle gelangte, wo sie verschwunden war, hörte er nur noch einen halberstickten Schrei aus der Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Brot.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das wichtigste Nahrungsmittel der civilisierten Menschheit ist das Brot. Es bildet die Grundlage jeder Ernährungsweise, und es war ihm darum in dem Plane der Leipziger internationalen Ausstellung für das Rothe Kreuz, welche in der kurzen Zeit vom 1. bis 12. Februar d. J. geöffnet war, ein gebührender Platz eingeräumt. In der That begegnete uns in den Ausstellungshallen das Brot in den mannigfaltigsten Gestalten. Man konnte verschiedene Sorten von Brot kosten, konnte ihre Herstellung in gewöhnlichen wie in Feldbäckereien beobachten, man sah besondere Enthülsungsmaschinen für Getreide — kurz, es war nach allen Richtungen hin für Belehrung gesorgt.

Aber nicht bloß diese Ausstellung lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die wichtige Brotfrage. Das tägliche Leben drängt sie uns fortwährend auf, und heute, da die Preise für Lebensmittel gestiegen sind und unser russischer Kornlieferant im eigenen Lande mit der Hungersnoth zu ringen hat, noch mehr als sonst.

Die Kulturgeschichte belehrt uns, daß die Menschen ursprünglich das Brot derart bereiteten, daß sie das Korn im Wasser aufweichten, es in Kuchen preßten und dann an der Sonne trockneten. Das Zermahlen des Getreides zwischen Steinen, die Gewinnung eines groben Mehles bildete eine weitere Stufe des Fortschrittes. Aus diesem Mehle formte man Kuchen und ersetzte, um sie zu trocknen, die Sonnenwärme durch künstliche Hitze. So wurde das Brot zur Backware, zu einem Handelsartikel, der sich längere Zeit hielt. Es war das ungesäuerte Brot, wie es noch heute in Afrika, bei den Juden und in Schottland vielfach genossen wird. Wie hoch es auch über den rohen Getreidekörnern steht, es ist doch schwer verdaulich. Wie man vermuthet, ist es den Aegyptern zuerst gelungen, die wesentlichste Verbesserung des Brotes zu erfinden, indem sie es säuerten. Der Sauerteig, welcher dem frischen Brotteig beigemengt wird, enthält ein Ferment, welches in dem frischen Teige eine Gährung einleitet. Ein Theil der Mehlstärke wird zunächst in zuckerartige Substanzen verwandelt, welche alsbald wiederum in Kohlensäure und Alkohol zerlegt werden. Durch die freiwerdende Kohlensäure wird der Brotteig aufgetrieben, es entsteht in ihm eine große Zahl von Höhlungen, welche beim Backen durch die Hitze noch mehr ausgedehnt werden. Das Brot wird durch und durch porös, zum Kauen geeigneter und leichter verdaulich. An Stelle des Sauerteiges wurde später die Hefe verwendet, die in gleicher Weise auf die Beschaffenheit des Brotes einwirkt.

Jahrtausendelang begnügte sich die Kulturmenschheit mit diesen Bereitungsarten, und erst die Wissenschaft der Neuzeit hatte an ihnen etwas auszusetzen. Die Chemiker stellten fest, daß bei der Gährung ein Theil der nahrhaften Stoffe des Mehles verloren geht: denn der Alkohol verflüchtigt sich in der Backhitze und die Kohlensäure ist kein Nährstoff. Wenn auch dieser Verlust an und für sich klein ist und nur 1 bis 2 Prozent beträgt, so gewinnt er doch Bedeutung, wenn wir die Gesammtheit des Brotverbrauches ins Auge fassen. Man hat herausgerechnet, daß durch diese Gährung in Deutschland allein eine Masse Mehl verloren geht, mit der man täglich gegen 40000 Menschen mit Brot versorgen könnte. Man versuchte darum, die Auflockerung des Brotteiges auf eine andere Weise herbeizuführen.

Der berühmte Chemiker Justus Liebig trat mit besonderem Eifer für die Verwendung von Backpulvern ein. Es sind dies Brausepulver, die, wenn sie in den Teig gemengt werden, Kohlensäure erzeugen und das Brot auflockern.

Der Engländer Dauglish erfand dagegen ein Verfahren, das in dem Großbetrieb vielfach angewandt wird; das nach seiner Anweisung erzeugte Brot wird „Luftbrot" (aërated bread) genannt. In einem starkwandigen Kessel wird Wasser unter einem Drucke von 150 bis 180 Pfund auf den Quadratzoll mit Kohlensäure beladen. In einen andern gleichfalls sehr starken verschließbaren Kessel, der mit einer Knetvorrichtung versehen ist, wird das Mehl mit der erforderlichen Menge Salz gebracht. Das mit dem Gase übersättigte Wasser wird darauf mittels eines engen Rohres zu dem Mehle geleitet und das Durchkneten in dem Apparat unter starkem Drucke bewirkt. Nach vollendeter Mischung wird der Druck aufgehoben, und das eingeschlossene Gas veranlaßt darauf unmittelbar ein gleichmäßiges Aufgehen des Teiges. Es ist in England festgestellt worden, daß auf diese Weise 118 sogenannte Viertelbrote aus einer Menge Mehl hergestellt werden können, welche nach dem Gährungsverfahren nur 105 bis 106 solcher Laibe ergeben hätte.

Wir lernen aus diesem kurzen Ueberblick, daß die Fortschritte in der Brotbereitung sich nur äußerst langsam vollziehen. Bei einem täglichen Nahrungsmittel spielt die Gewohnheit eine große Rolle. Mitteleuropa hat die Kunst, gesäuertes Brot zu bereiten, von den Römern gelernt, aber in Schweden und Norwegen waren noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts die ungesäuerten Kuchen die einzige bekannte Art von Gebäck. Trotz allen maschinellen Fortschrittes ist unsere Brotbäckerei in ihrem Wesen der altrömischen gleich.

Die soeben erwähnten Bereitungsarten stehen jedoch gegenwärtig nicht im Vordergrunde des Interesses. Die Neuerungen, die auf der Ausstellung zu sehen waren, betrafen vor allem die Erhöhung der Nahrhaftigkeit des Brotes.

Das Brot ist kein vollkommenes Nahrungsmittel; von den drei Hauptnährstoffen des Menschen, Eiweiß, Kohlehydrate und Fett, fehlt ihm der letztere fast ganz; Kohlehydrate, das heißt Stärke und ähnliche Stoffe, sind in sehr reichlichem Maße vorhanden, der Gehalt an Eiweiß aber schwankt und beträgt je nach Beschaffenheit des Mehles und dem Wassergehalt des Brotes 5 bis 12 Prozent. Um nun den Eiweißbedarf seines Körpers zu decken, müßte der Mensch, wenn er von Brot allein leben wollte, etwa drei bis vier Pfund täglich verzehren. Das sind jedoch Mengen, welche von den Verdauungsorganen nur in seltenen Fällen auf die Dauer vertragen werden. Wir helfen uns darum auf die Weise, daß wir weniger Brot essen und den Restbedarf an Eiweiß durch andere Nahrungsmittel wie Fleisch, Käse, Eier, Erbsen, Linsen u. dgl. beschaffen, in denen das Eiweiß in größeren Mengen vorhanden ist.

Würde man das Brot eiweißreicher machen, so würde man

es sicher verbessern, namentlich im Hinblick auf diejenigen Kreise, welche mit dem Ankauf des theuren Fleisches sparen müssen.

Die chemische Untersuchung der vollen ungeschälten Getreidefrucht ergiebt nun, daß in derselben sich viel mehr Eiweiß befindet als im Brote, das aus dem ihr entstammenden Mehle gebacken wurde. Unter der Kornschale liegen nämlich eiweißreiche Schichten, welche bei der gewöhnlichen Mahlweise entfernt werden und in die Kleie wandern. Man hat darum schon seit langer Zeit die Kleie mit verbacken und verschiedene Sorten von Kleienbrot hergestellt, wie z. B. Grahambrot, Pumpernickel ꝛc. Ein solches Brot enthält in der That bedeutend mehr Eiweiß als das gewöhnliche feine Brot. Daraus hat man gefolgert, daß es auch nahrhafter sei, und es giebt eine Menge von Fabrikanten, die mit darauf gegründeten Empfehlungen in gutem Glauben vor das Publikum treten.

Die Sache liegt jedoch durchaus nicht so einfach. Es kommt nicht nur darauf an, ob das Brot mehr Eiweiß enthält, sondern auch, wie es im Körper ausgenutzt wird. In dieser Hinsicht ist nun folgendes zu bemerken.

Die Schale der Getreidekörner enthält Cellulose, die Holzfaser, welche völlig unverdaulich ist, aber einen starken Reiz auf den Darm ausübt. Kleienbrot wandert darum rascher durch den Körper und kann nicht vollständig ausgenutzt werden. Je feiner ein Gebäck ist, desto besser wird es im Körper verdaut. Vom Biskuit gehen z. B. nur 5 bis 6 Prozent unverdaut ab, von den gröberen Brotsorten dagegen 15 bis 17 Prozent! Das Kleienbrot erscheint unter diesen Umständen als eine ziemlich fragliche Verbesserung. Jedenfalls sind die Untersuchungen über dessen Nährwerth im Vergleich zu den anderen Sorten nicht völlig abgeschlossen. Trotzdem kann es vielen Menschen aus gesundheitlichen Rücksichten empfohlen werden, während andere wieder es nicht vertragen können.

Man hat darum ein besonderes Mahlverfahren erdacht, welches die Vorzüge des Kleienbrotes erhalten und dessen Nachtheile beseitigen soll. Das Getreide wird vermittelst eigens dazu hergestellter Maschinen in feinster Weise enthülst, so daß die Holzfaser entfernt, aber die unmittelbar darunter liegende Schicht des Kornes sowie dessen Keim erhalten bleibt; ein aus derart enthülstem Korne bereitetes Mehl ist wie das daraus gebackene Brot entschieden eiweißreicher; außerdem aber ist die Ausbeute bei diesem Mahlverfahren eine viel größere, denn während sonst bis 15 Prozent nahrhafter Bestandtheile des Kornes in die Kleie wandern, beträgt bei dem neuen Enthülsungsverfahren der Verlust nur bis zu 5 Prozent.

Wenn wir die Frage der Volksernährung verfolgen, so finden wir, daß in gewöhnlichen Zeitläuften Kohlehydrate und Fette in genügenden Mengen vorhanden sind; das Eiweiß ist der seltenere und theuerste Nahrungsstoff. Es sind somit Bestrebungen wie die letztgenannten, die auf eine bessere Ausnützung des im Getreide, dem Haupternährer der Menschheit, enthaltenen Eiweißes abzielen, gewiß gutzuheißen, und es ist ihnen ein glücklicher Erfolg zu wünschen. Allerdings steht einem rascheren Fortschritt nach dieser Richtung hin der Geschmack und das Vorurtheil des Publikums im Wege, das von den Bäckern Brot aus möglichst feinem Mehle verlangt, ohne zu beachten, daß das Mehl, je feiner es ist, desto mehr Stärke und desto weniger Eiweiß enthalten muß.

Außer diesem fand man auf der Ausstellung noch andere Vorschläge zur Aufbesserung des Brotes. Wir wollen namentlich das Aleuronat, patentiertes Pflanzeneiweiß, hervorheben. Bei der Fabrikation von Weizenstärke müssen nämlich von dieser die eiweißhaltigen Stoffe des Weizenmehles ausgeschieden werden. Sie bleiben als der sogenannte „Kleber", eine zähe, leicht in Zersetzung übergehende Masse, zurück. Man hatte für diesen Rückstand wenig Verwendung, man bereitete aus ihm Kleister und Viehfutter, obwohl er gerade die werthvollsten Nahrungsstoffe in sich barg. Vor einigen Jahren ist es nun Dr. Hundhausen zu Hamm in Westfalen gelungen, aus diesem Nebenerzeugniß ein haltbares Mehl herzustellen, das sehr viel, bis über 80 Prozent, Eiweiß enthält und unter dem Namen „Aleuronatmehl" in den Handel gebracht wird. Es ist verhältnißmäßig sehr billig, ja anscheinend das billigste Eiweiß und kann, unter gewöhnliches Weizenmehl gemischt, zu einem sehr nahrhaften Brote verbacken werden, welches 20 bis 25 Prozent Eiweiß enthält und nach Versuchen, die in physiologischen Laboratorien angestellt worden sind, sehr gut verdaut und ausgenützt wird. Das Aleuronatbrot scheint in der Schweiz die meisten Liebhaber gefunden zu haben. Als Nebenerzeugniß eines Fabrikationszweiges wird indessen das Aleuronat nur in einem beschränkteren Kreise das Brot aufbessern können: wenn alle Brotbäcker Aleuronat verwenden wollten, so würde die Nachfrage voraussichtlich nicht mehr befriedigt werden können. Trotzdem behält es seinen Werth und bleibt ein nachahmenswerthes Beispiel, wie man durch kluge Umsicht den Menschen gute neue Nahrungsquellen eröffnen kann.

Wir haben bisher die Frage nach der Art des Getreides, das wir zur Brotbereitung verwenden, unbeachtet gelassen. Und doch verdient sie eine besondere Betrachtung, denn für Deutschland, das seinen gesammten Bedarf an Korn nicht selbst bauen kann, ist sie die wichtigste und eine geradezu brennende.

Der alte Roßmäßler hat Weizen, Roggen, Hafer und Gerste „die vier Haupternährer der Menschheit" genannt; es schwebte ihm dabei nur die europäische Menschheit vor; wenn wir weiter blicken und die gesammte Erde in Betracht ziehen, so gesellen sich zu den genannten Getreidearten noch der Mais und der Reis. Prüfen wir den Gehalt derselben an Eiweißstoffen, so bleibt der Reis am tiefsten stehen, und wir können ihn außer Betracht lassen, da er bei uns für die Brotbereitung nicht in Frage kommt. Die übrigen fünf stehen sich im Nährwerth ziemlich gleich, nur die Gerste tritt gegen die anderen merklich zurück. Und doch war sie, wenn wir den Ueberlieferungen der alten Aegypter Glauben schenken dürfen, die erste Körnerfrucht, welche von den Menschen zur Nahrung benutzt wurde. Die Gerste und neben ihr der Hafer sind auch die ältesten Ernährer der nordischen Völker, während der Roggen erst nach den Völkerwanderungen in Mitteleuropa Verbreitung fand. Der Weizen war damals sehr theuer und wurde nur von reicheren Leuten genossen; aber nach und nach drängte er die anderen Getreidearten in den Hintergrund. Heute ist er die vornehmste Brotfrucht der Welt; das jährliche Erzeugniß an Weizen beträgt beinahe das Doppelte von demjenigen des Roggens, und während die Anbaufläche des Weizens im Wachsen begriffen ist, geht diejenige des Roggens bedeutend zurück. Zwischen die beiden drängt sich als lecker Rivale der amerikanische Mais, dessen Anbau in den letzten zwanzig Jahren auf das Doppelte gestiegen ist. Diese Verschiebung ist für Deutschland von der höchsten Bedeutung, denn während die anderen europäischen Länder längst den Weizen als die Hauptbrotfrucht angenommen haben, ist in Deutschland und in den skandinavischen Ländern das Roggenbrot im alten Ansehen geblieben. Aber wir erzeugen nicht allen Roggen selbst, den wir brauchen; wir beziehen den Fehlbedarf zumeist von Rußland; eine Mißernte in Rußland muß uns darum aufs empfindlichste berühren — eine Erfahrung, die wir im vergangenen Jahre gemacht haben.

Der Roggen tritt ab von der Weltbühne, die er lange beherrscht hat; wir können nicht mehr auf ihn hauptsächlich unsere Volksernährung gründen. Wir müssen uns nach Ersatzmitteln umsehen. Die Gerste erscheint in diesem Wettbewerb der Getreidearten minderwerthig, die Bedeutung des Hafers liegt auf andrem Gebiet als auf dem der Brotbereitung, also müssen wir uns den zwei aufgehenden Gestirnen, dem Weizen und dem Mais, zuwenden.

Das Brot aus einer Mischung von Weizen- und Roggenmehl findet bereits nach dem Vorgange der Armeeverwaltung Eingang in Deutschland. Von dem Maisbrot liest man viel, bekommt es aber nicht zu sehen. Das hat seinen Grund darin, daß der Uebergang vom Roggen zum Mais schon eine Revolution in der Brotbereitung bedeutet. Was wir als Maizena im Handel finden und zu Backwaaren verwerthen, das ist gereinigte Maisstärke, das gewöhnliche Maismehl ist wegen seines hohen Gehaltes an Fett und Kleber zum Brotbacken weniger geeignet. Darum wurde auch der Mais von Menschen ursprünglich in Gestalt eines ungesäuerten Brotes verzehrt, und noch heute bildet eine Art Maisbrei die „Polenta" und die „Mamaliga", das Hauptnahrungsmittel in weiten Volkskreisen Italiens und der Donauländer. Man kann aber das Maismehl backfähiger machen, indem man es mit Weizen- oder Roggenmehl vermischt, und ein aus diesem Gemisch bereitetes Brot vertritt in Portugal und in Spanien schon seit geraumer Zeit die Stelle unseres gewöhnlichen Schwarzbrotes.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die Haupterzeuger von Mais, und dort hat auch die Verwerthung dieser Frucht als Nahrungsmittel für den Menschen die größte Verbreitung

gefunden. In Amerika kommen frische Maiskolben als Gemüse oder Eingemachtes auf den Tisch, dort aber hat man auch in der Fabrikation des Maismehls und der Erhöhung seiner Backfähigkeit die größten Fortschritte gemacht, und wer bei uns Maisbrot einführen will, der muß sich eingehend mit dem Studium amerikanischer Verhältnisse befassen.

Der Geschmack des Maisbrotes ist allerdings ein anderer als der unserer gewöhnlichen Brotsorten, und wenn vielen schon das englische Luftbrot unangenehm fade schmeckt, so wird auch das Maisbrot in dem Volksgeschmack in gewisser Hinsicht einen starken Gegner finden. Doch dieser wird überwunden werden, wenn das höhere Gebot der Noth, der Mangel an anderweitigen Brotfrüchten sich fühlbar macht.

Ein andrer Einwand gegen die Einführung des Maisbrotes als Volksnahrung wird auf Grund der Thatsache erhoben, daß der Genuß verdorbenen Maises eine sehr schwere Erkrankung, die sogenannte „Pellagra“ oder „Mailänder Rose“, erzeuge. Diese Thatsache kann aber nicht ins Gewicht fallen; denn auch unsere bisherige Brotfrucht, der Roggen, ist einer Erkrankung ausgesetzt, dem „Mutterkorn“, und ein aus derartigem Mehle bereitetes Brot erzeugt die gefürchtete Kriebelkrankheit. Dank den Fortschritten der Landwirthschaft und der Ueberwachung des Verkaufs von Nahrungsmitteln ist sie bei uns zur Seltenheit geworden, und so dürfte es auch möglich sein, die Verwendung von verdorbenem Mais zu verhüten.

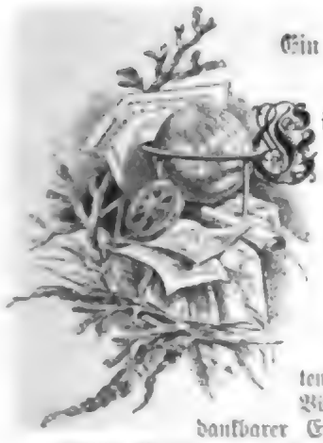
Die größte Aussicht auf Erfolg werden in Deutschland Mischungen aus Weizen-, Roggen- und Maismehl haben.

Auf der Ausstellung zu Leipzig wurden wohl Backwaren aus verschiedenen Mehlgemischen dem Publikum dargeboten, aber es fehlte in dieser Beziehung an Bestimmtheit und Nachdruck. Wenn wir bedenken, daß in den letzten zwanzig Jahren die brotessende Bevölkerung der Welt sich um 27 Prozent vermehrt hat, die Anbaufläche der Getreidearten aber nur um 20 Prozent größer geworden ist, so müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die fetten Jahre nicht so bald eintreten werden. Wir werden zwischen den Brotfrüchten nicht viel wählen können, werden vielmehr nehmen müssen, was uns geboten wird — und darum ist es wünschenswerth, das Volk frühzeitig an ein andres Brot zu gewöhnen, das ebenso nahrhaft ist wie das alte, das wohl etwas anders schmeckt, aber auf dem Weltmarkt leichter zu beschaffen ist. Dies möge ein Wink sein für die nächsten Ausstellungen für Kochkunst und Volksernährung!

Christoph Kolumbus.

Ein Gedächtnißblatt zum vierhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas.

Von **C. Falkenhorst.**



Ein unzertrennliches Band verknüpft den Namen des Christoph Kolumbus mit der Großthat der Entdeckung Amerikas, und wie diese Großthat von keiner andern auf dem Gebiet der Entdeckungsreisen übertroffen wird, so verdunkelt auch der Ruhm des Kolumbus den aller anderen Weltentdecker und Seefahrer. Kolumbus gehört zu den wenigen Heldengestalten der Menschheit, welche von allen Völkern und in allen Welttheilen in dankbarer Erinnerung verehrt werden. Um den kühnen Genuesen hat die Nachwelt einen Kranz von Sagen und Legenden gewoben, in denen er nicht nur als Bahnbrecher, sondern auch als Märtyrer erscheint. Die wissenschaftliche Forschung hat im Laufe der letzten Jahrzehnte viele von diesen Legenden in das Reich der Uebertreibungen verwiesen; in ihrem Lichte erscheint Kolumbus auch mit menschlichen Schwächen und Fehlern behaftet, nicht als eine ideale Gestalt, wie wir sie aus den Jugendbüchern früherer Zeiten kennengelernt haben, aber dennoch groß durch die unbeugsame Energie in Verfolgung seiner Ideen.

Im Laufe dieses Jahres wird die Welt den vierhundertjährigen Gedenktag jenes wichtigen Ereignisses feiern, den Gedenktag der ersten Landung des Kolumbus am Gestade einer der amerikanischen Inseln; dieses Jubiläum der Entdeckung Amerikas erweckt überall das lebhafteste Interesse für das ruhmreiche Zeitalter der großen Entdeckungen, und wenn jetzt nicht nur der engere Kreis der Gelehrten, sondern auch weite Volksschichten sich ausführlicher mit den Lebensschicksalen des Entdeckers der Neuen Welt beschäftigen werden, so wird aus der geschichtlich geläuterten Betrachtung für sie die wichtige Ueberzeugung entspringen, daß unser Held viele der Leiden, die er erdulden mußte, selbst verschuldete, daß die Welt gerechter ist, als man gewöhnlich meint.

Um Kolumbus in richtiger Weise würdigen zu können, muß man vor allem den Schauplatz kennenlernen, auf dem er auftrat, muß man sich in den Geist des Zeitalters vertiefen, dessen Kind der glückliche Seefahrer war.

Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es den Völkern, die auf den Stätten der alteuropäischen Kultur saßen, zu eng in dem Becken des Mittelländischen Meeres, und von den Oceanküsten Europas schweiften die Gedanken der Händler und der Fürsten hinaus in die unbekannte Ferne. Aus dem Orient brachten die Mohammedaner allerlei kostbare Handelsartikel; die Kunde von dem fernen reichen Indien wurde immer volksthümlicher, und es wuchs der Wunsch, mit jenem Wunderland in unmittelbare Handelsbeziehungen zu treten. Was man damals unter Indien verstand, das waren wohl alle Länder am Indischen Ocean von der Sansibarküste Ostafrikas bis zu dem fernen China. Man kannte jene Länder seit geraumer Zeit aus guten Schilderungen wie z. B. denen des berühmten Reisenden Marco Polo, man kannte in großen Umrissen die alte Welt bis zu den Küsten Kathais, d. h. Chinas, und bis zu der Goldinsel Cipangu, d. h. Japan. Es ging aber auch in Europa die Sage, daß in dem fernen Orient sich ein christliches Reich unter dem Erzpriester Johannes befinde, und wenn die Kunde von den Handelsschätzen die Kaufleute entflammte, so spornte die Sage von jenem Christenreiche die Fürsten, welche mit den Mauren kämpfen mußten, zu Entdeckungsfahrten an. Man wollte den fernen unbekannten Brüdern die Hand reichen, sich mit ihnen verbünden und so die verhaßten Mohammedaner von zwei Seiten angreifen.

Das Kloster La Rabida in Spanien.

Dank dem weiten Blicke des Prinzen Heinrich des Seefahrers übernahm Portugal die Führung in diesem Streben nach hohen und weiten Zielen. Seine Seefahrer beschlossen, Afrika zu umsegeln und dadurch den Seeweg nach Indien zu öffnen. Mit eiserner Ausdauer drangen sie vor, bis Bartolomeu Dias das Vorgebirge der Guten Hoffnung entdeckte und Vasco

da Gama am 20. Mai 1498 mit seinem Geschwader in dem Hafen von Calicut an der ostindischen Halbinsel anlangte.

Die Entdeckerarbeit der Portugiesen beruhte auf einem wohl durchdachten und sicheren Erfolg versprechenden Plane, aber sie schritt nur langsam vorwärts, denn erst im Laufe der Jahrzehnte wuchs mit den Erfolgen der Muth der Seefahrer. Das Problem des Seeweges nach Indien beschäftigte lebhaft die Gelehrten und die Handelsleute, und da der Weg um Afrika herum so beschwerlich war, so dachte man darüber nach, ob es nicht einen andern geben könnte, und Kosmographen fanden einen, der sich aus der Kugelgestalt der Erde ergab. Im fünfzehnten Jahrhundert zweifelte kein Gebildeter an der Kugelgestalt der Erde, die ja schon den Gelehrten des Alterthums bekannt war; nur über die Größe dieser Kugel war man nicht einig.

Etwa zweihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde von dem Alexandriner Gelehrten Eratosthenes die erste Gradmessung zwischen Syene, dem heutigen Assuan am Nil, und Alexandrien ausgeführt. Eratosthenes berechnete aus derselben die Größe des Erdumfangs auf 5323 geographische Meilen (252 000 Stadien), eine Zahl, die der wirklichen später ermittelten (5400 Meilen) sehr nahe kommt. Wenn dieser Erfolg schon allein als eine Glanzleistung der Naturwissenschaft im Alterthum angesehen werden muß, so wurde er noch bedeutungsvoller durch die Lage, welche Eratosthenes der alten damals bekannten Welt auf der Erdkugel anwies. Die Entfernung von den Küsten Spaniens landeinwärts in östlicher Richtung bis zu den Küsten Ostasiens betrug nach seiner Berechnung 120 Grade. Da die Erde aber in 360 Grade eingetheilt wurde, so bedeckte die Ländermasse der alten Welt $^1/_3$ der Erdkugel; $^2/_3$ derselben waren unbekannt; auch diese Rechnung kam, wie sich jeder leicht auf einem Globus überzeugen kann, den thatsächlichen Verhältnissen sehr nahe. Eratosthenes wußte aus dieser Thatsache noch andere Schlüsse zu ziehen; er erörterte die Möglichkeit einer Erdumschiffung und erklärte, daß man recht wohl von Spanien nach Indien unter dem Breitengrade von Rhodus oder Thinä segeln könne, wenn es nicht die große Ausdehnung des Atlantischen Meeres verhindere; denn die bewohnte Erde bedecke nur ein Drittel des ganzen Erdumfanges. „Die bewohnte Erde," fügt Eratosthenes hinzu, „heißen wir nur den Welttheil, den wir bewohnen und kennen. Doch mag es in derselben gemäßigten Zone noch einen zweiten, ja mehrere bewohnbare Welttheile geben."

So war die Frage des Seewegs nach Indien schon vor zweitausend Jahren theoretisch gelöst und zwar in meisterhafter Weise mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Entdeckung eines neuen Welttheiles!

Die Ansichten von Eratosthenes blieben aber für die Nachwelt nicht maßgebend. Spätere Geographen machten die Erde etwas kleiner und vergrößerten die Ausdehnung Asiens und Europas derart, daß Spanien von Japan nur durch ein verhältnißmäßig schmales Stück Meer getrennt erschien. In dem Jahre der Entdeckung Amerikas zeichnete der Deutsche Martin Behaim, der „große Kosmograph", „aus fürbitt und beger der fürsichtigen erbarn und weisen als der obersten Haubtleut der loblichen Reichsstat Nürnberg" ebendaselbst seinen „Erdapfel", den ältesten Globus, auf welchem er die Anschauungen seiner Zeit über die Ländervertheilung auf der Erdkugel wiedergab. So wie die Länder auf diesem Globus vertheilt sind, waren sie auch nach der Ansicht aller Kosmographen jener Zeit, Kolumbus nicht ausgenommen, gelagert. Meinungsverschiedenheiten bestanden wohl in Betreff dieser oder jener Insel, in Betreff der großen Länderumrisse herrschte Uebereinstimmung.

Wir haben den Globus Martin Behaims in einer Nachbildung bereits im Jahre 1884 (Seite 176) den Lesern der „Gartenlaube" vorgeführt. Heute fügen wir unserem Artikel nur den Theil desselben bei, welcher den Ocean zwischen Europa und Asien darstellt. Die Lage Amerikas und die richtige Gestalt der europäischen und afrikanischen Küste sind durch Umrißlinien angegeben.*

Aus dieser Zeichnung ersehen wir klar, daß es auf der Erde, wie sie im Zeitalter des Kolumbus in den Köpfen der Forscher sich ausnahm, keinen Raum für einen neuen Welttheil gab. Die Canarischen und Cap Verdischen Inseln sowie die Azoren waren längst bekannt und besiedelt. Das nächste Ziel, dem der Seefahrer, der von Spanien nach Westen segelte, zustreben mußte, war die Insel Cipangu. Zwischen ihr und der bekannten Welt lagen aber nach dem Glauben der Gelehrten noch zwei räthselhafte Inseln, die Insula Antilia und die Insel des heiligen Brandan.

Was lehrt uns diese Karte?

Messen wir die Entfernungen von den Azoren nach Spanien und von den Azoren nach der Insel Cipangu! Sie sind sich annähernd gleich. Nach dieser Karte schien somit eine Fahrt von den Azoren nach der Insel Cipangu kein so tollkühnes Wagniß. Durch diese Irrthümer mußte der Muth der Seefahrer gestärkt werden.

Als sich die Portugiesen mit ihren Fahrten die Küste von Afrika entlang abmühten, gab ihnen ein Italiener den guten Rath, die Westfahrt zu versuchen. Aber dieser Italiener war nicht der berühmte Genuese Christoph Kolumbus, sondern ein Florentiner Arzt, Paolo Toscanelli. Dieser Mann kannte die Schriften Marco Polos und verkehrte mit Nicolo da Conti, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Indien und die Sundainseln besucht hatte. Er war auch der Meinung, daß Asien sich ungeheuer weit ausdehnen müsse, und er entwarf eine Karte und einen Plan der Westfahrt, die er dem Kanonikus Martinez in Lissabon sandte, damit sie dieser dem König von Portugal vorlege. Das geschah aller Wahrscheinlichkeit nach bereits im Jahre 1474. Die Portugiesen, die an ihrem ursprünglichen Plane der Umsegelung Afrikas festhielten, gingen auf die Vorschläge Toscanellis nicht ein. Einige Jahre darauf trat Kolumbus mit seinen Plänen auf.

* * *

Die romanhafte Ausschmückung der Lebensschicksale des Entdeckers der Neuen Welt erstreckt sich auch auf seine Jugendjahre. Seine späteren Verehrer wissen von Universitätsstudien, Kämpfen mit Seeräubern und weiten Fahrten in das nördliche Polarmeer zu berichten. Die strengen wahrheitsliebenden Forscher sehen sich dagegen genöthigt, alle jene Studien und Abenteuer in das Reich der Fabel zu verweisen. Nach ihren Erhebungen gestalteten sich die ersten Lebensjahre des großen Seefahrers viel einfacher.

Christoph Kolumbus wurde in der zweiten Hälfte des Jahres 1446 oder im Frühjahr 1447 als Sohn des Wollwebers Domenico Colombo höchst wahrscheinlich in Genua, und zwar in der Vorstadt vor der Porta San Andrea, geboren. Außer der Wollweberei befaßte sich sein Vater noch mit Handelsgeschäften, in denen er aber kein Glück hatte, so daß er schließlich verarmte. Der junge Christoph betrieb das Gewerbe des Vaters, wobei er in dessen frühzeitig Seereisen unternahm, um Weingeschäfte zu machen; zu diesem Zwecke besuchte er z. B. im Jahre 1474 die Insel Chios.

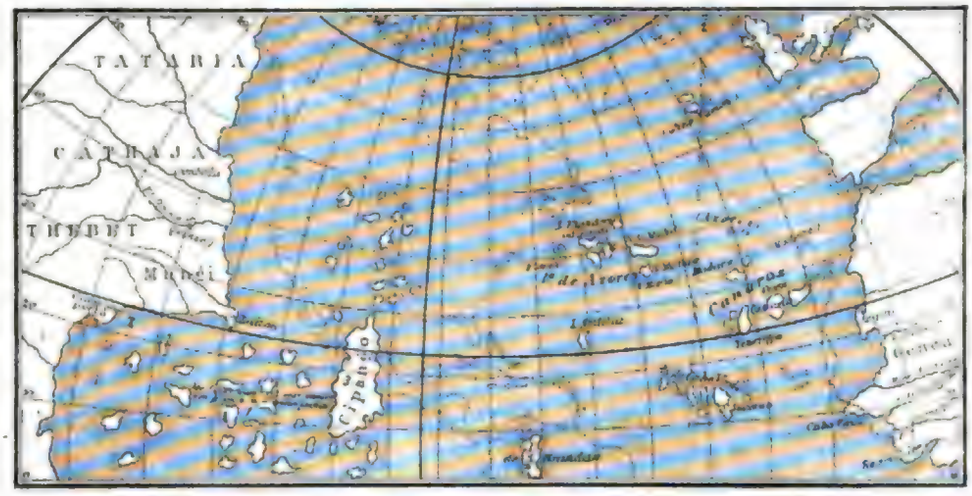
Im Jahre 1477 kam Domenico Colombo in seinen Verhältnissen derart zurück, daß er sein zweites und letztes Haus in Genua verkaufen mußte. Dieser Umstand veranlaßte den Sohn, der damals dreißig Jahre alt war, die Heimath gänzlich zu verlassen, und da um jene Zeit Portugal eine große Anziehungskraft auf junge unternehmende Ausländer ausübte, so folgte Christoph Kolumbus dem Zuge der Zeit und ging nach Lissabon. Hier gewann er das Herz eines Edelfräuleins Namens Philippa Perestrello, die er heirathete. Der Vater des Edelfräuleins, der um jene Zeit nicht mehr am Leben war, stammte gleichfalls aus Italien und war der erste Lehnsherr der kleinen Insel Porto Santo bei Madeira gewesen. Durch diese Heirath kam Kolumbus in die engsten Beziehungen zu den portugiesischen Kolonisten und Seefahrern, mit ihnen unternahm er Seereisen nach Guinea im Süden und nach England im Norden. Er lernte den Ocean kennen. Aus dem Munde der portugiesischen Kolonisten und Seefahrer vernahm er auch zuerst die dunklen Nachrichten, die über die unbekannten Inseln und Länder jenseit des Atlantischen Oceans verbreitet wurden, über die indischen Pflanzen und Bäume, welche das Meer an die Ufer der Azoren brachte. Zu Lissabon, dem Sitze aller hervorragenden Kosmographen, der Werkstätte, in welcher Entdeckungspläne ausgearbeitet wurden, lernte er die Bedeutung Indiens kennen und sah, daß die Entdeckerlaufbahn Ruhm, Gewinn und Ansehen bringen könne. Sein Ehrgeiz erwachte; er begann, die Geographie oder, wie man die Wissenschaft damals nannte, die „Kosmographie" zu studieren. Vor allem fesselte ihn das im Jahre 1410 erschienene Werk

* Wir entnehmen dieses Kärtchen dem Werke „Christoph Kolumbus" von Sophus Ruge, einem der vortrefflichsten Kenner des Zeitalters der Entdeckungen. Die Schrift ist als vierter Band der von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung von Biographien „Führende Geister" soeben im Verlag von L. Ehlermann in Dresden erschienen.

Pierre d'Ailly's „Imago mundi", d. h. „Weltbild", ein ziemlich kritikloses Buch, auf das sich aber Kolumbus bis an sein Lebensende wie auf eine Autorität berief.

Aus diesem Buche schöpfte er die Ueberzeugung, daß der Ocean zwischen der Westküste Spaniens und der Ostküste Indiens nur sehr schmal sei, so daß man mit günstigem Winde in wenigen Tagen hinübersegeln könne; aus ihm erfuhr er, daß das Paradies auf einem Berge im fernen Osten liege, und viele andere Dinge, die er auf seinen späteren Fahrten entdeckt zu haben glaubte.

In Lissabon erhielt er auch Kunde von dem Plane und der Karte, welche Toscanelli dem König Alfons V. von Portugal gesandt hatte. Schon damals brannte in seinem Herzen der Wunsch, auf Entdeckungen auszugehen, und er wandte sich brieflich an Toscanelli mit der Bitte um die Seekarte. Eigenthümlicherweise verschwieg er dem Florentiner Gelehrten, daß er sein Landsmann sei, und gab sich für einen Portugiesen aus. Toscanelli sandte Kolumbus bereitwilligst die gewünschte Karte und die Abschrift seines vor langer Zeit an den Kanonikus Ferdinand Martinez gerichteten Briefes, in welchem der Plan der Westfahrt nach Indien genau beschrieben war. Die Karte Toscanellis ist verloren gegangen, aber aus dem erhaltenen Briefe erhellt, daß sie die Küsten Europas und Asiens in derselben Weise darstellte, wie dies auf dem Globus von Behaim der Fall war.



Der Atlantische Ocean nach Martin Behaim.

Von nun an war Kolumbus von der Möglichkeit, Indien auf dem See weg nach Westen zu erreichen, felsenfest überzeugt; von nun an beginnt seine Entdeckerlaufbahn.

Er mußte aber zur Ausführung des Planes irgend einen Fürsten gewinnen. Am nächsten lag ihm der Hof von Portugal. Indessen König Alfons V. kannte diesen Plan wohl, ohne ihn weiter zu verfolgen; es wäre müßig gewesen, sich an ihn nochmals zu wenden. Da starb König Alfons im Jahre 1481 und ein unternehmungslustigerer Herrscher, Johann II., bestieg den Thron. An ihn trat jetzt Kolumbus heran.

Der künftige Entdecker der Neuen Welt stand vor den Räthen des Königs, die in nautischen Fragen sicher gebildeter waren als er, und begründete vor ihnen einen Plan, den sie längst kannten. Er imponierte ihnen nicht und man hielt ihn hier für einen „Prahler und Schwätzer". Um so mehr war man aber erstaunt, als man die Forderungen des kühnen Fremdlings hörte. Er forderte Erhebung in den Adelstand, den Titel „Admiral des Weltmeeres", die Würde eines Vicekönigs der neuentdeckten Länder und andere Ehren und Vortheile. Solche Auszeichnungen hatte die Krone von Portugal damals selbst ihren bewährtesten Entdeckern nicht eingeräumt. Der König lehnte das Anerbieten des Kolumbus ab, und die Portugiesen setzten ihre Fahrten längs der Küste von Afrika fort. Dies geschah um das Jahr 1483.

Da verließ Kolumbus Portugal und wandte sich nach Spanien. Am Hofe von Ferdinand und Isabella gab es keine so bewanderten Kosmographen wie in Lissabon, in dieser Beziehung brauchte also Kolumbus nicht soviel zu fürchten; aber in Spanien fehlte der Sinn für Handelsfahrten, und so mußte Kolumbus sich nach einem andern treibenden Grunde für die Ausrüstung einer Expedition umsehen. Und diesen fand er leicht. In Spanien tobte der Krieg gegen die Mauren; die Glaubensfrage beherrschte die öffentliche Meinung, und so stellte Kolumbus die Bekehrung der Heiden in den fernen Ländern und die Beschaffung von Goldschätzen zur Wiedereroberung des Heiligen Grabes als das Hauptziel seiner Expedition auf.

Der spanische Hof nahm sein Anerbieten durchaus nicht kühl auf. Bevor man aber Schiffe für Entdeckungsreisen ausrüstete, wollte man zuerst die Beendigung des Krieges mit den Mauren abwarten. Kolumbus erhielt eine kleine Unterstützung und wurde auf die Zukunft vertröstet.

Es begann für ihn die schwere Prüfungszeit des Wartens und der Ungewißheit, und da Granada sich länger vertheidigte, als man angenommen hatte, beschloß er, Spanien zu verlassen und sein Glück in Frankreich zu versuchen.

In der Nähe der Hafenstadt Palos erhebt sich auf einem dürren Hügel das alte Franziskanerkloster la Rabida. Dem fremden Wanderer, der es heute besucht, wird auf einer Platform ein kleines Kreuz gezeigt. An dieser Stelle brach im Jahre 1491 Kolumbus erschöpft zusammen und bat die Mönche um Wasser und Brot für sich und seinen kleinen Sohn Diego. Eines der Gemächer des Klosters ist heute mit Gemälden geschmückt, welche Scenen aus den Entdeckungsfahrten des Kolumbus darstellen; von den Fenstern desselben blickt man auf den Ocean hinaus, und hier im Angesicht des Meeres klagte der fremde Seefahrer den Mönchen seine Noth, erzählte von seinen kühnen Plänen und seinen getäuschten Hoffnungen. Die Franziskaner meinten wohl, daß es rathsam sei, den seltsamen Menschen in spanischen Diensten festzuhalten, und da einer der selben, der Pater Juan Perez de Marchena, Beichtvater der Königin Isabella war, so gelang es ihm, zwischen dieser und Kolumbus zu vermitteln. Das war ein Wendepunkt in dem Geschick des Weltentdeckers. Granada fiel im Januar 1492; ein Vertrag zwischen Kolumbus und der Krone von Spanien kam zustande; drei Schiffe wurden für die Westfahrt ausgerüstet, und bereits am 3. August 1492 konnte das Geschwader den Hafen von Palos verlassen.

In unserer Zeit, die Hunderttausende, ja Millionen für Entdeckungsexpeditionen ausgiebt, dürfte es interessieren, zu erfahren, wieviel diese erste Fahrt des Kolumbus, die denkwürdigste aller Seefahrten, Spanien gekostet hat. Die Gesammtkosten werden auf 1 140 000 Maravedis angegeben, und dies beträgt laut einer Berechnung von Sophus Ruge nach unserm Gelde 29 184 Mark!

Was Kolumbus mit seiner ersten Fahrt bezweckte, das hat er klar und deutlich in der Einleitung zu seinem Bericht über die erste Reise an Ferdinand und Isabella ausgesprochen. Dieselbe lautet:

„Nachdem Eure Hoheiten in diesem gegenwärtigen Jahre 1492 dem Kriege gegen die Mauren, welche in Europa regierten, ein Ende gemacht und in der großen Stadt Granada Friede geschlossen, dieses selbe Jahr am 2. Tag des Monats Januar sah ich in Kraft der Waffen die königlichen Banner Eurer Hoheiten auf den Thürmen der Alhambra wehen und sah den maurischen König aus den Thoren seiner Stadt ziehen und die Hände Eurer Hoheiten küssen.

In demselben Monat beschlossen Eure königlichen Hoheiten in Ihrer Eigenschaft als katholische Christen und Liebhaber und Verbreiter des heiligen christlichen Glaubens und als Feinde des Mohammedanismus und aller Abgötterei und Ketzerei, mich, Christoph Kolumbus, nach den Gegenden Indiens zu schicken, von denen ich Euren Hoheiten Kunde gegeben, und mich an den Fürsten Grand Khan zu beordern, der in unserer Sprache König der Könige heißt. Dieser hatte wie seine Vorfahren nach Rom geschickt, um Lehrer in unserem allerheiligsten Glauben zu erbitten,

auf was der Heilige Vater nie eingegangen iſt, wodurch ſo viele Völker in Götzendienſt und Sünden dahingeſtorben ſind.

Eure Hoheiten gedachten mich, Chriſtoph Kolumbus, in beſagte Gegenden Indiens zu ſchicken und genannte Fürſten, Völker und Länder kennenzulernen, ihre Verhältniſſe, Anlagen und Neigungen zu erforſchen, damit man wiſſe, wie man ſich zu benehmen habe, um dort unſern allerheiligſten Glauben einzuführen. Sie befahlen mir, nicht, wie ſonſt geſchieht, zu Land nach dem Orient zu reiſen, ſondern Indien auf dem Weg nach Weſten hin zur See aufzuſuchen, was, ſoviel man weiß, bisher noch von niemand verſucht worden iſt."

Dieſer Auftrag, die Karte Toscanellis und die in d'Aillys „Imago mundi" verzeichneten Anſichten beherrſchten Kolumbus ganz und gar, und erſt wenn wir uns dieſe Thatſachen vergegenwärtigen, wenn wir ſtets den Globus von Martin Behaim vor Augen haben, können wir das Thun und Handeln des Kolumbus auf ſeinen Reiſen verſtehen. Er ſucht nicht die alten Landkarten der Erde nach ſeinen Entdeckungen umzumodeln, ſondern vielmehr ſeine Entdeckungen mit jenen in Einklang zu bringen. So glaubt er felſenfeſt, Indien erreicht zu haben, ſo hält er die Inſel Haiti für Cipangu und läßt von ſeinen Matroſen auf Cuba eine Urkunde ausſtellen, daß ſie das Feſtland Aſiens betreten hätten. Auf die Richtigkeit ſeiner Karte vertrauend, ſteuerte er auch ſicher von den Canariſchen Inſeln nach Weſten; denn er mußte ja hier an der Inſel Antilia vorüber geradeaus nach Cipangu gelangen.

Kolumbus wird in Ketten nach Spanien zurückgebracht.
Nach einem Gemälde von F. Jover.

* * *

„Land! Land!"

Durch Nebelbänke getäuſcht, ſtießen die Matroſen auf der erſten überoceaniſchen Fahrt wiederholt dieſen Ruf aus, bis am 12. Oktober wirklich der Strand von Guanahani erblickt wurde. Die Kanone erdröhnte und mit Freudenthränen ſangen die Mannſchaft und der Führer das „Te Deum laudamus". Mit fliegenden Fahnen landeten die Spanier auf der kleinen Bahamainſel, welche von Kolumbus „San Salvador" genannt wurde, fielen auf die Kniee, küßten den Boden und ergriffen von dem Lande Beſitz für den König und die Königin von Kaſtilien und Leon.

Bald nahten die Eingeborenen. „Im Grunde ſchienen ſie mir armſelig," ſchrieb Kolumbus. „Wie ihre Mütter ſie auf die Welt geſetzt, gingen ſie nackend."

Ja, es waren armſelige Inſulaner, deren Speere nur aus Stäben mit einem Fiſchzahn anſtatt der Eiſenſpitze beſtanden; aber in ihren Naſen trugen ſie Goldblättchen als Schmuck und gaben dieſelben gern für Glöckchen, bunte Mützen und Glasperlen hin. Nach der Herkunft des edlen Metalls befragt, wieſen ſie nach Süden, und Kolumbus brach ſchon am 14. Oktober dorthin auf. Er berührte drei kleinere Inſeln, die er „S. Maria de la Concepzion", „Fernandina" und „Iſabella" nannte. Sie waren ſchön, aber von dem Reichthum Indiens war auf ihnen nichts zu ſehen. Die Herbſtregen nahten damals ihrem Ende und die tropiſche Natur prangte in ihrer Jugendfriſche, in dieſem herrlichen Schmucke ſtellte ſich den Entdeckern am 28. Oktober auch ein Hafen der Inſel Cuba vor. Der gelehrte Jude Luis de Torres, der Hebräiſch, Chaldäiſch und Arabiſch verſtand, und der Spanier Rodrigo de Perez unternahmen eine Expedition in das Innere des Landes, um den Großkhan aufzuſuchen! Sie fanden Dörfer und lernten die Sitte des Tabakrauchens kennen; den Großkhan fanden ſie nicht, wohl aber erfuhr Kolumbus, daß in der Nähe eine goldreiche Inſel Babeque liege. Dorthin wandte er ſich und entdeckte Haiti oder Hiſpaniola, wo er endlich Gold in einem Fluſſe, dem Rio del Oro, fand. Hier ſtrandete am Weihnachtstage ſein Admiralſchiff, und hier wurde die erſte Niederlaſſung „Navidad" gegründet. Etwa vierzig Spanier unter Führung von drei Offizieren bezogen die „Burg", aber niemand von ihnen ſollte Spanien wiederſehen. Bevor Kolumbus wiederkehrte, war die erſte Anſiedlung in der Neuen Welt von den Eingeborenen völlig vernichtet worden.

Doch wer kennt nicht die Reiſen des Kolumbus, die erſten Eindrücke, welche die Neue Welt auf den ſtaunenden Spanier ausübte? Die volkreichen Städte Indiens hatte man nicht gefunden, aber war nicht die Natur indiſch, tropiſch, und hatte man nicht bei den Eingeborenen Gold gefunden? Sicher hatte man den Oſtrand Indiens erreicht. In dieſem Glauben ſegelte Kolumbus heimwärts.

Nun feierte der Seefahrer ſeinen größten Triumph. Vom Jubel des Volkes begrüßt, zog er durch Spanien nach Barcelona, wo der Hof ſich aufhielt. Umgeben von den Großen des Reiches, empfingen ihn der König und die Königin in huldvollſter Weiſe.

Da zeigte Kolumbus die verſchiedenen Pflanzen der Neuen Welt, gegen vierzig prächtig gefärbte Papageien, auch ſechs Indianer traten auf; Goldproben legte er vor, indem er dabei in bewegten Worten die Pracht Indiens und die Gutmüthigkeit der Bewohner ſchilderte, die ſich leicht zum Chriſtenthum würden bekehren laſſen. Es war der glorreichſte Tag ſeines Lebens.

Noch in demſelben Jahre 1493 trat Kolumbus ſeine zweite Reiſe an. Diesmal ſtand er an der Spitze einer wirklichen Flotte. Vierzehn Karavellen, drei Laſtſchiffe und auf ihnen etwa 1200 Bewaffnete gingen mit Chriſtoph Kolumbus nach der Neuen Welt. Der Admiral hatte jetzt eine doppelte Aufgabe zu löſen. Zunächſt ſollte er eine Kolonie gründen und dann ſeine Entdeckungen fortſetzen, von der Inſel Hiſpaniola, die er für Cipangu hielt, nach Kathai und Indien ſegeln und rund um Afrika nach Spanien heimkehren. Es ſollte ſich bald zeigen, daß er beiden Aufgaben auf einmal nicht gewachſen war.

Die Koloniſten, die mit Kolumbus nach Hiſpaniola kamen, waren verwegene Menſchen, und ſie wurden nicht nur von Miſſionaren, ſondern auch von Bluthunden begleitet, die ſpäter eine ſo düſtere Rolle in der Neuen Welt ſpielen ſollten. Dieſe Abenteurer geriethen bald in blutige Händel mit den Indianern, und da das Gold nicht ſo reich floß, der Admiral und Vicekönig harte Abgaben auferlegte, ſo waren ſie mit ihm nicht zufrieden. Während Kolumbus mit Entdeckungsfahrten auf den Antillen beſchäftigt war, gingen inzwiſchen Schiffe von Hiſpaniola nach Spanien und wieder von dort nach der Neuen Welt. Der Admiral fürchtete, daß die Unzufriedenen ihn verleumden möchten, er gab den Entdeckerruhm preis, um ſeine Vortheile als Vicekönig zu wahren, verzichtete auf den Plan

Digitized by Google

Der Tod des Kolumbus.

Nach einem Gemälde von F. Ortega

der Weltumſegelung und kehrte auf dem Atlantiſchen Ocean nach Spanien zurück.

Seine Lage am Hofe war jetzt ſchwieriger geworden. Die Antillen hatten wenig Gold und nur ein paar hundert Sklaven für die andaluſiſchen Sklavenmärkte geliefert. Dadurch wurden die Koſten der Expedition nicht gedeckt, und die Gegner des Admirals hatten ein leichteres Spiel.

Noch einmal gelang es ihm aber, die Beſorgniſſe der Regierung zu zerſtreuen, und um ſein indiſches Reich beſſer zu bevölkern, faßte er den Gedanken, dorthin Sträflinge zu verpflanzen.

Es war eine ſchlechte Geſellſchaft, die er auf ſeiner dritten Reiſe über den Ocean führte.

Während er die neuen Koloniſten nach Hiſpaniola ſandte, wandte er ſich ſelbſt nach Südweſten, wo er reichere Länder zu entdecken hoffte. Am 31. Juli 1498 erblickte er die Inſel Trinidad und ihr gegenüber zum erſten Male das Feſtland von Amerika. Er legte keinen Werth auf die Entdeckung und verfolgte ſie nicht weiter, obwohl er ſich in der Nähe des irdiſchen Paradieſes wähnte. Der „Vicekönig“ ließ ihm keine Ruhe; er wandte ſich zurück nach Hiſpaniola.

Hier gährte es. Es gefiel den Spaniern nicht, daß die Brüder des Vicekönigs, Bartholomäus und Diego, herrſchten, umſoweniger, als das Leben in der Kolonie kein glückliches genannt werden konnte. Die Auswanderer hatten geglaubt, daß ſie ſchnell reich werden würden, ſie mußten aber in Wirklichkeit Entbehrungen ertragen und den vierten Theil ihres Goldes an Kolumbus abliefern, der mit eiſerner Strenge auf ſeinen ihm verbürgten Vortheil bedacht war. Die Spanier auf Hiſpaniola ſehnten ſich nach ihrer Heimath zurück, unter ihnen war der Schwur gäng und gäbe: „Sobald mich Gott wieder nach Kaſtilien bringe!“ und vor den Thoren des königlichen Palaſtes in Spanien ſaßen die getäuſchten bereits heimgekehrten Anſiedler, wieſen mit den Fingern auf die Söhne des Kolumbus, die als Pagen am Hofe lebten, und riefen: „Schaut die Püppchen, die Söhne des Admiranten, der die Länder des Trugs und der Trübſal, den Kirchhof kaſtilianiſcher Hijosdalgos (Landedelleute) entdeckt hat!“ Als vollends die von dem oceaniſchen Indien heimkehrende Flotte anſtatt der Gewürze Indiens und des verſprochenen Goldes wieder eine Ladung indianiſcher Sklaven brachte, rief die Königin ſelbſt entrüſtet: „Welche Vollmacht beſitzt der Admiral, meine Unterthanen irgend wem zu verkaufen?“ Und ſie ließ ſämmtliche Indianer wieder freigeben und auf den nächſten Schiffen nach ihrer Heimath zurückſenden.

Kolumbus ſelbſt berichtete Ungünſtiges aus ſeiner Kolonie, er ſchrieb, daß er zur Niederwerfung des Aufſtandes das Schwert benutzen werde, und er bat ſelbſt um einen ordentlichen Richter.

Die Krone ſandte dieſen Richter, welcher das Recht hatte, Perſonen, die ihm nicht paſſend ſchienen, aus der Kolonie zu entfernen. Die Wahl fiel auf den ungeſtümen Franceſco de Bobadilla. Als dieſer am 23. Auguſt 1500 in den Hafen von San Domingo einfuhr, ſah er rechts und links die Leichen von ſieben Spaniern am Galgen bleichen. Kolumbus war in der Stadt nicht anweſend, und der Anblick der Gehenkten, ſowie der Bericht der Unzufriedenen mochten in Bobadilla die Ueberzeugung wachgerufen haben, daß der Genueſe wirklich grauſam und habgierig ſei.

Nun beſchloß der Richter, den Admiral und Vicekönig aus der Kolonie zu entfernen; aber er ging ſicher zu weit und handelte nicht im Sinne der Krone, als er ihn in Ketten ſchlagen ließ. Kolumbus fühlte es, und als man ihm während der Ueberfahrt die Ketten abnehmen wollte, wehrte er ab und meinte, Spanien ſolle die Schmach ſehen, die ihm angeblich auf königliches Geheiß als Lohn für ſeine hohen Verdienſte angethan werde. Daß er in Ketten vor dem Hofe erſchien, iſt eine der ſpäter erdichteten Legenden. Im Gegentheil, man empfing ihn in Ehren und ſuchte ihn zu verſöhnen, aber man ſetzte kein Vertrauen mehr in ſeine koloniſatoriſchen Fähigkeiten — und man hatte darin recht. Kolumbus jedoch beſtand auf ſeinen Privilegien als Vicekönig, und wohl iſt es wahr, daß er die Ketten abſichtlich in ſeiner Wohnung aufhängen und zuletzt in ſeinen Sarg legen ließ. Kolumbus in Ketten iſt gewiß eine der Tragödien der Weltgeſchichte; aber er trug die Ketten, weil er zu ſehr an ſeinem Vicekönigthum hing.

Tiefer als durch dieſen ſchmachvollen Undank wurde Kolumbus durch andere Ereigniſſe gebeugt. Seine indiſche Kolonie blühte nicht auf, ſie mußte eher vom Mutterland erhalten werden. Inzwiſchen aber war es Vasco da Gama gelungen, Indien, das wirkliche Indien zu erreichen, und reich beladen mit den koſtbarſten Gewürzen landete die portugieſiſche Flotte in Liſſabon. Die

Digitized by Google

indischen Inseln des Kolumbus erschienen ziemlich werthlos, alle Kaufleute drängten nach Lissabon, um durch Vermittlung der Portugiesen mit dem wirklichen Indien Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Und doch konnte jenes portugiesische Indien nicht mehr weit von Haiti, der Goldinsel Cipangu, liegen! Kolumbus rüstete sich zu seiner vierten, letzten Fahrt auf, um eine Durchfahrt nach dem „Meere jenseit des Ganges" zu finden. Aber sein sinkender Stern sollte nicht mehr steigen. Er erreichte die Küste von Centralamerika, allein weder die gesuchte Durchfahrt, noch volkreiche Länder, noch die Gewürze Indiens wollten sich zeigen. Er erfuhr nur Demüthigungen und Enttäuschungen, und gebrochen an Leib und Seele kehrte er nach Spanien zurück.

Er stritt mit der Regierung um seine ihm früher verbürgten Rechte, aber die Sonne der königlichen Huld schien ihm nicht mehr. Die Meere wurden von anderen weniger anspruchsvollen Entdeckern befahren. Man brauchte Kolumbus nicht mehr — er war ein vergessener, verschollener Mann. Am 21. Mai 1506 erreichte ihn zu Valladolid der Tod, umgeben von seinen treuen Freunden, den Franziskanern, hauchte er seinen Geist aus. Seine Leiche wurde zuerst in dem Franziskanerkloster zu Valladolid beigesetzt, erst später führte man den Sarg nach Sevilla über und hier erhielt er die Inschrift:

„A Castilla y á Leon
Nuevo mundo dió Colon."

(Für Kastilien und Leon fand eine neue Welt Colon.)

Dies geschah später, denn unmittelbar nach dem Tode des Weltentdeckers war sein Name fast völlig verschollen. Die Zeitung von Valladolid erwähnte mit keiner Silbe das traurige Ereigniß, das sich in den Mauern der Stadt vollzog, und Geographen, welche Bücher über „Unbekannte lande" herausgaben, meinten noch im Jahre 1508, daß Kolumbus „noch auf die gegenwertigen Tage" am spanischen Hofe lebe.

„Durch seinen Tod," schreibt Peschel, „entging Kolumbus wenigstens einem Schicksalsschlage, den er vielleicht schwerer getragen hätte als die Handschellen Bobadillas. Es war ihm vergönnt, den glorreichen Wahn ins Grab zu nehmen, daß Cuba eine Provinz des chinesischen Reiches, Hispaniola die Insel Cipangu sei, und daß zwischen dem karibischen und bengalischen Golfe keine wasserbedeckte Halbkugel, sondern nur eine Landenge liege. Der Entdecker Amerikas ist ohne eine Ahnung gestorben, daß er einen neuen Welttheil gefunden habe. Er hielt den Abstand Jamaikas von Spanien für den dritten Theil eines irdischen Breitenkreises und rief deshalb aus: ‚Die Erde ist lange nicht so groß, als der Pöbel glaubt!' Die Verdoppelung der Welt um ein neues Festland lag nicht in Colons Sinn, und tief hätte seine That erniedrigt geschienen, wenn er hinter dem bezwungenen Ocean ein neues Weltmeer entmuthigt hätte gewahren müssen, denn seine Aufgabe, den Westen mit den morgenländischen Kulturreichen zu verknüpfen, hinterließ er nur halb erfüllt."

Die Nachfolger des Kolumbus mußten seine Irrthümer widerlegen und nach und nach der Welt Beweise beibringen, daß man auf der Fahrt nach Westen nicht den Ostrand Asiens, sondern einen neuen Erdtheil erreicht habe. Eine unmittelbare Bedeutung, welche der Indiens hätte gleichkommen können, zeigte aber dieser neue Erdtheil auch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht; denn was man zuerst entschleierte und mit dem Namen „Amerika" bezeichnete, das waren die mit Urwäldern bedeckten, von Wilden bewohnten Küsten Brasiliens. Von der wirklichen Größe Amerikas hatte auch Waldseemüller, welcher dem neu entdeckten Lande nach dem Florentiner Forschungsreisenden Amerigo Vespucci seinen Namen gab, keine Ahnung.

Erst als Cortez und Pizarro ihre Eroberungszüge antraten, als Spanien mit dem Golde Amerikas überfluthet wurde, erkannte man die Tragweite der Entdeckung des Genuesen. Erst dann besann man sich auf den vergessenen Seefahrer, erwies dem Toten Ehren und schrieb seine Lebensgeschichte, die man mit Legenden schmückte. Erst zwischen 1540 und 1559 erfüllte man seinen Wunsch und setzte seine sterblichen Ueberreste in der Kirche von San Domingo bei. Spanien war stolz auf den Fremdling, und als es im Jahre 1795 die Insel Haiti an Frankreich abtreten mußte, wurde der Bleisarg mit den Gebeinen des Weltentdeckers nach Habana gebracht und am 19. Januar 1796 feierlich im Dome dort beigesetzt. In späterer Zeit suchte man auch ein Bildniß von Kolumbus ausfindig zu machen; verschiedene Schriftsteller gaben verschiedene Porträts, seien es Oelgemälde oder Holzschnitte, für echt aus, aber keiner vermochte bisher einen überzeugenden Beweis für die Echtheit eines derselben beizubringen. Unser Bild auf S. 165 giebt ein Gemälde aus dem Marinemuseum zu Madrid wieder, welches dort als Porträt des Kolumbus betrachtet wird. Im übrigen müssen wir uns die äußere Erscheinung des Weltentdeckers nach den Berichten der Zeitgenossen im Geiste zusammenzustellen suchen. Laut denselben war Kolumbus von hoher kräftiger Gestalt, aber nach der Eigenthümlichkeit seines Kopfes hätte man ihn eher für einen Nordländer als für einen Italiener halten sollen. In dem länglichen, gerötheten, mit Sommersprossen bedeckten Gesicht leuchtete ein Paar hellblauer Augen; auch sein Kopfhaar war röthlich, ergraute aber frühzeitig, weshalb man ihn in der Regel für älter hielt, als er wirklich war. Vielfach wurden dem großen Seefahrer Denkmäler errichtet, in Mexiko, auf Cuba, in Barcelona. Unsere Abbildung (S. 185) zeigt uns das schöne Denkmal zu Genua. Die Marmorstatue stützt sich auf einen Anker und weist auf die zu ihren Füßen kniende Gestalt von Amerika. Die runde Säule ist mit Schiffsschnäbeln geziert. Rings um dieselbe sitzen vier allegorische Gestalten: Religion, Wissenschaft, Stärke und Klugheit. Weiter unten sind Ereignisse aus dem Leben des Kolumbus als Reliefdarstellungen angebracht. Vorn am Sockel befindet sich die Inschrift: „A Cristoforo Colombo la Patria" (dem Christoph Kolumbus das Vaterland). Das Denkmal, ein Werk M. Lanzios, wurde im Jahre 1862 auf der Piazza Acquaverde errichtet. Wie viel hatte sich inzwischen seit Kolumbus' Tode verändert!

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs die Bedeutung der neuen Welt für die alte. Die Goldschätze Mexikos und Perus waren erschöpft, aber im Norden entrissen Spaten und Pflug dem Boden Amerikas kostbarere Schätze, den goldenen Weizen. Millionen Europäer fanden in der Neuen Welt eine neue Heimath, und es erblühte dort ein neuer Staat, der in den Künsten des Friedens, in den Werken der Kultur mit dem Mutterland wetteifert. Die Gewürze Indiens wurden in Amerika nicht gefunden, aber Amerika schenkte uns den Tabak, dessen Bau und Handel heute die Bedeutung der Gewürze bei weitem übertrifft, es gab uns die Volksernährerin, die Kartoffel — und siehe da, während auf den alten Gewürzinseln die Kultur von Nelken- und Muskatbäumen im Niedergang begriffen ist, sind auf den Antillen, die einst Kolumbus besiedelt hatte, neue Gewürzinseln entstanden, auf denen die Wohlgerüche Indiens geerntet werden. Amerika hat uns die duftende Vanille und das einzige Heilmittel gegen den winzigen Erzeuger der furchtbaren Malaria, das Chinin, geschenkt. Im Laufe der Jahrhunderte haben die alte und die neue Welt ihre Güter tausendfach ausgetauscht. Spanische und deutsche Reben reifen auf amerikanischen Weinbergen und der wilde Wein Kanadiens rankt heute um unsere Lauben.

Im Laufe der Jahrhunderte erkannte die Menschheit, daß die Entdeckung Amerikas das folgenreichste weltgeschichtliche Ereigniß sei, und unsterblich erschien die That des Mannes, der zuerst über den Ocean nach der Neuen Welt steuerte. Unsterblich ist auch darum der Ruhm des genuesischen Seefahrers — er wird alle Denkmäler überdauern, die dem großen Entdecker nachträglich errichtet wurden.

Die Geschichtsforscher machen ihm allerdings seinen Ruhmestitel streitig und belehren uns, daß schon vor Kolumbus Amerika entdeckt wurde. In der That drang das kühne Volk der Normannen auf seinen Fahrten nach Island und Grönland auch weiter westwärts vor und erreichte um das Jahr 1000 n. Chr. das Gestade von Nordamerika. Leif Erikson, d. h. Leif, dem Sohne Eriks des Rothen, gebührt dieses Verdienst, und die Normänner hatten jenes Gestade nicht nur gesehen und betreten, sondern auch besiedelt. Diese Verbindung Europas mit Amerika blieb aber nicht von Bestand. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte man bereits den Seeweg nach jenem Lande vergessen. Im Jahre 1476 sandte König Christian I. von Dänemark einen polnischen Seefahrer, Johann von Kolno, in jene nordwestlichen Gewässer aus, und diesem gelang es in der That, Labrador und den Eingang in die Hudsonstraße zu erreichen und somit Amerika zum zweiten Male zu entdecken. Kolumbus wäre also erst der dritte Entdecker von Amerika in geschichtlicher Zeit! Aber die Größe einer Kulturthat muß nach deren Folgen beurtheilt werden, und wenn wir diesen Maßstab anlegen, so bleibt Kolumbus der wirkliche Bahnbrecher auf den unendlichen Fluthen des Atlantischen Oceans.

Am Scheideweg

Ein Wort zum Kampf um die Volksschule.

Eine tiefe Bewegung geht durch das deutsche Volk, in Schlesien wie am Rhein, von der Ostsee bis herab zum Süden wird in mächtigen Versammlungen das Bewußtsein kund, daß der Entwurf zu einem neuen Volksschulgesetz, den der preußische Kultusminister beim Landtag eingebracht hat, nicht Gesetz werden dürfe, daß es sich beim Widerstand gegen diese Vorlage nicht um die verletzten Grundsätze einer politischen Partei, auch nicht bloß um eine innere Angelegenheit Preußens handle, daß hier vielmehr das höchste Gut der Freiheit, die Freiheit des Gewissens und der eigenen Ueberzeugung in dem führenden Staate Deutschlands bedroht und damit das ganze Vaterland vor eine dringende Gefahr gestellt sei. Wenige Wochen haben genügt, um diese Bewegung überall hinzutragen, wo man nicht schmälern lassen will, was die letzten vier Jahrhunderte an Freiheit des Denkens gebracht haben, wo man fühlt, mit einer freien Entwicklung der Volksschule hänge der freie Gang des Volkslebens durch tausend Fäden zusammen und das Volk sei es, welches seine Schule schützen, ihr, die vom Volke den Namen trägt, auch den Geist des deutschen Volkes, den Geist der Duldung retten müsse. Allenthalben kommt man zu der Gewißheit, daß man an einem Scheidewege stehe. Hat doch der Urheber des Entwurfes selbst in den Kammerverhandlungen es ausgesprochen, daß sich in diesem Gesetz die Geister scheiden werden, und der Reichskanzler hat das näher erläutert durch das verhängnißvolle Wort: es gelte den Kampf zwischen der Religion und dem Atheismus: damit sind die Gegner des Entwurfs einer gottlosen Weltanschauung beschuldigt. Ueber die Berechtigung eines solchen Vorwurfs zu streiten, dazu ist hier nicht der Ort. Nur das sei angeführt, was Lessing, der Mann der stolzen Wahrheit, einem seiner Gegner antwortete, der ihn mit eben jenem Vorwurf bedachte. „Sagen Sie selbst," ruft er voll Entrüstung diesem zu, „wissen Sie infamierendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen?"

Und an einen bekannten Vorgang der Geschichte sei erinnert — wohl liegt er um Jahrtausende zurück, aber die Parallele zu dem Worte vom Atheismus trifft darum nicht weniger zu. Als Sokrates in Athen die Jugend um sich sammelte und sie zur Selbsterkenntniß, zum eigenen Denken, zur freien Ueberzeugung anleiten wollte, da stellte man ihn unter die Anklage des Atheismus und gab ihm den Giftbecher zu trinken. Und heute müssen diejenigen, welche die Volksschule nicht binden, der Jugend und ihren Lehrern den Weg zum selbständigen Denken nicht verlegen lassen wollen, Atheisten sein! Freilich, man kann sie nicht vor Gericht stellen und einen Giftbecher giebt man ihnen auch nicht zu trinken. Aber vergiftende Schlagworte fallen und — ja doch, auch mit dem Gericht bleibt der neue Gesetzentwurf in solchen Dingen gar nicht so ferne. Nach ihm sollen Dissidenten, Eltern, die einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft nicht angehören, in Zukunft von der Behörde gezwungen werden können, ihre Kinder dem Religionsunterricht irgend einer Konfession zu überantworten, deren Lehre ihrer eigenen Ueberzeugung widerstreitet — ist das nicht gerichtlicher Gewissenszwang? Lehrer, deren Religionsunterricht nicht ganz dem kirchlichen Ermessen entspricht, die in ihrem Gewissen sich gebunden fühlen, nicht gegen besseres Wissen übertriebene Zumuthungen des Dogmas und kirchlich-politischer Anschauungen schon den Kindern einzupflanzen — sie sollen auf Antrag der Kirchenbehörden von der Ertheilung des Religionsunterrichts ausgeschlossen und dadurch in der Gemeinde, in der sie wirken, in ihrem Amte unmöglich gemacht werden können. Sind die Lehrer auf diese Weise nicht der Willkür preisgegeben, wird es nicht fast immer gelingen, durch Bemängelung des Religionsunterrichts den Lehrer zu schädigen, der sich nur aus politischen oder persönlichen Gründen mißliebig gemacht hat? Werden nicht Aeußerungen, welche die Schulkinder als angeblich vom Lehrer herrührend aus dem Religionsunterricht mit heimbringen, zu Anklagen benutzt und wird nicht dadurch das Denunzieren unter den Schulkindern gezüchtet, ihr Vertrauen zum Lehrer erschüttert oder vernichtet werden? Kurz, die Lehrer sind vor die Wahl gestellt, im gegebenen Falle entweder ihre Existenz preiszugeben oder zu heucheln — ist das nicht ebenfalls eine Form des Gewissenszwangs und zwar von der nachtheiligsten Art? Denn sie muß gerade die selbständigen und kraftvollen Charaktere, also die Besten aus dem Lehrerstande entfernen!

Wen kann es da Wunder nehmen, daß die Bewegung gegen das Gesetz immer weiter um sich greift, Männer aller Parteien umfaßt? Sollen wir still dabeistehen und zusehen, wie man die Volksschulbildung von jetzt an mit Vorbedacht in eine evangelische und katholische auseinanderlegen und damit ihre Einheit zerreißen will; soll wirklich in erster Linie die deutsche Geschichte nur nach konfessionellen Gesichtspunkten gelehrt und dadurch das Bewußtsein geistiger Einheit der Nation, das in einer unparteiischen Geschichtsbetrachtung lebt und durch sie lebendig wird, unterbunden werden? Soll am Ende schon die Unbefangenheit der Jugend durch jene Gegensätze des kirchlichen Lebens vernichtet werden, die für den Erwachsenen noch immer viel zu früh kommen? Sollen etwa unsere Schuljungen in Zukunft, statt sich als „Franzosen" und „Deutsche" zu bekämpfen, unter der Parole „evangelisch" und „katholisch" ihre Schlachten schlagen? Da muß sich doch regen, wer immer über alle Meinungsunterschiede im einzelnen hinweg das große Ganze im Auge hat, wer die größten Güter des Volks nicht gefährden will in einer Zeit, welche welterschütternde Ereignisse, Kämpfe von unübersehbarer Gewalt vorzubereiten scheint, wo nicht ernst genug alles vermieden werden kann, was geeignet ist, die geistige Kraft unseres Volkes, den inneren Frieden dauernd zu stören!

Warum denn überhaupt diese Gesetzesvorlage? Ist denn das Bestehende auch dann werth, daß es zu Grunde gehe, wenn es seinen Dienst erfüllt, die besten Früchte gezeitigt hat? Die Höhe, auf der die deutsche Volksschule steht, ist errungen worden ohne jene gefährlichen Neuerungen, die jetzt getroffen werden sollen; man hat es oft genug betont, daß der Krieg von 1870/71 mit Hilfe des deutschen Schulmeisters, mit Hilfe unserer Volksbildung gewonnen worden sei — warum also in so grundstürzender Weise die Bedingungen ändern, unter denen das alles erlangt wurde, mögen sie auch nicht überall vollkommen sein?

Aber man sagt, für künftige Kämpfe reiche eben nicht mehr aus, was doch in den alten den Sieg befördert hat; der Reichskanzler hat erklärt, man brauche die Religion als das beste Mittel gegen den Umsturz aller wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, womit wir bedroht werden, und um dieses Mittel umfassender und fruchtbarer zu machen, soll die Freiheit des Gewissens in kirchlichen Zwang gelegt werden. Und das ist es, was das geplante Schulgesetz hineinstellt in einen allgemeinen Zusammenhang, zu einem Symptom unter vielen macht. Die Zeit, sagt man, ist krank, krank daran, „daß der Idealismus uns verloren geht", krank an wilden Vorschlägen einer Volksbeglückung, die keine ist, und da wird nun dem Patienten eine Zwangskur verordnet, in der Religion das Allheilmittel sein soll. Wo immer ein Schaden aufbricht, da soll Religion staatlich zudiktiert werden, man ruft nach ihr wie sonst nach der Polizei. Und nicht sowohl die Religion selbst hat man dabei im Auge, als vielmehr Zwecke, die ihr fremd sein müssen, den Nutzen, den man aus ihr herauszubringen hofft für den Staat, dem angeblich andere Mittel nicht mehr recht dienlich sein wollen. So sucht man die Religion staatlich aufzudrängen, während sie doch nur als eine frei entstandene Ueberzeugung wirklich nützen könnte; wie man durch eine segensreiche Zwangsversicherung die Leute frei zu machen gesucht hat von der Noth in Unfällen, in Krankheit und Alter, so will man jetzt bei der Religion gegen alle Schäden eine Unfallversicherung für den Staat nehmen und beabsichtigt hier in geistigen, in den innerlichsten Dingen den gleichen Zwang wie dort auf materiellem Gebiet. Das ist eine Uniformierung der Geister, die nur verderblich wirken kann.

Es ist nicht unsere Aufgabe, im Namen der angerufenen Religion zu antworten, aber das darf ausgesprochen werden: gerade diejenigen, die es ernst mit ihr meinen, müßten sich die Handlangerdienste verbitten, die sie mit der Religion leisten sollen, gerade sie müßten alle Rücksicht weit abweisen, welche die Religion auf politische Zwecke nehmen soll, da diese nun einmal keine Berechnung irgend welcher Art vertrage und sich also auch nicht als beliebig

zu multiplizierende Zahl im großen Einmaleins der Politik mißbrauchen lassen dürfe. Sie müßten den Staat daran erinnern, daß er, wenn er ein christlicher sein wolle, gerade keinerlei Gewissenszwang ausüben dürfe, ja daß dann unendlich viel andere Aufgaben ihm näher liegen würden als eine so zweifelhafte Neuordnung der Volksschule; ob etwa der Staat schon daran gedacht habe, ein christliches Recht zu entwerfen statt des geltenden, wesentlich aus römischen Einflüssen entstandenen, ob er etwa beabsichtige, christliche Grundsätze für das Verhalten der Politik in Frieden und Krieg maßgebend zu machen?

So müßten die berufenen Vertreter der Religion sprechen und sie haben zum Theil ähnlich gesprochen. Wir, die wir nicht ihre Sache zu führen haben, können doch das eine betonen: man wird vergeblich auf dem eingeschlagenen Wege das erstrebte Ziel erreichen wollen, man wird durch religiösen Zwang weder den Idealismus, wo er verloren ging, zurückgewinnen, noch dem Staate eine feste Stütze geben. Denn bloß der kann eine ideale Anschauung haben, der in den Stand gesetzt wird, selber zu suchen und fern von allem, was nach erzwungener Bevormundung aussieht, sich eine freie Ueberzeugung zu bilden; nur der wird ein loyaler Bürger sein und das Bestehende ohne Rückhalt anerkennen, der es als das Rechte zu erkennen vermag. Also freie Bahn, keine Schmälerung dessen, was wir an Gewissensfreiheit haben!

Gewiß, wenn jeder in letzter Linie auf die eigene Ueberzeugung verwiesen wird, so können auch Irrungen und Verwirrungen nicht ausbleiben. Aber dem wehrt man nicht durch die Entziehung der Freiheit, sondern dadurch, daß man auf ihrer Grundlage zu belehren und zu überzeugen sucht. Wie thöricht wäre es, einen Knaben deshalb wieder ans Gängelband binden zu wollen, weil er hie und da noch fällt — man lehre ihn, auf sich selber achten und er geht ungefährdet auf eigenen Füßen.

Gerade darum aber, weil man so deutlich eine falsche Straße gewählt hat, wird das geplante Schulgesetz keinen Bestand haben, auch wenn es siegt. Es giebt Siege, die besser nicht erfochten würden, weil sie die Nothwendigkeit eines Rückschlages in sich selber tragen. Der Strom der Völkerentwicklung wie der Völkerwanderung geht der Sonne, dem Lichte nach, und wer gegen diesen Strom schwimmen und seine Fluth ins Dunkel zurückdämmen möchte, der erlahmt nothwendig vor der stärkeren Gewalt. Jenes Gesetz, jene ganze Geistesrichtung, von der es nur ein einzelnes Symptom ist, sie werden nicht bestehen können, selbst wenn sie siegen. Und noch ist es nicht soweit, noch ist die Bewegung zur Abwehr im Wachsen. Mag man immerhin diese Bewegung eine künstliche nennen und die Geister des Widerstandes, die man doch selbst beschwor, nicht kennen wollen, mag man mit Schlagworten freigebig sein und eintheilen nach Christ und Atheist, nach rechts und links — durch Worte schafft man Thatsachen nicht aus der Welt und kann die klare Sachlage höchstens auf Augenblicke verwirren. Wie man jüngst das Ansinnen gestellt hat, gegen die Lehrfreiheit der Universitäten einzuschreiten, so soll nun im gleichen Geiste gegen die Volksschule vorgegangen werden; an Wurzel und Wipfel des Baumes deutscher Bildung will man die Axt legen. Allein der Schlag soll nicht gelingen. Was wir von unsern Vätern ererbt haben, die Freiheit des Denkens und der Ueberzeugung, die Einheit unserer Volksbildung, das müssen wir erwerben, indem wir es vertheidigen, das müssen wir weitergeben an die kommenden Geschlechter, unverfälscht und unverkümmert.

Wir stehen am Scheidewege: je entschlossener wir dem Ziele freier Wahrheit nachgehen, desto eher ist Aussicht, daß das Gesetz falle und zum besten des Vaterlandes eine wirkliche Scheidung, ein tieferer Kampf der Geister vermieden werde. Es sind nicht die Schlechtesten, die da in die Reihen treten für die innere Freiheit, Lessings Gestalt steht unter ihnen und mag sie mahnen mit dem Worte, das ihm ein Mann von gut deutscher Art in den Mund gelegt hat:

„Ich stand allein, ihr seid vereint.
Da nehmt dies Schwert von mir, sein Nam' ist Wahrheit!
Gradaus wie ich, haut durch und schaffet Klarheit!"

Die Influenza.

Von Dr. W. Hesz.

Die räthselhafte Krankheit, die in der letzten Zeit zweimal hintereinander ganz Europa von einem Ende zum andern überzog, kann als beinahe erloschen gelten. Unbegreiflich ist sie verschwunden, wie sie unbegreiflich gekommen war. Plötzlich war sie da zu Beginn des Winters, ebenso plötzlich und zu derselben Jahreszeit wie 1889, und sie verschwand in diesem Jahre, genau so wie 1890, mit dem Monat Februar. Damals überfiel sie die europäische Menschheit wie der Feind, der mitten in der Nacht ein wehrloses Lager schlafender Krieger überfällt. Niemand war auf sie vorbereitet; seit mehr denn dreißig Jahren hatte man nichts von ihr gehört, man hatte sie vergessen und der größte Theil der lebenden Aerztegeneration hatte niemals ihre Bekanntschaft gemacht. In diesem Winter hingegen war man gerüstet; man empfing den Feind mit kräftiger Gegenwehr, man lernte seine Tücken kennen, man untersuchte seine Natur und fand eine Reihe von Waffen, mehr oder weniger wirksam, die man mit Geschick und Erfolg anzuwenden wußte. Die Aerzte schlossen sich zusammen und in den Laboratorien wurde das gesammte gewaltige Arsenal moderner Forschung aufgeboten, womit man den bacillären Infektionskrankheiten — als eine solche war die Influenza schon lange erkannt worden — heute auf den Leib rückt. Die Erfolge sind keine geringen gewesen, und als Ausdruck derselben sieht dieser Monat März zwei Erscheinungen ins Leben treten, welche die bisherige Forschung über die Influenza gewissermaßen zusammenfassen: die „Sammelforschung" des Berliner „Vereins für innere Medizin" und die „Influenza-Konferenz", die in London zusammentreten wird.

Um das Dunkel zu lichten, das über der Krankheit lag, die man heute mit dem italienischen Namen „Influenza" bezeichnet und die früher „Grippe" genannt wurde, erwählte der „Verein für innere Medizin" zu Anfang des Jahres 1891 einen Ausschuß, um eine sogenannte Sammelforschung über die Seuche anzustellen. Eine „Sammelforschung" nennt man eine Erhebung, die durch Fragebogen bewirkt wird; man schickt die sorgfältig ausgearbeiteten Fragebogen an alle Personen, von denen man voraussetzen darf, daß sie über die betreffende Sache etwas zu sagen wissen.

Der Umfrage des Berliner „Vereins für innere Medizin" haben nicht weniger als 6000 Aerzte entsprochen! Man kann sich denken, welch' eine Riesenarbeit es sein mußte ein so ungeheures wissenschaftliches Material zu sichten und methodisch zu verarbeiten. Indessen ist diese Arbeit doch schon so weit gefördert, daß sie nahezu als abgeschlossen bezeichnet werden darf. Die Antworten der Aerzte beziehen sich naturgemäß in ihrer großen Mehrzahl auf die Epidemie von 1889/90; aber auch die diesjährige Epidemie konnte doch schon in gewissem Grade berücksichtigt werden. So wird die Publikation des Berliner Vereins den Verhandlungen des Londoner Kongresses eine breite Grundlage geben; Sache des Kongresses wird es sein, die Arbeit deutschen Forscher- und Sammelfleißes durch die Erfahrungen jüngsten Datums und die Beobachtungen aus anderen Ländern zu ergänzen.

Ein besonderer Werth wird dem Werke des „Vereins für innere Medizin" verliehen durch die beigegebenen Karten. Es befindet sich darunter zunächst eine allgemeine Uebersichtskarte über die Ausbreitung der Influenza von 1889/90 über alle Erdtheile. Ergänzt wird diese Karte durch zwei andere: auf einer von ihnen sind für alle Länder die Zeiten dargestellt, in welchen die Epidemie geherrscht hat, auf der zweiten sind die Zeitpunkte des Auftretens der Seuche in den hauptsächlichsten Städten Europas zur Anschauung gebracht. Zu weiteren 22 Karten werden die Mit- und Nachkrankheiten der Influenza im Verhältniß zur Bevölkerung und zur Zahl der Erkrankten übersichtlich vorgeführt. Doch beziehen sich diese Karten nur auf Deutschland.

Ueber alle Fragen, die hinsichtlich der Influenza aufgetaucht

sind, bringt das Werk des „Vereins für innere Medizin", das man wohl als epochemachend bezeichnen kann, umfassende, in einigen Punkten erschöpfende Aufklärung. Die Zeit ist vorbei, da die Aerzte der tückischen Krankheit als Neulinge gegenüberstanden. Auch die geschichtliche Forschung hat ihre Bearbeiter gefunden, und dabei hat es sich herausgestellt, daß die Influenza, weit entfernt, eine neue Krankheit zu sein, eine der ältesten ist, welche die Menschheit geplagt haben. — Schon in den überlieferten Schriften der Alten finden sich Hindeutungen auf eine Krankheit, die mit der Influenza identisch gewesen sein muß. Nach einer Beschreibung des Hippokrates, des Stammvaters der Aerzte, und einer späteren Erwähnung des römischen Historikers Livius muß im Jahre 412 v. Chr. eine Influenza-Epidemie in den Mittelmeerländern gewüthet haben. Ganz sicher festgestellt ist das Erscheinen der Influenza im Jahre 1387, seit welcher Zeit sie in regelmäßiger Wiederkehr aufgetreten ist, in mehr oder weniger ausgebreiteten Epidemien. Germain Sée, der berühmte Pariser Kliniker, veröffentlicht folgendes Dokument aus dem Jahre 1427, entnommen dem „Tagebuch eines Bürgers der Stadt Paris unter den Königen Karl VI und Karl VII", also eines Zeitgenossen der Jungfrau von Orleans:

„Item, zu dieser Zeit, um gefähr fünfzehn Tage vor Sainct Remy (d. h. um den 15. September, da Saint Rémy am 1. Oktober ist) war eine schlechte verdorbene Luft, welche eine sehr böse Krankheit herbeibrachte, genannt die ‚Dando', und es gab nicht einen einzigen Menschen, der sie nicht fühlte während der Zeit, da sie andauerte. Und so war die Art, wie sie verlief: sie begann in den Nieren und in den Schultern, und es war keiner, von dem sie Besitz ergriffen hatte, der nicht glaubte, blasenkrank zu sein, so grausame Schmerzen verursachte sie, und danach bekamen alle starke Fieberschauer, und es dauerte wohl 8 oder 10 oder 15 Tage, daß man weder trinken, noch essen, noch schlafen konnte, die einen mehr, die andern weniger; danach bekam jeder einen so bösen Husten, daß, wenn man in der Kirche war, man nicht hören konnte, was der Prediger sagte, wegen des großen Geräusches der Husten.

„Item, blieb sie von großer Heftigkeit wohl bis 15 Tage oder mehr über Toussains (Allerheiligen, 1. November). Und es wurde nicht mehr Mann oder Weib gefunden, so nicht Mund oder Nase mit schwerem Ausschlag bedeckt hatten, und wenn man sich begegnete, fragte einer den anderen: ‚Hast du noch nicht die Dando gehabt?' Wenn er nein sagte, antwortete man ihm alsbald: ‚So nimm dich wohl in acht, daß du sie nicht zu schmecken bekommst!' Und man lügt wahrhaftig nicht, daß es damals weder groß noch klein, weder Weib noch Kind gab, die nicht Entzündung oder Fieber oder langdauernden Husten hatten."

Das Kolumbusdenkmal in Genua.

Damals also hieß die Influenza „Dando", wahrscheinlich ebenfalls ein italienischer Ausdruck. Das 16. Jahrhundert erlebte vier heftige Epidemien: 1510, 1557, 1580 und 1593; während der ersten von diesen starben z. B. in Rom 9000 Menschen. Mit der letzten aber erleidet die Influenza eine seltsame Veränderung geographischer Natur. Bis dahin wanderte sie nachweisbar von Westen nach Osten; seit dem 17. Jahrhundert jedoch sind alle Influenzaseuchen von Osten gekommen und haben sich westwärts verbreitet, so daß einige Forscher früher, allerdings irrthümlich, annahmen, der Herd der Krankheit sei in China zu suchen. Merkwürdig ist auch die Veränderung, die in der Geschwindigkeit ihres Laufes eingetreten ist. Die Epidemie brauchte 1780 mehr als sechs Monate, um von Petersburg nach Paris zu kommen; 1837 legte sie denselben Weg in weniger als sechs Wochen zurück; 1890 aber in drei Tagen. Wenn man noch 1857/58, in dem Jahre, wo Europa die letzte Grippe-Epidemie zu überstehen hatte, ein Jahr rechnete für die Zeit, welche die Krankheit brauchte, um sich über den ganzen Erdtheil auszubreiten, so haben die letzten Epidemien von 1889/90 und 1891/92 gezeigt, daß sie jetzt dazu nur weniger Wochen bedarf. Diese Beschleunigung hängt wahrscheinlich mit der Beschleunigung des Verkehrs zusammen. Die Eisenbahnzüge führen den Ansteckungsstoff an einem Tage über Hunderte von Meilen fort.

Um ein richtiges Verständniß von der Sache zu gewinnen, ist es erforderlich, daß man die Ausbreitungsweise, den Gang der Epidemie von 1889/90 kennenlernt. Man hat sie bis nach Buchara in Turan zurückverfolgt; dort trat sie schon im Mai 1889 auf. Von hier aus verbreitete sie sich in zwei Richtungen: nach dem Kaukasus und nach Sibirien. Von diesen beiden Seiten her überzog sie Rußland, in erster Reihe die großen Städte befallend.

Digitized by Google

Nun schritt sie schnellen Ganges in westlicher Richtung weiter über ganz Europa, vornehmlich die mittleren und nördlichen Striche des Erdtheils überziehend, bog dann aber wieder nach Osten um und durcheilte Südeuropa, Afrika, Australien und Südasien. Zu gleicher Zeit durchwanderte sie Amerika von Norden nach Süden. Fast überall war die Epidemie in 6—8 Wochen abgelaufen, nachdem sie ihren Höhepunkt, der zugleich auch allerorten mit der größten Sterblichkeit zusammenfiel, 3—5 Wochen nach dem ersten Auftreten erreicht hatte. In Berlin wurden die ersten Erkrankungen Ende November beobachtet. Anfangs erkrankten hauptsächlich solche Personen, deren Beruf sie fast beständig in frischer Luft hält: Soldaten, Arbeiter, Feuerwehrleute, Polizisten, Briefträger u. s. w. An anderen Orten wurde dieselbe Beobachtung gemacht. Später kamen andere Berufsarten hinzu, alsdann Frauen, Kinder und Greise. Zeitweise war die Ziffer der Erkrankten beunruhigend hoch. So fehlten am 7. Januar 1890, zu einer Zeit, wo der Höhepunkt der Seuche schon überschritten war, in den Berliner Gemeindeschulen von 170318 Kindern 11532 und von 3110 Lehrern 130. Nach dem Bericht des preußischen Kriegsministeriums waren in der deutschen Armee während dieser Epidemie im ganzen 55263 Mann erkrankt, d. i. nahezu 12%. Nirgends wurde die Influenza anfangs erkannt, dann aber als Modekrankheit vielfach bespöttelt. Als sie indessen allmählich ein ernsteres Gesicht zeigte, ja als gar erst einige Todesfälle bekannt wurden, da trat eine allgemeine Bestürzung ein. Die frühere Nichtachtung verwandelte sich in eine fast krankhafte Furcht vor der Influenza.

Zu diesem Winter ist die Influenza nicht so verbreitet und nicht so heftig gewesen als vor zwei Jahren. Wenn man allgemein eine entgegengesetzte Ansicht hegte, so war's deswegen, weil einmal die Seuche gleich zu Anfang einen ernsteren Charakter aufwies, namentlich Lungenentzündungen und schwere nervöse Erscheinungen häufig waren, dann aber auch, weil in diesem Winter eine ganz besonders große Anzahl bekannter Männer von der Influenza hingerafft wurde. Es genügt, an die Souveräne Dom Pedro von Brasilien und Tewfik, den Khedive von Aegypten, an den englischen Thronerben, Herzog von Clarence, an die letzten Todesfälle im österreichischen Kaiserhause, an die Diplomaten Lytton und White, an die Kardinäle Manning und Simeoni, an die Gelehrten Janssen, Quatrefages, Laveleye, Brücke, Lagarde, an den Maler Spangenberg zu erinnern, um verständlich zu machen, daß diese zahlreichen Todesfälle großes Aufsehen erregten und die Furcht vor der Influenza zur Panik steigerten. Die Mitte Januar veröffentlichte Statistik des kaiserlichen Reichsgesundheitsamtes beweist aber deutlich, daß, wie es dort heißt, „das neuerliche Auftreten der Influenza während der beiden letzten Monate des Jahres 1891 in den größeren Städten des Deutschen Reiches dem Auftreten der Seuche vor zwei Jahren weder an Ausdehnung (Extensität) noch — soweit die Sterblichkeit beeinflußt wurde — an Heftigkeit (Intensität) entsprach."

Die diesmalige Seuche unterschied sich, gleichfalls nach der Statistik des Reichsgesundheitsamtes, vornehmlich dadurch von der vorangegangenen, daß sie ein sehr starkes Ansteigen der Sterbefälle für die höchsten Altersstufen von 60 Jahren und darüber aufwies. Daher die zahlreichen Todesfälle unter den bekannten Männern, die jene Altersgrenze zum großen Theile überschritten hatten.

Die Influenza ist ohne Zweifel unter Umständen ein höchst gefährliches Leiden. Ein unangenehmes Kältegefühl, oder selbst ein heftiger Schüttelfrost, oft verbunden mit einer bis zur förmlichen Ohnmacht sich steigernden Schwäche, leitet die Scene ein. Gleich am Anfang ist auch ein mehr oder weniger heftiges Fieber vorhanden, das indessen meist nur wenige Stunden oder Tage anhält. Wie sehr aber der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird, erkennt man an der ungewöhnlich langen Zeit, die der Betroffene auch nach leichteren Erkrankungen braucht, um seine früheren Kräfte wieder zu gewinnen. Ja dieser Umstand sichert häufig erst die Annahme, daß es sich im vorliegenden Falle wirklich um Influenza und nicht um eine gewöhnliche Erkältungskrankheit gehandelt hat. Die Genesenden schweben ferner noch lange Zeit in der steten Gefahr, von einem Rückfall oder einem neuen Anfall ergriffen zu werden, die namentlich dadurch gefahrvoll sind, daß sie in höherem Maße als die erste Erkrankung zu lebenbedrohenden Mit- und Nachkrankheiten führen.

Wie tritt nun die Influenza überhaupt in die Erscheinung? Man hat, um die verwirrende Mannigfaltigkeit des Bildes einigermaßen übersichtlich zu gestalten, drei Formen oder Gruppen dieser Krankheit aufgestellt, aber, wie gesagt, mehr, um mich so auszudrücken, aus Bequemlichkeitsgründen, da in der Wirklichkeit eine solche scharfe Trennung niemals beobachtet wird. Schließen auch wir uns aus gleicher Ursache dieser Eintheilung an. Danach unterscheidet man eine *nervöse*, eine *katarrhalische* und eine *gastrische* Form der Influenza, welcher Ausdrücke im weiteren auch wir uns bedienen wollen, weil sie, ist man sich über den Inhalt derselben klar geworden, diesen am kürzesten und schärfsten bezeichnen. Man versteht aber unter der ersten diejenige Form, bei der *vorzugsweise* das Nervensystem in Mitleidenschaft gezogen ist, die zweite bezieht sich in gleicher Weise auf die Athmungs-, die dritte auf die Verdauungsorgane. Meist kommen, wie gesagt, alle drei Formen miteinander vermischt zur Beobachtung. Doch geben wir des besseren Verständnisses wegen dieselben im einzelnen durch!

Daß das Nervensystem vorwiegend angegriffen ist, äußert sich in erster Reihe in einer hochgradigen Mattigkeit und Hinfälligkeit, die häufig mit der Leichtigkeit der Erkrankung in gar keinem rechten Verhältniß steht. Es gesellen sich bald dazu Verstimmung, Muth- und Willenlosigkeit, Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, Schlaflosigkeit oder auch Schlafsucht, mehr oder weniger heftige Kopfschmerzen, hin und wider ein kurzes Delirium, währenddessen der Kranke phantasiert und die Lage verkennt, und schließlich auch ein unüberwindliches Angstgefühl, als sei er nunmehr in eine langwierige und gefährliche Krankheit gefallen. Dazu kommen in vielen Fällen noch häufige Ohnmachten, Abnahme des Gehörs, Klingen oder Sausen in den Ohren, Lichtscheu und Augenschmerzen. Alle Influenzakranken leiden ferner an Schwindelgefühl und an oft höchst lästigen und schwächenden Schweißausbrüchen, zwei Plagen, die sich häufig noch bis weit in die Genesungszeit hinein hinziehen. Fast alle Influenzakranken werden zudem von ziehenden und reißenden oder blitzartig durchschießenden Schmerzen heimgesucht, und namentlich sind es die Kreuzschmerzen, auf die sich die meisten Klagen beziehen.

Sehr viele, ja die meisten der bisher erwähnten Krankheitszeichen finden sich nun auch bei den beiden anderen Formen der Influenza ein. Was zunächst die katarrhalische Form anbetrifft, so werden hier alle diejenigen Erkrankungen beobachtet, die auch sonst sich als Folgen von Erkältungen einzustellen pflegen, wie Schnupfen, Rachenkatarrh, Husten, Heiserkeit, Lungenkatarrh u. a. Auch die gastrische Form zeigt keine besonderen Merkmale. Wir finden eine stark belegte Zunge, Appetitlosigkeit, sich häufig steigernd bis zum gänzlichen Widerwillen gegen jede Nahrungsaufnahme, mehr oder weniger quälendes Durstgefühl, Uebelkeit, Brechneigung, öfteres Erbrechen, Durchfälle oder Stuhlverstopfung (jene öfter bei Kindern, diese öfter bei Erwachsenen). Nicht selten macht der Zustand ganz den Eindruck, als handle es sich um einen schweren Typhus. Verwechslungen in dieser Richtung sind vorgekommen und schließlich auch entschuldbar. Die gastrische Form der Influenza ist zwar die am seltensten vorkommende Art der Erkrankung, hingegen erholen sich die von ihr Betroffenen am allerlangsamsten; monatelang noch haben sie oft mit Magenbeschwerden aller Art zu kämpfen, selbst dann, wenn sie sich früher einer vollständig gesunden Verdauung zu erfreuen gehabt hatten.

Mit dem Ueberstehen aller dieser Krankheitserscheinungen ist indessen in vielen Fällen die Sache nicht abgethan. Die Influenza ist nicht nur ein vielseitiges, sondern auch ein tückisches Leiden, das, unter einer anscheinend harmlosen Außenseite verborgen, den Keim legt zu verderbenbringenden neuen Leiden. Das sind die Mit- und Nachkrankheiten, die „Komplikationen" der Influenza. Die häufigste und zugleich gefährlichste derselben ist die Lungenentzündung, ein um so unheimlicherer Feind, als er sich gerade, oder wenigstens mit großer Vorliebe, die lebenskräftigsten Personen zu seinen Opfern auswählt. Der Vorgang spielt sich nicht selten mit erschreckender Schnelligkeit ab, und das „heute roth, morgen todt" ist hier keine ungewöhnliche Erscheinung. Für alte oder schon früher lungenkrank gewesene oder sonstwie geschwächte Personen wird auch ein einfacher Lungenkatarrh gefährlich. Indessen sind nicht alle Komplikationen so ernster Natur, oder wenigstens handelt es sich bei den meisten nicht gleich um Leben und Tod. Oft beschränkt sich die Sache auf eine eitrige Entzündung der Nase und ihrer Nebenhöhlen oder führt auch wohl zu Entzündungen und Geschwürbildungen im Kehlkopf. In anderen Fällen entwickeln sich entzündliche Prozesse im Brustfell, im Herzbeutel oder im Herzen

selber, die, wenn auch nicht ganz harmlos, so doch keine unmittelbare Lebensgefahr in sich schließen. Andere Zustände sind mehr schmerzhaft oder unangenehm und die Lebensfreude störend, so die oft hartnäckigen Nervenschmerzen (Neuralgien), eine anhaltende, allen Mitteln Trotz bietende Schlaflosigkeit und die sogenannte „Nervosität", die indessen, im Gegensatz zu der gewöhnlichen, leicht heilbar ist. Auch Lähmungen und Krämpfe sind keine seltenen Erscheinungen, ebenso Geistesstörungen, vorzugsweise hypochondrische und melancholische Zustände, die als letzte Nachzügler sich gewöhnlich erst während der Genesungsperiode einstellen. Von geringerer Bedeutung sind die Komplikationen von seiten der Augen und der Ohren, auch aus dem Grunde, weil sie im Verhältniß zu den anderen Nachkrankheiten selten auftreten. Mehr unschuldiger Natur sind die masern-, scharlach- und nesselfieberartigen Hautausschläge, wie sie vereinzelt beobachtet und nicht selten für wirkliche Masern oder Scharlach gehalten worden sind; hier seien diese nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Zu Anfang Januar dieses Jahres trat eine Entdeckung ans Licht, die geeignet erscheint, der Influenzaforschung eine exakte Grundlage zu verleihen. Man glaubt, den Erreger der Krankheit, den Influenza-Bacillus, gefunden zu haben. Von zwei verschiedenen Seiten war man dem Ruhestörer aller fünf Erdtheile auf den Leib gerückt, man faßte ihn gleichsam im Rücken und in der Front zu gleicher Zeit. Im Rücken, indem man ihm auf seinem Wege in den menschlichen Körper folgte, der durch Mund und Nasenhöhle führt, und die schleimigen Auswürfe der Kranken untersuchte; in der Front, indem man ihm entgegenging dort, wohin er endlich gelangen muß, wenn er das Innere der Lungen bis in die feinsten Verästelungen der Luftwege durchsetzt hat, nämlich im Blute der Patienten und, leider muß man in diesem Falle oft sagen, der Gestorbenen. Jene Angriffsstellung nahm man in dem bakteriologischen Institut Robert Kochs zu Berlin ein, des Hauptes der neuen Wissenschaft der Bakteriologie, der bekanntlich die feinsten Methoden erfunden hat, den winzigen Lebewesen auf die Spur zu kommen; diese Angriffsstellung nahm man ein in dem Berliner städtischen Krankenhaus Moabit, in der Abtheilung des Direktors Dr. Guttmann. Dort stieß Dr. Robert Pfeiffer, der Schwiegersohn Kochs, im Verein mit dem begabten japanischen Forscher Dr. Kitasato auf einen Bacillus, in dem er den Influenzaerreger erkannt zu haben glaubt; hier gelang dasselbe dem Dr. Canon. Geheimrath Koch selber unterzog sich der Mühe, die Identität der beiden gefundenen Bacillen festzustellen. In der Sitzung der Gesellschaft Berliner Charité-Aerzte vom 7. Januar machten beide Entdecker die erste offizielle Mittheilung von ihrem Funde.

Am 29. November 1891 wurden die ersten Influenzakranken dem Kochschen Institut eingeliefert und vom Leiter dem Dr. Pfeiffer zur Untersuchung überwiesen. Pfeiffer hatte nach etwa 14 Tagen den Bacillus im Sputum (Auswurf) der Patienten festgestellt. Die Suche war deswegen eine so schwierige, weil das Sputum erst vollkommen von den unzähligen Bacillen der Mundhöhle, die mit der Influenza nichts zu thun haben, gereinigt werden mußte. Zu diesem Behuf erfand Geheimrath Koch ein eigenes, ganz besonderes Verfahren, das er indeß noch nicht bekannt gegeben hat. Nach dem glücklichen Verlauf dieses Prozesses gelang es, den Bacillus zu erkennen, und sogleich sah man, warum alle Versuche, die 1889/90 angestellt wurden, um ihn zu finden, vergeblich gewesen waren. Der Bacillus nämlich erwies sich von einer Kleinheit, die bisher auch in dem Reiche der unendlich Kleinen, im Reiche der Mikroorganismen, nicht erlebt worden war. Der kleinste bekannte Bacillus war bisher der Träger der Septicämie (fauligen Blutvergiftung). Der neu entdeckte Bacillus ist noch etwa dreimal kleiner als der Bacillus der Septicämie. Anfangs erschien er als Kugel, als Kokkus, nicht unähnlich dem Friedländerschen Pneumoniekokkus, dem Erreger der Lungenentzündung. Erst bei Anwendung der stärksten Vergrößerungen erkannte man seine echte Stäbchen- (Bacillen-) Natur. Da fand man, daß er etwa doppelt so lang wie breit sei und daß er an beiden Enden keulige Verdickungen trage (Hantelform), die sich auch lebhafter färbten als das schlanke Mittelstück. Neben den größeren Formen wurde diese kleine um so leichter übersehen, als ihre Kulturen nicht zusammenfließen, sondern isoliert bleiben.

Seit dem 15. Dezember züchtete Dr. Kitajato den Bacillus in Reinkulturen auf Agar-Agar, einem sehr brauchbaren Präparat aus ostindischer Meeresalge, die, beiläufig gesagt, auch zur Appretur und zum Leimen des Papiers verwandt wird. Kitajato erhielt bis zehn Generationen. Die Kontrolversuche an Thieren, die Pfeiffer anstellte, hatten ziemlich günstige Ergebnisse. Er impfte Reinkulturen auf Kaninchen, Ratten, Tauben, Meerschweinchen und Affen über; es reagierten allerdings nur Kaninchen und Affen; bei ihnen aber stellten sich Anzeichen der Influenza ein. Pfeiffer fand den Bacillus beim Menschen massenhaft in den Bronchien und im Speichelauswurf, und zwar nur, wenn Influenza vorhanden war, sonst nicht — nicht bei einfachen Katarrhen, nicht bei Lungenentzündungen, nicht bei Tuberkulose.

Unabhängig von Koch, Pfeiffer und Kitasato arbeitete Canon im Moabiter Krankenhause. Er untersuchte das Blut von Patienten, die sehr schwer an Influenza leidend oder an Influenza gestorben waren. Er fand denselben Bacillus und hat ihn auch aus dem Blute gezüchtet. Der Bacillus ist ein andrer als der, den Kirchener 1889 fand und für den Influenza Bacillus hielt.

Mit der Entdeckung der Krankheits-Ursache wäre ein großer Schritt vorwärts geschehen. Zwar ist ein Heilmittel damit noch nicht gefunden, aber es ist dann eher Aussicht vorhanden, ein Spezifikum zu entdecken. Außerdem aber giebt die Erkenntniß der Ursache prophylaktische (vorbeugende) Fingerzeige. Der Bacillus kommt zu Milliarden im Schleimauswurf Kranker vor und es ist die Ansicht Pfeiffers, daß die Influenza vorzugsweise durch diese im Schleimauswurf enthaltenen Bacillen verbreitet wird. Sowie der Schleim austrocknet, bleibt der bacillenhaltige Rest als Staub übrig, den jeder Luftzug emporwirbelt und davonführt. Es ist also vor allem geboten, daß man den Auswurf von Influenzakranken in verschlossenen Glasgefäßen sammelt.

Die Kleinheit und Massenhaftigkeit dieses Bacillus würde sowohl die große Verbreitung der Krankheit als auch einen andern höchst merkwürdigen Umstand erklären. Sowie nämlich irgendwo eine Influenzaseuche ausbricht, treten die anderen ansteckenden Krankheiten, selbst wenn sie zu Epidemien ausgeartet wären, zurück. Masern, Scharlach, Diphtheritis, selbst akute rheumatische Erkrankungen weichen. Es ist, als ob die Influenzabacillen mit den anderen Mikroben einen Kampf auf Leben und Tod führten und vermöge ihrer Ueberzahl den Sieg davontrügen. Freilich heißt das für die leidende Menschheit, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Gesellt sich Influenza zu anderen Krankheiten, so werden diese arg verschlimmert. Die Influenza beraubt den Körper der Widerstandskraft, die er gegen die Krankheit noch besaß; so verschlimmern sich namentlich Herz- und Lungenleiden, auch Geistesstörungen. Auch auf Operationswunden wirkt die Influenza ungünstig ein. Tritt sie hinzu, so entstehen zuweilen Fälle von Blutvergiftung, die aller Antiseptik spotten.

Es ist festgestellt, daß das einmalige Ueberstehen der Influenza keine Gewähr leistet, von ihr fernerhin verschont zu bleiben, wie es bei Masern, Scharlach, Blattern und ähnlichen Leiden der Fall ist. Dagegen läßt sich jetzt noch nicht mit Sicherheit entscheiden, ob die Influenza auf miasmatischem Wege, d. h. durch Keime, die in der Luft schweben, sich verbreitet, oder durch Ansteckung von Person zu Person. Die Versuche von Pfeiffer sprechen für letzteres, doch auch das erstere ist nicht ausgeschlossen. Ja, man ist sich noch nicht einmal klar darüber, ob die neue Epidemie selbständig war oder nur das Aufflackern der noch nicht ganz erloschenen vorigen. In Bezug auf die Behandlung dagegen sind einige Fortschritte zu verzeichnen. Namentlich scheint das neueste Mittel, das Salipyrin, sich zu bewähren; es wird jetzt allgemein den früheren Mitteln, Chinin, Jodkalium, Naphthol, Salol, Antipyrin, vorgezogen. Im allgemeinen muß man sich heute noch auf eine rein symptomatische Behandlung beschränken, d. h. auf eine solche, welche die hervorstechendsten Krankheitserscheinungen bekämpft. Am besten ist es wohl, dem Influenzabacillus tüchtig einzuheizen. Er hat die gute Eigenschaft, schnell zu degenerieren, zu entarten. Diese Neigung unterstütze man, indem man sich möglichst warm und bei Kräften erhält. Man vermeide die Wechselfälle der freien Luft, bleibe in einem wohlgeheizten und wohlgelüfteten Zimmer, man wechsle häufig Strümpfe und Unterkleider, vermeide kalte Getränke, aber auch ein Uebermaß von warmen alkoholischen, halte gute Diät und bleibe womöglich im Bett, bis der böse Feind degeneriert ist und uns in Ruhe läßt.

Es ist nicht unmöglich, daß die Influenza nach zwei bis drei Jahren wiederkehrt. Man wird sie dann hoffentlich noch besser gerüstet empfangen können. Die Londoner Konferenz wird sich mit dieser Möglichkeit zu beschäftigen haben.

Der Zeitgeiſt im Hausſtande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

(5. Fortſetzung.)

Von **B. Artaria.**

Der Empfang in Eſchenlohe entſprach den landesüblichen Verhältniſſen. Trotz des ſchönen, Gäſte verheißenden Sonntags hatte ſich die Wirthin auf ſolche nicht eingerichtet und ſchoß nun, da ſie in hellen Haufen einrückten, voll rathloſer Verzweiflung in ihrer Küche herum. „Jeſſes, Jeſſes, wo kommen nur all' die Leut' her! Wann's mer nur draußen blieben, i hab ja nix z'eſſen derfür!“ —

Emmy fand ſich in Anbetracht dieſer Verhältniſſe veranlaßt, eine Schürze umzubinden und ſofort in Thätigkeit zu treten. Ihrer geſchäftigen Diplomatie gelang es denn auch in kurzer Zeit, die gänzlich Niedergeſchlagene wiederaufzurichten und ein Mittageſſen anzubahnen, das ſo ungefähr den Namen verdiente. Die jungen Mädchen kommandierte ſie zur Unterſtützung in die Küche, die jungen Herren mußten Bänke und Tiſche in den Grasgarten ſchleppen, und alles das ging unter großem Geſchrei und Gelächter vor ſich. Man ſtellte das Rechenexempel an, wie achtzehn Gabeln unter fünfundzwanzig Perſonen ſo zu vertheilen ſeien, daß jede eine bekomme; Frida bedeckte, ſchalkhaft den Tiſch umhüpfend, jeden alten Sauceflecken des gebrauchten Tuches mit ein paar Blüthen, und ſolchen Anfängen entſprechend, ging dann das Mahl ſelbſt vor ſich. Der Braten, einem unbekannten Thiere entſtammend, wie Frau von Düring ſeufzte, war zäh, auch das Salatöl ſehr betrübend, allein der Berg goldgelber Pfannkuchen, von Emmys Meiſterhänden bereitet, wurde mit Begeiſterung aufgenommen, und das Eſchenloher Bier erwies ſich als bedeutend beſſer denn ſein Ruf. Das Beſte von allem aber war der Sitz auf dem Raſen unter dem Blüthengitter der Obſtbäume in der herrlichen Luft, mit dem Ausblick auf den nahen Bergſtrom und den junggrünen Wald. Eine ſteigende Heiterkeit bemächtigte ſich der Geſellſchaft, und am unteren Tiſchende ließ bereits ein unternehmender Fähnrich die Damen leben!

Frida wurde groß in gewagten Behauptungen, ſogar das ſchüchterne Helenchen Hoffmann fing an, Schulerinnerungen zu erzählen, die anderen thaten ebenfalls das Ihrige zur Unterhaltung. Nur Paula ſaß ſtill, die Augen niedergeſchlagen oder über den Strom hinweg verloren ins Weite gerichtet. Thormann beobachtete längere Zeit dieſe eigenthümlich ernſten braunen Augen, er verſuchte auch, über den Tiſch hinüber ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen; ſie gab eine ganz freundliche, aber kurze Antwort, ſo daß ſich keine Fortſetzung finden wollte.

Das ſah Vilma, die ihm gerade gegenüber ſaß, und das Teufelchen in ihr fing ſofort an, ſich zu rühren. Eigentlich hatte ſie gedacht, heute die Stille und Sinnige zu ſpielen; wenn er ſie zu Tiſche führte, wollte ſie ſich ganz ihm allein widmen. Da hatte er, obgleich ſie im rechten Augenblick dicht bei ihm ſtand, der alten Malerin den Arm geboten, und nun brachte ſie es, mit Francis ihm gegenüber ſitzend, nicht fertig, ruhig ihre Zeit zu erwarten. Sie wurde aufgeregt luſtig, ſuchte mit allerhand Paradoxen ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, blickte ihn dazwiſchen mit dem eigenthümlich fragenden, beziehungsreichen Augenaufſchlag an, der zu ihren wirkſamſten Mitteln gehörte, und ſuchte, wenn er mit Linchen ſprach, durch fleißiges Kokettieren mit dem liebesſeligen Francis ſeine Eiferſucht zu reizen. Lachend und flüſternd bog ſie ſich zu dieſem hin, dann bekam er einmal einen Fächerſtreich auf die allzu kühn nach ihren Blumen greifenden Finger, und alles das ſtets mit dem fragenden Blicke nach dem Maler: Siehſt du wohl? — Und er ſah! . . .

Aber auch andere waren nicht blind.

„Iſt das ein empörendes Geſchöpf!“ flüſterte Frau Hoffmann ſehr vernehmlich Emmy beim Aufſtehen zu. „So etwas von ſchamloſem Augenmachen habe ich doch noch nicht geſehen. Wie kommen Sie nur zu der Familie, beſte Frau? Das iſt doch kein Umgang für unſere Töchter!“

Paula, die hinter ihrem Rücken ſtand, wurde blaß bis in die Lippen. Sie wandte ſich ſchnell ſeitwärts, von der in Gruppen plaudernden Geſellſchaft weg, einem nach dem Walde anſteigenden Wege zu, und war bald zwiſchen den Bäumen verſchwunden. Bitter, bitter bereute ſie ihr Mitgehen heute. Die Sehnſucht nach der Natur, nach dem Walde, den ſie ſo lange nicht mehr geſehen, hatte ſie verlockt, einmal ihrer Gewohnheit des Zurückbleibens untreu zu werden. Dafür war ihr das ganze gewohnte Elend nachgefolgt . . . Sie konnte es drunten nicht länger aushalten — dort oben winkten die ſtillen Wipfel; eine Stunde wenigſtens wollte ſie in ihrem Frieden allein ſein, vermißt wurde ſie ja wohl von niemand.

Und das war richtig; die Spiele, welche nach Tiſch begannen, während die Mütter Sieſta hielten, nahmen die einzelnen vollauf in Anſpruch. Walter und Thormann ſaßen rauchend und zuſehend in der ſchattigen Kegelbahn, bei ihnen Linchen, die das Laſter des Mittagſchlafs nicht kannte.

Auch Vilma kam heran; ſie hatte ſich nun hinlänglich als graziöſe Läuferin gezeigt und wollte doch nicht allzu oft von Francis' offenen Armen aufgefangen werden, ſondern Thormann wieder in den Kreis ziehen. So unterſtützte ſie nach Kräften Fridas lebhafte Bitte, die Herrſchaften möchten ſich jetzt an einem hübſchen „ſitzenden“ Rathſpiel betheiligen, und Linchen entgegnete reſigniert:

„Thun wir ihnen den Gefallen! Wir haben uns nun einmal zu ihren Hütern hergegeben, alſo in Gottes Namen vorwärts!“

Aber es kam ſchlimmer, als ſie geglaubt hatte. Unerhörte Dinge, die ſich zur Zeit auf der Küſte Koromandel, am Turban des Sultans von Marokko oder gar in den Gedanken der Anweſenden befanden, ſollten errathen werden. Infolgedeſſen regnete es Pfänder, und trotz lebhaften Widerſpruchs ſetzte die poetiſche Frida es durch, daß deren Auslöſung vermittelſt eines improviſierten Verſes auf das Thema „Frühling und Liebe“ erfolgen ſollte.

„O, ich kann ſehr gut machen Verſe in Deutſch,“ rief der zuerſt vom Schickſal ereilte Francis und begann ſofort mit einem Feuerblick auf Vilma:

„Der Frühling und die Liebe,
Ich alle beide liebe!“

Sein Erfolg war ein durchſchlagender; angefeuert davon erhob ſich der dicke Moritz:

„Der Frühling iſt ein ſchönes Gedicht,
Aber Kirſchen giebt's noch nicht!“

Nach ſolchen Beiſpielen fanden dann die bisher Zaghaften das Verſemachen nicht mehr ſo ſchwer, und bald ſtrömten ebenbürtige Leiſtungen von allen Seiten. Ueber beſcheidene Anleihen ſchloß man duldſam die Augen, nur als ein Unvorſichtiger begann:

„Da kommt der Lenz, der ſchöne Fratze,
Den alles lieben muß —“

verfiel er dem Hohngelächter der Töchterſchülerinnen. Ein Vorſichtiger aber, der tiefer griff:

„Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſterung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt —“

er erntete großen Beifall für ſein dichteriſches Können. Nur Linchen, die altmodiſche Dichterfreundin, hatte das Gefühl, daß ihr das ſo merkwürdig bekannt ſei! . . .

Jetzt mußte Walter dran —

„Jährlich wieder kommt der Mai,
Doch mit dem Lieben iſt's bald vorbei —“

ſprach er ſchnöde. Und die eheſeindliche Malerin überbot ihn noch und rief durch ihren Vers:

„Der Frühling iſt allein Genuß,
Das Lieben iſt vom Uebelſtuß!“

ſtarke Entrüſtung unter der männlichen Jugend hervor. Was aber wird Vilma ſagen? Sie hob ihr eigenes Pfand, ein goldnes Herzchen, in die Höhe, ſah darunter weg mit einem Blicke unverhüllteſter Hingabe zu Thormann hinüber und rezitierte dann lächelnd:

„Soll Dir ein Herz von Liebe ſagen —
Mußt danach im Maien fragen!“

„Donnerwetter, das war deutlich!“ dachte Walter überraſcht. „Was er jetzt nur ſagen wird? Denn ich wette, die ſchlaue Hexe fiſcht ſofort ſein eignes Pfand.“

Und richtig, ſchon hielt ſie dasſelbe hoch: einen Siegelring mit grünem Steine, den er vorhin unter lachendem Proteſt vom kleinen Finger gezogen hatte, während der ſchmale Reif am vierten unberührt blieb.

„Nun, Herr Thormann?“ Es klang lockend und verheißend.

Er nahm die Cigarre aus dem Munde. „Ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, daß ich in Geſellſchaft keine Verſe machen kann,“ erwiderte er langſam und behaglich. „Geben Sie nur ſo her!“

„Warum nicht gar! Einen Vers müſſen Sie machen, und wenn das in Geſellſchaft nicht geht, ſo denken Sie dort unter den Bäumen nach!“

„Unmöglich, ich brauche zu jedem Worte eine Stunde.“

„Dann ſchreiben Sie den Vers zu Hauſe auf!“

„Und wenn ich das auch nicht kann?“

„Und wenn ich dann Ihren Ring nicht herausgebe?“

„So müſſen Sie ihn in Ewigkeit behalten!“ ſagte er ſcherzend. Aber Vilma jubelte innerlich über das Wort — ſie hielt den Stein vor Augen, ein Amor als Löwenbändiger war hineingeſchnitten — günſtiges Vorzeichen! Dann ſteckte ſie ihn langſam an den Goldfinger und ſagte mit feierlicher Verneigung:

„Alſo ohne Auslöſung keine Wiedergabe. Sie haben es alle gehört.“

„Dazu haſt Du gar kein Recht, Vilma,“ rief die geärgerte Frida mit ihrer grellen Stimme. „Der Ring darf nur hier ausgelöſt werden. . .“

Allein Vilma beachtete ſie nicht mehr, als wenn ein Heimchen gezirpt hätte, lächelnd rief ſie das nächſte Pfand aus, und Frida mußte wie ſchon ſo oft ihre gerechte Empörung in ſich verwinden.

Anton Rubinſtein.
Nach einer Silhouette von Eliſabeth Bem.

Ferne von dieſer Erregung wandelte mittlerweile Paula droben am Waldrande dahin bis zu einer Ausſichtsbank, wo ſie ſich niederließ und mit entzücktem Blicke das ernſte Landſchaftsbild umfaßte: den Strom, der zwiſchen den ſcharf eingeriſſenen Ufern eilig in grünen Wellen dahinſchoß, die weiten Tannenwälder darüber, endlos ausgedehnt, bis wo die blaue Kette des Hochgebirgs den Horizont abſchloß. Es ruhte ſich gut hier in der tiefen Einſamkeit, wo nur die flüſternde Luft in den Zweigen oder ein ferner Vogelruf die Stille unterbrach. Die verwundete junge Seele entfaltete langſam wieder ihre Schwingen, und dieſe trugen ſie bald weit weg in das Land ihrer Träume, wo die Gemeinheit ihr nichts mehr anhaben konnte, wo Wahrheit und Freiheit endlich die Grundlagen ihres Lebens ſein durften! Ihr ernſtes Geſicht verklärte ſich mehr und mehr, ein Ausdruck freudiger Zuverſicht trat darauf und verlieh den dunkeln Augen plötzlich eine ganz neue lebhafte Schönheit — ſie hätten jetzt den Vergleich mit denen Vilmas nicht zu ſcheuen gehabt.

Das ſagte ſich mit Verwunderung der ſtille Beobachter Thormann, der, von Paula unbemerkt, ſeitwärts unter den Bäumen ſtand. Er hatte ſich unten vorſichtig entfernt, von demſelben Wunſche nach Ruhe und Stille geleitet wie das junge Mädchen, das er hier ſo unerwartet als eine ganz Verwandelte vor ſich ſah.

War es wohl der Gedanke an den jungen, blonden Lehrer, der ein ſo glückliches Lächeln auf ihre Lippen zauberte? Thormann fühlte ſich plötzlich ſehr verſucht, dieſer Sache, die ihn gar nichts anging, etwas auf den Grund zu kommen, er trat alſo unter den Bäumen hervor und ſagte, als ſie eine Bewegung zum haſtigen Aufſtehen machte:

„Wollen Sie mir erlauben, hier ein wenig bei Ihnen zu raſten, gnädiges Fräulein?“

„Ich habe hier weder zu erlauben, noch zu verbieten,“ ſagte ſie kühl. Der Glanz auf ihrem Geſicht war erloſchen, es lag wieder die alte reſignierte Stille darüber.

Dieſe Wahrnehmung dämpfte ſeinen Unternehmungsgeiſt, er brachte es nur zu einer Bemerkung über die ſchöne Ausſicht, während er ſich auf das andere Ende der Bank niederließ. Die Erwiderung fiel höflich, aber kurz aus, dann trat wieder Schweigen ein. Ein paarmal ruhte Thormanns Blick prüfend auf dem halb vom Hute verdeckten, feingezeichneten Profil, dann ſagte er ganz unvermittelt in ſeiner gemüthsruhigen Offenherzigkeit:

„Das alte Gleichniß vom Leben als einer Reiſe iſt doch ganz richtig! Es giebt auch hier Paſſagiere, die eine nähere Bekanntſchaft mit ihren Mitreiſenden ein für allemal ablehnen.“

Nun lächelte ſie doch ein wenig. „Vielleicht im Bewußtſein,“ ſagte ſie, „der erwarteten Unterhaltung nicht genügen zu können!“

„Oder aus übermäßigem Stolze, der es verſchmäht, ſich zu geringeren Geiſtern herabzulaſſen!“

Das traf. Sie fuhr raſch herum und wandte ihm ein Paar flehender Augen zu. „O ſagen Sie das nicht,“ rief ſie lebhaft, „Sie ahnen nicht, wie wehe Sie mir damit thun! Niemand kann von ſeinem Geiſte beſcheidener denken als ich — ich habe ja alle Urſache dazu. Es iſt nur . . .“ ſie hielt einen Augenblick inne . . . „nur eine ſchlechte Angewohnheit von mir, gern ſtill und allein zu ſein.“ Ihre Hände ſchloſſen ſich feſt, krampfhaft in einander — nur dieſem gegenüber ſchweigen, nur nicht auch nach ſeiner perſönlichen Theilnahme zu haſchen ſcheinen! Der bloße Gedanke daran war ihr ſchon unerträglich.

„Hm,“ ſagte er mittlerweile und blickte ſie mit ſeinen hellen Augen freundlich an, „eine ſchlechte Gewohnheit iſt das nicht, aber wohl eine befremdliche für ein ſo junges Mädchen.“ Und nach einer Pauſe ſetzte er, einem aufſteigenden Gedanken nachgebend, hinzu: „Darf ich einmal offen reden, mein liebes Fräulein? Ich bin ſo ein Menſch, der keine langen Umſchweife machen kann, das müſſen Sie mir zu gute halten.“ Sie ſind gern einſam, weil Sie ſich nicht glücklich fühlen, das iſt nicht ſchwer zu ſehen. Sie möchten ein Ziel erreichen, vielleicht mehr als eins . . . gut. Ich habe Sympathie für Ihren Muth und

Digitized by Google

Ihre Thatkraft, ich weiß auch ungefähr, mit welchen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen haben — betrachten Sie mich als Ihren Freund! Darf ich Ihnen nicht eine Hilfe zur Erreichung Ihres Zieles bieten? Ich thäte es von Herzen gerne!"

Er bot ihr ein Almosen an! Sie fuhr empor wie von einem unerwarteten Schlage getroffen, rang nach Worten und stammelte endlich, heiße Röthe auf den Wangen, in völliger Fassungslosigkeit: „Um Gotteswillen — nein — wie können Sie so etwas denken! Was habe ich gethan, um das zu verdienen!"

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Fräulein," sagte er, über ihre Aufregung bestürzt, „meine Worte sollten Sie nicht verletzen. Ich hoffte Ihnen Vertrauen einzuflößen und wünschte —"

„Nichts — nichts!" rief sie mit einer Schroffheit, die wie Entrüstung klang. „Ich bedarf keiner Hilfe, würde keine annehmen — am wenigsten von Ihnen. Lassen Sie mich!" wehrte sie seine Erklärungsversuche ab, „es ist Zeit, ich muß jetzt wieder hinunter." Sie raffte ihre Sachen zusammen und enteilte mit kurzem Gruße, den völlig Verblüfften auf seiner Bank allein zurücklassend.

„Eine liebenswürdige Familie!" brach er endlich in hellem Aerger los. „Unnatur und Scheinwesen auf allen Seiten! Aber nun habe ich's genug, nun wollen wir ein gründliches Ende machen!"

Und er eilte mit wuchtigen Schritten den Abhang hinunter, um sich unter einem Vorwand jetzt schon bei der Gesellschaft zu verabschieden. Aber er traf diese selbst bereits in vollem Aufbruch; der Himmel hatte sich seit einer halben Stunde stark umzogen, es waren bedeutend mehr Köpfe als Regenschirme vorhanden, die besorgten Mütter drangen auf Heimkehr.

So bewegte sich denn bald schon die schmale bunte Menschenreihe aus Busch und Wiese heraus und auf dem kürzesten Wege der Station zu. Der Aerger über das dumme Wetter war allgemein, nur eine betrachtete, immer weiter zurückbleibend, mit geheimer Hoffnung den dunkler werdenden Wolkenvorhang — sie hatte einen Schirm! Was ihre Mutter da vorne ohne einen solchen anfing, kümmerte sie wenig; sie erwartete, von einem Busch gedeckt, den gleichfalls schirmlosen Thormann, der einzeln als Nachzügler kam. Als die ersten Tropfen fielen, stand sie vor ihm, sah ihn lächelnd an und sagte: „Wollen Sie mit mir darunter gehen?"

Er spannte schweigend den Schirm auf, sie nahm seinen Arm und stützte sich im Gehen leicht darauf. Ach, so als seine Braut in der nächsten Viertelstunde die Gesellschaft einholen und überraschen zu können — welcher Erfolg! Das Verlangen wurde übermächtig in ihr, und günstiger konnte der Augenblick wahrlich nicht kommen!

Sie knüpfte, als sei es ihr heiß, den Hut vom Kopfe, hing ihn an den Arm und sagte, das blüthenfrische Gesichtchen mit den tiefglänzenden Augen zu ihm emporhebend, in süßen Lauten:

„Welch' ein wundervoller Tag war das heute! Ich habe mich so glücklich gefühlt, wie seit lange nicht. Sie auch, lieber Freund?"

„Man sah es Ihnen an," erwiderte er, ohne scheinbar die letzte Frage zu beachten, etwas sarkastisch.

„Sie sind mir böse! Nein — leugnen Sie es nicht, ich fühle es deutlich an Ihrem veränderten Wesen. Was habe ich denn verbrochen, um Ihren Zorn zu reizen?"

Sie hoffte auf Vorwürfe und nachfolgende Erörterungen, statt dessen sagte er kalt:

„Welches Recht hätte ich, Ihnen zu zürnen, gnädiges Fräulein?"

„O — sagen Sie das nicht! Sie haben ein Recht . . . ich . . . ich habe Ihnen unbesonnen genug gezeigt, welche Macht Sie über mich haben. Und auch andere haben es bemerkt" — hier kamen die Thränen — „o Gott, ich fühle mich ja so furchtbar unglücklich . . . und wenn ich dann, um sie zu täuschen, mit anderen Scherz mache, dann glauben Sie selbst, es sei Ernst und werden kalt gegen mich! Das ertrage ich nicht, denn — — ach! ich kann das Letzte nicht auch noch heraussagen!"

Sie wandte, wie gegen sich selbst Schutz suchend, das blonde duftige Haupt nach seiner Brust — es hätte von seiner Seite nur einer Bewegung bedurft und er hätte sie ganz in seinen Armen gehalten. Statt dessen löste er sich von ihr und trat, immer noch den Schirm über sie haltend, etwas zurück unter einen Baum, dessen breites Blätterdach den Regen völlig auffing.

„Nein," sagte er sehr ernsthaft, „Sie können es nicht aussprechen, das unwahre Wort, daß Sie mich lieben; so wird es Ihnen also auch nicht wehe thun, wenn ich Ihnen sage, daß Sie völlig im Irrthum sind. Ich bin ein ganz einfacher Mensch — ich brauche, wenn es überhaupt soweit kommt, ein Herz, das mich selbst liebt, nicht meine Stellung. Und diese allein ist es doch, die mich Ihnen begehrenswerth machte."

„O, Sie haben mich getäuscht," rief sie mit heftigen Zornesthränen, „Sie ließen mich glauben, daß Sie mich liebten —"

„Ich war eine Zeit lang von Ihnen bezaubert und — doch, Fräulein Vilma, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Nur das kann ich sagen: hätten Sie sich mir, mir allein aufrichtig zugewandt, es wäre wohl anders gekommen. Aber Ihr stetes doppeltes Spiel, das durchschaute ich bald, ich sah, daß kein wahres Gefühl, sondern ein kühl ausgerechneter Plan Ihre Handlungen regierte —"

„Das ist nicht wahr!" fuhr sie auf. „Ich bin nicht die Natur, die Pläne schmiedet. Ich war arglos, viel zu arglos in meiner Unbefangenheit, die nun so mißdeutet wird. O, es ist schändlich, schändlich!"

Er griff derweil ungläubig lächelnd in seinen Rock, holte eine Brieftasche hervor und entnahm ihrem tiefsten Grunde ein zusammengefaltetes Blatt. Dann sagte er, es ihr überreichend:

„Ich soll noch meinen Ring durch ein Gedicht auslösen. Gestatten Sie, daß ich es hier und mit diesem thue!"

Sie warf einen Blick auf das Papier, es war das Bazargedicht. „Abscheulich!" schrie sie auf. „Es war ein Zufall, ein reiner Zufall, ich schwöre es Ihnen!"

„Daß Sie gleich verstehen, was ich meine, ist der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme. Darf ich jetzt um den Ring bitten?"

Sie riß ihn vom Finger und schleuderte ihn ihm zu. Ihr Gesicht war vom Zorne entstellt, wie es sonst nur ihre nächste Familie zu sehen bekam. „Gehen Sie!" zischte sie außer sich. „Bis jetzt waren Sie mir gleichgültig — aber jetzt — jetzt hasse ich Sie!"

„Ich habe es nicht anders erwartet," erwiderte er ruhig. „Von meiner Gegenwart darf ich Sie befreien, weil dort vorn Mister Weston sichtbar wird, offenbar auf der Suche nach Ihnen. Ich werde ihm entgegengehen." Vilma stand abgewandt, ihre Augen hastig trocknend. Thormann schritt dem Amerikaner entgegen. „Holla, Herr Weston, dort ruht Fräulein von Düring etwas aus. Nehmen Sie die Dame unter Ihren Schirm, ich eile einstweilen mit diesem zu den anderen Damen."

Als Francis herantrabte, sah er zwei heiter blickende Augen, und ein lächelnder Mund rief ihm zu:

„Aber Mister Francis, wie können Sie mich denn die ganze Zeit mit dem steifen Menschen allein lassen? Sie wissen doch, daß ich ihn nicht ausstehen kann!"

II.

„Höre, Emmy, langweilig ist Dein Dörfchen aber doch ganz gehörig," sagte, vom Buche aufsehend, der Gerichtsrath Walter in einer Laube, durch deren Blätter das Sonnengold spielte und die nahe Seefläche flimmernd hereinleuchtete.

„Mein Dörfchen!" erwiderte sie entrüstet und hielt im Ordnen des Kaffeegeschirres inne. „Habe ich es allein ausgesucht? Schien nicht auch Dir diese Billigkeit bei soviel Schönheit —"

„Ja, ja, ich weiß. Aber die Zeit steht hier förmlich still. Wir sind nun acht Tage da und sie kommen mir vor wie ein Jahrhundert."

„Sei doch nicht so ungenügsam! Sieh dorthin" — sie wies nach dem Grasgarten, wo Maja, berauscht vom Glücksgefühl des Barfußlaufens, mit der kleinen Fischerlisel über die Heuhaufen purzelte, während Elisabeth und Moritz auf der Hausbank im Schatten saßen und Seifenblasen machten. Ein tiefblauer Augusthimmel stand über dem friedlichen Häuschen mit den weißen Wänden und grünen Fensterläden, gesättigte Wärme durchströmte wie ein wohliges Bad den Baumschatten, in welchem die Laube stand.

„Was kann man mehr wünschen?" fuhr Emmy fort.

„Haben wir hier nicht alles, was einen Landaufenthalt schön macht?“

„O ja — Betten mit Hühnerfedern gestopft, alle drei Tage frische Semmeln, Kalbfleisch sechsmal die Woche —“

„Und die herrlichen Waldwege, das Bad im See, die Glückseligkeit der Kinder, ist das nichts?“

„Na, ich sage ja nichts weiter. Es wird schon eine Weile auszuhalten sein. — Gestern abend fand ich übrigens drüben im Wirthshaus den alten Professor Mayer. Das ist, bei Licht betrachtet, ein ganz interessanter Mensch, mit dem könnte man verkehren.“

„Ist er auch zum Ferienaufenthalt hier?“

„Bewahre, der haust als richtiger Eremit bis tief in den Herbst hinein und vom ersten Frühjahr an dort oben in dem kleinen Häuschen am Waldrande. Er sagt, das Stadtleben widere ihn von Jahr zu Jahr mehr an. Wir können gegen Abend einmal hinaufgehen, er hat mich dazu aufgefordert.“

„Gern, Hugo,“ sagte Emmy erleichtert. Sie fing bereits an, sich wegen „ihres“ Dörfchens schuldig zu fühlen. Und doch war es ihr so wohl in dessen Stille, fern von Toilettesorgen und Gesellschaftspflichten. Die Kinder genossen ungeahnte Wonnen in Haselstrauch und Erdbeerschlag. Fritz, von welchem vorausgesetzt wurde, daß er sich mit Ernst und Eifer auf das drohende „Nachexamen“ im Herbst vorbereite, schien, vom Papa unbemerkt, in Francis' Segelboot einen hervorragend geeigneten Platz für diese Beschäftigung gefunden zu haben. Dieser selbst, im gestreiften Trikotanzug, bloßarmig und krebsroth im Gesicht, lag mit unerschütterlicher Ausdauer den ganzen Tag auf dem Wasser draußen. Er war etwas melancholisch, der gute Francis, da kamen ihm die langen Stunden der Windstille eben recht, um im Schatten des Segels vor sich hinzuträumen oder aber ein Briefchen hervorzuholen, ein oftgelesenes, und es nochmals zu studieren.

„Theurer Francis!“ fing es an und war geschrieben nach einer bedeutsamen Unterredung, in der er seinen feurigsten Liebesschwüren das nothgedrungene Eingeständniß hatte hinzufügen müssen, daß er eben doch vorläufig ganz und gar von seinen Eltern abhänge. Er hätte noch mehr sagen können, denn seine kluge Mutter, durch Emmy benachrichtigt, hatte ihm kürzlich ein sehr nachdrückliches väterliches Veto mit Androhung gänzlichen Handabziehens übermittelt. Aber das ließ er bei Seite und betheuerte nur in glühenden Ausdrücken seinen Entschluß, nicht nachzulassen, bis die Eltern ihre Zustimmung geben würden. Damit hatte Vilma genug gehört. Der Abschied in jener Stunde war sehr gerührt gewesen, dann kam das duftende Briefchen, worin Francis aufgefordert wurde, zu kämpfen und zu siegen, während die Schreiberin leider, leider! diesen Sommer nicht, wie sie gehofft hatte, zu dem guten Onkel Professor nach dem reizenden Allersbach durfte, sondern eine reiche Tante, welche Gesellschaft wünschte, nach Kissingen begleiten mußte.

Es gab harte Verhängnisse auf dieser Welt und der arme Francis seufzte von Herzen darüber. Aber seinem Appetit schadete es vorläufig noch nicht, er vertilgte um die Wette mit den anderen die massenhaften, wohlschmeckenden Fischgerichte, welche den sonst etwas eintönigen Küchenzettel aufs anmuthigste belebten. Die Herstellerin derselben, die feine Köchin Wally mit den gebrannten Stirnlöckchen, kam auch bereits von ihrer anfänglich tiefen Verachtung gegen das „elende Bauerndorf“ zurück; sie fand die drei stämmigen Hausföhne einer näheren Beachtung nicht unwürdig, das besserte ihre Laune bedeutend, und somit ließ sich der Landaufenthalt zu Emmys großer Erleichterung ganz gut an. Selbst der Hauptunzufriedene, Walter, begann im weiteren Verlauf den Weltwinkel ohne Ereignisse erträglich zu finden. Die Bekanntschaft im Waldhäuschen, der alte Professor, zog ihn bald lebhaft an, auch Emmy ging sehr gerne abends mit ihm über die Wiese hinauf bis zu der Bank im Buchenschatten, wo der alte Herr gewöhnlich in stiller Betrachtung saß, einen Band Goethe in der Hand, das Gesicht den im Sonnenuntergang leuchtenden Bergen über dem Seespiegel zugekehrt.

„Es ist so friedlich hier bei Ihnen,“ sagte Emmy einmal, „so weltentrückt! Man hat immer das Gefühl, daß Sie ein wohlangewandtes Leben voll Befriedigung überdenken.“

„Das ist zuviel gesagt,“ erwiderte er bescheiden. „Mein Leben war nicht ärmer an Thorheiten und Irrthümern als das anderer Leute auch. Aber ich bedaure sie nicht, denn sie mit ihren Folgen sind es, die uns endlich das theure Gut der Selbsterkenntniß und dadurch den inneren Fortschritt vermitteln.“

„Wir heutigen,“ meinte Walter kopfschüttelnd, „kommen nicht mehr zur ruhigen Selbstprüfung. Das Leben umgiebt uns rastlos, ewig fordernd; der einzelne muß heute unendlich mehr sein als vor fünfzig Jahren —“

„Erlauben Sie,“ fiel ihm der Alte humoristisch dazwischen, „mir scheint, der einzelne bildet sich das vielfach nur ein. Wenn ich um mich schaue, bemerke ich durchaus keine Steigerung der Geisteskraft bei meinen Mitbürgern, im Gegentheil! Eigenartiges Denken und unabhängiges Urtheil sind sehr selten geworden in unserer Zeit der ‚Bildung für alle‘!“

„Weil sich jeder schon in seinem Berufe aufreiben muß, ganz abgesehen von allem andern, das auf den heutigen Menschen einstürmt und ihn an der ruhigen Vertiefung hindert.“

„Ich glaube nicht, daß der Beruf als solcher soviel größere Anforderungen stellt. Was die Leute körperlich und geistig abhetzt, das ist der Wahn, alles mitmachen, alles wenigstens zur Kenntniß nehmen zu müssen, was, wenn auch noch so entfernt, unter den geistigen Gesichtswinkel fällt; oberflächlich natürlich und flüchtig, aber doch so, daß man davon reden kann. Und mit diesem unfruchtbaren Sammelsurium wird die Zeit vertan, in welcher allmählich jeder sich ganz ruhig eine solide, fruchtbringende Bildung aneignen könnte. Welche Spur bleibt denn zurück von den massenhaft verschlungenen Zeitungsartikeln mit ihren Aufregungen, die heute geschürt und morgen wieder besänftigt werden, von den Berichten über Ausstellungen, die man nicht sieht, über Virtuosenleistungen, die man nicht hört? Ja was bleibt selbst von den vielen neuen und neuesten Büchern, die man ‚gelesen haben muß‘ — oder wenigstens die Kritik darüber in dem Tageblatt, auf das man schwört? Das alles und wie viel mehr noch muß täglich durch das müde Menschengehirn gepreßt werden, zu keinem andern Zwecke, als daß man in seinen und anderer Augen möglichst ‚bedeutend‘ erscheint. Dieses Unglückswort ist eigentlich die Wurzel des ganzen Uebels. Es ist eine Art von Größenwahn unter die Leute gefahren, der sie beunruhigt und ihre Gehirnkraft über Verhältniß abnutzt. Die Kraftvollen verfallen im Unmuth über das Mißverhältniß zwischen Anspruch und Erfolg dem Pessimismus, die Schwächsten — in welch großer Zahl! — dem Irrenhaus. Und aus der breiten Mittelschicht ersteht scharenweise statt des früher einfach Unwissenden aber Harmlosen das unerfreuliche Herdengeschöpf, der Bildungsphilister, der sich auf der Höhe jeder Situation fühlt, mit fremden Augen sieht und mit geborgten Schlagwörtern kurzweg verurtheilt, was er nie fähig wäre, selbst zu beurtheilen. Eine Bereicherung unseres nationalen Lebens wird man ihn schwerlich nennen können!“

„Das nicht, aber einen vielleicht unvermeidlichen Auswuchs welchen wir für unseren großen nationalen Aufschwung und Erfolg gerne mit in Kauf nehmen wollen.“

„Gerne? Nein! Wir haben früher in demüthiger Bescheidenheit etwas zu viel geleistet, nun sind wir ins Gegentheil übergesprungen, und das steht uns schlecht zu Gesicht. Wohlgemerkt, unsere Unbescheidenheit gilt nur dem äußeren Erfolg, dem Glanze und raschen Emporkommen. Was den Grad der Leistung betrifft, da bescheiden wir uns ungeheuer. Was für Leute erfreuen sich heute eines berühmten Namens! Ja, wie fühlt sich bereits jeder grüne Anfänger! Er bombardiert die Meister des Faches mit seinen unfähigen Produkten und ist hoch empört über eine Abweisung. Wie ein Märchen kommt es einem vor, zu hören, daß der junge Schubert sich jahrelang nicht getraute, Beethoven zu besuchen, obgleich es sein glühendster Wunsch war und beide in derselben Stadt wohnten, oder die tief bescheidenen Worte zu lesen, mit welchen Lessing sich für ‚keinen Dichter‘ erklärt! Derlei Dinge sollte man von Zeit zu Zeit dem vom Größenwahn gestachelten Menschen vorhalten und hinterher sagen: Plage dich nicht so unnöthig, Lieber! Wo alle sich auszeichnen wollen, zeichnet sich zuletzt niemand aus, auch gilt niemand auf die Dauer für bedeutender, als er ist. Das geheime Gefühl davon nagt an dir und macht dich nervös. Thue es ab und begnüge dich, in Bescheidenheit als gewöhnlicher Mensch deine Schuldigkeit zu thun! Der erste in der Klasse ist immer nur einer.“

„Das könnte vielen gut thun,“ sagte Emmy lachend. Ihrer gesunden und wahrhaftigen Natur leuchtete das alles vollkommen ein.

Hugo aber, der ſich von manchem Wörtlein der ganz harmlos geſprochenen Rede im geheimen getroffen fühlen mochte, ſagte nach einem kurzen Nachdenken:

„Und wer ſoll da ändern und beſſern? Die Schule, die heute ſchon ohnehin mit allen möglichen Aufgaben überlaſtet iſt?“

„Das Haus!“ ſagte der alte Herr mit ſtarker Stimme, „die Familie, für die wir Deutſche, mögen wir ſonſt noch ſo viel Fehler beſitzen, Eigenſchaften haben wie kein andres Volk. Auch ſie iſt ja vom Streberthum nicht unberührt geblieben, ſie muß erſt wieder aus einer Aſſekuranz für Lebensgenuß und gegenſeitige Beweihräucherung zur Stätte der Pflichttreue und Beſcheidenheit werden. Die wohl habenden Eltern ſollen aus Weisheit ihren Kindern die Beſchränkungen auferlegen, die früher unſere größere Armuth erheiſchte. Beſchränkung iſt Glück, und der Menſch erhebt ſich nicht ungeſtraft aus ihr ins Maßloſe! Soll er ſpäter die wahren Güter des Lebens erwerben und genießen, ſo muß ſeine Jugend nicht im Getriebe von Vergnügen und Aufregungen verfloſſen ſein. Wer ſeine Kinder in Wald und Feld führt, in ihnen die Liebe zur Natur, zur Thier- und Pflanzenwelt erweckt, ihre fleißige Arbeit mit einfachen Freuden lohnt, ihren Blick auf große Vorbilder richtet, der erzieht tüchtige und beſcheidene Menſchen ſtatt der kleinen Ehrſüchtigen, die zur Piſtole greifen, wenn das Klaſſenexamen nicht günſtig ausfiel.“

Felddiakonen.

Uebung einer freiwilligen Sanitätskolonne.

Zeichnung von O. Gerlach.

„Er hat gut reden,“ dachte Walter. „Sie haben keine Familie gehabt!“ fügte er dann in einem vielſagenden Tone hinzu.

„Leider! Ich habe mir wohl da und dort Erſatz dafür zu ſchaffen geſucht, allein was will das heißen gegen das Glück, ein paar Söhne zu erziehen, ſich an ein paar roſigen Töchterchen zu erfreuen, wie das Ihnen jetzt beſchieden iſt!“

„Ja,“ ſagte Emmy, „Sie dürfen uns glücklich preiſen, die Kinder machen uns viele Freude.“

„Und allerhand Sorgen,“ ſetzte ihr Gatte hinzu.

„Das iſt ja natürlich. Aber offenbar gehen Sie mit ihnen den richtigen Weg. Sie haben ſie nicht in eine elegante Sommerfriſche gebracht —“

„Wir wiſſen, warum!“ dachte Emmy.

„— ſondern in dieſes einfache Fiſcherdorf, wo ſie unter Ihren Augen ſpielen, lernen und bei jedem Gange in den Wald ihren Anſchauungskreis erweitern.“

Walter fühlte ſich entſchieden überſchätzt. Im Walde war er mit ſeinen Söhnen noch nicht geweſen, ſie liefen gewöhnlich allein. Es fiel ihm jetzt auch ein, daß er eigentlich Fritz in der letzten Woche, außer bei den Mahlzeiten, kaum zu Geſicht bekommen hatte, er nahm ſich vor, heute abend einmal gründlich nach ſeinen Aufgaben zu ſehen.

Während ſie ſo ſprachen, war unten am Strande das Dampfboot gelandet. Jetzt ſah man zwei Damen langſam über die Wieſe heraufſteigen, eine kurze, dicke am Arme einer ſchlanken und großen.

„Iſt das nicht —“ fragte Profeſſor Mayer mit einem gewiſſen Schauder.

„Ihre Nichte, Frau von Düring, ja, ſo ſcheint es mir auch,“ antwortete Walter. „Mit Paula allein! Wo mag die reizende Vilma ſein?“

„Ich glaubte ſie alle in Riſſingen,“ verſetzte der Profeſſor merklich niedergeſchlagen. „Nun — da heißt es alſo, ſie begrüßen!“ Er erhob ſich, das Ehepaar ebenfalls. „Wollen Sie nicht noch etwas bleiben?“

„Nein, wir begleiten Sie bis zu den Damen und gehen dann vollends hinunter und heim,“ ſagte Emmy.

Die Ankömmlinge waren bald erreicht. „Guten Abend, lieber Onkel,“ rief Frau von Düring, das Taſchentuch ſchwenkend, mit dem ſie ſich das erhitzte Geſicht getrocknet hatte, „guten Abend! Nicht wahr, das heißt eine Ueberraſchung? Kannſt Du uns brauchen in Deinem Häuschen? Das iſt es ja wohl dort oben — Gott, wie beſcheiden! Guten Abend, meine Herrſchaften! Er iſt ein Philoſoph — nicht wahr? Der reine Philoſoph ich ſage es immer! Aber fürchte nur nichts, Onkelchen, wir ſind genügſam und werden uns einrichten!“

„Ihr ſeid mir willkommen,“ ſagte er, beiden die Hand bietend. „Meine alte Fanny wird es Euch ſo bequem als möglich zu machen ſuchen. Vorlieb nehmen müßt Ihr freilich. Paula, mein liebes Kind, ich freue mich ſehr, Dich zu ſehen. Was treibſt Du?“

„Was wird ſie treiben? Ihrer Mama das Leben ſauer machen!“ erwiderte, ehe Paula zum Wort kommen konnte, Frau von Düring gereizt. „Deshalb komme ich ja eben, Du mußt ihr den Kopf einmal gründlich zurecht ſetzen. Ich bin ganz fertig mit meinen Nerven, ganz kaput — oh!“ Sie ſtöhnte mit halbgeſchloſſenen Augen, fuhr aber gleich darauf lebhaft gegen Emmy herum.

„Ihre Freundin Wiesner läßt Sie grüßen, ſie will nächſtens einmal heraus kommen.“

„Iſt Fräulein Vilmas Bild fertig?“

„Ja, delicios, ſage ich Ihnen! Das heißt, ein gewiſſes Etwas, den feinſten Charme hat ſie nicht ganz herausgebracht, aber der iſt eben auch unerreichbar bei Vilma. — Wenn nur der Rahmen nicht ſo theuer wäre!“

Digitized by Google

Eine Massenspeisung von Soldaten auf der Leipziger internationalen Ausstellung für das Rothe Kreuz.
Zeichnung von O. Gerlach.

Digitized by Google

„Und was macht Thormann?“ konnte der Gerichtsrath sich nicht enthalten, zum Abschied zu fragen. „Ist er noch in der Stadt?“

Sie zuckte halb verächtlich, halb geärgert die Achseln. „Was weiß ich! Seit jener Landpartie, wo er es nicht der Mühe werth fand, sich auch nur zu verabschieden, habe ich diesen Herrn nicht mehr gesehen. Man thut doch immer besser, sich mit Leuten von so geringer gesellschaftlicher Bildung nicht einzulassen!“

„Also abgefallen! Schade!“ sagte Walter im Herabsteigen. „Na, wenn der alte Herr über die nicht nervös wird, dann hat er wirklich Anspruch auf den Titel eines Philosophen.“

„Die arme Paula!“ erwiderte Emmy.

In ihrer Laube unter den Bäumen am See fanden sie ein fröhliches Leben. Das Abendgold lag noch über den Wipfeln; Elisabeth deckte den Tisch und brachte die einfachen Gerichte herbei: frische Butter, Sauermilch, kaltes Fleisch; Maja schleppte den mächtigen schwarzen Brotlaib und Moritz kam triumphierend mit einer Schüssel selbstgepflückter Erdbeeren an. „Sie sind gewaschen!“ bemerkte er dazu. Francis hatte die langen Beine auf der Bank ausgestreckt, eine Zeitung vor sich und war gewissenhaft in den deutschen Selbstunterricht vertieft. Walter griff ebenfalls nach seinem Theile von Briefen und Zeitungen, die abendliche Poststunde war ihm die angenehmste des Tages.

„Bitte, Herr Gerichtsrath,“ unterbrach plötzlich der Amerikaner das Schweigen, „wollen Sie mir erklären, warum der Papst nicht kann leiden die Katzen?“

„Thut er das?“ fragte Walter zweifelnd. „Davon habe ich nie etwas gehört.“

„Ja, es steht hier ausdrücklich.“

„Nun, der Papst ist ein alter Herr und wird seine Eigenthümlichkeiten haben. Möglich, daß er die Katzen nicht mag.“

„Gewiß nicht. Er verflucht sie sogar. Aber nur die männlichen. Das ist, was ich nicht verstehe!“

„O Francis, Sie sprechen von den Ketzern,“ lachte die eben herantretende Emmy, und diesmal mußte der unglückliche Liebhaber des Deutschen selbst in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmen.

Der Gerichtsrath sah sich suchend um. „Wo ist denn Fritz? Arbeitet er noch?“

„Der und arbeiten!“ versetzte Moritz, noch immer lachend, „der ist ja heute gleich nach dem Mittagessen mit dem Niederseppl nach Oberhausen gegangen!“

„Ohne Erlaubniß? Emmy!“ Stirnrunzelnd wandte sich der Gatte nach ihr hin.

„Er hat mir auch nichts gesagt,“ brachte sie erschrocken heraus. „Es ist heute Kirchweih dort, vielleicht hat ihn das gelockt —“

„Ich will ihm die Lockungen austreiben, wenn er heimkommt,“ entgegnete Walter grimmig.

Allein Fritz kam nicht heim. Das Essen war vorbei, die Dämmerung wurde tiefer, hinter den Baumwipfeln stieg, einer großen rothen Scheibe gleich, der Vollmond empor und beschien das am Ufer hinlaufende Stück Straße. Aber nichts regte sich darauf. Eine heftige Unruhe erfaßte die Eltern, sie gingen Fritz ein großes Stück weit entgegen, umsonst — keine Antwort kam auf ihr Rufen, schweigend und finster lag der Wald. Endlich mußten sie's aufgeben und kamen, Emmy in strömenden Thränen, zum Hause zurück. Dort fanden sie alle in großer Aufregung vor der Thüre versammelt. Wally hatte nach ihrem Weggehen im Bubenzimmer die Betten abgedeckt und dabei einen Brief auf dem Tische gefunden, „An Papa und Mama“ überschrieben.

„Gott!“ schrie Emmy auf, „er wird sich doch kein Leid angethan haben! Ins Haus, ein Licht! O, nur schnell, schnell!“

„Sei doch vernünftig!“ sagte Walter, allein seine Hände zitterten. In der Eßstube, wohin alles nachdrängte, las er einen Augenblick später:

„Liebe Eltern!

Es thut mir leid, Euch zu betrüben, aber mein Schicksal will es so! Durchs Nachexamen komme ich auch wieder nicht, das sehe ich jetzt schon. Der Papa würde gewiß wüthend werden, ich kann aber nichts dafür und deshalb gehe ich, denn Steine klopfen — das mag ich nicht, da kann ich noch ganz andere Dinge thun. Aengstigt Euch nicht, mein Freund Joseph steht mir zur Seite, wir gehen nicht nach Oberhausen, sondern haben jede Spur hinter uns vertilgt! Unser Endziel heißt: Kamerun! Dort ist Freiheit! Von dort wird einstens als ein großer und berühmter Mann zu Euch zurückkehren

Euer Sohn Fritz.“

„Nonsense!“ sagte Francis.

Die Eltern sahen sich sprachlos an, Elisabeth schluchzte, die gefühlvolle Wally gleichfalls, nur die stattliche Hausbäuerin sagte empört: „Mit dem Niederseppl, mit dem Lumpenbuabn! I hab's ja immer g'sagt, es taugt nix, daß die Zwoa so viel bei anander san!“

„Das hätten Sie besser mir gesagt,“ fuhr Walter auf, schwieg jedoch gleich wieder — er fühlte, an wem die Verschuldung lag, wenn er nichts von seinem Sohne wußte. „Was thun, Emmy?“ fragte er dann mit ungewohnter Sanftmuth.

„Ich gehe gleich, ihn suchen!“ rief Francis.

„Heunt abend könnens nix mehr machen,“ sagte die Wirthin im Abgehen. „Und weit sans ja no net. Werden ja dengerscht mit die Nacht durchlaufn!“

„Sprich mit dem Professor!“ rief Emmy plötzlich. „Er kennt die Gegend genau, er kann gewiß am besten rathen, was hier geschehen muß.“

„Du hast recht!“ sagte Walter. „Ich gehe gleich zu ihm, es ist kaum halb neun Uhr. Sie bleiben ruhig, Francis, bis ich wiederkomme! Ich bin bald wieder bei Dir, Emmy!“ Er schloß sie heftig in die Arme und küßte sie wiederholt. „Armes Weib!“

Dann eilte er die Wiese hinauf und stand bald vor dem Häuschen, bescheiden an der unteren Thüre klopfend. Er wurde nicht gehört, dagegen drangen erregte Stimmen aus der offenen Balkonthür über ihm.

„Nein,“ schrie Frau von Düring zornig, „es fällt mir gar nicht ein. Paula kann nicht verlangen, daß ich mich für sie aufopfere. Sie ist ein undankbares, unzufriedenes Geschöpf —“

„Das ist nicht wahr!“ erklang jetzt die strenge Mannesstimme. „Paula leidet Unerträgliches unter Deiner Schwäche und Vilmas lügenhaftem, verdorbenem Charakter. Aber nun ist es genug. Ich sehe ganz klar. Du hast die Mittel, die ich Dir für Paula anwies, verausgabt, um Vilma auf Abenteuer nach Nissingen zu schicken. Sie wird auch von dort wieder unverlobt zurückkommen — indessen, das kümmert mich nicht. Es handelt sich um Paula, die nicht länger in Eurer Atmosphäre bleiben darf. Ich gebe ihr also dieselbe Summe noch einmal, ihr allein, wohlverstanden! Und Paula geht diesen Herbst nach Zürich, wie es ihr Wunsch und Wille ist. Andernfalls —“

Walter mochte nicht mehr hören. Er ging leise ein Stückchen zurück und rief dann, wie eben erst kommend, aus einiger Entfernung:

„Herr Professor!“

Unmittelbar darauf erschien dieser auf dem Balkon. „Wer ruft?“

Walter nannte sich, der alte Herr kam herunter, schloß die Thüre auf und führte den späten Gast in sein Schlafzimmer zu ebener Erde. Dort erzählte ihm dieser mit fliegenden Worten sein Anliegen.

„Hm!“ sagte der alte Mann, „das ist ja fatal. Aber seien Sie nicht so bekümmert — wir fangen den Ausreißer bald genug! Am besten, Sie nehmen morgen mit dem Frühesten den Einspänner des Wirths, und wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie als Wegekundiger. Es giebt nur zwei Richtungen, nach der einen telegraphieren wir, die zweite, nach Oberhausen und weiter, nehmen wir selbst. Daß der junge Diplomat gerade diese in Abrede stellt, macht sehr wahrscheinlich, daß die beiden die Kirchweihe auf dem Wege nach Kamerun noch mitnehmen wollten.“

Walter drückte dankbar die Hand des freundlichen Tröſters und schied nach kurzer Weile mit erleichtertem Herzen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen

Fürs Rothe Kreuz. (Zu den Bildern S. 192 u. 193.) Zu den Anziehungspunkten der Ausstellung für das Rothe Kreuz, Armeebedarf ꝛc., welche in den Tagen vom 4. bis 12. Februar dieses Jahres in Leipzig stattfand, zählte vor allem die Ausstellung des „Landesvereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger im Königreich Sachsen"; denn dieser Verein führte nicht nur Krankenbaracken, Krankenwagen und Lazarethgeräthschaften vor, sondern beschickte auch die Abtheilung für das Rothe Kreuz mit einer Kolonne von Felddiakonen in kriegsmäßiger Ausrüstung.

Das Felddiakonenwesen bildet eine der wichtigsten Abtheilungen in der vielgestaltigen Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Während die Kolonnen der freiwilligen Krankenträger sich zumeist aus Mitgliedern der Kriegervereine und Feuerwehren zusammensetzen, aus ernsten verheiratheten Männern, die in der Schule der Armee Gehorsam gelernt haben, bilden die freiwilligen Krankenpfleger ein besonderes Glied des Lazarethpersonals. Diakonen der evangelischen „Brüderanstalten", barmherzige Brüder der katholischen Krankenpflegerorden und gut empfohlene Civilkrankenwärter liefern einen bernfsmäßig ausgebildeten Stamm, der jedoch für die Bedürfnisse des Krieges durchaus nicht ausreichen würde. Es haben sich darum in verschiedenen Landestheilen Deutschlands Genossenschaften für freiwillige Krankenpflege im Kriege gebildet, deren Mitglieder den Namen „Felddiakonen" führen. Der erste Versuch mit denselben wurde im Jahre 1870/71 gemacht, und da er sich sehr gut bewährte, so wurde die Ausbildung von freiwilligen Krankenpflegern dieser Art seit dem Jahre 1886 von den deutschen Vereinen vom Rothen Kreuz zur ständigen Einrichtung erhoben. Der Eintritt in einen solchen Verein ist an gewisse Bedingungen geknüpft: der Bewerber muß christlichen Sinnes und Wandels, militärfrei und so gestellt sein, daß er ohne Entgelt den Ausbildungskursus, der mit dem Lazarethdienst etwa 10 Wochen dauert, durchmachen und dann alljährlich an einem Wiederholungskursus theilnehmen kann. Die außerordentlichen Mitglieder, die sich aus allen Ständen rekrutieren, werden im Kriege als Delegierte, Vorstände, Verwalter und Kolonnenführer verwendet; den ordentlichen Mitgliedern liegt die Ausübung der eigentlichen Krankenpflege ob, sie bestehen zumeist aus Lehrern, Handwerkern und Studenten.

Sobald das Personal der freiwilligen Krankenpflege den Kriegsschauplatz betritt, muß es eine vorschriftsmäßige Uniform anlegen. Die Orden der Johanniter, Malteser und Georgsritter erscheinen in ihrer Ordenstracht; die Delegierten, d. h. die oberen Beamten des Rothen Kreuzes, tragen schwarzen Rock mit goldenen Achselstreifen, schwarzen Paletot mit Kapuze, Degen und weiße Mütze mit schwarzem rothgeränderten Randstreifen. Die Uniform der Krankenträger und Krankenpfleger wird durch unsere Abbildung auf S. 192 veranschaulicht. Sie besteht in grauer Joppe mit Nickelknöpfen, grauem Mantel mit Kapuze, grauem Beinkleid in Kniestiefeln, weißer Leinwandmütze mit schwarzem rothgeränderten Randstreifen und Sturmriemen, über der Landeskokarde ein rothes Kreuz; die durch die Genfer Konvention vorgeschriebene weiße Binde mit rothem Kreuze muß am linken Oberarm getragen werden.

Die Ausrüstung des freiwilligen Personals ist je nach dessen Bestimmung eine verschiedene: Instrumenten- oder Verbandtaschen, Reinigungstaschen, Beile, Sägen, Zangen, Hämmer, Nägel zur Herstellung improvisierter Feldbettstellen, Labeflasche und Brotbeutel, Tornister mit verschiedenen Verband- und Stärkungsmitteln — bilden die wichtigsten Bestandtheile dieser sorgfältig erwogenen Ausrüstung.

Die hier folgende Abbildung zeigt einen Theil der Uebungen, welche auf dem Ausstellungsplatz vorgenommen wurden: das Befördern einer Tragbahre in den Wagen eines Lazarethzuges. —

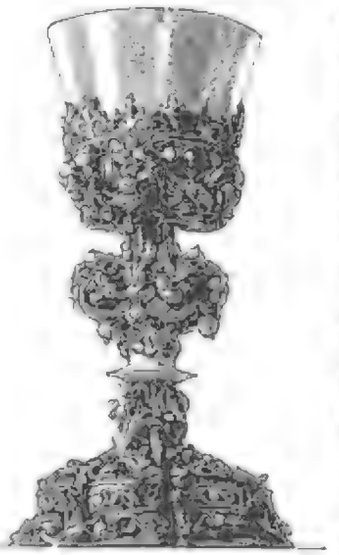
Aus früheren Ausstellungen für Volksernährung und Kochkunst sind die Massenspeisungen der Truppen weiteren Kreisen bekannt. Die meisten Ausstellungsbesucher stellen sich in der Nähe der gedeckten Tische auf und sehen mit Freude zu, wie das Bataillon mit gutem Appetit die vollen Schüsseln leert. Unser Zeichner führt uns auf seinem Bilde S. 193 in die Räume, in welchen die Köche schwitzen und in denen höhere Offiziere und Militärärzte sich die Feldkochapparate erklären lassen und das Essen auf seine Güte prüfen. Am lebhaftesten wird hier das Treiben, wenn unerwartet die Meldung kommt, eine Kompagnie rücke heran und solle in kürzester Frist abgespeist werden. Die Leistungen der Aussteller fielen auch diesmal bei allen Proben glänzend aus. Auf zu harte Probe wurde die Ausstellung nur einmal gestellt, als zugleich ein besonderer Kochapparat zur Verwendung vorgeschrieben wurde, der erst vorgewärmt werden mußte und beim Eintreffen der Meldung nicht vorgewärmt war; da wurde das Essen allerdings nicht zur rechten Zeit fertig.

Im großen und ganzen zählte jedoch die Gruppe für den Armeebedarf zu den bestbeschickten und bewies, daß unsere Industrie große Fortschritte gemacht hat und im Nothfalle die Truppenverpflegung von ihr aufs kräftigste gefördert werden wird.

Kelch aus der Kirche von Mediasch. (Mit Abbildung.) Es ist nicht bloß landsmannschaftliche Antheilnahme, mit welcher wir Deutsche die jahrhundertelange Geschichte der Siebenbürger Sachsen betrachten. Es bleibt unter allen Umständen eine der geschichtlich merkwürdigsten Erscheinungen, wie dieser von der Heimath weit hinweg verpflanzte Volkstheil, umgeben von fremden, oft widerstrebenden Kräften, sich seine nationale Eigenart wahrt und trotz der erschwerenden Umstände in den Werken der Kultur nicht hinter den Brüdern in der alten Heimath zurückbleibt, sondern in allen Stücken mit ihnen gleichen Schritt hält.

Unsere Abbildung ist ein Beleg dafür. Sie zeigt einen durch Feinheit der Arbeit und Schönheit des Aufbaus ausgezeichneten spätgothischen Kelch aus der evangelischen Kirche zu Mediasch, Komitat Groß-Kokelburg. Das Kunstwerk ist ungefähr 29 Centimeter hoch, oben am Rande 11 Centimeter weit, aus leicht vergoldetem Silber, stellenweise mit Granaten geschmückt.

Nach den freundlichen Mittheilungen des Herrn Stadtpfarrers Johann Oberth zu Mediasch wurde dieser Kelch laut Ausweis eines alten Stiftungsverzeichnisses im Jahre 1677 von den Erben eines Andreas Seidner, welcher von 1669 bis 1686 Bürgermeister der Stadt Mediasch war, zum ehrenden Angedenken an den Verstorbenen der Kirche zum Gebrauch beim Abendmahl gewidmet. Auf der inwendigen Seite des Fußes befindet sich die Inschrift „Andr. Seid." Danach darf man wohl annehmen, daß niemand anders als eben jener Andreas Seidner selbst der Verfertiger des Kelches gewesen ist; denn Andreas gehörte, wie noch andere Bürgermeister vor und nach ihm, der zu jener Zeit hoch in Blüthe stehenden Zunft der Goldschmiede von Mediasch an. Wir erhalten dadurch auch eine ziemlich genaue Zeitbestimmung für das schöne Werk, und mit Wehmuth erinnern wir uns daran, daß um dieselbe Zeit im deutschen Stammland, welches eben von den Schrecken und dem Elend des Dreißigjährigen Krieges aufzuathmen begann, wohl wenig Sinn für ein derartiges Werk vorhanden sein mochte. —



Spätgothischer Kelch aus der Kirche von Mediasch in Siebenbürgen.

Eine Neuerung in der Glasfabrikation. In dem altehrwürdigen Gewerbe der Glasmacher spielte der mühsame und ungesunde Blasprozeß eine bedeutende Rolle. Das soll nun anders werden! Früher wurden Glasscheiben in der Weise hergestellt, daß große hohle Cylinder geblasen wurden, die man nachher aufschnitt und preßte. Der Glasfabrikant Simon hat nun ein Verfahren erfunden, nach dem das zähe Glas durch Rollen gewalzt wird und so seine flache und glatte Gestalt erhält, und zwar in jeder beliebigen Länge und Breite. Das so behandelte Glas ist gleichartig und fest, zäh und klar; seine Oberfläche besitzt einen Glanz, der an den des besten geschnittenen Glases erinnert. Der Hauptheil des neuen Systems besteht in dem Gebrauche hohler Metallwalzen, die von innen her mit Dampf oder Gas geheizt werden. Diese Walzen nehmen das flüssige Glas unmittelbar aus den Schmelzöfen heraus und dehnen es in große Tafeln aus. Durch die neue Behandlungsweise werden die Kräfte und die Gesundheit der Arbeiter viel mehr geschont und das Publikum kommt billiger in den Besitz eines vielbegehrten Artikels. F. K.

Anton Rubinstein. (Zu dem Bilde S. 189.) Noch vor nicht allzu langer Zeit hieß es, Anton Rubinstein, wohl der berühmteste unter den gegenwärtigen Meistern des Klaviers, habe dem öffentlichen Auftreten in Konzerten ganz entsagt, um sich ausschließlich seinem Beruf als Komponist zu widmen. Nun hat er doch seinen Entschluß geändert, geändert aber in einer so hochherzigen Weise, daß ihm die Anerkennung der Besten nicht fehlen wird. Er hat nämlich nach einander in Wien und Berlin Konzerte veranstaltet, deren Ertrag ausschließlich wohlthätigen Zwecken zufloß. Das Berliner Konzert z. B. hat mit der Hauptprobe zusammen nicht weniger als 16854 Mark abgeworfen, welche bis auf 2000 Mark an Berliner gemeinnützige Anstalten aufgetheilt wurden. Jene 2000 Mark aber kamen den nothleidenden russischen Kolonien zugute.

Unsere Silhouette stammt aus Privatbesitz. Sie zeigt das kräftige Profil des Meisters vor dem Instrument, dem er den Haupttheil seines Ruhms und dem nun viele Arme und Nothleidende willkommene Hilfe verdanken.

Ein Gesundheitsbuch für Eltern und Erzieher. An Büchern über die Gesundheitspflege der Kinder von der Wiege bis in das schulpflichtige Alter haben wir in der volksthümlichen Litteratur keinen Mangel. Die Zahl derselben wird durch ein neues vermehrt, das aber mit dem gewöhnlichen Maße nicht gemessen werden darf; denn in ihm tritt als volksthümlicher Lehrer einer der berühmtesten deutschen Forscher auf. Das Buch „Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?" (Wien, Braumüller) hat den ehemaligen Professor der Physiologie an der Wiener Universität, Dr. Ernst Brücke, zum Verfasser.

Man unterscheidet in der medizinischen Welt Praktiker und Theoretiker. Ernst Brücke war kein Praktiker, seine Lebensaufgabe bestand darin, im wissenschaftlichen Laboratorium die Gesetze zu erforschen, nach denen der gesunde menschliche Organismus lebt und webt. Das Werk aber, das jetzt nach seinem jüngst erfolgten Tode erscheint, verfolgt durchaus praktische Ziele. Auf den ersten Blick könnte es befremdlich erscheinen, daß ein Mann von so hohem wissenschaftlichen Rufe sein eigenstes Wissensgebiet verläßt und ein ihm ferner liegendes populärisiert.

In Wirklichkeit jedoch ist es als ein Glücksumstand zu betrachten, denn die Anschauungen der Aerzte gehen in vielen Fragen der praktischen Hygieine noch weit auseinander, und wenn man auf Grund derselben Verhaltungsmaßregeln für weite Schichten des Volkes aufstellen will, so muß man sich vor Einseitigkeit hüten und mit weitem Blicke die goldene Mitte einzuhalten wissen. Ernst Brücke war eine der Leuchten der medizinischen Wissenschaft und war somit mehr als irgend ein andrer befähigt, aus den vielen Errungenschaften der Neuzeit das herauszugreifen, was wirklich gut ist, und so bietet er auch in seinem volksthümlichen Buche den Eltern und Erziehern wirklich das Beste!

Auf dem Gebiet der Gesundheitspflege der Kinder gerathen zwei Ansichten ziemlich hart aneinander; die erste versucht die Interessen des Staates und will ein kräftiges und gesundes Geschlecht heranziehen; sie tritt aber dabei für Abhärtungsmaßregeln ein, welche von schwächeren Kindern nicht gut vertragen werden, und geräth dadurch mit der Ansicht der Eltern in Widerstreit, welche ihre schwächere Nachkommenschaft schützen möchten und nicht auf Kosten der Lebenswahrscheinlichkeit erziehen wollen. Ernst Brücke steht völlig auf der Seite der Eltern, und damit ist der hohe Werth seiner Belehrungen für das Haus genügend gekennzeichnet. Die Art aber, in welcher er, aus seinem reichen Wissensschatze schöpfend, die Fragen der Ernährung, der Abhärtung, der Wohnung, der Leibesübungen und der Behütung vor ansteckenden Krankheiten behandelt, machen das Buch zu einem Lehrbuch der Hygieine, in welchem die Eltern die besten Winke nicht nur für die Erziehung ihrer Kinder, sondern auch für ihre eigne Lebensführung erhalten.

Ein Werk Ernst Brückes bedarf keiner Empfehlung; der Zweck dieser Zeilen ist nur der, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß einer der Altmeister der medizinischen Forschung für sie das Werk: „Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?“ geschrieben hat.

Die Perlenfischerei in Sachsen. Eine Eigenthümlichkeit des Königreichs Sachsen, welche sich über zweieinhalb Jahrhunderte lang erhalten und auf die man einst einen sehr großen Werth gelegt hat, die königliche Perlenfischerei, wird allem Anschein nach bald ganz verschwinden, da die Ausbeute von Jahr zu Jahr geringer wird. Namentlich sind es die Weiße Elster in der Gegend von Bad Elster im Voigtlande bis zu dem Städtchen Elsterberg, sowie deren Nebenbäche, wie der Mühlhäuser Bach, der Görnitzbach und der Trieblerbach, welche Flußperlmuscheln (Unio margaritifer) führen, in deren Gehäusen die kostbaren Perlen gefunden werden. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß auch in dem durch die Industrie stark verunreinigten Wasser des Chemnitzflusses bei Chemnitz solche Schalthiere vorkommen. Die Perlenfischerei in Sachsen reicht bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts zurück und wurde vermuthlich zuerst von venetianischen Kaufleuten betrieben. Im Jahre 1621 wurde sie für landesherrliches Recht erklärt; Pflege und Fischerei waren seither einzig der Oelsnitzer Familie Schmerler übergeben, deren Ahne, Moritz Schmerler, zuerst den Kurfürst Johann Georg I. auf diesen Schatz aufmerksam gemacht hatte und dafür mit einem Gehalt von 30 Gulden als Perlenfischer angestellt worden war. Die Glanzperiode der Perlenfischerei ist aber längst dahin.

Vor Zeiten, da die Perlen noch weit höher im Preise standen als jetzt und die Ausbeute eine reichere war, stellten die sächsischen Fürsten die Perlenfischerei noch über den Silberbergbau des Erzgebirges. Von 1811 bis 1836 betrug der Gesammtertrag 15393 Perlen, aus denen 13055 2/3 Thaler gelöst wurden; von 1837 bis 1846 fand man 1041 Perlen, 1885 noch 185, 1886 nur noch 143 Stück, und so nimmt die Zahl immer mehr ab. Das Jahr 1888 war das erste, in welchem die königliche Perlenfischerei nicht betrieben wurde. Im Jahre 1890 nahm man sie wieder auf, allein man fand im ganzen nur 71 Perlen, darunter 9 helle und 25 halbhelle, die übrigen waren verdorben oder Sandperlen. Die Perlenfischer schreiben den fortwährend starken Rückgang der Ausbeute dem Umstand zu, daß die Muscheln von den Fabriken zu leiden hätten. Auf einer sonst sehr ergiebigen Strecke sind 1890 sämmtliche Muscheln tot aufgefunden worden, so daß 4815 Stück ausgeschlachtet und an die Perlmutterfabriken des Voigtlandes verkauft werden mußten. So wird die alte Einrichtung vermuthlich bald ganz verschwinden, wenigstens hat dem Vernehmen nach das sächsische Ministerium des Innern vorläufig davon abgesehen, die Stelle des vor zwei Jahren mit Tode abgegangenen Perlenfischers wieder zu besetzen.

Auflösung des Quadalräthsels auf S. 164:

S	t	o	c	**k**	h	o	l	m
T	i	g	**e**	r	**C**	h	u	r
B	y	**r**	o	n	H	**ü**	o	n
A	**t**	h	e	n	H	e	**r**	a
F	a	u	s	t	B	a	c	**h**
E	**r**	a	t	o	D	a	**e**	h
O	r	**i**	o	n	L	**i**	r	a
W	e	s	**e**	r	**R**	o	s	e
M	a	l	a	**d**	e	t	t	a

Die fettgedruckten Buchstaben ergeben den Namen: „Friedrich Rückert.“

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 2 auf S. 164:

1. f, d 7 — e 8 … S g 3 — e 4 † … 1. . . . . K d 5 — e 4, c 5
2. D b 7 — e 4, c 5 † … K beliebig … 2. D b 7 — c 7 † … K beliebig
2. . . . — e 7 oder D d 4, c 7 matt … 2. D c 7 — e 5, c 4 matt.

1. . . . S . . . 2 g 3 † … 1. . . . . beliebig
2. D b 7 — f 5 (g) † … K beliebig … 2. D b 7 — d 7 † … beliebig
2. D f 5 — e 5, b 5 matt. … 2. D d 7 — d 4, b 5, c 6 matt.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 2 auf S. 164:

Im Skat lag: gW, eD. Die Sitzung war so

Mitteldand: eZ, e8, eK, rK, r9, rK, rD, g7, g8, g7.
Hinterhand: gW, eD, gD, gZ, gK, g10, g9, g8, g7, g8

und nimmt das Spiel folgenden Verlauf:

1. eW, e8, rW,*	4. eD, g7, g7.
2. gW, eZ,** eD,	5. rD, r9, g8
3. eK, e7, r8,	6. rZ, rK, g9,

wonach der Spieler, der eD im Skat liegt, auch die übrigen Stiche bekommt und mit Schwarz gewinnt.

* Um Trumpfdame zu retten, falls gW in Mitteldand steht.

** Mitteldand denkt, daß Hinterhand den gW hat, und nimmt an, daß die Trumpfdame abnehmen fallen müßte, falls der Spieler noch gW oder eD besitzt.

Auflösung des Bilderräthsels: „Deutsche Kaiserkrone“ auf S. 164:

Werden statt der in der Kronenfelderfassung befindlichen Perlen, nach Maßgabe ihrer Anzahl von einer Pause zur andern, die unten bezeichneten einer gewissen Perlenzahl entsprechenden Lettern gesetzt, wobei mit dem Lesen von links unten in der Richtung des Pfeiles die ganze Einfassung entlang vorzugehen ist, so geben die gefundenen Lettern in dieser Reihenfolge die Worte: Kaiser Barbarossa.

Auflösung des Homonyms auf S. 164: Trommelfell.

Auflösung des Räthsels auf S. 164: Sparta, Tarasp.

Auflösung des Silbenräthsels auf S. 164: Geldkatze.

Auflösung des Logogriphs auf S. 164: Rubel — Rudel.

Auflösung des Scherzräthsels auf S. 164: Oberst.

Auflösung des Citatenräthsels auf S. 164:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Schiller, „Die Piccolomini“ II, 6.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

W. Heimburg's Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Fünfter Band: „Trudchens Heirat“. — „Im Banne der Musen“.

Die Band-Ausgabe von W. Heimburg's Schriften erscheint vollständig in 10 Bänden

zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark gebunden.

Inhalt: Band 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Mit Illustrationen von [illegible] — Band 2. Lampenmüllers Tieschen. Mit Illustrationen von R. Wehle. — Band 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Mit Illustrationen von A. Fisch. — Band 4. Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathe. Mit Illustrationen von A. Mendritzki. — Band 5. Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen. Mit Illustrationen von C. Borel. — Band 6. Die Andere. — Unverstanden. Mit Illustrationen von W. Claudius. — Band 7. Herzenskrisen. Mit Illustrationen von C. Vogel. — Band 8. Jörn von Tollen. Mit Illustrationen von M. Klinghar. — Band 9. Eine unbedeutende Frau. Mit Illustrationen von [illegible] — Band 10. Aus der Tiefe. Der Kommerzienrat. [illegible] Mit Illustrationen von A. Fisch, C. Vogel, R. Wehle, C. Borel und W. Claudius.

Die Lieferungs-Ausgabe erscheint vollständig in 75 Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig. Bis jetzt sind [illegible] Lieferungen à 35 Pf. erschienen. Die ersten Bände [illegible] jederzeit zur Ansicht vor. Die neue illustrierte Ausgabe von W. Heimburg's Schriften entgegen und senden auf Verlangen den ersten Band oder die erste Lieferung zur Ansicht.

Zur Subskription ladet ein

Die Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Nach dem Gemälde von W. Süs

Erste Liebe.

Digitized by Google

Halbheft 7. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Rudolf Elcho.

Zum Unglück tauchte in dem Augenblick, in welchem Bettinas Gestalt verschwand, der Mond in eine Wolkenschicht hinein und völliges Dunkel umhüllte das Höwt. Weiter zu schreiten wäre für Rott Tollkühnheit gewesen, denn jeder Schritt konnte auch ihn in den Abgrund stürzen. Es blieb ihm nichts übrig, als laut ihren Namen zu rufen. Da — aus der Tiefe kam eine deutliche Antwort:

„Sind Sie es, Herr Rott, der ruft?"

„Ja, aber um Gotteswillen, wo befinden Sie sich?"

„Ich hänge über der Brandung. Schreiten Sie ja nicht weiter, Sie stehen am Abgrund!"

Kaum hatte Bettina geendet, so zitterte ein furchtbares Erschrecken durch Rotts Herz. Der Mond war wieder zum Vorschein gekommen und ließ ihn mit einem Male die ganze Gefahr für Bettina erkennen. Diese hing senkrecht über der leise rauschenden Brandung an einer Baumwurzel, die vom Bergrand etwa zwanzig Fuß tief abgerutscht und in einer Wasserrinne stecken geblieben war; diese Stütze konnte jeden Augenblick nachgeben. Als er endlich die Sprache wiederfand, rief er Bettina verzweifelt zu: „Sie schweben in einer furchtbaren Gefahr — und ich bin ratlos — können Sie sich halten?"

„So lange die eingeklemmte Baumwurzel festhält, bin ich sicher. Sie können mich retten, wenn Sie eines der langen Seile, mit welchen die in der Mulde weidenden Schafe an den Pflock befestigt sind, herbeischaffen und mir zuwerfen. Ganz in unserer Nähe blökt eins der Thiere. Gehen Sie ruhig zu Werke — ich fürchte den Tod nicht."

In rasendem Laufe sprang Rott zu der Stelle, wo er mehrere Schafe an langen Seilen angebunden sah, die sie am Entlaufen verhinderten. Er riß den Pflock aus der Erde, an den eines der Schafe gefesselt war, und zog das widerstrebende Thier an sich, um ihm das Seil abzunehmen. Dann eilte er mit der Beute zurück. Ihm schien es, als seien Stunden vergangen, seit er sich von Bettina entfernt hatte.

„Sind Sie noch da?" rief er von der Höhe aus und vernahm ein lautes Ja. Hastig warf er das mit der Schlinge versehene Ende des Seils Bettina zu, mit der Anweisung, sie möge die Schlinge über die Schultern zu bringen suchen, damit das Seil unter ihren Armen einen Halt gewinne. Das auszuführen, war für Bettina fast unmöglich, denn sie mußte sich mit einer Hand festklammern, um nicht abzustürzen. Da sie jedoch ruhig und stark war, so gelang es ihr endlich, die Schlinge wenigstens über den Kopf und unter die linke Schulter zu bekommen, mit der rechten Hand umklammerte sie das Seil.

Rott, welcher in seiner Heimath Tirol wiederholt beobachtet hatte, wie Abgestürzte aus Felsklüften heraufgezogen wurden, prüfte

Eine Fahrt mit dem Eisboot.
Nach einer Photographie von Otto Koch in Husum.

erst die Stärke des Seils, rief Bettina zu, sie solle den Körper von der Wand abhalten, und nun warf er sich der Länge nach zu Boden und zog, vorwärts kriechend, die theure Last empor. Er hatte das Ende des Seils mit dem Querholz unter die linke Schulter genommen und verschaffte sich einen Halt an den Büschen, die mit ihren Dornen ihm die Hände zerrissen. Die Angst, daß das Seil reißen oder der Knoten sich lösen könne, die ungeheure Anstrengung machte ihn zittern; die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Endlich ertönte der Ruf: „Lassen Sie los, ich stehe auf festem Boden!" Mit einem Jubelschrei sprang er auf die Füße und schloß die Gerettete in seine Arme. Und Bettina, welche bis zur vollendeten Rettung mit Anspannung aller seelischen und körperlichen Kräfte der furchtbaren Gefahr getrotzt hatte, fühlte sich jetzt einer Ohnmacht nahe, ein müdes Vergessen befiel sie. Der süßen Mattigkeit nachgebend, ließ sie den Kopf gegen Rotts Schulter sinken, und wie im Traume vernahm sie das Geständniß seiner Liebe. Sie wehrte seine Liebkosungen nicht ab und hatte doch keinen Laut der Erwiderung auf sein Bekenntniß; sie duldete es auch, daß er sie zuletzt auf seine Arme hob und zu einer alleinstehenden Buche trug. Dort setzte er die süße Last nieder, sank in die Knie und rief mit erschütternder Klage: „Rede, Bettina, rede! Ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich und müßte verzweifeln, wolltest Du mich verstoßen. Sag' ein Wort, ein einziges Wort, das den Zweifel verscheucht! Es wäre unmenschlich, wenn Du in dieser Stunde das heiligste Gefühl niederdrücken würdest um äußerer Bedenken willen."

„Ich kann's auch nicht," erwiderte sie leise, und ihre Hände glitten über sein volles Haar. „Alle Willenskraft ist in mir gelähmt, und ich muß es Dir sagen: Dein Geständniß macht mich glücklich, Franz." Sie beugte lächelnd den Kopf zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirne.

„Bettina! O, Bettina!" Mehr konnte er nicht erwidern.

Eng aneindergeschmiegt, saßen sie wortlos da und sahen hinaus in die träumerische Nacht. Versunken war mit einem Male die irdische Noth, jeder Gedanke an Vergangenes und Zukünftiges schwand aus ihren Seelen, und als der laue Nachtwind ihre Wangen kühlte, als der Mond seine flimmernde Lichtstraße auf das dunkle Meer warf, da war es ihnen, als trage sie ein guter Genius zu fernen Welten.

„Welch' eine Nacht ist dies!"

Bettina sprach es; sie versuchte ihrer Bewegung Herr zu werden und wollte sich erheben. Ein brennender Schmerz am Knie erschwerte ihr das Aufstehen. Sie hatte sich offenbar beim Niederstürzen verletzt und konnte ohne Rotts Beihilfe die Klause nicht erreichen. So nahm sie denn den Arm des Geliebten, der sie sicher geleitete.

Auf der dunklen Veranda tauschten sie die letzte Umarmung, den letzten Kuß, und wie sie dann noch einmal zum sternbesäten Himmel aufschauten, da klang es wie aus einem Munde:

„Welch' eine Nacht!"

15.

Die Mondnacht hatte den Liebenden die Freiheit des Traumes gegeben, der Tag trieb sie zurück in die Enge der starren Wirklichkeit. Bettina konnte sich am Morgen nur schwer bewegen; ihr Gesicht war blaß und ihre Haltung so gebeugt, als werde sie von unsichtbaren Fesseln gehalten. Auf die mißtrauische Frage der Schwiegermutter, was ihr sei, gab sie den Aufschluß, sie sei bei einem Gange zum Höwt ausgerutscht und gefallen.

Die bevorstehende Wiederbegegnung mit Rott machte sie unruhig. Sie fühlte ihr Gewissen nicht belastet, aber die Frage, was nun geschehen werde, erfüllte sie mit Bangigkeit.

Rott hatte seiner Gewohnheit gemäß in der Morgenfrühe gebadet und bei der Rückkehr vom Strand den Weg übers Höwt genommen. Als er zur Buche kam, fand er daselbst den Schullehrer, welcher kopfschüttelnd das an der Erde liegende Rettungsseil betrachtete.

„Gehört Ihnen das Seil?" fragte Rott unbefangen.

„Nein, aber ich zerbreche mir mit der Frage den Kopf, wie der Strick hierher gelangt sein kann, denn gestern abend saß der Pflock noch in der Wiese und diese Schlinge war am Halse von Bräunings schwarzem Hammel befestigt. Jetzt vergnügt sich besagter Hammel in meinem Kleefeld; wollte mir jemand einen Schabernack spielen, so soll den Kerl — —"

„Schleudern Sie keinen Fluch und Bannstrahl," unterbrach ihn Rott lachend, „denn ich bin der Urheber des Unglücks und will gern dafür aufkommen. Genügen fünf Mark Entschädigung dafür, daß sich der befreite Hammel über Ihren Klee hergemacht hat?"

„O, bitte, das ist weit mehr, als ich annehmen darf," wehrte der Lehrer, allein da Rott ihm das Geld ohne weiteres in die Rocktasche schob, so nahm er es dankend an. Dann hob er das Seil auf und bemerkte mit pfiffigem Lächeln: „Nun weiß ich aber noch nicht, wie ich dem alten Bräuning erklären soll, daß sein Hammel in mein Kleefeld gerathen ist."

„Ich überlasse es Ihnen, die Erklärung zu geben. Vielleicht nehmen Sie an, ich hätte mich in einer Anwandlung von Lebensüberdruß an einem Ast der Buche aufknüpfen wollen und zur Ausführung den Muth nicht gefunden."

Rott grüßte lachend und schritt der Klause zu. Er fand Bettina im Salon. Sie streckte ihm vom Sofa aus, auf dem sie lag, die Hand entgegen und eine zarte Röthe breitete sich über ihr blasses Gesicht. Er küßte ihre schlanke Hand und sah sie mit glückstrahlenden Augen an.

„Guten Morgen, Franz," sagte sie leise und lächelte. „Bei Deinem Anblick fühle ich wieder Muth."

„Warst Du verzagt?"

„Ja! Als ich heute morgen erwachte, da erschienen mir die Vorgänge dieser Nacht wie ein böser Traum, und mit erdrückender Gewalt beherrschte mich das Bewußtsein meiner verzweifelten Lage. Wie lassen sich die Fesseln lösen, wie gelange ich aus dem Wirrsal heraus? Mit dieser Frage peinigte ich mein armes Gehirn. Dazu kam der körperliche Schmerz infolge des gestrigen Falls. Ich werde einige Tage lang das Zimmer hüten müssen, fürchte ich. Ach, Franz, wie bangt mir vor der Zukunft!"

Er sah sie ernst und forschend an. „Machen wir uns eines klar, Liebste! Hat der Tag wirklich an unsern Gefühlen nichts geändert, oder war das, was uns gestern bewegte, nur der Ausfluß einer augenblicklichen Aufwallung?"

„Auch ich habe diese Frage erwogen, denn ich bin im Laufe der letzten Jahre recht zweifelsüchtig geworden. Aber ich kann nicht anders fühlen als gestern — ich müßte sehr unglücklich werden, könnte ich Dir nicht angehören, Franz!"

„Nun, so sind wir einig, und der alte Spruch von der allesbesiegenden Liebe wird sich hoffentlich auch hier bewähren. Laß uns berathen, was wir nach Monks Rückkehr zu thun haben."

„Das scheint mir sehr einfach zu sein. Ich muß Ewald so schonend, aber auch so offen wie möglich die Wahrheit bekennen und ihn bitten, mich freizugeben. Was ich an Geld und Gut besitze, mag er behalten!"

„Aber wenn er sich weigert, Dich gehen zu lassen?"

„Welchen verständigen Grund könnte er haben, mich elend zu machen und sich selber? Er liebt mich nicht mehr — wenn er es überhaupt je gethan hat!"

„Das Menschenherz ist wunderlich. Oft wirkt der Gedanke an den Nebenbuhler wie ein starker Wind, der das verglimmende Feuer der Liebe zur lodernden Flamme anfacht. Und wenn nun Monk sich weigerte, Dich freizugeben, hättest Du dann den Muth, ihn zu verlassen und zu versuchen, Deine Ehe mit ihm zu lösen?"

„Ich will alles thun, was unsre Liebe fordert."

Nach dieser Entschließung sehnten die Liebenden eine rasche Entscheidung herbei, allein ihre Geduld wurde einer harten Prüfung unterworfen, denn von Ewald traf am folgenden Tage ein Brief ein, daß er mit der Barke in See gegangen sei, um in Kopenhagen eine Ladung für Danzig einzunehmen. Ob er von dort nach Massow zurückkehren werde, hänge von den Aufträgen der Kaufleute ab.

Als Bettina das mit den plumpen Schriftzügen ihres Mannes bedeckte Papier weglegte, sagte sie schwermüthig: „Unser Geschick wird schwerlich vor Ablauf des Sommers entschieden werden."

„Nun, was liegt daran! Mich macht es schon unsagbar glücklich, nur in Deiner Nähe leben zu können."

„Auch mich! Allein der Gedanke an die Zukunft liegt über unserem Glücke wie eine gewitterschwere Wolke."

„Warum das Unglück fürchten, ehe es uns trifft? Betrachte Du jeden Tag als ein gütiges Geschenk und genieße ihn froh und harmlos! Der Sommer gehört uns, seien wir dem Geschick dafür dankbar!"

„Du drehst den Spruch um: ‚Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst', Du nimmst Deine Kunst sehr ernst und suchst dem Leben die heiterste Seite abzugewinnen."

„Vielleicht doch nicht, ich habe mich nur gewöhnt, von den

sonnigen Gefilden der Kunst etwas Glanz und Licht ins dunkle Leben hineinzutragen, weil ich — dankbar bin. Schau, mein Herz, mich hat in früher Jugend das Leben rauh angefaßt, und ich mußte mir's sauer werden lassen, bis ich meinen Weg sicher hatte. Damals habe ich gelernt, immer des Erreichbaren mich zu freuen, aus meiner Kunst die Kraft zu nehmen, die mich aufrecht hält, auch wenn Wolken den heiteren Himmel verdunkeln."

Sie standen während dieses Gesprächs am offenen Fenster; die Sonne strahlte aus lichtblauem Himmel, sie ließ das Meer aufleuchten und flimmern, sie gab den Blumen und Büschen im Garten so heiterbunte Farben wie jenen Faltern, welche um die Blüthen gaukelten. Die Sonne verlieh auch Notts Augen einen seltsamen Glanz. Bettina, welche hineinschaute, war es, als spiegle sich alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde in ihnen, und seine Stimme rührte alle guten Gefühle ihres Herzens auf. „Ich werde mich Deiner Worte erinnern," sagte sie sanft, „sobald der Unmuth in mir aufsteigt, und will gleich Dir fortan dankbarer sein."

Er zog sie an sich und küßte ihre Stirne.

Von dieser Stunde an waren sie oft beisammen; besonders häufig unternahmen sie weite Segelfahrten zu den umliegenden Inseln und Küstenorten, und Bettina lehrte Rott, wie man das Segel handhabe.

Auf einem Streifzug durch die Lindströmschen Forsten begegneten sie eines Tages der Schloßherrin, welche in Begleitung einiger Gäste das Wild im Parke bei den Futtertrögen beobachtete. Die Liebenden befanden sich in so eifriger Unterhaltung, daß sie die Gräfin erst bemerkten, als jedes Ausweichen unmöglich geworden war. Diese, eine Blondine von zierlicher Gestalt und lebhaften Bewegungen, redete Rott an und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht im Schlosse abgestiegen sei. Sie sprach in nervöser Hast, stellte Fragen, ohne die Antwort abzuwarten, und sprang von einem Thema zum andern. Die Freunde ihres Hauses behaupteten, nur das unzerstörbare Phlegma ihres verstorbenen Gatten habe diese Unruhe in ihr hervorgerufen. Begabt mit einem lebhaften feurigen Wesen, sei die Gräfin fünfzehn Jahre lang an einen schwerfälligen Mann gekettet gewesen, der keine andere Lebensaufgabe gekannt habe, als seine Einkünfte in Werthpapieren und Grundbesitz anzulegen oder auf Tafelgenüsse zu verwenden. Das vergebliche Bemühen, diesen Gatten aus dem Schlaraffenleben aufzurütteln, habe ihre Nerven zerrüttet. Sie war die Tochter eines deutschen Musikers und hatte sich in ihrer Jugend der Künstlerlaufbahn zugewendet. Man erzählte sich, daß sie als junge Opernsängerin nach Stockholm gekommen sei und von der Bühne aus den Grafen bezaubert habe. Die fünfzehnjährige Trennung von der Kunst hatte jedenfalls ihr Interesse daran noch gesteigert, sie behauptete, gute Musik beruhige und erquicke sie mehr als jede Arznei.

Rott stellte seine Begleiterin der Gräfin vor, welche die erröthende und befangene Bettina mit dem Ausdruck der Ueberraschung und Neugierde betrachtete.

„Man beschäftigt sich hier zu Lande viel mit Ihnen," sagte sie lächelnd, „und die verschiedenartige Beurtheilung, welche Ihre Weltabgeschiedenheit erfährt, hat mich neugierig gemacht, Sie kennenzulernen. Leute, welche den Muth besitzen, ihren eigenen Weg zu gehen, sind mir stets sympathisch; der Herdentrieb, der in der sogenannten guten Gesellschaft besonders stark ausgebildet ist, widert mich an. Ich heiße Sie auf meinem Grund und Boden willkommen, Frau —?"

„Monk."

„Darf ich Sie mit meinen Gästen bekannt machen? Ah, da ist gleich Herr Lieutenant von Ellernbrück, der vor wenigen Tagen die Ansicht aussprach, Sie müßten eine begeisterte Anhängerin von Rousseau sein, denn Sie hätten die ‚Rückkehr zur Natur' praktisch ausgeführt."

„Ihre Offenheit, meine Gnädige, streift fast die Grenzen der Bosheit," versetzte der Schwager des Lotsenkommandanten scherzend und begrüßte Bettina mit großer Artigkeit als eine alte Bekannte und doch mit einer Zurückhaltung, die deutlich sagte: zwischen mir und dir gähnt eine tiefe gesellschaftliche Kluft. Auch die Töchter eines grimmig aussehenden adligen Gutsnachbars der Gräfin begegneten Bettina mit jener herablassenden Höflichkeit, welche als Demüthigung empfunden wird. Die Gräfin hatte noch einen schwedischen Landschaftsmaler und einen Berliner Cellisten in ihrem Gefolge. Der letztere war wiederholt Gast in Bettinas Vaterhaus gewesen und begrüßte sie nun mit der Freundigkeit eines Mannes, der unerwartet eine interessante Entdeckung gemacht hat. Er stürmte derart mit Fragen auf sie ein, daß Rott sich mit der abwehrenden Bemerkung ins Mittel legte: „Sie wollen dies Interview doch nicht heute noch der Berliner Presse telegraphisch mittheilen, Herr Kollege?"

Die Schloßherrin lud Rott und Bettina so dringend zum Bleiben ein, daß diese, wollten sie nicht unhöflich erscheinen, ihr aufs Schloß folgen mußten. Dieses lag auf einer Anhöhe und gewährte eine weite Rundsicht übers Meer; der schöne Bau, im Stile der Frührenaissance gehalten, bot einen stolzen Anblick. In einer offenen Säulenhalle war bereits die Mittagstafel für die Gäste gedeckt. Die Gräfin nahm ihren Platz neben Rott und wußte die Unterhaltung bei Tisch mit so viel Munterkeit und Geschick einzuleiten, daß bald die ganze Tafelrunde in die fröhlichste Stimmung kam. Selbst Bettina, welche nur mit innerem Widerstreben und in peinlicher Verlegenheit gefolgt war, athmete allmählich freier auf; ihr schien es mit einem Male, als sei sie durch eine wunderbare Fügung des Schicksals in die Lebenssphäre ihrer Jugend zurückversetzt worden.

Der Cellist, ein witziger Gesellschafter, zeigte seine Gaben im hellsten Lichte und forderte zuletzt Rott heraus, Abenteuer aus seinen Künstlerfahrten zu erzählen. Bettina lernte dabei den geliebten Mann von einer neuen Seite kennen. Seine Sprache war knapp und klar, er verstand es meisterlich, in seinen Schilderungen das Charakteristische fremdartiger Erscheinungen herauszuheben und die heiteren Erlebnisse mit köstlicher Laune wiederzugeben. Das Lachen der Zuschauer steigerte seinen Humor. Bettina vermochte kaum die Blicke abzuwenden von seinem glücklichen Gesicht, seinen leuchtenden Augen — wie freute sie sich, daß man ihn so unverhohlen bewunderte!

Die Gesellschaft saß bei Tisch, bis die Sonne sank. Bettina genoß den Ausblick aufs Meer, das ganz in Gluth getaucht war, und mit dem herrlichen Naturbilde, mit dem süßen Duft der Rosen, den der Abendwind aus dem Garten heraufbrug, mit dem fröhlichen Lachen der Nachbarn verschmolz sich das innere Glücksgefühl, das ihr die Liebe gab, zu einer Lebensfluth, die ihr so wohlig und wonnig einging wie der goldklare Wein, den sie schlürfte. Es war doch eine Lust, an des Lebens festlicher Tafel zu sitzen, wo sich die Seele aus der Gebundenheit zur Freiheit erhob. Sie fühlte sich als Gleichberechtigte in diesem Kreise, nahm lebhaften Antheil an der Unterhaltung und bewies der Gesellschaft durch ihre treffenden Bemerkungen über die neuen Strömungen auf künstlerischem und litterarischem Gebiete, daß sie an Bildung und Urtheilskraft den anderen Damen zum mindesten gleich stehe.

Als man sich endlich vom Tische erhob und Rott Miene machte, sich zu verabschieden, erfaßte die Gräfin seinen Arm und rief scherzend: „Sie wissen, daß meinem Hause kein Musiker ohne Tribut entschlüpft. Bitte, bitte, lassen Sie uns etwas hören!"

Rott erwiderte ablehnend, daß er seine Geige nicht zur Hand habe, allein die Gräfin schnitt seinen Widerstand durch die Entgegnung ab: „Sie finden im Musiksaal drei Cremoneser Geigen, die Ihnen sicher gefallen werden."

So begab man sich denn in den Musiksaal, dessen Wände mit farbigen Mosaikbildern und dessen Nischen mit Büsten geschmückt waren. Ein herrlicher Flügel stand auf einer Erhöhung im Hintergrund des Saals. In mehreren schön geschnitzten Schränken befand sich eine ganze Bibliothek von Musikwerken und daneben eine reiche Auswahl von Instrumenten. Rott wählte sich eine der Geigen aus und bat Bettina, die Klavierbegleitung zu einem Stücke zu übernehmen, das sie miteinander eingeübt hatten. So war der Vortrag desselben wie aus einem Gusse und rief bei allen in dem kleinen Kreise Bewunderung hervor. Als Rott die Geige aus der Hand legte, wurde er mit Bitten um weitere Gaben bestürmt, er aber wies auf den Cellisten, der sich auch bereit finden ließ. Nun war die Gesellschaft im Zuge, und die Lust, ihr musikalisches Können zu offenbaren, erfaßte auch die Damen. Die Gräfin bestimmte die Tochter ihres Gutsnachbars, ein Duett zu singen, dann gab sie selbst eine Arie aus dem „Figaro" zum besten. Wieder hatte Bettina die Begleitung übernommen und führte sie mit soviel Geschmack und Sicherheit durch, daß die Gräfin ihr in überschwänglicher Weise dankte.

„Was ist aus Ihrer Stimme geworden, Frau Monk?" fragte der Cellist. „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an die Abende, da ich Sie in Berlin singen hörte."

Der Kil

Nach dem Gemäl

Digitized by Google

Landschaft.

von A. Lutteroth.

„Ah, Sie singen auch? Dacht' ich mir's doch gleich, als ich Ihre melodische Sprache hörte! Bitte, bitte, ein Lied!"

Die Gräfin ließ nicht nach, bis sich Bettina vor den Flügel setzte und zwei Lieder von Franz vortrug. Ihre Stimme war leicht umflort und besaß keinen großen Umfang, aber es lag ein eigener Zauber in ihrer Klangfarbe; jeder Ton war von echter weicher Empfindung durchhaucht.

Als Bettina sich mit bescheidener Miene vom Flügel erhob, war es ganz still um sie her. Dann plötzlich fühlte sie sich von den Armen der Gräfin umschlossen, die sie herzlich küßte und sagte: „Die Stille mag Ihnen bezeugen, welche Wirkung Ihr Gesang auf den Hörer hervorbringt. Sie reden die Sprache eines tiefempfindenden edlen Herzens."

Von diesem Augenblick an ließ sie Bettina nicht von ihrer Seite, und diese athmete auf. Vergessen und versunken waren alle Demüthigungen, Kränkungen und Entbehrungen; sie fühlte sich emporgehoben und las in Rotts glänzenden Augen die Verheißung einer schönen Zukunft.

Bevor die Gäste aufbrachen, zeigte die Gräfin Bettina und Rott ihr anmuthig ausgestattetes Boudoir. Dabei fiel der Blick Bettinas auf das Bild eines Offiziers, der ihr bekannt vorkam und die gleiche Uniform trug wie einst Graf Trachberg.

„Ist dies nicht Baron Leblanc?" fragte sie.

„Gewiß, kennen Sie ihn?"

„Nur flüchtig; er wurde mir einst von einem seiner Kameraden vorgestellt."

„Darf ich den Namen desselben wissen?"

„Graf Trachberg."

„Ah, das ist sein Freund, der unserer Trauung beiwohnen wird. Sie sehen mich beide überrascht an," fuhr die Gräfin lachend fort. „Nun denn, Baron Leblanc ist mein Verlobter; ich bin waghalsig genug, mich im Spätherbst dieses Jahres zum zweiten Male in das Joch der Ehe zu fügen. Die Hochzeit soll hier gefeiert werden und ich wünsche das Fest durch künstlerische Genüsse zu verschönen. Darf ich auch auf Sie rechnen?"

„Wenn Sie mir den Tag der Hochzeit rechtzeitig mittheilen, stelle ich mich ganz zu Ihrer Verfügung," entgegnete Rott zuvorkommend.

„Und Sie, Frau Monk?"

Bettina gerieth bei der unerwarteten Frage in große Verlegenheit. Um keinen Preis mochte sie mit dem Grafen Trachberg zusammentreffen, sie sagte daher in ängstlich abwehrendem Tone, daß sie nicht Herrin ihrer Entschlüsse sei und als Lotsenfrau wohl auch nicht in aristokratische Kreise passe.

Gräfin Lindström lachte hell auf. „Seien wir doch nicht zimperlich," rief sie. „Die Kunst giebt jedem Sterblichen einen Geleitsbrief, den auch Fürsten anerkennen. Nun, ich will Ihnen Zeit zur Ueberlegung lassen, aber wenn Sie mich erst näher kennen, werden Sie erfahren, wie wenig von dem Staube aristokratischer Vorurtheile auf mich gefallen ist."

„Das weiß ich schon jetzt," versetzte Bettina herzlich. „Ich weiß, daß Sie hochherzig sind. Haben Sie Dank, innigen Dank für so viel Freundlichkeit . . . das war ein Tag, den ich nie vergessen werde."

Die Gräfin küßte Bettina auf beide Wangen und geleitete sie bis zum Schloßportal, wo für sie, Rott und den Lieutenant von Ellernbrück der Wagen bereitstand. Da Bettina mit Rott im Boote über die Bucht gekommen war, so machte sie schüchtern den Vorschlag, ob sie nicht lieber übers Wasser segeln wollten, dem Wagen bleibe dann die weite Fahrt über die sandige Landenge erspart. Dem Offizier kam der Vorschlag sehr erwünscht, und auch Rott erklärte sich bereit.

Die Fahrt gestaltete sich zu einem schönen Nachspiel des ereignißreichen Tages. Eine träumerische Stille lag über den kühlen Fluthen, die geheimnißvoll unter dem Kiele aufrauschten und sich murmelnd verloren. Noch einmal konnte Bettina alles überdenken, und die Lobsprüche, welche der Schwager des Lotsenkommandanten ihrem Gesang und Spiel nachträglich spendete, schmeichelten sich in ihr Ohr und thaten ihrem Herzen wohl. Als das Fahrzeug vor der Klause endlich auf den Sand lief und der Offizier sich verabschiedete, schreckte sie auf; die harte Wirklichkeit stand wieder vor ihr.

Sie fand die Thür des Hauses verschlossen. Auf ihr Klingeln erschien nach einiger Zeit die alte Monk und leuchtete murrend den beiden ins Gesicht; in ihren Augen war ein flackerndes Licht, das den Ausbruch verhaltener Wuth ankündigte.

Kaum hatte sich Rott entfernt, so machte die Alte ihrer Schwiegertochter heftige Vorwürfe darüber, daß sie zu „nacht schlafender" Zeit mit einem leichtfertigen Musikanten auf dem Wasser herumfahre; das möchten sich die Stadtdamen erlauben, in Massow aber sei es nicht der Brauch.

Bettina erwiderte kühl, daß auch der Schwager des Lotsenkommandanten mit ihnen über die Bucht gefahren sei und daß sie über ihr Betragen Ewald allein Rechenschaft schuldig sei.

Der Grimm der Alten wurde durch die ruhige Abwehr eher angeschürt als besänftigt. Unter heftigen Drohungen faßte sie Bettina, die sich zum Gehen anschickte, am Arm und wollte sie zwingen, ihre Anschuldigungen noch länger anzuhören.

Nun aber wallte auch in der jungen Frau die Entrüstung heiß auf. Mit einer heftigen Bewegung schüttelte sie die Hand ab und rief in flammendem Zorne: „Hüten Sie sich, mich wieder zu berühren! Und wenn Sie den Tag verfluchen, an dem ich in Ihr Haus gekommen bin, so mögen Sie wissen: ich verwünsche ihn auch und bin entschlossen, Sie in Kürze von meiner Person zu befreien. Hoffentlich kommt Ihr Sohn bald zurück, damit diese unerträgliche Lage zu ihrem Ende kommt."

16.

Der Wunsch Bettinas erfüllte sich rascher, als sie erwartet hatte. Am nächsten Abend schon, als sie mit Rott von einem Spaziergang über das Wiesengelände heimkehrte, sah sie Ewald mit den beiden Alten auf der Veranda beim Abendbrot sitzen. Sie erschrak so heftig bei seinem Anblick, daß ihr der Feldblumenstrauß, den sie in der Hand trug, zu Boden fiel. Ewald, von seiner Mutter auf Bettina aufmerksam gemacht, sprang vom Stuhle auf, und es lag eine solche Kampfbereitschaft in seiner Haltung, seinen Mienen, daß die junge Frau ihrem Begleiter bebend zuflüsterte: „Er weiß alles. Bitte, laß uns allein — die entscheidende Stunde ist gekommen!"

„Soll ich nicht zu Deinem Schutze —"

„Nein, das würde meine Lage nur verschlimmern."

Bleich und nach Athem ringend stieg sie allein die Treppe hinan.

„Na," rief ihr Ewald drohend entgegen, „ich komme der Madame wohl ungelegen? Freilich, wenn man einen Musikanten im Hause hat — —"

„Nicht weiter, Ewald! Ueber das, was in Deiner Abwesenheit geschehen ist, will ich Dir ehrlich Rede stehen, sobald wir ohne Zeugen sind. Vor Deiner Mutter gebe ich auf keine Deiner Fragen Antwort."

„Man wird Dich zwingen —"

„Wodurch? Glaubst Du, Deine geballte Faust schrecke mich? Ich habe mich noch niemals der rohen Gewalt gebeugt und Du weißt recht gut, daß ich nicht feig bin. Was ich fürchte, ist etwas ganz anderes. Verzehre Dein Abendbrot, Du wirst nach der Reise hungrig sein, und dann laß uns allein miteinander fertig werden!"

Bettina war mit einem Male ruhig geworden. Ewalds Drohung hatte ihren Muth aufgerüttelt, sie fühlte dem zornigen Mann gegenüber ihre innere Ueberlegenheit. Der Lotse brummte etwas in den Bart, setzte sich aber auf den Stuhl nieder und füllte sein Glas mit Branntwein.

„Ist Deine Fahrt unterbrochen worden?" fragte Bettina und stützte sich auf das Geländer der Veranda.

Ewald antwortete nicht, sondern leerte bedächtig sein Glas. Statt seiner gab der alte Monk Auskunft: „Ja, ja, min Engelken," sagte er mit grimmigem Lachen, „uns' Bark hett all der Düwel holt."

„Was soll das heißen? Habt Ihr Schiffbruch gelitten? Ich hörte doch nichts von Stürmen in dieser Zeit?"

„Nee, nee, min Düweken, sie is asbrennt."

„Wie, verbrannt? Mit der Ladung? Wie konnte das geschehen?"

Jetzt schlug Ewald mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller klirrten. „Wenn ich den Hund erwische, der mir das gethan hat," rief er und schüttelte die Faust gegen Bräunings Gehöft, „dann zerbrech' ich ihm alle Knochen im Leibe."

„Willst Du mir nicht ruhig erzählen, wie alles gekommen ist?"

„Was giebt's da viel zu erklären," antwortete Ewald mit einem finstern aber unsichern Blick auf Bettina. „Wir lagen in Danzig vor Anker, und als die Ladung gelöscht war, gingen Badding und ich abends ins Wirthshaus, um zu Nacht zu essen

und einen Schluck Bier zu trinken. An Bord blieb Gust Henning zurück. Auf dem Quai begegnete uns Karl Bräuning, der sich unten bei den Ausladestellen herumtrieb. Der Kerl drückte sich, wie er uns sah, scheu beiseite. Gegen Mitternacht hörten wir auf der Gasse Feuerlärm. Badding und ich brachen auf und sahen, daß ein Schiff im Hafen brannte. Es war unsere Barke. Als wir zum Quai kamen, hatten die Matrosen der umliegenden Schiffe das brennende Fahrzeug schon hinausgeschleppt, damit die anderen Schiffe nicht in Gefahr kämen. Ans Löschen dachte niemand, dazu war's auch wohl schon zu spät, und so ist die Barke bis auf den Kiel niedergebrannt.

„Und wo war Henning unterdessen?"

„Dem Schlingel war die Zeit lang geworden, und er hatte das Schiff verlassen, um ebenfalls einen hinter die Binde zu gießen. Dem hab' ich's eingetränkt. Wenn mir aber der Halunke, der Bräuning, in den Wurf kommt, dann schlag' ich ihn tot, denn er hat das Feuer angelegt — kein andrer."

„Hast Du Beweise?"

„Daß der Galgenvogel um mein Schiff herumstrich, ist mir Beweis genug."

„Auf diese zufällige Begegnung hin kannst Du niemand eines schweren Verbrechens zeihen. Es war nicht wohl gethan, das Schiff solange in der Obhut eines jungen Burschen zu lassen. Gust Henning zählt erst sechzehn Jahre, bei ihm konntest Du ein Gefühl seiner Verantwortlichkeit nicht voraussetzen. Wie hoch war die Barke versichert?"

Bei dieser Frage Bettinas schlug Ewald verlegen die Augen nieder. „Da sitzt ja der Haken," platzte er endlich heraus, „die Barke war gar nicht versichert!"

Wenn Ewald erwartet hatte, daß Bettina auf das Geständniß hin, die Bark sei nicht versichert gewesen, aufschreien und jammern werde, so irrte er sich. Sie ließ stumm ihre Blicke über die Gruppe der Monks gleiten und sagte dann leise: „Ich hätte mir's denken können! Meine Ermahnung wurde also wieder einmal in den Wind geschlagen. Das ist eine schwere Einbuße."

„Badding meinte, das Versicherungsgeld könnten wir selber verdienen —" bemerkte Ewald in unsicherem, entschuldigendem Tone.

Um die Lippen der jungen Frau zuckte ein spöttisches Lächeln. „Und Ihr habt's in der Kneipe verdient, wo Ihr vermuthlich bis Mitternacht hinter den Karten saßet. O, man kann sein Gut nicht gewissenhafter behüten!"

Die beiden Männer schwiegen betreten, aber Mutter Monk übernahm ihre Vertheidigung und bemerkte giftig, ihr Sohn habe sich jedenfalls weniger vorzuwerfen als Bettina, die in ihres Mannes Abwesenheit den ganzen Tag vor dem Klimperkasten verbracht oder sich mit dem hergelaufenen Musikanten herumgetrieben habe.

Die Verklagte biß sich auf die Lippen und schaute aufs Meer hinaus. Als die Alte endlich schwieg, sah Bettina Ewald fest an und sagte mit leisem Beben in der Stimme: „Willst Du jetzt mit mir durch den Garten gehen? Es muß klar werden zwischen uns."

Sie ging voraus. Langsam senkte sich die Abenddämmerung über Meer und Land, am Himmel flimmerten die ersten Sterne. Bettina blickte zu ihnen auf, preßte die Hände gegen das ungestüm pochende Herz und flüsterte: „O laß mich jetzt die rechten Worte finden, gütige Vorsehung, damit ich ihn überzeuge und nicht verletze; ich möchte in Frieden von ihm scheiden. Frei werden laß mich, sonst geh' ich elend zu Grunde!"

Hinter ihr wurden schwere Tritte hörbar. Sie wandte sich gegen den Gatten um, ihr Gesicht war weiß wie Marmor.

„Ewald," sagte sie mit todestrauriger Stimme, „Du wirst wissen, um was es sich handelt. Du mußt die Wandlung bemerkt haben, die sich seit dem Tode unseres Kindes in mir vollzogen hat. Dein und mein Verhängniß — ich habe es erkannt. Wir glaubten uns zu lieben — wir haben uns getäuscht; es waren falsche Sterne, denen wir vertrauten und folgten."

Ewald hatte ihr mit soviel Spannung zugehört, daß die Pfeife, welche er kurz vorher in Brand gesteckt hatte, wieder verlöschte. Bettinas feierliches Wesen ließ ihn ahnen, daß ein großer Entschluß ihr Inneres bewege und daß sie beide vor einem Wendepunkt ihres Lebens stünden. Jetzt, da sie aus beklommener Brust tief Athem schöpfte, warf er grollend ein: „Ich hatte Dich gern."

„Du magst mich gern gehabt haben, so wie ich Dich, Ewald," sagte sie sanft, „aber wir liebten uns nicht. Muß ich Dir die Beweise dafür erst aufzählen? Komm, laß uns auf und abgehen und höre mich ruhig an! Das Unabänderliche ist ja doch stärker denn wir."

Sie wanderten durch den breiten Mittelgang des Gartens, während die Johanniskäfer leuchtend von Busch zu Busch flogen, während die Blumen mit ihrem Dufte die laue Abendluft würzten und im Geäst der jungen Obstbäume ein Vogel von Zeit zu Zeit sein leises Gezwitscher vernehmen ließ. Und Bettina enthüllte dem schweigenden Manne an ihrer Seite jede Falte ihrer Seele. Wie im Selbstgespräch entwarf sie ein Bild ihrer Lage nach dem Tode des Vaters, forschte der eigenen Thorheit nach und den Mitteln, durch welche Ewald ihre Hand gewonnen hatte. Ohne Bitterkeit, aber klar und bestimmt wies sie die Gründe nach, durch welche das Freundschaftsgefühl ihrem Gatten gegenüber — nur diese und keine andre Empfindung habe sie mit ihm verbunden, wie sie jetzt erkenne — zerstört worden sei. In dem Wahne, unter Naturmenschen freier und glücklicher leben zu können als in den gewohnten Verhältnissen, sei sie nach Massow gekommen, hier aber habe man sie der Willensfreiheit beraubt, ihre geistige Natur in einen unerträglichen Zustand der Knechtung und Stumpfheit herabzudrücken versucht. Da sei in dem Augenblick, in welchem die Verzweiflung sie zu überwältigen gedroht, Franz Rolt erschienen und mit ihm — die Liebe. Ewald müsse sich erinnern, wie heftig sie sich gegen die Aufnahme dieses Mannes in ihr Haus gesträubt habe, eine seltsame Ahnung dessen, was kommen werde, sei schattengleich in ihr Inneres gefallen. Nun habe sich ihr Schicksal doch erfüllt, sie sei fortgerissen worden von jenem höchsten Gefühl, das göttlich und unzerstörbar sei. Nun müsse geschehen, was nothwendig sei, um die unselige Scheinehe zwischen ihnen zu lösen. Nicht bloß an sich selbst denke sie dabei, auch für Ewald gebe es keinen andern Weg zum Frieden. So wenig es ihr persönlich gelungen sei, ihn zu beglücken und zu veredeln, so wenig habe ihn ihr Geld zufriedener gemacht. Wenn er in die Scheidung willige, so wolle sie ihm alles lassen, was sie an Geld und Gut besitze; er werde eine Lebensgefährtin finden, die ihm sein könne, was ihr, der so ganz anders Geartete, verwehrt gewesen, die ihn dauernd beglücke. Sie aber werde ihm bis ans Ende ihres Lebens dafür danken, daß er ihr die verlorene Freiheit wiedergegeben habe.

Sie sprach in zitternder Erregung, und als sie beide auf dem Hügel am Ende des Gartens anlangten, wandte sie ihm voll das Gesicht zu, erhob bittend die Hände und schloß mit den Worten: „Wir haben uns getäuscht, Ewald; laß uns ohne Groll scheiden und auf neuen Wegen den Frieden suchen!"

Der Schein des Mondes fiel auf ihre leidvollen Züge, der Lotse sah, daß zwei heiße Thränen sich von ihren Wimpern lösten. Und wie aus den feuchtschimmernden Augen flehende Blicke zu ihm herüberdrangen, so sprach aus ihrer Stimme die ganze Sehnsucht nach Erlösung von unerträglichen Fesseln. Aber Ewald verschloß sich der Gewalt dieses Eindrucks mit einer unwilligen Bewegung. Ihr Bekenntniß hatte seine Eigenliebe verwundet, aus ihrer beweglichen Rede hörte er nur das eine heraus, daß sie den „Musikanten" ihm vorziehe. Und wie mußte sie den Fremden lieben, daß sie — die Stolze — Thränen vergoß! Der Gedanke rührte alle bösen Leidenschaften in Ewald auf und machte ihn unzugänglich für ihre Bitten. Und nie zuvor war ihm Bettina so schön und begehrenswerth erschienen als jetzt, da er sie verlieren sollte. Lange sah er ihr in das thränenfeuchte Gesicht, und als sie nochmals die Hände zu ihm erhob und fast schluchzend seinen Namen rief, antwortete er rauh und barsch: „Du hältst mich wohl für einen Narren?"

„Ewald!"

„Ja, ‚Ewald!' Du kannst mich lange anrufen und angucken, als wär' Dir der Himmel eingefallen, ehe ich auf Deinen unsinnigen Vorschlag eingehe. Ewald Monk ist kein Tropf, der in jede Grube springt, wenn Du nur den Wunsch danach aussprichst. Wir beide sind Mann und Frau, das scheinst Du in meiner Abwesenheit vergessen zu haben. Hier zu Lande läuft man nicht zusammen, um sich wieder zu trennen, wenn eins von beiden verdrießlich wird oder wenn ein Dritter ins Haus kommt, der eine glatte Larve hat und ein wenig gebildeter schwatzen kann als der eigene Mann. Hier zu Lande hat die Frau bei dem angeheiratheten Manne in allen Lagen des Lebens auszuhalten, und wenn sie das nicht thut, so erkennt man dem Manne das Recht zu, sie zur Pflicht zu zwingen. Das könnte Dir gefallen, jetzt, wo es mir ohne mein Verschulden schlecht geht, Dich davon zu stehlen und es einmal mit dem Musikanten zu versuchen!

Der Kerl hat Dir wahrscheinlich goldene Berge versprochen, und ich könnte hier sitzen bleiben und all den Hohn und Spott über mich ergehen lassen, den die Lästermäuler schon lange für mich in Bereitschaft haben — nein, mein Schatz, daraus wird nichts. Ich hab' Dich nicht zur Ehe gezwungen, aber jetzt, da Du meine Frau bist, sollst Du es auch bleiben."

Er wollte sich abwenden und ins Haus zurückkehren, allein Bettina erfaßte seinen Arm und sagte ruhig: „Ich begreife, daß der Gedanke an eine Trennung Dich erschrecken muß, doch wenn Du heute nacht über das Vergangene nachdenkst, so wirst Du zu der Einsicht gelangen, daß es besser für uns beide ist, wenn jedes wieder seinen eigenen Weg geht. Ich habe viel gelitten an Deiner Seite und nicht darüber geklagt, denn ich wußte, daß Du mir nicht aus böser Absicht Leid zufügtest. Der Mensch ist das, was Erziehung und Verhältnisse aus ihm machen, und Du handeltest Deiner Natur gemäß. Die Rauheit und Härte Deines Wesens aber mußte mich verletzen. Wir paßten eben nicht zueinander. Wir haben beide gefehlt, so laß uns ohne Groll die Vergangenheit begraben!"

„Gut, das ist ein verständiges Wort. Es soll alles vergeben und vergessen sein, wenn Du Dir den Menschen da droben aus dem Kopfe schlägst." Er streckte ihr die Hand entgegen, sie aber wich hastig abwehrend weit zurück.

„Dazu ist's zu spät," sagte sie mit zitternden Lippen. „Die Liebe läßt sich so wenig auslöschen wie das Sonnenlicht. Ewald, sei nicht grausam! Ich flehe Dich an, gieb mich frei!"

Sie hatte seinen Arm umklammert und die Thränen strömten ihr über das bleiche Gesicht. Er aber stieß sie rauh von sich. „Nein und tausendmal nein," rief er erregt, „Du bist ein Weib, das seine Pflicht vergißt; so lange ich lebe, sollst Du keinem andern angehören. Ich ermorde den, der Dich zu berühren wagt."

Bettinas Geduld war erschöpft, die rohe Art der Zurückweisung brachte auch ihr Blut in Wallung. „Wenn Du von Pflichten sprichst, so vergiß nicht, daß Du die Deinigen sehr schlecht erfüllt hast — doch, wozu mit Dir streiten! Da Du fühllos gegen meine Bitten bist, so werden auch gerechte Vorwürfe an Dir abprallen. Ich will Dir Zeit geben zu ruhiger Ueberlegung. Sage mir morgen, wozu Du entschlossen bist!"

Sie entfernte sich mit eiligen Schritten, und als Ewald ihr nachrief: „Du wirst morgen keinen andern Bescheid erhalten wie heute," wandte sie den Kopf nicht, sondern trat lautlos ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Neunzig Jahre Männermode.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Cornelius Gurlitt.** Mit Zeichnungen von **O. Heyffert.**

III.

Erst im Laufe des Jahrhunderts hat sich die Gewohnheit herausgebildet, den Frack, eigentlich ein Reitkleid, nur als Gesellschaftsrock, als Prunkstück zu tragen. Er ist das ursprüngliche Hauptstück der modernen Tracht. In den ersten Jahrzehnten trug man bei kaltem Wetter einen Oberrock über dem Frack, den „Redingote". Dieses Wort ist wie „Frack" (von frock, Kittel) wieder ein englisches und kündet die Herkunft der Tracht an: riding-coat heißt der Reitrock. Die aus dem Französischen übernommene Schreibart ist also eigentlich nicht richtig.

Im Gegensatz zu ihm nannte man den Frack in Deutschland den „Leibrock", wie ihn wohl ältere Leute hier und da noch heute nennen. Bald traten beide Kleidformen in Wettstreit miteinander, der Redingote wurde auch ohne Frack getragen, an den Seiten der Schöße mit Taschen versehen, bald weit, bald in der Taille eng gebildet. Er ist der Vorgänger unseres „Gehrockes" wie des soldatischen „Interimsrockes"; sein Unterschied vom Frack besteht eben ursprünglich nur darin, daß die Schöße nicht vorn abgestochen sind, sondern die Hüften ganz umschließen.

Heute sitzt ein Frack und Rock erst dann, wenn er „wie angegossen" aussieht, das heißt, wenn er keinerlei Falten wirft. Dem war nicht immer so. Die Mode hat sich erst langsam an die flachen, schmalen Kragen unserer Herrenröcke gewöhnt; früher zog man die von den weiten Binden geforderten breiten Shawlkragen vor, ja man gefiel sich gerade in recht übertriebenem Schnitt. Meinem Großvater „saß" ein Rock erst dann, wenn zwischen Binde und Kragen bequem eine Semmel Platz hatte, wenn der Rock also allseitig weit vom Halse abstand. Man dachte nicht daran, den Kragen scharf umzubügeln, sondern ließ ihm bauschige Formen, einen rundlichen Fall. Ebenso waren die Aermel nicht glatt wie die unseren, sondern wurden mit Vorliebe zu lang gebildet, so daß sie sich faltig an der Hand stauchten, oft sogar diese fast ganz bedeckten. Oder sie hatten die Form der heutigen Frauenärmel, oben Verbreiterungen und höckerartige Aufbauschungen. Die weiten Kragen und die Länge der Schöße am Redingote wurden das Kennzeichnende der Mode um 1820 und 1830. Dutzende von Kragen übereinander verbreiterten das mantelartig werdende Gewandstück, welches sich schon zu Anfang unseres Jahrhunderts der Form unseres Havelock näherte. Diesen Namen hat das Kleidungsstück erst von Sir Henry Havelock, dem Sieger im indischen Seapoyskriege, also aus den fünfziger Jahren.

Die Sache selbst war aber damals nicht neu, nur die bestimmte Form, welche der General getragen hatte.

Die Farbe des Redingote ging auch langsam zurück. Sie kam aber nicht ganz aufs Schwarz, sondern schwankte zwischen Grau und Braun. Schon 1830 war ein lebhafter Ton höchstens am Ballmantel erlaubt und zwar nur im Futter. Aber in den Stoffen blieb noch lange eine größere Auswahl: gerippter Sammet und Seidentuch, Köper und Nanking wechselten miteinander. Viel getragen wurden Verschnürungen und Posamenten, Pelzwerk nach Art der Polen und dergleichen Schmuck. Allein das Ende war auch hier die Ueberwindung des Farbensinnes durch die Farbenstumpfheit.

Der jüngere Bruder der Redingote ist der „Paletot". Das Wort ist neulateinisch, kommt von palata, paldo, palda, dem gesteppten Rock, wie er im 16. Jahrhundert getragen wurde. Im Italienischen heißt falda der Frackschoß, unser Wort Falte gehört zu demselben Stamme. Ursprünglich war der Paletot auch in den vierziger Jahren ein weitfaltiges Kleidungsstück, welches mit den um 1865 so viel getragenen, jetzt nur noch als Reisedecken üblichen Wollenshawls wetteiferte. Heute ist er ganz in die Gestalt des Redingote zurückgefallen, nur daß er meist nicht die breit sich öffnende Trennung im Schoße hat, welche jenem als Reitrock eigenthümlich ist.

Von einer nationalen Sonderung der Tracht ist in all den kleinen Schwankungen der Mode wenig zu merken. Die Nationen tauschten ihre Neigungen unter einander aus; die französische und in erster Linie die englische waren zumeist die gebenden, doch auch die deutsche trug ihr bescheidenes Theil zur Gesammtgestaltung bei. Man würde aber irre gehen, wollte man allein in den Modeblättern suchen, um die Kleidung der Männer unseres Jahrhunderts kennenzulernen. In ihnen ist die Tracht der Zeit und der verschiedenen Völker nicht ganz richtig niedergelegt. Sie kümmerten sich nicht um die keineswegs bedeutungslosen Bestrebungen der nationalen Stürmer, sie behielten fest den Kurs auf Paris und London, selbst zu einer Zeit, in der das Volksbewußtsein überall erstarkte. Das Metternichsche Wien kam für sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts allein noch in Betracht.

1810.

Nur ganz vereinzelt findet man „deutsche Moden“ in einem Leipziger Blatt, und zwar im Jahre 1815. Später nahm Laube in der „Eleganten Welt“ die Frage einer deutschen Männertracht auf. Doch in den eigentlichen Modeblättern wurden alle Regungen des nationalen Geschmackes vollständig verschwiegen.

Wie sah nun die „deutsche Kleidung“ der Jünglinge von 1815, der aus den Siegen von Leipzig und Waterloo Heimgekehrten, aus? Es waren so ziemlich die bereits geschilderten Ritterkostüme der Theater. Denn man wollte deutsch sein, nicht undeutsch wie die vorhergehende Zeit der Knechtschaft. Man besann sich auf die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums, des Ritterwesens, und wollte an dieses anknüpfen. Allen diesen altdeutschen Anzügen war gemeinsam das Barett, der mit Pappe unterlegte Stirnreifen, aus dem oben noch ein Sack hervor quillt. Von Sammet mußte es sein, eine Kokarde und womöglich eine Feder tragen. Die Kokarde trug das Kreuz des Christenthums, die Farbe des Vaterlands, und die flatternde Feder bedeutete die Freiheit. Ich weiß nicht, woher das Barett stammt. Man hielt und hält es für altdeutsch, doch kommt es in dieser Form nirgends in der Kostümgeschichte vor. Das Wort stammt auch aus dem Neulateinischen und bedeutet den Kopfschmuck des Gelehrten im 16. Jahrhundert. Es ist also keineswegs urgermanisch, wie man glaubte, sondern ein Stück vom alten Besitzstande der Universitäten. Heutzutage trägt es nur noch der Student bei feierlichen Aufzügen.

1810.

Und dann trugen die deutschen Jünglinge nach den Befreiungskriegen den Leibrock, das heißt ein kurzes, eng anliegendes Kleidungsstück ähnlich unseren Jacketts, meist hoch geschlossen, manchmal aber auch am Hals mit einer Spitzenkrause oder mit breitem Hemdkragen versehen. Auch diese beiden wichtigen Dinge waren dem Ritterthum entlehnt. Zwar die Ritter selbst, das heißt die Helden des echten Mittelalters, haben nichts davon gewußt, aber zur Kleidung des Theaterritters gehörten sie unbedingt. Freiheit offenbarte der weite Kragen, der offene Hals. Die ganze Welt jener Zeit umspann den Hals mit Kragen und Binden; es ist darum kein Zufall, daß Jahn und Byron den Hals offen trugen, daß noch heute der flatternde Schlips als das Merkmal der Genialität gilt. Enge Hosen und Reiterstiefel vollendeten das deutsche Kleid des Jünglings. Die Studenten der Wartburgfeier haben es getragen; noch heute ist ein Stück davon in der „Kneipjacke“ des Corpsbruders, in der Sammetpelerine des Studenten erhalten, noch heute kündet die bunte Mütze das Streben an, sich von der Herrin Mode zu befreien.

1825.

Ein anderes Kostüm, welches dauernd sich hielt, war das des Künstlers. Der Schlapphut und der Radmantel sind italienischen Ursprungs, sie sind von den Modellen der Spanischen Treppe in Rom, von den Cioccaren auf die Maler und Bildhauer übergegangen. Cornelius und seine Geistesgenossen haben sie mitgebracht über die Alpen, namentlich des Mantels und seines freien Faltenwurfs sich freuend.

Das waren die letzten Kostümstücke, die den Stand kennzeichneten. Vielleicht ist der lange schwarze, bis oben zugeknöpfte Rock des Geistlichen noch zu nennen, der in ähnlicher Gestalt, doch meist vorn in der Mitte offen, schon bei den Abbés der Rokokozeit vorkommt. Das Bauernkleid ist ja kein modernes, sondern der Rest früherer Geschmacksbildung. Sonst ist's still im Reich der Herrenmode. Höchstens die Laune der Gigerl fördert von Zeit zu Zeit eine neue Kleiderschrulle zu Tage, die wohl eine Saison lang in den Zirkeln dieser Lebemänner Aufsehen erregt, weitere Kreise aber — gottlob — unberührt zu lassen pflegt.

1815. 1812.

Wir haben es zum System erhoben, daß unsere Erscheinung nicht von jedem nach eigenem Wunsch, sondern von einem eigens dazu Berufenen, dem Schneider, bestimmt werde. Die Frauen wehren sich noch gegen die Herrschaft der Schneider, sie wollen noch nicht auf das Mitreden in Geschmackssachen verzichten, sich ihren kleinen Einfluß auf diese wahren. Die Männer haben sich im Kampf um das ihnen Zukommende für vollständig geschlagen erklärt. Der Weise unter uns schämt sich sogar schon, zu erzählen, daß er mit seinem Schneider längere Besprechungen habe. Er thut, als ob ihm sein Kleid gleichgültig sei, so lange er jung ist. Es wird ihm thatsächlich gleichgültig, sobald er auf Eroberungen verzichtet — wie sieht er aber dann auch aus!

Ich würde nun ganz gern den Schneidern ihren Ruhm lassen, wenn ich nicht leider wüßte, daß auch sie im allgemeinen herzlich wenig mitzureden haben bei der Fortentwicklung der Mode. Die Schneider sind nicht eben reichlich gesät, die jemals in ihrem Leben einen eigenen Kostümgedanken gehabt, und die noch spärlicher, die mit einem solchen Gedanken auf weite Kreise eingewirkt haben. Der ganze geistige Betrieb im modernen Schneidergeschäft besteht in der Erlernung des Technischen des Handwerkes und in der Wahl eines geeigneten Modejournals.

Die Kunst selbständigen Entwurfes wagen nur sehr wenige auszuüben. Ist es doch bequemer, seinem Kunden ein von anderen sorgfältig gezeichnetes Blatt vorzulegen, um diesem zu zeigen, was getragen wird: das Modejournal. Der Mann, der wohl zu Hause über seine Frau spottet, daß sie von ihrem Blatte abhängig sei, ordnet sich selbst noch willenloser unter. Ihm bleibt eine viel kleinere Wahl, er kleidet sich nicht einmal nach dem Blatt, das ihm, sondern nach dem, das seinem Schneider gefällt.

1825.

Wenn man die langen Bändereihen älterer Modezeitungen durchsieht, so erkennt man deutlich, wie stark sich der Antheil der Männer an der Geschmacksbildung verringert. Während im 18. Jahrhundert Modebilder für Männer fast in gleicher Zahl wie solche für Frauen in den für die große Menge bestimmten Blättern geliefert wurden, verschwinden die Herren nach der Zeit des ersten Napoleon mehr und mehr aus diesen Zeitungen, welche sich nun vorzugsweise, oft sogar ausschließlich, an die Frauen wenden. Dagegen entstehen nun die nur für den Herrenschneider bestimmten Blätter, in welchen ein leitender Kopf die Modeblätter zeichnet, Tausende von Schneidern bis zur Willenlosigkeit von sich abhängig machend und durch diese Millionen von mehr oder minder „eleganten“ Kleiderträgern.

Diese Einheit der Kleidung ist im wesentlichen durch die napoleonische Zeit herbeigeführt worden. Vorher gab es immerhin noch bescheidene örtliche Unterschiede. Nur die Höfe waren seit dem 17. Jahrhundert schon einig in der schleunigsten Nachahmung

der Pariser Sitten gewesen. Im Bürger- und Bauernstand erhielt man sich wenigstens das Recht, langsamer den Sprüngen der launischen Göttin zu folgen, die französische Mode von vorgestern mit Stolz und in der Ueberzeugung zu tragen, daß es so wohlanständiger sei.

Die Einheitsmode, welche heute die Welt beherrscht, ist ein Erzeugniß nicht der Völkerverbrüderung, sondern der Schneiderverbrüderung. Die Schneider trafen zusammen, um über die Behandlung des Technischen sich zu unterrichten, gewisse einflußreiche Lehrer führten sie zu der Einheitlichkeit des Geschmackes. Es waren dies die Männer, welche durch die Modejournale zur ganzen Welt der mit Nadel und Bügeleisen Arbeitenden sprechen konnten.

Der Mann, welcher zuerst diese Vereinheitlichung des künstlerischen Theiles der Männerbekleidung ins Leben rief, war Antoine Fernand Barde (geb. 1786), zugleich der erste große Theoretiker seines Faches, der sich 1810 durch eine damals mit Begeisterung von den Schneidern aufgenommene Neuerung in Paris bekannt machte, indem er nämlich beim Maßnehmen an Stelle des jetzt nur noch beim ländlichen Schuhmacher üblichen Papierstreifens das Centimetermaß anwendete. Seit 1818 unterhielt er in der Rue Vivienne 8 ein Geschäft, das er „Musée de la Mode" nannte, das berühmteste seiner Zeit, eine bis dahin noch nicht gesehene öffentliche Ausstellung fertiger Kleidungsstücke, die er in seinem großen „Pompe Anglaise" genannten Atelier fertigen ließ. Für das Maßnehmen wendete er wissenschaftliche Systeme an, er erfand Werkzeuge, um die genauesten Angaben über die verschiedenen Körperformen zu erhalten, er war der erste, der eine strenge Arbeitstheilung einführte, der erste, der die Schnittpatronen in Papier ausschnitt, sie sammelte und so 1832 eine Aufsehen erregende Ausstellung veranstalten konnte, in der er sein System des Kleidermachens an zahllosen solchen Patronen erklärte. Dann brachte er sein Wissen in die Form eines Buches und ließ dies als „Traité encyclopédique de l'art du tailleur" 1834 erscheinen. Von 1843 an leitete er das große für die Schneiderei wichtige Modeblatt „Le Parisien", in welchem er die Herrschaft Weniger über die Erscheinung der gesammten Männerwelt erfolgreich vorbereitete.

Neben Barde wirkte Adolphe Dubois (geb. 1807), welcher im Jahre 1832 ein Lehrbuch der Schneiderkunst, den „Manuel du Tailleur", und zugleich eine Zeitung für Schneider, nicht ein Modejournal nach alter Form, den „Précurseur des Modes", herausgab, welchem später noch mehrere andere Blätter dieser Art folgten, namentlich der in den fünfziger Jahren sehr einflußreiche „Progrès".

In Deutschland war die erste Schneiderzeitung, „Der Elegante", in den vierziger Jahren in Weimar gegründet worden. Es ist merkwürdig, welche Summe von Anregung von dem kleinen thüringischen Fürstensitz damals ausging. Das Bertuchsche Intelligenzkomptoir hatte auch in Modefragen ihm eine Bedeutung geschaffen, die nun ein Freiherr von Biedermann zur Förderung jenes neuen Blattes ausnützte. Er war es, der zuerst die Schneider auf den Mann aufmerksam machte, welcher für die deutsche Herrenmode von entscheidender Bedeutung werden sollte, auf Heinrich Klemm.

Klemm lief: im Jahre 1844 zu Leipzig das „Handbuch der Bekleidungskunst für Herren" in seinem eigenen Verlage erscheinen. Es war das erste völlig sachgemäße Lehrbuch seiner Art in Deutschland. Im selben Jahr erlebte es eine zweite, heute steht es nahe vor der fünfzigsten Auflage, trotz seines nicht unbedeutenden Preises.

Schon 1848 übernahm Klemm die Leitung des Blattes „Der Elegante", gab sie aber, wohl erkennend, daß die Mode eines großstadtischen Mittelpunktes bedarf, 1849 schon wieder auf, da er in Dresden einen Mann gefunden hatte, mit dem er gemeinsam Größeres zu erreichen hoffte, den Schneider Gustav Adolf Müller. Beide gründeten zusammen zwei Unternehmen erst eine Schule und dann 1850 eine Zeitung: die „Deutsche Bekleidungsakademie" und die „Europäische Modenzeitung".

Beide Unternehmungen bestehen noch heute, obgleich ihre Leiter inzwischen verstorben sind. Lange Zeit haben sie auf Deutschland und auf einen großen Theil namentlich der östlichen Nachbarländer einen maßgebenden Einfluß geübt. Denn noch heute hat Dresden, die einstige Hauptstadt des glänzendsten Königs von Polen, für jene Länder den Strahlenkranz besonderer Eleganz. Ein Ausschuß, welcher sich aus den ersten Schneidern Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands und Skandinaviens zusammensetzt, verwaltet die Anstalt, die sich jetzt „Genossenschaft der Europäischen Moden Akademie" nennt und an deren Spitze Klemm und Müller lange Jahre standen. Der Unterricht erstreckt sich für Reisende auf das Zuschneiden aller Art, für Lehrlinge auf die gesammte praktische Schneiderei in Lehrstufen von 1 bis 2 Jahren. In geistiger und räumlicher Verbindung mit der Anstalt steht der Verlag der „Europäischen Modenzeitung", der nicht nur dieses, sondern fast ein Dutzend verwandter Blätter erscheinen läßt, während ein zweites von Klemm gegründetes Verlagsunternehmen vorzugsweise die Lehrbücher für alle Gebiete der Schneiderei herausgiebt.

Digitized by Google

In zwei Häuſern der Dresdner Nordſtraße iſt dem Schneidergewerbe ein Mittelpunkt geſchaffen, der Paris gegenüber ſeinen Werth ſeit einem halben Jahrhundert behauptet.

Es iſt das Verdienſt Klemms, daß in Deutſchland wenig franzöſiſche Blätter gehalten werden. Die Zeichnungen für die deutſchen Journale werden zumeiſt in Dresden und Berlin angefertigt. Sie gehen von Deutſchland aus durch die ganze Welt, durch ſie beeinflußt heute Deutſchland das Ausland. Die großen Schneider halten wohl auch eine engliſche Zeitung und richten ſich nach den von dort kommenden Anregungen. Die mächtige Tuchinduſtrie Großbritanniens hat hierauf einen entſcheidenden Einfluß. Namentlich in allen Sportfragen lauſcht man [illegible] uns mit allzu willigem Ohr den Anregungen, die von London kommen. Aber unſere Modeblätter ſind die erſten der Welt. Die „Europäiſche Modenzeitung“ hat Ausgaben für Schweden, Holland, Ungarn, verſchickt Bilder und Schnitte nach Belgien, Oeſterreich, Rußland; ja ſelbſt Frankreich ſpürt das Fortſchreiten der deutſchen Fachlitteratur. Die heftigen Angriffe, welche von Paris gegen die deutſchen Modeblätter gerichtet werden, ſind ein Beweis dafür.

Ich bin Klemm in ſeinen ſpäteren Jahren wiederholt begegnet. Er war damals ſchon über ſeine Fachkreiſe hinaus bekannt geworden als einer der emſigſten Sammler namentlich von ſeltenen Drucken. Mit ſeinem Spürſinne wußte er Altes, Sonderbares zu finden, ſeine reichen Mittel geſtatteten ihm, zu kaufen, was ihm gefiel. Als er eines Tages ſeine Sammlungen öffentlich ausſtellte, da bot er faſt der geſammten Welt der Sammler ein überraſchendes Schauſpiel. Ihm allen zwar der Inhalt ſeiner zahlreichen koſtbaren Bücher meiſt völlig gleichgültig, er hatte auch eigentlich keinen geſchichtlich gebildeten Sinn, ſonſt hätte er den alten Drucken nicht ſo abſcheulich geſchmackloſe moderne Einbände geben laſſen; er war auch an manchen Orten das Opfer von Täuſchungen geweſen. Aber der Werth deſſen, was der einſtmals kümmerlich in der Lehre eines Dorfſchneiders ſich durchfriſtende Waiſenknabe durch Fleiß und geſchickte Ausnutzung der Schwäche dieſer Welt erreicht hatte, wird am beſten dadurch gekennzeichnet, daß das Bibliographiſche Muſeum zu Leipzig den Schatz von 2000 Bänden als Grundſtock für ſeine Sammlungen erwarb und daß im Buchhändlerhauſe zu Leipzig wie im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg Klemms Büſte aufgeſtellt wurde.

Klemm war ein Mann von gutem, zum Wohlthun geneigtem Herzen, im äußern Auftreten zurückhaltend und beſcheiden. Es war nicht leicht, von ihm über ſeine Beſtrebungen Auskunft zu erlangen. Und doch habe ich ihn einmal nach dem Geheimniß gefragt, durch welches er den Erfolg an ſeine Modeblätter feſſele.

„Woher nehmen Sie die Anregung zu den Aenderungen in der Herrenmode? Gehen Sie nach Paris? Nach London? Beobachten Sie die dortige vornehme Welt?“

„Ach nein, man ſieht ja hier und da, in Dresden oder auf Reiſen, etwas Neues, aber . . .“

„Und das bilden Sie dann fort?“

„Manchmal! Nun, man macht eben einmal den Shawlkragen etwas breiter und ſticht die Schöße vorn und ab oder man macht etwas anderes — was einem gerade einfällt!“

„Und die Schneider? Bäumen die ſich gegen ſolche Willkür nicht auf?“

„Solange die alles nachmachen, was in den Modejournalen ſteht, hat's damit gute Wege!“

„Und der Geſchmack des Publikums?“

Klemm lächelte, die kleinen aber pfiffigen Augen blitzten vergnügt. Er antwortete nicht, ſondern beugte ſich mit dem Mundſpitzen des Feinſchmeckers auf einen alten Druck des 15. Jahrhunderts nieder, den er für ſchweres Geld eben erworben hatte.

Mit der Herrſchaft des Modejournals endet die Phantaſie in der Geſtaltung des Männerkleides. Die letztere vermag den Kulturhiſtoriker kaum noch anzuziehen. Was für einen Werth hat es, dieſe oder jene kleine Schwankung im Geſchmack zu verfolgen, wenn ſie aufgehört hat, Ausdruck einer Entwicklung des Schönheitsgefühles zu ſein? Die Willkür der Zeichner hat die Lebenskraft der Mode zerſtört. Niemand wagt, etwas an ihr zu modeln, außer jenen wenigen, welche im Zeichenſaal ſich durch die Haare fahren, jammernd, daß ſie wieder einmal etwas Neues erfinden ſollen. Und auf Befehl iſt das ſo ſchwer!

Ein ungebetener Frühlingsgaſt.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Eine wohlbekannte und vielbeſprochene Eigenthümlichkeit unſres Klimas bilden die Rückfälle der Kälte im Mai, die böſen Nachtfröſte des Frühjahrs. Sie richten in Weinbergen und Gärten oft einen ſehr empfindlichen Schaden an, der in vielen Fällen verhütet werden könnte, wenn der Weinbauer oder Gärtner am Abend wiſſen würde, daß in der Nacht ein Froſt eintreten wird; denn man kann die zarteren Pflanzen durch Bedeckung mit Stroh, die Weinberge durch künſtliche „Wolkenerzeugung“, durch Abbrennen raucherzeugender Stoffe ſchützen.

Die Wetterprophezeiung iſt nun eine ſchwierige Kunſt. Man verſpottet die Wetterpropheten der alten Zeit, aber auch die modernen wiſſenſchaftlichen ſind kein Muſter der Vollkommenheit. Die Zahl der fehlerhaften „Prognoſen“ oder Wettervorherſagen iſt auch bei ihnen eine nicht unbeträchtliche. Wenn man außerdem noch die Zeit in Rechnung bringt, bis die Depeſchen der meteorologiſchen Stationen dem Publikum bekannt werden, ſo muß man ſo ziemlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß man aus dieſen Wetterberichten zumeiſt erfährt, wie das Wetter [illegible] iſt oder beſchaffen war, ſelten aber, wie es ſein wird.

Das iſt nun ein Uebelſtand, der vorausſichtlich durch die künftigen Fortſchritte der Wiſſenſchaft gehoben werden wird. Glücklicherweiſe betrifft er aber nicht die Vorherſage derjenigen Naturerſcheinung, mit der wir es hier zu thun haben, denn wir ſind imſtande, das Eintreten der Nachtfröſte mit faſt unfehlbarer Sicherheit vorherzuſagen, ohne über den Wetterſtand auf ſo und ſo viel meteorologiſchen Stationen Europas durch den Telegraphen unterrichtet zu ſein.

Um den Nachtfroſt vorherzuſagen, genügt eine Stunde von Kenntniſſen und ein geringfügiger Apparat, den ſich ſchließlich jeder, auch derjenige, der auf dem Gebiete der Meteorologie Laie iſt, beſchaffen kann.

Die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen haben feſtgeſtellt, daß der Nachtfroſt von dem ſogenannten „Thaupunkt“ abhängt.

Die atmoſphäriſche Luft hat die Eigenſchaft, Waſſerdampf in ſich aufzunehmen, und zwar Waſſerdampf, wie wir betonen wollen, in feiner gaſigen, dem Auge unſichtbaren Form. Aber dieſes Vermögen geht nicht ins Unbegrenzte; eine beſtimmte Menge Luft kann nur eine beſtimmte Menge Waſſerdampf aufnehmen, und zwar wird dieſe Aufnahmefähigkeit

noch durch die Temperatur der Luft beeinflußt. Kalte Luft kann nur wenig Wasserdampf aufnehmen, warme mehr. Ein Kubikmeter Luft von 0° C. Wärme vermag z. B. in Gestalt unsichtbaren Dampfes eine Menge Wasser in sich aufzulösen, die etwa 5 g wiegt. Ein Kubikmeter Luft von + 10° C. ist schon imstande, 9½ g Wasser aufzulösen, und in einem Kubikmeter Luft von + 15° C. finden etwa 13 g Wasserdampf Raum. Die atmosphärische Luft ist aber nicht immer mit Wasser völlig gesättigt; es herrscht ja bei uns abwechselnd feuchte und trockene Witterung.

Nehmen wir nun an, daß an einem Tage die Temperatur der Luft + 15° C. beträgt und daß die in einem Kubikmeter dieser Luft thatsächlich aufgelöste Wassermenge 9½ g beträgt. Gegen den Abend kühlt sich die Luft ab. Das Thermometer zeigt auf + 10° C. In diesem Augenblick ist die Luft völlig mit Wasser gesättigt; sollte die Temperatur noch mehr sinken, so könnte die kühler gewordene Luft das Wasser nicht mehr in der Form von Wasserdampf festhalten; das Wasser müßte aus ihr in Gestalt von feinen Tröpfchen ausgeschieden werden. Und dies geschieht in der That: kühlt sich die Luft noch weiter ab, so fällt Thau, und der Temperaturgrad, bei welchem die Luft völlig mit Wasser gesättigt erscheint, giebt uns den Thaupunkt an.

Der Thau ist somit die Folge der Abkühlung der Luft — sobald er sich aber bildet, beginnt er gegen die Abkühlung anzukämpfen; denn wenn Stoffe aus gasigem in flüssigen Zustand übergehen, so wird Wärme frei. Die Thaubildung trägt also wieder zur Erwärmung der Luft bei. Nehmen wir nun wieder an, daß an einem Frühlingsabend die Luft derart mit Wasserdampf gesättigt sei, daß die Thaubildung bei + 5° C. eintritt. Der Himmel ist klar, in der Nacht wird sich die Erde durch Strahlung abkühlen: wird dann ein Nachtfrost eintreten? Nein, denn der Thau wird bei seiner Entstehung Wärme entwickeln und dadurch die Abkühlung bis unter 0° verhindern. Wenn aber die Luft so wenig Wasser enthält, daß die Thaubildung erst bei — 1° C. beginnen kann, dann ist Nachtfrost sicher zu erwarten, denn die Abkühlung der Luft wird ungehindert solange vor sich gehen, bis der in ihr vorhandene Wasserdampf erst unter dem Gefrierpunkt in Form von Reif aus ihr ausgeschieden wird. Daraus ergiebt sich die Regel: liegt bei ruhiger klarer Witterung am Abend nach Sonnenuntergang der Thaupunkt der Luft einige Grade über dem Gefrierpunkt, so ist Nachtfrost nicht zu befürchten, wohl aber, wenn derselbe unter dem Gefrierpunkt sich befindet. Es ist also nur nöthig, nach Sonnenuntergang den Thaupunkt zu bestimmen, um sofort beurtheilen zu können, ob Nachtfrost droht oder nicht.

Der Thaupunkt wird mit Hilfe des „Psychrometers" bestimmt. Dieser Apparat besteht aus zwei in ihrem Gange übereinstimmenden Thermometern, welche nebeneinander aufgehängt sind. Die Kugel des einen Thermometers ist mit Musselin umwickelt, welcher in ein unmittelbar darunter stehendes Gefäß mit destilliertem Wasser oder Regenwasser reicht, so daß die Kugel beständig feucht gehalten wird. Wenn nun die Luft nicht vollständig mit Wasserdampf gesättigt ist, so wird von dem feuchten Musselin Wasser verdunsten und dem Thermometer Wärme entziehen. Das feuchte Thermometer wird also niedriger stehen als das trockene. Aus den Temperaturangaben der beiden Thermometer läßt sich nun die jedesmalige Luftfeuchtigkeit und die Lage des Thaupunktes berechnen. Dazu sind allerdings kleine Tabellen nöthig, die wir hier aus Raumrücksichten nicht wiedergeben können. Wer solche Beobachtungen anstellen möchte, den verweisen wir auf eine kleine treffliche Schrift von Dr. C. Lang, Direktor der k. b. Meteorologischen Centralstation in München, „Die Voraus-bestimmung des Nachtfrostes", die im Verlag von Otto Salle in Braunschweig erschienen ist und nur 30 Pfennig kostet.

Eine durch Ermittlung des Thaupunktes am Abend gestellte Vorhersage des Nachtfrostes läßt nur in äußerst seltenen Fällen im Stiche und ist für den Landwirth und Gärtner eine hinreichend sichere.

Die Erfahrung hat indessen noch eine andre, allerdings nicht so sichere, aber doch immer noch brauchbare Methode gelehrt. Man hat beobachtet, daß die Temperatur, welche ein mit feuchtem Läppchen umwickeltes Thermometer in irgend einer Nachmittagsstunde zeigt und die niedrigste Temperatur der darauffolgenden Nacht stets in gewisser Wechselbeziehung zueinander stehen; und zwar ist das Temperaturminimum der Nacht während des ganzen Jahres 3 bis 4° C. niedriger als die am Nachmittag von einem feuchten Thermometer angegebene Temperatur. Demzufolge ist ein Nachtfrost wahrscheinlich, wenn das feuchte Thermometer nachmittags etwa 3° C. oder weniger über dem Gefrierpunkt zeigt.

Die Sicherheit dieser Voraussbestimmungen wird noch wesentlich durch die Berücksichtigung der allgemeinen Wetterlage erhöht, wie sie aus den Berichten verschiedener Meteorologischer Stationen täglich entnommen werden kann. Wer sich über diese schwierigere Kunst orientieren und die Witterungsberichte in Zeitungen mit Verständniß und Nutzen lesen will, dem können wir ein „für alle Berufsarten" bestimmtes Buch vom Abtheilungsvorstand der Deutschen Seewarte, Prof. Dr. J. van Bebber empfehlen: „Die Wettervorhersage", das neuerdings im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erschienen ist. G. J.

Die Sonnenflecken.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. R. v. Braunmühl.

Auf unserm Sonnenball war es in der letzten Zeit auffallend lebendig. Man beobachtete dort eine stark erhöhte Thätigkeit, und auf der Erde trat gleichzeitig das Schauspiel des Nordlichts mit besonderem Glanze auf. Die Sonnenflecken, jene räthselhaften Erscheinungen an unsrer Licht- und Wärmespenderin, erschienen in ungewöhnlicher Größe und beschäftigen nun mehr wie je die Gedanken der Himmelsforscher und die Aufmerksamkeit der Laien. So dürfte es nicht unangemessen sein, einmal einen Rückblick zu werfen auf die Entwicklung unserer Kenntnisse von diesem Gegenstand und die gegenwärtigen Anschauungen darüber mitzutheilen.

Soviel uns bis jetzt bekannt ist, sind die Chinesen die ersten gewesen, welche Sonnenflecken gesehen haben; in einer Encyklopädie von Ma Twan Lin finden sich nämlich fünfundvierzig den Zeitraum von 301 bis 1205 nach Christus umfassende Beobachtungen angegeben, in denen die Flecken in Bezug auf ihre Größe mit Eiern, Pflaumen ꝛc. verglichen werden. Von Huyana Capac aber, dem Inka von Peru, der im Jahre 1525 starb, weiß der Spanier J. de Acosta zu berichten, derselbe habe mit freiem Auge Flecken in der Sonne beobachtet und deshalb an ihrer göttlichen Natur zu zweifeln begonnen.

Eine Erscheinung, die mit Sicherheit auf Sonnenflecken zurückzuführen ist, erwähnt auch der Biograph Karls des Großen, der berichtet, vom 16. April 807 an sei ein kleiner, schwarzer Flecken acht Tage lang in der Sonne gesehen worden; den Beobachter führt er nicht an, wahrscheinlich ist derselbe jedoch in der Person Eginhards, des Geheimschreibers von Karl dem Großen, zu suchen. Diese Mittheilung blieb unbeachtet, bis Kepler in seiner Optik darauf zurückkam und meinte, der beobachtete Flecken habe seinen Grund in einem sogenannten Merkurdurchgang gehabt, wobei Merkur zwischen Erde und Sonne zu stehen komme und sich folglich als ein schwarzer Punkt von der Sonnenscheibe abhebe. Diese Anschauung suchte er auch durch eine Beobachtung am 28. Mai 1607 zu bestätigen, die nach seiner Meinung dieselbe Erscheinung betraf. Jedoch schon einige Jahre später, als inzwischen die wirkliche Existenz von Sonnenflecken unzweifelhaft erwiesen worden war, zeigte Galilei, daß Kepler nicht recht habe, und er stützte diese Ansicht mit so triftigen astronomischen Gründen, daß Kepler, der stets der Wahrheit die Ehre gab, bald seinen Irrthum zugestand.

Nun hielt sich Kepler aber für den ersten Entdecker der Sonnenflecken, indem er sich mit Simon Marius verglich, der auch die Jupitermonde zuerst gesehen habe, ohne sie zu kennen; doch wird man diesen Anspruch nicht anerkennen dürfen. Der Ruhm der eigentlichen Entdeckung der Sonnenflecken gehört vielmehr Johann Fabricius (geb. 1587, gest. um 1615), dem Sohne des bekannteren friesischen Astronomen David Fabricius. Johann Fabricius entwirft in dem Werke „Narratio de maculis in sole observatis" oder „Bericht über Flecken, die in der Sonne gesehen wurden" (Wittenberg, 1611) eine eingehende Schilderung der Erscheinungen, die ihm im Dezember 1610 das wirkliche Vorhandensein von Sonnenflecken unzweifelhaft machten. Ja er schloß sogar in diesem Werke aus der beobachteten Bewegung der Flecken auf die Umdrehung der Sonne, welche Kepler vorher nur geahnt hatte.

Ohne von der wichtigen Entdeckung des J. Fabricius Kenntniß erhalten zu haben, sah P. Christof Scheiner, Professor für Mathematik und Hebräisch zu Ingolstadt, im März 1611 ebenfalls Flecken in der Sonne, die er in drei Briefen an seinen Freund, den Augsburger Patrizier Markus Welser, einen hochgebildeten Gönner der Wissenschaften, genau beschrieb. Interessant ist es für unsre heutige Anschauungsweise, aus dem ersten Briefe zu sehen, mit welchem Erstaunen Scheiner seine eigene Entdeckung aufnimmt; denn für die noch ganz in der Aristotelischen Ansicht von der absoluten Reinheit der Sonne befangenen Geister der damaligen Zeit war es etwas ganz Unerhörtes, in diesem Gestirn Flecken wahrzunehmen. So sehr waren diese Ansichten eingewurzelt, daß Scheiner, obgleich er die Richtigkeit seiner Beobachtungen mit den scharfsinnigsten Schlüssen zu stützen wußte, dennoch bei der von Welser 1612 besorgten Herausgabe seiner drei Briefe mit seinem Namen nicht hervorzutreten wagte, sondern als „Apelles latens post tabulam", als „Apelles hinter dem Gemälde" erschien.

Aber die Zeit der Aristotelischen Weltanschauung war eben vorüber, seit Galilei durch seine gewaltigen Entdeckungen die Beobachtung und die Erfahrung als oberste Grundsätze und Leitsterne der Naturwissenschaft hingestellt hatte.

An ihn, den großen Reformator, sandte auch Markus Welser, der mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Briefwechsel stand, zwei Exemplare der drei Briefe des Apelles. Galilei

Dritter Rang.

Zweiter Rang.

Erster Rang.

Aus dem Werke „Spiegelbilder aus dem Leben" von René Reinicke. F. A. Ackermann's Kunstverlag in München.

Digitized by Google

antwortete am 4. Mai 1612 in einem langen Schreiben, in welchem er bemerkte, daß er dieſelben Beobachtungen bereits vor achtzehn Monaten gemacht und ſie verſchiedenen Freunden mitgetheilt habe. Wenn nun auch kein triftiger Grund vorhanden iſt, an der Richtigkeit dieſer Angabe zu zweifeln, ſo iſt Galilei auf die Wichtigkeit ſeiner Entdeckung doch erſt durch die Forſchungen Scheiners aufmerkſam geworden. Uebrigens erkannte er ſofort mit dem ihm eigenthümlichen Scharfſinn die Unrichtigkeit in der Anſicht des letzteren, daß die Flecken von Körpern herrührten, welche ſich in ſehr engen Kreiſen um die Sonne bewegten; er hielt ſie vielmehr von Anfang an wegen der verſchiedenen Geſtalten, die ſie annehmen, für wolkenartige Gebilde, die vermöge ihrer verſchiedenen Dichtigkeit mehr oder weniger imſtande ſeien, das Licht der Sonne zu trüben — eine Auffaſſung, die den modernen Anſchauungen viel näher kommt als irgend eine andre der damaligen Zeit. Scheiner gab die Unrichtigkeit ſeiner Anſicht über die Natur der Sonnenflecken ſehr bald zu, über die Priorität ihrer Entdeckung aber entſpann ſich zwiſchen den beiden Aſtronomen ein faſt zwei Jahrzehnte dauernder Streit, der nur die eine gute Wirkung hatte, daß er lange Zeit die Sonnenflecken in den Vordergrund des Intereſſes rückte und zwei Werke der beiden Gegner entſtehen ließ, die ein wichtiges Material von Beobachtungen enthalten. Merkwürdig iſt dabei, daß der eigentliche Entdecker der Flecken, J. Fabricius, von keinem der beiden Nebenbuhler auch nur mit einem Worte erwähnt wird.

Trotz der vorgeſchrittenen Anſicht Galileis über die Natur der Sonnenflecken erhielt ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen und auch noch lange nach ihm die urſprüngliche Auffaſſung Scheiners, daß man es mit Geſtirnen zu thun habe, welche die Sonne umkreiſten. Ja der Niederländer Malapertius ſchlug ſogar vor, dieſelben „öſterreichiſche Geſtirne“ zu nennen, während ihnen der Franzoſe Tardé den Namen „bourboniſche Geſtirne“ beilegte. Andere ſahen in den Sonnenflecken eine Art Schlacken, welche bei dem großen Sonnenbrande abgeſondert und dann zuweilen als Kometen ausgeworfen würden, damit die Sonne, wie z. B. Simon Marius meinte, „wie ein gebutzt Kerzenlicht wieder heller leuchten könne.“

Von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bis gegen Ende desſelben erlahmte allmählich das Intereſſe an den Sonnenflecken, und wenn ſie auch noch von einzelnen beobachtet wurden, ſo iſt uns doch aus dieſer Zeit wenig werthvolles Material überliefert. Es ſcheint eben, daß die Aſtronomen von damals glaubten, das Ihrige gethan zu haben, wenn ſie die Größe und Geſtalt der Flecken, ihre Lage auf zwei ſchmalen zu beiden Seiten des Sonnenäquators verlaufenden Zonen — die übrigens ſchon Scheiner kannte — feſtſtellten, die Bewegungen der Flecken nachwieſen und daraus die Umdrehungszeit der Sonne berechneten.

Ein Wendepunkt in der Geſchichte der Sonnenflecken trat mit dem Jahre 1769 ein, als der engliſche Aſtronom Wilſon am 22. November bemerkte, daß die Flecken, wenn ſie ſich in der Mitte der Sonne befinden, zuweilen einen Halbſchatten, einen „Hof“, aufweiſen, der ihren dunkeln Kern kranzartig umgiebt. Wilſon beobachtete am genannten Tage einen großen Flecken und verfolgte ihn bei ſeiner Bewegung um die Sonne, wobei er bemerkte, daß, je weiter derſelbe von der Mitte der Sonnenſcheibe gegen den rechten Rand zu rückte, deſto mehr der Halbſchatten auf der linken Seite des Fleckens verſchwand und der ſchwarze Kern vortrat. Daraus ſchloß er ſofort, daß die Flecken aus tiefen kraterartigen Höhlungen der die Sonne umgebenden glühenden Gasmaſſen beſtänden, und er bewies ſeine Anſicht in einer 1774 erſchienenen Schrift durch die zwingendſten Gründe. Allerdings hatte er auch hierin ſchon, ohne es zu wiſſen, Scheiner und Leonhard Roſt zu Vorgängern, von denen erſterer bereits den Halbſchatten entdeckt und letzterer die Sonnenflecken als tiefe Abgründe bezeichnet und ſie mit Sonnenvulkanen in Verbindung gebracht hatte, ohne jedoch ſeine Annahme begründen zu können.

An dieſe wichtige Entdeckung Wilſons anſchließend, begann der geniale Wilhelm Herſchel (geb. 1738 zu Hannover, geſt. 1822 zu Slough) mit den von ihm ſelbſt gefertigten rieſigen Spiegelteleſkopen die Unterſuchung des Sonnenkörpers. Er kam zu dem Ergebniß, daß die Sonne ein dunkler mit einer durchſichtigen Atmoſphäre umgebener Körper ſei, auf welcher eine wolkenartige Lichtſphäre (Photoſphäre) ſchwimme. In dieſer Lichthülle entſtehen zuweilen durch Strömungen von unten nach oben trichterförmige Oeffnungen, und das ſeien die Sonnenflecken. Der ſchwarze Kern aber ſei der durch eine ſolche Oeffnung ſichtbare Theil des dunklen Sonnenkörpers. Herſchel hat ſeine Anſichten und Entdeckungen, bei denen er, wie immer, ſeinen eigenen Weg gegangen war, in zwei großen Abhandlungen niedergelegt, die er 1795 und 1801 erſcheinen ließ. Lange Zeit blieb dann auch ſeine Hypotheſe über das Weſen des Sonnenkörpers die herrſchende, da ſich alle bis dahin bekannten Erſcheinungen damit aufs beſte erklären ließen.

Ein vollſtändiger Umſchwung fand jedoch ſtatt, als man die Entdeckung machte, daß die Sonnenflecken in gewiſſen regelmäßigen Friſten, alſo „periodiſch“, auftraten. Wohl findet ſich ſchon bei einigen Aſtronomen älterer Zeit eine Ahnung davon, daß die Flecken periodiſch ſich zeigen: ſo ſchrieb Kircher 1639 aus Rom, daß er die Sonne mit ſehr vielen Flecken bedeckt geſehen habe und daß eine ſolche Erſcheinung in hundert Jahren kaum drei oder viermal vorkomme, und ein andrer, Horrebow, giebt 1776 an, daß die Veränderungen der Sonnenflecken häufige ſeien, daß ſich jedoch keine beſtimmte Regel dafür finden laſſe, nach welcher Ordnung und nach wieviel Jahren dieſer Wechſel ſich vollziehe; er ſpricht jedoch die Hoffnung aus, daß man durch eifriges Beobachten ſchließlich auch hier eine Periode werde beſtimmen können.

Dies gelang, als Schwabe in Deſſau 1826 ſeine Beobachtungen begann. Dieſer Gelehrte ſetzte ſeine Arbeit mit Ausdauer und Umſicht bis in die neuere Zeit fort und konnte am 31. Dezember 1843 aus ſeinen Tabellen den beſtimmten Nachweis führen, daß während der Dauer ſeiner Beobachtungen ein regelmäßiger Wechſel in der Häufigkeit der Sonnenflecken ſtattgefunden habe, und zwar in der Weiſe, daß einer fleckenarmen Zeit (Minimum) nach etwa fünf Jahren eine fleckenreiche (Maximum) und dieſer nach weiteren fünf Jahren wieder eine fleckenarme folgte, alſo im ganzen eine Periode von etwa zehn Jahren ſich bemerkbar mache.

Dieſe Zeitangabe fand eine nähere Beſtimmung durch eine Entdeckung, welche zu den merkwürdigſten unſres Jahrhunderts zählt und zum erſten Male einen Zuſammenhang zwiſchen den Veränderungen in dem Zuſtand des Sonnenkörpers und den phyſikaliſchen Vorgängen auf unſerem Erdplaneten erkennen ließ. Der engliſche General Sabine, R. Wolf in Zürich und Gautier in Genf fanden nämlich faſt gleichzeitig im Jahre 1852, daß zwiſchen der von Schwabe aufgeſtellten Sonnenfleckenperiode und der Periode, welche die Schwingungen der Magnetnadel aufweiſen, eine merkwürdige Uebereinſtimmung herrſche. Genaue Beobachtungen hatten nämlich ergeben, daß eine Magnetnadel, deren Stellung bekanntlich eine gewiſſe Abweichung (Deklination) von der genauen Richtung nach Norden zeigt, täglichen Schwankungen in der Weiſe unterworfen iſt, daß ſie zwiſchen 8 und 9 Uhr morgens ihren öſtlichſten Stand beſitzt, ſich ſodann bis 2 Uhr nachmittags nach Weſten bewegt und bis zum nächſten Morgen wieder in die urſprüngliche Lage zurückkehrt. Den Unterſchied der beiden äußerſten Standpunkte der Nadel an einem Tage nennt man ihre „Variation“, und man weiß ſchon ſeit längerer Zeit, daß dieſelbe im Sommer größer iſt als im Winter. Durch Zuſammenſtellung eines größeren Beobachtungsmaterials gelang es nun dem Münchener Aſtronomen Lamont im Winter 1851/52, eine beiläufig zehnjährige Periode in dieſen Schwankungen der Variation der Magnetnadel nachzuweiſen, während die drei oben genannten Forſcher unter Benutzung dieſes Ergebniſſes zeigten, daß die Zeitpunkte der größten und kleinſten Variationen mit den Maxima und Minima der Sonnenflecken ſo vollſtändig zuſammenfielen, daß eine gegenſeitige Beziehung der beiden Erſcheinungen außer Zweifel war. Wolfs ausſchließliches Verdienſt aber iſt es, durch ein mehr als drei Jahrhunderte umfaſſendes Beobachtungsmaterial die Länge beider Perioden auf die Dauer von 11⅛ Jahren näher beſtimmt zu haben, ja es gelang ihm mit einer aus den Beobachtungen der Sonnenflecken gezogenen mathematiſchen Formel die magnetiſchen Variationen für ſpätere Jahre genau vorauszuberechnen, gewiß ein Beweis für den inneren Zuſammenhang beider, wie man ihn nicht ſchöner wünſchen kann.

Nachdem nun einmal die Einwirkung der Sonnenflecken auf die Magnetnadel erkannt war, lag es nahe, auch andere Erſcheinungen, welche die Variationen der Nadel beeinfluſſen, in ihrem Zuſammenhang mit den Veränderungen des Sonnenkörpers zu betrachten. So kam es, daß man vor allem dem noch immer räthſelhaften Schauſpiel des Nordlichtes, welches, wie ſchon Mairan 1733 dargethan hatte, die Magnetnadel in unruhige Schwingungen verſetzt, größere Aufmerkſamkeit ſchenkte; und es iſt namentlich der im Mai 1863 beginnenden unermüdlichen Thätigkeit des

Aſtronomen Hermann Fritz zu verdanken, wenn wir jetzt mit Beſtimmtheit ausſprechen können, daß auch dieſe irdiſche Erſcheinung mit der Sonne in Verbindung ſteht, und daß ihre Perioden von 11⅛, 55½ und 222 Jahren mit ebenſolangen Perioden der Sonnenflecken ſich decken, inſofern die höchſten Fleckenſtände mit der größten Häufigkeit der Nordlichterſcheinungen zuſammenfallen.

Ueberhaupt ſpiegeln ſich alle bedeutenderen Vorgänge auf dem Sonnenkörper untrüglich in unſeren erdmagnetiſchen Erſcheinungen ab. Das merkwürdigſte Beiſpiel hierfür iſt eine Beobachtung, welche die engliſchen Aſtronomen Carrington und Hodgſon, unabhängig voneinander, am 1. September 1859 machten. Während nämlich Carrington mit ſeinen täglichen Meſſungen des Sonnenfleckenſtandes beſchäftigt war, wurde er durch das plötzliche Auftreten zweier Stellen von beſonders ſtarkem Lichte, ſogenannten „Sonnenfackeln", die ſich häufig mitten in den Fleckengruppen zeigen, überraſcht. Dieſer ſtarke Lichtausbruch dauerte nur fünf Minuten, legte aber in dieſer Zeit auf der Sonnenſcheibe einen Weg von ungefähr 7000 Meilen zurück, und zwar ohne in der Fleckengruppe irgend eine Veränderung hervorzurufen. Genau zur ſelben Minute zeigten alle erdmagnetiſchen Stationen einen gewaltigen magnetiſchen Sturm an, deſſen Wirkungen bis zum 4. September dauerten. Der telegraphiſche Verkehr war überall unterbrochen, Funken gingen von den Drähten aus, Polarlichter zeigten ſich auf beiden Erdhälften, und die Magnetnadeln konnten keine Ruhe mehr finden und ſchwankten hin und her, als wenn ſie von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen wären. Die Sonne war alſo hier, wie ſich Balfour Stewart ausdrückte, bei der Hervorbringung irdiſcher Erregungen „auf friſcher That ertappt" worden. Worin der Grund zu dieſer merkwürdigen Einwirkung der Sonne auf unſere irdiſchen Verhältniſſe liegt, darüber haben wir bisher noch keine abſolute Gewißheit, obwohl die in jüngſter Zeit von Hertz gemachten großartigen Entdeckungen im Gebiete der elektriſchen Wellentheorie die Wahrſcheinlichkeit nahelegen, daß die Sonne auf unſeren Weltkörper direkt elektriſche Ströme induziert und durch dieſe magnetiſche Wirkungen verbreitet.

Nicht ſo glücklich war man bisher in der Auffindung eines untrüglichen Beweiſes für den unmittelbaren Einfluß der Zuſtände des Sonnenkörpers auf unſere irdiſchen Witterungsverhältniſſe. Schon Wilhelm Herſchel wurde durch verſchiedene Ueberlegungen zu dem Verſuche geleitet, die Abweſenheit der Sonnenflecken in manchen Jahrgängen mit den Kornpreiſen und den Klagen über ſchlechte Ernten in Verbindung zu bringen, und ſein Gedanke hat auch in neuerer Zeit wiederholt zu Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Sonnenfleckenperioden mit den Handelskriſen Anlaß gegeben. So veröffentlichte W. Stanly Jevons 1879 in den „Times" mehrere Artikel, in denen er aus einem Vergleich der Weizenpreiſe zu Delhi eine zehn- bis elfjährige Periode nachzuweiſen ſuchte, welche mit der Periode der Sonnenflecken in der Weiſe zuſammenſtimme, daß den Jahren der geringſten Fleckenzahl die höchſten Weizenpreiſe entſprechen. Obgleich nun R. Wolf nachwies, daß Stanlys Zahlen, ſelbſt wenn ſie ausreichend waren, dennoch zu dieſen Schlüſſen keine Berechtigung geben, ſo wurden doch 1886 dieſelben Unterſuchungen von F. Chambers in England wiederum aufgenommen und in größerem Maßſtabe weitergeführt. Nach ſeinen Tabellen, welche die Getreidepreiſe in zehn indiſchen Diſtrikten von 1783 bis auf die neueſte Zeit verzeichnen, ſcheint allerdings eine Uebereinſtimmung dieſer Preisreihen mit den Sonnenfleckenperioden vorhanden zu ſein, wenn man eine Verſchiebung der Epochen zuläßt, welche Chambers zum Theil auf die Anſammlung von Vorräthen zurückführt. Doch iſt dieſe Art der Unterſuchung vom Standpunkt des Meteorologen entſchieden zu verwerfen; denn die Güte der Ernten und die Bewegung der Getreidepreiſe hängt von den verſchiedenſten Einflüſſen ab und geſtattet niemals einen ſicheren Rückſchluß auf die größere oder geringere Trockenheit und Wärme der betreffenden Jahrgänge. Vielmehr gab es nur einen richtigen Weg, den die Meteorologen einſchlagen konnten, nachdem ſie einmal einen Einfluß der Vorgänge im Sonnenkörper auf unſern Planeten kannten: ſie mußten ihr Hauptaugenmerk unmittelbar auf die Temperatur, die Regenmengen, den Luftdruck und die damit zuſammenhängenden Erſcheinungen richten.

Die Ergebniſſe, die hierbei erzielt wurden, laſſen ſich in kurzem folgendermaßen ſchildern: Zunächſt iſt zu bemerken, daß, wie die größte Winterkälte meiſt erſt nach dem tiefſten Stande der Sonne, die höchſte Wärme nach der Sommerſonnenwende eintritt, ſo auch die Einwirkungen der Sonnenfleckenperioden, wenn ſolche vorhanden ſind, erſt nach dem Eintritt der Maximal- und Minimalſtände zu erwarten ſind. Außerdem ergaben die Unterſuchungen von Köppen in Hamburg 1873 die wichtige Thatſache, daß die von der Fleckenperiode mittelbar oder unmittelbar beeinflußten Schwankungen der Temperatur nicht gleichzeitig auf der ganzen Erde eintreten, ſondern zuerſt nur in den Tropen, dann, allmählich immer mehr abnehmend, nach den Polen zu fühlbar werden und in den kalten Zonen kaum mehr wahrnehmbar ſind. Ferner zeigen die Beobachtungen von 1816 bis in die letzten Jahre, daß wenigſtens in dieſem Jahrhundert die höheren Temperaturen in den Zeitraum zwiſchen einem Sonnenfleckenmaximum und einem Minimum fallen, während die niedrigeren Temperaturen in die Zeit zwiſchen einem Minimum und dem darauffolgenden Maximum treffen und ſomit als die Wirkungen des vorhergehenden kleinſten Fleckenſtandes anzuſehen ſein dürften. Die Uebereinſtimmungen im Wechſel dieſer Vorgänge ſind ſo genau, daß man einen urſächlichen Zuſammenhang für dieſes Jahrhundert kaum mehr leugnen kann. Intereſſant iſt es, nebenbei bemerkt, daß ſchon Riccioli zu Bologna im Jahre 1651 annahm, daß mit einer Abnahme der Sonnenflecken eine Steigerung der Temperatur zuſammenfalle.

Schwieriger gelingt der Nachweis einer Verbindung beider für das Ende des vorigen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts (1779 bis 1816), da hier merkwürdigerweiſe gerade die umgekehrten Erſcheinungen zutreffen. Ob dieſelben nun von dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingetretenen Hauptmaximum, der großen 55½jährigen Fleckenperiode, in noch unbekannter Weiſe bedingt wurden, oder ob andere Urſachen zugrunde lagen, die ſtark genug waren, jene Regelmäßigkeit für eine Reihe von Jahren ganz zu verdecken, das iſt noch nicht zur Genüge aufgeklärt.

Was nun die Regenmengen anlangt, ſo ſprechen ſich Meldrum, Jelinek und Wolf dahin aus, daß die Niederſchläge in den fleckenreichen Jahren im allgemeinen größer ſeien als in den fleckenarmen, und Hahn bemerkt, daß trockene Sommer in den Perioden vom Minimum zum Maximum der Sonnenflecken am häufigſten auftreten. Aehnliches gilt auch von dem Erſcheinen der ſogenannten „Cirrus-Wolken", wie ein alter Mitarbeiter der „Gartenlaube", der Aſtronom H. J. Klein in Köln, durch zahlreiche Beobachtungen mit Sicherheit nachgewieſen hat. Es ſind dies bekanntlich jene feinen, weißen Wölkchen, welche bald flockig ausgebreitet ſind, bald in zarten Veräſtelungen oder auch in langen Parallelſtreifen den Himmel überziehen. Dieſelben beſtehen, wie man jetzt allgemein annimmt, aus Eisnadeln und treten in ihrer größten Häufigkeit nach einem Sonnenfleckenmaximum auf. Da nun dieſe Wolken, wie allgemein bekannt, die Vorläufer und Begleiter der Regen und Sturm bringenden „Depreſſionen" ſind, ſo müſſen auch letztere am zahlreichſten in den Jahren mit vielen Sonnenflecken und am ſeltenſten in den Jahren der Sonnenfleckenminima ſein.

Im allgemeinen iſt wohl zu beachten, daß unſere bisherigen Kenntniſſe der beſprochenen Erſcheinungen noch kaum Schlüſſe auf eine längere Zeitperiode und einen allgemeinen Durchſchnittsſtand der Witterung in größeren Länderſtrecken, geſchweige denn Schlüſſe auf ein einzelnes Jahr und auf Landſtriche von geringerer Ausdehnung, geſtatten. Aehnliches gilt auch für andere Dinge, wie vulkaniſche Ausbrüche, zündende Blitze, Hagel, Veränderung der Gletſcher und das Auftreten verheerender Heuſchreckenſchwärme, die in den letzten Jahrzehnten mit den Sonnenfleckenperioden in Verbindung gebracht wurden. Es fehlt eben noch an genügendem ſtatiſtiſchen Beobachtungsmaterial — iſt dies beſchafft, ſo wird eine ſpätere Zeit ſicher Aufklärung bringen.

So ſtünden wir denn mit unſrer Geſchichte mitten in der neueſten Zeit, und es bleibt uns nur noch übrig, unſere gegenwärtigen Anſichten über das Weſen der Sonnenflecken und des Sonnenkörpers überhaupt in Kürze darzuſtellen.

Wie ſchon erwähnt, iſt die Herſchelſche Theorie von dem dunkeln Sonnenkern unhaltbar geworden, und zwar einerſeits und hauptſächlich infolge der Forſchungen, welche Kirchhoff durch Anwendung der Spektralanalyſe über das Weſen der im Sonnenkörper enthaltenen Stoffe anſtellte, andrerſeits durch die zuerſt von Carrington in den Jahren 1853 bis 1861 genauer unterſuchte Eigenbewegung der Sonnenflecken. Obgleich nämlich ſchon Scheiner 1612 die bedeutſame Bemerkung gemacht hatte, daß diejenigen Sonnenflecken, welche weiter vom Sonnenäquator entfernt ſind,

sich langsamer bewegen als die ihm näher gelegenen, so blieb doch diese Erscheinung zwei Jahrhunderte lang unbeachtet und mußte, wie es in der Wissenschaft so oft geht, erst wieder neu entdeckt werden. Man erkennt auf den ersten Blick, daß sich die sonderbare Erscheinung durch die Umdrehung der Sonne keineswegs erklären läßt, ja daß in der Eigenbewegung der Flecken vielmehr der Grund dafür lag, weshalb die Astronomen, von Galilei bis auf unsre Zeit, in Bezug auf die Umdrehungsdauer der Sonne zu so wenig übereinstimmenden Ergebnissen gelangten; schwanken doch die von ihnen angegebenen Zahlen zwischen 25 und 30 Tagen!

Carrington unternahm nun eine Reihe von 5290 Beobachtungen und fand, daß die Flecken, sobald sich ihr Stand dem Minimum nähert, nach dem Aequator hin zusammenrücken und dort schließlich ganz verschwinden; hierauf erscheinen, gleichsam durch einen frischen Anstoß, plötzlich wieder Flecken in höheren Breiten der Sonne, die sich mit dem Fortschreiten der neuen Thätigkeitszeit wieder gegen den Aequator hin ausbreiten. Wolf, der diese Angaben durch seine eigenen Beobachtungen bestätigt fand, vergleicht die Bewegung der Flecken mit Strömungen, welche von den beiden Polen nach dem Aequator hin gehen; je nach einem Fleckenminimum beginnen solche Strömungen, steigern sich bei gegenseitiger Annäherung in ihren uns als Flecken und Fackeln sichtbar werdenden Wirkungen, bis ein gewisser Höhepunkt erreicht ist und nun eine Ausgleichung beginnt, die zur Zeit des minimalen Fleckenstandes als beendigt betrachtet werden kann. Die Flecken vor dem Minimum sind die letzten Spuren der erlöschenden alten Strömung, die nach dem Minimum die ersten Wirkungen der neuen Strömung.

Aus dieser sogenannten Eigenbewegung der Sonnenflecken schloß nun Secchi 1864 nicht nur, daß die Photosphäre, das heißt die die Sonne umgebende leuchtende Gashülle, wie die Wolken unsrer Atmosphäre beständig in Bewegung ist, sondern auch, daß der sogenannte Sonnenkern kein fester Kern, sondern eine glühende Gasmasse von beträchtlicher Dichtigkeit sei, eine Ansicht, die, durch verschiedene gewichtige Gründe gestützt, jetzt allgemein Eingang gefunden hat. Diejenigen Theile der Masse, welche ihrem Mittelpunkt näher liegen, besitzen nach Secchis Ansicht eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit als die Photosphäre. Steigen nun infolge einer gleich näher zu besprechenden Ursache Ströme von Gasmassen aus dem Innern der Sonne an die Oberfläche auf, so kommen sie daselbst mit dieser durch ihre frühere Lage bedingten größeren Geschwindigkeit an und werden deshalb in der Drehungsrichtung der Sonne vorwärts geschleudert, eine Erscheinung, die thatsächlich beobachtet werden kann, wenn man die Entstehung der Flecken aufmerksam verfolgt. Nach dieser Theorie sind also die Sonnenflecken einfach Brüche oder Löcher in den photosphärischen Wolken, welche durch die senkrecht vom Sonnenkern aufsteigenden heißen Ströme verursacht werden, sie sind somit Gegenden, in denen eine erhöhte Hitze herrscht. Da die Photosphäre, in welche die Gasmassen durch die senkrecht aufwärts gerichteten Ströme gelangen, ihrem Eindringen infolge ihrer größeren Dichtigkeit einen beträchtlichen Widerstand entgegensetzt, so verlangsamt sich allmählich die Bewegung der emporgeschleuderten Massen, bis ein gewisses Gleichgewicht hergestellt ist, das heißt bis der Flecken dieselbe Geschwindigkeit besitzt wie das ihn umgebende Mittel. Der dunkle Kern, den die durch die hervorbrechenden Gasmassen entstehenden Höhlungen zu enthalten scheinen, rührt nach Secchis Anschauung theils von metallischen Dämpfen her, welche die Lichtstrahlen stärker absorbieren und deren Existenz durch die Spektralanalyse thatsächlich nachgewiesen ist — theils ist er auf eine Wirkung des Gegensatzes der ausgestoßenen helleren Massen gegen die tiefer liegenden Partien der entstehenden Krater zurückzuführen. In der That hat man sich auch bei Beobachtung der Venus- und Merkurdurchgänge überzeugt, daß die scheinbar schwarzen Sonnenfleckenkerne weit heller als diese ganz dunkeln Planeten sind, eine Bemerkung, die schon Galilei 1612 gemacht hatte.

Woher nun jenes Aufsteigen von heißen Gasmassen? Secchi sucht die Veranlassung darin, daß die Photosphäre sich durch fortgesetzte Ausstrahlung in den Weltraum abkühlt; die Gasmassen verdichten sich durch diese Abkühlung, nehmen folglich an Gewicht zu, sinken hinab und verdrängen die wärmeren Massen, welche dann infolge ihres geringeren Gewichtes emporsteigen und so als fleckenbildende Ströme erscheinen.

Der Sonnenkörper befindet sich sonach beständig im Zustand einer kolossalen Bewegung. Manche Flecken bilden sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit und verschwinden wieder ebenso schnell, als sie gekommen. Andere wieder besitzen eine beträchtliche Dauer und können nach Verlauf von drei oder vier Sonnenumdrehungen wenig verändert wieder aufgefunden werden. Diese gehören zu den größten und weisen die tiefsten Kraterbildungen auf, die man beobachten kann. Die Größe der Sonnenflecken ist eine sehr wechselnde, die umfangreichsten besitzen einen Durchmesser bis zu 30 200 geographischen Meilen — einen von dieser Ausdehnung hatte z. B. Schwabe in Dessau 1850 beobachtet. Solche Flecken können mit freiem Auge wahrgenommen werden. Die kleinsten hingegen sind nur in den stärksten Fernrohren sichtbar.

Auch ihre Gestalt ist einer fortwährenden Veränderung unterworfen: sie erweitern sich und ziehen sich zusammen, ja sie theilen sich oft in mehrere kleinere, und umgekehrt vereinigen sich kleinere zu einem einzigen Flecken von beträchtlicherer Ausdehnung.

Man erkennt, wie sich alle diese Vorgänge leicht mit der Ansicht Secchis über das Wesen des Sonnenkörpers erklären lassen; nur die Eigenbewegung der Flecken sowie ihr periodisch wechselndes Auftreten bleibt in dieser Theorie unerklärt, und es ist bisher, trotz der verschiedensten Hypothesen, die von anderen Gelehrten wie Zöllner, Young, Faye und Lockyer (1886) aufgestellt worden sind, noch nicht gelungen, eine vollkommen befriedigende Lösung dieser wichtigen Fragen zu erreichen. Vielleicht hat dies seinen Grund darin, daß die Ursachen jener Erscheinungen gar nicht im Sonnenkörper selbst, sondern außerhalb desselben, etwa in der Massenanziehung der Planeten, zu suchen sind.

Schließen wir mit dem Wunsche, daß es auch hier dem nimmer rastenden Menschengeist gelingen möge, in ein Geheimniß der Natur völlig einzudringen, dessen Einwirkung auf die kosmischen Erscheinungen wir bis jetzt wohl theilweise erkennen, aber noch nicht in seiner ganzen Tiefe zu ergründen imstande sind!

Der Zeitgeist im Hausstande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder aus dem Familienleben.

(Schluß.)

Von **M. Artaria.**

Im Frühroth des folgenden Tages rollten Walter und der Professor miteinander auf der Straße dahin und hatten bald den noch mit Schaubuden und Karussells geschmückten Marktplatz von Oberhausen erreicht. Hastige Umfragen in den wenigen Wirthshäusern führten zu keinem Ergebniß: es hatten sich viele Jungen tags zuvor darin herumgetrieben, über Nacht geblieben war keiner.

„Vorwärts!“ sagte der Professor. „Daß wir ihn nicht schon hier finden, war zu erwarten.“

Und das Wägelchen rollte weiter, und dem darin sitzenden Vater wurde das Herz schwer und schwerer. Wenn dem Jungen ein Unglück zugestoßen war! Er sah ihn deutlich vor sich mit den unentwickelten Gesichtszügen, dem ängstlichen Blicke und dann dachte er um Jahre weiter zurück, wo die Augen des Kindes voll Glückseligkeit dem heimkehrenden Papa entgegengeleuchtet hatten, wo dessen Knie sein liebster Platz war. Trug er wirklich schuld an der Aenderung? Hatte er seine Pflicht als Vater nicht voll gethan? Und — war dies die Strafe dafür?

... Es wurde ihm beklommen zu Muthe, ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust. Theilnehmend griff der alte Mann nach seiner Hand. „Wir werden ihn finden!“

„Es ist nicht allein diese Sorge!“ erwiderte Walter. Und nun sprach er, einem unwiderstehlichen Drange nachgebend, seine quälenden Gedanken aus. Der andere hörte ernsthaft zu.

„Erinnern Sie sich unseres gestrigen Gesprächs?“ sagte er endlich voll Milde. „Dies gehört auch dazu. Ist es denn die sogenannte Welt mit allen ihren rastlosen Interessen und gesellschaftlichen Pflichten werth, daß man das Größte um sie auf

Militäriſche Uebung auf Schneeſchuhen.
Nach einer Zeichnung von O. Gerlach.

giebt, den Frieden ſeines Hauſes, die Liebe ſeiner Kinder? Wenn auch Sie ſich, wie ich aus Ihren Worten ſchließen muß, von dem großen Strome zu weit haben mitreißen laſſen, dann ſegnen Sie den heutigen Tag, der Ihnen die Augen öffnet! — Kommen Sie, wir wollen dieſe Anhöhe da zu Fuß hinauf, die Bewegung in der Morgenluft wird Ihnen gut thun!“

Sie ſchritten miteinander, ſich ſtets nach allen Seiten umblickend, den Waldweg zwiſchen thaufriſchem Brombeergerank und einzeln herumgeſtreuten Felsblöcken empor. Plötzlich blieb Walter ſtehen, ein Zittern überlief ihn, er deutete, unfähig zu ſprechen, nach einem der Blöcke, hinter welchem ein Stiefel und der Anfang einer karierten Hoſe im Gras ſichtbar wurde. Im nächſten Augenblick ſtürmte er mit einem Satze hinüber, der Profeſſor folgte, ſo ſchnell er konnte, und da lag er vor ihnen — ſchlafend, nicht tot, der geſuchte Fritz, in ſich zuſammengekauert, das dünne Ränzchen unter dem Kopfe, ein armes hilfloſes Kind. Es ſtieg dem Vater heiß vom Herzen in die Augen, als er ſich über das blaſſe Geſicht beugte.

„Fritz!“

Der Knabe ſchlug die Augen auf und fuhr zuſammen. „Ach Papa, ſchlage mich nicht!“

Walter erröthete. Ehe er antworten konnte, ſagte der Profeſſor gütig: „Komm, mein Junge, ſteh' auf und bitte Deinen Papa um Verzeihung für die Angſt, die Du ihm gemacht haſt! Das war ein recht dummer Streich. Haſt Du denn gar nicht gedacht, wie Deinen Eltern zu Muthe ſein werde?“

„Ach freilich — hinterher!“ ſchluchzte Fritz. „Und der Seppl hat mich auch im Stich gelaſſen — wie er ſah, daß ich nichts mehr hatte —“

„Was haſt Du denn überhaupt gehabt?“

„Eine Mark und fünfzig Pfennige. Aber das haben wir alles geſtern auf der Kirchweih ausgegeben und hernach lief der Seppl fort — und da bin ich allein weiter gegangen — bis hierher und habe mich da zum Schlafen niedergelegt. O Papa, verzeihe mir!“ brach er überwältigt aus. „Ich war ſchlecht, ich ſehe es jetzt ein, aber ich will mich gewiß ändern. Nur diesmal noch verzeihe mir!“

„Komm zur Mama!“ ſagte dieſer erſchüttert mit ungewohnter Milde. „Wir wollen jetzt ein neues Leben anfangen, Fritz, ein beſſeres als vorher.“

„Und was nun?“ fragte Walter, als Einlieferung und Begrüßung, Emmys Freudenthränen und die Aufregung der Kinder und Hausbewohner vorüber waren und er den neugewonnenen verehrten Freund nach deſſen ſtillem Häuschen zurückgeleitete. „Sie haben mir heute einen ſo großen Dienſt erwieſen, daß Sie ſich nicht wundern dürfen, wenn ich gleich noch um mehr bitte. Ich ſehe jetzt erſt ein, daß man nicht ſelbſtverſtändlich ein Erzieher iſt, weil man Kinder hat; helfen Sie mir mit Ihrem Rath weiter! Was ſoll ich nun mit dem Jungen anfangen, um ihn auf den rechten Weg zu bringen?“

„Dasſelbe, was Sie früher hätten thun müſſen, um ihn darauf zu erhalten: er muß Ihre tägliche Sorge werden, Sie dürfen jetzt ſeine Entwicklung, ſein Lernen keinen Augenblick mehr aus den Augen laſſen. Dabei muß er Liebe fühlen und Aufmunterung, ſobald die erſten Fortſchritte kommen, das Ehrgefühl des künftigen Mannes muß in ihm geweckt werden, er muß allmählich im Vater den Freund erkennen und in den abendlichen Erholungsſtunden unter ſeinen Augen das beſte Glück finden.“

„Erholung! Bei dieſer Ueberbürdung im Lernen! Die Jungen müſſen ja bis zehn Uhr fortarbeiten.“

„Ich glaube, das kommt vielfach daher, daß ſie nicht verſtehen, richtig zu arbeiten, und daß man ſie auch darin nicht beaufſichtigt. Wie viel von ihrem Arbeitsſtoff müßten ſie ſchon aus der Klaſſe im Kopfe vorbereitet mitbringen! Dann — eine Stunde Vieruhrbrot, Bewegung im Freien, völlige Ausſpannung und hierauf eine weitere Stunde raſches geſammeltes Arbeiten,

Digitized by Google

ohne Hinhorchen auf das, was mittlerweile im Familienzimmer vor sich geht, ohne Abhaltung durch hereingeschneite Kameraden mit allerhand Zerstreuungen und ohne die Freiheit, zwischenhinein fortzulaufen. Mittwoch und Samstag, die Tage der größeren Arbeiten, dürften nicht für Kindergesellschaften und dergleichen verwendet werden; im Theater hat ein Junge unter vierzehn Jahren überhaupt nichts zu suchen — kurz, ich bin überzeugt, daß die Klagen über die Schule vielfach das Haus treffen, denn ich sehe stets wieder Beispiele, daß richtig zur Arbeit und zur Erholung angeleitete und normal begabte Jungen das Gymnasium ohne Ueberanstrengung durchmachen."

„Es giebt aber solche, die auch bei bestem Willen eine Stunde an einer Seite Wörter lernen, und Fritz gehört leider dazu."

„Und warum müssen diese durchaus in die gelehrte Schule gezwungen werden?" fragte der alte Mann ernsthaft. „Haben wir da nicht auch wieder ein Stück Größenwahn unserer Zeit? Warum soll der Sohn des Beamten, Professors und Offiziers nicht einen einfachen praktischen Beruf ergreifen, wenn seine Fähigkeiten zum Studium nicht reichen? Ich weiß wohl, man schützt das Einjährigen-Examen vor. Allein das ist auch von der Realschule aus zu erreichen. Ich möchte doch lieber meinem Sohn das Ziel kleiner stecken und ihn dann mit frischer Kraft drauf losgehen und zum tüchtigen Menschen werden sehen, als ihn schon von Anfang an nach einem höheren vergeblich ringen lassen. Das Sprichwort: ‚Jeder ist seines Glückes Schmied' hat seinen tiefen Sinn, jedoch nur für den, der nicht zu hoch hinaus will. Man muß auch mit seinen Kindern bescheiden sein; Genies kann nicht jeder zu Söhnen haben, aber sie zu tüchtigen pflichttreuen Menschen erziehen — das kann jeder. Und diese finden dann doch ihren richtigen Platz. Lassen Sie Fritz, der, wie Sie sagen, Sinn und Freude für Naturwissenschaften hat, die Realschule und das Polytechnikum besuchen, um sich für die Elektrotechnik oder eine andere praktische Thätigkeit vorzubereiten. In allen diesen Berufsarten hat der Sohn aus gutem Hause, der streng ehrliche und gescheite Mensch, die besten Aussichten. Dann steht Fritz die Welt offen, und wer weiß, was sie noch alles aus seinen Fähigkeiten entwickelt, die heute nicht dazu angethan sind, Latein und Griechisch zu lernen!"

„Sie mögen recht haben," sagte Walter zögernd. „Wenn ich nur gewiß wüßte, daß es Unfähigkeit und nicht Faulheit ist! Man entschließt sich so schwer, den Sohn auf das verzichten zu lassen, was man selbst einst ohne Schwierigkeit fertig gebracht hat."

„Wissen Sie was? Schicken Sie mir ihn, so lange Sie hier sind, täglich eine Morgenstunde mit seinen Büchern herauf. Nach vier Wochen glaube ich, Ihnen hierüber ziemlich Gewisses sagen zu können."

Walter stand ergriffen da. Er kam sich mit seiner eleganten Haltung und dem empfindlichen Selbstbewußtsein auf einmal so klein vor gegen den einfachen Menschenfreund im abgetragenen Rock, der nun bedächtig seine Gartenthüre aufschloß und ihm die Hand zum Abschied hinstreckte. Lebhaft griff er danach und sagte voll tiefer Bewegung:

„Ich danke Ihnen mehr, als Sie ahnen können. Ihr großmüthiges Anerbieten nehme ich als Wohlthat von höchstem Werthe an. Meine Frau wird auch glücklich darüber sein . . . dieser Tag wird zur Wendung in unserem Leben. Wie ich Ihnen das alles vergelten soll, weiß ich freilich nicht!"

„Nicht mir — anderen vergelten Sie es," erwiderte der Alte, heiteren Glanz auf der Stirne und die Augen voll Milde auf den Jüngeren gerichtet. „Wie kann der einzelne besser dem Ganzen dienen, als indem er jeden Dienst leistet, der überhaupt im Bereich seines Armes liegt? Nichts einfacher als das. Und das Ganze, lieber Freund, das Ganze ist die Hauptsache!"

12.

Ein prächtiger Septembermorgen stand über dem Lande Tirol. Hellleuchtend ragten die rosenfarbenen Gebirgshäupter in den tiefblauen Himmel, duftige Nebelschleier zogen zwischen ihren Zinnen und Schroffen hin, und in tausend Tropfen funkelnd dehnten sich die grünen Halden zum Thal abwärts. Dieses selbst war noch von kämpfenden Nebelmassen verdeckt, aber schon stachen die Tannenspitzen aus dem weißen Duft heraus ins Sonnenlicht, und immer stärker klang das Wasserrauschen aus der Tiefe. Daneben wurde noch ein anderer Ton hörbar: durch Dampf und Dunst kam das Schnauben einer Lokomotive, die keuchend ihren Wagenzug zwischen Fluß und Bergwand aufwärts schleppte. Sie hatte längst die Stadt Innsbruck mit ihren Kuppeln und ragenden Bergschlössern hinter sich, nun wühlte sie sich immer weiter in das stets enger werdende Thal des Inn hinein, wo die Wände steil in das reißende Wasser hinunterschauen, wo Straße und Bahn dem Felsen abgerungen sind und durch die Scharten da und dort die großen Eis- und Schneefelder von fern hereinlugen. Station Imst war passiert, als das Nebelmeer gerade über der Lokomotive sich theilte, wie durch ihren schrillen Pfiff gespalten, und nun drang mit dem Sonnenschein zwischen den entweichenden Nebelfetzen soviel Pracht von allen Seiten auf die Reisenden im Aussichtswagen ein, daß sie kaum genug Augen hatten, um alles zu sehen.

Ganz vorn an dem großen Glasfenster stand ein junges Mädchen im einfachen grauen Reisekleid. Sie stützte beide Hände auf die Brüstung und wandte das Gesicht, völlig hingenommen, so nach der Aussicht, daß ihren Mitreisenden nur ein schmaler Theil davon sichtbar blieb. Schon lange stand sie so, ungeduldig das Fallen des Nebels erwartend und nach jeder Felsenecke hinausspähend. Nun, da in unaufhörlicher Folge grüne, dörfergekrönte Höhen, rauschende Wildwasser mit hohen Brücken, silberne Schneefelder über dunklen Tannenwäldern an ihren Augen vorüberzogen, vergaß sie in ihrem stillen Entzücken vollends die Reisegesellschaft, die hinter ihr englisch und deutsch schwatzte. Sie hatte auch nicht bemerkt, daß in Imst ein bestaubter und sonnverbrannter Passagier eingestiegen war, der sie selbst aus dem Hintergrunde des Wagens ein Weilchen zweifelhaft musterte, dann aber, als ihm einen Augenblick ihr volles Profil sichtbar wurde, sich lächelnd den graublonden Bart strich und murmelte:

„Sieh da, die selbständige Paula! Am Ende auf der Reise nach der Emanzipation! Aber wie gut sie aussieht in ihrer entschlossenen Haltung — keine Spur von ihrem sonstigen gedrückten Wesen!"

Und Thormann, denn er war es, setzte sich seitwärts und betrachtete über ein paar alte Engländerinnen weg die feine Umrißlinie des Kopfes mit dem weichen Filzhütchen auf tiefgesteckten dunkeln Flechten und die schlank abfallenden Schultern, über welche der Riemen des Täschchens lief.

Ein Tunnel klappte jetzt den schwarzen Deckel über das farbenreiche Bild draußen, und allgemeines Niedersitzen erfolgte. Thormann half sich in der Dunkelheit über ein paar Sitze vorwärts; als dann wieder Helle zu den Fenstern hereindrang, fiel Paulas Blick auf ein wohlbekanntes, ernsthaft freundliches Gesicht, dessen hellblaue Augen mit einer gewissen Erwartung nach ihr hinsahen.

Eine leise Röthe stieg in ihre Wangen, dann stand sie auf, that entschlossen einen Schritt gegen ihn, der sofort emporsprang, und bot ihm die Hand.

„Herr Thormann — wie froh bin ich, Sie hier noch einmal zu sehen!"

Unter dem Bartdickicht entwickelte sich ein humoristisches Lächeln, und mit einer gewissen Anzüglichkeit sagte der Maler:

„Ich hätte nicht gehofft, eines solchen Vorzugs zu genießen, gnädiges Fräulein."

„Schelten Sie nur, Sie haben alles Recht dazu," sagte sie freimüthig und blickte ihn dabei so unverzagt an wie noch niemals während ihrer Bekanntschaft, „ich habe mich damals gar zu albern gegen Sie benommen, als Dank für Ihre Freundlichkeit. Längst hätte ich Sie gern um Verzeihung gebeten, und daß ich dies nun auch noch kann, das letzte, was mir vor dem Abschied noch auf der Seele lag, das macht mich wahrhaft glücklich. Nicht wahr, Sie tragen mir's nicht ferner nach?"

„Ich habe das bis jetzt auch nicht gethan; ich bedauerte nur hinterher, wieder einmal nach meiner verzweifelten Gewohnheit zu geradeaus geredet zu haben. Schlimm, wenn man so etwas nicht loswerden kann!"

„Mir kommt das gar nicht schlimm vor," erwiderte sie ernsthaft. „Sie dürfen auch nicht glauben, es habe mich verletzt, zu merken, daß Sie meine Lage als hilfsbedürftig kannten, nein, gewiß nicht. Es kam nur an jenem Tage so viel zusammen . . .

Sehen Sie," fuhr sie entschlossen fort, „obgleich es eine schlechte Entschuldigung ist und ich sonst gar nicht zugeben mag, daß eine Frau sich immer auf das Gefühl berufen soll, statt auf vernünftige Gedanken — ich kann nur sagen, daß ich damals furchtbar unglücklich war, hoffnungslos, aus Verhältnissen herauszukommen, in welchen ich mich langsam erstickt fühlte. Das alles hätte ich Ihnen damals nicht mittheilen können — heute ist es anders, ich fühle mich jetzt in der Freiheit als ein neuer Mensch und jetzt, abschiednehmend von den alten Verhältnissen und auch von Ihnen, ist es mir eine wahre Erleichterung, alles das einmal offen auszusprechen."

„Heute sind Sie ganz glücklich, wie es scheint, Fräulein Paula!"

„Ja!" sagte sie mit glänzenden Augen. „Jetzt habe ich erreicht, was damals unmöglich schien. Ich bin auf dem Wege nach Zürich und dort werde ich die Freiheit haben, nach Herzenslust zu arbeiten, alle Grundlagen selbst zu erwerben, statt nur immer die Resultate aus zweiter Hand zu nehmen; in einigen Jahren kann ich dann an der Schwelle einer eigenen Laufbahn stehen!"

War das dieselbe Paula, die sonst scheu jedem Gespräch auswich? Als unbefangener Beobachter hätte Thormann finden müssen, wie jetzt erst dies junge geistvolle Gesicht seinen wahren Ausdruck hatte und wie lieblich bei dem eindringenden Blicke der Augen die reine Unschuld des Mundes wirkte. Aber er schien nicht zu solcher Betrachtung aufgelegt, er fühlte sich von so viel kühler Selbständigkeit unangenehm berührt und sprach seinen Gedanken aus.

„Sie sind ehrgeizig, Sie möchten sich auszeichnen!"

„Ich möchte eine Pflicht haben und sie erfüllen," sagte sie einfach. „Ich glaube, daß es unerlaubt ist, nur für sich hinzuleben, ohne irgendwie zu nützen. Es giebt so viel in der Welt zu thun, wenn man den Willen dazu hat —"

„Sollte sich die Gelegenheit dazu nicht vor allem in der eignen Familie bieten?" fragte er hartnäckig.

Sie sah ihn ohne alle Empfindlichkeit an: wenn das seine Meinung war, mußte er sie selbstverständlich aussprechen; allein einschüchtern ließ sie sich nicht dadurch.

„Die Familie!" erwiderte sie lebhaft, „die Fesseln, die tausend Mädchen binden, ohne ihnen dafür das Gefühl der Unentbehrlichkeit zu geben! Wo schon zwei Töchter vorhanden sind zur Hilfe und Unterhaltung — muß da die dritte auch dabei bleiben, um unnütze Tage herumzubringen und fortwährend das Gefühl der eigenen Ueberflüssigkeit zu genießen? Wie viele meiner Bekannten leiden unter demselben Drucke, wie viele möchten ernstlich arbeiten, da man ihnen ja von Kind auf den Segen der Arbeit predigt, und dürfen es nicht, weil entweder der Anstand oder der Papa oder sonstige Rücksichten es verbieten. Heirathet ein Mädchen mit siebzehn Jahren, wohl und gut, dann entläßt die Familie sie mit Freuden —"

„Weil sie damit ihre Bestimmung erfüllt."

„Und die vielen, die nicht dazu gelangen, die dann nach dem Tode der Eltern arm und unfähig zu einer Erwerbsthätigkeit dastehen? Ist es nicht grausam, ihnen eine solche Zukunft zu bereiten, nur damit Papa und Mama sich zeitlebens so recht gemüthlich im Kreise ihrer Töchter fühlen?"

Darauf war nicht so leicht zu antworten. Er sah sie nachdenklich an. Wieviel Bitterkeit mochte die junge Seele schon in sich verwunden haben! Und sie deutete mit keinem Worte auf eigene Leiden hin!

Schweigend saßen sich Paula und Thormann eine Zeit lang gegenüber.

„Ich begreife sehr wohl," sagte der letztere endlich, die vorher ausgesprochene Reue über seine Aufrichtigkeit schon wieder vergessend, „daß gerade Sie in Ihren häuslichen Verhältnissen sich nicht wohl fühlten."

„Ich paßte nicht hinein, das war alles, und deshalb konnte niemand mit mir zufrieden sein. Mama hat auch mich sehr lieb, aber meine ganze Richtung war ihr ungeheuerlich. Und Wilma —" sie sah den plötzlich sich verdüsternden Ausdruck seines Gesichtes und fuhr mit raschem Erröthen fort: „Urtheilen Sie nicht hart über Wilma! Sie ist ein Ausnahmegeschöpf, mit glänzenden Eigenschaften ausgestattet. Auch sie leidet unter dem Drucke der Verhältnisse, sie würde sich in glücklicheren ganz anders entwickelt haben."

„Fräulein Paula —" fing er an und stockte, denn, was ihm auf den Lippen schwebte: „Sie sind ein außerordentliches Mädchen!" das konnte er doch nicht aussprechen und ebensowenig konnte er ihr hier vor den Leuten die Hand drücken, wie er gerne gethan hätte. So blieb nichts übrig, als sie lange und eindringlich anzuschauen, wobei es ihm war, als sehe er sie heute zum ersten Male. Sie empfand darüber eine plötzliche Verlegenheit und wandte die Augen wieder durchs Fenster, der so lange vernachlässigten Aussicht zu.

Da ging ihm die Möglichkeit des Verabschiedetwerdens auf, und er beeilte sich, das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Sie haben sich also für ein Leben der Pflicht begeistert. Und der Gedanke, im fremden Lande allein unter fremden Menschen zu stehen, schreckt Sie nicht?"

„Es giebt ein schönes Wort, an das ich oft denke: ‚Die Erde ist überall des Herrn'. Das heißt für mich: überall stehen wir im Dienste unserer Mission und finden Genossen dafür. Freilich an unser kleines persönliches Ich dürfen wir nicht soviel denken, es ist ja auch ein herzlich uninteressantes Ding, das muß sich unterordnen!"

Er lächelte. „Und wenn einmal — verzeihen Sie dem Ungläubigen, der Ihnen auf diese Höhe nicht zu folgen vermag — wenn einmal der Tag kommt, wo Ihr Herz, das so streng zur Ruhe verwiesene, doch sprechen wird?"

„Aber das hat ja längst gesprochen!" rief sie eifrig, wie ein Schulmädchen, das recht haben will.

„Ah! . . . In der That?" stieß er verblüfft und merklich enttäuscht heraus, um nach einer kleinen Pause hinzuzusetzen: „Freilich, wie konnte ich das auch vergessen!"

„Sie?" fragte Paula ganz erstaunt. „Ja, woher wollen Sie denn überhaupt etwas von mir wissen?"

„Nun, wissen wohl eigentlich nicht, aber vermuthen. Ich sah es selbst an jenem Wintermachmittage im ‚Lehrlingshort', wie eifrig der junge Lehrer Ihre Gesellschaft suchte."

„O," rief sie lachend mit der mädchenhaftesten Schelmerei, „das ist köstlich, da sind Sie hübsch schlafgegangen! Herr Lenz ist ja mit Selma Breitenbach, der Tochter des Vorstandes, im stillen verlobt. Der folgte er — freilich ging sie mit mir Arm in Arm."

„Nun, wenn es also dieser nicht ist —"

„So braucht es noch lange kein anderer zu sein. Sie haben mich vorhin ganz mißverstanden und ich Sie auch, als Sie von dem Herzen sprachen. Ich wollte nur sagen: mein Herz ist aufs lebhafteste bei meiner künftigen Berufswahl betheiligt; alles Glücksgefühl, das ich jetzt empfinde, strömt ja einzig aus ihm hervor!"

„Eine seltsame Anschauung von Glück in so jungen Jahren!" sagte er kopfschüttelnd.

„Sie ist für mich die natürliche," erwiderte sie einfach. „Jeder muß doch von seiner Stelle aus das Leben ansehen, nicht wahr? Nun, ich sehe, seit ich denken kann, ein rastloses Jagen nach persönlichem Glück, ich sehe Menschen, die scheinen wollen, was sie nicht sind, um Zwecke zu erreichen, die sie nicht eingestehen. Dabei täuschen sie sich doch fortwährend und werden innerlich klein, völlig unfähig, die großen geistigen Freuden des Lebens auch nur zu ahnen. Ist es ein Wunder, wenn man sich da einmal auf den gerade entgegengesetzten Standpunkt stellt? Ich habe das natürlich ganz in der Stille gethan, denn so oft ich redete, wurde ich als ganz verkehrt und unpraktisch ausgelacht. Aber ich kann nicht anders fühlen; mir kommt das Geschenk des Lebens als etwas so Hohes und Wunderbares vor, dieses zum Licht Auftauchen für eine kurze Spanne Zeit, daß ich es wie ein Angstgefühl empfinde, nicht hinlänglich die Verpflichtungen zu erfüllen, die es auferlegt. Früher, wenn ich von großen Menschen las, pochte mir das Herz, es ihnen nachzuthun. Seither habe ich wohl eingesehen, daß das nur den Außergewöhnlichen möglich ist; aber zugleich ist es mir immer wärmer und beglückender zum Bewußtsein gekommen, daß auch der Bescheidenste wirken kann, wenn er sich ganz in den Dienst der Pflicht stellt. Und dies ist nun mein fester Vorsatz geworden, und wenigstens einer billigt ihn, mein lieber alter Onkel Mayer, der für mich der verehrungswürdigste aller Menschen ist. Wo mich das Schicksal künftig verwenden wird, weiß ich nicht, ich folge einstweilen dem Weg, den meine Fähigkeiten mir zeigen. Täusche ich mich über sie, reichen sie nicht zu einer guten Aerztin, so werde ich eine gute Pflegerin werden. Allein nützen und zugleich lernen — das werde ich immer können, und da dies nun einmal mein Begriff von persönlichem Glücke ist, so verstehen Sie wohl, daß ich eine außergewöhnlich glückliche Person sein werde!"

Sie blickte ihn lächelnd an, aber wie verschieden war dabei ihr leuchtender klarer Blick von Vilmas bedeutungsvollem Augenaufschlag! Der Vergleich kam ihm ganz plötzlich zu Sinne, und er begriff nicht, daß er diese ebenfalls sehr schön geschnittenen großen Augen so lange neben den anderen kaum bemerkt hatte. Indessen — ging es nicht mit der ganzen Persönlichkeit ebenso? Diese Paula war ja die weitaus interessantere von beiden! Und das erkannte er jetzt erst, wo sie ihm in kürzester Frist schon aus den Augen verschwinden sollte!

„Station Landeck!“ — Schon?! . . Hier sollte er ja aussteigen, um nach Finstermünz zu kommen. Na, dem ließ sich leicht abhelfen durch ein Billet nach der Schweizer Endstation, so blieb man noch ein paar Stunden beisammen. Ihm konnte es ja einerlei sein, wohin er fuhr, und so angenehm hatte er sich seit lange nicht im Bahnwagen unterhalten.

Eilig entstieg er demselben, das neue Billet zu holen, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Paula erfuhr nur im Laufe der Unterhaltung, daß er einen Ausflug ins Rheinthal vorhabe. Dann saßen sie in bester Stimmung an dem geöffneten Aussichtsfenster beisammen. Die herrlichen Landschaftsbilder zogen vorüber, und der goldene Septembertag goß seinen Glanz darüber aus. Die beiden Schweigsamen geriethen so lebhaft ins Gespräch, daß ihnen die Zeit vorüberflog wie draußen die wechselnde Landschaft, und bald kam über jedes von ihnen ein heiteres Sichgehenlassen, als habe es das andre schon lange gut gekannt.

In Feldkirch schaffte Thormann einen Kellner mit Wein und Speisen herbei, er nöthigte Paula, die in Gedanken an ihre schmale Börse am liebsten nur ein Brötchen gegessen hätte, zum Zugreifen und wurde sehr zornig, als sie einen schüchternen Versuch zum Zahlen machen wollte. Dann ging es weiter, und ihm fiel der bevorstehende Abschied immer schwerer ins Bewußtsein. Das Gespräch fing an, Pausen zu bekommen.

„Fräulein Paula,“ begann er plötzlich nach einer solchen, „kennen Sie meine Kleine?“

„Sigrid? O ja, ich habe sie bei meinen Schwestern gesehen.“

„Welchen Eindruck machte sie Ihnen?“

Paula zögerte in der Erinnerung an Sigrids maßlose Ungezogenheiten. „Sie sieht intelligent aus,“ sagte sie endlich.

„Und ist nebenbei sehr verzogen, nicht wahr?“

„Ich glaube, ja!“

„Das finden Sie also auch! Ich merke es schon seit längerer Zeit, aber wie soll man dem abhelfen?“

„Können Sie sich nicht entschließen, das Kind ein paar Jahre von sich wegzugeben, in ein gutes Familieninstitut, wo es von erfahrenen Frauenhänden zum Rechten angehalten wird? Ohne solche Erziehung werden die Kindermanieren leicht zu Charakterfehlern der Erwachsenen, und die sind dann nicht mehr zu ändern.“

„Sie haben wohl recht!“ seufzte der solchergestalt am Gewissen gepackte Vater und versank eine Zeit lang so tief in Nachdenken, daß er nicht merkte, wie nahe schon das Ziel der Fahrt sei, und über den Ruf: „Station Buchs!“ ganz verstört auffuhr.

Zwanzig Minuten Aufenthalt — Zollrevision, Gedränge und Durcheinander! Thormann leistete der jungen Reisenden noch jeden möglichen Dienst, dann half er ihr ins Damencoupé. Ein kurzer Händedruck war gewechselt worden, er hatte es auch nur zu ein paar einfachen Abschiedsworten gebracht, aber seine treuen blauen Augen ruhten so selbstvergessen auf dem jungen Gesicht hinter den Wagenfenstern, daß eine Paula gegenübersitzende töchterreiche Mutter es entschieden auffallend fand.

Da klangen die drei kurzen Glockenschläge — noch ein Gruß, ein freundliches Nicken zur Antwort — und fort rollte der Zug.

Thormann saß noch lange in der Bahnhofrestauration, gedankenvoll vor sich ins Glas starrend, und würde ohne die Mahnung des Kellners nicht mehr in den Zug gekommen sein, der nach Landeck zurückfuhr. Paula ihrerseits dachte in dem überfüllten Damencoupé: „Eigentlich haben die nicht so unrecht, die ihre Lebensreise gern im Schutze einer guten und treuen männlichen Begleitung machen wollen. . . . Ah bah! man muß sie auch allein fertig bringen. Kopf in die Höhe, nun geht das neue Leben an!“ Aber es erschien ihr auf einmal nicht mehr so beglückend wie heute morgen.

Lars Thormann an Paula von Düring in Zürich.

Landeck, 20. September 18 . .

Mein verehrtes Fräulein!

Es sind erst fünf Tage, seit Sie von mir geschieden sind, und doch dünken sie mich sehr lange. Ich sitze hier oder laufe auch wohl umher, aber meine Gedanken drehen sich unablässig um einen Punkt, und ich kann nicht mehr anders, als Ihnen dieselben mitzutheilen. Vermuthlich, ich sage mir es immer wieder, wird das an Ihrem Entschluß nichts ändern können, aber eine schwache Möglichkeit bleibt immerhin, und auf diese richte ich jetzt meine Augen, wenn ich Ihnen schreibe.

Fräulein Paula — müssen es durchaus fremde Menschen in unbekannten Verhältnissen sein, welchen Sie Ihre Sorge und Theilnahme widmen wollen? Könnten Sie sich nicht entschließen, als den Ihnen bestimmten Ort der Pflicht das Haus eines einsamen Mannes anzusehen, der gerade genug Ecken und Wunderlichkeiten hat, um den Verkehr mit ihm recht schwierig zu machen, ganz abgesehen von seinem Kinde, zu dessen endlicher Erziehung die Geduld eines Engels nothwendig ist?

Sie sehen, ich biete Ihrem Hunger nach Opfern und Selbstüberwindung glänzende Aussichten. Nun aber lassen Sie mich als ehrlichen Mann auch die erschwerenden Umstände anführen! Daß Sie nämlich mit einem Ja einen Menschen unendlich glücklich machen würden.

Es war nur ein Tag, den wir miteinander zubrachten, allein er hat mir in Ihnen ein Wesen gezeigt, wie ich es nicht mehr hoffte finden zu können. Und nicht nur Ihr fester besonnener Geist, Ihr klares Gemüth sind es, die mich entzücken — es ist ebenso die Anmuth Ihrer äußeren Person, Ihr holdes Lächeln, die braunen stillen Augen, Ihr ganzes liebes Bild, das überall, wohin ich gehe, mich umschwebt.

Dies mußte ich Ihnen sagen, auf die Gefahr hin, daß es Sie erschreckt und meinem Antrag abgeneigt macht. Es ist mir sehr ungewiß zu Muthe, liebe Paula, denn ich weiß, daß Sie mich viel näher kennen müßten, um Ihre Hand ohne Ueberwindung in die meine zu legen. Und doch möchte ich die Hoffnung haben, daß Sie mich künftig lieben lernten, wie ich Sie heute schon von Herzen liebe. Entscheiden Sie also! Aber lassen Sie mich, ich bitte, nicht länger in dieser Ungewißheit, als durchaus nöthig ist! Geben Sie mir ihr Ja oder Nein telegraphisch hierher! Im letzteren Falle hören Sie nie mehr von mir, im ersteren kommt zwölf Stunden später und holt Sie als ein sehr Glücklicher heim Ihr Lars Thormann.

Telegramm.

Herrn Thormann, Landeck.

Ja, und ohne Ueberwindung! Paula.

13.

Fünf Jahre später.

„Siebenundvierzig!“ sprach der Ministerialrath Walter und that dabei einen Athemzug, der fast wie ein Seufzer klang, obwohl die Veranlassung zu einem solchen aus seiner augenblicklichen Situation nicht abgeleitet werden konnte. Denn er stand am Abend seines Geburtstages, Gäste erwartend, in dem schönen hell beleuchteten Salon, Frau und Tochter zur Seite, und betrachtete mit ihnen noch einmal die unter Blumen und Kuchen aufgebaute Gabenfülle seines Tisches: neue Bände Afrikareisen, hübsche Juchtengegenstände, daneben zwei schriftliche Geistesprodukte der Herren Söhne und seine, schneeweiße, von Elsbeths fleißigen Fingern gesäumte Tücher, außerdem noch manches Zeichen glückwünschender Freundschaft. All dies war sehr schön und erfreulich, und doch seufzte der Herr Ministerialrath.

„Siebenundvierzig!“ wiederholte er nachdenklich. „Die Jugend ist vorbei, das Rad steht nicht still, ob man auch noch so sehr verlangt, in seine Speichen greifen und ‚Halt!‘ rufen zu können. Es hilft nichts, als sich mit Ergebung aufs Altwerden einzurichten — wie, Schatz?“ Und er wandte zärtlich die Lippen nach dem blonden Haupt, das glücksfroh wie einst in fernen Jugendtagen an seiner Schulter lehnte.

„Da hört man wieder einmal den ‚schönen Mann‘,“ sagte Karoline Wiesner, die eben beschäftigt war, ihre Geburtstagsgabe,

Palmsonntag.
Nach einem Gemälde von P. A. Cot.

Digitized by Google

Elsbeths Porträt, ins beste Licht zu rücken. „So einer ist doch immer doppelt so anspruchsvoll und undankbar als das übrige Mannsvolk. Haben Sie noch nicht genug an Glücksgütern, Unersättlicher? Eine glänzende Beförderung —"

„Nur seinen Verdiensten angemessen," versetzte die schlanke Elsbeth und hob sich auf den Zehenspitzen liebkosend an dem Papa empor.

„Eine Frau, für die Sie alle Tage Gott auf den Knien danken müßten, die ungerathenen Mädels, die ihren Papa nur verwöhnen, die beiden Jungen, an denen Sie Freude haben können —"

„Na ja," erwiderte er gedehnt. „Das ist alles gut und schön. Aber die Bedingung, unter der man das hat, das eigene Altern, ist eben doch eine scheußliche Sache."

„Je nachdem man's nimmt," erwiderte sie mit verstellter Unschuld. „Die wirklichen Altersbeschwerden fangen bei gesunden Menschen erst hinter den Sechzigern an, und bis dahin ist's doch eine hübsche Zeit gewesen!"

„Ach, davon spreche ich jetzt nicht —"

„Sie meinen mehr den kosmetischen Theil der Sache?" lachte sie. „Ja, das ist freilich für schöne Leute sehr schmerzlich. Darin haben es die Nichthübschen besser; wer nie geblüht hat, dem thut auch das Verblühen nicht weh. So gleicht sich alles aus in dieser Welt. Aber es giebt doch ein ausgezeichnetes Mittel auch für die Schöngewesenen, alle unangenehmen Empfindungen darüber los zu werden —"

„Und das wäre?" fragte er mißtrauisch.

„Sie errathen es nicht?" Sie setzte sich zu ihm und sah ihn lächelnd an. „Nun, ganz einfach, am fünfzigsten Geburtstag seine Eitelkeit abthun, ermorden, austilgen! Denn sie allein ist es doch, die vor dem Altaussehen zittert. Graue Haare thun nicht weh, Falten ebensowenig, man kann trotzdem innerlich jung bleiben und von den Jungen geliebt werden, wenn man ein warmes Herz für sie behält und nicht vergißt, daß jetzt die Zeit gekommen ist, an sie abzuzahlen, was man einst von seinen Alten empfing. Das ganze Leben ist uns ja nur unter Bedingungen gegeben, und eine davon heißt: das Alter so selbstverständlich und natürlich hinnehmen, wie man einst die Jugend nahm. Es hat wie diese seine Merkmale, seine Leiden und Freuden —"

„Und Freuden?!" wiederholte Walter ironisch.

„Rechnen Sie die ruhige Erkenntniß, den inneren Frieden, die Freiheit von leidenschaftlichen Irrthümern für nichts? Wer Gesundheit und verhältnißmäßige Körperkraft bewahrt, der kann auch in älteren Tagen im Natur- und Kunstgenuß ein unendlich erhöhtes Glück finden, er wird, im Hinblick darauf, daß die Nacht kommt, in der niemand wirken kann, doppelt für das Wohl seiner Mitmenschen sorgen und handeln, und er wird in solcher Thätigkeit genug Herzen finden, die ihm in lebhaftester Neigung anhängen. Das ist für meinen Geschmack ein wahreres Jungbleiben, als radfahrender Greis zu sein oder gletscherbesteigende Großmutter oder was für Blüthen die ‚Berechtigung der Persönlichkeit' heutzutage sonst noch treibt."

„‚Man ist so alt, als man sich fühlt'!" citierte Walter.

„Ja, aber die Natur schreibt mit deutlichem Finger den Kommentar zu diesem Spruche in die Gesichter, und die anderen sehen's, man mag sich fühlen, wie man will. Ich kannte eine Dame, welche sagte: ‚In der Gesellschaft wird man nicht älter als vierzig Jahre, was darüber ist, das muß gemacht werden!' Nun, und sie ‚machte' es denn auch so gut, daß sie aussah wie ein übertünchtes Grab."

Emmy lachte. „Nein, Linchen, soweit kommen wir nicht. Wir altern einmal ganz hübsch natürlich, mit Würde und Heiterkeit. Ich weiß übrigens gar nicht, wie Ihr gerade auf dies Gespräch verfallt. Schau' ihn Dir doch einmal an, sieht er denn für seine Siebenundvierzig nicht brillant aus?"

„Natürlich thut er das, er will ja bloß mit seinem Alter kokettieren. Wenn's einmal Ernst wird, spricht er nicht mehr davon."

„Und der junge Gatte Thormann ist nicht viel jünger als er."

„Der Thormann, ja wahrhaftig! Aber ich weiß nicht, bei dem denkt man überhaupt nicht daran, ob er alt oder jung ist; ich glaube, weil er selbst nicht daran denkt und in aller Unbefangenheit so dahinlebt. Das sind doch die Glücklichsten, die das fertig bringen."

„Kein Wunder," dachte Hugo und warf einen schnellen Blick in den Spiegel, aus dem ihm ein immer noch eines Odysseus würdiges Haupt, wenn auch mit etwas Silberglanz an den Schläfen, tröstlich entgegenleuchtete, „kein Wunder! Wer so aussieht wie der gute Thormann, der weiß nicht, was andere mit der Jugend verlieren. Und das naive Linchen spricht auch davon wie der Blinde von der Farbe. Na" — zweiter Blick der Genugthuung — „eine Weile thut sich's noch!"

Und er strich vergnügt den weichen dunkeln Bart und durchmaß mit raschem Schritte den Salon bis zur Eingangsthür, wo eben die ersten Besucher erschienen — das Ehepaar Hoffmann. Hinter ihnen erschien Helenchen; sie sah noch ebenso blaß und verschwommen aus wie vor fünf Jahren, ein ungewisser Zug von Niedergeschlagenheit schwebte um ihre Lippen; sie schloß die jugendfrische Elsbeth mit gewaltsamer Zärtlichkeit in die Arme. Von Hoffmanns Söhnen war keiner erschienen, die jungen Herren verabscheuten den Zwang der Geselligkeit, und es konnte ihrem die Freiheit eines jeden achtenden Vater nicht in den Sinn kommen, sie dazu anzuhalten. Hätte er ihnen nur alles andre Störende ebenso ersparen können! Aber nicht einmal die wahrhaft traurige Examensordnung konnte er zu ihren Gunsten abändern: seine Reden in der ersten Viertelstunde waren ein einziger Strom von Entrüstung gegen die Gymnasialprofessoren, die seine beiden Aeltesten, die hochbegabten Jungen, auf eine wahrhaft empörende Weise schikaniert hätten. Natürlich waren beide durchgefallen. „Und Fritz?" schloß er, einen Blick nach dem hochgewachsenen Siebzehnjährigen hinüberwerfend, der soeben mit seinem Bruder Moritz nach beendigter Arbeit noch für eine Stunde in der Gesellschaft erschien.

„Er ist glücklich nach Prima gekommen," sagte Emmy einfach. Es widerstrebte ihr, von den wirklich guten Zeugnissen zu reden, die ihr Aeltester seit den letzten Jahren regelmäßig heimbrachte; sie war überglücklich im stillen. Wie hatte ihr häusliches Leben sich nach jener Schreckensnacht in Allersbach geändert! Welch ein Unterschied zwischen ihrem damaligen steten Zittern vor Hugos Unzufriedenheit und ihrem jetzigen offenen gegenseitigen Vertrauen! Freilich — ohne Schwierigkeiten war es wohl nicht abgegangen, aber sie hatten sich beide redlich gemüht. Die Thatsache, daß Fritz damals unter des alten Professors Leitung in Bälde gern und ordentlich arbeitete, traf das Gewissen seines Vaters, und mit nicht geringerem Eifer als der Junge nach der Lösung seiner Aufgaben rang jener nach der richtigen Art, ihn zu behandeln. Er suchte sein Vertrauen und seine Liebe auf langen Spaziergängen wieder zu gewinnen, und bald hing Fritz mit Begeisterung an ihm. In Gedanken segnete Emmy den einfachen Landaufenthalt heute noch aus Herzensgrund! Denn im nächsten Winter verstand sich alles von selbst — Hugo ging abends nur noch selten aus, weil es ihm wohl war im Kreise seiner Familie, die Knaben arbeiteten eifrig, um abends fertig zu sein, wenn der Papa heimkam, er nahm theil an den Liebhabereien der Kinder und richtete allmählich das Interesse der Heranwachsenden auf die großen Fragen des Lebens. Dabei war er selbst stets am meisten überrascht von ihrem raschen Verständniß und wunderte sich, wie viel anziehender die Entwicklung dieser jungen Seelen war als die politischen Gespräche seiner Wirthshausherren, die er, genau besehen, alle auswendig kannte. Und merkwürdig — gerade als sein ganzes Wesen voll durch Beruf und Familie in Anspruch genommen war, so daß kein Raum mehr für unzufriedene Nebengedanken blieb, gerade da war der Ruf ins Ministerium erfolgt, der mit der Gehaltsvermehrung einen bedeutend erweiterten Wirkungskreis und große Befriedigung brachte. — Kurz, es war reiches Glück emporgeblüht aus der einfachen Thatsache, daß der Vater seine Pflicht erfüllte, wie die Mutter sie von jeher gethan hatte! —

„Will Fritz immer noch nach Kamerun?" fragte Hoffmann ironisch lächelnd.

„Ja, sein Traum sind die Kolonien," erwiderte Emmy. „Aber er weiß, daß es dazu solider Grundlagen bedarf, und so soll er vorher erst ein recht tüchtiger Ingenieur werden; Begabung und große Lust dazu hat er."

„Und Moritz? Den bringen Sie wohl nicht durchs Gymnasium?" fuhr der gute Freund fort.

„Da er Kaufmann werden will, brauchen wir den Versuch nicht zu machen. Er ist in seiner Realschule sehr fleißig und schwärmt ebenfalls von künftigen überseeischen Unternehmungen. Vor der Hand sind wir glücklich, die beiden lieben Jungen noch um uns zu haben."

„Ja, ja," sagte Linchen, die Emmys glänzendem Blicke folgte, „die

Herren Söhne in allen Ehren, wenn man sie glücklich so weit hat. Aber jetzt betrachtet mir einmal dort das vergnügte Kind Gottes, die Elsbeth! Wie so was emporwächst, schlank und nett, ohne Umstände und immer frohgemuth, das ist schon eine Freude zum Ansehen; das junge Mädel, wie es sein soll, statt der schickmäßigen jungen Dame mit der Ueberlegenheitsmiene und dem frühzeitig vertrockneten Herzen! Auf die darfst Du Dir zu allererst etwas einbilden, Emmy."

„Sie ist sehr hübsch," sagte der Medizinalrath anerkennend, „da macht sich das Gefallen von selbst."

„Sie ist verständig, gut und heiter dazu," erwiderte Linchen eifrig, „das sind die drei Kardinaltugenden der Frau, und wo diese sich mit hellen Augen und rosigen Wangen verbinden, da kann man für das übrige ganz unbesorgt sein. Und passen Sie 'mal auf: die kleine Maja, die jetzt noch um acht Uhr zu Bett geschickt wird, das giebt einmal eine Schönheit!"

Die harmlose Karoline sprach nach ihrer Gewohnheit ohne Nebengedanken, der Vater seiner Tochter aber hatte Gründe, die Unterhaltung nicht reizvoll zu finden, und brach deshalb ab, indem er sich zu Emmy wandte:

„Sagen Sie 'mal, habe ich mich getäuscht oder ging vorige Woche wirklich der langbeinige junge Amerikaner an mir vorbei, den Sie vor ein paar Jahren im Hause hatten?"

„O, Francis Weston! Ja, der war es wirklich. Er besuchte uns auf seiner Hochzeitsreise, die natürlich bis nach Aegypten geht, und schien ungeheuer glücklich zu sein."

„Brannte er denn nicht früher stark für Vilma?"

„Das mag sein; sein Herz war, glaube ich, aus sehr brennbarem Stoff. Allein nun scheint es endgiltig beruhigt und untergebracht zu sein; er erzählte mir, daß es zwei Jahre ‚sehr in Liebe war' mit Miß Herbert. ‚Aber ich sagte sie nichts davon, wenn wir waren allein, bis ich gehen konnte, zu sprechen mit ihrem Vater. O, es war sehr, sehr schwer'. Und diese Prüfung scheint den guten Frank zum Manne gehärtet zu haben. Er tritt nach Beendigung der großen Hochzeitsreise ins Geschäft seines Schwiegervaters drüben ein."

„Sieh einmal, da kommen Thormanns!" sagte der Medizinalrath und betrachtete voll Interesse das Ehepaar, welches soeben den Hausherrn begrüßte. Auch Emmy eilte in herzlicher Freude hinzu.

„Merkwürdig," bemerkte Hoffmann zu dem vor einigen Augenblicken mit Helenchen herangetretenen Doktor Seiler, „wie famos der graue Mensch aussieht, seit er geheirathet hat. Das Glück leuchtet ihm ja förmlich aus den Augen. Und die junge Frau — wie eine ernste Muse in dem weißen Gewand! Sonderbar, daß man die früher so wenig neben Vilma beachtete."

„Ich finde sie gar nicht hübsch," sagte Helenchen geringschätzig. „Die Nase ist entschieden zu groß, und dann hat sie so einen eingebildeten Ausdruck im Gesicht!"

„A propos," fragte ihr Vater, leiser sprechend, den Journalisten, „wo ist denn die schöne Vilma diesen Sommer hingerathen? Man hat ja gar nichts von ihr gehört! Zieht sie sich jetzt von der Welt zurück?"

Seiler zuckte die Achseln. „Zuletzt sah ich sie mit ihrer würdigen Mutter in Reichenhall, und in ihrer Begleitung stets einen ältlichen abgelebten Diplomaten, der nur noch Haut und Knochen war, aber ein wirklicher Graf. Dem that die Alte wunderschön. Hören Sie, das ist ein gräßliches Weib!"

„St! da kommt sie eben!" Und in der That erschien, einigen neuen Gästen voraus, unter der Thür Frau von Dürings erhitztes Gesicht, und sie eilte, die fetten Händchen ausstreckend, auf Emmy zu.

„Liebste Frau Ministerialrath, nicht wahr, wie unbescheiden, daß ich hier eindringe, wo Sie Gesellschaft haben —"

„Sie erfreuen uns sehr damit, Frau von Düring," erwiderte Emmy freundlich. „Es ist nur unser wöchentlicher einfacher Empfangsabend, freilich heute etwas festlicher durch den Geburtstag meines Mannes —"

„Ich komme nämlich gerade von der Bahn," fuhr Frau von Düring fort, ohne Emmys Rede zu beachten, „das heißt, von Paula, zu der ich fuhr; ich hörte, sie sei hier bei Ihnen — ah, da bist du ja, mein Kind —" und sie hauchte einen flüchtigen Kuß auf die Stirne ihrer Tochter — „ich wollte Dir eine große Neuigkeit bringen, eine sehr beglückende." Bei diesen Worten richtete sie sich empor und sprach im Kreise umhersehend voll Triumph: „Unsere Vilma ist Braut — Braut des Grafen Böhrenberg — eines der ältesten österreichischen Häuser — Schloß in Böhmen — ein wahrhaft en—or—mer Grundbesitz — wir werden künftig auch dahin übersiedeln — ich bin entzückt von meinem Schwiegersohn, aber positiv entzückt!" . . .

Alles dies sprudelte sie mit einer Geläufigkeit heraus, die bereits von bedeutender Uebung sprach, und warf dabei den Kopf so stolz empor, als es bei ihrer Kürze und ihrem Umfang nur irgend möglich war.

Die murmelnde Bewegung der Gesellschaft hätte sich am besten durch ein allgemeines tiefgefühltes: „Nun, Gott sei Dank, — endlich!" wiedergeben lassen, sie kam indessen Frau von Düring gegenüber in der geziemenden Form zur Aussprache und diese nahm, in einem Sessel sitzend, mit der Theetasse in der Hand, eine Gratulation nach der andern huldvoll entgegen.

„Ja, sehen Sie, Liebste," sagte sie sehr laut, als Fräulein Linchen ihren von unerschütterlicher Sympathie für Vilma eingegebenen Glückwunsch aussprach: „Sie haben ganz recht, Vilma ist eine Perle, ein Juwel! Gott, wie viel glänzende Partien hätte das Kind früher machen können! Aber sie konnte sich nie entschließen, wo ihr Herz nicht sprach, auch stellte sie doch" — das wurde nach Thormanns Seite hin gesprochen — „geistige Anforderungen, denen nicht jeder genügen konnte. Nun, das ist jetzt alles aufs charmanteste vereinigt, der Graf liebt sie ebenso glühend wie sie ihn —"

„Brrr!" machte Doktor Seiler leise hinter der Front.

„Er ist ein Diplomat von ausgezeichneten Fähigkeiten," fuhr sie eifrig fort, „die Hoffnung einer künftigen Aera, Sie verstehen mich! Eine edle, ritterliche Erscheinung —"

„Um Gotteswillen, Fräulein Elsbeth," sagte der Journalist, „spielen Sie schnell einen Walzer, daß man diesen Kerl nicht auch noch als Adonis preisen hören muß!"

Und Elsbeth ließ sich's nicht zweimal sagen. Lachend eilte sie zum Flügel, und im nächsten Augenblick schon drehten sich ihre Freundinnen mit den Herren Primanern und Sekundanern lustig im Kreise. Moritz, der bisher im Hintergrund gestanden hatte, besah rasch seine Finger, dann, als er sie tintenfrei fand, reichte er sie der hochaufgeschossenen Sigrid, deren schöne blaue Augen und starkes Blondhaar doch einige Hoffnung für ihre künftige Erscheinung gewährten, und sie nahm, in Beherzigung des Grundsatzes vom Spatzen in der Hand, den dreizehnjährigen Tänzer in Gnaden an.

Paula folgte während des fröhlichen Getümmels ihrem Manne in ein kleines Nebenzimmer und sagte, indem sie seine Hand faßte: „Welch ein Glück, daß dies so gekommen ist! Nun brauche ich nicht mehr die stete Sorge zu haben, daß Du meinen Besitz auch noch mit Opfern bezahlen mußt."

„Er wäre mir mit dem Schwersten nicht zu theuer erkauft," sagte der glückliche Mann und sah ihr tief in die Augen. „Du hast mir mit Dir soviel gegeben, meine Paula, dazu unseren süßen Jungen, Sigrid hängt an Dir wie an einer wirklichen Mutter — wie könnte ich Dir all das je vergelten? Aber für Deine Mama und Vilma ist mir's lieb, daß alles so kam, denn ihre Wege werden doch in Ewigkeit nicht unsere Wege sein; auch Hedy wird künftig lieber auf jenen wandeln. So können wir in Frieden scheiden. . . . Daß Du Deiner Schwester Ausstattung besorgst, versteht sich von selbst, die Mittel dazu sind in Deiner Hand, wende sie an, wie Du es für gut findest!"

Sie hob die glänzenden Augen voll inniger Liebe zu seinem ehrlichen einfachen Gesicht empor. „Du Guter, Edler!" war alles, was ihre Lippen leise sprachen, aber viel, viel mehr sagten ihm ihre Blicke und der warme Druck ihrer Hand. —

„Nun erklären Sie mir einmal, Beste," flüsterte eine Stunde später, als die Unterhaltung in vollem Gange war, eine sehr geputzte Dame, die Frau des Unterstaatssekretärs, die heute zum ersten Mal in Walters Hause war, ihrer Nachbarin, Frau Malchen Hoffmann, zu, „was das eigentlich für eine Art von Geselligkeit ist. Von Souper scheint ja keine Rede, ich sehe nur Thee, Bier und belegte Brötchen; und wenn es sich auch ganz niedlich macht, wie das blonde Haustöchterchen mit der gestickten Schürze überall geschäftig herumgeht und die Gäste versorgt, so muß ich doch gestehen, daß ich meine Meta nicht in dieser Rolle sehen möchte, dazu gehört doch Dienerschaft. Daß man Musik macht, ist ganz hübsch, Frau Walter spielt ja selbst sehr gut, und das Duett, welches vorhin Elsbeth und die andre Kleine sangen, war soweit recht nett, aber das sind doch am Ende alles keine Leistungen, auf die man Leute einladen kann. Und es herrscht keine rechte Trennung zwischen

den älteren Gästen und dieser ziemlich grünen Jugend. Vorhin hörte ich Walters ältesten Jungen mit Doktor Seiler ein Gespräch über die Aussichten im Kolonialdienst führen, und der gab ihm wirklich Antwort, als wenn er einen Erwachsenen vor sich hätte. Das ist ja doch wahrhaft komisch. — Nein, ich muß sagen, ich bin enttäuscht. Man hat mir von den reizenden Abenden hier im Hause soviel erzählt, aber dies ist ja nur — wie soll ich sagen? — ein erweitertes Familienleben; dafür zieht man sich doch nicht an und geht abends aus. Wer nicht wirkliche Gesellschaften geben kann, der soll es bleiben lassen und nicht mit solchen Halbheiten dergleichen thun. Das ist meine positive Ansicht von der Sache."

Und die Sprecherin hob ihr stattliches Doppelkinn würdevoll aus der Spitzenumrahmung ihres Halsausschnittes hervor. Frau Malchen sah sie betroffen an. Für sie hatten Ansichten etwas unbedingt Imponierendes, auch wenn, wie eben jetzt, ihr eigenes unsicheres Empfinden nach einer andern Richtung steuerte. Sie war immer sehr gern hier, ihr Mann ebenfalls, und Walters gaben ja auch andere Gesellschaften, warme Soupers, und recht gut gekocht. Sie hatten es ja jetzt dazu, vollends seit noch die Erbschaft von Frau Walters Eltern dazu kam. Aber diese Abende, die gaben sie absichtlich so einfach, es war eben ihre Ansicht so.

Und im Eifer dieser anstrengenden prinzipiellen Entwicklung hätte sich Frau Malchen beinahe zu einer ausdrücklichen Billigung letztgenannter Ansicht aufgeschwungen.

Das Gespräch der beiden Damen hatte einen unbemerkten Zuhörer gehabt. Leise durchschritt der alte Professor Mayer, der dem Geburtstag zuliebe auch auf eine Stunde anwesend war, das Zimmer, in dem sie auf dem Sofa plauderten, und hörte den Schluß ihrer Unterhaltung. Er lächelte still vor sich hin, trat dann in den großen Salon zurück und ließ sich von Elsbeth ein Glas Bowle geben. Damit trat er dann einen Schritt vor und begann, mit seinen ruhig-heiteren Augen Walter und Emmy im Kreise ihrer Gäste fixierend:

„Meine Freunde! Wenn man einen glücklich preist, wie es heute unserem Walter mit Fug und Recht geschehen ist, so denkt man dabei zunächst an alles, was ihm ein günstiges Geschick beschert hat: Ehre und Erfolg, Gesundheit und Gedeihen in der Familie. Aber das ist nur die Hälfte eines vollen Menschenglückes und die andre Hälfte ist das Wohlgefühl, welches man sich verschafft in sittlicher Arbeit an sich selbst, in unablässiger Uebung jeder Pflicht von der größten bis zur kleinsten herab. Dieses Glück brauchen wir nicht von außen zu erwarten, wir haben es ganz in unserer eigenen Hand! Daß nun unsere Freunde es verstanden haben, es in ihrer Mitte anzupflanzen und zu pflegen, bis es fest und unerschütterlich gewurzelt ist, dafür möchte ich sie heute glücklich vor vielen preisen. Unsere Zeitgenossen in ihrem hastigen Ringen nach Effekt und Auszeichnung vergessen so leicht, daß die innere Zufriedenheit auch dabei sein muß und daß diese nur aus tiefen, ins Gemüth reichenden Wurzeln erwächst! Wohl der Familie, welche den schlimmen Zeitgeistern zum Trotze die Einfachheit hochhält und im Streben nach edlen Zielen jedes Streberthum nach leerem Scheine entbehren kann! Ihre Kinder werden das ganz sein, was sie nach ihrer Anlage werden können, und sich über das Unerreichbare, das andere unglücklich macht, ruhig bescheiden. Und wenn dann die Freunde zur schönsten Form der Geselligkeit, zur erweiterten Familie" — er sprach diese Worte mit besonderem Nachdruck — „zusammentreten, so fühlen auch sie sich von dem guten Geiste des Hauses angeweht und froh im Gedanken, daß es in der Oede unserer konventionellen Geselligkeit noch solche Mittelpunkte des unverfälschten Menschenthums giebt. Ihnen gilt mein Spruch! Möge die deutsche Familie ihre höchste Ehre darein setzen, Hüterin unserer besten Güter zu sein, möge sie uns zurückführen aus der Trockenheit einer selbstsüchtigen Verstandesbildung zu dem Reichthum des Gemüthslebens, welcher der ewige Jungbrunnen unseres deutschen Volkes ist. Alles wirklich Große, alles wahrhaft Beglückende entstammt dem Gemüth — wie arm müßten wir werden, wenn wir dauernd den persönlichen Vortheil, den nervösen Ehrgeiz, die Uebersättigung mit Vergnügen dem einfachen Glücke der Liebe, des Vertrauens, der harmonischen Lebensführung vorziehen wollten! . . Wir sind weit gekommen seit zwanzig Jahren in praktischen Fähigkeiten, im Gewinn äußerer Güter, wir müssen weiter kommen und die inneren wieder finden. Wir müssen den neuen anspruchsvollen Zeitgeist durch den alten guten Familiengeist unseres deutschen Volkes überwinden, der uns getröstet hat in Zeiten der Trübsal, der uns nicht verloren gehen darf in Glanz und Besitz, denn wahrlich! diese wären damit zu theuer erkauft.

Auf ihn also hebe ich mein Glas, auf den wohlbekannten idealen Schutzgeist. Möge er ein zeitgemäßes neues Gewand anlegen und als verjüngter und bester Zeitgeist uns ins kommende Jahrhundert führen!"

Franz Drake.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war im September des Jahres 1513. Ein Zug bewaffneter Spanier, von Bluthunden begleitet, von Indianern geführt, klomm die Pässe der Anden hinauf. Sie waren von der Küste des Atlantischen Oceans aufgebrochen und wollten die Landenge von Panama durchqueren, um das große Meer jenseit Amerikas zu erreichen, das bis dahin noch keines Europäers Auge geschaut hatte und das den Spaniern nur aus den Berichten der Eingeborenen bekannt war.

Am 25. September um 10 Uhr morgens traten die indianischen Führer an den Befehlshaber der Spanier, den kühnen Ritter Vasco Nuñez de Balboa, heran und theilten ihm mit, daß er von der nächsten Anhöhe das andre Meer erblicken werde. Ein denkwürdiger Augenblick in der Geschichte der Eroberung der Erde nahte.

Balboa fühlte es, und so befahl er seinen Begleitern, zurückzubleiben, und ging allein auf die Spitze der waldentblößten Anhöhe. Von hier erblickte er einen gliederreichen Golf, der sich nach dem andern Weltmeer öffnete. Da warf sich der Entdecker auf die Kniee, jauchzte mit erhobenen Armen den australischen Gewässern zu und dankte inbrünstig Gott für die Gnade, die er ihm erwiesen. Bald darauf standen die Spanier an der Mündung des kleinen Savanasflusses, und als die Fluth herankam und das halbentleerte Bett sich füllte, da sprang Balboa in voller Rüstung, die Fahne mit dem Bilde der Jungfrau in der Linken, das gezückte Schwert in der Rechten, bis an die Kniee in das brandende Meer und ergriff für die Krone von Kastilien Besitz „von diesen australischen Meeren, Ländern, Gestaden, Häfen und Inseln, mit ihren Reichen und Marken vom Nordpol bis zum Südpol!"

So wurde im Jahre 1513 der Große Ocean entdeckt. Aber den Namen erhielt er damals noch nicht: die Spanier, die von Norden gekommen waren, nannten ihn die „Südsee", und sie hatten keine Ahnung von seiner wirklichen Größe.

Sieben Jahre später segelte ein Portugiese in spanischen Diensten durch die von ihm entdeckte Straße im Süden Amerikas vom Atlantischen Ocean in die Südsee hinein. Es war Magalhães, der erste Weltumsegler; er trat die Heldenfahrt durch das unbekannte Meer an, welches nunmehr in seiner wahren Größe erkannt wurde — „als ein ungeheueres Meer, das größer ist, als man fassen kann", wie einer seiner Begleiter schrieb.

Magalhães fiel am 27. April 1521 im Kampfe mit den Eingeborenen auf der Insel Matan, aber sein Steuermann Sebastian del Cano vollendete die Erdumseglung, und am 6. September 1522 lief die „Victoria", von Würmern zerfressen, geflickt, mit gebrochenen Masten und zerrissenen Segeln, in den Hafen von San Lucar ein, den sie vor drei Jahren verlassen hatte.

Der Große Ocean war erschlossen; aber er blieb ein spanisches Meer. Spanische Schiffe befuhren ihn; sie brachten die Schätze Perus nach Panama, von wo sie nach der Küste des Atlantischen Oceans befördert wurden. Man scheute die mühselige Fahrt durch die Magellanstraße. Ja, wenige Jahrzehnte nach Magalhães' Tode schrieb ein Spanier, „die Straße sei den spanischen Piloten jetzt verloren gegangen, entweder weil man ihre richtige Lage nicht mehr wisse, oder vielleicht, weil eine von dem stürmischen Meere und wüthenden Winden losgerissene Insel sie verstopft habe."

Erst als Spaniens Stern zu sinken und England nach der Herrschaft der Meere zu trachten begann, erstand ein Nachfolger Magalhães' in dem englischen Seehelden Franz Drake; erst im

Die Priesterin zu Delphi.

Nach einem Gemälde von Henri Motte.

Jahre 1578 drangen wieder Schiffe in die düstere, sturmdurchtobte Magellanstraße ein, durchquerten wieder den Großen Ocean, um rund um die Erde über Afrika nach Europa heimzukehren.

England ist mit Recht stolz auf Franz Drake, denn er zählt zu den Begründern seiner Seemacht und war für viele Söhne Albions durch seinen verwegenen Muth und seine rastlose Thatkraft ein leuchtendes Vorbild. Seine Gegner fürchteten und haßten ihn zugleich und gaben ihm den Beinamen eines „Erzpiraten des Erdglobus."

Francis Drake wurde vermuthlich zu Tavystock in Devonshire geboren. Ueber sein Geburtsjahr herrscht keine Klarheit; man nimmt an, daß er um 1540 das Licht der Welt erblickt habe. Auch über den Stand seines Vaters ist man nicht genau unterrichtet; die einen behaupten, er sei Schiffsprediger, die anderen, er sei Matrose gewesen. Soviel aber steht fest, daß der junge Franz frühzeitig zur See ging. Als er selbständig wurde, trieb er Handel in Guinea und den westindischen Gewässern.

Da wurde er eines Tages von Spaniern überfallen und ausgeplündert. Wie einst Hannibal den Römern, so schwur er den Spaniern ewige Rache — und er hat seinen Schwur gehalten.

Im Mai des Jahres 1572 verließ Drake mit zwei wohl ausgerüsteten Schiffen den Hafen von Plymouth, aber nicht als ein friedlicher Kauffahrer, sondern als Seeräuber. Westindien war sein Ziel, und er wählte die Landenge von Panama zum Schauplatz seiner Thaten. Nombre de Dios war die erste Stadt, für die sein Name schrecklich werden sollte. Es gelang ihm, die Stadt zu überrumpeln und einen reichen Raub an Silberbarren, Gold und Edelsteinen davonzutragen. Hier erfuhr er aber auch, daß eine reiche Karawane von Panama am Großen Ocean nach dem Hafen von Nombre de Dios aufgebrochen war. Diese Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen. Er verband sich mit den Indianern, welche ihre spanischen Bedrücker haßten, und marschierte an der Spitze von achtzehn Matrosen gegen Panama, um der Karawane aufzulauern. Dieser Marsch begann am 3. Februar 1573; am 11. desselben Monats wurde auf beschwerlichen Wegen der Rücken des Berggrates erreicht, welcher sich über die Landenge hinzieht.

Da zeigten ihm seine indianischen Führer einen Baum und sagten ihm, daß er vom Gipfel desselben die Nordsee würde sehen können, von der er gekommen sei, und zugleich die Südsee, deren Gestade er jetzt erreichen wolle. Drake bestieg den Baum auf Stufen, die in den Stamm gehauen waren — und er war nun der erste Engländer, welcher den Großen Ocean erblickte.

Der Anblick der beiden Weltmeere wirkte auf ihn überwältigend, namentlich die ihm noch unbekannte Südsee erfüllte ihn mit brennendem Verlangen, und er faßte hier den Entschluß, alles dran zu setzen, um auf einem englischen Schiffe in diesen Ocean einzudringen. Bald darauf stieß er auf die erwartete Karawane; er griff sie mit tollkühnem Muthe an, erbeutete zwei mit Silber beladene Maulthiere und entkam glücklich nach seinen Schiffen, mit denen er im August 1573 nach England zurückkehrte.

Hier trat er eine Zeitlang in die Dienste der Regierung und nahm theil an den Kämpfen gegen Irland; vor allem aber suchte er seinen Plan, in die Südsee einzudringen, zu verwirklichen. Er trug ihn der Königin Elisabeth vor, und diese billigte ihn. So rüstete er im Jahre 1577 ein Geschwader von fünf Schiffen („Pelikan", „Elisabeth", „Ringelblume", „Schwan" und „Christopher") aus und segelte nach der Magellanstraße. Der Zweck seiner Fahrt war die Plünderung der reichen Küstenstädte Perus; das Schicksal fügte es aber, daß diese Fahrt zu der denkwürdigsten aller Korsarenfahrten wurde und sogar die Bedeutung einer Entdeckungsfahrt erhielt.

Als Drake die Magellanstraße erreichte, taufte er zur Feier des Ereignisses sein Flaggschiff um, das fortan nicht mehr „Pelikan", sondern „Die goldene Hindin" hieß. Auf die Freude über das erreichte Ziel folgte aber bald Trauer, denn bei der Umschiffung Amerikas verlor Drake, durch Stürme nach Süden verschlagen, die meisten seiner Schiffe, von denen eins nach England zurückkehrte.

Seine Kräfte waren dadurch geschwächt, allein sein Muth sank nicht. In der That hatte er hier auch ein leichtes Spiel. Die Gewässer des Großen Oceans längs der amerikanischen Küste waren bis dahin, wie wir das schon angedeutet haben, ein spanisches Meer, die Städte an den Küsten des ehemaligen Peru fühlten sich durchaus sicher, denn in diesen Gewässern waren Seeräuber unbekannt. Als daher Drake zuerst vor Valparaiso erschien, ergriffen die Bewohner in panischem Schrecken die Flucht, und fast ungestört plünderte er die Stadt und den Hafen. Der Ruf von dem Auftauchen eines Seeräubers breitete sich zwar rasch in Peru aus; die Küstenstädte wurden gewarnt, aber bei der Unzulänglichkeit der damaligen Verkehrsmittel war Drake schneller als die spanischen Boten, und so konnte er ziemlich ungefährdet sein Räuberhandwerk fortsetzen, Hafenstädte plündern und Schiffe kapern. Seine Beute an Gold, Silber und Edelsteinen wurde schließlich auf 1500000 Pfund Sterling, etwa drei Millionen Mark, geschätzt.

Der Raubdurst des Piraten war nunmehr gelöscht und er mußte an die Heimkehr denken. Sollte er wieder über die Magellanstraße England zu erreichen suchen? Das erschien ihm zu gefährlich; denn es waren nunmehr seit seiner Abfahrt von Plymouth anderthalb Jahre verflossen, und es stand sicher zu erwarten, daß die Spanier inzwischen eine Flotte ausgerüstet hatten, die ihm den Weg an der Magellanstraße verlegen sollte.

Um mit dieser nicht zusammenzutreffen, faßte Drake einen kühnen Entschluß.

Man glaubte damals, daß im Norden Amerikas eine ähnliche Durchfahrt vom Atlantischen nach dem Großen Ocean vorhanden sei, wie dies im Süden bei der Magellanstraße der Fall war. Drake beschloß nun, diese Durchfahrt aufzusuchen, und so ging er am Schlusse seiner Korsarenfahrt auf Entdeckungen aus. Er segelte nordwärts, „um Amerika in nordöstlicher Richtung zu umsegeln", drang auch gegen 1400 Seemeilen in dieser Richtung vor, aber nirgends zeigte sich die erhoffte Durchfahrt, überall versperrte ihm das Festland den Weg. Schließlich gelangte er bis zum 48° nördlicher Breite, wo die Kälte so groß war, daß ihm die Lebensmittel gefroren, und vor ihm erhob sich an der Küste ein hohes schneebedecktes Gebirge. Nun sah er sich zur Umkehr gezwungen; er lief in einen bequemen Hafen des heutigen Kaliforniens ein, wo er seiner Mannschaft einige Zeit Ruhe gönnte.

Die Magellanstraße schien ihm gesperrt, die nordöstliche Durchfahrt unerreichbar, so kam er auf den Gedanken, weiterhin den Spuren Magalhães' zu folgen und quer durch den Großen Ocean, über die Gewürzinseln und das Kap der Guten Hoffnung nach England zurückzukehren. Das Glück war ihm günstig, und am 26. September 1580 landete die „Goldene Hindin" in England, wo Drake mit ungeheurem Jubel als der erste englische Weltumsegler empfangen wurde. Die Spanier führten bei der englischen Regierung Klage gegen den kühnen Seeräuber, und Drake mußte auch einen Theil des Raubes herausgeben; es blieb ihm aber noch immer genug übrig und dazu erntete er noch unverhoffte Ehren.

Am 4. April 1581, als die morsche „Goldene Hindin" im Hafen zu Deptford lag, erwies die Königin Elisabeth Drake die Ehre, daß sie ihn auf seinem Schiffe besuchte und auf demselben ein Festmahl abhielt. Bei dieser Gelegenheit wurde Drake zum Ritter geschlagen und hieß nunmehr Sir Francis Drake; die Königin verlieh ihm ein neues Wappen, auf dem ein Schiff und ein Erdglobus abgebildet waren, indessen hat Drake auch in späterer Zeit sein altes einfacheres Wappen benutzt, das einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte. An den Mastbaum des Schiffes aber schlug man die bekannten Verse:

„Und könnten Menschen von dir schweigen,
Die Sterne müßten redend zeugen,
Die Sonne kann sich nicht vermessen,
Je dein Geleite zu vergessen!"

Die „Goldene Hindin", das erste englische Schiff, welches die Erde umsegelt hatte, sollte auf Befehl der Königin als Nationalheiligthum im Hafen von Deptford aufbewahrt werden; da aber das morsche Holz bald in Stücke zerfiel, so wurde aus den besten Theilen desselben ein Stuhl gezimmert, der noch heute in der Universität zu Oxford aufbewahrt wird.

Drake gehörte nicht zu den Männern, die auf ihren Lorbeeren ausruhen können. Schon wenige Jahre darauf tauchte er wieder — ein Schrecken der Spanier — plündernd und sengend in den westindischen Gewässern auf. Von hier aus besuchte er die englische Niederlassung in Virginien, und von dort soll er auch zum ersten Male die Kartoffel nach England gebracht haben. Aus diesem Grunde wurde ihm im Jahre 1853 in der badischen Stadt Offenburg ein Denkmal errichtet; aber die neuere Forschung

hat erwiesen, daß die Kartoffel schon früher in Europa bekannt war und Drake sich nur um die Verbreitung der wichtigen Pflanze verdient gemacht hat.

Endlich sollte der Seeräuber als englischer Admiral auftreten. Zwischen England und Spanien zog sich ein Kriegsgewölk zusammen, und Drake erschien plötzlich vor Cadix, um die spanischen Rüstungen zu verhindern. In der That gelang es ihm, eine große spanische Transportflotte zu zerstören.

Nun rüstete Spanien die berühmte unüberwindliche Armada aus. 130 große und 30 kleinere Kriegsschiffe mit 30 000 Mann, 2630 Kanonen, dem Großinquisitor und 150 Dominikanern an Bord bedrohten England. Königin Elisabeth konnte diesem Feinde nur eine kleine Flotte unter dem Oberbefehl Lord Howards entgegenstellen, aber unter diesem wirkten als Admirale ausgezeichnete Seeleute wie Hawkins, Frobisher und vor allem Drake. So erscheint der ehemalige Korsar als Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes und seines Glaubens, und sein Antheil an der Vernichtung der Armada war ein hervorragender; man erzählt, daß spanische Schiffe schon bei Nennung von Drakes Namen sich dem gefürchteten Feinde ergeben hätten.

Drake setzte nunmehr als Admiral seine Kämpfe gegen die Spanier fort. Wir sehen ihn zuletzt an der Spitze einer Expedition, die gegen Westindien gerichtet ist. Die Landenge von Panama, auf welcher er seine ersten kriegerischen Lorbeeren gepflückt hatte, wurde wieder zum Schauplatz seiner Thaten. Es waren die letzten. Das Glück war ihm nicht hold, und als ihm ein Angriff auf Panama mißlang, fühlte er sich in seinem Ehrgeiz derart gekränkt, daß er in Fieber verfiel und starb. Wie über seinen Geburtstag die Angaben der Geschichtschreiber sich widersprechen, so ist auch sein Todestag nicht genau festgestellt; die bewährtesten Quellen nennen den 28. Januar 1595.

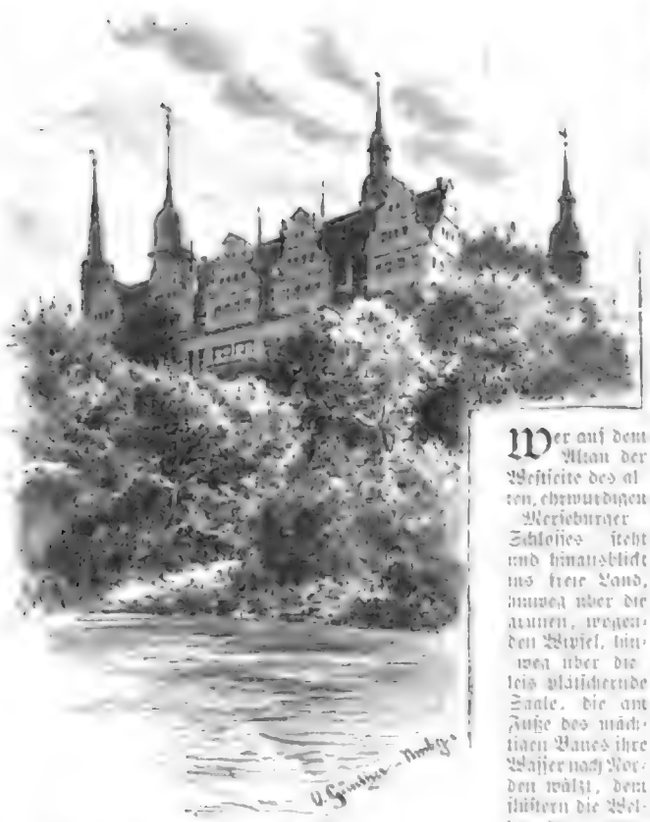
Am 29. Januar wurden seine sterblichen Ueberreste in einen bleiernen Sarg gethan und dieser in die Tiefe des westindischen Meeres versenkt. So wurden die Wogen sein Leichentuch und die Wasser der See sein Grab, aber — singt ein unbekannter englischer Dichter jener Zeit — „der Ocean war zu klein, um seinen Ruhm zu fassen".

Das ist nun freilich eine starke poetische Uebertreibung. Ohne Zweifel eröffnet Sir Francis Drake die lange Reihe der englischen Seehelden, aber in der Geschichte der geographischen Forschung, unter den großen Weltentdeckern nimmt er einen untergeordneten Rang ein. Hoch überragen ihn die Gestalten eines Kolumbus, Magalhães und Vasco da Gama und sein Ruhm kann sich mit dem seines großen Landsmannes James Cook nicht messen. E. J.

Das Merseburger Schloß.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Otto Felsing**. Mit Zeichnungen von **Otto Günther-Naumburg**.



Wer auf dem Altan der Westseite des alten, ehrwürdigen Merseburger Schlosses steht und hinausblickt ins freie Land, hinweg über die grauen, wogenden Wipfel, hinweg über die leis plätschernde Saale, die am Fuße des mächtigen Baues ihre Wasser nach Norden wälzt, dem flüstern die Wellen, dem raunen die alten Bäume wundersame Geschichten aus alten Zeiten zu. Noch eindringlicher aber sprechen zu ihm die grauen Steine des Jahrhunderte alten Schlosses. Und sie haben viel zu erzählen. Von Gewaltigem und Kleinem, von Erhabenem und Niedrigem, von emsigem Bürgerschaffen und regem Handel wie von seiner Verwüstung in lautem Kriegsgetümmel, das die Horden der Hunnen und Avaren, der Dreißigjährige Krieg und endlich die Franzosen des korsischen Eroberers ins Land trugen. Von stillem Gelehrtenthum und kirchenfürstlichem Prunke waren diese alten Mauern Zeuge, wie nicht minder von kaiserlichem Glanze und Pomp; denn die größten deutschen Kaiser haben in Merseburg geweilt, von Karl dem Großen, Heinrich dem Städtegründer und Friedrich Barbarossa an bis herab auf den Heldenkaiser Wilhelm I.

Die Entstehung des Ortes, den das Schloß hochthronend überragt, fällt in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten, und dieses Dunkel umhüllt auch seinen Namen. Zwar den alten Chronisten war es ganz klar, woher die Stadt Merseburg ihren Namen hatte — sie waren überzeugt, niemand anders als der römische Kriegsgott Mars habe ihr den Namen „Martisburg" gegeben, und ebenso klar war ihnen, wann die Stadt gegründet worden; der ehrsame Bürgermeister Ernst Brotuff, der Chronist, weiß ganz genau, daß sie im Jahre 7 nach Christi Geburt von Drusus Germanicus gebaut worden sei. Aber so einfach liegt die Sache denn doch nicht: die Römer sind nämlich nachweislich nie in diese Gegend gekommen! Die ältesten Burgmauern Merseburgs rühren vielmehr mit höchster Wahrscheinlichkeit von den Franken her, wie denn auch der Name der Stadt nicht auf Mars sondern auf Martin, den großen Heiligen der Frankenstämme, hinweist. Aus „Martinsburg" mag sich „Merseburg" entwickelt haben.

Aber gleichviel: das Merseburg, das heute steht, muß seine Gründung auf König Heinrich I. zurückführen. Allerdings bestanden dort schon vorher dörfliche Gemeinden unter dem Schutze einer Burg, der „Alten Burg", die eben auf jener früheren Frankenburg fußte; es war auch schon eine steinerne Kirche und ein geistliches Stift vorhanden, das Karl der Große errichtet und reich ausgestattet hatte; aber erst Heinrich der Städtegründer machte die Ortschaften um die Burg zur „Stadt" und erhob diese zur kaiserlichen Pfalz.

Es waren übrigens nicht nur politische und kriegerische Gesichtspunkte, welche Heinrich ein besonderes Interesse gerade für Merseburg einflößten. Auf der „Alten Burg" saß nämlich seit dem Jahre 900 ein Graf Erwin, und der hatte ein schönes Töchterlein mit Namen Hatheburg. Diese edle Jungfrau gewann sich, trotz seiner Fünfzig, Heinrich zum Ehegemahl. Kein Wunder, wenn ihm Merseburg lieb und werth blieb! Und nicht weit von Merseburg hat sich auch Heinrich den schönsten Siegeslorbeer erstritten. In jener Gegend war es, wo er am 14. März 933 die Hunnen in der weltgeschichtlichen großen Schlacht blutig aufs Haupt schlug und damit dem Ansturm des Barbarenthums gegen die aufstrebende deutsche Kultur einen Damm entgegensetzte.

Freilich, sein Sohn Otto der Große mußte später den Kampf gegen die Ungarn noch einmal aufnehmen: im Jahre 955 schlug er die asiatisch-pannonischen Horden in einer Vernichtungsschlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg — und dieser Sieg ward mittelbar der Ausgangspunkt für den Jahrhunderte währenden Glanz

Erker im Schloßhof.

von Alt-Merseburg. Denn Otto — der vorher die Merseburg zwei Monate lang hatte belagern müssen, um seinen aufrührerischen jüngeren Bruder Heinrich daraus zu vertreiben, und der darauf den Bau eines neuen Schlosses begann — er hatte vor jener Hunnenschlacht auf dem Lechfeld im Angedenken an den Merseburger Hunnensieg seines Vaters gelobt, falls auch ihm ein solcher Sieg würde, ein Bisthum in Merseburg zu stiften. Der Sieg wurde ihm, und nun baute Otto das Schloß als Kaiserpfalz und Bischofssitz aus. Wohl wurde das von ihm gegründete Bisthum auf Grund bischöflichen Konkurrenzneides nicht lange danach wieder aufgehoben; aber der 1002 zum Kaiser gewählte Heinrich II., welcher Merseburg mit seiner Gemahlin Kunigunde sehr gern besuchte und es „ein Paradies" zu nennen pflegte, stellte die Stiftung wieder her. Sein zum Bischof ernannter Kaplan Wigbert gründete die noch heute bestehende Stiftsbibliothek, in der sich viele wichtige Handschriften, darunter auch die berühmten „Merseburger Zaubersprüche" aus dem zehnten Jahrhundert befinden, einige der wenigen uns erhalten gebliebenen althochdeutschen Sprachdenkmäler.

Die schon erwähnte alte Kirche ließ Heinrich gänzlich umbauen; den Grundstein zum Neubau legte der hochberühmte Bischof Thiethmar, Merseburgs ältester Chronist, und über diesem Grundstein erhob sich eine Kirche, die nach vielfachen weiteren Um- und Ausbauten der altehrwürdige, noch heute stehende Merseburger Dom wurde. Als eine architektonische Schönheit kann der Bau ja nicht gelten; aber durch sein hohes Alter und durch seine archäologische Bedeutung, durch die werthvollen, seltenen und wohl auch seltsamen Schätze, welche er in sich birgt, ist er zu hohem Ruhme gelangt.

In der Gewandkammer des Domes ist z. B. die Hand aufbewahrt, welche dem Gegenkaiser Heinrichs IV., Rudolf von Schwaben, 1080 in der Schlacht bei Mötzen abgehauen wurde; droben im alten Merseburger Schlosse war er an seinen Wunden gestorben und im Dome hatte man ihn unter einem außerordentlich prachtvollen Grabmal beigesetzt. Auch sein Gegner Heinrich sah diese Hand, als er sieben Jahre nach der Schlacht zu einem Reichstag wiederum nach Merseburg gekommen war und vom Schlosse zum Gottesdienst in den Dom ging; er sah dort auch das herrliche Grabmal Rudolfs und las darauf die für ihn selber nicht gerade schmeichelhafte lateinische Inschrift: „In dieser Gruft ruht König Rudolf, der, um Recht zu beweinen, für der Väter Gesetz fiel. Hätte er in Friedenszeit geherrscht, es wäre kein König seit Karl ihm an Weisheit und Schwertkraft gleich gewesen."

Aber als man Heinrich in niedriger Liebedienerei anging, er möge doch nicht dulden, daß seinem Feinde solch ein prachtvolles Ehrenmal errichtet bleibe, sondern es niederreißen lassen, da soll er in grimmigem Spotte das Wort gesprochen haben: „O daß doch alle meine Feinde so herrlich begraben lägen!"

Das Hauptportal des nördlichen Schloßflügels.

Das alte Schloß hatte schon vor Heinrich IV. mehr als einem Kaiser zum Heerlager bei den in Merseburg abgehaltenen Reichstagen gedient; die größte kaiserliche Prunkentfaltung aber sah es doch erst 1152, als Friedrich Barbarossa hier im Beisein der deutschen Fürsten und Herren den Erbfolgestreit zwischen den Dänenprinzen Sven und Knut schlichtete und Sven zum König von Dänemark krönen ließ, während Knut der Würde entkleidet wurde. Der neue Dänenherrscher mußte dem deutschen König und römischen Kaiser Rothbart damals den Lehnseid schwören und ihm dann, als Friedrich Barbarossa, die Krone auf dem Haupte, an der Spitze all der Fürsten und Herren in feierlichem Zuge sich zum Dome begab, das Reichsschwert vorantragen.

Waren die Kaiser nicht anwesend, so saßen auf dem Schlosse allein die Bischöfe und regierten von da aus Merseburg. Zwar hielten sie die Stadt in starker, zeitweise drückender Abhängigkeit; dennoch blühte sie auf, namentlich als Handelsstadt durch ihre ausgedehnte „Marktgerechtigkeit", ihre Messen. Sind doch die später so wichtig gewordenen Leipziger Messen eigentlich aus denen Merseburgs entstanden! Nach dem großen Brande von 1323 — dem ersten von vielen — sahen sich die Kaufleute, die bis dahin nach Merseburg gekommen waren, gezwungen, erst nach Grimma, dann nach Leipzig sich zu wenden, so daß, wie eine handschriftliche Stadtgeschichte sagt, „der Jahrmarkt seither ganz zurückblieb und der Leipziger sich erhob".

Der berühmteste der Merseburger Bischöfe und obenein der besten einer war der seit 1249 regierende Thilo von Trotha. Er ist es auch, der für die Geschichte des Schloßbaues am meisten in Betracht kommt. Denn wie er überhaupt für Merseburg sehr viel that — „ohne Beschwerung der Unterthanen", da er nach Chronistenzeugniß „ein guter Herr" war — wie er besonders der Domkirche im wesentlichen ihre jetzige Gestalt gab, so war er auch der eigentliche Bauherr des heutigen Merseburger Schlosses. So viele An-, Um- und Ausbauten das Schloß in den sechs Jahrhunderten seit Thilo auch erfahren hat, noch heute verräth es, wie damals, selber dem Besucher, wer es errichtet hat, durch des Bischofs in Stein gemeißtes Wappen, „das der gute Herr gar oftmalen anzubringen liebte", den Raben, der einen Ring im Schnabel trägt. Unsere Leser kennen aus dem Artikel „Unschuldig verurtheilt" in Halbheft 24 des Jahrgangs 1890 die Legende, welche sich an dieses Wappenbild knüpft, von dem treuen Diener Johannes, der auf eines böswillig abgerichteten Raben Zeugniß hin auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, von der Reue seines Herrn, als die Unschuld des Hingerichteten zutage kam. Der tief zerknirschte Bischof soll aus diesem Anlaß den Raben mit dem Ringe in sein Wappen aufgenommen, eine Stiftung für Witwen und Waisen errichtet und die fortdauernde Unterhaltung eines lebendigen Raben im Schloßhof angeordnet haben.

In der That ist das Wappen, in Stein gehauen, vielfach im und am Schlosse zu sehen; die Witwen- und Waisenstiftung ist noch heute in Kraft; und auf Generalunkosten krächzt heutigen Tages noch ein lebendiger Rabe in einem schönen großen Käfig auf dem äußeren Schloßhof — und dennoch erheben sich gegen den geschichtlichen Werth dieser Lokalsage gewichtige Bedenken. Nachweislich führte Thilos Zweig der noch heute blühenden Familie Trotha den Raben bereits im Wappen, lange bevor Thilo Bischof wurde. Die Unterhaltung eines lebendigen Raben auf dem Schlosse geschah eben deshalb, weil der Rabe Wappenthier war, wie ja auch sonst noch Fürsten und selbst Städte „lebendige Wappenthiere" hielten und halten; z. B. die Fürsten von Reuß Kraniche, die Stadt Bern Bären.

Thilos unmittelbare Nachfolger bauten ebenfalls dies und das am Schlosse, wenn sie nämlich Geld dazu im Beutel und nicht andere, wichtigere Dinge im Kopfe hatten. Ein größerer Umbau ward indeß erst wieder unternommen, als der Administrator Kurfürst Johann Georg I. vom Stiftstage eine „reichliche Beisteuer" zum Ausbau des damals schon wieder arg vernachlässigten Schlosses erhielt. Bei Gelegenheit dieser 1650 begonnenen Umänderung rückte übrigens mit schier unglaublicher und schon damals scharf getadelter Ungeschicklichkeit der Schloßbaumeister Melchior Brenner den Ostflügel so dicht an den Dom, daß er das Domfenster, durch welches der hohe Chor Licht bekam, völlig „zusetzte".

So sehr sich nach diesem Umbau auch „das neue, gewaltige Schloß durch Größe, Geschmack, Pracht und Geräumigkeit der Gemächer auszeichnete", es unterlag kaum länger als ein Jahrhundert danach doch wieder einer neuen, starken Umgestaltung, bei der es im wesentlichen sein jetziges Aussehen erhielt.

Zwischendurch war es Zeuge schlimmer Zeiten gewesen, denn der Dreißigjährige Krieg ging auch in Merseburg nicht ohne furchtbare Greuel und Unthaten vorüber. Erst plünderte General Pappenheim mit einem kaiserlichen Heere Stadt und Schloß, dann eroberten die Schweden ihrem Bundesgenossen Johann Georg seine „gute und getrewe Statt" zurück, bis Wallenstein sich mit 1500 Mann zum Herrn der Stadt und des Schlosses machte; und schließlich verwüsteten die Schwedengenerale Banner und Torstenson die „stiftischen Lande" des ihnen nach Gustav Adolfs Schlachtentod abtrünnig gewordenen Johann Georg. Die Zeiten wurden erst wieder besser, als des Kurfürsten dritter Sohn, Christian der Aeltere, Herzog und damit Begründer der Linie Sachsen-Merseburg wurde, das Schloß um neue Gemächer bereicherte, im Innern prächtig ausschmückte und dort eine fürstlich glanzvolle Hofhaltung einrichtete.

Einen etwas närrischen, aber von Herzen guten Fürsten beherbergte das Schloß später in dem „Geigenherzog" Moritz Wilhelm, der alle Räume mit Musikinstrumenten mannigfacher Art anfüllte, stets eine Geige unter dem Arme trug, selbst während des Ministerrathes und in der Kirche, und häufig einen Satz, den man mit ihm sprach, anstatt durch Worte durch ein paar Griffe oder Bogenstriche zustimmend, abwehrend, zweifelnd oder fragend beantwortete und nachts sehr oft sentimentalisch thränenreiche Totenklagen auf den Gräbern verstorbener Diener anstimmte.

Mit seinem Sohne starb das Haus Sachsen-Merseburg im Jahre 1738 schon wieder aus und die Administration des Hochstifts wurde „für ewige Zeiten" mit der sächsischen Kurwürde verknüpft — was leider zur unmittelbaren Folge hatte, daß im Schlosse eine schreckliche Plünderung begann. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde nach Dresden geschleppt, darunter natürlich auch der große Schatz an werthvollen silbernen Geräthen, das Tafelzeug, sämmtliche in fast fünf Jahrhunderten zusammengebrachten Kunstgegenstände wie überhaupt alle Kostbarkeiten — ja sogar die schönen gepreßten Ledertapeten und die künstlerisch gewirkten Wandbekleidungen wurden herabgenommen und nach der Residenz an der Elbe geschafft.

Große Zeiten und sehr verschiedenartige Gäste sah das Schloß im Siebenjährigen Kriege. Es beherbergte damals z. B. den Prinzen

Soubise mit seinen Generalen und Offizieren, seinen Schauspielerinnen und Freundinnen, in deren Kleidern und Reifröcken sehr bald die preußischen Soldaten satirische Stücklein aufführten, nachdem sie am 5. November 1757 etwa anderthalb Meilen südwestlich von Merseburg die Franzosen bei Roßbach geschlagen und Soubisens Lager, Munition und — Schminktöpfchen erbeutet! Am 8. November abends zog dann der glorreiche Sieger von Roßbach, Friedrich der Große, in Merseburg ein und am folgenden Vormittag besichtigte er die im innern Schloßhof aufgestellten eroberten Kanonen und sonstigen französischen Beutestücke.

Die nächsten vierzig Jahre waren für Merseburg endlich einmal eine Friedenszeit. Aber 1806 brach die französische Hochfluth noch einmal über die Stadt herein, und das alte Schloß mußte am 18. Oktober den korsischen Eroberer selber in seinen Mauern aufnehmen — ihn und seine 13 Köche! Als zehn Jahre später Merseburg im Wiener Kongreß mit einem Theile Sachsens an Preußen abgetreten worden war, sah das Schloß den neuen Landesherrn, König Friedrich Wilhelm III., einziehen. Und nun endlich blieb es auch Frieden rings um den ehemaligen Bischofssitz, Frieden, so gewaltige Kämpfe Deutschland auch noch auszufechten hatte, bevor es zu seiner jetzigen Einheit, Macht und Größe gelangte.

Das Schloß ist nunmehr Sitz der Regierung des Bezirks Merseburg. Umgeben von einem ausgedehnten, herrlichen Schloßgarten, der sich an der rauschenden Saale entlang zieht, stellt es sich uns in seiner Gesammtheit dar als eines der schönsten Denkmäler der mitteldeutschen Renaissance, in welchem Reichthum der künstlerischen Gestaltung und guter Geschmack sich vereinigen. Namentlich sind die Fassaden des innern Schloßhofes bewundernswerth in der geschmackvollen Verwerthung einer wahren Fülle von architektonischen und rein ornamentalen Motiven. Ein Beispiel dafür giebt das Hauptportal des nördlichen Flügels; die beiden flankierenden Säulen, zwischen denen sich das sächsische Wappen von 1605 befindet, werden bekrönt von den Gestalten der beiden Schutzheiligen des Stiftes: auf der einen Seite Sankt Johannes mit dem Lamm, auf der andern der heilige Laurentius, mit der Linken auf den Rost gestützt. Derselbe Flügel des Schlosses weist auch noch den wunderschönen Erker auf, den unsre Abbildung Seite 223 wiedergiebt.

Im innern Schloßhof, in dessen Nordostecke sich der „Treppenthurm" mit einer prächtigen Wendeltreppe erhebt, spendet sein Wasser der reich gestaltete Schloßbrunnen, ein auf dreieckiger Basis aufgebauter Neptunsbrunnen; im nächtigen äußern Schloßhof aber ist außer der Hauptwache noch der neue Rabenkäfig untergebracht, der, eben seines „historischen" Bewohners wegen, für die Mehrzahl der Schloßbesucher einen der Hauptanziehungspunkte abgiebt.

Ueberragt ist das Schloß von drei Thürmen: dem Treppenthurm innen an der Nordostseite, dem „Pagen"- oder „Trabantenthurm" außen vor dem Westflügel und dem „Konditorthurm" an der Außenseite des Nordflügels, der seinen Namen davon hat, daß er vor dem ehemaligen Küchenanbau des Bischofs von Schleinitz steht; der vierte auf unsrer Abbildung sichtbare Thurm gehört zu dem Dome, der dicht an das Schloßgebäude stößt und unmittelbar von ihm aus durch das Portal der sogenannten Bischofskapelle betreten werden kann. Außen vor dem Schlosse zieht sich an der Nord- und Ostseite der schon erwähnte schöne Schloßgarten entlang, der mit großartigen Pavillons, herrlichen Aussichtspunkten und Rondellen geschmückt und von alten, schattigen Alleen durchzogen ist. Und an dem ehrwürdigen Bau vorüber zieht der Fluß mit seinem trauten Wellengeflüster — und in die Seele klingt ein fröhliches Studentenlied:

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn!"

Blätter und Blüthen.

Großherzog Ludwig IV. von Hessen. (Mit Bildniß.) Wieder ist einer jener Fürsten hingegangen, die in dem entscheidenden Kriege von 1870/71 die deutsche Einheit, die Größe des Vaterlandes miterringen haben — am 13. März verschied Großherzog Ludwig von Hessen an den Folgen eines Schlaganfalls, der seiner thatkräftigen Natur ein frühes Ziel setzte. Ein offenes Herz für das Wohl seines Landes und darüber hinaus für die Größe Deutschlands, ein reger Sinn für die Forderungen einer neuen Zeit zeichnete ihn aus; leutselig und wohlwollend im Umgang, wußte er sich das Vertrauen seines Volkes zu gewinnen. Was unter seinem Kommando die braven Hessen besonders bei Gravelotte und in den Kämpfen an der Loire leisteten, wird unvergessen bleiben.

Nicht ganz fünfzehn Jahre war es dem Fürsten vergönnt, die Regierung zu führen. Sein Oheim, Großherzog Ludwig III., starb kinderlos am 13. Juni 1877, ihm folgte der am 12. September 1837 geborene Prinz auf dem Throne. Schon das nächste Jahr brachte ihm einen herben Verlust, den mit ihm das ganze Land schwer empfand — seine Gemahlin Alice, die edle Tochter der Königin Viktoria von England, wurde plötzlich von der Diphtherie hinweggerafft. Aus der Ehe mit dieser englischen Prinzessin entstammt der Erbgroßherzog Ernst Ludwig, der jetzt im jugendlichen Alter von 23 Jahren den väterlichen Thron bestiegen hat. Mit ihm und seinem Lande betrauert das deutsche Volk den Heimgang eines Fürsten, der es ernst nahm mit der Aufgabe, durch Verbesserungen auf allen Gebieten das Wohl seiner Unterthanen zu fördern.

Großherzog Ludwig IV. von Hessen †.
Nach einer Photographie von C. Backelen, Hofphotograph in Darmstadt.

Der Kilimandscharo. (Zu dem Bilde S. 209 und 201.) Unsere Leser wissen, daß der Kilimandscharo, jene gewaltige Gebirgsmasse in Deutsch-Ostafrika, aus zwei Bergen besteht — der höhere, der in die Kaiser Wilhelm-Spitze ausläuft, heißt der Kibo, der niedrigere der Mawensi. Der Kibo, dessen Kraternatur sich noch ganz deutlich erkennen läßt, ist mit Gletschern ausgefüllt. Er bietet in seiner majestätischen Einfachheit ein Bild von ergreifender Größe. Mit seiner funkelnden Schnee- und Eishaube ist er jetzt der Hauptberg, und der zerklüftete zernagte Mawensi, den unser Bild wiedergiebt, tritt gegen seinen Bruder zurück. Aber das war nicht immer so; einst überragte der Mawensi noch den Kibo, ja er sah den jetzt so stolzen zu seinen Füßen entstehen und emporwachsen, denn der Mawensi ist der ältere Bruder.

Es gab einst eine Zeit, wo der Kibo und alle die kleinen Bergkegel rings um ihn noch nicht da waren und aus der Ebene nur ein Berg sich erhob, der Mawensi. Er war der ursprüngliche Vulkan. Er arbeitete ruhig und stetig: schreckend gewaltige Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen und ganze Länder streckenweise in die geschmolzene Lavaflut getaucht werden, fanden hier nicht statt. Allmählich quoll und floß das flüssige Innere über die Mündung des Vulkans und erhöhte immer mehr und mehr seinen Rand, bis der aus Lava, Geröll und Tuffsteinmassen gebildete Schlund eine solche Höhe erreichte, daß die unterirdischen Kräfte zu schwach waren, das Gewicht der Lavasäule bis zu der Oeffnung zu heben. Von Zeit zu Zeit fand hier noch ein Ausbruch statt, bis der Vulkan gezwungen wurde, zu erlöschen oder sich eine andere Krateröffnung zu bilden.

Letzteres geschah westlich vom Mawensi, der, nachdem er seine Thätigkeit eingestellt hatte, nach und nach sein Haupt in Eis und Schnee hüllte. Der neue Krater, der heutige Kibo, wetteiferte im Verlauf der Zeit bald mit seinem Nachbar an Höhe, thürmte sich dann noch höher hinauf, zermalmte das eisgraue Haupt des Mawensi mit einem Regen von Felsblöcken und drohte ihn unter seinen vulkanischen Ausbrüchen zu begraben.

Inzwischen hatten auch andere Kräfte an dem Mawensi ihr Zerstörungswerk begonnen. Regen, Frost und Schnee arbeiteten an seinem Verderben, indem sie allmählich die lose Asche wegspülten, welche einst den Krater gebildet hatte, die festen gefügten Lavafelder unterwühlten und bergabwärts spülten, bis endlich der feste Kern als ein zerfressener, vom Wetter zerzauster Gipfel herausragte; nur eine leichte Einsenkung verräth die Linien des ursprünglichen Kraters. Die schöne Hohlkurve, welche so charakteristisch ist für große Vulkane, ist nur noch von Osten her zu erkennen. Das Schicksal des Mawensi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Versuchen des Vulkans spottete, die Lava bis zur Oberfläche zu heben, und so löschte auch er aus wie jener.

Digitized by Google

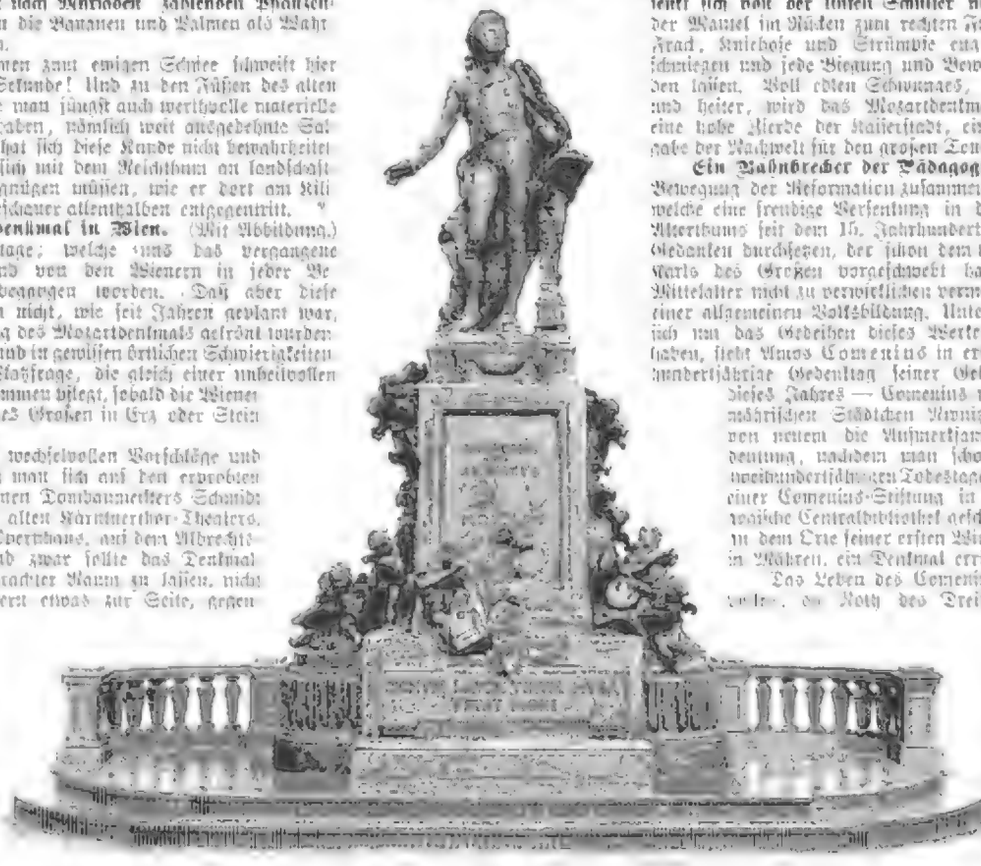
Dr. Hans Meyer, der berühmte Ersteiger des Kilimandscharo, hat sich mit seinem Begleiter Purtscheller in den Oktobertagen des Jahres 1889 auch einer gründlichen Erforschung des Mawensi unterzogen. Die furchtbare Zerrissenheit des Mawensi ist dabei allenthalben festgestellt worden, und auch Meyer schließt in seinen „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" (Leipzig, Duncker und Humblot) aus dem ganzen Baue dieser alten Kraterruine, daß der Berg in seiner ursprünglichen Gestalt dem viel jüngeren, besser erhaltenen Kibo an Höhe mindestens gleichkam, wenn nicht ihn bedeutend übertroffen hat.

Die Landschaft des Kilimandscharo bietet selbst dem naturwissenschaftlich nicht geschulten Geiste einen bestrickenden Anblick. Hoch auf den Gipfeln lagern Gletscher und jungfräulicher Schnee, in den oberen Gebieten treten uns die bescheidenen Gewächse der gemäßigten Zone entgegen: die Heiden, Hundszungen, das Vergißmeinnicht, die Butterblumen, Waldreben, Anemonen, Veilchen, Geranien und die Farren; dann kommen wir, tiefer hinabsteigend, in das Gebiet, das den Vordergrund unserer Illustration bildet: Wälder von eigenartig geformten Baumfarren, Trachenbäumen und moosbedeckten Baum-Eriken, bis wir in die äquatoriale Zone gelangen mit ihren nach Myriaden zählenden Pflanzenformen, unter denen die Bananen und Palmen als Wahrzeichen hervortreten.

Von den Palmen zum ewigen Schnee schweift hier der Blick in einer Sekunde! Und zu den Füßen des alten Feuerberges wollte man jüngst auch werthvolle materielle Schätze gefunden haben, nämlich weit ausgedehnte Salpeterlager. Leider hat sich diese Kunde nicht bewahrheitet, und so wird man sich mit dem Reichthum an landschaftlicher Schönheit begnügen müssen, wie er dort am Kilimandscharo dem Beschauer allenthalben entgegentritt.

Das Mozartdenkmal in Wien. (Mit Abbildung.) Die Mozartgedenktage, welche uns das vergangene Jahr brachte, sind von den Wienern in jeder Beziehung würdig begangen worden. Daß aber diese Gedenkfeierlichkeiten nicht, wie seit Jahren geplant war, durch die Enthüllung des Mozartdenkmals gekrönt wurden, das hatte seinen Grund in gewissen örtlichen Schwierigkeiten in jener leidigen Platzfrage, die gleich einer unheilvollen Wolke in Sicht zu kommen pflegt, sobald die Wiener das Gedächtniß eines Großen in Erz oder Stein verewigen wollen.

Das Ende der wechselvollen Vorschläge und Berathungen war, daß man sich auf den erprobten Rath des verstorbenen Dombaumeisters Schmidt für die Stelle des alten Kärntnerthor-Theaters, hinter dem neuen Opernhaus, auf dem Albrechtsplatz entschied, und zwar sollte das Denkmal nun für ruhige Betrachter Raum zu lassen, nicht in der Mitte, sondern etwas zur Seite, gegenüber der Vorderseite einiger stattlichen Bürgerhäuser, errichtet werden. Für diesen Platz wurde denn ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben, bei welchem zunächst Bildhauer Hellmer als erster mit einem Entwurf siegte, der den eigenthümlichen Platzbedingungen am meisten gerecht wurde. Die Ausführung des Denkmals selbst wurde aber Viktor Tilgner, dessen Mozartfigur als die beste anerkannt wurde, übertragen. Und dieser Künstler ging nun bei der Ausführung dieses Auftrags dem doppelten Ziele nach, sein Mozartdenkmal aus der profanen räumlichen Umgebung würdig herauszuheben und den Wienern einen Mozart vorzustellen, der zugleich dem Bilde, welches sich jeder von ihm mit unbewußter Idealisierung macht, und den uns überlieferten wirklichen Bildnissen entspräche.



Das Mozartdenkmal für Wien nach dem Entwurf von Viktor Tilgner.

Um den ersteren Zweck zu erreichen, hat Tilgner das 7½ Meter hohe Denkmal — die Figur Mozarts selbst ist 2 Meter 80 hoch — auf einen Unterbau gestellt, zu dem vom Platze aus zwei Stufen emporführen und den im Rücken gegen den Bürgersteig und die Häuser eine Balustrade abschließt. Elliptisch wie der Unterbau erhebt sich das Denkmal selbst, unten breit ausladend, im eigentlichen Postament nach oben sich verjüngend. Die Architektur weicht durch wechselvolle Bewegung in wohlthuender Weise von der akademischen Schablone ab. Sie wird aus weißem Marmor ausgeführt, während aller Schmuck aus Bronze, theilweise vergoldeter Bronze bestehen wird, so daß der Eindruck lebendigster Heiterkeit, reichsten Glanzes, wie er dem Wiener Wesen so recht zusagt, nicht ausbleiben kann. Zu unterst am Sockel steht in goldenen Buchstaben der lateinische Vers: „Dignum laude virum musa vetat mori", „den Ruhmwürdigen läßt die Muse nicht sterben". Darüber lehnt in der Ecke eine Lyra, von der ein Goldband zu jener Inschrift herabfließt, während Lorbeerblätter unter ihr hervorschauen und ein üppiger Rosenstrauch aus ihr emporspricht hinein in die Schrift des Namens: Wolfgang Amadeus Mozart. Dieser Inschrift entspricht auf der Rückseite des Postaments ein Relief, welches den kleinen Mozart vorstellt, wie er vor der Kaiserin Maria Theresia Klavier spielt.

Seiner ganzen reichen und liebenswürdigen Phantasie hat der Künstler Lauf gelassen in der Behandlung der beiden Seiten. Kosende, allerlei Musikinstrumente mit komischem Eifer spielende, lesende und scherzende Putten sitzen, liegen und klettern hier durcheinander, getreue Sinnbilder der heitern Muse des Tondichters, die uns ja, nach einem tiefen Worte, erst so recht gezeigt hat, wie schön es auf Gottes Erde ist. Und nun Mozart selbst, wie poetisch und wie getreu zugleich ist er erfaßt und dargestellt, in einem Augenblick, da er, gleichsam der Erde entrückt, dem Klange himmlischer Harmonien zu lauschen und sie festzuhalten scheint, um mit ihrer Wiedergabe die Welt zu beglücken! Das Haupt, leicht zur Linken und nach rückwärts geneigt, weist wohl die allen bekannten Züge, aber in einer fast überirdischen Verklärung. Und etwas wie ein höheres Leben fließt durch die ganze, in die zierliche Tracht der Zeit gekleidete Gestalt. Da ist alles von einer süßen, überzeugenden Beredsamkeit, insbesondere der, wir möchten sagen, in melodischem Flusse bewegte rechte Arm, die Hand, in deren ausgestreckten feinen Fingern die innere Bewegung sich malt, das etwas erhobene rechte Bein, das sich von der Erdenschwere loszulösen scheint, die Linke, die in seliger Vergessenheit in den Blättern auf dem gefällig ausgemeißelten Notenpulte spielt. In anmuthigen Wellen senkt sich von der linken Schulter über den linken Arm der Mantel im Rücken zum rechten Fuße herab, während Frack, Kniehose und Strümpfe eng an den Leib sich schmiegen und jede Biegung und Bewegung sichtbar werden lassen. Voll edlen Schwunges, zugleich hoheitsvoll und heiter, wird das Mozartdenkmal Viktor Tilgners eine hohe Zierde der Kaiserstadt, eine würdige Dankesgabe der Nachwelt für den großen Tondichter sein. W. L.

Ein Bahnbrecher der Pädagogik. Erst die geistige Bewegung der Reformation zusammen mit den Antrieben, welche eine freudige Versenkung in die innere Welt des Alterthums seit dem 15. Jahrhundert brachte, half einen Gedanken durchsetzen, der schon dem weitblickenden Geiste Karls des Großen vorgeschwebt hatte, den aber das Mittelalter nicht zu verwirklichen vermochte, den Gedanken einer allgemeinen Volksbildung. Unter den Männern, die sich um das Gedeihen dieses Werkes verdient gemacht haben, steht Amos Comenius in erster Linie; der dreihundertjährige Gedenktag seiner Geburt am 29. März dieses Jahres — Comenius wurde 1592 in dem mährischen Städtchen Nivnitz geboren — lenkt von neuem die Aufmerksamkeit auf seine Bedeutung, nachdem man schon zur Feier seines zweihundertjährigen Todestages unter dem Namen einer Comenius-Stiftung in Leipzig eine pädagogische Centralbibliothek geschaffen und ihm 1874 in dem Orte seiner ersten Wirksamkeit, zu Prerau in Mähren, ein Denkmal errichtet hat.

Das Leben des Comenius war ein wechselvolles, die Noth des Dreißigjährigen Krieges vor allem mußte ihm, der nach Beendigung seiner theologischen Studien in Heidelberg Lehrer und Prediger der Brüdergemeinde an verschiedenen Orten Mährens geworden war, mit besonderer Schwere treffen: 1624 wurde er aus seinem Beruf und Hause, vier Jahre später aus Mähren überhaupt vertrieben. Lissa in Polen bot ihm eine neue Heimath und in der Leitung des dortigen Gymnasiums eine ausgedehnte Wirksamkeit. Reisen nach England und Schweden folgten. Man war dort auf seine Werke aufmerksam geworden und beschäftigte sich mit dem Plane, die Schule nach seinen Ideen zu reformieren.

Was diesen Ideen solches Aufsehen verschaffte, das war die Forderung, daß sich alle Erziehung und aller Unterricht anzuschließen habe an die natürliche Entwicklung des Geistes, daß alle Belehrung sich stützen müsse auf die Anschauung lebendiger Wirklichkeit. Demgemäß stellte Comenius den Unterricht in der zu gunsten des Lateinischen bisher vernachlässigten Muttersprache voran und verlangte, daß man den Sprachunterricht nicht auf die Schriften der Gelehrten, sondern auf Beispiele aus der wirklichen Welt gründe. Darin liegt das Moderne seiner Gedanken. Es war ihm vergönnt, diesen nicht nur durch seine Schriften Geltung zu verschaffen, sondern sie auch ins Leben umzusetzen. Im Jahre 1650, nachdem er inzwischen nach Lissa zurückgekehrt war, wurde er nach Siebenbürgen berufen, um dort ganz seinen Plänen gemäß eine höhere Lehranstalt einzurichten und zu leiten. Allein diese Zeit ungestörten freudigen Wirkens sollte nicht lange dauern; der Tod des Fürsten Rakoczy, der ihn herbeigezogen hatte, setzte seiner Thätigkeit ein frühes Ziel. Kriegsunruhen vertrieben ihn auch aus Lissa, wohin er sich wieder wandte, und so war der 63jährige Gelehrte gezwungen, bei einem reichen Gönner in Amsterdam Zuflucht zu suchen. Hier starb er im November 1670. Unter seinen Schriften ist besonders hervorzuheben sein Orbis pictus, der erste seiner Art, welcher zahlreiche Nachahmungen hervorrief; sein Gedanke dabei war, in dieser „gemalten Welt" die Wortbenennungen der Dinge durch die entsprechenden Abbildungen sinnfällig zu machen und so gemäß seiner pädagogischen Theorie Begriff und Anschauung zu verbinden. In der geplanten Gesammtausgabe seiner Werke wird gerade dieses Buch von besonderem Interesse sein.

Eisbootfahrt. (Zu dem Bilde S. 197.) Der Winter ist ein unbequemer Gast für die Bewohner der Inseln an der Westküste von Schleswig-Holstein; mit starren Eismassen bedeckt er die „Watten", jene Untiefen zwischen den Inseln und der Küste, und hemmt so den Verkehr mit dem Festland. Tagelang kommt wohl weder Brief noch Zeitung herüber. Wenn es aber irgend geht, so wird trotz aller Hindernisse der Versuch gemacht, die Postsendungen von der Küste herüberzubringen und die eigenen fortzubefördern. Unser Bild auf S. 197 kann veranschaulichen, wie das geschieht; es stellt eine Scene aus dem Posttransport zwischen der Insel Nordstrand und der Stadt Husum dar. Das Eisboot mit dem hinten aufgeschnallten Postsack hat Nordstrand verlassen und sucht nun, über die Eisfläche hingezogen, seinen Weg in der Richtung gegen das Dorf Schobüll, das nördlich von Husum auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge gelegen ist. Von dort her sollen, wie zwischen Husum und Nordstrand telegraphisch vereinbart worden ist, die Poststücke von Husum dem Boote eine Strecke weit über das Eis entgegengebracht werden, und der Führer des Bootes sieht nun mit seinem Fernrohr nach den Trägern aus, die von Schobüll her sich zeigen müssen. Immer weiter dringt das Boot vor, das auf drei eisenbeschlagenen, glatten, nach vorn und hinten abgerundeten Kielen wie ein Schlitten vorwärtsgleitet und mit seinem hochstehenden Schnabel leicht auf übereinandergethürmte Eisschollen hinaufgezogen werden kann. Endlich erreichen die vier Männer den „Wattstrom", die vom Eis nicht bedeckte Fläche; sie lassen das Fahrzeug ins Wasser hinab, besteigen es und schieben es nun mit langen Stangen vorwärts, indem sie zugleich heranschwimmende Eisblöcke mit den Eishaken fernhalten. Drüben am andern Ufer des Eisfelds begrüßen sie mit einem freundlichen „Gode Dag" die Husumer Postträger, die sich bereits dort eingefunden haben und durch Zeichen aus dem Nebelhorn des Bootsführers schon von weitem über die einzuschlagende Richtung verständigt worden sind. Man tauscht nun einige Festlands- und Inselneuigkeiten aus, die Postbeutel werden gewechselt und das Boot kehrt zur Insel zurück.

Die erste deutsche Postexpedition von Dar es Salaam nach Bukoba.

Nicht immer geht diese Postbeförderung glatt vor sich; das Eisboot kann im Wattstrom durch Eisschollen bedroht oder durch eine starke Strömung des Wassers von seiner Richtung abgedrängt werden, oder dichter Nebel macht das gegenseitige Zusammentreffen unmöglich, obgleich man sich mit Hilfe des Kompasses und durch fortgesetzte Signale mit dem Nebelhorn zusammenzufinden sucht. In solchen Fällen heißt es, das beschwerliche Werk am andern Tag von neuem in Angriff nehmen, und sie thun es unverdrossen, die wackeren Stephansjünger der Nordseeinseln. M. B.

Schneeschuhlaufen im Heere. (Zu dem Bilde S. 213.) Man läßt in unserer Armee nichts unversucht, was dazu dienen kann, deren Schlagfertigkeit zu erhöhen. Namentlich ist man darauf aus, die Beweglichkeit der Truppen so viel wie möglich zu steigern. Zu diesem Zwecke ist schon länger das Velociped in Aufnahme gekommen, und neuerdings hat man nun Versuche mit dem Schneeschuhlaufen angestellt. In Berlin giebt es einen Verein für das Schneeschuhlaufen, an dessen Uebungen vielfach auch Offiziere theilgenommen haben. Jetzt hat man diese Uebungen auf Unteroffiziere ausgedehnt und den Harz zum Uebungsfeld gewählt, da die riesigen Schneemassen dort den Schneeschuh erst voll ausnutzen lassen.

Die Schuhe bestehen aus zwei Meter langen, schmalen Brettern, die an den Enden aufgebogen sind und auf der oberen Seite zum Einstecken der Füße Riemen oder einen Halbschuh von Leder tragen. Zwei Stäbe mit eisernen Spitzen vervollständigen die Ausrüstung des Läufers. Unser Bild zeigt eine Abtheilung, die eben im Laufe einen Bergabhang herabkommt — eine Situation, die offenbar von den noch weniger Geübten durchaus nicht als der Genuß angesehen wird, welchen die Virtuosen dieser Kunst gerade dem Bergabwärtsfahren nachrühmen.

Ueber das praktische Ergebniß dieser Wintermanöver ist noch nichts Näheres bekannt. Bewährt sich die Sache, so dürfte in einem etwaigen Winterfeldzug für Patrouillen, vorgeschobene Posten und fliegende Corps auf diese Weise eine erheblich gesteigerte Schnelligkeit der Bewegungen gewonnen werden.

Afrikanischer Postverkehr. (Mit Abbildung.) Ein wichtiges Glied in der Kette von Maßregeln, welche bestimmt sind, die deutsch-ostafrikanische Kolonie einer gedeihlichen Entwicklung entgegenzuführen, bildet die Einrichtung einer Postverbindung zwischen der Küste des Indischen Oceans und den Gestaden des Viktoria Nianza. Mit der Ausführung dieser Postverbindung ist von seiten des kaiserlich deutschen Gouvernements die Firma Schulte und Mayr in Hamburg betraut worden. Monatlich einmal, unmittelbar im Anschluß an das Eintreffen der deutschen Postdampfer, marschiert eine Expedition, bestehend aus fünf Trägern und einem Führer, von Dar es Salaam ab. Die Leute tragen auf der Brust große Messingschilder mit der Inschrift „Kaiserliche Gouvernementspost", sind mit Mausergewehren Modell 71 bewaffnet und ihre Last an Postsachen beläuft sich bis zu je zehn Kilo. Von Dar es Salaam wird zunächst Mpwapwa aufgesucht und dort die Post für die Station und die englische und französische Mission abgeliefert; dann wird der Marsch über Tabora nach Bukoba fortgesetzt, und von da kann mit den Briefen und Berichten aus dem Innern sofort der Rückmarsch angetreten werden. Die Expedition marschiert täglich 11 Stunden und bewältigt die Strecke von der Küste nach Bukoba und zurück in der unglaublich kurzen Zeit von 100 Tagen. Ein von Berlin abgesandter Brief wird daher künftig nur 71 Tage bedürfen, um nach der äußersten deutschen Station am Viktoria Nianza zu gelangen. Die Antwort kann schon nach 4½ Monaten in Berlin eintreffen. — Unser Bild stellt die erste dieser afrikanischen Postexpeditionen dar, welche am 6. Januar 1892 Dar es Salaam verlassen hat. Nach Nachrichten, welche von ihr an die Firma Schulte und Mayr gelangt sind, verschaffen ihr die blanken Messingschilder überall den nöthigen Respekt, und der Führer hat nur einen Wunsch in Bezug auf Vervollkommnung seiner Ausrüstung laut werden lassen: er verspricht sich noch eine wesentliche Erhöhung seines Eindrucks von einem — Cylinderhut.

Die Priesterin von Delphi. (Zu dem Bilde S. 221.) In einer engen, tiefen Schlucht südlich vom Parnaß, unterhalb zweier steil aufsteigender Felswände desselben, lag Delphi mit seinem berühmten Orakel. Hier hatte nach dem Mythus der Gott Apollo, nachdem er den Drachen Python überwunden, Männern aus Kreta, die er in Gestalt eines Delphins nach Griechenland geleitet, geboten, einen Tempel zu gründen. Schon Homer kannte diesen Tempel in „Pytho", der Fragestätte. In alter Zeit sprach der Gott nur einmal im Jahre, später an jedem siebenten Monatstag, auch öfter, wenn die Opfer günstig waren. Wer ihn befragen wollte, der hatte sich mehrere Tage vorzubereiten, sich zu reinigen und mit dem Wasser des kassotischen Quells zu besprengen. Dann brachte er, mit Lorbeer bekränzt, in der Zelle des Tempels ein Opferthier dar. Fanden die Priester das Opferthier fehlerlos und die Zeichen günstig, so durfte der Fragende in die Ueberbauung des Erdschlundes, eine durch große Steinblöcke gebildete Kammer, hinabsteigen. Hier sehen wir auf dem Bilde von Henri Motte die Priesterin auf dem hohen Dreifuß sitzen, über dem Erdschlund, „dem Munde der Erde", wie die Griechen sagten. Die Pythia war in früheren Zeiten eine Jungfrau aus bürgerlichem Stande, später wählte man eine ältere Frau. Durch Baden und dreitägiges Fasten mußte sie sich vorbereiten, und nachdem sie Wasser aus dem kassotischen Quell getrunken, nahm sie Lorbeerblätter in den Mund und bestieg, in ein langes Gewand gekleidet, den Dreifuß, dessen Unterbau der Spruch „Erkenne dich selbst" zierte. Allmählich versetzten die aufsteigenden Dämpfe sie in den göttlichen Wahnsinn, in welchem sie

ihr Prophetenwort verkündete. Schreiend, unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einige deutliche Worte oder unverständliche Töne aus — der Priester, welcher den Fragenden geleitet hatte, bildete aus ihnen den Orakelspruch, den er jenen verkündigte. Henri Motte hat phantasievoll den Erdspalt bevölkert mit verhüllten Gestalten, welche das Orakel des Gottes in tiefer Ehrfurcht vernehmen, und mit Schlangen, die an den Füßen des Dreifußes emporzüngeln — zur Erinnerung an den alten Drachen, den hier der Gott erlegte.

Delphi war längere Zeit der kirchliche Mittelpunkt Griechenlands. Die Orakelsprüche waren weit seltener Verkündigungen der Zukunft als politische Weisungen und Rathschläge, welche den Abgesandten der Herrscher und der Völker ertheilt wurden. Diese Rathschläge waren meistens klug und praktisch, sowohl was die innere Verwaltung und Regierung der Staaten als auch besonders die Gründung von Kolonien und Handelsplätzen betrifft. Auf die ganze Entwicklung von Griechenland hatten sie den größten Einfluß. Die Prophetin auf dem geheiligten Dreifuß war nur eine Statistin — die Hauptrolle spielten diejenigen, die ihre Worte deuteten und sie in der Form von Orakelsprüchen verkündeten. Das waren kluge Männer, welche durch geheime Verbindungen über die inneren und äußeren Verhältnisse der einzelnen Staaten aufs genaueste unterrichtet waren und mit überlegenem Geiste ihre Angelegenheiten leiteten.†

Vogelkasten. Es giebt viele Vögel, die ihre Nester nicht zwischen den Baumzweigen bauen, sondern andre Schlupfwinkel aufsuchen, die ihnen die Natur darbietet, Höhlungen und Löcher in morsch werdenden Bäumen. Diese Vögel, welche zu den nützlichsten und liebenswürdigsten Geschöpfen zählen, haben jetzt unter einer Art Wohnungsnoth zu leiden. Unsre Kultur hat mit den alten Bäumen, die früher auf Feldrändern, an Gräben ꝛc. standen, ziemlich gründlich aufgeräumt; in neu angelegten Gärten giebt es gar keine oder sehr wenige morsche Bäume. Die Vögel meiden aber die Plätze, wo ihnen Nistgelegenheiten fehlen. Man hat darum Vogelkasten nach dem Muster der bekannten Starkasten als Ersatz für die natürlichen Vogelwohnungen empfohlen. Ornithologische Vereine lassen hier und dort solche Kasten herstellen. In letzter Zeit hat die bekannte Blumenfirma Schmidt in Erfurt sehr schön ausgestattete Vogelkasten in den Handel gebracht. Dieselben sind zusammenlegbar, so daß sie im Herbste, wenn die Vögel nach dem Süden abgezogen sind, auseinandergeklappt und gründlich gereinigt werden können. Mancher Gartenbesitzer trägt sich wohl mit der Absicht, einen Nistkasten zu bauen, kommt aber nicht dazu. Nun ist die Zeit da, in welcher die gefiederten Sänger wieder bei uns erscheinen. Wer für sie in seinem Garten Wohnungen aufhängt, dem werden sie im Frühling und Sommer durch ihren Gesang und ihr munteres Treiben pünktlich den Miethzins entrichten!

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 3.

Von **Max Deigl** in Wien.

SCHWARZ

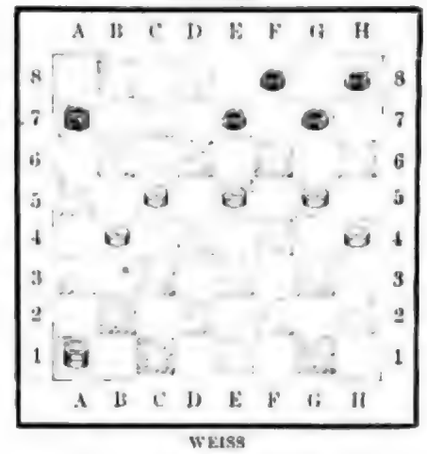
WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Bilderräthsel.

Damespielaufgabe.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Litterarisches Ausschnitträthsel.

Im Bücherschrank — an jenem Ort,
Wo Meister Goethes Werke stehen,
Da kannst du stets mein Räthselwort
Als ein bekanntes Schauspiel sehen.

Nimm mir den Fuß und köpfe mich; —
Nun suche mich bei Schillers Werken,
Dort wirst alsdann du sicherlich
Als Schauspiel gleichfalls mich bemerken.

Buchstabenräthsel.

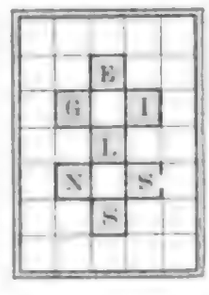
Als Stadt in Schweden kennst du mich,
Die mit der Erde Schätzen handelt,
Ein Zeichen nimm, dann werde ich
Sogleich in einen Gott verwandelt.

Räthsel.

Mit o, da ruft es groß und klein,
Mit u ruft's kleine Schar allein.

E. S.

Mosaik-Kryptogramm.



Die mit Buchstaben bezeichneten Quadrate sind in dem gegebenen Raume so aneinander zu reihen, daß 1. die Buchstaben abwärts gelesen den Namen eines deutschen Dichters, 2. diese Quadrate den Anfangsbuchstaben desselben als Mosaikbild geben.

Hans v. d. März.

Versetzungsräthsel.

In der guten, alten Zeit,
Wo die Dampfkraft unbekannt,
Bracht' ich oft in Schnelligkeit
Reisende von Land zu Land.

Aendre meiner Zeichen Stand,
Bis ein neues Wort sich beut,
Welches, in des Feindes Hand,
Mit dem Tode dich bedräut.

Oscar Leede.

Logogriph.

Der Rache fürchterliche Schar
Wirst du in mir mit u gewahr.

Mit e begrüßt mich jederzeit
Der Schüler voller Freudigkeit.

In dem unterzeichneten Verlag sind soeben die folgenden neuen Romane erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Felix und Felicia.
Roman von
Marie Bernhard.
Elegant broschiert 4 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Truggeister.
Roman von
Anton von Perfall.
Elegant broschiert 3 Mark.
Elegant gebunden 4 Mark.

Ein Götzenbild.
Roman von
Marie Bernhard.
Elegant broschiert 4 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zwei von diesen nunmehr in Buchform erschienenen Romanen sind den Lesern der „Gartenlaube" bereits bekannt; der dritte: „Felix und Felicia" von M. Bernhard, ist nicht in der „Gartenlaube" erschienen, und es wird das Buch den vielen Freunden der rasch beliebt gewordenen Erzählerin deshalb doppelt willkommen sein.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 8. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer.

1.

Frühling im Bergwald! Er kennt die Blumen nicht, die der Lenz über die Wiesen des Thales streut, die lauen, linden Lüfte nicht, welche spielend durch die blühenden Hecken streichen, und nicht das liebliche Gezwitscher der heimgekehrten Schwalben, die unter gastlichem Dach ihre Nester bauen. Frühling im Bergwald — das ist Brausen und Sausen, Toben und Donnern, Sturm und Tod. Ueber dem Bergwald liegt der Winter wie ein grauenhafter Riese, und der Frühling, der ihn scheuchen will, muß kommen als ein gewaltiger Held, welcher töten und zerstören muß, bevor er bauen kann und neues Leben wecken aus eisigem Schlaf.

Hoch in dem steilen Gefels krachen ohne Unterlaß die stürzenden Lawinen, über die Halden fährt der stürmende Föhn mit dumpfem Sausen, mit seinem heißen Athem schnaubt er über den schwindenden Schnee, im Walde packt er die alten mächtigen Fichten und rüttelt sie, daß sie erbeben in ihrem Mark. Und was sie nun tragen an faulem und morschem Gezweig, das bricht er ab und führt es davon in jagendem Wirbel. Ein Rieseln und Gurgeln immer und überall, auf jedem Hange bildet sich ein springendes Bächlein, über alle Felsen plätschern die Wasser, zu denen der Schnee zerschmolzen ist, alle Wurzeln umspülen sie und sammeln sich in jedem Grimm, in jeder Schlucht, und wachsen an zum tobenden, schäumenden Gießbach, der den Bergwald säubert von allem Unrath und Moder, jeden kranken schwachen Baum zerschmettert und nur bestehen läßt, was stark ist und gesund. Ueberall auch ein Rollen und Poltern: die Felsblöcke, die der Frost des Winters von den Steinwänden abgesprengt hat und die gebettet lagen im Schnee, sie kommen ins Wanken und Wandern, wenn der Schnee zerrinnt, sie stürzen und sausen nieder durch den Bergwald in dröhnenden Sprüngen, mit Krachen und Schmettern, und wo sie im Sturze die Erde treffen, da pflügen und wühlen sie den Grund, damit der überwinterte Same, den der Lenzwind auswebt, im Boden die frische Narbe finde. . .

Und in all diesem Stürmen, Rauschen und Brausen, inmitten dieses Kampfes, den der Frühling mit dem Winter führt, ein einsamer Mensch!

Raschen Ganges, mit halblauter Stimme ein Liedchen singend, schreitet er dahin über den vom Schnee schon halb entblößten Almenhang, eine schlanke, sehnige Gestalt — ein junges Antlitz mit kühn blitzenden Augen und einem lachenden Munde, um den sich der erste Flaum des blonden Bartes kräuselt. In schweren, eisenbeschlagenen Bundschuhen stecken die nackten Füße; Strümpfe aus ungegerbtem Rehfell, die Haare nach innen gewendet, umschließen die Waden; aus der kurzen verwitterten Lederhose ragen die nackten Kniee hervor, welche nicht aus Fleisch und Bein gebildet, sondern aus braunem Erz gegossen scheinen — rascher als die Sonne braunt ja der Wiederglanz der weißen Schneefelder. Ein grobes Leinenhemd und ein aus zottigem Loden roh geschnittenes Wams umhüllen den straffen Körper. Ueber dem krausen Blondhaar trägt er die pelzverbrämte Lederkappe mit der Adlerfeder, am Gurtel ein kurzes Weidmesser und den kleinen Bolzenköcher, auf dem Rücken die plumpe schmucklose Armbrust mit fingerdicker Sehne und in den Händen führt er den langen, mit scharfen

Osterhas.

Nach einer Zeichnung von P. F. Meisterschmitt.

Stachel versehenen Bergstock. Es ist Haymo, der Klosterjäger, der dem Propste Heinrich* von Berchtesgaden** die Hirsche, Gemsen und Steinböcke*** hütet.

Vor Wochen schon, da der Schnee noch tief lag und im Marsche kaum zu überwinden war, hatte Haymo die Jägerhütte bezogen, hoch über dem grünen Bartholomäus-See†, in einem weiten Felsenthal, das von den rothen Marmorwänden, die es rings umschließen, seinen Namen erhalten: „In der Röth'".

Alltäglich, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, machte Haymo seinen Hegergang; das war für ihn eine harte Zeit, er durfte keine Stunde rasten und mußte die Augen offen halten den ganzen langen Tag. Denn der strenge Winter hat das Wild vertraut und zahm gemacht, und die Raubschützen haben leichte Arbeit; in großen Rudeln ziehen die Hirsche schon früh am Abend auf die offenen Almen und erst am späten Morgen wieder zu Holz; die Gemsen stehen tief unten im Bergwald und sogar die scheuen Steinböcke trieb der Winter aus ihren unwegsamen Felsrevieren hernieder in die Nähe der verlassenen Almhütten. Da galt es, unermüdlich Wache zu halten, denn gerade dieses seltene, edelste Wild war von den Raubschützen am meisten bedroht.

Ein „Stainpokh" war ja die wandelnde Apotheke; die gerippten Hörner, die Hornschalen der Füße, das getrocknete Blut, welches im Volksmund „Schweißbluh'" genannt wurde, und besonders die „Herzlhreizl", jene kleinen, knochenähnlichen Gebilde, die im Herzen des erlegten Thieres gefunden werden, alles an ihm war wunderbar heilsam wirkende Arzenei, welche von Herren und Bauern mit theurem Gelde bezahlt wurde. Wohl standen schwere Strafen auf der Erlegung solch eines Wildes, Kerker und Peitsche, Verlust der rechten Hand, sogar der Tod — denn der Raubschütze war vogelfrei, und der Jäger durfte ihm, wenn er ihn auf frischer That ertappen konnte, allen Rechtes den Bolz in die Kehle jagen. Aber alle Bolzen treffen nicht, dachten die Raubschützen, der hohe Gewinn verlockte sie, und so kam es, daß Haymo schon in der ersten Woche seiner Hegezeit den Abgang zweier Steinböcke vermerken mußte. Als unwiderlegbare Zeugen des geschehenen Raubes hatte er im Schnee die Schweißfährten der erlegten Thiere und die Fußspuren des Räubers gefunden, die sich im tieferen, schneefreien Bergwald verloren. Als am Ende der Woche ein Laufbube des Klosters dem Jäger frischen Mundvorrath gebracht hatte, schickte Haymo mit dem Buben diese schlimme Nachricht hinunter ins Thal, in banger Sorge, wie Propst Heinrich, der an seinem Weidgehege und besonders an dem edlen Steinwild eine ritterliche Freude hatte, diese Botschaft aufnehmen würde.

Und die ganze folgende Woche hindurch gönnte er sich keine Ruhe mehr, in der Nacht kaum einen kurzen Schlaf, und es war ihm nicht zu verdenken, daß ein zornflammendes Wort von seinen Lippen flog, so oft er nur in seinem öden Bergrevier die Fährte eines menschlichen Fußes spürte. Nur eine Gesundheit, so jugendfrisch und eisern wie die seine, konnte diese aufreibenden Strapazen überdauern. Wenn er nach tagelangem Marsche heimkehrte in seine Blockhütte, dann lag ihm wohl die bleierne Müdigkeit in allen Gliedern; aber er brauchte sich nur auf sein Lager zu werfen, und es fiel auch schon ein fester, traumloser Schlaf über seine jungen Augen, der ihn erquickte, wenn er auch nur wenige Stunden währte und immer wieder unterbrochen wurde. Denn Haymo hatte sich, um in diesem schweren Schlummer das erste Grauen des Morgens nicht zu verschlafen, einen Wecker erfunden. Er band sich mit einer Lederschnur einen schweren Stein an den Arm und legte, wenn er sich auf die Wolfsdecke streckte, diesen Stein so lose auf die Holzkante seines Lagers, daß er bei der leisesten Erschütterung zu Boden gleiten mußte. So oft dann Haymo im Schlummer sich bewegte, weckte ihn der fallende Stein. Lag in der Hütte, wenn er erwachte, noch die finstere Nacht, dann stellte Haymo den Wecker wieder zurecht und schlummerte weiter. Doch wenn er sah, daß draußen vor dem kleinen Fenster die Sterne zu erblassen begannen, dann sprang er auf, wusch sich am rinnenden Quell, dessen eiskaltes Wasser vor der Hütte plätscherte, nahm sein karges Frühmahl ein und wanderte hinaus in den vom Föhn durchrauschten Frühlingsmorgen. Noch waren die Nächte kalt, und es währte immer eine Weile, bis Haymo das Fröstеln aus seinen Gliedern brachte; aber der rasche Gang auf beschwerlichem Wege machte gar bald sein Blut lebendig, frische Röthe färbte wieder seine jungen Wangen, und seine Augen blitzten hell wie Wasser, in das die Sonne scheint.

Je wilder ihn der Frühlingssturm umrauschte, desto freier und wohler wurde ihm zu Muthe. Und wenn sich der Morgen, an dem er das zu Holze ziehende Wild nicht stören und scheuchen durfte, zum vollen Tage wandelte, sang er wohl, um der in seinem Innern stürmisch treibenden Lebenskraft einen Ausweg zu schaffen, mit hallender Stimme ein Lied in den Saus und Braus, der ihn umgab, der steigenden Sonne entgegen, die mit ihrem funkelnden Gold die schneebedeckten Kuppen der Berge überschmolz. Dann freilich, wenn die Jägersorge, die ihn all diese Tage her bedrückt hatte, wieder sein Herz beschlich, wurde er gar stille, stieg lautlos empor von Höhe zu Höhe und schickte die spähenden Augen in die Runde.

Da hatte er nun wieder einen schweren Tag hinter sich. Auf dem Heimweg zur Hütte begann er die Ermüdung hart zu spüren; in all diesem tobenden Sturm, in all diesem Schnee und rinnenden Gewässer war es ja kein Marsch zu nennen, den er gemacht, vielmehr ein Kampf um jeden Schritt. Wohl dämmerte schon der Abend, aber solange noch ein Schimmer von Licht über den Halden schwebte, durfte er nicht an die Heimkehr in seine Hütte denken. Auf der hohen Bergrippe, zu welcher er just emporstieg, wollte er den Anbruch der Nacht erwarten.

Als er die Höhe betrat, winkte ihm, scharf abgehoben vom rothglühenden Abendhimmel, ein mächtiges Kreuz entgegen; ein Dächlein war darüber gespannt, in den Querhölzern steckten die Nägel, aber das Bild des gekreuzigten Erlösers fehlte; die frommen Almbauern hatten es wohl im späten Herbste vom Kreuz genommen, damit es nicht leiden möchte von der Unbill des Winters, von Schneedruck und Lawinen.

Haymo zog die Kappe und sprach ein kurzes Gebet. Dann ließ er sich zu Füßen des Kreuzes nieder, lehnte sich an den Stamm, verschlang die Hände hinter dem Haupte und blickte still umher mit müden Augen, die sich schon dem Schlummer entgegensehnten. In kurzen Stößen, bald sich dämpfend, bald wieder anbrausend mit verstärkter Macht, fauste der Föhn über ihn hinweg. Die Zweige der Krüppelföhren, mit denen die Höhe bewachsen war, duckten sich in gleichmäßiger Welle vor jedem anrauschenden Windstoß und hoben sich, wie aufathmend, langsam wieder empor. Gegen die steil aufragenden Felswände hinan zog ein mehr als hundertjähriger von Stürmen und Lawinen stark gelichteter Lärchenwald, dem die Nähe des Kreuzes seinen Namen gegeben . . . er hieß „der Kreuzwald". An so manchem Morgen war Haymo schon zu diesem Wald emporgestiegen, um den ersten Balzruf eines Auerhahns zu erlauschen. Aber der stolze, ein siedlerische Vogel, dieser gefiederte Liebessänger der Berge, mochte wohl den Frühlingsmorgen noch zu frostig finden, um den Sang seiner heißen Liebe zu beginnen.

Zur Linken der Kreuzhöhe breitete sich das weite Felsenthal aus, an dessen jenseitiger Grenze, von einzeln stehenden Fichten überschattet, die Blockhütte des Jägers stand und daneben das größere Balkenhaus, in welchem Herr Heinrich und der Klostervogt zu nächtigen pflegten, wenn sie pirschen kamen. Zur Rechten der Kreuzhöhe lag ebenfalls ein weites Thal, in welchem dichte Gruppen der Zwergföhre mit wirrem Geröll und grasbewachsenen Stellen wechselten, zu deren schüchtern sprossendem Grün das Steinwild um diese frühe Jahreszeit gerne auf Aesung zog. Der Kreuzhöhe zu Füßen dehnte sich der mächtige Bergwald, der das vom Schnee schon völlig entblößte Almenland umschloß und dann, umschleiert schon vom dunklen Abendschatten, sich niedersenkte in die Tiefe, in welcher der See gebettet lag.

Haymo konnte von der Stelle aus, an welcher er saß, den See nicht gewahren, auch nicht das weite Klosterland im Thal. Die tiefer liegenden Bergrücken wehrten seinem Auge den Nieder

* Heinrich von Inzing, der 21. Propst des Klosters Berchtesgaden, 1333—1351.

** Der Markt Berchtesgaden führt in älteren Urkunden neben „Berchthersgademe" und „Perchtensgaden" auch den Namen „Berchtoldsgaden"; der Volksmund sagt noch heute „Bertlsgaden".

*** Steinwild gab es im Watzmann- und Wetterſteingebiet bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts; die Erfindung der Feuerwaffen machte dem edlen Wilde in den bayerischen und Tiroler Bergen den Garaus. „Dann als die Handpuxen aufkummen sein," heißt es in Kaiser Maximilians Weißkunig, „hat man angefangen, damit die Stainpökh zu schiessen, das durch die pawrslent beschehn ist, die dann, wo Sy über das wildpret kumen, kein maß halten, sondern Irer pawrnart nach aussöden."

† Königssee.

blick. Aber rings umher in weiter Runde bot sich ihm ein Bild von unnennbarer Schönheit. Uebergossen von der rothen Gluth der sinkenden Sonne ragten die gewaltigen Schneeberge empor über das dunkle Meer der Wälder; dem Jäger zur Linken die wilden Tauern und die beiden Riesenzacken des Watzmann, zur Rechten der stolze, unwegsame Göhl, und in der Ferne, von bläulichem Schattenduft umwoben, stiegen die scharfgezahnten Lattenwände und die plumpen Massen des Unterberges in den golddurchleuchteten Abendhimmel. Denn wenn auch der Föhn mit Brausen alle Lüfte füllte, so trübte doch kein Wölklein den frühlingsklaren Himmel, um die Zinnen der Berge flatterte keine Nebelflocke, und ohne Dunst und Schleier lag das tiefere Gelände.

Unter langen Athemzügen hob sich Haymos Brust. Bei all dem stillen Schauen, mitten in Sturm und Wehen, befiel es ihn wie träumender Halbschlummer. Dann jählings erwachte er und fuhr betroffen auf, beinahe berührt von abergläubischem Schreck.

Ein junges Mädchen stand vor ihm, ihn betrachtend mit großen, staunenden Augen.

Er hatte den Hall ihrer nahenden Schritte nicht vernommen, er hatte sie nicht emportauchen sehen über den Rand der Höhe . . . plötzlich stand sie vor ihm, als wäre sie aus den Lüften getreten. Und in ihrem schlanken zarten Wuchse, mit dem blassen feingeschnittenen Gesichtchen und den tiefen Räthselaugen, umflattert von den schwarzen Strähnen des gelösten Haares, und in dem dünnen rothen Röcklein, das der Sturmwind peitschte, war sie wohl einer jener Elfen zu vergleichen, die in den Tiefen der Berge hausen und zuweilen an das Licht der Erde steigen, um ein Menschenkind zu beglücken mit ihren Gaben.

Und sie trug ja auch ein Körbchen in der kleinen Hand! Was dieses Körbchen wohl bergen mochte? Funkelndes Geschmeide, Perlen, edle Steine?

Haymo fühlte, wie ein heißer Schauer ihn durchrann. Nun aber mußte er lächeln. Denn des Mädchens plumpe Schuhe und die ärmlichen Lappen des Gewandes hatten in Wahrheit doch wenig Elfenhaftes. Haymo erhob sich.

„Dirn'? Was willst Du hier?"

Sie schwieg und betrachtete ihn noch immer mit einem halb scheuen, halb traulichen Blick.

„Dirn'! Rede doch! Woher kommst Du?"

„Von dort!" sagte sie mit einer leisen weichen Stimme und deutete nach der steilen Schneehalde, welche sich hoch über dem Kreuzwald gegen die starrenden Felswände emporzog.

„Von dort?" wiederholte Haymo und überflog mit einem ungläubigen Blick die zarte Gestalt des Mädchens. Dort oben war es ein mühsames und gefährliches Gehen. Ein falscher unsicherer Tritt auf dem von Thauwasser und Föhnwind glattgewaschenen Schnee, und es ging bergab in sausender Fahrt — wohin? Das blutige Bild, welches Haymo auf diese stumme Frage vor seinen Augen auftauchen sah, weckte ein seltsam bedrückendes Gefühl in seiner Brust, und er sagte mit hastender Stimme: „Dirn'! Das war ein böser Weg! Sei froh, daß Du heil zurück bist."

Sie schüttelte das Köpfchen und lachte — ein rechtes, hellklingendes Kinderlachen.

„Aber was hast Du nur dort oben gesucht?"

„Schneerosen," erwiderte sie und lüftete den Deckel an ihrem Körbchen, welches zur Hälfte angefüllt war mit jenen zarten, weißen Blüthen, die so schön und auch so kalt sind wie ein Wintermorgen. Dann wieder blickte das Mädchen lächelnd zu dem Jäger auf. „Es war eine rechte Plage. Seit dem Morgen bin ich auf den Füßen und habe doch kaum so viele Blumen gefunden, daß sie reichen für ein kleines Kränzlein. Wir sind ja schon spät im Jahr, die meisten Stöcklein haben schon verblüht."

„Und für wen sind diese Rosen?"

„Für das heilige Grab unseres lieben Herrn. Uebermorgen ist Charfreitag."

Eine Weile schwiegen sie. Haymo blickte zu dem leeren Kreuz empor; dann wieder sah er in die Augen des Mädchens und fragte:

„Wie bist Du?"

„Ich bin die Gitti*! Und Du?"

„Der Klosterjäger!"

„Der neue?"

„Ja! Und wo bist Du zu Hause, Dirn'?"

„Drunten — im Klosterdorf."

Haymo erschrak. „Aber Dirn'! Wie willst Du den Heimweg finden? Heute noch? Das ist ein Weg, den Deine Füße nicht wandern in fünf Stunden. Und es wird eine finstere Nacht."

„Ich weiß eine Sennhütte, von hier ein halbes Stündlein, dort will ich nächtigen."

„Du wirst frieren! Die Nächte sind kalt."

„Frieren?" lachte sie. „Das Heu macht warm!"

Und da sie sich schon zum Gehen wenden wollte, nahm sie rasch ein paar Schneerosen aus dem Körbchen und schob sie zwischen die beiden eisernen Nägel, welche im Fußbalken des Kreuzes staken. Einen stummen Gruß nickte sie dem Jäger noch zu, dann fing sie mit der Hand das flatternde Haar, wand es um den Hals und huschte davon. Ein paar Schritte nur, und sie war in die Thalsenkung niedergetaucht.

Haymo stand und wartete; es währte lange — dann sah er sie weit drüben im Steinthal zwischen den Büschen wieder zum Vorschein kommen; ihr rothes Röcklein schimmerte noch hell aus dem sinkenden Dunkel. Nun blieb sie stehen und schaute zurück, so glaubte Haymo. Aber es dämmerte wohl schon zu sehr, als daß er auf diese weite Strecke ihr Thun noch hätte genau unterscheiden können. Jetzt war sie schon so klein wie ein rothes Käferchen in dunklem Buschwerk . . . und nun verschwand sie.

Doch Haymo stand noch immer und blickte den Weg entlang, den sie gegangen. Dann athmete er tief auf, und sein Blick fiel auf die weißschimmernden Blüthen am Kreuze.

Schneerose! Du echte Blume der Berge! Nicht minder schön und lieblich als die rothglühende Almenrose des Sommers und noch geheimnißvoller als der Sammetstern des Edelweiß. Schneerose! Wenn der Winter seinen weißen Mantel über alle Berge wirft, wenn alles Blühen erstirbt und alles Wachsthum entschlummert, dann regt sich die keimende Kraft in den tiefgesenkten Wurzeln dieser einzigen Pflanze, als wäre sie bestellt zur Hüterin des Lebens, damit es nicht ganz erlösche in der todten Zeit zwischen Herbst und Frühling. In frostiger Oede sprossen ihre Blätter, und zwischen Schnee und Eis entfalten sich ihre weißen Blüthen. Und wenn zur Winterszeit der Tod durch die verschneiten Hochlandsthäler wandert und ein unschuldig Kind berührt mit seiner kalten Hand, dann klimmt die weinende Mutter empor zu den schimmernden Schneehalden und windet ihrem entschlafenen Liebling die weißen Rosen zum Kranze, als Sinnbild des ewigen Lebens.

Schneerose! Das ist Leben und Tod zugleich! Denn die Wurzeln dieser Pflanze bergen einen geheimnißvollen Saft, der kranke Herzen gesunden läßt und bleiche Wangen wieder färbt. Für jenen aber, der diese Arznei zu gierig genießt, wird sie zum tödlich wirkenden Gifte.

„Zwei Tröpflein machen roth,
Zehn Tropfen machen todt!"

So sagt der Volksmund — und während das sinkende Dunkel den weißen Rosenschimmer am Kreuze zu verschleiern begann, murmelte Haymo dieses Sprüchlein vor sich hin, als überkäme ihn die Ahnung, daß die Zeit nicht fern wäre, in welcher ihm „zwei Tröpflein" gar nöthig würden.

Ueber allen Bergen war der rothe Schein erloschen; ein grauvioletter Duft ließ Himmel und Erde ineinanderschwimmen. Zu Haymos Häupten dunkelte schon die Nacht; nur fern im Westen zog sich über den Horizont noch ein grünlichgelber Lichtstreif, in den der gezackte Grat der Lattenwand sich schwarz hineinzeichnete.

Der Bergwald und die Gießbäche rauschten, dumpf sauste der Föhn, und durch die wirbelnde Luft hernieder funkelten mit unruhigem Glanz die erwachenden Sterne.

2.

Wohl eine Stunde hatte Haymo in der Nacht zu wandern, um seine Hütte zu erreichen. Als er dem Blockhaus näherkam, gewahrte er staunend, daß durch die halboffene Thür und das kleine Fenster der röthliche Schein eines Herdfeuers leuchtete. Wer war zu Gast gekommen? Er beschleunigte seine Schritte,

* Brigitte.

Vor der Thür ſtellte er den Bergſtock ab, dann trat er in das Blockhaus.

Es war ein kleiner Raum, den er betrat. Die Balkenmauern des Hauſes waren auch die Wände der Stube; mit dürrem Mooſe waren die Ritzen zwiſchen den Balken verſtopft. Neben der Thür durchbrach ein kleines Fenſter die Blockwand. Der niedere, aus Felsbrocken roh gemauerte Feuerherd nahm faſt den vierten Theil des Raumes ein; an der Wand neben dem Herde ſtand das plump gezimmerte Bett, angefüllt mit Heu, darüber eine Wolfsdecke, ein Kiſſen aus Rehfell und ein großes, rauhhaariges Stück Loden; rings an den freien Wänden entlang lief eine Balkenbank, in der Ecke neben dem Fenſter ſtand der klotzige Tiſch. An der Wand noch ein kleiner Schrein zur Aufbewahrung des Mundvorrathes, über dem Herde zwei gekreuzte Stangen zum Trocknen der durchnäßten Kleider, neben der Thür zwei Holzzapfen für die Armbruſt und das Wehrgehäng, ein Brett mit mancherlei Geſchirr, in der Ecke über dem Tiſch ein Kreuz, deſſen welker Blumenſchmuck ebenſo gebräunt war wie alles Gebälk; denn der Rauch des Herdfeuers hatte immer ein langes Weilen in der Stube, bis er durch die Ritzen der Blockwand und des Daches ſeinen Weg ins Freie fand.

Vor dem Herde, auf welchem ein helles, heftig kniſterndes Feuer flackerte, ſtand, mit der dampfenden Pfanne beſchäftigt, der Laufbube des Kloſters, ein etwa fünfzehnjähriger Burſch, hager und ſehnig, mit einem verſchmitzten ſtulpnaſigen Geſicht, die braunen Haare kurz geſchoren; er war mit einem rauhhaarigen Wams bekleidet, das in Schnitt und Länge faſt einer Kutte glich.

Als Haymo unter die Thür trat, grüßte ihn der Bube nur mit einem Nicken des Kopfes und einem blinzelnden Blick. Vom Heubett aber erhob ſich eine rundliche Geſtalt, ein Mönch in der ſchwarzen Ordenstracht der Auguſtiner, das wohlgenährte Bäuchlein umſchlungen von breitem Ledergurt; die genagelten Bundſchuhe, welche ſchon am Feuer zum Trocknen ſtanden, hatte er durch Strohpantoffel erſetzt. Er trat auf Haymo zu, die Fäuſte in die Hüften geſtemmt; ſeine kleinen Augen zwinkerten, der Mund bewegte ſich wie kauend, und über der knopfigen Naſe und den kugeligen Backen lag eine Purpurgluth, welche nicht allein vom Wiederſchein des Feuers herrührte.

„Willkommen, ehrwürdiger Vater!“ grüßte Haymo und zog die Kappe.

Walti, der Laufbub, kicherte zu dieſem Gruße; der Mönch aber lachte aus vollem Halſe: „Alſo Du biſt der Haymo, unſer neuer Jäger?“

„Ja.“

„Glaub' ich nicht! Glaub' ich nicht!“

„Ja doch, ich bin es!“ ſtotterte Haymo verlegen.

„Du? Du willſt ein Jäger ſein? Ui jei!* Mit Dir hat Herr Heinrich was Schönes aufgegabelt. Du willſt ein Jäger ſein? Ein Jäger muß Augen haben! Verſtehſt Du? Du aber haſt Augen wie eine Blindmaus! Da — ſchau her!“ Lachend beugte der Mönch das Haupt und zeigte den Scheitel, der mit ſtruppigen Haarbüſcheln bewachſen war und keinen Schimmer einer Tonſur gewahren ließ.

Nun lachte auch Haymo; und Walti, den fettglänzenden Eiſenlöffel ſchwingend, ſchrie dem Jäger ins Ohr, als hätte er einen Tauben vor ſich: „Das iſt ja nur der Frater Severin, unſer Gärtner!“

O Spott des Namens! Severinus, das heißt zu deutſch „der Strenge“, „der Ernſthafte“ — und dieſes Geſicht dazu und dieſes Bäuchlein, welches vor Lachen wackelte, daß Frater Severin ſich auf die Holzbank niederlaſſen mußte, um Athem zu finden!

„So? So? Ihr ſeid ein Frater?“ ſagte Haymo, ſein Wehrgehäng von der Hüfte ſchnallend. „Nun, dann ſeid mir doppelt willkommen!“ Und lächelnd ſtreckte er ſeine Rechte hin.

Severin faßte ſie mit der einen Hand, während er die andere ſchalkhaft drohend erhob. „Du! Du! Wenn ich das dem Guardian verrathe, daß Dir ein Vater die halbe und ein Frater die doppelte Freude macht, dann ſetzt es was!“ Er wollte weiter ſprechen; doch aus der Pfanne, die über dem Feuer hing, ſtieg plötzlich ein ziſchender Dampf. „Walti, Du Rabenthier!“ ſchrie er erſchrocken und ſtürzte dem Herde zu. „Richtig! Läßt der Kerl uns das Futter anbrennen, als wär's eine Seel', die der Teufel ſchmort! Her mit dem Löffel!“ Er riß dem Buben den eiſernen Zinken aus der Hand und begann die rauchende Speiſe mit einem Eifer umzuwenden und durcheinander zu ſtoßen, daß ihm bald die hellen Schweißtröpflein über die dicken Backen rannen.

Haymo ſah ihm eine Weile zu, dann nahm er die Armbruſt von der Schulter und rieb mit einem Lederlappen die von der feuchten Luft erweichte Sehne ſolange, bis ſie warm und trocken wurde. Als er die Waffe über den Holznagel hängte, trug Frater Severin die dampfende Pfanne zum Tiſche.

„So, Ihr Knoſpen, her zum Futter!“

Sie reihten ſich um den Tiſch, dem das Herdfeuer genügende Helle gab, und ſprachen ein kurzes Gebet. Und wirklich — Frater Severins ſchmunzelndes Geſicht wurde ernſt für eine Minute. Kaum aber hatte er das Amen von den Lippen, da ſtrahlte er ſchon wieder, und ſein Löffel war der erſte in der Schüſſel.

Einige Biſſen hatten ſie gegeſſen, da legte Severin haſtig den Löffel nieder und hielt den beiden anderen die Hände feſt. „Halt! Wir haben das Beſte vergeſſen! Walti! Her mit der Güte Gottes!“

Der Bub ſprang auf und holte aus einem Zwerchſack eine bauchige Thonflaſche herbei. Bedächtig löſte Frater Severin den Rindenpfropf und ſchob dem Jäger die Flaſche hin. „Sollſt den erſten Schluck haben — Kloſterbier!“ Und er ſchnalzte mit der Zunge.

Haymo that einen langen Zug. „Ja, Frater, da merkt man die Güte Gottes!“

Walti kicherte und Frater Severin lachte. „Hörſt Du, was er geſagt hat! Güte Gottes!“ Er gab dem Buben einen Puff in die Seite und vertiefte ſich in die Flaſche. Dann wieder zu Haymo gewendet, rief er: „Ich will Dir's verrathen! Weißt Du, ich bin kein böſer Menſch. Wenn ich in meinem Chorſtuhl kniee und zu dem da droben bete, dann ſchlag' ich an meine Bruſt und fühle, daß ich ein armer Sünder bin. Aber dann in Garten, Keller und Küche, da redet man auch gern wieder von irdiſchen Dingen. Dem Pater Guardian aber gefällt das nicht. Und darum haben wir uns eine Sprache erfunden — weißt Du — ein feſter Brotlaib, der heißt bei uns ‚eine gute Seele', ſolch ein Krug, das iſt die ‚Güte Gottes', und eine alte Flaſche Wein, das iſt ‚des Himmels höchſte Huld'. Und weißt Du, was die ‚wahre Andacht' iſt? Eine gebackene Forelle! Und das ‚Labſal der Betrübten'? Ein geſulzter Hecht! Ui jei! Du ſollteſt nur einmal den Pater Guardian ſehen, wie zufrieden er lächelt, wenn er uns von ſo frommen Dingen reden hört — wenn ich etwa ſage: ‚Ach, heut' wurde mir des Himmels höchſte Huld zutheil!' oder: ‚Ach, wie bin ich erfüllt von wahrer Andacht!'“

So plauderten und lachten ſie weiter, ließen die Flaſche kreiſen und thaten ſich gütlich an ihrem beſcheidenen Mahl. Als Walti dann den Tiſch räumte, ſagte Frater Severin zu Haymo: „Neugierig biſt Du aber gar nicht; fragſt nicht einmal, weshalb wir gekommen ſind!“

„Ich freue mich, daß Ihr da ſeid! Was kümmert mich alles andre?“

„Du ſollſt morgen hinunter ins Kloſter und Deiner Chriſtenpflicht genügen!“

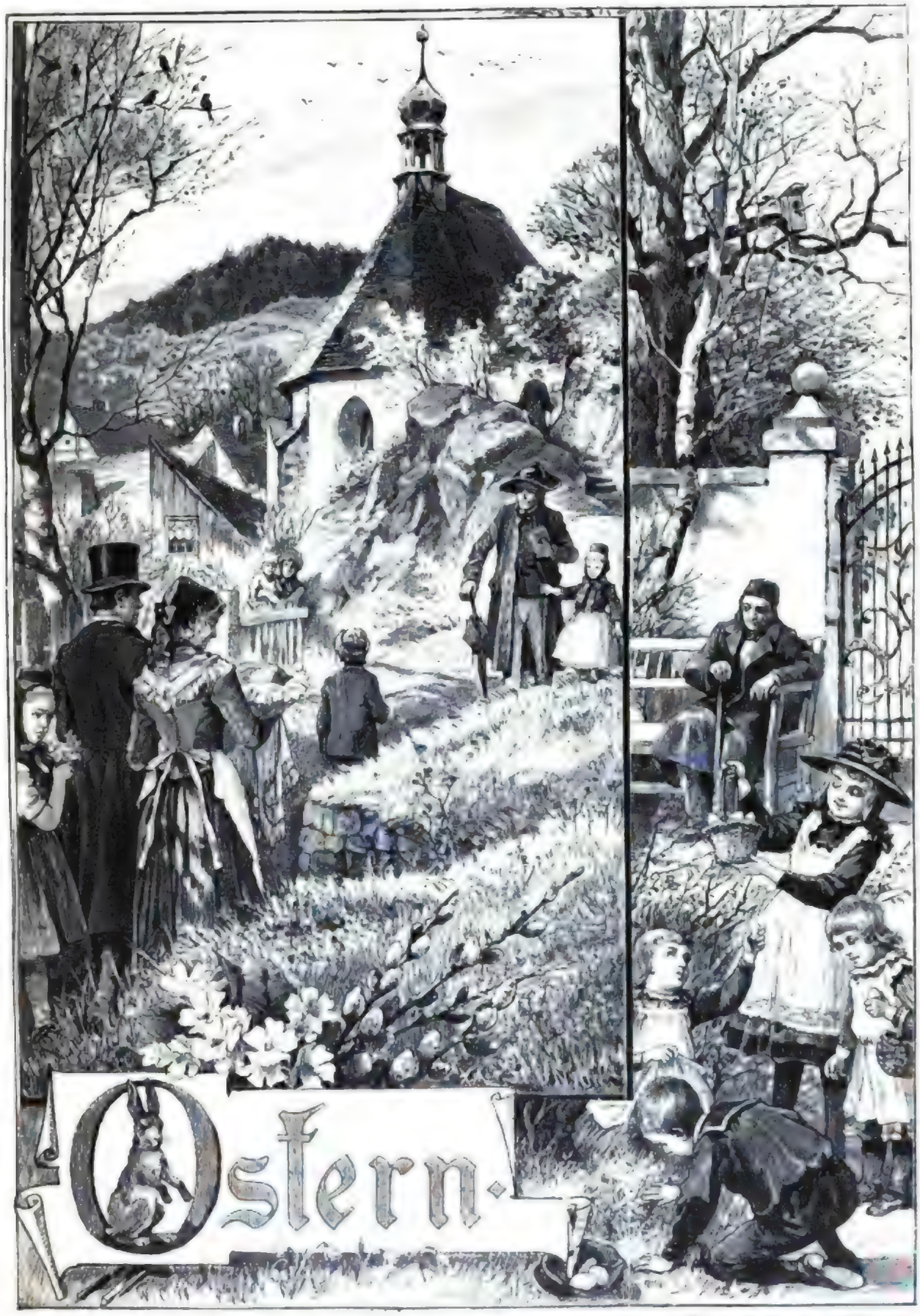
„Das thät' ich gerne! Wer aber hütet, bis ich wiederkomme, meine Gemſen und Steinböcke?“

„Ich!“

„Ihr?“ lachte Haymo luſtig auf.

„Ja, ich — was ſagſt Du?“ jammerte Frater Severin. „Herr Heinrich meinte, der faule Winter hätte mir zu wohl angeſchlagen. Nun ſoll ich mir ein paar gute Pfündlein aus der Kutte laufen! Das wird eine böſe Sache werden!“ In banger Sorge befühlte er die Stelle ſeines Gurtes. „Aber Du, Du kannſt Dich auch freuen, wenn Du morgen hinunterkommſt. Neulich, als der Walti mit Deiner Botſchaft herunterkam, da gab es ein Donnerwetter — ui jei! Weißt Du . . . Herr Heinrich iſt ein frommer, ſeelenguter Mann, aber wenn es ſich um verlorene Seelen und Steinböcke handelt, dann kann er ſchelten wie ein rechter Türke! Weißt Du, was er ſagte? Er ſagte: ‚Zwei Böcke in einer Woche . . . wenn das ſo fortgeht, ſteck' ich den Burſchen unter die Kloſterknechte und ſchick' einen andern, der wachſamere Augen hat und ſich beſſer verſteht auf die Hut des Gewildes.' Ja, das ſagte er.“

* Dialektiſche Verſtümmelung des Ausrufes: „Ach, Jeſus!“



Nach einer Zeichnung von W. Claudius.

Digitized by Google

Haymo erblaßte. Das hatte ihn ins Herz getroffen, denn er hing am Weidwerk und an den schönen freien Bergen wie ein Blatt am Baum, welches welken und sterben muß, wenn es der Wind vom Aste reißt. Er brachte kein Wort hervor; nur die Fäuste stieß er auf den Tisch und biß die Lippen übereinander.

Als Frater Severin gewahrte, was er angerichtet hatte, streichelte er dem Jäger die zitternde Faust und sagte begütigend: „Nun, nun, so schlimm wird es ja nicht gleich werden, den Herrn Heinrich brauchst Du nicht zu fürchten. Wenn er auch manchmal ein wenig aufbraust . . . Worte, Haymo, Worte! Komm' Du morgen nur hinunter, stell' Dich fest auf Deine Füße, schau ihm frei ins Auge — und alles ist gut! Und wenn Herr Schluttemann, der Klostervogt, ein Hagelwetter losläßt, so nimm es nicht ernst und schüttle den Pelz! Weißt, der speit halt Feuer, weil ihm Frau Cäcilia gehörig einheizt. In seiner Vogtstube hängt ein Bild — hast es gesehen? Der heilige Georg, der den Drachen ersticht! Ich mein', da sollte eher ein Bild hängen: der Drache, der den heiligen Georg ersticht, doch nicht mit der Lanze, sondern mit einer Blutwurst!"

Er wollte weiter sprechen. Aber vom Herde her klang die Stimme des Buben: „Frater Severin!"

„He?"

„Wißt Ihr, wen ich heute gesehen hab' in aller Gottesfrüh'?"

„Wen?"

„Den Schwarzen! Drunten am See, unter einer Fichte saß er und flickte an einem Netz, als wär' er nicht der Pater Fischmeister, sondern ein höriger Knecht! Und als ich vorüberging, machte er Augen gegen mich wie Feuer, richtig zum Fürchten! Das ist einer!"

„Das ist freilich einer!" wiederholte Frater Severin. Und um den Jäger von seinen trüben Gedanken loszureißen, fragte er ihn: „Hast Du ihn nie gesehen — drunten am See?"

Haymo schüttelte den Kopf.

„Heuer um die Weihnachtszeit haben sie uns den hergeschickt von Passau. Warum? Ich weiß es nicht! So 'was erfährt ja unsereiner nie! Er soll aus fürstlichem Geblüt sein. Aber da drinnen . . ." er pochte auf seine Brust, „da muß es gar finster ausschauen bei dem! Ganze Tage lang ist er im verschneiten Klostergarten auf und ab gewandert wie ein Gespenst. Und jetzt im Frühjahr, da haben sie ihn zum Pater Fischmeister gemacht und an den See geschickt. Drunten, weißt Du, wo es heraufgeht über den Wildbach, in dem öden Winkel zwischen Felsen und See, da haust er in seiner Klause . . . und könnt' es so gut haben in seiner Klosterstube! Mutterseelenallein! Freilich, umsonst heißt er nicht Pater Desertus, der ‚Einsam'*! Meinst Du, er duldet einen Knecht in seiner Nähe? Draußen im Seedorf müssen sie sitzen und dürfen nur kommen, wenn er sie ruft mit seiner Glocke."

Haymo hörte nur mit halbem Ohr. Als Frater Severin das merkte, rüttelte er den Jäger am Arme. „Aber so rede doch auch ein Wort! Das ist ja langweilig, so stumm zu hocken wie eine Raupe im Kohl! Komm' her! Trink' einen Schluck! Und dann erzähl' mir! Wo bist Du denn eigentlich her?"

„Aus Sankt Benedikti Buren!"*

„Wo Herr Heinrich vor Wochen zu Gast war?"

„Ja! Er fand Gefallen an mir und nahm mich mit."

„Da hat er recht gehabt! Ich hätt' es auch so gemacht! Sag', sind Deine Eltern Klosterleute?"

Haymo senkte das Haupt, und seine Stimme zitterte. „Mein Vater war Senn; bei einem bösen Wetter hat ihn der Blitz erschlagen, und meine Mutter ist drüber gestorben aus Gram."

„Armer Teufel!" murmelte Frater Severin und wollte des Jägers Hände fassen.

Haymo aber erhob sich und verließ die Stube. Draußen umfing ihn die finstere Nacht. Lange stand er an den Stamm einer Fichte gelehnt, die unter dem stoßenden Föhn erzitterte bis in die Wurzeln. Er blickte empor zu den Sternen. Aber er sah ihr Funkeln und Leuchten nicht; die Bilder der Vergangenheit, traurig und froh, zogen an seinem Auge vorüber: die stürmische Nacht, da man den Vater brachte als einen stillen Mann; der Morgen, an welchem man die Mutter tot auf ihrem Lager fand; der schöne Abend, da ein Klosterknecht den zehnjährigen Buben zum Pater Wildmeister in das Jachenthal brachte; die erste Bergfahrt, der erste Schuß in die Scheibe und der erste in das Herz eines stattlichen Hirsches; und dann die frohen Jahre hoch oben im freien Revier der Berge, mit all ihren Jägersorgen und Jägerfreuden . . . bis zu diesem letzten Abend, an welchem das Mädchen mit den Schneerosen so plötzlich vor seinen Augen stand, selbst einer Schneerose vergleichbar, schlank und schön wie eine Elfe.

„Gittli!"

Weich und leise kam der Name von Haymos Lippen. Seine Blicke bohrten sich in die Nacht. Aber dort unten, wo der rauschende Bergwald den Almenhang und jene Hütte umschloß, in welcher das Mädchen Schutz gesucht für diese Nacht . . . dort unten war alles schwarze Finsterniß.

Schlief sie schon? Und ob sie wohl träumte? Und fror sie nicht im Schlummer? Sennhütten sind ja nur gebaut für den warmen Sommer; handbreite Lücken klaffen oft in den roh gefügten Balkenwänden, und es fährt der Sturm hindurch, zudringlich und kalt. Da wäre wohl der Schläferin ein wärmendes Fell, eine schützende Decke gar willkommen.

Haymo eilte in die Hütte. Das Feuer auf dem Herde war fast erloschen; nur ein dünnes Flämmlein schlug noch aus den zerfallenden Kohlen. Im Herdwinkel hatte sich Walti auf die warmen Steine gestreckt, und im Heubett schnarchte Frater Severin auf dem Wolfsfell und hielt die Lodendecke bis an das Kinn gezogen. Was der gute Frater wohl sagen möchte, wenn Haymo ihn weckte und zu ihm spräche: „Gieb das Fell her und die Decke, die kleine Gittli friert!"

Haymo seufzte, und leise, um die beiden anderen nicht zu wecken, ließ er sich auf den Herdrand nieder. Da sah er, daß der Laufbub die Augen noch offen hatte.

„Walti!" sprach er ihn flüsternd an. „Nicht wahr, Du kennst alle Leut' im Klosterdorf?"

„Ja!" gähnte der Bub.

„Kennst Du eine junge Dirn' mit Namen Gittli?"

„Wohl wohl,* das ist die Müllerstochter am Seebach drunten, ein festes Weibsbild mit blonden Zöpfen, dick wie mein Arm."

„Nein, die mein' ich nicht . . . eine andere!"

„Halt! Ja! Die Krämerdirn'! Haymo, die hat Batzen und kriegt ein Haus. Aber schielen thut sie und einen Buckel hat sie auch! Pfui Teufel!"

„Die mein' ich auch nicht . . . eine andere!"

„Eine andere? Gittli? Ich weiß keine mehr!"

„Besinne Dich!"

„Wie soll sie denn ausschauen?"

Haymo neigte sich über den Herd; seine Augen leuchteten, und von seinen Wangen strahlte die Gluth der Kohlen zurück. „Schlank und fein wie ein junges Lärchenstämmlein, flink wie ein Reh, ein Gesichtlein, so weiß wie die Schneerose, und Augen, so schön und tief wie der See."

Walti glotzte den Jäger an und schüttelte den Kopf. „Nein, die kenn' ich nicht! So eine giebt's gar nicht bei uns im Dorf. Die müßt Ihr draußen in Salzburg suchen oder im reichen Hall, in den Herrenhäusern!" Er ließ sich gähnend zurücksinken in den Winkel, richtete sich aber gleich wieder auf. „Halt! Eine fällt mir noch ein! Ja, die heißt auch Gittli. Aber das ist ja noch gar keine Dirn'! Die ist ja mit mir in die Klosterschul' gegangen! Ein kleberes** Ding! Hat Augen wie eine Wildkatz' und Haare so schwarz wie des Teufels Großmutter! Die könnt Ihr nicht meinen."

Haymo lächelte. „Nein, die mein' ich freilich nicht! Wer ist denn ihr Vater?"

„Sie hat keinen; bei ihrem Bruder haust sie! Das ist einer! Dem geh' ich aus dem Weg! Neulich, wie die Glocke zum Essen läutete, hab' ich sein Kind umgerannt. Da hat er mir die Ohren schier aus dem Kopfe gerissen! Der Teufel, der ungute! Es mag ihn aber auch keiner im Dorf. Er ist ein Auswärtiger. Vor zehn Jahren ist er zu uns gekommen, weiß nicht, woher. Drunten im Salzhaus ist er Sudmann, und sein Häusl ist ein Klosterleben . . . jaaa!" Laut gähnend drehte sich Walti auf die Seite.

---

* Benediktbeuern, in der Nähe von Tölz, ehemals eines der reichsten und mächtigsten Klöster, 740 gegründet, 1803 säkularisiert.

* Lautet gesprochen: „Wollwoll" = ja.

** Schwächlich, unscheinbar.

Haymo lehnte sich gegen die Blockwand, flocht die Hände um das emporgezogene Knie und träumte mit offenen Augen.

Auf dem Herde erlosch die Gluth, Frater Severin schnarchte, und draußen stürmte der Föhn um das kleine Balkenhaus, daß es oft erzitterte in allen Fugen.

3.

Es war nach den schweren Mühen des Tages keine bequeme Rast, welche Haymo auf dem Herdrand hielt. Und dennoch schlief er tief und fest. Nach stillen Stunden weckte ihn ein Windstoß, der gegen die Hütte fuhr, als wollte er sie hinwegtragen in die Lüfte. Auch Walti erwachte; sogar Frater Severin stellte das Schnarchen ein und warf sich auf die Seite.

Haymo verließ die Hütte, um sich an der Quelle zu waschen; der Stand der Sterne zeigte die zweite Morgenstunde. Als er zurückkehrte, hatte Walti ein Feuer entzündet. Frater Severin aber schnurrte schon wieder im Schlaf wie die Säge in einer dürren Fichte.

Heute brauchte Haymo kein Frühmahl, denn er mußte nüchtern bleiben für den Tisch des Herrn. Er schnallte das Wehrgehäng um die Hüfte, warf die Armbrust auf den Rücken und drückte die Kappe über das krause Gelock. Aus dem Schreine nahm er eine ältere Armbrust hervor und einen Bolzenköcher und reichte beides dem Buben, dessen Augen aufblitzten, als er nach der Waffe griff.

„Kannst Du schießen?"

„Auf hundert Schritte treff' ich wohl einen Baum!" sprudelte es über Waltis Lippen.

„Gut! Laß den Frater schlafen! Du aber geh, wenn der Morgen graut, und übernimm die Hut!"

„Welchen Weg soll ich machen?"

„Hinüber zur Kreuzhöh', dann hinauf durch den Wald bis unter die Wände und immer an den Wänden fort . . . aber nimm Dich in acht vor den Lahnen* und spring' nicht thalwärts, wenn Du sie rollen hörst über Dir, sondern drück' Dich an die Wand! Zu Mittag such' Dir einen Platz in der Sonne und raste. Dann hinunter zum Seegrat und durch den Almenwald herauf. Um Pirschzeit mußt Du wieder oben sein beim Kreuz; dort warte, bis es finster wird. Und wenn Du einen Steinbock siehst oder ein Rudel Gemsen, dann halte Dich still und scheuche mir das Wild nicht! Hörst Du? Und wenn Dir einer begegnet, der nichts hier oben zu schaffen hat, dann zeige, daß Du ein richtiger Bub' bist, und ruf' ihn an! Es ist Klostergut, das Du hütest!"

Walti nickte nur; aber sein Gesicht brannte, und fester schlossen sich seine Hände um die Armbrust.

„Und nun behüt' Dich Gott! Und grüß' mir den Frater Severin!"

Leise, um den Schlafenden nicht zu wecken, verließ Haymo die Hütte. Draußen lag noch die tiefe Nacht mit ihrem Sturm und ihren Sternen. Rüstigen Ganges folgte er durch das rauhe Steinfeld dem thalwärts führenden Jägersteig. Nach einer Stunde erreichte er den dumpf rauschenden Almenwald. Er wanderte durch die Finsterniß, die ihn zwischen den Bäumen umgab, so sicher dahin, als wär' es heller Tag. Manchmal hörte er flüchtendes Hochwild brechen und Steine kollern. Auf einer Blöße zog ein Uhu mit rauschendem Flügelschlag über ihn hinweg.

Nun theilte sich der Weg: der eine Pfad führte über die bewaldeten Wände steil hinunter zum See, der andre quer durch den Wald, auf einem Umweg bei den Sennhütten vorüber, und dann nach weiten Windungen beim Seedorf in das Klosterthal.

Bei den Sennhütten vorüber! Haymo fühlte, wie es ihn zog und zog. Er hätte so gerne gewußt, ob Gittli die stürmische Nacht auch sahrlos überstanden. Um sich loszureißen, mußte er des Zweckes gedenken, der ihn heute hinunterrief ins Kloster.

Mit doppelter Eile folgte er dem immer abschüssiger werdenden Pfade. Das erste Morgengrauen erleichterte ihm den Niederstieg. Die Sterne erblaßten, lichter und lichter wurde der Himmel, und über den Spitzen der Berge erwachte das Frühroth. Ein rosiger Schimmer erfüllte den weiten Felsenkessel, in dessen Tiefe der See mit weißen Wellen schwankte. Als Haymo das steile Ufer erreichte, wurde drüben über dem See, in der Bartholomäusklause,** das Glöcklein geläutet. Er zog die Kappe und sprach ein Gebet.

Dann stieß er den Einbaum, der zwischen wirrem Gestrüpp an das Ufer gezogen lag, in das Wasser, sprang mit raschem Satz in das schwankende Fahrzeug und griff zum Ruder. Wohl hatte der wehende Föhn zwischen den tiefgesenkten Felswänden nur halbe Macht; Haymo mußte aber doch seine ganze Kraft zusammennehmen, um bei den häufigen Wirbelwinden, die ihn überfielen, den plumpen Kahn auf den rasch sich überstürzenden Wellen in gerader Fahrt zu halten.

Es war heller Tag geworden, als er nahe dem Seedorf in einer vor dem Sturme geschützten Bucht den Einbaum wieder ans Land zog. Zwischen den rauschenden Fichten stieg er den sanftgeneigten Waldhang empor. Nun verhielt er betroffen die Schritte. Vor ihm auf einem moosigen Steine saß ein Mönch. Netzwerk und Angelschnüre lagen zu seinen Füßen; er hielt die Arme auf die Knie gestützt und das Antlitz in den Händen vergraben. Die Kapuze war zurückgesunken und enthüllte ein edel geformtes Haupt mit kurzgeschorenem, tiefschwarzem Haar; dicht und lang aber quoll der schwarze Bart unter den Händen hervor bis auf die Brust.

In Haymo erwachte die Erinnerung. Dieser Mönch vor ihm, das war wohl „der Schwarze", von welchem Walti geplaudert hatte, der neue „Pater Fischmeister", den „sie von Passau her geschickt" und von dem Frater Severin erzählt hatte, daß er ganze Tage lang stumm und einsam im beschneiten Klostergarten auf und nieder gewandert wäre „wie ein Gespenst"? Einen Schritt trat Haymo näher, sein eisenbeschlagener Schuh streifte dabei eine Felsplatte, da richtete der Mönch hastig sein gebeugtes Haupt empor und erhob sich. Diese stolze, edle Gestalt hätte wohl eher in den Harnisch gepaßt als in die Kutte; das Gesicht aber, welches der schwarze Bart umrahmte, war bleich wie Schnee; Gram und Seelenpein hatten die Züge verschärft und tiefe Furchen in die weiße Stirn gegraben; um die schmalen Lippen zuckte der Schmerz, und die tiefliegenden Augen brannten wie Feuer — das waren Augen, welche wohl lange schon die Wohlthat der Thränen nicht mehr kannten. Haymo fühlte sein Herz berührt vom Anblick dieses Priesters; er zog verwirrt die Kappe und stammelte:

„Hochwürdiger Vater! Was fehlt Euch? Seid Ihr krank?"

Der Mönch wandte sich wortlos ab, hob die Fischnetze und Angelschnüre auf seinen Arm und wollte gehen.

Doch Haymo vertrat ihm den Weg. „Ich bitt' Euch, redet doch ein Wort zu mir! Vielleicht kann ich Euch etwas zuliebe thun? Sagt mir . . was bedrückt Euch?"

„Das Leben!" glitt es leise von den Lippen des Mönches, als hätte er dieses Wort für sich allein gesprochen und nicht als Antwort auf die herzliche Frage des Jägers. Dann neigte er das Haupt — es war ein Gruß und eine Abweisung zugleich — und schritt dem Pfade zu, der von der Berghöhe niederführte gegen das Seedorf.

Betroffen blickte Haymo ihm nach; nun aber hob er lauschend den Kopf: eine hellklingende Stimme tönte von einer höheren Stelle des Pfades durch den Wald hernieder. Haymo erkannte diese Stimme, und heiß schoß ihm das Blut in die Wangen. Jetzt sah er auch zwischen den Bäumen schon das rothe Röcklein schimmern. Gittli war es, und sie sang ein Lied, welches Haymo selbst wohl zu hundertmalen schon gesungen:

„Auf steiler Höh',
Tief unterm Schnee,
Da blüht ein Blümlein grün und weiß.
Es gräbt in Stein
Die Würzlein ein
Und streckt sein Köpflein aus dem Eis,
Schneeweiß!

Die Winterszeit,
Wenn's eist und schneit,
Das ist sein Lenz auf weißer Hald'!
Doch bringt der Föhn
Den Frühling schön,
Dann siecht es hin und welket bald,
Schneekalt!

Im Herzen tief
Ein Blümlein schlief,
Gar lieblich und an Schönheit reich!
Es blühte roth,
Da kam der Tod
Und trug's hinunter in sein Reich,
Schneebleich!"

Wie Lerchengesang hob Gittlis Stimme sich über den wehenden Sturm und das dumpfe Rauschen des Waldes. Aber sie sang das Lied nicht zu Ende. Denn kaum, daß sie die letzte Strophe

* Lawinen.

** Kapelle und Klause, 1234 erbaut, an der Stelle des heutigen Jagdschlosses Bartholomä.

begonnen hatte, da brach ihre Stimme jählings ab, und Haymo sah, wie Gittli auf dem schmalen Pfad erschrocken stehen blieb, die scheuen Blicke auf den Pater Fischmeister gerichtet. Dieser stand vor ihr, mit erstarrtem Antlitz und mit Augen so voll Entsetzen, als wäre das Mädchen vor ihm nicht das lieblichste Bild des Lebens, sondern ein dem dunkelsten Schoße der Erde entstiegenes Gespenst. Die Knie drohten ihm zu brechen, Netze und Schnüre fielen von seinem Arm, taumelnd griff er nach einer Stütze, und von seinen zuckenden Lippen klang es mit heiserem Laut:

„Wer bist Du?"

„Ich bin die Gittli," stammelte das Mädchen mit beinahe versagender Stimme.

„Wer ist Dein Vater?"

„Mein Vater ist lange tot und meine Mutter auch. Ich hause bei meinem Bruder, der heißt Wolfrat und ist Sudmann im Salzhaus des Klosters."

Das hatte Gittli scheu und ängstlich heruntergestottert wie ein Kind die Litanei in der Schule, wenn der Kaplan die Haselruthe schwingt. Nun stand sie schweigend und zitternd, das Körbchen mit den Schneerosen an ihren jungen Busen drückend, ein Bild so hold und rührend, daß Haymo von diesem Anblick sein Herz zum Springen schwellen fühlte. Es zuckte in seinen Fäusten und es war ihm zu Muth, als müßte er auf den unheimlichen Wegelagerer losstürzen und ihm zuschreien: Was willst du von diesem Kind? Laß dieses Kind in Ruhe oder du hast es mit mir zu thun!

Unverwandt waren die Blicke des Mönches auf das Mädchen gerichtet. Brennende Röthe und fahle Bläße wechselten auf seinen Wangen, seine Augen waren wie zwei Flammen, heiß und verzehrend . . . er ging nicht, er taumelte ihr entgegen. „Wer gab Dir dieses Gesicht?" so brach es, fast wie ein Schrei, von seinen Lippen — nun streckte er die Arme aus, als wollte er sie fassen, umschlingen . . . und da wich Gittli erblassend vor ihm zurück; einen Augenblick stand sie rathlos, dann schwang sie sich mit einem herzhaften Sprung über den steilen Rand des Pfades herab auf den moosigen Waldboden und flog mit flatterndem Röcklein an Haymo vorüber, um zwischen den Bäumen zu verschwinden.

Wie man lange nach der dunklen Stelle des Himmels starrt, an welcher ein fallendes Sternlein erloschen ist, so starrte Haymo in den Waldschatten, in welchem die Gestalt des Mädchens sich verloren hatte. Langsam wandte er nun das Gesicht und blickte wieder zum Pfad hinauf. Dort oben stand noch immer der Mönch mit gestreckten Armen, als wollte er die Luft umschlingen, in der das Mädchen geathmet. Jetzt kam ein Zittern über ihn, seine Arme fielen, stöhnend sank er auf einen Stein und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Haymo wußte nicht, wie ihm geschah. Er hätte so gern diesem Priester gezürnt und dennoch fühlte er, wie das Mitleid sein ganzes Herz gefangen nahm. Eine Weile noch stand er wie gebannt; dann schlich er davon, und je weiter er sich entfernte, desto rascher wurde sein Schritt. Vielleicht gelang es ihm noch, das Mädchen einzuholen! In seinem Geleit wäre Gittli sicher und hätte einen gefahrlosen Heimweg, meinte er und begann zu laufen.

Aber was war das? Diese zornige Stimme, welche von der offenen Seelände her durch die Lichtung der Bäume klang, war das nicht Gittlis Stimme? Ja! Und nun verstand er auch ihre Worte: „So laßt mich doch! Was wollt Ihr denn von mir? Was hab' ich Euch denn gethan? Laßt mich doch in Ruhe! Laßt mich!"

Haymo hatte den Waldsaum erreicht; draußen lag eine breite Wiese, halb überspült von dem weißen Sande, den der schäumende See über das Ufer warf; an Stangen hingen Fischnetze zum Trocknen aufgespannt; unter weitästigen, im Föhnwind rauschenden Linden zu Füßen eines Hügels standen die beiden Hütten der dem Kloster hörigen Fischerknechte. Zwei dieser struppigen, an Gesicht und Kleidung derb verwitterten Gesellen hatten inmitten der Wiese das Mädchen mit einem Stück Netz umfangen, und der eine rief lachend:

„Hilft Dir nichts! Wer ein so feines Fischlein im Garn hat, der hält es fest!"

„Aber so laßt mich doch, laßt mich . . ." flehte Gittli und suchte sich dem Netze zu entwinden.

„Zapple nur!" lachte der andre. „Und weißt Du, was einem Ferch* geschieht, wenn er ins Netz gegangen ist? Wir geben ihm eins auf den Schnabel!"

Gittli kreischte, und während sie mit dem einen Arm ihr Körbchen in die Höhe hielt, schlug sie mit dem andern zornig um sich.

„Geh', hab' keine Sorg'!" tröstete der jüngere der beiden Knechte. „Wir machen's bei Dir nicht gar zu grob! Komm her . . . wirst sehen, es thut nicht weh!" Er faßte mit derber Hand ihr Kinn und wollte sie küssen. Da flog er recht unsanft zur Seite. Haymo hatte ihn beim Kragen gepackt, und der Griff hatte ausgegeben — ein Dutzend Schritte von der Stelle saß der Bursch im Gras und machte ein dummes Gesicht. Dem andern versetzte Haymo mit dem Bergstock eins über die Hand, daß er das Netz gutwillig fallen ließ. Gittli, die sich so plötzlich befreit sah, warf dem Jäger einen dankbaren Blick zu, streifte hurtig das Netz von den Füßen und huschte kichernd davon.

Der ins Gras Gesetzte hatte sich inzwischen erhoben. Blasend und mit kirschrothem Gesicht kam er auf den Jäger zugestürmt.

Haymo griff nach keiner Waffe; er machte nur eine Faust und hob sie ein klein wenig. „Komm nur!" sagte er lächelnd.

Da war der Zorn des Burschen mit einmal verraucht. Und der andre, der noch immer seine Hand rieb, brummte: „So ein Wildling! Gleich zuhauen! Da schau, ganz blau sind alle Finger!" Und scheltend ging er dem Ufer zu und steckte die Hand ins kalte Wasser.

Lachend schulterte Haymo den Bergstock und folgte gemächlichen Schrittes der Straße. Er wäre wohl gern rascher gegangen; aber das wollte er den beiden Gesellen nicht zuliebe thun; die hätten ihm sonst wohl nachgerufen: „Schau nur, wie er sich tummelt, daß er vom Flecke kommt!" Als er dann um eine Ecke lenkte und den Blicken der beiden entschwand, beschleunigte er wohl seinen Gang; aber von Gittli war nichts mehr zu sehen und zu hören.

Auf schmaler, von den Rädern der Bauernkarren übel zerrissener Straße schritt Haymo dahin durch das frühlingsblühende Thal. Denn wenn auch droben auf den Bergen der Lenz noch eine harte zähe Schlacht gegen den Winter schlug, so hatte er doch im Thal sich schon häuslich eingerichtet. Auf den Wiesen lag es schon wie grüner Sammet, in dem sich die zahllos blühenden Primeln ausnahmen wie goldene Stickerei. Veilchenduft wehte aus den Hecken, in denen die kleinen Meisen zwitscherten. Aus den Zweigen der Fichten spitzten die jungen Triebe, und über den Buchen und Ahornbäumen lag's von den sprossenden Blättchen wie lichtgrüner Schimmer. Die wilde Kraft des Föhns, der droben auf den Bergen den Grund der Felsen zittern machte und die donnernden Lawinen löste, war hier im Thal verwandelt in ein lustiges Wehen, das in alle Büsche griff, in alle Wipfel der Bäume, als wollt' es ihnen immer und immer wieder sagen: nur frisch, nur munter! Jetzt nach dem Winterschlaf kein Gähnen mehr! Jetzt heißt es wachsen, treiben, blühen, Früchte tragen und für Samen sorgen! Die schöne Zeit ist kurz! Und eh' ihr's euch versieht, ist wieder der Winter da! Munter! Munter!

Nun stieg die Morgensonne hinter den Bergen empor, Wald und Feld überspinnend mit ihrem Gold. Ein Funkeln und Leuchten überall! Sogar der Schatten, den Haymo vor sich hin auf die Straße warf, war Schimmer und Farbe.

Blaue Rauchsäulen stiegen aus den hölzernen Bauernhäusern, welche zerstreut lagen zwischen kleinen Gehölzen, zwischen Wiesen und brachen Feldern; in den umhegten Gärten weidete das Vieh mit läutenden Glocken, und in steinigem Bette rauschte die dem See entströmende Albe ihr eintöniges Lied.

Die Straße begann zu steigen; nun trat sie unter den Bäumen hervor, und Haymo sah zu oberst auf der sonnigen Höhe des Weges das Mädchen schreiten.

„Gittli! Gittli!" rief er mit hallender Stimme.

Sie hörte ihn, blieb stehen, wandte das Gesicht, schwang wie zum Gruß ihr Körbchen und lief davon, in der Senkung der Straße verschwindend.

Haymo seufzte zuerst, dann aber lachte er und wanderte weiter. Ein halbes Stündlein noch und er hatte das Klosterdorf erreicht. An beiden Ufern der Albe reihte sich Häuschen

* Lachsforelle.

Englischer Osterbrauch: Das Schubausziehen.
Nach einer Zeichnung von W. Zehme

anHäuschen, und von der Höhe nieder winkte der schlanke Kirchthurm und der mächtige, weit ausgedehnte Baudes Klosters mit hundert funkelnden Fenstern. Haymo überschritt auf hölzerner Brücke die Albe und gelangte zu einem riesigen Holzgebäude. Es war das Salzhaus, die Goldschmiede des Klosters, welche die Dukaten in so schöner Menge lieferte, daß in kaum zweihundert Jahren die arme Martinsklause zu Berchtesgaden das reichste Kloster weit und breit geworden war. Alle Fürsten zankten sich um die Hoheitsrechte über die reiche Propstei, und die Erzbischöfe zu Salzburg machten scheele Augen.

In langer Reihe standen die Frachtwagen und Saumpferde aus aller Herren Ländern vor dem Salzhaus, und ein Frater in geschürzter Kutte verzeichnete auf einem Täfelchen jeden Sack, der von den Knechten zum Verladen herbeigetragen wurde. Auf einem Seilzug, der über die Albe gespannt war, kamen die in Rollen laufenden Kufen mit dem Rohsalz knarrend einhergezogen. Dort drüben lag der Salzberg, in dessen tiefen Schachten das Steinsalz von den Klosterknappen gefördert wurde. Dann kam es in die Pochmühle, aus der Mühle in die Solwannen, und aus der gesättigten Sole wurde das reine Salz in mächtigen Pfannen wieder ausgekocht. Sogar in der Charwoche durften die Feuer nicht erlöschen. Wie fleißig der Sud betrieben wurde, das verrieth der weiße Dampf, der in dichten Wolken aus allen Luken des Daches, aus jedem Thor und allen Fenstern des Salzhauses qualmte.

Da drinnen in der brütenden Hitze mochte kein gutes Wetter sein; das meinte Haymo dem Sudmann anzusehen, welcher eben, triefend von Schweiß, aus einem der Thore trat, um frische Luft zu schöpfen; er war nur mit einer blauen Leinenhose bekleidet, Oberkörper und Arme waren nackt und von der Hitze geröthet wie ein Krebs, der aus dem siedenden Wasser auf die Tafel kommt. Eine wuchtige Gestalt, Muskeln und Arme wie aus Bronze gegossen, ein Stiernacken, ein klobiges Haupt mit kurz geschnittenem, röthlich braunem Haar; der struppige Bart hatte die Wangen fast bis zu den Augen überwachsen; dadurch bekam das Gesicht einen wilden, finsteren Ausdruck, der durch den verdrossenen Blick der grauen Augen noch verschärft wurde.

„Wolfrat!“ rief eine herrische Stimme im Innern des Salzhauses, und der Sudmann verschwand im Thor.

Wolfrat? . . . Dieser Mensch sollte Gittlis Bruder sein? Haymo schüttelte lächelnd den Kopf; er stellte die beiden im Geiste nebeneinander. Das waren zwei Geschwister, von denen eins zum andern paßte wie der Eichbaum zur Heckenrose, wie der Bär zum Reh, oder . . . der Volksmund pflegt zu sagen: wie die Faust aufs Auge!

4.

Als Haymo durch die Pforte der Klostermauer trat, scholl vom Kirchplatz herab ein lautes Knattern und Gepolter. Das waren die hölzernen „Ratschen“, welche zur Messe riefen; während der Passionstage dürfen ja die Glocken nicht geläutet werden, denn ihre klingenden Seelen, so geht die Sage, ziehen nach Rom, um vom heiligen Vater gesegnet zu werden; und erst in der Osternacht kehren sie zurück in ihre ehernen Leiber, um schwebend den Schalles die Auferstehung des Erlösers zu verkünden.

Ueber Felsstufen und gewundene Wege stieg Haymo den Hang des Hügels empor, auf dessen Kuppe das Kloster stand. Das ganze Gehänge, einst mit Felsklötzen besät und von wirrem Gestrüpp überwuchert, war in einen herrlichen Garten verwandelt, mit zahlreichen Blumenbeeten, Baumgruppen und säuberlich gehaltenen Pfaden. Wohl war der Garten um diese frühe Jahreszeit noch arm an Grün und Blüthen, aber was mußte das im Sommer für eine Pracht und Freude sein! Frater Severin, der Gärtner, verstand seine Kunst; das mußte auch der Neid bekennen!

Digitized by Google

Auf ſchwankendem Stege überſchritt Haymo den tiefen Hirſchgraben, in dem ein Rudel Hochwild friedlich äſte. Die Thiere ſahen elend und verkümmert aus; ein Hirſch, auf deſſen Haupt ſchon das neue Geweih zu ſproſſen begann, war bis zum Rande des Grabens emporgeſtiegen und drückte die Stirne gegen das hölzerne Gitter — er ſah durch die Lücken der Stäbe in der Ferne den freien Bergwald blauen. Haymo wandte ſich ab, bewegt von Erbarmen; es dünkte ihm ein hartes Unrecht, ſolch ein edles Thier gefangen zu halten in traurigem Kerker, nur zu müßiger Augenweide.

Als der Jäger an der Kloſterpforte den Hammer rührte, ſagte ihm der Pförtner, daß Haymo nach der Meſſe in der Amtsſtube des Kloſtervogtes ſich einzufinden hätte; doch ſolle er neben Dienſt und Pflicht auch ſeines irdiſchen Leibes gedenken und den Umweg über die Küche nicht ſcheuen. „Freu' Dich, Junge, heut' iſt großer Faſttag!“ flüſterte der Pförtner und ſchnalzte mit der Zunge.

Haymo gab die Armbruſt und den Bergſtock in Verwahrung und ſchritt der Kirche zu, durch deren offenes Thor der Weihrauch duftete und die brennenden Kerzen flimmerten. Stehend, die Kappe zwiſchen den verſchlungenen Händen, hörte er die Meſſe. Im Beichtſtuhl hatte er ein ſchweres Viertelſtündlein; er beſann und beſann ſich, aber es fiel ihm keine Sünde ein, die er etwa begangen hätte! Das ganze Jahr hindurch mit ſich allein in Berg und Wald, nichts anderes im Herzen als die ſtille Freude an der ſchönen Gotteswelt, nichts anderes im Sinn als die Jägerſorgen, die der Morgen weckte und der Schlaf vergeſſen machte — wie ſoll man da zu einer Sünde kommen? Es macht ja kein Gebet, kein Glaube die Menſchen frömmer als die Einſamkeit des rauſchenden Waldes, als die freie Himmelsnähe auf den Gipfeln der Berge. Aber ſündigen muß doch der Menſch — wozu wäre ſonſt die Beichte da! Haymo ſann und ſann . . . der Pater im Beichtſtuhl wurde ſchon ungeduldig . . . und Haymo, dem der Angſtſchweiß auf die Stirn trat, ſtotterte: „Hochwürdiger Vater, ich bitt' Euch, habt nur ein Weilchen noch Geduld, es wird mir gewiß noch eine Sünde einfallen!“ Und richtig . . . der heiße Zorn, der ihm ſtets über die Lippen ſtrömte, ſo oft er droben in ſeinem Revier die verdächtige Spur eines Menſchen fand, das war doch Sünde! Und der Wunſch, daß er Flügel haben möchte, um die entflohenen Raubſchützen verfolgen und faſſen zu können? Wieder eine Sünde! Denn dieſer Wunſch war ſo viel wie ein verſteckter Zweifel an der Weisheit Gottes, der die Menſchen nun einmal ohne Flügel erſchaffen hatte! Haymo athmete erleichtert auf; der Anfang war ja nun gemacht, und da ging es prächtig weiter, ſo daß er ſchließlich ein ganz gewichtiges Päcklein Sünden zuſammenbrachte. Der Pater lächelte, als er dieſem ſo ſchwer beladenen Beichtkind die Abſolution ertheilte; Haymo aber war völlig zerknirſcht und hielt die kleine Buße, die er zu beten bekam, für unverdiente Milde. In wahrer, tiefer Andacht genoß er den Leib des Herrn und verließ die Kirche, er meinte wahrhaftig: beſſer, als er ſie betreten hatte.

Beim Pförtner holte er ſeine Armbruſt; der öffnete ihm das Thor des Kloſters, zwinkerte ihm freundlich zu und ſagte: „Geh' nur! In der Küche wiſſen ſie ſchon, daß Du kommſt! Geh' nur!“

Haymos eiſenbeſchlagene Schuhe klapperten auf den Steinfliefen des langen Kreuzganges, den er zu durchſchreiten hatte. Durch hohe Bogenfenſter fiel das goldene Sonnenlicht und machte die Farben der frommen Bildniſſe leuchten, mit denen die weißen Wände geziert waren. Aus einer Thür hörte er ſummende Stimmen, dazu ein lautes Klappern und Klirren. Er öffnete und betrat die Kloſterküche. Feuchte Hitze umfing ihn, und angenehme Düfte quollen ihm entgegen. Ein großmächtiger Raum mit ſechs hohen und breiten Fenſtern; die Wände ſchneeweiß getüncht, der Boden mit rothen, ſpiegelblanken Marmorplatten belegt. Ueberall weißgeſcheuerte Tiſche, Kaſten, Schreine und Truhen; alle Wände funkelten von kupfernen Pfannen und zinnernen Schüſſeln; an den Fenſterpfeilern hingen die aus Blech getriebenen Kuchenformen in Geſtalt von Sternen, Herzen, Blumen und allerlei Gethier. In der Mitte des Raumes ſtand der rieſige Herd, deſſen Inneres, nach den vielen Kupferthürchen zu ſchließen, ein wahres Labyrinth von Feuerhöhlen und Bratröhren enthalten mußte; die Platte des Herdes war dicht beſtellt mit dampfenden Pfannen und Keſſeln, und über offenem Kohlenfeuer wurde am langen Spieß ein Seeferch gebraten, der wohl an die dreißig Pfund wiegen mochte.

Und welch ein emſiges Leben in all dieſem Dampf und Duft! Rings um den Herd und um die Zurichttiſche ſtanden und gingen die Küchenbrüder, mit nackten Armen, mit weißen Schürzen über den ſchwarzen Kutten, jeder betraut mit einem hochwichtigen Amte. Hier wurden Hechte, Forellen und Saiblinge gereinigt, dort knetete einer mit derben Fäuſten an einer ellenlangen Teigſtulle, hier wurden Zwiebeln geſchnitten und Citronenſchalen gewürfelt, dort ſchlug einer mit langer Birkenruthe einen ganzen Teich von Eiweiß zu ſchneeigem Schaum, Mehl wurde abgewogen und Gewürz ſortiert, und zwiſchen den Brüdern tummelten ſich die Laufbuben, Holz tragend, das Feuer ſchürend, die gebrauchten Keſſel ſcheuernd und das zinnerne Geſchirr ſpülend. Hohe Stöße von Tellern wurden durch einen Schalter hinausgeſchoben, durch den man das weite Refektorium mit ſeinen blüthenweiß gedeckten Tiſchen gewahrte. Und in all dieſem Klappern, Klirren, Ziſchen und Brodeln ein ununterbrochenes Rufen, Plaudern und Lachen, und alle Geſichter rothbrennend von Hitze.

Die Fäuſte in die Hüften geſtemmt, mit gebieteriſcher Ruhe wie ein Feldherr, ſchritt Frater Friedrich, der Küchenmeiſter, auf und nieder, alles überblickend, alles überwachend. Breit lag ihm das Doppelkinn auf der Bruſt, die kleinen Aeuglein verſanken faſt in den Fettpolſtern der Backen, und bei ſeinem Umfang mochten fünfzehn Ellen Tuch wohl kaum genügen für die Kutte! Ja, das Faſten! Das Faſten!

Als Haymo die Küche betrat, weckte ſein Erſcheinen einen ganzen Aufruhr. „Der Jäger! Der Jäger!“ rief es auf allen Seiten, die Brüder kamen auf ihn zu, die Laufbuben ſtellten ab, was ſie in den Händen hielten, und rannten ihm entgegen. Mit glotzender Neugier umſtanden ſie ihn, der eine griff nach Haymos Weidmeſſer, der andere ſtreichelte die Armbruſt, der dritte griff in den Bolzenköcher und prüfte die Schärfe einer Bolzenſpitze am Finger. Und ſo viele Fragen gab es auf einmal, daß der Jäger ſie in einer Stunde nicht hätte beantworten können. Haymo wurde verlegen, ihm war zu Muth wie der Wildtaube im Hühnerſteig. Da kam der Frater Küchenmeiſter . . . herbeigegangen? . . . nein, herbeigerollt wie eine Tonne. „So? Biſt Du da? Haſt Deine Seel' geſtärkt? Brav, mein Sohn, brav! Das iſt Chriſtenpflicht! Jetzt aber komm und ſtärke Deinen Leib!“ Er nahm den Jäger unter dem Arm und führte ihn in eine kleine Stube, welche neben der Küche lag und halb einer Mönchszelle, halb einer Speiſekammer glich. Im Erker war ein Tiſchlein ſäuberlich gedeckt, und neben dem Zinnteller ſtand eine Holzkanne, bis zum Rande gefüllt mit ſchäumender „Güte Gottes“.

Die beiden ſetzten ſich und ein Laufbube trug auf; Schüſſel um Schüſſel kam; Haymo machte immer größere Augen. Er hatte noch niemals im Leben ſo herrenmäßig . . . nein, das will zu wenig ſagen, ſo kloſterwürdig getafelt; der Frater Küchenmeiſter ſchien den ſchmucken Jäger ins Herz geſchloſſen zu haben; er hatte die Arme breit über den Tiſch gelegt und ſchaute dem Schmauſenden mit zufriedenem Lächeln zu.

Da gab es zuerſt eine Erbſenſuppe mit geröſteten Schnitten, dann kamen Paſtetchen, mit Forellenbacken gefüllt; es folgte ein geſottener Hecht, der ſich, wie der Frater ſcherzte, aus Freude darüber, daß er gar ſo ſchön blau gerathen, in den eigenen Schwanz biß; er hatte zwei grüne Rosmarinzweiglein in den Naſenlöchern ſtecken und ein Paar abſonderlicher Augen: aus gelber Citronenſchale geſchnitten und in der Mitte ein Pfefferkorn; und rings um den Rand des Tellers lag ein Kranz von Zwiebelſcheibchen, darin der geputzte Fiſch ſo prächtig anzuſehen war, daß Haymo erſt nach langem Zureden das Herz hatte, dieſe Pracht zu zerſtören. Dann folgten gedünſtete Froſchſchenkel in köſtlicher Tunke mit gebackenen Krapfen. Und nun kam gar ein richtiger Braten — ein Braten am Faſttag!

Haymo blickte verlegen auf den Frater. „Darf ich denn das eſſen?“

Der Küchenmeiſter lachte luſtig auf und tätſchelte die Hand des Jägers. „Iß nur, Bub, iß nur! Glaubſt Du denn, ich möchte Deine friſch geſcheuerte Seel' mit einer Sünde beflecken! Iß nur! Das iſt Faſtenſpeiſe, wie Fiſch und Froſch!“

Zögernd koſtete Haymo; doch gleich wieder legte er die Gabel nieder und ſchob den Teller kopfſchüttelnd von ſich. „Nein, Herr, das iſt Fleiſch!“

„Freilich Fleiſch!“ lachte der Frater, „aber Fleiſch von einem Biber!“

„Biber? Aber das iſt doch ein Thier mit Haar und Füßen?“

„Frißt aber Fiſche! Verſtehſt Du? Das iſt Philoſophie der Kloſterküche! Biber, Otter und Wildente — ob Pelz oder Federn — was Fiſche frißt, wird wieder als Fiſch gegeſſen. Und ganz mit Recht! Denn die Nahrung macht das Wachsthum und bildet aus ihrem Stoffe den Körper. Somit verzehrſt Du in dieſem Braten kein richtig' Fleiſch, ſondern ein Theilchen von jedem Hecht und Karpfen, von jeder Grundel und Schleie, die der Biber ſchmauſte.“ *

„So?“ lächelte Haymo. „Dann, Frater Küchenmeiſter, wundert mich nur eines!“

„Was, mein Junge?“

„Daß Ihr am Faſttag nicht auch eine Hirſchkeule auf die Tafel ſetzt!“

In hellem Entſetzen klatſchte der Frater die Hände ineinander. „Haymo! Haymo! Du gottverlorener Menſch!“

„Warum? Die Hirſche äſen Gras und Kräuter; alſo muß ihr Fleiſch ein Gemüſe ſein wie Kohl und Rüben. Und das iſt doch Faſtenſpeiſe!“

Der Küchenmeiſter machte ein verdutztes Geſicht; dann ſchlug er lachend die Fauſt auf den Tiſch. „Schade, ſchade, Haymo, daß Du kein Klerikus geworden! In Dir ſteckt ein Kirchenlicht! Und das ſoll nicht umſonſt geleuchtet haben! Im nächſten Kapitel mach' ich den Vorſchlag, daß man alles Wildpret als Faſtenſpeiſe erklären ſoll.“ Nachdenklich ſchwieg er und ſchüttelte den Kopf. „Nein! Ich thu's doch lieber nicht. Am Ende drehen ſie den Spieß um und ſagen: wie der Hirſchbraten kein Gemüſe iſt, ſo iſt der Biberſchwanz kein Fiſch, obgleich er Schuppen hat. Und Biberſchwanz eß' ich für mein Leben gern! Gieb her ein Bröcklein!“ Und aus dem „Bröcklein“ wurde mit Koſten und Koſten der halbe Braten. „Gelt, Du? Das rutſcht wie Butter!“

„Ja, Frater, ein feiner Braten! Der kommt wohl von weit her?“

„Von der Donau; dort leben die Biber zu Hunderten in ihren Waſſerdörfern. Von Straubing bis weit hinunter gegen Wels hat der Paſſauer Biſchof das Jagdrecht. Mit dem letzten Salzkarren hat er uns ein halb Dutzend geſchickt, wickelfette Kerle!“

„Von Paſſau? Iſt das von dorther, von wo der neue Pater Fiſchmeiſter gekommen iſt?“

„Warum fragſt Du?“

Haymo wurde roth. „Ich mein' nur ſo . . . ich hab' ihn geſehen, heute früh, am See!“

Des Fraters Augen leuchteten. „Den ſoll der liebe Gott unſerm Kloſter erhalten! So viel hat noch keiner von See und Fiſch verſtanden wie der! Haſt Du den Ferch draußen am Spieß geſehen? Den hat er mit eigener Hand gefangen. Ich laß aber auch nichts auf ihn kommen! Ich halt' es mit ihm! Da mögen ſie im Kloſter reden, was ſie wollen!“

„Was reden ſie von ihm?“ fragte Haymo, wobei er ſich alle Mühe gab, ſeine Spannung zu verbergen.

„Ach, dummes Zeug! Bevor er hinauszog in die Seeklauſe, haben ſie ihn in der Nacht oft ſchreien hören in ſeiner Zelle, daß es jedem, der es hörte, durch Mark und Bein ging. Und wenn ſie dann zu ihm hineinrannten, fanden ſie ihn am Boden mit zerrauftem Haar und blutigen Fingernägeln. Nun ſchwatzen ſie, daß der Teufel Macht habe über ihn, weil furchtbare Sünden auf ſeinem Gewiſſen liegen, und ſagen, der Teufel komme in der Nacht und rauſe mit ihm um ſeine Seele.“

Haymo ſaß mit erblaßtem Geſicht und ſtammelte: „Soll das wahr ſein können?“

„Glaub' mir, Haymo, dem Teufel laufen die Seelen ſo ſcharenweiſe zu, daß er gemüthlich warten kann, bis ſie kommen. Der braucht ſich nicht zu raufen um das, was ſein iſt. Und bei einer Seel', die dem lieben Herrgott gehört, da hilft ihm auch das Raufen nichts.“

„So?“ Haymos Stimme klang ſeltſam gereizt; denn wieder ſah er den Pater Fiſchmeiſter vor Gittli ſtehen mit verlangend ausgeſtreckten Armen, mit begehrlich funkelnden Augen. „Und Ihr meint wohl, der Pater hätte ſolch eine fromme Seele, die nirgends hin will als nur hinauf in den Himmel?“

„Was weiß ich! Kein Menſch hat ein Guckloch vor dem Herzen, daß man hineinſchauen könnte, wie's ausſieht drinnen. Auf jeder Pfanne liegt ein Deckel. Nun errath's, was drinnen kocht! Mit der Naſe riecht man auch nicht alles! Und wer immer auf den Knieen rutſcht, iſt auch noch lange kein Heiliger. Es kann auch einer in den Himmel kommen, der ſteife Beine hat. Und dann, was geht's mich an — er iſt der beſte Fiſcher, das iſt mir genug! Freilich, was Beſonderes muß es ſchon geweſen ſein, was den ins Kloſter verſchlagen hat. Wenn ich zurück denke die zwanzig Jahre . . .“

„Ihr habt ihn gekannt?“ fiel Haymo haſtig ein.

„Gekannt? Nein! Aber geſehen hab' ich ihn einmal. Und hab' ihn auch nimmer wieder vergeſſen. Es war zu Regensburg. König Ludwig . . . jetzt iſt er lange ſchon Kaiſer, und Gott mag ihn erhalten, denn er iſt ein guter Herr . . . der ſollte damals zu Gaſt kommen zu Biſchof Adalbert. Und da holten ſie mich aus dem Kloſter, damit ich das Mahl rüſte. Ja, mein Junge, ich hab' allezeit was gegolten! Ein Koch wie ich . . . laſſen wir's, denn ſtolz ſein iſt eine Sünde. Ich kam alſo, und ich ſage Dir, Wunder hab' ich gewirkt, Wunder! Was ein Auerhahn für ein Vieh iſt, das weißt Du doch?“

„Keine ſchönere Jagd, Frater!“

„Jagen? Meinetwegen! Aber eſſen? Ich danke! Was aber will ich machen? ‚Bruder Küchenmeiſter,‘ ſagte Herr Adalbert zu mir, ‚ich will Dir nur kund und zu wiſſen thun, daß Herrn Ludwigs Lieblingsgericht der Auerhahn iſt!‘ Auch ein Geſchmack, denk' ich mir! Dazu gehört ein gut bayeriſcher Magen! Und Zähne! Die hat er freilich — das haben ſeine Feinde geſpürt, mit denen er ins Beißen kam! Alſo, ein Auerhahn! Ja, aber wie! Ich ſage Dir, Haymo, die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan. Und mir ward Erleuchtung. Ich habe damals eine Beize erfunden . . . eine Beize! Und der Auerhahn kam auf die Tafel! Und wie! Butter, Haymo, Butter!“

„Aber der Pater Fiſchmeiſter?“ drängte Haymo.

„Ja, richtig! Es war ein wunderſchöner Maitag, als Herr Ludwig einzog im Hofe der Biſchofsburg. Alles glitzerte von Sonne. Der Himmel gut bayeriſch: blau mit ſilbernen Schäflein! Als ſie kamen . . . ich ſage Dir, Haymo, das war ein Glanz und eine Pracht von all dem funkelnden Gold und Eiſen! Vom Küchenfenſter ſah ich's mit an. Und ein Jubel und eine Freude! Herr Ludwig ritt auf einem ſchneeweißen Pferd . . .“

„Die Krone auf dem Haupte und das Scepter in der Hand?“

„Dummer Jung'!“ lachte der Frater. „Da kennſt Du unſern Kaiſer ſchlecht! Nein! Im ſchlichten Jägerkleid, nicht ſchlechter wohl, aber auch faſt nicht beſſer als der Kittel, den Du am Leibe trägſt. Sein Gefolg' aber! Du, das ſchaute ſich an, als wären die Schatzkammern der Untersberger Zwerge lebendig geworden. Und unter all den Fürſten und Rittern war einer . . .“

„Der Pater Fiſchmeiſter?“ platzte Haymo heraus.

„Errathen! Freilich, damals hieß er noch nicht Pater Deſertus . . . ſondern: Dietwald, Burggraf zu Falkenberg *!“

„Ein Graf!“ rief der Jäger mit offenem Munde.

„Haſt Du ſchon den heiligen Georg auf ſeinem Roſſe geſehen?“

„Ja, auf dem Bilde, das im Zimmer des Vogtes hängt.“

„So ſah er aus! Stolz und ſchön! Unter dem blitzenden Helme ringelten ſich die ſchwarzen Locken hervor. Auf den Lippen ſproßte ihm der erſte Flaum, ein lachendes Geſicht wie Milch und Blut . . . aber eine Geſtalt und Glieder und eine Kraft! Sein Roß ſchnaufte nur ſo unter ihm! Und als wär's ein Birkenblatt, ſo trug er den ſchweren Schild, der einen weißen Falk auf blauem Grunde zeigte. Andern Tages beim Turnier, da brauchte er nur ſo zu machen“ — der Frater Küchenmeiſter tippte den Zeigefinger auf Haymos Bruſt — „und die Herren Ritter purzelten in den Sand und ſtreckten alle Viere in die Luft. Und die Weibsleute! Wie verrückt waren ſie. Die Augen guckten ſie ſich aus nach ihm. Er aber . . . Was giebt's?“

Ein Laufbube war in die Stube hereingeſtürmt: der Kloſtervogt hätte nach dem Jäger fragen laſſen.

* Der Biber nährt ſich in Wirklichkeit nicht von Fiſchen, ſondern von Pflanzenkoſt; doch wurde er im Mittelalter als Fiſchfreſſer mit dem Otter in eine Reihe geſtellt.

* In Niederbayern, an einem Nebenbache der Vils gelegen; Spuren der Burgruine finden ſich noch heute.

Erschrocken sprang Haymo auf; so rasch aber kam er nicht zur Thür hinaus. Der Frater Küchenmeister hatte noch allerlei Anliegen; er zählte dem Jäger an den Fingern die würzigen Wald- und Almenkräuter her, welche Haymo in die Küche liefern sollte, sobald der Frühling sie erweckt hätte zum Blühen. Auch die Bärenschinken wären aufgeknappert bis auf den letzten Knochen. Ob nicht Aussicht wäre auf neuen Vorrath. Nicht nur wegen der Schinken! „Gefulzte Bärentatzen!“ Der Frater verdrehte die Augen und schlug mit der Zunge einen Triller zwischen den Lippen.

„Vergangene Woche hab' ich einen Bär gespürt, hoch oben im Schnee,“ sagte Haymo, „aber die Fährte verlor sich im aaberen* Wald.“

„Pack' ihn, Haymo, pack' ihn! Und noch eines! Hat die Schneerose schon verblüht?“

Ein träumerisches Lächeln glitt über die Züge des Jägers. „Ich hoffe, noch lange nicht!“

„Ich aber hoffe, bald!“ Auf das behäbig freundliche Antlitz des Fraters legte sich ein wehmüthiger Schatten. „Weißt Du, Haymo, das viele Kosten von allen Schüsseln, das thut nicht gut auf die Dauer. Manchmal in der Nacht, da spür' ich's ... hier am Herzen ... daß ich meine, ich muß ersticken. Dafür hilft die Wurzel der Schneerose, die Nieswurz. Aber sie muß gegraben werden, wenn das letzte Stöcklein verblüht hat. Dann ist ihr Saft am stärksten; er macht das dicke Blut wieder flüssig und das schläfrige Herz lebendig!“

„Ja, Frater, Ihr sollt eine Wurz' haben, an die noch kein Wurm und der Zahn keiner Maus gerührt hat. Aber seid vorsichtig! Ihr wißt:

„Zwei Tröpflein machen roth,
Zehn Tropfen machen tot.“*

„Sei ohne Sorge!“ lächelte der Frater und klopfte dem Jäger herzlich auf die Schulter. „Bist ein guter Bursch! Schick' mir die Wurzel durch den Walti! Und komm nur wieder einmal! Für Dich hab' ich immer ein gutes Bröcklein im Kasten. Aber jetzt mach' weiter, sonst brummt der Vogt! Gelobt sei Jesus Christus!“

„Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ferdinand Heyl-Wiesbaden.

Es sind jetzt nahe an zehn Jahre, daß Gottfried Kinkel dahingeschieden ist, zehn Jahre genau, daß ich zum letzten Male eine Nacht mit ihm verleben durfte. Eine Erinnerung an ihn und an diese merkwürdige Nacht, sie wird gerade den Lesern der „Gartenlaube“, welcher Kinkel seinerzeit so manchen Beitrag geliefert, die an seinen Schicksalen stets einen so regen Antheil genommen hat, willkommen sein, und ich halte das Mitzutheilende auch deshalb eines Plätzchens für würdig, weil die „Gartenlaube“, wenn auch nur mittelbar, damit in Verbindung steht. Denn meine Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit dem Dichter entstand durch dieses Blatt.

Kinkel hatte in der „Gartenlaube“ seine Aufsätze „Meine Kindheit“ (1872) und „Meine Schuljahre“ (1873) mitgetheilt, in derselben Zeit, als ich ebenda über das „Steindenkmal in Nassau“ und anderes schrieb und den ersten Aufruf für das „National-Denkmal“ auf dem Niederwald veröffentlichte. Ihn interessierten diese Aufsätze, wie auch ein andrer, den ich früher (1868) dem Blatte geliefert hatte, über das Grab des deutschen Volkskämpfers von Ihstein. Denn Kinkel nahm stets innigen Antheil an allem, was in litterarischer Beziehung den Rhein auch nur streifte.

Hatte nun auch Freund Rittershaus einen schriftlichen Verkehr schon zwischen uns angebahnt, eine Annäherung geschah doch zunächst nur brieflich, als Kinkel mich über einige rheinische Dinge befragte, die ihm infolge seiner langen Abwesenheit fremd geblieben waren; aber die Gelegenheit zum persönlichen Verkehr fand sich bald, als ich in der Lage war, ihn als Redner nach Wiesbaden einzuladen. Er hielt denn auch im dortigen Kurhaus verschiedene Vorträge, über Venedig, über Franz Grillparzer, über William Hogarth, und aus dieser fast geschäftlichen litterarischen Verbindung entwickelte sich ein Briefwechsel, der mit der Zeit an aufrichtiger Wärme beiderseitig zunahm.

Ein paar Jahre war es ihm unmöglich, meinen Einladungen zu wiederholten Vorträgen zu folgen. Da erhielt ich plötzlich und unvermuthet im Jahre 1881 ein Schreiben von ihm folgenden Inhaltes:

„Mein lieber Freund! Wiesbaden gehört zu den vier Städten, denen ich noch einen versprochenen Vortrag *schuldig* bin, ich stelle mich hiermit zu Ihrer Verfügung. Dahinter hatte ich keine Vorträge mehr in Deutschland!! (Er sollte leider recht behalten.) Wollen Sie mich? — — — — Auf das Schöppchen mit Ihnen freue ich mich ganz besonders, auch darauf, einen heiteren Abend mit Ihnen zuzubringen. Ihr alter G. K.“

Gleichzeitig sandte er mir die letzte Photographie, die er von sich noch besaß. Es ist später keine mehr von ihm gemacht worden. Ich schrieb ihm sofort zu, und er kam. Ich fand ihn weicher gestimmt als jemals, auch stärker gebleicht als früher, sonst aber frisch. Greises Haar war ihm übrigens schon lange eigen, im Widerspruch mit seiner wohlig frischen Gesichtsfarbe. Kinkel sprach über „Christopher Marlowe, den Rivalen Shakespeares und frühesten Theaterdichter des Faust“ mit einem außergewöhnlichen Beifall, trotz des manchem Zuhörer etwas ferne liegenden Themas. Friedrich Bodenstedt wohnte dem Vortrag bis zum Schlusse in Begleitung seiner liebenswürdigen ältesten Tochter bei. Kinkel hatte sich wie immer im „Adler“ einquartiert; „ich wohne am liebsten im Untergeschoß nach dem Hofe zu,“ schrieb er mir; „die Fontäne und (wenn's Wetter sie möglich macht) die Hyacinthen im Beetchen are so very sweet.* — — Lieber Bruder in Apollo, lachen Sie mich wegen meiner Anhänglichkeit an *kleine* Lebensfreuden aus, soviel Sie wollen, aber bleiben Sie gut Ihrem alten G. K.“

Nach dem Vortrag war ein Stelldichein im „Adler“ bald verabredet, und Kinkel, Bodenstedt, dessen Tochter und ich bildeten das Quartett, welches in anregender Unterhaltung einige Stunden zusammen verbrachte, um so anregender, als Bodenstedt selbst früher schon über Christopher Marlowe eine größere Arbeit geliefert hatte. Es gab mithin der Anknüpfungspunkte an diesem Abend für die beiden Poeten genug.

Es war kurz vor ein Uhr, als Bodenstedt, in Rücksicht auf seine damals etwas leidende Tochter, an den Heimweg dachte. Kinkel, dem ich eine gewisse Weichheit während des ganzen Abends schon angemerkt hatte, wollte zurückhalten, fügte sich aber, als Bodenstedt durchaus auf der Heimkehr bestand, und sagte dann: „Na, so laßt mir *den* noch hier, ich habe noch allerhand mit ihm zu reden, und wer weiß, ob wir uns sobald oder überhaupt noch einmal wiedersehen! Denn Vorträge in Deutschland halte ich *nicht* mehr. Ihr müßtet dann zu mir in mein Exil — nach Zürich kommen, und das thut Ihr ja doch nicht!“

Und so blieben wir zwei allein zurück. Der trauliche Saal des „Adler“ hatte sich schon vollständig geleert; die Winterkurgäste pflegen nicht bis ein Uhr sitzen zu bleiben. Einige Kellner harrten noch unserer Wünsche. „Geht schlafen,“ rief ihnen Kinkel zu, „setzt uns noch ein paar Flaschen her und laßt mir ein Licht hier. Mein Zimmer finde ich selbst. Wegen mir sollt Ihr um Euren Schlaf nicht kommen.“

Die Leute entfernten sich bis auf einen Jüngling, der bald in einer „schummerigen Ecke“ des Saales sanft entschlief. Die Lichter im Raume waren bis auf einen Lüster in unserer nächsten Nähe gelöscht. Der treffliche Wein des Hauses schien Kinkel gut zu munden. Das schöne volle weiße Haupt auf die Hand gestützt, so saß er da mit seinem lichtsilbernen Prophetenbart — eine prächtige Erscheinung.

Er begann damit, mir für eine Gefälligkeit zu danken, die ich einem seiner Kinder zu erweisen im Begriff stand. Dies

* Schneefrei.

* Sind so süß.

Kampf zwiſchen Schweden und Tataren.

Nach dem Gemälde von Werner Schuch.

brachte ihn auf das viele Ungemach, das ihm im Leben ſchon widerfahren, und die Erinnerung daran ſtimmte ihn ſehr weich. Ich will hier dieſe traurigen Erfahrungen des Poeten nicht wiederholen* — kurz, eines fügte ſich zum andern, und plötzlich waren wir bei der ereignißvollſten Zeit ſeines Lebens, bei ſeiner Flucht aus Spandau, angekommen.

„Ich ſpreche niemals über die Sache, wenn ich es vermeiden kann. Aber heute iſt's mir zu Muthe, als müſſe ich mich einmal ſo recht von Herzen auslaſſen, ein Rheinländer zum andern, und ich wüßte kaum, wem gegenüber ich mehr die Neigung fühlen könnte, mir einmal Erleichterung zu verſchaffen. Ich bin am Rhein — ein Glas auf unſeren herrlichen Strom! — ich bin am Rhein — o, wenn man wüßte wie ich an ſeinen grünen Fluthen hänge, wenn man wüßte, was man dem ‚Alten' für eine Freude hätte bereiten können, wenn man ihn heimberufen, ihn wieder zum ‚Deutſchen' hätte werden laſſen mit Deutſchen! Wohl danke ich der Schweiz, daß ſie mir — wie vordem England — ein Heim, eine Ruheſtätte geboten hat, aber, Freund, ich leide, und zwar

* Wer ſich die Schickſale des Dichters ins Gedächtniß zurückrufen will, der findet einen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte im Jahrgang 1883 der „Gartenlaube", Seite 80.

an zwei Uebeln: am Heimweh und am Fluche der politischen Berühmtheit!"

Ich war überrascht, den alten gemüthreichen freundlichen Poeten so ernst reden zu hören über Verhältnisse und Anschauungen, die ich in der That nicht sofort begriff.

„Mag's Ihnen als ein Vermächtniß erscheinen, wenn ich diese mitternächtige Stunde dazu benutze, mich meiner tiefsten Schmerzen einmal zu entladen. Wer weiß, mein Freund, ob wir uns jemals wiedersehen,* bleiben Sie mir gut und treu und denken Sie manchmal des ‚Alten' und dessen, was wir heute plauschen."

Ich leugne nicht, daß ich noch nicht ganz verstand, wie diese Stimmung auf einmal über den Dichter kommen konnte, aber schon fuhr er fort:

„Glauben Sie nicht, daß ich durch unser Gespräch vorhin, durch den Vortrag oder ein Glas Wein mehr erregt bin als sonst. Im Gegentheil! Ich fühle sehr ruhig und ernst in diesem Augenblick und möchte nicht verkannt sein, am wenigsten von Ihnen. Ich will Ihnen gerne gestehen, ich war wohl oft hart zurückweisend, wo ich hätte nachgiebiger sein müssen. Ich habe vielleicht selbst den Weg zurück nicht recht gefunden, aber das Unglück verbittert. Sehen Sie Karl Schurz an, er traf es besser mit dem Geschick denn ich. Sie haben, wenn auch jünger als ich, doch auch einen Eindruck aus dem Jahre meiner Schicksalswendung, aus dem achtundvierziger Jahre! Was haben wir denn andres gewollt, als was Ihr jetzt erreicht habt? Auf anderm Wege, ja! Ihr vielleicht auch auf richtigerem, und ich — wie herzlich fühle ich mit Euch — und doch, ich darf es kaum laut werden lassen!"

„Und weshalb nicht?" wandte ich ein.

„Weil ich sonst mehr als jeder andre mit meiner Vergangenheit breche. Halten Sie das meinethalb für zu weit gehend, nennen Sie die Ansicht verschroben: aber ich und Spandau, wir sind so eng in der Meinung des Volkes verknüpft, daß, wenn ich heute zugestehe, damals geirrt zu haben, ich ein Leben lang umsonst Märtyrer meiner Ueberzeugung war, daß ich eine lange Zeit hindurch umsonst von meinem Volke als Opfer meiner politischen Anschauungen gefeiert, daß ich umsonst und zwecklos von ihm glorificiert worden bin. Das klingt Ihnen überraschend. Aber ich, ich fühle so und ich möchte das den Fluch der politischen Berühmtheit nennen. Ich mußte bleiben, was ich war, der Spandauer Verurtheilte und Geflohene, der seiner damaligen Ansicht Getreue, sonst wurde ich meinem politischen Namen und Ruf — mir selbst untreu. Verstehen Sie, was ich damit meine und wie ich gelitten habe? Könnte in der That jemand annehmen, daß ich nicht so tief wie andere an unseren letzten Siegen theilgenommen, daß nicht auch ich gleich meinen Brüdern die Heimgewinnung von Elsaß und Lothringen freudig begrüßt hätte? Aber — ich will's nicht verschweigen, ich war trotzig und eigensinnig, ich vermochte kein öffentliches Bekenntniß mir abzuringen. Denn man amnestierte, man tolerierte, aber man sah in keinem einen so schlimmen Missethäter als in mir. Ich habe dem nie öffentlich Worte gegeben. Was hätte es auch genützt? Aber manchmal tritt mir die Erwägung nahe: wäre es nicht vielleicht besser gewesen, wenn ich mein Schicksal in Spandau erwartet hätte? — Nehmen Sie Schurz! Er ward gleich mir verurtheilt! Ich sehe ihn eben lebendig vor mir mit seinen offenen Augen, seinem blonden Haare — hat er nicht in der Verbannung drüben über dem Ocean seinen Weg gemacht, sein Berufsfeld gefunden? Ist er nicht glücklicher geworden als ich? Behüte Gott, daß ich ihm das mißgönnte! Es hat mir nie im Leben ein Mensch größere Freundschaft und Anhänglichkeit bewiesen als er. Und trotzdem, ich werde den Gedanken nicht los, daß man mich bis zum Lebensende straft. Hier Schurz als Gast Bismarcks, der Revolutionär und der Junker — so müssen wir den bedeutenden Mann doch nennen — ich im Exil! Habe ich mich denn an meinem Vaterland so sehr vergangen? Wie steht sie vor mir, die Nacht des 6. November 1850 in Spandau! Und als ich an jenem 17. November von Warnemünde, dank der Liebe und Treue echter Freunde, auf der „Anna" dahin schwamm und noch im Bereich meiner Verfolger war, schon damals wußte ich nicht, sollte ich mich freuen ob der Rettung, oder sollte ich trauern, daß ich wie ein Verbrecher, ein Ausgestoßener das Vaterland, die Heimath meiden mußte!"

Er schwieg, und das Wenige, was ich ihm erwidern konnte, schien für ihn ungehört zu verhallen. Er blickte starr vor sich hin, wie in die Vergangenheit versenkt.

„Jener Tag — 1858 in London — war es nicht eine Strafe, die mich durch den Tod meiner Johanna traf, härter als den schlimmsten Sünder je eine getroffen? Nicht, daß das Geschick nicht auch wieder Linderung für mich gehabt hätte! Aber wäre ich in Bonn geblieben, mein Londoner Geschick wäre in dieser Form nicht über mich gekommen. Und was that ich denn in jenem ernsten Jahre 1848? Wäre ich damals von der Bewegung zurückgetreten, als man mich warnte und zurückhalten wollte — würde es dadurch im allgemeinen anders, besser geworden sein? Hätte ein weniger mild Denkender als ich nicht schlimmere Wendungen herbeiführen können?"

Nach einer kleinen Weile setzte er wieder ein: „Ja, Freund, ich will nicht verhehlen, daß ich damals auch genügend persönliche Feinde hatte, daß ich durch sogenannte Preßvergehen mich bereits kompromittiert glaubte. Aber — haben wir uns damals auch in den Mitteln geirrt, so haben wir doch wie andere das Beste gewollt. Hier wie überall richtet der Erfolg. Haben wir gefehlt — ich habe schwer genug gebüßt! Und habe ich die Buße nicht auf mich genommen?"

Bei den letzten Worten versagte ihm fast die Stimme, so sehr überwältigte ihn die Erinnerung.

Eine große Pause trat ein. Ich wagte nicht, sie zu unterbrechen. Plötzlich sprang er auf, als wolle er die Erinnerung verscheuchen, und stand hochaufgerichtet vor mir.

„Denken Sie an meinen ‚Otto der Schütz' — als ich ihn veröffentlichte, wie jubelte da noch die Schaffensfreudigkeit in mir, wie freundlich nahm ihn das Volk auf, wie daseinsfroh stimmte mich selbst der Sang und sein Erfolg. Und nun? Ich habe wohl Besseres nach dem gedacht und geschrieben, aber — ich habe gleichen Erfolg nicht mehr erreicht. Mein politisches Schicksal, die Märtyrerrolle, das eigenthümliche Relief, welches mir das Geschick verlieh, das alles hat meine späteren Leistungen litterarisch in den Schatten gestellt! Durch den früheren Ruhm ist mein Alter weniger bedeutungsvoll geworden, als ich erstrebt und verdient hatte. Ja, man hat den ‚Alten' vielfach geliebt, und gar mancher hat ihn hochgestellt" — er reichte mir die Hand über den Tisch — „aber man hat ihn viel zu früh zum Alten gemacht, und das Schicksal hat dazu redlich geholfen.

Komme ich jetzt im wirklichen Alter zum Rhein — o, ich mache keine Ausnahme, ich bin ein Menschenkind wie andere, habe Fleisch und Blut wie sie — dann taucht die Jugendzeit mächtig vor mir auf, dann seh' ich den kleinen Pfarrgarten in Oberkassel allüberall vor meinem geistigen Auge — dann möchte ich manchmal nicht der sein, der ich bin, sondern der Kinkel jener Tage. Warum hat man mich nicht heimgerufen? Konnte ich mein Lehramt nicht im Vaterland üben? Ich weiß, nicht die Pfalz allein, nicht Siegburg, Bonn und Köln bloß, auch meine amerikanische Reise wurde mir verargt. Aber für erstere Unthaten hatte man mich doch freigesprochen! Und Amerika? — Kennt jemand die Sorgen und Mühen, die es kostet, im fremden Lande Weib und Kind zu erhalten? Mußte ich nicht doppelt für alles büßen? Ich las seinerzeit den Aufruf, den Sie mit Rittershaus' Gedicht für unser nationales Denkmal in der ‚Gartenlaube' veröffentlichten. Wie soll ich Ihnen schildern, was ich damals bei der Durchsicht desselben empfand! Hätte ich mich öffentlich dazu geäußert, mein Freund, hätte das nicht ausgesehen wie ein pater peccavi, wie eine Abbitte! Stolz und Ueberzeugung kämpften in mir. Ja, ja, ich war trotzig mein lebenlang, und das steckt uns rheinischen Jungen wohl so im Blute — ich wiederhole — ich vermochte vielleicht den Rückweg nicht zu finden! Ich litt unter dem Banne der politischen Berühmtheit!

Aber — wie ich damals in Köln meinen Anklägern zurief so denke ich noch: Wenn Preußen eine starke und kühne Politik verfolgt, wenn es ihm gelingt, Deutschland in eins zu schmieden und groß und geachtet vor allen Nationen hinzustellen, wenn es ihm gelingt, innere Freiheit zu sichern, Handel und Wandel zu beleben, den Armen im Volke Brot zu schaffen, dann — bei meinem Eide, die Ehre und Größe meines Vaterlandes stehen mir höher als meine Ideale von Staat — — und weltlichen Einrichtungen!"

* Es war am Abend des 27. März 1882, am 12. November desselben Jahres starb Kinkel unerwartet.

Erſchöpft ſetzte ſich Kinkel und ſah abermals eine Zeit lang vor ſich hin. Mit ſeinen weichſten Tönen begann er dann wieder:

„Aber man hat es wohl vergeſſen, daß ich damals ſchon ſagte: ‚Wenn das alles erreicht wird, und mein Volk erwieſe mir nochmals die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der erſten Abgeordneten ſein, die frohen Herzens riefen: ‚Es lebe das deutſche Kaiſerthum, es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!‘ Und jetzt iſt es erfüllt, der ‚Alte‘ geht wohl bald zur Ruhe, ſein Vaterland aber hat ſeiner nicht mehr bedurft! Es hat ihn beiſeite ſtehen laſſen, weil — weil er mit anderen Mitteln das erſtrebte, was andere mit Blut und Eiſen erreicht haben. Aber ich fühle mich deshalb nicht weniger Patriot als dieſe, ich habe gebüßt, weil ich vielleicht zu früh erſtrebte, was bis heute das Ideal der ganzen Nation war.

Und nun, mein Freund, ein Glas auf unſern Rhein, auf Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze, auf ihn, der uns jetzt erſt gewonnen iſt für immer!“

Nochmals erhob er ſich leuchtenden Auges, und hell ſtießen die Gläſer zuſammen.

„Habe ich mich doch einmal ausgeſprochen — zürnen Sie mir nicht ob der Reminiscenzen eines alten Dichterkopfes!“ ſagte er nun wieder mit ſeiner gewinnenden heiteren Miene. „Aber es giebt ſtille Stunden, vielleicht vorzugsweiſe im Alter, wo man die Welt anders anſchaut als im vollen Lebensgetriebe. So eine Stunde iſt heute über mich gekommen. Belächeln Sie mich nicht, beurtheilen Sie mich nicht falſch! Als ich geſtern über den Rhein fuhr, ſtreifte mein ganzes Leben an mir vorüber — — war's ein verlorenes? — Und nun, Freund, gute Nacht! Gedenken Sie immer mit Liebe Ihres ‚Alten‘, der heute vielleicht zu redſelig war! Gute Nacht!“ — —

Wir ſchieden! Ich habe ihn nicht wiedergeſehen, denn er ſtarb kaum ſechs Monate darauf. Ich aber — voll des Eindrucks dieſer merkwürdigen Stunde, fand, als ich um vier Uhr heimgekehrt war, den Schlaf nicht. Meiner Gewohnheit folgend, ſetzte ich mich an den Schreibtiſch, und da fand mich noch der helle Tag — ich bannte feſt auf das Papier, was ich ſoeben erlebt und erfahren. Schon früher, bald nach Kinkels Tode, wollte ich die wunderſame Nacht in der „Gartenlaube“ ſchildern. Ich hielt es damals nicht für angebracht. Heute, nach vollen zehn Jahren und nachdem ich mit Freunden und Geiſtesgenoſſen des Dichters mich darüber ausgeſprochen, mögen dieſe Mittheilungen eine klärende Erinnerung bieten an den Dichter, deſſen Schickſal ſo tragiſch zwiſchen ihm und ſeinem heißgeliebten Volke ſtand.

Was uns der Garten lehrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Man hat Karl den Großen den erſten Kunſtgärtner Deutſchlands genannt: mit vollſtem Rechte, denn was vor ihm in Germanien an Gärten zu ſehen war, das erhob ſich nicht über die niedrige, auf alle Barbarenvölker zutreffende Stufe. Karl der Große war überhaupt der Kulturträger des Nordens, und noch bis heute iſt manche ſeiner Einrichtungen in Kraft geblieben. Wenn wir das Mittageſſen, die Hauptmahlzeit, im Gegenſatz zu vielen anderen Völkern um 12 Uhr einnehmen, ſo iſt das eine Sitte, welche auf die Verordnungen Karls des Großen zurückzuführen iſt. Was der deutſche Garten jahrhundertelang trug, was an Kindern der Flora noch heute in Bauerngärten alten Schlages gezogen wird, entſpricht durchaus den Vorſchriften des erſten deutſchen Kunſtgärtners. In ſeinen Verfügungen über den Betrieb der königlichen Meiereien findet man eine ganze Anzahl von Blumen, Arzneipflanzen, Küchenkräutern, Gemüſe- und Obſtarten genannt, welche in ſeinen Gärten gepflegt werden ſollten. Da werden bereits die beiden Königinnen der mittelalterlichen Gärten, Roſen und Lilien, erwähnt, da leſen wir von Rosmarin, Liebſtöckl, Mohn, Eibiſch, Brunnenkreſſe, von Anis, Salbei, Schnittlauch, von dicken Bohnen und Kohl, von Apfel-, Birnen-, Kirſch- und Pflaumenbäumen, von Kaſtanien, Quitten und Miſpeln, ja ſogar von Mandel-, Lorbeer- und Feigenbäumen.

Kaiſer Karl war aber ein durchaus praktiſcher Mann, und man würde irren, wenn man glauben wollte, daß er die duftenden Blumen nur der Augenweide und des Wohlgeruchs wegen hätte pflanzen laſſen. Zu jener Zeit, da die Gewürze und Spezereien der fernen Welttheile noch ſelten waren, mußten die heutigen Schmuckpflanzen zu Heilzwecken und Leckereien verarbeitet werden. Da wurde der Lilie mannigfache heilende Kraft zugeſchrieben, da hieß es im ſpäteren Mittelalter vom Zuckerroſat, d. h. von dem mit Zucker angemachten Roſenſaft: „Er überhebt dich viel pfenning in der apoteken“, da wurden zu ähnlichen Zwecken auch Violſirupe und Violöl bereitet. Durch die Klöſter wurden die Anregungen Karls des Großen weiter verbreitet, und ſo entſtanden überall Würzgärten für heilkräftige Kräuter und Gewürze, Krautgärten für Gemüſe ſowie Obſtgärten und Weinberge. Viele Landapotheker im Anfang unſres Jahrhunderts haben noch ihre Gärten genau nach den Vorſchriften des Gründers des heiligen römiſchen Reichs gehalten. Mancherlei Blumen und Kräuter wurden vom deutſchen Wald und Feld in den Garten verpflanzt, viele aber, die jetzt zu den allgemein bekannten Gewächſen zählen, ſind erſt im Zeitalter Karls des Großen über die Alpen zu uns gekommen. Von dieſen älteſten Pflanzeneinwanderern nennen wir nur Gurken und Kürbiſſe, Lavendel, Rosmarin und Raute, die Lilie, Levkoje und Gartennelke.

Als dann der Wohlſtand zunahm und die Sitten ſich verfeinerten, da begnügte man ſich nicht mehr mit Nutzgärten, ſondern ſchuf auch Ziergärten, welche die Höfe der Fürſten, die Burgen der Ritter und die Landhäuſer der Patrizier umgaben. Die Luſtgärten des Orients dienten dabei zum Vorbild, und der Orient verſorgte auch die erſten Blumenliebhaber mit neuen Pflanzen. Es iſt intereſſant, weiter zu verfolgen, wie der Gartenſtil ſich dem Kunſtgeſchmack anpaßte, wie die Renaiſſance lange Zeit herrſchte und wie dann der gebundene Gartenſtil ſpäter durch die freien engliſchen Parkanlagen, eine Nachahmung der chineſiſchen Gärten, erſetzt wurde.

Ein Gärtnerſpruch lautet:

„Gärten ſind Viſitenkarten:
Wie der Herr, ſo der Garten“,

und ſo iſt in der That in der Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Gartens ein Stück Kulturgeſchichte enthalten. Ein von dem als Aeſthetiker und Kunſthiſtoriker bekannten Dr. Alexander Kaufmann herausgegebenes Buch „Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaiſſance“ bietet ſehr hübſche Einblicke in die Wechſelbeziehungen zwiſchen dem Volksleben und dem Garten, und wir können es aus dieſem Grunde jedem Gartenfreund empfehlen.

Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts begann der große Eroberungszug des europäiſchen Handels über weite Länder und Meere. Durch ihn wurde im Laufe der Jahre eine ungeheure Einwanderung fremder Pflanzen nach Europa bewirkt, und dieſe wiederum veränderte das Ausſehen unſerer Gärten.

„Wenn plötzlich, während wir hier verſammelt ſind, eine Gigantenhand über unſre Stadt führe und mit einem Schlage von Pflanzen alles entfernte, was nicht ſchon ſeit Menſchengedenken von ſelbſt bei uns gewachſen iſt, da würden wir dann hinaustreten in eine abſchreckende Wildniß. Leer würden nicht bloß die Blumentiſche reicher Leute, fort wären auch alle die beſcheidenen Töpfe von den Fenſtern der kleinen Wohnungen, weg wären aus den Vorgärten und Promenaden Sträucher und Bäume, ja ſtundenweit könnten in der Landſchaft große pflanzenleere Lücken entſtanden ſein. Denn faſt alles, was der Menſch zu ſeiner Freude, vieles, was er zum Nutzen von Gewächſen in ſeine nächſte Umgebung und eigenhändige Pflege genommen, das hat er aus fremden Welttheilen, zumal aus Aſien und Amerika, erſt heimgebracht.“

Mit dieſen Worten eröffnete Profeſſor G. Kraus einen Vortrag „Ueber die Bevölkerung Europas mit fremden Pflanzen“*, und es iſt in der That keine Uebertreibung, wenn man ſagt, im Pflanzenreich habe ſich gewiſſermaßen der umgekehrte Prozeß wie in der Menſchenwelt vollzogen, Europa ſei von den Wilden erobert worden.

Die Gärten, namentlich die ſeit der Errichtung des Pflanzen

* Vergl. Verhandlungen der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte (Leipzig, F. C. W. Vogel. 1891).

gartens bei der Universität Padua (1545) üblich gewordenen botanischen Gärten, waren die ersten Pflanzstätten der Fremdlinge, und aus ihren Annalen läßt sich auch die Geschichte der Pflanzeneinwanderung zusammenstellen. Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts tauchen in denselben einige amerikanische Gäste auf, die man ursprünglich indische oder spanische Pflanzen nannte. Ohne eine Ahnung ihrer zukünftigen Bestimmung zog man damals unter dem Namen „Papas Peruanorum" eine Zierpflanze an Stäben — es war nichts andres als unsre heutige Völkerernährerin, die Kartoffel — und der amerikanische Lebensbaum, der statt der südlichen Cypresse unseren Friedhöfen ernste Stimmung verleiht, war schon bei uns heimisch geworden.

Stets aber wurden unter den Fremdlingen einzelne Pflanzen den anderen vorgezogen; als ausgesprochene Lieblinge der Massen drückten sie dem Gartenbau ein besonderes Gepräge auf. So gilt als eine wichtige Periode der Pflanzeneinfuhr die der orientalischen Blumenzwiebeln; dann kamen die kanadischen Pflanzen an die Reihe. Noch heute steht im Pariser Jardin des Plantes die uralte, als erste ihrer Art auf europäischem Boden im Jahre 1636 von Jean Robin gepflanzte Akazie, die eine zahlreiche Schar von überseeischen Landsleuten in Europa aufblühen sah; denn um jene Zeit hat in Paris zum ersten Male der Wilde Wein sein Laub herbstlich geröthet, haben die hohen amerikanischen Astern geblüht, und von dort entsprang eine kanadische Pflanze ins Freie, die jetzt überall an Eisenbahndämmen zu sehen ist — die Nachtkerze.

Bald darauf kamen die Pflanzen vom Kap der Guten Hoffnung nach Europa und fanden in den Glashäusern Hollands willige Aufnahme. Da sah man zuerst die scharlachrothen Pelargonien, die Dracänen, zierliche Heiden und viele andere, die noch heute ausgesprochene Lieblinge der Blumenfreunde sind.

Als später der freie Gartenstil siegreich vordrang, als die Parkanlagen sich mehrten, da kamen zu uns neue Gestalten: die amerikanische Eiche, Ahorn, Pappeln, Kastanien und Nußbäume und die kleinfruchtigen Aepfelsorten und blühenden Sträucher Sibiriens. Adlig im Wuchse, glühend in ihrer herbstlichen Färbung oder unübertroffen in ihrem frühen Blüthenschmuck, sind sie heute unentbehrlich in allen größeren Parkanlagen.

Mit der Verbesserung der Verkehrsmittel wurde die Einfuhr erweitert. Neu-Holland sandte uns den Fieberbaum (Eucalyptus globulus) und andere Pflanzen von sonderbarer Gestalt. Solche Bäume und Sträucher hatten in grauer Vorzeit, in der Tertiärzeit, in Europa geblüht und gegrünt, nun streckten sie wieder ihre Blätter unter dem Schutze des Menschen der alten Sonne entgegen.

Der Dampf beherrscht heute die Welt, der „Pflanzenjäger" stellt seine Glaskästen auf dem Decke des Dampfers auf und dank der kurzen Fahrzeit kann er selbst die zartesten Kinder der Tropen wohlbehalten in die mustergültigen Glashäuser Europas bringen. So wandern wir im Norden unter Palmen, so sehen wir die prachtvollsten Orchideen des tropischen Urwalds bei uns erblühen, und so sehen wir die riesigen Bananen, die Musenarten, als Sommergewächse unsre Rasenplätze schmücken.

In England wachsen etwa 1500 Pflanzenarten wild, die Zahl der eingeführten aber betrug bereits im Jahre 1830 nicht weniger als 32000! In dem berühmten Garten von Kew bei London wurden im August 1891 gegen 19 800 Arten und Formen gezogen, im Berliner botanischen Garten im Jahre 1890 gegen 19 000 und in St. Petersburg 25 000 Arten und Abarten in 71 850 Exemplaren.

Aber diese Fremden haben uns nicht allein durch den Schmuck, den sie unseren Gärten und Wohnungen verleihen, erfreut, sie haben auch den Forschern Gelegenheit gegeben, tiefer in die Geheimnisse des Pflanzenlebens einzudringen.

Und was der botanische Garten für den Forscher ist, das kann der kleine Hausgarten für jeden Naturfreund werden, denn er bildet für sich eine Welt, in der es viel zu beobachten und viel zu lernen giebt. Man kann in ihm über die Räthsel der Pflanzennatur sinnen, kann den mannigfachen Beziehungen der Blumen zu dem Heere der Insekten nachgehen, kann des Lebens Erwachen, das Blühen und Reifen, das Welken und Vergehen im Herbste und die Winterruhe verfolgen. Wie wenige wissen leider, welche merkwürdigen Schätze in ihrem Garten ruhen!

Namentlich die reifere Jugend könnte im Garten viel, viel lernen und ihren Wissenskreis durch Anschauung erweitern. Manchmal verspürt sie auch die Lust dazu und stellt Fragen auf Fragen, aber leider sind oft die Eltern selbst nicht imstande, sie zu beantworten. Ich habe solche junge Leute, die ihren Wissensdurst nicht befriedigen können, stets bedauert, um so mehr, als es für die Jugend keine bessere und edlere Erholung geben kann, als die Beschäftigung mit der Natur, welche sie ins Freie hinauslockt und ihre Sinne schärft.

Die Botanik hat man einst die „liebenswürdige Wissenschaft", die „scientia amabilis" genannt; leider ist sie jahrelang in den Schulen durch das Vorkehren der Systematik zu einer dürren und langweiligen geworden. Das Thierleben wurde durch Brehm so populär, weil der Altmeister nicht tote Systematik, sondern das volle Leben der Thiere seinen Lesern schilderte; auch für die Pflanzenwelt schlägt dieselbe Stunde.

Unter den Neuigkeiten des Buchhandels finde ich ein hübsch ausgestattetes Buch, „Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge" von Heinrich Freiherr Schilling von Canstatt (Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn). Es ist ein ausgezeichneter Führer für die reifere Jugend und den Gartenliebhaber durch das Stückchen Natur, das man sein eigen zu nennen pflegt. Das schlichte Werkchen kann als eine Vorstufe zu tiefer angelegten Schriften, wie z. B. dem „Pflanzenleben" von Anton Kerner von Marilaun, betrachtet werden.

Der Garten besitzt eine hohe ethische Bedeutung im Volksleben; aber seine veredelnde Wirkung auf das Gemüth des Menschen kann nur dann sich bethätigen, wenn die Blumen, die in ihm blühen, die Bäume, die in ihm Schatten spenden, dem sorgsamen Pfleger auch ihre Lebensschicksale, ihre weiten Fahrten, ihre Lust und ihr Leid verrathen. Die Bedeutung des Gartens in dem Volksleben hat auch Ernst Keil vorgeschwebt, als er sein neugegründetes Blatt, in dem jedermann nach des Tages Last und Mühe Erholung und Erhebung finden sollte, die „Gartenlaube" nannte.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolf Elcho.**

17.

Bevor Bettina am folgenden Morgen Rott über das Ergebniß der Unterredung mit ihrem Manne unterrichten konnte, traf derselbe bereits mit Ewald an der Gartenpforte zusammen. Rott, der, den Hut lüftend, am Hausherrn vorübergehen wollte, wurde von diesem in barschem Tone angeredet: „Wenn Sie heute frühstücken wollen, so müssen Sie sich ins Gasthaus bemühen; in meinem Hause erhalten Sie nichts mehr als die Wohnung. Verstanden?"

Der Künstler erwiderte höflich: „Sie waren deutlich genug, und ich habe selbst das verstanden, was Sie nicht ausgesprochen haben: es wäre Ihnen lieb, wenn ich Ihr Haus recht bald verließe. Das soll so rasch als irgend thunlich geschehen. Doch da Sie die Feindseligkeiten begonnen haben, so lassen Sie uns wie ehrliche Gegner handeln und offen bekennen, was einer von dem andern zu erwarten hat."

„Was Sie von mir zu erwarten haben, das will ich Ihnen gleich sagen. Wenn Sie es noch einmal wagen, meiner Frau von Liebe zu reden, dann fliegen Sie zur Thür hinaus — Sie sammt Ihrem Geigenkasten, aber nicht so heil, wie Sie herein gekommen sind!"

Ueber Rotts Gesicht ging eine jähe Gluth. Er nahm den breitrandigen Hut ab und ließ sich den Morgenwind durchs Haar streichen, dann sah er Monk furchtlos mit den stahlgrauen Augen an und erwiderte: „Sie wollen also rücksichtslos auf das Recht des Stärkeren pochen und mit Gewalt eine Frau unglücklich machen, die Ihnen ihr Leben anvertraut hat?"

Der Lotse gerieth bei dieser Frage in Verlegenheit. Er zog seine kurze Pfeife aus der Tasche, klopfte die Asche aus, stotterte einige unverständliche Worte und fuhr zuletzt grob heraus:

„Was zum Henker geht Sie meine Frau an?“

„Sehr viel, denn ich achte Bettina; das iſt etwas, was Sie nie gethan haben.“

„Wer ſagt Ihnen das?“

„Sie ſelber, Herr Monk. Wer eine Frau achtet, macht ſie nicht zur Sklavin, die alle Launen und Mißhandlungen des Mannes ſchweigend ertragen muß. Hat die Frau die gleichen Pflichten, ſo hat ſie auch das gleiche Recht mit dem Manne.“

„Das mag bei Euch Großſtädtern gelten, die Ihr weder nach Brauch und Sitte noch nach Gott und Teufel fragt, auf dem Lande aber iſt die Frau dem Manne unterthan und hat ihm zu gehorchen — denn ſo ſteht es in der Schrift.“

„So wollen Sie uns zum Aeußerſten treiben? Bettina liebt mich und wird mir folgen.“

rief ſie und lief zu dem Wagen hin, „wo geiht et? Wo haſt Du Dine Gnädige?“

„Afladen — vor Ewalds Klauſe.“

Die Alte ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen, dann forſchte ſie nach, was wohl die Frau Gräfin im Hauſe ihres Sohnes zu ſuchen habe.

Ueber das dicke Geſicht des Kutſchers breitete ſich ein überlegenes Lächeln. Er brachte ſein Geſpann ſtolzer Apfelſchimmel zum Stehen und antwortete dann in geſpreiztem Tone: „So'ne hochen Heſchaften hebben abſonderliche Kapriolen.“ Er erklärte ſich außer ſtande, über die wahren Abſichten ſeiner Herrin Aufſchluß zu geben, neigte indeſſen der Anſicht zu, daß es ſich um einen Beſuch beim Muſikanten handle. Wahrſcheinlich wolle ihn die Gräfin mit ſich aufs Schloß nehmen, damit er ihr etwas vorſpiele.

Frühling.

Nach einer Zeichnung von Marie Lang.

Ewald nahm haſtig die Pfeife aus dem Munde, ſein Geſicht wurde dunkelroth und ſeine Augen funkelten vor Zorn. „Hüte Dich,“ rief er mit geballter Fauſt, „hüte Dich, Muſikant, mein Weib zu einem leichtſinnigen Schritte zu verleiten, das könnteſt Du mit Deinem Leben bezahlen müſſen!“

Rott erſchrak beim Anblick der entſtellten Züge und der wüthenden Gebärde des Mannes. Er zitterte nicht für ſein, ſondern für Bettinas Leben. In Ewalds ungezügelter Natur lag etwas Gefährliches; gewiß, der Lotſe ſcheute im Nothfall auch nicht vor einem Verbrechen zurück. Es galt alſo, ſehr klug zu handeln, um Bettina ſeiner Wuth zu entziehen.

Ruhig und ſchweigend wandte ſich Rott daher von ſeinem Gegner ab und ſchritt dem Gaſthof zu. Hier ſchrieb er ſofort an die Gräfin Lindſtröm und fragte an, ob er nun doch im Laufe der nächſten Tage ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen dürfe. Den Brief ſandte er durch einen beſondern Boten ab. —

Am Nachmittag desſelben Tages, während ſich Ewald mit ſeinem Vater auf dem Felde befand, um Roggen zu ſchneiden, ſammelte ſich die Jugend des Dorfes um die gräfliche Kutſche, welche von der Klauſe zum Gehöft des Lotſenkommandanten hinüberfuhr. Mutter Monk hatte gerade mit der Lehrersfrau ihre Anſichten über die Kartoffelernte ausgetauſcht, als der Wagen in Sicht kam. Beim Anblick ihres Schwiegerſohnes, welcher ſtolz die Kutſche lenkte, gerieth ſie in neugierige Aufregung. „Na, Johann,“

Frau Monk ſchüttelte den Kopf und murmelte: „Dat is ja ganz unmanglich, dat unſ' gna'ge Gräfin mit ſo'n Fiedler Umſtänd' macht.“

„Je, je, hoche Heſchaften ſind tauweilen wunnerlick.“

Nach dieſem Ausſpruch erhob der Kutſcher die Peitſche und fuhr dem Wagenſchuppen zu, der ſich ans Landhaus des Kommandanten anſchloß. Frau Monk aber eilte zur Klauſe, ſie mußte ſofort ergründen, was die Gräfin, welche als Beſitzerin einer großen Herrſchaft und mehrerer Millionen ein wahrhaft fürſtliches Anſehen in Maſſow genoß, unter dem Dache ihres Sohnes zu ſchaffen habe. Eine Begegnung mit Kathrein Brunning, der ſie in aller Eile über die wunderbare Begebenheit Bericht erſtatten mußte, verzögerte die Erreichung ihres Ziels. Die Nachbarin legte ein ebenſo großes Intereſſe für den hohen Beſuch an den Tag wie Frau Monk und ſchloß ſich dieſer an, um das Neueſte gleich aus erſter Quelle zu erfahren.

Der Reſpekt vor der Gräfin verbot den beiden Weibern, mit der Thür ins Haus zu fallen; ſie umſchlichen daher vom Garten her die Klauſe, und als ſie nach einer Weile Muſik vernahmen, zogen ſie die Holzſchuhe von den Füßen und ſtiegen leiſe und vorſichtig zur Veranda hinauf, von der ſie durchs offene Fenſter vorſichtig ins Innere des Salons blicken konnten.

Das Bild, welches ſich ihnen bot, war überraſchend freundlich und anmuthig. Bettina ſaß am Flügel und ſpielte die Begleitung zu einem Stücke, welches Rott auf der Geige vortrug.

Die Gräfin saß in einem Lehnsessel, auf dessen Rand ihr hübscher Kopf ruhte. Sie schaute mit einer Miene zur Zimmerdecke auf, als schlürfe sie die Musik gleich einem wonnigen Trank. Nachdem die letzten Töne verhallt waren, sagte sie, ohne ihre Lage zu verändern: „O, wie schön! Wissen Sie, Rott, daß ich nicht mehr an Ihre Armlähmung glaube? Sie haben Ihrem Instrument nie zuvor Töne von solcher Weichheit und soviel Reiz entlockt wie jetzt. Es liegt eine seltsame Weihe in Ihrem Spiele."

Rotts Blicke suchten bei diesem Lobe Bettinas erglühendes Gesicht und er sagte leise: „Diese Weihe hat mein Spiel erst in jüngster Zeit empfangen."

Die lauschenden Weiber auf der Veranda verstanden nicht die Bedeutung der Worte, aber sie bemerkten wohl, daß Rott und Bettina sich voll Zärtlichkeit anschauten und einander mit glücklichem Lächeln zunickten. „Wie twee Liebeslüt," bemerkte Kathrein lakonisch.

Die Gräfin erhob sich jetzt, warf einen Blick auf die Wanduhr und sagte: „Mich freut's, daß Sie mich begleiten werden, und ich wünschte nur, ich könnte auch Sie entführen, liebe Frau Monk. Nun muß ich aber noch beim Kommandanten vorsprechen. In einer halben Stunde fährt mein Wagen vor, also halten Sie sich bereit, mein Freund!"

Die Lauscherinnen glitten von der Veranda herab und schlüpften hinter eine Laube. Von diesem Versteck aus sahen sie nach einer Weile, daß Rott und Bettina die Gräfin bis zur Gartenthür begleiteten. Da sich hier aber ein lebhafter Streit über ein musikalisches Thema entspann, so folgten die beiden dem Gaste bis zum Landhaus des Kommandanten, wo sie durch Lieutenant von Ellernbrück, welcher die Gräfin erwartet hatte, noch eine halbe Stunde im Garten festgehalten wurden.

Unterdessen waren die alte Monk und Kathrein nach lebhaftem Gedankenaustausch zu der Ueberzeugung gelangt, daß vor dem Flügel ein Frevel begangen worden sei, zu dessen Sühne man sofort Ewald herbeirufen müsse. Schnurstracks liefen sie durch die Niederung zum Kornfeld hin, wo die Schnitter ihre Arbeit beendigt hatten und nun bei einem tüchtigen Trunke Branntwein zusammensaßen. Ewald hörte den Bericht der beiden Weiber, die sich gegenseitig zu Uebertreibungen anfeuerten, mit grimmigem Lächeln an, und als beide endlich schwiegen und erwartungsvoll zu ihm aufschauten, sagte er in entschlossenem Tone: „Dem Musikwindel möten wi wohl 'n End maken."

Zehn Minuten später vertauschte er in der Scheune der Klause seine Sense mit der Holzaxt, eilte ins Musikzimmer und zertrümmerte den herrlichen Flügel Bettinas mit wüthenden Hieben. Die beiden Anstifterinnen hatten an dieser That das innigste Vergnügen und begleiteten jeden Streich mit hellem Auflachen. Der Lärm lockte einige Fischer, die vorbeigingen, auf die Veranda; diese riefen dem alten Monk, der mit seinem Sohne heimgegangen war, erschreckt zu, ob Ewald verrückt geworden sei.

„Nee," erwiderte der Alte hohnlachend, „he will Ordnung maken in sin Hus."

„Na, dat is 'ne ganz nimodsche Art."

Krachend sank der Flügel endlich in Trümmer. Zum Glück war Rotts Geige im starken Lederkasten verschlossen. Ewald hatte auf diesen, als er bereits zu ermüden anfing, zwei Streiche geführt, die aber die schützende Hülle nicht zersplitterten. Als dann die Axt seinen Händen entsank, glaubte er, aus einem wüsten Rausche zu erwachen. Seine Mutter hatte durch ihre Anklagen gegen Bettina das Gefühl der Eifersucht in seinem Innern zur wildesten Leidenschaft angefacht. Mit pochenden Schläfen und glühender Rachlust war er hergestürmt, ohne Besinnung. Wären ihm in diesem Zustand der Raserei Bettina und Rott begegnet, er hätte sie erschlagen. Jetzt, da die That vollbracht war, folgte die Ernüchterung.

Und eben in diesem Augenblick trat Bettina ins Zimmer, begleitet von Rott. Beim Anblick des zertrümmerten Instruments hielt sie entsetzt an und rief: „Wer hat das gethan?"

„Ich," entgegnete Ewald trotzig, wich aber Bettinas Blicken aus.

„Warum?"

„Weil ich nicht will, daß Du mit dem da Musik machst." Er deutete dabei auf Rott.

„Ihre Frau gab nur den dringenden Bitten der Gräfin Lindström nach, welche gekommen ist, um mich abzuholen," sagte dieser und nahm seinen Geigenkasten auf. Er war so bleich geworden wie Bettina und seine Hände bebten, als er den Kasten öffnete, um sein Instrument herauszunehmen. Ein Blick überzeugte ihn, daß es unversehrt war. Erleichtert athmete er auf. „Sie können von Glück sagen," rief er Ewald zu, „daß es Ihnen nicht gelungen ist, den Geigenkasten zu durchhauen."

„Na, an Ihrer Fiedel wäre auch nicht viel verloren gewesen," bemerkte Ewald grob.

„Vielleicht mehr, als Sie in diesem Augenblick hätten bezahlen können. Die ‚Fiedel' ist gegen eine Summe von neuntausend Mark versichert, und die Versicherungsgesellschaft hätte diesen Betrag rücksichtslos eingetrieben, wenn Ihre Absicht, das Instrument zu zerstören, gelungen wäre."

„Nindusend Mark — so'n lütt Ding?" schrie die alte Monk und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. „Wie is denn dat minschenmänglich? So viel kost' ja nich mal en grotes Schip."

„Und soviel kostet selbst der Flügel nicht, den Ihr Sohn zertrümmert hat; gleichwohl muß der, welcher einen Werthgegenstand von fünftausend Mark vernichtet, entweder sehr reich oder sehr verblendet sein."

„Fivedusend Mark?" Dieser Ausruf des Erschreckens kam von den Lippen der gespannt horchenden Dorfbewohner; Ewald stierte den Sprecher fassungslos an. Nach einer Weile erst stotterte er: „Das ist ja Unsinn; kein vernünftiger Mensch wird einen Klimperkasten so hoch bezahlen."

„Mag der ‚Klimperkasten' kosten, was er will," rief nun Bettina in höchster Entrüstung, „ein Mann, der in so sinnloser Wuth zerstört, was die Freude anderer ist, verdient nur Verachtung."

Ihre Mienen drückten die tiefste Empörung aus; ohne Ewald noch eines Blickes zu würdigen, wandte sie sich ab und verließ an Rotts Seite das Zimmer.

Ewald blieb in einem Zustand geistiger Ohnmacht zurück. Eines nur war ihm klar, daß er wie ein wildes Thier gehandelt und vor Bettina eine häßliche Rolle gespielt habe. In diesem dumpfen Gefühl der Beschämung war es ihm, als verfinstere sich die Welt, als lege sich auf seine Seele ein lähmendes Dunkel. Er war unfähig zu denken und tastete sich nach einem Stuhle hin, auf den er niedersank.

Von draußen wurde ein Geräusch vernehmbar. „Die gräfliche Kutsche!" rief einer der Fischer auf der Veranda. Nun kam Bewegung in die erstarrte Gruppe. Kathrein und die alten Monks liefen zum Fenster hin, um zu beobachten, was sich ereigne.

Ewald vermochte sich nicht aus der Betäubung aufzuraffen, die Stimmen der am Fenster Stehenden trafen sein Ohr nur wie ein wirres Geräusch. Plötzlich aber wurde laut Bettinas Name genannt, und der Gedanke blitzte durch sein Hirn: sie verläßt mit ihm das Haus, um niemals zurückzukehren. Nun schnellte er in die Höhe und lief zum Fenster; mit einer kräftigen Armbewegung schob er Kathrein und die Mutter zur Seite, daß beide taumelten, und blickte hinaus. Eben setzte sich der Wagen in Bewegung. Auf dem hinteren Sitz saß die Gräfin mit Rott, auf dem schmalen Vordersitz aber stand der Geigenkasten. Den Reisekoffer des Gastes hatte der Kutscher neben sich auf das Trittbrett gestellt. Ewalds Blicke glitten vom Wagen zur Gartenpforte. Dort stand Bettina; ihr Haar flimmerte in der Abendsonne wie rothes Gold. Sie bewegte die Hand zum Abschiedsgruß, und ihre Blicke mußten wohl denen Rotts begegnet sein, denn in den Augen und Mienen des Künstlers leuchtete ein helles Licht und der Ruf „Auf Wiedersehen!" kam von seinen Lippen.

In wenigen Augenblicken verschwand der Wagen in der Niederung hinter einer Staubwolke, Bettina aber kehrte langsam in den Garten zurück.

Nun trat auch Ewald vom Fenster weg, seiner Brust entrang sich ein Stöhnen.

„Na, een wahres Glück, dat wi den Schnorranten los sind," bemerkte die alte Monk. „Nu möt Du awer Dine Tine den Dumen gehörig up dat Auge drücken, Ewald."

„Zuerst will ich Dir was sagen, Mutter," antwortete ihr Sohn und seine Augen funkelten. „Wer sich unterfängt, noch ein Wort in unsere häuslichen Angelegenheiten hineinzureden, den werfe ich zum Hause hinaus, gleichviel ob er zur Familie gehört oder nicht. Merkt Euch das!"

Zu Anfang des Monats September traf Bettina heimlich Anstalten, um Massow für immer zu verlassen. Sie gedachte, nichts mit sich zu nehmen als Kleider und Wäsche und einige Andenken an die glückliche Zeit ihrer Jugend. Diese Dinge fanden in einem Koffer Platz; ihre ganze übrige Habe wollte sie Ewald zurücklassen. An dem Morgen, an welchem sie ein Billet von Rott empfangen hatte mit der Aufforderung, sich für den nächsten Tag zur Flucht bereit zu halten, brütete die Sonne heiß über Land und Meer. Die Luft war schwül und unbewegt, am Himmel zeigte sich kein Wölkchen. Bettina rang nach Athem, als sie aus ihrem Zimmer trat, um Ewald aufzusuchen. Sie hatte während der letzten Zeit kein Wort mit ihm gewechselt. Nun pochte ihr das Herz, als sie seinen kurzgeschorenen Kopf auf der Veranda sah. Er saß vor einem Bogen Papier und schrieb. Die ungewohnte Arbeit mochte ihm wohl sauer geworden sein, denn als er Bettinas ansichtig wurde, legte er seufzend die Feder nieder und wischte sich mit dem Handrücken die Schweißtropfen von der Stirne.

„Ewald," sagte Bettina, und ihre Stimme klang mild und flehend, „ich komme noch einmal zu Dir mit der Bitte: gieb mich frei! Laß uns in Frieden scheiden!"

Er blickte in ihr edles, blasses Gesicht, und bei dem Gedanken, daß dies Weib ihn verlassen wolle, krampfte sich sein Herz zusammen. Es dauerte eine Weile, bevor er sich zur Antwort aufraffte. „Laß uns ins Zimmer treten," sagte er endlich und erhob sich, „es braucht niemand zu erfahren, was zwischen uns vorgeht."

Als sie sich in dem schattigen Raume gegenüberstanden, deutete Ewald auf die Stelle, die einst der Flügel eingenommen hatte, und bemerkte: „Ich wollte Dir das da ersetzen — der Schulmeister meinte, man könne in Berlin billige Klaviere auf Abzahlung erhalten, und er verschaffte mir die Adresse eines Fabrikanten. Ich wollte eben an den Mann schreiben . . ."

„Bemühe Dich nicht, Ewald! Es freut mich, daß Du in versöhnlicher Stimmung bist, allein Dein Entschluß, die letzte der mir zugefügten Kränkungen zu sühnen, kommt zu spät. Wie ich Dir schon einmal sagte, gehöre ich nicht mehr mir selber an und ich muß elend zu Grunde gehen, wenn Du mich zwingst, hier in Massow auszuharren."

„In Massow auszuharren?" wiederholte der Lotse, und seine Hoffnung flackerte neu auf, „dazu will ich Dich nicht zwingen. Wenn Dir der Ort zu einsam oder meine Verwandtschaft zu unbequem ist, so verkaufen wir das Haus und ziehen weg, um anderswo ein neues Leben zu beginnen."

„Auch dazu ist es leider zu spät," entgegnete sie unsicher; sie gehörte zu den weichen Naturen, welche einer Bitte schwer widerstehen können und ihre volle Kraft nur ungerechter Kränkung gegenüber finden. „Sieh, Ewald," fuhr sie in gepreßtem Tone fort, „Du hättest es leicht gehabt, mich mit unzerreißbaren Banden an Dich zu fesseln — ein wenig Güte, nur halb soviel Rücksicht auf meine Wünsche und Neigungen, als ich den Deinigen erwies, und was ich während unsrer Verlobungszeit für Dich empfand, hätte zur unbesieglichen Liebe werden müssen. Du hast auf meine Gefühle nicht geachtet, hast mir gezeigt, daß Du Deine Befriedigung außer dem Hause finden könnest, hast mich um leidiger Vorurtheile willen Eltern und Nachbarn gegenüber preisgegeben. Ich sage das ohne jeden Groll, Ewald, sage es nur, weil ich gezwungen bin, mich zu vertheidigen. Ich will Dich nicht kränken . . ."

„Ich weiß das," entgegnete Ewald, und ein Abglanz jener Treuherzigkeit, welche Bettina während der ersten Begegnungen mit ihm so sehr bestochen hatte, lag wieder auf seinen Zügen. „Du bist gut, das hab' ich stets gewußt; ich sehe auch ein, daß Deine Klagen berechtigt sind. Und doch hatte ich den redlichen Willen, Dich glücklich zu machen — weiß der Henker, was alles dazwischen kam, um es zu hindern. Jetzt, wo ich zurückblicke, scheint es mir fast, als hätten böse Geister ihren Spuk mit uns getrieben. Denn wenn zwei Menschen sich gut sind und sie kommen trotzdem nicht zu Fried' und Eintracht, so muß man wohl annehmen, die Geschichte geht nicht mit rechten Dingen zu."

Ueber Bettinas Gesicht flog ein mattes Lächeln, dann erwiderte sie herzlicher: „Die Hindernisse lagen in der Verschiedenheit unsres Charakters, unsrer Bildung und unsrer Lebensanschauung. Ich beging den schweren Fehler, das zu übersehen."

„Mag sein, mag sein!" entgegnete Ewald und rieb sich die Stirne, als wollte er die wirren Gedanken ordnen. „Aber jetzt, da wir das alles wissen und einsehen, könnten wir . . ." das Wort erstarb ihm auf der Lippe und er warf im Gefühl seiner Hilflosigkeit einen bittenden Blick auf Bettina.

Diese rang in peinlicher Erregung die Hände. „Zu spät, zu spät! Ich bin nicht mehr mein eigen," rief sie. „Du weißt es, wie heftig ich mich gegen die Aufnahme von Rott sträubte, denn die Ahnung von dem, was kommen würde, fiel in meine Seele. Du hörtest nicht auf mich, hattest nur den Vortheil im Auge. Da glaubte ich mich von Dir aufgegeben und in mir erwachte die brennende Sehnsucht nach geistigem Leben, nach einem warmfühlenden Menschenherzen. Und Rott verstand meine Wünsche, errieth meine Gedanken, als ob er mein Inneres durchschauen könne . . . Dazu kam die Musik — Du ahnst nicht, Ewald, welche Gewalt in den Tönen liegt. So überraschte uns die Liebe wie die Frühlingssonne die schlafende Erde, sie war da, bevor mein Gewissen sich regte, sie verwandelte diesen öden Fleck Erde in einen Zaubergarten, sie durchglühte und entflammte mein ganzes Wesen. Vergebens sträubte sich meine Vernunft gegen ihre Gewalt, vergebens klammerte ich mich an die Pflicht — das Gefühl in meinem Herzen war übermächtig. Und so kam's, daß — —"

„Daß die Leute im Dorfe heute von mir wie von einem Gebrandmarkten reden," warf Ewald mit großer Bitterkeit ein. „Daß Euer Glück meine Schande werden müsse, daran habt Ihr nicht gedacht. Was ist Euch seinen Leuten auch an einem armen Teufel von Seemann gelegen!"

„Ewald, Du hast kein Recht, so niedrig von mir zu denken!" rief Bettina und ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Augen flammten. „Ich kann Dir frei in die Augen sehen, meine Ehre ist rein. Boshafter Verläumdung kann freilich niemand entgehen. Noch einmal bitte ich Dich, laß mich meines Weges ziehen!"

Des Lotsen Blicke hafteten auf ihrer rührenden Gestalt und ein wilder Aufruhr durchtobte sein Inneres, daß er sie einem andern lassen sollte. Mit rauher Stimme und heftig abwehrender Gebärde antwortete er: „Ich kann es nicht — kann es nicht!"

„So zwingst Du mich, Dich heimlich zu verlassen?"

„Wenn Du das wagst, dann mag er sich in acht nehmen, Dein Musikant! Ich verfolge und finde ihn, und dann — geht einer von uns beiden aus der Welt, er oder ich."

Bettina starrte den Gatten mit großen, erschrockenen Augen an, dann wandte sie sich von ihm ab und schritt langsam dem Ausgang zu. Noch hatte sie die Schwelle nicht erreicht, da rang sich ein Schrei der Verzweiflung aus ihrer Brust. Hastig umkehrend, warf sie sich vor Ewald nieder und umfaßte dessen Knie. Die Thränen, welche sie bisher gewaltsam zurückgehalten hatte, flutheten jetzt heiß über ihre Wangen. „O, sei nicht so wild, so grausam! Ich habe an Dich geglaubt, Ewald, an Dein gutes Herz, habe Dir jahrelang gedient mit der ganzen Hingebung des Weibes . . . Du kannst mich nicht vernichten wollen! Und ich müßte verzweifeln, wenn einer von Euch beiden den andern mordete um meinetwillen. — Ewald, sieh, ich hatte die redliche Absicht, Dich zu beglücken, aber das Glück floh unsre Schwelle — es war nicht meine Schuld. So sei menschlich um der Liebe willen, die Du einst zu mir empfunden hast, treibe mich nicht zum Wahnsinn und laß mich frei!"

Ihre Klagen verstummten, aber ihre Thränen versiegten nicht und ihr Körper bebte wie im Fieber. Und in Ewalds Brust verwandelte sich der Zorn in Mitleid. Dem Gefühl des Erbarmens nachgebend, beugte er sich zu ihr nieder und stotterte: „Nicht so . . . steh' auf, Betty! Ich bin kein Unmensch, wahrhaftig nicht. Unglücklich sollst Du bei mir nicht werden — geh', wohin Dein Herz Dich treibt! Ich will Dir's nicht nachtragen, daß Du mich verlassen hast. Geh'!"

Er half ihr in einen Sessel, und als sie die thränenfeuchten Blicke auf ihn richtete und einige Worte des Dankes stammelte, drohte ihn die innere Bewegung zu übermannen; rasch verließ er das Haus und ging zum Strande hinunter.

Meer und Luft waren unbewegt, die fernen Ufer des Festlands umsäumte ein bläulicher Dunst. Die Schwüle des Tages lastete schwer auf Ewald; er wußte nicht, was in ihm vorging, er fühlte nur das Bedürfniß, in heulendem Sturme und tosender Brandung allein zu sein auf dem Meere und sein Leben in die

Spa

Nach einem G

Digitized by Google

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A. G. in München.

tvögel.

mälde von E. Rau.

Digitized by Google

Schanze zu schlagen. Lange wanderte er planlos am flimmernden Strande hin, endlich thaten ihm die Augen weh von dem Glitzern des Sandes, seine Füße ermüdeten und mechanisch wandte er sich dem Dorfe und den schattigen Lauben des Gasthauses zu. Er fand dort seinen Vater und Pischel beim Kartenspiel sitzen, der Wirth schlummerte in einer Ecke der Laube. Von der Kegelbahn her ließ sich von Zeit zu Zeit ein dumpfes Rollen hören.

„He, hollah!“ rief Ewald und schlug mit der Faust auf den Tisch, „heut' scheint ja ganz Massow im Schlafe zu liegen, das Nest ist wie ausgestorben. Zum Henker, Wirth, ist zum Schlafen die Nacht da oder der Tag? Hol' ne Flasche Rothen, ich verdurste!“

Der Wirth rieb sich gähnend die Augen und sagte: „Ah, Du bist's, Ewald? Gleich, gleich!“ Er reckte die Arme und gähnte nochmals. „Wir armen Gastwirthe müssen am Tage nachholen, was wir des Nachts versäumen — und dann — die Hitze! Mir liegt's wie Blei in den Gliedern.“

„Je, je, min Söhneken,“ meinte der alte Monk über die Karten hin zu Ewald, „wie kreg hüt noch 'n Gewitter — dat liegt mi so in die Knaken.“

„Und mir im Blute!“ murmelte Ewald, warf die Mütze auf die Bank und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Eine Weile starrte er wie geistesabwesend in die dunkelste Ecke der Laube, dann, als der Wirth den Wein gebracht hatte, rief er seinem Vater und Pischel zu: „Laßt das verdammte Kartenspiel und trinkt ein Glas Wein mit mir!“

„Gliek, min Sohn, gliek sünd wie tau End mit die Partie,“ entgegnete der alte Monk, und fünf Minuten später strich er den Gewinn ein und rückte lachend zu Ewald hin, während Pischel, gelinde fluchend, das gefüllte Glas ergriff.

„Hm, so 'n feinen Stoff läßt Du upfahren, Ewald, wat is denn hüt los?“ Der alte Monk blickte bei dieser Frage forschend von der Flasche zu seinem Sohne hinüber; der goß, ohne zu antworten, den Rest des Weins in sein Glas und bestellte eine zweite Flasche. Er fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er dem Vater und den Freunden das Geständniß von der Lösung seiner Ehe machen müsse, und doch verschloß ihm der Stolz den Mund.

Daß eine Frau den Gatten verließ, war in Massow unerhört. So lange auf dieser Halbinsel ein Haus gestanden, hatte das Schicksal des Weibes in der Hand des Hausherrn gelegen, hatte die Frau dem Manne angehört, bis der Tod sie von ihm trennte. Und nun sollte er der erste sein, den seine Frau verließ, nun sollte gerade ihm, dem Gefürchteten und Beneideten, das Unerhörte, das Schmachvolle geschehen!

Der Wirth entkorkte die zweite Flasche. Ewald füllte die Gläser und sagte mit erzwungenem Gleichmuth: „Heut' hab' ich einen großen Entschluß gefaßt, ich trenne mich von meiner Frau.“

„J, da sei Gott vor!“ riefen Pischel und der Wirth wie aus einem Munde, der alte Monk aber schielte mißtrauisch zu seinem Sohne hinüber und stellte die Frage: „Is sie mit dem Kirl, dem Musikanten, davonloopen?“

„Vater!“ schrie Ewald zornig auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser tanzten. „Du solltest wahrhaftig der allerletzte sein, der Betty Schlechtes nachsagt, denn Dir hat sie hundertmal bewiesen, wie gut und brav sie ist. Wir haben uns ruhig und friedlich besprochen und sind zu der Einsicht gekommen, daß wir nicht zu einander passen und daß jedes von uns beiden glücklicher wird, wenn es seine eigenen Wege einschlägt.“

Die drei Männer schüttelten nachdenklich den Kopf. Pischel meinte, er habe es gleich geahnt, daß die Sache schief gehen werde; der Wirth bemerkte, wer über seinen Stand hinausgehe, riskiere einen tiefen Fall; der alte Monk aber murmelte: „Is dat erhört, is dat erhört! Was wird min Olle dortau seggen!“

Ewalds Gesicht glühte vor Zorn und Scham. In hastig hervorgesprudelten abgerissenen Sätzen suchte er darzuthun, daß jeder verständige Mensch seinen Entschluß billigen müsse. Er rühmte Bettinas Verhalten in der Ehe und ihre Großmuth. Sie wolle das Haus verlassen, wie sie gehe und stehe, ihren ganzen Besitz lasse sie ihm zurück. Warum ihre Ehe keine zufriedene geworden sei, könne er sich nicht erklären; es müsse wohl ein Fluch darauf gelastet haben. Was er unternommen, sei fehlgeschlagen. Und darum sei es besser, daß sie sich trennten.

„Nee, min Sohn, dat geiht nich, dat is gegen den Bruk. Sall dat ganze Dorf mit Fingern up Di wiesen? Een Kirl, dem die Fru wegloopen is, wird in Massow nich mehr als Mann ästimiert.“

„So hol' der Henker den Brauch und ganz Massow dazu!“ schrie Ewald. „Für mich ist dies Nest nicht die Welt. Noch eh' der Winter kommt, verklopf' ich Haus und Hof und geh' wieder zur See. Hier, Wirth, mach' Dich bezahlt!“ — Er warf ein Goldstück auf den Tisch, daß es klirrte, und trat vor die Laube. Ein starker Luftzug kühlte ihm die heiße Stirn; der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, ein heftiger Wind wühlte die See auf. Offenbar war Sturm im Anzug.

Der Wirth, welcher Ewald einige Silbermünzen herausgab, und der alte Monk suchten den Wüthenden zu besänftigen, aber er schüttelte beide mit einem Rucke von sich ab und lief zum Höwt hinauf. Er wollte die Natur im Aufruhr sehen. Nur der Sturmwind konnte sein heißes Blut kühlen, nur das Rauschen der Wogen und das Grollen des Donners die wirren Stimmen in seinem Innern übertönen. Er umging den „Utkiek“, weil er nicht von dem wachthabenden Kameraden bemerkt sein wollte, drang jenseit der Mulde durch die Brombeer- und Ginsterbüsche und stellte sich an den Rand des steil abfallenden Berges. Vom Schloß Lindström her zog das Gewitter herauf. Die dunklen Wolkenmassen schienen auf dem Thurme und der flatternden Fahne zu ruhen, bei jedem Aufleuchten des Blitzes glitt ein greller Feuerschein über die Mauern des breit hingelagerten Gebäudes. Dort wohnte jetzt der Mann, welcher ihm Bettinas Herz geraubt hatte — o, wenn doch ein Blitzstrahl ihn zermalmte, ihn, den er haßte und fürchtete! Aber würde mit dem Untergang des Verhaßten auch Bettinas Liebe zu Ende sein? Sie hatte jenem ihr Bestes zugewendet, und kein Sturm, keine Macht dieser Erde war imstande, sie in Ewalds Arme zurückzuführen; sie war für ihn verloren, unwiederbringlich verloren.

Mit diesem Bewußtsein zog ein Wehegefühl durch sein Inneres, das ihn völlig niederwarf; in rauhen Stammellauten verfluchte er sein Schicksal, um im nächsten Augenblick wieder weicheren Regungen nachzugeben. Der Tumult in den Lüften rüttelte ihn endlich auf. Das Gewitter stand jetzt über dem Höwt, die dunklen Wolken ballten sich unheilschwanger zusammen, der Wind heulte und peitschte die Wogen; von Zeit zu Zeit erschütterte mächtiger Donnerhall die Luft. Vor dieser majestätischen Sprache der Natur schämte sich Ewald seiner kindischen Verzweiflung. Ein wilder Gedanke zuckte durch sein Gehirn, das der Wein umnebelt hatte: da ich ohne sie nicht leben mag, so werde ich aus der Welt gehen — über Ewald Monk soll keiner spotten in diesem gottverfluchten Neste. Und Betty soll sehen, daß mit mir nicht zu spaßen ist, mein Tod wird ihr den Liebestrank verbittern . . .

Noch einen Blick warf er über das schäumende Meer, dann war sein Plan fertig. Im Segelboot wollte er hinaussteuern — mochten dann Wind und Wellen das schwache Fahrzeug zum Kentern bringen. Ihn verlangte danach, in den Wogen, die er so lange beherrscht hatte, unterzugehen. Da draußen auf der einsamen See, wo er nichts unter den Füßen hatte als das schwanke Brett, wo tobender Sturm und Gischt ihn einhüllten, da konnte er noch einmal all den Zorn, all die Empörung und all den Jammer, die sein Herz erfüllten, zum Himmel hinaufschreien. Und dann mochten ihn die Elemente verschlingen, was war daran gelegen! Seine Rache hatte er dann genommen, das Glück der Treulosen vergällt.

Mit wilder Hast schritt er zur Ausführung; je näher er der Klause kam, desto mehr beschleunigte er seine Schritte; der volle Ausbruch des Gewitters sollte ihn auf hoher See finden. — —

Bettina stand eben im Begriff, das Mansardenfenster an der Hinterseite der Klause vor dem Gewitter zu verschließen, als sie Ewald durch die kleine Gartenpforte treten und auf die Scheune zueilen sah. Der Wind hatte ihm den Hut entführt, und es war etwas in seiner Erscheinung und seinem hastigen Gebahren, das sie erschreckte. In banger Erwartung blieb sie am Fenster stehen und bemerkte, daß ihr Gatte mit dem Segel über dem Arme die Scheune schon wieder verließ und mit raschen Schritten den Abhang hinunterlief zu der Stelle, wo eben die Brandung mit dem angeketteten Boot ein wildes Spiel trieb.

Die Frage durchzuckte Bettina: will er aufs Meer? und ein kalter Schauer ging ihr über den Rücken; einige Sekunden lang war sie wie gelähmt. Dann jedoch raffte sie sich gewaltsam auf — sie mußte Ewalds Absicht erfahren. Von schrecklichen Vorstellungen gepeinigt, sprang sie die Treppe hinab und trat vors Haus. Sie

sah, daß er das Boot auf den Sand gezogen hatte, und athmete auf. Gleich darauf aber bemerkte sie auch, daß er den Mast aufrichtete und das Segel hißte. Nun hielt sie sich nicht länger, wie ein gescheuchtes Reh flog sie den Abhang hinunter. Eben wollte Ewald das Boot in die Brandung schieben, da stellte sich ihm Bettina in den Weg.

„Was hast Du vor?“ fragte sie hochaufathmend.

„Geh' ins Haus, vor dem Höwt kann's Arbeit geben für beherzte Männer,“ antwortete er dumpf.

„Es ist kein Schiff in Sicht, sonst würde die Nothglocke läuten. Was also suchst Du jetzt auf dem Meer?“

„Wenn Du es denn wissen willst — den Tod. Ich bin Dir im Wege, und hier ist eine Gelegenheit, Dir ohne Aufsehen Platz zu machen. Man wird glauben, ich sei draußen vom Wetter überrascht worden, und Du hast als ehrbare Witwe keinerlei Nachrede zu befürchten. Leb' wohl!“

Mit einer raschen Bewegung schob er die zitternde Frau zur Seite und gab dem Boote einen Stoß, daß es mit den gerade zurückfluthenden Wellen ins Wasser glitt. Mit einem Sprunge wollte er sich in das Fahrzeug schwingen — da umklammerten ihn Bettinas Arme; vergebens suchte er sich aus der Umschlingung frei zu machen, die Verzweiflung erhöhte ihre Kraft. Keuchend rief sie: „Du darfst nicht sterben, Ewald, komm zu Dir! Laß mit Dir reden, ich —“

Sie konnte nicht enden. Ein Schwall von Wasser rauschte über sie hin.

„Laß mich frei!“ rief Ewald in rauhem Tone. „Wann ich sterbe, kann Dir doch gleich sein, denn fort muß ich! Die Schmach, die Du mir anthun willst, überleb' ich nicht.“

Er machte neue, aber vergebliche Anstrengungen, Bettina von sich abzuschütteln.

Krachend fuhren die Blitze nieder und beleuchteten mit fahlem Lichte das ringende Paar. Endlich ließ Bettina ermattet die Arme sinken; Ewald, freigeworden, schwang sich ins Boot und machte sich fertig, abzustoßen.

Und da, in diesem Augenblick, der über Leben und Tod ihres Gatten entscheiden mußte, schwiegen in Bettina mit einem Male alle Wünsche nach eigenem Glücke. War Ewald nicht der Hochherzigere? Sie wollte ihrer Liebe nicht entsagen und er gab sein Leben hin, um sie frei zu machen; um ihre leidenschaftlichen Wünsche zu befriedigen, ging er in den Tod! Daß er sterbend zugleich seine Rache an ihrer Zukunft nehmen wollte, machte sie sich nicht klar. Sie fühlte nur, daß er ihretwegen gehen wollte — das sollte, das durfte nicht sein — Opfer gegen Opfer!

Eine eisige Kälte ging ihr durchs Blut, ihre Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander, aber mit verzweifelter Entschlossenheit bezwang sie sich und rief durch den brausenden Sturm: „Halt ein, Ewald — ich bleibe.“

„Wie?“ schrie er auf, und seine Augen starrten sie zweifelnd an. „Du — Du willst —“

„Ja — ja!“

„Betty!“ — er sprang aus dem Boote und eilte auf sie zu mit ausgestreckter Hand. „Du sollst sehen, Betty, daß ich von dieser Stunde an ein anderer bin, ein Besserer, und es wird noch alles ins rechte Geleise kommen.“ Er wollte sie an seine Brust ziehen, sie aber wich scheu zurück. „Laß uns das Boot bergen, die Brandung zerschlägt es sonst!“

„Hast recht, mein Herz, hast recht, aber das kann ich allein. Geh' Du voraus ins Haus und wechsle die Kleider — Du wirst Dich sonst erkälten.“

Sie stieg langsam mit zitternden Knieen zum Hause hinauf. Oben angelangt, wandte sie sich mit gerungenen Händen Schloß Lindström zu. „Liebster,“ flüsterte sie, und heiße Thränen quollen unter ihren Wimpern hervor, „vergieb mir, ich konnte nicht anders. Mit dem Gefühl, den Gatten in den Tod getrieben zu haben, hätte ich nicht weiter leben können — mögest Du das Glück finden auch ohne mich! Leb' wohl!“

18.

In der Nacht fand Bettina trotz ihrer Erschöpfung keinen Schlaf. Der Gedanke: was wirst du Rott sagen? ließ sie nicht zur Ruhe kommen, fiebernd erwartete sie den Morgen. Sobald der erste Schimmer dämmerte, erhob sie sich und verließ leise die Klause. Sie wandte sich zu jener Stelle am Rande des Höwts, wo sie einst in Todesgefahr geschwebt hatte. Unter der Buche, vor der ihr Rott seine Liebe gestanden, sollte sie in der Frühe mit ihm zusammentreffen; dort ließ sie sich nieder.

Bleich, mit starrem Blicke, saß sie da; über ihr rauschte der Wipfel im Morgenwind; das Meer, von leichtem Duft überzogen, dehnte sich endlos vor ihren Augen. Müde lehnte sie sich zurück an den Stamm des Baumes und versank in dumpfes Brüten; als sie sich endlich gewaltsam aufrüttelte, erstrahlte schon die Sonne im Osten, und unten in der Mulde erblickte sie die Gestalt Rotts, der rasch zur Höhe stieg. Er kam, um sie zur Freiheit zu führen, und sie durfte ihm nicht folgen!

Mit raschen Schritten näherte sich Rott und von weitem schon rief er ihr fröhlich entgegen: „Bettina, Liebste, bist Du bereit?“ Als er aber vor ihr stand, verflog der heitere Glanz seines Gesichts.

„Mein Gott, wie siehst Du aus? Bist Du krank geworden?“ Er erfaßte ihre Hände und sah ihr mit zärtlicher Besorgniß in das bleiche regungslose Gesicht.

„Mir ist so wirr,“ entgegnete sie matt, „ich habe in der Nacht nicht geschlafen. Meine Kraft ist wie gelähmt.“

„Aber was ist geschehen? Hat er Dich durch Drohungen eingeschüchtert, oder hat sich der Elende soweit vergessen — —?“

„Nein, nein, Franz! Nicht gegen mich hat er die Hand erhoben, aber gegen sich. Ich könnte mein Glück nur mit Ewalds Leben erkaufen und das — vermag ich nicht. Um diesen Preis könnten wir beide nur elend werden; darum laß uns verzichten!“

„Verzichten? Du wolltest verzichten? Ich will nicht mein zerstörtes Glück, nicht mein künftiges Elend in die Wagschale werfen — aber denk' an Dich selbst, an Deine Zukunft. Deine Lage hier muß entsetzlich werden. Wie kannst Du weiter leben an der Seite eines Mannes, der Deiner unwürdig ist, dessen Drohung, sich töten zu wollen, doch nur eine feige List war.“

Er hatte die Worte in größter Erregung, mit leidenschaftlicher Ueberzeugung hervorgestoßen, nun hing sein Blick erwartend an Bettinas Angesicht. Diese aber schüttelte nur stumm den Kopf. „Es war sein Ernst,“ erwiderte sie dann dumpf und schilderte den Vorgang während des Gewitters. „Sieh, Franz,“ schloß sie bewegt, „in jener entsetzlichen Stunde gestern habe ich mir gelobt, meinem Mann, der sein Leben in meine Hand gelegt hat, eine feste Stütze, ein guter Kamerad zu sein. Mein Gewissen zwingt mich, das Gelöbniß zu halten, wie es mich zwang, dasselbe auszusprechen. Oder wolltest Du wirklich, daß ich anders gehandelt hätte, daß ich ihn hätte in den Tod gehen lassen? Könntest Du mir Dein ganzes Herz, Dein volles Vertrauen entgegenbringen, wenn ich mit diesem Verbrechen auf der Seele zu Dir gekommen wäre? — Du schweigst, Du antwortest nicht, aber in Deinen Augen lese ich einen stummen Vorwurf, einen Zweifel an meiner Liebe zu Dir. Muß ich Dir versichern, daß sie hoch über allem steht, was uns trennt, rein und unvergänglich, daß meine Gefühle für Dich so fest sind wie mein Glaube an Deinen Edelmuth? Eben darum aber kannst Du das Unwürdige nicht von mir verlangen, mußt Du meinen Entschluß billigen.“

„Ich meine, das Unwürdige sei für Dich, an diesen Mann gefesselt zu sein, den Du nicht liebst, der gestern in kindischem Trotze gedroht hat, sich das Leben zu nehmen, und heute wahrscheinlich ganz kühl denkt über einen Verlust, der für ihn im Grunde keiner ist.“

„Du sprichst gegen Dein besseres Wissen, Franz, vertheidigst die Selbstsucht, die doch Deinem innersten Wesen fremd ist. Wollte ich so egoistisch handeln, wie Du jetzt im ersten Schmerze verlangst, ich hätte vor Dir, vor mir selbst keinen Anspruch auf Achtung mehr. Und darum laß uns scheiden, nicht — vergessen!“

Sie erhob sich mit einer hastigen Bewegung, schlang die Arme um seinen Hals und preßte einen Kuß auf seinen Mund. „Leb' wohl, Liebster,“ sagte sie mit bebender Stimme, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Dir wird der Weg durchs Leben leichter werden als mir, denn eine wunderbare Trösterin begleitet Dich, Deine Kunst. Ich aber muß einsam ausharren auf dem Posten, auf den ich mich in freier Entschließung gestellt habe. Und nun, leb' wohl für immer, leb' wohl!“

Ehe Rott antworten konnte, hatte sie sich losgerissen und eilte, als fürchte sie, ihre Willenskraft könnte erliegen, den Weg nach der Klause hinab. Noch einmal stand sie still und sandte,

rückwärts gewendet, einen stummen Gruß herüber, dann war sie verschwunden.

Mit feuchten Augen hatte Rott ihr nachgeblickt, ohne einen Versuch zu machen, sie zu halten oder zurückzurufen; jetzt, als ihre Gestalt seinen Augen entschwunden war, schickte er sich an, den Ort zu verlassen, wo seine Träume von Glück begonnen und geendet hatten. Langsam schritt er den Hügel hinab, ein trostloser Mann. Das Einzige, was er klar empfand, war der Gedanke, daß er fort müsse, hinaus in die Welt, gleichviel wohin!

* * *

Ewald fand seine Frau an diesem Tage erfreulich verwandelt. Zwar war ihr Gesicht bleich, aber es lag ein freundliches Lächeln darauf; während des Frühstücks sprach sie in herzlichem Tone mit ihm. „Nun mag alles, was hinter uns liegt, vergeben und vergessen sein," sagte sie, als sie sich vom Tische erhoben, „wir wollen fortan als gute Kameraden durchs Leben wandern."

Und Bettina berieth mit ihrem Manne, was zu geschehen habe, um ihr Leben in eine andre Bahn zu lenken. Sie war der Ansicht, daß es für Ewald das Beste sei, wenn er seine frühere Stellung als Lotse wieder einnehme. Er stimmte ihr lebhaft bei, bezweifelte jedoch, ob der Kommandant ihn jemals wieder anstellen werde.

„So will ich den Versuch wagen, ihn milder zu stimmen," rief Bettina und erhob sich.

„O, wenn Du das wolltest, Betty!" Ewald sprang auf, erfaßte ihre Hand und schüttelte sie kräftig. „Seit ich den Dienst verlassen habe, war mir wie dem Fische zu Muthe, den die Welle auf den Strand geworfen hat. Und darum habe ich lauter Dummheiten gemacht."

Bettina mußte über sein eifriges Bekenntniß unwillkürlich lächeln. „Gut also," sagte sie dann, „ich will gleich zur Frau des Kommandanten gehen und ihr meine Dienste als Musiklehrerin anbieten. Wie ich höre, möchte sie ihre beiden Töchterchen im Klavierspiel unterrichten lassen. Vielleicht nimmt man mich drüben gut auf und ich kann gelegentlich für Dich sprechen."

Das Glück war Bettina günstig. Der Kommandant befand sich vor einer leidigen Entscheidung: entweder mußte er eine Erzieherin für seine beiden jüngsten Kinder nach Massow kommen lassen oder diese zu den Großeltern senden. Eben besprach er, im Garten auf und ab gehend, mit seiner Frau, welcher von beiden Fällen noch der erträglichere sei, als Bettina in bescheidener Haltung eintrat. Der Kommandant zog die Stirn kraus und flüsterte seiner Frau zu: „Was sucht denn die hier? Wenn sie hofft, daß ich mich in ihre zerfahrenen häuslichen Angelegenheiten mische, dann irrt sie sich; sie war gewarnt — —"

Bettinas Gruß fand eine höfliche aber kühle Erwiderung: „Sie wünschen, Frau Monk?"

„Ihnen einen Vorschlag zu machen, Herr Kommandant. Vom Schullehrer hörte ich, daß Sie eine Erzieherin für Ihre jüngsten Kinder suchen, um diese vorzugsweise im Klavierspiel unterrichten zu lassen. Ich traue mir die Fähigkeit zu, Kinder in der Musik zu unterweisen, auch in anderen Fächern. Wollten Sie es mit mir versuchen — gewiß, ich würde mir redlich Mühe geben, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen."

Die Gesichter des Ehepaars hellten sich bei diesem Vorschlag merklich auf und ihre Zurückhaltung machte einem freundlichen Entgegenkommen Platz. „Das trifft sich gut," versetzte die Hausfrau, „das ist ein Vorschlag, der uns aus einer gewissen Verlegenheit befreien könnte, nicht wahr, lieber Mann? Wir besprachen soeben diese Sache und waren allerdings halb und halb entschlossen, uns nach einer Erzieherin umzusehen . . . Aber wie ist mir denn? Es kamen uns Gerüchte zu Ohren, als hätten Sie die Absicht, Massow zu verlassen? Herr Rott — —"

Bettina schlug die Augen nieder und sagte: „Ich bleibe hier. Herr Rott verläßt Schloß Lindström oder hat es schon verlassen."

„Verzeihen Sie," fiel der Kommandant mit einem verweisenden Blicke auf seine Gattin ein, „daß wir Dinge berührten, welche im Grunde nichts mit unsrer Angelegenheit zu thun haben."

„O doch, Herr Kommandant; ich begreife, daß eine Mutter genau wissen will, wem sie ihre Kleinen anvertraut. Aber hätte ich mein Gewissen mit einer Schuld belastet, so würde ich nie gewagt haben, Ihre Schwelle zu überschreiten, um Ihnen mein Anerbieten zu machen."

„Das wir mit Freuden annehmen," sagte die Hausfrau und streckte Bettina beide Hände entgegen. Man verabredete nun die näheren Bedingungen, unter welchen der Unterricht stattfinden sollte, und ließ die Kinder kommen, um die Lehrerin zu begrüßen. Schon am nächsten Tage sollte für Bettina die neue Thätigkeit beginnen. (Schluß folgt.)

Der Chauvinismus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. E. Mühling.

Auf der alten Welt lastet am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Erwartung zweier Ereignisse wie ein lähmender Alp: die Furcht vor dem sozialen Umsturz und die Furcht vor dem nächsten Kriege. Beide Ereignisse erscheinen allen europäischen Völkern als furchtbare Katastrophen, die eine Geschichtsentwicklung von Jahrtausenden abschließen und ihre Schöpfungen vernichten würden. Diejenigen, welche die Verwirklichung des sozialdemokratischen Ideals für möglich und erstrebenswerth halten, erwarten zum großen Theile vom nächsten Kriege die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Und doch beben sie vor dem Gedanken dieses europäischen Völkerbrandes und vor dem unsäglichen Unglück zurück, das ihm folgen muß. Auch sie predigen den Frieden, wie viel mehr alle anderen Schichten des Volkes! Von den Thronen der Fürsten und den Kanzeln der Kirchen, von den Rednerbühnen der Parlamente, aus den Tempeln der Wissenschaft und Kunst und aus den Werkstätten der industriellen Arbeit steigt kein inbrünstigeres Gebet zum Himmel empor als das um Frieden.

Woher kommt es nun, daß durch die Einmüthigkeit dieser Friedenssehnsucht die Furcht vor dem Kriege nicht erstickt wird? Woher kommt es, daß der einzelne an der Erfüllung eines Wunsches zweifelt, von dem er weiß, daß er alle beseelt? Krieg oder Frieden — fließen sie nicht aus dem freien Entschluß der Völker und ihrer Fürsten? Sind wir machtlos gegen irgendwelche dunkle Schicksalsmächte, welche unabhängig von uns die Räder der Weltgeschichte treiben, und wird der Wille der ganzen Menschheit unter ihrem eisernen Drucke zermalmt?

Ich kann mich zu einer so traurigen Geschichtsauffassung nicht bekennen. Wäre dem so, dann wäre kein Fortschritt ein Verdienst und kein Rückschritt eine Schuld, der Fatalismus würde seine dunkle Fahne längst weit hinausgetragen haben über die Grenzen des ottomanischen Reiches, und dumpf und thatlos würden die Völker in ihrem Schatten dahinleben.

Nein, der Wille der Menschheit bestimmt ihre Schicksale. Ich will damit natürlich nicht behaupten, daß die Weltgeschichte von Majoritäten gemacht werde. Wenn irgendeiner, so muß der Forscher, der die Ursachen der Ereignisse sucht, die Stimmen wägen und nicht bloß zählen, und der Einfluß des Einzelwillens hängt von der Macht des Wollenden ab. Wenn aber ein Wunsch so einmüthig von Mächtigen und Ohnmächtigen gehegt wird wie der Wunsch nach der Erhaltung des Friedens, dann muß dieser Wunsch auch in Erfüllung gehen. Die Furcht vor dem Kriege kann deshalb in unsrer friedenssehnsüchtigen Zeit nur in dem Gedanken ihren Grund haben, daß irgendwelche Leidenschaften, Bestrebungen, Pläne und Gelüste in mächtigen Einzelwesen oder größeren Massen irgend eines Volkes entstehen könnten, welche den Wunsch nach Frieden in ihnen ertöten und den Wunsch nach Krieg entflammen. Nicht dunkle Mächte sind es, die von außen her in die Geschicke der Menschheit eingreifen, sondern die Gefühle der Völkerherzen — wenn ich diesen Sammelausdruck gebrauchen darf — sind die Kräfte, welche ihre Schicksale bestimmen. Und wer nun unter dem Eindruck dieses Gedankens einen Blick in die Seelen der Völker wirft, der wird die Kriegsfurcht

für berechtigt halten, welche, der Allgemeinheit der Friedenssehnsucht zum Trotze, bald mehr oder weniger drückend auf den Nationen Europas lastet. —

Von allen den Leidenschaften, Plänen und Gelüsten der Menschenbrust, die trotz der Friedenssehnsucht nicht aufhören, Unfrieden zu säen, ist die gefährlichste der Chauvinismus. Mehr oder weniger ist dieses Unkraut in allen europäischen Staaten emporgewuchert, und neuerdings hat es sogar in Amerika Bürgerrecht erworben. Nirgends aber hat es üppigere Blüthen getrieben als in Frankreich. Es ist kein Zufall, daß das Wort „Chauvinismus" französischen Ursprungs ist. Bei unseren westlichen Nachbarn entstand zuerst das Bedürfniß, für eine Charaktereigenschaft ein besonderes Wort zu bilden, zu deren Bezeichnung der Ausdruck „Nationalstolz" nicht mehr auszureichen schien.

Die Satire, jene mächtige Waffe, die sich meist erst erhebt, wenn der Schaden, den sie bekämpfen soll, sehr tief empfunden wird, hat das Wort „Chauvinismus" geschaffen. In dem Lustspiel von Scribe „Le soldat laboureur" ist der Held ein Soldat der Armee Napoleons I., dessen Bewunderung für den Kaiser keine Grenzen kennt und dessen Nationalstolz alle guten Eigenschaften seines Volkes ins Ungemessene übertreibt und für alle schlechten Eigenschaften seiner Landsleute blind ist. Diese nicht eben sehr originelle Bühnengestalt, die schon in der Komödie des griechischen und römischen Alterthums ihr Vorbild hat, konnte nur deshalb in Frankreich so großen Eindruck machen, weil sie eine zur nationalen Eigenschaft gewordene Schwäche geißelte. Der Name des Scribeschen Lustspielhelden ist Chauvin — ein übrigens in Frankreich sehr verbreiteter Name — und nachdem sein Träger im Volksbewußtsein zum Symbol der Eigenschaft geworden war, die er geißeln wollte, wurde aus dem Namen selbst die sprachliche Bezeichnung dieser Eigenschaft abgeleitet.

Heimweh.

Nach einem Gemälde von M. Koch.

Es ist durchaus kein Wunder, daß die verderbliche Eigenschaft, die nun überall mit dem Worte Chauvinismus bezeichnet wird, gerade in Frankreich ein so hervorragender Bestandtheil des Nationalcharakters geworden ist. Kein einziges Volk hat jemals einen so tief in alle Lebensverhältnisse eindringenden Welteinfluß ausgeübt wie das französische. Die Siege Ludwigs XIV. begründeten nicht nur für ein ganzes Jahrhundert Frankreichs politisches Uebergewicht in Europa; sie trugen auch in alle Länder französische Sitte, französische Kunst, französischen Geschmack. Und mehr als das politische Uebergewicht empfindet der einzelne den Einfluß einer fremden Nation auf diesen Gebieten, weil er sich in allen seinen täglichen Lebensgewohnheiten und in allem, was ihn umgiebt, geltend macht. Und wieder waren es französische Siege, welche die Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte über den Rhein und über die Alpen trugen; alle inneren Bewegungen europäischer Staaten in diesem Jahrhundert sind Wellen, die der Sturm der französischen Revolution erzeugt hat.

Nicht immer segensreich ist dieser Einfluß gewesen. Aber er ist unleugbar und nur mit dem Welteinfluß des alten Rom zu vergleichen. Wir begegnen noch heute seinen Spuren in den Rechtsbüchern von ganz Europa und wir empfinden ihn noch in einer noch immer nicht ganz überwundenen Abhängigkeit vom französischen Geschmack. Es ist nur natürlich, daß sich in einem Volke, welches mit so großem Erfolg und so lange Zeit hindurch in alle Verhältnisse anderer Nationen entscheidend eingegriffen hat, das Bewußtsein der Ueberlegenheit unausrottbar befestigt: es ist auch natürlich, daß es für dieses Bewußtsein immer wieder neue Nahrung verlangt, daß es seine Regierungen drängt, beständig Beweise seiner Ueberlegenheit zu geben, und, wenn diese dazu nicht imstande sind, nach Menschen sucht, denen es jene Fähigkeit zutraut, und daß es, wenn dies Bewußtsein durch Thatsachen, durch Niederlagen erschüttert wird, sich selbst belügt und mit Eifer danach strebt, es wieder fest und sicher aufzurichten.

Wer ihm dieses Bewußtsein stärkt, der wird nicht geehrt und gefeiert, nein, der wird vergöttert und angebetet, wie der geniale Feldherr Bonaparte, wie der Dichter Viktor Hugo, wie der redegewaltige Parlamentarier Gambetta. Und aus solchen Gefühlen ist auch die Legende erwachsen, die den General Boulanger länger als ein Jahr hindurch zum gefeiertsten Manne Frankreichs machte. Nur ist diese Legende für die Blindheit des französischen Chauvinismus um so vieles bezeichnender als alle früheren Sagenbildungen, die der erhitzten Phantasie des französischen Volkes entsprangen, weil es nie eine Ueberschätzung gegeben hat, die sich einer nichtigeren, unbedeutenderen Persönlichkeit zuwandte.

Die Geschichte seiner maßlosen Popularität ist nicht zu verstehen, wenn man nicht die Zustände kennt, die im Augenblick seines öffentlichen Auftretens in Frankreich herrschten. An der Spitze des Landes stand Präsident Grevy, der zu schwach war, um zu verhindern, daß sein eignes Haus zum Tummelplatz niedrigsten Streberthums und erbärmlichsten Eigennutzes gemacht wurde. Ein Ministerium leitete die Geschäfte, das in den inneren Kämpfen seine ganze Männlichkeit eingebüßt hatte, weil es sich verpflichtet glaubte, allen Fraktionen der republikanischen Partei genug zu thun. In der Verwaltung herrschte dieselbe Schwäche wie in der Politik. Eine sehr natürliche Unzufriedenheit mit dieser Mißwirthschaft fing an, sich im Lande zu regen, und eine allgemeine Auflehnung des Volkes bereitete sich vor.

Da begann der General Boulanger zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und es ist nun sehr merkwürdig, wie das Wachsen seines Ansehens gerade durch dieselbe

Mißwirthschaft möglich wurde, die er bekämpfen sollte. Das mit Blindheit geschlagene französische Volk bemerkte gar nicht, daß sein Abgott seine Lebenskraft aus derselben trüben Quelle schöpfte, deren Verschüttung es von ihm erwartete. Er war damals — 1882 — Direktor der Abtheilung für die Infanterie im Kriegsministerium. Von seiner Vergangenheit wußte man wenig. Als Sohn eines Advokaten in Rennes im Jahre 1837 geboren, war er 1855 als Unterlieutenant in die Armée eingetreten, hatte in Afrika gegen die Kabylen, in Italien gegen die Oesterreicher gekämpft, war dann als Hauptmann mit den Kolonialtruppen nach Cochinchina gegangen und dort durch einen Lanzenstich verwundet worden. Im Kriege von 1870 kommandiert er das 114. Linienregiment bei der Vertheidigung von Paris. 1880 wird ihm die Führung der vierzehnten Kavalleriebrigade übertragen. Im Jahre 1881 geht er als Chef der militärischen Gesandtschaft, welche die französische Regierung zur Jahrhundertfeier der amerikanischen Unabhängigkeit an die Vereinigten Staaten schickt, nach Amerika und tritt bei seiner Rückkehr in das Kriegsministerium ein. Es ist eine ziemlich schnelle, aber nicht ungewöhnliche Laufbahn, die hinter ihm liegt. Er hat sich überall tapfer und tüchtig gezeigt, wo er Gelegenheit dazu fand, aber sich vor anderen nicht in dem Maße als Stratege, Soldat oder Verwaltungsbeamter ausgezeichnet, daß seine Fähigkeiten zu großen Hoffnungen berechtigt hätten.

Als Direktor im Kriegsministerium begann er zuerst, die große Kunst zu üben, der er fast alle seine Erfolge verdankt, die Kunst, sich Freunde, sich Anhänger in allen Parteien zu verschaffen. Er benutzte den Einfluß seiner Stellung zu unerhörten Gunstbezeigungen; ihn hat niemand, selbst der Verdienstloseste nicht, vergebens um seine Huld gebeten. Nur unter einer so schwachen und *selbst* so zugänglichen Regierung war ein solches Treiben möglich. Als er im Jahre 1884 Divisionsgeneral in Tunis wurde, ließ er in Paris schon eine stattliche Schar von Bewunderern zurück, die ganz besondere Talente in ihm entdeckt zu haben glaubten, weil er ihnen nützlich gewesen war.

In Tunis nun fand er endlich die lang gesuchte Gelegenheit, von sich reden zu machen. Er reichte seinen Abschied ein, weil er dem Civilgouverneur unterstellt werden sollte. Und nun begannen die Freunde in Paris die Glocken für ihn zu läuten, an ihrer Spitze sein Duzfreund Clémenceau mit seinen radikalen Myrmidonen. So wurde er mit einem Male eine politische Persönlichkeit, weil sein Abschiedsgesuch den Kampf um ein politisches Prinzip entfesselt hatte.

In Deutschland ist die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet, daß Boulanger seine Berufung ins Ministerium seinem Deutschenhaß, seiner Revanchesehnsucht, dem Chauvinismus der Franzosen verdanke. Diese Ansicht ist unrichtig. Boulanger wurde ins Ministerium berufen, weil man in ihm endlich einen *demokratischen* Kriegsminister gefunden zu haben meinte. Und auch der Ursprung seiner Volksbeliebtheit lag im Glauben an seine demokratische Gesinnung. Der Chauvinismus hat jene nur zu ihrer späteren Riesengröße angeschwellt. Als er im Januar des Jahres 1886 in das Ministerium Freycinet eintrat, begrüßten ihn die meisten republikanischen Blätter mit Sympathie, die radikalen aber mit einem wahren Triumphgeschrei. Nur das „Journal des Débats" war empört, daß man das Portefeuille des Kriegsministers einem Radikalen ausgeliefert habe.

Die ersten Maßregeln, die Boulanger als Kriegsminister ergriff und über die soviel gespottet wurde, hatten alle ein demokratisches Gepräge. Wenn er den Soldaten erlaubte, einen Vollbart zu tragen, so ging er dabei von dem Gedanken aus, daß es eines freien Bürgers unwürdig sei, sich Vorschriften über die äußere Erscheinung machen zu lassen. Wenn er den Kasernen, die bisher die Namen Napoleon und Prinz Eugen getragen hatten, die Namen Bayard und Vauban beilegte, dann wollte er damit laut und deutlich seine republikanische Gesinnung bekunden. Wenn er den Unteroffizieren, Korporalen und Soldaten bis ein Uhr nachts Urlaub ertheilen ließ, so wollte er zeigen, daß die Offiziere in der Armee nichts vor ihren Untergebenen voraus haben sollten. Mit so großem Rechte sich auch die konservativen Blätter über diese Maßregeln lustig machten, ihre Wirkung war durch keinen Spott zu beeinträchtigen. Der demokratische General gewann sich durch sie die Herzen der Republikaner; denn man war der langweiligen Kriegsminister müde, die sich nur immer mit der Ausbildung und Organisation der Armee beschäftigten und dem republikanischen Geiste keine Huldigung darbrachten; man war froh, endlich einmal einen „politischen Kopf" zum Kriegsminister zu haben. Und als nun in der Kammersitzung vom 13. März 1886 bei der Interpellation über das Verhalten der Soldaten gegen die ausständischen Kohlenarbeiter in Décazeville der General die denkwürdigen Worte sprach: „Vielleicht theilt jeder Soldat zur Stunde seine Suppe und sein Kommißbrot mit einem Bergmann," da konnte er schon auf eine ziemlich starke Partei im Lande zählen. Seine Rede in St. Cyr, wo er den Kadetten zurief: „Oeffnet Eure Herzen weit den Ideen Eures Jahrhunderts, laßt den Hauch des Fortschritts eindringen, der Eure Generation so hoch und so weit zu führen beginnt," seine Ansprachen bei Schützen- und Turnerfesten in Nantes und Limoges, in Romans und in Bourg, sie alle enthalten politische Anspielungen, wie man sie von Kriegsministern nicht zu hören gewohnt war. Und den Triumphen, die er an all diesen Orten feiert, weiß er meisterhaft durch die Presse ein weithallendes Echo zu geben. Schon wird seine Popularität den Republikanern bedenklich, und Rane zuerst erhebt im „Matin" seine warnende Stimme. „Die ganze republikanische Partei ohne Unterschied," so schreibt er am 16. Juli 1886, „wird nie einen General als Präsidenten der Republik noch als Ministerpräsidenten annehmen."

Madier de Montjau dagegen, der greise Radikale mit dem jugendlichen Herzen, ruft in Valence bei einer Rede auf den auch dort gefeierten Kriegsminister unter stürmischem Beifall aus: „Nur der wird wirklich ein Volksheer schaffen, der auf der Tribüne gesagt hat, daß der Soldat sein Kommißbrot mit dem Arbeiter theilen würde."

Nie hat ein Volk sich schwächlicher durch die Phrase und durch die Schmeichelei gefangen nehmen lassen als das französische durch Boulangers demokratische Allüren.

Schon ist seine Macht so groß geworden, daß er es ungestraft wagen kann, so hervorragenden Offizieren wie dem General Galliffet, dem Führer der todeskühnen Kavallerieattacke von Sedan, und dem General Saussier, dem Befehlshaber von Paris, öffentliche Verweise zu ertheilen. Ja er läßt diese Verweise — und dabei rechnete er auf den Eindruck, den alles Ungewöhnliche auf seine Landsleute zu machen pflegt — durch die offizielle Telegraphenagentur verbreiten. Und nun weiß er durch sein äußeres Auftreten der Begeisterung des Volkes immer neue Nahrung zu geben. Er ist ein guter, eleganter Reiter und erscheint bei der Parade in Longchamp auf einem herrlichen Rappen, dem so berühmt gewordenen Pferde, dem er, wie seine Gegner behaupten, alle seine Erfolge verdankt. Man vergißt über diesem prächtigen Kriegsminister, der in der kleidsamen Generalsuniform so stattlich auf dem feurigen Araber die Front entlang sprengt, den unscheinbaren Grévy in seiner Präsidentenloge. Der eigentliche Vertreter der Republik an diesem Ehrentage ist der demokratische General. Und als er zurückkehrt vom Paradefeld, da umtobt ihn der tausendstimmige Jubel des Volkes. Nicht wie ein General, der eine Heerschau abgehalten hat, sondern wie ein Feldherr, der aus siegreichen Schlachten heimkehrt, reitet er durch den Triumphbogen in Paris ein. Diese Stimmung weiß er auszunutzen. Am 16. Juli weiht er den „Cercle militaire" ein, einen Klub der Offiziere, der sich in der Bevölkerung einer größeren Beliebtheit erfreut als im Heere, und vor dem am Operuplatz gelegenen Gebäude läßt er Soldaten mit Fackeln vorbeiziehen. Der Pöbel von Paris dankt ihm für dieses Schauspiel mit einer jubelnden Huldigung. Am 17. Juli vergleicht der „Figaro" schon die Stimmung der Bevölkerung mit der Begeisterung, die Louis Napoleon Bonaparte im Jahre 1850 entfesselt hatte, der „Soleil" nennt die Huldigung vor dem Cercle militaire sogar die „Apotheose Boulangers", und Delafosse schreibt in einem unter dem Titel „Vive Boulanger" im „Matin" erscheinenden Artikel, daß das Land in seinem Durste nach Abwechslung dem General volle Freiheit gebe, zwischen Brumaire und Fructidor*

* Am 18. Fructidor des Jahres V (= 4. September 1797) rettete die Direktorialregierung durch einen Staatsstreich die französische Republik vor dem Andringen der Royalisten. Am 18. Brumaire des Jahres VIII (= 9. November 1799) stürzte, wiederum durch einen Staatsstreich, Bonaparte das Direktorium und machte sich zum Ersten Konsul.

zu wählen. Das Schreckgespenst des Staatsstreichs ist an die Wand gemalt.

So sieghaften Erfolgen erwächst nun ein mächtiger Verbündeter in der Person des Liedersängers Paulus, des Lieblings der Pariser, des Königs der Cafés chantants.

Es ist fast unglaublich, welche Macht der Popularisierung dieser französische Liedersänger besitzt. Er ist imstande, die blödsinnigsten Gassenhauer mit der größten Schnelligkeit von einem Ende Frankreichs zum andern zu verbreiten, so daß sie jede Magd in der Küche singt, jeder Gassenjunge auf der Straße pfeift. Aber noch niemals hat er mit einem Liede solchen Erfolg erzielt wie mit dem weltberühmten „En revenant de la revue". Ein dümmeres Lied ist kaum je gedichtet worden, und auch die Melodie hat keinen andern Vorzug als den, daß man gut nach ihr marschieren kann. Sein Erfolg war nicht mehr dem demokratischen Gedanken allein zu danken — hier beginnt die Wirkung des Chauvinismus, der bis jetzt nur geheimnißvoll an der boulangistischen Legende mitgewirkt hatte, an die Oberfläche der Bewegung zu treten. Es war natürlich, daß es so kommen mußte.

Der Demokrat, welcher Kriegsminister geworden war, war zugleich Soldat; und weckt schon der Anblick jeder Fahne, jeder Uniform im leichterregbaren Herzen des Franzosen kriegerische Gelüste, wieviel mehr eine Uniform, die getragen wird von einem mit Begeisterung verehrten Manne, von dem man auch die innere Heilung der Republik erwartet. Der Jubel, mit dem allabendlich in der „Scala" das Marschlied des Paulus begrüßt wurde, hat keinen politischen Charakter mehr, sondern entspringt rein patriotischen Gefühlen. Trotzdem das Lied keine einzige Anspielung auf die „große Rache" enthält, die dem französischen Patrioten als leuchtendes Bild der Zukunft vor der Seele schwebt, schlummert doch die Revancheidee unter dieser Verherrlichung der Armee und ihres obersten Befehlshabers, und so kam es, daß der alberne Vers:

„Ma tendre épouse bat les mains
Ma bell' mère pouss' des cris
En voyant v'nir les Saint-Cyriens;
En regardant les spahis:
Moi je n'tais qu' admirer
Le brav' général Boulanger."*

von der Galerie der „Scala" oft mit einem „à bas la Prusse", „Nieder mit Preußen", beantwortet werden konnte.

Vom Café chantant aus schreitet nun der Chauvinismus schon durch die Spalten der Zeitungen, die Gestalt Boulangers mächtig vergrößernd, seine kärglichen kriegerischen Verdienste ins Ungemessene übertreibend. Wie eine große Heldenthat preisen die Blätter des Generals — und eine große Anzahl in Paris und in der Provinz stehen ihm schon zur Verfügung ··· das lächerliche und ergebnißlose Duell zwischen ihm und Lareinty, welches die Folge jener Interpellation über die Ausweisung der Prinzen im Senat war. Schon zehn Tage nach der Komödie auf dem schwarzen Pferde schreibt Ph. de Grandlieu im „Figaro" unter dem Titel „Boulanger c'est la guerre" einen Artikel, in welchem folgende Worte vorkommen: „Man braucht nicht lange nachzudenken, um zu begreifen, daß der einzige General, der imstande ist, Frankreich endgültig zu meistern, derjenige ist, welcher dem trauernden Patriotismus die Genugthuung für Metz und Sedan verschaffen wird. Und das ist der Gedanke, der sich unter diesem Parade-Enthusiasmus verbirgt. Ja, dieser General will den Krieg, und, um ein Wort zu wiederholen, das, wie man mir versichert, ausgesprochen worden sein soll, der neue Fructidor wird nur das Vorspiel sein zu einem zweiten Marengo."**

In derselben Zeit erscheint eine Karikatur, die darstellt, wie Raben mit Pickelhauben auf den Köpfen von der französischen Grenze fliehen, wo Boulanger als Vogelscheuche aufgestellt ist. Darunter stehen die Worte:

„Les vieux corbeaux Teutons semblent glacés d'effroi
Au moindre vent soufflant de Lorraine et d'Alsace:
Boulanger, ombre en chair, au ventre leur fait froid
Et c'est avec terreur qu'ils évitent la place."*

Ein Organ schafft sich der Chauvinismus im „Etendard", der in blau-weiß-rothem Umschlag erscheint und gleichsam als Motto unter dem Titel „Le général Revanche" ein im patriotischen Delirium geschriebenes Gedicht veröffentlicht. Ich will davon hier nur die letzten Strophen anführen:

„Tire nous de l'abime ou notre orgueil se traine,
Conduis nos légions au glorieux chemin;
Rends nous l'honneur! Rends nous l'Alsace et Lorraine,
Reviens en ramenant les deux soeurs par la main.

Alors tu seras tout, tu seras l'aube blanche
Que le pays attend sur le vieux Rhin en feu;
Tu seras plus qu'un roi, tu seras plus qu'un Dieu,
Car tu seras la France, o général Revanche!"**

Dieses Gedicht erschien ungefähr gegen Ende des Jahres 1886. Die Bewegung war auf ihrer Höhe angelangt. In der „Scala" sang jetzt Marius Richard ein Lied, das allabendlich Stürme von Beifall entfesselte. In diesen Versen feiert der Chauvinismus Orgien. „Ich will Deinen Namen nicht wissen," so heißt es darin, „wir nennen Dich Hoffnung, die Bräute bringen Dir ihre Verlobten, die Mütter ihre Söhne, die Matrosen kommen aus der Tiefe des Atlantischen Oceans und schwellen die Fluthen der Ostsee mit preußischem Blute." Die Soldaten schreien ihm „Vorwärts!" zu und die Toten von 1870 versprechen ihm, ihn zum Gotte zu machen. Elsaß Lothringen bittet ihn, es dem Vaterlande wiederzugeben. „Mit einem Blitze Deines Säbels," so heißt es zum Schlusse, „erwecke die Morgenröthe! Zeige unseren Fahnen den Weg zum Rheine! Erscheine! Wir erwarten Dich, General der Rache!"

Um dieselbe Zeit wird auf den Boulevards ein „Almanach du général Boulanger" ausgerufen, der einen Lebenslauf des Kriegsministers enthält, in welchem folgende Stelle bezeichnend ist: „Der General ist erfüllt von seiner Sendung, er fühlt, daß er die Keime unsres Schicksals und unsres zukünftigen Ruhms in der Hand hält, daß die Fahne, die man ihm anvertraut hat, noch die Spuren unserer Thränen trägt, und daß ein Tag kommen wird, an dem dies Symbol des zerrissenen Vaterlandes wieder aufleben wird in einer verheißenen Rache. Dazu müssen wir bereit sein; dazu müssen wir — — und das weiß der Minister — ohne Rast arbeiten und schließlich aus allen Bürgern Männer, aus allen Männern Soldaten, aus allen Soldaten Helden machen."

Nur die auffallendsten Auslassungen des chauvinistischen Boulangismus habe ich hier zusammengestellt. Die Zahl der in Zeitungen, Flugblättern, Broschüren erschienenen Ausgeburten des patriotischen Paroxysmus um die Wende des Jahres 1886 ist unübersehbar. Die boulangistische Partei war zu einer gefährlichen Masse angeschwollen, und schon konnte Rochefort, als die Stellung des Kriegsministers im Januar 1887 durch die Haltung des Parlaments gegenüber den ungeheuren Forderungen für die Armee erschüttert war, in seinem „Intransigeant" mit der Revolution drohen. „An dem Tage, an welchem Boulanger gestürzt wird" — so heißt es in einem Leitartikel des sozialistischen Blattes — „wird der Aufruhr durch Paris toben und die Armee wird nicht auf der Seite der Regierung stehen."

In diesen ersten Monaten des Jahres 1887 unternimmt nun auch der Boulangismus seinen Flug in die hohe Politik. In boulangistischen Blättern zuerst wird der Gedanke eines Bündnisses mit Rußland ausgesprochen, der mit unbegreiflicher Macht das ganze Land begeisterte. Einen wie großen Einfluß auf die

---

* Das heißt in freier Uebersetzung:

„Mein theures Weibchen applaudiert,
Kommt der Radett dahermarschiert;
Der Schwiegermutter Auge glüht,
Wenn reiten sie die Spahis sieht;
Doch ich bewundre nur und seh'
Den tapfern General Boulanger."

** Bei Marengo erfocht Bonaparte nach seinem Staatsstreich den ersten Sieg gegen die auswärtigen Feinde Frankreichs, gegen die Oesterreicher.

* „Die alten teutonischen Raben, sie wollen vor Schreck schier vergehen,
Wenn noch so leise die Winde aus Elsaß und Lothringen wehen;
Ein Schatten in Fleisch und Bein, macht Boulanger, der Held,
Sie klappern bis in die Knochen: sie rännen entsetzt das Feld."

** Rett' uns vom Abgrund, schwer liegt unser Stolz danieder,
Führ' unser Heer den Pfad zum alten Ruhmesland,
Gieb uns're Ehre uns, Elsaß, Lothringen wieder;
Die beiden Schwestern führ' zurück an Deiner Hand.

Dann wirst Du alles sein: der Morgenröthe Tagen,
Die, heiß ersehnt im Land, durchflammt den alten Rhein;
Kein König wird Dich dann, kein Gott selbst überragen,
O General Revanche, denn Du wirst — Frankreich sein!

Verbreitung dieses Gedankens man dem Kriegsminister zuschrieb, beweist jene Abordnung russischer Patrioten, die im Februar 1887 in Paris erschien. Sie überreichte dem General einen Ehrensäbel, auf dessen Klinge die Worte eingraviert waren: „Qui vive? La France et Boulanger!“ Auf der andern Seite der Klinge stand in russischer Sprache: „Wag's! Gott schützt die Kühnen“; auf dem Bügel: „Au plus digne 1887 la Russie“, „Dem Würdigsten 1887 Rußland“. Was Wunder, daß man bei solchen Vorkommnissen im In- und Auslande die Nachricht eines antiboulangistischen Blattes glaubte, das behauptete, Boulanger habe einen Brief an den Czaren geschrieben?

Die wirksamste Unterstützung fand diese Idee des russisch-französischen Bündnisses bei der Patriotenliga. Diese Patriotenliga war* ein bald nach dem Kriege von 1870 entstandener, über ganz Frankreich verbreiteter Verein, der es sich zur Aufgabe machte, den Durst nach Rache für Sedan und die Sehnsucht nach den „geraubten Provinzen“ im französischen Volke aufrecht zu erhalten. An ihrer Spitze stand eine der seltsamsten Erscheinungen des modernen Frankreich, der Dichter Paul Deroulède. Es ist keine Uebertreibung, wenn man ihn die Verkörperung des französischen Chauvinismus nennt. Durch seine im Jahre 1872 erschienenen „Soldatenlieder“, die in zehn Jahren einundneunzig Auflagen erlebten, hatte er sich in Frankreich bekannt gemacht. Diese Lieder zeugen von einem nicht gewöhnlichen Talent, athmen glühende Vaterlandsliebe und fanatischen Preußenhaß und bringen jene maßlose Selbstüberschätzung zum Ausdruck, welche die unfehlbare Begleiterscheinung des Chauvinismus ist. Keine Persönlichkeit schien geeigneter, an der Spitze einer Vereinigung zu stehen, die sich für berufen hielt, dem Chauvinismus immer neue Nahrung zuzuführen.

Trotzdem hab' ich mich nie einer gewissen Rührung enthalten können, wenn ich am französischen Nationalfest diesen Apostel der Revanche in seinem langen grünen Ueberzieher, mit dem langen, ganz altmodischen Cylinder auf dem Kopfe und in den langen Armen — alles ist lang an diesem Menschen — einen Riesenkranz haltend, an der Spitze der Liga über die Boulevards schreiten sah, als ob er mit einem Trauergefolge hinter einem Leichenwagen herschritte. Es lag so viel ehrlicher Schmerz in seinem Gesicht, in seiner ganzen Haltung, daß die Sympathie für die Persönlichkeit fast die Verwerflichkeit seiner Bestrebungen für Augenblicke vergessen ließ. Stumm legte er dann — da die Regierung jede Rede streng untersagte — seinen Kranz vor der mit Flor umhüllten Statue von Straßburg auf dem Eintrachtsplatz nieder, und Kränze häuften sich auf Kränze, bis das Postament der Statue aussah wie ein geschmücktes Grab.

Es war natürlich, daß eine so beschaffene Vereinigung mit solchem Führer zum Bundesgenossen des Boulangismus werden mußte. In ungeheurer Verblendung über die strategischen Fähigkeiten des Generals hatte Deroulède in einer Sitzung der Liga die bezeichnenden Worte ausgesprochen: „Mit einem solchen General an der Spitze wird unsere Armee siegreich ohne Bündnisse gegen die ganze Welt kämpfen.“ Dennoch wurde er der eifrigste Agitator für das unnatürlichste Bündniß, das je zwischen zwei Mächten zustande gekommen ist.

Trotzdem damals die Wogen des Boulangismus, vom Sturme der Revanche-Idee bewegt, so hoch gingen, darf man nicht glauben, daß die Bevölkerung des ganzen Landes steuerlos auf ihnen trieb. In Deutschland hatte man natürlich das Anwachsen der chauvinistischen Bewegung mit wachsamen Blicken verfolgt. Und als im Januar 1887 der Streit um das Septennat entbrannte und ein Wahlkampf von beispielloser Heftigkeit durch das ganze Reich tobte, da konnte es nicht ausbleiben, daß der General Boulanger in den Reden und Schriften der Septennatsfreunde eine wichtige Rolle spielte.

Die Rückwirkung dieser deutschen Agitation auf die Stimmung in Frankreich äußerte sich nach zwei verschiedenen Richtungen hin. Die besonnenen Republikaner wurden immer mehr zu der Ueberzeugung gedrängt, daß Boulanger die größten Gefahren für das Land heraufbeschwören würde, und ein wahrer Sturm der republikanischen Blätter gemäßigter Richtung erhob sich gerade in diesen Monaten gegen den Kriegsminister. In keinem Lande ist dieser General durch Zeitungsartikel, durch Karikaturen und durch Flugblätter so lächerlich gemacht, mit so grimmigem Spotte überhäuft worden wie in seinem eignen.

Die andre Wirkung der deutschen Agitation war aber die, daß die Radikalen ein Mittel gewannen, den so hart angegriffenen General als ein Opfer des Fürsten Bismarck hinzustellen.

Je heftiger jedoch die Sprache der radikalen Blätter wurde, desto heftiger wurden auch die Angriffe der monarchistischen und der gemäßigten Presse. Als die Boulangisten die Wahlen im Elsaß vom 21. Februar 1887, aus denen die Protestler als Sieger hervorgingen, mit Jubel begrüßten und die Statue von Straßburg mit Flaggen schmückten, verurtheilte die gesammte gemäßigte Presse dieses hetzerische gefährliche Treiben; und als endlich am 20. Mai das Ministerium Goblet gestürzt wurde, gab es in Paris einundzwanzig Blätter, die für, und zweiundzwanzig, die gegen das Verbleiben Boulangers im Ministerium eintraten. Bis in die Reihen der Patriotenliga hinein übte der Boulangismus seine zersetzende Macht. Am Ende des Juli spaltete sich diese, und die Gemäßigteren ernannten Delmans zu ihrem Präsidenten.

Boulanger als Vogelscheuche.
Nach einer französischen Karikatur.

So hatte die wahnsinnige Uebertreibung des Chauvinismus eine Reaktion hervorgerufen, die der Giftpflanze des Boulangismus bald ein Ende bereitete. Der tolle Abschied, welchen 25 000 Pariser dem General bei seiner Abreise nach Clermont-Ferrand — er sollte dort das dreizehnte Armeecorps kommandieren — auf dem Lyoner Bahnhof bereiteten, war das Grabgeläute für alles das, was chauvinistisch an dieser Bewegung war. Die traurige Rolle, die der gestürzte Kriegsminister dann später als entlassener General und Politiker spielte, hat nur noch sehr wenig mit dem Chauvinismus zu thun. Boulanger hat vielmehr in allen den zahlreichen Reden und Kundgebungen, mit welchen er sein Vaterland noch anderthalb Jahre lang beunruhigte, fast nie versäumt, zu versichern, daß er den Frieden wolle. Mit richtigem Instinkt hat er herausgefühlt, daß ohne diese Versicherungen irgend welche Wahlerfolge in den industriellen Bezirken des Departements Nord und den ackerbautreibenden Distrikten des südlichen Frankreichs gleich unmöglich sein würden. Denn er wußte, daß die große Masse des französischen Volkes wohl gern einmal den Säbel rasseln hört, aber doch zu verständig ist, um ihn im Rausche der patriotischen Phrase zu ziehen. Die Wahlsiege Boulangers sind der Ausdruck der Unzufriedenheit gewesen, die weit im Lande verbreitet war und in den Enthüllungen der Presse über den Ordensschacherer General Caffarel und Wilson, den Schwiegersohn des Präsidenten Grévy, eine triftige Begründung zu finden schien. Es liegt deshalb außerhalb der Grenzen unsres Themas, dem General Boulanger nach Clermont-Ferrand zu folgen und ihn bei seinen politischen Umtrieben zu beobachten. Es ist bekannt, wie er, wegen Disciplinlosigkeit gemaßregelt und endlich aus der Armee gestoßen, sich als Kandidat bei allen Ersatzwahlen mit einem Programm aufstellen ließ, in welchem die Reform der Verfassung der Angelpunkt war, eine Reform, welche die Wiedergeburt des Cäsarismus ohne Zweifel zur Folge gehabt hätte, wenn sie hätte verwirklicht werden können. Seine schmähliche Flucht aus Paris in dem Augenblick, wo sich ihm die Gelegenheit geboten hätte, zum Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden, hatte schon die meisten seiner ehemaligen Verehrer darüber aufgeklärt, daß in der Brust dieses Mannes nicht die heilige Flamme der Begeisterung

* Ich sage „war“, weil sie auf Antrag des Ministeriums Tirard am 11. März 1889 aufgelöst wurde.

Die Kaffeeriecher.

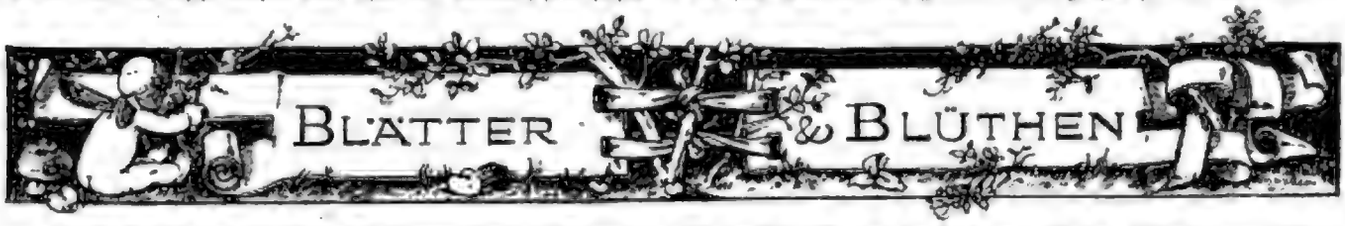
Nach einem Gemälde von L. Kapenstein.

Digitized by Google

lohte, die allein Großes zu wirken vermag, sondern daß die alleinigen Beweggründe seines Handelns ein sehr kurzsichtiger Ehrgeiz und eine unersättliche Genußsucht waren.

Und dieser Ueberzeugung hat er durch den Tod, den er sich gab, selbst die Bestätigung verliehen. Wer das Scheitern aller seiner politischen Hoffnungen und Lebenspläne leichter ertragen kann als den Tod seiner Geliebten, wer seine Ehre und die Achtung seines Volkes wohl, aber nicht seine Maitresse überleben kann, der ist nicht aus dem Holze gemacht, aus welchem die Helden revolutionärer Bewegungen geschnitzt werden. —

Wir haben an dem Beispiel des Generals Boulanger den Chauvinismus bis zu jener Linie verfolgt, wo er in frevelhaftem Wahne mit dem Feuer zu spielen und zu einer schweren Gefahr für ein Volk, nein, für eine ganze Völkergruppe zu werden beginnt. Wir Deutsche dürfen uns, ohne den Vorwurf pharisäischer Selbstgerechtigkeit fürchten zu müssen, das Zeugniß ausstellen, daß uns der Chauvinismus in dieser höchsten Steigerung bis heute fremd geblieben ist. Wohl sind auch auf deutschem Boden vereinzelte Erscheinungen zu Tage getreten, welche den Stempel des Chauvinismus tragen. Aber niemals hat dieser Geist fast das ganze Volk mit solch schrankenloser Macht in seinen Dienst zu zwingen, niemals die Regungen der Vernunft und des Gewissens so tyrannisch niederzutoben vermocht, wie es bei unserem westlichen Nachbar der Fall war. Im Gegentheil: es wäre unsern deutschen Landsleuten zu wünschen, daß jener gute Geist, welcher im Chauvinismus nur verzerrt erscheint, daß der Nationalstolz noch mehr, als es bisher geschah, all ihr Thun und Lassen durchdringe, jener echte Nationalstolz, der ebenso fern ist von feiger Demuth wie von thörichter Selbstüberhebung, der nur die Herzen erfüllt mit dankbarer Begeisterung für das hohe Gut, das uns geworden: ein großes starkes Vaterland!



Allerlei Weisen und Märlein. Ein liebenswürdiges Dichtergemüth, das ein Stück Eichendorffscher Naturschwärmerei mit Anklängen an Scheffels sinnenfrohe Art verbindet, tritt uns entgegen aus den Dichtungen Josef Bendels, welche uns unter dem eingangs genannten Titel, von Ernst Juch mit hübschen Zeichnungen versehen, gesammelt vorliegen (Wien, R. v. Waldheim). Der Poet verfügt über mannigfaltige Töne: das stimmungsvolle Lied, die kräftigeren Klänge der politischen Lyrik, die munter und behaglich dahersließende gereimte Erzählung, das alles finden wir in seinen „Weisen und Märlein", und man darf sich durch den Titel nicht irre führen lassen, in ihnen nur Verse für Kinder zu suchen. Als eine Probe von Josef Bendels dichterischer Art diene das folgende Gedicht:

Ostermorgen.

Ein Jubel tönt durch helle Lüfte,
Ein tausendstimmiger Freudenruf,
Es wallt empor wie Weihrauchdüfte
Aus Flur und Wald, und rings erschuf
Auf der erstorb'nen freudeleeren Erde
Ein neues Leben das allmächt'ge „Werde".

Die Sonne steigt in hell'rem Glanze
Am wolkenlosen Himmel auf
Und bricht des Winters letzte Schanze
In unbezwingbarem Siegeslauf,
Es keimt und knospet, treibt und sprießt, entfaltet
Die Erstlingsblüthen, grünet und gestaltet.

Ein sel'ger Auferstehungsmorgen!
O tritt hinaus, wo alles lebt,
Daß es den schweren Stein der Sorgen
Vom Grabe deiner Freuden hebt.
Ist Glaube, Hoffnung, selbst die Lieb' erstorben,
O tritt hinaus — und neu sind sie erworben.

Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus Halbheft 7 des Jahrg. 1891.)

239) Ein Vater sucht seinen einzigen Sohn, den Steuermann Johann Carl Gustav Halem, geb. am 10. Mai 1859 zu Sülten bei Schwerin in Mecklenburg. Die letzte Kunde von dem Vermißten traf im Jahre 1887 von der Halbinsel Florida in Nordamerika ein.

240) Emil Hermann Schmerbach, Kellner, geb. am 6. Februar 1872 zu Aschersleben, verließ im Mai 1888 seine Vaterstadt. Mitte desselben Jahres erbat er sich von Göttingen aus Geld, das ihm auch, wie gewünscht, postlagernd gesandt wurde. Seitdem fehlt jede Nachricht über Schmerbach, obschon er das Geld seinerzeit in Göttingen noch erhoben hat.

241) Von seinem Bruder wird gesucht der Schneidergeselle Wilhelm Kaufmann, welcher im Jahre 1843 zu Skaisgirren bei Margen geboren ist und noch im Jahre 1886 aus Tilsit schrieb.

242) Von dem Glasmachergehilfen Heinrich August Bruno Schiller, welcher zu Wessalla den 26. August 1870 geboren wurde, erhielten die Angehörigen den letzten Brief aus Gerlebog bei Gröbzig in Anhalt.

243) Wilhelm Preißler, Glasspinner, geb. am 30. Jan. 1871 zu Reichenau bei Gablonz, entfernte sich am 20. Mai 1889 von seinem Geburtsorte, und drei Tage danach erhielt der Vater desselben als letztes Lebenszeichen seines Sohnes eine Postkarte aus Zittau in Sachsen.

244) „Deine tiefbetrübten, schon hochbetagten Eltern haben das herzliche Verlangen, Dich vor ihrem Abscheiden noch einmal zu sehen!" Diese ergreifenden Worte gelten dem Tischlergesellen Gustav Louis Beyer, welcher am 8. Apr. 1867 zu Hermsdorf in Sachsen-Altenburg geboren und seit dem Jahre 1889 verschollen ist.

245) Eine bejahrte Mutter sucht ihren einzigen Sohn, den am 6. Febr. 1864 zu Torgau geborenen Carl Otto Franz Reichenbach. Er begab sich im Mai 1882 nach Hamburg, um sich dem Seedienste zu widmen, und soll von da nach Brasilien gefahren sein. Am 4. Febr. 1883 aber schrieb er bereits wieder aus Hamburg; das darauf an ihn abgesandte Antwortschreiben seiner Angehörigen erhielt er nicht mehr, da er schon am 6. Febr. wieder auf See gegangen war. Im Jahre 1884 kam noch einmal Kunde von dem Verschollenen, indem er sich, der Inhaber des Berechtigungsscheins zum einjährig freiwilligen Dienst war, von Hamburg aus sein Taufzeugniß erbat und zwar behufs Zurückstellung im Militärdienste.

246) Der Geschäftsreisende Gotthelf Kempinski, welcher zu Kreuzburg (Oberschlesien) am 7. Juni 1865 geboren ist, ersuchte in einem Schreiben aus Box Hill in Australien im Jahre 1888 um Antwort unter der Adresse „postlagernd Ballarat in Australien". Die an den Verschollenen unter dieser Adresse gerichteten Briefe sind als unbestellbar zurückgekommen.

247) Von dem am 8. März 1854 zu Blumberg, Kreis Niederbarnim, geborenen Carl Grothe, welcher im Januar 1878 von seinem Heimathsort nach Amerika auswanderte, ist seit Februar 1878 keine Nachricht mehr gekommen. Seines Standes war Grothe Sattler.

248) Tobias Stöhser (Ahles), geb. am 3. März 1833 zu Schornbach bei Schorndorf in Württemberg, wird von seinen Angehörigen gesucht.

249) Der am 15. November 1874 zu Gröbern bei Meißen in Sachsen geborene Handlungslehrling Ernst Toepfer wird seit dem 28. Oktober 1889 abends vermißt. Er war zu Magdeburg in Stellung.

250) Vier Brüder Namens Martens werden von ihren hochbetagten Eltern gesucht, nämlich Johannes Friedrich Julius, genannt „John", welcher am 30. November 1845 zu Neuenrade geboren ist, in Braunschweig und Itzehoe als Weinküper thätig war und die letzte Nachricht aus dem Staate Illinois gab, Andreas Christian August, geb. am 24. November 1849 ebenda, Maschinenbauer, zuletzt in Californien, Ernst August Ehrenreich, geb. am 19. Juli 1858 ebenda, Gärtner, zuletzt in London, Friedrich Ernst Nikolaus, geb. am 14. März 1863 ebenda, Seemann auf der Brigg „Edith", zuletzt in Portland, Maine.

Das Schuhausziehen. (Zu dem Bilde S. 237.) Es ist am Morgen des Ostermontags. Noch ist es nicht Zeit zum Beginn des Gottesdienstes. Da hat das Mädchen auf dem Lande wie überall so auch in England noch allerlei zu besorgen, und nicht immer ist es ihr möglich, dies innerhalb der schützenden Hecke zu thun, die Haus und Garten umschließt. Vorsichtig lauscht sie durch die hohe Gatterthür, ob sich wohl draußen etwas regt. Sie hört nichts; es gilt nur einen kurzen Sprung zur Nachbarin; sie schlüpft hinaus. Aber noch ist sie keine zwanzig Schritte weit, da kommen aus dem nächsten Hofe vier junge Bürschlein von höchstens fünfzehn Jahren auf sie zugestürzt und umringen sie mit dem Geschrei: „Löse Deine Schuhe aus! Löse Deine Schuhe aus!" Und ehe sie sich's versieht, hat man ihr den einen und sofort auch den andern Schuh geraubt. Lachend stürmen die Knaben fort, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und sie, die keinen Penny bei sich hat, kehrt in Strümpfen oder barfuß ins Haus zurück, ärgerlich, daß sie sich hat überlisten lassen, und noch ärgerlicher, daß drüben aus dem Giebelfenster einer schmunzelnd herausschaut und sich an ihrer Verlegenheit weidet. Wehe ihm, daß er ihr nicht geholfen hat — er soll es heute abend büßen! Und wenn sie morgen seinen neuen Hut erwischt, so fliegt derselbe unfehlbar ins Feuer, der Ungetreue mag ihr bieten, was er will!

Noch ist sie kaum zur Hausthür gelangt, da tönt wieder lautes Halloh! Die losen Buben haben ein zweites Opfer erwischt. Andere fahren also auch nicht besser — ein schlechter Trost, allein immerhin ein Trost! Vielleicht verbrennt sie morgen seinen Hut doch nicht und thut nur so, um ihn eine Weile zappeln und bitten zu lassen. Aber vor vier Wochen bekommt er ihn bestimmt nicht zurück — er müßte denn grade ... Aber er kann mit ihr doch unmöglich ohne Hut zum Tanze gehen! — — Vielleicht läßt sie noch einmal Gnade für Recht ergehen.

Indessen die Schuhe? Wie die Schuhe wieder bekommen? Sie kann doch unmöglich ihre besten Schuhe im Haus anziehen. Betrübt tritt sie

in die Küche. Da pocht's ans Fenster. Draußen steht so ein loser Strick, hält ihr die Schuhe dicht ans Gitter und ruft: „Löse Deine Schuhe aus!“ Schweren Herzens reicht sie ihm einige Pence hinaus und erhält — einen Schuh zurück. Den andern muß sie mit einem neuen Opfer auslösen.

Es ist eine eigenthümliche englische Sitte, die wir hier unseren Lesern vorgeführt haben, und es ist schwer, für sie eine vollwichtige Erklärung zu finden. Jedenfalls steht sie im Zusammenhang mit einer Reihe anderer Osterbräuche, in denen ebenfalls jener Zug der Gegenseitigkeit, des Schlags und Gegenschlags, des Neckens und Vergeltens zutage tritt. A. T.

Zunfundzwanzig Jahre Frauenarbeit. Kürzlich hat eine der angesehensten Gesellschaften Oesterreichs, der „Wiener Frauen-Erwerb-Verein“, das erste Vierteljahrhundert ihres wie an Arbeit so auch an außerordentlichen Erfolgen reichen Daseins vollendet. Ihre Gründung fiel in die Zeit, in der sich auch in Oesterreich die Frauenbewegung Geltung zu schaffen begann. Sie wandte sich von vornherein an die Mädchen und Frauen der besseren Stände, deren Erwerbsfähigkeit sie zu dem Zwecke zu fördern gedachte, um ihrer Erwerbsthätigkeit neue Quellen des Verdienstes zu erschließen. Dabei sollte, allen den Adel der Arbeit leugnenden Vorurtheilen zum Trotze, der natürliche Beruf und die sociale Stellung des Weibes gewahrt und die Gefahr, statt treue Gehilfinnen entschiedene Konkurrentinnen und Gegnerinnen der Männer heranzubilden, nach Möglichkeit vermieden werden. Theils dieses allen übertriebenen Emanzipationsbestrebungen gegenüber streng umgrenzte Programm, theils die patriotische Begeisterung, welche nach den Tagen des Jahres 1866 die Frauen Oesterreichs ergriffen hatte, half dem neu gegründeten Verein über alle Schwierigkeiten des Anfangs hinweg. Zuerst wurde eine Nähstube eröffnet, bald darauf eine Handelsschule, eine gewerbliche Zeichenschule, eine höhere Arbeits- und eine höhere Bildungsschule, welch letztere, mit einem dem Programm der Realgymnasien verwandten Lehrplan ausgerüstet, aus dem sich immer mehr fühlbar machenden Bedürfnisse nach erweiterter schulgerechter Bildung des weiblichen Geschlechtes hervorgegangen war.

Inzwischen hatte der Verein der Staatsdruckerei eine Anzahl von Mädchen, über welche eine eigene Kommission die Oberaufsicht führte, für die Kouvertfabrikation zur Verfügung gestellt und mit der Ausbildung von Telegraphistinnen dem weiblichen Geschlecht einen für dasselbe außerordentlich geeigneten Erwerbszweig erschlossen, dem heute Hunderte von Frauen in Oesterreich eine gesicherte Stellung zu verdanken haben. Der Wohlthätigkeitssinn der „Ersten österreichischen Sparkasse“ und der besten Gesellschaftskreise Wiens setzte den Verein schon Ende 1874 in den Besitz eines eigenen Hauses, womit das letzte Hinderniß für die großartige Entwicklung seiner Schulen gefallen war. Zur Handelsschule gesellte sich ein Uebungskomptoir, die Bildungsschule wurde um zwei Jahrgänge erweitert, und in rascher Aufeinanderfolge entstanden eine Maschinenstrickerei-, eine Kunststickerei- und Feinwäschereischule, ein Frisier- und ein Spitzenkurs, Ateliers für kunstgewerbliche Maltechniken und für Musterzeichnen, neben denen sich die älteren Lehranstalten des Vereins, die Sprachschulen, die Schneiderschule ꝛc., dauernd behaupteten.

Sein Jubiläum hat der „Wiener Frauen-Erwerb-Verein“ so ernst und würdig begangen, als es seinen Bestrebungen nur immer entsprechen mag. Er veranstaltete eine Schulausstellung, welche einen vollständigen Ueberblick über seine bisherige Thätigkeit bot. Die dabei zu Tage tretenden Erfolge fanden ihre Erklärung darin, daß der „Wiener Frauen-Erwerb-Verein“ stets in der Zeit für die Zeit geschaffen und niemals über der Gegenwart die Zukunft vergessen hat! R. v. E.

Kampf zwischen Schweden und Tataren. (Zu dem Bilde S. 241.) Im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts führten die Schwedenkönige Karl IX. und Gustav Adolf langjährige Kriege mit Polen. Auch Karl X., der Nachfolger von Gustav Adolfs Tochter Christine, war noch 1654 in einen solchen verwickelt. Das Bild Werner Schuchs stellt eine Kampfscene aus diesen Feldzügen dar, bei welchen es zwischen den Schweden und den mit Polen verbündeten Tataren zu häufigen Scharmützeln kam. Der schwedische Reitersmann durchbohrt den einen Tataren mit seiner Lanze, während der andere mit hochgeschwungenem Schwerte dem Gegner das Haupt zu spalten droht. Die kämpfenden Reiter und die sich bäumenden Rosse bilden eine lebensvolle Gruppe.

Der Name „Tataren“ hat eine schwankende Bedeutung. Ursprünglich nannte man so die Mongolen, dann die stammverwandten und von ihnen unterworfenen Völker. Gegenwärtig bezeichnet man damit in der Regel jene aus einer Vermischung der Mongolen mit türkischen Bestandtheilen hervorgegangene Völkerschaften, die ihrer Körperbildung nach mehr zur mongolischen Rasse, ihrer Sprache nach aber zur türkischen Völkerfamilie gehören. Dem russischen Reiche einverleibt, wohnen sie im Süden desselben, im Kaukasus, am Ural, an der Wolga und helfen stets die leichte Reiterei des Czarenreichs bilden. Zur Zeit jener Kriege mit den Schweden führten sie nicht nur das Schwert, sondern auch Pfeil und Bogen: der mehr im Hintergrunde des Bildes befindliche heransprengende Reiter hat den Bogen gespannt, um mit einem Pfeilschuß die sich nähernden Schweden zu begrüßen. †

Spottvögel. (Zu dem Bilde S. 248 u. 249.) Einen eigenartigen Uebergang von Waldleuten zu Wasserleuten bilden in solchen Landschaften, wo wasserreiche Ströme aus Bergwäldern ins Flachland treten, die Flößer. In den Bergwäldern heimisch und aufgewachsen, sind sie meist mächtige Gestalten, wetterbraun und eisenstark. Ihr Beruf wechselt zwischen schwerer gefahrvoller Arbeit und fröhlicher Wanderschaft; und das muß auf ihr ganzes Wesen Einfluß gewinnen.

Auf den meisten der Bergströme, welche die Donau von Süden her, aus den Alpen, aufnimmt, geht heute noch fröhliche Floßfahrt, wenn auch nicht mehr so lebhaft als vordem. Von den Flößern werden die Flöße hoch droben in den Alpenländern an den einsamen Ufern der Bergströme, des Lech und der Isar, des Inn, der Salzach und der Traun, zusammengestellt. Die schwere blinkende Axt und die zweimännige Balkensäge sind das ganze Werkzeug, das zum Bau eines solchen Floßes verwendet wird. Der Bau ist nicht gefahrlos; handelt sich's doch um ein beständiges Hantieren mit wuchtigen, rollenden, viele Centner schweren Baumstämmen.

Ist das Floß zusammengestellt und mit seiner einfachen Last — Brettern, Kalk, Bausteinen und dergleichen — beladen, dann geht die Fahrt thalab durch Wirbel und Stromschnellen auf weißschäumenden Wogen. Dieselben Fäuste, die das Fahrzeug gebaut, müssen es jetzt steuern bis hinunter in die große Stadt. Tagelang, oft wochenlang währt die Fahrt vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht, bis endlich das Floß zum letzten Male an die Lände sich legt. Nun wird es an den Holzhändler oder Sägemüller abgeliefert; die Flößer, die es bisher gesteuert, nehmen ihren Lohn in Empfang, schultern ihre Aexte, beladen sich mit den schweren Tauen, mit denen sie ihr Floß bei den Landungen angebunden haben — und dann geht die Reise wieder heimwärts, den Bergen zu. Früher machten die Flößer diese Wanderungen zu Fuß; jetzt fahren sie mit der Bahn so weit als möglich. Aber wo die Eisenbahnen enden und jene stilleren Bergthäler beginnen, aus deren Innerem die Flöße kommen, da muß auch heute noch zu Fuß gegangen werden! Das ist aber auch eine wahre Lust; denn jetzt sind ja die kühnen Gesellen wieder im Banne der heimischen Wälder, jedes Dorf ist ihnen ein alter Bekannter, und man kann es ihnen nicht verargen, wenn sie überall, wo ein kühler Trunk zu haben ist, Einkehr halten.

Unser Bild zeigt uns etliche solcher Gesellen, wie sie im letzten Dorfe vor der Heimath noch einmal rasten. Aus der sonnigen Wirthsstube fällt der Blick hinaus in das grünende Alpenthal. Ueber dem Tische hängt als Wahrzeichen ein kleines zierlich gezimmertes Floß, wie man es so ziemlich in allen Wirthshäusern findet, die an floßbaren Strömen liegen. Um den Tisch aber sitzt eine fröhliche Gesellschaft, offenbar in heiterster Laune, und zwischen der schlagfertigen Freundin der Wirthstochter und den männlichen Gästen hat sich eines jener schneidigen Witzgefechte entsponnen, um die man diese einfachen Gebirgsleute mit Recht bewundert. Der junge Mensch dabei ist wohl ein Jagdgehilfe aus der Umgebung — sein Gewehr hängt an der Wand. Die drei schnurrbärtigen Männer aber mit den Spitzhüten auf den Köpfen sind heimwandernde Flößer, prachtvolle, urechte Gestalten.

„Spottvögel“ hat der Künstler sein Bild genannt, und in der That lacht aus diesen Gesichtern fröhlicher gutmüthiger Spott, der keinem Herzen weh thut. Ein sonniger, heiterer, sommerfrischer Zug liegt über dem Ganzen und läßt uns schauen, wie fern von dem lebenverzehrenden Treiben der Städte, in grünen Waldthälern der Mensch noch Stunden hat, wo er rastend nach harter Arbeit sich rückhaltlos des Daseins freut. h.

Das deutsche Gurkenland. Die größten Gurkenfelder in Deutschland findet man in den Niederungen der Unstrut und der thüringischen Saale bis nach der Elbe hin. Die Orte Großengottern, Heldrungen, Naumburg a. d. S., Weißenfels, Kalbe a. d. S. und Zerbst und deren nächste Umgebung treiben den Gurkenbau und Gurkenhandel im großen. In jenem Abschnitte des Sommers, welchen man mit dem bezeichnenden Namen „Sauregurkenzeit“ belegt hat, beginnt die eigentliche Ernte. In ganzen Wagenladungen, theils mit Pferdefuhrwerk, theils mit der Eisenbahn, werden die Gurken nach den größeren Marktplätzen der Umgegend, nach Erfurt, Leipzig, Halle, Magdeburg, Berlin gebracht, um dort Schock um Schock (1 Schock = 60 Stück) in andere Hände überzugehen, vornehmlich zum Einmachen.

Ein ähnlicher aber minder lebhafter Gurkenhandel besteht in der Pfalz und in dem benachbarten Baden, sowie in einigen anderen Gegenden, in der Nähe von Bamberg, Liegnitz ꝛc.

Ein großes Absatzgebiet in Deutschland hat die holländische Gurke, welche namentlich aus dem Haarlemer Meer und aus der Gegend von Venlo kommt. In der „Frühsaison“ beherrscht sie den Markt bis nach Berlin hin. Ihr eigentliches Absatzgebiet sind aber die volkreichen Gegenden von Rheinland-Westfalen, wo die „Gurkumere“ (vom lat. cucumis) ein gesuchter und gut bezahlter Artikel ist. Der Holländer verkauft die Gurken nach dem Hundert.

Die Kaffeeriecher. (Zu dem Bilde S. 257.) Nicht ohne Kampf hat sich der Kaffee, der braune Sohn der Tropen, den breiten Boden der europäischen Kulturwelt erobert, auf dem er heute eine fast uneingeschränkte Machtstellung einnimmt. Politisches Mißtrauen witterte in dem Kaffeetrinker einen gefährlichen Neuerer, besorgte Staatsoberhäupter sahen mit bedenklichem Blicke das viele Geld für den theuren Artikel ins Ausland strömen.

Zu den letzteren zählte kein geringerer als der Große Friedrich von Preußen. Er meinte, die Leute sollten sich wieder an das Bier gewöhnen, das wäre zum besten ihrer eigenen Brauereien und im übrigen „seien Seine Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden, mithin könnten die Leute ebensogut mit Biersuppe erzogen werden“; das sei viel gesünder als der Kaffee, an den sich jetzt „ein jeder Bauer und gemeine Mensch“ gewöhnt habe. Um seinen Zweck zu erreichen, führte er eine ziemlich hohe Kaffeesteuer ein und errichtete eine besondere Kaffee-Administration, deren Beamte der Volksmund „Kaffeeriecher“ nannte.

Auch das benachbarte Hessen-Kassel hatte seine „Kaffeeriecher“. Dort hatte der Landgraf Friedrich im Jahre 1766 zum Schrecken und Aerger der zahllosen Kaffeetrinker ein umständliches Verbot erlassen, welches jeden, besonders aber die Leute auf dem Lande, mit schweren Strafen bedrohte, so sich einer fortan des „Gesundheit und Vermögen schädigenden Trankes“ bedienen würde.

Daß das Verbot keine oder jedenfalls nicht genügende Wirkung hatte, sieht man daraus, daß es 1774 in erweiterter und verschärfter Form wiederholt werden mußte. Inzwischen aber hatte man es wohl verstanden, dem verpönten Genuß heimlich zu fröhnen.

Die Kaffeekränzchen blühten, und es ist anzuerkennen, daß in jenen Tagen die Hessen-Kasseler Damen mehr Muth brauchten, wenn sie zu

ihren „Schlachten" auszogen, als dies gemeinhin heutzutage der Fall sein dürfte. Denn „das Auge" — oder in diesem Falle richtiger „die Nase des Gesetzes wachte"! Die Diener der öffentlichen Ordnung schnüffelten allenthalben herum, ob nicht von irgendwoher der verdächtige und leider so schwer zu verheimlichende Duft des Kaffeeröstens sich bemerkbar mache. Sie drangen in die Häuser und in die Stuben, spionierten in Tassen und Töpfen, und manchmal mag ein biederes Kränzchen ein Ende mit Schrecken genommen haben. Auch auf unserm Bilde scheinen die Schergen wirklich einen guten Fang gethan zu haben. Denn das junge Dämchen, das dem Beschauer den Rücken kehrt, würde kaum die Kanne unter dem Tischtuch verstecken, wenn ihr Inhalt nicht belastend für das Kleeblatt werden könnte. Und grimmig genug schauen die Wächter des Gesetzes drein, als wäre mit ihnen nicht zu spaßen! Aber vielleicht geht's auch hier noch, wie es den Soldaten des Fürstbischofs von Paderborn gegangen sein soll: als diese nach der Stadt Paderborn rückten, um die Bevölkerung für eine auf offenem Markte veranstaltete Kaffeekneiperei zu strafen, da habe die Sache damit geendet, daß schließlich Bürger und Soldaten brüderlich miteinander aus einem Topfe den verfehmten Kaffee tranken!

Am Strande.

Nach einer Zeichnung von H. Nestel.

Zum Abschluß eines Musterwerkes. Gegen Ende des vorigen Jahres ist zu freudiger Ueberraschung deutscher Naturfreunde der zweite Band des Werkes „Pflanzenleben" von Anton Kerner von Marilaun erschienen. Wir haben auf den Schluß dieses prachtvollen Buches wegen einer langwierigen Krankheit des Verfassers mehr als zwei Jahre warten müssen. Nun liegt dasselbe vollendet vor und bietet uns einen Einblick in das geheimnißvolle Leben der Pflanzen, wie er bislang durch kein Werk in der Litteratur aller Völker geboten wurde. „Das Pflanzenleben" Marilauns ist kein Buch, wie wir solche als „Floren" verschiedener Art kennen; es schildert uns vielmehr das wirkliche Pflanzenleben, die Kämpfe der Kinder der Flora um das Dasein, ihre Sorgen für die Nachkommenschaft und klingt schließlich aus in einer wahrhaft großartigen Geschichte der Pflanzen.

Mit demselben ist ein schönes Unternehmen des Bibliographischen Instituts in Leipzig zum Abschluß gelangt, das Unternehmen, welches den Titel „Allgemeine Naturkunde" führt. In höherem populären Sinne haben vier berühmte deutsche Forscher verschiedene Gebiete des Wissens einem weiten Leserkreise dargelegt. In dem Werke „Der Mensch" hat Johannes Ranke ein klares Bild der Anthropologie entworfen; Friedrich Ratzel hat meisterhaft die „Völkerkunde" bearbeitet, Neumayr mit markigen Strichen die „Erdgeschichte" gezeichnet und Kerner von Marilaun ein Gegenstück zu Brehms Thierleben geschaffen.

Die Verlagshandlung hat die neun Bände der „Allgemeinen Naturkunde" glänzend ausgestattet; gegen 4000 treffliche ausgeführte Holzschnitte, 130 Chromotafeln und viele Karten ergänzen die klaren Worte der Meister. *

Erste Liebe. (Zu unserer Kunstbeilage.) Der Maler wird zum Dichter in der Allegorie. Wie dieser die Worte, so schafft jener körperliche Formen für ideale Begriffe. Wie singt doch der Dichter, indem er die erste Liebe schildert:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —"

Der Maler aber zaubert uns ein kindliches Amorettenpärchen vor: mit Schmetterlingsflügeln, zarten duftigen Schmetterlingsflügeln, deren Schmelz jeder rauhe Griff zerstört, schwingt es sich durch den unendlichen Aether in seliger Weltvergessenheit, und sein einziger Halt auf dem schwindelnden Fluge — er ist eine Seifenblase, schillernd wohl in allen Farben des Regenbogens, lustig und schön, aber eben doch — eine Seifenblase. Ein Hauch nur, und sie zerplatzt — zerflossen ist der schöne Traum, jäh zu Ende das verzückte Schweben im schrankenlosen Raume, mit gebrochenen Flügeln liegt das Glück.

So spiegelt sich die erste Liebe in den Gedanken des Malers, der unser Bild geschaffen. Aber er läßt uns das tragische Ende nur ahnen — schauen dagegen die blühende, glückliche Gegenwart, an die man glauben muß. „O daß sie ewig grünen bliebe!"

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 3 auf S. 228:

1. f 2 — f 3 K d 5 — c 6
2. d 4 — d 5 † K c 6 — d 5:
3. S d 3 — e 5 matt.

1. . . . . K d 5 — d 4:
2. S d 3 — e 5 † K d 4 — e 3
3. S e 5 — g 4 matt.

1. . . . . d 7 — d 6
2. S d 3 — f 4 † K d 5 — c 6, e 4
3. D d 1 — a 4 matt.

1. . . . . b 4 — b 3 beliebig.
2. D d 1 — a 4
3. D d 7, b 5 oder S f 4 matt.

1. . . . . K d 5 — c 4
2. D d 1 — b 3 † K c 4 — d 4:
3. L h 2 — g 1 matt.

Auf 1. . . . . e 5 — d 4: folgt 2. D d 1 — a 4 K. und auf 1. . . . . e 5 — c 4 2. S d 3 — b 4 matt.

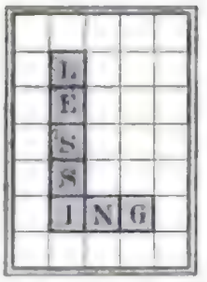
Auflösung der Damenspielaufgabe auf S. 228:

1 g 5 — h 6 1 D a 7 — f 6 † †
2 b 4 — c 5 und gewinnt; denn Schwarz verliert, da jetzt Zugzwang eintritt, durch den nächsten Zug des Gegners die Dame und einen Stein.

Auflösung des litterarischen Ausschnitträtsels auf S. 228: Stella, Tell.

Auflösung des Bilderrätsels auf S. 228: Winter ade!

Auflösung des Mosaik-Kryptogramms auf S. 228:



Auflösung des Buchstabenrätsels auf S. 228: Falun, Faun.

Auflösung des Scherzrätsels auf S. 228: Glocke, Glucke.

Auflösung des Versetzungsrätsels auf S. 228: Eilpost, Pistole.

Auflösung des Umstellungsrätsels auf S. 228: Reis, Eris.

Auflösung des Homonyms auf S. 228: Der Gefreite, Die Gefreite.

Auflösung des Räthsels auf S. 228: Treffen, Treffer.

☞ **Hierzu Kunstbeilage IV: „Erste Liebe." Nach dem Gemälde von W. Süs.**

In dem unterzeichneten Verlag sind soeben die folgenden neuen Romane erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Felix und Felicia.
Roman von
Marie Bernhard.
Elegant broschiert 4 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Truggeister.
Roman von
Anton von Perfall.
Elegant broschiert 3 Mark.
Elegant gebunden 4 Mark.

Ein Götzenbild.
Roman von
Marie Bernhard.
Elegant broschiert 4 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zwei von diesen nunmehr in Buchform erschienenen Romanen sind den Lesern der „Gartenlaube" bereits bekannt; der dritte: „Felix und Felicia" von M. Bernhard, ist nicht in der „Gartenlaube" erschienen, und es wird das Buch den vielen Freunden der rasch beliebt gewordenen Erzählerin deshalb doppelt willkommen sein.

Verlag von **Ernst Keil's Nachfolger** in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

DIE VERSTOSSUNG DER HAGAR

Nach dem Gemälde von Adrian van der Werff

Digitized by Google

Halbheft 9. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

5.

Durch lange Gänge, in denen stille Mönche an dem Jäger vorüberwanderten, lautlos seinem Gruß dankend, und über eine steile Wendeltreppe gelangte Haymo in die Wartestube des Vogtes. Die Stube hatte noch ein zweites Treppenhaus und Thor gegen den Marktplatz, damit die Bauern, die Weiber und Hörigen, die Kaufleute und Kriegsknechte, welche dem Vogt ein Anliegen vorzutragen hatten, die klösterliche Schwelle nicht überschreiten mußten. Der einzige Schmuck des großen Raumes war ein mächtiges Kreuz aus Untersberger Marmor und ein rohes, grell bemaltes Schnitzwerk, den heiligen Augustinus darstellend. Auf den Steinbänken, welche sich rings um die Wände zogen, saß ein halb Dutzend Leute, zumeist Salzläufer aus der Fremde. Durch die geschlossene Thür der Vogtstube klang eine zankende Stimme. Herr Anselmus Schluttemann, der Klostervogt, war heute wieder übler Laune. Das heißt, in solcher Laune war Herr Schluttemann jahraus, jahrein. Das machten aber nicht die Geschäfte des Klosters — Gott bewahre! Herr Schluttemann brachte diese Laune von Hause mit herein in die

Aprilwetter.

Aus dem Werke: „Spiegelbilder aus dem Leben" von René Reinicke.

J. A. Ackermanns Kunstverlag in München

Amtsſtube. Wer mit Frau Cäcilia, die der Vogt ſeine „geſtrenge Hausehre“ zu nennen pflegte, nur einmal in ſeinem Leben zu ſchaffen hatte, der begriff auch wohl, daß Herr Schluttemann täglich zum mindeſten fünf geſchlagene Stunden im Kellerſtüblein des Kloſters ſitzen mußte, um ſein Hauskreuz zu vergeſſen. Das gelang ihm nur, wenn er nach der zehnten Bitſche in eine Stimmung gerieth, in welcher er alles vergaß, überhaupt alles, und ganz beſonders das Nachhauſegehen. Pünktlich mit ſinkender Nacht ſchickte Frau Cäcilia die Knechte. Mit dem Herrn Vogt war um dieſe ſpäte Stunde nicht mehr zu reden. Das heißt, Frau Cäcilia redete wohl — Anſelmus aber hörte nicht. Doch was der folgende Morgen brachte, das war ſo Tag um Tag die Urſache zu Herrn Schluttemanns übler Laune. Zwiſchen dem Erwachen und der Morgenſuppe war Frau Cäcilia unbeſiegbar. Und ſo mußten es die Kloſterbauern und Salzkäufer in der Amtsſtube büßen, daß des Herrn Vogtes „geſtrenge Hausehre“ von Haaren einen ganzen Urwald, nicht auf dem edlen Haupte, wohl aber auf den Zähnen trug.

Kaum eine Stunde war vergangen, ſeit Herr Schluttemann im Sturmſchritt . . . er ſelbſt nannte dieſe Eile „lobeſamen Dienſteifer“ . . . ſeinem häuslichen Herd entflohen war, um ſich in die Amtsſtube zu retten. Da war in ſeiner Laune noch die erſte Ofenwärme. Die Thür zitterte vom Hall ſeiner Stimme wie der Reſonanzboden einer Brummgeige.

Haymo lauſchte dieſem Stubengewitter, und ihm wurde ganz bang zu Muthe. Er hatte wohl ein reines Gewiſſen, aber zwei geſtohlene Steinböcke und dazu die Laune des Herrn Vogts, das konnte ein böſes Viertelſtündlein abſetzen. Er ſtellte den Bergſtock in eine Ecke und ließ ſich nieder. Allein gleich wieder ſprang er auf, freudig betroffen. Ihm gegenüber, ſchüchtern eingedrückt in einen Winkel, ſaß Gittli, das Körbchen mit den Schneerоſen auf ihrem Schoß. Und wie ſchmuck ſie ſich aufgeputzt hatte! Das war wohl ihr Feiertagsgewand: ein blaues Röcklein mit grüner Borte, ein ſchwarzes Mieder, zwar ohne Silberſchmuck, aber knapp und kleidſam. Wie friſchgefallener Schnee war das Linnen, das die Arme und den Hals umſchloß. Die ſchwarzen Haare waren in zwei dicke Zöpfe geflochten und gleich einem Krönlein um die Stirn gelegt. Dazu noch der im Mieder ſteckende Primelnſtrauß, der ſie mit ſeinen goldgelben Blüthen lieblicher ſchmückte, als es irgend ein blitzendes Geſchmeide vermocht hätte.

Haymo ging mit raſchen Schritten auf das Mädchen zu.

„Grüß' Dich Gott, Gittli!“

Sie nickte nur und ſchaute lächelnd zu ihm auf.

„So gieb mir doch Deine Hand! Wir haben uns ja ewig lang nicht geſehen!“

„Ewig lang! Ich weiß gar nimmer, war's heuer, oder war's vorig's Jahr . . . oder gar erſt heut' in der Früh.“ Und kichernd legte ſie ihr kleines ſchmales Händchen in ſeine braune Jägerhand.

„Wie haſt denn geſchlafen heut' nacht?“

„Wie ein Mankerl*! Aber beim Aufwachen, Du, da war's kalt! Ich hab' mich ſchier kaum zuſammenklauben können aus dem Heu! Und dann bin ich gelaufen wie ein Härmlein**, nur daß ich wieder warm geworden bin. Ja, drunten erſt am See . . .“ Sie ſtockte. Ein halb ängſtlicher, halb ſinnender Ausdruck malte ſich in ihren Zügen. „Gelt, Du haſt ihn auch geſehen . . .“ Sie blickte ſcheu um ſich, und ihre Stimme dämpfte ſich zum Flüſtern, „den ſelbigen, den Schwarzen? Ich bin völlig erſchrocken! Du! Ich fürcht' mich nicht ſo leicht . . . aber der! Ich glaub', der kommt mir noch im Traum vor! Haſt ihn angeſchaut? Gelt, ein Geſicht wie ein Geſtorbener!“ Ein Gruſeln flog über Gittlis Schultern.

„Dirn',“ ſagte Haymo ernſt, „wenn Du von mir einen Rath hören willſt, dann geh' ihm aus dem Weg, dem Schwarzen! Aber ſorgen brauchſt Dich nicht! Da ſei Du ganz ruhig! Ich laß Dir nichts geſchehen.“

Sie ſchaute zu ihm auf mit traulichem Blick und ſagte: „Das weiß ich!“ Doch als ſie den raſchen Druck verſpürte, mit dem er ihre Finger umſchloß, befreite ſie haſtig, faſt erſchrocken ihre Hand.

Haymo wurde roth bis über die Stirn. Nach einer Weile fragte er: „Weswegen biſt denn da hergekommen? Was willſt denn?“

Sie ſaß verlegen, mit geſenkten Augen, und erwiderte leiſe: „Die Schneerоſen will ich dem Kloſter bringen. Und . . . und mit dem Vogt ſoll ich reden von meines Bruders wegen. Aber ich werde wohl noch lang verweilen müſſen.“ Sie überflog mit einem Blick die Reihe der Wartenden. „Und ich ſollt' ſchon lang wieder daheim ſein. Weißt, ich hab' ein krankes Bäslein, und meine Schwäh'rin iſt ſiech und kann nicht ſchaffen.“

„Nein, Gittli, da darfſt nimmer warten! Komm' nur!“ Er nahm ſie bei der Hand, und obwohl ſie ſich unter ſtammelnden Worten ſträubte, zog er ſie mit ſich gegen die Thür der Vogtſtube. „Leut'!“ rief er die Wartenden an. „Die Dirn' da hat zwei Kranke daheim und kann nimmer warten. Gelt, ja, ſie darf zuerſt hinein?“

Eine Antwort bekam er nicht. Aber nur deshalb, weil im gleichen Augenblick die Thür von innen aufgeriſſen wurde. Drinnen ſah man einen Bauern ſtehen, der verlegen ſeinen Filzhut zwiſchen den Fingern drehte; und vor ihm, mit weit geſpreizten Beinen, ſtand Herr Schluttemann, der Vogt, eine derb gedrungene Geſtalt in einem Koller aus braunem Hirſchleder, eine ſteife Krauſe um den Hals. Wie zwei Dolche ſtachen die Schnauzbartſpitzen aus ſeinem dunkelrothen Geſicht, und die borſtigen Haupthaare ſtarrten wirr durcheinander wie die Stoppeln eines Aehrenfeldes, auf dem eine Herde geweidet hat. War das etwa die Friſur, mit welcher Frau Cäcilia Herrn Schluttemann aus ihren Händen entlaſſen hatte?

„Wir ſind fertig, Eggebauer, fertig miteinander!“ ſchrie der Vogt und ſchüttelte den Kopf wie ein Roß, das nimmer ziehen will. „Ihr ſeht, da warten die Leute. Ich habe noch mehr zu thun, als mit Euch zu hecheln. Weiter! Weiter! Die Thür ſteht offen, und ich kann den Zug nicht leiden.“

„Herr Vogt,“ ſtotterte der Bauer, „wenn ich den Acker ſchon nimmer haben ſoll, dazu habt doch Erbarmen mit meinem armen Weib und . . .“

„Euer Weib hat die Krapfenkrankheit!“ donnerte Herr Schluttemann. „Mit drei Ellen um den Bauch herum hab' ich kein Erbarmen! Euer Weib ſoll die Schmalzkuchen und den Meth laſſen, ſoll Schlappermilch eſſen und Schwarzbrot, dann braucht ſie kein Bibergail und kein Herzkreuzl vom Steinbock. Das ſind Medikamenta für andere Leute! Punktum!“

Der Eggebauer ſtand vor der Thür, er wußte nicht wie; es war ihm nur einen Augenblick ſo vorgekommen, als hätte ihn Herr Schluttemann beim Kragen gefaßt. Und während der Bauer wie ein begoſſener Pudel dem Ausgang zutrollte, hatte der Vogt ſchon ein neues Opfer ſeiner Laune gefunden: den Jäger.

„Soooo?“ gröhlte Herr Schluttemann und machte, denn er wollte höhniſch ſein, eine tiefe Reverenz. „Belieben ſchon da zu ſein?“

„Ja, Herr Vogt,“ ſagte Haymo und ſchob das Mädchen, das an allen Gliedern zitterte und mit jedem Athemzug die Farbe wechſelte, vor ſich hin. „Aber da iſt eine Dirn' . . .“

„Natürlich!“ Herr Schluttemann machte mit ausgebreiteten Armen eine noch tiefere Reverenz. „Seine fürſtlichen Gnaden von der Wildſchur belieben ſich in der Kloſterküche feſtzupflanzen. Der Vogt kann ja warten! Natürlich! Da muß man erſt Paſtetlein ſpeiſen, Saibling' und Forellen!“

„Nein, Herr Vogt,“ ſagte Haymo lächelnd, „es war Hecht und Biberſchwanz. Aber da iſt eine Dirn' . . .“

Herr Schluttemann ſtutzte und richtete ſich ſtraff in die Höhe. „Biberſchwanz?“ wiederholte er, und ſein ganzes Weſen war auf einen Streich verwandelt; im freundlichſten Ton der Neugier fragte er: „Heute giebt's Biberſchwanz?“

„Ja, Herr Vogt! Aber da iſt eine Dirn' . . .“

„Dirn'! Dirn'!“ Herr Schluttemann hatte ſich wiedergefunden. Er ſchnaubte und zeigte das Weiße im Auge. Gittlis lieblicher Anblick rührte ihn nicht; er hatte ja ein Theilchen von jener Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes vor ſich, zu welcher Frau Cäcilia gehörte! Und das war Urſache genug für den Ton, in dem er Gittli anſchnauzte: „Was will das Weibsbild?“

Gittli rührte die Lippen, aber ſie brachte keinen Laut aus der Kehle.

„Alſo? Wird's bald? Was will man?“

* Murmelthier.
** Wieſel.

„So rede doch, Gittli!“ mahnte Haymo. „Mußt Dich nicht fürchten! Der Herr Vogt iſt ein lieber und guter Mann! Rede nur friſch weg!“

„Ich will . . . etwas . . . bringen . . .“ ſtotterte das Mädchen.

„Bringen? Dem Kloſter? Herein damit!“ Ein Griff des Herrn Schluttemann, und Gittli ſtand im Zimmer des Vogtes. Sie wollte noch einen hilfeſuchenden Blick zu Haymo zurückwerfen, aber hinter ihr war ſchon die Thür geſchloſſen. Scheu blickte ſie um ſich her. Ein großer Raum mit hohen Schränken an allen Wänden. Zwiſchen den beiden Fenſtern ein Bild: der heilige Georg, der den Drachen erſticht. In der Mitte ein Tiſch mit Lehnſtühlen.

In ſolch einen Stuhl hatte Herr Schluttemann ſich geworfen und hielt nun die Hände verſchlungen und die Beine geſtreckt.

„Alſo! Was bringt man?“

Gittli näherte ſich zögernd, nahm den Deckel von ihrem Körblein und hielt es dem Kloſtervogte hin.

Herr Schluttemann guckte hinein und rollte die Augen, daß man zweimal das Weiße ſah. Er hatte in dem Körblein zum mindeſten ein Dutzend friſcher Eier vermuthet oder einen Ballen Butter. „Dummes Zeug!“ ſchnauzte er Gittli an, daß ſie erſchrocken zuſammenfuhr und ſchier das Körblein fallen ließ. „Was ſoll denn das? Soll ich mir das Gras vielleicht auf den Hut ſtecken?“

Gittlis Augen wurden feucht, und mit leiſer, kaum noch vernehmlicher Stimme ſagte ſie: „Morgen iſt Charfreitag!“

„Das weiß ich! Oder glaubt man, ich kenne den Kalender nicht?“

„Und das ſind Schneeroſen. Ich ſelbſt habe ſie herunter geholt von den Schneehalden in der Röth' . . . und . . . ſie gehören für das heilige Grab unſeres lieben Herrn.“

Herr Schluttemann dämpfte ſeine Entrüſtung. „So? So? Das iſt ſchön, das iſt chriſtlich!“ brummte er. „Stell' das Körblein nur auf den Tiſch. Ich will es dem Bruder Meßner ſchicken. So! Und jetzt Gottes Dank! Und Gott befohlen!“

Er machte einen bezeichnenden Wink nach der Thür; Gittli aber rührte ſich nicht; ihr Geſicht war kreideweiß vor Angſt, und mit einem flehenden Blick ſuchte ſie Herrn Schluttemanns Augen.

Der Vogt wurde ſtutzig; er drehte den Kopf auf die Seite und kam auf das Mädchen zugegangen, mit ſo drohenden Augen, daß Gittli ſcheu ein paar Schritte zurückwich.

„Man will vielleicht noch etwas? Hoho! Ich merke ſchon! Das alſo iſt die chriſtliche Frömmigkeit! Heeh? Das Kraut da war nur ein Vorwand, um hereinzukommen?“

„Nein, nein, Herr Vogt . . .“ ſtammelte Gittli mit verſagender Stimme.

„Keine Widerred'!“ kam es wie ein Donnerkeil unter dem geſträubten Schnauzbart herausgefahren. „Was will man? Alſo? Wird's bald oder nicht?“

Gittli ſchaute mit angſtvollen Augen auf, ſie wollte ſprechen, aber ehe ſie noch das erſte Wörtlein herausbrachte, kamen ihr die dicken Thränen, und bitterlich ſchluchzend bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht.

„Natürlich! Natürlich! Jetzt wird geheult!“ Herr Schluttemann durchmaß mit langen Schritten die Stube und hob die Arme gegen den Himmel. „Herr Du mein Gott, Du haſt die Weibsleut' auch in Deinem Zorn erſchaffen! Heulen! Gleich heulen! So machen ſie's alle! Alle! Alle!“ Ob er wohl im ſtillen hinzufügte: nur Frau Cäcilia nicht? Breitſpurig blieb er vor Gittli ſtehen und ſtemmte die Fäuſte in die Hüften. „Alſo? Hat man bald ausgeheult? Soll ich bald hören, was man will?“

„Ach, Herr Vogt,“ kam es unter Thränen und Schluchzen heraus, „mein Bruder kann das Lehent* nicht zahlen!“

„Da haben wir's!“ Schmetternd fiel die Fauſt des Herrn Schluttemann auf die Tiſchplatte. „Der ſaubere Bruder will nicht zahlen, und das feine Schweſterlein ſtolziert herum, aufgeputzt wie ein Burgfräulein!“

Gittli warf einen erſchrockenen Blick über ihre Geſtalt, mit zitternden Händen zerdrückte ſie das Primelnſträußlein vor dem Mieder und ſtammelte in Thränen: „Nein, nein, Herr Vogt! Ich bin doch ein blutarmes Ding. Seht doch die Schuhe an, die hab' ich mir ſelbſt genäht; und das Röcklein trag' ich vier Jahre ſchon, und die Borte da, die iſt ja nur angeſtückelt und das Mieder hat mir die Eggebäuerin geſchenkt, weil ihre Jenza draus herausgewachſen iſt. Und das Linnen da . . . das hab' ich mir doch ſelbſt gewaſchen!“

Die Augen des Herrn Schluttemann begannen verdächtig zu zwinkern. Das that aber der Gewalt ſeiner Stimme keinen Eintrag: „Natürlich! Und da hat man wieder ein Pfund Seife verſchmiert.“

„Nein, nein, Herr Vogt, ich hab's in der Sonne bleichen laſſen.“

„Sooo? Natürlich! Die liebe gute Sonne muß auch ſchon herhalten für die Eitelkeit der Weibsleut'! Und ich, der Vogt, muß mich abgeben mit ſolchen dummen Geſchichten! Warum iſt Dein Bruder nicht ſelbſt gekommen? Warum will er nicht zahlen?“

„Ach, Herr Vogt, mein Bruder muß ja von früh bis in die ſinkende Nacht im Sudhaus ſtehen. Und er möchte doch zahlen, wenn er nur könnte. Aber er hat ein krankes Kind daheim, und ſein Weib iſt ſiech geworden, wie der Winter kam. Dreimal in der Woche muß die Schwäh'rin Fleiſch eſſen, und neulich haben wir Wein kaufen müſſen, weil ſie gar ſo ſchwach und elend iſt!“

„So? So?“ knurrte Herr Schluttemann. „Und warum kommt man nicht zu mir und holt ſich einen Armenzettel? Und warum geht man nicht zum Armenvater und holt ſich Fleiſch und Wein und kräftige Süpplein? Das Kloſter hat's doch, und das Kloſter giebt! Donnerwetter noch einmal! Warum nicht?“

„Ach, Herr Vogt . . .“ und Thräne um Thräne glitt über Gittlis zuckende Wangen, „ich hätt' es ja gerne ſchon gethan! Thät' ich doch alles für die Schwäh'rin und das liebe Bäslein. Aber der Bruder will's nicht haben. Er ſagt immer, daß er ja doch ein Menſch iſt, der ſchaffen und verdienen kann. Und ein Kriegsmann iſt er doch auch einmal geweſen. Und er will's nicht leiden, daß ich mich unter die Bettelleute ſtelle, und . . . und er könnt' es nicht hören, wenn uns die Leute Hungerleider ſchimpfen und Schnappſäcke!“

„So? So? Natürlich! Noth und Elend hint' und vorne! Aber ſtolz! Nur ſtolz! Und die Naſe hinauf in den Wind! Das wär' mir das Richtige! Warte nur, warte ich will Deinem Bruder den Hochmuth austreiben! Sag' Deinem Bruder: wenn er nicht zahlt am Oſtermontag, dann jetzt es ein Donnerwetter! Das Leben laſſ' ich ihm wegnehmen und geb's einem andern. Ja, das thu' ich! Gott ſoll mich ſtrafen!“

Gittli erblaßte, und ihre Kniee drohten zu brechen.

Herr Schluttemann aber wetterte weiter: „Das wär' mir das Wahre! Nicht zahlen wollen! Natürlich! Da käme dann einer um den andern, zuerſt die Lehnsleute, und dann die Zinsbauern, und dann die Salzkäufer . . . und die frommen Patres und Fratres, die doch auch leben müſſen, könnten ſich den Hals zubinden und Luft ſchnappen! Oho!“ Herr Schluttemann wollte der Tiſchplatte eins verſetzen mit der Fauſt, doch mitten im Schwunge hielt er inne; auch Gittli erſchrak und fuhr mit der Hand an die Kehle, als ginge ihr der Athem aus. Sie hatten beide zu gleicher Zeit bemerkt, daß ſie nicht mehr zu zweit in der Stube waren.

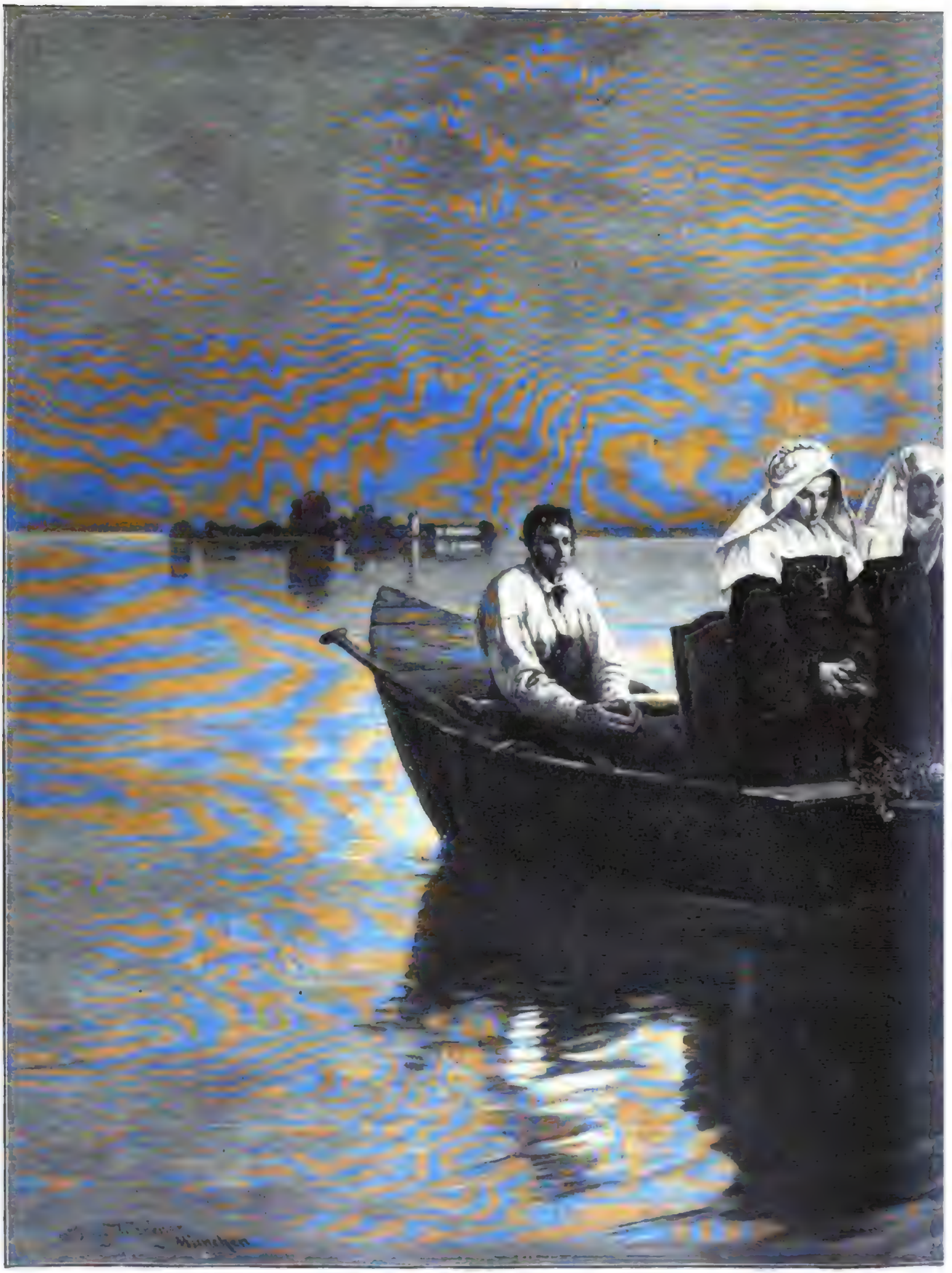
Vor ihnen ſtand die hohe Geſtalt eines Prieſters; über dem ſchwarzen Talar, deſſen weißes Skapulier mit violetter Stickerei geſäumt war, hing an goldener Kette ein funkelndes Kreuz, halb verſchleiert durch die dünnen Strähnen des grauen Bartes; ein kleines violettes Käpplein deckte den Scheitel; unter der knöchernen, hart modellierten Stirne ragten die buſchigen Brauen hervor wie Dächlein über den Augen; aber das Antlitz hatte keinen finſteren Zug; es war männlich ernſt und dennoch milde.

Herr Schluttemann verbeugte ſich; denn dieſer Prieſter vor ihm, das war Herr Heinrich von Juzing, der Propſt von Berchtesgaden.

„Reverendiſſime!“ ſagte Herr Schluttemann und verbeugte ſich abermals. „Kein Ende, Reverendiſſime, kein Ende mit Zorn und Aerger! Die Luft könnte einem ausgehen vor Gift und Galle! Da iſt nun wieder ſo eine Dirn' . . .“

„Ich habe ſelbſt gehört!“ fiel Herr Heinrich ein, winkte den Vogt zu ſich in die Fenſternniſche und ſagte in fließendem Latein: „Mich dünkt, Ihr ſeid zu rauh mit den Leuten, Herr Vogt

* Der Pachtſchilling für das Hauslehen.



Abend

Nach einem Gemälde

dglocken.

von Josef Wopfner.

Digitized by Google

Sehl das arme Ding nur an, es giebt kein Tröpflein Blut und zittert am ganzen Leibe."

Das rothe Gesicht des Herrn Schluttemann schwoll wie der Kamm eines gereizten Gockels. „Bitte, in aller Weisheit zu bedenken, Reverendissime," sagte er in einem Latein, bei dessen bedenklichem Klang Herr Heinrich nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte, „bitte zu bedenken, daß man den Leuten die Fuchtel zeigen muß. Sonst ist man verloren und betrogen alle Stund'!"

„Auch ich liebe die falsche Milde nicht. Allein auch Strenge muß geübt werden mit Maß und Ziel!" Herr Heinrich musterte Gittli mit einem ruhigen Blick . . . sie erbebte vor dem dunklen Glanz dieser Augen wie Espenlaub im Abendwinde und duckte sich und zog das Köpfchen ein, als möchte sie sich so klein machen wie ein Mäuschen. Herr Schluttemann wollte sprechen, der Propst aber winkte ihm zu schweigen und sagte, immer noch in lateinischer Sprache: „Der Bruder dieses Dirnleins ist der Sudmann Wolfratus? Ich kenne den Mann, er hat ein furchtloses muthiges Herz. Als wir das letzte Mal unter den Wänden des Watzmann jagten, holte er einen weidwunden Steinbock von der schwindelnden Wand herunter, die kein andrer zu betreten wagte. Forschet nach, Herr Vogt, ob das Mägdlein die Wahrheit gesprochen hat! Trifft den Mann kein Verschulden, dann soll ihm das Lehent erlassen sein für dieses Jahr. Höret Ihr aber, daß dieser Wolfratus ein Säufer ist und ein Würfelspieler, dann büßet ihn mit aller Strenge! Und jetzt schicket das Dirnlein heim und lasset den Jäger kommen." Herr Heinrich wandte sich zum Fenster, von welchem aus man einen herrlichen Blick genoß über Thal und Berge.

Zitternd und bangend war Gittli die ganze Zeit gestanden; der Klang der fremden Sprache hatte sie noch mehr verwirrt, noch ängstlicher gemacht; ihr furchtsam lauschendes Ohr hatte unter den ihr unverständlichen Lauten zweimal den Namen ihres Bruders aufgefangen, und nach den bärbeißigen Drohungen, die Herr Schluttemann ausgestoßen, glaubte nun das arme Ding nicht anders, als daß mit dieser lateinischen Zwiesprach' ihres Bruders Schicksal und Strafe beredet worden und beschlossen wäre: zahlen . . . oder das Lehen verlieren und verjagt werden von Haus und Hof. Ihre Augen wurden heiß, aber sie konnte nicht mehr weinen; an ihrer Kehle würgte die Angst, und ihr war, als stünde sie versteinert am ganzen Leib und vermöchte keinen Finger mehr zu rühren. Sie wich auch keinen Schritt zurück, als Herr Schluttemann jetzt mit dunkelrothem Gesicht und rollenden Augen auf sie zugeschossen kam; nur ihre thränenfeuchten Lider öffneten sich noch weiter, und ihre Lippen zuckten.

„Marsch jetzt, fort mit Dir!" knurrte der Vogt, welcher trotz der Vermahnung, die ihm geworden war, seiner Würde nichts vergeben wollte. „Und sage Deinem Bruder, wenn er nicht kommt am Ostermontag, dann schick' ich die Knechte!" Da sich Gittli noch immer nicht rührte, versetzte ihr Herr Schluttemann einen gelinden, durchaus nicht ernst gemeinten Puff; sie zuckte aber doch zusammen, als wäre das Richtschwert über ihr geschwungen worden. Wortlos wandte sie sich um und schlich der Thür zu, Schrittlein um Schrittlein. Dieser Abschied währte Herrn Schluttemann zu lange, er faßte Gittli am Arm, schob sie hurtig vor sich her, und da die lateinische Lektion, die er empfangen, sein Wohlwollen für den Sudmann Wolfratus gerade nicht gemehrt hatte, konnte er sich nicht enthalten, dem Mädchen noch ins Ohr zu brummen: „Und sag' ihm nur, daß ich einstweilen meinen Stecken in Salzwasser legen will, damit er besser pfeift . . . huilt!" Das war nun freilich wieder nicht gar so schreckhaft gemeint; denn in Wahrheit hatte Herr Schluttemann bis zur Stunde noch kein lebendes Wesen geprügelt, nur Tote: nämlich die „Schwarzreiter", die geräucherten Saiblinge, welche geklopft werden mußten, bevor man ihnen die rauchgeschwärzte Haut vom rosigen Fleische zog.

Aber Gittli sah und hörte mit den Augen und Ohren eines Kindes, und was sie hörte, jagte ihr den Schreck in alle Glieder, und was sie sah, war trostlose Finsterniß. Noch ein Puff, und sie stand vor der Thür.

Haymo, der draußen gelauert hatte wie der Teckel vor dem Dachsbau, trat ihr hastig entgegen.

„Bist schon fertig, Gittli? Und hast Du . . .?" Da sah er ihr verstörtes, thränennasses Gesicht und ihre kummervollen Augen. Das ging ihm ins Herz wie ein Messerstich, und über seine Lippen fuhr es mit erschrockenem Laut: „Gittli! Was ist Dir?"

Sie schüttelte nur traurig das Köpfchen und entwand sich seinen Händen.

„Gittli!" stammelte er und wollte ihr nacheilen; aber da klang aus der Amtsstube die Stimme des Herrn Schluttemann: „Haymo! Wo steckst Du denn? Herr Heinrich wartet!"

Einen Blick noch, heiß und sorgenvoll, warf Haymo dem Mädchen nach; dann wandte er sich aufseufzend der Thür zu, zog die Kappe und trat zögernd ein.

6.

Als Gittli ins Freie trat, that ihr der helle Glanz der Sonne in den Augen weh. Und so müde war sie, so zerschlagen an allen Gliedern, daß sie sich eine Weile an die Mauer lehnen mußte. Dann raffte sie sich auf, trocknete das nasse Gesicht mit den Armen und floh davon wie ein gescheuchtes Reh, über den Marktplatz, den Klosterberg hinunter und dem Sudhaus entgegen. Vor dem Thor aber hielt sie stille und besann sich. Nein! Weshalb es dem Bruder jetzt schon sagen? Sie wollte ihm den Kummer ersparen bis zum Abend; er erfuhr ja noch immer früh genug, was ihm drohte.

Ueber die Brücke eilte sie einem Sträßlein zu, welches, bachaufwärts, am Ufer der rauschenden Albe dahinführte. Nach kurzer Weile gelangte sie zu einem umhegten Garten, in dessen Mitte, von kümmerlichen Obstbäumen umgeben, ein kleines armseliges Häuschen stand. Zwei enge Stübchen, ein schmaler Raum, welcher Flur und Küche zugleich war, und ein kleiner Schuppen — mehr hatte das bemooste Schindeldach vor Sturm und Regen nicht zu schützen. Das Haus mit dem Garten war Klostergut, welches Wolfrat Polzer, der Sudmann, seit zehn Jahren zu Lehen hatte. Seine Heimath war ein niederbayerisches Dorf; als fünfzehnjähriger Bursche war er von Hause weggelaufen, der eisernen Haube zulieb. Das Kriegshandwerk hatte ihn tüchtig umhergeworfen, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Zuletzt hatte er bei der reisigen Schar des Erzbischofs von Salzburg gestanden und unter dem Heerbann Friedrichs des Schönen die Schlacht bei Ampfing* mitgeschlagen. Dann war er des Hauens und Stechens müde geworden und in die Heimath zurückgekehrt. Während des gleichen Jahres noch hatte er in einer Seuche, welche nach all dem Brennen und Morden das Land heimsuchte, den Vater und die Mutter an *einem* Tag verloren; da führte ihm der Zufall einen Salzkärrner in den Weg, der im Auftrag des entlegenen Klosters gesunde und kräftige Leute für das Salzwerk zu werben hatte. Wolfrat ließ sich bereden, und auf dem Salzkarren traf er in Berchtesgaden ein; doch kam er nicht allein; er brachte die fünfjährige Schwester mit, und zumeist um dieses Kindes willen geschah es, daß Wolfrat das erste freie Lehen erhielt. Unter den Sacknäherinnen des Salzhauses fand er ein verwaistes Mädchen, das dem finsteren, verschlossenen Mann gut wurde; er hatte sie einmal vor Mißhandlung geschützt, als ihr ein fremder Fuhrmann das allzu schlagfertige Nein, das sie auf eine zudringliche Frage zur Antwort gegeben, mit der Peitsche vergelten wollte. Ein Jahr später wurden sie Mann und Weib. Sie fingen zu Dreien an, Wolfrat, Sepha und Gittli, hielten fest zusammen und waren mit ihrem kargen, stillen Los zufrieden; erst kam ein Knabe, darauf ein Mädchen, und dann kamen Krankheit, Sorgen und Noth. In diesen schlimmen Zeiten wurde Gittli der gute Geist des kleinen Hauses; ihr sanftes Wesen milderte den verdrossenen Groll des Bruders, ihr herzlicher Frohsinn tröstete und erheiterte das kranke Weib, und bei ihren fünfzehn Jahren schaffte sie wie eine Alte, damit die kümmerliche Wirthschaft nicht ganz zerfiel, und sorgte mit so hingebender Liebe für die beiden Kleinen, daß die Kinder fast zärtlicher an ihr als an der Mutter hingen.

Von dem Gang, den sie ins Kloster gethan, brachte sie ein recht schweres Herz mit heim. Doch als sie am geflochtenen Gartenhag das hölzerne Thürchen öffnete, wurde der große Kummer, der sie bedrückte, gemildert und verdrängt durch die Sorge im kleinen. Mit forschenden Augen schaute sie umher; hier schien alles in bester Ordnung; die sieben Hennen stolzierten

* Am 28. Sept. 1322.

über den Raſen, ſcharrten glucſend in den Maulwurfshügeln und ſchüttelten das Gefieder in der Sonne; friedlich graſten die beiden Ziegen im Bogen um die Bäume, an welche ſie mit langen Stricken gebunden waren. Jetzt gewahrte ſie im Gras ein ploderndes Hemdlein, aus welchem zwei in der Luft ſchlenkernde Beinchen hervorragten; ein fünfjähriger blonder Knabe lag bäuchlings auf den Raſen geſtreckt und grub und wühlte mit beiden Händchen in der ſchwarzen Erde, als gält' es, einen Schatz ans Tageslicht zu fördern.

„Ja Lippele," rief Gittli, „ja was machſt denn da?"

„Mauſi fangen!" flüſterte der kleine Maulwurfsjäger ge eimüht voll und wollte ſein Graben und Wühlen von neuem beginnen.

Gittli aber zankte: „Ja biſt denn geſcheit? Da hinliegen auf den kalten Boden! Gleich ſtehſt auf!"

Lippele erhob ſich ſchmollend, und da ſchlug das Mädchen entſetzt die Hände ineinander.

„Ja Lippele! Aber, aber! Wie ſchauſt denn aus! Ja ſchau Dich nur an! Sooo! Da wird die Dittibaſ' gleich weinen!" Dittibaſ' . . . dieſen Namen hatte der lallende Kindermund erfunden, der es nicht fertig brachte, „Baſe Gittli" zu ſagen.

Die Dittibaſ' wird weinen! Das war für Lippele die wirkſamſte aller Drohungen. Er verzog das Mäulchen zu einem Pfännlein, ſtreckte die Aermchen mit geſpreizten Fingern auseinander und ſchaute mit ſtarren Augen an ſich hinunter. Dem langen Hemdlein, welches ſein ganzes Gewand war, hätte es der ſchärfſte Blick nicht mehr angeſehen, daß es Gittli am Morgen weiß und friſch aus der Truhe genommen hatte. Und dieſe Hände! Und ein Geſicht dazu, als hätte Lippele den Verſuch gemacht, die Maus mit den Zähnen aus der Erde herauszubeißen!

„O mein Gott, mein Gott!" jammerte Gittli. „Gelt? Jetzt ſchauſt? - Jaaa! Und die Dittibaſ' kann morgen wieder am Waſſer ſtehen und Pfaidi* waſchen! Gleich ſagſt es jetzt: was biſt Du für ein Bubi?"

„Suggibubi!" bekannte Lippele mit rühmenswerther Selbſterkenntniß, während ſeine Augen ſich mit Thränen füllten.

„Gelt, ja!" pflichtete Gittli bei, faßte das Bürſchlein am Ellbogen und ging der offenen Hausthür zu, ſo raſch, daß Lippele mit Hopſen und Stolpern kaum nachzukommen vermochte.

Es war eine ärmliche Stube, welche ſie betrat, mit dem dürftigſten bäuerlichen Hausrath beſtellt; aber alles ſauber in ſtand gehalten. Tiſch und Bänke blank geſcheuert. Hinter dem weißgetünchten Lehmofen ſtand das große Doppelbett, und in dem Winkel zwiſchen Bett und Mauer ruhte Sepha, das Weib des Sudmannes, in einem aus Weidenruthen geflochtenen Lehnſtuhl. Sie ſchien zu frieren, denn ein dickes Tuch war um ihre Schultern geſchlungen und eine Lodendecke über den Schoß gebreitet. Das blonde Haar war gelöſt und hing in dünnen, mattſchimmernden Strähnen um das bleiche, verkümmerte Geſicht mit den ſtillen, krankhaft glänzenden Augen. An ihrer Haltung ſah man die Schwäche; ganz zerfallen lag ſie zwiſchen den Lehnen des Stuhles, den ihr Wolfrat an einem freien Tag geflochten hatte, da ihr das Liegen ſo ſchlecht bekam.

Eine Kranke als Krankenwärterin! In den mit grober Leinwand bezogenen Kiſſen des Bettes lag ein dreijähriges Mädchen; in üppigen Ringeln floß das goldblonde Haar rings um das kleine ſüße Geſichtchen, deſſen Wangen in fieberhafter Röthe brannten. Die dünnen, zitternden Fingerchen ſpielten über der Bettdecke mit den ſchon halb verwelkten Primeln und Veilchen, welche Gittli dem Kinde gebracht hatte, bevor ſie das Haus verließ.

Und als das Mädchen nun die Thür öffnete, leuchteten die Augen des Kindes freudig auf. „Dittibaſ'!" liſpelte es und ſtreckte ihr die Aermchen entgegen.

„Ja, mein Mimmidatzi, ich komm' ſchon!" ſagte Gittli mit zärtlichem Lächeln und Nicken. Sie ſtellte den kleinen Verbrecher, den ſie gefangen herbeigeführt, mitten in die Stube. „Schau nur, Schwäh'rin, wie das Bürſchlein wieder ausſchaut!"

Ueber Sephas Züge flog ein mattes Lächeln. Und als der kleine Schlingel gewahrte, daß ſein Ausſehen die Mutter nicht ſchelten, ſondern lachen machte, ſchrie er jauchzend auf, als hätte er eine ſtolze Heldenthat zu verkünden, und wie eine toll gewordene Hummel ſurrte er tanzend durch die Stube.

Gittli hatte ſich auf das Bett geſetzt; ſie hielt das Kind umfangen, das ihren Hals mit ſeinen dünnen Aermchen feſt umklammerte; ſo aneinander geſchmiegt, Wange an Wange gelehnt, wiegten ſie ſich hin und her, und die Kleine ſang dazu mit ſchmeichelnden Lauten.

Durch das niedere Fenſter fiel ein leuchtender Sonnenſtrahl, der in dem trüben Raume tauſend fliegende Stäubchen flimmern machte. Wollte nach hartem Winter der Frühling nun auch Einkehr halten unter dieſem Dach? An der Zeit wär' es wohl geweſen! . . .

Gittli machte ſich an die Arbeit. In ihrer kleinen Kammer vertauſchte ſie das „gute" Gewand mit ihrem abgetragenen rothen Röcklein. Erſt las ſie draußen im Garten die den Hühnern ausgefallenen Federn zuſammen, damit das kranke Kind eine neue Kurzweil hätte. Dann kam Lippele in die Kur. Gittli kniete auf den Dielen, neben ſich eine kleine Holzwanne mit kaltem Bachwaſſer; mit einem linnenen Lappen bearbeitete ſie dem kleinen Burſchen Geſicht und Hände, daß ihm die Haut zu glühen begann. Ließ er nur einen Mucker hören, dann hieß es gleich: „Schön brav ſein, Lippele, oder die Dittibaſ' thut weinen!"

Sepha ſchaute ihr eine Weile ſchweigend zu; dann ſagte ſie: „Haſt den Herrn Vogt daheim gefunden?"

„Ja freilich."

„Iſt er gut mit Dir geweſen? Und . . . hat er eine Freud' gehabt mit den Röſerln?"

„Das glaub' ich!" ſagte Gittli, während ſie ſich tief über die Wanne beugte, um den Lappen auszuringen. „Ah, ah, hat er geſagt, die ſind aber ſchön! Ja, Du . . . ſo ſchöne hab' ich ſchon bald nicht geſehen, hat er geſagt! Komm her, Lippele!"

„So? So? . . . Und was haſt denn ſonſt noch mit ihm geredet?"

„So halt . . . wie man halt redet . . . von allerhand . . . ja! Aber weißt, gar lang hab' ich mich ja nicht verhalten dürfen! Was da die Leut' warten . . . einer am andern!"

Eine Weile war Stille; dann wieder ſagte Sepha, mit ſcheuem Klang in der Stimme: „Geh', ſag' mir's, Gittli . . . haſt ſonſt gar nichts zu ſchaffen gehabt beim Herrn Vogt?"

„Ja was denn?" fragte Gittli und ſchüttelte den Kopf.

„Ich mein' halt ſo . . ." Sepha athmete ſchwer. „Gittli . . . ſag' mir's . . . hat der Polzer das Lehent ſchon beiſammen?"

„Aber freilich!" lachte Gittli, doch mit abgewandtem Geſicht, denn ſie fühlte, daß ſie roth wurde bis über die Stirn.

„Gott ſei Dank!" Und ein befreiender Seufzer löſte ſich aus Sephas Bruſt.

Lippeles Kur war beendigt; er wurde noch in ſein ſtarrendes Lederhöschen geſteckt wie die Grille in ihr Häuschen; und dann hieß es: „So, Lippele, brav — jetzt biſt aber wieder ſchön!" Er bekam einen Kuß, als Dreingabe noch einen Klaps und ſprang zur Thür hinaus, um die Verwandlung in ſeinen Urzuſtand mit friſchem Eifer zu beginnen.

Gittli trug die Wanne aus der Stube. Draußen blieb ſie ſchwer athmend ſtehen und ſchüttelte in rathloſem Kummer ihr Sorgenköpfchen.

Nun mußte ſie die beſcheidene Mahlzeit herrichten. Hinter dem Haus lag ein mächtiger Stoß dürren Holzes; den hatte Gittli während des Winters zuſammengetragen; hier ſtand ſie jetzt und zerbrach über dem Knie die morſchen Aeſte; immer wieder ließ ſie die Hände ſinken und ſtarrte vor ſich hin. Wie ſollte ſie es dem Bruder ſagen, wenn er heimkam nach Feierabend? Und wenn er es wußte . . . wo ſollte er Hilfe finden? Da ſchoß ihr eine heiße Welle zum Herzen. Einen wußte ſie . . . der würde helfen, das hätte ſie beſchwören mögen . . . Haymo, der Kloſterjäger! Weshalb ihr gerade dieſer Eine in den Sinn kam? Sie wußte keine Antwort auf dieſe Frage. Aber das Herz war ihr mit einmal ganz leicht geworden! Und wie glatt und einfach der Weg war! Ein einziges Wörtlein zu Haymo . . . und Haymo ſprach ein Wörtlein mit Herrn Heinrich . . . und Herr Heinrich konnte doch dem Haymo nichts abſchlagen! Ihr war, als ſähe ſie den Jäger ſchon daherkommen, lachend und mit beiden Armen winkend: „Gittli! Gittli! Ich hab' mit ihm geredet, und er hat geſagt, Dein Bruder ſoll ſich Zeit laſſen mit dem Lehent und ſoll zahlen, wann er kann! Sorg' Dich nimmer! Ich hab' alles gerichtet! Gelt, weißt ſchon, ich laſſ Dir nichts geſchehen!"

* Hemdchen.

Gittli fuhr ſich mit der Hand über die Augen. War ſie denn wach oder träumte ſie? Nur gedacht hatte ſie an ihn ... und dort kam er ſchon, als hätten ihre Gedanken ihn gerufen! Raſchen Ganges wanderte er das Sträßchen einher, das am Hag vorüber führte. Wohl verſchwand er immer wieder zwiſchen Büſchen und hinter Bäumen, aber ſie hatte ihn ja von weitem ſchon erkannt. Jetzt trat er auf den freien Weg heraus ... und nun mußte das „Wörtlein“ geſprochen werden. Sie preßte die Hände auf die fliegende Bruſt, ſie faßte ſich ein Herz und ... und verſteckte ſich hinter dem Holzſtoß. Hier ſtand ſie, zitternd an allen Gliedern, lugte nur ein klein wenig zwiſchen den vorragenden Aeſten hindurch und ſah, wie Haymo langſam den Hag entlang ging; jetzt blieb er ſtehen und ſpähte nach jedem Fenſter, in alle Winkel des Gartens. Und da kam es Gittli vor, als wäre ſein Geſicht gar traurig und ernſt. Sie ſah noch, wie er verdroſſen den Kopf ſchüttelte; dann kehrte er ſich ab, ſchulterte den Bergſtock und wanderte weiter. Hinter den Stämmen der Linden und Ulmen, welche die Straße geleiteten, verſchwand er.

Zögernd trat Gittli hinter dem Holzſtoß hervor. Ihr war, ſie wußte nicht wie ... ähnlich vielleicht, wie dem Lippele zu Muth geweſen war, als Gittli zu ihm geſagt hatte: Ja Lippele, wie ſchauſt denn aus! Was hatte ſie nur gethan! Den Bruder verkauft und verrathen, wo es ſie nur ein Wörtlein gekoſtet hätte, ihn zu retten! Sie hatte die gute Stunde verpaßt! Weshalb nur, weshalb? Der Athem verſagte ihr, und ſie meinte faſt zu erſticken. Wer ſollte dem Bruder jetzt noch helfen? Haymo ſtieg zu Berge ... wann würde ſie ihn wohl wieder ſehen? Lange, lange nicht! Es ſei denn, daß ſie ſelbſt zu ihm hinaufſtiege in die Röth' ... am Oſterſonntag. Weshalb aber ſolange warten? Jetzt gleich ... Haymo war ja noch nicht gar ſo weit, und ſie hätte ihn wohl bald mit ihren flinken Füßen eingeholt! Ein paar Schritte flog ſie dahin, dann wieder blieb ſie ſtehen, zitternd, ſchlug die Hände vor das Geſicht, kehrte um und warf ſich ſchluchzend über das dürre Holz ...

Gar weit konnte Haymo noch nicht ſein ... ſo hatte Gittli wohl gedacht. Wie nah er aber war, das ahnte ſie doch nicht. Dann, als er am Hag des benachbarten Gartens vorüberſchritt, mit ernſt ſinnenden Augen vor ſich hinblickend, flog ihm plötzlich ein kleiner Strauß von Primeln mitten auf die Bruſt. Betroffen blieb er ſtehen, ſchaute verdutzt auf das zur Erde gefallene Sträußchen nieder und ſandte einen ſpähenden Blick in die Hecke, aus der es hervorgeflogen war. Hinter den mit zarten, blaßgrünen Blättchen bedeckten Zweigen ſchimmerte es roth, und ein leiſes Kichern ſchlug an das Ohr des Jägers.

Haymos Augen blitzten freudig auf, raſch hob er das Sträußchen von der Erde, ſteckte es neben der Adlerfeder auf die Kappe, ſprang auf die Hecke zu und theilte lachend mit beiden Armen das Gezweig.

Vor ihm auf der Erde kauerte ein junges dralles Mädchen, das hübſche aber ländlich derbe Geſicht umrahmt von dicken, blonden Flechten. Kichernd und mit zuthulichen Augen blickte ſie zu Haymo auf, ſtreckte jedoch dabei abwehrend die Hände gegen ihn, als wäre ſie eines luſtigen Ueberfalles gewärtig.

Haymo ſchien indeſſen für die Gunſt der Gelegenheit kein Auge zu haben. Die Wahrnehmung, daß der rothe Schimmer von einem mit ſilbernen Kettchen umſchnürten Mieder herrührte und nicht von einem gewiſſen Röcklein, mochte ihm nicht ſonderlich willkommen ſein. Die rathloſe Miene, die er zeigte, ſchien das Mädchen halb zu ärgern, halb zu ergötzen. Sie richtete ſich auf, verſchränkte die Arme und lachte ihm ins Geſicht.

„Haſt Du den Buſchen geworfen?“ fragte er.

Sie lachte nur und zeigte ihm die weißen Zähne; doch als er ſich ohne Gruß von ihr wenden wollte, ſagte ſie haſtig: „So eine Frag'! Wenn der Buſchen nicht fliegen kann von ſelber, wird ihn wohl eine geworfen haben, die nicht weit iſt!“

„So weit vielleicht, wie Du von mir?“

Sie zuckte die Schultern und trat dicht an die Hecke heran.

Haymo maß das Mädchen mit verwunderten Augen. „Du mußt aber nicht viel Arbeit haben!“

„Warum?“

„Ich mein' halt, daß Du wohl den ganzen Tag dazu brauchen mußt, bis Du ſo viel Blümeln findeſt, daß Du jedem, der da vorbeigeht, einen Buſchen an den Kopf werfen kannſt.“

„An den Kopf?“ lächelte ſie. „Ich mein', er wär' ein biß! tiefer geflogen. Und ... es könnt' auch ſein, daß ich nicht für jeden einen Buſchen hab'!“

„So?“

„Ja!“ Sie ſtreckte den Arm über die Hecke und faßte wie in Neugier den Kolben der Armbruſt. „Ein ſchönes Schießzeug haſt! Biſt wohl auch ein guter Schütz?“

„Kann ſchon ſein!“ meinte er und trat einen Schritt zurück. „Aber manchmal trifft auch eine Dirn' ... mitten hin auf den richtigen Fleck ... und braucht keinen Bolzen dazu.“

„So?“

„Sooo? Sooo?“ ſpottete ſie, während der unverhehlte Aerger um ihre Brauen zuckte. „Sind bei Dir die Wörtlein allweil ſo koſtſpielig?“

Jetzt mußte Haymo lachen. „Gott bewahr'! Nur in der Charwoch', weißt, in der größten Faſten.“

„Sparſt Dir's halt auf für den Feiertag, gelt? Freilich, beim Oſtertanz kann's einer brauchen, die vielen Wörtlein ... und die lang aufgehobenen, das ſind die beſten.“ Sie blitzte ihn an mit ihren kecken Augen. „Kommſt auch gewiß zum Tanz?“

„Wenn ich wüßt', daß die richtige Tänzerin kommt.“ Haymos Blicke ſpähten ſeitwärts durch die Bäume.

„Sie kommt ſchon ... brauchſt Dich nicht ſorgen drum!“

„Meinſt?“ fragte Haymo mit raſchem Wort; dann ſchüttelte er den Kopf. „Wie kannſt denn Du wiſſen ...?“

„Ja, ſie hat mir's ſelber geſagt,“ erwiderte das Mädchen mit ſcherzender Wichtigkeit. „Sie hat ja nicht gar ſo weit zu mir!“

Das ſtimmte; denn wenn ihn der Bub', den er auf der Achenbrücke mit der Frage nach dem Haus des Sudmanns angehalten, nicht irrgewieſen hatte, dann wohnte Gittli dort drüben unter jenem nachbarlichen Dach.

In freudiger Bewegung faßte Haymo die Hand des Mädchens. „Sie hat es Dir ſelber geſagt? Dann ſag' ihr wieder, daß ich komm'! Ganz gewiß! Und dank' ſchön für die Botſchaft!“

„Jenza! Jenza!“ rief von dem ſtattlichen Bauernhauſe her eine ungeduldige Stimme.

„Ich komm' ſchon!“ Und flüſternd wandte ſich das Mädchen wieder zu Haymo. „Mußt ihr aber auch einen Buſchen bringen zum Feiertag ...“

„Den ſchönſten, den ich find' ... Schneerоſen!“

Sie ſchüttelte lachend den Kopf. „Die mag ich nicht! Die ſind mir alles zu kalt! Mußt ſchon wärmere ſuchen ... für mich! Und ſteck' mir den Buſchen vor Tag an das Kammerfenſter ... dann trag' ich ihn auf dem Kirchgang. Schau hinüber, das zweite Fenſter neben der Thür'!“

„Jenza! Jenza!“ rief's wieder vom Hauſe her.

„Ich komm' ſchon!“ Und kichernd ſprang ſie davon, auf halbem Weg noch einmal zurückwinkend mit der Hand.

Haymo ſtand und machte ein Paar Augen, als wäre das Blaue vom Himmel gefallen und ihm gerade auf den Kopf. „So? So meinſt Du's?“ brummte er. Dann plötzlich lachte er hell auf und ging mit eiligen Schritten ſeines Weges weiter. Als die Straße zwiſchen Bäumen und Strauchwerk an das Ufer der Albe lenkte, hörte Haymo hinter ſich die ſingende Stimme des Mädchens:

„Ich weiß mir ein' hübſchen grünen Wald,
Dort laufen drei Hirſchlen wohlgeſtalt',
Dort laufen drei Hirſchlen hübſch und fein,
Die freuen dem Jäger ſein Herzelein.“

Lauſchend blieb Haymo ſtehen, und die Stimme ſang weiter:

„Ich weiß mir ein' hübſchen grünen Wald,
Dort laufen drei Rehlen wohlgeſtalt',
Eins ſchwarz und eins braun, eins geel wie Gold,
Möcht' wiſſen, welches der Jäger wollt'!“

„Ich könnt's Dir ſchon ſagen, ... wenn ich nur möcht'!“ lachte Haymo luſtig vor ſich hin und wollte ſich zum Gehen wenden. „Jetzt hätt' ich aber bald vergeſſen ...“

Er nahm die Kappe vom Kopf, riß das Primelſträußchen herunter und warf es in den Seebach, deſſen tanzende Wellen es verſchlangen wie ein ſpringender Ferch die ſchillernde Mücke.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Günstiger Augenblick.

Nach einem Gemälde von J. Rosier.

7.

Der Nachmittag verging, und mit dem Feierabend kam Wolfrat nach Hause. Es war der Sudmann, den Haymo unter dem Thor des Salzhauses gesehen hatte; nun trug er zu der Leinenhose noch ein grobes Hemd und einen mürben Janker. Vor der Thür legte er die Holzschuhe ab und trat barfüßig in die Stube, in der es schon dunkel war.

„Bist Du's, Polzer?“ klang die leise Stimme des Weibes.

„Ja, Seph'!“ erwiderte er, seine Stimme zum Flüstern dämpfend; dann trat er zu Sepha und strich ihr mit der schweren Hand über den Scheitel. „Was machst denn, Hascherl?“

„Wohl wohl, es muß halt gehen!“

„Bist in der Sonnzeit ein bißl draußen gesessen?“

„Wohl wohl, Polzer.“

Er beugte sich über das Bett. „Schlaft's schon?“ Sie nickte nur. Sachte ließ er sich auf den Bettrand nieder und fühlte mit dem Rücken der Hand an die Wange des schlummernden Kindes. „Völlig brennen thut's!“ Noch tiefer neigte er sich und trank den heißen Athem, der ihm entgegenströmte. Dann richtete er sich auf und fragte: „Wo schafft die Dirn'?“

„Sie feuert.“

Er erhob sich und verließ die Stube. Draußen in der Küche fand er Gittli beim flackernden Herdfeuer.

„Warst bei ihm?“ fragte er.

Gittli nickte, und die Thränen kamen ihr in die Augen.

„So red' doch . . . will er mir Zeit lassen?“

Sie schüttelte den Kopf; sprechen konnte sie nicht. Und ihr Schweigen sagte ihm mehr, als er aus hundert Worten hätte hören können. Er wurde bleich bis in die Lippen, griff mit zitternder Hand nach einem dürren Ast und stocherte im Feuer umher. „Der Fitzmeier,“ sagte er nach einer Weile mit schwankender Stimme, „der hat an Michaeli das Lehent auch nicht zahlen können, und am andern Tag haben sie ihn ausgekehrt aus der Stub'.“

„Geh, wie magst Dich denn auf gleichstellen mit so einem!“ sagte Gittli fast zornig. „So ein schlechter Mensch!“

„Gut oder schlecht, nur scheppern muß es, scheppern!“ Er stieß mit heiserem Lachen die Fäuste in die Hosensäcke und beutelte die leeren Taschen. „Jetzt hat der Simmerauer dem Fitzmeier sein Lehen . . . und der Sutter-Franzi wartet auch schon, bis eins ledig wird.“ Er wandte sich ab und verließ die Küche. Auf der Schwelle fragte er über die Schulter zurück: „Wo ist der Bub'?“

Im gleichen Augenblick kam Lippele zur Hausthür hereingestürmt. Mit beiden Armen griff Wolfrat zu und riß das Bürschlein an seine Brust empor. Lippele sträubte sich greinend gegen diese rauhe Zärtlichkeit; er hatte ja auch eine wichtige Botschaft zu bringen: der Eggebauer habe nach dem Vater gefragt und der Vater solle heut' noch hinüberkommen.

„Der auch?“ murmelte Wolfrat. „Freilich, einschichtig ist noch nie eine Sorg' gekommen. Schockweis', schockweis' . . . so wird's wohl sein müssen!“ Er stellte den Knaben auf die Erde, schob ihn zur Stubenthür hinein und verließ das Haus.

Wolfrat brauchte sich nur über den Gartenhag zu schwingen; denn der Eggebauer war sein Nachbar und ein schwerer dazu: der hatte volle Truhen und Kasten, vier Rosse im Stall und über die zwanzig Kühe; freilich, für den Klostervogt war das noch lang keine Ursach' zum Respekt — das hatte Herr Schluttemann heut bewiesen.

Der Bauer schien den Sudmann schon erwartet zu haben, denn er stand unter der Hausthür, die Daumen in den breiten Ledergurt eingehängt.

„Grüß' Gott, Eggebauer!“

„Grüß' Gott auch, Polzer!“

„Mußt nicht harb sein, Bauer,“ sagte Wolfrat, jedes Wort hervorwürgend, „es ist unrecht von mir, daß ich mich erst hab' rufen lassen . . . ich hätt' von selber kommen sollen, denn ich weiß ja, daß ich Dir in die Hand versprochen hab', das Geld in der Palmwoch' heimzuzahlen . . .“

„Was willst?“ brummte der Bauer. „Hab' ich drum gefragt?“

Wolfrat schaute freudig betroffen auf.

„Behalt' das Geld, solang Du willst. Ich brauch's nicht. Bist ein armer Teufel, aber eine ehrliche Haut . . . bei Dir ist's gut aufgehoben. Und ich bin eine mitleidige Seel' und hab' mich gefreut, daß ich Dir hab' helfen können.“

Eine Hoffnung schoß in Wolfrat heiß empor. „Bauer, wenn Du so zu mir redest,“ sagte er mit stammelnden Worten, „nachher möcht' ich gleich statt einem ‚Vergelt's Gott' ein ‚Bitt' schön' sagen. Eggebauer! Ich kann das Lehent nicht zahlen! . . . Wenn Du mir helfen möchtest!“

Der Eggebauer spitzte die Ohren; was er hörte, schien er gar nicht ungern zu vernehmen. „Ich könnt' schon . . . wann ich möcht'!“ sagte er schmunzelnd. „Und wer weiß, vielleicht mag ich!“

„Bauer!“ Und Wolfrat hatte schon mit zitterndem Druck des Bauern Hände gefaßt.

„Laß aus! Laß aus!“ wehrte der Bauer lachend. „Und . . . wir reden noch drüber. Damit Du aber siehst, was ich für einer bin und wie gut ich's mit Dir mein': ich weiß ein paar gute Heller zu verdienen, und da bist gleich Du mir ein gefallen.“

„Verdienen! Mein Gott, Bauer, ich möcht' ja schaffen wie ein Narr. Aber ich muß ja von früh bis auf den Abend im Sudhaus werken.“

„Was ich mein', das kannst auch schaffen in der Nacht. Es ist ja sternscheinige Zeit. Nach Feierabend packst es an, neun Stund' brauchst dazu und kannst fertig sein, vor das Glöckl im Sudhaus läutet. Und wenn Du's machst in der Samstagnacht, da kannst auch länger brauchen . . . am Ostersonntag brennt kein Feuer im Sudhaus.“

„Und was wär' das, was ich schaffen soll?“

„Zenza!“ rief der Bauer in den Flur zurück. „Bring' die Latern'.“

Nach einer Weile erschien die Tochter des Bauern unter der Hausthür, in der Hand die Laterne mit brennendem Licht. Der Bauer nahm sie. „Komm'!“ sagte er und ging dem Sudmann voran einer Scheune zu.

In dem großen fensterlosen Raum herrschte schon tiefes Dunkel. Wolfrat staunte: so spät im Frühjahr, und die Scheune strotzte noch von Heu und Garben.

„Da schau!“ sagte der Bauer und hob die Laterne.

Wolfrat stand betroffen; scheu griff er nach dem Hut und entblößte das Haupt. Ueber einem Haufen Heu lag ein lebensgroßes Schnitzwerk: das Bild des Erlösers mit ausgebreiteten Armen. Es fehlte nur das Kreuz. Das Schnitzwerk war mit frischen Farben bemalt, die Locken braun, die Augen blau, die Glieder bleich wie Schnee, und aus allen Wunden, unter jedem Stachel der Dornenkrone rannen die rothen Tropfen. Der flackernde Schein der Kerze warf über das Bildniß ein Zittern und Zucken von Licht und Schatten, daß es fast zu leben und sich zu bewegen schien.

„Den sollst hinaustragen auf meine Alm in der Röth' und sollst ihn ans Kreuz schlagen!“ sagte der Bauer. „Ich hab ihn bei mir überwintert, damit er nicht zu Grund' geht im Schnee. Aber jetzt fangt das Gras zu wachsen an, jetzt muß er hinauf und auf mein Sach' schauen. Schwer tragen hast freilich an ihm, aber schau, ich hab Dir da eine Kraxe hergestellt, die liegt Dir gut auf dem Buckel . . . da spürst ihn nur halber! Und jetzt red' . . . willst?“

„Ja, Bauer, in der Samstagnacht,“ sagte Wolfrat. „Und aufpacken will ich ihn gleich!“

„Brav, brav!“ nickte der Eggebauer.

Wolfrat hob zur Probe die Kraxe auf den Rücken, um abzumessen, wie hoch er das Schnitzwerk hinaufschnüren müsse, damit es ihn mit den Füßen nicht im Gehen behindere. Dann legte er sich die Stricke zurecht und kleine Heubüschel, mit denen er das Schnitzwerk unterlegen mußte, damit die frische Farbe von den Kanten der Kraxe nicht abgeschürft würde.

„Gelt,“ sagte der Eggebauer, „hast ein rechtes Kreuz bei Dir daheim?“

Wolfrat nickte nur.

„Mein Gott, mein Gott, schaut bei mir auch nicht viel besser aus!“

„Wie geht's denn der Bäuerin?“

Der Bauer seufzte. „Schlecht, schlecht! Wär' mir schon lieb, wenn sie bald wieder gesunden thät! Das Weib ist soviel ungut und zuwider und jagt mir die Seel' aus dem Leib'.“

„Iſt halt ein Krankes, Bauer, da muß man Geduld haben!“

„Ja, ja, metzenweis! Aber jeden Wehdam* von ihr, den krieg' ich zehnfach zu ſpüren. Und Salben! Und Trankln! Und Geſchichten! Mein Gott, ja, mir wär' ja alles recht, wann's nur was helfen thät'. Und jetzt meint der Bader, daß gar nichts anders mehr die Bäuerin auf die Füß' bringt als nur ein Herzkreuzl von einem Steinbock. Aber wo ſoll ich's denn hernehmen? Jetzt war ich heut beim Kloſtervogt, hab' geglaubt, er verkauft mir eines . . . aber der hat mich ſchön geſtampert. So 'was wär' nur für die Herrenleut', ſagt er! Als ob eine Bäuerin nicht grad ſo gern leben thät' wie eine Ritterin! Und das Weib zieht mir ſchiergar die Haut vom Leib. Gleich zehn Schilling thät' ich zahlen für ein Herzkreuzl! Aber wo ſoll ich denn eins hernehmen . . . Was meinſt?“

Wolfrat ſchaute auf, und die Blicke der beiden trafen ſich. Nun wußte der Sudmann, wie es der Bauer meinte. Schweigend machte er ſich wieder an ſeine Arbeit; aber die Hände zitterten ihm. Zehn Schilling! Und mit acht Schilling wäre das Lehent bezahlt! Und dazu noch ein paar Fläſchlein rothen Tiroler für die Seph' und Fleiſch zur Suppe, und vom feinſten Kälbernen einen tüchtigen Schnitz, der ausgab auf fünf Mahlzeiten für das Kind! Und ein paar Heller blieben immer noch übrig für eine weitere Woche! Ach du lieber Gott, was hatte der Teufel, der den Wolfrat zu verſuchen kam, ein gutes, gutes Herz!

Aus dem Hauſe klang die fröhlich ſingende Stimme der Zenza. „Hehehehe!“ lachte der Eggebauer. „Die kann's auch ſchier nimmer erwarten, bis Sonntag iſt. Die ſpürt den Feiertag heut ſchon in den Füßen. Gehſt auch zum Oſtertanz, Polzer?“

„So eine Frag', Bauer! Wenn einmal getanzt wird an ‚Vierzehn Nothhelfer' . . . nachher geh' ich vielleicht!“

„Hehehehe! Die Dirn' iſt völlig närriſch vor Freuden! Meinetwegen! Soll ſich einen ausſuchen unter den jungen Mannsleuten! Hehehehe! Vielleicht gefällt ihr der neue Kloſterjäger! Der kommt auch! Grad jetzt, wie er draußen vorbeigegangen iſt, hat er es ihr verſprochen . . . daß er ganz gewiß kommt am Sonntag . . . in aller Früh ſchon!“ Es ſchien dem Eggebauer gar viel daran gelegen, daß ſeiner Zenza zum mindeſten dieſer eine Tänzer ſicher war; denn jedem Worte, das er ſprach, gab er einen Druck, als wär's ein Schilling, den man auf den Tiſch zählt. Und genau ſo, wie man die letzten Münzen, um ſeiner Sache ſicher zu ſein, noch einmal nachzählt, ſo wiederholte er die letzten Worte: „Ja . . . in aller Früh ſchon!“

Wolfrat hatte ſich haſtig aufgerichtet und ſchaute den Bauer, der ihm luſtig zuzwinkerte, mit funkelnden Augen an; dann wiſchte er ſich den kalten Schweiß von der Stirn und ſchaffte weiter. Mit beiden Armen hob er das ſchwere Chriſtusbild empor, um es auf die mit weichen Heubüſcheln gepolſterte Kraxe zu legen. Aber wie unſicher ſeine Hände waren! Faſt wäre das Schnitzwerk ſeinen Armen entglitten; dabei riß ihm ein Stachel der Dornenkrone eine blutige Schrunde in die Wange. Er wiſchte das Blut weg und beſah ſeine Hand. Und da war ihm, als hätte jemand zu ihm geſprochen, ganz leiſe und dicht am Ohr . . . nicht der Eggebauer, ſondern ein Dritter. Aber ſie waren doch nur zu zweien! Er ſchüttelte den Kopf und griff nach den Stricken; allein durch das Herz ging es ihm wie ein kalter Schauer.

„Sei ſo gut und laß mir den Herrgott nicht fallen!“ lachte der Eggebauer. „Der ließ mir ja kein Halmerl Gras nimmer wachſen auf meiner Alm! Hehehehe!“

Wolfrat gab keine Antwort. In feſter Spannung ſchnürte er die Stricke über das hölzerne Bild, daß es auf der Kraxe keinen Ruck mehr that.

Der Eggebauer ſchaute nicht auf Wolfrats Hände, nur immer in ſein Geſicht. „Deinem Weib geht's ja beſſer, wie ich von der Zenza hör',“ ſagte er nach einer Weile. „Ja, ja, gut Eſſen und Trinken mußt ihr halt geben, nachher klaubt ſie ſich ſchon wieder zuſammen, wenn das Frühjahr wärmer wird. Aber was macht denn das kleine Ratzerl, das liebe? Da ſchaut's ſchlecht aus, hör' ich!“

Wolfrat nickte nur, aber ſeine Bruſt hob ſich, als wollte ſie ſpringen.

„So ein feſtes und geſundes Kind . . . wie über ſo ein Kind nur ſo 'was kommen kann!“ ſagte der Eggebauer und ſchüttelte den Kopf. „Wie hat's denn angefangen?“

Mit ſtockenden Worten ſchilderte Wolfrat den Beginn und die Zeichen der Krankheit.

„Du, Polzer, das iſt heilig dieſelbige Krankheit, an der im vorigen Winter das Jüngſte vom Kloſtervogt ſchier draufgegangen wär' . . . der Totengräber hat ſchon gewartet . . . ja . . .“

„Ich bin fertig, Bauer!“ unterbrach Wolfrat mit heiſerer Stimme den Sprechenden.

„Brav, brav!“ Der Eggebauer ging auf die Kraxe zu, rüttelte an dem Schnitzwerk und fühlte überall hin, wo es auflag. „Ich mein', es thut's . . . Aber hohl liegen thut er, ſchau! Geh, nimm einen feſten Buſchen Heu und ſtopf' drunter hinein, was geht! Ja, Polzer, völlig im Verlöſchen war das Kindl ſchon, und kein Menſch hätt' ſich mehr gedacht, daß der arme Wurm noch einmal aufkommt. Was haſt denn . . .?“

Wolfrat war auf den Heuhaufen zugegangen, um aufzunehmen, was ſeine Arme faſſen konnten. Da hatte er etwas Hartes im Heu gegriffen und hervorgezogen. Eine Armbruſt! Ueber Wolfrats Züge flog ein irres Lächeln.

„Bauer? Wie kommt das Schießzeug da her?“

„Wie wird's herkommen?“ lächelte der andre. „Füß' hat's keine, ſo wird's wohl einer hergelegt haben. Ja, Polzer . . . daß ich ſag' . . . und wie die Leut' ſchon geglaubt haben, jetzt und jetzt hat das letzte Stündl geſchlagen für das arme Kind, da haben ſie ihm zur Letzt noch 'was eingegeben . . . und was ſagſt? . . . geholfen hat's! Wie ein Wunder! Ja, und heut' ſpringt das Kindl wieder umeinander, friſch und feſt wie ein Huſerl!* Wär' ſchad drum geweſen, wenn es hätt' verfaulen müſſen!“

Wolfrat ſtand mit aſchfahlem Geſicht und hielt die Armbruſt umklammert, als wollte er ihren Schaft zerquetſchen unter ſeinen eiſernen Fingern.

„Und was war's, Bauer, was dem Kind geholfen hat?“

„Schweißbluh' von einem Steinbock!“

Wolfrat wandte ſich ab. Mit ruhiger Hand prüfte er die Sehne und das Schloß der Armbruſt, nickte befriedigt, umwickelte die Waffe dicht mit Heu und ſchob ſie auf der Kraxe in den hohlen Raum unter dem Schnitzwerk. Nun erhob er ſich, ſchüttelte die Heufäden von ſeinem Gewand und ſagte: „In der Samſtagnacht, Bauer! Um Feierabend komm' ich und hol' den Herrgott.“

„Brav, Polzer! Hilf mir, und Du hilfſt Dir ſelber!“

„Und wenn ich komm' . . . und bring's?“

„Was ich geſagt hab'! Ich bin der Eggebauer!“ Er ſtreckte die Hand, und Wolfrat ſchlug ein mit feſtem Druck.

Als der Sudmann ſein Haus erreichte, ſtand Gittli wartend in der finſteren Thür.

„Aber geh', wie kannſt denn ſo lang ausbleiben?“ ſchmollte ſie. „Die Seph' hat ſich ſchon gelegt. Komm'! Ich hab' Dein Eſſen heraußen auf dem Herd' ſtehen, weißt, drin in der Stub' könnt' das Kindl wieder wach werden!“

Er ging in die Küche und ſetzte ſich an den Herd, auf welchem die letzten Kohlen ſchon zu erlöſchen begannen; nur noch ein rother Schimmer füllte den Raum. Gittli wollte ſich an ſeine Seite ſetzen; er aber ſchob ſie von ſich und ſagte: „Geh' ſchlafen, Dirn'!“

Sie ſchüttelte das Köpfchen, denn ſie wollte mit ihm von der Hilfe ſprechen, die ſie ſich ausgeſonnen. Aber kaum begann ſie vom Lehent zu reden, da ſagte er: „Leg' Dich nur ſchlafen und ſorg' Dich nimmer! Ich hab' das Lehent . . . der Eggebauer leiht mir das Geld!“

Gittli war ſprachlos vor Freude; nur die Hände ſchlug ſie ineinander; dann rannte ſie davon, huſchte in die Stube, tappte ſich zum Bett und fiel der Seph' um den Hals.

„Er hat's! Er hat's!“

Das Weib verſtand ſofort, was Gittli meinte. „Gelt, daß er's noch nicht gehabt hat?“

„Ich hab' Dir ja nur die Sorg' erſparen wollen!“ flüſterte Gittli.

„Woher hat er's denn?“

„Der Eggebauer hat's ihm geliehen.“

„Iſt das ein guter Menſch!“ weinte Seph' und faltete die Hände. So heiß iſt für den Eggebauer wohl noch nie gebetet worden, außer von ihm ſelbſt vielleicht.

* Schmerz.

* Füllen.

Gittli hauchte einen Kuß auf die heiße Stirn des ſchlummernden Kindes und ſchlüpfte in ihre Kammer. Wie ſie in den Kiſſen lag, da weinte ſie und lächerte, immer eins ums andre. Als ſie ruhiger wurde, ſprach ſie das gewohnte Vaterunſer — und noch ein zweites als Dreingabe; das hatte ja der liebe Gott heute verdient, denn er allein nur hatte dieſe zwei guten, guten Menſchen erſchaffen, den Eggebauer und den Haymo. Und von ihnen beiden war Haymo gewiß noch der beſſere! Daß es bei ihm gar nicht zum Helfen kam, das war doch nicht ſeine Schuld! Sie wollte dem Eggebauer gewiß nichts abzwacken von ſeinen Verdienſten! Aber der Haymo . . . der hätte dem Bruder das Geld nicht nur geliehen, nein, geſchenkt! . . . Hätt' er's denn aber auch gehabt?

Gittli mußte lachen, als ſie in ihrer Gedankenreihe zu dieſem Ende kam. Sie ſtreckte ſich vergnügt, verſchränkte die Hände unter dem Köpfchen und ſummte das Lied von der Schneeroſe vor ſich hin:

„Auf ſteiler Höh'
Tief unterm Schnee . . ."

Als ſie zu der Stelle kam, an der es heißt:

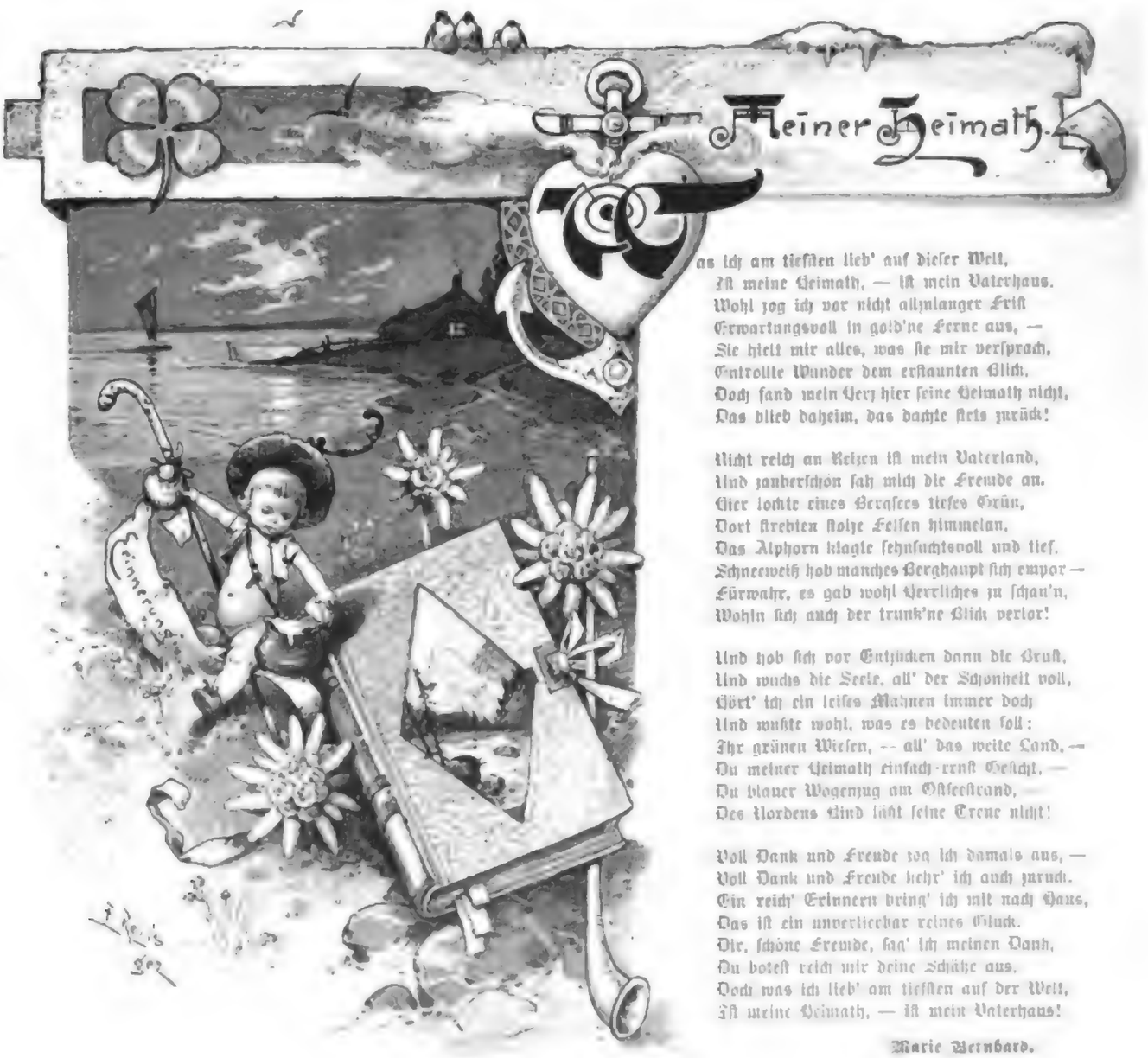
„Im Herzen tief
Ein Blümlein ſchlief
Gar lieblich und an Schönheit reich . . ."

da verſtummte ſie. Was für ein Blümlein war das? Sie hatte das nur immer ſo hingeſungen. Jetzt zum erſten Mal kam ihr dieſe Frage! Was für ein Blümlein war das?

So lag ſie mit offenen Augen und träumte in die Nacht hinein . . .

Und draußen in der Küche ſaß Wolfrat beim neu entfachten Feuer und ſchnitzte aus einem Birnbaumzweige den Bolzen für die Armbruſt. Als Spitze gab er ihm den ſcharfgefeilten Zinken einer Gabel.

Vergangene Zeiten erwachten bei dieſer Arbeit; das war ja nicht der erſte Bolz, der aus ſeinen Händen kam. Die Bilder und Abenteuer ſeiner Jugend und ſeiner Kriegsjahre zogen an ihm vorüber. Einmal hob er den Kopf und ſchaute mit langſamen Augen gegen die Wand, hinter welcher Gittlis Kammer lag . . . und dabei ſpielte ein ſeltſam verlorenes Lächeln um ſeine Lippen. Neben dem Herde ſah er Federn liegen; mit ihnen fiederte er den Pfeil. Es waren die Federn, mit denen das „Mimmidazi" geſpielt hatte, bevor es entſchlummert war. (Fortſetzung folgt.)



Was ich am tiefſten lieb' auf dieſer Welt,
Iſt meine Heimath, — iſt mein Vaterhaus.
Wohl zog ich vor nicht allzulanger Friſt
Erwartungsvoll in gold'ne Ferne aus, —
Sie hielt mir alles, was ſie mir verſprach,
Entrollte Wunder dem erſtaunten Blick,
Doch fand mein Herz hier ſeine Heimath nicht,
Das blieb daheim, das dachte ſtets zurück!

Nicht reich an Reizen iſt mein Vaterland,
Und zauberſchön ſah mich die Fremde an.
Hier lockte eines Meeres tiefes Grün,
Dort ſtrebten ſtolze Felſen himmelan,
Das Alphorn klagte ſehnſuchtsvoll und tief,
Schneeweiß hob manches Berghaupt ſich empor —
Fürwahr, es gab wohl Herrliches zu ſchau'n,
Wohin ſich auch der trunk'ne Blick verlor!

Und hob ſich vor Entzücken dann die Bruſt,
Und wuchs die Seele, all' der Schönheit voll,
Hört' ich ein leiſes Mahnen immer doch
Und wußte wohl, was es bedeuten ſoll:
Ihr grünen Wieſen, — all' das weite Land, —
Du meiner Heimath einfach-ernſt Geſicht, —
Du blauer Wogenzug am Oſtſeeſtrand, —
Des Nordens Kind läßt ſeine Treue nicht!

Voll Dank und Freude zog ich damals aus, —
Voll Dank und Freude kehr' ich auch zurück.
Ein reich' Erinnern bring' ich mit nach Haus,
Das iſt ein unverlierbar reines Glück.
Dir, ſchöne Fremde, ſag' ich meinen Dank,
Du boteſt reich mir deine Schätze aus.
Doch was ich lieb' am tiefſten auf der Welt,
Iſt meine Heimath, — iſt mein Vaterhaus!

Marie Bernhard.

Digitized by Google

Aus Thüringens Waffenkammer.

Von Hermann Ferschke.

Mit Zeichnungen von R. Starcke.

Weithingestreckt im Thale der muntern Lauter, dicht an der südlichen Abdachung des Thüringer Waldgebirges liegt die Stadt Suhl am Fuße des Domberges, gleich anziehend durch ihre herrliche Lage, wie bedeutsam durch ihre uralte Waffenindustrie.

Der älteste Nahrungszweig Suhls war allerdings nicht das Waffenschmieden, sondern die Salzgewinnung, welcher die Stadt auch ihren Namen verdankt; aber schon im 15. Jahrhundert wird urkundlich eines Eisenhammers zu Suhl Erwähnung gethan — der Bergbau auf Eisen ward hier bereits im 14. Jahrhundert erfolgreich betrieben, und da sich das gewonnene Material vorzüglich zur Herstellung von Harnischen, Schwertern und Hellebarden eignete, so dürfte Suhl schon damals eine hervorragende Rüstkammer Deutschlands gewesen sein. Als dann das Schießpulver erfunden wurde und die Feuergewehre ihren Einzug hielten, da war natürlich die Zeit der Panzer und Hellebarden vorüber. In Suhl jedoch besann man sich nicht lange, einer Neuerung, welche eine gänzliche Umänderung des Waffenwesens im Gefolge hatte, Rechnung zu tragen. Suhl und Lüttich werden als die ersten Orte in Europa genannt, wo man sich mit der Herstellung von Gewehren beschäftigte.

Die neue Wandlung ging jedoch sehr allmählich vor sich. Erst als Karl V. seine spanischen und italienischen Truppen mit der Muskete ausrüstete, kam diese Kriegswaffe allgemeiner zur Anwendung, und so erklärt es sich auch, daß erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts Urkunden und Berichte eine größere Bedeutung der Suhler Gewehrfabrikation erkennen lassen. Von jener Zeit ab jedoch verbreitete sich ihr Ansehen immer weiter und am Anfang des Dreißigjährigen Krieges stand es auf seiner höchsten Höhe.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser schrecklichste aller Kriege den Thüringer Waffenschmieden einen geradezu glänzenden Absatz verschaffte. Aber auch die Kehrseite sollten sie kennenlernen. Nachdem bereits im Jahre 1631 kaiserliche Kriegsvölker alle vorhandenen Waffenvorräthe gewaltsam hinweggeschleppt hatten, erschienen am 15. Oktober 1634 unter Führung des Feldobersten Isolani Kroatenbanden raubend und plündernd vor Suhl und steckten es am folgenden Tage an allen vier Ecken in Brand. Bis drei Uhr nachmittags war der beste Theil der vorher so blühenden Stadt nur noch ein rauchender Aschenhaufen; in sieben Stunden waren 769 Bürgerhäuser, zwei herrschaftliche Gebäude, zwei Rathhäuser, drei Mühlen, ein Malzhaus, das Hospital, vier Eisenhämmer und Rohrschmieden, sämmtliche Schulen und Lehrerwohnungen, Pfarrhäuser und zwei Kirchen mit neun Glocken vom Feuer verzehrt, und nur noch einige fünfzig der Stadt entlegene armselige Hütten waren stehen geblieben.

Die Folgen dieses Unglücks waren fürchterlich; Mangel und üble Ausdünstungen erzeugten Seuchen, und viele Menschen starben an Hunger und Krankheit dahin, mit der alten Waffenindustrie war es scheinbar ganz zu Ende. Aber was der Krieg genommen hatte, das gab er auch wieder. Suhl erstand neu aus Schutt und Asche und die Ueberlebenden kehrten unverzagt zu ihrer Arbeit zurück. Und leider waren die Zeiten derart, daß nach Kriegswaffen immer starke Nachfrage herrschte; auch der Westfälische Friede hatte daran nichts geändert, denn allerwärts rüstete man sich aufs neue, und zahlreiche Bestellungen aus aller Herren Ländern brachten Suhl bald zu neuer Blüthe. „Fürsten und Herren kamen nicht selten in eigner Person dahin, weil die Gewehrfabrikation in Hinsicht auf ihre Ausdehnung und Großartigkeit einzig in Europa war," sagt ein Chronist.

Die Geschichte der Waffenfabrikation Suhls hängt eng mit der Kriegsgeschichte Europas zusammen; je toller es in der Welt herging, desto besser ging es den Suhlern, und wenn anderwärts die schonungslose Kriegsfurie wüthete und den friedfertigen Landmann um Hab und Gut brachte, dann hatte man in Suhl gute Tage, schmiedete neue Waffen und freute sich des lohnenden Verdienstes.

„Wat den Eenen sien' Uhl, is den Annern sien' Nachtingal," sagt Fritz Reuter — und hier traf dieses Sprichwort in aller Schärfe zu.

Nach dem Hubertusburger Frieden trat endlich eine lange Geschäftsstockung ein, die zu einer recht empfindlichen Nothlage führte; wohl schufen die Napoleonischen Kriege wieder Arbeit in Hülle und Fülle, aber es waren mittlerweile auch anderwärts zahlreiche Waffenfabriken errichtet worden, so daß Suhl sich diesem bedeutenden Wettbewerb gegenüber nicht mehr recht auf der alten Höhe behaupten konnte. Die Erfindung des Perkussionsschlosses brachte wieder etwas Leben, da hauptsächlich Suhl es war, welches zunächst Luxus- und Jagdgewehre mit demselben

Digitized by Google

ausstattete; aber der alte flotte Betrieb schien dahin zu sein. Da endlich half die preußische Armeeverwaltung. Sie drang im Jahre 1835 darauf, daß für die Ausführung ihrer Aufträge ein einheitlicher Fabrikbetrieb eingerichtet werde, worauf sich die mit Militärlieferungen betrauten Firmen zur Anlage einer richtigen Gewehrfabrik vereinigten, welche im Jahre 1838 eröffnet wurde. Hieran schloß sich im Jahre 1840 die Errichtung einer Lehranstalt für Militärbüchsenmacher, welche vom Staate bereitwillig und reichlich unterstützt wurde, so daß Suhl nunmehr wiederum in seinem alten Glanze sich sonnen konnte. Und nicht nur in Suhl allein, auch in den umliegenden Ortschaften, wie z. B. in Mehlis, Zella St. Blasii und Heinrichs, sowie in den Seitenthälern des Thüringerwaldes wurde die Gewehrfabrikation eifrig betrieben, und niemand dachte daran, daß dies einmal anders werden könne.

Schon aber stieg am Horizont die Wolke auf, welche der neuen Blüthe abermals verderblich werden sollte. In einem kleinen Städtchen im nördlichen Thüringen saß ein unbekannter Schlosser in seiner verschwiegenen Kammer und tüftelte — und was er sich ausgetüftelt und erdacht, das probierte er in seiner Werkstätte mit Feile und Hammer jahrelang geduldig aus. Es war eine großartige, neue Idee, und bald erfuhr es die Welt, daß der Schlosser Dreyse in Sömmerda ein Gewehr erfunden habe, das von hinten geladen und dessen geheimnißvolle Patrone mit einer Nadel entzündet werde; und sie erfuhr gleichzeitig, daß dieses „Zündnadelgewehr" in der preußischen Armee eingeführt werden solle. Da der Erfinder selbstverständlich auch den Auftrag erhielt, die Anfertigung dieser neuen Gewehre zu übernehmen, so mußte Suhl sich seinen Absatz im Ausland suchen und an Sömmerda seine bisherige Führerschaft abtreten, welche dann wiederum nach dem französischen Kriege auf Mauser in Oberndorf überging. Daß auch dieser bereits wieder abgelöst ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Suhl aber gab seine Sache nicht verloren, wenn auch die Gewehrarbeiter vorübergehend recht schlechte, ja geradezu traurige Zeiten durchmachen mußten. Eine Industrie, welche seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn sich vererbt hat, kann wohl zeitweise daniederliegen, aber nicht gänzlich untergehen, vollends nicht, wenn die Leiter derselben es verstehen, den Fortschritten der Zeit Rechnung zu tragen. Das ist auch in vollem Maße geschehen. Denn noch weit mehr als bei den Armeegewehren wechselten die Systeme bei den Jagdgewehren; ihre Zahl ist heute Legion, und selbst der erfahrenste Fabrikant würde dieselben nicht alle zu übersehen vermögen. Das aber ist der Stolz der Suhler Fabrikation, daß sie zur Zeit alle bekannten Systeme von Jagdgewehren umfaßt und ihre Erzeugnisse nach allen Weltgegenden versendet — auf diesem Felde hat sie ihren Weltruf nicht nur wieder hergestellt, sondern noch vergrößert.

Suhl ist gegenwärtig eine Stadt von ungefähr 12000 Einwohnern, von denen sich reichlich die Hälfte mit der Gewehrfabrikation und ihren Nebenarbeiten ernährt. Es sind gegen sechzig Gewehrfabriken vorhanden, darunter drei große, welche Maschinenbetrieb haben, acht mittlere und über vierzig kleinere, welche theilweise in einfache Hausindustrie übergehen. Und gerade die letztere ist von größter Wichtigkeit, da sie die Anfertigung aller nur erdenklichen Arten von Schußwaffen ermöglicht, im Gegensatz zum Maschinenbetrieb, welcher nur bei der Herstellung größerer Mengen von gleichartigen Gewehren seinen Vortheil findet.

Die Anfertigung der blanken Waffen, welche ehemals neben der Gewehrfabrikation in Schwung war, hat mehr und mehr aufgehört, da Bajonette nicht mehr üblich sind und Säbel früher überhaupt nur nebenher gemacht wurden. Wir beschränken uns daher im folgenden auf die Schilderung der Fabrikation von Schußwaffen und bitten den Leser, mit uns an Ort und Stelle die Herstellung derselben sich anzusehen. Die freundliche Aufnahme, welche wir bei den Herren Gebrüder Meffert finden, giebt uns dazu die beste Gelegenheit.

Der wichtigste Theil jeder Schußwaffe ist der Lauf, der gegenwärtig fast ausschließlich aus Gußstahl angefertigt wird; das Material dazu wird zu Suhl in besonderen von der Gewehrfabrikation getrennten Rohrschmieden bearbeitet, in welchen die Rohre bereits annähernd auf das Kaliber gebohrt und außen, je nach der beabsichtigten Verwendung, entweder achtkantig abgefräst oder rund abgedreht werden. Die echten Damastläufe dagegen werden aus Belgien, vorzugsweise aus Nessonvaux und Trooz, bezogen.

Die roh zugerichteten Läufe werden nun zunächst durch eine Gewaltprobe auf ihre Haltbarkeit untersucht, um dann vom Rohrmacher zur Aufnahme des Verschlußstückes vorbereitet zu werden. Dieses letztere, ein sehr wesentlicher Theil des Gewehrs, welcher mit ganz besondrer Sorgfalt gearbeitet sein muß, wird lediglich durch Handarbeit hergestellt und von dem Systemmacher an den Lauf angepaßt. Danach wandert das Stück zum Monteur, welcher Schloß und Abzugsblech anpaßt, die nöthigen Schraubenlöcher bohrt und sodann alle Theile dem Schäfter übergiebt. In der Hand dieses Mannes fängt das Werk allmählich an, Gestalt zu gewinnen. Das rohe Stück Schaftholz wird mit Meißel, Messer und Säge ungefähr in die gewünschte Form gebracht, worauf die Eisentheile sauber eingepaßt und eingelassen werden. Zur Zeit wird zu Schaft und Kolben nur noch Nußbaumholz verwendet, welches man aus Italien, der Schweiz und der Pfalz bezieht; letzteres ist das beste. Hat der Schäfter seine Arbeit vollendet, namentlich auch den Schaft roh mit der Feile bearbeitet, „eingeschäftet", dann geht das Ganze wieder an den Monteur zurück. Dieser vergleicht alle äußeren Schrauben auf ihre Genauigkeit, paßt die geschmiedeten Hähne auf, feilt sie aus und richtet das Schloß, den Abzug und die inneren Stahltheile zu, stellt also das Ganze fertig zum Gebrauch, nachdem mittlerweile der Lauf innen schußfertig gemacht worden ist. Dies geschieht bei den Schrotläufen, indem man sie glatt ausbohrt und schmirgelt, bei den Kugelläufen, indem man sie mit Zügen versieht, welche sehr vorsichtig mit dem Handbohrzeug eingeschnitten werden. Ist nun alles soweit vorgeschritten, dann wird das Visierzeug aufgesetzt, die Kugelform angepaßt und das Gewehr zum Schießstand gebracht, wo es zunächst mit einer anderthalbfachen Ladung auf die Haltbarkeit von Lauf und Verschlußstück erprobt und dann mit der Gebrauchsladung auf seine Leistungsfähigkeit in Bezug auf Streuung und Durchschlagskraft der Geschosse geprüft und eingeschossen wird. Die etwa vorgefundenen Mängel und Fehler werden hierauf beseitigt und das Gewehr wandert nunmehr noch einmal in die Werkstatt des Schäfters zum „Ausschäften"; Schaft und Kolben werden jetzt sorgfältig verfeilt und verputzt, mit feinem Sandpapier abgerieben, mit Bimsstein, Oel und Leder geglättet und mit Leinöl getränkt und poliert. Zu allerletzt kommt noch die sogenannte „Fischhaut" an die Reihe. Man macht den Kolbenhals künstlich rauh, weil dies wesentlich zur sichern Handhabung des Gewehres beiträgt.

Soll ein Gewehr noch besondere Verzierungen erhalten, so wandern die einzelnen Stücke zum Graveur, der, ein Künstler in seinem Fache, die wunderbarsten und feinsten Zierate in Gold, Silber und Elfenbein anzubringen versteht. Hat er seine Arbeit beendet, so kommt das Härten an die Reihe. Es werden zu diesem Zwecke die Eisentheile von acht bis fünfzehn auseinandergenommenen Gewehren vom „Einsetzer" in einen großen eisernen Kasten so eingepackt, daß die stärkeren Theile nach außen, die schwächeren nach innen zu liegen kommen; die Zwischenräume füllt man, da jedes Stück abgeschlossen von den anderen liegen muß, mit gebrannter Lederkohle aus und bringt diesen sogenannten „Einsatz" in ein Holzkohlenfeuer, wo er je nach seiner Größe zwei bis drei Stunden zubringen muß, bis er allmählich ohne Luftzutritt die Rothglühhitze erreicht hat. Nun wird der Kasten herausgehoben und schnell in einen großen, mit reinem kalten Wasser angefüllten Behälter ausgeschüttet, wobei jedoch sehr darauf geachtet werden muß, daß kein Theil den andern berührt, sich verbiegt oder zerschlägt, und daß keine Luft zutritt. Die Eisentheile erhalten durch diese Behandlungsweise einen höheren Härtegrad und eine schöne, dunkel marmorierte Farbe; wird letztere mehr hechtgrau gewünscht, so bringt man die Stücke in verdünnte Salzsäure und hierauf in heißes Seifenwasser, wonach sie gut abgetrocknet und abgefettet werden.

Nun erst geht das Gewehr seiner endgültigen Fertigstellung entgegen. Sind alle Theile poliert, graviert und gehärtet, die Läufe gebräunt oder matt geschmirgelt, so werden sie in einer Werkstätte abgegeben, wo alles sauber gereinigt, nochmals nachgesehen und sodann zusammengesetzt wird.

Aber noch ist für den Fabrikanten nicht alles gethan. Er begnügt sich nicht damit, ein fertiges Gewehr einfach zu versenden oder auf Lager zu legen, er will sich persönlich von der Güte und Brauchbarkeit seines Fabrikats überzeugen. Er unterwirft daher sämmtliche Gewehre einer eingehenden Schießprobe, zu welchem Zwecke er sich seinen eignen, mit allen Erfordernissen der

Auf dem Schießstand.

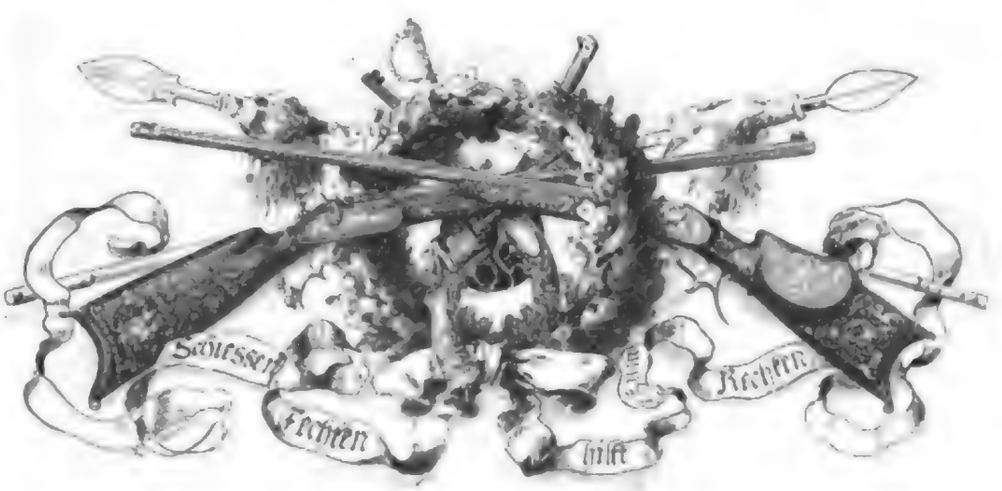
Neuzeit ausgestatteten Schießstand hält. Ein fast ununterbrochenes Schießen ist darum auch das schon von ferner hörbare Wahrzeichen Suhls. Im übrigen steht auf Grund eines Reichsgesetzes vom 1. April 1892 ab die Haltbarkeit der Gewehrläufe und Verschlüsse noch außerdem unter Staatskontrolle, so daß dem Jäger volle Gewähr für unbedingt sichere Waffen geboten wird.

Es bleibt uns zum Schlusse nur noch übrig, einen Blick auf das Lager fertiger Schußwaffen zu werfen, wobei wir uns ungefähr einen Begriff von dem Reichthum an Gewehrarten machen können. Neben den zahlreichen Jagdflinten mit den mannigfaltigsten Verschlußsystemen fallen uns zunächst Doppelgewehre mit verschiedenem Kaliber auf. Es sind dies sogenannte Büchsflinten, für deren Schrotlauf man die alte weite Bohrung beibehalten hat, während der gezogene Kugellauf den Ansprüchen der Neuzeit Rechnung trägt und für kleinkalibrige Geschosse eingerichtet ist. Hat man auch bei unseren inländischen Jagdgewehren das Repetiersystem noch nicht eingeführt, so nähern sich ihm doch die dreiläufigen Gewehre, die sogenannten „Drillinge." Der dritte Lauf befindet sich unter den beiden oberen Läufen, an der Stelle, wo bei den alten Vorderladern der Ladestock steckte, und eine besondre Einrichtung des Schlosses ermöglicht es, daß zum Abfeuern der drei Läufe nur zwei Hähne nöthig sind. Je nach Wunsch und Bestellung sind entweder die beiden oberen Läufe weit und glatt gebohrte Schrotläufe, während der untere ein kleinkalibriger Büchsenlauf ist, oder sind umgekehrt die beiden oberen Läufe gezogen und der untere ein Schrotlauf. Diese Konstruktionen sind ganz neu und noch wenig bekannt.

Besondere Ansprüche stellen ferner unsere afrikanischen Kolonien, und man hat sich in Suhl beeilt, denselben gerecht zu werden. Noch vor wenigen Jahren hat wohl kein Mensch daran gedacht, daß unsere immerhin beschränkten Jagdverhältnisse sich derartig ändern würden, daß man auf „deutschem" Gebiet Löwen, Elefanten, Rhinocerosse und andres Edelwild zur Strecke bringen würde. Für diese Löwenjagden nun sowie für die Erlegung der Dickhäuter sind besonders stark und schwer gebaute Gewehre erforderlich, da sie eine sehr kräftige Pulverladung aufnehmen müssen. So ein Elefanten-Doppelgewehr wiegt sechzehn Pfund, und das Geschoß sieht aus wie eine kleine Granate; es ist ein Stahlgeschoß mit Bleimantel und sitzt auf einer Pulverladung von fünfzehn bis zwanzig Gramm. Es ist selbstverständlich, daß man ein solches Monstrum von Gewehr nicht wie eine gewöhnliche Büchse handhaben kann, da der Rückstoß beim Abfeuern so stark ist, daß der Schütze selbst in Gefahr geräth; deshalb wird auch der Kolben in der Regel mit einer Guttaperchapolsterung versehen, welche diesen Rückstoß mildern soll. Uebrigens führt Suhl auch schnellfeuernde Präcisionswaffen für die ostafrikanische Schutztruppe.

Wir stehen am Schlusse unserer Wanderung.

Für alle, welche der geschilderten Industrie fern stehen, ist ein derartiger Besuch nicht nur höchst belehrend, sondern er wirkt auch erzieherisch auf uns ein. Zweierlei Empfindungen haben wir aus Suhl mit hinweggenommen: Respekt vor der deutschen Arbeit und Achtung vor dem einfachen Arbeiter in der blauen Bluse, der da mit rauher, aber geschickter Hand so bewundernswerthe Dinge vollbringt. Möchte der Leser uns dies nachempfinden!



Octavia.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Bild aus der römischen Kaiserzeit. Von **Ernst Eckstein.**

Der Staatsminister Lucius Annäus Seneca und der Garde-Befehlshaber Burrus — die beiden vornehmsten Rathgeber Neros und die eigentlichen Regenten des römischen Weltreichs — hatten bei der Ermordung der Agrippina, wie man zu sagen pflegt, fünf gerade sein lassen und sich die grausige That, deren zielbewußte Urheberin Poppäa Sabina war, als politisch nothwendig zurecht gelegt.*

Aus den nämlichen Gründen der Staatsraison machten sie nach erfolgter Beseitigung der Kaiserin-Mutter keinerlei Anstrengung, dem wachsenden Einfluß Poppäas auf Neros fernere Lebensführung entgegenzutreten. Dieser Einfluß nämlich erschien, den damaligen Begriffen zufolge, außerordentlich harmlos, ja dem Wohl der Gesammtheit heilsam und förderlich. Poppäa Sabina, die langsam und weit ausholte, ehe sie den entscheidenden Wurf that, spielte mit vollendeter Meisterschaft die Rolle des liebenden Weibes, dem es lediglich um die Person des Geliebten zu thun ist, das nur beglücken, ergötzen, zerstreuen und selbstlos dienen will, ohne nach äußerem Vortheil, nach Herrschaft, Glanz oder Reichthum zu fragen. Es war, als habe sie vornehmlich eins im Auge: dem Drange des Kaisers nach freiester, innerer Entwicklung, nach Ausgestaltung seiner ureigensten Individualität, nach zwanglosem Daseinsgenuß auf allen Gebieten thunlichst Vorschub zu leisten. Je mehr sich der Fürst jedoch in den schäumenden Strudel des Lebens stürzte, um so weniger war die Gefahr vorhanden, daß er den beiden Männern, die damals am Steuer des Reiches saßen und dieses Steuer, trotz allem, was man im einzelnen ihnen vorwerfen mag, mit starkem Griffe und zum Segen der ganzen Bevölkerung handhabten, die Rechnung verderben und die erprobte altrömische Staatsweisheit durch persönliche Einfälle und selbstherrliche Launen durchkreuzen würde.

Poppäa verfolgte bei ihrer systematisch betriebenen Verstrickung des Kaisers in das Gespinst eines würdelosen Genußlebens freilich ganz andere Pläne. Sie wollte sich unentbehrlich machen; der Kaiser sollte ihr alles zu danken haben — sogar die Sättigung seiner künstlerisch ästhetischen Eitelkeit; er sollte sich um so leidenschaftlicher an sie festketten, als sie ihm praktisch bewies, daß ihre Fesseln nicht drückten, sondern ihm Raum ließen, da und dort schmetterlingsartig herumzuschwärmen, ohne dann bei der Rückkehr zu ihr ein verstimmtes und grollendes Antlitz zu finden. Im Gegentheil: der Born ihrer Großmuth und Güte schien unerschöpflich, so daß die kalt berechnende Gauklerin gerade in diesem Punkte für den leichtsinnigen Fürsten einen sehr vortheilhaften Gegensatz bilden mußte zu der stillen, erhabenen Trauer seiner Gemahlin, der edlen Octavia.

Poppäa, die klar begriff, daß die Entfremdung Neros von allem Ernsten und Würdevollen auch die Nachhaltigkeit seiner Entfremdung von Octavia verbürge, knüpfte zunächst bei einer an sich durchaus unbedenklichen Neigung des Kaisers an — bei seiner ausgesprochenen Vorliebe nämlich für hellenisches Wesen. Griechische Sprache, Kunst, Philosophie und Kultur hatten damals für Rom vielleicht noch größere Bedeutung als im verflossenen Jahrhundert für uns der Einfluß Frankreichs. Der Satiriker Juvenal hat dieser „Gräcomanie" einen häufig citierten Exkurs gewidmet. In den Atrien — Salons — wurde früh bei den Morgengesellschaften (die Routs der klassischen Römer fanden unmittelbar nach Sonnenaufgang statt) oft mehr Griechisch gehört als Lateinisch. Liebende, die sich der Verskunst befliſſen, richteten ihre Strophen häufiger an die Adresse einer griechischen zoë kai psyche („mein Leben und meine Seele!") als an die einer nationalrömischen lux („mein Licht!"). Ja selbst die lateinschreibenden Dichter von Ruf, Horaz an der Spitze, ahmten die griechische Ode, das griechische Liebes- und Trinklied nach. Kein Wunder also, daß Nero, der am wenigsten römische aller Cäsaren, gleichfalls unter dem Banne dieser Mode stand und das „omnia graece" („Alles auf Griechisch!") des Juvenal buchstäblich wahr machte.

Vor allem schwärmte er — wie das gesammte Alterthum bis in die späteren Jahrhunderte, wo dann Virgil zum klassischen Dichter gestempelt ward — für die Heldengedichte Homers. Und hier begegnen wir einem Zuge, in welchem sich Nero mit dem unsterblichen Phantasiegebilde des großen Cervantes, dem sinnreichen Junker Don Quixote von der Mancha, berührt. Wie dieser Hidalgo durch die fortgesetzte Lektüre längst überholter Ritterromane derart erregt und verstört wurde, daß er die Wirklichkeit völlig vergaß und sich anschickte, die „glorreichen Thaten" eines Amadis von Gallien und eines Spiegelritters durch eigne Leistungen auf dem Gebiete des fahrenden Ritterthums in den Schatten zu stellen, so glaubte auch Nero, durch Poppäa in dieser Thorheit bestärkt, gewisse Gepflogenheiten der sagenhaften Heroen Homers ins Kaiserlichrömische übertragen zu können. Weil die Kriegshelden der Ilias — hellenischer Sitte gemäß — die Kunst des Wagenlenkens betreiben, eine Kunst, die auch später in Griechenland hochangesehen und geachtet war, hielt sich Nero, trotz der stark widerstrebenden Auffassung der Italiker, für berufen, diesen höchst unlateinischen Sport eifrig zu pflegen.

Burrus und Seneca, die sonst in der leidenschaftlichen Hingabe Neros an die Verwirklichung extravaganter Ideen nichts Unerwünschtes erblickten, waren doch Römer genug, um diesen geradezu unerhörten Gelüsten ernsthaft entgegenzutreten. Sie hielten dem Kaiser vor, eine Obliegenheit, die man in Rom seit unvordenklicher Zeit ausschließlich durch Sklaven habe besorgen lassen, schicke sich nicht für den Beherrscher des Weltreichs; man könne nicht gleichzeitig Cirkuskutscher und Imperator sein. — Aber was half's? Die schöne, in allen Künsten der Koketterie erfahrene Poppäa blies die ganze Moral der beiden Staatsmänner mit einem einzigen Hauche ihres blühenden Mundes über den Haufen. „Man gönnt Dir's nicht; man strotzt von elendem Neide!" raunte sie schmeichlerisch. „Spotte Du ihrer Kleinlichkeit und handle, wie es Dir gut dünkt! Wie? Es soll eine Schande sein, öffentlich einen Wagen zu lenken? Aber lenkt nicht Helios-Apollo den Sonnenwagen frei und leuchtend vor aller Welt — er, der unsterbliche Gott?"

Und richtig: Nero kam den Ministern mit dem unglaublichen Einwurf, auch Helios-Apollo sei Wagenlenker!

Nun gaben sie seufzend nach und ließen ihrem verschrobenen Herrn unweit des vatikanischen Hügels einen Hofcirkus bauen, wo er nach kurzer Frist unter dem donnernden Beifall der „Freunde", das heißt der Höflinge, auftrat.

Dieser Applaus aber scheint ihm ein wenig gar zu donnernd gewesen zu sein. Es verhielt sich damit wie mit den Schießerfolgen eines längst zu seinen Vätern versammelten deutschen Bundesfürsten, dem gelegentlich einer Schützenfeier der Jubelhauswurst flott hinter der Scheibe heraufsprang, während doch das Gewehr in den Händen des fürstlichen Schützen versagt hatte. Die römischen Höflinge klatschten auch dann, wenn die Pferde gestürzt waren oder die hohe Person des Lenkers beim Anprall der Räder wider die Zielsäule über Bord flog. So beschloß denn der Kaiser, dem Beispiel des Helios-Apollo folgend, die Oeffentlichkeit zu erweitern und dem gesammten Volke den Eintritt in den Hofcirkus freizugeben. Jetzt erst, da auch das „große Publikum" Bravo brüllte — für den Pöbel war es ja in der That ein Genuß, die Vorurtheile der guten Gesellschaft so in den Staub getreten zu sehen — jetzt erst fühlte sich Nero völlig befriedigt und lebte fortan dem Glauben, der ausgezeichnetste Rosselenker und Cirkusfahrer aller Jahrhunderte und aller Völker zu sein.

Bald jedoch dürstete Nero nach Lorbeerkränzen auf anderen künstlerischen Gebieten. Poppäa hatte schon früher ihm eingeredet, die griechischen und lateinischen Verse, die er zum Preise ihrer Schönheit geschmiedet, ja vielleicht selbst komponiert und zur Leyer gesungen hatte, seien die Offenbarungen eines Genies; der Vortrag zumal überbiete an Glanz und Herrlichkeit alles, was man in Rom jemals von Sängern und Virtuosen vernommen habe. Nun regte sich in dem Kaiser der Ehrgeiz, derartige Leistungen ins Große zu treiben und zunächst vor der Hofgesellschaft als Meister des Lieds und der Schauspielkunst aufzutreten. Er ließ einen geeigneten Raum des Palastes zur Bühne verwandeln und eröffnete nun eine Reihe musikalisch-dramatischer Vorstellungen der tollsten Art, bei denen sich — um der geheimen Kritik des naserümpfenden Hochadels den Stachel zu nehmen — hervorragende Männer des ersten Standes, Beamte in ausgezeichneten

* Vergl. Halbheft 1 dieses Jahrgangs.

In einer Suhler Gewehrfabrik.

Zeichnung von R. Starcke.

Stellungen, ehemalige Konsuln, ja selbst Frauen und Mädchen aus edlem Geschlecht betheiligen mußten. Nach allem, was Tacitus über dies Treiben berichtet, war es durchaus der Geist der Poppäa, der hier seine Orgien feierte. Unziemlichkeiten, die für die mitwirkenden Damen des Adels geradezu kompromittierend waren, machten den Grundstock des Repertoires aus. Die Zuschauer bestanden, abgesehen von der Hofgesellschaft, aus Gardesoldaten, die sich weidlich ergötzten. Auch Burrus, ihr Oberbefehlshaber, mußte sich widerwillig bequemen, das mit anzuschauen, was Poppäa Sabina griechische Leichtlebigkeit, Freiheit und Kunst nannte, während es doch vom Standpunkt des alten Römerernstes unwürdig und verächtlich war.

Bei Gelegenheit einer solchen Vorstellung mag es gewesen sein, daß Poppäa zum ersten Male auf den Gedanken kam, dieser Burrus werde am Ende doch ihren Plänen wider die Rechte Octavias einen Block in den Weg schleudern. Der eben erwähnte Geschichtschreiber meldet, Burrus habe den Vorführungen des Hoftheaters zwar pflichtschuldigst Beifall gespendet — wie man sich selbst da „achtungsvoll" unterzeichnet, wo man keinerlei Achtung empfindet — innerlich aber sei er voll Schmerz und Trauer gewesen. Dem ungewöhnlichen Scharfblick Poppäas kann die Gezwungenheit im Verhalten des Prätorianer-Befehlshabers nicht entgangen sein, denn Burrus war in der Kunst des Heuchelns lange nicht so geschult wie die Mehrzahl der Aristokraten. Seine maßvolle Opposition gegen die griechischen Anwandlungen des Kaisers hatte Poppäa ohnehin mißtrauisch gemacht. Jedenfalls rührt schon aus dieser Zeit die heimliche Feindschaft Poppäas gegen den Mann her, der sich dann später — allein unter allen Beamten des Reiches — den Muth nahm, für die Interessen Octavias einzutreten und der von Poppäa betriebenen Ehescheidung des Kaisers entgegen zu arbeiten. „Gieb ihr dann wenigstens ihre Mitgift — den Thron — zurück!" soll er einmal in großer Erregung zu Nero gesagt haben, als dieser ihm eine verschämte Andeutung machte.

Daß Burrus, dessen Machtstellung an der Spitze der Prätorianer sehr in Berechnung zu ziehen war, den Einfluß Poppäas nicht über eine gewisse Grenze hinaus dulden würde, muß, wie gesagt, der schändlichen Intriguantin damals schon deutlich gewesen sein. Die logische Folge dieser Erkenntniß war der verzehrende Wunsch, den gefährlichen General auf die Seite zu schaffen.

Hierfür gab es zwei Möglichkeiten. Zunächst den Weg der Entlassung. Der aber konnte bei der hohen Verehrung, die Burrus im prätorianischen Lager genoß, leicht zu einer politischen Umwälzung führen. Die Prätorianer konnten beispielsweise erklären: „Wir geben den Burrus nicht her; wenn sich der Kaiser mit Burrus nicht mehr vertragen kann, so giebt es ja Prätendenten genug, die mit Vergnügen die Krone aus unseren Händen empfangen." Schon Agrippina hatte bekanntlich dem Kaiser mit einer Revolution der Prätorianer gedroht. In der That, wer die Leibwache für sich hatte, war so gut wie Herr des Reiches. Niemand aber konnte voraussagen, für wen sich bei einem Bruch zwischen Burrus und Nero die Garde entscheiden würde.

Das war also äußerst bedenklich.

So blieb nur der zweite Weg — der längst beliebte Brauch römischer Hofkreise: eine Verständigung mit der Giftmischerin Locusta, ein Gegenstück zu den vergifteten Pilzen, mit denen einst Agrippina den Kaiser Claudius unter die Götter versetzt hatte . . .

Vorläufig konnte die „Frage Burrus" indessen dahinstehen. Noch hielt Poppäa Sabina die Zeit nicht für gekommen, das letzte entscheidende Wort zu sprechen. Sie überhastete nichts, um desto zuverlässiger an das Ziel zu gelangen. Ihr Talent bestand vor allem auch darin, durch das zu wirken, was man heutzutage „Suggestion" nennt. Ohne daß der Kaiser es merkte, träufelte sie dem Verblendeten ein, was ihr gut dünkte, und empfing dann mit freudigem Staunen als seinen Vorschlag, was doch ursprünglich ihr eigenstes und persönlichstes Wollen gewesen war. So hatte sie es mit dem Rennsport gehalten, mit Neros Leidenschaft für Sängerthum und Schauspielerei, für wüste Gelage und Liebeshändel; so hielt sie es auch mit dem Angelpunkt ihres ganzen Plans. Er selber sollte auf die Idee kommen, Octavia bilde das Haupthinderniß seiner Glückseligkeit, ein Ehebündniß mit ihr, Poppäa, dagegen bedeute den Gipfel alles Begehrenswerthen.

Ein Zechgenosse und Freund des Nero, der Sicilianer Sophonius Tigellinus, der damals am Hofe die Rolle eines nicht amtlichen Vergnügungskommissärs spielte, unterstützte Poppäas ehrgeizige Bestrebungen. Er war vom Kaiser mit besonderer Huld überhäuft worden, weil er ein ausgezeichneter Pferdekenner und zudem der Besitzer eines glänzenden Marstalls war. Mit einem Instinkt, der dem Spürgeist Poppäas nahe kam, sah er sofort ein, daß im Palaste der Sport die sicherste Leiter zu Einfluß und Macht bildete. Wie schöne Seelen sich finden, so finden sich auch gemeine und selbstsüchtige. Nach kurzer Frist schon hatte Poppäa mit Tigellinus ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, dessen gemeinsames Ziel die moralische Knechtung des Kaisers, die Verdrängung der besseren Elemente vom Hofe, die Thronbesteigung Poppäas um jeden Preis und die Beleihung des Tigellinus mit dem einflußreichsten und wichtigsten Posten des Reiches war. Tigellinus, vielleicht mehr noch als Poppäa Sabina, hat den Kaiser planmäßig versumpft und alles, was in der Brust des einst so vielversprechenden Jünglings noch wie ein Schimmer von Würde, von sittlichem Ernste, von Pflichtgefühl aussah, durch den abscheulichen Schlamm seines Beispiels und seiner Lehren muthwillig ausgelöscht. Er war der Haupturheber jenes entsetzlichen Wahns, der für das spätere Privatleben Neros so charakteristisch ist — des Wahns nämlich, dem Imperator sei alles erlaubt, die Gesetze seien nur für die Unterthanen. Tigellinus predigte ihm die mißverstandene Weisheit des Epikur: „Genieße, schwelge, prasse, kühle den Brand jeder Leidenschaft, unbekümmert um das, was da kommt, unbekümmert vor allem um das Weh deiner Mitmenschen! Was deinem Lustgefühl widerstreitet, zermalme! Es ist dein Feind, es ist schlechthin das Uebel!"

Inzwischen nahm die Gräcomanie des Kaisers immer größere Verhältnisse an. Ein Jahr nach Eröffnung des Hoftheaters verfiel Nero auf die Idee, den altgriechischen „Kampf der Wagen und Gesänge" in der so gänzlich ungriechischen Atmosphäre der Siebenhügelstadt wieder aufleben zu lassen. Ungriechisch war diese Atmosphäre im höchsten Grade, trotz der Modeherrschaft des Griechischen. Wie Friedrich der Große zwar französisch „parlierte" und den „admirablen" Voltaire nach Potsdam berief, aber nichtsdestoweniger den Herren Franzosen bei Roßbach die „charmanten Pantalons" ausklopfte und für die kriegsuntüchtige Weichlichkeit der französischen Offiziere eine kerndeutsche Verachtung hegte, so trank man zu Rom zwar gern die geistigen Weine von Hellas, aber die Griechen selbst standen in Mißkredit und die isthmischen und olympischen Spiele dünkten dem gravitätischen, etwas steifleinenen Römer ein Firlefanz, dessen ein wirklicher Mann sich zu schämen hätte. Trotz dieser Abneigung wurde das Fest der „Neronien" Thatsache. Was Nero früher allein oder doch nur mit einer beschränkten Anzahl von Mitarbeitern in Scene gesetzt hatte, das drängte sich jetzt dem römischen Volke als Nationalfest auf. Senatoren und Ritter mußten in Masse sich an dem Wettstreit betheiligen, der alle Gebiete des Sports und der Kunst umfaßte, vom poetischen Vortrag bis zum Ringkampf und zur Fehde der Boxer, von der Uebung des Redners bis zur Leistung des Pferdeknechts. Die Unkosten für die „Neronien" trug die Staatskasse. Alle fünf Jahre sollte dies neue Fest wiederholt werden. Der Kaiser natürlich startete mit, oh, und mit welcher Begeisterung!

Als die „Neronien" zum ersten Male gefeiert wurden, erhielt Nero, wie man's nicht anders erwarten durfte, den Hauptpreis als Redner und Lyriker.

Und nun ereignete sich jener abgeschmackte Senatsbeschluß, der in der Seele Poppäas die Ueberzeugung erwecken mußte, daß die Gesellschaft Roms nun wirklich reif sei für das Empörendste. Die hohe Körperschaft nämlich, die innerlich über das nach römischer Anschauung geradezu skandalöse Verhalten des Kaisers schäumte, ließ sich dazu herbei, wegen der „Siege des Herrschers", der dem Lorbeerkranz der ewigen Roma ein neues, glorreiches Blatt hinzugefügt habe, Gebete und Dankopfer zu beschließen und den Befehl zu ertheilen, die Verse des Kaisers sollten mit goldenen Buchstaben auf kostbare Pergamentrollen geschrieben und dem capitolinischen Jupiter — in dessen Tempel man tagte — gewidmet werden!

Im zweiten Jahre nach den erzählten Vorgängen ward Rom eines Morgens durch die Nachricht erschreckt, der Prätorianer-General Burrus sei nach kurzer Erkrankung verstorben, und die römischen Schriftsteller geben uns zu verstehen, Nero selbst habe ihn vergiften lassen. Wenigstens habe ein starker Verdacht obgewaltet. Eine Vergiftung nahm man um deswillen an, weil Burrus an einer

furchtbaren Schwellung des Schlundes zu Grunde ging, die, wie man glaubte, zwar nicht von dem Gift, wohl aber von dem Gegengift herrührte, das ihm die Aerzte gereicht hatten.

Wenn die Urheberschaft Neros thatsächlich feststünde — die Berichte des Tacitus lassen dem Zweifel Raum — so wäre doch jedem Unbefangenen klar, daß Poppäa den Fürsten auch hier, wie bei der Ermordung der Kaiserin-Mutter, zur Begehung der Unthat veranlaßt hätte. Mindestens ebenso wahrscheinlich ist jedoch ihre unmittelbare Urheberschaft, ohne des Kaisers Vorwissen. Der uralte Grundsatz, bei der Erforschung der Thäterschaft in erster Linie zu fragen: „Wem gereicht das Verbrechen zum Vortheil?“ („cui bono?“), leitet uns mit zwingender Logik auf diese schreckliche Frau, die an Skrupellosigkeit in der Wahl ihrer Mittel selbst von der furchtbaren Agrippina kaum übertroffen wurde. Welches Interesse hätte auch der Kaiser an der Beseitigung eines Mannes gehabt, der unbeirrt durch die Abwege, auf denen sich die Person des Herrschers herumtrieb, den Thron gegen alle Verschwörungen schirmte, die Treue der Prätorianer stärkte, die Reichsgeschäfte mustergültig verwaltete und den Gesetzen überall Achtung verschaffte?

Für Nero war der Ehebund mit Poppäa durchaus keine Lebensfrage; nur sie steuerte hartnäckig diesem Ziele entgegen, und wenn sie den Kaiser auch stark im Sinn ihrer Wünsche beeinflußt hatte, einen Mord und dazu noch den Mord seines treusten Beschützers war diese Hochzeit nicht werth. Daß Poppäa hingegen den Burrus zu fürchten hatte, ward schon angedeutet. Octavia stand bei den Gardesoldaten in hohem Ansehen; der stille Gram, der ihr liebliches Antlitz wie ein Schein der Verklärung umwob, rührte und warb ihr begeisterte Anhänger. Ein der Octavia feindlich gestimmter Nachfolger des Burrus konnte die Sympathien der Prätorianer zu Gunsten Poppäas beeinflussen. Er konnte die Garde durch zweckmäßige Versetzungen, Einstellungen und Rekrutierungen umgestalten. Poppäa allein also hatte vom Sterben des Burrus einen handgreiflichen Vortheil.

Nun war auch der Augenblick gekommen, dem jungen Kaiser die militärischen Vorzüge des Tigellinus zu rühmen. Poppäa that dies mit der ihr eignen Unwiderstehlichkeit, und Nero ließ sich denn auch wirklich bestimmen, den aalglatten, tückischen Agrigentiner an Stelle des Burrus zum kommandierenden General der Prätorianer zu machen, vorerst in Gemeinschaft mit Faenius Rufus, dessen Einfluß Tigellinus jedoch allmählich zu untergraben wußte.

Mit der Ernennung des Tigellinus zum Führer der Leibwache hatte der Kaiser öffentlich dargethan, daß die Epoche der Alten vorüber sei und daß eine Herrschaft der schrankenlosesten Selbstherrlichkeit, der unverschämtesten Tyrannei beginnen solle. Der Staatsminister Lucius Annäus Seneca fühlte dies augenblicklich heraus. Ohne die starke Hand seines Kollegen Burrus glaubte er sich der Führung des Steuers nicht mehr gewachsen. Er reichte seine Entlassung ein — unter dem schicklichen Vorwand philosophischer und litterarischer Studien. Ehrenhalber glaubte der Kaiser sich zwar eine Zeitlang sträuben zu müssen: schließlich jedoch gab er dem Wunsche seines ehemaligen Lehrers mit großer Genugthuung Folge.

So waren denn für Poppäa Sabina die Pfade glücklich geebnet. Gemeinschaftlich mit dem neuen Garde-General Tigellinus erwog sie die einzuleitenden Schritte, um endlich die verhaßte Octavia aus dem Sattel zu heben. Meineidige Denunzianten waren im Rom der Cäsaren wohlfeil wie Brombeeren. Das edle Verschwörerpaar sorgte also zunächst für die erforderlichen Belastungszeugen, unterbreitete die erkauften Aussagen dem Kaiser und bestimmte ihn, auf Grund dieser schamlosen Verleumdungen den Ehescheidungsprozeß gegen die Kaiserin anzustrengen. So tief wurzelte immerhin die Furcht der Poppäa vor dem Rächeramt des öffentlichen Gewissens, daß sie nicht wagte, die Ehe Octavias durch einen Akt offenkundiger Willkür zu lösen, wie dies dem Lebensprogramm des Kaisers sonst doch entsprochen hätte. Der Schein sollte erweckt werden, als ernte Octavia den gesetzmäßigen Lohn einer Schuld.

Auch hier zeigte sich nun, daß die Niedertracht im Kampf mit der Reinheit oft des Geschickes ermangelt und gerade da unter dem Banne der Verblendung steht, wo sie der Klarheit des Urtheils und der wägenden Schlauheit am meisten bedürfte. Die Verleumdungen nämlich, die man gegen Octavia vorbrachte, waren so schlecht ersonnen, so plump, so aller Wahrscheinlichkeit bar, daß in ganz Rom kein Mensch daran glaubte. Man beschuldigte das makellose Geschöpf — die einzige Lichtgestalt in der qualmenden Atmosphäre des Hofes, das Urbild zartfühlender Sittenreinheit und Weiblichkeit — man beschuldigte sie der strafbarsten Untreue gegen ihren Gemahl!

Es bleibe dahingestellt, ob Nero bei der Erfindung dieser Nichtswürdigkeit mitwirkte oder sie nur als ein Gegebenes stillschweigend hinnahm. Für die sittliche Würdigung des Verblendeten ist eins so verhängnißvoll wie das andere. Der Nero von jetzt besaß keine Aehnlichkeit mehr mit dem zwar eitlen und ziemlich charakterschwachen, aber doch ehrlichen und begeisterten Jüngling, der nach dem Tode des Claudius den Thron bestieg.

Der Scheidungsprozeß, der vor dem Senat als höchstem Gerichtshof in Scene ging, endete, wie zu erwarten stand. Die Unschuld der Kaiserin wurde erhärtet — gleichwohl erfolgte ihre Verurtheilung.

Die Haussklaven Octavias, die man, altrömischem Brauch zu folge, bei ihrer Vernehmung der Folter unterwarf, zeigten mehr sittliche Größe und Heldenmuth als die schweifwedelnden Senatoren, die, ihrer besseren Ueberzeugung zum Trotze, ein wehrloses Weib öffentlich brandmarkten.

Ein Theil dieser Sklaven gab zwar unter den furchtbaren Martern, denen sie stundenlang ausgesetzt wurden, alles zu, was der Ankläger Tigellinus in sie hineinfragte; die Mehrzahl jedoch hielt muthig stand und betheuerte mit lauter Stimme die Reinheit ihrer geliebten Herrin, obgleich doch ein kurzes sogenanntes Geständniß den Qualen ein Ziel gesetzt hätte. Eine von diesen Heldengestalten — eine Frau Namens Pythias — fand sogar im Ueberschwang ihrer Entrüstung die Kraft, dem Tigellinus eine Beleidigung in das Antlitz zu schleudern, deren Wucht ihn erbleichen machte.

Die Treue und Standhaftigkeit, mit der diese Niedriggeborenen unter Preisgebung ihrer gesunden Gliedmaßen für Octavia eintraten, hätte allein schon ausreichen müssen, den Senat bei der Ehre zu packen und die Herzen dieser „versammelten Väter“ zur energischen Abweisung der Verleumder zu zwingen. Aber das war eine Rotte feigzitternder Buben, die dort auf den Prunksesseln im capitolinischen Tempel thronte — nur noch das Schattenbild eines längst schon verfaulten und elend zu Grunde gegangenen Mannesthums.

Die Rolle des öffentlichen Gewissens spielte diesmal das Volk — und vor allem die Frauen.

Kaum war es nämlich ruchbar geworden, daß der Senat die Ehe des Kaisers mit Octavia getrennt und die „Verbrecherin“ nach Campanien verbannt habe, wo sie künftig „ihres schändlichen Wandels wegen“ unter militärische Aufsicht gestellt werden sollte, als in Rom, ohne jede Verabredung, rein aus dem verwundeten Rechtsgefühl der Massen heraus, eine förmliche Revolution ausbrach.

„Von den letzten Schifferhütten am Hange des Aventin bis hinaus nach den Villen des Gartenbergs und nach der milvischen Brücke — überall gewahrte man Frauen als Mittelpunkte bewegter Gruppen, Frauen im Gewande der Kleinbürger, leidenschaftlich und herb in ihrer wilden Beredsamkeit, aber auch vornehme Damen in schneeigfluthender Palla, das grellrothe Flammeum über den kunstvoll geschürzten Haaren, würdevoll, anmuthig in jeder Bewegung. Die Gemahlin des jämmerlichen Senators legte Verwahrung ein wider das lügenhafte Verdikt ihres Gatten; das Weib des verachteten Henkersklaven wider die Missethaten der Folterer. — Und so gestachelt von all den hundert tausend Stimmen der Frauen, die sich im heiligsten ihrer Gefühle tödlich verwundet sahen, zogen die kühnsten unter den Männern zuletzt in tosender Schar vor das Palatium und verlangten mit Donnerstimme die Rückberufung Octavias.“

Der Kaiser wurde durch diese Kundgebung eingeschüchtert — oder ein letztes Gefühl der Scham übermannte ihn. Selbst der Einfluß Poppäas erwies sich zunächst als machtlos. Nero erklärte den Beschluß des Senats für hinfällig und sandte Kuriere aus, um Octavia zurückzuholen.

Die Wirkung dieses Entschlusses auf die Bevölkerung Roms war unbeschreiblich.

Endlose Jubelrufe schallten über das Forum und verbreiteten sich wie ein Steppenbrand bis in die äußersten Vororte.

„Heil der Octavia!“ klang es vieltausendfältig — und da man inzwischen erkannt hatte, wer die eigentliche Veranstalterin des unerhörten Skandalprozesses gewesen war, mischten sich unter das „Heil der Octavia!“ grimmige Schmähworte gegen Poppäa. Abermals wie auf Verabredung regten sich allenthalben geschäftige Hände, um die Standbilder Octavias mit Blumen und Kranz gewinden zu schmücken, während die Büsten und Säulen, die sich

Poppäa beim Kaiser erschmeichelt hatte, vom Sockel gestoßen, verstümmelt, beschmutzt, ins Wasser gestürzt oder zum Anger der Missethäter geschleift wurden.

Poppäa Sabina tobte vor Wuth. So nahe am heißersehnten Ziele, sah sie nun alles wieder in Frage gestellt. Wenn sich morgen die Prätorianer ebenso einmüthig und nachdrücklich wider sie aussprachen wie heute das Volk, so konnte sie ruhig ihr Bündel schnüren und irgendwo in der Verborgenheit einer sang- und klanglosen Villeggiatur Rast halten von den verwegenen Träumen der Weltherrschaft. Nur ein rascher und rücksichtsloser Griff nach dem Aeußersten konnte ihr die halb schon verlorene Stellung zurückerobern. Es mußte gehandelt werden um jeden Preis — Octavia mußte fallen, wie einst Agrippina gefallen war; die bloße Verbannung reichte jetzt nicht mehr aus.

Von diesem Gedanken erfüllt, wandte sich Poppäa an ihren altbewährten Helfershelfer, den Flottenbefehlshaber Anicetus. Sie heischte von dem feilen Gesellen, der an Erbärmlichkeit und Niedertracht selbst den neuen Prätorianer-General übertraf, eine todbringende List im Stil jenes Prunkschiffes, das die Kaiserin-Mutter hatte ertränken sollen. Anicetus gab zu bedenken, daß ein solcher Gewaltakt, wenn er entdeckt würde, eine blutige Wiederholung des kaum überstandenen Aufruhrs herbeiführen könnte. Auch mag sich der Frevler im Besitz der vielen Millionen, die ihm die Tötung der Agrippina eingebracht hatte, zu froh und behaglich gefühlt haben, um seine üppige Existenz noch einmal aufs Spiel zu setzen. Da drohte ihm Poppäa mit der Enthüllung seiner — bis jetzt durch die Gerüchte vom Selbstmord der Agrippina bemäntelten — Unthat. Beweise dafür, daß er gedungen war, hätte er schwerlich beibringen können, alle Verantwortung wäre sonach an ihm, dem Werkzeug, hängen geblieben, während Poppäa selber durch Nero gedeckt war. Er sah das ein, und so fügte er sich.

Nach umständlicher Verhandlung kamen die beiden zu dem Entschluß, die ungeschickte Erfindung, die man zuerst gegen Octavia versucht hatte, durch eine zweite, glaubhaftere zu ersetzen und diesmal den Kaiser da anzupacken, wo er am zugänglichsten war: bei der Sorge um seinen Thron.

Es läßt sich hier kaum feststellen, wie weit Nero getäuscht wurde oder mit eingeweiht war. Nach allem, was wir bis dahin erzählt haben, bleibt es psychologisch wahrscheinlich, daß Poppäa der Thatkraft Neros der jungen Kaiserin gegenüber mißtraute und es für zweckmäßig hielt, ihm Furcht einzuflößen. In diesem Falle hätte der Kaiser also geglaubt, Octavia wolle sich für die erlittene Schmach rächen — was im Gegensatz zu der abgeschmackten Beschuldigung jenes ersten Prozesses immerhin denkbar gewesen wäre. Andererseits spricht auch manches dafür, daß Nero mit im Rathe gesessen und die Komödie des Anicetus gebilligt hat. In dieser Epoche war der entartete Claudier zu allem fähig.

Folgendermaßen ging man zu Werke. Anicetus machte bei einem Trinkgelage in scheinbarer Unvorsichtigkeit allerlei Andeutungen, aus denen hervorgehen sollte, er sei ein begeisterter Anhänger der schönen Octavia, stehe bei ihr persönlich in höchster Gunst und theile den Ingrimm des Volkes gegen die aufdringliche Poppäa. Verhaftet und zur Rede gestellt, spielte er den Verblüfften, der alles entdeckt wähnt, und legte, um Gnade flehend, ein „offenes Geständniß" ab. Ja, er stand mit der jungen Kaiserin auf dem vertrautesten Fuße; ja, er war ein glühender Feind Neros und seiner Regierung; ja, er hatte sich mit Octavia verschworen, die misenische Kriegsflotte, deren Befehl er führte, aufzuwiegeln, um den Kaiser zu stürzen.

Das klang immerhin etwas glaubhafter als jene erste Beschuldigung. Die Absicht Octavias, den Tyrannen, der sie so schmachvoll entehrt und gepeinigt hatte, vom Throne zu stoßen, mußte gerade demjenigen Theil der Bevölkerung einleuchten, der noch sittliche Kraft genug besessen hatte, um sich jüngst über das unerhörte Urtheil des Senats aufzuregen. Anicetus galt vielleicht in den Augen dieser Getäuschten für den heroischen Perseus, der sich anheischig macht, die unglückliche Andromeda vor dem Drachen zu retten; denn, wie gesagt, die Blutschuld des Admirals war noch unbekannt.

Die Sache verlief denn auch völlig programmgemäß, ohne daß sich ein Sturm der Entrüstung erhob wie das erste Mal ...

Octavia ward vorläufig nach der Insel Pandataria im Tyrrhenischen Meere verbannt; gleich danach aber — wie es scheint, durch einen Akt unkontrollierbarer Kabinettsjustiz — zum Tode verurtheilt.

Ein paar zuverlässige Centurionen der Leibgarde betraute man mit der Vollstreckung.

Als die Kriegsleute auf Octavia zutraten und ihr mittheilten, daß sie nun sterben müsse, brach sie laut aufjammernd in die Kniee. „Unter glühenden Thränen flehte sie um ihr Leben, sie, die Unglückliche, die Enterbte, für die Leben und Leiden doch eins war."

Es ist ein außerordentlich rührender Zug in dem sanften mädchenhaften Charakterbilde Octavias, daß sie nichts von dem majestätischen Heroismus besaß, den die große Verbrecherin Agrippina beim Sterben bekundet hatte, den Arria bewies, als sie den Dolch sich in die Brust drückte und dann die blutende Waffe ihrem verurtheilten Gatten darbot mit den lächelnden Worten: „Siehe, es schmerzt nicht!" Octavias kaum zwanzigjährige Jugend, die vielleicht immer noch hoffte, bäumte sich auf; sie wollte, trotz allem, was sie gelitten, die Sonne noch schauen, die ringsumher soviel Wonne und Glück bestrahlte, wenn auch die Dulderin selbst bitterwenig davon genossen hatte. Vater, Mutter und Bruder waren ihr früh durch gewaltsamen Tod geraubt worden; ihre Ehe mit Nero war eine unablässige Folter gewesen; zuletzt hatte man ihr schuldloses Haupt mit Schande und Schmach überhäuft —: überall Kummer, Elend, Verzweiflung ... Und dennoch klammerte sich ihr trauerndes Herz mit der Kraft einer fiebernden Todesfurcht an dies werthlose Dasein; dennoch blieb sie durchaus ohne Fassung, selbst als sie wahrnahm, daß die Bewaffneten hier nur ein Amt hatten, keinen persönlichen Willen.

Die Art und Weise, wie sich die Centurionen ihres scheußlichen Auftrags entledigten, spricht dafür, daß die Erscheinung des lieblichen, hilflosen Wesens die Gemüther sogar dieser Henker zur Weichheit stimmte. Im Gegensatz zu der Brutalität, mit der sich die Kreaturen Poppäas in der Villa zu Bauli auf die Kaiserin-Mutter warfen, sie mit Stockschlägen mißhandelten und dann blind drauf losstießen, verfuhren die Prätorianer hier beinahe zartfühlend. Octavia wurde mit aller Schonung gefesselt und nach dem Warmbad ihrer Villa gebracht. Im Caldarium öffnete man ihr die Pulsadern — eine Todesart, die in der Kaiserzeit auch bei Selbstmorden sehr gewöhnlich war und für die mildeste und schmerzloseste galt. Jetzt noch sträubte sich die Natur des Opfers; das Blut entströmte ihr mit erschreckender Langsamkeit, so daß einer der Centurionen, von Mitleid ergriffen, dem Jammer ein Ende machte, indem er die Sterbende unter das Wasser drückte.

„Noch etwas Grausenhafteres folgte," sagt der Geschichtschreiber Tacitus. Das Haupt der Ermordeten nämlich wurde der rachedurstigen Feindin nach Rom gebracht. Man sieht, Poppäa war eine höchst gelehrige Schülerin Agrippinas, die sich die gleiche fürchterliche Genugthuung bei der Abschlachtung ihrer Gegnerin Lollia bereitet hatte.

Und nun erhob sich, um das Maß der Niedertracht voll zu machen, als Chorus zu dem blutigen Trauerspiel der Senat. Diese entartete Körperschaft huldigte damals dem Grundsatz: „Für jede Mordthat ein Dankgebet." So beschlossen denn die versammelten Väter Opfer in allen Tempeln zur Bekundung der Nationalfreude über die gnadenvolle Errettung des Kaisers aus den Intriguen Octavias!

Poppäa war nun am Ziel ihrer Wünsche. Ihrer Verbindung mit dem Gemahl der Ermordeten stand nichts mehr im Wege. Wer ihr am Hof noch bedenklich schien, ward entlassen oder mit Gift und Dolch aus der Welt geschafft. Das wankelmüthige Volk hatte längst vergessen, daß es die Standbilder dieser bluttriefenden Frevlerin einst in den Staub gezerrt. Es jauchzte der neuen Kaiserin zu wie einst der zurückberufenen Octavia. Es nahm theil an den schmachvollen Orgien, die Nero in wilder Verhöhnung des Rechts und der Sitte aus dem Kaiserpalast hinaus auf die Straße trug. Poppäa war die eigentliche Regentin des Reiches. Ihre fürchterliche Moral durchdrang wie ein schleichendes Gift die ganze Gesellschaft. Mehr und mehr brachte sie in dem Kaiser jenen wahnwitzigen Dämon zur Reife, der aus dem Abgrund der Weltgeschichte uns angrinst wie der Traum eines Fieberkranken. Sie ahnte nicht, daß sie nach kurzer Frist selbst — und zwar buchstäblich — unter den Fußtritten dieses Scheusals verenden sollte, im letzten Augenblick noch von dem Wahne gefoltert, daß es der Geist der Octavia sei, der dies wohlverdiente Unheil auf sie herabgefleht.

Weltflüchtig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von Rudolf Elcho.

Die Frau des Kommandanten überwachte eine Zeitlang den Unterricht, den Bettina ihren Kindern gab; nach acht Tagen aber sagte sie zu ihrem Manne: „Frau Monk ist nicht nur eine ausgezeichnete Lehrerin, die genau weiß, was sie will, und die den Lerneifer der Kinder erstaunlich anzuregen versteht, sie wirkt auch durch ihr ganzes Wesen, durch ihre sanfte, edle Art im besten Sinne auf den Charakter unserer Kleinen ein. Glaub' mir, Schatz, wenn ich in meiner Jugend eine solche Erzieherin gehabt hätte, dann würdest Du heute eine viel bessere Frau besitzen — als Du verdienst."

Der Kommandant lachte und nahm sich vor, Bettina das aus freien Stücken anzubieten, um was sie ihn hatte bitten wollen. Er lenkte eines Abends das Gespräch auf Ewald und dessen Zukunftspläne, und als Bettina ihm gestand, daß ihr Mann seine Fehler bereue und sich glücklich schätzen würde, wieder in das alte Dienstverhältniß ein treten zu können, nickte er ihr freundlich zu und antwortete: „Wenn Monk mit guten Vorsätzen kommt, soll er mir willkommen sein. Bitte, senden Sie ihn morgen zu mir."

Ewald leistete dieser Aufforderung pünktlich Folge, fand seinen ehemaligen Vorgesetzten sehr wohlwollend gestimmt und nahm, nach kurzer Verständigung, mit Eifer die altgewohnte Beschäftigung wieder auf. Als drei Wochen später bei stürmischem Wetter ein hoher Regierungsbeamter die maritimen Einrichtungen an den Küstenorten besichtigte und sich einen besonders zuverlässigen Lotsen für die Fahrt erbat, gab ihm der Kommandant Ewald mit. Dieser rechtfertigte die getroffene Wahl so gut, daß ihm die Beförderung zum Oberlotsen in nahe Aussicht gestellt wurde.

Die alte Burg des Erzherzogs Sigismund in Meran.

Da ihm nun auch Bettina stets mit gleichmäßiger Freundlichkeit begegnete, so hätte sich Ewald der glücklichen Wendung der Dinge ungetrübt freuen können, wenn nur das Aussehen seiner Frau ihm nicht Sorgen gemacht hätte. Ihr Gesicht wurde schmal, unter den Augen zeigten sich tiefe Schatten. Auch der Frau des Kommandanten fiel diese Wandlung auf und sie bewog Ewald, den Arzt um Rath zu fragen. Dieser kam zur Klause, beobachtete die junge Frau und erkundigte sich in väterlicher Weise nach ihrem Ergehen.

„Ich bin wohlauf, lieber Doktor," versicherte sie lächelnd.

Der aber schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ihr Aussehen straft Sie Lügen."

Der theilnehmende Mann sprach wiederholt in der Klause vor, und als Ewald endlich wissen wollte, was seiner Frau fehle, sagte er offen: „Ein körperliches Leiden kann ich nicht entdecken, es muß ein tiefer Kummer auf ihr lasten und ihre Kraft verzehren. Aber darüber sollten Sie besser unterrichtet sein als ich!"

Ewald sah den Doktor mit starren Augen an und murmelte nach einer Weile: „Also das ist's, das —"

„Beobachten Sie Ihre Frau und versuchen Sie, ihr möglichst viel Zerstreuung zu verschaffen. Ich habe so das Gefühl, als müsse die Leidende erst wieder lernen, aus vollem Herzen zu lachen, bevor an Genesung zu denken ist. Ihre Arznei heißt Frohsinn, und die ist leider in keiner Apotheke zu haben."

Ewald blieb in großer Bestürzung zurück; ihm dämmerte langsam das Bewußtsein auf, daß Bettina sich verzehren werde in dem Bestreben, ihrer Liebe zu entsagen. Er begann, sie genau zu beobachten, und erkannte, daß sie im Hause kaum einen Blick hatte für die Außenwelt. Es lag etwas Träumerisches in ihrem Wesen; wenn jemand sie plötzlich anredete, schrak sie zusammen und erst allmählich belebten sich dann ihre Augen. Abends machte sie in der Regel einen längeren Spaziergang und wählte stets den Pfad, der zum Höwt hinaufführte. Ewald, der ihr in der Dämmerung wiederholt heimlich folgte, bemerkte, daß sie stundenlang bei der Buche verweilen konnte, den Blick regungslos nach dem Schlosse Lindström hinübergerichtet. Einmal hatte er sich in ihre Nähe geschlichen. Sie kauerte am Fuße des Baumstammes auf der Erde, die Hände um die Knie geschlungen, den Kopf gegen die rauhe Baumrinde gelehnt. So starrte sie hinaus ins Weite. Als sie sich endlich erhob, kam ein Laut des Schmerzes von ihren Lippen; sie streckte beide Arme aus gegen das Schloß, mit einer Bewegung, als erwarte sie von dorther die Erlösung.

Bei dieser Beobachtung ging Ewald ein Schauer durchs Herz. Er wagte es nicht, sie anzureden, und kehrte erst spät ins Haus zurück. Unheimliche Vorstellungen bedrückten ihn; zum ersten Male seit langer Zeit floh ihn der Schlaf. Nach Mitternacht schlich er sich zum Stübchen seiner Frau hin und legte das Ohr an die Thür. Und in der Stille der Nacht vernahm er Laute, die ihn erbeben machten — Bettina weinte da drinnen, als breche ihr das Herz.

Eine mitleidige Wallung bewegte sein Inneres, schon erhob er die Hand, um gegen die Thür zu pochen, sie zu versichern, daß er nicht ihr Unglück wolle, sie ziehen lasse, da gab ihm die Selbstsucht den Gedanken ein: laß ihr Zeit, sie wird's schließlich doch verwinden!

In dieser leisen Hoffnung bestärkte ihn am nächsten Morgen Bettinas Wesen. Sie kam lächelnd aus der Küche, sprach freundlich mit ihm über Wirthschaftsangelegenheiten und nahm anscheinend in heiterer Stimmung ihre gewohnten Arbeiten auf.

Aber auf die Dauer gelang es ihr nicht, ihrer selbst Herr zu bleiben. Vielleicht wäre ihr das möglich gewesen im zerstreuenden Getriebe einer Weltstadt — in dem einsamen Küstenort verzehrte sie sich in Sehnsucht nach dem Geliebten. Ihre Noth stieg, als ihr eines Tages eine Zeitung in die Hände fiel, in welcher von London aus ein Bericht stand über die großen Erfolge, welche Rott mit seinem hinreißenden Spiele dort davongetragen hatte. Warum, schrie es in ihrem Herzen auf, warum kann ich nicht an seiner Seite sein! Mit fiebernder Leidenschaft klagte sie ihr Schicksal an, raste gegen sich selbst, die in thörichter Ueberspanntheit geglaubt hatte, in der Flucht heraus aus der Welt, in der sie aufgewachsen war, ihr Glück, ihre Befriedigung zu finden. Nächtelang saß sie auf ihrem Lager und suchte die nagenden Gedanken zu verscheuchen — umsonst! Sie kehrten wieder und bohrten sich in ihr Gehirn, bis sie der Kopf schmerzte und tolle, wahnsinnige Pläne vor ihr auftauchten. Mit Grauen sah sie dem Winter entgegen. War es schon unerträglich, die langen Nächte, gefoltert vom Elend, schlummerlos verbringen zu müssen, so

Digitized by Google

verzweifelte sie völlig beim Gedanken an die endlosen Abende in dem frostigen Hause, wo der ungeliebte Mann an ihrer Seite sitzen würde und sie ihr müdes Gehirn anstrengen müßte, um irgend eine Unterhaltung zu ersinnen.

* * *

In den ersten Tagen des November sollte die Vermählung der Gräfin Lindström mit dem Baron Leblanc stattfinden. Ende Oktober war Bettina eines Morgens nach Groß-Rüstrow hinübergesegelt, um allerlei Vorräthe einzukaufen. Schwer bepackt schritt sie gerade über die Fahrstraße zu ihrem Boote zurück, als dicht hinter ihr Pferdegetrappel vernehmbar wurde. Zur Seite tretend, wandte sie sich nach dem herankommenden Wagen um und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß ihre Stiefmutter und Graf Trachberg die Insassen waren. Die Blicke der ersteren waren achtlos über die Fußgängerin hingeglitten, im Gesicht des Grafen aber blitzte es auf. Bettina sah, daß er sie erkannte, und scheu kehrte sie sich ab, bis die Kutsche vorbeigerollt war.

Zwei Tage später, als Bettina eben den Kindern des Lotsenkommandanten Klavierunterricht ertheilte, wurde die Thür zum Salon weit aufgerissen und die Hausfrau führte Gäste herein. Bettina erhob sich rasch, aber beim Anblick der Eintretenden erschrak sie so heftig, daß sie sich auf das Klavier stützen mußte, welches sie hatte verlassen wollen. Die Gräfin Lindström war gekommen, um dem Kommandanten und dessen Gattin ihren Verlobten sowie ihre Gäste, den Grafen und die Gräfin Trachberg, vorzustellen. Die Schloßherrin begrüßte Bettina sehr herzlich, theilte ihr mit, daß auch Rott am nächsten Tage eintreffen werde, um an der Hochzeit theilzunehmen, und stellte ihr den Baron Leblanc vor. Ehe die Ueberraschte sich von ihrer Bestürzung erholt hatte, stand sie schon den Trachbergs gegenüber. Graf Guido stotterte erröthend einige unverständliche Worte zur Begrüßung, Rosita aber ergriff Bettinas Arm und führte sie zu einer Fensternische.

„Fürchte nicht, daß ich hierher gekommen bin, um Dir Vorwürfe zu machen," sagte sie flüsternd. „Dein Aussehen beweist mir, wie schwer Du die Verblendung hast büßen müssen. Ich bin nicht unversöhnlich und begreife das bittere Gefühl, welches Dich in diesem Augenblick beherrscht. Du hast die schwere Kränkung, welche mein Gatte Dir bereitete, noch nicht verwunden. Vielleicht wird es Dir eine kleine Genugthuung gewähren, wenn ich Dir gestehe: auch ich bin an seiner Seite nicht so glücklich geworden, wie ich es erwarten durfte. Ach, der Gatte ist immer ein ganz andrer als der Verlobte. Aber ein Verlangen ist mir wenigstens an Guidos Seite erfüllt worden. In den Kreisen seiner Standesgenossen habe ich mir eine Stellung errungen, auf die ich stolz sein darf. Um so mehr bedauere ich Dich, daß Du von alledem ausgeschlossen bist, alles entbehren mußt, was das Leben schön und begehrenswerth macht. Giebt es denn kein Mittel, Dich wieder zu befreien? Habe Vertrauen und offenbare mir Deine Lage! Du weißt, wie gern ich Dir immer beistand, wenn es in meiner Macht lag. Sprich, mein Herz!" Sie bot ihr freundlich die Hand, allein ihre Erwartung, daß die blasse, junge Frau nun in Klagen ausbrechen und rasch die dargebotene Hilfe annehmen werde, erfüllte sich nicht.

„Ich danke Dir," entgegnete Bettina ruhig, „danke Dir herzlich, liebe Mama — Du gestattest doch, daß ich Dich noch so nenne? Aber was mir das Schicksal auferlegt hat, das muß ich allein tragen. Du kannst mir so wenig helfen wie irgend ein andrer Mensch auf dieser Welt. Auch entbehre ich das nicht, was Dich beglückt."

Sie kehrten beide zur Gesellschaft zurück, wo die Hausfrau eben Bettinas Vorzüge als Lehrerin gerühmt hatte.

„Zu meiner Freude erfahre ich, daß Sie Ihr musikalisches Talent nicht verkümmern lassen," rief Gräfin Lindström, sich Bettina zuwendend. „Ich wünschte, mein Verlobter könnte Sie singen hören — der Verwöhnte würde erkennen, daß wir hier an der See nicht ganz in Wildniß leben. Bitte, bitte, ein Lied!"

Der Gräfin schlossen sich so viele Stimmen an, daß Bettina dem Drängen Folge leisten mußte, obgleich sie am liebsten geflohen wäre. Sie wollte nicht schwach oder launenhaft scheinen, und so setzte sie sich ans Klavier und begann ein Lied von Brahms. Aber sie vermochte ihre Aufregung nicht zu bezwingen, nur ein Zerrbild dessen kam zum Vorschein, was sie geben wollte.

Mit einer Dissonanz brach sie ab und rief erregt: „Ich kann nicht mehr singen, Frau Gräfin. Auf der Düne von Massow erstirbt jede Blume, vor allem die der Poesie."

Der letzte Satz sollte scherzhaft klingen, allein die Bitterkeit des Tones brach dennoch durch.

Als sie sich verabschieden wollte, erhoben sich auch die Gäste, um sich zur Landungsstelle des Boots zu begeben. Unterwegs wußte es Graf Guido so einzurichten, daß er an Bettinas Seite kam, während die Damen und der Baron in lebhafter Unterhaltung voranschritten. Er legte seine Hand auf den Arm der Begleiterin und flüsterte ihr zu: „Sie sind unglücklich geworden, Bettina; Ihr abgehärmtes Gesicht, Ihr Gesang ließ mich ahnen, was Sie gelitten haben. Ich beklage Ihr verfehltes Leben und würde viel darum geben, wenn sich das wieder gut machen ließe, was ich, unter dem Drucke widriger Verhältnisse, an Ihrem Herzen gefrevelt habe. Wenn Sie je meiner Hilfe bedürfen —"

„So werde ich mich selbstverständlich an meinen Stiefpapa wenden," erwiderte sie mit leichtem Spotte und entzog ihm ihren Arm. „Ihre väterliche Güte thut mir wohl, aber halten Sie sich versichert, daß Sie sich über die Quelle meines Unglücks täuschen. Das, was Sie an meinem Herzen frevelten, ist längst vergeben und vergessen."

Sie war am Seitenweg zur Klause angekommen und verabschiedete sich von ihren Begleitern. Hastig legte sie die kurze Strecke bis zu ihrem Hause zurück; von den Erlebnissen der letzten Stunde im Innersten erregt, trat sie auf die Veranda; müde ließ sie ihren Blick über die Küste schweifen — sie sah, wie Gräfin Lindström mit ihren Gästen ihr Boot bestieg, das sich langsam in Bewegung setzte. Die sinkende Herbstsonne vergoldete das Fahrzeug, als es mit geschwellten Segeln über die leuchtende Fluth glitt. Bettina bemerkte, wie Frau Rosita noch zu dem einsamen Landhaus herüberblickte und den Kopf schüttelte.

„Ja, ja," sagte sie mit bitterem Lächeln und faltete die Hände, „die Gräfin Trachberg kann freilich das Räthsel meines Daseins nicht fassen. Sie weiß die Segel klug zu stellen und wähnt sich auf glücklicher Fahrt. Aber wir treiben alle dem uferlosen Meere des Vergessens entgegen, das ist ihre Furcht und — mein Trost."

19.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten auf Schloß Lindström waren verrauscht, die Neuvermählten nach dem Süden abgereist; auch die Mehrzahl der Gäste war zugleich mit ihnen aufgebrochen. Nur einige Jagdliebhaber blieben zurück, welchen der alte Baron Leblanc, der Schwiegervater der Gräfin, allerlei Sport in Aussicht gestellt hatte, und — Franz Rott. Ihn hielten Erinnerung und Sehnsucht wie mit Zauberfesseln an der einsamen Küste fest.

Weder die Künstlerfahrt nach England noch der Jubel des Hochzeitsfestes hatte seine Gefühle für die geliebte Frau zum Schweigen bringen können. Einsam streifte er durch die herbstlichen Wälder, er suchte die Stellen wieder auf, wo er mit Bettina geträumt und geplaudert hatte. Aber wie verwandelt war alles — dahin der Sommer, fahles Laub raschelte unter seinen Füßen, kein warmer Sonnenschein, nur düsterer Nebel und rauher Herbststurm! Das Leben erstorben, erstorben auch sein Glück! — —

Am letzten Tage, den er auf Schloß Lindström zu verweilen gedachte, wurde er früh durch den Lärm der aufbrechenden Jagdgesellschaft aus dem Schlafe geweckt. In der Nacht hatte ein wilder Sturm gerast, und obgleich es noch heftig stürmte, so begaben sich die Herren doch mehrere Stunden landeinwärts, wo in den wildreichen Forsten ein Kesseltreiben stattfinden sollte. Als Rott das Speisezimmer betrat, war es leer, und er mußte sein Frühstück allein verzehren. Der Diener, welcher ihm aufwartete, trat ans Fenster und sagte: „Das war ein grausiger Sturm heute nacht. Haben der Herr Rott das Brausen gehört? Vor Massow soll ein Vollschiff gestrandet sein — so behauptet wenigstens der Gärtner Jakob — ich kann aber nichts sehen, es ist noch nicht hell genug. Wenn das Schiff auf die verflixte Seehundsbank gerathen ist, dann Gnade Gott der Bemannung! Bei dem Sturme können die Lotsen mit dem Rettungsboot nicht hinaus, und die Wogen schlagen alles in Stücke, denn der Wind steht just auf dem Hövt."

„Bitte, holen Sie mir das Fernrohr, Friedrich.“ Rott beendete rasch sein Frühstück, und als ihm der Diener das Instrument überreichte, trat er auf die Terrasse und blickte nach Massow hinüber. Trotz des heftigen Windes und der trüben Beleuchtung erkannte er über dem Gischte der Wogen einen dunklen Körper, welcher dicht vor dem Höwt zu liegen schien. „Ist noch ein Pferd im Stalle?“ fragte er den Diener, welcher ihm gefolgt war.

„Gewiß, Herr Rott, der Goldfuchs steht immer zu Ihrer Verfügung.“

„So lassen Sie ihn satteln! Ich möchte nach Massow hinüberreiten.“

Rasch holte er Hut und Ueberrock, steckte das Fernrohr ein und schwang sich in den Sattel. Der Fuchs, ein muthiges englisches Jagdpferd, wieherte dem Sturme entgegen, und kaum gab der Reiter die Zügel frei, so jagte das feurige Thier im Galopp die Landstraße hinab.

Der scharfe Ritt brachte den Künstler rasch ans Ziel. Er sprengte durch Massow bis zum Fuße des Höwts, wo er die ganze Bevölkerung des Lotsendorfes am Strande versammelt fand. Sein dampfendes Pferd zügelnd, überblickte er die aufgeregte Menge und sah, daß Ewald und Pischel sich an der Spitze der Lotsen befanden. Auch Bettina war anwesend, sie stand etwas abseits von der Menge auf einer Felsstufe; ein schwarzes Kopftuch umschlang ihr bleiches Gesicht. Als sie den Reiter erkannte, flog es wie ein Freudenschimmer über ihre Züge; ihre Blicke begegneten denen des Geliebten in einem stummen Gruße. Aber im nächsten Augenblick schon hatte sie sich gefaßt, mit einem raschen Entschluß wandte sie sich ab und wieder dem Meere zu, als bereue sie, ihr Gefühl verrathen zu haben.

Rott sprang aus dem Sattel und ersuchte einen halbwüchsigen Fischerjungen, dem er ein Geldstück in die Hand drückte, den Gaul nach dem Gasthof zu führen und ihn dort in den Stall zu stellen; dann trat er auf die Düne und richtete sein Fernrohr auf das gestrandete Schiff.

Es war ein schwer befrachteter Schoner, der richtig auf der Seehundsbank festsaß und in der stürmischen See bereits arge Beschädigungen erlitten hatte. Ein Boot, mit dem die Bemannung Rettungsversuche hätte wagen können, schien nicht mehr vorhanden zu sein. Wahrscheinlich hatten die Wogen den Schiffbrüchigen das Fahrzeug beim Niederlassen gleich aus den Händen gerissen. Hier bedurfte es keiner Nothsignale mehr, um zu erkennen, daß der Schoner mit Mann und Maus untergehen mußte, wenn nicht sofort Hilfe kam. Rott trat auf die von Seewasser triefenden Lotsen zu mit der Frage, warum nichts zur Rettung der Bedrohten gethan werde. Man lachte ihm höhnisch ins Gesicht. „Weil wir nicht hexen können! Wollen Sie das Boot durch die Brandung *tragen*?“ rief ihm einer entgegen.

Nur Pischel ließ sich auf eine weitere Erörterung ein und erklärte, die Seehundsbank liege zu fern, um dem Schiffe mit dem Raketenapparat beikommen zu können, während die wilde Brandung das Auslaufen völlig unmöglich mache. Sechsmal habe man schon den Versuch wiederholt, und jedesmal sei das Rettungsboot wie eine Nußschale auf den Strand zurückgeworfen worden.

„Hat man dem Lotsenkommandanten noch keine Anzeige gemacht?“ fragte Rott, und Pischel erwiderte, daß der Vorgesetzte gestern nach der Hafenstadt gefahren und noch nicht zurückgekehrt sei.

„So müssen die Unglücklichen dort drüben vor unseren Augen zu Grunde gehen?“

„Wenn de leiwe Gott keen Wunner nich dauht, Herr Rott — —“ entgegnete Pischel achselzuckend und trat zu der Gruppe seiner Kameraden zurück.

Wieder richtete Rott sein Glas auf das Schiff und sah, daß dort im Gischt der Wogen, die über das Verdeck schlugen, einige Männer die Arme emporwarfen, als wollten sie in höchster Noth um Rettung flehen. Er ließ das Glas sinken und stand einen Augenblick schwankend da, dann flammte ein fester Entschluß in seinem Innern auf. Mit raschen Schritten und blitzenden Augen trat er mitten in die Lotsengruppe und rief: „Es ist eine Schmach, daß wir hier müßig stehen, während vor unseren Augen Mitmenschen dem Verderben anheimfallen. Ihr sagt, daß Ihr sechsmal vergeblich versucht habt, das Rettungsboot flott zu machen. Versucht es noch einmal — wir alle wollen Euch unterstützen.“

Ewald schielte von dem Sprecher zu Bettina hinüber, die ihren Standort verlassen und sich der Gruppe genähert hatte. „Ihr kennt die See nicht,“ murrte er, „sonst wüßtet Ihr, daß jeder, der ins Boot springt, sein Leben aufs Spiel setzt, und, wohlgemerkt, nutzlos, ohne Rettung zu bringen.“

„Wissen Sie so gewiß, daß an kein Gelingen zu denken ist?“ Rotts Stimme klang rauh vor Erregung. „Nun wohl, ich will sehen, ob Ihr Lotsen zurückbleibt, wenn ich, ein Unkundiger, mich zur Fahrt bereit erkläre. Und daß Ihr's wißt: wenn einer von Euch heute in seinem Beruf stirbt, so zahle ich seinen Hinterbliebenen tausend Mark. Gehe ich aber unter, so soll alles, was ich besitze, den Genossen dieser Fahrt oder deren Verwandten zufallen. Noch einmal bitt' ich Euch, helft!“

Die Lotsen sahen bald auf das erregte Gesicht des Künstlers, bald auf die brüllenden Wogen und konnten trotz Rotts Versprechungen zu keinem Entschluß kommen. „Es steiht 'n Hagelstorm in Aussicht,“ meinte der grauhaarige Gehring, „den möten wi erst afwarten.“

„Nein,“ rief Rott, „Ihr dürft hier nicht erst abwarten. Was geschehen soll, muß sofort geschehen, sonst ist's zu spät!“

In Ewalds Brust hatte vorhin der Groll gegen Rott den Widerspruch erregt, unter Bettinas Blicken aber mochte er nicht für feige gelten und sein Stolz schlug alle weiteren Bedenken nieder. „Er hat recht,“ rief er in barschem Tone den Genossen zu. „Wir müssen das Aeußerste wagen, eh' es zu spät wird.“

„Ewald, Ewald!“ schrie die alte Monk und erfaßte des Sohnes Arm, „wat gehen Dir die fremden Lüt an! Hör' nich up den Musikanten!“

„Zurück, Mutter! Der Musikant hat recht. 's ist unser Beruf, in Seegefahr das Leben zu riskieren. Vorwärts! Greift an!“

Und jetzt streckten sich fünfzig kräftige Hände nach dem schweren Rettungsboot aus. Einen Augenblick wartete man auf das Rückschlagen der Woge, dann gab Ewald das Kommando, und knirschend flog der Bug in die hochaufspritzende See. Bevor die muthigsten unter den Lotsen sich ins Boot schwingen konnten, ging eine Sturzwelle über alle Köpfe weg und das Fahrzeug wurde hoch emporgeschnellt. Aber mit der Kraft der Verzweiflung klammerten sich die Leute an die Kante, und als der Kiel wieder sank, sprangen fünf beherzte Männer ins Boot, unter ihnen Ewald, der das Steuer, und Rott, der eines der Ruder erfaßte. Wieder gaben die in der Brandung stehenden Fischer dem Fahrzeug unter lautem Zuruf einen Stoß, dann setzten die Ruder ein. Glücklich schoß das Boot durch einen Wogenkamm und ließ die Brandung hinter sich.

Die am Strande Zurückgebliebenen liefen auf den Dünenwall und verfolgten mit ängstlicher Spannung den Lauf des Boots. Bettina wählte abseits von den übrigen ihren Standpunkt auf einem von der Brandung umtosten Vorsprung. Der Sturmwind hatte ihr Kopftuch gelockert und die losen Haarsträhnen umflatterten ihr bleiches, angstvoll erregtes Gesicht. Sie hatte sich ein Fernglas geben lassen und konnte so den Kampf der beherzten Männer mit den Wogen genau verfolgen; aber die Hände zitterten ihr vor Erregung — sie mußte das Glas absetzen. Was mochte das Ende des kühnen Unternehmens sein? Diese Frage stürmte durch ihre Seele. Sie ahnte, daß diese Stunde ihr Schicksal entscheide.

Es schien, als werde das Boot gar nicht oder zu spät ans Ziel gelangen; nur langsam rückte es vorwärts, und bei dem hohen Seegang schlug Woge um Woge über Bord. Ging das so weiter, so mußte sich der Kielraum bald mit Wasser füllen und das Fahrzeug sinken. So oft es hinter einem der Wellenberge verschwand, ging ein Beben durch Bettinas Gestalt; reglos stand sie da, kaum daß sie zu athmen wagte. Erst wenn das Boot wieder auftauchte, holte sie tief Athem und flüsterte ein „Gott sei Dank!“

Minute um Minute verging und immer noch hielt sich das Rettungsboot flott, immer näher und näher kam es den Gestrandeten. Nach einer halben Stunde, die den Zuschauern eine Ewigkeit dünkte, schien es dem Ziele ganz nahe zu sein, denn Bettina bemerkte, wie Ewald aufstand, um das Steuer sicherer führen zu können. Sie begriff, daß durch eine falsche Bewegung im Beilegen das Rettungsboot an der Schiffswand zerschmettert werden konnte. Nur ein Steuermann von großer

Erfahrung und Kraft vermochte den Zusammenprall zu vermeiden oder zu mildern. Schon sah Bettina, wie die Gestrandeten sich alle auf einem Punkte des Verdecks zusammendrängten, da ertönte auf der Düne der Schreckensruf des wetterkundigen Gehring: „De Hagelstorm geiht los!

Ein Aufschrei der Umstehenden folgte dieser Ankündigung. Bettina blickte entsetzt zum Himmel auf und merkte an der fast schwarzen Wolke, welche von Südost heraufkam, und an den knatternden Windstößen, die ihr vorausgingen, daß etwas Schreckliches im Anzug sei. In der nächsten Minute brauste ein Wirbelsturm daher, der das Schiff in Trümmer schlagen mußte. All ihre Kraft zusammennehmend, setzte Bettina das Glas nochmals an die Augen und suchte die über die See sich breitende Verfinsterung zu durchdringen. Sie erblickte zunächst nur eine hoch aufwirbelnde Schaummasse bei dem Schoner — es war, als ob das Wasser zischend einem Vulkan entsteige; dann schien es ihr, als wenn die Männer im Boote sich an das Fallreep des Schiffes klammerten, und dann fuhr etwas Weißes durchs Dunkel — im nächsten Augenblick peitschte der Sturm das Gesicht der Erschöpften mit einem Schauer von Hagelkörnern, daß sie betäubt in die Knie sank und Schutz suchend die Stirn zur Erde senkte.

Auf die heulenden Windstöße und den Hagel folgte ein Gewitterregen, der das Lotsendorf zu ertränken drohte. Mühsam erhob sich Bettina; der Kopf schmerzte sie, schwer hingen die triefenden Kleider an ihrem Körper. Obgleich sie sich kaum aufrecht erhalten konnte, zwang sie sich doch, alle Vorgänge auf dem Meere genau zu beobachten. Aber bei dem niederfluthenden Regengusse war es unmöglich, etwas Genaueres zu sehen, ein grauer Vorhang lag über dem Schauplatz der Katastrophe.

Eine Viertelstunde verzehrender Erwartung verging — endlich ließ der Regen nach; die Wolken lichteten sich und es wurde hell über der See. Kreischend verkündeten die jungen Massower, daß das Boot noch schwimme und auf der Rückfahrt begriffen sei.

Bettina trocknete hastig die Gläser ihres Fernrohrs und suchte das Boot; dabei fielen ihre Blicke zuerst auf die Seehundsbank. Von dem stolzen Schoner war nichts mehr übrig als ein Wrack. Nur das Heck ragte noch über die Wogen, die jetzt die Schiffstrümmer dem Strande zutrugen. So hatte Rott doch recht gehabt, als er vor dem Abwarten des Hagelsturms warnte! Aber wie mochte sich die Entscheidung vollzogen haben? Wer war gerettet, wer vom Meere verschlungen worden? — Bei diesen Fragen überlief Bettina ein kalter Schauer — sie zitterte vor der Möglichkeit, daß ihr Gatte das Opfer seiner kühnen Rettungsthat geworden sein könnte. Mochte er immerhin schwer gegen sie gefehlt haben — in dieser Stunde, in der er sein Leben einsetzte für die Bedrohten, erschien ihr alles, was er ihr zugefügt hatte, so nichtig und klein. Das leidenschaftliche Verlangen nach Freiheit, in dem sie sich zu verzehren drohte, verstummte; nur noch die Angst, ob Ewald nicht draußen sein Grab gefunden, hatte Raum in ihrer Seele. Und nun übermannte sie die Erregung — ein dunkler Schleier legte sich über ihre Augen, sie vermochte nichts mehr zu sehen. Mit einer unsichern Bewegung tastete sie sich zu einem Felsblock und ließ sich darauf nieder. Dann schloß sie die Augen. So saß sie einer Ohnmacht nahe da, mit geschlossenen Lidern, den Kopf auf die Hände gestützt, als plötzlich vom Walle her der bange Aufschrei der alten Monk ertönte: „Min Gott, min Gott, wo is denn uns' Ewald?"

Unfähig, sich zu erheben, schaute sie zitternd auf das Boot, welches sich dem Strande schon bedeutend genähert hatte, und sah, daß ein andrer Lotse als Ewald das Steuer führte; ein zweiter Blick überzeugte sie, daß sich ihr Mann auch nicht unter den übrigen Insassen des Bootes befand. Mit einem gellen Schrei sprang sie auf und brach sich Bahn durch die lärmende Menschenmenge, welche sich dicht um die Landungsstelle herdrängte. Als sie endlich die vorderste Reihe erreicht hatte, ward das Boot eben auf den Strand gezogen; die Insassen sprangen heraus, nur Rott blieb zurück, knieend über einen regungslosen Körper gebeugt, der lang ausgestreckt mitten im Boote lag. Bettina beugte sich hastig über den Rand des Fahrzeugs und prallte in wortlosem Entsetzen zurück. Sie hatte in das blutüberströmte Antlitz ihres Mannes gesehen — es war das eines Sterbenden. Mit starren, gläsernen Augen lag er da, ohne ein Lebenszeichen zu geben, und erst, als ein halbes Dutzend starker Männer ins Boot sprang und ihn emporhob, kam ein dumpfes Stöhnen aus seiner Brust. Man trug ihn zur Düne hinauf, breitete Segel über die Erde und legte ihn auf dies Sterbebett nieder. Während das geschah, trat Rott zu der wankenden Bettina, und indem er ihr den Arm zur Stütze bot, flüsterte er ihr leise zu: „Fassung, mein Herz, Fassung!"

Sie raffte sich gewaltsam auf; wie das Unglück geschehen sei, fragte sie tonlos. Rott berichtete in fliegender Hast, Ewald habe mit bewunderungswerthem Geschick das Rettungsboot so beigedreht, daß zwei von den Ruderern das vom Schoner ausgeworfene Seil hätten erhaschen können. „Während wir nun mit dem Aufgebot unsrer ganzen Kraft das Boot durch Taue an das Schiff fesselten, schwang sich Ewald als erster aufs Verdeck. Hier drängten sich die Matrosen, welche jeden Augenblick den Untergang erwarteten, mit wildem Ungestüm an ihm vorüber und sprangen ins Boot; zwei stürzten ins Meer und ertranken. Zurück blieb nur der Kapitän des Schiffs mit Kind und Frau. Ewald nahm das Kind auf den linken Arm und half dem Kapitän die ohnmächtig gewordene Frau nach der Schiffstreppe schleppen. Doch noch ehe sie diese erreicht hatten, brach der Orkan los — ein furchtbarer Schlag, ein Krach, und Ewald fiel über Deck, schlug mit dem Rücken auf die Kante des Rettungsbootes und sank mit dem Kinde, das er krampfhaft umschlungen hielt, ins Meer. Es gelang uns, ihn zu erhaschen und sammt dem Kinde ins Boot zu ziehen. Droben war der Mast gebrochen, hatte im Sturze den Kapitän und sein Weib erschlagen und Ewald so wuchtig am Hinterkopf und an der rechten Schulter getroffen, daß er betäubt über Bord geschleudert worden war. Seltsamerweise blieb das Kind in seinem Arme unversehrt. Nun hingen wir angstvoll an der Leeseite des sinkenden Schiffes, bis die erste Gewalt des Hagelsturms gebrochen war; dann wagten wir die Rückfahrt, und sie gelang; elf Menschen sind gerettet worden —"

„Erkauft mit Ewalds Blut!" rief Bettina schaudernd. Sie trat an die Seite des Sterbenden und kniete, in Thränen ausbrechend, neben ihm nieder. Rott wollte ihr folgen, aber die alte Monk sprang mit wüthender Gebärde auf und kreischte ihm zu: „He hätt min Sahn up sin Gewissen!"

Bei diesem Aufschrei der verzweifelten Alten kehrte ein matter Strahl des Lebens in Ewalds Augen zurück. Erwachend sah er erst in das erregte Gesicht der Mutter, dann zu Rott hinüber und flüsterte: „Lat man, Mudding, he is 'n braven Kirl!"

Sein Blick fiel auf die schluchzende Bettina, und wie ein letzter Schimmer der Freude ging es über sein fahles, verwüstetes Antlitz: „Wo ist das Kind?" fragte er. Pischel brachte den blondhaarigen, blauäugigen Buben. Er betrachtete den Kleinen lange und fragte dann leise, ob des Kindes Eltern gerettet seien. Man berichtete ihm, daß der fallende Mast beide erschlagen habe.

„Betty," sagte er, und seine Stimme war wie ein letzter Hauch, „nimm Du ihn zu Dir . . . für unser Kind . . ."

Er kam nicht weiter; sein Auge wurde starr, ein Zucken ging durch den athletischen Körper — Ewald Monk war verschieden.

Seine Eltern brachen in laute Klagen aus; Bettina wollte sich erheben, um ihnen ein Wort des Trostes zu sagen, allein plötzlich verwischte sich alles um sie her, sie schwankte und wäre zur Erde gestürzt, wenn Rott nicht seine Arme um sie geschlungen hätte. Mit Hilfe des Lehrers brachte er die Bewußtlose nach der Klause, wohin auch das verwaiste Kind geführt wurde; der Zustand Bettinas, die kein Lebenszeichen von sich gab, erfüllte ihn mit qualvoller Sorge; trotz seiner Ermattung warf er sich daher aufs Pferd, um den Kreisphysikus herbeizuholen.

Als dieser am Abend mit Rott die Klause betrat, hatte sich bei Bettina bereits hohes Fieber eingestellt. Der Arzt beobachtete die Kranke eine Weile, strich ihr über das glühende Gesicht, prüfte ihren Puls und sagte dann zu dem Künstler, welcher in ängstlicher Spannung jede seiner Bewegungen verfolgt hatte: „Nervenfieber in der heftigsten Form. Es muß alles für eine gute Pflege der Kranken geschehen, sonst stehe ich für nichts. Der Obhut der alten Monks können wir sie unmöglich überlassen."

„Wissen Sie nicht in der Nähe eine verständige Krankenpflegerin, Doktor? Ich würde jeden Preis zahlen."

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Zwei Gazellen.

Nach einem Gemälde von F. M. Bredt.

„Gewiß, ich kann eine Frau Braun aus der Kreisstadt herüberſenden, der wir die Wartung getroſt anvertrauen dürfen. Aber ich hätte gern noch jemand, welcher der Kranken nahеſtünde und für all das ſorgte, was nur warme perſönliche Antheilnahme bemerkt —"

„Das ſoll meine Aufgabe ſein, lieber Doktor," unterbrach ihn Rott erröthend. „Ich verlaſſe das Haus nicht eher, als bis ich dem Tod dieſe Beute abgejagt habe."

20.

Rott, der dem Sturme ſo kühn getrotzt hatte, ſah am Krankenlager der Geliebten ein, daß es ſchwerer iſt, ſich ſelber zu bezwingen als die entfeſſelten Elemente. Oft glaubte er, an Bettinas Rettung verzweifeln zu müſſen, und dann bedurfte er aller Kraft, um ruhig auszuharren, nicht in wilden Groll auszubrechen. Eine treffliche Stütze fand er glücklicherweiſe an der Pflegerin, welche ihm der Doktor geſchickt hatte. Frau Braun ſorgte nicht nur für die Leidende, ſondern verſah auch den Haushalt, ſo daß Rott das verwaiſte Kind, welches er im Schulhaus untergebracht hatte, zu ſich in die Klauſe nehmen konnte. Er forſchte nach den Verwandten des verunglückten Kapitäns und erfuhr, daß nur ein Bruder der Frau in Stettin lebe; der aber war ſelber ſo reichlich mit Kindern geſegnet, daß er gern auf Rotts Bitte einging, ihm den kleinen Fritz zur Erziehung zu überlaſſen.

Den Monks hatte Rott ſein Verſprechen gehalten und ihnen gleich nach Ewalds Beſtattung durch den Lotſenkommandanten tauſend Mark einhändigen laſſen mit dem Bemerken, daß ſie in jeder Nothlage auf ihn zählen dürften. Dieſe That gewann ihm vollends das Herz der Dorfbewohner, überall bezeigte man ihm aufrichtige Theilnahme und hilfreiches Entgegenkommen, und ſogar Rathrein Brämming erbot ſich zu kleinen Dienſtleiſtungen in der Klauſe.

Zum Glück hatte Rott Erſparniſſe gemacht; ſo konnte er nicht allein die Koſten des Haushalts beſtreiten, ſondern ſich auch als Künſtler von allen Vertragspflichten löſen, die er für den Reſt des Jahres eingegangen hatte. Er hatte gehofft, Bettina werde vor Ablauf dieſer Zeit wieder geneſen ſein, aber ſeine heißen Wünſche erfüllten ſich nicht. Nach Tagen banger Erwartung ging zwar die Kriſis glücklich vorüber, allein der Körper der Kranken war ſo geſchwächt, daß wochenlang die geſunkenen Kräfte ſich nicht wieder heben wollten. Endlich, als ſchon der ewige Wechſel von Hoffnung und Verzweiflung auch Rotts Geſundheit zu untergraben drohte, begann die Beſſerung, und während des Weihnachtsfeſtes konnte Bettina zum erſten Male ihr Lager verlaſſen. Von Rott und dem Arzte wurde ſie in den Salon getragen, wo man ſie ſanft auf einen Seſſel niederließ. Die beiden nahmen ihr gegenüber Platz, und nachdem der Arzt die Geneſende, die ſich mit ſichtlichem Behagen an der Unterhaltung betheiligte, eine Weile beobachtet hatte, erklärte er in munterem Tone jede Gefahr für überwunden. Rott ſprang ſtürmiſch auf, umarmte den Ueberraſchten und ſank dann vor Bettina nieder. „Nun hab' ich ein Anrecht auf Deinen Beſitz, nun biſt Du mein für immer!" rief er bewegt.

Und Bettina beugte ſich mit verklärtem Lächeln zu ihm nieder. „Dir verdanke ich meine Rettung — wem ſollte ich dies neugewonnene Leben lieber ſchenken als Dir, Franz!" flüſterte ſie und küßte ihn auf die Stirne.

In dieſem Augenblick rief eine Kinderſtimme von der Schwelle zum Nebenzimmer her: „Papa, Papa!" und Fritz machte ſich von der Hand der Wärterin los, um in Rotts Arme zu eilen. Dieſer küßte den kleinen Blondkopf und ſtellte ihn vor Bettina hin. „Ewalds Erbe und unſer Sohn, nicht wahr, Liebſte?" ſagte er mit einem hellen Leuchten in ſeinen männlichen Zügen.

Bettina umſchlang den Hals des Kindes und ſah es ſchweigend mit feuchtſchimmernden Augen an; der Friede war eingezogen in ihre Seele, jener Friede, der das Herz ſo übervoll und dennoch den Mund verſtummen macht.

Und mit dem Frieden zog das Glück in die Klauſe ein. Die zärtliche Sorgfalt Rotts, das muntere Lachen des Kindes, die freundlichen Bemühungen der Wärterin, das Haus behaglich zu machen — alles das erquickte Bettina aus tiefſtem Grunde und förderte zugleich ihre Geneſung. Die Erinnerung an Ewalds Tod trat mehr und mehr zurück und bedrückte ihr Herz nicht mehr, ſie gab ihrem ganzen Weſen nur einen ernſteren Halt.

Als ſie eines Abends mit Rott vor dem Kaminfeuer ſaß und ihm geſtand, wie ſchwer ſie in Maſſow gerade die künſtleriſche Anregung entbehrt habe, kam das Geſpräch nochmals auf die inneren Kämpfe, die ſie zur Flucht aus den gewohnten Verhältniſſen getrieben hatten. Bettina erinnerte ſich dabei an das Tagebuch ihres Vaters, ſie ließ es ſich vom Schreibtiſch holen und händigte es Rott ein. „Lies dieſe Schilderungen," ſprach ſie erröthend, „und Du wirſt es nicht verwunderlich finden, daß ſie mich gefangen nehmen mußten in einem Augenblick, wo die geſellſchaftliche Welt, in der ich lebte, mir nichts als Enttäuſchung und Lüge bot. So bin ich geflohen, um hier das Glück zu ſuchen in der Natur, bei einfachen urſprünglichen Menſchen — ich weiß jetzt, daß es ein Irrthum, aber — urtheile ſelbſt, ob es nicht ein ſehr begreiflicher war."

Am nächſten Abend ſchon legte Rott das Tagebuch in Bettinas Hand zurück, und als ſie ihn erwartungsvoll anblickte, ſtrich er ihr ſanft über das weiche Haar und ſagte: „Das Glück ließ Deinen Vater im ſchönſten Lebensalter eine verlockende Idylle mitten im Weltmeer finden, aber Du haſt eines dabei überſehen, Bettina: es war nicht das verlorene Naturparadies, nach welchem ſich Dein Vater im Alter zurückſehnte, ſondern der Zauber der Jugend und der Liebe. Wir finden die Bedingungen des Glückes nur in uns ſelbſt, allein wir ſind ſo oft geneigt, ſie draußen zu ſuchen, und der Erfolg iſt, daß wir Enttäuſchung auf Enttäuſchung erleben und dann verbittert in die Einſamkeit fliehen. Und gerade dadurch ſteigern wir nur unſer Elend, denn ‚wer ſich der Einſamkeit ergiebt, iſt bald allein'."

„Nun," ſagte ſie lächelnd und ergriff ſeine Hand, „ich bin in der Einſamkeit doch nicht ganz vereinſamt — das Beſte iſt mir geblieben."

Sie ſahen ſich mit glückſtrahlenden Augen an und begannen, mit faſt kindlichem Eifer Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Anfangs Januar wollte Rott Maſſow auf mehrere Monate verlaſſen, um gemeinſam mit Diaz und einer berühmten Pianiſtin eine Konzertreiſe durch Spanien auszuführen. „Aber dies wird die letzte Trennung ſein, die wir zu überwinden haben," ſagte er tröſtend, „im Herbſt ſchon hat mein Vagabundenleben ein Ende. In Berlin bauen wir unſer Neſt, dort will ich in ehrbarſter Seßhaftigkeit, wie ſie einem Ehemann anſteht, als Lehrer thätig ſein; und wenn ich Konzertreiſen unternehme, dann thu' ich's nur gemeinſchaftlich mit Dir, mein Herz."

„Ach, wenn nur dieſer Winter erſt hinter uns liegen würde!"

„Damit Du Dich nicht gar ſo einſam fühlſt, habe ich Dir eine Ueberraſchung bereitet."

„Und welche, Franz?"

„Ich werde mich hüten, es Dir zu verrathen! Aber morgen ſollſt Du eine kleine Freude erleben."

Es wurde eine große daraus, denn am nächſten Tage kam ein hochbepackter Schlitten aus Groß Küſtrow herüber und hielt vor der Klauſe. Bettina, welche eben am Erkerfenſter ſaß und dem kleinen Fritz Papierpuppen ausſchnitt, ſah zu ihrer Verwunderung, daß Rott ſofort auf den Schlitten zulief und einer durch Pelze und Shawls völlig unkenntlichen Frau ſowie zwei Kindern aus dem Gefährt half. Auch Frau Braun eilte durch den Schnee und war um die Fremde geſchäftig.

Bettina wollte ſich aus dem Seſſel erheben, allein noch reichte ihre Kraft dazu nicht aus. Hilflos ſtarrte ſie auf die Thür, vor der ſie raſche Tritte vernahm. In der nächſten Minute ſprang dieſe weit auf und mit dem Ausruf: „Bettina, liebſte Bettina!" flog Liſa ihr entgegen.

Es war die alte Freundin mit all ihrer früheren Munterkeit. Sie küßte Bettina unter Lachen und Weinen immer und immer wieder. „Ich weiß, was Du gelitten haſt," ſagte ſie, „Rott hat mir alles geſchrieben. Du ſiehſt noch bleich aus, mein Kind, ſchrecklich bleich, aber das ſoll anders werden. Lachen mußt Du mir, fröhlich ſein, bis Deine Backen kirſchroth werden."

„O, Du ſiehſt, Liſa, ich lache ſchon jetzt, ſo froh macht mich Dein Anblick. Und das ſind Deine Kinder? Ach, das iſt herrlich, nun hat unſer Junge Geſpielen!"

Sie ſtreckte Rott, der eben eintrat, mit dankbarem Lächeln die Hand entgegen. „Das haſt Du gut gemacht, eine ſchönere Ueberraſchung hätteſt Du mir nicht bereiten können. — Du bleibſt doch bis zum Frühjahr bei mir, Liſa?“

„Wenn Du uns behältſt, mit Freuden! Da die ruheloſen Künſtler ins romantiſche Spanien ziehen, ſo wollen wir hier in Geduld ihre Rückkehr erwarten. Zu zweien wollen wir der Einſamkeit ſchon trotzen, wir können auch ohne die Männer fröhlich ſein. Sie ſollen uns nicht als abgehärmte Weſen wiederfinden, denen beſtändig die Klage auf den Lippen ſchwebte: ‚Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide.‘“ Und mit ſilberhellem Lachen wandte ſie ſich ihren Kindern zu.

Leichten Herzens blickte Rott ihr nach: mit ihr war der Frohſinn in die ſtille Klauſe gekommen, nun konnte er beruhigt ſcheiden.

* * *

In den erſten Tagen des Mai kehrten Franz Rott und Garcia Diaz von ihrer ſpaniſchen Künſtlerfahrt nach Maſſow zurück. Sie waren nicht erwartet worden und überraſchten die beiden Frauen im aufblühenden Garten, wo ſie mit den Kindern ſpielten. Bettina wurde eben von den Kleinen, zu denen ſich auch die Töchterchen des Lotſenkommandanten geſellt hatten, über den Raſenplatz verfolgt und rannte gerade auf Rott los — jubelnd flog ſie in ſeine Arme.

Der Heimgekehrte küßte ſie beglückt auf beide Wangen und ſagte mit einem zärtlichen Blicke in ihr erglühendes Geſicht: „Du haſt Deine Jugend wiedergefunden.“

„Kein Wunder, Schatz! Liebe und Freundſchaft ſchaffen ein fröhliches Herz. Ach, wie verändert erſcheint mir die Welt in dieſem Frühling!“

Auch Diaz begrüßte die Seinen mit überſtrömender Freude und fand, daß ſie alle von Geſundheit förmlich ſtrahlten.

„Uns iſt's auch über Verdienſt gut gegangen, lieber Garcia. — Aber was iſt das?“ rief Liſa, plötzlich ernſt werdend, „Du biſt ganz in Schwarz gekleidet und trägſt einen Flor am Arme?“

„Verzeih, das habe ich in der Freude des Wiederſehens ganz vergeſſen. Bei der Rückreiſe über Madrid fand ich Tante Dolores in den letzten Zügen. Sie ſtarb, nachdem ſie mir zwanzigtauſend Peſetas vermacht hatte.“

Liſa konnte nicht verhehlen, daß ihre Freude über die Erbſchaft größer ſei als die Trauer um den Verluſt der Tante.

„Ach, Garcia,“ ſagte ſie, „dieſe Summe könnte uns ſpäter über manche ſchwere Zeit hinweghelfen, wenn wir nur verſtehen würden, das Geld zuſammenzuhalten. Aber in der Ehe findet nun einmal eine Anpaſſung der Charaktere ſtatt, und da Du von Rechts wegen mein Herr biſt, ſo habe ich mir leider allmählich auch den Leichtſinn meines Herrn und Gebieters zu eigen gemacht.“

„Aber Liſa, warum ſich das Leben ſchwer machen! Wir haben noch eine Tante und außerdem werden wir in der Lotterie gewinnen, denn ich habe zwei ganze und zehn halbe Loſe gekauft.“

„Nun,“ meinte Rott ſpottend, „das muß ich ſagen, Du biſt freigebig, Garcia, Du zahlſt dem Staate eine hohe Erbſchaftsſteuer, ohne dazu verpflichtet zu ſein.“

„Nicht wahr?“ pflichtete Liſa ſchmollend bei. „Er verzettelt ſein Geld wieder an eitle Hoffnungen. O, dieſes unſelige Lotterieſpiel — wie ich es haſſe!“

„Aber Liſa,“ verſetzte Garcia ſchelmiſch lächelnd, „Du ſchiltſt immer auf die Lotterie, und was iſt das ganze Leben anderes als eine Lotterie? Was regiert die Welt anders als der Zufall?“

„Du haſt bei dieſem Vergleich nur eines vergeſſen, Garcia,“ rief Rott, „nämlich den kleinen und doch nicht ganz unwichtigen Umſtand, daß in dieſer auf Zufall gegründeten Welt dem Menſchen der Verſtand gegeben iſt, um den Zufall hie und da ein bißchen zu korrigieren. Fleiß und Charakter ſind zwei Einſätze in dieſer Lotterie des Lebens, die recht viel Ausſicht auf Gewinn bieten und jedenfalls mehr als Deine verteufelten Loſe. Werde vernünftig, Garcia, ſonſt wirft der Sturm Dein Schiffchen einmal unverſehens um!“

„Sei kein Unglücksprophet, Franz,“ unterbrach ihn Bettina einlenkend. „Vorläufig liegen wir alle glücklich hier vor Anker und wollen uns deſſen freuen, was uns beſchieden iſt.“

Mit aufwallender Dankbarkeit lehnte ſie ſich an Rotts Schulter. Er aber küßte ſie auf die Stirne und erwiderte frohgemuth: „Du haſt recht, Geliebte. Laßt uns heiteren Blickes der Zukunft entgegengehen, laßt uns ſo leben und wirken, daß wir mit uns ſelbſt auch andere beglücken! Nicht die Welt zu fliehen, ſondern ihr zu nützen, iſt das rechte Ziel.“

„Andere beglücken — ja, das iſt's,“ ſagte Bettina leiſe. „Wir wollen theilnehmen an fremdem Schickſal — nur indem wir ſo leben, leben wir in Wahrheit!“

Die „ſchlagenden Wetter“ und ihre Verhütung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von K. Hollenberg.

Ein ernſter Beruf iſt es, den ſich der Bergmann und ganz beſonders der Kohlenbergmann erwählt hat. Gefahren aller Art umgeben ihn bei ſeiner mühevollen Arbeit. Während der Seemann nur dem Winde und den Wellen Trotz bieten muß, iſt der Bergmann außer von Luft und Waſſer auch von einbrechendem Geſtein, vom zerſchmetternden Sturz in die grauſige Tiefe, vom Feuer der durch Selbſtentzündung entflammten Kohle bedroht. Wenn für irgend einen Stand, ſo gilt für den Bergmann das Wort des alten Kirchenliedes:

„Mitten wir im Leben ſind
Von dem Tod umfangen.“

Wir wollen den Bergmann auf ſeiner Reiſe begleiten.

Die Einfahrt in die Grube wird mit dem Seile ausgeführt. Schweigend treten die ſchwarzen Geſtalten je mit einer Lampe verſehen in den Förderkorb, dumpf ertönen die üblichen Schläge auf die Metallplatte, welche dem Maſchinenwärter melden, daß er Mannſchaften zu fördern hat und deshalb langſamen Gang halten muß. Die Schachtthür wird verriegelt, und lautlos gleitet der Korb in die Tiefe. Jetzt hängt das Leben der ganzen Beſatzung an der Haltbarkeit des Drahtſeiles, eines Seiles, das man bequem mit der Hand umſpannen kann! Wäre nicht alles dunkel, ſo würde wohl manchen ein Grauſen ergreifen, wenn er den unermeßlichen Abgrund — 250 Meter und noch mehr — unter ſich erblicken könnte. Aber der Bergmann vertraut auf die Feſtigkeit des Seiles und im ſchlimmſten Falle auf die rechtzeitige Wirkſamkeit der Fangvorrichtung, die den Korb beim Reißen des Seiles an den Leitbäumen feſtklemmen wird.

Nach einer Fahrt von einigen Minuten kommen wir auf der „Sohle“ an; wir gehen zunächſt der Hauptſtrecke nach, dann auf immer engeren Wegen zu dem Arbeitsplatze des Bergmannes. Halb kriechend gelangen wir „vor Ort“, zu der einſamen Stelle, wo er, meiſt nur von einem Kameraden unterſtützt, ſeine Arbeit zu verrichten hat. Mit mattem Scheine leuchtet ihm das Grubenlämpchen — es droht zu erlöſchen, denn heute ſind, wie der Bergmann ſagt, die „Wetter ſchlecht“. Nur ab und zu wird die Totenſtille unterbrochen durch ein entferntes dumpfes Rollen, welches anzeigt, daß auf der Förderſtrecke ein Zug von Grubenwagen vorbeifährt, oder es erdröhnt ein dumpfer Knall, von dem Abſchießen einer Sprengpatrone herrührend, mit welcher das Geſtein oder die Kohle losgeſprengt wird.

Schon beim Einfahren hörten wir ab und zu ein eigenthümliches Rauſchen, wie von durchſtrömendem Waſſer. Das iſt die „Waſſerhaltung“, welche, von mächtigen Dampfmaſchinen getrieben, das in der Grube ſich anſammelnde Waſſer „zu Tage“ fördert. Auf unſerm Gange durch die Förderſtrecke hatten wir auch Gelegenheit, eine eiſerne Dammthür zu ſehen, wie ſie zum Abſperren von Waſſerzuſtrömungen dient. Ein Druckmeſſer an derſelben zeigt uns an, daß das von ihr zurückgehaltene Waſſer einen Druck von zwanzig und noch mehr Atmoſphären hat. Was würde die Folge ſein, wenn durch irgend einen Zufall ein Bruch in der Dammthür oder in der Rohrleitung der Waſſerhaltung entſtände? Das Grubenwaſſer würde ſich mit unwiderſtehlicher Kraft hervorſtürzen und alles Lebendige ertränken.

Aber den ſchlimmſten Feind, der nach amtlichen Nachweiſen

gegen ein Fünftel der sämmtlichen Unfälle verschuldet, haben wir noch nicht erwähnt, es sind die „schlagenden Wetter".

Wer je die lange Reihe todesbleicher Opfer schlagender Wetter nebeneinander gebettet sah, dem wird der Anblick unvergeßlich bleiben. Ein schreckliches Bild einer solchen Katastrophe bot kürzlich das Unglück in Anderlues, bei dem über 200 Bergleute eine Beute des Todes wurden. Auch auf den deutschen Zechen, insbesondere auf denen des Oberbergamtsbezirkes Dortmund, welcher die Zechen des Rheinisch westfälischen Steinkohlengebietes umfaßt, hat sich jener unheimliche Gast häufig eingestellt. Innerhalb der Jahre 1861 bis einschließlich 1887 haben dort 1564 Explosionen schlagender Wetter stattgefunden, bei welchen 3376 Verletzungen und unter diesen 1129 Tötungen vorgekommen sind. Das entspricht einem Todesfall auf je 1167 und einer Verletzung auf je 552 Mann der Gesammtbelegschaft.

Unter den Unglücksfällen haben die 17 Explosionen auf der Zeche „Neu Iserlohn" 160 Tote und 61 Verletzte gefordert. Allein bei der Katastrophe vom 15. Januar 1868 zählte man 81 Tote und 10 Verletzte. Bei einer Explosion auf Zeche „Consolidation" im September 1886 waren 56 Tote und 8 Verletzte, bei einer anderen auf Schacht „Hibernia" 52 Tote und 4 Verletzte zu beklagen.

Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man — das Ausland eingeschlossen — die Gesammtzahl der im laufenden Jahrhundert getöteten Bergleute auf 100 000 und der allein durch schlagende Wetter Umgekommenen auf 15 000 annimmt. Bei einer so erschreckend hohen Zahl ist es wohl erklärlich, daß mit allem Aufwand von Geist und Erfindungskraft daran gearbeitet wird, diesen Unglücksfällen zu steuern. In England, Frankreich, Belgien, Oesterreich, Deutschland, speziell in Preußen und Sachsen, bestehen besondere Kommissionen mit dem Auftrag, die Frage zu studieren und Vorschläge zur Beseitigung der Gefahren zu machen. Die Arbeiten dieser Kommissionen haben nun zwar in erfreulicher Weise die nöthigen Aufklärungen über Entstehung und Verhütung der Schlagwetter zu Tage gefördert und es sind allerlei vortreffliche Sicherheitsvorrichtungen gefunden worden. Aber der stete Umgang mit der Gefahr und die daraus entstehende Gleichgültigkeit der Bergleute, in einzelnen Fällen sogar offenkundige Leichtfertigkeit, tragen die Schuld daran, daß die besten Sicherheitsmaßregeln ihre Wirkung nicht voll zu entfalten vermögen.

Der Naturforscher Dr Fritz Müller in Blumenau.

Fragen wir nach der Ursache der Explosion schlagender Wetter, so liegt dieselbe, wenn wir die seltener vorkommenden, von Kohlenstaub herrührenden Explosionen außer acht lassen, in der Entzündung der sogenannten Sumpf- oder Grubengase. Diese Gase bestehen gewöhnlich aus einem Theile Kohlenstoff und vier Theilen Wasserstoff. Verbinden sie sich mit einer gewissen Menge Luft, so entsteht eine Mischung, welche mit der größten Heftigkeit explodiert, und zwar am stärksten dann, wenn die Luft etwa neuneinhalb Prozent Grubengas enthält; sowohl bei höherem als bei geringerem Gehalt der Luft an Grubengas nimmt die Gewalt der Explosion ab. Diese selbst wird herbeigeführt, sobald die Mischung mit einer offenen Flamme in Berührung kommt.

Um einen klaren Einblick in das Wesen der Schlagwetter zu bekommen, müssen wir unsere Leser bitten, uns bei einem kleinen Abstecher auf das Gebiet der Chemie zu begleiten. —

Die Luft besteht bekanntlich aus einem Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff. Der letztere ist ein träger Geselle, der nur ungern Verbindungen anknüpft oder Freundschaft schließt und lieber für sich bleibt. Nicht so der Sauerstoff, der das Feuer unterhält; er ist stets begierig, mit anderen Stoffen Verbindungen einzugehen.

Mischt sich nun Luft mit Grubengas, so haben wir in dem Gemisch die Bestandtheile Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff zunächst friedlich nebeneinander, und da alle diese Gase sich durch den Geruch nicht bemerklich machen, so ahnen wir gar nicht, in welch gefährlicher Gesellschaft wir uns befinden. Bringen wir aber eine Flamme in das Gemisch, so werden die schlummernden Riesenkräfte wachgerufen und mit einem entsetzlichen Schlage geht die verhängnißvolle Umwandlung vor sich: ein Theil des Sauerstoffes geht an den Wasserstoff, verbrennt diesen zu Wasser, der Rest des Sauerstoffes geht an den Kohlenstoff und verbrennt zu Kohlensäure oder Kohlenoxyd, und der Stickstoff bleibt, was er gewesen ist. Durch diesen Explosionsvorgang wird eine gewaltige Hitze und ein verheerender Luftstoß hervorgebracht, der oft die größten Zertrümmerungen in der Grube zur Folge hat, die Bergleute zerschmettert und tötet. Aber mit der Explosion sind die schlimmen Wirkungen noch nicht erschöpft.

Man weiß, daß zum Athmen Sauerstoff unerläßlich ist; nun ist aber sämmtlicher Sauerstoff durch die chemische Zersetzung bei der Explosion verschwunden, er ist zu Wasser und zu Kohlensäure oder Kohlenoxyd geworden und in dieser Form zum Einathmen nicht mehr geeignet: das etwa noch gasförmig gebliebene Wasser ist dazu ebenfalls nicht brauchbar, ebensowenig die Kohlensäure, und das Kohlenoxyd ist für die Athmung nicht nur nicht nutzbar zu machen, sondern sogar giftig. Die Folge davon ist, daß der Bergmann aus Mangel an geeigneter Luft erstickt oder, wie es in seiner Sprache heißt, das Opfer der „Nachschwaden" wird. Diese Opfer sind meistens zahlreicher als die der eigentlichen Explosion, des ersten Luftstoßes.

Man nimmt an, daß sich die Grubengase in den Spalten („Klüften") der Steinkohlenlager allmählich bilden und bei günstiger Gelegenheit, insbesondere bei vermindertem Luftdruck, an den oberen Theilen der Grubengänge ansammeln und sich dort mit gewöhnlicher Luft mischen. Das nächstliegende Mittel, diese Gase zu entfernen, ist die „Wetterführung". So nennt der Bergmann die Vorrichtungen, die dazu dienen, dem unterirdischen Grubenbau bis zu den äußersten Verzweigungen frische Luft zuzuführen. Zur Wetterführung gehören zwei Haupttheile, die Gebläsemaschine und die Wetterscheidung; von den bei Steinkohlengruben weniger vorkommenden Einrichtungen, wie natürlichem Wetterwechsel, Erwärmung der ausziehenden Wetter, können wir an dieser Stelle absehen. Als Gebläsemaschinen werden jetzt meistens die Ventilatoren benutzt. Es sind dies große, mit schaufelförmigen Flügeln versehene Windräder, welche bis zu 14 m Durchmesser haben und imstande sind, eine bedeutende Luftmenge — bis zu einigen Tausend Kubikmetern in der Minute — in Bewegung zu setzen. Um sich von diesem Raume einigermaßen eine Vorstellung zu machen, erinnere man sich, daß eine schon recht geräumige Wohnstube von 5 m Länge und Breite und 4 m Höhe erst 100 cbm enthält. Es müßte mithin der Luftinhalt von etwa zwanzig solchen Stuben in einer Minute durch den Ventilator gezogen werden. Die Ventilatoren findet man entweder so angeordnet, daß sie die frische Luft in die Grube hineinblasen (drücken), wobei die schlechte Luft verdrängt wird, oder so, daß sie die schlechte Luft aus dem Innern der Grube absaugen. Zu beiden Zwecken wird die „Wetterscheidung" benutzt, welche aus einem sich nach allen Punkten des Bergwerks verzweigenden Kanal- oder Röhrennetz besteht. Bei dem „drückenden" Ventilator muß sich die schlechte Luft ihren Ausweg durch den Wetterschacht suchen, bei dem saugenden tritt die frische Luft durch den Schacht ein. Bei Gruben, welche zur Bildung von Schlagwettern besonders geneigt sind und die man deshalb kurzweg „Schlagwettergruben" nennt, muß auf die Wetterführung die größte Sorgfalt verwendet und ihr Gang stets genau beobachtet werden, zu welchem Behufe an

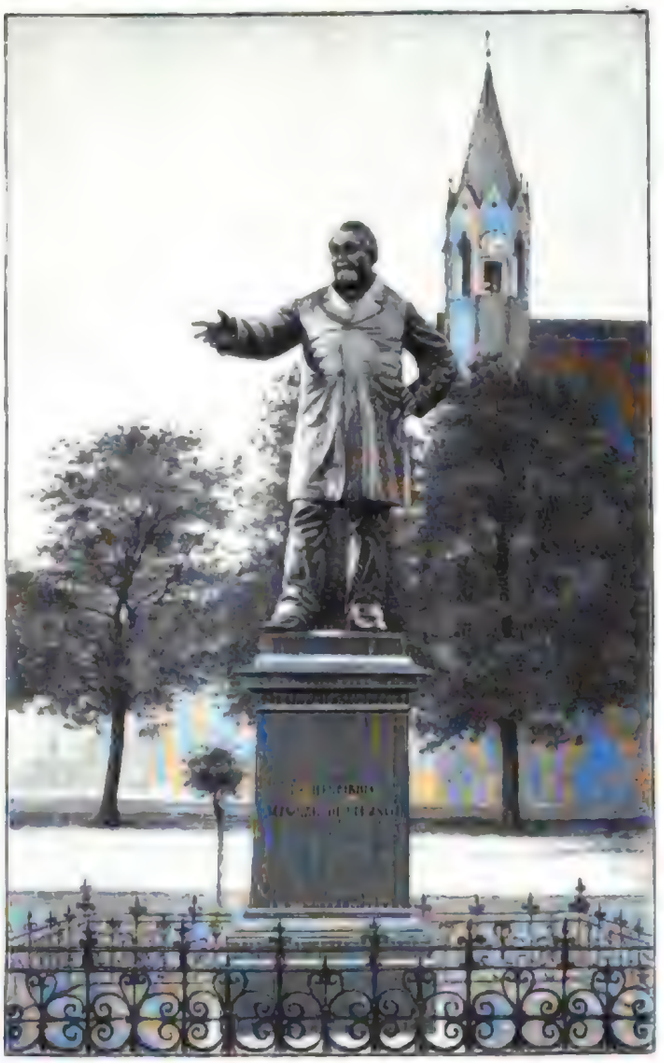
Digitized by Google

verſchiedenen Stellen der Grube Apparate zum Meſſen des Druckunterſchiedes oder der Windgeſchwindigkeit aufgeſtellt ſind.

Jedoch auch die beſte Wetterführung unterliegt unvorhergeſehenen Zufällen. Wir wollen nur eine Möglichkeit anführen, bei welcher die tadelloſeſte Einrichtung ihren Dienſt verſagen kann: es iſt dies das unerwartete Hereinbrechen einer großen Menge von Grubengaſen, die ſich vielleicht in einer verborgenen Kluft oder einem verlaſſenen Grubenbau — einem ſogenannten „alten Mann“ — angeſammelt hatten und denen unverſehens der Zugang „an Ort“ geöffnet wurde. Dann iſt, wie der Bergmann ſagt, ein Bläſer vorhanden, und in ſolchen Augenblicken liegt die Gefahr einer Entzündung der ſchlagenden Wetter außerordentlich nahe. Es iſt alſo unter allen Umſtänden ſtete Vorſicht geboten.

Als eine der erſten Vorſchriften in Schlagwettergruben gilt die, daß nicht mit freiem Feuer hantiert werden darf. Sehen muß nun aber der Bergmann bei ſeinen Arbeiten und dazu thut eine Beleuchtung unentbehrlich! Zum Glück machte der engliſche Chemiker Davy die Entdeckung, daß eine Wand von geflochtenem Drahte die Verbreitung einer Exploſion verhindert, und auf dieſen Umſtand gründete er die Konſtruktion einer Sicherheitslampe, welche die Flamme ſelbſt mit einem Glascylinder umgiebt, um die Leuchtkraft möglichſt wenig zu beeinträchtigen, während der obere Theil aus einem engmaſchigen Drahtgewebe beſteht. Bringt man nun die Sicherheitslampe in einen Raum, welcher Schlagwetter enthält, ſo tritt allerdings auch eine Exploſion ein, aber ſie ergreift nur denjenigen Theil der Luft, welcher ſich innerhalb der Lampe befindet; zugleich iſt gewöhnlich die Folge die, daß die Lampe erliſcht und der Bergmann ſo ein Zeichen erhält, daß er ſich an einer gefährlichen Stelle befindet, für deren gründliche Lüftung ſofort Sorge getragen werden muß. In Schlagwettergruben iſt der Gebrauch anderer als der Sicherheitslampen aufs ſtrengſte unterſagt, und ein ganz beſondrer Scharfſinn iſt darauf verwendet worden, dem Bergmann das unbefugte Oeffnen der Lampe unmöglich zu machen, ſei es durch Anwendung künſtlicher Schlöſſer, deren Schlüſſel ein Beamter über Tag aufhebt, oder durch Verwendung elektromagnetiſcher Verſchlüſſe, die dem Grubenarbeiter unerreichbar ſind. Zum Wiederanzünden erloſchener Lampen ſind Vorrichtungen vorhanden, die nur von außen in Thätigkeit geſetzt werden können und alſo ein Oeffnen der Lampen ſowohl unnöthig als unmöglich machen. Auch das Reinigen des Dochtes kann von außen her bewerkſtelligt werden. Aus Sicherheitsrückſichten iſt den Bergleuten ferner ebenſowohl das Rauchen verboten wie das Mitführen von Feuerzeug. Trotzdem entſtehen die meiſten Entzündungen durch leichtſinnige Uebertretung dieſer Vorſchriften. Wohl ſind die Opfer der Kataſtrophe meiſt nicht mehr imſtande, über die Entſtehung eines Unfalls Bericht zu erſtatten, aber die ſtummen Zeugen, das Feuerzeug oder die geöffnete Lampe, ſprechen laut genug.

Eine weitere Urſache zu Schlagwetterexploſionen liegt in der Verwendung von Sprengpatronen. Die Kohlen werden für gewöhnlich in der Weiſe losgelöſt, daß man in die feſte Kohlenmaſſe Löcher bohrt, auf deren Grund Sprengpatronen legt und dieſe durch Zündſchnur oder neuerdings auch vielfach auf elektriſchem Wege entzündet. Wenngleich man nun auch den über der Patrone befindlichen Theil des Loches mit „Beſatz“ füllt, ſo finden doch noch recht oft die Schlagwetter Gelegenheit, ſich mit zu entzünden, und es iſt nachweisbar, daß ein großer Theil der Exploſionen hierauf zurückzuführen iſt. Man hat ſchon viele Verſuche gemacht, dieſe Gefahr zu beſeitigen, aber bis jetzt ohne zuverläſſigen Erfolg. Man hat die elektriſche Zündung verbeſſert, Reibungszünder verſucht, als „Beſatz“ Waſſer angewandt, allein das alles gab keine Sicherheit. Sprengungen mit gebranntem Kalke und mit Waſſerdruck oder mit Keilvorrichtungen ſchützen zwar gegen Exploſionen, führen aber wieder andere Uebelſtände herbei, die eine allgemeine Verwendung dieſer Verfahrungsweiſen unthunlich erſcheinen laſſen. Die frühere Gepflogenheit, die Grubengaſe ſofort bei ihrem Entſtehen und alſo in kleinen Mengen zu entzünden, indem man in den oberen Räumen der Gänge eine ſogenannte ewige Lampe anbrachte, hat man als unpraktiſch und ſogar gefahrvoll wieder verlaſſen. Und auch die Verſuche, die Grubengaſe durch chemiſche Zerſetzung unſchädlich zu machen, haben zu keinem brauchbaren Ergebniß geführt. Als das beſte und einzige Schutzmittel hat ſich immer eine gute Wetterführung erwieſen, und auf dieſe wird daher auch fortan alle Sorgfalt gerichtet werden müſſen.



Das Schulze-Delitzſch-Denkmal in Delitzſch.

Nach einer Photographie von Rud. Fleiſcher in Delitzſch.

Die Schrecken der ſchlagenden Wetter werden ins ungeheuerliche geſteigert, wenn ſich zu ihnen noch ein Grubenbrand geſellt, wie dies infolge der großen Wärmeentwicklung bei der Exploſion ſtets zu befürchten und auch neuerdings in Anderlues wieder der Fall geweſen iſt. Wollte man unter ſolchen Umſtänden die Wetterführung noch wirken laſſen, ſo würde man den Grubenbrand erſt recht anfachen. Das einzige Mittel, den Grubenbau ſelbſt noch zu retten, iſt das, die Waſſerhaltung zum Stillſtand zu bringen, was zur Folge hat, daß die Waſſer in der Grube ſich ſammeln und bei ihrem Emporſteigen die Gluthen allmählich erſticken. Natürlich wird dieſes äußerſte Mittel nur dann ergriffen werden, wenn die Möglichkeit, daß ſich noch lebende Menſchen in der Grube befinden könnten, vollſtändig ausgeſchloſſen iſt.

Ein Verſuch zur Rettung der vom Schlagwetter betroffenen Bergleute iſt, wenn auch mit vielen Gefahren verbunden, doch durchaus unerläßlich; denn es iſt niemals ausgeſchloſſen, daß einzelne noch mit dem Leben davonkommen. Die Rettungsmannſchaften erhalten eine Geſichtsmaske mit Schlauchapparat, wie er beim Tauchen üblich iſt, oder einen mit gepreßter Luft gefüllten Tornißter, von dem aus ihnen die Athmungsluft durch einen Schlauch zugeführt wird. Ein andrer Schlauch führt der Grubenlampe die erforderliche Luft zu. So ausgerüſtet, kann ſich der Retter an den Ort des Schreckens wagen und mehrere Stunden dort arbeiten. Zur Ehre der Bergleute aber muß es geſagt werden: ſie ſind in ſolchen Fällen unermüdlich und wagen unbedenklich ihr Leben, wenn es gilt, einem gefährdeten Kameraden Hilfe zu bringen.

Digitized by Google

BLÄTTER UND BLÜTHEN.

Deutsche Singvögel als italienische Delikatesse. Kürzlich sah ich in dem Schaufenster einer Wildbret- 2c. Handlung zu Berlin haufenweise Lerchen liegen. Ich ging hinein, sprach mit dem Inhaber des Geschäfts und stellte ihm vor, daß er sich strafwürdig mache, da Lerchen nach dem Reichsgesetz zum Schutze nützlicher Vögel in Deutschland nicht mehr gefangen und feilgeboten werden dürften. Der Mann war einsichtig genug, mir zu danken und die Lerchen sogleich zu entfernen. Seitdem habe ich mich aber mehrfach in den Schaufenstern derartiger Geschäfte umgesehen und daselbst leider gar nicht selten Lerchen, Oriolane, Fett- oder Gartenammern und auch andere Ammerarten gefunden.

Während die Lerchen in früherer Zeit im Königreich Sachsen massenhaft gefangen und von dort aus versendet wurden, während dann, nachdem der Lerchenfang in Sachsen verboten worden war, die „Leipziger Lerchen" aus dem Königreich Preußen, aus der Umgebung von Halle und Erfurt, kamen — werden sie jetzt als italienische Delikatesse zu uns in den Handel gebracht! Aber damit ist es noch nicht genug!

Eine Handlung in Berlin hat Dutzende von Körben mit vielen Hunderten von Zeisigen, Leinzeisigen, Hänflingen, Grünfinken, Stieglitzen, Edelfinken, Dompfaffen, Lerchen, auch Rothkehlchen, Grasmücken, Zaunkönigen u. a. als Handelsware aus dem Süden bezogen und hält dieselben zum Verkauf für die Küche feil. Man bedenke: Vögel unserer Fluren und Wälder, welche in unsrer Heimath erbrütet und flügge geworden und als Wandergäste nach dem Mittelmeer gezogen sind, werden dort, in Oberitalien, Griechenland und auch im österreichischen Wälschtirol nicht mehr bloß wie bisher zu vielen Tausenden erlegt und gefangen, sondern auch als „Delikatesswaare" wieder zu uns herausgesendet und uns zum Kaufe angeboten! Giebt es einen größeren Hohn auf alle Gesetze und Bestrebungen zum Schutze unserer Vögel als diesen? Sache aller Natur- und Vogelfreunde wird es sein, sich in Eingaben an die zuständigen Stellen zu wenden, damit eine schlimme Lücke in dem Reichsgesetz zum Schutze der für die Bodenkultur nützlichen Vögel beseitigt werde. Jener unerhörte Mißbrauch nämlich, von dem wir gesprochen, ist nach dem Reichsgesetz keineswegs verboten. Die toten Vögel dürfen vielmehr nach dem § 3 in der Zeit vom 16. September bis letzten Februar feilgeboten und verkauft werden, und die Unterdrückung dieses Mißbrauchs ließe sich auf Grund des Reichsgesetzes nur durch den Nachweis erzielen, daß der Fang und die Erlegung vermittelst einer verbotenen Fangweise geschehen sei.

Allerdings ist es allbekannt, daß unsere Vögel auf ihrem Zuge nach dem Süden massenhaft vermittelst großer Netze gefangen werden, die verboten sind; wer könnte aber die ungesetzliche Fangweise an den toten Vögeln bei den Verkäufern beweisen?

Angesichts der vermehrten Gefahr, welche somit den europäischen Wandervögeln droht, sollten alle, die ein warmes Herz für unsere Singvögel in der Brust tragen, dahin streben, daß die Gesetzgebung diesen Auswüchsen der Genußsucht einen festen Damm entgegenstelle.

Dr. Karl Ruß.

Abendglocken. (Zu dem Bilde S. 264 und 265.) Abendlich still ruht die weite Fläche des Chiemsees, der letzte rothe Schein ist drüben an der Kampenwand verglommen, und sachte steigt der Mond am dämmernden Himmel empor. Das Tagesgeräusch ist verhallt, kein Schiff mehr weithin zu sehen, bis auf den alten Einbaum, der zwei fromme Schwestern nach der Insel Frauenwörth zurückführt. Sie kommen von Ueberfee, haben allerhand eingekauft für des Klosters Bedarf, und jetzt sind sie nach des Tages Geschäft und Hitze der Heimkehr in ihr stilles Kloster froh. Ein Glöcklein ertönt von drüben, deutlich trägt das Wasser seinen Schall herüber! Die frommen Frauen erheben sich in lautlosem Gebet, der Fischerhans faltet die schwieligen Hände, das Lisei hält mit Rudern inne — der Tropfenfall davon klingt leise zu dem Glockenton von drüben.

Es ist ein getreues Bild vom Chiemsee, das uns hier der Künstler giebt: Stille und Einsamkeit findet dort der Weltmüde in vollem Maße, und mancher, der an solchem Sommerabend sein Schiffchen auf der lautlosen Flut treiben ließ, wird beim Betrachten unsres Bildes an den Frieden jener Stunde zurückdenken!

Br.

Ein verborgenes Schloß in Tirol. (Mit Abbildung S. 281.) Wer einmal zur Herbstzeit das im Schmuck seiner Reben und Kastanienwälder prangende Meran sah, der weiß auch zu erzählen von den altersgrauen Schlössern Tirol, Schönna, Katzenstein, Planta u. a., welche dem wundervollen Landschaftsbild noch den Reiz geschichtlicher Erinnerung hinzufügen. Mindestens die Hälfte der fußwandernden Touristen aber verläßt Meran ohne eine Ahnung davon, daß sein allermerkwürdigstes Schloß von ihnen ungesehen blieb, weil es nicht gleich den anderen auf freier Höhe, sondern versteckt mitten in der Stadt liegt, hinter den „Tuchlauben", der verkehrsreichen, bogenüberwölbten Hauptstraße.

Man muß schon genauer zusehen, um den Thoreingang zu finden, welcher zu der alten landesfürstlichen Burg führt. Erzherzog Sigismund hat sie sich im 15. Jahrhundert zur Sommerresidenz erbaut, nach ihm hausten hier Kaiser Max und Ferdinand I. mit Familie, sie schätzten alle die „gute Luft" in Meran, wiewohl sie im Innern ihrer Burg nicht viel davon genossen haben können.

Denn enge ging es hier zu! Schon der schmale Pförtleinsausschnitt im großen Thor mutet seltsam an; durch ihn steigt man in den kleinen Hofraum, wo kaum zwei Berittene wenden konnten. Dann geht es über schräge, hölzerne Treppen und Galerien, die frei unter dem vorspringenden Dache liegen, ins Innere. Alte Wandmalereien und Wappenschilder schmücken die ziegelbelegten Vorplätze, verhältnißmäßig viel Raum nimmt die Hauskapelle ein, dann folgen die wenigen Zimmer, wo sowohl das Gesinde als die kaiserlichen Kinder in mehrschläfrigen Betten liegen mußten, sollte der Raum überhaupt reichen. Holzvertäfelte Erkersitze an den Fenstern der Wohnzimmer, große Thonöfen in den Ecken, geschnitzte Truhen und Truhelchen geben den Räumen ein anheimelnd behagliches Gepräge. Da und dort steht ein uraltes getriebenes Kupfergefäß; eine Wanduhr ohne Kasten mit seltsamen eisernen Zahnrädern und Gewichten zeigt die erste unbehilfliche Konstruktion der Nürnberger Erfindung. Es ist ein völliger Schritt ins Mittelalter, den man hier thut, und die Empfindung davon umfängt den Besucher mit merkwürdiger Lebhaftigkeit — nicht am wenigsten in der kleinen, armseligen Küche zu ebener Erde, wo eine offene Feuerstelle mit Rauchfang, ein Wasserstein und Schöpfkrug die ganze Einrichtung ausmachen. Kein Backofen! Braten wurden am Spieße gemacht, die Lebkuchlein und Gewürzzelten auf Blechen zum Bäcker getragen. —

Und vollends die Spielplätze der Kinder, wenn draußen schlechtes Wetter war, die engen Galerien und Estriche! Auf einer der ersteren saß, als ich das Schloß besuchte, die Kastellanin an ihrer — Nähmaschine wie eine Verkörperung der überall eindringenden Neuzeit ...

R. A.

Bernhard Baumeister. Vierzig Jahre sind es am 7. Mai, seit Bernhard Baumeister, ein Liebling der Wiener unter der alten Garde des Burgtheaters, zum ersten Male auf den Brettern dieses Hauses auftrat. Vierzig Jahre — und es klingt heute fast unglaublich, was ehedem Baumeister für Dinge zugemuthet wurden, die seinem Wesen so fern als möglich lagen. Hatte er doch, als er über die Schwelle der Burg trat, den sentimentalen Brackenburg und alle lyrisch flötenden Liebhaber des alten Spielplans zu geben. Noch seltsamer aber war es, daß man mit Baumeister seinerzeit eine Art Musterknaben zu gewinnen dachte, der den hübschen und leichtsinnigen Fritz Devrient ersetzen sollte, welcher sich von seinen Wiener Gläubigern und vom Burgtheater ohne Abschied, aber mit einem stattlichen Vorschuß getrennt hatte. Unser Jubilar mag jetzt nicht ohne Rührung auf jene Zeit zurückblicken, da die aufkeimende Liebe der Wiener zu ihm sich in mehreren Ausgleichsfeldzügen gegen seine Gläubigerscharen bethätigte. Der Frack, welchen ihm der kürzlich verstorbene Burgschauspieler Arnsburg einst zu einer Gastrolle geliehen hatte, wurde dem Künstler, der sich an der Burg immer entschiedener in die Natur burschen- und Lebemännerrollen hineinwuchs, bald zu enge, und Baumeister, über dessen eigentliches Fach die Direktoren der reisenden Gesellschaft in Pommern, der er sich 1846 als achtzehnjähriger Jüngling angeschlossen, der Hoftheater von Schwerin, Hannover und Oldenburg, sowie des Stettiner Stadttheaters unklar gewesen, stand fortan über ein Menschenalter lang fest in den humoristischen Charakterrollen, in denen ihn wohl kein Zeitgenosse auf der deutschen Bühne erreicht hat.

Die Schlichtheit, die Wahrhaftigkeit des Tones, die ihn auszeichnete, befähigte ihn aber auch in der Folge zur Darstellung jener Väterrollen, wie Musikus Miller, Kriegsrath Tellner, in welcher die deutsche Bühne unleugbar sowohl der französischen als der englischen überlegen ist. In dieser Beziehung schließt er sich unmittelbar an die großen Meister in diesem Fache, an Schröder, Iffland, Esslair und Anschütz an. Einer der gründlichsten Kenner des deutschen Theaters, Emil Bürde, schrieb uns hierüber einmal: „Baumeister hat den Ton in der Kehle, nein, nicht in der Kehle, in der Brust, der uns alle die Empfindungen als echt erscheinen läßt, an deren Wahrheit wir in den Rollen dieses Faches unbedingt glauben müssen. Dieser Ton, den Baumeister so unnachahmlich zu gebrauchen versteht, der ihm so überzeugend aus dem Gemüth, dem Herzen kommt, wir bezeichnen ihn am richtigsten mit dem Worte ‚väterlich'."

Hierbei darf man allerdings nicht an Väter denken, wie Wallenstein, König Philipp und Lear, die vielmehr dem Heldenfache zuzuweisen sind, sondern an Rollen, die, wie der Klosterbruder in „Nathan dem Weisen", am meisten den Ton und alle Eigenschaften erfordern, welche für das Fach der Väterrollen entscheidend sind. Als „Klosterbruder" ohne seinesgleichen auf der deutschen Bühne, zählt Baumeister zu seinen vorzüglichsten Rollen heute den Götz von Berlichingen, den Musikus Miller und den Richter von Zalamea. Was er hier leistet, ist so sehr über jede Anfechtung erhaben und so großartig, daß wir ihm zu seinem Jubeltag nur wünschen, er möchte so selten als nur möglich zu anderen Rollen, wie derjenigen des Illo und ähnlichen, gezwungen werden, auf die ihn seine eigenste Natur einmal nicht hingewiesen hat.

Zwei Gazellen. (Zu dem Bilde S. 285.) Arabische Dichter pflegen seit alter Zeit die Schönen ihrer Heimath mit der Gazelle zu vergleichen. Kein Wunder, denn die Gazelle ist die schönste aller Antilopen, der anmuthigste lebendige Schmuck der Steppen und Wüsten Nordafrikas. Das haben alle Naturforscher, welche die Thierwelt Afrikas in ihrer ungebundenen Freiheit beobachten konnten, unumwunden zugegeben und selbst unser Reh im Vergleich zu der Gazelle plump genannt.

Das in der Steppe so überaus scheue Thier wird, wenn man es jung einfängt, außerordentlich zahm und zutraulich; es folgt auf den Ruf, kommt an den Tisch, um Brot zu erbetteln, und sehnt sich nicht nach der Freiheit zurück. In allen Städten Nordafrikas kann man darum zahme Gazellen sehen, die hier die ausgesprochenen Lieblinge der maurischen Frauenwelt bilden.

Maler F. M. Bredt zeigt uns auf seinem anmuthigen Bilde das Innere eines maurischen Hofes in der alten Piratenstadt Tunis. Hier, innerhalb des Hauses, sind die Töchter des Landes unverschleiert, und ihr Anblick rechtfertigt die Vergleiche der arabischen Dichter. In ihrer schmucken Haustracht gleicht die junge Maurin wohl der reizenden Gazelle und die Gluth ihrer Augen verräth, daß auch sie eine Tochter der Wüste ist.

Ein deutscher Pionier der Wissenschaft in Brasilien. (Mit Bildniß S. 288.) Es war im Jahre 1887, als ich bei einem Aufenthalte in Brasilien auch einen Abstecher nach der Kolonie Blumenau am Itajahn in der Provinz Sta. Catharina machte. Mein erster Besuch dort war dem deutschen Naturforscher Dr. Fritz Müller zugedacht, der durch seine darwinistischen Forschungen in weiten Kreisen bekannt ist. Noch auf dem Wege zu dessen Behausung begegnete mir ein alter Herr in weißem Vollbart, mit großem grauen Filzhut, der barfuß, mit aufgestülpter Hose, einen mächtigen Bambusstab in der Hand, elastischen Schrittes einherging.

Nach den Schilderungen, die man mir gemacht, konnte ich keinen Augenblick im Zweifel sein, wen ich vor mir hatte: es war Fritz Müller selbst, der eben im Begriff war, seine Sendungen von der Post abzuholen. Er hieß mich aufs liebenswürdigste willkommen und führte mich ein in sein bescheidenes Heim am Flusse, ein schmuckes Häuschen in einem gut gehaltenen Garten, wo er mit seiner vortrefflichen Gattin und seiner jüngsten Tochter in echt deutscher Gemüthlichkeit lebt.

Wie so mancher bedeutende Naturforscher ist Fritz Müller aus einem protestantischen Pfarrhaus hervorgegangen. Sein Vater war Pastor in Windischholzhausen bei Erfurt, wo Fritz am 31. März 1822 geboren wurde. Der begabte Knabe besuchte zuerst die Volksschule in Mühlberg und erhielt dann von seinem Vater Privatunterricht, so daß er gleich in die Tertia des Erfurter Gymnasiums eintreten konnte. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien beabsichtigte er zuerst, Pharmazeut zu werden, widmete sich aber dann von 1840 an in Berlin und Greifswald der Mathematik und den Naturwissenschaften.

In Berlin übte damals der Anatom und Physiologe Johannes Müller einen ganz außerordentlichen Einfluß aus; er war es ja vor allem, der durch sein „Handbuch der Physiologie des Menschen" die physikalisch-chemische Schule in der Physiologie begründete. Auch Fritz Müller war ein eifriger Schüler desselben und sagt selbst, die Ansichten dieses unvergeßlichen Lehrers seien lange Zeit die seinigen geblieben. Nachdem er das Oberlehrerexamen abgelegt hatte, trat er 1845 in Erfurt sein Probejahr an, verließ aber bald wieder die Schulstube, denn ihn beseelte ein unwiderstehlicher Drang, in fernen Welttheilen naturwissenschaftliche Studien zu machen. Da ihm indessen seine Mittel dies nicht ohne weiteres erlaubten, so studierte er Medizin, um als Schiffsarzt sein Ziel zu erreichen.

Da kam das Jahr 1848. Auch Fritz Müller war einer von den vielen, die sich an den politischen Kämpfen betheiligten, und dies war wohl auch die Ursache davon, daß er 1852 nach Brasilien auswanderte. Dort gründete eben Dr. Blumenau in der Provinz Santa Catharina die seinen Namen tragende Kolonie. Unser Müller war einer der ersten Ansiedler und so manchen Morgen Urwald hat er selbst mit der Axt gerodet. Doch zog er einige Jahre später nach Desterro, der herrlich gelegenen Hauptstadt von Santa Catharina, um am dortigen Lyceum Mathematik und Naturwissenschaften zu lehren. Da erschien — es war im Jahre 1859 — Darwins Werk über die Entstehung der Arten; es wurde entscheidend für Fritz Müllers fernere Thätigkeit. Die reiche Thierwelt des subtropischen Küstenmeeres lieferte Müller das Material, Darwins Ansichten durch eine möglichst ins einzelne gehende Anwendung auf eine bestimmte Thiergruppe in ihrer Richtigkeit zu prüfen. Er wählte die Klasse der Krustaceen und legte das Ergebniß seiner Forschungen 1864 in der einzigen in Buchform von ihm erschienenen Veröffentlichung, in der Schrift „Für Darwin", nieder. Das nur 91 Seiten starke Büchlein enthält nicht nur eine erstaunliche Fülle von Einzelbeobachtungen, sondern auch wichtige allgemeine Gesichtspunkte. Darwin veranstaltete 1868 eine englische Uebersetzung davon und unterhielt bis an sein Lebensende einen ungemein regen und interessanten Briefwechsel mit dem deutschen Naturforscher, der sich in seiner Bescheidenheit nur als den „Handlanger des Meisters" bezeichnete.

Im Jahre 1865 legte Müller seine Lehrstelle am Lyceum in Desterro nieder und zog sich wieder nach Blumenau zurück. Seine zahlreichen, in deutschen, englischen und portugiesischen Zeitschriften verstreuten, mehr oder minder umfangreichen Mittheilungen zoologischen und botanischen Inhalts sowie seine Briefe an seinen jüngeren Bruder Hermann, der hauptsächlich auf botanischem Gebiet arbeitete, zeigen, was ein Naturforscher auch fern von Museen, Bibliotheken und dem großen Markte des wissenschaftlichen Lebens zu leisten vermag, wenn er auf die Urquelle, auf die Natur allein beschränkt ist. Allerdings gehört dazu ein so außerordentliches Beobachtungsgenie, wie es Fritz Müller besitzt, welchen Darwin den „Fürsten der Beobachter" nannte.

Müller und ein junger Kaufmann luden mich bei meinem Aufenthalt in Blumenau zu einer Fahrt durch die Kolonie ein. Die drei Tage, während welcher wir in vierspännigem Jagdwagen einen Theil der schönen Schöpfung des Dr. Blumenau durchfuhren, werden mir wegen der mannigfachen interessanten Mittheilungen Müllers und des Zaubers seiner liebenswürdigen Persönlichkeit unvergeßlich sein. Nicht unähnlich seinem Freunde Darwin zeichnet ihn, der als Naturforscher so radikal ist und keine Konsequenzen scheut, eine große Milde des Urtheils wie des ganzen Wesens aus. Das lebende Thier in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu beobachten, ist seine besondere Freude; er hat nie ein Gewehr abgeschossen, um ein Thier zu töten, und macht alle seine einsamen Spaziergänge ganz unbewaffnet.

Die brasilianische Regierung hatte den trefflichen Gelehrten als „naturalista viajante", d. h. als Sammler für das Museum in Rio de Janeiro mit einem allerdings nur unbedeutenden Gehalt angestellt. Vor einiger Zeit ging durch die Tagespresse die Nachricht, daß ihm diese Stelle gekündigt worden sei, da er sich nicht habe entschließen können, von seinem liebgewordenen Blumenau weg nach Rio überzusiedeln. Möge er sich durch die Rücksichtslosigkeit des Adoptivvaterlandes, wo die unerquicklichen politischen Verhältnisse alles beherrschen, die Freude an der Arbeit nicht vergällen lassen, möge ihm die Anerkennung, die ihm das alte Vaterland zollt und die gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages vielseitigen Ausdruck fand, ein Ersatz sein!

Dr. Vogel.

Das Schulze-Delitzsch-Denkmal in Delitzsch. (Mit Abbildung S. 289.) Im Jahre 1848 wurde der damalige preußische Gerichtsassessor, spätere Kreisrichter Schulze von seinem heimischen Wahlkreis Delitzsch in die preußische Nationalversammlung, nach Auflösung derselben in den Landtag gewählt.

Als Mitglied der Kommission der Nationalversammlung zur Erörterung der sogenannten „Arbeiterfrage" war Schulze zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Frage nicht durch staatliche Eingriffe, sondern auf dem Wege der freien Association, durch die auf dem Grundsatz der Selbsthilfe beruhende Genossenschaft, wenn nicht vollständig zu lösen, so doch wesentlich zu fördern sei. Es war dies der Ausgangspunkt einer Bewegung, die eine ganz außerordentlich bedeutsame Rolle in dem Wirthschaftsleben der Gegenwart zu spielen berufen war. Denn Schulze ging bald an die praktische Ausführung seiner Ideen, für die er schon früher in seiner Vaterstadt Delitzsch durch Errichtung von Vereinen mannigfacher Art (Turn-, Gesang-, Hilfs- und Unterstützungsvereinen) den Boden vorbereitet hatte; er errichtete im Jahre 1849 in Delitzsch die erste deutsche (Tischler-) Rohstoffgenossenschaft, 1850 die erste deutsche Kreditgenossenschaft, 1852 den ersten deutschen Konsumverein; später kamen Produktivgenossenschaften dazu.

Bald fanden diese Einrichtungen in weiteren Kreisen Anklang, und im Jahre 1859 konnte Schulze-Delitzsch in seinem ersten „Jahresbericht über die auf dem Prinzip der Selbsthilfe der Betheiligten beruhenden deutschen Genossenschaften der Handwerker und Arbeiter" mittheilen, daß in Deutschland 183 Kreditgenossenschaften und 67 Rohstoffgenossenschaften bestanden; über die anderen Gattungen von Genossenschaften lagen genaue Nachrichten noch nicht vor.

Und wie großartig hat sich seitdem sein Werk entwickelt!

Im Jahre 1890 zählte man im Deutschen Reiche 3910 Kreditgenossenschaften, 1080 Rohstoffgenossenschaften, 294 Werkgenossenschaften zur Beschaffung gemeinsam zu benutzender, in Gewerbe und Landwirthschaft nöthiger theurer Maschinen und Geräthe, 68 Magazingenossenschaften zur Ausstellung der für den Verkauf bestimmten gewerblichen Erzeugnisse der Genossen, 1125 Produktivgenossenschaften, 87 Genossenschaften zu verschiedenen Zwecken (Versicherung, Krankenpflege u. a.), 984 Konsumvereine, 50 Baugenossenschaften, zusammen 7608 Genossenschaften, deren Mitgliederzahl auf 4 Millionen, deren Betriebskapital auf rund 950 Millionen Mark mit 350 Millionen Mark eigenem Vermögen und 600 Millionen Mark fremden, geliehenen Geldern, und deren geschäftlicher Umsatz auf jährlich 4 Milliarden Mark geschätzt werden konnten. Längst haben sich an den Schulzeschen Schöpfungen auch schon Angehörige anderer Klassen betheiligt als derjenigen, aus deren Kreisen sie hervorgegangen waren; sie umfassen heute Angehörige aller Berufsklassen und Stände.

Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst (1851) stellte Schulze seine ganze Kraft in den Dienst der von ihm ins Leben gerufenen Bewegung. Als gewählter Anwalt des nach seinen Rathschlägen errichteten allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, dem heute gegen 1500 deutsche Genossenschaften angehören, war er der Urheber der deutschen Genossenschaftsgesetzgebung; er schrieb zahlreiche Werke als Leitfäden für die innere Einrichtung der Genossenschaften, er schuf eine umfassende Statistik, er errichtete und leitete eine Zeitschrift für Genossenschaftswesen, die im Verlag von Ernst Keil erschien, wie ja auch die „Gartenlaube" stets dem Wirken des Mannes die kräftigste Unterstützung lieh. Seine Gedanken fanden Anerkennung und Nachahmung nicht nur in Deutschland, sondern bei den Gebildeten aller Länder.

Was war natürlicher, als daß die deutschen Genossenschaften es als eine heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Begründer und langjährigen treuen Führer betrachteten, ihm ein Denkmal zu errichten, das sein Gedächtniß lebendig erhalte auch unter den nachlebenden Geschlechtern! Das aus Bronze angefertigte Standbild, welches seit September vorigen Jahres den Marienplatz von Schulzes Vaterstadt Delitzsch ziert, ist zweieinhalb Meter hoch; es steht auf einem vierseitigen Sockel von braunem polierten Granit, der auf einem Stufenaufbau von grauem geschliffenen Granit ruht. Der Sockel und seine Unterlage sind dreieinhalb Meter hoch, so daß das Denkmal eine Gesammthöhe von sechs Metern hat; das Modell des Standbildes ist von der Hand eines Delitzscher Landsmannes, des in München ansässigen Bildhauers Weißenfels, während der Guß in der königlichen Erzgießerei in München besorgt wurde; das Postament wurde von der Steinkunstschleiferei von Wölfel und Herold in Bayreuth trefflich ausgeführt.

Der gefeierte Mann selbst steht in einfach schlichter Haltung vor uns, so, als ob er gerade einem Kreise von Zuhörern in ruhiger Auseinandersetzung seine Gedanken entwickelte und als ob er selbst von diesen Gedanken nicht allzuviel Aufhebens machte. Und diese innere Bescheidenheit war ein Grundzug seines Wesens, diese selbstlose Hingabe an das Wohl anderer, die keinen schöneren Lohn kennt als die Liebe und das Vertrauen seiner Nebenmenschen.

H. Häntschke.

Die Verstoßung der Hagar. (Zu unserer Kunstbeilage.) Von dem holländischen Maler Adrian van der Werff, welcher am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts als kurfürstlich pfälzischer Hofmaler theils zu Düsseldorf, theils zu Rotterdam lebte, besitzt die weltberühmte Dresdener Galerie eine ganze Anzahl von Bildern. Es sind ihrer insgesammt zwölf, und eines der schönsten ist „Die Verstoßung der Hagar", welche unsere heutige Kunstbeilage dem Leser vorführt. Die Vorzüge der künstlerischen Eigenart Adrians van der Werff, die schöne Komposition der Figuren, die lebensvolle Durcharbeitung der Köpfe, die freie Beherrschung der Gewandung, treten auch auf unserer Holzschnittnachbildung trefflich zu Tage; auch die düstere Stimmung des Hintergrundes ist vorzüglich gelungen und versetzt uns ganz in die bange Atmosphäre dieses alttestamentlichen Familiendramas.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 3.

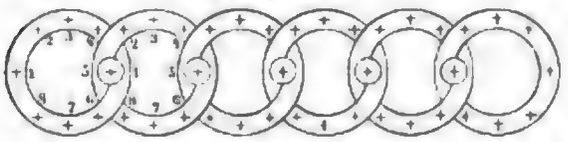
Von A. Buhle.

Nachdem Vorhand das Rothsolo der Mittelhand mit Null ouvert überboten hat, sagt die Hinterhand mit diesen Karten:

(e.B.) (ear.B.) (te.Z.) (te.K.) (te.D.) (p.As.) (p.Z.) (ear.As) (ear.Z.) (e.D.)

Grand an und verliert das Spiel mit Schwarz. Wie sitzen die Karten und wie ist der Gang des Spiels?

Ringräthsel.



Die Kreuzchen dieser Ringe sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in jedem Ringe ein achtsilbiges Wort entsteht. Die fünf Buchstaben, welche in die kleinen Kreise zu stehen kommen, ergeben den Titel einer Oper. Es bezeichnet: 1. Ring: einen Komponisten. 2. Ring: ein alttestamentliches Buch. 3. Ring: ein arabisches Baudenkmal in Europa. 4. Ring: einen Nebenfluß der Oder. 5. Ring: einen italienischen Dichter. 6. Ring: einen römischen Geschichtschreiber.

Zu verwenden sind: 10 a, 1 b, 1 c, 3 e, 1 g, 2 h, 2 i, 1 j, 3 l, 1 m, 4 n, 1 o, 4 p, 4 r, 1 s, 2 t, 1 u und 1 z.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A
D	D	H	M
M	N	N	R
R	U	U	U

Die Buchstaben in dem Quadrat sind so zu ordnen, daß die senkrechten und die wagerechten Reihen dieselben Wörter ergeben.

Anagrammaufgabe.

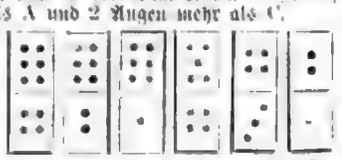
1. Ernst, 2. Leba, 3. Abas, 4. Vase, 5. Arie, 6. Lauf, 7. Geier, 8. Idnna.

Zu jedem dieser Worte ist a) ein Buchstabe hinzuzufügen und dann durch Umstellen der Laute ein neues Wort zu bilden, darauf ist b) in dem gefundenen Worte ein Laut zu ändern und durch nochmaliges Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort zu formen. Beispiel: Marien = a. Arsenik, b. Spanier.

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. a. englischer Schriftsteller, b. Vogel; 2. a. Stadt a. d. Saale, b. Art der Telegraphenleitungen; 3. a. bekannter Städtebund, b. Stadt in Rußland; 4. a. portugiesische Festung, b. Prophet; 5. a. germanische Göttin, b. Musikinstrument; 6. a. Bergwerk in Schweden, b. Kaliverbindung; 7. a. Rathgeberin des Königs Numa, b. weiblicher Vorname; 8. a. Stadt am Bodensee, b. geographischer Schriftsteller. — Ist alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben der a-Gruppe einen deutschen Dichter und die der b-Gruppe sein bekanntestes Werk.

Dominoaufgabe.

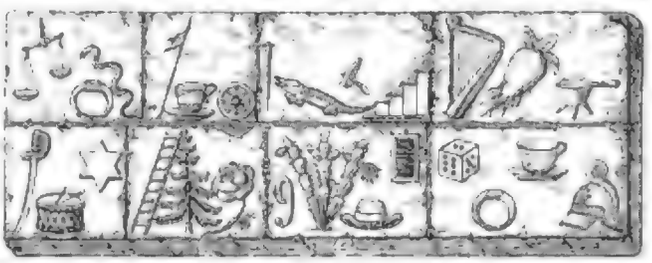
A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit zusammen 35 Augen bleiben verdeckt im Talon. D hat auf seinen Steinen 4 Augen weniger als A und 2 Augen mehr als C.

A hat: 

A setzt Vier-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Eins-Sechs an Eins sperrt. B kann keinen Stein ansetzen; C muß bei der zweiten und vierten Runde passen, so daß er vier Steine mit 22 Augen übrig behält. A und D können stets ansetzen. Die zwei Steine, welche D übrig behält, haben 17 Augen.

Die Augensumme auf den Steinen der Partie beträgt 78. Welche Steine hat B? Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behalten C und D übrig? A. S.

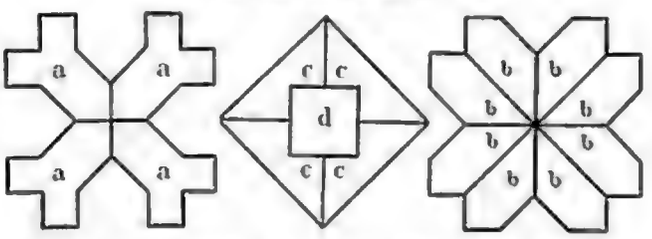
Hieroglyphenräthsel.



Die Konsonanten des zu suchenden Textes sind durch die Anfangsbuchstaben der Bilder angegeben. Die Vokale sind dem Sinne nach hinzuzufügen.

Geometrische Aufgabe.

Von Hans von der Mürz.



Durch Zusammensetzung der 17 Theile obenstehender Figuren ist ein symmetrisches Kreuz zu bilden.

Charade.

Den Gefechten und Gelagen
Geht die Erste stets voran,
Meine Zweit' und Dritte tragen
Manchen Sänger himmelan,
Aber auch ein Meer von Klängen
Strömt von ihren Innern aus,
Und des Ganzen reiche Mengen
Dienen öfters uns zum Schmaus.

Oscar Leede.

☞ Hierzu Kunstbeilage V: **Die Verlosung der Bazar.** Von Adrian van der Werff.

In dem unterzeichneten Verlag erscheinen gegenwärtig:

Herman Schmid's Gesammelte Schriften

(Romane und Novellen). Volks- und Familien-Ausgabe.

Vollständig in 108 Lieferungen zum Preise von 30 Pfennig.

Inhalt: Tannengrün. — Am Kamin. Erzsünden. — Das Schwalberl. 2 Bände. — Mein Eden. 2 Bde. — Alte und neue Geschichten aus Baiern. 8 Bde. — Der bairische Hiesel. — Der Kanzler von Tirol. 4 Bde. — Der Habermeister. Süden und Norden. - Almenrausch und Edelweiß. — Friedel und Oswald. 3 Bde. — Im Morgenrot. 2 Bde. - Die Gasteidnbrn. — Das Münchener Kindel. — Der Bergwirt. — Die Zuwider-Wurzen. — Der Loder. Der Bauernrebell. 2 Bde. — Mütze und Krone. 5 Bde. — Hund und Katz'. — Konkordia. 5 Bde. — Aufg'setzt. Ledige Kinder. — Die Türken in München. 2 Bde.

Allen Freunden einer gemüthvollen, im besten Sinne unterhaltenden und fesselnden Lektüre empfehlen wir die Subskription auf diese billige Lieferungs-Ausgabe von **Herman Schmid's Schriften;** dieselben eignen sich in hervorragendem Maße zur **Anschaffung für die Familienbibliothek.** Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung zur Ansicht. Die bereits erschienenen Lieferungen können entweder alle auf einmal oder in beliebigen Zwischenräumen nach und nach bezogen werden.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Original im Besitze der Kunsthandlung von S. Czeiger in Wien

DER GESCHMACK

Nach einem Gemälde von R. Rössler

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 10. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer.

8.

Seit zwei Tagen hauste Haymo wieder einsam in der Röth'. Spät abends hatte er am „Grünen Donnerstag" die Jagdhütte erreicht. Walti, den er in der Nähe der Kreuzhöhe getroffen, hatte den Jager in der Dämmerung für einen Raubschützen angesehen und nicht übel Lust gezeigt, die Armbrust auf ihn abzuschießen. Dann gab es freilich ein lachendes Erkennen. Während des ganzen Heimwegs hatte der Bub zu erzählen; für ihn war jeder Schritt ein Abenteuer gewesen.

Als sie zur Hütte kamen, fanden sie den Frater Severin schnarchend auf dem Heubett. Sie weckten ihn, und da meinte der Frater, es ginge zur Mette.

„Ui jei!" sagte er lachend, als er sich die Augen gerieben

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, und seine Gemahlin Alexandrine.
Nach Photographien von E. Uhlenhuth, Hofphotograph in Coburg.

hatte. Aber aus dem Lachen gerieth er gleich wieder in flammende Entrüſtung. Haymo, ſo meinte er, hätte wohl auf den guten Einfall kommen können, einen Krug voll „Güte Gottes“ oder ein Fläſchlein mit „des Himmels höchſter Huld“ aus dem Kloſter mit herauf zu bringen. Haymo ſah ein, daß ſeine Sünde groß war, zwar nicht vor Gott, aber wohl vor einem ſeiner „Knechte“. Nun mußte ſich der arme Frater Severin nach dem fetten Sterz, den es zum Nachtmahl gab, mit einem Trunk Waſſer ſchlafen legen. Brrr! Er liebte das Waſſer nicht einmal in den Schuhen, viel weniger im Magen.

Das „himmelſchreiende Unglück“ ſchien ihm aber doch den Schlaf nicht zu verkümmern. Er ſchnarchte gewaltiger als je.

Haymo und Walti hatten wieder auf dem Herd ihr Nachtquartier aufgeſchlagen, die glimmenden Kohlen zwiſchen ſich. Draußen das dumpfe Rauſchen des Föhns.

„Walti?“ fragte Haymo nach langem Schweigen mit leiſer Stimme. „Schlafſt ſchon?“

Der Bub richtete ſich auf.

„Walti, ich möchte Dir 'was ſchenken, eh' Du fortgehſt. Was willſt denn haben?“

„Die Feder von Eurer Kappe!“ platzte der Bub heraus.

„Sollſt ſie haben, nimm ſie Dir nur morgen früh! Mußt mir aber auch einen Gefallen thun.“

„Redet nur, was?“

„Weißt Du, wo die Gittli hauſt?“

„Die Müllerdirn'?“

„Nein, die Schweſter des Sudmanns.“

„Ach, die! Ja ... warum?“

„Dann geh' zu ihr, morgen, und frag' ſie, warum ſie geweint hat in der Vogtſtube.“

„Was ſoll ich ſie fragen?“ wiederholte Walti, dem die Sache etwas dunkel vorkam.

„Du ſollſt ſie fragen, warum ſie geweint hat heute, wie ſie bei Herrn Schluttemann in der Stube war. Sag' ihr nur, daß ich es wiſſen will! Und wenn ich am Oſterſonntag hinunterkomm', dann ſag' es mir wieder! Verſtehſt Du?“

„Wohl, wohl!“ nickte Walti. „Aber ich kann mir ſchon denken, warum ſie geweint hat. Der Herr Vogt wird halt giftig geweſen ſein und hat ſie bei den Ohren genommen. Ja, das thut er gern, das weiß ich!“ Gähnend ſtreckte er das kluge Haupt auf die zum Kiſſen geballte Lodenkutte. Aber nach kurzer Weile ſchon richtete er ſich wieder auf.

„Haymo!“

„Ja?“

„Jetzt weiß ich, was für eine Gittli die richtige iſt!“

„So?“ lächelte Haymo.

„Wohl, wohl!“ Und lichernd legte ſich der Bub wieder aufs Ohr.

Bald darauf ſchliefen ſie alle beide.

Am andern Morgen, eh' der Tag noch graute, verließ Haymo die Hütte, um ſeinen Hegergang anzutreten. Er hätte ſeinen Gäſten gern ein Wort zum Abſchied geſagt; aber die beiden ſchnarchten doppelſtimmig ſo rührend zuſammen, daß ihr geſunder Schlaf einen Stein hätte erbarmen können. Haymo nahm die Adlerfeder von ſeiner Kappe und ſteckte ſie auf Waltis Filzhut. Dann ging er.

Als er mit dem Abend in die Hütte zurückkehrte, waren die beiden Kloſtervögel lange ſchon ausgeflogen. Haymo zündete nicht einmal Feuer an, ſo müde war er. Er ſpürte die beiden auf den Herdſteinen verbrachten Nächte in allen Knochen; und er hatte ſich heute geplagt wie nie. Keinen der Hut bedürftigen Platz in ſeinem weiten Revier hatte er unbeſucht gelaſſen, jeden Steig und jeden Schneefleck hatte er abgeſpürt. Er wollte nicht ein zweites Mal ſo daſtehen wie geſtern in der Vogtſtube. Herr Schluttemann war ſo liebevoll mit ihm umgeſprungen wie die Katze mit der Maus; nur das Verſchlucken hatte noch gefehlt. Aber auch Herr Heinrich hatte zu den beiden vermißten Steinböcken eine ſtrenge Miene gemacht; doch er war nicht ungerecht geweſen und hatte auf Haymos Rechtfertigung gehört, trotz Herrn Schluttemann, der die Tiſchplatte gehörig donnern ließ. Schließlich war Haymo vom Propſt ſogar mit freundlicher Rede entlaſſen worden. „Und wenn es Dir Freude macht,“ hatte Herr Heinrich geſagt, „ſo magſt Du am Feiertag nach der Frühpirſche herunterkommen zum Oſtertanz!“

Dieſe Güte wollte Haymo mit doppeltem Fleiß vergelten. Wenn es das Glück nur wollte, daß ihm einer der Raubſchützen bald in den Weg geriethe. Er ballte die Fäuſte bei dieſem Gedanken. Doch mitten in ſeinen flammenden Zorn hinein hörte er die Geigen und Pfeifen klingen.

Ob Gittli wohl zum Tanz käme? Nun, eine Dirn', die nicht kommt, die kann man ja holen! An dieſen Gedanken ſpann Haymo hundert andere, bis all ſein Denken und Sinnen unmerklich hinüberfloß in Schlaf und Traum.

Nach dieſer Nacht kam ein mühſamer Tag. Der Föhn tobte, als möchte er das ganze Haus der Berge in Trümmer werfen. Er wehte ſchwül wie der Sturm vor einem Gewitter. Der Schnee auf den ſteilen Halden ſchwand vor ſeinem Hauch, daß man es mit Augen ſehen konnte, wie er weniger und weniger wurde. Ueber allen Felswänden wurde die weiße, ſtarre Decke des Winters lebendig, und während die Lawinen rollten ohne Unterlaß, führte der Föhn den ſtäubenden Schnee in ganzen Wolken durch die Lüfte.

Haymo mußte ſich vorwärts kämpfen Schritt um Schritt; den halben Tag verbrachte er auf der Jagd nach ſeiner Kappe. Gegen Abend, auf dem Heimweg, kam er am Kreuz vorüber. Leer ſtarrten die Fußnägel aus dem Holz. Wo waren Gittlis Schneerosen hingekommen? Der Föhn hatte ſie wohl entführt? Haymo ſpähte auf der Erde umher; in einer Steinſchrunde ſah er eine der Blüthen liegen, zerzauſt und welk. Er hob ſie auf und wollte ſie auf ſeine Kappe ſtecken. Doch nein ... die Blume gehörte ſchon einem andern. Lächelnd ſchob er ſie wieder zwiſchen die beiden Nägel; kaum aber ließ er die Hand davon, da trug der Föhn ſie ſchon hinweg.

Vor Einbruch der Nacht erreichte Haymo die Hütte. Heute blieb ihm keine Zeit zum Sinnen und Träumen. Die Augen drohten ihm ſchon zuzufallen, während er am flackernden Feuer ſeinen Imbiß bereitete. Kaum lag er auf dem Heubett, da ſchlief er auch ſchon. Rings um die Hütte tobte der Frühlingsſturm und ſang ihm ein brauſendes Schlummerlied ...

Als Haymo erwachte, war es noch finſtere Nacht. Er lauſchte verwundert. Tiefe Stille um die Hütte. Kopfſchüttelnd trat er ins Freie; der Föhnwind hatte ſich völlig gelegt, und nur noch leiſe rauſchte der Bergwald. Blaſſe, dünne Nebelſchleier flogen über den Himmel, an welchem in zahlloſer Schar die Sterne funkelten. Der friſche, klare Morgen verſprach einen ſchönen Tag.

„Es wird Oſterwetter!“ ſagte Haymo. Dann blickte er nach dem Stand der Sterne und meinte, daß die dritte Morgenſtunde wohl ſchon vorüber wäre. Da war er juſt zur richtigen Zeit erwacht, um den Auerhahn zu „verluſen“*, den Herr Heinrich nach den Oſtertagen erlegen wollte.

Haymo ſperrte die Hütte zu und wanderte in die Nacht hinaus. Nun plötzlich blieb er lauſchend ſtehen. Töne waren an ſein Ohr gedrungen, wie Hammerſchläge auf klingendes Eiſen ... nun wieder die gleichen Töne und noch ein drittes Mal. Kopfſchüttelnd lauſchte er; er wußte ſich's nicht zu deuten, aber es machte ihm keine Sorge, denn wer im Bergwald auf böſen Wegen ſchleicht, der thut es in aller Stille. Da war wohl einer der Almbauern, den die Arbeit am Tage feſthielt, während der Nacht zu Berge geſtiegen, um mit dem frühen Morgen nachzuſchauen, wie ſeine Sennhütte überwintert hätte ... und an der Hüttenthür hatte er wohl mit ſeinem Hammer die eiſernen Klammern losgeſchlagen. Es war dem Lauſchenden freilich geweſen, als klängen dieſe Töne nicht von den Almen her, ſondern von einer höher gelegenen Stelle. Aber Haymo wußte aus Erfahrung, wie ſehr ein Hall in der Nacht zu täuſchen vermag. Eine Weile noch lauſchte er; doch alles blieb ſtill. Nun ſchritt er weiter; quer durch das Felſenthal, auf dem kürzeſten Wege, ſtieg er zum Kreuzwald empor. Es dämmerte, als er ſein Ziel erreichte. Lautlos, nach jedem Schritt horchend, ſchlich er von Baum zu Baum. Ueber den öſtlichen Bergen, jenſeit der Schneefelder des Steinernen Meeres, zeigte ſich noch kaum ein fahler Schimmer des nahenden Tages, da hörte Haymo ſchon das leiſe „klipp klipp“ des falzenden Hahnes. Achtſam ſprang er ihn an, und endlich ſah er auf einem dürren Aſte den ſtolzen Vogel ſitzen, der ſich in ſeiner Schwärze ſcharf abhob vom er-

* Verhören, durch Lauſchen den Platz erkunden, auf welchem ein Auerhahn falzt.

blassenden Himmel. Eine Weile schaute er dem verliebten Sänger zu, wie er auf seinem Ast sich blähte und drehte, mit gefächertem „Stoß“ und zitternden Schwingen gaukelte; dann aber, als es so licht wurde, daß Haymo über den Augen des Vogels schon die glühende „Rose“ zu erkennen vermochte, schlich er leise zurück, um den Hahn nicht zu „vergrämen“. Und je weiter es berg abwärts ging durch den Wald, desto rascher wurde sein Schritt, desto fröhlicher sein Blick. Nun ging es ja hinunter ins Thal, zum fröhlichen Fest, zum Ostertanz: Arm in Arm und Wang' an Wange mit Gittli!

Ob er wohl mit jener andern auch einen Reigen tanzen würde? Wie hieß sie nur? Richtig: Zenza! Nun, vielleicht . . . wenn Gittli müde war und nichts dawider hatte. Müde? Die Gittli?

Er mußte laut auflachen. Doch plötzlich verstummte er. Aus dem Felsenthal herauf hatte er einen Laut gehört . . . wie das Kollern eines gelösten Steines. Ging jemand dort unten? Aber nein! Aesendes Steinwild oder eine ziehende Gemse hatte wohl den Stein gelöst! Weg mit der Sorge! Heute durfte er Wild und Bergwald beruhigt verlassen, denn so gottverloren war ja doch kein Mensch in allen Thälern rings umher, um Raub zu treiben am heiligsten Tage des Jahres.

Der volle Morgen erwachte: ein rother Schimmer fiel über den Wald, und die Kuppen der Berge leuchteten in der steigenden Sonne wie glühendes Erz. Als Haymo den Saum des Kreuzwaldes erreichte, ließ er sich zu kurzer Rast auf einen Felsblock nieder und stannte mit seinen lachenden Augen hinein in den schimmernden Glanz des schönen Morgens.

Von seinen Lippen wollte sich ein Jauchzer lösen, aber gewaltsam hielt er den jubelnden Aufschrei zurück; denn im Steinthal zu seinen Füßen, auf etwa tausend Gänge, sah er auf schneefreiem Hang einen Steinbock weiden. Er wollte das Thier, dem die Aesung noth that, nicht verscheuchen. Ohne Bewegung saß er und schaute dem Wild zu, wie es langsam über die Halde hinwegzog und seine kärgliche Nahrung suchte. Nun plötzlich warf das Thier den „Grind“ mit dem mächtigen Gehörn in die Höhe . . . es schien Gefahr zu wittern . . . in scheuer Eile suchte es den Schutz der nahen Felswand; doch ehe die Wand noch erreicht war, that es mit schlagenden Läufen einen Satz in die Luft, stürzte nieder, raffte sich wieder auf und verschwand in einer tieferen Mulde.

Haymo fuhr erblassend auf; das ging nicht mit rechten Dingen zu! Ein Ruck, und er hielt die Armbrust in Händen . . . ein lautloser Sprung, und er stand geborgen in dem dichten Gestrüpp der Zwergföhren, welche den Grat der Kreuzhöhe bedeckten. Geschmeidig wie eine Schlange glitt er durch das wirre Gezweig, und als er durch die letzten Büsche den Ausblick in die Mulde gewann, da schlug ihm das Herz und zitterten ihm die Hände in Zorn und brennender Erregung. Er sah, wie ein Mensch in Bauerntracht, mit schwarz vermummtem Gesichte, den verendeten Steinbock nach einem nahen Dickicht schleifte.

„Hab' ich Dich endlich, Du Dieb!“ zischte es durch die Zähne des Jägers; alles Zittern wich von ihm, und als er die Sehne der Armbrust spannte und den Bolzen in die Schiene legte, waren seine Hände wie Stahl und Eisen. Er hob die Wehr an seine Wange, aber durch die dichten Zweige hatte er keinen sichern Schuß. Lautlos erhob er sich, um hinauszuschleichen an den Rand der Büsche; dort draußen stand das Kreuz; hinter dem breiten Holze konnte er sich decken und hatte einen freien Schuß.

Jetzt wand er sich hervor aus den letzten Zweigen, jetzt hob er die Waffe . . . und da plötzlich rann es ihm durchs Herz wie kalter Schauer. Vom Kreuz hernieder blickte das lebensvolle Bildniß des Erlösers.

Gewaltsam wollte Haymo die Blicke wenden, allein er brachte sie nicht los von dem heiligen Bilde; mit ernsten, kummervollen Augen sah es auf ihn nieder, es schien zu leben in seinen frischen Farben, das rothe Blut an seinen Wunden schien eben jetzt geflossen . . . dem Jäger war es, als beginne es in den großen blauen Augen sonnengleich zu leuchten, als öffne sich der schmerzensbittere Mund und spreche mit sanften Worten: „Haymo! Willst Du morden an meinem Ostertag, der allen Menschen sein soll wie ein Tag des Glücks und der Versöhnung? Thu's nicht, Haymo, thu's nicht!“

In Haymos Händen neigte sich die Armbrust, und der Bolzen fiel aus der Schiene. Der Jäger hob ihn auf mit bebender Hand und küßte die Füße des Gekreuzigten.

Dann stieg er lautlosen Schrittes den Hang hinunter; der Raubschütz, der im dichten Gebüsch an dem erlegten Wild hantierte, hörte ihn nicht kommen; auf der Erde sah Haymo die Armbrust des Räubers liegen; er faßte sie und schleuderte die Waffe mit mächtigem Schwung hinaus in das Steingeröll; da fuhr der Raubschütz in die Höhe, und als er den Jäger sah, befiel ihn ein Wanken und er griff mit beiden Händen in die Luft.

„Wer bist Du?“ fragte Haymo mit harter Stimme.

Der andre stand wortlos, zitternd, und starrte vor sich nieder.

Haymo suchte ihn zu erkennen, aber vergebens. Der Jäger war ja fremd im Thal und hatte nur wenige Menschen erst gesehen, auch trug der Räuber den Bart und die Haare mit Ruß bestäubt, und das Gesicht war mit Schwärze so dick bestrichen, daß Haymos forschender Blick kaum einen Zug erfassen konnte.

„Komm!“ sagte Haymo und deutete mit dem Arm die Richtung an.

Der Gefangene voran und der Jäger mit gespannter Armbrust hinter ihm, so schritten sie über den Hang empor; mit blitzenden Augen folgte Haymo jeder Bewegung des Raubschützen. Auf halber Höhe verhielt der Gefangene den Schritt; in seinem finstern Auge glühte die Verzweiflung

„Jäger . . . es war das erste Mal . . . und ich that es aus Noth!“

„Geh'!“

„Jäger . . . ich habe Weib und Kind . . . sie gehen zu Grunde!“

„Durch Deine Schuld!“

Ein dumpfer Seufzer erschütterte die Brust des Mannes; das Haupt sank ihm, und mit schweren Schritten stieg er weiter. Nun erreichten sie die Kreuzhöhe. Und wieder wandte sich der Gefangene, unheimliche Gluth in seinen Augen.

„Was geschieht mit mir?“

„Was allen anderen geschah, welche thaten, was Du gethan!“

„Jäger! Erbarme Dich meines Weibes und meiner Kinder . . . laß mich entfliehen!“

„Und wenn ich auch wollte . . . ich darf nicht!“ sagte Haymo mit schwankender Stimme. „Ich steh' in Pflicht und Eid! Ich hab' geschworen!“

„So laß mich ein Vaterunser beten . . . für Weib und Kind!“

„Bete!“ sagte Haymo.

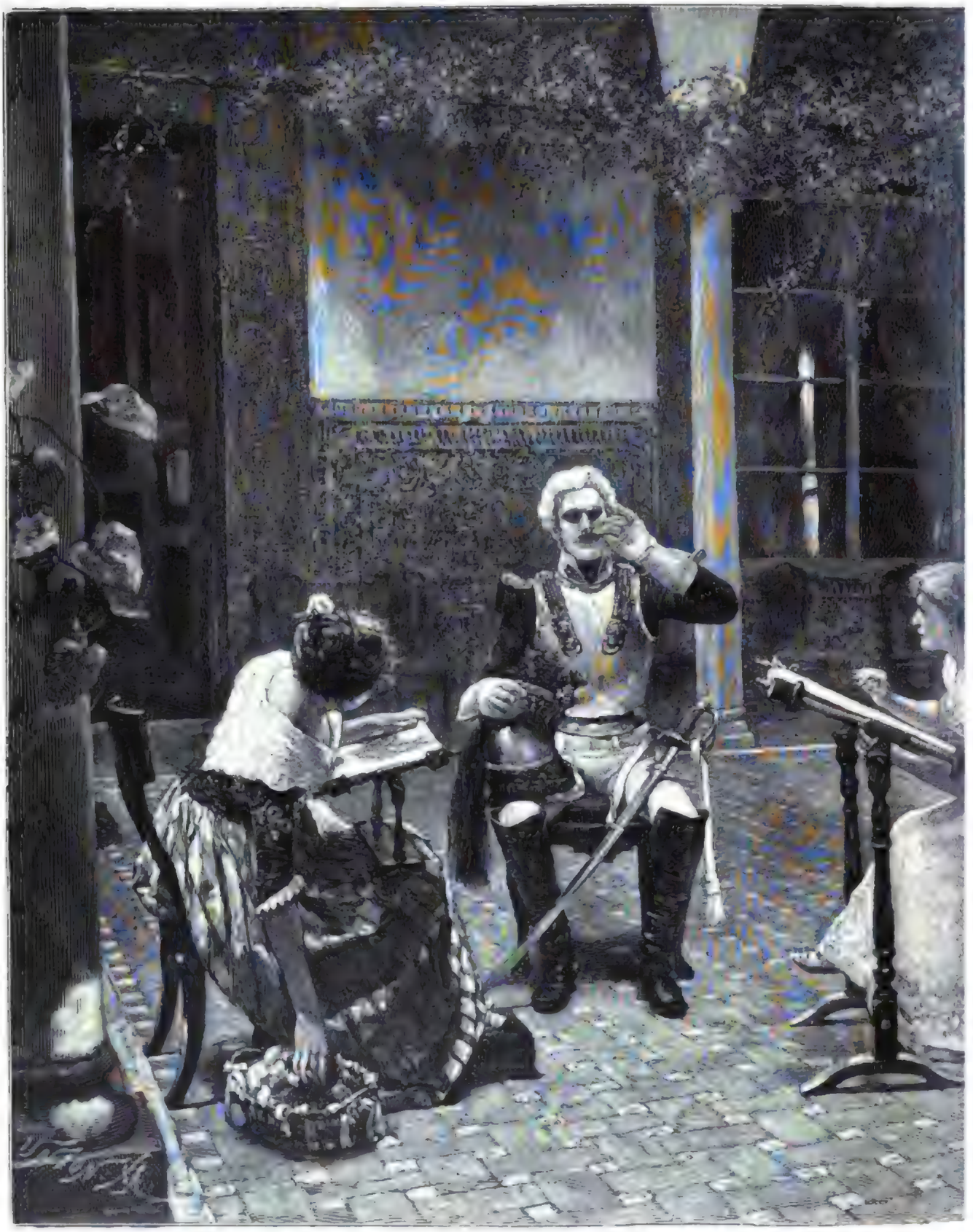
Der Raubschütz kniete vor dem Kreuz auf die Erde nieder, faltete die Hände und begann zu murmeln. Haymo trat an seine Seite und wollte das Haupt entblößen, um dem heiligen Bilde zu danken, das ihn vor Blut bewahrt und alles nach Recht gewendet hatte. Doch als er den Arm erhob, fuhr der andre blitzschnell in die Höhe, riß das Waidmesser von Haymos Gürtel, und ehe der Jäger sich zu decken vermochte, stieß er ihm die blitzende Klinge in die Schulter.

Aus Haymos Händen fiel die Armbrust, seine Knie brachen, stöhnend sank er auf das moosige Gestein, das sich färbte von seinem Blut . . . mit letzter Kraft noch richtete er sich halb wieder empor, mit brennendem Blick suchten seine Augen das starre Bild am Kreuze, dann fiel er zurück, und seine Sinne erloschen . . .

Ueber allen Höhen leuchtete die Sonne, mit lindem Hauche strich, nach allem Streit und Kampf des wilden Föhns, der laue Frühlingswind befruchtend über die Halden . . . und während auf dem steinigen Hang die überstürzten Tritte des fliehenden Mörders verhallten, schwoll es sanft und leise durch die Luft einher, weit her aus dem fernen tiefen Thal . . . der Klang der Osterglocken. „Ihre Seelen waren heimgekehrt von Rom,“ und durch das weite Land, von Thurm zu Thurm, erhoben sie ihre hallenden Stimmen, die Macht und Glorie des Gottes preisend, der vom Grab erstanden.

9.

Ueber dem Hause des Sudmanns lag still und sternenhell die Osternacht. Nur die Albe rauschte; sonst kein Laut in der ganzen Runde; denn der eine, der in dieser Nacht zu dem kleinen Hause gegangen kam, wandelte auf unhörbaren Sohlen; er pochte an die verschlossene Thür . . . sie öffnete sich nicht vor ihm, und dennoch trat er ein.



Zwiſchen z

Nach einem Gemä

Digitized by Google

ei Feuern.

le von L. Jimenez.

Digitized by Google

In der Stube erwachte das Weib; ein leises Stöhnen hatte sie geweckt. Sie lauschte . . . und da hörte sie es wieder. Es war das Kind.

„Katzi, was hast denn?“ fragte sie. Aber das Kind gab keine Antwort. Sepha war am Abend so schwach gewesen, daß sie sich nicht auf den Füßen erhalten konnte. Und jetzt mit einmal hatte sie Kraft. Mit stammelndem Laut sprang sie aus dem Bett. „Polzer!“ rief sie . . . in ihrem Schreck hatte sie ganz vergessen, daß Wolfrat nicht zu Hause war. Mit zitternden Händen tastete sie in der Finsterniß nach dem Feuerzeug; nur matte Funken brachte sie aus dem Stein, und der Zunder wollte nicht brennen. „Mein Gott, mein Gott, hätt' ich mich doch nicht schlafen gelegt!“ jammerte sie. Bis lange vor Mitternacht hatte sie wach gesessen, dann war die Natur stärker geworden als ihr Wille. Gittli wollte die ganze Nacht bei dem Kinde bleiben, aber Sepha selbst hatte das Mädchen zur Ruhe geschickt. Das „Katzi“ schien ja so fest und gut zu schlummern! Freilich, es war ein böser Tag gewesen, der vorausgegangene, und bedrückten Herzens hatte Seph' ihren Mann das Haus für die Nacht verlassen sehen; sie merkte es ihm auch an, daß er selbst nicht gerne ging. Wär' es nur nicht um die paar Heller gewesen, die es zu verdienen gab! Als er, schon den Hut auf dem Kopf, noch einmal mit der Hand über die Stirn des Kindes strich, da sagte er: „Gieb' Dich, Seph', gieb' Dich, morgen soll's besser sein!“ Seine Stimme hatte wohl gezittert, und dennoch hatte sein Wort so zuversichtlich geklungen! Vielleicht wußte er ein stärkendes Kraut oder eine heilsame Wurzel, die er von der Bergfahrt mit heimbringen wollte . . . vielleicht die „Nießwurz'“, die Wurzel der Schneerose. Von ihr hatte auch Gittli schon gesprochen . . .

Endlich war es ihr gelungen, Licht zu machen. Mit der flackernden Kerze leuchtete sie über das Bett und erschrak bis ins innerste Herz. Das Gesichtlein des Kindes kam ihr so verwandelt vor, als wäre das nicht mehr ihr eigen Kind, sondern ein fremdes. Sie taumelte zur Kammerthür und stieß sie auf.

„Gittli! Gittli!“

Das Mädchen antwortete schlaftrunken.

„Ich thu' Dich bitten, steh' auf,“ sagte Seph' mit tonloser Stimme, „das Kindl ist soviel ungut!“

Barfuß, das rothe Röcklein überwerfend, erschien Gittli unter der Thür.

„Da schau' . . . mein Kindl, mein Kindl, mein Kindl!“ schluchzte Seph' und hielt die Leuchte über das Bett.

Gittli beugte sich über das Kind und faßte sanft seine Aermchen, welche mit geballten Fäusten nach aufwärts lagen. „Mimmidatzi,“ flüsterte sie voll süßer Zärtlichkeit, „Mimmidatzi, kennst mich denn nimmer? Schau, die Dittibaf' ist bei Dir!“ . . . Eine Weile wartete sie vergebens auf Antwort. Dann rief sie noch einmal, alle Angst ihres Herzens in der Stimme: „Mimmidatzi!“

Ein kaum merkliches Zucken ging über das Gesicht des Kindes; ein leises Stöhnen, nicht wie in Schmerz, sondern wie von Sehnsucht quoll aus dem regungslosen, leicht geöffneten Mündlein . . . aber das Körperchen rührte sich nicht, das Köpfchen, umringelt vom goldblonden Gelock, lag starr auf die Seite geneigt, und unter den zarten halbgesunkenen Lidern blickten die einst so traulich und schelmisch leuchtenden Augen unbeweglich hervor, ohne Glanz und Leben.

„Ja mein Schatzi, mein lieb's, ja was hast denn?“ stammelte Gittli, und dann, die Wangen von Thränen überronnen, schaute sie mit einem hilflosen angstvollen Blick in Sephas Gesicht.

„Mein Gott, mein Gott, wär' nur der Polzer daheim!“ jammerte das Weib und sank neben dem Bett in die Knie. „Wenn er nur daheim geblieben wär'! Mein Gott, was thu' ich denn? Mein Kindl, mein Kind! Ich weiß mir ja keinen Rath, ich weiß mir ja nimmer zu helfen! Was thu' ich denn?“

„Schwäh'rin, bleib', bleib' . . . ich lauf' . . . und hol' den Bader!“ schluchzte Gittli, und wie sie stand, barfuß, im dünnen Röcklein, rannte sie davon.

Sie achtete auf dem Wege nicht der spitzen Steine, die sich schmerzend in ihre Sohlen drückten, nicht der Frische der Nacht, welche sie schaudern machte, sie rannte nur und rannte, bis sie keuchend auf dem Marktplatz das Haus erreichte, in welchem der Bader wohnte. Wie von Sinnen schlug sie an der Thür den Klöppel, immerfort, so lange, bis sich im Obergeschoß ein Fenster öffnete.

„Wollt Ihr aufhören oder nicht! Was ist denn das für ein Lärmen in der Nacht!“ rief eine Männerstimme herunter.

„Ach, ich bitt' Euch . . . wir haben ein krankes Kind daheim!“ schluchzte Gittli mit aufgehobenen Händen. „Kommt doch, kommt, ich bitt' Euch gar schön, ich bitt', bitt', bitt'!“

„Wer bist Du denn?“

„Die Gittli . . . die Schwester vom Sudmann Polzer!“

„Sooo?“ Der Name, den Gittli genannt, gab dem Bader zu denken. Ja, hätte sie nur den guten Einfall gehabt, hinauf zu rufen: ich bin die Zenza, die Tochter vom reichen Eggebauer . . . dann hätte sie was erlebt, wie der Bader gesprungen wäre! „Sooo? . . . Also ja, geh' nur heim und sag', ich komm' schon, sobald es Tag wird.“

Klirrend schloß sich das Fenster. Gittli stand wie betäubt und griff sich mit beiden Händen an den Kopf. War es denn möglich! Ein Kind . . . solch ein süßes, herziges Dinglein . . . und es gab einen Menschen, der sich nicht die Seel' aus dem Leibe lief, um zu helfen!

Helfen? Helfen? Wer jetzt . . . wer? Pater Eusebius! Der hatte das Büblein des Klostervogtes wieder gesund gemacht. Gittli rannte und athemlos erreichte sie die Klosterpforte. Die Glocke läutete schrill, denn mit dem ganzen Gewicht des Körpers hatte sich Gittli an den Strang gehängt.

„Pater Eusebius . . . wo ist der Pater Eusebius!“ schluchzte sie, als sich das vergitterte Fensterchen öffnete.

„Ein Dirnlein! In der Nacht?“ rief staunend der Pförtner. „Was willst Du vom Pater?“

„Wir haben ein krankes Kind daheim . . . der Pater Eusebius soll ihm helfen. Ach, guter Frater Pförtner, ich bitt' Euch, bitt' Euch . . .“

„O Du mein Gott, Kind, den Pater, den holst Du heut' nimmer . . . der ist seit zwei Tagen in der Bartholomäer Klause.“

Gittli mußte sich an die Mauer stützen, um nicht umzusinken.

„Aber sag', was fehlt dem Kindlein?“

„Es rührt sich nimmer und sieht nimmer . . . und kennt mich nimmer . . . ach, Frater Pförtner, so ein liebes, gutes Kindl!“

„Mußt nicht weinen, Dirnlein, der liebe Gott wird schon helfen! Und . . . wart' ein Weilchen . . .“ Das Gesicht hinter dem Gitter verschwand, dann streckte sich eine Hand heraus mit einem kleinen Fläschlein. „Nimm, Dirnlein, nimm! Es ist das Beste, was ich hab': Oleum Sancti Quirini* vom Kloster Tegernsee.“

Gittli griff zu mit beiden Händen.

„Reibe dem Kindlein die Stirne damit ein, und die Schläfe, und die Pulsadern an den Händen, und die Stelle, wo das Herz schlägt, und bete dazu drei Vaterunser . . . das hilft! Das hat schon vielen Tausenden geholfen! Und jetzt geh', Dirnlein! Gelobt sei Jesus Christus!“

„Amen!“ stammelte Gittli. Es war ein Laut voll heißen Dankes. Und schluchzend flog sie davon, aber sie weinte nicht mehr in Schmerz, sie weinte vor Freude. Was sie in Händen hielt und an ihr Herz drückte . . . es war ja die sichere Rettung: geweihtes heiliges Oel! Immer und immer wiederholte sie Wort um Wort: „Die Stirn, die Schläfe, die Adern, und wo das Herz schlägt“ . . . und damit sie nur ja mit dem Beten nicht zu kurz käme, fing sie jetzt schon an, während sie rannte und rannte: „Vater unser . . . der Du bist . . . im Himmel . . .“

Erschöpft, keines Wortes mächtig, erreichte sie das Haus.

Seph' kam ihr entgegen, das Gesicht verstört, kalkweiß und von Zähren naß. „Kommt er? Kommt er?“

Gittli schüttelte den Kopf; sprechen konnte sie noch nicht; doch während sie die eine Hand auf die fliegende Brust drückte, drängte sie mit der andern schon das Fläschlein in Sephas Hände.

„Mein Gott, Gittli, so red' doch,“ jammerte Sepha, „schau, die Angst bringt mich ja um!“

„Nimm . . . nimm . . . das muß ihm helfen! Das hat . . .

---

* Oel des heiligen Quirinus. — Eine halbe Stunde von Tegernsee, in dem Weiler St. Quirin, steht noch heute die Kapelle, welche über der wunderthätigen Quirinusquelle errichtet wurde; die Quelle liefert ein dünnes Erdöl, welches Jahrhunderte hindurch als heilsam für mannigfache Krankheiten galt und vom Kloster Tegernsee in Krügen und Fläschchen als kostbare Arznei an alle übrigen Klöster versendet wurde. Nach der Aufhebung des Klosters Tegernsee erlosch auch im Gebirgsvolk bald der Glaube an die Heilkraft der Quirinusquelle.

schon tausend, tausendmal geholfen, hat er gesagt! Vater unser, der Du bist . . . im Himmel . . .“ Und betend sank sie neben dem Bett nieder, in welchem das Kind noch lag, wie sie es verlassen hatte.

„Aber Gittli, so red' doch, wie soll's denn helfen, was soll ich denn machen damit?“

Mehr mit Zeichen als mit Worten wiederholte Gittli den Rath, den ihr der Frater Pförtner gegeben. Neben dem Bette kniend, mit thränenerstickter Stimme betend, hielt sie das flackernde Talglicht, während Sepha that, was der Mönch geheißen. Mit zitternden Händen, unter Weinen und zärtlichem Stammeln, entblößte die Mutter das Kind, welches vor ihr lag wie eine vom Stengel gefallene Blüthe. Ein zartes, holdes Körperchen, rund und weiß wie aus Wachs gebosselt . . . aber alle Gliederchen gefesselt von starrem Krampf.

Endlich richtete sich Sepha tief athmend auf; alles war gethan, was geschehen mußte. Sie legte die Kissen zurecht und breitete sorglich wieder die warme Decke über das Kind, welches unempfindlich schien für alles, was mit ihm geschah.

„Meinst, Gittli . . . es hilft was?“

„Ja, ja, es muß ja helfen!“

„Der liebe Herrgott soll's geben! Wär' nur der Polzer daheim!“

Nun saßen sie, Sepha und Gittli, die eine zu Häupten, die andre zu Füßen des Kindes, Stunde um Stunde, leise betend und des Wunders harrend, das sie mit Zuversicht erhofften.

Einmal streckte sich das Kind unter leisem Stöhnen, und die geballten Fäustchen schlugen seitwärts.

„Gittli!“ stammelte das Weib.

„Thu' Dich nimmer sorgen . . . es hilft, schau, es hilft ja schon! Weißt, er wehrt sich halt, der Krank*, weil er spürt, daß er fort muß!“

Wieder saßen sie, betend und wartend. Auf leisen Sohlen schlich die Nacht davon, und durch die Fenster fiel der graue Dämmerschein des erwachenden Morgens.

Seph' athmete auf. „Jetzt wird der Polzer ja doch bald kommen?“

Gittli nickte; die Hände im Schoß gefaltet, so saß sie, keinen Blick vom Gesichtchen des Kindes verwendend.

Wieder einmal befühlte Sepha das kleine, starr geschlossene Händchen. Sie erschrak. „Gittli . . . ich weiß nicht . . . das Kindl wird so kalt! Da, greif her . . . was sagst, was meinst denn?“ Ihre Augen waren starr geöffnet, und in ihrer Stimme zitterte die Angst.

Gittli umschloß mit beiden Händen das kalte wachsbleiche Fäustchen des Kindes. Da fuhr es auch ihr durchs Herz, sie wußte nicht wie. Sie konnte nicht sprechen. Mit einem bang erschrockenen Blick schaute sie zu Sepha auf.

„Was meinst . . .“ stotterte das Weib, „wenn ich ihm Tücher warmen thät'?“

„Ja, ja . . .“

Sepha zerrte einen Arm voll Linnenzeug aus einer Truhe, stürzte in die Küche, machte Feuer und preßte das Linnen in eine irdene Schüssel, um es an der Gluth zu wärmen. Schluchzend riß sie die Hausthür auf . . . der helle Glanz des Ostermorgens leuchtete ihr entgegen. Sie taumelte auf der Schwelle, raffte sich empor und rannte auf die Straße, um auszuschauen, ob ihr Mann nicht käme. Nichts, nichts, so weit ihre brennenden Blicke reichten.

„Mein Gott, mein Gott, wär' er nur daheim geblieben!“ stammelte sie und wankte zurück.

Drinnen in der Stube kniete Gittli vor dem Bett, des Kindes kalte Fingerchen behauchend, die zwischen ihren Händen lagen. Sie wurden nicht wärmer. „Seph', Seph'!“ rief sie in quälender Angst und wollte zur Thür eilen. Doch während sie sich erhob, schien es ihr, als hätte das Kind sein Köpfchen bewegt. Sie hatte recht gesehen . . . ein leises Zucken ging über die Augenlider, und das Mündchen bewegte sich, als wollt' es sprechen.

„Mimmidatzi!“ schluchzte Gittli in neu erwachtem, freudigem Hoffen und warf sich wieder auf die Knie.

Da hob das Kind ein klein wenig die Aermchen und tastete mit gespreizten Fingerchen in die Luft. Gittli meinte, das Kind suche ihre Hände. „Ja, ja, mein Schatzi, das Handerl geben, gelt?“ flüsterte sie in heißer Zärtlichkeit, die beiden Händchen des Kindes fassend. „Dittibas' geht nicht fort, nein . . . schau, ich bin ja schon bei Dir! Kennst mich denn nimmer, Schatzi?“

Es legte sich auf das bleiche Mündlein wie ein sanftes müdes Lächeln, ein seufzender Athemzug, dann streckte sich das Körperchen und durch die kalten Fingerlein rann noch ein leises Zittern.

Jetzt kam die Mutter mit den warmen Tüchern gerannt. „Seph', Seph'!“ rief ihr Gittli mit stammelnder Freude entgegen. „Besser geht's, besser . . . es kennt mich schon wieder . . . und wie ich mit ihm geredet hab', da hat es mich angelacht . . . schau nur, Seph', schau nur, es lacht noch allweil!“

„O Du lieber, lieber Gott . . .“ stotterte Sepha. Die Freude benahm ihr fast die Stimme.

Nun griffen sie alle beide zu mit fliegenden Händen und hüllten das Kind von den Füßen bis an das Hälschen in die warmen Tücher; und wenn die Tücher zu erkalten begannen, wurden sie wieder ersetzt durch andere, warme . . .

Und immer lächelte das Kind; nur war das Gesichtchen so weiß wie Schnee, und das geschlossene Mündlein war anzusehen, als hätt' es sich verwandelt in ein blasses Veilchen.

Stunde um Stunde verging . . . und immer lächelte das Kind.

„Ich mein', es schlaft!“ flüsterte Gittli. Und dann plötzlich kam ihr ein Gedanke. „Seph', ich lauf' ins Kloster hinauf . . . meinst nicht, es wär' gut, wenn ein Pater beten thät'?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie in ihre Kammer, schlüpfte in die Schuhe, zog ein Jäcklein über, streifte mit einem flüchtigen Kuß die rothe Wange des Buben, der in ihrem Bette schlief wie ein Murmelthierchen, und rannte aus dem Hause.

Als sie die Straße erreichte, sah sie zwischen den Bäumen einen Mönch des Weges kommen. Den hätte ihr der liebe Gott geschickt, so meinte sie. „Herr Pater, Herr Pater!“ rief sie und winkte ihm zu. Nun stand er vor ihr . . . Pater Desertus war es, der Fischmeister; er hatte im Kloster die Frühmesse gelesen und wollte heimkehren in seine Klause.

Gittli erschrak, da sie ihn erkannte, und zögerte; doch nur einen Augenblick, dann trat sie auf ihn zu, mit bittend erhobenen Händen, die Augen naß von Thränen.

Eine dunkle Röthe flog über seine bleichen Züge, seine Augen flammten, und wie in heißer Sorge streckte er die Hände nach ihr und fragte: „Mädchen, was ist Dir? Weshalb weinst Du?“

„Ach, Herr Pater, wir haben ein krankes Kind daheim . . . ich bitt' Euch, kommt mit mir und betet für das arme Würmlein!“

„Beten?“ Ueber die Lippen des Mönches irrte ein Lächeln, das sich Gittli nicht zu deuten wußte. Scheu wich sie vor ihm zurück. Er aber faßte ihre Hand und sagte: „Komm'! Wir wollen sehen, was zu helfen ist!“

Sie wollte seine Rechte küssen, doch er wehrte es fast erschrocken. „Führe mich!“ sagte er und folgte ihr mit raschen Schritten; dabei verwandte er keinen Blick von ihrem Gesicht, und immer wieder schüttelte er den Kopf, als könnte er irgend etwas, das ihn zu bewegen schien in seinem tiefsten Innern, nicht fassen und begreifen.

Nun erreichten sie die Hausthür, und da ließ er die Hand des Mädchens und fuhr sich über die Stirn, wie um etwas von sich abzustreifen, was er nicht mit sich tragen wollte über diese Schwelle. Gittli bekreuzte sich, als der Pater ihr voran in die Stube schritt. Sepha erhob sich vom Bett und zog sich scheu in einen Winkel zurück; Gittli blieb mit gefalteten Händen an der Thür stehen, und so folgten die beiden Frauen mit brennenden Augen jeder Bewegung des Priesters, der neben dem Bett stand, tief über das regungslose, still lächelnde Kind gebeugt.

Nun richtete er sich auf, schwer athmend, und sein Antlitz schien noch blässer geworden. Mit wehmuthsvollem Blick suchten seine Augen die Mutter. „Kommt her zu Eurem Kind,“ sagte er mit leiser, schwankender Stimme.

Ein Zittern befiel Sephas Glieder, in ihrem Gesicht erstarrte vor Angst jeder Zug, nur die Arme konnte sie strecken, aber ihre Füße waren auf den Dielen wie festgewurzelt.

„Hier ist keine Hilfe mehr. Es müßte denn sein, daß unser Herr Jesus in diese Stube träte und zu Eurem holden Kind spräche wie zur Tochter des Jairus: „Steh' auf und lebe!“

Gittli erbleichte bis in die Lippen, Sepha rang nach Athem, aber noch immer wollten sie nicht fassen, was geschehen war.

„Ach, guter Pater,“ stammelte das Mädchen, „schauet nur hin, es lachet ja, es lachet . . .“

* Der böse Geist der Krankheit. In gleichem Sinn bedeutet der „G'sund“ die lebensvolle Kraft des gesunden Körpers.

„Das Lächeln der Erlösung!“ Und Sephas Hand erfassend, sagte er: „Euer Kindlein ist heimgegangen zu seinem Schöpfer.“

„Ach Gott, ach Gott!“ schrie Gittli schluchzend auf. Wie von Sinnen stürzte sie dem Bett entgegen, doch ehe sie es erreichte, brachen ihr schon die Kniee, auf den Knieen rutschte sie weiter, schluchzend und schreiend, und mit Gesicht und Armen warf sie sich über die Füßchen ihres entschlafenen Lieblings: „Schatzi, mein Schatzi . . .“ In heißem Weinen erstickten ihre Worte.

Sepha stand noch immer wie ein steinernes Bild. Nun plötzlich rang es sich mit gellendem Schrei von ihren Lippen: „Mein Kindl!“ Mit beiden Fäusten stieß sie den Pater von sich, kreischend flog sie dem Bett zu, mit zuckenden Händen faßte sie das Kind, riß es halb aus den Kissen und rüttelte das zarte, wachsbleiche Körperchen, als könnte sie es gewaltsam wieder erwecken zum Leben. Dann wieder erlahmten ihre Glieder, starr quollen die Augen aus dem von Schmerz verzerrten Gesicht, und mit einem stöhnenden Laut, wie das gehetzte Wild ihn ausstößt, wenn es niederbricht inmitten der Meute, sank sie über das Bett, das Kind umklammernd. „Ja kann's denn sein? Ja kann denn unser Herrgott so was zulassen! Mein Kindl! Mein Kindl! So was . . . so was muß über mich kommen! Ja warum denn? Warum denn? Warum denn?“

„Warum? Du armes Weib!“ Und Pater Desertus legte die Hand auf Sephas zuckende Schulter. „Tausende und Abertausende vor Dir haben diese Frage schon hinausgeschrieen aus brennendem Herzen, und keinem noch ist Antwort gekommen, weder aus der Höhe noch aus der Tiefe. Warum? Auf frühlingsgrüner Wiese steht eine Blume, hold und lieblich in ihren reinen Farben, in ihrem süßen Duft . . . wie ein gütiger Gedanke Gottes, der zur Erde niederflog und Wurzel schlug, um zu weilen als eine Freude der Menschen. Da kommt die Nacht mit ihrem tötenden Reif . . . ein Thier zieht über die Weide und tritt mit fühllosem Huf die erfrorene Blume in den Koth! Warum? Warum? — Auf sonniger Halde steht ein Baum, gesund und strotzend von Kraft; er hat geblüht in zahllosen Röslein, und nahe schon ist die Zeit, da er für treue Pflege danken will mit köstlichen Früchten. Doch vor der Ernte kommt der Sturm, ein Stoß nur, und der schöne stolze Baum liegt auf der Erde, verwüstet und gebrochen! Warum? Warum? — In weitem Feld steht die reifende Saat, getränkt vom Schweiße hoffender Menschen . . . der Hagel vernichtet sie. Warum? — In freundlichem Thal steht Hütte an Hütte; zufriedene, lachende Menschen unter jedem Dach . . . da brechen am Bergsee die steinernen Dämme, eine Stunde nur, und Trümmer und Leichen bedecken das Thal. Warum? — Redlichen Sinnes zieht ein guter Mensch seines Weges, sein Blick ist Treue, und Liebe jeder Schlag seines Herzens . . . da fallen die Wölfe über ihn her oder ein Blitz erschlägt ihn oder eine Brücke weicht unter seinem Fuß. Warum? — Es steht eine herrliche Burg, fest und stolz . . .“ die Stimme des Sprechenden verwandelte sich, klang dumpf und heiser . . . „in ihren Mauern wohnt das Glück, rein und heilig, wie es je noch hervorgegangen aus Gottes Hand. Aus ihrem Thor zieht ein glückseliger Mann . . . und da er wiederkehrt, dürstend nach dem Anblick seines Weibes, nach den süßen Augen seiner Kinder, findet er nur rauchenden Schutt und verkohlte Gebeine. Warum? Warum? Warum?“

Sepha richtete sich auf, verschlang die Hände, und zu dem Priester emporschauend, alle Verzweiflung ihres Herzens im Auge, schluchzte sie: „Ach, Herr, redet doch nicht so grausam und hart zu mir, sagt mir doch ein Wort des Trostes, nur ein einziges Wörtlein!“

„Ich weiß Dir keinen Trost, ich sehe Dein Kind und finde keinen. Nur eine Wahrheit kann ich Dir sagen, die ich erkannte mit blutendem Herzen: wer lebt, muß leiden, wer lacht, wird weinen müssen, und verlieren, wer besitzt!“

Sepha schlug die Hände vor das Gesicht.

Da klang aus der offenen Kammer eine Kinderstimme: „Muetterl!“ Und Lippele erschien auf der Schwelle, im langen Hemdlein, die runden Wangen hoch gerötet vom gesunden Schlaf, in der Hand ein hölzernes Pferdlein ohne Kopf und mit halben Beinen.

Sepha sprang auf, stürzte auf den Knaben zu mit schluchzendem Schrei und riß ihn empor an ihre Brust.

Pater Desertus war der Thür zugegangen; es schien, als wollte er sich noch einmal zurückwenden; aber schwer aufathmend deckte er die Hand über seine Augen und verließ das Haus.

Gittli lag noch immer auf den Knien, das Gesicht in die Arme gedrückt. Erst als Sepha nun wieder zum Bett trat, hob das Mädchen das Gesicht, schaute mit brennenden Augen und zuckenden Lippen zu der Schwäherin auf und schlug in hilflosem Schmerz die Hände ineinander.

Sepha kniete zur Seite des Bettes nieder, stellte den Knaben auf die Erde, und ihr Schluchzen mühsam bekämpfend, sagte sie: „Schau, Lippele . . . Dein Schwesterl . . . schau nur, schau . . . geh', gieb ihr noch ein Handerl und sag' zu ihr recht lieb: Behüt' dich Gott, mein Schwesterl, du mein lieb's!“

Lippele schaute auf das stille, wie im Traum lächelnde Kind, dann wieder auf die Mutter und fragte: „Warum denn?“

„Mußt nicht fragen, Lippele; thu's nur, thu's!“

Lippele streckte den Arm; doch als er die Kälte des starren Händchens fühlte, erschrak er und brachte kein Wort hervor. Aengstlich schaute er zu der Mutter auf und hob beide Hände nach ihr. Sepha umschlang ihn mit ihren Armen, der gewaltsam verhaltene Schmerz brach mit neuer Macht hervor aus ihrem gepreßten Herzen, und so kauerte sie schluchzend auf der Erde, das Gesicht des Knaben übergießend mit ihren Thränen.

„Muetterl, Muetterl,“ stammelte das Kind und begann zu weinen, weil es die Mutter weinen sah.

Gittli erhob sich und wankte in die Kammer; drinnen, am offenen Fenster, sank sie schluchzend nieder; mit breitem Strahl fiel die Morgensonne auf ihr gebeugtes Haupt.

Draußen im Freien webte der Glanz und Schimmer des Ostertages; die Albe rauschte, und in den Nachbarhöfen krähten die Hähne. Auf den Obstbäumen, deren Knospen schon zur Blüthe drängten, zwitscherten die Meisen und flogen ab und zu, Halme tragend für den Nestbau.

10.

Trotz der hellen Sonne, die der Ostermorgen gebracht hatte, brannte in der Stube des Eggebauern ein mächtiges Feuer im Lehmofen. Der Bauer saß hemdärmelig hinter dem Tisch, vor sich einen großen Napf mit Milchsuppe, die er gemächlich auslöffelte. Er war soeben — um die neunte Morgenstunde — mit Zenza aus der Messe zurückgekehrt. Das Mädchen stand, mit halblauter Stimme trällernd, vor dem in die Wand eingemauerten Zinnspiegel und durchflocht die blonden Zöpfe mit rothen Bändern.

„Heut' hat es aber der Pater Hadamar scharf gemacht in der Predigt,“ sagte der Eggebauer nach einer stillen Weile.

Zenza lachte.

„Hast Dir gemerkt, was er gescholten hat über den Tanz?“

Wieder lachte das Mädchen und warf die Zöpfe über die Schulter zurück. „Jetzt tanz' ich nur desto mehr. Und fest anhalten thu' ich mich auch . . . daß ich nicht ausrutsch'.“

Sprechen konnte der Eggebauer nicht, denn er hatte gerade den Mund voll; er drohte nur mit dem Löffel; dann schluckte er und lachte. Da klang aus der Kammer eine weinerlich kreischende Weiberstimme: „Zenzaaa!“

„Jaah!“ rief das Mädchen unwillig zurück, trat näher an den Spiegel, nestelte an dem Veilchenstrauß, der im Mieder steckte, und zupfte die Kraushärchen in die Stirn.

„Hörst, die Mutter ruft!“ mahnte der Eggebauer.

„Hab' schon gehört!“ sagte Zenza; aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

Der Eggebauer seufzte und löffelte weiter.

„Bauer! Aber Bauer! So komm' halt Du!“ klang es jetzt mit keifenden Lauten aus der Kammer.

„Ist das ein Weib!“ brummte der Eggebauer. „Nicht einmal beim Essen hat man seine Ruh'!“ Er schüttelte den Kopf, warf einen Erbarmen heischenden Blick zur Stubendecke, legte den Löffel nieder und wollte sich erheben.

Da klapperten draußen die Tritte genagelter Schuhe, und ein Schatten fiel durch das Fenster.

„Zenz',“ sagte der Bauer hastig, „ich thu' Dich bitten, geh' hinein zu ihr und bleib' bei ihr drin eine Weil'. Es kommt einer, mit dem ich zu raiten* hab'.“

* Rechnen, ein Geschäft zum Austrag bringen.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München

Frühling.

Nach einem Gemälde von C. Vautier.

Digitized by Google

Das Mädchen ging, aber nicht gerne; kaum hatte sie die Kammerthür hinter sich geschlossen, da stand auch Wolfrat schon auf der Schwelle; er war anzusehen, als käm' er geradeswegs von der Sudpfanne: sein brennendes Gesicht und seine Hände glitzerten von Schweiß; an Hals und Schläfen sah man, wie es in den geschwollenen Adern hämmerte; sein Athem flog und keuchte, daß er nicht zu sprechen vermochte; er taumelte zur Bank, fiel nieder und drückte die Fäuste auf seine Brust.

Dem Eggebauer wurde ängstlich zu Muth; er schielte nach der Kammerthür, dann fragte er mit leiser Stimme: „Polzer, was hast denn? Ich will nicht hoffen, daß ..."

„Schau nach der Zeit, Bauer!" keuchte Wolfrat.

„Da brauch' ich nicht zu schauen. Die neunte Stund' ist guett* vorüber."

„Und wie lang' braucht einer vom Kreuz über die Almen herunter bis ins Ort?"

„Seine fünf geschlagenen Stund'."

„So muß ich droben vom Kreuz schon wieder fort gewesen sein, ehvor es Tag worden ist," sagte Wolfrat mit heiserem Lachen. „Darauf könnt' ein jeder schwören ... Du auch!"

Der Eggebauer verfärbte sich. „Meinst, es wird sein müssen?"

Wolfrat zuckte die Schultern, wischte mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und erhob sich; sein Athem war ruhig geworden, sein Gesicht so weiß wie die Wand. Er trat zum Tisch, griff in eine Tasche und reichte dem Bauer eine hölzerne Büchse — sie war feucht, als hätte man sie in Wasser getaucht.

„Da nimm!" sagte er. „Das Kreuzl mußt Dir schon selber herausschneiden ... ich hab' mich tummeln müssen."

Der Bauer öffnete die Büchse, die ein blutiges Herz enthielt, und schloß sie wieder. „Hast die Schweißbluh' auch?"

Wolfrat nickte und griff an eine Tasche seiner Jacke. „Wenn ich die nicht hätt' ... für was denn hätt' ich's gethan?" Der Kopf fiel ihm auf die Brust, und mit zitternder Hand strich er sich über die Stirn.

Der Bauer blickte scheu zu ihm auf und kniff die Lippen übereinander; dann ging er zu einem Wandschrank, verwahrte die Büchse und brachte ein Säcklein herbei, welches klang und klirrte, als er es auf die Tischplatte setzte.

„Hast nichts gehört, Bauer, wie es bei mir drüben steht?" fragte Wolfrat.

„Gehört hab' ich nichts. Aber sorg' Dich nimmer ... hast ja die sichere Hilf' im Sack."

Wolfrat athmete tief und stand schweigend, während der Eggebauer zehn Salzburger Schillinge und ein halb Pfund Heller auf den Tisch zählte.

„Streich' ein ... hast es verdient!"

„Meinst?" murmelte Wolfrat, und als er die Münzen in der Hand hielt, streckte er sie dem Eggebauer hin und sagte: „Ich weiß nicht ... mir kommt so vor, als hätt' das Geld einen rothen Schein."

„Dummes Zeug!" stotterte der Bauer. „Das Geld hat Silberfarb'."

„So? Dann muß es wohl sein, daß es mir nur im Aug' so glitzuet ... oder es schaut sich nur die Hand so an." Er schob das Geld in die Tasche. „Und was ich sagen wollt', Bauer ... gelt, wenn vielleicht eine Frag' umgehen sollt' ... Du brauchst ja nicht mehr zu wissen, als daß ich gestern nach Feierabend um die achte Stund' fort bin. Sieben Stund' hab' ich hinauf gebraucht in die Röth' — lang genug, aber so ein Herrgott hat sein Gewicht — dann hab' ich ihn ans Kreuz geschlagen; vor Tag war ich fertig, hab' mich wieder auf die Füß' gemacht und war daheim vor der neunten Stund'. Daß ich den Weg vom Kreuz bergab bis zu Deinem Haus in dritthalb Stund' gelaufen bin, das brauchst ja Du nicht zu wissen."

Der Eggebauer riß die Augen auf und schüttelte den Kopf.

„Und schau mich an, wie ich ausschau ... daß Du's weißt, wenn Dich einer fragen sollt'. Gelt, nein? Ich hab' kein Stäuberl Ruß im Gesicht ... kein Fleckerl Blut an meiner Jacke?"

Der Eggebauer, der eine Farbe bekam, als hätte man ihm das Gesicht mit Kalk bestrichen, stotterte: „Ja lieber Herrgott, Polzer, was hast denn gethan?"

„Was ich dutzendmal im Krieg gethan hab', wenn mich einer hat fassen wollen." Er machte mit der Faust einen Hieb in die Luft, und seine Augen funkelten in finsterer Gluth. „Es hat sein müssen!"

„Polzer, Polzer!" stöhnte der Bauer und schlug die Hände zusammen.

„Halt's Maul! Wenn's einer hört, der es weiterredet, kommt es zur Halbscheid über Dich. Und wo der Freimann* haust, das weißt ja! Seit voriger Woch' hat er ein neues Rad ... das alte hat er am Mattauser zu Schanden gemacht, der in der letzten Gebuacht** den Klosterknecht gestochen hat. Und somit behüt' Dich! Ich hab' Dir und mir geholfen ... jetzt müssen wir's auch tragen auf zwei Buckeln!" Wolfrat wandte sich zur Thür.

Dem Eggebauer schlotterten die Knie; er wollte dem Sudmann nacheilen, aber er brachte keinen Schritt zuwege. „Polzer!" keuchte er. „Und ... und das Schießzeug? Hast es doch um Herrgottswillen nicht verloren, wo's ein Unrechter finden könnt'?"

„Nein! Ich hab's wieder geholt, und jetzt liegt es im Kesselbach in der tiefsten Klamm, mit einem Stein daran, den kein Wasser mehr in die Höh' treibt. Ich wollt' nur, es läg' was anderes auch noch dabei! Aber aus mir herausreißen kann ich's nicht!" Er schlug mit der Faust auf seine Brust, nickte noch einen stummen Gruß und verließ die Stube.

Er schwang sich diesmal nicht über den Gartenhag, sondern ging auf die Straße zurück und betrat sein Lehen durch das Thürchen im Zaun. In einem Winkel des Gartens rannte Lippele hinter den gackernden Hennen her. Wolfrat wollte ihn rufen; dann schüttelte er den Kopf. „Der Bub' soll mir heut' nicht an die Hand rühren." Zögernd trat er ins Haus; im offenen Flur lag die Sonne; als aber Wolfrat über die Schwelle ging, bedeckte sein schwarzer Schatten den lichten Streif. Und wie still es war! Keines rief seinen Namen, keines trat ihm grüßend entgegen. Das Kind wird schlafen, dachte er sich, und sie wollen's nicht wecken. Er stieß die Schuhe von den Füßen und betrat die Stube.

Neben dem Bett saß sein Weib im Weidenstuhl. „Grüß' Dich Gott, Seph'!" sagte er mit beklommener Stimme. Aber sie gab ihm keine Antwort; sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, das zerrauste Haar hing ihr um die Schultern, und mit starren Augen, deren Thränen erschöpft waren, schaute sie ihm entgegen.

„Aber so red' doch ein Wörtl! Wie geht's ihm denn?"

Sie wollte sprechen, jedoch nur stumm bewegten sich ihre Lippen; dann plötzlich schrie sie laut auf.

Er warf einen Blick auf das Kind, und was er sah, machte ihn zittern an allen Gliedern. „Gieb Dich, Seph', gieb Dich," stotterte er und riß aus der Tasche einen ledernen Beutel hervor, welcher braune Flecken hatte und zwischen Wolfrats Händen schlotterte. „Gieb Dich, Seph' ... schau, ich hab' 'was heimgebracht, das muß ihm helfen. Dem Vogt seinem Kindl hat es auch geholfen. Gieb einen Löffel her ..."

„Polzer!" schrie sie gellend auf und fuhr sich mit zuckenden Händen in die Haare. „Unser Kindl! Unser lieb's Kindl! O mein Gott, mein Gott ..."

„Seph'!"

Er stürzte auf das Bett zu und riß das Laken weg, mit welchem das regungslose Körperchen verhüllt war. Aschfahl wurde sein Gesicht, die eine Hand fuhr nach seinem Herzen, die andere ließ den Beutel fallen, aus welchem das geronnene Blut, das er enthielt, in dicken Klumpen auf die Diele klatschte. Und lautlos, wie ein Stier, den das Beil auf die Stirn getroffen hat, brach er zusammen.

„Polzer!" kreischte Sepha und suchte ihn empor zu richten.

War es ein Schluchzen oder ein heiseres Gelächter, was von seinen Lippen schütterte und seine wirren Worte halb erstickte? „Und alles umsonst, alles, alles ... recht so ... ja, ja, so hat's kommen müssen ... jetzt liegt mein Kindl da ... und droben ... droben liegt der ander' im Blut ..."

„Heiliger Herr Jesus!" stammelte Sepha. „Polzer ... Polzer!"

Mit verstörten Augen schaute er zu ihr empor, und ein Schauer rüttelte seinen Körper. Er hatte schon zu viel gesagt ... nun mußte er alles sagen. Mit beiden Armen umschlang er sie,

* Kaum, knapp.

* Der Henker.

** Die Nächte vor dem Weihnachtsfest, vor dem Neujahrstag und vor dem Dreikönigsfeste hießen: „Gebnächte".

drückte stöhnend sein Gesicht in ihren Schoß, und in dumpfen hastenden Lauten bekannte er seine That. Alles, alles erzählte er: was ihn zum Wildraub verführt hatte, wie droben alles gekommen war, und wie ihm nur die Wahl geblieben zwischen Elend, Kerker, Peitsche — und dem, was er gethan hatte.

Sepha saß mit weißem Gesicht wie eine Gestorbene, und nur ihre Hände zitterten, die auf seinem Haupt lagen. Und als er nun verstummte, griff sie hinüber in die verwüsteten Kissen und faßte das starre kalte Händchen ihres Kindes. „Dank's Deinem Herrgott, Du mein liebes Kindl, weil Du nur das nimmer hast erleben müssen!"

„Seph'!" stöhnte er.

Sie neigte das Gesicht zu ihm hinunter und sagte ganz leise: „Weißt es auch, Polzer . . . weißt es denn auch, was Du gethan hast? Nicht bloß den andern hast erschlagen . . . uns alle, Dich und mich und Deinen armen Buben, und . . ."

Er preßte die Hand auf ihren Mund.

„Nein, Seph', nein . . . es weiß es ja keiner . . . nur ein einziger, der selber das Reden fürchten muß . . . und wenn sie mich gleich auf den Strecker spannen, ich sag's nicht . . . und ich hab' nichts anderes gethan als den Herrgott aus Kreuz geschlagen . . . und wenn er selber noch leben sollt' und wieder aufkommen . . ."

Er verstummte plötzlich und hob erschrocken den Kopf. Jäh schoß er in die Höhe, stand mit geballten Fäusten und starrte mit finster drohenden Augen zur Kammerthür.

Gittli stand auf der Schwelle; ihre zitternden Hände suchten eine Stütze am Pfosten, als wollten ihr die Knie brechen. Ihrem entsetzten Blick, ihren entstellten Zügen sah man es an . . . sie hatte alles gehört.

„Dirn'!" fuhr Wolfrat sie an. „Was willst?"

Abwehrend streckte sie die Hand gegen ihn, das Grauen schüttelte ihre schmalen Schultern, und an der Wand sich entlang tastend, wollte sie zur Thür.

Mit einem zornigen Fluch sprang er auf sie zu und verstellte ihr den Weg. „Wohin willst?"

Da hob sie flehend die Hände und brach in Schluchzen aus: „Zu ihm! Zu ihm! Ob er tot oder lebig ist . . . laß mich, laß mich . . . ich muß zu ihm."

„Zu ihm? Und warum zu ihm?"

„Weil ich sterb', wenn ich bleiben muß!" schrie sie. „Laß mich . . . laß mich . . ." Und wie von Sinnen faßte sie ihn am Arm und suchte ihn von der Thür wegzuzerren. Er schleuderte sie zurück, daß sie zu Boden sank; sie raffte sich auf und stürzte wieder auf ihn zu.

„Dirn'," knirschte er, „Du thust mir keinen Schritt aus dem Haus, oder . . ." Er riß ein Beil von der Wand und schwang es.

„Jesus im Himmel . . . Polzer!" kreischte Sepha, aber sie hatte nicht die Kraft, sich aufzurichten.

Mit ausgebreiteten Armen stand Gittli vor dem Bruder. „Schlag' zu, schlag' zu . . . hast ja ihn auch erschlagen. Thust mir nur eine Freud' an, wenn Du zuschlagst, daß ich auch dalieg' und meinen letzten Schnaufer thu'. Schlag' zu, schlag' zu . . . oder traust Dich nicht? Meinst, es wär' an einem schon genug? Dann geh' von der Thür weg und gieb meinen Weg frei!"

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm, mit blitzenden Augen, als wäre sie gewachsen und um Jahre gealtert in dieser Stunde.

Er ließ das Beil sinken und maß sie mit funkelnden Augen. „Du bleibst, Dirn', ich sag' Dir's im guten . . ."

Es schien, als wollte sie ihn mit beiden Händen an der Brust fassen; aber sie besann sich, und dann plötzlich ging sie mit raschen Schritten auf das Bett zu. „Schau her auf Dein armes Kindl . . . ich hab' es lieber gehabt als mich selber, und heut' in der Nacht hab' ich gemeint, ich muß mir die Seel' herausbeten aus dem Leib . . . und schau, jetzt leg' ich die Hand auf sein kaltes Herzl: daß ich zu keinem Menschen ein Sterbenswörtl von dem sagen will, was ich weiß! . . . Bist jetzt zufrieden? . . . So gieb mir den Weg frei!"

„Du bleibst, sag' ich. Und bevor ich nicht in aller Ruh' mit Dir geredet hab' . . ."

„So halt' mich, wenn Du kannst!"

Und ehe sie noch ausgesprochen hatte, war sie in der Kammer verschwunden; er merkte ihre Absicht und stürzte ihr nach; doch bevor er die Schwelle erreichte, hatte sich Gittli schon auf die Brüstung des Fensters geschwungen. Mit einem Sprung war sie im Freien und flog der Straße zu.

„Gittli, Gittli! Dirn'! Ich thu Dich bitten um Gotteswillen . . . Gittli! Gittli!" klang die Stimme des Bruders hinter ihr.

Aber sie schaute nicht um, schluchzend schüttelte sie im Lauf den Kopf und schlug ihre Hände vor die Ohren, um den Ruf nicht mehr zu hören. So rannte sie und rannte . . .

Es war nur eines in ihr, und dieses eine schrie nur immer: zu ihm, zu ihm!

Sie fragte sich nicht, was es wohl wäre, das mit Jammer und Sorge so plötzlich in ihr erwachte, das allen Schmerz der vergangenen Stunden in ihr erstickte, um ein noch größeres tieferes Weh über sie zu bringen, und das sie losriß von ihrem Bruder, um sie unaufhaltsam zu jenem anderen zu treiben, der doch vor wenigen Tagen noch für sie ein Fremder gewesen war. Sie fragte sich nicht, ob er tot liege in seinem Blut, ob er noch lebe, wie sie ihm helfen wolle, ob sie denn helfen könne, allein, mit ihrer schwachen Kraft. Sie fragte und sagte sich nichts als immer nur das eine: zu ihm, zu ihm!

Was in ihr lebendig geworden war, was sie trieb und jagte ohne Denken und Besinnen . . . es war entfesselte Natur, die in diesem sechzehnjährigen Kinde nicht anders wirkte als in einem vieltausendjährigen Stein, der auf steilem Berghang liegt, ruhig, bedeckt von Moos; der Tritt eines Wildes, der Fuß eines Wanderers, das Wasser eines jähen Regens, ein Stoß des Zufalls setzt ihn in Bewegung; und unaufhaltsam geht nun seine Reise, nicht zur Rechten, nicht zur Linken, nur fort und fort und immer fort, dem unbekannten Ziel entgegen, keine Schranke messend, keine Tiefe scheuend, keinem Halt gehorchend, nur immer fort und fort, bis sein Weg vollendet ist, bis am Fuß des Berges ein sonniger Rasen ihn empfängt, oder bis ihn der dunkle See verschlingt, auf dessen tiefem Grund er den Ort der bleibenden Ruhe findet.

Die Leute, denen Gittli auf der Straße begegnete, blieben stehen, blickten ihr nach und schüttelten die Köpfe. Eine Dirne, welche mit wehenden Bändern im Haar zum Tanze ging und von Gittli überholt wurde, rief ihren Namen. Aber Gittli sah und hörte nichts. Sie rannte nur und rannte. Doch als sie, nahe den Bauernhöfen am Unterstein, von der Straße zu einem Fußpfad ablenkte, vernahm sie plötzlich von der Taferne her das Klingen der Geigen und Pfeifen! Dort wurde der Ostertanz gehalten. Da mußte sie an die Botschaft denken, welche Walti, der Klosterbub', ihr gebracht hatte.

Tags zuvor, nach der Auferstehungsfeier, hatte der Bub' sie vor dem Thor der Kirche erwartet. „Du, der Jäger schickt mich . . . ich soll Dich fragen, warum Du geweint hast, weißt Du, droben beim Vogt . . . und morgen, wenn er herunterkommt zum Ostertanz, soll ich's ihm wieder sagen!"

Er hatte an sie gedacht! Er hatte sich gesorgt um ihren Kummer! Und zum Tanz hatte er kommen wollen . . . zum Tanz mit ihr! Und jetzt . . . jetzt . . .

„Haymo! Haymo!" schrie sie schluchzend auf und rannte weiter, während drüben in der Taferne die Stimmen der Pfeifen und Geigen übertönt wurden von einem wirren Jauchzen und Gejohl.

Ein Tanz war eben zu Ende. Mit brennendem Gesicht, aber gar wenig fröhlichen Augen trat Zenza aus der Thür der Taferne. Suchend schaute sie umher, ging bis in die Mitte der Straße und spähte in der Richtung gegen den See mit verdrossenem Blick den leeren Weg entlang.

Inzwischen kam von der entgegengesetzten Seite der Straße ein junger schmächtiger Bursch gegangen, mit freundlichem Gesicht und gutmüthigen Augen. Seine leichtgebeugte Haltung und die weißen schwielenlosen Hände verriethen den Bildschnitzer. Als er Zenza gewahrte, leuchteten seine Blicke freudig auf. Lächelnd schlich er sich an die Dirne heran und drückte ihr die beiden Hände über die Augen.

„Rath'!" sagte er mit verstellter Stimme. „Wer bin ich?"

Zenza kicherte und griff nach seinen Armen. „Einer, auf den ich gewartet hab'!"

Diese Antwort machte sein ganzes Gesicht vor Freude glühen; aber er hielt fest . . . nun wollte er auch seinen Namen hören.

„Wer bin ich?"

„Einer, den mir der Herrgott in der Nöth' geschickt hat."

Er lachte; den „Herrgott", der in der Nöth' am Kreuz hing, den hatte er ja selbst geschnitzt. Eine Feine, die Zenza! Die Wörtlein stellen, das verstand sie wie keine! Aber jetzt sollte sie erst recht den Namen nennen, jetzt gerade!

„Wer bin ich?"

„Einer, der sich heut nacht an meinem Fenster nicht hat klopfen trauen, wie er den Buschen gebracht hat, den ich im Mieder trag'!" Und mit jähem Ruck riß Zenza die Hände des Burschen nieder, zog seine Arme fest um ihren Hals und blickte über die Schulter lachend zu ihm auf. Als sie aber sein Gesicht erblickte, verstummte ihr Lachen. „Ulei?* . . . Du?" stotterte sie, und da er sie festzuhalten suchte, stieß sie ihn zornig von sich.

„Aber Zenza . . . ich bin's ja doch . . ." stammelte er und deutete auf die Veilchen an ihrer Brust.

Sie trat mit funkelnden Augen vor ihn hin. „Du? Du hast mir den Buschen gebracht?" Mit häßlichem Lachen riß sie das Sträußchen aus ihrem Mieder und warf es dem Burschen an den Kopf. „Da hast mein Vergeltsgott!"

Ulei stand mit erblaßtem Gesicht, während Zenza in der Thür der Taserne verschwand. Sie mußte das Haus und dann einen Hof durchschreiten, um die Scheune zu erreichen, in welcher der Ostertanz gehalten wurde. Da ging es laut und lustig zu; auf dem Heuboden saßen zwei Fiedler und ein Sackpfeifer, welche sich eben anschickten, einen neuen Tanz zu beginnen. Einzelne Paare traten schon zum Reigen an, die Dirnen lachend, die Burschen jauchzend und mit den Füßen stampfend.

Unter dem Thor der Scheune blieb Zenza stehen und rief mit lauter Stimme in den wirren Lärm hinein: „Buben! Wer ist unter Euch der ärmste und der mindest'?"

Es wurde still, und alle Gesichter wandten sich ihr entgegen; doch erhielt sie keine Antwort; es wollte keiner der ärmste und schlechteste sein. Zenza trat in die Mitte der Scheune.

„Ist einer da, den gar keine andere mag?"

„Der Kropfenjörgi! Der Kropfenjörgi!" schrien die Mädchen lachend durcheinander.

Zenza blickte suchend umher und sah in einem Winkel der Scheune einen Burschen hocken mit blatternarbigem Gesicht und blöden Augen; wer ihn ansah, brauchte nicht mehr zu fragen, weshalb er der Kropfenjörgi hieße. Zenza trat auf ihn zu und faßte seine Hand. „Komm her, Jörgi, heut' tanz' ich nur noch einen einzigen . . . und den tanz' ich mit Dir! He, Spielleut'! Macht einen auf!"

Jörgi wurde roth und blaß; doch als er sah, daß es Zenza ernst meinte, stieß er einen gellenden Jauchzer aus, reckte sich stolz in die Höhe und faßte das Mädchen um die Mitte.

Die Geigen klangen, die Sackpfeife dudelte, aber kein zweites Paar trat zum Reigen an; die Burschen und Mädchen standen im Kreis umher und begleiteten den Tanz der Zenza und des Kropfenjörgi mit johlendem Gelächter.

(Fortsetzung folgt.)

* Ulrich.

Die Hamburger Schreckenstage.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Zum fünfzigjährigen Gedächtniß an den großen Brand in Hamburg vom 5. bis zum 8. Mai 1842.

Von **Adolf Ebeling**. Mit Zeichnungen von **H. Amberg**.

„Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm! . . ."

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenen furchtbaren Tagen verflossen, in denen meine Vaterstadt Hamburg fast zu einem Drittheil in Flammen unterging und nahe daran war, völlig in einen einzigen ungeheuren Trümmerhaufen verwandelt zu werden; und bis auf den heutigen Tag gehört dieses Ereigniß zu den denkwürdigsten und zugleich entsetzlichsten meines Lebens. Die langen, langen Jahre haben das grauenvolle Bild in meiner Erinnerung wohl zurückzudrängen, aber nicht auszulöschen vermocht, und jetzt, wo ich es, gleichsam zu einer wehmüthigen Gedächtnißfeier, aufs neue in mir wachrufe, tritt es bis auf seine Einzelheiten wieder so lebendig vor meine Seele, als gehörte es der jüngsten Vergangenheit an.†

Eine kurze Vorbemerkung ist hier nöthig, um die gleich von Anfang an unglaublich schnelle Verbreitung der Feuersbrunst einigermaßen zu erklären. Der Monat April des Unglücksjahres 1842 war nämlich ungewöhnlich warm und trocken gewesen, so daß die vielen Fleete (Kanäle) der Altstadt, welche die Alster mit der Elbe verbinden, sowie der Stadtgraben im Osten fast wasserleer waren. Ferner bestanden dort, wo die Feuersbrunst ihren Anfang nahm, die meisten Häuser aus Fachwerk mit steil aufragenden Giebeln, welche das Besteigen der Dächer sehr erschwerten, und drittens geriethen gleich in den ersten Stunden einige große sechs- und siebenstöckige Speicher in Brand, die von unten bis oben mit den feuergefährlichsten Stoffen angefüllt waren, mit Sprit, Rum, Oel, Schellack ꝛc., und ihren Inhalt in Flammenströmen auf die Straße ergossen.

Durch die Stille der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1842 ertönten plötzlich gegen zwei Uhr die dumpfen weithinschallenden Glockenschläge der Feuersignale von den beiden Thürmen der Michaelis- und der Katharinenkirche, und die Nachtwächter liefen mit ihren Rasseln und mit dem üblichen langgedehnten Rufe „Füer! Füer! Füer!" durch die Straßen.

Mancher Schläfer fuhr wohl erschreckt empor, beruhigte sich jedoch sofort wieder bei dem Gedanken an die treffliche Hamburger Feuerwehr mit ihren berühmten Repsoldschen Spritzen, die sich damals in ganz Norddeutschland eines bedeutenden Rufes erfreuten.

Als aber gegen fünf Uhr morgens die Glocken von zehn zu zehn Minuten immer von neuem anschlugen, vom Michaelisthurm, als allgemeines Alarmsignal, gar in Doppelschlägen, da wurden die Bewohner jenes Stadtviertels doch mit Angst und Besorgniß erfüllt, warfen sich hastig in die Kleider und eilten nach der Brandstätte.

Der Anblick war ein entsetzlicher: drei hohe Speicher waren bereits in qualmende Trümmerhaufen verwandelt, vier andere brannten lichterloh von oben bis unten, zehn bis zwölf Wohnhäuser lagen schon in Schutt und Asche, und an ebensovielen schlugen die wilden, züngelnden Flammen aus allen Fenstern zugleich heraus. Auch die gegenüberliegenden Speicher, obwohl durch das breite, aber nur seichte Fleet von der Brandstätte getrennt, hatten bereits Feuer gefangen und loderten auf; eine halbe Stunde später bildeten sie gleichfalls ein einziges Feuermeer.

Tausende von Menschen standen auf den nahen Brücken und Fleetufern und starrten wie betäubt in diese Vernichtung, ein Werk von kaum sechs Stunden. Und bis auf den heutigen Tag ist das blitzähnliche Umsichgreifen des Feuers, trotz der oben angeführten Umstände, räthselhaft geblieben.

Die Spritzen mit ihren weißgekleideten Mannschaften waren in voller Thätigkeit, andere jagten heran und nahmen vor den zunächst bedrohten Häusern Aufstellung, aber der Wassermangel machte sich überall fühlbar. Hydranten, Dampfspritzen und die vielen sonstigen Rettungsvorrichtungen der neueren Zeit gab es damals vor fünfzig Jahren noch nicht. Man half sich mit ledernen Feuereimern, schöpfte Wasser, wo solches zu finden war, und bildete „Ketten" — kaum mehr als ein Spielzeug gegen ein solches Flammenmeer!

Unaufhörlich dröhnten die Sturmglocken, und ein scharfer Südwestwind trieb den Funken- und Aschenregen, vielfach mit zusammengeballten Feuerbündeln untermischt, über Giebel und Dächer weiter und weiter. Man sprach auch schon von Toten

† Die Erziehungsanstalt, in welcher ich mich damals als fünfzehnjähriger Schüler befand, lag ganz in der Nähe der Deichstraße, wo das Feuer bei einem Tabakshändler ausgebrochen war, und nach Art der Jugend, die ja bei jedem außergewöhnlichen Ereigniß dabei sein muß, eilten auch wir sofort als neugierige Zuschauer hin. Aber nur zu bald begriffen wir den gewaltigen Ernst der Lage und haben alsdann unter Anleitung tüchtiger Lehrer wacker mitgeholfen beim Wassertragen und an den Spritzen — auch da, wo wir nicht „gepreßt" wurden — bei der Vertheilung von Lebensmitteln und Stärkungen an die zu Tode ermatteten Arbeiter, schließlich bei der Bergung von Hausrath und (mit weißen Armbinden) bei der Rettung der Staatsarchive.

und Verwundeten, und erschüttert und angstbeklommen fragte man sich: Wie soll das enden?

Und doch war das alles nur das Vorspiel!

Der 5. Mai, der erste Tag des Brandes, ein Donnerstag, war zugleich ein Festtag: Christi Himmelfahrt. Die Kirchen, besonders die der entlegeneren Stadttheile, füllten sich mit Andächtigen. Sogar in der hart bedrohten Nikolaikirche wurde noch ein kurzer Morgengottesdienst gehalten, und der Pfarrer schloß mit einem Gebet um Abwendung noch größerer Gefahr. Am Abend desselben Tages war das herrliche Gotteshaus ein flammender Trümmerhaufen.

Trostbrücke. Alte Börse. Rathhaus. Commercium. Alter Krahn.

Die Alte Börse und ihre Umgebung vor dem Brande.

Gegen Mittag hatte sich die Schreckenskunde von dem furchtbaren Brande in der Altstadt durch die entferntesten Gegenden der Neustadt, hinaus in die Vorstädte und hinüber nach Altona verbreitet, und unabsehbare Menschenmassen flutheten durch die Straßen nach dem einen schrecklichen Ziele. Und nicht Neugierige und Schaulustige allein, sondern auch viele Tausende, die bereit waren, zu helfen und zu retten, was noch gerettet werden konnte, und die auch redlich und unverdrossen das Ihrige gethan haben.

Nun stürmten auch schon von allen Thürmen unaufhörlich die Glocken, denn das Feuer hatte inzwischen zwei, drei weitere Straßen ergriffen und — ein neues Schreckniß! — der Südwestwind war zu einem Orkan aus Süden geworden, der das heulende Flammenmeer mit Riesengewalt und mit dämonischer Schnelligkeit nach Norden, also der Neustadt zujagte.

Der Platz der Alten Börse nach dem Brande.

Nachmittags gegen drei Uhr stand der Thurm der Nikolaikirche in hellen Flammen. Man hatte bereits einige Stunden früher leichte Rauchwolken um die Kugeln der Kuppel spielen sehen, und mehr als hundert beherzte Männer bildeten von unten mit ihren vollen Eimern eine Kette bis oben hinauf, wo der Thürmer mit mehreren Leuten beschäftigt war, aus seinem bereits halb geleerten Wasserbehälter die glimmenden Balken zu löschen, die sich unter der glühenden Kupferbedachung entzündet hatten. Alles vergebens! Das obere Gebälk brannte schon lichterloh, als die letzten Männer die Wendeltreppe hinunter eilten, um ihr Leben zu retten, und als sie unten ankamen, war der Thurm in eine himmelhohe Feuerpyramide verwandelt. Er stürzte bald darauf unter donnerähnlichem Krachen und dem tausendstimmigen Aufschrei der Menge in sich zusammen; auf dem zweihundert Fuß hohen Thurmstumpf aber loderten die weithin sichtbaren Flammen wie auf einem riesigen Altar noch die ganze Nacht hindurch und sandten immer neue Funken- und Feuergarben in die Kirche hinein, die auch bis auf die meterdicken Seitenmauern vollständig ausbrannte.

Erhebend und erschütternd zugleich war der Augenblick, als das schöne Glockenspiel im Thurm, von der Gluth in Bewegung gesetzt, noch einmal erklang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“ und nach einigen Minuten in schneidenden Mißtönen auszitterte . . . ein Sterbelied!

Schon am Nachmittag des 5. Mai versammelte sich trotz des Festtages der Senat zu einer außerordentlichen Sitzung und blieb von da an im ganzen neunzig Stunden in ununterbrochener Thätigkeit — würdige, ehrenfeste Männer, die bei dem verhängnißvollen Rufe: „Das Vaterland in Gefahr!“ sofort ihren ernsten und hohen Pflichten vollauf genügten, jedes persönliche Interesse unberücksichtigt ließen, um mit allen nur erdenklichen Mitteln das wie ein Blitz aus heiterer Luft über die Stadt hereingebrochene entsetzliche Unheil zu bekämpfen und zu bewältigen.

Digitized by Google

Proklamationen wurden erlassen, welche die Gesammtbevölkerung zur Hilfe aufriefen, ihr Muth und Vertrauen einsprachen und an den schon so oft bewährten Bürgersinn: „Alle für einen und einer für alle!“ appellierten. Die eindringliche Mahnung war nöthig, denn gegen Abend erlahmte mit den sinkenden Kräften der Muth, und der Beistand von auswärts war noch nicht zur Stelle.

An ein Löschen der brennenden Häuser durch die Spritzen war längst nicht mehr zu denken; höchstens konnte man die letzteren da, wo sich mehr Wasser in den Fleeten vorfand, für die nächsten Straßen verwenden, um vornehmlich die Decken auf den Dächern naß zu halten, aber es waren zumeist ohnmächtige Versuche. Man mußte zu schärferen und großartigeren Mitteln greifen.

Ein furchtbarer, lufterschütternder Knall, der sich von Viertelstunde zu Viertelstunde immer neu und immer gewaltiger wiederholte, verkündete, daß man begonnen hatte, die Häuser mit Pulver in die Luft zu sprengen, und zwar zunächst nach Westen hin, um den Brand von der Neustadt abzuhalten. Englische Ingenieure leiteten die Sprengungen, die nach dieser Seite hin den erwünschten Erfolg hatten; aber in der Richtung nach Nordosten war selbst dieses äußerste Mittel so gut wie vergebens.

Hier jagte der Sturm das Funken- und Gluthmeer unaufhaltsam weiter, und auf dem Burstah und an der Mühlenbrücke standen fast auf einmal über fünfzig hohe Häuser zugleich in Flammen.

Die Nacht — es war die erste, und zwei andere standen uns noch bevor! — die alle Schrecknisse und vollends Feuersgefahr doppelt schrecklich erscheinen läßt, war eine entsetzliche und spottet jeder Beschreibung. Bis auf zehn Meilen im Umkreis sah man den blutrothen Feuerschein am Himmel, und sogar Schiffer in der Nordsee, also in einer fast doppelten Entfernung, sollen ihn am Rande des Horizontes gesehen haben. Schon zählte man nicht mehr die niedergebrannten Häuser, sondern nur noch die zerstörten Straßen. Aber mit der wachsenden Noth kehrte gottlob der gesunkene Muth, bei vielen freilich der Muth der Verzweiflung, zurück, denn einige tausend Mann von der Bürgerwehr, die nicht zur öffentlichen Sicherheit nöthig waren, griffen thatkräftig mit ein.

Die Petrikirche in Flammen.

Am Morgen des 6. Mai wurden die Alte Börse, das „Commercium“ und die Börsenhalle von den Flammen ergriffen; der „Alte Krahn“, ein cyklopischer Bau und eines der Wahrzeichen Althamburgs, lag bereits zertrümmert im Fleet, und von den brennenden Häusern an der Trostbrücke drohte dem nahen Rathhaus die unabwendbare Vernichtung.

Das schöne mittelalterliche Gebäude, in welchem die Väter der berühmten Hansestadt ein halbes Jahrtausend in Freud' und Leid getagt, wurde in die Luft gesprengt, aber die steinernen Kaiserbilder der Hauptfassade blieben unversehrt und wurden glücklich geborgen, um jetzt, nach fünfzig Jahren, das im Bau begriffene neue Rathhaus zu schmücken.

In langem feierlichen Zuge verließen Bürgermeister und Senatoren ihr ehrwürdiges Heim, schmerzerfüllt, aber ungebeugt, und auf ihrem schweren Gange allen Trostesworte zusprechend und die Hoffnung neu belebend. Sie zogen nach Westen in das große städtische Waisenhaus, wo sie ihre Sitzungen fortsetzten und sich bis zum Bau eines neuen Rathhauses dauernd einrichteten.

Der Fall des Rathhauses hatte den der Bank nach sich gezogen, aber die wichtigen Bücher und Papiere waren beizeiten in Sicherheit gebracht und die Keller mit ihren Silberbarren im Werthe von mehr als zwölf Millionen unter Wasser gesetzt worden, so daß hier der Verlust ein verhältnißmäßig geringer war.

Hinter dem zerstörten Rathhaus lag auf dem Adolfsplatz das prächtige neue Börsengebäude, das man erst vor einigen Monaten bezogen hatte. Allgemeines Jammern und Wehklagen! Man hielt es bereits für verloren, und doch wurde es durch die übermenschlichen Anstrengungen einer Anzahl wackerer Bürger gerettet. Schwerlich wird einer dieser Ehrenmänner noch am Leben sein, denn die ganze damalige ältere Generation ist ja längst dahingestorben, aber ihr Andenken lebt noch bis auf den heutigen Tag im Gedächtniß der Hamburger fort.

Der moralische Eindruck dieser an ein Wunder grenzenden Rettung war ein außerordentlicher.

Allein wie wenn sich der Brand für das eine ihm entrissene Opfer hundertfach entschädigen wollte, wüthete er am 6. und 7. Mai und in der dazwischenliegenden Nacht mit verdoppelter Wuth fort und erlangte am Morgen des 7. Mai seine größte Ausdehnung. Man berechnete, soweit eine solche Berechnung überhaupt möglich war, daß in jener Nacht, der fürchterlichsten von allen, über dreihundert Häuser vernichtet wurden.

Zwischen dem Alten und dem Neuen Wall lag ein breites Fleet, das auch von der sogenannten Kleinen Alster mit Wasser hinreichend versorgt war, aber der Kanal war seiner ganzen Länge nach mit Hunderten von großen und kleinen Kähnen aller Art angefüllt, auf welche die Bewohner der angrenzenden Straßen sich mit ihren Habseligkeiten geflüchtet hatten. Diese Fahrzeuge wurden von dem Funkenregen, den der Sturm wie ein Feuerwerk von vielen tausend Raketen heulend vor sich her trieb, in Brand gesetzt; kaum, daß die darauf befindlichen Menschen sich an das Ufer retten konnten. Mehrere sollen dabei ertrunken oder verbrannt sein. Bald stand das ganze Fleet in Flammen, eine Viertelstunde darauf die Hinterseite des Neuen Walls, und damit war auch diese große und schöne Straße zu zwei Drittheilen verloren. Nur das Stadthaus und das Stadtpostamt blieben verschont.

Man hatte also von der Neustadt das Feuer nicht fern halten können; nicht allein die Hütten der Armen und die bescheidenen Wohnungen der Handwerker und des kleinen Gewerbestandes der Altstadt waren der Brandfackel zum Opfer gefallen, jetzt traf auch die prächtigen Häuser der Reichen und Vornehmen dasselbe schreckliche Los.

Der herrliche Alte Jungfernstieg, die auch im Ausland berühmte schönste Promenade Hamburgs mit den ersten Gasthöfen der Stadt, mit ihren Luxusläden und so manchem fürstlich ausgestatteten Palast der Kauf und Handelsherren brannte vollständig nieder. Nur weniges konnte in der allgemeinen, alle Begriffe übersteigenden Noth und Verwirrung gerettet werden; der Verlust an Kunstschätzen und kostbarem Hausrath betrug hier allein mehrere Millionen. Aber schon bevor das Feuer die ganze Häuserreihe ergriffen, hatte man ein verzweifeltes Mittel zur Abwehr beschlossen: die letzten westlich gelegenen großartigen Gebäude, Streits Hotel und das stattliche Wohnhaus des Bankiers Salomon Heine, des reichsten Mannes von Hamburg, wurden in die Luf-

Digitized by Google

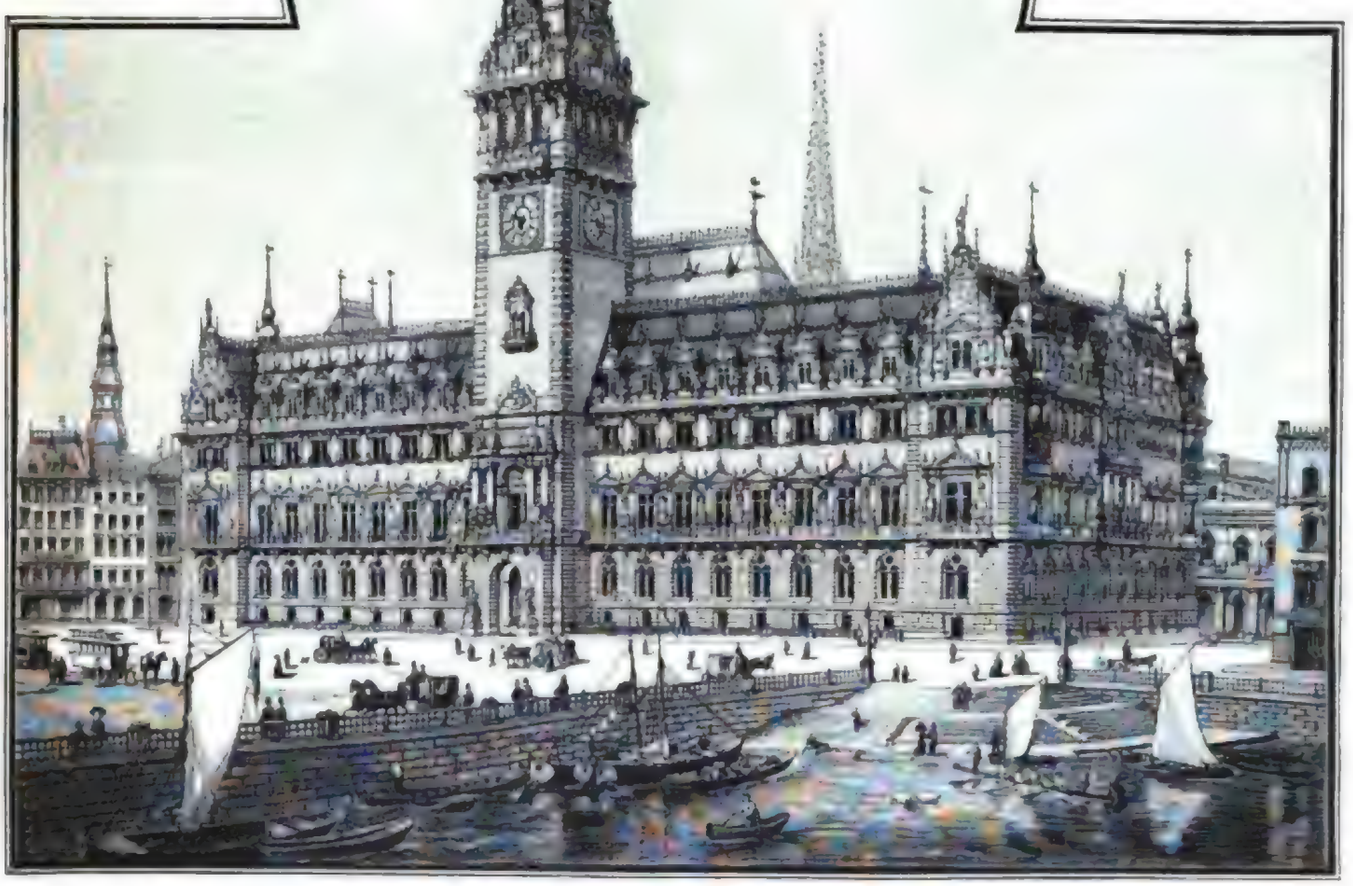
gesprengt. Die ungeheuren Explosionen brachten eine Erschütterung hervor gleich einem Erdbeben, aber das dadurch entstandene weite Trümmerfeld, welches durch die von dem nahen Alsterbassin gespeisten Spritzen mit Wasser förmlich überschwemmt wurde, setzte doch hier dem Feuer eine dauernde Grenze. Der Gänsemarkt, der Neue Jungfernstieg mit der Esplanade, wo man bereits angefangen hatte, die Häuser zu räumen, kurz, der ganze westliche Stadttheil war gerettet. Die dortige Bevölkerung athmete auf; es war eine Erlösung von entsetzlicher Angst.

Im Nordosten der Stadt dagegen wüthete die Feuersbrunst mit teuflischer Hast weiter und zog immer mehr Straßen und Gassen in ihren verheerenden Flammenkreis hinein. Vom östlichen Ende des Jungfernstiegs hatte sie die Alster- und Bergstraße ergriffen und bedrohte jetzt die Sankt Petrikirche.

Inzwischen war die auf großen Pontons im jenseitigen Harburg eingeschiffte hannoversche Artillerie, welche der Senat zur Unterstützung erbeten hatte, am Grasbrook gelandet; in fieberhafter Eile wurden die Kanonen und Pulverwagen bespannt und rasselten alsbald durch die verschont gebliebenen südöstlichen Straßen. Es war wie zu Kriegszeiten in einer belagerten Stadt. Am Speersort nahmen die Batterien Aufstellung, um die Häuser des „Bergs" niederzuschießen und dadurch möglicherweise die Petrikirche vor dem Untergang zu bewahren. Das schwere Geschütz donnerte weithin, die gewaltigen Kugeln schossen Bresche auf Bresche, und die schönen Gebäude, vor wenig Tagen noch von friedlichen und ahnungslosen Menschen bewohnt, stürzten krachend zusammen.

Aber auch hier war jede menschliche Kraftanstrengung vergebens. Der dichte Feuerregen vom „Breiten Giebel" ergoß sich auf die Trümmerhaufen und setzte sie trotz aller Löschversuche in Brand; aus einzelnen Dächern der am Petrikirchplatz gelegenen Häuser wirbelte bereits am Abend des 7. Mai blutrother Qualm auf. Gegen Mitternacht stand die 460 Fuß hohe herrliche Thurmpyramide, der Stolz aller Hamburger und in ganz Deutschland wegen ihrer meisterhaften Konstruktion berühmt, in feuriger Lohe, und ein ungeheurer, vom Sturme gepeitschter Flammenmantel umhüllte den stolzen Bau. Ein grauenerregender und doch prächtiger Anblick, und dem, der es mit angesehen, für sein ganzes Leben unvergeßlich! Auch hier, wie bei der Nikolaikirche, ließ das Glockenspiel seinen Klageruf ertönen — das Wimmern eines Kindes gegen ein blutgieriges Raubthier — und schon nach einigen Stunden war das grausige Werk der Vernichtung vollendet. Der Brand tobte weiter nach dem Pferdemarkt hin und riß leider auch die schöne gothische Gertrudenkapelle mit in das allgemeine Verderben. Aber hier standen die aus Kiel und Lübeck auf Eilfuhren angelangten Spritzen mit ihrer kräftigen und unerschrockenen Bemannung und vertheidigten Schritt für Schritt und Haus für Haus die Umgebung der Jakobikirche, die auch glücklich gerettet wurde. Sogar der Sturm ward den Rettern gewissermaßen zum Bundesgenossen, denn er wandte sich plötzlich nach Nordwesten, der Außenalster zu, so daß die Bewohner der Vorstadt Sankt Georg nichts mehr zu befürchten hatten.

Die ganze Ostseite der Binnenalster freilich fiel noch der Vernichtung anheim. Das dort liegende Zuchthaus war bereits vorsorglich



Der Entwurf des neuen Rathhauses für Hamburg.
Nach einem Lichtdruck von Strumper u. Comp. in Hamburg.

Digitized by Google

tags vorher von seinen gefährlichen Insassen geräumt worden, weshalb das Feuer nur leere Räume und nackte Wände vorfand*; aber der daranstoßende Holzdamm, eine neue Straße mit prächtigen Häusern, war nicht zu retten und wurde gleichfalls ein Raub der Flammen.

So war nach drei fürchterlichen Tagen und Nächten der vierte Morgen angebrochen, ein Sonntag!

Das Flugfeuer der im äußersten Norden brennenden Straßen hatte allerdings noch das letzte an der dortigen Wallpromenade liegende große Stadtgefängniß, das sogenannte „Detentionshaus", entzündet und vollständig eingeäschert, als ob der Brand noch einmal seine ganze Wuth auslassen wollte, aber dann sanken die Flammen, weil sie nichts mehr zu verzehren und zu verwüsten vorfanden. Auf der weiten Brandstätte selbst loderten sie freilich hier und da sogar noch tagelang fort.

Am Nachmittage dieses unvergeßlichen Sonntages zog ein schweres Gewitter aus Südwesten herauf und sandte einen Wolkenbruch über die Stadt — wäre die köstliche Himmelsgabe nur vierundzwanzig Stunden früher gekommen! — und bald darauf stand ein heller Regenbogen im Osten: ein Friedens- und Versöhnungszeichen!

Um dieselbe Stunde erließ der Senat jene Proklamation, die noch heute im Gedächtniß aller Hamburger fortlebt.

„Freunde! Mitbürger!" hieß es darin, „mit des Allmächtigen Hilfe und der anstrengenden Thätigkeit und der eisernen Ausdauer unserer Bürger und Angehörigen und unserer wohlwollenden Freunde und Nachbarn ist der ungeheuren Feuersbrunst Einhalt gethan . . .

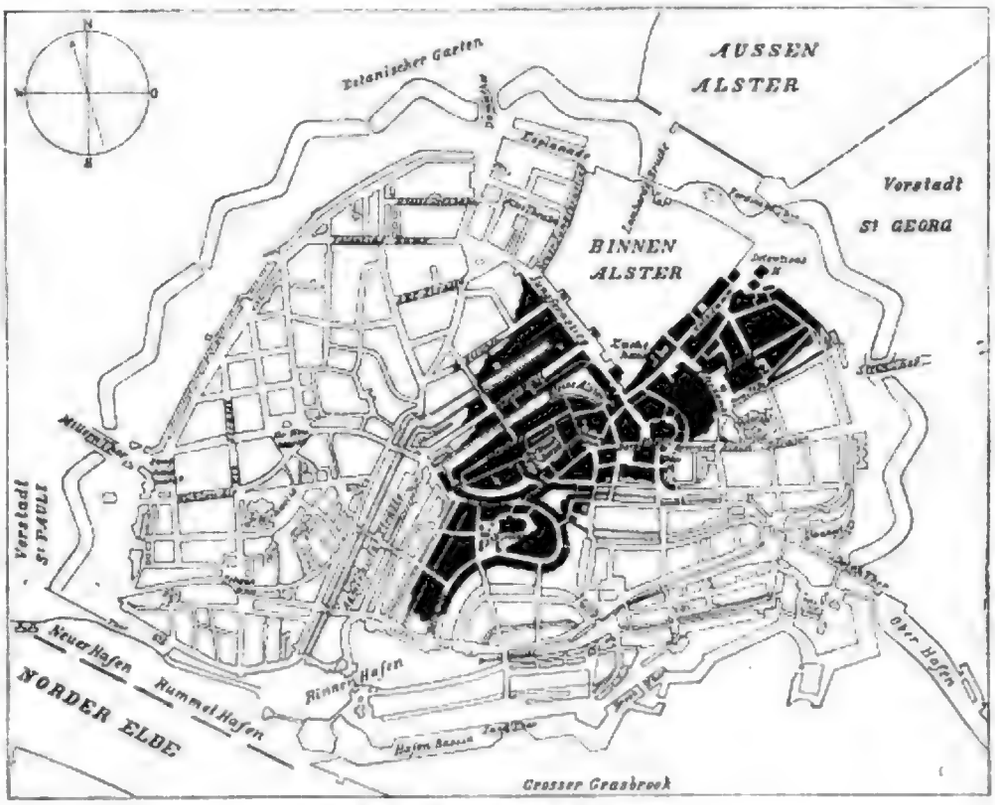
Unser geliebtes Hamburg ist nicht verloren, und unsere regsamen Hände werden, wenn auch allmählich und in Monaten und Jahren, das schon wieder aufzubauen wissen, was das furchtbare Element in Stunden und Tagen so hastig zerstörte.

Gott mit uns!"

Nach der schon einige Tage später vorgenommenen amtlichen Erhebung waren in 52 Straßen und Gassen 2007 Häuser vollständig niedergebrannt, 219 Häuser dergestalt beschädigt, daß über die Hälfte von ihnen abgebrochen werden mußte; gegen 33 000 Einwohner waren obdachlos geworden. Der Gesammtschaden wurde rund auf hundert Millionen Mark Banko = 50 Millionen Thaler geschätzt. Der Verlust an Menschenleben konnte nicht genau angegeben werden. Von 75 aufgefundenen Leichen wurden 54 nach ihrer Persönlichkeit festgestellt, und vielleicht sind ebensoviele in den Flammen umgekommen oder von einstürzenden Mauern erschlagen worden.

Der Hafen mit den vielen tausend Schiffen aller seefahrenden Nationen der Erde blieb glücklicherweise völlig verschont: ein Hafenbrand hätte vielleicht die Zerstörung von ganz Hamburg nach sich gezogen.

Die durch das Unglück hervorgerufene Theilnahme war ebenso groß wie allgemein, zunächst in Deutschland selbst, dann in ganz Europa und sogar über Europa hinaus. Fürsten wetteiferten mit ihren Völkern in Liebesgaben. Der König von Preußen sandte 50 000 Thaler und ordnete Kirchenkollekten im ganzen Lande an: ein schönes Beispiel, dem alle übrigen deutschen Herrscher folgten. Der Großherzog von Mecklenburg gab gar 100 000 Thaler, und die hannoversche Ständeversammlung bewilligte eine gleiche Summe. Der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen, von Dänemark und Schweden sandten wahrhaft königliche Gaben. Der Kaiser von Rußland schickte 50 000 Rubel, die kaiserliche Familie die doppelte Summe, und der Petersburger Adel ebensoviel. Die Schwesterstädte Lübeck, Bremen und Frankfurt schlossen sich hochherzig an und überboten sich gegenseitig. Aus London allein kamen gegen 40 000 Pfund Sterling. Die „Kölnische Zeitung" brachte schon am 11. Mai einen erschütternden Aufruf, der in Rheinland und Westfalen Hunderttausende eintrug. Die Pariser Bankiers schickten eine bedeutende Summe, Louis Philippe stand mit 25 000 Franken an der Spitze. Und so ging es weiter und weiter — wer könnte alle die Geber nennen!



Plan von Hamburg im Jahre 1842.

Der schwarz ausgefüllte Raum bezeichnet die abgebrannten Stadttheile.

Aber auch der gesammte Kaufmanns- und Bürgerstand, vor allem in Deutschland selbst, blieb nicht zurück, und schon nach einigen Wochen gab es kaum eine deutsche Stadt bis zum kleinsten Städtchen, wo sich nicht ein Hilfsverein gebildet hätte, der Beiträge sammelte, fast immer mit wahrhaft erhebendem Erfolge. Da durfte Hoffmann von Fallersleben wohl mit Recht ausrufen:

„Niemals trat in schön'rer Reinheit
Noch hervor zu einer Zeit
Solch Gefühl von deutscher Einheit,
Solch Gefühl für deutsches Leid!"

So flossen Millionen zusammen, die der in Hamburg eingesetzten Unterstützungsbehörde überwiesen wurden, und die begüterten und von der Heimsuchung verschont gebliebenen Bürger der Stadt gaben gleichfalls mit vollen Händen. Aber es galt nicht allein die augenblickliche Noth von vielen tausend verarmten Familien zu lindern, sondern auch für ihre nahe und ferne Zukunft zu sorgen.

* „Schon am Morgen des 7. Mai," berichtet ein Augenzeuge, „wurden die Gefangenen, schwere Verbrecher, 73 an der Zahl, in ihren graukleinenen Kitteln, kurzen grauen Hosen, weißwollenen Strümpfen und hölzernen Pantoffeln, mit ihren eisernen Blöcken an den Beinen, unter starker Bedeckung von Kavallerie und Infanterie der Garnison, über den Wall und die Esplanade zum Dammthor hinausgeleitet. Ruhig, fast ängstlich zogen die Sträflinge mit ihren blassen und ernsten Gesichtern die Straße entlang bis zum Hafen, wo sie vorläufig an Bord der ‚Vesta' untergebracht wurden."

Schon während des Brandes waren auf der Elbe große Schiffsladungen und von den Nachbarländern zahlreiche Frachtfuhren angelangt mit Brot und Lebensmitteln aller Art, mit Betten, Kleidern und allem nur denkbaren Hausbedarf und sofort an die Bedürftigen vertheilt worden. Man hatte auf den freien Feldern vor den westlichen Thoren Zelte und Bretterbuden errichtet, wo die Abgebrannten ein vorläufiges Unterkommen fanden, und die werkthätige Nächstenliebe bewährte sich überall.

Dann raffte sich die Bürgerschaft thatkräftig und hoffnungsfreudig auf, und das so schrecklich verwüstete Hamburg erstand aus Schutt und Trümmern zu unvergleichlichem Glanze.

Die herrliche Stadt an der Elbe ist jetzt eine Weltstadt ersten Ranges und der Stolz Deutschlands geworden, und der würdige Schlußstein des neuerbauten Stadttheils, das Rathhaus, geht nun auch seiner Vollendung entgegen. Möge der Prachtbau ein Glück und Segen verheißendes Wahrzeichen sein für alle Zeit!

Die Anarchisten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1. Philosophierende Anarchisten.

Die Franzosen Saint Simon und Fourier, die ersten namhaften Verkünder sozialistischer Lehren, hatten sich überlebt. Die neue Saint Simonistische Religion hatte keinen Anklang gefunden und ihr Oberhaupt, der „Vater" Enfantin, beschloß seine Laufbahn mit nur achtunddreißig Getreuen vor dem Gerichte, das sich mit der Weibergemeinschaft und anderen Lehren der Propheten nicht zu befreunden vermochte. Auch die von Fourier angepriesenen „Phalansteren", jene gemeinschaftlichen Wohn- und Arbeitsräume, in denen die Menschheit sich glücklich fühlen sollte, hatten sich als ein schöner Traum erwiesen. Die Nachfolger der ersten Propheten, welche nach dem Sturze des französischen Königreiches in den Wirren der Jahre 1847 und 1848 mit ihren Nationalwerkstätten keinen Erfolg hatten, wohl aber die Macht in der zweiten Republik an sich reißen wollten, hatten den kürzeren gezogen. In den furchtbaren Straßenkämpfen, welche im Juni 1848 durch Paris tobten, hatte das Bürgerthum den Sieg davongetragen. Die Sozialisten waren besiegt, aber die soziale Frage war dadurch nicht gelöst worden; sie blieb ein fortlaufender Gegenstand der öffentlichen Tagesordnung.

In jenen Jahren stand ein Mann auf der Höhe seiner Bedeutung, der sich gleichfalls mit sozialen Problemen befaßte, aber es weder mit den sozialistischen Parteien seiner Zeit, noch mit den Anhängern der alten Gesellschaftsordnung hielt, sondern seine eigenen Wege wandelte. Dieser Mann war Pierre Joseph Proudhon, der den breiten Massen durch den kecken Satz: „Eigenthum ist Diebstahl" bekannt wurde und auf dessen Schultern sich im Laufe der Jahrzehnte die finstere Partei der Anarchisten zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung erheben konnte; denn Proudhon gebührt der herostratische Ruhm, die „Anarchie", d. h. die Herrschaftslosigkeit, als eine Form für die menschliche Gesellschaft ausgedacht zu haben; er war der erste, der lehrte, daß die Menschen ohne Regierung und ohne irgendwelche Gesetze leben könnten, und war verblendet genug, zu behaupten, daß sie dabei glücklicher werden würden als in der heutigen Gesellschaftsform.

Damals legte man dem Auftreten Proudhons keine große Wichtigkeit bei; der Mann war kein Volkstribun, der in zündenden Reden die Volksmassen mit sich hätte fortreißen können, er war mehr ein Philosoph, ein Grübler und ein Denker, dessen

Ohne Respekt.

Nach einem Gemälde von M. Lebling.

geistreiche Pointen nur die Gebildeteren verstehen konnten, und außerdem zog er aus seinen Lehren nicht alle die bedrohlichen Folgerungen, die in ihnen verborgen waren. Dieser eigenartige Weltverbesserer, der alle Gesetze aufheben wollte, mußte bei sämmtlichen Parteien, sowohl bei den Reaktionären wie bei den rothesten Sozialisten, Anstoß erregen, und die Franzosen fanden auch ein geflügeltes Witzwort, durch das sie Proudhon lächerlich zu machen suchten; sie fanden in dem Worte Anarchie einen Anklang an das Wörtchen âne, welches „Esel" bedeutet, und nannten das neue System, mit dem die Welt beglückt werden sollte, nicht Herrschaftslosigkeit, sondern Eselsherrschaft.

Heute denkt die Welt über die Folgen der Lehren Proudhons anders; denn von allen Seiten her wird sie durch Nachrichten von verbrecherischen Attentaten in Empörung versetzt — von Attentaten, die aller Menschlichkeit spotten und nicht mehr als Zeichen eines politischen Kampfes, sondern als Ausgeburten einer finsteren Zerstörungswuth gedeutet werden müssen.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. Geburt lebte in Ephesus ein gewisser Herostratos, der den Tempel der Diana in Brand steckte, nur um durch eine unerhörte That seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Der herostratische Trieb, der an den Wahnsinn grenzt oder bereits eine Frucht desselben ist, hat sich zu allen Zeiten in einzelnen Menschen bethätigt, und so hörte man oft von Verbrechen, welche für den gesunden Menschenverstand geradezu unbegreiflich waren. Es hat auch zu verschiedenen Zeiten politische Parteien gegeben, welche, um ihr Ziel zu erreichen, vor dem Verbrechen nicht zurückschenten, aber sie bildeten stets nur vereinzelte Erscheinungen in der Geschichte.

Erst das 19. Jahrhundert hat eine Partei gezeitigt, welche die Zerstörung um jeden Preis auf ihre Fahne geschrieben hat, und der Geschichtschreiber unserer Zeit muß mit Beschämung feststellen, daß diese Grundsätze nicht etwa einmal wie ein unheimlicher Brand aufflackerten, um für immer zu erlöschen, sondern daß sie in den Massen von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt großgezogen werden konnten. In der That bildet die Geschichte des Anarchismus ein traurig düsteres Kapitel der Weltgeschichte, das mit philosophischen Redensarten beginnt und bereits bei vergossenem Blute und Dynamitbomben angelangt ist.

Pierre Joseph Proudhon wurde am 15. Juli 1809 als der Sohn eines armen Böttchers zu Besançon geboren. Er widmete sich dem Buchdruckergewerbe und wurde aus dem Setzer zum Theilhaber einer Buchdruckerei. Er war von einem regen, aber auch unruhigen Geiste, begann verschiedene Wissenschaften zu studieren und gab eine Grammatik heraus, wofür ihm die Akademie zu Besançon ein Stipendium von 1500 Franken auf drei Jahre ertheilte. Eine Preisfrage volkswirthschaftlicher Natur führte ihn auf das Gebiet des Sozialismus, und er überraschte von Paris aus die Akademie zu Besançon mit einer Schrift, welche den Titel: „Qu'est-ce que la propriété?" (Was ist Eigenthum?) führte. Die Akademie äußerte Proudhon unverblümt ihr stärkstes Mißfallen und entzog ihm das Stipendium, aber die Schrift wurde für Proudhon und für viele andere, wie wir später sehen werden, grundlegend. Bereits in ihr hatte Proudhon die Grundzüge seines Systems aufgestellt, das in seinen späteren Werken nur noch näher ausgeführt wurde.

Der weise Mann von Besançon fand den Grund des sozialen Elends darin, daß in der heutigen Welt ungleiche Werthe zwischen dem Arbeiter und Eigenthümer ausgetauscht werden. Infolge seiner kapitalistischen Uebermacht bezahlt der Eigenthümer dem Arbeiter nicht den vollen Werth von dessen Leistung „und so erntet er, wiewohl er nicht säet, verzehrt er, wiewohl er nicht produziert, genießt er, wiewohl er nicht arbeitet." Der Eigenthümer wird auf diese Weise zum Dieb und Eigenthum ist Diebstahl. Alle Staatseinrichtungen und Gesetze laufen darauf hinaus, das Eigenthum zu schützen. Darum fort mit diesen Regierungen und Gesetzen! Jeder Mensch soll seinen eigenen Neigungen folgen dürfen, jeder arbeiten, was, wann und wieviel ihm beliebt. Nichts soll ihn beherrschen als seine eigene Vernunft und sein eigenes Gefühl und — das ist selbstverständlich — die Grundsätze, die Herr Proudhon für die Regelung des Austausches der Werthe aufstellt.

Der Krebsschaden unserer sozialen Einrichtung ist nach ihm der Austausch ungleicher Werthe; und er giebt einen „unfehlbaren" Maßstab für die Beurtheilung des Werthes einer Leistung.

Gleichen Werth haben nach seiner Lehre Produkte, wenn sie in der gleichen Zeit und mit gleichem Aufwand hergestellt werden; also eine Stunde Freskomalerei wird ebenso bezahlt wie eine Stunde Kohlengraben; denn der Unterschied der Leistung hängt ja nur von Fähigkeiten der Menschen ab, und ein Musiker wie Beethoven wird für den gleichen Lohn lieber komponieren als Feldarbeiten verrichten!

Wer bezahlt aber den Lohn? Eine Behörde giebt es nicht. Nein, jeder, der etwas von einem anderen will, soll mit ihm einen Vertrag abschließen, und diese Verträge sollen die Stelle der Gesetze einnehmen.

Es wäre müßig, den Beweis führen zu wollen, daß in der Proudhonschen Gesellschaftsordnung die Uebervortheilung des einen durch den anderen Vertragschließenden im weitesten Maße möglich und die Folge davon erst recht die soziale Ungleichheit wäre. Wir möchten nur noch erwähnen, daß der erste Verfechter der Anarchie als eine Gewähr für die wirkliche Unabhängigkeit aller Produzenten den Privatbesitz hinstellte, leider aber es unterließ, genau zu bezeichnen, wie dieser Privatbesitz anders als das Eigenthum beschaffen sein sollte.

Um seine Ideen praktisch zu erhärten, gründete Proudhon während der Revolutionswirren eine „Tauschbank", die aber kaum zur Thätigkeit gelangte, da ihr Gründer wegen Preßvergehen verhaftet und verurtheilt wurde.

Proudhon starb im Jahre 1865. Die verhängnißvolle Erbschaft, die er der Nachwelt hinterließ, war der Gedanke an einen Staat ohne Regierung und ohne Gesetze, kurz, der Gedanke des Anarchismus.

Proudhon selbst war kein Mensch, der zu Gewaltthaten neigte, er meinte, daß seine Weltordnung durch die ihr innewohnende geistige Kraft zum Siege gelangen würde. Vom allgemeinen Stimmrecht erwartete er nichts; da die Massen sich doch nur durch Führer leiten ließen, nannte er das allgemeine Stimmrecht „Erdrosselung des öffentlichen Bewußtseins". Die Durchführung seiner Pläne erhoffte er lediglich von der Propaganda, von der Verbreitung seiner Lehren. „Sind die Ideen aufgestanden," sagte er, „so stehen die Pflastersteine von selbst auf, wenn anders die Regierung nicht vernünftig genug ist, sie nicht abzuwarten. Ist das nicht der Fall, so hilft alles nichts."

Wir werden sehen, in welcher Weise der Gedankengang des Weisen von Besançon von seinen Nachfolgern fortgesponnen wurde.

Die Lehren Proudhons fanden in den vierziger Jahren ein wenn auch schwaches Echo in Deutschland. Es fanden sich hier in der gährenden sturmbewegten Zeit einige Leute, welche im Proudhonschen Sinne weiter philosophierten. Neben dem Agitator Moses Heß waren es namentlich die Schriftsteller Karl Grün, Max Stirner und W. Marr. Karl Grün versprach sich von dem herrschaftslosen Staate ein wahres Paradies auf Erden: was die Menschheit zu ihrer Lebensnothdurft brauche, das könnten an den vervollkommneten Maschinen Kinder unter fünfzehn Jahren „in Festkleidern als Spiel zur Zerstreuung" produzieren. Max Stirner wußte an den Egoismus zu appellieren; der anarchistische Staat bestand nach ihm aus einem freien Verein von Individuen, und die Vortheile, die der einzelne daraus ziehen könnte, beleuchtete er mit den Worten: „Den Verein benutzest Du und giebst ihn pflicht- und treulos auf, wenn Du keinen Nutzen aus ihm zu ziehen weißt. Die Gesellschaft verbraucht Dich, den Verein verbrauchst Du!" Wilhelm Marr schoß über Proudhon weit hinaus, in dem er unter anderem die Vernichtung der Ehe predigte.

Dieser deutsche Anarchismus verschwand mit den Stürmen der vierziger Jahre von der Bildfläche, und auch Proudhon wurde vergessen; das Schlagwort „Anarchie", welches der Franzose ausgegeben hatte, sollte erst später von den Russen wieder aufgenommen werden. Erst als das Geistreichthun der Franzosen mit der rohen Gewalt der Russen sich paarte, sollte die Welt durch die ungeheuerliche Schöpfung des heutigen Anarchismus überrascht werden.

2. Die Propaganda der That.

Am Anfang der sechziger Jahre gewann die sozialistische Bewegung neue Nahrung; in jene Zeit fällt die Gründung der „Internationale" und der deutschen sozialdemokratischen Partei. Im Gefolge der Sozialistenführer erschien damals ein Mann, der schon auf eine wechselvolle revolutionäre Thätigkeit zurückblickte, der in den vierziger Jahren in Deutschland und Oester-

reich zum Tode verurtheilt und dann begnadigt worden war, der später als Strafkolonist Sibirien kennengelernt hatte und über Japan nach Kalifornien geflohen war: dieser Mann war Michael Bakunin. Er war zum Vertreter der radikalsten Richtung geworden und wurde sowohl von der Internationale als von den Sozialdemokraten ausgestoßen, aber er ließ sich nicht mäßigen und halten; er ging seinen Weg weiter und gründete seine eigene Partei, indem er von Proudhon das Schlagwort „Anarchie" entlehnte. Für Bakunin bedeutete jeder Staat Herrschaft und somit jeder Staat Despotismus — Freiheit könne man nur von einer „freien Vereinigung" von Menschen ohne jeden gesetzlichen Zwang erwarten. Wie diese Vereinigung beschaffen sein sollte, darüber zerbrach sich Bakunin den Kopf nicht, er erklärte vielmehr rundweg, daß es müßig sei, sich mit der genaueren Ausmalung der idealen Zukunftsgesellschaft zu befassen, da diese nach dem Sturze der alten sich von selber entwickeln werde. So mußten alle, die das Los der Menschheit verbessern wollten, nach seiner Meinung nur darauf bedacht sein, den Sturz der heutigen Gesellschaft herbeizuführen.

Auf Reformen ließ sich Bakunin nicht ein; parlamentarische Kämpfe waren für ihn ein müßiges Unterfangen, die Masse der Wähler werde ja doch durch einige wenige Führer beeinflußt; die Stimmzettel waren in seinen Augen keine Waffe — und er hatte von seinem Standpunkt ganz recht; denn auf den unsicheren Wechsel der herrschaftslosen Vereinigung, die sich erst nach dem Sturze der heutigen Gesellschaft bilden sollte, hätte er niemals eine größere Zahl von Anhängern werben können; er wäre auf sein leeres Programm niemals in ein Parlament gewählt worden.

Er predigte darum die Anwendung der Gewalt zur Vernichtung des Bestehenden. Seine Anhänger sollten sich die Aufgabe stellen, Anarchie, d. h. Gesetzlosigkeit und Unordnung im heutigen Sinne des Wortes herbeizuführen. Bakunin war es, der in dürren Worten die furchtbare Losung gab: „Anarchie in dem Sinne der Entfesselung alles dessen, was man heute böse Leidenschaften nennt, und der Vernichtung desjenigen, was man in derselben Sprache öffentliche Ordnung nennt!" Zu diesem Zwecke gründete er einen Geheimbund, dessen Mitglieder laut seinen Satzungen „revolutionäre Leidenschaft besitzen, ja den Teufel im Leibe haben sollten". Die Aufgabe des Geheimbundes bestand darin, den Generalstab für die kommende Revolution heranzubilden.

Man sollte meinen, daß Bakunin an katilinarischer Gesinnung das Möglichste geleistet habe, aber er wurde dennoch im Feuereifer von einem seiner Schüler übertroffen.

In dem Geheimbund Bakunins befand sich ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Es war Sergei Netschajew, Sohn eines Hofbedienten und ehemaliger Lehrer in einer russischen Dorfschule. Bakunin und Netschajew lernten sich in der Schweiz kennen und von hier aus sandte Bakunin seinen Jünger nach Rußland; er sollte „unter das Volk gehen" und auch in Rußland den Generalstab für die künftige Revolution sammeln. Die Hauptthätigkeit Netschajews fällt in das Jahr 1869.

Noch jung an Jahren, wandte sich Netschajew vor allem an die studierende Jugend und beredete seine Anhänger, die Hörsäle zu verlassen und „unter das Volk zu gehen". Sie sollten für die kommende Revolution nicht nur die Bauern, sondern alle Stände zu gewinnen suchen, ja selbst vor dem Bunde mit Räubern nicht zurückschrecken. Als Anweisung für diese seine Sendlinge entwarf Netschajew seinen „Katechismus des Revolutionärs".

Der Revolutionär sollte nach den Geboten Netschajews mit allem brechen, was ihm bis dahin lieb und heilig gewesen war.

Für ihn sollte es fortan nur einen Trost, nur einen Genuß, einen Lohn und ein Verlangen geben: den Erfolg der Revolution. Tag und Nacht sollte ihn nur ein Gedanke beschäftigen: der Gedanke an die unerbittliche Zerstörung. „Das Wort," lehrte Netschajew, „hat für uns nur Werth, wenn ihm die That auf dem Fuße folgt", und zur Ausführung dieser That sollte man sich aller möglichen Mittel bedienen. Gift, Dolch, Strick u. s. w., alle Mittel billigte Netschajew, „denn die Revolution heiligt alles ohne Unterschied."

Und welches Ideal, welche neue Staats- oder Gesellschaftsordnung schwebte diesem furchtbaren Fanatiker vor?

Gar keine! lautet die Antwort. Darin offenbart sich der schaurige Wahn des Anarchismus; er will nichts aufbauen. Die Gestaltung des neuen freien Reiches überläßt Netschajew — den künftigen Geschlechtern. „Unsere Arbeit," ruft er, „ist die schreckliche, totale unerbittliche Zerstörung!" Diese Art der Revolution nannte Netschajew die „Propaganda der That".

Netschajew wirkte in Rußland nur eine kurze Zeit. Er fürchtete von einem der Mitglieder seines Geheimbundes, daß es ihn an die Regierung verrathen würde, und er kam ihm zuvor, indem er es ermordete. Infolgedessen floh er nach der Schweiz, wurde aber von dieser im Jahre 1872 an die russische Regierung ausgeliefert. Niemand vermag zu sagen, was aus ihm geworden ist; mit seinem Verschwinden in den russischen Gefängnissen bricht die Lebensgeschichte des Erfinders der „Propaganda der That" ab.

3. Am Zerstörungswerk.

So haben die Russen auf Grund der Proudhonschen Philosophie den modernen Anarchismus geschaffen, den Proudhon selbst ohne Zweifel mit Abscheu verdammt hätte. Allein dieser reine moderne Anarchismus kam in Rußland wenig zur Geltung; dort bildete sich eine besondere revolutionäre Partei aus, welche durch ihre Schreckensthaten zu einer unheimlichen Macht wurde, aber die Ziele dieser russischen „Nihilisten" sind politisch-nationaler Natur, so daß man diese Partei mit dem Anarchismus nicht verwechseln darf.

Dagegen fanden die Lehren Bakunins und Netschajews in hirnverbrannten Köpfen des europäischen Westens Anklang. Bakunin starb im Jahre 1873, doch seine Schüler setzten in der Schweiz die Agitation fort, und es gelang ihnen, dieselbe auch nach Deutschland zu verpflanzen. Zum Verfechter der Propaganda der That wurde hier Reinsdorf und später Johann Most, der, wie einst Bakunin, wegen seiner radikalen Anschauungen von der sozialistischen Partei sich trennen mußte. Die Schandthaten des Anarchismus in Deutschland sind jedem bekannt: auf diese wüste Agitation ist das Attentat Hödels auf den Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1878 zurückzuführen; hierher gehört der Plan Reinsdorfs, im Jahre 1883 die deutschen Fürsten am Niederwalddenkmal in die Luft zu sprengen; eine Anarchistenthat war ferner die Ermordung des Polizeiraths Rumpff in Frankfurt a. M. durch Lieske im Jahre 1885 und allem Anschein nach auch der räuberische Angriff auf den Dekan Poninski in Koscielec, Reg.-Bez. Bromberg, von dem vor einigen Wochen Kunde zu uns gelangt ist.

Der Anarchismus vermochte jedoch in Deutschland nicht größere Fortschritte zu machen; denn er wurde nicht nur von der Regierung, sondern auch von den Leitern der sozialdemokratischen Partei bekämpft; Sozialdemokratie und Anarchismus gehen ja nicht nur in der Taktik, sondern auch in den Zielen auseinander. Die Sozialdemokratie will die Welt durch eine zwangsweise Regelung der Produktion verbessern, ihre Bestrebungen sind mehr oder weniger kommunistischer Natur, während der Anarchismus im vollsten Gegensatz hierzu allen Zwang aufheben will.

Unter dem modernen Anarchismus hat ferner Spanien zu leiden. Die Anarchisten benutzten schon die Revolution im Jahre 1873, um ihr Haupt zu erheben und sich sogar einiger Städte im Süden zu bemächtigen; sie wurden damals bald niedergeworfen, und als sie später durch den Geheimbund „die schwarze Hand" einen neuen Aufstand vorbereiten wollten, wurde dieser rechtzeitig entdeckt und im Keime erstickt. Leider aber hat nach den jüngsten Berichten der Anarchismus in Spanien wieder an Ausbreitung gewonnen.

Oesterreich wurde zu Anfang der achtziger Jahre von der anarchistischen Agitation heimgesucht; hier schritten die Anarchisten zum Morde von Privatpersonen, um sich Mittel für die Partei durch Raubmord zu verschaffen. Nach der Hinrichtung der Hauptschuldigen Stellmacher und Kammerer gelang es jedoch der Regierung, die Bewegung in kurzer Zeit zu unterdrücken.

Wenn auch England selbst von anarchistischen Attentaten verschont blieb, so bildete doch London lange Zeit den Schlupfwinkel der Anarchisten, hier gab auch Most seine berüchtigte Zeitung „Die Freiheit" heraus, in welcher er offen zum Morde aufforderte. Als er schließlich in London keinen Drucker mehr für sein Blatt finden konnte, zog er nach Amerika, um dort seine Thätigkeit fortzusetzen. Es ist geradezu ungeheuerlich, was der wilde, blutgierige Wahnwitz dieses Menschen an Aufreizung zu leisten vermochte. Er gab Anweisungen in der „revolutionären Kriegswissenschaft" und empfahl Mittel zur Vernichtung von Menschen, die sonst nur in Irrenhäusern ausgeheckt werden. Einen Irrsinnigen, der wie

Most predigen würde, man solle bei Gesellschaften Gift unter die Speisen mengen, würde man sicher als einen gemeingefährlichen Menschen einsperren, — Most ging frei umher, obwohl er lehrte, daß nur der zwanzigste Theil der Bevölkerung zu vernichten sei, um die Anarchie herbeizuführen, was für Deutschland den Mord von zwei und einer halben Million Menschen bedeutet!

Die Hetzreden Mosts in Nordamerika führten bald eine Katastrophe herbei; als im Jahre 1886 der große Streik in Chicago ausbrach, mischten sich die Anarchisten unter die Streikenden; es kam zu Tumulten und Zusammenstößen mit der Polizei. Die Anarchisten suchten ihre „Kriegswissenschaft“ zu verwerthen und warfen eine Dynamitbombe unter die Polizeimannschaft; sechzig Tote und Verwundete bedeckten den Kampfplatz. Damit aber war die Geduld der Amerikaner erschöpft; man ergriff die Rädelsführer und ließ sie henken. Most freilich kam mit einer Freiheitsstrafe davon; aber der Anarchismus in Amerika wurde wenigstens für längere Zeit zurückgedrängt.

Frankreich, in welchem die Idee des Anarchismus ausgedacht wurde, blieb längere Zeit von den Gewaltthaten der Anarchisten verschont. Als Propheten des Anarchismus traten hier in den siebziger Jahren der bekannte Geograph E. Reclus und der russische Fürst Krapotkin auf; aber die Bewegung fand so wenig Anklang, daß in Paris anarchistische Zeitungen nur infolge von Unterstützungen erscheinen konnten, die ihnen der Polizeipräsident Andrieux zukommen ließ, um durch den Hinweis auf das Vorhandensein solcher Blätter die Strenge seines Systems zu rechtfertigen. Mit dem Rücktritt Andrieux' hörte dieses falsche Gebahren auf und der Anarchismus schien im Erlöschen begriffen zu sein, obwohl schon die Namen der verschiedenen anarchistischen Klubs in Paris, „die Brandfackel“, „die Dynamitbombe“, „der Panther“ ꝛc., nichts Gutes ahnen ließen. Und in der That sollte Frankreich in allerjüngster Zeit zum Schauplatz der ruchlosen Dynamitattentate eines Ravachol werden. Es ist zu erwarten, daß die Regierung der Republik mit der nöthigen Kraft vorgehen wird, um diesen neuen Herd der Partei der Zerstörung zu unterdrücken.

Das sind in kurzen Umrissen fünfzig Jahre der Geschichte des Anarchismus; ein schauerlicher Beitrag zu den traurigen Verirrungen des menschlichen Geistes. Proudhon hat gesagt: „Sind die Ideen aufgestanden, so stehen die Pflastersteine von selbst auf, wenn anders die Regierung nicht vernünftig genug ist, sie nicht abzuwarten.“

In der That, die Anarchisten sorgen dafür, daß selbst den Blinden die Augen aufgehen und daß die Regierungen Maßregeln ergreifen, damit die Pflastersteine nicht von selbst aufstehen. Andererseits ist aber auch zu hoffen, daß mit der allmählichen Besserung der sozialen Lage, bei weiteren Fortschritten einer vernunftgemäßen Lösung der sozialen Frage auf der alten gesellschaftlichen Grundlage, die Erbitterung der Massen nach und nach schwindet und damit dem Anarchismus der Boden, auf dem er heute wuchert, entzogen wird. **C. Falkenhorst.**

Onkel Christians sieben Lieben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **M. v. Dorsner.**

Es war nach Lilis Hochzeit.

Wir hatten den Neuvermählten zum Abschied das Geleite gegeben und standen nun auf der Terrasse — Onkel Christian und ich und die Geschwister alle, die von nah und fern gekommen waren zum Ehrentag der Jüngsten, unseres Lieblings. Und nun riefen wir und winkten noch dem entschwindenden Wagen nach, der sie uns entführte — „mit dem letzten Aufgebot aller disponiblen Kräfte“ hatte Bruder Edwin, der Generalstäbler, gerufen, während er lustig eine Serviette im Winde flattern ließ.

Sie waren alle in fröhlichster Stimmung, die Brüder, die Schwestern und Schwäger. Es war ja auch keine Trennung von unserer „Kleinen“; dort drüben auf der Höhe stand das stattliche Herrenhaus, das fortan ihr Heim sein sollte — und ein glückliches Heim, wenn nicht alle menschliche Voraussicht trog. Der lustige laute Nachklang des Hochzeitmahles und seiner schwungvollen Reden war somit berechtigt.

Nur mir ward es weh ums Herz, als ich das Schwesterlein lachenden Mundes an der Seite des fremden Mannes hinausfahren sah in die weite Welt — meine Lili, die ich fünfzehn Jahre lang gehegt und gehütet hatte wie mein Bestes. Ich fühlte, daß sich die Thränen gewaltsam vordrängten, und schlich hinauf in das Erkerstübchen, um hier, fern von der lustigen Gesellschaft, in dem Raume, den wir all die Jahre gemeinsam bewohnt hatten — das „Kind“ und ich — den Thränen Audienz zu geben und all den Gedanken und Bildern auch, die wehmüthig und still vor meine Seele traten: das Bild des Vaters, der diesen Raum so liebevoll für mich geschmückt hatte, als ich, ein sechzehnjähriges Mädchen, aus dem Pensionat heimkehrte, um die fremde Mutter und das kleine blonde Schwesterchen auf dem Rüdenhof zu finden, und ihr Bild, das Bild der schönen bleichen Frau, welche so hilflos und fremd den ungezügelten Stiefkindern gegenübergestanden. Arme Mutter! So willig nahm sie den stützenden Arm der großen Tochter, und dann so bald, völlig gebrochen durch den plötzlichen Tod des Vaters, neigte sie das Haupt wie eine welkende Blume.

Da kam ihr Bruder, Onkel Christian, ihr zur Stütze, uns allen als Helfer. Seine Klugheit, sein milder Ernst löste jedes Wirrniß, jeden Zweifel, schaffte Ordnung unter den wilden Knaben, hob den Muth der verzagenden Mädchen.

Eines Tages trat er in dies Stübchen. Noch sehe ich ihn, den großen schlanken Mann mit seinen ruhigen und doch so leichten Bewegungen. Schmerzlich bewegt ergriff er meine Hand und führte mich hinab in Mamas Zimmer. Sie rang mit dem Tode, die arme Mutter, und daneben lag blond und rosig die kaum dreijährige Lili in süßem Schlummer! „Wir wollen treu zusammenstehen, Leonore,“ hatte der Onkel in seiner schlichten Art gesagt, „damit das Kind nie empfinde, daß es von früh an verwaist ist.“ Nach meinen besten Kräften habe ich das Gelöbniß gehalten, das ich dann in die erkaltende Hand der Sterbenden ablegte — ich habe Mutterstelle an Lili vertreten und, so gut es ging, an den anderen Geschwistern auch. Doch daß ich dies in meiner Jugend und Unerfahrenheit konnte, das verdankte ich Onkel Christians weisem treuen Rathe. Als unser aller Vormund nahm er sofort die Zügel der Verwaltung in seine feste Hand, im Hause aber ließ er mich schalten, mit unerschöpflicher Geduld unterstützend und belehrend, wo es noth that. Und Haus und Hof gedieh, und die Kinder entpuppten sich! Die jüngeren Schwestern wurden von meiner Seite weggeheirathet, die Brüder schieden einer nach dem anderen aus dem Hause, Edwin ging zur Armee, August auf die Hochschule. Endlich nahmen sie mir auch den blonden Egon, der durch seine zarte Gesundheit und sein weiches Wesen immer besonderer Pflege bedurft hatte.

Dabei flogen die Jahre dahin und nahmen meine Jugend mit sich. Manchmal freilich war es bis an mein Ohr gedrungen, ich sei eigentlich so übel nicht, wenn auch keine Schönheit wie Hilda und nicht so geistreich wie Jette, doch könne ich wohl diesem und jenem gefallen. Bei einem hätte ich das auch leiden mögen, wenn — ja, wenn! Aber ich hatte nicht Zeit zu eitlen Grübeleien. Lili war mir ja geblieben und Onkel Christians häufige Besuche, und die gute taube Miß Wood, die „Reliquie“, wie die Brüder sie nannten. Und dann die Wirthschaft und der zunehmende Briefwechsel! Du lieber Himmel, wo hätte ich da Muße finden sollen zu Jugendträumen, zu Hoffen und Harren? Die Jahre entschwanden auch gar zu schnell in der täglich sich erneuernden Sorge; ganz plötzlich war Lili unter meinen Händen zur holdesten Jungfräulichkeit erblüht, und „ach so bald, ach so bald!“ hatte es Nachbars Fritz entdeckt! Nun hatte ich auch dieses letzte und liebste Kind meiner Sorge ziehen lassen müssen!

Es überkam mich ein Gefühl der Vereinsamung und Leere. Was konnte ich nunmehr beginnen mit meinem verwaisten Leben? Ich trat vor den Spiegel. Mit grausamer Klarheit sagte er mir, daß mit vierunddreißig Jahren das Mädchen eine alte Jungfer ist. Ich bekenne, diese Selbsterkenntniß berührte mich heute unangenehm; so gern hätte ich zurückgreifen mögen nach den entschwundenen Jugendjahren!

Im wunderschönen Monat Mai
Da hab' ich dir gebunden mein Herzen und Verstand

Da tönte aus dem Salon, der unter meiner Stube lag, helles Lachen bis herauf in meine Einsamkeit.

„Und Onkel Christian?“ rief ich laut. „Welch abscheuliche Selbstsucht, des treuen Freundes zu vergessen!“

Rasch wusch ich meine verweinten Augen und eilte hinab in die Wohnräume. Ich durchschritt Billardsaal und Empfangszimmer, sie waren leer; aus der Bibliothek jedoch drangen mir laute Stimmen entgegen, die Stimmen der Brüder und Schwäger in lebhaftem fröhlichen Streite, der dann und wann von Egons Tenor und der Schwestern Lachen unterbrochen wurde. Was zankten sie denn? Ich trat ein und hörte Plato citieren, Schopenhauer und Kant, sogar den Thomas a Kempis. Schwager Philipp bat ums Wort, seine Frau hielt sich die Ohren zu, Egon rang die Hände. „Onkel Christian raubt mir meine Ideale!“ — mit diesen rasch hingeworfenen Worten beantwortete er meine stumme Frage. Der Onkel aber, ein Fels im Meere, um den die Wogen brauden, saß ruhig da, seinen Tschibuk rauchend, und lachte still vor sich hin.

„Um was streiten sie denn?“ fragte ich ihn.

„Um das Wesen der Liebe,“ war seine Antwort, „als wäre es zu ergründen!“

Egon jedoch, gewohnt, mich als Richterin zu betrachten, trat als Kläger vor. „Sag' selbst, Leonore — Onkel behauptet, siebenmal geliebt zu haben, und jedesmal sei es echte, wahre Liebe gewesen; ist das möglich?“

„Siebenmal? Wirklich geliebt?“ — Onkel Christian lachte laut über mein verdutztes Gesicht.

„Ich theile Egons Ansicht,“ sagte ich. „Denn siebenmal und immer die rechte Liebe — nein, das ist unmöglich!“

„Leonore kann nicht mitsprechen in Liebesfragen,“ riefen im Chore Brüder und Schwäger, und es verdroß mich, daß sie eigentlich recht hatten. Der Onkel hingegen schien höchlich belustigt, ich hatte ihn nie so herzlich lachen hören. „Ich bin geneigt, diesen beiden Idealisten ein Zugeständniß zu machen,“ sagte er. „Möglicherweise war meine Liebe nicht in allen sieben Fällen wirkliche echte reine Liebe — aber ich hielt sie jedesmal dafür, und darauf kommt es schließlich an.“

Wieder erhob sich ein Sturm von Zwischenreden, von zustimmenden und widersprechenden. Schwager Lothars kräftiger Bariton übertönte ihn. „Ich beantrage, daß Onkel Christian aufgefordert werde, die sieben Fälle zu eingehender Betrachtung —“

„Und Belehrung,“ schaltete Edwin ein — „und Belehrung,“ fuhr Lothar fort, „dem versammelten Familienrathe vorzutragen.“

„Einverstanden! Einverstanden!“ erschallte es von allen Seiten. Nur Schwester Hilda sah sich vorsichtig um. „Ja so, die ‚Kleine‘ ist ja verheirathet,“ murmelte sie. Im Nu war die Zuhörerschaft um Onkels Armstuhl gruppiert und gab nicht nach mit Bitten, er solle seine Behauptung von den sieben echten Lieben durch die Erzählung rechtfertigen. Philipp, der Jurist, spielte Gerichtssaal und nahm die Personalien auf, wie er es nannte, während der Onkel lachend mächtige Wolken von sich blies.

„Also zur Sache!“ rief Philipp. „Fall Nummer eins — Name? Alter? Stand?“

„Halt, halt, nicht so rasch!“ rief der solchergestalt Verhörte, „ich muß mich erst besinnen, ‚Fall eins‘ ist lange her. Mein Alter? Etwa vierzehn Jahre. Das ihre? Ungefähr dreißig.“

Von unserer Heiterkeit oftmals unterbrochen, erzählte er nun launig und mit Humor von der schönen Babette in Prag, die als Ladenmädchen in einer Konditorei diente, wo er, von der Schule kommend, häufig einzukehren pflegte — „zur Magenstärkung, zur ‚Jause‘,“ erläuterte er, „an welche sich allmählich die Liebe knüpfte.“

Egon wollte Einwendungen erheben, Philipp verwies ihm das. „Gar nicht so ungewöhnlich, dieser Weg durch den Magen zum Herzen, mein Junge; mit vierzehn Jahren völlig normal.“

Onkel Christian gab die feierliche Versicherung, daß die Mohnkipfel und andere Herrlichkeiten eine untergeordnete Rolle gespielt hätten von dem Augenblick an, wo er sein Herz entdeckt zu haben meinte. Er schrieb Gedichte an die schöne Babette, brachte ihr Bücher und Blumen — und schon glaubte er sich ihrer Gegenliebe sicher, als er die fürchterliche Entdeckung machte, er selbst oder vielmehr seine Kappe habe als Liebesbote zwischen der Geliebten und dem eigenen Hofmeister gedient! Wilde Wuth erfaßte ihn, er wollte die Verräther und dann sich selbst töten. In Ermanglung eines Revolvers drang er mit dem Lineal auf seinen Nebenbuhler ein und hatte die Genugthuung, aus dessen Nase Blut fließen zu sehen, bevor man ihn selbst, den Rasenden, in sicheren Gewahrsam bringen konnte. „Später hat die ‚Süße‘ wohl Versöhnungsversuche gemacht, allein ich strafte die Falsche, indem ich ihr Gunst und Kundschaft entzog.“

So schloß der Berichterstatter den „Fall eins“ unter lautem Beifall der Herren.

„Hoffentlich war die zweite Liebe ernster,“ meinte Egon.

„Sentimentaler, denn sie fiel in die Zeit des Unterrichts in Rhetorik und Litteraturgeschichte. Der Gegenstand war diesmal ein bleiches blondes Nähmädchen, in der ganzen Nachbarschaft als ‚Flick-Milly‘ bekannt. Sie flickte und stopfte auch bei uns allwöchentlich an bestimmten Tagen im sogenannten ‚Wäschezimmer‘. Es war dies eine Bodenkammer, fern vom lauten Treiben des großen Hausstandes, ein stilles Winkelchen, wo sie, die Holde, inmitten von riesigen Schränken und altem Gerümpel thronte, von ganzen Bergen Wäsche umgeben, und wo ich all meine Schiller-, Goethe- und sonstigen Schwärmereien ungestört in ihr ahnungsvolles Herz ergießen konnte. Ihre thränenreichen hellblauen Augen hatten es mir erschrecklich angethan; ich hielt für Schwermuth, was sich meist als Hunger erwies. Doch mich störte das wenig. Abendelang deklamierte ich und las ihr vor; alles war sie mir dabei, bald Gretchen und Klärchen, bald Hero oder Ophelia. Und sie weinte dazu, weinte Ströme von Thränen; nie wieder habe ich so wolkenbruchartig weinen sehen. Je heftiger aber ihre Thränen flossen, desto begeisterter klang mein Pathos, desto würdiger schien mir die Aufgabe, diese schöne Seele heranzubilden durch unsere großen Dichter und meine große Liebe.“

„Onkel, Du spottest!“ unterbrach ich ihn.

„Jetzt liegt mir der Spott allerdings nahe bei dieser Erinnerung, doch damals war es mir fürchterlich ernst. Ich wollte die bleiche Emilie wirklich und in aller Form heirathen! Da machte mein Vater kurzen Prozeß und steckte mich in die Armee.“

„Ein drakonisches Mittel,“ meinte Lothar.

„Sehr klug,“ betheuerte Edwin, „die Kaserne ist eine vorzügliche Kuranstalt für Sentimentalität. Ich wette, ‚Fall drei‘ ist pikant.“

„Pikant? Vielleicht für andere,“ entgegnete lachend der Onkel, „für mich ist er nur albern; eine schauderhafte Blamage.“

„Erzähle! Erzähle!“

„Stellt Euch einen langen scheuen ungeschlachten Burschen von neunzehn Jahren vor, aus einem verträumten Studentendasein in das flotte Leben eines Kavallerieregiments versetzt, wohlgemerkt: im vormärzlichen Ungarn, von dessen jubelnder berauschender Gastfreundschaft man sich heute keinen Begriff mehr machen kann. Auf mich wirkte es anfangs verblüffend; ich ließ mich gleich einer Marionette von den Kameraden hin und her schieben, zu den dienstlichen Vorstellungen wie zu den Besuchen in der Nachbarschaft. Bald genug jedoch regte sich das Soldatenblut in meinen Adern. Der ritterliche Geist, die schöne Kameradschaft, die Eleganz des Lebens verfehlten nicht, mit mächtigem Zauber auf mein leicht erregbares Gemüth zu wirken. Ich schloß mich warm an die neuen Freunde an, ihre Gesinnungen und Ansichten wurden die meinigen, und mein ganzes Bemühen ging dahin, es ihnen auch in der äußeren Form gleichzuthun.

Es gab viele Edelsitze in der Nachbarschaft, wo die Gastfreundschaft fast noch überholt wurde von der Leichtlebigkeit; es gab hübsche Mädchen und allerlei Liebeshändel, deren durchsichtige Schleier von den unzarten Händen der Kameraden mehr oder minder gelüftet wurden, wenn wir an langen Abenden in der Garnison beisammen saßen. Ich horchte mit steigender Aufregung; so sehr ich mich auch bemühte, meine Neigung für die blonde Näherin vor den Freunden aufzubauschen, so erkannte ich doch mit Beschämung, daß ich eigentlich nichts Rechtes erlebt hatte. Diesem Mangel mußte schleunigst abgeholfen werden; ich sah mich in allem Ernste nach dem würdigen Gegenstand um, dem auch ich eine so stürmische Liebeserklärung hätte machen können wie etwa die, von denen der Rittmeister erzählte.

Da traf es sich glücklich, daß die Frau unseres Majors durch ein Avancement ihren glühendsten Verehrer einbüßte. Sie galt als eine Schönheit ersten Ranges — allerdings schon seit einer Reihe von Jahren! Für mich war sie die verkörperte Juno und sie imponierte mir gewaltig. ‚Versuche Dein Glück,‘ rieth einer der Freunde, ‚bist ja ein gefährlicher Schwerenöther!‘

So versuchte ich denn mein Glück, und siehe da, die schöne Frau ermunterte huldvoll die schüchternen Versuche, meiner glühenden Verehrung Ausdruck zu geben.

‚Besuchen Sie mich öfter,‘ hatte sie gnädig gesprochen, in Erwiderung stummer, vermuthlich allzu beredter Blicke. So ritt ich denn hinüber nach der Stabsgarnison, so oft ich nur konnte. ‚Nun?‘ fragten spöttisch die Kameraden, wenn ich erschöpft von dem weiten Ritte heimkam. Aber ich konnte immer nur durch die Beschreibung des Soupers ihren Neid erregen. Kein neues Zeichen ihrer Huld, keine Gelegenheit zu meiner kühnen, wohl vorbereiteten Liebeserklärung!

Eines Tages — ich wußte den Major auf einer Dienstreise — ritt ich trotz eines schneidenden Herbstwindes wieder hinüber, in scharfem Trabe. Im Geiste sah ich mich schon auf den Knien vor der göttlichen Irene, sah ihren schmachtenden Blick, ihr huldvolles Lächeln — mir schwindelte! Wer beschreibt aber die Enttäuschung, die mich an der Thür der Angebeteten empfing — die gnädige Frau sei leidend, hieß es. Schon war ich wieder im Sattel und wollte in stummer Verzweiflung meinem Pferde die Sporen geben, da, zur guten Stunde, erschien das Kammerkätzchen.

‚O, den Herrn Lieutenant würde die gnädige Frau schon empfangen; die Migräne hat nachgelassen. Wenn der Herr Lieutenant eine Tasse Thee im Boudoir . . .‘

In sehr gehobener, aber keineswegs behaglicher Stimmung folgte ich der niedlichen Führerin in das magische Halbdunkel des Heiligthums, wo die Majorin hingegossen lag, von dem knisternden Kaminfeuer à la Rembrandt beleuchtet. Die halbgeschlossenen Lider, der leidende Ausdryck des klassischen Gesichts, das wie gemeißelt auf dem dunklen Sammetkissen des Diwans ruhte, das alles erhöhte den bezaubernden Eindruck. Und als jetzt die schmale weiße Hand sich müde emporhob, um mich heranzuwinken, da war ich so befangen, so erregt, daß ich kein Wort hervorbrachte.

Ich begann denn sogleich mit der Einleitung zu meiner wohleinstudierten Erklärung — ich ließ mich auf ein Knie nieder, die schöne Hand zu küssen.“

„Sehr effektvoll,“ lobte Edwin. „Nun kommt das huldvolle Lächeln, der schmachtende Blick . . .“

„So wäre es ohne Zweifel gekommen, wenn mein Schleppsäbel es nicht für gut befunden hätte, sich im entscheidenden Augenblick zwischen meine langen Beine zu stecken. Das verursachte einen Heidenlärm und überdies eine schwankende Bewegung meines Oberkörpers, die eine irrige Auffassung meiner Kniebeugung veranlaßte — als sei sie nicht ganz freiwillig gewesen. Es traf mich ein strafender Blitz aus den Augen der göttlichen Irene, dem ein spöttisches Lächeln folgte. Nun stand ich, ein Bild des Jammers, erröthend da während der feierlichen Schwertentgürtung, bei welcher mir die Zofe, die eben wieder eintrat, mit einem nichtswürdig verständnißinnigen Gesicht Hilfe leistete. Dann schob die Kleine einen Lehnsessel an das Ruhebett der Herrin, was mir vollends alle Fassung raubte — war es denn auch schicklich, dieses nahe Zusammensein? Und dann lispelte die Majorin Fragen, die ich durchaus nicht verstehen konnte; ich — nach einigem Räuspern — machte schüchterne Versuche, allerlei Geschichten, die ich unserem Witzbold abgelauscht hatte, amüsant vorzutragen — umsonst! Ich hatte überall die Pointe vergessen!

Meine Befangenheit steigerte sich bedenklich; ich fühlte die Schweißtropfen auf der Stirn. Da — gottlob, ein Gepolter an der Thür! Ein reichgedecktes Tischchen wird an das Lager der Herrin geschoben. Das Kammermädchen reicht den Thee; die Bewegung um uns giebt mir die Haltung wieder.

Beim Anblick des kalten Huhnes und sonstiger Leckerbissen werde ich mir auch meines Hungers bewußt; ich lasse es mir angelegen sein, den ermunternden Aufforderungen der schmucken Zofe zu genügen, und da meine schöne Wirthin die Augen geschlossen hält, sind mir für eine Weile die Qualen der Unterhaltung erspart. So schlürfe ich denn meinen Thee mit steigendem Wohlbehagen, er duftet köstlich. Dazu die angenehme Wärme, der bequeme Lehnsessel, die heimliche Stille, die dämmerige Beleuchtung — das Gefühl des Behagens wird immer mächtiger — weltvergessener — lautloser — —

Da, plötzlich, ein sonderbarer schnarrender Laut! Ums Himmelswillen, wo war ich denn? — Hatte mein Kopf nicht da auf dem Tische gelegen? War nicht ich der Urheber dieses sägenden Geräusches? Entsetzt schnellte ich in die Höhe. Ja, bei allen Heiligen, ich hatte geschlafen! Wie lange, das wußten die Götter und vielleicht die Frau Majorin, die mit höhnischem Lächeln bemerkte: ‚Süß geträumt, Herr Lieutenant?‘ Wie von den Furien getrieben, stürzte ich aus dem Zimmer, die Treppe hinab, nach dem Stalle — ‚und Roß und Reiter sah man niemals wieder!‘“

Unter zunehmender Heiterkeit der Zuhörer hatte Onkel Christian seine Erzählung beendet und stimmte nun mit ein in das schallende Gelächter der Herren. Nur Egon blieb ernst. „Das ist doch nicht Liebe,“ meinte er kopfschüttelnd, und ich konnte nicht umhin, ihm beizustimmen.

„Bisher ist es Scherz,“ erklärte Schwester Jette, die sich etwas einbildete auf ihre Menschenkenntniß. „Doch paßt auf, nun kommt eine echte rechte Liebe! Ich habe beobachtet, daß Männer zwischen zwanzig und dreißig am tiefsten empfinden. Nicht wahr, Onkel, dem leichten Geplänkel des Jünglings folgte der ernste Kampf des Mannes?“

„Was nun folgte, war allerdings ein ernster Kampf, darin magst Du recht haben, Jette, ja es war eine wahnsinnige Neigung, und dennoch würde sie wohl vor Egons Richterstuhl nicht als echte rechte Liebe bestehen.“

„Ja, so ein kolossaler Aufwand von Empfinden ist nicht immer auch echte Liebe,“ bemerkte August.

„Das war's, Du hast die richtige Bezeichnung gefunden, August — ein kolossaler Aufwand von Empfinden, an ein Wahngebilde meiner Phantasie vergeudet! — Es ist eine peinliche Erinnerung, ich wollte lieber davon schweigen.“

„Vielleicht nicht für Damenohren ‚Fall vier‘?“ nahm Edwin das Wort. „Ich beantrage Räumung der Galerie! Leonore, Hilda, Egon mögen ausgewiesen werden.“

Mit einem Schrei der Entrüstung wandte sich die Schwester gegen den „empörenden Antrag“.

Onkel Christian lachte herzlich. „Beruhige Dich, Hilda,“ sagte er. „‚Fall vier‘ ist entschieden weniger interessant als das Vorangegangene.“

„Aha, Du möchtest Dich um die Sache herumreden, Onkel! Aber jetzt kenne ich erst recht keine Gnade — heraus mit der Sprache!“ rief Hilda nachdrücklich.

„Onkel, wenn Du doch beginnen wolltest und Dich nicht unterbrechen ließest . . .“

„Wie? Auch Du, Leonore? Auch Du willst die unsinnige Geschichte hören? Nun gut, Euer Wunsch sei mir Befehl. So hört denn! Zu Beginn des Jahres 1848 lag mein Regiment in einem der größeren ungarischen Städtchen, das von deutscher Kultur wohlthuend berührt war. Unter anderen Vorzügen besaß es auch ein ganz nettes deutsches Schauspielhaus . . .“

„Ha!“ rief Lothar lustig, „ich wittere Coulissenluft.“

„O weh!“ seufzte August verständnißinnig, „eine Sirene von der Bühne! Armer Onkel!“

„Und eine der gefährlichsten ihrer Gattung,“ bestätigte dieser, „denn sie wußte sich mit einem Heiligenschein von Sittenstrenge zu umgeben, überdies mit geheimnißvollen Gerüchten über stolze Herkunft . . .“

„Man kennt das — Leim, an dem die fetteste Beute hängen bleiben soll,“ brummte August.

„Beim Zeus, Du hast recht“ gab Onkel Christian lachend zu, „darauf war es abgesehen; ein reicher Gatte sollte sich in dem Garne fangen. Damit hatte das aber in jener Zeit für eine Bühnenheldin größere Schwierigkeit als heutzutage. So suchte denn Julia — diesen Namen wollen wir ihr geben — das Unwahrscheinliche durch einen ungeheuren Aufwand von Tugendreklame wirklich zu machen. Sie führte einen förmlichen Hofstaat von Anstandsdamen mit sich; ‚das Corps der Rache‘ nannten wir diese Garde von alten Jungfern, die stumm und starr und steif sich auf feindselige Blicke beschränkten, wenn man wagte, ihrer Schutzbefohlenen zu nahen. Diesen Wächterinnen des Paradieses spielten wir Possen, wo wir nur konnten; dennoch imponierte uns die Sache und erhöhte durch den Reiz der Unnahbarkeit den Zauber von Julias Erscheinung.“

„War sie sehr schön?“ fragte ich neugierig.

„Ja, das war sie, eine äußerst schlanke Gestalt, fast etwas zu groß für die Bühne, aber in vollstem Ebenmaß gebaut;

das Antlitz von klassisch strenger Schönheit der Linien, eine Fülle dunkelblonder Flechten, welche diademartig das feine Köpfchen umrahmten. Sehr merkwürdig waren ihre Augen, hellbraun, genau in der Farbe der Haare, von langen schwarzen Wimpern beschattet. Julia zwinkerte mit den Lidern, wie Kurzsichtige zu thun pflegen, und hatte die Gewohnheit, von unten herauf durch den Schleier der dunklen Wimpern zu schauen, was dem Blicke etwas ungemein Berückendes verlieh. Wahrhaft vornehm war ihr Gang, ein stolzes Schweben, und die edle Ruhe ihrer Bewegungen, ihre anmuthige Würde — ja, sie war sehr schön — und ich war sehr jung."

„Mildernde Umstände, die wir gelten lassen wollen," sagte Philipp. „Wenn sie dazu noch schauspielerische Begabung besaß, so will ich sogar unbedingt auf Freisprechung antragen."

„Schauspielerische Begabung? Nein, die besaß Julia nicht. Auf der Bühne entzückte sie das Auge, allein ihr Spiel ließ kalt. Es fehlte ihr nicht an einer gewissen Routine, aber vollständig an Wärme der Empfindung und selbstloser Hingabe an ihre Rolle."

„Eine Komödiantin, keine Künstlerin," schaltete Edwin ein.

„So war es. Doch davon überzeugte ich mich erst viel später. Als ich sie kennenlernte, galt mir Julia für eine Künstlerin von Gottes Gnaden; und nicht mir allein — das Publikum in meiner Garnison vergötterte sie. Der Direktor hatte nie so volle Häuser gesehen wie zur Zeit ihres Gastspiels, das sich denn auch, zur allgemeinen Befriedigung, ins unendliche ausdehnte.

Julia hatte Empfehlungsbriefe an mehrere der angesehensten Familien mitgebracht. Da sie gefällige Umgangsformen, Bescheidenheit und Zurückhaltung im Auftreten besaß, so konnte es nicht fehlen, daß sie bald in vielen Häusern als gern gesehener Gast verkehrte. Meine Kameraden wetteiferten mit den jungen Herren des Komitats, ihr Huldigungen darzubringen; Julia nahm diese freundlich hin, doch mit der ihr eigenen, kühlen Vornehmheit, welche die Uebermüthigsten in Schranken hielt.

In Gesellschaft erschien sie nur an der Seite einer stattlichen Matrone, die sich Madame Helonin nannte und von Julia mit einer gewissen Absichtlichkeit als ihre ‚Pathin' bezeichnet wurde. Auch Madame gefiel allgemein, schon durch ihr schönes Französisch, in zweiter Linie durch ihre ehrwürdigen Locken. Die Frau galt als Respektsperson, und mit geheimnißvollen Andeutungen wußte sie den Glauben an Julias ideal angelegte Natur wesentlich zu bestärken, ein Glaube, der in meinem Herzen rasch zum unantastbaren Dogma wurde.

Als mein Regiment im Mai jenes ereignißreichen Jahres die Bestimmung erhielt, nach Italien zu marschieren, war ich besinnungslos verliebt in die schöne Julia, die mich aber zu meinem namenlosen Leide kaum beachtete. Ich betete sie an wie eine Heilige, wie ein höheres Wesen!

Im ganzen Regiment herrschte Jubel über die Aussicht, unter Vater Radetzky das Schlachtfeld zu betreten; dennoch schieden wir ungern aus der Gegend, wo wir frohe Gastfreundschaft genossen hatten. Man sah auch uns ungern scheiden, und so wurde dem gegenseitigen Abschiedsschmerz in zahllosen Festen Ausdruck gegeben, von denen mich jedes mit Julia zusammenführte und jedes von neuem in dem Schmerze zurückließ, von ihr übersehen worden zu sein. An einem der letzten Tage vor unserem Ausmarsch vereinigte ein besonders großartiges Abschiedsfest das ganze Offizierscorps und alle Honoratioren des Komitats. Erlaßt mir die Beschreibung von Illumination und Feuerwerk, von dem Ständchen, dessen ich mich nur verworren entsinne. Genau weiß ich, daß wir tanzten bis zum grauenden Morgen, und schließlich versammelte man sich noch zu einem improvisierten Frühstück."

„Natürlich, die Krautsuppe," warf Edwin dazwischen, „das ungarische Mittel gegen Katzenjammer!"

„Ueber das Menu jenes Frühstücks weiß ich wahrlich nicht mehr Bescheid, ich hatte nur Augen für Julia, die mir gegenüber saß und deren stolze Schönheit auch gegen das fahle Licht der Morgendämmerung gefeit schien. Sie war ungemein lebhaft, die Augen schillerten in grünlichem Lichte. Auch die Stimme klang nicht weich und gedämpft wie gewöhnlich; mit scharfer Betonung kamen die Worte über die zusammengepreßten Lippen. Nicht einmal in ihren bewegtesten Rollen hatte ich Julia so leidenschaftlich erregt gesehen. Eine Ahnung sagte mir, man habe ihr wehgethan, und ich litt unsäglich bei dem Gedanken, sie nicht schützen, nicht trösten zu dürfen. In blöder Einfalt ahnte ich nicht, was die Verstimmung veranlaßt hatte."

„Euer Ausmarsch mochte ihr leid thun," meinte Hilda.

„Vielleicht," entgegnete der Onkel mit halbem Lächeln. „Möglicherweise war die Verstimmung auch durch die Verlobung eines reichen Magnaten hervorgerufen, der seine Bewunderung für die schöne Julia ziemlich auffällig zur Schau getragen hatte; um so überraschender war es, als er zu jenem Feste an der Seite einer glückstrahlenden Braut erschien, der lieblichen Tochter einer Aristokraten.

Selbstverständlich bildete das große Ereigniß den Gesprächsstoff in allen Gruppen, auch an dem Tische, wo Julia mit einer ihrer Freundinnen inmitten einer fröhlichen Schar getreuer Verehrer thronte. ‚Ich würde den Grafen nur unter einer Bedingung genommen haben,' sagte jene Freundin, eine vorlaute, mir unangenehme Dame, ‚— er hätte mir seinen Vollbart opfern müssen. Sieht er doch aus, als trüge er die Perücke am Kinn.' Die Bemerkung war treffend, alle lachten, nur Julia entgegnete bitter: ‚Wie jung, wie naiv Du doch bist, wenn Du meinst, ein Mann sei zu solchem Opfer bereit! Keiner liebt stark genug, daß er auch nur ein Haar opferte.'

Stürmischer Widerspruch folgte diesen Worten; ein jeder beeilte sich, überzeugende Beweise seiner oder auch fremder Opferwilligkeit zu erzählen. Ich konnte nichts sagen; der herbe Ton in Julias Rede schnürte mir das Herz zusammen. Was mußte sie leiden, um so bitter zu urtheilen! Da blitzte ein Gedanke durch mein überspanntes Gehirn! Es sollte ihr eine Genugthuung werden — um jeden Preis. Ich schlich davon — und so rasch, als dies ein verschlafener Haarkünstler zu besorgen vermochte, ward die Idee zur That — der Stolz meiner zwanzig Jahre, mein Schnurrbart war gefallen."

„Ausgezeichnet! Glänzend! Famos!" riefen Brüder und Schwäger im Chor.

„Als ich klopfenden Herzens den Saal wieder betrat, stand Julia im Begriff, ihn zu verlassen; lachend und scherzend umringte sie die Schar der Getreuen. Ich drängte vor — das Knie beugend, überreichte ich ihr die nicht ganz gewöhnliche Siegestrophäe auf der Säbeltasche. Der Erfolg war ungeheuer. Man schrie, man johlte und tobte. Julia jedoch blickte stumm und sichtlich überrascht auf mich nieder. ‚Der ist wohl ein edler Ritter,' sagte sie mit bewegter Stimme. Mir tief in die Augen sehend, neigte sie sich erröthend langsam herab — und flüchtig berührte ihr Mund meine Stirn. Alsbald faßten mich die Kameraden, hoben mich auf ihre Schultern, und ich entkam ihnen erst, als Julia längst entschwunden war.

Am nächsten Morgen — der Rausch der Begeisterung lag mir noch in allen Gliedern — erhielt ich Botschaft von ihr, die Bitte, sie vor dem Abmarsch zu besuchen. Ob meine Füße wohl den Boden berührten, als ich damals zu ihr flog? Nie wieder im Leben war ich so selig und so befangen wie in jenem Augenblick, da ich vor ihr stand, und doch war es zum Scheiden. Ihre rosigen Finger befestigten ein Amulett an meinem Halse — ‚Es möge Sie beschützen,' flüsterte sie, ‚wie meine Gebete Sie begleiten!' Dann bat sie mich, ihr manchmal Nachricht zu geben. ‚Ich bin nicht gewillt, meinen ritterlichen jungen Freund sogleich aus den Augen zu verlieren, da ich ihn kaum gewonnen habe,' sagte sie mit schmerzlichem Lächeln — und ich war entlassen."

„Wie, so ohne weiteres? Ohne Abschiedskuß?" fragte Lothar, einigermaßen enttäuscht.

„Ich hatte kaum gewagt, ihre Fingerspitzen zu berühren, so hoheitsvoll stand sie vor mir — eine Königin, eine Gottheit in meinen Augen! Ueberdies, die ganze ‚Garde' war zu diesem Empfang mobil gemacht worden; ein halbes Dutzend, saßen sie da wie Spinnen! Im Kreuzfeuer dieser lauernden Blicke brachte ich keinen Laut aus der Kehle. Ohne Worte nahm ich Abschied; aber dann schrieb ich um so mehr auf dem Marsche, im Biwak, vor dem Feinde — überall fand ich Muße und ein Stückchen Papier, mein übervolles Herz, meine ganze Seele auszuschütten.

Nach Jahren habe ich diese Briefe wiedergelesen; da konnte ich mich nicht genug wundern, wie ich es vermocht hatte, einer Frau, mit welcher ich kaum einige Worte gewechselt, einer Unbekannten, ich möchte sagen einem Gebilde meiner Phantasie, so ohne weiteres mein geheimstes Denken zu enthüllen ..."

Photographie im Verlage der Photographiſchen Union in München.

Tagesneuigkeiten.

Nach einem Gemälde von Paul Weimar.

„Schade um die ſchöne Begeiſterung!“ brummte Auguſt.

„Schade, wahrhaftig!“ ſtimmte Onkel Chriſtian bei, „ſchade auch um all die Aufzeichnungen, die philoſophiſchen Betrachtungen, die ich — wie oft beim flackernden Scheine des Lagerfeuers! — für jene Unwürdige niederſchrieb, für jene falſchen Augen, die nichts darin zu leſen wußten als Fingerzeige, um ſich meiner vollends zu bemächtigen . . .“

„Aber ſie — Julia — ſie ſchrieb doch auch?“ rief Hilda geſpannt.

„Gewiß, ſie ſchrieb auch — flüchtige Antworten, meiſt in wenigen Zeilen, dennoch wahre Kabinettſtücke von Schlauheit und Koketterie, die nichts ſagten und doch genug errathen ließen, um meine Neigung ſtets neu anzufachen und mich zu rückhaltsloſem Ausſprechen zu ermuthigen.“

„Nun bin ich aber doch neugierig auf die dramatiſche Schürzung oder Löſung des Knotens!“ ſagte Edwin. „Ihr habt Euch hoffentlich wiedergeſehen?“

„Ja, nach qualvoll langer Zeit, nach einem Jahre haben wir uns wiedergeſehen, in Venedig, und zufällig, wie ich glaube. Mein Regiment verließ damals Italien mit der Beſtimmung, nach einer deutſchen Garniſon überzuſiedeln. Julia, noch immer ohne feſtes Engagement, ſchlug ſelbſt vor, wir ſollten uns während des Marſches irgendwo in Kärnten oder Steiermark begegnen. Freudig ſtimmte ich bei, ohne zunächſt eine nähere Nachricht zu erhalten. Eines Tages ſchloß ich mich einigen Kameraden an, die, eine kurze Raſt in Udine benutzend, nach der Lagunenſtadt hinüberfuhren. Im dortigen Theater ſpielte eine gute Truppe; die Gefährten wollten die Aufführung beſuchen, während ich es vorzog, den Mondſchein zu genießen. Träge blieb ich in der Gondel liegen, die uns zur Piazetta gebracht hatte. Es war eine jener bezaubernden Nächte, wie man ſie in Venedig erlebt — ringsum alles ſtill, nur ab und zu der leiſe Ruderſchlag eines vorbeigleitenden Schiffchens.

Plötzlich ward es laut oben auf der Piazetta; ich erkannte die Stimmen der Freunde — ſie riefen meinen Namen, doch ich rührte mich nicht.

Da ſchlug ein Laut, ein leiſes Lachen an mein Ohr und rüttelte mich auf. Mit einem Satze ſtand ich an der Treppe, auf deren oberſtem Abſatz jetzt eine Frauengeſtalt ſichtbar wurde. Julia war's! Sie ſchwebte die Stufen herab, bis ihre Hand meine Schulter berührte. ‚Mein edler Ritter!‘ hauchte ihr Mund, und wieder wie damals neigte ſie ſich langſam vor, mir tief ins Auge ſehend. Ich hatte ihre Hand erfaßt, und im Taumel des Augenblicks würde ich ſie wohl mit beiden Armen umfangen haben, wären die anderen nicht hinzugetreten, Madame Helonin und die Freunde. Dieſe hatten die beiden Frauen in einer Loge des Theaters entdeckt, und nach lebhafter Erkennungsſcene waren ſie gemeinſam ausgezogen, mich zu ſuchen. Nun blieben wir in der herrlichen Mondnacht auf dem Markusplatz beiſammen bis lange nach Mitternacht, aber zu einem ungeſtörten Geſpräch mit Julia ergab ſich keine Gelegenheit. Und ſchon am nächſten Morgen mußte geſchieden ſein! Doch es war ein fröhliches Scheiden, denn ich hatte berechtigte Hoffnung, daß wir uns in Bälde in Wien treffen würden. Julia hatte bereits ihren Vertrag mit einer Bühne dort unterzeichnet, und ich war dem Inhaber unſeres Regiments als Adjutant vorgeſchlagen, dem alten Fürſten J., der nur in der Reſidenz zu exiſtieren vermochte.

Dieſes unerwartete Wiederſehen in Venedig hinterließ bei mir ſehr getheilte Empfindungen. Es hatte mir zum Bewußtſein gebracht, wie fremd wir einander doch innerlich waren, Julia und ich, wie auch der rege Briefwechſel die Kluft keineswegs überbrückt hatte. Das betrübte mich. Andererſeits fühlte ich mit Befriedigung, daß wir in einer Beziehung die Rollen getauſcht hatten: ich hatte an Sicherheit des Auftretens gewonnen — wie ich meinte, auch an Beſonnenheit und Erfahrung — während ſie jetzt befangen mir gegenüberſtand, zaghaft und ſcheu, wie ich ſie früher nie geſehen hatte.“

„Ein Zeichen von echter Neigung,“ bemerkte Edwin.

„So deutete auch ich es; allein dem Jubel, der mich darob erfüllte, geſellte ſich eine unbeſtimmte Bangigkeit vor der Zukunft. Was ſollte werden? Seit der erneuten Begegnung ſchien Julia mir erſt recht unfaßbar — wie ein Phantom.

Ich holte ihre Briefe hervor, die ich all die Jahre gehütet hatte wie mein beſtes Kleinod; indeſſen als ich nun ihr Herz daraus ergründen wollte, wurde ich mit peinlichem Erſtaunen gewahr, daß ſie faſt nur abgebrauchte Redensarten enthielten. Da war von ‚Verwandtſchaft der Seelen‘ die Rede, von einer ‚Fügung des Himmels‘, die unſer Schickſal ‚für ewig zuſammengekettet‘, und dergleichen mehr. Aber nichts, nicht ein Wort, das mich auf ihr Gemüthsleben, ihre Lebensanſchauungen, auf ihr eigentlichſtes Weſen hätte ſchließen laſſen! Ach, erlaßt mir den Reſt — es iſt eine peinliche Erinnerung!“

Ein Murren ging durch die kleine Verſammlung. „Wir haben zuviel gehört, um auf den Reſt verzichten zu können,“ nahm Jette das Wort. „Wir wollen wiſſen, wie Du entkamſt . . .“

„Ich entkam eben nicht . . .“

„Wie, Onkel Chriſtian, Du entkamſt nicht?“

„Eigentlich nein, Leonore! Die Schlinge zog ſich unaufhaltſam zu — nur äußere Umſtände halfen dann, ſie zu löſen.“

„Wie kam das? O bitte, erzähle!“

„So hört denn! Nachdem ich glücklich als Adjutant in Wien eingetroffen war und ſo die Möglichkeit hatte, Julia häufig zu ſehen, rechnete ich auf einen ehrlichen unbehinderten Gedankenaustauſch; denn gottlob, die ‚Garde‘ war entlaſſen, und Madame nahm es mit der Pflicht des Hütens auch leichter als vor Jahren. Allein nun begann erſt meine Qual.

Ich liebte Julia, glaubte auch an ihre Neigung, und doch mußte ich ſchmerzlich jedes Vertrauen ihrerſeits vermiſſen, jedes aufrichtige verſtändige Eingehen auf meine Eigenart, was mir unumgänglich nöthig ſchien, um unſere Beziehungen wirklich innig zu geſtalten.

Bald wußte ich, daß ſie keineswegs dem Ideal entſprach, das ich von meiner Lebensgefährtin im Herzen trug. Ihre Unaufrichtigkeit verletzte mich aufs empfindlichſte, auch andere Charakterzüge mißfielen mir und beunruhigten mich. Noch maß ich alle Schuld dem böſen Einfluß von Madame Helonin zu, deren gemeine Natur ſich allmählich mit Behagen enthüllte. Sie ließ es Julia entgelten, daß deren Talent in Wien keine Anerkennung fand; ihre Verſtimmung und Streitſucht ſchufen eine ſchwüle Luft in dem öden Heim der beiden Frauen. Zudem nahm Julias Reizbarkeit zu mit ihren Mißerfolgen. Trotzdem ſah ich mit offenen Augen zu, wie die Maſchen des Netzes der intriguanten Frau ſich enger und enger um mein Haupt zuſammenzogen. Es fehlte mir an Muth, an entſchloſſener Ueberzeugung, um der Gefahr rechtzeitig zu entfliehen. — Du zuckſt verächtlich die Achſel, Edwin? Was willſt Du Freund! Ich liebte und wähnte mich wieder geliebt!

Eines Tages kam ich unerwartet in die Wohnung Julias und wurde Zeuge eines widerlichen Streites zwiſchen den beiden Frauen. Bevor ſie auf meinen Zuruf acht gaben, hatte ich Vorwürfe, Schmähungen und Ausdrücke vernommen, wie ſie einer feinfühligen Natur völlig unwürdig waren. Madame Helonin tobte, und als ſie mich erblickte, kehrte ſich ihre Wuth alsbald gegen mich.

‚Sie ſind ſchuld, Sie allein, an der Undankbarkeit dieſer Kröte!‘ ſchrie ſie. ‚Sie will jetzt ihre eigenen Wege gehen, ſie wird ſchon ſehen, wo das endet und wie ihr edler Ritter ſie in der Patſche ſtecken läßt. Was wollen Sie eigentlich von ihr? Sie haben ihr Herz geraubt, ihr Talent iſt gelähmt durch dieſe blöde Liebe — nun, und was ſoll's?‘ Ich ſtand ſtarr vor dieſem wilden Ausbruch häßlicher Wuth, da warf ſich Julia an meine Bruſt. ‚Retten Sie mich — errette mich von dieſem Dämon!‘ flehte ſie. Das entſchied.

Noch am ſelben Abend reiſte ich nach Prag, um die Einwilligung meiner Eltern zu erflehen.“

„Herrje! Soweit iſt es gekommen?“

„Nein, gottlob — es kam doch nicht ſoweit; dieſer Schlag ſollte meinem armen Vater erſpart bleiben, um einen ſchweren Preis allerdings — ſeine Erkrankung band mir die Zunge. Dennoch ſage ich ‚gottlob!‘ Denn in jenen bangen Tagen, welche ich mit meiner Mutter in ſchwerem Kummer an ſeinem Krankenlager verbrachte, erfuhr ich erſt recht, wie ſehr das Herz des ſtrengen Mannes an mir hing, welche Hoffnungen er in meine Zukunft ſetzte; und ich ſah wohl ein, daß ſein hochmüthiger ſtarrer Sinn nie einwilligen würde, ſich dieſe Tochter zuführen zu laſſen. Und war denn Julia deſſen auch würdig? Wieder und wieder trat dieſe Frage in der troſtloſen Stille jener Tage vor mein inneres Auge, und ich wagte nicht, ſie zu bejahen. Des Vaters Geiſt blieb umnachtet, ſelbſt als endlich Beſſerung des körperlichen

Befindens eintrat; unverrichteter Sache kehrte ich nach Wien zurück und wurde von Julia nicht eben freundlich empfangen.

Mittlerweile hatte ich meine Volljährigkeit erreicht. Der erste Akt, durch welchen ich meine Selbständigkeit bethätigte, war — eine bedeutende Wechselschuld einzugehen. Ja, wundert Euch nur! Das sieht dem alten pedantischen Onkel nicht ähnlich, nicht wahr? Allein ich wollte um jeden Preis Julia eine unabhängige Stellung schaffen, damit sie sich von der Bühne und der Bevormundung von Madame Helonin losmachen könnte; ich hoffte alles, eine völlige Umgestaltung ihres Wesens von dieser doppelten Befreiung. Das arme gequälte Mädchen hatte mir eingestanden, daß die Erkenntniß ihrer Talentlosigkeit ebenso theil habe an ihrer Verstimmung wie Madame Helonins Tyrannei.

Meine Absicht ging dahin, Julia in eine jährliche Rente einzukaufen und ihr so für alle Fälle ein anständiges Einkommen zu sichern. Merkwürdigerweise stieß ich damit auf Hindernisse bei den Frauen — die nöthigen Schriftstücke waren nicht aufzutreiben. Da es sich zunächst um Julias Taufschein handelte, glaubte ich zuerst an ein Widerstreben ihrer weiblichen Eitelkeit; schließlich besann ich mich auf jene Gerüchte, die seinerzeit über Julias Herkunft umgegangen waren, und wandte mich an Madame Helonin. Die leeren Ausflüchte dieses Weibes und Julias Verwirrung bestärkten meine Ueberzeugung, daß sie mir etwas verheimlichten. Madame zeterte gegen die Leibrente, sie wollte das Kapital in ihre Gewalt bekommen; davon konnte selbstverständlich nicht die Rede sein.

Diese Angelegenheit und der Umstand, daß ich eine öffentliche Verlobung während meines Vaters Krankheit rundweg verweigerte, hatten eine böse Spannung in unsere Beziehungen gebracht. Julia grollte, und ich verhehlte ihr nicht, daß ich erwartet hätte, in meinen Bemühungen um ihre Zukunft besser von ihr unterstützt zu werden.

So stand es um uns, als der Tod meines armen Vaters mich wieder nach Prag berief — diesmal zu langem Aufenthalt. Als einzigem Sohne lag mir die Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten ob, wodurch ich in Prag und auf unserer Besitzung zurückgehalten wurde.

Es war im Frühjahr 1851, als ich nach Hartenberg ging, nun der ‚neue Herr'. Die Beamten hatten mir einen feierlichen Empfang bereitet und erwarteten meine Ankunft an der Freitreppe im Schloßhof. Es waren meist alte treue Diener meines Vaters, die ich seit früher Jugend kannte; nur ein fremdes Gesicht fiel mir auf, das des neuen Oberförsters. Es fiel mir besonders auf — durch eine Aehnlichkeit mit Julia: helle Augen blickten von unten durch dunkle lange Wimpern. Ich frug nach seinem Namen — Theobald Fischer. Julias Familiennamen hatte allerdings einen polnischen Klang, doch nahm ich mir vor, gelegentlich nach etwaigen Angehörigen des Oberförsters zu forschen.

An einem der nächsten Tage wanderte ich nach dem Forsthaus; die Thür stand offen, ich trat ein, mußte aber bis zur Küche vordringen, um auf ein menschliches Wesen zu stoßen. Dort hantierte am Herdfeuer mit Pfanne und Kochlöffel ein ältliches hageres Frauenzimmer, in welchem ich sofort eine von Julias Anstandsdamen aus dem ‚Corps der Rache' erkannte. Sie hieß mich in die Stube treten, der Bruder müsse jeden Augenblick kommen. ‚Sie sind des Försters Schwester?' fragte ich. ‚Ich glaube, Sie vor Jahren in C. gesehen zu haben . . .' ‚Also haben mich Euer Gnaden doch erkannt?' rief sie. ‚Ich hab' mir's gleich gedacht und hab' zum Theobald gesagt: gieb acht! hab' ich gesagt, der gnädige Herr wird kommen, nach dem Julerl zu fragen. Ja, aber leider weiß ich nichts von ihr, seit wir in München auseinander gegangen sind. Ich denke, sie wird wohl den amerikanischen Zahnarzt geheirathet haben, mit dem sie damals halb und halb verlobt war . . .'

Mein lautes heiseres Lachen, über welches ich ebenso erschrak wie die weiland Anstandsdame, unterbrach den Redeschwall, doch nur für Sekunden.

‚Der Theobald ist nur mein Stiefbruder, denn ich und die Schwestern sind von der ersten Ehe des Vaters, nur der Theobald und das Julerl sind die Kinder von der Stiefmutter — Euer Gnaden wissen, von der Madame Helonin, der zweiten Frau vom Vater . . .'

‚Wie, was?' schrie ich, durch diese Nachricht um alle Fassung gebracht. ‚Madame Helonin Julias Mutter?'

‚Ja freilich, sie ist die rechte Mutter des Julerl. Sie war Bonne bei der Herrschaft, wo mein Vater Portier war, und wie die Mutter — die erste Mutter — gestorben ist . . .' so plapperte das Geschöpf noch endlos weiter, aber ich hörte nichts mehr. In meinen Ohren toste es, ich rang nach Athem. Julia die Tochter jenes Weibes! In welches Gewebe von Lügen war ich gerathen! Wie hatte sich mein geheimes Mißtrauen nur allzugut bewahrheitet!

‚Also Julia ist — Ihre Schwester? Und heißt?'

‚Meine Stiefschwester, sozusagen,' erwiderte die Anstandsdame, ‚und heißt Fischer natürlich. Aber der Name war halt nicht schön genug fürs Julerl; es war überhaupt nie was schön genug für sie, und wir haben's ihr auch vergönnt — die Bildung, die feinen Hände, den schönen Namen — alles! Sie war ja unser Augapfel von klein auf, gar so schön und fein! Aber wir haben gesagt, die Schwestern und ich, wenn wir schon unser Geld hergeben für die höhere theatralische Ausbildung des Julerl, wollen wir auch dabei sein, wenn sie ihr Glück macht; und mit gegangen sind wir auf die Kunstreisen, die Schwestern und ich! Das Glück hat sich aber nicht so leicht einfangen lassen, wie wir geglaubt haben; der ungarische Graf, dem wir nachgereist sind, ist uns ausgekommen, und daß es bei Euer Gnaden bald verrauchen wird, bei dem Altersunterschied — das hab' ich gleich gesagt, trotz der schönen Briefe . . .'

Mit einem gebieterischen ‚Genug!' hemmte ich das athemlose Geschwätz. ‚Sind Sie ganz sicher — können Sie beschwören, daß Helonin nicht der richtige Name jener Frau ist?'

‚Aber gewiß, Euer Gnaden, wir haben ja doch die Unterschrift auf den Quittungen von der Stiefmutter: Adele Fischer, geborene Helonin. Der Theobald kann es Euer Gnaden zeigen. Und wenn Euer Gnaden vom Julerl noch etwas wissen wollen . . .'

Nein, ich wollte nichts mehr wissen, gar nichts!

In das tiefste Waldesdickicht trug ich meinen Schmerz, meinen Zorn über diese Erbärmlichkeit und das Gefühl meiner Erniedrigung. Die elende Komödiantin! Endlich beschloß ich, Julia in einem Briefe über das Lügengewebe, in das sie sich verstrickt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Ihre Antwort war — die Rücksendung meiner Briefe und des Verlobungsringes. Ich athmete auf! Bald folgte eine unverschämte Epistel von Madame Helonin: ich müsse längst um das Allerweltsgeheimniß des veränderten Namens gewußt haben, es sei Heuchelei, wenn ich jetzt den Ueberraschten spiele, eine Finte, um mein Wort und mein Geldgeschenk zurückzuziehen; sie habe längst bemerkt, daß mich die Verlobung reue u. s. w. Die schlaue Frau erreichte mit dieser Anklage, was sie zunächst wünschte; noch am selben Tage erhielt mein Bankier die Weisung, die bei ihm hinterlegte Summe als Schenkung an Fräulein Julia Fischer zu übermitteln. Weder Name noch Alter ergaben diesmal Schwierigkeiten bei Erledigung der Formalitäten. Unter anderem erfuhr ich bei dieser Gelegenheit eine bezeichnende Thatsache. Veranlaßt durch irgend einen Formfehler beim Ausstellen des Wechsels, hatte mein Gläubiger die Schuld zur Kenntniß des Obersten gebracht; im Regiment verbreitete sich das Gerücht meines finanziellen Ruins. Einer meiner Freunde, der um meine Beziehungen zu Julia wußte, fand es angezeigt, dieser die schlimme Kunde mitzutheilen. In der ersten Bestürzung verriethen ihm die Frauen ihre Absicht, die Verlobung zu lösen."

„Und Dich zu erlösen," rief Jette.

„Wahrhaft frei fühlte ich mich erst, als ich nach einigen Wochen eine Verlobungsanzeige von Julia erhielt — ein alter Hofrath war schließlich in dem Netze hängen geblieben."

Onkel Christian schwieg erschöpft und lehnte sich in seinen Armstuhl zurück, ohne den erregten Reden der Brüder und Schwäger Gehör zu schenken. Unterdessen war es völlig finster geworden; ich erhob mich, um für Licht zu sorgen, und während man mit den Lampen ab und zu ging, löste sich die Gruppe, die sich um den Kamin geschart hatte; nur die Schwestern wollten nicht weichen.

„Hast Du damals schon den Dienst quittiert?" fragte Jette, um den Onkel wieder ins alte Fahrwasser zu bringen.

„Nein," entgegnete er. „Damals ließ ich mich nach Böhmen versetzen, um in der Nähe meiner Mutter zu bleiben, deren Gesundheit angegriffen war."

„Sie wohnte wohl in Hartenberg?"

„In den ersten Jahren nach meines Vaters Tod hielt Elisabeths Erziehung sie noch in Prag zurück, später bewohnte sie ihr Landhaus . . ."

„Ich weiß, Elfenheim, wo Papas Hochzeit in aller Stille gefeiert wurde. Nicht wahr, Onkel?“

„Richtig, Leonore! Du erinnerst Dich also noch? In Elfenheim hausten Mutter und Schwestern in großer Abgeschiedenheit; ich ermöglichte es, dort ein häufiger Gast zu sein. Es war ein gar trautes stilles Heim, sehr verschieden von dem großen geräuschvoll gastlichen Hause, das ich aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte.“

„Und dann? Was geschah dann?“ forschte Schwester Hilda.

„Es läßt sich nichts erzählen von den Jahren, die nun folgten, Hilda; ereignißlos löste eines das andere ab. Ich lebte ein stilles Leben. Mit dem Tode meines Vaters war mir ein reiches Maß von Pflichten und Sorgen geworden. Ich hatte abgeschlossen mit der Jugend und ihren Tollheiten und rang nach Klarheit, nach ruhiger Auffassung des Lebens, griff zu ernsten Büchern, versenkte mich namentlich in geschichtliche Studien, und lautlos glitten darüber die Jahre hin. Doch — was erzähle ich Euch da,“ unterbrach sich der Onkel plötzlich. „Verzeiht, ich bin weitschweifig geworden! Meine Entwicklungsgeschichte kann Euch nicht interessieren.“

„Doch, doch!“ rief Philipp, der hinzugetreten war. „Einleitung zu ‚Fall fünf‘!“

„‚Fall fünf‘!“ murmelte der Onkel. „Arme Maria Pia! Es ist Entweihung, die Erinnerung an Dich mit einer Nummer ins Gedächtniß zurückzurufen . . .“

„Lauter, Onkel! Wir verstehen Dich nicht!“

„Jetzt ist's genug, Kinder! Ich habe mich verleiten lassen, Euch einige Geschichten aus meiner Jugend zu erzählen, schon das war zu viel . . .“

„Ach nein, nein — wir wollen mehr hören!“

„Es ist genug, und jetzt — basta! Jette braut mir wohl eine Tasse ihres köstlichen Thees — ich höre bedeutungsvolles Geklapper.“

Sie sahen, daß Onkel Christian entschlossen war, ihre Neugierde nicht weiter zu befriedigen; Jette eilte an den Theetisch, die anderen verloren sich allmählich; bald vernahm ich aus der Ferne das Rollen der Billardkugeln. Nur ich, ich saß wie festgebannt am Kamin und unwillkürlich folgte mein Auge den Blicken des Onkels, die wehmüthig ferne Bilder zu schauen schienen.

„Maria Pia!“ sprach ich vor mich hin, „wer war Maria Pia? Willst Du auch mir allein nicht weiter erzählen? Bist Du wirklich zu müde? Ach, bitte, lieber Onkel!“

Onkel Christian sah mich lange prüfend an. Und langsam, mit gedämpfter Stimme nahm er den Faden wieder auf.

„Maria Pia war eine Schulfreundin meiner Schwestern, die Tochter eines höheren Beamten, der sich aus der Welt, die seinem Verständniß entwachsen war, in die Tiroler Berge geflüchtet hatte — nach Meran, wo ich Vater und Tochter kennenlernte. Sie hieß Maria; doch in dem Kloster, in dem sie erzogen wurde und wo es der Marien viele gab, hatte man sie ‚Pia‘ zubenannt, und diese Bezeichnung, die so gut zu ihrem Wesen paßte, blieb ihr fürs Leben. Sie war ein blondes schlankes Geschöpf, mit feinen durchgeistigten Zügen. Und sie hatte Deine Augen, Lore, Deine freundlichen klugen veilchenblauen Augen.“

Er schwieg, indem er mich sinnend betrachtete, als wünsche er die Aehnlichkeit neuerdings festzustellen.

„Pia!“ sagte ich, „das heißt doch die ‚Fromme‘? War sie sehr fromm?“

„Ihr ganzes Sein war von ernster Gläubigkeit durchströmt, aber ihr Wesen war deshalb kein enges. Sie begeisterte sich für alles Schöne und zeigte in ihrer schlichten selbstlosen Art allen Menschen ein warmes liebendes Herz.

Daß wir uns gut wurden — ich weiß nicht, wie das kam! Aber es kam so selbstverständlich, als könne es eben nicht anders sein. In den ersten Tagen, als ich meiner Liebe gewiß wurde, wagte ich nicht, an die Möglichkeit von Pias Neigung zu glauben, ich fühlte einen Abgrund zwischen mir und diesem Engel. Sie selbst überbrückte ihn. ‚Da wir uns lieben‘ — sagte sie schlicht und ließ mir die Hand, die ich stammelnd und zögernd ergriffen hatte. Es war unter den großen Kastanien auf dem Wege nach Schönna — noch sehe ich das sonnige lachende Bild zu unseren Füßen. Pia und ich waren hinter den anderen zurückgeblieben —“

„Onkel,“ unterbrach ich ihn, „welche anderen? Und wie kam es, daß Du in Meran warst?“

„Wie zerstreut ich bin — damit hätte ich ja beginnen sollen! Die Aerzte hatten verordnet, daß meine Mutter den Winter in einem milden Klima zubringen solle, und gern willfahrte ich ihrem Wunsche, einen längeren Urlaub in ihrer Gesellschaft in dem gottbegnadeten Meran zu verbringen. Meine Schwestern wußten, daß sie ihre Freundin Pia dort finden würden. Mit Rücksicht darauf war die Wohnung gewählt — ihres Vaters Garten berührte den unseren.

Pia und ich verkehrten alsbald mit der größten Ungezwungenheit, was ihrem schlichten geraden Wesen in allen Fällen am besten entsprach. Sie plauderte gern und gut; doch nahm ein Gespräch mit ihr sofort eine ernstere Färbung an. Sie plauderte eben wie ein kluges Menschenkind, das selbst Antwort finden muß auf die Fragen und Zweifel, die sich ihm aufdrängen, und das froh die Gelegenheit ergreift, in dem Austausch mit Gleichgesinnten die Ansichten, die es in der Einsamkeit gewonnen hat, zu begründen und zu vertiefen. Wir waren nicht immer gleicher Meinung, Pia fand mein Urtheil mitunter zu schroff, zu hart. ‚Sie sehen eben mit dunklen Augen, ich mit blauen,‘ pflegte sie scherzend zu sagen, ‚im Grunde sehen wir doch beide dasselbe.‘

So, sorglos und frohen Muthes, durchwanderten wir Hand in Hand die herrliche Umgebung Merans. Und Pia, die kundige Führerin, verstand es, die Ruinen und Felsen beredt, Sage und Geschichte zur lebendigen Gegenwart zu machen! Ach — daß dieser sonnige Winter ein Ende nehmen mußte! Im Frühling sollte ich wieder zum Regiment. Vor meiner Abreise feierten wir die Verlobung. Die Unsrigen waren es zufrieden.

Da fiel der erste Tropfen Wermuth in den vollen Becher des Glückes. Der Arzt warnte Pias Vater; er glaubte, eine ernste Lungenkrankheit bei ihr entdeckt zu haben. So übertrieben mir auch seine Befürchtungen schienen, Pia und ich mußten uns den Wünschen des Vaters fügen und die Ausführung unserer Pläne auf Jahresfrist hinausschieben.“

„Aber der Arzt irrte?“

„Er irrte nicht! Wie ich später erfuhr, war Pias Mutter einer Lungenkrankheit erlegen. Der Blick des Arztes hatte nur zu richtig gesehen. Als ich im Herbste wiederkehrte, fand ich Pia so schwach, daß sie den Rollstuhl kaum mehr verlassen konnte. Das Uebel war entsetzlich rasch vorgeschritten. Doch, so hinfällig auch ihr Körper war, ihr Geist war reger denn je, ihre gleichmäßige liebenswürdige Heiterkeit unverändert. Nach wie vor liebte sie es, die Ereignisse des Tages, große wie kleine, zum Gegenstand der Erörterung zu machen, den Widerspruch förmlich herausfordernd, aber gar freundlich und anmuthig; sie führte die Waffen, um alle Welt für ihre Milde, ihr unerschöpfliches Wohlwollen zu gewinnen. So waren denn auch diese letzten Tage und Wochen, an welchen ich ihr Hinwelken von Stunde zu Stunde beobachten konnte, nicht ohne eigenthümliche Schönheit, schön trotz Bangigkeit und Trauer.

Der milde Winter erlaubte es, die Kranke beinahe täglich einige Stunden ins Freie zu bringen. Da saßen wir in dem sonnigen Gärtchen, oder ich rollte Pia in ihrem Krankenwagen an die Punkte in der Nähe, die sie liebte. Immer und immer wieder freute sie sich der schönen Bilder, der Sonne, der zauberischen Beleuchtung, und immer wieder strömte ihr Herz über von Dank für soviel Herrlichkeit, soviel Glück! Sie — so schön, so jung — und sterbend!“

„Sie ahnte wohl nicht . . .“

„So meinten wir auch. Doch ich glaube, sie war sich der Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes längst bewußt. Eines Tages sprach sie es aus. Der Sohn des Gärtners, ein widerhaariger junger Bursche, sollte für irgend ein Vergehen hart bestraft werden — viel zu hart nach Pias Ansicht; mit Mühe gelang es mir, einen milderen Urtheilsspruch für den jungen Menschen zu erbetteln; und da Pia sich so lebhaft für die Sache interessierte, mag ich den Bericht über den Verlauf wohl etwas aufgebauscht haben. Leuchtenden Auges lauschte sie, und bevor ich es hindern konnte, hatte sie meine Hand, die in der ihren lag, an ihre Lippen gezogen. ‚O — Pia!‘ rief ich beschämt und gerührt, ‚ist es nicht Dein Einfluß, daß ich so gehandelt habe, daß ich milde und duldsam geworden bin!‘

‚Wenn es so ist, mein Freund, so laß diesen Einfluß mein Vermächtniß sein,‘ sprach sie leise und schloß die Augen. Doch unter der geschlossenen Wimper perlte eine Thräne hervor. Ich war tief bewegt und keines Wortes mächtig. Nach einer Pause fuhr sie fort: ‚Glaube, Freund, es ist besser so! Wolltest Du doch davon

überzeugt sein, mein Geliebter! Denn, siehst Du, eine kränkliche Frau hätte Deinen Lebensmuth gebrochen, und Du hast noch gar lange zu leben. Deshalb — nicht wahr, mein Freund, Du wirst Deine Trauer mäßigen, so lieb Du mich auch hast, und wirst Dich den Herrlichkeiten des Lebens nicht verschließen? Mein Bild und, so hoffe ich, mein Vermächtniß werden dennoch stets mit Dir gehen!"

Und Pia hat sich mit den letzten Worten nicht getäuscht; die Selbstlosigkeit ihrer Liebe bis zum letzten Athemzug, der Adel ihrer Gesinnung — sie sind mir ein wirkliches Vermächtniß geworden, das mir mehr und mehr zu eigen wurde. Und so ist sie mein geblieben, die allzufrüh Heimgegangene!"

„Armer Onkel!" rief ich, als ich der Rührung Herr geworden war, „welch' unersetzlicher Verlust!" (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein fürstliches Ehejubiläum. (Zu den Bildnissen S. 293.) Am 3. Mai dieses Jahres sind 50 Jahre verflossen, seit der damalige Prinz Ernst von Sachsen-Coburg der ältesten Tochter des badischen Großherzogs Leopold, der jugendschönen Prinzessin Alexandrine, die Hand zum Bunde für das Leben reichte. Wie dem Paare selbst, so gereichte auch dem Lande diese Verbindung zum Segen. Die gütige, allzeit hilfsbereite Fürstin fand schnell den Weg zu den Herzen ihrer Landeskinder, und ihr schlichtes Wesen errang ihr eine Beliebtheit, die ebenso der Frau wie der Fürstin galt. Getragen von der Liebe ihres Volks haben beide in diesen ersten Maitagen das Fest ihrer Goldenen Hochzeit begangen, und wenn den Lesern der „Gartenlaube" auch der Herzog Ernst längst kein Fremder mehr ist, so möchte sie doch bei solch menschlich schöner Feier es nicht unterlassen, sein Bild aufs neue wachzurufen und seiner Verdienste zu gedenken, welche er sich nicht bloß um sein Land, sondern um das ganze deutsche Volk erworben hat.

Nachdem der Prinz am 29. Januar 1844 als Ernst II. den Thron bestiegen hatte, zögerte er nicht, in der Verwaltung und Verfassung seiner Länder den fortgeschrittenen Ansprüchen an die Formen des staatlichen Lebens gerecht zu werden. Weit über die Grenzen des Herzogthums hinaus aber greift die Bedeutung, welche der nationalgesinnte Fürst durch seine hochherzige Förderung der deutschen Einheitsbestrebungen gewann.

Schon früh bekannte sich der Herzog zu der Ueberzeugung, daß die Einigung Deutschlands nur unter der Führung Preußens erreicht werden könne, und in Denkschriften und Briefen wies er die leitenden Kreise in Preußen auf die nationale Aufgabe des Hohenzollernstaates hin. Nachdem das Erfurter Parlament, welches die deutsche Verfassungsfrage ihrer Lösung nahe gebracht hatte, durch die bundesstaatlichen Regierungen geschlossen worden war, vertrat Herzog Ernst den Gedanken, durch Berufung eines Fürstenkongresses die Schwierigkeiten der deutschen Einigung zu überwinden, und er verstand es, Friedrich Wilhelm IV. für seinen Plan zu gewinnen. Am 7. Mai 1850 traten denn auch die Bundesfürsten zu den wichtigen Berathungen in Berlin zusammen. Herzog Ernst übernahm den Vorsitz und leitete die Verhandlungen, die mit der Einigung über alle Hauptpunkte und zugleich mit der Einwilligung zur erneuten Berufung des Parlaments endigten. Inzwischen aber war Friedrich Wilhelm IV. wieder anderen Sinnes geworden. In der Rede, mit welcher er den Fürstentag schloß, erwähnte der König weder die Berufung des Parlaments noch die Annahme der Verfassung. Noch am Ende desselben Jahres folgte Preußens Gang nach Olmütz, seine tiefe Demüthigung vor Oesterreich und Rußland. Die preußische Politik hatte damit alles Vertrauen bei den deutschen Fürsten und Völkern verscherzt.

Mit dieser schwächlichen Nachgiebigkeit gegenüber dem Ausland verband die preußische Regierung eine eifrige Unterdrückung aller auf Einigung der Nation und Reichsverfassung abzielenden Bestrebungen. Viele der Gemaßregelten fanden in Coburg-Gotha eine Zuflucht.

Die zerstreuten und vielfach durch reaktionäre Verfolgungen bedrückten nationalen Elemente suchte Herzog Ernst zu wirksamer Thätigkeit zusammenzufassen durch Gründung eines litterarisch-politischen Bundes, dessen Ziele hauptsächlich die Vertretung des Einheitsgedankens in der Presse und die Hebung des Sinns für den Konstitutionalismus waren. Bald konnte der Preßausschuß dieser Vereinigung, von dem polizeilich verfolgten Gustav Freytag und von Max Duncker geleitet, eine Zeitungskorrespondenz herausgeben, welche bei den öffentlichen Blättern schnell großes Ansehen errang. Der Same, der hier gesät worden war, ging auf in dem berühmten „Nationalverein", der sich ebenfalls der lebhaften Förderung durch Herzog Ernst zu erfreuen hatte und der in der inneren Entwicklung unserer deutschen Geschichte eine so wesentliche Rolle zu spielen berufen war. — In allen diesen Bestrebungen drückte sich das volle Vertrauen aus, welches der Herzog dem erstarkenden deutschen Bürgerthum entgegenbrachte, und zugleich das damals nicht allzu häufige Verständniß, mit dem er die Wünsche des Volkes nach einer Betheiligung am staatlichen Leben als berechtigte und keineswegs fürstenfeindliche erkannte. Er wußte vielmehr, daß gerade dieses vielfach mit Mißtrauen betrachtete Bürgerthum den Boden bilden mußte, auf dem die Einigung erwachsen würde.

In dieser Erkenntniß stand Ernst II. auch den Vereinen der Turner und Sänger freundlich gegenüber, in dieser Erkenntniß ehrte er auch die zu jener Zeit sehr volksthümliche Schützensache dadurch, daß er das Präsidium des 1861 zu Gotha gegründeten Schützenbundes bereitwillig übernahm. Wie sehr man ihm dafür Dank wußte, das zeigte sich, als er im Jahre 1862 das Frankfurter Schützenfest besuchte: da wurde er von 12 000 deutschen Männern aus allen Gauen des Vaterlandes mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt.

Wenn auch die Einigung Deutschlands später auf anderem Wege, durch „Blut und Eisen" erfolgte — ihre Vorbereitung fand sie und ihren geistigen Sieg erfocht sie doch durch jene begeisterten Kreise, die in Herzog Ernst einen zielbewußten Führer sahen!

Der Fürst hat es selbst ausgesprochen, daß die Verbreitung des Nationalgedankens unter den weitesten Volkskreisen wesentlich dazu beigetragen habe, nach dem Kriege von 1866 so schnell allen Zwist und Hader zwischen Nord und Süd vergessen zu lassen und — fügen wir hinzu — bei der Aufrichtung des Kaiserthums jene Begeisterung jenseit und diesseit des Mains zu entflammen, die sich in den Tagen der Kaiserproklamation zu Versailles überall kundgab.

A. Berger-Coburg.

Eine Markgräflerin.

Eine Markgräflerin. (Mit Abbildung.) Eine Landsmännin des gemüthreichen alemannischen Dichters Johann Peter Hebel sehen wir auf unserem Bilde vor uns, ein Mädchen aus dem gesegneten Landstrich zwischen Basel und dem badischen Städtchen Staufen, wo es neben einem Weine, der „wie Baumöl igoht" (eingeht), auch noch

„Richi Herre, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet"

giebt. Die, welche unser Bild darstellt, ist eine dieser „Jumpfere" (Jungfern, Mädchen) und zwar „Eini, wo si cha sehe lo" (eine, die sich sehen lassen kann). Heute hat sie sich aber auch ganz besonders hübsch gemacht, denn es ist Sonntag, und darum hat sie die gewöhnliche Werktagstracht mit einem Rock von feinem Tuch, das bunte, von der Großmutter ererbte „zwänzig Elle lange Mailänder Halstuech" mit einem Spitzentuch vertauscht und eine „Chappe" (Kappe, Mütze) mit besonders langen, mit Seidefranzen besetzten Flügeln aufgesetzt. Auch ein nagelneues seidenes „Fürtuech" (Schürze) hat sie angelegt, denn — man sieht's ihr recht gut an — sie will gefallen, wenigstens ihm, dem „Friedli" (Friedrich), der ihr zum Kirchgang das Röslein geschenkt hat, welches sie noch in der Hand hält.

Und was sie beabsichtigt, wird sie wohl mit leichter Mühe erreichen: der Friedli müßte ja „ein Klotz" sein, wenn ihm das hübsche „Maidli" nicht gefiele. Wir brauchen uns deshalb wohl keine Sorgen zu machen!

Ein Zug aus dem Leben der Papageien. Wilhelm Junker, der berühmte Afrikaforscher, den uns die Influenza im Alter von 51 Jahren am 13. Februar 1892 entrissen, pflegte auf seinen Reisen im Dunklen Welttheil bei verschiedenen Negerfürsten für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen, um Land und Leute besser kennenzulernen. In diesen Quartieren richtete er regelmäßig auch kleine Menagerien ein, um neben Menschenbeobachtungen auch Thierstudien anstellen zu können. Sein großes Reise

Digitized by Google

werk enthält darum eine Fülle trefflicher Skizzen aus dem Leben der afrikanischen Thierwelt.

Als Junker einmal bei dem Negerfürsten Semio weilte, befand sich in seiner Menagerie ein Pärchen rothgeschwänzter grauer Papageien. Die Anhänglichkeit der Vögel aneinander war wahrhaft rührend, sie gebärdeten sich bei ihren Liebkosungen und Spielen recht wie ein zärtliches Paar. Mit dem gewaltigen Schnabel, der sonst eine gefährliche Waffe ist, suchten sie sich scherzweise zu fassen, wobei sie die größte Behutsamkeit entfalteten, um sich nicht weh zu thun. Dann wieder legte sich das eine auf die Seite oder auf den Rücken und ließ sich vom Gefährten schaukeln und rollen, was es durch Liebkosungen erwiderte. Leider wurde das Paar von einem tragischen Ende ereilt. Man pflegte nämlich die Vögel oft unter den Palmen auf eine Querstange zu setzen, von der sie nach Belieben herabkletterten oder -flatterten. Einst, als ihre Flügel eben frisch gestutzt waren, mochte das Männchen wohl unbedacht zu Boden geflattert sein und sich beim Aufschlagen auf die Erde innerlich verletzt haben, denn es entleerte gleich darauf blutige Flüssigkeit aus dem Schnabel. Junker brachte es in seine Wohnung, und dort lag es nun bald auf der einen, bald auf der andern Seite, immer die Lage des Kopfes wechselnd, aber an die Stelle gebannt, bis es nach etwa einer Stunde mit ausgebreiteten Flügeln verendete. Gleich nachdem Junker das Männchen zu sich genommen hatte, kam auch das Weibchen herbeigetrabt. Es benahm sich nun höchst sonderbar. Es begann alle Bewegungen des kranken Gefährten genau nachzuahmen. Es kauerte sich in einiger Entfernung von dem Sterbenden ebenso nieder, wechselte gleichzeitig mit ihm die Lage, seufzte, legte das Köpfchen nach rechts und links, kurz, es gebärdete sich vollständig, als wäre es auf dieselbe Weise verunglückt.

Das Erstaunen Junkers ging aber bald in Rührung über. Der Paroxismus von Nachahmungstrieb dauerte nämlich fort und blieb nicht ohne Folgen für den Organismus des kleinen Geschöpfes. „Der Schmerz, den es empfand," berichtet Junker, „oder irgendwelche andre räthselhafte Einflüsse bewirkten bei ihm so eingreifende Funktionsstörungen, daß es schon in der ersten Trauer um den Verlust des Lebensgefährten ein jähes Ende fand. Ohne der Gefahr zu achten, kam es dem Feuer allmählich so nahe, daß ich es schließlich davon entfernen mußte. Aber es war nun aus mit ihm, es rührte selbst die liebste Nahrung nicht mehr an, und kaum zwanzig Minuten nach dem Verenden des Männchens war auch das Weibchen tot. Was soll man zu solchen keineswegs vereinzelten Fällen sagen? Welchen Namen soll man dem Räthsel geben? Nachahmungstrieb, Instinkt oder Seele, Liebesgram — in der kleinen Brust des kleinen grauen Papageis!?"

*

Ein gutes Hausfilter. Die Fortschritte der Wissenschaft haben uns gelehrt, daß auch im Wasser Gefahren für die Gesundheit schlummern. In einem anscheinend guten, klaren Trinkwasser können Keime ansteckender Krankheiten schweben. Früher dachte man, daß diese Keime durch Filtration vom Wasser getrennt würden, und hielt filtriertes Wasser für ein besonders gesundes Trinkwasser. Die Bakteriologen fanden aber bald heraus, daß die Filter, wie sie bis vor kurzem im Handel vorkamen, die Bakterien durchließen, daß für die winzigsten Lebewesen ihre Poren noch geräumige Pforten waren.

So bot das Filtrieren des Wassers keine Gewähr für die Fernhaltung derjenigen Epidemien, die, wie beispielsweise der Typhus, durch den Genuß infizierten Wassers verbreitet werden können. Man empfahl darum als bestes Mittel zur Verbesserung des Wassers das Abkochen. Leider stieß die Anwendung dieses Mittels bei den meisten Menschen auf Widerwillen, da abgekochtes Wasser fade schmeckt und in vielen Haushaltungen Vorrichtungen zur Abkühlung desselben während des Sommers fehlen. So blieb der Wunsch nach besseren, „keimfrei" arbeitenden Filtern rege. Den Forschern und Erfindern war es auch in kurzer Zeit gelungen, namentlich aus gebrannter Porzellanerde Filter herzustellen, welche keine Bakterien durchließen; diese Filter fanden in wissenschaftlichen Laboratorien sehr willkommene Aufnahme, im Haushalte bewährten sie sich jedoch nicht besonders, da sie verhältnißmäßig geringe Mengen Filtrats lieferten und sich sehr bald verstopften.

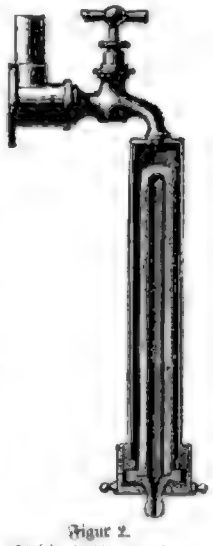
Figur 1.
Kieselguhr-Tropffilter.

Erst im vorigen Jahre trat ein Filter an die Oeffentlichkeit, das, wie vielfache Versuche erwiesen haben, allen hygieinischen und praktischen Anforderungen an ein gutes Hausfilter genügt. Dasselbe wurde von Dr. H. Nordtmeyer in Breslau und W. Berkefeld in Celle, Prov. Hannover, aus gebrannter Kieselguhrerde hergestellt. Die letztere, auch unter dem Namen „Infusorienerde" bekannt, besteht aus Kieselpanzern winziger Pflanzen, der Diatomeen, und ist außerordentlich porös. Die Poren der gebrannten Masse sind aber so eng und vielverschlungen, daß sie selbst die kleinsten Bakterien nicht durchlassen. Wasser, welches durch solche Masse durchsickert, ist vollständig keimfrei.

Die Filter werden in Form von hohlen, einseitig geschlossenen Cylindern gefertigt. Die Anwendung derselben erhellt am deutlichsten aus der obenstehenden Abbildung (Fig. 1), die ein Tropffilter für Haushaltungszwecke darstellt. Im Boden des oberen Glasgefäßes befindet sich ein Loch; durch dieses wird das Kopfstück des Filtercylinders durchgesteckt, dann im Innern mittels eines Gummiringes abgedichtet und von außen mit einer Schraubenmutter befestigt. Das obere Glasgefäß wird mit der zu filtrierenden Flüssigkeit gefüllt.

Das Wasser dringt durch die Poren von der Außenwand in das Innere des Cylinders und tropft von diesem durch das im Kopfstück angebrachte Röhrchen ab. Der Inhalt der Kanne beträgt zweieinhalb Liter. Dieses einfachste Filter liefert im Tage reichlich das von einer Familie benöthigte Trinkwasser. Das Reinigen des Filtercylinders wird einfach dadurch erreicht, daß man seine Außenwand unter Wasser mit Leinwand oder Luffaschwamm abreibt.

Das Filter wird auch mit der Wasserleitung in Verbindung gebracht. In einem Metallbehälter wird es, wie dies unsre Abbildung (Fig. 2) zeigt, an die Wasserleitung angeschraubt; das Wasser dringt in die Hülle, filtriert durch den Cylinder, da es aber in der Wasserleitung unter einem höheren Drucke steht, so filtriert es rascher. Ein Apparat mit einem 26 cm langen Cylinder liefert beispielsweise bei zweieinhalb Atmosphären Wasserleitungsdruck zwei Liter Wasser in der Minute. Damit kann man in der Haushaltung durchaus zufrieden sein.



Figur 2.
Kieselguhrfilter an der Wasserleitung.

Für Haushaltungszwecke werden auch Filter mit Bürstenvorrichtungen geliefert, die man in einfachster Weise durch das Drehen einer Kurbel reinigen kann, ohne den Apparat auseinandernehmen zu müssen.

Das Kieselguhrfilter läßt keine Bakterien durch; aber diejenigen, die sich in den Poren desselben gefangen haben, könnten an sich unter günstigen Umständen in denselben sich vermehren und schließlich durch die Wand in das Innere des Cylinders hineinwachsen.

Soweit man bis jetzt feststellen konnte, bringen nur die unschädlichen Wasserbakterien dieses Kunststück fertig; die bösen Krankheitserreger aber finden im Wasser keinen günstigen Nährboden, obwohl sie in demselben sehr lange lebensfähig bleiben und die Typhusbacillen unter ihnen sich auch vermehren dürften. Es ist indessen bis jetzt nicht gelungen, krankheiterregende Bakterien dahin zu bringen, daß sie durch ein Kieselguhrfilter drangen. Immerhin muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden, und man muß von Zeit zu Zeit die im Filter angesammelten Bakterien töten, das Filter sterilisieren. Zu diesem Zwecke werden die Cylinder in bakteriologischen Laboratorien jeden vierten Tag mit kaltem Wasser angesetzt und dreiviertel Stunden lang gekocht. Im Haushalt werden sicher viel längere Fristen durchaus genügen.

Auf dem Lande, wo es keine Wasserleitung giebt, kann man besondere Filter anwenden, die mit einem Pumpwerk versehen sind und in der Minute etwa drei Liter filtrieries, bakterienfreies Wasser liefern. Man muß diese Kieselguhrfilter, die unter dem Namen Berkefeld-Filter in die Welt eingeführt wurden, als einen wesentlichen Fortschritt in der Lösung der so überaus wichtigen Frage der Wasserversorgung begrüßen. Betonen möchten wir aber, daß die Fabrik die Bürgschaft geben müßte, daß sie nur fehlerfreie Ware auf den Markt bringe.

*

Zwischen zwei Feuern. (Zu dem Bilde S. 296 und 297.) Ein heiteres Bild auf tragischem Hintergrund! Der junge Kriegsheld zwischen den sticken Schönen fühlt sich gewaltig — er gehört ja der großen Armee an, die der erste Napoleon nach Spanien warf, um das Königthum seines Bruders aufrecht zu erhalten, und hält, wie so viele seiner Waffenbrüder, bei den feindlichen Spaniern die Stille vor dem Sturme für die Ruhe friedlicher Unterwerfung. So hat er denn breitspurig Platz genommen in dem alterthümlich schattigen Hofraum, dem „Patio", um den zwei hübschen Hausstöchtern die Ehre seiner Unterhaltung zu erweisen, ohne zu bemerken, mit welch eisiger Kälte die Mutter im Lehnstuhl und ihr Freund, der alte Priester, seinen Gruß erwiderten. Das viele Nachdenken ist des jungen Kürassierhauptmanns Sache überhaupt nicht — er hat vielleicht gleich anderen Bauernsöhnen den Marschallsstab im Tornister, aber der „Merks" in feineren Dingen ist ihm nicht mit den Epauletten angeflogen.

So dauert es denn auch eine geraume Zeit, bis er beginnt, stutzig zu werden über die spitzen Zünglein, welche mit den Nadeln um die Wette sticheln und seiner Soldateneitelkeit fühlbare Wunden beibringen, obwohl sie ganz harmlos bei der Perücke anfingen, die er aufgesetzt hat, um sich ein vornehmeres Aussehen zu geben. Argwöhnisch streicht er den Schnurrbart und schaut auf die blonde Angreiferin, die einstweilen mit bitteren Hohnreden plänkelt, bis — ja, bis in nächtlicher Stunde Vater und Bruder an der Spitze einer stürmischen Schar hier eindringen werden und es beim Fackelschein für die im Hause lagernden Franzosen schrecklich zu tagen beginnt. Sie sehnt diese Nacht herbei, die blonde Mercedes, sie ist Spanierin und fürchtet das Blut nicht. Aber sie haßt mit glühendem Herzen die Feinde ihres Vaterlandes! . . .

Es lastet Schicksalsschwüle über dem anscheinend so friedlich stillen Patio. Die Empfindung dafür im Beschauer zu wecken, hat der Künstler vortrefflich verstanden.

Bn.

Tagesneuigkeiten. (Zu dem Bilde S. 317.) Ach ja, das Zeitungslesen ist eine schwere Sache! Wäre das Wetter draußen nicht gar so rauh und unfreundlich, Antje und Lentje würden gewiß lieber spazieren gegangen sein, als die stille Base Jochnussen zu besuchen, die außer: „Ei, da seid Ihr ja!" und „Wie geht es Euch?" so wenig zu reden weiß. Von einem warmen Thee, auf den die Mädchen im stillen gehofft, ist auch keine Spur zu entdecken, und so ergreift denn Antje, als die thatkräftigere von beiden, den letzten Rettungsanker, das daliegende Zeitungsblatt, und erbietet sich, die Tagesneuigkeiten vorzulesen. Es ist ihr in der Schule immer mit dem Lesen gut gegangen, sie macht sich also getrosten Muthes dran. Aber — wie mag das zugehen? sie kann nicht recht vorwärtskommen, die Worte sind so kurios, und wenn man sie dann glücklich zurecht buchstabiert hat, was ist's für langweiliges Zeug!

Neuigkeiten heißen sie das — schöne Neuigkeiten! Wieviele Schiffe angekommen und abgefahren sind, was sie auf dem Rathhaus verhandelt, wie theuer der Centner Korn verkauft wird auf der Pro—du—kten—bör—se. O, es ist schrecklich, so seinen Sonntag-Nachmittag zuzubringen!

Lentje indessen sieht theilnehmend nach der stillen Base hin, die regungslos mit gesenkten Augen im Stuhle sitzt. Die jungen Dinger konnen nicht wissen, daß sie heute den Todestag ihres armen Jan, der im Meere ertrunken ist, still begeht und lieber allein wäre mit ihren guten und schweren Erinnerungen. So üben sie sich gegenseitig in der Geduld, die ja eine holländische Nationaltugend ist, nicht minder als die wundervolle Reinlichkeit, die überall von Wänden und Geräthen blinkt.

. . . Die moderne Kunst wendet sich mit großer Vorliebe wieder dem „holländischen Genre" zu und thut wohl daran, denn die frischen Mädchen und Frauen im kleidsamen Florhäubchen nehmen sich auf dem Hintergrund dieser ganzen häuslichen Traulichkeit immer wieder von neuem gut aus. B.

Das Altern der Hand. Die Geschicklichkeit der Hand ist uns nicht angeboren; wir müssen die Handfertigkeit erst im Leben erlernen. Wann erreicht nun die Hand die höchste Stufe der Fertigkeit? Wie lange erhält sie sich auf derselben und wann beginnt sie zu altern? Das sind interessante und für diejenigen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, höchst wichtige Fragen. Berühmte Virtuosen und große Künstler bilden Ausnahmen; wie ihr Genie ein außergewöhnliches ist, so sind auch ihre Hände mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet. Von allgemeinerer Bedeutung ist die Prüfung der Handfertigkeit der Durchschnittsmenschen, namentlich der Fabrikarbeiter.

Der englische Arzt Sir James Crichton Browne hat im Laufe der Jahre darüber Beobachtungen in den Fabriken von Birmingham und Stafford shire angestellt. Er fand dabei, daß, wenn die Arbeiter etwa im siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahre in die Fabrik eintreten, die Geschicklichkeit ihrer Hände durch Uebung nach und nach größer wird, bis sie die höchste Stufe der Vollkommenheit etwa im dreißigsten Lebensjahr erreicht. Die geschicktesten Knopfdreher machen z. B. um jene Zeit 6240 Elfenbeinknöpfe täglich. Diese höchste Leistungsfähigkeit behält die Hand, wenn der Arbeiter sonst gesund bleibt, etwa bis zum vierzigsten Lebensjahr. Bereits von diesem Zeitpunkt an tritt ein Nachlaß ein, und Browne erläutert diese Abnahme der Handfertigkeit durch folgende Zahlen. Bis zum vierzigsten Lebensjahr kann ein geschickter Arbeiter wöchentlich in der Knopffabrikation 45 Schilling verdienen; im fünfundvierzigsten Lebensjahr sinkt sein Verdienst bereits auf 38 Schilling und beträgt im fünfundsechzigsten Jahre nur noch 20 Schilling, vorausgesetzt, daß der Mann sonst ganz gesund bleibt. Dieses frühzeitige Altern der Hand wird vor allem in Fabriken beobachtet, in welchen die Hand einseitig beschäftigt wird. Wenn wir bedenken, daß beispielsweise ein Arbeiter in den Federmesserfabriken zu Sheffield täglich 28 000 Hammerschläge ausführt, so ist es kein Wunder, wenn die Nervencentren, die für eine und dieselbe Handlung so oft in Anspruch genommen werden, schließlich erlahmen. In anderen Gewerben, welche den ganzen Körper gleichmäßiger in Anspruch nehmen, namentlich in der Landwirthschaft, altert die Hand nicht so rasch.

Nun ist die Erhaltung der Handfertigkeit für den Handarbeiter eine Lebensfrage, und er muß danach streben, das Altern seiner Hand soweit wie möglich hinauszuschieben. Dies kann nur durch harmonische Uebung und Beschäftigung aller Gliedmaßen erreicht werden, und da erkennen wir an diesem Beispiel, wie wichtig Turnübungen, Spiele im Freien auch für den Hand- und Fabrikarbeiter sind. Aber auch die Personen, die fleißig nähen, sticken, schreiben und zeichnen müssen, können aus diesen Betrachtungen Nutzen ziehen, um ein frühzeitiges Altern ihrer Ernährerin, der Hand, zu verhüten.

Selbst ist der Mann!

Nach einem Gemälde von Aug. Hehn.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen ist nun seit nahezu vierzig Jahren im deutschen Hause heimisch. Unzähligen ist es ein treuer Rathgeber, ein werthvoller Führer zu gesundheitsgemäßer Lebensweise geworden, und sein Ruf ist weit verbreitet im deutschen Vaterland wie draußen in der Ferne, wo irgend Deutsche wohnen.

Es ist das Bestreben der Verlagshandlung, das Buch stets auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, jeden Fortschritt in der Erkenntniß des gesunden und des kranken Menschen auch in ihm zum Ausdruck zu bringen. Seit einer Reihe von Jahren ruht diese Aufgabe, da der ursprüngliche Verfasser Professor Dr. Karl Ernst Bock ja seit achtzehn Jahren tot ist, in den bewährten Händen des praktischen Arztes Dr. med. von Zimmermann in Leipzig, und er hat es auch unternommen, die eben erscheinende fünfzehnte Auflage auf den neuesten Stand der medizinischen Wissenschaft zu setzen. Auch die Zahl der dem Werke beigegebenen Abbildungen ist bedeutend vermehrt worden. So ist denn dafür gesorgt, daß auch diese neue Auflage dem altberühmten Namen des Buches in jeder Richtung Ehre mache.

Ausrottung der Kreuzotter. Seit einigen Jahren haben in Deutschland verschiedene Regierungen und Gemeinden Prämien auf den Fang von Kreuzottern festgesetzt. Es hat sich dabei gezeigt, daß die Naturforscher, welche behaupteten, daß die Kreuzotter durchaus nicht so selten in Deutschland vorkommt, durchaus recht hatten. So wurden beispielsweise in einem verhältnißmäßig kleinen Bezirk, in der sächsischen Amtshauptmannschaft Grimma, im Jahre 1891 für eingelieferte Kreuzottern 671 Mark 50 Pfennig als Prämien ausgezahlt, und da die Prämie für einen Kreuzotterkopf 50 Pfennig beträgt, so ergiebt sich, daß in dieser Amtshauptmannschaft allein während eines Jahres 1343 dieser gefährlichen Reptile getödtet wurden. Nach solchen Erfahrungen erscheint es wünschenswerth, daß Gemeinden, welche bis jetzt auf die Erlegung von Kreuzottern keine Prämien ausgesetzt haben, dies baldigst thun, wenn das Vorkommen der einzigen giftigen Schlange in Deutschland in ihrem Bezirke festgestellt ist.

Die Kreuzotter erwacht aus ihrem Winterschlaf selten vor Mitte März, immerhin aber früher als unsere unschädlichen Schlangen. Das Weibchen legt die Eier gewöhnlich erst in der zweiten Hälfte des August oder selbst im September. Die Zahl derselben beträgt fünf bis sechzehn. Es empfiehlt sich darum, die Ausrottung der Kreuzotter mit besonderem Nachdruck im Frühjahr und in der ersten Hälfte des Sommers zu betreiben.

Die Pocken in Frankreich und Deutschland. Ein Vergleich der Pockenstatistik in beiden Ländern spricht sehr zu Gunsten der Schutzpockenimpfung. Während in Deutschland bei einer um 7 Millionen größeren Bevölkerung in den letzten Jahren durchschnittlich nur 110 Menschen jährlich an den Pocken zu Grunde gingen, beträgt die jährliche Durchschnittszahl der Opfer der Pockenepidemien in Frankreich 14 000, ungerechnet derjenigen, welche die Pocken entstellen oder siech machen.

„Sollte man es für möglich halten," ruft eine französische Fachzeitschrift aus, „daß hundert Jahre nach Jenners Entdeckung eine Stadt von 10 000 Einwohnern in zwei Jahren 844 Einwohner an den Pocken verloren hat?" In Frankreich ist die Schutzpockenimpfung nicht gesetzlich vorgeschrieben. Daß auch in Deutschland noch in verschiedenen Kreisen ein tiefwurzelndes Vorurtheil gegen den Impfschutz besteht, erklärt sich freilich durch das Vorkommen vereinzelter Sterbefälle trotz des Impfzwanges auch bei uns. Solche einzelne Fälle sollten aber nicht blind machen gegen den unleugbaren allgemeinen Segen des Schutzverfahrens, sondern nur zur strengsten Handhabung aller Vorsichtsmaßregeln bei Beschaffung der Lymphe, namentlich auch, wo es sich um Kinder der armen Bevölkerung handelt, mahnen. J.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 4.

Von Fr. Dubbe in Rostock.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt

Trennungsräthsel.

Wo Geist und Menschenkenntniß walten,
Genügt schon oft mein Wort getrennt,
Um das, was eS vereint benennt,
In manche Lage zu erhalten.

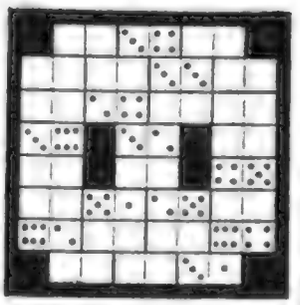
Bilderräthsel.

Scherzräthsel.

Von der Vergänglichkeit der Dinge
Zeug' ich — gefolgt von Erben — Dir,
Gesetzt nun, daß ich Wein empfinge,
Würd' ich ein sehr geschätztes Thier;
Siehst du mit Erz mich vor dir stehen,
Hat jeder Fröhliche mich gern,
Doch bin mit Wermuth ich versehen,
So bleibt die Heiterkeit mir fern;
In mir verbirgt sich manche Gabe,
Giebst du ein Achtel mir sodann,
Jedoch sobald ich Neider habe,
Zieh' ich die ganze Menschheit an.

Oscar Leede.

Dominopatience.



Aus den 28 Steinen eines gewöhnlichen Dominospiels ist obenstehende Figur zu bilden, so daß die Augensumme jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden diagonalen Reihen 21 beträgt. Die gegebenen 11 Steine dürfen nicht umgelegt werden. A. Stabenow.

Logogriph.

Der Vater Rhein erblickt's mit a; —
Auch du, Freund, warst vielleicht schon da
Einmal zur Sommerfrische.
Mit i wird es gar viel gejagt
Und hat mir immer sehr behagt,
Stand's vor mir auf dem Tische.

Buchstabenräthsel.

Ein Dichter wird von mir genannt, | Raubst du alsdann ein Zeichen mir,
Der dir durch Dramen wohlbekannt, | Steht wieder ein Poet vor Dir.

Auflösung des Hieroglyphenräthsels auf S. 292:

Wer's Alter nicht ehrt, ist's Alter nicht werth.

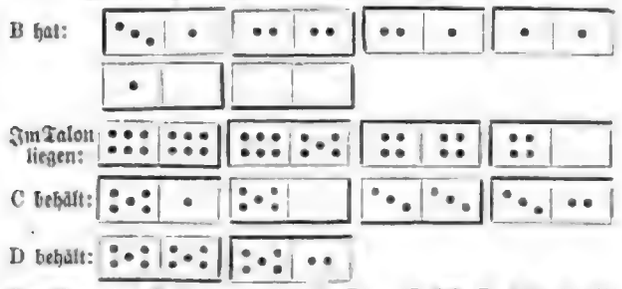
Auflösung der Skataufgabe Nr. 13 auf S. 292:

Die Sitzung ist folgende: Skat: eD, e8.
Vorhand: e7, gK, gO, g8, g7, r7, sK, sO, s8, s7.
Mittelhand: eW, gW, rD, rZ, rK, r9, r8, eD, g9, sD.
Das Spiel nimmt folgenden Verlauf:

1. r7,* rK, rO.	6. r9, gZ, s8.
2. eW; sW, sK.	7. rK, sD,** g9.
3. gW; rW, gK.	8. s9; gD, g7.
4. rD, rO, sO.	9. g9, eK, s7.
5. rZ, sZ, gO.	10. eD, eZ, e7.

* Vorhand bringt blanke r7 an, weil Mittelhand bis Rathsolo gereizt hatte.
** Der Spieler hatte das Fallen von K und O in s und s bemerkt und erwartet, daß Mittelhand eD beisetzt haben werde, weshalb er eZ behält. Die Sitzung ist aber so ungünstig, daß er sein Grand mit Schwarz verliert.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 292:



Der Gang der Partie war: A 4/6, B —, C 6/3, D 3/5; A 5/4, B —, C —, D 4/2; A 2/6, B —, C 6/0, D 0/3; A 3/4, B —, C —, D 4/1; A 1/6.

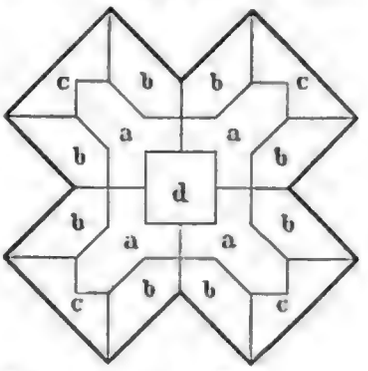
Auflösung der Charade auf S. 292:

Ge — Flügel (die Flügel der Vögel — der Flügel als Instrument) = Geflügel.

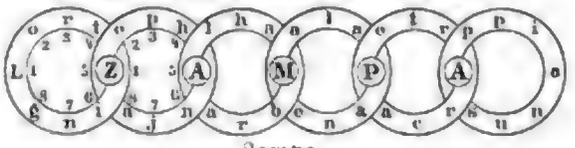
Auflösung des magischen Quadrats auf S. 292:

H	A	N	D
A	M	U	R
N	U	M	A
D	R	A	U

Auflösung der geometrischen Aufgabe auf S. 292:



Auflösung des Ringräthsels auf S. 292:



Lampa.

1. Lorbing. 3. Alhambra. 5. Petrarca.
2. Zephanja. 4. Malapane. 6. Appianus.

Auflösung der Anagrammaufgabe auf S. 292:

a. 1. Sterne, 2. Calbe, 3. Hansa, 4. Elvas, 5. Freia, 6. Falun, 7. Egeria, 8. Lindau (Scheffel). b. 1. Elster, 2. Nabel, 3. Nasau, 4. Elias, 5. Ofare, 6. Alaun, 7. Rogina, 8. Daniel (Ekkehard).

Unseren Abonnenten machen wir die Mittheilung, daß wir uns infolge vielfach laut gewordener Wünsche entschlossen haben,

Sammel-Mappen für die Kunst-Beilagen der Gartenlaube

herstellen zu lassen. Diese Mappen sind in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Farbenpressung elegant und geschmackvoll ausgeführt und zu dem mäßigen Preise von **2 Mark** durch die Buchhandlung zu beziehen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post Abonnenten erhalten die Mappe gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken direkt von der Verlagshandlung.

Die Mappe ist zur Aufnahme von ca. 50 Stück der Kunst-Beilagen, welche die Abonnenten der „Gartenlaube" seit vorigem Jahr regelmäßig erhalten, berechnet, reicht also für drei Jahre aus; nach Ablauf dieser Zeit bildet die gefüllte Mappe ein vollständiges, werthvolles Prachtwerk, und es kann dann eine neue Sammel-Mappe für die folgenden Kunstblätter bezogen werden.

Abonnenten der „Gartenlaube", welche die Kunst-Beilagen am Schlusse des Jahres mit den Heften zusammen einbinden lassen, können die Mappen auch zur Aufbewahrung der neuesten Hefte verwenden und dadurch zur Schonung derselben beitragen.

Leipzig, im Mai 1892.

Die Verlagshandlung der Gartenlaube.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

GIRALDA

Nach einem Gemälde von E. von Blaas

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 11.
Die Gartenlaube.
1892.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Lenz und Liebe

Wie flüssig Gold rinnt warmes Sonnenlicht
Ins junge Gras durch zartbelaubte Aeste
Aus kleinen Kehlen künstlerisch und schlicht
Tio! Tio! ertönt's vom neuen Neste

Der Westwind huscht verstohlen zu dem Teich
Um seinen Spiegel schelmisch leicht zu kräuseln
Es ist, als hörte man im Waldbereich
Das Frühlingslied der ew'gen Sehnsucht säuseln

Ein Menschenstrom ergießt sich in die Au
Zur Luft, zum Licht hin fluthet es in Scharen
Und blüthenduftig wandelt unsern Blau
Das lenzgeborne Glück von Liebespaaren

O Lust des Lebens! Nicht ein eng Verlier
Drin wir gefangen, ist dies Weltgetriebe
Hier auf der Erde giebt's ein Paradies
So lang noch Blüthen bringen Lenz und Liebe

Max Hoffmann.

Digitized by Google

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 11. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

11.

Als um die Mittagsstunde vom Klosterthurm der Hall der Glocken über Thal und Berge schwebte, hatte Gittli schon die Almen erreicht. Ihre Kräfte waren fast erschöpft, und doch lag vor ihr noch ein weiter, weiter Weg. Ueber das offene Almfeld, von welchem aus sie den Kreuzwald schon erblicken konnte, eilte sie noch in vollem Lauf hinweg. Doch als sie einen steilen, brüchigen Hang erreichte, auf welchem die Regenstürze des Frühjahrs jede Spur eines Pfades vertilgt hatten, da ging ihr der Athem aus und die Glieder versagten. Zu Tod erschöpft sank sie auf einen Rasenfleck; schluchzen konnte sie nicht, nur stöhnen. Mit der Brust auf der Erde liegend, drückte sie das glühende Gesicht in das kühle Gras und krampfte die Hände in den morschen Grund. Sie meinte zu sterben, zu ersticken. Und dennoch fühlte sie nicht die eigenen Schmerzen, sie dachte nicht an sich selbst, immer nur an ihn, an ihn! Jetzt lag sie hier, ein Häuflein Elend und Schwäche . . . und er lag hilflos dort oben, verblutend, sterbend. Sie richtete sich halb empor und schrie mit gellender Stimme hinaus in die lautlose Stille der Berge: „Hoidovoh! . . . Leut'! Leut'!"

Aber niemand gab Antwort; nur das Echo ihrer Stimme klang hohl zurück von Wald und Wänden.

Weshalb nur hatte sie zu seiner Hilfe die Leute nicht gerufen, wo Leute waren? Drunten im Thal, im Dorf? Hatte sie an den Schwur gedacht, bei dem sie die Hand auf das erkaltete Herz des Kindes gelegt? — „Ach du mein Gott, das Kindl, das Kindl!" Nun konnte sie wieder schluchzen. — Oder hatte sie gemeint, daß sie allein ihm helfen, allein ihn retten und heilen könnte wie durch ein Wunder? Nein, nein! An gar nichts hatte sie gedacht, weder an das eine, noch an das andere — sie war nur gerannt und gerannt, blind und taub, ohne zu denken, ganz von Sinnen. Und jetzt lag sie hier . . . so weit von ihm, und noch weiter von den Menschen im Thal . . . und wenn er verbluten mußte, verschmachten in Schmerz und Noth, dann war es nur ihre Schuld, ihre Schuld ganz allein!

Sie mußte zu ihm, sie mußte, mußte, und wenn ihr die Füße brechen und alle Glieder vom Leibe fallen sollten! „Haymo! Haymoli! Schau, ich komm' ja schon!" Mühsam raffte sie sich auf, keuchend überwand sie den steilen Hang; droben im dunklen Hochwald, der sie empfing, lehnte sie sich für kurze Weile an einen Baum, bis sie Athem fand, dann wankte sie weiter. Die sachte Neigung des Waldes und ein ausgetretener Pfad erleichterten ihr den Weg.

Plötzlich blieb sie lauschend stehen; hinter einer Biegung des Steiges hörte sie Steine kollern und tappende Schritte, als käme einer schwer auftretend mit nackten Füßen gegangen. Heiß fuhr ihr die Freude zum Herzen: das war Hilfe, die ihr der liebe Gott gesandt! Sie wollte rufen, aber der Laut erstarb ihr in der Kehle . . .

Um die Biegung des Pfades kam ein mächtiger Bär getrottet, die Nase des dicken Kopfes spürend zur Erde gesenkt. Ohne recht zu wissen, was sie that, raffte Gittli einen Stein auf und erhob den Arm zum Wurfe; doch als der Bär nun den Kopf emporrichtete, machte der Schreck sie erstarren. Sie rührte wohl die Lippen; aber nicht in Worten, nur in Gedanken sprach sie den Bärensegen:

„Großvater Zottefell,
Süßfuß, Waldgesell,
Rühr' mich nit an,
Birg' Deinen Zahn,
Hüt' Deine Tatz',
Weiche vom Platz,
Krumm, krumm,
Um mich herum!"

Regungslos standen der Bär und das Mädchen sich gegenüber: Gittli mit erhobenem Arm, vom Entsetzen fast versteinert, der Bär betroffen, beinahe selbst erschreckt von der unerwarteten Erscheinung. Eine Weile schaute er mit schiefgehaltenem Kopf das Mädchen an, dann schüttelte er den Pelz, wandte sich seitwärts in den Wald und trollte gemächlich zwischen den Bäumen dahin. Der Stein fiel aus Gittlis Hand, der Bann ihrer Glieder löste sich, und von peinigender Furcht getrieben, stürzte sie davon. Doch nicht für ihr eigenes Leben fürchtete sie . . . das Abenteuer war ja überstanden . . aber der Bär war von dort gekommen, wohin ihr Weg ging! Die Angst stellte ihr ein Bild vor die Seele, das sie schaudern machte bis ins innerste Mark. Sie rannte und rannte, alle Erschöpfung war von ihr gewichen. Entsetzen, Jammer und Sorge hatten ihre erlöschenden Kräfte neu belebt.

Jetzt erreichte sie das offene Steinthal und sah auf der Höhe schon das Kreuz in die Lüfte ragen, umflimmert vom Schein der Sonne. Nun stieg sie über den letzten Hang empor — immer wieder mußte sie stehen bleiben — nicht die Ermüdung, sondern die herzbrechende Angst vor dem Anblick, der ihrer wartete, benahm ihr den Athem und fesselte ihre Glieder. Alle Pein, die sie erfüllte, sprach aus dem trostlosen Blick ihrer Augen.

Wankend erreichte sie die Höhe. „Haymo, Haymo!" schluchzte sie . . . aber der Platz vor dem Kreuze war leer. Nur eine halb vertrocknete Blutlache bezeichnete die Stelle, an welcher die That geschehen war . . . und versprengtes Blut klebte auch an dem Kreuz und seinem Bilde. „Du! Du bist dabeigewesen . . . und hast es geschehen lassen." Und dann wieder schrie sie: „Haymo! Haymo!" Aber keine Antwort kam. Da gewahrte Gittli, daß eine blutige Fährte hinwegführte auf dem Pfade gegen die Jagdhütte. Ein Schimmer freudiger Hoffnung erwachte in ihr: Haymo mußte noch leben, er hatte noch die Kraft besessen, sich aufzurichten, sich heimzuschleppen. Schluchzend und immer wieder den Namen des Jägers rufend, folgte sie der Spur, die er gezeichnet mit seinem Herzblut . . . und jeder neue Tropfen, den sie fand und der sie leitete, war ihr ein neuer brennender Schmerz.

Immer näher kam sie der Hütte, und immer wollte ihr jammernder Ruf noch keine Antwort finden. An der Hütte, die sie mit einem Steinwurf schon hätte erreichen können, sah sie die Thür geschlossen. Diese Wahrnehmung jagte ihr neue Angst in die Seele.

Jetzt lenkte der Pfad aus den dichten Büschen der Krüppelföhren auf eine Rodung — und da lag er vor ihr, mitten auf dem Steige, mit eingebrochenen Knien, leblos, mit Blut besudelt, das Haupt versunken in Moos und welkem Krautwerk, mit seitwärts geschlagenen Armen, während die Finger noch den Bergstock und die Armbrust umklammert hielten.

„Haymoli! Haymoli!" rang es sich in Schmerz und dennoch auch in Freude von ihren Lippen, während sie niederstürzte an seiner Seite. Sie faßte seine Hände, rüttelte seine Arme, hob sein Haupt empor — aber kein Zeichen des Lebens rührte sich in seinen Zügen, kein fühlbarer Hauch entströmte seinem halb geöffneten Munde, fahle Blässe lag auf den eingefallenen Wangen, und bläulich schimmerten die Lippen und die geschlossenen Lider. Dennoch erlosch die Hoffnung nicht in ihrem Herzen; sie konnte das Schlimmste nicht fürchten, an seinen Tod nicht glauben . . . das Undenkbare denkt man nicht . . . und sie hielt ihn ja in ihren Armen, fühlte ja die Wärme seines Körpers! Und zum Jammer blieb ihr keine Zeit . . . sie mußte helfen, helfen, helfen!

In einer tiefen Felsschrunde gewahrte sie einen Klumpen Schnee; sie eilte hin, warf sich auf die Erde, griff mit beiden Armen hinunter und faßte, was ihre Hände nur fassen konnten. Mit dem Schnee begann sie sein Gesicht zu reiben . . . wohl färbte eine matte Röthe seine Wangen, aber das schlummernde Leben wollte nicht erwachen. Was thun? Was thun? Da schoß ihr die Erinnerung an jenes Sprüchlein durch die Sinne:

„Zwei Tropfen machen roth . . ."

Eine Nieswurz! Mit brennenden Augen spähte sie umher. Auf hundert Schritte fast, einem hohen Fels zu Füßen, meinte sie eine Staude zu erkennen; sie sprang empor und rannte hin; und sie hatte sich nicht getäuscht: rings um das Stöcklein hingen noch die verblühten Schneerosen an den welken Stengeln. Mit ihren Fingern grub sie die Wurzel aus der Erde, und während sie zurücklief, säuberte sie Wurzel und Hände an ihrem Röcklein.

Nun lag sie wieder neben Haymo auf den Knien, brach die Wurzel in zwei Stücke, hielt sie über seine Lippen und drückte und preßte, bis aus dem Mark der Wurzelstücke zwei große Tropfen auf Haymos Lippen fielen. Mit heißpochendem Herzen wartete sie, keinen Blick von seinem Munde verwendend. Aber seine Lippen wollten sich nicht rühren, und nicht die leiseste Bewegung zeigte sich an seiner Kehle.

Sie rüttelte seine Schultern und schluchzte dicht an seinem Ohr: „Haymoli, geh', so thu' doch schlucken, ich bitt' Dich um Tausendgottswillen, thu' doch schlucken!" Dann wieder wartete sie — vergebens. „O Gott, o Gott, was thu' ich denn?"

Sie faßte einen Ballen Schnee, brachte ihn durch die Wärme ihrer Hände zum Schmelzen und ließ das Wasser über Haymos Lippen träufeln. Seine Mundhöhle füllte sich . . . nun plötzlich lief ein Zucken über seinen Körper, ein heftig stoßender Athemzug, ein Gurgeln und Röcheln... dann wieder lag er still, aber seine Lippen bewegten sich — er hatte geschluckt, und gleichmäßig strömte jetzt sein Athem.

Schluchzend und lachend in stürmischer Freude, schlang Gittli die Arme um sein Haupt und hob es empor an ihre Brust. Sie spürte an dem Hauch seiner Lippen, wie sein Athem sich kräftigte, sie sah, wie seinen Wangen allmählich, wenn auch nur matt, die Farbe des Lebens wiederkehrte, seine Arme bewegten sich, er rührte den Kopf, . . . langsam öffneten sich seine Augen; lange, lange schaute er das Mädchen an mit verlorenem Blick... „Kennst mich, Haymo, kennst mich?“ stammelte sie und beugte den Kopf zurück, damit ihm nicht ihre rinnenden Thränen in das Antlitz fielen. „Kennst mich? Schau, ich bin's ja, ich, die Gittli!“... und nun erkannte er sie. Ein tiefer Athemzug hob seine Brust, seine Augen schimmerten, und ein seliges Lächeln spielte um seine Lippen. Er wollte sprechen, aber seine Zunge konnte nur lallen.

„Geh', geh', thu' Dich nicht plagen, mußt nicht reden,“ stammelte sie, während sie einen Arm unter seine Schultern legte, um ihn emporzurichten. „Komm', thu' Dich nur anhalten an mir... so . . . halt' nur recht fest . . . schau, es geht ja schon, es geht schon!“ Ihr ganzer Körper schwankte und erzitterte unter der Last, mit welcher der Entkräftete an ihrem Halse hing, aber sie brachte ihn auf die Füße. „So, und jetzt mach' ein Schrittl . . . und jetzt noch eins . . . so, so!“ Er wandte halb den Kopf und tastete mit dem freien Arm gegen die Erde. Sie verstand ihn: er wollte sich von seiner Waffe nicht trennen, sie war ja ein Stück seines Lebens; als er vor dem Kreuz aus tiefer Ohnmacht erwachte, hatte sein erster Blick der Armbrust gegolten, und bevor er sich von der Stelle schleppte, hatte er das Weidmesser, noch roth und naß von seinem eigenen Blut, in der Scheide verwahrt. Gittli ließ sich halb in die Knie sinken und es gelang ihr, die Armbrust zu erfassen. „Schau, Haymo, schau, ich hab's ja schon! Jetzt aber komm' nur, komm' . . . weißt, wir müssen schauen, daß ich Dich heimbring'. Das Griesbeil* hol' ich Dir später, jetzt muß ich's liegen lassen... schau, ich brauch' ja meine Händ' für Dich!“ Sie hatte das Schießzeug über die Schulter gehängt und umschlang den Wankenden wieder mit beiden Armen; und so schleppte sie ihn vorwärts, Schrittlein um Schrittlein, jeden Fußbreit Weges, den er mit taumelnden Knien gewann, als ein heiß erkämpftes Gut begrüßend, jeden zitternden Ruck seiner Füße mit zärtlichen Worten preisend wie eine Heldenthat. Einmal zuckte er stöhnend zusammen.

„Haymoli!“ flog es in heißer Angst von ihren Lippen.

Der süße Klang seines Namens schien ihm neue Kraft zu geben; er ballte die Fäuste, wie um den Schmerz zu bezwingen, hob das Gesicht zu ihr und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Es thut nicht weh!“

Wieder ging es weiter, Schritt um Schritt. Endlich erreichten sie die Hütte; nur mühsam gelang es dem Mädchen noch, Haymo zum Lager zu bringen; sie ließ ihn auf das Wolfsfell sinken und schob das Polster unter seinen Kopf. Dann wankte sie selbst vor Erschöpfung, ein Schwindel befiel sie, und schwer athmend, zitternd an Händen und Knien, saß sie eine Weile mit taumelnden Sinnen auf der Bank. Als sie sich erholte, gewahrte sie, daß Haymo das Bewußtsein wieder verloren hatte. Sie stürzte zu ihm; doch als sie den ruhigen Gang seines Athems spürte und den wohl matten, aber gleichmäßigen Schlag seines Herzens, da war sie wieder getröstet. Sie richtete sich auf und nahm den Kopf in beide Hände: was mußte, was konnte sie thun? Hier in dieser Oede, auf sich allein gestellt? Sie jammerte und klagte nicht mehr . . . jetzt dachte sie, und dann ging sie ans Werk, in fliegender Hast und dennoch ruhig und besonnen. Wohl faßte und ermaß sie nicht ganz die Schwere des Ernstes, der auf ihre jungen Schultern gelegt war. Doch aus dem Kinde war ein Weib geworden, das freilich die jäh erwachte Sprache seines Herzens noch nicht hörte und verstand, ihrem zwingenden Geheiß aber unbewußt gehorchte wie das in Lüften treibende Blatt der Gewalt des Sturmes. Tapfer und siegesfreudig kämpfte sie für diesen todwunden, hilflosen Mann, ohne daß auch nur ein leiser Gedanke ihr sagte, daß sie kämpfe um das köstlichste Gut ihres Daseins, um das Leben des Geliebten . . .

„Im Herzen tief
Ein Blümlein schlief . . .“

Was Gittli empfand, es verhüllte sich vor ihr in dem kindlichen Gedanken, daß sie mit Leib und Seele diesem Manne dienen und an ihm sühnen müsse, was die mörderische Hand ihres Bruders verschuldet hatte.

Bei der Armuth des Lebens, das sie unter dem Dach des Sudmanns geführt, hatte Gittli von Kind auf gelernt, so mancher Fährlichkeit mit eigener Hand zu wehren, ohne fremde Hilfe. Das kam ihr nun zu statten. Bei einer Musterung der Stube fand sie das Nöthigste: Feuerstein und Zunder, gesalzenes Fleisch, das eine kräftige Suppe gab, Hirschtalg zur Bereitung einer Wundsalbe und Linnen zum Verband; mit dem letzteren war es wohl gar spärlich bestellt, aber da war gleich geholfen . . . sie riß sich die weißen, bauschigen Aermel von den Schultern.

Rasch und sicher ging ihr alles, was sie that, von den kleinen, flinken Händen. Und bei allem, was sie begann, flog immer wieder ein Blick hinüber zu dem stillen Mann. Durch Thür und Fenster leuchtete die Sonne, und würzig strömte die Frühlingsluft der Berge in den kleinen Raum, in dem das Schicksal zweier Menschen auf der Wage schwebte.

Gittli hatte Feuer gemacht und das sorgsam ausgewaschene Fleisch zum Sieden gesetzt. Nun eilte sie ins Freie, um eine frische Nieswurz auszugraben und Harz von den Fichten zu sammeln, welche die Hütte umstanden. Am Feuer läuterte sie einen Theil des Harzes, vermischte es mit geronnenem Hirschtalg und stellte die fertige Salbe an einen schattigen Ort, damit sie abkühle. Im Fleischtopf brodelte schon die werdende Suppe. Ach wenn es doch Sommer wäre! dachte Gittli; sie kannte alle heilsamen und kräftigenden Bergkräuter — welch ein würziges Süpplein hätte sie bereiten können! Aber noch sproßte auf den Berghalden kein Kraut und blühte keine Blume. Ein Glück nur, meinte sie, daß der liebe Gott die Schneerosen erschaffen hatte!

Sie holte frisches Wasser und trug in einer Pfanne allen Schnee zusammen, den sie in den Felsschrunden rings um die Hütte fand. Und nun mußte geschehen, was ihr am schwersten wurde; mit zitternden Händen, scheu und beklommen, begann sie das Werk. In der Tischlade hatte sie ein Messer gefunden. Mit ihm trennte sie auf der Seite, auf welcher Haymo die Wunde trug, den Aermel von seinem Wams und löste über der Schulter die Nähte bis zum Hals. Ein Zittern befiel sie, und die Thränen stürzten aus ihren Augen, als sie die bloßgelegte Wunde erblickte, welche mit blutigen Rändern klaffte wie ein Mund mit rothen Lippen. Die Blutung schien gestillt, doch rings um die Wunde zog sich eine breite, heiß brennende Schwellung.

Gittli hatte die Hände vor die Augen geschlagen; rasch aber fand sie wieder den in Schmerz und Pein verlorenen Muth. Sie wusch die Wunde, kühlte mit Schnee die glühende Schwellung und erneuerte immer wieder den schmelzenden Schnee, bis die Röthe der Haut zu schwinden, die Schwellung sich zu senken begann. Jetzt vertheilte sie die Salbe auf einen Leinwandlappen, legte ihn über die Wunde und verklebte seinen Rand mit Harz.

Nun war es gethan! „Ach Gott!“ seufzte sie auf aus erleichtertem Herzen, trocknete die Thränen von ihren Wangen und beugte sich über Haymo. Still und regungslos hatte er alles mit sich geschehen lassen; seine Ohnmacht hatte sich, ohne daß er aus ihr erwachte, verwandelt in den tiefen Schlummer der Schwäche.

Um die bösen Geister von ihm zu treiben, welche Gewalt haben über Schlafende, machte sie auf seine Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, flocht aus einem langen Heuhalm, den sie aus dem Lager zog, einen Drudenfuß und legte ihn zu Häupten des Bettes auf die Erde. Dann eilte sie zum Herd zurück. Die Suppe war kräftig und wohlschmeckend gerathen; das Fleisch schnitt Gittli in kleine Stückchen und zerrieb sie auf einer reinlichen Felsplatte mit einem Kieselstein zu Brei, den sie der Suppe beimengte; dann setzte sie noch einen Tropfen vom Saft der Nieswurz zu — er machte das Herz frischer schlagen und das Blut lebendiger strömen — und die Suppe war fertig.

In der einen Hand den hölzernen Löffel, in der anderen den Napf mit der Suppe, setzte sie sich auf den Rand des Bettes.

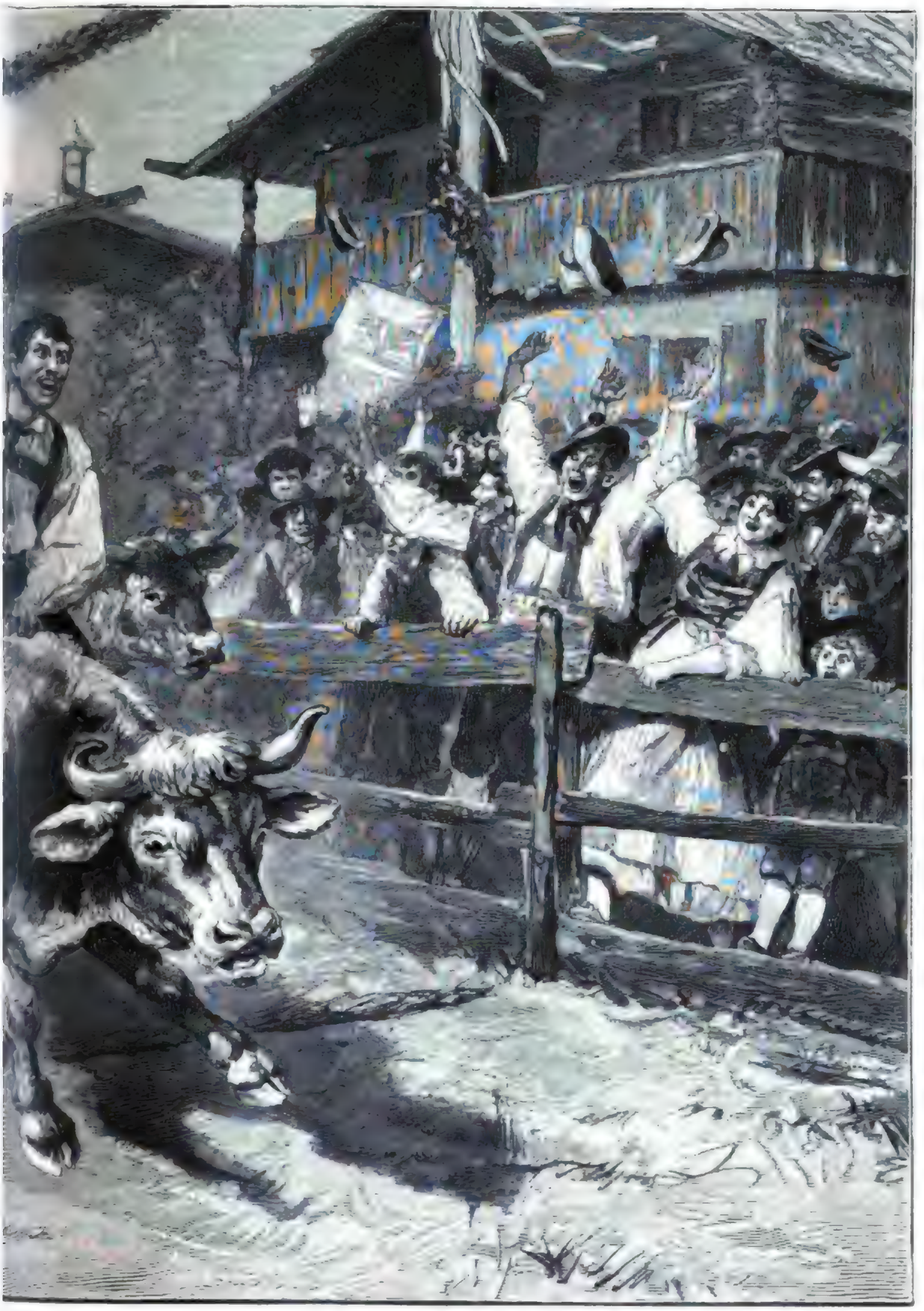
„Haymo!“

Er rührte sich nicht.

* Bergstock.

Ochsenrenn

Nach einer Zeichnu



ı in Tirol.

von Oscar Gräf.

Digitized by Google

Sie neigte sich zu seinem Ohr. „Haymoli!“

Da streckte er sich mit langem Athemzug und schlug die Augen auf. Sie nickte ihm lächelnd zu. „Da schau, was ich Dir gelocht hab' . . . Du, das ist gut!“ Und als hätte sie ein Kind vor sich, führte sie den Löffel an ihre Lippen und that, als ob sie koste. „Aaah! Du, das ist was Feines! Magst es essen, ja? Gelt, ja?“ Er versuchte sich aufzurichten, doch kraftlos fiel ihm das Haupt zurück auf das Polster. „Aber geh', bleib' doch . . . thu' Dich nur gar nicht plagen . . . schau, es geht ja!“ Sie rückte näher, hielt den Löffel an seinen Mund, und während er nahm und mühsam schluckte, zu ihr aufblickend mit feuchten Augen, redete sie mit ihm, wie sie zu hundertmalen mit ihrem kleinen, süßen „Mimmidatzi“ geredet hatte. Ein Kind der Sorge war ihr an diesem Tag genommen worden — ein Kind der Sorge wieder gegeben.

Während sie ihm Löffel um Löffel reichte, merkte sie, daß auch in ihr der Hunger brannte — seit dem vergangenen Abend hatte sie keinen Bissen genossen. Aber im Kasten lag ja ein Laib Schwarzbrot . . . das war gut genug für sie. Alles andere mußte sie für Haymo bewahren. Verlassen durfte sie ihn nicht, und es konnten Tage vergehen, bis ein Mensch zur Hütte kam. Drunten wußte ja niemand um Haymos Schicksal — außer dem einen, der auch nicht reden würde auf der Folter! Ein Schauer rann ihr durchs Herz, als sie an Wolfrat dachte, als sie ihn wieder drohen sah mit erhobenem Beil — der Bruder wider die Schwester! Sie hatte ein Empfinden, als stünde sie vor einem bodenlosen Abgrund, so breit, daß keine Brücke hinüberreichte — und drüben stünde er. Und seltsam . . . es kam ihr vor, als wär' es immer so gewesen! Als kleines Dinglein schon hatte sie ihn gefürchtet, dann aber war sie der Sepha von Herzen gut geworden und hatte deren Kinder geliebt, als wäre sie ihnen Schwester und Mütterlein zugleich.

Wie ein flüchtiger Schatten zog dieser Gedanke durch ihr Herz; er wich jedoch der hellen Freude darüber, daß Haymo die Suppe genossen hatte bis auf das letzte Tröpfchen. Nun lag er wieder stille, mit geschlossenen Augen.

Sie stellte den Napf auf den Herd zurück, schnitt sich ein Stück Schwarzbrot, trug einen hölzernen Block vor Haymos Lager und ließ sich darauf nieder. Nun durfte sie ruhen. Was sie zu thun vermochte, hatte sie gethan — alles Uebrige mußte der liebe Herrgott leisten und Haymos junge kräftige Natur.

Während Gittli ihr Brot verzehrte, stiegen wieder all die finsteren, schmerzvollen und blutigen Bilder dieses Tages vor ihr auf, von der nächtigen Stunde an, da Sephas angstvoller Ruf sie aus dem Schlummer geweckt hatte. „Ach das Kindl, das Kindl!“ Solch ein liebes, süßes, unschuldsvolles Dinglein! Wie kann das nur geschehen? Gestern hielt man es noch in seinen Armen — man hat es geherzt und geküßt, hat sich die Seele warm gefreut an seinem holden Leben, hat mit dem Herzen sich hineingetrunken in die blaue, lautere Tiefe seiner Augen . . . und wo ist es heut'? Weg, fort, irgend wo . . . wohin keine Arme greifen und keine Sehnsucht reicht!

„Ach, und die Seph'! Mein Gott, mein Gott, die arme Seph'!“ Es legte sich auf Gittlis Herz wie ein schwerer Stein; sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte leise . . .

Da klang die lallende Stimme Haymos an ihr Ohr: „Gittli?“

Hastig fuhr sie sich über die Augen. „Ja, Haymoli, schau, ich bin ja schon bei Dir! Willst was?“

Er tastete mit kraftlosem Arm nach ihr, und als sie seine Hand mit beiden Händen umschloß, lallte er: „Gittli . . . vergelt's Gott!“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ihn an. Sie hatte ja nur gethan, was sie mußte. Seine Hand ließ sie nicht wieder los. Und während sie nun so saß, Stunde um Stunde, bald in heißer Sorge zu ihm aufblickend, bald wieder verloren in finster und sonnig durch einanderschwimmende Gedanken, kam auch in ihr die Natur zu Recht und Geltung. Die Erschöpfung löste ihre Glieder, ihr Haupt sank auf den Rand des Lagers, und als sich draußen der Tag zum Abend wandelte, da schlief sie schon und athmete in langen Zügen.

Vor der Hütte gurgelte die rinnende Quelle, und leise rauschte der Bergwald in der Ferne.

12.

Am Morgen des Ostermontags trug Wolfrat Polzer sein entschlafenes Kind zur ewigen Ruhe. Da gab es keine Klagleute — Sepha lag fiebernd zu Bett, Lippele zählte nicht mit, Gittli fehlte, und von den Nachbarsleuten kümmerte sich keine Seele um den Tod, der im Hause des Sudmanns eingekehrt war. Wolfrat Polzer und auf seiner Schulter das stille Kind — das war der ganze Leichenzug; das starre Körperchen war in ein Leintuch gewickelt und lag auf einem Brett, welches Wolfrat mit eigener Hand zugeschnitten. Der Sudmann hatte schon schwerer getragen in seinem Leben, aber keine Last noch hatte ihn so tief gebeugt. Die Leute, denen er auf dem Weg zur Kirche begegnete, zogen die Kappen und schlugen ein Kreuz. Im Friedhof erwartete ihn der Totengräber beim ausgeworfenen Grab — in einem Winkel, nahe der Mauer.

„Ich will den Pater holen,“ sagte der Mann, „kannst das Kindl derweil hinunterlegen.“

Wolfrat blieb allein; er löste den Strick, mit dem der kleine Leichnam auf das Brett gebunden war, nahm das Kind auf seine Arme und stieg in die Grube; ein Stück Rasen gab er der kleinen Schläferin als Polster; zwei Steinplatten, die der Totengräber aus dem Boden geworfen hatte, stellte er wie ein Dach über das Köpfchen des Kindes, damit ihm die fallende Erde nicht das Gesichtlein drücke. Nun sah er den Pater mit dem Bruder Meßner kommen und stieg aus der Grube.

Ein lateinisches Gebet, zwei sich kreuzende Striche mit dem tropfenden Weihwedel, und Pater und Meßner gingen wieder davon. Eine Armeleutleich' ist immer schnell abgethan. Der Totengräber stieß die Schaufel in die Erde. „Kann ich anfangen?“

Wolfrat nickte. Doch als der Mann die ersten Schollen schwer in die Grube fallen ließ, faßte Wolfrat den Stiel der Schaufel. „So thu' doch nicht so grob!“

„Ich muß mich tummeln, in einer Stund' kommt schon wieder ein anderer. Jetzt sterben ja die Leut' wie narrisch.“

„So laß mir die Schaufel!“

„Meinetwegen! Hast die drei Heller?“

Wolfrat griff in die Tasche und zog eine Hand voll blinkender Münzen hervor. „Da schau her,“ sagte er mit heiserem Lachen. „Geld hab' ich wie Heu!“ Und statt der drei Heller, die der Mann nach dem klösterlichen Weisthum zu fordern hatte, bezahlte Wolfrat einen halben Schilling. „Nimm nur! Ein bißl was muß das Kindl doch auch davon haben . . .“ Wieder lachte Wolfrat; doch sein Gesicht verzerrte sich und seine Hände zitterten.

Kopfschüttelnd ging der Totengräber davon. „Ist das aber einer! Der kann lachen, wenn er sein Kindl eingrabt!“

Wolfrat faßte die Schaufel und legte Scholle um Scholle in das kleine Grab, sanft und achtsam. Bei der ersten Scholle sagte er: „Von der Mutter!“ . . . bei der zweiten: „Vom Vater!“ . . . bei der dritten: „Vom Lippele!“ Dann schaufelte er schweigend weiter. Weshalb vermied er es, auch in Gittlis Namen dem Kinde eine Scholle als letzten Gruß zu spenden? Es sollen nach altem Brauch in ein sich schließendes Grab doch alle eine Scholle legen, die eines Stammes sind? War die Schwester für ihn tot, seit er in finsterer Stunde erfahren mußte, daß ihrem Herzen das Schicksal eines Fremden näher stand als Wohl und Weh ihres leiblichen Bruders? . . .

Der Hügel über dem Grab war vollendet. Wolfrat stieß die Schaufel in die Erde, und nun stand er lange, lange, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit umflorten Augen, zwischen den zuckenden Fingern die Kappe drehend. Beten konnte er nicht. Er that noch einen schweren Athemzug und bedeckte das Haupt.

„Mußt nicht lang warten, Kaxl! Paß nur auf . . . es kommt schon eins ums ander' . . . die Mutter, und ich, und . . .“ Nein, den Namen seines Buben brachte er nicht über die Lippen.

Als er sich nun vom Hügel wandte und das leere Brett unter den Arm nahm, kollerten ihm zwei schwere Thränen in den Bart. — Er wollte nicht über den Marktplatz gehen; dort waren ihm zu viele Leute. Auf einem Umweg suchte er das Haus des Tafelmalers. Er fand den Meister daheim. „Schreib' mir den Namen auf das Brett,“ sagte er zu ihm.

„Geh' — ist bei Dir eins gestorben?“

„Ein Kindl. Mariele hat's geheißen! Mach's nur recht schön . . . roth und blau! Und mal' auch ein Kreuz darunter. Ich zahl's. In einer Stund' komm' ich wieder und hol' das Brett.“

Von hier begab sich Wolfrat in das Kloster, um das Lehent zu entrichten. Er fand Herrn Schultheiß in Montagslaune . . . das war von allen Launen des Vogtes die schlimmste. Denn am Sonntag, dazu noch an einem hohen Feiertag, pflegte Herr Schultheiß länger als gewöhnlich im Kellerstüblein des Klosters

zu verweilen; um ſo ſchärfer war dann aber auch am folgenden Morgen Frau Cäcilias Zünglein geſchliffen; und da das größere Feuer die größere Hitze macht, war es begreiflich, daß Herr Schluttemann an ſolch einem Montagmorgen in ſeiner Amtsſtube umherfuhr wie ein Wetterſtrahl, der aus den Wolken keinen Ausweg findet, immer blitzt und donnert, ohne ſich ganz entladen zu können.

Als Wolfrat über die Schwelle trat, fiel Herr Schluttemann mit einem Schwall von ſcheltenden Worten über ihn her wie ein Wildbach mit ſeinen Waſſern über den geduldigen Felsblock; denn Wolfrat ſtand ruhig und ſchweigend; eine Weile ließ er das Ungewitter über ſich ergehen, dann aber, als Herr Schluttemann einmal Athem ſchöpfte, ſagte er: „Was plagt Ihr Euch ſo mit Schreien, Herr Vogt? Ich hör' auch, wenn Ihr den Blasbalg minder anzieht!“

Die Verblüffung über dieſe kecke Rede ſchien Herrn Schluttemann beinahe in Stein zu verwandeln; dann wurde ſein rothes Geſicht noch röther, er warf die Fäuſte in die Höhe, durchmaß im Sturmſchritt die Stube und donnerte: „Hat man ſo was ſchon erlebt in der ganzen Chriſtenheit? Wie dieſer Menſch ſich mit mir zu reden getraut! Solch ein Schwertmaul! O! Ah! Hoho! Ich, der Vogt, ich ſoll wohl höfiſche Reden führen... mit ſolch einem Salzpantſcher? Belieben, geruhen, befehlen Euer Gnaden? Soll wohl gar noch katzebuckeln vor ſolch einem Kerl, der das Lehent nicht bezahlen kann?“

Aus Wolfrats Augen ſchoß ein finſterer Blick. „Wer ſagt Euch das, Herr Vogt? Ich bring' das Lehent.“

Herr Schluttemann drohte die Faſſung zu verlieren. „Er bringt das Lehent ... bringt es ... bringt es?“ Blaſend ſtemmte er die Fäuſte in die Hüften und kam auf Wolfrat losgeſchoſſen, als wollte er ihn übern Haufen rennen wie der Sturmbock die Mauer. „Wer hat Dich geheißen, das Lehent zu bringen? Wenn Seine hochwürdigſten Gnaden, unſer Herr Propſt, die Güte und himmliſche Milde haben zu ſagen: man ſehe zu, ob dieſer Wolfratus ein Spieler und Säufer iſt ... und das biſt Du nicht, und ein tüchtiger Schaffer biſt Du auch, da beißt die Maus keinen Faden ab, Gott ſtraf' mich! ... und wenn es wahr iſt, ſagen Seine Geſtrengen, Herr Heinrich von Inzing, mein allergnädigſter Herr Propſt, ſo ſoll dieſem Wolfratus für heuer das Lehent erlaſſen ſein!“ Herrn Schluttemann ging der Athem aus.

„Das Lehent ... erlaſſen ſein?“ ſtammelte Wolfrat. Er war bis in die Lippen erbleicht und wankte, als hätte ihn ein Schwindel befallen.

„Und jetzt bringt er das Lehent ... bringt es ... bringt es!“ Herr Schluttemann rang über dieſe Thatſache die Hände, als hätte er den Untergang von Jeruſalem zu bejammern. Und wieder zu Wolfrat ſich wendend, ſchrie er ihn an: „Ja woher haſt Du denn das Geld?“

„Ich hab's geſchafft, weil es her mußte!“ erwiderte Wolfrat, ſtarr aufgerichtet, mit heiſerer Stimme. „Woher ich es hab', braucht Euch nicht zu kümmern ... Ihr müßt es ja nicht heimzahlen. Aber wenn Euch ſchon die Neugier plagt: der Eggebauer hat mir's geliehen!“

„Der Eggebauer? Geliehen?“

„Ja, weil ich ihm in der Samſtagnacht ſeinen hölzernen Herrgott hinaufgetragen hab' auf ſeine Alm in der Nöth'.“ Laut und langſam ſprach Wolfrat dieſe Worte.

„Den ſchweren Herrgott? In der Nacht? Und deshalb hat er Dir das Geld geliehen?“

„Ja, und weil er vielleicht gemeint hat, Ihr könntet ihm noch einen ſchlechteren Nachbar auf das Genick ſetzen, wenn ich vom Lehen gejagt würde.“

„Der Teufel jagt Dich vom Lehen, aber ich nicht!“ donnerte Herr Schluttemann. „Bin ich denn ein Wurm, der Feuer ſpeit und Steine frißt? Auf der Stelle machſt Du jetzt, daß Du heimkommſt zu Weib und Kind. Und dieſem Schmerſack giebſt Du ſein Geld zurück ... bei Heller und Pfennig! Pack Dich!“

Herr Schluttemann machte einen Verſuch, Wolfrat am Kragen zu nehmen, um ihn zur Thür hinauszudrehen. Der Sudmann aber faßte mit eiſernem Griff den Arm des Vogtes. „Jetzt hab' ich das Geld ... jetzt will ich auch bezahlen! Ich will von keinem was geſchenkt ... und vom Kloſter am allerletzten.“ Er ging auf den Tiſch zu und zählte die acht Schillinge der Reihe nach auf die Platte, und jedem gab er mit dem Daumen einen Druck, daß es klang und klirrte.

„Ja, Himmelwetter noch einmal, ſoll ich denn in meiner Stube nimmer Herr ſein?“ ſchrie Herr Schluttemann, deſſen rothe Naſe vor Zorn blau anlief wie Stahl im Feuer. „Wirſt Du gleich thun, was ich ſage! Wirſt Du gleich das Geld wieder einpacken! Wirſt Du machen, daß Du weiterkommſt!“ Und bei jedem „wirſt Du“ ſchlug er die Fauſt auf die Tiſchplatte, daß die Silberſtücke ſprangen und hopſten wie die Dirnen beim Oſtertanz. „Und wenn der Eggebauer ſchon ſein Geld zum Fenſter hinausſchmeißen will, ſo behalt' es ſelber und laß' es Deinem kranken Kind zu gut kommen ... das Kloſter braucht es nicht!“

„Und mein Kindl auch nimmer!“

„Dein Kind iſt alſo wieder geſund?“

„Wohl, wohl ... dem thut kein Faſerl nimmer weh. Der ſchwarze Bader hat ihm geholfen, der Armeleut'bader ... und umſonſt, Herr Vogt, ganz umſonſt! Der hat allweil Zeit und hat keinen Schlaf in der Nacht, wenn eins um ihn ſchreit! Und wenn Ihr auch gerad einmal Zeit habt, Herr Vogt, nachher nehmt das Leut'buch aus dem Kaſten und machet einen dicken Strich, wo meinem Kindl ſein' Nam' ſteht ... Polzer Mariele.“ Wolfrat wandte ſich ohne Gruß zur Thür.

„Polzer! Um Herrgottswillen ...“ ſtotterte Herr Schluttemann. „Polzer! He! Polzer!“

Aber Wolfrat hatte die Stube ſchon verlaſſen. Vor dem Kloſterthor ſtand er ſtill und drückte die Fäuſte vor die Stirn. „Das auch umſonſt, das auch! Und niemand anders hat mir das eingebrockt als die Dirn'!“ Er ſtreckte die rechte Hand vor ſich hin und ſprach ſie an mit verbiſſenem Lachen: „Du haſt es nothwendig gehabt, daß Dich ſo getummelt haſt ... ſelbigs mal!“ Er richtete ſich auf und ein zorniger Blick, ſeiner heißen Augen ſuchte die fernen Höhen der Berge. „Aber wart nur, Du Kramp ... komm mir nur wieder unter die Hand!“

Nun ging er, das Totenbrett ſeines Kindes zu holen.

Als er ſein Lehen erreichte und in den Hausflur treten wollte, hörte er vom Hag her einen leiſen Pfiff. Dort drüben ſtand der Eggebauer. Wolfrat ſpähte zuerſt nach allen Seiten, dann lehnte er das Totenbrett an die Wand und ging zum Hag.

„Warſt bei ihm?“ fragte der Eggebauer mit flüſternder Stimme.

Wolfrat nickte und ſtarrte vor ſich nieder.

„Was nottelſt* denn allweil vor Dich hin? So red' doch!“ ſtotterte der Bauer, dem die heilloſe Angſt, die ihn erfüllte, aus jedem Blick und jeder Miene ſprach.

„Reden! Was iſt denn viel zu reden! Heut hater noch allweil nichts wiſſen können. Und ich ſelber hab' geredet, wie's ausgemacht war. Halt' nur Du feſt bei der Stang', wenn die Frag' einmal an Dich kommt!“

Der Eggebauer machte zwei Fäuſte mit eingezogenen Daumen. „Wie ſteht's denn mit Deinem Weib?“ fragte Wolfrat. „Haſt es ihr ſchon gegeben?“ Er meinte das Herzkreuzl des Steinbocks.

Der Eggebauer ſchüttelte trübſelig den Kopf. „Das Weib treibt's ärger mit jeder Stund'. Was Füß' hat im Haus, Menſch und Hund und Katz' ... alles wird von dem Weib umeinander getrieben, daß einem der Schnaufer vergehen möcht'! Und wenn ihr der Wehdam ankommt, nachher halt's ſchon gar kein Menſch nimmer aus mit ihr. Und doch, und doch ... ich trau' mich nicht, daß ich ihr's gieb! Wenn das Weib geſunden thät', ſie könnt' das Maulwerk nicht halten — und alles müßt' aufkommen.“

Es zuckte ſeltſam in Wolfrats Zügen. „Und am End' willſt es ihr gar nimmer geben, aus lauter Angſt, es könnt' ihr helfen?“

Der Bauer nickte. „Und daß mich die Verſuchung nicht ankommt, wenn mich das Weib g'rad wieder einmal plagt bis auf die Haut ... drum hab'ich das ganze Teufelszeug' mitſammt dem Büchſl hinterm Haus vergraben!“

Jetzt lachte Wolfrat hell hinaus.

„Geh', Du Narrenteufel, was haſt denn?“ brummte der Eggebauer, dem gar nicht luſtig zu Muth wurde bei dieſem Gelächter. „Mir ſcheint, Du kommſt aus der Wirthsſtub'... aber nicht vom Friedhof.“

„Aber geh, Bauer, ſo lach' doch mit! Denn jetzt paßt alles zu einander... mein Kindl hat nichts davon haben ſollen als wie den halben

* Nicken (bildlich) — grübeln.

Schilling für die ewige Liegerſtatt und um fünf Heller Farb' auf dem Brettl, und Dein Weib ſoll nichts haben davon, und es hätt' auch nicht ſein müſſen ums Lehent! Nur grad, daß ich die rothen Händ' davon hab'! Alles umſonſt, alles, alles! Aber gelt ja, Bauer? Es wird halt ſo ſein müſſen! Warum? Da kannſt lang drum fragen!"

„So red' doch nicht daher wie ein Unſinniger! In meinem Kopf ſchaut es eh' ſchon aus wie in einem Grillenhäusl."

Da klang vom Hauſe her Zenzas ſcharfe Stimme: „Vater!"

„Ja, ja, ich komm' ſchon!" rief der Eggebauer zurück und wandte ſich wieder zu Wolfrat. „Mir grauſt, weil ich nur wieder hinein muß ins Haus! Ich ſag' Dir's, Polzer, mir grauſt vor einer jedweden Stund'! Und wenn eins anfangt, kommt gleich alles übereinander. Ich mein', ich hätt' ſchon genug an dem Weib, und jetzt fangt das Mädel auch noch an und dreht den Daum' auf, weint in einem fort oder ſchreit und haut alles kurz und klein, was ihr in die Händ' kommt, als wär' ſeit geſtern eine Hex' in ſie hineingefahren. Ich ſag' Dir's, Polzer, jedes Stückl Vieh in meinem Stall hat's beſſer als ich, der Bauer. Umeinander ſteh' ich wie eine Sulz, an der alles zittert, wenn einer mit dem Finger dran hinrührt. Mir ſchmeckt kein Biſſen mehr und kein Trunk! Da ſchau her!" Und der Eggebauer ſtieß die Fauſt hinter ſeinen ledernen Gurt. „Da ſchau her ... zwiſchen Gurt und Bauch fahrt mir ſchon bald ein Wagen durch! Polzer, Polzer! Es wird halt doch wahr ſein ... man ſoll die Händ' von allem laſſen, was nicht richtig iſt. Was haſt davon? Nichts, nichts, nichts ... als daß Dir's den Schlaf vertreibt und den Magen bäht!"

„Gelt? Kommſt auch ſchon drauf?"

Und während Wolfrat lachte mit bleichen Lippen, kugelten dem Eggebauer zwei dicke Zähren über die ſchwammigen Backen. Der Bauer fuhr ſich mit dem Aermel über die Naſe. „Was iſt denn ... iſt die Dirn' ſchon wieder heimgekommen?"

„Ich weiß nicht."

„Gelt ja, wenn Du was hörſt, wie's droben ausſchaut, ſo komm' und ſag' mir's!"

Wolfrat nickte; dann gingen ſie auseinander.

Als der Sudmann in ſeinem Haus die Stube betrat, ſprang ihm Lippele jubelnd entgegen; der Bub' hatte dem Vater eine große, große Neuigkeit zu melden: in der Scheune begännen zwei „wutzikleine Vogerln" ihr Neſt zu bauen.

„So, ſo?" ſagte Wolfrat und ſtrich mit zitternder Hand über den Kopf ſeines Buben. „Nachher geh' nur, Lippele, und ſchau ihnen zu und paß recht auf ... weißt, nachher kannſt Dir auch einmal ein Neſt bauen!" Er ſchob den Knaben zur Thür hinaus.

Kaum war der Bub' verſchwunden, da richtete ſich Sepha im Bette haſtig auf. Alle Angſt ihres Herzens zitterte in ihrer Stimme: „Polzer? Hat Dich ſchon einer drum angeredet?"

Er ſchüttelte den Kopf. „Es kann ja noch keiner drum wiſſen." Als wären ihm alle Glieder gebrochen, ſo ſchlaff ließ er ſich auf den Rand des Bettes nieder. Sie faßten ſich bei den Händen und ſahen ſich ſtumm in die Augen. Wolfrat ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, und Sepha weinte leiſe vor ſich hin.

Nach einer Weile fragte ſie: „Wo liegt's denn?"

„Bei der Mauer im Eck!"

Und wieder nach einer Weile: „Haſt das Brettl mit heim gebracht?"

Er nickte.

„Geh', laß mich's doch anſchauen!"

„Wozu denn? Schau, Seph', was haſt denn davon? Nur daß Dich kümmern mußt!"

„Ich möcht's aber ſehen! Mehr hab' ich ja eh' nimmer von ihm als wie das Brettl."

Er ging und holte das Totenbrett. „Gelt, ſchön hat er's gemacht?"

Sie wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, um beſſer ſehen zu können. Schweigend hielt ſie das Brettlein vor ſich hin; um ſeinen Rand war ein Kränzlein gemalt, welches blühende Schneeroſen vorſtellen ſollte; in der Mitte ſtand, blau und roth, der Name; und darunter ein ſchwarzes Kreuz. Mit brennenden Augen ſtarrte Sepha die Zeichen an, die ſie nicht leſen konnte, von denen ſie nur wußte, was ſie bedeuten ſollten ... „Mariele! Mariele!" Aufſchluchzend bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen.

Abermals verging eine lange, ſtumme Weile. Dann fragte Wolfrat: „Wie nimmt's denn der Bub' auf? Hat er ſchon einmal gefragt nach ihr?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Mein Gott ... ein Kind! Ich glaub', er ſpürt's gar nicht, daß eins fehlt im Haus."

„Könnt' eins doch allweil ein Kind bleiben! Da iſt jeder Tag wie ein ganz' Leben; nachher ſchlafſt und fangſt wieder ein neu's an!" Wolfrat erhob ſich und ſtieß die Kammerthür auf, und als er den Raum leer fand, fuhr ihm ein Fluch über die Lippen.

„Polzer, Polzer!" ſtammelte Seph'. „So ſei doch froh, daß die Dirn' noch allweil nicht daheim iſt. Ich mein', das wär' ein gutes Zeichen! Sie wird ihn lebig gefunden haben. Polzer, Polzer! Wenn das wahr ſein könnt', wenn er davonkäm'! Wär' das ein Glück!" Schluchzend hob ſie die Hände gegen den Himmel. „O du grundgütiger Herrgott, ſchau, nur grad das Einzige thu' uns ..."

„Ja, ja, nur grad das Einzige thu' uns!" fiel Wolfrat mit heiſerem Lachen ein. „Ja, ſchau doch, daß er wieder aufkommt, daß er herſtehen kann vor mich und den Arm ausſtrecken und ſagen: ‚Der da war's! Wär' das ein Glück! Geh', Seph', geh', brauchſt Dich ja nimmer ſorgen, es wird ſchon ſo kommen! Die Dirn' wird ſchon helfen dazu ... und wenn ſie ihn lebig gefunden hat, wird ſie ihn haſcheln und bappeln und wird reden für ihn und wird's halten mit ihm gegen uns!"

„Polzer! Wie kannſt denn ſo von Deiner Schweſter reden!"

„Schweſter! Schweſter!" lachte Wolfrat zornig auf. „Ich hätt' wohl gemeint, ſie wär' angewachſen an uns. Aber Blut iſt Blut! Ja, ja ... ſie will halt hoch hinaus! Hat ſich aber doch vergriffen! Wenn er auch gleich ein Federl auf der Kappen tragt und ein Schießzeug führt wie ein Herriſcher ... er iſt halt doch nur ein Knecht!" Wieder lachte er. „Sie ſoll ihn haben! Und wenn ſie drinſitzt in ſeiner Keuſchen ... nachher ſag' ich ihr's!"

Sepha ſchaute ihn mit großen Augen an; ſie verſtand nicht, was er redete. „Was, Polzer, was willſt ihr ſagen?"

Er wandte ſich ab und that, als hätte er ihre Frage nicht gehört.

„Polzer?"

„Laß mich in Fried' mit der Dirn'! Sie hat mein Brot gegeſſen ... und ſchickt mir zum Vergeltsgott den Freimann über den Hals!"

„Jeſus!" ſchrie Sepha auf, griff mit beiden Händen zum Herzen und fiel erblaſſend in die Kiſſen zurück.

Er ſtürzte erſchrocken zu ihr. „Seph', um Gottswillen, was haſt denn?"

„Völlig ungut iſt mir 'worden!" ſagte ſie mit matter Stimme und umklammerte ſeine Hand.

„Schau, Seph'! thu' mir's zulieb, nimm mir doch grad die Sorg' um Deinetwegen von der Seel' ... ſchau, der Krank in Dir wird ja ärger mit jeder Stund' ... ſchau, wenn Dich über winden könnt'ſt und thät'ſt die Schweißbluh' nehmen."

„Und wenn's um mein ewiges Leben wär', Polzer ... ich thu's nicht! Lieber ſoll's mit mir ein End' haben mit dem nächſten Schnaufer!"

Er athmete tief und erhob ſich.

„Schau nach der Zeit, Polzer," ſagte ſie, „Du mußt ins Sudhaus. Und das Brettl mußt auch noch aufſtellen."

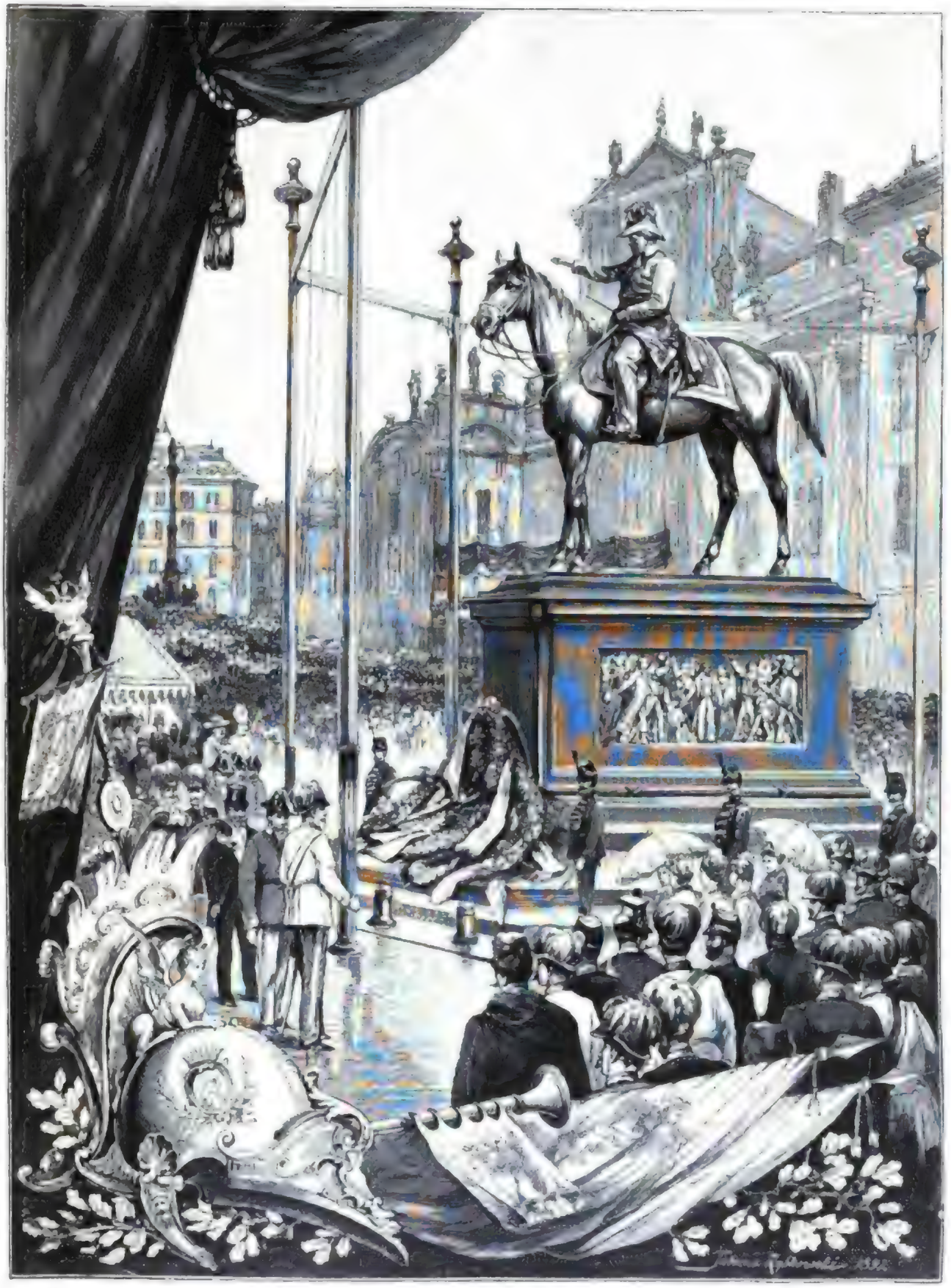
Er nahm das Totenbrett, ſuchte einen Hammer hervor und wollte die Stube verlaſſen. Unter der Thür wandte er ſich wieder, löſte einen hölzernen Pflock aus der Lehmwand und zog den Lederbeutel mit der Schweißbluh' aus der Vertiefung hervor.

„Was willſt denn damit?" fragte Sepha ängſtlich.

„Wegſchaffen muß ich's! Ich kann's doch nicht in der Mauer drin faulen laſſen."

Nun ging er. Vor der Hausthür blieb er ſtehen. „Miez, Miez!" rief er. Aus der Scheune kam eine graue Katze herbei geſprungen. Ihr warf er den Inhalt des Beutels vor. „Für die Katz'! Alles für die Katz'!"

Er ſtand und ſchaute dem Thiere zu, wie es gierig über die Brocken herfiel; aber je haſtiger es fraß, je beſſer ihm das Gericht zu munden ſchien, deſto finſterer wurden Wolfrats Blicke, deſto mehr machte ihm ein heiß aufſteigender Zorn die Adern an den Schläfen ſchwellen. Und als die Katze das letzte Bröslein aus dem Sande leckte, ſchwang Wolfrat jählings den Hammer: „Sollſt du allein was haben davon?" Er warf den Hammer ...



Die Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien.
Nach einer Zeichnung von T. Rybkowsky.

Digitized by Google

klagend machte das getroffene Thier einen verzweifelten Sprung und lag verendet auf der Erde.

Da kam Lippele um die Ecke gesprungen. Hastig griff Wolfrat zu und verbarg die tote Katze unter seiner Jacke; er hätte sie gerne wieder lebendig gemacht; das Thier war seines Buben Liebling und Spielkamerad gewesen. Mit raschen Schritten ging er dem Hag zu und trat auf die Straße. Scheu blickte er sich um und warf die Katze in den vorbeirauschenden Seebach.

Dann schlug er neben der Zaunthür das Totenbrett seines Kindes, die bemalte Seite gegen die Straße gewendet, mit dem Hammer aufrecht in die Erde.* Es sollte jedem vorüberwandernden Menschen sagen: „Bet' ein Vaterunser, hier ist der Tod gewesen und hat sich wieder auf den Weg gemacht nach einem anderen Haus . . . bet', bet', vielleicht bist Du der nächste!"

Als Wolfrat den letzten Hammerschlag gethan hatte, ging Zenza auf der Straße vorüber. Sie sah weder den Sudmann noch das Brett, mit finsteren Augen schaute sie nur immer vor sich hin auf die Erde.

„Bet', bet'," sagte das Totenbrett, „vielleicht bist Du die nächste!"

Wolfrat warf den Hammer über den Hag und wollte sich auf den Weg nach dem Sudhaus machen. Die Pfannen mußten vorgeheizt werden, wenn der Sud mit dem kommenden Werktag wieder in vollem Gang sein sollte. Da gewahrte er, daß er auf der Seite, auf welcher er die erschlagene Katze getragen hatte, von der Brust bis zum Knie mit Blut betropft war. „Mensch oder Katz' . . . es bleibt halt allweil was hängen an einem!" murmelte er und stieg zum Ufer der Albe hinunter, um sich zu reinigen. Er schöpfte ein paar Hände voll Wasser, und die Flecken waren getilgt. „Ob's wohl für das ander' auch ein Wasser giebt?"

Als er wieder hinaufstieg zur Straße, hörte er Hufschlag. Er wollte dem Zug, der sich näherte, nicht begegnen und sprang hinter ein Gebüsch. Mit lautem Geplauder zogen sie vorüber: voran Herr Heinrich von Inzing, der Propst des Klosters, und Herr Schluttemann, beide zu Pferde; hinter ihnen Frater Severin zu Fuß, mit geschürzter Kutte, den Bergstock führend; an seiner Seite Walti mit vollgepfropftem Rucksack; dann noch vier Klosterknechte mit schwer beladenen Kraxen.

„Der Haymo wird Augen machen, wann er uns kommen sieht!" sagte Frater Severin, als er an dem Gebüsch vorüberschritt, hinter welchem Wolfrat stand. „Ich freu' mich schon auf ihn! Weißt, Bub', ein Gärtner hat allweil die Sonne gern' . . . sie scheint so lieb und warm in Haymos Augen!"

„Möcht' wissen, warum er gestern gefehlt hat beim Ostertanz!" sagte Walti. „Ich hab' ihm eine Botschaft sagen wollen und hab' gewartet . . ."

Das Rauschen der Albe verschlang die Worte des Weiterschreitenden. Wolfrat kam hinter dem Gebüsch hervor und blickte den Verschwindenden nach.

„Jetzt hebt sich der Hammer auf über der Katz'!" murmelte er und griff mit beiden Händen nach seinem Kopf.

13.

Herr Heinrich von Inzing fuhr zu Berge, um den falzenden Auerhahn zu jagen. Er hatte das Kleid des Priesters gegen ein ritterliches Jagdgewand vertauscht, trug um die Hüfte das Weidgehenk und die Armbrust auf dem Rücken. In gleicher Weise war Herr Schluttemann bewaffnet; aus seinen rollenden Augen aber blickte kein Schimmer froher Jägerlaune; Frau Cäcilia, die ihn nothgezwungen für eine Woche aus ihrem Zaum entlassen mußte, hatte ihm einen Abschied bereitet, der auf eine für acht Tage voll ausreichende Wirkung bemessen war.

Eine Probe dieser Wirkung bekamen an der Seelände die beiden Fischknechte zu spüren, welche mit einem weitbauchig gezimmerten Kahn auf den Propst und sein Gefolge warteten. Sie hatten nach der Meinung des Vogtes den Boden des Schiffes nicht genügend gesäubert, und so fuhr unter Herrn Schluttemanns Schnauzbart hervor ein Donnerwetter auf sie nieder, daß sie die Köpfe duckten wie Hirschkälber, wenn ihnen der erste Schnee auf die „Luser" fällt.

Walti und die vier Knechte wurden beordert, den Weg nach der Röth' über die Almen zu nehmen. Frater Severin wollte sich ihnen anschließen. „Die Leut' tragen kostbare Sachen auf dem Buckel," meinte er, „es muß einer dabei sein, der ein Aug' auf sie hat!"

„Nein, Bruder, komm' nur mit uns!" lächelte Herr Heinrich. „Die Leute gehen zu langsam für Dich. Du mußt wacker ausschreiten, damit Du Fett verlierst, sonst fällt Dir im Garten das Bücken schwer!"

Frater Severin seufzte und ergab sich in sein schweißtreibendes Schicksal. Das Boot stieß in den See, dessen schimmernden Spiegel kein Lufthauch trübte. Die Tropfen, welche von den plätschernden Rudern fielen, glitzerten in der Sonne wie Edelsteine; alle Berge waren von Duft umwoben; über die grauen, hochgethürmten Felswände und durch den immergrünen Bergwald zogen sich die schäumenden Sturzbäche hernieder gleich silbernen Adern.

„Sagt, Herr Vogt," und mit genießenden Augen blickte Herr Heinrich umher, „wo in der Welt steht ein Kloster, dessen Fürst sich eines Münsters rühmen kann, wie ich es besitze: die Säulen und Wände für die Ewigkeit gebaut, die Fliesen ein einziger Smaragd, und als Dach der Himmel mit Gottes leuchtendem Auge!"

Herr Schluttemann ließ ein Gebrumm vernehmen, welches seine Zustimmung kundgeben sollte. Im Hintertheil des Schiffes aber seufzte Frater Severin: „Gottes Auge hat einen heißen Blick . . . ‚Gottes Güte' wäre kühler." Er tauchte die Hand in das kalte Wasser und benetzte seine Stirne.

Die Fischknechte wollten die Richtung mitten durch den See nach der Fischunkel* halten, von welcher aus der kürzeste Weg in die Röth' emporführte. Herr Heinrich aber befahl ihnen: „Zur Seeklause, wir nehmen den Aufstieg von dort!"

„Reverendissime," wandte Herr Schluttemann ein, „das ist aber ein teuflischer Umweg!"

„Den Umweg kenn' ich, doch ist mir der Teufel noch nie auf ihm begegnet!" Lächelnd blickte Herr Heinrich zu Frater Severin zurück. „Wir gehen den minder steilen Weg . . . Dir zu liebe. Du sollst sänftiglich vom Fleische fallen."

Seufzend legte der Frater die Hände über sein Bäuchlein.

Knirschend fuhr das Boot in sandig verlaufendes Ufer, welches durchbrochen war vom Bett eines schäumenden Baches. Herr Heinrich, der Vogt und Frater Severin gingen ans Land, und die Fischknechte stießen den Kahn in den See zurück, um die Heimfahrt anzutreten.

„Steiget nur immer voran und wartet meiner auf der Höhe," sagte Herr Heinrich.

Der Vogt und Frater Severin überschritten auf schwankendem Stege den Wildbach und verschwanden auf dem jenseitigen Ufer im sanft ansteigenden Bergwald. Herr Heinrich ging den Wildbach entlang, bis er eine aus Steinen erbaute, an eine hohe Felswand angelehnte Klause erreichte. Er öffnete die Thür, aber die Klause war leer.

„Dietwald!" rief er mit lauter Stimme; doch niemand zeigte sich. „Sollte er hinausgefahren sein zum Fischfang?" Doch nein, der Einbaum lag ja an das Ufer gezogen. Herr Heinrich folgte einem schmalen Fußpfad. Immer dichter trat die ragende Felswand an den Wildbach heran, von der anderen Seite näherte sich der Bergwald, so daß eine enge Schlucht gebildet wurde, auf deren Grund die schäumenden Wasser in tief zerrissenem Bett mit ohrbetäubendem Lärm hinwegrauschten über mächtige Steinklötze und zerschmetterte Baumstämme. Wo die Schlucht ein Ende nahm, stürzte der Bach aus schwindelnder Höhe hernieder in ein von siedendem Schaum erfülltes Becken, welches der in die Luft zersprühende Wasserstaub, von einem verlorenen Sonnenstrahl durchleuchtet, mit buntfarbigem Schimmer überwob. Neben dem Wasserfall zeigte sich an der Felswand der Eingang einer Höhle, vor welcher ein hohes steinernes Kreuz errichtet war, schon grau verwittert und halb überzogen von gelblichem Moos.

Dem Kreuz zu Füßen, auf einem Felsblock, saß Pater Desertus, der Fischmeister des Klosters. Er hielt den einen Arm auf das Knie gestützt und das Haupt auf die Hand geneigt; mit der anderen Hand nahm er von dem dürren Astwerk, das der Wildbach an das Ufer geschwemmt hatte, immer wieder einen Zweig und warf ihn zurück in das wirbelnde Wasser; mit starren Augen, verloren in Gedanken, schaute er zu, wie der Strudel den Zweig verschlang, wie ihn die Wellen mit sich

* Das Setzen der Totenbretter hat sich in einzelnen Dörfern Bayerns als geheiligter Brauch bis in die Gegenwart erhalten.

* Name der am Ufer des Obersees gelegenen Alm, welche sich schon in Urkunden aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt findet.

fortriſſen. Dann nickte er finſter vor ſich hin . . . und warf einen anderen Zweig.

Er hörte vor dem Rauſchen des Waſſers die nahenden Schritte nicht und blickte betroffen auf, als er eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte. „Herr Heinrich!“ Grüßend neigte er das Haupt und erhob ſich.

„Was treibſt Du hier?“ fragte lächelnd der Propſt.

„Das Spiel meiner Tage.“

Herr Heinrich betrachtete den Pater mit ernſten Augen und ſchüttelte den Kopf. Dann ſagte er: „Komm, laß uns zur Klauſe gehen, hier hört man ja kaum den Klang des eigenen Wortes.“ Er wanderte den Pfad zurück und Pater Deſertus folgte. Vor der Klauſe ließen ſie ſich auf die Steinbank nieder. Warm ſchien die Sonne über ihnen; das gemilderte Rauſchen des Wildbachs tönte wie Muſik, draußen lag der glatte See, wie grüne Seide ſchimmernd, und über die ſteilen Wände, die ihn umzogen, hoben der Watzmann und die ſieben Watzmannkinder ihre weißen Zinken in das reine Blau des Himmels.

„Ein ſchönes Plätzchen!“ ſagte Herr Heinrich. „Hier biſt Du wohl gerne?“

„Ja, denn ich lebe und ſtöre doch die Freude keines anderen Menſchen. Aber ſagt, was führt Euch zu mir?“

„Muß ich nicht zu Dir kommen, da Du mich zu meiden ſcheinſt?“

„Ich thu' es um Euretwillen. Mein Blick verjagt das Lächeln, und Ihr lächelt gerne.“

„Ja, Dietwald, ſeit ich erkennen lernte, daß Weinen zwecklos iſt. Doch laſſen wir das. Ich bringe Dir einen Gruß!“

Langſam hob Pater Deſertus das Haupt. „So lebt noch ein Menſch, der Urſache hätte, meiner zu denken?“

„Der Kaiſer!“

Ueber das bleiche Antlitz des Paters flog eine heiße Röthe, und es zuckte durch ſeine Glieder, als ſtünde ein Roß vor ihm, das es zu beſteigen gälte, als hinge ein Schwert in der Luft, das er faſſen müßte. Doch raſch ging dieſe Regung vorüber; er legte die Hand auf das Kreuz an ſeiner Bruſt und ſagte mit verſinkender Stimme: „Ich danke für den Gruß . . . grüßet Herrn Ludwig wieder!“

„Er hat mir einen Brief geſchrieben, ach, von Sorgen ſchwer! Der Papſt ſetzt ihm bitter zu und ſchürt ihm Zwietracht an allen Ecken und Enden. Hätt' unſer Herr Kriegsmannen ſo viel wie Sorgen, er hätt' ein Heer, wie es kein Kaiſer noch geſammelt! Und ſieh, Dietwald, in allen Sorgen denkt er Dein und läßt Dich grüßen und fragt nach Deinem Wohlergehen und hofft, daß Dein Kummer ſich gemildert hätte. Er hat Dir den Tag von Ampfing nicht vergeſſen! Du haſt ihm ſein Reich erfechten helfen!“

„Und habe um jenes Tages willen mein eigen Reich verloren!“ brach es in wildem Schmerze von des Paters Lippen. „All meiner Güter beſtes! Allen Werth und alle Sonne meines jungen Lebens, all mein Glück, all meine Seligkeit!“

„Dietwald!“ mahnte Herr Heinrich mit ernſtem Worte, „darf ein Prieſter ſo ſprechen?“

Pater Deſertus hörte nicht; es loderte aus ihm hervor wie entfeſſeltes Feuer.

„Ach, wie war ich ſo ſtolz an jenem Tag, als ich vor Ludwig ſtand, ein Sieger unter Siegern, mit ſtumpfgeſchlagenem Schwert, der Glanz meiner Rüſtung erloſchen im Blut der Feinde! Wie ein Falk flog meine Seele, und mein Herz wie eine ſehnende Taube nach ihrem Neſt . . . heimwärts, heimwärts! Neun Tage noch hält mich die Pflicht, und jetzt . . . jetzt geht es nach Hauſe, wie im Sturm, Tag und Nacht im Sattel. Das Roß bricht unter mir . . . ſchon im Sturze greif' ich nach einem anderen! Heim, heim, zu Weib und Kind! So hell und freudig hat mein Schlachtruf nie geklungen wie dieſer Jubelſchrei meines Herzens. Bei grauendem Morgen erreich' ich den Bannwald meiner Burg. Jeder Baum, der an mir vorüberfliegt, iſt mir ein Weiſer zu meinem Glück! Nun iſt ja Friede, nun darf ich ruhen . . . ich ſehe ſchon die heimliche Stube mit dem ſonnigen Erker, ich ſehe mich ſitzen, mir zur Seite mein junges, holdſeliges Weib, das von dunklem Gelock umfluthete Köpfchen an meine Schulter lehnend, zu mir aufblickend mit leuchtenden Augen . . . und hier, auf meinem Knie, da ſchaukelt mein Knabe, macht große Augen und lauſcht, denn ich erzähle vom Kaiſer, von Fehde und Sieg . . . und in der Wiege ſchlummert mein ſüßes Mägdlein und träumt in ſein werdendes Leben hinein wie eine Knoſpe in den ſonnigen Tag! Heim, heim, heim! Dort iſt ſchon die Höhe im Wald, von der ich den Giebel meiner Burg erblicken muß. Jetzt hab' ich ſie erreicht . . . ich ſpähe, ſpähe und ſpähe . . . und ſehe nichts! Hat ſich mein Haus verrückt? Hat ſich der Wald verwachſen? Ein zitterndes Ahnen befällt mich, ich peitſche mein Roß, ich reite, reite, reite . . . dort iſt der Saum des Waldes . . . jetzt hab' ich ihn! Ich hebe mich auf im Sattel . . . mein Blick fliegt über das Thal . . . und ich ſehe . . . ſehe . . .“

Schaudernd ſchlug er die Hände vor das Antlitz, und ſeine Stimme erloſch in dumpfem Stöhnen.

„Dietwald!“ mahnte Herr Heinrich tiefbewegt, „kannſt Du Deinem Herzen nicht gebieten, ſo gebiete Deiner Zunge. Sie ſoll nicht nennen, was hinter Dir liegt, ſeit Du den Scheitel beugteſt, um Gottes Knecht zu werden.“

Pater Deſertus hörte nicht. Er ließ die Arme ſinken und ſtarrte mit brennenden Augen ins Leere. Und dann, als ſtünde geiſterhaft ein Bild vor ihm, deutete er vor ſich hin. „Das? Das iſt mein Glück? Ein Haufen Trümmer, glühende Steine und rauchendes Gebälk? Das war mein Haus? Ja, ja . . . es ſteht das Thor noch mit dem Wappen darüber: der weiße Islandfalk im blauen Feld! Und das? Sind das die Tauben, die im Thurm geniſtet? Tauben, die wie Raben krächzen, wie hungernde Geier ſchreien? Sie wittern das Futter ſchon . . . wie die Aepfel um den Baum, ſo liegen die Leichen . . . der dort mit dem grauen Kopf und der geſpaltenen Stirn, das iſt Reinold, mein Pförtner! Er hat immer gern geſchlafen! So wach' doch auf, Alter! Rede doch! Wo iſt mein Weib, wo ſind meine Kinder? Soll ich Dir eine Handvoll Aſche zeigen? Sieh doch hier! Iſt das mein ſüßes Weib? Oder das? Und hier, der verkohlte Knochen? Das iſt wohl mein ſchöner Knabe? Oder gar Dein Hund? Und dort, ſieh' nur, im Schutt, dort glimmt es noch! Das iſt die Wiege? Ja?“

„Dietwald! Erwache!“ rief Herr Heinrich und rüttelte ihn am Arm.

Er ſchaute auf mit verlorenem Blick. „Erwache! . . . das war das erſte Wort, das ich hörte! . . . Einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag . . . wie ein Bergmann nach Gold, ſo wühlte ich nach verkohlten Gebeinen . . . und ſchrie nur immer: wer hat mir das gethan? Ich hatte doch keinen Nachbar, der mir grollte, ich hatte keinen Feind! In meinem Jammer wußt' ich keinen Weg . . . die Augen blind vom Weinen, bin ich gegangen und gegangen . . . und an der Pforte des Kloſters fiel ich nieder. Sie trugen mich in eine Zelle und riefen: ‚Erwache! Erwache!‘ Und ich blieb . . . und ließ geſchehen, was geſchah!“

„Mit Schmerzen, Dietwald, hab' ich es lang' erkennen müſſen: es war für Dich der rechte Weg nicht! Hätteſt Du doch Troſt geſucht in Kampf und That, auf dem Schlachtfeld . . . nicht in der Zelle!“

„Ich hoffte, ihn zu finden! Durch Tage und Nächte, Wochen und Jahre lag ich in brünſtigem Gebet und ſchrie zu Gott aus tiefſter Seele: laß mich vergeſſen! . . . Ich ſchlug mit der Geißel meinen Rücken blutig, um durch die Schmerzen meines Leibes die Qual des Herzens zu betäuben — — es half nicht, half nicht! Ich konnte nicht vergeſſen, konnte nicht hoffen! Wenn ich kämpfte um das Heil meiner Seele, ſo träumte ich den Kuß meines Weibes . . . wenn ich den Himmel ſuchte, fand ich ihn in meiner Kinder Augen, die mir entgegenblickten aus der Luft meiner Zelle, aus jedem Blatt des heiligen Buches, aus jedem Bildwerk in der Kirche, aus jedem Abbild des Erlöſers!“

„Und fandeſt Du nicht Troſt bei Deinen Brüdern, von denen mancher eine Welt von Schmerzen überwand, da er ſich Gott ergab?“

„Meine Brüder? Sagt Ihr das im Ernſte, Herr Heinrich? Ich meine doch, Ihr kennet Eure Chorherren!“

„Verdamme die Schwachen nicht! Kleine Seelen haben kleine Wünſche. Sieh dieſen Berg an — es treibt das edle Wild nach ſeiner Höhe — die zufriedenen Haſen niſten hier unten im niederen Gebüſch. Und ſie beide ſind doch Geſchöpfe aus *eines* Schöpfers Hand!“

„Meine Brüder? Hätt' ich unter ihnen nur einen gefunden, der geweſen wäre, wie *Ihr* ſeid! Meine Brüder! Sie freuten ſich der Wälder und Felder, die ich dem Kloſter brachte . . . und hatten für mich nur Worte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen! Gott! Gott! Gott!“

„Wie sprichst Du dieses Wort! Dietwald!“ Und Herr Heinrich erhob sich. „Du glaubst nicht an Gott — ein Priester!“

Mit tiefernsten Augen schaute Pater Desertus zu ihm auf. „Ich glaube an Gott! Wer hätte diesen Stein zu meinen Füßen erschaffen . . . wenn er nicht? Wer hätte diese ewigen Felsen erbaut und über schwindelnd tiefe Gründe diesen schönen See ergossen . . . wenn er nicht? Wer die Luft bevölkert, das Wasser und den Wald . . . wenn er nicht? Wer hätte diesem Baum die nährende Wurzel gegeben, die treibende Kraft des Markes und den Wohlverstand, mit dem er seine Zweige nach der Sonne breitet . . . wenn er nicht? Aus wessen Hand wohl wäre der Liebreiz geflossen, der mein Weib umschimmerte . . . die süße Unschuld in den Augen meiner Kinder . . . wenn nicht aus *seiner* Hand? Wer hätte mich selbst erschaffen und mein Herz erfüllt mit jauchzender Freude und seligem Glück . . . wenn er es nicht gethan? Doch wer vernichtete mein Glück? Wer riß mir die Freude aus dem Herzen und füllte meine Brust mit Qual und Pein? Wer ließ mein Weib verbrennen und meiner Kinder holdes Leben erlöschen in Gluth und Rauch? Wer schickt den Blitzstrahl über diesen Baum, wer in sein Mark die Fäulniß? Wer schlägt mit Schmerzen und Tod alles, was athmet in Wasser, Luft und Wald? Wer stürzt die Felsen vernichtend über Thal und Hütten, und wer empört den See, daß er die Ufer überschäumt und alles ringsumher verwüstet, was doch nur Werk ist aus Gottes eigener Hand? Wer? Wer? Wer? . . . Und warum?“

In Herrn Heinrichs Augen leuchtete ein herzlicher Blick. „Wer thäte das alles . . . wenn er nicht? Aber . . . warum? Ja, mein Sohn, da bin ich überfragt!“ Lächelnd legte er die Hand auf des Paters Schulter. „Sieh, Dietwald . . . ich könnte sagen: was Uebles kommt, ist eine Strafe oder eine Prüfung. Aber das sag' ich nicht . . . zu *Dir* nicht! Gott prüft nicht . . . er weiß doch, wie schwach die Menschen sind! Und wer wie Gott so groß ist in der Liebe, ist im Zorne nicht so klein — so kleinlich, wie Du bist mit Deinem thörichten Warum! Ja, ja, Dietwald!“ Er setzte sich an des Paters Seite und faßte seine Hand. „Du Kind von zweiundvierzig Jahren! Im Schmerze kannst Du fragen: warum?“

„Herr Heinrich!“ stammelte Pater Desertus.

„Hast Du aber auch gefragt in der Freude, im Glück? Gelt, da hast Du genommen und genossen! Da war Dir um den Grund nicht bange, warum Dir gegeben wurde. Das Gute leuchtet Dir ein, da glaubst Du an Gott . . . nur im Schmerze willst Du nicht fassen und begreifen und Gott nicht finden. Das ist nun freilich schwer, und noch keiner, der lebte, hat es ganz zuwege gebracht. Sogar Christus der Herr hat am Kreuze gefragt: ‚Gott, mein Gott, *warum* hast Du mich verlassen?‘ Das sprach der Mensch in ihm! Sag' mir, Dietwald: *wäre* er denn Gott, wenn wir Menschen ihn so leicht verstünden? Und wenn Du fragst: warum? . . . weißt Du denn auch, ob er nicht Antwort giebt? Er spricht vielleicht zu Dir im Wehen dieser Frühlingsluft, im Rauschen dieser Wellen. Nur ist Dein Ohr zu klein für alle Größe seiner Stimme!“

„Nein, nein, ich hör' ihn!“ flüsterte Pater Desertus.

„Nicht wahr, Du hörst den Donner der Lawine, wenn Du über die Berge steigst im Frühling, Du weißt, weshalb sie fallen muß, und stumm bewundernd stehst Du vor dem herrlichen Schauspiel der Gottnatur, erhoben in Deinem Herzen. Hört ihren Donner aber auch die Fliege, die in einer Ritze der Felswand klebt? Nein, ihre Sinne sind zu kurz . . . sie klebt . . . und wird verschüttet und erstickt. Soll sie auch fragen: warum? Soll der Lauf der Zeiten sich Halt gebieten, soll ewiger Schnee die Halden drücken und keine Blume keimen lassen, nur damit die Fliege nicht gekränkt wird? Nicht wahr, das geht nicht an . . . Du liebst ja die Blumen, Du sagst mit Deinem Verstande: der Schnee muß fallen. Die Fliege aber will es nicht begreifen! Von der Fliege zu Dir ist ein weiter, weiter Weg, doch nimm ihn millionenfach, und Du füllst die Strecke nicht aus von Dir zu *ihm*! In schwindelnder Höhe geht er seinen Weg, ein Schritt, und er ist über alle Berge, ein Schritt, und Meere liegen hinter ihm . . . und jeder Schritt bringt Werden und Vergehen. Er kennt den Urgrund aller Dinge, *er* sieht das Ziel vor Augen, *er* denkt der Blumen seiner Ewigkeit . . . doch wir, tief unter ihm, wir, Dietwald, sind die Fliegen unter der Lawine.“

Pater Desertus schlang die Arme um Herrn Heinrichs Hals und drückte das Gesicht an seine Brust.

„Ja, ruh' Dich aus . . . Du bist müde vom Leben. Und wenn Dir die Kräfte wieder kommen, dann beginne neu den Weg und blicke auf zu ihm! Du siehst ja von seinem Antlitz einen Zug auf jeden Fels geschrieben, ein Abglanz seiner Augen leuchtet Dich an aus jeder schimmernden Welle im See, und einen Hauch seines Athems hörst Du im Rauschen des Waldes. Und da Du, ein Mensch, ihn nun einmal nicht fassen kannst in seiner Größe, so halt' ihn fest in seiner Liebe. Ich meine doch, Du hättest sie empfunden. Und was Du besessen . . . hast Du es denn wirklich verloren? Nur weil Du es nimmer halten kannst mit Händen? Blicke doch in die Tiefe Deines Herzens! Liegt dort nicht alles, was an Glück und Wonne Dein eigen war, rein und heilig behütet, ein köstlicher Reichthum an dauerndem Erinnern! Dietwald! Dietwald! Du willst klagen? Weißt Du denn auch, um wieviel reicher Du bist als ich?“

Pater Desertus hob mit fragendem Blick die Augen.

„Alle holde Freude des Lebens hast Du genossen, bis Dein Glück sich wandelte in *einen* Schmerz wie ein schöner Frühlingstag in eine Nacht mit kaltem Reif. Mein Leben aber war ein Leidensgang von Schritt zu Schritt, eine reine Freude hat mir nie geblüht, und jede Frucht, nach der ich griff, trug den Wurm oder die Fäulniß in ihrem Kerne. Ich habe mehr gelitten als Du, da ich nur Schmerzen gewann, ohne Freuden zu verlieren. Ich hatte einen Bruder, der mich haßte, weil ich der Aeltere war; hatte eine Mutter, die nur ihren Tand und ihre Falken liebte; hatte einen Vater, der mich verstieß, weil ich nicht schmeicheln konnte; das Weib, das mich ohne Liebe nahm, brach mir die Treue; mein Freund, der einzige, an den ich glaubte, war ihr Verführer; ich diente redlich meinem Fürsten, wurde des Verraths beschuldigt und in Ketten geworfen. Aus dem Kerker floh ich ins Kloster. Ich haßte die Menschen . . . und konnte Gott nur fürchten. Nicht mit Inbrunst . . . in Zittern hab' ich gebetet und den Grimm meines Herzens zu ertöten gesucht in schwerer Büßung. Doch Haß und Furcht hingen fest an mir! Wenn ich aus dem Kloster niederstieg ins Thal, sah ich die Noth nur und der Menschen Pein; wenn ich emporstieg auf die Berge, sah ich nur die Schrecken der Natur, Verwüstung und Zerstörung — den Gott in seinem Grimme! Mit schauderndr Seele floh ich wieder heim in meine Zelle, sang und betete und schwang die Geißel.“

„Und wie kam Euch die Erlösung?“

„Es war an einem Tage spät im Herbst. Ich lag auf meinem Bett, entkräftet, blutend aus den Wunden, welche die Geißel gerissen, die brennenden Augen auf die kahle Wand geheftet. Die häßlichen Bilder meines kalten, nutzlosen Lebens zogen vor meinem taumelnden Geist vorüber, und jeder Gedanke war ein Schrei zu Gott: töte mich, töte mich, weshalb noch soll ich leben! Da sah ich an der Mauer einen Falter hängen; er hielt die Flügel geschlossen und rührte sich nicht. Ich griff nach ihm, und er ließ sich fassen. Seine Füße waren starr, die Schwingen gelähmt . . . er war erfroren in meiner kalten Zelle. ‚Dein Schicksal ist das meine!‘ sagte ich und ließ ihn zu Boden fallen. Da stieg die Sonne über die Berge, und durch das offene Fenster meiner Zelle fiel ein warmer goldiger Strahl gerade auf die Stelle hin, auf welcher der Falter lag. Es währte nicht lange, da begann er, auf der Seite liegend, die Füßchen zu rühren. So zappelte er ein Weilchen, aber es gelang ihm nicht, sich aufzurichten. Ich hielt ihm den Griff meiner Geißel hin, er klammerte sich an das Holz und stellte die Schwingen auf; lange saß er ruhig, dann plötzlich legte er die Flügel auseinander, schloß sie wieder, kroch vom Holz der Geißel auf die Erde, und weiter und weiter, immer der Sonne nach, und an der Mauer empor auf das Gesims des Fensters. Hier saß er noch ein Weilchen, als müßte er rasten . . . und immer spielte er mit den Schwingen . . . und dann mit einmal begann er zu flattern, erst schwer und mühsam — doch immer leichter wurde sein Flug, und so schwebte er hinaus zum Fenster und gaukelte in den blauen Himmel.“ (Fortsetzung folgt.)

Ems und das Lahnthal.

Von Hans Wachenhusen.

Mit Zeichnungen von O. Günther-Naumburg.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Zwischen laubgrünen, villenbesäten Abhängen, eingeengt durch die bis an die Ufer der Lahn sich senkenden Felshöhen der Bäderlei und des Winterberges, zieht sich lang und schmal, den sanften Krümmungen des Flusses folgend, eins der reizendsten Thäler Westdeutschlands dahin. Blankes Silber bergen die Hügel, drüber aber strahlt die goldne Sonne, und sie ruft alle diejenigen herbei, die in dem unruhigen Getriebe der Geschäftswelt, im staubigen Dunstkreis der großen Städte, im Lüsterqualm des ermüdenden Gesellschaftslebens ihre Athmungswerkzeuge geschädigt haben und hilfsbedürftig nach den wunderthätigen Quellen schmachten — nicht zu sprechen von denen, die in dem schönen Lahnthal eben nur die sommerliche Erfrischung suchen.

Die Rheinbahn, die großen Dampfer schiffen die Mehrzahl der Reisenden in Oberlahnstein aus, um sie angesichts der prachtvollen Burg Stolzenfels und des Schlosses Lahneck der Lahnbahn zu übergeben. Diese führt sie durch das romantische Flußthal mit seinen Kapellen, Schlossern und Kirchen, seinen Hüttenwerken, vorüber an dem Dorfe Früchtl, der Ruhestätte des Ministers von Stein, schließlich einen Blick gewährend auf die Bäderlei, den Konkordienthurm, den von einem Pavillon gekrönten Malberg, durch das Dorf Ems; und von der herrlichen Thalluft erquickt, erreicht der Reisende den Bahnhof, die mit Gästen gefüllten Promenaden, die über die Lahn führende Brücke, das Herz von Ems: die eigentliche von großen Gast- und Badehäusern bezeichnete Quellenstätte, das Kurhaus, den Kursaal mit seiner Kolonnade und seinem durch die enge Thallage zwischen Straße und Lahnufer allerdings im Vergleich zu Homburg und Wiesbaden sehr beschränkten Kurgarten.

Ems ist alt, und wie dies bei fast allen bemerkenswerthen Ortschaften des Taunus der Fall ist, erzählt seine Geschichte und nicht weniger der Pfahlgraben wie das Auffinden von alten Grundmauern und Badeleitungen, daß die Römer in ihrer Liebhaberei für warme Quellen sich auch diese schon zu Nutze gemacht haben; und wenn auch die schriftliche Ueberlieferung der Alten jede Mittheilung über eine römische Niederlassung vermissen läßt, so dürfte Tacitus in seinen „Annalen", in welchen er berichtet, daß Curtius Rufus im Lande der Mattiaker nach Silber habe graben lassen, doch diese Gegend des Lahnkreises gemeint haben.

Eine sprungweise Erwähnung geschichtlicher Daten gestattet hier eben nur die Andeutung, daß urkundlich von den Emser Silberwerken zuerst im Jahre 1158 die Rede ist, um welche Zeit Kaiser Friedrich I. deren Ausbeutung einem Bischof von Trier übergab. Der warmen Bäder geschieht erst in einer Urkunde des Erzbischofs Wilhelm von Köln 1355 Erwähnung, danach 1383 eines „Thurms auf dem Bade", dessen Reste man noch jetzt in den Fundamenten im Kurhof erkennen will. In welchem anspruchslosen Zustand sich die damaligen Badeeinrichtungen befunden haben, geht aus einer Urkunde der Grafen von Katzenelnbogen und Nassau vom Jahre 1438 hervor, in der es sich nur um einige Baderäumlichkeiten handelte. Im Jahre 1583 errichtete Landgraf Wilhelm von Hessen ein Bade- und Wohnhaus, das wahrscheinlich den Mittelbau des heutigen Kurhauses bildet, damals aber nur zu eigner fürstlicher Bequemlichkeit und der von hohen Gästen diente. Von da ab scheint sich um die „Heilquellen" von Ems eine vornehmere Gesellschaft gesammelt zu haben, die bei dem Mangel an Unterkunft in Zelten wohnte und in diesen ein vergnügtes, zu mancherlei Badescherzen geneigtes Leben geführt haben mag.

Erst im 17. und 18. Jahrhundert ward den Badeanstalten größere Sorgfalt gewidmet, Häuser wurden errichtet, das Kurhaus wurde ausgebaut, ein großer Gesellschaftssaal hergestellt; und je mehr sich der Ruf der Quellen verbreitete und festigte, desto mehr wuchs sich Ems zur Stadt aus. Die Anlage der jetzigen Bäder wurde jedoch erst im Jahre 1811 begonnen und seitdem ausgestaltet; Altes und Unmodernes wurde abgebrochen, die Eisenbahn entstand und um den Bahnhof am linken Ufer, am „Spieß", ein ganz neues Bauviertel; vier eiserne Brücken wurden hergestellt, und so ward Ems eins der modernsten und schönsten Badestädtchen. Kaiser und Könige sah es als seine alljährlichen Gaste, Kaiser Wilhelm I., den Kaiser von Rußland, viele andere Fürstlichkeiten, Touristen aller Welttheile, mit einem Wort: eine Gesellschaft, wie sie so glanzend kaum ein anderer Kurort beherbergte. Zur Geschichte der Stadt, die sonst nicht viel Merkwürdiges aufzuweisen hat, bildet bis jetzt den Schlußstein jenes schroffe Auftreten des französischen Botschafters Benedetti gegen König Wilhelm bei Gelegenheit der spanischen Kronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern. Eine Steinplatte im Kurgarten verewigt das Andenken an jene bedeutungsvollen Ereignisse, deren zum Theil legendenhafte Züge freilich vor der aktenmäßigen Geschichte nicht alle Stand halten konnten. Ein

Denkſtein iſt aber dieſe Platte jedenfalls für eine, die ich hier vor Jahren in kaltem Frühlingswetter, in grauem Mantel, Hut und Schleier, gebückt, den Stab in der einen, das Brunnenglas in der anderen Hand, des Morgens einſam, einen Gegenſtand der Neugier, wandeln ſah — für Eugenie, die ehemalige graziöſe Kaiſerin von Frankreich. Denn ſie war es bekanntlich, die im frivolſten Uebermuth ihre „petite guerre“, ihr „Kriegchen“, haben wollte, die den kranken Napoleon III. zur Kriegserklärung, ſich ſelbſt und ihn in die Verbannung trieb. Wie das Thränenkrüglein der Witwe erſchien mir damals das Brunnenglas der Vereinſamten, um Thron und Sohn Trauernden! Ich hatte ſie auf der Höhe ihres Glanzes in Paris ſo unzählige Male als mächtige Beherrſcherin der Mode im Bois de Boulogne, dann bei der Einweihung des Suezkanals neben dem Khedive kokett auf einem Eſelein daherziehen ſehen, hatte ſie in Schwalbach beobachtet, wie ſie leicht geſchürzt mit großem Stocke über die waldigen Höhen tänzelte — und gerade hierher, nach Ems, hatte ſie wandern müſſen, um Friſt für ein mit Reue beladenes Daſein zu ſuchen!

Jetzt wird übrigens Ems auch ſein ſtattliches Kaiſer-Wilhelm Denkmal erhalten, zu deſſen Aufſchrift Ernſt von Wildenbruch das ſchöne Diſtichon verfaßt hat:

„Hier, wo Du oft von Thaten geruht, um zu Thaten zu ſchreiten,
Hält das dankbare Ems liebend für immer Dich feſt.“

Eine andere ſtadtgeſchichtliche, aber nicht ganz erfreuliche Zeit begann für Ems, als aus den Erdgeſchoſſen des Palais Royal in Paris 1839 die Spielhalter vertrieben wurden, die darauf nach Deutſchland zogen und ſich in den rheiniſchen Bädern ein Privilegium für die Errichtung öffentlicher Spielbanken zu verſchaffen wußten. Baden Baden, Homburg, Wiesbaden, Nauheim, Ems übten durch ihre Spieltiſche bedeutende Anziehungskraft aus, aber ihr Fremdenpublikum gewann dadurch nicht an ſittlichem Werthe. In Menge zogen die Waghalſigen, die Gewinnſüchtigen, Hochſtapler, Abenteurer herbei, von Paris kamen die „Damen von Breda“ mit ihrem ſauberen Gefolge; Benazet, der Spielpächter von Baden Baden, verſtand gerade dieſe Geſellſchaft zu ködern, er hielt die franzöſiſche Boulevardpreſſe förmlich in ſeinem Solde. Die Berichterſtatter der einflußreichſten Boulevardblätter waren ſeine Gäſte; er ſtellte ihnen Equipagen zu Dienſten und legte ihnen zum beliebigen Spielverbrauch Tauſend Francs Röllchen auf ihren Nachttiſch. Blanc in Homburg verſtand das Geſchäft nicht minder — er hat ſich bekanntlich als

Auguſta- und Viktoria-Quelle.

Kurſaal.

Straße am Kurſaal.

Rückzugspunkt Monte Carlo geſichert, als die öffentliche Meinung ſich immer ſtürmiſcher gegen die rheiniſchen Spielhöllen erhob. Wiesbaden und Ems hatten eine gemeinſame Spielgeſellſchaft, was ſeine beſonderen Vortheile bot: denn wenn in Ems ein Glücklicher mit einem Gewinn davonging, fiel er in Wiesbaden hinein, oder umgekehrt. Selbſt die ſogenannte beſſere und beſte Geſellſchaft der Kurſaiſon pflegte ſich gern und mit einer erſtaunlichen Vorurtheilsloſigkeit gegen des Nachbars Ellenbogen an den Spieltiſchen zu ſammeln. Millionen waren es, welche die Banken alljährlich einheimſten; unberechenbar aber war das Elend, das ſie in den Familien anrichteten, bis endlich im Jahre 1866 ein preußiſcher Lieutenant an der Spitze eines Zuges von Landwehrleuten erſchien und im Namen des Geſetzes des Eroberers die Spielbank für geſchloſſen erklärte.

In Rückſicht auf die mannigfachen äußeren Vortheile, durch welche die betreffenden Kurorte mit den Banken verknüpft waren, geſtattete Preußen in den annektierten Ländern allerdings noch die Fortſetzung des Spiels bis 1872, dann aber war ich ſelbſt Zeuge, wie der letzte „Halunkenzug“ alle bis zum Schluſſe gebliebenen Schakale davontrug, die ſich ſeit Anbeginn um die Banken geſammelt hatten.

Dieſe Banken, wie unſelig und verdammlich auch ihr Treiben, waren für die Gemeinden der rheiniſchen Kurorte erklärlicherweiſe ein reicher Quell der Wohlfahrt geweſen. Nicht nur für die Wirthe, für die Beſitzer von Spielaktien, welche rieſige Dividenden abwarfen — ihre Gerechtſame hatten ſie auch zu großen Abgaben für das Gemeinwohl und für Stiftung eines Kur-, Theater- und Verſchönerungsfonds gezwungen — die ſchönſten Anlagen verdankten die Städte eben ihnen, und natürlich auch den ganzen äußeren Flor; daß derſelbe mit dem Ruine ſo vieler Familien bezahlt worden iſt, davon haben die inzwiſchen verfloſſenen zwanzig Jahre allmählich die Erinnerung verwiſcht.

Und es iſt gut ſo. Das pſychologiſch Merkwürdige aber bleibt, daß gerade in dieſen Orten, von denen man erwartete, daß die Leidenſchaft für das Spiel wie Mauerſchwamm fortwuchern

werde, der Dämon Hazard vollständig verschwunden ist. Hatten dieselben bis dahin ihren Vortheil von dem Bestehen des Spiels, so haben sie ihn seitdem von dem Verbot desselben; denn während früher eine chrsame, wohlhabende Familie nur mit großer Unerschrockenheit wagte, ihren Wohnsitz in einem Spielbadeort aufzuschlagen, hob sich der Zuzug beispielsweise nach Wiesbaden in überraschendem Maße, als kaum das „faites le jeu!“ in den Sälen des Kurhauses verstummt war.

Aehnlich erging es auch den anderen Orten. Allerdings ist die große schöne Zeit vorüber, in welcher ein allgemein verehrtes gekröntes Haupt, Kaiser Wilhelm I.*, wenn er alljährlich in Ems erschien, alles herbeizog, aber es ist noch immer des Flors genug trotz des allgemeinen Herabgehens der Geldverhältnisse, der Schmälerung großer Einkünfte, die sonst zur Entfaltung äußerer Herrlichkeit Aufforderung gaben, und Ems besitzt in seinen Thermen eine hoffentlich unversiegbare Quelle des Gedeihens, in seiner städtischen Anlage, in seiner herrlichen Umgebung eine ebenso unerschöpfliche Anziehungskraft.

Nur ein flüchtiger Blick auf diese! Den schönsten gewährt uns die Zeit, wo Ems aus seinem Winterschlaf erwacht und die Fluren, die Bergesrücken sich in neues Grün kleiden. Das Thal ist eng, dem Fuße der Felsen ist sogar gewaltsam der Raum für die Villen und Badehäuser abgewonnen, während auf dem linken Ufer neuere herrliche Ansiedlungen, schloßähnliche Landhäuser sich bequemer auf dem Abhang des Malbergs ausbreiten; alles ist modern, denn Ems schreibt seine Glanzzeit erst von da her wo die Eisenbahn das poetische Lahnthal dem größeren Zuzug erschloß.

Wandelbahn.

Das eigentliche Badeleben drängt sich zusammen um den Kurhof und den Kurgarten, um den neuen Kursaal und das alte Kurhaus, die schattige Lahnterrasse und die Wandelbahnen. Hierher ruft schon am frühen Morgen vom 1. Mai ab die Kurkapelle die Gäste. Knapp nur ist der Raum, auf welchem sich bei günstigem Wetter die Gesellschaft mit ihrem Trinkglas in der Hand bewegt, und in buntem Gewirr der mehr oder minder anspruchsvollen Morgentoiletten und Landestrachten, sich in allen Sprachen der Welt unterhaltend, quirlt hier das Kurpublikum bei den Klängen des Orchesters durcheinander. Die Kolonnaden sind dicht gefüllt von auf und ab Wandelnden, ganz besonders, wenn unfreundliches Wetter sie hierher und in die Bogengänge des Kurhauses zusammentreibt. Man braucht die Sonne, den klaren Himmel in Ems mehr als in anderen Kurorten, eben weil sonst das Kurhausrestaurant, die Säle überfüllt sind, weil die verabredeten Partien hinaus in die schöne Umgebung, die Wasserfahrten ꝛc. zur Unmöglichkeit werden und man auf die Zimmer angewiesen ist. Mehr noch und dichter füllt sich der Kurgarten beim Nachmittagskonzert, wenn die Bahn die Passanten, die Vergnügungszügler nach Ems führt, und endlich an den Abenden, an welchen Vorstellungen auf dem kleinen Kursaaltheater, Bälle, Künstlerkonzerte stattfinden, wie das ja in allen hervorragenden Kurorten geschieht.

Es fehlt hier der Raum, auf alle zum Theil großartigen Bauten einen Blick zu werfen, die vorzugsweise für die Aufnahme von Gästen bestimmt sind, wie z. B. in unmittelbarer Nähe des Kurhauses und gegenüber dem Kursaal die Gasthöfe ersten Rangs „Vier Jahreszeiten“, „Europäischer Hof“ und „Nassauer Hof“, hinter welchem die Grotte der „König Wilhelms-Felsenquelle“ liegt, der Brücke gegenüber der „Darmstädter Hof“, flußabwärts am Ende der Anlagen die „Vier Thürme“, „Englischer Hof“ und „Fürstenhof“, „Schloß Langenau“, eine viel besuchte Pension; auf dem linken Ufer die Villa Bella Riva, das Schloß Balmoral u. a. Was die Quellen betrifft, so erscheint es zweifellos, daß dieselben sämmtlich in Verbindung miteinander stehen und ihre Temperatur sich je nach ihrer Mächtigkeit richtet. Ihre Dienste leisten sie namentlich gegen Kehlkopf- und Bronchialkatarrhe, gegen Katarrhe des Magens und Darmkanals, gegen gewisse Leberkrankheiten u. s. w. Das doppeltkohlensaure Natron bildet in allen mehr oder minder den Hauptbestandtheil, Chlornatrium enthalten sie sämmtlich, daneben doppeltkohlensaures Lithion, schwefelsaures Natron, Jodnatrium, Bromnatrium, phosphorsaures Natron, schwefelsaures Kali; besondere Eigenschaften hat die Eisenquelle, dem Schwalbacher Weinbrunnen ähnlich. Die bedeutendsten Trinkquellen sind die alten, dem Fiskus gehörigen „Krähnchen“-, „Fürsten“- und „Kesselbrunnen“ im Kurhaus und die erst später erschlossenen, im Privatbesitz befindlichen „Viktoria“ (gleichwerthig mit Krähnchen), „Augusta“-, „Wilhelms“- und „Eisenquelle“. Zahllos sind die Krüge namentlich des Krähnchen und Viktoriawassers, welche von den betreffenden Verwaltungen alljährlich in alle Welttheile hinausgesandt werden, zahllos die Schachteln des Emser Quellsalzes und der aus diesem hergestellten allbekannten „Emser Pastillen“.

Von hohem Reize sind die romantische Umgebung von Ems, die Promenaden des Marien- und Henriettenweges, die Partie auf den Malberg. Ehedem war man gezwungen, wenn man den letzteren besuchen wollte und doch das Bergsteigen nicht liebte, sich dem Rücken eines launenhaften Esels anzuvertrauen, heute fährt die Drahtseilbahn zur Höhe hinauf, die durch ein Sanatorium zum Luftkurort geworden ist. Der Blick von hier oben über das Lahnthal und die Höhen des Westerwaldes ist ein außerordentlich fesselnder. Dankbar sind die Partien zum Winterberg, der Schiefer Felsenpfad zur Bäderlei, zur Mooshütte, zum Konkordienthurm und der „Schönen Aussicht“, nicht minder ein Gang nach Dorf Ems, von da nach der Nievernerer Eisenhütte, zur Silberau und Silberschmelze, der Ausflug zum Lahnsteiner Forsthaus, nach dem bereits erwähnten Dorfe Frücht. Dort befindet sich in einer gothischen Kapelle die Gruft der Familie von Stein, seit 1831 die Grabstätte jenes großen, unvergeßlichen Mannes, „des gebeugten Vaterlandes ungebeugten Sohnes“, dessen Grabschrift an einem Reliefbild von Schwanthaler uns sagt:

„Sein Nein war Nein gerechtig, sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig, sein Mund, sein Grund einträchtig,
Sein Wort das war ein Siegel.“

Wer Künstler ist, der wallfahrtet gern zu dem an der Mündung des Unter- und Oberbacherthals so romantisch gelegenen mittelalterlichen Dorfe Dausenau, das sein Entstehen den Römern und zwar Drusus verdanken soll. Hier saß im 17. Jahrhundert ein hochnothpeinliches Hals- und Hexengericht, und von dem schiefen, mit Unrecht den Römern zugeschriebenen Thurme geht die auch unwahrscheinliche Sage, daß in demselben einst Karls

* Kaiser Wilhelm I. wohnte regelmäßig in dem Querflügel des Kurhauses, der auf unserer Abbildung Seite 341 sichtbar ist.

Digitized by Google

des Großen Geheimschreiber Eginhard mit des Kaisers schöner Tochter Emma gefangen gehalten worden sei.

Ein interessanter Nachbar dieses Städtchens ist Nassau in seinem blühenden Thale, mit den Burgen Nassau und Stein, letztere mit der 1872 feierlich enthüllten kolossalen Marmorstatue des großen Mannes geschmückt, dessen Name auch dem Städtchen seine Weihe giebt. Denn hierher, nach dem Stammsitz seiner Familie seit dem 16. Jahrhundert, zog Stein sich in sein Geburtshaus zurück, um während seiner letzten Jahre der Ruhe und den Wissenschaften zu leben. „Ein' feste Burg ist unser Gott" lautet die Inschrift des Wappens über der Thür des alten Familienhauses, das an sich von keiner architektonischen Bedeutung ist; neben ihm erhebt sich ein gothischer Thurm, den Stein selbst zur Erinnerung an die Freiheitskriege hat errichten lassen. Die Burg Nassau, schon im 12. Jahrhundert vorhanden, die Stammburg der nassauischen Familie, aus der einst Kaiser Adolf hervorging, ist längst Ruine, nur die Umfassungsmauern, ein Spitzbogenthor und die Grenzmarken des Burgfriedens sind noch vorhanden.

Grähnchenbrunnen.

Einen der herrlichsten Punkte an der Lahn bilden die Burg Langenau und ihr gegenüber auf der Berghöhe das Klosterschloß Arnstein, einst der Sitz der Gaugrafen dieses Namens, deren letzter Sproß die Burg in eine Prämonstratenserabtei umwandelte. Der Sage nach soll der fromme Graf Ludwig, der ohne Leibeserben war, mit sechs seiner Ritter den Harnisch und das Schwert abgelegt, die Mönchskutte angethan und auch seine Gemahlin Guda dazu vermocht haben, in einer Zelle ihr Leben zu beschließen. Graf Ludwig starb im Geruch der Heiligkeit; vier seiner Ritter trugen seine Leiche in der Klosterkirche zu Grabe.

Als letzte Schaustücke seien hier noch, nach einem Blicke im Vorübergehen auf Kloster Brunnenburg und die Ruine Laurenburg (auch eine alte Burg der Nassauer), die Ruine Balduinstein, so genannt nach ihrem Erbauer, dem streitbaren Erzbischof von Trier, und endlich die Zierde des Lahnthals, die Schaumburg, angeführt. Das alte Schloß der Isenburger und Westerburger Grafen, heute im Besitz der fürstlich Waldeckschen Familie, war bis 1812 Eigenthum des nun ausgestorbenen Hauses Anhalt-Bernburg-Schaumburg, dann von 1848 bis 1866 die Residenz des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, der sich hierher zurückzog; noch heute steht dieser als ein Wohlthäter der ganzen Umgebung im wärmsten Andenken; während der fast zwanzig Jahre seines Aufenthalts war er beharrlich für den Ausbau und die Verschönerung des Schlosses thätig. Was er hier an Schätzen der Wissenschaft gesammelt, hat sich nach seinem Tode zerstreut, nur die Erinnerung an ihn ist so unvergänglich wie die monumentalen Zeugen, die von der Unermüdlichkeit reden, mit welcher der einstige Paladin von Ungarn den alten Stammsitz der Isenburger in eins der schönsten Schlösser umwandelte.

Kesselbrunnen.

Onkel Christians sieben Lieben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(Schluß.)

Erzählung von M. v. Dorsner.

Wir schwiegen beide, erst nach einer geraumen Weile fuhr Onkel Christian in ruhigerem Tone fort:

„Die Sorge um Pias alten Vater, der sein Alles mit dieser Tochter zu Grabe trug, half mir über den ersten Jammer weg. Und dann verklärte mir die Erinnerung an sie meinen Schmerz. So treu lebte die Freundin in meinem Gedächtniß, daß sie mir nicht gestorben schien! Nun aber kam eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem eigenen Herd über mich, nach dem Heim, wie ich es mit Pia in den ersten glücklichen Tagen unserer Liebe geplant hatte. Was ich noch vor kurzem für unmöglich gehalten hätte — das Soldatenhandwerk ward mir mit einem Male entsetzlich widerlich. Ich wollte nur meine Beförderung zum Major abwarten, um den Dienst zu verlassen und Landwirth zu werden. Meine Schwester Elisabeth, so hoffte ich, werde sich entschließen, bis auf weiteres als meine ‚Schloßfrau' zu walten.

Es sollte sich nicht erfüllen. Ehe die Beförderung kam, hatte Elisabeth Euren Vater geheirathet; meine arme Mutter starb. Als ich auf dem Gute die Einrichtung vollendet hatte, die ich für Pia begonnen, da stand ich ganz allein. Endlich, im Spätherbst 1865, kam die langersehnte Ernennung, und als ich nach Wien ging, mich zu bedanken, lernte ich Ella kennen."

„Ella? Wer ist Ella?"

„‚Fall sechs', würde Philipp sagen."

„Ach, lassen wir Philipp!" rief ich. „Es ist zu ernst geworden für seine Scherze. Sage, Onkel, wie, wo lerntest Du Ella kennen?"

„Das Kennenlernen war spaßhaft genug. Du kennst Wien? Nun, eines Tages kam ich in voller Paradeuniform aus der Burg und schritt meinem Wagen zu, der auf dem Michaelerplatz wartete. Vor der Demelschen Konditorei hatte sich schreiend und gestikulierend ein Knäuel Menschen gesammelt, dem sich alsbald ein Schusterjunge echtesten Wiener Schlages entwand, um, verfolgt von einer Megäre, schleunigst in der Herrengasse zu verschwinden. In der Mitte der Gruppe aber stand ein junges Mädchen, weinend über die Trümmer eines Päckchens gebeugt, das übel mitgenommen auf den noch regenfeuchten Steinen lag. Die Leute lachten und witzelten in grausamer Mitleidlosigkeit. Aergerlich hieß ich sie ihrer Wege gehen und trat zu dem niedlichen jungen Ding, dem ich gern aus seinem Jammer geholfen hätte.

‚Ist der Schaden nicht gut zu machen?' fragte ich.

‚Ach Gott,' schluchzte die Kleine, ‚Mama wird so böse sein! Sehen Sie nur, mein neues Kleid! Ich kann gar nicht nach Hause gehen. Und die schöne Torte, eine Geburtstagstorte!"

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Das Kleid war allerdings übel zugerichtet, herabgerissen und arg beschmutzt. ‚Aber die Torte — bei Demel dürfte wohl eine zweite Geburtstagstorte zu finden sein,' meinte ich.

‚Das schon, allein ich habe kein Geld,' war die verzagte Antwort.

‚Nun, das könnte ich allenfalls vorstrecken, wenn Sie erlaubten.'

Das hübsche Mädchen blickte dankbar auf. ‚Wie sollte ich Ihnen aber das Geld wieder zurückstellen? Ich kenne Sie ja nicht,' sagte sie zögernd.

‚Wie wär's, wenn Sie mir die Adresse Ihrer Mama geben würden, damit ich mir's holen kann? Oder, noch besser,' rief ich, da der Kutscher, der mich erblickt hatte, eben vorfuhr, ‚noch besser, ich führe Sie in meinem Wagen nach Hause, da Sie in dem zerrissenen Kleide nicht gut zu Fuß —'

‚Und die Sali?' warf sie ein.

‚Die Sali? Wer ist die Sali?'

Inzwiſchen war die Megäre, die ich vorhin hinter dem Schuſterbuben dreinlaufen geſehen hatte, an uns herangetreten und gab ſich als Sali zu erkennen. Sie ſtimmte ſofort meinem Antrag zu und hatte ihn auch ſo raſch ausgeführt, daß ich mit ihr, ihrem Einkaufkorb, dem jungen Mädchen und der neuen Torte der Alſervorſtadt zurollte, ehe ich mich hatte beſinnen können.

'Die Sali ließ nicht ab, zu jammern und das ‚Ettſcherl' ob all der Unfälle zu beklagen.

‚Heißen Sie wirklich Ettſcherl?' fragte ich die Kleine, worauf ſie ſo hell und luſtig lachte, daß ich unwillkürlich mitthun mußte.

‚Gabriele heiße ich, aber man nennt mich Ella,' belehrte ſie mich mit wichtiger Miene.

Als ich mich ihrer Mutter vorſtellte, machte ich die erfreuliche Entdeckung, daß wir ſozuſagen alte Bekannte waren — das heißt, der gute Stabsarzt, deſſen Witwe ſie war, hatte mich ſeinerzeit in Italien bei einem Fieberanfall behandelt. Dieſe flüchtige Beziehung ſchwoll mir unter den Händen zu fabelhafter Innigkeit an und war zu einem Kaſtor und Pollux Verhältniß der rührendſten Art gediehen, als ich endlich Abſchied nahm. Nichts natürlicher, als daß man einen ſo nahen Freund des Dahingeſchiedenen dringend aufforderte, wieder zukommen, und daß dieſer ſich beeilte, der Aufforderung Folge zu leiſten!

Das Curhaus zu Ems.

Ja, ich kam wieder, kam Tag für Tag, verſchob meine Abreiſe, um wieder und wieder zu kommen. Ich hatte mich ſterblich verliebt in das niedliche Püppchen mit den großen erſtaunten Kinderaugen, mit den allerliebſten Grübchen in Kinn und Wangen und dem beſtändigen, frohen Lachen auf den Lippen. Ella war unwiderſtehlich herzig in ihrer holden Kindlichkeit, in ihrer ſchalkhaften Munterkeit — und ich alter Narr, der ich war . . .“

„Alt? Mit dreißig und etlichen Jahren? Fürwahr, Onkel . . .“

„Alt gegenüber dieſen ſiebzehn Jahren! Leonore, wahrlich ich ſchäme mich noch heute, nicht weil ich mich verliebte — die friſche Schönheit Ellas hätte wohl auch einem Weiſeren den Kopf verdreht — ſondern weil ich mir einreden konnte, dies Kind ſei die Gefährtin, die Pia für mich gewünſcht hatte. Und vor allem, daß ich mir über die Neigung des Kindes Illuſionen gemacht habe, ſiehſt Du, das kann ich heute noch nicht verwinden, es war zu thöricht.“

„Du haſt alſo um Ella geworben, Onkel? Und ſie?“

„Und ſie — ſie war bezaubernd in der unbefangenen Luſt und Kindlichkeit der erſten Tage und nachher in der ſcheuen Erwartung meiner Erklärung. Sobald Mama uns allein ließ — und wenn ich es recht bedenke, geſchah dies des öfteren — da wurde Ella gluthroth und ſaß ſchweigend, mit geſenktem Köpfchen, mir gegenüber. Und ich — ich hielt dieſe Befangenheit für Neigung, beſann mich nicht lang und warb um ſie. Arme kleine kindiſche Braut! Als ich ihr den Verlobungsring an den Finger ſteckte, tanzte ſie wie toll um den Tiſch, umarmte mich, die Mutter, die Sali, ſchließlich Schränke und Stühle! Und das hielt ich für Liebe, Leonore!“

„Sie war noch jung und kindiſch — es konnte doch wohl Liebe ſein,“ meinte ich.

Er ſchüttelte den Kopf. „Als wir uns verlobten, Ella und ich,“ ſo fuhr er fort, „ſah es ſchon unheimlich düſter aus am politiſchen Horizont, und das ließ für den Soldaten weder Abſchied noch Heirath zu. Es blieb nichts übrig, als mich zu gedulden, mich von dem ſüßen Kinde zu trennen und mir während langer qualvoller Monate an ihren Briefen genügen zu laſſen — den lieben ſchüchternen ſo ſchülerhaften Briefen!

Vor meiner Abreiſe hatten wir vereinbart, daß Ellas Bild für mich gemalt werden ſollte. Ich ſelbſt wählte den Maler, einen damals noch unbekannten, ſehr begabten jungen Künſtler, deſſen Familie ich kannte und an deſſen Arbeiten ich lebhaften Antheil nahm. Als ich den hageren ungelenken jungen Mann meiner Braut und der künftigen Schwiegermutter vorſtellte, kam mir nur ein Bedenken — ob die beiden Frauen Brunos linkiſches Weſen nicht mit Entſetzen aufnehmen würden. Ich großer Menſchenkenner, ich! —

Endlich, im Herbſte 1866, konnte ich nach Wien eilen. Es war früh am Morgen, als ich auf dem Südbahnhof eintraf, zu früh für einen Beſuch, ſelbſt bei der Verlobten. Um meine Ungeduld zu bemeiſtern und die Zeit zu verbringen, wanderte ich zu Fuß und mit Umwegen der Stadt zu. Ganz unerwartet ſtand ich mit einem Male an dem Hauſe, in dem Brunos Atelier ſich befand. Die Fenſter waren weit geöffnet, und ich eilte hinauf, um mich einſtweilen an dem Anblick ihres Bildes zu erfreuen, bis ich das liebe Mädchen ſelbſt ſehen ſollte. Man hieß mich eintreten, der Künſtler ſei ſchon an der Arbeit.

Mein erſter Blick, als ich den Thürvorhang zurückſchlug, traf das Bild, welches auf einer Staffelei am Fenſter ſtand, unvollendet zwar in Kleinigkeiten, aber außerordentlich ähnlich. ‚Ella wie ſie leibt und lebt,' murmelte ich. Näher tretend gewahrte ich auch Bruno, vor der Staffelei ſitzend, den Kopf in die Hand geſtützt. Er ſchien in tiefe Gedanken verſunken, meine Schritte, allerdings durch einen Teppich gedämpft, ſtörten ihn nicht auf. Mir war's lieb ſo. Ich wollte den Anblick von Ellas Bild einige Minuten allein genießen. Es war Ella — und doch, es war nicht die Ella, die ich kannte. Die Züge waren dieſelben, der Ausdruck verändert. Je länger ich ſie betrachtete, deſto fremder ſahen mich dieſe großen dunklen Augen an, ſo ſehnſüchtig und innig, wie ſie nie auf mir geruht hatten. Und um den Mund, der nur gewohnt war, zu lächeln, um den roſigen Kindermund lag ein Zug von Wehmuth und Verzicht — was war das? Ich fuhr mit der Hand über die Augen, dann forſchte ich von neuem in den geliebten Zügen. Eine unerklärliche Angſt erfaßte mich. Meine Hand berührte Brunos Schulter, und als er ſich umwandte, fiel

Digitized by Google

mir sein abgehärmtes Antlitz auf. Ich hatte nur wenige Worte mit ihm gewechselt und schon wußte ich alles. Liebe, tiefe glühende leidenschaftliche Liebe sprach aus jedem Worte, aus seinem ganzen Wesen!

Ich sank vernichtet in einen Stuhl und hielt die Hände vor die Augen. Bruno selbst war tief erschüttert. ‚Ich würde mein Leben hingeben, wenn ich Ihnen und ihr diesen Schmerz erspart hätte. Sie will mich ja nicht hören, will ihrem Worte nicht untreu werden. Sie ist Ihnen so gut . . .‘

Mich trieb es fort — ins Freie.

Wie Du Dir denken kannst, Leonore — es fiel mir nicht ein, die jungen Leute zur Rechenschaft zu ziehen. Alles schien mir jetzt so selbstverständlich, unausbleiblich. Meine Wuth, meine Verzweiflung kehrte sich gegen mich selbst. Ich Thor, der ich glaubte, einem Kinde Liebe einzuflößen, der ich es an mich ketten wollte! Beschämung, Reue, das unerträgliche Gefühl, mich lächerlich gemacht zu haben, gesellten sich zu meinem Schmerze, zu dem tiefen Mitleid mit dem armen Mädchen, das durch meine Verblendung gelitten hatte.

Als ich ruhiger geworden, schrieb ich an Ella, an ihre Mutter, an Bruno. Die Mama war schwer zu versöhnen — arme Ella, sie mag unerquickliche Tage verlebt haben, bis Brunos Freunde es endlich erreichten, dem außerordentlich begabten jungen Künstler eine Stellung mit bestimmtem, wenn auch mäßigem Gehalte zu sichern. Erst nach Jahresfrist konnten die beiden ein Paar werden.“

„Hast Du Ella seither wiedergesehen?“

„Nein! Anfangs wünschte ich es nicht; später — später nahmen mich andere Dinge in Anspruch. Bald nachher starb auch Euer Vater. Die Entwirrung der etwas zerrütteten Verhältnisse auf dem Rüdenhof gab mir alle Hände voll zu thun, und seither, Du weißt es ja, Lore — seither bin ich bei Euch mehr zu Hause als in Hartenberg. Es bleibt mir weder Zeit noch Lust, mich nach alten Lieben umzusehen. Ihr seid jetzt meine Familie, meine Welt.“

„Und wir wissen Dir Dank dafür, Onkel Christian! Was wäre aus dem Rüdenhof, was aus uns geworden ohne Dich!“

Er wehrte meinen Erguß ab und seufzte tief. Die Erinnerung hatte ihn trübe gestimmt. Doch — ich wollte gar so gerne noch mehr hören.

„Onkel,“ begann ich zögernd, „ich habe erst sechs Lieben gezählt; die siebente steht noch aus.“

„Du bist unersättlich, Leonore,“ lachte er, „ich alter Mann . . .“

„Weißt Du auch, Onkel,“ fiel ich ihm ins Wort, „es ist eine Koketterie, stets sein Alter im Munde zu führen, wenn man so aussieht wie Du — rüstig, stramm, kein graues Haar! Wir haben es neulich besprochen. Es fängt an, komisch zu sein, wenn wir Alten Dich ‚Onkel‘ nennen. August und Philipp haben Dich im Aussehen nahezu eingeholt . . .“

Wieder klang sein Lachen eigenthümlich gezwungen, als er sagte: „Also nach Deiner Ansicht, Leonore, ist die siebente Liebe weder unmöglich, noch lächerlich?“

„Ganz natürlich ist sie nach meiner Ansicht, und ich bin erschrecklich neugierig, zu wissen, wer der Gegenstand ist. Wenn meine Rechnung stimmt, fällt dieser ‚Fall‘, um mit Philipp zu sprechen, in die Zeit Deines Aufenthaltes in Hartenberg und auf dem Rüdenhof; da sollte ich sie doch kennen, meine ich.“

„Vielleicht,“ entgegnete er lächelnd, und sein Blick ruhte wie fragend, schier verwundert auf mir. Ich besann mich, den Kopf in die Hand gestützt.

„Wohl erinnere ich mich einer Zeit,“ unterbrach ich nach einer Weile das Schweigen, „es mag ein paar Jahre nach Mamas Tod gewesen sein, zur Zeit, da Edwin einrücken mußte — da fiel uns Dein zerstreutes Wesen auf, wenn Du von Hartenberg zu uns herüber kamst. Sogar Miß Wood hatte es bemerkt. ‚Der Arme, er ist so einsam,‘ seufzte sie. ‚Paßt auf, er geht auf Freiersfüßen,‘ sagte Jette, die damals ein schrecklicher Naseweis war und nichts als Romane im Kopfe hatte. War es so, Onkel?“

„Miß Wood hatte recht; ich war einsam und litt darunter. In Hartenberg mehr denn anderswo, weil ich dort in allem und jedem auf die Gefährtin, die ich heimzuführen gehofft, Bedacht genommen hatte und die Erinnerungen mich nun wie bleiche Gespenster überall verfolgten. Doch Eure Angelegenheiten, die Sorgen auf dem Rüdenhof, die mich so häufig von meinem Gute fernhielten, wurden mir damals zum Segen. Es ergab sich eine Fülle von Beschäftigung und Anregung, auch manche Genugthuung, wenn ich den Samen aufgehen sah, den ich gestreut hatte. Allein die Einsamkeit in Hartenberg wurde mir dadurch auf die Dauer dennoch nicht erträglicher, im Gegentheil! Allmählich hatte sich den Geistern der Vergangenheit noch ein anderes Gefolge zugesellt — Kobolde, die aus jeder Ecke hervorhuschten, mich umgaukelnd, von Wünschen und Hoffnungen raunend . . .“

„Also doch — doch auf Freiersfüßen!“

Er schüttelte verneinend das Haupt. „Ich fand den Muth nicht zum Werben und Freien, und mehr und mehr überzeuge ich mich — meine Feigheit war berechtigt. Was ich aber dabei eingesetzt habe an Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, das kann ich Dir nicht sagen, Leonore, und Du würdest es auch nicht verstehen. Unter meinen Augen, an meiner Seite sah ich sie erblühen, heranreifen, sich zur edelsten Weiblichkeit entfalten — und sie glich Maria Pia, wodurch sie mir noch lieber, noch begehrenswerther erschien. Nicht nur Aehnlichkeiten der äußeren Erscheinung, auch innere Züge gemahnten mich an die Verstorbene: die Selbstlosigkeit, die Klugheit, der scharf ausgeprägte Sinn für Gerechtigkeit, und — was der Kranken gefehlt hatte — diese Eigenschaften waren gepaart mit rühriger Thatkraft, mit frischem lebensvollen Jugendmuth! So sah ich sie schalten und walten als guten Geist ihres Hauses, ihrer Anmuth und Schönheit ebensowenig sich bewußt wie der Pflichttreue, der rührenden Hingebung, mit welcher sie eine Riesenaufgabe bewältigte. Mein Gott, ist es da nicht selbstverständlich, daß ich sie lieben mußte, daß der Augenblick kam, wo der glühende Wunsch mich beseelte, diese herrliche Blume für mich zu pflücken, den guten Geist an mein Herz, mein Haus zu fesseln!“

„Und weshalb . . .“ begann ich; doch wie er mir jetzt langsam das Gesicht zukehrte, stockte ich über dem merkwürdigen Ausdruck in seinen Zügen, über dem Leuchten in seinem Auge, und wie dieser leuchtende Blick dem meinen begegnete, sich darein versenkte, da durchzuckte es mich mit jähem Schrecke und jauchzender Freude. War es möglich — ich selbst! Dieser Mann, den ich höher stellte als alle, alle Menschen dieser Erde — er liebte mich! Wie geblendet mußte ich die Augen schließen, während er leise fortfuhr:

„Weshalb ich nicht um sie warb, meinst Du, Leonore? Weil mich nichts berechtigte, Erwiderung meiner Liebe zu hoffen. Die gleichmäßige Herzlichkeit in ihrem Verkehr mit mir ließ eben nur auf gute Freundschaft schließen. Diese aber war mir werth, war auch zu kostbar für unsere gemeinsame Arbeit, ich durfte sie nicht gefährden durch ein unbedachtes Wort. Ueberdies — ich sah sie erfüllt von einer schönen Aufgabe, fröhlichen Muthes und mit heiterer Sicherheit ihrem Ziele zustreben; wäre es nicht unrecht, ja frevelhaft gewesen, die Ruhe ihres Gemüthes durch meine eigennützigen Wünsche zu trüben?

So drängte ich es denn gewaltsam zurück — das Wort, das wiederholt auf meinen Lippen schwebte. Die Erinnerung an Ella half mir dabei. Wie hätte ich auch mit dieser Erfahrung, mit diesem Stachel im Herzen ein zweites Mal um ein viel jüngeres Mädchen freien mögen!“

„Onkel!“ stammelte ich, „sie war kein Kind, keine Ella — wenn sie hätte ahnen können . . .“

„Sie hätte es ahnen können, Leonore — oft, oft, wenn ich starker Mann furchtsam und scheu an ihrer Seite stand; sie hätte es ahnen müssen — damals, als wir einer gemeinsamen Gefahr entgingen. Sie führte die Zügel des Wagens, über einem Schusse im nahen Walde scheuten die Pferde, in rasendem Laufe flogen sie feldeinwärts! Indem ich in die Zügel fiel, umfing ich sie mit den Armen, damit sie nicht hinausgeschleudert werde bei dem tollen Tanze über die Schollen . . . Endlich gelang es, die Pferde zum Stehen zu bringen . . .“

„Am Flusse,“ hauchte ich.

„Weißt Du es noch, Leonore? Und damals hast Du nicht geahnt, nicht gefühlt, daß es eines fast übermenschlichen Entschlusses bedurfte, meine Arme von der bebenden Gestalt zu lösen? Leonore — Du hast den Kampf nicht gesehen, als ich Deine Hand freigab in jener Mondnacht am Weiher?“

„Nach Hildas Verlobung . . .“

„. . . als einer aus dem Quartett, das Lothar aus der Stadt mitgebracht hatte, jenes herrliche Lied von Schumann sang?“

„‚Ich sende einen Gruß . . .‘“

„O, Du weißt es noch, Leonore?“

Wohl wußte ich es — und gern hätte ich sagen mögen, daß

es mir damals weh gethan habe, als er meine Hand so plötzlich fahren ließ; doch in meinem Innern wogte und jubelte es, mein Herz pochte zum Zerspringen — und stumm saß ich an seiner Seite.

„Leonore!“ sprach er feierlich, meine beiden Hände ergreifend, „meine Liebe zu Dir hat eine längere und härtere Probe bestanden als die des biblischen Jakob — willst Du sie, willst Du Dich selbst prüfen? Wenn Du sie Deiner würdig hieltest, Dich entschließen könntest — jetzt, wo Deine Aufgabe erfüllt ist den Geschwistern gegenüber — Deine Jugend und Schönheit einem alten Manne zu opfern, seinen Lebensabend zu erhellen —“

„Sprich nicht so zu mir, Onkel Christian,“ rief ich erregt, „ich kann es nicht hören. Siehst Du denn nicht? Daß ich früher Deine Neigung nicht ahnte, nicht erkannte — mein Gott, ich habe ja nie an so großes Glück glauben können!“

„Leonore! — weißt Du auch, was Du sagst?“

„Daß ich glücklich bin und stolz! Ja, stolz, Onkel Christian! Deine Liebe ist das größte Glück, das mir werden konnte. Was gilt mir Schönheit und Jugend gegen Deine Liebe! Wenn ich noch einen Rest von jenen besitze, mir ist er nur werth, wenn er Dich erfreut! Du nanntest mich vorhin selbstlos — wahrlich, heute bin ich es nicht, wenn ich die Hand ergreife, die Du mir bietest!“

„So willst Du mein sein, Lore, mein geliebtes Weib? — All ihr guten Geister, die wir beschworen — und ihr bösen auch — seht euer Werk! Ihr habt mir dies warme, lebensvolle Herz erst zu eigen gegeben — habt Dank, ihr alten Lieben! Und Du, Leonore, wie will ich es Dir danken . . .“

* * *

So ist es gekommen, daß ich Onkel Christians Frau geworden bin, seine siebente und letzte Liebe.

Adam Riese.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Moritz Lilie.**

Selten die nachstehenden Zeilen auch keinem gewaltigen Helden des Schwertes, keinem bahnbrechenden Erfinder oder hochgelahrten Manne der Wissenschaft, so ist sein Name doch in aller Munde, soweit die deutsche Zunge klingt. Wer hätte das geflügelte Wort: „Nach Adam Riese“ nicht schon gebraucht, wenn es sich um die Bekräftigung irgend einer für unumstößlich richtig geltenden Rechnung handelte! Und für so untrüglich gilt die mathematische Beweisführung des großen Rechenmeisters, daß die Berufung auf ihn jeden Zweifel ausschließt. Vier Jahrhunderte haben nicht vermocht, den Ruhm des in seiner Art einzigen Mannes zu verwischen, und je mehr seine Wissenschaft alle Schichten des Volkes durchdrang, desto rückhaltloser wurden seine Verdienste gewürdigt.

Adam Riese, wie die jetzt gebräuchliche Schreibweise lautet, während er selbst in handschriftlichen Ueberlieferungen sich auch Ries, Ris und Anse nennt, war im Jahre 1492 zu Staffelstein bei Bamberg geboren. Der Umstand, daß er sich zuweilen „Riese von Staffelstein“ unterschrieb, hat zu dem Irrthum geführt, er entstamme einem fränkischen Adelsgeschlecht, während er wahrscheinlich einer Bauern- oder Handwerkerfamilie angehörte, denn der Name ist noch jetzt in den Dörfern der Umgebung Staffelsteins ziemlich häufig anzutreffen. Etwas Genaues darüber ist nicht zu ermitteln gewesen, wie die Jugendzeit des berühmten Rechenmeisters überhaupt in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Erst 1522, als er bereits im dreißigsten Lebensjahre stand, wird sein Name das erste Mal öffentlich genannt, als zu Erfurt sein kleines Rechenbuch unter dem Titel: „Rechenung auff der Linien vnd Federn“ erschien.

Drei Jahre später finden wir ihn in der sächsischen Bergstadt Annaberg im Erzgebirge, wo er eine Anstellung als Bergbeamter gefunden hatte. Auf welche Weise er dorthin gelangte, ob durch Berufung oder aus eigenem Antrieb, ist ebenfalls nicht festzustellen, jedenfalls aber gab ihm seine Thätigkeit als Receßschreiber die Anregung, sich eingehender mit der Rechenkunst zu beschäftigen und als Lehrer derselben aufzutreten. Richters „Chronik von Annaberg“ berichtet: „Außer der Schule hatten auch andere gelehrte Schulmänner zu Annaberg Schulen in ihren Häusern“, und mit besonderem Nachdruck wird „Adam Rieße, der berühmte und vortreffliche Rechenmeister, welcher eine sehr große und berufene Schule hatte“, hervorgehoben.

Die zweite Auflage des gedachten Rechenbuches erschien 1525, aber erst elf Jahre später gelangte eine zweite Schrift von Riese zur Ausgabe, eine Anleitung, den Preis des Brotes nach der Höhe des Getreidepreises zu berechnen. Der Chronist Jenisius erwähnt diese Arbeit mit folgenden Worten: „Man hat auch den Bäcken im Brodkauf gewisses Gebot und Maaß gegeben. Derhalben auch die Brodordnung, wie schwer dasselbe nach Gelegenheit des Getraidekaufs sein sollte, von Adam Risen, Rechenmeistern, 1536 in offenen Druck gegeben ist.“

Nun tritt abermals eine längere Pause in der schriftstellerischen Thätigkeit des vielbeschäftigten Mannes ein, dessen Zeit offenbar von seiner amtlichen Stellung und seinem Lehrberuf fast ganz in Anspruch genommen war. Gerade seine Lehrthätigkeit aber ließ ihn immer mehr erkennen, wie kläglich es um die litterarischen Hilfsmittel seiner Kunst bestellt war und wie schwer infolgedessen ein geordneter Unterricht wurde. Sein kleines Rechenbuch genügte ihm nicht mehr, und er schrieb daher seine „Practica“, ein Werk, das auch die höheren Stufen des Rechnens ins Auge faßte. Dieses Buch soll schon im Jahre 1525 fertig gewesen sein, erschien aber erst 1550 in Leipzig. „Den Schlüssel zu dieser späten Herausgabe“ — sagt Bruno Berlet in einer sehr fleißig gearbeiteten Untersuchung, welche in einem Jahresbericht über die Realschule zu Annaberg enthalten ist — „liefert uns Riese selbst in der ehrfurchtsvollen Widmung des Buches an Kurfürst Moritz, indem er darin offen gesteht, daß er ‚zur edirunge solchs buchs die gnediget verstreckung durch Euer Chur-Fürstlichen Gnaden gnediget gefordert.‘“ Es fehlte Riese also an Geld, um die zu jener Zeit allerdings nicht geringen Kosten für den Druck seiner Schriften aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Darum ist wohl auch sein drittes Werk, die „Coss“ (von dem italienischen regola de la cosa, Algebra) betitelt, nicht gedruckt worden. Die interessante, 534 Seiten umfassende Handschrift befindet sich in der Kirchen- und Schulbibliothek zu Marienberg im Erzgebirge. Einige andere Handschriften des berühmten Rechenmeisters enthält die Königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden.

Ganz unbemittelt kann Adam Riese übrigens nicht gewesen sein, denn nach dem Gerichtsbuch für Wiesa bei Annaberg erwarb er einen nicht unbedeutenden Grundbesitz, wie aus dem verhältnißmäßig hohen Kaufpreis ersichtlich ist. Der betreffende Eintrag lautet: „Im Jahre 1539 kaufte Adam Riesen, Gegenschreiber auf St. Annaberg, als Schwager von Anna, der nachgelassenen Wittfrau des Seligen Endressen von der strassen, das Gut mit Behausung, Aeckern, Wisen, Höltzern und Teichen für 1200 fl. Rheinischer Landeswerung und so, daß er zu Michaelis 100 fl. und dann alle halbe Jahre 30 fl. bezahlen soll, bis die ganze Kaufsumme entrichtet.“ Dieses Gut erhielt vom Volksmund die Bezeichnung „Riesenburg“, und noch heute führt die Besitzung diesen Namen. Freilich haben die Gebäude mancherlei Veränderungen erfahren, denn nach Richters Chronik wurden sie schon im Jahre 1611 durch die Schweden zerstört und die nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder aufgebauten Wohn- und Wirthschaftsräume 1861 durch Blitzschlag in Brand gesteckt; aber der Name ist dem Vorwerk erhalten geblieben.

Riese muß eine zahlreiche Familie besessen haben. In der Vorrede zu einem seiner Werke führt er nicht weniger als fünf Söhne mit Namen auf, von denen Abraham, der zweite, den Scharfsinn des Vaters geerbt hat; denn auch er war, wie es in der Chronik heißt, „in der edlen Rechenkunst wohl erfahren“, so daß er als Rechenmeister zu Annaberg der Nachfolger seines Vaters wurde. Ein anderer, Isaak, erhielt eine Beamtenstelle in Leipzig, wo er auch starb.

Am 30. März 1559 verschied der große Mathematiker, seine Grabstätte aber ist unbekannt geblieben, denn eigenthümlicherweise findet sich weder in den Kirchenbüchern von Annaberg noch in denen von Schönbrunn, wohin die Riesenburg damals eingepfarrt war, der geringste Vermerk über seinen Tod.

Das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst Rieses besteht darin, die Rechenkunst, ohne welche Handel und Industrie, Haus und Staat nicht zu bestehen vermögen, in ein bestimmtes System gebracht, ihr feste Grundlagen geschaffen und sie in einer Weise vereinfacht zu haben, daß sie nicht mehr bloß die Sonderwissenschaft weniger Fachgelehrten bildet, sondern Gemeingut aller Bevölkerungsklassen geworden ist.

Dieses Ziel erreichte er nach der Darstellung Berlets dadurch, daß er in seinen Rechenbüchern „dogmatisch“ verfuhr, d. h., er beginnt jede Rechnungsart mit der bei ihr zu beobachtenden Regel und läßt dann zahlreiche Aufgaben folgen, um dem Schüler die Handhabung der Regel geläufig zu machen. Von Begründung und Ableitung der Regel ist niemals die Rede; der Meister sagt: „So wird es gemacht!“ und diesem Gebot hat der Schüler ohne weiteres zu folgen. Warum der Schüler so und nicht anders zu rechnen hat, das erfährt er nicht; genug, daß er auf die gestellte Frage die zugehörige Antwort erhält. Und sollte jemand die Richtigkeit der letzteren bezweifeln, so wird die Aufgabe umgekehrt und das gefundene Ergebniß durch die Probe erhärtet. Ist es nun auch nicht zu bezweifeln, daß der Schüler bei diesem Verfahren innerhalb der gegebenen Regeln eine schätzenswerthe Sicherheit und Gewandtheit erlangen kann, so ist doch dagegen zu bemerken, daß seine Rechenkunst meist zu Ende sein wird, wenn er eine Aufgabe bekommt, die sich nach keiner ihm bekannten Regel lösen läßt. Es wird dabei die eigene Denkthätigkeit des Schülers so sehr zurückgedrängt, daß sein Rechnen einer mechanischen Beschäftigung fast gleichkommt. Aus diesem Grunde haben die Schulen in neuerer Zeit beim Rechenunterricht statt der dogmatischen Methode die „genetische“, die entwickelnde, eingeführt, bei welcher der Schüler stets Bescheid über den von ihm eingeschlagenen Weg geben kann. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten aber wurde ausschließlich die von Riese eingeführte Lehrweise angewandt.

Die Vervollkommnung des Einmaleins, auf dessen Erlernung der Annaberger Rechenmeister mit Recht großen Werth legte, soll ebenfalls

sein Verdienst sein; seinem Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß dasselbe eine der wichtigsten Grundlagen seiner Kunst bildete. In der Benennung und Aufeinanderfolge der einzelnen Rechnungsgattungen ist das System Rieses noch heute maßgebend: er beginnt mit dem Numerieren, läßt darauf die „vier Spezies" in ganzen und gebrochenen Zahlen folgen und schließt daran die Regeldetri (Ansatzrechnung), Gewinn- und Verlustrechnung, Gold- und Silber- sowie endlich die Gesellschaftsrechnung.

Das alles aber wäre nicht möglich gewesen, wenn er sich nicht zu einer That aufgerafft hätte, die ihm erst ermöglichte, auf dem von ihm angebauten Gebiet so Hervorragendes zu leisten. Zu Rieses Zeit waren fast ausschließlich römische Zahlen im Gebrauch, welche bekanntlich durch Buchstaben des großen lateinischen Alphabets dargestellt werden, und nur die Jahreszahlen wurden mit unseren jetzigen deutschen oder richtiger arabischen Ziffern geschrieben. Die Schwerfälligkeit der römischen Zahlen aber veranlaßte Riese, mit dem alten Herkommen zu brechen und sich ausschließlich der arabischen Ziffern zu bedienen, unbekümmert um das Zetern derjenigen Kreise, welche darin einen unerhörten Eingriff in geheiligte pädagogische Rechte erblickten. Und bald erkannte man auch die Richtigkeit seines Vorgehens; schon im Jahre 1553 wurde eine Bergrechnung der Stadt Buchholz bei Annaberg mit den neuen Ziffern ausgestellt. Man versuche einmal, sich auszudenken, daß auf einmal wieder mit lauter römischen Zahlzeichen gerechnet werden müßte, und man wird ermessen, welche Bedeutung dem kühnen Schritte des Annaberger Rechenmeisters zukommt.

Rieses Verdienste sind denn auch nicht vergessen worden. Schon im Jahre 1875 hat man am Rathhaus zu Staffelstein ihm zu Ehren eine Gedenktafel angebracht, und in Annaberg rüstet man sich, in diesem Jahre die vierhundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags würdig zu begehen. In diesem Jahre! Denn wie die Umschrift des in unsere Anfangsvignette verwobenen gleichzeitigen Porträtmedaillons bezeugt, stand der Mann Anno 1550 „seins Alters im achtundfünfzigsten", also ist er geboren 1492 — „nach Adam Riese"!

Der Kommissionsrath.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Rudolph Lindau.

Auf dem Marktplatz der kleinen norddeutschen Stadt N. stand ein altes Haus, das Herr Konstantin Stevenhagen seit fünfundfünfzig Jahren, das heißt seit dem Tage seiner Geburt, bewohnte. Das lange einstöckige Gebäude war durch einen breiten, niedrigen Thorweg in zwei gleiche Theile getheilt. Auf der einen Seite hauste Herr Stevenhagen mit seiner Ehegenossin, einer kleinen behäbigen, würdigen Frau, die nur um wenige Jahre jünger war als er, den andern Theil des Wohnhauses nahm ein offener Laden ein; außerdem befanden sich dort das Comptoir und das Lager des alten Geschäfts „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger". Der einzige Inhaber dieser achtungswerthen Firma war Herr Konstantin, Enkel des alten Samuel Stevenhagen, der das heute noch fast unverändert fortbestehende Geschäft ausgangs des vorigen Jahrhunderts gegründet hatte.

Herr Konstantin Stevenhagen war ein untersetzter, breitschulteriger Mann mit kahlem Kopfe und glattrasiertem, rundem Gesicht, in dem ein Paar klarer, blauer Augen vertrauenerweckend, mit freundlicher, sicherer Würde in die Welt hinausblickte. Er stand in wohlverdientem hohen Ansehen bei seinen Mitbürgern und hatte seine innige Freude an der geachteten Stellung, die er einnahm, denn er gab mehr, als er es wohl selbst wußte, auf äußeren Schein. Er war in streng konservativen Gesinnungen erzogen worden, und seine Achtung vor der „hohen Obrigkeit" und vor allem, was von nah oder fern damit in Verbindung stand, war ihm eine zweite Religion, die niemals durch einen Zweifel erschüttert worden war. Im Zusammenhang damit hegte er eine tiefe Verehrung für Titel, Orden und überhaupt für alle Auszeichnungen, welche von der Regierung verliehen werden. Als ein fester Freund des Althergebrachten betrachtete er Neuerungen mit Mißtrauen und beglückwünschte sich oftmals, einen Ort zu bewohnen, den Eisenbahnen und Gasanlagen bisher noch verschont hatten. Die Telegraphenstation der kleinen Stadt hatte für ihn etwas Unheimliches, aber da sie unter der Leitung eines königlichen Beamten, des Herrn Postmeisters, stand, so kam nie ein Wort des Tadels gegen diese Einrichtung über seine Lippen.

Herr Konstantin Stevenhagen handelte mit Zeugstoffen und ähnlichem; „Tuch-, Wolle- und Wirkwaren-Geschäft" stand auf dem alten gelben Schilde über dem Thorweg. Vor dem Ladentisch erschienen die Frauen des Städtchens und kauften, was sie an Stoffen zu den Anzügen für sich selbst und für die Ihrigen gebrauchten, ohne viel zu feilschen, da Herrn Stevenhagens „Solidität" über jeden Zweifel erhaben war; und hinter dem Ladentisch stand, wenn Frau Mathilde ihn nicht ablöste, was aber nur selten vorkam, Herr Konstantin Stevenhagen in eigener Person, mit würdevollem Lächeln und zuvorkommender Freundlichkeit, die oftgebrauchte Feder hinter dem Ohre — denn er borgte der ganzen Stadt — die Elle in der Hand und mit Engelsgeduld den endlosen Auseinandersetzungen folgend, die in den meisten Fällen einem jeden, selbst dem unbedeutendsten Einkauf vorangingen. Er war deswegen auch bei den Frauen des Ortes besonders beliebt und seine Kundschaft eine so treue und verhältnißmäßig ausgebreitete, daß er das hübsche Vermögen, das er von seinem Großvater und Vater ererbt, noch recht erheblich vermehrt hatte, so daß er in seiner Heimath für einen sehr reichen Mann galt und auch an einem größeren Orte mit Recht hätte für wohlhabend gehalten werden dürfen.

Herrn Konstantin Stevenhagens einziges Kind, seine Tochter Agathe, hatte sich vor zehn Jahren mit dem Bäckermeister Mertens, ebenfalls einem angesehenen und wohlhabenden Manne, verheirathet. In dieser Ehe waren zwei Kinder geboren worden, die auf Wunsch des Großvaters die schönen Namen Anastasius und Thusnelda erhalten hatten. Es waren ein paar blonde, helläugige, dralle Kinder — „Borsdorfer Aepfelchen" nannte sie der alte Doktor Nehring, dessen Lieblinge sie waren, obgleich sie ihm nie etwas zu thun gegeben hatten. Sie waren die Freude und der Stolz des Großvaters. Anastasius war seit seiner Geburt dazu bestimmt, das Geschäft „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger" zu erben; über Thusneldas Zukunft hatte man noch keine Bestimmung getroffen.

Die Familie Stevenhagen stand in stetem und ganz regelmäßigem Verkehr mit der Familie Mertens. Die Eltern speisten einmal in der Woche bei dem Bäckermeister und seiner Frau, und diese sowie die beiden „Borsdorfer Aepfelchen" waren jeden Sonntag bei Herrn Stevenhagen zu Tisch eingeladen. Aber auch für die übrigbleibenden fünf freien Abende in der Woche war in regelmäßiger Weise gesorgt: es gab einen Kegelabend, ferner einen l'Hombreabend, die Herrn Stevenhagen gewöhnlich von seinem Hause entfernten, während Frau Mathilde dann zu ihrer Tochter oder in ein Kränzchen ging; zwei Abende waren der Buchführung und Handelskorrespondenz gewidmet, denn am Tage fand Herr Konstantin nur selten Zeit, ruhig schreiben zu können; den letzten, einzig unbesetzten Abend verbrachte er in Gesellschaft seiner guten Frau, mit der er seit dreißig Jahren in der glücklichsten Ehe lebte und die in Liebe und Verehrung zu „ihrem Konstantin" emporblickte.

An diesen der Häuslichkeit gewidmeten Abenden pflegte Herr Stevenhagen oftmals zu sagen: „Weißt Du, liebe Thilde, die Abende, die ich mit Dir allein verbringe, so daß ich eine vernünftige Unterhaltung über die Kinder und das Geschäft mit Dir haben kann, die sind mir doch die liebsten." Aber wenn zufälligerweise einmal die Partie Kegel oder l'Hombre ausfiel, dann wurde es Herrn Konstantin doch augenscheinlich schwer, über die Zeit, die er nun dem Zusammensein mit seiner Frau hätte widmen können, hinwegzukommen, und nicht selten legte er sich an solchen Tagen eine Stunde früher als gewöhnlich, nämlich um neun Uhr, zu Bett.

Die Eintheilung der Wochen- und Sonntage war in dem Stevenhagenschen Hause eine so regelmäßige, daß man eine Uhr danach hätte stellen können: genau zur selben Minute wurde jeden Tag der Laden geöffnet oder geschlossen, und mit gleicher Pünktlichkeit wurden die Mahlzeiten eingehalten und der Sonntag durch regelmäßigen Kirchenbesuch geheiligt.

Der Herr Pastor und der Herr Doktor gehörten zu den guten Freunden des Herrn Konstantin und zu seiner „Partie". Er hatte für beide als für studierte Männer große Hochachtung und eignete sich ihre Meinungen über Tagesfragen wie Glaubensartikel an, die er gegebenenfalls hartnäckig zu vertheidigen wußte; doch erblickte er in ihnen — Kindern des Städtchens, mit denen er die Klippschule besucht hatte und sich duzte — Gleichgestellte, in deren Gesellschaft er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte. Auch der Postmeister, der vierte Genosse am l'Hombretisch

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Desdemona.

Nach einem Gemälde von Ph. H. Calderon.

und in der Kegelbahn, war nicht imstande, ihn einzuschüchtern, wennschon er sich auf seine amtliche Stellung als Vorgesetzter eines Postsekretärs wohl etwas zu gute thun konnte. — Aber erdrückend wirkte auf den würdigen Inhaber der Firma „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger" die Person des Herrn Landraths, obwohl dieser ein sehr jovialer Herr war, der sich, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, mit großem Vergnügen an der Partie betheiligte und es ganz in der Ordnung gefunden haben würde, wenn Herr Konstantin etwas von den ehrfurchtsvollen Förmlichkeiten hätte aufgeben wollen, mit denen er dem Landrath, wo immer er mit ihm zusammentraf, entgegentrat.

Der Landrath war aus einer altadeligen Familie; sein Name und die Thaten seiner Vorfahren spielten eine gewisse Rolle in der Geschichte des Städtchens, und außerdem war er ein hoher Beamter, dem es schon verschiedene Male im Leben vergönnt gewesen war, sich der Person des „Allerhöchsten Herrn", des Königs, nähern zu dürfen. Ein solcher Mann durfte Konstantin Stevenhagen nach Gefallen freundlich oder zurückhaltend behandeln, des letzteren Pflicht aber blieb es unter allen Umständen, niemals die Achtung aus den Augen zu verlieren, die er dem Herrn Landrath als dem Nachkommen eines alten Geschlechts und dem höchsten ihm bekannten Vertreter der Regierung und der Person des Königs schuldete.

Mit den anderen Honoratioren des Ortes verkehrte Herr Stevenhagen nur sehr wenig und mit keinem auf vertraulichem Fuße. Einige von ihnen waren „Zugezogene", die für ihn Fremde geblieben waren, obgleich sie schon seit zwanzig oder mehr Jahren im Städtchen wohnen mochten; andere gefielen ihm nicht wegen politischer oder religiöser Freisinnigkeit oder weil sie sich hie und da nicht abgeneigt gezeigt hatten, mit Herrn Stevenhagen scherzen zu wollen, wofür er durchaus kein Verständniß hatte. Ihm genügte der kleine Kreis guter Menschen, in dem er lebte, und eine Vergrößerung desselben würde ihn sicherlich eher in Verlegenheit gesetzt als erfreut haben.

Eines Tages, als der Herr Landrath bei dem Doktor speiste, mit dem er zusammen studiert hatte und der sein guter Freund geblieben und sein Hausarzt geworden war, sagte Nehring beim Nachtisch zu seinem Gaste:

„Da fällt mir ein, daß wir im nächsten Monat Stevenhagen gratulieren müssen."

„Gratulieren? Wozu?"

„Er begeht dann die hundertjährige Feier des Bestehens seines Handelshauses; das ist eine große Sache für den Mann, denn er blickt mit Stolz auf die durch ein Jahrhundert bewährte Rechtschaffenheit seiner Familie zurück."

„Da hat der Mann ganz recht, und natürlich müssen wir ihm gratulieren. Aber könnte man ihm nicht sonst noch etwas Angenehmes bieten?"

Dem Doktor kam die Frage nicht überraschend; er hatte sich im Gegentheil sorgfältig darauf vorbereitet, wie er dies zu thun pflegte, wenn es galt, anderen eine Freude zu machen.

„Ja," antwortete er auf die Frage des Landraths, „ich habe mir das schon überlegt und wollte Dir zur Erwägung geben, ob man nicht für unseren Stevenhagen irgend eine königliche Auszeichnung erwirken könnte. Er hat es verdient durch seine anständigen Gesinnungen, durch seinen untadelhaften Lebenswandel, und es würde einen guten Eindruck in der Stadt machen, wo er allgemein beliebt ist."

„Du meinst einen Orden?"

„Ja, einen Orden oder irgend einen Titel."

„Ein Orden ginge wohl schon; aber welchen Titel könnte man ihm geben? Zum ‚Kommerzienrath' ist er doch zu klein, und etwas anderes wüßte ich nicht für ihn."

„Verschaffe ihm den ‚Kommissionsrath', wenn Du ihn glücklich machen willst."

„Den ‚Kommissionsrath'?" fragte der Landrath gedehnt. „Giebt es wirklich noch Menschen, denen das Freude macht?"

„Nun natürlich giebt es solche Leute, und ich stehe Dir dafür — Stevenhagen ist einer von ihnen."

„Hm," meinte der Landrath, „ich will mir die Sache überlegen."

Das genügte dem Doktor. Er kannte seinen Landrath als einen Mann aus demselben guten Stoffe, aus dem er selbst gemacht war, und wußte bestimmt, sein Freund werde nichts Eiligeres zu thun haben, als einen Bericht aufzusetzen, um die Ernennung Herrn Konstantin Stevenhagens zum Kommissionsrath aufs wärmste zu befürworten.

„Du darfst natürlich nicht von der Sache sprechen, bis sie fix und fertig ist," sagte der Landrath, „denn ich kann nicht wissen, wie man bei der Regierung mein Gesuch aufnehmen wird."

„Ich spreche mit niemand von der Sache, bevor Du mir nicht sagen kannst, daß sie zum guten Ende geführt worden ist; und selbst dann noch nicht, damit Du für Deine Bemühungen die Freude haben kannst, Stevenhagen durch seine Ernennung zu überraschen." — —

Einige Wochen später konnte man an dem Thorweg des Stevenhagenschen Hauses auf einem großen Papierbogen in der schönen runden Schrift des Besitzers lesen: „Dieser Laden bleibt morgen wegen einer besonderen Feier geschlossen"; und am nächsten Tage meldeten sich, von früher Stunde an, zahlreiche Einwohner des Städtchens bei Herrn Stevenhagen, um ihm zu dem hundertjährigen Bestehen seines Geschäftes zu gratulieren und ihm zu wünschen, er selbst möge demselben noch während vieler Jahre in ungetrübter Gesundheit und Frische vorstehen.

Die Glückwünschenden — die ersten nach Frau Mathilde waren die „Borsdofer Aepfelchen" gewesen, die ein vom Herrn Pastor verfaßtes schönes Gedicht hergesagt hatten, durch das der Jubilar bis zu Thränen gerührt worden war — wurden von dem festlich gekleideten Hausherrn und seiner Ehehälfte in der „guten Stube" empfangen, wo Wein und Kuchen — letzterer von Frau Bäckermeister Mertens mit besonderer Liebe hergerichtet — aufgestellt waren. Als die Mittagstunde nahte, war das Zimmer mit einigen zwanzig Gästen, darunter dem Pastor, dem Doktor und dem Postmeister, gefüllt.

Da hielt ein von zwei kräftigen Pferden gezogener herrschaftlicher Wagen vor der Thür: der Wagen des Herrn Landraths. Jedes Kind im Städtchen kannte ihn, und sogleich erscholl im Zimmer von verschiedenen Seiten der Ruf: „Herr von Salwitz! Der Herr Landrath!"

Herrn Konstantin Stevenhagen stieg das Blut ins Gesicht vor freudiger Erregung, und er eilte der Thür zu, um dem hohen Gaste seinen Willkomm zu bieten.

Landrath von Salwitz, ein rüstiger, lebhafter Mann, war bereits aus dem Wagen gesprungen und kam dem Jubilar auf der Thürschwelle entgegen.

„Nun, lieber Stevenhagen," sagte er, „ich darf heute natürlich nicht bei Ihnen fehlen: meine allerherzlichsten Glückwünsche!" Und er ergriff Stevenhagens Hand und schüttelte sie kräftig.

„Der Herr Landrath sind in der That zu gütig."

„Aber durchaus nicht. Es macht mir selbst die größte Freude. — Auch Ihnen, liebe Frau Stevenhagen, meine besten Gratulationen! Möchten Sie und Ihr Mann noch recht lange Jahre in Frieden, Gesundheit und Ehren leben und an Ihren Kindern und Kindeskindern nur Gutes und Freudiges erfahren!"

Darauf trat der Landrath in die Mitte des Zimmers, wohin ihm Herr und Frau Stevenhagen mit tiefen Verbeugungen, dankbar lächelnd, folgten, und dort blieb er stehen und räusperte sich vernehmbar, so daß jedermann erkennen konnte, er habe noch etwas Besonderes zu sagen und würde das nun thun.

„Lieber Herr Stevenhagen," begann er, „ich habe es für meine Pflicht als Landrath gehalten, an die Regierung zu berichten, daß einer der angesehensten Bürger unserer guten Stadt heute das seltene Fest der hundertjährigen Feier des Bestehens seines Geschäftes begeht. Ich habe mit Vergnügen diese Gelegenheit wahrgenommen, um meine gute Meinung über Sie als über einen loyalen Unterthanen, einen treuen Patrioten, einen ehrenfesten, angesehenen Bürger und Familienvater unverhohlen auszusprechen. Es ist darüber Seiner Majestät dem König Vortrag gehalten worden, Allerhöchstwelcher darauf zu verfügen geruht hat, daß Ihnen an diesem Ehrentag auch ein Beweis seiner Huld zu theil werden solle. Und so ist mir der ehrenvolle und erfreuliche Auftrag geworden, Ihnen einen Allerhöchsten Gnadenbeweis zu überbringen."

Er zog ein großes Couvert hervor, das er bis dahin unter dem zugeknöpften Rock verborgen gehalten hatte, und überreichte es dem Jubilar mit den Worten: „Herr Kommissionsrath Stevenhagen, empfangen Sie von mir als dem ersten herzliche Glückwünsche zu Ihrer Ernennung!"

Ein Murmeln der Ueberraschung ging durch die kleine Ver-

ſammlung. Außer dem Paſtor, dem Doktor und dem Poſtmeiſter, die in das Geheimniß eingeweiht waren, hatte noch niemand ſo recht verſtanden, worum es ſich handelte, am wenigſten Konſtantin Stevenhagen. Mit zitternden Händen ergriff er den Umſchlag, öffnete ihn, entfaltete einen großen Bogen und las die wenigen Zeilen, die ihm ſeine Ernennung zum „Königlichen Kommiſſionsrath“ mittheilten.

Es war zu viel, zu unerwartetes Glück für den kleinen beſcheidenen Mann; es flimmerte ihm vor den Augen und er taumelte einen Schritt zurück. Ein Glas Waſſer, das der Doktor ihm reichte, brachte ihn jedoch ſogleich wieder zu ſich, und nun ſuchte er ſtammelnd und erröthend nach Worten, um dem Herrn Landrath ſeine Freude, ſeinen tiefgefühlten Dank für die ihm erwieſene „unverdiente Gnade“ auszuſprechen.

Der gute Landrath aber wollte davon nichts hören, ſondern antwortete immer nur: „Sie ſchulden mir keinen Dank; Sie haben nur erhalten, was Sie verdienen; ich gratuliere, Herr Kommiſſionsrath, ich gratuliere!“

Nun drängten ſich auch die anderen Anweſenden herbei, um den neuernannten Würdenträger zu beglückwünſchen. Frau Mathilde und Frau Agathe umarmten den Glücklichen unter Thränen; auch der Doktor und der Landrath konnten ihre Rührung ob der innigen und harmloſen Freude, deren Urheber ſie waren, kaum verbergen, und jeder ſuchte durch Worte und Mienen ſeine herzliche Theilnahme an dem frohen Ereigniß kundzugeben. — Es war ein ſchöner, großer Augenblick in Herrn Stevenhagens ruhigem Leben!

Während des ganzen Tages blieb das Feſthaus mit Glückwünſchenden gefüllt. Viele von denjenigen, die ſchon am Morgen erſchienen waren, hielten es für ihre Pflicht, ſich ein zweites Mal zu zeigen, um ihre Freude über die hohe Auszeichnung auszuſprechen, die Herrn Stevenhagen zu theil geworden war; andere, entferntere Bekannte des Jubilars, die unter gewöhnlichen Umſtänden kaum daran gedacht haben würden, ſich einzuſtellen, glaubten nicht unterlaſſen zu dürfen, dem neuernannten Herrn Kommiſſionsrath ihre Glückwünſche darzubringen; und erſt in ſpäter Nachmittagſtunde jenes ereignißvollen Tages befand ſich Herr Konſtantin Stevenhagen mit ſeiner treuen Mathilde allein. Er ließ ſich tief aufathmend in den altmodiſchen großen Sorgenſtuhl des Wohnzimmers fallen, legte die Hände ineinander, blickte ernſt und nachdenklich vor ſich hin und wiederholte mehrere Male leiſe: „Ja, ja — wer hätte das geglaubt!“ — Die Größe des Ereigniſſes hatte ihn nahezu überwältigt.

Frau Mathilde nahm die Sache erheblich ruhiger auf, aber auch ſie war in hohem Maße erfreut; nicht nur wegen der großen Befriedigung, die ihr lieber Konſtantin empfand, ſondern weil ſie ſelbſt nicht wenig ſtolz darauf war, in Zukunft den Titel „Frau Rath“ führen zu dürfen.

„Was hat ein Kommiſſionsrath eigentlich zu thun, Alterchen?“ fragte ſie.

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht,“ antwortete Konſtantin; „aber der Doktor und der Paſtor werden es mir gewiß ſagen können; das ſind ſtudierte Leute, die müſſen es wiſſen.“

„Wirſt Du eine Uniform tragen?“

„Das weiß ich auch noch nicht. — Laß nur, Kind, laß nur — ſtöre mich nicht — ich habe den Kopf ſo voll, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen ſoll zu denken, und ich bin den ganzen Tag über noch nicht einen Augenblick zu mir ſelbſt gekommen. — Weißt Du was, liebe Mathilde, ich möchte ein Viertelſtündchen auf dem Wall ſpazieren gehen und friſche Luft ſchöpfen, dann kehre ich zurück, und wir wollen noch einen Imbiß einnehmen, obgleich es gar nicht an der Zeit iſt. Aber heute mittag bin ich kaum dazu gekommen, einen Biſſen zu eſſen.“

„Das iſt mir ganz recht,“ ſagte Frau Mathilde, „geh' nur! Unterdeſſen mache ich hier auch ein wenig Ordnung; es ſteht ja alles die Kreuz und Quer! Die Menge Leute! Ich habe ihrer ſo viele nicht 'mal an unſerem Hochzeitstag in unſerem Hauſe geſehen. Du kannſt eine halbe Stunde bleiben, und dann ſollſt Du einen gedeckten Tiſch finden.“

Herr Stevenhagen nahm Hut und Stock, trat ſinnend auf die Straße und machte ſich auf den beabſichtigten Spaziergang. Eine volle Stunde ſpäter erſt kam er wieder zurück, ſo daß Frau Mathilde ihn beſorgt fragte, ob ihm etwas zugeſtoßen, daß er ſo lange ausgeblieben ſei. Herr Stevenhagen antwortete zerſtreut, er ſei nur auf dem Wall auf und ab gegangen und habe nicht gewußt, daß es ſo ſpät geworden wäre.

Eine Fülle von Gedanken und Empfindungen hatte in ſeinem kleinen, an die größte Regelmäßigkeit gewöhnten Kopfe eine wahre Verwirrung angerichtet. Er war nun Beamter, königlicher Beamter — ein Rath, der einzige im Städtchen außer dem Herrn Landrath. Es war unglaublich, und doch war es ſo! Er konnte die ganze Sache noch nicht faſſen und er mußte ſich mit dem Paſtor und dem Doktor ausſprechen. Das ſollte morgen geſchehen; dann würde er wiſſen, was er zu thun hätte. Einſtweilen ſchwelgte er in dem geradezu beklemmenden Gefühl, daß ihm ein großes unerwartetes Glück zugefallen ſei, und daß er dieſes Glück verdient haben ſolle — denn das hatte ihm ja der Herr Landrath wohl zwanzigmal wiederholt. Er, Konſtantin Stevenhagen, mußte doch wirklich ein bedeutenderer Mann ſein, als er bis dahin in ſeiner unbegründeten Beſcheidenheit geglaubt hatte.

Er konnte bei Tiſche nur wenig eſſen und abends zum erſten Male in ſeinem Leben vor Aufregung nicht einſchlafen. Erſt gegen Morgen fand er Ruhe, und — was ſeit ſeiner Verheirathung noch nicht vorgekommen war — Frau Mathilde mußte ihn wecken, um zu ſagen, es ſei Zeit für ihn, ſich anzuziehen; der Laden werde in einer halben Stunde geöffnet.

Der Laden? — War es denkbar, daß er, der Herr Rath, nach wie vor mit der Elle in der Hand hinter dem Ladentiſch ſtehen ſollte, um jeden, der dort eintrat, zu bedienen und dankend einige Groſchen für eine halbe Elle Kattun oder Band einzukaſſieren?

„Ich will zunächſt zu Nehring und zum Paſtor gehen und mit ihnen ſprechen. Paß Du nur auf den Laden auf; ſonſt kann es ja auch Fritz thun!“

Fritz war ein kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, der als Buchhalter, Korreſpondent und häufig auch als Verkäufer Herrn Stevenhagen ſeit zwanzig Jahren zur Seite ſtand und ſich durch ſeine am vorhergehenden Tage erfolgte Ernennung zum Prokuriſten des alten Hauſes, dem er diente, ebenſoſehr gehoben fühlte wie ſein hoher Chef durch die Verleihung des Titels eines Kommiſſionsraths. Fritz Mätzkow ſtammte aus einer Bauernfamilie; er war als ein kränkliches Kind im Städtchen erzogen und wegen „allgemeiner Körperſchwäche“ vom Militärdienſt befreit worden. Er beſaß alle Eigenſchaften, die Herr Stevenhagen von ſeinem Arbeitsgehilfen wünſchen konnte, war ſtill, beſcheiden, grundehrlich und betrachtete das Geſchäft, in dem er arbeitete, als etwas ungemein Bedeutendes und deſſen Chef, Herrn Konſtantin Stevenhagen, als einen hochſtehenden angeſehenen Mann, dem er Verehrung ſchuldete und bereitwilligſt zollte.

„Jawohl,“ ſagte Frau Mathilde, „Fritz und ich werden im Laden ſchon alles beſorgen; geh' nur etwas ſpazieren oder mache einige Beſuche; das wird Dich zerſtreuen.“

„Ich brauche keine Zerſtreuung, liebes Kind,“ antwortete Stevenhagen würdevoll. „Ich will nur zum Doktor und Paſtor gehen, um Auskunft über meine neue Stellung einzuholen.“

„Recht ſo — hole Dir nur Auskunft, lieber Alter!“ ſagte Frau Mathilde, und Herr Stevenhagen machte ſich auf den Weg, nachdem er ſich angekleidet und den Morgenkaffee eine gute Stunde ſpäter als gewöhnlich eingenommen hatte; aber ſeit geſtern ging ſoviel Außergewöhnliches im Hauſe vor, daß dieſe Unregelmäßigkeit, die Frau Mathilde unter anderen Umſtänden in Erſtaunen verſetzt haben würde, kaum von ihr bemerkt wurde.

Der Herr Paſtor war nicht zu Hauſe; er war nach einem benachbarten Dorfe gefahren, um einen Amtsbruder zu beſuchen. Darauf ging Herr Stevenhagen zum Doktor, der ihm im Schlafrock, eine Zeitung in der Hand, die Pfeife im Munde, entgegentrat.

Nehring war im erſten Augenblick beunruhigt, Stevenhagen zu einer Stunde zu ſehen, welche dieſer für gewöhnlich der geſchäftlichen Thätigkeit im Verkaufsladen widmete; aber ſeine Beſorgniß, die Aufregungen des letzten Tages möchten ſeinen alten Freund vielleicht krank gemacht haben, legte ſich bald, als dieſer ohne Umſchweife ſagte, er ſei gekommen, um ſich zu erkundigen, welcher Art die Auszeichnung eigentlich ſei, die ihm geſtern durch ſeine Ernennung zum Kommiſſionsrath zu theil geworden.

Der Doktor lächelte vor ſich hin, aber es war ein vollſtändig harmloſes Lächeln, und es konnte Herrn Stevenhagen auch nicht von ferne der Gedanke kommen, es ſei ein ironiſches, und Nehring mache ſich über ihn luſtig. Das war auch keineswegs der Fall. Der Doktor erkannte an der Wichtigkeit, die Herr Stevenhagen dem Titel beilegte, daß er ſein Ziel, dem guten Manne eine Freude zu bereiten, vollauf erreicht habe; und das gereichte ihm

zu inniger Befriedigung. Es gelang ihm auch, Stevenhagen, für den das Beamtenwesen ein Buch mit sieben Siegeln war, in einer längeren Rede, die keinen Anspruch auf besondere Klarheit machen konnte, auseinanderzusetzen, daß es verschiedene Klassen von Beamten im Staate gebe: aktive, zur Disposition gestellte, pensionierte, entlassene u. s. w. . . . und endlich solche, denen als besondere Auszeichnung ein „Charakter" beigelegt worden sei, ohne daß damit eigentliche amtliche Verpflichtungen verbunden wären.

„Das sind die glücklichsten von sämmtlichen Beamten," erklärte der Doktor, „denn sie haben alle Ehren und Vorrechte der wirklich Angestellten und keine der Lasten: weder Vorgesetzte noch Arbeiten. Und zu dieser glücklichen Klasse von Beamten gehörst auch Du!"

Stevenhagen fühlte sich immer mehr in seiner eigenen Achtung steigen.

Die Frage, welchen Rang ein Kommissionsrath auf der Stufenleiter der Beamten einnehme, wußte der Doktor, in dessen Absicht es durchaus nicht lag, Stevenhagens Meinung von der ihm verliehenen Würde zu verkleinern, dadurch zu umgehen, daß er sagte, diejenigen, denen „der Charakter" einer Stellung verliehen worden sei, könnten nicht wie die Unteroffiziere, Lieutenants und Hauptleute genau klassifiziert werden. „Du mußt Dir genügen lassen," fuhr er fort, „daß Du nächst dem Landrath der einzige Rath hier bist, also gewissermaßen der Höchstgestellte nach diesem."

„Und wie verhält es sich mit der Uniform?" fragte Stevenhagen weiter, „Mathilde erkundigte sich danach bei mir; ich konnte ihr keine Antwort geben. Habe ich das Recht, eine solche zu tragen, und wenn ‚ja', bei welchen Gelegenheiten würde ich sie anlegen müssen?"

Es wurde dem Doktor recht schwer, auch bei dieser Frage ernst zu bleiben. — „Uniformen werden von Civilbeamten nur bei Gelegenheiten getragen, die sich bei uns kaum darbieten können. Ja, wenn der König uns einmal besuchen würde, dann müßtest Du in zweifarbigem Tuche erscheinen. Aber bis dahin könnte der bunte Rock längst von den Motten zerfressen sein. Laß Dir vorläufig keine Uniform machen; dazu wird sich immer noch Zeit finden."

„Habe ich einen Dankbesuch bei dem Herrn Landrath, Antrittsvisiten bei den anderen Beamten hier zu machen?" war Stevenhagens nächste Frage.

„Selbstverständlich," antwortete der Doktor. „Und da ich dies voraussah, so habe ich hier noch ein unbedeutendes Geschenk für Dich, das ich Dir eigentlich heute bringen wollte, das Du aber nun gleich mitnehmen kannst."

Er stand auf und nahm vom Schreibtisch ein kleines Paket, das er seinem Freunde überreichte und das dieser sofort öffnete, während Nehring ihn mit wohlwollender Aufmerksamkeit beobachtete. Es enthielt hundert Visitenkarten „Konstantin Stevenhagen, Königlicher Kommissionsrath."

Die Karten waren in der Buchdruckerei des Städtchens angefertigt worden und zwar „mit Liebe". Sie waren aus schönem Karton, Primaqualität, mit Goldschnitt und goldener Einfassung; und Name und Titel des Herrn Stevenhagen erschienen nicht etwa in den üblichen ordinären schwarzen Buchstaben, sondern in röthlich goldenen Lettern.

Der Buchdrucker hatte sich gedacht, daß man für einen Kommissionsrath etwas Außerordentliches thun müsse, und es war ihm auch gelungen, etwas ganz Außergewöhnliches zu Tage zu fördern. Karten von ähnlicher Schönheit hätte man nicht in der ganzen Provinz, ja selbst nicht in der Hauptstadt vorgefunden. Der Buchdrucker war mit Recht stolz auf das Kunstwerk und Herr Stevenhagen dadurch in hohem Grade erfreut. Der Doktor rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Das muß ich sogleich Mathilden zeigen," sagte Stevenhagen, und er entfernte sich von seinem Freunde, nachdem er mit ihm verabredet hatte, daß man sich am Abend zur üblichen Stunde wieder in der Kegelbahn treffen werde.

Herr Stevenhagen erschien während des ganzen Tages nur für wenige Minuten im Laden; nothwendig war seine Anwesenheit daselbst überhaupt nicht. Fritz konnte alles besorgen. Bei Tische war er zerstreut und aß weniger als gewöhnlich; am Abend in der Kegelbahn schob er so schlecht, daß der Postmeister, der sein Partner war, ihm heftige Vorwürfe machte. Unter gewöhnlichen Umständen würde Herr Stevenhagen sich dadurch gekränkt gefühlt haben, heute hörte er es kaum. (Fortsetzung folgt.)

Die „Reichsunmittelbaren" in Preußen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. J. Jastrow.

Im Königreich Preußen ist kürzlich die Einkommensteuer durch ein Gesetz geregelt worden, welches die Heranziehung des vollen Einkommens aller Staatsbürger zum ausgesprochenen Zwecke hat. Dieses Gesetz ist bereits in Kraft getreten, und die im ganzen Königreich von den Bürgern eingeforderten Steuererklärungen bilden gegenwärtig das allgemeine Tagesgespräch. Nun wird von dem jetzigen Landtag ein ferneres Gesetz erwartet, durch welches auch die „Reichsunmittelbaren" in Preußen zur Einkommensteuer herangezogen werden und für das Aufhören ihrer Steuerfreiheit eine Entschädigung erhalten sollen.

Manche unter unseren Lesern haben wohl bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das Wort „Reichsunmittelbare" gehört; andere, die sich erinnern, es schon früher vernommen zu haben, vermögen nicht zu sagen, was darunter verstanden wird. Giebt es Staatsbürger, welche zu dem Deutschen Reiche in einer mehr unmittelbaren Beziehung stehen als alle anderen? Und wenn dies der Fall ist, woher kommt es, daß auf diese unmittelbare Beziehung eine Steuerfreiheit sich gründet? Wie ist es möglich, daß ein Staatsangehöriger für die Verpflichtung, Steuern zu entrichten, noch erst entschädigt werden soll?

Um diese und andere ähnliche Fragen zu beantworten, muß man etwas weit in die Vergangenheit zurückgehen. Es handelt sich hierbei um Einrichtungen früherer Zeiten, deren letzte Ausläufer sich bis in die unserige herein erstrecken. Derartige Einrichtungen darf man nicht beurtheilen, bevor man versucht hat, sie geschichtlich zu verstehen. — —

Im alten Deutschen Reiche, wie es sich bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts erhalten hat, stand der habsburgische Kaiser an der Spitze von etwa vierzig geistlichen Fürsten, siebzig weltlichen Fürsten und fünfzig Reichsstädten. Diese waren dem Reiche unterthan. Wenn das Reich für die Unterhaltung des Reichskammergerichts Geldbeiträge brauchte, so wurden dieselben von jenen einhundertundsechzig „Gliedern" des Reiches eingefordert. Wenn eine Reichsarmee auf die Beine gebracht werden sollte, so wurden nach demselben Verzeichniß die Reichsaufgebote verlangt. Wie die einzelnen Reichsfürsten und Reichsstädte die Gelder aufbrachten, wie sie dieselben von den Einwohnern ihrer Lande erhoben, das war ihre eigene Angelegenheit. Denn diese Einwohner waren *ihre* Unterthanen und standen zu dem Reiche nur in „mittelbarer" Beziehung, während die Beziehung der Fürsten zum Reiche eine direkte, eine „unmittelbare" war.

Das ist der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Reichsangehörigen, wie ihn das alte Reichsrecht kannte.

Die Reichsunmittelbaren erfreuten sich der ausgedehntesten Privilegien. Ein jeder übte in seinem Lande das Recht der Gesetzgebung, der Rechtsprechung, der Steuerausschreibung, kurzum im wesentlichen das Recht der Staatshoheit. Die reichsunmittelbaren Fürsten und Städte zusammen bildeten die Versammlung des Reichstages, welcher im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu einem dauernden Senat neben dem Kaiser wurde und in der alten Reichsstadt Regensburg seinen ständigen Sitz hatte.

Innerhalb jedes einzelnen Landes wiederholte sich dasselbe Verhältniß im kleinen Maßstabe. Der Landesherr hatte „unmittelbar" unter sich Prälaten, Ritter und städtische Magistrate. Die Hintersassen und die einzelnen Bürger dagegen standen zum Landesherrn wiederum nur in mittelbarer Beziehung. Auch im Landesstaat waren die „Landesunmittelbaren" in reichem Maße bevorrechtet. Jeder Ritter und Prälat übte auf seinem Gute oder auf seiner Abtei wenigstens die niedere Gerichtsbarkeit und die Polizei, wie in den Städten der patrizische Magistrat. Auch sie konnten die vom

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

Konzert im Freien.

Nach einem Gemälde von H. Havenith.

Digitized by Google

Landesherrn eingeforderten Steuern mit einer gewissen Freiheit unter ihre Hintersassen vertheilen. Dies schlug thatsächlich dazu aus, daß die Steuern, welche der Landesherr ausschrieb, von den Hintersassen getragen, von Rittern, Prälaten und Stadtmagistraten nur vermittelt wurden: die Landesunmittelbaren waren thatsächlich in gewisser Beziehung steuerfrei; ihrem Grundbesitz war die Steuerfreiheit theilweise ausdrücklich gewährleistet. Wenn zu Zwecken der landesherrlichen Verwaltung persönliche Dienstleistungen verlangt wurden, Botendienste, Vorspanndienste, Wegebauten u. a. m., so stand dem Landesunmittelbaren vielfach eine Befreiung von diesen Dienstleistungen zu. Als Ganzes bildeten die Landesunmittelbaren einen Landtag neben dem Landesherrn wie die Reichsunmittelbaren einen Reichstag neben dem Kaiser. Wie jeder, der Sitz und Stimme im Reichstag zu Regensburg hatte, ein „Reichsstand" genannt wurde, so war jeder, der zum Erscheinen im Landtag berechtigt war, ein „Landstand".

Der Aufbau des Staatswesens glich einer großen Pyramide. Ueber der breiten Unterlage der Land- und Stadtbewohner erhob sich die engere Schicht der Prälaten, Ritter und Magistrate, über diesen die noch engere der Reichsfürsten und Reichsstädte, während an der gemeinsamen Spitze der Kaiser stand. Dieser Staatsaufbau stammte aus einer Zeit, in der er berechtigt war. In niederen Kulturstufen hat sich überall in Europa die Sammlung der Staatskräfte in kleinen Kreisen, und erst allmählich ihre Zusammenfassung in größere vollzogen. Während man aber überall sonst zu einer stärkeren Zusammenfassung der Staatskräfte vorgeschritten war, verharrte Deutschland in dem alten Zustand, der das viel beklagte Bild der Zersplitterung in Kleinstaaten gewährte. Den letzten Stoß versetzte diesem Staatswesen der Zusammenprall mit dem revolutionären Frankreich. In den Jahren 1802 bis 1815 sind in den verschiedensten Richtungen Staatsveränderungen in Deutschland unternommen worden. Sie gingen theils von Napoleon, theils von seinen Gegnern aus, stimmten aber alle darin überein, daß sie die unendliche Vielheit kleiner Staatssplitter zu beseitigen trachteten. Selbst die deutsche Bundesakte vom Jahre 1815, die nach Möglichkeit bestrebt war, alle fürstlichen Rechte in früherem Umfang wiederherzustellen, hat doch statt der einhundertundsechzig Souveräne, welche es vor der französischen Revolution in Deutschland gab, nur fünfunddreißig wieder zugelassen, welche seit damals den „Deutschen Bund" bildeten. Der ganze Rest der kleinen Herzöge, Fürsten und Reichsgrafen wurde endgültig für einverleibt erklärt. Die ehemals reichsunmittelbaren kleinen Herren wurden von da ab Unterthanen des Souveräns, in dessen Gebiet sie saßen; sie wurden „mediatisiert". Wenn man seit damals diese Häuser die „reichsunmittelbaren" genannt hat, so meint man damit die ehemals reichsunmittelbaren. Die Oberhäupter dieser Familien werden auch „Standesherren" genannt.

Die Familien als solche verloren ihren fürstlichen Charakter nicht. Sie blieben den regierenden Fürstenfamilien Deutschlands und Europas ebenbürtig und bilden mit ihnen zusammen den „hohen Adel", während alle übrigen, Grafen, Barone, Ritter ꝛc., den „niederen Adel" bilden.

Welche Stellung sollte nun diesen Familien innerhalb der einzelnen Staaten angewiesen werden? Es war selbstverständlich, daß man sie nicht schlechter stellen konnte als den niederen Adel daselbst. Wenn jeder Ritter zum Erscheinen im Landtag berechtigt war, so mußten um so mehr die Mediatisierten, die jetzt in den Adel des Landes eintraten, zum erblichen Sitze im Landtag an der Spitze des gesammten Adels berechtigt sein. Wenn noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts jedem Ritter auf seinem Rittergut Gerichtsbarkeit und Polizei zustand, so mußten diese Rechte um so mehr den Mediatisierten auf ihren Domänen bewilligt werden. Wenn der gesammte Ritterstand eine weitgehende Befreiung von persönlichen Dienstleistungen genoß, wenn er sich nicht geringer Steuerprivilegien erfreute, so durfte man jene ehemals reichsunmittelbaren Familien zum mindesten nicht schlechter behandeln. Nach der deutschen Bundesakte „sind die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate, zu dem sie gehören; sie und ihre Familien bilden die privilegierteste Klasse in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung."

Fügte sich so in den Jahren 1802 bis 1815 der hohe Adel in die feudale Verfassung ein, wie sie damals in den einzelnen Staaten vielfach noch bestand, so unterlag seine Stellung allen Aenderungen, denen in der Folgezeit die feudale Verfassung unterlag. Ueberall in Deutschland führte man eine einheitliche staatliche Gerichtsverfassung ein, Gerichte, welche durchweg im Namen des Landesfürsten Recht sprachen und nicht mehr im Namen des Grundherrn. Man setzte bis in die untersten Stufen hinab eine landesherrliche Polizei an Stelle der adligen. Es kamen neue persönliche Dienstleistungen für den Staat auf, welche von Anfang an mit dem Anspruch auftraten, daß sich ihnen niemand entziehen dürfe. Die Pflicht, als Geschworener oder als Schöffe zu dienen, die Pflicht Aemter der bürgerlichen Selbstverwaltung zu übernehmen, machte nicht wie einst die Pflicht der Frohnden und Wegebauten vor den Thüren der Paläste Halt. Mit einer größeren Ausdehnung der indirekten Steuern war eine steigende Verallgemeinerung derselben verbunden; wenn eine gemeinsame Zollinie zuerst den preußischen Staat, dann ganz Deutschland umschlang, so wurden an der Grenze die eingehenden Waren verzollt ohne Rücksicht darauf, für welche Klasse von Unterthanen sie bestimmt waren. Aber auch bei einer Neuregelung der direkten Steuern gingen die deutschen Staaten vielfach mit Beseitigung der vorhandenen Ausnahmerechte vor.

In Preußen entwickelte sich die Stellung der Mediatisierten unter beständigen Stößen und Gegenstößen. Die preußische Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 sprach die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz und die Aufhebung aller Standesunterschiede aus. Kurz darauf, als eine gegentheilige Richtung im ganzen Staatsleben die Oberhand gewann, erfolgte auch hierin ein Rückschlag. Nicht nur daß man die bereits beseitigte Ausnahmestellung der Mediatisierten im Wege der Gesetzgebung wiederherzustellen unternahm, man ließ sich sogar dazu herbei, sie im Wege des Vertrags zwischen dem König von Preußen und seinen ehemals reichsunmittelbaren Unterthanen zu bewerkstelligen; ja, man kam auf den Gedanken, den letzteren für gewisse Verzichte eine Entschädigung anzubieten. Auch die neuere Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches hat sich zu den verschiedenen Rechten, welche die Mediatisierten für sich in Anspruch nahmen, verschieden gestellt. So ist die Befreiung von der Wehrpflicht durch das Reichsmilitärgesetz allen ehemals reichsunmittelbaren Familien ausdrücklich bestätigt worden, während die standesherrlichen Gerichte durch die Reichsgesetzgebung mit einem Federstrich vernichtet und auch die übrigen Privilegien der Standesherren in Justizsachen bis auf verschwindend geringe Ausnahmen beseitigt wurden.

* * *

Will man über die heutige Stellung des hohen Adels in Deutschland zu einem Urtheil gelangen, so muß man die verschiedenen Privilegien voneinander sondern. Das Recht der Ebenbürtigkeit, welches diese Familien für sich in Anspruch nehmen, ist wohl von allen das eigenartigste. Wenn etwa ein Prinz von Hohenlohe die Tochter des Fürsten Bismarck geheirathet hätte, so würde dies eine Mésalliance gewesen sein: die Kinder aus einer solchen Ehe wären nicht berechtigt, an dem standesherrlichen Familiennamen oder an dem standesherrlichen Vermögen der Hohenloheschen Familie theilzunehmen. Eine solche Konsequenz mag uns sonderbar anmuthen, aber sie ist doch nur eine Folge davon, daß die eigenthümlichen Hausordnungen des Privat-Fürstenrechts und damit auch dessen völkerrechtliche Seite in allen monarchischen Staaten als maßgebend anerkannt sind. So lange noch der Grundsatz zu Recht besteht, daß in regierenden Häusern nur die „ebenbürtige" Ehe volles Erbrecht gewährt, haben wir in Deutschland gerade ein Interesse daran, daß der Kreis der Ebenbürtigkeit innerhalb Deutschlands sich nicht verengere: dieses Privileg der standesherrlichen Familien ist in Deutschland ein gewisser Schutzwall dagegen, daß unsere zweiundzwanzig regierenden Familien nicht allzuviel in auswärtige dynastische Interessen hineingezogen werden. Die sonstigen Ehrenrechte, welche den standesherrlichen Familien zukommen, wie das Recht, sich eine Ehrenwache mit bestimmter Uniform zu schaffen, das Recht auf gewisse Ehrentitel (die Gerichte dürfen in Prozessen eines Standesherrn nur von dem „Herrn" Kläger oder dem „Herrn" Beklagten reden) u. a. m. sind nicht von ernstlicher Bedeutung. Und das Recht auf Sitz und Stimme im preußischen Herrenhaus ist, solange dieses Haus in seiner heutigen Verfassung besteht, als gerechtfertigt allgemein zugegeben.

Von diesen Privilegien verschieden sind alle die, welche sich auf Staatshoheitsrechte und auf Unterthanenpflichten beziehen.

In diesen Fragen ist kein völkerrechtlicher Gesichtspunkt zulässig wie in denen des Privat-Fürstenrechts. Unser heutiges Deutsches Reich beruht auf dem Gedanken, daß für unsere staatlichen Angelegenheiten die völkerrechtlichen Verabredungen des Jahres 1815 keine bindende Schranke bilden. Zwischen den Hohenzollern und ihren Landeskindern hat ein völkerrechtlicher Vertrag keinen Platz. Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches und der Einzelstaaten hat hier die Verhältnisse frei und sachgemäß zu regeln. Es war der freie Wille der Reichsgesetzgebung, wenn sie die Standesherren von der Militärpflicht ausnahm. Und es ist ebenso der freie Wille des Gesetzgebers, wenn er ein anderes ihrer Privilegien aufheben will.

Ueber keines dieser Privilegien bestehen aber so irrthümliche Auffassungen wie gerade über die Befreiung von der Einkommensteuer, deren Aufhebung jetzt in Preußen auf der Tagesordnung steht.

Schon über die Frage, um welche Familien es sich dabei denn eigentlich handle, hört man die wunderlichsten Ansichten. Keineswegs haben alle standesherrlichen Familien einen Anspruch auf eine Sonderstellung, sondern nur die, welche in Preußen selbst auf reichsunmittelbaren Gütern sitzen. Ein württembergischer Standesherr z. B., der auf einem Rittergut wohnt, welches er sich in Preußen gekauft hat, genießt hier keinerlei Steuerprivileg. So führt die Matrikel des Herrenhauses den Präsidenten, den Herzog von Ratibor, nicht unter den „vormaligen deutschen reichsständischen Häusern" auf, sondern unter den „übrigen Mitgliedern mit erblicher Berechtigung". Denn Ratibor ist nicht reichsunmittelbares Lehen gewesen, schon aus dem einfachen Grunde, weil Schlesien damals nicht zum Deutschen Reiche gehörte. Reichsunmittelbar ist der Herzog von Ratibor nur in seiner Eigenschaft als Prinz zu Hohenlohe Waldenburg Schillingsfürst, d. h. er ist württembergischer Standesherr, aber nicht preußischer. Die Zahl der preußischen standesherrlichen Familien ist also eine eng begrenzte. Es sind die Herzöge von Arenberg und von Croy, die Fürsten von Bentheim, Fürstenberg, Salm, Sayn, Thurn und Taxis, Isenburg, Wied und die Fürsten und Grafen Solms. Hierzu kommen die Grafen von Stolberg, welche zwar nicht bis zur Auflösung des Deutschen Reiches Reichsunmittelbare gewesen sind, in Preußen aber jenen anderen Familien gesetzlich gleichgestellt wurden.

Von diesen elf Häusern, welche einschließlich ihrer Zweige zwanzig Familien umfassen, geht jedoch gerade in Bezug auf das Steuerprivileg wiederum eine Anzahl ab. Zunächst bleiben die beiden Häuser Fürstenberg und Thurn und Taxis, welche nur wegen einiger Güter im Hohenzollernschen als preußische Reichsunmittelbare anzusehen sind, hier außer Betracht, weil die hohenzollernschen Lande ihre eigene Steuergesetzgebung haben, welche diese Privilegien ausschließt. Es scheiden ferner alle Familien aus, welche bloß in den Provinzen Hessen Nassau und Hannover ihre Domänen haben, da in diesen beiden Provinzen im Diktaturjahr 1866/67 die Steuerprivilegien aufgehoben und durch kein neueres Gesetz wieder eingeführt worden sind. Außerdem aber hat in jenen obenerwähnten Verträgen eine Anzahl Familien auf das Steuerprivileg verzichtet. Nach dieser Durchsiebung bleiben im ganzen nur fünf Familienzweige übrig: Salm-Salm, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Solms-Braunfels, Solms-Lich-Hohensolms, Wied, denen die drei gräflich Stolbergischen Familien (Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Roßla) gleichgestellt sind. Ueber das Recht des Fürsten zu Bentheim-Steinfurt gehen die Ansichten auseinander.

Es sind heute also nur acht bis neun Familien, welche auf preußischem Boden ein Recht auf Freiheit von der Einkommensteuer haben. Wo hier und da eine andere Familie die Steuerfreiheit genossen hat, da ist es zu Unrecht geschehen, theilweise sogar aus bloßem Irrthum der Veranlagungsbehörden.

Wie über den Kreis der Privilegierten, so sind auch über den Inhalt des Privilegs irrige Ansichten verbreitet. Selbst nach der deutschen Bundesakte steht den standesherrlichen Familien nur das Recht zu, die „privilegierteste Klasse" zu bilden, d. h., es darf in einem Staate keine Bevölkerungsklasse geben, welche günstiger gestellt wäre als die Standesherren. Da es in Preußen nun eine in Steuersachen privilegierte Bevölkerungsklasse nicht mehr giebt, so ist die Wirksamkeit jener Bestimmung der deutschen Bundesakte von selbst auf Null zusammengeschrumpft. Am allerdeutlichsten würde dies zu Tage treten, wenn man das Vorbild des Königreichs Sachsen befolgte, in welchem das königliche Haus selbst auf die Steuerfreiheit verzichtet und sie nur für König und Königin beibehalten hat. Aber auch in Preußen, wo neben dem königlichen und fürstlichen Hause Hohenzollern auch den drei besiegten souveränen Häusern von Hannover, Hessen und Nassau die Steuerfreiheit bewilligt ist, wird man doch kaum im Ernste behaupten können, daß hiermit eine „Klasse" der Bevölkerung geschaffen sei, der nun die Standesherren gleichgestellt werden müßten — ganz abgesehen davon, daß die deutsche Bundesakte für die Regelung dieser Verhältnisse im Jahre 1892 ebensowenig ein Hinderniß bilden kann, wie sie in den Jahren 1866 und 1870/71 für die Begründung des Deutschen Reiches ein Hinderniß bilden durfte. Wenn in Preußen die Steuerpflicht jener acht bis neun Familien erst beginnen soll, sobald eine Abfindungssumme für das Aufhören ihrer Steuerfreiheit durch Staatsgesetz festgesetzt ist, so mag dem die Rücksicht zu Grunde liegen, daß auch ein großer Theil der anderen Familien früher solche Abfindungssummen erhalten hat. Doch ist mit dieser „Entschädigung" nicht gemeint, daß der Staat verpflichtet sein solle, diesen Familien einen Schaden zu ersetzen und ihnen ein so hohes Kapital zu geben, daß aus dessen Zinsen allein die Steuer alljährlich bestritten werden könne. Es kann sich vielmehr nur um kleinere Summen handeln, welche den Zweck haben, den Uebergang in die neuen Verhältnisse weniger plötzlich zu machen. Die Ansicht aber, als ob die Höhe dieser Summe durch Verhandlungen mit den Standesherren festgestellt werden müsse, ist eine irrthümliche. — —

Wer alle Einrichtungen am Maßstab alter Zeiten zu messen weiß, wird Standesprivilegien zu begreifen suchen nach den Zuständen, aus denen sie einstens hervorgegangen sind. Aber soll der historische Sinn, der jeder Zeit gerecht zu werden bestrebt ist, gerade vor der eigenen Zeit Halt machen? Auch unser Jahrhundert mit seiner Kultur und seinen Kulturbedürfnissen, mit seinen Verfassungen und seinen sozialen Anschauungen hat sein Recht und läßt es sich nicht nehmen. Es ist wahr, daß das ausgehende 19. Jahrhundert Steuerprivilegien duldet und sogar erfordert. Aber das sind Privilegien für die Armen und Unbemittelten. Diesen die Steuer zu erlassen oder zu erleichtern, ist das Bestreben der heutigen Gesetzgebung. Damit sind Privilegien für einige Familien, welche zu den reichsten im Lande gehören, mögen sie nun zusammen 70, 80 oder 100 Millionen Mark besitzen, nicht vereinbar. Ein Ueberrest aus alten Zeiten, steht dieses Privileg inmitten einer Umgebung, die den ehemaligen Sinn in seinen Gegensinn verkehrt. Und heute führt es außerdem den merkwürdigen „Rechtszustand" herbei, daß die Familie der Kaiserin steuerpflichtig ist, die Familie Solms-Lich-Hohensolms aber dafür zu gut sein soll.

Und doch! Handelte es sich um die Frage, ob ein ganzer Stand, der ehemals für unsere Geschichte soviel bedeutete, den ihm gebliebenen Rest von Freiheit behalten oder verlieren soll — man könnte den zähen Vertheidigern des Alten das Mitgefühl nicht versagen, das dem wackeren Kämpfer für eine verlorene Sache so gern gezollt wird. Aber diese Frage ist längst entschieden. Die „Freiheit" haben auch jene Standesherren bereits aufgegeben. Sie sind bereit, die Pflicht auf sich zu nehmen, sie haben nichts mehr dagegen, daß sie die „Steuererklärung" ausfüllen, den Steuerzettel annehmen und sich wie jeder andere bei Strafe der Exekution die Zahlung befehlen lassen. Nur wollen die Letzten auf den Zinnen die so lange vertheidigte Festung nicht anders als gegen gute Bezahlung übergeben.

In der Geschichte der standesherrlichen Privilegien giebt es ein vortreffliches Beispiel, welches lehrt, unter welchen Umständen sich ein Privileg erhalten kann. Es ist die Befreiung von der Militärpflicht. Sie hat sich erhalten, weil die jungen Leute aus diesen Familien keinen Gebrauch von ihr machen. Ihr ganzer Ehrgeiz ist darauf gerichtet, dem Vaterland freiwillig denselben Dienst zu leisten, zu welchem andere gezwungen werden. Will der hohe Adel der Nation mehr gelten als der niedere, so muß auch er des Spruches eingedenk sein: „Noblesse oblige!", „Adel verpflichtet!"

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

6. Unsere Meistersänger.

Die Heimath der besten Singvögel der Welt ist vorzugsweise unser wald- und stromreiches deutsches Vaterland. Das Lied dieser Meister ist es, welches unseren Gärten, Fluren und Wäldern so hohen Reiz auch für das Ohr verleiht, welches der Natur, die uns entzückt, erst die rechte Seele giebt.

Unter allen Sängern möchten wir in der folgenden Schilderung drei herausheben, gewissermaßen je einen Vertreter des Parkes, des Waldes und des Feldes: die Nachtigall, die Singdrossel und die Feldlerche.

Die Nachtigall, die schon im Alterthum als die Königin der Singvögel verherrlicht wurde, nimmt unstreitig den ersten Rang ein, selbst vor dem ungarischen Sprosser, der ihr an Mannigfaltigkeit der Liedesstrophen und des Ausdrucks entschieden nachsteht. Freilich reden wir hier nicht von mittelmäßigen oder geringeren Exemplaren, wie man ihnen oft an Plätzen begegnet, wo Paare in großer Anzahl nahe beieinander wohnen, sondern von besonders begabten Sängern, welche sich in der Einsamkeit zur höchsten Vollendung entwickelt haben. In dem Bestreben nämlich, sich gegenseitig zu überbieten, bekommen die Thierchen eine Vorliebe dafür, besonders durchgreifende Schmettertouren häufig vorzubringen, und die Folge ist eine den Hörer ermüdende Einseitigkeit. Anders bei der guten, in der Einsamkeit aufgewachsenen Nachtigall. Was sie auszeichnet, ist gerade der Reichthum der Touren oder Strophen, die nicht selten die Zahl dreißig und darüber erreichen. Ferner ist das Austragen der Strophen in vollendeter Form hervorzuheben. Ein Zerhacken derselben zeugt von schlechter Entwicklung des Schlags. Je rascher die Touren aufeinanderfolgen, je feuriger, hingebender und ausgeführter sie ertönen, desto vorzüglicher ist der Vogel. Hiermit muß sich dann noch der Schmelz, das Crescendo und Diminuendo, mit einem Wort, das Seelenvolle im Ausdruck verbinden, ja der Ton an sich muß als etwas Angeborenes sympathische Eigenthümlichkeit besitzen. Es ist dies beim Vogel überhaupt nicht anders wie beim Menschen, dessen Stimme ohne die Beigabe des natürlich Sympathischen trotz aller Kunst nicht zum Herzen spricht. Endlich liegt ein großer Reiz für das fein unterscheidende Ohr des Kenners in der interessanten Verbindung der Touren, in den Uebergängen und überraschenden Zugaben nach dem Aushalten von athemerschöpfenden Flötenpartien.

Uebrigens kann Ueberreizung zur Zeit der Minne auch bei vorzüglichen Sängern dem fließenden Gesang Eintrag thun. Außerdem scheint die Morgenfrühe zu einem mehr abgebrochenen Vortrag geneigt zu machen. Sonst kann als Regel aufgestellt werden, daß die abgebrochene Gesangsweise zu Ende der Singzeit, in ihrer zweiten Hälfte oder auch schon früher Platz greift, während unmittelbar nach der Ankunft in der Heimath der Gesang am raschesten, während des Brütens des Weibchens aber am vollsten, lautesten und beseeltesten ertönt.

Eine interessante Frage ist die nach der Vererbung des Nachtigallengesanges. Man glaubt gewöhnlich, die jungen Nachtigallen erlernten den Gesang des Vaters durch Anhören. Dies ist jedoch darum nicht der Fall, weil zur Zeit der Jungenpflege der Gesang zurücktritt und, wenn er wirklich noch dann und wann gehört wird, sehr unvollkommen und bruchstückweise erschallt. Die junge Nachtigall dagegen übt schon an schönen Augustmorgen ihren sehr stümperhaften Gesang ein und bildet ihn dann im Lenz des Südens zur Vollendung aus. Ausgeschlossen ist dort das Vorbild alter Männchen nicht, aber das Hauptsächlichste besteht nicht in der Nachahmung, sondern in der Ursprünglichkeit des Vermögens, in der Herausbildung des Gesanges aus der eignen Seele des Vogels. — —

Treten wir nun aus dem Parke, wo wir dem Sänger der Liebe gelauscht haben, in unseren Buchenwald mit seinen Laubhallen und seinen jungen Gehegen. Der junge Frühling bricht herein, die schlafenden Triebe erwachen, in tausend Formen und Gestalten offenbart sich die ewige schöpferische Kraft der Natur. Und diesen herrlichen Frühlingswald durchschmettert der Liederschall aus den lenzfrohen Kehlen der gefiederten Welt.

„Waldnachtigall" ist die schöne, treffende Bezeichnung Welkers für unsere urwüchsige Singdrossel. Mit den Stürmen der Nächte schwingt sie sich im Monat März in den heimathlichen Forst zurück. Noch ist ihr der Baum, der Ast, der Zweig genau bekannt, auf welchem sie im vorhergehenden Jahre den Lenz und die Liebe besungen. Wer den Schnepfenstrich kennt, weiß, welch einen Zauber die Frühlingsrufe dieses Waldsängers auf das Gemüth des Hörers ausüben. Es sind sprechende Rufe, die zum Ohre schallen und oft in Worte und Namen sich ausdeuten lassen. Das Volk hat viele derselben übersetzt, und diese Uebersetzungen bilden immer ein Stück frischer Waldpoesie. Unvergeßlich sind uns die Abende auf dem Schnepfenstrich, wo wir dem Konzert des Meistersängers unserer Wälder mit Hingebung lauschten, wo der Wettkampf der Männchen begann und sich immer feuriger entwickelte. Es ist, als wollten die Eifersüchtigen noch alle Kunst und Kraft aufbieten, um den Tag glanzvoll zu beschließen. Welch ein großer Abstand in Bezug auf Schönheit, Mannigfaltigkeit und Kunstfertigkeit des Vortrags herrscht aber auch unter den Sängern! Hier ein elender Stümper, welcher neben einem einförmigen Gezwitscher nichts andres hören läßt als ein paar grell hervorgestoßene Rufe; dort eine mittelmäßige Leistung, die neben Rühmenswerthem gewisse Unarten und Geschmacklosigkeiten aufweist; über alle erhaben aber an einer dritten Stelle ein Virtuose, der berufen ist, mit der Nachtigall um den Vorrang zu streiten.

Was gehört nun zu einem solch hervorragenden Künstlerthum? Wir wollen die Haupterfordernisse im folgenden hervorheben: markig, voll, nicht schreiend, aber dennoch weithin schallend muß die Stimme sein, ausgestattet mit dem eigenthümlichen Metallklang, der wohlthuend wirkt. Der Umfang der Stimme muß es ferner dem Vogel ermöglichen, den Tönen die nöthige Abwechslung in ihrer Lage zu geben, womit aufs engste die aussprechende Bildung der Strophen und deren Reichthum zusammenhängt. Sei an und für sich der Ruf, die Strophe noch so schön und wohlklingend — wenn sie zu oft wiederholt wird, dann ermüdet der Hörer bald und vermag auch das Schönste nicht mehr zu genießen. Andererseits dürfen die besten Theile des Gesanges und die interessantesten Wendungen nicht zu selten wiederkehren. Je deutlicher und sprechender, desto fesselnder und unterhaltender ist der Drosselgesang.

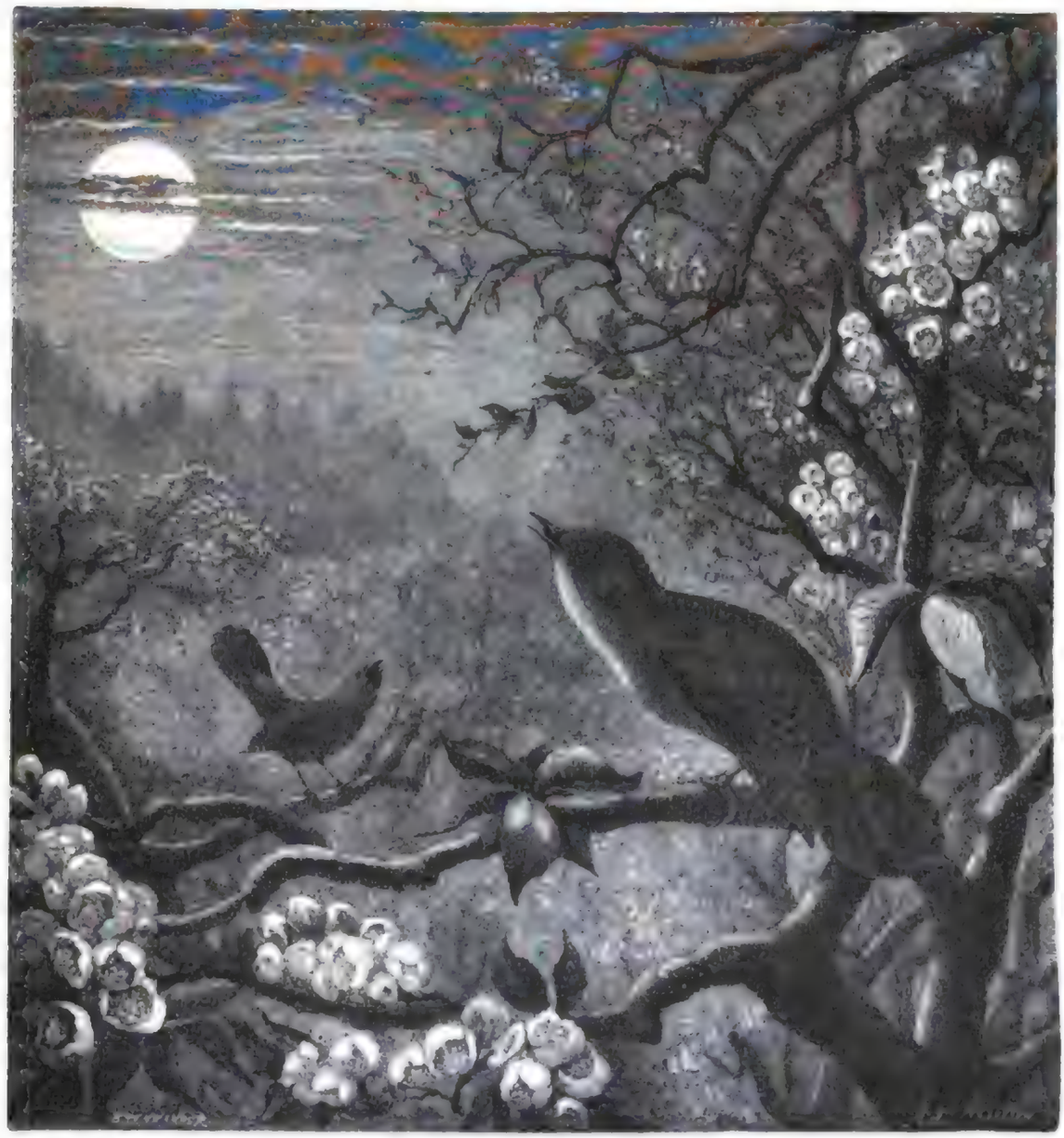
Jeder Bezirk oder wenigstens jeder größere Waldbestand hat seine charakteristischen Drosselrufe, die zwar immer als solche unverkennbar bleiben, aber doch auf die feinsten Unterschiede sich zuspitzen. Diese Thatsache nun ist vollauf nach dem Sprichwort zu erklären: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Denn die jungen Drosseln hören nicht bloß im Neste, sondern auch nach ihrem Ausflug noch lange den Vater und prägen sich seine ganze Art und Weise genau ein; ihre Nachbildung des väterlichen Gesanges ist deshalb, einzelne untergeordnete Abweichungen abgerechnet, so getreu, daß sich das Charakteristische fortdauernd erhält. Nun ist es uns aber nicht selten vorgekommen, daß wir mitten unter diesen übereinstimmenden Individuen das eine oder andere entdeckten, welches auffallend abweichende Gesangsstrophen hören ließ und uns wie ein Fremdling anmuthete. Diese Erscheinung können wir nur darauf zurückführen, daß einzelne Drosseln auf dem Zuge durch irgend welches Verhängniß aufgehalten oder aber vielleicht vom Wandertrieb weit über die Grenze ihrer früheren Heimath hinausgeführt worden sind. Sie erscheinen demnach als Einwanderer, was ja bei der in der Vogelwelt herrschenden Freizügigkeit nicht wunder nehmen darf. — —

Der Leser folge uns nun in die Flur, mitten in das junge Getreidefeld, um den Sänger des Feldes in seinen Gesangsleistungen kennenzulernen!

Der schöne Vorsommertag neigt sich zu Ende. Still ist die

* Vergl. „Gartenlaube" 1891, Halbheft 15.

Luft. Wohlthuende Abendkühle umhaucht uns und führt uns den würzigen Duft der Feldgewächse zu. Das Gezirp der Grillen ſtört nicht den Eindruck der Einſamkeit, und das Liedchen der Dorngrasmücke, die vom Blüthenſchnee des Dornſtrauchs mehrere Fuß hoch flatternd und zögernd und dann wieder in Zickzackwendungen emporſteigt, trägt zur Vollendung der Stimmung bei. Jetzt erhebt ſich eine Lerche in ſchiefer Richtung aus dem Dunkel der Saat. Die Töne aus ihrer Kehle klingen unſerem Ohre in der Nähe etwas ſcharf und ſchrill, aber wohlthuender berühren ſie unſer Ohr, ſobald ſich die Sängerin in bogenförmigen Windungen zur Höhe gleichſam emporgeſchraubt hat. Auffallend erſcheint dem verfolgenden Auge der Umſtand, daß die Schraubenwindungen des Aufflugs von der Rechten zur Linken gehen, während eine andere benachbarte Lerche umgekehrt verfährt, eine dritte mit dieſen Windungen nach der einen und andern Richtung abwechſelt. Ununterbrochen nimmt dabei der Geſang ſeinen Fortgang, und kaum hält man es für möglich, daß die Sängerin dabei den nöthigen Athem ſchöpfen kann. Aber man betrachte die der Lerche zu Gebote ſtehenden Werkzeuge: dieſe ſtarke gewölbte Bruſt, dieſen feinen, freien Hals, dieſe großen, kräftigen Schwingen, die den Flug nach oben ungemein fördern. Man beobachte den ſtürmiſchen Drang der Vogelſeele, ſich zu erheben hinauf in den reinen Aether, zu den Wolken, das leicht erregbare Gemüth, das ſich ſelbſt im Gange, in der Haltung und in dem beweglichen Spiele der Kopffedern kundgiebt! Das alles erklärt die ungewöhnliche Kraftäußerung der kühnen Luftſteigerin. Das Lied der Lerche ſprudelt mit wahrhaft elementarer Gewalt hervor. Im allgemeinen läßt ſich ſagen, daß es eine in engen Grenzen ſich haltende Melodie, eine ewig wiederkehrende, im Einerlei fortgeſponnene Weiſe iſt. Die Töne an ſich ſind ſchwirrende, trillernde und flötende. Doch fällt dem verſtändnißvollen Hörer nicht bloß bei dem Vergleich der einzelnen Exemplare, ſondern auch bei dem der Bewohner der Ebene einerſeits, der Gebirgsgegenden andererſeits ein merklicher Unterſchied auf. Wohl kommen auch in der Ebene vorzügliche Sänger vor, aber die beſten haben wir doch immer im Gebirge gehört. Die Ebene birgt vorzugsweiſe ſolche Lerchen, die ſich in ſchwirrendem und trillerndem Geſang ergehen, während das Gebirge viele aufweiſt, welche klangvollere Flötenpartien und intereſſantere Wendungen, größeren Tonumfang hauptſächlich in der Tiefe und reichere Abwechſelung bekunden. Offenbar iſt die Urſache darin zu ſuchen, daß im Gebirge, wo die Felder kleiner ſind und in der Nähe der Wälder liegen, die Lerchen vieles von den Waldſängern annehmen und in ihr eigenes Lied verweben.



Nachtigallen im Wettgeſang.

Nach einer Zeichnung von Adolf Müller.

Digitized by Google

In der That giebt es Sänger im Gebirge, die soviele melodische Töne hören lassen und ihren Gesang dadurch so reichhaltig gestalten, daß von Eintönigkeit nicht mehr die Rede sein kann.

Die junge Lerche besitzt die Nachahmungsgabe in nicht geringem Grade; davon überzeugt man sich bei flügge eingefangenen Jungen, die man im Käfig in die Umgebung guter Sänger anderer Art oder vor ein Fenster nahe einem Parke versetzt. Eine Menge Gesänge wird unter solchen Umständen von der Lerche erlernt und treu wiedergegeben. So nimmt auch die junge Lerche draußen im Freien von Sängern des Waldes wenigstens Strophen und einzelne melodisch klingende Töne auf, die aber nicht für sich vorgetragen, sondern geschickt in das Lerchenlied wie Schmuck in ein Gewebe eingewoben werden. In der Freiheit verleugnet die Lerche ihr eigenartiges Lied nicht; nur in der Gefangenschaft läßt sie, jung eingefangen, das Eigenthümliche des Lerchenliedes fast gänzlich fallen und wird zur Nachahmerin anderer Sänger.

Blätter und Blüthen

Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg. (Mit Bildniß.) Am 23. Februar hat das letzte noch lebende Kind der unvergeßlichen Königin Luise, die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert — es sollte ihr letzter sein; am 21. April hat der Tod mit sanfter Hand diesem reichen Leben ein Ziel gesetzt.

Sie war allgemein verehrt von ihrem Volke, die liebenswürdige Schwester Kaiser Wilhelms I., und sie genoß eine unverbrüchliche Liebe von Seiten ihrer Angehörigen. Die verwandtschaftlichen Bande zwischen Mecklenburg und Preußen, die schon vorher herzliche waren — das Haus Mecklenburg-Strelitz schenkte ja Preußen seine Königin Luise — hat sie zu innigen gestaltet.

Zwischen König Friedrich Wilhelm III., der es nie vergaß, daß die Herrscher bei der Mecklenburg zuerst von allen deutschen Fürsten im Befreiungskriege sich ihm angeschlossen hatten, und dem alternden Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz I., bestand eine enge Freundschaft, an der auch der Erbgroßherzog Ludwig Friedrich aufrichtigen Antheil nahm. Der letztere hatte den Aufschwung Preußens miterlebt und besaß wohl eine Ahnung von der großen Zukunft dieses Staates. Er schickte daher seinen ältesten Sohn Paul Friedrich nach Berlin, und dort machte derselbe im September 1818 die nähere Bekanntschaft der damals fünfzehnjährigen Prinzessin Alexandrine. Der junge Prinz ward von der lieblichen Erscheinung gefesselt; schon im Februar 1819 brachte er seine förmliche Werbung an, der am 13. Juni 1820, nachdem er seine Volljährigkeit erreicht hatte, die offizielle Verlobung folgte. Der Erbgroßherzog Ludwig Friedrich war inzwischen gestorben, nachdem er zu der Werbung des Sohnes von Herzen seine Zustimmung gegeben hatte. „Die Prinzeß," heißt es in einem seiner Briefe, „ist ein wahrer Engel. Meine Frau ist ganz glücklich über die künftige Schwiegertochter, die ihrerseits so zutrauensvoll und lieblich mit ihr ist, daß es uns innig freut."

Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin †.
Nach einer Photographie von Zimmermann und Schoen, Hofphotographen in Baden-Baden.

Am 25. Mai 1822 erfolgte zu Berlin die Vermählung des jungen Paares, das wenige Tage nachher seinen Einzug in das idyllische Ludwigslust hielt, wo der Großherzog Friedrich Franz meistens residierte. In stillem Glücke gingen für Alexandrine die Jahre hin, vollends seit sie am 28. Februar 1823 einem Sohne, dem späteren Großherzog Friedrich Franz II., das Leben gegeben hatte. Kanonendonner verkündigte die Geburt des Prinzen, Kanonendonner in gewaltigem Kriege sollte ihm einst in die Ohren tönen, denn er war mit berufen, unsere Truppen bei Orleans und Le Mans zum Siege zu führen.

Hochbetagt starb Friedrich Franz I. am 1. Februar 1837, und sein Enkel Paul Friedrich folgte ihm auf den Thron. Werke des Friedens und der Kunst füllten seine kurze Regierungszeit aus, mit feinem Sinne ging ihm dabei seine Gemahlin zur Hand. Namentlich dem Hoftheater zu Schwerin wandte sie ihr Interesse zu und verhalf dadurch dieser Bühne zu künstlerischer Entwicklung. Doch schon am 7. März 1842 riß der Tod den Gatten von ihrer Seite, und ein langes Wittwenleben begann für sie. Der reiche Schatz ihres Herzens öffnete sich nun nur noch mehr als zuvor den Leidenden und Bedrängten, und sie spendete mit voller Hand. Ihre Freude war es vor allem, im stillen zu helfen, wo sie von Noth und Sorge erfuhr. Sie konnte mit den Leidenden fühlen, denn ihr selbst blieb das Leid nicht erspart; ihre drei Kinder sanken vor ihr dahin. Da mochte ihr die treue Liebe ein Trost sein, mit der ihr Bruder, Kaiser Wilhelm I., ihr verbunden blieb; namentlich in seinem höchsten Alter trat diese Zuneigung zur jüngeren Schwester immer rührender hervor. Und nun ist sie dem großen Bruder, dessen gütige Züge sie trug, nachgefolgt in den Tod.

Ein bewegtes Leben, eine Zeit tiefgreifender Veränderungen hat die edle Fürstin durchlebt — fast wie aus einer vergangenen Welt ragte sie, die würdige Tochter der Königin Luise, herein in unsere Gegenwart — ihr Andenken wird ein gesegnetes sein. B.

Zu Nutz und Frommen der Handarbeiten. Wie viel fleißige Hände im lieben Vaterland rühren sich fortwährend strickend, stickend und häkelnd für die verschiedenen Familienfeste! Denn, was auch die Spötter sagen mögen, eine selbst gearbeitete Gabe hat doppelten Werth, besonders wenn sie einen sonst brauchbaren und erfreulichen Gegenstand verschönert. Hierfür sorgen nun wohl unsere stets reichhaltiger werdenden Musterzeitungen, aber es gehört Erfahrung und Uebung dazu, ihre Anweisungen zu benutzen. Das wissen alle, die es zum ersten Mal unternehmen, selbst Wolle und Nadeln auszusuchen, um ein Schultertuch, ein Jäckchen, Kissen u. dergl. nach der angegebenen Vorschrift zu arbeiten. Viel Material wird mit Wiederauftrennen verdorben, bis der Anschlag die richtige Größe hat; dann kommt oft genug das gewünschte Verhältniß doch nicht heraus, weil Wolle und Nadeln zu stark oder zu fein waren, auch weil die Garn- und Wollesorten in Nord- und Süddeutschland verschiedenartig benannt und numeriert sind. Selbst die Farbenwahl nach dem schwarz gedruckten Muster ist für nicht ganz Geübte eine schwierige Sache. Man muß das gewünschte Gesammtbild sehr fest vor dem inneren Auge haben, um mit Sicherheit aus der Unzahl der Farben die harmonischen herauszufinden. Die Geschäfte der Großstädte bieten zwar durch angefangene Arbeiten einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten, aber selbst bei ihnen ist die Auswahl, besonders in Strick- und Häkelarbeiten, manchmal eine recht geringe, und auf dem Lande wohnende Damen haben nicht die Gewißheit, in den theuren Ansichtsendungen dann auch etwas Befriedigendes zu finden.

Um dieser bekannten Uebelstände willen weisen wir heute unsere Leserinnen auf ein Unternehmen hin, welches in praktischer Weise die größte Auswahl sowie die vollkommene Sicherheit des Gelingens mit Zeit- und Portoersparniß vereinigt und einen entschiedenen Fortschritt bedeutet.

Die Firma J. F. Quilling in Frankfurt a. M. hat einen Musterversand im großen eingerichtet, welcher allen Ansprüchen an Auswahl und Schönheit gerecht wird. Auf Anfrage nach Mustern erhält man eine Anzahl Musterntafeln, deren Nachsendung unterbleiben kann. Jede Tafel giebt eine anders geartete Abbildung und Beschreibung des gewünschten Gegenstandes, eine Reihe Farbenzusammenstellungen in Wolle und Seide nebst genauer Preisangabe. Hat man sich für eine davon entschieden, so verlangt und erhält man ein Kästchen, welches außer der genauen Anweisung zur angefangenen Arbeit das reichlich bemessene Material, die erforderlichen passenden Nadeln, sowie alles Zubehör zur Fertigstellung, Bänder, Quästchen, Bälle ꝛc., enthält. Die Angaben sind zuverlässig und die außerordentlich handgerechte Art des Angefangenen ermöglicht ein ganz leichtes Fortarbeiten. Bu

Die Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien. (Zu dem Bilde S. 333.) Es war im Jahre 1858, als Radetzky, der zweiundneunzigjährige Feldmarschall, starb. Ein Menschenalter ist dahingegangen seit seinem Tode, aber sein Ruhm ist in dieser für unser raschlebiges Geschlecht so langen Frist nicht verblaßt, in unerschütterlicher treuer Begeisterung schlagen ihm noch heute alle Herzen in Oesterreich entgegen. Das zeigte sich auch, als Sonntag den 24. April sein Denkmal zu Wien enthüllt wurde: es war ein Fest des Kaisers und der Armee, aber es war auch ein Fest des Volkes, dem „Vater Radetzky" heute noch so nahe steht wie kaum irgend eine Persönlichkeit in der neueren österreichischen Geschichte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist auch der Platz, auf dem das Denkmal errichtet wurde, der richtige. Dort „Am Hofe" steht er mitten im Herzen Wiens, mitten im Treiben des Volkes, das ihn so sehr verehrt.

Unsere Zeichnung führt uns ein Bild aus der Enthüllungsfeierlichkeit

Digitized by Google

vor. Die Hüllen sind von dem hohen Stangengerüst gefallen, und der Kaiser Franz Joseph schickt sich an, von dem Künstler Professor von Zumbusch und von einem Mitglied des Denkmalkomites, Nikolaus Dumba, geleitet, das Denkmal zu umwandeln und in allen seinen Einzelheiten genau zu studieren. Auf fünf Meter hohem Postament steht der mächtige eherne Reiter, eherne Ruhe, eherne Zuversicht spricht aus ihm. Leicht ist das Haupt nach vorn gesenkt, der Blick folgt der Bewegung des vorgestreckten rechten Armes — als wiese er eben einem Adjutanten die Stelle des Schlachtfeldes, an die er einen entscheidenden Befehl zu tragen habe. Die linke Hand führt Zügel und Marschallstab.

Pferd und Reiter erreichen zusammen eine Höhe von fünfeinhalb Metern. Zwei große Reliefstafeln schmücken die Langseiten des Sockels. Wir sehen Radetzky auf der einen von seinen Soldaten umjubelt, im Kriegsrath auf der anderen. Die Rückseite des Postaments verkündet Namen, Geburts- und Todestag des Helden, vorn aber trägt es über mächtigem bronzenen Doppeladler die Worte, mit denen einst Grillparzer den Sieger von Novara begrüßte: „In Deinem Lager ist Oesterreich!"

Radetzky-Bilder. Es war ein guter Gedanke des Oesterreichischen Museums in Wien, der Enthüllung des Radetzky-Denkmals eine Ausstellung von Radetzky-Bildern und -Briefen vorausgehen zu lassen, die uns den „Vater Radetzky" in den weit auseinander liegenden Zeiten der Befreiungskriege und der lombardischen Feldzüge von 1848 und 1849 zumeist im Verkehr mit anderen Heerführern und mit seinen Soldaten zeigen. Wir sehen da unter anderem auf einer Photographie den greisen Helden im Halbschlummer; Radetzkys Kopf, im Profil mit großer Schärfe abgebildet, erinnert jedermann unwillkürlich an die Totenmaske Moltkes. Der siegreiche österreichische Heerführer war ja auch nicht bloß ein Tapferer unter den Tapferen, nicht bloß ein von seinen Soldaten vergötterter Befehlshaber, sondern auch ein Schlachtendenker, der im Ringen mit dem König von Sardinien seine diplomatische Kunst mit militärischem Scharfblick zu vereinigen wußte und schon zu Anfang dieses Jahrhunderts Kriegspläne Napoleons I. zu durchkreuzen verstanden hatte. Und in einem der uns vorgelegten Briefe, in welchem er den Dank des Heeres für die rasche Vollendung der Eisenbahn von Verona nach Vicenza ausdrückt, offenbart er ein frühes und vollständiges Verständniß des Werthes der Eisenbahnen für Kriegsunternehmungen in neuerer Zeit.

Die Kriegsbilder aus Oberitalien und Ungarn, welche mit den Namen der beiden Adam, Straßgschwandtners, Swobodas, Pettenkofens, Kriehubers gezeichnet und uns übrigens zumeist durch Wiedergaben in Steindruck bekannt sind, die Bildnisse der Kriegsmeister in Radetzkys Jugendjahren, des Erzherzogs Karl von Oesterreich, Laudons, Haddicks, des Herzogs Josias von Coburg; dann die Bilder, die uns Radetzkys Paladine, vor allem Feldmarschall Heß in Thätigkeit zeigen: „Radetzky vor Mailand", „Radetzky mit König Victor Emanuel nach der Schlacht von Novara", die Bilder der Belagerung von Malghera und Venedig; Darstellungen, wie der „Ueberfall einer Feldpost im Walde" und einzelner Heldenthaten von Soldaten: alles dies, erhöht durch den Reiz treuer Darstellung von alten Waffen, Trachten und Uniformen bei „Rothmänteln", italienischen Freischärlern, ungarischen Landwehrleuten, sardinischen Truppen, giebt ein Gesammtbild des alten Oesterreich „an Siegen und an Ehren reich", das auf die Nachgeborenen nicht weniger stark wirkt als auf die noch lebenden Radetzky-Veteranen.

Ochsenrennen in Tirol. (Zu dem Bilde S. 328 und 329.) In Europa wird das liebe Rindvieh für gewöhnlich nicht als Reitthier benutzt, obschon es hierzu nicht ohne alles Talent ist, wie ja die Verwendung besonderer Reitochsen in ausgedehnten Landstrichen Afrikas genügend beweist. Man wird auch nicht leicht beobachten können, daß dem Rinde auch nur eine Traglast aufgebürdet wird. Ausnahmsweise kann man aber doch in Gegenden mit blühender Rindviehzucht bei Gelegenheit von Viehmärkten sehen, daß dem Menschen in seinem Uebermuth selbst der bedächtige Ochse nicht zu heilig dünkt, um ihn zu sportlichem Zweck zu benutzen. So kommt's in Nordtirol, im Ziller- und Zanthal, wohl manchmal vor, daß ein halb Dutzend übermüthiger Aelpler, wenn sie etwa ein Glas Terlaner über den Durst getrunken haben, ein Ochsenrennen veranstalten, wobei es natürlich keinen Sattel und Zaum, keinen Starter und Buchmacher giebt, dafür aber desto lauter hergeht. Daß das Rind geritten wird, ist ja nicht seine Naturbestimmung; aber es erscheint den Aelplern als ein Zeichen von Lebenskraft und gesunder Natur, wenn es in die Weite springt. Ein Rind, welches das ganze Jahr hindurch im Stalle steht, wird das nicht können, wohl aber jenes kräftigere Thiergeschlecht, das den Sommer über auf grüner Bergweide sich umhertreiben durfte. Ein solches Ochsenrennen hat auch unser Künstler zum Gegenstand seines Gemäldes gemacht. Es stellt den Augenblick dar, wo das siegende Thier unter dem tosenden Gejohle der Menge und dem lustdurchschneidenden Juchzer seines Reiters über das Seil springt, welches das Ziel des Rennens bildet. H.

Ein eiserner Geburtstagsstrauß.

Ein Eisenstrauß für Bismarck. (Mit Abbildung.) Unter den Gaben, welche am 1. April dieses Jahres den Geburtstagstisch des Fürsten Bismarck zu Friedrichsruh zierten, befand sich auch ein riesiger, fast meterhoher, prächtiger Strauß. Nicht aus gewachsenen Blumen war er gefertigt, alle seine zahlreichen Blätter und Blüthen bestanden aus dem feinsten Eisenblech, so fein wie Schreibpapier, denn der Durchmesser betrug nur $^{1}/_{10}$ Millimeter. In dem Puddel- und Martinsstahlwerk Bismarckhütte bei Schwientochlowitz in Oberschlesien war es gewalzt, in der Fabrik von Christine Zauch in Breslau zu Blumen und Blättern, Ranken und Früchten umgeformt worden. Keine unrichtige Linie stört das Auge; völlig naturwahr sind die Eichen- und Lorbeerzweige, die Rosen, Nelken, Kornblumen, der Flieder und die Schneeglöckchen, und selbst das zarte Heidekraut mit seinen winzigen Blüthchen und zierlichen Nadelblättchen ist von überraschender Echtheit. Das Eisen ist durch keinerlei Färbemittel verändert, sondern einfach in seiner natürlichen Metallfarbe gelassen, und trotzdem tritt die Naturwahrheit auf den ersten Blick hervor. So bildet das Ganze ein kunstgewerbliches Meisterwerk, das unserer deutschen Industrie alle Ehre macht.

Nicht Zufall hat die Wahl der Blumen bestimmt, aus denen der Strauß zusammengesetzt ist; er steckt voll sinnreicher Anspielungen. Das Heidekraut z. B. ist des Fürsten Bismarck Lieblingsblume wie die Gartennelke die der Fürstin; Rosen in allen Formen und Gestalten hegt der Garten von Friedrichsruh; die Kornblume zieht den alten Kaiser Wilhelm I. in den Kreis, Eichenlaub und Lorbeer verkündigen Kampfmuth und Ruhm, Oelzweig und Palmblatt den Frieden, den Bismarck als Kanzler so lange gehütet. Und so ließe die Symbolik sich verfolgen bis ins einzelne hinein. Der Eisenstrauß steht in einer von Irelenberg in Breslau ebenfalls aus Blechen der Bismarckhütte in getriebener Arbeit verfertigten Vase, deren Zierate von matten Stahlstreifen gebildet werden. Ein leuchtendes Silberschild am oberen Ringe trägt die Widmung, mit welcher der Stifter dieser Vase, Wilhelm Kollmann, der Leiter der Bismarckhütte, seine Gabe dem Fürsten überreichte, zugleich mit einem begeisterten Begleitgedichte Ernst Scherenbergs, das in Goldruck auf einer Eisentafel stand. Diese Eisentafel hatte eine Stärke von nur $^{1}/_{20}$ Millimeter — die feinste Walzung des Eisens, die man bisher erreicht hat.

Desdemona. (Zu dem Bilde S. 345.) Eines der lieblichsten Frauenbilder Shakespeares ist des Mohren Othello Geliebte und Gattin Desdemona, von der uns Ph. H. Calderon ein stimmungsvolles Bild vorführt. Es ist die Scene im vierten Akte des Dramas „Othello", in welcher Desdemona mit ihrer Kammerfrau Emilia, der Frau des heimtückischen Jago, plaudert, ehe sie zu Bett geht. Othello war zuletzt zwar milder gegen sie gewesen, aber doch erfüllt die Furcht vor seiner oft maßlosen Leidenschaftlichkeit ihr Herz. Nicht rasch genug kann die Kammerfrau sie „losstecken", ihr Tagesgewand beiseite bringen. Da fällt ihr das Lied ein, das schwermüthige Lied von der Weide, welches das unglückliche Bärbchen gesungen hat —

„Das Lied heut' nacht
Kommt mir nicht aus dem Sinn; ich hab' zu schaffen,
Daß ich nicht auch den Kopf so häng' und singe
Wie's arme Bärbel. Bitt' dich, mach' geschwind."

Dann aber fragt sie, ob es wirklich Frauen giebt, die ihre Männer täuschen — und Emilia bestätigt dies nicht nur, sondern will als leichtfertige Venetianerin dies entschuldigen, wenn die Männer sich selbst der Treulosigkeit und des Leichtsinns schuldig machen. Doch Desdemona sagt:

„Gut' Nacht! Und laß mich, Herr, in fremden Stunden
Nicht eig'ne Buße, laß mich Besserung finden."

Die Stimmung dieser ganzen Scene hat der Maler in seinem Bilde wiedergespiegelt. Reizend ist das kindliche Köpfchen der still vor sich hinträumenden Desdemona, welche die blutigen Schrecken der kommenden Nacht nicht ahnt. Dabei trägt dies Köpfchen den echt italienischen Typus, und volles dunkles Haar fluthet ihr über den Rücken herab. Ueberlegen blickt die hohe Gestalt der Emilia auf das liebliche Kind herab. Die Thatkraft, welche sie im letzten Akt des „Othello" bewährt, prägt sich in ihren Mienen aus, aber es fehlt ihr auch nicht ein leiser Schmerzenszug; denn ihre Ehe mit Jago gewährt ihr keine Befriedigung, und zu den Anklagen, welche sie gegen die Männer im allgemeinen richtet, hat jedenfalls der eigene Gatte ihr den Stoff gegeben. In das düster verhangene Boudoir bricht der volle Mondesschimmer und breitet ein ahnungsvolles Licht über die Todgeweihten; denn keinen weiten Lauf braucht das Gestirn am Himmel zu vollenden, bis die liebreizende Desdemona und die stolze Emilia durch die Mörderhand der eigenen Gatten gefallen sind. †

Eine Hochschule der Musik für Blinde. Unsere Leser erinnern sich aus dem Artikel von Anna Peisch über den „Blinden und seine gesunden Sinne" in Halbheft 2 dieses Jahrgangs, welche Rolle die Musik im Leben der Blinden spielt. Das Reich der Töne ist es ja, aus dem der Nichtsehende in erster Linie Ersatz schöpfen darf für die ihm versagten Genüsse des Auges, in ihm findet er Trost und Erhebung des Gemüths, wenn die einsame Nacht seines Daseins ihn daniederdrücken will. In jenem Aufsatz erfuhren wir auch von einer Musikhochschule für Blinde, welche der blinde Dr. Armitage zu Norwood bei London ins Leben gerufen und welche schon so viele Schicksalsgenossen des edlen Gründers zu einem befriedigenden Beruf geführt hat. Mit lebhafter Freude verzeichnen wir daher hier die Nachricht, daß nunmehr auch in Deutschland eine ähnliche Anstalt erstehen soll. Im Nordosten unseres Vaterlandes, zu Königsberg i. Pr., ist eine Anzahl angesehener Männer zusammengetreten, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, auf die Errichtung einer Hochschule der Musik für Blinde hinzuwirken. Sie wenden sich an alle Menschenfreunde mit der Bitte um thatkräftige Unterstützung des schönen Werkes und bitten jeden, der gesonnen ist, der Durchführung ihres Planes seine Hilfe zu leihen, mit Herrn George Neumann, Königsberg i. Pr. (Oberhaberberg 38), darüber in Verbindung zu treten. Wir wünschen den wackeren Männern allen Erfolg und hoffen, daß in einer nicht allzufernen Zukunft auch in unserem Vaterland den Blinden eine Pforte sich öffne, durch welche sie zu einem gesicherten Lebensglück eingehen können.

Der Geschmack. (Zu unserer Kunstbeilage.) Mannigfach hat sich schon die Phantasie der Künstler ergangen in Verbildlichung der menschlichen Sinne, und die dankbare Aufgabe hat schon manche schöne Lösung gefunden. Zu den schönsten dürfte die des Wiener Malers R. Rößler zählen, wie unsere Leser aus der in unserer heutigen Kunstbeilage gegebenen Probe ersehen werden. „Der Geschmack" ist dargestellt durch eine ideale Frauengestalt, umgeben von einer Fülle köstlicher Früchte. Niedliche Putten träufeln ihr den Saft der Traube in die emporgehaltene Muschelschale oder laben sich selbst an den schwellenden Beeren, während die rebenumwachsene Herme eines Fauns unsere Gedanken auf die Kreise des fröhlichen Weingottes Dionysos oder Bacchus hinlenkt. Das Ganze ist von einer reizenden duftigen Zartheit in der Auffassung wie in der malerischen Durchführung, und der Künstler hat es glücklich vermieden, das Derbe, Materielle, wie es gerade dem Geschmacksinn des Menschen anhaftet, in den Vordergrund treten zu lassen

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

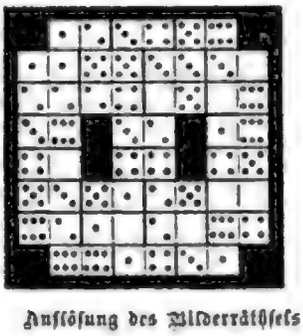
Sch. in Mohrungen. Besten Dank für Ihre freundliche Mittheilung, die uns auch von andrer Seite bestätigt wird. Danach ist der Autarf des Herderhauses in Mohrungen durch die Stadt Königsberg schließlich unterblieben, weil ein Urenkel Herders, der Rittergutsbesitzer Gottfried von Herder zu Nieder-Seydlitzheim in Sachsen, das Haus erworben und die weitere Erhaltung desselben übernommen hat.

E. H. U. in Syracuse. Die „Gartenlaube" ist 1853 unter eben diesem Namen gegründet worden. Das Format des ersten Jahrgangs war um einiges kleiner als das, welches seit 1854 dauernd im Gebrauch ist.

J. in H. Wir können nur wiederholen, was wir schon oft betont haben, daß wir auf medizinische Anfragen keine Auskunft ertheilen. Wenden Sie sich an einen Arzt!

R., Crossen a. O. Nachricht könnten Sie wohl durch die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amts in Berlin erhalten. Doch werden Sie kaum auf einen Erfolg rechnen dürfen, da in wiederholten Gefechtsrenkungen darauf hingewiesen worden ist, daß derzeit Anstellungen im ostafrikanischen Kolonialdienst nicht zu verzeichnen sind.

Auflösung der Dominopatience auf S. 324:



Auflösung des Trennungsräthsels auf S. 324:

Ein Blick, Einblick.

Auflösung des Scherzräthsels auf S. 324:

Scherben, Schwein, Scherz, Schwermuth, Schachtel, Schneider.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 324:

Hebbel — Hebel.

Auflösung des Logogriphs auf S. 324:

Schwarzwald, Schwarzwild.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 324: Kleine Scherereien.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 4 auf S. 324:

1. D a 1 — b 2 — a 5 — a 4!
2. D b 2 — b 4 — c 5 — b 4
3. S d 7 — b 6 † K d 5 — e 5:
4. f 2 — f 4 matt.

1. . . . . K d 5 — e 6
2. D b 4 — a 4 † K e 6 — d 5
3. S e 4 — c 3 matt.

1. . . . . Beliebig.
2. S e 4 — c 3 † K d 5 — c 4
3. S d 7 — b 6 matt.

1. . . . . K d 5 — e 4:
2. S d 7 — b 6 † K e 4 — d 3
3. D b 2 — d 2 † K d 3 — e 4
4. D d 2 — e 3 matt.

1. . . . . K d 5 — e 6
2. D b 2 — b 6 † K e 6 — d 5
3. S e 4 — d 2 beliebig.
4. D b 6 — b 7:, e 5: matt.

1. . . . . K e 6 — d 7:
2. D b 6 — c 7 † K d 7 — e 8
3. D c 7 — e 7 matt.

1. . . . . S b 7 — d 6:
2. T e 1 — e 5 † K d 5 — c 4
3. D b 2 — a 2 † K c 4 — d 4
4. D e 2 — e 3 matt.

1. . . . . D b 8 — g 6 oder beliebig
2. T e 5 — d 4 † e 5 — d 4:
3. D b 2 — b 3 † beliebig.
4. f 2 — f 3, S d 7 — b 6 matt.

☞ Hierzu Kunstbeilage VI: Der Geschmack. Von R. Rößler.

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Elegante Einzel-Ausgaben zu billigen Preisen.

Um auch die einzelnen Marlitt'schen Romane in den eleganten, **nicht illustrirten**, Salon-Ausgaben Jedermann zugänglich zu machen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, die bisherigen Preise dieser Einzel-Ausgaben bedeutend zu ermäßigen. Der Ladenpreis beträgt von jetzt ab für:

Das Heideprinzeßchen.
Elegant broschiert M. 4,50.
Elegant gebunden M. 5,50.

Reichsgräfin Gisela.
Elegant broschiert M. 4,50.
Elegant gebunden M. 5,50.

Die zweite Frau.
Elegant broschiert M. 4,50.
Elegant gebunden M. 5,50.

Das Eulenhaus.
Elegant broschiert M. 4,50.
Elegant gebunden M. 5,50.

Das Geheimnis der alten Mamsell. Elegant brosch. M. 4,50. Elegant geb. M. 5,50.

Im Hause des Kommerzienrates. Elegant brosch. M. 4,50. Elegant geb. M. 5,50.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Elegant brosch. M. 4,50. Elegant geb. M. 5,50.

Im Schillingshof.
Elegant broschiert M. 4,50.
Elegant gebunden M. 5,50.

Goldelse.
Elegant broschiert M. 3,—.
Elegant gebunden M. 4,—.

Amtmanns Magd.
Elegant broschiert M. 3,—.
Elegant gebunden M. 4,—.

Thüringer Erzählungen.
Elegant broschiert M. 3,—.
Elegant gebunden M. 4,—.

Jeder dieser Romane (nicht illustriert) ist einzeln zu dem beigesetzten Preise in den meisten Buchhandlungen zu haben, und bietet sich allen Marlitt-Verehrern, welche noch nicht sämmtliche Romane der gefeierten Dichterin besitzen, die günstige Gelegenheit, sich das ihnen noch Fehlende auszuwählen und billig zu erwerben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von B. Kriede in Leipzig.

Halbheft 12. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

Herr Heinrich schaute lächelnd empor in das endlose Blau, dann fuhr er mit einem ernsten Blick auf Pater Desertus fort:

„Als der Falter meinen Augen entschwunden war in der goldigen Luft, da kam es über mich . . . ich wußte nicht wie. Mir war, wie wenn Gottes Stimme mir geboten hätte: Steh' auf und lebe! Ich erhob mich, wusch meine Wunden und kühlte sie mit Balsam. Wie ein Träumender trat ich aus dem Kloster und wanderte hinaus in das herrliche Thal. Die Sonne spann in den Lüften, silberne Fäden flogen und der Laubwald leuchtete in den bunten Farben des Herbstes. Die Kinder liefen auf mich zu und küßten meine Hände — ach, wie traulich blickten ihre lieben Augen zu mir auf! Alle Felder waren belebt, überall hörte ich Lachen und Gesang. Und als ich heimkehrte in das Kloster, trat ich vor Herrn Conrad von Altentann, meinen Propst, und sagte: ‚Gebt mir Arbeit!' Ach, die Tage, die nun kamen! Ich zog wie ein Roß, das des langen Stehens im Stalle müd' geworden ist. Ueberall griff ich zu. Ich ordnete und mehrte das Gut meines Klosters, hob den Salzbau, war Fischmeister, Kellermeister, Wildmeister, alles in einem — wo immer nur ein anderer müde wurde, trat ich an seine Stelle; und alles wandelte sich mir zur Freude! Ich milderte die Strenge meines Oberen, versöhnte die grollenden Landsassen, half, wo zu helfen war . . . und je mehr ich den Menschen helfen durfte, desto mehr begann ich, sie zu lieben. Ihr Dank, Dietwald, hat mich das Lächeln gelehrt! Und keinen schloß ich aus . . . meinen Bruder stützte ich in schwerer Noth, die Kinder jenes Weibes hol-

Die Schloßfreiheit in Berlin.

Nach einer Photographie im Verlage von Sophus Williams in Berlin.

Digitized by Google

ich aus Elend empor zu freundlichem Leben und meinem Fürsten, welcher Kaiser geworden ist, diene ich mit der ganzen Treue meines Herzens. Sage, Dietwald ... war es nicht eine Gotteslehre, die mir der Falter gab, da er emporflog in das Blau: ‚Willst Du den Himmel finden, dann geh' in die Sonne!' Das thu' ich, Dietwald ... ich *suche* am Leben die Sonne, und in den unvermeidlichen Schatten trag' ich die Helle, so gut ich es vermag. Da fließt mir nun jeder Tag wie eine schöne Gabe Gottes. Ich freue mich jeder Blume, die auf meinem endenden Wege blüht ... wenn auch ein anderer sie pflücken mag! Und schickt mir Gott mit aller Freude zuweilen auch einen Schmerz, dann trag' ich ihn und such' ihn zu verwinden. Aber ich frage nicht, *warum* ich leide." Er legte die Hand auf des Paters Schulter und fügte lächelnd bei: „*Daß* ich leide, das genügt mir! Homo sum, Dietwald — ich bin ein Mensch!"

Pater Desertus hatte das Haupt an die Mauer seiner Klause gelehnt, hielt die Hände im Schoße gefaltet, und während er durch die leise schwankenden Zweige der Buchen, an denen die Blättchen schüchtern sproßten, emporblickte zum blauen Himmel, perlten die Thränen über seine bleichen Wangen — die ersten Thränen nach langen Jahren.

Herr Heinrich schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Verzage nicht, Dietwald ... auch Dein Falter wird noch fliegen! Flog er in fünfzehn Jahren nicht, gieb acht, er fliegt im nächsten!"

„Fünfzehn Jahre!" glitt es leise von des Paters Lippen. „Und mir ist, als wär' es gestern gewesen, als läge dazwischen nur eine einzige Nacht, eine lange, bange, grauenvolle Nacht, nach welcher kein Tag mehr kommen will!" Und jählings die Hände des Propstes fassend, rief er in heißem Flehen: „Ach, Herr Heinrich, lasset mir Eure Hände, hebet mich empor zu Euch ... dorthin, wo Sonne ist! Seht mich an ... ich habe doch gekämpft und gerungen, bis alle Kräfte mir versiegten ... und ich fand ja auch Stunden ruhiger Ergebung. Und als Ihr erkanntet, daß die Enge der Zelle mich erdrückte, und als Ihr mich hierhergesandt in diese herrlichste Kirche Gottes, da ward es still in mir, während der Föhn mich umrauschte und draußen im See mein Einbaum gegen die Wellen kämpfte. Und nun alles wieder verloren!" Seine Augen glühten und seine Stimme verlor sich in dumpfem Murmeln. „Verloren — seit vier Tagen! Und Pein ist, was ich fühle, Sehnsucht, was ich denke, Verlangen, was ich sinne! Ein Gespenst ist mir erschienen ..."

Herr Heinrich erschrak. „Dietwald!"

„Ein Gespenst, wie aus der Asche gestiegen ... und dennoch Fleisch und Blut, mit meines Weibes Haar, mit meines Weibes Augen, mit dem holden Kindermund, der mir gelächelt in Liebe ..."

„Dietwald!" Herr Heinrich sprang auf und rüttelte den Arm des Paters. „Deine Sinne taumeln und Dein Geist ist krank. Was Dir das Herz erfüllt, tritt in die Lüfte. So fing es bei vielen an ... Einer wurde heilig und hundert wurden Sünder, eidvergessene Schelme! Greife nach einem Halt oder Du bist verloren! Ich muß Dir Arbeit geben. Die Angel zu ködern für Hecht und Ferch, das taugt Dir nicht!"

„Herr!" stammelte Pater Desertus. „Ich soll fort von hier?"

„Höre mich an! Kaiser Ludwig will mit dem Papst verhandeln. Es zwingt ihn die Noth. Und er will einen Priester senden, doch einen, der ein deutsches, ritterliches Herz unter seiner Kutte trägt. Er fragte mich um Rath ... ich hatte an Dich gedacht. Nun *will* ich, daß Du gehst! Und ich hoffe, daß ich mich in Dir nicht täuschte!" Herrn Heinrichs Worte klangen, als schlüge Stahl auf Stein.

Ueber das Antlitz des Paters rann eine dunkle Röthe; er richtete sich stolz empor. „Wann soll ich reisen, Herr?"

„Du wirst es erfahren! Und in andere Luft sollst Du mir noch heute — in kühlende Gletscherluft! Begleite mich! Was stehst Du noch? Rasch, Dietwald, rasch! Schürz' Deine Kutte, nimm das Griesbeil und den Basthut!"

Pater Desertus trat in die Klause.

Herr Heinrich blickte ihm nach mit sorgenvollen Augen. „Gespenster sieht er? Warte nur, wir wollen sie jagen!"

Zur Bergfahrt gerüstet, kehrte Pater Desertus zurück.

Als sie den Wildbach entlang gingen, kamen sie zu einer Stelle, an welcher sich über moosigem Grunde eine Bucht mit spiegelndem Wasser gebildet hatte.

„Herr Heinrich!" sagte Pater Desertus und deutete in das Wasser.

„Was soll ich sehen?"

„Diese beiden ... der eine trägt das Kleid der Kirche, der andere das Lederwams, die Armbrust und das Weidgehenk. Welcher von den beiden ist der Priester?"

Herr Heinrich lächelte. „Ich sehe nur zwei Menschenköpfe ... der eine grau, der andere noch schwarz!"

Und dem Pater voran überschritt er sicheren Ganges den schwankenden Steg.

14.

Bei Einbruch der Dämmerung erreichten die Bergfahrer das Steinthal in der Nöth'. Sie hatten im Almenwald die Bärenfährte auf dem Steig gefunden und dieselbe, obwohl sie auf dem naheren Waldgrund nur mühsam zu erkennen war, über eine Stunde weit verfolgt — Pater Desertus allen anderen voran. Ein übles Los hatte Frater Severin dabei gezogen: er fand den Muth nicht, allein auf dem Steig zu warten, bis die anderen zurückkämen; und so trollte er seufzend und keuchend hinten nach, über Felsblöcke und Wurzelknorren, über Steinlöcher und Windbrüche.

Die Richtung der Fährte versprach Herrn Heinrich keine Jagd; der Bär hatte sich thalwärts gegen den See gewendet.

Als der Propst, Herr Schluttemann und Pater Desertus den Steig wieder erreichten, mußten sie geraume Weile auf Frater Severin warten. Als er endlich kam, fand Herr Heinrich in des Fraters Aussehen alle Ursache, um zu sagen: „Bruder, ich schätze Dich schon um fünf Pfund leichter. Gelt, das ist gesünder, als im Kellerstüblein hocken und die neuen Fässer kosten!"

„Wenn Ihr es sagt, muß es wohl wahr sein!" klagte Frater Severin und suchte an dem Kuttenärmel ein noch trockenes Fleckchen für seine Stirne. Im Weiterschreiten sandte er einen jammervollen Blick zum Himmel und seufzte: „Das Kellerstüblein!" Wie war es dort so schön, so kühl! Und durch die offene Thüre sah man den schier endlosen Keller mit den vom Zwielicht umwobenen Fässern, welche in Reih' und Glied lagen, eine stattliche Armee von Sorgenbrechern. Besaß doch das Stift Berchtesgaden in der Umgebung von Krems und Klosterneuburg zahlreiche Weingüter: im Tailland, auf der Frechau, zu Oberndorf, Eisenthür, Armstorf, Wank, Sattelsteig, Mörtal, Rechberg und Stein! Frater Severin war in keiner Litanei so sattelfest wie in der Kunde dieser seinem Ohr so lieblich klingenden Namen. „Rechberg und Stein!" Das Beste hob er sich immer für zuletzt auf; und der Klang dieser beiden Worte stimmte ihn so träumerisch, daß er, des Weges nimmer achtend, über ein Felsloch stolperte und seine Nase nur noch mit knapper Noth vor einem unsanften Kuß der Mutter Erde bewahrte. Wie eine Erlösung aus dem Fegefeuer begrüßte er bei Einbruch der Dämmerung den Anblick der beiden Jagdhäuser.

Da hielt Herr Heinrich, der berggewohnten Ganges den anderen voranschritt, plötzlich an. „Mir ist, als hätt' ich einen Ruf gehört!"

Sie blieben alle stehen und lauschten. Deutlich tönte es von der Höhe des Steinthales hernieder, von dort her, wo die Hütten standen, mit langgezogenem, angstvollem Ruf: „Hoidoooh!"

„Eine Mädchenstimme!" sagte Pater Desertus. „Und sie klingt wie der Schrei eines verzweifelnden Herzens!"

„Dort oben ist jemand in Noth! Lasset uns rascher ausschreiten! Vorwärts! Vorwärts!" befahl Herr Heinrich.

Als sie eine gute Strecke weiter emporgekommen waren, klang abermals der Ruf: „Hoidoooh! Hoidoooh!" Trotz der Dämmerung nahm Herr Heinrich mit seinem scharfen Auge auf vorspringendem Fels unfern der Jagdhütte das rufende Mädchen wahr. Er höhlte die Hände um den Mund und gab den Ruf zurück.

Das Mädchen mußte ihn vernommen haben, denn sie hörten einen schluchzenden Schrei, wie in Freude und doch in Jammer, und dann, vom Winde herabgetragen, die gellenden Worte: „Leut', Leut'! Um Gotteswillen ... da her, da her! Hoidoooh!"

„Diese Stimme!" murmelte Pater Desertus. „Ich habe sie schon gehört!" Und den anderen voran eilte er, so rasch es der steile Weg gestattete, durch die Senkung des Thals empor. Herr Heinrich hielt sich nahe hinter ihm, Herr Schluttemann blieb keuchend zurück, Frater Severin rang athemlos die Hände und fiel auf einen Steinblock nieder.

Als Pater Desertus den Fuß der letzten Höhe erreichte, kam Gittli mit jammernden Worten ihm entgegengestürzt.

„Sie ist es!" stammelte er und drückte, den Schritt verhaltend, die zitternde Hand auf seine Brust.

Nun stand sie vor ihm; wirr hingen ihr die Haare um das bleiche, von verzweiflungsvoller Angst verstörte Gesichtchen. Sie wollte sprechen, da erkannte sie ihn und erschrak. Sie machte eine Bewegung, als hätte sie fliehen mögen; aber die Sorge um jenen

Anderen bannte in ihr die Furcht vor diesem Einen. Schluchzend fiel sie vor ihm nieder und schrie: „Helfet ihm! Helfet ihm!“

Er hob sie auf. „Wem soll ich helfen? Rede, Mädchen, rede doch!“

Da klang Herrn Heinrichs Stimme: „Was ist geschehen?“

Gittli entwand sich den Händen des Paters, eilte dem Propst entgegen, umklammerte seine Hand, und während sie ihn schon mit sich fortzog, der Jagdhütte zu, schluchzte sie: „Ach, guter, lieber Herr, schauet, ich bitt' Euch, helfet ihm, helfet ihm, er muß versterben!“

„Wer, Mädchen, wer!“

„Der Haymo, der Haymo!“

„Mein Jäger! Was ist mit ihm? Ist er gestürzt?“

„Nein, nein, viel ärger noch! Es hat ihn ...“ Ihre Stimme erlosch — sie durfte ja nicht reden, sie hatte geschworen! „Ich weiß nicht, weiß nicht ...“ schrie sie auf, „ich hab' ihn gefunden ... und hab' ihn heimgebracht ... gestern ... und er hat so gut geschlafen die ganze Nacht, und heut' in der Früh', da hat er noch gern genommen, was ich ihm gekocht hab' ... zu Mittag aber, da hat er angefangen, hat schiech geredet, hat um sich geschlagen, und allweil hat er aufspringen und fort wollen ... ach, ich hab' gebittet und gebettelt, daß er sich halten soll und den Arm nicht rühren ... und schauet, mit zwei Händ' hab' ich ihn heben und zwingen müssen ... und nachher auf einmal ist er weggefallen, daß ich schon gemeint hab', er verlischt wie ein Lichtl ... und so liegt er noch allweil ... und einmal war ich bei ihm und das andermal wieder bin ich hinausgelaufen und hab geschrien und geschrien, weil ich gemeint hab', es müßt' und müßt' einer kommen! Ach, was hab' ich ausgestanden!“

Sie hatten die Hütte erreicht; Gittli eilte voran, Herr Heinrich und Pater Desertus folgten. Auf dem Herde brannte ein flackerndes Feuer.

„Schauet doch her,“ weinte Gittli, „da liegt er und thut kein Rührerl nimmer!“

Herr Heinrich trat an das Lager. „Licht, Dietwald, Licht!“ Pater Desertus riß ein zur Hälfte brennendes Scheit aus dem Feuer und hob es über das Heubett. Während Herr Heinrich sich über den Kranken beugte und ihn zu untersuchen begann, zog sich Gittli scheu in einen Winkel zurück; dort stand sie mit angstvoll blickenden Augen, die zitternden Hände an den Lippen.

„Was ist das? Ein Wundverband?“ Herr Heinrich richtete sich auf. „Hast Du ihn angelegt?“

„Ja, Herr ... er hat doch geblutet!“

Jetzt stolperte Herr Schluttemann keuchend über die Schwelle. „Was giebt's? Alle Wetter! Was giebt's? Was giebt's?“

„Seht nach, Herr Vogt, ob unsere Leute noch nicht kommen,“ sagte Herr Heinrich. „Ich brauche das Kästlein mit Verband und Balsam.“

„Was fehlt dem Bursch?“

„Das werdet Ihr erfahren, wenn ich selbst es weiß. Geht!“

Herr Schluttemann machte ein schiefes Gesicht und verschwand. Herr Heinrich beugte sich wieder über Haymo. „Er schläft,“ sagte er nach einer Weile zu Pater Desertus, „sein Herzschlag ist matt, aber ruhig, sein Athem gleichmäßig. Er mag einen schweren Anfall von Wundfieber überstanden haben und liegt nun in der Betäubung der Schwäche. Ich sehe keine Gefahr.“

Gittli faltete die Hände und rührte stumm die Lippen.

„Du dort, komm' her!“ rief Herr Heinrich ihr zu. „Wie heißt Du?“

„Gittli!“

„Komm' her, Gittli! Und sag' mir, was Du alles gethan hast zu seiner Hilfe.“

Zögernd kam sie näher, und nun erkannte er sie. „Warst Du nicht vor einigen Tagen beim Vogt? Du bist die Schwester Wolfrats, des Sudmanns?“

Gittli zuckte zusammen.

„So komm' doch näher und rede! Was hast Du für meinen Jäger gethan?“

Mit zitternden Händen an ihrem Röcklein nestelnd, die Augen zu Boden gesenkt, so gab sie mit stockenden Worten Bericht. Aufmerksam hörte Herr Heinrich zu, und Pater Desertus hing mit den Augen wie gebannt an Gittlis Zügen.

Als sie geendet hatte, blickte sie mit scheuer, stummer Frage zu Herrn Heinrich auf, als wollte sie sagen: „Hab' ich auch nichts schlecht gemacht?“

Da kam Herr Schluttemann zurück. „Die Leute sind da, Reverendissime, hier ist das Kästlein!“

Herr Heinrich nahm es. „Erwartet mich draußen und laßt mir niemand in die Hütte. Frater Severin ...“

„Er ist noch immer nicht da.“

„Wenn er kommt, soll er rasten und Athem schöpfen, dann soll er die Herrenhütte in stand setzen. Der Walli mag hier bleiben, die vier Knechte sollen in den Almhütten nächtigen und morgen beizeiten wieder hier sein!“

Herr Schluttemann ging, und man hörte, wie er draußen die Knechte anschrie, als hätten sie Wunder was verbrochen. „Und morgen vor Tag seid Ihr wieder da!“ schloß er sein donnerndes Kapitel. „Oder ich reiß' Euch die Ohren vom Kopf weg ... wurzweg!“

Herr Heinrich entnahm dem Kästlein, was er brauchte, um einen neuen Verband zu legen. Als er die mit Harz verklebte Leinwand von der Wunde löste, streckte sich Haymo stöhnend, schlug die Augen auf und schloß sie wieder.

„Dietwald, sieh her,“ rief Herr Heinrich erregt, „das ist keine Wunde, wie ein fallender Stein sie schlägt oder wie man sie bei einem Sturz erhalten kann. Das ist ein Stich, ein Messerstich! Der Mann ist überfallen worden, man wollte ihn morden! Das hat ein Raubschütz gethan, den der Jäger fassen wollte! Mädchen, komm' her zu mir!“

Gittli zitterte an allen Gliedern.

„Aber so komm' doch! Sag' mir: wo hast Du ihn gefunden?“

„Draußen,“ stotterte sie mit versagender Stimme, „vor der Hütte.“

„Weit von hier?“

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Und wie kam es, daß Du ihn fandest?“

Rathlos und angstvoll schaute sie zu Herrn Heinrich auf.

„Aber so rede doch! Ich will wissen, was Dich zu der Stelle führte, an der Du ihn fandest. Was hattest Du hieroben zu schaffen?“

Sie rührte lautlos die Lippen; dann plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach in Weinen aus.

„Ich bitt' Euch, Herr Heinrich, quälet das Kind nicht!“ sagte Pater Desertus mit schwankender Stimme. „Ich glaube den Grund zu kennen, der sie hierher geführt hat. Gestern in der Nacht starb im Hause ihres Bruders ein Kind ...“

„Ein Kind des Wolfrat?“ Herr Heinrich ging auf das Mädchen zu. „Du wolltest Schneerosen holen ... zum Engelkränzlein? Und da hast Du den wunden Mann gefunden und bist bei ihm geblieben Tag und Nacht und hast alles für ihn gethan, was nur zu thun war?“ Er strich die Hand über Gittlis Haar. „Du bist ein braves, tapferes Mädchen! Ich will es Dir und Deinem Bruder danken!“

Gittli schluchzte laut auf, wandte sich hastig ab und wankte zur Thür hinaus. Draußen sank sie auf die Bank und weinte in heißem Kummer vor sich hin.

Walli kam herbei, zog ihr die Hände herab und schaute ihr ins Gesicht. „Je, Du bist es? Warum weinst denn?“

Sie riß sich los und schluchzte noch lauter.

„Weinst wegen dem da drin? Geh', Du bist dumm! Der hat einen Gesund' wie ein Trumm Eisen. Und wenn's ihm auch ein bißl weh thut, ... Du spürst es ja nicht!“ Er lehnte sich an die Hüttenwand und gähnte. Da sah er dicken Rauch aus dem Dach der Herrenhütte qualmen. „Schau', schau'! Der Frater feuert schon! Du! Da werden gute Sachen gekocht!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Meinst? Kriegen wir auch was?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schlich er zur Herrenhütte und spähte durch die Thür.

Der Eingang führte in eine geräumige Küche mit offenem Herd; daneben lag ein kleines Herrenstübchen, dessen einfaches Geräth aus dem röthlichen Holz der Zirbelkiefer gefertigt war, und die Schlafkammer mit zwei Heubetten. Von der Küche stieg man über eine Leiter zum Bodenraum, auf welchem Berghen in genügender Menge aufgeschüttet war, um im Nothfall für ein halbes Dutzend müder Schläfer weiche Lagerstatt zu bieten.

Neben dem Herd, auf dem ein helles Feuer brannte, stand Frater Severin; er hatte die Aermel der Kutte aufgestülpt, eine weiße Schürze vorgebunden und war damit beschäftigt, ein „Spießchen Schwarzreiter“* zu putzen, welche, mit Eiern übergossen

* Die im Bartholomäersee gefangenen Saiblinge wurden im Kloster zu Berchtesgaden auf folgende Art geräuchert: An langen hölzernen Stäben wurden 10—20 Querstäbchen befestigt und an die Enden dieser Stäbchen die Fische durch den Rachen aufgespießt; der geöffnete Leib der Fische wurde durch kleine Hölzchen auseinandergespreizt. So kam die ganze Spindel (spiez) in den Kamin.

und am jähen Feuer raſch gebacken, für den Abendtiſch einen köſtlichen Imbiß gaben.

Auf den Stufen vor der Thüre des Herrenſtübchens ſaß Herr Schluttemann, nachdenklich, mit geſträubtem Schnauzbart, grimmig die Augen rollend. Die Geſchichte mit Haymo war für ihn eine Nuß, welche zu beißen gab. Aber als wäre er des zweckloſen Grübelns müde, ſchüttelte er auf einmal ſchnaubend das Haupt, fuhr mit den Fäuſten durch die Luft und platzte los: „Teufel! Teufel!... Wenn ich denke, daß ich jetzt drunten im Kellerſtüblein ſäße!“

„Mit Pater Hadamar und dem Küchenmeiſter,“ ſchmunzelte Frater Severin, „bei Rechberg und Stein!“

„Höret auf, höret auf,“ ſtöhnte Herr Schluttemann, „ich kann's nicht hören, es reißt mir die Seel' aus dem Leib'!“ Dann wieder in grimmige Melancholie verſunken, fragte er: „Es iſt doch wohl geſorgt für unſeren Durſt?“

Frater Severin zuckte die Achſeln. „Wie es Herr Heinrich anbefohlen hat! Fünf Tage ſollen wir bleiben ... zehn Flaſchen ſind befohlen ... rechnet Euch aus, wieviel auf einen trifft!“

„Verflucht wenig!“ meinte Herr Schluttemann mit langem Geſicht. „Frater! Frater! Mir wird die Leber brandig werden ... ich kann das Waſſer nicht vertragen! Aber ſchon gar nicht!“

Frater Severin betrachtete den unglücklichen Vogt mit zwinkernden Aeuglein, dann leckte er die von den Schwarzreitern fettgewordenen Finger ab, trat auf ihn zu und flüſterte ihm ins Ohr: „Habt ihr den Korb nicht geſehen, den der Walti getragen hat?“

„Ja! Warum?“

Frater Severins Miene wurde immer geheimnißvoller. „Und habt Ihr's nicht ſcheppern hören in dem Korb?“

Herr Schluttemann legte den Kopf auf die Seite und zeigte das Weiße in den Augen. Ein ſchüchternes Lichtlein der Hoffnung ſchien in ſeiner troſtlos finſteren Seele aufzudämmern.

„Redet, Frater, redet, was hat geſcheppert?“

„Heimliche Flaſchen Rechberg und Stein. Hinter der Hütte liegen ſie in kühler Erde vergraben, und wenn Herr Heinrich ſchlummert, dann holen wir uns einige Pärchen!“

„Frater Severin ... Ihr ſeid ein Heiliger!“ ſchrie Herr Schluttemann auf und wollte dem Frater um den Hals fallen.

Der aber ſchob ihn von ſich. „Nicht ſo laut, Herr Vogt!“ flüſterte er und ſchielte nach der Thüre. „Herr Heinrich könnt' uns hören!“

Des Fraters Sorge war unbegründet. Herr Heinrich weilte noch immer in der Jägerhütte. Er hatte einen neuen Verband auf Haymos Wunde gelegt und den Arm in einer Schlinge befeſtigt, damit nicht etwa eine ungeſtüme Bewegung des Schläfers eine neue Blutung hervorrufe. Nun blickte er ſuchend umher.

„Wo iſt das Mädchen?“

Pater Deſertus ging mit raſchem Schritt zur Thüre. Vor der Hütte ſaß Gittli auf der Bank; ihre Thränen waren verſiegt; mit verlorenen Blicken ſtarrte ſie hinaus in die ſinkende Nacht. Pater Deſertus berührte ihre Schulter. Sie fuhr erſchrocken zuſammen und erhob ſich.

„Komm', Gittli, Herr Heinrich fragte nach Dir!“ Er nahm ihre Hand und führte ſie in die Stube.

„Nun, willſt Du nicht ſehen, wie es Deinem Pflegling geht?“ ſagte der Propſt. „Komm' her ... ſieh nur, wie gut und ruhig er ſchläft!“

In wortloſem Danke wollte ſie Herrn Heinrichs Hände küſſen.

„Laß doch, Du Kind!“ ſagte er. „Ich habe zu ſeiner Rettung das Mindeſte gethan. Haymo wäre ein verlorener Mann geweſen ... ohne Dich! Er hat es Dir allein zu danken, daß er nun leben wird.“

Ein Seufzer, heiß und freudig, ſchwellte Gittlis Bruſt. Mit leuchtenden Blicken hing ſie an Haymos blaſſen Zügen; dann fuhr ſie mit zitternder Hand über die feuchten Augen und wandte ſich zur Thüre.

„Wohin willſt Du?“ fragte Herr Heinrich.

„Jetzt braucht er mich ja nimmer!“ liſpelte ſie. „Heim will ich gehen.“

„Es iſt finſtere Nacht!“ ſagte Pater Deſertus erſchrocken.

„Ich fürcht' mich nicht! Es iſt ja ſternſcheinig, den Weg kenn' ich auch, und auf der Almen kann ich ja nächtigen.“

„Dort ſchlafen die Knechte,“ warf Herr Heinrich ein; dann lächelte er. „Und denke nur, wenn Haymo morgen erwacht und fragt nach Dir, was ſollen wir ihm ſagen? Willſt Du nicht bleiben?“

„Wenn ich darf!“ ſtammelte ſie. „Schauet, Herr, ich nehm' ja doch keinem ſeine Liegerſtatt weg ... ich ſetz' mich halt dort auf den Herd.“

Sie wollte in ihren Winkel ſchleichen, aber Herr Heinrich rief ſie noch einmal zurück. „Gittli,“ ſagte er mit freundlicher Stimme, „Du biſt ja doch kein Kind mehr, Du ſollteſt nicht ſo herumlaufen.“ Er deutete auf ihre Arme, welche bis über die Schultern nackt waren, und auf einen Riß, der in ihrem Linnen faſt bis zum Gurte des Röckleins ging.

Sie ſchaute ihn mit großen Augen an. „Ich hab' mir die Aermel weggeriſſen, weil ich das Leinen gebraucht hab', für ihn.“

Da ging er auf ſie zu, legte ihr die Hand auf den Scheitel und ſagte leiſe in lateiniſcher Sprache: „Auch in Deiner Blöße wirſt Du Gott gefallen.“ Und zu Pater Deſertus ſich wendend, fuhr er gleichfalls auf lateiniſch fort: „Kann eines Fürſten Tochter reicher ſein an edlen Steinen und Geſchmeide als dieſes Bettelkind an Schätzen des Gemüths?“

Pater Deſertus ſchwieg; ſeine träumenden Augen hingen an Gittli, welche zum Herde ging, in ihre Jacke ſchlüpfte und ſich leiſe in den Winkel kauerte.

Herr Heinrich war an Haymos Lager getreten und hatte ſeine Hand auf die Stirne des Schlummernden gelegt. „Das Fieber iſt gewichen und der Schlaf wird ihn erquicken. Er hat geſundes Blut und eine gute Natur — ich hoffe, wir haben den Mann in drei Tagen wieder leidlich auf den Beinen. Ich will Wein herüberſchicken, davon ſoll er bekommen, wenn er munter wird in der Nacht. Und Frater Severin ſoll bei ihm wachen.“

„Ueberlaſſet *mir* dieſes Amt!“ ſagte Pater Deſertus mit raſchem Wort. „Der Bruder iſt müde.“

„Gut, ſo bleibe!“ Herr Heinrich reichte dem Pater die Hand, nickte Gittli mit freundlichem Lächeln zu und verließ die Stube. Zu Häupten des Lagers ſetzte ſich Pater Deſertus auf die Bank. Es war ſtille in der Stube. Gittli rührte ſich nicht in ihrem Winkel; man hörte nur Haymos tiefe Athemzüge, und auf dem Herde kniſterte es zuweilen noch leiſe in den glühenden Kohlen.

Draußen murmelte das Waſſer, von der Herrenhütte herüber klang in Zwiſchenräumen die laute Stimme des Vogtes, und tief aus dem Steinthal herauf tönte der Geſang der vier Knechte, welche zu den Almen niederſtiegen:

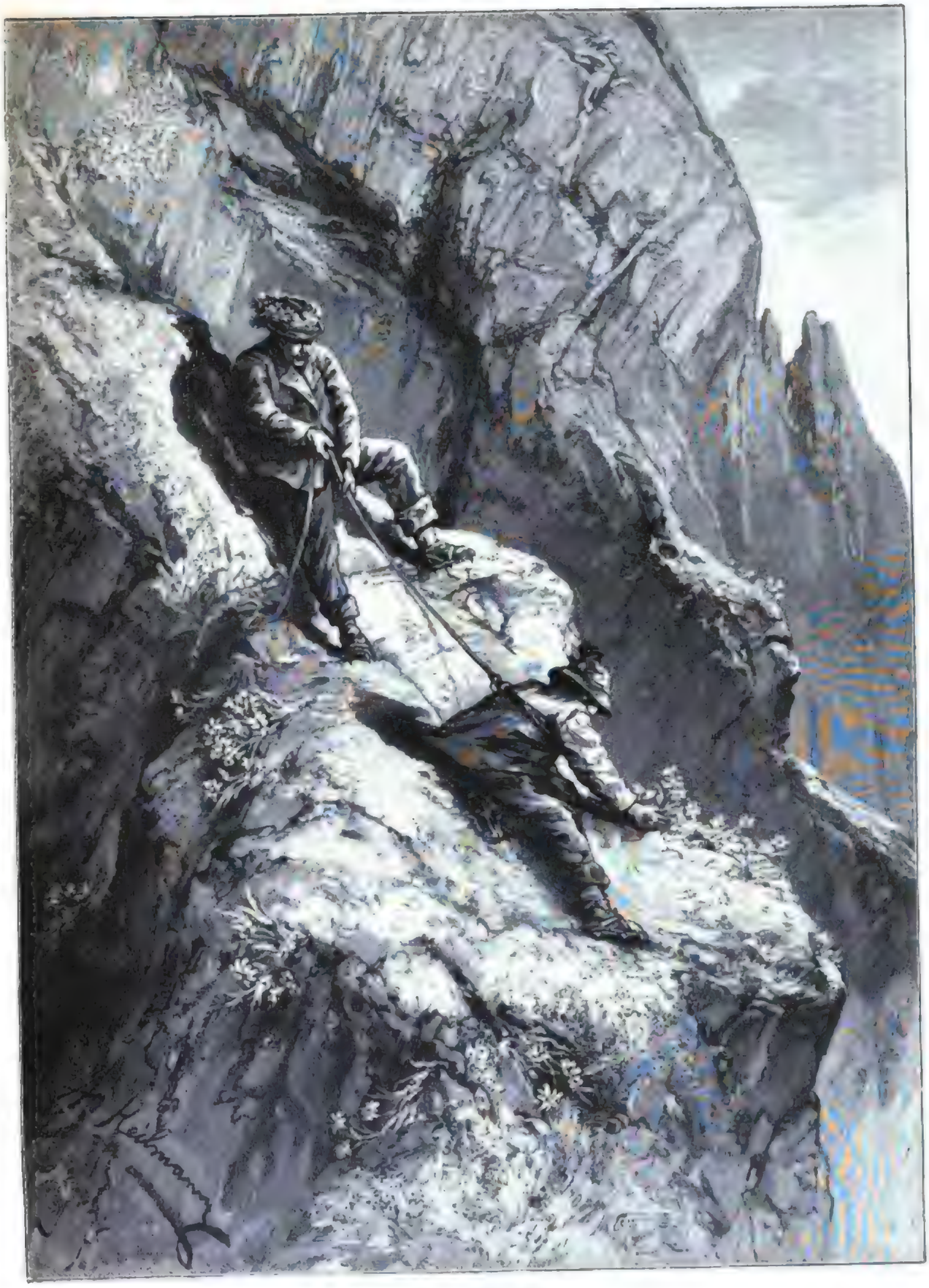
„Das Herzelein
Im Herzensſchrein
Thut gar ſo weh dem ſchwarzen Knaben:
Das braune Mägdlein möcht' er haben,
Ja haben,
Wenn man es ihm nur gäb',
Ja gäb', ja gäb' ...“

Nach einer Weile kam Walti, um den Pater zum Imbiß zu rufen; er brachte auch einen Teller für Gittli. „Du, das iſt gut!“ flüſterte er dem Mädchen zu. „Ich hab's auch ſchon verkoſten dürfen, und was übrig bleibt, das krieg' ich alles, hat der Frater geſagt.“ Gittli richtete ſich auf und begann zu eſſen, während Pater Deſertus die Stube verließ. Als er die Herrenhütte betrat, ſagte er zu Frater Severin: „Schickt ein Kiſſen und eine Lodendecke hinüber für das Mädchen; das Kind hat ein hartes Lager auf den Herdſteinen.“

Nun ſaßen ſie beim Scheine einer Kienfackel im Herrenſtübchen beiſammen, der Propſt, Herr Schluttemann und Pater Deſertus, der letztere ſchweigend in ſich verſunken, während Herr Heinrich und der Vogt die an dem Jäger verübte Unthat beſprachen. Herr Schluttemann beſchwor die ganze Rache ſeines flammenden Zornes über das Haupt des Mörders, den er finden wolle, und wenn er ſich auch in den unterſten Schlupf der Hölle verkrochen hätte; ſobald es Tag würde, gedachte er, ſich mit den Knechten auf den Weg zu machen, um in weitem Kreiſe rings um die Hütte jeden Buſch und jede Felsſchrunde zu unterſuchen; ein Häklein würde ſich ſchon finden, an welches der Faden eines Verdachtes ſich anknüpfen ließe.

Als Pater Deſertus in die Jägerhütte zurückkehrte, fand er Gittli ſchlafend im Herdwinkel. Das Kiſſen, das ihr Walti gebracht, hatte ſie unter Haymos wunden Arm gelegt; nur die Lodendecke hatte ſie für ſich behalten und zum Polſter geballt unter ihr Köpfchen geſchoben. So lag ſie, die beiden Hände unter der Wange, die müden Glieder vom Schlafe ſanft gelöſt; ſie ſchien auf den harten Steinen ſo gut zu ruhen, als läge ſie in Daunen. Die verglimmenden Kohlen ſtrahlten einen rothen Schimmer über ihr Geſicht, ſo daß es aus dem Dunkel hervorleuchtete wie ein liebliches Räthſel.

Lange, lange ſtand Pater Deſertus vor dem ſchlafenden Mädchen. Immer näher zog es ihn, er beugte das Knie, er



Edelweißsucher.
Nach einer Zeichnung von A. Heilmann.

streckte die Arme, er neigte das Antlitz in dürstender Sehnsucht ... da bewegte sich Gittli und stöhnte leise, wie unter einem schweren Traume: „Haymo ... Haymo ...“

Pater Desertus taumelte zurück; die Hände vor das Antlitz schlagend, wankte er zur Thür und sank auf die Schwelle nieder. „Herr! Herr! Du versuchest mich über meine Kräfte!“ rang es sich mit erstickter Stimme von seinen Lippen, und mit brennenden Augen starrte er hinaus in die finstere Nacht, empor zu den ruhelos flimmernden Sternen.

In den Fenstern der Herrenhütte war das Licht schon erloschen; Herr Heinrich schlief. Durch die Ritzen der geschlossenen Thüre quoll aber noch ein matter Schein; in der Küche saßen Frater Severin und Herr Schluttemann beim erlöschenden Feuer auf dem Herdrand, leise plaudernd, mit den „heimlichen Pärchen“ beschäftigt, die sie aus dem Versteck hervorgeholt hatten. Walti hockte in einem Winkel und vertilgte die Reste des Mahles; dann trank er noch einen Krug Wasser leer und kletterte über die Leiter hinauf ins Heu.

Als den beiden Zechern „des Himmels höchste Huld“ zur Neige ging, bekam Herr Schluttemann seine üblichen „Zustände“. Er schien völlig vergessen zu haben, wo er sich befand, wähnte im Kellerstüblein zu weilen und fürchtete, daß mit jedem Augenblick die handfesten Boten der Frau Cäcilia eintreffen möchten, um ihn heimzuholen. „Aber ich geh' nicht, wirst sehen, Bruder, ich geh' nicht! Jetzt sitz' ich einmal, Donnerwetter, und jetzt bleib' ich!“ Frater Severin drückte ihm die Hände auf den Mund und zerrte ihn zur Leiter; mit aller Mühe, stoßend und schiebend, brachte er ihn endlich über die Leiter hinauf und warf ihn ins weiche Heu. „Cäcilia, Cäcilia, Du treibst es heute wieder arg mit mir!“ brummte Herr Schluttemann, halb erstickt von dem über ihn herfallenden Heu. Eine Weile lallte er noch fort, dann begann er zu schnarchen. Frater Severin folgte diesem Beispiel, und da ging nun ein Sägen um die Wette los, so daß Walti erwachte und kein Auge mehr schließen konnte; dazu hatte er bald eine Faust des Herrn Schluttemann im Gesicht, bald dessen Füße auf der Brust oder zwischen den Beinen; er verkroch sich in den äußersten Winkel, aber Herrn Schluttemanns Füße fanden den Weg zu ihm. Schließlich erhob er sich, glitt über die Leiter hinunter und legte sich auf den warmen Herd. Jetzt konnte er schlafen.

15.

Nach Mitternacht bewölkte sich der Himmel, und ehe der Tag noch graute, begann ein warmer Regen zu fallen. Bei Anbruch der Dämmerung kamen die Knechte. Pater Desertus saß noch immer auf der Schwelle der Jägerhütte, mit bleichen müden Zügen, die Augen heiß umrändert. Als er die Knechte sich nähern sah, erhob er sich und athmete tief, wie wenn ihm die Nähe wachender Menschen willkommen wäre. Einer der Knechte fragte ihn, was sie zu thun hätten. Er meinte, sie sollten sich, da Herrn Heinrich der Pirschgang auf den Auerhahn verreguet wäre, ruhig verhalten, bis die Schläfer von selbst erwachen würden. Dann trat er in die Hütte; Gittli war schon wach, sie stand über Haymo gebeugt, der immer noch ruhig schlief; als sie den Pater kommen hörte, trat sie scheu zurück, lispelte den Morgengruß und verließ die Hütte. Nach einer Weile kam sie wieder, gewaschen, mit frisch geflochtenen Haaren; sie schürte auf dem Herde ein Feuer an und ging geräuschlos ab und zu, um saubere Ordnung in der Stube zu machen. Als sie wieder einmal Wasser holte, wurde drüben an der Herrenhütte ein Fensterladen aufgestoßen.

„Guten Morgen, Gittli!“ rief Herr Heinrich.

Sie stellte die Wanne nieder und lief hinüber.

„Nun, wie geht es ihm?“

„Er schlaft noch allweil, Herr, und ich mein', der Schlaf hat ihm gut gethan, denn er hat schon ein bißl Farb' im Gesicht!“

„Dann wird er wohl auch bald erwachen. Freust Dich schon?“

„Und wie!“

„Gelt und freust Dich auch schon auf seinen Dank?“

„Den hab' ich schon, Herr!“

„So?“

„Ja, gestern auf die Nacht, da hat er ein lützel* reden können, und da hat er mir gleich ein Vergeltsgott gesagt, ja!“

„Aber ich meine, Du hoffst doch wohl noch auf besseren Dank?“ lächelte Herr Heinrich, während er sich breit ins Fenster legte.

* ein wenig, mühsam.

Sie schaute mit großen Augen zu ihm auf. „Was sollt' ich denn mehr noch wollen? Ich hab' ja mein Vergeltsgott!“

Er betrachtete sie mit freundlichen Blicken. „So? So?“ Und leise zuckte es um seine Lippen, als er sagte: „Freilich, mehr kannst Du auch nicht verlangen von ihm. Aber jetzt geh' nur, geh', ich komme gleich hinüber!“

Hurtig lief Gittli davon, um aus dem Regen wieder unter Dach zu kommen.

Ueber diesem Zwiegespräch war Walti aus dem Schlaf erwacht. Er rieb sich erschrocken die Augen, als er den hellen Morgen schimmern sah, kletterte die Leiter empor und rief: „Frater! Frater! Stehet auf, der Herr ist wach!“

Frater Severin fuhr aus dem Heu wie der Hase aus dem Krautacker, wenn der Bauer kommt. Er packte seinen Schnarchgenossen an der Brust. „Herr Vogt! Auf! Auf! Auf!“

Herr Schluttemann drehte sich auf die Seite. „Aber Cäcilia!“

„Auf! Auf! Auf!“

„Aber Cäcilia!“ wimmerte Herr Schluttemann. „Geht denn der Teufel schon wieder los? Alle Tag' und alle Tag'! Nicht einmal ausschlafen soll der Mensch können. Kreuz Teufel noch einmal! Laß mich in Ruhe!“

Frater Severin schüttelte den Kopf, überließ den Vogt seinem Schicksal und stieg mit starren Beinen über die Leiter hinunter.

Herr Schluttemann hatte sich tief eingewühlt in das Heu, als umschlänge er mit seinen Armen das Kissen, das er an jedem Morgen fest über die Ohren zu drücken pflegte, wenn Frau Cäcilia ihre Predigt begann. Die lautlose Ruhe aber, die ihn plötzlich umgab, mochte ihm als etwas ganz Ungeheuerliches erscheinen. Er richtete sich erschrocken auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen im Dämmerlicht des Heubodens umher.

„Ach so!“ stotterte er, als er das stille Wunder langsam zu begreifen begann. Dann lachte er vergnügt vor sich hin. „Jetzt kann aber geschehen, was will ... jetzt schlaf' ich mich einmal aus!“ Sprach's, legte sich wieder auf die Seite und streckte sich behaglich. „Aaaah!“ Eine kleine Weile, und er schlief schon wieder.

„Herr Vogt!“ rief Frater Severin aus der Küche herauf. Herr Schluttemann aber hörte nicht.

„Vogt! Vogt! Wo seid Ihr?“ rief Herr Heinrich selbst. Doch Schluttemann hörte nicht. „So laßt ihn schlafen!“ lächelte der Propst. „Das irdische Vergessen ist über ihn gekommen!“ Er drohte zum Heuboden hinauf: „Wartet nur, Vogt, der Morgen kommt schon wieder, da Euch die Donner des Gerichtes wecken!“

Als Herr Heinrich hinüberging nach der Jägerhütte, kam ihm Gittli entgegen. „Herr, Herr! Er wachet schon!“ stammelte sie. „Mein Gott, und soviel sorgen thut er sich, Ihr könntet ihm harb sein, weil ihm so was hat geschehen können.“ Die Freude redete aus ihr, aber es war eine bange Freude: nun konnte Haymo sprechen, nun mußte er sagen, wie alles gekommen war ...

So blieb sie, als Herr Heinrich die Hütte betrat, an der Thüre stehen, Freude im Herzen, Angst in der Kehle.

Haymo saß aufgerichtet in seinem Heubett. „Herr Heinrich ..“

Der Propst legte ihm die Hand auf den Mund. „Du sollst nicht sprechen, Haymo, ich will es so! Lege Dich zurück und laß mich nach Deiner Wunde schauen! Dann sollst Du essen und trinken und wieder schlafen, und wenn Du dann gestärkt erwachst, dann setz' ich mich zu Dir, und Du erzählst mir alles. Und mach' Dir keine dummen Sorgen. Du bist Haymo, mein getreuer Jäger, hast ja Deine Treue mit Deinem Blut besiegelt!“

„Herr Heinrich ...“

„Wirst Du wohl schweigen!“ schalt der Propst und drückte den Jäger mit sanfter Gewalt auf das Kissen zurück.

Gittli athmete auf; und da sie in der Jägerhütte nun entbehrlich war, lief sie hinüber in das Herrenhaus.

„Frater, kann ich Euch nicht helfen?“

„Ei freilich, mein Dirnlein, schürz' Dich, tummel' Dich!“ Und im Hui hatte er ein Dutzend Aufträge für Gittli bereit.

Sie griff mit flinken Händen zu, trug alles herbei, was der Frater in der Küche brauchte, brachte Ordnung in die Schlafkammer und machte das Herrenstüblein spiegelblank.

Draußen „schnürelte“ der Regen, und die Knechte, die unter dem vorspringenden Dach der Herrenhütte an die Balkenwand gelehnt standen, sangen mit leisen Stimmen, um sich die nasse Zeit zu vertreiben.

Als Herr Heinrich mit Pater Desertus aus der Jagdhütte

trat, ſagte er: „Dein Ausſehen iſt ſchlimm, Dietwald. Die Nachtwache hat Dich erſchöpft.“

„Ja, Herr!“ erwiderte der Pater, mit finſterem Blick zur Erde ſtarrend.

„Aber ich hoffe, es hat Dich in dieſer Nacht Dein Geſpenſt in Ruhe gelaſſen?“

„Meint Ihr?“

„Dietwald!“

„Es weilte mit mir unter einem Dach die ganze lange Nacht!“

Herr Heinrich betrachtete den Pater mit forſchendem Blick. Dann ſagte er: „Komm, lege Dich ſchlafen. Du biſt übermüdet.“

Sie betraten die Herrenhütte; Pater Deſertus ging in die Schlafkammer und warf ſich aufs Lager, doch ſeinen Augen war anzuſehen, daß ſie den Schlummer nicht finden würden. Herr Heinrich füllte einen Becher mit Wein und goß dazu einige Tropfen aus einem Fläſchchen, das er ſeinem Arzneikäſtlein entnommen hatte.

„Trink, Dietwald, das wird Dir Schlaf bringen!“

Pater Deſertus leerte den Becher . . . und es währte nicht lange, ſo lag er, tief athmend, in traumloſem ſchweren Schlummer.

Herr Heinrich wollte ins Freie treten; da ſah er Gittli in der Küche ſchaffen. Ein Gedanke ſchien ihn zu befallen, er ſchüttelte wie abwehrend das Haupt, doch immer wieder kehrten ſeine Blicke zu dem Mädchen zurück.

„Gittli!“

Sie ſäuberte die Hände an der Schürze und kam auf ihn zugegangen. „Ja, Herr?“

„Erzähl' mir doch, haſt Du Dich mit dem Pater auch gut vertragen die lange Zeit vom Abend bis zum Morgen?“

„Allweil gut!“ meinte Gittli mit ſcheuem Lächeln. „Der Pater hat gewachet, und ich hab' geſchlafen!“ Und als müßte ſie ſich entſchuldigen, fügte ſie bei: „Ich bin halt ſo viel müd' geweſen.“

„Immer geſchlafen? Die ganze Nacht?“

„Gott behüt', Herr! Ein paarmal bin ich ſchon aufgekommen.“

„Nun? Und dann habt Ihr wohl miteinander Haimgart* gehalten, gelt?“

„Aber Herr!“ ſagte ſie ganz erſchrocken. „Wie thät ich mir denn einfallen laſſen, daß ich haimgarten wollt' mit ſo einem Herren. Ich bin allweil gelegen und hab' keinen Muckſer gethan!“

„Und er? Er wird doch mit Dir geredet haben!“

„Kein Sterbenswörtlein! Ich glaub', er hat mich gar nicht geſehen. Mein, allweil iſt er geſeſſen und hat blinde Augen gemacht, als thät er einwendig ſchauen.“

„Einwendig ſchauen?“ wiederholte Herr Heinrich und nickte vor ſich hin. „Aber ſag', haſt Du ihn ſchon öfters geſehen?“

„Zweimal, Herr! Das erſte Mal drunten am Seeſteig . . .“ ſie ſtockte, denn ſie durfte Herrn Heinrich doch nicht ſagen, welchen Schreck ſie damals vor dem „Schwarzen“ empfunden hatte . . . Schreck und Furcht vor einem Gottesmann! Leiſe ſprach ſie weiter: „Und das andermal . . . am Oſtertag.“ Da kamen ihr die Thränen.

„Was haſt Du, Gittli, warum weinſt Du?“

„O mein Gott, ſchauet, Herr, er iſt ja dazugekommen, wie unſer Kindl hat verſcheinen müſſen, unſer liebes, gutes Kindl.“

„Komm, Gittli, komm, ſetz' Dich!“ Er führte ſie zu einer Bank. „So! Und jetzt ſag' mir, wie war es mit dem Kindl?“

Unter Thränen erzählte ſie in ihrer ſchlichten, rührenden Weiſe das kleine, traurige Geſchichtlein von „Mimmidatzis“ kurzem Leben. „Schauet, Herr, wie ein Lichtkäferl iſt das Kindl geweſen in unſerem Sorgenhäusl, wie ein Blümerl im Winter, und in aller Herzensnoth wie ein Stückel ewigen Brots, von dem man allweil hat zehren können, und es iſt doch nicht weniger worden. Und jetzt hat's verſcheinen müſſen! Warum denn, warum?“

Frater Severin klapperte am Herd mit ſeinen Pfannen; ein Zittern war ihm in die Hände gekommen; auch mußte ihm was ins Auge geflogen ſein, denn er wiſchte immer und wiſchte — aber es wollte nicht helfen.

Herr Heinrich hielt die Hände des Mädchens gefaßt und blickte tief bewegt in Gittlis Geſicht, das von Thränen überſtrömt zu ihm emporgerichtet war, wie einer tröſtenden Antwort harrend.

Hätte nicht das Feuer gekniſtert, der Regen über dem Schindeldach geplätſchert und Herr Schluttemann auf dem Heuboden geſchnarcht, es wäre ganz, ganz ſtille geweſen in der Küche.

„Warum? Ja, warum?“ Herr Heinrich ſetzte ſich an Gittlis Seite. „Das fragſt Du? Das weißt Du nicht? So ein kluges Dirnlein wie Du? Geh' doch, Gittli geh' . . . wie kannſt Du nur ſo fragen!“

Sie wurde verlegen und ſuchte nach Worten. „Weil . . . weil ich's halt doch nicht weiß, Herr!“

„Aber freilich weißt Du es! Welch ein holdes, ſüßes Kindlein Euer Liebling war, das weißt Du doch, gelt?“

„Ja, Herr, ach ja!“

„Und nun denke Dir: wenn das Kindl hätte leben müſſen und Schmerzen leiden und ſiechen, und die böſen Menſchen hätten es geſtoßen, getreten und geſchlagen, und es hätte Unglück über Unglück erfahren, Kummer über Kummer, Noth und Elend . . . und Du und des Kindleins Mutter, Ihr hättet das alles mit anſehen müſſen — hätt' Euch das im Herzen nicht noch viel weher gethan als jetzt, weil es verſchienen iſt?“

„Ach Gott!“ ſchluchzte Gittli und wehrte mit beiden Händen, als wollte ſie den Gedanken, daß ihr „Mimmidatzi“ hätte leiden müſſen, gar nicht eindringen laſſen in ihr Herz.

„Gelt? Da iſt halt wieder einmal der liebe Herrgott geſcheiter geweſen als wir alle miteinander. Der hat ſich gedacht: nein, ſo was laß ich nicht kommen über das liebe, gute Kindl, da nehm' ich es lieber zu mir herauf in meinen Himmel und mach' ein Engelein aus ihm, damit es in Freude und Glückſeligkeit hinunterlachen kann auf ſein Heimathl* und ein rechter, feſter Schutzengel ſein ſoll für all' ſeine lieben Leut'!“

„O mein, rauchen thäten wir freilich einen!“ ſeufzte Gittli tief auf; und zu Herrn Heinrich emporblickend ſagte ſie: „Schauet, Herr, ich hab' mir allweil ſo was gedacht, aber ich hab' mir's halt völlig nicht ſagen können!“

„Gelt, ſiehſt Du, daß Du es weißt!“

„Ja, und es muß auch wahr ſein, denn hätt' ich den Schutzengel nicht gehabt, ich hätt' den Haymo nimmer finden können, und jede Stund' derzeit, Tag und Nacht hab' ich das Kindl allweil bei mir ſitzen ſehen, und allweil hat's mich angelachet. Gelt, Herr Heinrich, unſer Herrgott iſt halt doch ein guter, guter Mann!“

„Das mein' ich! Und darum ſei geſcheit, Gittli, verlaß Dich nur auf ihn und wiſch' Dir die Zähren ab! Und dann laß Dir vom Frater Severin eine tüchtige Schüſſel voll Suppe geben, trag ſie hinüber zum Haymo und ſchau darauf, daß er gehörig ißt.“

Jetzt lächelte Gittli, freilich noch in Thränen. „Da ſeid nur ganz ruhig, Herr Heinrich, ich will ſchon hineinſtopfen in ihn, was das Zeug hält!“

Frater Severin kam bereits mit der Schüſſel. „Nimm, Dirnlein, nimm!“ flüſterte er und zwinkerte mit freundlichen Augen. „Die beſten Bröcklein hab' ich für ihn geſiſcht!“

„Vergelt's Gott!“ ſagte ſie, nahm die Schüſſel und ging mit achtſamen Schritten davon, die Augen ſtarr auf die Suppe gerichtet, um nur ja kein Tröpflein zu verſchütten.

Herr Heinrich blickte ihr lächelnd nach. „Warum? Warum? Du alte, ewig menſchliche Frage! Wäreſt du doch in jeder Bruſt ſo leicht zu geſchweigen wie in dem Herzen dieſes Kindes.“

Inzwiſchen hatte Gittli die Jägerhütte erreicht, in welcher Walti bei Haymo ſaß. „Da ſchau,“ ſagte ſie, „was ich da jetzt bring'!“

Haymo richtete ſich auf. „Gittli!“ Hätte er tauſend Worte geſprochen, er hätte mehr nicht ſagen können, als was der Klang dieſes Namens verrieth, was der Blick ſeiner Augen ſprach.

„Du! Jetzt thu' mir nicht reden!“ drohte ſie. „Jetzt mußt eſſen! Und alles, alles — bis auf das letzte Bröſerl!“ Sie ſetzte ſich auf den Rand des Lagers und zog das Knie herauf, um eine Stütze für die Schüſſel zu haben. Er begann zu eſſen, und bei jedem Löffel, den er nahm, ſchaute er zu ihren Augen auf; und immer wieder nickte ſie ihm zu und lächelte. „Gelt, das ſchmeckt?“

Walti ſteckte die Naſe in den Suppendampf. „Kruzi, Kruzi, wenn ich allweil ſolche Sachen kriegen thät', da ließ' ich mir gleich auch eins auf den Buckel ſtechen . . . von ſo einem ſchlechten Kerl!“ Er griff mit beiden Händen zu, denn die Schüſſel wackelte bedenklich zwiſchen Gittlis Händen. „Was machſt denn? So halt' doch feſt!“ Und zu Haymo ſich wendend fragte er: „Sag', Jäger, Du mußt aber doch wiſſen, was es für einer war?“

---

* In den Predigten des Bruder Berchtold von Regensburg (13. Jahrhundert) heißt es: „Wilt du zuo dem tanze unde zuo dem haymgartten unde wilt da vil gerüemen unde gelachen unde geweterblitzen unde gezwieren mit den ougen, so mahtu wol bestruchen in den stric des tiuvels.“

* Elternhaus.

Haymo schüttelte den Kopf. „Sein Gesicht war angerußt!“

Tief athmete Gittli auf; dann sagte sie zu Walti: „Geh', thu' den Becher spülen . . . jetzt muß er den Wein kriegen!“

Der Bub' nahm den Becher vom Tisch und rannte hinaus.

„Haymo,“ stammelte Gittli leise, „gelt, wenn sie Dich ausfragen . . . nachher sag's nicht, daß es beim Kreuz geschehen ist!“

„Warum nicht?“

Sie senkte das Köpfchen und lispelte: „Weil . . . weil ich Dich bitten thu'!“

Er nickte vor sich hin. „Ich weiß schon, wie Du's meinst! Gelt, meinst, weil sie Gottesleut' sind . . . und müßten sich kränken, wenn sie hören thäten, daß ihr Herrgott so was hat geschehen lassen!“ Ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen. „Zu mir hat er reden mögen! Warum denn hat er nicht auch zum anderen sagen können: thu's nicht, thu's nicht?“

Gittli hing an ihm mit angstvollen Augen; sie verstand seine Worte nicht. „Haymo . . .“

Sie konnte nicht weitersprechen, denn Walti kam zurück. Mit zitternder Hand reichte sie dem Jäger den gefüllten Becher, den er mit dürstenden Zügen leerte, mit dem Becher zugleich ihre Hand gefangen haltend. Und als er dann aufblickte zu ihr mit glänzenden Augen, flüsterte er: „Nein, Gittli, nein, ich darf nimmer fragen: warum? Ich weiß ja schon, warum er's hat geschehen lassen . . . ich weiß es . . . weiß es!“ Und er zog ihre Hand mit dem Becher an seine Brust.

Sie ließ ihn gewähren und stand, als wüßte sie nicht, wie ihr geschehe. Und da er ihre Hand nun freigab, blickte sie auf, wie erwachend, nahm wortlos die Schüssel und ging der Thüre zu.

„Gittli!“ rief er ihr leise nach. „Kommst bald wieder?“

„Wohl wohl, Haymo!“ lispelte sie und verließ die Hütte.

„Hohohoho!“ lachte Walti auf, klemmte die Hände zwischen die Knie und schüttelte vor Vergnügen die Schultern.

„Was hast denn, dummer Bub'?“

„Ich weiß auch was! Hohohoho! Ich weiß auch was!“ Und kichernd steckte er den Kopf in den Winkel zwischen Bett und Bank.

Draußen vor der Hütte stand Gittli, fuhr mit dem Rücken der freien Hand über ihre heißen Wangen und stammelte: „Was weiß er denn . . . was kann er denn wissen?“ Und mit zögernden Schritten ging sie der Herrenhütte zu.

Einer der Knechte kam ihr entgegen; er habe ihr eine Botschaft auszurichten. Ihr Bruder, der Sudmann, sei in der Nacht zu den Almen gekommen und habe gejammert, daß seine Schwester seit zwei Tagen fehle, und daß kein Mensch wisse, wohin sie gekommen sei. Als ihm die Knechte erzählten, daß seine Schwester den Jäger todwund gefunden und in der Hütte gepflegt habe, bis die Herrenleute kamen, da habe er sich vor Staunen kaum fassen können; jedes Wort, das er gesprochen, sei ein Lob für seine Schwester gewesen; und sie solle nur ja in der Hütte bleiben, solange die Herrenleute sie nöthig hätten; er selbst wäre gerne noch zu ihr hinaufgestiegen in die Röth'; aber da er nun wisse, daß sie wohlauf und sicher geborgen sei — habe er gesagt — so wolle er lieber wieder heimlaufen, um die Schicht im Sudhaus nicht zu versäumen. Er thue die Schwester recht, recht schön grüßen lassen. Mit Bangen und Zittern hörte Gittli diese Botschaft an, welche sie nicht zu verstehen vermochte. Wie wäre es ihrem kindlichen Sinn auch beigefallen, daß Wolfrat diesen Gang zur Alm, wo er die Knechte zu finden hoffte, nur gethan hatte, um einen drohenden Verdacht von sich abzuwenden! Denn wenn er die Schwester hätte gehen lassen, ohne sich weiter um ihr Verbleiben zu kümmern, dann mußte er wissen, weshalb sie gegangen war, wissen, wo und weshalb sie blieb.

Als Gittli die Herrenhütte betrat, kam sie gerade recht, um Herrn Schluttemanns Auferstehung mitzufeiern. Sein Kopf erschien auf einmal über dem Rand des Heubodens. Wo aber hatte er das Gesicht gelassen, das er sonst an jedem Morgen zu zeigen pflegte — jenes zornbrennende Gesicht mit den gerunzelten Brauen, den rollenden Augen und dem gesträubten Schnauzbart? Er schien sich verwandelt zu haben in diesem langen Schlaf; sanft hing ihm der Schnauzbart über die Lippen, lustig blitzten seine Augen, und mit einem Gesicht, lachend bis zu den Ohren, stieg er über die Sprossen nieder . . . Frater Severin meinte: wie der strahlende Erzengel Gabriel über die Himmelsleiter.

Auf der Erde angelangt, streckte und dehnte er sich, rieb vergnügt die Hände, schlug dem Frater die flache Hand auf den breiten Buckel, kneipte Gittli in die Wange und trat mit fröhlichem Gruß in das Herrenstüblein. Und während nun Stunde um Stunde verging, hörte man seine lachende Stimme an allen Ecken und Enden, bald im Herrenhaus und bald in der Jägerhütte. Hier wurde er freilich von Herrn Heinrich ausgetrieben, um Haymo einen ruhigen, stärkenden Schlaf zu sichern.

Einige Stunden nach Mittag versiegte der Regen, die Wolken klüfteten sich, und die Sonne warf, ehe sie hinter die Berge sank, noch einen goldigen Schein über die beiden Hütten.

Herr Heinrich nahm die Armbrust auf den Rücken und stieg zum Kreuzwald empor; der Vogt machte sich mit den Knechten auf die Suche, und Pater Desertus wanderte einer nahen Felshöhe zu — dort sah ihn Gittli auf einem Steinblock sitzen, bis der Abend dämmerte. Haymo schlief, und Gittli weilte mit Frater Severin und Walti auf der Bank vor der Hütte, mit halbem Ohr nur hörend, was die beiden plauderten; in Sorg' und Unruh' glitten ihre Blicke immer wieder hinüber nach dem Steinthal; die drückendste Angst war aber doch von ihr genommen. Sie hatte ja nun einen Schutzengel, der droben im Himmel sorgte für sie, für den Wolfrat und die Seph'. Und was der Bruder auch gesündigt . . . sie hatte es doch ein lüthel wieder gut gemacht!

Der erste, der zurückkam, war Herr Schluttemann. Er hatte nichts gefunden, rein gar nichts! Der Regen hatte Haymos blutige Fährte und die Schweißspur des verschleppten Steinbocks ausgelöscht. Ja . . . der Schutzengel!

Bei Einbruch der Nacht kehrte der Propst mit Pater Desertus zurück. Herr Heinrich hatte eine Fehlpirsch auf den Auerhahn gethan. Beim Niedersteig aber hatte er einen Luchs aufgescheucht und dem fliehenden Raubthier einen Bolzen nachgeschickt. Nun sollten zwei der Knechte während der Nacht hinunter zum Kloster, um die beiden Schweißhunde zu holen, die Hel und den Weckauf. Einem der Knechte trug Herr Heinrich auf, im Hause des Sudmanns vorzusprechen, um für Gittli mitzubringen, was sie nöthig hätte an Gewand und Leinen. Bald nachdem der Abendimbiß eingenommen war, wurde es still in den beiden Hütten; Gittli und Walti wachten bei Haymo; Herr Heinrich, der vor Tag wieder auf den Beinen sein wollte, hatte sich zur Ruhe begeben, und Pater Desertus mußte seinem Beispiel folgen. (Fortsetzung folgt.)

Deutsches Wort und deutscher Sang.

Zum ersten deutsch-akademischen Sängerfest in Salzburg, 4.—7. Juni 1892.

Heilig, Brüder, ist das Feuer,
Das in unsren Herzen flammt!
Ihr seid unser — wir sind euer:
Einer Mutter all' entstammt!
Ob uns äußre Macht zerrissen,
Deutscher Geist zerbricht den Zwang:
Eins sind wir in deutschem Wissen,
Deutschem Wort und deutschem Sang!

Lichte Sterne, bleibt uns Lenker
Hoch am Himmel deutscher Kunst!
Deutsche Dichter, deutsche Denker,
Scheucht der Tiefe gift'gen Dunst!
Rings umbraut in wilder Welle
Uns der fremden Völker Drang —
Stärk' im Kampf uns, Himmelsquelle,
Deutsches Wort und deutscher Sang!

Hört den Schwur, ihr ew'gen Firnen!
Donau, rausch' ihn hin zum Rhein:
Stets auf deutscher Männer Stirnen
Throne deutscher Treue Schein!
Nord und Süd — die gleichen Flammen!
Ost und West — der gleiche Klang!
Sterbend noch halt' uns zusammen
Deutsches Wort und deutscher Sang!

Ernst Scherenberg.

Polizei und Verbrecherthum in Berlin.*

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Von Paul Lindenberg. Mit Abbildungen von L. Manzel.

Die Schlupfwinkel der Verbrecher.

Die millionenbevölkerte Großstadt mit ihrem Gewirr und Getriebe erleichtert das Verbrechen und erschwert die Entdeckung. So umfangreich und ausgedehnt auch die Einrichtungen der Berliner Polizei sind, die jeden Einwohner mit den nöthigsten biographischen Notizen in ihren Personalakten verzeichnet hat, so genau die An- und Abmeldungen Zu- und Fortziehender seitens der einzelnen Polizeibureaus verfolgt werden, so sorgfältig auch die Kontrolle der unter Polizeiaufsicht stehenden Personen geführt und die Kriminalpolizei durch ihre Vigilanten über den zeitweiligen Aufenthalt bestimmter Verbrecher auf dem Laufenden erhalten wird — die Weltstadt ermöglicht es doch dem einzelnen, in ihrem Menschenstrudel auf kürzere oder längere Zeit zu verschwinden und, falls nicht Zufall oder Verrath dies verhindern, erst wieder an die Oberfläche des öffentlichen Lebens emporzutauchen, wenn eine Entdeckung nicht mehr zu befürchten ist.

Betrachten wir die Schlupfwinkel der Verbrecher, so müssen wir in erster Linie des Schlafstellenwesens (richtiger: -unwesens) gedenken, welches in Berlin besonders stark ausgeprägt ist und die schlimmsten sittlichen Schäden in sich birgt. Die Höhe der Berliner Miethpreise zwingt Tausende und Abertausende von Familien, um die Miethe überhaupt aufbringen zu können, noch aus ihrer Wohnung Kapital zu schlagen, indem sie deren Räume zum Theil als Schlafstellen vermiethen und sogenannte „Schlafburschen“ oder „Schlafmädchen“ bei sich aufnehmen. Diese gehören größtentheils dem Stande der Fabrikarbeiter an, aber auch die gering besoldeten Angestellten anderer Berufszweige, wie kaufmännischer Geschäfte, der Eisenbahn und Post, der Pferdebahnen ꝛc., gesellen sich ihnen zu und lassen die Zahl dieser Schlafstellen-Inhaber auf viele Tausende anschwellen. Die Vermiether kümmern sich wenig oder gar nicht um ihre Schlafburschen; die Persönlichkeit derselben ist ihnen gleichgültig, sie sind zufrieden, wenn die Miethe pünktlich bezahlt wird, und haben keine Veranlassung und kein Interesse, sich um Herkunft, Vorleben oder gegenwärtige Beschäftigung ihrer Miether zu sorgen, wie sie es auch nicht so streng mit deren polizeilicher Anmeldung nehmen und unter Umständen von einer solchen gänzlich absehen.

Bei derartigen Schlafstellenvermiethern finden die Verbrecher, von deren Thätigkeit jene selbstverständlich nichts wissen, je derzeit Unterschlupf und können sich so wochen- und monatelang den Augen der Polizei entziehen; der Vermiether oder, da dieser ja auch stets in irgend einem Arbeitsverhältniß steht, dessen Frau läßt den angeblich „arbeitslosen“ Schlafstellenbesitzer, falls er eine Kleinigkeit bezahlt oder sich im Haushalt nützlich macht, gern auch während des Tages in der Wohnung; die Anmeldung bei der Polizei ist auf seinen Wunsch unterblieben, da er vorgiebt, irgend eine kleine Ordnungsstrafe wegen Lärmens, Betrunkenheit oder einer Prügelei bezahlen zu müssen und dazu nicht in der Lage zu sein; sein Kommen und Gehen wird in diesen verkehrsreichen Häusern, unter denen einzelne Hunderte von Bewohnern zählen, von niemand kontrolliert, wie es auch keinem einfällt, nachzuforschen, woher er das Geld zum Leben nimmt, oder, wenn er fortbleibt, wo er die Tage und Nächte zubringt — genug, er ist für die Behörden plötzlich verschwunden.

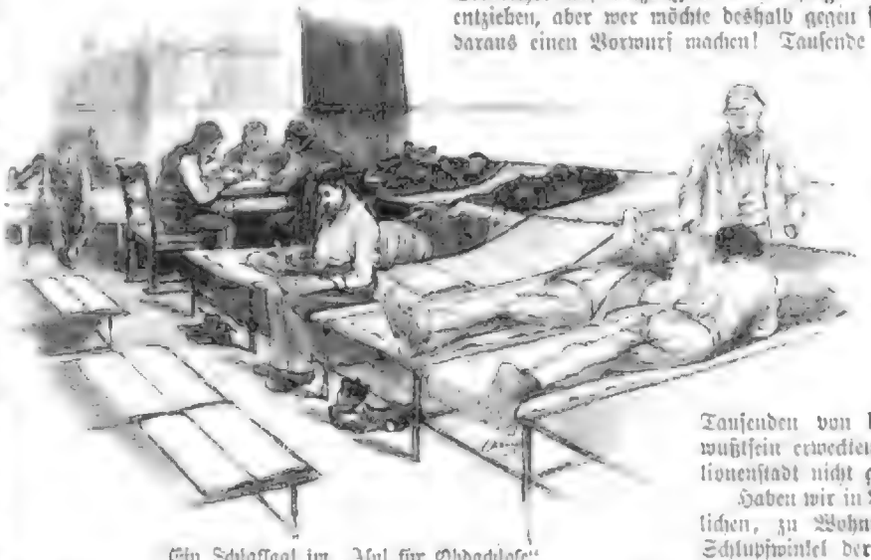
Bei „Mutter Grün“.

Einen willkommenen, wenn auch nie ganz sicheren Unterschlupf bieten ferner die „Pennen“, die über ganz Berlin verstreut sind, Herbergen der niedrigsten Art, welche während der Nacht die Aermsten der Armen und die Verworfensten der Verworfenen bei sich aufnehmen. In niedrigen, vor Unsauberkeit starrenden Zimmern, in elenden Kellerlöchern, in verfallenen Schuppen und einstigen Ställen wird den darum Bittenden das Nachtlager angewiesen, dessen Preis von fünf Pfennig bis auf dreißig Pfennig steigt. Und wie ist dieses Nachtlager beschaffen! Zerrissene Säcke, halbverfaulte Strohschichten, zerbrochene Pferdekrippen, Stühle, Bänke und Tische, sehr oft die bloße Erde. Ohne sich zu entkleiden, ohne etwas zum Zudecken zu haben, schlafen hier eng zusammengedrängt jene, die für ihr müdes Haupt kein anderes Obdach erschwingen können oder — wollen, Drehorgler und Hausierer, Lumpensammler und beschäftigungslose Arbeiter, herabgekommene Handwerker und einstige Kaufleute, eine buntgemischte Gesellschaft, von der sich mancher nicht hat träumen lassen, daß er dereinst auf solchem Lager seine Ruhe werde suchen müssen!

Sind diese Pennen im Winter gewöhnlich überfüllt, so stehen sie im Sommer häufig leer, denn ihre Stammgäste ziehen dann ein Quartier bei „Mutter Grün“ vor oder wählen sich ein anderes nächtliches Heim. Die Auswahl ist ja groß, und der Obdachlose greift ohne Bedenken zu! Ganz gern läßt er sich in einem Neubau nieder, den er oft auf gefährlichem Leiterwege erklimmen muß, auch Boden und Dächer in bewohnten Häusern werden aufgesucht, nicht minder beliebt sind Eisenbahnwagen, dann Scheunen und Ställe, Droschken, Omnibusse und Möbelwagen. Letztere erfreuen sich einer besonderen Werthschätzung, sie sind geräumig, enthalten fast immer alte Decken, bleiben, wenn nicht gerade Umzugszeit ist, monatelang unberührt auf demselben Fleck stehen und können gleich eine ganze Anzahl von Pennbrüdern und Strolchen aufnehmen, denn auch diese ziehen Gesellschaftslager dem Einzelquartier vor. Durch einen Zufall entdeckte man einmal in einem solchen Möbelwagen, der auf einem etwas entlegenen Gehöft stand, ein ganzes Nest von Herumtreibern. Ein Kriminalschutzmann patrouillierte zu später Abendstunde eine der einsamen,

* Vergl. „Gartenlaube“ 1891, Halbheft 8, 15, 22 und 26.

neuen Straßen im Norden Berlins ab und vernahm hinter einem Zaune Stimmen. Er kletterte hinauf, konnte jedoch niemand bemerken, sah dafür aber aus einem Möbelwagen durch einen Riß Licht schimmern und vernahm auch von dort verhaltenes Sprechen. Nachdem er zur Unterstützung einige Bewohner des Hauses herbeigeholt hatte, ging man an eine Untersuchung des Möbelwagens: behutsam hob man das an der Rückwand angebrachte Plantuch hoch, und siehe da — nicht weniger als zwölf Bummler hatten es sich im Innern des Wagens sehr bequem gemacht und spielten bei dem Schein einer Lampe in höchster Gemüthlichkeit Karten. Brot, Wurst, Schinken- und Speckreste ließen auf ein reichliches Abendbrot schließen, und aus anderen Anzeichen ging hervor, daß die Herren, unter denen sich mehrere von der Polizei seit langem gesuchte Individuen befanden, hier schon Wochen hindurch behaglich gelebt hatten. — So gut treffen es nun nicht alle Obdachlosen und Flüchtigen, man fand und findet sie auch in Müllgruben und in den Fässern der Brauereien, in Wasser- und Abflußröhren, in leeren Kisten und selbst in Dampfkesseln, die wegen eines folgenden Feiertages nicht geheizt werden! Groß ist sodann die Auswahl bei „Mutter Grün“: da giebt's Bänke und Lauben im Thiergarten und Friedrichshain, stille Plätzchen unter dichten Gebüschen und unter zusammengekehrten Laubhaufen; mit Vorliebe aufgesucht werden die Stellen unter Brücken und Stadtbahnbögen, und Verbrecher, die bei einer nächtlichen polizeilichen Razzia nicht ergriffen werden wollen, scheuen auch nicht vor einem Nachtlager auf dem Ast eines Baumes zurück.



Ein Schlafsaal im „Asyl für Obdachlose“.

Andere gelegentliche Schlupfwinkel bilden die Herbergen zur Heimath und die Asyle für Obdachlose, obgleich hier meist nach Legitimationspapieren gesorscht wird — aber wie leicht kann sich ein Verbrecher falsche verschaffen, sei es, daß er sie stiehlt, sei es, daß er sie von guten Bekannten, auf welche die Polizei noch nicht aufmerksam ist, entlehnt. Die Herbergen zur Heimath, von denen es gegenwärtig vier in Berlin giebt, sind ebenso wie die Asyle Wohlthätigkeitsanstalten und wurden von dem „Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke“ errichtet, in der Absicht, zuziehenden mittellosen Handwerkern, Kaufleuten, Arbeitern ꝛc. ein billiges, sauberes Quartier zu schaffen und sie durch die Aufnahme vor den sittlichen Gefahren der Großstadt zu bewahren. So edel und anerkennenswerth das Bestreben ist, so ist es doch unmöglich, nur unbescholtenen Leuten Einlaß zu gewähren, und mehrere vielgenannte Kriminalprozesse haben bewiesen, daß sich gefährliche Verbrecher gerade in jenen christlichen Herbergen am sichersten wähnten, dort sich durch Tausch und Verkauf verdächtiger Gegenstände entledigten und Gefährten für ihre dunklen Thaten unter den daselbst Wohnenden zu gewinnen suchten und auch fanden.

Diese Thatsache enthält keinen Vorwurf gegen die Verwaltung, die an sich musterhaft ist und die wärmste Unterstützung verdient; sie bildet nur einen neuen Beweis dafür, daß in dem wechselvollen Trubel des Berliner Lebens auch der Unschuldigste in persönliche Berührung mit Angehörigen des Verbrecherthums gerathen kann, sei es in den Herbergen, sei es in einem vielbesuchten Hotel, in einem eleganten Wiener Café, in einem vornehmen Restaurant, in einem Vergnügungslokal oder in einem Volks-Café.

Von Asylen giebt es zwei in Berlin, das aus privaten Mitteln gegründete und erhaltene „Asyl für Obdachlose“ in der Büsching-straße und das auf städtische Kosten erbaute „Städtische Obdach“ an der Prenzlauer Allee. Ersteres macht seinem Namen insofern besondere Ehre, als es von den Einlaßbegehrenden keinerlei Personalausweise verlangt und die Polizei, ohne besondere Erlaubniß der Verwaltung, seine Schwelle nicht übertreten darf. Letzteres fordert für die Aufnahme eine Legitimation und steht auch sonst zur Polizei in näheren Beziehungen, indem man ihr hier solche Personen, die öfter als fünfmal im Monat Unterkunft verlangen, als „arbeitsscheu“ übergiebt. Beide Asyle werden zahlreich besucht; stundenlang vor ihrer Eröffnung drängt sich eine dichtgeschaarte Menge vor ihren Thüren, und neben den fragwürdigsten Erscheinungen, welchen man die Verworfenheit und eine lange Gefängnißstrafe schon von fern ansieht, trifft man auch solche, deren ganzes Wesen errathen läßt, daß sie durch Unglück, verschuldetes oder unverschuldetes, allmählich tiefer und tiefer gesunken sind und noch voll verzehrender Sehnsucht jener Tage gedenken, wo es ihnen besser ergangen ist, wo sie nicht geahnt, daß sie einst im Verein mit Bettlern und Strolchen hier um Obdach flehen würden. Auch diese Asyle mögen wiederholt schuldbeladene Verbrecher auf kurze Zeit den verfolgenden Blicken der Polizei entziehen, aber wer möchte deshalb gegen sie sprechen und ihnen daraus einen Vorwurf machen! Tausende und Abertausende Bedrängter und Bedrückter haben sie vor der Verzweiflung gerettet, indem sie ihnen, ohne einen Pfennig Entgelt zu nehmen, menschenwürdige Aufnahme gewährten, indem sie dieselben mit Trank und Speise erquickten und den erschlafften Körper durch ein Bad stärkten, indem sie vor allem aber bei diesen Tausenden von Unglücklichen das Bewußtsein erweckten, daß sie in der Millionenstadt nicht ganz verloren seien.*

Haben wir in Vorstehendem die nächtlichen, zu Wohnungszwecken dienenden Schlupfwinkel der Verbrecher angeführt, so erübrigt es uns noch, ihre anderen Aufenthalts- und Versammlungsorte zu betrachten. Ueber diese bestehen im Publikum die seltsamsten Vermuthungen, und der Phantasie wird hier der freieste Spielraum gelassen in dem Erdenken und in der Ausmalung der geheimnißvollsten, von allen Schauern des Unheimlichen umgebenen Oertlichkeiten, aus denen die übrigen Sterblichen, falls sie auf irgend eine Weise überhaupt hineingelangt sind, nur mit Gefahr ihres Lebens wieder herauskommen. Nichts falscher als das! Das moderne Berlin kennt nichts von unterirdischen Verstecken, von Höhlen und Fallthüren, von nur auf Schleichwegen zu erreichenden Zufluchtsorten, wo die gestohlenen Schätze verborgen liegen und neue verbrecherische Pläne ausgebrütet werden, von Diebsspelunken mit Doppelwänden, zwischen denen sich die Verfolgten verbergen können, und mit räthselhaften Schränken, deren Rückwände auf versteckte Gänge führen, die eine schleunige Flucht ermöglichen, wie es in früheren Kriminalgeschichten so anschaulich beschrieben wurde. Nein, der „moderne“ Verbrecher fühlt sich, wenn er sich nicht selbst aus bestimmten Gründen vor der Polizei verbergen will und seine Kleidung eine anständige ist, nirgends sicherer und ungenierter, als an jenen Orten, wo der harmloseste Verkehr herrscht, und am bezeichnendsten hierfür ist es, daß sich neuerdings ganze Verbrechercliquen zu ihren Zusammenkünften Volks-Cafés erwählt haben und sich dort in den Vormittagsstunden zu ihren „Berathungen“ versammeln.

Aber auch an anderen Orten können wir sie finden, im

* Lassen wir Zahlen sprechen: das private Asyl für Obdachlose wurde allein im Jahre 1890 in 123 519 Fällen in Anspruch genommen, darunter in 108 072 von Männern und in 15 447 von Frauen, Mädchen und Kindern; der nächtliche Durchschnittsbesuch bezifferte sich auf etwa 340. Seit seinem Bestehen, 1870, hat dieses private Asyl in 2 209 714 Fällen Obdach gewährt. Die musterhafte Verwaltung plant eine bedeutende Vergrößerung, damit die doppelte Zahl Obdachloser Aufnahme finden kann. Möchten hierzu die Mittel recht reichlich fließen! Zuwendungen nimmt der Vorsitzende des Verwaltungsrathes, Herr Gustav Thölde in Berlin, Zimmerstraße 95, entgegen.

Café Bauer ebenſo gut wie in einem lebhaften Bräu der Friedrichſtraße, in einem einfachen Weißbierreſtaurant wie in dem ſtark beſuchten Rathhauskeller, in dem lauten Menſchengewirr der Paſſage wie in den ſtillen Sälen eines Muſeums. Daneben bevorzugen allerdings viele von ihnen, ſei es aus Gewohnheit, ſei es, um ungeſtörter mit den Gefährten zuſammen zu ſein, gewiſſe Nachtcafés in den vom Centrum entfernter gelegenen Stadttheilen; mit einer ſchäbigen Eleganz eingerichtet, mit Wiener Kellnerbedienung und einem Berliner robuſten Hausknecht, der, wenn nöthig — und das iſt oft der Fall — perſönlich eingreift, um Lärmmacher an die friſche Luft zu befördern, zeigen dieſe Cafés uns zu ſpäter nächtlicher Stunde die zweifelhafteſten Beſucher und geben oft den Hintergrund ab zu den widerwärtigſten Scenen. Falſchſpieler, Bauernfänger, Taſchen- und Ladendiebe, allerhand andere Gauner und Betrüger trifft man beſonders häufig an, und der Polizei iſt hier ſchon mancher gute Fang gelungen.

Noch eine Stufe tiefer ſtehen die ſogenannten „Verbrecherlokale“; wir betonen abſichtlich das „ſogenannt“, denn eigentliche Verbrecherlokale, mit anderen Worten Gaſtſtätten, wo ausſchließlich Verbrecher verkehren, giebt es nur noch wenige in Berlin, und auch jene „ſogenannten“ ſind mehr und mehr aus den kurz vorher erwähnten Gründen im Abnehmen begriffen, ſo daß ſich ihre Geſammtzahl auf etwa dreißig belaufen wird, während ſie noch vor wenigen Jahren das Doppelte und mehr betrug. Faſt immer liegen dieſe Lokale im Keller, hin und wieder auch zu ebener Erde, damit nöthigenfalls die Flucht beim Nahen der Polizeimannſchaften nicht mit Schwierigkeiten verbunden iſt; aus dem nämlichen Grunde beſitzt ein Theil derſelben, und zwar gewöhnlich diejenigen, die ſich in einem Eckhauſe befinden, zwei vordere Eingänge von zwei verſchiedenen Straßen aus, ſo daß der Unbetheiligte keine Ahnung von ihrem Zuſammenhange hat. Auch ſonſt lieben dieſe Lokale es nicht, die beſondere Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu ziehen, ſelten zeigen ſie ein Schild und eine Laterne und ſelten dringt ein verſtohlener Lichtſchimmer hinter den dunklen Vorhängen der kaum über den Erdboden hinwegragenden Fenſter und aus der auf ſteiler ſchmaler Treppe zu erreichenden, tief gelegenen Thür hervor. Ein „Unberufener“ wird ſich daher ſchwerlich in dieſe Schankſtätten verirren, und die „Berufenen“ kennen den Weg ſehr wohl, ebenſo wie ſie den Wirthen und Gäſten hinlänglich bekannt ſind. All dieſe Lokale ähneln ſich untereinander: ein langer, niedriger, dumpfer Raum, trübe beleuchtet durch matt brennende Gasflammen oder Petroleumlampen, an den kahlen Wänden eine ſchmutzige, vielfach zerriſſene Tapete, oft auch nur ein zerbröckelnder, in den räthſelhafteſten Farben ſchimmernder Anſtrich, in der Mitte oder in einer Ecke ein fadenſcheiniges Billard, dann einige Dutzend wackelige Stühle und kleine Tiſche — das iſt alles. Der Schankraum befindet ſich gewöhnlich abgeſondert in einem Gemach, in welches man zunächſt von der Treppe aus eintritt; hier ſchaltet hinter dem mit gekochten Eiern, Würſten, Schinken, kalten „Klöpſen“, mit verſchiedenen, unter einer Glasglocke aufbewahrten Käſeſorten, ſowie mit Butter und Brot beſetzten „Buffet“ der behäbige, mit blauer Arbeitsſchürze verſehene Wirth, der je nachdem pfiffig, dumm, grob, freundlich, harmlos, durchtrieben, herriſch, unterthänig ausſehen kann, ganz wie es die Sachlage verlangt. Mit ſeinen Gäſten ſteht er auf vertrautem Fuß, trotzdem er viele nur mit ihren Spitznamen kennt — deſto beſſer weiß er freilich ihre „Beſchäftigung“; was ſie außerhalb ſeiner vier Wände thun und treiben, kümmert ihn nichts, falls er nicht, was ſelten geſchieht, mit ihnen unter einer Decke ſteckt und wohl gar den Hehler für die geſtohlenen Waren abgiebt; er iſt mit Umſicht und Bereitwilligkeit auf ihre leibliche Pflege bedacht, allerdings auch nur gegen baare Bezahlung, denn vom Borgen iſt er kein Freund und kündigt dies deutlich durch allerhand recht verſtändliche Plakate an.

Die Geſellſchaft in dieſen Lokalen iſt bunt zuſammengewürfelt und beſteht größtentheils aus vorbeſtraften Perſonen; aber ſelbſt ihnen wohnt ein gewiſſer Corpsgeiſt inne und ſie ſondern ſich wieder in einzelne engere Kreiſe ab, die ſtreng zuſammenhalten und ſich in beſtimmten Lokalen treffen, um in mündlichem Austauſche von früheren gemeinſamen Thaten zu plaudern und neue zu verabreden. Wie die Mienen der „Stammgäſte“ dieſer Reſtaurants, ſo weiſen auch ihre Kleidungen die mannigfachſten Abſtufungen auf, von dem mit auffälliger Eleganz gekleideten Falſchſpieler und Bauernfänger an bis zu dem ſtrolchenhaft ausſehenden Bodendieb, deſſen Koſtüm aus den verſchiedenſten geſtohlenen Sachen zuſammengeſetzt iſt und eine wahre Muſterkarte von Geſchmackloſigkeit bildet. Die Unterhaltung wird in reinſtem „Berliniſch“ geführt, vermiſcht mit den zahlloſen Ausdrücken der Verbrecherſprache, ſo daß ein Uneingeweihter einen vollſtändig fremden Dialekt zu hören vermeint.

Im Aſyl: Ankunft der Obdachſuchenden und Austheilung der Abendſuppe.

Die Kriminalpolizei kennt natürlich all dieſe Lokale ganz genau, hat aber keine Veranlaſſung, ſie aufzuheben, da ſie ja das Ergreifen geſuchter Verbrecher erleichtern. Je nach Bedarf werden wöchentlich oder monatlich ein oder mehrere Male Razzias durch dieſe Kneipen unternommen. Eine Anzahl Kriminalbeamter, acht, zehn, fünfzehn, zwanzig, trifft ſich zu abendlicher Stunde an einem beſtimmten, vom regſten Verkehr etwas abgelegenen Punkte Berlins, und der leitende Wachtmeiſter oder Kommiſſar ertheilt die erforderlichen Anweiſungen, die ſich auf Umſtellung der zu durchſuchenden Lokale, auf die Perſönlichkeiten der zu verhaftenden Verbrecher, auf Signalements zugereiſter Schwindler ꝛc. beziehen; ſelbſt bei dieſen nächtlichen Fahrten verſchmähen häufig die Kriminalbeamten die Mitnahme eines Revolvers und verlaſſen ſich ganz auf ihre Körperkraft und den ſtets mitgeführten, zuweilen bleiausgegoſſenen Stock. In kleineren Trupps begiebt ſich die Schar, der man nicht das geringſte Auffällige anmerkt, nach den einzelnen Lokalen, deren Ein- und Ausgänge, auch die nach dem Hofe zugehenden, beſetzt werden. Dann erſt betreten mehrere Beamte das Innere. Ihr Erſcheinen, ſelbſt in den überfüllteſten Lokalen, erregt nie größeren Aufruhr; dieſer und jener, deſſen Gewiſſen nicht ganz frei iſt, erblaßt wohl im erſten Augenblick, faßt ſich aber ſchnell wieder und nimmt ein möglichſt gleichgültiges Weſen an, die übrigen laſſen ſich kaum in ihrer nur etwas gedämpfter als vorher geführten Unterhaltung, in ihrem Trinken und Kartenſpielen ſtören, ſie begrüßen in aller Gemüthlichkeit die ihnen perſönlich bekannten Beamten, und auch letztere treten dieſen „guten Freunden“, denen ſie ſchon manches Jahr ſtiller Zurückgezogenheit hinter Gefängnißmauern verſchafft haben, keineswegs ſtreng dienſtlich

gegenüber, ſondern plaudern mit ihnen in zwangloſer Weiſe und erfahren dabei manches Wiſſenswerthe.

Um jedoch „Ungewißheiten“ zu vermeiden, erklärt der leitende Beamte mit lauter Stimme: „Wir ſind Kriminalpoliziſten! Alles hat ſich zu legitimieren! Wer keine Legitimation hat, tritt bei Seite und folgt zur Wache!“ Sofort ziehen die Anweſenden ihre Papiere heraus, falls ſie im Beſitze ſolcher ſind, und weiſen ſie vor, oft mit ſpöttiſchen oder witzigen Bemerkungen; der eine und andere von ihnen wird trotzdem viſitiert; trifft man auf einer der geſuchten Verbrecher, ſo wird er ſelbſtverſtändlich ſogleich verhaftet und mit den Nichtlegitimierten nach der nächſten Revierwache geführt. Zu den großen

Razzia in einem Verbrecherlokal.

Seltenheiten gehört es, daß bei dieſen Razzias Widerſtand geleiſtet wird; die Anweſenden wiſſen, daß das Lokal umſtellt iſt, daß ein Pfiff dreifache Hilfe herbeiruft und daß ſie ihre Sache durch Widerſetzlichkeit nur bedeutend verſchlimmern.

Der gefundene Verbrecher wird mit dem nächſten „Grünen Wagen“ von der Revierwache nach dem Polizeiamt am Alexanderplatz gebracht und dort verhört. Dasſelbe Schickſal trifft jene Legitimationsloſen, die keine feſte Arbeitsſtelle nachweiſen können und nicht polizeilich angemeldet ſind; hierüber und ob ihre Ausſagen der Wahrheit entſprechen, giebt der Telegraph binnen kurzem Auskunft. Kommt aus dem Revier, in welchem der Betreffende wohnen will, die Nachricht, daß er dort angemeldet iſt und nichts gegen ihn vorliegt, ſo wird er ſogleich entlaſſen, im entgegengeſetzten Fall erhält er wegen Verſäumens der polizeilichen Anmeldung beziehungsweiſe wegen Arbeitsſcheu ſeine Strafe. Da die Kriminalbeamten nicht das Signalement aller geſuchten Verbrecher im Kopf behalten können, ſo liegt ein alphabetiſch geordnetes, genau ins einzelne gehendes Verzeichniß derſelben in jeder Polizeiwache auf, und man kann auf dieſe Weiſe leicht gleich dort ermitteln, ob ſich unter den Verhafteten ein beſtimmter Geſuchter befindet. Iſt dies der Fall, ſo kann er der Freiheit auf längere Zeit Lebewohl ſagen; alle Schlupfwinkel der Weltſtadt helfen ihm nichts mehr, und bald nimmt ihn eine enge Zelle, zunächſt die der Unterſuchungshaft, dann die des Gefängniſſes oder Zuchthauſes auf.

Deutſche in Italien.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Reiſeeindrücke von **Oscar Juſtinus.**

Faſt zwei Jahrtauſende ſind verfloſſen, ſeit die erſten Nordländer, aus eigenem Antriebe oder von unzufriedenen Nachbarn gedrängt, die Alpenpäſſe überſtiegen und beim Anblick der weiten herrlichen Thäler und des azurblauen Meeres entzückt in ihrem Vandaliſch, Weſtgothiſch oder ſonſt einer Mundart ausriefen: „Hier iſt es ſchön! Hier wollen wir bleiben und uns Hütten bauen!“

Noch bis zum heutigen Tage findet eine faſt ununterbrochene Strömung aus dem Norden und namentlich auch aus unſerem Deutſchland nach den lachenden Gefilden Italiens ſtatt. Aber die Fremden kommen nicht mit Feuer und Schwert, um zu vernichten und dann doch, die Ueberlegenheit des unterdrückten Volkes anerkennend, in dieſem aufzugehen. Die Beſucher von heute bringen ihre eigene Kultur, ihre ausgeſprochene Individualität mit und ſie kommen zum größten Theil, um ſtaunend die Wunder der Natur und Kunſt zu genießen und bereichert mit unvergeßlichen Eindrücken heimzukehren.

Ich ſagte: der größte Theil, nicht alle. Es giebt Tauſende von Landsleuten, welche in Italien dauernd ihre Zelte aufgeſchlagen haben. Unſere Aerzte, welche Lungenleidende nach dem Süden ſenden, ſchaffen das größte Kontingent dieſer Deutſch-Italiener. Nachdem ſie an der Riviera, in Neapel, Palermo Geſundheit gefunden, fühlen ſie ſich einerſeits ſo dankbar gegen das Land, deſſen mildes Klima ihnen das ſtark gefährdete Leben von neuem feſtigte, und haben andererſeits ein ſolches Bangen davor, ſich wieder dem Schnee und Unwetter ihrer Heimath auszuſetzen, daß ſie ſich jenſeit der Alpen in irgendwelcher Stellung dauernd niederlaſſen — gewöhnlich mit einer Landsmännin ein Haus gründend. Wir finden in allen Theilen Italiens Aerzte, Künſtler, Archäologen, Schriftſteller, Buchhändler, Agenten deutſcher Häuſer, Vertreter von deutſchen Blättern Kaufleute, Kunſtgärtner, Apotheker, Hotelbeſitzer, Fabrikanten, Konſulatsbeamte, welche ſich in der ſo gewonnenen neuen Heimath Namen und Vermögen erworben haben, in deren Familien weiter deutſcher Geiſt und deutſche Bildung gepflegt wird und deren Haus, in der Regel der Zielpunkt von Empfehlungsbriefen, von den reiſenden deutſchen Landsleuten gerne, ja oft für den Betreffenden nur allzu ausgiebig aufgeſucht wird. Außer dieſen giebt es aber auch ein gut Theil Deutſcher, welche freie Neigung und Wahl nach Italien führte, und endlich ſolche, bei denen neben der Liebe zum Lande auch die Liebe zu einer Tochter des Landes ein Wort mitgeſprochen hat.

Im großen und ganzen kann man nicht ſagen, daß die

Digitized by Google

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

Im Tannenwald.

Nach einem Gemälde von M. Nonnenbruch.

Schönheit der Italienerinnen ihrem Ruf ganz entspräche. Es giebt Orte, wo dem Fremden reizende Gesichter und liebliche Erscheinungen nicht nur vereinzelt begegnen, wie Capri, Florenz, Siena, und aus der Wagenreihe des römischen Korso grüßt manch stolze Schönheit, die daran erinnert, daß am Ufer des Tiber einst Raphaels Modelle aufwuchsen. Aber es giebt andererseits Orte, wo man auf der Promenade vergebens ein Königreich für ein schönes Mädchen ausbieten würde, darunter in erster Linie Neapel. Selbstverständlich schließt das nicht aus, daß auch in Italien tausend und abertausend Mädchen blühen, welche einen Deutschen entzücken und ihm dauernde Liebe einzuflößen vermögen. Ich habe selbst deren im Hause kennengelernt, welche ebenso durch ihre Schönheit wie durch die Lieblichkeit ihres Wesens und ihre überraschende Bildung — viele Damen werden von deutschen Gouvernanten unterrichtet — in Staunen setzten. Im allgemeinen wird freilich das weibliche Geschlecht in Italien in einer solchen Weltfremdheit erzogen, daß eine italienische Gattin dem deutschen Ehemanne selten als eine Gleichberechtigte entgegentritt. Die Sitte erlaubt nicht, daß ein Mädchen oder eine Frau allein über die Straße geschweige denn in ein Theater gehe, und diese sklavische, ich möchte sagen haremartige Unselbständigkeit verleiht den Frauen etwas von ihren orientalischen Schwestern. Der Italiener wünscht von seiner Frau im Durchschnitt weiter nichts, als daß sie sich schön zu kleiden und zu putzen wisse und daß sie eine hingebende Frau und Mutter sei. Der Deutsche, welcher eine Theilnehmerin seiner Arbeiten und Pläne, eine Repräsentantin seiner Familie, eine Frau, welche ihn und seine Freunde stets auf der Höhe des Tages zu unterhalten versteht, und vor allem eine gute tüchtige Hausfrau beansprucht, wird diese Anforderungen meist, wenn er eine Tochter des Südens freit, bedeutend herabsetzen müssen, und so sind denn auch die Fälle von Heirathen Deutscher mit Italienerinnen verhältnißmäßig selten. Dagegen trifft man ungleich mehr Heirathen von Italienern mit deutschen Frauen. Wenn der Deutsche als solcher schon drüben als ein Muster von Bildung und Gediegenheit, sowie als ein umgänglicher Mensch angesehen wird, so kommt den deutschen Frauen noch die Annahme zu gute, daß sie tüchtige Hausfrauen und treue Gattinnen, daß sie besser unterrichtet und von Haus aus an den gesellschaftlichen Umgang mit Männern mehr gewöhnt sind als die ängstlich gehüteten Italienerinnen. In jeder Ehe, selbst zwischen sozial gleichstehenden und ähnlich erzogenen Menschen, bedarf es ja längerer Zeit, bis sich ihre Verschiedenheiten in Harmonie ausgeglichen haben; die Dauer dieses Uebergangs wird um so größer sein, wenn die Gatten aus zwei völlig verschiedenen Nationen herstammen. Aber der Italiener hat eine so leichte Umgänglichkeit, eine so im Herzen begründete Liebenswürdigkeit, ist so voll Lebenslust, Anspruchslosigkeit und Dankbarkeit für Schonung seiner Schwächen, daß eine vernünftige Frau, welche ihn nicht mit Pedanterien und Eifersüchteleien quält, auch gut mit ihm auskommen muß.

In einem Punkte begegnen sich beide Theile, in dem Bedürfniß nach weiterer Geselligkeit, und diese kann sich in Italien ein Haus um so eher gestatten, als sie nicht entfernt so kostspielig ist wie in Deutschland. Die schweren Einladungen mit mehrstündigen Sitzungen an der Tafel sind in dem darin idealen Italien so gut wie unbekannt. Man kommt entweder *vor* Tisch zusammen, das heißt also etwa zwischen 5 und 7 Uhr nachmittags — und dann gilt der Besuch gewöhnlich der Frau, und es setzt nichts weiter als ein Täßchen Thee und einige Süßigkeiten, Cakes oder anderes Backwerk — oder *nach* Tisch, das ist also etwa um 9 Uhr abends, und dann hat man Aussicht, gegen Mitternacht einige Sandwiches, einige Gläschen Marsala zu genießen, während es für die Damen etwas besseres Konfekt und eine Tasse Thee giebt. Das sind die materiellen Genüsse. Die geistigen beruhen hauptsächlich auf dem Wesen einer internationalen Gesellschaft, wo schon das Sprachengewirr anregend und erquickend wirkt. Englisch, Italienisch, Französisch und Deutsch ist das mindeste, was in fortwährender Plauderei herüber und hinüber tönt. Und ob sich dann die ganze Gesellschaft zu einem Tänzchen zusammenthut — die Italiener und Italienerinnen tanzen mit einem Feuer und einer Leichtigkeit, wie dies bei uns nur in vereinzelten Fällen vorkommt — oder ob sie sich an Dilettantenvorträgen auf dem Klavier, der Mandoline, an einem Streichquartett oder am Gesang einer Künstlerin erfreut — die Musik ist das Volapük, welches alle internationalen Schranken überspringt und alle Herzen aufschließt. Ich muß gestehen, daß wir niemals aus einer dieser Gesellschaften ohne freundliche Anregung nach Hause gegangen sind und daß wir diesen zwanglosen geselligen Abenden die liebenswürdigsten Bekanntschaften verdanken.

Man kann durchaus nicht sagen, daß die in Italien lebenden Deutschen ihr Vaterland verleugnen. Und wenn sie noch so lange im Auslande leben, die Neigung, mit ihren Landsleuten zu verkehren, ihnen gewissermaßen die Honneurs in dem schönen Lande zu machen, die Theilnahme für alles, was daheim vorgeht, ist ihnen mehr oder minder geblieben. Und wenn auch dort nicht ein so abgeschlossener Ring zwischen den Deutschen besteht wie zwischen den Engländern, so kann man doch recht gut in jeder größeren Stadt von einer deutschen Kolonie sprechen. Diese hat zum Mittelpunkt die Botschaften, die deutschen Konsulate, in Florenz und Neapel die deutschen Klubs. In Rom bildet ihn der deutsche Künstlerverein, welcher sich eines bedeutenden Ansehens erfreut, in den künstlerisch ausgestatteten, behaglichen, den ganzen Tag geöffneten Räumen des Palazzo Serlupi ein gastliches Heim besitzt; ihm als Gäste anzugehören, rechnen sich die angesehensten Männer jederzeit zur Ehre an. Durch Vorträge, Herrenabende, Abendgesellschaften mit Damen, durch eine Weihnachtsfeier unter dem Tannenbaum, sowie durch glänzende und mit anmuthiger Künstlerlaune veranstaltete Masken- und Kostümfeste erhält der Verein das Interesse seiner Mitglieder unausgesetzt rege und wahrt sich selbst seinen althergebrachten Ruf.

Uebrigens habe ich bemerkt, daß die Deutschen unter dem sogenannten ewig lachenden Himmel Italiens manches von ihrer nationalen Eigenart abgelegt und manches von den Landessitten angenommen haben. Das Kneipenleben ist ein wesentlich anderes. Es giebt wohl in Rom, Florenz, Neapel „Birrerien", das sind Verkaufs- und Ausschankstellen bayerischer und österreichischer Biere; aber ob es der ungewöhnlich hohe Preis ist oder das Fehlen der „stilvollen" deutschen Biertempel: der Gambrinuskultus bleibt in dem Lande der Citronen immer ein Fremdling, dem das rechte eingesessene Stammpublikum fehlt. Immerhin machen einige der „Birrerien" ganz leidliche Geschäfte, und man kann darauf rechnen, in diesen zum Theil hocheinen, elektrisch beleuchteten, mit kostbaren Bildern und glänzenden Spiegeln ausgestatteten Sälen Landsleute anzutreffen. Doch hat sich im allgemeinen der Geschmack dem Wein zugewendet, und es giebt in Seitensträßchen Osterien, die sich von außen wie Räuberhöhlen anlassen, in denen sich aber einem guten Tropfen zuliebe unsere Landsleute Kopf an Kopf zusammenfinden und mit Straßenarbeitern und Fuhrleuten um die Wette die dargebotenen beliebten Speisen — heut trippa, Kaldaunen, morgen Maccaroni, über morgen gnocchi, Knödel, verzehren.

Außerdem findet man die Deutschen natürlich in allen Restaurants und am meisten in denen, welche durch Sauberkeit und Billigkeit im Bädeker einen Stern zu erringen das Glück gehabt haben. Die Engländer, obwohl als Reisende in starker Ueberzahl, sind in den Trattorien viel seltener, weil sie sich zum allergrößten Theil in Pension geben, dort gewissermaßen ein Stück Old-England bildend, welches unversehrt und unvermischt auf dem fremden Meere herumschwimmt. Der Deutsche wahrt sich gern seine Bewegungsfreiheit. Sobald er einigermaßen mit der Sprache fortkann, nimmt er bei längerem Aufenthalt eine Privatwohnung und macht nun, die Abwechslung liebend und dem Studium hold, die Runde in den Lokalen. Man erkennt ihn dort im ersten Augenblick seines Hereintretens. Ich konnte mir noch so viel Mühe geben, italienisch auszusehen, und noch so gleichmüthig unsre „due café e latte e paste", zwei Tassen Kaffe mit Milch und Gebäck, bestellen, der Kellner brachte uns doch unaufgefordert die deutschen Zeitungen dazu.

Wenn nicht an seinem hellen Haar und seiner helleren Hautfarbe — es giebt ja unter den Italienern fast so viel Blonde als unter den Germanen Dunkelhaarige — an seiner Kleidung und an seinem weichen Filzhut — der Italiener bevorzugt den Cylinder und trägt, sowie das Wetter nur etwas kühl wird, den Pelz oder wenigstens Pelzkragen — wenn nicht an seiner Brille, durch welche der Deutsche im Auslande überall erkennbar ist, unterscheidet man ihn am Abnehmen des Hutes in einem öffentlichen Lokal. Der Engländer nimmt den Hut überhaupt nur im Salon ab, der Italiener lüftet ihn, wenn er in einen besuchten Raum tritt und wenn er diesen verläßt, behält ihn aber, eine für unser Gefühl unfein wirkende Sitte, während

des ganzen Abends auf dem Kopfe. Der Deutsche allein zieht ehrfurchtsvoll vor den Penaten jedes fremden Hauses seine Kopfbedeckung und setzt sie nicht eher auf, als bis er wieder auf dem Flur ist. Dasselbe gilt von einem Besuch im Geschäftszimmer. Beim Essen unterhalten sich unsere Landsleute für italienisches Anstandsgefühl zu laut. Das Lärmen, das Anstoßen, die deutsche Fidelitas gilt in Italien nicht für fein, und in einem halbwegs guten Restaurant geht es viel geräuschloser zu als bei uns. Bezeichnend ist auch die Stellung zu den Kellnern. Der Italiener ist mit den Speisen viel wählerischer als wir, und oft sendet er einen Theil der Gerichte, welche ihm aufgetischt wurden, als nicht nach seinen Wünschen wieder nach der Küche; aber er streitet niemals laut mit der Bedienung, sondern die Verhandlungen werden ganz leise, ich möchte sagen freundschaftlich geführt. Man erkennt nur an dem eigenthümlichen Spiel der Hände, um was es sich handelt, und mit der lächelndsten Miene der Welt nimmt der Kellner die verschmähte Ware zurück. Das „Anschnauzen" ist überhaupt eine im Auslande recht auffallende Eigenthümlichkeit vieler Deutschen, welche auch dem Engländer fremd ist. Ein Bettler stellt sich in den Weg. Der Engländer sieht über ihn hinweg, als wenn er Luft wäre: er giebt aus Grundsatz nichts. Der Italiener bewegt den Finger hin und her, was so viel heißt wie „Nein", oder er sagt einige verbindliche Worte und schreitet weiter. Der Deutsche runzelt die Stirn, fährt den Lästigen mit ein paar groben Redensarten an, die sich um so komischer machen, als sie gewöhnlich nicht richtig sind, und greift dabei doch nach seinem Geldbeutel.

Während der Amerikaner und Engländer sich selten abmüht, der Sprache Herr zu werden, meint es der Deutsche sehr ernst mit seinem Sprachstudium, und er bringt es nach einigen Jahren auch dahin, die Sprache fertig zu sprechen und zu verstehen. Freilich bleibt ihm die besondere Art der Aussprache meist sein Lebtag treu. Im einsamen und romantischen Kloster Tresontane bei Rom wurden wir von einem Mönch empfangen und herumgeführt, dessen Italienisch eine mir ganz sonderbar vorkommende Färbung trug. Ich äußerte meiner Frau gegenüber auf deutsch, wie interessant es doch sei, daß sich die gleiche mundartliche Unregelmäßigkeit, die des Fallenlassens der Endkonsonanten und Endvokale und das eigenthümliche Singen, in jeder Sprache wiederhole, und daß, wenn man nicht genau wüßte, dieser Frate sei hier geboren und erzogen, man glauben könnte, einen Rheinhessen italienisch sprechen zu hören. Da sah uns der Italianissimo groß an und sagte: „Bin ich auch, meine Herrschafte! In Heppeheim hat mei Wiek gestande! Leb' aber scho dreißig Jahr in Italie!"

Uebrigens hört man in Rom auf Schritt und Tritt deutsch sprechen. Alle Fremden befinden sich ja auf der Straße, in den Museen, in den Kirchen. Die großen, noch immer prunkvollen Feste in St. Peter oder dem Lateran sind ein Stelldichein aller Kolonien, und während derselben hört man fast ausschließlich englisch und deutsch reden; Frankreich reist sehr wenig. Außerdem spricht die schweizer Ehrengarde den unverfälschten schweizer Dialekt. Deutsche Klänge dringen uns ferner vertraulich ins Ohr in der Nähe der deutschen und österreichischen Botschaften, von Schülern des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, welches in neuerer Zeit auch Rundreisen von deutschen Gelehrten durch das antike Italien veranstaltet; von den in langen Trupps, stets zu zwei und zwei, durch die Straßen ziehenden deutschen geistlichen Alumnen im scharlachrothen Gewande; von den zahlreichen deutschen Kunststipendiaten, welche sich in dem Lande der Schönheit mit Anschauungen für ihr Leben vollsaugen, übrigens kein gemeinsames Heim haben wie die auch sonst viel besser gestellten Kunstschüler Spaniens und Frankreichs. Deutsche Predigten hört man in der Kirche Santa Maria dell' Anima zu Rom, in welcher auch der deutsche Papst Hadrian IV. begraben liegt, und in der deutschen Botschaftskapelle im Palazzo Caffarelli.

Wie wenig man aber beispielsweise in Neapel, trotz seiner deutschen Klubs und deutschen Schulen, trotz des bedeutenden Antheils der Deutschen am Handelsleben der Seestadt, auf den Straßen deutsch reden hört, dafür spricht, daß uns ein junges deutsches Mädchen an der Via di Roma, dem früheren Toledo, ohne weiteres anredete, weil sie nach unserem Sprechen in uns ein landsmännisches Gefühl voraussetzte, nachdem sie stundenlang vorher in heller Verzweiflung nach solcher Hilfe umhergesucht hatte. Sie hatte sich auch nicht geirrt: das arme Ding, welches durch Empfehlung eines Bureaus als Bonne in ein italienisches Haus gekommen war, hatte ihre dortige Stellung infolge von Eifersüchteleien der Frau wieder verlassen müssen, ehe sie Zeit gehabt hatte, einigermaßen die Sprache des Landes zu erlernen; nun wurde sie durch Bemühungen einiger deutschen Freunde, an welche wir sie empfehlen konnten, gut untergebracht.

Man darf aber dieses Vorkommniß nicht über Gebühr verallgemeinern. Für stellungsuchende junge Mädchen ist natürlich alle Vorsicht geboten, sonst genießen indessen unsere Landsleute ein gutes Ansehen. Man bringt ihnen allerseits auch im Volke, welches allerdings die Fremden germanischer Herkunft oft unter dem Gesammtnamen „Inglesi", Engländer, zusammenfaßt, einen großen Respekt, wenn auch nicht gerade immer Verständniß für ihr innerstes Wesen entgegen. Die deutsche Musik findet z. B. jenseit der Alpen nicht allzu großen Widerhall. Im Salon sind wohl Beethoven, Mozart, Schumann und Schubert heimisch, in der Oper errangen einige Wagnersche Musikdramen Erfolg; aber in den breiten Massen des italienischen Volkes hat die deutsche Musik keinen festen Fuß gefaßt.

Ueber die Schicksale der deutschen Handwerker in Italien machte ein schon zwanzig Jahre dort lebender Deutscher eine auffallende Beobachtung. In der ersten Zeit ihres Daseins überflügeln sie ihre italienischen Kollegen und lassen ihre Mitbewerber schnell hinter sich. Das kommt daher, daß sie von Hause aus an eine größere Strenge des Arbeitens, an mehr Stetigkeit und Ausdauer gewohnt sind. Die Italiener sind, wie unser Gewährsmann sich ausdrückte, mehr „geniale Pfuscher", welche ohne Schulung mehr nach dem Instinkte drauf los arbeiten und, wenn sie nicht den scharfen Wettbewerb eines Ausländers zu bestehen haben, damit auch vorwärts kommen können. Nach mehreren Jahren aber pflegt sich das Blatt zu wenden. Der größte Theil unserer Landsleute wird dann, sei es durch den Einfluß des Klimas, sei es durch den leichteren Erwerb, nachlässig und schlaff, und da sie von Hause aus gewohnt sind, besser zu leben, auch manchmal einen Tropfen über den Durst zu trinken, so geht es mit ihnen, wenn sie sich nicht mit Aufbietung aller Kräfte obenauf halten, schnell bergab.

Eine Stätte giebt es im Süden Italiens, wo deutscher Geist zweifellos die Führung erhalten hat, die Insel der Maler, Capri. Dieses wonnige Eiland, dessen reizvolles Profil neben dem rauchenden Vesuv das charakteristische Wahrzeichen des Golfes von Neapel bildet, ist wie eine schimmernde Perle, welche die Götter der deutschen Malerzunft in der Schale des blauleuchtenden Weltmeers als Geschenk dargebracht haben. Ein Deutscher, August Kopisch, hat vor Jahren die blaue Grotte, dieses Oceanwunder, und damit einen Hauptanziehungspunkt der Insel entdeckt, und eine ungeheure Palme kündet weithin aus dem steinernen Häusergewirr der Insel die Stelle des Albergo Pagano, der berühmten Künstlerherberge, deren Wandflächen bis in die obersten Stockwerke Fresken und Inschriften tragen, mit denen fröhliche Maler und Dichter sich verewigt haben. Nach alter Ueberlieferung wird hier zu musterhaft billigen Preisen zweimal des Tages gespeist, und etwa achtzig Theilnehmer, fast ausschließlich Landsleute, aber von den verschiedensten Berufsarten, bilden eine so ungezwungene und von der Großartigkeit der Natur immer wieder aufs neue angeregte Tafelrunde, wie sie wohl kaum ein zweites Mal auf der Welt besteht. Im Gegensatz zu Neapel ist auf dieser Felseninsel alles blankfauber. Die armen Bewohner zeigen eine Formenschönheit, wie man sie sonst nirgends in Italien findet, und die schlanken Gestalten der Knaben und die vollbärtigen Köpfe der Männer bilden das Entzücken der Künstler. Kleine Buben, welche den Malern in der Rolle von Farbenreibern oder Trägern bei ihren Jagden auf schöne Veduten als Gefolge dienen, haben gelehrig deutsche Laute aufgeschnappt, und das erste Lied, welches ein vor mir hertänzelnder schwarzlockiger Junge mir lachend vorsang, hieß: „Du bist verrückt, mein Kind".

In Capri schweigen selbst die Krittler, und die sauertöpfigsten Reisenden gehen zur Partei der Schwärmer über. In diese beiden Feldlager kann man nämlich die Deutschen in Italien scheiden. Die einen fühlen sich fortwährend unglücklich, beleidigt, angewidert. Der Lärm der Räder und Ausrufer macht sie nervös, das Oel der Speisen verdirbt ihnen den Magen, die Bettelei empört sie, das Vordringen moderner Kultur in die alten Heimstätten klassischer

Ruinenromantik erregt ihre Entrüstung. Sie ziehen in einem fort Vergleiche mit der Heimath oder mit früheren Zeiten, und nur ein kräftigeres Ausschimpfen kann das Gleichgewicht ihrer Seele wieder herstellen. Die anderen befinden sich in einem dauernden Rausche des Entzückens. Sie glauben, in diesem Zauberlande alles schön finden zu müssen, jedes zerbrochene Säulenkapitäl setzt sie in Ekstase und dem schmutzigsten Ciociarenkinde möchten sie einen Kuß auf das ungewaschene Mäulchen drücken. Eine solche Schwärmerin besuchte uns in Rom. Es war spät am Abend, und obwohl wir im geschlossenen Wagen bei Regenwetter mit ihr vom Bahnhofe nach Hause fuhren, kam sie ganz aufgeregt von all den Herrlichkeiten, Tempeln, Säulen, Kuppeln und Statuen, welche sie im Fluge durch das Fenster gesehen zu haben glaubte, bei uns an. Es that ihrer Schwärmerei auch keinen Abbruch, als wir ihr nachwiesen, daß die Gardinen heruntergezogen gewesen waren: sie hatte die Schönheiten Roms — gefühlt.

Es giebt übrigens auch Schwärmerei auf der anderen Seite. Die Italiener, stolz auf ihr Land und sehr geschmeichelt, wenn man recht viel lobt und anerkennt, zeigen sich gern durch eine Art vielleicht mehr eingeredeter als selbstempfundener Begeisterung für das deutsche Volk und Wesen erkenntlich. Ein junger Mann, Student, welcher unser Entzücken über die Aussicht von dem Palatin auf die Ewige Stadt mit Freuden wahrnahm, erzählte uns in ziemlich gebrochenem Deutsch, daß für ihn und viele seiner Freunde Deutschland das Land der Vollkommenheit und Sehnsucht bilde. Er kenne es ziemlich genau aus seiner Litteratur. Als wir in ihn drangen, was er unter deutscher Litteratur verstehe, beschränkte er seine Angaben auf drei Werke. Das erste war „Go-ethe“. Was der junge Mann von unsrem Altmeister eigentlich gelesen hatte, ist nicht ganz klar geworden; er blieb dabei, daß er Go-ethe kenne. Das zweite war die Geschichte Roms von Gregorovius, das dritte — „Buchholzens in Italien“.

Der Kommissionsrath.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von Rudolph Lindau.

Wie der denkwürdige Tag der Ernennung, so gingen viele Tage dahin. Die Sorge um seine neue Würde nahm Herrn Stevenhagen dermaßen in Anspruch, daß er darüber alles andere mehr oder weniger vergaß und vernachlässigte. Glücklicherweise litten weder das Geschäft noch der Haushalt darunter, denen Fritz und Frau Mathilde in unveränderter Tüchtigkeit vorstanden; immerhin fing aber Frau Stevenhagen mit der Zeit an, etwas beunruhigt zu werden. — Ihr Mann war nicht mehr der alte, das zeigte sich namentlich darin, daß er mit vielen Dingen, auf die er früher gar nicht geachtet hatte, unzufrieden wurde und sich über eine Anzahl seiner Mitbürger zu beklagen begann. Er ließ einen Theil der Möbel erneuern, das Haus frisch anstreichen, er bestellte sich einen neuen Anzug, obgleich der, den er trug, noch jahrelang gute Dienste hätte leisten können. Er bemerkte, daß der Fleischermeister beim Gruße seine Mütze nur berührt, nicht abgezogen hatte; er fand es nicht in Ordnung, daß Agathe, deren Bäckerladen fünfzig Schritte von der Wohnung ihrer Eltern entfernt war, aus ihrem Hause mit bloßem Kopfe herübergelaufen kam. „Das schickt sich nicht, Agathe, das schickt sich nicht! Thu' mir den Gefallen und setz' den Hut auf, wenn Du auf die Straße gehst.“ Auch an den „Borsdorfer Aepfelchen“ entdeckte er plötzlich Unarten, die ihm früher nicht aufgefallen waren. Sie machten keine ordentlichen Diener, wenn sie in das Zimmer traten, und sie suchten ihre Gesellschaft am liebsten unter der verwildertsten Straßenjugend. Aber das Bedenklichste für Frau Mathilde war, daß Stevenhagen sogar aufhörte, mit dem Benehmen des Doktors zufrieden zu sein. Dieser hatte die Schrullen seines Freundes monatelang geduldig ertragen, obgleich er schon nach den ersten vier Wochen aufgehört hatte, sich darüber zu freuen; aber mit der Zeit konnte er doch nicht mehr umhin, Stevenhagen hier und da auf einige seiner Sonderbarkeiten aufmerksam zu machen. Und darüber kam es eines Tages zu einem kleinen Wortwechsel. Als Stevenhagen sich nämlich im Beisein seines alten Freundes über den unhöflichen Gruß des Fleischermeisters beklagte, sagte der Doktor, der einen Theil der Nacht am Bette eines schwerkranken Mannes verbracht hatte und übler Laune war: „Laß' das doch! Was macht es aus, wie Kunhart Dich grüßt!“

„Mir ist es auch ganz gleichgültig, wie der ungehobelte Mensch sich benimmt,“ antwortete Stevenhagen, „aber daß es nicht in der Ordnung ist, mir einfach zuzunicken wie einem Tagelöhner oder Gesellen, das wirst Du doch selbst zugeben.“

„Nein, das gebe ich nicht zu,“ erwiderte der Doktor verdrießlich, „ich bin ebensowenig wie Du Tagelöhner oder Fleischergeselle, und mich grüßt Kunhart nicht ehrerbietiger als Dich.“

„Wenn Du Dir das gefallen läßt, so ist das Deine Sache,“ entgegnete Stevenhagen, „ich lasse es mir nicht gefallen.“

„Nun dann laß' es Dir nicht gefallen! Ich bin zu müde, um mich mit Dir über solche Lappalien zu streiten.“

Der Zwischenfall hatte keine unmittelbaren Folgen. Der Doktor fand sich am Abend zur üblichen Stunde zur Partie l'Hombre ein, und die Verstimmung, mit der Stevenhagen und er sich eine Zeitlang gegenüber gesessen hatten, ging bald vorüber. Aber Aehnliches ereignete sich bald öfter, und mit der Zeit bildete sich bei Stevenhagen eine gewisse Erbitterung gegen seinen alten Freund, während der Doktor, der Pastor und der Postmeister sich mehr als einmal darüber aussprachen, daß Stevenhagen seit seiner Ernennung zum Kommissionsrath viel von seiner alten einfachen Liebenswürdigkeit eingebüßt habe. Sie wurden dem Würdenträger gegenüber vorsichtiger und zurückhaltender in ihren Aeußerungen, und damit ging ein großer Theil der harmlosen Heiterkeit verloren, die bis vor kurzem die Zusammenkünfte der vier alten guten Spielkameraden gekennzeichnet hatte. Stevenhagen konnte sich der Erkenntniß dieser Veränderung auf die Dauer nicht verschließen; die Betrachtungen, die er darüber anstellte und auch seiner Frau mitzutheilen pflegte, waren für diese geradezu Besorgniß erregend. Er redete sich mit der Zeit ein, die Unfreundlichkeit seiner Genossen, namentlich des Doktors, beruhe auf Neid.

„Nicht gerade bösartigen scheelen Neid, liebe Mathilde, empfindet der Mann, aber glaube mir nur, er fragt sich, ob er nicht eben so gut, wie ich zum Kommissionsrath ernannt worden bin, den ‚Sanitätsrath‘ verdient hätte. Es ist ja nicht meine Schuld, daß man nicht daran gedacht hat — ich würde ihm jede Auszeichnung von ganzem Herzen gönnen. Aber daß es nicht geschehen ist, ärgert ihn, und er kann es nicht über sich gewinnen, seinen Verdruß nicht an mir auszulassen.“

Frau Mathilde hatte eine Zeitlang versucht, ihrem Konstantin solche Gedanken auszureden, doch als sie sah, daß es nichts fruchte, daß sie sich der Gefahr aussetze, mit ihrem Manne uneins zu werden, mit dem sie bis dahin in ungetrübter glücklicher Ehe gelebt hatte, da gab sie den vergeblichen Versuch auf, Frieden zu stiften, die langsam absterbenden freundschaftlichen Gefühle ihres Mannes für den Doktor wieder zu erwecken. Sie blickte nur traurig und still vor sich hin, wenn Stevenhagen in seiner lieblosen Beurtheilung immer weiter ging und sich langsam aber stetig in Einbildungen hineinredete, die schließlich zu Gefühlen verborgenen Uebelwollens, geheimer Feindschaft ausarteten. Die Folge davon war, daß, nachdem einmal eine gewisse Entfremdung zwischen den beiden einst so befreundeten Menschen eingetreten war, ihre Beziehungen schnell an Annehmlichkeit und Vertraulichkeit verloren und daß bald der eine, bald der andere sich entschuldigen ließ, an den regelmäßigen Regel- und l'Hombrepartien nicht theilnehmen zu können. Und schließlich kam es zu einem für alle Betheiligten — die vier Mitglieder der Partie und Frau Mathilde — gleich schmerzlichen Bruche.

Der Doktor hatte eines Abends beim Kartenspiel mit einem großen Einsatz auch die Geduld verloren und dem Herrn Kommissionsrath Stevenhagen, der an jenem Abend noch anspruchsvoller erschien als gewöhnlich, kurz und bündig gesagt, er mache sich „lächerlich“; worauf der in seiner Würde tief gekränkte Mann seinen Hut genommen hatte und davongegangen war. Die Versöhnungsversuche, die am nächsten Tage gemacht wurden,

Otterjagd.
Nach einem Gemälde von L. Beckmann

blieben erfolglos. Stevenhagen verlangte, der Doktor solle Abbitte thun; dieser, dessen Geduld zu Ende war und der thatsächlich kein Vergnügen mehr empfand am Umgang mit dem „eingebildeten Narren“ — wie er Herrn Stevenhagen hinter dessen Rücken zu nennen wagte — erklärte unumwunden, es falle ihm gar nicht ein, Abbitte zu leisten, ja auch nur eine Silbe von dem zurückzunehmen, was er gesagt habe. Stevenhagen habe sich lächerlich gemacht, und er, der Doktor, beharre auf seiner Behauptung. Ja, er wolle sich mit Stevenhagen übers Schnupftuch schießen, wenn er auf Genugthuung bestehe. Wenn er dagegen versprechen wolle, in Zukunft wieder ein vernünftiger Mensch zu werden, so werde er, Nehring, sich freuen, von neuem mit ihm zusammenzutreffen. Andernfalls möge Herr Konstantin Stevenhagen, Königlicher Kommissionsrath, Inhaber der hundertundeinjährigen Firma „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger“, ihn ungeschoren lassen.

Damit hatten die schönen Abende des armen Stevenhagen ihr Ende erreicht. Der Pastor und der Postmeister theilten ganz und gar die Meinung des Doktors, und die drei suchten nach einem neuen vierten Manne und fanden ihn in der Person des Rentmeisters. Dieser besaß zwar nicht alle Tugenden, die seinen Vorgänger zu dessen guter Zeit so liebenswürdig gemacht hatten, aber er war frei von den Fehlern, die Stevenhagen seit seiner Ernennung zum Kommissionsrath zu einem schwer umgänglichen Menschen stempelten.

Der Kommissionsrath ertrug die Langeweile, zu der er verdammt war, nur kurze Zeit. Seit Monaten bereits regten sich in seinem tiefsten Innern Gedanken, die er bisher selbst seiner Frau gegenüber verborgen gehalten hatte. Er wollte seine Vaterstadt verlassen, wo er nicht die gebührende Anerkennung fand, wollte nach einer großen Stadt, ja er wollte nach Berlin ziehen, um dort in der Gesellschaft von Standesgenossen den Verkehr und die Achtung zu finden, auf die er berechtigten Anspruch erheben durfte. Es kostete ihn einen Entschluß, dies Frau Mathilde gegenüber auszusprechen, aber nachdem es einmal geschehen war, ging er unbekümmert um die Thränen und den Widerspruch seiner Frau, seiner Tochter und seines Schwiegersohnes dem Ziele zu, das er sich gesteckt hatte. Er berieth nicht mehr mit Frau Mathilde, wie dies früher seine Gewohnheit gewesen war, sondern erklärte einfach, was er zu thun beabsichtige und thun werde. Das Geschäft verkaufen? Nein, das wollte er nicht — er hatte es von Anfang an seinem Enkel Anastasius Mertens bestimmt, und Anastasius sollte es später bekommen. Einstweilen konnte Fritz es weiter verwalten, dessen Gehalt erhöht und dem außerdem ein kleiner Antheil an dem Gewinn des Geschäfts zugesichert werden mußte. Frau Mathilde sollte selbstverständlich mit nach Berlin ziehen. Die Wohnung, die somit leer würde, konnte theilweise unbewohnt bleiben, denn sie zu vermiethen, wäre der Stellung des Herrn Kommissionsrathes unwürdig gewesen. Fritz, mit dem Herr Stevenhagen schon gesprochen, hatte sich dankend damit einverstanden erklärt, seine eigene Wohnung aufzugeben und sich in zwei Zimmern des großen Hauses seines Chefs einzurichten. Mit Hilfe des Comptoirdieners und einer alten Dienstmagd, auf die man sich ganz verlassen durfte, konnte Fritz auf diese Weise Geschäft, Haus und Wohnung gut in Ordnung halten; nöthigenfalls war noch ein Lehrling anzunehmen, der ihm beim Verkauf behilflich sein würde. Von Zeit zu Zeit wollte Stevenhagen nach seiner Vaterstadt zurückkehren, um zu sehen, ob im Geschäft alles in Ordnung sei, und um seine Tochter und die beiden Enkelkinder zu besuchen; Frau Mathilde sollte ihren Mann auf diesen Reisen begleiten.

Eines Abends kündigte Stevenhagen seiner Frau an, er werde Ende der Woche nach Berlin fahren, um dort eine Wohnung zu miethen. Diese Nachricht versetzte die arme Frau in schmerzliche Aufregung; sie verbrachte eine schlaflose Nacht, aber sie wagte nicht, ihrem Manne zu widersprechen, da er sich für ihre Einwendungen gar nicht mehr zugänglich zeigte und bereits verschiedene Male, wenn sie ihm widersprochen hatte, so heftig und böse geworden war, daß die gute, ihr ganzes Leben lang an die beste Behandlung gewöhnte Frau Mathilde sich dadurch vollständig hatte einschüchtern lassen. Sie lief am nächsten Morgen zu ihrer Tochter und später auch zum Doktor und zum Pastor, um diesen ihr Leid zu klagen; sie fand auch allerorten Verständniß und innige Theilnahme, aber zu rathen und zu helfen wußte ihr niemand.

Am bestimmten Tage reiste Herr Stevenhagen nach Berlin ab, und eine Woche später kehrte er stolz und zufrieden zurück und kündigte seiner Frau an, er habe eine passende Wohnung gefunden, die gerade frei sei und die er so bald als möglich zu beziehen wünsche. Darauf gab er umsichtige Anleitung, das Ergebniß reifer Ueberlegungen, auf welche Weise die Uebersiedlung nach Berlin stattzufinden habe; die großen schweren alten Möbel sollten zurückbleiben, der Rest werde mehr als reichlich genügen, die kleinere Berliner Wohnung standesgemäß auszufüllen. Frau Mathilde hörte alles mit an in stummer willenloser Traurigkeit und bat nur, Stevenhagen selbst möge die Oberleitung des Umzuges übernehmen, da sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühle. „Natürlich werde ich das thun,“ sagte der Herr Gemahl. „Frauen verstehen von solchen Sachen nichts.“

Während der nächsten vierzehn Tage war er von früh bis spät beschäftigt, das Einpacken aller Sachen, die mit nach Berlin genommen werden sollten, und das Aufladen der Möbel und Kisten auf die großen Möbelwagen zu überwachen. Er verrichtete das nicht ohne Geschick, denn als kleiner Kaufmann, der sein Geschäft gründlich verstand und sich mit allen Zweigen desselben praktisch beschäftigt hatte, ging ihm die Arbeit, die er übernommen hatte, ordentlich und verhältnißmäßig leicht von der Hand. Frau Mathilde irrte während dieser Zeit wie ein unsteter Geist im Hause umher oder saß bei ihrer Tochter und weinte.

Die Einwohner des Städtchens schüttelten die Köpfe über das thörichte Gebahren ihres Mitbürgers, der Doktor wiederholte jedem, der es hören wollte, der Königliche Herr Kommissionsrath leide an Größenwahn; aber der Doktor sowohl wie der Pastor und Postmeister waren im innersten Herzen tief bekümmert über das, was unter ihren Augen vorging. Nur Fritz bewahrte seinen Gleichmuth, ja das Gefühl der großen Verantwortlichkeit, die jetzt auf ihn geladen wurde, versetzte ihn in eine gehobene Stimmung. Er wollte sich des Vertrauens, das ihm geschenkt wurde, würdig zeigen und war unermüdlich in der Ausübung seiner zahlreichen kleinen Pflichten.

Und so kam der Tag des Umzugs und des thränenreichen Abschieds, bei dem nur Herrn Stevenhagens Augen trocken blieben. Er hatte sich eine kleine Rede erdacht, die ihm wohl sehr gefallen mußte, denn er wiederholte sie viele Male.

„So weint doch nicht, Kinder,“ sagte er, „wir gehen ja nicht nach Amerika — wir ziehen einfach nach Berlin. Ich kann mich telegraphisch von dort aus schneller mit Euch unterhalten, als wenn Ihr auf einem Dorfe eine Stunde Weges von hier wohnen würdet. Ihr seid noch Kleinstädter, aber Ihr sollt uns eines nach dem anderen in Berlin besuchen, und das Leben und Treiben der großen Stadt wird Euch von Eurer Kurzsichtigkeit und Schwäche heilen. Und dann — in acht Stunden kann ich von Berlin hier sein, und wir werden Euch häufig besuchen. Also weint nicht, Kinder, und seid vernünftig!“

Etwas wie wahre Rührung kam nur über ihn, als er die „Borsdorfer Aepfelchen“ zum letzten Male vor der Abreise küßte. Allein er überwand diese Aufwallung schnell wie eine seiner Stellung unwürdige Schwäche und setzte sich steif in den Wagen, in dem die schluchzende Mathilde, das thränenfeuchte Taschentuch vor den Augen, bereits Platz genommen hatte.

* * *

Es war so gekommen, wie der Doktor es vorhergesagt und Frau Mathilde und Agathe und auch der Bäckermeister es befürchtet hatten: Stevenhagen und seine Frau fühlten sich in Berlin unglücklich. Eine Zeitlang hatte die Einrichtung der Wohnung den beiden zu schaffen gegeben; dann hatten sie die Sehenswürdigkeiten Berlins besucht: das Aquarium, das Panoptikum und den Zoologischen Garten, und hatten sich sehr gut unterhalten; dann die Museen, in denen ihre Aufmerksamkeit schnell ermüdet war, das Zeughaus, die Kirchen, die Brücken, die bemerkenswerthen Gebäude, Denkmäler und so weiter und so weiter. Sie waren des Abends gewöhnlich so müde nach Hause gekommen, daß ihnen nicht einmal das Essen geschmeckt hatte, und dann stets frühzeitig zur Ruhe gegangen.

Nachdem die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt besichtigt waren, hatten unsere Freunde den Theatern, Konzerten und öffentlichen Vergnügungslokalen ihre Zeit zugewandt; aber auch diese Freude hatte bald ihr Ende erreicht, denn Stevenhagen eilte von einem

Orte zum anderen, als ob ihm nur kurze Zeit zur Verfügung stehe, um alles in Augenschein zu nehmen. Und nach einigen Wochen waren sie mit der ganzen Arbeit — denn eine Arbeit war es gewesen — fertig, und Berlin, soweit sie in der Lage waren, es jemals kennenzulernen, hatte keine Geheimnisse mehr für sie.

Frau Mathilde, deren Wissensdrang überhaupt ein sehr geringer war, fühlte sich immer in ihren vier Pfählen noch am wohlsten; sie hatte auch in Berlin die Gewohnheit nicht aufgeben können, sich viel um die Wirthschaft zu kümmern, was bei den neuen Dienstboten, die ihr zur Hand gingen, auch viel nothwendiger erschien als zu Hause in N. Sie war ihrem Konstantin immer bereitwillig gefolgt, wenn dieser sie angetrieben hatte, sich zum Ausgehen fertig zu machen, weil es sich darum handelte, dies oder jenes zu sehen und zu hören. Aber nun, da ihr Mann keine neuen Vorschläge mehr zu machen hatte, wandelte sie still waltend von einem Zimmer zum anderen oder saß mit einer Handarbeit auf dem Sofa, nach außen hin genügend beschäftigt, im Geiste „zu Hause" bei ihrer Tochter und ihren Enkelkindern. Stevenhagen aber wußte sich gar nicht zu helfen. Er erhielt allwöchentlich Berichte über den Geschäftsgang, die er aufmerksam las und auf deren Beantwortung er so viel Zeit wie möglich verwandte; allein bei „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger" war alles so schön geordnet, ging alles seit so vielen Jahren so sehr in demselben Geleise, und Fritz wußte so genau, was er zu thun hatte, und stand seinen Obliegenheiten mit solchem Eifer vor, daß das Geschäft, welches früher Herrn Stevenhagen den ganzen Tag in Anspruch genommen hatte, ihn jetzt nicht länger als ein oder zwei Stunden die Woche kostete. Im übrigen war der gute Mann rathlos. Er interessierte sich für nichts, was in der politischen Welt vorging, aus dem einfachen Grunde, weil er davon nichts verstand; er hatte auch nicht gelernt, sich die Zeit mit Bücherlesen zu vertreiben. Sein Leben bis dahin war gewesen: Arbeit im Geschäft, Erholung im kleinen Kreise guter Freunde. Jetzt fehlte ihm die gewohnte Arbeit sowohl wie die Erholung — doch klagte er nicht.

Um seiner Frau die Langeweile zu verbergen, die wie ein schwerer Kummer an seiner Seele nagte, ging er am Tage viel aus, unter dem Vorwand, er wolle dies oder jenes wieder sehen, von dem er behauptete, es habe ihm besonders gefallen. Frau Mathilde theilte seinen Geschmack nicht und sagte dann gewöhnlich: „So geh' nur lieber allein, ich habe im Hause genug zu thun" — und er ging allein. Aber weder in das „schöne" Panoptikum, noch in das „merkwürdige" Aquarium, noch in den „großartigen" Zoologischen Garten. Er ging einfach spazieren, „Unter den Linden", in der Thiergartenstraße, in der Friedrichsstraße, in der Leipzigerstraße — und er fühlte sich in der Menge, die ihn umgab und manchmal geradezu beängstigte, vereinsamt und verlassen. Bekannte hatte er gar nicht in Berlin, nicht einmal sogenannte Geschäftsfreunde; „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger" bezogen ihren „Bedarf" aus Stettin. Auch mit Standesgenossen war es ihm nicht gelungen, zusammenzutreffen. Die Herren Kommissionsräthe bildeten nicht ein Regiment im Staate, in dem er Soldat gewesen wäre und kameradschaftliche Beziehungen hätte anknüpfen können. — Die schreckliche Langeweile hatte ihn einmal in einem Bierlokal dazu veranlaßt, sich den Adreßkalender geben zu lassen, und er hatte angefangen, darin zu lesen. Jedesmal, wenn er hinter einem Namen den Titel „Kommissionsrath" oder „Geheimer Kommissionsrath" gefunden hatte, war ihm der Gedanke gekommen, den einen oder den anderen dieser Herren Kollegen aufzusuchen. Aber zu wem sollte er gehen? Dieser war Schauspieldirektor, jener Rentier, ein dritter Inhaber eines Geschäfts wie er selber. Unter welchem Vorwand hätte er sich an sie wenden können? Herr Stevenhagen hatte noch niemals in seinem Leben aus eigenem Antrieb und ohne daß er durch die Verhältnisse dazu veranlaßt worden war, eine neue Bekanntschaft angeknüpft. Er hätte nicht gewußt, wie er sich bei Herrn Kommissionsrath A. oder Herrn Geheimen Kommissionsrath B. vorstellen solle, und es überkam ihn die gar nicht unbegründete Befürchtung, der eine oder andere möchte ihn vielleicht gar für einen Hochstapler halten. Denn zu der Erkenntniß war er bereits gelangt, daß der Titel, auf den er so stolz war, ihn nicht ermächtigte, bei anderen, einfach weil sie den gleichen trugen, um kollegialischen Verkehr nachzusuchen. — Einige Wochen gingen dahin, und Herr Stevenhagen wurde immer trauriger, und seine gute Frau Mathilde konnte beim besten Willen nichts thun, ihn aufzuheitern, denn ihr selbst war das Herz auch schwer; nur daß sie dank der Beschäftigung, die sie hatte, die Einsamkeit besser ertragen konnte als ihr Mann.

Die Tage wurden kürzer, die Spaziergänge nach Tische mußten eingestellt werden; Stevenhagen versuchte dem „Kneipen" Geschmack abzugewinnen, aber es gelang ihm nicht. Er war kein Biertrinker, saß eine halbe Stunde lang über dem Kruge, den man ihm vorgesetzt hatte, beobachtete mit einer Art von Neid die benachbarten Tische, an denen so viele Leute saßen, die sich vortrefflich zu unterhalten schienen, und schlich dann traurig, wie er gekommen war, wieder nach Hause.

Da kam eine Art Rettung in der Noth: ein Brief von Fritz, der ankündigte, er sei krank, er könne im Augenblick beim besten Willen dem Geschäft nicht vorstehen und bitte Herrn Stevenhagen, einen neuen Vertreter zu ernennen oder, was noch unendlich viel besser wäre, selbst auf einige Tage zurückzukommen, denn er hoffe, daß er bald wieder in der Lage sein werde, seinen Verpflichtungen im Geschäft vollständig nachzukommen. — Ein Vertreter konnte natürlicherweise nicht ernannt werden; daran dachte Herr Stevenhagen nicht eine Sekunde. Er und Frau Mathilde packten noch am selben Tage einige Sachen zusammen und reisten nach N. zurück. Sie hatten ihre Ankunft telegraphisch angezeigt und wurden schon auf der Eisenbahnstation, die eine Stunde Weges von N. entfernt war, von Agathe und den beiden „Borsdorfer Aepfelchen" empfangen. Das war eine Freude! Sie dauerte indessen nicht lange.

Fritz war in der That leidend, unfähig, aufzustehen; aber seine Krankheit war nicht bedenklich — er hatte die Masern und unglücklicherweise ganz gutartige, so daß das Uebel in vierzehn Tagen vollständig gehoben war und Stevenhagen nach dieser Zeit eigentlich keinen Grund mehr hatte, zu Hause zu bleiben. Er war dort gelegentlich mit dem Doktor zusammengetroffen, der Fritz regelmäßig besuchte, doch die ehemaligen Freunde hatten es nicht über sich gewinnen können, mehr als einen kühlen Gruß auszutauschen; zu einer Versöhnung war es nicht gekommen.

Als Fritz wieder ganz geheilt war, fand Herr Stevenhagen noch verschiedene Vorwände, um seinen Aufenthalt im Städtchen zu verlängern; lange konnte dies jedoch nicht vorhalten, und eines Abends sagte er mit einem leisen Seufzer: „Ich glaube, liebe Mathilde, wir müssen morgen nach Berlin zurückkehren."

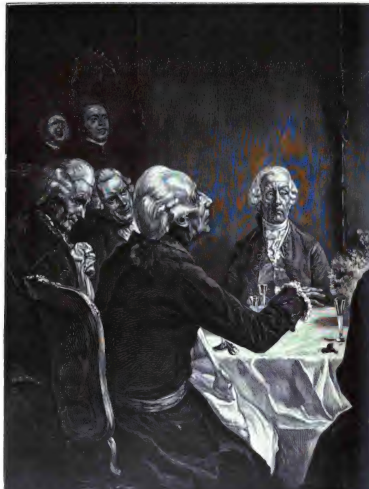
Frau Mathilde fing sogleich an zu weinen, aber Stevenhagen that, als ob er es nicht sehe, nahm Hut und Stock und ging auf den Wall, wo er einen langen Spaziergang machte. Er wäre ja ebenso gern zu Hause geblieben wie seine Frau, und er hätte ebenso gut weinen können wie diese, wenn er nicht männlich gegen seine Gefühle angekämpft hätte. Aber er durfte nicht zeigen, was in ihm vorging, er durfte dem Doktor, dem Pastor und dem Postmeister nicht den Triumph bereiten, ihn geschlagen zu sehen. Nein, lieber wollte er weiter dulden! Das war seine Pflicht; er war es sich selbst, war es dem „Kommissionsrath" schuldig, obgleich dieser in letzter Zeit bei ihm etwas an Ansehen verloren hatte. Er gewährte seiner Frau eine Gnadenfrist von drei Tagen, und dann kehrten sie nach Berlin zurück.

Die große Stadt erschien ihnen öder als je, sie fühlten sich dort vollständig vereinsamt; das kurze Glück, welches ihnen das erneute Zusammensein mit den Kindern und den Nachbarn gewährt hatte, ließ sie ihre traurige Lage doppelt schmerzlich empfinden. Eines Tages, als Herr Stevenhagen nachdenklich am Fenster saß und auf die etwas entlegene Straße hinausblickte, in der er aus Sparsamkeitsgründen seine Wohnung genommen hatte, sah er einen Wagen nahen, der vor der Thüre Halt machte und dem, wie er bemerkte, ein junger, vornehm aussehender Herr entstieg. Gleich darauf hörte er an der Eingangsthür klingeln, und nachdem diese geöffnet worden war, trat das Mädchen in das Zimmer und überreichte ihm eine Karte, die den ihm wohlbekannten Namen seines Landraths trug. Dieser hieß, wie Stevenhagen wußte, August mit Vornamen; auf der Karte stand „Harry von Salwitz."

„Bitte den Herrn, einzutreten," sagte Stevenhagen und erhob sich gleichzeitig, um dem Ankommenden entgegen zu gehen, der sich als der Neffe des befreundeten Landraths vorstellte.

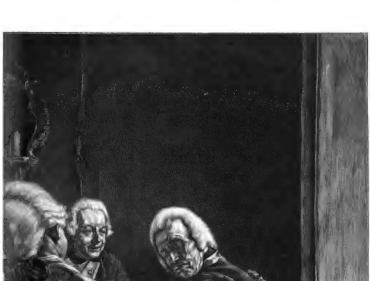
„Ich bin vorgestern von N. zurückgekommen," sagte er, „und soll Ihnen herzliche Grüße von meinem Onkel bringen. Er hat mir aufgetragen, Sie zu besuchen und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Der Herr Landrath ist wirklich zu liebenswürdig! Ich



Friedrich der Große und
Nach einem Gemälde von

Digitized by Google



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

der schlafende Dieter.

Arthur Kampf.

Digitized by Google

danke für gütige Nachfrage. Nun, es geht mir den Umständen nach ganz gut ... ganz gut ... Darf ich mich nach der Gesundheit Ihres Herrn Onkels erkundigen?“

Nach dieser Einleitung kam es bald zu einer angenehmen Unterhaltung. Der Neffe des Landraths, der die Gutmüthigkeit und die Artigkeit seines Onkels hatte, mochte wohl den Auftrag erhalten haben, sich nach Stevenhagen umzusehen und sich etwas um ihn zu bekümmern, denn dank den Briefen von Frau Mathilde an Agathe, ihre Tochter, war es in N. kein Geheimniß mehr, daß Herr Stevenhagen sich in Berlin nicht glücklich fühle. Jedenfalls zeigte sich Herr Harry von Salwitz bemüht, den Kommissionsrath zu unterhalten, was ihm auch vorzüglich gelang. Nach einer kleinen Weile sagte er:

„Ich werde Ihnen nächstens 'mal schreiben; wir wollen irgendwo zusammen essen und können dann den Abend miteinander verbringen; Ihre Frau Gemahlin wird sich uns natürlich anschließen. Paßt Ihnen das?“

Es paßte Herrn Stevenhagen ganz vorzüglich, und er nahm die Einladung dankend an. Als die beiden aufgestanden waren und sich langsam der Thür näherten, blieb Harry, noch immer sprechend, an einem Arbeitstisch stehen, auf dem weiter nichts lag als eine Briefmappe, die nothwendigsten Schreibmaterialien und in einer hübschen, alten Porzellanschale einige Visitenkarten — die des Herrn Kommissionsraths selbst. Harry hatte scharfe Augen, die sonderbaren Karten fielen ihm auf, und er entzifferte ohne Mühe, was darauf stand. Ein kaum merkliches Lächeln überflog seine Züge.

„Lieber Herr Stevenhagen,“ sagte er — er war mit seinem Landsmann schnell vertraut geworden — „sind das Ihre Karten?“ Und er nahm eines von den bunten Dingern in die Hand.

„Jawohl,“ antwortete der Kommissionsrath, etwas verlegen, ohne eigentlich selbst zu wissen, warum.

„Hm,“ meinte Harry, „geben Sie die lieber nicht ab. Lassen Sie sich andere Karten machen, wie alle Welt sie hier benutzt.“

„Die Karten sind ein Geschenk meines alten Freundes, des Doktors Nehring, den Sie wohl auch kennen.“

„Jawohl kenne ich ihn, den vortrefflichen alten Herrn! Ich habe ihn vorgestern noch bei meinem Onkel gesehen. Aber wissen Sie, lieber Herr Stevenhagen, der gute Doktor ist auch seit Menschengedenken nicht aus der Provinz herausgekommen und weiß nicht, wie wir hier leben. Zu Hause sind diese Karten wunderschön und ganz in der Ordnung, aber nach Berlin passen sie nicht.“

„Warum denn nicht, wenn ich fragen darf?“

„Ja, was soll ich Ihnen sagen? — Es ist nun einmal ‚Stil‘, daß vornehme Leute solche Titel, die nicht auf eine amtliche Thätigkeit hinweisen, mit ihren Orden zu Hause lassen und nur bei besonderen Gelegenheiten damit hervortreten. Setzen Sie einfach auf Ihre Karten: ‚Konstantin Stevenhagen‘, das genügt für die, die Sie kennen; und diejenigen, die Ihre Bekanntschaft erst später machen, werden auch ohne Ihren Titel auf der Karte bald genug erfahren, mit wem sie es zu thun haben.“

Darauf schüttelten sich beide noch die Hände, und Harry von Salwitz entfernte sich.

Es war gut, daß Frau Mathilde der Unterhaltung nicht beigewohnt hatte; sie würde zwar nichts gesagt haben, was ihren lieben Konstantin hätte kränken können, aber dieser würde auch ohne eine Aeußerung von ihr ihre Gedanken verstanden haben: „Also um dieses traurigen ‚Kommissionsraths‘ willen, den mein Mann, wenn er für vornehm gelten will, nicht einmal auf seine Karte setzen soll, haben wir Haus und Hof, Kind und Enkelkinder, alles, was uns lieb und nahe war, verlassen und sind nach Berlin gezogen? O Thoren, große Thoren, die wir gewesen sind!“ — so würde Frau Mathilde gedacht haben, und so dachte auch Herr Konstantin Stevenhagen in seinem Innern. Er fühlte sich beschämt und wahrhaft unglücklich.

Am nächsten Tage erhielt er einen sehr freundlichen Brief von Harry von Salwitz, der ihm anzeigte, er sei in dienstlichen Angelegenheiten plötzlich von Berlin abberufen worden und werde erst in einigen Monaten dorthin zurückkehren. Er bedaure dies lebhaft, da er dadurch verhindert sei, die angenehme Bekanntschaft, die er gestern angeknüpft habe, sogleich so zu pflegen, wie er es gewünscht hätte; er werde nicht unterlassen, Herrn und Frau Stevenhagen nach seiner Rückkehr wieder aufzusuchen, und halte sich den beiden einstweilen bestens empfohlen.

Auf dem Umschlag stand einfach: „Herrn Konstantin Stevenhagen“; der artige, junge Herr hatte es nicht einmal der Mühe für werth gehalten, den kostbaren „Kommissionsrath“ mit darauf zu schreiben. — Am Abend konnte Stevenhagen nur wenig essen, die Nacht verlief unruhig, am nächsten Morgen befand er sich unwohl.

„Was fehlt Dir?“ fragte Frau Mathilde besorgt.

Stevenhagen wußte darauf keine bestimmte Antwort zu geben. Es that ihm nichts weh; er fühlte sich nur müde, niedergeschlagen, der Kopf war ihm schwer. „Es wird schon vorübergehen,“ beruhigte er seine Frau.

Aber es ging nicht vorüber; Appetitmangel und Schlaflosigkeit dauerten fort, und nach wenigen Tagen erklärte Stevenhagen eines Morgens, er wolle lieber im Bette liegen bleiben. Nun bestand Frau Mathilde darauf, daß ein Arzt gerufen werde; davon wollte aber Stevenhagen nichts hören.

„Ich will keinen Berliner Arzt,“ sagte er, und nach einer Pause setzte er hinzu: „Ja, wenn wir Nehring hier hätten, das wäre etwas anderes, der kennt mich!“

Das war wie eine Erleuchtung für Frau Mathilde, und sie handelte danach. —

Als Stevenhagen am späten Nachmittag aus einem leichten Schlummer erwachte, in den er gesunken war, sah er seine gute Mathilde neben sich stehen, die ihm freundlich zulächelte und sagte: „Nun sei aber auch gut, Alterchen! Er ist da!“

„Wer?“

„Nun, Nehring natürlich. Ich habe ihn telegraphisch gerufen.“ Und ehe Herr Stevenhagen darauf antworten konnte, trat der treue, alte Freund in das Zimmer. Er näherte sich dem Bette, drückte dem Kranken die Hand und sagte schnell und in sichtbarer Erregung:

„Alles Vergangene sei vergessen, Stevenhagen! Wir sind ein halbes Jahrhundert lang als gute Freunde nebeneinander hergegangen und wollen nicht wegen einer Lappalie in unseren alten Tagen noch Feinde werden.“

„Mein guter Wilhelm,“ murmelte Stevenhagen gerührt.

Darauf begann nun der Doktor den Kranken auszufragen und zu untersuchen. Dann, während Herr Stevenhagen ihn aufmerksam und ängstlich beobachtete, sagte er:

„Die Sache ist ganz einfach: Du brauchst Luftveränderung, und zwar sofort. Die dicke, ozonarme Luft der großen Stadt verträgt sich nicht mit Deiner Konstitution und würde Dich vor der Zeit alt und gebrechlich machen und unter die Erde bringen.“

Stevenhagen hörte mit weit geöffneten Augen an, was sein wiedergefundener Freund sagte.

„Verstehst Du, Alterchen,“ sagte Mathilde, „Luftveränderung ist es, was Du brauchst.“

„Jawohl, jawohl; ich habe sehr gut verstanden!“

„Und wo sollen wir hingehen, lieber Doktor?“ fragte Frau Mathilde, „nach Heringsdorf, Norderney, in den Schwarzwald?“

„Aber liebe, gute Frau Stevenhagen, was fällt Ihnen ein?“ unterbrach sie der Doktor. „Wo, so frage ich Sie, hat sich Ihr Mann fünfundfünfzig Jahre lang wohl und munter wie ein Fisch im Wasser befunden?“

„Zu Hause,“ antwortete Mathilde schüchtern.

„Nun natürlich, zu Hause! Und was beweist das? Daß ‚zu Hause‘ der einzige Ort ist, den ein gut unterrichteter und gewissenhafter Arzt in diesem Falle in Vorschlag bringen und anempfehlen muß; alles andere wäre ein Fehler, möglicherweise ein folgenschwerer Fehler. Konstantin muß wieder nach Hause, und zwar lieber heute als morgen. Er muß um sechs Uhr morgens aufstehen, um eins zu Mittag essen, täglich eine Stunde auf dem Wall spazieren gehen, seine ‚Borsdorfer Aepfelchen‘ wieder zu sehen kriegen, von sechs bis neun Uhr abends kegeln oder l'Hombre spielen, meinetwegen auch arbeiten, und um zehn Uhr zu Bett gehen. Ich stehe dafür ein, daß ihn eine solche Lebensweise in vier Wochen an Geist und Körper wieder so kerngesund macht, wie er es sein Leben lang bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin gewesen ist, und wie er es noch heute sein würde, wenn er ‚zu Hause‘ geblieben wäre.“

Stevenhagen hielt es für seine Pflicht, sich etwas gegen die Ausführung dieser Verordnungen zu sträuben; aber im Herzen hatte er schon nachgegeben, und tags darauf erklärte er sich thatsächlich bereit, nach N. zurückzukehren. Frau Mathilde

bestand darauf, er müsse sofort vorausreisen, und machte sich anheischig, den Umzug allein zu bewerkstelligen. Und vierundzwanzig Stunden später kehrte Stevenhagen, dreiviertel geheilt, mit dem Doktor nach Hause zurück.

* * *

Es war wieder Frühling geworden, und Herr Konstantin Stevenhagen hatte schon seit beinahe einem halben Jahre seine alte Lebensweise wieder aufgenommen. Er ging zwar nicht mehr so regelmäßig wie früher in den Laden, wo Fritz jetzt in aller Bescheidenheit die Herrschaft führte, aber er bekümmerte sich tagsüber genügend um das Geschäft, um sich die Zeit vertreiben zu können, und des Abends hatte er wie in früheren schönen Tagen seine regelmäßige Partie l'Hombre und seine regelmäßige Partie Regel. Der Rentmeister, der eine Zeitlang seinen Platz eingenommen, hatte sich in der Gesellschaft der drei alten Herren niemals ganz heimisch gefühlt. Er hatte es sich ohne jede Empfindlichkeit gefallen lassen, wieder durch Stevenhagen ersetzt zu werden. Während der ersten zwei Abende herrschte in der Spielgesellschaft eine gewisse frostige Befangenheit, die sich namentlich in gesuchter Höflichkeit und in der Milde äußerte, mit der ein Spieler den anderen auf einen begangenen Fehler aufmerksam machte und mit der sich dieser gegen den an ihn gerichteten Vorwurf vertheidigte. Man machte eben vor dem wiedergefundenen alten Freunde noch „Umstände" wie vor einem angesehenen Fremden; aber schon in der zweiten Woche begannen die guten Kameraden, sich in hergebrachter Weise nach einem jeden Spiele heftig zu zanken, und sehr bald war der frühere erfreuliche Zustand, der als ein Zustand andauernden Streitens bezeichnet werden konnte, in aller Herrlichkeit wieder hergestellt. Stevenhagen, von Frau und Tochter gepflegt, von den „Borsdorfer Aepfelchen" regelmäßig besucht und in Anspruch genommen, wuchs von neuem in sein früheres Leben hinein und bekam seine rothen, festen Wangen und den freundlichen Blick seiner hellen, ehrlichen Augen wieder. Doch nagte ein geheimer Kummer an ihm, ein Kummer, über den er noch mit niemand zu sprechen gewagt hatte. Allmählich wurde nämlich dem guten Manne klar, daß er sich geraume Zeit lang recht thöricht benommen hatte. Frau, Tochter, Schwiegersohn und Freunde hatten seine Thorheit monatelang geduldig und liebevoll ertragen, und selbst als er in seiner Verblendung die Heimath verlassen und auf seine ganze Vergangenheit und seine besten Freunde wie auf etwas Werthloses freiwillig und anscheinend ohne jedes Bedenken verzichtet hatte – – selbst da waren sie in ihrer treuen Anhänglichkeit nicht von ihm gewichen. Mathilde war ihm weinend, aber ohne ein Wort des Vorwurfs nach Berlin gefolgt und würde es bis zum Tode dort, in dem freudenlosen Leben, das er ihr geschaffen hatte, ausgehalten haben. Und der Doktor war beim ersten Rufe an Stevenhagens Lager geeilt, um sich mit ihm zu versöhnen, ihn zu heilen und nach N., zu seinem Glücke zurückzuführen. Konstantin empfand jetzt seine Thorheit wie eine Sünde, durch die er alle, die seinem Herzen nahe standen, schmerzlich verletzt habe. Und dieses schwere Vergehen wurde ihm von denen, die darunter gelitten hatten, ganz und rückhaltlos verziehen, ohne daß ein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen gekommen wäre! Mathilde begrüßte ihn mit dem zufriedenen Lächeln aus den Tagen ihres ungetrübten Glücks, und das Andenken an die öde und traurige Berliner Zeit schien ganz aus ihrem Gedächtniß verwischt zu sein. Agathe und Mertens traten ihm mit hergebrachter Vertraulichkeit und Ehrerbietung entgegen, und seine alten Spielkameraden, der Doktor an der Spitze, hatten niemals auch nur die leiseste Anspielung gemacht auf die große Thorheit im Leben Konstantin Stevenhagens, auf seine Uebersiedlung nach Berlin. Wie leicht wäre es ihnen gewesen, ihn spöttelnd „Herr Kommissionsrath" zu nennen! Aber nein! Das Wort kam nicht über ihre Lippen, und auch der Landrath hatte aufgehört, ihn „Herr Kollege" anzureden, und wandte sich mit dem alten vertraulichen „lieber Stevenhagen" an ihn. Es nagte an Konstantins Herzen, daß er soviel zarte Rücksichten, soviel Liebe und Freundschaft empfangen sollte, ohne sich dafür erkenntlich zu zeigen. Sein angeborener gesunder Stolz regte sich in ihm. Er fühlte sich unter einer Schuld — einer Schuld der Dankbarkeit. Er wollte sie bezahlen. Der Inhaber der Firma „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger" mußte sich in jeder Beziehung „solvent" zeigen.

Eines Tages, als die l'Hombrepartie im regelmäßigen Kreislauf im Stevenhagenschen Hause stattfinden sollte, wurde Frau Mathilde von ihrem Manne aufgefordert, das Abendbrot diesmal reichlicher und sorgfältiger zu veranstalten, als es bei ähnlichen Gelegenheiten Brauch war. Er selbst ging in den Keller und holte eine Anzahl Flaschen seines allerbesten Weines herauf, den er seinen Gästen nur bei besonderen Festlichkeiten vorzusetzen pflegte. Auf einen fragenden Blick Mathildens antwortete er, es handle sich um eine Ueberraschung für die Freunde; sie solle ihn nur gewähren lassen; alles werde sich im Laufe des Abends zu ihrer Befriedigung aufklären. — Und die Aufklärung kam.

Als die vier alten Spielgenossen nach beendeter Partie an dem Eßtisch Platz genommen und den aufgesetzten Speisen und Getränken behaglich zugesprochen hatten, klopfte der Wirth plötzlich an sein Glas. Man sah ihn erstaunt an, denn es verstieß gegen die zu fester Regel gewordene Gewohnheit, den gewöhnlichen Spielgesellschaften durch Toaste einen feierlichen Anstrich zu geben; aber Konstantin Stevenhagen ließ sich dadurch nicht beirren. Er hatte sich erhoben und begann mit bewegter Stimme:

„Liebe Freunde" — und sogleich stockte er wieder. Dann, mit sichtlicher Anstrengung, fuhr er schnell und fließend fort, als sage er etwas auswendig Gelerntes her: „Es werden in den nächsten Tagen drei Jahre, da hattet Ihr Euch mit vielen anderen meiner Freunde und Bekannten in diesem Hause versammelt, um mir zu Ehren die Feier des hundertjährigen Bestehens meines Geschäftes zu begehen. Ihr waret gekommen, mir Freude zu machen, und Ihr machtet mir Freude . . . und . . . und . . . ich habe Euch dafür schlecht gedankt."

Reden halten war Konstantins starke Seite nicht. Die Beobachtung dieser Thatsache drängte sich ihm in diesem Augenblick zum ersten Male auf, denn er hatte noch niemals in seinem Leben den Versuch gemacht, zu „reden". Eine große Versammlung fremder Menschen hätte ihn nicht mehr einschüchtern können als die vier Leute, seine besten Freunde und seine Frau, es thaten, sobald er sich in wohlgesetzter Rede an sie gewandt hatte. Es flimmerte ihm vor den Augen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn — er sah zum Erbarmen aus. Das konnte keiner der Zuhörer lange Zeit ertragen, und alle empfanden es wie eine Erlösung, als Nehring, wie im Zorne, dem verlegenen Manne zurief:

„Was fällt Dir ein, Stevenhagen? Setz' Dich, Mann, und sei still! Hast Du aber noch etwas auf dem Herzen, was Du absolut sagen willst, nun so sprich, wie wir gewohnt sind, Dich sprechen zu hören!"

Stevenhagen that sofort, wie der Doktor ihn geheißen hatte, und setzte sich nieder. Er athmete tief und erleichtert auf. „Du hast recht, Nehring," sagte er, „aber vergönne mir noch zwei Worte . . . zu meiner Befriedigung . . . Ihr verlangt kein Schuldbekenntniß von mir . . ."

„Sicherlich nicht!"

„Nun ich mache auch keines; sei nur nicht so aufgeregt, Nehring! Sieh', wie ruhig ich bin — Ihr verlangt kein Schuldbekenntniß . . ."

„Nein!"

„Das weiß ich ja. Ich streite gar nicht mit Dir. So unterbrich mich doch nicht . . . aber ich muß Euch sagen . . . ja, was wollte ich eigentlich sagen . . ."

„Das möchte ich auch wissen!"

„Ich weiß es! Laß mich nur reden . . . Ich wollte sagen . . . ich wollte sagen . . ."

„Du kriegst es ja doch nicht heraus," unterbrach ihn der Doktor wieder, „und deshalb will ich es für Dich thun. Du willst uns sagen, daß wir Deine guten Freunde sind."

„Ja, das seid Ihr!" rief Konstantin aufspringend und mit leuchtenden Augen um sich blickend. „Ihr seid meine guten, treuen Freunde, denen ich für alle Beweise der Liebe und Freundschaft, die Ihr mir im Leben, namentlich aber seit einem halben Jahre gegeben habt, von ganzem Herzen dankbar bin. Das und nichts anderes wollte ich Euch sagen, und nun habe ich es endlich gesagt, obschon Nehring gethan hat, was er nur konnte, um mich daran zu verhindern." — —

Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Stevenhagen denkt noch keineswegs ans Sterben, aber er hat bereits testamentarisch bestimmt, daß die Firma des alten Hauses, auf das er stolzer als je ist, nach seinem Tode unter der Herrschaft seines Enkels,

Anaſtaſius Mertens, noch einen Zuſatz erhalten und ſodann „Samuel Stevenhagen Söhne Nachfolger Erben“ lauten ſoll.

„Das iſt großartig,“ ſagte Frau Mathilde.

„Etwas lang,“ meinte Nehring. „Einen kleinen Wechſel kann Anaſtaſius damit gar nicht acceptieren.“

Konſtantin zuckte die Achſeln. „Dir iſt nichts heilig!“ murmelte er.

Den „Königlichen Kommiſſionsrath“ hat Stevenhagen allem Anſchein nach vergeſſen, wenigſtens ſpricht er nie mehr davon. Die ſchönen Viſitenkarten, die Nehring ihm vor Jahren geſchenkt hat und von denen nur wenige benutzt worden ſind, liegen vernachläſſigt in einer nur ſelten geöffneten Schublade des großen Schreibtiſches, an dem Stevenhagen ſeit einem Menſchenalter Rechnungen ſchreibt, Bücher führt, auf „ergebenſte Letzte“ Bezug nimmt und „geſchätzte Jüngſte“ beantwortet. Auch ſeine Freunde und Mitbürger ſcheinen gar nicht mehr daran zu denken, welch hoher Auszeichnung Herr Konſtantin Stevenhagen vor Jahren theilhaftig geworden iſt. Sie behandeln ihn wie einen Gleichgeſtellten, und der „Kommiſſionsrath“, der vor acht Jahren in ſo vieler Leute Mund war, iſt ohne Sang und Klang wieder aus dem Wortſchatz der Einwohner von N. verſchwunden. So vergeht der Glanz der Welt!

Moltke in ſeinen Briefen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. **Adolf Marquardt.**

Mehr als ein Jahr iſt vergangen, ſeit der Feldherr, der Deutſchlands Macht und Einheit in glänzenden Siegen mitgeſchaffen hat, für immer die Ruhe fand, nach der er ſich oft geſehnt. Aber was ſo äußerlich von uns genommen wurde, iſt in anderer Weiſe ſchöner wiedererſtanden. Eine Reihe von Veröffentlichungen, in denen uns die „Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ des wunderbaren Mannes geboten werden, hat uns ſein geiſtiges Bild näher gebracht als je. Vor allem die Briefe an ſeine Angehörigen ſind es, die ſein tiefſtes Weſen erſchließen — dieſe einfache edle Größe des Denkens und Handelns, dieſe innere Freiheit von allem Kleinlichen, dieſe in ſich ſelbſt gegründete Stille mit dem weiten Blick ins Weſentliche und Ewige, dabei dieſe unbeſiegliche Thatkraft. Wie vor etwas Vollendetem ſtehen wir vor ſolchem Leben, das, für die Geſchichte lange ſchon unſterblich geworden, ungeſchwächt bis an die Grenze menſchlicher Tage reichte, um dann mitten aus dem Schaffen heraus mit einmal ein ſchmerzloſes Ende zu finden, als ſollte der Welt von dieſem Manne nur die Erinnerung bleiben, daß er gehandelt, nicht daß er gelitten habe.

Und doch iſt ihm nicht ein fertiges Glück in den Schoß gefallen; durch eine harte Jugend, durch eine Schule der Entbehrung und der eiſernen Arbeit hindurch iſt er zu der Höhe emporgeſtiegen, auf der wir ihn zu ſehen gewohnt ſind. Moltkes Jugend — in eine fernliegende Zeit müſſen wir zurückgehen, um ſie uns zu vergegenwärtigen: der gewaltige Hintergrund die Thaten des korſiſchen Eroberers, der wie ein unwiderſtehliches Schickſal über die Völker Europas hereinbrach, dann die Jahre der Befreiungskriege mit ihrem Begeiſterungsſturm, ihrem opferfreudigen ſiegreichen Ringen, endlich jene große Stille, in welche die „Heilige Allianz“ das wachgewordene Europa einzuwiegen ſuchte — und auf dieſem Hintergrund voller Kämpfe um die höchſten Güter faſt überall ein Familienleben in ſchlichteſtem Rahmen, eine beſcheidene Häuslichkeit, in ihrem äußeren Zuſchnitt bürgerlich einfach als eine kleine und gelegentlich kleinliche Welt für ſich, in der die Autorität der Eltern das unumſtößliche Geſetz, Gehorſam das Glück der Kinder bildete, in der wenig Raum blieb für anſpruchsvolle Wünſche und deſto mehr für ernſte Arbeit.

Dieſe Welt war die des jungen Moltke; aus ihr ging der Charakter hervor, deſſen Spiegelbild wir in den Briefen bewundern. Den Grund dazu legte die Erziehung der Mutter. Moltkes Eltern lebten früh getrennt. Der Vater, preußiſcher und ſpäter däniſcher Offizier, war offenbar eine jener unruhigen Naturen, die in einer Häuslichkeit weder glücklich ſind noch beglücken; Vermögensverluſte kamen hinzu, ſo trennte er ſich von ſeiner Gattin. In ſelbſtvergeſſener Liebe übernahm dieſe die Erziehung der Kinder und führte mit der entſchloſſenen ſtolzen Kraft ihres Weſens die Aufgabe durch, die bei den knappen Mitteln doppelt ſchwer fiel. Nach außen hin verſchloſſen, ernſt, faſt ſtreng, und doch eine leidenſchaftliche Natur mit liebeglühendem, treuem Herzen — ſo wird ſie geſchildert.

Es muß trotz aller Schatten eine frohe, kerngeſunde Welt geweſen ſein, die ſich da aufbaute. Mochte vieles darin beengend ſein, für eines hatte ſie reichlich Platz und in dem Wirken der Mutter das eindrucksvollſte Vorbild: für die ſchlichte Größe der Pflichttreue, die doch in allem, was ſie that, nur etwas Selbſtverſtändliches erblickt. Mit behaglicher Anſchaulichkeit führen uns einige Stellen der Moltkeſchen Briefe in den Kreis der Seinen. Wir ſehen früh morgens „die Kaffeemaſchine auf dem Tiſche ſprudeln, die Schweſtern mit Stickerei, den Vips — Moltkes Bruder Victor — mit einer Rechentafel und einigen Chininpulvern“, ſehen die Mutter, „mit ein paar entſetzlich zerriſſenen Strümpfen (nämlich in der Hand) ein wenig kopfſchüttelnd die Brille zurechtſchieben, um dies Faß der Danaiden dicht zu machen“, und „in dem Eulenſalon poltert und ruft etwas, wahrſcheinlich einer der Herren Brüder, welcher ſein verſpätetes Hier bemerkbar macht“. Wenn die Arbeit ruhen kann, dann ſitzt man wohl „in beguemer Gemütlichkeit“ auf dem Sofa der „gelben Stube“ und erzählt oder muſiciert ſich etwas vor. Und beſonders anheimelnd iſt's an Weihnachten; da geben ſich in den beſcheidenen Räumen Zufriedenheit und harmloſe Luſt ein Feſt, kein glänzendes freilich, aber ein wohlthuendes. Die Geſchenke ſind nahe beieinander: „ſaubere Handarbeiten“ von den Schweſtern, von der Mutter „gute tüchtige Hemden und Strümpfe mit doppelten Ferſen, als wären ſie für Achill beſtimmt“, und nebenbei „eine Bowle Punſch in der Perſpektive“ — das genügt, um die Verſammlung in muntere Stimmung zu verſetzen.

Was ſolch ſtille Geborgenheit für das ganze Leben bedeutet, vergißt nur ein Undankbarer. Moltke giebt ſeinem Gefühl für das Glück dieſer Jahre noch als Mann einen rührenden Ausdruck in dem Worte, das er an ſeine Mutter ſchreibt: „Wie oft iſt es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohlthaten der erſte mütterliche Unterricht die größte und die bleibendſte iſt. Auf dieſe Grundlage baut ſich der ganze Charakter und alles Gute in demſelben, und wenn Du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, ſo muß ihr Dank und Gottes Segen auf Dir ruhen.“

Noch ein anderes war beſtimmend für das Werden deſſen, den wir in den Briefen finden — die Zeit in der Kadettenakademie zu Kopenhagen, in welche der elfjährige Knabe eintrat. Das war jene Zeit, über die Moltke noch ein Jahr vor ſeinem Tode wie eine Ueberſchrift die Worte ſetzt: „Freudloſe Jugend, ſpärliche Ernährung, fern vom Elternhauſe,“ die dem nemmundzwanzigjährigen Lieutenant die bittere Aeußerung entlockt, die einzige derart in den Briefen: „Da ich keine Erziehung, ſondern nur Prügel erhalten, ſo habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft ſchmerzlich. Dieſer Mangel an Halt in ſich ſelbſt, dies beſtändige Rückſichtnehmen auf die Meinung anderer, ſelbſt die Präponderanz der Vernunft über Neigung verurſachen mir oft einen moraliſchen Katzenjammer, der bei anderen gerade aus dem Gegentheil einzutreten pflegt. — Man hat ſich ja beeilt, jeden hervorſtechenden Charakterzug zu verwiſchen, jede Eigenthümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein bei Zeiten abzukappen — ſo entſtand die unglücklichſte Eigenſchaft des Charakters, die Charakterſchwäche.“ Wohl hat an dieſer Aeußerung eine augenblickliche Verſtimmung theil, in der Moltke ungerecht wird gegen ſich ſelbſt, denn „Mangel an Halt“ und „Charakterſchwäche“ waren ebenſowenig die Fehler des Lieutenants Moltke, wie ſie ſpäter die des Heerführers waren, aber das zeigt die Stelle doch wahrheitsgetreu, daß in jenen Jahren „fern vom Elternhauſe“ ſeine innere Welt nur aus ſich ſelber werden konnte.

Was die Natur an kraftvollem Willen und überlegener Einſicht in dieſen Geiſt gelegt hatte, das mußte ſich unter ſolchen Verhältniſſen doppelt mächtig und raſch entfalten, und ſo entſteht

das Außerordentliche, daß in den Brieſen, die von 1823 bis 1890 gehen, von Anfang an dieſelbe geſchloſſene Perſönlichkeit uns entgegentritt. Es iſt, als ob dieſer reiche Baum immer in Blüthen und Früchten zugleich geſtanden hätte: wie ſchon der Jüngling ganz die geiſtigen Züge des Mannes trägt, ſo beſitzt noch der Neunzigjährige die Unermüdlichkeit der Jugend. Daß eine ſo einzigartige Stetigkeit des ganzen Weſens nicht ohne Kämpfe erreicht werden konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber das iſt das Bezeichnende bei Moltke, daß ſich die Kämpfe nicht auf die Oberfläche wagen dürfen, daß er es nicht der Mühe werth findet, ihnen in ſeinen Brieſen, die doch auch bei ihm die geheimſten Zeugen der Entwicklung ſind, Worte zu leihen. Nur einmal klingt etwas davon an, aber bloß, um ſofort wieder als krankhaft zurückgewieſen zu werden; im Jahre 1825 ſchreibt er der Mutter von ſeinem „verwundeten Herzen“, das „durch vereitelte Wünſche, Kränkungen und Feindſchaft niedergedrückt“ ſei, doch im nächſten Augenblick ſetzt er hinzu: „Aber in meinen Jahren iſt dies Krankheit.“

An der Hofgarten-Kaſerne in München.

Nach einer Zeichnung von P. Bauer.

Allein neben dieſem unſchätzbaren Ertrag an Klarheit und Energie des Strebens brachte jene entbehrungsvolle Zeit für Moltke anderes, was kein Gewinn zu nennen war. Niemand geht ohne inneren Verluſt durch eine freudloſe Jugend. Er ſelbſt ſpricht von ſeiner „Zurückhaltung, welche die Frucht einer unter lauter feindſeligen Verhältniſſen verlebten Jugend ſei und nothwendig wieder Zurückhaltung bei anderen erzeuge“; er leidet unter einem verſchloſſenen und ſpröden Weſen, das ihm unwillkürlich zu eigen geworden iſt, und giebt dieſe Züge einem der Helden in ſeiner Novelle „Die beiden Freunde“, in der er zugleich ſeiner Jugendliebe ein wehmüthiges Denkmal ſetzt, jener Liebe, über die er in einem Briefe an ſeine Mutter mit dem ſtillen Wort der Entſagung weggehen muß: „Hier iſt ein Mädchen, das recht verdient, Deine Schwiegertochter zu ſein. Es iſt eine Gräfin Reichenbach. Sie iſt bildſchön und erzogen -- Du würdeſt ſie auf Händen tragen. Aber leider iſt ſie unvermögend.“

Auch dieſe Neigung, die offenbar tief gegangen iſt, ſollte wie ſo vieles Schöne in ſeinem Daſein ſeiner Armuth zum Opfer fallen. Und daß ihn bei alledem die harte Jugend nicht ſelbſt hart gemacht hat, das iſt das Wohlthuende. Obgleich aus dieſem Leben frühe die Illuſionen ſchwinden müſſen, die bei anderen die rauhe Wirklichkeit mit weichem Schimmer umkleiden und im Lande der Zukunft tauſend reifende Hoffnungen zeigen, ſo wird es doch nicht nüchtern und ſelbſtſüchtig. Die Vernunft giebt bei ihm den Dingen das Maß, aber er wahrt ſich die Wärme des Gemüths. Wie herzlich iſt das Verhältniß zu ſeiner Mutter, und wie anſpruchslos und innig zugleich offenbart er ſein Gefühl! Eine Blume von der höchſten Spitze der Schneekoppe, ein Oelzweig vom Grabe des Patroklus im fernen Troja, dem Briefe beigelegt, ſagt der Mutter mehr als alle Worte, daß er in der Fremde ihrer gedacht. Ein Sternbild, das ſie oft bewundert hat, nennt er „ihren Stern“. „Dein ſchöner Stern hat mir alle Morgen früh geleuchtet, wenn ich vor Sonnenaufgang austritt,“ ſchreibt er aus Konſtantinopel. Mit jedem Guten, das auf ſeinem Weg erblüht, verknüpft er dies Sternbild. Als er, ſchon ein gereifter Mann, in der jugendlich anmuthigen Marie Burt „ein Herz gefunden hat, welches ihn liebt“, da ſagt er der Braut in einem der erſten Briefe: „Wenn Du abends nach neun Uhr gegen Süden blickſt, ſo wirſt Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufſteigen ſehen. Es iſt derſelbe, den meine ſelige Mutter ſo oft bewunderte. Ich ſah ihn nie, ohne an ſie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern iſt. Denke dann an mich! . . . Oft wenn ich in fernen aſiatiſchen Steppen den langen heißen Tag geritten und die Nacht herabſank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht, oder wenn ich auf dem flachen Dache der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit ſüdlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete ſo milde, als wollte er ſagen: Reite nur getroſt und vergiß alle Sorgen, du wirſt doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und ſo habe ich Dich gefunden, theure Marie.“ —

Moltke hat als ſpärlich beſoldeter Lieutenant einen ſchweren Weg. Der Stand ſeiner Finanzen „iſt oft ſo niedrig wie der des Wetterglaſes“, einen Brief aus Schleſien an ſeine Mutter muß er ſich verſagen, denn das Porto iſt „ſo ungeheuer groß“, er frühſtückt nie und ißt oft auch abends nichts, weil angeblich

Digitized by Google

„die sehr guten Speisen vom Mittag noch vorhalten“ — und doch zögert er keinen Augenblick, „eine Remuneration von sechzig bis achtzig Thalern“, die er erhält, dem Vater anzubieten und sich von einer kleinen Zulage monatlich fünf Thaler abziehen zu lassen, um sie seiner Mutter zur Verfügung zu stellen. Der große Traum seines Lebens ist, „am liebsten auf dem lieben deutschen Boden“ „eine Scholle Land“ sein nennen zu können, aber nicht um es da bequem zu haben, sondern um dort den ganzen Kreis seiner Angehörigen zu versammeln. Er, dem „auf dorniger Rennbahn“ der Wunsch zuvörderst nach eigenem Glück so menschlich nahe gelegen wäre, kann von Glück für sich nicht sprechen, ohne der Mutter zu sagen: „Möchte ich es für Euch alle gewinnen!“

Halbe Naturen verzehren sich unter dem Druck widriger Verhältnisse in Mißmuth und Mitleid mit sich selbst. Moltke besaß zu viel sittliche Kraft, zu viel geistige Beweglichkeit, um sich verbittert abzuschließen. Was freundlicher Zufall und eine schmale Börse ihm an bescheidenen Vergnügungen gestatten, nutzt er dankbar; er schätzt Geselligkeit und weiß, daß zu Tanz und Wein ein fröhliches Herz gehört. Aber wie er über der täglichen Noth steht, mit der er zu kämpfen hat, so auch über dem Genießen. Er ist sich bewußt, daß alle Genüsse nur Arabesken sind am ernsten Bau des Lebens, und so verliert er sich nicht im Beiwerk, sondern hält sich stets das Wesentliche gegenwärtig, das, um dessen willen ein Menschenleben allein werth ist, gelebt zu werden: die pflichttreue zielbewußte Arbeit. Dieses Streben, immer wieder von der Oberfläche zu der Tiefe zurückzukehren, aus der die sittliche That kommt, giebt seinem Wesen die charakteristische Färbung. Zufriedenheit ist es, was er dabei erreicht, denn „am Ende sind Arbeit, Hoffnung und Gesundheit alles, was zur Zufriedenheit gehört“, und Ruhe findet er so für das stille Lächeln des Humors, mit dem er das Widrige überwindet. Er scherzt gelassen über „das halbe Pferd“, das er sich durch seine Aufsätze „zusammengeschrieben“ hat, und doch braucht er noch weitere zweieinhalb, die trotz der Zerlegung in ökonomisch leichter beschaffbare Hälften nicht in naher Aussicht stehen; und in einer Zeit, wo er seine „schreckliche Herzkrankheit“ noch nicht überwunden hat, entwirft er in einem Brief an seine Schwester Lene das drollige Krankheitsbild: „Mit meiner Gesundheit geht's sonderbar. Oft liege ich acht bis zehn Stunden bewußtlos, d. h. des Nachts, nicht den mindesten Appetit nach Tisch, gegen Abend solche krampfhafte Bewegungen und Dehnen ... Reißen in allen Gliedern — wenn es Dir nur nicht ebenso geht.“

Eines würde man in dem Bilde auch des jungen Moltke vergeblich suchen: jene träumerische Lust und Schwermuth, die aus Kleinem erschütternde Empfindungen schöpft und die Dinge mit Gefühlen, statt mit Wirklichkeiten mißt. Ueberall leuchtet aus den Briefen eine überlegene ernste Ruhe, jene Sachlichkeit, die keine sprunghaften Ueberraschungen, aber auch keine Enttäuschungen bereitet. Es sind die tiefsten Quellen, aus denen dieser Charakter seine Kraft zieht, aber sie kommen nicht aus dem geheimnißvollen Dunkel leidenschaftlicher Erregung, in das kein Blick hinunterreicht, sondern aus der klaren und durchsichtigen Welt eines nie gebeugten, nie verwirrten Willens. So entrollt sich dies Leben vor uns wie etwas Naturnothwendiges und dennoch in höchstem Grade Freigeschaffenes, und die Pflicht ist der Leitstern, dem es folgt. Aus unscheinbaren Anfängen erhebt es sich zu weltgeschichtlicher Bedeutung, aber nirgends zeigt sich ein ehrgeiziges Verlangen nach solcher Größe, nirgends ein anderer Beweggrund als eben der des Pflichtgefühls. Ein Mann, der sagen kann: „Je weiter man in diesem Leben vorschreitet, je weniger lernt man von demselben erwarten“, der geizt nicht nach dem Lorbeer und findet nicht in der Meinung anderer, sondern in sich selbst das Gefühl seiner Würde.

Von nichts ist denn auch in den Briefen Moltkes weniger die Rede als von dem Großen, das er erreicht, von der Mühe, die es ihn kostet; kaum daß das alles einmal eine kühle Erwähnung findet. Es ist fast lustig, zu sehen, wie er so gelegentlich merken läßt, daß „so ein Feldzug doch die Kräfte sehr angreift, wenn man seine siebzig Jahre auf dem Rücken hat“, wie er auf die Schlacht bei Sedan nur deshalb zu sprechen kommt, weil eines seiner Pferde erkrankt ist. „Eines der jungen Pferde steht stark im Kropf,“ schreibt er, „ich habe aber ein mir zugefallenes Beutepferd (bei Sedan über zehntausend) eingespannt.“ Das ist der ganze Bericht über die Schlacht, den er seinem Bruder Adolf schickt. In diesen trivialen Beispielen spiegelt sich ein tiefer Zug: der größte Feldherr des Jahrhunderts ging still hinweg über seine Erfolge ohnegleichen, weil er ein noch größerer Charakter war. Der Werth einer That bemißt sich für ihn nur nach der Gesinnung, aus der sie fließt, und an diesen Maßstab gehalten, dünkt ihm die eigene Leistung nicht höher als die anderer. „Es scheint wirklich ein gelungenes Fest gewesen zu sein,“ so schreibt er über die Enthüllung seines Denkmals in Parchim an seinen Bruder Ludwig, „aber es war mir doch angenehm, dasselbe aus sicherem Hinterhalt in Creisau ansehen zu können. Denn wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr gethan als wir Lebenden.“

Ein Geist von solcher Bescheidenheit und so überzeugtem Gefühl für den echten Werth mußte ein Feind alles Wortgeklingels und aller Vorurtheile sein. Die tönende Phrase und der theatralische Faltenwurf, mit denen die Mittelmäßigkeit zu wirken sucht, sind ihm ebenso herzlich zuwider wie eine klägliche Einbildung, die sich auf Vorzüge des Standes und Vermögens steift und dabei „so göttlich dumm“ sein kann. Was er achtet, das ist die tüchtige Kraft. Ihn freut darum die Schaffenslust des deutschen Wesens, „eine Nation in Pantoffeln“ ist ihm ein Greuel; mit Stolz begrüßt er auf einer Reise durch das öde Spanien die blühenden Kolonien jener Deutschen, die sich im 18. Jahrhundert dort angesiedelt hatten, und „die lieben treuen viereckigen deutschen Gesichter“. Ihn freut die aufstrebende Gegenwart, die an die Stelle verwitterter Wartthürme aus „alter unruhiger Zeit“ die geschäftigen Stätten der Industrie setzt; ohne Bedauern spricht er es aus: „Die Burgen zerfallen“ — denn dafür ist „die Hütte des geringen Mannes zum stattlichen Wohnhaus geworden.“

Inmitten dieses ernsten Lebens, das der Arbeit gehört, läßt die Liebe einer edlen Frau ein freundliches Glück erblühen, das nur mit ihrem Tode endet. Moltke hat sich in seinen Briefen wiederholt für die Verstandesehe ausgesprochen, aber seine eigene Ehe schließt er doch auf Grund eines innigen, wenn auch keines leidenschaftlichen Gefühls. Warmherzig klingt es wieder in den Worten des ersten Briefes, den er von Berlin aus an die Verlobte richtet: „Möchte ich Dich doch für alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abberufe.“ „Ich will Dich pflegen wie meinen Augapfel, Du zarte, kleine Pflanze,“ heißt es an anderer Stelle. Mit Offenheit und sicherem Takte erleichtert er der Sechzehnjährigen die Aufgabe, sich in den so viel älteren Mann einzuleben; er ist fern davon, „die Jugend aus ihrem Leben wegstreichen“ und ihre frische Beweglichkeit hemmen zu wollen; nur das möchte er, daß sie „bei so vielen glänzenderen Erscheinungen“, als er ist, sich stets das Gefühl bewahre, niemand meine es treuer denn ihr „alter Bär“. Humor und Ernst mischen sich wohlthuend in den Briefen des Bräutigams, so, wenn er als vorausschauender Stratege für die künftige Ehe die Parole ausgiebt: „Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken und noch lieber ganz einig sein ... Jemand hat gesagt, es giebt nur zweierlei Ehen: solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und unglückliche. Ich verlange nichts Besseres, als unter Deinem Pantoffel zu stehen, und es wird Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Güte auch dahin zu bringen.“ Ob wirklich der große Heerführer, der im Felde durchs Schwert nicht zu besiegen war, zu Hause gegen den so leichtsinnig heraufbeschworenen Pantoffel unterlag, muß wohl eine offene Frage der Geschichte bleiben, für deren Lösung nur der eine Anhaltspunkt vorliegt, daß seine Ehe eine glückliche war.

In seiner ganzen Selbstlosigkeit zeigt sich Moltkes Wesen, als ihm der Tod die theure Frau entreißt. Er klagt nicht über seinen Verlust und möchte die Verstorbene nicht „aus besserem Dasein“ zurückrufen. „Ich hätte nicht gemocht, daß sie wieder erwache,“ lauten seine schlichten Worte, „sie hat ein selten glückliches Leben genossen und ist des traurigen Alters überhoben.“ Völlig hat er aber diesen Verlust nie verwunden; die „Sehnsucht nach der Ruhe des Kapellenberges“ in Creisau, wo er die sterbliche Hülle der Gattin beigesetzt, hat ihn im Innersten nie mehr verlassen. In den Briefen thut er ihrer nur noch einmal ausführlicher Erwähnung, mitten in den großen Ereignissen von 1870. „Ja, hätte Marie diese Zeitläufe noch erlebt!“ ruft er aus. „Aber ich

denke, die hingeſchiedenen Menſchen verlieren nicht die Kenntniß irdiſcher Dinge und ihr patriotiſches Herz nimmt an allem theil.“

Die letzten Briefe, die wir von ſeiner Hand haben, beſchäftigen ſich immer weniger mit dem wechſelnden Treiben des Tages, mit menſchlichem Schickſal und Kampf. Fremde Perſonen hereinzuziehen, war nie ſeine Sache. Selten findet ſich über Dritte ein Urtheil und nie ein mißgünſtiges. Mit vornehmem Schweigen geht er über das weg, was er nicht ſagen könnte, ohne anzuklagen. Die Erſcheinungen der Natur ſind es, die nun immer geſteigerter ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln. Wer Schlachten lenken will, der muß ſtets die großen Linien wie die Kleinigkeiten einer Landſchaft feſthalten können und wird ſo von Anfang an die Natur gewieſen. Und iſt er kein leidenſchaftlicher Geiſt, ſondern von jener machtvollen Ruhe, die hervorgeht aus der unbegrenzten Stetigkeit des eigenen Wirkens, ſo muß ihn je länger je mehr ſtatt der Eintagsdauer menſchlicher Dinge die Natur anziehen in ihrer Geſetzmäßigkeit, ihren ewig waltenden Kräften. So ſehen wir den Feldmarſchall in ſeinem geliebten Creiſau „das Naturleben belauſchen in der Stille der herabſinkenden Dunkelheit“. Und ſo oft der Frühling ins Land kommt, iſt's ihm „eine beſondere Gnade“, noch einmal das Erwachen der Erde beobachten zu dürfen, und gerne hält er dann ſtill auf dem Kapellenberg. „Der Rothdorn ſteht in voller Pracht und tauſend Knoſpen des Roſenſtocks an der Kapelle ſind im Aufblühen“. Sinnend ſchaut er in die Ebene hinaus — ſeine Aufgabe iſt gethan; zwar iſt auch ihm nicht „der Tod ein ganz willkommener Gaſt“, aber doch drängt ſich ihm ſchon geraume Zeit vor ſeinem Scheiden der Wunſch auf die Lippen: „Das nächſte Jahr möchte ich nicht mehr erleben.“

So klingen die Briefe leiſe aus wie Glockenton, der nach dem Kampf den Frieden kündet. Es iſt verwunderlich, wie tief der Eindruck iſt, den ſie im Leſen hinterlaſſen, denn ſie ſind weder beſonders geiſtreich noch tragiſch bewegt, und Kleinigkeiten, wie ſie der Tag bringt, ſind genug darin. Aber „aus vielen kleinen Tagesgeſchichten ſetzt ſich am Ende eine Lebensgeſchichte zuſammen“, und hier eine, die durch ihre ungeſuchte Schmuckloſigkeit und Wahrhaftigkeit alles menſchlich Echte, alle innere Größe um ſo reiner zum Ausdruck bringt. Frei von der nervöſen Unruhe und dem blendenden Schein einer modernen Entwicklung, geht dieſes Leben hin in tiefer Achtung vor dem Segen der Arbeit, im Dienſt für die Majeſtät der Pflicht, im hoffenden Ausblick auf eine überirdiſche neue Welt des Geiſtes. Den Charakter, der hier vor uns ſteht, hat man „antik“ genannt. Aber warum zum Vergleich nach Fremdem greifen? Soll es doch für unſer Gefühl das Höchſte ſein, wenn wir ſagen dürfen: er war ein deutſcher Mann, groß durch ſeine Thaten, größer durch die Selbſtloſigkeit, aus der ſie floſſen, am größten durch den ſtillen und doch jedes ewige Intereſſe des Menſchengeiſtes in ſich befaſſenden Sinn, mit dem er beiſpielloſe Erfolge trug. Die Geſchichte kann ihm keinen ſchöneren Lorbeer reichen, als den er ſelbſt ſich gab im Sieg über alles Kleinliche und Häßliche.

Ueber Entziehungsdiät.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Profeſſor Dr. E. Heinrich Kiſch.

Wie das Ueberfüttern der Kinder in wohlhabenden Familien eine der häufigſten diätetiſchen Sünden iſt, ſo nimmt auch ein ſehr großer Theil der Erwachſenen weitaus mehr Nahrungsmittel zu ſich, als die Verdauungsorgane bewältigen können und als zur Erhaltung des Körperbeſtandes nothwendig iſt. Dieſe Ueberfüllung mit Nährſtoffen, dieſe Ueberlaſtung des Magens und Darmes dauert ſo lange fort, bis endlich der Organismus ſich den zu hoch geſpannten Anforderungen nicht mehr gewachſen erweiſt. Es entſtehen Störungen der Verdauung, der Magen empört ſich, die Darmthätigkeit wird träge, das Blut ſtockt in ſeinem Kreislaufe, die Leber ſchwillt, die Nerven werden verſtimmt, der Stoffwandel zeigt ſich mannigfach verändert — kurz, man muß den Arzt holen laſſen, und dieſer verordnet in richtiger Erkenntniß, daß hier die Nahrungsaufnahme den Stoffverbrauch übertraf, eine Entziehungsdiät. Er entlaſtet die Verdauungsmaſchine, er behebt die Blutüberfüllung, welche wichtige innere Organe gefährden kann, indem er dafür ſorgt, daß die Menge aller zur Erhaltung des Stoffgleichgewichtes nothwendigen Nahrungsſtoffe herabgemindert, alſo weniger Eiweiß, Fett, Zucker und Stärkemehl zugeführt wird, als bisher die Lebensgewohnheiten des Kranken mit ſich brachten, ja, ſogar weniger, als die Erhaltung des Stoffgleichgewichtes fordert.

Die einfachſte allgemeine Entziehungsdiät beſteht alſo darin, daß der Körper eine zur vollſtändigen Sättigung nicht genügende Menge leicht verdaulicher Nahrungsmittel erhält, und einer ſolchen Diät ſollte ſich jeder unterziehen, der in Speiſe und Trank zuviel des Guten geleiſtet hat und nun empfindet, daß Magen und Darm den Dienſt verſagen. In früherer Zeit hat man aus ſolcher Entziehungsdiät eine wahre Hungerkur gemacht, und die alten Aerzte ließen blutreiche, vollſaftige Lebemänner, Gichtbrüchige und Fettſüchtige ohne Erbarmen hungern. Die neueren phyſiologiſchen Unterſuchungen haben aber das Schädliche ſolchen Vorgehens erwieſen und dargethan, daß bei der Entziehungsdiät alle Vorſicht geboten iſt. Wenn die dem Körper zugeführten Nährſtoffe längere Zeit hindurch auf das Nothwendigſte beſchränkt werden, ſo wird der Nachwuchs der rothen Blutkörperchen behindert und der Organismus in ſeinem Aufbaue geſtört. Die Entziehungsdiät darf darum weder zu ſtrenge genommen, noch zu lange ausgedehnt werden.

Weitaus häufiger, als der Arzt eine allgemeine Entziehungsdiät vorſchreibt, ſieht er ſich veranlaßt, einen oder mehrere beſtimmte, zur Ernährung nothwendige Stoffe in ihrer Zufuhr zu beſchränken oder dem Organismus gänzlich zu verſagen. Auf ſolche Weiſe können von den Nährſtoffen das Waſſer oder das Fett oder Zucker und Stärkemehl oder endlich die Eiweißſtoffe entzogen werden.

Die Waſſerentziehungsdiät beſteht in der möglichſten Enthaltung vom Waſſergenuſſe. Dadurch wird dem Organismus zunächſt Waſſer, mittelbar aber auch eine Reihe von feſten Beſtandtheilen genommen, ſo daß eine günſtige Beeinfluſſung des Stoffwechſels bei Fettſucht, Gicht, Rheumatismus und anderen Erkrankungen erzielt werden kann. Schon aus ſehr alter Zeit, bereits von Plinius dem Jüngeren, der um das Jahr 100 n. Chr. lebte, rührt die Verordnung her, daß fette Perſonen, welche mager werden wollen, während des Eſſens dürſten und nachher wenig trinken ſollen. Und bekanntlich iſt dieſer Grundſatz, die Aufnahme von Flüſſigkeiten, beſonders von Waſſer, auf ein möglichſt geringes Maß herabzuſetzen, in jüngſter Zeit als modernſtes Entfettungsmittel lebhaft verfochten, aber auch nicht minder lebhaft bekämpft worden.*

Als feſtgeſtellt kann man anſehen, daß eine möglichſte Beſchränkung des Waſſergenuſſes in den Fällen nutzbringend iſt, wo infolge der fettigen Veränderungen des Herzmuskels hochgradige Kreislaufsſtörungen vorhanden ſind und es für die Erhaltung des Lebens von Wichtigkeit erſcheint, die in den Geweben aufgeſtauten Flüſſigkeitsmengen zu vermindern. In der Regel wird hierbei die Menge der geſtatteten Getränke in folgender Weiſe angeſetzt: morgens und abends eine Taſſe (150 Gramm) Kaffee, Thee, Milch oder dergl., mittags $^3/_8$ Liter Wein und vielleicht noch, in kleinen Portionen über den ganzen Tag vertheilt, $^1/_4$ bis $^1/_3$ Liter Waſſer.

Die ſtrengſte Form der Waſſerentziehung bietet die ſogenannte Schrothſche Diät. Dieſe Durſtkur, welche ſich einer großen Beliebtheit erfreut, wobei wir aber gleich bemerken wollen, daß oft genug die von ihr drohende Gefahr in keinem richtigen Verhältniſſe zu dem zu erhoffenden Nutzen ſteht, hat folgenden Gang: der Patient genießt nach Bedürfniß und Appetit in den Morgenſtunden wie im Laufe des Tages trockene, gut ausgebackene Semmel, mittags einen Brei aus Reis, Gries, Hirſe. Zum Getränk dient in den erſten acht Tagen mit Zucker und etwas Citronenſaft verſetzter, nicht ganz dünner Haferſchleim, nicht zuviel auf einmal und nur bei entſchiedenem Durſte. In der zweiten Woche trinkt man täglich nur einmal ein Weinglas voll Wein, den man mit einem halben

* Siehe darüber meinen Aufſatz „Die Fettleibigkeit und ihre Folgen“, „Gartenlaube“ 1885, Seite 262.

Glase Waſſer und etwas Zucker gemiſcht und heiß gemacht hat. In der dritten Woche trinkt man täglich nur ein Glas reinen Weines, dann geht es noch einen Schritt weiter: man verſucht einen Tag gar nichts zu trinken, genießt am folgenden Tage ein Glas warmen Wein und macht am dritten Tage einen ſogenannten Trinktag, d. h. man trinkt zwei Stunden nach dem Mittagstiſch mehrmals. Und in dieſer Weiſe wird einige Wochen fortgefahren, ſo daß nach jedem Trinktage ſofort wieder die trockene Diät beginnt.

Die geſchilderte Trockenkoſt hat einen günſtigen Einfluß auf manche Stoffwechſelerkrankungen, allein die Unterſuchungen über die Wirkung einer ſo weit gehenden Waſſerentziehung beim Menſchen haben gezeigt, daß hierdurch weſentliche Veränderungen im Blute ſowie in der Zuſammenſetzung der Gewebe zuſtandekommen, welche lebensbedrohende Erſcheinungen zur Folge haben.

Eine häufige Form von entziehender Diät iſt ferner jene, bei welcher die Fette aus den Nahrungsmitteln mehr oder minder vollſtändig verbannt werden. Durch die verläßlichſten phyſiologiſchen Verſuche der Gegenwart iſt nachgewieſen, daß die häufigſte und wichtigſte Quelle des im Körper abgelagerten Fettes das mit der Nahrung aufgenommene Fett thieriſchen oder pflanzlichen Urſprunges iſt und daß darum jeder zur Korpulenz Veranlagte wohlweislich vom Küchenzettel jegliches Fett ſtreichen, kein fettes Fleiſch, keine Butter, kein Schmalz, keine fetten Saucen ꝛc. genießen ſoll. Eine auf dieſem Grundſatze aufgebaute Kur iſt ſeit nahezu dreißig Jahren unter dem Namen „Bantingkur“ bekannt, ſeitdem ſie der engliſche Arzt Harvey dem dicken Banting empfahl, welcher nicht verfehlte, die hierdurch an ſeinem Fettpolſter erzielten glänzenden Erfolge in einem draſtiſch geſchriebenen „offenen Briefe“ der geſammten abmagerungsbedürftigen Menſchheit zu verkünden.

Gruppe aus dem Hiltorfer Paſſionsſpiel: Die Kreuztragung.

Nach einer Photographie von Emil Koch in Bonn.

Bei der Fettentziehungsdiät ſind Butter, Rahm, Schmalz gänzlich zu meiden, ferner alle fetten Fleiſchſorten, ſo Schweinefleiſch (mit Ausnahme mageren Schinkens), Gans, Ente, von Fiſchen der Lachs, die Lachsforelle, der Steinbutt; endlich müſſen vom Speiſezettel alle Paſteten und alles fette Backwerk verſchwinden, unter den Früchten ſind Kaſtanien, Nüſſe, Mandeln verboten, unter den Getränken Chokolade und Kakao. So wirkſam eine ſolche Fettentziehungsdiät iſt, ſo darf ſie doch nur auf kurze Zeit angewendet werden, weil ſonſt weſentliche Ernährungsſtörungen eintreten können; das Fett iſt eben zum Aufbau des Organismus mit von nöthen. Gewöhnlich wird die Fettentziehungsdiät mit der Entziehung noch anderer Nährſtoffe verbunden, nämlich der Kohlenhydrate, d. h. des Stärkemehles und Zuckers, weil dieſe Stoffe zwar nicht ſelbſt in Fett übergehen, wie früher angenommen wurde, aber doch die Eigenſchaft beſitzen, das im Körper gebildete und abgelagerte Fett vor Zerſtörung zu ſchützen. Darum wird fetten Perſonen verboten, Mehlſpeiſen zu genießen und Süßigkeiten zu naſchen; ja dieſe Maßregel erſcheint zuweilen für Fettſüchtige noch wichtiger und dringender als die Fettentziehung.

Wenn man der Nahrung die Kohlenhydrate entzieht, ſo verfolgt man vorzugsweiſe auch die Abſicht, den Zuckergehalt des Blutes herabzuſetzen. Dieſe Diät wird deshalb auch bei der Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus) angewendet, in der Form jedoch, daß es geſtattet iſt, Fette in größeren Mengen zu genießen. Der Zuckerkranke wird darum, wie wir dies in dem Aufſatz in Nr. 18 des Jahrgangs 1889 dargelegt haben, vorzugsweiſe auf Fleiſchkoſt geſetzt, weil die Wurzeln, Früchte und Körner der Pflanzen die zu vermeidenden Stärkemehlarten enthalten und mehr oder minder zuckerreich ſind. Solchen Kranken wird ſelbſt das dem Aermſten nothwendige tägliche Brot ganz entzogen oder ſehr knapp zugemeſſen. Aber auch hier iſt eine vollſtändige Verbannung ſämmtlicher Zuckerbildner aus den Nahrungsmitteln nicht gut durchführbar, weil eben der Organismus dies nicht verträgt und einer bloßen animaliſchen Ernährung widerſtrebt.

Den geraden Gegenſatz zu dieſer Diätform bietet die Vegetarianerdiät, welche alle Speiſen thieriſchen Urſprunges meidet und nur die pflanzlichen Nahrungsmittel geſtattet. Es läßt ſich nicht leugnen, daß der Menſch auch als Vegetarianer leben kann, beſonders wenn er ſich nicht ſtreng orthodox an ausſchließliche Pflanzenkoſt hält, ſondern von den thieriſchen Nährmitteln die nicht ſo verpönten Eier, die Milch, die Butter und den Käſe ſich geſtattet. Aber um Vegetarianer zu ſein, muß man vor allem einen guten Magen und leiſtungsfähigen Darm haben, denn eine ausſchließlich pflanzliche Koſt ſtellt an die Verdauungsorgane weit höhere Anforderungen als eine gemiſchte. Der für den Körperbeſtand wichtigſte Nährſtoff, das Eiweiß, iſt zwar auch in den pflanzlichen Speiſen enthalten, allein nicht in ſo leicht verdaulicher, den Säften raſch zugänglicher Form wie in der Nahrung thieriſchen Urſprunges.

Der menſchliche Körper kann ſein Eiweiß von einer Erbſenkoſt wie von einer Fleiſchkoſt beziehen, aber bei der erſteren iſt die Ausnutzung des Nahrungsmittels durch den Darm eine weit aus unvollſtändigere und ſchwierigere; es wird eine ungleich größere Menge zugeführt werden müſſen, ein gewaltiger Ballaſt wird mit herbeigeſchafft, der viel Unnützes enthält. Um die für den Stoffwechſel nöthigen Subſtanzen, namentlich die Eiweißſtoffe, aus einer Pflanzenkoſt, einer Ernährung durch Brot, Kartoffeln, Reis, Mais ꝛc. zu gewinnen, bedarf es einer ſehr großen Maſſe dieſer Speiſen und einer langen Zeit zur Bearbeitung. Die Pflanzenfreſſer unter den Thieren haben einen viel komplizierteren und längeren Darm als der Menſch und haben Muße zu ihrer Eßarbeit.

Wenn die Vegetarianer behaupten, daß ihre Ernährungsart vollſtändig genüge, um ihr Körpergewicht auf einer beträchtlichen Höhe zu erhalten, ja daß ſie dabei ſogar recht kräftig und ſchwer werden, ſo muß dem gegenüber betont werden, daß die Gewichtszunahme, welche bei ausſchließlich pflanzlicher Koſt ſtattfindet, auf Vermehrung des Waſſergehaltes des Körpers, nicht aber auf Anſatz von Fleiſch oder Fett beruht.

Allerdings iſt zuweilen auch dieſe Fleiſchentziehungsdiät für einige Zeit angezeigt, und es kann manchem von Nutzen ſein, auf ein paar Wochen Vegetarianer zu werden. Namentlich Perſonen, welche einen üppigen Tiſch lieben und dabei eine ſitzende Lebensweiſe führen, welche gewohnt ſind, ſehr nahrhafte und dabei leicht verdauliche Fleiſchſpeiſen zu genießen, können hierdurch ihre Ver

Digitized by Google

dauungsorgane derart erschlaffen, daß für dieſe ein ungewohnter kräftiger Reiz nur nützlich iſt. Der vegetarianiſche Küchenzettel mit der geringen Auswahl von Gängen, mit den einfach zubereiteten Mehlſpeiſen, Hülſenfrüchten, Kartoffeln, Gemüſen und Obſt thut hier ſehr wohl, und nach einiger Zeit kehrt dann der ſo auf Faſtenkoſt geſetzte Feinſchmecker wieder gebeſſert zu ſeinen gewohnten Fleiſchtöpfen zurück. Jener Küchenzettel hat zwar nicht viel Verlockendes für ſich, aber immerhin läßt ſich mit ihm einige Wochen, wohlgemerkt nicht allzulange, auskommen, und das aus reinem ungebeutelten Weizenmehl bereitete Schrotbrot (Grahambrot), das eine große Rolle unter dieſen Tafelgenüſſen ſpielt, wird oft in die frühere Speiſeordnung hinübergenommen.

Ein Vegetarianer genießt zum Frühſtück Schrotmehlſuppe oder Kakao oder auch Milch, dann Weizenſchrotbrot mit Obſt, Obſtmus, auch mit Butter oder Honig. Das Mittageſſen bietet Obſtſuppe, Gemüſe, Hülſenfrüchte, Rüben, Spargel, Kohl, Kartoffeln, Reis, Graupen, Milch- und Mehlſpeiſen, Obſt und Schrotbrot. Zur Abendmahlzeit kommt wieder Brot mit Obſt auf die Tafel und, wenn es nicht gar zu ſtrenge hergeht, Käſe, Butter, Eierſpeiſe. Entſprechend dem Zwecke einfacher, naturgemäßer Lebensweiſe iſt Wein und Bier verboten und als Getränke nur reines Waſſer, Himbeerwaſſer oder Milch geſtattet. Auf ſolche Weiſe erzielen vollſaftige, an Trägheit des Blutumlaufes und Schwäche der Darmthätigkeit leidende Perſonen oft recht günſtige Erfolge, nur darf man nicht mit der übertriebenen und ungerechtfertigten Behauptung kommen, die Vegetarianerdiät ſei für den Menſchen die einzig richtige und in der Enthaltung von Fleiſchkoſt beruhe das Heil der geſammten Menſchheit.

Schließlich ſei noch der Eiweißentziehungsdiät gedacht. Denn auch das Eiweiß, ſo bedeutungsvoll die Rolle desſelben für den Haushalt des Körpers iſt, kann unter Umſtänden dem Organismus mit Vortheil entzogen werden. Bis zu einem gewiſſen Maße findet dies bei Fiebernden ſtatt. Von der früheren Anſchauung, daß man dem Fieberkranken jegliche Nahrung verweigern müſſe, um nicht Oel ins Feuer zu gießen und durch Zufuhr von Nahrungsſtoffen die erhöhte Körpertemperatur noch mehr zu ſteigern, von dieſer Anſchauung iſt man gegenwärtig abgekommen; aber aus mehreren, der genaueren Erkenntniß vom Weſen des Fiebers entnommenen Gründen iſt man beſtrebt, dem Fiebernden das Eiweiß nur in geringer Menge und in ſehr leicht verdaulicher Form zu reichen und die Koſt ſo einzurichten, daß in derſelben die ſtickſtofffreien Nahrungsſtoffe die ſtickſtoffhaltigen überwiegen. Neben dem Waſſer, dem für Fieberkranke unentbehrlichſten Nahrungsmittel, zu deſſen Genuſſe ja ſchon der vermehrte Durſt treibt, bilden Abkochungen, welche vorzugsweiſe Stärkemehl Zucker und Leimſtoffe enthalten, die zweckmäßigſten Beſtandtheile in der Ernährung Fiebernder. Mehlſuppen aus Weizenmehl, Gerſtenmehl, Hafermehl, Gries, Reismehl, mit Kochſalz oder Zucker verſetzt, Fleiſchbrühen, namentlich die leimreiche aus Kalbsfüßen und etwas Kalbfleiſch bereitete Brühe, leimhaltige Gelées, Milch mit Waſſer verdünnt, Bouillon mit Ei ſind ſolche Gerichte, die, mit der nöthigen Berückſichtigung der Leiſtungsfähigkeit der Verdauungsorgane und des Standes der allgemeinen Körperkräfte, dem Fiebernden gereicht werden und den Zweck erfüllen, eine Diät zu bieten, in welcher das Eiweiß nicht zu reichlich enthalten iſt.

In der jüngſten Zeit hat man die Eiweißentziehungsdiät auch bei ſolchen Stoffwechſelerkrankungen empfohlen, bei denen man eine übermäßige Anſammlung von Eiweißſtoffen in den Säften annehmen zu müſſen glaubte, ſo bei der Krebskrankheit. Man giebt ſolchen Kranken eine an Stickſtoff und phosphorſauren Salzen arme Koſt. Bei der Eiweißentziehungsdiät werden alle Fleiſchſpeiſen gemieden, ebenſo Fiſche, Krebſe, Auſtern und Muſcheln, Eier, Käſe und Hülſenfrüchte, ferner Bier und ſchwere Weine.

Das Schloß. Gruppe aus dem Feſtſpiel.

Zur ſechshundertjährigen Jubelfeier der Stadt Celle.

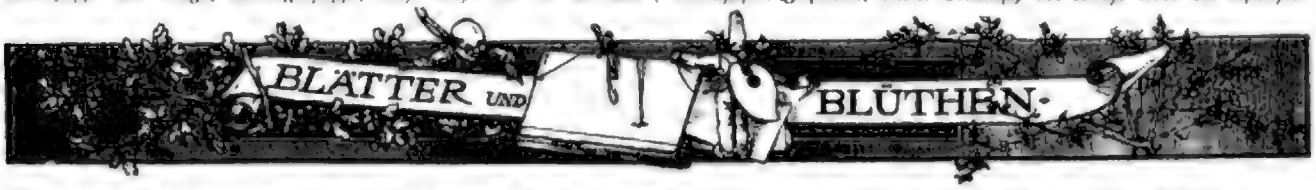
Nach einer Zeichnung von C. Grote.

Digitized by Google

Hingegen werden für den Tisch solcher Kranken vorwiegend folgende Speisen in verschiedenster Zubereitung verwerthet: frische Gemüse, namentlich Spinat, Kohl, gelbe Wurzeln, ferner Kartoffeln, Reis, Mais, Sago, Buchweizen, Obst, Zucker, Butter, Fett. Bei einigem Kochverständniß läßt sich aus diesen Dingen ein gar nicht übler Küchenzettel zusammenstellen, umsomehr, als zum Getränk Thee, Milch, Chokolade, leichter Rhein- und Moselwein, Limonade und Champagner gestattet sind.

Ein Forscher auf diesem Gebiet, Professor Beneke, hat für Krebskranke die Eiweißentziehungsdiät durch folgende Speiseordnung empfohlen: als Frühstück ein kräftiger Aufguß schwarzen Thees mit Zucker und Milchrahm oder auch eine Tasse Kakao oder Chokolade, wenig Brot mit sehr viel Butter, dazu einige Kartoffeln in der Schale gequellt mit Butter; als zweites Frühstück frisches oder gekochtes Obst, einige englische Biskuits oder wenig Brot mit Butter, ein Glas Wein. Zur Mittagsmahlzeit Fruchtsuppe, Weinsuppe mit Sago, Kartoffelsuppe, nicht mehr als 50 Gramm Fleisch (in frischem Zustand gewogen), Kartoffeln, einfach abgekocht oder in Form von Brei oder Klößen, alle Arten von Wurzelgemüsen, gekochtes Obst, Aepfel oder Pflaumen mit Reis, Reis mit Rum. Salate, Fruchteis, leichte Mosel- und Rheinweine. Nachmittags schwarzen Theeaufguß mit Zucker und Milchrahm, wenig Brot mit Butter, oder frische Früchte und einige Biskuits. Abends eine Suppe wie mittags, Reis mit Obst, Quellkartoffeln mit Butter, Kartoffelsalat. Geringe Menge Sardinen, Anchovis, frische Häringe, Buchweizengrütze mit Wein und Zucker. Leichter Wein.

Gar mannigfaltig gestaltet sich demnach, wie wir eben erörterten, die Entziehungsdiät. Sie muß, dem Einzelfalle entsprechend, mit sorgfältiger Erwägung der Lebensweise und Ernährungsverhältnisse geregelt werden und bietet dann, wenn wissenschaftliche Erkenntniß des Arztes mit vernünftiger Selbstbeherrschung des Kranken Hand in Hand geht, ein machtvolles Mittel zur Verhütung und Bekämpfung krankhafter Zustände, einen Triumph der Küche über die Apotheke.



Rheinische Passionsspiele. (Mit Abbildung S. 384.) Auch außerhalb Oberammergaus giebt es Stätten in Deutschland, wo die Leidensgeschichte Christi in der Form des Volksschauspiels zur Darstellung gelangt. So werden in diesem Jahre wieder die Passionsspiele zu Stieldorf im Rheinland aufgeführt.

Diese Spiele sind neueren Ursprungs, und die Anregung zu ihnen ist nicht etwa von geistlicher Seite ausgegangen. Ein einfacher Landmann, Michael Wenler vom Scheurer Hof bei Stieldorf, hat sie, angeregt durch das Oberammergauer Vorbild, ins Leben gerufen. Von ihm rührt die Bearbeitung des Textes und die Einrichtung des Schauspiels her, auch die Komposition der Musikstücke — soweit letztere nicht dem kirchlichen Melodienschatz entnommen sind — und er leitet auch jetzt noch das Ganze. Die Mitwirkenden sind gleichfalls Landleute, Männer, Frauen und Kinder, sämmtlich aus der Gemeinde Stieldorf, im ganzen jetzt etwa 170. Erwähnt sei dabei, daß sie persönlich keinen Gewinn aus ihrer Thätigkeit ziehen; was nach Abzug der Unkosten übrig bleibt — recht beträchtliche Summen dürften es sein — wird zu wohlthätigen und frommen Zwecken gespendet.

Die erste Aufführung — nach vieljährigen Vorbereitungen — fand im Jahre 1889 während der Fastenzeit statt; die zweite im folgenden Jahre, zur selben Zeit. Inzwischen haben sich die Leute ein eigenes Haus für die Spiele gebaut, welches 1200 Zuschauersitze faßt und wiederum nur von Einheimischen entworfen und trefflich eingerichtet ist. In diesem Jahre findet dort die dritte Wiederholung statt, und zwar wird an allen Sonn- und Festtagen der Monate Mai und Juni gespielt; also in der schönsten Jahreszeit dort zu Lande, in der „Blüthenzeit". Dies soll sich von nun alle fünf Jahre wiederholen.

In Westdeutschland, bis nach Holland hinüber, haben die Stieldorfer Spiele bereits einen gewissen Ruf erlangt; ohne Zweifel wird die heurige Wiederholung auch die Augen weiterer Kreise auf sie lenken. Erfreulich ist es, daß neuerdings auch die Musik eine reichere Vertretung in ihnen gefunden hat. Der Komponist Wiltberger hat für die diesjährigen Spiele einige schöne Beiträge geliefert.

Fast hätten wir vergessen zu sagen, wo denn Stieldorf liegt. Es ist ein kleines, ungemein anmuthiges Dorf, mit einem Kranze von anderen, dorthin eingepfarrten Dörfchen, Weilern und Höfen umgeben, unweit des Siebengebirges; von der Station Obercassel am Rhein erreicht man es auf genußreicher Bergwanderung in stark dreiviertel Stunden. Die Gegend zeigt einen überaus lieblichen Wechsel von kleinen Thalsenkungen und Hügeln, und von einem dieser grünen, sanftgerundeten Hügel blickt die Spielhalle dem Kommenden entgegen. Ernst Lenbach.

Die Schloßfreiheit in Berlin. (Zu dem Bilde S. 357.) Wenn man vom Denkmal des Großen Friedrich her den weiten glatten Platz überschreitet, an dem rechts und links die geschichtlich bedeutsamsten Gebäude Berlins sich aufreihen, das Palais Kaiser Wilhelms I., die königliche Bibliothek, das Opernhaus, das Prinzessinnenpalais, das Palais Kaiser Friedrichs III., die Kommandantur, das Zeughaus, die neue Wache, die Universität, so gelangt man auf die Schloßbrücke, die architektonisch bedeutsamste Brücke Berlins — ein Werk Schinkels — die hier den Hauptarm der Spree überspannt und mit acht wunderschönen Darstellungen einer Heldenlaufbahn geschmückt ist. Auf diesem Punkte genießt man den eindrucksvollsten Rundblick, welchen das in dieser Hinsicht nicht eben reiche Berlin darzubieten hat. Hinter sich die eben beschriebene gewaltige Flucht von Gebäuden mit den Denkmälern von Kriegs- und Geisteshelden, schaut man vor sich den Lustgarten, den schönsten Laubplatz Berlins, mit A. Wolffs bronzenem Friedrich Wilhelm III. als Mittelpfeiler und dem alten, Schlüters mächtiger Phantasie entsprossenen Königsschloß, der alten Börse, dem Dome, dem Campo Santo, dem Museum und der Nationalgalerie als Seitencoulissen. Wahrlich, ein gewaltiges Bild! In engem Umkreis eine Stadt steinerner Symbole, eine Sammlung von Denkmälern, gleich denen auf der Schloßbrücke, für die Laufbahn auch eines Helden, genannt der preußische Staat! Alles Größe — zwar Größe ohne reiche Phantasie und berückende Farben, Größe in starren, flachen Linien, aber darum den Anschein um so größerer Festigkeit erweckend, das Gefühl einflößend einer sicher auf breiten Riesenfüßen ruhenden Macht!

Wenn man aber den Blick von diesem strengen heroischen Bilde fortwendet und rechts den Lauf der Spree hinauf schweifen läßt, gewahrt man ein Häusergewimmel, mit bunt wechselnden Wasserfronten auf moosgrünen Pfahlrosten, die ins Wasser getrieben sind, Pflöcke davor, die den schiffbaren Lauf des Flusses bezeichnen und Kähnen und Holztriften zu Haltepfeilern dienen. Das ist die „Schloßfreiheit" von Berlin.

Ein veralteter Name für eine veraltete Sache. Der Platz zwischen Schloß und Fluß war von den ersten Königen Preußens für abgabenfreie Wohnhäuser der Schloßbeamten bestimmt worden. Die alten Privilegien sind längst vermodert wie die alten niedrigen Barockhäuser, an deren Stelle heute moderne, charakterlose Miethshäuser stehen, der Quai selbst aber behielt den alten Namen der „Schloßfreiheit". Diese Häuser, nun gleichfalls dem Untergang geweiht, zeigt unser Bild. Links in der Ecke sehen wir noch den äußersten Abschnitt der Schloßbrücke: auf drei mächtigen Granitblöcken das zweite, dritte und vierte Bild der Marmorgruppen „Siegeslaufbahn eines Helden". Das lange Rechteck im Hintergrund mit den lichten Fensterflecken und den Figuren auf durchbrochener Attika ist das königliche Schloß mit seiner Lustgartenfront. Die rechts davon scheinbar über dem breiten Massiv des Hauses Schloßfreiheit Nr. 3 gelagerte Kuppel gehört gleichfalls dem Königsschloß an. Unter ihrer mit goldenem Kreuze gezierten kupfernen Wölbung befindet sich die Kapelle der Hohenzollern und darunter das gewaltige Hauptportal des Schlosses, der Schloßfreiheit zugekehrt. Am rechten Rande des Bildes gewahren wir einen niedrigen Bau im Wasser, es ist eine Badeanstalt; darüber einen gleichfalls niedrigen, lang sich hinziehenden, mit flacher Dachwölbung versehenen Bau, aussehend fast wie eine gedeckte Wandelbahn oder eine kleine Eisenbahnhalle. Dieser tritt auf unserem Bilde etwas in den Schatten; in Wirklichkeit ist er ein hübscher, in orientalischer Buntheit blitzender Pavillon mit einer reizenden Wasserveranda versehen; darin befindet sich das Restaurant Helms.

Die Häuserflucht der Schloßfreiheit wird niedergerissen in erster Linie, weil dieser Platz für das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Aussicht genommen ist. Daß die Mittel dazu durch eine Lotterie aufgebracht wurden, hat seinerzeit und auch neuerdings wieder viel Staub aufgewirbelt, und von Männern aller Parteien wurde es bedauert, daß man das Andenken an den unvergeßlichen Kaiser mit einem auf die Spielsucht weiter Volkskreise berechneten Unternehmen verquickte. Am 15. Juni dieses Jahres soll mit der Niederlegung der Häuser Nr. 1 und 2 zunächst der Schloßbrücke begonnen werden, von denen das erste bis daher noch die Geschäftsräume der Photographischen Gesellschaft barg. Im Oktober dieses Jahres folgen die Grundstücke Nr. 7, 8 und 9. Der Mitteltheil mit dem riesigen Neubau, der auf dem Bilde unter der Schloßkuppel zu stehen scheint, folgt erst im Herbst 1893, während Nr. 10 und 11, das Helmsche Restaurant umfassend, dessen Grund und Boden fiskalisches Eigenthum ist, von dem Projekt überhaupt nicht betroffen werden.

Mit der Schloßfreiheit sinkt ein weiteres Stück Alt-Berlin dahin. Kaum steht noch hier und da ein Rest davon, und man sieht einen nach dem anderen ohne allzuviel Bedauern fallen; indem man die schwindenden Zeugen alter Tage photographiert und so in höchst moderner Nachbildung dem märkischen Museum einverleibt, glaubt man genug gethan zu haben. Auch der Schloßfreiheit wird keine Thräne nachgeweint werden — sah man doch selbst ohne Gemüthsbewegung, wie der ehrwürdige Mühlendamm starb, „und war mehr als sie!" C. A. H.

Edelweißsucher. (Zu dem Bilde S. 361.) Schon manchem sind jene weißschimmernden Blumensterne verderblich geworden, die im Hochgebirge aus der Einsamkeit schwer zugänglicher Abhänge und schmaler Grasbänder am

schönsten leuchten und Erfahrene und Unerfahrene immer wieder in die Gefahr locken. Für die beiden Edelweißsucher auf unserem Bilde freilich ist wohl nichts zu fürchten — so schwindelerregend jäh auch der Berghang abfällt, sie drücken sich mit ihren Steigeisen fest in den Grund ein, und das Seil schützt den Pflückenden vor dem Absturz, wenn er ausgleiten sollte. Nur darf sein Kamerad den Halt nicht auch verlieren und deshalb seine Aufmerksamkeit keinen Augenblick von dem Knienden verwenden — sonst könnten sie beide die Blumen mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Die sechshundertjährige Jubelfeier der Stadt Celle. (Zu dem Bilde S. 385.) Es war an Pfingsten des Jahres 1292, am 25. Mai, als Herzog Otto der Strenge von Braunschweig und Lüneburg eine Urkunde ausstellte, in welcher er verschiedene Freiheiten bestimmte für die, so in seine „Neue Stadt Celle" einziehen wollten, und in welcher er dieser das Recht von Lüneburg ertheilte. Mit dieser Urkunde beginnt die Stadtgeschichte von Celle, und seine Bürger schicken sich an, die sechshundertjährige Wiederkehr jenes Tages feierlich zu begehen mit Festspiel, Festzug und fröhlichem Kommers. Derselbe Herzog Otto hatte auch den Anstoß zur Entstehung der Stadt gegeben. Am Ende des 13. Jahrhunderts nämlich bestand bereits ein nicht unbedeutendes Gemeinwesen auf der Stelle des einen Kilometer entfernten Altencelle. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg hatten dort ein Schloß, auch befand sich daselbst eine große Kirche, die St. Petrikirche. Nun geschah es, daß im Jahre 1290 jenes herzogliche Schloß abbrannte, und Herzog Otto wollte es nicht wieder auf dem alten Platze aufbauen, sondern wählte dazu die Stelle, wo auch das heutige, in seinen Anfängen auf das Jahr 1485 zurückgehende Schloß steht. Zugleich gestattete er durch einen öffentlichen Erlaß, daß in der Nähe des gewählten Bauplatzes sich jedermann anbauen dürfe, gab den Ansiedlern gleiche Rechte mit den Bürgern von Altencelle und wies Bauholz und Bauplätze an. Die neu entstehende Stadt hieß erst Nyenzell, Neuencelle — heute hat sie, eine übermächtig gewordene Tochter, die Mutter ganz in den Hintergrund gedrängt und führt allein den ursprünglichen einfachen Namen Celle.

Bis zum Jahre 1705 blieb Celle die Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg Cellescher Linie. Der letzte in ihrer Reihe war jener Herzog Georg Wilhelm, welcher um der schönen Eleonore d'Esmiers willen für seine Nachkommen auf alle Thronerbrechte verzichtete und diese sammt der ihm zugedachten hochfürstlichen Braut an seinen Bruder Ernst August abtrat. Seine Tochter ist die unglückliche Sophia Dorothea, deren trauriges Schicksal in dem Namen begriffen liegt, unter dem sie in der Geschichte berühmt geworden ist — die „Prinzessin von Ahlden". Von ihrem Gemahl Georg Ludwig, dem späteren Georg I. von England, mit eisiger Kälte behandelt, vermaut sie sich dem Grafen Königsmark, damit er ihr zur Flucht nach dem verwandten Hofe Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel behilflich sei. Das Komplott wird entdeckt, und die schwer verdächtigte, aber unschuldige Prinzessin muß in einsamer Haft auf Schloß Ahlden den Rest ihres Lebens — fast dreiunddreißig Jahre — vertrauern. Am 26. November 1726 starb sie, zweiundsechzig Jahre alt.

Das Schicksal dieser unglücklichen Prinzessin wird auch in dem Festspiel bei der Jubelfeier seine Rolle spielen. Unser Zeichner führt uns rechts unten auf seinem Bilde den Herzog Georg Wilhelm mit seiner schönen Gemahlin und seiner ebenso schönen Tochter in den historisch getreuen Kostümen, wie sie bei der Aufführung zur Verwendung kommen, vor.

Celle ist heute eine betriebsame Stadt von gegen 19000 Einwohnern, Sitz eines Oberlandesgerichts, in dessen Eigenthum sich eine namhafte Bibliothek mit werthvollen alten Handschriften des „Sachsenspiegels" befindet. Sie weist zwei Gymnasien, ein Waisenhaus und eine Reihe weiterer gemeinnütziger Anstalten auf, endlich eine nicht unbeträchtliche Garnison. Möge das alte Gemeinwesen, das nunmehr auf eine Geschichte von sechs Jahrhunderten zurückblickt, auch fernerhin blühen und gedeihen!

Friedrich der Große und der schlafende Zieten. (Zu dem Bilde S. 376 und 377.) Es ist ein edler Zug im Charakter des preußischen Heldenkönigs, jene unwandelbare Dankbarkeit, die er den Mitarbeitern an seinem Lebenswerk bewahrte. Zu denjenigen, welche sich der treuen Anhänglichkeit Friedrichs des Großen bis ins hohe Alter erfreuten, gehörte auch der General Zieten, der geniale Reorganisator der preußischen Reiterei und ihr schneidiger Führer in zahllosen Schlachten und Gefechten. Wer sollte sie nicht kennen, die hübsche Anekdote, in der sich die rührende Sorgfalt des Königs für seinen greisen Waffengefährten so schön aussprach: wie einst der alte Zieten an der königlichen Tafel sanft einschlummerte und der König seine Umgebung, die ihn wecken wollte, mit den Worten zurückhielt: „Man lasse ihn ruhen, er hat in den Tagen der Gefahr oft genug für uns alle gewacht!" Diese Erzählung hat auch unserem Künstler die Anregung zu seinem Bilde gegeben.

Heinzelmännchen.

Nach einem Gemälde von C. Bellanger.

Fischotterjagd. (Zu dem Bilde S. 373.) Das Jagen der Biber und Otter mit Hunden war eine uralte deutsche Jagdart, und in der Jägerei vieler Fürsten wurden Jäger gehalten, welche mit ihren Hunden im Lande umherzogen, um die Gewässer von dem der Fischerei so schädlichen Otter zu säubern. Aber das Jagen des Fischotters mit eigens hierzu abgerichteten Hunden war in Deutschland nach und nach in Vergessenheit gerathen; der wieselartige Fischräuber wurde fast ausschließlich auf Eisen gefangen und nur gelegentlich vor einem scharfen Hühnerhund oder auf dem Anstand erlegt, bis in den siebziger Jahren die Gebrüder Schmidt zu Schalksmühle im Westfälischen die alte Jagdart wieder zu Ehren brachten. Ihre aus wenigen Köpfen bestehende Meute nicht reinrassiger, aber sehr scharfer Wasserhunde stöberte den Otter aus seinem unterirdischen Versteck oder im Weidendickicht am Rande der Flüsse und Bäche auf, jagte, laut „Hals gebend", ihren mit fischartiger Behendigkeit unter dem Wasserspiegel hingleitenden Feind, bis an einer geeigneten Stelle einer der Jäger demselben eine dreizinkige, mit Widerhaken versehene Wurfgabel oder aus kurzer Büchse eine Kugel zusandte. Die Berufsjäger Gebrüder Schmidt haben wohl in allen Gauen Deutschlands mit ihren ausgezeichneten, nie fehljagenden Hunden die Flußläufe nach Fischottern abgesucht, und ihr Ruf ging so weit, daß selbst Kronprinz Rudolf von Oesterreich sie kommen ließ, um ihre Jagdart kennenzulernen.

Als aber in Deutschland die auf Hebung der Hundezucht abzielende Bewegung, welche Ende der siebziger Jahre sich zu regen begann, feste Wurzeln geschlagen hatte, kamen über den Kanal auf unsere Ausstellungen auch englische „Otterhounds", reinrassige, harschhaarige, rauhbärtige, mittelgroße, schneidige Gesellen mit langen gedrehten Behängen, mit denen in vielköpfiger Meute drüben der Otter oft stundenlang gehetzt wird, bis er erliegt. Mit diesen Otterhounds und einer Griffonhündin (rauhhaarigen Hühnerhündin) züchtete einer der bekanntesten Sportfischer Deutschlands, dem selbst die Engländer die Ueberlegenheit im Fischen mit der Fliegenangel einräumten, der verstorbene Gutsbesitzer Sperber-Weimar, eine Meute, mit der er seine ausgedehnten Forellengewässer und die seiner Freunde von dem gefährlichen Räuber befreite. Clemens Freiherr von Fürstenberg-Niedermarsberg in Westfalen, der eifrigste und bekannteste Jäger seines Heimathlandes, züchtete sich ebenfalls aus verschiedenen Hunderassen — aus welchen, ist sein Geheimniß geblieben — eine Meute rauhhaariger, vorzüglicher Otterhunde in zwei verschiedenen Größen, von denen die kleinen, etwas über dachshundgroßen Hunde dazu bestimmt sind, den Otter aus dem Baue zu hetzen, und die größeren ihn jagen, bis er zu Schuß kommt. Bis heute ist aber in Deutschland die Meutenjagd auf den Fischotter, wohl der großen Unkosten wegen, in den Händen einzelner weniger geblieben, so aufregend sie auch sein mag.

Der bekannte Jagdmaler und bedeutendste deutsche Hundekenner Ludwig Beckmann in Düsseldorf, ein Freund des Freiherrn von Fürstenberg, versetzt uns auf seinem Bilde an ein Flüßchen Westfalens mitten in ein solch stürmisch wildes Jagdgewoge. Die Hunde haben den Otter gefunden, und mit hellem Halse jauchzend, verbellend, „hourlierend",* leitet die Meute ihm schwimmend und plantschend nach — kein Wasser ist ihr zu tief, kein „Klang" (Stromschnelle in kiesigem Bach) zu schnell, kein Gestrüpp zu dicht — da hilft kein Tauchen, kein Verkriechen, kein Versteck — immer sind ihm die Hunde auf der Jacke — allen voran der deutsch Langhaarige edelster Baron Kalksteinischer Zucht, der sogar in tiefem klaren Wasser den Otter tauchend verfolgt, bis dieser endlich, von der langen Flucht ermüdet, vergeblich unter einem Felsvorsprung Deckung suchend, sich seinen Feinden stellt.

Karl Brandt.

* Bei jagenden Hunden finden sich hin und wieder solche, die mitten in der Hatz plötzlich stehen bleiben, den Kopf hoch heben und ein eigenthümlich langgezogenes Heulen ausstoßen, was „Hourlieren" genannt wird. Es giebt sogar eine Rasse, bei der das Hourlieren stehend ist, die „Hourlier Brake".

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 4.

Von L. Buhle.

Vorhand hat gD (= pAs) tourniert, c7 u. c8 (tr. 7 u. 8) gedrückt und besitzt nach den ersten 4 Stichen:

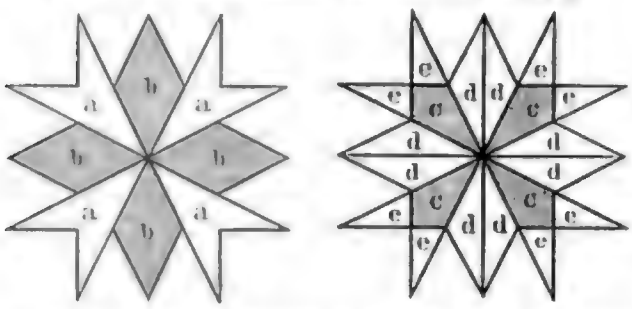
1. (tr.B.) (p.7.) (c.7.)
3. (p.B.) (p.D.) (c.9.)
2. (c.B.) (p.8.) (c.8.)
4. (p.9.) (p.K.) (c.Z.) (= 14)

noch folgende Karten:

(p.As.) (p.Z.) (c.As.) (car. Z.) (car.K.) (car.D.)

Der Spieler verliert aber das Spiel und bekommt nur 58 Augen, weil er einen Fehler gemacht hat. Ohne diesen Fehler hätte er mit 66 Augen gewonnen. — Worin bestand der Fehler? Wie waren die übrigen Karten vertheilt und wie in beiden Fällen der Gang des Spiels?

Geometrische Mosaikaufgabe. Von Hans von der Mürz.

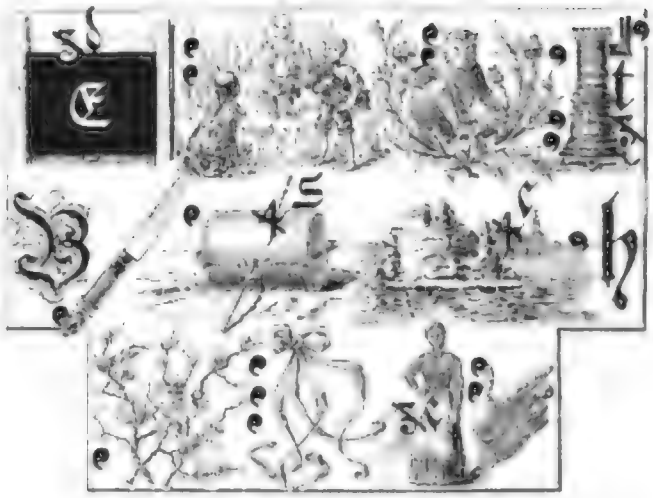


Die Ste … durch Umstellung der einzelnen Theile in ein Quadrat zu verwande…

…ffrieraufgabe.

Ludegnfadegu' tefula … legafa, gusegafa feda ludesudegusifa,
Sudolu' gifugegufa, lodegu… defugigafugegufa duseli,
Godali susesigagegudegi Lode…u, fedegi feda ludelofogusifa,
Sedagegu gifugegu fefude susesigagegude Gageguseli.
Sulasegigo Lulafusisidiselagodela.

Bilderräthsel.



Logogriphaufgabe.

Dahn, Beet, Ems, Bote, Hela, Ritter, Seine, Band, Welle, Enkel, Ahr, Ali, Falle, Haff, Kante, Alt, Schale, Meile, Rinn, Erbe, Gabe, Eder, Eile, Liter, Halm, Eis.

In jedem der Wörter ist ein Buchstabe zu streichen und durch einen andern zu ersetzen, so daß dadurch ein neues Wort entsteht. Zwei Wörter, welche Homonyme sind, bleiben ungeändert, weil der hinzugefügte Buchstabe gleich dem gestrichenen ist. Wird die Aenderung richtig ausgeführt, so ergeben sowohl die gestrichenen, als auch die hinzugefügten Buchstaben (letztere rückwärts gelesen) ein Sprüchwort. Wie lauten die Sprüchwörter?

Quadraträthsel mit Rösselsprung.

h	n	m	i	a	i	s	s
e	c	u	b	i	u	i	u
r	o	l	s	n	l	a	a
u	n	h	r	n	t	s	r
l	o	a	z	a	o	b	l
e	a	b	t	i	g	r	b
d	z	c	a	u	i	n	s
h	l	t	b	u	u	l	a

Mit Hilfe eines geschlossenen Rösselsprungs sind aus den Buchstaben dieses Quadrats achtlautige Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Ein mythischer König von Sparta, 2. ein berühmter Kirchenvater, 3. ein römischer Staatsmann, Mitglied eines Triumvirats, 4. ein Ziersträuch, 5. ein Farbholz, 6. ein französisches Seebad, 7. eine Fabrikstadt im Königreich Sachsen, 8. ein athenischer Feldherr.

Werden die gefundenen Wörter buchstabenweise in die wagerechten Reihen des Quadrats eingetragen, so nennen die beiden Diagonalen einen deutschen Dichter.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. Neue Reihe.

Preis für den elegant in Leinwand gebundenen Band 1 Mark. Alle 2—3 Wochen erscheint ein Band.

Die neue Reihe unserer „Bibliothek der Weltlitteratur", von welcher der erste Band soeben erschienen ist, wird enthalten

Grillparzers sämtliche Werke. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.
Uhlands gesammelte Werke. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.
Alte hoch- und niederdeutsche Lieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.
A. v. Droste-Hülshoffs sämtliche Werke. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.
Jean Pauls ausgewählte Werke. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.
E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.
Immermanns ausgewählte Werke. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.
Hölderlins sämtliche Werke. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.
Schopenhauers sämtliche Werke. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.
Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. In 2 Leinenbd. à 1 Mark.
Briefwechsel zwischen Lessing u. Eva König. In 2 Leinenbdn. à 1 Mark.
Goethes Briefe an Frau von Stein. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.
Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe. In 4 Leinenbdn. à 1 Mark.
Briefwechsel zwischen Schiller u. W. v. Humboldt. 1 Leinenbd. 1 Mark.
Briefwechsel zwischen Schiller u. Körner. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.
Schiller und Lotte. Briefwechsel zwischen Schiller und Charlotte von Lengefeld. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.
Goethes Gespräche mit Eckermann. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.
Das Liederbuch vom Cid. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.
Rousseaus ausgewählte Werke. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.
Bojardo, der verliebte Roland. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.
Manzoni, die Verlobten. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.
Firdusis Heldensagen. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.
Slavische Anthologie. 1 Leinenband 1 Mark.
Aeschylus' ausgewählte Dramen. 1 Leinenband 1 Mark.

Die neue Reihe der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" kann in dreifacher Weise durch die meisten Buchhandlungen bezogen werden: 1. Durch Subskription auf die ganze Reihe von 105 Bänden (alle 2—3 Wochen ein fertig gebundener Band à 1 Mark). 2. Durch Subskription auf beliebige, in der Reihe enthaltene Werke. 3. Durch Kauf einzelner Bände (ohne Subskription, nach Wahl).
Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen und senden auf Verlangen den ersten Band: Grillparzer Bd. I. zur Ansicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 13. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

In der Küche der Herrenhütte saßen Herr Schluttemann und Frater Severin am Herde. Als der Vogt meinte, daß Herr Heinrich wohl schon in Schlaf gesunken wäre, verließ er die Hütte und holte einige neue „Pärchen“ aus dem Versteck. Schwer seufzend wandte sich Frater Severin ab, als Herr Schluttemann eine der Steinflaschen zwischen die Knie nahm, um mit hochwichtiger Sorgfalt den mit Wachs verklebten Pfropf zu lösen. Einen langen, langen Zug that der Vogt, dann reichte er die Flasche dem Bruder. „Tauchet an, Frater!“

Ein stummes Kopfschütteln war die Antwort.

Herr Schluttemann erschrak. „Bruder? Seid Ihr krank?“

„Nein . . . aber ich will nicht trinken. Heut' treib' ich keine Heimlichkeit. Herr Heinrich war so gut zu mir.“

„Tatata! Das ist eine Ausred'! Wer nicht trinken will, hat entweder ein böses Stück gethan oder will's begehen. Zeiget, daß Ihr ein unschuldig Herz habt . . . schluck, schluck!“

„Ich hab' keinen Durst!“ sagte Frater Severin und seufzte tief.

„Tatata! Durst? Durst? In unserer unschuldigen Zeit trinken nur zu viel' ohne Durst — wie billig! Man trinkt für den zukünftigen. Kauft in der Noth', sagen die Quacksalber, dann habt Ihr's im Tod!“

„Jetzt hab' ich's einmal gesagt . . .“ seufzte Frater Severin, „. . . und ich trink' nicht!“

„Tatata!“ Herr Schluttemann faßte des Fraters Kutte und zog ihn zu sich nieder. „Kommt her, Frater, setzet Euch zu mir, ich will Euch ein Liedlein singen, das soll Euch ins Gewissen reden!“ Er schob seinen Arm unter den des Fraters, schwenkte die Flasche und sang mit leiser Stimme:

„Blindekuh.“

Nach einem Gemälde von Carl Gehrts.

Digitized by Google

„Wohlauf, lieb' Bruder, allzumal,
Quem sitis vexat plurima*.
Ich weiß ein' Wirth im kühlen Thal,
Qui vina habet aurea!**

Er zapfet fleißig uns den Wein
De dolio in cantharum.***
Drum wollen wir auch fröhlich sein
Ad noctis usque terminum!"†

Die zweite Strophe hatte Frater Severin mit wiegendem Kopfe mitgesummt . . . und jetzt ergriff er die Flasche und zog und schluckte . . . aber schon gehörig! Dann freilich, als er absetzte, machte er ein gar kummervolles Gesicht.

„Jetzt hab' ich halt doch getrunken! O Mensch, Mensch! Was bist du für ein Gefäß voll teuflischer Suppe! Pfui!"

Mißbilligend schüttelte er den Kopf, setzte die Flasche an und trank. „Jetzt geht's schon in einem hin!"

Ein paar feuchte Stunden verrannen den beiden, bis sie es zuwege brachten, daß die Flaschen einen trockenen Boden bekamen. Als Herr Schluttemann sich erhob, merkte er, daß er nicht mehr völlig Meister seiner Beine war . . . er merkte es, als er mit der Nase schon auf der Erde lag. Mühsam krabbelte er sich an des Fraters Kutte in die Höhe. „Glaubet mir, Frater, das ist seiner Lebtag kein guter Fuhrmann, der nicht auch einmal umwerfen kann!" Die Zunge wurde ihm schwer. „Und Ihr wisset ja doch, wie der gelahrte Philosophus sagt:

'Wirft uns der Wein schon nieder,
Gehn wir morgen doch zu ihm wieder.'"

Frater Severin hielt die Leiter, und Herr Schluttemann tappte sich über die Sprossen hinauf ins Heu.

16.

Dem trüben Regentage folgte ein frischer, frühlingsduftiger Morgen. Jedes Rasenflecklein auf den steilen Gehängen und alle Almen hatten über Nacht einen lichtgrünen Schimmer bekommen. Es war Lenz geworden in den Bergen; er hauchte aus den lauen Lüften, blickte nieder aus dem tiefen Blau des Himmels, stieg aus der Erde mit würzigem Odem und wehte in den Düften, die der bergwärts ziehende Wind emportrug aus den Thälern, wo sich schon die ersten Blumen erschlossen hatten.

Als die warme Sonne auf allem Grund rings um die Jägerhütte lag, durfte Haymo das Lager verlassen. Frater Severin und Gittli führten ihn zur Bank vor der Thür, doch hätte er kaum einer Stütze bedurft, so kräftig war sein Schritt; er wäre am liebsten vor Tag schon aufgestanden, um mit Herrn Heinrich auszuziehen zum Hahnfalz.

Da saßen sie nun zu dreien. Frater Severin erzählte Schnaken und Schnurren, Haymo schaute mit nimmermüden Augen über Berge und Wälder aus, Gittlis Hand in der seinigen haltend; schweigend saß sie an seiner Seite, die Augen gesenkt, mit der freien Hand an einem Zipfel ihrer Jacke nestelnd. Ihr war zu Muth, sie wußte nicht wie. Ueberall, meinte sie, wäre ihr wohler als hier auf dieser Bank. Nun that sie einen stockenden Athemzug, stand auf und löste ihre Hand.

„Gittli? Was hast denn?" fragte Haymo.

„Schaffen muß ich!" sagte sie und schlich davon. Als sie die Küche der Herrenhütte erreichte, drückte sie die beiden Hände auf die Brust. Da lag es ihr wie ein schwerer, schwerer Stein. „Was hab' ich denn, ja was hab' ich denn nur?" stammelte sie. Aber wie konnte sie nur so fragen! Was ihr das Herz bedrückte und beängstigend umklammerte, so daß ihr fast der Athem versagen wollte . . . was sonst denn konnte es sein als die Sorge um den Bruder und die Schwäherin? War doch Herr Schluttemann beim Morgengrau mit Walti und zwei Knechten wieder auf die Suche gezogen. Auch Vater Desertus hatte sich ihnen angeschlossen, als wäre ihm das Bleiben bei den Hütten unerträglich. Und der mit seinen unheimlichen Messeraugen, meinte Gittli, würde gewiß etwas finden.

„O du lieb's, gut's Engerl droben, jetzt halt' aber fest!" Mit diesem Stoßseufzer machte sich Gittli an die Arbeit. Immer wieder mußte sie sich die Zähren aus den Augen wischen, und ein um das andere Mal schlich sie zum Fenster, um verstohlen hinüber zu blicken, ob auch Haymo noch auf der Bank sitze . . . nein doch: um auszuschauen, ob nicht der Vogt mit den Knechten schon zurückkomme.

Da hallte aus dem Steinthal herauf der langgezogene Jauchzer einer Mädchenstimme. Gittli sprang zur Thür und legte die Hand über die Augen, um in der grellen Sonne besser sehen zu können. Von weitem erkannte sie die Tochter des Eggebauern.

„Was will denn die daheroben?" stammelte sie.

Gittli war der heiteren Nachbarsdirn' immer gut gewesen. Aber jetzt mit einmal empfand sie etwas gegen das Mädchen wie grollenden Unmuth. Freilich . . . Zenza war ja doch die Tochter des Bauern, der das Kreuz auf den Wolfrat gelegt hatte!

„Was die nur will? . . . Und aufgeputzt hat sie sich . . . uuh!" Unwillkürlich blickte Gittli an sich hinunter. Ihrem Linnen und ihrem abgeschabten Röcklein merkte man die Nächte an, die sie auf dem Herd verbracht hatte. Eine Zähre schoß ihr in die Augen, und zögernd trat sie in die Küche zurück, aber nur so weit, daß sie Zenza nicht aus den Blicken verlor.

Jetzt erschien das Mädchen auf der Höhe. „Da schau," schmunzelte Frater Severin, „ich glaub' ja gar, wir kriegen Besuch! Und was für einen! Ui jei!"

Haymo machte große Augen. „Was will denn die daheroben?" murmelte er, als hätte er Gittlis Worte gehört und nachgesprochen.

Zenza kam näher; sie trug einen dicken Veilchenstrauß im Mieder und hatte sich aufgeputzt, als ging' es zum Hochamt in die Kirche. Ihr Gesicht brannte, und ihre heißen Augen hingen an Haymo.

„Grüß Dich Gott, Dirnlein!" rief ihr Frater Severin entgegen. „Was für ein Heiliger hat denn Dich daherauf geschneit?"

„Der heilige Hubertus!" lachte Zenza. „Grüß' Gott auch, Herr Frater! Und der heilige Leonhardus hat auch mitgeholfen. Ja! Nachschauen hab' ich wollen auf meiner Almen . . . auf Sennzeit ist ja nimmer gar so lang. Und weil ich schon auf meiner Almen war, hab' ich mir gedacht, ich mach' das Katzensprünglein noch herauf, daß ich doch selber schauen kann, wie's Eurem Letzerl* geht." Ihre Augen blitzten Haymo an, der in Unmuth über den kindischen Kosenamen, den das Mädchen ihm gab, die Brauen furchte.

Frater Severin hatte Zenzas Hand erfaßt und tätschelte ihre Finger. „Macht sich ja, macht sich schon wieder. Schau ihm nur an: acht Tag' noch, und er springt wieder über alle Berg' aus. Aber sag', woher weißt Du denn, daß ihm was geschehen ist?"

„Hat es ja der Polzer, der gestern nacht seine Schwester gesucht hat, überall ausgeschrien!"

Gittli, die am offenen Fenster lauschte, erschrak bis ins Herz. Hatte Wolfrat den Verstand verloren, daß er selbst erzählte, was in der Nöth' geschehen war?

„Der bildet sich jetzt was ein auf seine Schwester!" sprach Zenza weiter. „Aber das muß ich selber sagen, brav hat sie sich gehalten. Ein halbes Kindl noch! Ich weiß nicht, aber ich glaub', ich hätt' den Kopf verloren!" Sie lächelte. „Was meinst, Jäger?" Und wieder blitzten ihre Augen.

Gittli griff sich in ihrem Versteck mit beiden Händen an den Kopf; alles in ihr begann zu wirbeln.

„Du und den Kopf verlieren?" lachte Frater Severin. „Ja! Andern die Köpf' verdrehen — das wird das Richtige sein. Aber komm', Dirnlein, setz' Dich, wirst müd' sein von dem weiten Weg, und hungrig auch . . . wart' ein' Weil', ich hol' Dir eine Zehrung. Dann halten wir einen lustigen Haimgart." Und mit flinken Schritten ging er der Herrenhütte zu.

Gittli erblaßte. „So, schön . . . jetzt laßt er sie gar allein mit ihm," stammelte sie. Aber weshalb nur sorgte sie sich, daß ihr „einwendig" völlig kalt wurde? „Am End' weiß sie was . . . und sagt es ihm!" Das mußte sie verhindern.

Kaum war der Frater gegangen, da trat Zenza auf den Jäger zu. „Hast viel ausstehen müssen?" fragte sie mit leise bebender Stimme.

„Es hat grad ausgereicht!" brummte er.

„Den wenn ich wüßt', der Dir das gethan hat!" Sie ballte die Fäuste. „Da hast freilich nicht können zum Tanz kommen! Und ich wart' allweil und wart' und wart' . . . eine Wuth hab' ich gehabt, daß ich Dich hätt' zerreißen können!"

„So?"

„Und derweil liegt er daheroben, der arme Hascher, schiergar am Verscheinen! Aber schau, seit ich es gestern gehört hab', da hat's mich nimmer gelitten, ich hab' herauf müssen!"

---

* Den der Durst am meisten plagt.
** Welcher goldklare Weine hat.
*** Aus dem Faß in den Humpen.
† Bis die Nacht zu Ende geht.

* Ein krankes Kind, Pflegling.

„Geh?"

„Ja! Und weil Du mir keinen Buschen hast bringen können . . . schau . . . jetzt hab' halt ich Dir einen gebracht!" Sie löste den Veilchenstrauß von ihrem Mieder, doch als sie ihn dem Jäger reichen wollte, kam Gittli herbei, zögernd, mit finsteren Augen. Hastig legte Zenza die Veilchen neben Haymo auf die Bank, ging auf Gittli zu und streckte ihr beide Hände hin.

„Grüß' Dich Gott, Kleine! Brav hast Dein Sacherl gemacht!"

Gittli legte die Hände auf den Rücken.

Zenza lachte. „Geh', Du Dummerl, was hast denn? Ich mein' doch, Du hätt'st Dir ein Vergeltsgott verdient! Da schau!..." Sie löste das dünne Silberkettlein von ihrem Mieder, haschte Gittlis Arm und zwang ihr das Kettlein in die Hand. „Nimm's nur, nimm's . . . ich schenk' Dir's!"

Haymo sprang auf. Eine dunkle Röthe flog über seine Stirn, und zornig klang seine Stimme: „Gittli! Gieb ihr das Kettl wieder... Du brauchst Dir noch allweil nichts schenken zu lassen . . . von der!"

„Ich hätt's auch so nicht genommen!" sagte Gittli mit ruhigen Worten und streckte die Hand mit dem Kettlein aus. „Da hast es wieder, ich brauch's nicht, für mich thut's auch ein Bändl!"

Bis in die Lippen war Zenza erbleicht. Einen funkelnden Blick warf sie auf Haymo, einen auf Gittli, dann lachte sie hell auf. Mit zornigem Griff packte sie das Kettlein, zerriß es, warf Gittli die Stücke ins Gesicht und ging mit heiserem Lachen davon, das Mädchen noch einmal streifend mit einem Blick des glühendsten Hasses.

Zitternd stand Gittli, die Wangen von heißer Röthe überzogen, Thränen in den Augen. „Was hab' ich ihr denn gethan? Ich hab' ihr doch nie kein ungutes Wörtl gegeben! Und jetzt thut sie mich so verschimpfen!" Sie brach in bitterliches Weinen aus.

„Gittli!" stammelte Haymo und wollte sie umschlingen. Aber da kam Frater Severin aus der Herrenhütte, Teller und Becher in Händen. Er machte große Augen und wollte fragen, wohin die Zenza gerathen und was denn geschehen wäre. Aber nach dem ersten Wort verstummte er wieder und verschwand hurtig in der Thür. Er hatte Herrn Heinrich gewahrt, der von der Höhe niedergestiegen kam, den erlegten Auerhahn am Bergstock über der Schulter tragend.

Haymo stand wortlos und nagte an seinen Lippen. Gittli, als sie Herrn Heinrich erblickte, wischte sich die Thränen aus den Augen, bückte sich und las die Stücke des zerrissenen Kettleins von der Erde. Was sie gefunden hatte, brachte sie dem Frater Severin und sagte: „Ich bitt' Euch, Frater, wenn Ihr wieder hinunterkommt ins Kloster, so leget das der Jesumutter in den Schrein . . . es ist gefunden Gut und will keinem gehören!"

Herr Heinrich war näher gekommen. Er nahm den stattlichen Auerhahn vom Bergstock und hielt ihn mit der Hand empor. „Haymo, sieh her, ich habe Weidmanns Heil gefunden!"

In Haymo kochte alles; aber er vergaß nicht seiner Jägerpflicht. Von der nächsten Fichte brach er das grüne Ende eines Zweiges, er trat vor Herrn Heinrich hin, tauchte den Zweig in den rothen Schweiß des Vogels und sagte:

„Vor meinen Herren bin ich tritt,
Mit Weidmannsgruß und mit der Bitt':
Er hat ein' gerechten Schuß gethan,
Drum soll er den Bruch auch nehmen an
Und tragen wohl in Freude
Dem edlen Vogel zu Leide!
Jo! Hoch, o ho!
Brauchet eure gute Wehr
Allezeit zu Gottes Ehr'!"

Herr Heinrich nahm den Bruch, steckte ihn auf die Kappe und gab mit Handschlag den Weidmannsspruch zurück:

„Hab' Dank, mein lieber Jäger frei!
Trag alle Weil der Dinge drei:
Wehr ohne Schart' und Fehl,
Graden Sinn ohne Hehl,
Treues Herz ohne Wank!
Habe Dank überall, habe Dank!"

Lächelnd legte Herr Heinrich die Hand auf seines Jägers Schulter und sagte: „Ich habe mein Sprüchlein geredet nach Herrenpflicht. Auf Dich aber, Haymo, paßt es nicht, denn ich habe Dir wünschen müssen, was Du hast. Zu Dir hätt' ich sagen sollen:

Bleib', wie Du bist,
Zu aller Frist!
Und gesunde bald,
Daß der liebe Gott es walt'!"

Die Freude über diese herzlichen Worte färbte Haymos Wangen. Nun gingen sie zur Bank, und es begann das Erzählen. Rechte Jagd muß immer zweimal gehalten werden: erst mit der Waffe in der Hand, dann mit dem Herz auf der Zunge. Frater Severin hatte sich lauschend herbeigeschlichen; Gittli arbeitete mit stiller Geduld in der Herrenhütte.

Als in Herrn Heinrichs Erzählung die Sehne der Armbrust schnurrte und der stolze Vogel niederrauschte durch das Gezweig, da kamen die Knechte mit den Hunden über das Steinthal her. Mit hellem Laut begrüßten die schönen, geschmeidigen Thiere den Anblick der Hütte; wie der Wind kamen sie herbeigesaust und sprangen mit so ungestümer Freude an Haymo empor, daß Herr Heinrich ihm helfen mußte, sie abzuwehren. Nun sollte in aller Eile ein Imbiß genommen werden, und dann sollte es mit den Hunden hinausgehen auf die Luchsfährte, auf welcher Herr Heinrich am Morgen reichlichen Schweiß gespürt hatte. Haymo wurde in die Hütte geschickt, um wieder ein paar Stunden zu ruhen. Als er sich von der Bank erhob, sah er die Veilchen liegen; er faßte sie und hob die Hand zum Wurfe; lächelnd aber schüttelte er den Kopf, brach unter den Fichten einen Büschel der langen Schmielen, welche vom vergangnen Sommer noch standen, und nahm ihn mit den Veilchen in die Hütte.

Einer der Knechte hatte Gittli in der Küche des Herrenhauses aufgesucht und reichte ihr ein kleines Bündel. „Das hat mir Dein Bruder mitgegeben . . . und grüßen soll ich Dich auch von ihm."

Gittli hielt die Augen gesenkt und lispelte: „Weißt nicht, wie's meiner Schwäh'rin geht?"

„Wie soll's ihr gehen? Gut halt!" sagte der Knecht aufs Gerathewohl; er hatte Sepha gar nicht gesehen.

„Gott sei Dank!" seufzte Gittli erleichtert auf; dann öffnete sie das Bündel; die Röthe der Freude schlug ihr in die Wangen, als sie frisches Linnen und ihr gutes Gewand in dem Bündel fand. Jetzt konnte sie sich doch auch ein bißchen sauber machen . . . freilich, um so schmuck auszusehen wie die Zenza, dazu hätte sie die Tochter des Eggebauern sein müssen und nicht die Schwester des armen Sudmanns. Hastig versteckte sie das Bündel und ging wieder flink an die Arbeit.

Eine Weile später machte sich Herr Heinrich auf den Weg. Einer der Knechte mußte ihn begleiten und die ungeduldig ziehenden Hunde an der Leine führen. Ueber eine Stunde galt es zu steigen, bis die Stelle erreicht war, an welcher Herr Heinrich den Schuß auf das Raubthier gethan hatte. „Gieb mir den Weckauf und halte Dich mit der Hel auf hundert Schritte hinter mir!" sagte er zu dem Knechte, übernahm den Hund und setzte ihn auf die Fährte, welche mit reichlichem Schweiß gezeichnet war. Der Hund fiel in den Riemen, nahm die Fährte gierig an und zog Herrn Heinrich hinter sich her. Das war nun ein mühsamer Weg — durch Wald und über grobes Geröll, durch schier endloses Dickicht der Krummföhre, über Bergrippen auf und nieder, empor bis unter die kahlen Steinwände, wieder herab durch ein felsiges Thal bis zu den Almen und quer über das Almfeld in den dunklen Wald. Wohl eine halbe Stunde zog hier der Hund noch auf der Fährte, bis er in einem wirren Gestrüpp den Luchs aus seinem Lager stieß. Als wär's eine große, langgestreckte Flamme, so fuhr die rothe Bergkatze aus ihrem Versteck hervor.

„Los die Hel!" schrie Herr Heinrich, während er den im Riemen würgenden Weckauf befreite. Die Hunde schossen wie Pfeile dahin und begannen mit läutenden Stimmen die Hatz. Der Luchs versuchte aufzubäumen, aber die Krallen der wundgeschossenen Tatze versagten den Dienst — er fiel zurück; im gleichen Augenblick waren die Hunde über ihm: alle drei Thiere zu einem wirren Knäuel geballt, der Luchs fauchend und mit den „Waffen" schlagend . . . doch eh' es Herrn Heinrich gelang, herbeizuspringen, wurde der Luchs wieder hoch, floh in weiten Sprüngen dahin, und hinter ihm her ging die kläffende Jagd der Hunde.

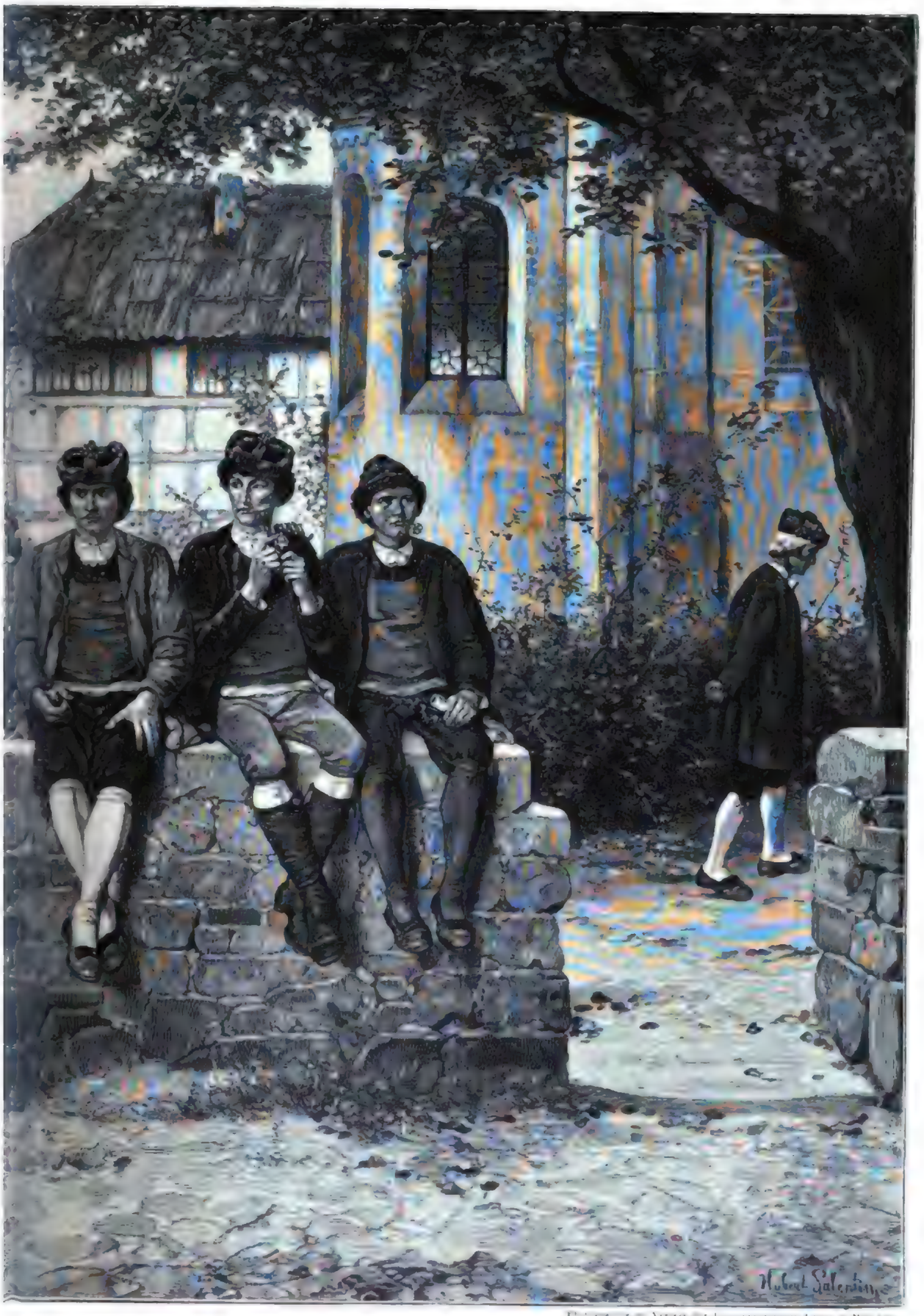
Herr Heinrich stand und lauschte den läutenden Stimmen. Eine Weile, dann verwandelte sich der Laut der Hunde in zorniges Gebell, welches immer aus der gleichen Richtung kam. „Sie haben ihn gestellt, sie geben Standlaut!" rief Herr Heinrich dem Knechte zu und eilte zwischen den Bäumen dahin, dem Ruf der Hunde nach.

Nun erreichte er sie; zu Füßen einer aus dem Waldgrund aufragenden Felswand standen sie und bellten zu einer vorspringenden Platte empor, auf welche sich der Luchs mit einem mächtigen Sprung geflüchtet hatte. Er war in eine Falle gerathen: rings um ihn der kahle platte Fels, unter ihm die Hunde, vor ihm der Jäger.

Der Ki

Nach einem Gemälde v

Digitized by Google



ɦgang.

Hubert Salentin.

Digitized by Google

„Schießet, Herr, ſo ſchießet doch!“ ſchrie der Knecht.

Herr Heinrich aber warf die Armbruſt auf den Rücken, zog den blitzenden Fänger aus der Scheide und ging auf das Raubthier zu, bis ihn von der Felswand nur noch eine Strecke von zehn Schritten trennte. Sein Kommen machte die Hunde noch ungeſtümer, ſie heulten mit heiſeren Stimmen und verſuchten an der Felswand emporzuſpringen. Um ſie aber kümmerte ſich der Luchs nicht mehr; er ſaß geduckt, die ſpitz behaarten Lauſcher vorgeſtellt, die großen, feurig funkelnden Augen auf den Jäger gerichtet, regungslos . . . nur die langen, weißen Barthaare zitterten über dem gefletſchten Rachen.

„Nun?“ lächelte Herr Heinrich. „So ſpring' doch! Du ſiehſt . . . ich warte.“

Die rothe Katze drehte den Kopf, als könnte ſie den ſcharfen, ruhigen Blick dieſer klaren Menſchenaugen nicht länger ertragen. Sie glotzte auf die kläffenden Hunde nieder, dann rings umher wie nach einem Ausweg, und wieder richteten ſich ihre funkelnden Augen auf den Jäger; ein leiſes Zittern rann über ihr geſträubtes Fell, ſie duckte ſich noch tiefer, die Tatzen ſtreckten und ſpannten ſich . . . nun ſprang ſie . . . aber blitzſchnell hatte Herr Heinrich den Fänger gehoben, mit der ganzen wilden Kraft des Sprunges rannte ſich der Luchs in den vorgeſtreckten Stahl und plumpſte verendet zu Boden.

„Gelt, jetzt haben meine Gemsblitzen und Hirſchkälber Ruh' vor dir!“ lachte Herr Heinrich, wiſchte am Moos den blutigen Fänger rein und verwahrte ihn in der Scheide. Der Knecht kam herbeigerannt, um das Raubthier zu betrachten. Aber die Hunde ließen ihn nicht zu; ſie würgten und zerrten an dem erlegten Thier, bis Herr Heinrich ſie abrief, um nachzuſchauen, ob ſie auch glimpflich aus der Balgerei mit dem Luchs entkommen wären. Weckauf war unverſehrt, die arme Hel aber hatte einen tiefen Riß über die Schulter, und eine ſolche Wunde vom Luchs war gar bösartig.

„Haſt Du Feuerſtein und Schwefelfaden?“ fragte Herr Heinrich den Knecht.

„Ja, Herr!“

„So mach' Feuer an und brich den Stachel von Deinem Griesbeil. Die Hel iſt zerriſſen, wir müſſen die Wunde brennen.“

Bald flammte ein kleines Feuer, an welchem das Eiſen zum Glühen gebracht wurde. Herr Heinrich kniete auf die Erde, nahm den Hund in den Schoß und drückte deſſen Kopf an ſeine Bruſt.

„Gieb her den Dorn!“

Es ziſchte . . . heulend vor Schmerz riß der Hund ſich los, rannte mit tollen Sätzen umher und ſchüttelte immer wieder das Fell.

„Komm', Hel, komm', da komm' her!“ lockte Herr Heinrich, mit den Fingern ſchnalzend. Der Hund warf ſcheue Blicke, zog den Schweif ein und kroch, immer wieder zögernd, vor ſeines Herrn Füße. Da er zu merken ſchien, daß ihm ein neuer Schmerz nicht drohe, ſprang er mit freudigem Winſeln an ſeinem Herrn hinauf.

„Hat's weh gethan, Hel?“ ſchmeichelte Herr Heinrich, den Kopf des Hundes ſtreichelnd. „Weißt, es hat halt ſein müſſen. Und gelt, Du fragſt nicht, warum, und bellſt nicht gegen die Hand, die Dich brennt? Ja — Du biſt halt kein Menſch . . . Du biſt ein kluges Thier!“ Nun rief er den Knecht. „Trag' den Luchs hinunter ins Kloſter. Ich laß meine Chorherren grüßen, ſie ſollen ſich den Braten ſchmecken laſſen. Den Weckauf nimm mit Dir! Die Hel darf bei mir bleiben. Komm', Hel, komm'!“

Gemächlichen Ganges ſtieg Herr Heinrich durch den Bergwald empor.

17.

Zu ſpäter Nachmittagsſtunde erreichte Herr Heinrich die Hütten. Unter der Thür des Herrenhauſes trat ihm der Vogt entgegen, brennend vor Erregung.

„Reverendiſſime! Könnt Ihr Euch denken, was wir gefunden haben?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte Herr Schluttemann in die Hütte und kam zurück, in der Hand den ſchon etwas übel duftenden Kopf eines Steinbocks mit mächtigem Gehörn.

Ueber die Lippen des Propſtes flog ein zorniges Wort. Sie traten in die Stube, und Herr Schluttemann begann zu erzählen. Bis gegen Mittag hatten ſie vergebens geſucht; alle Fährten und Schweißſpuren waren im Regen erloſchen. Schon wollten ſie ſich auf den Heimweg machen, als Walti in einer tiefen dunklen Felsſpalte etwas Verdächtiges erblickte. Es war der geſuchte Steinbock. Er wurde in die Höhe gehoben und genau unterſucht; da zeigte ſich, daß nichts an dem Thiere fehlte . . . nur das Herz. Der Vogt ließ dem Bocke das Haupt abnehmen, um Herrn Heinrich das Gehörn zu bringen. Als ſie auf dem Rückweg am Kreuz vorüberkamen, machte Walti abermals eine Entdeckung. „Der Bub',“ meinte Herr Schluttemann, „hat Luchsaugen und eine Hundsnaſe.“ Walti bemerkte an dem Chriſtusbild die Blutflecken . . . „ſchier noch ſo roth, als wären ſie auch gemalt wie die anderen!“ Das Dach über dem Kreuze hatte den Regen verhindert, die böſen Spuren auszulöſchen.

Da war es in Herrn Schluttemanns Gehirn wie eine Fackel aufgegangen, bis ſein Verdacht das eine zum anderen fügte wie Glied um Glied zu einer Kette.

„Und jetzt, Reverendiſſime, das iſt meine Meinung!“ Er legte die Arme über den Tiſch und begann an den Fingern herzuzählen. „Primo! Beim Kreuz muß der Lump den Steinbock angeſchweißt haben, oder der angeſchweißte Bock kam auf der Flucht am Kreuz vorüber und hat geſpritzt. So muß es einer gethan haben, der am Oſtermorgen vor Tag beim Kreuz war! Einer, den ich kenneeeh!“ Herr Schluttemann dehnte die letzte Silbe wie einen Teigfaden. „So ein Gauner! Hat es mir noch ſelber erzählt! Warte nur, Dir zünd' ich auf mit Deiner Schlauheit! Secundo — es fehlt nur der Schweißſack.* So hat es einer gethan, oder vielmehr . . .“ Herr Schluttemann machte verſchmitzte Augen, „einer hat es angeſtiftet, dem es um ein Herzkreuzl zu thun war! Einer, den ich kenneeeh! Iſt ja zu mir gekommen und hat eins haben wollen, ich hab' ihm aber einen Tritt gegeben. Und wenn es einer gethan hat für den anderen, ſo hat er's gethan um ſilbernen Dank! Weil er Geld gebraucht hat, wie der Bäck die Hefen . . . ſagen wir exempli causa: einer, der am Charſamstag das Lehent nicht hat zahlen können . . . und am Oſtermontag bringt er das Geld! Bringt es! Bringt es . . . und haut mir's auf den Tiſch! Und ſagt, der ander' hätt's ihm geliehen. Haha! Geliehen! Warte nur, Bürſchlein, Dir will ich was borgen . . das hat der Freimann im Kaſten!“

Herr Heinrich war betroffen aufgeſprungen. „Herr Vogt! Ihr meinet den Sudmann, den Wolfrat?“

„Stimmt, Reverendiſſime! Und der andere, das iſt dieſer Schmerwanſt, der Eggebauer. Der bleibt uns ſchon, wenn wir nur erſt den Sudmann haben. Heut' in der Nacht laß ich ihn ausheben . . . ich habe die Knechte ſchon hinuntergeſchickt; ſie bringen ihn morgen, damit der Haymo gegen ihn zeugen kann.“

„Da habt Ihr übereilt gehandelt!“ zürnte Herr Heinrich. „Ihr hättet zuvor meine Stimme hören ſollen. Wollt Ihr den Mann gefangen hierherbringen laſſen, vor die Augen ſeiner Schweſter?“

Herr Schluttemann machte ein verblüfftes Geſicht; er hatte Lob erwartet und wurde geſcholten! Und bei all ſeiner Weisheit hatte er mit keinem Gedanken an Gittli gedacht. Aber holla . . . das war ja ein neuer Beweis!

„Herr Heinrich,“ ſtotterte er, „ſcheinet es Euch nicht ſeltſam, daß gerade dieſe Dirn' den Jäger gefunden hat? Gleich hängen laß' ich mich, wenn ſie nicht um die That gewußt hat!“

„Gewußt? Nein! Aber ſie mag davon erfahren haben, da es geſchehen war. Und da wollte ſie helfen, wenn noch zu helfen wäre. Sprechen durfte ſie nicht, wenn ſie nicht den Bruder verderben wollte. In Gottvertrauen hat ſie es gewagt mit eigener Kraft, und Gott iſt ihr beigeſtanden. Ihr aber, Vogt, Ihr meint, alle Schuldigen gefunden zu haben? Denket nach . . . denn es fehlt noch einer!“

„Einer? Noch einer?“ ſtotterte Herr Schluttemann.

„Ja, und Ihr ſelbſt ſeid dieſer eine!“

Das Geſicht des Vogtes färbte ſich dunkelroth, und ſeine Naſe wurde zur Fackel.

„Ja, Ihr!“ wiederholte Herr Heinrich. „Mit Eurem rauhen Weſen, mit Eurem Schreien und Schelten. Beſinnt Euch nur, wie das arme Kind vor Euch ſtand, bleich und zitternd. Die Leute mußten ja glauben, ſie würden über Nacht ſchon von Haus und Hof gejagt. Wenn der Mann die That wirklich begangen hat, dann habt Ihr ihn dazu getrieben, nicht der Eggebauer!“

Herr Schluttemann ſtand da wie ein hilfloſes Kind. Er wagte kaum aufzublicken. „Ach, Herr Heinrich,“ ſtöhnte er, „wenn Ihr mir doch ins Herz ſchauen könntet! Meiner Treu . . . ich bin ein ſeelenguter Kerl! Aber in der Früh halt, in der Früh! Da ſteckt mir das Weib in allen Knochen und regt mir die Fäuſt' und bläſt mir die Backen auf.“

* Alter Weidmannsausdruck für das Herz des Wildes.

„Wenn Frau Cäcilia das Zanken nicht einstellen will, so laßt Ihr doch einmal den Pagstein* um den Hals hängen und laßt sie vom Frohnknecht durch die Gassen führen. Ihr seid ja der Vogt!"

Herr Schluttemann kratzte sich hinter den Ohren. Freilich, er war der Vogt . . . aber Frau Cäcilia war der Obervogt!

Herr Heinrich verwand das Lächeln. „Sagt mir . . . weiß das Mädchen schon von Eurem Fund und allem anderen?"

„Nein, nein, Reverendissime!" gab Herr Schluttemann eilfertig zur Antwort. „Die Dirn' war weggegangen, als wir kamen."

„Weggegangen? Wohin?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie soll kein Wort von allem erfahren. Und Haymo?"

„Er ruhet wieder."

„Schweiget auch gegen ihn! Mit Eurem Gewissen aber, Vogt, mit dem dürft Ihr reden . . . so laut Ihr könnt."

Mit zerknirschter Miene machte der Vogt einen tiefen Bückling, als Herr Heinrich die Stube verließ. Draußen rief der Propst den Knecht herbei, der am Morgen mit den Hunden gekommen war: er solle die Boten einzuholen suchen, die der Vogt hinuntergeschickt habe; sie möchten den Sudmann in Ruhe lassen und von der Sache schweigen, bis Herr Heinrich selbst hinunterkomme; könne er aber die beiden nicht mehr einholen und hätten sie den Mann schon gefaßt, dann solle er sie thun lassen, wie es ihr Auftrag heische. „Und im Salzhaus laß Dir ein Saumpferd geben, leg' ihm einen Sattel auf und führ' es hierher; ich will morgen zu Thal und kann den Haymo nicht in der Einöd' lassen."

Der Knecht machte sich auf den Weg. Herr Heinrich ging in die Jägerhütte, setzte sich zu Haymo an das Lager und ließ sich noch einmal erzählen, wie alles geschehen wäre. Mit stockenden Worten berichtete Haymo.

„So hat er den Stoß an der Stelle geführt, an welcher das Mädchen Dich gefunden hat?"

„Ja, Herr!" sagte Haymo leise.

„Es ist also nicht beim Kreuz geschehen?"

Haymo schaute auf und sah den forschenden Blick des Propstes auf sich gerichtet. Zugleich aber war es ihm auch, als stünde Gittli neben ihm, mit angstvollen Augen, mit bittend erhobenen Händen. Er senkte die Blicke. „Nein, Herr!" Kaum war das Wort gesprochen, da hätte er es gern wieder zurückgenommen. Nur wenige Stunden waren vergangen, seit er von seines Herrn Lippen den Spruch vernommen hatte:

„Wehr ohne Schart und Fehl,
Graden Sinn ohne Hehl . . ."

und jetzt hatte er schon dawider gesündigt. Und doch fühlte er, wenn er ein zweites Mal gefragt würde, er könnte wieder nur sagen: „Nein, Herr!"

Man hörte draußen den Frater mit Walti reden; er suchte Herrn Heinrich, auf den die Mahlzeit warte. Der Propst erhob sich und ging in die Herrenhütte. Verwundert fragte er: „Wo ist Pater Desertus?"

„Ich weiß nicht, Herr!" sagte der Frater. „Er ist fortgegangen."

„Auch fortgegangen? . . . Und weißt Du nicht, wohin das Mädchen ging?"

„Nein, Herr! Ich weiß nicht, was über die Dirn' gekommen ist. Der Haymo hat sie doch nicht vertrieben!" Frater Severin lachte. „Ich bin mit ihr hinübergegangen, um dem Jäger das Essen zu bringen, und . . . da war zuvor eine Dirn' da, die hat dem Haymo einen Veigleinbuschen gebracht . . . und aus den Blumen hatte er ein Kränzlein gewunden. Wie wir nun zu ihm hineinkommen und die Gittli geht vor sein Lager hin, da drückt er ihr lachend das Kränzlein auf den Scheitel. Roth ist sie geworden wie ein gesottner Krebs und ist davongeschossen, ohne ein Wörtlein zu reden . . . und seit der Zeit hab' ich sie mit keinem Aug' mehr gesehen."

Freilich — denn ehe Frater Severin in die Herrenhütte zurück kam, hatte Gittli ihr Bündel aus dem Winkel gezogen und war davongesprungen, um irgendwo im Gebüsch ein Versteck zu suchen, in dem sie die rußigen Kleider gegen ihr gutes Gewand vertauschen könnte. Mit Suchen und Suchen . . . auf jedes Fleckle blickten ja die Hütten her . . . war sie tief hinunter in das Steinthal gerathen. Endlich fand sie eine sonnige Mulde mit dichtem Föhrengestrüpp, so versteckt zwischen Felsgewirr, daß von den Pfaden und Hütten kein Blick hierher zu dringen vermochte. Gittli schlüpfte durch das Gezweig und fand inmitten des Gebüsches einen kleinen Teich, zu welchem sich das Regenwasser über dunklem Moos und weißem Sande gesammelt hatte; wie ein Spiegel blickte ihr das klare Wasser entgegen, von keinem Lüftchen gewellt, von keinem Staub getrübt, goldig schimmernd in der sinkenden Sonne. Gittli klatschte vor Freude die Hände ineinander. Keine Fürstentochter hatte in ihrer stolzen Burg ein Kämmerlein, wie sie es hier gefunden: mit weichem Teppich, mit immergrünen Wänden, umgeben von himmelhohen Mauern, darüber die blaue Decke, an der die Sonne als Lampe hing . . . und mitten drinnen im Kämmerlein ein lockendes Bad, das der Wettermacher des Himmels, der heilige Petrus, als Marschall ihr bereitet hatte. Hastig tauchte sie die Hand in das Wasser . . . es war nicht allzu kühl, denn der Regen war lau gefallen und die Sonne hatte gut geheizt. Im Gebüsch legte Gittli das Gewand zurecht, das sie mitgebracht, dann schlüpfte sie aus den Kleidern und huschte ins Wasser, flink und schlank, zart und geschmeidig wie ein Elflein, bis zu den Knien fast umhüllt vom schwarzen Mantel der gelösten Haare. Da plätscherte sie nun in der Sonne und schauerte und kicherte und wusch und rieb sich das Gesicht, daß ihr die Wangen zu brennen begannen. Und jetzt plötzlich erschrak sie und lauschte . . . es raschelte im Gebüsch . . . und mit einem leisen Aufschrei tauchte sie in das Wasser, daß nur ihr Köpfchen noch hervorlugte, vom schwimmenden Haar umgeben wie von einem dunklen Schattenkreis. Es war still in den Büschen . . . doch nein, jetzt wieder begann das Rascheln, ganz leise, und immer näher kam es . . . Gittli zitterte vor Angst und Kälte und wagte sich nicht zu regen . . . sie sah im Dickicht die Spitzen der Aeste sich bewegen, etwas Graues schlich da drinnen hin und her . . . nun theilten sich die Zweige, und zögernd trat aus den Büschen ein Hirschkalb hervor, das der nahende Abend aus dem Lager getrieben hatte.

Beim Anblick des Wassers „verhoffte" das Thier, denn vor zwei Nächten war an der Stelle, wo der Teich sich gebildet hatte, noch Weide gewesen. Scheu, mit vorgestrecktem Halse, kam es näher, stieg mit tastenden Schritten in das Wasser, drehte den Grind hin und her und schaute bald mit dem einen, bald mit dem anderen Licht* in höchlicher Verwunderung auf sein Spiegelbild. Das war so drollig anzusehen, daß Gittli, die sich mäuschenstill gehalten hatte, kichern mußte. Das Wild hob mit jähem Ruck den Hals und gewahrte nun das weiße Gesichtchen mit den großen leuchtenden Augen; ungeduldig stampfte es mit den Läufen, denn die seltsame Wasserblume mit den tausend schwarzen, schimmernden Blüthenfäden und dem silberweiß aus dem Teich hervorschimmernden Stengel mochte ihm nicht ganz geheuer erscheinen. Da tauchte Gittli hurtig in die Höhe. „Brrrrr!" machte sie, mit beiden Händen Wasser spritzend . . . und mit einer hohen Flucht stob das erschrockene Thier in das Dickicht zurück, daß die Aeste rauschten und die Zweige knackten.

„Hast Du mich erschreckt, hab' ich Dich erschreckt!" lachte Gittli, aber sie brachte die Worte kaum hervor — so fröstelte sie. Eilig schüttelte sie das Haar, rang das Wasser aus den Strähnen und huschte ins Gebüsch zurück.

Eine Weile, und sie erschien im blauen Röcklein und schwarzen Mieder, in jenem ganzen Staat, in welchem sie am Grünndonnerstag das nörgelnde Staunen des Herrn Schluttemann geweckt hatte; die Haare aber ließ sie offen hängen, damit sie auf dem Heimweg trocknen möchten . . . und über ihrem Scheitel saß, als ein lieblicher Schmuck, das duftende Veilchenkränzlein. Sie trat an das Ufer, zog das Röcklein glatt an die Kniee und neigte sich vor; mit ernsten Augen betrachtete sie ihr Spiegelbild, dann lächelte sie ein klein wenig . . . sie schien sich zu gefallen; doch gleich wieder schüttelte sie den Kopf und seufzte: „So schön wie die Zenza bin ich halt allweil nicht!"

Langsam stieg sie durch das Steinthal empor und suchte den Pfad nach den Hütten zu gewinnen. In der scheidenden Sonne trocknete ihr Haar und begann sich zu locken. Als sie den Steig erreichte und über das Thal hinwegschaute, blieb sie zögernd stehen. Saß dort drüben, einem Fels zu Füßen, nicht Pater Desertus? Doch es gab keinen anderen Weg zu den Hütten — sie mußte an ihm vorüber. Aber weshalb nur war ihr bange vor diesem Mönch? Sie hatte

* Das Mühldorfer Stadtrecht im 14. Jahrhundert bestimmte: „Welleich leicht weib pagent (zanken) mit den Worten, di si vermeiden sollen, der soll man den pagstein an irn Hals hengen und soll si von gazzen ze gazzen traiben."

* Auge.

ihm nichts zu Leide gethan und keine Ursach', ihn zu fürchten. Wohl hatte ihr Haymo gerathen: geh' dem „Schwarzen“ aus dem Weg — allein sie hatte ja keinen anderen Pfad.

Ruhig schritt sie weiter. Als sie in eine tiefe Senkung des Thales kam, entschwand ihr der Vater aus den Blicken.

Desertus hatte das Mädchen noch nicht gewahrt. Seine Augen schauten . . . wie Gittli zu Herrn Heinrich gesagt hatte . . . wieder „einwendig“. Er saß auf einem niedrigen Stein und hielt den das Haupt stützenden Arm über einen höheren Felsblock gelehnt. Warm lag die sinkende Sonne auf seinem bleichen Antlitz, und um seine schmalen Lippen spielte ein träumerisches Lächeln. Die holden Bilder der Vergangenheit webten vor seinem Geist: Frühling war's und schüchtern begannen im Laubwald die Blätter zu sprossen. Zwischen den Bäumen läuteten die Stimmen der Vollbeißer, die Hörner klangen und jagender Hufschlag tönte. Nun geben die Hunde Standlaut. „Heia, sie haben ihn!“ Und allen anderen voran fliegt Dietwald dahin auf schäumendem Pferde und löst schon den Riemen, mit dem der kurze Speer, die „Feder“, lose an seinen Arm geloppelt ist. Auf einer kleinen Blöße haben die Beißer den Bären gefaßt, wie die Kletten hängen sie an seinem Gehör. Dietwald schwingt sich vom Pferde, sicher führt er den Stoß . . . der Bär hat seinen „Fang“ erhalten und liegt verendet unter den Hunden. Nun geht es heimwärts durch den Wald mit Lachen und Plaudern. Von den Zinnen seiner Burg weht eine weiße Fahne, frohe Botschaft kündend. Er spornt das Roß, jetzt hat er den Hof erreicht, mit langen Sprüngen nimmt er die Stufen . . . und unter der Thür der Frauenstube treten ihm die Mägde entgegen und bringen ihm sein Dirnlein, das ihm Gott geschenkt, derweil er den Bären jagte. Ach Herr, solch ein Würmlein! Kein Gesichtchen . . . nur Augen! Und mit denen schaut es umher in der Welt, in die es gerathen ist, so neugierig, so erstaunt! Er wagt das winzige Dinglein kaum anzurühren, denn er fürchtet, es möchte ihm zerbrechen unter den Händen. Da war sein Junge schon aus festerem Holz; der schrie wie ein kleiner Geier, zappelte mit den Füßchen, schlug mit den zarten Fäusten um sich, ließ sich drücken und küssen . . .

„Dietwald!“ Ach, wie matt diese Stimme klang! Er reicht das Dirnlein den Mägden und tritt auf den Zehen in die dunkle Stube, aus deren Ecke die weißen Laken des Bettes schimmern. Er tritt hinzu, noch finden sich seine Augen nicht zurecht, doch eine kleine weiche Hand erfaßt die seine. „Judita!“ stammelt er in seliger Freude und bedeckt das zitternde Händchen mit heißen Küssen. Da er aufblickt, lächelt ihm die junge Frau entgegen; sie kann in ihrer Schwäche das Haupt nicht erheben, es ruht auf schwarzem Kissen . . . nein doch, das sind ja nur die gelösten Haare, die um ihre Wangen gebreitet liegen wie schwarze Seide.

Sie soll nicht reden, und er darf nicht sprechen zu ihr; aber an ihrem Lager darf er sitzen und ihre Hand in der seinen halten und träumend alle Freude nachgenießen, die er mit diesem holden Weibe gewann. Er hatte sie zum ersten Mal gesehen, da er mit König Ludwig einritt in die Passauer Bischofsburg. Als das Tournier gehalten wurde, warf er seine Gegner spielend in den Sand; die schönen Augen, die aus allen Fenstern auf ihn gerichtet waren, störten ihn nicht; denn in seinem Herzen glühte nur die Freude am Kampfspiel. Doch als ihm Frau Irmgard, des Bischofs Schwester, den Tournierdank reichte, sah er neben der stolzen Frau ein Mägdlein sitzen, fast noch ein Kind, mit fein geschnittenem Gesichtchen, mit tiefen Räthselaugen, Stirn und Wangen dicht umringelt von schwarzem Gelock. Ihre Blicke trafen sich, und leis erröthend senkte das Mägdlein die Lider. „Nun, Herr Graf, was zögert Ihr?“ lächelte Frau Irmgard. „Ihr habt den Dank verdient!“ Dietwald beugte das Knie und ließ sich den Kranz um die Stirn legen. Doch als er zurücktrat, winkte er dem Seneschall des Bischofs. „Wer ist das holde Kind?“ . . . „Frau Irmgards Töchterlein Judita, ihr Vater hauset auf der Ortenburg*.“

Bei der Tafel fand sich Dietwald an Juditas Seite. Drei Maientage schwanden hin, im ganzen Sonnenglanz und Blüthenduft der ersten jungen Liebe, mit ihrem sehnenden Sichsuchen, ihrem zagenden Sichfinden, ihrem seligen Stammeln und Verstummen und mit der süßen, alles bekennenden Zwiesprach der kühneren Augen. Und als Frau Irmgard Abschied nahm und Dietwald und Judita mit stummen Lippen standen, da sagte die lächelnde Mutter: „Nach der Ortenburg habt Ihr ein kurzes Reiten, Graf, lasset Euch doch einmal blicken bei uns, ehe Herr Ludwig wieder heimzieht nach seiner Pfalz!“

Einen Tag lang wehrte Dietwald seiner Sehnsucht, am zweiten Morgen aber saß er schon zu Pferd. Ueber blumige Wiesen ging der Weg, durch jung ergrünenden Wald. Auf einem Hügel erhob sich die stattliche Burg, und ihr zu Füßen lag das kleine Dorf. Dort tönten die Pfeifen, und jauchzende Stimmen klangen. „Sie halten den Maientanz,“ sagte ein Bauer, der des Weges kam, „und die Burgleute sind auch dabei, und das liebe Fräulein tanzet mit jedem braven Buben und ist geschläfet* wie ein Bauernkind!“

„So will ich mir auch einen Reigen holen!“ lachte Dietwald, sprang vom Pferde, warf die Zügel dem Knechte zu und eilte dem Dorf entgegen. —

Nun plötzlich rann es ihm heiß und kalt durch das Herz . . . dort, zwischen den grünen Büschen, kam sie gegangen, zögernden Schrittes, leise lächelnd, gekleidet wie ein Kind des Dorfes, in blauem Röcklein und schwarzem Mieder, die Schultern umringelt von dunklem Gelock, über der Stirn ein Veilchenkränzlein, sie selbst eine liebliche Blume, die ein Wunder verwandelt in Fleisch und Blut.

„Judita!“ schrie er jubelnd auf, stürzte ihr entgegen und umschlang sie mit zitternden Armen . . .

Das Mädchen aber erblaßte, riß sich mit angstvollem Aufschrei von seiner Brust . . . und hinter ihm rief eine zornige Stimme: „Desertus!“

Taumelnd griff er mit den Händen nach seiner Stirn, mit erwachenden Augen starrte er um sich . . . und da sah er in weitem Kreis die kahlen Felsen ragen — Herr Heinrich stand vor ihm, und auf dem Pfade floh Gittli erschreckt den Hütten zu.

„Welch ein Erwachen!“ stöhnte er, schlug die Hände vor das Gesicht und sank mit Schluchzen vor Herrn Heinrichs Füße. Zwischen den Brauen des Propstes glättete sich die zornige Furche. Er schüttelte das Haupt und legte die Hand auf des Vaters Scheitel.

„Dietwald! Erhebe Dich!“

Pater Desertus drückte das Antlitz in Herrn Heinrichs Gewand und umklammerte ihn wie der Sinkende den rettenden Baum.

„Komm, Dietwald, steh' auf!“ Herr Heinrich nahm ihn bei den Armen, hob ihn empor und führte den Wankenden zu einem Stein. „Rede! Wie kam es, daß Du Dich so vergessen konntest?“

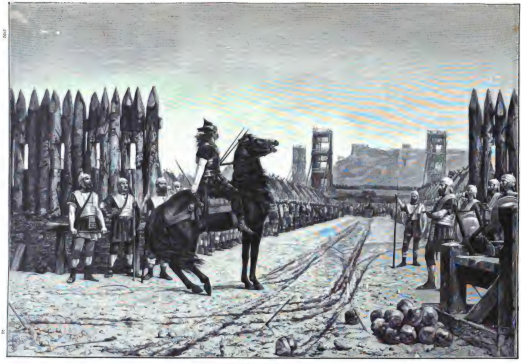
Pater Desertus schaute zu ihm auf mit dem Blick der Verzweiflung; er drückte die eine Hand auf seine stürmisch bewegte Brust und führte die andere an den Lippen vorüber, wie um zu sagen: ich kann nicht sprechen! Herr Heinrich ließ sich auf einen Felsblock nieder und wartete. Es währte lange, lange, bis Pater Desertus zu sprechen begann, in heiseren Lauten, mit abgerissenen Worten: „Ich saß . . . und schlief mit wachenden Augen . . . und träumte . . . und mit einmal stand es wieder vor mir . . . wie herausgetreten aus meinem Traum . . .“

„Dein Gespenst?“ sagte Herr Heinrich betroffen. „So hätt' ich Dich falsch verstanden bei der Klause? Nicht eine Ausgeburt Deiner irrenden Sinne? Ein Gespenst aus Fleisch und Blut! Dieses Kind hat die Versuchung über Dich gebracht?“

Pater Desertus starrte Herrn Heinrich an, als verstünde er ihn nicht. „Versuchung? . . . Nein, Herr! . . . Es war noch kein Lebender seinem athmenden Glück so treu, wie ich an meinem toten hänge. Eh' ich Judita fand, hab' ich kein Weib mit Mannesaugen angesehen, und seit ich sie verlor, ist mir, was Weib heißt, aus der Welt gestorben. Versuchung? . . . Nein! . . . Ihr müßt es Wahnsinn nennen, den ein grausam spielender Zufall der Natur in mir entzündet!“ Wie im Fieber flogen seine Worte. „Ich hab' es mit eigenen Ohren doch gehört von den bleichen Lippen all meiner Sassen, die den mörderischen Räubern noch entkamen, die es ansahen mit entsetzten Augen, wie mein Weib auf den Altan des brennenden Thurmes flüchtete, meinen Knaben an sich gedrückt, mein Töchterlein auf den Armen . . . wie die Mauern barsten und die Balken stürzten, all mein Glück begrabend in Flammen, Rauch und Trümmern . . . ich habe doch meines armen, süßen Weibes verkohlte Gebeine gefunden, noch umwunden von dem goldenen Kettenschmuck, den Judita als mein Angebinde getragen hat, ich weiß doch, daß aus dem Reich des Todes keine Straße zurückführt in das Leben . . . und dennoch! So oft mir dieses Kind vor Augen tritt, mein' ich, ein Wunder hätte sich vollzogen, der Lauf der

* Zwei Stunden südwestlich von Passau.

* Gekleidet.



Vercingetorix ergiebt sich dem Cäsar.
Nach einem Gemälde von Henri Motte.

Digitized by Google

Zeiten hätte still gestanden, und alles Geschehene wär' ein böser Traum gewesen, der sich nun löset von mir, da ich erwache. Denn dieses Kind, Herr Heinrich . . . wo find' ich nur Worte für das Wunder . . . ich suche auf der Erde: so gleichet keine Blume ihrer Schwesterblume . . ich suche am Himmel: so gleichet kein Stern dem Stern wie dieses Kind an Haar und Augen, an Antlitz und Gestalt, an Reiz und Wesen meinem Weibe! Und so wie dieses Mädchen jetzt . . . im Kleid des Dorfes, mit gelöstem Haar, den Kranz von Veiglein über der Stirn . . . so trat mir Judita entgegen, als ich in Seligkeit den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte!" In sich versinkend, schlug er die Hände vor das Antlitz.

„Dietwald!" rief Herr Heinrich in tiefer Erregung. „Sage mir . . ." Er verstummte wieder. Es war ja das Unmögliche, was er dachte! Und durfte er aus der schmerzvollen Seele dieses schwer Gebeugten einen Wahnsinn reißen, indem er einen anderen Wahn in ihr erweckte? Er trat auf ihn zu und strich ihm langsam mit der Hand über den Scheitel. „Vergieb mir, Dietwald, daß ich Dich falsch verstanden, daß ich Dich aus der Pein in die Marter stieß, als ich Dich hierhergeführt, statt daß ich weite Meilen zwischen Dich und diese Hütten gelegt hätte! Du darfst nicht bleiben! Nicht um Deinetwillen und nicht des unschuldigen Kindes wegen, das Du erschreckt hast bis ins innerste Herz."

Pater Desertus nickte vor sich hin.

„Weißt Du den Weg nach Deiner Klause zu finden?"

„Nein, Herr! Aber fort, fort, nur fort!"

„So warte hier — ich will Dir den Walti senden! Er soll Dir Deinen Basthut und das Griesbeil bringen und soll Dich führen. Auch eine Fackel soll er mitnehmen, denn Ihr kommet in die Nacht hinein. Und wenn Du in der Klause bist, halte den Buben bei Dir, er plaudert gern, und laß die Fackel brennen die ganze Nacht. Beten kannst Du nicht mit diesem Irrsinn im Herzen! Und schlafen noch minder! Nimm die Schnüre und beginne ein Netz zu flechten mit engen Maschen . . . ich komme morgen vor Abend zu Thal . . . eine Klafter hoch und drei Klafter lang soll das Netz gerathen sein, bis ich komme . . . und weniger will ich nur finden, wenn Dich der Schlaf befiel. Bessere Hilfe weiß ich Dir nicht als: schaffen, schaffen und schaffen, bis Dir die Augen sinken und die Arme erlahmen. Und übermorgen sollst Du reisen!"

Sie reichten sich die Hände.

„Ich gehorche!" flüsterte Pater Desertus.

Und Herr Heinrich ging, an der Wende des Pfades noch einmal zurückschauend mit bewegtem Blick. Als er das Herrenhaus erreichte, kam Frater Severin aus der Jägerhütte. „Wo ist der Walti?"

„Ich habe den Buben um Holz geschickt," sagte der Frater, „die Wellen* sind ausgegangen."

„Und das Mädchen?"

„Ich glaub', sie hockt in der Küche. Was die nur hat! Als wär' die Trud hinter ihr, so ist sie gerannt gekommen, und vor Haymos Lager ist sie hingefallen und hat in einem fort geweint und kein Wort geredet, was wir sie auch gefragt haben. Ich hab' schon gemeint, der Haymo fahrt aus der Haut, so hat er's getrieben mit der Dirn'. Aber sie hat ihm nicht Red' gestanden, und weil er gar nicht hat aufhören wollen mit fragen, hat sie einen Schluchzer gethan, als fiel' ihr das Herz hinunter, und ist zur Thür hinausgeschossen. Der Haymo hat gleich aufspringen wollen und ihr nachlaufen. Aber ich hab' ihn gehalten, und weil ich gesehen hab', daß die Dirn' ohne die Veiglein gekommen ist, hab' ich ihm eingeredet, daß sie so weinen thät', weil sie die Blümeln verloren hat. Da drüber hat er sich dann schier wieder gefreut!"

Herr Heinrich trat in die Küche und sah das Mädchen verschüchtert in einem Winkel sitzen.

„Gittli!"

Sie folgte ihm zögernd in die Herrenstube.

„Wo hast Du denn Deine schönen Blumen?"

„Verloren!" lispelte das Mädchen. „Sie müssen mir heruntergefallen sein, wie . . . wie er mich . . ." Sie verstummte.

„Du bist wohl arg erschrocken?"

Schweigend stand sie, mit gesenkten Lidern.

„Vergiß es, Gittli! Weißt, der Pater ist ein armer, kranker Mann . . . krank im Herzen."

Sie schaute mit großen Augen zu Herrn Heinrich auf.

„Denk' nur, ehe der Pater in das Gotteshaus getreten ist, war er ein Rittersmann, hat eine junge, schöne Frau gehabt und holde Kinder und hat all seine lieben Leut' verlieren müssen in einer einzigen Nacht!"

Gittlis Augen wurden feucht. „O mein Gott!"

„Weißt, und seit der Zeit ist er manchmal so träumig wie ein Krankes . . . und wie Du jetzt gekommen bist, da hat er völlig gemeint, seine liebe Frau thät' ihm erscheinen . . ."

„Wohl wohl," fiel Gittli hastig ein, „er hat ja auch einen Namen gerufen, wie ich gar nicht heiß'."

„Siehst Du!"

„Mein, der thut mich aber jetzt dauern!" Sie streckte Herrn Heinrich in tiefer Bewegung die Hand hin. „Saget ihm doch nur, daß ich ihm nimmer harb sein will, aber gar nimmer!"

„Ja, mein Kind, das sag' ich ihm, und das wird ihn auch freuen. Mußt auch mit keinem davon reden, weißt, die Leut' thäten ihn drum anschauen."

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Aber komm', so setz' Dich doch ein' Weil'! Ich bin ja ganz allein, wir wollen ein wenig haimgarten!"

Schüchtern setzte sie sich auf die Bank und strich an ihrem Röcklein die Falten glatt.

„Wie alt bist Du denn, Gittli, sag'!"

„Im letzten Anderherbst* bin ich fünfzehn Jahr' geworden."

„Fünfzehn Jahr'?" wiederholte Herr Heinrich. Und nach kurzem Besinnen fragte er: „Weißt Du nicht auch den Tag, an dem Du geboren bist?"

„Wohl wohl, Herr, am heiligen Pelagitag."**

Betroffen blickte der Propst das Mädchen an. Am heiligen Pelagitag . . . das war zehn Tage nach der Ampfinger Schlacht und einen Tag nach dem Brande der Burg Falkenberg! Hier hatte die Natur ein seltsames Spiel getrieben, oder . . . tief aufathmend schüttelte er den Kopf und fragte: „Wo seid Ihr denn daheim gewesen?"

„In Dorfen***, Herr, aber wir haben nicht im Ort gehauset. Unser Häusl ist ganz einödig im Wald gestanden, denn der Vater hat gekohlet."

„Kannst Du Dich denn noch besinnen auf Vater und Mutter?"

Sie schaute ihn mit feuchten Augen an. „Kann denn eins Vater und Mutter vergessen? Ich bet' ja doch alle Tag' für sie, und da seh' ich's allweil wieder dastehen vor mir: den Vater, der wie ein Baum gewesen ist, wenn das Mies daran hängt, ja, so einen langen Bart hat er gehabt, und wisset, Herr, er hat schon ein lützel gegrauelet . . . aber das Mutterl, ja, das hat noch allweil Zöpf' gehabt wie ein Junges. Und so gut schauen hat's können, und eine Hand hat's gehabt . . . wenn's einen damit angerührt hat, das ist einem völlig gewesen wie an einem Abend, wenn's recht warmelet und es streicht ein Lüftl an einen hin. Und soviel, soviel lieb hat's mich mögen! Ich glaub', es hat noch keins auf der Welt ein so gutes Mutterl gehabt wie ich!" Sie fuhr sich mit dem Arm über die Augen.

Herr Heinrich erhob sich, trat auf Gittli zu und nahm ihre Wangen in seine Hände. „Das Mutterl nimmt Dir keiner mehr, und wenn er Dir auch ein anderes dafür geben könnte!"

Sie schaute ihn fragend an, denn sie verstand ihn nicht.

Frater Severin erschien. „Der Bub' ist daheim!"

„Er soll kommen!"

Walti trat in die Stube, und während Herr Heinrich leise mit ihm redete, erhob sich Gittli und schlich an der Wand entlang zur Thür. Draußen fuhr sie sich noch einmal über die Augen, dann ging sie der Jägerhütte zu. Doch ehe sie diese erreichte, blieb sie stehen, als besänne sie sich . . . und nun eilte sie dem Pfad zu, der in das Steinthal führte. Sie wollte die verlorenen Veilchen suchen.

Als sie die Wende des Steiges erreichte, fuhr sie erschrocken zurück. Dort auf dem Stein saß immer noch der Pater; und in seinen Händen hielt er ihr Kränzlein und blickte darauf nieder mit regungslosen Augen. Jetzt hörte sie auch Tritte hinter sich . . . dort kam der Bub' mit zwei Bergstöcken und einer Kienfackel. Lautlos schlüpfte sie in einen Busch und wartete. Sie hörte, wie die beiden einige Worte wechselten und sich entfernten.

---

* Kleine Bündel aus dürren Reisern, in welche beim Feuermachen der brennende Schwefelfaden gesteckt wurde.

* Oktober. — Im 14. und 15. Jahrhundert lautete in Ober- und Niederbayern die Reihenfolge der Monate: Jenner, Hornung, Merz, Abrill, May, Andermay, der Augst, der ander Augst, der Herbst, der ander Herbst, der Winter, der ander Winter.

** Den 9. Oktober.

*** Fünf Wegstunden südlich von Landshut.

Nun kam sie wieder hervor und begann zu suchen. Aber das Kränzlein wollte sich nicht finden lassen.

„Jetzt hat er's mitgenommen!“ stammelte sie; aber sie zürnte nicht. „Vielleicht hat er eine Freud' davon!“ Und einem, der soviel Schmerzen getragen hatte, war eine Freude wohl zu gönnen! Weib und Kind verlieren müssen, in einer Nacht — wer hätte mit ihm Erbarmen fühlen sollen, wenn nicht sie! Hatte sie doch Vater und Mutter auch an einem Tag verloren . . . damals, als im Land das große Sterben umging!

Lange, lange stand sie und schaute ihm nach, wie er im Gewirr der Felsblöcke verschwand, wieder auftauchte, zwischen dunklen Gebüschen sich verlor und wieder erschien.

Der frischer ziehende Abendwind machte ihr Röcklein flattern und spielte mit ihrem Haar. Unter ihr im Bergwald rief ein Kuckuck, der erste, der mit dem Frühling gekommen war, und über den Halden begannen die steilen Wände, zwischen denen der Schnee nur noch in einzelnen Schluchten hing, in warmer Röthe zu glühen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mäuseplage.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor kurzem meldeten unsere Tageszeitungen, daß die Bauern Griechenlands von ihrer Regierung militärische Hilfe erbaten. Waren etwa die Türken unvermuthet in den hellenischen Gauen erschienen, oder hatten Räuberbanden das klassische Land der Griechen zum Schauplatz ihrer Thaten gemacht? Durchaus nicht! Der Feind, gegen den die griechische Armee buchstäblich zu Felde ziehen sollte, war ein unscheinbares Geschöpf, das aber durch seine unzähligen Legionen furchtbar wurde . . . gegen Mäuse sollte das Militär helfen! Die griechische Regierung ließ die Regimenter gegen diesen Feind nicht ausrücken; sie verschrieb sich vielmehr vom Ostseestrande einen deutschen Professor, der anscheinend gegen die Mäuseplage ein probates Mittel gefunden hatte, und der Professor dampfte eines Tages nach Athen ab, ausgerüstet mit einigen Fläschchen. Mit diesen harmlos aussehenden Waffen nahm er den Kampf auf, indem er gegen die winzigen Mäuse die unendlich kleineren Bacillen ins Feld führte, um so Pestilenz unter die Legionen der Nager zu bringen und das klassische Hellas von der schweren Noth zu befreien.

In der That kann sich die Mäuseplage zu einer furchtbaren Noth für den Landwirth gestalten, und wenn wir auch an die Sage, laut welcher Erzbischof Hatto in dem Thurme bei Bingen von den Mäusen aufgefressen worden sein soll, nicht mehr glauben, so wissen wir doch, daß im Mittelalter verschiedene Dörfer der Mäuse wegen verlassen werden mußten, und unsere Landwirthe müssen noch in der Gegenwart von Zeit zu Zeit in verzweifelten Kämpfen ihre Ernte vor den Scharen dieser winzigen Räuber vertheidigen.

Berüchtigt durch den Reichthum an Mäusen war beispielsweise das Jahr 1856. Im Herbste desselben mußten nach Berichten des Naturforschers Lenz in einem Umkreis von vier Stunden zwischen Erfurt und Gotha 12000 Acker Land umgepflügt werden; zu derselben Zeit wütheten die Mäuse in Dessau; ein Gutsbesitzer aus der dortigen Gegend berechnete, daß ihm die Mäuse theils auf Wiesen und Feldern, theils noch in den Scheunen einen Schaden von 45000 Mark zugefügt hatten. Auch die Jahre 1872 und 1873 stehen bei den deutschen Landwirthen als Mäusejahre in schlimmem Andenken. Namentlich die Marsch- und Moorlande, Rheinhessen, die Ebenen Leipzigs, die Wetterau und Oberschlesien hatten unter der Plage zu leiden: Keim, Wurzel, Halm, Rinde, Blatt und Frucht verfielen den unermüdlichen Nagezähnen. 1859 hatten sich die Waldmäuse in Böhmen derartig vermehrt, daß sie in Gärten einen großen Theil des Obstes von den Bäumen fraßen. Bei ihrem Jagen, Beißen und Quicken untereinander glaubten die Leute oft, Vögel zwitschern zu hören. Im Jahre 1876 suchten die Mäuse die Rheinpfalz heim. Man hatte sie zu Tausenden und Hunderttausenden auf den Feldern erschlagen, aber es blieben ihrer noch so viele übrig, daß sie im Herbste die Weinberge überfielen, wo man nun ganze Haufen von abgebissenen Weintrauben und Beeren vorfand.

Das sind einige Beispiele, die geeignet erscheinen, der Mäusesippschaft beinahe eine Bedeutung in der sozialen Frage beizumessen; sie sind in der That höchst unerwünschte Gäste an unserem Tische, sie fressen uns centnerweise das Korn weg, dessen wir zu unserer Nahrung bedürfen.

Die Feldmaus, um welche es sich hier hauptsächlich handelt, nährt sich im wesentlichen von Pflanzenstoffen. Sie frißt alles, reifes und reifendes Korn, zarte Wurzeln, Gras- und Kräuterkeime, benagt selbst die Bäume des Waldes, zeigt aber einen guten Geschmack und eine gewisse Vorliebe für die Kulturpflanzen des Menschen, die sie dem Unkraut vorzieht, und ist dabei noch „ein sehr ungezogener Fresser“, denn sie verdirbt mehr, als sie frißt und in ihre Wohnung verschleppt.

Unter diesen Umständen waren die Landwirthe von jeher auf ihre Vertilgung bedacht. Vor mir liegt ein Buch, „Anleitung zur Verhinderung der Mäuseplage“ von K. Ableitner. Was darin enthalten ist, das ist beinahe eine kleine Kriegswissenschaft, in welcher nur ein Ziel erstrebt wird: der Mäusetod, und in welcher jedes Mittel vom Raubthier bis zum Gifte gutgeheißen wird.

Da wird zunächst das Todschlagen der Mäuse empfohlen; hinter dem pflugführenden Ackerknecht sollen Burschen mit Besen gehen und die zum Vorschein kommenden Nager todschlagen; ja als „mechanisches Mittel“ zur Vertilgung der Plage wird sogar Artillerie und Kavallerie empfohlen; wenn Kavallerieabtheilungen oder Artillerie mit vielen Mäusen besetzte Brach- und Stoppelfelder, sowie noch nicht bewachsene oder geleerte Wiesen zu Uebungen benutzen, so werden durch die Pferdehufe und Geschützräder theils die Mäuse getötet, theils ihre Gänge und Wohnungen ungangbar und unbewohnbar gemacht, und was fliehen kann, das flieht, so daß auf solchen Flächen nach mehrfach gemachten Beobachtungen längere Zeit keine Maus zu sehen ist.

Die Zahl der Maschinen, die zur Mäusevertilgung ersonnen wurden, ist sehr groß. Außer Fallen verschiedenster Art wurden raucherzeugende Apparate empfohlen; durch einen Blasebalg wurde der Rauch in die Mauslöcher getrieben, so daß die Thierchen in ihren Gängen jämmerlich ersticken mußten. Durch andere Vorrichtungen wurde gespannter Dampf in die Baue der Thierchen eingeführt, wodurch sie verbrüht wurden.

Zu den sichersten Mitteln in schlimmen Mäusejahren zählen die verschiedenen pflanzlichen und mineralischen Gifte. Leider aber haftet den wirksamsten unter ihnen der Fehler an, daß durch sie nicht nur die Mäuse, sondern auch andere nützliche Thiere vergiftet werden können. Und selbst die bewährtesten Mittel bringen in wirklichen Mäusejahren keine gründliche Abhilfe. Wenn die Zahl der Nager zu Millionen und Milliarden angewachsen ist, dann helfen auch die Bundesgenossen des Menschen aus dem Thierreich wenig. Die Säugethiere und Vögel, welche auf Mäusefang ausgehen, leben alsdann herrlich und in Freuden, aber ihr Magen wird nicht größer entsprechend der Mäusezahl, die Füchse, Igel, Iltisse, Bussarde, Eulen ꝛc. reißen nur schwache Lücken in die Mäuselegionen.

Was das Gedeihen der kleinen Nager fördert und einschränkt, das sind elementare Witterungsverhältnisse. Strenge Winter, kalte Regen setzen von Zeit zu Zeit der unheimlichen Vermehrung der Mäuse eine unerbittliche Schranke entgegen. Alsdann erfrieren, ersaufen und verhungern die Mäuse in ungezählten Massen; denn sie sind empfindlich und können kaum zehn Stunden Hunger leiden. Zu den Elementarereignissen zählen auch die Seuchen, die mitunter die Mäusevölker befallen und in überraschend kurzer Zeit aufreiben.

Seit dem Aufschwung der Bakteriologie wurde nun wiederholt der Gedanke lebhaft erörtert, durch künstliche Verbreitung solcher Seuchen gegen die Massen der Thiere anzukämpfen.

Wenn aber auf diesem Gebiet etwas Brauchbares erreicht werden sollte, so mußte man zuerst die Hygieine der Mäuse, sowie deren Krankheiten studieren und einen Bacillus zu finden suchen, der die Mäuse vernichten, anderen Thieren aber unschädlich sein würde. Die Lösung dieser Frage ist nun dem berühmten Entdecker des Diphtheriebacillus, Prof. Löffler in Greifswald, gelungen. Unter den weißen Mäusen, die er zu Versuchszwecken in seinem Laboratorium hielt, brach eine mörderische Epidemie aus. Löffler fand bald den Krankheitserreger, den er Bacillus typhi murium (Bacillus des Mäusetyphus) nannte. Impfte man die weißen Mäuse mit Reinkulturen, so starben sie nach etwa fünf Tagen; fütterte man sie mit Brot, das mit einer Bacillenbouillon durchtränkt war, so pflegte der Tod nach acht bis vierzehn Tagen einzutreten. Die lebenden Mäuse fraßen außerdem die toten an und verbreiteten dadurch die Epidemie. Professor Löffler dehnte nun die Versuche auf die Feldmäuse aus und fand, daß dieselben gegen den Mäusetyphusbacillus ebenso empfänglich sind wie ihre weißen Verwandten. Dagegen zeigte es sich, daß der neuentdeckte Krankheitserreger anderen Thieren, namentlich unseren Hausthieren, gar nicht oder nur in geringem Maße schädlich sei. Bei Fütterungsversuchen blieben die Thiere gesund, nur gegen Impfungen erwiesen sich manche von ihnen empfänglich. Darauf gründete nun Professor Löffler seinen Vertilgungsplan. Man sollte Brot, welches mit den betreffenden Bacillen infiziert wurde, auf die Felder streuen und so den Mäusetyphus künstlich erzeugen.

Als die griechische Regierung sich an Löffler wandte, damit er in Thessalien seine Methode praktisch verwerthe, wurde ihm versichert, daß die Maus, welche in Griechenland verwüstend auftrat, derselben Art sei wie unsere Feldmaus; als aber Professor Löffler in Griechenland ankam, sah er zu seiner Ueberraschung, daß es sich um eine andere Mausart handelte, die größere Augen, eine größere Gestalt und andere Färbung als die unsrige hatte. War auch diese Maus gegen den betreffenden Bacillus empfänglich? — Man stellte mit eingefangenen Mäusen Versuche an und das Ergebniß war günstig; geimpft starben die Thiere in drei bis vier Tagen; fütterte man sie mit infiziertem Brote, so erlagen sie der Krankheit in sieben bis acht Tagen.

Nun rückte Professor Löffler, von einem Professorenstab umgeben, an der Spitze von sechzig Soldaten nach Thessalien ab; dort durchtränkte man ganze Körbe Brot mit Bacillenkulturen und streute eines Nachmittags das Ansteckungsgift über mehrere Quadratmeilen Land aus. Die Furcht der Bevölkerung in Betreff der Schädlichkeit des neuen Gistes wurde dadurch widerlegt, daß einige Professoren das Bacillenbrot selbst verzehrten.

Man wartete nunmehr auf den Erfolg, und er stellte sich pünktlich ein. Nach acht bis neun Tagen ließ der Mäusefraß auf den Getreidefeldern fast gänzlich nach; die toten Mäuse lagen haufenweise umher und Scharen von Raubvögeln und Störchen verspeisten die freiliegenden Leichname.

So verließ Professor Löffler als Sieger in der ersten Schlacht den Boden Thessaliens. Der Vertilgungskrieg wird nach seinen Angaben fortgesetzt. Von etwaigen üblen Folgen dieser Massenvergiftung für die Hausthiere hat bis jetzt nichts verlautet, und so ist die Hoffnung wohl begründet, daß die Landwirthschaft von der neuesten Errungenschaft der Bakteriologie den größten Nutzen ziehen werde.

An der Stätte meiner Kindheit.

Fern verrauschte Kinderjahre,
Gebt zurück mir eine Stunde,
Eine einz'ge wunderbare
Aus der Welt der Märchenkunde!

Laßt mir duften eure Blüthe,
Eure Spiele mich entzücken
Und die Gaben frommer Güte
Mich vom Weihnachtsbaume pflücken!

Sel'gen Rausches leise Wogen
Lasset an das Herz mir schlagen,
Eures Himmels Regenbogen
Auf mein Haupt herniedertragen!

Nur den Saum von deinem Kleide,
Kindheit, möcht' zum Kuß ich fassen,
Eh' ich von der Stätte scheide,
Wo ich dich zurückgelassen.

Karl Müller.

Der geſchichtliche Don Carlos.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Eduard Schulte.

Die Geſtalt des Don Carlos haftet in den Vorſtellungen und im Gedächtniß der gebildeten Deutſchen ſo, wie Schiller ſie gezeichnet hat, und keine geſchichtliche Kenntniß wird dies Bild, wie wir es nun einmal mit dem Dichter feſthalten, je verdrängen oder erſetzen. Die geſchichtliche Kritik, ſo mächtig ſie in ihrem eigentlichen Wirkungskreis ſein mag, iſt ohnmächtig gegen eine große und volksthümliche Dichtung und würde, auch wenn ſie mächtiger wäre, deren gutes Recht nicht ſtören wollen und ſollen. Nur die Grundzüge im Leben ſehr bekannter Perſönlichkeiten darf der Dichter, der ein hiſtoriſches Drama ſchaffen will, nicht ändern; in untergeordneten Dingen und gegenüber unbedeutenden und unbekannten Perſonen hat er freie Hand. Der unglückliche Sohn König Philipps ragte nur durch ſeinen Rang hervor, ſeine Geſchichte war, als Schiller ſeinen „Don Carlos“ ſchrieb, ſehr wenig bekannt und durch Fabeln entſtellt, und ſo konnte der Dichter ſie für ſeine Zwecke verwenden und zurechtlegen. Zu erfahren, wie dieſe Geſchichte ſich in Wirklichkeit abgeſpielt hat, wird dem Leſer, welcher von Schillers Drama herkommt, Enttäuſchungen bereiten; aber ohne Intereſſe iſt es nicht.

Die Hauptquelle, welche Schiller benutzt hat, war eine zuerſt im Jahre 1672 erſchienene geſchichtliche Novelle, die den franzöſiſchen Abbé Saint Réal zum Verfaſſer hatte. Der meiſterhafte Stil der Schrift und die politiſche Lage nach ihrem Erſcheinen gewann ihr viele Leſer. Ranke ſagt im Hinblick auf ſie: „Die ſpaniſche Macht war nicht mehr furchtbar; doch der allgemeine Haß, den ſie einſt in ganz Europa wider ſich erweckt hatte, war noch ſehr lebendig. Er konnte um ſo mehr litterariſch werden, weil er ſich bloß in Erinnerungen bewegte. Dies Rachegefühl wußte Réal aufs geſchickteſte anzuregen.“

Erfindungen wie die, daß Philipp in Eliſabeth die Braut ſeines Sohnes geheirathet und dann wegen ihrer Neigung zu dem Prinzen habe töten laſſen, wurden durch Réal entweder aufgebracht oder doch verbreitet.

Den Forſchungen unſeres Jahrhunderts iſt es vorbehalten geblieben, die echten und entſcheidenden Belege für die Geſchichte des Don Carlos, wie ſie namentlich in den ſorgfältigen Berichten der venetianiſchen und anderer Geſandten vorliegen, aus einer Reihe von Archiven ans Licht zu ziehen und kritiſch zu ſichten. Sie iſt heute in faſt allen Punkten mit ausreichender Sicherheit und Genauigkeit bekannt.

König Philipp II. von Spanien regierte von 1556 bis 1598. Er ſtammte aus der Ehe Kaiſer Karls V., der in Spanien König Carlos I. hieß, mit Iſabella von Portugal und war im Jahre 1527 in dem alten Schloſſe der kaſtiliſchen Könige zu Valladolid geboren. Er war viermal verheirathet, nämlich mit Maria von Portugal und dann mit Maria Tudor, die beide ſeine Baſen waren, dann mit Eliſabeth von Valois und endlich mit ſeiner Nichte Anna von Oeſterreich. Alle vier Frauen ſind jung geſtorben. Nur von der zweiten Frau hatte er keine Nachkommen; aber die meiſten ſeiner Kinder ſtarben früh. Der einzige männliche Sprößling, der ihn überlebte, war der Sohn der Anna von Oeſterreich, der als König Philipp III. ſein Nachfolger wurde.

Don Carlos, das einzige Kind der erſten Ehe Philipps, wurde am 8. Juli 1545 geboren. Seine Mutter, Maria von Portugal, ſtarb vier Tage nach ſeiner Geburt. Während der Knabenjahre Karls, zwiſchen ſeinem vierten und vierzehnten Lebensjahr, konnte der Vater, der ſich jahrelang in den Niederlanden und in England aufhielt, ſich wenig um ihn bekümmern, und unter den Händen Fremder wuchs er auf. Er lernte ſpät ſprechen und ſeine Sprache blieb ſtammelnd. Den Unterricht ertheilte und leitete ein Edelmann aus Valencia, ein vertrauenswürdiger Mann mit tüchtigen Kenntniſſen, der in den Niederlanden ſtudiert und Deutſchland und Italien bereiſt hatte, und

Digitized by Google

sein leibliches Gedeihen überwachte von seinem neunten Jahre an seine Tante Juana oder Johanna, die Schwester Philipps, die nach dem Tode ihres Gemahls, des Kronprinzen von Portugal, an den heimischen Hof zurückgekehrt war. Der Knabe zeigte sich oft ungeberdig, heftig und anspruchsvoll, und man erzählte sich Züge von seiner Grausamkeit gegen Thiere. Aber er verrieth auch Ehrgeiz und Muth und träumte von künftigen kriegerischen Großthaten. Sein Großvater, Kaiser Karl V., sah ihn auch nach seiner Abdankung einige Male bei sich. In seiner Ruhebedürftigkeit mochte der müde Herrscher den lebhaften Knaben nicht dauernd um sich haben, aber er fand Gefallen an ihm, und der Prinz hörte gern dem Kaiser zu, wenn er von seinen Erlebnissen erzählte. Eine Weltstellung, wie der Kaiser sie gehabt hatte, schien dem Knaben ein würdiges Ziel seiner Wünsche. Er war freigebig, und mehreren seiner Lehrer bewahrte er sein ganzes Leben hindurch Dankbarkeit und Vertrauen. Freilich lernte er nur wenig. Wie sein Vater sprach er nur spanisch. Zu planmäßiger und selbstverleugnender Arbeit hatte er keine Ausdauer, und sein schwächlicher Körper wurde häufig von Fieberanfällen heimgesucht. Die Wirkungen der ungesunden Lage von Madrid wurden noch durch eine kaum glaubliche Unreinlichkeit in den Straßen verschlimmert. Als König Philipp im Jahre 1559 aus den Niederlanden nach Spanien zurückkehrte, da fand er einen kränklichen und nach seinem ganzen Bezeigen nicht eben vielversprechenden Sohn vor. Auch das Aeußere des Prinzen hatte wenig Gewinnendes, sein Kopf war verhältnißmäßig groß, er hatte eine hohe Schulter, und das eine Bein war etwas zu kurz.

Philipp ließ es seine erste Sorge sein, seinem Sohne die Thronfolge zunächst in den Reichen der Halbinsel, welche zur spanischen Monarchie vereinigt waren, durch die Cortes oder Stände bestätigen zu lassen. Zwar beruhte das Recht zur Thronfolge jetzt auf dem Erbrecht, aber die Erinnerung an die Zeiten, wo der König sein volles Herrscherrecht erst durch einen bei der Thronbesteigung zu schließenden Vertrag mit den Ständen erlangt hatte, war noch lebendig. Der ständisch aristokratische Einfluß war durch die monarchische Gewalt zurückgedrängt, doch noch keineswegs machtlos. Die Könige glaubten, die Zukunft ihres Erben besser zu sichern, wenn sie bei ihren Lebzeiten auch schon für ihn den Eid der Treue und Unterthänigkeit von den Ständen schwören ließen und damit deren alte Gerechtsame wenigstens in den äußeren Formen anerkannten.

So versammelten sich denn im Februar 1560 die Stände von Kastilien in Toledo. Don Carlos nahm, in reicher Kleidung zur Linken seines Vaters sitzend, zuerst den Eid der Donna Juana entgegen, der bisherigen Regentin. Dann schwuren die Prälaten mit dem Erzbischof Primas des Landes an der Spitze, die Granden und die Vertreter der Städte, ihm als dem rechtmäßigen Erben des Reiches zu gehorchen und zu dienen, ihn mit Gut und Blut, mit ihren Verwandten und Untergebenen zu vertheidigen.

Durch diesen feierlichen Akt war der Infant als die erste Person nach dem König anerkannt, ja er galt sogar als das Oberhaupt der Stände und als der Vermittler zwischen ihnen und dem König; Dekrete, welche dieser an die Stände gelangen lassen wollte, wurden fortan in der Regel an den Infanten gerichtet. Für den Verlauf, welchen die Geschicke des Prinzen Karl genommen haben, ist diese Eidesleistung bedeutungsvoll: sah der König in ihr eine für die Dynastie nützliche und zweckmäßige Förmlichkeit, so betrachtete sie der ehrgeizige Prinz trotz seines jugendlichen Alters als einen Akt, der ihm persönlich Rechte und Pflichten gab und ihn mit selbständiger Machtvollkommenheit be-

Verkauf von Fleischabfällen in einem Berliner Fleischerladen.

Nach einer Zeichnung von W. Zehme.

kleidete. Darum erbitterte es ihn, daß der König seine Vorstellungen und Ansprüche völlig mißachtete und fortfuhr, ihn wie ein Kind zu behandeln. Philipp war im Rechte; aber daß er in seinem pedantischen Sinne den Jugendmuth des Prinzen auch unnöthig einengte und unterdrückte, ist ebenso zweifellos wie die Schädlichkeit einer solchen Eidesleistung und Huldigung für die Entwicklung eines nicht bloß unreifen, sondern auch überspannten Knaben.

Die zweite Sorge Philipps war, für die Gesundheit des Prinzen etwas zu thun. Er entschloß sich endlich, ihn aus Madrid zu entfernen, was schon längst hätte geschehen sollen. Im Jahre 1561 wurde Don Carlos auf die hohe Schule nach Alcala geschickt, und das erste Jahr, das er dort zubrachte, ist das glücklichste seines Lebens gewesen. Karls V. natürlicher Sohn, der unter dem Namen Don Juan d'Austria und als Sieger von Lepanto bekannt geworden ist, und ein Enkel Karls, Alexander von Parma, zwei begabte und unternehmungslustige junge Männer, waren seine Gefährten. Seine Gesundheit wurde besser, das Fieber verlor sich.

Leider fand der Genuß akademischer Freiheit ein frühzeitiges Ende. Der Prinz hatte ein zärtliches Verhältniß mit der Tochter seines Haushofmeisters, und als er eines Tages — es war im April 1562 — aus dem oberen Geschoß, wo er wohnte, eine Treppe hinabeilen wollte, um das Mädchen zu sprechen, kam er zu Fall und zog sich eine erhebliche Verletzung am Kopfe zu. Sofort kehrte auch das Fieber wieder. Die spanischen Aerzte, deren Verfahren den Hohn der fremden Gesandten herausforderte, wandten wie gegen alle Krankheiten treibende Mittel und starke Aderlässe an. Der König eilte selbst mit Vesalius, dem berühmten niederländischen Arzte, an das Krankenbett. Vesalius entfernte auch glücklich ein Stück des verletzten Schädels, aber die Heilmethode der übrigen Aerzte bekämpfte er vergeblich. Nach einigen Wochen konnte sich der Kranke wieder erheben, allein sein Befinden hinderte ihn noch nach Monaten, die beabsichtigte Huldigung der Cortes von Aragonien zu empfangen, und völlig gesund wurde er nie wieder.

Das absonderliche Benehmen, welches der Prinz schon früher gezeigt hatte, trat nach dieser Kopfverletzung noch auffälliger hervor. Durch geringfügige Anlässe ließ er sich zu Wuthausbrüchen und Gewaltthätigkeiten hinreißen, und dann folgten wieder Stunden, wo seine Willenskraft erlahmt und sein Lebensmuth gebrochen schien. Im Gespräch mit ihm konnte man zuweilen bemerken, daß seine Gedanken etwas Abspringendes hatten und daß er sich in der Aeußerung derselben überhastete. Den Gewohnheiten der Südländer zuwider war er häufig unmäßig im Essen, und wenn seine Fieberanfälle kamen, so trank er soviel Eiswasser, daß er davon noch kränker wurde.

Nicht ganz normale seelische und geistige Veranlagung war in Karls Familie zuweilen beobachtet worden, und wenn es auch erwiesen ist, daß die Mutter Karls V., die „Johanna die Wahnsinnige" genannt wird, nicht eingesperrt wurde, weil sie wahnsinnig war, sondern daß sie umgekehrt wahnsinnig wurde, weil man sie aus politischen Gründen eingesperrt hielt, so ist hier doch ein Keim zum Wahnsinn vorhanden gewesen. Man würde zu weit gehen, wenn man den Prinzen für unzurechnungsfähig halten wollte. Aber allerdings entbehrten seine Geistes- und Willenskräfte des rechten Gleichgewichts, sein Seelenleben der Harmonie und der ungetrübten Gesundheit. Zu nicht günstigen Naturanlagen kam eine Erziehung, welche dem Prinzen zeitweilig unbegreiflich viel Freiheit ließ, ihm aber noch weit häufiger übermäßigen Zwang auferlegte. Manche Eindrücke und Einflüsse der Staatsaktionen und des Hoflebens waren für ihn nicht heilsam. Die Etikette dieses Königshofes paßte für finstere, mönchische, dem Volke nach orientalischer Weise entrückte Könige, wie die Spanier sie gern hatten und wie Philipp einer war; aber sie paßte nicht für einen jungen, unruhigen und thatendurstigen Kronprinzen wie Don Carlos.

Am schädlichsten aber war für den seit seiner Kopfverletzung doppelt reizbaren Prinzen der Gegensatz, in den er sich zu seinem Vater und in den sein Vater sich zu ihm stellte. Philipp war bedächtig, auf seine Macht eifersüchtig, unbeugsam, engherzig; Karl war leidenschaftlich, herrschsüchtig, unzufrieden. Philipp war sparsam; Karl neigte zur Verschwendung. Philipp war in der Ausübung kirchlicher Pflichten pünktlich und peinlich; Karl hatte, obwohl er ganz auf dem Boden seiner Kirche stand, wenig kirchlichen Sinn. In dem natürlichen Widerstreit in politischen Fragen, in den ein Thronfolger zu dem Herrscher zu treten pflegt, zeigte der Prinz gegenüber dem Despotismus seines Vaters zwar nicht etwa weltbürgerlichen Sinn, aber er hielt es mit der aristokratisch-ständischen Seite; in allen wichtigen und unwichtigen Dingen standen Vater und Sohn gegeneinander. Der Prinz fühlte sich nur dann leiblich wohler und geistig freier, wenn er von seinem Vater getrennt lebte wie in Alcala. Aber Philipps kleinliche und mißtrauische Sinnesweise gefiel sich darin, jede Selbständigkeitsregung auch in diesem Falle zu unterdrücken. Wäre dem Prinzen, als er die Kinderjahre hinter sich hatte, gestattet worden, allein und womöglich an einem anderen Orte als der König Hof zu halten, unter der milden und verständigen Leitung und dem Beirath von Männern, die dem Herrscher ergeben, aber auch dem Prinzen nicht verhaßt waren — und solche gab es — so würde sich vielleicht ein erträgliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn hergestellt haben, und der Prinz wäre einer anderen Zukunft entgegengegangen. Philipp jedoch verfügte, daß sein Minister und Oberhofmeister Ruy Gomez, Fürst von Eboli, auch des Prinzen Hofhalt leite, und dadurch war ein beständiges, zu vielen Aergernissen führendes Zusammenwohnen des Königs und des Kronprinzen bedingt. Philipps Einmischung in das alltägliche Leben seines Sohnes steigerte dessen Erbitterung, und die Aeußerung dieser Empfindung bestimmte dann wieder den König, die Zügel noch straffer anzuziehen und z. B. den Prinzen in seinen Ausgaben in der unfürstlichsten und drückendsten Weise zu beschränken.

Als der Prinz zwanzig Jahr alt wurde, ermächtigte ihn der König, an den Sitzungen des Staatsraths theilzunehmen. Nachdem Don Carlos einigen Berathungen beigewohnt hatte, blieb er den Sitzungen fern, entweder weil er einsah, daß der Einfluß des Staatsraths überhaupt gering war, oder weil das Zuhören ihm nicht behagte. Eine mehr geordnete, lehrreichere und zu eigener Arbeit mehr anregende Beschäftigung wäre ersprießlicher gewesen. Aber Philipp wies ihm eine solche nicht zu. Der Mangel an geeigneter Thätigkeit steigerte des Prinzen Unzufriedenheit und Unruhe.

Eine günstige Wendung schien das Schicksal des Prinzen nehmen zu wollen, als man seine Vermählung ernstlich ins Auge faßte. Er war noch ein Kind, als die Frage, welche Prinzessin dieser Erbe des mächtigsten Reiches jener Zeit einst heimführen werde, bereits alle europäischen Höfe beschäftigte. Noch ehe er zwölf Jahre zählte, ist einmal zwischen spanischen und französischen Diplomaten die Möglichkeit erwogen worden, ihn mit Elisabeth von Valois zu vermählen, aber diese Möglichkeit war nur eine unter mehreren anderen, die man ebenfalls in Betracht zog, und es kam zu keinem festen Abkommen. Philipp selbst heirathete diese Elisabeth, als Don Carlos noch nicht fünfzehn Jahr alt war, und dieser hat von jenem früheren Plane kaum erfahren. Als er heranwuchs, ist daran gedacht worden, ihn mit Maria Stuart zu verheirathen, die im Jahre 1560 ihren ersten Gemahl, den König Franz II. von Frankreich, verloren hatte und seitdem in ihr ererbtes Königreich Schottland zurückgekehrt war. Aber auch dieser Vorschlag wurde aufgegeben, weil man die Gegnerschaft Englands, Frankreichs und selbst des deutschen Kaisers fürchtete, die den künftigen König von Spanien nicht gern auch in Schottland hätten herrschen sehen.

Obwohl der körperliche Zustand des Prinzen manche Bedenken wachrief, einigte man sich endlich mit dem österreichischen Kaiserhof dahin, daß Don Carlos seine Base, die Erzherzogin Anna von Oesterreich, Tochter Kaiser Maximilians II., heirathen sollte. Es wurde bekannt gegeben, daß Philipp im Frühjahr 1567 in Begleitung des Prinzen nach den Niederlanden gehen werde, um die zwischen den Niederlanden und seiner Regierung ausgebrochenen Streitigkeiten selbst zu schlichten, und schon zu Ende des Jahres 1566 wurden Reisevorbereitungen getroffen. Bei der Durchreise durch Deutschland sollte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser stattfinden und die Vermählung des Prinzen mit der Erzherzogin gefeiert werden. Don Carlos versprach sich von dieser Reise viel, denn die Braut war ihm als liebenswerth geschildert, und er hoffte, daß der König ihm als einem verheiratheten Prinzen größere Freiheit gewähren, ja daß er ihm die Statthalterschaft in den Niederlanden übertragen werde. Sein Vorsatz war, die

ständischen Rechte der Niederländer mehr zu achten und in kirchlichen Fragen weniger streng zu sein als sein Vater. Aber König Philipp verschob die Reise von Monat zu Monat, und endlich zeigte es sich, daß er sie nur vorgeschützt hatte, damit man in den Niederlanden an seine Versöhnlichkeit glaube, bis Herzog Alba, dessen Entsendung den Prinzen, seinen Gegner, tief verstimmt hatte, in den Niederlanden angekommen war. Nun begann das Schreckensregiment Albas; zugleich wurde die Vermählung des Prinzen in eine ungewisse Zukunft hinausgerückt. Don Carlos hatte sich an der Seite einer Kaisertochter eine glänzende und machtvolle Stellung erträumen dürfen; die völlige Enttäuschung, die er nun erlitt, erfüllte ihn mit tödlichem Hasse gegen seinen Vater.

Der Folgezeit vorgreifend, wollen wir an dieser Stelle erwähnen, daß König Philipp die Erzherzogin Anna, die Braut seines Sohnes, von der hier die Rede ist, später selbst geheirathet hat, aber erst zwei Jahre nach dem Tode des Prinzen. Die Erzählung, daß zwischen Karl und seiner Stiefmutter vor der Heirath der letzteren ein Verlöbniß und nachher noch eine Neigung bestanden habe, ist eine Erfindung, welche überdies nur durch ein Zusammenwerfen der Schicksale Elisabeths und Annas zustande kommen konnte: Elisabeth, die Stiefmutter des Prinzen, war niemals seine Braut gewesen, und er war schon längst tot, als seine frühere Braut Anna die Gemahlin seines Vaters wurde.

Die Vorbereitungen, welche der Prinz zur Reise getroffen hatte, konnte er, ohne Aufsehen und Verdacht zu erregen, noch fortsetzen, da die Reise nach Deutschland angeblich nicht aufgegeben, sondern nur bis zum Frühjahr 1568 aufgeschoben war. Thatsächlich traf er Maßregeln, um sich heimlich aus Spanien zu entfernen. Um geringere Geldsummen, die er sich für jene Reise borgte, wußte sein Vater; viel größere verschaffte er sich heimlich. Sein Kämmerer wies mehreren reichen Leuten Briefe von ihm vor, worin er sie unter Hinweis auf ihre Vasallenpflicht aufforderte, ihm Geld vorzuschießen. Wirklich kam auf diese Weise bis zum Januar 1568 eine Summe von 150 000 Dukaten zusammen; weitere Beträge sollten folgen, wenn Don Carlos das Land erst verlassen habe. Eine Anzahl von Granden erinnerte er brieflich an den Eid, den sie ihm geschworen; sie möchten sich für eine wichtige Unternehmung bereit halten. Sie antworteten, sie ständen ihm jederzeit zu Diensten, vorausgesetzt, daß sein Unternehmen nicht widergöttlich sei noch auch gegen den König gehe.

Wohin er sich wenden wollte, stand noch nicht fest, die Umstände sollten entscheiden; in jedem Falle wollte er sich die unabhängige und gebietende Stellung, welche der Vater ihm daheim versagte, aus eigener Machtvollkommenheit außerhalb Spaniens erwerben.

Man würde irren, wenn man einen solchen Plan für die Ausgeburt eines kranken Hirnes halten wollte. Mochte Don Carlos immerhin ein mit allerlei Sonderbarkeiten behafteter Schwächling sein — den Gegensatz, der die Welt bewegte, den Gegensatz zwischen monarchischer und hierarchischer Gewalt auf der einen und ständischer Selbständigkeit in politischen und kirchlichen Dingen auf der anderen Seite, hatte er hinreichend begriffen; er sah, daß diese beiden Richtungen im Kampfe lagen, und er hatte das richtige Vorgefühl, daß er an dem zweiten dieser Gegensätze einen mächtigen Rückhalt haben würde, wenn er für den Kampf mit dem Vater nur eine erste feste Stellung gefunden, d. h. im Ausland die unzufriedenen Elemente um sich gesammelt hätte.

Die Briefe, welche später in den Zimmern des Don Carlos gefunden wurden und an die Fürsten der Nachbarländer, an die vornehmsten Granden und an die ersten Stadtgemeinden in Spanien gerichtet waren, bewiesen, daß der Prinz die schwachen Seiten der spanischen Monarchie wohl kannte. Philipps Herrschaft war noch keine Despotie, aber Philipp war bemüht, sie in eine Despotie umzuwandeln, und während die Arbeit dieser Umwandlung in Spanien und Italien ganz erst seinen Nachfolgern gelang, scheiterte er damit schon in den Niederlanden. Große Unzufriedenheit mit seinem selbstherrlichen Regiment herrschte selbst in Kastilien, geschweige in Neapel und Mailand, und schwer bedrückte geheime Bekenner des Islams, des Judenthums und des Protestantismus lebten in Spanien überall zerstreut. Der arme Don Carlos war gewiß nicht der Mann, um einen Aufstand als Staatsmann oder als Feldherr zu leiten, aber unter der Mitwirkung überlegener Männer konnte seine Person und sein Name sehr wohl der Mittelpunkt für eine Erhebung werden. Wenn zunächst außerhalb Spaniens entweder Don Carlos selbst oder kluge Rathgeber, die in seiner Umgebung und in seinem Namen handelten, für die Erhaltung ständischer und sonstiger überkommener Rechte das Banner des Thronfolgers entrollten, dann erhob sich nach menschlichem Ermessen ein Aufstand, der die Monarchie Philipps schwer erschüttern, wenn nicht ganz umstürzen konnte.

Zur Ausführung sollten diese bedrohlichen Pläne nicht kommen. Einige der Granden, deren Beistand Don Carlos angerufen hatte, und auch Don Juan d'Austria, dem er sein besonderes Vertrauen schenkte, hinterbrachten dem König, was im Werke war. Philipp erfuhr zu Anfang des Jahres 1568 durch Don Juan, daß der Prinz sich noch im Januar zu den Galeeren begeben wollte, die in Carthagena lagen und die dem Oberbefehl Don Juans unterstellt werden sollten. Ebenfalls im Januar bekannte der Prinz, voll kirchlicher Ehrlichkeit und zugleich voll glühender, jedes Gefühl der Kindesliebe übertäubender Rachsucht, dem Prior von Atocha, daß er dem König nach dem Leben stehe, und der Prior machte dem König Anzeige. Die Geduld des längst mißtrauischen, aber bedächtig zuwartenden Königs war nun erschöpft.

In diesem Augenblick war die Frage müßig geworden, ob die wechselseitige und bis zu dieser Höhe gediehene Feindseligkeit mehr dem König oder dem Prinzen zur Last fiel. Wie jetzt die Dinge standen, vollzog Philipp einen Akt der Nothwehr, wenn er seinen Sohn gefangen setzte.

Am Abend des 18. Januar betrat der König, den Helm auf dem Haupte und den Degen in der Hand, von Ministern, Granden und Gardisten und von einem Diener begleitet, der eine Fackel trug, das Schlafzimmer des Prinzen. Die kunstvolle Vorrichtung zum Thürverschluß, welche dieser in dem Wahne hatte anbringen lassen, daß sie ihn vor einer Verhaftung schützen könne, hatte man vorher heimlich entfernt. Die Begleiter des Königs bemächtigten sich der Papiere des Prinzen; die Gardisten beseitigten die Waffen, welche ihm zur Hand lagen, und nagelten die Fensterflügel zu. Von dem Geräusch erwachte der Prinz und zog die Gardinen zurück, welche sein Bett umgaben. Beim Anblick seines Vaters und der Begleiter, der Waffen und Vorkehrungen versuchte er, sich in das Feuer zu stürzen, das im Kamin brannte; man hielt ihn zurück. „Nicht ein Verrückter," rief er aus, „aber ein Verzweifelter, das bin ich." Der König sagte, was geschehe, geschehe zu seinem eigenen Besten; er bleibe bis auf weiteres in Haft. Damit entfernte sich Philipp mit seinen Begleitern, nachdem er die Ueberwachung des Prinzen und der Zugänge zu seinem Zimmer durch Bewaffnete angeordnet hatte. Der Fürst Ruy Gomez mußte in die Wohnung des Prinzen ziehen und war für ihn verantwortlich. Ferner wurden sechs Granden angewiesen, den Gefangenen abwechselnd zu besuchen und zu unterhalten, doch durften sie keinerlei Waffen bei sich führen. Weder der Königin Elisabeth, noch der Donna Juana, noch den fremden Gesandten wurde gestattet, den Prinzen zu sprechen.

Die Verhaftung des Thronfolgers war eine so ungewöhnliche Maßregel, daß Philipp sich beeilte, den Verwandten seines Hauses, den angesehensten Adeligen und Stadtgemeinden und den fremden Gesandten Eröffnungen darüber zu machen. Er that das freilich nur in sehr zurückhaltender Form, indem er angab, die Verhaftung sei durch gerechte Gründe veranlaßt, welche den Dienst Gottes und das öffentliche Wohl des Reiches beträfen. Den Stadthäuptern verbot er, weitere Erkundigungen einzuziehen. Später wurde er offener gegen die nächsten Verwandten und die Botschafter, die Näheres zu wissen wünschten. Er erklärte ihnen gegenüber dasselbe, was er nach Ausweis eines erst in unserer Tagen wieder aufgefundenen Briefes an den Papst schrieb, nämlich, daß im Erkenntnißvermögen und im Charakter des Prinzen Fehler lägen, welche ihm die Fähigkeit nähmen, einen Staat zu regieren.

Daß Karl dem Vater nach dem Leben getrachtet habe, wurde bestritten; man konnte über die erwähnte Eröffnung des Priors, welche im Publikum Entsetzen hätte erregen müssen, mit einigem

Rechte hinweggehen, da der tödliche Haß des Prinzen gegen den Vater doch keine greifbare Gestalt angenommen hatte und bis zu einem eigentlichen Attentat nicht gediehen war. Vorläufig wurde eine aus dem Kardinal Spinosa, dem Fürsten Ruy Gomez und einem Licentiaten bestehende Kommission gebildet, um die Sache des Prinzen zu untersuchen und abzuurtheilen. Die Inquisition ist, wie jetzt feststeht, an seinem Prozesse in keiner Weise betheiligt gewesen.

Die Wendung, welche die Schicksale des Prinzen nahmen, überhob die Kommission eines Spruches. Harte Behandlung, Mangel an Luft und Bewegung und ein starkes, periodisch wiederkehrendes Fieber raubten ihm den Rest von Lebensmuth und Lebenshoffnung. Er unternahm einige vergebliche Versuche, sich selbst zu töten, auch durch Hunger. Der Kamin war vergittert worden, und beim Decken des Tisches wurde kein Messer aufgelegt. Im Mai wurde er gefaßter und ruhiger. Er beichtete und ließ seinen Vater um Verzeihung bitten. Einige Abgeordnete, Mitglieder der Stände von Aragonien, Valencia und Katalonien, kamen, um ihn zu sprechen und sich für seine Freilassung zu verwenden. Der König bemerkte mit großem Mißfallen diesen neuen Beweis des Zusammengehens der Stände mit dem Prinzen und ließ sie abweisen. Unmittelbar darauf trat bei dem Kranken Erbrechen ein. Im Juli trank er, wie später den Gesandten in einem amtlichen Bericht bekannt gegeben wurde, zur Bekämpfung seines Fiebers nach früherer Gewohnheit nüchtern eine große Menge von Eiswasser, nahm Eis selbst in sein Bett, ließ Eiswasser in sein Zimmer gießen, daß es hoch darin stand, und watete darin mit nackten Füßen umher; dann verzehrte er eine stark gewürzte Pastete und trank wieder Eiswasser dazu. Sein Zustand wurde darauf, wie der Arzt ihm erklärte, hoffnungslos. Er sah dem Tode mit Ruhe entgegen und verfügte letztwillig über sein geringes Besitzthum. Den König bat er in seinem Testament, die Gläubiger zu befriedigen, die er nicht befriedigen konnte, und für seine Diener zu sorgen. Nach Erfüllung seiner letzten kirchlichen Pflichten ließ er seinen Vater bitten, ihm persönlich seinen Segen zu geben. Des Prinzen Beichtvater aber fürchtete, daß der Anblick des Mannes, den der Prinz so glühend gehaßt hatte, störende Erinnerungen bei dem Sterbenden wachrufen könnte. Philipp hatte seinen Sohn, obwohl er mit ihm im Schlosse zu Madrid unter einem Dache wohnte, seit der Verhaftung nicht wiedergesehen und kam auch jetzt nicht.

Friedlich verschied Don Carlos am 24. Juli des Jahres 1568.

Unter den Zeitgenossen, auch unter gut unterrichteten Personen, welche am spanischen Königshof Zutritt hatten — wir nennen z. B. den französischen Gesandten Baron von Fourquevaulxs — ist nach Ausweis ihrer Aufzeichnungen der Glaube verbreitet gewesen, daß der König seinen Sohn eines gewaltsamen Todes habe sterben lassen. Daß dies geglaubt wurde, ist begreiflich genug. Als Prinz Karl gefangen saß, hatte Philipp außer ihm an Kindern nur zwei kleine Mädchen, die beiden Töchter Elisabeths, nämlich die Infantinnen Clara Eugenia und Catalina, von denen jene im August 1566, diese im Oktober 1567 geboren war. Starb Philipp um diese Zeit, so würde er nicht haben verhindern können, daß, trotzdem er den Prinzen für regierungsunfähig hatte erklären lassen, sich viele seiner Unterthanen für die Thronfolge des Don Carlos und gegen die Thronfolge der von einer französischen Prinzessin bevormundeten ältesten Infantin ausgesprochen hätten; dann war der Bürgerkrieg unvermeidlich. Und ob bei Lebzeiten des Königs die Stände die dauernde Gefangenschaft des Kronprinzen still ertragen hätten, ist fraglich. Der gefangene Thronfolger war dem König gefährlich, der tote war es nicht. Wessen aber Philipp fähig war, wenn ihm jemand im Wege stand, das ist durch die erst im Jahre 1844 erfolgte Auffindung einer Reihe eigenhändig von ihm ausgestellter oder unterzeichneter Befehle an einem furchtbaren Beispiel von neuem festgestellt worden.

Im Jahre 1566 schickte nämlich der niederländische Adel zwei seiner angesehensten Mitglieder, den Markgrafen von Berghen und den Freiherrn von Montigny, nach Spanien, um den König zu einiger Nachgiebigkeit gegen die niederländischen Stände zu bewegen. Philipp empfing die Abgesandten gütig und hielt sie hin, ohne sie aus den Augen zu lassen. Als im September des folgenden Jahres die Nachricht von der Gefangennahme der Grafen Egmont und Hoorn, welch letzterer ein Bruder Montignys war, nach Madrid kam, beschloß der König, die beiden in seiner Hand befindlichen einflußreichen Mitglieder des ihm verhaßten Adels zu beseitigen, in Uebereinstimmung mit den Befehlen, welche er dem Herzog Alba nach den Niederlanden mitgegeben hatte und welche zur Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn führten. Der Markgraf von Berghen starb um diese Zeit, und so hatte Philipp sich nur noch mit dem Freiherrn von Montigny zu befassen. Montigny wurde unter der hinfälligen Anklage, das Verhalten eines aufständischen Adels vor den königlichen Staatssekretären vertheidigt zu haben, erst in Segovia und dann in Simancas gefangen gesetzt. Der Gouverneur mußte einen Arzt holen und bekannt werden lassen, daß der Gefangene an Fieber leide. Dann ließ man erst mehrere Wochen verfließen. Am 14. Oktober des Jahres 1570 trat ein Geistlicher zu ihm ein, bereitete ihn zum Tode vor und brachte ihm die letzten Tröstungen der Kirche. Am 16. erdrosselte ihn der Henker in aller Heimlichkeit. Der Gouverneur erklärte, der Gefangene sei am Fieber gestorben. Montignys Leiche wurde im Gewand eines Franziskaners und mit übergezogener Kapuze, welche die Spuren des gewaltsamen Endes verhüllte, öffentlich ausgestellt und mit großer Feierlichkeit im Dome von Simancas begraben. Jede Einzelheit in diesem Vorgehen gegen Montigny ist, wie wir wiederholen, durch eigenhändige, noch heute erhaltene Anweisungen Philipps vorgeschrieben worden. Allerdings würde die Tötung des eigenen Sohnes eine noch viel ungeheuerlichere That sein, und so hat sich Ranke auf die Seite des venetianischen Gesandten Cavalli gestellt, welcher, obwohl er das Verfahren Philipps gegen Don Carlos ausdrücklich für grausam erklärte, doch — im September 1568 — an seine heimische Regierung schrieb:

„Weil man aus verschiedenen Orten von Italien von dem Verdacht Meldung thut, der Prinz von Spanien möge an Gift gestorben sein, so will ich nicht versäumen, hinzuzufügen, und sozusagen unbedenklich, daß dieser Prinz an keinem anderen Gifte gestorben ist als an den starken Unordnungen, die er beging, und an der großen Unruhe seines Gemüthes."

Ranke, der die Menschen immer so milde wie möglich beurtheilt, meint eben, daß die erwähnten Unordnungen und Maßlosigkeiten den Tod eines leiblich und seelisch so tief erschütterten Kranken wohl erklären; hindern habe man, so fügt er in Uebereinstimmung mit dem amtlichen Bericht hinzu, diese Unordnungen nicht mögen, weil dann noch schlimmere Ausschreitungen zu befürchten gewesen seien. Aber der französische Geschichtschreiber Forneron erhebt dagegen einen Einwand, den man schwerlich abweisen kann. Forneron weist zunächst darauf hin, daß schon in einem der gleichzeitigen Berichte ein Zusammenhang zwischen dem Versuch der Abgeordneten, sich dem Prinzen während der Haft zu nähern, und den unmittelbar darauf eingetretenen, vielleicht auf Vergiftung deutenden Erscheinungen in seinem Befinden vermuthet wurde; und zu den offiziellen, etwas sonderbaren Angaben über Ausschreitungen im Gebrauch von Eiswasser und im Essen und Trinken bemerkt er: seien sie unwahr, so habe man eben Anlaß gehabt, die wahre Todesart zu verschweigen und zu verschleiern; seien sie aber wahr, so treffe den König, der im Gefängniß des Prinzen alles regelte, die Schuld, diese Unordnungen, die das Leben offenbar verkürzen mußten, nicht gehindert zu haben, da er sie, trotz der im amtlichen Bericht vorgeschützten Furcht vor größeren Ausschreitungen, unzweifelhaft habe verhindern können. Philipp ist hiernach von dem Verdacht nicht freizusprechen, den Tod seines Sohnes entweder veranlaßt oder doch mittelbar beschleunigt zu haben.

Die Spanier beklagten den Tod des Thronfolgers. In der Befürchtung, daß das Reich, dessen Zukunft jetzt nur auf den Schicksalen zweier kleinen Prinzessinnen beruhte, an eine andere Herrscherfamilie übergehen könnte, sagte einer der vornehmsten Granden, der Herzog von Infantado, bei der Leichenfeier zu dem venetianischen Gesandten: „Bei Gott, Herr Ambassador, müssen wir immer auswärtige Könige bekommen? Glücklich Ihr Herren Venetianer, die Ihr stets einen natürlichen Fürsten habt und von Edelleuten regiert werdet. Da darf doch einer, der eine Beschwerde hat, sich freimüthig beklagen, und man gewährt ihm Gerechtigkeit."

Reykjavik.

Kreuz und quer durch Island.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Carl Küchler.
Mit Zeichnungen von Hans Bohrdt.

„Es ist ein Land, das ist so anspruchslos,
Doch birgt es heilig Gut im Geistesschoß:
Ist heut noch groß
An Ehr' und Muth,
Wie's seinen Vätern stand so gut."

So singt der nordische Dichter in begeisterter Vaterlandsliebe von jener einsamen Insel am Polarkreis, von der schon die Alten Kunde hatten, die sie aber nie erreicht haben, deren Bewohner, fern allem Lärm der Welt, heute noch ein urgermanisches Völkchen bilden, dessen litterarische Sprachschätze fast einzig und allein uns wieder hineingeführt haben in die altgermanische Heldenzeit und den Schleier gehoben von der erhabenen Götterwelt unserer Vorfahren, dessen Sprache heute noch ein gewaltiges Denkmal echter, rechter altgermanischer Kraft und Kernigkeit bildet. Dieses Völkchen und sein Leben und Treiben, dieses Land und seine gewaltige, großartig schöne Natur sind es, die wir heute in Wort und Bild an uns vorüberziehen lassen wollen.

Schon die äußere Form der Insel Island, die in politischer Beziehung zu Dänemark gehört, ist äußerst reich an Abwechslung. Im Süden finden wir kaum eine nennenswerthe Bucht, nur erweiterte Flußmündungen und Strandseen wie an den Küsten Pommerns. Im Westen dagegen stoßen wir auf zwei bedeutende Buchten, den Faxafjördur und den Breidifjördur, die wieder in zahlreiche, tief einschneidende Fjorde auslaufen. Im Nordwesten ist jene vielzackige, zerrissene Halbinsel angesetzt, die, dreigetheilt, die Dreitheilung in jedem ihrer Glieder fortsetzt. Der Nordrand, schon von den kalten und kältenden Flächen des Eismeeres umspült, zeigt fünf Buchten, die von West nach Ost an Größe abnehmen und immer flacher werden; am Skialfandi und Axarfjördur sieht man auch sofort die Ursache der Verflachung; es ist eine durch die mächtigen Ströme bewirkte fortgesetzte Ablagerung von Sand aus eruptiven Gesteinen. Das Ostufer endlich mahnt namentlich in seinem südlicheren Theile an die Küsten Norwegens, nur daß diese reiches Leben gestatten, während jenes, umtost von furchtbarer Brandung, kaum einigen Dörfern Platz und Weidegrund bietet.

Nur wenig ist von dem Innern der Insel besiedlungsfähig, die äußersten Küstenstreifen, dann etwa noch ein Strich Landes vom südlichsten Kap Portland im Bogen bis zur nordwestlichen Halbinsel und allenfalls noch die Ufer einiger Flüsse, — dies zusammen bildet den weitaus großten Theil des bewohnbaren Gebietes. Alles übrige ist Einöde, schauervolle Wüste. Grabesruhe herrscht über den erstarrten Massen; kein organisches Leben, nur der Donner der Wasserfälle, das Geheul der Winde, die Stöße der Vulkane mannigfacher Art erinnern den Wanderer daran, daß „hier das Leben tot und das Tote lebend" sei. Hunderte von Quadratmeilen hat noch nie eines Menschen Fuß betreten, kaum wird es je einem gelingen, von dem Riesenlavafeld der „Odada Hraun" nach dem 170 Quadratmeilen umfassenden Gebiet des „Vatna Jökull", des größten Gletschers der Insel, vorzudringen. Die ganze Insel ist ein Gebirgsland; schon unmittelbar an der Küste erheben sich hier und da gewaltige Gletscher, wie dies unsere Abbildung auf Seite 409 veranschaulicht; das Innere ist, wie gesagt, eine schauerliche Einöde, unfruchtbar, von großen Sand- und Lavastrecken durchfurcht. Der Sand, durch seine Feinheit oft äußerst gefährlich, wird durch die rasenden Stürme und die wasserreichen Ströme von den Abhängen der Berge weit weggeführt und da und dort in Massen aufgespeichert; häufig genug sinkt das Pferd bis an den Hals im Triebsand ein und mancher Wanderer wurde unter ihm begraben. Dies Land ist noch nicht zur Ruhe gekommen, und „Lavaland" hat man es schon genannt. Da hört man im Innern der Erde ein dumpfes Donnern — der Boden wird von Erdbeben erschüttert, an vielen Stellen wallt Dampf auf — und nun öffnen sich an einem oder mehreren Orten, auf Bergen oder in Thälern, Krater, aus denen Lavaströme fließen; vulkanische Asche steigt auf, welche, vom Winde gefaßt, über die ganze Insel ausgestreut wird. Auf diese Weise sind wohl Hunderte von Quadratmeilen ehemaliger fetter Wiesengründe in unfruchtbare, unzugängliche Oede verwandelt worden.

Das eintönige Gepräge der ganzen Insel unterbrechen dann und wann jene Flüsse, die nur auf einer Spezialkarte als das erscheinen, was sie sind: als Ströme von bedeutender Tiefe und Breite. Sie vermehren aber fast alle den unheimlichen, beängstigenden Eindruck; sie steigern im Menschen das Gefühl der Verlassenheit und der Ohnmacht. Pfeilschnell schießen sie über den Lavaboden hin, an den Riffen und Klüften gefährliche Wirbel bildend. Die schwarze Lava ist ein gar zu düsteres Bett, selbst wenn milchweißes Wasser, wie dies bei manchem der Flusse der Fall ist, über sie hinwegströmt. Keine

Brücke führt über den zwar kurzen, aber breiten Stromlauf; wo eine ſolche doch zu finden iſt, da iſt der Uebergang über ſie gefährlicher als das Durchreiten oder Durchſchwimmen der Gewäſſer. Zahlreiche Waſſerfälle von beträchtlicher Höhe, von denen wir einen der prächtigſten auf ganz Island, den der Öxará bei Thingvöllur, auf der untenſtehenden Abbildung vorführen, unterbrechen den Lauf; die Flüſſe, von der aufgethürmten Lava oder dem zertrümmerten Baſalt geſtaut, ſpringen in tauſend Kaskaden hinab in die Tiefe. Bald führen ſie das Eiswaſſer der Gletſcher, bald lauwarmes Naß aus den kochenden Quellen: wenig angenehm für den Reiſenden, der in dem einen vor Kälte beinahe erſtarrte und gleich darauf im andern ein lauwarmes Bad nehmen muß. Bemerkenswerth iſt dabei, daß die von den Gletſchern herabeilenden Flüſſe in ihrer Fluthhöhe täglich ſich zwiſchen einem höchſten und niedrigſten Stande hin und her bewegen. Der höchſte Punkt wird erreicht, wenn bei der Mittagshitze der Schnee und das Gletſchereis reichlich ſchmelzen; darum reitet es ſich am beſten in der Nacht oder gegen Morgen über die Ströme — immerhin eine unbequeme Sache, wenn man bedenkt, daß der ſchlüpfrige Untergrund genug der Klüfte und Klippen bietet.

Waſſerfall in der Öxará bei Thingvöllur.

Neben den Strömen und Bächen iſt ein „Vatn" (Waſſer, Binnenſee) nichts Seltenes; vor allem iſt der Myvatn bekannt wegen ſeiner ungeheuren Mückenſchwärme.

Der See liegt in dem ſteinigen Wellenlande des öden Myvatnsöraefi, in einer troſtloſen Ebene; den Hintergrund in weiter Entfernung bilden die ſchwarzblauen Kegelberge: Sellandafjall, Blafjall, Namafjall ꝛc. Sehr feiner vulkaniſcher Sand bedeckt weithin den Boden in ſeiner Umgebung, überſtreut mit größeren und kleineren Lavablöcken; die Straße zum See iſt durch zwei parallele Reihen dicht nebeneinander gelegter größerer Steine kenntlich gemacht. Die Gegend iſt gänzlich vegetationslos. Profeſſor Zirkel ſchreibt über den See: „Nie hat die geographiſche Bezeichnung irgend einer Oertlichkeit beſſer das Weſen und die Eigenthümlichkeit derſelben wiedergegeben als der Name ‚Myvatn', ‚Mückenſee'. Unſere Pferde waren faſt wahnſinnig durch die Mücken; man kann ſich in einem Kubikfuß Luft kaum mehr lebende Weſen denken, als hier ſind: ihre Schwärme ſind ſo dicht, daß man oft einen nebenher reitenden Gefährten nicht zu erblicken vermag, daß man die Augen nicht öffnen, nicht athmen kann: kurz, es iſt eine der entſetzlichſten Plagen, welche nur mit der ägyptiſchen der Heuſchrecken zu vergleichen iſt. Dazu brannte die Sonne glühend auf unſere Häupter, der Sandſtaub wirbelte um uns her, ſo daß es keiner ſehr lebhaften Einbildungskraft bedurfte, ſich aus Island in die Wüſte Sahara verſetzt zu wähnen."

Der Mückenſee läßt zugleich am beſten die verheerenden Aeußerungen vulkaniſcher Gewalten in ihrem ganzen Verlauf und in ihren ſchrecklichſten Wirkungen erkennen: Vulkane, Krater, Schwefelgruben und Schlammſprudel finden ſich in ſeiner nächſten Nähe in großer Anzahl, viele in voller Thatigkeit. Mit mehr Recht als beim Toten Meere kann man hier von einer Stätte des Grauens ſprechen; die ganze nördliche Seite des Myvatn beſteht jetzt aus furchtbaren ſtarrgewordenen Lavaſtrömen, welche die nahe gelegenen Vulkane Krafla und Leirhnukur in den Jahren 1724 bis 1730 über früher üppiges Weideland ergoſſen haben. „Die zuſammengeſtürzten, rieſigen Schlackenſtücke ſind Eisſchollen beim Frühlingsthauwetter vergleichbar," ſagt ein Reiſender. Die Lava ergoß ſich auch in den Myvatn, der einige Tage lang förmlich kochte; er wurde durch die Lava ſo ausgefüllt, daß ſeine größte Tiefe jetzt nicht über 10 Meter beträgt; zahlreiche, ſchwarz gebrannte Inſelklippen ragen aus dem lauwarmen Waſſer hervor. Der See gefriert nie, und das will viel ſagen in einem Lande, wo ſelbſt die Häupter der ausgedehnteſten Vulkane mit dichtem Schnee bedeckt ſind, die gewaltigſten Gletſcher ſich ausbreiten, der Winter häufig ſchon Anfang September ſeinen Einzug hält — in einem Lande, deſſen Oſt- und Nordoſtküſte oft von Treibeis ſtarrt. Island iſt aber von jeher berühmt geweſen wegen dieſes Umſtandes; die rieſigen Gletſcher, die weithin ſichtbaren Schneehäupter laſſen oft genug an ihrem Abhang heiße Quellen, ausſetzende und dauernd fließende, entſpringen. Es iſt der Feuerherd Vulkans, der ſich unter den Baſalt-, Trachyt- und Tuffmaſſen hinzieht und der das überhitzte Waſſer mit mächtiger Dampfkraft in die Höhe treibt.

Einige Worte mögen auch den Schlammvulkanen, den „Makaluben" oder „Salſen", gewidmet ſein, ehe wir den Erſcheinungen der Geyſire uns zuwenden. Der Höhenzug des Leirhnukur weiſt mehrere Spalten auf, und aus den zerborſtenen Felſenwänden dringen heißes Waſſer und bleiche Dampfſtrahlen mit Ziſchen und Sauſen, oft ſogar mit dröhnendem Brüllen hervor; kochende Quellen ſpringen allerwärts aus dem Boden und verwandeln den weichen Thon in einen bodenloſen Moraſt. Sieben größere Löcher, je etwa fünf Meter im Durchmeſſer haltend, umgeben von einem niedrigen, nach außen abſchüſſigen Wulſte, angefüllt mit flüſſigem Schlamme, die ganze Maſſe brodelnd, alle drei bis vier Sekunden eine Exploſion, welche die Schlammmaſſen bis zu fünf Meter Höhe emporſchleudert: das iſt im weſentlichen das Bild einer ſolchen „Hexenküche".

Die Geyſire oder die heißen Springquellen ſind von Reykjavik, der Hauptſtadt Islands, zu Pferd in einem Tage zu erreichen; in einer über zwei Meilen breiten Ebene am Südweſtfuße des Blafell und einiger kleinerer Hügel liegen ſie ganz dicht nebeneinander, der Große und der Kleine Geyſir, der Strokkur (Butterfaß) u. a. m., 40 bis 50 an der Zahl. Von Zeit zu Zeit erlebt man einen jener wunderbaren Ausbrüche, von dem unſer Bild S. 410 eine Vorſtellung zu geben verſucht. Unter mächtiger Dampfentwicklung, welche den Boden erzittern macht und ein toſendes Geräuſch verurſacht, ſchießt der Waſſerſchwall empor, ein Schauſpiel von wunderbarer, unbeſchreiblicher Großartigkeit. Kieſelſinter und Tuff erhöhen allmählich die Röhren an den Ausbruchſtellen, die nächſte Umgebung beſteht nur aus ſolchen Mineralien, auch die kleinen Bäche, welche das ausgebrochene Waſſer weiterführen, ſetzen in ihrem Bette und beſonders ſtark an den Ufern Rinden von papierdünnem Kieſelſinter ab, alle Körper, auch die zarteſten, mit einer Kruſte überziehend. Die Springquellen ſtehen weder mit dem Hekla, noch einem anderen

Digitized by Google

Isländischer Bauernhof.

Kirche von Reykjahlidar.

Vulkane, nicht einmal unter sich in unmittelbarer Verbindung, wohl aber können Erdbeben ihrem Spiele ein Ende machen.

Island liegt, bis auf eine kleine Spitze im Norden, diesseit des Polarkreises. Die Mitternachtssonne ist deshalb nur auf jener äußersten Spitze und auf der nördlich von Eyjafjord gelegenen Insel Grimsey zu sehen. Sie bleibt dort um Johanni etwa acht Tage und Nächte lang über dem Horizont, Land und Meer mit ihrem milden Rosalicht übergießend, verschwindet dafür aber um Weihnachten eine Woche lang gänzlich. Die Nächte vom Mai bis August sind indessen auch im Südland fast tageshell. Die Sonne verbirgt sich dort zur Zeit der Wende nur auf etwa drei Stunden, und auch dann streicht sie so nahe unterhalb des Gesichtskreises hin, daß die Nacht eigentlich nur aus einem Verschmelzen des Abend- und Morgenrothes besteht. Wunderbar schön ist dann das wechselnde Farbenspiel, welches Berg, Thal und Meer belebt. Und kaum weniger genußreich sind für ein empfängliches Gemüth die nordischen Winter. Doppelt groß und hell als bei uns flimmern und glitzern da Mond und Sterne. Mit rothen, gelben, grünen Farben malt das Nordlicht die in weißes Gewand gekleidete Landschaft. An kalten Tagen zeigen sich Nebensonnen in allen Farben des Regenbogens; unter Schneegestöber erhellt plötzlich ein unheimlicher, bleicher Lichtschein die Luft. Ja, das intensive Blau des Himmels kann der Schneelandschaft Farbe geben, so daß alles ringsum blau erscheint. Doch an diesen Farbeneffekten läßt sich Islands Natur nicht genügen. Mit seltsamen, zauberischen Luftspiegelbildern neckt sie den Reisenden, durch die Nacht flackernde Irrlichter locken ihn auf falsche Wege, rings um seine Bahn senden die vulkanischen Elemente des Bodens ihre Rauchsäulen hoch in die Luft. Wenn aber die Stürme rasen, Sand und Steine von den Bergen fegen und als prasselnden Regen über die Niederlassungen dahinjagen, dann scheint in den Lavahöhlen, Felsschluchten und Klüften ein seltsames Leben zu erwachen, wunderbar klagende Töne durchziehen die Luft, bange birgt sich Mensch und Vieh vor den Geistern der Wildniß.

Das Grauenhafteste ist, wenn ein Erdbeben die Eingeweide der Insel zerreißt, der Boden sich wie die Meereswelle hebt und senkt, den Vulkanen himmelhohe Feuergarben entsteigen, die ungeheure Eisdecke der Bergriesen sich ungeschmolzen in Bewegung setzt und thurmhoch herniedergleitet, glühende Lavaströme sie durchbrechen und durch die bewohnte Niederung brausen, Flüsse und Seen im Innern der Erde verschwinden oder sich aufbäumen zum gewaltigen Kampfe gegen das feindliche Element. Ein unerträglicher Schwefelgeruch, giftige Gase und Dämpfe verpesten die Luft, Finsterniß deckt das Land, geisterhaft leuchten die flammenden Berge. Dunkelgeballte Wolken von Asche und glühenden Funken, durchzuckt von fahlen Blitzen, wälzen sich mit breiter Front vorwärts. Die Bewohner packt Entsetzen, sie fliehen bald da-, bald dorthin, überall droht ihnen Verderben. Hier der Aschenregen, dort die Lava. Hier brechen siedende Wasser hervor, dort gleiten alles verheerende Gletscher mit Windeseile näher. Das Thal erfüllt der tosende Strom. Am Hange krachen Bergstürze und Lawinen. Durch die Lüfte gellt die unwiderstehliche Windsbraut. —

Das ist Island und seine Natur! Und doch liebt der Isländer sein Vaterland über alles in der Welt, doch glaubt er, daß es nirgends schöner sei als daheim auf dem nordischen Eiland.

Ich lebte vor einigen Jahren in Kopenhagen mit dem berühmten Isländer Steingrimur Thorsteinsson zusammen, einem namhaften Gelehrten und wohl dem anmuthigsten der heutigen isländischen Dichter. Er hatte auf seiner Reise von Reykjavik nach der dänischen Residenz manche Naturschönheit geschaut, war auf Seeland selbst am Oresund hinaufgewandert, einem unbeschreiblich prächtigen Stücke Natur, war später auch nach Deutschland gereist, um dessen Schönheiten kennenzulernen — und doch konnte er mir nach seiner Rückkehr nach Island schreiben: „Wie freute mich der Anblick meines Vaterlandes, als das Dampfschiff am Abend in die Faxabucht einlief! Der hohe, sternenklare Himmel, das Meer im Glanze des Vollmondes und die dunkelblauen, majestätischen Gebirge, alles in feierlicher Stille, machten auf mich den tiefsten Eindruck. Ich hatte doch auf der Reise nichts Schöneres gesehen!“

Einsam und fern von der übrigen Welt lebt das kleine Völkchen droben im hohen Norden dahin, auf 104 785 Quadratkilometern, d. h. auf einem Raum, der etwas größer ist als die preußische Rheinprovinz, Westfalen, Hessen Nassau und Hannover zusammengenommen, kaum 70 000 Seelen.

Die Isländer sind im allgemeinen ein kräftiger Volksschlag; wie wollten sie auch sonst das gefahrvolle, mühereiche Leben durchkämpfen, welches sie zu führen haben! Freilich, die heldenhafte Größe, in der uns die altnordischen Sagen die Islandsmannen des Alterthums vorführen, erreichen sie bei weitem nicht mehr. Die Isländerinnen haben meistens ein rothes, hausbackiges Gesicht, doch trifft man auch blasse, hagere Wangen. Schönheiten finden sich

Digitized by Google

ziemlich selten. Eine stumpfe Nase ist typisch; dagegen besitzen die Mädchen oft ein reiches, lichtgelbes Haar, welches ihnen, gewöhnlich nur zum Theile in Zöpfe gebunden und im übrigen frei über die Schultern herabwallend, neben den blauen Augen gut steht. Ebenso rühmen sie sich einer schlanken Taille und kleiner Füße.

Die Wohnungen auf Island sind, außer in den Städten, meist aus übereinander gelegtem breiten Grastorf mit dazwischen ruhenden großen Feldsteinen gebaut und haben nur nach der Front eine mit Brettern verkleidete und mit Fenstern versehene Giebelwand. Zu einem Bauernhof gehören sechs und mehr solcher Erdhäuser, welche, mit den breiten Seiten nebeneinander stehend und mit Grasdächern versehen, sich in der Landschaft wie eine Reihe grüner Hügel ausnehmen. In den Städten und Handelsorten baut man Häuser wie bei uns aus Stein und Holz. Die Kirchen sind selten aus Erde, meist von Holz, einige auch aus Steinen aufgeführt. Von wie kunstloser Bauart dieselben oft sind, führt die Abbildung des Gotteshauses von Reykjahlidar auf S. 407 deutlich vor Augen. Steinbauten sind übrigens nicht praktisch für die so weit nördlich gelegenen Länder, da in den kurzen, kühlen Sommern die Sonne nicht die Kraft hat, die massiven, vom Winter mit Feuchtigkeit durchzogenen Wände genügend auszutrocknen. In den Häusern sind alle Räume neben-, nicht übereinander angebracht; nur die Wohnstube befindet sich hier und da in einem Bodenraum; sonst aber gilt die Regel: soviele Gemächer, ebensoviele durch breite Mauern gesonderte Hütten. Drei oder vier derselben stehen nach vorn in einer geraden Linie. Davon ist immer eine die Schmiede und eine andere die Fahrnißhütte. Küche und Vorrathskammer liegen überall rückwärts. Im Südland befindet sich die Wohnstube gewöhnlich vorn in der Mitte, im Nordland im hintersten Hause. Ueberall stehen Wohnstube, Küche, Vorrathskammer und Fremdenstube durch einen Gang in Verbindung, während die übrigen Räume nur durch gemeinsame Mauern zusammenhängen. Auch der Haupteingang führt gewöhnlich durch einen finsteren Gang.

Isländerin im Werktagsgewand.

Isländische Braut. Auf der Reise.

Was die Kleidung der Isländer betrifft, so ist die der Männer ganz dieselbe wie bei uns, nur daß sie selbstverständlich etwas wärmer und überhaupt „handfester" sein muß. Eigenthümlicher ist die Nationaltracht der isländischen Frauen. Für gewöhnlich besteht sie aus einem wollenen Hemde und dunkelblauen oder rothen wollenen Strümpfen, weißleinenen Unterröcken; darüber wird eine enganliegende und engärmelige Jacke und ein Rock von blauem oder schwarzem Vadmal (Fries) gezogen; ein seidenes Halstuch vollendet den Anzug nebst einer blauen oder schwarzen Mütze, deren Spitze mit einer rothen oder grünen Quaste versehen ist und an einer Seite herabhängt. Die Festtagsjacke ist hinten und vorn mit silbernen Tressen, silbernen Haken und künstlich gearbeiteten silbernen Knöpfen versehen, der untere Rand des Rockes mit Sammetstreifen besetzt. Der Rock wird mit einem silbernen oder einem Sammetgürtel befestigt, welcher mit vielen Zieraten und den Anfangsbuchstaben des Namens der Trägerin versehen ist. Um den Hals kommt ein mit Silber gestickter Kragen oder eine Krause, der Kopfputz aber besteht aus einem mit einer unzähligen Menge von Nadeln 40 bis 50 Centimeter hoch aufgesteckten „Faldur" (Turban) von weißer Leinwand, der, wo er den Kopf verläßt, rundlich ist, dann aber flach wird, sich mit seinem schmäleren, viereckigen Ende wie ein Helmkamm nach vorn biegt und um den Kopf mit einem schwarzen oder dunkelfarbigen seidenen Tuche befestigt wird. Der Brautanzug ist noch üppiger, vorzüglich der Faldur, welcher alsdann sehr zierlich mit einem reich mit Gold gestickten Netze geschmückt wird. Ein solch stattlicher Anzug erreicht oft einen Werth von 400 Reichsthalern, vererbt sich aber auch 200 Jahre hindurch von einer Generation auf die andere.

Leider ist diese Volkstracht der isländischen Frauen jetzt bereits im Verschwinden begriffen und weicht mehr und mehr der modernen Kleidung. Nur die Zipfelhaube ist noch überall, auch in Reykjavik, in Gebrauch. Eigenthümlich ist auf Island seit alter Zeit die Vorliebe für die schwarzblaue Farbe. Aus der Ferne erscheint dieselbe schwarz, was einen düsteren Eindruck macht; „wenn man auf der Insel aus Land steigt, wähnt man beim ersten Anblick, die ganze Bevölkerung trüge Trauer."

Die hauptsächlichste Beschäftigung der Isländer ist Viehzucht. Der Bauer spekuliert jedoch auch nebenbei in den reichen Fischereien, macht Jagd auf Vögel — deren Fleisch und Eier er ißt, deren Federn er benutzt — auf Füchse, Renthiere und zuweilen auf Eisbären. Während des Sommers treibt man das Vieh, vor allen Dingen die Schafe, hinaus auf die Hochweiden, wo es von Knaben oder Mädchen gehütet wird, zum Theil aber auch ohne jedwede Bewachung halbwild lebt und sich dahin und dorthin zerstreut. Im Herbste zieht man dann aus, um das Vieh zu sammeln und in die Niederungen zurückzutreiben, und dieses „Begehen" der Hochweiden gehört zu den lustigsten Geschäften der Isländer. Unter der Leitung des Gemeindevorstehers oder auch eines eigens zu solchem Behufe gewählten „Bergkönigs", so erzählt Konrad Maurer, zieht die jugendliche Mannschaft ganzer großer Bezirke, jeder Mann von einem tüchtigen Schafhund begleitet, nach dem Sammelplatz. Hier wird Musterung gehalten, und je nach Bedarf theilt der Bergkönig seine Leute in kleinere Haufen, denen er eigene Führer vorsetzt; jedem Haufen wird sein Ausgangspunkt, die Richtung des Ganges und der Ort, wo für die Nacht das Zelt aufzuschlagen ist, bezeichnet. Nun beginnt, sei es zu Fuß oder zu Pferde, eine Art von Kesseltreiben, indem man von obenher die Thiere zu umstellen und dann durch allmähliches Schließen des Kreises abwärts in die Thäler zu treiben sucht; an einem bestimmten Punkte werden sie gesammelt und von denen, die bei der Bergbegehung selbst nicht mitwirkten, in Empfang und Hut genommen, um dann nach Ausweis der in die Ohren eingeschnittenen Erkennungszeichen unter die einzelnen Eigenthümer vertheilt zu werden. An dem Sammelplatz pflegt ein fröhliches Fest gefeiert zu werden, das sich wohl mehrere Tage lang hinziehen kann, wenn die Menge des Viehes die Auseinandersetzung erschwert.

Gletscher an der Küste von Island.

Digitized by Google

Der größte Schatz des Isländers sind seine Pferde, die, dem Klima und der Witterung angemessen, meist rauhhaarig sind und nur eine geringe Größe erreichen; dagegen sind sie unermüdlich, an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt und vermögen lange zu hungern oder mit der elendesten Nahrung sich zu begnügen. In einen Stall kommen sie jahraus jahrein nicht, immer sind sie im Freien, ihre Nahrung sich selbst suchend. Fast jeder Isländer besitzt zum mindesten zwei Pferde; das beste Reitpferd kostet nicht mehr als 200 Mark, ein Pack- oder Lastpferd bedeutend weniger. Auffällig ist bei den isländischen Pferden, daß ihr Kopf fast durchgängig im Verhältniß zu der übrigen Körpermasse zu groß erscheint.

Der Werth des Pferdes für den Isländer beruht darin, daß man auf Island Reisen nur zu Pferde oder zu Schiffe unternehmen kann. Wagen kennt man selbst in der Hauptstadt Reykjavik nicht, und jede Beförderung von Waren geschieht auf Pferderücken. Große Karawanen beleben darum im Sommer das öde Innere oder ziehen längs den Küsten dahin. Straßen nach unseren Begriffen giebt es nicht, ebenso wenig wie Brücken über die vielen tiefen und reißenden Ströme. Die Wege bestehen meist nur aus den Furchen, welche die in langer Reihe einherziehenden Lastpferde — der Kopf des nächsten immer an den des vorhergehenden gebunden — im Laufe der Jahre mit ihren Hufen getreten haben. Die Nachtquartiere auf den zuweilen Wochen dauernden Reisen werden, wo es angeht, in der Nähe eines Bauernhofes, in den Wüsten jedoch bei einer grünen Oase aufgeschlagen, die den Pferden Gras und Wasser liefert.

Die andere Art des Reisens ist die zu Schiffe. Zwischen benachbarten Küstenorten kann man, sofern es Wind und Wetter erlauben, Ruder- und Segelboot benutzen. Sonst geschieht die Beförderung durch die Postschiffe, welche zwölf mal im Jahre von Kopenhagen nach Reykjavik kommen, oder mit englischen Dampfern, die im Sommer ebenfalls eine regelmäßige Fahrt einhalten. Die dänischen Postschiffe, von deren zwölf Fahrten nur zwei auf die fünf Wintermonate Dezember bis April fallen, umdampfen im Sommer fünfmal, die englischen Fahrzeuge ungefähr dreimal die ganze Insel, laufen die hauptsächlichsten Häfen an und stellen dadurch eine einigermaßen regelmäßige Verbindung derselben untereinander her. Da jedoch Eis, Wetter oder Meeresströmung den Besuch des einen oder anderen Ortes, ja der ganzen Nordküste verhindern können — was leider häufig genug geschieht — so ist diese Verbindung stets eine unsichere.

Im übrigen ist ein jeder in Island auf sich selbst angewiesen. Darum ist auch jeder in allen Stücken sein eigener Handwerker; vorzüglich geschickt sind die Leute allesammt in der Bearbeitung des Eisens, meisterhaft beschlagen sie ihre Pferde selbst und verfertigen sich Sättel und andere Lederarbeiten. Nur in Reykjavik giebt es einige berufsmäßige Handwerker, die nach dem Grundsatz der Arbeitstheilung ihrer Beschäftigung obliegen; so findet man dort einen Buchbinder und einen Goldschmied. Herbergen und Gasthäuser giebt es auf der ganzen Insel nur in den Hafenplätzen, die allgemein in großartigem Maßstab geübte Gastfreundschaft läßt solche Einrichtungen nicht aufkommen; wem man heute sein gastliches Dach anbietet, der kann morgen schon den Wirth von gestern mit Speise und Trank erquicken müssen. Vor allem sind es die Pfarreien, an welche der Wanderer nicht vergebens anklopft.

Was die Bildung der Isländer anbetrifft, so ist bekannt, daß „damals, als die ganze Welt in Barbarei versunken war, die Wissenschaften und die schönen Künste eine Freistätte in diesem entlegenen Lande fanden und daß man von einem Isländer, der fremde Länder besuchte, immer voraussetzte, daß er nicht bloß ein tapferer Mann, sondern auch ein Dichter sei.“ Dieser poetische Zug ist jedem Eingeborenen in ungewöhnlichem Maße heute noch eigen, wie sich denn überhaupt dieses germanische Völkchen im hohen Norden durch eine reiche Bildung auszeichnet.

Der große Geysir auf Island.

Knaben und Mädchen genießen gleiche Schulung im elterlichen Hause, denn die Eltern selbst ertheilen in gewissenhaftester Weise den Unterricht. Junge Leute, welche später eine höhere Schule besuchen wollen oder denen besondere Verhältnisse die natürlichen Lehrer genommen haben, erhalten gewöhnlich Unterricht durch den Pfarrer, bei dem sie oft auch die Hälfte des Jahres hindurch in Pension sind. Bemitteltere Familien schicken ihre Söhne auf die Gelehrtenschule nach Reykjavik, die 1846 von Bessastadir dahin verlegt wurde. Der Unterricht daselbst ist vorzüglich, namentlich werden die „Humaniora“ stark getrieben; die meisten Schüler studieren Theologie, da sie in ihrer Heimath so am besten wirken können. Hinsichtlich des Bauernstandes auf Island darf man sagen, daß es einen aufgeklärteren in ganz Europa nicht giebt. Ph. Schweitzer bezeugt: „Ich habe auf meinen Ritten im Lande ein paar Bauern kennen gelernt, die das Gymnasium in Reykjavik besucht hatten, mehrere, die drei Sprachen (Isländisch, Dänisch, Deutsch) sprechen oder wenigstens verstehen konnten, viele, welche neben ihrer Muttersprache Dänisch verstanden; alle aber waren sie bewandert in Geschichte und Litteratur, nahmen regen Antheil am politischen Leben des Vaterlandes und hatten infolge der Lektüre populär geschriebener Bücher, an denen die isländische Sprache gar nicht arm ist, und ihrer Zeitungen und Zeitschriften ganz gesunde und durchaus nicht auf den nächsten Gesichtskreis beschränkte Begriffe und Anschauungen. Wenn nun viele Reisende den Mangel an äußerer Bildung beim isländischen Bauern hervorgehoben und von diesem, da sie seine Sprache nicht verstanden, auch auf eine tiefstehende geistige Bildung geschlossen haben, so ist das sehr unrecht, jener Mangel aber zu entschuldigen durch die vom Weltverkehr entfernte Lage der Insel und die tyrannische Behandlung, welche ihre Bewohner lange, lange Zeit zu erdulden hatten. Erst in den letzten Jahrzehnten ist hierin eine Aenderung eingetreten.“

Wie sich der isländische Dichter in der von Schneegestöber und Stürmen durchbrausten Winterfinsterniß die Sonnenblicke der Poesie gewahrt hat, so weiß auch der Isländer im allgemeinen sich auf mancherlei Weise das stille Leben im einsamen Norden zu erheitern. Dieselben Tage, die wir feiern, werden zum größten Theile auch auf Island festlich begangen, besonders Weihnachten, wenn es dort auch an einem strahlenden Christbaum fehlt; denn Island ist ein waldloses Land, von Tannen vollständig entblößt, und neben der Birke, die aber stets Zwergholz bleibt, findet sich hier und da nur die Ebereſche, die eine etwas bedeutendere Höhe erreicht. Auch das Tanzen ist auf Island bekannt, und nicht allein in der 3000 Einwohner zählenden Hauptstadt Reykjavik und auf den Handelsplätzen, sondern ebenso draußen auf dem Lande unter den Bauern, bei ihren Festen und Hochzeiten wird in der Regel getanzt. Sogar Konzerte werden bisweilen in Reykjavik gegeben, wie überhaupt Musik, namentlich das Klavierspielen, gern getrieben wird.

Eine ausgesprochene Vorliebe haben die Isländer für den — Schnupftabak. Sie kaufen Tabak in Rollen und Blättern, zerreiben ihn selbst und führen ihn in Gefäßen bei sich, welche an Form und Größe mittelmäßigen Pulverhörnern gleichkommen. Zu Hause streuen sie davon in langen Zeilen auf die Hand, gerade wie es die Bewohner des bayerisch-böhmischen Waldgebirges mit dem sogenannten Presiltabak machen. Auf der Reise, wenn sie zu Pferde sind, bringen sie mit zurückgeneigtem Kopfe die Mündung des Hornes unmittelbar an die Nase. Auf diese Weise verlieren sie keinen Tabak, was beim Reiten umsomehr der Fall sein würde, als in Island fast beständig ein heftiger Wind weht.

Eine ganz eigenthümliche, aber echt altgermanische schöne Sitte — die manchem von uns freilich nicht immer behagen, aber manchem vielleicht auch recht angenehm sein würde — ist die der Begrüßung auf Island. Sowohl beim Zusammentreffen als beim Abschiednehmen ist ein herzlicher Kuß auf den Mund, ohne Unterschied des Ranges, des Alters und des Geschlechts, die einzige Art der Begrüßung, welche die Isländer unter sich kennen. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Faktoreien begrüßt der Isländer einen Fremden, den er im Vergleich zu sich selbst als etwas Vornehmeres betrachtet, dadurch, daß er seine rechte Hand auf den Mund oder die linke Seite der Brust legt und dann eine tiefe Verbeugung macht. Wenn man eine Familie auf Island besucht, muß man die Mitglieder derselben nach ihrem Range und Alter begrüßen, indem man mit dem höchsten anfängt und dann, so gut es sich beurtheilen läßt, in richtiger Abstufung bis zu dem niedrigsten hinabsteigt, selbst die Dienstboten nicht ausgenommen. Beim Abschied aber geschieht dasselbe in umgekehrter Ordnung: man fängt bei den Dienstboten an, geht dann zu den Kindern über und endigt mit der Hausfrau und dem Hausherrn.

Damit nehmen auch wir für heute Abschied von dem kleinen, unbeachteten Volke im hohen Norden. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, mehr und mehr Theilnahme für jenes „äußerste Thule", für Island und sein Volk zu wecken!

Lolas Töchter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Leo Hildeck.

„Bitte, kommen Sie sofort; brauche Ihre Hilfe in persönlicher Angelegenheit! Lola Winter."

Mit sehr gemischten Gefühlen blickte Helmuth auf das Berliner Telegramm, das auf dem breiten Schreibtisch des gediegen eingerichteten Privatcomptoirs lag. Die braunen Augen, in denen es einen Augenblick aufblitzte, schienen zu sagen: Ich möchte wohl, aber gescheiter wär's, ich ginge nicht!

Natürlich ging er trotzdem. Eine Stunde später saß er in dem Hamburg Berliner Schnellzug. Er war niemals ein Odysseus gewesen, der sich vorsichtig an den Mast binden ließ, wenn die Sirenen sangen. Immer hatte er sich ins Feuer gewagt — und sich manchmal verbrannt. Vorzüglich an *diesem* Feuer, welches Lola hieß. Manches Jahr war verflossen, seit er mit seiner erwachenden Leidenschaft für sie gerungen hatte. Ihr Gatte war, wie Helmuth selbst, ein großer Hamburger Geschäftsmann gewesen, ein unruhiger Geist und toller Spekulant, und seine bildschöne junge Frau hatte es meisterlich verstanden, ihm und seinen über Nacht verdienten Millionen die Honneurs zu machen. So lange diese Millionen vorhielten oder doch vorzuhalten schienen, gab es sogar *Frauen*, welche Lola Winter alles verziehen: ihre Schönheit, ihren Geist, ihr Glück — selbst ihre Koketterie. Denn sie besaß Takt und Anmuth genug, um Nachsicht zu finden. Außerdem — man unterhielt sich eben „himmlisch" bei Winters. Die Geselligkeit dieses Hauses war glänzend ohne den geringsten Beigeschmack von Protzenthum; auch die Künstler, die Schriftsteller und Gelehrten, die man dort traf, schienen nicht zur Verzierung, sondern zu ihrem eigenen Vergnügen eingeladen zu sein. Erzwungen, gewollt schien nichts in Frau Lolas Zauberkreis; aus jedem der Stoffe, die unser heutiges Dasein durchsetzen, mußte ein Tröpfchen ausgepreßt und auf dem Herde des Hauses verflüchtigt sein, um seine entzückende Atmosphäre zu bilden. Daß bei all der verborgenen Arbeit, welche diese scheinbar sich von selber fügende, reizvolle Geselligkeit dennoch kostete, Frau Lola auch Augenblicke fand, in denen sie ihren beiden Töchterchen eine verständige Mutter war, mußte wunder nehmen. Sie hatte eine Perle von einem Kinderfräulein gefunden, deren einziger Fehler in übergroßem Pflichteifer bestand; ihr allzu häufiger Tadel verlor auf die übermüthige kleine Resi seine Wirkung und machte Hedwig, die ältere und schönere der beiden, herb und verschlossen. An der reizenden jungen Mutter dagegen hingen beide Kinder mit abgöttischer Verehrung. Voll eifersüchtigen Ehrgeizes trugen sie die von ihr gedichteten graziösen Verschen vor, mit denen sie, als Gärtnerinnen oder Zigeunermädchen ausstaffiert, Blumen vertheilend oder wahrsagend, die Gäste ihrer Eltern zu begrüßen pflegten, und mehr als die Liebkosungen der Fremden beglückte sie dann ein lobendes Lächeln der liebreizenden Mama.

Dies irae, dies illa — wie Helmuth sich der Ereignisse, die plötzlich hereinbrachen, so genau erinnerte! Er hatte es gesehen, schon seit längerer Zeit, daß das Haus Thomas Winter zu schwanken begann, daß es sich immer wieder stützte, sich zu halten schien, um schließlich doch mit einem furchtbaren Krache zusammenzubrechen. Unter ihm knickten die zu spät gewonnenen Stützen, neben ihm die Nachbarhäuser haltlos zusammen. Ja, Helmuth hatte es kommen sehen und vorgebeugt, so daß sein solides altes Haus nur leicht und nicht allzu nachhaltig erschüttert wurde. Aber noch jemand mußte diesen Sturz geahnt haben, eine Persönlichkeit, die sich also doch nicht nur mit ihren geselligen Angelegenheiten beschäftigt hatte — Lola. Als ein Schlaganfall dem Leben Thomas Winters ein plötzliches Ende bereitet hatte, fanden sich die Angelegenheiten der jungen Witwe in so musterhafter Ordnung vor, daß niemand, der ihres Gatten zerfahrenen Geist gekannt hatte, ihm selber diese Vorsorglichkeit zuschreiben konnte. Ein Jahr zuvor war die Gütergemeinschaft zwischen den Eheleuten aufgehoben worden; ihr Eingebrachtes und die künftige Mitgift ihrer Töchter hatte Lola bei der Reichsbank unantastbar sichergestellt. Diese „unangenehme Klugheit" gab damals Helmuths verzehrender Leidenschaft einen kleinen Stoß, von dem sie sich jedoch unselig schnell wieder erholte. Lola war ernst und ruhig. Sie hatte mit dem Verstorbenen keine unglückliche Ehe geführt; in der ihm eigenen zerstreuten Weise hatte er während seiner seltenen geschäftslosen Stunden zu ihren ergebensten Anbetern gezählt, mit dem Vorzug, dableiben zu dürfen, wenn die übrigen das Haus verließen.

Um sich das Einleben in die wenn auch noch reichlichen, so doch wesentlich veränderten Verhältnisse zu erleichtern, siedelte die junge Witwe mit ihren Töchtern nach Berlin über, die Trümmer eines umgestürzten Hauses unbekümmert hinter sich zurücklassend. Wußte sie doch, daß treue Freunde, Helmuth voran, sich die Entwirrung des gordischen Knotens unter eigenen Opfern angelegen sein ließen. Mit einem wehmüthig dankbaren

Lächeln, in welchem Helmuth etwas wie eine Verheißung las, nahm sie Abschied.

Als er sie jedoch in Berlin nach Jahr und Tag mit ungebrochener Leidenschaft an diesen verheißungsvollen Blick mahnte, wollte sie nichts dergleichen wissen. Sie hielt ihm eine freundschaftliche kleine Predigt und wies auf die heranwachsenden Töchter hin. Hedwig, ein langaufgeschossener Backfisch von fünfzehn Jahren, immer noch sehr zurückhaltend, mit großen aufmerksamen Augen, machte Miene, sich bei zunehmender Fülle in ein ungewöhnlich schönes Mädchen zu verwandeln; Resi, lebhaft und freundlich, aber von unbedeutender Erscheinung, zählte nur ein Jahr weniger. Konnte Lola als gute Mutter sich selbstischen Gedanken hingeben, da die Mädchen in ihrem jetzigen Alter ihrer mehr als je bedurften? Und dann, aufrichtig gesagt, sie genierte sich vor ihnen. So große Töchter im Hause — Hedwigs beobachtende Augen — es war zu peinlich. Ja, wenn die Kinder sich früh verheirathen würden, so lange der Mutter noch ein Rest von Jugend verbliebe, dann — wer weiß! — vielleicht wäre sie thöricht genug, sich ein zweites Mal ins Joch zu begeben.

Und immer dieselbe Antwort, Jahr um Jahr. Er konnte ihr nicht einmal Unrecht geben. Ihn selber verwirrte häufig der fragende Blick aus Hedwigs blaugrauen Augen, den er so oft, so beharrlich auf sich ruhen fühlte. Das Mädchen hatte sich in der That zu einer Schönheit entwickelt, nicht so pikant wie die der Mutter, dafür aber zarter, ernster, seelischer — eine Uebersetzung Lolas ins Blonde und Aufrichtige. Infolge ihrer Wortkargheit hatte sie nur wenig Freunde und Verehrer, und die unscheinbare, aber zuthuliche Resi erfreute sich einer weit größeren Beliebtheit als ihre schöne, stolze Schwester. Von einem ernsthaften Freier war keine Rede. Stand die schönere Mutter den Töchtern, standen diese sich gegenseitig im Lichte?

Ob jetzt der Zeitpunkt gekommen war, der den lang gehegten Traum verwirklichen sollte? Wohl zwanzigmal während der Reise zog Helmuth das Telegramm hervor. „Brauche Ihre Hilfe in persönlicher Angelegenheit“ — — konnte sich das nicht auf eine Geldsache, einen gerichtlichen Handel beziehen? Doch das hatte nichts Wahrscheinliches. Auch in Berlin besaß Lola bereits einen näheren Freundeskreis; sie hatte nicht nöthig, sich um einer vorübergehenden Unannehmlichkeit willen einen freundschaftlich geprüften Beistand aus Hamburg zu verschreiben. Dann hatte sie ja auch noch den Gutsbesitzer Marboth, eine Reisebekanntschaft, die zu großer Freundschaft gediehen sein mußte; wenigstens wurde sein Name im Winterschen Hause oft genannt. Dieser Mann, welcher seine Besitzungen in der französischen Schweiz bewirthschaftete, war für den eifersüchtigen Helmuth ein verhaßter Begriff gewesen, bis er erfuhr, daß jener bereits fünfzig Jahre zähle. Helmuth selbst war nur um wenige Jahre älter als Lola; konnte sie ihm, der ihr schon lange Zeit in treuer Liebe und opferbereiter Freundschaft ergeben war, den älteren Mann vorziehen?

Die Nacht war hereingebrochen; in ihrem Dunkel verschwand die öde flache Winterlandschaft. Nur ein Streifchen des beschneiten Bahndammes flog, im Lichte des Wagens sichtbar, vorbei, und droben stiegen die Telegraphendrähte auf und nieder, schoben sich übereinander, verschwanden in der Finsterniß und tauchten wieder empor. Ein kalter Nachtwind drang durch die Ritzen der feucht beschlagenen Fenster; drinnen war die Luft schwer und warm, die Sitze fast heiß. Ein trübes halbverdecktes Gaslämmchen erfüllte das Coupé mit düsterer gelbröthlicher Dämmerung. Die Reisegefährten schlummerten, bis auf ein junges Ehepaar, das in herausfordernd neuen Reisemänteln dicht aneinandergeschmiegt in leisem Geflüster Helmuth gegenüber saß; beider Hände begegneten sich in dem zierlichen Pelzmuff der jungen Frau. Helmuth versuchte zu schlafen, aber seine Augenlider brannten, sein Kopf schmerzte ihn. Er lehnte sich in die Ecke und blinzelte, unwiderstehlich angezogen, wieder und wieder zu dem Pärchen hinüber. Mehrere beobachtende Blicke von drüben trafen seine gesenkten Lider; endlich schien man sicher zu sein, daß er schlafe: das schleierumrahmte Gesichtchen der jungen Frau hob sich, und ein langer, geräuschloser Kuß vereinigte die Lippen der Glücklichen. Hastig schloß Helmuth jetzt die heißen Augen; ein Schreck war ihm in die Brust gefahren, und wie ein Hungriger, der andere prassen sieht, fühlte er sein Herz von einem sehnsüchtigen Mitleid mit sich selber beklemmt. Bilder der Vergangenheit, der erhofften Zukunft jagten an seinem inneren Auge vorüber. Seit fünf Jahren hatte er niemals diese Strecke zurückgelegt, ohne sich lockenden Zukunftsgedanken hinzugeben, und immer hatten sie ihn genarrt. Dennoch kehrten sie auch diesmal zurück, und gewohnheitsmäßig unterlag er ihrem Zauber. Und ein neues Bild trat hinzu. Nicht mehr die beiden Fremden saßen ihm gegenüber: sich selber und Lola sah er drüben sitzen, Hand in Hand; er fühlte ihren zarten durchwärmten Handschuh, das weiche Seidenfutter des Muffs, der diskret und doch so verrätherisch die beiden ungleichen Hände verbarg.

Aber dieses innigen hingebenden Blickes, mit dem jene Frau dem Gatten ihre Lippen gereicht hatte, war Lola nicht fähig. Er kannte ihre schönen dunklen Augen so gut; sie konnten Blitze sprühen, Blitze des Geistes, der Heiterkeit, des Zornes — auch der Leidenschaft; aber Demuth, weibliche Unterordnung unter einen stärkeren Willen vermochten sie nicht auszudrücken. Und wie unsäglich müßte doch die Hingebung diese wundervollen Augen verschönen! Wer es verstünde, ihnen solch einen Blick zu entlocken! Er nicht, er ganz bestimmt nicht — sonst wäre es ihm wohl schon längst gelungen. Ein Thor war er, daß er ihrem Rufe gefolgt war; er wußte ja, sie liebte ihn nicht — und doch ließ sie ihn nicht los, sagte ihm kein bestimmtes „Nein“ auf immer. Weshalb? Nun, man konnte ihn vielleicht noch brauchen; solch einen grenzenlos gutmüthigen Freund durfte man nicht verscheuchen, schon aus praktischen Gründen nicht. Und schließlich, wenn sich durchaus kein besserer fand — er war der einzige, der warten würde, bis sie beide alt und grau geworden!

Gereizt und zornig sprang Helmuth auf, besann sich und öffnete etwas verlegen die Lüftungsschieber über den Fenstern. Im selben Augenblick waren die Köpfe der Liebenden auseinander gefahren und lehnten sich wie auf Kommando mit geschlossenen Augen gegen die Polster. Wäre es möglich gewesen, noch umzukehren, Helmuth hätte sich jetzt dazu entschlossen. — —

Am nächsten Vormittag verließ er in der Potsdamerstraße den Pferdebahnwagen; in einem stattlichen Hause stieg er zum zweiten Stock empor. Kaum hatte er das Einlaß gewährende Dienstmädchen nach der gnädigen Frau gefragt, als die Thür eines Vorderzimmers sich hastig öffnete und Hedwig erschien, um mit schneller fluchtartiger Bewegung den Vorplatz zu kreuzen. Auf Helmuths Anruf kehrte sie ihm ein erschrecktes Gesicht zu, zwei in Thränen schwimmende Augen blickten ihm freudig überrascht entgegen, dann wandten sie sich mit einem Ausdruck von Pein und Verwirrung von ihm ab.

Die Zofe verschwand im „Berliner Zimmer“, während Helmuth Hedwigs Hand ergriff und sie zurückhielt. Sie standen vor dem Garderobespiegel, in welchen Licht genug fiel, um Hedwig ihr verweintes Antlitz zu zeigen. Vor Beschämung erröthend, versuchte sie, es zu verbergen und ihre Hand aus der seinen zu befreien, während sie mit den kleinen Zähnen auf die volle Unterlippe biß. Ein dunkelrothes Wollkleid umschloß die biegsame Gestalt, deren mädchenhafte Anmuth ihm nie so lebhaft aufgefallen war als in diesem Augenblick.

„Was giebt es, Hedwig?“ fragte er besorgt. „Ihre Mama —“

„Ist wohl,“ entgegnete sie mühsam, mit halberstickter Stimme. „Bitte, treten Sie ein — sie wird sehr angenehm überrascht sein.“ Sie deutete auf eine Thür. „Mich — entschuldigen Sie wohl — ich habe — ich muß —“

Sie wandte sich verwirrt gegen das „Berliner Zimmer“, aber er vertrat ihr den Weg.

„Darf ich nicht wissen, was Ihnen Kummer macht?“ fragte er warm und eindringlich.

Rasch zu ihm aufblickend und ebenso schnell die Augen wieder senkend, fragte sie zurück:

„Seit wann interessiert Sie das?“

Es war der herbe stolze Ton, den er schon früher von ihr gehört hatte. Er fühlte sich ein wenig getroffen, denn er war sich bewußt, die Töchter über der Mutter stets vernachlässigt zu haben. Trotzdem versetzte er schnell gefaßt:

„Seit ich mir vorgenommen habe, mich nicht länger durch Ihre abweisende Art zurückschrecken zu lassen — Sie könnten sonst leicht dazu kommen, sich auch noch Ihre letzten, besten Freunde zu verscherzen.“

Sie sah unsicher zu ihm auf, leicht erstaunt, aber voll Hoffnung und Erwartung.

„Iſt das wahr?“ fragte ſie leiſe und haſtig. „Kommen Sie nicht mehr ausſchließlich Mamas wegen — kommen Sie auch ein wenig um — um unſertwillen?“

Sie wartete ſeine Antwort nicht ab, ſondern öffnete die Thür zum „Berliner Zimmer“ und trat mit ihm in die Dämmerung des großen Raumes, der ſein Licht nur von einem einzigen, auf den Hof ſich öffnenden Fenſter empfing und die ſtattlichen Reſte des einſt ſo berühmten Winterſchen Speiſeſaales zur Geltung kommen ließ. Auf dem geſtickten Polſterbänkchen, das ſich an zwei Seiten des rieſigen Kachelofens hinzog, nahm ſie Platz und winkte ihn zu ſich.

„Sie haben recht,“ ſagte ſie mit verſchleierter Stimme, die jeden Augenblick abzubrechen drohte, um ſich in Weinen aufzulöſen, „ich habe niemand mehr, gar niemand. Bis jetzt hatte ich doch Reſi — aber die — die nimmt nun auch gegen mich Partei. Sie begreift gar nicht — aber ich kann doch nun einmal nicht — ich kann nicht!“

Jetzt brach das verhaltene Schluchzen wirklich hervor, mit einer wilden Leidenſchaft, die den ſeltſamſten Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen Zurückhaltung bildete. Helmuth fühlte ſich bewegt; von neuem ergriff er tröſtend des Mädchens Hand. Sie zuckte zurück, überließ ihm dann aber willig die zitternden Finger, und er hatte die ſonderbare Empfindung, daß dieſe ſchlanke ſchneeweiße Hand mit den bläulichen Adern in der ſeinen erkalte. Ihm war, als kenne er Hedwig erſt ſeit den wenigen Minuten ſeines Hierſeins; er warf ſich vor, nie daran gedacht zu haben, daß dieſe Kinder, die von ihm unbeachtet neben der glänzenden Erſcheinung ihrer Mutter wie ſchmächtige Schößlinge im Schatten eines vollblühenden Roſenſtrauchs emporgewachſen waren, auch ein Seelenleben führten — vielleicht ein regeres und zarteres als die ſich nach außen hin fortwährend ausſtrahlende Mutter.

„Was begreift denn Reſi nicht — was können Sie nicht?“ fragte er ſanft, das kalte Händchen unausgeſetzt ſtreichelnd.

Hedwig ſprang plötzlich empor, und ihr Taſchentuch mit beiden Händen vor das Geſicht preſſend, ſtürmte ſie ans Fenſter.

„O ich kann Ihnen ja nicht — es iſt unmöglich —“ murmelte ſie kaum verſtändlich.

„So glauben Sie nicht an meine Theilnahme? Soll ich gehen?“

Er hatte ſich gleichfalls erhoben. Etwas wie Ungeduld war in ihm, zugleich eine wirkliche Furcht, ſein jäh erwachtes Intereſſe an Lolas Tochter möchte eine Ablehnung erfahren. Nun wollte er auch einen tieferen Blick in dieſe junge Seele werfen; vielleicht ihr wohlthun, ihr helfen.

Langſam wandte ſie das reine Profil vom Fenſter ab; das kalte grauweiße Licht, welches von dem beſchneiten Hofe hereinfiel, verſchwand von ihrer Stirn und floß hell über das krauſe dunkelblonde Haar. Sie that ein paar Schritte ins Zimmer hinein und blieb dann unſicher ſtehen.

Betender Mohammedaner.

Nach einer Zeichnung von Max Rabes.

„Ich — nein — bleiben Sie! Mama wird ihnen ja doch — Sie ſind ein bewährter Freund —“

Um ihn nicht anſehen zu müſſen, trat ſie ans Büffett und ſchien dort etwas zu ordnen. Ihr Geſicht war im Schatten.

„Sie wollen mich verheirathen,“ ſagte ſie abſichtlich trocken und kurz abgebrochen. „Mit einem wildfremden gleichgültigen Menſchen, mit einem, der von ſeinem Onkel hergeſchickt wurde, um ſich ein fremdes Mädchen zur Braut geben zu laſſen. Wenn ich nur wüßte, warum! Sind wir denn auf eine ſo unwürdige Art der Verſorgung angewieſen? Ich bin doch noch jung — nicht einmal ganz neunzehn. Weshalb quält Mama mich ſo — und Reſi, die doch ſonſt —“

Helmuth fühlte, wie er erblaßte. Das alſo war es! Ein Gefühl der Beſchämung ſtieg in ihm auf und zwang ihn, vor dem Mädchen die Augen niederzuſchlagen. „Deine Mutter will glücklich ſein, und deshalb ſollſt Du unglücklich werden!“ Das wäre die rechte Antwort auf ihr „Warum?“ geweſen. „Mit mir möchte ſie glücklich ſein, darum hat ſie mich hergerufen; ich ſoll ihr helfen, Dich zu dieſem Schritte zu beſtimmen, denn ſie hofft, die Selbſtſucht werde mich beredt machen —“

Ein nagender Grimm gegen ſich ſelbſt, gegen Lola erfaßte ihn. Hatte dies Kind etwa weniger Anrecht auf Glück als er, als ihre Mutter, die doch ſchon manchen Becher ſchäumender Lebensfreude geleert hatte? Und um ſelber ſchnell zum Ziele zu gelangen, war die immer noch Lebensdurſtige mit kalter Berechnung bereit, ihre Tochter gegen deren eigenes Gefühl zu verheirathen! Er ſelbſt — er hatte ebenfalls eine möglichſt ſchnelle Verſorgung der Töchter gewünſcht, ohne ſich zu fragen, ob ſie das als ein Glück anſehen würden! Aber — mein Gott — junge Mädchen ſind eben dazu da, ſich zu verheirathen, und je jünger ſie ſind, um ſo weniger wähleriſch pflegen ſie zu ſein. Junge Mädchen — das iſt ſo ein Allgemeinbegriff, zuſammengeſetzt aus Tanzluſt, Schlittſchuhlaufen, Theaterſchwärmerei und Autographenalbums; giebt man ihnen einen beliebigen Bräutigam, ſo ſind ſie plötzlich närriſch verliebt und glücklich, erfinden die barockſten Koſenamen und ſind nur noch in Konfektions- und Weißwarengeſchäften anzutreffen. Allein dieſer Schmerz der Kleinen! Es ſcheint alſo doch Ausnahmen zu geben — oder ob wirklich jedes dieſer niedlichen Geſchöpfchen ſo etwas wie eine Individualität beſitzt?

Hier ſtand jedenfalls eine ſolche vor ihm, die ihren Antheil an Glück oder doch das Recht der freien Selbſtbeſtimmung für ſich in Anſpruch nahm. Und er war gerecht genug, um gegen ſeine eigene Berechnung dieſes Recht anzuerkennen. Sie ſollte ſich ihm nicht vergebens anvertraut haben, er wollte Lola klar machen — — was? Daß er das langerſehnte gemeinſame Glück wieder auf unbeſtimmte Zeit, vielleicht auf Jahre, hinausſchieben wolle?

Digitized by Google

Ach — aber war das überhaupt ein Glück für ihn, sein Leben an der Seite einer Egoistin zu verbringen, die um eigenen Vortheils willen ihre nächsten Angehörigen preisgab?

Helmuths langes Schweigen veranlaßte Hedwig endlich, sich nach ihm umzublicken. Sie sah ihn bleich und erschüttert dastehen und eilte mit rascher Bewegung zu ihm.

„Weshalb sagen Sie nichts?“ fragte sie fast athemlos und sah mit zitternder Spannung zu ihm auf. In diesem Blicke lag soviel erwartungsvolles Vertrauen, daß es Helmuth wunderbar warm ums Herz wurde.

„Beruhigen Sie sich, Hedwig,“ sagte er herzlich. „Man wird Sie nicht zwingen. Ich will sofort mit Ihrer Mama reden —“

Er drückte ihr die Hand und verließ das Zimmer. Er hatte genug gehört. Um sein Glück auf dem Leiden anderer aufzubauen — dazu war er nicht der Mann. Und das wollte er Lola sagen, sofort. Mochte dann kommen, was wollte; hatte er dies Leben bis hierher ertragen, so war es wohl auch noch länger möglich. Wie sie ihn angeblickt hatte, diese Hedwig! Welche klaren guten gläubigen Kinderaugen! Und er sollte ihnen Thränen erpressen?

Er klopfte flüchtig an und trat in den Salon. Bei seinem Eintritt erhob sich Resi von einem niedrigen Sitz und eilte ihm mit einem Rufe der Ueberraschung freundlich entgegen. Ein sandblonder junger Mann verließ gleichfalls seinen Sessel und stand, die Vorstellung erwartend, ein wenig steif und ernsthaft, mit durchgedrückten Knien in Positur.

„O — Herr Helmuth — uns so zu überraschen — wie wird Mama sich freuen!“ rief die Kleine. „Die Herren erlauben: Herr Julius Marboth aus Braunschweig, der Neffe unseres Schweizer Freundes — Herr Helmuth Stolz, ein alter Freund unseres Hauses.“

Helmuth faßte den jungen Mann scharf ins Auge. Ein gewöhnliches Gesicht: wasserblaue weißbewimperte Augen, unter einer etwas formlosen Nase ein langausgezogener rother Schnurrbart, ein hübscher Mund und ein längliches Kinn; der Teint luftgebräunt und großporig. Eine nicht üble Gestalt, an der nur die Beine etwas lang und dünn gerathen waren, vervollständigte den Eindruck einer ziemlich männlichen, nicht unangenehmen Mittelmäßigkeit.

Neben ihm erschien Resis unbedeutender Wuchs fast noch kleiner. Sie trug gleich ihrer Schwester ein dunkelrothes Kleid, welches auf ihre graugelbliche Hautfarbe vortheilhaft einwirkte. Ihr schlichtes braunes Haar, das eingedrückte allzu kleine Näschen und das etwas vortretende Kinn wären nicht imstande gewesen, den Eindruck ihrer Erscheinung zu heben, wenn nicht die ungemein gutherzigen fröhlichen Augen und die blinkenden Zähne ein freundliches Licht über die unregelmäßigen Züge gebreitet hätten.

Alle diese Einzelheiten glaubte Helmuth bisher niemals beachtet zu haben; jetzt, während er des jungen Mädchens munterem Geplauder zuzuhören schien, studierte er sie — er wußte selbst nicht, weshalb — mit dem Scharfblick eines Malers. Sein Interesse an Lolas Töchtern war urplötzlich erwacht.

„Und wo finde ich Ihre Mama?“ fragte er schließlich.

Resi sprang auf, klopfte an die Thür des anstoßenden Zimmers, öffnete sie und ließ Helmuth eintreten; sie selbst kehrte zu dem sandblonden Braunschweiger zurück. Lola saß am Schreibtisch des mit raffinierter Behaglichkeit ausgestatteten Raumes.

„Guten Tag, lieber Freund,“ sagte sie lächelnd, ohne aufzublicken, indem sie mit fliegender Eile noch einige Worte auf den vor ihr liegenden, nahezu vollgeschriebenen Briefbogen warf. Dann erhob sie sich und streckte ihm mit bezaubernder Herzlichkeit die Rechte entgegen; die Linke wendete inzwischen wie spielend den vor ihr liegenden adressierten Briefumschlag mit der unbeschriebenen Seite nach oben. Helmuth war selbst verwundert, daß er diese kleine bezeichnende Bewegung im ersten Augenblick des heißersehnten Wiedersehens bemerkte. Was hatte plötzlich sein Auge für solche kleinliche Züge geschärft?

„Also wirklich, es war Ihre Stimme?“ fuhr sie mit Wärme fort. „Wie soll ich es Ihnen danken, daß Sie gekommen sind! Freilich, ich darf mich nicht über den neuen Freundschaftsbeweis wundern. Sie verwöhnen Ihre Freunde so sehr, daß es nur natürlich ist, wenn sie unbescheiden werden.“

Zerstreut seinen kurzen dunklen Bart streichend, horchte Helmuth mehr auf ihre helle Stimme als auf ihre Worte. Sein Auge überflog ihre feingebaute Gestalt. Wie schön sie war! Das zierliche Köpfchen mit dem Rameenprofil wuchs aus einer dichtgefältelten schwarzen Spitzenkrause empor, aus welcher der schlanke Hals schneeweiß hervorleuchtete. Ueber die üppigen Falten eines eleganten Negligées von grauem Plüsch floß bei jeder ihrer Bewegungen ein weiches silbernes Licht. Gehoben durch die vortheilhafte Kleidung, strahlte das schöne Gesicht in einer Frische, der man die herannahenden Siebenunddreißig nicht glauben mochte. Die Seele, die in diesem wohlerhaltenen Körper wohnte, hatte ihr Haus nicht abgenutzt, nicht gerungen und gelitten — kühl und ruhig hatte sie in ihrem Raume gewaltet, und was aus diesen dunklen Augen blitzte, war nichts als die Lust am Leben, am Herrschen — geistig verfeinert zwar, doch nicht seelisch durchwärmt.

Manchmal schon hatte er ähnliche Gedanken verscheucht, nicht nur, weil es ihm fast sündhaft erschienen war, an einem so herrlichen Gottesgeschöpf zu mäkeln, auch weil seine warmherzige Natur das Bedürfniß fühlte, den Gegenstand seiner Liebe zu idealisieren. Und die Liebe zu Lola schien ihm zur Lebensgewohnheit geworden. Woher nur heute, und gar in ihrer Gegenwart, diese kritische Stimmung, die von Minute zu Minute wuchs?

Er wurde erst aus diesen Beobachtungen aufgeschreckt, als er ihr gegenüber in einer der phantastisch arrangierten Zimmerecken saß und die Worte hörte:

„Und nun zu dem Zwecke Ihres Kommens!“

Hedwigs Bild trat vor seine Seele, ihre rührenden thränenvollen Augen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und sagte, mit einer Möbelquaste spielend, im Geschäftston:

„Ja, lassen Sie uns davon reden! Ich fürchte, Lola, daß Sie mich vergebens gerufen haben.“

Sie richtete sich überrascht auf und ihre dunklen Augen spähten scharf zu ihm hinüber.

„Ich habe Hedwig gesprochen,“ fuhr er fort, „und bin durchaus nicht gesonnen, sie gegen ihr Gefühl in eine unpassende Heirath hineinzureden. Denn dazu hatten Sie mich ja doch ausersehen? Das Mädchen findet diese Art der Versorgung unwürdig, der Mann ist ihr fremd und gleichgültig. Mein Gewissen ist nicht weit genug, um die Verantwortung für die Folgen zu übernehmen.“

Lola sah ihn einen Augenblick stumm an. Er saß noch zurückgelehnt und hielt die Augen eigensinnig auf die in seiner Hand sich drehenden Fransen der Quaste gerichtet, als fürchte er, der Anblick der schönen Frau möchte ihn in seiner Weigerung wankend machen. Da schlugen leise Worte an sein Ohr, in denen ein räthselhafter Ton zitterte — war es Enttäuschung, war es Verheißung?

„Ich — ich glaubte, Sie selber wünschten —“

Helmuth fuhr empor. Da saß sie vor ihm, die Frau, deren Besitz ihm seit Jahren als das höchste Gut erschienen war. Sie hatte den Kopf abgewendet, so daß ihm nur die zarte leicht geränderte Wangenlinie sichtbar war. Aber er sah ihre Brust sich in raschem Athem heben und senken — ein Taumel faßte ihn, und mit hastiger Bewegung riß er ihre Hand an sich.

„Lola — o Gott — Lola —“

Sanft entzog sie ihm die Hand. „Nein, mein Freund,“ sagte sie, wie er zu vernehmen glaubte, mit unterdrückter Bewegung, „wenn wirklich Ihr Gewissen in Frage kommt — ich bin nun schon fertig damit. Ich dachte nur, weil Hedwig stets eine solche Vorliebe für Sie gezeigt hat, und dann — habe ich mich denn auf andere Weise verheirathet und bin ich als Toms Gattin je unglücklich gewesen?“

Er sprang auf und schritt erregt hin und her.

„Sie sind eine andere als Hedwig; das Mädchen hat ein empfindliches vereinsamtes Gemüth, und Sie sind eine Weltdame!“

Ein erstauntes Lächeln flog über ihre Züge; dann legte sie den Finger auf den Mund und deutete auf die Thür zum Nebenzimmer, wo eben Resis helles Lachen erscholl.

„Etwas leiser, bitte, mein verehrter Psycholog!“ lächelte sie. „Ei, ei, da entdecke ich ja eine neue Tugend an Ihnen! Aber urtheilen Sie nicht zu schnell; ich bilde mir ein, meine Tochter auch ein wenig zu kennen. Diese drei verunglückten Tage wird sie Herrn Marboth und mir noch abbitten. Vielleicht hat sie eine sogenannte ‚Neigung‘ — wir alle leiden ja mit neunzehn Jahren an diesen erhabenen Thorheiten! Und wie viele von uns erleben die Erfüllung ihrer ersten Herzensträume? Nicht eine unter Hunderten! Und das ist gar kein Unglück! Guter Gott — man kennt ja diese am meisten angeschwärmten Männer! Allein da steift sich der romantische kleine Eigensinn auf einen Konzertmeister oder Posa-Darsteller und tobt gegen die elterliche Tyrannei um ein Jahr später auf den Knien dafür zu danken.“

Helmuth war am Fenſter ſtehen geblieben und blickte finſter hinaus. Der rechte Zeitpunkt war verrauſcht; aalglatt wie immer war ſie ihm entſchlüpft — nachdem ſie verſucht hatte, neuen Brennſtoff auf das ſchon erlöſchende Feuer ſeiner Liebe zu häufen.

„Mein Himmel, wozu ſage ich Ihnen das alles!“ fügte ſie in leichtem Tone hinzu. „Ihr Gewiſſen läßt ſich nicht überzeugen, das weiß ich ja; aber ich möchte Ihnen wenigſtens erklären — muß ich Sie erſt verſichern, daß ich aufs gewiſſenhafteſte zu Werke gegangen bin? Der junge Marboth iſt der Neffe unſeres ſchweizer Freundes — mit ſechsundzwanzig Jahren ſchon als kaufmänniſcher Direktor in einer bedeutenden chemiſchen Fabrik angeſtellt, dabei der treuherzigſte Charakter von der Welt. Doch das iſt ja nun gleichgültig, er kann nur wieder abreiſen. Und ich“ — ſie lachte leiſe und bitter — „nun ja, ich will gar nicht leugnen, daß auch ein wenig Egoismus dabei war —“

„Quälen Sie mich nicht!“ ſagte er gepreßt. „Quälen Sie auch Hedwig nicht! Warum haben Sie nicht an Reſi gedacht? Sie iſt anſchmiegender, leichtlebiger —“

„Reſi!“ fiel Lola mit faſt geringſchätzigem Mitleid ein. „Reſi iſt häßlich. So lange Hedwig im Hauſe iſt, kommt Reſi nicht in Betracht. Sie iſt ja ein gutmüthiges offenherziges kleines Ding, nicht ohne Liebenswürdigkeit — das alles wird ihr einſt weilen aber wenig nützen und mir auch nicht.“

Leiſe aufſeufzend erhob ſie ſich, trat an den Schreibtiſch und überlas den vorhin geſchriebenen Brief; wie um noch ein Wort hinzuzufügen, ergriff ſie die Feder, legte ſie aber wieder fort und ſchloß den Brief in den Umſchlag. Dann ſchellte ſie und übergab ihn dem Dienſtmädchen zur Beſorgung. Mit einem eigenthümlichen Lächeln trat ſie dann zu Helmuth und ſah ihm ganz nahe in die Augen.

„Alſo — Sie wollen nicht mein Bundesgenoſſe ſein? Um keinen Preis?“

Deutlich ſah er in ihren Augen ſein Spiegelbild.

„Um keinen Preis, Lola!“

Eine tiefe laſtende Traurigkeit war in ihm. Er fühlte, daß er ſie verloren hatte — nicht jetzt, ſchon lange, lange. Doch nicht nur dieſem inneren Abſchied galt ſeine Trauer, auch den warmen echten Gefühlen galt ſie, die er jahrelang an ein ſchönes Bild ohne Seele verſchwendet hatte. Das Glück, das er in ihrer Gegenwart empfunden, war ſo mit Qual gemiſcht geweſen, mit ſo großen Opfern erkauft worden, daß er nur mit dem Bewußtſein eines großen Verluſtes den Strich unter die abgeſchloſſene Rechnung ſetzen konnte.

Und wozu lebte er jetzt, zu welchem Ende widmete er ſeine ganze Kraft ſeinem Geſchäft, das nur ſeinem Thätigkeitstrieb Genüge that und ſein Herz nicht befriedigte? Für Lola hatte er bisher gearbeitet. Und nun?

„Wie lange bleiben Sie in Berlin?“ unterbrach Lolas Stimme ſeinen Gedankengang.

Sofort war er wach. Durfte ſie keinen Bundesgenoſſen in ihm ſehen, ſo war er wohl für ſie mehr als überflüſſig, war er ſchädlich — ſie wollte ihn fort haben! Aber nun blieb er, nun erſt recht, wenn auch zu eigener Qual! Hedwig würde ihn vielleicht nöthig haben.

„Ich habe mir kein beſtimmtes Ziel geſetzt,“ erwiderte er ausweichend. Dann folgte er ihr in den Salon. Dort war man ohne Zweifel bei einer äußerſt luſtigen Unterhaltung angelangt. Reſi, mitten im Zimmer ſtehend, führte einige groteske Bewegungen aus und lachte von Herzen dazu, während der Sandblonde ſeinen hübſchen Mund bedenklich in die Breite zog und ſich mit hochrothem Geſicht und thränenden Augen aufs wohlerzogenſte bemühte, nicht laut hinauszulachen.

„Mama, ich erzähle Herrn Marboth von unſerer Tanzſtunde!“ rief die Kleine, ein wenig beſchämt, ertappt zu ſein, und eine lebhafte Röthe ſtieg ihr bis zur Stirn empor. „Weißt Du — wie ich den Walzerſchritt nicht herauskriegen konnte — und wie Hedwig mich zu Hauſe eindrillte — und wie ich vor Aerger weinte und gerade ein Tanzſtundenherr zu Beſuch kam —“

„Ach ſo,“ lächelte Frau Lola. Aber das Lächeln hatte etwas Gezwungenes, und in ihrer Stimme klang ein gereizter Ton. „Und Hedwig? Du thäteſt gut, ſie zu rufen.“

Das Lachen erſtarb auf Reſis Munde. Wie konnte ſie auch die Sachlage ſoweit vergeſſen! Nun erinnerte die Mutter ſie daran, daß ſie hier nur eine Nebenrolle, den Lückenbüßer, zu ſpielen hatte. Verſchüchtert blickte ſie zu der ſchönen Mama hinüber, welche mit der liebenswürdigſten Miene neben dem jungen Manne Platz nahm und ſofort ein Geſpräch begann. Er ging zerſtreut auf ihr Geplauder ein, und verſtohlen folgten ſeine Augen der neuen kleinen Freundin bis zur Thür.

Helmuth, den Lola vergebens in die Unterhaltung zu ziehen verſuchte, verließ bald nach Reſi das Zimmer. — —

Hedwig ſaß mit einer Handarbeit am Fenſter des Speiſezimmers; ſie hatte die Stickerei in den Schoß ſinken laſſen und blickte zu der eifrig auf ſie einredenden Reſi empor, welche, den Rücken gegen die Thür, vor ihr ſtand.

„Ein Närrchen biſt Du, ein wahres Närrchen!“ ſagte ſie kopfſchüttelnd. „Sitzeſt hier allein und ſchmollſt! Du ſollſt nach vorn kommen — Mama iſt ſo böſe! Und ſo ein lieber, netter Menſch — himmliſch habe ich mich eben mit ihm unterhalten — zu amüſant!“

Mit trübem Lächeln ſah jetzt Hedwig an ihr vorbei nach Helmuth; von Reſi unbemerkt, war er eingetreten und hatte ihren Erguß mit angehört. Auch dieſe wandte ſich jetzt und erröthete lebhaft bei ſeinem Anblick.

„Du brauchſt nicht zu erſchrecken, Herr Helmuth weiß —“ ſagte Hedwig mit ihrer weichen Altſtimme. „Nun, was haben Sie bei Mama ausgerichtet?“

Er zuckte die Achſeln. „Wir kennen jetzt gegenſeitig unſeren Standpunkt, das iſt alles.“

Sinnend betrachtete er ihren ſchönen Kopf, in der Linie des Profils Lola ſo ähnlich, ihr ſo unähnlich in Ausdruck und Farbe. Es war ihm ein Troſt, ſeinen lieblichen Schützling zu ſehen, ihren vertrauenden Blick zu fühlen. Unter der Wirkung desſelben ſchien ihm die Wunde, welche die Mutter ihm geſchlagen hatte, weniger ſchmerzhaft.

„Wollen Sie nicht in den Salon kommen?“ fragte er mit freundlichem Ernſt.

Gehorſam legte ſie ihre Arbeit zuſammen und erhob ſich. Voll Staunen nahm Reſi die plötzliche Gefügigkeit ihrer ſonſt ſo halsſtarrigen Schweſter wahr, doch wagte ſie keine Bemerkung und ging beiden voran in den Salon.

Das Aufleuchten, mit welchem die Augen des Sandblonden Reſis Wiedererſcheinen begrüßten, erloſch ſofort, als er hinter ihr die ſchlanke Geſtalt ihrer Schweſter auftauchen ſah. Augenſcheinlich beklommen, wandte er raſch den Blick von ihr, und die ſtotternde Antwort, welche er in dieſem Augenblick an Frau Lola richtete, legte Zeugniß ab von der unbehaglichen Verwirrung, in welche Hedwigs Gegenwart ihn verſetzte. Ohne ihn anzuſehen, ſchritt ſie an ihm vorüber und nahm mit ihrer Arbeit am Fenſter Platz. Trotz Reſis freundlicher Bemühung, ſeine Laune wiederherzuſtellen, blieb Marboth verſtimmt und einſilbig, ſo daß ſchließlich auch die Kleine betreten verſtummte. Die Verſuche der Mutter, Hedwig zur Theilnahme am Geſpräch zu bewegen, wurden von dieſer hartnäckig zurückgeſchlagen. Auch Helmuth verhielt ſich ziemlich ſchweigſam; wie von weitem hörte er Lolas Geplauder, die faſt allein mit Gewandtheit und Tapferkeit gegen die allgemeine Verſtimmung ankämpfte. Er blickte verträumt auf Hedwigs feine Finger und die unaufhörlich bewegte blinkende Nadel. Mit einer Ruhe, der er ſelbſt nicht recht traute, parierte er von Zeit zu Zeit einen zornigen Blitz aus Lolas Augen. Nach einer Weile trat er zu Hedwig, und während er einen herabhängenden Zipfel ihrer Stickerei ergriff und angelegentlich zu betrachten ſchien, ſagte er halblaut:

„Fühlen Sie nicht, daß Ihre Uebellaunigkeit auf uns alle geradezu lähmend wirkt?“

„Man hätte mich draußen laſſen ſollen,“ verſetzte ſie kurz, ohne den Blick zu erheben.

„Als Tochter des Hauſes ſollten Sie ſich verpflichtet fühlen, Ihre Mutter in der Unterhaltung der Gäſte zu unterſtützen.“

„Mama hat meine Hilfe bisher nie vermißt. Sie wiſſen, daß ich nicht liebenswürdig bin — ich kann mir nicht geben, was mir die Natur verſagt hat.“ Ihr Ton war ſchroff wie vorhin beim Empfang. Und den Kopf noch tiefer auf die Arbeit ſenkend, ſetzte ſie mit bebender Stimme hinzu: „Uebrigens hätten Sie mir, als Sie mich hierher holten, gleich eingeſtehen ſollen, daß Mama Sie umgeſtimmt hat.“

Erſtaunt blickte er auf ſie nieder. Er mußte lächeln.

„Jetzt wissen Sie selbst, wie ungerecht Ihr Mißtrauen Sie macht, Hedwig. Woher denn diese pessimistische Anschauung vom Wankelmuth der Männer?"

Er bereute seine Worte auf der Stelle, denn er sah ihre vorwurfsvoll zu ihm aufblickenden Augen sich mit Thränen füllen.

„Glauben Sie nicht, daß — man zuweilen Gelegenheit hat, zu beobachten — —"

Sie unterbrach sich und fügte mit einem mißlungenen Versuch, einen trockenen Ton anzuschlagen, hinzu: „Mama hat bis lang noch immer ihren Willen durchzusetzen verstanden."

Er schwieg und fuhr fort, ihre Hände zu betrachten. Sie waren sehr weiß, nur die Nägel und die feinen Knöchel zeigten eine rosige Färbung, und er ertappte sich darauf, daß er ganz ernsthaft darüber nachdachte, ob sie in der Ruhe oder in der Bewegung schöner seien. Von der Mutter hatte sie diese zarten Hände nicht geerbt; Lolas Fingergelenke waren grob, die Nägel breit und flach — ein Schönheitsfehler, den sie sehr beklagte.

Ueberrascht fuhr Helmuth aus seinem thörichten Gedankenspiel empor, als er neben sich Hedwigs Stimme hörte, die sich plötzlich in das von ihm nicht beachtete Gespräch mischte.

„Ich kenne das Duett," sagte sie kühl und höflich. „Meiner Ansicht nach ist es das schönste, das Schumann geschrieben hat. Wenn Sie es mit meiner Schwester singen wollen, Herr Marboth, will ich gern die Begleitung übernehmen."

Sich erhebend, legte sie die Handarbeit fort, und als sie an Helmuth vorüberging, schien ihr Blick zu fragen: „Bist Du mit mir zufrieden?"

Er lächelte und seine Augen begegneten Lolas mißtrauisch forschendem Blicke.

Herr Marboth war jetzt in seinem Element; er wurde beinahe lebhaft. Mit einem hübschen, wenn auch unausgebildeten Bariton begabt, dabei taktfest wie ein Tambourmajor, spielte er in einem Gesangverein seiner Heimath keine geringe Rolle. Da Resi mit dem Takte auf dem Kriegsfuß stand, brachte sie mehrmals Verwirrung in den Gesang, und mit Kopf, Fußspitze und Zeigefinger taktierend, bemühte sich der Sandblonde, das schöne Duett zu retten. Seine Grimassen erregten Resis Heiterkeit; sie brach ab, verschluckte sich, gerieth ins Husten, lachte und weinte zugleich über ihre Ungeschicklichkeit und eilte, dunkelroth vor Verlegenheit, aus dem Zimmer.

Marboth lachte in seiner geräuschlosen Art, daß ihm die hellblauen Augen voll Thränen standen, und äußerte: „Ich werde öfter mit dem gnädigen Fräulein üben; es liegt am Lehrer."

Aus welchen Anzeichen er die mit solcher Sicherheit verkündete Ueberzeugung geschöpft hatte, war nicht recht ersichtlich. Jedenfalls war die Stimmung hergestellt, und verlor sich auch Hedwigs kühle Haltung nicht völlig, so verlief doch der Mittag in ziemlich heiterer Weise. Frau Lolas Gewandtheit gelang es, Herrn Marboth dauernd zum Mittelpunkt der Unterhaltung zu machen und seine schüchterne Steifheit ein wenig zu besiegen. Er nahm sogar einigemale einen Anlauf, Resi zu necken; gutmüthig keck hielt sie ihm Widerpart und blickte nur zuweilen etwas ängstlich nach ihrer Mama. Allein sie konnte doch wahrhaftig nichts dafür, daß Hedwig sich so ablehnend verhielt und daß inzwischen für des armen jungen Mannes Unterhaltung gesorgt werden mußte — es war wirklich zu nett von ihm, daß er sich so lange mit der ihrigen begnügte. Denn wenn Hedwig nur wollte — —

Aber sie wollte nicht. Auch abends während der Fahrt nach dem Theater hielt sie sich zu ihrer Mutter und zu Helmuth. Beim Verlassen der Pferdebahn nahm Lola sofort des Freundes Arm, und Hedwig beeilte sich, an seine linke Seite zu kommen. Einzelne Schneeflocken trieben sich in der Luft umher; Wagen auf Wagen fuhr vor dem Theater auf; und seine langen Beine zu kleinen Schritten zwingend, geleitete Herr Marboth die lustig plaudernde Resi sorglich durch das Wagen- und Menschengewirr dem Musentempel zu. Er deutete auf die elektrische Lampe, die wie ein bläulicher Stern über der Kuppel des Gebäudes schwebte, und Helmuth hörte, wie er mit tiefbewegter Stimme flüsterte:

„Sehen Sie das schöne Bogenlicht! Oder mögen Sie lieber Glühlicht? In unserer Fabrik haben wir —"

Helmuth mußte an der Kasse längere Zeit warten, ehe er ein Billet erlangen konnte. Als er den Saal betrat, hatte seine Gesellschaft bereits ihre Sperrsitze eingenommen, ziemlich entfernt von dem seinigen; er selber blieb bis zum Beginn der Vorstellung stehen und beobachtete sie von weitem. Diesmal war es Lola gelungen, Hedwig neben Marboth zu bringen, während sie selbst mit Resi die Plätze dahinter in der folgenden Reihe einnahm. Wie suchend wandte Hedwig einigemale verstohlen den Kopf, und Helmuth meinte, ihre Augen aufleuchten zu sehen, als sie ihn entdeckt hatte; sie lächelte ihm flüchtig zu und vertiefte sich dann in das Lesen des Theaterzettels. Trotz der unbequemen Halsverrenkung war Marboths Kopf meist nach der hinter ihm sitzenden Resi gewendet, deren seltsames, fast immer lachendes Profil von Zeit zu Zeit neben dem ihrer Mutter auftauchte. Helmuths Auge schweifte von der einen zur anderen. Immer noch überstrahlte Lolas Schönheit selbst die ihrer ältesten Tochter um ein bedeutendes; ihre leuchtenden Farben, durch den Gegensatz zu den dunklen Haaren und Brauen noch wirksamer, zogen alle Blicke auf sich. Hedwigs Reiz, obwohl ihre Züge nicht minder schön waren, lag tiefer. Bis auf die blühend rothen Lippen ermangelte das Gesicht der Farbe und Fülle. Dafür bot es dem aufmerksamen Beobachter den wechselnden Ausdruck einer reichen Seelenthätigkeit; etwas wie eine fortwährende Aufmerksamkeit leuchtete still aus den langbewimperten graublauen Augen, eine Bereitwilligkeit, in Ernst und Scherz mit ihrer Umgebung zu empfinden — zugleich eine Scheu vor allem Zudringlichen und Unedlen. Helmuth ertappte sich heute schon zum öfteren darüber, daß er Hedwigs Eigenart zu ergründen suchte. Vielleicht hatte seine Natur hier unbewußt ein Mittel gefunden, um sich von dem unfruchtbaren Schmerze über Lolas Verlust abzulenken.

Indessen, wer sagte ihm denn, daß Lola für ihn verloren sei! Eine augenblickliche Meinungsverschiedenheit hatte eine Abkühlung zwischen ihnen hervorgerufen; um so verheißungsvoller konnte die Versöhnung enden. Aber wünschte er denn eine solche Versöhnung? Was konnte sie ihm anderes bringen als eine Erneuerung der alten Ketten! Sie quälte ihn nur noch, diese alte Liebe, sie war ihm zur Last geworden; er fühlte eine trotzig frische, fast jugendliche Kraft in sich aufsteigen, eine Neigung, die alte ungesunde Leidenschaft abzustoßen, wie die Buche das überwinterte alte Laub abstößt, sobald im Lenze die jungen Triebe keimen. Ja, es war mehr als eine Meinungsverschiedenheit, was sich trennend zwischen Lola und ihm aufgerichtet hatte: es war der große, einschneidende Gegensatz zweier Naturen, die sich auf verschiedenster Grundlage aufbauen.

Grüblerisch wie er war, ward er plötzlich stutzig über seinen eigenen Gedankengang. Die Leidenschaft philosophiert nicht. War er denn wirklich seiner Bande ledig, da er sie sachlich zu betrachten vermochte? War er zum Begräbniß seiner eigenen Liebe hierher nach Berlin geeilt?

Er blickte zu Lola hinüber — ängstlich fast, als könne ihr Anblick ihn wieder in die ehemaligen Fesseln schlagen. Da saß sie, schön wie nur je; auf ihrem Haare spielte das gelbe Licht und zog gleißende Funken aus den darin verstreuten Brillantsternchen, einem Andenken an vergangene glänzende Zeiten. Ihr Profil mit den zum Lächeln leicht geöffneten Lippen hob sich fein und scharf von einem nahen weißen Bogenpfeiler; der reizende Theatersaal war wie geschaffen zum Schmuckkästchen für dieses Juwel. Und in vollem Genuß an ihrer Schönheit, der sich mit jeder Minute zu verstärken schien, studierte er das wundervolle Gesicht in allen seinen Einzelheiten. Zuweilen glitt sein Auge zu Hedwig hinüber, auf deren Zügen sich die Vorgänge des Lustspiels in Scherz und Ernst wiederspiegelten. Erst jetzt kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Vorstellung längst begonnen, daß er mechanisch seinen Sitz eingenommen und verständnißlos die mehr oder minder geistreichen Wendungen des oft gesehenen Lustspiels an seinem Ohre hatte vorüberrauschen hören. Ja, jetzt fiel ihm ein, daß der Vorhang schon einmal gefallen war und er gewohnheitsmäßig mit dem übrigen Publikum Beifall geklatscht hatte. Um nachher auch seinerseits etwas über die Darsteller sagen zu können, zwang er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die gewandt gruppierten Ereignisse des Stücks und fand sich rasch und angenehm genug in das wohlbekannte Gefüge hinein, um ihm bis zum Aktschluß zu folgen.

In der Pause verließ er seinen Sitz und wartete vor dem Eingang auf seine Freundinnen. Den übrigen voran bahnte Lola sich ihren Weg durch die nach außen drängende Menge und nahm mit einschmeichelnder Freundlichkeit Helmuths Arm.

(Schluß folgt.)

Die Lage der Mondſichel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. C. Cranz. Mit Zeichnungen von H. Niſle.

Und man erzählte mir etwas, was andere glauben mögen, ich wenigſtens glaube es nicht: daß nämlich die Phönizier bei der Umſchiffung Libyens die Sonne zur Rechten hatten.“ So berichtet Herodot im vierten Buche ſeiner Geſchichte; es erſchien ihm unmöglich, daß den phöniziſchen Schiffern, die von dem Pharao Necho mit der Umſchiffung Afrikas beauftragt wurden und die ihre dreijährige Reiſe vom Rothen Meer her, alſo am ſüdlichen Ende des afrikaniſchen Feſtlandes in der Richtung von Oſt nach Weſt ausführten, die Sonnenſcheibe im Norden, ſtatt im Süden geſtanden haben ſollte.

Und doch hat es damit ſeine volle Richtigkeit.

Während auf der nördlichen Erdhalbkugel für den Beobachter, welcher den Blick nach dem Ort des höchſten Stands der Sonne gerichtet hält, die Sonne bekanntlich ihren täglichen ſcheinbaren Lauf von links nach rechts vollendet, erfolgt dieſer für einen Beobachter auf der ſüdlichen Halbkugel von rechts nach links; und gleichermaßen iſt die tägliche Bewegung aller Sterne derjenigen auf der nördlichen Hemiſphäre entgegengeſetzt. Geht man in Gedanken von Norden über den Aequator nach Süden, ſo nähert ſich die Sonne, die zuerſt nach Süden zu ſtand, immer mehr und mehr dem Zenith und geht dann nach der anderen Seite.

a. Morgenlandſchaft mit richtigem Mond.

c. Abendlandſchaft mit richtigem Mond.

b. Morgenlandſchaft mit falſchem Mond.

d. Abendlandſchaft mit falſchem Mond.

Zugleich kehren ſich alle Sternbilder um, die zugleich auf beiden Erdhälften ſichtbar ſind. War zu einer beſtimmten Abendzeit der Gürtel des Orion wagrecht, ſo wird, je weiter wir nach Süden kommen, die Verbindungslinie dieſer drei Sterne ſich aufrichten und auf der ſüdlichen Halbkugel gerade umgekehrt ſich vorfinden, der Gürtel wieder wagrecht, aber Beteigeuze unten, Rigel oben. (Siehe das Sternkärtchen S. 753 des letzten Jahrgangs.)

Unſer Mond theilt dieſes allgemeine Schickſal; auf der ſüdlichen Halbkugel beſitzt alſo der abnehmende Mond dieſelbe Geſtalt wie bei uns der zunehmende, und umgekehrt.

Wir erwähnen dies aus Anlaß einer Zuſchrift, die uns von ſeiten eines Leſers der „Gartenlaube“ zugegangen iſt und welche beſtätigt, daß die beſchriebene Thatſache nicht nur unter Laien, ſondern auch unter naturwiſſenſchaftlich Gebildeten auffallend wenig bekannt iſt. Das mag daher rühren, daß die allermeiſten der üblichen aſtronomiſchen Leitfaden die Erſcheinung nicht erwähnen; unter zehn ſolchen Lehrbüchern, welche der Verfaſſer auf dieſen Gegenſtand durchmuſterte, iſt dasjenige von Littrow („Wunder des Himmels“) das einzige, welches die kurze Bemerkung enthält, es ſcheine Marko Polo auf ſeinen Reiſen zuerſt bemerkt zu haben, daß die Mondſichel auf der ſüdlichen Halbkugel umgekehrt liegt. Und man ſollte doch denken, daß dieſe Erſcheinung den Reiſenden nothwendig in die Augen fallen müßte.

Daß in der That die Mondſichel die umgekehrte Lage haben muß, erkennt man ſofort durch folgende Ueberlegung. Man denke ſich erſtens einen Beobachter A auf dem Nordpol der Erde ſtehend; ihm erſcheine die Sichel aufrecht und derart, daß die hohle Seite nach rechts gekehrt iſt; ſein Horizont iſt gleichgerichtet mit der Ebene des Aequators; andererſeits iſt auch für einen Beobachter B auf dem Südpol der Horizont parallel dem Aequator; aber da er als „Gegenfüßler“ gerade umgekehrt ſteht wie A, ſo iſt — wenn wir uns der Einfachheit halber geſtatten, von oben und unten zu ſprechen — für B oben, was für A unten war, und umgekehrt, folglich iſt für B die hohle Seite des Monds nach links gekehrt. Würde ein Beobachter plötzlich vom Nordpol nach dem Südpol verſetzt, ſo würde ihm das ganze Himmelsgewölbe gewiſſermaßen auf den Kopf geſtellt erſcheinen.

Beim allmählichen Uebergang von der nördlichen zur ſüdlichen Halbkugel vollzieht ſich dieſe Umkehrung natürlich nach und nach; erſchien auf der nördlichen Halbkugel der Mond z. B. als eine nahezu aufrechte Sichel mit der hohlen Seite nach rechts (abnehmender Mond), ſo legt ſich die Verbindungslinie der Sichelſpitzen, je weiter wir uns dem Aequator nähern, um ſo mehr wagrecht; ſpäter kehrt ſich die Sichel um. Am Aequator ſelbſt wird die Sichel nur zu gewiſſen Zeiten völlig wagrecht liegen, da dort die Sonne bald etwas nördlich, bald etwas ſüdlich und nur zu gewiſſen Zeiten im Zenith ſelbſt culminiert.

Man pflegt den Mond einen „Lügner“ zu nennen, mit Rückſicht darauf, daß man die Sichel des zunehmenden Mondes zu einem D ergänzt (Decrescit, er nimmt ab) und die des abnehmenden zu C (Crescit, er nimmt zu). Dieſe Eigenſchaft unſeres Trabanten trifft alſo auf der ſüdlichen Halbkugel nicht zu, und unter dem Aequator ſelbſt wird er in der einen Hälfte des Jahres lügen, in der andern nicht.

Es liegt hier eine paſſende Gelegenheit vor, einen Fehler zu erwähnen, dem man bei den Malern nur allzu oft begegnet. Neben einem Regenbogen in der Mitte eines Bildes mit der Sonne rechts oder links; neben Mondreflexen auf dem Waſſerſpiegel, die nicht nach dem Augpunkt hin gerichtet ſind, ſondern entweder auseinander gehen oder nach einem andern Punkte hinzielen u. ſ. w. — trifft man beſonders häufig falſche Darſtellungen der Mondſichel, wie dies z. B. auf unſeren Landſchäftchen b und d der Fall iſt. Ja, der Verfaſſer erinnert ſich, in einer ausländiſchen Gemäldegalerie eine als ſolche bezeichnete „Abendlandſchaft“ geſehen zu haben, auf welcher durch eine hellere Färbung des Himmels rechts angedeutet war, daß die Sonne ſeit etwa einer halben Stunde unter dem Horizont verſchwunden ſei, während zugleich der Mond nicht allzu weit davon entfernt und nahezu als Halbkreis gezeichnet, mit der kreisförmigen Seite nach oben und links gewendet, ein auf einer Bank ſitzendes Liebespaar belauſchte; hierin liegt eine ganze Summe von Fehlern.

Die Sache iſt im Grunde überaus einfach. Nehmen wir als Beiſpiel zunächſt die Zeit um den Neumond. Einige Tage nach demſelben iſt der Mond, der anfangs bei der Sonne ſtand, ſchon erheblich links und öſtlich von derſelben ſichtbar; denn bekanntlich findet man den Mond täglich um annähernd 13 Grade von Weſt nach Oſt aus der vorhergehenden Stellung zur Sonne abgerückt, weshalb er auch jeden folgenden Tag faſt eine Stunde ſpäter aufgeht. Da nun die beleuchtete Seite der Sonne zugekehrt ſein muß — weil ja der Mond ſein ganzes Licht von der Sonne erhält — ſo wendet derſelbe der Erde einige Tage nach Neumond nicht mehr die ganze dunkle Seite zu, ſondern es iſt bereits auf der rechten

Digitized by Google

oder westlichen Seite des Mondes ein Theil der beleuchteten Hälfte sichtbar, weshalb der Mond, wie in unserer Landschaft c, als eine helle Sichel mit der kreisförmigen Seite nach der Sonne, also nach rechts zu, sich darstellt. Jetzt geht der Mond erst einige Stunden nach der Sonne, also bei Tage, auf und nach der Sonne, also in der Abenddämmerung, unter.

Ist der Mond in das erste Viertel getreten, d. h. hat er den vierten Theil seines synodischen Umlaufs vollendet, was nach 7½ Tagen der Fall ist, so ist die eine beleuchtete Halbkugelfläche für uns zur Hälfte sichtbar geworden; wir setzen also den Mond, der jetzt um 90 Grade von der Sonne absteht, um Mittag auf- und um Mitternacht untergehen, in Gestalt einer halben Kreisscheibe, mit dem kreisförmigen Theil rechts, der geraden Verbindungslinie der Hörner links.

Zu seinem weiteren Umlauf gelangt nach Verfluß eines halben Monats der Trabant in Opposition mit der Sonne, wobei er um Mitternacht im Meridian steht, aufgeht, wenn die Sonne untergeht, und umgekehrt (Vollmond). Von jetzt ab zieht sich der rechte Rand der Scheibe ein, während die linke Seite kreisförmig bleibt; und zur Zeit der „zweiten Quadratur" oder des „letzten Viertels" ist der Ostrand ein Kreis, der Westrand eine gerade Linie; zu dieser Zeit geht der Mond etwa um 6 Uhr morgens durch den höchsten Punkt seiner Tagesbahn, weshalb die ersten Nachtstunden ohne Mondschein sind. Die westliche, also rechte Begrenzung zieht sich immer mehr ein, und schließlich hat der Mond wieder die Gestalt der schmalen Sichel angenommen, wobei jedoch jetzt, im Gegensatz zu den Tagen nach Neumond, die hohle Seite nach rechts gekehrt ist (wie bei a); so geht der Mond noch einige Tage vor der Sonne auf und unter; worauf er, dem Tagesgestirn wieder nahe gerückt, für drei bis vier Tage unsichtbar wird — und der Kreislauf beginnt von neuem.

Für den Maler, der sich vor Irrthümern schützen will, genügt es, sich die Regel zu merken, die übrigens schon Geminus (um 70 v. Chr.) bekannt war: „die über den Bogen hinaus verlängerte Senkrechte auf der Verbindungslinie der Hörner ist stets nach der Sonne zu gerichtet." Bei Befolgung dieser Regel sind Darstellungen des Mondes wie bei b und d unmöglich.

Zum Gedächtniß Gustav Schwabs. Der 19. Juni dieses Jahres erneuert die Erinnerung an einen Mann von liebenswürdigem Geist und ausgedehnter dichterischer Wirksamkeit, welcher neben Uhland und Kerner der Hauptvertreter war der „schwäbischen Dichterschule" oder — nach dem Worte eines übelwollenden Kritikers — jener „süddeutschen Dichter, die im schwäbischen Winkel sitzen": am 19. Juni 1792 wurde zu Stuttgart Gustav Schwab geboren als der jüngste Sohn des „Herzoglich Würtembergischen Geheimen Hofraths" Joh. Christ. Schwab. Durch seine Familie trat er frühe in Beziehungen zu den Mittelpunkten des geistigen Lebens in der kleinen Residenz. Der Vater, Philosoph und Mathematiker und einstiger Lehrer an der Hohen Karlsschule, besaß Bedeutung genug, um einen Ruf an die Berliner Akademie zu verdienen, den er 1784 erhielt, aber nicht annahm; die Mutter war eine Tochter des Kaufmanns Rapp, der durch lebhaftes geistiges Interesse, durch feines Verständniß namentlich für die Kunst eine besondere Anziehungskraft ausübte und Schiller und Goethe in seinem Hause begrüßen durfte. Zu diesen Einflüssen der Familie traten die des philosophischen und theologischen Studiums, dem sich Gustav Schwab 1808—1814 im Tübinger „Stift" widmete. Hier in Tübingen kam seine poetische Begabung zur ersten Entfaltung, gefördert durch die Bekanntschaft mit Kerner und Uhland, genährt an der stillen Flamme einer Liebe, die ihn nach langen Jahren ans ersehnte Ziel führte.

Das Leben des Dichters verlief in ruhigem Geleis: er wurde früh zum Gymnasialprofessor in Stuttgart ernannt, zog sich von dort mehrere Jahre in die ländliche Stille einer Pfarrei zurück und nahm dann seinen Aufenthalt wieder in der Vaterstadt, wo er besonders in der Oberleitung der württembergischen Gelehrtenschulen als Oberstudienrath eine reiche Wirksamkeit fand, bis am 4. November 1850 seinem Schaffen durch den Tod ein Ziel gesetzt wurde. Aber neben dem Beruf waren es immer zugleich dichterische Ziele gewesen, denen seine Kraft gewidmet blieb. Als Redakteur für den poetischen Theil des „Morgenblattes" von 1827—1837 und als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs", den er in Gemeinschaft mit Chamisso ins Leben gerufen hatte, führte er manchen Namen, der später berühmt wurde, in die Litteratur ein; Lenau, Freiligrath und andere wurden damals durch das „Morgenblatt" den Lesern vorgestellt. Das Haus des jungen liebenswürdigen Professors gestaltete sich so bald zu einem „litterarischen Sammelpunkt", wo eine Reihe bedeutender Männer freundschaftlich verkehrte.

Inmitten solch vielfacher Arbeit verstummte Schwabs eigene Muse nicht; Uhlands Vorbild war es, das ihm dabei die Richtung wies. Neben dem lyrischen Liede sind es vor allem Sage und Legende, denen er sich zuwendet, und die Ballade und Romanze ist ihm denn auch am besten gelungen. Obgleich indessen seine Gedichte Schönes genug enthalten, sind doch nur wenige in weiteren Kreisen bekannt geblieben; zu ihnen gehört vor allem das oft gesungene: „Bemoostes Bursche zieh' ich aus," das mit seinem wehmüthigen Humor schon manchem Studentenherzen den Abschied erleichtert hat von der Zeit akademischer Freiheit und Jugendlust. „Im schwäbischen Winkel" freilich, wo das Leben des Dichters verlief, hat man ihm ein treueres Andenken bewahrt. Hier kennt man ihn nicht bloß aus einigen seiner Gedichte oder als Herausgeber der „Deutschen Volksbücher", als Erzähler der „schönsten Sagen des klassischen Alterthums" — neben Wilhelm Hauff feiert man ihn hier als den Sänger der schwäbischen Alb, deren kühn aufstrebende Bergrücken er so oft durchwandert hat, das Geschaute mit klingendem Liede verklärend. Und auf einer Bergwiese der Alb, nahe dem freundlichen Urach mit seiner alten Burgruine, soll auch die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages festlich begangen werden — inmitten der Berge, denen er einst den frohen Wandergruß zurief:

„O blau Gebirg, dort weinst du ja
Mit frischer Jünglingsmahnung.
Mit allen Reben bist du da,
Mit aller Sonnenahnung.

Mein Wald senkt sich in Thalesschooß,
Der mir nicht schon gerauschet,
Mein Bächlein springt aus Fels und Moos,
Das ich nicht einst belauschet.

Mein Steg ist, der nicht unterm Tritt
Mir schon gezittert hatte,
Mein Rebenlaub, den ich nicht beschnitt,
Mein Obstbaum in der Stadt."

Die Geheimmittelkrämer wenden oft einfache Kunstgriffe an, um ihre Erzeugnisse, welche unter irgend einem Namen verdächtig geworden sind, wieder flott zu machen. Sie wandeln einfach den Namen um und der Schwindel segelt unter andrer Flagge weiter. Jüngst ist der altberüchtigte „Homeriana"-Thee in einem angeblich neuen Mittel entlarvt worden. Der Karlsruher Ortsgesundheitsrath erläßt darüber folgende Bekanntmachung:

„Unter den Ueberschriften ‚Lunge und Hals', ‚Brust- und Halsleiden' u. dergl. wird in vielen Blättern, sowie in Broschüren und Flugblättern als Heilmittel gegen Lungentuberkulose und Influenza der ‚russische Brustthee', zu haben bei Ernst Weidemann in Liebenburg a. Harz, in marktschreierischer Weise angepriesen. Der ‚russische Brustthee' ist identisch mit dem früher unter dem Namen ‚Homeriana' vertriebenen ‚Heilmittel' und besteht, wie wir schon früher nachgewiesen haben, einfach aus getrocknetem ‚Vogelknöterich' (polygonum aviculare), welcher nicht nur in Rußland, sondern überall, auch bei uns, an Wegen, auf Aeckern und in Gärten in großer Menge wächst. Selbstverständlich kommt dieser Pflanze die ihr zugeschriebene Heilwirkung nicht zu. Der Vertrieb derselben erweist sich vielmehr als Ausbeutung der Leidenden, indem eine Kur mit dem Mittel auf etwa 30 ℳ zu stehen kommt. — Wir warnen daher wiederholt vor dieser Ausbeutung, welche um so bedenklicher ist, als bei der langen Dauer der angepriesenen Kur die kostbarste Zeit für eine sachgemäße Behandlung leicht versäumt wird."

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf ein anderes Unternehmen zurückkommen, das leider auch bereits seit längerer Zeit sein Unwesen treibt und, wie wir aus zahlreichen Anfragen aus den Kreisen unserer Leser ersehen, auch heute noch auf Beute ausgeht. Es ist die Sanjana-Company. Wir wiederholen hier die Warnung, welche derselbe Karlsruher Ortsgesundheitsrath bereits vor fünf Jahren erließ. Sie lautet:

„Sanjana-Heilmethode ist der Name eines angeblich von einem Miquel Sanjana erfundenen Heilverfahrens, dem durch eine in Egham in England bestehende Gesellschaft, Sanjana-Company, allerwärts Eingang verschafft werden soll. Die Mittel dieser Gesellschaft werden gegen die verschiedensten Krankheitsarten in einer scheinbar wissenschaftlich abgefaßten Schrift als ‚unfehlbar' empfohlen; um Vertrauen zu erwecken, wird mitgetheilt, daß die Sanjanaheilmittel nur nach genauer Diagnose und in Berücksichtigung des speziellen Krankheitsfalles seitens des Direktoriums verordnet würden. Die Diagnose wird aber lediglich auf Grund eines schablonenmäßigen, ganz unvollständigen und ungenügenden Fragebogens von dem in Egham befindlichen Direktorium gestellt, so daß natürlich von einer wissenschaftlichen Behandlung keine Rede sein kann. Charakteristisch ist, daß sämmtliche Konsultationen ‚kostenfrei' erfolgen, die Preise der Mittel aber unverhältnißmäßig hoch sind.

Wir ließen zwei Mittel der Sanjana-Company, und zwar solche gegen Schwäche des Nervensystems, speziell der centralen Theile Gehirn und Rückenmark, untersuchen. Die eine Flüssigkeit war ein mit Chloroform parfümierter wässeriger Auszug von Faulbaumrinde, die andere eine mit Bittermandelöl aromatisierte Lösung von Brommonium und Bromnatrium. Beide Präparate sind in den Apotheken zum Preise von 1 Mark 80 Pfennig herzustellen, während die Sanjana-Company sich 6 Mark dafür bezahlen läßt, wobei noch zu bemerken ist, daß dieselbe auf die Uebersendung einer Flasche nicht eingeht, sondern sofort die Abnahme von mindestens fünf Flaschen zum Preise von 30 Mark verlangt. Die angepriesene unfehlbare Heilwirkung kommt beiden Mitteln nicht zu."

Der Kirchgang. (Zu dem Bilde S. 392 u. 393.) Einen Sonntag in ländlicher Stille führt uns das anmuthige Bild von Valentin vor, einen wunderschönen Sommersonntag; die Rosen blühen und die Bewohner des reizend im badischen Schwarzwald, im sogenannten Hauensteinerland gelegenen Dorfes wandern im Sonntagsstaat zur Kirche: die Männer angethan mit dem „Mutschenhemd" und ausgelegter Halskrause, kurzen gefälteten Pumphosen oder „Hosen", dem eigenartigen rothen, unten mit einer breiten Goldborte besetzten „Brusttuche", der langen schwarzen Jacke, der Pelzmütze, mit weißen Strümpfen und Schuhen — die Mädchen in der schwarzen „Wunderlaupe" mit goldgesticktem Boden, im rothen Leibchen mit gesticktem „Brustlatz" und in dem grünen

„Schoyen“, einer kurzen Jacke mit Aermeln. Eine lange schwarze Seidenschürze, breite, in die Zöpfe geflochtene Bänder und weiße Strümpfe nebst rothen Laschenschuhen vervollständigen ihre malerische Tracht.

An solchem festlichen Putze sehen wir eine Familie, einen noch jungen Mann, statt seiner kranken Frau sein altes Mütterlein am Arme, mit seinen beiden Kindern und seiner sittsam voranschreitenden Schwester zur Kirche wallen. Es ist noch ziemlich früh, denn noch sind außer ihnen nur wenige Kirchgänger sichtbar. Gleichwohl haben sich schon einige frische Burschen hart neben dem Eingang zum Kirchhof auf die Mauer gesetzt, um über die jungen Mädchen, die hier vorbei müssen, eine ehrsame und stille, aber äußerst vergnügliche Parade abzunehmen. Und sie haben heute Glück, die Drei! Da kommt ja gleich zu Anfang die schöne Monika, auf die im geheimen schon mancher ein Auge geworfen hat. Die reizende Blondine kennt ihre Leute wohl und weiß auch, weshalb sie dasitzen, aber sie blickt nicht auf, sondern geht mit züchtig niedergeschlagenen Augen an ihnen vorüber. Zwei der jungen Burschen schauen ihr nun mit offenbarer Bewunderung ins erröthende Antlitz. Der erste hat sogar die Pfeife aus dem Munde genommen und denkt wohl: „Dunder und 's Wetter, isch des Maidli fuser (sauber, hübsch)!“ Der zweite aber weiß, daß die Pfeife ihren Mann ziert, und schmaucht deshalb ruhig weiter. Auf seinem hübschen Gesicht kann man jedoch lesen, daß er bei sich beschließt: „Bi Gott, die g'fallt m'r — die muß mi Schatz werde!“

Der dritte guckt nach der andern Seite, wahrscheinlich weil er meint: „Die will doch nix von mir!“ Vielleicht hat ihm die hübsche Hauensteinerin dies schon zu verstehen gegeben und er „trutzt“ deshalb und denkt: „Die b'steh' i nimmer mehr!“ Wer kann überhaupt wissen, was so ein junger „Hose“ — diesen Uebernamen giebt man gewöhnlich scherzweise den Hauensteinern — alles denkt!

Vercingetorix. (Zu dem Bilde S. 397.) Die siegreichen Legionen Cäsars hatten Gallien unterworfen, doch noch einmal erhoben sich seine vereinigten Völkerschaften unter Führung des Arverners Vercingetorix gegen die römische Herrschaft. Cäsar eilte über die Alpen herbei, um den Aufstand zu Boden zu werfen. Die entscheidenden Kämpfe fanden im Jahre 52 v. Chr. bei Alesia statt, einer hochgelegenen Bergfeste, geschützt durch zwei Flüsse, welche den Fuß des Berges bespülen. Hierher war Vercingetorix von Cäsar zurückgedrängt worden und hatte sich dicht bei der Stadt mit 80000 Mann verschanzt. Cäsar folgte ihm mit 60000 Mann und schloß ihn durch Errichtung eines Bollwerkes von 11000 Fuß im Umfang ein, um ihn auszuhungern. Durch eine noch ausgedehntere Reihe von Befestigungen schützte er das eigene Heer gegen die gewaltige Uebermacht der gesammelten Truppen des ganzen übrigen Galliens, deren Zahl sich auf 257000 belief und welche heranrückten, um die Feste zu entsetzen. Als es Cäsar gelungen war, diese Streitmacht vollständig aufs Haupt zu schlagen, da blieb Vercingetorix keine Wahl, als sich und sein Heer dem römischen Feldherrn zu ergeben. Auf dem Bilde Mottes sehen wir den gallischen Führer auf seinem Rappen, in der Hand das Schwert, das er dem nächtigen Gegner im Hintergrund des waffenstarrenden Spaliers von Kriegern überreichen soll. In seiner ganzen Haltung ist es ausgedrückt, wie schwer es dem Tapferen fällt, sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Zu beiden Seiten stehen die römischen Truppen aufmarschiert — man sieht die Feste in der Ferne, man sieht die Belagerungsthürme der Römer, aus denen die Wurfmaschinen und die Schleuderer Verderben in die Reihen der Feinde sandten; man sieht die Riesenpallisaden der Lagerbefestigungen. In der Geschichte des gallischen Krieges ist dieser Augenblick, den der französische Maler herausgegriffen, der entscheidende — es ist das Bild einer ruhmvollen Niederlage.

Vercingetorix wurde gefangen nach Rom gebracht und sechs Jahre später, nachdem er in Cäsars Triumphzug mitaufgeführt worden, von diesem hingerichtet. Der gekrönte Biograph des Julius Cäsar, Napoleon III., glaubte indeß dem tapferen, wenn auch unglücklichen Führer der großen gallischen Volkserhebung ein ehrendes Denkmal setzen zu müssen.

Das alte Alesia ist von den Römern bei der Einnahme zerstört worden, die wiederaufgebaute Stadt 864 von den Normannen. Bei dem Flecken Alise in dem Departement Côte d'Or finden sich Trümmer der alten Stadt, Ueberbleibsel von Brunnen, Wasserleitungen. Auf dem Mont-Auxois bei Alise ließ Napoleon III. eine 6,5 Meter hohe, aus Kupfer getriebene Kolossalstatue des Vercingetorix errichten, mit der Inschrift, die aus Cäsars Werk über den gallischen Krieg entnommen ist: „Das geeinigte Gallien, eine einzige Nation bildend, von demselben Geiste beseelt, kann der ganzen Welt Trotz bieten.“ †

Kinderheilstätten. Es ist eine der schönsten Aufgaben der sorgenden Menschenliebe, Krankheit und Siechthum schon in den Kindern zu bekämpfen und den armen Kleinen, soweit es in menschlicher Macht steht, das hohe Gut einer gesunden kräftigen Jugend zu erobern. Die Noth des Lebens, ungesunde Wohnungsräume, Mangel an genügender Nahrung, oft auch erbliche Belastung legen so vielfach in dem empfindlichen Körper des Kindes den Keim zu schweren, langwierigen, ja lebenslänglichen Leiden, ohne daß es den mittellosen Eltern möglich wäre, die zur Heilung nöthigen Maßregeln selbst durchzuführen, für Aufenthalt in gesunder Luft, kräftigende Speisen und ärztliche Behandlung zu sorgen. Da treten denn die von den Spenden wohlthätiger Menschen unterstützten Kinderheilstätten in die Lücke und öffnen ihre Pforten für die armen hilflosen Wesen.

Schon früher, im Jahrgang 1888, Halbh. 16, konnten wir Mittheilungen über die Kinderpflegeanstalt in Nordernen machen. Dieselben Ziele verfolgt die „christliche Kinderheilstätte“ in dem Soolbade Königsdorff-Jastrzemb in Oberschlesien. Auch dort finden skrophulöse, blutarme, rachitische und zurückgebliebene Kinder ohne Unterschied der Konfession billige, je nach Umständen sogar unentgeltliche Aufnahme, Pflege durch die Breslauer Bethanien-Schwestern und sachgemäße ärztliche Behandlung durch den ersten Badearzt, Dr. Markunkel aus Breslau. Die Anstalt verfügt in einem von der Badeverwaltung ihr überlassenen Hause über ausreichende Räume, in welchen sie im vergangenen Jahre 83 Kinder während einer vier- bis sechswöchigen Kurzeit beherbergte und aus welchen sie eine große Anzahl geheilt entlassen konnte. Vielleicht sind diese Zeilen manchem von Werth, der für ein krankes Kind Sorge zu tragen hat: er wird von der Vorsteherin, Frau Helene Langer in Königsdorff-Jastrzemb, gewiß gern jede weitere Auskunft erhalten; vielleicht geben sie aber auch diesem oder jenem, der seiner Dankbarkeit für eines eigenen Kindes Genesung Ausdruck verleihen möchte, Veranlassung, das barmherzige Werk durch eine Gabe zu unterstützen.

Die „Wacht am Rhein“.

Originalrelief für das Schneckenburger-Denkmal in Tuttlingen von Adolf Jahn.

Ein Denkmal für Max Schneckenburger. (Mit Abbildungen.) Zu Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg ruhen in einer würdigen Gruft die Gebeine des Dichters der „Wacht am Rhein“. Dorthin, an seinen Geburtsort, hat man sie in der Mitte der achtziger Jahre von Burgdorf in der Schweiz überführt, treu seiner „Letzten Bitte“, die er in den schönen Vers gekleidet:

„Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig Dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!“

In Tuttlingen aber, der Oberamtsstadt von Thalheim, wird ihm am 19. Juni ein schönes Denkmal enthüllt, dessen hochragende Idealfigur der „Wacht am Rhein“ wir nebst dem am Sockel angebrachten Medaillonporträt des Dichters unsern Lesern in Abbildung vorführen.

Das Denkmal, ein Werk des Berliner Bildhauers Adolf Jahn, steht auf einem durch Verlegung der Donau gewonnenen großen freien Platz, den zur Zeit schon eine „Bismarck-“ und eine „Moltke-Eiche“ schmücken und der im Laufe der Jahre zu einer wirklich schönen Anlage größeren Stils werden wird. Auf einem dreieinhalb Meter hohen granitnen Sockel, dessen Vorderseite das treffliche Reliefbild des Dichters trägt, erhebt sich die Statue, drei Meter hoch, in Bronze gegossen.

Adolf Jahn ist am 17. Dezember 1838 zu Stettin geboren. Früh verwaist, wuchs er bei einem Oheim zu Berlin auf, wo er erst die Gewerbeschule, dann die Kunstakademie besuchte und mehrfach Preise sich erwarb. Anfangs der achtziger Jahre arbeitete Jahn zu Wien in den Ateliers mehrerer hervorragender Bildhauer und später ebenso in Berlin bei Kruse, Brenier und Kalsack. Gewiß darf man von dem begabten Künstler noch manches schöne Werk erwarten.

Der deutsche Handwerkerverein in Konstantinopel. Vor drei Jahren (Jahrgang 1889, Halbheft 4) haben wir in der „Gartenlaube“ unseren deutschen Landsleuten in Konstantinopel einen Besuch abgestattet und uns berichten lassen von ihrem Leben und Treiben, ihrem Streben und Gedeihen. Wir erfuhren dabei, daß sich das Deutschthum Konstantinopels hauptsächlich in zwei Vereinen zusammenschließt, in der „Teutonia“ und in dem „Deutschen Handwerkerverein“, die sich beide einer gesunden Blüthe erfreuen und, jeder in seiner Art, zur Erhaltung und Förderung deutschen Wesens inmitten der fremdartigen orientalischen Welt zusammenwirken.

Von dem Handwerkerverein ist uns in neuester Zeit wieder ein Lebenszeichen zugekommen. Trotz mannigfacher widriger Verhältnisse — es ist ihm z. B. nicht weniger als dreimal all sein Hab und Gut verbrannt — hat er es heute soweit gebracht, daß er an die Errichtung eines eigenen Heims denken kann, wie es die „Teutonia“ bereits seit Jahren besitzt. Zu diesem Antreten eines eigenen Hauses sieht sich der Verein nicht bloß durch ideale Gründe veranlaßt, ihn zwingen dazu auch die immer mehr steigenden Miethpreise und die Unsicherheit der Besitzverhältnisse.

So hat er denn ein Grundstück erworben, auch einen Baufonds gesammelt, aber der letztere genügt noch nicht für die Ausführung, und allein aus eigenen Kräften konnte der Verein erst in einer Reihe von Jahren zum Ziele gelangen. So wendet er sich denn an den hilfreichen Sinn der deutschen Handwerksgenossen, insbesondere der Handwerkervereine, mit der Bitte, ihm bei der Erreichung seines Zwecks durch Veranstaltung von Sammlungen, von Vorstellungen oder in irgend einer andern angenehmen Weise behilflich zu sein, und wir unterreichen unterstützen gerne eine Bitte, welche wie diese auf Förderung und Belebung

des Deutschthums im Ausland abzielt. Der Vorsitzende des Deutschen Handwerkervereins, Herr Rafael Malik (Konstantinopel, Deutsche Post), ist bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen.

Fleischverkauf an Berliner Arme. (Zu dem Bilde S. 401.) Wen der Zufall einmal in den frühen Morgenstunden durch die Hauptstraßen Berlins, etwa durch die Leipziger- oder die Friedrichstraße, führt, der kann dort eigenthümliche Gruppen beobachten. Vor den Thüren der großen Schlächterläden sieht er ärmlich gekleidete Frauen und Kinder, mitunter wohl auch Männer sich drängen: sie warten oft schon seit der dritten Morgenstunde auf den Augenblick, da der Schlächter seine Thür öffnet und ihnen Fleischabfälle und Knochen um ein billiges Geld verkauft. Mancher Familie, auf deren Tisch sonst Fleisch ein unbekannter Gast bliebe, ist durch diese Einrichtung in der Lage, sich wenigstens ab und zu und in geringeren Mengen das kräftige Nahrungsmittel zu verschaffen, denn das Pfund wird bei diesen morgendlichen Ausverkäufen im Durchschnitt nur mit 25 Pfennig berechnet, und dabei handelt es sich nicht etwa um schlechte Ware, sondern um jene kleineren Brocken und Schnipfel, die beim Zuwägen der schönen großen Stücke in Abfall kommen. Nur ist der verfügbare Vorrath natürlich nicht allzu groß, und deshalb geschieht es immer, daß einige mit getäuschten Hoffnungen und leerem Korbe wieder abziehen müssen.

Unser Bildchen führt uns in einen gedrängt vollen Laden. Auf dem Tische stehen bereits Schinken und andere Delikatessen für die feineren Kunden des Tages, auf dem Hackblock zur Seite aber macht der Fleischergeselle die Portionen für die frühen Besucher zurecht, während die Ladnerin den Einzug der Nickel- und Kupfermünzen besorgt.

Max Schneckenburger.

Bronzemedaillon für das Schneckenburger-Denkmal in Tuttlingen von Adolf Jahn.

Betender Mohammedaner. (Zu dem Bilde S. 413.) Man braucht nur in das Antlitz des ehrwürdigen Greises auf unserem Bilde zu schauen und man erkennt sofort, daß der Künstler uns einen Gottesfürchtigen vorführt, der in einer der Moscheen Kairos in Gebet versunken ist. Und der Alte ist zugleich strenggläubig; er betet genau nach den Vorschriften, welche der Prophet gegeben hat.

In den Satzungen der mohammedanischen Religion nimmt das Gebet eine wichtige Stellung ein. Der Bekenner des Propheten soll sein „Adan" fünfmal am Tage verrichten: einige Zeit nach dem Sonnenuntergang, zur Zeit, wo es vollständig Nacht geworden ist, bei Tagesanbruch, zu Mittag und nachmittags etwa 1½ Stunden vor Sonnenuntergang. Wie dies bei allen orientalischen Religionen der Fall, ist auch bei den Mohammedanern das Beten mit vielen äußerlichen Vorschriften verbunden.

Der Gläubige muß sich vor dem Gebet reinigen; er läßt sich nicht auf dem bloßen Erdboden nieder, sondern stellt sich vor Beginn der Andacht auf einen Teppich oder seinen eigenen Mantel; er ist barfuß und wendet sein Gesicht gegen Mekka. Die Worte des Gebetes muß er durch eine Reihe von genau vorgeschriebenen Stellungen des Körpers, die sogenannten „Rekahs", d. h. Neigungen, begleiten. Der Betende beginnt damit, daß er die Hände an die Ohrläppchen hält, dann etwas unter den Gürtel, hierauf läßt er sich auf die Knie nieder, wirft sich auf die Erde, steht wieder auf, erhebt die Hände *c.* — So ist auch die Stellung des frommen Moslem auf unserem Bilde keine zufällige; sie entspricht einer der streng vorgeschriebenen Rekahs.

Giralda. (Zu unserer Kunstbeilage.) Venedig ist der unerschöpfliche Quell, aus dem Eugen von Blaas seine Studien schöpft; venetianisches Blut rollt auch in den Adern der schwarzlockigen und schwarzäugigen Schönen, die ihm zu seiner „Giralda" Modell gestanden. Seit Jahren ist der Künstler in Venedig ansässig, dort hat er einst von seinem eigenen Vater, dem Wiener Historienmaler Karl von Blaas, die erste Anleitung in seiner Kunst erfahren — auch seine Wiege hatte auf italienischem Boden, zu Albano, gestanden — und so ist er mit jener malerischen Schatzkammer, der schönen Lagunenstadt und ihren Bewohnern, aufs innigste vertraut worden.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 388: Ein tadelnder Feind ist oft besser als ein schweigender Freund.

Auflösung der Dechiffrieraufgabe auf S. 388:

	s	l	g	f	d
e	a	b	c	d	e
u	f	g	h	i	k
i	l	m	n	o	p
a	q	r	s	t	u
o	v	w	z	ä	ü

Gesteh' dir's selbst, hast du gefehlt,
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

Franz Grillparzer

Auflösung der Skataufgabe Nr. 4 auf S. 388:

Wie sich aus den Dispositionen der Aufgabe ergiebt, war die Vertheilung der Karten folgende: Vorhand hatte gO trumpfen müssen, sA gefunden und, nachdem er sA, s7 gedrückt, folgende Karten:

eW, gW, rW, gD, gZ, g9, rD, rZ, sK, sO.
Mittelhand: g7, g8, eO, gK, sW, sD, s9, s8, s7, eO.
Hinterhand: r7, 8, r9, rO, rK, rZ, eD, eZ, eK, e9.

Das Spiel nahm folgenden Verlauf:

1. eW, g7, r7	(+ 3)	6. rO! eZ, gD	(+ 24)
2. rW, g8, r8	(+ 2)	7. sK, s7, e9	(+ 4)
3. gW, gO, r9	(+ 5)	8. sD, s8, rO	(+ 6)
4. g9? gK, rZ	(— 14)	9. rD, s9, rK	(+ 15)
5. sW, eD, gZ	(— 23)	10. sZ, sD, eK	(— 25)

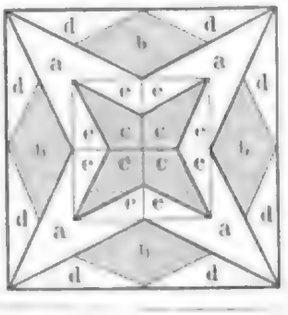
Der Spieler hätte aber schon aus dem ersten Stiche ersehen können, daß Mittelhand 5 Trümpfe hatte, und hätte deshalb im 4. Stich sofort gZ anstatt g9 vorspielen sollen. Nach 4. gZ! sW, eD (— 23) folgt dann:

5. eO! eZ, g9!	(+ 13)	8. sK, s8, rK	(+ 8)
6. gD, gK, r9	(+ 15)	9. sO, s9, eK	(+ 7)
7. rD, s7, rO	(+ 14)	10. sZ, sD, rZ	(— 31)

Auflösung der Logogriphaufgabe auf S. 388:

Dahn, Bett, Ems, Bote, Hela, Ritter, Seine, Band, Welle, Enkel, Ahr, All, Falle, Haff, Kante, Alk, Schale, Melle, Kinn, Erbe, Gabe, Eder, Eile, Liter, Halm, Eis. (Dem Blinden hilft keine Brille.) Hahn, Belt, Eos, Note, Hera, Ritter, Seide, Bann, Wille, Enkel, Aar, Alm, Falle, Hani, Kanne, Ale, Schalk, Merle, Kirn, Erbe, Gade, Eden, Eule, Eiter, Harm, Fis. (Freunde erkennt man in der Noth.)

Auflösung der geometrischen Mosaikaufgabe auf S. 388:



Auflösung des Quadalräthsels auf S. 388:

M	e	n	e	l	a	u	**s**
B	**a**	s	i	l	i	**u**	s
A	n	**t**	o	n	**i**	u	s
B	l	u	**t**	**d**	o	r	n
B	l	a	**u**	**h**	o	l	z
B	i	**a**	r	r	**i**	t	z
G	**l**	a	u	c	h	**a**	u
C	h	a	b	r	i	a	**s**

☛ **Hierzu Kunstbeilage VII: Giralda. Von Eugen v. Blaas.**

Unseren Abonnenten machen wir die Mittheilung, daß wir uns infolge vielfach laut gewordener Wünsche entschlossen haben,

Sammel-Mappen für die Kunst-Beilagen der Gartenlaube

herstellen zu lassen. Diese Mappen sind in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Farbenpressung elegant und geschmackvoll ausgeführt und zu dem mäßigen Preise von **2 Mark** durch die Buchhandlung zu beziehen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post-Abonnenten erhalten die Mappe gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken direkt von der Verlagshandlung.

Die Mappe ist zur Aufnahme von ca. 50 Stück der Kunst-Beilagen, welche die Abonnenten der „Gartenlaube" seit vorigem Jahr regelmäßig erhalten, berechnet, reicht also für drei Jahre aus; nach Ablauf dieser Zeit bildet die gefüllte Mappe ein vollständiges, werthvolles Prachtwerk, und es kann dann eine neue Sammel-Mappe für die folgenden Kunstblätter bezogen werden.

Abonnenten der „Gartenlaube", welche die Kunst-Beilagen am Schluß des Jahres mit den Heften zusammen einbinden lassen, können die Mappen auch zur Aufbewahrung der neuesten Hefte verwenden und dadurch zur Schonung derselben beitragen.

Die Verlagshandlung der Gartenlaube.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 14. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

18.

Die Dämmerung, welche über den Bergen die ersten Fäden spann, webte im Thale schon die grauen Schleier.

Wolfrat war aus dem Sudhaus heimgekehrt und saß mit Sepha am Tisch. Vor zwei Tagen hatte sie die Kraft gefunden, das Lager zu verlassen . . . es war die Kraft, die der Kummer und die Sorge giebt.

Sie hatten ihr karges Nachtmahl schon verzehrt, aber sie saßen noch, schweigend; jedes hielt die Arme über den Tisch gelehnt und grübelte mit verlorenen Blicken vor sich hin.

Lippele kniete auf der Bank und guckte zum offenen Fenster hinaus. Mit einmal rief er: „Schau, Mutterl, schau, die Berg' thun brennen!“ Es störte ihn nicht, daß er keine Antwort erhielt. „So, so,“ schmollte er mit nickendem Köpflein, „wann die Dittibas' verbrennen thut . . droben!“

Wolfrat erhob sich ungestüm, schritt ein paarmal in der Stube auf und nieder und warf sich im Ofenwinkel auf die Bank, daß das Brett laut krachte. Sepha schlug die Hände vor das Gesicht.

Eine stille Weile verging, dann streckte Lippele neugierig den Kopf; er hatte am Hag das Thürlein knarren hören.

„Vater! . . . Mannerleut' kommen!“

Sepha erblaßte, und Wolfrat sprang auf das Fenster zu.

„Sie kommen, Seph'!“ sagte er mit heiserer Stimme und griff nach dem Tisch, als befiele ihn ein Schwindel.

„Jesus Maria!“ stöhnte das Weib, flog auf ihn zu und umschlang ihn mit zitternden Armen.

Er richtete sich auf. „Nimm Dich zusammen, Seph',“ sagte er ruhig. „Sie dürfen kein unrechtes Wörtl hören. Komm', setz' Dich her, da . . .“ er drückte sie auf die Bank. „Und red' keinen Laut! Vom Gesicht schaut Dir im Zwielicht keiner was ab. Und wenn es schief ausgehen sollt' . . . ich glaub's nicht, Seph', sei ruhig . . . ich mein' halt, für alle Fäll' . . .“ seine Stimme dämpfte sich zu hastigem Geflüster, „so laß ich Dir eine Hilf' zurück in der Noth . . . einen Schatz, der zum heben ist . . . mir ist er verschlossen, so lang' ich leb' . . . aber wenn's einmal aus ist mit mir, dann sollst Du was haben davon und mein Bub' . . . ein goldener Schatz, Seph' . . . und der Schlüssel dazu — das ist die Dirn'!“

Sie starrte ihn entsetzt an; von allem, was er sagte, verstand sie nur das eine: daß er an das Schlimmste dachte. Das Fenster wurde dunkel, als die Männer draußen vorübergingen. Wolfrat nahm hastig seinen Platz hinter dem Tisch wieder ein.

Die beiden Knechte, welche Herr Schluttemann ausgeschickt hatte, traten in die Stube; der Frohnbote, den sie mitgenommen, blieb draußen vor der Hausthür stehen.

Lippele rutschte hurtig von der Bank herunter, lief auf die Mutter zu und schmiegte sich unter ihren Arm.

„Ist der Polzer daheim?“ fragte einer der Knechte.

„Wohl wohl,“ sagte Wolfrat. „Was giebt's?“

Der Knecht zögerte mit der Antwort; sein Blick streifte das Weib. „Geh', komm' ein' Weil' mit uns vors Haus.“

„Ich hab' den ganzen Tag geschafft und bin müd'!“

„Wirst aber heut' doch noch einen weiten Weg machen müssen!“

„Warum? Und wohin?“

„Warum, das wirst erfahren, und wohin, das wirst sehen.“

Wolfrat lachte. „Da bin ich aber schon neugierig. Wer will denn was von mir?“

„Der Vogt!“

„Der Vogt?“ wiederholte Wolfrat überrascht. „So? So?“ Er strich sich die Hand über die Haare und erhob sich. „Ja freilich, da muß ich schon gehen. Aber . . . wenn ich recht gehört hab', ist ja der Vogt sein Feiertag auf der Jagd . . . freilich, hab's ja von Euch selber

Max von Forckenbeck.

Nach einer Original-Aufnahme des Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin

gehört, wie ich auf der Alm meine Schweſter geſucht hab'. Was will er denn von mir da droben?"

Die Knechte wollten ihn faſſen; allein er trat zurück und machte zwei Fäuſte. „Oho! So iſt's gemeint? Ich geh' von ſelber mit, weil der Vogt mich haben will. Aber anrühren ſoll mich keiner, ſonſt ſchlag' ich zu!"

„So komm'!"

Wolfrat nahm den Hut von der Ofenſtange und ging auf ſein Weib zu. „Behüt' Dich Gott, Seph'! Bis morgen abend bin ich wohl wieder daheim." Er reichte ihr die Hand und hob den Buben in die Höhe.

„Vater," klagte Lippele, „Du thuſt mich drucken!" Und als der kleine Burſch' auf der Erde ſtand, rollte er die Schultern und dehnte die Aermchen, als wären ihm alle Knöchlein aus den Fugen gerathen und er müßte ſie wieder einrenken.

„Alſo, weiter!" ſagte Wolfrat und ging den beiden Knechten voran zur Stube hinaus.

„Mutterl?" fragte Lippele. „Wohin muß denn der Vater?"

Schluchzend warf ſich Sepha über den Tiſch; ſie hatte ein Gefühl, als wäre ihr jählings etwas eiſig Kaltes ins Herz gefahren.

Als Wolfrat aus der Hausthür trat, packten ihn die Knechte unverſehens, der Frohnbote warf den Strick, und ehe Wolfrat ans Wehren denken konnte, waren ihm ſchon die Hände hinter den Rücken gebunden. Er ſprach kein Wort mehr. Doch als ſie ihn durch den Hag auf die Straße führten, warf er einen langen Blick auf das Totenbrett ſeines Kindes.

„Bet', bet'," ſagte das Brett, „vielleicht biſt Du der Nächſt'!"

Da kam der Knecht, den Herr Heinrich geſchickt hatte, die Straße hergerannt. Keuchend blieb er vor den anderen ſtehen.

„Willſt was?" fragten ſie ihn.

Er ſchüttelte den Kopf und ließ ſie ihres Weges ziehen. Während er ſtand und ihnen nachblickte, hörte er aus dem Haus des Eggebauern lautes Geſchrei und wirren Lärm, dann eine heulende Weiberſtimme. Gleich darauf kam eine Magd durch den Garten nach der Straße gerannt.

„Was iſt denn los bei Euch?" fragte der Knecht.

„Der Bäuerin iſt was geſchehen, ich muß zum Bader laufen."

Er rannte neben ihr her. „So red' doch, was iſt der Bäuerin?"

„Der Krank iſt ſchon über ein Jahr lang in ihr und hat ihr allweil unguter zugeſetzt. Und da hat ihr der Bader geſagt, ſie könnt' nur geſunden, wenn man ihr ein Herzkreuzl eingeben thät'. Der Bauer hat ihr aber keins verſchaffen können, und deswegen iſt die Bäuerin allweil ſoviel ſchiech mit ihm geweſen und hat gezaunt und gepagt* in einem fort. Heut' auf den Abend ſind ſie wieder aneinander gerathen, und die Bäuerin im Zorn iſt aus dem Bett geſprungen und hat ihm die Krunkel an den Kopf gehaut. Derweil aber iſt ſie ausgerutſcht und der Läng' nach hingeſchlagen auf den Boden . . . ſo ein ſchweres Leut . . . und da muß ihr einwendig was gebrochen ſein, ja, und drum muß ich zum Bader laufen . . ."

Die Dirne wurde dem Knecht zu flink; er blieb hinter ihr zurück und wartete auf den Frohnboten, der die beiden Knechte und ihren Gefangenen nur eine kurze Wegſtrecke begleitet hatte.

Die Dämmerung wandelte ſich zur Nacht. Als die Knechte mit Wolfrat das Seedorf hinter ſich hatten und den Wald erreichten, ſteckten ſie die Fackel in Brand; der ſie trug, ſtieg voran; dann kam Wolfrat und hinter ihm ging der andere Knecht, welcher den Strick, der von Wolfrats gebundenen Händen ausging, an ſeinen ledernen Gurt befeſtigt hatte. Nur zuweilen ſprachen die Knechte ein paar Worte, die den Weg betrafen. Wolfrat ließ keinen Laut hören. Mit finſteren Augen ſtarrte er vor ſich hin auf den Pfad oder in den Wald hinein, in welchem der röthliche Schein der qualmenden Fackel einen geſpenſterhaften Kampf zwiſchen der fahlen, unruhig zuckenden Helle und den ſchwarzen Schatten erregte. Alles erhielt Leben; die mooſigen Felsblöcke waren anzuſehen wie die Köpfe von Ungeheuern, die aus der Erde zu ſteigen ſchienen; Baumſtrünke mit dürrem Aſtwerk tauchten aus der Finſterniß hervor gleich abenteuerlichen Geſtalten mit borſtigem Haar und zum Fang ausgeſtreckten Armen.

Als Wolfrat vor fünf Tagen dieſen gleichen Weg in der Nacht emporgeſtiegen, da war es ſtill und finſter geweſen im Wald. Und langſamer war's gegangen. Denn das Kreuzbild, das er auf dem Rücken getragen, hatte ſich mit den ausgeſtreckten Armen bald an Bäumen, bald an Zweigen verfangen . . . „grad, als hätt's mich halten wollen," dachte er.

Auf den Almen raſteten ſie eine Stunde; dann ging's wieder weiter. Der Morgen dämmerte, als ſie ſich der Kreuzhöhe näherten. Mit ſcharfen, dunklen Linien hob ſich das heilige Bild vom bleichen Himmel ab. Seit Wolfrat es gewahrt hatte, konnte er den Blick nicht mehr von der Erde erheben. Und als er am Kreuz vorüberſchritt, geneigten Hauptes, mit ſcheuen Augen, rann ihm ein kalter Schauer durch das Herz. „Er lebt ja doch, ich hab' ihn doch nicht erſchlagen!" ſchrie es in ſeiner Seele. Aber die Furcht wollte nicht von ihm weichen. Und eines wußte er: beten konnte er niemals wieder in ſeinem Leben, ſeit er an dieſer Stelle, den Namen Gottes heuchleriſch auf den Lippen tragend, den Mordgedanken unter ſeiner Stirn geboren hatte. Er hatte nicht einmal beten können am Grab ſeines Kindes; ſo oft er auch begonnen: „Vater unſer" . . . immer wieder ſtand das blutbefleckte Kreuz vor ihm und ſchloß ihm die Lippen.

Er athmete auf, als ſie an der böſen Stelle vorüber waren. Ueber das Steinthal her blinkten im Morgengrau ſchon die Hütten. In den Felswänden hörte man die Steine gehen, welche die ziehenden Gemſen löſten. Einzelne Wölklein, tief violett, ſchwammen langſam am blaſſen Himmel.

Es begann ſchon voller Tag zu werden, als ſie die Hütten erreichten. Auf der Bank vor dem Herrenhauſe ließen ſie ſich nieder; die Thüren waren noch geſchloſſen, alles war ſtill; ſogar die Quelle murmelte ſchläfrig, als wäre ſie verſiegt in der Nacht und begänne jetzt erſt wieder zu fließen, da es tagen wollte. In der Jägerhütte ſchlummerte Haymo auf ſeinem Lager, und Frater Severin, der bei ihm hätte wachen ſollen, ſchnarchte auf der Holzbank; er hatte am vergangenen Abend ein ſchweres Werk geleiſtet: er hatte ſein „Pärchen" Rechberg und Stein ganz allein bezwingen müſſen, da Herr Heinrich den Vogt zu ſich in die Schlafſtube genommen, um den Heuboden für Gittli zu räumen.

Herr Schluttemann, dem die gewohnte „Bettſchwere" fehlte, erwachte zuerſt. Lautlos öffnete er den Fenſterladen, und da gewahrte er die Knechte und den Sudmann; eine Weile ſtand er unſchlüſſig und kraute ſich den Kopf; dann ging er hinaus. Darüber erwachte Herr Heinrich.

Wolfrat und die Knechte erhoben ſich, als der Vogt aus der Thür trat; kopfſchüttelnd ging er auf den Gefangenen zu, er donnerte und blitzte nicht wie ſonſt, nur ernſter Vorwurf klang aus ſeiner Stimme, als er zu Wolfrat ſagte: „Polzer, Polzer! Was haſt denn da jetzt angeſtellt! Das wird Dir einen böſen Tag bringen!"

Es wäre Wolfrat wohler zu Muth geweſen, wenn der Vogt geſchrien und mit den Fäuſten gefuchtelt hätte, als wollt' er ihn niederſchlagen auf dem Fleck. So aber fehlte ihm die Ruhe in der Stimme, als er, mit finſteren Augen aufblickend, dem Vogt erwiderte: „Ich weiß nicht, was Ihr meinet, Herr! Aber wiſſen möcht' ich wohl, warum mich Eure Leut' überfallen und am Strick dahergeführt haben wie einen Ochs, den man metzgen will!"

„Polzer! Polzer! Thu' nicht leugnen!" ſagte Herr Schluttemann mit den ſanfteſten Lauten, deren er fähig war. „Sonſt muß Dich einer fragen, der eine heiße Zung' hat und eiſerne Zähn'!"

Wolfrats Geſicht wurde aſchfarben. „Ich brauch' nichts leugnen und nichts eingeſtehen. Ich weiß nicht, was Ihr wollt von mir!"

„Polzer, Polzer! Ich will Dir in aller Güt' nur ſagen . . ." der Vogt verſtummte, denn Herr Heinrich war aus der Thür getreten. Nur einen Bücklinq machte Herr Schluttemann und deutete auf den Gefangenen.

Lange ließ Herr Heinrich ſchweigend ſeinen Blick auf Wolfrat ruhen, und dieſer ertrug den Blick und zuckte mit keiner Wimper.

„Bindet ihm die Hände los!"

Herr Schluttemann machte große Augen. „Reverendiſſime, ich bitte zu bedenken . . ."

„Ich habe bedacht," ſagte Herr Heinrich kurz. „Löſet ihn, dann ſoll er mir folgen." Er trat in die Herrenſtube.

Wolfrat athmete auf, reckte die befreiten Arme und folgte.

„Weck' einer den Frater!" ſagte Herr Schluttemann zu den Knechten und ging hinter Wolfrat her. Kaum hatte er die Herrenſtube betreten, als Gittli vom Heuboden über die Leiter niederglitt, mit verſtörten Augen und totenblaſſem Geſicht. Die Stimmen hatten ſie geweckt. Sie wankte zur Thür hinaus, ſie hörte die Worte nicht, die Frater Severin ihr zurief, ſie ſah die Knechte nicht ſtehen und ſie anglotzen . . . mit vorgeſtreckten Händen

* Zannen und pagen — keifen und ſchelten.

und fliegenden Haaren ſtürzte ſie der Jägerhütte zu und brach vor Haymos Lager mit ſchluchzendem Schrei in die Knie.

„O Jeſu mein! Gittli! Was haſt denn?“ ſtammelte Haymo, dem der Schreck faſt die Sprache nahm.

„Sie haben ihn, o Mutter Maria, ſie haben ihn!“

„Wen, Gittli?“

„Der's gethan hat! Mein Bruder, Haymo . . . es iſt mein Bruder!“ Stöhnend warf ſie die Arme über das Bett und drückte, krampfhaft ſchluchzend, das Geſicht in die Decke.

Haymo war erblaßt. Ihr Bruder! Das Wort hatte ihn faſt gelähmt, er konnte keinen Finger rühren . . . er ſaß da und ſtarrte mit kummervollen Augen auf Gittlis Haupt.

Jetzt hob ſie langſam das Geſicht, fuhr ſich mit zitternder Hand über die Stirn, rutſchte auf den Knien näher, umklammerte ſeine Hände und ſchaute zu ihm auf, mit ſtarren Zügen, verzweiflungsvolle Angſt in ihren fragenden Augen.

Sie brauchte nicht zu ſprechen, er verſtand dieſe Frage. Eine brennende Röthe flog über ſeine Stirn. „Ich darf's nicht hehlen, Gittli . . . ich darf nicht!“

„Haymo! Haymoli! Schau, ſchau doch, wie ich Dich bitten thu'!“ Sie ſchlug die Hände ineinander, und die glitzernden Zähren rannen ihr über die Lippen, während ſie ſchluchzte: „Es iſt ja mein Bruder, und ſie hauen ihm die Hand ab und ſchlagen ihn zu Tod wie den Grünwieſer-Conrad in Salzburg, der einen Hirſch gefangen hat . . . und die arme Schwäb'rin, die muß ja verſterben, wenn ſie's hört, und ſchau, am Oſtertag iſt ihr doch erſt ein Kindl verſchienen, ſo ein liebes, gutes Kindl . . . Haymo, Haymoli . . .“

„Ich darf nicht, darf nicht!“ ſtammelte Haymo.

In ſtrömendes Weinen ausbrechend, ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht und wankte zur Thür hinaus. Er ſtreckte die Arme nach ihr, aber ſeine Lippen wollten ihren Namen nicht finden.

Hinter der Hütte, zwiſchen dem tief niederhängenden Gezweig der Fichten ſank ſie ſchluchzend auf die Erde. Hätte ſie lauſchen können, ſie hätte von der Herrenſtube her durch das offene Fenſter die redenden Stimmen hören müſſen.

Wolfrat ſtand vor Herrn Heinrich, als wären ſeine Glieder von Stein. „Und wenn Ihr mich hundertmal fraget, Herr,“ ſagte er mit kalter Ruhe, „ich weiß keine andere Widerred'! Ich hab' den Weg gemacht, weil mir der Eggebauer das Lehent geliehen hat. Ich hab' den ‚Herrgott‘ heraufgetragen, hab' ihn aus Kreuz genagelt, vor Tag bin ich fertig geweſen, hab' nichts geſehen und gehört, hab' mich wieder aufgemacht und bin daheimgeweſen vor der neunten Stund'. Wie die Dirn' über Nacht nicht heimgekommen iſt, hab' ich mich freilich zu ſorgen angefangen. Aber bis Mittag, da hab' ich . . . hab' ich . . .“ Er ſtockte. „Ich hab' zu ſchaffen gehabt.“

„Du haſt Dein Kind begraben?“

Er nickte. „Und auf den Abend hab' ich im Sudhaus ſein müſſen. Erſt in der Nacht hab' ich fort können und ſchauen nach der Dirn'. Wie ich dann auf der Almen gehört hab', was geſchehen iſt, hab' ich mir gedacht: ſie ſoll nur bleiben, bei ſo was iſt ein Weiberleut allweil gut, und bin heimgegangen. Und hätt' ich's denn ausgeredet überall, wenn ich es ſelber gethan hätt'?“

„Sag', weshalb iſt Deine Schweſter zu Berg gegangen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wollte ſie Schneerosen pflücken für das Kind? Zum Engelkränzlein?“

Er zögerte mit der Antwort. Das wäre ein Ausweg geweſen! Aber nein, lügen auf ſein totes Kind, das brachte er nicht zuwege.

„Nun?“

„Ich weiß es nicht!“

Herr Schluttemann machte einen Bückling. „Reverendiſſime! Sollt' ich nicht etwa die Dirn' jetzt holen?“

Herr Heinrich wehrte mit der Hand. „Laſſet das Mädchen aus dem Spiel!“

Wolfrats Augen blitzten, und ſeine Bruſt hob ſich. Da winkte von irgendwo eine Hilfe! Das wußte er nun: Gittli hatte ihren Schwur gehalten. Jetzt hatte er nur eines noch zu fürchten . . . und das ließ nicht lange auf ſich warten. Denn Herr Schluttemann machte abermals einen Bückling und ſagte:

„Reverendiſſime! So wär' es wohl an der Zeit, den Haymo wider ihn zeugen zu laſſen?“

„Und Ihr meinet, dadurch würden wir der Wahrheit auf die Spur kommen?“

„Ei freilich!“

„So? So?“ ſagte Herr Heinrich in einem Ton, der beinahe vermuthen ließ, als wäre er anderer Meinung. „Gut, gehen wir!“ Er erhob ſich. „Komm'!“ ſagte er zu Wolfrat. „Wenn Du die Wahrheit ſprachſt, ſo haſt Du ja nichts zu fürchten.“

Wolfrat brachte keinen Laut über die Lippen. Einen Augenblick ſchien die Ruhe ihn verlaſſen zu wollen. „Schwören kann er nicht, daß ich es war,“ ſagte er ſich in ſeiner zähen Hoffnung, „mein Geſicht war angerußt, nicht einmal mein Weib hätt' mich erkannt.“ Er hob den Kopf und folgte Herrn Heinrich mit ſchweren Schritten. Sie gingen hinüber zur Jagdhütte, wobei der Vogt keinen Blick von Wolfrat verwandte; auch gab er den Knechten heimlich einen Wink, daß ſie ſich in der Nähe halten ſollten.

Unter der Thür der Jägerhütte trat ihnen Haymo entgegen; er trug den Arm in einer Schlinge; ſein Geſicht war weiß wie ein Linnen. Wolfrat ſenkte den Blick.

„Sieh' Dir dieſen Mann an, Haymo!“ ſagte Herr Heinrich. „Der ſoll es gethan haben. Erkennſt Du ihn?“

Wolfrat hob die Augen und erzitterte vor dem Blick, den Haymo auf ihn richtete; denn er las aus dieſem Blick, daß der Jäger ihn erkannte. Doch Haymos Lippen blieben geſchloſſen.

„So ſprich,“ mahnte Herr Heinrich, „erkennſt Du ihn als jenen, der es gethan hat?“

„Nein, Herr!“

Ueber Wolfrats Züge flog eine heiße Röthe. Herr Heinrich blickte um ſich, als ſuche er jemand . . . doch er ſah nur, wie die niederhängenden Zweige der Fichten ſich zitternd bewegten. Der Vogt aber griff ſich mit beiden Händen an den Kopf, rannte auf Haymo zu, fuchtelte ihm mit den Fäuſten vor dem Geſicht umher und ſtotterte: „Ja Menſch, wo haſt Du denn Deine Augen? So ſchau' ihn doch an! Ich ſage Dir, er muß es geweſen ſein! Schau' ihn doch an! Gelt, Du erkennſt ihn?“

„Nein, Herr Vogt!“ ſagte Haymo mit bebender Stimme. „Der's gethan hat, war geringer am Leib und hat ſchwarzes Haar gehabt! Der da war's nicht.“

Herr Schluttemann hob die Arme und ließ ſie auf ſeine Hüften fallen, als wollte er ſagen: „Jetzt ſteht mir der Verſtand ſtill!“

„Ihr ſehet, Vogt, man kann ſich irren!“ ſagte Herr Heinrich. „Wir müſſen den Mann freigeben.“ Er nickte, als wäre die Sache für ihn erledigt, und ging der Herrenhütte zu. Unter der Thür rief er den Frater. „Die Knechte ſollen packen, wir ſteigen vor Mittag noch zu Thal. Du, der Vogt und das Mädchen, Ihr gehet mit den Knechten über die Almen. Ich warte hier mit dem Haymo, bis das Maulthier kommt; dann nehmen wir den Abſtieg nach dem See, er iſt kürzer und für Haymo minder beſchwerlich.“

Vor der Jägerhütte ſtand Haymo noch immer auf der gleichen Stelle. Als er den Propſt in der Thür verſchwinden ſah, athmete er tief auf, wandte ſich wortlos ab und trat in die Hütte.

Wolfrat und Herr Schluttemann waren allein.

„Schau, ſchau,“ ſagte der Vogt und kraute ſich das Genick, „jetzt hab' ich Dir halt doch unrecht gethan!“

Wolfrat ſchwieg und blickte langſam nach den beiden Thüren.

„So ſei halt jetzt zufrieden, Polzer, und thu' Dich nicht kränken!“ ſtotterte Herr Schluttemann. „Und daß Dir die Schicht ausbezahlt wird, die Du heut' im Sudhaus verſäumt haſt, dafür ſorg' ich ſchon, ja, ja!“

„Kann ich jetzt gehen, Herr?“ fragte Wolfrat mit rauher Stimme.

„Freilich, Polzer, freilich! Ja, geh' nur heim zu Deinem Weib!“ Freundlich klopfte der Vogt den Sudmann auf die Schulter. „Und weißt, wenn's im nächſten Jahr wieder hapert mit dem Lehent, dann komm' nur zu mir, ja, ich laß' ſchon mit mir reden.“

„Es wird's nicht brauchen, Herr! Behüt' Euch Gott!“ Wolfrat zog den Hut in die Stirn und ging dem Steig zu, während Herr Schluttemann kopfſchüttelnd das Herrenhaus betrat.

Da rief Herr Heinrich aus dem Fenſter: „Wolfrat? Wohin?“

„Heim will ich, Herr! Ich kann doch gehen?“

„Wenn Du willſt. Doch es wär' mir lieb, wenn Du eine Weil' noch bleiben möchteſt. Ich hätt' eine Arbeit für Dich.“

„Wohl wohl, Herr,“ ſagte Wolfrat zögernd.

„Setz' Dich nur da her auf die Bank und warte, bis ich komme.“

Mit finſteren Augen ging der Sudmann zur Bank; man ſah es ihm an, er that's nicht gern; unter dem Kittel rührte er die Schultern, als wär' ihm nicht wohl zu Muth in ſeiner Haut.

Zwiſchen den Zweigen der Fichten ſchlüpfte Gittli hervor und huſchte in die Jägerhütte. Haymo ſaß auf dem Bett. Sie flog auf ihn zu, umſchlang ſeine Hand und ſank leiſe weinend in die Knie.

„Aber Gittli, geh', was machſt denn?“ ſtammelte er mit umflorter Stimme und hob ſie auf.

„Vergelt's Gott, Haymo, vergelt's Gott tauſendmal, weil Du Erbarmen gehabt haſt mit ihm!“

„Hab' ich nicht müſſen?“ flüſterte er. „Und wenn's mich gleich meine Seel' gekoſtet hätt'!“ Seine Augen hingen an ihr mit ſehnſüchtiger Schwermuth.

„Schau, Haymo,“ zitterte es von ihren Lippen, „er hat ja freilich was Arges, Arges gethan! Aber gelt, ich hab' es doch ein bißel wieder gut gemacht? Wie er gekommen iſt und hat's der Schwäb'rin geſtanden . . . und ich bin drin in der Kammer geweſen und hab's gehört . . . ſchau, da hat mich doch keins nimmer halten können, gelaufen bin ich und gelaufen, bis ich Dich gefunden hab' . . . und gelt, ich hab's doch wieder ein bißel gut gemacht?“

Er ließ ihre Hände und überflog ſie mit bangem Blick. „Nur weil Du's wieder gut haſt machen wollen?“ fragte er mit verſagender Stimme. „Und ſonſt wegen gar nichts biſt gekommen?“

Sie blickte mit erſchrockenen Augen zu ihm auf. „Weswegen ſonſt denn hätt' ich kommen ſollen? . . . Ja was haſt denn? Was ſchauſt mich denn ſo an?“

Er ſchwieg und ſtrich mit der zitternden Hand über die Stirn.

„Aber ſo red' doch!“ ſtotterte ſie in herzbeklemmender Angſt.

Er ſchüttelte nur den Kopf und wandte ſich ab.

„O mein Gott, ja was haſt denn, ich hab' Dir doch nichts gethan?“

Sie wollte ſeine Hand erfaſſen. Da klang von draußen die Stimme des Fraters: „Gittli, Gittli!“ Er trat in die Stube. „Da biſt Du ja! So komm' doch, Dirnlein, komm' doch, Du ſollſt mir packen helfen.“ Bei der Hand zog er ſie mit ſich fort.

„Haymo . . .“ ſtammelte ſie noch einmal, aber da ſtolperte ſie ſchon über die Schwelle hinaus.

Als ſie an Wolfrat vorüber kam, ſenkte er den Kopf. Sie wollte zu ihm ſprechen, allein der Frater hielt feſt und zog, da gab es kein Bleiben. In der Küche that ſie wortlos, was man ihr ſagte.

„Bruder,“ flüſterte Herr Schluttemann dem Frater zu, „packet das ‚Pärchen‘, das noch übrig iſt, oben auf! Dann haben wir doch eine Kurzweil, wenn wir raſten.“

Frater Severin nickte verſtändnißinnig.

Ein halbes Stündlein ſpäter waren ſie alle zur Heimfahrt gerüſtet. Als Wolfrat die beiden Knechte mit hochbeladenen Kraxen dahinſchreiten ſah, erhob er ſich von der Bank. Die Ungeduld der Furcht zitterte ihm in allen Fibern. Er trat an das Fenſter und rief hinein: „Soll ich noch allweil warten, Herr?“

„Ja, Wolfrat!“ klang Herrn Heinrichs Stimme, als eben Gittli zu ihm in die Stube kam, um Abſchied zu nehmen. Er ſah ſie lange an mit freundlichen Augen. „Geh' mit Gott, mein Kind!“ ſagte er und bot ihr die Hand. Als ſie dieſelbe küßte, fiel eine Zähre aus ihren Augen.

„Gittli? Bekümmert Dich etwas?“

Sie ſchüttelte das Köpfchen und ſchlich davon. Vor ihrem Bruder blieb ſie ſtehen. „Gelt, ich kann der Seph' ſchon ſagen, daß Du bald heimkommen wirſt?“

„Sagen kannſt ihr's allweil!“

Sie wollte gehen. Mit unruhigen Augen blickte er ihr nach. Jetzt ſprang er auf.

„Dirn'!“

Sie wandte ſich zu ihm zurück, und da ſtreckte er ihr wortlos die Hand entgegen. Mit kummervollem Antlitz, die Lippen wortlos bewegend, blickte ſie zu ihm auf, als ſie ihre Hand in die ſeine legte.

„Tummel' Dich, Dirnlein, daß wir weiter kommen!“ mahnte Frater Severin.

„Ich geh' ſchon!“ ſtotterte ſie und eilte nach der Jägerhütte. Sie fand die Stube leer. Erſchrocken kam ſie herausgelaufen. „Ja wo iſt denn der Haymo?“

„Vor einer Weil' hat er dem Hund gepfiffen,“ rief ihr Wolfrat zu, „und iſt da hinaufgeſtiegen nach den Halden.“

Zitternd ſtand ſie und ſtarrte in die leere Stube.

„Iſt das ein Narr, ein unguter!“ brummte Frater Severin. „Nicht einmal warten kann er, bis man ihm ein ‚Behüt' Gott‘ ſagt! Komm', Dirnlein, komm'!“

Zögernd, mit geſenktem Köpfchen, ſchritt Gittli hinter Herrn Schluttemann und dem Frater einher. Immer wieder blieb ſie ſtehen und blickte nach der Jägerhütte zurück, ſo daß die beiden weit vorauskamen.

Nun führte ſie der Weg in eine Mulde, und die Hütten verſchwanden. Da ſank ſie auf einen Stein und ſchluchzte in ihre Hände.

„Jetzt iſt er barb auf mich . . . und ich hab' ihm doch nichts gethan!“

Aus dem Thal herauf hörte ſie den Frater ihren Namen rufen. Mit dem Aermel trocknete ſie ihre Augen und fing zu laufen an.

19.

„So, Wolfrat!“ ſagte Herr Heinrich, als er, die Armbruſt führend, aus der Thür trat. „Wir werden bald fertig ſein. Ich hab' mich ja ſchon zur Heimfahrt gerüſtet.“

Wolfrat erhob ſich. „Was ſoll ich ſchaffen, Herr?“

„Geh' in die Küche und hol' einen Zuber!“

Der Sudmann eilte ſich; das ſah ja wirklich aus nach Arbeit; mit einer hölzernen Waſſerkanne kam er zurück.

„Komm'!“ ſagte Herr Heinrich und ging dem Pfade zu, der in das Steinthal führte. Wolfrat folgte mit raſchen Schritten.

„Was er nur wollen mag?“ fragte er ſich im ſtillen. Eine Ahnung drohender Gefahr beſchlich ihn. Narretei! Der Jäger hatte doch für ihn gezeugt, und Herr Heinrich ſelbſt hatte ihn freigegeben! „Vielleicht ſoll ich ihm Wurzen graben? Oder . . . vielleicht hat er ein Erz gefunden, das er proben will, und ich ſoll ihm einen Zuber voll heimbringen!“ Beruhigt ſchritt er weiter. Aber immer länger erſchien ihm der Weg, den ſie gingen. Nun waren ſie wohl ſchon eine halbe Stunde gewandert . . . und von der Höhe her winkte das Kreuz. Wolfrat blieb ſtehen. „Herr? Wohin gehen wir?“

„Komm' nur!“ ſagte Herr Heinrich und ſchritt weiter. Als er merkte, daß ihm Wolfrat nicht folgte, hielt er inne, wandte das Geſicht und fragte lächelnd: „Oder willſt Du nicht kommen?“

„Wohl wohl, Herr!“

Langſamen Schrittes wanderten ſie auf dem anſteigenden Pfad empor. Jetzt kamen ſie zu einem rinnenden Waſſer. „Fülle den Zuber!“ befahl der Propſt.

Wolfrat that es. „Was weiter, Herr?“

„Komm' nur!“

Immer mehr näherten ſie ſich dem Kreuz. Aus dem Geſicht des Sudmanns war jeder Tropfen Blut gewichen, ſeine Augen glühten, und die Kanne, die er auf der Schulter trug, zitterte, daß das Waſſer über den Rand ſchwankte. Als ſie die Höhe erreichten, ſagte Herr Heinrich: „Komm' her, Wolfrat!“ Er deutete auf die Blutſpuren an dem Schnitzwerk. „Sieh' nur dieſe häßlichen Flecken . . . komm', nimm das Waſſer und waſche ſie weg!“ Dem Kreuz gegenüber, das vom Glanz der Sonne umſchimmert war, ſetzte er ſich auf einen Stein und entblößte das Haupt. „Nun? Warum zögerſt Du?“

Wolfrat ſtellte die Kanne nieder, ſchöpfte Waſſer mit der hohlen Hand und wuſch . . . und wuſch . . .

„Sie wollen nicht weichen, Herr,“ ſagte er nach einer Weile mit dumpfer Stimme, „ſie haben ſich eingefreſſen in das Holz.“

Nette Früchtchen.

Nach einem Gemälde von G. Vellei.

Digitized by Google

„Ja, Sünde frißt ſich ein! Wie hier in das Holz, ſo in die Herzen. Das iſt wie Roſt auf Stahl; laß' Du nur erſt den böſen Flecken und tilg' ihn nicht zur rechten Zeit, ſo frißt er weiter, und die gute Waffe iſt zerſtört, unbrauchbar für alle Zeit, und Du kannſt ſie ins alte Eiſen werfen" — Herr Heinrich blickte auf — „oder ins Feuer! Waſche, Wolfrat, waſche! Thu' es dem Unglücklichen zu lieb, der das heilige Bild ſo ſchwer entweihte. Denke nur . . . da läuft er umher unter den Menſchen und keinem wagt er mehr ins Auge zu ſchauen; jeder Schritt, den er hört, macht ihn zittern; jedes Wort, das ſein Ohr vernimmt, weckt ſeine Furcht. Das raſchelnde Laub, der flüſternde Wind, das murmelnde Waſſer, die ſtille Nacht wie der lärmende Tag — alles iſt ſein Feind geworden. Was er hört, alles klingt wie der Seufzer, mit dem ſein Opfer zuſammenbrach; was er ſieht, alles hat einen blutigen Schein. Und in ſeiner einſamen Noth nicht Troſt noch Hoffnung! Sein Herz möchte aufſchreien zum Himmel — doch er ſieht nur immer Gottes Bild vor ſich, das er befleckt und entweiht hat, und ſeine Lippen haben kein Gebet mehr . . . . Nun? Wollen die Flecken weichen?"

„Nein, Herr!" Die Worte klangen, als läge eine würgende Hand an Wolfrats Kehle, und die Arme ſanken ihm wie gelähmt.

„Mußt nur nicht ablaſſen! Plag' Dich nur noch ein lützel! So! So! Weißt, Du thuſt es ja für einen, der ſich ſelber doppelt ſtraft, weil er meint, er könne der Strafe entlaufen, die nun einmal geſetzt ſein muß auf alles, was bös und unrecht iſt. Laß ihn nur! Gottes zürnende Gerechtigkeit hat noch flinkeren Gang! Da läuft er . . . und die Strafe iſt ihm doch ſchon an die Füß' gehängt wie eine lange Kette, und er läuft und läuft und ſchlägt dabei mit der Kette nach allen Seiten und reißt noch andere mit ſich in ſeinen Fall! . . . Warum hörſt Du zu waſchen auf? So! Laß nur nicht nach! . . . Sag', Wolfrat, haſt Du ein Kleefeld?"

„Ein halbes Gras* — für meine Waiſen," ſtammelte der Sudmann.

„Haſt ſchon einmal den Kleefraß im Feld gehabt?"

Wolfrat nickte.

„Gelt, da haſt Du's halt überſehen, wie der Krank das erſte Ständlein angepackt hat. Hätteſt Du es nur gleich ausgeriſſen! So aber haſt Du es ſtehen laſſen, und wie Du nach einer Woche wieder hingekommen biſt, da war das halbe ſchöne Feld ſchon aufgefreſſen! Gelt, ja? Und ſchau! Der das gethan hat" — Herr Heinrich deutete nach den Flecken, an denen Wolfrat mit zitternden Händen rieb — „der trägt jetzt auch einen ſolchen Schaden in ſich herum. Zuerſt frißt es in ihm alles auf, was noch gut und geſund iſt, und dann kriecht es aus ihm heraus, und hat er Vater und Mutter, ſo frißt es an denen, und hat er Weib und Kind . . . Was haſt Du, Wolfrat? Iſt Dir übel?"

Der Sudmann ſchüttelte den Kopf und ſchöpfte Waſſer mit den Händen.

Herr Heinrich ſchwieg eine Weile, dann fragte er: „Wollen die Flecken noch allweil nicht weichen?"

„Zur Hälft' ſind ſie weg," murmelte Wolfrat mit verſunkener Stimme, „aber die andern . . . die andern halt . . ."

„Waſch nur! Laß Dich die Zeit nicht verdrießen, ich wart' ſchon, jawohl. Und jenen andern . . . den kann ich auch noch abwarten, bis er kommt und die rothen Händ' herzeigt. Wenn's nur dann nicht zu ſpät iſt zum Waſchen. Und wenn er gar nicht reden wollt' . . . einer iſt doch allweil da, der in einer böſen Stund' gegen ihn reden wird!"

Zögernd, mit ſcheuen Augen blickte Wolfrat auf die Lippen des Propſtes.

„Einer, der es geſehen hat!" ſagte Herr Heinrich und deutete zum Kreuz empor. „Der da, Wolfrat!"

„Der?" Ein irres Lächeln zuckte um Wolfrats Lippen, während er langſam die Augen hob. Dann ſchüttelte er den Kopf. „Es hat noch nie kein Holz geredt!"

Ein Wolkenſchatten flog über den Grund.

„Meinſt Du?" lächelte Herr Heinrich.

* Ein Flächenmaß, nach welchem in früheren Zeiten in den Alpen gerechnet wurde; ein „Gras" d. i. ſoviel Feld oder Weide, als ein Stück Hornvieh das Jahr oder den Sommer über zur Nahrung braucht.

Schwer athmend beugte ſich Wolfrat über die Kanne, um mit den hohlen Händen Waſſer zu ſchöpfen. Da klang aus den Lüften ein dumpfes Murren, welches zum rollenden Donner wuchs, um mit einem krachenden Schlag zu enden. Eine Lawine hatte den letzten Schnee von den Wänden geſtürzt.

Der Sudmann ſtand mit fahlem Geſicht, ein Schauer hatte ihn gerüttelt, und von ſeinen zitternden Händen tropfte das Waſſer.

„Haſt Du gehört, Wolfrat?" ſagte Herr Heinrich, während zwiſchen den Felſen der Widerhall verzitterte.

„Eine Lahn war's . . . nur eine Lahn iſt gegangen . . ."

„Und wer hat ſie reden laſſen und hat ihr Füß' gemacht?"

„Die Sonn'!"

„Weil ſie ſcheint, gelt? Und wer läßt die Sonne ſcheinen?"

Wolfrat ſchlug die Hände vor das Geſicht, und ſein ganzer Körper erbebte wie ein Baum vor dem Sturz. Dann warf er die Arme auseinander. „Ich kann's nimmer heben, es muß heraus!" ſtöhnte er, brach in die Knie und ſchlug mit den Fäuſten ſeine Bruſt: „Ich . . ich . . . ich hab's ja gethan! Ich bin's geweſen, der ihn geſtochen hat!" Mit ſtarren Augen blickte er auf; er hatte wohl gefürchtet, daß der Propſt nun aufſpringen würde in Zorn und mit rauhen Worten.

Herr Heinrich aber blieb ruhig ſitzen. „Und weshalb haſt Du's gethan?" fragte er.

„Weil er mich hat faſſen wollen!"

„Es war ſeine Pflicht, denn Du haſt Raub getrieben. Weshalb?"

„Für mein Kindl! Weil mir einer geſagt hat, daß die Schweißbluh' noch helfen thät'!"

Herr Heinrich blickte betroffen auf. Nach einer Weile fragte er: „Wer hat Dir das geſagt?"

Wolfrat ſchüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand. Er konnte ſich ſelbſt verrathen, doch keinen anderen.

Und Herr Heinrich fragte nicht weiter. „Sag mir nur . . . hat's auch geholfen?"

„Ach du mein Gott, das Kindl war ja ſchon verſchieden, wie ich heimgekommen bin."

„Ja, Wolfrat, alle Sünd' iſt umſonſt! Hat Dir das, wie Du mit der blutigen Hand an das Bett getreten biſt, das ſtumme Mündlein Deines Kindes nicht geſagt?"

Wolfrat ſchlug die Hände vor das Antlitz und brach in dumpfes Schluchzen aus. Mit einem Blick des tiefſten Erbarmens ruhten die Augen des Propſtes auf dem Sudmann. Als Herr Heinrich ſich erhob, ſchaute Wolfrat mit banger Frage zu ihm auf: „Herr? Was geſchieht mit mir?" Und als er keine Antwort erhielt, ſtammelte er: „Er iſt ja doch lebig, Herr!"

„Iſt es Dein Verdienſt? Du hätteſt ihn liegen und verbluten laſſen, nur daß er nimmer reden möchte."

Dem Sudmann ſank das Haupt auf die Bruſt. „Was geſchieht mit mir?"

„Das weiß ich nicht!" ſagte Herr Heinrich. „Das mußt Du ſelber wiſſen! Es war ja nicht Dein Fürſt und Lebensherr, zu dem Du geſprochen haſt, es war Dein Beichtiger! Was Du auch ſagteſt . . . ich gehe von hier und hab' es vergeſſen." Er bedeckte das Haupt und ging mit langſamen Schritten davon.

Wolfrat ſprang auf, drückte die Fauſt an die Stirn und ſtarrte dem Propſte nach. Als Herr Heinrich die Tiefe des Steinthals erreicht hatte, blickte er nach dem Kreuz zurück. Er ſah den Sudmann zur Quelle gehen, um friſches Waſſer zu holen.

Bei der Jägerhütte angelangt, rief der Propſt nach Haymo. Aber die Antwort kam nicht aus der Hütte, ſondern vom Berghang her, über welchen der Jäger, von der flinken Hel begleitet, langſam herabſtieg, in der Hand ein Bündel ausgegrabener Wurzeln tragend.

„Wo warſt Du, Haymo?"

„Nieswurz hab' ich gegraben für den Frater Küchenmeiſter," ſagte der Jäger mit müder Stimme.

„Hat er wieder Athemnoth und Herzkrämpfe? Ein Wunder wär' es freilich nicht. Aber Du . . . Du hätteſt dieſe Arbeit einem andern überlaſſen ſollen."

Haymo hielt die Augen geſenkt. „Ich hab's ihm verſprochen."

„Und haſt Dich übermüdet dabei, jetzt, vor dem Abſtieg! Und wie bleich Du biſt. Gieb Deine Hand her — ſie zittert! Und Deine Augen brennen! Haymo, ich muß Dich in der Hütte laſſen.“

Der Jäger erſchrak. „Ich bitt', Herr Heinrich, nur das nicht! Ich mein', ich thät's nimmer aushalten in der Hütte . . . vor ich nicht wieder geſund bin . . . ganz geſund!“ Er betonte die beiden letzten Worte ſo ſeltſam.

Der Propſt betrachtete ihn mit forſchendem Blick. „So geh' in die Hütte und richte Dich zur Heimfahrt.“

Haymo trat in die Stube. Herr Heinrich blickte ihm nach. „Seine Wunde heilt . . . und ſein Herz iſt ſiech geworden. Armer Burſch, ich fürchte, dieſe Blume iſt nicht für Dich gewachſen.“

Er hörte Hufſchlag; der Knecht mit dem Saumpferd kam. „Iſt das Thier müde?“ fragte der Propſt.

„Nein, Herr, ich hab's allweil raſten und graſen laſſen.“

„So können wir gleich aufbrechen. Sperr' die Thür' der Herrenhütte und bring' mir mein Griesbeil!“

Haymo kam, wie zum Hegergang gerüſtet, das Weidgehenk um die Hüfte, die Armbruſt auf dem Rücken.

„Nein, Du!“ lächelte Herr Heinrich. „So wirſt Du mir nicht reiten . . . gewaffnet und den Arm in der Schlinge! Die Waffen hindern Dich. Gieb her, der Knecht ſoll ſie Dir tragen.“ Er nahm ihm die Armbruſt und den Fänger ab. „Das Griesbeil laß heroben in der Hütte, das Pferd hat viere für eins. So, und nun ſteig' auf!“

„Herr Heinrich!“ ſtotterte der Jäger. „Ich ſoll reiten, derweil Ihr zu Fuß gehet?“

„Steig auf, ſag' ich!“

Haymo fügte ſich ſchweigend und hob ſich in den Sattel. Der Knecht nahm die Armbruſt und ſchnallte ſich das Gehenk um. „So, jetzt bin ich auch ein Jäger!“ lachte er, ſtieß das Griesbeil in den Grund und faßte den Zügel des Pferdes. Haymo warf noch einen heißen Blick auf die geſchloſſene Thür ſeiner Hütte, dann ließ er den Kopf ſinken . . . und die Heimfahrt begann.

Herr Heinrich ſchritt hinter dem Pferde her; doch immer wieder blieb er ſtehen und blickte über das Steinthal aus. Wenn er dann weiter ging, ſchüttelte er den Kopf. Es ſchien, als hätte er etwas erwartet, und das wäre nicht eingetroffen.

Ruhig und ſicher ging das berggewohnte Pferd den rauhen Pfad; kamen ſchiefe Platten, dann legte es den Leib zurück und rutſchte auf den vorgeſchobenen Hufen. Vorerſt hatte der Knecht, der es führte, leichte Arbeit. Unermüdlich plauderte er drauf los, und es ſtörte ihn nicht, daß Haymo mit keiner Silbe Antwort gab.

Sie hatten den Wald erreicht. Die niederſtehenden Aeſte, denen Haymo mit dem Kopfe ausweichen mußte, riſſen ihn aus ſeiner Verſunkenheit. Und als ſeine Augen nur einmal lebendig wurden, gingen ſie auch fleißig in die Runde. Da merkte er, daß die Hel, welche vorausgeſprungen war, regungslos auf dem Pfade ſtand, mit geſträubtem Haar und funkelnden Augen. Haymo bohrte die Blicke in das Dunkel des Waldes und leiſe rief er über die Schulter zurück: „Herr, leget flink einen Bolz auf!“

Herr Heinrich griff zur Armbruſt.

„Seht Ihr ihn . . . dort . . .“ flüſterte Haymo.

Aber mit aller Eile war Herr Heinrich zu ſpät gekommen. Wie ein grauer Schatten huſchte der Wolf zwiſchen den Bäumen dahin.

„So iſt alſo Meiſter Iſegrimm ſchon wieder daheim in den Bergen*?“ lachte der Propſt, die Sehne der Armbruſt löſend.

„Das iſt der erſte, den ich ſeit dem Herbſt geſehen hab',“ ſagte Haymo.

„Wir haben ihm ſein Mittagsſchläfchen geſtört.“

Die Hel machte einen Verſuch, dem Ausreißer nachzujagen; aber ein Piſſ des Jägers rief ſie zurück.

Der Pfad wurde ſteiler, und der Knecht mußte nun das Saumpferd feſt an die Hand nehmen. Nur langſam ging der Abſtieg von ſtatten. Einmal blieb Herr Heinrich lauſchend ſtehen. Er ſchüttelte den Kopf und ging wieder weiter. Doch nein, er hatte ſich nicht getäuſcht. Nun klang es deutlich wie eilende Schritte weit hinter ihnen. Ein zufriedenes Lächeln umſpielte die Lippen des Propſtes. Er ſetzte ſich auf einen geſtürzten Baum und wartete.

In langen Sprüngen kam Wolfrat über den Pfad herunter-geſtürmt. Der Schweiß troff ihm von der heißen Stirn, und keuchend blieb er vor dem Propſte ſtehen. Faſt eh' er noch Athem fand, begann er ſchon zu reden.

„Herr . . . Herr . . . jetzt ſind ſie alle weg . . . auch der letzt', der ſchier gar nicht hat weichen wollen!“

„Wirklich?“

„Ja, ich hab' nicht ausgelaſſen. Und . . und jetzt hätt' ich eine Bitt', Herr!“

„Sprich, Wolfrat!“

„Laſſet mich mit Euch gehen, Herr! Schauet, auf mir liegt die Noth wie ein Trumm Stein, aber ich mein', es wär' mir nirgends ſo wohl als wie bei Euch.“

„So komm'!“ Herr Heinrich erhob ſich.

„Und . . . wenn ich heimkomm', ſo red' ich mit meiner armen, guten Seph,' und wenn ſie meint, daß ſie's tragen kann . . . in Gottesnam', ſo geh' ich halt hin zum Vogt und thu' mich angeben.“

Herr Heinrich ſprach kein Wort; er legte nur die Hand auf Wolfrats Schultern. Dann gingen ſie. Als ſie zu den anderen kamen, eilte Wolfrat auf das Saumpferd zu. „Gieb her, ich mach' das beſſer!“ ſagte er und nahm dem Knechte den Zaum aus der Hand.

Haymos Züge wurden finſter, ſeine Augen funkelten; doch ſchweigend ließ er alles geſchehen. Mit ſcheuem Blick ſchaute Wolfrat zu ihm empor. „Jäger . . . jetzt kannſt auch ſchlafen!“

Das Pferd merkte die feſte, ſichere Hand, an der es ging, und ſetzte ſich in raſcheren Schritt.

20.

Es war ſpäter Nachmittag geworden, als Herr Heinrich mit ſeinem Geleit den See erreichte. In den weiten Felſenkeſſel fiel keine Sonne mehr, aber hoch oben die Almen und Kuppen funkelten noch in goldenem Glanz. Hier unten im Schatten waren alle Farben tief und ſatt. An den bleigrauen Felswänden hingen die ſteilen Nadelwälder wie dunkler Sammet, in welchen das friſche, nun ſchon kräftig ſproßende Grün der Buchen und Ahornbäume mit lichter Zeichnung ſich einſtickte. Glanzlos, durchſichtig und glatt dehnte ſich der See. Weit draußen ſchwammen einzelne Wildenten langſam umher. Drüben auf der flachen Landzunge, welche die Bartholomäer Klauſe trug, dampfte ein feiner Nebel aus den feuchten Wieſen. Ueberall lautloſes Schweigen; denn die an Waſſer ſchon verarmenden Gießbäche rauſchten ſo eintönig zuſammen, daß ihre gleichmäßig andauernde Stimme das Ohr wie Stille berührte . . .

Haymo ſtieg vom Saumpferd. Der lange Ritt hatte ihn ſchwer ermüdet. Während er das Gebüſch ſuchte, in welchem der Einbaum verborgen lag, gab Herr Heinrich dem Knechte den Auftrag, das Saumpferd um das Ende des Sees herum über die Salletalpe nach der Bartholomäer Klauſe zu führen, von wo es die Fiſchknechte in einem größeren Kahn nach dem Seedorf ſchaffen könnten.

Wolfrat ſchob den Einbaum ins Waſſer, und unruhig winſelnd ſprang die Hel in den Nachen; ſie war keine Freundin von ſolchen Fahrten; da ſie aber merkte, es mußte ſein, ſo war ſie auch die erſte im Kahn.

„Wo iſt der Knecht hin?“ fragte Haymo. „Er hat ja mein Schießzeug.“

„Laß es ihm nur, es geht Dir nicht verloren,“ lächelte Herr Heinrich, „und heute brauchſt Du ja Deine Waffen nimmer.“

„Aber mir fehlt halt was, ich hab' keine Ruh'!“

„Geh' nur, ſteig ein!“

Die Hel hatte ſich auf dem Schnabel des Einbaums ein möglichſt unbequemes Plätzchen ausgeſucht. Auf dem Brett in der Mitte ſaß Haymo neben Herrn Heinrich, der das Wehrgehenk abnahm und mit dem Griesbeil auf den Boden legte. Wolfrat führte, im Spiegel des Schiffes ſtehend, das Ruder; er trieb den Nachen mit ſo kräftigen Stößen, daß die Hel bei jedem Ruck ins Waſſer zu plumpſen drohte. Herr Heinrich rief ſie vor ſeine Füße; ſie kam auch, aber gleich wieder ſchlich ſie zum Schnabel des Fahrzeugs zurück, winſelnd nach dem Lande ſpähend. Leiſe plätſchernd glitt der Einbaum durch das Waſſer. Niemand ſprach. Immer näher rückte das flache Ufer des Felſenthals, in welchem die Seeklauſe ſtand. Plötzlich richtete die Hel ſich auf, zitternd, die Naſe windend vorgeſtreckt.

* Die Bergwölfe pflegten mit Einbruch des ſchweren Winters in das flache Land auszuwandern, um erſt mit dem Frühling wieder in das Hochgebirg zurückzukehren.

„Was mag denn der Hund nur haben?“ fragte Herr Heinrich. Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Hel aufheulend mit weitem Satz in das Waſſer klatſchte und gierig nach dem Ufer ruderte. In heller Erregung ſprang Haymo auf und deutete mit dem Arm. „Herr . . . ſehet . . . dort! Der Bär! Der Bär! Er will über den See ſchwimmen!“

Auf einen Bolzenſchuß vom Ufer entfernt ſahen ſie den Kopf des Raubthiers gleich einem braunen Holzklotz über das Waſſer treiben. Der Bär hatte den näherkommenden Hund ſchon gewahrt, zögernd ſchwamm er weiter, dann machte er plötzlich Kehrt und ſuchte das Ufer zu gewinnen. Heulend, ſchnappend und Waſſer blaſend, ſchoß der Hund hinter ihm her.

„Herr! Herr! Wir müſſen nach,“ ſchrie Haymo, „oder der gute Hund iſt hin!“

„Tauch' an, Wolfrat, tauch' an!“ rief Herr Heinrich mit klingender Stimme, während er nach einem Bolz griff und die Armbruſt von der Schulter riß.

Wolfrat legte ſich auf das Ruder, daß die Stange knirſchte, und während Herr Heinrich ſich zum Schuß bereit machte, riß Haymo, ſeiner Wunde und Schwäche nicht achtend, den Fänger aus dem Wehrgehenk des Propſtes. Die rufenden Stimmen waren zur Seeklauſe gedrungen. Pater Deſertus erſchien am Ufer, und als er gewahrte, was vorging, ſchrie er gegen die Klauſe: „Walti! Walti! Mein Griesbeil!“

Der Bär hatte ſeichten Grund gefunden und begann zu waten. Jetzt erreichte ihn die Hel und fiel ihn kläffend an. Der Bär hob die Tatze und ſchlug; winſelnd überſtürzte ſich der Hund und verſchwand im Waſſer.

„Tauch' an, Wolfrat, oder die Hel iſt hin, die arme Hel!“ ſchrie Haymo. Da hatte ſich der Hund ſchon wieder erhoben und fuhr im aufſpritzenden Waſſer auf den Bären los.

„Schießet, Herr, ſchießet!“

Die Sehne der Armbruſt ſchnurrte, aber das Schwanken des Einbaums hatte den Schuß geſtört . . . der Bolz ſtreifte nur den Schädel des Bären und ſurrte über das glatte Waſſer hin.

Heulend machte die Hel noch einen letzten Sprung, dann hing ſie verbiſſen am Gehör des Bären, der auf den Hinterpranken aufgerichtet im ſchäumenden Waſſer ſich ſchüttelte, daß der Hund wie eine lebendige, zappelnde Quaſte um ihn herbaumelte.

„Der Hund iſt hin, iſt hin!“ jammerte Haymo. Da wankten ſie alle im Kahn. Der Einbaum war auf einen im Waſſer liegenden Wurzelſtock gerathen. Aber noch im Wanken ſchwang ſich der Jäger aus dem Nachen.

„Haymo! Haymo! Biſt Du denn von Sinnen!“ ſchrie Herr Heinrich; doch ſeine Arme erreichten den Jäger nicht mehr. „Zurück, Haymo! Mag doch der Hund hin ſein! Zurück! Zurück!“

Haymo hörte nicht; die Erregung, der Jammer um das treue Thier machten ihn taub. Den blitzenden Fänger in der erhobenen Fauſt, warf er ſich durch das aufklatſchende Waſſer gegen den Bären. Doch eh' er ihn erreichte, hatte das Thier den Hund ſchon abgeſchüttelt, und als die Hel wieder aufſprang gegen ſeine Bruſt, da ſchlug das Raubthier mit der Tatze . . . und lautlos, ein blutiger Klumpen, fiel der Hund ins Waſſer.

„Meine Hel!“ ſchrie Haymo, mit Zähren in den Augen, und in flammender Wuth ſprang er auf den ans Ufer kletternden Bären zu. Er hörte nicht den zornigen Ruf ſeines Herrn, er hörte nicht das warnende Wort, welches Pater Deſertus, der zwiſchen den Bäumen waffenlos herbeiſprang, ihm zuſchrie mit gellender Stimme . . . er ſtürzte dem fliehenden Bären nach, verklammerte ſich mit der Hand in das zottige Fell und führte im Lauf mit dem Fänger einen Stoß gegen die Weiche des Raubthiers. Das Eingeweide quoll hervor, dumpf brummend machte der Bär einen flüchtenden Satz . . . aber Felsblöße verſperrten ihm den Weg. Blitzſchnell wandte er ſich, richtete ſich empor und ging auf den Jäger los.

Ein Schrei vom Schiffe, ein Klatſchen im Waſſer, ein Schrei von den Lippen des Paters . . . doch unerſchrocken ſtand Haymo, und als der Bär die Tatzen zur Umarmung ausbreitete, fiel der Jäger vor mit ſicher gezieltem Stoß. Aber der durch die Wunde und die kranken Tage entkräftete Arm verſagte, der Stahl glitt zwiſchen den Rippen des Bären aus . . . Haymo wollte zur Seite ſpringen, ein Griff des Raubthiers machte ihn ſtraucheln und ſtürzen . . . er war verloren. Allein ehe der Bär noch über ihn herfallen konnte, war Wolfrat durch das Waſſer herbeigeſprungen, und mit eiſernem Griff ſchlug er dem Raubthier von rückwärts die beiden Arme würgend um den Hals. Doch was bedeuteten die Hünenkräfte eines Menſchen gegen die wilde Kraft dieſes gewaltigen, um ſein Leben ringenden Thieres. Der Bär ſchüttelte ſich und war befreit; dem neuen Feind ſich zuwendend, führte er einen Hieb gegen Wolfrats Schulter, und ihn mit den Zähnen an der Bruſt faſſend, klammerte er die blutigen Tatzen um ihn her, daß Wolfrat erbleichend ſtöhnte, während ihm das Haupt in den Nacken fiel. Ehe ſich Haymo noch aufraffen konnte, war Pater Deſertus herbeigeſtürmt, hatte den Fänger von der Erde geriſſen und ſtieß ihn bis ans Heft in das Herz des Thieres; ein dicker Blutſtrahl ſchoß hervor . . . und die Tatzen des Bären löſten ſich von ſeinem Opfer.

Als Herr Heinrich jetzt das Ufer gewann und Walti mit dem Griesbeil kam, war alles vorüber. Schwer athmend und bleich ſtand Haymo, verendet lag der Bär, und Wolfrat taumelte ins Moos, mit den Händen ins Leere greifend, mit lallender Zunge nach Worten ringend.

Mit lautem Schreckensruf eilte Herr Heinrich auf ihn zu. Das Grauen, das den Propſt erfaßte . . . wie ſah dieſe Bruſt und dieſe Schulter aus! . . . machte ihn einen Augenblick zögern. Dann warf er ſich auf die Knie nieder, und während er Wolfrats Haupt auf ſeinen Schoß hob, rief er: „Walti! Hinauf zur Klauſe und ziehe die Glocke, daß die Knechte vom Seedorf kommen. Und Du, Haymo . . . kannſt Du noch das Ruder führen?“

„Es muß ſein, Herr! Was ſoll ich?“ ſagte Haymo dumpf.

„Fahr' hinüber nach Bartholomä. Pater Euſebius ſoll kommen, er ſoll Verbandzeug bringen und“ — die Stimme des Propſtes dämpfte ſich zum Flüſtern, „und das heilige Sakrament.“

Walti war ſchon davongeſtürzt, Haymo ſprang in den See und watete zum Einbaum.

„Wolfrat, wie iſt Dir?“ fragte Herr Heinrich.

Der Sudmann wollte ſprechen, aber Blut trat über ſeine Lippen, er ſtreckte ſich ſtöhnend, und die Sinne ſchwanden ihm.

„Gott ſei Dir gnädig!“ flüſterte der Propſt, und zu Pater Deſertus aufblickend: „Ich fürchte, der Mann iſt verloren! Doch wir müſſen thun, was in unſeren Kräften ſteht. Dietwald! Hier, nimm meine Kappe, hole Waſſer!“

Pater Deſertus eilte zum See und kam mit der gefüllten Kappe zurück. Heinrich wuſch dem Sudmann das Geſicht und flößte ihm Waſſer über die Lippen. Aber bange Minuten vergingen, ehe Wolfrat wieder zu athmen begann und die Augen öffnete.

Da hörte man von der Klauſe her das Glöcklein läuten.

Der Blick des Sudmanns wurde ſtarr, und ſeine Zunge lallte: „Gilt . . . das . . . mir?“

„Nein, nein, Wolfrat, das Glöcklein ruft nur die Knechte zu Deiner Hilfe.“

„Hilf'?“ Wolfrat ſchüttelte den Kopf. „Mit mir . . . hat's ein End', Herr! Alles . . . iſt eingedrückt . . . da drin . . .“ Er preßte die zitternde Fauſt auf ſeine blutende Bruſt und ſtöhnte: „Meine Seph' . . . Jeſus Maria . . . und mein Bub', mein Bub' . . .“

„Sei ohne Sorge! Was auch geſchieht, ich gebe Dir mein fürſtlich Wort zum Pfande, Dein Weib und Kind ſoll nimmer Noth leiden!“

Wolfrat taſtete nach der Hand des Propſtes. „Vergelt's Gott, Herr!“ Seine Stimme begann zu erlöſchen, er kämpfte um jedes Wort: „Und . . . und ſaget . . . meiner Seph' . . . ſie ſoll . . . ſoll . . . die Gitti . . . die Dirn' . . . iſt meine Schweſter nicht . . .“

Pater Deſertus erbleichte, und mit irrendem Blick ſuchte er die Augen des Propſtes.

„Rede, Wolfrat, rede, rede!“ ſtammelte Herr Heinrich.

Lautlos bewegten ſich noch einmal die Lippen des Sudmanns, dann verlor er wieder das Bewußtſein.

„Wolfrat! Wolfrat!“

In dem Antlitz des todwunden Mannes zuckte keine Miene mehr.

„Dietwald! Er *darf* nicht ſterben!“ rief Herr Heinrich in rathloſem Kummer. „Oder er nimmt auch *Dein* Leben mit hinüber!“

„Herr! Ich verſtehe nicht,“ zitterte es von den Lippen des Paters.

„Du hörteſt doch! Das holde Kind iſt nicht die Schweſter dieſes Mannes. Haſt Du *ſichere* Zeugſchaft, daß Dein Töchterlein das Los der Mutter theilte?“

„Nein, Herr!“ Das war nicht Sprache, es war ein Schrei.

„Und als jenes Mädchen Dich um alle Ruhe brachte, kam es Dir da niemals in den Sinn, daß kein Weib noch jemals so einem Weibe glich, wie ein Kind seiner Mutter gleichen mag?“

Wortlos und zitternd ſtand Pater Deſertus. Mit beiden Händen faßte er ſeine Stirn, mit ſtarren Augen hing er an den Lippen des Propſtes, dann jählings ſtürzte er in die Knie, und Wolfrats Hand umklammernd, ſchrie er: „Gieb mir mein Kind! Mein Kind!“

„Dietwald!“ rief Herr Heinrich erſchrocken, als er die Wirkung ſeiner Worte ſah. „Was hab' ich gethan! Die Erregung hat mir entriſſen, was meine Lippen hätten verſchließen ſollen als eine ſcheue, ſchwankende Ahnung!“

Pater Deſertus ſchien nicht zu hören; ſeine Blicke hingen feſtgebannt an Wolfrats Antlitz. „Herr, er ſchlägt die Augen auf!“

Sie labten den Erwachenden mit Waſſer. Wolfrat blickte ſuchend umher und lallte: „Wo iſt . . . der Jäger? . . . Iſt ihm was . . . geſchehen?“

„Nein, Wolfrat! Er hat ſein Leben Dir zu danken!“

Ein tiefer Seufzer quoll über Wolfrats Lippen. „Und . . . und wird es der Herrgott . . . auch annehmen . . . als Buß'?“

„Ja, ja, Wolfrat! Doppelt gewogen in der Schale des Guten!“

„Herr!“ ſtammelte Pater Deſertus. „Sehet doch, wie ich zittere und bange!“

„Der Himmel hat das Vorrecht vor der Erde,“ ſagte Herr Heinrich ernſt. Und wieder beugte er ſich über Wolfrat, deſſen Blicke mit ſcheuer Sehnſucht emporgerichtet waren in das dämmerige Blau des Himmels.

„Wolfrat?“

„Und wenn ich . . . jetzt hinaufkomm' . . . darf ich auch hinein, Herr?“

„Ja, ja, mein guter Wolfrat.“

„Ich hab' doch . . . blutige Händ' . . .“

„Gott ſieht auf die Hände nicht, er ſieht in das Herz. Die Reue hat Dein Herz gereinigt, Du haſt Leben mit Leben bezahlt, mein Prieſterwort darf Dich löſen von aller Sünde, und ruhig könnte Deine Seele vor Gott erſcheinen. Doch ſieh, Du lebſt ja noch . . .“

Schwer ſchüttelte Wolfrat den Kopf. „Ich ſpür's . . . daß ich . . . hin bin!“

„Herr!“ mahnte Pater Deſertus und verſchlang mit flehender Geberde die Hände.

„Sprich, Wolfrat, was war es, das ich Deinem Weibe ſagen ſollte?“

„Meine Seph' . . . mein Bub' . . .“ rang es ſich in heißem Schmerz über Wolfrats blutige Lippen.

„Und das Mädchen?“ fiel Pater Deſertus mit bebender Stimme ein. „Sie iſt Deine Schweſter nicht?“

„Nein . . . ſie iſt . . . ein Herrenkind . . .“

„Weſſen Kind?“

„Ich . . . weiß es . . . nicht . . .“

Seehunde im Hagenbeckſchen Thierpark zu Hamburg.
Nach einer Photographie von Peter Riſſen in Hamburg-St. Pauli.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, wer iſt ihr Vater, wer iſt ihre Mutter?“

„Ich . . . weiß es . . . nicht . . .“

In Qual und Verzweiflung faßte Pater Deſertus das Haupt des Sudmanns in beide Hände. „Menſch! Ich beſchwöre Dich! Wie heißt die Burg, in der das Kind geboren wurde?“

Kaum merklich ſchüttelte Wolfrat den Kopf, er wußte keine Antwort.

„Wo ſtand die Burg?“

„Ich . . . weiß es . . . nicht . . .“

„Wie kamſt Du zu dem Kinde?“

„Aus dem . . . Feuer . . . hab' ich's . . .“ Er wollte weiter ſprechen, doch quellendes Blut erſtickte ſeine Stimme.

„Wolfrat! Wolfrat!“ ſchrie Pater Deſertus aus gemartertem Herzen.

Herr Heinrich legte die Hand auf ſeinen Arm. „Dietwald, ſieh, Pater Euſebius bringt das Sakrament!“

Deſertus bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und trat zurück. Ein großer von drei Knechten geführter Kahn hatte am Ufer angelegt. Haymo ſtieg ans Land; er trug das ewige Licht: einen Blick warf er auf Wolfrat und wandte ſich ab mit naſſen Augen. Pater Euſebius, eine kleine gebeugte Greiſengeſtalt, ließ ſich auf die Knie neben Wolfrat nieder, deſſen Haupt auf dem Arm des Propſtes ruhte. — Niemand ſprach. Die Knechte knieten entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen im Schiff. Auf den Zinnen der Berge erloſch der letzte Schein der ſinkenden Sonne. Tiefe Stille lag über Wald und Waſſer. Als Pater Euſebius mit murmelnder Stimme das Gebet zu ſprechen begann, fing drüben über dem See in der Bartholomäer Klauſe die Glocke zu läuten an, und von allen Felswänden klang ein leiſes Echo der ſchwebenden Töne.

Mit erlöſchenden Sinnen empfing Wolfrat das Sakrament und lag ſchon bewußtlos, da Pater Euſebius ſich erhob.

Als letzterer die volle Gefahr für den Verwundeten erkannte, da verwandelte ſich der Prieſter raſch in den Arzt; er that, was ſeine Kunſt an ſolchem Orte nur zu thun vermochte.

„Iſt noch Hilfe?“ fragte Herr Heinrich, ſchon mit Zweifel in der Stimme.

„Nicht mehr bei Menſchen!“ lautete die ruhige Antwort des Greiſes.

Mit matter Stimme rief Haymo einen der Knechte. „Nimm das ewige Licht!“

„Was iſt Dir, Haymo?“ fragte der Propſt erſchrocken.

„Mir iſt ſo ſchwindlig, Herr!“ Er hatte kaum ausgeſprochen, als er ohnmächtig zu Boden ſank.

Man hob ihn auf und labte ihn; er kam zu ſich, aber die Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Vom Seedorf waren zwei Knechte mit einem Kahn gekommen, es waren die beiden, aus deren Händen Gittli von Haymo erlöſt worden war. Sie trugen den Jäger in den Nachen. „Schaffet ihn auf einer Bahre in

Digitized by Google

das Kloſter," befahl der Propſt, „und ſchweiget von allem, damit nicht ein Unberufener dem armen Weib des Sudmanns die ſchlimme Botſchaft zutrage!" Und auf Wolfrat deutend, ſagte er zu Pater Euſebius: „Dieſen da vertrau' ich Deiner Pflege; beſſere weiß ich nicht. Nimm ihn mit in die Klauſe, thue, was Du vermagſt, opfere Deine Tage und Nächte, vielleicht läßt ſich ſein Leben doch noch erhalten . . ."

Euſebius zuckte die Schultern, während die Knechte den Bewußtloſen achtſam in das Schiff hoben. „Er muß eine Natur haben, wie ein Baum . . . doch die Säge iſt zu tief gegangen! Er kann noch Stunden, noch Tage ringen, aber . . ." Euſebius ſchwieg.

„Sollte er noch einmal ſprechen können, ſo frag' ihn um alles, was er weiß von ſeiner Schweſter."

„Er wird nicht ſprechen. Eh' ich ihn noch in die Klauſe bringe, wird das Wundfieber kommen . . . oder das Ende!"

„Herr!" ſtammelte Pater Deſertus. „Darf ich nicht mit ihm ziehen? Ich will wachen bei ihm, und wär' es durch tauſend Nächte . . . und harren auf ein Wort . . ."

„Nein, Deſertus, Du bleibſt!" ſagte Herr Heinrich, den Namen betonend, den er ſonſt nicht zu gebrauchen pflegte.

Der Kahn mit Haymo ſchwamm bereits der Seeklauſe zu, um Walti abzuholen. Nun ſtieß auch der andere Nachen in den dunkelnden See, deſſen Spiegel ſich im ſanft anhauchenden Abendwind zu kräuſeln begann.

Pater Deſertus war auf einen Stein geſunken, erfüllt von wirbelnden Gedanken und ſtürmiſchem Empfinden.

Herr Heinrich trat an das Ufer und blickte den ziehenden Schiffen nach. Da ſah er auf dem Waſſer einen dunklen Körper treiben. Es war die Leiche der armen Hel.

„Jetzt hab' ich ſie umſonſt gebannt!" murmelte Herr Heinrich . . . und ſein Blick ſuchte den Nachen, der den todwunden Sudmann nach der Klauſe trug.

21.

Pater Deſertus und Herr Heinrich waren allein. Sie mußten warten, bis das Schiff von Bartholomä zurück kam, um ſie abzuholen. „Komm', Dietwald, mir graut vor dieſem Fleck Erde!" ſagte Herr Heinrich und ſchritt dem Pater voran der Klauſe zu. Schweigend folgte Deſertus; doch immer wieder blieb er ſtehen und preßte die Fäuſte auf ſeine wogende Bruſt.

Nun ſaßen ſie auf der Bank. Herr Heinrich ſeufzte: „Ein böſer, böſer Tag! Ich glaubte, ein Menſchenleben gerettet zu haben, und nun iſt es verloren!"

„Und ein Mund geſchloſſen, der nur halb geredet!" brach es mit fieberuden Worten von den Lippen des Paters. „Doch nein, nein, nein! Muß ich denn noch warten auf dieſes Mannes Rede — es redet ja doch mein Herz. Wie blind waren meine Augen, wie taub und irrend meine Sinne, daß ich die Wahrheit nicht ahnte, nicht gleich erkannte! Es iſt mein Kind! Und dennoch . . . was hätt' ich nicht gegeben für ein klares, unumſtößliches Wort. Ach Herr! Weshalb habt Ihr mich nicht gehen laſſen mit dieſem Manne . . ."

„Weil Du noch reiſen wirſt in dieſer Nacht!"

Pater Deſertus ſprang auf. „Das könntet Ihr begehren von mir? Jetzt? In dieſer Stunde? Da die Bruſt mir ſpringen will vor Bangen und Hoffen? Da ich in zitternder Sehnſucht die Arme ſtrecke nach meinem Kind!"

„Pater Deſertus? Ein Mönch?" fiel Herr Heinrich mit ernſten Worten ein. „Ich verſtehe Deine Rede nicht! Ein Irrwahn iſt aus Deinem Herzen geriſſen, und ſchon droht ein neuer all Dein Sinnen und Fühlen zu verſchlingen und Dich vergeſſen zu machen, daß mit der Stunde, da Du in Gottes Haus getreten, ein eiſern Thor ſich geſchloſſen hat zwiſchen Dir und allem, was hinter Dir in der Welt liegt. Ich trage ſelbſt die Schuld daran, denn ich hätte ſchweigen ſollen von dieſer Ahnung, die auch jetzt noch keine Gewißheit iſt! . . . Unterbrich mich nicht . . . Und ſo ſeh' ich für mich auch doppelte Pflicht, Dich einem neuen Kampf und Zwieſpalt zu entreißen. Du wirſt reiſen noch in dieſer Nacht. Dein Propſt befiehlt es Dir!"

Pater Deſertus ſchlug die Hände vor das Antlitz.

Herr Heinrich aber zog ſie ihm nieder. „Nun komm' und ſetze Dich zu mir. Jetzt will Heinrich von Inzing reden mit ſeinem Freunde Dietwald!"

Deſertus fiel auf die Bank und drückte das Antlitz ſchluchzend an Herrn Heinrichs Schulter.

Eine Weile ſchwieg der Propſt; dann ſagte er: „Höre mich ruhig an. Und wenn Dein Herz nicht verſtummen will, ſo halte die Lippen feſt. Ich gebe ja zu: dieſe ſeltſame Aehnlichkeit und auch ſchon das halbe Geſtändniß, das der nahende Tod dieſem armen Menſchen entpreßte . . . das ſind verführeriſche Zeugen. Aber wie zweifelhaft ſie doch auch wieder ſind, das magſt Du daraus entnehmen, daß Du ſelbſt ohne mein unvorſichtiges Wort mit keinem Gedanken auf ſolchen Zuſammenhang gerathen hätteſt. Siehſt Du? Nun läßt Du den Kopf wieder hängen! Noch darfſt Du keine Gewißheit hegen, kaum eine zitternde Hoffnung! Die laß' ich Dir . . . denn ich kann ſie Dir nimmer nehmen. Aber ſie zittert, Dietwald! Wenn dieſes Mädchen ſchon nicht die Schweſter des Sudmanns iſt, muß es deshalb die Tochter jenes Grafen Dietwald von Falkenberg ſein, der, wenn ich mich recht entſinne, geſtorben iſt . . . für die Welt! Kann das Mädchen nicht auch eines anderen Vaters . . . Sprich nicht, Dietwald, denn ich muß Dir weh thun, wenn die mögliche Enttäuſchung Dich nicht mit doppeltem Schmerz beladen ſoll. Muß Deine Burg die Heimath dieſes Kindes geweſen ſein? In dieſer mörderiſchen Zeit, in der man Burgen wirft wie Maulwurfshügel und Schlöſſer niederbrennt wie Flachs in den Kunkelſtuben . . . iſt es in ſolcher Zeit denn ein ſo ſeltener Fall, daß ſich ein Herrenkind in die Bauernhütte verirrt? Doch wer nun auch der Vater dieſes Kindes ſein mag, eines wiſſen wir gewiß . . . es iſt ein Herrenkind, und ich will es ſeinem Stande zurückgeben, will ihm zu ſeinem Recht verhelfen. Und auch hier, Dietwald, kann ich nicht wiſſen, nur hoffen, daß ſein Recht auch ſein Glück ſein wird. Schon morgen ſend' ich das Mädchen in das Heim der Domfrauen nach Salzburg . . ."

„Fort von hier?" ſtammelte Deſertus.

„Ja, Dietwald, fort . . . fort vor allem! Und aus einem zwingenden Grunde."

„Herr . . .?"

„Das Mädchen liebt den Jäger."

Deſertus erſchrak. „Ein Kind!"

„Ein Kind, das ein Augenblick herzbrechender Angſt zum Weibe machte. Noch aber weiß ſie ſelbſt nicht, daß ſie aus Liebe that, was ſie gethan. Ich hoffe nur von ihrer Jugend, daß dieſes Gefühl noch nicht ſo feſt verwurzelt iſt, um ſich nicht wieder zu löſen in langer Entfernung, unter neuen überraſchenden Eindrücken. Um meinen guten treuen Haymo iſt mir freilich leid und bang, er wird das Mädchen nie vergeſſen; er hat um ihretwillen gethan, was er nicht gethan hätte um ſein Leben . . . er hat ſeiner Pflicht zuwider den Raubſchützen und Mörder verleugnet. Er wird ſchwer geſtraft, der arme Burſch'."

„Daß doch keine Freude blühen kann, ohne Schmerzen zu reifen!" flüſterte Pater Deſertus mit bebender Stimme.

„Wir wollen ſehen! Ich thue, was ich muß — alles andere liegt nicht in meiner Hand."

„Was meint Ihr, Herr?"

„Nichts!" ſagte Herr Heinrich, wie aus Gedanken erwachend. „Morgen ſchicke ich das Mädchen fort. Noch aber darf niemand erfahren, weshalb. Alles ſoll erſcheinen wie eine Laune von mir, die das Glück dieſes Kindes will. Wir dürfen ſie in das neue Leben nur langſam einführen, vorſichtig . . . oder aus dieſem ſcheuen Häslein wird eine junge Löwin, die ſich wehrt! Es ſteckt Blut in dieſem Kind. Weißt Du, was ſie geſagt hat, als ſie dem Haymo von ihrer Begegnung mit einem Bären erzählte und der Jäger erſchrocken fragte, was ſie wohl gethan haben würde, wenn der Bär ſie angenommen hätte. Sie ſagte: ‚Ich weiß es ſelber nicht, aber wenn er gekommen wär', ich glaub' wohl, daß ich zugeſchlagen hätt'!'"

Pater Deſertus drückte die Hände auf ſeine Bruſt, und es blitzte in ſeinen feuchten Augen. Das ſollte ſein Kind nicht ſein?

„Und ich glaube, Dietwald, wenn Du jetzt vor ſie hintreten und ihr ſagen wollteſt, ein König wär' ihr Vater, eine Königin ihre Mutter . . . ſie würde das Köpfchen ſchütteln, minder in Unglauben als in Unwillen. Denn ſelten noch hing ein Kind an ſeinen leiblichen Eltern mit ſolcher Liebe und Verehrung wie dieſes Mädchen an den Bettelleuten, die ſeine Pfleger wurden . . ."

„Und all ſeine Liebe genoſſen!"

„Nein, Dietwald, ſage: all ſeine Liebe verdienten, ſo ſehr, daß die Stimme der Natur zum Schweigen kam und ſich verwandelte. Es wird lange, lange währen, bis mit dieſem Kind von einem neuen Vater zu reden iſt. Sie darf, daß ſie ein Herrenkind iſt, nicht erfahren, bevor ſie ſich nicht an Herrenleben gewöhnt hat. Inzwiſchen . . . und während Du fort biſt . . . will ich forſchen und forſchen. Und wenn auch der Mund, den dieſer Tag geöffnet und geſchloſſen, nicht wieder reden ſollte . . . eine Fährte wird ſich doch wohl finden laſſen, der ich folgen kann. Und gebe Gott, daß ich Dir gute Botſchaft ſenden darf."

„Und dann, dann . . ." ſtammelte Desertus, „wenn ich ſie auch nicht halten darf in meinen Armen, ein Vater ſein Kind, ſo darf ich mich ihrer doch freuen in verſchloſſenem Herzen, mich erquicken an ihrem ſonnigen Daſein, darf bauen helfen an ihrem Glück!"

Es war dunkle Nacht geworden, doch hoch vom Himmel funkelte in die enge Schlucht hernieder ein heller Stern; der Wildbach rauſchte, und plätſchernd gingen die Wellen im See.

„Dietwald? wie lang iſt es her, daß wir ſo wie jetzt an dieſer Stelle ſaßen? Damals aber ſchien die Sonne . . ."

„Und es war Nacht in mir. Jetzt liegt die Finſterniß um mich gebreitet, und eine Freude geht auf in meinem Herzen, hell wie ein Frühlingstag." Weinend ſtürzte er auf ſeine Knie. „Herr Heinrich, mein Falter fliegt!"

„So? So?" lächelte der Propſt. „Mir aber ſcheint, er liegt erſt recht zu Boden! O Du Menſch! Du Menſch!" Zärtlich ſtrich er mit der Hand über das Haupt des Paters.

„Als ich den Bären jagte in meinem Forſt, ward mir mein Dirnlein geboren . . . als ich den Bären ſchlug in dieſem Wald, ward mein Kind mir neu gegeben! O Wege Gottes!"

„Natürlich! Der liebe Herrgott muß eigens die Bären erſchaffen und von ihnen die Menſchen zerreißen laſſen . . . nur damit Du ſeine Wege erkennſt! O Du Fliege Du; gieb acht, daß Du Dir die Flügel nicht verſengſt! Nun aber ſteh' auf! Ich höre ſchon die Ruder klatſchen. Es iſt Zeit, daß Du reiſeſt und Arbeit findeſt! Und wiege Dich nicht in der Hoffnung . . . ſie ſoll Dich beleben! Du nimmſt ein ſchweres Werk auf Dich . . . ſie haben harte Köpfe — der Papſt und ſeine Kardinäle. Aber ſchlage Dich für Deinen Kaiſer, als trügeſt Du noch die Rüſtung und das Schwert. Und wenn Du vor dem Papſte ſtehſt, ſo ſei vorerſt ein Mann . . . vergiß aber auch nicht, daß Du ein Prieſter biſt. Und ſollte er Dich fragen, weshalb ſein ‚getreuer Kaplan' Heinrich von Berchtesgaden der Satzung zuwider die Kirchen offen hält und die Sakramente ſpendet, derweil der Kaiſer im Bann iſt, ſo ſag' ihm mit meinen ehrfurchtsvollen Grüßen: erſtens, weil meine Bauern und Lehensleute die Kirche und die Sakramente brauchen . . .: zweitens, weil Heinrich von Inzing ein deutſcher Kirchenfürſt iſt, und alſo das ‚Deutſch' vor der Kirche ſteht . . . und drittens . . . da kannſt Du wieder von vorne anfangen. Jetzt aber komm'! Dort warten ſie mit dem Schiff."

Herr Heinrich ſchritt dem Ufer zu. Pater Desertus aber eilte in die Klauſe; als er wieder ins Freie trat, hielt er Gittlis Veilchenkränzlein in den Händen; er drückte einen heißen Kuß auf die welkenden Blüthen und barg ſie an ſeiner Bruſt.

„Wie ſteht es mit dem Wolfrat?" fragte Herr Heinrich.

„Er liegt in böſem Fieber, und Pater Euſebius nähet an ihm wie der Schneider an einer ledernen Hoſ'," ſagte der Knecht. „Der arme Teufel hat ja Löcher, daß man ſieben könnt' durch ſeine Haut."

Sie beſtiegen das Schiff. Schnell ging die Fahrt von ſtatten. Als ſie das Seedorf erreichten, ſagte Herr Heinrich: „Fahret morgen zeitig hinüber zu der böſen Stelle und ſuchet meine Waffen zuſammen; ich weiß nicht, wo ſie liegen."

„Und was ſoll mit dem Bären geſchehen?"

„Streifet ihm die Haut ab. Den Leib aber ſoll man mit Steinen in den See verſenken. Niemand ſoll davon eſſen."

Einer der Knechte ging mit brennender Fackel voran, als Herr Heinrich und Pater Desertus an der rauſchenden Albe entlang die Wanderung durch das nächtige Thal begannen. In allen Hütten waren ſchon die Fenſter dunkel, auch am Haus des Sudmanns, das ſie nach einer Stunde erreichten. Pater Desertus blieb in tiefer Bewegung ſtehen.

„In dieſer elenden Hütte lebte mein Kind!"

„Dein Kind?" lächelte Herr Heinrich. „Ach ſo, Du meinſt das Herrenkind, deſſen Vater wir finden müſſen? Nein, Dietwald, Du darfſt die Hütte nicht ſchelten. Denn in keiner Burg hätte das Mädchen beſſer und holder an Gemüth und Herz gerathen können, als es in dieſer Hütte geſchah. Und zum Dank dafür muß ich morgen Kummer und Schmerz unter dieſes Dach tragen! Komm', Dietwald!" Er zog den Widerſtrebenden mit ſich fort. —

Als ſie vorübergingen, warf der Schein der Fackel eine falbe Helle durch das Fenſter in die Stube. Sepha richtete ſich auf im Bett und lauſchte. „Noch allweil kommt er nicht!" ſeufzte ſie und ließ ſich wieder zurückſinken.

Neben ihr ſchlief der Bub; er hatte Mimmidatzis Plätzchen geerbt; immer von neuem taſtete Sepha zu ihm hinüber, ob er auch zugedeckt wäre. Dann lag ſie wieder ruhig und ſtarrte in die Nacht hinein. Draußen rauſchte die Albe, und in dem Pfoſten der Thür, welche zu Gittlis Kammer führte, tickte ein Holzwurm.

Mit jeder verrinnenden Stunde der Nacht wuchs Sephas Angſt. Freilich, ſie hatte ſich ſo recht von Herzen auch nicht freuen können, als Gittli in die Stube hereingeſtürmt war mit den Worten: „Seph', Seph', ſie haben ihn freilaſſen müſſen, der Haymo hat für ihn gezeugt!" Der ſchwerſte Stein war ihr wohl von der Bruſt gefallen: ihr Mann war frei! Aber . . . gethan hatte er's ja doch!

Und nun lag ſie und wachte, warf ſich hin und her, wartete und lauſchte, ſetzte ſich auf und fiel zurück, weinte in die Hände und drückte die naſſen Augen wieder in das Polſter. Und die Sorge um ihren Mann wechſelte mit dem Kummer um ihr verlorenes Kind. Ach, ſolch eine Sorgennacht! Jede Minute wird zur qualvollen Ewigkeit. Jeder Kummer wächſt dir ins Rieſenhafte, Ungemeſſene. Wohin du in der Finſterniß auch blickſt, überall ſiehſt du ihn . . . das Dunkel hat ja keine Grenzen, und ſo weit es reicht, ſo weit hin ſtehen auch die Geſpenſter deiner Sorgen, eins am anderen; ſie drängen näher, ſie ziehen an dir vorüber, und jedes hält eine Weile ſtill, ſieht dich an mit drohenden Augen und drückt dir die knöcherne Fauſt auf die Bruſt, daß dein Athem faſt erſticken will. Ach, ſolch eine Sorgennacht!

Sepha hielt es nimmer aus. Sie ſprang auf, kleidete ſich an und machte Licht. Mit erhobener Kerze leuchtete ſie in Gittlis Kammer. Das Mädchen lag mit offenen Augen, ein Bild, wie aus Dietwalds Träumen herausgelöſt: „. . . das weiße Geſichtchen auf ſchwarzem Kiſſen, nein doch, das ſind ja nur die gelöſten Haare, die um ihre Wangen gebreitet liegen wie ſchwarze Seide."

„Gelt?" nickte das Weib. „Kannſt auch nicht ſchlafen?"

Gittli ſeufzte. „Weißt, ich muß halt auf ſo viel denken. Wie ein Spinnradl geht's mir herum im Kopf und laßt mir ſchon gar keine Ruh' nimmer!"

„Machſt Dir auch ſchon Sorgen um den Polzer?"

Mit verwunderten Augen blickte Gittli zu der Schwäherin auf. „Um ihn? Ja warum denn? Sie haben ihn doch frei gelaſſen. Ich hab's ja doch ſelber gehört und geſehen."

„Aber er müßt' ja doch lang ſchon daheim ſein!"

„Geh', Du! Ich hab' Dir's ja doch erzählt, daß er noch 'was ſchaffen hat müſſen für den Herrn. Er wird halt lang gebraucht haben dazu und hat nimmer heim können vor der Nacht. Wirſt ſehen, er hat in der Almenhütt' geſchlafen, und in der Früh iſt er daheim, noch vor das Glöckl im Sudhaus läutet. Kannſt mir's glauben, um den ſorg' ich mich nicht ein lützel!"

Ihre Sorgen galten einem anderen. Jetzt war er „harb" auf ſie, und ſie hatte ihm doch nichts gethan!

„Weswegen mußt Dich denn nachher ſorgen?"

Gittli ſchüttelte das Köpfchen und ſchob die Hände unter den Nacken.

„Aber ſo red' doch!"

„Geh'! Thu' mich Du auch noch plagen!" Sie drehte das Geſicht gegen die Wand, denn Thränen ſtanden ihr in den Augen.

Sepha ſtellte das Licht in die Fenſterniſche und ließ ſich ſeufzend auf den Rand des Bettes nieder. Lange ſchwiegen ſie. Da begann an der Thür der Holzwurm wieder zu pochen.

„Hörst ihn klopfen?“ flüsterte Sepha, während ein Fröſteln über ihre Schultern lief. „Das erſte Mal hab' ich ihn gehört in der Nacht, in der über mein Kindl der Krank gekommen iſt. Jetzt weiß ich, was der Würbel* ſelbigsmal hat ſagen wollen!“ Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Gittli richtete ſich auf, legte den Arm um Sephas Schultern und tröſtete ſie mit herzlicher Rede. Sie hatte ſich ja Wörtlein um Wörtlein alles gemerkt, was Herr Heinrich mit ihr von dem Kinde geſprochen.

Als Sepha endlich ruhiger wurde, begannen ſie von Mimmidatzi zu plaudern. Sie erinnerten ſich an jeden herzigen Zug des Kindes, an jedes verſtümmelte Wörtchen, das der kleine Mund geplappert, an jede drollige Gebärde . . . und Gittli verſtand es ſo gut, die Weiſe des Kindes nachzuahmen, daß zuweilen ſogar ein ſchüchternes Lächeln über Sephas Lippen huſchte. Darüber verging ihnen Stunde um Stunde, ſo daß ſie kaum merkten, wie draußen der Tag zu grauen begann. Sie wurden es erſt gewahr, als das niedergebrannte Talglicht mit hoher Flamme zu lodern begann.

„Schau, Seph', es taget ſchon,“ ſagte Gittli. „Geh', thu' Dich noch ein paar Stund' hinſtrecken. Ich mein' doch, Du thätſt die Ruh' brauchen.“

Sepha löſchte das qualmende Licht aus. „Jetzt muß er ja doch bald kommen!“ ſeufzte ſie und wollte die Kammer verlaſſen. Aber noch einmal kehrte ſie zurück. „Du, Gittli, ſag', was iſt denn das eigentlich mit dem Schatz?“

„Mit was für einem Schatz?“

„Der Polzer hat geſagt, Du thätſt einen Schatz wiſſen, der zum Heben wär', und Du hätteſt den Schlüſſel dazu?“

Gittli machte große Augen und ſchüttelte den Kopf . . .

Durch das Fenſter klang von der Straße her der ferne Hufſchlag mehrerer Pferde. An der Albenbrücke zogen ſie vorüber und lenkten auf den Weg ein, der zur Grenzwarte des Kloſterlandes, zum feſten Hallthurm führte, und von dort hinunter in das Reichenhaller Thal, hinaus ins ebene Land. Zwei gewaffnete Knechte zu Pferd, jeder ein beladenes Saumthier führend. Ihnen voran ritt Pater Deſertus auf einem friſch ausgreifenden Eiſenſchimmel, deſſen violette Schabracke, faſt auf der Erde ſchleifend, in jedem Zipfel das Wappen des Kloſters zeigte. Deſertus trug nicht mehr die ſchwarze Kutte, ſondern das feſtliche Kleid der Chorherren: das Pelzbarett, den mit Otterfell verbrämten Mantel und darunter den ſeidenen Talar, der, für den Ritt berechnet, bis zum Gürtel geſchlitzt war. Es klirrte bei jedem Tritt des Roſſes; denn unter dem Talar trug Pater Deſertus den Harniſch und das Schwert. Ein Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und träumend blickten ſeine Augen in den erwachenden Tag.

22.

Herr Heinrich kehrte von einem ſchweren Gang in das Kloſter zurück. Welch eine Stunde des Jammers hatte er im Hauſe des Sudmanns erlebt! Mit zögernder Vorſicht hatte er dem armen Weibe den bitteren Trank gereicht . . . und doch, als Sepha das volle Unglück erkannte, da ſtürzte ſie bewußtlos nieder, als hätte ein fallender Balken ihr Haupt getroffen. Dazu das Mädchen in ſeinem rathloſen Schmerz und Kummer . . . und das kleine Bürſchlein, das ſich ſchreiend an die Mutter klammerte! Wohl war es gelungen, die Ohnmächtige wieder zu erwecken. Aber was ſollte nun weiter werden? Denn Sepha war krank, ernſtlich krank, das hatte Herr Heinrich mit dem erſten Blick von ihren Wangen und Augen abgeleſen. Hier war Hilfe nöthig wie Feuer im Winter.

Als der Propſt das Stift erreichte, ließ er die Oberin der frommen Schweſtern rufen, die in einem freundlichen Klöſterlein auf dem Nonnberg hauſten. Er hatte mit ihr eine lange Unterredung, welche, wie Herr Schluttemann mit Kopfſchütteln bemerkte, hinter verſchloſſener Thür geführt wurde. Der Vogt war an dieſem Morgen merkwürdig ſtill; Frau Cäcilia hatte ihn zwar nicht ſanfter behandelt als ſonſt, im Gegentheil, ſie hatte in einer einzigen Stunde ausgegeben, was ſie als gute Hausfrau während dieſer Tage der Trennung ſich zuſammengeſpart hatte an ſpitzigen Dolchblicken und bitterſcharfen Wörtlein — in Herrn Schluttemann aber hatte die Predigt des Propſtes nachgewirkt. Dazu reifte unter ſeiner gefurchten Stirn ein verwogener Plan. Mit rollenden Augen und geſträubtem Schnauzbart, die Arme verſchränkt, wanderte er lange, lange in ſeiner Amtsſtube rings um den Tiſch. Die Sache mußte wohl überlegt werden, denn ſie konnte auch ein ſchiefes Ende nehmen.

Endlich war er mit ſich im reinen. Er ließ einen von den Schreibern des Kloſters kommen und befahl ihm, einen Gänſekiel fein ſäuberlich zu ſpitzen und aus dem Pergamentkaſten das ſchönſte Blatt hervorzuſuchen. Als nun der Schreiber zum Werke bereit war, ſtellte ſich Herr Schluttemann in kühner Haltung vor den Tiſch und begann zu diktieren: „Urtheil . . . in Sachen der zänkiſchen Hausfrau . . .“ Er unterbrach den hohen Ton und ſagte: „Den Platz für den Namen laß nur einſtweilen frei, den Namen wird Herr Heinrich einzeichnen, wenn er das Urtheil unterſchreibt.“ Wieder diktierte er: „In nomine Reverendissimi et Celsissimi Principis Praepositi Henrici von Berchtesgaden wird anmit zu Rechtes Kraft geſprochen: weil genannte Hausfrau das Pagen und Keifen gegen den ihr von Gott zum Herren geſetzten Ehegatten gar nicht laſſen will, ſo ſoll ihr der Frohnbot den Pagſtein um den Hals hängen und ſoll ſie an hohem Feiertag nach der Meſſe eine ganze Stund' durch die Gaſſen führen, im Wiederholungsfalle aber zwei Stund', und ſo immer deß mehr um eine ganze Stund'.“

Herr Schluttemann ſchnaufte. Er diktierte noch die übliche Schlußformel des Urtheils, dann fiel er erſchöpft in den Lehnſtuhl.

Als nun Herr Heinrich die Oberin durch die Vogtſtube zur Treppe geleitet hatte und zurückkam, wurde ihm das Urtheil zur Unterſchrift vorgelegt. Er zeichnete den Namen der Frau „Caeciliae Schluttemanae“ in die Lücke ein und unterſchrieb. Herr Schluttemann warf ſich ſtolz in die Bruſt; der Propſt aber lächelte, als er ſagte: „Das wird Eurer Hausfrau einen gehörigen Schrecken einjagen! Ich hoffe, Ihr werdet Ruhe haben für lange Zeit.“

Eine Stunde ſpäter traf die Oberin mit zwei dienenden Schweſtern im Haus des Sudmanns ein. Sepha ſollte, um gute Pflege zu genießen, in das Klöſterlein auf dem Nonnberg verbracht werden. Stumpf und willenlos ließ das kranke, von Kummer gebrochene Weib alles mit ſich geſchehen, ohne Frage ohne ein Wort. Gittli aber war ein Bild der Verzweiflung und Sorge. Was ſollte denn mit Lippele geſchehen? Der dürfe bei der Mutter bleiben. Und mit den beiden Ziegen, mit den Hennen? Und wer würde die Bienenſtöcke und das Haus überwachen, im Garten mähen und den Klee ſchneiden? Sie ſelbſt müſſe doch ihre Zeit jetzt theilen: einen Tag bei der Schwäherin, den anderen beim Bruder! Es hieß, ſie möge ſich beruhigen. Herr Heinrich habe für alles geſorgt.

Auf einer Bahre wurde Sepha nach dem Klöſterlein getragen und in einer kleinen freundlichen Stube untergebracht. Lippele verſöhnte ſich raſch mit ſeinem neuen Aufenthalt, da er den großen Garten gewahrte, den eine hohe Mauer umzog. Als Sepha verſorgt war und nach dem Buben fragte, war er ſchon verſchwunden. Nach langem Suchen wurde er im Garten gefunden; er hockte am Ufer eines kleinen Teiches und warf Steinchen nach den erſchrocken hin und herſchießenden Forellen.

Auf Gittli wartete im Zimmer der Oberin eine ſeltſame Ueberraſchung. Sie ſolle gleich zu Herrn Heinrich kommen, hieß es; aber bevor ſie ginge, ſolle ſie die neuen Kleider anziehen, die der Herr Propſt ihr geſchenkt hätte.

„Aber ſchauet doch her, Frau Mutter,“ liſpelte das Mädchen, „ich hab' ja doch eh' ſchon mein gutes Gewand an. Ich brauch' kein neues!“

Weder durch freundliches Zureden, noch durch ernſte Worte war ſie zu bewegen, die ſchönen Kleider anzulegen. Sie ſchüttelte nur immer das Köpfchen, wehrte mit den Händen, und Zähre um Zähre perlte aus ihren angſtvollen Augen.

Auch zu Herrn Heinrich, zu dem die Oberin ſie begleitete, ging ſie nicht gern; ſie wäre lieber bei der Schwäherin geblieben.

(Fortſetzung folgt.)

* Totenwurm.

Aus der Werkſtatt des Bildhauers.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Friedrich Oſſermann.

Mit Zeichnungen von M. Henze.

Während vom Maler jedermann weiß, daß er ſeine Schöpfungen mittels Pinſel und Farben auf die Leinwand bringt, vom Architekten, daß er ſie mit Reißſchiene, Zirkel und Winkel entwirft, ſtehen im Gegenſatz hierzu viele der Bildhauerei fremd gegenüber. Nicht nur, daß der eigentliche Bildhauer — wir wollen ſpäter ſagen, warum er beſſer „Bildner“ genannt würde — in einem fort Gefahr läuft, mit dem Stuccateur, dem Steinmetzen oder dem Gipsgießer verwechſelt zu werden, man kennt auch durchweg nur wenig von der Art ſeines Schaffens, weiß nicht, welchen Weg ein Kunſtwerk, das man in Marmor oder Bronze bewundert, zu durchlaufen hat. — Die Erinnerung an die vorzugsweiſe in Marmor ſchaffenden Bildhauer der Antike oder der Renaiſſance, nicht zum wenigſten auch der Name Bild„hauer“ ſelbſt hat es zuwege gebracht, daß man ſich den Jünger dieſer Kunſt ſtets mit Meißel und Hammer arbeitend denkt. Der Wirklichkeit entſpricht das nicht. Es giebt vielmehr heutzutage manch einen Bildhauer, der kaum je einen Meißel in der Hand gehabt hat, und gewiß würden die meiſten in Verlegenheit ſein, wenn ſie das, was ſie erdacht und gebildet haben, nun auch ſelber in Stein umſetzen ſollten.

Der Schwerpunkt des wirklich künſtleriſchen Schaffens liegt wie überall ſo auch hier im Hervorbringen, in der Geſtaltung des innerlich Geſchauten und Empfundenen. Da dies nur verſuchend, ändernd und wieder verſuchend geſchehen kann, bis endlich der richtige Ausdruck gefunden iſt, ſo braucht man natürlich zunächſt ein Material, das dieſer Arbeitsweiſe entgegenkommt, das jeden Fehler verbeſſern läßt und jede Abänderung geſtattet. Man findet es im Modellierthon, einer grau, gelblich oder braun gefärbten fetten Erdart, von Laien nicht ſelten mit dem Glaſerkitt — mit dem es nichts als eine äußere Aehnlichkeit gemein hat — verwechſelt.

Die ſchmiegſam weiche und doch zugleich zähe Beſchaffenheit dieſes Stoffes, die durch beſtändiges Anfeuchten erhalten werden muß, giebt dem Künſtler jede Freiheit in der Behandlung ſeiner Arbeit. Er kann beliebig wegnehmen und wieder hinzuthun, ſo oft er will.

Wie jeder andere ſchaffende Künſtler beginnt auch der Bildhauer mit der Skizze. Sie hat nicht nur den Zweck, einen Gedanken feſtzuhalten — das würde ſchon eine gezeichnete thun, während wir es hier mit der modellierten zu thun haben — ſie ermöglicht vielmehr auch, daß manches ſchon im Kleinen geändert wird, was im Großen nur mit vieler Mühe geſchehen könnte: ſie klärt und berichtigt die Vorſtellung des Künſtlers. Dieſer wird dabei mehr andeutend als ausführend verfahren, im allgemeinen aber doch Stellung, Gewandung und Aehnliches an ſeinem Bildwerk ſoweit feſtſtellen, daß er ſpäter nicht weſentlich davon abzuweichen braucht.

Iſt das gethan, ſo kann er an die Ausführung im großen denken. Hier gilt es aber zunächſt eine Schwierigkeit zu überwinden, die manchmal viel Kopfzerbrechen macht. Man denke ſich, es ſei eine überlebensgroße Figur mit frei ausgebreiteten Armen zu modellieren, und man wird begreifen, daß eine ſolche nicht ohne weiteres aus dem weichen und dabei ſchweren Thon aufzubauen iſt. So muß denn zunächſt für ein eiſernes Gerüſt geſorgt werden, ſtark genug, um eine Laſt von zwanzig bis dreißig Centnern zu tragen. Mit Hilfe genauer und mühevoller Berechnungen nach der Skizze wird dasſelbe fertiggeſtellt, derart, daß eiſerne Stäbe und, wo es angeht, ſtarke Bleirohre, deren Biegſamkeit ſpäteren Aenderungen beſſer entgegenkommt, dem Körper ſammt den Extremitäten einen feſten innern Halt geben. Damit aber der Thon nicht etwa durch ſeine Schwere am Gerüſt herabrutſche, iſt es noch nothwendig, überall an letzterem Bündel größerer und kleinerer Holzkreuze mit Drähten ſo anzubringen, daß er davon feſtgehalten wird. Unſere Abbildung Seite 434 zeigt uns die Figur eines Chriſtus mit ausgebreiteten Armen und daneben das entſprechende Gerüſte mit den Holzkreuzen.

Sind ſodann alle Eiſentheile mit einem das Roſten verhütenden Lack überzogen, ſo ſteht das Ganze auf der Plinthe — einer ſtarken Bohle, die ihrerſeits auf einer Drehſcheibe ruht — fertig zum Anfangen da. Der Künſtler, dem die vielerlei nothwendigen Berechnungen ſchier den Kopf wirbelig gemacht haben, athmet endlich auf, greift zum wohldurchgearbeiteten Thon und „legt den Akt an“, d. h. zu deutſch, er beginnt mit der nackten Figur. Weil es beſſeren Anlaß zu verſchiedenen Erklärungen giebt, wollen wir annehmen, er mache eine Gewandfigur. Da wird es denn vielen neu ſein, daß, obgleich dieſe etwa einen faltenreichen Mantel tragen ſoll, zuvörderſt doch der „Akt“, der nackte Körper, mit aller Sorgfalt durchgeführt wird. Künſtleriſche

Digitized by Google

Gründe rechtfertigen das auch vollauf. Mag der Faltenwurf einer Geſtalt noch ſo reich ſein, an einzelnen Stellen kommt dennoch der Körper zum Vorſchein. Das Verhältniß dieſer Punkte zu einander nun würde eine fragwürdige, nicht immer überzeugend richtige werden, wenn der Körper nicht wirklich vorher darunter modelliert würde.

Gerüſte mit Holzkreuzen.

Hat der „Akt“ unter der Bearbeitung mit Modellierholz, Schlinge und Fingern den Grad der Vollendung erreicht, den die mehr oder minder reiche Bekleidung erfordert — je weniger Gewand, um ſo feinere Durchbildung des Nackten iſt naturgemäß nothwendig — ſo wird die Gewandung angelegt. Zuvor aber wird der Körper überall an den Stellen, die bedeckt werden ſollen, mit dünner naſſer Seide überzogen. Sie verhindert, daß man ſpäter bei etwa nothwendigen Aenderungen oder beim Modellieren von Gewandtiefen in den Thon hineingeräth, welcher den Körper darſtellt. Ueber eine Gliederpuppe, deren Kugelgelenke geſtatten, daß man ihr jede gewünſchte Haltung giebt, wird nun mit geduldigem Verſuchen und wieder Verſuchen — nicht ſelten währt es tagelang, bis das Gewünſchte gefunden iſt — ein Gewand gelegt, deſſen Faltenwurf den Abſichten des Künſtlers entſpricht, und dann beginnt er es in Thon zu übertragen. Was jetzt folgt, die Ausführung, die bei einer lebensgroßen Figur Monate, ja nicht ſelten Jahre in Anſpruch nimmt, iſt im Grunde nichts als ein immerwährendes Verändern und Vervollkommnen der Einzelheiten. Man darf niemals denken, daß ein Bildwerk, welches ſo, wie es fertig daſteht, in jedem Zuge den Eindruck macht, als könnte es nicht anders ſein, ſo völlig ausgeglichen dem Kopfe des Künſtlers entſprungen wäre. Es iſt ein Erzeugniß unermüdlichen Schaffens, Wiederzerſtörens und beſſernden Neuſchaffens. Was von einer Seite ſchön ausſah, war es oft nicht von der andern. Dinge, die der Beſchauer als ſelbſtverſtändlich hinnimmt, mögen den Künſtler bis zur glücklichen Löſung der Verzweiflung nahe gebracht haben. Er ſieht ſich nicht ſelten genöthigt, an einem Tage zu Gunſten möglicher Verbeſſerungen wieder wegzunehmen, woran er wochenlang gearbeitet hat. Kurz, die Meinung, als ob der talentvolle Künſtler ſeine Arbeiten nur ſo „aus dem Aermel ſchüttele“, iſt eine durchaus irrige.

Manchem wird wohl mit dieſer Schilderung ſeine Vorſtellung von echter Künſtlerſchaft einigermaßen in die Brüche gehen: dies mühſame Zuſammenquälen iſt doch gar nicht „genial“! Es iſt aber nicht ſchade um jene Vorſtellung, denn ſie entſpringt nur großer Unkenntniß. Bei einem Kunſtwerk handelt es ſich vor allem darum, wie es ſchließlich iſt. Ob es mit mehr oder minder Aufwand von Mühe ſo geworden, iſt eine Sache, die nur den Künſtler ſelber angeht. —

Endlich ſteht das Modell in Thon vollendet da. Das kritiſche Auge des Urhebers findet nichts Störendes mehr daran, und er zeichnet mit dem Hochgefühl ſtiller Genugthuung ſeinen Namen ein. Das Schöpferiſch Künſtleriſche der Bildhauerei iſt damit abgeſchloſſen. Was nun folgt, bis das Bildwerk in Marmor oder Bronze vor uns ſteht, iſt Sache des Kunſthandwerks.

Zunächſt muß aber dem Modell noch Dauerhaftigkeit verliehen werden. Der Thon, der bis jetzt Tag für Tag angefeuchtet worden iſt, giebt dem Bildwerk zwar einen prächtigen lebensvollen Charakter, behält dieſen aber leider nicht, wenn er trocken wird. Abgeſehen davon, daß er in dieſem Zuſtande keine genügende Feſtigkeit beſitzt, wird er dann ſtumpfgrau und riſſig. So kommt das Werk des Bildners denn zuvörderſt unter die Hände des Gipsgießers oder Kunſtformers, der aus Gips eine ſogenannte „verlorene Form“ darüber macht. In dieſe wird, nachdem das Thonmodell, das dabei zerſtört wird, ſtückweiſe daraus entfernt und der Hohlraum mit Waſſer gereinigt iſt, Gips hineingegoſſen; iſt dieſer erhärtet, ſo wird die Form vorſichtig in Stücken abgeſchlagen — daher der Ausdruck „verlorene Form“ — und was vorher Thon war, ſteht nun in dem beſtändigeren Gips da.

So einfach ſich das lieſt, ſo iſt doch der Vorgang dabei im einzelnen ein ſehr komplizierter. Wir wollen darum den Verlauf dieſes „Abgießens“, wie es zum Unterſchied vom eigentlichen Formen genannt wird, an einem einfachen Beiſpiel, einer Büſte, erläutern. Nachdem das Thonmodell derſelben von einer außen aufgeſetzten Wand dünner Zinkbleche, die, wie die obenſtehende Abbildung

„Verlorene Form“ über dem Thonmodell und „Stückform“.

Digitized by Google

zeigt, vom Fuß der Büſte über die Schulterhöhe am Ohr herauf über den Scheitel und an der anderen Seite wieder herunterführt, gleichſam in zwei Hälften geſchieden iſt, wird Gips mit Waſſer angerührt, dem ein wenig rothfärbender Bolus zugeſetzt iſt. Von dieſer Gipsmaſſe wird nun unter ſteter Sorgfalt dafür, daß ſie in jede Vertiefung eindringe und nirgends Blaſen bilde, eine etwa vier bis acht Millimeter ſtarke Schicht nach und nach über die eine abgeſteckte Hälfte des Modells gebreitet, die vom Zinkrand begrenzt wird. Iſt dieſe erhärtet, was in fünf bis ſechs Minuten geſchehen iſt, ſo kommt noch eine ſtärkere Lage weißer Gips darüber; alsdann wird der Vorgang an der noch unbedeckten Seite wiederholt. Die Büſte iſt nun „eingeformt“, ringsum von einer unförmlichen Gipsmaſſe umſchloſſen, die aber durch die Zinkbleche getrennt iſt. Werden dieſe mit einer Zange herausgezogen, was unſchwer möglich iſt, ſo bedarf es nur noch des Eintreibens einiger Keile in die entſtandene Fuge, und das weiche Thonmodell, das hierbei natürlich zu Grunde geht, giebt nach — die Form liegt in zwei aneinander paſſenden Hälften da — das genaue Negativ der behandelten Arbeit.

Das Punktieren mit drei Zirkeln.

Die letzten Ueberreſte von Thon, die hier und dort noch hangen geblieben ſind, werden entfernt, das Ganze ſauber ausgewaſchen, leicht eingeölt und feſt wieder zuſammengeſchnürt. Nun kommt der eigentliche Guß. Es wird wiederum Gips angerührt und dieſer unter Schütteln durch eine Oeffnung in die Form hinein gegoſſen, bis ſie gefüllt iſt, ſodaß alſo der Gips nun genau den Platz einnimmt, den vorher der Thon innehatte. Iſt die Maſſe feſt geworden, dann geht es ans Wegſchlagen der Form mit Hammer und Meißel, zuerſt der umhüllenden weißen Lage, dann der inneren rothen. Die letztere ſagt dem Arbeiter: hüte dich, hier kommt das Modell! Wäre Form und Ausguß von derſelben Farbe, ſo könnte man leicht mit dem Eiſen in den letzteren hinein gerathen. Gleichwohl muß auch ſo noch mit äußerſter Vorſicht verfahren werden. Mit mehr oder minder bedeutenden Abweichungen iſt dies das Verfahren beim Abgießen. Es wird ſchwieriger bei großen zuſammengeſetzten Werken, weil hier die Form aus mehreren Stücken beſteht, einfacher beim Relief. Für das Verſtändniß iſt das aber belanglos.

Wir haben alſo, was als weicher Thon aus des Künſtlers Händen hervorgegangen iſt, nunmehr im beſtändigeren Gips vor uns. Da und dort iſt noch eine kleine Beſchädigung nachzubeſſern, ſonſt ſteht das Werk — als künſtleriſche That wenigſtens — vollendet da. Was ihm aber noch fehlt, iſt der Reiz des Materials! Der Gips, ſo große Vorzüge er in praktiſcher Beziehung bietet, hat hiervon wenig oder gar nichts. Seine kreidige Weiße läßt meiſt keine rechte Freude aufkommen. Wollte man ihn abtönen, ſo bliebe doch immer noch eine gewiſſe Stumpfheit. Zudem kann aber von Dauerhaftigkeit auch bei ihm nur im Verhältniß zu dem gänzlich dauerloſen Thon geſprochen werden. Im Freien würde er gar bald verwittern, in Innenräumen jeder Beſchädigung ohne großen Widerſtand zum Opfer fallen. Alles das läßt uns alſo im Gipsmodell immer erſt ein Durchgangsſtadium erblicken zu der Darſtellung in einem haltbaren und edleren Material — Bronze oder Stein, für Kunſtwerke vornehmſter Art Marmor. Es muß aber noch einmal betont werden, daß alles, was in dieſer Beziehung geſchieht, bloß ein Nachſchaffen, ein Reproduzieren iſt, Sache einer oft hochgeſteigerten Kunſtfertigkeit, aber kein künſtleriſches Hervorbringen. Dieſes iſt mit dem Thon- oder, wenn man will, Gipsmodell abgeſchloſſen. Der ſchaffende Künſtler, den die Phantaſie zu anderen Schöpfungen drängt, giebt ſeine Arbeit nunmehr in die Hände des Bronzegießers oder des Steinbildhauers.

Es würde zu weit führen, wenn wir die äußerſt umſtändliche Technik des Bronzeguſſes hier ſchildern wollten; das verlangt einen Aufſatz für ſich. Beſſer kann das mit der Marmorarbeit geſchehen. Im großen Publikum ſteht man dieſer mit ganz beſonderer Bewunderung gegenüber, ja eine gewiſſe Art naiver Kunſtbetrachtung hält es eigentlich für das Weſentliche der Bildhauerei, daß ihre Schöpfungen dem glasharten Stein abgerungen ſind, und ſetzt ſo über die künſtleriſche Idee, was nur einen Theil der Freude am Kunſtwerk ausmachen darf. Nicht um das Verdienſt geſchickter Marmorarbeiter zu ſchmälern, ſondern bloß um die Bewunderung in richtige Bahnen zu lenken, ſei deshalb hervorgehoben, daß das Arbeiten in Marmor, abgeſehen von der nothwendigen oft hohen Kunſtfertigkeit in der Behandlung des Nackten, der Haare oder des Gewandes, immerhin nicht mehr iſt als ein durch mannigfache mechaniſche Hilfsmittel erleichtertes Kopieren. „Ohne Gipsmodell kein Marmorwerk“, das gilt, den einzigen Michel Angelo und einige noch dazu fragliche Fälle aus dem Alterthum ausgenommen, für die ganze Plaſtik.

Die Art nun, wie dieſes Uebertragen geſchieht, wollen wir in den Grundzügen an einem einfachen Beiſpiel (vergleiche hierzu die beiden nebenſtehenden Abbildungen) veranſchaulichen. Bekanntlich kann man von zwei Punkten aus mittels Zirkelſchlags einen Punkt in der Ebene beſtimmen; fügt man einen dritten hinzu, ſo giebt er die Höhe an. Wäre nun ein Relief in Marmor auszuführen, das eine rechtwinklige Grundfläche hat, ſo würde man zuvörderſt an den Endpunkten der einen Seite des Modells zwei, etwa in der Mitte der gegenüberliegenden Seite eine dritte Einſatzſtelle für Zirkel ſchaffen. Nachdem am rohbehauenen Marmorblock alsdann die Grundfläche des Modells angeſchlagen iſt, werden genau an die entſprechenden Stellen die drei Einſatzpunkte geſetzt, ſo daß die Maſſe, welche das Figürliche enthalten ſoll, hoch dazwiſchen ſtehen bleibt. Nun wird die höchſte Stelle des Modells mit einem Punkt verſehen und die Entfernung von ihm zu jeder der Einſatzſtellen je in einen Zirkel genommen. Werden mit dieſen Zirkeln von den entſprechenden Einſatzſtellen am Marmorblock Zirkelſchläge nach der Mitte zu gethan, ſo müſſen ſie dort irgendwo zuſammentreffen, ſofern nicht noch zuviel Stein daſteht. In dieſem Falle wird unter beſtändigem vorſichtigen Meſſen vom Stein weggeſchlagen, bis die Zirkelbogen haarſcharf in einem Punkte zuſammentreffen. Das iſt der Punkt, der genau der höchſten Stelle des Modells entſpricht, und man kann nun forglos

Relief mit Punktierungszeichen.

wegſchlagen, was ſeitwärts über dieſen hinausragt. In gleicher Weiſe werden weiterhin die anderen Höhenpunkte gefunden, bis Modell und Stein derart mit einem Netzwerk von Punkten bedeckt ſind, daß ſchließlich die centimetergroßen Entfernungen zwiſchen den einzelnen freihändig bearbeitet und zuſammengeführt werden können. Dann treten wieder mehr künſtleriſche Anforderungen an den Ausführenden heran, denn jetzt gilt es, mit den verſchiedenartigſten Meißeln, mit Bohrer und Raſpel hier der feinen Zeichnung der Haut, dort der flotten Behandlungsweiſe von Haar und Kleidung gerecht zu werden, mit einem Wort, das Leben, das der Künſtler dem fügſamen Thon verliehen hatte, nun auch dem ſpröden Stein abzugewinnen.

Auf dieſe Weiſe — „mit drei Zirkeln punktieren“ heißt der fachmänniſche Ausdruck — können natürlich nur Reliefs und ähnlich geartete Bildwerke bearbeitet werden; große und hochaufragende entziehen ſich ſolcher Behandlung. Sie werden mittels ſinnreich konſtruierter Hilfswerkzeuge (vergleiche nebenſtehende Abbildung) und auf mancherlei Arten punktiert. So verſchieden dieſe aber auch ſind, alle ſtimmen darin überein, daß ſie die Uebertragung nicht dem „genialen“ Blick, dem beliebten „Künſtlerauge“ überlaſſen, ſondern zuverläſſigen Meßwerkzeugen. Wer einmal der außerordentlich mühevollen und langſam fortſchreitenden Arbeit eines Marmorbildhauers zugeſehen hat, der wird einſehen, daß ein ſchöpferiſcher Künſtler damit ſeine beſte Zeit verlieren würde. Die Kunſt der Gegenwart ſtellt nebenbei ſo hohe Anforderungen an techniſche Geſchicklichkeit, daß ihnen nur entſprechen kann, wer ununterbrochen mit Hammer und Meißel arbeitet.

Marmorbildhauer, mit der Punktiermaſchine arbeitend.

Nachdem wir ſo dem Bildwerk bis zur Fertigſtellung in Marmor gefolgt ſind, erübrigt es noch, einiger Vervielfältigungsarten zu gedenken, insbeſondere derjenigen in Gips. Sie iſt wie das oben beſchriebene Abgießen Sache des Kunſtformers und hat zur Grundlage das Gipsmodell, das wir aus der „verlorenen Form“ haben herauswachſen ſehen. Soll z. B. ein Reliefbild, das man ſich als einen vergrößerten Thaler vorſtellen kann, vervielfältigt werden, ſo iſt das auf zweierlei Weiſe möglich. Am häufigſten geſchieht es mittels einer Leim- oder Gelatineform. Ueber das ſchellackierte und geölte Modell wird hierbei eine etwa fingerdicke Thonſchicht gebreitet und dieſe wiederum mit einer ſtärkeren Lage Gips überdeckt; man nennt die letztere die „Kappe“. Iſt ſie feſt geworden, ſo nimmt man ſie ab, entfernt den Thon und legt ſie wieder über das Modell. Zwiſchen Kappe und Modell iſt jetzt ein leerer Raum vorhanden, der nun durch eine Oeffnung mit zähflüſſigem Leim angefüllt wird. Nach drei bis vier Stunden erkaltet dieſer zu einer elaſtiſchen Maſſe, welche natürlich alle Einzelheiten des darunter liegenden Modells angenommen hat. Dieſe Maſſe bedarf noch des Firniſſens und Oelens und giebt dann die Form ab für eine ganze Reihe von Ausgüſſen, ſolange, bis der Leim durch allmähliche Verdunſtung wieder eintrocknet. Ein Vorzug derartiger Vervielfältigung iſt die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Herſtellung; auch weiſen die gewonnenen Güſſe keine oder, bei größeren Stücken, nur eine „Naht“ auf.

Wollte man auf gleiche Weiſe eine Form, die dauern ſoll, aus Gips herſtellen, ſo würde ſie vom Modell nicht loszunehmen ſein, weil ſie ſich ſelbſtverſtändlich in alle Tiefen, aus denen ſich der Leim noch herausziehen läßt, feſtklemmen würde. Daraus folgt, daß eine Gipsform aus ſo viel Stücken beſtehen muß, als ſich einzeln losnehmen laſſen. Man nennt ſie aus dieſem Grunde Stück- oder Keilform. Sie erhält ſich bei guter Behandlung ſehr lange, hat aber den Nachtheil, daß die Güſſe mit ſehr vielen „Nähten“ — Erhöhungen, die da entſtehen, wo die Formſtücke zuſammenſtoßen — bedeckt ſind. Mehr oder weniger ſorgſam bearbeitet, entſtehen auf die angegebenen Arten beſonders alle die Gipsabgüſſe, die wir im Handel ſehen. Manche werden nach der Fertigſtellung noch einem ſiedenden Stearinbade ausgeſetzt; der Gips wird dann als „Elfenbeinmaſſe“ bezeichnet.

Von anderen Vervielfältigungen wären endlich noch die Figuren aus gebranntem Thon zu erwähnen. Sie werden in einzelnen Theilen in Formen gequetſcht, zuſammengeſetzt und dann im Ofen gebrannt. Hierfür iſt es erforderlich, daß ſie möglichſt hohl ſind. Da ſie nach dem Zuſammenſetzen natürlich noch einmal übermodelliert werden müſſen und das nicht immer von künſtleriſcher Hand geſchieht, ſo iſt viel Minderwerthiges darunter. Sie ſind deshalb nicht mit Originalterrakotten zu verwechſeln, denen wir in Kunſtausſtellungen begegnen. Hier haben wir es vielmehr mit der eigenen Arbeit des Künſtlers zu thun, die nach dem Modellieren ausgetrocknet und gebrannt iſt. Naturgemäß werden für ſolche Arbeiten auch ganz andere Preiſe verlangt als für jene.

Kommen wir nach den mannigfachen Abſchweifungen noch einmal auf den eigentlichen Künſtlerbildhauer zurück, ſo müſſen wir feſtſtellen, daß er ſeinen Namen, der früher nicht unberechtigt war, in unſerer alles ſpezialiſierenden Zeit mit Unrecht trägt. Er „haut“ nicht, er „meißelt nicht in Bronze“, wie man öfter in ſogenannten Künſtlerromanen leſen kann, ſondern er modelliert. Mag hie und da eine Ausnahme ſtattfinden, im allgemeinen iſt das Regel. Das iſt der Grund, weshalb man den Bildhauer beſſer „Bildner“ nennen ſollte.

Digitized by Google

Taubengruß.

(Zu dem Bilde von H. Corrodi.)

Nicht nur im nächt'gen Dunkel,
Auch tags im Lichtgefunkel
Ergreift Venedigs Gäste
Der stillen Prachtpaläste
Goldheller Märchentraum,
Wenn sie die Gondel leise
Die weichen Wellengleise
An des Kanales Fronten,
Den golden übersonnten,
Hinträgt zum offnen Meeresraum.

Der Traum belebt die Logen,
Draus auf den Bug des Dogen
Einst purpurschöne Frauen —
O farbenselig Schauen! —
Lernieder froh geblickt;
Bevölkert die Balkone,
Die einst der Schönheit Throne,
Als Tizians Modelle,
Von goldner Haarespelle
Umkost, den Gruß herabgeschickt.

Vom Markusplatz entflogen,
Gelockt vom Glanz der Wogen,
Umflattern weiße Tauben
Die säulenschlanken Lauben
Der stolzen Meereswacht . . .
Auch hier der Traum: es winken
Die Augen und es blinken
Der Schönen Prachtgewänder,
Der einst hier Liebespfänder
Solch weißer Tauben Gruß gebracht.

Johannes Proelß.

„Vom Himmel gefallen!“

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zum doppelten Jubiläum der Meteoriten.

Gegen das Ende des Jahres 1891 brachten die Tageszeitungen eine tragikomische Geschichte, in welcher ein angeblicher Meteorstein die Hauptrolle spielte. Auf dem Grundstück eines Müllers in Süddeutschland wurde ein Stein gefunden, dem man himmlischen Ursprung zuschrieb. Er sollte für schweres Geld an ein Museum verkauft werden, aber bevor der Preis noch bezahlt wurde, entzweiten sich ob der Theilung desselben der Wirth und der Knecht. Eine nähere Untersuchung ergab, daß der Stein eine Schlackenmasse sei und einem irdischen Eisenwerk entstamme. Der Kauf unterblieb und der „Mann aus dem Volke“, der Müller nämlich, liegt nun in grimmem Streite mit den Gelehrten.

Das Jahr 1892 ruft uns eine Zeit in Erinnerung zurück, in welcher das Volk und die Gelehrten über das Herabfallen der Steine vom Himmel arg miteinander stritten, bis das Volk, was auf wissenschaftlichem Gebiet seltener geschieht, gegenüber den „Aufklärern“ recht behielt. Heute zweifelt niemand daran, daß Stein- und Eisenmassen aus dem Weltraum auf die Erde niederfallen; wir wissen wohl, daß die größeren Massen als leuchtende Meteore, die kleineren als Sternschnuppen unsere Atmosphäre durchschneiden, und die Astronomen belehren uns, daß dieses Ereigniß kein so seltenes ist, daß täglich etwa 10 bis 12 Millionen Sternschnuppen unsere Atmosphäre kreuzen und täglich 2 bis 3 größere Meteorsteine auf die Erde niederfallen, wenn auch nur die wenigsten von Menschen erblickt werden.

Die Völker des Alterthums waren gleichfalls mit dieser Naturerscheinung vertraut.

Griechen, Römer, Chinesen und Araber berichten in ihren Büchern oft von Steinfällen, und auch das „finstere“ Mittelalter erkannte die Thatsache an. In jenen alten Zeiten hatte man sogar die löbliche Sitte, über solche Meteorerscheinungen Urkunden auszustellen, die genau die Zeit und den Ort bezeichneten, wo die Steine des Weltraumes zu Erdenbürgern geworden waren. Viele dieser Urkunden sind verloren gegangen, einige sind noch erhalten und bilden für die Meteorsteine, die in Museen aufbewahrt werden, sozusagen Geburtsscheine. Nur die wenigsten der aufgefundenen Meteorsteine besitzen solche genaue Ausweise über ihr Alter auf Erden. Der älteste unter den legitimierten wird am 7. November 1892 seinen vierhundertsten „Geburtstag“ feiern, und da er in Deutschland niederfiel, so dürfte es sich wohl ziemen, das Fest des weithergewanderten Jubilars nicht sang- und klanglos vorübergehen zu lassen. Ein gut Stück von ihm liegt ja noch in dem Rathhause von Ensisheim im Elsaß und viele seiner Glieder ruhen in naturgeschichtlichen Museen und Mineralienkabinetten Europas. Eine Urkunde, die Jahrhunderte lang neben ihm in der Kirche von Ensisheim hing, meldet über seine Ankunft auf Erden folgendes:

„A. D. 1492 uff Mittwochen nechst vor Martini den siebenten Tag Novembris geschah ein seltsam Wunderzeichen, denn zwischen der eilften und zwölften Stund zu Mittagzeit kam ein großer Donnerklapf und ein lang Getöß, welches man weit und breit hört, und fiel ein Stein von den Lüfften herab bei Ensisheim, der wog zweihundertsechzig Pfund, und war der Klapf anderswo viel größer denn allhier. Da sahn ihn ein Knab in einen Acker im oberen Feld, so gegen Rhein und Ill zeucht, schlagen, der war mit Waitzen gesäet, und that ihm kein Schaden als daß ein Loch innen würd. Da führten sie ihn hinweg und ward etwa mannich Stück davon geschlagen: das verbot der Landvogt. Also ließ man ihn in die Kirche legen, ihn willens dann zu einem Wunder aufzuhenken, und kamen viele Leut' anher, den Stein zu sehen, auch wurden viel seltsame Reden von dem Stein geredet. Aber die Gelehrten sagten, sie wissen nicht, was es wär, denn es wär übernatürlich, daß ein solcher Stein sollt' von den Lüfften herabschlagen. Darnach uff Montag nach Catharinen gedachten Jahrs, als König Maximilian allhier war, hieß Ihre Königliche Excellenz den Stein ins Schloß tragen und sagte, die von Ensisheim sollten ihn nehmen und in die Kirche heißen aufhenken. Also hink man ihn in den Chor, da er noch henkt.“

Kaiser Maximilian vergaß den Stein nicht, denn laut einer Urkunde aus Augsburg vom 12. November 1503 benutzte er ihn als Vorbedeutung, um die Christenheit zu einem Kreuzzug gegen die Türken aufzufordern.

Den Ensisheimern genügte aber die trockene Urkunde bei ihrem Steine nicht. Es fand sich ein Dichter, der das Ereigniß also besang:

„Tausend vierhundert neunzig zwey
Hört man allhier ein groß Geschrei,
Daß zunächst draußen vor der Stadt,
Den siebenten Wintermonath
Ein großer Stein bei hellem Tag
Gefallen mit einem Donnerschlag,
An dem Gewicht drithalb Centner schwer,
Von Eisenfarb, bringt man ihn her
Mit stattlicher Procession.
Sehr viel schlug man mit Gewalt davon.“

Und zu der Urkunde und dem Gedichte gesellte sich mit der Zeit ein lateinischer Spruch: „De hoc lapide multi multa, omnes aliquid, nemo satis“ d. h. „Von diesem Steine (wissen) viele viel, alle etwas, niemand genug“ — was wohl bis auf den heutigen Tag zutrifft.

Es kamen aber unruhige Zeiten, in welchen dem Steine die beschauliche Ruhe im Gotteshaus nicht gegönnt wurde, die Zeiten der französischen Revolution. Das himmlische Kind wurde der Kirche entrissen und in die öffentliche Bibliothek zu Kolmar gebracht. Hier wurde der Stein der Beutelust von Raritätensammlern und Gelehrten preisgegeben, viele Stücke wurden von ihm abgeschlagen, und das größte, etwa 9½ Kilogramm schwer, wanderte nach Paris. Endlich waren die Stürme der Revolutionszeit vorübergebraust, ein Gesetz erschien, welches verordnete, daß den Kirchen das ihnen Genommene, wenn es noch vorhanden wäre, wiedergegeben werden sollte. Da kamen die Ensisheimer nach Kolmar und holten sich ihren Stein, den sie wieder in der Kirche aufstellten, wo ihn der Naturforscher Chladni noch sah. Er war zusammengeschrumpft. Nach einer Mittheilung des Herrn Bürgermeisters von Ensisheim wiegt der Meteorstein gegenwärtig noch 53,5 Kilogramm und wird jetzt in dem großen Saale des Rathhauses von Ensisheim aufbewahrt. Der Spruch, daß wir mit dem Alter kleiner werden, paßt also mitunter nicht nur auf berühmte Menschen, sondern auch auf berühmte Steine.

Der Stein von Ensisheim ist ein wirklicher Meteorstein; er besteht aus felsartiger Masse, in welcher Eisen und Nickel eingelagert sind.

Der nächstälteste der legitimierten Aërolithen ist derjenige von Hradschina im Agramer Komitat in Kroatien, er fiel den 26. Mai 1751, und Bruchstücke von ihm sind noch heute in Museen vorhanden. Das bischöfliche Konsistorium zu Agram ließ mehrere von denen, die auf dem Felde ganz nahe bei dem Orte des Falles gewesen waren, als Zeugen abhören, faßte eine Urkunde darüber ab und übergab diese nebst der größeren Masse von 71 Pfund Gewicht dem Kaiser, worauf sie anfangs in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wurde und später in das k. k. Naturalienkabinett kam. Dieser Aërolith ist insofern von Interesse, als er aus Meteoreisen besteht und an ihm der Wiener Gelehrte Widmanstätten durch Aetzen mit Säuren die sog. Widmanstättenschen Figuren erzeugte, durch welche das krystallinische Gefüge des Meteoreisens nachgewiesen wurde.

Der Aërolith von Hradschina kam zu einer Zeit auf Erden an, da die „Aufklärung“ sich vorgenommen hatte, mit seinesgleichen aufzuräumen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts machte die Naturwissenschaft unerwartete Fortschritte; viele Irrthümer und Fabeln der früheren Zeiten wurden widerlegt und die großen Erfolge der Wissenschaft verblendeten auch klarere Köpfe. „Jetzt glaubte man auf einmal alles, was nicht zum selbstgemachten Leisten paßte, wegwerfen und für Thorheit erklären zu müssen.“ Unglaublich, den Naturgesetzen zuwider erschien jetzt die Behauptung, daß Steine vom Himmel herabfallen könnten. Man eiferte gegen diesen lächerlichen Aberglauben mit Wort und Schrift und ging soweit, daß man an vielen Orten die aufbewahrten Meteorsteine wegwarf und die Urkunden vernichtete.

Die Steine fielen weiter vom Himmel, eine Mahnung an die

Naturforscher, daß man die Naturgesetze der wirklichen Beobachtung der Thatsachen und nicht eigenen Gedanken anzupassen habe, aber man war taub gegen diese Mahnung.

Als ein im Jahre 1768 gefallener Meteorstein der Pariser Akademie vorgelegt wurde, erklärte Lavoisier, der Begründer der modernen Chemie, es sei ein vom Blitz getroffener irdischer Stein. Am 24. Juli 1790 ereignete sich ein Steinfall zu Juillac im Departement Landes. Die Leute sahen abends nach 9 Uhr das leuchtende Meteor am Himmel, man hörte eine Explosion, als ob viel großes Geschütz abgefeuert würde; die Lufterschütterung war dabei so groß, daß die Fenster zitterten und einige sich öffneten und es ein Erdbeben zu sein schien; man hörte hierauf noch ein anhaltendes Getöse, bemerkte auch einen Schwefelgeruch und fand die gefallenen Steine. Die Anzahl derselben war sehr groß; manche waren über 20 Pfund schwer und 2 bis 3 Fuß tief in die Erde gedrungen. Die Gemeindebehörde ließ höchst vernünftiger- und lobenswertherweise ein Protokoll aufnehmen, welches gegen 300 Personen unterzeichneten. Das Dokument wurde der Pariser Akademie vorgelegt, aber hier erregte es nur Hohn und Spott: man fand eine obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen derartigen Blödsinn sehr — unterhaltend, und Berthelon hatte Mitleid mit den armen Bethörten!

Allerdings muß man dabei betonen, daß die Berichte von den Meteorsteinen oft übertrieben waren und wirklichen Aberglauben enthielten. Der römische Kaiser Heliogabal verehrte einen Meteorstein, auf dem ein Bild der Sonne sichtbar sein sollte. Die unregelmäßigen Streifen auf der schwarzen Rinde der in Arabien gefallenen Steine wurden für eine mit arabischen Buchstaben geschriebene Adresse gehalten an den, der davon sollte totgeschlagen werden, und von einem bei Nörten unweit Göttingen gefallenen Steine hieß es, man habe auf demselben „Menschenangesichter mit dicken Krollen um den Hals, etliche mit Türkenköpfen, mit türkischen Bünden und Hüten gesehen.“ Auch Uebertreibungen der Größe und Dauer der Erscheinung kamen vor. Immerhin aber durften die hervorragendsten Naturforscher jener Zeit, deren Namen so hell am Himmel der Wissenschaft leuchten, nicht vergessen, daß es gerade ihre Aufgabe war, in diesen Berichten den Weizen von der Spreu zu scheiden.

Endlich sollte vor just hundert Jahren ein Ritter des Geistes erstehen, der sich kühn gegen den Aberglauben der Gelehrten wandte. Wittenberg a. d. Elbe, berühmt aus der Zeit der Reformation, hatte damals noch seine Universität, die erst im Jahre 1815 mit der in Halle vereinigt wurde. In Wittenberg wirkte ein Sohn des Professors der Rechte Chladenius, der berühmte Ernst Florens Friedrich Chladni, bahnbrechend auf dem Gebiete der Physik, indem er zum Begründer der Akustik wurde. Die Chladnischen Klangfiguren, welche durch losen Sand auf einer von Tönen in Schwingungen versetzten Platte erzeugt werden, sind jedem Schüler bekannt.

Chladni war mit einem andern hervorragenden deutschen Naturforscher befreundet, mit Georg Christoph Lichtenberg, der als Professor in Göttingen wirkte und nicht nur durch seine Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität, sondern auch durch die satirische und witzige Art, in der er schrieb, bekannt wurde. Eine Begegnung der beiden Männer sollte eine neue Aera in der Erforschung der Meteore herbeiführen. Chladni schrieb selbst darüber: „Die erste Veranlassung verdanke ich einer Unterredung mit Lichtenberg, wiewohl dieser damals noch nicht wußte, daß jemals feste Massen vom Himmel gefallen wären, und also hiervon bei ihm nicht die Rede sein konnte. Schon früher war er einmal Geburtshelfer meiner Ideen gewesen, indem er durch seine elektrischen Figuren bei mir die Vermuthung erregt hatte, daß die Schwingungen einer Fläche sich würden durch aufgestreuten Sand sichtbar machen lassen, ungefähr wie die verschiedenen Elektricitäten auf einer Harzscheibe durch ausgestreuten Harzstaub. Als ich im Jahre 1792 in Göttingen war, hatte ich öfters Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten, wo er dann von seinem Reichthum origineller Ideen gern einiges mittheilte.“

Die beiden Forscher sprachen auch über die Feuerkugeln, die als Meteorerscheinungen nicht geleugnet werden konnten. Lichtenberg hielt sie für elektrische Erscheinungen kosmischen Ursprungs. Seine Ausführungen befriedigten jedoch Chladni nicht.

Er blieb drei Wochen länger in Göttingen und sammelte in der dortigen Bibliothek mit dem größten Eifer alle Nachrichten über Feuerkugeln, deren er habhaft werden konnte. Auf Grund dieser geschichtlichen Studien gewann er die feste Ueberzeugung, „daß öfters Stein- und Eisenmassen zufolge einer Feuerkugel mit vielem Getöse herabgefallen waren, wo dann aus allen Umständen sich schließen ließ, daß sie unmöglich etwas anderes als Ankömmlinge aus dem allgemeinen Weltraum sein konnten.“

Chladni, der in den wissenschaftlichen Anschauungen seiner Zeit fußte, kam das Ergebniß seiner Studien so fremdartig vor, daß er anfangs Bedenken trug, eine Abhandlung darüber zu veröffentlichen. Nach gründlicher Ueberlegung that er es aber doch in einer im Jahre 1794 erschienenen Schrift und er stellte darin die oben erwähnten Sätze nicht als Vermuthung, sondern als Behauptung auf.

Die wissenschaftliche Welt war erstaunt und zugleich betrübt. Lichtenberg, der Freund Chladnis, sagte, es sei ihm bei dem Lesen der Schrift anfangs so zu Muthe gewesen, als wenn ihn selbst ein solcher Stein am Kopfe getroffen hätte, und er habe gewünscht, daß Chladni sie nicht geschrieben hätte. Späterhin wurde Lichtenberg überzeugt, meinte, daß die Aërolithen Auswürflinge der Mondvulkane seien, und schrieb im Jahre 1797 in seiner launigen Weise, der Mond sei ein unartiger Nachbar, weil er mit Steinen nach uns werfe.

Andere vermutheten sogar, daß Chladni wohl nur eine so paradoxe Meinung hingeworfen und mit allen möglichen Scheingründen aufgestutzt haben möchte, um, wenn die Physiker es von der ernsthaften Seite nähmen, sich über sie alle lustig zu machen. Dem setzte Chladni die schönen Worte entgegen: „Wenn mich eine solche Laune angewandelt hätte, so würde ich sie doch lieber an Thorheiten als an physikalischen Gegenständen ausgelassen haben, da meines Erachtens Naturforschung und überhaupt Untersuchung der Wahrheit gewissermaßen als etwas Heiliges anzusehen ist, das schlechterdings nicht durch muthwillige Aufstellung falscher Behauptungen entweiht werden darf.“

Von vielen Seiten angefeindet, fand Chladni dennoch Genugthuung in der Anerkennung von seiten einiger hervorragender deutscher Gelehrten. Der berühmte Astronom Zach äußerte mündlich zu Chladni, daß er mit seinen Ausführungen einverstanden sei; als Chladni die Aërolithen „Weltspäne“ nannte, lächelte er zwar, fand aber den Ausdruck nicht unangemessen. Der Astronom Olbers bekannte sich bereits im Jahre 1795 zu der Anschauung Chladnis, und Werner, der Vater der Geologie, erklärte beim ersten Anblick der ihm vorgelegten Meteorsteine, sie seien nicht irdischen Ursprungs.

Auch der Himmel unterstützte Chladni in seinem Kampfe gegen das mächtige Vorurtheil der Weisen, indem er bald darauf den Ungläubigen einige Steinfälle herabsandte. Schon am 16. Juni 1794 fielen Steine bei Siena; Engländer kauften sie auf und untersuchten sie chemisch; am 13. Dezember wurde die Naturerscheinung in Waldcottage in Yorkshire beobachtet.

Zu den deutschen Vorkämpfern gesellten sich englische; nur in Frankreich, in der Pariser Akademie, wollte man nicht an den Wahn glauben, daß etwas vom Himmel fallen könne, bis der Himmel selbst mit den Franzosen ein Einsehen hatte und am 26. April 1803 bei l'Aigle in der Normandie mit einem Feuermeteor unter großem Getöse über 2000 Steine herabregnen ließ. Als der Maire des Ortes dieses Ereigniß amtlich meldete, wurde zwar in einer Pariser Zeitung die Gemeinde zu l'Aigle bedauert, daß sie einen so unaufgeklärten Maire habe, daß er solche Albernheiten glauben könne, aber die Pariser Akademie der Wissenschaften sandte diesmal ihr jüngstes Mitglied, den scharfdenkenden Biot, nach dem Orte des Steinfalles ab, und der Bericht Biots lautete dahin, daß die Akademie in diesem Streite die Waffen zu strecken habe. „So wich endlich,“ wie ein Zeitgenosse (Benzenberg) sich treffend ausdrückte, „die Aufklärung, die das Herunterfallen geleugnet hatte, vor der größeren Aufklärung, die das Herunterfallen der Steine glaubte.“

E. Falkenhorst.

Vor dem Revolu

Nach einem Gemälde

Digitized by Google

George Cain

ionstribunal.

von G. Cain.

Digitized by Google

Erfinder-Lose.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Friedrich Gottlob Keller und das Holzschliffpapier.

Von Eduard Grosse.

Wir wandern durch einen Nadelwald und blicken mit Wohlgefallen empor zu den hohen Fichten und schlanken Tannen, die jetzt noch stolz in die blauen Lüfte streben, deren Todesurtheil jedoch schon gesprochen und mit Axthieben in die kräftigen Stämme gezeichnet ist. Dort kreischt die Säge, klingt die Axt, wir sehen einen Tannenbaum schwanken und prasselnd niedersinken. Andere Bäume hat das gleiche Schicksal schon länger getroffen, sie liegen kahl, ihrer Aeste beraubt, ihrer Rinde entkleidet auf der moosüberzogenen Erde. Die Holzfäller berichten uns, daß die gefällten Bäume hinunter nach der Holzschleiferei und Papierfabrik gebracht, daß dort aus ihnen Holzschliff und verschiedenartige Papiere erzeugt werden.

Ein wunderbarer Wandel, vom kräftigen Baumstamm zum dünnen Papierbogen, fast unbegreiflich für den ahnungslosen Laien. Und doch hält jeder Leser einer Tageszeitung in dem grauen, billigen Druckpapier ein Stückchen Holz in der Hand, welches jenen Wandel durchgemacht hat.

Die Verarbeitung des Holzes zu Papier ist eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Früher fertigte man das Papier ausschließlich aus Hadern, die in wassergefüllten Mahlwerken zu Fasern zerkleinert, gebleicht, gefärbt und dann als Brei zu dünnen Bogen geschöpft wurden. Bis zum ersten Viertel unseres Jahrhunderts genügte dieses Verfahren, die vorhandenen Hadern reichten zur Deckung des Bedarfes vollständig aus. Da gewann die neuerfundene Papiermaschine allmählich Verbreitung, die Papiererzeugung nahm eine andere Gestalt an, und die mühsame Handarbeit ward mehr und mehr durch die vielleistende Maschinenarbeit verdrängt. Das Papier konnte mit der Maschine billiger hergestellt werden, was allgemeinere Verwendung desselben zu gewerblichen Zwecken und dadurch Steigerung des Bedarfes zur Folge hatte. Dazu kam die Einführung der von König erfundenen Buchdruckschnellpresse, welche eine Vermehrung der Druckerzeugnisse, besonders der Zeitungslitteratur nach sich zog. Der Papierbedarf steigerte sich infolgedessen von Jahr zu Jahr, und bald sah man der Zeit entgegen, in welcher die vorhandenen Hadern nicht annähernd mehr zur Erzeugung des nöthigen Papieres ausreichen würden. Sollten die Papiermaschine und die Schnellpresse ihre volle Macht entfalten, so war es nöthig, einen Rohstoff ausfindig zu machen, welcher geeignet war, die Hadern theilweise zu ersetzen.

Nun hatte zwar bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Superintendent Jakob Christian Schäffer in Regensburg Versuche mit Pflanzenfasern gemacht und gezeigt, daß es möglich sei, aus Bäumen und Pflanzen Papier herzustellen. Diese Versuche waren aber theilweise in Vergessenheit gerathen, auch kannte man kein geeignetes Verfahren, um sie im großen bei der Massenerzeugung mit Vortheil verwerthen zu können. Und immer gebieterischer machte sich die Forderung nach einem Ersatzstoff geltend. Die Papiertechniker wendeten allen Scharfsinn auf, die Chemiker experimentierten und gingen alle Fächer ihres theoretischen Wissens durch, um dem bedrängten Papiergewerbe zu helfen, doch vergebens!

Was Technik und Wissenschaft nicht vermochten, das gelang einem schlichten sächsischen Weber, dessen Kenntnisse nicht größer waren, als sie nach dem damaligen Stande der Volksschule sein konnten, dessen Erfahrung im Papierfach gleich Null war. Dieser sächsische Weber hatte niemals Papier fertigen sehen, er hatte nie in ein chemisches Laboratorium geblickt, seine technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse hatte er sich durch mühsames Selbstlernen in den Sonntags- und Feierabendstunden angeeignet. Wie so oft bei großen Erfindungen war ihm der Zufall günstig gewesen, und die Natur war seine große Lehrmeisterin.

Sein Name ist Friedrich Gottlob Keller. Am 27. Juni 1816 wurde er in Hainichen geboren, dort besuchte er auch die Volksschule. Sein Wunsch, nach Verlassen derselben seine Kenntnisse in einer guten Gewerbeschule zu erweitern und sich der Mechanik zu widmen, scheiterte leider an der Mittellosigkeit seines Vaters, der sich als Weber und Blattbinder mit seiner Familie bescheiden nährte. So mußte sich der lernbegierige Jüngling den Verhältnissen fügen; statt eine höhere Schule zu besuchen, trat er bei seinem Vater in die Lehre und erlernte dessen Handwerk, die Weberei und das Blattbinden. Doch auch während dieser Lehrjahre und später nach seiner Heimkehr von der Wanderschaft ließ er sich seine weitere Ausbildung angelegen sein, kaufte für sein Taschengeld Bücher und beschäftigte sich nebenbei mit mechanischen Arbeiten, unter anderem auch mit dem verlockenden Unternehmen, ein Perpetuum mobile zu konstruieren, d. h. eine Maschine, welche sich ohne Kraftzuschuß von außen selbständig und dauernd bewegt. Zu seinem Heile gab er indessen den unausführbaren Gedanken nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen auf und benutzte seine freie Zeit fruchtbringender mit dem Lesen technischer Schriften. Dabei kam ihm im Jahre 1839 ein Aufsatz über Papierfabrikation in die Hand, in welchem klargelegt wurde, daß es bei dem steigenden Papierbedarf unumgänglich sei, einen Stoff herauszufinden, welcher mindestens theilweise an die Stelle der Hadern treten könnte.

Keller griff diesen Gedanken eifrig auf und nahm sich vor, seine ganze Geisteskraft zur Entdeckung eines derartigen Ersatzstoffes aufzubieten. Zufällig erregte in jener Zeit der künstliche Bau eines Wespennestes wegen der dünnen, papierähnlichen Wände seine Aufmerksamkeit: er beobachtete die Wespen beim Nestbau und entdeckte, daß diese die dünnen Wände aus Holzfasern herstellten, die sie mit ihren Kiefern abrissen und aneinanderfügten. Infolge dieser Entdeckung stieg in Keller der Gedanke auf, daß die Arbeit, welche die Wespen mit ihren Kiefern verrichten, auf mechanische Weise ausgeführt, vielleicht einen geeigneten Holzfaserstoff zur Papiererzeugung ergeben könnte. Zunächst machte er eine Probe mit Sägespähnen, die er in starker Sodalauge kochte, um die Fasern von ihren inkrustierenden Theilen zu befreien und bloßzulegen. Indessen scheiterte sein Plan an seinen unzulänglichen Einrichtungen; denn die Fasern können nicht durch einfache Siedehitze freigelegt werden, sondern nur unter starkem Dampfdruck. So gab er das Kochen auf und wählte einen anderen Weg, indem er daran ging, die Fasern durch Schleifen mittels eines hartkörnigen Steines zu gewinnen.

An einem Nachmittage des Jahres 1843 machte er die ersten Versuche mit einem gewöhnlichen Schleifsteine, den er vom anhaftenden Schmutze gereinigt hatte. Diesen Stein ließ er in Wasser laufen, drehte ihn mit der einen Hand und preßte mit der andern ein Stück Holz dagegen. Nach länger fortgesetztem Schleifen nahm das im Schleiftrog befindliche Wasser das Aussehen von dicker Milch an, und allmählich sammelte sich das abgeschliffene Holz als weiße Fasermasse. Diese that Keller in ein Gefäß, ließ es einige Zeit stehen, goß dann das obere, helle Wasser ab und begab sich hierauf an seine Berufsarbeit, um die versäumte Zeit wieder einzubringen. Am Abend nahm er das Gefäß vor dem Essen wieder zur Hand, stellte es auf den gedeckten, mit einem Tischtuch belegten Tisch und quirlte die Fasermasse kräftig durcheinander. Dabei spritzte eine Kleinigkeit der Masse heraus, fiel auf das Tischtuch und breitete sich dort flach aus, wobei das Tuch den überschüssigen Wassergehalt an sich zog und die zurückbleibende Masse das Aussehen von feuchtem Papier annahm. Keller löste den Faserstoff behutsam mit einem Messer ab, preßte ihn zwischen den Blättern eines Buches kräftig aus und ließ ihn am Ofen trocknen. Als dies geschehen war, glättete er das dünne Blättchen, welches nun alle Eigenschaften eines groben Papieres zeigte. So hielt er noch am Abend desselben Tages das erste Stückchen Holzpapier in der Größe eines Zehnpfennigstückes in der Hand.

Welch freudige Aufregung sich des siebenundzwanzigjährigen Erfinders bemächtigte, kann man sich denken. Das kleine Blättchen gab ihm die Gewißheit, daß er auf dem richtigen Wege war, es gab ihm die Gewißheit, daß die Erfindung in ihrer Grundlage bereits gelungen war, und wenn er, wie er selbst erzählt, die darauffolgende Nacht vor Aufregung nicht schlafen konnte, so ist das nur zu natürlich. Dieses erste Stückchen Holzpapier sowie ein Theil des Wespennestes, welches die Erfindung veranlaßte, befindet sich noch jetzt im Besitze Kellers.

Der große Wurf war gelungen, der Stoff gefunden, welcher die Hadern zu ersetzen vermochte; allein jetzt stand der Erfinder vor der weiteren Aufgabe, seine Erfindung so auszubilden, daß wirklich große Papierbogen aus Holzschliff gefertigt werden konnten

Hier machte sich nun seine Unkenntniß der Papiertechnik fühlbar. Er hatte bisher noch keine Papiermühle gesehen und kannte aus technischen Schriften die Arbeitsweise in einer solchen nur in groben Umrissen. Wie die Werkzeuge beschaffen, woher sie zu beziehen waren, das wußte er nicht. Dennoch machte er sich an die unbekannte Arbeit, fertigte nach eigenem Ermessen einen Schöpfrahmen und schöpfte damit größere Papierblätter. Diese legte er zwischen Tuchlappen und preßte sie in einer Hobelbank aus. Indessen hatten diese Versuche mit den ganz ungenügenden Hilfsmitteln kein zufriedenstellendes Ergebniß.

Aber Keller ließ sich durch den ersten Mißerfolg nicht abschrecken, sondern ging daran, bessere Werkzeuge herzustellen. Zunächst brachte er einen grobkörnigen Schleifstein, der in einem Wassertroge ging, an einer Drehbank an, um auf solche Weise den Faserstoff schneller erzeugen zu können; an diesem Steine schliff seine Frau den Stoff. Aus Messingdraht fertigte er einen großen Schöpfrahmen mit siebartigem Boden, die Filze zu dem größeren Format schnitt er aus einem alten Tuchrocke: um die feuchten Papierblätter auszupressen, brachte er an der Decke seiner Stube einen starken Pfahl an, der auf untergelegte Bretter drückte, und zwischen diese kamen dann die Blätter zu liegen. Die jetzt gefertigten Papiere von der Größe eines Viertelbogens fielen schon erheblich besser aus und konnten als brauchbare Muster gelten.

F. G. Keller,
der Erfinder des Holzschliffpapiers.

Somit war die Ausführbarkeit der Erfindung bewiesen, und es war für Keller nur noch wichtig, zu erfahren, ob die Erfindung auch geschäftlich Vortheil gewähre, und sich zu unterrichten, wie sich der Preis des Holzpapiers im Vergleich zum Hadernpapiere stelle. Zu diesem Zwecke begab er sich in die Loßnitzer Papiermühle bei Freiberg, zog dort Erkundigungen ein und kam alsbald zu der Ueberzeugung, daß Holzpapier beträchtlich billiger herzustellen sei als Hadernpapier. Nunmehr trat er mit seiner Erfindung offen hervor und versuchte, sich Kapitalunterstützung zur geschäftlichen Ausbeutung derselben zu verschaffen. — Hier wiederholt sich nun die alte und immer wieder neue Geschichte: die Erfindung war in den Grundzügen gemacht, der Erfinder konnte sie jedoch wegen Mangels an Geld nicht zu Ende führen, nicht geschäftlich verwerthen, und die Kapitalisten erkannten die Tragweite derselben nicht. Zunächst wendete sich Keller an geistig rege Privatleute, in der Hoffnung, mit deren Hilfe größere Versuche anstellen zu können — jedoch vergebens. Hierauf richtete er ein Gesuch um Unterstützung an das königlich sächsische Ministerium — er erhielt eine freundliche Antwort, lobende Anerkennung seines Strebens, aber kein Geld. Es mit Papiertechnikern zu versuchen, welche den Werth der Erfindung erkannt haben würden, unterließ Keller vorläufig noch, da er fürchtete, dabei um den Ertrag seiner mühevollen Arbeit zu kommen.

Unter diesen Umständen hatte Keller keine andere Wahl, als mit eigenen Mitteln weiter zu arbeiten. Er baute einen großen Schleifstein und begann, mit Hilfe seiner Frau, die ihm treulich zur Seite stand, eine große Menge Holzschliff herzustellen. Diese anstrengende Arbeit verrichtete das Ehepaar während der Nachtzeit, da die Tageszeit den Berufsarbeiten gewidmet war, die Keller zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes ohne Unterbrechung fortsetzen mußte. Nach vielen durchwachten Nächten war eine entsprechende Stoffmenge geschliffen, und diese schaffte Keller in die Papiermühle nach Alt-Chemnitz, wo er den Holzschliff, mit dem dritten Theile Hadernstoff vermischt, zu Papier formen ließ. Er erhielt sechs Ries großes Schreibpapier, das theilweise zum Druck des „Frankenberger Kreisblattes“ verwendet wurde. Im Jahrgang 1845 dieses Blattes findet sich also das erste zum Drucken verwendete Holzpapier.

Da Keller trotz dieses Erfolges noch keine Kapitalunterstützung fand, so unternahm er im Spätherbst 1845 das Wagniß, mit seinen geringen Mitteln die Papiermühle in Kühnhaide bei Marienberg zu pachten, um dort seine Erfindung geschäftlich auszubeuten. Im November 1845 leistete er die vereinbarte Kaution, übernahm die Werkzeuge und Vorräthe käuflich und bezog mit seiner Familie die gepachtete Mühle. Allein das Unglück verfolgte ihn auch hier. Einige Wochen später gerieth der Eigenthümer der Mühle in Konkurs, Keller stand wieder auf dem alten Flecke und sah alle seine Hoffnungen gefährdet. Seine geringen Mittel waren durch den Werkzeugkauf aufgebraucht, die Kaution war verloren, und der Winter verging, ohne daß er in der Mühle arbeiten konnte. Da boten ihm einige Freunde eine kleine Kapitalunterstützung an, und Keller erwarb das Grundstück für 4000 Thaler. Aber nachdem er die Anzahlung geleistet und die nöthigen Ausbesserungsbauten ausgeführt hatte, ergab sich, daß die übrigbleibenden Geldmittel nicht genügten, um die Einrichtung zum Holzschleifen treffen zu können. In dieser Noth kam dem Erfinder ein unerwartetes Anerbieten zu Hilfe.

Ein auf Holzpapier geschriebener Brief Kellers war in die Hände Heinrich Völters, des Direktors der Bautzener Papierfabriken, gekommen. Dieser trat mit Keller in Verbindung und erbot sich, die Erfindung anzukaufen, sofern er die Ueberzeugung erhalte, daß dieselbe geschäftlichen Nutzen gewähre. Nach einem halbstündigen Probeschleifen, welches Keller in der Bautzener Papierfabrik vornahm, hatte Direktor Völter nicht nur die praktische Durchführbarkeit, sondern auch mit geschäftlichem Scharfblick den unschätzbaren Werth der Erfindung erkannt. Er schloß mit Keller einen Vertrag, zahlte ihm 700 Thaler für die Mittheilung des Fabrikationsgeheimnisses und verpflichtete sich, den Gewinn, welchen er durch Verkauf des Geheimnisses an andere Fabriken erzielen würde, mit Keller zu theilen. Letzterer behielt sich noch das Ausnutzungsrecht der Erfindung in seiner eigenen Papiermühle vor. Demnach hatten sich beide verbunden, die Erfindung gemeinsam auszunutzen, und Völter übernahm es nun, unter großen Mühen und Opfern das Holzschleifverfahren durch den Bau geeigneter Maschinen für den Fabrikbetrieb nutzbar zu machen, die Erfindung patentieren zu lassen und allgemein einzuführen.

Wider Erwarten begegnete indessen das Holzschleifverfahren in der ersten Zeit großem Mißtrauen, und Völter mußte alle Thatkraft aufbieten und große Geldopfer bringen, um gegen das Vorurtheil der zeitgenössischen Papierfabrikanten anzukämpfen. Die Einnahmen entsprachen nicht den Ausgaben, und als nach fünf Jahren die Patente abliefen und erneuert werden sollten, war das geschäftliche Ergebniß so gering gewesen, daß Keller nicht imstande war, seinen Antheil an den Kosten der Verlängerung der Patente zu zahlen. Mit schwerem Herzen mußte er auf die weitere Ausnutzung seiner Erfindung verzichten. Diese war von da ab für ihn verloren.

Völter, dem nunmehr alleinigen Inhaber der Patente, gelang es allmählich, das Vorurtheil zu besiegen; die Erfindung brach sich Bahn, und jetzt ist die Herstellung des Holzschliffes und des daraus gefertigten Papiers eine mächtige und kapitalkräftige Industrie geworden. In Deutschland giebt es über dreihundert, auf der ganzen Erde etwa tausend Holzschleifereien, deren jährlicher Umsatz viele Millionen Mark beträgt. Der Holzschliff hat in der Gegenwart ungeheure Bedeutung gewonnen, er ist in der Papierfabrikation unentbehrlich geworden. Obwohl er zur Papiererzeugung nicht ausschließlich dient, ist er doch als billiger Zusatzstoff sehr geschätzt, und die meisten billigen Papiere enthalten mehr oder minder große Holzschliffmengen, welche mit zäheren Faserstoffen vermischt sind. Durch die Kellersche Erfindung auf die vortheilhafte Verwendbarkeit des Holzes zur Papierherstellung aufmerksam geworden, ging man später zur chemischen Behandlung über, befreite die Fasern durch Säuren von ihren inkrustierenden Theilen und bereitete auf diese Art einen Holzstoff, der selbst zur Erzeugung von besseren Papieren verwendbar ist. So führte Keller dem Papiergewerbe nicht nur den werthvollsten Ersatzstoff zu, sondern er schuf auch eine neue Verwendung des Holzes, kurz, er begründete eine bis dahin unbekannte, großartige Industrie.

Keller hat aus seiner Erfindung keinen erheblichen Geldnutzen

Digitized by Google

gezogen. Es iſt ihm davon nichts geblieben als die Erinnerung an viele ſorgenvolle Stunden, viele durchwachte Nächte und das Bewußtſein, allen Kulturvölkern einen hochbedeutſamen Dienſt geleiſtet zu haben. Einige Geſchenke, die ihm der Verein deutſcher Holzſchleifer ſowie deutſche Papierfabrikanten als Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Papiergewerbe zuwendeten, ferner eine Summe von 4000 Thalern, welche ihm durch die Bemühung geſchäftskundiger Freunde bei Gelegenheit der Verlängerung der amerikaniſchen Patente ausgewirkt wurde, dürften ungefähr die Geldopfer erſetzen, welche Keller im Verlaufe ſeiner Erfinderarbeit brachte. Für ſeine geiſtige Anſtrengung und ſeine Arbeitsleiſtung blieb die finanzielle Belohnung aus.

Mittelloſigkeit, Schäden durch Hochwaſſer und andere Unglücksfälle zwangen Keller, ſeine Mühle in Kühnhaide zu verkaufen und das Unternehmen, welches er mit großen Hoffnungen begonnen hatte, unter Einbuße ſeines Vermögens wieder aufzugeben. Er lebt jetzt im ſächſiſchen Dorfe Krippen bei Schandau, wo er ein freundliches Häuschen bewohnt, in deſſen unterem Stockwerk er eine mechaniſche Werkſtatt eingerichtet hat. Dort betreibt er mit einigen Gehilfen ein kleines Geſchäft und verdient mit der Anfertigung eiſerner Meßkluppen ſeinen Lebensunterhalt. Die ſchlimmen Erfahrungen, die er mit ſeiner großen Entdeckung machte, haben ihn nicht niedergedrückt. Er beſchäftigt ſich noch jetzt mit neuen Erfindungen, auf welche er bereits Patente erhalten hat oder nachzuſuchen gedenkt. In ſtiller Zurückgezogenheit und in beſcheidenen Verhältniſſen lebt er dahin, während draußen auf dem großen Weltmarkte mit dem Holzſtoff täglich beträchtliche Summen umgeſetzt werden, während viele tauſend Maſchinen raſſelnd und klirrend thätig ſind, den von Keller unter Entbehrungen erfundenen Holzſchliff zu erzeugen, während ein mächtiger Induſtriezweig ſein Daſein von den Erfolgen ſeiner Entdeckung friſtet. Das iſt einer jener Gegenſätze, in welchen ſich das Los der Erfinder ſo häufig bewegt.

Lolas Töchter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von Leo Hildeck.

Kommen Sie, lieber Freund — der neugewonnenen Naiven zu Ehren iſt ein Dutzend mir bekannter Journaliſten hier, ich möchte Sie vorſtellen.“

Damit zog Lola Helmuth in den Gang hinaus, wo ſich bereits wandelnde und ſtehende Gruppen gebildet hatten und der Name des neuen Bühnenmitgliedes alle zwei Minuten an ſein Ohr ſchlug.

Helmuth lachte und ſah ihr frei ins Geſicht.

„Sie ſind reizend, Lola — ich bewundere Ihre geduldige Bemühung, mich von Hedwig zu trennen. Glauben Sie etwa, ich reize die Tochter gegen die Mutter auf? Sie werden doch inzwiſchen eingeſehen haben, daß Hedwig ſchwerlich in die Lage kommen wird, den bereit gehaltenen Korb an den Mann zu bringen.“

Lola warf einen raſchen Blick umher und entdeckte ihre Töchter in einiger Entfernung mit dem Sandblonden gegen das Büffett vordringend.

„Sie meinen wegen der Komödie mit Reſi?“ raunte ſie dann, überlegen lächelnd.

„Komödie?“ wiederholte er betroffen.

„Was ſonſt? Ich ſelbſt hätte ihm ein ſo kluges Manöver gar nicht zugetraut. Wie er nur darauf verfallen iſt, Hedwigs Eitelkeit auf ſolche Weiſe zu reizen —“

„Herr Marboth ein Diplomat! Sie reden, als ſei er in Ihre Schule gegangen.“

Das bitter betonte Wort war ihm faſt wider Willen entfahren; er hätte es gern zurückgenommen, denn ihm ſelbſt erſchien es unedel, die neue Herzensfreiheit ſo ſchroff zu bekennen. Und doch konnte er dem Gelüſte, ihr die zerriſſenen Feſſeln zu zeigen — ob aus Rache, ob aus Aufrichtigkeit? — nicht widerſtehen.

Sie blickte groß und durchdringend zu ihm auf.

„Nun — Sie jedenfalls ſind nicht ohne Nutzen in meiner Schule geweſen, das iſt mir heute klar geworden!“ verſetzte ſie langſam und gedämpft.

„Aber zu lange,“ gab er zurück. „Es taugt nicht für den Schüler, die Kunſt ſeines Meiſters ſchließlich zu durchſchauen. Es thut zu weh, wenn die Illuſionen ſchwinden —“

In dieſem Augenblick kam eine Gruppe von Herren und Damen heran und umringte Lola unter lebhaften Begrüßungen. Helmuth ſchloß und erneuerte einige Bekanntſchaften und bewunderte aufs neue Lolas Kunſt, trotz ſtarker innerer Erregung ganz und gar liebenswürdige Weltdame zu ſein. Von der anderen Seite nahten die beiden Mädchen mit ihrem Begleiter, den die ſchöne Frau ebenfalls ihren Freunden vorſtellte. Mit unerſchütterlichem Ernſte ließ Marboth die zehnfache Vorſtellung über ſich ergehen, verſicherte auf die üblichen Fragen, daß Berlin, das Theater und die neue Schauſpielerin ihm ausgezeichnet gefielen, und wandte ſich, ſobald die Höflichkeit es erlaubte, wieder Reſi zu, der er, wie Helmuth zu verſtehen glaubte, halblaut und geheimnißvoll die Einrichtung ſeiner Fabrik ſchilderte. Helmuths beluſtigte Blicke begegneten denen Hedwigs, welche ebenfalls mit augenſcheinlichem Vergnügen das Pärchen beobachtet hatte.

„Das Luſtſpiel ſcheint Ihren Beifall zu haben,“ ſagte er, zu ihr tretend.

Ihr ſchalkhafter Aufblick zeigte ihm ſofort, daß ſie ihn verſtand.

„Kein Wunder,“ erwiderte ſie fröhlich; „der gute Ausgang ſcheint mir nicht länger zweifelhaft.“

Sie lachte auf eine eigenthümliche Art, indem ſie die Mundwinkel ein wenig herabzog; es war, als wage ſie in ihrer natürlichen Zurückhaltung ſelbſt ihre Heiterkeit nicht offen einzugeſtehen.

Langſam ſchritten ſie nebeneinander den Gang hinunter.

„Haben Sie nicht Gelegenheit gefunden, mit Reſi ein vertrauliches Wort zu wechſeln?“ fragte er halblaut.

Sie zögerte einen Augenblick. „Ja,“ gab ſie dann zu, „zwei Minuten lang.“

„Nun?“ forſchte er weiter.

Hedwig blickte lächelnd vor ſich nieder. „Das beſcheidene gute Geſchöpf!“ ſagte ſie erröthend. „Sie glaubt noch immer, er — er thue es mir zum Tort, und — und — ſie opfere ſich für mich auf —“

Sie brach ab und begann ziemlich unvermittelt über die heutige Vorſtellung zu ſprechen. Jetzt, da ihre Angſt und Erregung ſich gelegt hatten, ſchien ihre Scheu vor vertraulicheren Geſprächen zurückzukehren. Helmuth verſtand und achtete dieſen Zug. Lebhaft ging er auf das neue Thema ein und freute ſich ihrer behenden, feinſinnigen Auffaſſung. Sie überraſchte nicht durch blendende Einfälle; dafür ſchmiegte ihr Geiſt ſich willig und mit verſtändnißvoller Anmuth den Abſichten des Verfaſſers an. Ein überblickendes Urtheil gab ſie nur zögernd und anſpruchslos ab und horchte aufmerkſam auf die reifere Kritik ihres Begleiters.

Sehr befriedigt kehrten beide auf den Ruf der Glocke in den Theaterſaal zurück. Hedwig war es wie die meiſten jungen Mädchen ihres Kreiſes wenig gewohnt, daß ein gereifter Mann ſich zu einem ernſthaften eingehenden Geſpräch mit ihr herabließ; ſie fühlte ſich geehrt und gehoben.

Nach Schluß des Theaters ſtellte Lola den Bitten der beiden Herren, noch gemeinſam ein Reſtaurant zu beſuchen, trotz Reſis flehenden Blicken ein entrüſtetes „Nein“ entgegen. Sie erklärte, noch nicht genug Berlinerin zu ſein, um eine ſolche Unſitte ſtatthaft zu finden. So nahm man Abſchied bis zum nächſten Vormittag; und während eine herbeigerufene Droſchke die drei Damen nach Hauſe trug, fanden die Herren Platz auf dem Hinterperron eines Pferdebahnwagens, der ſie nach der Friedrichſtraße führte. Faſt taghell zog ſich die glänzende, bunt belebte Zeile der Straße hin; die Herren ſprangen ab und wandten ſich dem nächſten Reſtaurant zu, um Hunger und Durſt zu ſtillen.

Die Unterhaltung drehte ſich um öffentliche Tagesfragen und zeichnete ſich keineswegs durch beſondere Lebhaftigkeit aus. Jeder war mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt — Helmuth vielleicht auch ein wenig mit denen ſeines Gefährten. Die Zerſtreutheit des jungen Mannes ſchien zuzunehmen; aus längerem Nachſinnen raffte er ſich von Zeit zu Zeit wie zu einem Entſchluß auf, zog den Athem kurz an und öffnete den Mund, ohne das, was ihm

auf dem Herzen lag, auszusprechen. Endlich erhoben sich beide zum Fortgehen. Draußen auf der Straße blieb der Braunschweiger stehen und sagte zögernd, indem er seinen Rockkragen in die Höhe schlug:

„Wenn Sie nicht durch irgend eine Verabredung gebunden sind, so möchte ich wohl um die Erlaubniß bitten, Sie bis an Ihren Gasthof begleiten zu dürfen."

Helmuth versicherte höflich, er stelle seine Zeit wie seine Aufmerksamkeit Herrn Marboth zur Verfügung.

Dieser blickte mit einem Athemzug der Erleichterung nach dem glühlichterhellten Lokal zurück, dessen durch Tabaksrauch und Speisegerüche verdorbene Luft sie soeben verlassen hatten.

„Entschuldigen Sie," nahm er etwas beklommen wieder das Wort und begann mäßig auszuschreiten, „ich wollte Ihnen schon vorhin — aber es ist eine etwas — etwas zarte Angelegenheit, und da drinnen ist wohl nicht der rechte Ort."

Helmuth, welcher schon wußte, was kommen würde, murmelte eine Ermuthigung.

„Es ist sehr hübsch von Ihnen," sagte Marboth. „Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich freue, daß Sie gekommen sind; man kann nun doch frei von der Leber weg sprechen — Mann zu Mann — und Sie sind da nun schon so lange Hausfreund. Immer nur mit den Damen — offen gestanden, das ist nichts für mich. Und die Mutter, die hat so eine Art — ach, die macht einen reinweg mundtot." — Wieder ein tiefer Athemzug. Helmuth sah nach dem Himmel, an dem sich eben das Gewölk theilte und einigen Sternen Raum gab. O ja, er kannte diese Art, „einen mundtot zu machen".

Pr.-Lt. v. Volkamer. Pr.-Lt. v. Stetten. Dr. Richter. Dr. Preuß. Leg.-R. v. Schuckmann.

Das Grab des Hauptmanns von Gravenreuth in Kamerun.

„Sie werden es wohl gemerkt haben, daß ich nicht bloß so — so zum Zeitvertreib hier bin, sondern weil — ja, sehen Sie, Sie müssen sich nicht wundern, ich bin auf Veranlassung meines Onkels Konrad Marboth hier, der da auch Hausfreund ist — unter uns: ich glaube, er hat ein Auge auf die Mutter. Na, das ist Geschmackssache. Nun sitz' ich da in meinem Braunschweig — ich bin nicht weit davon zu Hause, vom Lande, wissen Sie; mein Vater war Gutspächter und ich sollte auch — bin auch zwei Jahre auf die Landwirthschaftsschule gegangen und stehe noch mit unserem Direktor in Briefwechsel. Aber der Kaufmann steckte nun 'mal in mir, und so habe ich denn noch rechtzeitig umgesattelt. Hat sich ja auch gezeigt, daß es das Richtige war; ich kann Gott sei dank zufrieden sein; nur das Häusliche — das fehlt, und das kann ich nicht gut missen. Der Gesangverein — na ja, das ist ja ganz schön; aber wenn man dann so nach Hause kommt — und mit dem Familienverkehr — Sie haben es ja gesehen: ein Weltmann bin ich nicht, und wenn einem auch manche Damen sehr entgegenkommen — das kann ich erst recht nicht ausstehen. Und so sprach ich denn letzthin mit Onkel Konrad darüber — er war vor sechs Wochen in Berlin und Braunschweig — und da fing er gleich von Fräulein Hedwig an und zeigte mir das Bild der Mutter und sagte, die Tochter wäre auch so ähnlich, nur blond. Na, das konnte einem ja schon gefallen, nicht wahr?"

Helmuth war vollständig der Meinung des Redners.

„Er setzte mir so zu," fuhr dieser fort, „daß ich kaum das Ende der Inventurarbeiten abwarten konnte. Vor drei Tagen kam ich hier an, aber —"

Die tiefen Athemzüge folgten einander in immer kürzeren Pausen.

„Daß es mit Hedwig nichts war, das sah ich gleich. Ein hübsches Mädchen ist sie, dagegen ist nichts zu sagen. Aber diese Unfreundlichkeit! Ob ihr nun meine Person nicht gefällt oder die Art, wie ich ins Haus gekommen bin — ich weiß es nicht; vielleicht hat sie auch einen anderen im Sinne. Das sind nicht meine Angelegenheiten. Aber wenn sie nur ins Zimmer kommt, so friert mir schon die Zunge im Munde fest. Na, Sie haben es ja gesehen — das heißt, eigentlich nicht, denn heute, seit Sie hier sind, ist sie ganz menschlich. Vielleicht daß sie sich vor Ihnen geniert, oder — wer weiß! Wie gesagt, ich wäre den nächsten Tag wieder abgereist, denn diese Art paßte mir natürlich nicht. Aber die Kleine! Sehen Sie, die Kleine — das ist nun doch das Reizendste, was man sich denken kann. Zuerst hab' ich sie häßlich gefunden — ich begreif' es gar nicht mehr. Die schönen freundlichen Augen und das herzliche Lachen und immer so gut und so munter und immer um mich herum, als ob sie mich trösten wollte. So hat sie es wohl auch zuerst gemeint; aber jetzt — ich hoffe wenigstens, daß — daß es ihr auch Vergnügen macht; kokett ist sie ja nicht die Spur — und — sie muß es auch merken, wie — wie sehr ich —"

Dem guten Jungen kam etwas in die Kehle; er machte einige so große hastige Schritte, daß Helmuth ihm kaum folgen konnte.

„Warum sagen Sie es ihr denn nicht?"

„Wenn ich das könnte!" entgegnete der Verliebte nach bedenklichem Schlucken und Räuspern. „Vielleicht ist es doch nur Mitleid — und einen Korb — nein, Herr Stolz! Und dann die Mutter, die immer noch zu glauben scheint, ich sei Hedwigs wegen hier geblieben — es wäre doch nicht anständig, so ohne ihr Vorwissen — und darum — darum sollen Sie es ihr sagen; ja, Sie müssen das für mich thun, ich kann es wahrhaftig nicht! Sie hat so eine Art, und es könnte mir zustoßen, daß ich heulen müßte wie ein Schuljunge!"

Auch jetzt schien er nicht allzuweit von diesem bedenklichen Augenblick entfernt; die Stimme brach ihm zuweilen bis zur Unverständlichkeit, und sein Athem ging in keuchenden unregelmäßigen Stößen — kein Wunder auch bei dem Sturmschritt, in den er verfallen war. Helmuth fühlte sich lebhaft berührt durch das warmherzige kindliche Vertrauen des jungen Mannes, dem eine natürliche Vornehmheit des Gefühls nicht abging. Gern versprach er, Lola vorzubereiten; ja er freute sich darauf, sie zu überführen, daß ihre verkünstelte Empfindung immer auf das Fernliegende verfalle. Julius Marboth ein Diplomat!

Unfähig, die heute so vielfach angespannten Seelenkräfte länger zu zügeln, horchte er nur noch zerstreut auf die Worte seines Begleiters, durch dessen einmal geöffnete Redeschleusen sich

jetzt unaufhaltſam die Fluth ſeines Vertrauens ergoß. Jedes Wort aus Reſis Munde ſchien ſich ſeinem Gedächtniß eingeprägt zu haben, und das unbedeutendſte davon hatte Reiz und Bedeutung für ihn. Immer wieder fragte er Helmuth, ob er wohl glaube, daß „das niedliche Ding nicht ‚Nein‘ ſagen würde.“ Helmuth ſuchte ihn möglichſt zu beruhigen. Den Redefluß ſeines neuen Freundes, der immer noch etwas zu berichten wußte und durchaus noch mit ihm in ein Café gehen wollte, dämmte er durch ein freundliches Abſchiedswort zurück und ſtieg durch das glänzend erleuchtete Treppenhaus ſeines Gaſthofs in ſein Zimmer empor. Dienſtfertig zündete ihm ein ſauberes Zöfchen die dünne Stearinkerze an und überließ ihn einer ungewohnt frühen Ruhe.

Ach, dieſe Gaſthofsruhe! Draußen ſchallten Reden und Gegenreden, über die Läufer haſteten gedämpfte Schritte, Stiefel wurden mit lautem Gepolter vor die Thüren befördert, und von Zeit zu Zeit rauſchte und gluckſte eine nahe Waſſerleitung. Mehr aber als dieſe äußeren Störungen, auf die Helmuth ſchon während des Auskleidens mit nervöſem Ingrimm lauſchte, erregte ihn der Rückblick auf ſeine heutigen Erlebniſſe. Ein Lebensabſchnitt lag hinter ihm: er hatte ſeine Hoffnungen auf eine Zukunft an Lolas Seite für immer verabſchiedet. Nun galt es, ein neues Ziel zu finden, ſollte nicht ſein Lebensſchiff haltlos, planlos auf den Wellen irren. Seine Eltern waren nicht mehr am Leben, die Geſchwiſter, hierhin und dorthin verſtreut, bedurften ſeiner nicht; ſein altes ſolides Geſchäft nahm nur einen Theil ſeiner Kräfte in Anſpruch. Auch ſeine Liebhabereien — er galt für einen tüchtigen Reiter und beſaß eine berühmte Waffenſammlung — füllten ſeine Seele nicht aus. Er konnte ſich öffentlichen Angelegenheiten widmen, Wohlthätigkeit in großartigerem Maßſtab üben als bisher — indeſſen war er denn wirklich ſchon alt und befriedigt genug, um auf jedes eigene Glück zu verzichten? Eine gleichgültige Ehe eingehen, nur um eine Häuslichkeit und eine eigene Familie zu beſitzen, dazu fühlte er ſich außer ſtande. Zu lange hatte die Ehe ihm als glückſeliges Endziel vorgeſchwebt, als das gelobte Land, das ihm die vieljährige einſame Wanderung lohnen ſollte. Und nun plötzlich ließ er dieſes Endziel fahren. Hatte Lola ihm heute eine früher geweckte Hoffnung geraubt — war er der Wanderſchaft müde? Oder hatte er ſie etwa von neuen Seiten kennengelernt? Nein, immer hatte er ſie gefunden wie heute: ſelbſtſüchtig ihre Ziele verfolgend, ihn mit unbeſtimmten Hoffnungen hinhaltend; allein der blendende Glanz, in dem er früher ihre Geſtalt geſehen hatte, war zerfloſſen, und ohne dieſen Schimmer erſchienen ihm ihre Fehler abſtoßend und unverzeihlich. Die Liebe war dahin, und nur die Erinnerung an ſoviel Schmerzen konnte es ſein, was ihn noch quälte. Doch — was es auch ſei, eine fremde Macht hatte in ſein Leben eingegriffen, hatte die Schrift gelöſcht, die er unvergänglich glaubte. Oder war trotz allem dieſe Schrift nur auf Augenblicke unſichtbar, um plötzlich aufs neue in erhöhter Klarheit und Helle hervorzutreten? Denn die gähnende Leere, die nach dem Verluſt einer langen Liebe das beraubte Herz mit ihrer Troſtloſigkeit heimzuſuchen pflegt — er fühlte ſie nicht in ſich. Im Gegentheil, eine ſonderbar erwartungsvolle Stimmung war in ihm, er war begierig, etwas Neues, Wundervolles zu erfahren, wie ein Kind neugierig iſt auf die nächſte Seite im neuen Bilderbuch.

Grübelei und kein Ende!

Helmuth taſtete nach den Streichhölzern und zündete das Licht wieder an. Gleich darauf war er aus dem Bette und in den Kleidern; dann hob er ſeinen kleinen Handkoffer empor und leuchtete hinein, ſo daß einige Stearintropfen auf deſſen Inhalt fielen. Es mußte doch da ſein, nie war er ohne dieſen Talisman gereiſt — richtig, da war's. Ein flaches Ledertäſchchen kam zum Vorſchein, das, entfaltet, eine Reihe Ausſchnitte mit Kabinettphotographien zeigte. Lola, Lola, und immer wieder Lola. Lola im Ballkoſtüm, im Hauskleid, im Promenadenanzug, Lola auf der Maskerade, Lola als zärtliche Mutter — immer ſchön, immer in bewundernswürdiger Poſe, in der modernſten Kleidung des betreffenden Jahrganges — eine wahre Geſchichte der Mode aus den letzten dreizehn Jahren.

Helmuth ſtellte den Leuchter auf die grüne Plüſchdecke des Tiſches, ſetzte ſich auf das Sofa und betrachtete lange und aufmerkſam prüfend jedes einzelne Bild. So ſah ſie aus, als er ſie zum erſten Male erblickte; ſo ſchwermüthig ſinnend ſchaute ſie drein, als er ihr den „Ekkehard“ vorlas. Und beim Anblick jeder Photographie, beim Heraufbeſchwören jeder dieſer alten Erinnerungen lauſchte er in ſich hinein, ängſtlich faſt, ob die wohlbekannte Stimme ſehnſüchtiger Leidenſchaft nicht wie immer laut würde.

Und plötzlich zieht er den Leuchter näher heran. Er hat die letzte Falte des Täſchchens geöffnet, und wie eine Ueberraſchung blickt ein Bild ihn an, das er vor Monaten erhalten und vielleicht nicht ein einziges Mal wieder betrachtet hatte. Ein Schreck, ein ſüßer fremder, und ach! ſo wohlbekannter Schreck durchzuckt ihn, und ſein Herz beginnt ſo ſchnell, ſo ängſtlich zu klopfen, als ertappe er ſich auf einem Unrecht — —

Vor ſeinen Augen wird es klar, aber um ſo ſchwerer legt es ſich auf ſein Herz. Wozu nun all das! Beklommen athmend, ſtarrt er brennenden Blickes auf das Bild. Er drückt es verſtohlen an ſeine Lippen und blickt haſtig um ſich, als fürchte er, beobachtet zu werden — dann ſchiebt er es beſchämt von ſich, um es im nächſten Augenblick wieder zu betrachten. Er wird des Anſehens nicht müde. Der Docht des Lichtes wird lang und biegt ſich zur Seite; Tropfen auf Tropfen löſt ſich durchſichtig neben der Flamme, fließt an der Kerze herab und erſtarrt zu hügeligen Streifchen. Helmuth merkt es nicht; er blickt auf das Bild, bis bunte Kreiſe ſich vor ſeinen Augen drehen.

Was hatte er nun gewonnen? Er glaubte ſich aus dem Abgrund gerettet und war nur noch tiefer hineingeſtürzt. Nur Flucht, eiligſte Flucht konnte ihn vor einer gefährlichen Thorheit bewahren. Mit beiden Händen hielt er die ſchmerzende Stirn. Draußen ſchlurfte bereits der verſchlafene Hausknecht, mit Stiefeln beladen, über die Gänge, als Helmuth endlich einſchlief. Der Stumpf der Kerze war tief in den Leuchter hineingeſchmolzen. —

Als er am nächſten Vormittag die Klingel an der Winterſchen Wohnung in Bewegung ſetzte, verſuchte er ſich einzureden, es ſei ihm mit dem Fluchtgedanken wirklich Ernſt geweſen, und nur ſein Verſprechen dem jungen Marboth gegenüber, Frau Lola von der veränderten Lage der Dinge in Kenntniß zu ſetzen, habe ihn verhindert, abzureiſen. Nun, da er doch einmal hier war, konnte er auch in ſeiner eigenen Sache ein wenig beobachten.

Er traf Lola allein im Speiſezimmer, beſchäftigt, einen Fruchtkorb mit heimiſchem und ausländiſchem Obſte zu füllen. Sie war noch in einem einfachen Hauskleid von grauem Flanell, deſſen ſchwarzer Sammetbeſatz ihre heute morgen etwas matte Geſichtsfarbe ein wenig hob. Unter einem zierlichen Morgenhäubchen quollen einzelne dunkle Löckchen hervor.

„Sie ſcheinen ſich zum Nachtwandler ausbilden zu wollen,“ begrüßte ſie ihn, ohne ſich in ihrer Beſchäftigung ſtören zu laſſen. „Ich glaube, es ſei die Friſeurin. Kommen Sie ſo früh, um Abſchied zu nehmen?“

„Dieſen Wunſch erfülle ich Ihnen heute noch nicht,“ erwiderte er und lehnte ſich, ihr zuſehend, an das Büffett. „Sie werden doch nicht ſo ungaſtlich ſein, mich vor der feierlichen Verlobung über die Grenze zu befördern?!“

„Sie haben ſich alſo für die nächſten Monate in Berlin niedergelaſſen?“ gab ſie in etwas ſpitzem Tone zurück.

„Behüte, ſchönſte Frau — ſoviel Geduld können Sie von Herrn Julius Marboth nicht erwarten,“ lächelte Helmuth. „In ſeinem Auftrag bin ich hier. Er läßt Sie höflichſt um die Erlaubniß bitten, Ihrer jüngſten Tochter, Fräulein Thereſe Winter, ſeine Liebe erklären zu dürfen.“

Lolas Hände ſanken ſo plötzlich herab, daß der rothwangige Apfel, den ſie eben mit einem weißen Tuche abgerieben hatte, zur Erde fiel. Helmuth bückte ſich danach und überreichte ihn Lola mit einer tiefen Verbeugung.

„Gnädigſte Frau Venus — Ihr ergebener Paris erlaubt ſich gehorſamſt —“

Mechaniſch nahm Lola den Apfel. Ihr Geſicht war erblaßt; ihre Augen, noch größer und dunkler als gewöhnlich, blickten achtungsvoll und doch faſt feindſelig zu Helmuth empor.

„Ah,“ ſagte ſie langſam, „alſo haben Sie es durchgeſetzt — das muß Sie viel Mühe gekoſtet haben!“

„Nicht die mindeſte!“ lachte Helmuth. „Nur ein bißchen Geduld. Herrn Marboths Verliebtheit iſt etwas wortreicher Natur —“

Lola beachtete den Einwurf nicht. „Gut, mir kann es einerlei ſein,“ fuhr ſie fort, „ja, ich gönne Hedwig die Demüthigung. Nur eins möchte ich wiſſen —“

Sie ergriff plötzlich Helmuths Hand und führte ihn gegen

das Fenſter. Ihre Blicke maßen ſeine ruhig daſtehende Geſtalt und hefteten ſich durchdringend auf ſeine Züge.

„Was iſt mit Ihnen vorgegangen?“ fragte ſie mit leiſer, weicher Stimme. „Seit geſtern — die Stunde könnt' ich Ihnen nennen — — ich habe etwas in Ihnen entdeckt, was Ihnen bisher zu fehlen ſchien: Sie haben einen Willen!“

Helmuth verbeugte ſich verbindlich.

„Einen Willen ſogar, der den meinen kreuzt,“ ſetzte ſie hinzu, und die Spannung ihrer Züge löſte ſich in ein feines, kokettes Lächeln. „Wiſſen Sie nicht, daß das Neue mich reizt? Ich könnte wahrhaftig Luſt bekommen —“

In der ihr eigenen halb herausfordernden Weiſe brach ſie ab. Dieſe Art, verheißungsvoll anzudeuten, ohne etwas Beſtimmtes zu verſprechen hatte noch ſelten ihre Wirkung verfehlt, am wenigſten auf Helmuth. Und heute?

„Verzeihung — Sie meinten?“ fuhr er plötzlich wie aus einem Traume auf.

Lola ſah ihn groß an. War das berechnetes Spiel, war es Wahrheit? Ihr Herz begann zu klopfen. Die beleidigte Eitelkeit wollte den geſichert geglaubten Beſitz, den ſie ſo lange aus Herrſchluſt und Eigennutz feſtgehalten hatte, ſo leichten Kaufes nicht fahren laſſen. Und es konnte ja nicht ſein: er war nur in der That zu lange in ihrer Schule geweſen, hatte gelernt, ſie mit ihren eigenen Waffen herauszufordern. Noch geſtern morgen hatte er mit feurigem Blicke und Worte ihre Hand ergriffen —

„Mir fiel ein,“ ſagte ſie mit vollkommener Haltung, „daß ich Sie um einen Rath bitten könnte; Sie wiſſen, daß ich nicht gewohnt bin, einen wichtigen Schritt zu thun, ohne Ihre freundſchaftliche Meinung gehört zu haben.“

Er ſah ſie fragend an.

„Der Gutsbeſitzer Konrad Marboth hat um meine Hand angehalten. Es iſt ein glänzendes Los, das er mir bietet, wir würden im Sommer auf ſeinen Gütern, im Winter in Paris oder im Süden leben. Aber er iſt ein wunderlicher Junggeſell von fünfzig Jahren, eine etwas tyranniſche Natur — was rathen Sie mir?“

In mühſam beherrſchter Erwartung ſtand ſie vor ihm. Die ſieggewohnte Eitelkeit lechzte nach ihrem Triumph mit einer zitternden Begierde, die ihr ganzes Weſen wie eine neue Leidenſchaft ergriff. In dieſem Augenblick hätte ſie alles drum gegeben, ihn zu ihren Füßen zu ſehen, ihn bebend ſtammeln zu hören: Keines anderen ſollſt Du werden, ſei mein, endlich mein!

Er ſtand wieder am Büffett gelehnt und ſtrich ſich bedächtig das dunkle Bärtchen. Eine Weile herrſchte ſo tiefe Stille, daß das ſchwere Ticken der Uhr hörbar ward; dann hob Helmuth den Kopf und ſagte mit einer Ruhe, der ein ironiſcher Beigeſchmack nicht fehlte: „Sie haben ja heute Ihren Kolumbus-Tag: in mir haben Sie einen Willen entdeckt — vielleicht entdecken Sie in ſich ein Herz. In dieſem Falle rathe ich Ihnen: folgen Sie Ihrem Herzen!“

Abermals zurückgeſchlagen! War das auch noch Spiel?

„Sie fangen an, ſehr boshaft und amüſant zu werden,“ bemerkte Lola mit geſchickt erheuchelter Munterkeit. „Wie ſchade, daß dieſe Begabung ſo ſpät zur Geltung kommt! Für jetzt erlaube ich Ihnen, mir Reſi zu ſchicken und Ihre Freundin Hedwig von dem erfochtenen Siege in Kenntniß zu ſetzen. Die Kinder ſind in ihrem kleinen Zimmer — Sie wiſſen ja — die vorletzte Thür im Gange!“

Als Helmuth an die bezeichnete Thür klopfte, erſcholl ein kleiner Schrei, dann wurde ſehr geräuſchvoll mit Papier geraſchelt, und ſchließlich riefen zwei helle Stimmen zu gleicher Zeit „Herein!“

Beide Mädchen, in einfachen Hauskleidern und Schürzen, ſtanden ein wenig verlegen vor dem Eintretenden; doch ſogleich ging über Hedwigs Geſicht eine lichte Röthe, und freundlich reichte ſie ihm die Hand. Er behielt dieſe Hand in der ſeinen und ſagte, zu Reſi gewendet, daß ihre Mama ſie zu ſprechen wünſche.

„Sie ſind's — wie hübſch! Aber erſchreckt haben Sie uns, weil wir gerade unſere große Arbeit für Mamas Geburtstag vorgenommen hatten. Wollen Sie einmal ſehen? Es giebt eine Fenſterdecke; ein Zweig iſt ſchon fertig — ſchön, nicht wahr?“

Reſi hob einen großen Papierbogen vom Mitteltiſch, und ein rieſiger Stickrahmen wurde ſichtbar; der eingeſpannte blaßgelblich ſchillernde Seidenplüſch zeigte eine geſtickte Blumenranke.

„Reizend,“ ſagte Helmuth. „Aber nun geben Sie zu Ihrer Mama, Sie ungehorſames Kind, ſie hat zur Revanche auch ſolch eine ſandfarbene Ueberraſchung für Sie bereit.“

Reſi riß die Augen weit auf, zuckte die Achſeln und ſchlenderte vergnüglich und ahnungslos aus dem Zimmer.

„Es wird doch nicht ſchon — iſt — iſt Herr Marboth bei Mama?“ fragte Hedwig erregt und verſuchte vergebens, ihm ihre Hand zu entwinden.

Helmuth ſchüttelte den Kopf und hielt Umſchau in dem behaglichen Raume, der mit den zierlichen, in Schwarz und Gold lackierten Möbeln, den fächergeſchmückten Wänden und dem Ueberfluß an Nippes den Typus eines Mädchenzimmers darſtellte.

„Wie hübſch Sie es hier haben!“ ſagte er faſt beklommen und athmete andächtig den unbeſtimmten Duft ein, der jedem Gegenſtand dieſes Zimmers anzuhaften ſchien.

„Sie waren doch früher ſchon öfter hier,“ verſetzte Hedwig verlegen und blickte zagend auf ihre gefangene Hand.

„Ja — früher! Da war auch alles anders. Der Schreibtiſch zum Beiſpiel ſtand früher da, wo jetzt der Blumentiſch ſteht.“

„O nein, Sie täuſchen ſich — der ſtand immer dort.“

„Dann fehlten die Fächer und die Vaſen mit Wetterdiſteln.“

„Nur zwei der Fächer ſind neu — die großen japaniſchen. Die Vaſen haben Sie uns ja ſelbſt vor zwei Jahren mitgebracht; wiſſen Sie nicht mehr?“

„Nein, wahrhaftig, das weiß ich nicht mehr. Uebrigens ſind ſie nicht ſehr ſchön, Sie ſollen andere dafür haben. Was mögen Sie am liebſten? Meißener?“

„O — Herr Helmuth —“

„Und mein Bild habe ich Ihnen auch geſchenkt?“

Er nahm von einem Borte ein neues Stehrähmchen mit einer etwas verblaßten Photographie. Hedwig wurde glühend roth, und mit verdoppelter Anſtrengung bemühte ſie ſich, ihre Hand aus der ſeinigen zu befreien.

„Das iſt — Sie müſſen es Mama nicht übelnehmen — als Sie ihr das neue Bild ſchenkten, da haben wir — da hat ſie uns das alte gegeben — wir hatten ja keins von Ihnen — ſind Sie Mama böſe?“

„Nein!“ Er ſah ſie an, ſie wandte haſtig das Geſicht ab.

„Hören Sie nur, wie laut der Kanarienvogel ſingt,“ ſtammelte ſie in ſteigender Verwirrung. „Er merkt, daß ein Fremder da iſt — da vermuthet der eitle kleine Künſtler ein beſonders dankbares Publikum —“

Er hielt unverwandt den Blick auf ſie gerichtet. Sie vermuthete, daß er ſich innerlich über ſie luſtig mache, und fügte heftig hinzu: „Warum ſehen Sie mich denn ſo an, wie — wie ein Hofmeiſter?“

Da wurde plötzlich die Thür aufgeriſſen, und laut weinend ſtürzte Reſi ins Zimmer. Sie warf ſich in die Sofaecke, verbarg das Geſicht im Polſter und ſchluchzte herzbrechend.

Im ſelben Augenblick hatte Hedwig ſich freigemacht und ſtand an der Schweſter Seite, ſich voll Schrecken über ſie beugend.

„Um Gotteswillen — Reſi — Reſi —“

Die Kleine fuhr eine Weile fort, ununterbrochen zu ſchluchzen. Mit einem Male richtete ſie ſich empor und enthüllte ein vom Weinen verſchwollenes rothfleckiges Geſicht von erſchütternder Komik. Unter zuſammengezogenen Brauen hervor trotzte ein Paar gerötheter Augen bitterböſe auf die Schweſter, und ein Querfältchen über der kleinen Naſe machte die drolligſte Wirkung.

„Du biſt ſchuld!“ rief ſie, noch halb weinend. „Du ganz allein mit Deinem — Deinem abſcheulichen Hochmuth! Aber ich thu' es nicht — ich will nicht — und wenn Mama Hi — Hi — Himmel und Erde in Bewegung ſetzt!“

Beſtürzt blickte Hedwig abwechſelnd auf die Weinende und auf den beluſtigt dreinſchauenden Helmuth.

„So gut hab' ich's gemeint — ich wollte all Deine Unfreundlichkeit wieder gut machen,“ fuhr Reſi fort, „und nun — nun meint er, ich hätte ihn Dir wegfiſchen wollen — ich hätte es drauf angelegt — oder gar will er mich aus Mi — Mitleid heirathen, weil er glaubt, ich — ich hätte mich in ihn ver —“

Ein wildes Schluchzen ſchnitt das Wort mitten entzwei. Hedwig, noch von eigener Herzensnoth erregt, war nicht imſtande, die heitere Auffaſſung Helmuths zu theilen, der lächelnd ans Sofa herantrat.

„Sie unvernünftiges kleines Mädchen!“ ſagte er. „Alles, was Sie da vorbringen, iſt reine Einbildung. Herr Marboth hat mir ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, es war ſehr inhaltsreich; er betet Sie an, er denkt von Ihnen ſo gut, wie man von ſeinem Ideal

nur denken kann. Und Sie — Sie lieben ihn auch — wenigstens finden Sie ihn ‚amüsant‘ oder ‚himmlisch‘ — warum wollen Sie ihn nun aus kindischem Eigenſinn kränken und fortſchicken?“

Er hatte in ein Weſpenneſt geſtochen. Reſis Zorn wandte ſich plötzlich gegen ihn.

„Kindiſch? Eigenſinn?“ ſprudelte ſie hervor. „Und wie hat ſich denn Hedwig benommen? Wie Luft — puh! — hat ſie ihn behandelt, den armen lieben Menſchen — aber das war natürlich kein ‚kindiſcher Eigenſinn‘, wie? O — aber ich, das iſt freilich etwas anderes; was mein Fräulein Schweſter nicht mag, iſt für mich noch lange gut genug! Allein Ihr irrt Euch, ich halte mich doch für zu koſtbar, um die — Erſatzreſerve zu ſpielen!“

Hedwig, zwiſchen Lachen und Weinen, fühlte ihre Kehle ſich zuſammenſchnüren. Wankend ſtützte ſie beide Hände auf den Tiſch. Langſam ging Helmuth zur Thür.

„Iſt das Ihr letztes Wort, Reſi?“

Das Mädchen nickte.

Er hob die Achſeln. „So bleibt mir nichts anderes übrig als die beneidenswerthe Aufgabe, Herrn Marboth, dem ‚armen lieben Menſchen‘, entgegenzugehen und ihm Ihren Entſchluß mitzutheilen. Ich möchte ihm doch wenigſtens den peinlichen Abſchiedsbeſuch in dieſem Hauſe erſparen.“

Er hielt den Drücker in der Hand und blickte erwartungsvoll zu Reſi hinüber. Sie hatte beide Ellbogen auf den Tiſch geſtützt und preßte ihr Tuch gegen die Augen.

„Reſi —“ begann Hedwig, „Du haſt ihn doch ſo gern —“

„Was kümmert's Dich?“ rief Reſi wüthend.

„Und haben Sie ihm nichts mehr auszurichten, keinen Gruß?“ fragte Helmuth.

„Einen Gruß, meinetwegen!“ murrte die Kleine. Dann, als ſie ihn wirklich die Thür öffnen ſah, ſchnellte ſie vom Sofa empor und ſtammelte verwirrt:

„Und — und — auch noch, daß es mir ſo ſchrecklich leid thut — und — er ſoll mir nicht böſe ſein —“

Lächelnd ging Helmuth hinaus. Hedwig breitete plötzlich in heftiger Bewegung ihre Arme aus, und Reſi flüchtete hinein. So ſtanden ſie feſt umſchlungen und weinten, weinten — ob vor Leid, vor Glück, vor Liebe? Sie wußten es ſelber nicht. —

Beim Durchſchreiten des „Berliner Zimmers“ fand Helmuth Lola in vollem Aerger mit gekreuzten Armen auf und abgehend. Einen Augenblick hielt er ihren Klagen über die empörende Unvernunft der beiden Mädchen ſtand, dann verſicherte er ſie ernſthaft ſeines Beileids über den Beſitz zweier ihrer Mutter ſo ungleicher Töchter und verließ eilig Zimmer und Haus.

Draußen lachte ein heller Himmel; ein leichter Froſt überzog die Straßen, auf denen das geräuſchvolle Gewühl der hin und her eilenden Menſchen, der Wagen und Pferdebahnen in jedem Augenblick ſich bunt und fröhlich erneute. Helmuth ſpähte rechts und links, wanderte ein Weilchen vor dem Hauſe auf und nieder und blieb endlich vor dem Schaufenſter eines nahen Blumenladens ſtehen. Ein blaßlila Fliederzweig, aus gleichfarbiger ſpitzer Papiertüte ſeine zarten Dolden vorſtreckend, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſtellte ſich vor, wie gern Hedwig ihr niedliches Zimmer mit dem zarten Frühlingsboten ſchmücken würde, und nachdem er ſich nochmals überzeugt hatte, daß der Erwartete ſich noch nicht nähere, trat er ſchnell in den Laden. Zu ſeiner Ueberraſchung fand er hier Herrn Julius Marboth auf einem Stuhle, einen ſtrahlend blanken Cylinderhut zwiſchen den Knien, die Hände von ebenſo neuen, gelben Handſchuhen bedeckt, welche genau nach ſeiner Haarfarbe ausgeſucht zu ſein ſchienen.

„Sie Unglücksvogel!“ begrüßte Helmuth den ſich erfreut Erhebenden, „Sie laſſen hier wohl den Verlobungsſtrauß binden?“

„Warum nicht?“ ſchmunzelte der Blonde.

„Mein lieber Freund,“ ſagte Helmuth gelaſſen, „ſelbſt hier in Berlin giebt es noch Gebiete, auf denen die elektriſche Geſchwindigkeit ſich einſtweilen nicht nutzbar machen läßt. Bezahlen Sie Ihren Strauß und hoffen Sie mit mir, daß wir ihn ſpäter zur Erfüllung ſeines eigentlichen Zweckes abholen laſſen können!“

Gleich darauf trat Marboth halb betäubt neben ſeinem Gönner auf die Straße und horchte verſtört auf die Beſchreibung der Scene von vorhin. Reſis Gruß und ihre letzte Beſtellung nahm er mit einer Miene entgegen, in der es von zärtlicher Rührung und ſchmerzlicher Bitterkeit verdächtig zuckte.

„Und nun,“ ſchloß Helmuth, „werde ich mich hüten, Ihnen irgend einen Rath zu ertheilen. Ein anderer würde Ihnen vielleicht ſagen: die Welt iſt übervoll von Mädchen; reiſen Sie ab und halten Sie ſonſtwo Umſchau —“

„Und das thäte ich auch,“ fiel Marboth mit bewegter Stimme ein, „wenn — wenn ſie es mir nicht angethan hätte. Und außerdem — ſehen Sie — ich glaube es nicht.“

„Was glauben Sie nicht?“

„Daß ſie es ernſt meint mit dem ‚Nein‘. Das muß ich erſt aus ihrem eigenen Munde hören. So kann ſie ſich nicht verſtellen. Sehen Sie — geſtern im Theater —“

Und er machte Miene, die geſtern unterbrochene Wiedergabe von Reſis Aeußerungen fortzuſetzen. Helmuth jedoch, den es drängte, ein ganz anderes Geſpräch, das er vor einer halben Stunde hatte unterbrechen müſſen, wieder aufzunehmen, führte ihn gegen das Haus zu.

„Aufrichtig geſtanden,“ ſagte er, „bin ich ganz Ihrer Meinung. Wiſſen kann man es freilich nicht; ich gehöre nicht zu den Narren, die behaupten, die Frauen zu kennen. Als ob die Frauen nicht untereinander ebenſo verſchieden wären wie wir — und als ob nicht jede einzelne von ihnen unberechenbar wäre!“

Oben erfuhr Helmuth von dem Dienſtmädchen, daß die gnädige Frau mit ihrer Toilette beſchäftigt ſei. Nachdem er ſeinen vor Erregung bleichen Schützling im Salon untergebracht hatte, klopfte er unverweilt an das Zimmer der beiden Mädchen.

Dieſe waren, einander mit den Armen umſchlingend, auf und ab gewandert und hatten ſich im Drange der ſtürmenden Gefühle die vertraulichſten Geſtändniſſe gemacht. Hedwig trug Helmuths Bild in der Hand und ſtellte es bei ſeinem Eintritt eiligſt auf den nächſtbeſten Tiſch, freilich zu ſpät, um die verrätheriſche Bewegung ſeiner Beobachtung zu entziehen. Mit einem troſtloſen Blick ihrer verweinten Augen ſuchte Reſi in den Zügen des Eintretenden zu leſen.

„Iſt er abgereiſt?“ fragte ſie in einem Tone, als erkundige ſie ſich nach ſeiner Beerdigung.

„Er benutzt den nächſten Zug,“ antwortete er ernſthaft.

Reſis Augen füllten ſich aufs neue mit Thränen.

„Wenn er nur geſund nach Braunſchweig kommt!“ fuhr Helmuth mit einem übertriebenen Ausdruck von Mitleid fort, welcher Hedwigs Aufmerkſamkeit erregte, ſo daß ſie mit ſteigender Spannung und zum Lächeln ſich öffnenden Lippen ihn anblickte. „Ich verließ ihn in einem Zuſtand — es war zum Erbarmen!“

Schluchzend warf Reſi ſich in einen Stuhl; über ſie hinweg trafen ſich zwei verſtändnißvolle Blicke. Leiſe trat Helmuth zu der Weinenden und legte ſeine Hand auf ihren Scheitel.

„Armes Kind!“ ſagte er weich. „Drüben im Salon liegt ſein Abſchiedsbrief — gehen Sie, weinen Sie ſich in der Einſamkeit aus!“

Reſi ſprang auf und taſtete ſich, das Tuch vor die Augen gedrückt, aus dem Zimmer. Haſtig ergriff Helmuth Hedwigs Hand und führte ſie leiſe bis zur Thür, welche er öffnete. Sie ſahen die weinende Reſi langſam das Speiſezimmer kreuzen und die Schiebethür zum Salon zurückſtoßen — dann ertönte plötzlich ein Schrei, ein Schluchzen, halb erſtickte jubelnde Laute einer männlichen Stimme. —

Erglühend riß Hedwig ihre Hand aus der des Freundes und ſtürmte in wilder Flucht zurück in ihr Zimmer; hinter ihr drehte ſich der Schlüſſel im Schloſſe.

Helmuth eilte ihr nach. „Hedwig!“ rief er flehend, „Hedwig!“

Aber alles blieb ſtill; nur aus der nahen Küche hörte er das unterdrückte Kichern der Dienſtboten.

Drinnen ſtand das junge Mädchen, beide Hände auf das laut pochende Herz gepreßt. Was war das — wollte er ſie demüthigen, weil er ſein Bild in ihrer Hand geſehen hatte? Wollte er ſtudieren, ob ſie ihrer Schweſter das plötzlich gewonnene Glück gönnte? Oder — — nein, o nein! Er hatte ſie ein wenig gern, weil ſie die Tochter ihrer Mutter war, die er verehrte; es machte ihm Vergnügen, die thörichten kleinen Mädchen zu necken oder zu hofmeiſtern, je nachdem. Und nun ärgerte es ihn, daß ſie nicht wieder kam. Aber ſie wollte nicht — nein, um keinen Preis konnte ſie ihm jetzt in die Augen ſehen. Mochte er nur rufen!

Und er rief — bis ſich mit einem Male eine andere Thür aufthat und Lola friſch friſiert in ihrem grauen Plüſchgewand vor ihm ſtand und ihn verwundert anſah.

„Helmuth — wie ſehen Sie aus! Was machen Sie denn da?“

Versäumtes Rendezvous.

Nach einem Gemälde von L. Blume-Siebert.

Digitized by Google

Er strich mit bebender Hand über sein Haar und seine feuchte Stirn.

„Ich muß Sie sprechen, Lola, sofort — kommen Sie!“

Er sagte es ernst, fast befehlend, obwohl Mund und Kehle ihm kaum gehorchen wollten. Betroffen blickte sie ihn an; dann ging sie ihm rasch voran ins Speisezimmer. Sollte ihr doch noch der ersehnte Triumph beschieden sein?

Auf einem Stuhle am Fenster nahm sie Platz, während er hastig auf und nieder schritt. Jetzt blieb er stehen und deutete auf die wieder geschlossene Schiebethür, die in den Salon führte.

„Dort drinnen ist ein glückliches Brautpaar — Resi und der junge Marboth,“ begann er. „Bleiben Sie!“ fuhr er fort, als sie sich in freudigem Schrecken erheben wollte, „die werden schon kommen, sobald sie Sehnsucht nach Ihrem mütterlichen Segen verspüren werden. Ich habe Ihnen noch etwas anderes zu sagen. Es drängt mich, Frieden mit Ihnen zu machen, Lola. Sie haben mir übel mitgespielt, jahrelang — Sie haben meine Liebe nicht einschlafen lassen, mich mit eitlen Hoffnungen hingehalten, ohne die Absicht, sie zu erfüllen — ist das so?“

Sie strich mit der Hand schmeichelnd über den weichen Plüsch ihres Gewandes.

„Mein Gott, lieber Freund, Sie werden tragisch. Vielleicht hatte ich dennoch so halb und halb die Absicht, das heißt, ich ließ mich von den Verhältnissen treiben und war schließlich selber neugierig, an welchem Ufer ich landen würde. Eigentlich konnte es ja für Thomas Winters Witwe nichts Verlockendes haben, nach Hamburg zurückzukehren und den Lästerzungen Gelegenheit zur Erneuerung eines alten Themas zu geben. Und Sie zu veranlassen, Hamburg und Ihrem Beruf den Abschied zu geben, dazu waren Sie zu jung. Ein junger Mann ohne geregelte Berufsthätigkeit ist eine Qual für sich und seine Umgebung.“

„Wenn Sie mich geliebt hätten, wie Sie mich manchmal glauben ließen — doch das liegt nun hinter uns. Ich danke Ihnen für das, was Aufrichtiges in Ihren Worten war — es thut mir nicht mehr weh. Aber für die langen schweren Leidensjahre, die ich Ihnen jetzt von Herzen verzeihe, sind Sie mir eine Genugthuung schuldig, eine Entschädigung, die, wenn Sie sie mir gewähren, Sie selbst Ihrem Ziele näher bringt —“

Weit vorgebeugt, ihm mit erwartungsvollen Blicken die Worte vom Munde holend, saß sie da.

„Geben Sie mir Hedwig!“ fuhr er tief bewegt fort. „Ich glaube hoffen zu dürfen, daß ihr Herz an mir hängt — vielleicht haben Sie das gewußt, vielleicht nicht, es kommt auch nichts darauf an. Was mir dies Mädchen ist, ich kann es nicht ausdrücken. Alles Glück, das ich je erhoffte, erwarte ich jetzt von ihr — alles, was rein und schön und innig ist, verkörpert sich mir in Hedwig. Wollen Sie uns glücklich machen?“

Ein Schatten gekränkter Eitelkeit lag auf Lolas Zügen; sie preßte die Lippen zusammen und sah eine Weile vor sich hin. Doch sie fühlte, daß das Gute und das Nützliche hier zusammenfiel; es war leicht, das Nothwendige mit Liebenswürdigkeit zu thun. Sie stand auf, und mit sonnigem Lächeln reichte sie Helmuth die Hand.

„Ich freue mich, daß ich eine Gelegenheit finde, wieder gut zu machen, was ich mit oder ohne Absicht an Ihnen verbrach,“ sagte sie mit einer Freundlichkeit, der eine kokette Schelmerei beigemischt war. „Zugleich fühle ich, wie seltsam es ist, daß mein allzeit hilfsbereiter Freund selbst in dem Augenblick, da er sich von mir abwendet, mich in meinen Wünschen und Wollen unterstützt. Geständniß gegen Geständniß — und ein bißchen Rachegefühl müssen Sie mir dabei noch gönnen — vor sechs Wochen habe ich Konrad Marboth mein Wort gegeben.“

Leicht kopfschüttelnd sah er sie an. „So hätten Sie, als Sie mich herbeiriefen, absichtlich die falsche Voraussetzung in mir verstärkt, ich solle Hedwig in meinem Interesse überreden —“

Lola lachte. „Keine Bitterkeit, mein Freund! Sie werden glücklich werden, vielleicht glücklicher als ich — lassen Sie das Vergangene vergangen sein! Haben Sie schon mit Hedwig gesprochen?“

„Noch nicht; sie hat sich geflüchtet, in ihr Zimmer eingeschlossen.“

„Kommen Sie!“

Sie ging ihm voran und klopfte an Hedwigs Zimmer. „Mach' auf, Hedwig, ich bin es, Deine Mama!“

Der ungewohnt weiche Ton der Stimme veranlaßte Hedwig, die Thür zu öffnen. Vor ihr stand die Mutter, die Augen freundlich auf sie gerichtet. Und ein anderer tauchte dahinter auf und drang ins Zimmer und zog das scheu zurückweichende Mädchen in seine Arme.

„Hedwig — Geliebte!“

Sie wehrte sich nicht mehr. Stumm und selig duldete sie seine Liebkosungen, während die Mutter sich still zurückzog.

Als Lola den Salon betrat, wand sich Resi aus Marboths Armen und warf sich lachend und weinend an ihre Brust.

„Mama — Mama — denk' nur, ich bin verlobt! Ist das nicht — nicht köstlich?“

Und Lola lachte und weinte mit ihrem Kinde.

Blätter und Blüthen.

Max von Forckenbeck †. (Zu dem Bildniß S. 421.) Der Oberbürgermeister der deutschen Reichshauptstadt Max von Forckenbeck ist am 20. Mai zu Berlin gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der in der Geschichte des preußischen Staats wie des Deutschen Reichs wiederholt eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war, den insbesondere die Stadt Berlin dauernd als einen ihrer vornehmsten Förderer in dankbarem Gedächtniß behalten wird. Vierzehn Jahre hat er an der Spitze der ersten Stadt im Reiche gestanden, und wie unter seiner Verwaltung dieses Gemeinwesen emporblühte, wie es unter seiner sicheren Leitung alle Errungenschaften der Neuzeit sich zu eigen machte, wie sorgsam es seine Pflichten als Millionenstadt und als Sitz der Reichsgewalten erfüllte, das haben die Zeitgenossen bewundernd miterlebt. Man mag sich einen Begriff machen von der Größe der Last, welche auf den Schultern dieses Mannes ruhte, wenn man bedenkt, daß während seiner Amtsthätigkeit die Bevölkerung von Berlin sich um eine halbe Million vermehrte!

In der Politik ist er in den letzten Jahren wenig mehr hervorgetreten. Am bedeutsamsten war auf diesem Felde wohl jene schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, als er in der preußischen Konfliktszeit die ablehnenden Beschlüsse der Budgetkommission gegenüber den militärischen Forderungen der Regierung zu vertreten hatte. Stets aber hat er sich als einen Mann erwiesen, der die in ehrlichem Ringen gewonnene Ueberzeugung mit mannhaftem Muthe verficht, immer nur das eine Ziel im Auge, dem Ganzen zu dienen. Und solch ein Charakter wird stets über den Parteien stehen. So war denn auch die Theilnahme eine weitverbreitete, als der Einundsiebzigjährige so jäh aus dem Leben abberufen wurde, und sein Andenken wird in Ehren bleiben im deutschen Vaterland noch lange Zeit!

Seehunde im Hagenbeckschen Thierpark zu Hamburg. (Zu dem Bilde S. 429.) Der Seehund gehört zu den stehenden Gästen in unseren Thiergärten. Hagenbeck in Hamburg, der diese Gärten mit einem großen Theile ihrer Bewohner versieht, unterhält deshalb seit einer Reihe von Jahren eine ständige Jagd auf Seehunde. In besonderen Wasserbecken werden die oft mit Lebensgefahr für die Jäger gefangenen Thiere nach Hamburg gebracht und dort sofort in verdeckten Wagen, zehn bis zwölf Stück auf einmal, nach dem am Neuen Pferdemarkt gelegenen Thierpark übergeführt, wo ihnen ein geräumiger Teich zur Verfügung steht. Unsere Abbildung vergegenwärtigt uns diesen Teich mit seinen merkwürdigen Insassen, deren er im Augenblick der photographischen Aufnahme nicht weniger als fünfundvierzig beherbergte.

Man kann die Seehunde am besten beobachten da, wo sie mit ihrem gefährlichsten Feinde, dem Menschen, noch so gut wie gar nicht in Berührung gekommen sind, an entlegenen Küsten, auf einsamen fernen Inseln, die der Seehundjäger noch nicht zum Jagdplatz erkoren hat; oder aber da, wo der Mensch sie hegt und schützt. Die Seehunde bringen den Tag am liebsten auf dem Lande zu, schlafend und sich sonnend, das vollendetste Bild der Faulheit. Jede Störung ihrer bequemen Lage ist ihnen höchst verhaßt; mit Wonne dehnen und recken sie sich auf ihrem Lager, das sie in mühsamem unbehülflichen Klettern und Kriechen erreicht haben, und bieten bald den Rücken, bald die Seiten, bald den Unterleib den freundlichen Strahlen der Sonne dar, kneifen die Augen zu, gähnen und zeigen sich überhaupt mehr toten Fleischmassen als lebenden Geschöpfen gleich. Nur die regelmäßig sich öffnenden und schließenden Nasenlöcher geben Kunde von ihrem Leben. Insbesondere die alten Seehunde erscheinen auf dem Lande unglaublich träge, während sich die Jungen lebhafter und spiellustiger gebärden. Ganz anders im Wasser! Hier ist, das merkt man sogleich, ihre eigentliche Heimath. Sie schwimmen und tauchen mit größter Meisterschaft. Es gilt ihnen gleich, ob ihr Leib mit der Oberseite nach oben oder nach unten liegt, sie bewegen sich sogar nach Brehms eigenen Beobachtungen rückwärts; jede Wendung und Drehung führen sie mit erstaunlicher Gewandtheit aus. Mit der Schnelligkeit eines Raubfisches schießen sie durch das Wasser, wälzen sich blitzschnell um sich selbst herum, sind auch imstande, solange es ihnen beliebt, auf einer und derselben Stelle zu verweilen — kurz, ein vollkommen entgegengesetztes Bild.

Kaiserswerth. (Mit Abbildung S. 451.) Das „Amen des Rheins“ hat man das Siebengebirge schon genannt. Es ist gleichsam der großartige Schlußaccord eines feierlichen Hymnus, in welchem der Komponist noch einmal alle Kraft zusammennimmt und die ganze Tiefe seiner Empfindung ausströmt. Wer dann über Bonn hinaus den Rhein zu Thal fährt, muß sich

Kaiſerswerth.

mit beſcheideneren einförmigeren Reizen begnügen. Und doch fehlt es auch hier nicht an Stätten, die des Beſchauens und Bewunderns werth ſind. Menſchenkunſt und Menſchengeſchichte haben ſie bedeutſam gemacht, und der gewaltige Strom verleiht auch ihrem Bilde immer einen Zug des Machtvollen und Großartigen. Da tauchen über die endloſe Ebene die Rieſenthürme des Kölner Domes empor und bald begrüßen wir ſie ſelbſt, die volkreiche, geſchäftige Stadt mit ihrer eindrucksvollen Silhouette. Am freundlichen Düſſeldorf geht es vorüber, und jetzt ſtoßen wir auch auf das liebliche Bildchen, das unſer Künſtler feſtgehalten hat.

Es iſt Kaiſerswerth, die uralte Siedlung, deren Geſchichte auf beinahe zwölfhundert Jahre zurückreicht. Einſt lag dort eine Inſel im Strome. Der heilige Suitbert kam ins Land, das Chriſtenthum zu predigen, und um das Jahr 710 ſoll er auf der Inſel ein Kloſter gegründet haben, bei dem ſich bald eine Stadt entwickelte. Eine kaiſerliche Pfalz kam hinzu, der jene gewaltthätige Entführung des jungen Königs Heinrich IV. durch die Mannen des Erzbiſchofs Anno von Köln in den Maitagen des Jahres 1062 eine abenteuerliche Berühmtheit verliehen hat. Kaiſer Rothbart errichtete ſpäter auf der Stelle des alten Palaſtes einen Neubau, aber auch er iſt dem Sturme der Zeiten zum Opfer gefallen, kümmerliche Reſte nur erinnern noch an den uralten Kaiſerſitz. Noch heute aber überragen ihn die Thürme der uralten Stiftskirche, eines ſchönen Bauwerks aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, eines jener vorzüglichen Denkmale des romaniſchen Stils, deren es den Rhein entlang ſo viele giebt.

Kaiſerswerth iſt heute keine Inſel mehr. Bei einer Belagerung durch den Grafen Adolf V. von Berg im Jahre 1214 wurde der Rheinarm, welcher die Stadt von dem Feſtland trennte, durch einen Damm abgeſchnitten, und ſeitdem iſt die „Inſel des heiligen Suitbert“ trockenen Fußes zu erreichen.

Vor dem Revolutionstribunal. (Zu dem Bilde S. 440 u. 441.) Das Revolutionstribunal, einen der furchtbarſten Gerichtshöfe, von denen die Geſchichte aller Zeiten Kunde giebt, ſehen wir auf dem Bilde von Cain in voller Thätigkeit. Auf Robespierres Antrag war dieſes Tribunal am 11. März 1793 eingeſetzt worden; doch erſt nach dem Sturze der Gironde im September 1793 erhielt es ſeinen Namen und ſeine vollſtändige Einrichtung. Es galt die ſchnellſte Juſtiz, denn ihre Opfer waren ja unzählig; deshalb gab es keine Vertheidigung, kein Zeugenverhör — der Ankläger ſprach und die Richter fällten das Urtheil. Nachdem das Geſetz über die Verdächtigen erlaſſen worden war, das an die ſchlimmſten Zeiten der römiſchen Kaiſerwirthſchaft erinnerte, gab es für die Verhaftungen und Anklagen keine Schranken mehr; denn wer war den Schreckensmännern nicht verdächtig? Dazu genügte vornehme Herkunft, eine bedenkliche Miene, ein unbedachtes Wort — und der Privatrache war der weiteſte Spielraum gelaſſen. Bis zu Robespierres Sturz am 27. Juli 1794 ſoll das Tribunal 2774 Perſonen unter die Guillotine geliefert haben — und auch dann noch hörte ſeine Thätigkeit nicht auf. Erſt am 23. Mai 1795 wurde es durch eine Militärkommiſſion erſetzt, welche meiſtens über ſoldatiſche Verbrechen abzuurtheilen hatte.

Das Bild von Cain verſetzt uns mitten in eine Sitzung des Tribunals. Am meiſten wird unſer Blick durch die Gruppe der Angeklagten gefeſſelt, hinter welcher, auf ihre Gewehre geſtützt, die Soldatenwache ſteht. Und aus jener Gruppe ſelbſt tritt beſonders die junge ſchöne Ariſtokratin hervor, die mit ſtolzer und feſter Haltung den Richtern Rede ſteht. Aus der erregten Zuſchauermenge heraus ballt man die Fäuſte gegen ſie. Daß es ſich aber nicht um Beſiegte im Kampfe der ſich gegenſeitig zerfleiſchenden und aufs Schaffot ſchickenden Republikaner handelt, das beweiſt vor allem der auf dem erſten Stuhle ſitzende Angeklagte, offenbar ein Marquis aus der Zeit der alten Regierung, der nach Kleidung und Haltung noch dem Hofe der Marie Antoinette anzugehören ſcheint. Die dritte in der Gruppe iſt gewiß die Mutter oder eine ältere Verwandte des ſchönen jungen Mädchens. Das Alter ſchützte nicht vor dem Beile der Guillotine: einmal wurde ſogar ein 97jähriger Greis hingerichtet. Den Angeklagten ſteht der öffentliche Ankläger gegenüber, der mit fanatiſcher Beredſamkeit ſeines Amtes waltet. Es iſt das jedenfalls Fouquier-Tinville; denn ſolange das Revolutionstribunal in Thätigkeit blieb, hat dieſer grauſame Schreckensmann die Befehle der Ausſchüſſe ausgeführt und Tauſende der Guillotine überliefert. Juriſtiſchen Scharfſinns bedurfte dieſer Ankläger nicht, es genügte die Frakturſchrift, mit der ſein blutdürſtiger Sinn ſeine Opfer zeichnete. Doch er entging ſeinem Schickſal nicht: zehn Monate nach Robespierres Tode wurde auch er hingerichtet. Mit düſterem Fanatismus blicken die Richter auf ihre Opfer hin, von deren Schuld ſie von Hauſe aus überzeugt ſind; nur über das Benehmen derſelben flüſtern ſie ſich Bemerkungen zu. Ueber dem ganzen Bilde ſchwebt der dumpfe Druck jener Schreckenszeit, welche den erſten ſchönen Aufſchwung der Revolution in Blut und Greueln erſtickte. †

Der letzte Kriegszug des Hauptmanns von Gravenreuth. (Mit Abbildung S. 445.) In dem weiten, wohlgepflegten Parke, welcher das Gouvernementsgebäude von Kamerun umgiebt und der ſich auf der ſteil zum Kamerunfluß abfallenden Josplatte ausbreitet, ward ein junger Held zur ewigen Ruhe eingebettet, deſſen Name für immer mit der Afrikaforſchung und Afrikakoloniſation eng verknüpft ſein wird. Es iſt Hauptmann Freiherr von Gravenreuth, der am 4. November vorigen Jahres ſo jäh aus ſeiner vielverſprechenden Laufbahn herausgeriſſen ward.

Karl Freiherr von Gravenreuth war am 12. Dezember 1858 als Sohn eines hohen bayeriſchen Beamten geboren. Am 30. Juni 1877 trat er in das 3. bayeriſche Infanterieregiment ein, wurde auch am 7. Mai 1879 zum Sekondelieutenant in demſelben Regiment befördert, ließ ſich aber im Februar 1885 zu den Offizieren der Reſerve verſetzen, um ſich einer Expedition nach dem Innern Afrikas anzuſchließen. Er trat zunächſt in den Dienſt der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, dann zu Beginn des Jahres 1889 in den des Reichskommiſſars und wurde gleichzeitig zum Premierlieutenant befördert. Nachdem er eine Zeitlang die Vertretung des Reichskommiſſars in Berlin geführt hatte, begab er ſich wieder nach Oſtafrika zurück, wo er an der Niederwerfung des Araberaufſtandes weſentlichen Antheil nahm, z. B. bei der Erſtürmung des Lagers von Buſchiri bei Bagamoyo am 8. Mai, ſowie bei der Einnahme von Saadani am 6. Juni 1889. Und noch oft fand er in dieſem und dem folgenden Jahre Gelegenheit, ſich auszuzeichnen; ſo lieferte er im Oktober während des Zuges des Majors Wißmann nach Mpwapwa den Mafiti das Gefecht bei Jombo, das als ſeine glänzendſte Waffenthat bezeichnet wird. Aber auch außerdem hat Gravenreuth in Hunderten von Fällen ſein Leben mit einer Waghalſigkeit eingeſetzt, die ihm bei der Küſtenbevölkerung den Namen „simba mvima“ (der Löwe der Küſte) verſchaffte. Es lebte in ihm etwas von der Berſerkerwuth der alten Germanen; er war, was man einen „Draufgänger“ nennt, dabei von großer körperlicher Leiſtungsfähigkeit und unermüdlich.

Im April 1890 aber ſah doch auch er nach ſo vielen Strapazen ſich genöthigt, einen längeren Urlaub anzutreten. Ueber ein Jahr blieb er in Europa, mannigfach ausgezeichnet, unter anderem auch durch die Beförderung zum Hauptmann, welche ihm im September 1890 zutheil wurde. Dann aber, nachdem er einige Zeit im Auswärtigen Amte gearbeitet hatte, wurde er mit der Leitung einer Forſchungsexpedition im Hinterland von Kamerun betraut und reiſte am 5. Juli 1891 an ſeinen Beſtimmungsort ab.

Im Monat Oktober unternahm er mit den in Kamerun angeworbenen Leuten, unterſtützt durch die Marine, einen Zug gegen den unweit des kaiſerlichen Gouvernements anſäſſigen Aboſtamm, um dieſen für ſeine

Digitized by Google

Feindseligkeiten zu züchtigen. Eine aus den Besatzungen des Kreuzers „Habicht“ und des Kanonenbootes „Hyäne“ gebildete Landungsabtheilung nebst drei Compagnien angeworbener Neger unter Premierlieutenant von Stetten, Dr. Richter und Lieutenant von Bollamer bildeten die zum Kampfe gegen die Schwarzen bestimmte Streitmacht. Auf mehreren Booten fuhr dieselbe den Abosfluß hinauf.

Die Matrosen des „Habicht“ und die Compagnie Bollamer unter Kapitänlieutenant Krause griffen das stark verpallisadierte Miang (Dorf) der Abos von der Ostseite an, Gravenreuth mit dem Landungscorps der „Hyäne“ und den beiden Compagnien Stetten und Richter stieß gegen die Südseite vor und zerstörte es mittels Feuer.

Am 4. November begann dann der zweite gegen den eigentlichen Herd des Aufstandes, d. h. gegen Buea gerichtete Theil der Unternehmung. Auf schmalen und vielfach gewundenen Waldwegen gelangte man in die Nähe des verschanzten feindlichen Lagers bei dem Orte Fenz. Gravenreuth ließ sofort die Fahne schwenken und wollte nochmals friedlich verhandeln, auf ungefähr 150 Meter Entfernung aber gaben die Feinde die erste Salve ab. Da ließ Gravenreuth das Maximegeschütz, welches die Expedition mit sich führte, kommen und rief Lieutenant von Stetten an dasselbe vor, da es grundsätzlich nur von deutscher Hand bedient werden sollte. Der Mechanismus war indessen in Unordnung gerathen, und trotz aller Versuche wollte kein Schuß losgehen. Die Schutztruppe, welche das Geschütz gewissermaßen als Fetisch betrachtet hatte, war sehr niedergeschlagen, als es im kritischen Augenblick versagte, und zudem erhielten während der vergeblichen Bemühungen Stetten einen Prellschuß und Dr. Richter drei Schüsse. Die fast ganz zusammengeschossene Maximekanone wurde endlich in einen Busch getragen, um dort weiterer Behandlung unterzogen zu werden.

In diesem Augenblick stürmte Gravenreuth trotz des heftigen Feuers der Feinde vor. Aber nur drei Schwarze folgten ihm, alle anderen blieben zurück. Einer der Tapferen der Schutztruppe wurde sofort in den Kopf getroffen und blieb tot, und auch die anderen zwei erhielten Schüsse. Da das Maximegeschütz durchaus nicht gefechtstüchtig zu machen war, verließ es Lieutenant Stetten, eilte zu seiner Compagnie und griff den Feind von der Flanke an, ein Manöver, das durch einen Sumpf erschwert wurde. Unterdessen ging Gravenreuth nochmals mit nur zwölf Schwarzen vor. Fünfzehn Schritte vor der Boma, der feindlichen Verschanzung, erhielt der Muthige drei Schüsse ins Herz. Er brach tot zusammen, ohne noch ein Wort sprechen zu können.

Nach dem Tode Gravenreuths übernahm Stetten das Kommando und führte das Gefecht glücklich zu Ende. Die Toten, im ganzen vier, brachte man in das nahe gelegene Missionshaus; Wachen wurden aufgestellt, und die Truppe richtete sich für die Nacht ein. Die Expedition selbst aber hatte ihren Zweck erreicht, wenn auch ihr Abschluß ein überaus schmerzlicher war.*

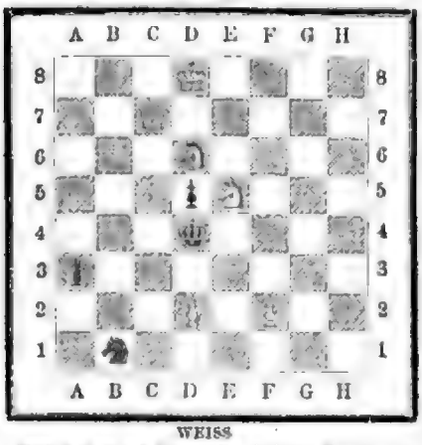
* Wie wir hören, beabsichtigt eine Anzahl Freunde Gravenreuths und Theilnehmer an den Gefechten bei Buea, ihm auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 5.

Von Dr. **Hermann v. Gottschall** in Halle.

SCHWARZ



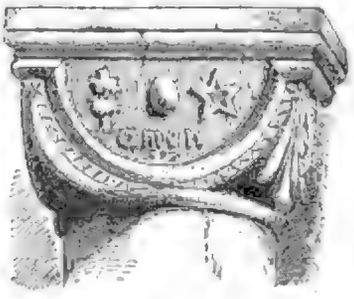
WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Buchstabenräthsel.

Nur stufenweise führe ich
Zu einer höh'ren Stellung dich,
Ist mir ein i zu eigen; —
Mit t jedoch an seiner Statt
Kann jedes Buch und Zeitungsblatt
Mich tausendfach dir zeigen.

Bilderräthsel.



Charade.

Gar manche Menschen, leider, sind,
Was meine Erste dir verkündigt,
Und haben oft an dem, der blind
Sich ihnen anvertraut, gesündigt.

Von meiner Zweit' und Dritten kann
Man die Geschichte melden hören,
Wie wahnbefangen einst ein Mann
Das Volk bewog, sich zu empören.

An frevelhaftem Werke schafft
Das Ganze heimlich in Verstecken,
Und seiner harrt des Kerkers Haft,
Gelingt's, sein Treiben zu entdecken.

Oscar Leede.

Optische Täuschung.

Welche von den beiden wagrechten Linien ist die längere?

Räthsel.

Mich bringt hervor der Erde Schoß,
Verspeist zu werden ist mein Los,
Nimmst du mir den Artikel fort
Und fügst zum Schluß ihn meinem Wort
So leg' es an — heut gute Zeit
Dir hierzu die Gelegenheit —,
Damit, wenn dich die Noth bedrückt,
Es dich derselben rasch entrückt.

Diagonalarithmogriph.

Von Viktor Hardung.

4	3	5	4	2	1 2 3 4 Körpertheil,
3	5	6	7		1 4 7 2 in Früchten,
2	3	4			1 3 2 9 ein junger Mensch,
1					1 8 4 4 Nutzpflanze.
3	8	8			4 3 5 4 2 Metall,
2	6	5	4		3 5 6 7 Fluß (Bayern),
9	6	2	10	4	2 3 4 ist niemals,
					3 8 8 Fluß (Elsaß),
					2 6 5 4 Körpertheil,
					9 6 2 10 4 italienischer Dichter.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

W. Heimburg's gesammelte Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Sechster Band: „Die Andere“. — „Unverstanden“.

Die Band-Ausgabe von **W. Heimburg's** Schriften erscheint **vollständig in 10 Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark gebunden.**

Inhalt: Band 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustrationen von W. Claudius. — Band 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von U. Wehle. — Band 3. **Kloster Wendhusen. — Ursula.** Mit Illustr. von A. Bick. — Band 4. **Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathe.** Mit Illustr. von A. Mandlick. — Band 5. **Trudchens Heirath. — Im Banne der Musen.** Mit Illustr. von E. Havel. — Band 6. **Die Andere. — Unverstanden.** Mit Illustr. von W. Claudius. — Band 7. **Herzenskrisen.** Mit Illustr. von C. Depf. — Band 8. **Lore von Tollen.** Mit Illustr. von M. Klashar. — Band 9. **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von U. Gulschmidt. — Band 10. **Unter der Linde.** (An Abgrund. Unsere Hausgeister. Unser Mäxe. Jascha. In der Webergasse. Großmütterchen. Nachbars Paul. Aus meinen vier Pfählen: 1. Dorotheens Bild. 2. Onkel Leos Verlobungsring. 3. Flickdörfchen. 4. Großvaters Stammbuch. **Auf schwankem Boden.**) Mit Illustr. von A. Bick, C. Loch, U. Wehle, C. Depf und W. Claudius.

Die Lieferungs-Ausgabe erscheint vollständig in 75 Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig. Bis jetzt erschienen: Lieferung 1—39. Die meisten Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf die neue illustrierte Ausgabe von **W. Heimburg's Schriften** entgegen und senden auf Verlangen den ersten Band oder die erste Lieferung zur Ansicht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Biede in Leipzig.

DANTE'S BEGEGNUNG MIT MATHILDE

Nach dem Gemälde von A. Maignan

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 15. Die Gartenlaube 1892.

Illuſtriertes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erſcheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Anton v. Perfall.**

Die ganze Stadt triefte; all ihre bunten Farben floſſen verdrießlich ineinander -- alles verwaſchen, rieſelnd, plätſchernd, ſpritzend, und doch ein wirres Gedränge, Geſchiebe und Geraſſel: es war Weihnachtszeit! Selbſt dieſer eigenſinnige, geiſtlos einförmige Regen, der ſchon oft den blutigen Zorn einer tobenden Volksmenge beſänftigte, war nicht imſtande, die Liebesgluth zu löſchen, die jetzt in allen Herzen brannte.

Um die grellbeleuchteten Auslagefenſter drängte es ſich. Vornehme Damen ſcheuten ſich nicht vor der Berührung mit dem Arbeitsmann; Kinderhände wiſchten emſig an dem feuchten trüben Beſchlag der Scheiben, hinter denen die bunten Herrlichkeiten lagen. Ueber den Spiegel des Asphaltes, in welchem tauſend Lichter ſpielten, glitten lautlos die Wagen; das metallene Aufſchlagen der Pferdehufe ward übertönt vom Praſſeln des Regens.

Das Spielwarengeſchäft Tiffany überbot an Glanz, Buntheit und Mannigfaltigkeit der Ausſtellung alles um ſich her. Rieſige Glasplatten, nur von zierlichen eiſernen Trägern unterbrochen, reihten ſich in drei Stockwerken aneinander; dahinter prangten in elektriſcher Lichtfluth, wie von Feenhänden aufgehäuft, all die heiß erſehnten, mit glühenden Wangen erträumten Schätze der Kinderwelt: Puppen groß und klein, im tiefſten Negligé, in den koſtbarſten Toiletten; vornehme Karoſſen und Laſtfuhrwerke, Salon und Stall, Kaſernen, Theater und Kirchen, Soldaten zu Fuß, zu Pferd, Schlachten, Jagden, Schäfereien, Gewehre, Bogen, Handwerksgeräthe, grell bemalte Schachteln und Guckkäſten — ein Mikrokosmos des ganzen menſchlichen Lebens mit ſeinem unruhigen Vielerlei, ſeiner Thorheit, ſeinem Wahn. In der Mitte einer jeden Auslage lockte eine mechaniſche Figur mit grotesken Bewegungen die ſchauluſtige Menge.

Beſonders gelang dies dem „lachenden und weinenden Bauernbuben“ auf der rechten Seite des Eingangs. Das war zu luſtig, wenn er mit einem leiſen Knix den Kopf ſinken ließ, die Hände hob und damit das weinerliche Geſicht bedeckte, um es gleich darauf mit einem breiten Grinſen wieder zu erheben. Allgemeines Gelächter begleitete ſtets von neuem die vortrefflich nachgeahmte Bewegung.

Der „Hansl“, ſo hieß in der ganzen Stadt der drollige Kauz, trieb dem ſchlechten Wetter zum Trotz unermüdlich ſein verſchmitztes Spiel. Eben jetzt wurde er von einem Ladenmädchen weggeholt und einem Kaufluſtigen vorgeführt. Neugierig drängten ſich die Köpfe, um den glücklichen Käufer zu erblicken, doch raſch erſchien Hansl wieder in der Auslage, von hellem Jubel begrüßt, und lachte noch verſchmitzter. Daß er ſo flink wieder an den alten Standort zurückkehrte, daran war wohl der Zettel ſchuld, der an ſeinem rechten Beine hing und auf dem in großen Zeichen „150 Mark“ zu leſen ſtand.

In dieſem Augenblick glitt eine ſtolze Equipage vorbei, ein Mädchenkopf erſchien am Wagenfenſter, ein heller Ruf ertönte, der Kutſcher verhielt raſch die Pferde und der Wagen ſtand. Der Bediente öffnete den Schlag. Ein kleines Mädchen ſprang ſtürmiſch heraus, eilte dem Schaufenſter zu und drängte ſich, ehe die nachfolgende, in koſtbares Pelzwerk gehüllte Dame ſie erhaſchen konnte, durch die gaffende Menge vor den kleinen Hansl.

„Mama, Mama, komm' doch!“ rief das Kind, vor Vergnügen in die Hände klatſchend. Dabei ſchüttelte es ungeduldig die goldigen Locken, die unter einer rothen ſchottiſchen Wollmütze hervor über die Schultern fielen.

„Aber Claire, ſchäme Dich!“ erklang die Stimme der Dame, welche ſich mit ſichtlichem Unbehagen gezwungen ſah, vorzudrängen, um den kleinen Flüchtling zu erreichen. Lachend machten ihr die Leute Platz, und

Von der internationalen Muſik- und Theaterausſtellung in Wien: Damenkorſo.

Nach einer Zeichnung von L. Rybkowski

mit einer ärgerlichen haſtigen Bewegung zog ſie das zögernde Kind zurück.

„Mama! Bitte, bitte, kaufe mir den lieben Jungen!“ flehte das Mädchen. „Ich will nichts zum Chriſtkind als den kleinen Jungen. Ich muß ihn haben, Mama, hörſt Du!“

Starker Eigenwille klang aus den letzten Worten. Claire machte Miene, nicht vom Platz weichen zu wollen, und das Volk ringsherum war der Frau Mama ſo läſtig mit ſeinem unverſchämten Gegaff.

„So komm' nur, Du ſollſt ihn ja in der Nähe ſehen, den Jungen,“ entgegnete ſie deshalb beſchwichtigend und verſchwand mit dem Kinde raſch im Laden.

Wieder wurde der Hansl geholt. Die Verkäuferin erklärte den Mechanismus und zog das Uhrwerk auf. Claire betaſtete ſtrahlenden Antlitzes das Wunderwerk, während die Mama prüfend auf den Zettel ſah und eine Bewegung der Ueberraſchung machte. Die Verkäuferin that, als ob ſie davon nichts bemerke, ſie pries laut die herrlichen Eigenſchaften des kleinen Hansl, ſein vortreffliches ſolides Innere und lachte ſelbſt um die Wette mit ihrem Schützling. Frau Kommerzienrath dürfe nicht zögern, jede Stunde melde ſich ein neuer Liebhaber, und niemand gönne ſie den Hansl mehr als der Frau Kommerzienrath; für ſolche Herrſchaften ſeien ja ſo koſtbare Sachen gemacht, nicht für das Volk da draußen, das nur die Spiegelſcheiben beſchmutze mit den garſtigen Händen.

Claire verſchwendete alle Koſenamen an Hansl und an die Mama; ſie wollte den Jungen durchaus gleich mitnehmen. Eine Weile ließ ſich die Kommerzienräthin noch bitten, dann flüſterte ſie der Verkäuferin etwas ins Ohr; dieſe nickte unterthänig.

„Das Chriſtkindchen läßt ſich von den Kindern nichts abtrotzen; bitte es ſchön um den Hans, und Du wirſt ihn vielleicht bekommen.“

Claire lächelte ſonderbar ſchlau über dieſe Worte der Mama — das reizende Kindergeſicht erhielt dadurch einen früh reifen Ausdruck. So ſchnell man auch den Laden wieder verließ, es entging ihr doch nicht, daß Hansl nicht mehr in die Auslage zurückgeſtellt wurde. Sie verſtand die Mama.

Die Kinder draußen vor dem Schaufenſter blickten mit einem Gemiſch von Zorn, Neid und Bewunderung auf das ſchöne kleine Mädchen, die glückliche künftige Beſitzerin des ſo lange bewunderten Hansl, die jetzt von dem Bedienten in den Wagen gehoben wurde.

Erſt nachdem das Gefährt verſchwunden war, eilten ſie lachend, pfeifend, ſpringend, mit der vergeßlichen Sorgloſigkeit der Jugend zu anderen ausgeſtellten Herrlichkeiten.

Claire ſchmiegte ſich wie ein Kätzchen an das warme weiche Pelzwerk der Mutter und träumte mit offenen glänzenden Augen von dem ſtrahlenden Weihnachtsbaum, unter dem Hansl ſeine Geſichter ſchneiden würde auf ihren Befehl; der Gedanke, unumſchränkte Herrin zu ſein über dieſe wunderbare, gleichſam mit Leben begabte Puppe, reizte ſchon im voraus ihren eigenmächtigen Kinderſinn.

Die Frau Kommerzienrath ringelte die Locken ihres Töchterleins um die Finger und betrachtete mit ſtolzer Freude das ſchöne Antlitz, über das jeden Augenblick der Strahl einer Laterne hinzuckte. Allmählich wurden die Pauſen zwiſchen den einfallenden Lichtſtrahlen immer länger, der Koth ſpritzte klatſchend auf unter den Rädern, ein dumpfes Rauſchen ging durch die Nacht. Der Wagen fuhr durch eine Allee, zur Seite glänzten die angeſchwollenen Fluthen des Fluſſes. Das Haus des Kommerzienrathes Julius Berry, des Eiſenkönigs des Landes, lag weit draußen, in nächſter Nähe der Berryſchen Werke.

Plötzlich ſtockte die raſche Fahrt, dann hielt der Wagen. Die Kommerzienräthin beugte ſich beſorgt hinaus. Eine dunkle Menſchenmaſſe hielt die Straße beſetzt, der matte Schein einer Laterne warf ein ſpärliches Licht darüber — ſonſt unheimliche Stille; nur das Rauſchen des Stromes und das Praſſeln des Regens auf dem Kutſchendach war hörbar.

„Was iſt, Peter?“ fragte ſie den Kutſcher angſterfüllt. Es war eben die Stunde, in welcher die Fabriken der Vorſtadt ſich entleerten. Berry war ein ſtrenger Herr und bei den Arbeitern nicht beliebt — wenn man ſeinen Wagen erkannte — der Haß dieſer Leute wuchs von Tag zu Tag!

„Ein Unglück, gnädige Frau!“ antwortete Peter. „He, was giebt's da?“ rief er dann in barſchem Tone.

„Preſſiert's ſo?“ — „Was kümmern ſich die um ſo ein Elend!“ — „Warten!“ klang es wirr durcheinander.

Die Kommerzienräthin wollte ſich erſchrocken zurückziehen, da ſah ſie die Pickelhaube eines Schutzmanns aus der Maſſe glänzen, und einigermaßen beruhigt, ſetzte ſie ihre Beobachtungen fort.

Eine befehlende Stimme rief „Zurück! Platz!“ und die Menge theilte ſich. Ein waſſertriefender Mann und ein dunkler Klumpen auf dem Boden wurden im flackernden Scheine der Laterne ſichtbar. Der Schutzmann beugte ſich nieder und machte dann haſtig Notizen nach den unverſtändlichen Ausſagen des Mannes. Entſetzte neugierige Geſichter blickten aus dem Dunkel auf den Vorgang. Nun trat der Schutzmann zurück, und die Räthin erkannte in dem unförmlichen Etwas am Boden eine Frau mit bläulichem, verzerrtem Totenantlitz; an ihrer Bruſt lag mit ſchlaffen Gliedern ein Kind, ein Knabe. Blondes Haar hing in naſſen Strähnen unter einer blauen Wollmütze in das feuchte Geſichtchen, ſchluchzender Athem hob gewaltſam die kleine Bruſt. Lauter und drohender lärmte die Menge und die Räthin glaubte mit Entſetzen den Namen „Berry“ zu hören.

Da ſchrie die kleine Claire laut auf.

„Mama! Gerade wie der Hansl im Laden vorhin!“

„Aber Claire, wie kannſt Du ſo ſprechen!“ antwortete leiſe und bebend die Räthin. „Der unglückliche Junge! Gott, daß ich das ſehen muß — meine Nerven!“

Inzwiſchen hatte der Schutzmann den Knaben aufgehoben, der plötzlich die Augen ſtarr öffnete und laut ſchreiend die Aermchen nach der Toten ausſtreckte.

„Was fehlt dem Jungen?“ fragte Claire, die mit ahnungsloſer Neugierde den Vorgang zuſah. „Wer iſt die Frau?“

„Die Mama des armen Kleinen. Sie iſt tot, Claire, ertrunken im Fluß,“ entgegnete die Kommerzienräthin, die ſich ſchaudernd in die Ecke drückte und doch keinen Blick von dem traurigen Schauſpiel verwenden konnte.

„Warum ertrunken?“ erkundigte ſich Claire weiter, im Tone eines verwöhnten Eigenſinns.

„Die Unglückliche wird wohl ſelbſt hineingeſprungen ſein.“ Die Antwort klang ganz mechaniſch.

„Warum?“

Die Mutter ſchwieg, es ſchnürte ihr die Kehle zuſammen.

„Und was geſchieht jetzt mit dem Kleinen?“

„Er iſt nun wohl eine arme Waiſe, hat keine Mama mehr wie Du, Claire. Dieſer Mann dort mit dem Helme wird für ihn ſorgen.“

„Iſt das ſein Papa?“

„Claire, ich bitte Dich, quäle mich nicht ſo!“

„Ja, aber wem gehört er denn?“

„Ich weiß es nicht — und nun laß es der thörichten Fragen genug ſein!“ Geſpannt horchte ſie wieder auf die wirren Reden der Leute, welche die Leiche umſtanden. Plötzlich drängte ſich ein Weib durch die Menge.

„Jeſus, die Marie! Hab' ich mir's doch gedacht, die arme Marie! Hat ſie's nimmer ausgehalten! Ja, ja, die Marie!“

Das Weib ſtrich das Haar aus dem Antlitz der Toten und blickte kopfſchüttelnd, dann plötzlich in Schluchzen ausbrechend darauf nieder.

„Kennen Sie die Tote?“ fragte der Schutzmann, an ſie herantretend.

„Heiliger Gott, und der Hansl!“ rief entſetzt das Weib, als ſie den triefenden, ängſtlich umherblickenden Jungen an der Hand des Schutzmanns gewahrte. „Mit dem armen Bubert is ſie ins Waſſer gangen? O, der Hallunke, der ſchlechte Menſch!“

„Reden Sie! Kennen Sie die Tote?“

„Na, werd' ſie wohl nicht kennen, die Marie Davis, wenn wir drei Jahre lang nebeneinander wohnen! Eine gute brave Seel'! Mein Gott, wenn ich denk' — aber geben's doch den Buben her!“

Der Schutzmann überließ ihr das willenloſe Kind, um ſeine Aufzeichnungen fortzuſetzen.

„Alſo Marie Davis heißt ſie? Was war ſie? Verheirathet? Was iſt ihr Mann?“

„Ein Lump iſt er, ein elender gewiſſenloſer Lump — ſo ein lieb's Kind, ſo eine gute Frau — ein Saufaus, der ſie in den Tod getrieben hat!“

Der Schutzmann wurde ungeduldig. „Antworten Sie ordentlich auf meine Frage!“ befahl er barſch.

„Nun ja, die Wuth packt einen halt bei dem Anblick. In

der Berryschen Fabrik hat er gearbeitet, der Davis, ein geschickter Mensch, aber halt 's Wirthshaus hat er nit lassen können. Vor einer Wochen haben's ihn aus der Fabrik weggejagt. Was kümmern sich die Leut' um die Frau, um die armen Kinder, da wird sie halt die Verzweiflung packt haben —"

Ein drohendes Gemurmel erhob sich in der Menge. „Ja, was kümmern sich die um unsereinen! Der Berry ist gerade der rechte! Nur hinein ins Wasser mit dem Volke, 's giebt ja genug — denkt der!"

Der Kutscher hätte schon längst die Fahrt fortsetzen können, doch die Räthin wollte nicht. Sie war wie gebannt — ihr schien es, als seien die starren Augen der Toten anklagend und drohend auf sie gerichtet, sie konnte den Blick nicht wenden von dem verzerrten Gesicht. Was das nur war! Sie hatte ja doch ein Herz für die Armen, niemand ging unbeschenkt von ihrer Thür, und ihr Mann war gewiß auch nicht härter als seine Kollegen und als es eben nothwendig war in einem großen Geschäft, und dennoch glaubte sie eine furchtbare Anklage in diesem Totenantlitz lesen zu müssen!

Claire interessierte sich nur für den Knaben in den Armen der Frau, der sich allmählich erholte und mit großen blauen Augen furchtloser um sich blickte. Er mochte etwa fünf Jahre alt sein.

„Mama, schenke mir den kleinen Jungen zum Christkind!" sagte sie plötzlich. „Er heißt ja auch Hansl — die Frau dort hat's vorhin gesagt. Ich will den anderen gar nicht mehr mit seinem dummen Lachen. Mama, bitte, bitte, kauf' ihn!" Sie schlang ihre Aermchen um die Mutter und küßte sie innig.

Die Räthin war überrascht, sie hatte eben einen Gedanken gehabt, der mit dem kindlich thörichten Wunsche ihres Töchterchens nahe zusammentraf. Einen Augenblick besann sie sich noch, dann öffnete sie entschlossen das Fenster und rief den Schutzmann, der dienstfertig herbeikam. Neugierig folgten die Umstehenden und umdrängten das Gespann.

„Ich will den unglücklichen Knaben zu mir nehmen, die Frau soll mit ihm einsteigen — oder geben Sie ihn mir gleich herein!" Die Erregung einer guten That röthete das Antlitz der schönen Frau.

„Das geht nicht, gnädige Frau," erwiderte der Schutzmann in bedauerndem Ton. „Ich muß den Jungen auf die Polizeiwache bringen, dort erst kann weiter verfügt werden; doch wenn Sie mir Ihren Namen angeben wollen, kann ich die nöthige Anzeige machen."

Die Kommerzienräthin zögerte, ihr Blick schweifte über die den Wagen umdrängende, gereizte Menge. Plötzlich sagte sie laut, mit scharfer Betonung, als wolle sie von allen gehört werden:

„Hier meine Karte — Kommerzienräthin Berry; bitte, melden Sie meinen Antrag!"

Dann gab sie dem Kutscher das Zeichen zum Weiterfahren. Die Ueberraschung der Leute war so groß, daß ringsum Stille eintrat, und bis sie zur Besinnung kamen, war der Wagen schon in der Nacht verschwunden.

Die Räthin fühlte sich beruhigt: sie hoffte, durch diese That der Barmherzigkeit das grauenhafte Antlitz der Ertrunkenen aus ihrer Erinnerung zu verscheuchen. Das Bild dieser verzerrten, drohenden Züge sollte ihren heiteren Lebenstraum nicht länger stören. Hatte sie nicht alles gethan, was sie konnte? Wie diese gehässige Menge beschämt sein mußte von ihrer Großmuth! Ein wohliges selbstzufriedenes Gefühl beschlich sie, sie schmiegte sich behaglich in ihren Pelz, eine prickelnde Wärme umspielte ihre Glieder — o, wie entsetzlich, dieser Sprung in den eisigen Strom!

Die kleine Claire lehnte in der anderen Ecke und stellte im stillen einen Vergleich an zwischen dem Hansl bei Tiffany und dem lebenden, wassertriefenden, den sie eben von der Mutter erbettelt hatte. Der Tausch dünkte ihr nicht schlecht. Eine lebendige Puppe, das war doch etwas anderes!

Wie wollte sie ihn aber auch lieb haben! Und er mußte alles thun, was sie wollte, und schöne Kleider mußte er bekommen, das beste Essen, ein feines weiches Bett. Es ist doch wunderschön, eine gute reiche Mama zu haben, die alles kaufen kann! Da wird der Otto schauen am Weihnachtsabend und sie beneiden — und er soll nicht den geringsten Antheil daran haben, ganz allein soll er ihr gehören, der Hansl.

Der Wagen hielt unter der säulengetragenen Einfahrt der Villa Berry. Ein kleiner Herr mit schneeweißem Backenbart und spärlichem Haupthaar, in tadellosem Salonanzug, kam eilig die Treppe herab, einen etwa achtjährigen Knaben führend. Claire sprang ihm in die ausgebreiteten Arme.

„Papa! Papa! Rath' einmal, was wir gekauft haben! Otto, rath' einmal!"

„Gekauft in der Weihnachtswoche? Warte, Claire, da wird das Christkind einfach wegbleiben, es läßt sich nicht gern ins Handwerk pfuschen," sagte lachend der Kommerzienrath.

„Ach, was wird es denn sein — wieder einmal eine Puppe, weiter nichts!" meinte Otto geringschätzig.

„Aber was für eine Puppe!" erwiderte die Kleine triumphierend. „Eine ganz lebendige Puppe, die geht, steht, ißt, trinkt, schläft. Na, was sagst Du jetzt? Und daß Du's nur weißt, ich ganz allein bekomme sie, Du bist viel zu grob für so feines Spielzeug."

Der Kommerzienrath küßte zärtlich seine Gattin.

„Aber so lange ausbleiben, Emilie — ich war sehr besorgt bei dem Wetter. Oder hat Dich die Puppe aufgehalten, von der Claire schwärmt?"

„So ist's, Julius, die Puppe. Komm', laß Dir erzählen. Du wirst mich vielleicht schelten, doch mein Herz zwang mich zu handeln, wie ich gethan habe."

Mit diesen Worten reichte sie ihrem Gatten den Arm, und langsam folgten sie den Kindern, die vorausgeeilt waren. Sie erzählte ihr Erlebniß, ihren Entschluß, den armen Knaben zu erziehen. „Eine unerklärliche Angst bestimmte mich, und dann — Claire wäre tief unglücklich gewesen, wenn ihr Wunsch nicht erfüllt worden wäre; Du kennst sie ja," schloß sie ihren Bericht.

Der Kommerzienrath war nicht sehr begeistert, besonders als er hörte, daß ihr Schützling der Sohn eines von ihm entlassenen Arbeiters sei. Die Geschichte war zum mindesten lästig. Immerhin wollte er sich seiner geliebten Frau gegenüber nicht hart zeigen.

„Du hast ein gutes edles Herz — ich will Dir keinen Vorwurf machen; doch Du kennst diese Menschen nicht. Ich fühle, Du wirst Undank ernten. Unsere besten Absichten werden verkannt, in das Gegentheil verkehrt. ‚Zuerst die Mutter in den Tod getrieben und dann den Sohn wie einen Sklaven in Beschlag genommen,' werden sie sagen. Doch es sei, wie Du willst; wir wollen es einmal versuchen mit Eurem Häuschen."

„Tausend Dank, Julius! Mir war wirklich bang, was Du dazu sagen würdest," entgegnete erfreut die Räthin. „Aber es war mir hauptsächlich auch um Claire; sie hat sich den Kleinen in den Kopf gesetzt, und hätte sie ihn nicht bekommen, ganz Weihnachten wäre ihr verpfuscht gewesen. Wir lieben ja doch das gute Kind so sehr!"

„Als Geschenk für Claire — so meinst Du es, hm!" Der Kommerzienrath wurde plötzlich ernst. „Nun, das Ergebniß ist am Ende dasselbe; aber nicht wahr, Emilie, Du läßt diese Absicht nicht laut werden, ich bitte Dich darum!"

* * *

Die Leiche der unglücklichen Marie Davis war in die Morgue gebracht worden, auf deren Bleidach unermüdlich der Regen niederprasselte. Den kleinen Hans, den sie hatte mit hinunternehmen wollen in die Ruhe des feuchten Grabes, hatte der Schutzmann auf die Polizeiwache geführt.

„Maria Davis, laut Aussage von Frau Schmidt die Frau des Jakob Davis, früheren Maschinisten in der Berryschen Fabrik, leblos aus dem Flusse gezogen von einem gewissen Thomas Wachhorst, Säger in der Stadtmühle, in die Morgue verbracht; deren sechsjähriger Sohn Johann Davis, lebend übergeben vom Schutzmann Nr. 6 des X. Bezirkes. Dominik Kirner."

So lautete das Protokoll des wachhabenden Beamten. Als es aufgesetzt war, spritzte der Protokollführer mit wichtiger Miene die Feder aus, dann trat er in dienstlicher Haltung an den Vorgesetzten heran und sagte: „Gestatten der Herr Assessor die Bemerkung, daß ein Jakob Davis seit gestern sich hier auf Nr. 10 in Haft befindet. Er wurde völlig betrunken aufgegriffen. Wenn es sich vielleicht darum handelt, die Richtigkeit der Aussage dieser Frau Schmidt festzustellen, so könnte man vielleicht —"

„Sie haben recht, lassen Sie den Gefangenen sofort vorführen!" befahl der Angeredete trocken, ohne den Kopf von der Schrift vor ihm zu erheben. „Das Kind kann hier bleiben."

Der kleine Hans wurde auf die für eingebrachte Delinquenten

bestimmte Bank gesetzt. Mitleidige Leute hatten ihn rasch mit trockenen Kleidern versehen, und nun behagte es ihm sehr in der lauen Wärme des Zimmers. Mit kindlicher Neugierde blickte er sich um in dem kahlen Raum. Offenbar war er es gewohnt, allein unter fremden Leuten zu sein. Die großen blauen Augen wagten es sogar, den entsetzlichen Mann mit dem grünen Schirm auf der Stirn, an dem sie vorher immer ängstlich vorbeigegangen waren, einer eingehenden Beobachtung zu unterziehen.

Da tönten schlürfende Schritte auf den Steinfliesen des Ganges. Ein breitschultriger großer Mann in beschmutztem Anzug trat herein, begleitet von dem Gefängnißwärter. Verbissener Trotz lag in dem Gesicht, dem die Leidenschaft des Trunkes schon ihren rohen Stempel aufgedrückt hatte. Er achtete nicht auf das Kind, das sich bei seinem Anblick zitternd in die Ecke drückte.

„Jakob Davis ist Ihr Name?“ fragte der Beamte.

„Ja.“

„Ihre Frau heißt Marie, Ihr Sohn Johann?“

„Stimmt, was soll's damit?“

„Ist der Junge dort Ihr Sohn?“ fragte mit schneidender Kälte der Beamte weiter, auf den zitternden Hans deutend.

Jakob Davis wandte sich jäh um. Der Knabe schrie laut auf und streckte die Aermchen vor, wie um sich vor einem erwarteten Schlage zu schützen. „Verdammt! Wie kommst denn Du daher?“ schrie er ihn an.

„Mutter—“ klang es ängstlich, leise durch den schwülen Raum.

„Ein gewisser Thomas Wachhorst rettete ihn am Wehre der Stadtmühle aus dem Flusse; für die Mutter, Ihre Frau, war es schon zu spät, sie ist tot. Es liegt offenbar Selbstmord vor.“

Scharf, wuchtig wie Schwerthiebe klangen die Worte. Davis senkte den Kopf auf die Brust, ein schwerer Seufzer entrang sich ihm, ein unterdrücktes Aechzen, dann ward es ganz still.

Der Assessor blinzelte forschend unter dem grünen Schirme hervor; der Schutzmann, der den Kleinen gebracht hatte, legte eine Visitenkarte auf den Tisch und flüsterte mit dem Reviervorstand. Da hallte plötzlich ein wilder, schmerzzerrissener Ausruf durch den Raum: „Marie!“

Erschrocken fuhr der Beamte in die Höhe. Davis lehnte an der Wand, das Gesicht in beide Fäuste vergraben, heftig schluchzend. Einen Augenblick ging es wie Mitleid über die strengen Züge des Assessors, und unwillkürlich gewann seine Stimme einen weicheren Klang, als er jetzt zu dem Gefangenen sprach:

„Ich kann Ihnen zugleich eine sehr tröstliche Mittheilung machen; Frau Kommerzienrath Berry, die Gattin Ihres ehemaligen Dienstherrn, kam zufällig an der Stelle vorbei, wo das Unglück geschehen war, und erfuhr den Thatbestand; sie bietet sich großherzig an, Ihren Sohn zu sich zu nehmen und auf ihre Kosten erziehen zu lassen. Sie werden selbstverständlich gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden haben. Bei Ihrer Aufführung kann das Kind ohnehin nicht Ihnen überlassen werden und müßte in ein Asyl für verwahrloste Kinder.“

Davis lachte gell auf. „Die Berry? Respekt! Zuerst die Mutter ins Wasser hetzen und dann den Buben gnädigst annehmen! O, was die Leute für ein braves Herz haben, die Blutsauger — die —“ Er ballte die Fäuste.

„Mäßigen Sie sich und lassen Sie das Gefasel!“ entgegnete der Beamte. „Niemand anders hat Ihre Frau ins Wasser gehetzt als Sie selbst durch Ihren sträflichen Leichtsinn.“

„Ah so, ich! Natürlich! Wenn unsereiner sich einmal einen lustigen Tag machen will, dann heißt's gleich: das ist ‚sträflicher Leichtsinn‘, der Kerl ist ein Lump! Und so ein ehrenwerther Herr Kommerzienrath kann keinen ‚Lumpen‘ brauchen und jagt ihn fort ins Elend mit Weib und Kind! Und das praßt und verschwendet das ganze Jahr drauf los!“ Mit leidenschaftlicher Wuth hatte er die Worte hervorgestoßen, nun hielt er inne, sein Blick traf auf das furchtsam zusammengekauerte Kind. Die Hand, die er drohend erhoben hatte, fiel herunter, und nach einem sekundenlangen Schweigen fuhr er gepreßt fort: „Na, meinetwegen sollen's ihn haben, den Burschen, der armen Marie zulieb. — Herrgott, ist's denn möglich?“ Die Kraft schien ihn zu verlassen, er schwankte bedenklich; der Beamte gab dem Gefängnißwärter ein Zeichen.

„Sie können gehen, morgen werden Sie entlassen.“

Davis wurde abgeführt. Noch einmal blieb er vor dem ihn regungslos anstarrenden Kinde stehen. „Hansl,“ sagte er zärtlich, „b'hüt' Dich Gott, Du hast's gar nicht schlecht errathen.“

Er streckte dem Knaben die Hand hin, doch dieser ergriff sie nicht und zog sich scheu zurück. Davis lachte höhnisch und machte eine wegwerfende Bewegung. „So — ich bin Dir jetzt schon z'schlecht? Auch recht!“ Damit schritt er zur Thür hinaus.

Die Feder kreischte wieder über das Papier, das Gas strömte sausend aus der Röhre und draußen klatschte unausgesetzt der Regen gegen die Fenster.

„Eine schlimme Woche — schon der dritte Selbstmord in unserem Bezirk!“ bemerkte kurz der Beamte.

„Weihnachtswoche — ist immer so! Da spürt jeder doppelt sein Elend!“ meinte der Schreiber mit einem schweren Seufzer.

2.

Die Werkstätten bei Berry wurden heute schon um zwei Uhr nachmittags geschlossen; um fünf Uhr sollte, wie alljährlich, in dem großen Versammlungssaal die Weihnachtsbescherung für die Arbeiter und Beamten der Fabrik abgehalten werden. Der Kommerzienrath hielt streng auf diese schöne Sitte; er liebte es, bei solchen Gelegenheiten wie ein „Familienvater“ unter seinen Arbeitern zu erscheinen, und behauptete seinen Freunden gegenüber, durch diese kleinen Scherze, die ja nicht einmal viel kosten, könne man am besten über den unzufriedenen Geist der Leute Herr werden, darin seien sie wie die Kinder. Er ging von dem Grundsatz aus, man müsse wohl beitragen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse, aber dabei in allem den Charakter der Wohlthat, der freien Gnade wahren. Wo jedoch von den Arbeitern diese Verbesserung als ein Recht in Anspruch genommen werde, da sei jedes Zugeständniß, auch nur die geringste Nachgiebigkeit ein Unding, eine Verkehrung aller Ordnung, der Ruin der Industrie. So verwandelte sich unter der Hand seine Bereitwilligkeit zum Helfen in Härte.

Berry stammte aus einer französischen Emigrantenfamilie, und das blaue Blut der Marquis von Berry war bei ihm durch Vermischung mit deutschem Kaufmannsblut zu einem zähen Saft geworden, der den stürmischen Wallungen einer aufdämmernden neuen Zeit widerstand.

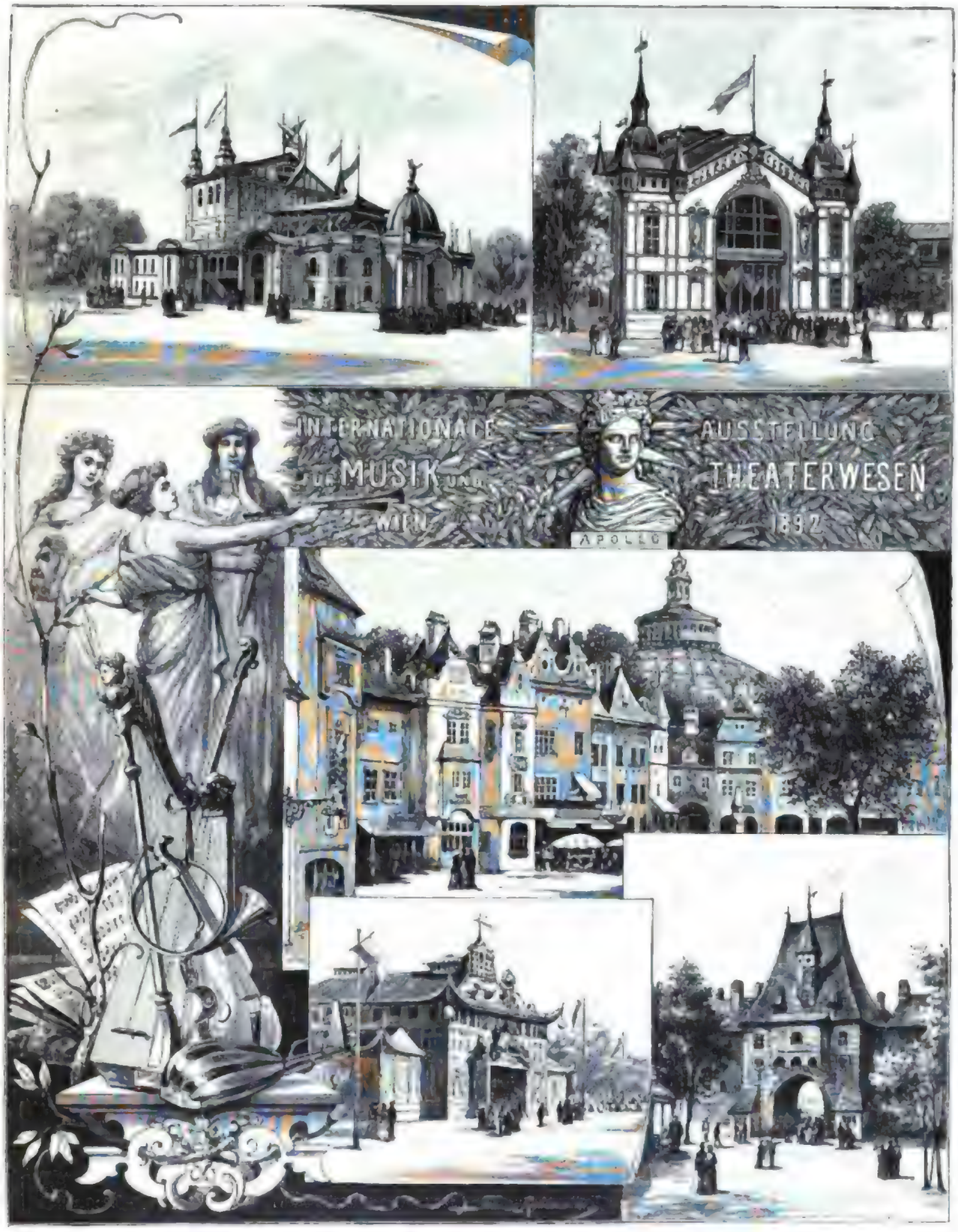
Die Bescherung für die Arbeiter ging infolge seines Systems mit steifer Förmlichkeit vor sich; es war ein souveräner Gnadenakt, der sich da vollzog, und die Beschenkten waren sich dessen nur zu gut bewußt.

Zwei riesige Christbäume waren mit reellen Eßwaren behangen, unter denen sich die Zweige bogen. Auf einem großen hufeisenförmigen Tische lagen die eigentlichen Gaben ausgebreitet, nützliche Gebrauchsgegenstände, mit peinlicher Genauigkeit vertheilt. In der Mitte des Saales stand Berry mit seiner Frau und zahlreichen Gästen, die nach diesem Akte noch zu einer festlichen Bescherung in der Villa und zu einem daran sich anschließenden glänzenden Mahle geladen waren. Der Kommerzienrath befand sich im feierlichsten Gesellschaftsanzug, eine Reihe Orden glänzte an seiner Brust.

Auf ein Zeichen von ihm öffneten die Diener eine Flügelthür, und geführt von den ersten Beamten, erschienen in geschlossener Marschordnung die Arbeiter mit ihren Kindern und Frauen.

„Meine lieben Leute!“ begann der Fabrikherr in gehobenem Tone und hielt die mit geringen Abweichungen sich alljährlich wiederholende Rede, in der stets an die Zusicherung der gerechtesten Behandlung die dringende Aufforderung geknüpft war, in Anbetracht dieser Thatsache nie die Anhänglichkeit und Dankbarkeit außer acht zu lassen.

Die Leute hörten stumm und theilnahmlos die gewohnten Worte an, aus denen ihnen nicht die leiseste innere Wärme und Theilnahme entgegentrat, und stimmten am Schlusse der Rede begeisterungslos ein in das „Hoch“ auf das Haus Berry, welches der Fabrikdirektor ausbrachte. Dann traten sie einzeln vor, um aus der Hand der gerührten Frau Kommerzienrath — wie jedes Jahr hatte sie auch heuer nach der Ansprache mit Thränen in den Augen dieser Rührung durch eine Umarmung des Gatten Ausdruck gegeben — die Geschenke zu empfangen. Sie gab reichlich, sparte auch nicht mit herablassenden Worten, allein nur einen Augenblick die Kluft zwischen der in kostbarer Robe prangenden vornehmen Dame und den schlichten, ärmlich gekleideten Arbeiterfrauen zu überbrücken, das verstand sie nicht. Das hätte nur die Liebe



Ausstellungstheater. Hoher Markt. Schattenspieltheater. Musikhalle. Eingangsthor zum Hohen Markt.

Von der internationalen Musik- und Theaterausstellung in Wien.

Nach einer Zeichnung von T. Rybkowski.

Digitized by Google

gekonnt, deren Menſchwerdung der Engel oben auf der Spitze des flammenden Chriſtbaumes mit ſchmetternder Poſaune verkündete, die aber fehlte dieſem Feſte, und mit ihr alles Verſöhnende, Ausgleichende, Haßtilgende.

Einige junge Herren, Gäſte Berrys, die mit Augengläſern bewaffnet dem weiblichen Theile der Beſchenkten eine vorlaute Aufmerkſamkeit widmeten, trugen auch nicht dazu bei, eine weihevolle Stimmung herbeizuführen. Nun kam die allgemeine Dankſagung als letztes Glied der feſtlichen Handlung; ſie wurde von dem Kommerzienrath mit der Würde und dem Geſchick eines Herrſchers und mit einem ſtreng nach dem Verdienſt eines jeden abgeſtuften Lächeln in Empfang genommen. Dann aber ereignete ſich etwas ganz Neues, Unerwartetes: den Beamten, welche ſtets der folgenden Familienbeſcherung beiwohnen durften, wurde heute zu allgemeinem Erſtaunen erlaubt, eine Deputation von drei Arbeitern mitzunehmen. Das mußte ſeinen ganz beſonderen Grund haben!

Inzwiſchen hatte die Verſammlung in ſtrenger Ordnung, ohne herzliche Erregung den Saal verlaſſen; die Strahlen der Lichter, welche die Tannenbäume ſchmückten, hatten nicht gezündet. —

Seine Kinder ließ der Kommerzienrath dieſer Beſcherung nicht beiwohnen; er fürchtete eine Abſpannung ihrer Nerven, welche die volle Freude an den eigenen Geſchenken beeinträchtigen könnte. So mußten denn auch heute die beiden Geſchwiſter unter Aufſicht einer Bonne, freilich widerwillig genug, bis zu dem erſehnten Zeichen ſich gedulden. Claire war noch nie ſo geſpannt, ſo erregt geweſen; ſeit vier Tagen hatte ſie nichts mehr von dem Hansl gehört und geſehen, und die Eltern gaben auf ihre wiederholten Fragen keinen Beſcheid. Wenn ſie ſich am Ende doch anders beſonnen und anſtatt des lebendigen den häßlichen Hansl bei Tiffany gekauft hätten! Und ſie hatte alles ſchon ſo hübſch ausgedacht und ſich dem Bruder gegenüber mit ihrem Geſchenk gebrüſtet — wenn nun nichts daraus würde! Otto ſandte der aufgeregten Schweſter einen überlegenen Blick zu. Er begriff nicht, wie man ſich freuen könne auf einen ſolch ſchmutzigen Jungen, von denen genug im Fabrikhof herumkugelten. Er ſelbſt hatte ſich einen Pony zum Reiten und Kutſchieren gewünſcht, wie der junge Graf Tek, ſein Freund, ihn beſaß. Wenn er dieſen bekam, ſollte ihr der Junge gern gegönnt ſein.

Endlich das Zeichen! Claire ſtürmte voran die Treppe hinab. Unter der Flügelthür des Gartenſalons ſtanden die Eltern; eine Lichtfluth drang von drinnen auf den Vorraum heraus. Ungeſtüm drängten die Kinder in das glänzende Feenreich hinein. Da ſtand in der Ecke auf weichen Polſtern, von einem Diener gehalten, Ottos Pony, wiehernd und ſtampfend, geſattelt und gezäumt. Mit einem Jubelruf ſtürzte der künftige Beſitzer darauf zu. Unter dem Baume lagen in buntem Gewirr Spielwaren aller Art, in der Mitte prangte der Automat, der Hansl von Tiffany. Claire ſtand regungslos, ſie ärgerte ſich jetzt über ſein häßliches höhniſches Lachen, und vor ihren thränenfeuchten Augen ſchwammen alle Farben durcheinander.

Da öffnete ſich eine Seitenthür, und die Mama, welche unbemerkt verſchwunden war, kam herein, an ihrer Hand, ſich trotzig ſtemmend, den kleinen Mund zum Weinen verzogen, der wirkliche lebendige Hansl, gerade ſo gekleidet wie der Automat, in kurzer ſchwarzer Hoſe, weißen Strümpfen, rother Weſte mit ſilbernen Knöpfen und mit derſelben blauen Wollmütze auf dem Lockenkopf. Herr von Zerbſt, ein Verwandter der Kommerzienräthin, hatte die der Kleinen zugedachte Ueberraſchung und den ganzen Hergang erfahren und dieſen „drolligen" Gedanken gehabt, deſſen Ausführung jetzt mit allgemeinem Beifall begrüßt wurde. Auch der Kommerzienrath fand den Spaß durchaus harmlos und lachte herzlich mit. Als vollends der Kleine, von dem ungewohnten Anblick um ſich geängſtigt, dicht neben ſeinem Ebenbild zu weinen anfing, das Geſichtchen wie dieſes in beide Hände vergraben, da war die Wirkung eine allgemeine und die Heiterkeit überwältigend.

Nur Claire ſtimmte nicht mit ein. Mit einem zornigen Blick auf die lachenden Gäſte eilte ſie zu dem verſtörten weinenden Jungen, küßte ihn und ſtellte ſich ſchützend vor ihn hin. „Lacht nicht über mein Hänschen, ich leid' es nicht!" rief ſie, mit dem Fuße ſtampfend.

Ein erſtaunter großer Blick traf ſie aus des Knaben Augen, der ſich ihre Liebkoſungen willig gefallen ließ und ihr, ſchon halb getröſtet, zu den Spielſachen folgte.

Mit finſterem Schweigen waren die drei Arbeiter, die man zu der Feier geladen hatte, unter der Thür ſtehend, dem Vorgang gefolgt. Nun trat der Kommerzienrath zu ihnen und theilte ihnen mit, der Knabe, den er in ſeinem Hauſe zu erziehen gedenke, ſei der angenommene Sohn ihres entlaſſenen Kameraden. Deshalb hatte er ſie ja kommen laſſen — ſo konnte die Großmuthslaune ſeiner Gattin, der er nur ungern Raum gegeben hatte, wenigſtens noch für ſeine eigenen Zwecke nach Möglichkeit benutzt werden. „Seht daraus," ſchloß er, „daß ich ſtets Euer Wohl im Auge habe und regen Antheil nehme an jedem Unglück, das Euch trifft! Erzählt den Verleumdern, die Euch aufhetzen wollen, dieſen Fall, und ſie müſſen ſchamroth werden!"

Die Leute drehten verlegen ihre Hüte in der Hand und ſahen mit neidiſcher Verwunderung auf das Kind, das durch ein wunderbares Geſchick ihrem dunklen Kreiſe entriſſen wurde. Sie fühlten eine ſtumme Erbitterung, daß gerade dem Sohne des liederlichen davongejagten Davis dieſes Glück werden mußte, während ihre eigenen Kinder darbten und unabänderlich dem harten Los der Väter entgegengingen. Und zugleich weckte die Art, wie man die Wohlthat in Scene geſetzt hatte, und das Gefühl der Demüthigung, die darin lag, ihren Haß gegen dieſen ſtolzen Millionär, der Menſchen wie Spielzeug behandelte. So warf die düſtere Leidenſchaft ihren Schatten auf die That. —

War die Feier in der Verſammlungshalle vorhin kalt und nüchtern geweſen — hier wehte, vollends nachdem die Deputation der Arbeiter ſich entfernt hatte, eine andere Luft. Berrys ſtarre Züge belebten ſich, eine ſtolze Zärtlichkeit leuchtete aus den grauen ſcharfen Augen. Er liebte ſeine Frau, ſeine Kinder, für ſie arbeitete er, ſcheute er keine Aufopferung. Wer ihn jetzt beobachtete, hätte wohl ſchwerlich in ihm den Mann geſehen, den die öffentliche Meinung als einen gefühlloſen Fabrikherrn bezeichnete, welcher das Ausnützungsſyſtem den Arbeitern gegenüber auf die Spitze treibe.

Hänschen hatte alle Scheu verloren; er wich keinen Schritt von Claire und betrachtete ſie mit eigenthümlich forſchenden, bewundernden Blicken. Seit ſie vorhin ſo warm für ihn eingetreten war, ſchien ſie ihm das Chriſtkind ſelbſt zu ſein, das vom Himmel heruntergeflogen war, um ihn in die weichen Arme zu ſchließen. Und neben dieſem Bilde tauchte vielleicht, als er die warmen Lippen des Mädchens auf der Stirn fühlte, plötzlich ein bleiches, abgehärmtes Antlitz vor ihm auf und lächelte ihm zu, das Antlitz der Mutter. Niemand mehr hatte ihn geküßt ſeit jener ſchwarzen Nacht an dem gurgelnden Waſſer — aber die Lippen damals waren kalt und bebten.

So innig und vertraulich der Knabe mit Claire verkehrte, ſo verſchloſſen war er gegen ihren Bruder, der ihm zwar auch ſeine Geſchenke zeigte, aber in einer befehlenden hochmüthigen Weiſe. Und als Hans einen blitzenden goldeingelegten Säbel, den jener zum Geſchenk bekommen hatte, neugierig betrachtete, ſchlug ihn der eiferſüchtige Beſitzer auf die Finger.

„Das iſt ein Offiziersſäbel, das iſt nichts für Dich! Du kommſt einmal in ſolch ein Haus da" — dabei zeigte er auf eine getreu nachgebildete Kaſerne mit Soldaten, Gewehren, Trommeln, Feldbetten — „und ich kommandiere Dir dann ‚Rechts um!' ‚Links um!' und laſſe Dich einſperren, wenn Du nicht folgſt!"

Hänschen verſtand das alles nicht, aber der Ton, die verächtlichen Bewegungen empörten ſein Kinderherz; die weiße kleine Stirn zog ſich in Falten, ein böſer Blick leuchtete in ſeinem Auge auf.

Man ging zur Tafel. Claire gab keine Ruhe, bis ihr Weihnachtsgeſchenk neben ihr untergebracht war, trotz der Bedenken des Vaters, der eine ſolche Annäherung nicht beabſichtigte. Die gebrochenen Reden des Knaben, die drollige, in dieſen Kreiſen fremd klingende Ausdrucksweiſe und Sprache, ſeine naive Verwunderung über all die nie geſehenen Dinge und Speiſen machten ihn zum Mittelpunkt der Unterhaltung.

„Da ſieht man wieder das blinde Walten des Schickſals," bemerkte einer der Herren. „Die Trunkenheit des Vaters macht den Jungen glücklich, ſchleudert ihn in eine neue Bahn, die im Verhältniß zu der ihm von Geburt beſtimmten jedenfalls eine glänzende iſt. Wäre dieſer Davis nüchtern und fleißig geweſen,

so hätte der Bursche zeitlebens an der Maschine stehen müssen. Der Gedanke muß die Leute eigentlich wüthend machen."

„Ich fasse die Sache anders auf," meinte Doktor Schindling, der langjährige Hausarzt der Familie Berry und der ganzen Arbeiterschaft der Fabrik — der einzige Mann, welcher imstande war, den schroffen Grundsätzen des Kommerzienraths da und dort ein Zugeständniß abzuringen zum Wohle der Arbeiter. „Wenn dieser Davis, mit dessen Trunksucht es übrigens nicht so schlimm stand" — er blickte scharf auf den Direktor — „seine Pflicht gethan hätte, so wäre der Junge noch bei seiner braven Mutter; ich kannte die Frau —"

„Ein armes kränkliches Ding, diese Mutter!" warf der Direktor ein und leerte mit Behagen sein Glas.

„Aber doch eine Mutter!" fuhr der Arzt in erregtem Tone fort. „Und sie hätte ihren Sohn davor bewahrt, an einem Christabend als — als" — sein gefurchtes ehrliches Antlitz röthete sich, er stotterte — „als der Zwillingsbruder eines Automaten verschenkt zu werden," stieß er dann rasch hervor, wie um eine Last abzuschütteln, die ihn schon lange bedrückte.

Die kühnen Worte hatten eine starke Wirkung; das Entwürdigende und Anmaßende des ganzen Vorganges stand jetzt plötzlich vor aller Augen. Man sah sich betroffen an, nur der Direktor brach in ein lautes Gelächter aus über die Auffassung des Arztes, und dem Prokuristen Merk blieb der Bissen im Munde stecken vor Entsetzen über die Frechheit des Arztes, der es wagte, eine so rührende, in seinen Augen unbegreiflich großartige That des Chefs zu bekritteln.

„Aber guter Doktor," erwiderte Berry, den der schonungslose Tadel am empfindlichsten getroffen hatte, „wie kann man einem harmlosen Scherz eine solch tragische Deutung geben? Niemand dachte an etwas derartiges! Doch ich sage es ja immer, wir mögen thun, was wir wollen, mit vollen Händen geben, stiften, ein noch so weites Herz haben — es wird uns stets übel ausgelegt und Gedanken werden uns untergeschoben, die wir nicht haben. Doktor, Doktor, ich merke es schon lange, Sie sind auch schon angesteckt von dem schleichenden Fieber in den Arbeiterhäusern, und gerade Sie sollten diese Menschen doch kennen mit ihrem unversöhnlichen Hasse, ihren wahnsinnigen unerfüllbaren Wünschen. Wieviele sorgenvolle kostspielige Jahre ernsten Studiums haben Sie gebraucht, bis Sie etwas geworden sind, wie ängsten Sie sich seitdem das ganze Jahr hindurch, oft mit Gefahr Ihrer Gesundheit, Ihres Lebens. Steht Ihr Verdienst nur einigermaßen im Einklang mit diesen Opfern, diesen Mühen? Kümmert sich jemand auch um Sie, wenn es Ihnen trotz aller Kenntnisse nicht gelingt, eine Praxis zu erringen, wenn Sie erwerbsunfähig werden? Und murren Sie deshalb, hassen Sie deshalb die Besitzenden? Sie denken nicht daran! Und dieses Volk, das alle diese geistigen mühevollen Vorbedingungen der Existenz gar nicht kennt, von dem man nichts verlangt als rohe thierische Muskelkraft und mechanischen Fleiß, für dessen materielle Sicherstellung gegen alle Wechselfälle des Lebens die Besten unter uns sich den Kopf zerbrechen und der Staat mit seiner ganzen Macht eintritt — dieses Volk kann nichts als murren, hassen, unseren besten Absichten die häßlichsten Beweggründe unterschieben. Und nun stimmen Sie mit diesen Leuten, das verstehe ich einfach nicht, Doktor!"

Aufs höchste erregt, hielt Berry inne.

„Der Vergleich zwischen mir und dem Arbeiter dürfte nicht ganz stichhaltig sein," erwiderte der Arzt, ohne seine Ruhe zu verlieren. „Sie übersehen den ideellen Lohn der geistigen Arbeit, insbesondere meines Berufes, und der ist nicht hoch genug anzuschlagen: er muß den Ausschlag geben beim Abwägen von Arbeit und Gewinn; ist das nicht der Fall, dann beherrscht der Haß nicht weniger auch den geistigen Arbeiter. Die Beispiele haben wir täglich vor Augen; die ganze krankhafte Unzufriedenheit, dieser Geist einer gefährlichen Begehrlichkeit, der jetzt durch alle Schichten geht — sie haben meiner Ansicht nach ihren Grund lediglich in der steigenden Geringschätzung des ideellen Erfolges. Der Arbeiter aber — wenigstens der mechanisch thätige, der Fabrikarbeiter, braucht diesen Posten nicht erst wie viele von uns aus seiner Lebensrechnung zu streichen, er kennt ihn überhaupt nicht. Die Maschine bringt ihn drum, die ihn selbst zur Maschine entwürdigt. Daher, wenn er seine Arbeit gegen den Gewinn hält, das furchtbare Deficit, dessen Wirkung bei ihm begreiflich, bei uns ein Verbrechen ist."

Der Doktor hatte voll tiefster Ueberzeugung gesprochen; selbst Herr von Zerbst, dessen Theilnahme für dieses Thema nicht eben groß zu sein schien, hörte auf, gähnend mit dem Messer zu spielen, und wurde aufmerksam.

„Und wie, glauben Sie, könnte dieses Deficit gedeckt werden?" fragte Herr Berry, den Kopf in die Hand stützend.

„Nur auf einem Wege — indem man den verloren gegangenen Posten wieder in die Rechnung setzt."

„Den ideellen Erfolg?" rief der Direktor lachend. „Den Vorschlag machen Sie einmal in einer Arbeiterversammlung, dann können Sie etwas zu hören bekommen, was Sie vollständig kuriert, Herr Doktor! Mit einer einprozentigen Lohnerhöhung schlage ich Sie aus dem Felde."

„Das glaube ich Ihnen. Ein unbekannter Werth, ein X, hat keinen Platz in solcher Rechnung; zuvor gilt es, dieses X zu einer bekannten Größe zu machen; das heißt, man muß durch geistige und sittliche Erziehung den Gesichtskreis des Arbeiters erweitern, damit er den inneren Werth des Schaffens verstehen lernt und mit gehobenem Selbstbewußtsein auch in sich ein nützliches Glied der Gesellschaft sieht. Darin allein liegt Heilung, nicht in wilden Umsturzplänen und Phantasien von ungeschmälerter dauernder Gleichheit, die nur zerstören können; aber ebensowenig in Gnadenakten und Almosen, die man dem Arbeiter sehr von oben herab anbietet, die ihn zum Bettler herabwürdigen. Solche selbstherrliche Wohlthätigkeitsanfälle —"

„Wie zum Beispiel die Adoption dieses Knaben, das meinen Sie doch," warf die Kommerzienräthin gereizt dazwischen.

„Nein, die Thatsache der Adoption selbst meine ich nicht; die verdient nur Anerkennung. Aber — aber — das ist es eben — wenn wir alle geben würden, wie wir geben sollten! Die Art und Weise dieser Adoption, die paßt mir nicht. Ich weiß es wohl, Sie meinen es nicht schlimm, Frau Kommerzienrath; allein ich kann mir nicht helfen, ich sehe an dieser sonst so kostbaren Frucht der Menschenliebe einen faulen Fleck, und das schmerzt mich."

„Habe ich Dir nicht die Wahrheit vorausgesagt, als Du mit Deinen Plan mit dem Jungen vorlegtest?" rief Berry seiner Frau zu „Doktor, Sie machen mich noch wirklich zu dem, wofür ich gehalten werde, zu einem erbarmungslosen Tyrannen. Uebrigens sehen Sie einmal, der Kleine scheint sich ganz gut in seine traurige Lage zu finden. Claire stopft ihm die Backen voll und verschwendet all ihre Liebenswürdigkeit an ihn."

„Ich kenne manchen Jungen, der sich gern als Automat Nummer zwei von dem Herrn Kommerzienrath verschenken ließe," meinte der Prokurist, über seinen Witz herzlich lachend.

„Und sind wir denn nicht alle Automaten des Schicksals?" rief Berry. „Pah, nur keine Sentimentalität — die hasse ich! Das bringt das Geschäft mit sich — Eisen!"

Die Lichter des Baumes waren herabgebrannt und wurden von den Bedienten ausgelöscht. Die Gesellschaft begab sich in das Nebenzimmer, in welchem eine duftende Bowle aufgetragen war. Der feurige Trank löste die Zungen zu harmloserem Gespräch, und die durch die vorausgehende Erörterung verursachte Spannung verwandelte sich bald in laute Heiterkeit.

Nebenan ging es nicht weniger lustig zu; das helle Lachen der Kinder, die zurückgeblieben waren, Trompetenstöße, Trommelwirbel, das Gequiek von Puppen, das Knallen von kleinen Pistolen drang ununterbrochen herein. Jeden Augenblick kam Claire zum Papa gelaufen, um irgend einen neuentdeckten Vorzug ihrer Geschenke zu melden. Ihr Bruder vertrug sich leidlich mit Häuschen. Der Pony war schon längst abgeführt worden in seinen wirklichen Stall, so beschäftigte Otto sich hauptsächlich mit seinem militärischen Besitz, für den er eine besondere Neigung zu haben schien. Dabei fand er es ganz selbstverständlich, daß Häuschen auf seinen Befehl mit dem kleinen Schießprügel herumhantierte, und er traf ganz vortrefflich den barschen Ton der Unteroffiziere, welche er täglich auf dem Gange zur Schule durch das Gitter des Kasernenhofes mit höchstem Antheil beobachtete.

Anfangs ging der Kleine willig auf das Spiel ein, so großen Widerspruch auch Claire dagegen erhob, da sie eine andere Verwendung für ihn hatte — den Puppenwagen fahren und der kleinen porzellanenen Gesellschaft das Nachtessen servieren. Als aber Otto auch die Kasernenpüffe und die heimlichen Fußtritte nachahmte, da wurde der Rekrut unwillig, warf das Gewehr weg und verlangte ungestüm einen Tausch der Rollen, indem er nach Ottos

Säbel griff. Allein er erhielt nur die höhnische Antwort, ein Junge wie er dürfe gar nie einen Säbel tragen, der sei für andere Leute, und wenn er nicht gehorchen wolle, so werde man ihn wieder auf den schmutzigen Fabrikhof setzen, woher man ihn genommen habe. Der kleine Hans gab den Säbel nicht los, mit äußerstem Kraftaufwand umspannten seine Hände den Griff. Da ließ Otto plötzlich die Klinge los, so daß sein Gegner rückwärts zu Boden fiel, griff nach der Reitpeitsche, die bei dem Sattelzeug des Ponys hing, und führte einen pfeifenden Hieb nach dem Kleinen. Der stieß einen sonderbar rauhen Schrei aus, im Nu stand er auf den Füßen, die kleine Klinge in seiner Faust blitzte durch die Luft — und Otto sank blutend mit einem Schmerzgeheul zu Boden.

Claire war gerade beim Papa. Auf das Geschrei und den dumpfen Fall hin eilte alles ins Nebenzimmer. Hänschen stand noch mit erhobenem Säbel da, starr, totenbleich, auf den Gegner am Boden blickend, die kleine Stirn noch immer zornig gefaltet, die Lippe eingezogen. Jetzt glich er gar nicht mehr dem Automaten auf dem Tische.

Die Räthin eilte entsetzt zu ihrem blutenden Kind, über das sich eben Doktor Schindling beugte, um die Wunde zu untersuchen. Ihr Gatte, vom Zorn übermannt, riß den kleinen Verbrecher zurück und hob die Hand zum Schlage. Aber Hans machte sich gewandt los und floh in einen Winkel des Zimmers. Von dort sah er scheu, mit einem trotzigen Zug um die Lippen, der nicht auf Reue deutete, zu dem Unglück herüber, das er angerichtet hatte. Nur Claires Fürbitte bewahrte ihn vor der angedrohten körperlichen Züchtigung.

Der Doktor beruhigte die Gesellschaft, es handle sich nur um eine oberflächliche Stirnwunde. Der Getroffene war auch rasch wieder bei vollem Bewußtsein und voller Kraft; man mußte ihn mit Gewalt davon abhalten, an Hänschen unmittelbare Rache zu nehmen. Auf Anordnung des Arztes wurde er rasch zu Bett gebracht.

Aber der Abend war gestört, die Blutflecken am Boden paßten schlecht zu dem fröhlichen Feste.

„Da haben wir uns ein nettes Kreuz aufgeladen, Emilie," sagte Berry ärgerlich. „Die Rohheit liegt dem Volke im Blut, ich sage es ja immer. Oder wollen Sie das auch vertheidigen, Doktor? Regte sich vielleicht schon die verletzte Menschenwürde in der Brust dieses Jungen?"

„Otto hat ihn jedenfalls gereizt, er betrachtete ihn wohl ganz folgerichtig als Spielzeug, als Seitenstück zu dem Automaten dort, und das scheint der Junge doch schon begriffen zu haben," erwiderte der Arzt. „Sag' einmal," wandte er sich dann in strengem Tone an den Missethäter, indem er ihn zugleich aus seiner Ecke hervorholte, „warum hast Du das gethan?"

Der Knabe sah den alten Herrn, dessen gute Augen sich vergeblich bemühten, streng zu blicken, forschend an. Die Falten auf seiner Stirn verschwanden, eine Thräne rollte die Wange herab. „Ich laß mich nicht schlagen," sagte er in festem Tone.

„Hat er Dich denn geschlagen?"

Hänschen nickte, sein Gesicht schmerzlich verziehend und in Thränen ausbrechend. „Mit der Peitsche."

„Natürlich mußt Du ihn dafür gleich halb umbringen. Rohheit, angeborene Rohheit! — Laß ihn fortbringen, Emilie, ich kann ihn nicht mehr ansehen, wenn ich bedenke, welches Unglück er hätte anrichten können. Da hast Du nun den ersten Lohn für Dein gutes Herz!" brauste Berry empört auf.

Man gab ihm allgemein Recht und den Rath, da die Sache nun einmal nicht ohne Unannehmlichkeiten rückgängig zu machen sei, den Jungen wenigstens getrennt von seinen Kindern erziehen zu lassen.

„Dafür wird gesorgt werden!" versicherte Berry in einem Tone, der die höchste Erbitterung verrieth.

Claire war unglücklich. Mama hatte ihr versprochen, daß Hänschen heute unter der Aufsicht der Bonne in einem Zimmer mit ihr schlafen dürfe, das war jetzt vorbei; sie wagte auch nicht mehr, darum zu bitten. Ihr Schützling wurde einem Diener zur Obhut für die Nacht übergeben. Doch einen herzlichen Abschied ließ sie sich nicht nehmen; dem Bruder war in ihren Augen ganz recht geschehen, was hatte er überhaupt ihrem Hansl zu befehlen!

„Nicht bös sein, Claire, will's nicht wieder thun!" stammelte der Verbrecher, sich mit sichtlichem Schmerze von dem Mädchen losreißend.

Als die Bonne Claire zum Schlafengehen abholte, besann sich diese einen Augenblick, ihre schönen Geschenke prüfend, dann nahm sie den kleinen Automaten unter den Arm und folgte willig. In ihrem Zimmer war ein leeres Bettchen für Hänschen hergerichtet, in das legte sie die Figur, deckte sie schön warm zu, sprach ihr Nachtgebet und kroch vergnügt unter ihre seidenüberzogene Bettdecke. Noch einmal hob sie den Kopf, rief „Gute Nacht, Hansl!" und schlief dann beruhigt ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Musik- und Theaterausstellung in Wien.

Mit Zeichnungen von T. Rybkowski.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor wenigen Jahren hat ein Wiener Schriftsteller ein Büchlein verfaßt, das unter dem eindrucksvollen Titel „Wien war Theaterstadt" mit Anführung sorgfältig zusammengestellter Zahlen — und Zahlen beweisen bekanntlich — uns Wiener einlud, über unsere Theaterzukunft das Kreuz zu machen, da unsere Stadt nicht mehr über die hinreichende Menge von Theaterfreunden verfüge, um die Schauspielhäuser zu füllen, zu denen trotz der Vermehrung der Einwohnerzahl auf das Dreifache seit einem Jahrhundert nicht ein einziges neu hinzugekommen sei.

Aber beim Theater muß man stets auf allerlei Scenen- und Dekorationswechsel gefaßt sein. So hat sich denn auch das Theaterbild Wiens mit einem Schlage gründlich verändert. Dieselben Schauspielhäuser, deren Zuschauerraum man ehedem kaum mit einer Unmasse von Freikarten zu „wattieren" vermochte, sind wieder allabendlich gefüllt, soweit es nur die seit dem Brande des Ringtheaters ängstlich gewordene Polizei gestattet. Das an Stelle des niedergebrannten Stadttheaters erbaute „Deutsche Volkstheater" hat durch seine wohlfeilen Preise besonders in kleinbürgerlichen Kreisen die alte Theaterlust neu erweckt, und es findet hier jetzt ein Andrang statt wie etwa im neuen Kunstmuseum am Ring, dessen Schätze, bisher in dem fernen Belvedere fast versteckt, jetzt von Tausenden mit Begeisterung aufgesucht werden. Ferner ist geplant, dem prächtigen neuen Burgtheater ein zierliches allerneuestes Burgtheater für das leichtere Gesellschaftsstück zur Seite zu stellen, und im Herbste soll mit dem Baue eines Raimundtheaters begonnen werden, einer Stätte für das eigentliche Volksstück.

Wenn nun dieser Aufschwung des Wiener Theaterlebens auch mit gewissen äußeren Bedingungen, insbesondere mit einer wirthschaftlichen Besserung zusammenhängen mag, so darf doch nicht geleugnet werden, daß Wien seinen Ruf als Theaterstadt neuerdings auch moralisch bewährt hat durch Selbständigkeit und Sicherheit des Geschmacks in der Beurtheilung neuer Erscheinungen auf diesem Gebiet, durch die Leistungen seiner Kunstanstalten und Künstler. Denn wohl hat das Burgtheater manchen von seiner alten Garde verloren, aber das Spiel einer Wolter, eines Sonnenthal war niemals gewaltiger als in unseren Tagen; von den Jungen haben sich einige schon der Höhe der Alten genähert; und eben jetzt erholt sich der Ruf des Burgtheaters gründlich durch die mustergültige Wiederaufführung der Shakespeareschen Königsdramen und anderer klassischer Stücke. Aus einem so stark pulsierenden Theaterleben heraus, aus einer solch neubelebten Empfänglichkeit für alles, was mit Musik und Theater zusammenhängt, begreift sich, wie man gerade in Wien auf den Gedanken kommen konnte, eine internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen zu veranstalten. Mancher Mann wäre wohl vor den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zurückgeschreckt, vor der Schwierigkeit namentlich, den in völliger Unbegrenztheit sich aufdrängenden Stoff in den doch mehr oder weniger bestimmten Rahmen einer Ausstellung zu zwängen; aber diese Wiener Ausstellung ist eben in der Hauptsache das Werk einer Frau, die mit einem scharfblickenden Geiste einen energischen Willen verbindet, und „ce que femme veut, Dieu le veut", „was eine Frau will, das will Gott". Die Fürstin Pauline

Metternich, die ſchon auf manchen großen Erfolg in Wien zurückblicken kann, iſt die Urheberin des Planes zu einer derartigen Veranſtaltung, und wenn es ihr einſt als Botſchafterin in Paris nicht gelungen iſt, durch ihr Theaterſpielen und die Muſik ihres Gemahls Napoleon III. für Oeſterreich zu gewinnen, ſo kann ſie dafür jetzt vor den Wienern, deren Liebling ſie iſt, und vor Europa auf ihr Siegesfeld im Prater hinweiſen, wo ſich auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in der That eine ganze Welt, von ihrem Winke geführt, zuſammenfindet.

Nehmen wir alſo — einige poetiſche Licenz wird ja geſtattet ſein — einen der ebenſo theuern als raſchen Wiener Fiaker und begeben uns zu der wohlbekannten Stätte im Prater, die ſeit der Weltausſtellung von 1873 ſchon ſo viele Sonderausſtellungen geſehen hat. Ein ſeltſamer Holzbau grüßt uns gleich zur Rechten des Eingangsthores. Es iſt die gewaltige Halle der Gibichungen errichtet von der kundigen Hand des Malers Joſef Hofmann, der hier nach Angaben alter Dichtungen und mit Verwerthung kunſtgewerblicher Ueberreſte einen Fürſtenſitz hergeſtellt hat, wie man ſich ihn im erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung vorſtellen mag. Dadurch, daß in dieſen Räumen zugleich Büſten, Bildniſſe und Reliquien von Richard Wagner, ſowie Abbildungen von Scenen aus ſeinen ſämmtlichen Opern Aufſtellung gefunden haben, wird dieſer genial entworfene Bau zu einem würdigen Denkmal für den eigenartigſten Meiſter im Muſik- und Theaterweſen der Neuzeit.

Aus der Ausſtellung der deutſchen Militärmuſik

Nicht ganz leichten Herzens ſchlängeln wir uns jetzt zwiſchen zwei recht einladenden Holzbauten neueſten Stiles durch, die, minder hohen Zwecken gewidmet, auf die Menge keine geringe Anziehungskraft ausüben; in dem einen fließt hellgoldiges „Schwechater“, im anderen dunkelbraunes bayeriſches Bier. Wir entziehen uns dem Schickſal von Buridans Eſel zwiſchen den zwei Heubündeln, indem wir entſchloſſenen Schrittes vorwärts drängen und vor das Theater gelangen, das den Hintergrund des ganzen Ausſtellungsplatzes im Weſten ausfüllt. Es iſt hergeſtellt von den hervorragenden Theater-Erbauern Fellner und Helmer, die den Theaterbau, wie man faſt ſagen darf, zu einem der größten Wiener „Ausfuhrartikel“ gemacht haben. Duftig und heiter wie ein Frühlingslied muthet uns dieſe Schöpfung an, die allen Anforderungen des Geſchmackes und allen Bedürfniſſen entſpricht und für ſich ſelbſt einen der beachtenswertheſten Gegenſtände der ganzen Ausſtellung bildet. Hier ſollen der Reihe nach Vorſtellungen in den verſchiedenſten Sprachen ſtattfinden. Eine Berliner Geſellſchaft hat die Spielzeit in angemeſſener Weiſe eröffnet und achtungswerthe Proben ihrer Leiſtungsfähigkeit abgelegt. Zu bedauern bleibt, daß die, wenn nicht größte, ſo doch intereſſanteſte Schauſpielerin der Gegenwart, Eleonora Duſe, nicht für ein Gaſtſpiel im Ausſtellungstheater ſelbſt gewonnen wurde. Immerhin iſt ſie gerade recht zur Ausſtellungszeit nach Wien gekommen, um wenigſtens auf der Bühne des Karltheaters zur Anſchauung zu bringen, welche Wege nach der Anſicht der bei uns heute mächtigſten Schule die Schauſpielkunſt einſchlagen müſſe, um ihre ganze Wirkung auf den nervöſen Menſchen vom Ende dieſes Jahrhunderts auszuüben. Wie zwei entgegengeſetzte Pole ſtanden ſich die temperamentvolle, natürliche Spielweiſe der Duſeſchen Truppe vom Karltheater und das durch alte feſte Ueberlieferungen geregelte, akademiſche Spiel der Pariſer Comédie Française gegenüber, deren Perſonal im Ausſtellungstheater die Berliner Künſtler ablöſte. Und daß die Zukunft des Theaters in Europa eher der italieniſchen als der franzöſiſchen Spielweiſe gehört, darf man wohl weisſagen, auch ohne Voreingenommenheit für unſere Genoſſen im Dreibunde. Nicht minder anziehend als dieſer Wettkampf der zwei romaniſchen Kulturvölker auf der Bühne iſt das Auftreten ſlaviſcher Schauſpiel- und Operngeſellſchaften im leichtgezimmerten Heim der Thalia dort im Prater; die Leiſtungen des tſchechiſchen Nationaltheaters, die Geſangsgrößen und namentlich auch das berühmte Warſchauer Ballett der Polen können hier zur Geltung kommen. Und die Ungarn werden den Beweis zu erbringen ſuchen, daß, obgleich viele ihrer Beſten wie von den Tſchechen der deutſchen Bühne ſich zuwenden, doch auch bei ihnen eine tüchtige dramatiſche Kunſt und beachtenswerthe ſchauſpieleriſche Schulung lebendig iſt.

So können die Beſucher des Ausſtellungstheaters dieſen Sommer hindurch in deſſen heiteren Räumen einen praktiſchen Lehrkurſus in europäiſcher Schauſpielkunſt durchmachen. Freilich muß dieſer Genuß mit Eintrittspreiſen erkauft werden, die für beſcheidene Geldbeutel unerſchwinglich ſind. Und es iſt für den weniger Bemittelten eine ſchwache Entſchädigung, daß er koſtenfrei vor dem Beginne der Vorſtellungen die hochadeligen und ſteinreichen Veranſtalter der Ausſtellung mit Gemahlinnen und Töchtern in raſchendſter Mode tracht zwiſchen dem Theater und dem Weſtthor der Rotunde luſtwandeln oder bei einem eigens aus Paris verſchriebenen Gaſtwirthe lukulliſch ſpeiſen ſehen darf. Ein Stück vom großen Welttheater wußte der Erfindungsgeiſt der Fürſtin Metternich auch hierher zu verpflanzen, indem ſie „Blumenpromenaden“, wie zur Zeit des Wiener Kongreſſes, veranſtaltete, wo wie beim „Blumenkorſo“ im großen Prater Fürſtinnen, Gräfinnen und Baroninnen an gewöhnliche Sterbliche in ſchön geſchmückten Zelten Blumen, Ausſtellungsſichleifen und Münzen verkaufen.

Volksſänger von 1892.
Hanswurſt-Theater am Hohen Markt.

Doch ſetzen wir unſere Wanderung fort! Wir vermeiden wieder eine in unmittelbarer Nähe des Theaters geſtellte Falle, die Pilſenetzer Bierhalle, und laſſen uns auch nicht in das „Panorama“ gegenüber locken, wo ein prächtig ausgeſtatteter Oceandampfer zu ſchauen iſt. Denn der Zuſammenhang zwiſchen beſagtem Dampfer und der Muſik- und Theaterausſtellung iſt uns ebenſo unklar wie der zwiſchen eben dieſer Ausſtellung und den Jagdwagen, Mannesmannröhren, Barometern, Photographieſtändern, Handſchuhen, Stiefeln und anderem derart, das in der Sonderausſtellung des Wiener Modeklubs und ſonſt einen breiten Platz einnimmt.

Ein Rundgang in dem Gebäude des Verlags von Muſikalien rückt uns neuerdings die Thatſache vor Augen, daß Wien, die erſte deutſche Muſikſtadt, den Verlag der großen Tondichter im Laufe der Zeit ebenſo an reichsdeutſche Firmen abgegeben hat wie den Verlag der bedeutenderen Dichter Oeſterreichs. Froh aber muß einem das Herz aufgehen beim luſtigen Schattenſpieltheater, dann in der großen Muſikhalle und in der Tonhalle, wo durch einheimiſche und auswärtige Geſangvereine deutſche und fremde Volkslieder in hiſtoriſchen Konzerten vorgetragen werden, wo man ſich an den Einzelleiſtungen

eines Walter und einer Barbi erfreuen und einen Saint Saëns Aufführungen eigener Tonschöpfungen leiten sehen kann.

Den größten Erfolg jedoch in der Nachbarschaft der Musikhalle hat „Altwien", eine Reihe von Holzbauten, die fast in Naturgröße unter freier Benutzung eines alten Stichs von Hufnagel aus dem ehemaligen Wien den „Hohen Markt" wiedergeben mit dem Quaderthurmthor, dem Lugeck, dem Regensburger Hof, in dessen Hallen die Brüder Schrammel ihre süßen Weisen erklingen lassen, mit der stattlichen gothischen Bürgerschranne, dem Vierröhrenbrunnen, dem Pranger und vor allem mit der Schaubühne des Hanswursts. Nirgends hat es bekanntlich so schwer gehalten wie in Wien, den Hanswurst von der Bühne zu verdrängen. Zweimal wußte er in der alten Gestalt seinen Platz wieder zu erobern; und die neueren Formen, die er angenommen hat, die des Thaddädl, Kasperl und Staberl, beweisen, daß er eigentlich nicht umzubringen ist. Dort in „Altwien" wird nun von einem geborenen Hanswurst, dem Schauspieler Gottsleben, aufgeführt „Hanswursts Geburt" und „Au weh, mich druckt die Trud", eine Pantomime, welche die Wandlung des italienischen Harlekins in den deutschen Hanswurst veranschaulicht. Und wenn man das herzliche Lachen der unbefangenen Zuschauermenge bei diesen derben Späßen und Volkswitzen hört, so möchte man's nicht verschwören, daß uns nicht von dieser „Geburt des Hanswursts" die Wiedergeburt des alten Hanswursts und der alten Kreuzerkomödie zurückbleiben werde.

Wenn wir nun den Gang durch die Ausstellungsrotunde antreten, so überlassen wir dem Zufall unsere Führung und verwahren uns zunächst gegen die Annahme, als wollten wir mit unserer Beschreibung auch nur annähernd die Schätze erschöpfen, die hier vereinigt sind, um sich gewiß nie mehr unter einem Dache zusammenzufinden. Wir wollen nur durch Erwähnung von diesem und jenem die Vorstellung erwecken, daß dem Musik- und Theaterfreund hier eine Fülle überraschender Genüsse und reiche Belehrung winkt.

In der musikgeschichtlichen Abtheilung grüßen uns zuerst Bilder und Büsten Beethovens; seine Todtenmaske ist umgeben von einem mannigfaltigen Reliquienschatz, bestehend aus Handschriften des Meisters, von denen uns sein sorgfältig geführtes Küchenbuch nicht am wenigsten rührt, aus Haupthaaren und dem Hörrohr, dessen er sich in seiner letzten Leidenszeit bedienen mußte. Aehnlich finden wir auch bei den anderen Meistern der Töne neben ihren Bildern, Briefen und Handschriften Reliquien, welche die Verehrer mit Andacht erfüllen, von Schubert den Schreibtisch und die Brille, von Haydn den Taktstock, von Mozart den ersten Theaterzettel. Cherubini, Gluck, Bach, Händel, Weber, Mendelssohn, Schumann, Spohr reihen sich aneinander. Musikinstrumente von Guarnerius und Stradivarius lösen sich ab mit Manuskripten von Opern und Oratorien und mit theoretischen Musikwerken. In übersichtlicher Darstellung entrollt sich vor uns die Geschichte der älteren Oper am Hofe zu München. Vom Alterthum durch die Anfänge der christlichen Tonkunst können wir an den verschiedensten Gegenständen die Entwicklung der ganzen Musikgeschichte bis auf unsere Tage verfolgen. Reichhaltige Instrumentensammlungen, so die des Erzherzogs Franz Ferdinand und des königlichen Instrumentenmuseums in Berlin, die Ausstellung der deutschen Militärmusik bieten dem Liebhaber die reichste Augenweide. Da sehen wir zierliche „Taschengeigen" aus dem 17. Jahrhundert, silberne und gläserne Jagdhörner, vor allem aber das Klavierchen, das Friedrich der Große auf Reisen und Feldzügen mit sich zu führen pflegte; auch die vielen Handschriften, Drucke und Bilder des wackeren Hans Sachs sind hier eingereiht.

Ein Festraum für sich ist den Mitgliedern des Hauses Habsburg gewidmet, die sich irgend welche Verdienste um die Pflege und Hebung der Musik erworben haben. Und in einem großen Nebensaal hat der Kustos des Wiener Naturmuseums seine ethnographischen Schätze, die sich auf Schauspiel, Tanz und Gesang beziehen, in musterhafter Uebersichtlichkeit geordnet: wundersame Instrumente aus Indien, Japan, China, Java, dem malayischen Archipel, Puppen und Spielsachen aus Vorderasien und Nordafrika; Mittel- und Südafrika, Neukaledonien und Südamerika mußten ihre Sehenswürdigkeiten beisteuern. Eine indische Bajadere in vollem Schmucke bewacht diese Abtheilung.

Beim Eintreten in die geschichtliche Ausstellung des Theaterwesens fällt uns die Dürftigkeit auf, die in der antiken Abtheilung herrscht. In der Abtheilung für das Drama und Theater Deutschlands und Oesterreich-Ungarns verdient das berühmte Luzerner Osterspiel von 1583 mit einem sehr geschickt und genau ausgeführten Modell der Bühne die eingehendste Aufmerksamkeit, ebenso die Kostüme vom Lambacher Passionsspiel und die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Tiroler Teufelsmasken, die in überraschender Weise mit Albrecht Dürerschen Zeichnungen übereinstimmen. Auf die Bürger- und Bauernspiele folgt, in Werken und Bildern dargestellt, das Gelehrten- und Klosterdrama. Weiter zeigt die Münchener Abtheilung in gefälliger Ordnung das italienische und französische Schauspiel am bayerischen Hofe, die italienische Oper und das Ballett, die Entwicklung der Theaterdekorationen im 17. und 18. Jahrhundert. Das Großartigste, was auf dem letztgenannten Gebiet unsere Zeit bieten konnte, sind die Prachtstücke, die der unglückliche Ludwig II. für Theateraufführungen anfertigen ließ. Von dem Freundschaftsverhältniß zwischen dem König und Richard Wagner zeugen Originalpartituren des genialen Komponisten mit Widmungen an seinen königlichen Beschützer.

Ergreifend durch seine Einfachheit wirkt das Schiller-Zimmer aus Marbach, gefüllt mit Reliquien des Dichters; Weimar hat das Herrlichste von seinen Goetheherrlichkeiten geboten. Und in den Ausstellungen der deutschen Hof- und Stadttheater entwickelt sich die ganze Theatergeschichte von der klassischen Zeit bis auf unsere Tage.

Besonders prächtig in Kostümen und Dekorationen hat Rußland, besonders geschmackvoll durch den Schmuck der Gobelins, Oelbilder und Skulpturen Frankreich ausgestellt. Nicht vergessen dürfen wir zum Schlusse die polnische Abtheilung mit dem reizenden Chopin-Zimmer.

Doch wir können unmöglich alles Schöne und wissenschaftlich Werthvolle, das unter dem Dache der Rotunde vereinigt ist, einzeln anführen. Und so sei nur noch bemerkt, daß auch durch die Ausstellung von Theatereinrichtungen, z. B. für Lüftung, Sicherung gegen Feuer, Beleuchtung, diese Musik- und Theaterausstellung Epoche im Ausstellungswesen der Neuzeit macht. B.

Der Zucker.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Wir sind mit Süßigkeiten von Kindheit auf so verwöhnt, daß wir den Zucker als etwas Selbstverständliches betrachten und uns die Welt ohne ihn nicht denken können; denn selbst in den alten Märchen, die von Kinderfreunden für das neunzehnte Jahrhundert zugestutzt worden sind, spielt das Zuckerwerk keine unbedeutende Rolle. Erst wenn wir älter werden und uns mit der Kulturgeschichte der Menschheit befassen, da erfahren wir, daß der Zucker gar nicht so alt ist, daß unzählige Menschengeschlechter groß geworden und dahingestorben sind, ohne jemals ein Stück Zucker gekostet oder auch nur gesehen zu haben, daß unseren Altvordern nicht einmal der Name bekannt war.

Ja, die Helden des Nibelungenliedes haben kein Stück Zucker gekostet; der „zuckersüße" Hans ist ein Kind einer späteren Zeit; erst die deutschen Dichter des zwölften Jahrhunderts wissen von den süßen Eigenschaften des Zuckers zu singen.

Allerdings kannten auch die alten und ältesten Deutschen süße Speisen; nur würzten sie dieselben nicht mit Zucker, sondern mit Honig. Und in derselben Weise verfuhren die alten Griechen und Römer. Bei den klassischen Dichtern und Schriftstellern des Alterthums wird man vergeblich nach dem Worte Saccharum oder Sakcharon suchen. Das süße Backwerk, welches die kunstfertigen Bäcker Roms bereiteten, war mit Honig versüßt, und noch um das Jahr 1000 bezog Nürnberg seine Süßigkeiten aus den Bienenstöcken der benachbarten Wälder, welche der „Reichsbienengarten" genannt wurden.

Allmählich kam indessen die Kunde von zuckerspendenden Pflanzen nach Europa und viel später folgte der Zucker selbst. Den Kulturvölkern am Mittelmeer wurde im vierten Jahrhundert v. Chr. durch den indischen Feldzug Alexanders des Großen eine neue Welt eröffnet, und die Feldherren dieses Königs berichteten,

„daß in Indien ein Schilf Honig hervorbringen soll, ohne Beihilfe von Bienen.“ Das ist die erste Kunde, die Europa vom Zuckerrohr erhalten hat. Den Zucker selbst lernten die Begleiter Alexanders nicht kennen, weil zu jener Zeit seine Zubereitung in Indien selbst noch unbekannt war. Die neuere Geschichtsforschung hat erwiesen, daß die Indier erst in der Zeit von 300 bis 600 n. Chr. festen Zucker aus dem Safte des Rohres gewinnen lernten.

So ist das Geburtsjahr des Zuckers im Vergleich zu dem der anderen Nahrungs- und Genußmittel der Menschen ein verhältnißmäßig spätes. Und wie wußte dennoch dieser „Indier“ die Welt zu erobern!

Von Indien kam der erste Rohzucker, eine feste, aber noch unreine Masse, nach Persien; hier machte er einen Läuterungsprozeß durch, denn die Perser lernten ihn, wenn auch in unzulänglicher Weise, raffinieren. Sie gaben ihn den Arabern, und als diese erobernd in der Welt vordrangen, folgte der Zucker ihren Spuren und kam nach Europa. Wo die Araber sich niederließen und wo der Boden es nur einigermaßen erlaubte, da pflanzten sie auch jenes Schilf, welches „Honig ohne Beihilfe der Bienen“ erzeugte, und so grünten nach und nach in den Küstenländern Nordafrikas, in Südspanien und auf der Insel Sicilien Zuckerrohrfelder. Als die Normannen die Araber von Sicilien vertrieben, da wurden sie die ersten germanischen Zuckerpflanzer, und wenn Karl der Große bemüht war, die Bienen zu schützen, so erließen die Hohenstaufen Verordnungen, um die Zuckerrohrpflanzungen auf Sicilien in Blüthe zu erhalten.

In Europa war aber um jene Zeit der Zucker noch selten. Er war theuer, kostete mindestens achtmal soviel wie heute und konnte darum nur von wohlhabenden Leuten gekauft werden. Er war damals nicht allein ein Leckerbissen. Die Araber schrieben ihm heilende Eigenschaften zu, und so war er auch in Europa, das damals unter dem Einfluß der arabischen Medizin stand, als Heilmittel hochgeschätzt. Er sollte gut sein gegen Magen- und Nierenleiden, sollte das Fieber vertreiben und die Schwäche der Augen heilen. Namentlich als „Zuckerrosat“, in Verbindung mit Rosenwasser, wurde er viel verordnet.

Sehr viel zur Verbreitung des Zuckers in Europa haben die Kreuzzüge beigetragen; denn die Christen lernten in Syrien, auf Cypern und in Aegypten die Zuckerrohrpflanzungen ausbeuten. Seine größten Triumphe sollte aber das Zuckerrohr erst in der Neuen Welt feiern. Im Jahre 1893 werden vierhundert Jahre verflossen sein, seit Christoph Kolumbus auf seiner zweiten Reise die ersten Zuckerrohrpflanzen über den Atlantischen Ocean brachte und sie in den Boden von Hayti setzte, und wie einst das Zuckerrohr den Spuren der Araber gefolgt war, so war es jetzt der treueste Begleiter der Spanier. Es verbreitete sich auf den Antillen und wurde nach Mexiko verpflanzt; der Eroberer von Mexiko, Ferdinand Cortez, ordnete bereits in seinem Testament an, daß auf seinen mexikanischen Gütern eine Zuckerfabrik errichtet werde. Peru wurde im Jahre 1532 unterworfen und schon im Jahre 1533 sah daselbst Pedro Cieza wohlbewässerte Zuckerrohrfelder, an denen man Zuckermühlen errichtete. Der Kolonialzucker kam nun in so großen Mengen nach Europa, daß die Pflanzungen am Mittelländischen Meere sich nicht mehr lohnten und in Verfall geriethen.

Der Rohrzucker wurde zum König der Süßigkeiten. Um jene Zeit bildete sich in den Kolonien ein Verfahren der Zuckerfabrikation, das bis auf die Neuzeit üblich blieb. — Das Zuckerrohrfeld ist der Reife nahe; die einzelnen Halme sind hoch emporgeschossen, sie haben die Höhe von zwei bis vier Metern erreicht; die oben hellgrünen Blätter beginnen sich unten zu verfärben, sie und der Stengel leuchten je nach der Abart des Rohres in verschiedenen, bald purpurnen, bald violetten, bald gelben Farben. Das Feld gewährt einen prachtvollen Anblick. Es ist „reif“, aber nur für den Menschen zur Ernte reif, in Wirklichkeit haben sich die rispenartigen Blüthen noch nicht geöffnet. Um diese Zeit enthält der Saft des Rohres den meisten Zucker und darum wird zur Ernte geschritten. Truppweise erscheinen die Arbeiter, sie streifen erst die Blätter von den Stengeln, schwingen hierauf ihre großen Waldmesser und hauen die Rohre an der Wurzel ab; andere beschneiden die unreifen Spitzen, zerkleinern die Rohre in kürzere Stücke und schaffen sie nach der Zuckermühle.

Hier kommt das Rohr in Maschinen, die von Thieren, vom Wasser oder vom Winde getrieben werden, wird zwischen mächtigen Walzen ausgepreßt und kommt saftlos wieder zum Vorschein. Dieses ausgequetschte Rohr ist nicht werthlos, es heißt „Bagasse“ und wird als Feuerungsmaterial bei der Zuckerfabrikation verwendet. Der ausgepreßte Saft fließt an den Walzen herab und sammelt sich in einem großen Bottich. Je nach der Art des Rohres und nach dem Ausfall der Ernte enthält er mehr oder weniger Zucker, in der Regel achtzehn bis zwanzig Prozent. Diese süße Flüssigkeit darf nicht lange stehen bleiben; wie in unserem Moste schwebt in ihr eine Menge Pilzkeime, und in der warmen Luft der Tropen entwickeln sich die Pilzchen rasch; dann gährt der Saft und die Gährung geht auf Kosten des Zuckers vor sich, der durch die Pilze zersetzt wird. Also rasch ans Werk! Wir wollen Zucker sieden!

In der Zuckersiederei, die wir unseren Lesern vorführen, giebt es fünf Kochpfannen oder Kessel, in welche der Reihe nach der Saft des Zuckerrohres gethan wird. Der erste heißt „großer Kessel“; in ihn wird der Rohsaft aus dem Bottich geschöpft und dann mit Kalk gekocht; bald beginnt die Flüssigkeit zu schäumen und der Arbeiter schöpft fleißig den Schaum ab; so kocht der Rohsaft etwa eine Stunde, worauf er in den zweiten, den „Reinigungskessel“ gebracht wird. Hier wiederholt sich dasselbe Verfahren, der Rohsaft wird klar, und nun kommt er in den dritten, den „Laugenkessel“; in diesen gießt man während des Kochens Kalkmilch hinein, solange sich Trübung zeigt. Jetzt ist der Saft von den gröbsten Verunreinigungen, Pflanzensäuren und Salzen, befreit und kommt in den vierten Kessel, welcher den Namen „Sirup“ führt, weil in ihm der Saft bis zur Sirupdicke eingekocht wird. Von hier wandert die dicke Flüssigkeit in den fünften Kessel, in die „Batterie“, in welcher sie solange gekocht wird, bis sie Faden zieht oder auf der Oberfläche kleine Zuckerkrystalle hervorzuschießen beginnen.

Nun wird die Masse rasch in einen Kühlkessel gebracht, in dem sie sich in kurzer Zeit mit Krystallen bedeckt. Solange sie noch flüssig ist, wird sie in Formen, die mit Löchern versehen sind, gegossen; in diesen krystallisiert der Zucker aus, das überschüssige Wasser aber, ferner die im Safte noch vorhandenen Salze und ein Theil des Zuckers, der nicht auskrystallisieren konnte, fließen als Melasse ab.

Die Ware, die wir auf diese Weise erhalten haben, ist Rohzucker und heißt „Muscowedo“; ist sie durch besondere Verfahren noch besser gereinigt, so nennt man sie „Kassonade“. Der Rohzucker wird nun nach den Verbrauchsländern geschickt, und hier bereitet man aus ihm durch Raffinade unseren bekannten weißen Hutzucker.

Heute verwendet man allerdings in den meisten Zuckermühlen viel vollkommenere Maschinen, das Wesen des Zuckersiedens aber ist dasselbe geblieben, und wir haben das Beispiel aus alter Zeit gewählt, da dasselbe auch ohne Maschinenabbildungen dem Leser verständlich sein dürfte.

Die Kolonien versorgten das Mutterland Europa mit Rohzucker; in verschiedenen Städten, namentlich in Amsterdam, Hamburg und Dresden, entstanden Raffinerien, und der Zucker wurde mehr und mehr aus einem Heilmittel und Luxusartikel zum Gegenstand täglichen Verbrauches, denn es erwuchsen ihm in Europa drei mächtige Bundesgenossen. Mit ihrer Hilfe siegte er, obwohl ihm im 17. Jahrhundert gelehrte Feinde entgegentraten, welche bemerkten, daß der Zucker Gährungen und Zersetzungen begünstige, und darum erklärten: „Zucker ist kein Nährstoff, sondern ein Gift, und nichts Besseres könnte man ihm, als ihn nach Indien zurückschicken, wodurch allein die Lungenschwindsucht, die sein unmäßiger Genuß uns gebracht hat, unterdrückt werden könnte.“

Die drei Bundesgenossen des Zuckers waren: der Kakao, der Thee und der Kaffee, die im Anfang des 17. Jahrhunderts nach Europa gebracht wurden und in wenigen Jahrzehnten die größte Verbreitung fanden. Die Einbürgerung dieser drei Genußmittel in Europa erhöhte den Zuckerbedarf derart, daß sein Verbrauch sich schließlich auf viele Millionen Centner belief.

Unser altes Versüßungsmittel, der Honig, nahm jetzt einen untergeordneten Rang ein, an seiner Stelle beherrschte der Rohrzucker die Welt. Aber es sollte ihm ein Nebenbuhler erwachsen. Die Wissenschaft schritt vorwärts. Man suchte das „süße Prinzip“ zu ergründen, man stellte Versuche an und fand, daß der Rohrzucker nicht ausschließlich im Zuckerrohr vorkommt, daß es noch viele andere Pflanzen giebt, welche ihn enthalten. Im Jahre 1747 trocknete der Berliner Chemiker Marggraf verschiedene Pflanzen, goß sie mit starkem Spiritus auf, kochte die Mischung, filtrierte sie, und als er sie erkalten ließ, da fand er, daß aus einigen der Lösungen sich Zucker krystallisierte. Namentlich war dies bei der

Rübe der Fall. Dieser Laboratoriumversuch war der Ausgangspunkt einer neuen Industrie. Ein Schüler Marggrafs, Professor Achard, begann im Jahre 1786 zuckerreiche Rüben zu bauen und gründete 1796 die erste Rübenzuckersiederei, die allerdings noch von bescheidenem Umfang war; aber schon im Jahre 1800 wurden 16 Centner Rübenzucker in Berlin raffiniert, die Friedrich Wilhelm III. derart befriedigten, daß er Achard die goldene Medaille zur Belohnung des Kunstfleißes zukommen ließ.*

Allerdings hatte der Rübenzucker im Anfang einen schweren Stand gegenüber dem Rohrzucker. Das süße Prinzip ist in beiden das gleiche, aber in der Fabrikation hafteten noch beiden unreine Bestandtheile an; während nun der Rohrzucker, wenn er nicht sehr sorgfältig gereinigt wird, einen aromatischen Beigeschmack hat, schmeckt der nicht genügend raffinierte Rübenzucker widerlich. Doch in jahrzehntelangem Mühen und Arbeiten wurde die Rübenzuckerindustrie derart vervollkommnet, daß endlich der beste Rübenzucker dem besten Rohrzucker durchaus gleich war. Ja, die Methoden der Rübenzuckerindustrie erreichten eine so hohe Stufe der Vollendung, daß nunmehr die kolonialen Zuckersieder bei den europäischen in die Lehre gingen.

Deutschland, das Heimathland der Rübenzuckerindustrie, ist noch heute die hervorragendste Stätte derselben. Man berechnet, daß die Gesammterzeugung an Zucker auf der Erde etwa 50 Millionen Meter-Centner beträgt, und fast die Hälfte davon entfällt auf den Rübenzucker. Dank den Arbeiten Marggrafs und Achards ist der Zucker bedeutend billiger geworden, und er wäre noch billiger, wenn man ihn nicht so hoch besteuerte.

Der Mensch hat aber den süßen Stoff nicht bloß im Zuckerrohr und in der Rübe, sondern auch in anderen Pflanzen ausfindig gemacht. Als Cortez Mexiko eroberte, da fand er, daß die alten Mexikaner aus dem Safte des grünen Maises Rohzucker zu sieden verstanden, und noch heute wird in Amerika Maiszucker bereitet. Andere ackerbautreibende Völker gewinnen ihn aus der Zuckerpalme und der Zuckerhirse. Die Chemie lernte die verschiedenen Zuckerarten, die im Pflanzen- und Thierreich verbreitet sind, unterscheiden, und neben dem Rohrzucker werden heute auch Milchzucker und Traubenzucker bereitet, die, wie der letztere, namentlich für technische Zwecke, Weinbereitung u. dergl. Verwendung finden.

Im Laufe der Zeit hat der Zucker im Welthandel dieselbe Bedeutung erlangt wie die Genußmittel Tabak, Kaffee und Thee. Für den Kolonialzucker, der von den Antillen, namentlich von Cuba, ferner aus Brasilien, Java und Louisiana eingeführt wird, bildet London den Hauptstapelplatz. Der Hauptmarkt für den deutschen Rübenzucker ist Magdeburg, da in der Nähe dieser Stadt sich die großen Zuckerfabriken der Magdeburger Börde befinden.

Leider ist das Zuckergeschäft nicht immer ruhig und wird nicht ausschließlich durch Herstellung und Verbrauch bestimmt. Da der Zucker zum Leben nicht unbedingt nöthig ist, so fanden die Regierungen in ihm ein willkommenes Steuerobjekt. Anfangs wurde der Kolonialzucker bei der Einfuhr verzollt; als nun die Rübenzuckerfabrikation in Europa in Aufschwung kam, wurde auch der innere Zucker besteuert, aber die Steuer galt nur als Verbrauchssteuer, weshalb den Fabrikanten, welche Zucker ausführten, Rückvergütung der Steuer gewährt wurde. So entstanden die „Zuckerprämien", die sich oft höher stellten als die wirklich bezahlte Steuer, und dieses System führte wiederholt zu Spekulationen, die sich selbst auf die Zuckererzeugung erstreckten. Es wurde mehr hervorgebracht, als man brauchte, und so traten Zuckerkrisen ein, von denen die im Jahre 1884 für Deutschland die bedeutsamste war.

Und welchen Nutzen hatte nun die Menschheit von diesem neuen Süßmittel? Wie haben sich im Laufe der Zeit die Ansichten der Aerzte über den Zucker gestaltet? Ist er ein Heilmittel oder ein „Gift"; ist er ein werthloses Genußmittel, das nur den Gaumen reizt, oder hat er nährende Eigenschaften?

Der Zucker ist sicher ein Nahrungsmittel; er verbrennt in unserem Körper und erzeugt dadurch Wärme und Kraft. Das wissen die Gemsenjäger, die im Gebirge anstrengende Wege machen müssen. Sie pflegen Zucker und Speck mit sich zu führen. Sind sie ermüdet, so nehmen sie ein Stückchen Zucker in den Mund; die erschöpften Kräfte werden dadurch rasch für einige Zeit gehoben.

Der Zucker ist auch eine Würze; denn durch seinen süßen Geschmack regt er, mäßig genossen, die Speichelabsonderung an und befördert die Verdauung; man pflegt auch Zucker zu essen, wenn man den Magen mit fetten Speisen überladen hat.

Aber der Zucker ist kein Nahrungsmittel, das man in größeren Mengen verzehren kann, denn er erzeugt alsdann Säure im Magen und führt zur Erkrankung der Verdauungsorgane. Da die Zuckerreste im Munde Gährung einleiten, so ist er auch kein Freund der Zähne und wohl geeignet, namentlich bei ungenügender Zahnpflege, schädlich zu wirken.

Diese üblen Eigenschaften theilt er indessen mit vielen anderen sonst nützlichen Dingen; denn schließlich ist alles schädlich, wenn es im Uebermaß genossen wird.

Es hat gewiß einen eigenartigen Reiz, die Entwicklungsgeschichte des Zuckers und die Wandlungen der menschlichen Ansichten von seinem Werthe zu verfolgen. Wir haben den Gang dieser Entwicklung nur in großen Umrissen skizzieren können; wenn man aber tiefer auf den Gegenstand eingeht, wenn man Schritt für Schritt verfolgt, wie der indische „Sarkara" den Arabern als „Sukkar" bekannt wurde, wie von diesen die Europäer den „Zucker" kennenlernten, so finden wir eine ganze Reihe höchst merkwürdiger Vorgänge, die uns tiefe Einblicke in die Kulturgeschichte der Menschheit gewähren. Erst vor kurzem hat Dr. E. O. Lippmann ein Werk, „Geschichte des Zuckers", herausgegeben, in welchem alle Einzelheiten sorgfältig zusammengetragen sind. Zt. v. J.

Deutsche Originalcharaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert.

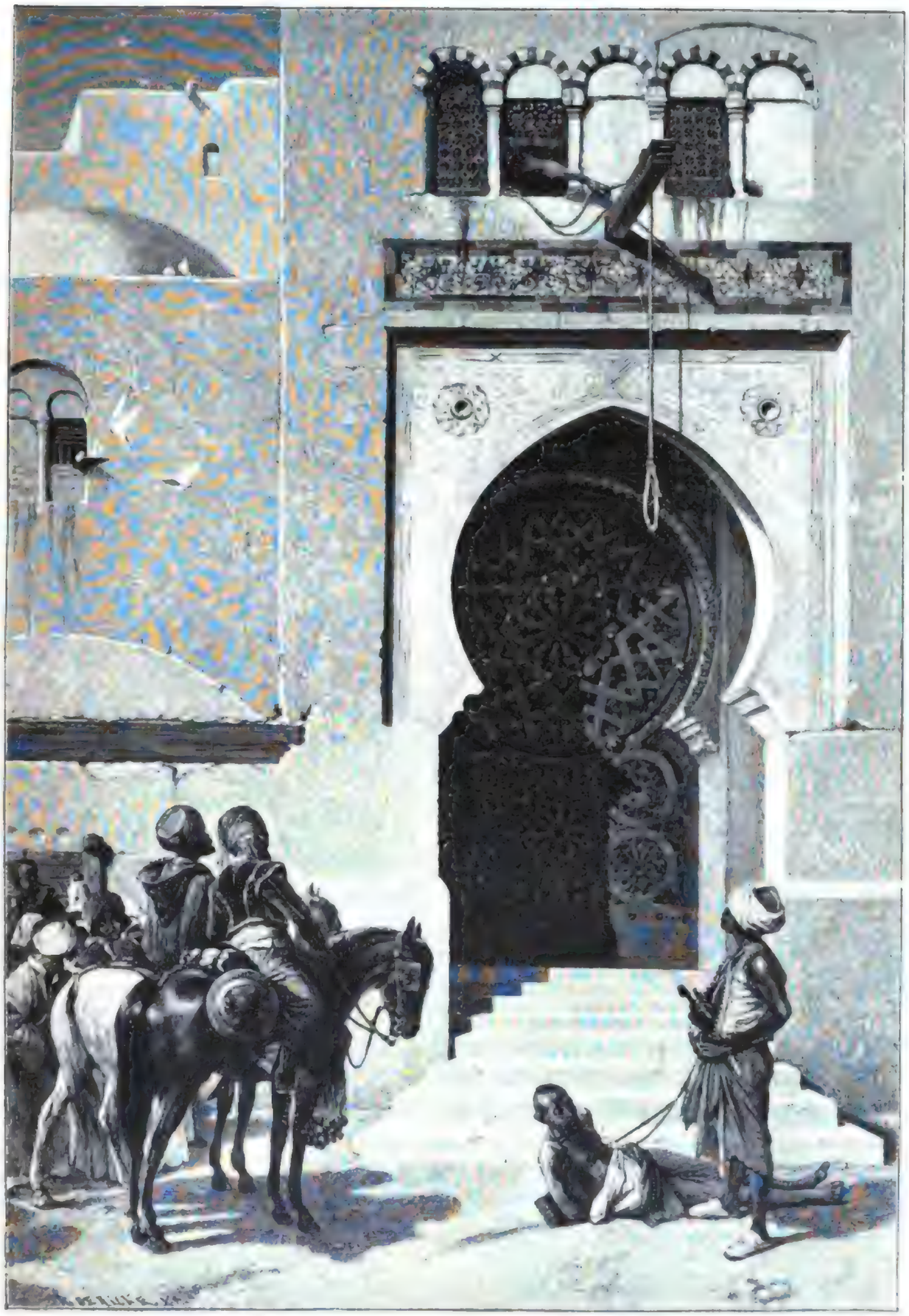
Karl Ludwig Baron von Pöllnitz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das achtzehnte Jahrhundert erstarb im Kultus der Höfe; aber einen charakterloseren Höfling hat es kaum hervorgebracht als den Helden unserer Geschichte, den vielgewandten Baron von Pöllnitz. Er ist eins der merkwürdigsten Exemplare jener geistreichen Leute, die damals zu glänzen pflegten, obschon nur mit dem Glanze der aus Sumpf und Moder geborenen Irrlichter. Kein vagabundierender Landsknecht aus der Zeit des Simplicissimus darf sich in Bezug auf die weite Ausdehnung und fortwährende Unruhe seiner Wanderschaften und die Fülle der erlebten Abenteuer mit diesem höfischen Vagabunden vergleichen.

Karl Ludwig Baron von Pöllnitz war zu Issum im Stifte Köln im Jahre 1692 geboren. Sein Großvater war Staatsminister, Kammerherr und Generalmajor gewesen; seine Großmutter, Eleonore Gräfin von Nassau, eine natürliche Tochter des Statthalters der Niederlande, Moritz von Oranien; sein Vater Wilhelm Ludwig, Obrist eines Reiterregiments, hatte mehrere Feldzüge des Großen Kurfürsten mitgemacht. Er starb schon 1693 und ließ seine Witwe in sehr bedrängten Verhältnissen zurück. Sie heirathete 1694 den alten Minister von Meinders, aber der Tod des Gatten trennte auch diese Ehe, und zwar schon im folgenden Jahre. Die jetzt durch die Erbschaft reich gewordene Witwe vermählte sich wieder mit dem Hofmarschall von Wansen, der bald infolge von Hofintriguen, die er zum Theil selbst angezettelt, gestürzt wurde. Der junge Pöllnitz, der damals in einer der beiden Compagnien stand, die für den Kronprinzen errichtet waren und von diesem einexerziert wurden, der auch mit dem Prinzen französische Komödien aufführte, mußte selbst um Gnade für seinen Stiefvater bitten. Aus jener Zeit erzählt er in einem seiner Memoirenwerke, er habe 1706 den preußischen Abgesandten von Printzen zu Karl XII. nach Altranstädt begleitet; er beschreibt sogar Wesen und Aussehen des Königs ganz genau; doch ist dies nur Wichtigthuerei und Flunkerei, denn er war damals noch nicht fünfzehn Jahre und hätte nur als Page nach Altranstädt mitgehen können. Davon schreibt er aber nichts. Im Jahre 1708 machte er den Feldzug in Flandern und die Schlacht bei Oudenaarde mit und will den General Lottum aus der Ge-

* Die Büsten Marggrafs und Achards sind am 8. Juni d. J. an dem Hause, in welchem diese Männer zu ihren Lebzeiten gewirkt haben, dem der preußischen Akademie der Wissenschaften gehörigen Gebäude Dorotheenstraße 10 zu Berlin, angebracht worden.



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

Eine Hinrichtung in Granada.

Nach einem Gemälde von T. Lybaert.

fangenschaft gerettet haben. Nach diesen kriegerischen Großthaten wurde er Kammerjunker in Berlin; doch wegen einer Versäumniß hart angelassen, bat er um die Erlaubniß, auf Reisen gehen zu dürfen. Das wurde ihm bewilligt; in seinen „Memoiren", die französisch 1734, deutsch 1735 erschienen, erzählt er seine Abenteuer. Er sollte nicht nach Paris gehen, doch gerade dorthin zog es ihn. Er verkehrte dort am Hofe des Regenten, und „Lise Lotte", die kraftvolle pfälzische Prinzessin, die als Herzogin von Orleans kein sehr beneidenswerthes Los gezogen hatte, fand ihn „allzupossierlich, wenn er will; kann wohl reden und redt nicht wenig." Er lebte in Paris lustig und in Freuden, gab Feste, hatte Liebschaften. Schon 1712 wollte er seine Güter verkaufen, die gleichzeitig seinem Bruder und seiner Tante gehörten, jenem Fräulein von Pöllnitz, das am Hofe von Hannover eine große Rolle spielte wegen seiner scharfen Zunge, jedenfalls eines Familienerbstücks, und von wenig wohlwollenden Beurtheilern „ein giftiger Drache" genannt wurde. Es wurde ihm indeß nur gestattet, sechstausend Thaler von seinen Kapitalien flott zu machen; auch ein späterer Versuch scheiterte an der Weigerung dieses Fräuleins. Nach dem Tode König Friedrichs I. fand sich Pöllnitz in Berlin ein, um sich zu überzeugen, ob bei der gänzlichen Umänderung des Hofstaates etwas für ihn zu erreichen sei; doch er fand eine kühle Aufnahme, ging wieder auf Reisen und versuchte umsonst an einem der auswärtigen Höfe eine Stellung zu erlangen. Aufs neue begab er sich nach Paris und führte dort, solange seine Mittel reichten, das alte lustige Leben; als er bereits tief in Schulden gerathen war, ging er zur katholischen Kirche über, in der Hoffnung, als Kanoniker eine reiche Pfründe zu erhalten, doch vergebens.

Selten hat wohl jemand so oft seinen Glauben gewechselt wie Pöllnitz; er hat förmlich ein Geschäft aus seinem Uebertritt von einer Kirche zur anderen gemacht. Die Freidenker des Jahrhunderts predigten die Toleranz und verspotteten die Einrichtungen der religiösen Gesellschaften. Pöllnitz machte seinem Charakter entsprechend die praktische Nutzanwendung dieser Freigeisterei, indem er seine Religion mit derselben Gleichgültigkeit wechselte, mit der man einen Rock umdreht. Allein die äußeren Vortheile, die er sich von dieser „frommen" Industrie versprach, wollten sich nicht recht einstellen, im Gegentheil — sie brachte ihn in manche Widerwärtigkeiten.

Als er im Jahre 1717 in der Angelegenheit seines Güterverkaufs nach Berlin kam, war der König anfangs sehr gnädig gegen ihn, und um den Fürsten in dieser Stimmung zu erhalten, hatte er allen Grund, auf dessen direkte Frage seinen Religionswechsel zu verleugnen. Doch seine Feinde waren inzwischen thätig und brachten Beweise dafür bei. Friedrich Wilhelm I. verstand hierin keinen Spaß; Pöllnitz hielt es fürs beste, sich eiligst davon zu machen; denn ihm waren Warnungen zugekommen, er solle verhaftet werden.

Nun beginnt ein Hinundherreisen durch alle europäischen Länder — wir finden ihn 1719 in Wien, wo er von der Kaiserin-Witwe, der Gönnerin aller „Bekehrten", namhafte Summen erhielt und vom Grafen Starhemberg eine Compagnie seines Regiments in Sicilien. Er reiste dorthin, hatte indessen bald alle möglichen dringenden Gründe, seine Compagnie aufzugeben, reiste nach Venedig und faßte dort den Plan, in spanische Dienste zu treten; eben im Begriff, die spanische Grenze zu überschreiten, wurde er verhaftet und erst nach längerer Zeit freigegeben. In Madrid sagte man ihm ein Regiment zu, auch erhielt er eine kleine Gage; doch das genügte seinen Ansprüchen nicht. So ging er nach England; aber König Georg war von Hannover aus und am meisten durch seine scharfzüngige Tante gegen ihn eingenommen. Da nahm er seine Zuflucht zu einem dreisten Erpressungsversuch. Er hatte die geheime Geschichte der Herzogin von Hannover geschrieben, die unter dem Titel „Kunigunde, Prinzessin der Cherusker" maskiert werden sollte; eigenhändig meldet er dann dem Staatssekretär Townshend, es solle ein für den Hof beleidigendes Buch erscheinen, es könne indessen noch aufgehalten werden, wenn der König den Autor entschädige; auch an die Damen der Opposition, wie die Herzogin von Marlborough, wendet er sich, doch vergeblich. Schon legen die Gläubiger Hand an ihn; da rettet er sich auf einer der königlichen Jachten, die ihm Chevalier Walpole zur Verfügung stellt, nach Holland.

Hier sucht er in den Kreis der Liebhaber einer älteren Dame, der Gräfin Wartenburg, aufgenommen zu werden, um durch ihre Gunst sich von seinen Gläubigern zu befreien; doch diese sind ihm schon auf den Fersen; er flüchtet über die Dächer, erschwindelt sich in Amsterdam Geld und verkauft seine unter falscher Flagge segelnde „Kunigunde". Auf einem Schiffe fährt er nach Livorno und kommt nach Rom, läßt sich durch den Kardinal Polignac dem Papste vorstellen und erhält durch den Kardinal Cienfuegos die Pension, die den Uebertritt zur katholischen Kirche belohnt. So bringt er es auf 1500 Scudi im Jahre; auch erhält er die Tonsur, die erforderlich war, wenn man ihm ein kirchliches Benefiz zuwenden wollte. Und in der That wird ihm auch ein Kanonikat in Courtray angewiesen; doch das dortige Kapitel weist ihn zurück, da solche Vergebungen von Rom aus seine Rechte kränkten.

Nun erscheint er in der Spielhölle von Spaa, um hier sich Geld zu machen. Ueber seinen dortigen Aufenthalt hat er selbst als liebenswürdiger Plauderer berichtet und dabei mit großer Offenherzigkeit über seinen eigenen Charakter gesprochen. In der ohne Namensnennung erschienenen Schrift über die „Vergnügungen von Spaa" läßt er einen Engelländer Auskunft geben über einen Spieler von Profession, der dort sein Wesen treibt, „einen preußischen Baron, geistreich und von feinen Manieren, aber einen Abenteurer ersten Ranges". Und ein anderer Herr ergänzt dies Bild, indem er hinzufügt: „Dieser Mann ist ohne Frage ein Proteus: Höfling, Spieler, Schriftsteller, Kolporteur, Protestant, Katholik, Kanonikus und wer weiß, was sonst noch."

In seinen „neuen Memoiren" von 1737 hat er seine Lebensschicksale bis zum Jahre 1723 erzählt: über seine Erlebnisse in den nächsten elf Jahren aber bleiben wir ganz im Dunkeln. 1735 taucht er wieder, von Wien kommend, am Berliner Hofe auf und wird in dem Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm I. ein ständiger Gast. Eine Empfehlung der Kaiserin hatte ihn dort eingeführt, und der König ernannte ihn zum Kammerherrn mit 250 Thalern Gehalt. Er hatte das Jahr vorher mit und ohne Namen eine Anzahl von Schriften in französischer Sprache veröffentlicht, die in den Hofkreisen sehr viel von sich reden machten. Die „Geheime Geschichte der Herzogin von Hannover" und „Das galante Sachsen" gehörten zu den gerngelesenen Skandalchroniken des Jahrhunderts und erschienen anonym; dagegen gab er mit seinem Namen einen Abriß der Geschichte des sächsischen Hofs unter August III. heraus, worin er nur Angenehmes und Schmeichelhaftes sagte, in der stillen Hoffnung, vielleicht einmal bei diesem Hofe eine Anstellung zu finden. Außerdem hatte er drei Bände Memoiren geschrieben, eine Art Bädeker für Kavaliere mit Angabe der Merkwürdigkeiten der einzelnen Hauptstädte und kurzer Charakteristik der hervorragendsten Persönlichkeiten der Höfe: durchaus kein pikanter Salonklatsch, sondern ein sachgemäßes brauchbares Buch. Der preußische König schien daran Gefallen gefunden zu haben.

Uebrigens hatten an dem Hofe des Gardistenkönigs, der gelegentlich in gefährlicher Weise mit seinem Stocke umherfuchtelte, die Leute von Geist keinen leichten Stand. Wie es den Gelehrten erging, ist ja bekannt: sie mußten mehr oder weniger die Rolle von Hanswursten spielen. Wer kennt nicht die merkwürdigen Schicksale des Freiherrn von Gundling, des Hofgelehrten und Hofnarren, der einige Jahre vor Pöllnitz ebenfalls die Kammerherrnwürde erhalten hatte, ja sogar zum Präsidenten der Berliner Akademie ernannt worden war und vorzugsweise für die groben Späße des Königs herhalten mußte? Pöllnitz wußte sich ein größeres Ansehen zu geben: er galt für einen österreichischen Spion, und die Staatsmänner in Berlin suchten sich mit ihm zu stellen; auch von Dresden aus erhielt er Geld und Titel. Manteuffel nennt ihn in einem Briefe an den Grafen Brühl einen geistreichen, gefährlichen, zu allem Guten und Schlechten fähigen Menschen, aus dem er sich eine Art von Freund gemacht. Und der Kronprinz, der spätere König Friedrich der Große, stellte ihm das Zeugniß aus: „Ein infamer Kerl, dem man nicht trauen darf, unterhaltend beim Essen, hernach einsperren." Einmal erregte Pöllnitz den Zorn des Königs; er hatte eine Aeußerung, die Graf Stolberg im Tabakskollegium über Seckendorff gemacht, dem letzteren mitgetheilt, was beinahe zu einem Duell geführt hätte; der König drohte, den Schwätzer durch den Henker auspeitschen zu lassen, doch kam Pöllnitz mit dem blauen Auge davon.

Natürlich war ihm jetzt in Berlin seine Zugehörigkeit zum Katholicismus störend: er trat daher ohne weiteres wieder zur reformierten Kirche zurück; seine „Belohnung" dafür war freilich nicht besonders reichlich, sie bestand in einigen Privilegien, die ihm bestenfalls 800 Thaler einbringen konnten. Später erhielt er die Erlaubniß, die Einrichtung von Fiakern in der Hauptstadt

zu unternehmen, womit auch ein Geldgewinn verbunden war. Im Jahre 1737 ließ er seine „neuen“, bereits oben erwähnten Memoiren erscheinen, in denen besonders über den preußischen Hof von 1688 bis 1720 eine Menge sonst wenig bekannter Geschichten enthalten war. Als König Friedrich Wilhelm I. 1740 starb, beauftragte sein Nachfolger Pöllnitz mit den Anordnungen zur Bestattung, eine Aufgabe, welche er zur Zufriedenheit des Königs ausführte. Man gab ihm dafür 6000 Thaler, um ihn aus dem Abgrund seiner Schulden zu reißen, und wies ihm eine Pension auf das eroberte Liegnitz an.

Ueber den Verkehr zwischen dem großen König und dem geistreichen Kammerherrn giebt uns der im zwanzigsten Bande der gesammelten Werke Friedrichs II. abgedruckte Briefwechsel genügenden Aufschluß. Der König schlägt in seinen Briefen sehr verschiedenartige Töne an; er hänselt den alten Baron, spricht von ihm häufig in geringschätziger Weise; ebenso oft, wie er ihn zum Zielpunkt seiner Witze macht, drückt er ihm auch seine ernste Ungnade aus; doch merkt man bisweilen einen gewissen Respekt vor dem gewandten Schriftsteller, und des Königs Wohlwollen ward nicht müde im Verzeihen und im Unterstützen.

Der Anlässe zur königlichen Ungnade gab es allerdings viele. Schon im Jahre 1742, als der Baron zur Mittheilung einer Nachricht nach Bayreuth an die Markgräfin, des Königs Schwester, ebenfalls eine geistreiche Memoirenschreiberin, gesandt worden war, versetzte er den König in Zorn, indem er der Markgräfin ohne Erlaubniß nach Frankfurt zur Kaiserkrönung folgte. Der stoffhungrige Schriftsteller hatte es nicht übers Herz bringen können, sich eine so günstige Gelegenheit zum Fabulieren in späteren Memoiren entgehen zu lassen. „Der Bursche hat nur Geist,“ schrieb der König an Jordan, „aber er weiß sich durchaus nicht zu benehmen. Er ist jetzt über fünfzig Jahre alt; wann wird er einmal zu Verstand kommen?“ Diese letzte Bemerkung kleidete Friedrich sogar in Verse. Er entzog dem leichtsinnigen Kammerherrn seine Pension, ließ sich aber noch einmal erbitten, ihn in Gnaden anzunehmen. Bayreuth sollte ihm indeß noch ein zweites Mal verhängnißvoll werden. Wiederum vom König mit einem Auftrag dorthin geschickt, im Januar 1744, blieb er daselbst längere Zeit, denn einige Damen, darunter ein Fräulein von Marwitz, hatten sich vorgenommen, ihm die Hand einer jungen reichen Nürnbergerin zu verschaffen. Aber der windige Baron hatte kein Glück: trotzdem er, der reichen Braut zuliebe, wieder zur katholischen Kirche übergetreten war, holte er sich doch einen Korb. Das wirkte auf ihn so niederschlagend, daß er beim König um seinen Abschied einkam: er suche nichts mehr bei Hofe, er sei krank, sein Ende nah; er wolle sich ganz zurückziehen und in Ruhe sterben. Ein kleiner Rest seines Vermögens werde zu seinem Unterhalt ausreichen; er versichert, er werde in keines anderen Herrn Dienst mehr treten. Der König warf ihm in seiner Antwort Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter vor; überhaupt sei er viel zu unruhig, um in der Zurückgezogenheit leben zu können, er schäme sich nur, nach Berlin zu kommen, weil die von der Marwitz geplante Heirath gescheitert sei. Am 1. April bewilligte er ihm indeß seinen Abschied, und zwar auf Pergament, mit Siegel und Unterschrift. Dies Aktenstück athmet einen vernichtenden Hohn und ist ebenso bezeichnend für den König wie für seinen Diener.

„Wir, Friedrich ꝛc., thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und, soviel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Unserem hochseligen Großvater, preiswürdigen Angedenkens, als Kammerjunker, der Herzogin von Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Stallmeister, dem Papste als Kämmerer, dem Herzog von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähnrich, Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und zuletzt Uns als Ceremonienmeister gedient, da er sich, vom Strome der ehrenvollsten Militairbedienungen und der eminentesten Hofchargen, die nach und nach auf seine Person ausgeschüttet wurden, ganz überschwemmt gesehen, bei Uns unterthänigst gebeten hat, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen. Da Wir nun mit Berücksichtigung seiner Bitte es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er Uns gebeten hat, angesehen die höchst wichtigen Dienste, die er Unserem königlichen Hofe durch seine Schwänke geleistet, und die Kurzweile, die er Unserem Herrn Vater durch die neun Jahre zu Wege gebracht hat, so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären, daß während der ganzen Zeit, die der Baron rühmlich in Unseren Diensten gestanden, er weder Straßenraub begangen, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfrauen geraubt, noch Jemandes Ehre an Unserem Hofe gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein Galanthomme und seiner Geburt gemäß betragen und stets von den Gaben, die ihm der Himmel verliehen, einen honetten Gebrauch gemacht hat, nämlich den Zweck zu erreichen, der bei den Schauspielen zu Grunde liegt und der darin besteht, das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und heitere Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern . . . Wir geben auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt hat, ausgenommen, wenn er durch seine nichtswürdige Unverschämtheit alle Gränzen der Ehrfurcht überschreitend auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren versuchte. Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, da die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größten Meister ihre Fehler haben, so wollen Wir auch mehr besagtem Baron seine Fehler und Mängel zugutehalten und ertheilen ihm, obgleich ungern, den von ihm begehrten Abschied. Wir wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Angedenken daran für immer unter den Menschen zu vertilgen, in der Ueberzeugung, daß nach besagtem Baron niemand würdig sei, es weiter zu bekleiden. Friedrich.“

Pöllnitz bereute indeß bald sein Abschiedsgesuch und suchte sich beim König wieder anzubetteln, wobei ihm jetzt freilich sein Uebertritt zur katholischen Kirche recht hinderlich war. Friedrich nannte das Benehmen von Pöllnitz lächerlich und unwürdig; doch wollte er ihn noch einmal begnadigen unter den folgenden demüthigenden Bedingungen: 1) „Es wird durch öffentlichen Ausruf in Berlin verkündigt, daß bei hundert Dukaten Strafe verboten ist, ihm etwas zu borgen, sei es Geld oder Waren. 2) Pöllnitz ist verboten, jemals wieder seinen Fuß in das Haus eines fremden Gesandten zu setzen oder sonst Verkehr mit ihnen zu haben oder ihnen von den Gesprächen des Königs etwas mitzutheilen. 3) Wird Pöllnitz vom König zur Tafel geladen, so soll er, wenn die anderen Gäste bei guter Laune sind, nicht ein trübseliges Gesicht zur Schau stellen.“ In einer eigenhändigen Nachschrift ergoß der König die volle Schale seines Zorns über das Haupt seines Dieners. Es hieß darin: „Wenn Sie, wie Sie einmal äußerten, lieber den Schweinen als den großen Herren dienen möchten, so kann es Ihnen ja an einer Stellung nicht fehlen und Sie werden in Westphalen Beschäftigung finden und brauchen mich nicht dazu. In der That, Sie sind ein Unwürdiger, und wenn ich Sie aus dem Elend reiße, in welches Ihre Thorheiten und Unverschämtheiten Sie gestürzt haben, so thue ich dies nur aus Mitleid, denn Ihr Betragen verdiente, daß man Sie für immer hinter vier Wänden einsperrte.“

Friedrich, der so erbarmungslos gegen Trenck war, hatte Mitleid mit dem Spaßmacher Pöllnitz. Dieser konnte indeß nicht sogleich wieder ins rechte Geleise mit seinem Monarchen kommen. Noch im Herbste 1744 wurde er verhaftet, weil an den König ein Schreiben gelangt war, in welchem Pöllnitz verdächtigt wurde, als beabsichtige er, eine Schrift von großer Bösartigkeit wider Friedrich II. zu veröffentlichen. Alle Papiere des Barons wurden mit Beschlag belegt; doch erwies sich jene Anklage als ungerechtfertigt und Pöllnitz wurde wieder freigelassen. Einem Kaufmann Martini in Paris, einem Gläubiger, hatte Pöllnitz einen schlimmen Streich gespielt; wieder verzieh ihm der König, unter der Bedingung, daß er seine Schuld an ihn bezahle. Oft genug bat Pöllnitz seinen Herrn um Vorschüsse, wurde indeß meist abschlägig beschieden; der König würzte derartige Bescheide mit allerlei Bosheiten, welche dem „Katholiken“ galten; er vertröstete ihn auf die Zeit, wo er wieder eine Kirche der Jesuiten geplündert haben würde, und rieth ihm, sich an die Jungfrau Maria zu wenden, welcher die Kaiserin Königin Maria Theresia ein Christuskind von massivem Golde am Grabe des heiligen Nepomuk in Prag gewidmet habe. Vielleicht würde sie ihm aushelfen. Auch um eine Ordenspfründe in Schlesien bat Pöllnitz den König, aber ohne Gehör zu finden. Ein anderes Mal erklärte er, daß er entschlossen sei, zur evangelischen Religion zurückzutreten; der König aber schrieb ihm, daß es ihn gleichgültig lasse, ob er reformiert, katholisch oder lutherisch sei.

Mit der Zeit wurde indessen Pöllnitz doch wieder evangelisch

und dann zum dritten Male katholisch. Es ist nicht genau bekannt, mit welchen Vortheilen dieser letzte Religionswechsel verbunden war. Zwischen dem König und dem Baron fand in späteren Jahren ein oft durch Witzturniere belebter Verkehr statt. Einmal übersandte der alte Baron dem König ein paar Truthühner mit den vier Worten: „Voilà les dindons, Sire!“ („Hier die Truthühner, Sire!“) Friedrich ließ den magersten Ochsen aufkaufen, den man finden konnte, und ihm zwischen die Hörner die zweideutige Inschrift heften: „Voilà le boeuf Poellnitz!“ („Hier der Ochse Pöllnitz!“) Das Thier traf unter dem Jubel der Berliner Bevölkerung im Stalle des Barons ein, und dieser gelobte in seinem Dankschreiben, „das Thier zwar nicht wie den Gott Apis anzubeten, aber als Dankopfer mit dem Freudenruf ‚Vive le roi‘ („Es lebe der König!“) zu verspeisen.“

Pöllnitz wurde nach dem Siebenjährigen Kriege Intendant der Komödie und des Balletts in Berlin, machte sich noch als Ceremonienmeister um die Empfangsfeierlichkeiten bei Ankunft der türkischen Gesandtschaft 1763 verdient, verkehrte von jetzt ab ohne grausame Zwischenfälle ruhig mit dem König, den er bisweilen in Potsdam besuchte, und starb am 23. Juni 1775, von niemand betrauert, wie Friedrich an Voltaire schrieb, als von seinen Gläubigern.

In seinem Nachlaß fanden sich die Memoiren zur Geschichte der vier letzten Souveräne des Hauses Brandenburg, von denen 1791 der bis zu Friedrich dem Großen reichende Haupttheil veröffentlicht wurde. Ueber die Geschichtschreibung von Pöllnitz sagt ein berühmter Historiker, Droysen: „Man wird wohlthun, in dem geistreichen Geplauder dieses immer lächelnden Höflings die verstohlenen Absichtlichkeiten, die heimlichen Bosheiten und Giftstiche nicht unbeachtet zu lassen, mit denen er seiner Erzählung den nöthigen haut-goût giebt. Das ist, wenn man will, die Satisfaktion, die er sich im Schreiben bereitet; für so manche Beschämung, Mißachtung, moralische Demüthigung, die er hinnehmen muß, ist es seine Genugthuung, von anderen übel zu reden, von denen, die ihm immer wieder verziehen und wohlgethan, am übelsten.“

Jedenfalls ist Pöllnitz eine der für das 18. Jahrhundert am meisten charakteristischen Persönlichkeiten. Solcher Höflinge von schlagfertiger Zunge und gewissenlosem Benehmen, von jener praktischen Freigeisterei, für die kein anderer Glaubensartikel besteht als der eigene Nutzen, gab es damals eine große Zahl an allen europäischen Höfen; aber kaum einer war so unverfroren im schamlosen Eingeständniß dieser Gesinnung, so sportsmäßig in seinem Glaubenswechsel wie dieser geistreiche Anekdotenjäger, dieser unermüdliche Spaß- und Schuldenmacher, dieser berufsmäßige Memoirenschreiber Baron von Pöllnitz. **Rudolf von Gottschall.**

Die Geschichte vom Pfund.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Heinrich Brugsch.

Die Geschichte, welche ich wahrheitsgetreu und schlicht von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende erzählen will, hat schon lange Jahrtausende hinter sich und ihr Beginn liegt in weiter nebelhafter Ferne. Selbst für das Jahrhundert, in welchem sie anhub, kann die runde Zahl nicht mehr angegeben werden. Nur das eine muß als sicher gelten, daß der damals lebende Mensch noch an den zehn Fingern seine Rechnung abzählte und daß er von rechtem Maße und rechtem Gewicht zunächst keine Vorstellung besaß. Je nach der größeren oder geringeren Ausdehnung eines Gegenstandes maß er damals noch dessen Länge mit Hilfe seines Ellbogens, seiner Hand, deren fünf Finger nebeneinander ruhten oder sich als Spanne ausspreizten, und mit Hilfe seiner Faust und seines Fingers. Daneben diente ihm noch das Längenmaß des eigenen Fußes als Helfer in der Noth, und größere Entfernungen schritt er ab. Da aber selbstverständlich die Hände und Füße der Menschen an sich schon ungleiches Maß haben, ganz abgesehen von den Unterschieden, welche die Glieder der Kinder gegenüber denen der Erwachsenen zeigen, so verfielen die Klugen auf den gescheiten Gedanken, sich in der sichtbaren Natur nach einem Gegenstand umzusehen, welcher keinen zweiten derart neben sich hatte und unverändert dieselbe Ausdehnung besaß.

Wie lange sie danach gesucht haben mögen? Das ist schwer zu sagen, doch ist es gewiß und der Beweis liegt vor, daß ihr Suchen schließlich von Erfolg gekrönt wurde. Und wenn sie den Träger des zukünftigen Grundmaßes auch täglich vor ihren Augen sahen, so war seine Vermessung dennoch keine leichte Sache und forderte die ganze Kraft des erfinderischen Sinnes der ältesten Menschen heraus. Nach vielen Beobachtungen hatten sie es nämlich richtig erkannt und durch wiederholte Proben bestätigt gefunden, daß der Durchmesser der Sonnenscheibe, wie sie sich zur Zeit der beiden Tag- und Nachtgleichen von dem Augenblick ihres Erscheinens am Horizont bis zum vollendeten Aufgang, von der Erde aus gesehen, dem menschlichen Auge darstellt, ein unveränderliches Maß abgebe, welches am Himmel immer wieder gefunden werden könne.

Die Hälfte dieses Durchmessers verglichen sie mit der Länge des menschlichen Ellbogens, dessen Zweidrittel mit dem Fuße und sein Vierundzwanzigstel mit der Fingersbreite, da die Ausdehnungen dieser Gliedmaßen den angegebenen Verhältnissen in der natürlichsten Weise entsprechen. Nun erst konnte man von einem wirklichen Messen und einem Längenmaß reden, ohne dem Irrthum und dem Ungefähr anheimzufallen.

Mit diesem Triumph des menschlichen Scharfsinnes begnügten sich aber die Altvordern bei ihrem Eintritt in das Kulturleben noch lange nicht, sondern sie sannen weiter darüber nach, wie sie mit Hilfe des entdeckten Längenmaßes oder der Elle auch den hohlen Raum und das Gewicht zu bestimmen vermöchten. So einfach und natürlich uns heutzutage der Weg, welchen sie dabei einschlugen, erscheinen mag, so war seine Auffindung nichts weniger als leicht. Man verfertigte nämlich ein Hohlmaß in Gestalt eines Würfels, dessen sämmtliche Kanten die Länge der gefundenen Elle besaßen, und betrachtete diese Kubikelle als das Grundmaß und die höchste Grundeinheit für die Berechnung hohler Räume. Ging beispielsweise in eine große Kanne gerade soviel Wasser hinein, als das Urmaß, der Ellenwürfel, in sich faßte, so war man sicher, daß das in Rede stehende Gefäß einen gleichen Inhalt wie jenes Urmaß in sich barg. Die Ausmessungen hohler Räume ergaben sich hiernach von selber, und die ersten Anfänge der Aichung waren mit einem Male geschaffen.

Ein solches Gefäß von einer Kubikelle Fassung, das mit Regen- oder reinem Flußwasser oder mit ungemischtem Weine angefüllt war, zeigte ferner bei gleichartiger Füllung stets dieselbe Schwere. Und damit war ein neuer Sieg errungen — es war die Grundeinheit für das Gewicht geschaffen, wie sie nicht schöner erdacht werden konnte.

Wie beim Längenmaß, der einfachen Elle, so brauchte man die Grundeinheiten des Hohlmaßes und des Gewichtes nur zu theilen, um eine ganze Reihe neuer Theilmaße zu gewinnen, welche bis zu dem kleinsten hin im Handel und Wandel des menschlichen Verkehrs ihren Zweck erfüllten.

Alle diese Wege, die ich soeben beschrieben habe, sind von den ältesten Kulturmenschen der Erde eingeschlagen worden, um Maß und Gewicht zu beherrschen, und wenn wir die Aegypter am Nil und die Babylonier am unteren Euphrat in erster Linie aus den übrigen Völkern hervorheben müssen, weil sie gleichsam mit der Elle in der Hand in die Geschichte eingetreten sind, so wollen wir mit gebotener Vorsicht es unentschieden lassen, welchen von den beiden der Vorzug gebührt, als die glücklichen Erfinder der Metrologie, der Maße und Gewichte gepriesen zu werden. Vielleicht auch, daß ein vorgeschichtliches Kulturvolk den ältesten Aegyptern und Babyloniern die metrologischen Errungenschaften eigenster Geistesarbeit als gemeinsames Erbtheil überlassen hatte! Sicher ist es, daß beiden Kulturvölkern dieselbe Gewichtsbestimmung und dasselbe Rechnungssystem eigen war, daß beide gemeinsam als die Väter des Pfundes zu betrachten sind, von dessen Geschichte ich meinen Lesern erzählen wollte, weil die Nachkommenschaft jenes ersten Pfundes mit allen Merkmalen des uralten Ursprunges sich durch die Jahrtausende hindurch bis zu unseren jungen Tagen erhalten hat und wahrscheinlich in der Erinnerung niemals aussterben wird.

Um nicht zu vergessen, was in die merkwürdige Lebensbeschreibung des Pfundes von seiner Geburt an wie eine Nothwendigkeit hineingehört, sei zunächst noch der Wage gedacht, ohne

deren Dasein die genauere Bestimmung der Schwere eines Gegenstandes, sei er flüssig, sei er trocken, wie eine Unmöglichkeit erscheint. Die erste Wage mag recht plump und unbeholfen gewesen sein, aber sie leistete immerhin ihre guten Dienste und vervollkommnete sich im Laufe der Zeiten je nach dem Stande der fortschreitenden Technik. Heißt sie in dem ältesten Aegyptisch einfach nur „die Trage“ und ist ihr Ursprung wirklich auf die hölzerne Trage auf dem Nacken eines Menschen zurückzuführen, der in zwei an Seilen befestigten Gefäßen je eine gleiche Gewichtsmenge trägt wie etwa ein Wasserträger seine beiden gleichschweren Wassereimer — so wandelte sich später der alte Name zu einem neuen um, dessen Grundbedeutung, bezeichnend genug, „Maßgeber“ ist. Die ältesten Gewichte, deren man sich beim Abwägen bediente, hatten die Gestalt eines rohen Steines, die jüngeren dagegen zeigen wohl abgekantete würfelförmige oder tonnenartige Formen oder nachgeahmte Thiergestalten aus Stein und Bronze, wie z. B. liegende Löwen, Stiere, Enten, oder nur den Kopf der aufgezählten Vierfüßer.

Mit der Erfindung der Wage, deren beide „Arme“ als die gleichen Hälften einer Gewichtseinheit erscheinen, war die Feststellung des Gewichtes eingeleitet. Durch fortgesetzte Versuche konnte man die Schwere eines Wasserwürfels mit der Kantenausdehnung von einer Elle oder von Theilen der Elle aufs genaueste bestimmen und nun auch rückwärts den verschiedenen Gehalt der Hohlmaße nach dem Wassergewichte feststellen. Das uralte Gesetz von der Wechselbeziehung zwischen Raum und Gewicht war damit begründet, andererseits zugleich die Gelegenheit geboten, zunächst mit Hilfe des Wassergewichtes die Gewichtsstücke selber von der kleinsten Einheit an bis zur größten hin zu normieren und weiterhin ebenso die Hohlmaße.

Der Wadersee bei Partenkirchen.
Nach einer Zeichnung von A. Brunner.

Es ist wunderbar, daß die Aegypter dem Wasser dasselbe specifische Gewicht zuertheilt haben, welches bei allen Gewichtsbestimmungen unserem von den Franzosen übernommenen metrischen System zu Grunde liegt. Jedermann weiß, daß diesem als Mustermaß der Meter zu Grunde liegt, d. h. der zehnmillionste Theil des Erdquadranten zwischen dem Nordpol und dem Aequator. Der Meter wird nach decimaler Eintheilung vervielfacht oder in kleinere Theile zerlegt. Als Körpermaß gilt der Liter oder ein Hohlraum in Würfelform, dessen Kanten dem zehnten Theile des Meters in der Länge entsprechen. Mit Wasser auf dem Punkte seiner größten Dichtigkeit angefüllt, dient der Liter zur Schöpfung der eigentlichen Gewichtsnorm, des Kilogramms.

Wie haben nun die Aegypter Maß und Gewicht des Näheren in Beziehung zu einander gesetzt?

Ihre „königliche“ Elle maß 527 Millimeter, und das Wassergewicht des mit Hilfe dieser Längenausdehnung hergestellten Würfels betrug nicht weniger als 145½ Kilogramm. Die durchgeführte Theilung führte zu der kleinsten Einheit für den Hohlraum von nahe einem halben Liter (genau 0,455 Liter) mit einem Wassergewicht von 455 Gramm. Dieses Hohlmaß erhielt unter dem Namen „Hin“ die allgemeine Bedeutung unseres Liters und das damit verbundene Wassergewicht die unseres Pfundes. Auf das Grundmaß des Hin wurden die verschiedenen Hohlmaße nach ihrer Fassung geaicht, wie das erhaltene Gefäße mit Aufschriften durch ihren mit wissenschaftlicher Sorgfalt nachgemessenen Inhalt beweisen.

Man theilte weiter das Pfund in 50 gleiche Theile oder Lothe und erhielt als kleinste Einheit ein Gewicht von 9,09 Gramm, dessen Schwere durch aufgefundene und mit Zahleninschriften versehene Gewichtsstücke gleichfalls verbürgt ist. Das Sechzigfache des Pfundes mit dem Gewicht von etwas über 27 Kilogramm vertrat die Stelle unseres Centners und entsprach dem Ausdruck „Talent“ bei den alten Griechen.

Mit diesem ganzen Vorgehen hatte das Pfund, nach dem Wassergewicht bestimmt, seinen ersten Geburtstag gefeiert und Handel und Wandel hatten das Mittel gefunden, nach Maß und Gewicht die flüssige und trockene Ware abzuschätzen.

Nachdem die uralte Weise, im Verkehrsleben eine Ware gegen eine als gleichwerthig betrachtete andere auszutauschen, dem Bedürfniß nicht mehr Genüge leistete, trat damit eine plötzliche Wandlung ein, die mindestens schon an der Wende des 3. Jahrtausends vor Christus stattfand. Die Metalle Gold, Silber und Kupfer wurden je nach dem Gewicht und ihrem Werthverhältniß zu einander als Werthmesser ausgenutzt. Dabei mußten staatlich gesetzliche Bestimmungen den Werth der einzelnen Stücke regeln, damit man sich ihrer als allgemein gültigen Zahlungsmittels bedienen konnte.

Das neu geschaffene Geldgewicht beruhte seiner Gewichtsbestimmung nach auf dem Gewichte des Wassers in einem geaichten Hohlraum. Stellt man sich in einem solchen statt des Wassers eine Füllung von Metallen, z. B. Gold oder Silber, vor, so würde je nach dem spezifischen Gewicht derselben ihre Schwere in einem eigenthümlichen Gegensatz zu dem des Wassers gestanden haben. Beispielsweise würde Gold das Wassergewicht des bezüglichen Hohlraumes um das Sechzehn- bis Neunzehnfache, Silber um das Zehn- bis Zwölffache übertroffen haben. Ein Ausgleich zwischen dem Wassergewicht und seinem dazu gehörigen Hohlraum und den Metallgewichten nebst ihren bezüglichen, immerhin aber von den Grundmaßen des Wassers abgeleiteten Hohlräumen war daher selbstverständlich geboten. Der Ausweg, um das Mißverhältniß zu heben und besonders dem Kleinverkehr praktische Dienste zu leisten, war ebenso einfach als natürlich. Wog der normale Hohlraum, welcher ein Loth Wasser in sich faßte, nach den Vermessungen 9,09 Gramm, so würde beispielsweise das Goldgewicht

Digitized by Google

in demſelben Raume eine Schwere von 163,7 Gramm beſeſſen haben, für den Kleinhandel alſo wenig brauchbar geweſen ſein. Man zog es aus dieſem Grunde vor, den zehnten Theil dieſes Gewichtes, d. h. 16,37 Gramm, als Normalgewicht für das Gold anzuſetzen, das ſogar von den Hebräern unter dem bekannten Namen des Sekel entlehnt wurde. Aus dem Fünfzigfachen des Goldlothes oder Goldſekel ſchuf man ein „ſchweres“ Goldpfund von 818,6 Gramm Gewicht, deſſen Hälfte — 409,3 Gramm — als das „leichte Pfund“ bezeichnet wird. In gleicher Weiſe verfuhr man mit dem Silbergewicht.

Auf den Straßen des Verkehrs in den älteſten Kulturländern der Welt begann dann das Pfund nach ſeinen verſchiedenen Werthen die langen Wanderungen anzutreten, und am Nil wie an den Ufern des Euphrat und in Vorderaſien bis zum Mittelmeer hin fand es überall ſeinen Eingang. Und als man nach dem 7. Jahrhundert vor Chriſti Geburt wirkliches Geld zu münzen begann, war es das Pfund oder, wie man es mit ſeinem ſemitiſchen Namen bezeichnete, die Mine mit ihren Theilſtücken, welche die Grundlage der geſammten Geldprägung bildete. Die Wiſſenſchaft der antiken Numismatik kann dieſer Grundlage nicht mehr entbehren, und die modernen Meiſter und Lehrer derſelben gehen ſelbſt bei der Betrachtung der griechiſchen und römiſchen Münzverhältniſſe von dem ägyptiſch-babyloniſchen Pfunde aus, wobei die Längen- und Hohlmaße nach derſelben uralten Quelle ſelbſtverſtändlich nie aus den Augen verloren werden.

Im Verlaufe der Jahrhunderte wanderte das Pfund von den Rändern des Mittelmeeres nordwärts von Land zu Land, von Ort zu Ort, und fand allenthalben unter den europäiſchen Völkern willige Aufnahme; und iſt es auch in den Kulturſtaaten jetzt mit wenigen Ausnahmen durch das metriſche Syſtem verdrängt worden, ja droht es in Zukunft von dem Schauplatz ſeiner Herrſchaft ganz und gar zu verſchwinden — die Erinnerung daran hat ſich gewohnheitsmäßig beim Volke bis in unſere Tage hinein erhalten, und erſt dem jungen Geſchlecht wird es vielleicht gelingen, es aus ſeinen Berechnungen zu ſtreichen.

Die Wanderungen des Pfundes laſſen ſich geſchichtlich verfolgen, und wenn ſich auch niemand bisher der Arbeit unterzogen hat, ſeinen Spuren genau nachzugehen, ſo läßt ſich doch der Nachweis führen, wie trotz kleiner Veränderungen an dem urſprünglichen Gewicht ſeine uralte Grundform überall wieder hervortritt.

Wenn man in Wien das Pfund Chokolade zu 490 Gramm anſetzt, in Augsburg das Pfund Frohngewicht auf 490,87 Gramm abſchätzt, in Holland ein ſogenanntes Troy-Pfund zu 492,17 Gramm, in Brüſſel ein ſchweres zu 492,15 Gramm, in Lüttich ein Pfund zu 492 Gramm (für Gold und Silber) rechnet, ſo weiſen dieſe Zahlen wie mit dem Finger auf das uralte leichte Pfund oder die leichte Mine von 491,16 Gramm hin, und es iſt mehr als nur wahrſcheinlich, daß die europäiſchen Pfundgewichte von kleinerer oder größerer Schwere, wie das Pariſer zu 489,5, das hannöveriſche zu 489,63, das Baſeler zu 493,24 Gramm u. a. m., ihren Urſprung demſelben alten Grundgewicht der Mine zu danken haben.

Dieſes für das allgemeine Gewicht in Babylon und in Aegypten erfundene Minenpfund war aber ſo entſtanden, daß man es nicht aus dem Fünfzigfachen, wie beim Golde, ſondern aus dem Sechzigfachen des leichten Goldſekels von 8,186 Gramm nach genaueſtem Gewicht herſtellte; 60 × 8,186 Gramm ergiebt das angeführte Gewicht von 491,16 Gramm. Von dieſem Sachverhalt hatten die Leute in Oeſterreich, Bayern, Belgien und Holland wohl kaum eine Ahnung, als ſie dem uralten Pfunde die gaſtliche Thür öffneten und es zum Eintritt in ihre Städte einluden. Wenn in Italien die Stadt Mailand ſich eines „leichten“ Pfundes von 326,79 Gramm bedient, was ganz verſchieden von der eben erwähnten Grundlage zu ſein ſcheint, ſo führt auch dieſe Zahl zu einem bekannten antiken Gewicht hinüber und der Zuſammenhang mit dem Pfunde von 491,16 Gramm tritt offenkundig zu Tage. Das Doppelte nämlich dieſer leichten Mine beträgt 982,32 Gramm und bildete die ſogenannte babyloniſche ſchwere Gewichtsmine; als deren Drittel mit dem Gewicht von 327,45 Gramm iſt das altrömiſche Pfund oder die Libra den Metrologen vollkommen bekannt. Vom alten Rom bis zum heutigen Mailand iſt ein langer zeitlicher Weg, aber dennoch hat das Pfund auf ſeiner Wanderung nach Mailand nur eine winzige Kleinigkeit eingebüßt.

Die Mine des Waſſergewichtes oder das Gewicht eines mit Waſſer angefüllten Hin-Maßes, des Liters der alten Aegypter, wog 455 (genauer 454,79) Gramm. Das engliſche „Avoir-du-poids-Pfund“ mit ſeinem Gewicht von 453,59 Gramm hat dieſe alte Mine verewigt, während in dem St. Petersburger Pfunde von 409,51 Gramm Schwere ſich das Gewicht der Mine des leichten Goldtalentes, 409,3 Gramm, mit erſtaunlicher Genauigkeit erhalten hat, ohne daß wir ſagen können, wann und unter welchen Umſtänden die letztere nach dem Ufer der Newa gewandert iſt.

Fällt es weniger auf, daß das alte Berliner Pfund von 467,71 Gramm Gewicht, nur mit Unterſchieden in Gramm-Bruchtheilen, in den ehemaligen Pfundgewichten mehrerer deutſcher Städte wie Gera (467,21), Leipzig (467,27), Gotha (467,70), Kaſſel (467,81) und Frankfurt am Main (467,91) wiederkehrt, ſo iſt ſchon ſchwieriger, ſeinen Zuſammenhang mit dem Pfundſtück von Baſel (467,71), Brüſſel (467,67) und Lüttich (467,09) zu erfaſſen und auf geſchichtlichem Wege zu begründen. In Fällen wie in dem vorliegenden empfiehlt es ſich, die aufklärende Macht des altägyptiſchen Lothes oder der Fünfzigſtelmine von 9,09 Gramm zu erproben, die ſämmtliche antike Gewichte beherrſcht und ſich bis zu den von ihnen abgeleiteten modernen ausdehnt. Mit Hilfe dieſer Gewichtseinheit läßt ſich das Berliner Gewicht von 467,71 Gramm auf die um etwa 12 Gramm erhöhte alte Mine von 454,79 oder rund 455 Gramm zurückführen, läßt ſich alſo eine Vergrößerung des Urlothes von 9,09 Gramm auf 9,35 Gramm erkennen. Daß darin kein bloßes Spiel des Zufalls verborgen liegt, dafür treten ähnliche Vorgänge im Alterthum zum Beweiſe ein. Wer ſich genauer mit dem Studium des babyloniſch-aſiatiſchen Gewichts- und Geldweſens beſchäftigt hat, kommt ſehr bald zu der Erkenntniß, daß z. B. in der Mitte des erſten Jahrtauſends v. Chr. eine prozentmäßige Erhöhung der älteren Gewichte ſtattfand. Hatte beiſpielsweiſe die ältere Gewichtsmine oder, nach unſerer Weiſe zu reden, das alte Pfund eine Schwere von 491,16 Gramm, ſo entſtand ſpäter daraus das ſogenannte „königliche“ Pfund mit dem erhöhten Gewicht von 511,6 Gramm, das in ſeiner jüngſten Geſtalt in dem alten Pfunde von Nürnberg zu 510, in dem Pfunde von Fulda zu 509,97 und in dem Prager zu 514,39 Gramm wiederkehrt.

In Bayern war es vor allen übrigen Orten die Stadt Nürnberg, welche auf dem Wege über die Alpen die antiken Gewichte an ſich gezogen hatte. Es iſt bekannt, daß das Nürnberger Medizinalgewicht mit ſeinem Pfunde von 357,83 Gramm ſich über einen großen Theil des nördlichen Europa verbreitete, ohne ſeinen uralten Urſprung bis jetzt verrathen zu haben. Es galt aber zunächſt in Nürnberg als dreiviertel Pfund Silbergewicht, das letztere beſaß ſomit als volles Pfund eine Schwere von 447 Gramm, die von der des altägyptiſchen Waſſerpfundes nur um etwa ſieben Gramm unterſchieden iſt. So ließen ſich die Beiſpiele erheblich vermehren, um den engen Zuſammenhang zwiſchen dem Alten und Neuen auch durch Pfundgewicht zu beſtätigen. Wie die Buchſtabenſchrift, ſo wanderte die antike Mine, die eigentliche Mutter unſeres modernen Pfundes, von den älteſten Kulturländern im Oſten nach den Ländern und zu den Völkern im Weſten und legte bis zur geprägten Münze hin den Grund zu den folgereichſten Errungenſchaften des Kulturlebens. Die Mine ſchlug ihr Reich an allen Stationen auf, wo der Menſch große Märkte und Mittelpunkte für den Handelsverkehr geſchaffen hatte und wo der fremde Kaufmann mit dem einheimiſchen den Warenaustauſch nach Maß und Gewicht vollzog. Daß ſich die Mine in ihrer modernen Geſtalt als Pfund Tauſende von Jahren hindurch als treue unzertrennliche Begleiterin des Kaufmanns bewährt hat, davon liefert ihr faſt unverändert gebliebenes Gewichtsſyſtem das beredteſte Zeugniß. Selbſt das moderne metriſche Syſtem hat ſie nicht ganz aus unſerer deutſchen Heimath verdrängen können. Ein halbes Kilogramm wird bekanntlich mit dem ehemaligen deutſchen Zollpfund von 500 Gramm zuſammengeſtellt, das ſich nur um kaum neun Gramm von dem alten Minenpfund unterſcheidet. Wie ein Phönix aus der Aſche des alten, ſo iſt die Hälfte des modernen Kilogrammes oder das deutſche Zollpfund aus der nach einem mehr als fünftauſendjährigen Daſein abſterbenden Mine der Vorzeit an das Licht der Neuzeit emporgeſtiegen, um nach wie vor der Menſchheit ſeine Dienſte zu leiſten. Und das iſt das Wunderbare, daß ſeine Wiege in der Sonnenſcheibe verborgen liegt.

Der Kloſterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortſetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

Als Gittli im Zimmer des Propſtes ſtand, hob ſie keinen Blick vom Boden und zitterte, als ſtünde ſie fröſtelnd im Schnee. Herr Heinrich faßte ſie bei der Hand, zog ſie an ſeine Seite und redete zu ihr mit herzlich tröſtenden Worten. Es ſei freilich ein ſchweres Unglück, das über den Wolfrat und die Seph' gekommen. Allein noch dürfe man ja die Hoffnung nicht verlieren; die Seph' werde ganz gewiß in guter Pflege wieder geneſen. Aber was ſolle inzwiſchen mit ihr ſelbſt geſchehen? Sie könne doch nicht allein im Leben bleiben. Im Klöſterlein auf dem Nonnberg ſei kein Platz mehr, und in der Bartholomäer Klauſe ſei ihr nach kirchlicher Satzung ſogar der Eintritt verboten.

„Und ſieh', mein Kind, da hab' ich nun dem Wolfrat in ſeiner Noth gelobt, daß ich ſorgen will für ſeine Leute. Für die Seph' hab' ich's ja ſchon gethan."

Ein dankbarer Blick traf ihn aus Gittlis Augen.

„Jetzt muß ich aber auch an Dich denken. Und ſchau, da wüßt' ich recht ein gutes Plätzchen für Dich, in Salzburg bei den Domfrauen!"

Gittli erbleichte vor Schreck.

„Nun, was meinſt Du?"

„Ich bitt' ſchön, Herr," ſtammelte ſie mit verſagender Stimme, „laſſet mich doch hier bleiben. Ich müßt' ja ſterben vor Angſt, wenn ich nicht alle Tag' hören thät', wie's der Schwäg'rin und dem Bruder geht!"

„Das wirſt Du hören, jawohl. Es gehen doch alle Tag' Schiffe und Karren vom Sudhaus weg nach Salzburg. Da ſchick' ich Dir täglich eine Botſchaft, ich verſprech' es Dir."

„Ich bitt', Herr, bitt', laſſet mich doch bleiben! Und wenn ich ſchon kein Heimath nimmer haben ſoll, ſchauet, ich thät' mich ja auch gern eindingen bei einem Bauer. Ich hab' freilich recht klebere Händ' und Arm', aber ich kann deswegen doch ſchaffen wie eine richtige Dirn'."

„So? Und was möchte Dein Bruder dazu ſagen? Er iſt ja doch kein Höriger, ſondern ein freier Mann. Soll er ſich jetzt in ſeiner Noth noch kümmern, weil ſeine Schweſter dienen muß?"

„Schaffen iſt doch keine Schand', Herr! Er hat doch auch geſchafft all ſeiner Lebtag'!" Und da kam ihr plötzlich ein Gedanke, den ſie in ſprudelnden Worten hervorſtürzte: „Herr! Und wenn es ſein müßt', aufs Almen thät' ich mich ſchon auch noch verſtehen, und vielleicht nimmt mich der Eggebauer auf ſeine Alm in die Röth' hinauf."

„In die Röth' hinauf?" wiederholte Herr Heinrich mit wehmüthigem Lächeln. „Nein, mein Kind, das iſt zu harte Arbeit für Dich. Und ſieh, ich habe einmal Deinem Bruder verſprochen, daß ich für Dich ſorgen will. Oder willſt Du mich zum Lügner machen? Oder hab' ich Dir ſchon ſo viel Böſes gethan, daß Du mir nicht vertrauen kannſt?"

Gittli verſtummte in rathloſer Qual.

„Gelt, nein? Und ſieh, wenn ich jetzt ſchon ſorge für Dich, will ich es ſo thun, daß es Dir zum Guten ausfällt, zu Deinem Glück! Ich bin Dir ja zu Dank verpflichtet. Du haſt ja für meinen Jäger ſoviel gethan . . ."

Da ſchlug ſie die Hände vors Geſicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Die Oberin wollte das Mädchen beruhigen. Herr Heinrich aber hielt ſie zurück. „Laſſet das Kind nur, es ſoll ſich ausweinen."

Die Stille beängſtigte Gittli; ſie hörte zu ſchluchzen auf und ließ die Hände in den Schoß ſinken.

„Schau, Gittli, wer Gutes gethan hat, der muß ſich auch den Dank gefallen laſſen. Wenn Du Dich wehrſt dagegen, da müßte der Haymo faſt glauben, daß Dich wieder reut, was Du für ihn gethan haſt."

Mit zuckenden Lippen und naſſen Augen blickte ſie zu Herrn Heinrich auf.

„Gelt, ja? Und nun wirſt Du mir auch folgen in allem?"

„Wenn es halt ſein muß," liſpelte ſie, „in Gottesnam'!"

„So iſt's recht, mein Dirnlein! Und jetzt ſei tapfer, Du gehſt einer freundlichen Zeit entgegen. Warte nur, bis ich Dich einmal beſuche, dann wirſt Du lachend auf mich zukommen. Und jetzt ſträube Dich auch nimmer und laß Dir die Kleider anlegen, die ich Dir geſchenkt habe!"

Mit verlorenem Blick vor ſich hinſtarrend, nickte ſie zu allem, was Herr Heinrich ſagte. Sie fand auch kein Wörtlein, als er ihr glückliche Reiſe wünſchte, und ließ ſich zur Thür hinausziehen, ohne recht zu wiſſen, daß es geſchah.

Sie waren ſchon auf der Straße, als die Oberin ſagte: „Warte hier ein Weilchen, ich habe Herrn Heinrich noch etwas zu fragen."

Gittli ſtand allein; die Knie zitterten ihr, daß ſie ſich kaum aufrecht zu halten vermochte; ſie mußte ſich auf den Eckſtein neben der Thür niederlaſſen. Da ſpürte ſie einen Puff an der Schulter. Erſchrocken blickte ſie auf . . . Walti ſtand vor ihr.

Mit beiden Händen faßte ſie ihn an der Bruſt. „Walti! Sag' mir! Wo iſt der Haymo?"

„Drin liegt er im Kloſter. Es geht ihm wieder ſchiecher ſeit geſtern. Was ſagſt, was das für Sachen ſind! Ganz ſchütteln thut's mich vor Grauſen, wenn ich dran denk'!"

„Walti! Ich thu' Dich bitten, führ' mich nur grad zu ihm!"

„Zum Haymo? Ja biſt denn närriſch? Ins Kloſter darf doch keine Dirn' hinein."

„Aber ich muß, ich muß zu ihm!"

Walti zog die Brauen in die Höhe und ſchob den Hut in die Stirn. Das that er immer, wenn er ſchwer zu denken hatte. Dann blickte er ſich forſchend um und flüſterte: „Seine Stub' geht in den Garten hinaus, und das Fenſter iſt gar nicht hoch. Aber . . . kannſt denn über die Mauer kraxeln?"

„Und wenn ſie ſo hoch wär' wie der Watzmann," ſtammelte ſie, „ich müßt' hinüber!"

„So komm'!"

Sie huſchten um die Ecke und ſchlüpften durch das Gebüſch zur Kloſtermauer. Zwiſchen wirrem Gezweig kletterte Walti in die Höhe, ſetzte ſich rittlings auf die Zinnen der Mauer und half dem Mädchen mit beiden Händen empor. Von oben ſprangen ſie in den Garten hinunter. Walti ſpähte durch das offene Fenſter. „Er iſt ganz alleinig!" flüſterte er, ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung und zog das Mädchen nach.

Es war eine freundlich eingerichtete Zelle, in welcher Haymo auf einem mit Wildſchuren überdeckten Lager ruhte.

Als der Jäger das Mädchen erblickte, hob er ſich erſchrocken auf und ſtarrte Gittli an, als könnte er ſeinen Augen nicht trauen.

„Ich geh' an die Thür und paß auf, ob keiner kommt," lichterte Walti und huſchte zur Zelle hinaus.

Als Gittlis Augen dem Blick des Jägers begegneten, war es wieder zu Ende mit all' ihrem Muth. Mit zitternder Hand ſtrich ſie ſich über die Stirn. Weshalb nur war ſie denn eigentlich hierher gekommen?

„Ja Gittli, biſt Du's denn wirklich?" ſtotterte Haymo. „So ſag' mir doch um Herrgottswillen, was iſt Dir eingefallen? Haſt ja den Kloſterbann gebrochen! Schau, in mir drin iſt alles völlig kalt vor lauter Angſt. Wenn einer käm' und thät' Dich finden, ſie thäten Dich ausweiſen aus dem Kloſterland'."

„Ich muß ja eh' fort!" liſpelte ſie mit geſenkten Augen.

Haymo ſchwieg und ſeufzte tief.

„Weißt Du's vielleicht ſchon?" fragte ſie und blickte zögernd auf.

Er nickte langſam vor ſich hin. „Vor einer Weil' iſt Herr Heinrich dageweſen und hat mir's geſagt."

Mit einem raſchen Schritt trat ſie auf Haymos Lager zu. Ihre Hände ballten ſich, ihre Lippen wurden ſchmal, und ein heiß funkelnder Blick erwachte in ihren Augen. „Ich will aber nicht fort, weil . . . weil ich bleiben möcht', Haymo . . . bleiben . . ."

Seine Hände zitterten; er wagte nicht aufzuſchauen.

Sie beugte ſich flüſternd zu ſeinem Ohr. „Was meinſt? Wenn ich davonlaufen thät', jetzt gleich, und thät' mich verſtecken, daß mich keiner mehr findet . . . und . . . und Dir allein thät' ich's ſagen, wo ich bin!"

Da griff er haſtig nach ihren Händen und ſtammelte ihren Namen. Dann aber wieder ſchüttelte er den Kopf und athmete

Eine Dep

Nach einem Gemälde

Digitized by Google

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

ntation.

von O. Erdmann.

Digitized by Google

schwer. „Sie thäten Dich doch allweil wieder finden. Und ... Herr Heinrich hat ja gesagt, daß es Dein Glück sein wird ... Dein Glück! Da thät' ich mir doch lieber die Zung' abbeißen, als daß ich eine Widerred' hätt', und gar jetzt, wo ich durch meine Unsinnigkeit das Unglück über Deinen Bruder gebracht hab'!"

„Du? Ueber ihn?" flog es mit bebenden Lauten von ihren Lippen. „Es ist halt gekommen, wie es hat kommen müssen. Wenn ich Du gewesen wär', ich hätt' das arme Hundl auch nicht im Stich gelassen ... und wenn ich der Wolfrat gewesen wär', ich hätt' auch zugegriffen und den Bär' gepackt, wenn er mich gleich zerrissen hätt' in lauter Stückl."

Haymos Augen blitzten, als das Mädchen so vor ihm stand mit funkelndem Blick, die Fäuste vorgestreckt, die Lippen halb offen, daß man die übereinander gepreßten Zähne sah. „Gittli!" stammelte er, und ein Wort, welches heiß und gewaltsam empordrängte aus seinem Herzen, kämpfte gegen den erlöschenden Willen, der es unterdrücken wollte. Da stürzte Walti in die Stube. „Dirn', mach, daß Du weiter kommst! Der Frater Küchenmeister hatschet den Gang herauf ... gleich wird er da sein!"

Bleich und zitternd stand das Mädchen, nach Athem und Worten ringend. „Ich ... ja ... ich geh' ja schon ... aber sag' mir, Haymo, sag' ... schau, oder ich kann nicht gehen ... sag', Haymo, bist mir noch allweil barb?"

„Ich? Barb sein? Dir?" stotterte er. „Ja wie kannst denn auf so was denken?"

Da lachte sie in Thränen und von dem Buben fortgerissen, schwang sie sich auf die Fensterbrüstung. „Behüt' Dich Gott, Haymoli!" stammelte sie. Er streckte die Arme nach ihr, sie zögerte ... aber Walti versetzte ihr einen Puff, daß sie wankte und springen mußte. Draußen klang noch die flüsternde Stimme des Buben, ein Rascheln im Gebüsch — und alles war stille.

Haymos Augen hingen am leeren Fenster. „Jetzt seh' ich sie nimmer ... nimmer ... nimmer ..." Schluchzend fiel er zurück und schlug die Arme über das Gesicht.

Die Thür begann zu zittern unter den schweren Tritten, die sich näherten. Haymo biß die Lippen übereinander und trocknete die Augen.

Der Frater Küchenmeister kam, um seinem jungen Freunde den ersten Krankenbesuch abzustatten. Als er sich auf den Rand des Bettes niederließ, krachten die Bretter in allen Fugen. Er begann fröhlich zu plaudern, rühmte die göttliche Vorsehung, welche alles Böse für Haymo zum guten gewendet habe, und jammerte über das schlimme Aussehen des Jägers, über seine Blässe und den matten Blick seiner Augen. „Aber warte nur," sagte er, „ich will Dich schon wieder herausfüttern wie ein Hühnl, das den Zipf gehabt hat. Ja, und daß ich nicht vergesse ... ‚Vergelt's Gott!' will ich Dir auch sagen. Der Knecht, der heut' mit dem Saumpferd gekommen ist, hat mir die Nießwurzen gebracht. Da hast mir schon die schönsten ausgesucht! Hast Du sie aber auch zur guten Zeit gegraben? Hat die Schneeros' auch schon völlig verblüht gehabt?"

Ein Zittern ging über Haymos blasse Wangen. „Ja, Frater ... die Schneeros' hat ausgeblüht ... für mich!" Da war seine Kraft zu Ende. Laut schluchzend warf er sich gegen die Wand, so daß der Frater erschrocken aufsprang. — —

Gittli hatte den Platz vor dem Thor der Klostervogtei gerade erreicht, als die Oberin zurückkam, von Herrn Heinrich begleitet. Der machte verwunderte Augen, als er das Mädchen gewahrte. „Ich hab's ja doch gewußt!" flüsterte die Oberin. Er nickte dem Mädchen einen freundlichen Gruß zu und trat in das Thor zurück.

„Denke nur, Dirnlein," lächelte die Oberin, „Herr Heinrich hat mich gescholten, um Deinetwillen, weil ich Dich allein ließ. Er glaubte wahrhaftig, Du würdest davonlaufen."

Ein müdes Lächeln huschte über Gittlis Lippen, und von der Mauerecke her ließ sich ein Kichern hören. Die Oberin blickte sich um, aber Waltis Nase war schon hinter der Mauer verschwunden.

Als Gittli das Klösterlein erreicht hatte, ließ sie alles mit sich geschehen, stumm und geduldig wie ein Lamm, das geschoren wird. Die neuen Kleider, die man ihr anlegte, weckten keinen hellen Blick in ihren Augen, kein Wörtlein der Ueberraschung auf ihren Lippen. Sie schämte sich wohl, als sie das lange, blaue Gewand nach der Sitte der Zeit bis über die Schultern ausgeschnitten sah; aber sie sagte nichts, denn sie bekam ja auch gleich ein weißes, bis zu den Ellbogen reichendes Mäntelein um den Hals. Ein Gürtel aus weißem Leder umspannte die schlanke Hüfte. Um die Stirn und das offene Haar wurde ein blaues Band geknüpft. Als sie aber nun die gelben Schuhe mit den scharfgespitzten, spannenlangen Schnäbeln an den Füßchen hatte, schaute sie doch mit scheuen Augen an sich hinunter.

Die Oberin und die beiden dienenden Schwestern lachten hell auf, als Gittli so hilflos stand, mit seitwärts gestreckten Armen, als wage sie das Kleid nicht zu berühren; sie zitterte und getraute sich keinen Schritt mehr zu thun, denn wenn sie auftrat, so knickten die unheimlichen Schnäbel gleich spitzigen Dolchen in die Höhe. Und je lauter die anderen lachten, desto näher kam ihr das Weinen. Plötzlich stürzte sie der Thür zu, und als sie dieselbe verschlossen fand, sank sie schluchzend zu Boden.

Man hob sie auf, man schalt und tröstete, man säuberte das verstaubte Kleid, und dann wurde sie zu Sepha hinüber geführt, damit sie von der Schwäherin und dem Büblein Abschied nehmen möchte.

Vor der Mauer des Klösterleins wartete eine Sänfte, welche zwischen gegabelten Stangen von zwei Maulthieren getragen wurde. Man mußte Gittli hineinheben; aus freien Stücken wäre sie nimmer eingestiegen. Die Oberin setzte sich zu ihr. Zwei Knechte führten die Maulthiere, und ein dritter, der gewaffnet war, ritt neben her. Die Leute auf der Straße blieben stehen, als sie die Sänfte kommen sahen, und guckten neugierig hinein; aber niemand erkannte die Schwester des Sudmanns; ihr schmales, blasses Gesichtchen verschwand fast in der weißen, über dem Scheitel steif aufgeschnäbelten Haube, die man ihr für die Reise aufgesetzt hatte.

Da gingen zwei Dirnen vorüber; eine brennende Röthe flog über Gittlis Wangen: die beiden Dirnen, das waren die Zenza und eine Magd des Eggebauern.

„Du, da schau," flüsterte die Magd, „was ist denn das für ein Fräulen?"

„Ich kenn's nicht," sagte Zenza, in die Sänfte spähend, „es muß ein Fremdes sein."

Die Sänfte war vorüber; wie ein Schwindel fiel es über Gittli, alles wirbelte vor ihr. Die Häuschen an der Straße, das Sudhaus, dem sie sich näherten, die rauschende Albe mit Ufer und Bäumen, der Berg mit dem Kloster, alles, alles versank vor ihrem Blick ... und mit einmal war ihr, als sehe sie nichts anderes mehr denn eine weite weite sonnige Alm: grasend, mit läutenden Glocken ziehen die Kühe, und in der Sennhütte singt eine Mädchenstimme; da kommt vom Bergwald ein Jäger über das Almfeld hergegangen, vor der Hütte steht er still, lehnt das Griesbeil an die Blockwand und stößt die genagelten Schuhe gegen die Schwelle; die singende Stimme verstummt, der Jäger aber fragt: „Darf man einkehren, Sennerin?" Aus der Hütte klingt die lachende Stimme der Zenza: „Freilich, freilich, Haymo, komm' nur herein!" ...

Die Frau Oberin in der Sänfte war erschrocken aus ihren Gedanken erwacht, denn das Mädchen an ihrer Seite hatte sich mit gellendem Schrei die weiße Haube vom Kopf gerissen, war aufgesprungen und wollte sich aus der Sänfte stürzen.

„Aber Kind! Kind!" stammelte die Oberin, Gittli mit beiden Armen umschlingend. Der gewaffnete Knecht kam herbei gesprengt ... mit starren Augen blickte Gittli zu ihm auf, dann fiel sie in die Polster zurück und schluchzte und drückte die Fäuste auf die Brust, als wäre ihr das Herz zersprungen.

Ein paar Leute waren zusammengelaufen, aber die Knechte trieben die Maulthiere an, und immer rascher, immer weiter schwankte die Sänfte.

23.

Am anderen Morgen wandelte Herr Heinrich zu früher Stunde im Garten auf und nieder. Was war in diesen wenigen sonnigen Tagen alles gewachsen und erblüht! Alle Bäume und Sträucher standen in vollem Grün, und jeder Windhauch war gewürzt mit den süßen Düften der jungen Blumen.

Frater Severin arbeitete an einem kahlen Beet. Er stand, um sich das Bücken zu erleichtern, mit weit gespreizten Füßen

und blies mit vollen Backen den Athem aus; dicke Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn.

„Guten Morgen, Bruder!“ grüßte Herr Heinrich.

„Guten Morgen, Reverendissime!“ Frater Severin richtete sich auf und drückte, eine schmerzliche Miene ziehend, die Faust in den Rücken.

„Heute hält's wieder schwer mit dem Bücken, gelt? Hab' schon gehört! Gestern hat es wieder unchristlich lange gedauert im Kellerstüblein!“

„Nicht durch meine Schuld!“ stotterte der Frater. „Aber der Vogt hat gestern gar nicht weichen wollen!“

„Haben ihn denn die Knechte der Frau Cäcilia nicht geholt?“

„Wohl wohl, Herr, aber er ist nicht gegangen, er hat ihnen ein Pergament mit heim gegeben und ist hocken geblieben.“

„Und da habt Ihr ihm Gesellschaft leisten müssen?“

Frater Severin machte ein ehrerbietiges Gesicht. „Er ist der Vogt, Herr! Wer seiner Würde nicht achtet, beleidigt das Kloster.“

„Natürlich! Nur immer eine gute Ausrede! Ich werde dieser Höflichkeit einen Riegel vorschieben müssen! . . . Aber sag', was machst Du da?“

Der Frater athmete auf, als er das heikle Thema beendet sah. Eilfertig gab er zur Antwort: „Die Nießwurz reiß' ich aus.“

„Die Nießwurz? Wie kam sie in den Garten?“

„Ich hab' gemeint, ich könnt' ein Beet mit Schneerosen anlegen, und da hab' ich vergangenes Jahr im Frühling ein paar Dutzend Wurzen mit heruntergenommen von der Röth', hab' sie hier eingelegt und hab' gethan, was ich nur allweil gemeint hab', daß es gut wär'. Aber nicht eine einzige hat getrieben im Winter, und wie ich jetzt nachschau', da sind' ich, daß alle Wurzen vertrocknet sind. Schaurt nur!“ Er nahm eine der ausgerissenen Wurzeln, brach sie entzwei und zeigte dem Propst das dürre Gewebe. „Kein Tröpferl Saft mehr! Eine Schneerosʼ laßt sich halt nicht verpflanzen. Die will Felsen, Bergsturm' und Lahnen. Die Thalluft und der feine Boden thun ihr nicht gut! Da kann einer machen, was er will . . . eine Schneerosʼ laßt sich halt nicht verpflanzen.“ Er warf die dürren Strünke von sich. „Schad' um die Wurzen! Droben hätten sie geblüht!“

Herr Heinrich nickte sinnend vor sich hin; seine Blicke folgten der Straße im Thal, die über Schellenberg hinaus führte gegen Salzburg, und wortlos schritt er weiter.

Als er eine Weile später sein Gemach betrat, hörte er von der Vogtstube her das alte, polternde Gewitter. Er ging den grollenden Lauten nach, und als er die Thür öffnete, beförderte Herr Schluttemann soeben unter einem ganzen Hagelwetter von dröhnenden Scheltworten einen Zinsbauern zur Stube hinaus. Da der Vogt den Propst gewahrte, wurde er verlegen.

„Das also ist die Wirkung des Urtheils?“ fragte Herr Heinrich.

Herr Schluttemann stotterte ein paar Worte und kraute sich hinter den Ohren.

„Man sagte mir doch, daß Ihr gestern Eurer Hausfrau das Urtheil gesendet habt?“

„Das hab' ich freilich gethan, Reverendissime!“ gab der Vogt kleinlaut zur Antwort.

„Nun, und was sagte sie, als Ihr nach Hause kamt?“

„Nichts!“

„Und heute früh?“

„Auch nichts! Aber“ — Herrn Schluttemanns Nase begann zu brennen — „aber das Urtheil hat sie mir um den Kopf gehauen! Was sagt Ihr, Reverendissime? Eine solche Mißachtung des . . . des Gesetzes!“

Herr Heinrich verwand das Lächeln. „Das muß geahndet werden! Bringet mir das Urtheil, ich will ihm Wirkung verschaffen.“

In heimlicher Schadenfreude rieb sich Herr Schluttemann die Hände, als der Propst die Stube verließ.

Eine Stunde später stieg Herr Heinrich zu Pferd, um nach dem See zu reiten. Als er den Hag des Eggehofes erreichte, sah er Jenza beim Bienenhäuschen stehen. Er rief das Mädchen.

„Bist Du die Tochter des Bauern?“

„Wohl wohl, Herr!“ sagte sie, mit trotzig finsteren Augen zu ihm aufblickend.

„Ist Dein Vater daheim?“

„Wohl wohl, Herr!“

„So ruf' mir Deinen Vater, ich habe mit ihm zu reden!“

Jenza ging davon. Der Eggebauer erschrak nicht wenig, als das Mädchen mit dieser Botschaft kam; er saß gerade in Hemdärmeln am Tisch und löffelte die Morgensuppe. In der schreckhaften Eile warf er den Napf um, fuhr in den verkehrten Rockärmel und rannte sich den Ellbogen an den Thürpfosten. Keuchend lief er um das Haus herum, aber je näher er dem Propste kam, desto langsamer wurde sein Gang, desto scheuer sein Blick.

„Grüß' Gott, Eggebauer!“

Der Bauer rührte nur die Lippen und zog das Käpplein.

„Ich höre, Dein Weib war krank, wie geht es jetzt?“

„Es macht sich, Herr, wohl wohl!“ seufzte der Bauer und strich mit der Hand über das Haar. „Der Bader meint, sie könnt' in acht Tagen schon wieder aufstehen.“

„So, so! Das hör' ich aber gern! Ja, ja, Eggebauer, Du mußt halt gut angeschrieben stehen beim lieben Herrgott. Schau' nur, Dir schickt er Freude und Genesung ins Haus und Deinem Nachbar, dem armen Sudmann, hat er Noth und Tod geschickt.“

Der Eggebauer schlotterte an Händen und Füßen.

„Nun? Du fragst gar nicht, wie es dem Wolfrat geht? Ich höre doch, Du wärest allweil sein bester Freund gewesen? Hast ihm ja doch am Osterſonntag erst das Lehent geliehen?“

„Wohl wohl, Herr, ja, das Lehent, ja, das hab' ich ihm schon geliehen, weil . . . weil er halt gar so ein armer Hascher ist!“ stotterte der Bauer. „Wohl wohl . . . und . . . freilich, Herr, freilich möcht' ich fragen, wie's ihm geht, dem Wolfrat?“

„Schlecht, Eggebauer, schlecht! Der Arme geht seinem letzten Stündlein entgegen.“

Der Bauer athmete auf; denn einer, der vor dem letzten Schnaufer steht, so dachte er, der redet nimmer!

Herr Heinrich blickte auf den Sattelknauf und schüttelte nachdenklich den Kopf. „Was mag der Wolfrat nur gethan haben, daß Gott eine so schwere Straf' über ihn schickt? Er war doch allweil ein braver, redlicher Mensch. Wenn er was Uebles gethan hat . . .“ Herr Heinrich blickte auf, „da muß ihn völlig ein anderer verhetzt haben! Meinst nicht auch, Bauer?“

„Wohl wohl, Herr . . . allweil . . . ist er ein braver Mensch gewesen . . . der Wolfrat . . . allweil . . .“ Dem Eggebauer trat der kalte Schweiß auf die Stirn.

„Gelt, ja! Wenn ich nur den herausfinden könnt', der den Wolfrat auf dem Gewissen hat . . . dem wollt' ich aber warm machen.“ Das Pferd bäumte sich, denn Herr Heinrich hatte den Zügel gar unsanft angezogen.

Erschrocken trat der Bauer zurück und fuhr sich mit dem Arm über die Stirn.

„Was hast denn, Eggebauer?“ fragte der Propst.

„Schwül, Herr . . . schwül ist mir . . . ich mein', die Sonn' wird heut' noch richtig brennen.“

„So? Meinst?“ Herrn Heinrichs Augen blickten hinüber nach dem benachbarten Gehöft. „Das ist ja das Haus des Sudmanns, gelt?“

„Wohl wohl, Herr!“

„Jetzt liegt der arme Mensch verblutend in der Klause, und sein krankes Weib liegt droben bei den frommen Schwestern . . . ja wer behütet denn jetzt das Leben? Wer schaut denn auf Gras und Klee? Wer sorgt denn für die Hennen, für die Bienen und für die Geißen?“

„Das könnt' ja ich besorgen,“ fiel der Bauer mit hastigen stolternden Worten ein. „Ich hab' ja Leut' genug im Haus!“

„Brav, Eggebauer! Das will ich dem Wolfrat gleich erzählen, wenn ich in die Klause komm'.“

„Ja, Herr, ja . . . saget ihm nur, was ich ihm für ein guter Freund bin,“ sprudelte es über die bleichen Lippen des Bauern. „Und . . . schauet, Herr . . . weil sich die armen Leut' halt gar so fretten müssen . . . ja . . . da hab' ich schon oft so gemeint . . . man könnt' ja auch an das Häusl einen Stall anbauen . . . und . . . und ich könnt' ihm eine Kuh hinüber stellen! Und ich thu's auch, meiner Seel'. Ja, Herr . . . und . . . und saget es ihm nur gleich, was ich alles für ihn thu'.“

„Der Wolfrat wird freilich nimmer viel davon haben, aber doch sein armes Weib . . . und das wird dem Mann ein Trost sein in der letzten Stund'! Ja, Bauer, thu's nur . . . und damit Deine Kuh nicht einschichtig steht, stell' ich eine andere

dazu! Und weil es doch Klostergut ist, das Du verbesserst, so will ich auch mein Theil dazu geben. Das Holz, das Du nöthig hast zum Bau, kannst Du in meinen Wäldern schlagen, und das Eisenwerk, das Du brauchst, magst Du in der Klosterschmiede holen. So bleibt Dir nur die Arbeit zu leisten . . . und wenn Du schon grade daran bist, magst Du auch gleich das ganze Häuschen ein wenig nachbessern, neue Dielen legen, im Dach die Lücken schindeln . . . was halt nöthig ist. Gelt?"

„Wohl wohl, Herr! Und . . . und saget es ihm nur gleich, was ich alles für ihn thu'!"

„Das will ich ihm freilich sagen. Fang' nur gleich an zu schaffen . . . und alles fest und gut, Eggebauer! Gelt? Ich will schon nachschauen jede Woch'."

Lächelnd, doch ohne Gruß, ritt Herr Heinrich davon.

Es schien, als wäre dem Eggebauer schwindlig geworden, denn er griff mit beiden Armen in die Hecke. Mit starren Augen blickte er dem Propste nach, und als er ihn zwischen den Bäumen verschwinden sah, wischte er sich den Schweiß vom Gesicht, trocknete die nassen Hände an der Hüfte und murmelte: „Da hab' ich mir eine schöne Supp' eingebrockt! Jetzt friß, Bauer, friß!" (Fortsetzung folgt.)

Ulrich Schmidel, der älteste Geschichtschreiber Südamerikas.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt.

Von **Erdmann A. Schäfer.**

Im ausgehenden Mittelalter lebte in der dazumal freien deutschen Reichsstadt Straubing eine hochangesehene Patrizierfamilie, die den schlichten Namen Schmidel führte. Sie gehörte zu den ältesten Geschlechtern Bayerns und spielte seit dem Jahre 1364 in der Stadtgeschichte von Straubing eine hervorragende Rolle. Friedrich III. hatte sie geadelt und ihr ein Wappenschild verliehen, und verschiedene Mitglieder der Familie waren als Bürgermeister zur höchsten Würde gelangt, die ihre Vaterstadt zu vergeben hatte. Am weitesten aber scheint es Wolfgang Schmidel gebracht zu haben, der als Zeitgenosse von Luther und Kolumbus jene großen Tage miterlebte, mit denen die Geschichte der Welt die neue Zeit anheben läßt. Dreimal ist er Bürgermeister von Straubing gewesen und hat auch sonst verschiedene Aemter und Würden bekleidet. Als er im Jahre 1511 das Zeitliche segnete, hinterließ er drei Söhne: Friedrich, Thomas und Ulrich. Während die beiden älteren Brüder ihrem Vater nacheinander in Aemtern und Ehren folgten, blieb es dem jüngsten vorbehalten, durch seine Theilnahme an einer der denkwürdigsten Unternehmungen, die in jenem Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen ausgeführt wurde, den Namen seines Geschlechtes über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt und berühmt zu machen und durch die Schilderung seiner kühnen Reisezüge der erste Geschichtschreiber einer neuen Welt zu werden.

„Guten Morgen!"
Nach einem Gemälde von L. Wittich.

Jahr und Tag der Geburt Ulrich Schmidels konnten bis heute nicht mit unanfechtbarer Sicherheit festgestellt werden. Ebenso fehlen glaubwürdige Nachrichten über seine Jugendzeit. Seine charaktervolle Handschrift indessen, sowie einige seinem Reisebericht eingefügte litterarische Citate lassen vermuthen, daß er eine gute Schule besucht habe. Ein Regensburger Chronist nimmt an, daß sich Ulrich schon im Knabenalter nach Antwerpen begeben habe und in einem dortigen Kaufhaus thätig gewesen sei. So viel ist sicher, daß er an diesem Platze jenen Entschluß faßte, der für sein Leben von entscheidender Bedeutung werden sollte. Er mochte etwa 25 Jahre alt gewesen sein, als er sich „per mare (zur See) nach Cadiz in Hispaniam" begab, um an der großen Expedition theilzunehmen, welche von Pedro de Mendoza daselbst vorbereitet wurde. Bestehend aus „14 große schieff vonn aller munizion unnd notturfft woll geriest, die habenn wollen fharen nach Rio delle Platta inn Jndiam", verließ die stolze Flotte am 1. September 1534 den spanischen Hafen San Lucar. „2500 Spanier und 150 Hochteusche, Niederlennder unnd Sachsen, wol geriſt mit pixenn unnd gewertenn", waren die Bemannung, und dazu kamen noch 72 Pferde.

Das Wanderleben, welches mit diesem Augenblick für Schmidel anhob, seine zwanzigjährigen Kreuz- und Querzüge durch den größten Theil des südamerikanischen Festlandes bilden den Inhalt seines berühmten Reisewerkes, das im Jahre 1567 zu Frankfurt a. M. zum ersten Male gedruckt wurde und den Titel führte „Warhafftige unnd liebliche Beschreibung etlicher fürnemen Jndianischen Landtschafften und Jnsulen, die vormals in keiner Chronicken gedacht und erstlich in der Schiffart Ulrici Schmidts von Straubingen, mit großer gefahr erkündigt, und von jhm selber auffs fleißigst beschrieben und dargethan."

Nach einer mehrmonatigen, durch längeren Aufenthalt auf den kanarischen und kapverdischen Inseln unterbrochenen Seefahrt wurde die amerikanische Küste in der Nähe des heutigen Rio de Janeiro erreicht. Hier spielte sich das erste blutige Drama ab, welches das gesammte koloniale Leben Südamerikas kennzeichnet und einen Schlüssel abgiebt für die zahlreichen Räthsel der spanisch-amerikanischen Geschichte. Auf Befehl des kommandierenden Admirals nämlich wurde der Unterfeldherr Juan de Osorio „mit kolchen" getötet und mitten auf den Platz gelegt „für einen ferefer".

„Man hat im unrechts gethon," meint Schmidel, „das weiß Gott der almechtig, der sey ihme genedig; er ist ein fromer, aufrechter und dapferer Kriegsman gewest, hat die Kriegsleut nur woll gehalten."

Im Jahre 1535 ging die Flotte im Rio de la Plata vor

Digitized by Google

Anker, nachdem Juan Diaz de Solis dieſes mächtige Mündungsbecken kaum zwanzig Jahre zuvor entdeckt und ihm den Namen „mar dulce“, „Süßes Meer“, gegeben hatte. „Do habenn wier ein ſtat gepaut, hat geheißen Bonas Ayers, das iſt auf deuſchs: gueter windt.“

Seit Romulus' und Remus' Tagen mögen die Gründer und Erbauer einer neuen Stadt nicht ſoviel Ungemach und Elend erduldet haben als Mendoza mit ſeinen Genoſſen in Buenos Aires. Durch die von Tag zu Tag feindſeliger werdende Haltung der benachbarten Querandi-Indianer ſteigerte ſich die Noth der Beſatzung ſo ſehr, „das weder ratzen noch meis, ſchlangen noch annder unzifer nit genug verhannden waren zur erſettigung des groſen, jemerlichen hungers unnd unnausſprechlicher armuet, auch ſchuch unnd leder, es mueſt alles geeſen ſein“. Standhaft und tapfer aber hielten die Unglücklichen aus, und erſt als nach wahrhaft „afrikaniſchen Gräueln“ die Indianer, 23 000 Mann ſtark, einen neuen allgemeinen Angriff auf die kleine Erdfeſte unternommen und die Strohhütten ſowie einige Schiffe „mit feirigen pfeilen in grundt verprent“ hatten, beſchloß Mendoza, den Platz aufzugeben und mit dem Gros der Beſatzung ſtromaufwärts zu ziehen. Von den 2650 Mann, die von Spanien ausgezogen waren, lebten noch 560.

Zahlreiche Stämme, die zu jener Zeit die Geſtade des Paraná bevölkerten, wurden paſſiert und nöthigenfalls mit Waffengewalt unterworfen. Unterwegs legte Pedro de Mendoza ſeine Würde nieder und verließ die Expedition, um mit zwei großen Schiffen und 50 Mann nach Spanien zurückzukehren. „Aber da er unngeferlich auf halben weg kham, da grief in Gott der almechtig an, das er armſelig ſtarb.“ Burmeiſter erzählt, während der Seefahrt habe ſich der Hunger eingeſtellt, ſo daß ſich Mendoza genöthigt ſah, ſeinen Lieblingshund ſchlachten zu laſſen, um von deſſen Fleiſch zu leben; bald nach dem Genuße desſelben habe er einen Anfall von Raſerei bekommen und ſei nach zwei Tagen geſtorben.

Normänniſcher Fiſcher beim Netzeflicken.

Nach einer Zeichnung von C. Bellanger.

Schmidel folgte unterdeſſen dem neuen Führer der Expedition, Ayolas, den Paraná und Paraguay aufwärts, half das mächtige Menſchenfreſſervolk der Carios unterwerfen und die Stadt Aſuncion gründen, die als Vorort der ganzen La Plata-Provinz während der Kolonialzeit und ſpäter als Hauptſtadt der Republik Paraguay zu beſonderer Bedeutung gelangte. Von hier aus nahm unſer Held im Laufe der nächſten Jahre an allen Ereigniſſen und Unternehmungen theil, die für das Leben der Kolonie von Einfluß waren. Im Jahre 1548 durchkreuzte er als Begleiter des neuernannten Befehlshabers Martinez de Irala, deſſen Vertrauen er in beſonderem Maße genoß, das endloſe Selvasgebiet des Gran Chaco, drang bis Ober-Peru vor, wo er mit den von Norden her kommenden Eroberern dieſes Landes zuſammentraf. Auch das Quellgebiet des Paraguay wurde durchzogen, immer auf der Suche nach dem „Goldland“ und dem „Reich der Amazonen“, wovon ihnen die Wilden ſo wunderbare Dinge erzählten. Nur wer ſelber Gelegenheit hatte, einmal eine kleinere oder größere Reiſe in dieſen Gegenden auszuführen, kann ſich eine annähernde Vorſtellung bilden von all den Mühen, Unbilden und Gefahren, die auf jenen Zügen zu beſtehen waren.

Mit den übrigen Koloniſten unterzeichnete Schmidel am 13. März 1549 eine Urkunde, worin dieſelben aus eigener Machtvollkommenheit den ſchon erwähnten Irala zum Gouverneur der Kolonie ernannten. Dieſe Namensunterſchrift, die als einziges Autograph Schmidels erhalten blieb, beſtätigt die bereits ausgeſprochene Vermuthung über ſeine Schulbildung.

Im Jahre 1552 traf vom Kaiſer das Beſtätigungsdekret Iralas ein, wodurch die neue Kolonie zum erſten Male zu innerer Ruhe und Ordnung gelangte. Um dieſe Zeit erhielt Schmidel einen Brief aus Europa, worin ihn ſein Bruder Thomas dringend bat, nach Straubing zurückzukehren. „Vonn ſtund an hab ich vonn unnſerem hauptman urlaub begert.“ Nachdem er denſelben mit Mühe erhalten und auch Briefe zugeſtellt bekommen hatte „ann kay. may. nemlich darin ſeiner may. zu wieſenn gethonn, wie es im lanndt Rio delle Platta ſtehe unnd was ſich darin in ſolcher zeit verloffen hab“, machte er ſich auf den Weg, „nam auch mit 20 Indianer Carios“, und zog unter fortgeſetzten Mühen und Gefahren quer durch Braſilien bis zum Hafen San Vincent. Am 26. Januar 1554 erreichte er nach einer ſchlimmen Meerfahrt, und nachdem er ſeine Aufträge in Spanien treulich ausgeführt hatte, den Hafen von Antwerpen, von wo er etwa zwanzig Jahre zuvor ausgezogen war. —

„Ja, Gott ſey gelobbt unnd gepreiſet in ewikait, der mir ſolch gliekhſelige reiß ſo genediglich hat beſchertt! Amen.“ Mit dieſen Worten ſchließt Schmidel die intereſſante Darſtellung ſeiner Reiſe. Es iſt eine Robinſonade mit dem Vorzug unanfechtbarer Glaubwürdigkeit, oder, um mit den Worten des jüngſten Biographen Schmidels, des ehemaligen Präſidenten der argentiniſchen Republik, General Bartolomé Mitre, zu reden, eine amerikaniſche Odyſſee, die mit dem Brand eines neuen ſtrohgedeckten Trojas beginnt und wie der Geſang von dem griechiſchen Helden am väterlichen Herde ihren Abſchluß findet. Schmidels Buch bildet nach dem einſtimmigen Urtheil aller zuſtändigen Kritiker die zuverläſſigſte und pünktlichſte, freimüthigſte und unparteiiſchſte Geſchichte, das wichtigſte Dokument der europäiſchen Koloniſation in Amerika. Mehr als ein Dutzend verſchiedener, zum Theil mehrfach aufgelegter Ausgaben hat das Werk im Laufe der letzten drei Jahrhunderte erlebt. Man hat es in die lateiniſche, holländiſche, ſpaniſche und franzöſiſche Sprache übertragen und in alle größeren Sammelwerke geographiſchen Inhaltes aufgenommen. Seine höchſte Anerkennung aber hat der Kriegsmann und Geſchichtſchreiber Ulrich Schmidel auf dem Schauplatz ſeiner Thaten ſelbſt gefunden. Südamerika, insbeſondere aber die La Plata-Staaten ſchätzen ſein Werk als das erſte geſchriebene Denkmal ihrer Geſchichte, und in der entlegenſten Elementarſchule in den Pampas wird der Name ſeines Verfaſſers genannt und gefeiert.

Digitized by Google

Und als man im Jahre 1890 die Herausgabe der „Anales del Museo de La Plata“ beſchloſſen hatte, da war es ebenfalls die Prachtausgabe einer Biographie unſeres Reiſenden, die den Reigen eröffnete, verfaßt von Bartolomé Mitre, dem ſchon erwähnten, als Feldherr, Staatsmann, Dichter und Schriftſteller gleichberühmten argentiniſchen Präſidenten.

Um ſo räthſelhafter bleibt die Thatſache, daß Schmidels Name gerade in ſeinem Vaterland faſt unbekannt geblieben iſt. Zwar haben Fachgelehrte, Hiſtoriker und Geographen ſein Werk hier und da benutzt und darauf hingewieſen, in weitere Kreiſe des gebildeten Deutſchlands iſt die Kunde davon nicht gedrungen, und in der Vaterſtadt des Reiſenden ſelber ſoll ſich nicht ein einziges Exemplar ſeines vielverlegten und -gedruckten Buches finden. Erſt als Rektor Joh. Mondſchein in Straubing unter Benutzung des vorhandenen Quellenmaterials vor etwa zehn Jahren den erſten wohlgelungenen Verſuch einer Biographie Schmidels ausgeführt und Dr. Valentin Langmantel einige Zeit ſpäter in der Bibliothek des Stuttgarter „Litterariſchen Vereins“ eine Neuausgabe des Buches nach der Münchener Handſchrift veranſtaltet hatte, regte ſich eine größere Theilnahme für den Mann.* Man hatte ſich eben während der gar zu langen Periode der politiſchen Ohnmacht Deutſchlands daran gewöhnt, die Verdienſte um das große Entdeckungs- und Eroberungswerk in der Neuen Welt ganz den großen romaniſchen Völkern jener Zeit zuzuſprechen, auf den geringſten deutſchen Antheil aber bedingungslos zu verzichten. Darum iſt es Zeit, eine längſt fällige Ehrenſchuld abzutragen. Ein Deutſcher aus dem alten Reiche iſt es geweſen, der ſich durch ſeine kühne That den Namen des erſten Geſchichtſchreibers Südamerikas erworben hat, und die Deutſchen des neuen Reichs haben allen Grund, ſich ihres wackeren Landsmannes zu erinnern in den Tagen, da alle Welt ſich anſchickt, das große Ereigniß der Entdeckung Amerikas zu feiern.

* Dem k. Seminarinſpektor Herrn Schul in Straubing, der ſich auf mein Erſuchen der Mühe unterzog, das in der Vaterſtadt Schmidels zur Zeit noch vorhandene Urkundenmaterial wiederholt zu ſtudieren, ſage ich an dieſer Stelle meinen wärmſten Dank. Der Verf.

Ein Verbrechen an der menſchlichen Schönheit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Paul Schultze-Naumburg.**

Es kann niemand ernſthaft behaupten, daß die Schönheit des menſchlichen Körpers im Zunehmen begriffen ſei. Die Jahrhunderte haben in mannigfacher Weiſe gegen jene Schönheit geſündigt, und von der herrlichen Gliederpracht unſerer Urväter, die nach Tacitus ſelbſt die körpergewandten Römer ſtaunen machte, iſt allgemach vieles entſchwunden.

Bei uns zu Lande ſind es vornehmlich die an das Leben des Stubenhockers Gebundenen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht mit immer weniger normalen Leibern ausgeſtattet werden. Allmählich hat man nun in verſchiedenen Dingen eingeſehen, an welchen Abgrund man gekommen ſei, und „bis hierher und nicht weiter“ iſt ein Nothſchrei geworden, der nicht mehr ungehört verhallen kann. Man hat angefangen, den Leibesübungen und der Körperpflege im allgemeinen wieder eine größere Aufmerkſamkeit zu widmen, wofür die Erfolge nicht ausbleiben werden. Und doch wird ſich raſch eine große durchgreifende Wendung zum beſſern nicht erzielen laſſen, da alle Sorgfalt höchſtens das wiederherſtellen kann, was die Lebensweiſe unſerer Zeit verdirbt, an welche die meiſten Menſchen unfreiwillig gebunden ſind. Eingedrückte Bruſt, zu ſchmale und ſchiefe Schultergürtel, abſtehende Schulterblätter, knochige Arme — das ſind eben unwillkommene, durch den Zwang des Berufslebens ausgebildete Verunſtaltungen, denen nur mit der größten Anſtrengung langſam entgegengearbeitet werden kann.

Fig. 1.

Um ſo ſchlimmer iſt es nun, daß es auch freiwillig herbeigeführte Verunſtaltungen giebt, zu deren Vermeidung nur die nöthige Einſicht und der gute Wille, mit einem Wort der geſunde Menſchenverſtand fehlt. Greifen wir ein Beiſpiel heraus: die Füße! Es iſt eine traurige, oft verkündete*, aber, wie mir ſcheint, immer wieder vergeſſene Thatſache, daß es bei uns nur noch ganz wenig unverkrüppelte Füße giebt. Der äußere Grund dafür iſt einzig und allein in unſerer Fußbekleidung zu ſuchen. Gemeinhin baut man ſonſt die Kleidung nach dem Körpertheil, den ſie bergen und ſchützen ſoll; bei unſerem landläufigen Stiefel iſt dies aber durchaus nicht der Fall — der Fuß muß ſich umgekehrt deſſen falſcher Form anpaſſen. Ich ſpreche ſelbſtverſtändlich hier nicht von Ausnahmen — ich ſelbſt kenne nur drei bis vier Perſonen, die richtig gefertigtes Schuhwerk tragen!

Nach dem anatomiſchen Bau des Fußes richten ſich die heutigen Schuhmacher in ihrer weitaus größten Mehrzahl gar nicht; und das ſchlimmſte daran iſt, daß die wenigſten Menſchen auch nur eine Ahnung davon haben; ja, die meiſten zeigen eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen jede Aufklärung. Und ſelbſt diejenigen, die ſich unerträgliche Schmerzen an den Füßen bereiten, haben ſelten Unbefangenheit und Aufrichtigkeit genug, um einzuſehen, daß das einzig und allein der falſchen Fußbekleidung zuzuſchreiben iſt, und ſträuben ſich mit einer wahrhaft unbegreiflichen Hartnäckigkeit gegen dieſe Einſicht, die ihnen allein dauernde Heilung bringen kann. Man ſehe einmal einen anatomiſch richtig gebauten Fuß an! Zwar lebende Beiſpiele für einen ſolchen haben wir nur noch herzlich wenige unter uns, aber an den Bildwerken der Alten beſitzen wir ebenſo muſtergültige wie unanfechtbare Vorlagen, da die Fußbekleidung jener Zeit im allgemeinen wenigſtens die Form der Füße nicht beeinträchtigte.

Fig. 2.

Für uns handelt es ſich in erſter Linie um den Grundriß des Fußes (Fig. 1). Zieht man durch die Mitte des Hackens (a) und durch die Mitte der großen Zehe (b) eine gerade Linie, die „Fußachſe“, ſo trifft dieſe (in d) die projicierte Mitte des Mittelfußknochens der großen Zehe. Sämmtliche Mittelfußknochen bilden mit ihren dazugehörigen Zehenknochen je eine gerade Linie. Dieſe Linien laufen nach vorn ſo wenig auseinander, daß ſie für uns als parallel gelten können. Somit ſtünden alſo alle fünf Zehen zueinander parallel; die längſte von ihnen iſt die zweite.* — Die Mittellinie des ganzen Fußes, durch a und die Mitte des Ballentheiles (e), theilt den Fuß in zwei Theile, in einen innern und einen äußern. Man ſieht auf den erſten Blick, daß das zwei ſehr verſchieden geſtaltete Sohlenflächen ſind.

Fig. 3.

Fig. 2 zeigt uns nun die gewöhnliche Grundform (Sohlenform) unſerer Fußbekleidungen. Dieſelbe Linie, durch a und e gezogen, zerlegt die Sohle in zwei, vorn faſt gleichgeſtaltete ſymmetriſche Flächen. Und in dieſe denke man ſich den richtig entwickelten Fuß hinein, der in punktierten Linien darüber gezeichnet iſt. Das ginge einfach nicht; da aber die meiſten Füße von klein auf in die Mißform geſteckt werden, ſo haben ſie ſich ihr angepaßt und ſehen dann ſo aus wie der in Fig. 3 vorgeführte. Die große Zehe erleidet eine ſtarke Biegung nach den anderen Zehen zu, und dieſe theilen ſich, ſo gut es eben geht, in den engen, noch übrig bleibenden Raum. Die Folge iſt, daß ſie nicht mehr parallel liegen können, ſondern alle nach vorn zuſammengepreßt werden; die zweite (längſte!) Zehe wird zurückgedrängt und krümmt ſich krallenförmig, das Gelenk der großen Zehe (mit ihrem Mittelfußknochen) wird bei e herausgetrieben und bekommt Schwielen und Entzündungen; ſämmtliche Zehen verlieren durch die ſtarke Preſſung gegeneinander ihre runde Form und werden vierkantig:

* Die „Gartenlaube“ brachte ſchon 1857 einen Aufſatz über die „Prokruſtesqualen im 19. Jahrhundert“.

* Nach den Alten wenigſtens. Bei uns findet man ſehr oft auch bei normalen Füßen die große Zehe als die längſte — ſchöner iſt wohl das erſtere.

oder sie lagern sich über- und untereinander — ein lieblicher Anblick! Sehr treffend führt Professor Meyer in seinem Buche* ein Citat an, in dem es heißt, in manchem Schuh steckten die Zehen so kreuz und quer wie ein Haufen junger Hunde in einem Korb. — Manch ein Schuhmacher könnte wohl die unglaublichsten Berichte über Verunstaltungen der Füße abstatten; der meine behauptet, er kenne keinen normalen Damenfuß.

Aus dem Vorhergehenden ist wohl klar genug ersichtlich, daß jeder Schuh, bei dem eine Zuspitzung nach der Mitte zu stattfindet, fehlerhaft gebaut ist. Die beste Probe dafür ist, ein Paar Stiefel nebeneinander zu stellen. Berühren sich wie in Fig. 4 die Fersen (a), die Ballen (b) und der innere Rand der Spitzen (c), so sind die Stiefel richtig geformt. Fehlerhaft dagegen ist die in Fig. 5 dargestellte allgemein übliche Form; hier berühren sich nur Fersen und Ballen, die großen Zehen bilden einen starken Winkel.

Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß man gerade das, was mit jenem unvernünftigen Schuhwerk bezweckt wird, nicht erreicht: die Leute wollen nämlich den Anschein erwecken, als besäßen sie einen sehr zierlichen Fuß, und doch bewirken sie durch das Tragen solcher Schuhe das gerade Gegentheil. Aber trotz alledem ziehen die meisten Damen die so verunstalteten Füße einem Verzicht auf die einzig „elegante" und „zierliche" Gestalt ihrer Stiefel vor — wenn sie sich überhaupt je Gedanken darüber gemacht haben. Denn es ist nun einmal Menschennatur, gläubig und ohne Murren das hinzunehmen, was gäng und gäbe ist, und wäre es auch der größte Unverstand. Und in unserem Fall ist es nun einmal Sitte, Stiefel „zum Wechseln" zu tragen. Man betrachte Fig. 6! Die punktierte Linie ist die richtige Sohlenform für den einen Fuß; in diese soll auch der andere passen! Das ist eben nur möglich, wenn dessen natürliche Gestalt schon verloren ging, d. h. verkrüppelt ist. — Aber eher werden wohl alle schönen Füße ausgerottet als dieser Irrthum. Ist doch die Unwissenheit über den Bau des Fußes eine so große, daß es geradezu Anstoß erregen würde, wenn z. B. jemand mit richtig der Fußform angepaßten Stiefeln den Ballsaal betreten wollte!

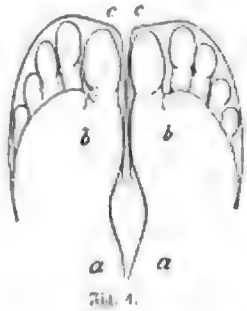


Fig. 4.

Man hört oft die leere Entschuldigung: o, man trage ja sehr weites Schuhwerk, es drücke gar nicht. Das ist schon möglich. Ein Stiefel kann grundfalsch sein und braucht doch nicht zu drücken, wenn nämlich der Fuß schon durch Vergewaltigung von Anfang an die häßliche Form angenommen hat. Das ist es eben: die kleinsten Kinder schon bekommen solche verunstaltende Schuhe. Die zarten Füßchen, die dem geringsten Drucke nachgeben, passen sich von klein auf einer Form an, die ganz willkürlich, durch Nachlässigkeit und falsche Modeansichten, entstanden und herrschend geworden ist. Und auf welche Kurzsichtigkeit muß man da bei Eltern stoßen! Eine mir bekannte Dame gab ihren heranwachsenden Töchtern, die den Wunsch äußerten, sich abends der drückenden Stiefel zu entledigen, die Anweisung, diese nicht vor dem Zubettgehen auszuziehen, „damit der Fuß klein und zierlich bleibe." O heilige Einfalt! Ob sie wohl jemals die „kleinen und zierlichen" Füße ihrer Kinder gesehen hat; oder ob ihr jegliches Gefühl für Schönheit abhanden gekommen war? Ich glaube nicht, daß dieser Fall vereinzelt dasteht.

Fig. 5.

Das ist traurig, denn der menschliche Fuß ist schön und steht der Hand nicht nach. Doch dafür haben die Menschen keinen Sinn, für spitze Stiefeletten mit hohen Hacken schon eher! Nicht einmal alle Künstler besitzen ein Auge für die Verunstaltungen der Füße. Denn an sehr vielen Bildern sieht man, daß es ihnen entweder nicht darum zu thun war, Modelle mit unverdorbenen Füßen zu bekommen, oder daß sie selbst nicht wußten, wie solche aussehen. Wenn sie es gewußt hätten, so würden sie unmöglich ihren Idealfiguren die zufälligen Fußmängel des Modells gegeben haben. Oder ist es nicht vielleicht eine künstlerische Sünde, wenn eine Verkörperung etwa der Dichtkunst uns zu der unumgänglichen Annahme zwingt, diese Dame habe moderne Stiefeletten getragen!

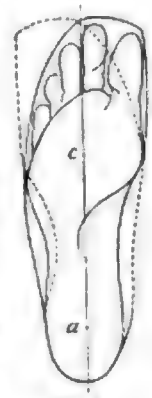


Fig. 6.

Selbstverständlich wird auch die gesundheitliche Frage stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Plattfuß wird durch die übereinstimmende Form der beiden Stiefel begünstigt. Fig. 7 zeigt den Querdurchschnitt durch den Spann der beiden Füße, von vorn gesehen. Die höchste Höhe liegt bei beiden innen, bei a und b. Würde man nun einen für den linken Fuß passenden Stiefel über den rechten ziehen, so wäre dessen Durchschnitt die punktierte Linie. Selbstverständlich wird dadurch a heruntergedrückt und die Wölbung des Fußes beeinträchtigt, d. h. die Anlage zum Plattfuß wird herbeigeführt.

Auch der Gang und die Haltung wird wesentlich durch die Füße beeinflußt. Doch das ist ein weitläufiges Gebiet für sich, welches zu erschöpfen hier nicht der Raum ist.

Wirft man einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der Fußbekleidung, so ist es bezeichnend, daß immer in Perioden des Verfalls wie alles, so auch das Schuhwerk von der Natur abweicht. In den guten klassischen Zeiten der beiden großen Kulturvölker Italiens und Griechenlands muß die Fußbekleidung eine durchaus natürliche gewesen sein, das sieht man aus ihren Bildwerken in Marmor und Erz; die römische Kaiserzeit aber brachte eine solche Fülle von Modethorheiten mit sich, daß auch die Füße darunter Noth litten. In Deutschland trug man im ersten Jahrtausend den Füßen ziemlich genau angepaßte Schuhe; gegen Ende des 11. Jahrhunderts kamen die berüchtigten Schnabelschuhe auf, die sich fast vierhundert Jahre erhielten; doch auch diese waren meistens harmlos, da sie bei sonst richtiger Form einfach vorn eine Spitze ansetzten, die mit Werg ausgestopft war und nur recht abenteuerlich aussah. Aber allmählich wich man — wohl großen theils durch Nachlässigkeit — von der richtigen Form ab: auf Bildern der oberdeutschen Schule kann man neben sehr schön entwickelten Füßen auch schon recht verunstaltete sehen. Am schlimmsten wurde es wohl im 18. Jahrhundert; wie das Rokoko überhaupt die Natur gern meisterte, so entstanden damals Fußbekleidungen, über die man einfach den Kopf schütteln muß. Man machte die Stiefel so klein, daß es den Anschein erweckt, als hätten sich die Frauen geschämt, überhaupt Füße zu haben.

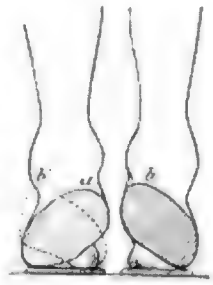


Fig. 7.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern: wie verhütet man weitere Verkrüppelungen der Füße, oder, wo dies bereits geschehen ist, wie stellt man die ursprüngliche Gestalt wieder her? Es giebt nur einen Weg: traget Schuhwerk, welches dem Bau des Fußes entspricht, zunächst nie mehr Stiefel „zum Wechseln"! Dann wird jeder darauf zu achten haben, daß seine Fußbekleidung nach der besonderen Form gerade seiner Füße gearbeitet sei; allmählich läßt man — ein plötzlicher Uebergang zur ganz naturgemäßen Gestalt ist aus verschiedenen Gründen nicht anzurathen — für die große Zehenseite, und nach Bedürfniß oder Noth auch für die kleine Zehenseite, immer mehr Raum und geht schließlich zur richtigen Form über. — Eine genaue Anleitung findet jeder, dem an der Sache ernstlich liegt, in dem genannten Buch von Meyer. Diese Zeilen verfolgen nur den Zweck, wieder einmal auf die Thatsachen selbst aufmerksam zu machen, und wenn sie da und dort eine vernünftige Ueberlegung hervorrufen, so ist ein weiterer Schritt gethan auf dem Weg, die Herrschaft der Mode und der Unnatur einzuschränken.

* „Die richtige Gestalt des menschlichen Körpers" von Professor Dr. G. H. Meyer in Zürich (Meyer und Zeller, Stuttgart). Ein lesenswerthes Buch für jeden, der sich über die Sache eingehender unterrichten will, als ihm hier ermöglicht werden kann.

Blätter & Blüthen

Anton von Perfall. (Mit Bildniß.) Der Schriftsteller, welcher in dieser Nummer mit einem neuen Werke hervortritt, ist den Lesern der „Gartenlaube" nicht unbekannt. Haben sie auch sein leibhaftiges Konterfei noch nicht zu schauen bekommen, so haben sie doch Gelegenheit gehabt, von seiner litterarischen Persönlichkeit sich eine Vorstellung auszuprägen, und der Verfasser von „Ein verhängnißvolles Blatt", „Der Sprung im Glase" und „Truggeister" ist, so hoffen wir, bei unseren Freunden in guter Erinnerung. Sie kennen ihn als einen Autor von jener kräftigen Art, die darauf hindrängt, die Bilder und Gestalten der Phantasie in knappen Strichen auf das Papier zu werfen, als einen Autor, dem ein weiter Gesichtskreis und ein sicherer Blick für die Auswahl seiner Stoffe und ihre Durchführung im einzelnen zu Gebote steht und der es gerade dadurch versteht, seinen Werken den Stempel einer geschlossenen Eigenart aufzudrücken.

Anton von Perfall.

Anton von Perfall ist am 11. Dezember 1853 auf dem väterlichen Schlosse Greifenberg am Ammersee geboren. Er ist, um dies hier gleich hinzuzufügen, ein Bruder des Kölner Feuilletonisten und Romandichters Karl von Perfall und ein Neffe des Münchener Hoftheaterintendanten Karl von Perfall. Auf der Universität zu München widmete er sich philosophischen, hauptsächlich geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Studien, die aber eine jähe Unterbrechung erfuhren, als ihn, den Vierundzwanzigjährigen, eine heiße Leidenschaft für die damals am Münchener Hoftheater wirkende Tragödin Magda Irschick erfaßte.

Als Gatte dieser hochbegabten Schauspielerin theilte er mit ihr die ruhmreichen Künstlerfahrten durch Amerika bis nach San Francisko und Mexiko, und mancher dankbare Stoff fiel auf diesen Kreuz- und Querzügen auch für den späteren Romandichter ab. Nach Europa zurückgekehrt, führte das Paar noch eine Zeitlang ein vielgestaltiges Wanderleben, bis es sich in dem stillen schönen Erdenwinkel Schliersee niederließ. Dort lebt Anton von Perfall seit 1885 ausschließlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die ihm bald einen geachteten Namen in der deutschen Lesewelt erwarb. Rasch nacheinander erschienen eine Reihe von Romanen und Novellen, und wir dürfen bei der Fruchtbarkeit des Perfallschen Talents sicher sein, daß dem Werk, mit dessen Veröffentlichung wir heute beginnen, noch viele von ähnlicher Kraft folgen werden.

Eine Hinrichtung in Granada. (Zu dem Bilde S. 465.) Vierhundert Jahre sind es her, seit die Herrschaft der Mauren in Granada zusammenbrach; jener 2. Januar 1492, an dem Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien einzogen in die langumstrittene Stadt, war ein Tag des Jubels in der Christenheit und er gab auch der Seele Isabellas jenen höheren Schwung, in welchem sie Kolumbus seine drei Schiffe zur Westfahrt nach Indien bewilligte. So steht der Fall von Granada mit der Entdeckung Amerikas in einem ursächlichen Zusammenhang.

Aber zu so hohem Glanze er auch das kastilische Herrscherhaus emporhob, für die Stadt selbst war er der Anfang vom Ende. Unter den Mauren war Granada ein blühendes Gemeinwesen von 400000 Einwohnern, heute zählt es deren wenig über 70000. Und was von der Stadt gilt, das gilt von der ganzen umliegenden Provinz.

Der Maler Theophile Lybaert führt uns in das maurische Granada, an ein Thor der Alhambra, jener herrlichen Burg hoch über der Stadt, die heute noch die Besucher in Entzücken versetzt. Aber der Akt, der auf unserem Bilde sich abspielt, steht in rauhem Gegensatz zu der künstlerisch schönen Umgebung. Es ist eine Hinrichtung. Drinnen in dem weitläuftigen Bauwerk liegt ein prächtiger Saal, der „Saal der Gerechtigkeit". Dort, darf man annehmen, ward zu Gericht gesessen über den Verbrecher — und alsbald führt man den Verurtheilten hinaus vor das Thor, wo er durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht wird. In grausamer Neugier drängt das Volk zu dem aufregenden Schauspiel — darin nicht besser und nicht schlechter als unsere eigenen Altvordern bis in unser Jahrhundert herein — kaum zurückgehalten durch die berittene Wache, starrt es nach dem am Boden liegenden Delinquenten. Ist's ein gemeiner Räuber oder Dieb, oder ist's ein gedungener Meuchelmörder, den ein vertriebener Prätendent gegen den König von Granada ausgesandte? Das Bild giebt uns darauf keine Antwort. Aber die Geschichte berichtet uns, daß die maurischen Herrscher in Spanien selten ihres Thrones und Lebens sicher waren.

Die Behandlung Verunglückter. Die Samariterbewegung zieht in Deutschland immer weitere Kreise — zu Nutz und Frommen des Volkes kann man sagen, denn die Befürchtung, die man anfangs hegte, die Einweihung der Laien in chirurgische Geheimnisse werde Schaden stiften, hat sich als ungerechtfertigt erwiesen. So müssen wir die von Zeit zu Zeit erscheinenden neuen Auflagen der Samariterbücher als ein erfreuliches Zeichen betrachten; denn sie beweisen, daß die Kenntniß der in den Samariterschulen gelehrten gemeinnützigen Thatsachen in immer weitere Kreise des Volkes dringt. In neuer Auflage erschien auch ein kleines Werk, das diese Belehrung der Laien bereits zu einer Zeit anstrebte, da es in Deutschland noch keine besonderen Schulen für diesen Zweck gab.

Schon vor Jahrzehnten hat Dr. M. Pistor, Regierungs- und Geheimer Medizinalrath, im amtlichen Auftrage „Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes" bearbeitet. Die kleine Schrift zeichnete sich durch außerordentliche Kürze und Klarheit der Darstellung aus; denn sie hatte die Absicht, in dringenden Fällen den Nichtarzt rasch zu belehren, wie er bei Scheintod und allen Unglücksfällen sachgemäß Hilfe leisten solle, solange ein Arzt nicht zur Stelle sei. Die neue Auflage (Verlag von Th. Ch. Fr. Enslin, Berlin) besitzt die alten Vorzüge, sie ist aber außerdem eine „vermehrte und verbesserte", denn der Verfasser hat noch einige neue Krankheitsbilder, wie z. B. den Hitzschlag, den früher besprochenen hinzugefügt; ferner sind die Abbildungen neu und schärfer gezeichnet worden, so daß aus ihnen bei den einzelnen Hilfeleistungen jede Fingerstellung sofort und ohne Gefahr eines Mißverständnisses ersichtlich ist. Das Werkchen ist in drei Ausgaben erschienen: in Buchform, in Taschenformat und als Plakat. So fügt es sich zweckmäßig in die Hausbibliothek jedes vorsorglichen Familienvaters ein; Polizei- und Bahnbeamte, Bademeister, Schiffer, Vorarbeiter, Bergführer können es stets bei sich führen, und als Plakat sollte es überall dort zu finden sein, wo ein größeres Publikum sich ansammelt, wie in Wartesälen, öffentlichen Anstalten, Fabriken u. dergl.

Zur Anschaffung von solch billigen und dabei äußerst nützlichen Plakaten möchten wir namentlich kleinere Stadt- und Landgemeinden ermuntern, in denen die Samariterschulen noch nicht in Aufnahme gekommen sind.

Der Badersee. (Mit Abbildung S. 469.) Wo die höchste Zinne des Deutschen Reiches, die Zugspitze, mit ihren weißgrauen Steilwänden jäh nach dem grünen Loisachthal abstürzt, spiegeln sich ihre Schrofen in zwei krystallklaren Alpenseen, dem wildromantischen Eibsee und seinem kleineren Ebenbild, dem Badersee. Dieses Kleinod landschaftlicher Schönheit und idyllischer Waldeinsamkeit liegt zwei Wegstunden von der Station Partenkirchen entfernt, gerade so weit abseits der Kultur, um noch deren Bequemlichkeiten zu genießen, und doch weit genug, um einem Liebhaber stiller und großer Natur eine friedliche Einsamkeit zu bieten. Harzreich

Digitized by Google

duften die Fichtenwälder um den See, dessen regungslose dunkelgrüne Fluth fast überall den Grund erkennen läßt, auf welchem Felstrümmer und versunkene Baumstämme seit Jahrhunderten ein Schlummerdasein führen. So klein der See auch ist, er wirkt doch als großartiges Bild, weil die umherliegenden bemoosten Felstrümmer als beredte Zeugen von jenen donnernden Revolutionen der Erdrinde erzählen, die sie einst in dieses Thal herniederkrachen ließen. Geisterhaft schön ist die Landschaft am späten Abend, wenn die Zugspitzwände, von der sinkenden Sonne feurig angeglüht, ihr Bild in der träumenden Seefluth spiegeln, während über den Wald schon die Nacht ihre Schatten legt. H.

Noch einmal der Weinberg der Zukunft. Die Leser erinnern sich des Artikels von B. Ost in Halbheft 14 des Jahrgangs 1891, in welchem die Hauptischen Weinbergsanlagen zu Brieg in Schlesien geschildert waren. Nun schreibt uns Herr Dr. F. Tschaplowitz, chemischer Vorsteher der Versuchsstation des Königl. pomologischen Instituts zu Proskau, daß er in Bezug auf die Art und Weise der Wärmeregulierung, ferner auf die Erzeugung, die Menge und den Wechsel der jeweils günstigsten Luftfeuchtigkeit, endlich auf die Lüftung der Glashäuser in Veröffentlichungen, die bis ins Jahr 1877 zurückgehen, verwandte Vorschläge gemacht habe. Allerdings sind diese Vorschläge von ihm nicht speziell auf den Weinbau angewendet worden und Herrn Haupt unbekannt geblieben. Wir geben unseren Lesern von jener Mittheilung des Herrn Dr. Tschaplowitz Kenntniß, indem wir die Hoffnung aussprechen, daß der Sache auch aus diesen Bemühungen Vortheil erwachse.

Die Sitze in den Eisenbahnwagen. Im Januar 1884 wurde in der „Gartenlaube" eine Betrachtung über die Sitze in den Eisenbahnwagen veröffentlicht. Dieselbe sollte die Verbesserungsbedürftigkeit der damaligen Einrichtungen erweisen und über die Mittel zur Abhilfe Vorschläge machen. Sie ging davon aus, daß die Wirbelsäule, welche dem menschlichen Rücken seine Haltung bestimmt, nicht einem geraden Stocke gleicht, sondern eine gestreckt S-förmige Linie bildet, und daß aus diesem Grunde nur eine solche Rückenstütze bequem sein kann, welche sich dieser Linie möglichst anschmiegt.

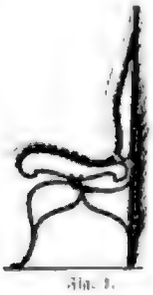


Fig. 1.

Leider hatte jene Betrachtung nicht den gewünschten Erfolg. Nach wie vor wird den Reisenden die Wohlthat eines natur- und vernunftgemäßen Sitzes vorenthalten. Der rollende Eisenbahnwagen wird vom Ingenieur und Maschinisten gelenkt, im Departement des Innern aber herrscht der Tapezierer, und zwar mit jener treuen Anhänglichkeit an das Verkehrte, welche bekanntlich der Kulturgeschichte immer neuen Stoff liefert und den philosophischen Betrachter mit einer Mischung von Entrüstung und Humor erfüllt.

Wenn der Verfasser nunmehr auf seine damaligen Erörterungen zurückkommt, so geschieht es aus einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl: er hat getadelt und möchte nun auch loben. Hierzu bietet sich heute eine Gelegenheit. Es sind ihm nämlich im Verlauf der Zeit zweimal Verbesserungsversuche für die gerügten Mängel zu Gesicht gekommen.

Vor einigen Jahren erhielt er durch die Redaktion der „Gartenlaube" die Profilzeichnung eines von der Firma C. Fischmann in Nordhausen für die 3. Wagenklasse entworfenen Sitzes zur Beurtheilung eingesandt. Dem erläuternden Prospekt lagen offenbar des Verfassers Rathschläge zu Grunde. In der Zeichnung (Fig. 1) war die Rückenkurve, wenn auch etwas zaghaft — die punktierte Linie deutet die angemessene Verstärkung dieser Kurve an — doch im wesentlichen richtig ausgeführt, auch die Elastizität von Lehne und Sitz bedeutete im Gegensatz zu den in der 3. Klasse üblichen senkrechten und wagrechten Brettern eine entschiedene Verbesserung. Der eigentliche Sitz, dies sei hier beigefügt, ist von gut geschwungener, nach vorn aufsteigender Linie, welche bekanntlich bei zweckmäßigen Ruhesesseln längst ebenso verwerthet, wie auf den Bänken unserer Fahrklassen hartnäckig versäumt wird. Die vortrefflich geschwungene, allgemein bekannte, in allen civilisierten Ländern verbreitete Gartenbank (Fig. 3) hat sicher jedem, der einmal auf ihr gesessen, den Beweis geliefert, daß sich das Problem eines zweckmäßigen Sitzes auch ohne Polster, schon allein mit Holzlatten und Eisen lösen läßt.

Fig. 2.

Eine zweite noch angenehmere Ueberraschung ward dem Verfasser zu Theil, als er beim Betreten eines „Abtheils" II. Klasse (Nr. 757 Berlin-Kreiensen-Frankfurt) in diesem — zum ersten Male in Deutschland! — eine leidlich gelungene Rückenkurve vorfand (Fig. 2). Hier war ersichtlich begriffen, worauf es ankommt, nämlich 1) daß die Hauptstütze der Rückenlehne unter dem Schulterblatt liegt; 2) daß dem Kopf die Möglichkeit zur genügenden Rückwärtsneigung bleibt; 3) daß der Kopf alsdann einen Ruhepunkt findet, was im besagten Wagen zweckmäßig durch eine Art von Rolle erstrebt wurde, nur daß diese Rolle nicht so weit als wünschenswerth zurück lag, wie denn überhaupt das ganze Profil noch nicht energisch genug herausgearbeitet war; 4) daß jedes Polstern der Wand oberhalb der Augenhöhe sich als durchaus überflüssig erweist (siehe die punktierte Linie auf Fig. 2).

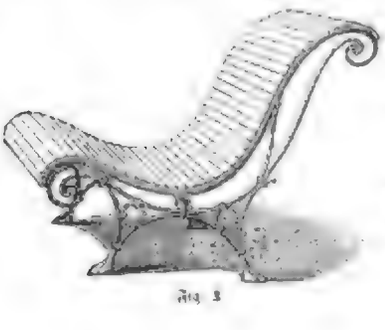


Fig. 3.

Dem Leser mag zur Veranschaulichung die aus dem früheren Aufsatz entnommene Figur 4 erwünscht sein, welche den hergebrachten Eisenbahnsitz sowie die durch denselben erzwungene Körperhaltung zeigt, sodann Figur 5 mit zweckmäßiger Rückenkurve und einem entsprechend bequemen Sitz. Die Vergleichung ergiebt, daß sich die Figuren 2 und 5 in der Hauptsache decken. —

Fig. 4.

Es sei hier nebenbei bemerkt, daß sich auch Holz- und Rohrstühle, um bequem zu sein, der gegebenen Rückenlinie anzupassen haben. Der Verfasser konnte im Sommer vorigen Jahres die Beobachtung machen, daß kaum einer der unzähligen in Berliner Lokalen verwendeten eisernen Gartenstühle dieser Anforderung entsprach. Alle ohne Ausnahme zeigten eine Lehne, welche thörichterweise nach innen statt nach außen geschwungen war. Auf solchen Stühlen aber sitzt man entweder mit hohlem Rücken oder reibt sich bei gerader Körperhaltung mit dem Schulterblatt an der oberen scharfen Kante. Durchaus verunglückt sind auch die sogenannten Wiener Stühle, deren Lehne — wenn man die Rohrwurst, welche sie bildet, so nennen will — hartnäckig da ein Loch zu haben pflegt, wo am allernothwendigsten etwas sein müßte.

Fig. 5.

Nur an ein mit der II. Klasse, wie es scheint, unzertrennbar verwachsenes Ding hat sich der sonst lobenswerthe Neuerer, welchem wir jenen Wagen Nr. 757 verdanken, nicht herangewagt: an den gepolsterten Prellstein, welcher je einen der beiden Wagensitze in zwei Hälften zu theilen pflegt. An dieses „hervorragende" Opus versuchen täglich Tausende von Reisenden ihre Wange zu lehnen, um dann immer aufs neue zu der Wahrnehmung zu gelangen, daß man den Kopf seitlich überhaupt nicht stützen kann, wo keine Schulterstütze vorhanden ist.

Ob wohl der alte Schlendrian als blinder Eisenbahnpassagier noch in das kommende Jahrhundert mit hineinfahren wird? Otto Knille.

Eine Deputation. (Zu dem Bilde S. 472 und 473.) „Es wird ja den Kopf nicht kosten!" hat im letzten Beklemmungsgefühl des Vorzimmers der Thalmüller zu seinem Advokaten gesagt, nachdem er vorher wochenlang in allen Schenken geschworen, er gehe, wenn es sein müsse, bis zur Frau Herzogin, um sein Recht gegen den schnöden Bergmüller durchzusetzen, er fürchte sich nicht, er habe den Mund auf dem rechten Flecke und werde ihn zu brauchen wissen!

Und nun steht er da, keines Wortes mächtig, vor der durchlauchtigsten Landesmutter und kann nur wieder und wieder dienern, während der Herr Hofmarschall sich seiner erbarmt und seinen Handel mit dem Bergmüller vorträgt, „nur mit ein bißchen anderen Worten"! Die fürstliche Frau aber sieht wirklich nicht aus, als ob sie den Kopf der Unterthanen verlange, eher sollte man denken, sie fürchte sich im stillen ebenso sehr vor einer Deputation wie diese vor ihr. Denn sie ist schüchternen Herzens, die schöne, junge Herzogswitwe, und das „Regieren" kommt ihr schwer an, sie möchte am liebsten jedem seine Bitte gewähren und alle zufrieden sehen.

„Viel zu affabel!" denkt die stattliche Hofdame hinter ihr. „Ich wollte es den Tölpeln anders zeigen!"

Die zweite aber, das allerliebste Puderköpfchen, betrachtet mit unendlichem Ergötzen den täppischen Müllersjörg in gleichenen Frade, der hinter der Deckung des väterlichen Rückens hervor athemlos in soviel Herrlichkeit staunt. Seiner Lebtage hätte der Jörg soviel Holdseligkeit und Vornehmheit in Frauengestalt nicht für möglich gehalten. B—n.

Zukunft der Sprachwissenschaften. Seitdem die Sprachen der Ureinwohner Afrikas und der Südseeinseln, der Indianer und anderer wilder Völkerschaften in den Bereich wissenschaftlicher Forschung gezogen worden sind, hat die Sprachenkunde einen kaum mehr zu beherrschenden Umfang gewonnen. Doch nicht genug damit — neuerdings beschäftigt man sich ernstlich damit, auch die Sprache der Thiere zu erforschen. Der amerikanische Professor Garner hat die Affensprache und ein Pariser Geflügelzüchter, Prevot du Haudroy, mit Hilfe eines Phonographen die Hühnersprache studiert, und letzterer will bereits Ergebnisse erlangt haben, die er der Pariser Akademie der Wissenschaften vorlegen wird. Welch glänzende Aussichten in die Zukunft eröffnen sich den Sprachwissenschaften! Denn alle die Helden von Brehms „Thierleben" haben jedenfalls eine Sprache für sich, in deren Geheimnisse einzudringen die Lebensaufgabe einzelner Forscher sein wird. Man wird den Text zum Gesang der Singvögel finden; man wird Grammatiken der Affensprache herausgeben und an den Universitäten werden Privatissima über die Hühner- und Gänsesprache gelesen werden; ein neuer Wilhelm von Humboldt wird bändereiche Werke über irgend eine Thiersprache herausgeben und daran neue tiefsinnige Betrachtungen über den Ursprung der Sprache knüpfen. †

Eine deutsche Naturdichterin. Auf Seite 648 des Jahrgangs 1872 hat die „Gartenlaube" eine kurze Nachricht gebracht über das bescheidene Wirken der bayerischen Dichterin Katharina Koch, die in ihrem Heimathdorfe Ortenburg als „Jungfer Bas" allgemein beliebt war. Das damals mitgetheilte Gedicht „Wer so viel ertragen und tragen kann" zeugte nicht nur von tiefem

Gemüth, sondern auch von einer beachtenswerthen Darstellungsgabe, was um so mehr Anerkennung verdient, als ja der Bildungsgang der Dichterin sich auf den einfachen Unterricht in der Dorfschule beschränkte und sie schon in ihrem dreizehnten Lebensjahr gezwungen war, Magddienste zu leisten. Wenn ich in den nachfolgenden Zeilen in Kürze über Katharina Kochs Leben und Wirken berichte, so geschieht es, um der am 6. März 1892 im Alter von 82 Jahren aus dem Leben geschiedenen Dichterin ein einfaches Gedenkblatt zu widmen. Ein gütiges Geschick wollte es, daß ich im Leben der Heimgegangenen nicht ohne einflußreiche Rolle bleiben sollte.

Im Jahre 1882 schritt ich an die Zusammenstellung meines Buches „Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen". Um ein möglichst umfassendes Bild von der dichterischen Thätigkeit der deutschen Frauenwelt zu geben, durchforschte ich alle litterarischen und belletristischen Blätter und fand in der „Gartenlaube" die erwähnte Mittheilung. Nun wandte ich mich an Katharina Koch mit der Bitte um Zusendung einiger Gedichte und kurzer Angaben über ihr Leben. Die Antwort, welche ich unterm 18. September 1882 empfing, enthält folgende, auch für die Bewohner Ortenburgs bezeichnende Stelle:

„Den Notizen, welche die ‚Gartenlaube' über mich enthält, kann ich jetzt nur hinzufügen: daß ich nun im 72. Lebensjahr stehe, Gegenwärtiges noch ohne Brille schreibe und auch geistig noch so ziemlich regsam und kräftig bin, so daß ich bisher mein tägliches Brot mir meist mit Schreiben verdient habe und noch verdiene. Ich sammle Gedichte aus Zeitschriften, Liederbüchern ꝛc., schreibe sie in Heften groß 4° à 20 Seiten, füge mitunter eigene Produkte bei und ein solches Heft wird mir dann mit 60 Pf. bezahlt. Hat jemand 12 bis 14 solcher Hefte, so werden sie zu einem Bande gebunden, und die Leute betrachten solche Bücher als Hausschatz und würden sie für gedruckte Bücher gar nicht vertauschen. Mitunter verfasse ich Hochzeitsgedichte; Mitgaben oder Nachrufe ins Grab schreibe ich auf weiße Atlasbänder, die als Schleifen an Kränze oder Bukette geheftet werden, verfasse auch Prologe und Deklamationsgedichte für Vereine, schreibe für die Schreibunkundigen oder Schreibträgen Briefe, kurz ich bin ein ‚Mädchen für alles' und für die weitesten Entfernungen, denn ich bin nicht eine Frau, sondern unverheirathet und nach dem gangbaren Ausdruck ‚eine alte Jungfer'. Als solche nun suche ich diese Klasse soviel als möglich in Ehren zu erhalten und der Welt zu nützen, so gut ich's kann und solange ich's kann."

Die dem Briefe beigeschlossenen Verse aber hatten meine Theilnahme in hohem Grade rege gemacht. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, und ich bewog die Greisin, ihre Gedichte zu sammeln, weil ich die stille Absicht hatte, ein Büchlein herauszugeben, um der kränkelnden Dichterin ein schönes Christkindangebinde zukommen zu lassen und auch fürderhin ihren Lebensabend zu erhellen. Es glückte und der Anfang war gemacht; ich bemühte mich mit Erfolg weiter, und sowohl der verstorbene König von Bayern, Ludwig II., als auch die Schiller- und Tiedgestiftung beantworteten meine Gesuche, die ich nun durch Einsendung eines Bändchens der gemüthsinnigen Schöpfungen der Naturdichterin unterstützen konnte, mit reichen Geldgeschenken. „Jungfer Bas" konnte ohne bedeutende Sorge weiter leben. Von den Gedichten ist sogar eine zweite Auflage bei E. Greiner und Pfeiffer in Stuttgart unter dem Titel „Mein Leitstern" erschienen, und es hat sich bewahrheitet, was die „Gartenlaube" 1872 über die poetische Thätigkeit Katharina Kochs sagte: „Es ist schon werth, daß man in ganz Deutschland sich über ein solches Dichterwirken freue."

Wir aber schließen hier mit den schönen Versen, in denen sie gleichsam ihr Testament machte; mehr als alles andere zeigen sie das tiefpoetische Gemüth und den bescheidenen Sinn der heimgegangenen Dichterin.

Karl Schrattenthal.

Letzte Bitte.

Wenn einstens mir mein Ende nah,
So bitt' ich, laßt mich ruhig scheiden!
Laßt keine Gaffer stehen da,
Die sich an letzten Zügen weiden.
Ein Freundesherz wird sich wohl finden,
Das treu am Sterbebette steht
Und, wenn es gilt, zu überwinden,
Ein selig Ende mir erfleht.

Tragt ohn' Gepränge mich zur Ruh;
Was soll ein Kranz am Sarg noch prangen?
Er bringt mir sanftern Schlaf nicht zu,
Er stillt auch sonst kein heiß' Verlangen.
Ein kurz Gebet, ein kurzer Segen
Sei alles, was man mir beschert;
Mir nützt es nichts auf Jenseits-Wegen,
Ob man mich tadelt oder ehrt.

Auch keinen Stein setzt mir aufs Grab,
Kein Kreuz soll überm Hügel ragen,
Weil solches ich getragen hab'
Genug in meinen Lebenstagen.
Laßt leicht mir sein den heil'gen Boden,
Drin sprossen soll der ew'ge Keim,
Sprecht lieber: „Selig sind die Toten",
Und geht zu euren Hütten heim.

Untergegangene Bergwerke. Zu den schönsten Sagen, die im Volke der österreichischen Alpen und namentlich in dem Volke Obersteiermarks leben, dürfen unstreitig jene gezählt werden, welche von verfallenen oder untergegangenen Bergwerken berichten. Vielleicht hat aber auch kein Volk eine so lebendige Phantasie, eine so stark entwickelte dichterische Begabung als das Volk der Alpen; zeigen sich ihm doch Jahr um Jahr, im Sommer wie im Winter, die gewaltigsten Naturerscheinungen. Und aus denselben scheint, bald im Guten, bald im Bösen, die Stimme einer höheren Macht zu sprechen, welche diesen einfachen Menschen als die Urheberin alles dessen dünkt, was sie in Freude oder Leid bewegt.

Den obersteirischen Aelplern gilt es als gewiß, daß in ihrem Landestheile einst alle edlen Metalle heimisch waren und daß nur der sündhafte Uebermuth der Knappen, denen es zu gut erging, die Schuld trage, daß alle diese reichen Schätze heute nicht mehr zu finden seien.

Die dunkle Geschichte vom Untergange eines Silberbergwerkes in dem obersteirischen Orte Zeiring, von welchem nur eine ungenaue Ueberlieferung erzählte, hat sich im Laufe von Jahrhunderten zu einer Sage verdichtet, die das Wesen, Denken und Fühlen der Aelpler am genauesten kennzeichnet. Mit silbernen Kugeln auf silberne Kegel schoben da einst die übermüthigen Knappen; aber auch dies war den rohen Menschen zu harmlos. Es war an einem Sonntagnachmittag und ein Großmütterchen ging just mit seinem Enkelkinde, einem bildhübschen goldlockigen Knäbchen, aus der Kirche heimwärts. Der Weg führte die beiden an der Kegelstätte vorüber. Kaum hatten die wilden Gesellen aber das gebrechliche Weibchen erblickt, so begannen sie dasselbe zu verspotten. Die Alte nahm den Spott nicht ruhig hin, ließ vielmehr ihre scharfe Gegenrede ertönen, welche die tollen Kegelschieber nur noch mehr entflammte. Einer der verwegensten von ihnen ergriff plötzlich und unerwartet den blonden Knaben und hatte ihm im Nu das Köpfchen abgeschlagen, um mit demselben zu kegeln. Aus Schreck erstarrte das alte Mütterchen fast, und sie brachte erst kein Wort über ihre Lippen. Ueber der unerhörten Freveltat aber war ihr eine mit Mohnsamen gefüllte Flasche entfallen und die Körner lagen verstreut auf dem Erdboden. Da rief sie mit funkelnden Augen und bebenden Lippen, zitternd am ganzen Körper: „So viele Mohnkörner hier auf der Erde liegen, so viele Jahre wird es in Zeiring keinen Bergsegen mehr geben!" Und am nächsten Tage, als 1400 Knappen eingefahren waren und in der „Schicht" arbeiteten, erbebte plötzlich die Erde, von allen Seiten stürzten Gewässer herein, welche „die besten Erzgänge", wie es heißt, „mit rasender Eile erfüllten." Von allen Knappen im Bergwerke entkam auch nicht einer. E. K.

Der schnellste Zug der Welt. Von der Geschwindigkeit der amerikanischen Eisenbahnzüge machen sich viele Leute oft übertriebene Vorstellungen. Diese sprichwörtliche Geschwindigkeit trifft höchstens für einige Züge der östlichen Linien zu, während im allgemeinen die in Europa übliche Durchschnittsgeschwindigkeit kaum erreicht, jedenfalls nicht übertroffen wird. Gleichwohl können sich die Amerikaner rühmen, gegenwärtig den schnellsten Zug der Welt zu besitzen. Der „fliegende Schottländer", welcher die 632 km voneinander entfernten Städte London und Edinburgh in 8½ Stunden verbindet, bis vor kurzem der König aller Schnellzüge, hat seine Herrschaft niederlegen müssen. An seine Stelle ist der „Empire State Express" getreten, der die 702 km lange Strecke New-York-East-Buffalo der New-Yorker Centralbahn in 8 Stunden 24 Minuten durchbraust, was einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 84 km in der Stunde entspricht. Bei einer vor Einlegung dieses Zuges veranstalteten Probefahrt wurde sogar eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 96 km in der Stunde erreicht, ja streckenweise wurde die Schnelligkeit auf die unheimliche Höhe von 2 km in der Minute gesteigert. Der europäische Reisende, welcher die Weltausstellung in Chicago besucht, wird Gelegenheit finden, auf dem Wege dahin sich selbst von dieser neuesten Errungenschaft der Eisenbahntechnik zu überzeugen.

Während der oben bezeichnete schnellste englische Zug eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 74,4 km in der Stunde erreicht, bringt es der jetzige schnellste deutsche Zug, der Berlin-Hamburger Eilzug, auf 78,7 km in der Stunde, wobei allerdings für den letzteren eine zweieinhalbmal kürzere Entfernung in Betracht kommt. Dieser Zug braucht zu der 286 km langen Fahrt 3 Stunden 38 Minuten. Der ehedem vielgenannte „Berlin-Kölner Jagdzug" bleibt mit 61 km Durchschnittsgeschwindigkeit weit hinter dieser Leistung zurück.

Weibliche Aerzte. Ein bedeutsamer Schritt vorwärts in der Frage des medizinischen Frauenstudiums ist in den letzten Monaten geschehen: die dem preußischen Landtag eingereichte Frauenpetition wurde nicht einfach abgewiesen, sondern der Regierung zur theilweisen Erwägung übergeben, der erste Fall dieser Art. Die guten und einleuchtenden Gründe, sowie der Hinweis auf die völlig befriedigende ärztliche Thätigkeit der Frauen in anderen Ländern haben offenbar manchen früheren Gegner nachdenklich gemacht, manchen bereits Zweifelnden bekehrt. Immerhin bleibt noch ein starker Wall von vorgefaßter Meinung zu durchbrechen, und so ist jede Schrift, die das in logischer und maßvoller Weise fördern hilft, willkommen zu heißen. Neben den ausgezeichneten Leistungen von H. Lange und M. Weber sei hier als besonders glücklich in Ton und Beweisführung eine neuerschienene Broschüre von S. Binder, „Weibliche Aerzte" (Stuttgart, Göschen), genannt. Die Verfasserin macht es sich zur Aufgabe, alle die landläufigen, von einem dem anderen nachgesprochenen „Unmöglichkeiten" einzeln zu beleuchten und so schlagende Gegengründe anzuführen, daß ihr ein Unbefangener in den meisten Fällen Recht geben wird. Mit Geist und Humor, auch mit sicherem Takte liefert sie den Beweis, daß die Frauen in dieser gewöhnlich über ihre Köpfe weg abgehandelten Frage selbst noch allerhand zu sagen haben und deshalb Gehör verlangen müssen. Auch wer die betreffende Broschürenlitteratur mit ihren im großen und ganzen stets wiederkehrenden Hauptgedanken verfolgt hat, wird in der Binderschen Schrift mit Vergnügen noch neue Gesichtspunkte und bisher unbesprochene Einzelheiten finden, er wird sie auch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß die Forderung berechtigt ist, jetzt nach soviel theoretischem Für und Wider einfach die Probe zu machen, welche ja allein die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Frauen zum medizinischen Studium beweisen kann. B.

Was sich für ein junges Mädchen schickt und was nicht, das ist zu allen Zeiten von der Sitte mit besonders engen und scharfgezogenen Grenzen umschrieben worden. Aber keineswegs waren diese Grenzen immer dieselben. Im Gegentheil, manches wird heute erlaubt, was vor hundert Jahren verpönt wurde, und manches heute verurtheilt, woran noch die Urgroßeltern keinen Anstand nahmen. Ein köstliches Bild aus diesem Wandel der Zeiten geben uns die schriftlichen Vermahnungen,

welche eine Frau von Lützow auf dem Krankenbette gewissermaßen als ein Vermächtniß an ihre beiden abwesenden Töchter „Anne Künecke" und „Gödecke Christine" richtete. Der Brief stammt aus dem 17. Jahrhundert, ist in niederdeutscher Sprache geschrieben und von Ed. Bodemann in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen herausgegeben worden.

Vor allem sollen die Töchter gottesfürchtig sein, fleißig beten und in die Kirche gehen. In der Kirche sollen sie ja nicht nach den Leuten, sondern allein nach dem Pastor sehen. Wenn sie bei Freunden und Verwandten sind, sollen sie sich ernsthaftig halten, damit sie in keine böse Nachrede gerathen. Wenn die Junggesellen kommen, sollen sie sich nicht blicken lassen, bis daß man zu Tisch gehe. Geben diese ihnen dann die Hand, so sollen sie die Gesellen ja nicht ansehen, bei Tische sich in kein Gespräch einlassen, wenn sie gegessen haben, stracks aufstehen und in ihre Kammer gehen. Auf Hochzeiten sollten sie ja nicht „unjubelick" mit den Junggesellen sprechen, zu welchem Zwecke ihnen empfohlen wird, auf alle Anreden zu antworten: „ja" und „nee", „ick weit et nich", „dat mag wol sin"; bei Leibe aber sollen sie nicht lachen.

Vieles Essen bei Tische galt für plump; die Mutter räth ihren Mädchen daher, vorher in der Kammer etwas zu genießen, damit sie bei Tische desto besser und ehrbarer sitzen können. Trinken sollen sie ja nicht; werde ihnen zugetrunken, so sollen sie sagen: „Ick hebbe kenen döst"; auf wiederholte Aufforderung: „Ick mag ja nich trinken, dat höre jo woll". Hätten sie dennoch Durst, so sollten sie eine andere Jungfer bitten, daß sie ihnen zu trinken gebe und aus deren Glas ein bischen nippen. „Aber trinket ja keinem Junggesellen zu und sehet euch beileibe nicht auf dem Tische um, schlaget eure Augen nieder, sehet in eine Ecke und haltet euern Kopf stille und rühret den beileibe nicht." Wenn sich ein Junggeselle zu ihnen setzte und mit ihnen vertraulich plaudern wollte, so durften sie keine Antwort geben; ließ er nicht ab, so ward ihm die Antwort: „Latet mick ongeschoren, ick verstahe nich, wat jo segget." Schälte er ihnen einen Apfel oder eine Birne, so geziemte es sich, die Frucht liegen zu lassen und nicht zu essen.

Beim Tanzen sollten die jungen Fräulein ihre Herren nicht anblicken, ihnen die Hand nicht reichen, sondern diese unter die Schürze verstecken und natürlich kein Wort sprechen. Wurden die jungen Herren wärmer und brachten Liebeserklärungen vor, so sollten die Töchterchen thun, als wenn sie dieselben nicht hörten; ließen jene nicht nach, so hatten sie zu sagen: „Ob jo mick leif hebbet oder nich, dat eene is mick jau vel alß dat andere," und dann zu drohen, „ick will juwe wörde nich mehr hören, oder ick will upstahn un wech gahn." Die letztere Drohung sollten sie auch ausführen, sich hinter den Rücken der Hausfrau flüchten und den Junggesellen den Rücken kehren, wenn diese noch anzüglicher würden. Wollten sie aber gar einen Kuß, so sollten sie die frechen Kerle „up den schnuten schlaen".

In Komödien sollen sie nicht mitspielen, sich nicht heimbegleiten lassen, zu Hause fleißig nähen und spinnen „un seihet dn leive nich na den jungegesellen up der straten." So aber einer mit ehrlichen Absichten komme, so sollen sie ihn an die Frau Base weisen, daß er mit ihr spreche; selbst jedoch dürfen sie weder mit ihm sprechen, noch ihn anschauen. Selbst wenn sie verlobt seien, sollen sie ihren Bräutigam nicht anblicken, ihm aus dem Weg gehen und mit ihm nicht plaudern, sondern ihn an Vettern oder Basen weisen. (Ob das Fräulein Braut seiner Mutter hierin wohl folgte?) Sprach der Bräutigam die Braut an, so sollte sie sagen: „Latet mick doch mit freden; ick will nich eiher mit jück tau dann hebben, bet dat et tid is un dey pape (Pastor) darover west ist." Ist aber der große Tag angebrochen, so empfiehlt die Mutter: „Stellet jück jien erbar an un schlaget juwe ogen vor jück nedder, dat dey lüe keine arge gedanken krigen."

Nochmals ermahnt dann die Mutter ihre Töchter, ehrbar, sittig und tugendsam zu sein und keinen Junggesellen in die Arme oder bei der Hand zu nehmen. „Dat will ick von jück geholen hebben, mine leiven döchter Anne Künecke un Gödecke Christine, dat höre jo woll." H. B.

Zur Verlängerung der Fruchtsaison. Alles hat seine Zeit — säen und ernten und auch das Genießen der geernteten Früchte. Kirschen, Birnen, Aepfel, Weintrauben u. dergl. können wir frisch nur zu gewissen Zeiten genießen, wenn die Natur sie reif gemacht hat. Der Mensch bemüht sich zwar, die Obstsaison zu verlängern, indem er die Früchte zweckmäßig aufbewahrt, so daß sie längere Zeit nach dem Abpflücken frisch bleiben, aber diese Aufbewahrung hat nur für verhältnißmäßig kurze Zeiträume Erfolg. Ein interessantes Verfahren, die Fruchtsaison zu verlängern, wurde neuerdings von einem Mitarbeiter der „Wiener Illustrierten Gartenzeitung" wieder in Erinnerung gebracht.

Bei der Birnenkultur hat man die Entdeckung gemacht, daß, wenn der Haupttheil eines Baumes ausgereift erscheint und man ihn aberntet, auf dem Baume aber ein Viertel oder etwas weniger belässt, diese zurückbleibenden Früchte aufhören, weiter zu reifen, daß sie vielmehr in guter Verfassung fast noch einen Monat länger auf dem Baume bleiben und dann erst geerntet werden können. Dieses Verfahren läßt sich aber auch auf andere Obstbäume erstrecken. Festgestellt wurde dies bei der prächtigen Pflaume „Washington", die sonst so leicht übergeht; erntet man den Baum in der oben angedeuteten Weise nur zum Theil ab, so kann man schöne Pflaumen noch zu einer Zeit für den Tisch erhalten, wo man sonst keine mehr zu erwarten hat. Auch die Aepfel, namentlich die echten Gravensteiner und die Sommererdbeeräpfel, lassen sich auf diese Art am Baume frisch aufbewahren . . . ja, man kann auch Stachelbeeren am Strauche konservieren.

Diese Winke dürften für Liebhaber der Obstzucht genügen, um sie zu Versuchen im Laufe des Sommers und Herbstes anzuregen.

Die Liebhaberkünste. Trotz mancher älteren schönen Vorbildersammlungen ist der Bedarf an solchen bei der heutigen Verbreitung der dekorativen Künste ein ungeheurer und jede Bereicherung auf diesem Gebiet eine hochwillkommene. So darf man auch die neue „Zeitschrift für häusliche Kunst", welche unter dem Titel „Die Liebhaberkünste" in München bei Oldenbourg erscheint, mit Freuden begrüßen. Was die im Mittelpunkt eines kunstgewerblichen Reichthums befindliche Verlagshandlung in Aussicht stellt und in den ersten Heften bereits bietet an Aquarell-Porzellanmalerei und Holzbrand, Kunststickerei, häuslicher Dekoration u. a., das ist alles so schön, so richtig dem Bedürfniß angepaßt, daß es ohne weiteres überall Verwendung finden kann.

Die Herausgeber versprechen für künftig neue und bekannte Techniken, dekorative Ideen und festliche Dekorationen fürs Haus, Imitationen zur lustigen Ueberraschung, kurz vieles, was geeignet ist, die Leistungsfähigkeit des einzelnen in diesen Dingen aufs erfreulichste zu erhöhen. Der Text der neuen Zeitschrift bietet interessante Notizen und Anweisungen, er stellt für künftig Beiträge von hervorragenden künstlerischen Kräften, aber auch die Veröffentlichung von werthvollen Liebhaberarbeiten in Aussicht. Wir wünschen dem Unternehmen einen guten Fortgang und werden vielleicht gelegentlich darauf zurückkommen. —n.

Dante begegnet Mathilde. (Zu unserer Kunstbeilage.) Der Dichter der „göttlichen Komödie" schildert uns in seinen Gesängen, wie er die Hölle durchwandert und die Qualen der Verdammten schaut, mit denen seine Phantasie den Ort des Grauens bevölkert hat. Sein Begleiter und Mentor auf diesem Gange ist Virgil, der römische Dichter. Dantes Weg führt von der Hölle zum Orte der Läuterung, zum Fegefeuer, und erhebt sich dann zum Lohne für die rückwärtsliegende bußfertige Wanderung in schöne Gefilde, wo der Pfad nicht mehr steil und schwierig ist. Noch immer ist er von Virgil begleitet, so auch bei der Begegnung mit Mathilde, die ihm hier erscheint. Diese Begegnung schildert Dante im achtundzwanzigsten Gesang des „Fegefeuers", wenn er auch den Namen Mathilde erst im dreiunddreißigsten nennt. Durch den vom sanften Morgenschein erhellten Wald, in dem die Vöglein singen, der in scharfem Gegensatz steht zu dem todbringenden Walde der Sünde beim Beginn der Hölle, schreitet Dante einher und sieht

„Ein einsam wandelnd Weib, das wunderbar
Im Gehen sang, auflesmelnd Blüth' an Blüthe,
Womit vor ihr gemalt der Boden war."

Dante wünscht, daß sie ihm näher komme, damit er ihren Gesang verstehe:

„Und wie im Tanz ein Mägdlein kaum empor
Die Sohlen hebt, mit engen Schritten gleitend,
Und einen Fuß kaum setzt dem andern vor,
So sah ich sie durch bunte Blumen schreitend,
Jungfräulich bodenwärts den Blick gewandt,
Und Ehrbarkeit und Würde sie begleitend."

Bald erhebt sie der Wimpern schöne Bogen, pflückt Blumen von der Wiese Saum und verkündet dem Dichter, daß er hier sich in dem Gebiet befinde, das an der Menschheit Morgen Gott der Herr als ihre Wiege auserwählt. Und nun übernimmt sie die Führung Dantes und bringt ihn zu Beatrice, die ihn dann weiter durch das himmlische Paradies geleitet. —

Daß Dante in dieser Beatrice seine Jugendgeliebte verherrlicht, ist ja allgemein anerkannt — wer aber ist Mathilde? Einige Erklärer meinen, der Dichter habe jene mächtige Markgräfin von Toscana, die Freundin Gregors VII., im Auge gehabt; andere glauben, daß eine frühverstorbene Geliebte das Urbild dieser Gestalt gewesen sei. Jedenfalls ist sie eine der reizvollsten Gestalten in der großen Dichtung, sie, die blumenfreundliche Hüterin jenes Paradieses, das weder Stürme noch Nebel kennt, das ohne Sonne Pflanzen, Wasser und Quellen ohne Regen erzeugt, dessen Bäume ein ewiger Ostwind flüstern macht, der von der Bewegung der Gestirne herrührt. †

KLEINER BRIEFKASTEN

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Blumenfreundin in Ungarn. Das Abwerfen der Blätter wird namentlich bei der Art Ficus elastica schmerzlich beobachtet. Es soll Folge einer übermäßig feuchten Behandlung der Gewächse sein. Es dürfte sich also empfehlen, den Baum eventuell trockner zu halten. Sollten Insekten auf den Blättern sitzen, so sind dieselben durch Tabakabkochung zu tödten. Warum auch die Wurzeln beim Umsetzen gelaugt?

K. in T. Sie finden Auskunft über einige kleine Gehörinstrumente in dem Aufsatz von Dr. K. Bürkner in Halbheft 1 des Jahrgangs 1890 der „Gartenlaube". Ob aber eines derselben für Ihre Zwecke sich eignet, das müssen Sie unter allen Umständen mit dem Arzte berathen.

M. K. in B.-Baden. Die Insel Helgoland ist nicht deutsches Reichsland, sondern dem Königreich Preußen einverleibt.

R. S., Magdeburg. Der Fall, von dem Sie uns erzählen, ist ganz in der Ordnung. Kunstverständige oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leisten, können nach § 89 der „Deutschen Wehrordnung" von dem Nachweise der wissenschaftlichen Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst durch die Erlaßbehörden dritter Instanz entbunden werden. Sie haben nur die erforderlichen amtlich beglaubigten Zeugnisse vorzulegen und sich einer Prüfung in den Elementarkenntnissen zu unterwerfen, nach deren Ausfall die genannte Erlaßbehörde entscheidet, ob der Berechtigungsschein zum einjährig-freiwilligen Dienst zu ertheilen ist oder nicht.

J. D. in Josefstadt. Auf Ihre Anfrage giebt Ihnen der Artikel „Erfrieren" Auskunft, welcher im Jahrgang 1886 der „Gartenlaube" erschienen ist.

E. S., München. Es fehlt Ihrer Skizze nicht an Stimmung, aber die Ausführung im einzelnen bewegt sich zu sehr in ausgefahrenen Geleisen. Man vermißt die eigenartige Erfindung!

L. P. in Reval. Unser Brief an Sie ist als unbestellbar zurückgekommen. Geben Sie Ihre genaue Adresse an, damit wir Ihnen Ihre Anfragen brieflich beantworten können!

W. W. in Roree. Im Gartenlaube-Kalender 1891 ist eine ausführliche Zusammenstellung verschiedener Motten-Vertilgungsmittel enthalten, von denen wir Ihnen eines hier angeben: In ½ Kilogramm Weingeist löst man 30 Gramm Kampher und 4 Gramm Kampher und parfümiert diese Lösung mit 10 Gramm Bergamottöl und 5 Gramm Nelkenöl, dem man 2 Gramm Sadebaumöl hinzugiebt. Diese Mottentinktur spritzt man über die vor den Motten zu schützenden Gegenstände.

P. K—r in Düren. Sie finden sämmtliche auf Arbeiterfürsorge rc. bezüglichen deutschen Reichsgesetze bequem zusammengestellt in H. Bünnekes „Handbuch der sozialen Gesetzgebung des Deutschen Reichs" (Leipzig, B. Violet).

N. N. in Minden (Westfalen). Besten Dank für die noch nachträglich eingegangene Gabe von 3 Mark, worüber wir im Namen der armen Weber hierdurch gern quittieren.

H. Ostwald in Berlin. Wir quittieren hierdurch nachträglich mit bestem Danke über Ihre für die armen Weber im Glatzer Gebirge eingesandte Spende von 3 Mark 80 Pfennig.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 5.

Von R. Buhle.

Wenn der eine Mitspieler diese Karten:

(c.D.) (c.K.) (t.K.) (c.D.) (c.B.) (p.B.) (p.D.) (p.K.) (car.K.) (car.D.)

hat, wie müssen die übrigen Karten vertheilt sein, wenn ein anderer Mitspieler jedes Spiel und zwar ohne 4 Matadore und ohne Sieben: Grand, jedes Solo, Tourné und Frage, außerdem aber auch Null ouvert und sogar Ramsch gewinnen muß?

Verwandlungsaufgabe.

Kupfer

. . . * . *
. . * . . .
* * . . . .
. . * . . .
* . . . * .
* . . . . *

Silber

Mit Hilfe von sechs Zwischenstufen soll man Kupfer in Silber verwandeln. Jede Zwischenstufe soll ein substantivisches Wort sein und aus dem vorangehenden Worte durch Veränderung zweier Buchstaben entstehen. Die Stellen, an denen die Buchstaben geändert werden sollen, sind durch Sternchen gekennzeichnet.

Buchstabenräthsel.

Leer, Liter, Gade, Cran, Boie, Wechsel, Mine, Orel, Rum, Bruch, Meer, Aras, Lid, Elsa, Bad, Sni, Gabe, Heer, Arker, Bion, Ham, Sele, Gas.

In jedes der obigen Wörter ist an irgend einer Stelle ein Buchstabe hineinzuschreiben, so daß neue substantivische Wörter entstehen. Sind die richtigen Buchstaben hinzugefügt worden, so bilden sie ein Citat aus „Wallensteins Lager" von Schiller. A. St.

Versteckräthsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist je ein Wort versteckt enthalten, dessen nähere Bezeichnung in Klammern angegeben steht.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangs- und Endbuchstaben derselben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier deutschen Dichter.

1. Unerschütterliche Gelassenheit war die Haupteigenschaft der Stoiker. (Ein deutscher Philosoph.)
2. Der „Salontiroler" ist ein bekanntes Gemälde Defreggers. (Ein landwirthschaftliches Geräth.)
3. Das Fuchsin dient zum Färben. (Ein Land in Asien.)
4. Die französische Kartenschlägerin Lenormand sagte den Sturz Napoleons I. voraus. (Eine Oper Bellinis.)
5. Der Landthaler ist eine alte französische Silbermünze. (Eine Stadt in Ungarn.)

Kotillonorden.

Logogriph.

Kein Laut ertönt von Fern und Nah —
Gar friedlich liegt mit W es da
Im sanften Mondenschein,
Und in ihm voller Majestät
Mit R es unbeweglich steht
Gleich einem Bild von Stein.

Königsmarsch.

er	scher	aus	ab	ne	e	schan	gnen	schau	er
der	und	nung	kräf	erst	das	nen	en	ei	klar
sel	fen	ver	was	ken	nens	was	e	kel	du
kof	mech	wie	dir	sich	nur	mig	aus	weil	dun
dem	aus	le	liegt	ein	ent	bleibt	schop	dem	dir
in	freud	was	be	keimt	Bau	zur	gerst	ser	wellt
freißt	den	im	nach	die	zu	die	kalb	schen	thal
klin	saal	ge	fru	den	staar	sam	er	singt	men
nen	word	sche	des	heil	ken	nur	nen	schwingt	sich

Homonym.

Trifft einen Menschen du bei Nacht,
Der mich in seinen Händen trägt,
So kommt dir sicher der Verdacht,
Daß Böses er im Sinne hegt.

Wie sonderbar, wenn man bedenkt,
Daß mich ein jeder Ehrenmann,
Dem alle Welt nur Achtung schenkt,
Zugleich als Namen führen kann.

Räthsel.

Verletzt du mich nimmer, belohne ich dich.
Doch nimmst du ein T mir, so straf' ich durch mich.

Auflösung des Diagonalarithmogriphs auf S. 452:

E l s e N
I s a R
N i E
K
I l L
N u s E
D a n t E

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 5 auf S. 452:

1. D c 7 — e 1 K d 4 — e 5:
2. d 2 — d 4 † K beliebig.
3. D e 1 — h 6, e 3 matt.

1. . . . . S b 1 — d 2:
2. S e 5 — f 3 † beliebig.
3. D e 1 — e 3, d 2: matt.

1. . . . . a 3 — a 2
2. D c 1 — b 2 † beliebig.
3. S d 6 — b 7, D b 2 — c 3. matt.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 452: Leiter — Letter.

Auflösung des Wiederräthsels auf S. 452: Baumeistersnamen.

Auflösung der Charade auf S. 452: Falsch, Münzer, Falschmünzer.

Auflösung des Räthsels auf S. 452: Der Spargel — Spargelber.

Auflösung der optischen Täuschung auf S. 452: Sie sind beide gleich lang.

Hierzu Kunstbeilage VIII: Dante begegnet Mathilde. Von Albert Malanan.

In dem unterzeichneten Verlag sind soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Martha.
Roman von
Rudolf Lindau.
8°. 402 Seiten. Preis geheftet 5 Mark.
In geschmackvollem Einband 6 Mark.

Der Weltgereiste, Vielerfahrene schöpfte auch den Stoff dieser neuen Erzählung aus dem bunten Treiben des internationalen Weltverkehrs und stellt voll müde Blasiertheit in einen pikanten Gegensatz zu dem fein ausgeführten Seelengemälde, dessen Gegenstand eine „Martha"-Natur, ein selbstlos tüchtiges Mädchen ist, das im Wirken für andere sein Glück findet.

Pater peccavi!
Roman von
Julius Petri.
8°. 162 Seiten. Preis geheftet 3 Mark.
In geschmackvollem Einband 4 Mark.

Aus den kirchlichen Gegensätzen in der Zeit des Kulturkampfes erwächst der poetische Konflikt dieses erschütternden modernen Romans. Im Mittelpunkt steht eine charaktervolle niederdeutsche Bernsteinnatur, Haupt und Stütze einer altkatholischen Gemeinde, deren Verfall auch die Grundfesten des Familienglücks dieses Mannes verwüstet.

Hypatia.
Roman aus dem Altertum von
Fritz Mauthner.
8°. 238 Seiten. Preis geheftet 3 M. 50 Pf.
In geschmackvollem Einband 4 M. 50 Pf.

Der geistreiche Satiriker schildert die Gestalten und Ereignisse vergangener Zeit mit der deutlichen Absicht, sie ihnen verwerthbar, was sie der Gegenwart interessant und verwandt macht, und in den Schwächen längst vergangener Jahrhunderte geißelt sein ironischer Humor die Schwächen des unsrigen.

Brave Leut' vom Grund.
Von
Ludwig Anzengruber.
Volksstück mit Gesang.
8°. 119 Seiten. Preis geheftet 2 M. 40 Pf.
In geschmackvollem Einband 3 M. 40 Pf.

Dieses „Wiener Volksstück" des trefflichen Dramatikers ist das einzige in seinem Nachlaß vorgefundene zum Abschluß gebliebene Bühnenwerk, eine in jedem Sinne bezeichnende Dichtung, ein Denkmal seiner Liebe für Wien.

Margarete.
Von
Marie von Ebner-Eschenbach.
Zweite Auflage.
8°. 146 Seiten. Preis geheftet 2 Mark.
In geschmackvollem Einband 3 Mark.

Ein hochbegabtes Weib aus dem Volke ist die Heldin dieser Erzählung, in welcher die Verfasserin aus einfachen Verhältnissen und Begebenheiten ein ganz eigenartiges Lebensbild von tief ergreifender Wirkung entrollen.

Neue Novellen.
Von
Paul Heyse.
Siebente Auflage.
8°. 239 Seiten. Preis geheftet 3 M. 50 Pf.
In geschmackvollem Einband 4 M. 50 Pf.

Obwohl viele Jahre verflossen sind, seit diese Novellen als „neue" erschienen, ist von ihnen doch auch nicht ein Hauch ihrer persönlichen Frische genommen: noch immer ruht der Zauber des Heyse an Italiens Sonne gereifter Dichterjugend auf ihnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 16. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonette aus dem Westen.

1.

Am Saum des Urwalds.

Ob meinem Haupte rauscht die Sykomore,
Trompetenblumen träumen abendstill;
Vom Nest am Berghang lockt der Whip-poor-will,
Und leise ruft das Wildhuhn aus dem Rohre.

Da blitzt es hell aus fernem Dämmerflore,
Ein Pfiff ertönt, anschwellend laut und schrill
Und überflockt von weißem Dampfgequill
Jagt dort der Zug aus dunklem Felsenthore.

Mit glüh'nden Augen winkt die Eisenschlange
Aus einer Welt, die längst mein Fuß gemieden,
Mir flücht'gen Gruß herab vom Bergeshange;

Dann hat der Felswand Dunkel uns geschieden,
Noch klirrt es leise auf dem Schienenstrange —
Und wieder: Abendrub und Urwaldfrieden ....

2.

Verborgene Schätze.

Im Morgenroth zog ich dereinst von dannen;
Der Drang zur That hieß übers Meer mich wagen
Hier, wo dem Klugsinn tausend Essen ragen,
Hofft' ich der Jugend Ueberschwang zu bannen.

Doch ob der Träume schönste auch zerrannen,
Seit ich entloh'n dem Rhein und seinen Sagen
Umsonst sucht' ich die Märchen zu verjagen
Die mir ins Herz gerauscht die deutschen Tannen.

Nun will im Abendroth mein Tag sich neigen
Am fremden Himmel fremde Sterne glimmen
Was mir die Welt an Schätzen gab zu eigen

Seh' ich wie Rauch im Dämmergrau verschwimmen,
Und leis nur rauschen in entlaubten Zweigen
Von Glück mir noch die deutschen Märchenstimmen ...

3.

Treue Freunde.

Zwei Freunde gaben freundlich mir Geleit
Vom Rheingauthal, voll Veilchenduft und Reben,
Weit übers Weltmeer durch ein wirres Leben,
Bis zu der Steppe fernster Einsamkeit.

Sie folgen mir, getreu in Freud' und Leid
Um das verwaiste Herz ans Licht zu heben
Wenn trüb des Heimwehs Schatten es umweben
Im starren Banne der Verlassenheit.

Und ob ich auch Genossen viel gefunden
Seit ich der Heimath fern die Welt durchzieh'
Nie waren Freunde treuer mir verbunden

Und was mir Liebes auch das Leben lieh
Das Beste fand ich doch in heil'gen Stunden
Bei deutschem Lied und deutscher Poesie.

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Anton v. Perfall.

3.

Jener Hieb mit dem Kinderſäbel, den Hänschen am Weihnachtsabend gegen den Sohn des Hauſes geführt hatte, änderte alle Beſtimmungen, die für ſeine Zukunft getroffen waren; ſeine Zwillingsbruderſchaft mit dem Hansl von Tiffany verleugnete ſich nicht, er war wirklich ein Automat des Schickſals. Anſtatt in der Familie aufgezogen und förmlich adoptiert zu werden, wie die Räthin anfangs beabſichtigt hatte, wurde er als ſchlichter Hans Davis zu dem erſten Prokuriſten des Hauſes Berry, dem kinderloſen Herrn Iſidor Merk, in Penſion gegeben.

Dieſer fühlte ſich durch das Vertrauen ſeines Herrn hochgeehrt, während ſeine Gattin Tini in der Sache nur eine vortreffliche neue Einnahmequelle erblickte. Der Kommerzienrath wünſchte ausdrücklich, daß dem Jungen in keiner Weiſe etwas abgehe, und zahlte auch dementſprechend, aber Frau Tini hatte über das „nichts abgehen" ihre eigenen Gedanken. Was ſollte denn einem Arbeiterkind, deſſen Mutter ſich, um dem größten Elend zu entgehen, ins Waſſer geſtürzt hatte, in aller Welt abgehen, wenn es nicht hungern und frieren mußte? Sie hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, ſeine den früheren ärmlichen Verhältniſſen entſtammende Genügſamkeit durch zu großen Aufwand zu verderben, die ſollte ja zum Eckſtein ſeines künftigen Glückes werden.

Nach dieſen Grundſätzen der Frau Tini wurde Hänschen erzogen. Sie hatte ganz richtig gerechnet — ſeine geſunde kräftige Natur, die ihn ſchon damals vor dem Tode in dem eiſigen Strome bewahrt hatte, half ihm über alle Härten und Entbehrungen hinweg. Er wuchs trotz ſchmaler Koſt und reichlicher Arbeit zu einem blühenden kräftigen Hans heran. Und er fühlte ſich nicht einmal unglücklich, denn dazu fehlte ihm jeder Vergleichungspunkt. Ständig erinnerten ihn ſeine Pflegeeltern an ſeine Herkunft und ſtellten ihm ſeine Exiſtenz dar als eine fortgeſetzte Wohlthat, wofür er in erſter Linie dem Herrn Kommerzienrath und dann Frau Tini Dank ſchuldig ſei. Es fiel ihm daher auch gar nicht ein, bei dem Herrn Kommerzienrath irgend welche Klage zu führen, wenn er Sonntags, in feſtägliche Kleider geſteckt, in das Herrenhaus zu Fräulein Claire durfte, die ihr Anrecht auf ihn ſich nicht ganz rauben ließ.

Nach der dunklen, freud- und liebloſen Woche bei Merks, welche im Beamtenhaus, inmitten von Staub und Lärm der Fabrik, ein paar Zimmer bewohnten, war dieſer Sonntag bei Berrys in Claires Geſellſchaft für ihn ein Sonnenſtrahl, der alle düſteren, in ſeiner Kinderſeele angeſammelten Wolken verſcheuchte.

Wiederholt hatte er aus dem Munde der Freundin die Geſchichte jener fürchterlichen Nacht vernommen, die ſeinem eigenen Gedächtniß nie ganz entſchwunden war; auch an ſpöttiſchen Bemerkungen darüber von ſeiten Tinis und der Arbeiterkinder auf dem Fabrikhof fehlte es nicht. Er wußte ſelbſt nicht, ob auf Grund perſönlicher Erinnerung oder oft wiederholter Erzählung — er glaubte, ſich an den letzten Kuß, den entſetzlichen Sprung, an das bleiche entſtellte Antlitz ſeiner Mutter erinnern zu können.

„Mama, ſchenke mir den kleinen Jungen zum Chriſtkind, ich will den Hansl bei Tiffany gar nicht mehr." Oft wenn beim Herumſuchen unter den Spielſachen der längſt invalid gewordene Automat zum Vorſchein kam, wiederholte ihm Claire lachend dieſe Worte, die ſie an jenem ſchrecklichen Abend geſprochen hatte. Sie prägten ſich ſeinem Gedächtniß unauslöſchlich ein; aber nie ſtieg auch nur einen Augenblick ein Gefühl der Bitterkeit darüber in ihm auf. Auch daß ſich Claire ein Beſtimmungsrecht über ihn anmaßte und trotz aller innigen Freundſchaft immer wieder den Ton der Herrin durchklingen ließ, nahm er nicht übel; im Gegentheil, er freute ſich deſſen — er freute ſich, daß alles ſo gekommen war; ſo brauchte er niemand zu danken als ihr, die er abgöttiſch liebte, die mit ihren blauen Augen, ihrem ſchimmernden Goldhaar ihn anzog wie niemand ſonſt. Doktor Schindling, ſein Beſchützer, war im erſten Jahre ſeiner Anweſenheit geſtorben, und alle anderen kümmerten ihn nicht — der ſtarre, ihm nie zulächelnde Kommerzienrath, dem er bei jedem Beſuch in mechaniſcher Gewöhnung die Hand küßte; der hochmüthige boshafte Otto, von dem er ſich Claire zuliebe geduldig quälen ließ; der verhaßte, ſeinem Chef gegenüber kriecheriſche, gegen ihn ſelbſt harte Prokuriſt und deſſen geizige liebloſe Frau, denen er doch unbedingt folgte, in der wachſenden Furcht, auch dieſen Platz zu verlieren, ganz, für immer getrennt zu werden von Claire. Herr Berry kümmerte ſich wenig um die Erziehung des Knaben; erſt als er zufällig von deſſen ausgezeichneten Fähigkeiten hörte, regte ſich in ihm wenigſtens der Kaufmann, und er entſchloß ſich, das auf den Jungen verwendete Kapital nutzbringend zu machen. Hans Davis konnte eine für ihn höchſt werthvolle Arbeitskraft werden, auf die er ein feſtes Anrecht hatte.

Der Knabe hatte das vierzehnte Jahr erreicht, es war alſo höchſte Zeit, für ſeinen Entwicklungsgang zu ſorgen. Berry ſchickte ihn auf die Gewerbeſchule, um ihn zum Maſchinentechniker ausbilden zu laſſen; in der freien Zeit wurde er einem erfahrenen Werkmeiſter der Fabrik zum praktiſchen Unterricht zugetheilt.

Damit begann für Hans ein neues Leben; ein Arbeitsfeld lag vor ihm, in deſſen ſchmutziger qualmender Atmoſphäre er aufgewachſen war, ohne ſeinen Reiz zu kennen. Er beſchritt es mit freudigem Drange, mit den beſten Vorſätzen. Dieſe rieſigen Hallen mit den ſprühenden leuchtenden Feuern, den geheimnißvollen Maſchinen, die er ſtets mit ſtummer Ehrfurcht betrachtete — das war ein anderer Aufenthalt als die paar Stuben bei Frau Tini, und hier gab es andere Arbeit als Aufwaſchen, Holztragen und all die unzähligen niedrigen Dienſtleiſtungen im Hauſe des Prokuriſten! Und was man in der Gewerbeſchule lernen konnte! Der Kopf brannte ihm vor Eifer, die dunkle Ahnung ſtieg in ihm auf, daß dies der Weg ſei, auf dem die höhniſchen Bemerkungen über ſeine dunkle Herkunft, über ſeine verſchenkte Exiſtenz zum Schweigen gebracht werden könnten. Denn mit den Jahren und dem wachſenden Verſtändniß hatte die Gleichgültigkeit gegen derartige Anſpielungen aufgehört und einer jäh ausbrechenden, ihn oft zu Thätlichkeiten hinreißenden Erregung Platz gemacht. Selbſt Claire gegenüber ſchwand unter den neuen Verhältniſſen ſeine bisherige Duldſamkeit in dieſem Punkte. Das Hammerſchwingen ſtählte ſeine Muskeln, weitete ſeine Bruſt, gab ſeinem Geſicht einen kraftvollen, faſt trotzigen Ausdruck. Der Blick in die Zukunft, der Drang, den Fleck abzuwaſchen, der an ihm haftete, ſtählte ſeinen Sinn. Er verehrte Claire auch jetzt noch wie ein hoch über ihm ſtehendes Weſen, aber er fühlte ſich ſchon ihr gegenüber. Neckereien, die er ſonſt willig hinnahm, ſchmerzten ihn jetzt; an die Stelle kindlicher grenzenloſer Verehrung trat eine liebevolle Nachgiebigkeit; wenn es noth that, ein ebenſo feſter als geſchickter Widerſtand.

Dieſe Veränderung erfolgte ſo allmählich, ſo gleichmäßig mit der, welche in Claire ſelbſt vor ſich ging, daß beide ſie erſt gewahr wurden, als ſie ſich ſchon vollzogen hatte. Und nun machte jene ungebundene ahnungsloſe Freiheit im Benehmen Claires, bei der Geſchlecht und gegenſeitige Stellung gar nicht in Frage gekommen war, einer gewiſſen ängſtlichen Scheu Platz. Mit Schmerz ſah ſie ihr geliebtes Spielzeug, ihr Eigenthum, auf das ſie ſtolz war, ihren Händen entwachſen; ſie wagte kaum noch eine Anſpielung darauf, und wenn ſie es wagte, gereizt durch ſein Auftreten, ſo fürchtete ſie ſein ſonderbar überlegenes Lächeln; dann ſchien ihr plötzlich das Spiel umgedreht — ſie in ſeinen Händen.

Beide fühlten, früher als die achtloſen Eltern, daß dieſes Verhältniß keine Dauer mehr haben könne. Der Kommerzienrath und ſeine Frau, mit anderen Dingen vollauf beſchäftigt, erblickten in Hans Davis immer noch den armen Findling, der nichts zu bezeigen hatte als Dankbarkeit und Unterwürfigkeit — die Neigung Claires war ihnen eine kindiſche Laune; das Mädchen griff ja auch noch hie und da zu ſeinen Puppen, es hatte alſo keine Noth.

Claire war jetzt ſiebzehn Jahre alt und verſprach eine Schönheit zu werden, wenn ihre in voller Entwicklung begriffene Geſtalt zu harmoniſcher Fülle gelangt ſein würde. Von ihrem Vater wurde ſie eiferſüchtig in der ländlichen Einſamkeit der Villa gehalten. Junge Männer verkehrten dort wenig, die Geſchäftsfreunde Berrys waren zu alt, Ottos Kameraden zu jung, um Gefühle in ihr wachzurufen, welche in dieſem Alter ſich in jeder weiblichen Bruſt zu regen beginnen; ſo gehörte alles, was ihr kindliches Herz an Zuneigung für Dritte übrig hatte, dem Jugendfreund, ſo ſehr ſie auch von ihrem Bruder deshalb verlacht wurde.

Dieſer betrachtete Hans mit der lächerlichen Geringſchätzung jeder praktiſchen Thätigkeit, wie ſie nur immer ein auf den Bänken der

Weisheit ſitzender unreifer Junge haben kann; und zudem — die Narbe von jenem Säbelhieb war mit ihm aufgewachſen und damit eine untilgbare Abneigung, die von Hans redlich getheilt wurde. Dennoch kam es nie mehr zu irgend einem Auftritt zwiſchen beiden; Hans wurde durch die Furcht abgehalten, Claire damit ganz zu verlieren, Otto durch die Angſt vor dem jähen Aufblitzen des Zornes in dem Auge dieſer „Waſſerratte", wie er den Gehaßten nannte.

Mitten in das ſtille Leben und Arbeiten hinein kam aber plötzlich böſe Kunde für Hans. Fräulein Claire ſollte in den nächſten Tagen nach Paris abreiſen! Der Kommerzienrath hielt bei der bisherigen Zurückgezogenheit ſeines Kindes vor deſſen Erſcheinen in der Welt eine weitere Ausbildung für unbedingt nothwendig, wenigſtens gab er ſeiner erſtaunten Frau keinen anderen Grund an für ſeinen überraſchenden Entſchluß.

Hans zuckte bei der Nachricht zuſammen wie von einem heftigen Schlage getroffen. Ein beſonderer Umſtand vermehrte noch ſeine Erregung. Am letzten Sonntag war er wie gewöhnlich im Herrenhaus bei Claire geweſen; ſie ſchlugen Ball im Parke, und einmal verlor ſich der Ball im Graſe; ſie ſuchten ihn längere Zeit, dann wurde ihnen die Sache zu langweilig, und ſie ſchritten Arm in Arm durch den Park, ſchweigend, ohne etwas zu denken, aber ſeelenvergnügt. Da rief plötzlich eine zornige Stimme Claires Namen — es war der Kommerzienrath.

Das Mädchen wurde feuerroth und ließ mit einer jähen Bewegung den Arm ihres Begleiters fahren. Herr Berry war ſchon wieder verſchwunden, trotzdem entfernte ſie ſich raſch unter einem ſehr wenig ſtichhaltigen Vorwand.

Nun, als er die Nachricht von ihrer Abreiſe erhielt, ſtieg es heiß in ihm auf: gewiß, der herzliche Umgang mit ihm war der Grund der Entfernung! Aber was war denn an dieſem Spaziergang im Parke beſonderes geweſen, ſie hatten ihn doch bisher jeden Sonntag ungerügt machen dürfen! Und ſie ſprachen doch nichts Unrechtes, ſie ſprachen ja gar nichts! Allein Arm in Arm mit der Tochter des Kommerzienraths Berry, des Millionärs, er, der arme Findling, die „Waſſerratte" — ja das war's! Und deshalb ſchickte man ſeine geliebte Claire nach Paris? Da wäre es doch einfacher geweſen, ihn ſelbſt für immer aus dem Herrenhaus zu weiſen. Oder war es etwas anderes — Furcht für Claire ſelbſt, Furcht vor etwas zwiſchen ihr und dem armen Hans? Mit inſtinktiver Sicherheit erkannte er, daß hier der tiefſte Grund verborgen liege. Das Blut ſchoß ihm jäh in das Geſicht, ein wildes nie gekanntes Freudegefühl durchzuckte ihn.

Claire ſtand auf einmal vor ſeinen Augen, aber ſie ſah ganz anders aus wie ſonſt, tauſendmal ſchöner. Dieſer große Blick, der Duft ihres Haares, der Druck ihrer Hand!

Er ſaß in ſeiner kahlen, häßlichen Stube über ſeinen Büchern. Frau Tini hatte ihm eben mit ſchadenfroher Miene die bevorſtehende Abreiſe Claires berichtet. Zum Fenſter herein blickte ein trüber, naßkalter Herbſttag; ſchmutzige Nebel zogen mit dem Kohlenrauch um die Wette über die ſchwarzen Schuppen und Hallen, und doch dünkte ihm das alles ſchöner als am ſonnigſten Frühlingstag; ſein Herz ſchlug mächtig, und ein wildes drängendes Gefühl hob die junge Bruſt, in der es wie etwas Großes, Unbekanntes zum Lichte wollte. Mit erregter Phantaſie beſchwor er ſeine ganze Vergangenheit herauf — Claire in tauſend Bildern, von jenem erſten an dort im Scheine der qualmenden Fackel, deren Licht noch auf ein anderes ihm unauslöſchlich eingeprägtes Antlitz fiel, auf das verzerrte blaſſe Antlitz der Mutter! Er ſelbſt am Arm eines bärtigen Mannes, das Rauſchen des Fluſſes, das laute Schreien und Drängen der Leute ringsum — noch nie war ihm die ſchreckliche Scene ſo klar vor Augen geſtanden. Er forſchte weiter — was kam dann? Richtig, eine warme Stube, ein Mann mit einem grünen Schirm über den Augen, und dann? Ein anderer, groß, breit, mit ſchwarzem wirren Haar tritt herein, die beiden Männer ſprechen viel miteinander, der Schwarze ſchreit plötzlich auf und kommt dann auf ihn ſelber zu — es iſt ſein Vater, der „entlaſſene verkommene Arbeiter", wie ſie ihn immer nannten. Er hatte ihn nie mehr geſehen, nie mehr von ihm gehört, ihn ganz vergeſſen — bis jetzt. Wenn der Vater wiederkommen, wenn Claire ihn ſehen würde in ſeinem Elend — ſie würde nie mehr ihren Arm in ſeinen eigenen legen, nie mehr, und das würde er nicht ertragen können! Und doch wird er es ertragen müſſen, auch wenn der Vater verſchollen bleibt — die aus Paris zurückkehrende Claire wird nicht mehr ſeine Claire ſein. Sie wird ſchöner und ſchöner werden, andere Freunde bekommen, reiche vornehme Freunde, und ihren Hans vergeſſen. Doch das darf ſie nicht, er wird es ihr ſagen beim Abſchied, daß ſie das nicht darf. Er iſt ja ihr Eigenthum, und niemand vergißt ſein Eigenthum.

Eine plötzliche Furcht befiel ihn, Claire könnte abreiſen ohne dieſen Abſchied, ohne daß er ihr noch das alles ſagen dürfte. „Aber das ſoll ſie nicht!" rief er zornig aus . . . Allein wenn ſie müßte, wenn der unerbittliche Herr Berry ſie dazu zwingen würde . . . Hans ſprang auf von ſeinen Büchern, die niedrige Zimmerdecke drückte auf ihn, er mußte hinüber in das Herrenhaus, gleich jetzt. Wenn ſie heute noch reiſen müßte — um dieſe Abendſtunde ging ein Schnellzug nach Paris! Entſetzen packte ihn; der Gedanke, daß ſie ſchon fort ſein könnte, raubte ihm faſt die Beſinnung, es war ihm, als gähne eine unermeßliche Leere zu ſeinen Füßen.

„Wann reiſt Fräulein Claire?" rief er in die Küche, in der Frau Tini herumhantierte.

„Bald, heute wohl!"

„Woher wiſſen Sie das?"

Zuerſt erſchrak die Frau vor ſeinem verſtörten Ausſehen, dann lachte ſie ihm plötzlich hellauf in das Geſicht.

„Der Wagen iſt auf ſechs Uhr beſtellt, und gepackt wird auch, das weiß ich. Du glaubſt wohl, es ſei nicht möglich, daß ſie geht, ohne Dir Lebewohl geſagt zu haben? O, Du dummer Menſch — das gnädige Fräulein und Du!"

Hans ſummte es in den Ohren, wie ein Schatten ſenkte es ſich vor ſeine Augen. Entſchloſſen ſtürzte er die Treppe hinab, dem Herrenhaus zu; um jeden Preis mußte er ſie noch einmal ſehen.

Er eilte über den ſchon dunkelnden Hof, zwiſchen den Schuppen und Lagerhäuſern hindurch. Schon ſah er die Villa. Lichter bewegten ſich in dem ſonſt dunklen Bau. Eine gewiſſe Unruhe ſchien dort zu herrſchen, die Unruhe der Abreiſe; Frau Tini hatte recht. Nun galt es Eile — der nächſte Weg ging am Polierhaus vorüber. Da plötzlich trat aus dem dunklen Schatten des Hauſes ein Mann vor ihn hin in der offenbaren Abſicht, ihn aufzuhalten. Er ſprang zur Seite, aber der Fremde hielt ihn mit eiſernem Griffe feſt. „Bleib! Mach' kein Geſchrei und hör' mich an; ich wartete auf Dich," flüſterte er.

In Hans war jetzt kein Raum für die Furcht; er war nur wüthend über die Verzögerung. „Laſſen Sie mich los, ich habe keine Zeit!" ſagte er knirſchend, aber unwillkürlich leiſe, unter dem Banne der Mahnung, keinen Lärm zu machen.

„A bah, keine Zeit! Es giebt für Dich nichts Wichtigeres, als was ich Dir zu ſagen habe," erwiderte der Mann, ihn feſthaltend; er mußte ſeinem Ausſehen nach ein Arbeiter ſein.

„Ich muß zu Herrn Berry, bevor er nach Paris abreiſt — ich muß, und nun laſſen Sie los oder ich rufe um Hilfe!"

„Herr Berry reiſt aber heute nicht, ſage ich Dir. Er reiſt erſt morgen, ich weiß es; alſo haſt Du Zeit —"

Hans athmete auf. „Wiſſen Sie das beſtimmt?"

„Beſtimmt. Er bringt morgen ſeine Tochter Claire nach Paris." Der Mann wußte offenbar Beſcheid. Jetzt wurde Hans doch neugierig — was konnte der Fremde von ihm wollen? Warum hatte er auf ihn gewartet? Er folgte dem Voranſchreitenden willig in den dunklen Schatten des Gebäudes und betrachtete dabei geſpannt deſſen Züge. Ein ſchwarzer Bart umrahmte ein dunkles Geſicht, ſchwarzes Haar fiel unter dem großen Hute auf die auffallend weiße leuchtende Stirn.

„Johann Davis iſt Dein Name, nicht wahr? Es iſt nur, damit ich gewiß nicht fehlgehe." Er lachte leiſe.

„So heiße ich," erwiderte Hans, von dem Geheimnißvollen der ganzen Sache gepackt.

„Du biſt jetzt achtzehn Jahre alt, ſeit zwölf Jahren im Hauſe des Prokuriſten Merk auf Koſten Berrys, nicht wahr?"

Hans nickte nur, ein gräßlicher Gedanke ſchnürte ihm die Kehle zuſammen.

„Du weißt natürlich auch, *wie* Du zu dem Berry gekommen biſt, ſie werden es Dir ſchon oft vorgehalten haben, Deine Herren Wohlthäter —"

„Ich weiß alles."

„Ich dacht' es mir. Erinnerſt Du Dich noch an das, was damals war? Es iſt lange her, Du warſt noch nicht ſechs Jahre alt."

„Dunkel nur. Aber was ſoll dieſes Fragen?"

„Alſo doch noch dunkel," antwortete der Fremde, ohne ſich um die geſtellte Frage zu kümmern. „So will ich Dir ein bißchen

helfen. Deine Mutter kannſt Du Dir wohl noch denken, ſo ein Geſicht vergißt ſich nicht leicht. Aber auch Deinen Vater?“ Hans ſchauerte zuſammen. „Rede! Erinnerſt Du Dich nicht mehr an ihn, an das Zimmer, in dem Du ihn zum letzten Male geſehen haſt? Du ſaßeſt auf einer Bank, er reichte Dir die Hand zum Abſchied, Du jedoch ſchreckteſt vor ihm zurück — erinnerſt Du Dich nicht?“

„Ja, ich erinnere mich, und dieſer Mann —“

Hans blickte ſtarr in das finſtere Geſicht vor ihm, ſeine Hand ſchob zitternd den großen Hut zurück.

„Und dieſer Mann bin ich,“ flüſterte der Unbekannte. „Jakob Davis, Dein Vater, der weit hergekommen iſt, Dich zu beſuchen.“

Vor den Augen des jungen Mannes tanzten tauſend Funken, die Knie wankten ihm, nur ein Gedanke beherrſchte ihn — Claire! Sie durfte nichts davon erfahren, und gottlob — ſie wird nichts erfahren, weil ſie morgen abreiſen wird, um jahrelang in der Ferne zu bleiben; bis dahin — weiter dachte er nicht.

„Du biſt nicht ſehr erfreut, Junge,“ brach Davis das plötzliche Schweigen. „Dachte mir's ſchon. Begreif' es auch. Aber ſei nicht blöd', es fällt mir ja nicht ein, Dich zu holen — hab' mit mir ſelber genug zu thun. Und es ſoll's auch niemand erfahren, daß ich hier bin, hörſt Du? Es liegt mir ſehr viel daran; wenn meine Anweſenheit bekannt würde, wär's verteufelt unangenehm für uns beide. Ich wollte nur einmal ſehen, was ſie aus Dir gemacht haben. Mir ging's ſchlecht die letzte Zeit. Hab' gearbeitet wie ein Thier damals, als ich von Dir fort mußt'; die dumme Reue, die Verlaſſenheit, mein Elend trieb mich dazu — man vergißt eher dabei. Aber der Teufel hol's, wenn ich mich ſo ein Jahr lang ſchinde, ohne links oder rechts zu ſehen, da packt mich plötzlich da drin eine Wuth, auch einmal das Leben zu genießen wie andere Menſchen, und dann giebt's immer ein Unglück — ich vertrag's nicht, aus dem rechten Zuge zu kommen. Doch das verſtehſt Du ja nicht; alſo kurz und gut, ich machte eine Dummheit, für die ich vier Jahre ſitzen mußte. Eine ſchlechte Ehre für Dich, nicht wahr — für immer wäre Dir wohl lieber! Aber es hat halt nicht gereicht, bei Gott, mir wär's gleich geweſen, 's iſt hier außen um kein Haar beſſer. Doch wenn Du klug biſt, bleibt's ja unter uns. Ich will mich nach Arbeit umſehen, man wird mich wohl nicht mehr kennen; und am Ende biſt Du doch mein Sohn, das läßt ſich nicht abkaufen. In ein paar Jahren wird aus Dir ein gemachter Mann, Du biſt im rechten Fahrwaſſer; dann wirſt Du Deinen Vater nicht im Stiche laſſen — und der alte Vater Dich auch nicht, wenn Dir einmal der Rummel zu dumm wird; ſo was ſteckt doch im Blute! Bin alſo dann immer bereit — Vater und Sohn müſſen zuſammenhalten. Wenn Du einen Rath brauchſt — ich wohne in der Kleegaſſe Nummer 36, unterm Dache, frage nur in der Kneipe unten nach dem ‚Schwarzen Jakob‘! Im übrigen kannſt Du ruhig ſein, ich werde Dir nicht läſtig fallen, außer wenn ich ſehe, daß Du mich abſichtlich vergeſſen willſt — dann müßt' ich mich melden, mein Junge —“

Hans war noch zu unerfahren, um die Anſpielungen ſeines Vaters ganz zu verſtehen, aber ſoviel war ihm klar, daß ein Gefallener vor ihm ſtand, der daran war, ihm qualvolle Ketten anzulegen. Seine Jugend war in dieſem Augenblick zu Ende, er wurde plötzlich zum Manne, den ein jäher Ingrimm erfaßte über das häßliche Spiel, welches das Schickſal mit ihm trieb von ſeiner Kindheit an. Wenn er mit einem Rucke die Ketten ſprengte! Der Zorn erſtickte jede andere Stimme in ſeinem Innern, mit einer wilden Bewegung ſchüttelte er die Hand ab, die noch immer auf ſeiner Schulter lag. „Laß mich, Du haſt kein Recht mehr auf mich! Du haſt mich verſchenkt, nachdem Du die Mutter ermordet!“

„Bube, ich erwürge Dich!“ Zwei Fäuſte umklammerten ſeinen Hals, zwei Augen leuchteten drohend dicht vor ihm.

„Jawohl, er mordet, in den Tod gehetzt!“ ächzte der Angegriffene.

Feſter ſchnürten ſich die Finger zu, die Lichter im Hofe, in der Fabrik flimmerten wirr durcheinander vor ſeinen Augen. Er fühlte die Beſinnung ſchwinden, in der nächſten Sekunde mußte ein furchtbarer Mord geſchehen. Da erblickte er eine weibliche Geſtalt, ſie hob ſich dunkel ab gegen den Lichtkreis einer Laterne vom Polierhaus her — es war Claire!

Fürſt Bismarck beim Fackelzug auf der Terraſſe des Lenbachſchen Hauſes.

Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

Mit der Kraft der Verzweiflung rang er gegen die eiſerne Umklammerung, das Hemd, der Rock zerriß, aber es gelang ihm, ſich loszumachen, und hochaufathmend ſtürzte er auf Claire zu. Gewiß, ſie war gekommen, um Abſchied zu nehmen! Das Dunkel mit ſeinem Grauen lag hinter ihm, vor ihm flammendes Licht, das aus der geöffneten Thür der Arbeitshalle ſtrömte, und von dem lodernden Scheine phantaſtiſch beleuchtet, ängſtlich ſich umſchauend, Claire — ein Mantel umhüllte ihre Geſtalt, unter der weißen Kapuze ſchimmerte das Goldhaar. Wie einſt kam ſie, ihn zu retten von finſteren Gewalten.

„Claire!“ rief er, keuchend in den Lichtkreis ſpringend.

Sie wich erſchrocken zurück. Er war aſchfahl, das Hemd war aufgezerrt, der Rock in Fetzen geriſſen, das Haar zerrauft, in dem irren Auge lag noch das Entſetzen im Streit mit jäher Freude.

„Du kommſt, um Abſchied zu nehmen, zu mir — zu mir! Du, Claire, zu mir!“ Er lachte und weinte zugleich, er ergriff ihre Hand, preßte ſie an die Lippen und überſtrömte ſie mit Thränen.

Sein Anprall war zu heftig, zu ungewohnt. Das war nicht mehr ihr Spielgenoſſe — ein fremder wilder Mann ſtand vor ihr, vor dem ſie bebte. Der Vater hatte ihr verboten, von Hans Abſchied zu nehmen, ſie jedoch wollte nicht reiſen, ohne dem armen Jungen Lebewohl zu ſagen. Aber er hatte doch recht gehabt, der Vater. Oder kam ihr das alles nur ſo unheimlich vor hier

Digitized by Google

in dieſer Feuergluth, dieſem Gepoch, Geraſſel, Geſtöhn, das rings um durch die Nacht lärmte?

„Alſo morgen, wirklich morgen? Sag' es ſelbſt, Claire, ſonſt glaub' ich es nicht! Und auf wie lange? Auf Jahre . . . auf immer vielleicht? Nein, nicht auf immer! So ſprich doch, ich muß es wiſſen! Ich gehöre ja Dir, nicht Deinem Vater, nicht den Werks, niemand, nur Dir, Dir! Hörſt Du, Claire?" Er ſprach flehend und doch befehlend, wie auf ein Recht pochend.

Hans ließ ſie los, ſeine Arme fielen ſchlaff herab, und — ſie floh nicht; jetzt, wo ſie offenbar die Herrſchaft über ihn wieder erlangt hatte, ſah ſie mit Neugierde in das kummervolle Geſicht.

„Verzeih' Claire, ich bin ganz wirr, ich wollte eben zu Dir, trotz Deines Vaters, um Abſchied zu nehmen. Es hielt mich etwas auf, etwas Fürchterliches; da ſah ich Dich, da verlor ich den Verſtand vor Freude — vor — ich weiß ſelbſt nicht: es iſt ja das letzte Mal — dann bin ich ganz allein, dann kommt kein

v. Lenbach. Gen.-Int. v. Pestall.
Frau v. Lenbach. Fürſt Bismarck.
Prof. Schwemminger. Fürſtin Bismarck

Der Beſuch des Fürſten Bismarck in der „Allotria" zu München.

Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

Er umfaßte ſie ſtürmiſch. Das war kein Spiel, kein kindliches Ringen, auch nicht die Wärme der Freundſchaft.

Claire ſchauerte vor einem fremden Gefühl, das ſie zum erſten Male in ihrem Leben durchzitterte. Sie wollte fliehen, ſie war empört über den Zwang, den ihr dieſer Knabe auferlegte, über das ſtürmiſche, faſt rohe Begegnen, über die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er, der ſonſt jedem Winke ihrer Augen gehorcht hatte, die Kluft zwiſchen ihnen überſprang. „Laß mich, ich bereue, daß ich gekommen bin. Mein Vater hatte ganz recht, es mir zu verbieten. Laß mich doch, Du thörichter Junge — wie Du ausſiehſt, wie Du ſprichſt! Ich fürchte mich vor Dir!"

Sonntag mehr . . . ich hab' keine Mutter — keinen —" Er ſtockte. „Niemand, niemand hab' ich, und Paris iſt ſo weit und ich werde nie etwas hören von Dir — begreifſt Du denn meinen Schmerz nicht?"

„Weil ich's begreife, bin ich gekommen, obwohl der Vater es verboten hat," entgegnete Claire. „Aber in zwei Jahren bin ich ja wieder zurück, dann ſind wir beide erwachſene Leute und können uns ſehen, ſo oft wir wollen."

Hans ſchüttelte betrübt den Kopf. „In zwei Jahren biſt Du eine vornehme Dame."

„Werde ich das dann nicht ebenſo ſein, wenn ich zu Hauſe

Digitized by Google

bleibe? Das läßt sich nicht ändern, Hans, deswegen können wir doch gute Freunde bleiben."

„Und Du wirst mich vergessen in dem großen Paris! Aber Du darfst es nicht — Du hast mich meinem Vater genommen, als ich noch ein Kind war, Du, nicht Deine Mutter, nicht Herr Berry, sie hätten nicht daran gedacht. Du mußt mich deshalb auch lieb haben — ach, ich liebe niemand auf der Welt denn Dich: ich wußte es selbst nicht so bis heute, als ich hörte, daß Du fortgehst. Claire, nur ein gutes Wort gieb mir für die lange schreckliche Zeit, und ich will Dir's immer danken!"

Sie überließ ihm jetzt willig ihre Hand und lauschte begierig diesen nie gehörten, ihr kindliches Herz bestürmenden Worten. Auch sie schmerzte der Abschied, auch sie fühlte, daß sie nie mehr diesem Jüngling so gegenüberstehen dürfe, daß in zwei Jahren alles anders sein werde, und es war ihr, als müsse sie ihn festhalten, diesen Augenblick, der sie schwindeln machte vor Wonne, ohne daß sie in ihrer Unschuld ahnte, warum.

Arbeiter kamen aus der Werkstätte, Hans und Claire eilten Arm in Arm tiefer in den Schatten. Hans dachte an den Vater — wenn er sie beobachtete, Rache nähme für die Anklagen vorhin, wenn er vor Claire hintreten würde, ihr alles enthüllend! Der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, er zog Claire mit sich fort, von diesem Schreckensplatz weg.

„Ich muß heim, der Vater wird nach mir fragen," flüsterte sie, von dem Schauer des geheimnißvollen, verbotenen Weges erfaßt, den sie in dunkler Nacht hier an der Seite ihres Freundes ging. „Ich vergesse Dich nicht, gewiß nicht. Nütze die zwei Jahre, arbeite, was Du kannst, schwinge Dich empor, so hoch Du kannst, damit —" sie legte ihren Mund dicht an sein Ohr — „damit die vornehme Dame mit Dir verkehren kann, verstehst Du mich?"

Die ganze Zukunft flammte bei diesen Worten in hellem Lichte vor Hans auf. Es war ihm, als ob die kleine Hand, welche die seine drückte, ihn mit Riesenkraft emporhebe bis zu den Sternen.

„Vergiß auch Du die Claire nicht! Lebe wohl, Hans!" Die kleine heiße Hand entwand sich der seinen, ein Kuß brannte auf seiner Wange — Claire war im Dunkel verschwunden.

Er starrte ihr nach, die Hand auf das pochende Herz gepreßt. „Schwinge Dich empor, so hoch Du kannst!" klang es immerfort in sein Ohr. Er wandte sich um — die Feuer loderten gleich Opferflammen zu den Schlöten heraus, gegen den Nachthimmel empor; die schwarzen Hallen ringsum zitterten unter dem mächtigen Pulsschlag der Arbeit. „Schwinge Dich empor, so hoch Du kannst!"

„Ja, das will ich — bis zu Dir, Claire!" rief Hans in jugendlicher Begeisterung.

Da huschte ein Schatten an der Mauer entlang, ein gelles Lachen ertönte, Hans fuhr zusammen — der Vater, das Schicksal!

4.

Das war eine schlaflose Nacht für Hans nach diesem Abschied von Claire. Er schmiedete seinen Lebensplan; die Flammen der Hochöfen leuchteten ihm dazu, und die unzähligen Laute der Arbeit um ihn her, zu einem riesigen Accord vereinigt, stimmten seine Seele feierlich.

Hier unter ihren Augen, in ihrer nächsten Nähe mußte ihm der Weg zur Höhe gelingen — gelang er doch auch anderen! Der Direktor war in der Werkstatt aufgewachsen und ein einfacher Monteur gewesen; Herr Berry selbst sollte sich noch vor zwanzig Jahren als armer Ingenieur mühsam durchgeschlagen haben. Und dann die berühmten Männer, die Erfinder, von denen er schon oft gelesen — alle fast waren sie arme, schlichte Leute gewesen! Und in dieser Welt von Dampfmaschinen, Schrauben, Hebeln, Kurbeln, Rädern und Rädchen lagen noch viele werthvolle Geheimnisse verborgen, die nur der glücklichen Hand warteten, die sie enthüllte. Dazu bedurfte es keines langwierigen Studiums der ihm unzugänglichen Wissenschaft, nur eines durchdringenden Auges, praktischen Sinnes und vor allem der warmen Liebe zu diesem ewig wandelbaren Märchenwesen „Maschine" — und diese Liebe erfüllte ihn von Jugend auf, sie war mit ihm groß geworden. Schon mit seinen Kinderaugen hatte er das geheimnißvolle vielgestaltige Leben der Maschinen beobachtet, schon als Knabe hatte er, zusammensetzend und zerlegend, die allgemeinsten Gesetze ihres Daseins fast spielend kennengelernt. Warum sollte ihm nicht gelingen, was vor ihm anderen gelungen war, denen nicht eine Claire so unvergeßliche Worte zugerufen hatte!

Im nächsten Frühjahr sollte er aus der Gewerbeschule austreten, dann wollte er Herrn Berry um eine Stellung in den Werken bitten, so gering und niedrig sie auch wäre. Dann war er ein Mann, der sein Brot selbst verdiente — das war schon etwas, aber freilich noch lange nicht das, was Claire meinte. Zwei Jahre — er wünschte jetzt trotz seiner Sehnsucht, daß sie erst in zehn zurückkäme, dann wäre er seiner Sache sicher gewesen!

Die Wangen brannten ihm bei dem geistigen Vorwärtsdrängen; bald überkam ihn trotz allen Selbstvertrauens ein überwältigendes Gefühl seiner Ohnmacht, und verzweifelt gab er sich der Hoffnungslosigkeit hin; bald riß ihn seine erregte Phantasie mit fort und spiegelte ihm abenteuerliche Glücksfälle vor, die ihn mit Sturmeseile emporheben sollten. Schlief er ermattet ein, so weckte ihn ein gelles Lachen — des Vaters verstörtes Gesicht blickte ihn drohend an. Bittere Reue über seine fühllose Abweisung wollte ihn erfassen — aber Claire und seine Zukunft! Und wie der Wüthende ihn an der Kehle gepackt hatte — das waren Mördergriffe . . . vielleicht hatte er schon einmal . . . Hans wagte den Gedanken nicht auszudenken und verbarg sein schweißbedecktes Gesicht unter der Decke.

Endlich graute der Morgen. Hans machte sich über seine Bücher, kein Augenblick durfte versäumt werden — ein neues hastiges Leben begann.

Frau Merk trat ein. Seit Hans durch seine weitere Ausbildung ihrem persönlichen Dienste entzogen war, ließ sie den Herrn Studenten, wie sie ihn spöttisch nannte, bei jeder Gelegenheit ihren Unwillen fühlen. Ihre Züge verriethen eine hämische Freude, das bedeutete für ihn irgend etwas Unangenehmes.

„Na, was sagte ich gestern, das gnädige Fräulein ist fort nach Paris, Knall und Fall, ohne Abschied. Das muß seinen Grund haben. Vielleicht erfährst Du etwas darüber; der Herr Kommerzienrath schickte gestern noch herüber, Du sollest Dich heute nachmittag um fünf Uhr in seinem Bureau einfinden. Ich glaube, der Wind hat sich gedreht. Nimm Dich in acht!" Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie das Zimmer.

Hans versprach sich nichts Gutes von dieser ungewohnten Bestellung. Entweder handelte es sich um seine Zusammenkunft mit Claire, die Herrn Berry verrathen worden war, oder um den Vater, der sich an den Kommerzienrath drängte, nachdem der Sohn ihn abgewiesen hatte. Ließ Herr Berry ihn jetzt fallen, so zerplatzten die Pläne dieser Nacht und all die kühnen Hoffnungen wie Seifenblasen; nichts war er dann als der hilflose Sohn eines Arbeiters — eines Verbrechers, den von Claire für immer eine unausfüllbare Kluft trennte.

Das Herz schlug ihm fast hörbar, als er sich um die bestimmte Stunde zum Bureau begab. Er mußte lange im Vorzimmer warten und hatte Zeit, über seine Vertheidigung nachzudenken. In jedem Falle fühlte er sich im Recht. Claire war seine Jugendfreundin, dieser Herr Berry selbst hatte ihn ja einst der Tochter geschenkt, und jetzt sollte ihr und ihm jedes Wort des Abschieds verboten sein? Konnte denn wirklich dieser Mann ihn verschenken und dann wieder in den Winkel werfen wie sein einstiges Ebenbild, den Automaten? Und wenn es das andere galt, das Zusammentreffen mit seinem Vater — war denn er an dessen Verkommenheit schuld oder nicht vielmehr dieser stolze Berry, der dem Verzweifelten das Letzte nahm, das ihn vielleicht noch gehalten hätte, seinen Sohn — einer Laune seiner Gattin, seines Kindes zuliebe, nicht aus Barmherzigkeit.

Ein dumpfer, unerklärlicher Groll sammelte sich plötzlich in seinem Innern an gegen den Mann, in dessen Hand seine Zukunft lag. Die trotzige Lust, hinzutreten vor den Gefürchteten, Mächtigen und ihm das alles offen zu sagen, erfaßte ihn . . .

„Hans Davis!"

Er zuckte zusammen, ein Diener hatte seinen Namen gerufen. Er wußte selbst nicht, wie es kam, aber bei diesem Rufe tauchte mit einem Male Claires Bild vor ihm auf, und sein Zorn verflog — die trotzig gefaltete Stirn glättete sich, der kühn aufgerichtete Körper sank in sich zusammen. In demüthiger Haltung betrat er das Zimmer des Kommerzienrathes und verneigte sich tief.

Herr Berry sah ihn lange forschend an; Hans hielt den Blick tapfer aus.

„Ich habe ernste Dinge mit Ihnen zu reden, Hans," begann dann Berry in kühlem Tone. „Setzen Sie sich!" Mit einer kurzen Handbewegung wies er auf einen Stuhl. „Claire

ist heute früh abgereist nach Paris." Er verwandte die Augen keine Sekunde von Hans, der jetzt heftig erröthete. „Sie wird zwei, vielleicht auch drei Jahre dort bleiben. Eure Lebenswege trennen sich von nun an, darum fand ich es auch für gut, daß ein Abschied unterbleibe. — Sie wissen, daß Sie Verpflichtungen gegen mich haben, und die Bestimmungen, die ich nun treffe, sollen Sie in die Lage versetzen, ihnen nachkommen zu können. Ich werde Sie von morgen an im Werke beschäftigen, und zwar sollen Sie sofort eine bezahlte Stellung einnehmen. Ich habe meine strengen Ansichten. Sie sind dem Arbeiterstand entsprossen, auf diesem Boden sollen Sie auch wachsen — das Umsetzen taugt nichts. Sind Sie der rechte Mann, so können Sie sich trotzdem emporschwingen."

Die Augen des Jünglings leuchteten auf, eine dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht bei den letzten Worten.

„Sie treten morgen als Gehilfe in die Monteurabtheilung; wie ich höre, haben Sie Geschick für das Maschinenwesen, und dort ist die beste Schule. Ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren und erwarte, daß Sie Ihre Pflicht thun, schon aus Dankbarkeit für das, was Ihnen erwiesen wurde. Außerdem wird es sich empfehlen, daß Sie sich weder Ihren Kameraden noch Ihren Vorgesetzten gegenüber auf Ihr Verhältniß zu mir berufen —"

„Das habe ich auch bisher nie gethan!" warf Hans ein.

„Ich rechne darauf," fuhr Berry ruhig fort, „in Ihnen einen treuen Diener des Hauses Berry zu erziehen, der sich von allen, uns Arbeitgebern feindseligen Bestrebungen fern hält! Sie sind ja ein lebendiges Beispiel, daß der Vorwurf der Härte, der Ungerechtigkeit, des Eigennutzes, der Bedrückung, den man immer wieder gegen uns schleudert, eine gemeine Lüge ist. Beherzigen Sie das! — Haben Sie gegen meine Verfügung etwas einzuwenden?"

Hans stand wortlos da — seine Befürchtungen hatten sich in das Gegentheil, in die Erfüllung seines heißesten Wunsches verwandelt; er schämte sich seiner aufrührerischen, undankbaren Gedanken im Vorzimmer. Jetzt erschien ihm Herr Berry wirklich als Wohlthäter. Thränen traten ihm in die Augen, und in überströmendem Gefühl ergriff er die weiße Hand, die vor ihm auf der Stuhllehne lag, und küßte sie.

„Nichts, nichts mehr hab' ich zu sagen," stammelte er, „als daß ich nie vergessen werde, was Sie an mir gethan haben — daß ich Ihnen Ehre machen werde."

Bei diesem unverfälschten Ausdruck der Hingebung zuckte doch auch durch das unbewegliche Gesicht des Kommerzienraths etwas wie Rührung, aber nur einen Augenblick — dann waren seine Züge wieder gemessen wie zuvor. „Morgen also, Hans," sagte er, ihm zunickend zum Zeichen der Entlassung. Dann aber, wie in plötzlicher Eingebung, setzte er rasch hinzu: „Noch etwas — Sie haben von Ihrem Vater nichts mehr gesehen oder gehört?"

Hans hatte das Gefühl, als bohre sich der Blick der grauen Augen in seinem Gesicht fest. Wußte Berry etwas oder war die Frage nur eine zufällige? Durfte er diesen Mann, der eben seinen innigsten Wunsch erfüllt hatte, belügen? Und war es nicht unklug, ihn zu belügen? Der Kommerzienrath hatte ja die Macht, ihn zu schützen vor dem Vater, dessen Griffe er noch am Halse spürte.

Herr Berry wartete die Antwort nicht ab. „So schlimm es klingt, ich muß Sie warnen vor diesem Manne. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er sich einmal, wenn Sie sich eine Existenz gegründet haben, an Sie drängt, Forderungen an Sie stellt. Er ist tief gesunken und würde Sie nachhaltig bloßstellen. Ich könnte sogar den Umgang eines meiner Angestellten mit einem solchen . . . Individuum gar nicht dulden. Ich meine nur, wenn es wirklich so wäre, verstehen Sie mich? Verpflichtungen haben Sie ja keine gegen ihn."

Hans war glücklich, daß Berry keine Antwort auf seine Frage verlangt hatte, er würde die ganze Wahrheit gesagt haben; so schwieg er und empfahl sich demüthig, als ein nochmaliges gnädiges Kopfnicken ihm sagte, daß er endgültig entlassen sei. —

Im Parke schoß Otto mit einem Revolver auf die Scheibe. Hans vergaß in seiner Freude allen alten Groll, alle Gespanntheit, die zwischen ihnen herrschte, eilte auf ihn zu und erzählte mit gerötheten Wangen, daß er von morgen an ein Angestellter der Berryschen Werke sei und als Monteurgehilfe eintrete.

Otto ließ sich dadurch in seinem Sport nicht stören. „Das ist sehr hübsch — Herr Davis" — bis jetzt nannten sie sich beim Vornamen — „aber Sie werden begreifen —" Ein neuer Schuß krachte. „Sehen Sie einmal nach der Scheibe, ich denke, die Kugel sitzt zu hoch — Sie werden begreifen, daß dies unsere Stellung zu einander bedeutend — aber hören Sie denn nicht, Sie sollen nach der Scheibe sehen!" fuhr er Hans an, der starr über die unerwartete Wirkung seiner freudigen Meldung dastand.

„Das ist mein Dienst nicht, Herr Otto," entgegnete Hans scharf; in seinen Augen zuckte es verdächtig.

„. . . bedeutend ändern muß," fuhr Otto fort, ohne scheinbar von den Worten des alten Spielgenossen Notiz zu nehmen. „Bis jetzt waren Sie nichts als ein Anhängsel unseres Hauses, an dessen Vertraulichkeiten man sich einmal gewöhnt hatte; jetzt sind Sie ein Bediensteter, ein Arbeiter. Das ist für mich weniger als nichts. Und was den ferneren Verkehr betrifft — der ist eine platte Unmöglichkeit, in drei Monaten trete ich als Offiziersaspirant in die Armee." Wieder krachte ein Schuß. „Jetzt bitte ich Sie aber ernstlich, nach der Scheibe zu sehen, Herr Monteurgehilfe!"

„Und ich bitte Sie ernstlich, sich dazu jemand anders zu suchen als mich. Ich empfehle mich."

Hans ging.

„Warte nur, Kanaille!" tönte es ihm nach.

Die hochfahrende Abweisung, die er im glücklichsten Augenblick seines Lebens erfahren mußte, hätte ihm von dieser Seite nicht wehe gethan, aber mit bitterem Schmerze, mit zorniger Entrüstung erfüllte ihn die jähe Einsicht, daß dieser hochmüthige Mensch in seinem Hasse wohl nur die Ansichten seines ganzen Standes aussprach, daß das, wodurch er selbst hoffte, diesen Leuten näher zu kommen — redliche Mannesarbeit, ihn nur weiter von ihnen entfernte, daß er wirklich in ihren Augen als der hilflose Schützling des Herrn Berry mehr gewesen war denn jetzt als einfacher Arbeiter. So war es wohl bei allen — nur bei Claire nicht. Sie rieth ihm ja selbst zu rastlosem Schaffen, wie sollte er sich auch anders emporschwingen? Aber wenn auch sie so denken würde nach den Jahren in Paris, was dann? Er fühlte es heiß heraufsteigen in die Kehle. Dann — dann war alles vorbei, jede Freude, jedes Streben, jedes Dulden und Tragen, dann gab es nur noch Haß — glühenden Haß und Kampf! Die Scene damals, als er Otto mit dem Kindersäbel niederschlug, stand plötzlich klar vor seiner Seele . . . so würde es dann wieder kommen, aber nicht mit dem Kindersäbel und nicht mit Otto allein.

Eine wilde Vision stieg vor ihm auf . . . geschwungene Arme, wirr durcheinander wogende, von blutigrothem Feuerschein übergossene Männerköpfe, wüstes Gelärm, in Flammen zusammenstürzendes Gebälk, und mitten drin in der wüthenden Menge ein schwarzer Mann mit glühenden Augen, derselbe, der im Schatten der Halle ihn hatte erwürgen wollen — sein Vater.

Blitzartig, wie es gekommen war, verschwand das Gesicht, nur die Gestalt des Vaters wollte nicht von seinen Augen weichen. Der Arme hatte niemand, an den er sich halten konnte, niemand, der ihn liebte und trotz aller bitteren Erfahrungen stets aufs neue versöhnte mit dem Leben, wie Claires Bild bei ihm es that — der Vater hatte auch nicht seine eigenen Kenntnisse und die darauf gebaute Hoffnung, emporzusteigen — Elend und Noth waren seine Gefährten von jeher und würden es sein bis zum Ende. Und so — in der Brust ewig das fürchterliche Bewußtsein, das er selbst eben auch empfunden hatte, das Bewußtsein, weniger als nichts zu sein, verachtet, niedergetreten — mußte so der Unglückliche nicht Ekel empfinden vor allem höheren Streben, vor seiner ganzen Existenz? Mußte er nicht immer wieder versucht sein, den Kampf gegen die Reichen und Mitleidlosen mit jeder Waffe zu führen, diese „Räuber" selbst wieder zu berauben? Und nun hatte ihn auch der eigene Sohn zurückgestoßen, mit Vorwürfen überhäuft, weil er sich des Verkommenen schämte — das mußte gut gemacht werden, ehe er sein neues Leben begann. Vielleicht war es auch gar nicht so schlimm mit dem Vater, als Herr Berry es hinstellte, als er selbst geglaubt hatte; vielleicht konnte er ihn retten, auf bessere Wege bringen! Und stand der Vater ihm denn nicht trotz allem am nächsten, näher als Herr Berry, sein stolzer Wohlthäter? Keine unüberbrückbare Kluft lag zwischen ihnen — der Vater war seinesgleichen, ein Arbeiter gleich ihm. Und wer wußte, ob nicht einmal eine Zeit kam, wo er froh war an diesem verachteten Vaterherzen! Er mußte in die Kreegasse, sein Entschluß stand fest.

Bei Merks kümmerte man sich nicht darum, wo Hans seine Zeit verbrachte, so hinderte ihn nichts an der Ausführung seines Planes. Unverzüglich machte er sich auf den Weg, es ließ ihm

keine Ruhe mehr; der Gang ſollte hinter ihm ſein, bevor er ſeine Stellung antrat. Heute ſtand er noch nicht im Dienſte des Herrn Berry, morgen hätte er ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, gegen den ausdrücklichen Willen des Kommerzienraths zu handeln.

Die Stadt war ihm nicht fremd, aber die Kleegaſſe war ſchwer zu erfragen, ſie befand ſich am äußerſten Ende der weſtlichen Vorſtadt, gerade in entgegengeſetzter Richtung von der Fabrik.

Nach langem Umherſuchen kam er in die Gegend, wo nach den Beſchreibungen ſein Ziel liegen mußte. Ein Netz von Sackgaſſen nahm ihn auf — überall niedere, ärmliche Häuschen, vermengt mit kaſernenartigen Neubauten, bevölkert von lärmenden Kindern, ärmlich gekleideten Frauen, trunkenen Männern. An der Ecke eines engen übelriechenden Gäßchens, das bergab tief hinein in das alte Winkelwerk zu führen ſchien, las er endlich: „Kleegaſſe“.

Ein kalter feuchter Wind zog aus der dunklen Straße herauf; das Schelten einiger Weiber, johlender Geſang und das Klimpern eines Klaviers drang heraus. Hans zögerte einen Augenblick, es war ihm bang zu Muthe, er fühlte, daß er einen entſcheidenden Schritt thue. Wenn Claire von dieſem Gange wüßte!

Ein Mann ſchwankte den holperigen Weg herauf — nun entſchloß er ſich, nach dem Hauſe, das er ſuchte, zu fragen. „Nummer 36?“ Der Fremde ſah ihn groß an mit gläſernen Blicken.

„Nummer 36? Was kümmern mich die Nummern!“ Er lachte roh.

„Eine Wirthſchaft iſt in dem Hauſe,“ erklärte Hans ſchüchtern, dem Wankenden ausweichend.

„Eine Wirthſchaft? Ja, das iſt 'ne Nummer, Junge! Das hätteſt Du gleich ſagen ſollen! Aber es giebt mehr ſo verdammte Nummern da unten! Da iſt die ‚Fackel‘, der ‚Jörgl‘, der ‚Praſſer‘ — aber ich bin ein guter Kerl, komm' nur, das rechte Wirthshaus, das find' ich immer!“ Er packte Hans beim Arme und zog ihn mit ſich fort.

In dieſer Umgebung, unter dieſen Menſchen alſo lebte ſein Vater! Unſagbarer Jammer erfaßte Hans, zugleich das klare Gefühl, daß er ihn herausreißen müſſe aus ſolchem Abgrund, ſonſt tauchte er wohl eines Tages daraus auf und riß den Sohn mit ſich ins Verderben. Er konnte ſich keine Vorſtellung machen, wie das geſchehen könnte, er ſah nur die verkommene wankende Geſtalt ſeines Begleiters und ſtellte ſie im Geiſte neben Claire — unter dem Zwange dieſes Bildes folgte er willig ſeinem Führer.

Es dunkelte ſchon; die rothen Vorhänge an den Fenſtern der Kneipen glühten im Scheine der Lichter dahinter und warfen blutrothe Reflexe auf das feuchte Pflaſter.

„Das iſt der ‚Praſſer‘ — doch der Teufel ſehe die Nummer!“ ſtammelte der Fremde, vor einem Schanklokal ſtehenbleibend. „Aber hör' einmal, Junge, wen ſuchſt Du denn eigentlich? Dann haben wir's gleich; bin gut bekannt hier und kenne die — die Eintheilung.“ Er warf einen prüfenden Blick auf Hans. „Doch es wird ſchon recht ſein beim ‚Praſſer‘! Da ſitzen die Jungen, die Arbeit ſuchen und keine finden. Eine traurige Bude!“

Hans, der an dem Hauſe eine andere als die geſuchte Nummer entdeckt hatte, ging ohne zu antworten weiter.

Der Mann lachte.

„Gelt, das magſt Du nicht? Haſt recht, der Teufel hole die Arbeit — iſt auch mein Guſto nicht. Nun haben wir noch den ‚Jörgl‘ gleich da vorn.“

Wieder blieb er ſtehen und blickte forſchend, die Hand in der Taſche, an Hans herab. „Da biſt Du mir noch zu grün, Junge, und 's iſt noch zu früh am Tage, oder biſt Du doch —“ Er lachte verſchmitzt.

Die Klänge des Klaviers tönten jetzt nahe aus einem einſtöckigen Hauſe, das unter den Tritten Tanzender zu erzittern ſchien.

„Da wär's!“ Der Trunkene ſtellte ſich vor dem Hauſe auf. „Magſt?“

Hans las die Nummer über der Hausthür. „24.“ Er athmete erleichtert auf und eilte vorbei.

„Na, dann bleibt nur noch die ‚Fackel‘, rief ärgerlich ſein Begleiter. „Burſch, wenn Du mich zum Narren haſt, ſo nimm' Dich in acht! Was willſt denn Du in der ‚Fackel‘? Da ſitzen die Krakehler, die Revolutzer und halten lange Reden über Arbeit und Kapital; pfui Teufel! Und was nutzt's? Die Katz' fällt doch allweil auf die alten Füße!“

„Führen Sie mich zur ‚Fackel‘!“ ſagte Hans faſt befehlend Der Mann ſah ihn ſpöttiſch an und lachte hell auf.

„So ein Bürſchl will befehlen, will auch ſchon mitthun mit den Schreiern! Narriſch, ganz närriſch! Na, dann adieu, in der ‚Fackel‘ hab' ich nichts zu ſuchen. Mir langt's, und wenn's nicht langt — nachher muß man halt ein biſſl nachhelfen, aber ganz ſtill, ganz ſtill.“

Er wandte ſich um und zwiſchen den engen Häuſern hin tappend wiederholte er, immer noch lachend: „So ein närriſches Bürſchl! So ein Bürſchl!“ (Fortſetzung folgt.)

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Teufel im Backobſt. — Gleiche Urſache, verſchiedene Wirkungen.

Daß der Böſe ſich zur Verſuchung des Menſchengeſchlechts mit Vorliebe friſcher Obſtſorten bedient, iſt eine ſchon durch den erſten Sündenfall hinlänglich beglaubigte Thatſache. Wie vorſichtig man aber ſelbſt im Genuß von gedörrtem Obſte ſein muß, von ſogenannten „Hutzeln“, denen das beliebte Hutzelbrot, freilich aber auch das ſchon ſtark ins Dämoniſche hineinreichende Volk der Hutzelmännchen ſeinen Namen verdankt, das lehrt das Beiſpiel eines Knaben, dem auf dieſem Wege nicht weniger als zehn Teufel in den Leib praktiziert wurden, und zwar durch eine bis dahin unbeſcholtene Frau, welche dem Jungen aus reiner Gutmüthigkeit eine Handvoll Hutzeln geſchenkt hatte, von den böſen Teufeln ſelbſt aber ſpäter als Hexe denunziert wurde. Man denke ſich die Vorſtellung, die ſich im Volksmund an die Redensart knüpft, daß einer oder eine den Teufel im Leibe habe, ins Zehnfache geſteigert, um ſich ein Bild von dem Zuſtand des armen Kindes zu machen. Alle Geſetze der Natur und der chriſtlichen Moral ſchienen wie mit einem Schlage in ihr Gegentheil verkehrt; der Knabe züchtigte ſeine Eltern aufs grauſamſte und vergriff ſich in ſchnöder Wuth an allem, was guten Kindern ſonſt heilig iſt.

Ein glücklicher Zufall aber wollte es, daß ſich in der Nähe des Orts, wo ſich dieſer ſchreckliche Fall zutrug, ein Kapuziner kloſter und in dieſem ein ſtreitbarer Mönch, Namens Pater Aurelian, befand, welcher mit Zuſtimmung ſeiner geiſtlichen Ober behörde den Kampf mit den zehn Teufeln muthig aufnahm und ihnen in viermal wiederholtem Anlauf mit Stola und Rauchfaß und der heiligen Kreuzpartikel ſo heiß zuſetzte, daß ſie, wenn auch widerwillig und ohne die verlangte Angabe ihrer Perſonal akten, ſtöhnend und ſeufzend in die Hölle zurückfuhren. Allein erſt nachdem ſich der vorſichtige Exorciſt durch die wiederholte Frage: „Seid Ihr auch glücklich dort angekommen?“ — worauf ihm ein ſchauerlich de- und wehmüthiges, ſchon durch die Klangfarbe den unterirdiſchen Ort ſeiner Herkunft verrathendes „Danke, ja“ entgegenſchallte — von dem Ausſchluß jeder möglichen Täuſchung überzeugt hatte, löſte er die Bande des an Händen und Füßen gefeſſelten Knaben, und zu dem Tedeum, mit welchem die gläubige Gemeinde nunmehr dieſen Sieg feierte, fehlte als charakteriſtiſche Begleitung eben nur noch das Kniſtern des Holzſtoßes, auf dem man die freundliche Hutzelſprenderin verbrannt hätte. Daß dies unterblieb, iſt ſicherlich nicht die Schuld des wackeren Pater Aurelian, nach deſſen urkundlichem Bericht die „Kölniſche Zeitung“ den nicht etwa im dunklen Mittelalter, ſon dern im Jahre 1891 zu Wemding im Königreich Bayern ſpielenden Vorgang der erſtaunten Mitwelt ſo ausführlich geſchildert hat, daß wir uns hier mit dieſem gedrängten Auszug begnügen können.

Kurz zuvor hatte ſich die Strafkammer des Landgerichts Saargemünd mit einem ganz entgegengeſetzten Falle des Aberglaubens zu beſchäftigen gehabt, in dem nicht die Dämonen, ſondern die Heiligen ſelbſt die Hauptrolle ſpielten und der trotzdem zu einer Anklage wegen Betrugs führte. Die ſolchen Vergehens Angeklagte war die Tochter einfacher Bauersleute, Katharine Filljung, in dem Dorfe Büdingen geboren. Von Jugend auf kränklich und — nach ihrer Angabe — durch eine wunderbare Erſcheinung der Mutter Gottes, welche ſie in der katholiſchen Kirche zu Saargemünd hatte, geheilt, war es ihr auf Grund dieſer

Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag in München.

Camilla.

Nach einem Gemälde von E. v. Blaas.

Vision sowie anderer an ihrer Person zu Tage tretender, auf eine göttliche Mission hinweisender Erscheinungen gelungen, ihren gläubigen Mitmenschen, die hier bezeichnenderweise sämmtlich dem weiblichen Geschlecht angehörten, in nur sechsjähriger Wunderthätigkeit die Kleinigkeit von etwa 150 000 Mark zu entlocken. Sie verwendete dieselben größtentheils zum Baue eines prachtvollen Waisenhauses in Büdingen, der ihr, wie sie behauptete, von der Mutter Gottes aufgetragen war. Wir wollen auch diesen Fall, der trotz der entschieden ablehnenden Haltung, welche die Geistlichkeit zu den angeblichen Wundern der Beklagten einnahm, trotz der zum Theile nachgewiesenen offenkundigen Täuschungen, deren sich die Filljung bediente, mit einer Freisprechung endete, nur flüchtig berühren und uns die nähere Schilderung der vermeintlichen Wunder für einen ähnlichen zweiten Fall aufsparen. Zuvor aber sei hier auf die gemeinsame pathologische Ursache dieser und ähnlicher Erscheinungen hingewiesen.

„Hysterie" nennt der Arzt jene geheimnißvolle, in ihren letzten Gründen noch keineswegs aufgeklärte Erkrankung des Nervensystems, welche, in den Entwicklungsstadien des weiblichen und, obwohl seltener, auch des männlichen Geschlechts auftretend, in ihrer proteusartigen Vielgestaltigkeit dem Wunderglauben der ältesten wie der neuesten Zeit die brauchbarsten Medien geliefert hat. Hysterie war es, was nach dem Gutachten des leider nur flüchtig gehörten Arztes die krampfartigen Wuthausbrüche jenes Knaben von Wemding veranlaßt hatte; auf Hysterie lautete auch das Gutachten der Gerichtsärzte, dem die Heilige von Büdingen ihre Freisprechung verdankte, insofern diese Krankheit die bewußte selbstsüchtige Absicht eines Betrugs, so sehr auch der Thatbestand dafür sprechen mochte, nach Ansicht der Richter aufhob. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Leidens, daß mit einem aufs höchste gesteigerten Nervenleben bei dem Kranken ein unwiderstehlicher Trieb, Aufsehen zu erregen, sich verbindet, der, sei es durch äußere Beeinflussung oder auch durch die selbstthätige Erweckung von Vorstellungen (Autosuggestion), leicht jenen Grad erreichen kann, wo die Unterscheidung von Wahr und Falsch, Gut und Böse wenn nicht völlig aufhört, so doch wesentlich getrübt und selbst das körperliche Schmerzgefühl in einer Weise abgestumpft ist, die wohl manchem wunderbar scheinen mag.

Dieselbe Krankheit, die je nach der Richtung, in der sich die Vorstellungen des Kranken bewegen, dem Teufelsglauben so wirksamen Vorschub leistet, daß es bis zum feierlichen Exorcismus kommt, kann im anderen Falle für abergläubische Gemüther zur Quelle andächtiger, fast göttlicher Verehrung werden, die namentlich eintritt, wenn die Krankheitserscheinung sich bis zur Stigmatisation steigert, d. h. äußerlich jene Wundenmale aufweist oder doch aufzuweisen scheint, welche der gekreuzigte Christus trägt.

Der Fall, den wir hier im Auge haben, hat sich in dem württembergischen Oberamt Leutkirch zugetragen und im vorigen Jahre gleichfalls zu einer gerichtlichen Voruntersuchung geführt, welche, gegen die Eltern der Kranken gerichtet, wieder eingestellt werden mußte, da sich auch hier die Beweise eines in selbstsüchtiger Weise verübten Betrugs nicht unbedingt feststellen ließen.

In folgendem schildern wir den Vorgang, wie er sich nach den Berichten der vernommenen Augenzeugen, die fast durchweg an das Wunder glaubten, sowie der vom Gericht bestellten Kommission ziemlich übereinstimmend darstellt.

Schon vor mehreren Jahren hatte sich in dem Dorfe Aichstetten die Kunde verbreitet, daß bei der damals fünfzehnjährigen, seit längerer Zeit kränklichen Tochter Anna der Bäcker Henleschen Eheleute Erscheinungen zu Tage träten, welche auf natürlichem Wege nicht zu erklären, vielmehr als Ausfluß besonderer göttlicher Gnade zu betrachten seien; und dieser Gnade könnten auch Dritte durch Besuch und Unterstützung der Kranken theilhaftig werden. Dieses Gerücht, von den Eltern der Kranken genährt und in immer weitere Kreise sich verbreitend, lockte bald eine stets wachsende Zahl von Besuchern nicht nur aus dem Dorfe selbst, sondern auch aus dessen weiterer Umgebung, so namentlich aus den Orten der angrenzenden bayerischen Bezirke, in das wunderwirkende Krankenzimmer. Dieses verwandelte sich mit Hilfe der zwar nie ausdrücklich verlangten, aber stets gern angenommenen Geldspenden, wie sie übrigens bei Krankenbesuchen in dieser Gegend Brauch sind, rasch in ein kleines, mit allen Erfordernissen des römisch-katholischen Kultus hübsch ausgestattetes Tempelchen. Obwohl nun das bischöfliche Ordinariat frühzeitig gegen solchen Mißbrauch einschritt, auf Grund ärztlicher Gutachten die Beobachtung der Kranken in einer von geistlichen Schwestern geleiteten Anstalt verlangte, im Falle des Ungehorsams mit Entziehung der Sakramente drohte und die Gläubigen in jeder Weise vor dem Besuch des Hauses warnen ließ, so hatte dies alles doch nicht den gewünschten Erfolg, und insbesondere weigerte sich die Mutter aufs bestimmteste, ihre Tochter in auswärtige Behandlung zu geben.

Mündliche Berichte und photographische Darstellungen trugen das Wunder immer weiter, und bald stellte sich das Bedürfniß heraus, den mit der Bahn eintreffenden Wallfahrern einen besonderen, die lange Dorfstraße abkürzenden Weg durch die hinter dem Hause liegende Wiese zu bahnen, der denn auch sehr rasch die Spuren eifrigster Benutzung aufwies. Je mehr aber die Schar der Pilger wuchs, desto mehr vervollkommneten sich die wunderbaren Erscheinungen am Körper und im Seelenleben der Kranken, bis sie sich aus erst nur schwachen und zusammenhangslosen Anfängen zu einem mit planmäßiger Pünktlichkeit sich abspielenden System entwickelt hatten, das, was die treue Nachahmung der biblischen Leidensgeschichte betrifft, selbst die Vorbilder einer Katharina Emmerich und Louise Lateau, mit deren Schriften sich die Kranke nachweislich eingehend beschäftigt hatte, weit hinter sich ließ. In diesem Stadium, mit dem übrigens, nach den Angaben der Mutter und der Stigmatisierten selbst, den Wundern keineswegs eine Grenze gesetzt sein sollte, mischte sich das Gericht in die Angelegenheit, indem es, ohne daß die Betheiligten eine Ahnung davon hatten, einen Augenschein vornehmen ließ. Es geschah dies an einem Freitag, an welchem Tage sich die Leidenserscheinungen regelmäßig einstellten, und zwar des Morgens kurz nach neun Uhr.

Um diese Zeit sitzt die Kranke aufrecht im Bette, mit einer Wolldecke bis unter die Brust zugedeckt, in ein weißes Hemd gekleidet, um die Stirn eine weiße Binde, unter der das Haar aufgelöst herabfließt, um den Leib eine ebensolche Binde, dem priesterlichen cingulum ähnlich, in einem Aufzug, der ihre Doppeleigenschaft als Opfer und als Priesterin deutlich kennzeichnet. Auch die Hände und Füße sind mit leinenen Binden umwickelt. Sie befindet sich jetzt angeblich in jenem Leidenszustand, welcher der Kreuzigung Christi unmittelbar vorherging. Der Körper wird von Krämpfen geschüttelt, die dunklen Augen sind starr ins Leere gerichtet, bald geöffnet, bald geschlossen. Sie schlägt sich wiederholt mit der Faust stark auf die Brust, dann kreuzt sie die Hände über derselben, verneigt sich, streckt die wieder gefalteten Hände in die Luft, den Kopf mit einem Ausdruck der Verzückung nach oben gerichtet. Um halb zwölf Uhr läuft aus dem krampfhaft geöffneten Mund eine Flüssigkeit, die von den Gläubigen als Himmelswasser bezeichnet und sorgfältig gesammelt wird.

Punkt zwölf Uhr, genau nach der Bahnuhr, hören plötzlich die Krämpfe auf. Die bisher scheinbar bewußtlose Kranke fängt an, mit geschlossenen Augen Gebete zu sprechen, dazwischen mischen sich Reden in einer fremden, den Anwesenden unverständlichen Sprache. Dann legt sie sich platt auf den Rücken, die sogenannte Kreuzigung beginnt, indem erst der rechte und sodann der linke Arm mit aufwärts gekehrten Handflächen und leicht gekrümmten Ellbogen sich seitwärts und nach oben streckt, als ob sie einer angewendeten Gewalt wichen, worauf man im Innern der Bettstatt deutlich drei Hammerschläge hört, ein Geräusch, das sich nach einiger Zeit bei den gekreuzten Füßen wiederholt. Es fehlt natürlich nicht an gläubigen Zeugen, welche die von der Binde bedeckten, dem profanen Auge unsichtbaren Wundenmale wirklich gesehen haben wollen, eine Gnade, der die Gerichtskommission leider nicht gewürdigt wurde, wie ihr auch das Geräusch der Hammerschläge, wenigstens dasjenige bei den Händen der Kranken, verborgen blieb. Wieder wird der Körper und der Kopf der Stigmatisierten, während die Hände und Füße ruhig bleiben, von Krämpfen geschüttelt. Um ein Uhr vierzig Minuten — immer genau nach der Bahnuhr — spricht sie das biblische „Mich dürstet" und schluckt einigemal sehr stark, worauf sich aus dem Munde wieder eine klebrige Flüssigkeit absondert, die nach Ansicht der Gläubigen die frühere an Wunderkraft noch übertrifft und ebenfalls sorgsam gesammelt wird.

Nun sinkt die Kranke in eine tiefe Ermattung, die in Anwesenheit der Gerichtskommission nur einmal durch ein sehr realistisches, völlig normales Gähnen unterbrochen wurde, bis sie um drei Uhr die Worte: „Eli Eli lama asabthani" und: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist" ausspricht, worauf sie mit geschlossenen Augen und offenem Munde, aber stark

athmender Bruſt bis kurz nach drei Uhr im regungsloſen Schlummer zu liegen ſcheint. Um dieſe Zeit läßt ſich am Fußende des Bettes wieder jenes Klopfen vernehmen; es deutet diesmal das Ausziehen der Nägel an und wiederholt ſich ſeltſamerweiſe nicht auch an den Händen. Nun bringt die Kranke Arme und Beine wieder in die normale Lage, bewegt den Kopf mehrmals nach rechts und links, womit das Einhüllen in das Leichentuch gemeint iſt, und liegt dann wieder ganz ruhig. Um drei Uhr zwanzig Minuten öffnet ſie die Augen, ſetzt ſich aufrecht, murmelt etwas vor ſich hin, verneigt ſich dreimal nach allen Seiten und ſpricht mit verzücktem Blicke, theilweiſe wieder in der fremden, unverſtändlichen Sprache, ein Dankgebet für das überſtandene Leiden.

Nun folgt die ſogenannte Verehrung der Hoſtie, welche der Kranken angeblich durch den Erlöſer ſelbſt von oben gereicht wird. Dieſelbe beginnt mit Gebeten und Ceremonien, denen ähnlich, mit welchen der konſekrierende Prieſter das Meßopfer begleitet, dann öffnet die Kranke den Mund, und es zeigt ſich auf der Zunge ein weißer Belag in der ungefähren Form einer aufgelöſten Oblate, der nach dem Schlucken verſchwunden iſt und eine leichte Blutſpur auf den Lippen zurückläßt, nach den Angaben des Erklärers, eines jungen vielverſprechenden Zöglings aus einem Prieſterſeminar, das mit Waſſer vermiſchte Blut aus der Seite Chriſti.

Um vier Uhr zwanzig Minuten iſt auch dieſes Wunder vorüber, und nach einer kurzen, durch Wiederholung der früheren Krampferſcheinungen ausgefüllten Pauſe empfängt die Kranke die Huldigungen ihrer Verehrer, theils geweihte, theils ungeweihte Gegenſtände, Roſenkränze, Medaillen ꝛc., vor ihr niederlegen. Angeblich ſoll ſich nun die Kranke vor den geweihten Gegenſtänden, und zwar nur vor dieſen, verneigen; dabei aber täuſcht ſie ſich oft, indem ſie auch den ungeweihten ihre Verehrung zu theil werden läßt.

Um halb fünf Uhr beginnt ſie ſodann mit ganz außerordentlicher Beredtſamkeit den Anweſenden ihre viſionäre Leidensgeſchichte zu erzählen. Sie ſchildert, wie ſie gegenüber Chriſtus am Kreuz gehangen, mit ihm und der Jungfrau Maria geſprochen, für die armen Seelen im Fegfeuer Fürbitte eingelegt habe, wie ſie jetzt noch den Himmel offen ſehe, und erklärt ſodann, daß ſie für die Menſchen leiden und ſterben müſſe; auf die Zwiſchenfrage, wozu denn dieſes Erlöſungswerk dienen ſolle, da es vom Heiland ja bereits für die ganze Menſchheit vollbracht ſei entgegnet ſie mit großer Geiſtesgegenwart, daß der Heiland für die Menſchen gelitten habe, ſie aber für den Heiland leide. Die blühende Sprache dieſer und anderer, vom ſtärkſten Selbſtlob durchtränkter, mit Gebeten, Weisſagungen und Moralſprüchen durchſetzter Reden, bei denen die Kranke auch, nicht immer erfolgreich, ihren Dialekt zu vergewaltigen ſucht, verräth deutlich die Quellen, aus denen ſie ihre, möglicherweiſe zur fixen Idee gewordenen Eingebungen ſchöpft. Gegen ſechs Uhr abends endlich iſt die Komödie zu Ende.

Man kann ſich kaum ein vollſtändigeres, alle bekannten Symptome in ſo reicher Auswahl umfaſſendes Beiſpiel einer ſogenannten Stigmatiſation denken als das hier vorliegende, keines aber auch, das die blasphemiſche Ausbeutung dieſer krankhaften Erſcheinung in ein ſo grelles Licht ſetzt. Selbſtverſtändlich laſſen ſich alle dieſe Vorgänge, auch die, welche nicht auf plumpem Betrug beruhen, wie beiſpielsweiſe das geheimnißvolle Klopfen, ein beliebtes Muskelkunſtſtück der Spiritiſten, auf natürlichem oder pathologiſchem Wege leicht erklären; bezeichnend aber iſt es in vielen derartigen Fällen, daß ſich den Kranken die Grenze, wo der ſelbſtthätige Betrug die krankhafte Einbildung ablöſt, völlig verwiſcht und daß ſie daher ebenſoleicht zum willenloſen Werkzeug fremder Beeinfluſſung wie der eigenen Wahnvorſtellungen werden. Eben das aber iſt das eigenthümliche Kennzeichen der Hyſterie, und deshalb ſollten Kranke dieſer Art unbedingt der ärztlichen Behandlung in einer Heilanſtalt übergeben, ihre öffentliche Schauſtellung aber unter allen Umſtänden, auch wo ein beabſichtigter Betrug nicht vorliegt, einfach verboten werden. Daß weder die Kirche, in deren Intereſſe ein ſolches Verbot in erſter Linie gelegen wäre, noch die Gerichte imſtande ſind, dem Uebel wirkſam vorzubeugen, das durch ſolche Schauſtellung und ihre nur zu leicht anſteckende Wirkung in den Gemüthern angerichtet wird und nicht ſelten auch zur materiellen Schädigung leichtgläubiger Perſonen führt, das hat der vorliegende Fall recht deutlich bewieſen. Um ſo dringender iſt eine geſetzliche Beſtimmung in dieſer Richtung geboten. Vor allem aber iſt es eine vernünftige, naturgemäße Erziehung der Jugend, durch welche dieſer Krankheit und mit ihr einer unerſchöpflichen Quelle des Aberglaubens der Boden, wenigſtens für die Zukunft, entzogen werden kann. **E. Hecker.**

Die maſuriſchen Seen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

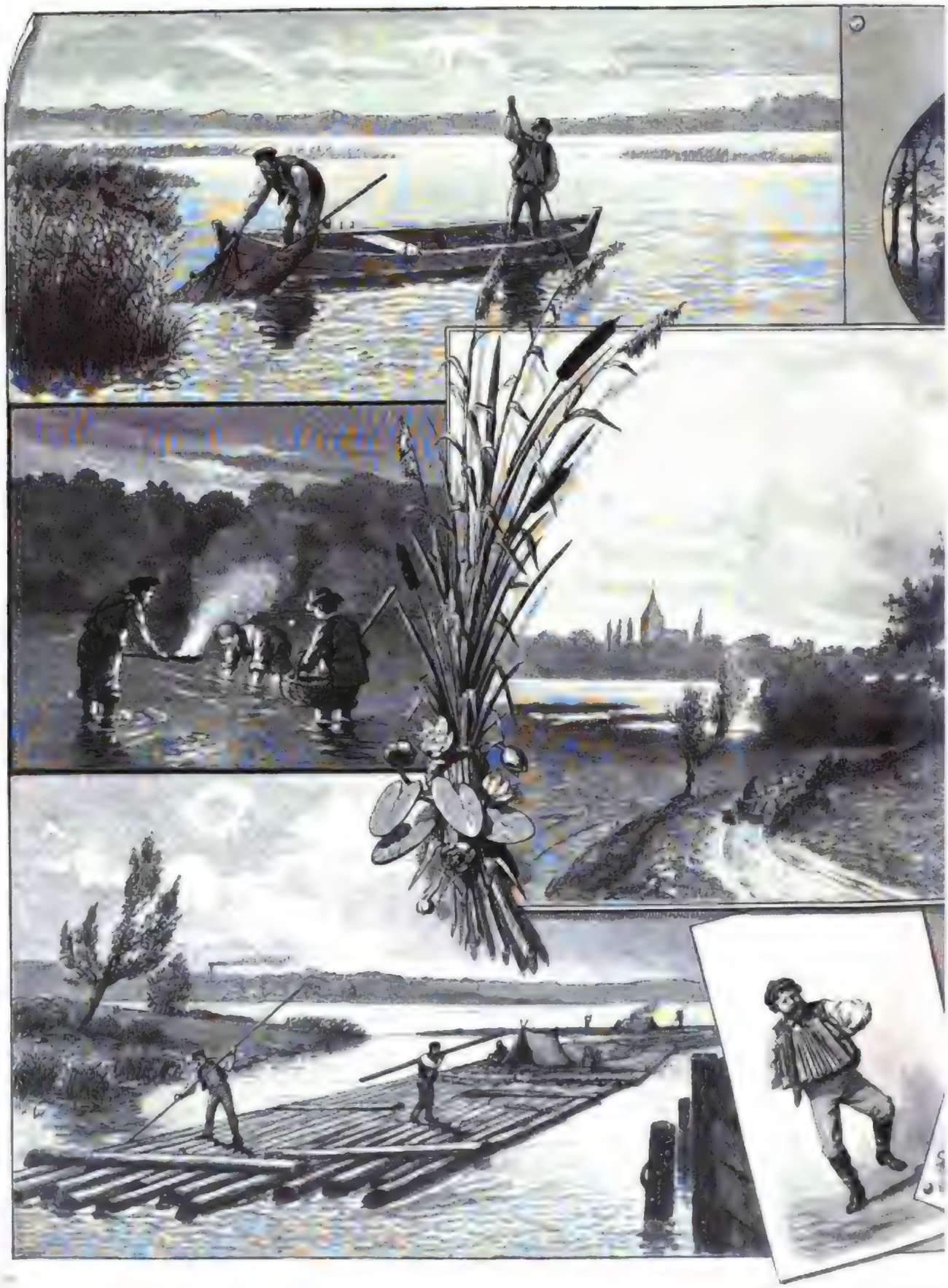
Von **Richard Skowronnek**. Mit Zeichnungen von **Adolf Hering**.

Im ſüdöſtlichſten Winkel unſerer Oſtmark, hart an der ruſſiſchen Grenze, zieht ſich ein Landſtrich hin, der nach Bodenbeſchaffenheit und Art der Bewohner ſcharf von ſeiner Nachbarſchaft geſchieden iſt, das Ländchen der Maſuren. Es umfaßt ſieben Kreiſe des Regierungsbezirkes Gumbinnen: Angerburg, Johannisburg, Sensburg, Lötzen, Lyck, Oletzko, Ortelsburg und einen Theil des Kreiſes Goldap. Als ſeine Hauptſtadt gilt das an dem See und Fluſſe gleichen Namens gelegene Städtchen Lyck. Der uraliſch baltiſche Höhenzug mit ſeinen ausgedehnten Wäldern, den weiten Strecken Heideland giebt ihm ſein eigenartiges Gepräge: herb wie der Duft des Kiefernwaldes im Sonnenſchein und ſchwermüthig wie Bruchland im Oktobernebel. Den eigentlich beſtimmenden Zug in ſeinem Landſchaftsbild bringen jedoch die zahlreichen Seen und Gewäſſer aller Art hervor, die faſt jede tiefer gelegene Bodenſenkung ausfüllen.

Von dem mehr als eine Quadratmeile großen Mauerſee, der mit ſeinen kreuzförmigen Verzweigungen von der Stadt Angerburg bis Lötzen reicht und dort durch einen Kanal mit dem kaum minder umfangreichen Löwentinſee verbunden iſt, zieht ſich ſüdwärts in faſt ununterbrochener Folge eine Kette größerer und kleinerer Gewäſſer hin bis zu dem gewaltigen Spirdingſee, der mit ſeinen weitauslaufenden Buchten mehr als zwei Quadratmeilen bedeckt. Durch den maſuriſchen Kanal iſt unter dieſen Gewäſſern, die nordwärts mit dem Pregel, ſüdwärts durch den Abfluß des Spirdingſees mit den Weichſelzuflüſſen in Verbindung ſtehen, eine verkehrsreiche Waſſerſtraße geſchaffen, die hauptſächlich zur Beförderung der aus den maſuriſchen Forſten ſtammenden Flöße dient. Oſtwärts zweigt ſich hiervon ein anderes, in breitem Zuge verlaufendes Seenband ab, das ſeinen Abſchluß in dem theilweiſe bereits auf ruſſiſches Gebiet hinüberreichenden Raigrodſee findet.

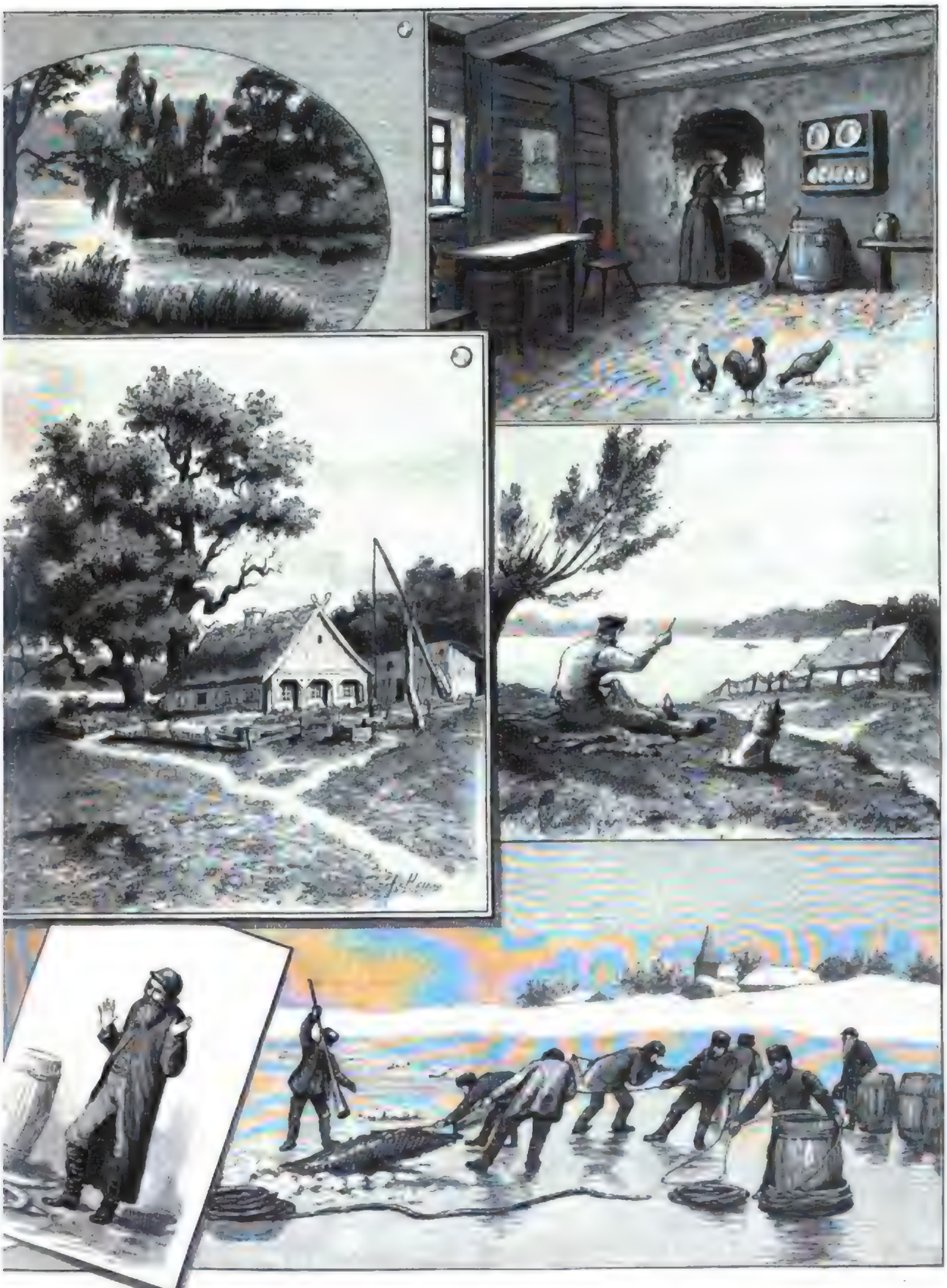
Eine Fülle von Naturſchönheiten iſt über dieſes wald- und waſſerreiche Stückchen Erde verſtreut, Schönheiten, an denen der Einheimiſche achtlos vorübergeht und von denen keines der ganzbaren Reiſehandbücher erzählt. Und doch dürften ſie ſich getroſt ſo manchem an die Seite ſtellen, was „draußen im Reiche" von naturſchwärmenden Touriſten beſtaunt und geprieſen wird.*

* In neuerer Zeit iſt eine lebhafte Bewegung im Gange, Maſuren auch dem Touriſtenverkehr zu erſchließen. Es hat ſich eine „Geſellſchaft zur Erleichterung des Perſonenverkehrs auf den maſuriſchen Seen" gebildet, die zunächſt ein kurzes Schriftchen erſcheinen ließ, „Wie bereiſt man das maſuriſche Seengebiet" (gedruckt bei J. van Rieſen in Lötzen), und mit deren Unterſtützung A. Henſel kürzlich einen ausführlicheren Wegweiſer durch das Seengebiet von Maſuren und ſeine Nachbarſchaft veröffentlicht hat (Königsberg, Hartungſche Verlagsdruckerei). Auch Dr. R. E. Schmidt in Lötzen hat unter dem Titel „Von Maſurens Seen" hiſtoriſche und landſchaftliche Schilderungen aus dieſer Gegend herausgegeben (Wien, Hartleben). Den beiden letztgenannten Schriften ſind auch zweckmäßige Spezialkarten beigefügt.



Bilder von den

Nach einer Zeichnung



aſuriſchen Seen.

on Adolf Hering.

Der schwermüthige Skomentnersee, an dessen flachen Ufern sich der einsame Kegel der Biala Gora mit den Resten der sagenhaften Skomandburg erhebt, die von schweigenden Kiefernwäldern umrahmten, terrassenförmig sich folgenden Selmentseen, der lieblich gelegene Schwentainersee mit dem wie ein Schwalbennest am steilragenden Ufer hingeklebten Dorfkirchlein, der langgestreckte Laszmiaden-, der blaue Muckersee, und wie sie sonst noch heißen mögen — an ihren Ufern giebt's manch weltverlorenen Platz, wo sich's gut träumen läßt unter dem heimlichen Rauschen der Kiefernwipfel, indeß der Wind im raschelnden Schilfe seine alten Märchen raunt und die blauen Wellen leise schwatzend auf dem hellen Ufersand ihr nimmer endendes Spiel treiben. Und erst der gewaltige Spirdingsee, das masurische Meer! Ob auf seiner weiten Fläche sich die Sommersonne gleißend spiegelt, die dampfenden Herbstnebel brauen, ob er vom Sturme gepeitscht die schaumgekrönten Wogen langausrollend durch das dichte Gerölbricht zum Ufer wälzt oder in Frühjahrsnächten unter Brüllen und Tosen die Fesseln des Winters sprengt: stets trägt sein Bild den Stempel einer majestätischen, überwältigenden Größe.

Der landschaftliche Reiz, das ist nun aber auch so ziemlich der ganze Reichthum des Masurenlandes. Es geht ihm wie dem Mädchen in dem Liede, von dem der Bursche singt:

„Schön bist du, Herzallerliebste,
Wie die Blum' im Wiesenlande.
Aber arm bist du, mein Mädchen,
Wie der Stein am Wegesrande."

Masuren ist ein wenig ergiebiges Land. Sein Boden liefert nur mäßigen Ertrag, und die angebauten Strecken werden reichlich aufgewogen durch das unfruchtbare Heideland, auf dem nichts weiter gedeiht als die Krüppelkiefer und der Wachholderstrauch.

Mit dieser Kärglichkeit des Bodens geht freilich eine fast beispiellose Bedürfnißlosigkeit der Bewohner Hand in Hand. Der masurische Bauer bescheidet sich zufrieden mit dem mäßigen Ertrag seines Grundstückes. Denselben durch eine rationellere Bewirthschaftung zu verbessern, wie es seine deutschen Dorfnachbarn thun, kommt ihm nicht in den Sinn. Er bebaut seinen Acker, wie er's vom Vater und Großvater gelernt hat, der liebe Gott wird dann schon wachsen lassen. Und wenn der Himmel einmal nicht gnädig ist, die Ernte mißräth, so ist dabei eben nichts zu machen. Das Mittelfeld unseres Bildes giebt eine Anschauung von einem masurischen Anwesen: das niedrige Holzhaus und die Wirthschaftsgebäude strohgedeckt, ein schlecht gepflegter Garten mit Küchenpflanzen und ein paar verkümmerten Nelken- und Resedastöcken, daneben in einiger Entfernung der altväterische Ziehbrunnen, der das Wasserholen zu einer beschwerlichen Arbeit macht. Nichts eintöniger und trostloser als der Anblick eines masurischen Dorfes! Wie zerlumpte Bettler stehen die niedrigen Hütten mit ihren verwitterten Holzwänden, den windverzausten grauen Strohdächern und den grün angelaufenen blöden Fensterscheiben zu beiden Seiten der Straße.

Das Innere dieser Hütten entspricht durchaus dem Aeußeren. Schmucklos, oft mit ungetünchten Wänden und ungedieltem Fußboden, enthält es meistens nur den nothdürftigsten Hausrath — einen Tisch, ein paar Bänke und Stühle, einen in die Wand eingelassenen Herd; in den Häusern der wohlhabenderen Bauern wohl auch einen Sims an den Deckbalken mit aufgestellten Thonkrügen und Porzellantellern, an den Wänden ein paar grellbunte Bilder oder einen aus dem Kalender stammenden Holzschnitt.

Von der Bescheidenheit der Lebensansprüche, die unter der breiten Masse der masurischen Bevölkerung, unter den Tagelöhnern, Waldarbeitern und Fischern herrscht, kann man sich im Westen Deutschlands schwerlich eine Vorstellung machen. Der Verdienst dieser Leute, nach Mark und Pfennigen gerechnet, ist ein so geringfügiger, daß es schier unmöglich scheint, damit eine oft zahlreiche Familie zu ernähren. Es wird nur erklärlich durch das Stück Diogenesnatur, das in dem masurischen Volkscharakter steckt, das freilich mit Stumpfheit und Trägheit nahe genug verwandt ist.

Ein Stück Brot, ein bißchen Speck zum Schmälzen der Suppe, ein Gericht Fische, ab und zu ein Stück Fleisch, reichlich Kartoffeln und Schnaps, mehr braucht es nicht, um den Masuren zufrieden zu machen. Der Schnaps freilich gehört leider dazu, ihn glaubt er so nöthig zu haben wie die Luft zum Athmen. Der Schnaps ist sein Tröster, wenn er traurig ist, er stärkt ihn bei der Arbeit, wärmt ihn in der Kühle und kühlt ihn in der heißen Sommerzeit, er ist mit seinem ganzen Lebensgang aufs innigste verwachsen. Die Mutter, die sich durch ein Gläschen erquickt, verfehlt nicht, dem Kinde auf ihrem Schoße das Restchen mit dem Finger auf die Lippen zu wischen, und dem Sterbenden wird die letzte Medizin — gewöhnlich der in jedem Bauernhaus anzutreffende „Pain-Expeller" — in einem Glase gewärmten Branntweins gereicht.

Eines Tages — es war um die Weihnachtszeit — begegnete ich der Frau unseres Holzhauermeisters auf dem Wege zur Stadt. „Nun, Michalska, woher des Weges?" fragte ich.

„Aus der Stadt, junger Herr, ich habe eingekauft für die Feiertage. Zwei Pfündchen Mehl, ein Stückchen Fleisch und vier Stof Spiritus."

Vier Stof Spiritus geben mit Wasser verdünnt etwas mehr als acht Liter Schnaps; daraus können Volkswirthschaftler — freilich unter Berücksichtigung der gehobenen Feiertagsstimmung — ungefähr das Verhältniß berechnen, in welchem der Branntweinverbrauch zu dem der übrigen Nahrungsmittel steht. Wer jedoch daraufhin die Leute des Alkoholismus zeihen wollte, würde sich eines bitteren Unrechts schuldig machen. Der Schnaps ist ihnen — leider — mehr ein nothwendiges Nahrungsmittel als ein Genußmittel. Und daß dem so ist, daran tragen diese armen Stiefkinder des Daseins nicht allein die Schuld.

Eine nicht minder große Rolle in dem Leben der masurischen Bevölkerung spielt das Wasser, freilich nicht als Getränk. Fast jeder männliche Bewohner der zahlreichen Seedörfer ist auch ein leidenschaftlicher Fischer, gleichgültig, ob er dazu berechtigt ist oder nicht. Die Frage der Berechtigung ist dabei eine sehr wichtige, denn fast alle Gewässer sind fiskalischer Besitz und verpachtet. Nur vereinzelt haben die grundbesitzenden Seeanwohner das noch dazu durch allerhand Klauseln beschränkte Recht, für ihren Hausbedarf mit kleinem Gezeuge, d. h. mit Angel und Perstellnetz, zu fischen. Der Masure sieht darin jedoch eine Beschränkung seiner natürlichen Menschenrechte. Es will ihm nicht in den harten Kopf, daß er auf das Wasser und ebenso auf den Wald, die beide doch ebenso ein von Anbeginn der Welt allen Menschen gegebenes Gottesgeschenk seien wie die freie Luft, kein Anrecht haben solle. Darum sieht derselbe Mann, dem es nicht einfallen würde, sich am privaten Eigenthum eines anderen zu vergreifen, in der Ausübung der Fischerei oder in dem Aneignen einer Last Brennholz kein Vergehen. Beides ist verboten, dagegen ist nun einmal nichts zu machen, und wenn er dabei erwischt wird, dann muß er Buße zahlen, Strafarbeit leisten oder auch ins Gefängniß wandern, je nach der Größe des „Objekts"; aber eine „Sünde" kann er trotzdem nicht darin finden.

Daß in dieser „Beschränkung seiner Menschenrechte" eine weise Maßregel liegt, daß ohne dieselbe in Bälde in den masurischen Seen kein Fisch mehr schwimmen, in den Forsten kein Baum mehr stehen würde, das sagt er sich nicht, soweit denkt der Masure überhaupt nicht.

In den königlichen Forsten ist nun die Bethätigung solcher kommunistischen Ideen schon wegen der zahlreichen Aufsichtsbeamten eine erheblich schwierigere als auf dem Wasser. Die den einzelnen Fischereiaufsehern unterstellten Bezirke sind zu groß, als daß in ihnen eine erfolgreiche Ueberwachung durchgeführt werden könnte, und dann liegt es in der Natur der Sache, daß Fischdiebstähle schwerer zu entdecken sind als Holzdiebstähle. Der „Oberförster", so hat der Masure sich das Wort Aufseher mundgerecht gemacht, „kann zu gleicher Zeit nicht auf drei Hochzeiten sein" — das masurische Sprichwort lautet etwas derber — „und ebensowenig kann er die Fische im Wasser zählen." So blüht denn die Raubfischerei in allen Seedörfern, am meisten in der Regel dort, wo der Aufsichtsbeamte seinen Wohnsitz hat, und trägt einen Theil der Schuld an dem Rückgang des einst so reichen Fischbestandes der masurischen Gewässer. Das gegenwärtige Verpachtungssystem und die theilweise Aufhebung der strengen Schonzeit thun das übrige, so daß die masurische Fischerei schon längst abgewirthschaftet hätte, wenn nicht der ostpreußische Fischereiverein durch das Anlegen von Schonrevieren und Aussetzen von Fischbrut der gänzlichen Erschöpfung der Gewässer einen Riegel vorschieben würde.

Die Art und Weise der Fischerei ist unter den drei Generalpächtern, welche bis jetzt dieses ausgedehnte und gewinnbringende

Geschäft betrieben haben, so ziemlich dieselbe geblieben, d. h., sie besteht in einer rücksichtslosen Ausbeutung des Fischbestandes in den gepachteten Gewässern. Sommer und Winter wird mit fünf bis sechs großen Schleppnetzen zu gleicher Zeit gefischt und soviel als möglich aus den Seen herausgeholt. Für die Erneuerung des Fischbestandes mag der Himmel sorgen, die Regierung und der Fischereiverein, der sich bei dem Pächter einer besonderen Unbeliebtheit erfreut; denn seinem Wirken schreibt er es hauptsächlich zu, wenn er in seinem Geschäftsbetrieb von allerhand lästigen Kontrollmaßregeln behelligt wird.

Die Haupterntezeit des Pächters fällt in die zweite Hälfte des Winters; einmal wegen des leichteren Betriebes der Fischerei auf dem Eise, andererseits weil während der „post", der großen Fastenzeit, der stärkste Absatz nach Polen ist.

Der Ertrag der masurischen Seen wandert daher zu seinem größten Theile über die Grenze, im Winter in leichte Holzfässer, sogenannte Solanken, verpackt, im Sommer in großen eisgefüllten Bütten. So kommt es, daß im Inland ein ordentliches Gericht Fische oft ein seltener Leckerbissen ist. In der Stadt Lyck z. B., am fischreichen Lycksee und in der Nähe des Hauptquartiers des Generalpächters, ist es der Hausfrau zu Zeiten ganz unmöglich, ein Gericht Fische zu kaufen, falls sie nicht in einer Räthnersfrau aus den Seedörfern eine Lieferantin besitzt, die morgens vorsichtig im Korbe das Erträgniß des nächtlichen, von ihrem Gatten unternommenen Beutezuges zur Stadt trägt. Die Ursache dieses bedauerlichen Zustandes liegt zum Theil darin, daß der Pächter in Polen weit höhere Preise erzielt als im Inland, zum Theil wohl auch darin, daß der ganze Betrieb seines Geschäftes auf einen Kleinverschleiß der gewonnenen Fische nicht eingerichtet ist.

Zu der Bedienung eines großen „Niewod", eines Schleppnetzes, gehören außer einem Pferdegespann etwa zwanzig Mann, und der Dienst dieser Fischer ist kein leichter. Er fordert wetterharte Gesellen, denen es gleichgültig sein muß, ob der rauhe Nordwind ihnen den Schnee ins Gesicht treibt, ob sie in schneidender Kälte mit frostgerötheten Händen die nassen Stricke schleppen oder im Frühjahr auf dem bereits morschen Eise in steter Gefahr bis an die Knie im Wasser waten.

Frühmorgens, wenn der Tag zu grauen beginnt, geht es hinaus auf das Eis. Der Fischmeister läßt im Eise die erforderlichen Löcher, die „Wuhnen", schlagen, das Netz wird kunstgerecht versenkt und an langen Stangen werden die Schleppstricke unter dem Eise fortgeleitet bis in die Nähe der großen Oluga, der Auszugswuhne. Dort stehen tonnenförmige Winden, fest verankert; die Taue werden umgelegt, und nun beginnt die langwierige und beschwerliche Arbeit des Schleppens. Die Stricke ziehen an, die mächtigen Netzflügel breiten sich aus und langsam streicht der sich blähende Sack am Grunde hin, alles aufnehmend, was in seinen Bereich gelangt.

Allmählich wird die Umschlingung enger. Die Taue werden von den Winden gelöst, die Fischer scharen sich um die große Wuhne und vierzig Hände greifen zu, um das Netz an die Oberfläche zu schaffen. Jetzt erscheinen die Flügel, der Fischmeister tritt in die Mitte der beiden Männerreihen und läßt in kurzen Zwischenräumen den „Trimp", eine geschmeidige Stange mit einem glockenförmigen Aufsatz am unteren Ende, in die Wuhne sausen, um durch das dröhnende Geräusch die vor dem Zuge fliehenden Fische in den Sack zurückzuscheuchen.

Ein gewaltiges Lärmen und Schreien, das unumgänglich zur Sache zu gehören scheint, begleitet die Arbeit. Die Fischer streiten um die ihnen zufallenden Fische aus den Netzflügeln, die sie behende während des Schleppens herauslesen und den hinter ihnen stehenden Weibern und Kindern zuwerfen oder in der baldigst fluchtenen Umhängetasche bergen; dazwischen schilt und poltert der Fischmeister und drängt zur Eile, das Eis um die große Wuhne beginnt sich unter dem Gewicht des durchnäßten Netzes und der drängenden Menschenmenge zu senken, so daß die Fischer bis über die Knöchel im Wasser stehen — endlich kommt der Sack. Mit einem kräftigen Zuge wird er auf das Eis gehoben, die Bindeschnur gelöst, und unter stetem Fluchen und Zetern des Fischmeisters, der Mühe hat, den diebisch von allen Seiten zu greifenden Händen zu wehren, wird die zappelnde Beute in den Solanken geborgen.

Eine kurze Ruhepause tritt ein. Die Männer verschnaufen ein paar Minuten von der anstrengenden Arbeit, die ihnen trotz der Winterkälte den Schweiß auf die Stirne getrieben hat, und stärken sich mit einem herzhaften Schlucke. Dann werden die Netze, Taue und Stangen auf die Schlitten geladen und die ganze Fischerkarawane setzt sich in Bewegung zum nächsten Zuge.

So geht es fort bis zur hereinbrechenden Dunkelheit. Der Abend findet dann meistens die harten Gesellen in der Schenke des Dorfes. Dort sitzen sie in ihren wasserverschlissenen Kleidern, den hohen Thranstiefeln, um die weißgescheuerten Holztische, qualmen aus ihren kurzen Pfeifen und lassen die grüne Flasche im Kreise wandern. Hier spielt unter schmetterndem Faustschlag ein Paar Sechsundsechzig mit Karten, deren Bedeutung infolge der starrenden Schmutzschicht nur ganz Eingeweihten klar ist, in einer Ecke hat sich eine dichte Gruppe gebildet, in deren Mitte ein Musikverständiger die Ziehharmonika handhabt, und bei alledem wird viel, sehr viel Schnaps getrunken. Wer möchte es den armen Teufeln verargen, daß sie sich die wenigen Stunden, in denen sie nicht Lastthiere sind, auf ihre Weise versüßen? Am anderen Morgen, bei Tagesgrauen, geht es wieder hinaus auf das Eis, an die Arbeit.

Von den zahlreichen sonstigen Arten der Fischerei kennt der Pächter nur noch das Stellen der Säcke zum Fang der Schleien und Karauschen, sowie das Fischen mit der „Klepp", einem dem großen Niewod ähnlichen Netze, nur von geringerem Umfang. Die „Klepp" findet auf den kleinen Gewässern Verwendung, wie dies unsere Abbildung (rechts unten) veranschaulicht. Die übrigen Arten, das Fischen mit den „Gauten", den Stellnetzen, der Angel, überläßt er, als zu wenig lohnend, den sonstigen Berechtigten und Unberechtigten. Und doch liegt gerade in ihrer Ausübung ein Zauber, der die Thatsache erklären hilft, daß ein großer Theil der Raubfischer mehr aus Leidenschaft seinem verbotenen Handwerk nachgeht als um des oft kärglich ausfallenden Gewinnes willen.

Die stete Gefahr, dem auf der Streife befindlichen Aufseher in die Hände zu fallen, das Gefühl, nicht nur Jäger, sondern zu gleicher Zeit auch Gejagter zu sein, erhöht dem echten Raubfischer nur noch den Reiz seiner nächtlichen Fahrten. Stets auf der Hut zu sein, auf jedes verdächtige Geräusch zu passen — wie sich da die Ohren schärfen und die Augen das Dunkel der Nacht zu durchdringen suchen! Und ist es dem Aufseher einmal gelungen, sich an die Fischenden anzupürschen, und ertönt sein Ruf: „Halt, wer da?", dann fliegt die Spitze des Kahnes herum nach dem offenen Wasser, und der Bursche an den Schlagrudern legt sich hinein, daß das Wasser gurgelnd am Buge schäumt und der schlanke Kahn wie ein Vogel über die Wellen streicht. Der Aufseher muß schon einen tüchtigen Ruderknecht haben, wenn er die Fliehenden einholen will, denn diese rudern um ihre Haut! Und wie die Burschen dann lachen, wenn sie, der Hetzjagd glücklich entronnen, daheim am Herdfeuer sitzen. Das Gefühl, dem verhaßten „Oszer" ein Schnippchen geschlagen zu haben, ist ihnen mehr werth als ein gelungener Fischzug.

Nicht immer verläuft jedoch ein solches Zusammentreffen so glimpflich. Es kommt vor, daß die Ueberraschten, in die Enge getrieben, sich zur Wehre setzen und, wenn sie in der Mehrzahl sind, dem Aufseher sammt seinen Gehilfen übel mitspielen. Die harten Strafen, mit denen das Gericht solche Vergehen ahndet, haben es jedoch zu Wege gebracht, daß dieselben immer seltener werden.

Weit harmloser sind diejenigen „Contravenienten", die der Fischerei mit der Angel nachgehen. Sie begnügen sich damit, beim Erscheinen des Aufsehers ihr Geräth auf die Schulter zu nehmen und auszureißen, so schnell sie ihre Beine tragen wollen. Der Beamte läßt sich auch selten auf ihre Verfolgung ein, denn der Schaden, den sie dem Fischbestand zufügen, ist wahrlich kein großer.

Außer den zahlreichen Fischen aller Art, vom mächtigen Wels bis zum winzigen Stichling, bergen die masurischen Seen noch einen Bewohner, dem Berechtigte und Unberechtigte mit gleichem Eifer nachstellen, den Krebs.

Auch die Krebsfischerei ist verpachtet, und zwar an einen besonderen Generalpächter, der die Ausbeute der masurischen Seen nach Berlin und selbst bis nach Paris versendet. Da aber das schmackhafte Krustenthier von einheimischen Feinschmeckern nicht minder geschätzt wird als von den Berlinern und Parisern, so wird in allen Seedörfern der Krebsfang, natürlich der unerlaubte,

ebenſo eifrig betrieben wie das Fiſchen. Unter den zahlreichen Arten, auf die dem harmloſen Panzerträger nachgeſtellt wird, erfreut ſich das auf der Abbildung (links in der Mitte) dargeſtellte Krebſen bei Fackellicht einer beſonderen Vorliebe, obwohl gerade darauf „im Betretungsfall“ eine empfindliche Strafe ſteht.

Gewöhnlich thun ſich drei Mann zuſammen. Der eine trägt den „Ganganier“, die Leuchte, der zweite das erforderliche Kienholz, der dritte fängt die Krebſe. In lauen und dunkeln Sommernächten, wenn der Krebs ſeine Schlupfwinkel verlaſſen hat und auf Beute lauernd im ſeichten Uferwaſſer ſitzt, dann geht es hinaus an den ſchweigenden waldumrahmten See. Die Fackel wird entzündet, und vorſichtig waten die drei am Ufer entlang, gemächlich die von dem hellen Scheine geblendeten Krebſe aufleſend. Dem Kienträger liegt noch die Aufgabe ob, ſich und ſeine Gefährten vor unliebſamen Ueberraſchungen zu ſichern. Scharfen Auges ſpäht er den Waldrand ab, und nur ſelten gelingt es dem Aufſeher, ſeine Wachſamkeit zu täuſchen. Steht dieſer aber wirklich einmal unvermuthet zwiſchen der überraſchten Geſellſchaft, dann fährt die Leuchte ziſchend in das Waſſer, eine Handvoll naſſen Sandes fliegt dem Häſcher in die Augen, und ein Knacken und Brechen in dem Unterholz belehrt ihn, wo er die Flüchtlinge zu ſuchen hätte, falls er Luſt verſpüren ſollte, ihnen zu folgen. Gegen eine nachträgliche Ermittlung haben dieſelben ſich wohlweislich durch Schwärzen ihrer Geſichter geſchützt.

Man würde jedoch irren, wollte man aus dieſen häufigen Uebertretungen gewiſſer geſetzlicher Beſtimmungen einen ungünſtigen Schluß auf den maſuriſchen Volkscharakter im allgemeinen ziehen.

Es iſt oben bereits ausgeführt worden, daß der Maſure in dem Holz- und Fiſchdiebſtahl kein Vergehen ſieht. Er glaubt eben damit, ein ihm zuſtehendes und zu Unrecht entzogenes Recht auszuüben, er befindet ſich nach ſeiner Auffaſſung den Geſetzen gegenüber in dem Zuſtand erlaubter Nothwehr.

Im übrigen iſt der Maſure ein ehrlicher Kerl, gutmüthig und gaſtfreundlich wie ein Pole, der ſelten einen Bettler hungrig von der Schwelle weiſen wird, nicht einmal dann, wenn er ſelbſt kaum etwas zu brechen und zu beißen hat.

Der maſuriſche Volkscharakter weiſt überhaupt viele verwandte Züge mit dem blutsverwandten polniſchen auf. Hier wie dort dieſelbe Leichtlebigkeit, dieſelbe Sorgloſigkeit gegenüber der Zukunft, dasſelbe leicht aufbrauſende und ebenſoſchnell wieder verſöhnliche Temperament, ſchließlich auch dieſelbe Vorliebe für den Spiritus in jeder Form, ſei es, daß man ihn diesſeit der Grenze „Gorzalka“ oder drüben „Wodka“, „Proſti“ oder „Okowit“ (aqua vitae) nennt. Ein Unterſchied nur beſteht zwiſchen den beiden ſtammverwandten Völkerſchaften, das iſt das religiöſe Bekenntniß. Die Polen ſind katholiſch, die Maſuren evangeliſch.

Auch in der Sprache drückt ſich die Stammesverwandtſchaft aus. Das Maſuriſche iſt ein polniſcher Dialekt, der ſich zum reinen Polniſch etwa verhält wie das Plattdeutſche zum Hochdeutſchen. Der größte Theil der Worte iſt beiden gemeinſchaftlich, das Maſuriſche unterſcheidet ſich nur durch die Ausſprache, die breiter und läſſiger iſt als die polniſche. Die Sprache der Maſuren iſt außerdem vielfach mit deutſchen Worten durchſetzt, die nur oberflächlich der ſlaviſchen Zunge mundgerecht gemacht worden ſind.

Die Zahl jener Maſuren, die der deutſchen Sprache vollkommen fremd gegenüberſtehen, iſt in ſtetem Rückgang begriffen. Die deutſche Schule und der Dienſt beim Militär ſind zwei gewaltige Förderer nicht nur der deutſchen Sprache, ſondern des Deutſchthums überhaupt. Die Städte ſind längſt ſchon deutſch, auf dem flachen Lande vollzieht ſich ebenfalls ein unaufhaltſamer Germaniſierungsprozeß, der um ſo leichter von ſtatten geht, als der Maſure dem deutſchen Weſen durchaus freundlich gegenüberſteht.

Die Verdeutſchung Maſurens iſt kein Kampf wie anderwärts, wo Deutſche und Slaven zuſammenſtoßen — vielleicht weil es an Elementen fehlt, die einen Vortheil davon haben könnten, die beiden Nationalitäten zu verhetzen — ſondern wie bei den Wenden eine friedliche Durchſetzung der ſlaviſchen durch die deutſche Bevölkerung, ein Prozeß, bei welchem allerdings die unfähigen und untüchtigen Elemente abgeſtoßen werden und untergehen.

Schon heute erhält man vielfach von dem Maſuren auf die Frage: „Was biſt Du?“ die Antwort: „Jestem Prussak“ (ich bin ein Preuße). Die Zeit, in der er dieſe Antwort auf deutſch geben wird, iſt nicht mehr ſo fern.

Der Kloſterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortſetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

In friſchem Trab ritt Herr Heinrich durch das frühlingsblühende Thal. Als er den See erreichte, ſah er neben einer der Fiſcherhütten die mit Stangen ausgeſpreizte Bärenhaut zum Trocknen in der Sonne ſtehen.

Das Pferd wurde verſorgt, und ein Knecht ruderte den Propſt im Einbaum nach der Bartholomäer Klauſe.

Stiller Friede athmete um das ſteinerne Kirchlein, das den ſchwindelnd hoch gethürmten Wänden des Watzmann zu Füßen lag: ein Bröſelein Menſchenwerk neben dem ewigen Rieſenbau des Schöpfers. Das Sonnenlicht glitzerte über dem weißen Riesgrund, aber vom nahen Gletſcher der „Eiskapelle“ wehte eine kühle Luft. Weit draußen in der Wieſe ſang ein Knecht, der am hohen Hag das von den Lawinen zerdrückte Flechtwerk beſſerte.

Nahe bei dem Kirchlein ſtand die aus Blöcken erbaute Klauſe, in welcher Pater Euſebius mit einem Laienbruder und zwei Knechten hauſte. Euſebius, der das Boot ſchon hatte kommen ſehen, erwartete den Propſt am Ufer.

„Nun, wie geht es ihm?“ fragte Herr Heinrich, während ſie zur Klauſe gingen.

Der Pater zuckte die Schultern. „Er kann noch Tage, noch Wochen kämpfen. Seine Rieſennatur wehrt ſich gegen den anſtürmenden Tod wie im Bett des Wildbaches ein Felsblock gegen das anſtürzende Waſſer . . . aber das Waſſer läßt nimmer nach, der Block muß weichen. Bis vor einer Stunde lag der Mann in wildem Fieber . . .“ Euſebius blieb ſtehen. „Wiſſet Ihr, Herr, daß der Mann eine ſchwere Schuld auf dem Gewiſſen hat?“

„Was meinſt Du?“

„Er hat es im Fieber ausgeredet . . . er war es, der den Haymo geſtochen hat.“

„Ich weiß es. Und Du, Euſebius, bewahre, was der Mann Dir im Fieber gebeichtet hat! Iſt er jetzt bei Sinnen?“

„Ein Weilchen immer, bis die Schwäche wieder kommt.“

„Und daß er das Fieber überſtand, das giebt keine Hoffnung?“

Euſebius ſchüttelte den weißen Kopf. „Es wird wieder kommen. Und die größte Gefahr liegt dort, wo ich nicht hin kann mit meinen Händen, in der Bruſt. Faſt alle Rippen ſind gebrochen und in die Lunge gedrückt. Die äußerlichen Wunden, die hätte ſeine Natur vielleicht noch überſtehen können. Freilich, die rechte Schulter, du mein Gott, die ſieht bös aus: alle Nervenſtränge ſind zerriſſen, der Arm iſt tot und die Schulter lahm.“

„Die rechte Schulter? . . . In die rechte Schulter hat er dem Haymo das Meſſer geſtoßen!“

„Ja, ja,“ ſagte Euſebius, während ein feines Lächeln ſeine welken Lippen umſpielte, „der liebe Gott ſchickt mitunter merkwürdige Zufälle.“

Herr Heinrich that, als hätte er das Wort überhört.

Sie traten in die Stube, in welcher Wolfrat gebettet lag: er ruhte auf blutigen Kiſſen, die Bruſt mit wulſtigen Verbänden umſchnürt, die Arme geſchindelt und gebunden, damit er ſie nicht rühren könnte, das Geſicht mit Leinwand überklebt, ſo daß man kaum die Augen und den Mund erkannte . . . ein Bild des Jammers zum Erbarmen.

Er war bei Bewußtſein und erkannte den Propſt. „Herr . . . guter Herr!“ klang es mit leiſem Stöhnen von ſeinen ſtarren Lippen.

„Geh, Euſebius, laß mich allein mit ihm!“ ſagte Herr Heinrich.

Euſebius verließ die Stube und ſetzte ſich vor der Klauſe auf die ſonnige Bank. Drinnen klang in Zwiſchenräumen die Stimme des Propſtes, er ſchien Frage um Frage zu ſtellen, auf welche Wolfrat mit matten Lauten Antwort gab. Euſebius lauſchte nicht. Mit verſchränkten Armen ſaß er an die Wand gelehnt,

und ſeine klugen, forſchenden Augen ſchauten mit langſam gleitenden Blicken umher, als läge die Natur vor ihm wie ein aufgerolltes Pergament; jeder Baum ein Buchſtabe, jeder Fels ein Wort.

Da fühlte er ein leiſes Kribbeln auf der Hand; eine Ameiſe lief über ſeine Finger; er bückte ſich und ließ das verirrte Thierchen von ſeiner Hand auf die Erde kriechen; hier fand es Geſellſchaft, denn eine zweite Ameiſe kam eilig über den Kies gehuſcht — auf einem flachen Steinchen trafen ſich die beiden; ſie ſtutzten voreinander, hielten erregte Zwieſprach mit den Fühlern, liefen ein wenig zurück, dann wieder vor, und plötzlich fielen ſie ſich kämpfend an.

„Es iſt doch allweil das Gleiche!“ lächelte Pater Euſebius und tippte die Streitenden mit dem Finger an, daß ſie erſchrocken auseinander fuhren. „So groß iſt die Welt — es könnt' doch eines am andern vorbeigehen in Ruh' und Fried'. Aber nein, juſt nicht . . . rauſen müſſen ſie, beißen, ſchlagen und ſtechen!“

Herr Heinrich trat aus der Klauſe. Eine tiefe Erregung ſprach aus ſeinen Zügen und Augen. Mit eindringlichen Worten empfahl er den Sudmann der Pflege des Paters. „Und was ich Dir ſagen will . . . Du brauchſt den Mann nicht mehr zu fragen wegen ſeiner Schweſter!“ Mit raſchen Schritten ging der Propſt dem Ufer zu, um die Heimfahrt anzutreten.

Als er eine Stunde ſpäter am Haus des Sudmanns vorüberritt, ſah er den Eggebauer ſchon im verlaſſenen Gehöft umherſpazieren, die Hände auf dem Rücken, mit verdroſſenen Augen das Dach und die Mauern muſternd.

Der Bauer ſchien mit ſeiner Freundſchaft für Wolfrat große Eile zu haben; denn ſchon am folgenden Morgen begann er die Arbeit, zum keifenden Verdruß ſeines Weibes, auf deſſen ſcheltende Fragen der Bauer nur immer die kleinlaute Antwort wußte: „Es muß ſein . . . der Herr will's haben! Frag' ihn, warum!“

Tag um Tag verging.

Bei Sepha war eine ſchwere Krankheit zum Ausbruch gekommen. Die Nachrichten aus der Bartholomäer Klauſe lauteten immer gleich: ein zähes, doch nutzloſes Ringen wider den Tod. Mit den Salzfuhren aber ging alltäglich die freundliche Botſchaft nach Salzburg: Gittli möge ſich tröſten, es ſtehe beſſer bei allen.

Nach der zweiten Woche war Haymo ſo weit geneſen, daß er ſeinen Hegedienſt wieder antreten konnte. Aber ſeine Wangen wollten ſich nicht wieder röthen, ſeine Augen blieben trüb und müde. Aus dem heiteren, lebensfrohen Burſch war ein ſtiller, in ſich verſunkener Mann geworden. Mit eiſernem Fleiß verſah er ſeinen Dienſt. Das Bleiben in der Hütte aber war ihm eine Qual; und als die Nächte wärmer wurden, legte er ſich, wo der Abend ihn überraſchte, unter freiem Himmel ſchlafen. Lange Stunden ſaß er oft dem Kreuz in der Röth' zu Füßen und ſtarrte die Nägel an, von denen der Föhnſturm Gittlis Schneeroſen hinausgeweht hatte in die brauſenden Lüfte. Wohin? Wohin?

Zwei weitere Wochen . . . und es war Almenzeit geworden. Die Niederalmen waren ſchon mit Jungvieh befahren; nun ging es mit den Milchkühen auf die Hochalmen.

An einem ſonnigen Morgen war im Gehöft des Eggebauern alles Leben und Bewegung. Die freigelaſſenen Kühe rannten mit geſtreckten Schweifen umher und brüllten . . . aber noch lange nicht laut genug, um die kreiſchende Stimme der Eggebäuerin zu übertönen, welche ſeit Tagen ſchon das Krankenbett verlaſſen hatte und wieder in Haus und Hof umherfuhr wie . . . der Bauer pflegte zu ſagen: wie der ledige Teufel. Zwei Knechte ſtanden vor einem Ziehkarren bereit, auf den das Almengeräth geladen war. Auch Zenza hatte ſich ſchon zur Bergfahrt gerüſtet. Hut und Griesbeil mit Blumen geſchmückt.

Der Eggebauer ſchlich brummend umher, bis ihm Zenza zurief: „Was iſt denn, Vater, wo bleibt denn der Hüter? Du wirſt doch einen eingedingt haben!“

„Wohl wohl! Vor vier Wochen ſchon hat ſich einer angetragen. Und nur die Zehrung hat er verlangt, keinen Heller Lohn. Da hab' ich ihn freilich gleich genommen. Schau, dort kommt er.“

Zenza blickte auf und ſah den Kropfenjörgi das Gehöft betreten. Ein zorniges Gelächter klang von ihren Lippen; aber ſie ſagte kein Wort.

Verreist!

Nach einer Zeichnung von E. Unger.

Die Bergfahrer ſammelten ſich um die Bäuerin, welche den Almenſegen ſprach und Menſchen und Vieh mit geweihtem Waſſer beſprengte. Dann begann die Almfahrt, mit Lärm und Geſchrei, mit Brüllen und Läuten.

Spät am Abend wurde die Sennhütte in der Röth' erreicht; am Morgen zogen die Knechte wieder ab, und am folgenden Tag war alles im Geleiſe. Mit jahriger Verdroſſenheit that Zenza ihre Arbeit; über ihrem ganzen Weſen lag eine brennende Unruhe, die ſich ſteigerte von Tag zu Tag.

Eines Abends ging Haymo nahe bei der Hütte vorüber. Zenza erblickte ihn durch das Fenſter, und mit brennendem Geſichte ſprang ſie zur Thür'. „Haymo! Willſt denn nicht ein lützel einkehren?“

„Vergelt's Gott, Sennerin, aber ich hab' keine Zeit!“ Er rückte die Kappe und ſtieg ſeines Weges weiter.

Erblaſſend trat ſie in die Hütte zurück. Ihre Fäuſte ballten ſich. „Das war das letzte Wörtl, das ich ihm gegeben hab'.“

Der Kropfenjörgi kam; er erſchrak, als er Zenzas Geſicht erblickte. „Was haſt denn, Sennerin?“ fragte er ſtotternd. „Biſt leg?“

„Laß mich in Ruh', Du Tapp!“

Er ſetzte ſich in den Herdwinkel und ſtarrte ſie unverwandt mit ſeinen glotzenden Augen an, bis ſie ihn aus der Hütte jagte.

Tag um Tag verging, und Zenza wurde immer ſtiller und verdroſſener. Der Kropfenjörgi hatte viel mit der Herde zu ſchaffen, aber in jeder freien Minute lief er hinter dem Mädchen her wie ein Hund hinter ſeinem Herrn. Mit dem Spürſinn der Eiferſucht fand er bald heraus, wo die Urſach' ihrer ſchlimmen Laune zu ſuchen wäre. Zenzas Augen blickten ja nie ſo finſter, als wenn Haymo auf ſeinem Hegergang in die Nähe des Almfeldes kam.

„Sennerin! Hat Dir der Jäger was angethan?“ ſo fragte der Kropfenjörgi zu dutzendmalen.

Doch Zenza hatte nur immer die gleiche Antwort: „Laß mich in Ruh', Du Tapp!“

Eines Abends aber trat ihr der verſchloſſene Zorn doch auf die Lippen. Da ſaßen ſie am Herdfeuer. Draußen ging ein Schritt vorüber, den ſie alle beide kannten. Zenzas Augen flammten, und ihre Hände zitterten.

Jörgi ſchlich aus dem Winkel hervor. „Sennerin?“ fragte er mit heiſerer Stimme. „Sag' mir's! Hat Dir der Jäger was angethan?“

„Ja! Einen Schimpf hat er mir angethan, an dem ich erſtick'! Und jetzt laß mich in Ruh' und frag' nimmer!"

Jörgi trat vor die Hütte. Ringsumher, mit leiſe klingenden Glocken, lagen die wiederkäuenden Rinder im Gras. Sie hatten alle den Kopf nach dem Jäger gewendet, der in der ſinkenden Dämmerung über den Almenhang emporſtieg. Jörgi ballte die Fäuſte. „Wart', Du — wir zwei, wir wachſen zuſammen!" ziſchte es durch ſeine Zähne, und ſeine funkelnden Blicke folgten der Geſtalt des Jägers, bis ſie im ſchwarzen Schatten des Waldes verſchwand.

24.

Zwei Monate waren ſeit dem Oſtertag vergangen, und es kam der Abend vor dem Sonnwendfeſte. Walti, der dem Jäger friſche Zehrung gebracht, hatte am Morgen die Hütte verlaſſen. Auf die Botſchaft, daß Herr Heinrich dem Jäger geſtatte, am Tag nach Sonnwend, am Frohnleichnamsfeſte, in das Kloſter zu kommen, um dem feierlichen Umzug beizuwohnen, hatte Haymo kopfſchüttelnd erwidert: „Ich kann nicht fort, das Hochwild iſt in der Setzzeit, ich muß auf die jungen Kälber acht haben, daß mir keiner darüber kommt, der vier Füß' hat oder weniger." Dann hatte er die Armbruſt auf den Rücken genommen, hatte die Hütte geſperrt und war hinaus gewandert in die vom Sonnenduft des Morgens umflimmerten Berge.

Müde, aber mit Augen, die ſich nach keinem Schlummer ſchuten, kehrte er abends in die Hütte zurück. Er bereitete ſich den Imbiß, löſchte das Feuer und zog, gewaffnet, wie er gekommen, wieder hinaus in die ſinkende Nacht. Nicht allzufern von der Hütte, auf einer Felskuppe, die das weite Steinthal beherrſchte, ließ er ſich nieder. Das war ein Lieblingsplätzchen ſeiner ſchlummerloſen Nächte.

Tauſend Sterne funkelten über ihm, aber ihr Glanz erblaßte ſchon vor dem Schimmer des ſteigenden Mondes, deſſen Scheibe voll und groß emporſchwamm über die wie mattes Silber glänzenden Firnen des „Steinernen Meeres". In zartem Grau, als wären ſie nicht körperlich, ſondern gebildet aus erſtarrtem Nebel, hoben ſich alle Grate, Zinnen und Kuppen der Berge mit duftverſchwommenen Linien in den mondbleichen Himmel, und über ſie alle hinaus ragte der Watzmann mit ſeinem ſchneebedeckten Haupt wie ein greiſer Ahn inmitten ſeiner Kinder.

Haymo ſaß, die Arme um die aufgezogenen Knie geſchlungen, das Haupt an den kühlen Fels gelehnt. Mit heißen Augen blickte er hinweg über alle Berge, weit, weit in die verſchleierte Ferne, wo zwiſchen Göhl und Untersberg das finſtere Thal gegen das ebene Land hinauskroch wie eine ſchwarze rieſige Schlange. Dort draußen konnte Haymo, wenn es Tag und reiner Himmel war, die Thürme von Salzburg blinken ſehen. Jetzt aber zeigte ihm die Ferne nichts als ein unentwirrbares, eintöniges Grau, in das der ſteigende Mond weder Helle noch Schatten brachte. Doch nein . . . je länger Haymo in die Ferne ſtarrte, deſto deutlicher ſah er ein ſanftes Leuchten, wie von zwei Sternen, die ein dünner Nebel umfloſſen hält . . . und immer näher ſchienen ſie zu kommen, immer heller wurde ihr Glanz, und nun ſtanden ſie vor ihm, zum Greifen nahe: zwei große, ſchöne, räthſelhafte Augen in einem ſchmalen, blaſſen Geſichtchen, das ihn anlächelte, ſelig und traurig zugleich.

„Gittli! Gittli!" Er ſchrie den Namen mit ſchluchzenden Lauten in die Nacht hinaus und barg das Geſicht in den zitternden Händen.

Stunde um Stunde verging. Es mochte Mitternacht vorüber ſein, als ein Geräuſch den Jäger lauſchen machte. Aus dem Steinthal klangen Schritte, welche immer ausſetzten und nach einer Weile, gedämpft und näher, ſich wieder hören ließen. Da kam einer emporgeſtiegen, der für ſeine Schritte die graſigen Stellen des Pfades zu ſuchen ſchien . . . er mußte alſo Gründe haben, nicht gehört zu werden.

Lautlos glitt Haymo über den Hang herab und barg ſich im ſchwarzen Schatten eines Gebüſches. Da ſah er einen dunklen, unförmlichen Klumpen langſam durch das Thal empor ſchwanken. Haymo vermochte lange nicht zu erkennen, was das wäre; endlich ſah er: es war ein Menſch, der einen gewaltigen Pack von dürrem Reiſig auf dem Kopfe trug. Nun erreichte der Fremde den freien Platz, auf welchem die Hütten ſtanden, und legte vorſichtig den Pack zu Boden. Da erkannte Haymo im Mondlicht den nächtlichen Beſucher . . . es war Zenzas Hüter, der Kropfenjörgi.

„Was will denn der Unverſtand?" murmelte Haymo und ſchaute kopfſchüttelnd zu, wie Jörgi die Schuhe von den Füßen ſtreifte und auf die Jägerhütte zuglitt. Der Burſche lauſchte an Thür und Fenſter, dann ſchleppte er einen Felsblock herbei, holte einen zweiten, einen dritten . . . und ſo thürmte er lautlos einen dicken Steinwall vor der Thür empor. Das Reiſig vertheilte er um die Blockwand und lauerte ſich mit leiſem Kichern auf die Erde nieder. Ein Schwefelfaden leuchtete bläulich auf, und aus dem Reiſig züngelte eine helle Flamme. Jörgi ſchlich davon und rief mit häßlichem Gelächter gegen die Hütte zurück: „Du wirſt der Zenza keinen Schimpf mehr anthun!"

Da traf ihn ein Fauſtſchlag, daß er bewußtlos zu Boden ſtürzte. Haymo eilte auf die Hütte zu, riß das brennende Reiſig auseinander und zertrat die Flammen.

Jörgi kam zur Beſinnung; er wollte ſich erheben, aber der Jäger warf ſich über ihn, und da half es dem Burſchen nichts, ob er auch um ſich ſchlug, biß und kratzte wie ein wildes Thier . . . ein kurzer Kampf, und er lag wehrlos mit geknebelten Händen.

„Steh auf!" ſagte Haymo.

Jörgi erhob ſich.

„Geh' voran!"

Der Burſche ſchoß aus ſeinen ſchielenden Augen noch einen Blick des Haſſes auf den Jäger, dann trottete er mit geſenktem Kopf auf dem Steig dahin. Mit geſchultertem Griesbeil ging Haymo hinter ihm her.

Es war Morgen geworden, als ſie die Almen erreichten. Die Kühe zogen ſchon läutend über das Feld; aber an Zenzas Hütte war die Thür noch geſchloſſen. Haymo ſtieß das Griesbeil gegen die Bohlen. „Sennerin! Mach' auf!"

Man hörte in der Hütte eine ſtammelnde Stimme, ein Geräuſch . . . dann wurde die Thür aufgeriſſen, und Zenza erſchien, mit ungeordnetem Haar und nackten Schultern, den Jäger anſtarrend mit erſchrockenem Blick.

„Da bring' ich Dir Deinen Hüter!" ſagte Haymo. „Er hat mich in meiner Hütt' verbrennen wollen . . . damit ich Dir keinen Schimpf mehr anthu'!"

Zenza wurde kreideblech, dann wieder ſchoß ihr brennende Zornröthe in die Wangen, mit heiſerem Schrei ſtürzte ſie auf Jörgi zu und ſchlug ihm, eh' es Haymo verhindern konnte, die Fauſt ins Geſicht. Jörgi wankte, ſein Geſicht verzerrte ſich, aber kein Laut kam über ſeine Lippen, und mit gläſernem Blick hingen ſeine Augen an dem Mädchen.

Haymo hatte ſich abgewandt und war davongegangen. Da kam ihm Zenza nachgerannt und umklammerte ſeinen Arm mit zitternden Händen. „Haymo! Haymo!" ſtotterte ſie. „Ich thu' Dir ſchwören bei allem, was heilig iſt im Himmel und auf der Welt, ich hab's ihm nicht geſchafft . . . ich hab' nichts gewußt davon . . ."

„Das weiß ich, Zenza."

„Schau', Haymo, ſchau', wenn's geſchehen wär' . . . ich hätt' ja ſelber ſterben müſſen . . ."

Er ſchaute ſie mit traurigen Augen an, löſte ſanft ihre Hände von ſeinem Arm, nickte einen Gruß und ging ſeiner Wege.

Wie zu Stein verwandelt ſtand das Mädchen und ſtarrte ihm nach. Sie ſtrich mit der Hand über die Stirn und kehrte müden Ganges zur Hütte zurück. Mit einem Meſſer zerſchnitt ſie den Strick an Jörgis Händen.

„Geh', ſag' ich, und komm' mir nimmer unter die Augen!"

Der Burſch glotzte ſie an und rührte ſich nicht.

„Mach' fort, ſag' ich! Und wenn Du hinunterkommſt, dann richt' meinem Vater aus, er ſoll mir einen anderen Hüter ſchicken."

Jörgi ſtand unbeweglich; nur ein Zittern lief über ſeinen Körper, als Zenza in die Hütte trat; dann athmete er ſchwer auf, rieb die Knöchel ſeiner Hände, faßte die Geißel, die an der Hüttenwand lehnte, und begann wie alltäglich ſeinen Hüterdienſt.

Als es Mittag wurde, ſah ihn Zenza die Kühe zum Stall treiben. „Du biſt noch allweil da?" rief ſie ihn mit zornbebender Stimme an.

Ein wildfunkelnder Blick traf ſie aus ſeinen Augen. „Ich

geh' nicht, Sennerin! Und wenn einer mit zehn Rossʼ kämʼ und thätʼ mich fortziehen wollen . . . ich bleibʼ, ich bleibʼ!"

Sie trat auf ihn zu, riß ihm die Geißel weg und hob sie zum Schlag. „Willst gehʼn oder nicht?"

„Hauʼ nur zu . . . ich wehrʼ mich nicht! Aber bleiben thuʼ ich!"

Klatschend flog ihm die Schnur der Geißel ins Gesicht und zeichnete einen blaurothen Striemen über Stirn und Wange. Jörgi rührte sich nicht; aber das Wasser lief ihm aus den starren Augen.

Wieder fragte sie: „Willst gehʼn oder nicht?"

Er biß die Lippen übereinander und schüttelte den Kopf.

Sie wollte aufs neue schlagen, allein ein Gefühl des Ekels überkam sie . . . und sie wußte nicht, war es Ekel vor sich selbst oder Ekel vor diesem menschenähnlichen Thier. Sie warf ihm die Geißel vor die Füße und ging der Hütte zu.

Keuchend hob Jörgi die Geißel auf, ließ die Schnur durch die Finger gleiten und machte sich wieder an seine Arbeit. —

Gegen Abend wurde es lebendig auf der Alm. Eine Schar junger Burschen kam, mit ihnen ein Sackpfeifer und ein Zitherschläger. Die Spielleute begannen eine lustige Weise, während die Burschen singend und jauchzend den Holzstoß zum Sonnwendfeuer rüsteten. Dann wurde die Bahn für das Scheibenspiel geebnet. Auf dem untersten Hang des Almfeldes baute sich eine grasige Kuppe über den steil zum See abfallenden Bergwald hinaus; man mußte schwindelfreie Augen haben, um von dieser Stelle furchtlos hinunterzublicken in die gähnende Tiefe, in welcher der See gebettet lag. Ein geflochtener Zaun umschloß den Platz, um das grasende Vieh von der gefährlichen Stelle zurückzuhalten. Diesen Zaun entfernten jetzt die Burschen, und mit Holzpflöcken stampften und schlugen sie den sacht ansteigenden Grasboden der Kuppe glatt, um eine ebene Bahn für die rollenden Scheiben zu gewinnen; das machte ihnen nur wenig Mühe, denn der Boden war noch leidlich glatt vom vergangenen Sommer her. Es wurde ja auf dieser Kuppe, welche der „Feuerpalfen"* hieß, seit grauen Zeiten, Jahr um Jahr, das Sonnwendspiel gehalten.

Lange biegsame Stangen wurden zugerichtet, eine mächtige Fichte wurde gefällt, der Stamm mit der Säge in Scheiben zerschnitten, und aus jeder dieser Scheiben das Mark herausgebohrt.

Der Abend dämmerte schon, als alle Vorbereitungen getroffen waren. Der Gäste wurden es immer mehr — ein Bursch um den anderen kam aus dem Thal emporgestiegen, mit hellem Jauchzer sich ankündend; von allen Almen her, oft viele Stunden weit, kamen die Sennerinnen, und jede brachte ein mit geweihtem Wasser besprengtes Scheit zum Sonnwendfeuer und eine lange Kienfackel, um die heilige Flamme heimzutragen durch die finstere Nacht.

Als am dunklen Himmel das erste Sternlein blinkte, wurde Feuer an den Stoß gelegt. Alle standen schweigend im Kreis umher, um acht zu haben, wie hoch die erste Flamme emporzüngle: denn so hoch würde der Flachs gerathen in diesem Jahr.

Mit Knistern und Prasseln wuchs das Feuer, und es währte nicht lange, da loderte es baumhoch empor mit rauschenden Flammen, die sich durcheinander flochten und ringelten wie hundert glühende Schlangen. Und da begannen auch in der finsteren Ferne, auf allen sichtbaren Gebirgsstöcken, auf den Latten vergen und dem Watzmann, auf dem Göhl und Untersberg, die Sonnwendfeuer aufzuleuchten, daß es anzusehen war, als hätte der Himmel seine Sterne wie feurige Flocken heruntergeschüttelt auf die Berge.

Die Pfeife klang, die Zither fiel ein, jeder Bursch faßte sein Mädchen um die Mitte, und in geschlossenem Reigen wirbelten die jauchzenden Paare rings um das Feuer, bis der Holzstoß zerfiel und die Flammen zu schrumpfen begannen. Da stellten sich die Paare in langer Reihe auf.

„Springet, Dirnen und Buben," rief der Zitherschläger, „daß Euch beim Traidschneiden das Kreuz nicht weh thut!"

Und der Bursch, der zuvorderst in der Reihe stand, warf seinen Hut in die Luft und sang dazu:

„Unterm Kopf, überm Kopf
Thuʼ ich mein Hütl schwingen!
Dirndl, wie lieber mich hast,
So höher mußt springen."

Lachend reichte ihm sein Mädchen die Hand, in gleichem Schritt begann das Paar den immer flinker werdenden Anlauf . . . „Hupp auf!" schrien alle anderen . . . und in hohem Schwung flog das Paar über die breite Gluth hinweg und durch die züngelnden Flammen. Jauchzender Zuruf folgte dem glücklichen Sprung, und der Bursch hatte das Mädchen. „Schatzl! Wir haben uns ein glückselig Jahr erschwungen!"

Paar um Paar sprang über das Feuer; mißlang der Sprung, dann regnete es spottende Scherze über die Ungeschickten, die mit verdrossenen Gesichtern hinter die Reihe zurücktraten, um ihr Glück ein zweites Mal zu versuchen.

Zenza stand mit verschränkten Armen unter der Hüttenthür und schaute finsteren Blickes dem fröhlichen Treiben zu.

Da trat ein Bursch zu ihr. „Zenza, willst Dich nicht schwingen mit mir?"

Sie blickte auf; es war Ulei, der Bildschnitzer. Sie gab ihm keine Antwort, nicht einmal den Kopf schüttelte sie; schweigend trat sie aus der Thür, wendete dem Burschen den Rücken und wanderte mit langsamen Schritten in die Nacht hinaus.

Das letzte Paar war glücklich über das Feuer gesprungen, und nun begann das Scheibenspiel. Ein Bursch um den anderen faßte mit langer Stange eine der durchlöcherten Scheiben auf und hielt sie ins Feuer, bis sie zu glühen begann; dann sagte er den altherkömmlichen Scheibenspruch, setzte das glühende Rad auf die ebene Bahn und begann gegen den Feuerpalfen zu laufen; nahe vor dem Abgrund ließ er die rollende Scheibe mit kräftigem Schwung von der Stange gleiten, daß sie funkensprühend hinausflog in die Luft und verglimmend in die Tiefe sank. Auch hier gab es Lob und Spott, je nachdem der Wurf gelang. Unter den Scheiben war eine, mit welcher keinem Burschen der Schwung gelingen wollte, sie war zu plump und schwer gerathen; bald wollte sie nicht richtig glühen, bald brach unter ihrem Gewicht die Stange, bald wieder rollte sie seitwärts davon, noch ehe der Feuerpalfen erreicht war. Am Ende ließ man sie liegen und hielt sich an die leichteren Scheiben, die sich flink und lustig treiben ließen. Wohl eine Stunde währte das fröhliche Spiel, das sich wundersam ausnahm in der finsteren Nacht.*

Da kam noch ein Gast zum Sonnwendfeuer — Haymo, der Klosterjäger.

„Schenket mir auch eine Scheibe," sagte er zu den Burschen, die ihn mit herzlichem Willkomm' empfingen.

„Schadʼ, Jäger, Du bist zu spät gekommen. Die Scheiben sind allʼ schon vertrieben."

„Dort liegt ja noch eine," sagte Haymo.

„Die will sich nicht treiben lassen."

„Sie muß," murmelte der Jäger, packte den rußigen Klotz und warf ihn ins Feuer. Als die Scheibe um und um glühte, hob er sie mit der Stange aus den Flammen und sagte mit bebender Stimme den Spruch:

„Eine Scheiben
Will ich treiben
Meiner Herzallerliebsten zu Ehren!
Will's einer wehren?"

Mit jähem Ruck setzte er den brennenden Klotz auf die verkohlte Grasbahn, fing zu laufen an und wirbelte die Scheibe, daß die Funken emporstoben wie aus einer Esse. Dicht vor dem Absturz hielt er inne. „Gitti, ich thuʼ Dich grüßen," klang es von seinen Lippen mit zitterndem Ruf in die Nacht hinaus . . . und von mächtigem Schwung getrieben, surrte das feurige Rad in weitem Bogen über den Abgrund.

Alles rannte zum Feuerpalfen. „Schauet, schauet," riefen die Dirnen, „so hat noch keiner eine Scheibʼ getrieben."

Inmitten der Lärmenden stand Haymo schweigend und blickte mit feuchten Augen seiner Scheibe nach, die einer fallenden Sonne gleich in die Tiefe sank und immer, immer noch keinen Grund erreichte.

„Schauet, schauet," rief es rings um ihn her, „sie fallt hinunter bis in den See!"

Tiefer und tiefer sank das kreisende Feuerrad, es wurde

° Palfen = Felsen.

* Das „Scheibentreiben", welches in früheren Jahrhunderten fast im ganzen Gebirge als heilige Sitte gepflogen wurde, hat sich in Garmisch bis in die Gegenwart erhalten. Die glühende, in den finsteren Abgrund versinkende Scheibe ist als Sinnbild des niedergehenden Sonnenrades zu deuten.

kleiner und kleiner, nun glich es schon einem winzigen Stern, und jetzt . . . die Scheibe mußte auf einen Fels gefallen und zersplittert sein . . . jetzt sprühte der Stern in hundert Funken auseinander, welche sacht erloschen.

Zwei Zähren rollten über Haymos Wangen. So war sein leuchtendes Glück zerbrochen, versunken und erloschen.

Er wand sich aus dem jubelnden Kreis und trat in die Finsterniß des Waldes. Dort stand er im schwarzen Schatten der Bäume und starrte nach dem erlöschenden Sonnwendfeuer, dessen zuckende Flammen vor dem Licht des steigenden Mondes erblaßten. Er sah, wie eine Sennerin nach der anderen zum Feuer trat, um die Kienfackel zu entzünden. Paarweis zogen sie davon, bergab oder seitwärts über die Halden, jede Dirn' mit ihrem Buben. Grüße, Jauchzer und Jodler hallten von allen Pfaden durch die mondhelle Nacht, und vom Steig herauf, der hinunterführte ins Klosterdorf, klangen noch die gurgelnden Töne der Sackpfeife. Bald waren die letzten Gestalten der Heimwärtsziehenden im Dämmerschein der Mondnacht entschwunden, und man sah auf allen Wegen nur noch die Fackeln ziehen, gleich gaukelnden Sternen . . . und jeder von ihnen leuchtete einem heimlichen Glück, zärtlichem Geplauder und endlosen Küssen . . .

Haymo wollte aus dem Walde hervortreten. Da sah er noch einen letzten zu dem erlöschenden Feuer treten. Jörgi war es. Er steckte ein Bündel Spähne in die Glut, und als sie Feuer gefangen hatten, trug er die heilige Sonnwendflamme in Zenzas Hütte.

Haymo wollte ihm nicht begegnen; im Schatten des Waldes schritt er langsam dahin. Als er dann quer über das Almfeld wanderte, hörte er plötzlich in seiner Nähe ein bitterliches Weinen. Unter einer einsam stehenden Fichte sah er Zenza auf der Erde sitzen; sie hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und ihr ganzer Körper erschauerte von Schluchzen. Sie hörte seine Schritte nicht; erst als er, leise ihren Namen nennend, die Hand auf ihre Schulter legte, blickte sie erschrocken auf, und da sie ihn erkannte, fuhr sie ihn mit rauher Stimme an: „Was willst von mir?"

„Ich hab' Dich weinen hören . . . und das hat mir weh gethan! Und ich möcht' Dir's abbitten, wenn ich Dir was Unguts angethan hab' . . . schau, Zenz', ich kann ja nichts dafür."

Sie lachte zornig auf und stieß seine Hand zurück.

„So mußt nicht sein, Zenza! Es kann ja doch keins was dafür . . . es hat halt nicht sein mögen, daß wir zwei uns zusammenfinden in Freud' und Fried' . . . schau, Zenz', so laß uns halt jetzt zusammenstehen und gute Kameradschaft halten im Herzleid! Könntest nur hineinschauen in mich, wie's ausschaut da drin . . . ich weiß, Du thät'st mir nimmer zürnen, sondern thät'st ein Erbarmen mit mir haben." In einem müden Seufzer erlosch seine leise, zitternde Stimme.

„Haymo!" stammelte sie und zog ihn mit beiden Händen an ihre Seite. „Komm, schau, thu' Dich vor mir nicht scheuen! Vor mir kannst alles reden. Was hast denn für ein Herzleid? Sag's, Haymo, sag's!"

In heiß überquellendem Schmerze rang es sich von seinen Lippen: „Ich kann die Dirn' halt nicht vergessen . . . und ich würg' mich und plag' mich und zwing' mich, und ich kann's halt nicht vergessen. Wo ich hinschau' bei Tag und Nacht, überall steht ihr Gesichtl und schaut mich an. Jedes Lüftl im Wald, jedes Wasserl, das ich rinnen hör', alles hat der Dirn' ihre Stimm'. Jedes schlanke Bäumerl, jedes Blümerl thut mich mahnen dran. Und den See, den darf ich schon gar nimmer anschauen. Und niederst hab' ich kein Bleiben nimmer. Bin ich draußen, so treibt's mich heim, und bin ich daheim, so treibt's mich wieder fort! Das ganze Herz brennt's mir zusammen wie ein dürres Scheitl Holz . . . ich spür's, Zenza, ich spür's . . . ich muß versterben dran!"

„Haymo! Jesus Maria! Du mein lieber Bub' . . ." Sie verstummte. Dann gleich wieder sprach sie weiter, mit ruhiger, fester Stimme: „Ja, weswegen sollst Du denn die Dirn' vergessen müssen? Thut Dich vielleicht die Gitli nicht mögen? Aber geh', so eine dumme Frag'! Wie soll denn Dich eins nicht lieb haben! Ich weiß schon . . . ich hab's ja auch gehört . . . man hat die Dirn' fortgeschafft, gelt?"

„Ja, Zenza, ja!"

„Und warum denn?"

„Ich weiß nicht, es hat geheißen, man thät' ihr Glück machen."

„Glück?" murrte das Mädchen. „Das Glück, das die Herrenleut' für unsereins übrig haben, das geb' ich keiner Kuh zu fressen. Aber sag', wo ist denn die Dirn' hingekommen?"

„Nach Salzburg zu den Domfrauen."

„Wo schafft sie denn dort? Im Stall oder in der Küch'?"

„Ich weiß es nicht!"

Zenza blickte sinnend vor sich hin; dann sprang sie auf. „Schau, es muß schon mitternächtige Zeit sein . . . das Mondmandl steigt schon wieder hinunter über die Berg'. Geh', Bub', steh' auf und mach', daß Du heim kommst . . . schau, bist ja so müd' und übernächtig, daß Dich schier nimmer auf den Füßen heben kannst. Da . . . da hast Dein Kappl und Dein Griesbeil! So! Und jetzt schau, daß Du heim kommst und leg' Dich richtig schlafen! Gut' Nacht, Bub'!"

„Gut' Nacht, Zenza!" sagte Haymo mit versagender Stimme. „Und . . . Vergelt's Gott für den Haimgart!"

„Wohl wohl! Kehr' nur wieder einmal zu auf meiner Alm! Morgen . . . morgen bin ich nicht daheim. Aber übermorgen, ich mein', da find'st mich schon wieder." Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Und jetzt schau, daß Du heim kommst — und schlaf' auch! Gelt?"

„Wenn ich's fertig bring'! Gut' Nacht, Zenza!"

„Gut' Nacht, Haymo! Und Glück auf Sonnwend!"

Sie schüttelten sich die Hände, und müden Ganges stieg Haymo über den Almenhang empor.

Zenza stand und blickte ihm nach, bis seine Gestalt im Zwielicht der Mondnacht zerfloß. „Nein, Bub'," stammelte sie, während ihr die Zähren über die Wangen kollerten, „versterben sollst mir nicht, solang' ich noch eine Zung' hab' und Füß' am Leib!"

Sie eilte der Hütte zu. Als sie zur Thür kam, sah sie Feuer auf dem Herd; Jörgi kauerte im Winkel und glotzte in die züngelnden Flammen. Mit leisen Schritten entfernte sich Zenza wieder; als sie den Steig erreichte, der in das Klosterdorf hinunterführte, begann sie zu laufen. Der helle Mondschein leuchtete auf ihren Weg.

25.

Bei grauendem Morgen erreichte Zenza das Dorf. Sie rastete nicht. Eilenden Ganges wanderte sie auf der Straße weiter; sie hatte das Röcklein geschürzt und führte in der Hand einen Stab, den sie im Bergwald gebrochen. Noch stieg keine Rauchsäule aus den Dächern, und Stille herrschte über allen Feldern und Wiesen. Es war ja Fronleichnamstag, das höchste Fest des Jahres! Viele Häuser waren schon mit Birkenbäumchen und Laubkränzen geziert, und vor anderen Gebäuden, die noch ungeschmückt waren, lagen die Birken haufenweise bereit. Niemand begegnete ihr; die Leute schliefen noch; nur manchmal fuhr kläffend aus einem Gehöft ein Hund hervor, der ein schweres Scheit Holz an den Hals geknebelt trug, das ihn hindern sollte, in den Klosterwäldern ein kleines Jagdvergnügen aufzusuchen.

Zwei Stunden tüchtigen Marsches, und Zenza erreichte den Markt Schellenberg. Hier waren die Leute schon munter; Erwachsene zierten die Häuser, Kinder bestreuten die Straße mit Blumen, die Salzknappen schmückten das Sudhaus und bauten unter dem Thor desselben einen Altar.

Zenza hungerte es. Sie trat in die Taferne. „Grüß Dich Gott, Leutgeb!" sagte sie zum Wirth. „Kennst mich?"

„Wenn ich recht mein', bist Du dem Eggebauer seine Tochter?"

„Wohl wohl!"

„Wo gehst denn hin in aller Früh?"

„Auf Salzburg hinein."

„Willst Dir den Umgang anschauen?"

„Wohl wohl! Und weißt, ich bin völlig überhops von meiner Alm davon und hab' vergessen, daß ich einen Zehrpfennig mitgenommen hätt'. Willst mir Essen und Trinken geben? Mein Vater zahlt schon, wenn er vorbeikommt. Und wenn noch ein Uebriges thun magst, so gieb mir zwanzig Heller mit auf den Weg!"

Die Tochter des reichen Eggebauern hatte ein leichtes Fordern; hätte sie nicht zwanzig Heller, sondern zwanzig Schilling begehrt, der Leutgeb hätte auch einen Katzebuckel gemacht und wär' gesprungen, um den Kasten aufzuthun.

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm bei der Märchenerzählerin Frau Viehmann in Niederzwehren.
Nach einem Gemälde von L. Katzenstein

Zenza nickte nur zum Dank; die Münzen schob sie in die Tasche, den Stutzen Rothwein leerte sie auf einen Zug, Brot und Selchfleisch nahm sie in die Hand und begann zu essen, während sie weiter wanderte.

Abermals zwei Stunden, und der Untersberg lag hinter ihr. Weit und eben, noch von den zarten Nebeln des Morgens überflossen, dehnte sich das Gröbiger Moos. Bald verwehte ein frischer Wind den grauen Duft, der über die Landschaft gebreitet war, und im Glanz der Morgensonne, stolz und schön, winkte ihr die leuchtende Stadt entgegen. Auf den ragenden Zinnen der Hohensalzburg, auf dem steilen Dach des Domes zu St. Peter, auf dem schlanken, zierlichen Thurm der Franziskanerkirche, auf jedem Herrenhaus, überall wehten die weißen und rothen Fahnen des Festes.

Als Zenza das Nonnthaler Thor erreichte, begannen schon alle Glocken zu läuten. Der junge Thorwächter hielt ihr die Hellebarde vor und wollte die Mauth von ihren Lippen erheben; aber statt eines Kusses zahlte sie mit einem Nasenstüber, schlug den Spieß beiseite und rannte die enge Gasse dahin, im Strom der Leute verschwindend, die zum Domplatz eilten. Sie überließ sich dem schiebenden Gedränge, rathlos, was sie nun beginnen sollte. Das Heim der Domfrauen würde sie wohl erfragen können. Aber wie sollte sie ins Kloster gelangen? Wie sollte sie Gelegenheit finden, Gittli ohne Zeugen zu sprechen? Während sie grübelte und sann, wurde sie gedrückt und geschoben; vom Hall der vielen Glocken, der alle Lüfte zittern machte, begannen ihr die Ohren zu singen; und mitten in dem hundertstimmigen Lärm, bei dem klappernden Getrappel der Pferde, bei dem Geschrei der vor den Hufen Flüchtenden wurde ihr völlig wirr und taub zu Sinne. Schließlich stand sie mitten in einem Knäuel Menschen auf einem großen Platz: rings umher Kirchen und ragende Gebäude, alle reich geziert mit Fahnen, Bildern, kostbaren Teppichen und Stickereien, mit Birkenbäumchen, Laubgewinden und leuchtenden Blumen.

Das Geläut der Glocken hatte ausgesetzt; nun mit einmal begann es wieder, und mit ihm vermischten sich, aus einer nahen Gasse schallend, die schmetternden Klänge der Posaunen, die hellen Töne der Zinken, die dumpfen Wirbel der Pauken, dazu ein mächtig anwachsender Gesang von Kinder-, Frauen und Männerstimmen, welche durcheinanderflossen wie brausende Wellen . . . Vor Zenzas Augen, deren Herz erzitterte in frommem Schauer, entwickelte sich mit funkelnder Pracht und überwältigender Wirkung die Prozession. Voran auf weißen Rossen die Herolde in goldgestickten Wappenröcken, dann die bunt gewandete Truppe der Bläser, Zinkenisten und Pauker, eine Schar Kriegsknechte, ein rasselnder Reitertrupp, die Fronboten und alles Gesinde des erzbischöflichen Hofes, die Richter im Scharlachkleid, die Räthe in schwarzen Talaren, mit schweren Goldketten; auf tänzelnden Pferden die Lehensritter in funkelndem Harnisch und mit blanken Schwertern, welche blitzten in der hellen Sonne; eine schier endlose Reihe von Mönchen und Laienpriestern, flackernde Lichter tragend; zwischen allen Gruppen wehende Kirchenfahnen und gaukelnde Laternen, heilige Statuen und Reliquienschreine; und jetzt der Baldachin, strotzend von Gold, mit nickenden Straußenfedern auf jeder Stange, behangen mit Bändern und Goldschnüren, deren Quasten in den Händen schmucker Edelknaben ruhten, umgeben von gepanzerten Wächtern, umwallt von duftenden Weihrauchwolken . . . und unter dem schwankenden „Himmel" die Domherren im goldschweren Levitenkleid, in ihrer Mitte Herr Heinrich von Pirnbrunn, der neuerwählte Erzbischof von Salzburg, die weiße, goldgebänderte Inful auf dem Haupt, um die Schultern den von edlen Steinen blitzenden Rauchmantel, in den Händen die strahlende Monstranz . . .

Es stockte der Zug, der Erzbischof bestieg die Stufen des unter freiem Himmel erbauten Altars, der Gesang verstummte, die Posaunen und Zinken schwiegen, das Geläut der Glocken setzte jählings aus, über dem von Farben, Silber, Gold und Sonne leuchtenden Platz lag athemlose Stille . . . da schrillten die Klingeln, die Weihrauchwolken wallten, es hob sich die Monstranz, alles Volk sank in die Knie.

Ein Augenblick . . . und alles war wieder Bewegung und Gewoge, Gesang und Tönen, Klang und Geläut', Funkeln und Geflimmer . . .

Der Baldachin war an Zenza schon vorübergezogen, aber sie hatte immer noch zu schauen und zu staunen in Hülle und Fülle. Da kamen in prächtigen Gewändern die Edelherren und Edelfrauen in langer, langer Reihe, dann wieder Mönche und Priester, singende Knaben und Mädchen, und jetzt . . .

Durch Zenzas Herz zuckte ein heißer Schreck, und mit brennenden Augen starrte sie in den Zug.

„Das sind die Domfrauen," sagte ein Weib an ihrer Seite, „und die adeligen Fräulein!"

Voran ging die Oberin mit sechs Schwestern, in schlichten blauen Gewändern, die blassen Züge überschattet von weißen Hauben, am Gürtel den Rosenkranz aus rothen Korallen. Ihnen folgte, einem wandelnden Blumengarten vergleichbar, eine blühende Mädchenschar, alle gleich gewandet, in weißen schleppenden Kleidern, die entblößten Schultern und Arme von zarten Schleiern übergossen, weiße Rosenkränzlein im gelösten Haar. Und von den Schönen die Schönsten, sechs an der Zahl, trugen auf duftender Blumenbahre ein liebliches Marienbild.

An einer dieser Trägerinnen hing Zenza mit starren Augen. Als die Bahre vorüber war, fuhr sie auf, wie aus einer Betäubung erwachend. Mit stoßenden Ellbogen drängte sie sich aus dem Knäuel der Menschen hinaus in die freie Gasse.

Der Zug hatte gewendet und zog nun an sich selbst vorüber. Es gab ein wirres Gedränge, bei welchem es niemand auffiel, daß eine neugierige Bauerndirn' fast mitten in die Schar der adeligen Fräulein hineingestoßen wurde. Aus nächster Nähe starrte Zenza in das Gesicht der Marienträgerin, über deren schmächtige Wangen eine brennende Röthe flog.

„Kennst mich?" flüsterte Zenza, während in der vorüberziehenden Spitze des Zuges die Posaunen schmetterten und die Zinken klangen.

„Kennst mich, Gittli?" wiederholte sie und flüsterte weiter: „Deinetwegen bin ich gekommen! Du mußt davonlaufen aus dem Kloster! Noch heut'! Ich wart' vor dem Klosterthor . . . den ganzen Tag . . . und wenn's sein muß, die ganze Nacht. Aber kommen mußt Du . . Du mußt . . . der Haymo stirbt!"

Zenza hatte kaum ausgesprochen, als ein Stadtknecht sie mit unsanftem Arm zurückstieß in das Gedränge.

Der Zug gerieth in Stockung. Eine der Marienträgerinnen war ohnmächtig geworden, und als sie niedersank, konnten die hinzuspringenden Mädchen nur mit Mühe noch das heilige Bild vor dem Sturz bewahren. Zenza sah, wie Gittli von zwei Domfrauen an den Armen gestützt und fortgezogen wurde.

Es währte noch eine volle Stunde, bis die Feier vorüber war und das Gewoge der Menschen sich löste. Von Gasse zu Gasse fragte sich Zenza bis zum Heim der Domfrauen. Auf einem Eckstein kauerte sie sich nieder und wartete, bis die Domfrauen mit ihren Pfleglingen in das Kloster zurückkamen. Gittli war nicht dabei. Zwei Schwestern hatten sie schon vorher nach Hause geführt und zu Bett gebracht; die Ohnmacht wurde dem Staub und der Hitze zugeschrieben, und man legte es für Schwäche aus, als Gittli auf keine Frage Antwort gab. Geduldig ließ sie alles mit sich machen, nahm die stärkenden Tropfen, die man ihr reichte . . . und nun lag sie in ihrem Nestlein, von einer Schwester behütet, und starrte mit angstvollen Augen ins Leere. Wohl war es ihre erste Regung gewesen, auf den Knien und mit aufgehobenen Händen zu betteln: „Lasset mich heim!" Aber das hatte sie ja seit jenem Tag, der sie ins Kloster brachte, schon zu hundert Malen nutzlos gethan. Sie mußte schweigen und den günstigen Augenblick zur Flucht erwarten; den Weg für eine solche Flucht hatte sie sich schon lange ausgesonnen, doch immer hatte ihr der Muth gefehlt, ihn zu betreten. Jetzt aber mußte sie fort, sie mußte. „Der Haymo stirbt!" . . . dieses Wort hätte ihr den Muth gegeben, sich durch Feuer und Wasser hindurch zu schlagen. „Der Haymo stirbt!" Immer, immer hörte sie nur dieses eine Wort. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer, und dennoch rann das Blut so kalt wie Eis durch ihre zitternden Glieder. „Der Haymo stirbt!" War er denn nicht genesen? Hatte Herr Heinrich gelogen, als er ihr diese Botschaft sandte . . . diese erste und einzige Freude, welche sie hier zwischen den dumpfen, ihren ganzen Lebensmuth erdrückenden Mauern erfahren hatte? Oder war Haymos Wunde wieder aufgebrochen? Oder hatte ihn neues Unheil getroffen? War er auf seinen gefährlichen Wegen gestürzt? Oder hatte ein Raubschutz, ein wildes Thier ihn ange-

fallen? Quälende Bilder stiegen vor ihren Augen auf, und aus jedem dieser Bilder schrie ihr eine jammernde Stimme zu: „Der Haymo stirbt! Der Haymo stirbt!“

Fröhlicher Lärm unterbrach sie in ihren martervollen Gedanken. Etwa zwanzig Mädchen stürmten in den großen Schlafsaal, um die Kleider zu wechseln und sich vom Straßenstaub zu reinigen. Rings an den Wänden standen die weißen Betten, jedes neben einem schmalen Schrein; die freie Mitte des Saales nahm der riesige Waschtisch ein, dessen Innenraum, einem gewaltigen flachen Trichter gleichend, mit blankem Kupfer ausgeschlagen war; rings auf dem breiten Rande war für jedes Mädchen ein Krüglein mit Wasser in Bereitschaft gestellt. Das gab nun ein lieblich heiteres Bild, wie sich all die Mädchen um den Waschtisch drängten, mit gelösten Haaren, im kurzen Unterkleid, mit nackten Armen und Schultern, plaudernd und kreischend, lachend und kichernd mit dem Wasser spritzend und plätschernd, die Augen leuchtend, die Wangen brennend . . . Und daneben Gittli in den Kissen, stumm und bleich, verzehrende Angst in jedem Blick, in jedem Herzschlag zitternde Furcht und heiße Sehnsucht . . .

Den ganzen Tag über blieb Gittli kaum ein Viertelstündchen allein; sie hatte ja so viele Freundinnen, als das Heim der Domfrauen junge Mädchen barg. Zu Anfang wohl hatten all' diese anderen das scheue, unbeholfene Ding mißachtet, verspottet und gehänselt wegen seiner bäurischen Sprache, wegen seines furchtsamen Wesens und seiner ewigen Thränen. Aber das Geheimniß, das um die kleine „Brigitte von Dorsen“ gebreitet schien, reizte die Neugier, ihre stille, träumerische Schwermuth weckte das Mitleid, und schließlich bezwang Gittis natürlicher Liebreiz auch das widerspenstigste dieser jungen Mädchenherzen. Allein sie nahm diese zärtlichen Freundschaften hin wie etwas Aufgezwungenes; sie lebte nur in sich selbst, und so war ihr alles, was sie hier umgab, an diesem letzten Tage noch so fremd und bedrückend, wie es ihr am ersten Tag gewesen. Sie kam sich vor wie in einem Fastnachtsspiel, darin man ihr die Rolle der verwunschenen Prinzessin wider Willen aufgenöthigt hatte. Und wenn sie jetzt um Haymos willen in Angst und Bangen der Stunde entgegensah, welche ihre Flucht ermöglichen würde, so mischte sich in ihre beklemmende Marter doch auch ein Aufathmen, ein tröstendes Vorgefühl ihrer Erlösung aus diesen schrecklichen Mauern.

Als es zu dämmern begann, blieb Gittli, während im Refektorium die Abendmahlzeit gehalten wurde, eine halbe Stunde allein. Zitternd erhob sie sich und zog das Gewand an, welches neben dem Bette noch auf dem Sessel lag: das weiße, ausgeschnittene Schleppkleid und die gelben Schnabelschuhe. Ein Mäntelein, welches sie aus dem Schrein hervorholte, versteckte sie unter dem Kissen. So völlig angekleidet, legte sie sich wieder nieder.

Jetzt kamen Minuten quälender Angst; denn kaum hatte sie die Decke bis an das Kinn gezogen, da brachte ihr eine dienende Schwester das Abendessen. Zuerst stellte sie sich schlafend; und als sie geweckt wurde, betheuerte sie unter Stammeln und Thränen, daß sie nicht „ein lützel“ Hunger hätte . . . denn um zu essen, hätte sie sich aufrichten und dabei verrathen müssen, daß sie angekleidet im Bette lag. Die Schwester ging, aber gleich wieder kam eine neue Gefahr: die Frau Oberin erschien, um sich nach Gittlis Befinden zu erkundigen.

„Dank der Nachfrag', ehrwürdige Mutter,“ stotterte das Mädchen, „mir ist schon völlig wieder gut. Aber schläfrig bin ich halt . . . so viel gern schlafen möcht' ich!“

„So schlaf, mein Kind! Aber mummel' Dich nicht so in die Decke; da muß Dir ja heiß werden, und dann wirst Du Dich in der Nacht erkälten!“

„Wenn mich aber so viel frieren thut!“ stammelte Gittli mit versagender Stimme und hielt die Decke krampfhaft fest.

„Frieren, Kind? Du wirst doch kein Fieber haben?“ sagte die Oberin ganz erschreckt. „Komm', gieb Deine Hand her, ich will den Puls fühlen.“

Ein ganz klein wenig schob Gittli die zitternde Hand unter der Decke hervor.

„Ach Du armes Kind! Dein Händchen glüht ja wie Feuer, und Dein Puls fliegt . . .“ Die Oberin eilte zur Thür und zog an einer Schellenschnur. Die dienende Schwester, welche auf dieses Zeichen erschien, wurde um eine fieberstillende Arznei geschickt. Und wie sich Gittli auch wehrte und sträubte . . . sie mußte schlucken. Ein naßkaltes Tuch wurde ihr um die Stirn gebunden . . . aber das „Fieber“ wollte nicht weichen, die Gluth ihrer zitternden Hände nicht verschwinden.

Die Oberin schickte die dienende Schwester um Essig fort und richtete an Gittli eine besorgte Frage um die andere. In der quälenden Angst vor der drohenden Entdeckung verwirrten sich die Antworten des Mädchens immer mehr, so daß es wahrhaftig den Anschein gewann, als spreche aus ihr das sinnverwirrende Fieber.

„Kind, Kind! Du wirst mir doch nicht ernstlich erkranken!“ jammerte die Oberin. „Gieb die Decke weg, ich höre die Schwester schon kommen, wir müssen Dich mit Essig waschen.“

Gittli schluchzte und bettelte . . . aber es half ihr nichts . die Oberin löste ihr die Hände und nahm die Decke fort. Trotz der tiefen Dämmerung, welche schon in dem Raum herrschte, erkannte die Oberin sofort, daß das Mädchen völlig gewandet, mit den Schuhen im Bette lag.

„Brigitte! Was soll das heißen?“

Gittli hatte sich aufgerichtet, die Füße unter das Kleid gezogen und hielt die zitternden Arme über der Brust verschlungen, mit starren Augen zur Oberin aufblickend.

Da half keine Ausrede mehr; nun mußte man ihre Absicht durchschauen, man würde ihre Flucht verhindern . . . und „der Haymo stirbt, der Haymo stirbt!“

Sie mußte fort, jetzt, gleich auf der Stelle, und wenn es ihr Leben galt! Sie sprang aus dem Bett, riß mit jähem Ruck das Mäntelein unter dem Kissen hervor, warf es um die Schultern und stürzte der Thür zu, als eben die Schwester mit der Essigschüssel eintreten wollte. Ein Schrei, ein Klatsch auf den Dielen, und vorüber an der taumelnden Nonne, welche die Schüssel hatte fallen lassen, rannte Gittli in den dunklen Säulengang hinaus. Hinter ihr her die beiden Frauen mit lautem Geschrei. Im Spielsaal verstummte der fröhliche Lärm, die Thür wurde aufgerissen, und mit erschreckten Gesichtern kamen die Mädchen herbeigelaufen.

„Was giebt es? Was ist geschehen?“ So rief es mit zwanzig Stimmen durcheinander.

Die beiden Nonnen konnten sich dem Ring, der sich um sie gebildet hatte, kaum entwinden . . . Gittli gewann einen weiten Vorsprung, verschwand um die Ecke des Ganges, und während hinter ihr der Lärm der Stimmen verhallte, rannte sie Treppen auf und ab, durch dunkle Korridore, bis sie die Klosterkirche erreichte.

Sie öffnete die eiserne Thür, welche laut in ihren Angeln kreischte. Ein Schauer faßte ihr Herz, als sie zwischen den Säulen der Krypta den fahlen Schein des ewigen Lichtes zittern sah; ein stammelndes Gebet auf den Lippen, eilte sie der finsteren Thurmhöhle zu und hastete über die steile Treppe hinauf, bis sie das erste unvergitterte Fenster erreichte. Es lag über der Erde fast so' hoch wie der Giebel an ihres Bruders Haus. Sie zögerte . . . „Der Haymo stirbt!“ schrie es in ihr . . . und da sprang sie. Der harte Sturz betäubte sie fast, aber nur einen Augenblick währte ihr Taumeln, dann rannte sie an der öden Mauer entlang und schrie mit gellender Stimme: „Zenza! Zenza!“

Wie ein Wiesel kam das Mädchen herbeigeschossen. „Bist endlich da! Ich hab' mir ja die Seel' schier herausgewartet.“

„Fort, fort, Zenza,“ stieß Gittli mit erlöschender Stimme aus keuchender Brust hervor, „oder sie kommen und holen mich wieder!“

Zenza faßte die Wankende am Arm und riß sie mit sich fort. Sie erreichten das Nonnthaler Thor und huschten hinaus, gerade bevor es geschlossen werden sollte.

Als sie aus dem dunklen Schatten der die Straße einfassenden Bäume hinausgelangten auf das offene Gröbiger Moos, blieb Gittli stehen. „Ich kann nimmer laufen, das dumme Gewand kommt mir allweil unter die Füß'.“

„Ja,“ spottete Zenza, „fein hat man Dich aufgeputzt, das muß ich schon sagen! Wie ein Heiligenbild in der Kirch'!“

„Gelt?“ jammerte Gittli, faßte das Kleid, riß um den ganzen Saum herum eine handbreite Borte mitsammt der Schleppe weg und warf sie in den Straßengraben.

Dann fingen sie wieder zu laufen an. Und im Laufen

fragte Gittli mit zagender Stimme: „Zenza, mein Gott, ſag' mir doch . . . was fehlt ihm denn?“

„Was wird ihm denn fehlen?“ lautete die murrende Antwort. „Du fehlſt ihm!“

„Zenza!“ ſtammelte Gittli, und weiter brachte ſie kein Wort mehr über die Lippen; nur ein erſtickter Laut quoll aus ihrer Kehle, als wollte ihr das jählings ſchwellende Herz die Bruſt zerſprengen; dazu ſchoßen ihr die heißen Thränen in die Augen, und ſie haſtete vorwärts, daß ihr Zenza kaum folgen konnte.

Noch ehe ſie Schellenberg erreichten, waren die feinen Schnabelſchuhe zertreten und die dünnen Sohlen durchgetreten. Gittli ließ ſich auf einen Straßenſtein nieder und zerrte die zerfetzten Schuhe von ihren Füßen.

„So ein Gelumpert!“ brummte Zenza. „Aber was machſt denn jetzt?“

„Ich lauf' halt barfuß! Komm' nur, komm', komm' . . .“

Und weiter ging es, immer weiter auf der mondhell gewordenen Straße.

26.

Bald nach dem Oſtertag war im Berchtesgadener Kloſterland ein neues Sprichwort aufgetaucht. Wenn Sturm und Regen ſich über Nacht in einen ſonnigen Tag verwandelten, dann hieß es: „Das Wetter hat ſich gewendet wie der Kloſtervogt!“ Und in der That, Herr Schluttemann war kaum mehr zu erkennen; die Leute wußten es nicht genug zu rühmen, wie gut und freundlich der Vogt ſie jetzt behandle. Mit rechten Dingen könne das nicht zugegangen ſein, darüber waren ſie alle einig. Und es verbreitete ſich die Märe: Herr Schluttemann habe an der Wand in ſeiner Amtsſtube einen „Zauber wider die Galle“ hängen; wenn immer nur ein Fünklein Zorn in ihm aufſtieg, dann thue er ſchnell einen Blick nach dem unheimlichen Ding an der Wand und ſei plötzlich verwandelt in die leibhaftige Sanftmuth.

Der „Zauber“ hing unter dem Bilde, welches den heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen darſtellte, und ſah einem zierlich beſchriebenen, unter geſchnitztem Rahmen verwahrten Pergamentblatt zum Verwechſeln ähnlich.

Als Herr Schluttemann in der Woche nach Oſtern eines Morgens ſeine Amtsſtube betrat, gewahrte er den „Zauber“ an der Wand. Er trat mit verblüfften Augen näher, fuhr mit glühender Naſe zurück . . . und rannte wuthſchnaubend in das Gemach des Propſtes.

„Reverendiſſime! Alles kocht in mir!“

„Weshalb?“ fragte Herr Heinrich lächelnd.

„Man hat mich beſchimpft, man hat mir einen ſchmählichen Poſſen angethan! Das Urtheil, Reverendiſſime, das Urtheil wider meine Hausfrau . . .“

„Das ſie Euch an den Kopf gehauen?“

„Ja . . . das hat man in meiner Amtsſtube aufgehangen! Aber ich will nimmer ſchlafen, bis ich den gefunden habe, der mir das angethan hat.“

„Da braucht Ihr nicht lange zu ſuchen. Das hab' ich ſelbſt gethan!“

„Re . . . Re . . .“ Herr Schluttemann wollte ſagen: „Reverendiſſime!“ Allein der Schreck lähmte ſeine Zunge.

„Eurer Klugheit mag es überlaſſen bleiben, herauszufinden, weshalb es geſchah. Wenn Euch das aber nicht gelingen ſollte . . .“ Herr Heinrich machte eine bedenkliche Pauſe. „Ihr wißt, mein Vogt im Pongau iſt geſtorben. Ich muß einen anderen an ſeine Stelle ſetzen. Es iſt ein böſer, mühſamer Poſten. Indeß . . . wenn Ihr drüben im Pongau mit den Leuten umſchreiet, dann hör' ich's nicht.“ Herr Heinrich trat zu ſeinem Pult und begann in einem aufgeſchlagenen Buch zu leſen.

Wie ein begoſſener Pudel ging Herr Schluttemann davon. Draußen in der Amtsſtube ſtand er lange, lange mit geſpreizten Beinen und verſchränkten Armen vor dem „Zauber“. Dann plötzlich ſtülpte er den Hut über das borſtige Haar und rannte nach Hauſe wie ein angeſchoſſener Dachs in ſeinen Bau. Da ging nun ein Spektakel los, daß die Leute auf der Straße zuſammenliefen und lauſchend ſtehen blieben. Eine geraume Weile hörte man zwei Stimmen; dann nur noch eine: die donnernde Stimme des Vogtes. Frau Cäcilia hatte zum erſten Male in ihrem Leben den kürzeren gezogen.

Herr Schluttemann ließ ſich den Vortheil dieſes ermuthigenden Sieges nicht wieder entſchlüpfen. Das merkte man ihm deutlich an, wenn er allmorgendlich behäbigen Ganges zur Amtsſtube wanderte, gründlich ausgeſchlafen, mit lachendem Geſicht.

Frau Cäcilia verſenkte ſich in ſtummen Groll; da ſie aber ſchließlich merkte, wie wenig ihr das Grollen eintrug, ſpielte ſie die Klügere . . . und gab nach. Am Morgen des Fronleichnamstages wurde die Verſöhnung geſchloſſen; und bei der feierlichen Prozeſſion ſchritt Herr Schluttemann Hand in Hand mit ſeiner „getreuen Hausehre“, wie er jetzt zu ſagen pflegte, hinter dem Baldachin einher.

Als er anderen Tages ſeine Amtsſtube betrat, war der „Zauber“ verſchwunden. Er ſtürzte in das Gemach des Propſtes.

„Reverendiſſime! Das Ding iſt weg von der Wand!“

„So?“ lächelte Herr Heinrich. „Da mag es wohl einer weggenommen haben, der gefunden hat, daß es nimmer nöthig wäre.“

(Fortſetzung folgt.)

Originalgeſtalten der heimiſchen Vogelwelt.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

7. Segler der Lüfte. Mit Abbildungen von Marie Taux.

a. Unſere Schwalben.

„Segler der Lüfte!“ Ja, das Luftmeer iſt das wahre Element ihres Lebens! Selten kommen ſie zur Erde, ihre körperliche Ausrüſtung hat ſie zum ewigen Fluge beſtimmt, ihr Sinn ſtrebt nach der Höhe und Weite, nach der Freiheit, der ungebundenen, ſchrankenloſen Bewegung. Auch ihre Nahrung bietet ſich ihnen nur im Reiche der Luft.

Als die geflügelten Boten des Lenzes, als treue Mitbewohner unſerer Städte und Dörfer und als unermüdliche Vertilger der Inſekten in der Luft ſind die Schwalben überall willkommen, und gern wird ihnen der wohlverdiente Schutz zu theil. Wenn auch viele der neuerrichteten Häuſer nur in ſehr geringem Grade den Bedingungen entſprechen, unter welchen die Schwalbe gerne niſtet, wenn auch nicht wenige Hausbewohner des Schmutzes halber die Anfänge des Neſtbaues mit Stöcken und Stangen zu entfernen bemüht ſind, ſo giebt es doch unzählige Plätzchen mit warmer Lage, rauher Fläche und ſchützender Decke, welche den lieben Gäſten friedlich winken, und Tauſende von Hausbeſitzern nehmen gern eine kleine Unannehmlichkeit mit in den Kauf, wenn ſie den treuen, anhänglichen Thierchen Obdach zu bieten imſtande ſind. Freilich iſt es der Schwalbe, der Rauch- wie der Hausſchwalbe, am liebſten, wenn die menſchlichen Wohnungen die Spuren des Alters und des Zerfalls an ſich tragen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil damit die Gelegenheit zu bequemem Niſten ſich mehrt. Wie manches Rauchſchwalbenpaar iſt ſchon durch das Ausbeſſern einer Fenſterſcheibe am Pferde- oder Kuhſtall in bittere Verlegenheit geſetzt worden, weil ihm damit der einzige Weg zu ſeinem Neſte verſchloſſen wurde!

Mit Sehnſucht wird die Ankunft der Schwalben im Frühling erwartet. Sind ſie doch die Vorboten der ſchönen Sommerzeit. Einen eigenthümlichen Zauber haben die Töne der Rauchſchwalbe, wenn ſie am Morgen nach ihrem Erſcheinen an der heimiſchen Stätte ihr „Wittwitt“ hören läßt, wenn ſie zum erſten Male wieder mit ihrem Liedchen das Frühroth beſingt. Und welch einen feſſelnden Anblick bietet ſie, wenn ſie in kunſtvollem Fluge die Luft durchſchneidet, hier ſanft dahinſchwebt und nur zuweilen die Schwingen regt oder auch im plötzlich flatternden

* Vergl. Halbheft 11 dieſes Jahrgangs.

Aufschwung ein Kerbthier über sich hascht, dort in sausender Eile mit kühnen Zickzackwendungen dahin schießt, oder drüben über der Spiegelfläche des Teiches, über den schäumenden Wellen des Flusses in abwärts geschweiftem Bogenflug das Gefieder netzt und im Auftauchen es schüttelt! So sicher ist ihr Flug, daß sie durch Oeffnungen, welche nur den Umfang einer Mannsfaust haben, ohne Anstoß hindurch schlüpft. Nicht minder unterhaltend erscheint sie, wenn sie auf einem Gebäudevorsprung fußt, um zu ruhen oder ihre Federn zu putzen und zu ordnen. Um spielt vom lauen Windhauch, umschmeichelt von den Strahlen der Sonne, schlägt sie wohlig mit den Flügeln und singt eine Zeitlang, wetteifernd mit den Nachbarmännchen, ihr kurzes, aber angenehmes Liedchen.

Plötzlich verstummen die wohlgelaunten Sänger, denn es erscheint unter dem Warnruf „Dewihlik" ein Gefährte, der den gefährlichen Räuber, den Baumfalken, erblickt hat. Hastig erheben sie sich alle in die Luft, weitausstrebend, als wollten sie in weite Ferne von dannen ziehen, oder sie flüchten, wenn die Gefahr nahe rückt, bestürzt in die sicheren Ställe und Scheunen.

Snell hat über die Signaltöne der Rauchschwalben eingehende Beobachtungen gemacht. „Sie signalisieren den Wanderfalken ebenso wie den Baumfalken. Die Rauchschwalben haben nämlich wie die meisten Vögel zweierlei Signaltöne: der eine, ein helles lautes Aufschreien, drückt mehr Zorn und plötzlichen Schrecken aus, der andere, ein tiefer flötender Ton („füh, füh"), ist der Ausdruck der äußersten Angst. Diesen letzteren Alarmruf nun stoßen die Rauchschwalben beim Anblick des Wanderfalken aus, wofern er ihnen nicht schon unmittelbar auf den Fersen ist, und ergreifen zugleich eilends die Flucht. Dies ist so auffallend, daß man hiernach schon unterscheiden kann, ob ein Falco palumbarius (Habicht) oder ein Falco peregrinus (Wanderfalke) in Sicht ist."

An schönen sonnigen Tagen erblickt man die Rauchschwalbe gleich ihren Verwandten in höheren Luftschichten, weil unter diesen günstigen Witterungsverhältnissen auch so mancherlei Kerbthiere sich zur Höhe erheben. Anders an rauhen naßkalten Tagen oder bei Sturm: da halten sich die stets auf Nahrung bedachten Vögel dicht an die Erde, um an geschützten Plätzen der so viel wie möglich trockene und warme Lagen suchenden Zwei- und Netzflügler habhaft zu werden. Dabei bekundet die Rauchschwalbe ein scharfes Sehvermögen. Im raschesten Fluge entdeckt sie die an den Wänden oder Fenstern der Häuser still sitzende Beute, streift sie mit einem Flügelschlag ab, um sie sofort mit dem weiten Sperrvogelschnabel zu erfassen. Das Nest der Rauchschwalbe haben wir in Ställen, Scheunen, Schornsteinen, gemauerten Ziehbrunnen, unter Balken, über Thorwegen und in Hausfluren gefunden. Sie liebt einen Vorsprung über dem Neste als Schutz und eine Erhebung unter demselben als Stützpunkt. Das Material besteht aus Erdklümpchen, mit Halmen untermischt, welche mit Speichel verarbeitet werden. Die Absonderung dieses Speichels ist mit einer zitternden Bewegung des Kopfes und anstrengendem Würgen verbunden. Sind eine Anzahl Klümpchen auf- und aneinander geklebt, so lassen die Schwalben erst eine gewisse Zeit zum Trocknen verstreichen, ehe sie weiterarbeiten. Da nur der Morgen zum Baugeschäft verwendet wird, so dauert es längere Zeit, bis das Werk vollendet ist. Die Form des fertigen Nestes bildet den vierten Theil einer Hohlkugel, die Breite desselben beträgt etwa 25, die Tiefe etwa 12 Centimeter. Innen wird es mit zarten Halmen, Haaren, Federn und filzigen Stoffen mannigfacher Art ausgepolstert, und die Erneuerung dieses Polsters ist oft jahrelang die einzige Bauarbeit eines Rauchschwalbenpaares, da es ein und dasselbe Nest gern wieder benutzt. Nicht selten nimmt jedoch ein Paar aus irgend welchem unbekannten Grunde Anstand, das alte Nest zu beziehen, und baut lieber ein neues daneben oder darüber; so kann es kommen, daß nach und nach eine ganze Anzahl von Wohnungen an einem Balken des Stalles entsteht. Uebrigens trifft man auch kleine Kolonien von Nestern mehrerer Rauchschwalbenpaare an.

Vier bis sechs dünnschalige, blendendweiße, mit grauen und röthlichbraunen Punkten versehene Eier bilden das Frühjahrsgelege, welches von dem Weibchen zwölf bis dreizehn Tage bebrütet wird, während das Männchen für die Nahrung besorgt ist. Sind die Jungen einigermaßen flugfähig, so wagen sie sich gar bald auf die in der Nähe befindlichen, zum Fußen geeigneten Gegenstände, hocken im Gefühl ihrer Unsicherheit gern dicht neben einander und locken wie die Alten „witt witt", welchen Ton sie rasch hintereinander ausstoßen, wenn die vor ihnen in der Luft stehenden Eltern sie füttern. Nach und nach erweitern sie ihren Flugkreis, kehren aber zu ihrer größeren Sicherheit abends zur Wohnstätte zurück. Sie halten sich noch längere Zeit vereinigt, bis sie selbst die Insektenjagd verstehen und betreiben. Zum zweiten Male brüten die Rauchschwalben im August, und beide Bruten sammeln sich im Herbste mit Scharen ihrer Brüder und Schwestern im Rohrdickicht, auf Thürmen und Häusern und verlassen uns des Nachts. Nur einzelne bleiben etwas länger und folgen endlich auch den vorangezogenen Schwärmen.

Zur Zeit der Herbstwanderung sieht man mit der Rauchschwalbe öfters eine andere Schwalbenart vereinigt, welche sonst gänzlich von jener geschieden ist, ja zuweilen mit ihr wie unter sich in Zank und Streit geräth: die Mehlschwalbe (Chelidon urbica). Sie bildet eine andere Sippe, ähnelt aber der Rauchschwalbe sehr in der Lebensweise. Ihre Ankunft fällt in den April, einige Tage nach der Rückkehr der Rauchschwalbe. Da sie einer außerordentlichen Menge von Kerbthieren zur Nahrung bedarf, so wird sie durch den zeitweisen Rückschlag der Witterung manchmal in Noth versetzt, und oft haben wir solche Thierchen traurig und matt durch die Straßen fliegen sehen, die tags zuvor noch fröhlich im Aether sich gewiegt hatten.

Während das Rauchschwalbennest nur den vierten Theil einer Hohlkugel ausmacht und demnach oben offen steht, bildet das Mehlschwalbennest in der Regel die Hälfte einer solchen und hat nur seitlich ein Flugloch. Aeußere Umstände können freilich diese Halbhohlkugel etwas verändern, auch bauen viele Schwalbenpaare ihre Nester kolonienweise neben- und selbst aufeinander. Das Baugeschäft wird ebenfalls nur morgens vorgenommen. Man sieht gewöhnlich mehrere Paare eine in Frage kommende Stelle umkreisen und untersuchen. Sie probieren und prüfen erst, ohne Material herbeizutragen, wobei es zu Zänkereien und Drohungen mit dem geöffneten Schnabel kommt. Wird ein besonders günstiges Plätzchen entdeckt, so sammelt sich alsbald wie auf Verabredung die ganze baulustige Schwalbengesellschaft der Nachbarschaft, und nun bietet sich dem Beobachter ein wirklich unterhaltendes Schauspiel dar, wenn die trippelnden, im Gehen so unbeholfenen Vögel bohnengroße Klümpchen Erde im Schnabel ansammeln und den Nestern zutragen. Selten, weit seltener als die Rauchschwalben, mischen sie der Erde Strohhälmchen bei. Die Füße klammern sich mit großem Geschick an der Wand fest, und der ausgebreitete seicht gegabelte Schwanz dient zur Stütze.

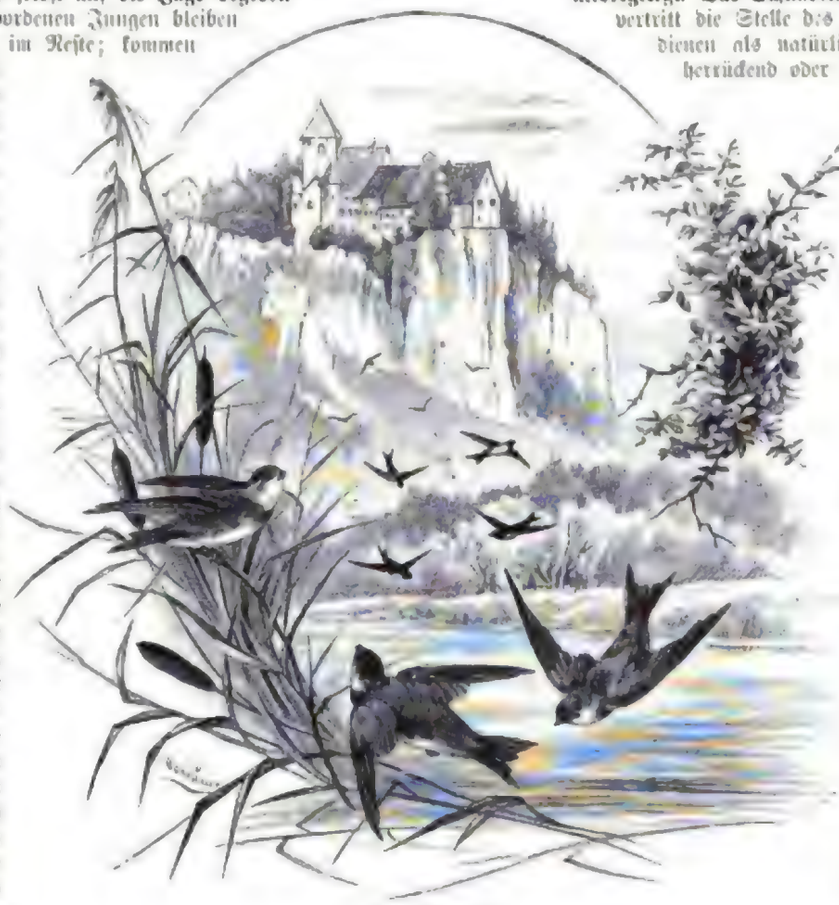
Die Klümpchen werden in derselben Weise wie von der Rauchschwalbe mit Speichel bereitet und sorgfältig aufgeklebt,

keineswegs aber geglättet, sondern rauh gelassen. Zuerst entsteht ein halbbogenförmiger Kranz von unten, auf welchem die Schwalbe nun einen bequemen Sitz hat und rüstig weiter mauern kann. Dabei wechselt sie nach Bedürfniß ihre Stellung. Bald hängt sie sich außen an die Nestwand an, bald schaut sie von innen heraus. Letzteres geschieht insbesondere dann, wenn das Flugloch angelegt wird. Im Innern füttert die Mehlschwalbe gleich ihrer Verwandten das Nest mit Stroh- und Grashälmchen, Federn, Wolle und sonstigen weichen Stoffen aus. Das Weibchen brütet allein über den vier bis sechs dünnschaligen, weißen Eiern, bei günstigem Witterungsverlauf zwölf bis dreizehn Tage, bei ungünstigem etwas länger, weil es alsdann wegen der mangelhaften Fütterung von seiten des Männchens das Gelege verlassen und sich selbst auf die Jagd begeben muß. Die flügge gewordenen Jungen bleiben verhältnißmäßig lange im Neste; kommen die Eltern mit Speise zurück, so machen sich die älteren von der Brut zirpend an das Flugloch vor und die jüngeren müßten bei der Fütterung zu kurz kommen und bald verhungern, wenn die Alten nicht ein Einsehen hätten und sich in die Tiefe des Nestes zu ihnen drängten. Noch des Nachts hört man die Brut unruhig zirpen, und es ist nur zu verwundern, daß alt und jung in dem engen Raume überhaupt Platz findet. Manchmal giebt freilich auch die Nestwand nach, und die ganze Gesellschaft wird an die Luft gesetzt. Infolge dessen bemerkt man wohl da und dort ein noch nicht flugfähiges Schwälbchen, welches verlassen auf dem Bauche liegt, mühsam mit den Flügelchen sich stützt und sehnsüchtigen Blickes nach der Höhe um Hilfe schreit. Sind die Jungen ausgeflogen, so besuchen sie noch eine Zeitlang allabendlich ihre Geburtsstatte, bis es ihnen von den Eltern verwehrt wird, die zu einer zweiten, weniger fruchtbaren Brut schreiten. Die Atzung findet nunmehr in der Luft statt. Die alte und junge Schwalbe fliegen sich entgegen, steigen ein wenig voreinander in die Höhe, und unter Gezirp empfängt der Pflegling die Liebesgabe. Mitten unter großen Flügen erkennen alle Schwalbenpaare unfehlbar ihre eigenen Jungen.

Ein merkwürdiges Beispiel von der Fürsorge eines alten Mehlschwalbenpaares für die Erhaltung seiner Jungen müssen wir noch erzählen. Das Nest der Familie war gesprengt worden, und die Jungen lagen halb flügge am Boden. Menschliche Hilfe bereitete den Kleinen einen bequemen Sitz auf einem am geborstenen Neste angebrachten Brette. Doch gerieth das eine und andere Schwälbchen infolge seiner Unruhe über den Rand hinaus, so daß es wieder hinabfiel. Da fingen plötzlich die Eltern an, Baumaterial herbeizutragen und um die noch auf dem Brette sitzenden jüngsten Kinder einen Kranz zu kitten, auf welchem sie alsdann weiter mauerten, bis eine genügende Wölbung hinlänglichen Schutz gegen das Hinabfallen bot. Es ist dies der erste Fall von einer derartigen Veranstaltung zum Schutze der Brut nach Zersprengung des ersten Nestes, welcher uns bekannt geworden ist.

Bewundernswürdig erscheint unter den Seglern der Lüfte die Uferschwalbe durch die Art, wie sie ihre Nisthöhlen bereitet. Diese sind nämlich mit Vorliebe und meist in großer Anzahl nebeneinander in die steilen Wände und Böschungen eines Flußufers, Hohlwegs oder dergleichen gegraben.

Bei oberflächlichem Blicke hält man es für unmöglich, daß das schmächtige Vögelchen eine solche Arbeit vollbringen kann, aber bei näherer Betrachtung erkennen wir in dem kurzen, harten, schneidig gekanteten und scharf zugespitzten Schnäbelchen sowie in den außerordentlich scharfkralligen Füßen die wirksamsten Werkzeuge zur Herstellung der tiefgehenden Höhlungen, welche nicht bloß in Lehm, sondern sogar in Sandsteinwänden zu finden sind. Wir haben die kleinen Vögel in ihrer mühevollen Arbeit eingehend beobachtet und das Ergebniß unserer sorgfältigen Bemühungen in der Schilderung der Nestbaukunst der Vögel in unserem Werke „Thiere der Heimath" niedergelegt. Das Schnäbelchen des kleinen Minierers vertritt die Stelle des Spitzhammers, die Füße dienen als natürliche Steigeisen; hin- und herrückend oder in kurz abgesetzten Bogenflügen sucht er nach einer passenden Stelle, die nicht zu locker und auch nicht zu fest ist für seinen Zweck; hier und da hackt der Schnabel versuchsweise in die Wand, bis endlich das richtige Plätzchen gefunden ist. Dann beginnt ein ganz eigenthümliches Verfahren: das Schwälbchen beschreibt mit dem Hinterleib und den Füßen einen Kreis um seinen Kopf, dessen Schnabel sich in die Wand bohrt.



Uferschwalben.

Emsig und ausdauernd wird so weiter gegraben, nach allen Seiten springt das Material weg und in kurzer Zeit hat das scharfe Werkzeug eine runde Vertiefung geschaffen — das zukünftige Flugloch der Nisthöhle — in welcher das Thierchen festen Fuß fassen kann. Rasch fördert es die Arbeit, so daß es bald in der Wand verschwunden ist. Mit dem Fernrohr gewahrt man es nun bald seitlich, bald oben oder unten in der erweiterten Höhlung hängend, die es fortwährend im Kreise mit dem Schnabel bearbeitet. Der sich ansammelnde Schutt wird mit den Füßen herausgescharrt, größere Brocken schiebt der Vogelleib gemächlich nach dem Ausgang, um sie dann durch ein plötzliches Anstemmen über den Rand hinabzustoßen. So schafft sich der kleine Erdarbeiter allmählich ins Innere, indem er einen etwas schräg nach oben verlaufenden runden Gang herstellt, so daß eindringendes Regenwasser sogleich wieder abfließen kann. Das am höchsten liegende hintere Ende wird für das kunstlose, aus einer einfachen Unterlage von Geniſt und Federn bestehende Nest ausgehöhlt. Der Gang ist meist in gerader Richtung angelegt, bisweilen muß er sich aber auch um Steine oder Wurzeln herumwinden; er dringt gewöhnlich einen halben Meter, manchmal aber auch bis zu dreiviertel Meter tief in die Erde.

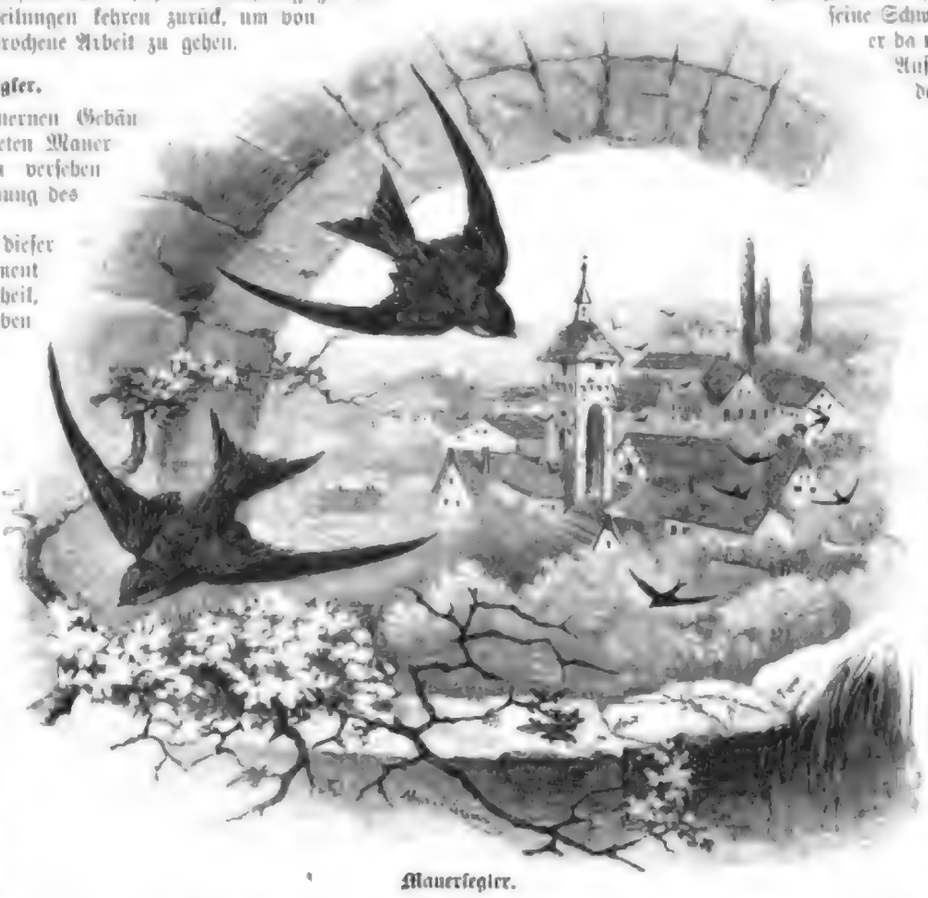
Die Wände, an welchen sich die kolonienweise nistenden Uferschwalben ansiedeln, erscheinen wie vielfach durchlöchert. Ueberall nimmt man Stellen wahr, wo Versuche, Anfänge zu Höhlungen gemacht worden sind, die aber wegen irgend eines Hindernisses, vielleicht auch aus Laune wieder aufgegeben wurden. Um sich vor den Wasserratten, den Wieseln ꝛc. zu schützen, legen die vorsorglichen Vögel ihre Nestlöcher nie in der Tiefe an, sondern ungefähr von der Mitte der Wand an aufwärts bis zu einem

Digitized by Google

Meter von dem oberen Rande. Häufig ſind die Wohnungen ſo dicht neben- und übereinander gelegen, daß nur eine Handbreite ſie voneinander trennt. Die Kolonie bietet den Anblick eines äußerſt bewegten, munteren Treibens. Unaufhörlich ſchaffen die fleißigen Geſellen, ganze Abtheilungen fliegen plötzlich ab, um ein Luftſpiel vorzunehmen oder ſich mit Nahrung zu verſehen, andere Abtheilungen kehren zurück, um von neuem an die unterbrochene Arbeit zu gehen.

b. Segler.

Auf hohen ſteinernen Gebäuden, die mit geeigneten Mauerhöhlen und Ritzen verſehen ſind, liegt die Wohnung des Mauerſeglers.



Mauerſegler.

In Friedberg, dieſer alten Feſtung, namentlich in dem Burgtheil, lernten wir als Knaben zuerſt ihn kennen; dort war er Kamerad der Seminariſten an dem ſteinernen Seminargebäude und Hausgenoſſe der Familie des Thurmwächters an dem alten runden Thurme, ſowie an der Stadtkirche. Vom erſten Mai an bis zum Auguſt umſchwärmte er die hohen Gebäude und jagte mit ſolch gellendem Geſchrei durch die Straßen, daß man ſeines Treibens oft müde ward. Am frühen Morgen ſchon folgte das Auge dem unvergleichlichen Segler, wenn er aus einer Mauerſpalte hervorſauſ und in niedertauchendem Bogen gleichſam erſt Luft fing, um ſeine Bewegungen im weiten Luftmeer, ſeinem wahren Lebenselement, zu beginnen. Hoch ſchwang ſich bei hellem Himmel der mit außerordentlich langen, ſpitzen Schwingen ausgerüſtete Vogel empor und ſchwebte dann wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln kreiſend dahin.

Wie der Mauerſegler in der Luft ſich nährt, ſo vermeidet er es ſelbſt beim Anſammeln der Baustoffe für ſein Neſt, ſich auf den Boden niederzulaſſen; er greift das Nothwendige ſoviel wie möglich fliegend auf; wird er jedoch gezwungen, die Erde zu berühren, ſo zeigt er ſich da gänzlich unfähig zum Sitzen, geſchweige denn zum Gehen. Auf ſeine Schwingen geſtützt, liegt er da und ſchnellt ſich beim Aufſchwung kräftig mit denſelben empor. So macht er es auch, wenn er an Pfützen und feuchten Ufern trinkt. Sein Geſicht iſt ſcharf und die Größe ſeines Auges auffallend, während er im übrigen nicht als feinſinniges Thier bezeichnet werden kann. Sein Charakter drückt ſich in ſtürmiſchem, unfriedlichem Weſen und in einer großen Stumpfheit gegenüber allem aus, was nicht in den einförmigen Bereich ſeines Wandels gehört. Oft geräth er mit ſeinem Nächſten in blutige Raufereien, die in der Luft ausgekämpft werden und manchmal tödliche Folgen haben, oder er ſtört in der herrſchſüchtigſten Weiſe den häuslichen Frieden anderer Vogelarten, ſo z. B. der Sperlinge, wenn ihm ihre Höhle als Niſtplatz zuſagt. Unwillig ſchleudert er Eier und junge Sperlinge aus dem Neſte, um ſich ſelbſt darin wohnlich einzurichten. Und ſeine Wohnung iſt eben nichts anderes als eine Lage von buntem Allerlei in der Höhle. Der Geruch, der von ihr ausſtrömt, erregt Ekel, und ſie dient vielem Ungeziefer zur Herberge. Anfang Auguſt aber, früher als die Schwalben, zieht auch er in die Fremde, dem warmen Süden zu.

Arbeiterheime.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Kuno Frankenſtein.

Das raſche Wachsthum der ſtädtiſchen Bevölkerung, das Zuſammenſtrömen großer Arbeitermaſſen nach den Stätten der Induſtrie, die allgemeine Vertheuerung der Lebensbedürfniſſe, mit welcher die Steigerung des Erwerbs nicht überall gleichen Schritt halten konnte, haben in ihrem Zuſammenwirken ſoziale Mißſtände geſchaffen, deren Bekämpfung eine ebenſo ernſte wie dringende Pflicht der Gegenwart bildet. Und in der That iſt dieſe Aufgabe an vielen Punkten unſeres deutſchen Vaterlandes mit redlichem Eifer und Opfermuth in Angriff genommen worden; einzelne Arbeitgeber, Vereine und Genoſſenſchaften aller Art haben durch Beſchaffung billiger geſunder Wohnungen, durch Speiſehäuſer, Volkskaffees, Kantinen, in denen für verhältnißmäßig niedrigen Preis Gelegenheit zu kräftiger Ernährung geboten wird, weſentlich an der Beſſerung dieſer Verhältniſſe gearbeitet. Naturgemäß richtete ſich ihre Thätigkeit, ſoweit ſie die Wohnung betraf, in erſter Linie auf die verheiratheten Arbeiter, auf die Familien. Ueber dieſer gewiß in erſter Linie ſtehenden Sorge blieb aber ein Feld unbebaut, das auf die Dauer nicht vernachläſſigt werden darf, wenn die Hilfe nicht eine halbe bleiben ſoll: wir meinen die Fürſorge für die unverheiratheten Arbeiter. Gerade ihnen drohen nicht bloß wirthſchaftliche, ſondern noch mehr ſittliche Gefahren, welche die ernſteſte Aufmerkſamkeit aller Volksfreunde fordern.

Wie die Dinge heute liegen, iſt die der Schule entwachſene männliche Arbeiterjugend meiſt darauf angewieſen, das Elternhaus zu verlaſſen, ſich vorzugsweiſe in größeren Städten ihr Brot zu verdienen und bei fremden Leuten ein Unterkommen zu ſuchen. Erbarmungslos in den Kampf ums Daſein hinausgeſtoßen, noch nicht genug oder gar nicht zum Charakter erzogen, treten die jungen Leute in eine Welt ein, die ihnen fremd iſt, deren Verhältniſſe kennen, die ſie nicht zu begreifen vermögen, und werden durch Dinge geblendet, die ſie nicht zu beurtheilen verſtehen. Mit Neid und Mißgunſt betrachten ſie den beſſer Geſtellten; jeder Verſuchung preisgegeben, gelüſtet es ſie nach Lebensgenüſſen, die ihnen verſagt ſind, und ſo treiben ſie ſchließlich, unzufrieden mit ihrem Schickſal, ihrem ſittlichen Verderben entgegen. Und das um ſo leichter, je mehr die halbreifen Burſchen in Umgang mit ſolchen Perſonen gerathen, die ſchon im Leben Schiffbruch gelitten haben.

Es iſt eine traurige, oft erörterte Thatſache, daß gerade durch die Wohnverhältniſſe unſerer Großſtädte ein derartiger Umgang dem unverheiratheten Arbeiter nahegerückt, ja oft geradezu aufgedrungen wird. Es iſt eben ſoweit gekommen, daß die ledigen Arbeiter einſchließlich der neuerdings mehr und mehr außer dem Hauſe ihres Arbeitgebers wohnenden Handwerkslehrlinge und Gewerbsgehilfen nicht in der Lage ſind, ein den geſundheitlichen Anforderungen wenigſtens einigermaßen entſprechendes Zimmer zur ausſchließlichen Benutzung zu miethen; ſie müſſen ſich vielmehr damit begnügen, eine Schlafſtelle bei Leuten zu beziehen, die ihre eigenen knapp bemeſſenen Wohnräume noch mit einer unverhältnißmäßig großen Anzahl fremder Schlafgänger theilen. Dieſes Schlafſtellenweſen, das insbeſondere in Berlin, Breslau, Leipzig ꝛc. recht dunkle Schatten auf die Wohnzuſtände wirft, führt aber zu einer Reihe von überaus bedenklichen Unzuträglichkeiten, auf die ja auch die „Gartenlaube“ erſt kürzlich in anderem Zuſammenhang hingewieſen hat (vergleiche den Artikel über „Polizei- und Verbrecherthum in Berlin“

Digitized by Google

in Halbheft 12 dieses Jahrgangs). Diesen Uebelständen wird begegnet werden können einmal durch die Errichtung von Lehrlingsheimen, welche für die im Alter von 14 bis 17 Jahren stehenden jugendlichen Arbeiter und Lehrlinge bestimmt und dementsprechend einzurichten sind, dann aber durch Erbauung von Wohn- und Kosthäusern, „Heimen" für die jenem Alter entwachsenen ledigen Arbeiter. Die Anstalten ersterer Art lassen wir für heute außer Betracht. Vielleicht kommen wir später einmal auf sie zurück.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß menschenfreundliche Arbeitgeber schon mancherlei gethan haben, um die traurigen Wohnverhältnisse ihrer ledigen Arbeiter zu bessern. Aber ebenso sicher ist, daß eine sehr große Anzahl dies bis jetzt unterlassen hat, und daß insbesondere in den Großstädten nach dieser Richtung hin so gut wie nichts geschehen ist. Die kleineren Unternehmer sind meist nicht imstande, aus eigenen Kräften eine Besserung herbeizuführen. Es bleibt sonach nur die Gesellschaft übrig, die, vielleicht mit Beihilfe der Gemeinden oder des Staates, die vorhandenen Uebelstände zu beseitigen vermag und zu beseitigen auch die Pflicht hat. Leider hat auch diese sich bis jetzt sehr lässig gezeigt und nur in ganz vereinzelten Fällen die Wohnungsnoth der Arbeiter ledigen Standes durch die Errichtung von Arbeiterheimen zu lindern versucht.

Wir berichten im folgenden über zwei derartige Anstalten, deren Begründung dem Eintreten der Gesellschaft verdankt wird, über die Arbeiterheime zu Halle und Stuttgart.

Das Arbeiterheim zu Halle wurde in Verbindung mit einem Volks-Speisehaus — beide unter dem Namen „Volks-Speise- und Logierhaus" — auf Veranlassung des Halleschen Vereins für Volkswohl errichtet und im Mai 1890 dem Verkehr übergeben. Es befindet sich in einem mit Ausschluß des Erdgeschosses ermietheten, sehr zweckentsprechend gelegenen Hause, das im ersten Stockwerk Speiseräume für 250 bis 300 Gäste und einen Lesesaal für etwa 100 Personen, im zweiten, dritten und vierten Stocke von je 33 Fenstern Front Schlafzimmer mit 1, 2 und 4, theilweise auch noch mehr Betten enthält. Die innere Einrichtung und Ausstattung des Hauses ist behaglich und zweckmäßig, der Bau selbst entspricht in allen seinen Einzelheiten den strengsten hygieinischen Anforderungen und läßt namentlich dem Lichte und der Luft den freiesten Zutritt.

In dem Logierhaus, das nur in den Stunden von 12 Uhr nachts bis 5 Uhr morgens geschlossen bleibt, beträgt das im voraus zu zahlende Miethgeld in der Woche für eine Schlafstelle in einem Schlafraum mit

mehr als 4 Betten (20 cbm Luftraum für eine Person)	1,00	Mark
mit 4 Betten im 4. Geschoß	1,25	„
„ 4 „ „ 3. „	1,50	„
„ 4 „ „ 2. „	1,75	„
„ 2 „ „ 4. „	1,50	„
„ 2 „ „ 3. „	1,75	„
„ 2 „ „ 2. „	2,00	„
für ein möbliertes Zimmer mit 1 Bette im 3. Geschoß	2,25	„
„ „ „ „ „ „ „ 2. „	2,50	„

Auf einzelne Tage werden die Plätze nicht abgegeben, vielmehr beträgt die kürzeste Dauer des Miethsverhältnisses immer eine volle Woche.

Nicht minder billig als die Wohnung ist die Kost in dem Speisehaus, welches der „Verein für Volkswohl" unter Leitung einer bewährten Kraft in eigener Verwaltung führt. Eine einfache, aber kräftige Mittagsmahlzeit ist schon für 25 Pfennig, eine kleinere Portion sogar für 15 Pfennig zu haben; Abendbrot, kalt oder warm, wird mit 15 Pfennig berechnet, und Lagerbier zum Preise von 10 Pfennig für $^{4}/_{10}$ Liter ausgeschenkt.

Ein Arbeiter also, welcher hier täglich 30 Pfennig für Frühstück und Abendbrot, 25 Pfennig für den Mittagstisch und 20 Pfennig für Bier ausgiebt, braucht in der Woche für seine ausreichende Verköstigung 5 Mark 25 Pfennig. Rechnet man 1 Mark 75 Pfennig Miethpreis für ein besseres Zimmer hinzu, so macht das eine Gesammtausgabe von 7 Mark wöchentlich. Da nun selbst niedrig bezahlte Arbeiter in Halle selten unter 15 Mark die Woche verdienen, so ergiebt sich, welche Vortheile das Volks-Speise- und Logierhaus der arbeitenden Bevölkerung bietet. Die Gelegenheit und die Möglichkeit zum Sparen wird aber gerade für die ledigen Arbeiter von ganz besonderem Werthe sein.

Das Arbeiterheim zu Stuttgart ist von dem dortigen „Arbeiterbildungsverein" in Verbindung mit dem „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" ins Leben gerufen und Ende November 1890 eröffnet worden. Der stattliche, architektonisch äußerst wirksame Bau umfaßt im ganzen 225 Räume und besteht aus zwei Theilen, deren einer die Arbeiterwohnungen, der andere die Wirthschaftsräume, Bibliothek, Lese- und Unterrichtszimmer sowie einen größeren, für Versammlungen und Festlichkeiten des Arbeiterbildungsvereins bestimmten Saal enthält. Gegen 125 Zimmer zu 1 und 2 Betten dienen den ledigen Arbeitern zu Wohnstätten. Der Miethpreis schwankt zwischen 1 Mark 20 Pfennig und 2 Mark 50 Pfennig für die Woche, bei wöchentlicher Kündigung; Passanten, d. h. solche, die am Orte noch keine bestimmte Arbeit gefunden und daher noch keinen dauernden Aufenthalt genommen haben, zahlen, soweit sie Platz finden, für die Nacht 30 Pfennig.

Die Einrichtung der Wohnzimmer ist sehr behaglich und besteht aus der mit einer guten Matratze versehenen Bettstelle, ferner aus Kleiderschrank, Waschtisch, Tisch, Stuhl und Spiegel; in den besseren und theureren Zimmern tritt als weiteres Möbel ein Kanapee hinzu, im 2. Stockwerk endlich wird die Annehmlichkeit gesunden Wohnens noch durch einen Balkon mit freier, hübscher Aussicht über die Stadt erhöht. Der Heizungs- und Beleuchtungsbedarf wird den Miethern von der Heimverwaltung äußerst billig berechnet. Nicht minder billig und gut ist die Kost; denn eine aus Suppe, Fleisch und Gemüse bestehende Mahlzeit ist schon für 25 Pfennig zu haben, während man den Luxus dreier Gänge sich für den Preis von 45 Pfennig verschaffen kann.

Daß das Stuttgarter und das Hallesche Arbeiterheim dazu beigetragen haben, gewisse Nothstände, die in beiden Städten herrschten, wenigstens zu mildern, darf mit Bestimmtheit behauptet werden; daß sie auch weiterhin in gesundheitlicher wie sittlicher Beziehung einen vortheilhaften Einfluß ausüben werden, läßt sich annehmen. Aber nichtsdestoweniger gleicht all' das nur einem Tropfen auf einen heißen Stein. Soll eine allgemeine und anhaltende Besserung erzielt werden, so ist es einerseits nöthig, daß an allen Orten mit einer zahlreichen industriellen Bevölkerung in hinreichendem Maße und in zweckentsprechender Weise für den Bau von Arbeiterheimen, sei es durch die Arbeitgeber, sei es durch gemeinnützige Vereine ꝛc., Sorge getragen wird; andererseits ist zu verlangen, daß der Staat und die Gemeinden solche Bestrebungen in wirksamer Weise unterstützen.

Für wünschenswerth würden wir halten, daß man die Arbeiterheime in Verbindung mit Volksheimen oder im Anschluß an solche errichten möchte. Geschähe das, so wären weitere Anknüpfungspunkte für einen zwanglosen geselligen Verkehr und Gedankenaustausch zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stände geschaffen und infolge dessen die Möglichkeit eines Ausgleiches der ungesunden gesellschaftlichen Gegensätze gegeben. Auf einen solchen Ausgleich mit allen Kräften hinzuarbeiten, ist eine der vornehmsten sittlichen Pflichten des lebenden Geschlechts.

Blätter und Blüthen.

Bismarck in München. (Zu den Bildern S. 488 und S. 489.) Ein Wiederaufleben der Begeisterung vom Jahre 1870, ein hohes Aufflammen des Patriotismus in den Herzen der Jugend, ein tausendstimmiger Dank- und Ehrenruf für den Mitbegründer des Deutschen Reiches auch von seiten solcher, die in Fragen der inneren Politik nicht immer mit ihm einig gewesen — das waren die jüngstvergangenen Bismarcktage in München.

Viele Tausende drängte es, dem großen aus Amt und Würden Geschiedenen zuzurufen: Dein Volk ist nicht undankbar, du lebst auf ewig in unseren Herzen! Und die Hoffnung, daß der Widerhall dieses Rufes manche Bitterkeit in dem seinigen sänftigen dürfte, trieb zu Kundgebungen, wie sie gewaltiger und rührender dem Fürsten kaum irgendwo dargebracht wurden.

Auch bekam München nicht den „eisernen Kanzler" zu sehen, sondern [illegible]

[illegible] feinen Zug und sprach dann seinen Dank für den festlichen Empfang aus, mit der humoristischen Wendung schließend:

„Wir haben im Norden auch ein Bier, es ist zwar naß, aber nicht das! Ich trinke auf das Wohl des Vereins. Sie müssen aber mit einstimmen, sonst ist mein Hoch zu dünn!" Wie daraufhin eingestimmt wurde, kann man sich wohl leicht vorstellen.

Abends aber, als Musik und Trommelschlag von den Propyläen her erklang und in ungeheurem Zuge die männliche Jugend von München, Schüler, Studenten, Künstler, Sänger, Turner, Schützen und Vereine aller Art, Standarten und Kränze tragend, vor der weit herausspringenden Gartenterrasse des Lenbachhauses vorbeidefilierte, während auf dieser hoch aufgerichtet die mächtige Greisengestalt stand und auf den unermeßlichen Jubel herabschaute, da hatte jeder aus der dichtgedrängten Zuschauermenge das Gefühl eines unvergeßlichen geschichtlichen Momentes.

Nachdem dann Lieder und Ansprachen verklungen waren, trat Bismarck zum Reden vor: in die plötzlich eingetretene athemlose Stille hinein erschallte seine Stimme, und in beweglichen Worten legte er der Jugend die Treue gegen das große Vaterland ans Herz. Aus allen seinen Münchener Reden war in immer neuer Wendung die gleiche Mahnung zu hören; am feierlichsten erklang sie aber an diesem Abend, und in Tausenden von [illegible] einen Widerhall, der so lange dauern [illegible]. Es lag wie eine große Weihe [illegible] Versammlung, jeder mochte die Bedeutung [illegible] dem Bismarck geendet, brach ein Jubel [illegible] weit überbot, die Fahnen wehten, Blumen wurden [illegible]sen. Die allgemeine Begeisterung kannte keine Grenzen und beruhigte sich erst, als der Fürst und seine Umgebung die Terrasse schon lange verlassen hatten. R. A.

Hasen im Korbe.
Nach einem Aquarell von A. A. Wehle.

Nicht so viel Handgepäck! Kaum irgendwo im modernen Leben tritt die Rücksichtslosigkeit gegen Recht und Behagen des Nebenmenschen greller zu Tage als in den durchgehenden Wagen eines sehr besetzten Eilzuges zur Hauptreisezeit auf den süddeutschen Bahnen, die kein Freigepäck zugestehen. Man traut als Unbetheiligter seinen Augen nicht, welche Masse von Päcken, Ballen und Koffern einer einzigen Person in den Eisenbahnwagen nachfolgen, als Betheiligter aber hat man öfters einen sehr ernsthaften Kampf zu bestehen, um sein Recht auf das Gitter oberhalb des eigenen Platzes zu wahren. Einen solchen Kampf sah Einsender dieses kürzlich mit an, wo sich von dem allen verfügbaren Platz einnehmenden Handgepäck eines nur mit drei Personen besetzten Nichtrauchcoupés sieben große Stücke als Eigenthum zweier Damen ausweisen, so daß ein Neuankommender mit seinem bescheidenen Köfferchen rathlos dastand und dasselbe endlich zwischen den Füßen seiner Mitreisenden unterbringen mußte, nicht ohne unangenehmen Wortwechsel mit den Besitzerinnen so vieler Nothwendigkeiten. An wem liegt die Schuld? Die Schaffner drücken begreiflicherweise gern ein Auge zu, um nicht durch einfaches Bestehen auf der Vorschrift eine Abreise im letzten Augenblick unmöglich zu machen, das Publikum hat die bekannte menschliche Neigung, jede Vergünstigung bis zum Mißbrauch zu nehmen. Hier kann nur eines helfen: Herabsetzung des Personengepäcktarifs. Mit Anhängen eines einzigen Wagens würde der gesammte ärgerliche Ballast eines Schnellzuges untergebracht sein, eine mäßige Taxe dafür würden die Besitzer zahlen, um selbst der Unbequemlichkeit enthoben zu sein. Dann aber könnte die strengste Durchführung der Bestimmung, daß jeder nur den über seinem Platze befindlichen Raum belegen darf, verlangt und vom Publikum selbst mithelfend vollzogen werden. Man sollte denken, es bedürfe nur des guten Willens der Bahnverwaltungen, um diese so sehr wünschenswerthen Einrichtungen zu treffen! —n.

Zielscheibe für Ballwerfen.

Das Ballwerfen. (Zu nebenstehendem Bilde.) Die Bewegung des Wurfes ist, als körperliche Uebung betrachtet, von großem Werthe; denn nicht bloß der werfende Arm hat seine Muskelarbeit zu vollbringen — auch der gesammte Oberkörper und die Beine werden in Mitleidenschaft gezogen, nehmen also auch theil an dem gesundheitlichen Nutzen dieser Leistung. Wird vollends das Werfen nach einem Ziele, das Treffen, geübt, so tritt als weiterer Mitarbeiter und ebendamit als weiterer Nutznießer das Auge hinzu.

Das letztere ist nicht zu unterschätzen. Es hat sich gezeigt, daß anhaltende planmäßige Wurfübungen nach Zielen einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Schärfe des Auges ausüben. An der kgl. Kreisrealschule zu Kaiserslautern in der Pfalz betreibt der Turnlehrer G. Pöppl das Ballwerfen mit vielem Eifer und Verständniß. Und als man in den Kaiserslauterner Schulanstalten die Augen von ärztlicher Seite untersuchte, da fand man in der Realschule 7,8 Prozent, in der Lehrerbildungsanstalt 26,8 Prozent und im Gymnasium 31,7 Prozent Kurzsichtige! Selbstverständlich ist an diesen Zahlenverhältnissen das Ballwerfen nicht allein schuld; aber daß es mit dazu beitrug, die Kurzsichtigkeit in der Realschule auf einer so niederen Stufe zu erhalten, das dürfte kaum zu bezweifeln sein. Thatsächlich giebt es schon aus dem Jahre 1843 einen bayerischen Ministerialerlaß, welcher „das Werfen nach Zielen vorschreibt, um der überhandnehmenden Kurzsichtigkeit der jungen Leute entgegenzutreten."

Zum Werfen nach einem Ziele bietet sich in der freien Natur draußen zwanglos vielfache Gelegenheit — nicht so leicht aber in der Enge der menschlichen Wohnstätten, auf den Turnplätzen, in der nächsten Umgebung der Schulen. Der schon genannte Turnlehrer Pöppl hat darum die obenstehend abgebildete Scheibe ersonnen, welche nicht bloß als zweckmäßiges Ziel dienen kann, sondern auch das richtige Treffen selbstthätig anzeigt. Ihr Bau ist von äußerster Einfachheit, giebt aber für große Dauerhaftigkeit alle Gewähr. Ein starker eiserner Träger wird mit zwei Schrauben an einem hölzernen Pfosten, einer Wand oder dergleichen befestigt. Auf ihm läuft in zwei Lagern ein kräftiger eiserner Bolzen, der an seinem vorderen Ende die 30 cm im Durchmesser haltende, schwarzlackierte, nur in der Mitte mit einem 5 cm breiten weißen Punkte versehene Scheibe trägt und durch eine Spiralfeder nach vorwärts gedrückt wird. Das hintere Ende des Bolzens stößt, wenn ein Wurf kräftig die Mitte der Scheibe getroffen hat, einen Zeiger — eine schwarze oder weiße 1 — in die Höhe, welcher stehen bleibt, bis ihn eine einfache Vorrichtung wieder fallen läßt.

Diese Ballwurfscheibe wird den Wetteifer der jungen Leute in hübscher Weise anregen und damit dem erziehlichen Werthe der Uebung den Reiz des Unterhaltenden geben. Auf Turn- und Spielplätzen wird sie ganz am Platze sein, vielleicht verfügt da und dort ein glücklicher Vater auch über einen günstigen Hofraum, in welchem er ein so nützliches Turn- und Spielgeräth für seine heranwachsende Jugend anbringen kann.

Scheffels „Epistela". Scheffels Humor und Scheffels Wanderlust — wem sind sie nicht aus seinen Gestalten und Liedern herzerfrischend entgegengetreten wie klarer leuchtender Maientag, wer hätte dabei nicht den Wunsch empfunden, daß solcher Gaben seines Geistes noch mehr zu genießen sein möchten! Ein jüngst erschienenes Buch (Stuttgart, Bonz und Comp.) kommt diesem Wunsche entgegen und bringt eine Reihe köstlicher „Epistela", die den Aufenthalt des Dichters in Säkkingen, Reiseerlebnisse in der Schweiz, in Italien, in Meran mit goldener Laune schildern. Viel Worte über die Eigenart dieser Briefe thun's nicht, man muß sie selbst lesen in ihrem biederen Chronistenton, hinter dem alle neckischen Geister ihr loses Spiel treiben, man muß namentlich in die Bilder sich versenken, die der „Säkkinger Rechtspraktikant" von seiner Umgebung, seinem Thun und Treiben entwirft. Recht verwunderlich muß es manchmal in dem alten Städtchen am Rheine ausgeschaut haben für die nicht eben juristisch gestrengen Augen des poetischen Rechtsbeflissenen, wie verwunderlich — davon mag folgende Probe aus der ersten Säkkinger Epistel vom 6. Januar 1850 einen Begriff geben:

„Seitab vom Marktplatz von Säkkingen, von der Kirche weg nach dem Rheine hin, steht eine Reihe hochgiebliger alter Gebäude mit spitzbogigen Thüren, vergitterten Fenstern ꝛc. In diesen haust der Staat, das heißt: das Amtsrevisorat, die Bezirksforstei und das Bezirksamt. Das stattlichste der Gebäude, ein dreistöckiges Haus, ist das Amthaus. Durch eine alte Bogenthüre tritt man ein in die Vorhalle, die, mit Gewölbebestellungen versehen und auf zwei Säulenpfosten ruhend, den Weg nach den verschiedenen Amtsstuben eröffnet. Wir gehen aber noch nicht so schnell weiter, sondern verweilen eine Zeitlang bei den sinnigen Inschriften der Halle. Bei den Türken ist's eine schöne Sitte, die Wände der Moscheen und öffentlichen Gebäude mit Sprüchen aus dem Koran zu versehen. Der deutsche bureaukratische Staat kennt nur einfach geweißelte Wände. Aber der biedere Sinn des Volkes hat hier ergänzend gewirkt und mit zarten Sprüchen aus dem Hauensteiner Koran die kahlen Mauerwände geschmückt. Ich setze einige bei, wie ich sie aus der bunten Sammlung noch im Gedächtniß habe. Also z. B.: ‚Wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das ganze Amthaus verschlüge!' — oder ‚Allmächtiger Vater, schenk' doch den Amtsherren einen besseren Verstand, daß sie bürgerliche Rechtspflege besser führen!' — oder ‚Lange warten müssen macht zornig!' — oder ‚Heute ist Johannes N. von Herrischried hier gewesen und hat dem Amtmann tüchtig die Wahrheit gesagt!' — oder ‚Eine Republik wär' halt doch das allerbeste!' oder ‚Wenn sich alles von selbst erledigte, dann wäre gut Oberamtmann sein!' u. a. m.

Nachdem wir den Duft aus diesen Blüthen des Volksgeistes eingesogen, treten wir links zur zweiten Thür ein. (Die Damen werden gut thun, beim Eintritt ihren Flacon vorzuhalten.) Hier ist meine Hölle. Aber ich hause nicht allein in ihr. Das Bezirksamt Säkkingen hat sich jene Hauptregel der Historienmalerei, nämlich die möglichst ‚ökonomische' Vertheilung der Figuren im Raume', gründlich zu eigen gemacht. In dieser Stube gehört mir ein Schreibtisch, ein Aktenfach und ein geringer Flächenraum mir. In einem anderen Drittel der Stube haust der eigentliche Herr und Gebieter derselben, der Amtsdiener, und im Rest derselben halten sich in Winterszeit die vorgeladenen Parteien auf, die Gerichtsboten gehen ab und zu, die Gendarmen pflegen der Privatunterhaltung mit Seiner Hochwürden dem Amtsdiener — kurz es geht hier und da äußerst gemüthlich zu. Ich bin eigentlich mehr geduldet, als daß ich etwas zu befehlen habe; im Volksbewußtsein ist der Amtsdiener der Hauptinsasse. Wenn einer hereinkommt, so heißt es zuerst mit einem Bückling: ‚sel mich Ihnen, Herr Hanser, wie geht's?' ꝛc. Dann noch so beiläufig zu mir und dem Aktuar: ‚Guten Morgen, ihr Herren!' Das ist übrigens von jeher die soziale Position des Säkkinger Rechtspraktikanten gewesen — warum sollte ich's anders verlangen . . . Ich bin jetzt so vollständig in meine Umgebung eingebürgert, daß ich meine, es könne gar nicht anders sein. Dazu hat nicht wenig der Grundsatz des Aktuars beigetragen, den ich mir alsbald angeeignet habe. Der pflegt nämlich zu seiner Beruhigung bei jeder Tageszeit und bei jeder Gelegenheit, mag er nun ein und dieselbe Verfügung dreiunddreißig Mal abzuschreiben haben, oder mag ihm ein biederer Gastfreund eine Flasche Rheinwein anbieten, den Spruch anzuführen: ‚Sei mir heute nichts zuwider!' und mit dieser Parole habe ich denn auch beschlossen, mich frisch und unbeirrt durch alles Liebsame und Unliebsame durchzuschlagen."

Naturalphotographie. In letzter Zeit hat ein Württemberger, Eugen Hackh, nach mehrjähriger Arbeit eine Erfindung auf dem Gebiet der Photographie gemacht, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Sie ermöglicht die Aufnahme von Augenblicksbildnissen, und zwar unmittelbar in Lebensgröße, so daß man sich also jetzt nicht mehr mit den umständlichen und nicht immer gut ausfallenden Vergrößerungen behelfen muß. Hackh bedient sich für seine Aufnahmen einerseits eines außerordentlich starken künstlichen Lichtes, andererseits eines Raumes, in welchem das verwendete Licht ohne Verlust und zugleich in künstlerischer Weise wirken kann. Schon vorher wurde vielfach, namentlich von Liebhaberphotographen, das künstliche Magnesiumlicht, sogenanntes Blitzlicht, für Augenblicksaufnahmen von Porträts angewandt. Aber wie die Fachmänner, so kamen auch die Liebhaber infolge vielfachen Mißglückens ihrer Versuche mehr und mehr wieder davon ab. Hackh ist es nun gelungen, eine Lichtpatrone so zusammenzusetzen, daß bei geringem Rauch und Knall ein ungewöhnlich helles Licht gewonnen wird, und eine Art Atelier mit verstellbaren, aber immer zusammenschließenden Wänden zu bauen, in welchem das entwickelte Licht nicht nur in seiner Gesammtheit ausgenützt, sondern zugleich auch durch die von seitwärts und vom Rücken her wirkenden Reflexe ein weiches und plastisches Bild erzeugt wird. Welche Bedeutung die Hackh'sche Erfindung besitzt, mag man einem Schreiben Franz Lenbachs entnehmen, in welchem dieser dem Verfahren und den mit seiner Hilfe hergestellten Bildern großen Werth selbst für den Künstler zumißt; dem Porträtmaler werde es für die psychologische Seite seiner Arbeit große Dienste leisten. Für weite Kreise dürfte die Erfindung deßhalb von Wichtigkeit sein, weil durch sie auch dem, welcher weder Zeit noch Mittel besitzt, sich für die Seinen malen zu lassen, die Aussicht geboten wird, seiner Familie ein lebensgroßes, künstlerisches und

durch den Ausdruck des Augenblicks belebtes Bild zu geben, das frei ist von den Mängeln, welche den erst nachträglich vergrößerten Aufnahmen anhaften.

Die Brüder Grimm bei der Märchenerzählerin. (Zu dem Bilde S. 513.) Wer sollte ihn nicht kennen, den köstlichen Schatz der „Kinder- und Hausmärchen", welchen die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm für uns gehoben und gesichert haben, wer sollte nicht in seinen Kindertagen mit namenlosem Entzücken der Geschichte vom Wolfe und den sieben jungen Geißlein, von Hänsel und Grethel, vom Rothkäppchen und Aschenputtel, vom „Tischchen deck' dich", vom Dornröschen, Schneewittchen, Daumerling, und wie sie alle heißen, gelauscht haben, wer sollte ihrer nicht noch in seinen reifen Jahren mit andächtiger Rührung gedenken! In jahrelanger treuer und eifriger Sammelarbeit haben die Brüder Grimm sie unmittelbar aus der Quelle, aus der mündlichen Volksüberlieferung geschöpft und so aus der schon schwindenden Fülle reiche Reste für uns gerettet.

Mancher günstige Zufall kam ihnen dabei zu statten. Als der erste Band ihrer Sammlung 1812 erschienen war, da hatten auch verständige Freunde manches werthvolle Kleinod zugetragen. Ganz besonders ergiebig aber erwies sich eine Fundgrube: in dem bei Kassel gelegenen Dorfe Niederzwehren lernten die Brüder eine Bäuerin kennen, die in ihrem Gedächtniß eine ganz erstaunliche Fülle der schönsten Märchen barg. Es war eine Frau Viehmann. Lassen wir uns von den Brüdern selbst über diese Frau erzählen!

„Die Frau Viehmännin," so schreiben sie in der Vorrede zu ihrem Märchenbuch, „war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß und sagte wohl selbst, daß diese Gabe nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber."

Durch den Krieg gerieth die Frau Viehmännin in Elend und Unglück. Der Vater ihrer zahlreichen Enkel starb am Nervenfieber, die Waisen brachten Krankheit und die höchste Noth in ihre ohnedies schon arme Hütte. Sie ward siech und starb am 17. November 1816. Das deutsche Volk aber darf ihr wohl ein dankbares Andenken bewahren für das kostbare Erbe, das aus ihrem Besitze in den seinigen, ja in den der ganzen gesitteten Menschheit übergegangen ist, ein dankbares Andenken aber auch den beiden genialen Brüdern, die ihres Amtes als Vermittler dieser Erbschaft so treulich gewaltet haben.

Die VI. internationale Kunstausstellung in München. Für die Münchener sowohl, als für den großen Strom der über München in die Alpen Reisenden ist die Kunstausstellung bereits zur alljährlich festen Nummer im Vergnügungsprogramm geworden. Der alte Glaspalast hat sich unter die Hauptanziehungspunkte der Sommermonate eingereiht, und seine Innenräume, zu deren Ausschmückung die ersten Künstler opferfreudig zusammenwirken, bieten jedes Jahr einen neuen und überraschenden Anblick. Wohl sind die Bilder und Skulpturen die Hauptsache, und keine noch so prunkvolle Umgebung könnte über einen Niedergang der Leistungen hinwegtäuschen. Wo aber eine so reiche Fülle schöner Werke von einem gesunden, hochstehenden und höchst mannigfaltigen Kunstleben Zeugniß ablegt, da erfreut sich das Auge gern auch an der vorzüglichen Aufstellung und der ruhigen Tracht des Hintergrundes. Man geht voll Wohlbehagen durch die langgestreckte Säulenhalle, wo das Oberlicht so angenehm über die prächtigen Bilderreihen fällt, man ersteigt den vom vorigen Jahre her so genannten „Prinzregenten-Pavillon" und genießt von seiner Höhe aus einen reizvollen Niederblick in den auflosenden Marmorsaal voll schöner Skulpturen. Und zum Schlusse, nach Durchwanderung der endlosen blumen- und teppichgeschmückten Räume, kann man sich ausruhen in dem von Lenbach persönlich eingerichteten und abgetonten „Saal alter Meister", dessen dunkle Vorhänge, Gobelins und alterthümliche Möbel in so vollendeter Harmonie zu den darin aufgestellten Bildnißschätzen stehen. Daß man aber aus diesem zauberhaften Helldunkel gern und mit Interesse in das Tageslicht der heutigen Kunst zurückkehrt, das ist gewiß ein erfreuliches Zeichen für die Ausstellung von 1892, welche wohl in einzelnen Effektstücken, aber nicht an allgemeinem Werthe von früheren Ausstellungen übertroffen werden mag. Bn.

Die Leiden eines Buches. Bücher haben ihre Schicksale und gerade die guten nicht die freundlichsten — davon wäre manche Geschichte zu erzählen, aber kaum eine, die durch schlichte Geradheit, gehaltene tiefe Stimmung unmittelbarer zu Herzen ginge als „Phaläna", eine neue Novelle von Karl Weitbrecht (Schröter, Zürich), für welche eben die Leiden eines Buches, die unverdienten eines guten natürlich, den Mittelpunkt abgeben — oder eigentlich nicht die Leiden des Buches selbst, sondern der ganzen idealen Anschauung, die darin lebt, des Dichters, der sich diese durch ein Dasein der Noth und Enttäuschung, der bitteren Einsamkeit hindurch nicht hat nehmen lassen und ihr, ein Sechzigjähriger, in seiner letzten Gedichtsammlung „Phaläna" noch einmal ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Die Schicksale eines Exemplars dieser Gedichtsammlung sind es nun, die uns erzählt werden, seine Wanderungen von der Buchhandlung der Stadt aus, in welcher der Dichter Paulus Wikram lebt. Ueberallhin wird es gesandt, wo ein Liebhaber dafür vermuthet wird, von überallher kommt es zurück, um endlich von Wikram selbst gekauft zu werden, der ein Geschenk damit machen will. Aber — das Buch ist von seiner Odysseusfahrt nicht unbeschädigt zurückgekehrt; als Wikram es daheim aus dem Futteral zieht und aufschlägt, blicken ihm schmutzige Flecken entgegen und ein Zettel, auf dem eine freundliche Schwester in Apoll „den Poeten bedauert, der es geschrieben. Verse bringen nichts." Da schleudert er erst den Band hinter den Ofen und läßt ihn dann säuberlich verbrennen: die Leiden des Buches sind zu Ende — nicht seine eigenen.

In diesen einfachen Rahmen, der nur Platz zu haben scheint für eine Anzahl getrennter, einzeln nebeneinanderstehender Skizzen, hat Weitbrecht ein einheitliches Bild voll wahrer dichterischer Kraft gestellt, auf dem eine Reihe der prächtigsten Gestalten sich abhebt, vor allem die des einsamen Doktor Wikram, des Telegraphisten Böhringer mit seiner ruhigen Pflichttreue, seiner verborgenen Gemüthswelt, des genialen Pferdezeichners Jakob Kleinknecht, dem es darauf ankommt, daß „einer ein Kerl ist", und der sich als „Beduine zwischen seinen Pferden" sehr auf seine eigene Weise mit Welt und Litteratur abfindet. Dabei wechselt Ernst des Gedankens und der Stimmung mit jenem echten Humor, der die schneidenden Gegensätze und Widersprüche des Lebens in stilles Lächeln aufzulösen weiß; nur auf handwerksmäßiges Streberthum und sinnloses, anmaßendes Wortgeklingel in der Litteratur der Gegenwart fällt ein scharf satirisches Licht, das in einem poetischen Anhang „Seefahrt" in gesteigertem Maße funkelt. Die Erzählung selbst klingt mit dem Tode Paul Wikrams wehmüthig aus: Weib und Kind hat ihm der Tod schon vor einem Jahrzehnt geraubt, aber in Maja, der Tochter der Frau, welcher er einst seine erste große Liebe dargebracht hat, wird ihm am Abend seines Lebens noch einmal ein Gemüth, das ihm in treuer Freundschaft anhängt und ihn versteht, in dem sein hoher Sinn eine Heimath finden. Allein nur Monate dauert dieses Aufleben — Wikram wird von tödlicher Seuche ergriffen und stirbt in dem Spital, in das Maja als Krankenpflegerin eingetreten ist. Sie drückt „die erloschenen Dichteraugen zu, die sich satt getrunken hatten an Leid und Schönheit, an Gram und Liebe", und wie sie nun die einsame Totenwacht hält, da ruht ihr Schmerz aus in dem ergreifenden Verse des Geschiedenen:

„Wenn ich Abschied nehme, will ich leise geh'n,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts seh'n.
In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.
Morgendämmrung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.
Lärmt bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche meine Lampe! Bald ist alles hell."

Damit schließt die Erzählung. Auch sie bringt da und dort etwas, was man gern ein bißchen anders haben möchte, aber nichts, was den Eindruck des Ganzen stören könnte, den Eindruck, der sich in den Wunsch kleidet: möchten diesem Buche, frisch und ehrlich und erquickend, wie es ist, die Leiden erspart sein!

Ein Bild der Frau Rath Goethe. Goethes Mutter ist eine der liebenswürdigsten und volksthümlichsten Frauengestalten, deren in der Geschichte unserer klassischen Litteratur Erwähnung geschieht. Es ist nur ein einziges Bild von ihr vorhanden, dessen Nachahmung sich in Goethes Geburtshause befindet. Das Urbild gehört einer Urenkelin der Frau Rath, einer Frau Bertha Hauser, geb. Nikolovius in Köln, und sie hatte es vor einiger Zeit für eine Versammlung der Goethegesellschaft in Weimar hergeliehen. Im Junosaal des Goethemuseums war das Pastellbrustbild der Frau Rath auf einer Staffelei ausgestellt. Das Bild ist mit großer künstlerischer Feinheit ausgeführt; es zeigt uns die Mutter des unsterblichen deutschen Dichters in einer großen weißen Haube; auf die halbentblößten Schultern fällt ein schwarzes Spitzentuch; aus den großen hellbraunen Augen spricht in lebendiger Weise jene Schelmerei, die alle Freunde der Frau Rath stets so unwiderstehlich anzogen. In der That, so denkt man sich die Frau, deren „Frohnatur" und „Lust am Fabuliren" ein so glückliches Erbtheil des Sohnes geworden ist. Das Andenken an sie hat auch dem unnahbaren Jupiter Weimars, als welcher Goethe in seinen späteren Lebensjahren erschien, Zuneigung in den weiten bürgerlichen Kreisen des deutschen Volkes gesichert. †

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

D. C., Washington. Wir haben vor diesem Schwindel wiederholt gewarnt! Nehmen Sie bei derartigen Reklamen über Heilmittel nie zum Beweis des Gegentheils immer gerade an, daß Sie es mit einem auf Ausbeutung des Käufers berechneten Unternehmen zu thun haben.

P. F. in Duisburg. Am besten ist's, Sie legen sich ein Sammelbuch für die Bescheinigungen über ausgebrauchte Quittungskarten der Invaliditäts- und Altersversicherung an; Sie werden ja am wenigsten der Gefahr ausgesetzt sein, eine der Bescheinigungen, auf welche sich später Ihr Rentenanspruch stützt, zu verlieren. Ein derartiges Sammelbuch hat z. B. der expedirende Sekretär und Kalkulator im Reichsversicherungsamt E. Götze zusammengestellt (Berlin, Carl Heymanns Verlag), welches neben einer trefflichen Anzahl Bescheinigungsformulare einen Auszug aus den hierher gehörigen Gesetzesbestimmungen enthält.

Turkel. Ein Cigarettenfabrikant, der seinen deutschen Namen ins Türkische übersetzen will, setzt sich einem bedenklichen Verdacht aus! Wir möchten also die Hände davon lassen.

H. M. in N. 1) Zum Superrevisorat der Reichs- und Staatseisenbahnen berechtigt nur das Zeugniß eines einjährigen erfolgreichen Besuchs der Prima eines Gymnasiums. 2) und 3) Ja.

Ein Vogel- und Naturfreund. Der Verfasser des Artikels über „Deutsche Singvögel als Delikatesse" ist gern bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen und Ihnen entsprechende Aufklärung über die obwaltenden Verhältnisse zu geben, wenn Sie Ihre Adresse mittheilen.

A. Pb. in Muldauten. Der Roman „Der Graf von Monte Christo" ist von dem älteren Alexander Dumas. Wenn Sie diesen Roman übrigens gelesen haben, so wird es Sie interessiren, daß es in der That eine Insel Monte Christo giebt, die in der Nähe der durch Napoleon berühmt gewordenen Insel Elba und zwar im Süden derselben liegt. Jetzt erfährt man, daß ein Marchese aus Florenz, der dem Helden des Dumasschen Romans in Bezug auf Reichthümer nahe kommt, die Insel angekauft hat und sich dort ein schönes Schloß bauen will. Die Insel soll in einen Garten umgewandelt werden, eine anmuthige Villa an der Meeresküste, eine melancholische Cypressenallee im Innern sollen für wechselnde Stimmungen einen Zufluchtsort gewähren. Es wird aber jetzt wohl keinen Leidtragenden Grafen, oder einen Marchese von Monte-Christo geben.

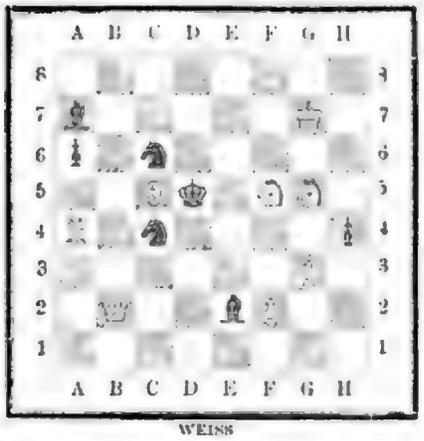
W. K. in Altenburg. Es werden gegenwärtig in einzelnen Batterien der deutschen Artillerie Versuche mit Patronen gemacht, die ganz aus Leder sind. Von dem Ergebniß dieser Versuche wird es abhangen, ob eine allgemeine Einführung beschlossen wird oder nicht.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 6.

(Im 7. Aufgabenturnier des Deutschen Schachbundes mit dem ersten Preise gekrönt. Dresden 1902. Motto: Vo Labi.)

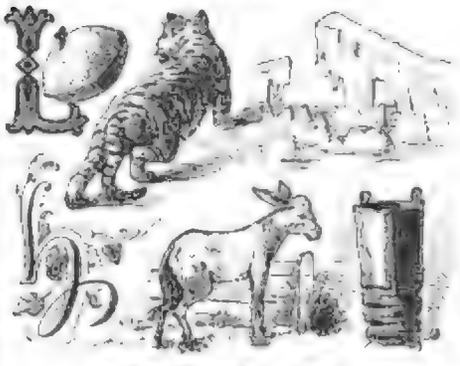
SCHWARZ



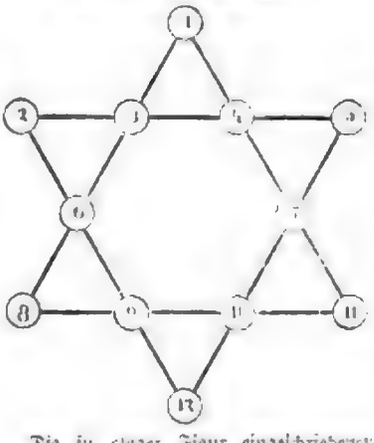
WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Bilderräthsel.



Arithmetische Aufgabe.



Die in obiger Figur eingeschriebenen Zahlen sind so zu ordnen, daß die Summe der vier Zahlen, von einer Spitze zur andern addiert, immer „26" ergiebt.

Hans von der Mürz.

Räthsel.

Ein künstlich' Dasein ist's, ein eig'ner Schlag,
Wodurch die erste Silbe sich dir kündet.
Der Zweiten freust du dich so manchen Tag,
Da sie sich um dein Lieblingsplätzchen windet.
Und hast das Ganze glücklich du erlangt
Als kurzer Freiheit sich'res Unterpfand,
So nützt' es, ob's mit Erster abgelaufen.
Die Erste ist — das Ganze nicht — zu kaufen.

Buchstabenscherzräthsel.

Es ruft ins Leben mich zumeist,
Wer heiter ist und witzig,
Und jeder, der ins Ausland reist,
Führt ohne Kopf mich mit sich.

Logogriph.

Der Rache fürchterliche Schar
Wirst du in mir mit u gewahr.

Mit e begrüßt mich jederzeit
Der Schüler voller Freudigkeit.

Scherzräthsel.

Zum Silberbräut'gam sprach ich: „Sag' mir, bitte,
Schuf Dir der Ehestand die Erste nimmer?"
Doch lächelnd rief die Zweite er und Dritte,
„Wir lebten in dem schönsten Ganzen immer."

Oskar Leede.

Auflösung der Verwandlungsaufgabe auf S. 484:

Kupfer
Kuppel
Kurbel
Wirbel
Wiesel
Riegel
Sieger
Silber.

Buchstabenräthsel.

Aus den 3 großen und den 27 kleinen Buchstaben der Wörter „Kreis", „Stil", „Jagd", „bauen", „werfen" und „zornig" läßt sich die Anfangszeile eines Uhlandschen Gedichtes bilden. Wie lautet dieselbe?

A. St.

Charade.

Die Erste ist, das glaube mir, | Das Ganze, ein besendes Thier,
Der Zweiten liebste Speise, | Singt auf besond're Weise.

Auflösung des Bilderräthsels „Kotillonorden" auf S. 484:

Ordnet man die Buchstaben arithmetisch nach der Anzahl der Perlen bei jedem Buchstaben, wobei erst die weißen und dann die schwarzen Perlen folgen, so erhält man die Worte:

a) In Amors b) Fesseln.

Auflösung des Königsmarschs auf S. 484:

Willst die Welt du klar erschauen,
Schaue erst, was vor dir liegt,
Wie aus Stoffen und aus Kräften
Sich ein Bau zusammenfügt.

Laß die Starrheit des Gewordnen
Künden, was belebend treibt;
In dem Wechsel der Erscheinung
Ahne das, was ewig bleibt.

Aus dem Dunkel eignen Meinens
Nur entkeimt die frische Saat,
Im Nachdenken nur erschwingt sich
Menschengeist zur Schöpferthat.

Victor von Scheffel.

Auflösung des Rätsels auf S. 484: Treue — Reue.

Auflösung des Logogriphs auf S. 484: Weiher — Reiher.

Auflösung des Homonyms auf S. 484: Dietrich.

Auflösung des Versteckräthsels auf S. 484:

1. Unerschütterliche **Gelassenheit.** 2. Des**reggers.** 3. Fuchs**in dient.** 4. **Leonormand.** 5. **Der Laun**thaler.

Hegel, Egge, Indien, Norma, Erlau.
Heine — Leuau.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 484:

Leder, Leiter, Garde, Orkan, Borte, Weichsel, Miene, Orgel, Ruhm, Brauch, Meter, Arkas, Leid, Elbe, Band, Stiel, Garbe, Heber, Araber, Brion, Hamm, Seele, Gans. Der Krieg hat kein Erbarmen.

Schiller, Wallensteins Lager, 6. Auftritt.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 3 auf S. 484:

Der Spieler würde mit ♠ D, Z, 9 und 8 in 2 Farben und mit 2 blanken Zehnen, zu welchen die Dublee im Skat liegen, also z. B. mit folgenden Karten:

♠Z, 9, 8, ♥Z, 10, ♣D, ♣Z, 9, 8, ♦Z

gleichviel ob er in Vor-, Mittel- oder Hinterhand sitzt, jedes Spiel (also ohne 4 Mann-Bore) gewinnen, wenn eD, aB im Skat liegt und die übrigen Karten so verteilt sind:

1W, 1Z, 1K, 2W, 2Z, 2K, 2O, 3W, 3Z, 3K, 3O, 4W, 4Z, 4K, 4O, 5W, 5O, 5K, 5K, 5O.

Es ist nur zu bemerken, daß der Spieler im Tournée und Frage Trumpf-Daus und Zehn drücken muß. Im Null macht der Gegner mit der beigegebenen für der Aufgabe angegebenen Karte alle Stiche. Im Ramsch fängt der letztere den Ramsch bei richtiger Spielführung und der andere Gegner würde Jungfer bleiben.

Professor Bock's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In dem unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage, neu bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Eine kurze Anleitung zur Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Pflege im gesunden und kranken Zustand, wie sie **„Bock's Kleine Gesundheitslehre"** bietet, ist für Jedermann unentbehrlich, der auf die Erhaltung des ersten und wichtigsten Gutes, die Gesundheit, Werth legt.

„Bock's Kleine Gesundheitslehre" ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Photogr. im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach. Verlag H. Grosser in Leipzig

DAS ZIEL

Nach dem Gemälde von F. Boucher

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 17. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Anton v. Perfall.

Hans faßte neue Hoffnung, der widerliche Mann neben ihm gehörte nicht zu des Vaters Freunden und fühlte sich nicht wohl in der „Fackel", das war ein gutes Zeichen. Er war noch zu unerfahren, um in die wirren Reden seines Führers den rechten Sinn zu bringen, aber er begriff in dieser Umgebung instinktiv, welchem Lose er durch Herrn Berry entrissen worden war — nein, durch Claire, nur durch sie. Und inmitten der häßlichen Eindrücke ringsum füllte sich seine Seele wieder ganz mit ihrem Bilde.

Da stand er vor der „Fackel". Lärmende Stimmen drangen heraus. Vorsichtig blickte er durch die Spalten der rothen Vorhänge. An einem runden Tische saßen Männer in Arbeitskleidern hinter Schnaps und Bier, an einem anderen einige Weiber, Mörtelträgerinnen mit weißen Kopftüchern, Kanalarbeiterinnen in Männerjoppen und plumpen Stiefeln, mit gemeinen harten Gesichtern dem erregten Gespräch der Männer lauschend. Den Vater konnte er nicht sehen. So scheute er sich doppelt, einzutreten, lieber wollte er warten; gewiß war der Vater noch nicht von der Arbeit gekommen. Leute mit wenig Vertrauen erweckenden Gesichtern gingen an ihm vorbei und blickten erstaunt auf den jungen Mann, der für diesen Ort auffallend gut gekleidet war. Vom „Jörgl" herüber tönte noch immer das verstimmte Klavier und grelles Lachen. Da näherte sich von der Höhe her eine einzelne Gestalt, ein Helm blitzte im Laternenschein — ein Schutzmann!

Plötzliche Furcht beschlich den Wartenden — wenn man ihn fragte, was er hier wolle! Aengstlich wie ein Dieb huschte er in das Lokal und setzte sich, ohne sich umzusehen, in die nächste Ecke; niemand von den Gästen achtete auf ihn.

Eine ältere Frau, wohl die Wirthin, fragte mit forschendem Blicke auf die hier ungewohnte Erscheinung nach seinem Begehr.

Der „Schwarze Jakob" wollte ihm nicht über die Lippen. In dieser Umgebung kam ihm der Name noch unheilverkündender, düsterer vor. Schüchtern bestellte er ein Glas Bier und sah sich dann vorsichtig in der Stube um.

Die Männer am runden Tische gehörten ihrem Aeußeren nach verschiedenen Berufsarten an. Zwei in arg mitgenommener, aber sonntäglicher Kleidung führten das Wort. Das Gespräch drehte sich um die Arbeitsverhältnisse — die beiden hatten „die Plackerei nun einmal satt" und wollten es eine Woche so probieren. Wenn alle ebenso denken und handeln würden, meinten sie, dann wäre die Sache bald anders. Die Arbeiter der ganzen Welt einmal eine Woche feiernd — und es sollte allen ein Licht aufgehen, was der Arbeiter eigentlich sei — allmächtig, wenn er wolle! „Aber am Zusammenhalten fehlt's, das verstehen die anderen, von denen muß man lernen! Zum Henker mit dem bloßen Geschrei der Maulhelden in den Versammlungen! Einfach Millionen Hände in die Hosentaschen und einmal ruhig zugeschaut, wie's dann weitergeht, wenn auch mit bellendem Magen!"

Das Seneleloer-Denkmal für Berlin.
Entworfen und in Marmor ausgeführt von R. Pohle.

Beifällig nickte man dem Sprecher zu, obwohl den abgespannten Gesichtern und den müden, lässig hingestreckten Körpern keine besonders begeisterte Theilnahme anzumerken war. Die Gluthhitze des eisernen Ofens dicht neben dem Tische löste alle Begeisterung in eine laue Schläfrigkeit auf; allmählich schienen auch die beiden Wortführer davon ergriffen und wurden stiller.

Die Wirthin setzte sich zu Hans und lauerte sichtlich auf ein Gespräch mit ihm. In diesem Augenblick ging die Thür, ein Schutzmann trat ein, wohl derselbe, der vorhin draußen sichtbar gewesen war; die Gespräche verstummten, die Arbeiter stießen sich heimlich mit den Ellbogen.

Der Polizist ging musternd durch das Zimmer und ließ sich an der Schenke ein Gläschen Schnaps eingießen; dabei schaute er unverwandt zu Hans hinüber, der sich unter diesem forschenden Blicke wie ein Verbrecher vorkam.

„Ist Ihnen 'was?" fragte die Wirthin, der es auffiel, daß er plötzlich ganz blaß wurde.

Er überhörte die Frage. Indessen hatte der Schutzmann ausgetrunken und kam gerade auf ihn zu. Hans fühlte seine Knie zittern, er ärgerte sich darüber und zwang sich zu einer trotzigen Miene.

Der Mann stellte einige oberflächliche Fragen an die Wirthin, offenbar nur zum Scheine, sein Auge ruhte unverwandt scharf auf Hans. Wenn es dem Argwöhnischen einfiel, ihn nach Namen und Stand zu fragen! Dann wurde wohl die ganze Sache sofort Herrn Berry berichtet, und er selbst war verloren!

Wo er den Muth hernahm, wußte er nicht — aber plötzlich fragte er den Polizisten: „Regnet's noch?"

Die unbefangene Frage that scheinbar ihre Wirkung; die Schärfe des Blickes ließ nach.

„Sind Sie wasserscheu?" antwortete der Mann mit einem ironischen Lächeln, legte nachlässig die Hand an den Helm und ging zur Thür. Im gleichen Moment wurde diese ungestüm aufgerissen, eine große Gestalt in triefenden Kleidern und schlammbedeckten Stiefeln, die bis zu den Schenkeln heraufreichten, polterte in die Stube und prallte unsanft gegen den Schutzmann.

„Sieh' da, der ‚Schwarze Jakob' — Sie suche ich eben!" rief dieser und versperrte dem Eintretenden den Weg.

„Mich?" der Arbeiter schleuderte unbekümmert die Regentropfen von seinem Hute; schwarzes Haar fiel ihm in die Stirn. „Was giebt's denn schon wieder?"

„Sie sind seit gestern von der Arbeit bei der Flußregulierung entlassen."

„Stimmt — ich habe dem Aufseher gegenüber über die Luderarbeit geschimpft. Aber ist das ein Verbrechen? Soll man sich bei solchem Verdienst noch schön bedanken?"

Der Polizist nahm sein Notizbuch heraus. „Haben Sie schon einen anderen Dienst?"

„Wissen Sie mir einen, weil Sie so besorgt sind?"

Beifälliges Gelächter vom runden Tische.

Jener verlor keinen Augenblick die Ruhe. „Innerhalb drei Tagen müssen Sie Arbeit haben, das weiß ich; das andere kümmert mich nicht."

„Kümmert Sie nicht — das glaub' ich, Ihr Brot geht freilich nie aus! Na, fragen Sie halt in drei Tagen wieder nach!" Von den Gästen am runden Tische stürmisch begrüßt, ging er lachend an dem Schutzmann vorbei, der ruhig sein Notizbuch einsteckte und sich ohne weitere Bemerkung entfernte.

Hans war bleich geworden bis in die Lippen. Das Verfahren gegen seinen Vater — er hatte ihn auf den ersten Blick erkannt — empörte ihn. Haß und jäher Zorn regten sich in ihm gegen die Macht, die dieser Mann im Helme vertrat und die hier so gewaltsam in die persönliche Freiheit eingriff, ohne sich doch um die Noth zu kümmern. Sein Groll hob ihn hinaus über die Beklommenheit, die ihn anfänglich beim Anblick des Vaters befallen hatte. Eben wollte er ihn durch die Wirthin an seinen Tisch rufen lassen, da machte Jakob Davis eine Wendung und erblickte ihn. Hans hatte nun zum ersten Male Gelegenheit, das Gesicht seines Vaters deutlich zu sehen — es erschien jetzt lange nicht so abschreckend wie gestern, nur der gläserne, verschwommene Ausdruck der Augen hatte etwas Abstoßendes, Rohes und ließ auch die Aehnlichkeit mit den Zügen des Sohnes, die sonst nicht zu verkennen war, weniger hervortreten.

Nach einigem Zögern schlug sich Jakob Davis wie verwundert mit den großen Händen auf die Lederschäfte der Stiefel und trat lachend, kopfschüttelnd an Hans heran, auf den jetzt alle Gäste aufmerksam wurden. „Hat es Sie doch hergetrieben? Na, das freut mich für Sie!" rief er laut. Er machte der Wirthin ein Zeichen, sie solle sich entfernen, und setzte sich neben Hans, der Gesellschaft den Rücken kehrend. „Sei ganz ruhig," flüsterte er, sich über den Tisch herüberbeugend, „ich bin nicht so dumm und verrathe Dich — man wird vorsichtig in meinem Alter. Ich wohne im Hause, wir sprechen nachher noch allein miteinander, die Leute gehen bald. Jetzt komm' herüber und mache kein Aufsehen! — Ja, ja, das freut mich, junger Mann," begann er dann laut und klopfte Hans kameradschaftlich auf die Schulter, „das freut mich, daß Sie mich aufsuchen! Setzen Sie sich nur daher — lauter gute Freunde, Ehrenmänner, die gern ein bißchen zusammenrücken." Er stand auf; Hans folgte ihm willig. Die sichtlichen Bemühungen des Vaters, ihn nicht in Unannehmlichkeiten zu bringen, beruhigten ihn, und zugleich erwachte in ihm ein abenteuerliches Interesse an diesen Eindrücken, die ihm eine so ganz andersartige Welt eröffneten als die, in welcher er bisher gelebt hatte.

„Der Sohn eines alten Kameraden, Maschinist, ein Mordskerl!" stellte Jakob Davis den Sohn vor.

Die Männer betrachteten mißtrauisch die saubere moderne Kleidung des neuen Tischgenossen.

„Maschinist — das ist noch 'was, da kann man's noch zu 'was bringen in der Zeit der Maschinen," meinte der eine Blaumacher.

„Das kommt gleich ganz anders daher als unsereiner bei der ewigen Dreckarbeit!" rief ein mürrisch aussehender Geselle, den der kalkbespritzte Anzug als Maurer kennzeichnete.

„Ach was, der Rock macht nichts aus," wendete ärgerlich ein Stubenmaler im Farbenkittel ein. „Die Maschinisten werden nicht weniger ausgenützt. Wir gehören alle in eine Presse, die von den Herren Kapitalisten und Fabrikanten und Meistern, und wie sie alle heißen, zusammengeschraubt wird, bis der letzte Tropfen Blut heraus ist. Hab' auch nie gehört, daß gerade die zu den Zufriedenen gehören, im Gegentheil — vorn dran sind sie, mit dem Maule wenigstens, in jeder Versammlung, bei jeder Wahl."

„Weil sie am meisten Grütz' im Hirne haben, sehr einfach," mischte sich jetzt der andere der beiden Blaumacher in die Unterhaltung.

„Nun, was sagen denn Sie dazu, junger Herr Maschinist? Sie kümmern sich wohl nicht um solche Sachen?" fragte der Maurer den stumm dasitzenden Hans.

„Ich bin noch zu jung und zu unerfahren, um mitreden zu können, aber soviel weiß ich, daß sich vorhin alles in mir empört hat gegen dieses herrische Ausfragen, das dem Schutzmann beliebte! Wer giebt ihm ein Recht dazu?"

Jakob Davis wurde sichtlich verlegen und that einen tiefen Schluck.

„Na, da hat's allerdings einen kleinen Haken; einen jeden darf er auch nicht so ausfragen," antwortete der Farbenkittel. Der alte Davis warf dem Sprecher einen wüthenden Blick zu, den dieser aber gleichmüthig erwiderte, indem er hinzusetzte: „Nun, nun — hier braucht es doch kein Geheimniß zu sein, warum die Polizei sich so freundschaftlich nach Ihnen erkundigt. — Ach so!" Er sah auf Hans — „Daran habe ich nicht gedacht!"

Eine peinliche Pause trat ein, auch Hans schwieg. Der Vater hatte also durch jenes Vergehen, das er schon gestern angedeutet, das freie Recht der Selbstbestimmung eingebüßt — wie weit mochte er schon fortgerissen worden sein auf der verderblichen Bahn, welch dunkle Saat mochte aus dieser Vergangenheit für sie beide noch aufsprossen!

Mit einem Blicke, der in der Seele des Sohnes zu lesen schien, sah Jakob Davis auf den stumm Dasitzenden; er betheiligte sich nicht mehr an dem Gespräch, das allmählich wieder in Gang kam. Endlich brachen die Leute auf. Kaum hatten sie sich entfernt, so gab Davis dem Sohn einen Wink, und dieser folgte ihm über die Bodentreppe hinauf in eine fensterlose Kammer. Die langsam aufleuchtende Flamme der Unschlittkerze erhellte nothdürftig den ärmlichen Raum, dem offenbar jede ordnende Hand fehlte: eine Kiste, aus welcher alte Kleidungsstücke hervorquollen, eine zerrissene Strohmatratze auf dem schmutzigen Fußboden, ein wackeliger Tisch und darauf eine leere Flasche als Leuchter — das war die ganze Ausstattung.

Hans war nicht verwöhnt, allein gegen das, was er hier sah, stach doch seine ärmliche Stube bei Merks nicht weniger ab

als diese gegen Herrn Berrys Wohnräume. Was für Verhältnisse thaten sich da vor ihm auf! In dieser dumpfen ungesunden Luft, dieser verwahrlosten Umgebung — konnten da andere Gedanken reifen als die, welche von den Arbeitern vorhin ausgesprochen worden waren? Er wußte nicht, wen er anklagen sollte, aber eine Anklage erhob sich mächtig in seinem Innern, eine Empörung des Mitleids, welche die halberwachte und immer wieder zurückgedrängte Liebe zum Vater mit einem Male hell entzündete. Davis saß auf dem Strohsack — in den ungefügen schmutzbedeckten Stiefeln, dem feuchten, von der Hitze des Ofens drunten noch dampfenden Kittel, in der müden gebrochenen Haltung schien er selbst ein verbrauchtes Stück dieser ärmlichen Welt ringsum zu sein.

„Das ist Dir wohl 'was Neues, mein Junge?" begann er endlich. „Mich geniert's nicht mehr; seit Deine Mutter tot ist, treib' ich's so. Manchmal freilich erinnere ich mich dran, daß es auch mit mir einmal besser stand, und dann ist's bös; es war ja damals auch ein Elend, aber doch ganz anders; sie hat's verstanden, aus dem schlechtesten Fetzen noch etwas zu machen, die Marie. Das Bett war sauber und gut; der polierte Schrank, die paar Teller und Schüsseln blitzten so appetitlich; der Spiegel, der Boden — alles blank, und in der Ecke das sauber überzogene Sofa, auf dem wir des Abends so glücklich beisammensaßen, bis über mich . . ."

Mit einem Laut, der wie ein Stöhnen klang, brach er ab und stierte schmerzlich vor sich hin.

Hans traten die Thränen in die Augen; jenes blasse feuchte Gesicht tauchte wieder deutlich vor ihm auf. Totenstille herrschte, nur die Kerze knisterte leise.

„Pah, vorbei ist vorbei!" Davis machte eine wegwerfende Bewegung mit dem Kopfe. „Reden wir von unserer Angelegenheit! Ich habe Dich ein bißl grob angelassen gestern, es hat mich gereut nachher; aber der Teufel höre das ruhig an, was Du dahergeschwatzt hast. Die Mutter hat einfach das Lumpenleben satt gehabt, und ich kann's ihr heut' noch nicht verdenken. Und damit laß die Sach' ein für allemal, es ist besser für uns beide! Wenn ich so meine Zeit hab', dann packt mich die Wuth und ich bin zu allem fähig. So ist auch die letzte Geschichte passiert, der dumme Streit mit dem Vorarbeiter — ich hab' ihn mit einer eisernen Stange niedergeschlagen, und das End' waren vier Jahre Zuchthaus. Jetzt steh' ich unter Polizeiaufsicht; darauf hat der Anstreicher unten angespielt und deshalb ist mir der Schutzmann aufgesessen. Dann war ich ein ganzes Jahr wieder richtig im Zuge, 's hat nichts gefehlt, bis es vor ein paar Tagen wieder über mich gekommen ist — ich hör's allemal ordentlich heranschleichen. Da hab' ich Angst gekriegt und es ist mir der Gedanke aufgestiegen: suchst den Hans auf, 's ist doch Dein Kind, vielleicht hilft's! So hab' ich Dir aufgepaßt, und wie Du mich so hart angelassen hast, ist's nur noch ärger in mir aufgestiegen: ich hätt' einen Mord begehen können an Dir, hätt' ihn vielleicht begangen, wenn nicht passiert wär', was passiert ist. Ich hab' alles gehört und gesehen, ich hab' es auch erkannt, das Mädel vom Berry. Jetzt ist die Hitz' wieder verflogen und, offen gesagt, es wär' mir lieber, Du hättest nicht nach mir gefragt. Weil Du aber schon einmal da bist, wollen wir unsere Sach' gleich richtig stellen: ich brauch' von Dir nichts und will Dir nicht im Weg' stehen. Was ich da gestern gered't hab' von gegenseitigem Helfen, ist ein Unsinn; hör' nicht drauf! Unsere Wege gehen weit auseinander. Nur, wenn's grad' sein könnt', das G'fühl möcht' ich haben können, daß es noch eine Seel' auf der Welt giebt, die — die — der noch ein bißl was liegt an mir. 's ist ja Dummheit, 's kümmert sich in der Welt kein's ums andere, aber doch meint man, ganz allein ist's nicht zum aushalten." Seine Stimme klang gebrochen, als stecke ihm etwas in der Kehle; allein mit einem Rucke sprang er auf und rief mit erzwungener Gleichmüthigkeit: „Geh', lassen wir's, 's ist ja nur Einbildung, G'schwätz!" Mit großen Schritten ging er auf dem knarrenden Boden hin und her.

Hans fühlte einen mächtigen Drang in seinem Innern. Eine Flamme leuchtete auf in seiner Brust, die nur angefacht zu werden brauchte, um nie mehr zu erlöschen. Bewegt streckte er dem Vater die Hand hin; doch dieser zögerte, sie zu ergreifen.

„Es ist keine Einbildung, es giebt eine Seele, die sich von nun an um Dich kümmern wird."

In Davis' hartem Antlitz zuckte es auf. Er faßte die Hand und preßte sie wie im Krampfe.

„Ist's wahr, Hans?"

Der junge Mann sank schluchzend an die Brust des Vaters. „Dein Hans, der Sohn Deiner Marie!"

Jakob Davis stand mit gespreizten Beinen, seine Brust ging stürmisch, als hätte er eine Riesenlast zu stemmen, seine rauhen Finger preßten sich wie Klammern um das Haupt des Sohnes. Ein Ausdruck fast des Staunens über ein unbegreifliches Glück verklärte seine trotzigen Züge. Hinter einem harten Lachen suchte er seine seelische Erschütterung zu verbergen. „Der Pflegesohn des Herrn Berry, der Schatz des schönen Fräuleins — o Du Hauptkerl! Und dazu der ‚Schwarze Jakob', der Zuchthäusler, der Kanalarbeiter — eine nette Zusammenstellung das! Und doch ist's so und doch willst mich nicht verleugnen! ‚Dein Hans, der Sohn Deiner Marie' — ja, ja, das bist Du! Aber hab' ein bißl Nachsicht mit mir — wenn man so eine Freud' gar nimmer g'wohnt ist, da geht einem alles rundum —" Er drückte die geballte Faust auf die Brust. „So, jetzt geht's schon wieder, jetzt setz' Dich, Hans, und dann reden wir vernünftig! Wie denkst Du Dir denn die Sach' in Zukunft?"

„Ich bin von morgen ab Angestellter der Fabrik Berry, Monteurgehilfe mit einem Gehalt von achtzehn Mark die Woche. Es ist nicht viel, aber immerhin mehr, als ich brauche. Meine Ersparnisse stehen Dir zur Verfügung und können wenigstens dazu dienen, Dir eine anständige Wohnung zu verschaffen, mehr freilich wird vor der Hand nicht herausspringen. Doch habe ich nicht im Sinne, Gehilfe zu bleiben, und dann kommt es ja besser. Ich habe nur eine Bitte: sorge dafür, daß Herr Berry unseren Verkehr nicht erfährt — er hat ihn mir ausdrücklich verboten. Der Kommerzienrath hat nun einmal eine schlechte Meinung von Dir. Mit der Zeit wird sich schon Gelegenheit finden, ihm eine bessere beizubringen und das Verbot zu beseitigen. Er ist berechtigt, Gehorsam von mir zu verlangen."

„Wie kannst Du nur solange darüber reden, Junge!" entgegnete Davis. „Als ob ich das nicht am besten selbst wüßte, daß die Leute nichts von mir erfahren dürfen, der Herr Berry und vor allem Deine Claire." Er lachte verschmitzt. „Bist doch ein verfluchter Kerl mit achtzehn Jahren — allen Respekt! Aber nimm' Dich in acht, sie wird Dir noch vielen Kummer machen, Deine Claire, ich sage es Dir im voraus. Na, ich will jedenfalls das Meinige thun, um das zu verhüten. Wir wollen uns höchstens hie und da am Sonntag auf ein paar Stündchen treffen — unter der Woche kennen wir uns nicht, selbst wenn uns ein Zufall zusammenführen sollte. Da kann niemand etwas merken, und verderben kann ich Dich auch nicht in den paar Stunden, wohl aber kann ich Dir da und dort rathen — besonders wenn einmal die Claire wiederkommt. Ich kenne das — ob reich oder arm, vornehm oder gering, ist ganz gleich, wenn's einen hübschen jungen Kerl gilt — also warum nicht? Oft schon dagewesen, so was; ich thät's Dir gönnen, das Mädel!"

„Was war schon oft da? Was meinst Du mit dem ‚gönnen'? Ich verstehe Dich nicht!"

„Was ich mit dem ‚gönnen' mein'?" Davis lachte laut. „Nun, daß sie einmal Deine Frau wird! Was werd' ich sonst meinen? Ich glaube wirklich, Du bildest Dir ein, es sei Dir nur um Freundschaft mit dem Mädel zu thun!"

Das Antlitz des Jünglings färbte sich dunkelroth. Der Vater sprach nur unverblümt aus, was der Traum seiner Nächte war, aber das Wort „Frau", das er nie klar zu denken wagte, erschreckte ihn geradezu, die Ungeheuerlichkeit des Gedankens drückte auf ihn; er erklärte eine solche Vermessenheit für lächerlich, ja geradezu für schlecht, für ein Verbrechen an seinem Wohlthäter, Herrn Berry; kurz er gab sich sichtlich alle Mühe diese Hoffnung in ihrem Entstehen zu vernichten.

Sein Vater hörte ihm ruhig zu und lächelte überlegen zu den Gegengründen des Sohnes. „Und doch ist es so," sagte er ruhig. „So jung Du bist — Du wirst keinen anderen Gedanken, keinen anderen Wunsch mehr haben, als sie Dir ganz zu erringen, allen Hindernissen zum Trotz. Und wenn's Dir gelingt, so ist das eine recht ausgesuchte Rache dafür, daß sie Dich einmal verschenkt haben wie ein Spielzeug. Der Stiel wird umgedreht. Du nimmst Dir die Kette ab und legst sie Deiner Herrin an! Und warum soll's nicht gehen, wenn Du's vernünftig anpackst? Bist

Frauenleben i

Nach einem Gemäld

Digitized by Google

alten Rom.

von P. Piatti.

Digitized by Google

ein strammer Kerl, gern hat sie Dich auch, und das bricht immer wieder durch, wenn Du nicht locker läßt; darauf versteh' ich mich. Jetzt siehst Du mir's freilich nimmer an, aber als ich noch jung war und um die Marie warb — sie war guter Leute Kind und die Schönste im ganzen Dorfe und mancher Reichere wollte sie haben — da hab' ich's auch durchgesetzt. Mich nahm sie, den armen Teufel! Hab' ihr's freilich schlecht gelohnt — doch das gehört nicht hierher! Also ich sage Dir, die Geschichte ist immer die gleiche, es giebt kein Halten, wenn ein Mädel einmal richtig in einen vernarrt ist; und bei der schon gar nicht, die sieht gerade so aus. Und verlaß' Dich nur auf mich, ich helf' Dir, und die Sonntage sollen Dir nicht schaden. Von mir wird kein Mensch was hören und sehen. Einverstanden, Haus?"

Der junge Mann schlug mit Wärme ein, sein ganzes Innere war in Aufruhr. Das Unerklärliche, das er gestern gefühlt beim Abschied der Freundin, jetzt erst hatte er es begriffen. Der Schleier hob sich von seiner Seele, und er war glücklich, nicht allein zu sein mit seinem süßen Geheimniß. Des Vaters Herzlichkeit hatte in ihm das Gedächtniß an dessen Vergangenheit zurückgedrängt — wer anders sollte sein Vertrauter sein als er? Und war dieses neue Band, das sie beide verknüpfte, nicht kräftiger als das alte, längst verwitterte?

Mit glühenden Wangen verabschiedete er sich, da seine längere Abwesenheit Verdacht erregen konnte. Die Kreegasse kam ihm jetzt lang nicht mehr so häßlich vor, und das Klavierspiel, das aus dem „Jörgl" herausdrang, erschien ihm wie eine heitere Begleitung zu seinen goldenen Zukunftsträumen. Den Schutzmann an der Ecke würdigte er keines Blickes mehr. Daheim schlich er vorsichtig die Treppe hinauf. Im Flackerschein des gegenüberliegenden Hochofens küßte er zum ersten Male das kleine Bild, das über seinem Bette hing — „Claire!" flüsterte er leise.

5.

Alle Bemühungen des Kommerzienraths Berry, seinem Sohne Otto die militärische Laufbahn auszureden, waren vergeblich. Zu lange hatte er die sich frühzeitig kundgebenden Neigungen desselben gewähren lassen, hatte sie für kindische Spielerei gehalten, die mit den Jahren von selbst einer vernünftigen Ueberlegung weichen würde. Nun sah er zu spät ein, daß er den rechten Zeitpunkt versäumt habe, um erfolgreich auf den Sohn einzuwirken und ihn für den eigenen Beruf zu gewinnen. Entscheidenden Zwang wollte er nicht anwenden, damit wäre auch nach keiner Seite hin gedient gewesen. Zur richtigen Leitung eines so riesigen Unternehmens, wie das seinige war, bedurfte es vor allem der ganzen Kraft, des ganzen Interesses von seiten des Besitzers, und nichts war von Otto weniger zu erwarten als eben dies.

Die Kommerzienräthin, welche die Wahl des Sohnes durchaus nicht ungern sah, suchte den Gatten zu trösten, indem sie auf das aristokratische Blut hinwies, das in dem Jungen sich rege und gegen das sich nun einmal nicht ankämpfen lasse. Allein ihre Gründe wollten nicht recht verfangen. Berry hing mit Leib und Seele an seinem Werke, das er gegründet und auf solche Höhe gebracht hatte; er wußte auch sehr gut, daß er den Glanz seines Namens nicht der adligen Abstammung, sondern einzig und allein seinen industriellen Unternehmungen zu danken habe.

Das Geschäft blühte gerade jetzt wie noch nie zuvor. Bei der kürzlich vollzogenen Verstaatlichung der Eisenbahnen hatte Berry durch einflußreiche Beziehungen sich großartige Lieferungen zu verschaffen gewußt und war so in der angenehmen Lage, den Betrieb seiner Werke verdoppeln zu müssen. Und nun, wo er auf dem Höhepunkt seiner industriellen Laufbahn stand, schlug sein einziger Sohn das Erbe dieser Lebensarbeit aus für ein armseliges Lieutenantspatent! Das erschien ihm ungeheuerlich. Alle die Zukunftsträume, welche dem sonst kalt berechnenden und nüchternen Geschäftsmann die ehrgeizige Phantasie vorgaukelte, alle die Hoffnungen auf ein jede Konkurrenz überflügelndes Wachsthum seines Hauses über sein Grab hinaus — all das zerstob in nichts. Diese flammenden Hochöfen, diese ewig lebendigen Maschinen und Walzwerke, diese ganze lodernde, rastlos schaffende Welt, die sein Stolz war, sie sollte einst in einen toten Goldhaufen sich verwandeln, wie ihn jeder gewissenlose Börsenspekulant aufstapeln konnte, um ihn dann vielleicht von heute auf morgen an der Spielbank, im Freudentaumel der Großstadt sinnlos zu vergeuden!

Es kam zu heftigen Auftritten, dann wieder ließ sich Berry zu Bitten herbei — umsonst! Otto war schon frühzeitig ergriffen von der krankhaften Sucht nach äußerlichem Glanze und möglichst mühelosem Lebensgenuß; seinen scharfen Augen entging nicht die bevorzugte Stellung, welche der Offizier in der „Gesellschaft" einnahm. Für den Werth der Arbeit hatte er kein Verständniß; wo sie ihm vollends wie in der Fabrik als Handarbeit entgegentrat, hatte er nur Geringschätzung dafür. Und der Kommerzienrath konnte sich nicht verhehlen, daß er selbst an dieser Gesinnung mitschuldig sei. Hatte er nicht die verkehrten Anschauungen seines Sohnes mit heranbilden helfen? Sein Unmuth gegen die stets murrenden Arbeiter, seine Klagen über ihre feindselige und ewig kampfbereite Stellung, welche die Großindustrie in ihren besten Plänen lahmlege und durch die sicherste Rechnung einen Strich mache — waren sie nicht gerade bei einem Knaben wie Otto ganz dazu angethan, eine gründliche Abneigung gegen jede Berührung mit diesen Leuten zu wecken; durfte er sich wundern, wenn sein Sohn wieder und wieder erklärte, er wolle sich nicht sein ganzes Leben lang „mit diesem Pack herumschlagen"?

Zu spät sah Herr Berry seinen Fehler ein. Aber gewohnt, mit unerbittlicher Schärfe aus jeder Sachlage die Folgerungen zu ziehen, ließ er sich durch diese Erkenntniß weiterführen. Er begann, seine eigenen Ansichten, die ihm in gesteigerter Einseitigkeit aus dem Munde des Sohnes entgegen traten, mit kritischem Blicke zu untersuchen, und gab sich Mühe, die Arbeiterverhältnisse so unbefangen zu prüfen, als dies seine bisherige entgegengesetzte Anschauungsweise überhaupt zuließ. Dabei ertappte er sich auf mancher Ungerechtigkeit. Zugleich regte sich in ihm ein Widerwille gegen die Vorurtheile, die seinen Sohn ihm entrissen und sich nun gegen ihn selbst kehrten. So gewöhnte er sich daran, gewisse Fragen von einer ganz anderen Seite zu betrachten und zu behandeln. Der Uebergang vollzog sich naturgemäß langsam und zuerst fast unmerklich. Berry war in allem, was die Leitung seiner Unternehmungen anging, viel zu sehr gewöhnt, kühl zu berechnen und immer zuerst nach dem eigenen Interesse zu fragen, als daß er sich jetzt unter dem Eindruck, den Arbeitern gegenüber manches versehen zu haben, zu einem auffälligen entgegengesetzten Verhalten hätte hinreißen lassen. Allein was anfangs ihm selbst kaum bewußt war und sich höchstens in größerer Theilnahme an der inneren Verwaltung und Einzelüberwachung der Werke mit ihren Beamten kundgab, das griff doch allmählich weiter und war nahe daran, zum bewußten Systemwechsel zu werden.

Nun konnte auch die Veränderung nicht mehr lange verborgen bleiben. Bald herrschte in den Werken allgemeines Kopfschütteln, man kannte Herrn Berry gar nicht mehr. Nicht daß er seine Leute jetzt mit Wohlthaten überhäuft oder in völlig anderer persönlicher Weise behandelt hätte, aber seine frühere kalte Zurückhaltung milderte sich zu ruhigem Ernste, seine Strenge ließ jetzt Ausnahmen zu und ward nicht selten durch etwas wie Wohlwollen unterbrochen. Ueberall, in den Werkstätten, in den Arbeiterwohnungen, war er nun zu sehen; Uebelstände, die bei dieser Aufsicht seinem scharfen Auge nicht entgehen konnten, wurden plötzlich aufgehoben. Die Direktoren und Ingenieure erhielten öffentliche Rügen, und was bei Berry bisher unbekannt war, man wurde sogar für tüchtige Leistungen gelobt. Kurz, der Kommerzienrath, der bis jetzt in diesen Räumen als die unsichtbare böse Macht gegolten hatte, die den Arbeitern, wie sie sich erbittert ausdrückten, „das Mark aus den Knochen saugte", trat mit einem Male menschlich mitten unter diese Leute, sie verblüffend durch seine ungewohnte Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe.

Besonders erfreute sich Hans der Aufmerksamkeit seines Chefs. Es verging fast kein Tag, ohne daß ihn dieser bei der Arbeit aufgesucht oder sich bei seinem Meister nach seiner Aufführung erkundigt hätte. Dieses liebevolle Interesse bewegte Hans mächtig und spornte ihn zum Aeußersten an. Es war, als ob er alle Hindernisse spielend überwinden könnte; jedem mußten seine Fortschritte auffallen. Den Mangel an theoretischem Können suchte er in seinen abendlichen Freistunden durch Privatstudien zu ersetzen, der Tag gehörte den Maschinen. Mit scharfen Augen verfolgte er ihr mühevolles stückweises Entstehen, ihre erste Lebensregung, ihren geheimsten Pulsschlag, all ihre tollen Launen, ihre Krankheiten, deren Heilung, ihren letzten Athemzug. Er beobachtete, daß trotz ihrer mechanischen, nach unumstößlicher Berechnung sich vollziehenden Bewegung jeder einzelnen eine besondere

Individualität innewohne, eine Art Seele, die erst ihren Werth bestimmte. Und diese Seele, die nirgends zu sehen, aber überall zu fühlen war, ließ sich nicht wissenschaftlich nachweisen und berechnen, die mußte instinktiv gefunden und hineingearbeitet werden, und in diesem schöpferischen Ahnungsvermögen erblickte er den Höhepunkt seines Berufes, der weit über dem Handwerk lag. —

Die sonntäglichen Besuche bei dem Vater fanden regelmäßig statt, doch die Atmosphäre der „Fackel" — Davis mochte sich trotz alles Zuredens nicht davon trennen — konnte seiner im Stahlbad ernster strebsamer Arbeit gestärkten Seele nichts anhaben. Aber Schmerz und eine unbestimmte Angst empfand er bei der Beobachtung des unsteten haltlosen Wesens seines Vaters. Er traf ihn in den verschiedensten Stimmungen; voll zufriedenen Muthes und wieder voll Trotz und Haß; oft väterlich zärtlich, Liebe und Dankbarkeit verrathend, oft voll höhnischen Spotts, neidisch auf die Stellung, die hoffnungsvolle Zukunft des eigenen Sohnes; oft weich wie ein Kind, zugänglich den Ermahnungen und Bitten des Sohnes, auszuharren, bis er in der Lage sei, mehr für ihn zu thun, für seine alten Tage zu sorgen; oft wüthend in sinnlosen Drohungen gegen Gott und Welt oder in rohen Worten jede Bevormundung durch so einen „grünen Jungen" zurückweisend.

Hans lebte dabei in der ständigen Furcht, sein Verkehr in der „Fackel" könnte entdeckt werden, und er selbst mußte sich gestehen, daß der Ort ganz dazu angethan sei, um Herrn Berrys höchste Entrüstung zu rechtfertigen. Ein halbes Jahr ging so vorüber, da traf er eines Sonntags denselben Gesellen, der ihm einst den Weg zur „Fackel" gewiesen hatte, bei seinem Vater. Beide waren offenbar nicht mehr sehr nüchtern, einige geleerte Weinflaschen standen vor ihnen. Davis stellte den Genossen als seinen Kollegen und guten Freund Holzmann vor, und aus dem gegenseitigen Aublinzeln und Zulachen glaubte Hans zu erkennen, daß dem Fremden sein Verhältniß zu Davis kein Geheimniß mehr war. Mit Widerwillen blieb er; und in der That — bei einer weitern Flasche, welche die beiden Männer unter lärmendem Gespräch tranken, machte Holzmann plumpe Anspielungen auf das Schicksal von Hans und sprach dabei von dem Blutsauger Berry, dem einmal ordentlich zu Ader gelassen werden sollte. Dann wurde sein Ton immer vertraulicher, bis er endlich unvermittelt herausplatzte, Hans werde sich doch nicht einbilden, irgendwie diesem Berry verpflichtet zu sein, der ihn wie einen Sklaven gekauft und für seine hartherzigen Zwecke aufgezogen habe, nachdem sein Vater durch diesen Menschen ins Elend, die Mutter ins Wasser gejagt worden sei; im Gegentheil habe er allen Grund, sich zu rächen für solche Gemeinheit. Daran knüpften sich sonderbare Fragen über die Räumlichkeiten im Berryschen Hause, Ausdrücke der Verwunderung, daß es noch niemand probiert habe, an den goldenen Rand zu kommen, den der alte Fuchs jedenfalls aufgestapelt habe, das wäre ja geradezu ein verdienstliches Werk.

Diese Dinge wurden allerdings in scherzendem Tone gesprochen, aber die Blicke des Mannes ruhten lauernd auf Hans und schweiften dann wieder zu Davis hinüber, der durch seine Miene zur Vorsicht zu mahnen schien, so daß den scharf beobachtenden jungen Mann ein Schauer überlief bei der furchtbaren Ahnung dessen, auf was Holzmann abziele. Trotzdem unterbrach er den Redestrom des halb Betrunkenen nicht. Die Besorgniß machte ihn verschmitzt. Mochte dieser Mensch sein Innerstes nur aufdecken und den verbrecherischen Anschlag, mit dem er sich offenbar trug, bloßlegen. Nicht nur, daß der Vater auf diese Weise vor dem gefährlichen Umgang gewarnt wurde — es ließ sich so zugleich die Möglichkeit gewinnen, ein Verbrechen zu vereiteln.

Und Holzmann kroch immer mehr aus seinem Versteck, seine kleinen Augen blitzten vor Vergnügen, und er vergaß sogar seine Flasche. Stück um Stück enthüllte er einen vollständigen Plan zur Beraubung des Berryschen Hauses. Der Vater hörte ruhig zu und stierte auf den Boden, nur in seinem Gesicht spiegelte sich eine lebhafte Theilnahme, eine das Gesprochene verfolgende lebhafte Phantasie. Als Holzmann seine Auseinandersetzungen mit den leisen Worten schloß: „Sie sehen, es handelt sich nur noch um einen Eingeweihten aus der Fabrik, und der könnte sich ja finden," erhob Davis unmerklich den gesenkten Blick und schielte gespannt hinüber zu dem bleichen Gesicht seines Sohnes, aus dem ihn zwei klare Augen fragend anschauten.

Eine peinliche Pause trat ein, dann lachte Davis hell auf und gab Holzmann einen Tritt mit dem Fuße. „Ich glaube gar, der Junge nimmt die Geschichte ernst und hält uns für die leibhaftigen Banditen, die alles zu thun imstande wären." Er lachte, daß ihm die Adern am Halse dick anschwollen, dann sprang er plötzlich empor und schlug heftig auf den Tisch. „Das aber ist eine Gemeinheit, weißt Du das! Eine Gemeinheit — ich verbitte mir das! Will das auch schon auf unsereinen herabsehen wie auf Lumpenvolk? Oder gar spionieren, kundschaften — wär's das? Junge, nimm' Dich in acht, wenn ich Dich wieder zwischen meinen Fäusten habe, gibt's nicht wieder so gut aus!" Sein Gesicht hatte wieder denselben thierischen Ausdruck wie an jenem Abend im Fabrikhof, allein Hans fürchtete sich jetzt nicht mehr: fest sah er den Zornigen an.

„Du hast keinen Grund, so zu poltern," sagte er ruhig, „Du hast ja vorhin kein Wort gesprochen, also konnte ich von Dir nichts für Spaß oder für Ernst nehmen; nur dieser Mann hier spricht über Dinge, über die man auch im Scherze nicht sprechen soll —"

„Aha!" rief jetzt Holzmann höhnisch, „hörst Du ihn, Deinen gestrengen Herrn Sohn? Schau nur, wie er predigen kann!"

Davis ging, die Hand in der Tasche, wie ein wildes Thier im Zimmer umher; nun blieb er mit einem Ruck vor Holzmann stehen und strich sich die zerwühlten schwarzen Haare mit einer zornigen Bewegung aus der Stirn. „Und recht hat er doch, der Herr Sohn; Du hast wirklich ein zu dummes Gewäsch, das einen ins Zuchthaus bringen könnte. Ich will's auch nimmer hören, es stürzt mir ins Hirn wie der Wein da und macht mich ganz toll . . . Und sag', Holzmann, hab' ich je von so 'was gesprochen, daß ich wollte — oder könnte — oder — sprich, habe ich je — sprich, sag' ich . . ."

Drohend, mit geballten Fäusten und herausquellenden Augen stand er vor dem Freunde. Der Blick des schmächtigen, durch den Trunk entkräfteten Menschen kroch scheu zu Boden, sein Körper drückte sich furchtsam beiseite, plötzlich sprang er geradeaus gegen die Thür.

„Du bist ein tolles Thier — mach', was Du willst!" rief er und war im Nu verschwunden.

Davis rannte mit einer blinden Wuth, welche den Vergleich Holzmanns rechtfertigte, gegen die ins Schloß fallende Thür. Als er sah, daß der Verfolgte außer dem Bereich seiner Fäuste war, schien er sich zu besinnen und kam langsam zu Hans zurück.

„Warum verkehrst Du mit einem solchen Menschen?" fragte ihn dieser furchtlos.

„Dumme Frage! Wir arbeiten zusammen wie zwei Maulwürfe, ein Kollege von mir! Mit einem ‚solchen Menschen', sagst Du? Ja, was soll's denn für ein Mensch sein? Er hatte freilich nicht das Glück, von einem Geldprotzen von der Straße aufgelesen zu werden wie Du, und hat natürlich ganz andere Ansichten wie Du. Er meint's auch nicht so schlimm, und ich ärgere mich jetzt nur, daß ich so grob war gegen ihn. Aber daran bist nur Du schuld mit Deinem dummen Moralpredigen . . . Ja, wer bin ich denn eigentlich, daß ich mir das gefallen lassen muß?"

In neu aufsteigendem Zorne stampfte er mit dem Fuße. Hans ließ ihm Zeit, sich zu beruhigen, und faßte unterdessen seinen Entschluß

Endlich setzte sich Davis, wie ermattet von dem Wuthanfall, und brachte seinen Pfeifenstummel wieder in Brand. Es war ganz still, nur um den verschütteten Wein summten die Fliegen.

„Ich bin überzeugt," begann Hans, „daß dieser Mann nicht im Scherze sprach, daß er mich ausforschen wollte, daß er in mir diesen ‚Eingeweihten aus der Fabrik' zu finden hoffte."

Davis blies eine Rauchwolke gegen die Wand und bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle. „So laß ihm doch sein Vergnügen, was kann er schaden, wenn er doch in Dir den Mann nicht findet, den er braucht?" antwortete er dann leichthin.

„Aber Dir kann er schaden, Vater, wenn Du unter seinem verderblichen Einfluß bleibst," entgegnete Hans eifrig.

„Du sprichst ja wie ein Pfarrer! Teufel, was hab' ich für ein Söhnchen!" Davis lachte spöttisch auf.

„Ich muß Dir erklären, daß ich nicht mehr zu Dir kommen kann, wenn Du den Verkehr mit diesem Menschen nicht aufgiebst."

„Du hast also wirklich Angst für die Geldspinden Deines geliebten Herrn Berry?"

„Ich habe Angst, daß Holzmann Dich in irgend eine unrechte That verwickelt, wenn auch wider Deinen Willen, und dann wärst Du und ich für immer zu Grunde gerichtet."

„An mir iſt nicht mehr viel zu Grunde zu richten! Wenn man einmal drin war im Häusl, liegt am zweiten Mal nicht mehr ſoviel. Freilich bei Dir iſt es 'was anderes — da haſt Du recht, das wäre ſchlimm, das möcht' ich ſelbſt nicht. Die Claire und alles futſch wegen mir — nein, das will ich nicht! Aber ich bin auch kein Kind mehr und laß mich nicht am Gängelband führen. Der Holzmann iſt ein fideler Kerl, der ſein letztes Hemd hergiebt für ſeinen Freund, das gefällt mir an ihm; eine Kneipfreundſchaft alſo — weiter nichts. Uebrigens ſollſt Du ihn nicht mehr bei mir treffen, das verſpreche ich Dir. Damit iſt's aber genug der Vorſchriften, das merke Dir! Meine Freiheit verkaufe ich nicht für Deine Altersverſorgung."

Hans ſtand auf und nahm ſeinen Hut. Davis ſah ihn erſtaunt an.

„Es iſt alſo wirklich Dein Ernſt? Du willſt nicht mehr kommen wegen dieſes Schwätzers? So ſei doch vernünftig, ich muß ja mit ihm umgehen, wenn ich den ganzen Tag mit ihm arbeite; ich kann mir meine Geſellſchaft nicht ausſuchen wie Ihr Herrenleut'! Es wär' mir wirklich leid, wenn Du nicht mehr kämeſt." Er wühlte mit der Hand in dem offenen Hemde an der Bruſt. „Und es iſt eine große Frage, ob Du gut daran thuſt. Dann bin ich wieder ganz allein und hab' auf nichts aufzupaſſen — aber allerdings —" ſeine Stimme klang wieder heftig — „wenn Du nur kommſt, um zu ſpionieren und uns auszuforſchen wie heute, dann bleibſt Du mir beſſer ein für allemal weg."

In Hans ſtieg ein heißes Mitleid auf, einen Augenblick beſann er ſich, dann verſprach er, wiederzukommen am nächſten Sonntag, unter der Bedingung, daß Holzmann nicht da ſei. Das wurde ihm von Davis feierlich zugeſichert.

„Du verſtehſt unſere Sprache nicht, weißt nicht, was für dumme Gedanken einem kommen, wenn man den ganzen Tag in Staub und Schmutz herumpudelt, während einem die Wagen der Reichen über den Kopf weg.aſſeln — wenn das alles ausgeführt würde, was da gedacht wird!"

„Ich denke, das Bewußtſein redlich gethaner Arbeit müßte alle dieſe ſchlimmen Gedanken verſcheuchen und einen Stolz wachrufen, wie ihn der reiche Müßiggänger nicht haben kann," ſagte Hans im Tone innerer Ueberzeugung.

„Bei Deiner Arbeit mag das ſein, aber unſere — die giebt überhaupt kein Bewußtſein. Mach's einmal nur einen Tag und ſuch' dann das ‚Bewußtſein redlich gethaner Arbeit' und den ‚Stolz'!" Eine tiefe Verbitterung klang aus den Worten.

Hans fand keine Antwort darauf.

„Auf Wiederſehen!"

Er drückte dem Vater die Hand und wandte ſich zur Thür; ihm ſtiegen die Thränen in die Augen, ſie drangen aus tiefſtem Herzensgrund.

Als er nach Hauſe kam — ſeit er feſtes Gehalt bezog, wohnte er bei Merks, deren Rolle als Pflegeeltern jetzt ausgeſpielt war, in freier Miethe — fand er auf ſeinem Tiſche ein großes Schreiben mit der Firma Berry auf dem Umſchlag. Aufgeregt öffnete er den Brief.

„Es freut mich, daß Ihre gute Aufführung und Ihre Fortſchritte mich in ſtand ſetzen, Sie zum Monteur zu ernennen mit dem Gehalt eines ſolchen. Ich benutze die Gelegenheit, Sie für morgen abend zu mir zu Tiſch zu laden. Ihr geneigter J. Berry."

Das Papier fiel ihm aus den zitternden Händen; er hob es auf, las immer und immer wieder „zum Monteur zu ernennen . . . zu Tiſch zu laden". Er an Herrn Berrys Tiſch geladen — er, der eben an einem Tiſche geſeſſen hatte mit dieſem Holzmann, welcher die Beraubung des Kommerzienraths plante — und daneben ſaß der Vater und wartete ab, was er dazu ſagen, wartete ab, ob nicht auch in ihm ein verbrecheriſcher Gedanke ſich regen würde — doch nein, das that er nicht, ſo weit war er noch nicht wie dieſer Holzmann, der arme Vater! Und jetzt könnte er ihn ja vielleicht erlöſen aus dem Staube und Schmutze, aus der häßlichen Luft unter der Erde, welche alle dieſe häßlichen Gedanken erzeugte! Er wollte ſo gern alles entbehren, um nur ihn zu retten. Wenn er raſch hineilte und ihm die Freudenbotſchaft brächte, ob er ihn dadurch nicht ganz von Holzmann losreißen könnte?

Schon war er entſchloſſen zu gehen, da dachte er an morgen abend; jetzt noch einmal Herrn Berry zu hintergehen, jetzt mit dieſem Briefe in der Hand, in welchem jede Zeile die Fürſorge des wohlwollenden Mannes verrieth — nein, das war nicht möglich! Nächſten Sonntag mochte es ſein, und dann zum letzten Male! Ein Monteur verdiente hundertzwanzig Mark im Monat, mit der Hälfte konnte er leben; die andere ſollte der Vater haben unter der Bedingung, daß er die „Fackel" verlaſſe . . .

„Für morgen abend zu mir zu Tiſch zu laden" — las er immer wieder.

Was lag doch gar ſo Beglückendes in dieſen Worten? Die Ehre hatte er ja früher ſchon genoſſen, als Claire noch hier war, aber nie war er ſo begeiſtert davon wie jetzt. Früher war ſie ihm zu theil geworden als dem aus Barmherzigkeit angenommenen Knaben, als dem Automaten Nummer zwei; jetzt als einem Angeſtellten des Hauſes — war es deshalb? Aber einen einfachen Monteur lud doch Herr Berry ſonſt nicht an ſeine Tafel — was alſo war der Grund? Hatte vielleicht Claire geſchrieben, den Papa gebeten — —? Er hatte ſeit ihrer Abreiſe nichts mehr von ihr vernommen, den Kommerzienrath nach ihr zu fragen, wagte er nicht. Jetzt würde er wohl von ihr hören — über was ſollte man denn mit ihm ſprechen als über Claire? Und morgen durfte er auch fragen nach ihr, ſie grüßen laſſen! Ja, das war's, was dies Glücksgefühl in ihm wachgerufen hatte, was ihn ſogar ſeine überraſchende Beförderung, den Vater mit ſeinem entſetzlichen Freunde — alles, alles vergeſſen ließ. (Fortſetzung folgt.)

Die Frau im alten Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernſt Eckſtein.

Wenn wir das Frauenleben im alten Rom und insbeſondere die Stellung betrachten, welche die Gattin im Hauſe wie in der Geſellſchaft einnahm, ſo gilt es zwei zeitliche Hauptabſchnitte zu unterſcheiden, die etwa gegen das Ende der Republik nach und nach ineinander übergehen.

Man könnte den erſten dieſer beiden Zeitabſchnitte als den der römiſchen Frau, den zweiten als den der römiſchen Dame bezeichnen.

Hand in Hand mit dieſer Veränderung der Hausherrin geht eine Umgeſtaltung des Hauſes, der alten Wahrheit entſprechend, die in dem Satze enthalten iſt: „Sage mir, wie Du wohnſt, und ich ſage Dir, wer Du biſt."

Es ſei hier gleich im voraus bemerkt, daß die hier folgende kleine Studie ausſchließlich die Frau höherer Stände ins Auge faßt, da jene Umwandlung nur auf ſie Bezug hat. Die Frau des Landmanns, des Kleinbürgers, die ſich in ihrer Entwicklung naturgemäß weit konſervativer zeigt, muß hier unerwähnt bleiben, da ſie nach römiſchen Kulturbegriffen nicht mitzählt, daher denn auch die Quellen für ihre Darſtellung ſehr ſpärlich fließen.

Der Mittelpunkt des römiſchen Hauſes, in welchem die Herrin (domina) ſchaltete und als Zeichen ihrer Herrſchaft ſämmtliche Schlüſſel unter Verwahrung hielt, war das Atrium, ſo genannt von dem ſchwärzenden Rauch (ater = ſchwarz), der von dem Familienherde durch die viereckige Dachöffnung abzog.

Dieſes Atrium glich in der guten alten Zeit mehr einem Wohnzimmer; in der ſpäteren Periode ward es vollſtändig zum Salon.

Urſprünglich hatte hier — außer dem Herde, der gleichzeitig irdiſche Feuerſtätte, Hausaltar und Standort für die Penaten, die Hausgötter, war — alles das Platz gefunden, was mit dem Weſen und dem Begriff der Familie zuſammenhing. So befand ſich hier, am Boden befeſtigt oder in die Wand eingelaſſen, die eiſerne Geldkaſſe des Hausherrn. Liebe Erinnerungen an Verſtorbene wurden hier angebracht, vor allem auch die aus Wachs gefertigten ſogenannten „imagines", die Porträtmasken der Vorfahren. Das Schlafgemach der Ehegatten ſtieß unmittelbar an dieſen Raum oder bildete gar einen Theil desſelben.

Das Atrium war auch die Stätte, wo die ſittſame Hausfrau, umringt von ihren luſtig mitſchaffenden Dienerinnen, der Arbeit oblag, beſonders dem Wollſpinnen. In jener bekannten Scene, die uns der Geſchichtſchreiber Titus Livius gezeichnet hat, finden die römiſchen Edelinge die ſchöne Lucretia noch ſpät in der Nacht

Lieblingsplätze.
Nach einer Zeichnung von P. Bauer.

mit den fleißigen Mägden „deditam lanae“, das heißt: an der Wollarbeit. Und Lucretia war einem der ersten Geschlechter der Siebenhügelstadt entsprossen.

Dies reizende Genrebild — die Frau in dem engen Bezirk des Atriums, dem sie den Stempel ihres geräuschlosen Waltens aufprägt — ist für das römische Haus jenes Zeitalters typisch.

Das häusliche Leben der alten Zeit im allgemeinen kennzeichnet Columella in seiner Schrift „De re rustica“ („Ueber den Landbau“) etwa wie folgt: „Die Arbeit war damals eine gern geleistete Pflicht der Frauen, während sich die Familienväter nur an den Herd zurückzogen, um die staatsgeschäftlichen Sorgen abzuschütteln und sich Erholung zu gönnen. Im Atrium wehte der Geist der Eintracht, der liebenden Fürsorge, der gegenseitigen Achtung. Die Frau war darauf bedacht, den Mann zu zerstreuen, und doch wieder an seinen Bestrebungen Antheil zu nehmen. Es gab hier nichts, was getrennt war, nichts, was der Mann oder die Frau als ein persönliches, ausschließliches Recht in Anspruch nahm: beide gingen vielmehr einmüthig Hand in Hand.“ — Selbst der strenge, vielleicht etwas allzu mürrische Cato war, wie uns Plutarch erzählt, voll zartester Rücksicht gegen seine Gemahlin. Er soll öfters den Ausspruch gethan haben, daß er einen braven Familienvater und Gatten „höher schätze denn einen klugen Senator“.

Als mit der sinkenden Republik der Luxus und die Verweichlichung überhand nahmen, als man Gefallen an übergroßem gesellschaftlichen Verkehr, an Gelagen und Schwelgereien fand, da erfuhr das römische Atrium und mit ihm ein beträchtlicher Theil der römischen Hausfrauen die oben erwähnte Umwandlung. Der alte Familienherd mit den Hausgöttern paßte nicht mehr in den wachsenden Prunk; er nahm ja Platz weg, wenn des Morgens in aller Frühe die Staatsbesuche und Aufwartungen begannen, bei welchen nicht mehr wie einst die guten Freunde und nächsten Verwandten die Hauptrolle spielten, sondern die „Leute von Distinktion“, der Schwarm der Modepersönlichkeiten, außerdem aber die Rotte der Scheinklienten, die gegen ein Trinkgeld den Hausherrn mit ihrer Begleitschaft umgaben. Die Stätte, wo einst die fleißige Hausfrau gesponnen, dem Spiel ihrer blühenden Kinder zugeschaut oder mit gütigem Lächeln die Scherze der Sklavinnen angehört hatte, ward von den gravitätischen Togaträgern, von den Schmarotzern und Schmeichlern erobert. Keine Dienerin durfte hier mehr im Korbe von Spartgras oder von Weidengeflecht Spindel um Spindel bergen oder die Nadel handhaben zur kunstlosen Anfertigung der Kindergewänder. Das Wohn- und Familiengemach war von der großen, geräuschvollen Welt siegreich gestürmt worden.

Sehr natürlich paßte sich nun auch die Hausfrau diesem veränderten Zustand an. Statt wie früher die Rolle der Trösterin, der Erzieherin, der freundlichen Allverwalterin und Mutter zu spielen, mußte sie nun „repräsentieren“, geistreich thun und über den neuesten Vortrag des oft sehr langweiligen Tagespoeten eben so eifrig mitschwatzen wie über die Vorzüge eines vergötterten Schauspielers oder den neuesten Klatsch der Hauptstadt. Sie mußte belesen sein in schöngeistigen und philosophischen Werken, die sie im Grunde durchaus nicht verstand, eine glitzernde, oberflächliche Scheinbildung möglichst auffällig und kokett zur Schau tragen, und vor allem griechisch parlieren, was nur das Zeug hielt.

Der Satiriker Juvenal wendet sich gegen die grauenhafte Verbildung des schönen Geschlechts, wie sie bereits zu Anfang des ersten Jahrhunderts grassierte, wiederholt mit den unbarmherzigsten Ausdrücken.

„Was ist ekelhafter,“ heißt es in der berühmten sechsten Satire, „als daß sich heutzutage kein Frauenzimmer für reizvoll erachtet, ehe sie nicht aus einer geborenen Tuskerin sich zur Hellenin, aus einer Sulmonenserin sich zur echten Tochter Athens gemacht hat? In dieser Sprache — in der griechischen nämlich — zagen und zürnen sie; in ihr strömen sie all ihre Freuden, all ihre Sorgen und die gesammten Geheimnisse ihrer Seelen aus!“

Eine andere Stelle verurtheilt den litterarisch-kritischen Dilettantismus:

„Unerträglicher selbst als ein Weib, das sich bezecht, ist mir die Dame, die, wenn sie kaum Platz genommen, für den Virgil schwärmt, es ganz berechtigt findet, daß Dido, von Aeneas verlassen, sich tötet, und bei den Haaren herbeigezogene Vergleiche anstellt zwischen den einzelnen Poeten und ihren Schöpfungen! Schauderhaft, wenn sie so den Virgil in die eine Wagschale und in die andere den alten Homer legt! Kein Schulmeister kommt gegen sie auf, kein Rhetor, kein Advokat, kein öffentlicher Ausrufer, ja kaum eine andere Dame! Wie ein Bergstrom stürzen die Worte von ihren Lippen; das schallt und dröhnt und klingelt — man möchte verrückt werden!“

Weit schlimmer als diese Auswüchse war die fortschreitende Lockerung des Familienlebens, die schwindende Achtung vor der Heiligkeit des Ehebündnisses, die Leichtfertigkeit und Entsittlichung, die sich namentlich in gewissen hohen und höchsten Kreisen mit jedem Jahrzehnt breiter machte. Die Römer hatten schon in der Urzeit den Frauen eine viel freiere Stellung eingeräumt als z. B. die Griechen. Athen schloß die Frauen und Mädchen mit fast orientalischer Strenge in die sogenannte „Gynäkonitis“, das Weibergemach, ein. Oeffentlich zeigten sich die Griechinnen der geschichtlichen Zeit nur ausnahmsweise. Ganz anders in Rom! Schon die Sage von dem Raub der Sabinerinnen beweist, daß die Frauen und Mädchen der lateinischen Stämme bei Volksfesten zugegen sein durften. Am Forum befand sich im fünften Jahrhundert v. Chr. eine öffentliche höhere Töchterschule. Wiederholt wird berichtet, daß die Frauen schon in den frühesten Zeiten überall ungehindert erscheinen konnten, ein Recht, das sie einigemal — freilich nur in besonders dringenden Fällen — zur Abhaltung förmlicher Versammlungen und zu politischen Kundgebungen benutzten. Die oben angeführten Worte des Columella würden für sich allein schon ausreichen, um zu erhärten, daß die Auffassung von dem Zweck und dem Wesen der Ehe im republikanischen Rom eine ungleich würdigere und edlere war als in Griechenland. Diese Auffassung aber schwand allmählich, und die Freiheit, die Rom, im Gegensatze zu Hellas, seinen Frauen eingeräumt hatte, wurde mißbraucht. Im ersten Jahrhundert finden wir allenthalben die Spuren einer allzu ausgiebigen Emancipation. Die ursprüngliche strenge Form der Eheschließung ward durch andere, minder weihevolle verdrängt: die Rechtsbefugnisse der Frau wuchsen; ihr Pflichtgefühl stumpfte sich im gleichen Verhältniß ab. Kurz, es entwickelten sich allmählich Zustände, die sich einer Beleuchtung an dieser Stelle durchaus entziehen, Zustände, deren Auswüchse wir uns nicht abscheulich genug vorstellen können.

Dennoch ist es ein weitverbreiteter Irrthum, die römische Kaiserzeit, der wir so haarsträubende Beispiele weiblicher Entartung verdanken, durchweg für den verpesteten Pfuhl zu halten, den uns die unbarmherzigen Epigrammatiker und Satiriker, zum Theil aber auch die Historiker, in so abschreckendem Giftgrün erschillern lassen. Nicht einmal die aristokratische Welt war so überwiegend von Fäulniß zersetzt, wie man dies nach den Greueln, die uns die römischen Schriftsteller überliefert haben, voraussetzen möchte. Stellt doch selbst die Geschichte, die uns nur die gewaltigen Züge aufbewahrt, einer Verworfenen wie der Kaiserin Messalina die heroische Weiblichkeit einer Arria entgegen! Der Kenner des menschlichen Herzens wird ja von vornherein nicht daran zweifeln, daß Zartheit und Innigkeit des Empfindens, Edelmuth der Gesinnung, opferwillige Gattenliebe und fleckenloseste Reinheit und Treue zu allen Zeiten öfter und herrlicher sich bewähren, als der erste oberflächliche Blick dies vermuthen läßt. Immerhin scheint es mir eine lohnende Aufgabe, einige solcher minder bekannten Beispiele hier zusammenzustellen und so dem Leser zu zeigen, daß auch das Juvenalische Rom nicht arm war an jenen Lichtgestalten, in deren Herzen, wie Bogumil Goltz sagt, „die Engel traumreden und Gott der Herr immer von neuem wieder Paradiese entwirft.“

Von Arria, der Gattin des Pätus, erzählt die Geschichte uns jenen heldenhaften Zug, der wohl uns allen seit unserer Schulzeit geläufig ist. Arria, gewillt, mit ihrem wegen einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius zum Tode verurtheilten Gatten gemeinsam zu sterben, erbittet sich von dem noch Zögernden das Stilett, stößt es mit ruhiger Hand sich selbst in die Brust und reicht es dann dem Gemahl mit den „unsterblichen“ Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!“

Das gehört in die Weltgeschichte. Ein anderer Zug aber dieser hochherzigen und dabei außerordentlich weichmüthigen Frau ist minder bekannt, ohne an Größe dem hingebungsvoll-verzweifelten „Pätus, es schmerzt nicht!“ nachzustehen.

Man urtheile!

Ihr Gatte war einst lebensgefährlich erkrankt; ihr Sohn ebenfalls. Beide Leidenden wurden in verschiedenen Gemächern gepflegt. Arria führte die Oberaufsicht und theilte sich mit unermüdlicher Liebe zwischen Vater und Kind. Der Sohn, ein

entzückender Knabe, die ganze Wonne des Mutterherzens, starb. Der Vater jedoch, der selbst noch in größter Gefahr schwebte, durfte von diesem Tode nichts wissen. Arria traf sonach — das bitterste Weh in der Brust — geräuschlos die Anstalten zum Leichenbegängniß und ließ den Knaben zur ewigen Ruhe bestatten, ohne daß ihr Gemahl das Geringste erfuhr. So oft sie das Zimmer ihres Gatten betrat, gab sie in frommem Betrug vor, der Sohn lebe und befinde sich besser. Sie mußte sich oft genug, wenn sich Pätus erkundigte, mit allerlei Einzelheiten befassen, ein ganzes Gewebe spinnen, ihm sagen, der Sohn habe das und das mit Appetit gegessen, so und so lange geschlafen — und bei all dem die Miene lächelnder Hoffnung zur Schau tragen! Nur wenn die lange verhaltenen Thränen die Oberhand bekamen und sie plötzlich zu überwältigen drohten, entfernte sie sich und überließ sich rückhaltlos ihrem Schmerze. Hatte sie dann sich satt geweint, so kehrte sie trockenen Auges, gefaßt, heiter zu dem Gatten zurück, „als ob sie ihren Verlust vor der Thüre gelassen hätte."

Und so ward Pätus gesund.

Der Aufwand an Seelengröße und sittlicher Kraft, den Arria bei diesem Anlaß bekundete, überbietet noch den bei ihrem heldenmüthigen Tode.

Zur Beurtheilung dieses Todes — und mancher ähnlichen Vorkommnisse im alten Rom — muß sich der Leser vergegenwärtigen, daß bei den Römern die Selbstentleibung nicht nur in gewissen Ausnahmefällen entschuldigt wurde, sondern geradezu für ein sittliches Recht, ja, unter gewissen Verhältnissen für eine Pflicht galt. Der Gedanke, mit ihrem Pätus gleichzeitig in den Tod zu gehen, war bei Arria nicht erst in dem Augenblick der letzten Entscheidung entstanden. Sie hatte bereits der Gattin des Scribonianus (des Mitverschworenen ihres Gemahls), als diese verhört wurde und vor dem Cäsar Geständnisse ablegte, den verächtlichen Zuruf entgegengeschleudert: „Dich, soll ich anhören, die Du noch lebst, nachdem Scribonianus in Deinen Armen ermordet wurde?" Auch wird überliefert, daß ihr Schwiegersohn Thrasea sich eifrig bemüht habe, sie von dem Vorsatz, mit Pätus gemeinsam zu sterben, durch vernünftige Vorstellungen abzubringen. Thrasea fragte sie schließlich: „Also wünschtest Du, daß Deine Tochter im gleichen Falle auch mit mir in den Tod ginge?" Worauf sie versetzte: „Ja, wenn sie so lang und so glücklich mit Dir gelebt hätte wie ich mit Pätus."

Einen ganz ähnlichen Fall — nur aus unberühmten Kreisen — erzählt uns der jüngere Plinius in einem Briefe. Die Scene, die er uns schildert, gemahnt an das einst viel bewunderte Bild „Die Lebensmüden", nur mit dem Unterschied, daß auf dem Bilde der Mann der aktivere Theil ist.

„Ich fuhr auf unserem Larischen See*," so schreibt Plinius, „als mir ein sehr bejahrter Freund ein Landgut und ein Schlafzimmer zeigte, das auf den See herausgeht. ‚Aus diesem,' erzählte er, ‚stürzte sich einst eine Landsmännin von uns mit ihrem Gatten.' Ich fragte ihn um die Ursache. ‚Der Mann litt an einer unheilbaren Krankheit. Da die Gattin nun sah, daß jede Hoffnung verloren sei, so ermahnte sie ihn, zu sterben. Sie war seine Begleiterin, ja seine Führerin, sein Beispiel im Tode und die nothwendige Ursache desselben, denn sie band sich mit ihm zusammen und stürzte sich so in den See.'"

Der Name dieser Frau ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Plinius aber findet die That „nicht minder groß als jene berühmte That der Arria".

Eben dieser jüngere Plinius bietet mit seiner Gattin Calpurnia das Beispiel einer fast idealen Ehe, deren Einzelzüge uns vielfach modern anmuthen. Es lohnt in der That, die Briefe, die Plinius an seine Calpurnia geschrieben hat, wenigstens flüchtig ins Auge zu fassen. Alsbald wird man erkennen, daß es sich hier um ein Verhältniß von edelster Innigkeit, um eine Lebensgemeinschaft handelt, wie sie nur mit einer Frau möglich war, die alle Vorzüge echter Weiblichkeit in sich vereinigte.

So lautet ein kurzes Briefchen:

„Du sagst mir, liebe Calpurnia, meine Abwesenheit schmerze Dich sehr; den einzigen Trost gewähre Dir die Beschäftigung mit meinen Schriften. Ach, wie freue ich mich, daß Du eine so große Sehnsucht nach mir empfindest und mit solchen Mitteln Dich zu beruhigen strebst! Mir geht es genau so. Immer wieder nehme ich Deine Briefe zur Hand, als wären sie neu. Ich stelle mir vor, welches Glück es sein müßte, Dich in der Nähe zu haben, da mich schon diese Briefe so sehr entzücken — freilich mir auch eine quälende Sehnsucht wecken."

Ein anderes Mal schreibt er noch stürmischer:

„Meine Sehnsucht nach Dir übersteigt jeden Begriff. Ich liebe Dich gar zu sehr und bin so gar nicht gewohnt, von Dir getrennt zu sein. Den größten Theil der Nacht flieht mich der Schlaf; bei Tage wandle ich um die Zeit, da ich sonst bei Dir zu sein pflege, in unbewußtem Drange nach Deinem Gemach, dessen verödete Wände ich dann traurig verlasse wie ein Zurückgewiesener. Nur die Arbeit erlöst mich für Augenblicke von dieser Pein. Sage Du selbst, Calpurnia, was ich hiernach für ein Leben führe!"

Ein dritter Brief, den er ihr nach einem campanischen Luftkurort, wahrscheinlich nach Bajä, schreibt, zeigt die fieberude Unruhe eines Herzens, das um sein Liebstes bangt. Noch niemals ist dem vielbeschäftigten Manne seine Berufsthätigkeit so verhaßt gewesen als jetzt, da sie ihn hindert, die etwas kränkelnde Gattin ins Bad zu begleiten. Er wäre gar zu gern bei ihr gewesen, um sich mit eigenen Augen von dem Fortschreiten ihrer Genesung zu überzeugen. „Wenn Du auch ganz gesund wärest, würde ich dennoch besorgt sein, denn man ist angsterfüllt, wenn man von dem, was man so zärtlich liebt, zeitweise ohne Nachricht bleibt. Jetzt aber fürchte ich alles, male mir die entsetzlichsten Bilder aus und stelle mir gerade das vor, was mich am meisten erzittern und zagen läßt. Ich bitte Dich also, schreibe mir alle Tage, womöglich zweimal."

In einem Briefe an Hispulla — die Tante Calpurnias — spricht sich Plinius folgendermaßen über Calpurnia aus:

„Sie hat sehr viel gesunden Verstand, dabei die größte Einfachheit im Auftreten und einen Hauch von Kindlichkeit, der mich entzückt. Aus Liebe zu mir liebt sie die Wissenschaften. Sie besitzt meine sämmtlichen Schriften und studiert sie mit Eifer. Rührend ist ihr Interesse für meinen Beruf. Wenn ich für jemand einen Prozeß führe, so bangt sie, als ob die Sache sie selbst beträfe. Sie stellt Leute auf, die sie davon unterrichten sollen, wie ich gesprochen habe, ob ich Beifall errang, ob der Rechtsstreit gewonnen wurde. Lese ich etwas Litterarisches vor, so hält sie sich in der Nähe, etwa hinter einem Thürvorhang, und ist glückselig, wenn ich gelobt werde."

Vielleicht das rührendste Beispiel unermüdlicher Treue und Hingebung im ganzen klassischen Alterthum bietet uns Peponila, die Gattin des Julius Sabinus. Ihr Schicksal bedeutet einen unauslöschlichen Flecken auf dem Wappenschild des sonst so tüchtigen, von altrömischer Gesinnung erfüllten Kaisers Vespasian. Julius Sabinus hatte in Gallien die Fahne des Aufruhrs erhoben, war aber nach heldenmüthigem Widerstande besiegt worden. Er floh auf sein Landgut, zündete dieses an und verbreitete das Gerücht, er sei mitsammt seiner Gattin Peponila — Tacitus nennt sie „Eponina", Plutarch „Empona" — im Feuer umgekommen. So lenkte er die Nachforschung von sich ab. Neun Jahre lang lebte er nun, von seiner treuen Gattin gepflegt, in einer unterirdischen Gruft, die er nur einmal verließ, um in der Tracht eines Sklaven die Peponila nach Rom zu begleiten, woselbst sie für seine Begnadigung allerlei Schritte that. Umsonst. Vespasian ließ sich nicht rühren, und als später durch einen Zufall die Gruft entdeckt wurde, gab der hartherzige Fürst den Befehl, nicht nur den ehemaligen Aufrührer, sondern auch seine opfermuthige Lebensgefährtin dem Henker zu überantworten. Peponila hatte sogar ihre beiden Kinder dem Vespasian zu Füßen gelegt und, auf die bleichen Gesichter deutend, gesagt: „Siehe, Cäsar, die Kleinen hier habe ich in der Gruft erzogen, um auch durch ihren Mund Gnade für meinen Gemahl zu erflehen." Alle Umstehenden weinten, aber der Cäsar blieb unerbittlich. So starb Peponila denn muthig und noch im letzten Augenblick eine Trösterin dessen, dem sie Treue gelobt hatte bis in den Tod.

Unter den makellosen Frauen der Kaiserzeit findet sich auch eine Kaiserin, nämlich die Gemahlin des ausgezeichneten, mit allen Herrschertugenden reichgeschmückten Ulpius Trajanus, die edle Plotina. Sie zeigt viele verwandte Züge mit der Calpurnia des Plinius und war ein Muster der Sitteneinfalt, der Anspruchslosigkeit und der Frauenwürde. Als sie zuerst nach der Thronbesteigung ihres Gemahls den Palast betrat, machte sie auf der Treppe Halt und wandte sich zu den Umstehenden mit dem Gelöbniß, das Scepter ihres Gemahls werde nichts an ihrer

* Dem heutigen Comer See.

Einfachheit und Bescheidenheit ändern. Sie hat dies Gelöbniß gehalten. Dio Cassius giebt ihr das Zeugniß: „Und in der That führte sie während der ganzen Regierung das untadelhafteste Leben.“

Es ist und bleibt eben ein wahres Wort: Weibliche Tugend, weibliche Seelengröße macht nicht halb so viel von sich reden wie die Ungebühr jener entarteten Frauen, die auf irgend einem Gebiete die Schranken, mit denen die Natur sie umgiebt, zu durchbrechen wagen. Von der besten Frau spricht man am wenigsten. Deshalb muß man sich die Belege zur Ehrenrettung der spätrömischen Frauenwelt aus Privatbriefen zusammensuchen, während die Annalen der Weltgeschichte und die Skandalchroniken der Epigrammendichter voll sind von Einzelheiten über die Ausschreitungen nicht nur entarteter Fürstinnen, sondern auch solcher Personen, von denen uns außerdem nichts übermittelt wird als ihr Name.

Erfinder-Lose.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Alois Senefelder und die Steindruckerei.

Von Eduard Grosse.

„Die Lithographie ist eine der wichtigsten Erfindungen des 18. Jahrhunderts!“ So schrieb vor mehr als achtzig Jahren der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern mit Umdruckfarbe auf ein Stück Papier, als er die Senefeldersche Steindruckerei in München besuchte. Und in der That ist die Lithographie oder Steindruckerkunst nächst dem Buchdruck das hervorragendste Vervielfältigungsverfahren; sie ergänzt diesen aufs trefflichste, da sie sich besonders zur Wiedergabe von Vorlagen eignet, die sich nur schwer dem Buchdruck fügen.

Auch die Schicksale der Erfinder beider Künste haben einige Aehnlichkeit. Gutenberg wie Alois Senefelder arbeiteten ihre Erfindungen unter aufreibender Thätigkeit und hinderlichen Geldsorgen zu einem Grade der Reife aus, welcher ihren Nachfolgern nur noch wenig zu verbessern übrig ließ; beide hatten die erhebende Genugthuung, noch zu Lebzeiten ihre Erfindung siegreich durch alle Länder schreiten zu sehen, sie als eine ruhmreiche That preisen zu hören; beide starben endlich nach einer mühevollen Laufbahn arm und unbemittelt, nachdem sie ihre letzten Lebensjahre von einer bescheidenen Altersversorgung gezehrt hatten. Aehnlich wie Gutenberg hat auch Senefelder den Undank seiner Mitmenschen kennengelernt, und seine Erfahrungen über das Los des Erfinders brachte er in seiner Münchener Mundart drastisch zum Ausdruck, indem er einem jungen Steindrucker den Rath ertheilte: „Hüten S' sich vor dem viele Quacksalbere und Experimentiere; schaun's, alle anderen werden reich durch meine Erfindung und ich bleib' ein armer Lump!“

Geboren wurde Alois Senefelder am 6. November 1771 zu Prag, wo sein Vater als Schauspieler angestellt war; derselbe verzog jedoch später mit seiner Familie nach München, da er hier eine Anstellung an der kurfürstlichen Hofbühne gefunden hatte. In Alois' Adern rollte Künstlerblut; sich gleichfalls der Bühne zu widmen, war sein Trachten. Der Vater aber wünschte, Alois solle studieren, und so fügte sich der Sohn und bezog nach vollendetem Besuch des Gymnasiums die Universität. Als bald darauf der Vater starb, zauderte Senefelder nicht länger, seinem inneren Drange zu folgen, das Studium aufzugeben und sich der Schauspielkunst zuzuwenden, um so mehr, da ihm nach dem Tode des Vaters die Mittel zur Fortsetzung seines Studiums fehlten. Er fand Anschluß an eine wandernde Schauspielertruppe und zog mit dieser in Süddeutschland umher, wobei er das Elend des fahrenden Schauspielerstandes zur Genüge kennenlernte. Nach zwei Jahren herber Enttäuschungen entschloß er sich, die Bühnenlaufbahn wieder aufzugeben; er kehrte nach München zurück und beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten.

Bereits früher hatte Senefelder einige Theaterstücke verfaßt, von denen „Der Mädchenkenner“ an der Münchener Hofbühne erfolgreich zur Aufführung kam und nach der Drucklegung einen Ueberschuß von 50 Gulden einbrachte. Dadurch ermuthigt, gab er ein zweites Stück auf eigene Rechnung zum Drucke; dieser wurde aber nicht rechtzeitig zur Messe fertig, infolgedessen war der Absatz gering und die Einnahme genügte kaum, um die Kosten zu decken. Ein harter Schlag für den mittellosen Senefelder! Doch das Mißgeschick vermochte ihm sein Unternehmen nicht zu verleiden, es spornte im Gegentheil seinen Unternehmungsgeist nur noch mehr an und wurde in der Folge der Anstoß zur Erfindung der Steindruckerei, mit welcher Senefelder der Welt ein ungleich werthvolleres Geschenk gemacht hat als mit seinen Theaterstücken.

Sein Mißerfolg war hauptsächlich vom Buchdrucker verschuldet, da dieser die Lieferungsfrist nicht eingehalten hatte. Um sich nun von den Buchdruckern unabhängig zu machen, faßte er den abenteuerlichen Gedanken, selbst eine Druckerei einzurichten und seine Geisteskinder eigenhändig mit Schrift und Schwärze zu verewigen. Dieses kühne Vorhaben scheiterte indessen an der Armseligkeit seiner Kasse, die nicht entfernt zur Beschaffung der nöthigen Geräthschaften zureichte. Dessenungeachtet gab er die Idee nicht wieder auf und versuchte, auf einem anderen Wege als dem des gewöhnlichen Buchdrucks zum Ziele zu gelangen.

Zunächst hielt er sich noch an die Technik des Buchdruckes und bemühte sich, eine Art von Stereotypplatten herzustellen, doch ohne Erfolg. Hierauf machte er Versuche mit einer Kupferplatte; er schrieb die Schrift in Aetzgrund, mit welchem er die Platte überzogen hatte, um später die in den Aetzgrund radierten Schriftzüge mit Säuren vertieft zu ätzen. Dabei war es nöthig, die Schrift im Spiegelbild, also verkehrt, auf die Platte zu bringen, da sie beim Abdruck von dieser auf das Papier ebenso umgekehrt zum Vorschein kommt, wie die Buchstaben beim Abdruck eines Petschaftes in Siegellack. Dieses Verkehrtschreiben bereitete ihm große Schwierigkeiten, und um die theure Kupferplatte bei den vielen Schreibübungen nicht zu verderben, benutzte er hierzu einen Kehlheimer Sandstein, den er sonst zum Verreiben der Farben verwendete. Diesen Stein überzog er ebenso wie die Kupferplatte mit Aetzgrund und übte sich, in diesen die Buchstaben im Spiegelbild zu ritzen.

Als er eines Tages wieder mit derartigen Uebungen beschäftigt war und eben im Begriff stand, flüssigen Aetzgrund über den gereinigten Stein zu gießen, störte ihn seine Mutter mit der Bitte, ihr schnell einen Wäschezettel zu schreiben. Senefelder wollte dem Wunsche nachkommen, suchte jedoch vergebens nach einem Stück Papier, fand auch, daß die Tinte eingetrocknet war, da er in der letzten Zeit die Schriftstellerei über seinen Druckersuchen gänzlich vernachlässigt hatte. Die Wäscherin wartete, die Mutter drängte zur Eile, und so schrieb Senefelder den Wäschezettel kurz entschlossen mit seinem flüssigen Aetzgrund auf den gereinigten Stein. Als er später den Wäschezettel auf Papier abgeschrieben hatte und eben die Schrift wieder vom Stein entfernen wollte, kam ihm der Gedanke, zu versuchen, wie sich der mit Aetzgrund beschriebene Stein gegen aufgegossenes verdünntes Scheidewasser verhalten würde. Der Aetzgrund bestand aus Wachs, Seife und Kienruß, wurde also vom Scheidewasser nicht angegriffen, und so folgerte Senefelder, daß möglicherweise die Steinplatte rings um die mit Aetzgrund bedeckten Schriftzüge vom fressenden Scheidewasser vertieft würde, wogegen die Schriftzüge selbst erhöht stehen bleiben würden. Er faßte den Stein mit einem Wachsrande ein, goß das Scheidewasser darauf und ließ ihn fünf Minuten lang unter der Einwirkung der Säure stehen. Nachdem er diese abgegossen hatte, fand er seine Voraussetzung bestätigt. Alle nicht mit Aetzgrund bedeckten Stellen waren um die Stärke eines Kartenblattes vertieft geätzt, die Schriftzüge dagegen in ursprünglicher Höhe stehen geblieben. Nun schwärzte er die erhabenen Schriftzüge mit Buchdruckfarbe ein, versuchte, Abdrücke auf Papier zu machen — und siehe da, sie gelangen ganz leidlich.

Damit hatte Senefelder zwar noch nicht die eigentliche Lithographie, immerhin aber ein brauchbares Vervielfältigungsverfahren gefunden. Er setzte seine Versuche noch einige Zeit fort und vervollkommnete das Verfahren so weit, daß er vollständig reine und saubere Abdrücke herzustellen vermochte.

Es mußte nun sein erstes Bestreben sein, die Erfindung geschäftlich auszunutzen und darauf womöglich ein Privilegium zu erhalten. Dazu aber war vor allen Dingen Geld nöthig, das Senefelder leider nicht besaß! Vergeblich bemühte er sich, eine kleine Anleihe zu machen; vergebens griff er zu dem verzweifelten

Verwaist.

Nach einem Gemälde von Mathias Schmid.

Digitized by Google

Mittel, gegen ein Handgeld von 200 Gulden als Stellvertreter für einen anderen beim Militär einzutreten — man nahm ihn nicht zum Dienste an, weil er ein geborener Ausländer war.

Um diese Zeit (1796) erregte ein schlechter Notendruck seine Aufmerksamkeit; wie wäre es, wenn er sein Verfahren zunächst zum Drucke von Musikalien verwerthete? Er zweifelte nicht, daß er mit seinem Steindruck den bisher üblichen Lettersatz an Schönheit und den Kupferstich an Billigkeit übertreffen würde. Vielleicht war es möglich, einen Musikalienverleger für seine Erfindung zu erwärmen und von ihm die nöthige Geldunterstützung zu erhalten. Er wollte mindestens den Versuch wagen und machte sich auf den Weg, um mit dem Musikalienverleger Falter in München Rücksprache zu nehmen. Als er jedoch an dessen Thür stand, verließ ihn der Muth, unentschlossen kehrte er wieder um und schlich schüchtern nach Hause.

Auf dem Rückweg erfuhr er durch einen bekannten Musiker, daß der Hofmusikus Gleißner beabsichtige, einige Kirchenmusikstücke drucken zu lassen. Da Senefelder mit Gleißner von früher her bekannt war, so stattete er diesem einen Besuch ab und suchte ihn für sein Unternehmen zu gewinnen.

Gleißner sowohl wie seine kluge, unternehmende Frau waren durch einige Proben bald von dem Werthe und der Tragweite der Erfindung überzeugt. Sie wurden Senefelders treue Berather, Mitarbeiter und Geschäftstheilhaber, und ihr Schicksal blieb fortan innig mit dem seinigen verflochten. Gleißner, obgleich selbst in bescheidenen Verhältnissen, brachte die Mittel zur Einrichtung einer kleinen Druckerei auf, eine rohe Holzpresse hatte Senefelders Mutter bereits für 6 Gulden von einem Zimmermann herstellen lassen, und so konnte der Druck der Gleißnerschen Kompositionen beginnen. Das geschah mit solchem Glücke, daß die drei Unternehmer in vierzehn Tagen einen Reingewinn von 70 Gulden erzielten — das erste, mit der Steindruckerei verdiente Geld! Ferner sendete der Kurfürst Karl Theodor für einen ihm überreichten Abdruck 100 Gulden und stellte die Ertheilung eines Privilegiums in Aussicht. Kurz darauf brachte der Druck von „Duetten für zwei Flöten" weitere 40 Gulden Reingewinn und außerdem ging eine Druckbestellung von der Gräfin Herting in der Höhe von 150 Gulden ein.

Senefelder schwelgte im Glücke, seine Zuversicht wuchs, er wagte es, der Akademie der Wissenschaften eine Probe zur Begutachtung einzureichen, wobei er zugleich bemerkte, daß dieselbe auf einer Presse gedruckt sei, welche nur 6 Gulden herzustellen gekostet habe. Der Erfolg war ein ungeahnter: die gelehrte Körperschaft schickte ihm 12 Gulden und den Bescheid, „daß man wohlgefällig über seine Erfindung votiert und ihm beifolgende Ehrengabe von 12 Gulden bewilligt habe, mit welcher er, als dem doppelten Betrag seiner Auslagen, wohl zufrieden sein werde."

Eine noch größere Enttäuschung als diese wegwerfende Behandlung durch die Akademie der Wissenschaften mußte der bisher so glückliche Erfinder bei dem Baue einer neuen, kostspieligeren Druckpresse erleben. Als diese Presse, an die er große Hoffnungen geknüpft hatte, fertig war, zeigte es sich, daß sie zum Steindruck nicht geeignet und ganz unbrauchbar war. Der Schlag traf ihn um so härter, da er die alte Presse vernichtet hatte und sich so in der peinlichen Lage befand, die Bestellung der Gräfin Herting nicht rechtzeitig ausführen zu können. In seiner qualvollen Angst und Aufregung gelang es ihm nicht, den Fehler an der Presse zu entdecken, viel Papier wurde verdorben, der Druckauftrag endlich zurückgezogen und das Ende vom Liede war — ein Verlust von 150 Gulden und der Spott mißgünstiger Nebenmenschen!

Die drei Gesellschafter waren in einer wirklich üblen Lage. Senefelder besaß gar nichts mehr; auch Gleißner hatte sein Besitzthum allmählich zu Geld gemacht und obendrein noch eine beträchtliche Schuldenlast übernommen, die zu tilgen ihm bei einem jährlichen Gehalt von 300 Gulden nicht wohl möglich war. In dieser Noth griff der Musikalienhändler Falter ein. Er bewilligte die Mittel zum Baue einer neuen, sorgfältig ausgearbeiteten Walzenpresse und ließ seine Verlagswerke von Senefelder drucken. Lange blieb dem Erfinder indessen das Glück auch jetzt nicht hold; sein treuer Mitarbeiter Gleißner erkrankte gefährlich, er benöthigte der Pflege seiner Frau, und Senefelder sah sich plötzlich der werthvollen, für ihn fast unersetzlichen Hilfe seiner Gesellschafter beraubt. Da ihm selbst die Herstellung der Platten vollständig in Anspruch nahm, so war er gezwungen, den Druck durch Falters Leute ausführen zu lassen, die er in der Eile angelernt hatte. Diesen mangelte jedoch die tiefere Kenntniß der Technik, sie verdarben unmäßig viel Papier, und Falter zog es daher vor, seine Noten wieder in Kupfer stechen zu lassen.

War so die Krankheit Gleißners für Senefelder die Quelle großer Sorgen, so gab sie doch auf der anderen Seite den Anstoß zu neuen, noch wichtigeren Erfindungen, als die bereits gemachte es war. Gleißner hatte bisher die Noten verkehrt mit Bleistift auf den Stein vorgeschrieben und Senefelder, welcher im Verkehrtschreiben nicht gleich geübt war, hatte sie mit chemischer Tinte überzeichnet. Während Gleißners Krankheit nun war Senefelder gezwungen, die Spiegelschrift der Noten selbst auszuführen, und da ihm dies äußerst beschwerlich war, so suchte er ein Mittel zur Erleichterung. Er sann, probierte — und erfand schließlich eine chemische „Umdrucktinte", mit welcher die Schrift in gewöhnlicher Weise auf Papier geschrieben und von diesem verkehrt auf den Stein „umgedruckt" werden konnte.

Während dieser Versuche, die er mit den verschiedensten Stoffen vornahm und unermüdlich Monate hindurch fortsetzte, wurde er darauf aufmerksam, daß seine fetthaltige Steintinte alle Nässe, besonders aber dünne Gummilösung, von sich abstieß, wogegen sie die fettige Druckfarbe leicht annahm. Die fettige Druckfarbe aber wurde wieder von der Nässe abgestoßen, setzte sich also bei einem Stücke Papier, welches mit Steintinte beschrieben und hierauf mit dünner Gummilösung überstrichen war, nur auf der Steintinte fest und ließ sich von da leicht auf ein anderes Papier überdrucken. Diese Wahrnehmung führte Senefelder endlich zu seiner größten Erfindung, zur eigentlichen Lithographie oder chemischen Druckkunst. Er folgerte, daß sich eine Solnhofener Steinplatte, mit fettiger Tinte beschrieben, ebenso verhalten würde wie ein Stück Papier, und schon die erste Probe überzeugte ihn von der Richtigkeit seiner Voraussetzung. Alsbald machte er sich an den chemischen Notendruck. Auf einen reingeschliffenen Stein schrieb er mit seiner fetten Tinte Noten, behandelte den Stein leicht mit Aetze und befeuchtete ihn hierauf mit Gummiwasser; als er dann Druckfarbe über den feuchten Stein rieb, blieb diese auf den fetten Noten haften, wurde dagegen vom Steine nicht angenommen, so daß also nur die Noten eingeschwärzt wurden. Nun legte er ein Stück Papier auf den Stein, zog beides durch die Presse und fand zu seiner Freude, daß sich die Noten rein und scharf bis auf die zartesten Striche abdruckten.

Die Proben, welche Senefelder nunmehr mit seiner Kunst lieferte, waren von einer Vollkommenheit, die keinen Zweifel über den Werth der Erfindung mehr übrig lassen konnte; es gingen denn auch soviel Aufträge ein, daß Senefelder mit dem wieder arbeitsfähigen Gleißner bereits daran denken mußte, die Druckerei zu vergrößern. Senefelder lernte auch zwei seiner Brüder an und führte sie in sein ganzes Geheimniß ein, wofür ihm später diese Brüder mit schnödem Undank lohnten. Außerdem beschäftigte er noch einige Lehrlinge und machte bald recht gute und umfangreiche Geschäfte, so daß sich seine und seines treuen Gleißners Lage erheblich besserte. Im Jahre 1799 wurde ihnen endlich auch das Privilegium zur alleinigen Ausbeutung der Erfindung in Bayern auf fünfzehn Jahre verliehen, allerdings, wie sich später zeigte, nur dem Buchstaben nach, nicht als wirklich kräftiger Schutz.

So hätte nun Senefelder aus seiner Erfindung unabsehbaren Nutzen ziehen können, wenn er es verstanden hätte, überall seinen Vortheil zu wahren. Aber eine Natur wie die seinige eignete sich hierzu nicht. So groß er als Erfinder war, so ungeschickt war er in kaufmännischen Dingen und in Geldsachen. Dem genialen Manne war der Eigennutz völlig fremd, ihm war es aber auch undenkbar, daß Hinterlist und Selbstsucht die Handlungen anderer leiten könnten, er brachte jedem unbeschränktes Vertrauen und treuherzige, ehrliche Offenheit entgegen.

Senefelders Druckverfahren erregte natürlich schon nach kurzer Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise. So hatte auch der Offenbacher Musikalienverleger André davon gehört, und als er gelegentlich durch München reiste, erkundigte er sich bei Falter über die Erfindung und ließ sich, ohne seinen Stand zu nennen, in die Senefeldersche Druckerei führen. Als er dort die Einfachheit des Verfahrens, die Schnelligkeit des Druckens und die Vollkommenheit der Arbeit sah, erkannte er sogleich den großen Werth der Erfindung, und, indem er sich zu erkennen gab, machte er Senefelder das Anerbieten, ihm gegen eine Entschädigung von

2000 Gulden eine Steindruckerei in Offenbach einzurichten und seine Arbeiter in der Lithographie zu unterweisen. Senefelder ging mit Freuden darauf ein, ordnete seine Geschäfte in München und reiste mit seinem Genossen Gleißner nach Offenbach. Und wirklich war auch André von dem Erfolg der ersten Druckversuche so befriedigt, daß er Senefelder den Vorschlag machte, nach Offenbach überzusiedeln, sein Theilhaber zu werden und mit ihm gemeinsam die Erfindung auszubeuten. André wollte die Geschäftsleitung übernehmen, zum Schutze der Erfindung Privilegien in Preußen, Oesterreich, England und Frankreich auswirken, und auch Senefelders treuer Mitarbeiter Gleißner sollte durch ein annehmbares Einkommen versorgt werden. Senefelder und Gleißner bedachten sich nicht lange, das günstige Anerbieten anzunehmen, und so wurde der Vertrag geschlossen. Mit Rücksicht auf das bayerische Privilegium mußte freilich die Münchener Steindruckerei weiter geführt werden, und trotz schlimmer Erfahrungen, die Senefelder bereits mit seinen Brüdern gemacht hatte, übertrug er diesen die Fortführung des dortigen Geschäftes ohne jede Kontrolle.

Unter Andrés umsichtiger Leitung nahm nun das neue Unternehmen einen kräftigen Anlauf, der zu den besten Hoffnungen berechtigte. Während aber Senefelder in London weilte, um dort für das englische Privilegium zu sorgen, begannen seine Brüder in München ihr altes, treuloses Spiel. Sie überredeten ihre Mutter, nach Wien zu reisen und sich dort ein Privilegium für die Familie zu verschaffen, damit diese und nicht der vollständig fremde André den Nutzen aus Alois' Erfindung zöge. Die Mutter gab nach und machte sich auf den Weg. Das erfuhr Frau Gleißner, und entschlossen reiste sie, von André mit einer Geldanweisung ausgerüstet, der Frau Senefelder nach, um das Privilegium für Senefelder und André zu retten. In Wien hatten sich indessen Dinge begeben, welche das Mißtrauen der Frau Gleißner gegen André wachriefen, und als Senefelder mit dem englischen Privilegium aus London zurückkam, fand er einen Brief der Frau Gleißner vor sowie ihres Hauswirths, eines angesehenen Wiener Kaufmanns, in dem er vor André gewarnt und aufgefordert wurde, sofort selbst zur Erwerbung des österreichischen Privilegiums nach Wien zu kommen.

Senefelder stand diesen Vorgängen rathlos gegenüber. Endlich entschloß er sich, die Reise zu unternehmen. Dem widersetzte sich nun aber André, welcher Senefelder behufs Vergrößerung des Geschäftes sehr nöthig in Offenbach brauchte und außerdem wenig Hoffnung hatte, bei dem Stande der Dinge in Wien überhaupt noch etwas zu erreichen. Die Auseinandersetzung beider nahm einen immer erregteren Ton an, André warf Senefelder seine hilflose Lage vor, dieser, dadurch aufgebracht, zerriß den Vertrag und mit den Worten: „Ich mag durch Sie nicht glücklich werden!" erklärte er die Verbindung für gelöst. Dieser Schritt sollte für ihn verhängnißvoll werden. André hatte es mit Senefelder wirklich ehrlich und gut gemeint, und ohne das Dazwischentreten seiner Brüder wäre diesem die verdiente Belohnung für seine große Erfindung wohl kaum entgangen. Nun aber, ohne den Beistand eines umsichtigen Kaufmanns, glitt ihm jeder Vortheil, den er bereits in der Hand zu halten glaubte, wieder aus den Fingern.

Zunächst erwarteten ihn bittere Enttäuschungen in Wien, wohin er sich, gefolgt von seinen eigennützigen Brüdern, sofort begeben hatte. Frau Gleißner fand er krank und in einer hilflosen Lage. Deren Hauswirth sorgte allerdings bereitwilligst für die Lebensbedürfnisse und brachte in einem Herrn v. Hartl einen Geldmann bei, welcher gewillt war, zur Ausbeutung der Erfindung 6000 Gulden vorzuschießen; Hartl hatte aber weniger den eigentlichen Steindruck im Auge als vielmehr die Ausnutzung des Kattundruckes, eine Erfindung, die Senefelder gleichfalls gemacht hatte. Mit der Erlangung des Privilegiums ging es langsam, und zu dem allen kam, daß sich Senefelders Brüder schon nach kurzer Zeit wieder treulos zeigten. Als sie sahen, daß in Wien keine Reichthümer zu erwerben waren, verlangten sie von Alois, er solle ihnen sofort das nöthige Geld zur Rückreise schaffen, oder sie würden das Geheimniß an Wiener Kunsthändler verkaufen. Um diese Gefahr abzuwenden, gab Hartl das Verlangte, und die Brüder kehrten nach München zurück.

Senefelder richtete nun mit Hartls Hilfe eine Steindruckerei ein, erwarb sich auch durch die hergestellten Proben dessen Zufriedenheit und volles Vertrauen, und Hartl sicherte durch Vertrag dem Erfinder die Hälfte des Gewinnes aus dem gemeinsam zu betreibenden Unternehmen zu, während dieser wieder beabsichtigte, seine Hälfte mit Gleißner zu theilen. Gleißner befand sich noch in Offenbach, und um ihm das Reisegeld senden zu können, machte Senefelder eine Anleihe von 400 Gulden bei seiner Hauswirthin. Diese hilfsbereite Frau besaß mehr kaufmännisches Talent als der geniale Erfinder und verstand es, durch wiederholte Prolongationen die 400 Gulden auf 2000 anwachsen zu lassen, die sie später durch einen Advokaten eintrieb.

Gleißner kam, und um etwas drucken zu können, komponierte er einige Lieder. Denn die Wiener Kunsthändler stellten sich der neuen Erfindung feindlich gegenüber, sie verweigerten jeden Druckauftrag, infolgedessen sich die Gesellschafter ausschließlich auf die Gleißnerschen Schöpfungen angewiesen sahen. Dieser „komponierte einstweilen immer frisch drauf los", wie Senefelder sagt; der Vorrath an Kompositionen von ihm schwoll immer mehr an, mit ihm wuchsen die Ausgaben, wogegen die Einnahmen ausblieben. Hartl, dessen Einlagen allmählich von 6000 auf 20 000 Gulden gestiegen waren, verlor das Vertrauen und zog sich von dem Unternehmen zurück, indem er es in die Hände seines Sekretärs Steiner und eines Herrn Grasnitzky legte.

Unter der neuen Leitung änderten sich die Verhältnisse. Das Privilegium war ertheilt worden und das Geschäft nahm einen allmählichen Aufschwung. Senefelder allerdings sollte die Früchte nicht mitgenießen, die aus seiner Saat hervorgingen. Als er nach einem Jahre mit Steiner über seinen Gewinnantheil sprach, erklärte ihm dieser, daß erst die 20 000 Gulden an Hartl abgezahlt werden müßten, bevor er einen Gewinnantheil erhalten könnte. Indessen erklärte er sich bereit, Senefelder, der sich in der drückendsten Noth befand, seine gesammten Anrechte sowie das Privilegium für Oesterreich um den Preis von 600 Gulden abzukaufen. Jetzt gingen Senefelder die Augen auf, er sah, wie man gegen ihn zu handeln gedachte — allein es blieb ihm in seiner Nothlage kein Ausweg, er mußte wohl oder übel einwilligen. Bei der Auszahlung des Geldes erfuhr er, daß Gleißner an Steiner noch 550 Gulden schuldete, die von den 600 Gulden abgezogen wurden, und so stand er, seiner Existenz und seines österreichischen Privilegiums verlustig, mit den bar erhaltenen 50 Gulden auf der Straße.

Er kehrte im Jahre 1806 nach München zurück, ärmer als er es verlassen hatte. Die unermüdliche Frau Gleißner war ihm dorthin bereits vorausgeeilt und hatte in dem Freiherrn v. Aretin einen Gönner gefunden, der bereit war, den Erfinder zu unterstützen und das Geld zur Gründung einer neuen Anstalt zu bewilligen. Außer dieser erfreulichen Nachricht erwartete ihn indessen bei seiner Ankunft auch eine recht betrübende Botschaft. Seine gewinnsüchtigen Brüder, mit den reichlichen Einnahmen, die sie aus ihrer Münchener Steindruckerei zogen, nicht zufrieden, hatten das Geheimniß der Erfindung eigenmächtig an die Sonntagsschule des Professors Mitterer in München verkauft. Von diesem wurde die Errichtung eines königlichen lithographischen Institutes betrieben, in welchem die Brüder Anstellungen erhielten; später ward noch ein lithographisches Institut im Ministerium errichtet und der eine Bruder Theobald mit hohem Gehalt, Nebeneinkünften und weitgehenden Garantien als Inspektor angestellt.

So wurde das Privilegium von der Regierung, von der es ertheilt worden war, selbst nicht geachtet; kein Wunder, daß sich auch Privatpersonen nicht mehr durch dasselbe gebunden fühlten. Die Technik der Steindruckerei war überhaupt schon allgemein bekannt, frühere Lehrlinge Senefelders, seiner Brüder und Andrés hatten das Geheimniß in andere Städte und Länder getragen, in Stuttgart war unter dem Titel „Das Geheimniß des Steindrucks" ein Lehrbuch erschienen, und in München bestanden schon 1809 nicht weniger als sieben Steindruckereien. Als Senefelder wegen Verletzung seines Privilegiums Beschwerde führte, antwortete man, das Privilegium sei nicht mehr aufrecht zu erhalten, da die Erfindung längst Gemeingut sei.

Freiherr v. Aretin hatte die hochherzige Absicht, dem Erfinder durch die Gründung einer Kunstanstalt die Zukunft zu sichern und alles beizutragen, seine Verhältnisse zu bessern. Der beste Wille war vorhanden; allein so wenig wie Senefelder war Aretin kaufmännisch veranlagt. Ihre lithographische Anstalt leistete Vorzügliches, sie hatten tüchtige Künstler gewonnen und Werke wie das von Albrecht Dürer für Kaiser Maximilian gezeichnete Gebetbuch in vorzüglicher Nachbildung herausgegeben; trotzdem

blieb der geschäftliche Gewinn aus. Die Konkurrenzdruckereien hatten die Preise herabgedrückt, und so arbeitete Senefelder unter Sorgen und Anstrengungen, ohne vorwärts zu kommen. „Es schien —“ sagt er selbst — „daß ich bloß deshalb Tag und Nacht gearbeitet hatte, um anderen den Vortheil meiner mühseligen Arbeiten überlassen zu müssen, indeß ich selbst nur das Leben durchbrachte.“ Ja, eine Zeitlang dachte er sogar daran, bei einem seiner früheren Lehrlinge als Gehilfe in Arbeit zu treten. So weit kam es nun allerdings nicht, denn ein glücklicher Zufall brachte plötzlich eine andere Wendung in sein Geschick.

Der Geometer Schiegg, unter dessen Aufsicht die Karten und Pläne in der Regierungsdruckerei hergestellt wurden, hatte den Direktor der Vermessungskommission, Geh. Rath Utzschneider, auf die Verwendbarkeit des Erfinders aufmerksam gemacht, und dies führte zu Verhandlungen, deren Ergebniß Senefelders sowie Gleißners Anstellung in der Regierungsdruckerei war. Senefelder wurde 1809 mit dem Titel eines königlichen Inspektors mit 1500, Gleißner mit 1000 Gulden Gehalt angestellt. Ersterer gab die von Aretin eingerichtete Druckerei auf und widmete seine fernere, nun von Sorgen befreite Lebenszeit ganz der Weiterausbildung seiner geliebten Steindruckerei. Zunächst ging er an die Ausführung seines Lieblingsplanes, an die Herausgabe eines großen, mit vielen Vorlagen ausgestatteten Lehrbuches, das im Jahre 1818 erschien; daneben beschäftigte er sich mit der Erfindung eines Farbendruckes zur Vervielfältigung von Oelbildern und war bis an sein Ende mit neuen Versuchen beschäftigt. Mit selbstloser Freude sah er die schnelle Ausbreitung der Steindruckerkunst in allen Kulturländern, und obgleich ihm seine Erfindung keine pekuniären Erfolge gebracht hatte, so war er doch weit entfernt, sich darüber in unfruchtbaren Klagen zu ergehen. Nur das schmerzte ihn tief, daß in Zeitungen und Büchern sein reines Streben verkannt, daß ihm Eigennutz und andere unedle Triebfedern untergeschoben wurden, ja, daß man ihm sogar seine Erfindung böswillig abstritt. Man warf ihm vor, er habe nur das Rohe des Steindrucks erfunden, es nicht weiter als bis zum Notendruck gebracht, er habe aus Eigennutz das Geheimniß der Erfindung verborgen gehalten und was dergleichen vom Neide eingegebene Gehässigkeiten mehr waren.

Wahrhaft mitleiderregend war das Ende des Gleißnerschen Ehepaares, das mit Senefelder so treulich Leid und Freude getheilt hatte. Gleißner verfiel in eine unheilbare Gehirnkrankheit und starb im Jahre 1824, seine Frau in einer gänzlich hilflosen Lage zurücklassend. Muthig und entschlossen, wie sie stets gewesen, suchte sie sich wohl mit Hilfe einer kleinen Druckerei zu ernähren, allein sie erlag der wachsenden Konkurrenz. Senefelder that, was in seinen Kräften stand, um die Lage der armen alten Frau zu bessern, und rief selbst die Großmuth des Königs an — mit welchem Ergebniß, ist leider unbekannt geblieben.

Senefelder wurde 1827 in den Ruhestand versetzt und lebte von da an noch bis zum 24. Februar 1834. Es war ihm nicht vergönnt, aus seiner großen Erfindung auch nur so viel zu ziehen, als nöthig war, um seine Hinterbliebenen vor der Noth zu bewahren. Schon zwölf Jahre nach seinem Tode, in den Jahren 1846 und 1847, wurden in Zeitungen Aufrufe zur Unterstützung seiner bedrängten Familie erlassen, leider mit geringem Erfolg. Ebenso ward im Jahre 1872 eine weitere Sammlung veranstaltet, hauptsächlich zur Unterstützung einer Nichte Senefelders, welche erblindet war, in bitterer Noth ihr Bett verkaufen mußte und krank auf armseligem Strohlager dahinsiechte. Die Sammlung ergab 55 Thaler 12½ Silbergroschen!!!

Goliath und David unter den Antilopen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Eine naturgeschichtliche Studie von Dr. L. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin.
Mit einer Zeichnung von G. Mützel.

Unter diesem Titel vereinigen sich zwei meiner Pfleglinge, die vermöge ihrer eigenartigen Schönheit und zutraulichen Liebenswürdigkeit zu meinen Lieblingen gehören, seit ich sie unter meiner Obhut habe. Es sind der Wasserbock (Antilope unctuosa Laur.) und das Buschböckchen (Antilope pygmaea Pall.).

Obwohl beides Antilopen, sind sie doch so verschieden, wie innerhalb eines gewissen Rahmens zwei Thiere nur sein können, und sie führen uns dadurch recht handgreiflich vor Augen, wie die im Kampfe ums Dasein nothwendige Anpassung an verschiedene Lebensverhältnisse das Aeußere eines in seinen wesentlichen inneren Verrichtungen völlig gleichen Organismus verändert. Wie sie sich uns jetzt darstellen, sind nun allerdings auch beide Antilopenformen für das Leben an den ihnen eigenthümlichen Aufenthaltsorten ganz vortrefflich ausgerüstet, während die eine am Platze der anderen ganz unmöglich wäre.

Der Wasserbock durchbricht mit wuchtigem Sprunge seines mächtigen Körpers leicht die dichten Schilfwaldungen der süd- und innerafrikanischen Flußufer; durch sein langes dichtes, von Fett glänzendes Haarkleid geschützt, bewegt er sich stundenlang äsend auf den überwachsenen Untiefen und teichartigen Ausbuchtungen derselben, und vor dem verfolgenden Leoparden — wie auf unserer Zeichnung von Mützel — vor dem Löwen oder Menschen stürzt er sich ohne weiteres in das tiefe Wasser des breitesten Stromes, um sich schwimmend zu retten.

Das Buschböckchen andererseits ist durch seinen überaus zierlichen Körperbau, seine für ein Husthier fast unglaubliche Kleinheit in stand gesetzt, mit mausartiger Behendigkeit durch die unentwirrbaren Dickichte des afrikanischen „Busches“ zu schlüpfen; es pflegt hier behaglich der sicheren Ruhe an Orten, wohin von außen weder der Sprung eines Raubthieres, noch der Stoß eines Raubvogels, noch endlich das Auge und die Kugel eines Jägers zu dringen vermögen, oder es schleicht durch das hohe Gras der Lichtungen von einem „Busch“ zum andern auf bleistiftdünnen Beinchen so sachte dahin, daß nicht einmal ein Zittern der Halme dem Verfolger seine Spur verräth.

Wenn wir nun zwei so unter einander verschiedene Thiergestalten unter dem Namen „Antilope“ vereinigt finden, so liegt die Frage sehr nahe, was sie denn eigentlich Gemeinsames besitzen. Darauf giebt uns die wissenschaftliche Betrachtung folgende Antwort: Sie sind zunächst Husthiere und zwar Zweihufer oder, wie man aus triftigen Gründen sich jetzt ausdrückt: Paarzeher (Säugethierordnung der Artiodactyla); ferner sind sie Wiederkäuer (Unterordnung der Ruminantia) und schließlich tragen sie Hohlhörner, d. h. hornige Scheiden um zwei Knochenzapfen, die dem Stirnbein aufsitzen und niemals abgeworfen werden (Familie der Cavicornia). Aber alle diese Charaktere kommen auch Rindern, Schafen und Ziegen zu; warum sind nun Wasserbock und Buschböckchen Antilopen? Was versteht man überhaupt unter einer Antilope?

Durch diese Frage bringen wir die Zoologie einigermaßen in Verlegenheit. Sie muß, wenn auch verblümt, eingestehen, daß sie eine scharfe Bestimmung des Begriffes nicht zu geben weiß, und auch die Paläontologie, die ihr sonst mitunter aus der Noth hilft, indem sie aus vergangenen Perioden der Erdgeschichte Zwischenglieder zu Tage fördert, giebt in diesem Falle so gut wie gar keine nähere Auskunft; denn Reste von Antilopen früherer Erdperioden sind bis jetzt nur sehr sparsam und aus den jüngsten Schichten bekannt geworden. So ist man denn in der Bestimmung der Unterfamilie der Antilopen nicht über den Standpunkt des alten russischen Zoologen und Sibirienreisenden Pallas hinausgekommen, welcher ebenso treffend als ehrlich sagte: „Die Naturforscher haben diejenigen mit Hohlhörnern versehenen Wiederkäuer Antilopen genannt, welche sich weder mit den Ochsen, noch mit den Ziegen, noch mit den Schafen in ungezwungener Weise zusammenbringen lassen.“

Daß bei einer so verschiedenartig zusammengewürfelten Sammelgruppe die innere Gliederung, die Aufstellung von Gattungen ebenso großen Schwierigkeiten begegnet wie die Abgrenzung nach außen, ist von vornherein wahrscheinlich; und in der That treten denn auch bei den Antilopen alle diejenigen Merkmale, die zur Zusammenfassung je einer Anzahl Arten zu einer Gattung dienen könnten, ohne jeden Zusammenhang so bunt durch- und nebeneinander auf, daß eine eigentlich systematische Gliederung, eine Eintheilung nach einem und demselben durchgehenden Prinzip ganz unmöglich ist und man froh sein muß,

Wasserbock.

Buschböckchen.

eine Anzahl ausgeprägter, wenn auch nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten charakterisierter Typen gefunden zu haben, um die man dann die übrigen Formen gruppiert, so gut es eben gehen will. Unter diesen Typen ist es nun derjenige der Wasserantilopen (Gattung Kobus), dem der Wasserbock, und derjenige der Buschantilopen (Gattung Cephalolophus), dem das Buschböckchen angehört.

Der Wasserbock ist, wie oben bereits angedeutet, die Antilope der Flußniederung mit ihren Rohrwäldern und Sumpfwiesen, und daraus erklärt sich auch seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit, die bei einem tropischen Thiere doppelt auffallen muß: das lange, dichte, auf dem Halse bis zu einem Wirbel vor den Schultern gescheitelte Haarkleid, welches von den Talgdrüsen der Haut fortwährend dermaßen eingefettet wird, daß es zeitweise von flüssigem Fette förmlich trieft. Dieses Merkmal ist so charakteristisch, daß es mit Recht sowohl zu der deutschen Bezeichnung „Fetthaarantilope" als zu dem lateinischen Artnamen „unctuosa", die „gesalbte", den Anlaß gegeben hat. Von der Größe unseres Edelhirsches, ist der Wasserbock noch kräftiger und massiger gebaut oder erscheint wenigstens so infolge seiner längeren Behaarung; er wäre vielleicht sogar plump zu nennen, wenn die elegant geformten und gestellten Beine diesen Eindruck nicht verhinderten. Jedenfalls ist er eine der stattlichsten Erscheinungen unter allen Antilopen, und wenn er den schönen Kopf mit dem ausdrucksvollen Auge und dem prächtigen Gehörn langsam erhebt, entzückt er das Auge des Jägers und Thierfreundes. Man kann sich in solchen Augenblicken lebhaft in die freudige Aufregung des Reisenden hineinversetzen, der zum ersten Male die majestätische, dunkel glänzende Gestalt aus dem Grün des umgebenden Dickichts emportauchen sieht, wenn das vorsichtige Thier einen Termitenbau besteigt, um von dort aus mit ruhiger Würde sichernd sein Gebiet zu überschauen, eine Gewohnheit, die dem alten Leitbock jedes Rudels eigen sein soll.

Die Färbung des Wasserbockes ist ein schönes glänzendes Rothbraun mit schwärzlichem Anflug, der dadurch entsteht, daß die einzelnen Haare schwarze Spitzen haben; den schönen Glanz verdankt das Fell der oben bereits erwähnten Einfettung der Haare. Diese letztere hat aber auch einen ganz eigenthümlichen unangenehmen Geruch im Gefolge, der gewöhnlich als Bocksgeruch bezeichnet wird, mich jedoch mehr an Theer erinnert. Er soll auch dem Fleische anhaften und dieses selbst der wenig wählerischen Zunge des hungernden Negers verleiden, was sehr

Digitized by Google

viel sagen will; ja, unmittelbar nach dem Tode soll dieser Geruch oft so stark werden, daß der weiße Jäger kaum imstande ist, das erlegte Wild abzuhäuten und sich des Gehörns als Jagdtrophäe zu versichern.

Die schöne Farbe des Wasserbocks wird durch eine einfache, aber ansprechende Zeichnung noch gehoben. Die Schnauzenspitze mit Ausnahme der nackten schwarzen Nase, ein Ring um die Augen, ein halbmondförmiges Halsband, welches, sich verschmälernd, bis zu den Ohren hinaufreicht, die Innenseite der Ohren selbst, die Gegend zu beiden Seiten des Schwanzes bis gegen die Ferse herab und schließlich ein ganz schmaler Streif gerade über den schwarzen Hufen sind weiß gefärbt, während die Beine in einiger Entfernung vom Rumpfe ganz schwarz werden. Der schönste Schmuck des Wasserbocks, der allerdings nur dem Männchen zukommt, ist unstreitig das Gehörn; es macht ihn erst zu einer so eindrucksvollen Erscheinung. Dick und stark, an der Wurzel etwa von dem Durchmesser eines mäßigen Ochsenhornes, erheben sich die Hörner etwa zwei Fuß über den Kopf, indem sie sich sanft erst nach außen und hinten, dann wieder nach vorn biegen; die Vorderseite ist hell und mit wulstigen Halbringen versehen, die Hinterseite schwarz und glatt. Das Weibchen entbehrt, wie gesagt, der Hörner, ist überhaupt kleiner und unscheinbarer, indeß durch die Farbe und das lebhafte, aufgeweckte Wesen immerhin ein eigenthümlich schönes Thier.

Der Wasserbock lebt in kleinen Rudeln, indem ein alter Bock mehrere Weibchen um sich vereinigt; außerdem halten sich stets einige junge Böcke zu dem Trupp, wohl meist die Söhne des alten, die dieser aber sicher nur solange duldet, als sie ihm keinen Anlaß zur Eifersucht geben. Einen erheblichen Nutzen für den Menschen gewährt der Wasserbock nicht, da Fell und Hörner keine besondere Verwerthung erfahren, und nur ganz junge Thiere ein einigermaßen schmackhaftes Fleisch liefern; ebensowenig thut er aber bei seinem eigenthümlichen Aufenthaltsort irgend welchen Schaden, und seine Jagd wird daher auch nicht um materieller Zwecke willen betrieben, sondern „aus bloßer Leidenschaftlichkeit," wie ein namhafter älterer Systematiker mit unvergleichlicher Trockenheit von der Antilopenjagd im allgemeinen sagt.

In Gefangenschaft ist der Wasserbock in den letzten Jahren mehrfach gekommen und hat sich hier auch wiederholt fortgepflanzt. Doch blieb es mir vorbehalten, ihn in unseren deutschen Zoologischen Gärten bekannt zu machen. Nachdem ich das prächtige Thier einmal in Antwerpen gesehen, ließ es mir keine Ruhe, bis ich nach vielen Umfragen und Bitten glücklich auch ein Paar erobert hatte. Dieses bildet heute noch eine Hauptzierde des Kölner Zoologischen Gartens und ist dadurch noch ganz besonders interessant, daß es meines Wissens den ersten gelungenen Versuch vollständiger Acclimatisation einer Antilope in einem deutschen Thiergarten darstellt. Ermuthigt durch bedeutsame Erfolge auf diesem Gebiet, die mir besonders aus Holland bekannt waren, brachte ich nämlich in Köln meine Wasserböcke zusammen mit einem Paare Nilgauantilopen in den gerade fertig gewordenen neuen Hirschgehegen unter, wo sie Sommer und Winter im Freien leben und nur in einem hölzernen Stalle mit offener Thür vor den schlimmsten Unbilden der Witterung einigen Schutz finden.

Daß so großen kräftigen Thieren, die doch in ihrer Heimath die mitunter gewaltigen Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht aushalten müssen, die reine, feuchte, wenn auch kalte Freiluft unseres Winters schaden oder auch nur schädlicher sein sollte als die unreine trockene Heizungsluft unserer Thierhäuser, wollte mir, der ich kaum in die Zunft der deutschen Thiergärtner eingetreten war, nicht recht in den Kopf: so schlug ich denn als junger Wagehals über die Stränge und — der Erfolg gab mir recht. Die Thiere überstanden den Winter prächtig, und als ich nach Berlin übersiedelte, konnte ich schon meinem Nachfolger das Versprechen abnehmen, mir das erste, damals gerade geborene Junge des Wasserbockpaares nachzuschicken, sobald es versandtfähig sei. Dieser mittlerweile stattlich herangewachsene Bock ist jetzt eines der schönsten Stücke des Berliner Antilopenbestandes, und ich sehe ihn jeden Tag auf meinem Rundgang mit besonderer Liebe an.

Das Buschböckchen ist — um einen Vergleich zu gebrauchen — der Zaunkönig unter den Antilopen, nur daß es nicht wie dieser kleine Spektakelmacher unseres heimischen Waldes sich stets durch auffallendes, lautes Benehmen zu verrathen pflegt. Im Gegentheil, die Afrikajäger können es gar nicht drastisch genug schildern, wie es ihnen anfangs trotz aller Zurufe und Fingerzeige ihrer eingeborenen Führer ganz unmöglich war, das Zwergwild in dem Zweig- und Laubgewirr des halbdunklen Buschwaldes zu entdecken. Das Buschböckchen ist so klein — es erreicht nicht einen Fuß Höhe und Rumpflänge, eine für ein Huftier fast unglaubliche Winzigkeit! — daß es von vornherein leicht übersehen wird, zumal es auch in der Farbe seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, dem dichten Unterholz, ganz vortrefflich angepaßt ist. Die Hauptfarbe ist ein Mausgrau mit zart bläulichem Anflug, das an Kopf und Gliedern in ein lichtes Fuchsroth, auf der Unterseite des Körpers in Weiß übergeht. Der kurze, jedoch nicht stummelhafte Schwanz ist auf der oberen Fläche dunkel, an den Seiten weiß und zwar lang zweizeilig behaart nach Art des Eichhornschwanzes. Die kleinen spitzen Hörnchen, die für gewöhnlich nur der Bock tragen soll — bei allen Pärchen, die ich bis jetzt gesehen habe, besaßen sie beide Geschlechter — gleichen in Form und Größe den Akazien- oder Mimosendornen und werden von einem Haarschopf, der sich zwischen den Ohren erhebt, halb verdeckt; sie sind schwarz gefärbt, ebenso wie die unbeschreiblich niedlichen Hufe. In Figur und Haltung zeigen die Zwergantilopen wie alle kleinen Wiederkäuer, sogar der verhältnißmäßig noch sehr große Schweinshirsch, eine gewisse Annäherung an die Nagethiere, insbesondere an die südamerikanischen Hufpfötler, z. B. das Aguti, und zwar durch den im Vergleich mit den Beinen massig und schwer erscheinenden Körper sowie den etwas gekrümmt getragenen Rücken und die im Zusammenhang damit besonders stark geknickten Hinterläufe. Ob dies wohl daraus zu erklären ist, daß alle diese Thiere bei ihrer Ortsbewegung vielfach auf Hochsprünge angewiesen sind, zumal die Zwergantilopen, für die ein kräftiger Grasbüschel schon ein ansehnliches Hinderniß zu nennen ist? Abgesehen von den sehr großen Thränengruben, die öfters in ihrer ganzen Länge mit vertrockneter Absonderung gefüllt sind, erinnert auch der Kopf der Zwergantilope einigermaßen an die genannten Nager, und zwar besonders durch die großen Augen und die gebogene Linie des Profils; in der Vorderansicht dagegen erweist die schmale, nackte, dunkel fleischfarbene Muffel unzweifelhaft die Wiederkäuernatur.

Das Freileben der Zwergantilope hat uns Brehm geschildert mit der ganzen klassischen Anschaulichkeit, die diesem großen Thiermaler in Worten eigen ist. Er führt uns in das eigentliche Wohngebiet des Thierchens, den afrikanischen „Busch" ein, jene kreuz und quer von einer Unzahl von Schlingpflanzen durchrankten, für jeden größeren Körper undurchdringlichen Dickichte von baum- und strauchartigen Gewächsen, wie sie sich besonders an den Betten der Wildbäche entlang ziehen. Hier, wo der Tisch mit zarten Mimosenblättern, mit saftigen Gräsern und allerhand grünen Trieben und Knospen stets reichlich gedeckt ist, führt das Buschböckchen mit seinem Weibchen ein stillvergnügtes Gnomendasein. Es lebt stets paarweise, niemals in Rudeln, und auch das Junge bleibt nur so lange bei den Alten, bis es selbständig ist. Wenn nur die bösen Feinde nicht wären! Aber deren hat unser Antilopenzwerg, wie alle die Kleinen im Thierreich, eine ganze Schar. Obenan steht natürlich der Mensch. Der Farbige zwar, der Abessinier oder der Kaffer, stellt ihm nicht allzu heftig nach, für seinen Appetit ist der kleine Schelm kein Gegenstand; den weißen Jäger dagegen, den weidwerkskundigen Afrikareisenden, reizt die Schwierigkeit der Jagd und die mit der Jagd verbundene Beobachtung des klugen, niedlichen Thierchens, die in der That ein köstliches Vergnügen, eine wahre Augenweide sein muß. Wiederum unseren Brehm, den weidgerechten Forscher, in Gedanken auf den Pirschgang begleitend, sehen wir den schlauen Bock, der uns natürlich schon eher gewahrt hat als wir ihn, erst eine Weile regungslos im Dickicht stehen und dann ganz sachte im Dunkel des „Busches" verschwinden, gefolgt von der getreuen Ehehälfte; wir hören den scharf schneuzenden Warnungston in dem Augenblick, ehe das Pärchen in pfeilgeschwinden Sätzen über die nächste Lichtung flüchtet, und das Jagdfieber ergreift uns fast bei dem schwierigen Schusse auf das kleine Wild, das bei der unglaublich raschen Bewegung kaum zu erkennen ist. Selbst mit

dem Schrotgewehr bringt nur ein Meisterschuß den flüchtigen Bock zur Strecke.

Nächst dem Menschen ist wohl der schlimmste Feind der Zwergantilopen der Leopard, und er wird sich auch durch die Zähigkeit und Trockenheit des Wildprets nicht abschrecken lassen; ebenso wenig wie die kleineren Räuber aus dem Katzen- und Hundegeschlecht, Serval und Schakal, die vielleicht hier und da einen der kleinen Buschklepper erwischen.

Daß lebende Zwergantilopen außerordentlich selten nach Europa kommen, wie Brehm behauptet, kann ich nach meinen Erfahrungen nicht bestätigen. Auf den Listen der englischen Thierhändler erscheint öfterö einmal eine „Philantomba-Antelope“, und im Amsterdamer Zoologischen Garten blüht eine ezgiebige Zucht mehrerer Arten, so daß man die kleinen Dinger schließlich jederzeit haben kann. Nichtsdestoweniger war ich der erste, der sie sowohl in Köln als hier in Berlin einführte; im allgemeinen sind sie allerdings bei uns in Deutschland noch ziemlich unbekannt, weil es eben in unseren Zoologischen Gärten, die ja alle annähernd nach einer Schablone angelegt sind, meist an passender Unterkunft für kleine Vierfüßler zu fehlen pflegt. Und doch erregen die Zwerge mindestens ebensoviel Interesse als manches gehrumal so theures Stück aus dem „Eisernen Bestand“, der in jedem Zoologischen Garten unvermeidlich wiederkehrt. Wenn man ihnen nun gar ein Liliputanerschlößchen mit drahtübergittertem Grasgärtchen davor zusammenzimmert, wie wir das auf einem großen Tische mitten im Grün unseres hellen, glasgedeckten Antilopenhauses gethan haben, so wird man erst recht inne, welch genußreiches Schauspiel sie gewähren können.

Die Astronomie auf der Straße.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Stück Himmel, welches unser heutiges Theilkärtchen herausgreift, ist verhältnißmäßig arm an Sternen erster Größe.

Es erscheint hier wieder der uns schon bekannte Arktur, die Spica und die Wega, sowie das Sternbild der nördlichen Krone. Die Linie, welche die Sterne 2 und 7 des Großen Bären miteinander in Verbindung setzt, führt ziemlich genau auf Gemma, den Hauptstern in der Krone; dieselbe Linie giebt in ihrer weiteren Verlängerung die Richtung nach dem Antares, einem Sterne erster Größe im Sternbild des Skorpions; der Name dieses Sternes („Gegen-Ares“) rührt von seiner rothen Farbe her, welche an diejenige des Planeten Mars oder Ares erinnert. Noch eine Reihe von Sternbildern befindet sich in dieser Gegend des Himmels, z. B. Herkules, Ophiuchus, Schlange u. a.; sie mögen aber hier außer Betracht gelassen werden. Denn wer sich an der Hand dieser Kärtchen mit den wichtigsten Sternen und Sterngruppen bekannt gemacht hat, wird von da aus leicht selbst mit Hilfe einer einheitlichen, anshilfsweise Sternkarte das Fehlende zu ergänzen imstande sein. Die schon früher erwähnte Wega wird am besten durch die Verbindungslinie der Sterne 3 und 4 des Großen Bären aufgefunden; wie man sieht, liegt sie etwas links von derselben ab.

Was die Kennzeichnung der einzelnen Sterne als solcher „erster“, „zweiter“, „dritter“ ꝛc. Größe anlangt, so ist der Laie nur zu sehr geneigt, diesen Bezeichnungen der Sternkarten einen größeren Werth beizulegen, als ihnen in Wahrheit zukommt. Die Einordnung der Sterne in die verschiedenen Größenklassen ist ziemlich unbestimmter Natur und beruht zum Theile auf verhältnißmäßig oberflächlicher Schätzung der Helligkeit; die meisten der gangbaren Himmelskarten lassen noch Reste der von Ptolemäus gegebenen Eintheilung der Sterne in die einzelnen Klassen erkennen; und die neueren wissenschaftlichen Methoden der Helligkeitsbestimmung liefern keineswegs vollkommen übereinstimmende Ergebnisse, auch sind manche Sterne wie z. B. Beteigeuze von wechselnden Glanze.

Die Bestimmung der Helligkeitsverhältnisse von Sternen verschiedener Größe ist in diesem und dem vorigen Jahrhundert auf mannigfache Weise unternommen worden. Wilhelm Herschel bediente das Verschwinden der Vergleichung, das den meisten Lichtmessern überhaupt zu Grunde liegt: zwei Spiegelteleskope von ganz gleicher Beschaffenheit stellte er so auf, daß jedes derselben das Licht von einem bestimmten Sterne, einem helleren (A) und einem weniger hellen (B) auffing, und daß zugleich der Beobachter sich in sehr kurzer Zeit von der Augenöffnung des einen Fernrohrs zu der des anderen begeben konnte; durch Einschieben von kreisförmigen Oeffnungen mit verschiedenem Durchmesser wurde sodann nach und nach das Bild des helleren Sternes A so lange verringert, bis das abgeschwächte Licht des Sternes A dem ungeschwächten Lichte des anderen Sternes B gleich erschien. Andere Apparate wurden u. a. von John Herschel, Arago, Steinheil und besonders von Zöllner konstruiert, welch letzterer die sogenannte Polarisation des Lichtes in Nicolschen Prismen benutzte.

Um einige Zahlen anzugeben, so fand Seidl mittels des Steinheilschen Photometers folgende Verhältnißzahlen für die Helligkeit verschiedener Sterne: giebt man der Wega die Zahl 100, so hat Sirius 513, Rigel 130, Arktur 84, Capella 85, Procyon 71, Spica 49, Atair 40, Aldebaran 36, Regulus 34 ꝛc.

Die Sternbilder, d. h. die Umzeichnungen der Gestalten, welche den Sterngruppen ihre Namen gelieben haben, wurden aus gutem Grunde in die Kärtchen nicht aufgenommen; den Anfängern in Sachen der Himmelskunde möchten dieselben zur Orientierung herzlich wenig nützen.

Nicht uninteressant ist es im übrigen, auf die Geschichte der Zusammenfassung einzelner Sterngruppen zu Sternbildern einen kurzen Blick zu werfen. Nach Gresschel dürften die beiden ältesten Urkunden über Sternbilder eine im Britischen Museum zu London aufbewahrte assyrische Keilschrift und die Bibel sein; jene Keilschrift sagt von dem Weltschöpfer: „Der Sterne Erscheinung ordnete er an in Gestalt von Thieren. Das Jahr zu bestimmen durch die Beobachtung ihrer Konstellationen, ordnete er zwölf Monate von Sternen in drei Reihen, von dem Tage, da das Jahr beginnt, bis zum Schlusse.“

Und das Buch Hiob erwähnt die Namen des Orion, der Plejaden und der Hyaden, woraus folgen würde, daß schon Jahrhunderte vor Christus in Arabien Sternbilder entworfen und benannt wurden; allerdings mögen die alexandrinischen Ueberleger des sogenannten „Sesymaginta“ später gebrauchte Namen an Stelle anderer gesetzt haben. Inwieweit die griechische Bezeichnung der Sternbilder mit derjenigen der Assyrer und Aegypter zusammenhängt, dürfte nicht leicht zu ermitteln sein. Nach einer späteren Legende hat der Centaur Chiron, der Lehrer des Jason und des Achilles, den Himmel zum Gebrauch der Argonauten in verschiedene Gruppen oder Sternbilder getheilt; Hesiod erwähnt die Plejaden, den Arktur, Orion, Sirius; ferner Homer, bei Gelegenheit der Beschreibung des Achilleischen Schildes (Ilias XVIII, 483 u. f.), die Plejaden, Hyaden, den Orion und den Großen Bären, der „allein nicht in das Meer hinabbaucht“, woraus meist geschlossen wird, daß um die Zeit Homers die Griechen die Sternbilder des Kleinen Bären, des Cepheus und des Drachen noch nicht kannten.

Im 22. Buche der Ilias wird Achilles, wie er von fern den Troern erscheint, mit dem aufsteigenden Orion verglichen, der Unheil und sengende Hitze den unglücklichen Menschen bringt; und im 5. Buche der Odyssee (Vers 268 bis 277) lenkt Odysseus sein Schiff nach den Sternbildern:

„Fahrwind sandte sie dann, unsäglichen lauen Gesäuseln.
Freudig spannt' im Winde die schwellenden Segel Odysseus;
Selbst dann laß er am Ruder, und steuerte kunstverständig
Ueber die Flut. Nie deckte der Schlaf ihm die wachsamen Augen,
Wuf die Plejaden gewandt, und den spät gesenkten Bootes,
Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird,
Welche sich dort umdreht, und stets den Orion bemerket,
Und sie allein niemals in Okeanos Bad sich hinabtaucht.
Denn ihn befahl dieß Zeichen die herrliche Göttin Kalypso,
Daß er das Meer durchschiffte, zur linken Hand sie behaltend.“

Den Kleinen Bären soll Thales, den Bödder und den Schützen hundert Jahre später Kleostratus von Tenedos eingeführt haben. Aratos hält es für wahrscheinlich, daß die Bilder des Thierkreises als Abbildungen der zwölf ägyptischen Gottheiten, welche den zwölf Monaten des Jahres vorstanden, zu betrachten seien; danach war der Widder dem Ammon geweiht, der Stier stellte den Gott oder den Stier Apis vor, die ungetrennbaren Gottheiten Zeus und Harpokrates entsprachen den Zwillingen ꝛc. Ihre endgültige Festsetzung scheinen die Sternbilder zwischen dem 4. und 2. Jahrhundert v. Chr. erhalten zu haben, ihrer 48 zählt Ptolemäus in seinem „Almagest“ auf, und diese 48 wurden von den Arabern fast unverändert übernommen. Einige wenige neue Bezeichnungen sind Schöpfungen des vorigen oder unseres Jahrhunderts; so geht auf Bode zurück das „Herschelsche Teleskop“, die „Buchdruckerwerkstatt“, die „Elektrisiermaschine“, das „Lot“ und die „Dogleine“; da und dort wurde wohl auch der Versuch gemacht, den ganzen Sternhimmel mit neuen Sternbildernamen zu versehen, wie z. B. der Jenaer Professor Weigel einen „heraldischen“ Himmel konstruieren wollte. Aber solche Anläufe sanden stets die gebührende Zurückweisung. Dr. E. Gruhl.

* Vergl. Nr. 7 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.) Ein Hochlandsroman aus dem 14. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

Herr Schluttemann wollte zu einer langen Rede ausholen; aber da kam Frater Severin in athemloser Eile über die Schwelle gestolpert; „Herr! Herr! Pater Desertus ist heimgekehrt!“

„Wo ist er?“ rief der Propst in freudiger Bewegung.

„Da kommt er schon!“

Von Staub bedeckt, wie er vom Pferd gesprungen war, erschien Pater Desertus unter der Thüre. Sein Haupthaar, auch der lange schwarze Bart, war leicht ergraut, aber seine Augen blickten hell und frei, und frische Lebensfarbe lag auf seinem sonnverbrannten Antlitz.

„Dietwald! Dietwald!“ Und Herr Heinrich umschloß mit beiden Armen den Heimgekehrten.

Frater Severin und der Vogt verließen das Gemach.

„Rede, Dietwald, rede! Wie ist es Dir ergangen? Aber ich frage noch! Und die Antwort steht in Deinen Augen, auf jedem Zuge Deines Gesichtes!“

„Wie hätt' es mir übel ergehen können — süßer Trost und hoffende Freude zogen ja mit mir! Sagt, Herr, sagt, wie geht es dem holden Kinde?“

„Ich meine, gut. Die Kleine ist wohl aufgehoben bei den Domfrauen. Aber mir scheint, das neue Kleid will ihr noch immer nicht sitzen.“ Herr Heinrich lächelte. „Die Berichte der Oberin laufen von Jammer über wie heiße Milch. Bis heute hat das Mädchen im Kloster nicht *mehr* gewonnen . . . als alle Herzen!“

Die Augen des Paters leuchteten. Dann faßte er die Hände des Propstes. „Ihr habt mich knapp gehalten mit Botschaft.“

„Ich schrieb Dir, was ich schreiben konnte. Der Sudmann weiß weder Ort noch Namen. Aber Du selbst magst alles von ihm hören.“

„Er lebt noch?“ fragte Pater Desertus mit ungläubigem Staunen.

„Zwei Monate liegt er nun in schwerem Siechthum. Doch als ich ihn das letzte Mal besuchte, da schien es mir, als beginne Eusebius zu hoffen. Wir wollen morgen zu ihm . . .“

„Nein, Herr, heute noch, ich bitte!“

„Kann ich Dir die erste Bitte versagen? Aber nun rede, erzähle! Wie hat Dich der Kaiser aufgenommen?“

„Wie einen Sohn!“

„Und konntest Du ihm diese Liebe vergelten? Wie ist Deine Sendung ausgefallen?“

Das Antlitz des Paters verdüsterte sich. „Wir wurden abgewiesen.“

Herr Heinrich nickte vor sich hin, als hätte er diese Antwort erwartet. „Wer zog mit Dir?“

„Heinrich von Virneburg, der Mainzer. Einundzwanzig Tage währte unser Ritt. Wie staunte ich, als wir Avignon erreichten!“

„Du fandest einen weltlichen Hof, schwelgend in allen Freuden des Lebens?“

„Und inmitten dieses Taumels sitzt der Papst, ein williger Höfling Frankreichs, das den Streit zwischen Ludwig und der Kirche schürt und sich dabei durch Länderraub auf Kosten Deutschlands zu bereichern sucht. Wenn der Papst auch den Frieden mit Deutschland wollte, er *darf* ihn nicht wollen . . . Frankreich erlaubt es nicht!“ Mit zornigem Lachen hatte Pater Desertus diese letzten Worte begleitet.

„Laß nur gut sein, Dietwald! Für alles kommt eine zahlende Zeit!“ Herr Heinrich erhob sich. „Komm', Du wirst müde sein; erhole Dich einige Stunden! Dann magst Du mir alles erzählen, während wir zum See reiten.“

Pater Desertus aber wollte nichts wissen von Ruhe. Er ging nur, um das Kleid zu wechseln . . . und schon ein halbes Stündlein später ritten sie zum Klosterhof hinaus. Vor Mittag noch erreichten sie Bartholomä.

„Nun? Wie geht es Deinem Kranken?“ fragte Herr Heinrich den Pater Eusebius, der sie begrüßte.

Eusebius lächelte. „Sagt, Herr, habt Ihr schon einmal einen Stein in die Höhe fallen sehen und ein Wässerlein bergauf laufen? Nein? Dann passet nur auf . . . Ihr seht es gewiß noch! Denn der Mann wird gesund. Freilich den lahmen Arm muß er sich gefallen lassen.“

Herr Heinrich und Pater Desertus traten in die Klause. Auf reinlichem Lager ruhte Wolfrat, abgemagert bis auf Haut und Knochen. Brust und Arme lagen noch im Verband; die Rißwunden im Gesicht aber waren schon geheilt und hatten kaum merkliche Narben zurückgelassen.

Wolfrats Augen leuchteten auf, als er den Propst in der Thür erscheinen sah. „Grüß Gott, Herr, grüß Gott! Gelt, ich darf schon gleich fragen . . . wie geht's denn meiner Seph'?“

„Ein paar Wochen noch, Wolfrat, und Dein Weib ist wieder kerngesund!“

„Vergelt's Gott, Herr! Und . . . und mein Bub?“

„Gieb acht, den wirst Du gar nicht wiedererkennen! Der ist kugelrund geworden! Freilich . . . .“ Herr Heinrich lachte, „er war ja in Klosterkost.“

Pater Desertus trat in mühsam verhehlter Erregung an das Lager des Sudmanns.

„Jetzt kenn' ich Euch erst, Herr Pater!“ sagte Wolfrat mit schwankender Stimme. „Euch muß ich wohl auch ein festes ‚Vergelt's Gott!‘ sagen. Hättet Ihr selbigsmal nur ein klein' Weil später zugestoßen, dann wär's aus gewesen mit mir!“

„Sieh, Wolfrat,“ fiel Herr Heinrich ein, „da kannst Du ja Deinem Retter gleich ein Liebes erweisen! Pater Desertus möchte hören, wie es kam, daß Gittli Deine Schwester wurde. Erzähl' es ihm!“

„Wohl wohl! Setzet Euch nur her!“

Pater Desertus ließ sich neben dem Lager auf einen Sessel nieder, und Wolfrat begann: „Wisset Herr, ich bin im zweiundzwanziger Jahr bei dem Salzburger Erzbischof als Reisiger gestanden und hab' den Ampfinger Tag mitgemacht . . . auf der feindlichen Seit'. Gewurmt hat es mich freilich, daß ich hauen und stechen sollt' gegen meine eigenen Landsleut'. Aber was hab' ich machen können . . . ein Eid ist halt allweil ein Eid! Ich hab' meine Pflicht gethan als richtiger Soldat . . . aber gar ungern hab' ich's nicht gesehen, wie der Kaiser obenauf gekommen ist und die Unsrigen auf den Abend das Laufen angefangen haben. Da hat keiner mehr stehen können, einen jeden hat's mitgerissen . . . und wer nicht laufen hat wollen, hat laufen müssen. So vier, fünf Tag' ist es allweil hergegangen um unser Leben, keiner hat die Gegend gekannt, und die bayrischen Reiter sind hinter uns her gewesen wie die ledigen Teufel. Ich hab' mich mit ein Stücker vierzig von den Unsrigen zusammengehalten . . . und da war's in einer stürmischen Nacht . . . da sind wir in einen Markt gekommen . . .“

„Wie hieß der Markt?“

„Ich weiß nicht. Aber ich besinn' mich noch . . . gleich bei der Tafern' ist eine Kirch' gestanden, die hat hint' und vorn' einen Thurm gehabt und ein ebenes Dach . . . .“

„Pfarrkirchen war es!“ sagte Pater Desertus in lateinischer Sprache zu Herrn Heinrich. „Zwei Wegstunden von meiner Burg.“

„Die Tafern' war gesteckt voll mit flüchtigem Volk. An die dreihundert sind da beisamm' gewesen; und es war ein fürchtiges Gejammer, was man jetzt anfangen soll und wo man die Zehrung hernimmt? Und da war einer unter uns, ein Salzburger Rottführer, Klees hat er geheißen . . . .“

„Klees?“ stammelte Pater Desertus; und lateinisch sagte er zu Herrn Heinrich: „Der Mann hat einen Monat in meiner Schar gedient . . . ich hab' ihn fortjagen müssen, denn er bestahl mich!“

„Der Klees ist auf den Tisch gesprungen und hat geschrien, er wüßt' ein Mittel, daß man sich die Säck' vollstopfen könnt'. Nicht weit vom Markt wär' ein reicher Herrensitz . . . der thät' einem Ritter gehören, der in der Ampfinger Schlacht mit dem Flammberg unter uns herumgehauen hätt' wie der Mähder mit der Sense im Traidfeld. Die Handvoll Leut' auf der Burg könnt' man leicht überrumpeln. Wie er das gesagt hat, da hat's einen Höllenlärm gegeben, und die meisten sind auch gleich dabei gewesen, daß man den Handstreich wagen sollt'. Ein paar haben freilich dawider geredt . . . ich selber auch. Aber da hat's gleich geheißen, man wär' in Feindsland, und Krieg wär' Krieg. Wer

ſich noch lang' gewehrt hätt' . . . ich glaub', den hätten die anderen niedergeſchlagen. Der Klees hat Wein anfahren laſſen, und wie wir all' miteinander heiße Köpf' gehabt haben, da iſt der Klees zum Hauptmann ausgeſchrien worden . . . und der hat auch gleich die richtige Stund' ausgenützt . . . noch in der Nacht ſind wir fort aus der Tafern', und allweil durch Wald iſt der Weg gegangen, den der Klees uns geführt hat. Ich muß ſchon ſagen, die Sach' hat mir nicht recht hineingepaßt in mein Hirnkaſtel . . . aber wie der Menſch iſt . . . wo ein paar hundert laufen, da lauft man halt mit. Und der Wein hat auch uns allen die Köpf' dumper gemacht! Ich glaub', der Klees iſt der einzig' geweſen, der recht gewußt hat, was es gilt. So um die zweite Morgenſtund' muß es geweſen ſein, da ſind wir aus dem Holz herumgelegen, die Unſrigen haben ſchon alle Thüren eingedrückt, und die brennenden Pechkränz' ſind in die Fenſter geflogen. Da bin ich mit einem Male nüchtern worden . . . und wie ein ſteiniges Mandl bin ich geſtanden, hab' nur allweil geſchaut und hab' mir an den Kopf gegriffen . . . und gegrauſt hat's mir in der tiefſten Seel'! Hätt' mich einer am Ampfinger Tag niedergeſchlagen, ich glaub', mir wär' wohler geweſen als in derſelbigen Stund'. Ich hab' freilich keinen Finger gerührt und keine Hand geſtreckt . . . aber dabei geweſen bin ich halt doch! Und die ganzen Jahr' her . . . ſo oft was Unguts über mich und meine lieben Heimleut' gekommen iſt . . . allweil hab' ich an dieſelbige Nacht denken müſſen und mir ſagen: Schau, jetzt mußt zahlen dafür!"

Wolfrat ſchwieg, und tiefe Stille herrſchte in der Klauſe.

In treuer Hut.

Nach einem Gemälde von E. Debat-Ponſan.

ins Feld gekommen, und ganz ſchwarz ſind die Burgmauern vor uns aufgeſtiegen in der Nacht!"

Pater Deſertus athmete ſchwer und drückte die Fäuſte auf ſeine Bruſt.

„Beherrſche Dich, Dietwald!" mahnte Herr Heinrich in lateiniſcher Sprache. „Der Mann ſoll nicht wiſſen, wie nahe Dich berührt, was er erzählt." Und zu Wolfrat ſich wendend, ſagte er: „Sprich nur weiter!"

„Der Klees hat uns halten laſſen . . . . keinen Laut und keinen Tritt hat man gehört . . und dann iſt der Klees bis an den Burgwall hingegangen und hat den Thorwart angeſchrien. Ich hab's nicht recht hören können, denn ich bin einer von den Letzten geweſen . . . . aber ich mein', er hat dem Thorwart zugerufen, daß er eine Botſchaft brächt' vom Burgherrn, und die Sach' hätt' Eil'. Ich weiß nicht, hat der Klees die Loſung gewußt, oder war der Thorwart ſo ein guter Haſcher, der gleich das erſte Wörtl geglaubt hat . . . wie ich halt ſag': ich hab' noch kaum recht gewußt, was los iſt, da war die Zugbrück' ſchon herunt', eine Hauerei und ein fürchtiges Geſchrei iſt losgegangen . . . und bis ich nach einer Weil' mit den Letzten hineingekommen bin in den Burghof, da ſind die paar Herrenleut' ſchon im Blut

Das Antlitz des Paters war erblaßt, und ſeine heißen Augen ſtarrten ins Leere.

„Wie die Flammen herausgeſchlagen ſind aus jedem Dach, da haben ſie's drunten im Dorf gemerkt, was vorgeht, und haben die Sturmglock' geläutet. Haufenweiſ' ſind die hörigen Leut' aus dem ganzen Burgbann herbeigelaufen, die einen mit Schwert und Spieß, die andern mit Dreſchflegeln und Senſen. Da iſt die Hauerei aufs neu' wieder angegangen. Ich aber hab' mir gedacht, ich will mit ſo einer ſchiechen Sach' nichts mehr zu ſchaffen haben. Doch wie ich mich ſchon hab' hinausſchleichen wollen beim Thor und abſchieben, da hör' ich auf einmal ein fürchtiges Gejammer von einer Weiberſtimm' . . . und wie ich aufſchau', ſteht auf dem Thurmaltan, mitten im Feuer, eine junge ſchöne Frau. Ein kleines Bübel iſt bei ihr geſtanden, und auf dem Arm hat ſie ein Kind im Wickel gehalten. „Jeſus Maria!" hab' ich geſchrien und bin zugeſprungen und hab' gemeint, ich könnt' noch hinauf in den Thurm und helfen. Aber derweil thut's ſchon einen fürchtigen Krach. Das ganze Sparrenwerk iſt eingefallen, und als wär' die Höll' zerſprungen, ſo fliegt der Thurm auseinander in lauter Feuer."

Am ganzen Körper erzitternd, ſchlug Pater Deſertus die Hände vor das Antlitz.

Digitized by Google

„Gelt, Herr? Das greift einem ans Herz!“ murmelte Wolfrat. „Ich bin ſelbigsmal geſtanden, als wär' in mir drin alles ein Eisbrocken worden! Und wie mich das Grauſen wieder aufſchauen laßt . . . von dem armen Weiberleut und dem Bübert hat kein Aug' mehr was zu ſehen gekriegt . . . aber auf einem ſpießigen Balken, der aus dem Gluthhaufen herausgeſtanden iſt, hab' ich das Kindl hängen ſehen, das ſich am Widel verfangen hat. Da hab' ich kein' Glut und kein Feuer geſcheut und bin mitten hineingeſprungen und hab' das weinende Würmi gepackt . . . und das Glück hat's wollen: ich bin herausgekommen. Aber da ſpringt ſchon der Klees auf mich zu. ‚Gieb her', ſchreit er, ‚hörſt ja, das Kindl weint nach ſeiner Mutter!' Er will mir's wegreißen, ich aber hab' ihm mit der Fauſt eins übers Geſicht gewiſcht, daß er hingeſchlagen iſt wie ein Ochs. Derweil hat's ſchon geſchienen, als thäten die hörigen Leut' Herr werden über die Unſrigen . . . der Klees iſt wieder aufgeſprungen und auf mich zu mit der blanken Wehr . . . und wie's der Zufall will, ſpringt grad ein ſcheues Roß gegen mich her . . . ich erwiſch' es bei der Mähn', komm' in einem Schwung hinauf . . . und zum Thor geht's hinaus in einem Sauſer, gleich über zwanzig Köpf' weg!“

„Kein Zweifel mehr!“ rief Pater Deſertus mit bebenden Lippen; und ſeine flammende Erregung, in welcher Schmerz mit Freude kämpfte, mühſam beherrſchend, ſtammelte er in lateiniſcher Sprache: „Das war mein Weib . . . das iſt mein Kind! Mein Kind!“ Die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen in den Bart.

Erſchrocken ſchaute der Sudmann zu ihm auf und warf dann einen fragenden Blick auf den Propſt.

„Sprich weiter, Wolfrat!“ ſagte Herr Heinrich.

„Ich bin auf dem ſcheuen Roß gehangen wie der Froſch auf dem Mühlenrad und hab' nur allweil das Kindl an mich hingedrückt . . . und das Roß iſt fortgeſauſt, fort und fort, bis weit hinter mir das brennende Schloß untergeſunken iſt in der finſtern Nacht. Wie nachher der Tag gegrauet hat, ſind dem Roß die Kräft' ausgegangen. Eine Weil' iſt es ſtehen geblieben und hat den Grind hängen laſſen, dann iſt es wieder fortgetrabt, Schritti um Schritti. Das Kind hat geſchlafen, und ich hab's auf dem Arm gehalten und hab' nicht gewußt, was ich anfangen ſoll. Ich hab' die Gegend nicht gekannt, und in ein Dorf hab' ich mich nicht hineingetraut — ich hab' gemeint, es müßt' alle Welt ſchon wiſſen, was in der Nacht geſchehen iſt. Wenn ich gleich mit keinem Finger dazu geholfen hab' . . . dabei geweſen bin ich halt doch! So bin ich allweil zu und zu geritten, weil ich nichts anderes gedacht hab', als grad das einzig: ſchau nur, daß du weit, weit fort kommſt von dem Fleck! Auf Mittag hab' ich einen Einödhof gefunden mitten drin im Holz und einer Dirn' ein Reindl Milch abgebettelt für das Kind. Und ſo bin ich wieder fortgeritten, allweil fort, bis ich auf die Nacht zu einem Waſſer gekommen bin und bald darauf in einen Markt. Da hab' ich mich ausgekannt: das Waſſer iſt die Vils geweſen, und der Markt hat Velden geheißen . . . und von da hab' ich keine drei Stund' mehr in mein Heimathl gehabt. Wie hätt' mir denn jetzt noch ein anderer Weg einfallen ſollen! Ich bin halt geritten und geritten, bis ich daheim war. Meiner Mutter hab' ich das Kindl in' Arm gelegt . . . aber wie ich dazu gekommen bin, das hab' ich verhehlt, denn ich hab' mich geſcheut vor Mutter und Vaters Aug' . . . dabei geweſen bin ich halt doch!“

Wolfrat vermochte kaum mehr zu ſprechen, ſeine Stimme zitterte vor Schwäche.

„Die Nacht darauf bin ich wieder fort. Aber das Kriegshandwerk hab' ich ſatt gehabt bis an den Hals. In Landshut hab' ich mich eingedingt als Flöſſer. Es hat lang gedauert, bis ich die ſchiecht Sach' in mir hab' geſchweigen können. Ich hab' mir freilich allweil fürgeſagt, daß ich ein Unrecht thu', wenn ich das Kindl um ſein Recht und ſeinen Namen bring'. Aber ich hab' mir halt nicht getraut, daß ich umfrag' und red' . . . dabei geweſen bin ich halt doch . . . da hätt's mir leicht an den Kragen gehen können, wenn ich mich verſchnappt hätt' . . . und ſein biſſel Leben hat halt doch ein jeder gern! Und wie ich wieder einmal heimgekommen bin nach Dorfen und geſehen hab', daß mein Mutterl mit der ganzen Seel' an dem lieben Kindl hängt, da hab' ich erſt recht nimmer reden können und hab' mir gedacht: laß halt alles gehn, wie's geht . . . in Gottesnam'!“

„Und niemals,“ fragte Pater Deſertus mit ſchwankender Stimme, „niemals wieder haſt Du von jener furchtbaren Nacht gehört? Nie den Namen jener Burg erfahren?“

Wolfrat ſchüttelte den Kopf.

„Aber es muß doch ein Bild jener Burg in Deiner Erinnerung haften?“

Wolfrat ſchien ſich zu beſinnen. „Mein, es hat halt ausgeſchaut, wie es ausſchaut in einer Burg. Thürm' und Mauern, ein weiter Hof und ein großmächtiges Haus,“ ſagte er mit matter, kaum noch verſtändlicher Stimme. „Aber . . . wohl wohl, Herr . . . auf eins beſinn' ich mich noch. Ueber dem Thor und über der Thür in den Thurm hinein hab' ich im taglichten Feuerſchein ein gemaltes Wappen geſehen!“

„Sprich, Wolfrat, ſprich!“ klang es mit erſtickten Lauten von den Lippen des Paters.

Wolfrat bewegte lallend die Zunge; man verſtand nicht mehr, was er ſprach; die Erregung hatte ſeine ſchwachen Kräfte völlig erſchöpft; er ſchien einer Ohnmacht nahe.

„Sprich, Wolfrat, ſprich!“ Und Pater Deſertus warf ſich vor dem Lager auf die Knie und neigte das Ohr dicht über die Lippen des Sudmanns.

Mit erlöſchenden Sinnen rang Wolfrat nach Sprache: „Es war . . . ein weißer Falk . . . in blauem Feld . . .“

„Das Wappen meines Hauſes!“ ſchrie Pater Deſertus auf. Sich erhebend, ſchlug er die Hände vor das Antlitz und wankte hinaus, als erdrücke ihn der enge Raum; draußen ließ er ſich ſchluchzend niederſinken auf die ſonnige Bank.

Herr Heinrich eilte ihm nach. Im gleichen Augenblick legte ein Boot mit zwei Schiffern und einem Reiſigen am Ufer an.

„Dietwald, ermanne Dich!“ flüſterte der Propſt. „Es kommen Leute!“ Er ging dem fremden Kriegsknecht entgegen. „Wen ſuchſt Du?“

„Herrn Heinrich von Inzing, den Propſt!“

„Du biſt an rechter Stelle. Wer biſt Du?“

„Ein Salzburger Fronbot'. Die Oberin der Domfrauen ſchickt Euch dieſe Botſchaft.“ Er reichte dem Propſt ein verſiegeltes Pergament.

Herr Heinrich las; er erſchrak nicht; nur ein Lächeln glitt über ſeine Lippen. „Du kannſt heimkehren!“ ſagte er zu dem Boten. „Man ſoll Dir im Kloſter den Botenlohn reichen und Dich köſtigen.“ Der Knecht ging zum Ufer zurück. Herr Heinrich wartete, bis das Boot abgeſtoßen war, dann wandte er ſich zu Pater Deſertus.

„Willſt Du leſen, Dietwald? Eine Botſchaft von Deinem Kinde!“

Mit haſtigen Händen griff der Pater zu und entfaltete das Pergament. Er erblaßte. „Mein Kind . . . aus dem Kloſter entflohen?“

„Entflohen? Weshalb das hohe Wort?“ meinte Herr Heinrich lächelnd. „Sag' lieber: davongelaufen.“

Pater Deſertus faßte die Hand des Propſtes. „Herr! Ich bitt' Euch! Laſſet uns gleich zurückkehren! Im Seedorf ſtehen unſere Pferde. Wir wollen nach Salzburg reiten!“

„Nach Salzburg? Nein, Dietwald, ich weiß einen näheren Weg, um Dein Kind zu finden. Wir wollen hinaufſteigen in die Röth'!“

Deſertus erſchrak. „So meint Ihr . . .? Nein, nein, es iſt unmöglich! In dieſer einen Nacht ſollte das zarte Kind einen Weg bezwungen haben, der die Kräfte eines rüſtigen Mannes erſchöpfen würde?“

„Die Liebe vermag viel!“ lächelte Herr Heinrich. „Komm, Dietwald!“

In bebender Erregung, aber ſchweigend, folgte Deſertus dem Propſt an das Ufer. Ein Knecht holte zwei Bergſtöcke, der Einbaum wurde ins Waſſer geſchoben, raſch war die ſchmale Waſſerzunge überſetzt, und die beiden ſtiegen empor durch den ſonnigen Bergwald.

Mit ungeduldigen Schritten eilte Pater Deſertus voran.

Herr Heinrich aber rief ihm lachend zu: „Dietwald, willſt Du nicht hinter mir gehen? Weißt Du, ich möchte doch mit ganzer Lunge droben ankommen!“

27.

Am Morgen, noch vor Tag, hatte Haymo die Jagdhütte verlaſſen, um die Grenzen ſeines Bergreviers zu umwandern. Nahe den Fuſchenſee-Bauern traf er mit dem Jäger Renot zuſammen, der am Ufer des Grünſees hauſte. Unter den ſteilen Wänden

saßen sie wohl eine Stunde lang bei einander, das jubelnde Glück neben der stillen Schwermuth.

„Hast denn meine Gundi nie gesehen?“ fragte Renot.

Haymo schüttelte den Kopf.

„Weißt, zwei Jahr' lang bin ich ihr schon um den Weg gegangen. Und da war's jetzt in der letzten Mondzeit, da komm' ich einmal hinauf zum Funtensee und hör' auf den Halden das Almvieh läuten. Denk' ich mir: jetzt muß ich doch schauen, was für eine Sennerin der Bauer geschickt hat. Ich geh' auf die Hütten zu, und wie ich hineinschau ... was sagst? ... steht die Gundi vor mir! Vor lauter Seligkeit hab' ich einen Luftsprung gethan, daß ich mir an der Thür das Hirnkastel angeschlagen hab'. Und Du ... ich sag' Dir ... ein Sommer ist das jetzt, jeder Tag eine Freud', die vom Himmel fallt. Gelt, das hast ja doch auch schon gespürt: es giebt nichts Liebers und Schöners auf der Welt, als wenn zwei junge, kreuzbrave Leut' zusammenhalten mit Herz und Hand! Und auslassen thu' ich nimmer! Und bis der Frühling wiederkommt, wird Hochzeit gehalten — Juhuuu!“

Von allen Wänden klang das Echo des hallenden Jauchzers.

Lachend schaute Renot in Haymos Gesicht; da verstummte sein Lachen, und erschrocken fragte er: „Ja Bub', was ist Dir denn? Du hast ja nasse Augen!“

Haymo sprang auf und schüttelte den Kopf; die Lippen zuckten ihm, er konnte nicht sprechen.

„So red' doch, Bub', red', was hast denn?“ stotterte Renot.

Wortlos nickte Haymo einen Gruß, wandte sich ab und ging seiner Wege. Renot blickte ihm betroffen nach. „Mir scheint ... dem ist die Lieb' überzwerch gelaufen.“

Als Haymo den Saum eines Lärchenwaldes erreichte, blieb er tief athmend stehen und wischte sich die Zähren aus den Augen. Während er weiter schritt, hörte er den am Fuß der Felswand hinsteigenden Jäger singen:

„Der Winter ist zergangen,
In Bluh steht alle Heid',
Da kam zu mir gegangen
Gar süße Augenweid'.
Mir ward das Herzlein froh,
Zum Schätzlein sprach ich so:
Gelt, Du bist mein? Nein, ich bin Dein!
Der Streit, der muß wohl allweil sein!
Jo ho!
Jo ho!
So blank allsam ein Härmelein*
Sind ihre beiden Aermelein.
Mein Schätzelein ist fein und schmal,
Gar wohl geschaffen überall.
Jo ho!
Jo ho!
Mein Herzelein ist froh!“

Lange war die jubelnde Stimme schon verhallt, doch immer noch klang es wie quälender Spott in Haymos Ohr: „Jo ho, jo ho ... mein Herzelein ist froh!“

Er hatte die Landthaler Wand erreicht, über deren schroff bis zum See abfallende Felsen ein schmaler Wildsteig hinwegführte. Einzelne Steine lösten sich unter seinen Schuhen und stürzten prasselnd in die Tiefe; mit heißen Augen blickte Haymo ihnen nach; er konnte ihre sausenden Sprünge mit den Augen verfolgen, bis sie nahe dem See auf dem schräg verlaufenden Griesbett liegen blieben.

„Da drunten findet ein jeder seine Ruh' ... ein jeder!“ glitt es leise von seinen Lippen.

Nun löste er absichtlich Stein um Stein und lauschte, wie ihr Fall, der mit lautem Lärm begann, immer leiser und leiser wurde ... und jeder fallende Stein redete zu ihm mit verführerischer Stimme: „Schau, so könntest Du Dein schreiendes Herzleid auch geschweigen ... wirf's hinunter ... wirf's hinunter ... es thut keinen Laut nimmer, wenn es drunten liegt!“

Mit der Hand an einem Felszacken sich anhaltend, beugte er sich vor, daß sein ganzer Körper über dem Abgrund schwebte. Die verwitterten Schrofen, welche aus dem steilen Gewände ragten, waren anzusehen wie tausend steinerne Arme, die sich ausstreckten nach ihm. Und in der gähnenden Tiefe lag der Obersee wie ein großes rundes Auge, es blickte herauf zu ihm, und dieser Blick hatte Sprache: Ich seh' Dich schon ... komm' nur ... komm' nur ... schau, ich wart'!

* Wie ein Wiesel.

Immer weiter beugte sich Haymo vor, ein Frösteln überlief seine Glieder, seine Knie begannen zu zittern ... an der Hand, die den Felszacken umklammert hielt, zuckten schon die Finger, als wollten sie sich öffnen ...

Da tönten weiche, schwebende Klänge durch die Lüfte empor. In der Bartholomäer Klause läutete das Glöcklein zur Frühmesse.

Haymo richtete sich erblassend auf und fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um einen bösen Traum zu verscheuchen. Aufathmend bekreuzte er sich und stieg mit ungestümer Eile über die Wand hinweg. Es schien ihm erst wieder wohl zu sein, als er den Bergwald erreichte, um dessen Wipfel der erste Goldglanz der steigenden Sonne schimmerte.

Schon aus weiter Ferne hörte er das Gebrüll des Almviehs.

Was die Rinder nur haben mögen? fragte er sich. Vielleicht missen sie die Sennerin! Sie wird wohl tags zuvor hinunter gegangen sein in das Klosterdorf, um dem heiligen Umgang beizuwohnen. Aber das hätte sie doch dem Hüter sagen müssen, und wohl an die hundert Male hatte Haymo am vergangenen Tag, bald im Gewänd, bald auf den Almen, bald im Bergwald, den Hüter schreien hören: „Jenzaaah ... Jenzaaah ... hoidoooh!“

Als Haymo die Alm erreichte, sah er die Kühe unruhig um die stille Hütte traben, brüllend und mit den Schweifen schlagend. Ihre Euter strotzten ... sie hatten das Milchbrennen. Langsam kamen ihm, da er sich der Hütte näherte, die Thiere entgegen, streckten keuchend die Köpfe, und eine Bläßin fuhr ihm mit der rauhen Zunge über die Hand. Er kraute ihr die Stirn, und mit läutender Glocke lief sie ihm nach bis zur Hütte. Er trat in die Thür. Die Hütte war leer. „Jenza!“ rief er ... aber keine Antwort kam. Er lehnte das Griesbeil an die Wand, legte die Armbrust ab und setzte sich auf den Herdrand. In der Asche lagen noch glimmende Kohlen; er stöberte sie zu einem Häuflein zusammen, legte Spähne darüber und blies in die Gluth. Ein Flämmlein züngelte über das Holz, die Spähne knisterten und krachten, und als das Feuer wuchs, legte er, in träumende Gedanken versunken, Scheit um Scheit in die Flammen.

Er hörte nicht mehr das Brüllen und Läuten der Kühe ... immer, immer summte es in seinen Ohren: „Jo ho, jo ho ... mein Herzelein ist froh!“

Weit da drüben, in der Sennhütte am Funtensee, flammte jetzt wohl auch ein Feuer auf dem Herde ... und Renot saß bei seiner Gundi und hielt sie umschlungen und zog sie an seine Brust und lachte: „So blank, allsam ein Härmelein ... sind Deine weißen Aermelein ...“

Haymo schlug die Hände vor die Augen, als könnte er das Bild verscheuchen, das mit seinem jauchzenden Glück ihn quälte und verhöhnte, ihn und sein brennendes Leid, seine dürstende Sehnsucht ...

Ganz in sich verloren saß er und hörte nicht, wie draußen alle die Kühe läutend zusammendrängten nach einer Stelle ... er merkte nicht, daß ihr Brüllen jählings verstummte ... er hörte die raschen Schritte nicht, die sich der Hütte näherten ... es war ihm nur, als hätte sich mit einem Mal die Thür verfinstert. Mit müden Augen blickte er auf, aber da traf es ihn wie ein Blitz. Er schnellte in die Höhe, streckte mit ersticktem Laut die Arme ... und stand nun wieder wie versteinert. War es denn Wirklichkeit oder nur ein Traum? War sie es denn wahrhaftig, die da vor ihm unter der Thür stand ... über und über mit Staub bedeckt, im weißen Röcklein, dessen zerfetzter Saum über die Knöchel der nackten, vom Gestrüpp zerkratzten Füße hing, ein weißes Mäntelein um die schmalen Schultern, die gelösten Haare um den Hals geknotet, mit erschöpften Zügen, aber mit lachendem Mund und leuchtenden Augen?

Jetzt rührte sie die Lippen. „Haymo!“ stammelte sie.

„Gittli!“ schrie er jauchzend auf, und sie flogen sich entgegen, hingen Lippe an Lippe und hielten sich mit zitternden Armen umschlungen, fest, fest, als wollten sie sich nimmer lassen.

„Haymo!“

„Gittli!“

Das war alles, was sie sprachen zwischen Küssen und Küssen.

Und als wäre das Glück über sie hergefallen, so groß und so erdrückend, daß sie es nicht mehr zu tragen vermochten auf ihren schwachen Schultern, so sanken sie auf den Herdrand nieder ... und da streichelte Gittli unter rinnenden Thränen Haymos Gesicht mit beiden Händen und lispelte:

„Gelt? Jetzt thust mir aber nimmer sterben?“

„Sterben . . . sterben . . . vor Freud'" . . . schluchzte er, und was er weiter stammeln wollte, erstickte schon wieder in einem heißen, dürstenden Kuß.

Zenza stand in der Thür, mit geballten Fäusten und kalkweißem Gesicht. Sie konnte den Anblick dieses Glückes nicht länger ertragen, heiser auflachend wandte sie sich ab, rannte wie eine Wahnsinnige hinaus in das offene Almfeld, schlug in einem fort die Fäuste an ihre Stirn und schrie: „Giebt's denn auf der Welt noch einen Narren, wie ich einer bin! Erschlagen hätt' ich sie sollen heut' in der Nacht . . . umbringen, umbringen . . . ins Wasser werfen . . . und ich selber hab' sie hergeholt! So ein Narr! So ein Narr, wie ich einer bin!"

Unter der einsam stehenden Fichte warf sie sich auf die Erde, schlug die Nägel in den Rasen und schluchzte, schluchzte . .

Dann sprang sie wieder auf und trocknete mit dem Arm die Augen. „Da heroben bleib' ich keine Stund nimmer!" Ihre heißen Blicke spähten über das Almfeld, während sie mit gellender Stimme schrie: „Jörgi! Jörgi!" Ihr Ruf verhallte, keine Antwort ließ sich hören. Eine Weile wartete sie . . . und wiederholte den Ruf. Alles blieb still. Nur die Kühe trabten ihr brüllend entgegen. „Meinethalben . . . mag alles hin sein . . . das Vieh und alles . . . ich bleib' und ich bleib' nimmer!"

Mit eilenden Schritten ging sie dem Steige zu. Die Kühe zogen ihr nach, aber mit Steinwürfen trieb sie das Vieh zurück. An der Stelle, an welcher der Pfad sich in den Wald verlor, blieb sie stehen und blickte, zornig auflachend, noch einmal zurück nach der Hütte. „So ein Narr, wie ich einer bin!" Und immer wieder lachte sie, während sie dem steil abwärtsziehenden Pfade folgte.

Ueber eine Stunde war sie schon gewandert, als sie schwer ermüdet auf einen Steinblock sank. Die beiden durchwachten und durchwanderten Nächte hatten ihre Kraft erschöpft. Sie schluchzte und lachte dann wieder gellend auf. Aber lange ertrug sie das ruhige Sitzen nicht. Während sie weiterlief, raffte sie einen dürren Stecken auf und zerschlug mit zornigem Hieb jeden grünenden Zweig, der über den Pfad hereinhing. Sie hatte schon den tieferen Bergwald erreicht. Da hörte sie plötzlich eine rufende Stimme, halb übertäubt vom dumpfen Rauschen des nahen Wildbachs.

„Zenza . . . Zenza . . . Hoidoooh!"

Es war ein wild kreischender, angstvoller Ruf. Auflachend blieb das Mädchen stehen, und da klang es wieder — ein wenig näher schon:

„Zenza . . . Zenza . . . Hoidoooh!"

„Mir scheint, er sucht mich . . . der Tapp!" stieß das Mädchen zwischen den Zähnen hervor; und da der Ruf nun abermals erklang, flammte eine dunkle Röthe über Zenzas Gesicht, und ihre Fäuste ballten sich. „Der! Der ist schuld an allem! Hätt' er den Jäger in Fried' gelassen, so wär' der Haymo nicht zu mir gekommen, ich hätt' mich nicht scheuen und schämen müssen vor ihm, er hätt' nicht geredet mit mir, sein Herzleid hätt' mir nicht die Seel' umgedreht im Leib, und . . . und ich wär' nicht hinein auf Salzburg . . . und müßt' jetzt nicht einen Zorn in mir haben, daß ich mich selber gleich zerreißen könnt'. Der! Der ist schuld an allem!" So schrien die jagenden Gedanken in ihr . . . alles, alles, was Jörgi verbrochen hatte, stand ihr vor Augen, wie mit Geißelschlägen ihren Zorn weckend, ihre Wuth schürend. Nur an eines dachte sie nicht: an jene Stunde, in der sie beim Ostertanz den von allen Verachteten, ihn und sich selbst verhöhnend, hervorgezerrt hatte aus seinem dunklen Winkel.

Nun sah sie ihn um die Wendung des Pfades biegen, in keuchendem Lauf, mit brennendem Gesicht und verstört umherspähenden Augen . . . und zwischen ihr und ihm lag das breite Bett des mit reißenden Wassern steil abstürzenden Wildbachs.

„Zenza . . ." wollte Jörgi rufen, aber der Laut erstickte auf seinen Lippen; er hatte das Mädchen erblickt. Mit jauchzendem Schrei, mit Stammeln und Schluchzen kam er herbeigerannt, stieß das lange Griesbeil in das Wasserbett, warf sich hinüber mit hohem Schwung, brach in die Knie, raffte sich auf, und den Stock beiseite schleudernd, umschlang er Zenza mit beiden Armen . . .

Sie aber gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß er rückwärts taumelte und niedersank, mit dem halben Körper in das Wasser klatschend. Er wollte sich aufraffen, allein eine Sturzwelle packte ihn, er drehte und überschlug sich, verschwand im Wasser und tauchte halb wieder auf. „Jesus Maria! Jörgi! Jörgi!" schrie Zenza mit bleichen Lippen. Sie stürzte dem steilen Ufer zu, es gelang ihr, die eine Hand des Versinkenden zu erfassen, mit der anderen haschte er noch ihren Rock und klammerte sich an . . . brausend schlugen die Wellen über ihn her und drückten ihn nieder . . . in stummer Todesangst wollte Zenza aus seinen Händen sich losreißen, aber während sie kämpfte mit dem ganzen Aufgebot ihrer müden Kraft, wich der brüchige Grund unter ihren Füßen, ein röchelnder Laut noch rang sich von ihren Lippen, dann stürzte sie vornüber mit dem Gesicht in den Wildbach, und über sie hinweg gingen die schäumenden Wasser . . .

Welle rauschte über Welle, eine warf sich auf die andere, mit drängender Eile und zorniger Wucht. Aus allem Rauschen heraus noch hörte man das dumpfe Rollen der Steine, welche der Wildbach auf seinem Grunde trieb. Ueber steile Gehänge warf er sich hinunter, tobte zwischen verwaschenem Gestein hindurch, hinweg über gebrochene Bäume und verschwand in einer Schlucht, so eng und tief, daß der Himmel in der Höhe nur noch als ein dünner, blauer Streif schimmerte, während auf dem Grunde der Schlucht alles grau war, ohne Farbe, einzig weiß nur noch das schäumende Wasser. Dünne Quellen rieselten in die Tiefe hinunter, und die frei fallenden Tropfen leuchteten ein wenig, als möchte jeder von ihnen ein Stäubchen Sonne aus dem hellen Tag mit hinunter stehlen in die Finsterniß.

Brausend schoß der Wildbach aus der dunklen Schlucht wieder hervor in ein breites Bett, umschleiert von Wasserstaub, jede Welle bedeckt mit flockigem Schaum. Die Uferwände senkten und erweiterten sich. Blühende Büsche neigten sich über den Rand der Felsen und griffen wie mit hundert kleinen Fingerchen in den blauen Himmel. Buntfarbiges Moos und üppiges Flechtwerk spann sich um alles Gestein, an welchem der Wildbach vorüber rauschte, und die tanzenden Wellen spielten mit dem niederhängenden Gezweig, bis sie breit und ruhig hinausflossen in den stillen sonnigen See. — — —

Von Bartholomä einher kam langsam ein plumper Nachen geschwommen, beladen mit kleinen Blöcken von Ahorn- und Zirbenholz. Ein alter Mann führte das Ruder. Im Bug des Schiffes saß Ulei, der Bildschnitzer; er hatte sich neuen Vorrath für seine Werkstätte geholt; in der Hand hielt er ein Klötzchen Holz und bosselte daran mit einem kurzen Messer. Gewandt und sicher führte er jeden Schnitt, und immer deutlicher trat aus dem Holz ein weibliches Köpfchen hervor.

Da sagte der Alte. „Ulei! Was liegt denn da drüben im Wasser?"

„Wo, Vater?"

„Wo der Wildbach auslauft."

Ulei blickte auf und deckte die Hand über die Augen. „Wohl wohl, jetzt seh' ich's auch."

„Es schaut sich schier an, als thät' ein Häs* im Wasser liegen."

„Vielleicht hat einer was verloren. Geh, Vater, fahr' hinüber!" Ulei steckte das halb vollendete Köpfchen mit dem Messer in die Tasche und erhob sich.

Der Alte drehte den Kahn und steuerte dem Ufer zu.

„Mein Gott, Vater," stammelte Ulei, „da hat's ein Unglück gegeben . . . das ist ja ein Weiberleut! O du mein lieber Herrgott! Ja was kann denn da nur geschehen sein!"

Sie kamen näher. Von den Wellen des Wildbaches seitwärts getrieben, lag die Leiche auf seichtem Grund, überdeckt von durchsichtigem Wasser, auf welchem das Kleid und die bleichen Hände schwammen. Uleis Augen wurden starr und sein Gesicht erblaßte; mit schluchzendem Schrei sprang er aus dem Nachen und riß den leblosen Körper empor in seine zitternden Arme. „Vaterl, schau nur, schau . . . die Zenza! Die Zenza!" Die Worte erstarben ihm. In fassungslosem Schmerze blickte er auf die Entseelte nieder, deren Haupt mit triefendem Haar, mit geschlossenen Augen und blutlosen Lippen in den Nacken hing. Aus dem Mieder und unter den zerrissenen Zöpfen sickerte Blut in dünnen Tropfen hervor. Das Antlitz war unentstellt, fast schöner noch als einst im Leben, denn jeden Zug von Trotz und Wildheit hatte der Tod verwandelt in stillen Frieden.

Schluchzend watete Ulei an das Ufer, bei jedem Schritte wankend unter seiner Last.

„So ein Unglück!" jammerte der Alte. „Mein Gott, die arme Dirn'! So ein junges lebfreudiges Leut! Geh, Ulei,

* Gewand.

bleib' bei ihr! Ich fahr' davon und lauf' ins Ort hinein . . ." Er hatte schon den Kahn gewendet und trieb ihn mit eilenden Ruderschlägen über den See.

Ulei war auf einen Steinblock niedergesunken. Mit beiden Armen drückte er den entseelten Körper an seine Brust, als könnte er die Kälte des Todes noch verscheuchen durch die Wärme seines eigenen Lebens. Von Kind auf war sie ihm lieb gewesen. Doch immer gingen ihre Wege an ihm vorüber. Sein Herz aber geduldete sich und hoffte. Wenn er in seiner stillen Werkstatt bei der Arbeit saß, stand es immer und immer vor ihm wie ein Traum, der sich einst noch erfüllen müßte: daß er sie umfangen hielte mit seinen Armen und dürfte sie herzen und küssen . . .

Jetzt hatte sein Traum sich erfüllt! Nun lag sie ja in seinen Armen! Mit scheuem Zögern neigte er das Gesicht und drückte seine thränennassen Lippen auf ihren kalten Mund. Und sie duldete seinen Kuß . . . und wehrte sich nicht . . .

„O du mein liebes, liebes Schatzl!" schluchzte er. Mit zitternder Hand strich er ihr blutiges Haar beiseite und flüsterte ihr ins Ohr: „Und wenn ich gleich hundert Jahr' alt werd' . . . ich bleib' Dein treuer Bub'! Gelt?"

Auf weichem Rasen legte er sie nieder, ordnete ihr das Kleid und die Haare und schob ihr seine Joppe als Kissen unter den Kopf. Einen Zweig mit blühenden Alpenrosen, den er von der nahen Felswand holte, legte er in ihre Hände.

Auf den Knien sprach er ein Gebet. Dann setzte er sich neben der Toten auf die Erde und zog aus seiner Tasche das hölzerne Köpfchen und das Messer hervor. Zähre um Zähre tropfte ihm auf die Hände. Vor jedem Schnitt, den er führte, hing sein Blick lange, lange an dem stillen Antlitz des Mädchens.

Zwei Stunden vergingen. Dann kam ein Schiff mit Leuten, unter ihnen der Eggebauer. Als er mit kalkweißem Gesicht und schlotternden Knien an das Ufer stieg, mußten ihn zwei Männer stützen.

28.

„Wo nur die Zenza bleibt?" So fragten sie immer wieder, wenn sie für kurze Weile aus ihrem wortlos träumenden Glück erwachten. „Wo nur die Zenza bleibt?"

Sie traten vor die Hütte und riefen Zenzas Namen über das Almfeld und gegen den Bergwald. Alles blieb still.

„Wirst sehen, sie kommt nicht . . . und ich mein', ich weiß warum!" flüsterte Haymo.

Gittli blickte ihn mit fragenden Augen an; dann schüttelte sie das Köpfchen. „Sie wird halt müd' gewesen sein und hat sich an einem stillen Platzl schlafen gelegt."

„Meinst?" sagte er. „Aber gelt, wirst auch recht müd' sein!"

„Nicht ein lützel! Ich mein' völlig, ich hätt' tausend Jahr' lang geschlafen und wär' mit einmal aufgewacht, und derweil ist alles anders geworden, und ich selber bin auch eine andere!"

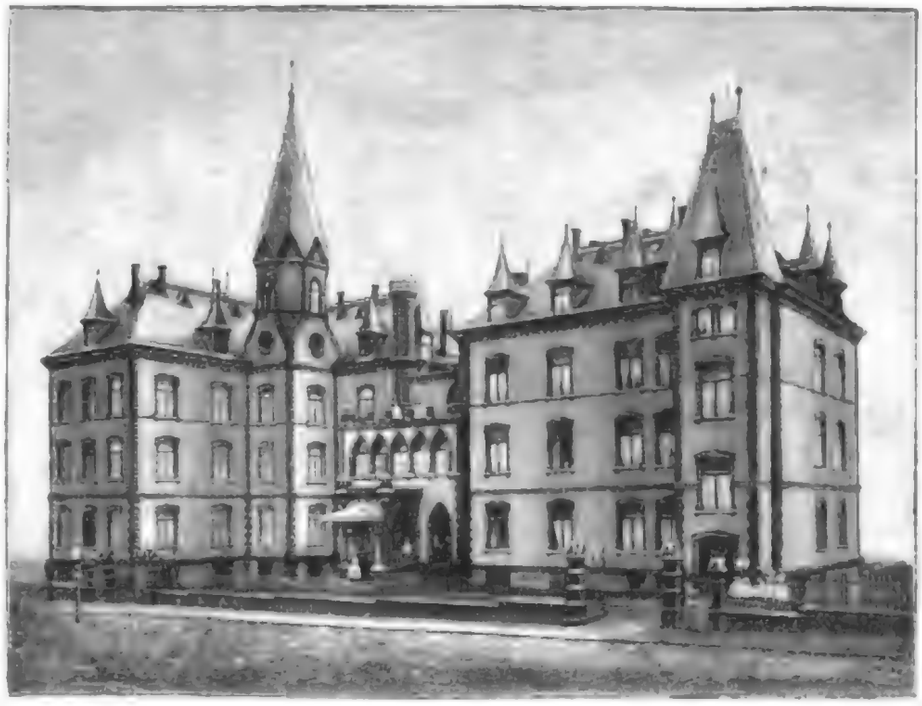
„Was? Eine andere bist? So, schön, jetzt hab' ich gar zwei Schätzlein. Ich weiß nur nicht, welches ich lieber hab': das selbig', das gewesen bist, oder das selbig', das geworden bist." So scherzte Haymo und wollte sie umfangen. Sie aber schlüpfte in die Hütte und wehrte ihn zurück, als er folgen wollte. Er mußte sich auf die Bank setzen und warten . . . bevor sie ihn rufe, dürfe er beileib nicht kommen.

Er saß noch keine zwei Minuten, da fragte er schon: „Darf ich noch allweil nicht hinein?"

„Untersteh' Dich!" hörte er sie ganz erschrocken stammeln.

So weilte er nun geduldig, schaute mit leuchtenden Augen hinauf ins Blau und lauschte dabei jedem leisen Geräusch, das sich in der Hütte vernehmen ließ.

Jetzt trat sie kichernd aus der Thür. Er machte zuerst große Augen, dann schlug er mit glückseligem Lachen die Hände ineinander. Sie stimmte fröhlich ein. „Ich hab' ein lützel in der Zenza ihrer Truhen gekramt. Meinst, sie wird harb sein? Gelt, nein? Sie hat ja selber allweil über das dumme Häs gescholten. Was sagst, wie ich ausschau'?" Sie hob die Arme und drehte sich. Er wollte kaum aus dem Lachen kommen. Gittli sah aber auch gar zu drollig aus. Das weiße, bis an den Hals geschlossene Pfaid und das kurze Röcklein hätten ihr wohl leidlich gepaßt. In dem schwarzen Mieder aber hätte ihr schlankes Persönchen noch ein zweites Mal Platz gefunden, und jedes ihrer Füßchen stak in dem plumpen Schuh wie ein Spatz im Hühnerkorb. „Was sagst, wie ich ausschau'?"



Das Schwesternheim in Wiesbaden.

„Aber lieb! So lieb!" Er haschte sie mit beiden Armen und zog sie auf die Bank. „Da hast einen gescheiten Einfall gehabt. Ich hab' mich ja ehnder schier nicht getraut, daß ich Dich anrühr'!" Wie sehr ihm jetzt der Muth gewachsen war, das fühlte sie aus dem ungestümen Kuß, mit dem er ihre stammelnden Lippen schloß.

So saßen sie in der heißen Sonne, bald still versunken in ihr zärtliches Glück, bald wieder in traulichem Geplauder. Kein Wort, das sie sprachen, kein Gedanke, den sie dachten, ging über den Augenblick hinaus. Sie fragten nicht, was vor diesem Tag gewesen, fragten nicht, was nach diesem Tag kommen sollte . . . eine selige Stunde war ihnen vom Himmel gefallen wie Sonnenschein nach Ungewitter, und sie freuten sich ihrer so recht als zwei Glückliche, die zusammengehören, einzig und allein deshalb, weil der liebe Herrgott sie für einander geschaffen. Ihr Glück und ihre Liebe war so still zufrieden wie eine Blume, die in dem Augenblick, da ihr Kelch sich dem warmen Licht erschließt, auch nicht fragt, wer ihren Samen in die Erde legte . . . oder wer sie brechen wird in der nächsten Stunde. Sie blüht und freut sich.

Endlich löste sich Gittli, tief aufathmend, aus den Armen des Jägers. Ihre Wangen glühten wie zwei Rosen. Mit zitternden Händen strich sie die Haare von den Schläfen zurück.

„Schau', Haymoli, die Sonn' steht schon über Mittag. Hast denn keinen Hunger?"

Er schüttelte lachend den Kopf.

„Aber ich!" sagte sie kleinlaut.

Da sprang er ganz erschrocken auf. „Ja komm' doch.

Schatzl, komm'! Es wird in der Hütt' wohl ein lützel was zu finden sein. Und die Zenza wird's schon erlauben!"

„Was die aber lang ausbleibt! Völlig bangen thut's mich, daß ich ihr ein Vergelt's Gott sagen möcht'. Aber gelt, wenn sie kommen thut, müssen wir schon recht gut sein mit ihr. Sie hat's doch verdient um uns! Gelt?"

Haymo nickte; dann traten sie in die Hütte. Mehl, Milch und Butter fand sich im Ueberfluß. Als aber Gittli auf dem Herd das Feuer schüren wollte, haschte Haymo ihre Hände. „Nein, Schatzl, heut' darfst nicht schaffen, heut' mußt schon mir die Sorg' lassen. Da wirst schauen, was ich Dir auskoch'! Und Du . . ." Er hob sie mit beiden Armen empor und legte sie sanft auf das Heubett nieder, „Du thust mir derweil ein lützel rasten! So, Schatzl, so! Gelt, da liegst gut?"

Erst war sie ein wenig erschrocken, dann aber ließ sie ihn lächelnd gewähren, und als sie in das weiche, duftende Heu versank, schlang sie die Arme um seinen Hals und drückte sein Gesicht an ihre heiße Wange. „Gelt, Haymoli, wir thun nimmer voneinander lassen?"

„Nimmer, Gittli, nimmer, nimmer!"

Eine Weile saß er auf dem Rand des Bettes. Schweigend hielten sie sich bei den Händen und schauten sich lächelnd in die Augen. Plötzlich sprang er auf. „Jetzt muß ich aber schaffen, sonst thust mir am End' noch verhungern, Du Hascherl, Du arm's!"

Sie schob die gefalteten Hände unter die Wange, schmiegte sich tief in das duftende Heu, und während Haymo auf dem Herd das Feuer schürte, blickte sie unter halb gesunkenen Lidern hervor, mit dankbar zärtlichen Augen jede seiner Bewegungen verfolgend. Leise strömten ihre tiefen Athemzüge über die leicht geöffneten Lippen. Ihr war so wohl! Sie hätte sich für das ganze Leben nichts anderes mehr gewünscht, als nur immer so liegen zu dürfen, so weich zu ruhen, mit dieser sanften Wärme im Herzen, mit diesem süßen Gefühl, daß treue Liebe ihre Ruhe behüte, für sie sorge und schaffe.

Immer und immer wieder nickte ihr Haymo lächelnd zu. Er ging auf den Zehen und suchte jedes Geräusch zu vermeiden, während er alles herbeitrug, was er zur Bereitung der Mahlzeit nöthig hatte. Auf dem Herde knisterten die brennenden Späne, ganz leise rauschten die züngelnden Flammen, durch die Lücken des Schindeldaches fielen einzelne Sonnenstrahlen gleich goldig schimmernden Fäden, und der dünne Rauch, der sich langsam zwischen dem berußten Sparrenwerk verzog, umspann alle Balken mit bläulichem Duft.

Immer tiefer sanken über Gittlis Augen die schwarzen Wimpern . . . ein wohliges Rieseln rann durch ihre Glieder . . . und sacht, unmerklich flossen ihre Träume aus dem Wachen hinüber in einen tiefen Schlaf.

Haymo ließ die Arbeit ruhen; er wäre mit seinem Werk in einem halben Stündlein zu Ende gewesen, und dann hätte er Gittli wecken müssen. Er sah aber, wie wohl ihr der Schlummer that. Leise trug er einen Holzpflock neben das Heubett, ließ sich nieder, schlang die Hände um die Knie, lehnte das Haupt an die Kante des Lagers und blickte mit unverwandten Augen in das Gesicht der Schlummernden.

Sie lag und regte sich nicht; nur manchmal bewegten sich ein klein wenig ihre Lippen, als spreche sie im Traum; dann zuckten auch die Wimpern, welche gleich dunklen Sicheln auf den sanft gerötheten Wangen lagen, und mit tieferem Athemzuge hob sich die junge Brust unter dem weißen Linnen. Haymo streckte die Arme . . . es war, als möchte er aufspringen, als möchte er sie aus dem Schlaf emporreißen an sein Herz; doch immer wieder duckte er sich scheu und leise auf den Holzpflock nieder, um die Schlummernde nicht zu wecken.

Stille Stunden verrannen. Als Haymo meinte, daß Gittli nun doch bald erwachen würde, ging er zum Herd. Sie sollte nicht warten müssen auf die Mahlzeit. Als die heiße Butter in der Pfanne zu zischen begann, bewegte sich Gittli, schlug die Augen auf, lächelte . . . und schlief weiter.

Haymo übte sein Küchenamt mit peinlicher Sorgfalt; vor Aufregung, ob die Speise auch wohl gerathen würde, zitterten ihm die Hände. Doch als er einmal kostete, schien er nicht unzufrieden mit seinem Werk. Er schnalzte mit der Zunge, und während er die Pfanne wieder über das Feuer setzte, begann er mit halblauter Stimme zu singen:

„Der Winter war zergangen,
In Blüh stand alle Heid',
Da kam zu mir gegangen
Gar süße Augenweid' . . ."

Immer lauter wurde sein Lied, bis es endete mit klingendem Jauchzen:

„Jo ho, jo ho,
Mein Herzelein ist froh!"

Da brauchte er Gittli nicht mehr zu wecken, denn als er sich umblickte nach ihr, saß sie aufrecht im Heu, lachte ihn an mit hellen Augen und streckte die Arme.

Als wär' sie eine Feder, so hob er sie in die Höhe und drehte sie im Kreis. Kichernd zappelte sie mit den Füßchen. Aber auf die Erde kam sie nicht wieder . . . sie saß mit einem Male auf Haymos Schoß. Mit dem einen Arm hielt er sie an sich gedrückt, mit dem anderen zog er die Pfanne herbei. Und da sich in der Hütte nur ein einziger Holzlöffel vorgefunden hatte, mußte es Gittli dulden, daß ihr Haymo jeden Bissen in das lachende Mäulchen schob. Sie wehrte sich wohl, aber nur, weil ihr Wehren das zärtliche Mahl verlängerte. Und wie sie jeden Bissen lobte! Haymo wurde ganz stolz auf seine Kochkunst. „Ja, Du," sagte sie, „das schmeckt einem halt! Weißt, da drin . . ." sie machte eine Bewegung mit dem Köpfchen und meinte dabei das Heim der Domfrauen in Salzburg, „da drin hab' ich Sachen übereinander essen müssen, daß einem völlig hätt' grausen mögen! Nein, Du, was die Herrenleut' manchmal für einen Geschmack haben . . . brrr!"

Er lachte und hielt ihr den vollen Löffel entgegen.

„Halt, halt, der gehört ja wieder Dir!" schalt sie, denn sie wachte gar ängstlich darüber, daß die Theilung auch redlich vollzogen würde: erst sie einen Löffel, dann er einen Löffel — und dazu einen Kuß zum Merkzeichen.

Als die Pfanne leer war, sagte sie ganz erschrocken: „So, schön! Jetzt haben wir der Zenza gar nichts übrig gelassen! Aber was sagst, jetzt ist die noch allweil nicht da! Komm', Haymo, komm', ich mein', wir müssen uns doch ein lützel umschauen nach ihr." Sie lief zur Thür hinaus und rief mit heller Stimme: „Zenza! Zenza!" Doch rings umher hörte sie nur das dumpfe Brüllen der Kühe und das unruhige Gebimmel der Almglocken. Als Haymo zu ihr trat, sagte sie: „Wirst sehen, die hat sich im Wald verschlafen. Aber wart' nur, ich find' sie schon!"

Mit klappernden Schuhen lief sie gegen den Bergwald. Haymo aber haschte sie, und nun wanderten sie mit langsamen Schritten, eines ans andere geschmiegt, dem Schatten der Bäume entgegen, den die sinkende Sonne schon dunkel und lang über das Almfeld warf. Als sie den Waldsaum erreichten, hatten sie schon wieder vergessen, was sie hierher geführt. Wo sie gingen, blühte mit dunklem Roth das Almrausch. Sie pflückten die schönsten der blühenden Zweige, und nach einer Weile prangte ein Sträußlein an Gittlis Mieder, ein anderes auf Haymos Kappe. Er legte den Arm um ihre Schulter, sie lehnte das Köpfchen an seine Brust, und so wanderten sie dem Feuerpalfen zu, aus dessen verbranntem Rasen schon wieder die grünen Grasspitzen hervorlugten.

„Hast nicht da her denken müssen in der Sonnwendnacht?" fragte er leise.

Sie nickte erröthend. „Und wie ich eingeschlafen bin, hab' ich geträumt . . ."

„Was denn?"

„Daß Du mir eine Scheib' getrieben hätt'st!"

„Aber Narrerl, Du lieb's . . . ich hab's ja doch gethan!" lachte er. „Und was für eine! Die allergrößt' hab' ich getrieben für mein klein's Schatzl! Und geflogen ist sie, als wär' die Sonn' herunter gefallen!"

Sie umschlangen und küßten sich, als fänden sich ihre Lippen zum ersten Mal. Kein Wunder, daß sie dabei die sich nähernden Schritte zweier Männer und einen stammelnden Ruf überhörten, der vom Saum des Waldes herkam.

Nun wieder standen sie aneinander geschmiegt und blickten mit stillen Augen hinunter in die gähnende Tiefe. Glatt und schwarzgrün lag der See zwischen seinen felsigen, schon von dunklen Schatten umwobenen Ufern.

„Schau, Haymo," lispelte Gittli, „siehst das Schiffl im See?"

„Wo, Schatzl?"

„Dort, wo der Wildbach auslauft wie ein weißes Bandel."

„Wohl wohl, jetzt seh' ich's auch."

„Du, das muß aber ein großes Schiffl sein . . . es schaut sich schier an wie ein Scheit."

„Wohl wohl, ich mein' auch, es müßten viel Leut' drin sein. Schau' nur, und hinter ihm kommt ein anders . . ."

„Ein kleins . . . wie ein winzigs Hölzl!"

Sie schauten den beiden kaum merklich gleitenden Schiffen nach, bis dieselben hinter einem steil in den See abfallenden Waldrücken verschwunden waren.

„Geh', Haymo, komm'," sagte Gittli tief entathmend, „jetzt müssen wir aber die Zenza suchen!"

Sie wollten den Feuerpalfen verlassen, doch als sie sich vom Absturz wandten, fuhr ihnen jäher Schreck in alle Glieder; sie erblaßten und waren wie versteinert; nur ihre Hände suchten sich noch und schlossen sich fest ineinander.

Herr Heinrich und Pater Desertus standen vor ihnen.

Eine Weile wurde kein Wort gesprochen. Mit ernsten Blicken betrachtete Herr Heinrich das Pärchen, während Pater Desertus, mit feuchtem Glanz in den Augen, nur Gittli zu sehen schien.

„Es schattet schon, Haymo, und ich finde Dich hier?" sagte Herr Heinrich endlich mit ruhigen Worten. „Hast Du meines Gewildes denn ganz vergessen . . . und Deiner Pflicht?"

„Herr . . ." stammelte Haymo, während eine brennende Röthe über seine Stirn flog. Kein zornig scheltendes Wort hätte ihn eingeschüchtert; aber diese freundlich ernste Mahnung brachte ihn um den letzten Rest seiner Fassung. Zitternd, mit rathlosem Blick suchte er Gittlis Augen und stotterte: „Ich muß gehen . . . ich muß . . ."

Da erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, schmiegte den schlanken Leib an ihn, als möchte sie mit ihm in eins verwachsen, und drückte das bleiche Gesicht an seine Brust: „Ich lass' Dich nimmer . . . und ich lass' Dich nimmer!"

Mit nassen Augen blickte Haymo zu Herrn Heinrich auf. „Schauet Herr . . . wir haben uns lieb."

„Und ich lass' mich nimmer wegschaffen," fiel Gittli mit bebender Stimme ein, welche fester klang von Wort zu Wort, „und ich lass' mich nimmer wegreißen von ihm . . . da darf gleich kommen, wer mag . . . ich lass' mich nimmer wegreißen. Ich weiß nicht, was man allweil von mir will . . . ich hab' doch keinem was gethan, ich bin doch ein braves Leut, und keiner hat ein Recht an mich als wie der einzig', den ich lieb hab'!" Sie hatte sich aufgerichtet, ihre Augen blitzten, und eine wilde Entschlossenheit verschärfte ihre Züge. „Und eh' ich mich wieder wegreißen lass', eh' spring' ich lieber da hinunter, wo's am tiefsten ist. Komm', Haymo, komm'," sie klammerte die zitternden Hände um seinen Arm und zerrte ihn gegen den Abgrund, „komm' . . . da haben wir gleich eine Ruh' . . . und bleiben bei einander . . ."

„Kind!" schrie Pater Desertus erblassend, und auf Gittli zustürzend, umfing er sie mit beiden Armen und riß sie vom Rand der Felsen zurück. Gittli wehrte sich gegen ihn mit zorniger Kraft, er aber ließ sie nicht mehr. „Kind! Du Kind!" Und die Lippen zu ihrem Ohr neigend, flüsterte er, nur ihr allein verständlich: „Es will Dich ja niemand wegreißen von ihm!" Da erlahmte ihr Widerstand; scheu erschrocken blickte sie zu ihm auf, und als sie seine Augen sah, diese zärtlich und tief innig leuchtenden Augen, fiel es in ihr gemartertes Herz wie eine Offenbarung: hier ist Hilfe, hier ist einer, der es freundlich meint. „Herr, guter Herr!" stammelte sie. „Stehet mir doch bei in meinem Herzeleid. Ihr habt ja doch auch eine liebe Frau gehabt und liebe Kindlein . . . schauet, ich hab' ihn halt so lieb, so lieb!" Laut aufschluchzend barg sie das Köpfchen an seiner Brust.

Haymo stand mit todblassem Gesicht. Sein Athem ging keuchend, und unstet blickten seine Augen. Er sah, wie Pater Desertus die Arme um Gittli geschlossen hielt und ihr Köpfchen zärtlich an sich drückte. Haymos Fäuste ballten sich. Um gewaltsam zu bezwingen, was heiß und sinnverwirrend in ihm aufstieg, packte er mit den Fäusten die eigene Brust.

Herr Heinrich ging auf ihn zu. „Haymo! Haymo! Was hast Du aus diesem Kind gemacht?"

„Ich, Herr?"

„Hast Du nicht gehört, was sie gesprochen hat?"

„Es hat halt in ihr das Herz geredet, wie in mir das meinig'! Und wenn Euch das nicht gefallt, Herr, dann müsset Ihr rechten mit Eurem Herrgott! . . ."

„Mit unserem Herrgott? Und Du hast einen anderen? Oder gar keinen?"

„Wohl wohl, Herr, ich hab' schon einen, und das ist ein guter . . . es ist derselbig', der das in uns zwei hineingelegt hat, daß es keiner nimmer herausreißt. Und wenn Ihr meinet, daß es halt doch geschehen könnt', so habt Ihr einen anderen . . ."

„So?" lächelte Herr Heinrich.

„Ja, und dann vertragt sich auch der meinig' mit dem Eurigen nicht, und . . ." Haymos Stimme verlor sich in dumpfes Murmeln, „und wir zwei taugen auch nimmer zu einander!"

„Du sagst mir den Dienst auf?"

Haymo senkte den Kopf, ein Schauer rüttelte seinen Körper, er schaute wieder auf, hing mit verstörten Augen an dem Gesicht des Propstes, seine Lippen bewegten sich, doch aus seiner Kehle wollte kein Laut.

„Gut! Ich kann Dich nicht zwingen!" sagte Herr Heinrich. „Du bist ja kein Höriger, Du bist ein freier Mann. Aber ich lasse Dich ungern ziehen. Ich war Dir gut, denn Du hast mir treu gedient . . . und so gerne wie Dir hab' ich noch keinem das Sprüchlein gesagt:

‚Wehr ohne Schart und Fehl,
Graden Sinn ohne Hehl,
Treues Herz ohne Wank . . .'

Was hast Du? Wolltest Du etwas sagen?"

Haymo würgte nach Worten . . . und schüttelte den Kopf.

„Gut also, wenn Du es nicht anders willst. Am Michelstage bist Du meines Dienstes entlassen . . . als Klosterjäger!" Ein feines Lächeln spielte um Herrn Heinrichs Lippen.

„Am Michelstag also, am Michelstag!" murmelte Haymo vor sich hin, während er sich mit zitternder Hand über die Haare strich. „Wohl wohl . . . am Michelstag, da geh' ich . . . und wenn ich gleich mein halbes Leben dahint' lass'. Und daß ich bis selbhin meine Pflicht thu', ich mein', Herr, dafür kennet Ihr mich." Er wandte sich zu Gittli, welche blaß und zitternd stand. „Behüt' Dich Gott . . . es schattet, und ich muß nach dem Gewild schauen . . . behüt' Dich halt Gott derweil!"

„Haymoli!" stammelte sie; aber nur eine ihrer Hände ließ Pater Desertus frei, und diese streckte sie dem Jäger hin, der sie mit festem Druck umfaßte.

„Ich muß gehen!" sagte er mit schwankender Stimme. „Aber am Michelstag, da bin ich mein eigener Herr, da komm' ich und such' Dich wieder. Was die Herrenleut' von Dir wollen mögen, ich weiß es nicht . . . aber ich komm' und such' Dich, da kannst Dich verlassen drauf. Und wenn ich Dich nimmer find' . . . nachher mein' ich wohl, daß man auch mich wird suchen müssen. Unter der Landthaler Wand ist ein Fleckl, da geht einer nicht irr' . . . der mich suchen mag . . ."

Thränen erstickten seine Stimme.

„Haymo, Haymoli!" schluchzte Gittli und klammerte die Finger um seine Hand. Aber er riß sich los und stürzte der Hütte zu.

Herr Heinrich blickte ihm nach und schüttelte den Kopf. „Amantes amentes!"*

Pater Desertus schlang die Arme um Gittli, zog sie an seine Brust und flüsterte ihr zu: „Laß ihn doch, Du Närrlein, er kommt schon wieder!"

Als Haymo Zenzas Hütte erreichte, riß er die Armbrust von der Wand und faßte das Griesbeil. Auf einer Holzbank sah er das übel zugerichtete weiße Kleid und das Mäntelein liegen — er packte beides mit zornigem Griff und warf es in die glühenden Kohlen. Eine jähe Flamme loderte auf, und im Nu war das dünne Gewebe in Asche zerfallen.

Dann trat er ins Freie. Drüben über dem Almfeld wanderte Gittli langsam, mit gesenktem Köpfchen, den Waldsaum entlang, zwischen Herrn Heinrich und Pater Desertus, der sie an der Hand führte.

„Der Schwarze! Und allweil der Schwarze!" stammelte Haymo. In wirren Gedanken blickte er den Dreien nach, bis sie im Wald verschwunden waren. Dann stieg er den höheren Bergen zu, mit so ungestümer Eile, daß er bald den Athem verlor und rasten mußte.

* Verliebte Herzen, verdrehte Köpfe.

Sechs lange, bange Stunden währte der Weg, auf dem er kreuz und quer sein ganzes Revier durchwanderte. Er suchte die steilsten Gehänge und die gefährlichsten Pfade, um durch die Erschöpfung des Körpers seine Gedanken und sein Herz zu betäuben.

Als er zu den Hütten kam, lag über den Bergen schon die tiefe sternenhelle Nacht. Aus der halboffenen Thür des Herrenhauses leuchtete ein matter Feuerschein. Haymo wollte zur Jägerhütte gehen; da rief Herr Heinrich ihn an; der Propst und Pater Desertus saßen vor dem Herrenhaus auf der Bank. Haymo spähte und lauschte, aber es war von Gittli weder etwas zu sehen noch zu hören.

„Nun? Wie ist der Pirschgang ausgefallen?“ fragte Herr Heinrich mit gemächlichen Worten. „Hast Du Wild getroffen?“

„Wohl wohl, Herr,“ erwiderte Haymo, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „unter den Wänden ist eine Steingeiß mit ihrem Kitz gestanden. Gemsen hab' ich zweiunddreißig gezählt, und auf den Kreuzwaldlahner ist ein guter Hirsch ausgezogen, dem das Geweih bald reifen wird; die Kolben zeigen schon die vierte Kron'.“

„Brav, Haymo, den wollen wir uns holen in der Brunst ...“ Herr Heinrich stockte. „In der Brunst? Ach so ... ich vergesse ja! Die gute Brunst beginnt um den St. Pelagitag ... und eine Woche früher fällt schon der Michelstag. Schade! Schade!“

Haymo erzitterte, als hätte er einen Schlag vor die Brust erhalten.

„Aber jetzt geh', Haymo; koch' Dir Dein Nachtmahl und dann leg' Dich schlafen! Du mußt morgen wieder zeitig auf den Beinen sein.“

Ein paar heisere Laute würgte der Jäger zum Gruß heraus und wollte seiner Hütte zugehen.

„Nicht dort ...“ rief ihm Herr Heinrich nach, „in Deiner Hütte schläft das Mädchen. Du mußt Dich für heute mit dem Heuboden begnügen; drinnen auf dem Herde findest Du, was für Deine Mahlzeit nöthig ist.“

Haymo trat in die Herrenhütte, schürte das erlöschende Feuer und begann seinen Imbiß zu bereiten. Er that es nicht, weil ihn etwa hungerte ... er that es nur, weil Herr Heinrich gesagt hatte: koch' Dir Dein Nachtmahl! Noch eh' er damit zu Ende war, kamen die Herren in die Hütte. Der Propst ging in das Stübchen, Pater Desertus blieb unter der Thür mit verschränkten Armen stehen und verwandte keinen Blick seiner stillen, warm leuchtenden Augen von Haymo. Dem Jäger wurde unter diesem forschenden Blick unheimlich schwül zu Muth, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — aber er that, als sehe er den Pater nicht, hockte sich mit der Pfanne in einen Winkel und würgte Bissen um Bissen hinunter. Das Mittagsmahl hatte ihm besser geschmeckt! Mit einem tiefen Athemzug sprang er auf; als er über die Leiter emporsteigen wollte, trat Pater Desertus auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin und sagte lächelnd:

„Gute Nacht, Haymo!“

„Gut' Nacht, Herr!“ murmelte der Jäger; die gebotene Hand übersah er. Droben warf er sich der Länge nach über das Heu und grub das Gesicht in die Arme, um sein Schluchzen zu ersticken. Als er nach einer Weile wieder ruhig wurde, hörte er die Herren in der Küche noch miteinander reden. Dann wurde alles still.

Leise strich der Nachtwind über das Schindeldach. Haymo wachte mit klopfendem Herzen. Als er meinte, daß Mitternacht schon vorüber sei, streifte er die Schuhe von den Füßen, stieg lautlos über die Leiter hinunter und tappte sich durch die Finsterniß zur Hüttenthür.

Sie war versperrt ... und der Schlüssel abgezogen ...

Fast eine Stunde stand Haymo schwer athmend und zitternd auf einem Fleck. Als er sich endlich wieder zu rühren wagte und in das Heu hinaufstieg, knarrte auch noch die Leiter.

Draußen war der Mond aufgegangen; sein bleicher Schimmer quoll durch die Lücken im Dach. Haymo lag schlaflos; er hielt die Hände unter dem Nacken verschränkt und starrte mit brennenden Augen auf eine der hellen Lücken.

Als der Morgen zu grauen begann, erhob er sich und stieg in die Küche hinunter. Dabei machte er Lärm und hustete. An der Thür rüttelte er, als wüßte er noch nicht, daß sie versperrt sei.

Er trat in die Stube.

„Haymo?“ fragte Herr Heinrich in der Schlafkammer.

„Wohl wohl, Herr! Ich kann nicht hinaus. Es muß einer die Thür versperrt haben!“

„Komm nur her zu mir!“ Herr Heinrich griff unter das Lederpolster und zog den Schlüssel hervor. „Da nimm! Und kannst auch gleich am Fenster den Laden aufstoßen. Ich mein', der Morgen wird schön.“

Haymo that, wie ihm geheißen war. Nun trat er seufzend ins Freie. Das graue Licht des Morgens kämpfte mit dem Mondschein. Still und dunkel lag die Jägerhütte. Als Haymo ihr entgegenschritt, schlug ihm das Herz bis an den Hals herauf. Trotz der Dämmerung ersah er gleich mit seinem Falkenaug', daß am Fenster der Laden offen stand. Aber ein offenes Fenster war ja auch *hinter* ihm.

„Wart' nur,“ murmelte er und raffte ein Steinchen von der Erde, „so gescheit wie die Herrenleut' bin ich auch noch!“

Als er die Hütte erreichte, warf er, fast ohne die Arme zu rühren, das Steinchen ins Fenster. Ein leiser Schrei klang aus der Stube. Haymo lehnte das Griesbeil an die Blockwand und bückte sich, als müßte er die Schuhriemen fester knüpfen.

„Gittli!“ flüsterte er.

„Haymoli!“ klang es in der Stube mit zitterndem Laut, und gleich darauf erschien ein weißes Gesichtchen am Fenstergitter.

„So, jetzt kann er meinetwegen zuschauen, wie er mag!“ Mit einem flinken Satz sprang Haymo auf das Fenster zu. Das war nun freilich ein beschwerlicher Kuß, denn die Lücken des Gitters waren eng, die Stäbe dick ... aber ein Kuß war es doch.

„Laß Dich nur nichts verdrießen! Thu' nur festhalten, Schatzl, thu' nur festhalten, gelt?“

„Wie ein Astl am Baum!“

Und wieder fanden sich ihre Lippen.

„Behüt' Dich Gott, Schatzl!“

„Behüt' Dich Gott tausendmal, mein lieber, lieber Bub'!“

Haymo griff nach dem Griesbeil und taumelte davon, das Herz zum Springen voll von Leid und Freude.

Hinter dem offenen Fenster des Herrenhauses standen der Propst und Pater Desertus.

„Es eilt, Dietwald, es eilt!“ sagte Herr Heinrich lächelnd.

„Das merk' ich, Herr! Wenn ich nicht das Elend meines Kindes will, dann muß ich flink die Hände rühren zu seinem Glück!“

Haymo war in der Dämmerung schon entschwunden. Er kam an diesem Morgen mit seinem Hegergang so rasch zu Ende wie noch nie. Als die Sonne über die Berge emportauchte, war er schon wieder auf dem Heimweg. Von der Kreuzhöhe sah er die Hütten; sie waren geschlossen. Spähend blickte er über die Thäler, welche der Pfad durchschnitt. Nahe dem Bergwald sah er die Herren mit Gittli gegen die Almen wandern; sie verschwanden unter den Bäumen und kamen auf dem Almfeld wieder zum Vorschein. Aus der Sennhütte lief ihnen eine Dirn' entgegen. Das mußte wohl die Zenza sein! Eine Weile standen die viere beisammen. Dann gingen sie der Hütte zu ... und trotz der weiten Ferne meinte Haymo zu erkennen, daß Gittli von den Herren gestützt und geführt wurde.

„O Du lieber Herrgott!“ stammelte er, „sie wird doch nicht letz geworden sein!“ Und geraden Weges, über Felsen und Büsche, stürmte er hinunter ins Thal.

Als er nach einer Stunde die Alm erreichte, trat ihm unter der Hüttenthür eine fremde Dirn' mit verweinten Augen entgegen.

Er starrte sie an. „Sind die Herrenleut' schon wieder fort?“

„Schon lang wieder.“

„Wo ist denn die Sennerin?“

„Die bin ja ich! Oder weißt noch nicht, was geschehen ist?“ Weinend erzählte sie.

Haymo, dem die Knie brachen, sank erblassend auf die Bank.

„Gestern um Mittag hat man das arme Lent gefunden. Und der Jörgi geht auch ab. Seit der Früh schon sucht man nach ihm.“

„Wo denn, wo?“ stotterte Haymo.

„Beim Wildbach drunten.“

Haymo sprang auf; Zähren rannen über seine Wangen, während er davonstürzte, um sich den Suchenden anzuschließen.

(Schluß folgt.)

Heinrich VIII. und Anna Boleyn.
Nach einem Gemälde von C. von Piloty.

Digitized by Google

Rudolf Pohle und sein Senefelder-Denkmal. (Mit dem Bilde S. 517.) Ueber die Schicksale Alois Senefelders und über seine weltbewegende Erfindung sind die Leser durch den Artikel von Eduard Grosse in diesem Halbhefte ausführlich unterrichtet. Es bleibt uns noch übrig, über das neue Denkmal in Berlin und über seinen Verfertiger einiges anzufügen.

Rudolf Pohle hatte bei der Lösung seiner Aufgabe eine eigenthümliche Schwierigkeit zu bewältigen. Das Berliner Komitee hatte, um das Verfahren des Lithographen auch äußerlich an dem Denkmal zum Ausdruck zu bringen, die Forderung aufgestellt, eine am Sockel befindliche Idealfigur habe den Namen „Alois Senefelder" in Spiegelschrift auf den Stein zu schreiben. Um nun das Sonderbare, das einer solchen Aufschrift nothwendig anhaften mußte, zu heben und den Beschauer gleichsam von selbst auf die Lösung des Räthsels hinzulenken, verfiel Pohle auf den Ausweg, der Idealgestalt des Druckerjungen, welcher jene verkehrten Schriftzeichen schreibt, ein kleines Mädchen beizugeben, welches seine Thätigkeit aufmerksam im Spiegel verfolgt. Dieser Gedanke gefiel dem Komitee so gut, daß es von der Ausschreibung eines Wettbewerbs absah und Pohle die Ausführung übertrug.

Die Statue Senefelders ist aus carrarischem Marmor. Sie stellt den Erfinder sitzend, in die nachdenkliche Betrachtung einer lithographischen Platte versunken dar, umgeben von den Geräthen seiner Kunst. Selbst seine Verdienste um die Kattundruckerei sind durch ein über die Steine zu seinen Füßen geworfenes Stück Zeug angedeutet. Der Sockel trägt an seinen Seitenwänden Kränze, auf der Rückseite unter einem Feston eine Tafel mit Geburts- und Todestag Senefelders. Das ganze Denkmal ist etwas über fünf Meter hoch.

Rudolf Pohle ist die Bahn zur Kunst nicht leicht geworden. Am 19. März 1837 wurde er als der dritte Sohn eines wenig begüterten Bäckermeisters zu Berlin geboren. Wohl war dieser, soweit es seine beschränkten Mittel gestatteten, darauf bedacht, seinen fünf Söhnen eine gute Erziehung zu theil werden zu lassen; aber dem Begehren des Jungen, ein Künstler werden zu dürfen, glaubten die Eltern doch als einer allzu aussichtslosen Sache ihre Genehmigung versagen zu müssen; und erst nach langem Widerstreben willigten sie ein, den Sohn, der schon als Knabe seine künstlerischen Triebe durch Figuren aus Brotteig geoffenbart hatte, bei einem Holzbildhauer in die Lehre zu geben.

Indessen schon nach wenigen Wochen bemächtigte sich eine bittere Enttäuschung des strebsamen Jünglings, denn die Kunst, die in dem Atelier jenes Holzbildhauers betrieben wurde, bestand darin, dem herrschenden Geschmack entsprechende Möbelverzierungen anzufertigen. Auf dringendes Bitten gab der Meister, ein einsichtsvoller würdiger Herr, seinen Lehrling wieder frei, und dieser machte nun auf Anrathen Rauchs an der Kgl. Akademie der Künste regelrechte Studien, nach deren Beendigung er noch auf anderthalb Jahre Schüler von Drake wurde. Im Jahre 1858 beschickte er zum ersten Male die große akademische Kunstausstellung, und er ist seither jedesmal dort vertreten gewesen; nur der Katalog von 1890 nennt seinen Namen nicht: damals war Pohle zu Carrara mit der Ausführung seines Senefelder-Denkmals beschäftigt.

Zur Geschichte des „jungen Deutschland". Welche Bedeutung man dem Wirken und Wollen des „jungen Deutschland" und seiner Hauptvertreter Heine, Börne, Gutzkow und Laube zuerkennen solle, das war stets eine leidenschaftlich umstrittene Frage. Aus diesem Mangel an ruhigem, geschichtlichem Abwägen erklärt es sich auch, daß eine endgültige Geschichte der geistigen Ziele und Erfolge, die hier angestrebt wurden, bis jetzt nicht erscheinen konnte. Nun hat neuerdings Johannes Proelß es unternommen, diese Lücke auszufüllen in seinem umfangreichen Werke: „Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte" (Stuttgart, Cotta). Er hat dabei seine Aufgabe unter einen allgemeinen Geschichtspunkt gestellt, der an sich interessant und weit genug, wohl geeignet war, für die unparteiische Würdigung jener litterarisch-politischen Bewegung die Warte abzugeben. „Während die politische Geschichtsschreibung unserer Tage", sagt Proelß in der Einleitung, „das Werden und Wachsen Deutschlands zum Reiche, soweit es sich um die Leistungen der Staatskunst und des Heerwesens handelt, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erforscht und dargestellt hat, ist der Einfluß der Litteratur auf die Gestaltung unseres Vaterlands zum in Einheit gefesteten Rechtsstaat noch keineswegs in gleicher Weise zu gerechter Würdigung gelangt." Als einen „Versuch zur Lösung dieser Riesenaufgabe auf begrenztem Gebiet" will er sein Werk betrachtet wissen. Und in der That hat er, indem er mit regem Fleiße neues Material, namentlich über Börne und Gutzkow, zusammentrug, zugleich ansehnliche Bausteine geliefert für jene von ihm vermißte Geschichte der „Vorbereitung des Deutschen Reiches durch die Wortführer des deutschen Volkes". Wer daher an der Hand ausgedehntester Darstellung über die Rolle, welche dem „jungen Deutschland" bei dieser Vorbereitung zukommt, sich unterrichten und ein Urtheil bilden will, findet in dem Buche von Proelß reichen und befriedigenden Stoff zur Enträthselung der schimmernden und schillernden Erscheinungen, welche unter dem Namen „Das junge Deutschland" zusammengefaßt und leider unendlich viel mehr genannt als gekannt sind.

Lieblingsplätze. (Zu dem Bilde S. 525.) Lieblingsplätze! Wer hätte sie nicht? Der Knabe behauptet, nirgends lerne es sich so gut als auf seinem Lieblingsplatz, hoch oben im Wipfel des alten Baumes. Der Großvater hat seinen Lieblingsplatz im großen Lehnstuhl am Ofen, und Mütterchen sitzt auf hohem Tritt am Fenster. Von da kann sie ja weit hinausblicken, nicht nur weit in die Welt, auch weit in die Zeit hinaus, in jene Zeiten, wo alle die Kinder, die dort unten spielen, erwachsene Menschen sein werden. Die reifere Jugend freilich sucht ihre Lieblingsplätze in der Mitte zwischen dem Baumwipfel des Knaben und dem Lehnstuhl der Alten.

Da hat uns Bauer ein paar reizende „Lieblingsplätzchen" dieser Art vorgeführt. Man möchte gleich selber mit unter dem schattigen Baume sitzen und weit hinausblicken auf die glitzernden Wellen des Sees, während das kräftige Aroma des frischen Heues von der Wiese herüber duftet!

Auch das einsame Felsgestade dort unten ist kein übler Platz für einen, der lieber allein sein mag mit seinen Gedanken.

Die Schwalben scheinen noch nicht ganz einig zu sein über die Wahl ihrer Lieblingsplätze. Eilig streifen sie am Ufer hin und wieder. Aber nur Geduld, ein „Lieblingsplätzchen", das traute Nest zu bauen, findet jedes Paar, das recht eifrig danach sucht. Auch die Schwalben werden es finden! C. M.

Das Wiesbadener Schwesternheim. (Mit Abbildung S. 541.) Vor einigen Jahren brachte die „Gartenlaube" (1888, Halbheft 4) unter der Ueberschrift „Ein weiblicher Beruf" einen kurzen Aufsatz über den Wiesbadener Verein vom Rothen Kreuz, in welchem Frauen und Jungfrauen aufgefordert wurden, sich der Erlernung und Ausübung der Krankenpflege zu widmen und sich zu diesem Behuf als Schwestern zum Eintritt in den Verein zu melden. Dieser Artikel war von großem Erfolg begleitet, denn nach seinem Erscheinen liefen Anmeldungen von allen Seiten ein, selbst aus dem Innern von Rußland, aus Sibirien und aus China. Es dürfte für die Leser dieses Blattes darum von Interesse sein, zu erfahren, welche Entwicklung der Verein seitdem genommen hat und auf welche Weise er sich bemüht, das menschenfreundliche Ziel zu erreichen, welches er sich gesteckt hat.

In den wenigen Jahren seit der Gründung des Vereins ist die Zahl der pflegenden Schwestern bereits auf 42 gestiegen. Aber so bedeutend ist das Bedürfniß, in Heilanstalten wie in der Privatpflege, Schwestern zu erhalten, daß die doppelte Zahl noch reichlich Verwendung finden könnte. Anfänglich bewohnten die Schwestern, welche unter der Aufsicht und Leitung einer Oberin stehen, eine Miethswohnung. Da eine solche für die wachsende Schwesterngenossenschaft nicht mehr zu beschaffen war, entschloß sich der Verein zur Erbauung eines eigenen Schwesternheimes und in Verbindung mit demselben eines Sanatoriums, in welchem innere und operative Krankheitsfälle behandelt werden.

Als der Verein den endgültigen Beschluß zum Hausbau faßte, that er dies im Vertrauen auf die werkthätige Nächstenliebe, welche seiner guten Sache zur Seite stehen würde, denn die verfügbaren Geldmittel waren gering. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Er erhielt alsbald 50000 Mark von einem Wohlthäter geschenkt, und andere Gönner des Vereins gaben Darlehen zu niedrigem Zinsfuß.

In der gesündesten Lage der Stadt, auf einem Höhenzug mit dem Blicke nach Süden wurde der Bau errichtet und vor kurzem seiner Bestimmung übergeben. Das frei in einem großen Garten stehende Gebäude enthält in seinem westlichen Flügel das Schwesternheim nebst den Wirthschaftsräumen, in dem östlichen Flügel die Krankenzimmer. Die Verbindung zwischen den beiden Flügeln wird durch Gesellschaftsräume und eine große offene Loggia für Genesende hergestellt. Dieser gegenüber nach Norden zu liegt das Operationszimmer. Die Krankenzimmer sind unter voller Berücksichtigung der von ärztlicher Seite zu stellenden Anforderungen aufs geschmackvollste eingerichtet, so daß sie selbst anspruchsvollen Patienten Behagen bieten. Die zahlenden Kranken können sich von dem Arzte ihrer Wahl behandeln lassen, für Mittellose soll je nach der finanziellen Lage des Vereins eine möglichst große Anzahl von Freibetten geschaffen werden.

Da das Sanatorium von dem Tage seiner Eröffnung an gut besetzt war und seitdem wachsenden Zuspruch fand, mußte sofort eine größere Zahl von Schwestern in demselben zur Pflege verwendet werden. Die anderen Schwestern sind in verschiedenen Kliniken und Krankenhäusern, in der Armen- und in der Privatpflege thätig. Besonders die letztere verlangt hier sehr viele Kräfte, da sich gerade bei den Aerzten die Ueberzeugung immer mehr Bahn bricht, daß eine zuverlässige und zweckmäßige Krankenpflege, wie sie von den wissenschaftlich und praktisch gebildeten Schwestern geübt wird, sehr wesentlich zum Gelingen der Heilbehandlung beiträgt.

Aus diesem gedrängten Bilde ersehen die Leser schon zur Genüge, welch großes und dankbares Feld sich der Thätigkeit der Schwestern darbietet. Täglich und stündlich erfüllen sie die Pflichten der christlichen Nächstenliebe, indem sie Trost und Hilfe spendend in den Hütten der Armen wie in den Häusern der Reichen erscheinen. Sie bereiten sich im Frieden schon auf die Zeiten vor, die kommen müßten, wenn je einmal wieder die Kriegsfurie das Vaterland heimsuchen sollte. So viele Frauen aus den gebildeten Ständen suchen nach einem passenden Felde der Verwendung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte! Keines ist ihrer Natur mehr angemessen, auf keinem sind sie dem männlichen Geschlecht mehr überlegen als auf dem der Krankenpflege.

Mit dem Wunsche allein, sich der freiwilligen Krankenpflege zu widmen, wird man indessen noch keine brauchbare und gute Schwester. Dieser Beruf will wie jeder andere erlernt sein, denn zu groß und zu vielseitig sind die Anforderungen, welche heute von Kranken und Aerzten

an die Schwestern gestellt werden. Die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse wird aber nur durch die Zugehörigkeit zu einem Pflegeverein ermöglicht, welchem die Mittel zu Gebote stehen, seinen Schwestern die nöthige theoretische und praktische Ausbildung zu geben. Der Verein schützt die alleinstehende Frau, verschafft ihr eine angesehene Stellung nach außen und bietet in seinem Heime, in der Gemeinsamkeit der Schwestern den Ersatz für das mangelnde Familienleben. Aber nicht nur für die Zeit des Arbeitens und Schaffens sichert der Verein das tägliche Leben der Schwester, indem er sie jeder Auslage und Sorge für dasselbe überhebt. Er trifft auch Vorsorge für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit, ob sie nun durch hohes Alter oder durch Kränklichkeit hervorgerufen sein mag.

Anmeldungen zur Aufnahme in die Schwesterngenossenschaft des Wiesbadener Vereins vom Rothen Kreuze nimmt der Vorsitzende, Prinz Nikolas von Nassau, wie auch die Oberin stets entgegen, wobei noch bemerkt werden darf, daß Unterschiede des Bekenntnisses bei der Frage der Aufnahme nicht in Betracht kommen. Der Eintritt kann zu jeder Zeit erfolgen. Möchten Frauen und Jungfrauen der gebildeten Stände diese Gelegenheit, ihre Kräfte in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen und sich eine gesicherte und ehrenvolle Stellung zu verschaffen, in reichem Maße benützen!

Ein Massenaufgebot von Steckenpferdreitern. (Mit Abbildung.) Als nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zu Nürnberg ein großes Friedensfest begangen wurde, sprengte ein Spaßvogel aus, daß am nächsten Sonntage der kaiserliche Prinzipal-Commissarius, Herzog von Amalfi, Octavio Piccolomini, einem jeden Knaben, der vor sein Quartier auf einem Steckenpferd geritten komme, den sogenannten Friedenspfennig schenken werde. Die Wirkung dieses Einfalles läßt sich denken. Aus allen Gassen kamen ganze Schwadronen kleiner Reiter zum Vorschein, die alle nur ein Ziel kannten. Die hölzernen Gäulchen wieherten und stampften so arg, daß der Herzog ans Fenster eilte und hier Kenntniß von dem Sachverhalt erhielt. Er vertröstete die Knaben auf acht Tage später, mit dem Bedeuten, daß sie in demselben Aufzuge wiederkommen sollten. Gewissenhaft stellten sich nicht allein sie, sondern noch viele andere mit ihnen ein: ein ganzes Reiterheer kam kühn und trotzig dahergezogen, das mit dem Bändigen der wilden Pferde viel zu thun hatte. Nur in Nürnberg war damals ein solches Massenaufgebot hölzerner Gäule möglich. Der Fürst schenkte jedem der Knaben einen viereckigen silbernen Pfennig, den er extra prägen und mit der Darstellung eines der verwegenen Reiter hatte versehen lassen, wie wir ihn auf unserer Abbildung erblicken. Vergnügt zog die kleine Schar von dannen, noch lange die Gassen mit ihren Freudenrufen erfüllend.

Die Gedächtnißmünze auf die Nürnberger Steckenpferdreiter. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Der arme Schubert! Daß es dem unsterblichen Schöpfer so vieler herrlicher Tonwerke in seinem kurzen Leben jämmerlich genug ergangen ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein — weniger aber die von seinem vertrauten Freunde und Bewunderer Josef von Spaun in dessen „Erinnerungen" berichtete Thatsache, daß Schubert zeitlebens zu arm war, um ein Klavier kaufen oder auch nur miethen zu können! Die Musikalienhändler bezahlten seine von Kennern bereits ihrem vollen Werthe nach gewürdigten Lieder und Klavierstücke so elend, daß es eben immer nur zum nothdürftigsten Lebensunterhalt reichte. Selbst bei den berühmten Abenden im Gasthaus, an welche Moritz von Schwind, Schober, Kupelwieser u. a. noch in späten Jahren als an selige Höhepunkte ihres Lebens zurückdachten, wo man bis weit nach Mitternacht Schuberts Lieder sang, selbst bei diesen in Bezug auf Genüsse des Leibes sehr bescheidenen Symposien hielt es Spaun für geboten, gegen Schubert den Wirth zu machen, was dieser freundlich annahm. Wenn dann, so erzählte Schwind gelegentlich, die schon bekannten Lieder gesungen waren, so zog der kleine bescheidene Meister wohl noch ein paar zerdrückte Blätter aus der Brusttasche, stellte sie aufs Klavierpult und begann, während die anderen voll Andacht zuhörten — den „Wanderer", „Memnon", „Ganymed" oder sonst eines seiner bedeutendsten und schönsten Lieder, die er nur am Schreibtisch hatte verfassen können. Wollte er hören, wie sie klangen, so mußte er einen Glücklicheren aufsuchen, der ein Klavier besaß! Sie wurden bald durch den Sänger Vogl in Konzerten und aristokratischen Salons eingebürgert und erregten die begeisterste Bewunderung — für den Sänger. Kein Mensch achtete auf den unscheinbaren Mann, der am Klavier saß und sich das entzückte Publikum durch seine großen runden Brillengläser betrachtete. Einst trat die feinsinnige Fürstin Kinsky bei solcher Gelegenheit zu Schubert und suchte die Vernachlässigung seiner Person durch die eben ganz seinem Werke geltende Begeisterung zu entschuldigen. Schubert dankte und erwiderte, die Frau Fürstin möge sich gar keine Mühe diesfalls geben, er sei es gewohnt, übersehen zu werden, ja es sei ihm das sogar lieb, da er sich dadurch weniger geniert fühle!

Armer Schubert! Und doch — die Wonne des Schaffens, die höchste auf Erden, hat er in überschwänglichem Maße genossen. Dieser Gedanke allein mildert etwas die Trauer, womit man, im Hinblick auf den heutigen Glanz seines Namens, das tragische „Zu spät!" erwägt. Bn.

Heinrich VIII. und Anna Boleyn. (Zu dem Bilde S. 545.) König Heinrich VIII. von England war ein Herrscher von geradezu cynischer Gewaltthätigkeit: ein Argwohn — und der Kopf eines langjährigen treuen Rathgebers fällt unter dem Beile des Henkers; eine Regung sinnlichen Gefallens — und Königinnen werden verstoßen oder hingerichtet. So ging es auch der armen Katharina, der ersten Gemahlin dieses Fauns auf dem Throne von England. Als des Königs Augen auf ihre junge Hofdame, die aus niedrigem Stande geborene, aber mit allen Reizen weiblicher Anmuth ausgestattete und am Hofe von Frankreich fein erzogene Anna Boleyn fielen, da trat er die Rechte der Katharina mit Füßen. Anna Boleyn war stolz und hielt sich werth. Sie war taub für die Bitten des begehrlichen Fürsten, solange er ihr nicht eines versprach — den Platz an seiner Seite auf dem Throne. Und der König trug kein Bedenken, ihr ihn freizumachen. Ein Umstand kam ihm zu statten. Katharina war seines Bruders Witwe, seine Schwägerin — und die Ehe mit ihr war nach der strengen Auffassung der Kirche verboten.

Wohl hatte der Papst selbst einst den Dispens ertheilt — nun aber, da es Heinrich so gar bequem in seine Wünsche paßte, flüchtete er sich auf einmal hinter sein zweifelndes „Gewissen" und that, als könne er ferner nicht mit Katharina in der Ehe leben. Und als der Papst von einer Scheidung nichts wissen wollte, da war Heinrich ebenso unbedenklich bereit, die Verbindung mit Rom zu lösen und sich selbst für das Oberhaupt der Kirche und Geistlichkeit von England zu erklären. So floß bei diesem Fürsten die folgenreichste Entscheidung aus den niedrigsten Regungen seiner Menschennatur.

C. v. Piloty hat für sein Gemälde den Augenblick gewählt, wie Heinrich bei einem Feste vergeblich um die Gunst der schönen Hofdame wirbt. Mit Sorgen theils, theils mit Ingrimm schaut die Umgebung auf das gefährliche Liebesgeflüster, der Hofnarr aber macht seiner Mephistophelesnatur durch ein paar klimpernde Griffe in die Saiten der neben Anna liegenden Laute Luft.

Und was war das Ende? Fünf Jahre, nachdem Anna Boleyn feierlich als Königin von England gekrönt worden war, am 19. Mai 1536, sank ihr Haupt im Tower auf das Blutgerüst. Am Tage darauf vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour!

Der „hermetische Verschluß". Wohl mancher hat sich schon nach dem Ursprung dieses sonderbaren Ausdrucks gefragt, und wenn er auch wußte, daß es soviel bedeute wie „luftdichter Verschluß", so fehlte ihm doch eine nähere Erklärung für diese Bezeichnungsweise.

Die Benennung stammt aus sehr alten Zeiten, da es noch keine Chemie, wohl aber eine Alchemie gab. Die alten Aegypter verehrten als Beschützer der Wissenschaften und Künste den Gott Thoth, den die Griechen Hermes und die Römer Merkur nannten. Dieser Gott soll eigenhändig eine Anzahl von Büchern geschrieben haben, in denen alle Geheimnisse der ägyptischen Religion und des Wissens enthalten waren. Wohl sind die echten heiligen Bücher verloren gegangen, aber als sich später Griechen in Alexandrien niederließen, wurde eine große Zahl ähnlicher Bücher geschrieben, die man „hermetische Schriften" nannte. „Hermes Trismegistos", d. h. „Hermes der dreimal größte", spielte in der Geschichte der Alchemie bis in den Anfang unsres Jahrhunderts eine große Rolle, da in seinen Schriften der Schlüssel zur Lösung der verschiedensten chemischen Probleme enthalten sein sollte. Er war auch der Gott der Magie und sollte imstande sein, durch magische Siegel Gefäße unzugänglich zu machen. Man nannte darum einen möglichst vollkommenen Verschluß einen „hermetischen", und da ein solcher Verschluß luftdicht sein mußte, so wurden luftdicht und hermetisch gleichbedeutend. Heutzutage sind hermetische Verschlüsse etwas sehr Gewöhnliches; Bier, Wein, Mineralwässer müssen in Flaschen hermetisch verschlossen sein. Ein wesentlicher Fortschritt wurde in dieser Beziehung durch die Einführung des Gummi in den sogenannten Patentverschlüssen erzielt.

Zum Licht! Einen neuen deutschen Lyriker der Welt anzukündigen, ist eigentlich ein recht undankbares Unterfangen. Von wie wenigen, die in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht sind, hat die große Leserwelt ernstlich Kenntniß genommen! Wie schwer wird es einem solchen gar, die österreichische Grenze zu überschreiten und sich im „Reiche" Hörer zu verschaffen, wenn er auch das Glück gehabt hat, als Oesterreicher einen reichsdeutschen Verleger zu gewinnen! Und was kann vollends einer Gutes erhoffen, der nicht Süßholz für empfindsame Backfische raspelt, sondern meist in ernsten, männlichen Tönen singt und sich mit seinem Dichten in die Räthsel des Welt- und Menschenlebens versenkt! Und doch will ich es wagen, den Dichter der kleinen Sammlung „Zum Licht!", Hermann Hango, einen Wiener, vorzustellen, den übrigens die Leser der „Gartenlaube" schon mehrfach als liebevollen Chronisten seiner Vaterstadt kennenzulernen Gelegenheit gehabt haben. Schon der Titel seiner Gedichtsammlung (Stuttgart, A. Bonz) „Zum Licht!" ist ein deutlicher Fingerzeig, daß wir hier nicht jene Lieder allerneuesten Gepräges vor uns haben, die uns die Sonne vom Himmel wegreimen und nur den Widerschein von Erdenelend und Schmutz bieten. Auch H. Hango sieht die Naturseite des Lebens, sieht das ewige Vergehen und die nie schwindenden Schatten, aber statt sich dadurch die Lebensfreude verkümmern zu lassen, grüßt er in der Blüthe, im Schmetterling, in der Wolke, im Irrlicht, in allem, was da wird und webt, freudig die wiederbelebten Toten, welche die Welt unter Steinen, Denkmälern und Kreuzen begraben wähnt. Das formfreudige österreichische Wesen des Dichters giebt sich in Weisen kund, die geradeswegs zum Singen herausfordern, wie der „Herbst", „Im Freien", „Weltfern", oder „Also schläft die Frühlingsnacht":

„Silbermond und Sternefunkeln,
Schweigen über Trift und Wald,
Hier und dort ein Licht im Dunkeln,
Wird erlöschen balde, bald" . . .

Möchte man ihn hier als Nachfahren N. Lenaus grüßen, so weht uns etwas wie Goethescher Geist an in den machtvollen Hymnen, „Auferstehung", „An die Wolken", „An Mutter Erde". Antike Versmaße meistert er mit demselben feinen und strengen Formgefühle wie den deutschen Reim, in welchem er niemals gewöhnlich wird. Und in packendem Flusse rauschen seine Balladen dahin, wie „Kleopatra", „Klytia", „Der Tod des Priamos" und andere. Der Zug zum Großen, wie er nicht

vielen neuen deutschen Dichtern eigen ist, kennzeichnet eine Reihe Hangoscher Gedichte, so besonders den „Judas".

Gedankentiefere und zugleich flüssigere Gedichte als Hangos „Von Nacht zu Nacht", „An die Einsamkeit", „Urzeitgräber", „An eine Rieseneiche", „Sintfluth" finden sich bei wenig Neueren. Und so möge denn der Wiener Hango diejenigen trösten, welche seit Hamerlings Tod über den Hingang aller Poesie in Oesterreich klagen wollen. L.

Die Schauessen. Bei festlichen Mahlen vergangener Jahrhunderte sollte nicht allein der Gaumen Befriedigung finden, sondern auch die Augen sollten ihre Weide haben, sollten sich satt sehen an dem Tafelschmuck, der oft mit großer Uexpigkeit und bedeutenden Kosten hergestellt wurde. Schon der Name „Schauessen", „Schaugerichte", auch „Gesichtsessen" verkündete, daß sie bestimmt waren, nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit den Augen genossen zu werden. Von Zucker, Tragant, Harz, Wachs, Kreide und anderen Stoffen aufgebaut, waren diese Schaustücke häufig sehr umfangreicher und kunstvoller Art. Religiöse Darstellungen wechselten mit symbolischen und solchen aus der Göttersage. Städte und Festungen, Burgen und Schlösser, Gärten mit Seen, Wälder mit Jagden, Götter, Thiere aller Art, Riesenpasteten, die lebende Vögel und Zwerge bargen, waren vor den Tafelnden aufgestellt. Uns seltsam erscheinende Schauessen zierten die Tafel des Leichenmahles, das zu München im Jahre 1508 nach der Beisetzung des Herzogs Albrecht IV. abgehalten wurde. Religion und Schmauserei waren bei demselben in eigenthümlicher Weise verquickt, sofern unter drei Essen immer ein Schauessen war, das aus einer religiösen Darstellung bestand. Sieben Schauessen zeigten die sieben Alter der Welt: das erste das Paradies mit Adam und Eva und der Schlange; das zweite die Arche Noah; das dritte Abrahams Opfer; das vierte den Kampf Davids mit dem Riesen Goliath; das fünfte den Thurm zu Babel; das sechste die Geburt Christi; endlich das siebente und letzte das jüngste Gericht. Ein achtes Schauessen stellte — in recht sinniger Weise! — das Grab des Herzogs Albrecht mit allen Panieren des Landes und der Herrschaft dar, wie dasselbe in der Kirche Unser Lieben Frauen stand. Wie schön lautete so eine Speisekarte: 14. Pastete mit eingemachten Vögeln; 15. Rehschlegel; 16. die Geburt Christi; 17. Pastete mit Birnen; 18. eingemachte Vögel; 19. das jüngste Gericht ꝛc. Um die religiösen Darstellungen noch anziehender zu machen, war stets ein Gebäck, meist von Zucker und Mandeln, beigegeben. Aus dem Werke „Hohenzollerische Hochzeit" (Augsburg, 1590), in welchem Jakob Frischlin, Rektor zu Reutlingen, die Hochzeit des Herrn von Hohenzollern mit Franziska, des Wildgrafen zu Thaun und Kürburg Tochter, besingt, erfährt man den tieferen Sinn der Schauessen:

„Dann darumb werden die Schauessen
Aufgsetzt, daß man soll nicht vergessen
Die alten Gschicht, und was darbei
Zu lernen und zu behalten sei."

Die Kosten der gesammten Schauessen dieses Festes wurden auf 500 Gulden geschätzt; besonders merkwürdig war das erste, welches in einer getreuen Nachbildung des Hechinger Stammschlosses des Bräutigams bestand, „an dem man alle Gemach sehen konnte". Das zweite stellte den Namenspatron des Bräutigams, den Ritter Sankt Georg zu Pferd als Drachentöter dar,

„Damit er auch auf dieser Erd,
Gereizt zu solcher Kühnheit werd."

Der große „Christoffel", das Christuskind durchs Meer tragend, war das dritte Schauessen, und es bedeutete, daß man in rechtem Glauben wandeln solle. Der Dichter konnte nicht alle die Schauessen, die noch folgten, einzeln aufzählen:

„Wil schöner Baum, Gestäud und Hecken,
Darunter wilde Thierlein stecken.
Und Vögel saßen oben drauf,
Des Dings war ein sehr großer Hauf,
Die alle brachten großes Wunder
Und zu beschreiben nicht jetzunder."

Hoffen wir, daß sie schöner und besser als diese Verse waren! H. B.

Der Siegeszug des elektrischen Lichtes erstreckt sich über die weitesten Gebiete der Erde — es glänzt bereits vom Nordpol bis zum Aequator. Unter dem warmen Himmelsstriche der Tropen ist es schon seit geraumer Zeit heimisch, und Sansibar hatte seinen elektrischen Leuchtthurm lange vor mancher europäischen Seestadt. Auch den nördlichen Polarkreis hat das elektrische Licht überschritten. Hammerfest, die nördlichste Stadt Europas, ist mit Anlagen für elektrisches Licht versorgt, welches sowohl der öffentlichen Straßen- wie der privaten Hausbeleuchtung dient. Die Aufgabe, welche das Licht dort zu lösen hat, ist eine große, denn die Winternacht Hammerfests dauert volle 66 Tage, vom 18. November bis zum 23. Januar; dafür aber kann es im Sommer volle 71 Tage ruhen, denn während dieser Zeit leuchtet am Himmel von Hammerfest ununterbrochen die große Sonnenfackel. Das Merkwürdigste bei der Anlage ist aber, daß der elektrische Strom nicht durch Dampfmaschinen, sondern durch das fließende Wasser von drei kleinen Flüssen äußerst billig erzeugt wird. Das Gefälle, mit dem sich diese Flüsse ins Meer ergießen, ist nämlich so stark, daß sie trotz der nordischen Winterkälte seit Menschengedenken noch niemals zugefroren sind.

Das Ziel. (Zu unserer Kunstbeilage.) Welch lustige Phantasien mögen den Künstler umgaukelt haben, als er unser Bild schuf? Liebliche Putten auf luftigem Wolkenthron halten die Scheibe empor, mit Rosen bekränzt, in der Mitte statt des „Schwarzen" ein rothes Herz. Zärtliche Tauben sind die Zuschauer bei dem seltsamen Preisschießen — wer mag der Schütze sein? Amor selbst, ohne Zweifel, und der letzte gefiederte Pfeil, er traf ausgezeichnet! Jubelnd schwingt ein kleiner geflügelter Genius die Siegerkränze, der kluge Wicht hat ihrer zweie mitgebracht, denn wenn Amor ins Ziel trifft, sind immer zwei des Festes Könige.

KLEINER BRIEFKASTEN

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

L. L. in Kitzingen. Die Entscheidung dieses Streites müssen wir den Gelehrten überlassen!

A. G. Nr. 33. Ihre Skizzen sind leider für die „Gartenlaube" nicht geeignet.

Das Wandern in des Burschen Lust. Die Blätter, über die Sie unsere Ansicht hören wollen, sind so phantastischer Natur, daß wir Ihnen nur abraten können. Wenn Sie es auf der alten Scholle nicht mehr auszuhalten vermögen, weil man Ihnen Glauben und Sprache nehmen will, nun, so suchen Sie sich irgendwo auf deutschem Boden eine neue Existenz zu schaffen. Aber jagen Sie keinen Hirngespinsten nach von friedlichen Inseln, auf denen man den Streit der Parteien noch nicht kennt!

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 6 auf S. 516:

1. T a 4 — a 5	h 4 — g 3:	A. 1.	S c 4 — b 2:
2. D b 2 — e 5 †	beliebig.	2. S f 5 — e 3 †	K d 5 — e 5
3. S f 3 — e 3, e 7, L c 5 — d 6 matt.		3. f 2 — f 4 matt.	
B. 1.	S c 4 — a 5:	C. 1.	S c 6 — a 5:
2. S f 5 — e 3 †	K d 5 — c 5:	2. S f 5 — e 7 †	K d 5 — c 5:
3. S g 5 — e 4 matt.		3. S g 5 — e 4 matt.	
D. 1.	L a 7 — c 5:	E. 1.	L a 7 — b 8
2. D b 2 — f 6	beliebig.	2. L c 5 — d 4 (e 3) †	beliebig.
3. D f 6 — e 6, S f 5 — e 7, e 3 matt.		3. S f 5 — e 3, e 7 matt.	
F. 1.	S c 6 — d 4	G. 1.	beliebig.
2. S f 5 — e 7 †	K d 5 — c 5	2. D b 2 — e 5 †	beliebig.
3. f 2 — f 4 (und auch D d 4) matt.		3. S f 5 — e 3, e 7, L d 6 matt.	

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 516:

Jung Siegfried war ein stolzer Knab'.

Auflösung des Logogriphs auf S. 516:

Furien, Ferien.

Auflösung der Charade auf S. 516:

Heu, Pferd, Heupferd.

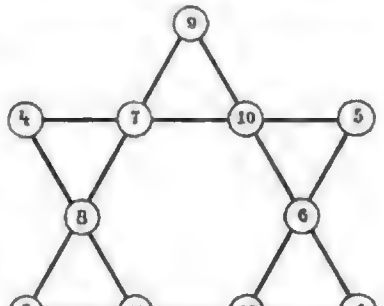
Auflösung des Räthsels auf S. 516:

Urlaub.

Auflösung des Buchstabenscherzräthsels auf S. 516:

Spaß, Paß.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe auf S. 516:



Auflösung des Bilderräthsels auf S. 516: Lustige Reisegesellschaft.

Auflösung des Scherzräthsels auf S. 516: Harm — O, nie! Harmonie.

☞ Hierzu Kunstbeilage IX: Das Ziel. Von L. Boucher.

In dem unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung.

Von C. Falkenhorst. Mit Abbildungen. Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Inhalt: 1. Unsere unsichtbaren Feinde. — 2. Luft und Licht in der Wohnung. — 3. Küche und Gesundheit. — 4. Die Kinderstube. — 5. Das Bad im Hause. — 6. Das Bett und das Schlafzimmer. — 7. Die Heizung. — 8. Die Wohnung als Erholungsstätte. — 9. Die Hausapotheke. — 10. Das Krankenzimmer.

Die Frauen für die Gesundheitspflege im Hause zu gewinnen, ist die Aufgabe, welche das **Buch von der gesunden und praktischen Wohnung** in erster Linie erfüllen soll. Was die Hausfrau als Vorsteherin der Küche, als Mutter und Erzieherin, als Krankenpflegerin und Stütze bejahrter Lieben in gesundheitlicher Beziehung im Hause zu thun hat, wird in dem Buche angegeben.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 18. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ketten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von **Anton v. Perfall.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

6.

Otto Berry hatte sein heißersehntes Ziel erreicht, er stak glücklich in der schmucken Uniform eines Kavalleristen. Seine Eitelkeit überwand die für seinen verzärtelten Körper großen Anstrengungen des Dienstes, sie half ihm auch über die schmerzliche Wahrnehmung hinweg, daß durchaus nicht, wie er gehofft, ein mühevoles Genußleben für ihn begonnen hatte. An Stelle des Schlenderns in kleidsamer Uniform, des Säbelklapperns und Kaffeehaussitzens, wovon er geträumt, galt es zunächst, einer eisernen Disciplin, hohen Anforderungen an körperliche und geistige Leistungsfähigkeit sich zu unterwerfen, und manchmal dachte er wohl reuevoll daran, daß dagegen ein Leben im Comptoir an der Seite des nachsichtigen Vaters die reinste Spielerei gewesen wäre. Aber in einem Punkte hatte er sich doch nicht getäuscht, und das versöhnte ihn mit allem anderen: in der gesellschaftlichen Bevorzugung seines neuen Standes. Der Offiziersäbel war das Symbol einer über legenen Kaste; die höchste Arbeitskraft, ergraute Weisheit, Charakter und Talent, alles stellte der schmale Stahl in Schatten. Was Wunder, daß Otto in seinem aufs Aeußerliche gerichteten Sinn es kaum erwarten konnte, bis auch ihm das ersehnte Reich sich öffnete. Einstweilen mußte er sich wohl oder übel mit der bescheidenen Rolle begnügen, die ihm seine kürzlich erfolgte Ernennung zum Fähnrich gestattete.

Es hatte einer sehr nachdrücklichen Aufforderung des Papas bedurft, um ihn in dieser Stimmung zu veranlassen, bei dem Mahle, das den Fabrikbeamten gegeben wurde, zu erscheinen, und er hatte seine Zusage an die Bedingung geknüpft, einige Kameraden mitbringen zu dürfen. Abgesehen von der Mama, welche er durch diesen vornehmen Zuwachs — es waren Träger hoch adliger Namen — geradezu zu Dank verpflichtete, hoffte er auch, dem Vater zu imponieren und ihn versöhnlicher zu stimmen. —

Theodor Billroth.

Nach einer Lithographie von Jos. Bauer im Verlag von V. A. Heck in Wien.

Hans machte zu dem Essen sorgfältig Toilette; er fühlte, daß von diesem ersten Auftreten als selbständiger Mann seine Zukunft abhängig sein könne. Frau Berry schrieb gewiß ihrer Tochter über den Abend nach Paris — wenn es dann hieß, er habe sich tadellos benommen in der vornehmen Gesellschaft! Die Röthe stieg ihm ins Gesicht bei dem bloßen Gedanken. Er war nicht eitel, schon die strenge Arbeit ließ ihn nicht dazu kommen, aber heute betrachtete er sich zum ersten Male

lange im Spiegel. Das raſtloſe Vorwärtsſtreben, die Sorge um den Vater, die Erfahrungen in der „Fackel“ gaben ihm ein älteres Ausſehen, als ihm an ſich zukam. Ein dunkler Bartanflug ließ die weiße Farbe ſeines Geſichts um ſo lebhafter hervortreten. Das ſchwarze Auge blickte ſcharf mit frühem männlichen Ernſte, die Stirn war umrahmt von kurzlockigem, glänzend ſchwarzem Haar. Hans konnte nicht für ſchön gelten, dazu waren ſeine Züge zu derb und unregelmäßig, aber er hatte ſchon jetzt einen männlichen Charakterkopf, der durch ſeine gehaltvolle Kraft auffallen mußte.

Frau Berry war ſichtlich überraſcht, als der junge Mann in den Salon trat; ſie hatte ihn ſeit Claires Abreiſe nur ſelten und dann nur oberflächlich geſehen, und ſo war er ihr immer noch als Kind, als der Spielgenoſſe ihrer Tochter in Erinnerung. Heute früh erſt hatte ſie einen Brief von Claire erhalten, in dem ſich dieſe angelegentlich nach Hans Davis erkundigte; ſie hatte ſich gefreut über die Gutherzigkeit des Kindes, das mitten im Pariſer Leben des armen Knaben gedachte; jetzt beim Anblick des jungen Mannes ſchoß ihr plötzlich ein ganz anderer Gedanke durch den Kopf. Es war doch eine unverzeihliche Unvorſichtigkeit geweſen, die beiden jungen Leute ſo lange wie Kinder unbeachtet miteinander verkehren zu laſſen! Wie leicht hätte das ſchlimm ausfallen können ... oder war es ſchon ſchlimm ausgefallen? Hatte Claire aus tiefer liegenden Gründen als aus Gutherzigkeit ſich ſo angelegentlich nach dem alten Kameraden erkundigt? Aber nein, das war ja die reine Unmöglichkeit, Unſinn! Ein Monteur, der Sohn eines Arbeiters, und Claire Berry! Trotzdem ſie ſich auf dieſe Weiſe zu beruhigen ſuchte, wollte doch der thörichte Gedanke, der ſie verfolgte, nicht weichen. Aber ſie war nicht gewohnt, ſich von halben Befürchtungen lange quälen zu laſſen, und beſchloß, der Sache raſch auf den Grund zu kommen. Sie war noch allein mit Hans, der ſich in ſeiner freudigen Unruhe faſt allzu pünktlich eingeſtellt hatte, ſo konnte ſie ungeſtört ihren Zweck verfolgen. Scheinbar harmlos begann ſie von der Kindheit ihres Pflegebefohlenen zu reden, von einzelnen Ereigniſſen daraus, die in enger Beziehung zu Claire ſtanden.

Hans, deſſen Herz bei dieſem vertraulichen Geſpräch und den alten Erinnerungen höher und höher ſchlug, hatte Mühe, ſeiner Aufregung Herr zu bleiben. Er war ſich bewußt, wie viel er durch ein unvorſichtiges Wort verrathen könne, und widerſtand daher lange der Verſuchung, ſich nach Claire zu erkundigen. Endlich vermochte er doch die langerſehnte Frage nicht mehr zurückzuhalten.

„Wie geht es Fräulein Claire?“ Er fühlte, daß er glühend roth wurde, und ſchlug vor dem forſchenden Blicke der Kommerzienräthin verwirrt die Augen nieder.

Frau Berrys Befürchtungen regten ſich mit verdoppelter Macht. Mit bewußter Grauſamkeit gegen Hans, deſſen Frage ſo herzlich geklungen hatte, erwiderte ſie daher leichthin:

„Gut geht es ihr, nur zu gut! Sie vergißt darüber faſt ihre Heimath, ihre Eltern. Sie ſchreibt wenig und, wenn es geſchieht, ſichtlich zerſtreut, mitten aus der Hochfluth des Pariſer Lebens heraus. Gott, ich gönne es ihr von Herzen, ſie ſoll ihre Jugend genießen! Aber ſie wird nicht mehr zu kennen ſein, wenn ſie wieder kommt.“

„O, das glauben Sie gewiß nicht, Frau Kommerzienrath!“ erwiderte Hans in einem ſchmerzlichen Tone.

„Je nun, die Welt iſt nun einmal nicht für Kinder da,“ entgegnete ſie, „und Claire war ein Kind, ein rechtes Kind, das nie ernſt zu nehmen war — immer ſeinen Einfällen folgend wie damals, als ſie ein lebendiges Menſchenkind, das jetzt in Geſtalt eines jungen Mannes vor mir ſitzt, gegen einen Automaten eintauſchen wollte.“

Die Räthin ſprach nachläſſig, ſcheinbar gleichgültig mit dem Fächer ſpielend. Doch Hans fühlte deutlich genug die Abſicht heraus, ihm den Abſtand zwiſchen Claire und ihm zu zeigen.

„Der Automat liegt längſt in der Rumpelkammer, vergeſſen, werthlos, ein toter Mechanismus; das Menſchenkind aber lebt, fängt erſt an, recht zu leben, und wird alles dran ſetzen, nicht auch in die Rumpelkammer geworfen zu werden,“ verſetzte er. Seine Schüchternheit war verſchwunden; an der Räthin war es jetzt, vor dieſen flammenden Augen den Blick zu ſenken.

In dieſem Augenblick betrat Herr Berry den Salon. Hans verneigte ſich ehrfurchtsvoll und bedankte ſich, noch erregt von dem Geſpräch, in überſtürzten Worten für ſeine Beförderung und Einladung.

Herr Berry betrachtete mit Wohlgefallen den jungen Mann. „Na, Emilie, was ſagſt Du zu unſerem Schützling, ſieht er nicht beſſer aus als mancher Kavalier?“ rief er in beſter Laune. „Haſt Du ihm die Grüße Claires ſchon ausgerichtet? Sie erkundigt ſich in jedem Briefe nach Ihnen, Herr Davis.“

Hans rächte ſich durch einen vielſagenden Blick auf die Kommerzienräthin, die ihren Aerger nicht verbergen konnte; ein triumphierendes, ſpöttiſches Lächeln erſchien auf ſeinem Geſicht.

Das Klirren von Säbeln unterbrach die für die Räthin peinliche Scene. Otto trat ein, von zwei Kameraden begleitet.

„Graf Troſte“ — „Baron Sina,“ ſtellte er die beiden Herren ſeinen Eltern vor, mit Abſicht Hans völlig überſehend.

„Herr Davis, Monteur in meiner Fabrik“ — übernahm in auffälliger Weiſe Herr Berry die Vorſtellung ſeines Schützlings.

„Ah, Sie auch hier? Gar nicht bemerkt — pardon!“ ſchnarrte Otto in den eben üblichen militäriſchen Naſenlauten, die er bereits bewundernswerth beherrſchte. Eine leiſe aufſteigende Röthe ließ dabei auf ſeiner Stirn eine kleine Narbe erſcheinen, die Hans wohl kannte.

Inzwiſchen hatten ſich die eingeladenen Beamten im Vorzimmer verſammelt, und der Kommerzienrath bot ſeiner Frau den Arm, um die neuen Gäſte zu begrüßen.

Man begab ſich zu Tiſch. Hans kam auf Anordnung des Herrn Berry mitten unter die Fähnriche zu ſitzen, und Otto fand das ſo unpaſſend, daß er ſich entſchuldigen zu müſſen glaubte. „Ich ſagte es Euch ja voraus — ſehr gute Weine, aber etwas gemiſchte Geſellſchaft für heute,“ flüſterte er den Kameraden ſo laut zu, daß Hans es hören mußte.

Ein Gefühl der Verachtung ſtieg in dieſem auf gegenüber dem feigen Benehmen des einſtigen Spielgenoſſen, gegenüber dieſen Herren, die demnach nur den guten Weinen des Herrn Berry zuliebe gekommen waren.

Das allgemeine Geſpräch drehte ſich anfangs ſelbſtverſtändlich um geſchäftliche Ereigniſſe. Die neuen großen Beſtellungen von Lokomotiven, die der Staat für ſeine Bahnen in den Berryſchen Werken gemacht hatte, beſchäftigten die Gemüther; jeden Tag fand man Verbeſſerungen in der Einrichtung und Vertheilung der Arbeit, machte man neue Erfahrungen in Bezug auf Material und Bauart.

Hans hielt ſich beſcheiden zurück, obwohl ihm das Beſprochene wohl bekannt war und er lebhaften Antheil an der ganzen Sache nahm; handelte es ſich doch um ſeine Lieblinge, die Maſchinen, deren geheimſte Regungen er belauſchte!

Otto unterhielt ſich unterdeſſen angelegentlich mit den Fähnrichen über die jüngſten Vorgänge auf dem Gebiet der Kunſt, des Theaters, des Rennplatzes; er ſprach über alles in demſelben überlegenen, halb geringſchätzigen Tone, nur bei der Erörterung der Rennen erwärmte er ſich etwas und nahm eine reſpektvolle, der „Wichtigkeit“ des Stoffes angemeſſene Haltung an.

Er that ſich nicht wenig zu gute darauf, in dieſen Dingen ſchon völlig bewandert zu ſein, und wurde nur dann etwas in ſeinem Selbſtgefühl geſtört, wenn ihm bei einer nach ſeiner Meinung beſonders gelungenen Behauptung ſein Vater einen ironiſchen, faſt verächtlichen Blick zuwarf, der einen ſchmerzlichen Ausdruck gewann, ſobald er auf Hans hinüberſchweifte, welcher auf einzelne Fragen des Direktors treffende, ernſtes Studium verrathende Antworten gab. Es handelte ſich um die überaus wichtige Verkuppelung der Triebräder, um eine Erhöhung des Adhäſionsgewichts, von welchem die Zugkraft der Maſchine allein abhängig iſt. Hans hatte dieſem Gegenſtand ſchon lange ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt und war auf rein empiriſchem Wege zu einer neuen Idee gelangt, deren Ausführung ihm zwar noch nicht ganz klar war, die aber an ſich durchaus nicht außer dem Bereich der mechaniſchen Möglichkeit lag. Der Direktor und Herr Berry wechſelten vielſagende erſtaunte Blicke und hörten den Auseinanderſetzungen des jungen Mannes mit ſichtlichem Eifer zu.

Da fiel der Name „Claire“ in der Unterhaltung der anderen Partei ... Hans wurde zerſtreut, verlor die Klarheit — die Triebräder und Kurbelſtangen verwirrten ſich plötzlich, eine ge-

waltigere Kraft war auf sein Gedankenbild gestoßen und zertrümmerte es.

„Claire bewegt sich mitten in den schöngeistigen Kreisen von Paris, verkehrt mit den Größen der Kunst und Litteratur — ich beneide sie darum! Ihre Briefe beschämen mich geradezu, ich ersehe daraus, wie weit wir zurück sind. Das gute Kind wird sich schwer wieder in die hiesigen Verhältnisse finden —“ bemerkte eben Frau Berry.

„Allerdings, wenn sie hier nur von Maschinen-Verkuppelungen hört, oder wie das Zeug heißt, dann wird sie wohl auf und davon laufen, und das Heimweh nach Paris ist ihr dann nicht zu verübeln,“ entgegnete Otto spitzig.

„Und doch bin ich überzeugt, daß Fräulein Claire sich für dieses Zeug lebhaft interessieren wird, sobald sie weiß, daß es von größter Wichtigkeit werden kann für das Haus ihres Herrn Vaters,“ rief Hans, fortgerissen von seiner Erregung.

„Bravo Davis! Sie haben meinen Herrn Sohn gut abgeführt!“ Eine starke Gereiztheit klang aus diesen Worten des Kommerzienraths.

„Abgeführt?“ fragte Otto, und die Narbe auf seiner Stirn brannte hochroth. „Ich merke nichts davon und kann Herrn Davis gegenüber wohl auch nie in diese Lage kommen!“

Die Entgegnung sollte scherzhaft sein, aber aus dem leichten Gesprächston klang tiefe Gereiztheit.

„Ich freue mich wirklich,“ setzte er dann zu seinem Vater gewendet hinzu, „wenn Claire wiederkommt, sie wird ein anderes Leben bringen und eine andere —“

Er stockte.

„Gesellschaft, meinst Du? Sprich' es nur aus!“

„Nicht gerade, aber mehr Abwechslung, meine ich. Und das wird Dir selbst gut thun, Papa, und Dich erheitern. Ein Kreis von Kavalieren, Künstlern, Schriftstellern, kurz das, was man ‚Welt‘ nennt, wird sich hier versammeln. Oder willst Du Claire etwa zum weiblichen Leiter Deiner Werke heranbilden, zu einer Lokomotivenbauerin? Dafür ist Paris eine schlechte Schule!“

„Weder das eine noch das andere wird ausschließlich geschehen. Warum soll sich nicht beides vereinigen lassen, der Verkehr mit dem, was Du ‚Welt‘ nennst, und die Pflicht? Ich bin unter strenger Arbeit aufgewachsen, mitten im Gewoge der Fabrikthätigkeit, ich kenne daher den beglückenden Einfluß der Kunstgenüsse auf den Menschen zu wenig, um entscheidend darüber sprechen zu können; doch glaube ich daran. Aber jedenfalls ruht das wahre Glück, die echte Befriedigung nicht in solch schöngeistiger Beschäftigung allein, die doch immer nur ein Genießen ist, sondern in praktischer Arbeit, in dem Schaffen greifbarer Werthe . . . Sie mögen lächeln, meine Herren, über diese Anschauung, sie veraltetet nennen —“ fuhr er fort, indem er sich zu den Kameraden seines Sohnes wandte, deren Lippen sich wirklich verrätherisch kräuselten — „aber dies ist nun einmal meine Ueberzeugung. Ich bin daher auch kein besonderer Freund der Künstler, Dichter, Musiker von Fach — was diese schaffen, das sind in meinen Augen keine greifbaren Werthe; sie sind für mich mehr oder minder Drohnen.“

„Demnach bist Du auch ein abgesagter Feind aller Kavaliere?“ fiel Otto gereizt ein.

„Wenigstens kein Verehrer von ihnen — wenn sie nichts weiteres sind,“ war die mit starker Betonung gegebene Antwort.

Jetzt verlor Otto vollends die Ruhe. „Aber Papa! Was sollen sich die Herren hier denken? — Papa meint es nicht so, Troste —“

„Gewiß meine ich's so; aber die Herren können und werden sich nicht dadurch getroffen fühlen, sie sind ja mehr als Kavaliere — sind die Beschützer dessen, was wir hervorgebracht haben, vor fremden Angriffen, und so lange diese Beschützer nöthig sind und mit Aufopferung und Pflichttreue ihrem Beruf nachkommen, wird jeder vernünftige Mensch sie ehren —“

Man war allgemein froh über diese Wendung des allen peinlich gewordenen Gesprächs. Nur Otto beruhigte sich nicht, er fühlte den Hieb und wandte sich in seinem Zorne gegen Hans, der nach seiner Meinung allein die Schuld an dieser Erörterung trug.

Wenig schlagfertig, wie er war, suchte er vergeblich nach einem verletzenden und doch an diesem Orte möglichen Worte. Dadurch noch mehr gereizt, griff er zum nächsten besten, zu einer zufälligen Beobachtung, die in gar keinem Zusammenhang stand mit dem eben Gesprochenen.

„Sagen Sie einmal, Sie künftige Leuchte unter den Maschinenmenschen, was Sie jeden Sonntag in der äußersten Westvorstadt, in der Kleegasse — Verzeihung, meine Herren, daß ich diesen Namen hier nenne — zu suchen haben? Ich hatte bereits zweimal das Vergnügen, Ihnen auf dem Wege zur Kaserne dort draußen zu begegnen — einmal kamen Sie eben heraus, einmal gingen Sie eben hinein. Machen Sie da auch Studien über Triebräder, Verkuppelungen und dergleichen — was?“

Hans wechselte die Farbe, das Messer zitterte in seiner Hand und Herr Berry stutzte sichtlich. „Ein Spaziergang führte mich hinaus — ich verirrte mich —“ erwiderte Hans unsicher und verwirrt.

Allen fiel sein Benehmen auf, Otto staunte selbst über die unerwartete Wirkung seiner Worte; alles, was er gehofft hatte, war, den Verhaßten durch seine hämische Aeußerung in Verlegenheit und vielleicht für einen Augenblick in eine schlimme Beleuchtung zu bringen; nun ermuthigte ihn dessen Unruhe, weiter zu gehen; daß Papa auch jetzt wieder für seinen Schützling Partei nehmen würde, war nicht zu befürchten, denn eine wohlbekannte Falte erschien auf der Stirn des Kommerzienraths, als er erwartungsvoll zu Hans hinübersah. Der aber schien gar nicht kampfbereit und blickte ängstlich vor sich hin.

„Zweimal verirrt man sich doch nicht so leicht an derselben Stelle,“ warf Otto nachlässig hin, „vollends ein Maschinist wie Sie, der sich in dem Gewirr unzähliger Schrauben und Triebräder zurechtfinden muß. Wenn Sie keine bessere Erklärung finden können —“

„Ich suche keine, da ich Ihnen keine Rechenschaft über die Verwendung meines Sonntags abzulegen habe.“

Er betonte das „Ihnen“ stark mit einem Blicke auf Herrn Berry, durch den dieser bewogen wurde, so nachdrücklich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu leiten, daß sein Sohn gezwungen war, zu folgen. Aber trotz der Bemühungen des Kommerzienraths wollte keine unbefangene Stimmung mehr aufkommen; der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn war zu offenkundig hervorgetreten, und das Bewußtsein dieser Spannung wirkte bedrückend.

Am unglücklichsten war Frau Emilie, die sich alle Mühe gab, durch gesteigerte Liebenswürdigkeit den üblen Eindruck zu verwischen, den „leider“ die Ansichten ihres Mannes auf die beiden Kameraden des Sohnes hatten machen müssen. Sie kannte ihren Gemahl nicht mehr, ein fremder Geist sprach aus ihm. Wer hätte heute in ihm den Nachkommen der Marquis von Berry erkennen sollen! Wie der nächste beste Volksredner hatte er gesprochen, und gerade heute mußte das sein in Gegenwart adliger Gäste, wie sie sonst in ihrem Hause sich nicht einfanden! Zum ersten Male während ihrer Ehe fühlte sie, die Tochter eines verarmten, aber altadligen Geschlechts, in ihrem Familienstolz sich verletzt.

Erleichtert athmete sie auf, als ihr Gatte früher denn gewöhnlich die Tafel aufhob und die Gäste sich rasch entfernten; weiß Gott, was am Ende noch alles hätte zum Vorschein kommen können! Otto verabschiedete sich mit seinen Kameraden.

„Ich muß noch ein paar Stunden in guter Gesellschaft zubringen, Mama, das wirkt reinigend,“ sagte er. „Wir gehen noch ein wenig in den Klub.“

Frau Emilie seufzte.

„Ich finde es ganz begreiflich, mein Sohn, es war ein schrecklicher Abend.“

„Hoffen wir auf Claire, sie wird unsere Bundesgenossin sein und durch Papas Pläne sehr bald einen Strich machen. Was ich dazu thun kann, soll geschehen.“

Mit einem Handkuß nahm Otto Abschied von der Mutter, die bedenklich und besorgt aufathmend das Haupt schüttelte, als sei ihre Hoffnung auf Claire nicht eben zuversichtlich. — —

„Folgen Sie mir, Herr Davis!“ sagte Berry zu Hans, als sich dieser empfehlen wollte. In tiefer Erregung kam Hans der Aufforderung nach. Die widersprechendsten Gefühle stürmten durch seine Brust. Nun wird der Kommerzienrath Rechenschaft verlangen über seinen Aufenthalt in der Kleegasse, und wenn er die Wahrheit erfährt, wird er sicher seine Hand

zurückziehen, den Schuldigen entlassen — der ganze Zukunftstraum ist zertrümmert. O diese Ketten, an die ihn das Schicksal geschmiedet, an denen es ihn willenlos herumzerrte — sollten sie denn ewig klirren? Waren sie nicht zu zerreißen mit starker Hand? Was war zu thun? Frei bekennen und die Folgen muthig tragen oder feige lügen und ein andermal vorsichtiger sein — so stand die Wahl.

Die Minute, die verging, bis er im Arbeitszimmer Berrys stand, dünkte Hans eine Ewigkeit.

„Setzen Sie sich!“ begann der Kommerzienrath, als er in dem dunklen Raume Licht gemacht hatte.

Es galt also ein längeres Verhör. Aber Herr Berry sah nur sehr nachdenklich, nicht erregt aus — das gab Hans seine Fassung zurück.

„Sie sind ein guter Zeichner, Herr Davis, wollen Sie mir morgen Ihren Gedanken über die vorhin erwähnte Verkuppelung bei den Lokomotiven genau aufzeichnen? Er interessiert mich, und ich werde ihn von einem Ingenieur auf seine Verwendbarkeit prüfen lassen.“

Hans konnte seine Ueberraschung über diese unerwartete Wendung nicht verbergen.

Berry lächelte.

„Beruhigen Sie sich, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen die Ehre und der Ertrag der Erfindung zugute kommt, wenn etwas an der Sache ist. Aber geben Sie sich keiner überstürzten Hoffnung hin, unter hundert scheinbar sehr geistreichen Problemen der Art zeigt sich vielleicht nur eines praktisch verwerthbar. Immerhin ist es für einen jungen Mann Ihres Alters und Ihrer Vorbildung schon sehr viel, wenn er überhaupt auf neue Ideen kommt. Und ich weiß das sehr wohl zu schätzen.“

„Ich werde mein Möglichstes thun, die Zeichnung zu machen, obwohl ich selbst noch nicht ganz im klaren bin, aber etwas ist daran, das fühle ich bei der Montierung einer jeden Maschine von neuem,“ erwiderte Hans beglückt.

„Gut.“

Berry stand auf.

„Nun zu etwas anderem. Was hatten Sie an den beiden Sonntagnachmittagen in der Kleegasse zu suchen? Es ist das doch ein sonderbarer Aufenthalt. Sprechen Sie offen!“

Hans zuckte zusammen und hob jetzt plötzlich den Kopf, den er, im Nachdenken über die zu entwerfende Zeichnung, gesenkt hatte. Da fiel sein Blick auf ein Gemälde über dem Schreibtisch — Claire als Mädchen, eine Puppe unter dem Arme, das liebe etwas trotzige Gesichtchen von blonden Locken umwallt; so hatte er sie in frühester Erinnerung. Sein Auge blieb starr daran haften, als habe er die Frage überhört.

Berry entging es nicht, er wartete ruhig, doch mit einer gewissen Spannung in den Zügen.

„Ich war bei meinem Vater!“ klang es dann fest aus dem Munde von Hans; sein Blick ruhte noch immer auf dem Bilde, als spreche er nur zu Claire.

„Ich wußte es. Gut, daß Sie die Wahrheit gesagt haben. Ich will Ihnen nicht vorhalten, was zu thun Ihre Pflicht gewesen wäre, ich will Ihnen einfach die Last abnehmen, mit der Sie doch nicht fertig werden können. Gehen Sie nächsten Sonntag wieder hin und bestellen Sie Ihren Vater für Montag früh acht Uhr zu mir aufs Bureau — es ist ja nicht anzunehmen, daß ihn jemand erkennt. Ich werde für ihn auf eine Weise sorgen, daß er Ihren Weg nicht weiter zu kreuzen braucht, verbitte mir aber dann jede weitere Gefühlsseligkeit von Ihrer Seite. Es giebt Nothwendigkeiten im Leben, die grausam zu sein scheinen und es manchmal auch sind, mit denen man aber rechnen muß.“

Hans war erschüttert. Dieser Mann käufte mit kalter Miene und dürren Worten Wohlthat auf Wohlthat. Jetzt fielen sie ja — die Ketten, die sich von Tag zu Tag enger um ihn geschlungen hatten, nun war er frei!

„Herr Kommerzienrath, wie soll ich Ihnen danken!“ stammelte er verwirrt.

„Mit einer guten Zeichnung vorderhand. Gehen Sie nur rasch daran, die Sache hat Eile! Gute Nacht, Herr Davis!“ Berry kehrte sich um und machte sich über seine Papiere. Hans war entlassen, kurz wie immer, als habe sich nichts weiter ereignet.

Mit einem Gefühl der Erlösung wanderte er durch die stille Nacht nach Hause; das gefährliche Geheimniß war weggewälzt von seiner Brust; wenige Tage noch und er sollte zum letzten Male die „Fackel“ betreten. Daß sich der Vater weigern würde, der Aufforderung Berrys zu folgen, war ja doch undenkbar. Jetzt bot sich dem Unglücklichen endlich die Möglichkeit, herauszukommen aus seiner jetzigen Umgebung und zugleich zu menschenwürdigerer Arbeit zu gelangen, und damit mußte der böse Geist von ihm weichen, vor dem Hans zitterte, mußten jene wilden Anfälle aufhören, die den Verbitterten auf die Bahn des Verbrechens zu reißen drohten.

Vergeblich suchte Hans den Schlaf; seine Gedanken kehrten immer aufs neue zu seiner Erfindung zurück, deren Bild ihn unausgesetzt verfolgte. Zuletzt kleidete er sich wieder an, holte Reisbrett, Lineal und Feder hervor und begann beim Scheine der Lampe zu zeichnen, zu rechnen. Nie war sein Geist so frei, so klar gewesen. Rasch entfernte er den Aufriß einer Lokomotive, der vor ihm lag, er störte nur seine rege Phantasie, die alles, was hier in starrer Ruhe vor ihm stand, in lebendiger, ineinander greifender Bewegung erblickte.

Stunden verrannen. Endlich verlangte die Natur ihre Rechte. Das Zimmer um ihn her verschwand. Aber noch im Traume sah er die arbeitende Maschine. So wie er sich's gedacht, paßten die einzelnen Theile ineinander, Rad an Rad, Kurbel an Kurbel. Und plötzlich griffen die Räder und Kurbeln ineinander, in rasender Eile sich vorwärts bewegend. Es brüllte und stampfte und dampfte dahin, über das weiße Papier hinaus, hinaus aus der Stube, an der Stadt vorbei, durch Wälder und Felder, über Brücken und Dämme, durch finstere Tunnels — und er selbst stand auf der Maschine, die Steuerung in der Hand, jauchzend über die stürmische Fahrt. Nun blitzte ein Meer von Lichtern durch die Nacht, die Maschine sauste mitten hinein, mitten durch eine dunkle schreiende Menschenmasse, über große Plätze, durch breite Straßen, bis vor einen mächtigen Palast — da hielt sie mit einem Rucke. Unter dem Portal stand eine vornehme Dame, ganz in Weiß, Blumen im Haar, vom Lichte umstrahlt, und er sprang hinab von der qualmenden Maschine, stürzte in ihre ausgebreiteten Arme, in die Arme Claires! Und alle jubelten und jauchzten umher — nur das Pfeifen der Maschine tönte schrill dazwischen. Eben wollte er zur Lokomotive zurück, die gellende Pfeife abzustellen, da erwachte er, den Zirkel noch in der Hand.

Verstört hob er den Kopf, der auf dem Reisbrett geruht hatte, auf der vollendeten Zeichnung. Im Dämmerschein des Morgenlichts, das zum Fenster hereinfiel, hoben sich sauber und klar in der Mitte des weißen Papieres die Linien der Maschine ab. Allein Hans achtete nicht weiter darauf, nur die Bilder seines Traumes suchte er sehnsüchtig festzuhalten. Im Fabrikhof erwachte schon das Leben — die Arbeit rief! Er löste die fertige Zeichnung ab, legte sie in einen Umschlag und übergab sie dem Mädchen, das ihm sein bescheidenes Frühstück brachte, mit der Weisung, das Paket noch diesen Morgen ins Bureau des Herrn Kommerzienraths zu bringen. Dann ging er ernst und ruhig wie immer hinüber in die Monteurwerkstätte.

* * *

Am nächsten Sonntag machte sich Hans früher als sonst auf den Weg zur Kleegasse. Er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, wo er seiner Sorge ledig sein würde, und eine gewisse Unruhe beschlich ihn, ob sein Vater auch willfährig sich erweisen würde. Zugleich trat der Vorgang mit Holzmann am vorigen Sonntag wieder in allen Einzelheiten vor sein Auge und steigerte seine Qual.

Ohne das Wirthszimmer zu betreten, begab er sich auf einer Hintertreppe sofort hinauf zur Kammer des Vaters. Sie war heute verschlossen. Er pochte ungeduldig an die Thür — keine Antwort! Also nicht zu Hause! Vielleicht war er unten in der Wirthschaft.

Das Schanklokal war überfüllt, ein wüster Lärm herrschte an allen Tischen und über dem ganzen Raume lag ein dicker Dunst von Branntwein und Tabaksrauch. Noch nie war ihm der Ort so abstoßend erschienen. Forschend hielt er Umschau, aber auch hier war der Gesuchte nicht zu erblicken.

Da wurde er von der Wirthin bemerkt. „Warten Sie einen Augenblick!“ rief sie ihm zu. Aus einer Schublade am Schenktisch

Siegfried und Mime.
Nach einem Gemälde von Th. Pixis.

Digitized by Google

holte sie einen beschmutzten zusammengefalteten Zettel, den sie ihm mit einem neugierigen Blicke übergab. Ohne die Frau weiter zu beachten, entfaltete er das Papier und las bei der grauen trüben Beleuchtung mit klopfendem Herzen die unbeholfene Schrift.

„Ich will Dir nicht weiter im Wege stehen, und das Kommandieren vertrage ich auch nicht, darum verschwinde ich. Die Stadt ist ja groß. Freu' Dich, so viel Du willst, mir ist auch wohler so. Wir passen nicht zusammen. Vielleicht glückt's mir auch einmal, dann werde ich mich vielleicht melden. Bis dahin adieu! Sei gescheit und sorge für Deinen Vortheil, alles andere ist fauler Witz, ich pfeife drauf. J. D."

Als Hans zu Ende gelesen hatte, schwamm vor seinen Augen alles durcheinander in einem brausenden Nebel, aus dem fahle Lichter leuchteten. Mühsam faßte er sich. Ein Gedanke stieg in ihm auf — er rief die Wirthin, die sich mittlerweile entfernt hatte. „Erinnern Sie sich noch des Mannes, welcher vorigen Sonntag bei Davis und mir war?" fragte er erregt.

„Freilich erinnere ich mich, der Holzmann war's," entgegnete die Frau.

„Ganz richtig, Holzmann heißt er. War dieser Holzmann während der Woche öfters bei Davis?"

Die Wirthin sah ihn mißtrauisch an. „Ich mag das Spionieren nicht," sagte sie dann gehässig. „Ich merke die Sache schon lange; mich wundert nur, daß er's so lange ausgehalten hat, der Davis, er ist sonst nicht so. Und so durchsichtig wie Sie ist mir noch keiner von der Sorte vorgekommen. Sie sind einmal nicht der Rechte zum Aushorchen für die Zwei; lassen's die Händ' davon und mir meine Ruh'!" Mit einem verächtlichen Blicke ging sie zu ihren Gästen.

Es blieb für Hans nichts anderes übrig, als sich zu entfernen. Die letzten Worte der Wirthin beschäftigten ihn nachhaltig. „Für die Zwei" hatte sie gesagt — kein Zweifel, der Vater war die Woche über mit Holzmann zusammengewesen, auf seine Veranlassung hatte er diesen Schritt gethan. Nun war er wohl ganz in der Macht dieses Schurken, der ihn nur allzugut für seine Zwecke zu benutzen wußte. Und er selbst? Aufs neue preßte ihn die Kette, von der er eben gelöst zu sein meinte.

Herr Berry zuckte die Achseln, als ihm Hans die Mittheilung brachte, und schaute ihn mit einem sonderbaren mitleidigen Blicke an. „Sie sehen, ich thue, was ich kann. Sollten Sie je etwas Näheres von Ihrem Vater erfahren, so verschweigen Sie es mir nicht . . . Die Zeichnung hat mich sehr interessiert, Sie werden noch davon hören. Lassen Sie sich inzwischen durch diese Wendung der Angelegenheit mit Ihrem Vater, so ärgerlich sie ist, nicht in Ihrer Arbeit stören!" sagte er nachdenklich und gab das Zeichen der Entlassung.

Hans stieg langsam die Treppe hinab. Zu ebener Erde lagen die Kassenräume. Es war gerade Zahltag, die Thüren gingen beständig auf und zu, das Klirren des auf die Marmorplatte hingeworfenen Geldes drang herans und rief ihm die verdächtigen Worte Holzmanns ins Gedächtniß zurück. Nun wird sie der gewissenlose Mensch dem Vater alle Tage vorsprechen, in den finsteren häßlichen Höhlen unter der Erde und zuletzt — — einem plötzlichen Instinkt folgend, ging Hans in das Kassenzimmer; wenn man ihn nach seinen Wünschen fragte, konnte er sich ja Kleingeld einwechseln.

Riesige eiserne Schränke standen in dem vergitterten Raume, sie machten einen sicheren Eindruck. Seine Blicke prüften die Wände, sie waren offenbar von Eisen oder mit Stahlplatten beschlagen — trotz des Anstriches entgingen ihm die runden Köpfe der Schrauben nicht. Die Fenster waren vergittert und hatten eine Vorrichtung für dichten Verschluß. Außerdem war ein eigener Nachtwächter da. Das Gelingen eines Einbruches schien also unmöglich ohne das Einverständniß und die Hilfe eines treulosen Angestellten, und wie sollte ein solcher zu haben sein?

Beruhigter verließ er das Lokal; niemand hatte in dem herrschenden Durcheinander auf ihn acht gegeben. Seine Besorgniß schwand mehr und mehr — der Vater hatte am Ende recht, daß er die Sprache dieser Menschen nicht verstehe und Dinge fürchte, die nur in seiner Einbildung bestünden. Sein jugendlicher Sinn half ihm rasch über die letzten Bedenken hinweg, und bald füllte ihn sein neuer Wirkungskreis ganz aus und der Gedanke: Empor zu Claire!

7.

Kommerzienrath Berry hatte auf den ersten Blick in der Zeichnung seines Schützlings einen vortrefflich verwerthbaren Gedanken gefunden; er selbst war als Techniker hervorragend genug, um durch Verbesserungen im einzelnen, für welche dem jugendlichen Erfinder die nöthige technologische Erfahrung fehlte, der neuen Idee ihre volle Tragweite zu geben.

Bei dem ungeheuren Wettbewerb gerade in diesem Industriezweig war eine so wesentliche Verbesserung von unabsehbarer Bedeutung für sein Haus.

Er ließ, ohne Wissen von Hans, ein Modell der Maschine herstellen, um ihre Leistungsfähigkeit zu erproben. Der Erfolg war ein entschiedener, soweit er sich in solch verkleinertem Maßstab beobachten ließ. So entschloß er sich denn, zur Fabrikation im großen zu schreiten; unter dem Namen des „Berryschen Systems" sollte die neue Konstruktion in die Welt gehen. Er that das weniger aus persönlichem Ehrgeiz als aus praktischen Gründen. „System Berry" war ein Name, der Aufsehen und Vertrauen erwecken mußte, ganz anders als ein „System Davis", wie es von rechtswegen hätte heißen sollen. Wer ist denn dieser Davis? Ein junger Monteur, der nicht einmal auf einer technischen Hochschule war! Wenn man das erfährt, wird man darin einen willkommenen Anlaß finden, alles Mögliche und Unmögliche an der Maschine auszusetzen zu haben und tausend Zweifel zu hegen.

Trotz seiner guten Gründe war es dem Kommerzienrath peinlich, Hans diesen Vorschlag machen zu müssen, und ohne seine Einwilligung konnte er doch nicht handeln. Er ließ ihn kommen, theilte ihm seinen Entschluß mit und setzte ihm die Veranlassung dazu auseinander. Jedenfalls, so schloß er, werde er dafür Sorge tragen, daß der Ertrag der Erfindung, falls sie sich in der Praxis bewähre, was ja immerhin noch eine Frage sei, dem Erfinder nicht entgehe; sobald es ohne zu großes Aufsehen und ohne üble Wirkung auf die anderen Angestellten geschehen könne, werde er zudem Hans eine seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten angemessene Stellung einräumen. Vorderhand verlange er aber von ihm unbedingtes Schweigen über seine Urheberschaft, die sich ja ohnehin nur auf den Grundgedanken beziehe und ohne Uebertragung ins Praktische von mäßigem Werthe sei. Hans ging nicht nur willig auf den gemachten Vorschlag ein, ohne irgend eine feste Bedingung daran zu knüpfen, er zeigte sich sogar selig darüber, eine solche Anerkennung gefunden zu haben und Herrn Berry einen Dienst erweisen zu können. Strahlend vor Glück verließ er das Zimmer seines Chefs.

So leicht hatte sich Berry die Sache nicht gedacht; nun trug die einstige Wohlthat seiner Gattin kostbare Frucht. Zu der natürlichen Neigung, welche er neuerdings für Hans gefaßt hatte, trat jetzt noch das gesteigerte Interesse des Geschäftsmannes, und der Fremde drohte in seinem Herzen immer mehr die Stelle einzunehmen, welche sein eigener Sohn Otto von Tag zu Tag mehr preisgab.

Dieser glaubte, als der Sohn eines reichen Vaters die Verpflichtung zu haben, dem Namen Berry, welcher bisher nur unter den Industriellen, auf dem Maschinenmarkt einen guten Klang hatte, auch in den ersten Kreisen der Gesellschaft Geltung zu verschaffen. Papa war zwar zu kurzsichtig und einseitig, um darauf etwas zu geben, und erschwerte ihm durch Knauserei diesen edlen Beruf; er aber war nicht der Thor, sich dadurch abschrecken zu lassen; für den einzigen Sohn des mächtigen Fabrikherrn gab es überall gegen einfache Unterschrift Geld genug.

Das Ziel seiner Wünsche, der Rennplatz, war dem Fähnrich noch verschlossen, doch bereitete er sich jetzt schon mit einem Eifer und einer Ausdauer, die ihm sonst nicht eigen war, auf die Zeit vor, wo mit dem Lieutenantspatent die ersehnten Pforten dieses Paradieses sich ihm öffnen sollten. Dem „Pferde" war daher alles gewidmet, was er an jugendlicher Begeisterung zu vergeben hatte.

Seine Standesgenossen in dem elterlichen Hause heimisch zu machen, unternahm er keine weiteren Versuche, der erste war zu kläglich ausgefallen; damit wollte er warten, bis Claire zurückgekehrt war.

Auf sie setzte er alle Hoffnung, denn er hegte keinen Augenblick Zweifel, daß sie mit ihren ganzen Anschauungen auf seiner und der Mama Seite stehen würde. Das war ja nicht anders denkbar nach einem zweijährigen Aufenthalt in einem der

vornehmsten Häuser von Paris. Ja, er dachte schon weiter und schaute sich unter seinen Kameraden bereits nach einem passenden Schwager um, der durch seinen altadligen Namen und sein gesellschaftliches Ansehen ihm selbst zu einer gesicherten Stellung in den neuen Kreisen verhelfen sollte. Die reiche, schöne, feingebildete Claire hatte jedenfalls die Auswahl unter den Söhnen der ersten Häuser. Wenn Reichthum und Schönheit allein nicht verfingen, so blieb es ja jedem unbenommen, das Wappen der alten Marquis von Berry wieder hervorzuholen und neben dem seinen auf den Kutschenschlag malen zu lassen. So sah er denn mit rosigen Hoffnungen dem Ablauf seiner Fähnrichszeit entgegen; wenn alles gut ging, dann konnte seine heißersehnte Beförderung zum Lieutenant ungefähr mit der Rückkehr Claires zusammenfallen.

Mit solchen Gedanken war Otto ein fremdes Element im Hause Berry, und wenn er auf dem Rücken seiner schlankfüßigen „Thespis" zum Stalle hinausritt, über den Fabrikhof der Stadt zu, gab er dem Pferde nervös die Sporen, um möglichst rasch herauszukommen aus dem ekeln Dampf und Rauch, der nur die hellen Schnüre und den farbigen Besatz seiner Uniform schmutzig färbte.

Und der Dampf und Rauch schien täglich zuzunehmen, wie ein schwarzer Mantel lag er über den Werken, umsäumt von der purpurnen Gluth der flammenden Hochöfen. Herr Berry hielt sich jetzt mehr wie je in den einzelnen Werkstätten auf; es galt die Herstellung der neuen Maschine, über die bereits die abenteuerlichsten Gerüchte unter den Angestellten umgingen. Der Kommerzienrath war bisher noch nie als schöpferischer Mechaniker aufgetreten — alle Neuerungen, alle Entwürfe waren seither aus dem Konstruktionssaal der angestellten Ingenieure gekommen. Dort herrschte denn auch eine allgemeine Verstimmung, daß nicht wenigstens der Plan zur Ausarbeitung oder Prüfung vorgelegt worden war. Berry selbst machte jede einzelne Zeichnung und gab die einzelnen Theile an die einschlägigen Werkstätten aus; in eigener Person beaufsichtigte er auch die Anfertigung. In seiner Begleitung befand sich nicht einmal ein theoretisch gebildeter Techniker, sondern nur der junge, schon längst mit Neid betrachtete Monteur Davis.

Sollte am Ende gar dieser junge Mensch auf die neue Konstruktion gekommen sein? Begabt war er, ja mehr noch, er war ein technisches Genie, das mußte man ihm lassen — aber eine so weittragende Erfindung, wie dem Gerede und den Vorbereitungen nach die in Frage stehende war, die konnte doch nicht von einem einfachen Monteur ausgehen, der nur die Gewerbeschule hinter sich hatte!

Für Hans war es eine wonnevolle Zeit. Er sah seinen glücklichen Gedanken aus dem rohen Metall heraus allmählich zur Wirklichkeit werden. Unter den riesigen Eisenhämmern formten sich die glühenden Achsen und Kurbeln. Dann durfte er sie auf ihrem ganzen weiteren Entwicklungsgang begleiten an der Seite des Herrn Berry, der selbst auf den im Rohen geschmiedeten Stücken die Zeichnung punktierte, nach welcher die Stanz- und Schneidemaschinen arbeiten mußten, bis endlich die Dreherei die letzte Vollendung und Politur gab. Unermüdlich überwachte Berry besonders die Modellierung der Triebräder, in deren Anordnung und Form der neue Gedanke hauptsächlich zum Ausdruck kommen sollte. Er, der sonst nur in tadellosem Anzug durch die rußigen Räume gegangen war und nirgends selbst mit Hand angelegt hatte, steckte jetzt in alten Kleidern — der peinlich gepflegte, fast schneeweiße Bart, das Gesicht waren häufig geschwärzt, ja er griff wohl in seinem Eifer eigenhändig zu.

Die Arbeiter machten große Augen, wenn sie sahen, wie er mit dem Werkzeug nicht weniger sicher umzugehen wußte als sie selbst, und ihr Eifer wuchs; ihrem alten Hasse begann sich fast gegen ihren Willen ein gut Theil Respekt beizumischen. Dem Kommerzienrath entging dies nicht, und immer mehr erkannte er seine früheren Fehler. Er trat jetzt unwillkürlich in ein engeres Verhältniß zu den Arbeitern, lernte die Leute besser kennen und war nahe daran, wenn er so mitarbeitete unter den geschwärzten Gesellen, sich selbst nur noch als den ersten Arbeiter in diesen Räumen zu betrachten. In solchen Augenblicken ahnte er auch, wo der künftige Ausgleich liege für die beiden feindlichen Elemente der Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden, die er bisher im letzten Grunde für unversöhnlich gehalten hatte. Am innigsten gestaltete sich sein Verhältniß zu Hans. Die begeisterte Liebe des jungen Mannes zu seinem Beruf, dessen scharfer Blick für alles und jedes, was mit der Technik der Maschinen zusammenhing, flößte ihm die größte Achtung ein. Er bedauerte schon, daß er ihm keine höhere Ausbildung hatte zutheil werden lassen.

Es sollte so eingerichtet werden, daß die neu konstruierte Maschine gerade die fünfhundertste war, welche die Werke verließ; damit sollte für die Arbeiter und alle Angehörigen der Fabrik ein großes Fest verbunden sein, das im Frühjahr stattfinden sollte.

Berry hatte noch einen anderen Plan dabei, er wollte das Fest zusammenfallen lassen mit der Ankunft Claires — sie sollte das väterliche Haus in seinem vollsten Glanze, den Vater auf der höchsten Stufe seines Erfolges sehen. Sein Sohn war für ihn verloren, auf ihn würde auch dieses Ereigniß keinen Eindruck machen. Aber auf das höchste Glück eines Vaters, Freude und Stolz über die mühevollen Errungenschaften seines Lebens im Angesicht seiner Kinder zu lesen an einem solchen Ehrentag, darauf wollte er nicht verzichten. Was Otto ihm weigerte, sollte Claire ihm geben.

Er machte unzählige Pläne; auch dabei war Hans sein einziger Vertrauter, in dem es hell aufjubelte vor Freude, als er von der Rückkehr Claires zu der Feier erfuhr. Nun hatte sein Eifer keine Grenzen mehr; sein Traum von damals, als er über der Zeichnung einschlief, sollte zur Wirklichkeit werden — die Maschine trug ihn Claire entgegen! „Schwing Dich empor, so hoch Du kannst!" Er hatte ihren Auftrag treu erfüllt mit all seinen Kräften.

Aber würde er denn nun auch etwas bedeuten für die vornehme Dame? Hätte er nicht noch mehr leisten, Größeres, Weittragenderes erfinden müssen? War nicht sein Können noch immer so gering?

Der letzte Gedanke erfüllte ihn mit bitterer Qual. Dann aber sagte er sich wieder in erwachendem Selbstbewußtsein, nicht an den Schranken seines Könnens liege es, nur an dem „Nicht dürfen". Er selbst hätte dem neuen System seinen Namen geben müssen, das vielleicht die Welt sich eroberte, aber er — durfte nicht! Und warum? Weil er eben der simple Hans Davis war, gerade gut genug, um durch seine Leistungen den Glanz des Hauses Berry zu vermehren. Was ihm vor kurzem noch ganz natürlich erschienen war, schmerzte ihn jetzt, und ein geheimes Mißtrauen gegen den Kommerzienrath wollte ihn beschleichen. Wenn er nur wenigstens Claire hätte mittheilen dürfen, daß er mehr war als ein einfacher Monteur, dann würde er ja gern auf jeden Ruhm, auf jede Ehre, auf die Anerkennung der ganzen Welt verzichtet haben.

Mittlerweile rückte der wichtige Zeitpunkt immer näher, schon war der riesige Kessel in den Montierungsraum gebracht. Es war für Berry sehr schwer, dem jungen Davis die Oberleitung bei der Montierung zu übergeben, ohne die alten Werkmeister zu kränken oder den Gedanken nahezulegen, daß dieser Davis mehr als er selbst bei der Sache betheiligt sei. Nur durch seine ständige Gegenwart, indem er scheinbar selbst die Leitung übernahm, war es möglich, Hans in allem beizuziehen und doch weitere Unannehmlichkeiten hintanzuhalten.

Inzwischen fügte sich ein Glied nach dem anderen dem unförmlichen Körper an, der unter den Hammerschlägen erzitterte; von Tag zu Tag gewann er mehr Form und Leben. Die Ingenieure beobachteten mit kritischen Blicken und gaben sich alle Mühe, das sorgfältig gehütete Geheimniß ihres Chefs zu entdecken, der keine Zeichnung aus der Hand gab; die meisten waren erfüllt von der Hoffnung eines offenkundigen Mißerfolges. Auf den jungen Mann, der mit unermüdlichem Eifer drauf los hämmerte, achtete man kaum und verlachte die Arbeiter, die in ihm die Hauptperson sehen wollten. Lieber traute man noch dem Chef, der doch ein erfahrener Techniker war, eine gelungene Entdeckung zu als diesem grünen Jungen.

Es herrschte eine allgemeine Aufregung im Werke; in allen Sälen, unter dem Geschwirr der Treibriemen, dem Kreischen, Poltern, Schlagen der Maschinen wurde von der neuen Lokomotive gesprochen; es galt als eine Ehre, bei deren Herstellung beschäftigt zu sein. Schon machten sich die Lackierer daran, ihr ein flottes grünes Gewand anzuziehen.

„Wie meinen Sie, daß ich sie taufen soll?“ fragte eines Tages Berry seinen Schüpling, der eben mit dem Einsetzen der letzten Schrauben beschäftigt war.

Blitzartig kam diesem ein Gedanke, der Taufname lag ihm auf den Lippen — doch er wagte nicht, ihn auszusprechen.

„Berry“ — nach dem System selbst, denke ich,“ sagte er dann zögernd, mit gerunzelter Stirn weiter arbeitend.

Berry errötete leise, er glaubte einen leisen Spott herauszuhören. „Was meinen Sie zu ‚Claire, Davis?“ fragte er langsam.

Da sprang Hans aus seiner knieenden Stellung auf, hob hoch den Hammer und ließ ihn dröhnend auf den Kessel fallen. „Claire!“ rief er jubelnd — er selbst taufte die Maschine.

„Ei, da scheine ich ja Ihren Herzenswunsch erfüllt zu haben! Nun wohl, Sie haben entschieden dabei mitgeredet. So dampfe sie denn als ‚Claire‘ durch die Welt, der Name wird ihr hoffentlich Glück bringen, und meine Tochter kann stolz darauf sein. Sorgen Sie jetzt nur, daß sie mir keine Schande macht, die neue ‚Claire‘! Und passen Sie auf die Röhrenlager recht auf! Der geringste Fehler wird natürlich dem neuen System zugeschrieben, wenn er auch ganz wo anders liegt, darauf müssen wir uns schon gefaßt machen; meine Herren Ingenieure hätten einen Mordsspaß, wenn alles schief ginge und die ‚Claire‘ sich gründlich blamierte!“

„Das wird sie nicht, verlassen Sie sich darauf, das wird sie nicht!“ Mit Feuereifer ging Hans von neuem auf Werk, so daß ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn perlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolumbische Weltausstellung in Chicago.

Von **R. v. Fletten.** Mit Zeichnungen von **H. Fiske.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Weltausstellung“! Wohl nie ist dieses klangvolle Wort uns Deutschen so voll um die Ohren geschmiert, als eben gegenwärtig. Der alte Kampf um die Weltausstellung in der Reichshauptstadt Berlin ist aufs neue entbrannt, und er hat durch den eifersüchtigen Wetteifer der Pariser eine bisher nie dagewesene Verschärfung erfahren. Fast könnte man darüber die „Kolumbische Weltausstellung“ vergessen, die sich drüben über dem Ozean vorbereitet, sorgten nicht eifrige Berichte über die Wunder, welche man dort zu erwarten hat, dafür, sie stets in Erinnerung zu halten, und knüpfte sie nicht an einen Gedenktag an, der denn doch zu bedeutsam ist in der Weltgeschichte, als daß er über dem Streite des Tages aus dem Auge verloren werden könnte.

Vierhundert Jahre sind verflossen, seit Christoph Kolumbus den Fuß auf amerikanischen Boden setzte; was Amerika in diesen vierhundert Jahren geworden, das zu zeigen wird in erster Linie der Zweck der „Kolumbischen Ausstellung“ sein und daran wird auch die ausgiebigste Betheiligung des alten Europas nichts ändern. Vor allem werden die „Vereinigten Staaten“ ihre ganze wirthschaftliche Machtfülle dafür in die Wagschale werfen, und die Leistungsfähigkeit der Neuen Welt in vielenhafter Gestalt erscheinen zu lassen, und Südamerika wird, wenn anderes seine politischen Zwistigkeiten nicht noch störend dazwischentreten, an diesem Bilde nach Kräften mitwirken. Bedenken wir ferner, daß Länder, deren Handelsverkehr mit der Neuen Welt bei uns in Europa gar nicht nach seinem ganzen Umfang ermessen wird und welche zu den bisherigen Ausstellungen nur einige ergänzende Kuriosa lieferten, wie z. B. China, Japan und andere asiatische Staaten, zum ersten Mal in großerem Maßstab ausstellen werden, so ist darin schon eine Reihe von Besonderheiten gegeben, welche der Kolumbischen Weltausstellung ein eigenartiges Gepräge aufdrücken. Und nun daran der grandiose Hintergrund der echt amerikanischen Großstadt Chicago in ihrer herrlichen Lage an dem gewaltigen Michigansee!

Das Verwaltungsgebäude.

Chicago ist nach New-York die bedeutendste und bevölkerste Stadt der Union; es übertrifft Philadelphia an Umfang und Einwohnerzahl und weist nach der letzten Zählung 1 250 000 Einwohner auf, von denen ein Drittel deutschen Ursprungs ist. Seine geographische Lage macht es zum Schlüssel des weiten gelegenen Westens, zum natürlichen Knotenpunkt der größten Eisenbahnlinien Amerikas, deren nicht weniger als sechsundzwanzig strahlenförmig dort zusammenmünden, und zum Ausgangspunkt für die hochentwickelte Binnenschiffahrt auf den fünf untereinander verbundenen riesigen nordamerikanischen Seen. Das mit der Stadt in unmittelbarem regen Verkehr stehende Gebiet ist dreimal so umfangreich als Europa ohne Rußland; Chicagos Handelsumsatz wurde im Jahre 1890 auf rund fünfeinhalb Milliarden Mark berechnet. Nichts verwachte die fast märchenhaft rasche Entwicklung der Stadt zu hemmen. Noch im Jahre 1833 ein kleiner Flecken mit 175 Häusern und 550 Einwohnern, zählte es 1871 bereits über dreimalhunderttausend Seelen. Wohl schien ein furchtbares Unglück es damals vom Erdboden vertilgen zu wollen: eine beispiellos heftige Feuersbrunst im Oktober des Jahres 1871 legte in drei Tagen den größten Theil des Geschäftsviertels in Asche. Aber rasch erstand das Zerstörte wieder aus den Trümmern, und nach zehn Jahren war auch die letzte Spur von einem Brande verwischt, der nach annähernder Schätzung einen Schaden von 500 Millionen Mark verursacht hatte. Groß angelegte Wasserwerke versorgen heute die Stadt mit Wasser, die Gesundheitsverhältnisse sind günstig, nicht zuletzt dank einem verschwenderischen Maße öffentlicher Gärten oder Parke, deren zwanzig theils innerhalb des Häuserinneren, theils an seinem äußersten Rande gelegen sind. — Zwei dieser Parke sind nun dazu auserschen worden, die Ausstellungsgebäude aufzunehmen, der Jacksonpark, hart am Ufer des Michigansees, und „Midway Plaisance“, westlich an den Jacksonpark anstoßend.

Schon im Juni 1891 wurden die Arbeiten auf dem Ausstellungsplatz begonnen und seither — mit nur geringen durch finanzielle Schwierigkeiten hervorgerufenen Unterbrechungen — nach Maßgabe der vorhandenen Mittel fortgesetzt. Jetzt ist man soweit, daß voraussichtlich alle Bauten und Anlagen zur bedungenen Frist, dem 12. Oktober 1892, fertig sein können. An diesem Tage, dem historischen Jahrestag der Entdeckung Amerikas, an dem Kolumbus den Strand der Insel Guanahani betrat, soll die feierliche Uebergabe der Gebäude an die leitende Kommission von hundertundsechs Männern, die „Worlds Columbian Commission“, erfolgen. In der Zeit vom 1. November 1892 bis zum 30. April 1893 werden sich die weiten Räume mit den Schätzen der Ausstteller füllen, um endlich am 1. Mai 1893 den Scharen der staunenden Besucher sich zu öffnen.

Gedenkt man schon jene feierliche Uebernahme der Gebäude mit einem gewaltigen Festspomp zu umfleiden, bei dem Reden, Musikaufführungen großen Stils mit eigens hiezu komponierten Tonwerken, Feuerwerk und Truppenschau ihre Rolle zu spielen haben, so wird selbstverständlich die endgültige Eröffnung in noch viel großartigerem Maßstab gefeiert werden. Insbesondere versprechen sich die Veranstalter viel von einer großen internationalen Flottenschau, die auf Ende April geplant ist. Man denke sich: auf der ungeheuren, am Ausgang der Chesapeake bei gelegenen Rhede von Hampton Roads sammeln sich die Flotten aller seefahrenden Nationen und dampfen von da gemeinsam in den Hafen von New-York, um hier an einem aus allen Weltheilen herbeigeretteten Luxusdampf vorüberzudefilieren! Aber die schwankende Phantasie des Amerikaners schweift noch weiter. Er sieht diese Ungeheuer der See auch die Mündung des Potomacstromes hinaufziehen, der Bundeshauptstadt Washington und dem Grabmal des großen George Washington ihre Huldigung darzubringen!

Kühn wie diese Festenwürfe sind auch die Rechnungen der Amerikaner. Man hat die Kosten der Ausstellung auf nicht ganz 75 Millionen Mark veranschlagt. Davon trägt die Stadt Chicago 20 Millionen bei, von einer allgemeinen Subskriptionsanleihe erhofft man etwa 23 Millionen, nicht weniger als 40 Millionen aber sollen die Eintrittsgelder ergeben. Man rechnet also, daß der Eintrittspreis auf einen halben Dollar oder etwa zwei Mark festgesetzt ist, auf die Kleinigkeit von zwanzig Millionen

Digitized by Google

zahlender Besucher, welche sich in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Oktober 1893 in die Ausstellung ergießen sollen. Das sind durchschnittlich täglich gegen 110 000 Personen!

Versuchen wir nun durch einen Rundgang über das Ausstellungsfeld ein Bild von der ganzen Anlage zu gewinnen und uns über die Bestimmung der einzelnen Baulichkeiten klar zu werden, wobei wir zu näherem Anhalt auf die Zahlen in unserer Uebersichtsskizze auf Seite 560 und 561 verweisen.

Der Flächenraum, den die Ausstellung bedeckt, umfaßt ungefähr siebzig Hektar. Mächtige Bäume und gefälliges Buschwerk füllen malerisch die Räume zwischen den Gebäuden, immer wieder aber öffnet sich der reizende Ausblick auf die weitgedehnte Wasserfläche des Michigansees. Zahlreiche Kanäle und Wasserstraßen durchziehen das Gelände, und wer will, der kann in bequemer Gondel sich von Ort zu Ort umherführen lassen.

Wir benützen einen der zahlreichen Schnellpassagier-Dampfer, welche uns die angenehmste Verbindung der Stadt Chicago mit Jacksonpark bieten, und landen am Hafen, der durch einen in den See hinausgebauten Damm (22) gebildet wird. Eine Gruppe kleinerer Gebäude, von einem Thurme überragt, fällt uns ins Auge: es ist das Kasino, Cafés und Wirthschaften, die uns neben leiblichem Genuß eine entzückende Fernsicht über den See bieten. Vom halbrunden Quai gegenüber grüßt eine seltsame Säulenreihe: es sind venetianische Säulen, welche allegorische Darstellungen der dreizehn ersten Unionsstaaten tragen; sie umziehen das Ostufer eines großen Wasserbeckens (11), in dessen Rundung eine hohe, von dem amerikanischen Bildhauer French in Paris modellierte Statue der Republik (13) sich erheben soll.

Das Kasino am Hafen.

Jenseits, in der Verlängerung des durch allerlei farbige Springbrunnen belebten Bassins, steht das architektonisch hervorragendste Gebäude der ganzen Ausstellung, das Verwaltungsgebäude (10). Vier in jonischem Stile gehaltene Pavillons werden von einer flotten Riesenkuppel überragt, die eine Spannweite von sechsunddreißig und eine Höhe von achtzig Metern über der Grundfläche erreicht. Durch eine Thoreinfahrt in der stattlichen Breite von achtundzwanzig Metern betreten wir die mächtige Rotunde im Innern, von der aus die Zugänge zu den zahllosen Bureaus der verschiedensten Art führen. Das Dach der Pavillons ist flach, und alle vier sind durch äußere Galerien miteinander verbunden, so daß sich den Besuchern hier oben ein prächtiger Spaziergang bietet.

Südlich von dem erwähnten Wasserbecken dehnt sich das Gebäude für die Landwirthschaft (8, 12) mit einem kolonnadengeschmückten Anbau (6) für Versammlungen und Kongresse. Dem letzteren Zwecke dient auch die amphitheatralisch angelegte Versammlungshalle (2). Dem Landwirthschaftsgebäude gegenüber liegt der Industriepalast (17), naturgemäß das größte und umfangreichste Bauwerk der Ausstellung, das allein eine Fläche von 12 Hektaren bedeckt und 6 Millionen Mark kostet.

An Größe folgt dem Industriepalast zunächst das riesige Maschinenhaus (7) südlich vom Verwaltungsgebäude. Ihm gegenüber stehen die ebenfalls recht stattlichen Hallen für Bergbau und Metallurgie (14) und für Elektricität (15). Zwischen beiden, etwas weiter rückwärts, münden in einen geräumigen Bahnhof (9) die eigens für die Ausstellung angelegten Zweigstränge der Eisenbahnlinien, und wiederum nicht allzuweit entfernt erheben sich die Wände des Kolossalgebäudes für die Verkehrsmittelausstellung (16). Im Stile einer riesigen romanischen Basilika wird sie uns entgegentreten, von einer mächtigen Kuppel überwölbt und mit einem Zuname dem man den stolzen Namen „Das Goldene Thor" gegeben hat.

Diesem Bauwerk schließt sich an die Halle für den Gartenbau, ein besonders bevorzugtes Glied der Ausstellung, denn Chicago heißt nicht umsonst die „Gartenstadt". Ein breit überkuppeltes Palmenhaus wird die riesigsten Exemplare dieser Gattung aufnehmen können, während ein eigener Raum für Prachtexemplare der „Victoria regia" vorbehalten ist.

Ehe wir weiter schreiten, müssen wir einen Blick zur Rechten werfen. Aus glänzender Wasserfluth grüßt uns eine liebliche Insel, von freundlichem Grün bewachsen. Wir stehen an der „Lagune" (18), dem zweiten großen Wasserbecken des Ausstellungsgeländes, und die menschenfreundlichen Veranstalter haben mit Rücksicht auf den reizenden Anblick, welchen sie bietet, in die Eckpavillons der Gartenbauhalle zweckmäßig Erfrischungsräume geplant.

Nun aber weiter!

In der Verlängerung der Gartenbauhalle liegt ein gefälliger, fast kokett schlichter Bau (21), der doch das merkwürdigste und absonderlichste Stück der Ausstellung birgt. Wir sind hier nämlich eingetreten in das Reich der Frau: eine junge Dame, Mrs. Sophia Hayden, hat den Plan zu dem Gebäude entworfen; was die Frauen Amerikas leisten in Kunst und Gewerbe, Wohlthätigkeit und Krankenpflege, Haus- und Küchenwesen, das wird hier zur Anschauung gebracht werden und sich messen mit dem, was ihre Schwestern in Europa erreicht haben. Eine Frau, die Gattin des Ausstellungspräsidenten Palmer, steht an der Spitze dieser Abtheilung und das Komite, das mit ihr zusammenarbeitet, setzt sich ausschließlich aus Frauen zusammen.

Im Rücken der beiden letzterwähnten Gebäude erstreckt sich Midway Plaisance (20). Hier ist Raum gelassen für die Fremden aller Nationen, sich mit kleineren Bauten ihrer heimischen Art den Besuchern vorzustellen; hier wird man durch eine Straße von Kairo wandern, in Indianerwigwams treten, chinesische, japanische, mexikanische, siamesische, polynesische und er weiß was für Gehöfte bestaunen, im übrigen aber auch von einem deutschen Dorfe und von der getreuen Nachbildung einer mittelalterlichen deutschen Stadt sich anheimeln lassen.

An der Nordseite der „Lagune" hat sich der Staat Illinois für seine Sonderausstellung ein eigenes Heim eingerichtet (25), ein Vorzug, den auch die Bundesregierung der Vereinigten Staaten genießt (23). Zwischen beiden, rings vom Wasser der Lagune umgeben, liegt die Fischereiausstellung (24) mit ihren Riesenbehältern für lebende Fische. Hinter dem Gebäude des Staates Illinois endlich erstreckt sich einem breiten Kanal entlang der Kunstpalast (26). Die Parkanlage (27), die von diesen Bauten und dem See umschlossen wird, ist vorläufig noch für Sondergebäude fremder Staaten vorbehalten.

Der Weg am Leuchtthurm vorüber führt zur Marineausstellung (28). Man hatte den sinnigen Gedanken, diese Ausstellung in einer naturgetreuen Nachbildung eines großen Küstenkriegsschiffs unterzubringen, welches da gleichsam im Hafen vor Anker liegt. Der Bau ist vom Seedepartement der Vereinigten Staaten entworfen und wird alle Fortschritte des Seekriegswesens, Schiffsgeschütze aller Kaliber, Drehthürme, Torpedos ꝛc. zur Anschauung bringen. Und wer sich von den grauserregenden Eindrücken dieser Höllenmaschinen erholen will, der kann hinaufsteigen auf den 23 Meter hohen Mast und seine erhitzte Phantasie kühlen an der erfrischenden Brise vom See her.

Noch haben wir, ehe wir diesen Rundgang schließen, einige Gebäulichkeiten am Südende des Platzes ins Auge zu fassen; es sind die Forstausstellung (4) mit der Dampfholzsägerei (3), bei dem Holzreichthum Nordamerikas ein hochwichtiges Glied des Ganzen, die ausgedehnten Viehställe (1) und die Molkerei (5).

Alle diese Gebäude, deren äußere Wandungen zumeist mit einer farbigem Marmor täuschend ähnlichen Masse, einer amerikanischen Erfindung (Staff), bekleidet sind, befinden sich zur Zeit in einem mehr oder minder vorgeschrittenen Stadium der Ausführung; doch nimmt man, wie schon erwähnt, an, daß sie sämmtlich am 12. Oktober fertig sein werden, so daß noch im Herbste dieses Jahres mit der inneren Ausstattung wird begonnen werden können. Selbstverständlich wird in der Erleichterung

Die Marineausstellung.

Digitized by Google

Der Industriepalast.

des Verkehrs innerhalb des Ausstellungsgebietes vermittelst elektrischer und anderer Bahnen und Wasserfahrzeuge, in Elevatoren ꝛc., das äußerste gethan werden; das ist ja schon durch die in Aussicht genommene riesige Besuchsziffer bedingt. Bemerkenswerth ist noch, daß die Beleuchtung der Ausstellung gegen 140000 Lampen und 22000 Pferdekräfte erfordert! Für Trank und Speise sorgen zweihundert Wirthschaften, und wenn auch das Projekt des Morisonthurmes, der den Eiffelthurm der Pariser übertrumpfen sollte, ebensowenig zur Ausführung kommen wird wie der Silberpalast, den einer aus dem Silbervorrath des Schatzamts zu Washington zu erbauen vorschlug — es handelt sich um die runde Kleinigkeit von zwei Milliarden Mark — so wird es doch nicht an allerlei anderen Wunderdingen fehlen, die internationale Schaulust mächtig anzuregen. Da spricht man von einem lenkbaren Aluminiumluftballon, von einem kalifornischen Riesenbaum mit der Einrichtung eines Pullmannschen Salonwagens, Restauration und Küche im Inneren, von einer künstlich nachgebildeten Austernbank und was dergleichen reizende Dinge mehr sind.

Kurz, die „Kolumbische Weltausstellung" setzt alle Hebel in Bewegung, durch Größe, Neuheit und Kühnheit alle ihre Vorgängerinnen zu schlagen und einen Markstein zu bilden in der Geschichte der Ausstellungen. Manche Uebertreibung läuft dabei mit unter; man nimmt's nicht so genau, wenn es gilt, die Erwartungen aufs äußerste zu spannen. Möchten die Chicagoer doch sogar eine Ausstellung von Geist und Wissen veranstalten in ihren Gelehrten- und Künstlerkongressen, die sie aus aller Herren Ländern zusammenladen wollen! Wie dem aber sei, die Gartenstadt am Michigansee wird auch ohne solche Stückchen im nächsten Jahre das Wallfahrtsziel für viele Millionen Menschen bilden, sie wird dem, der sehen kann und sehen will, gar viel zu lernen und zu denken geben.

„Das Geheimniß des Schlosses von St. Leu."

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Blatt aus dem Schuldbuche der Familie Orleans.

Von **Albert Schultheiß.**

Es ist dafür gesorgt, daß es der Republik Frankreich in ihrer steten Fortentwicklung und Festigung nicht an Hemmnissen und Widerwärtigkeiten aller Art fehle, und immer wieder droht von Zeit zu Zeit die Frage der Wiederherstellung einer Monarchie greifbare Gestalt anzunehmen. Zwar sind die Franzosen vorläufig die Napoleoniden los geworden, auch die Bourbonen brauchen sie nicht mehr zu fürchten, da ja das ganze Haus ausgestorben ist; aber um so rühriger erweisen sich im stillen die Nachkommen des ehemaligen „Bürgerkönigs" Louis Philipp und zeigen dadurch aufs deutlichste, daß sie nicht gesonnen sind, ihre Ansprüche auf den Thron Frankreichs aufzugeben. Bis zur Stunde freilich hat es den Anschein, als könnten alle solche Bestrebungen nichts bedeuten, als wären die reichen Schenkungen des Herzogs von Aumale eitel „verlorene Liebesmüh'". In der That ist eine Dynastie Orleans dermalen noch so undenkbar wie vor fünfzig Jahren. Die Franzosen wissen zu gut, wie verhängnißvoll diese Fürstenfamilie in die inneren Geschicke ihres Landes eingegriffen und welches Unheil der gekrönte Bankier Louis Philipp trotz all seiner „Biederkeit" in die französische Gesellschaft getragen hat. Ueber das „Julikönigthum" hat die Geschichte längst ihr abfälliges Urtheil ausgesprochen, aber weniger bekannt dürfte sein, wie der König der „richtigen Mitte" gleich zu Beginn seiner Herrschaft ein Regierungsprogramm enthüllt hat, welches, folgerichtig durchgeführt, ganz geeignet war, in der Folge die Dynastie Orleans dem Lande verhaßt und verächtlich zu machen. Wir meinen die Art und Weise, in welcher Louis Philipp bei jeder ihm halbwegs passenden Gelegenheit sich beeiferte, seinen stark ausgeprägten Erwerbssinn, seine Lust an der Vermehrung des rein persönlichen Besitzes, zu bethätigen.

Durch das Gesetz der Milliardenentschädigung, welches am 23. April 1825 der Kammer vorgelegt worden und mit 221 gegen 130 Stimmen durchgegangen war, wurde den Orleans eine Entschädigung von 80 Millionen Franken zugesprochen, welche Summe mit dem aus den Stürmen der Revolution „geretteten" Besitz vereinigt ein Gesammtvermögen von über 100 Millionen darstellte. Als durch die Julirevolution die Orleans auf den Thron kamen, erwies sich Louis Philipp gleich von Anfang an als sorgsamer Familienvater, indem er durch eine Schenkung unter Lebenden sein großes Vermögen den Kindern zu sichern bestrebt war, ganz im Gegensatz zu den alten Gebräuchen der französischen Könige, deren Privatgüter „vermöge der vollständigen Ehe der königlichen Person mit dem Staate" bei der Thronbesteigung mit den Staatsdomänen verschmolzen wurden.

Bald aber führte ein ganz besonderer „Glücksfall" seinem Hause einen neuen Besitzzuwachs von beiläufig 60 Millionen zu durch ein Ereigniß, welches in den Geschichtsbüchern unter dem Titel „Das Geheimniß des Schlosses von St. Leu" aufgeführt wird.

Am 27. August 1830, morgens neun Uhr, wurde nämlich der letzte Sproß der ruhmvollen Familie Condé, der Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, im Schlafzimmer seines Schlosses zu St. Leu, unfern von Paris, erhängt aufgefunden. Prinz Louis Heinrich Josef von Condé, Herzog von Bourbon, hatte die letzten Jahre seines bewegten Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit verbracht. Er hatte die Julirevolution mit einem Feste auf seinem Landsitze gefeiert und später in aller Form dem neuen König seine Huldigung dargebracht. Die Königin Marie Amalie hatte ihn in seinem Schlosse besucht und sich herbeigelassen, seiner wahrlich nicht im Geruch der Heiligkeit stehenden Hausgenossin aufs freundlichste zu begegnen. Diese, die Baronin Feuchères, ehemals Sophie Clarke, eine englische Abenteurerin niederster Art, war die Tochter eines Fischers von der Insel Wight. Der Prinz Condé hatte sie in London, während er mit dem Grafen von Artois als

Digitized by Google

Flüchtling daſelbſt lebte, kennengelernt, ſich lebhaft für das witzig muntere und hübſche Naturkind intereſſiert, es auf ſeine Koſten erziehen und zu ſeiner Geſellſchafterin ausbilden laſſen. Aber er erntete ſchlechten Lohn für all ſeine Wohlthaten. Sophie Clarke, in Bälde zu einer ſtattlich ſchönen, ebenſo klugen wie energiſchen Dame herangewachſen, bereitete ihrem Adoptivvater manche ſchwere Stunde. Sie hatte Condés Adjutanten, einen braven Offizier, den Baron Feuchères, geheirathet, doch wurde nach einem ärgerlichen Prozeß die Ehe bald wieder aufgelöſt, und die geſchiedene Frau ward nunmehr des Prinzen erklärte Freundin. Bald wußte ſie ſich des ſchwachen Greiſes derart zu bemächtigen, daß dieſer kaum mehr einen Schatten freien Willens beſaß und geradezu in beſtändiger Furcht vor ſeiner Peinigerin lebte. Jahrelang arbeitete ſie daran, Condé zu beſtimmen, daß er den dritten Sohn des Herzogs von Orleans zu ſeinem Univerſalerben einſetze und ihr ſelber bedeutende Legate zuwende. Um dieſes Ziel zu erreichen, mußte ein langer und heftiger Widerſtand beſeitigt werden, allein die Baronin verſtand es, mit allem Aufwand an Liſt und Thatkraft langſam, aber um ſo ſicherer vorzugehen. Erſt ſollte die Adoption einem anderen Prinzen des königlichen Hauſes zu theil werden. Die Feuchères ſuchte alſo zunächſt Fühlung mit dem Hofe und bot anfänglich der Herzogin von Berry ihre Dienſte an, weil Condé in der That damals beabſichtigte, dem Herzog von Bordeaux ſeinen glorreichen Namen und ſeine unermeßlichen Beſitzungen zu vererben. Aber der Graf von Artois, der ſpäter als Karl X. den Thron Frankreichs beſtieg, nahm eine ſolche Schenkung nicht an und verwies Condé an ſeine näheren Verwandten, die Rohans. Der Feuchères ſelbſt wurde der Zutritt zu den Tuilerien verweigert; ſie beſchloß, ſich an die Orleans zu wenden, wo ſie denn wirklich die beſte Aufnahme fand. Die für die Familie Orleans „ſo intereſſante Angelegenheit", wie der Herzogin eigene Worte lauteten, wurde alsbald eingeleitet und trotz aller Hinderniſſe zu einem gedeihlichen Ende geführt.

Die Feuchères wußte es durchzuſetzen, daß Condé im Jahre 1822 den Herzog von Aumale aus der Taufe hob, und im April 1827 ſchien die Adoption des jungen Prinzen zur Thatſache werden zu wollen; aber am 2. Mai 1829 mußte dennoch die Sache in dieſer Faſſung wieder als gänzlich geſcheitert angeſehen werden. Nunmehr begannen die Anſtrengungen zur Erlangung eines günſtigen Teſtamentes.

Condé ertrug ſchwer und widerwillig das Joch, in welches die Baronin Feuchères ihn geſpannt hatte; er wollte es um jeden Preis abſchütteln, auch war ihm der Herzog von Aumale als Träger ſeines Namens gar nicht, als Erbe ſeiner Güter nur halb willkommen. Aber der alte Mann war dem intriganten Weibe in keinem Stücke mehr gewachſen, und um vor ihrer unausgeſetzten Beläſtigung endlich einmal Ruhe zu haben, willigte er am 30. Auguſt 1829 ein, das längſt in Bereitſchaft gehaltene Teſtament zu unterſchreiben. Es handelte ſich um einen Beſitzſtand von 73 Millionen, wie uns Crétineau Joly in ſeiner „Geſchichte der letzten drei Prinzen aus dem Hauſe Condé" genau mittheilt. Zwölf Millionen erbte die Feuchères als Lohn für ihre Bemühungen, der Reſt, nach Abzug einiger Legate, fiel dem Haupterben, dem Herzog von Aumale, zu.

Da kam die Julirevolution, der Herzog von Orleans beſtieg als „König der Franzoſen" den Thron. Die ſelbſtſüchtige Handlung Louis Philipps, ſein Privatvermögen den Kindern zu ſichern, mißfiel der anſtändiger denkenden Nation und mußte auch einem Kavalier aus der alten Schule wie Condé ſtark mißfallen. Er wurde den Orleans gegenüber kälter, trotz der Aufmerkſamkeiten, welche ihm von ihrer Seite gefliſſentlich erwieſen wurden; überbrachte ihm doch die Königin in eigener Perſon den Großkordon der Ehrenlegion!

Bald drohte eine ernſte Gefahr, denn der reiche „Onkel" wollte St. Leu verlaſſen, nach einem heftigen Streite mit ſeiner tyranniſchen Freundin nach Chantilly überſiedeln. Schon iſt der Wagen beſtellt, dem Stallmeiſter ſind die Diamanten anvertraut, der Prinz hat bereits eine Million, in gute Bankſcheine umgewechſelt, zum Mitnehmen in Bereitſchaft. Einmal in Chantilly, wäre es ihm ein Leichtes geweſen, ein neues Teſtament zu machen. Soweit durfte es nicht kommen. Louis Philipp, von dem Vorhaben des Prinzen in Kenntniß geſetzt, beging in leidenſchaftlicher Verblendung den unverzeihlichen Fehler, an die Feuchères zu ſchreiben, ſie ſolle um jeden Preis des Prinzen Condé Abreiſe zu verhüten ſuchen. Welche Deutung das laſterhafte Weib den königlichen Worten „um jeden Preis" gab, das zeigte ſich, als man den alten Mann in ſeinem Schlafzimmer erhängt auffand. Niemand unter der Dienerſchaft wollte an ein ſelbſtgewähltes Ende aus Lebensüberdruß glauben, ſo abſichtlich auch alle Veranſtaltungen getroffen waren, um dieſen Schein zu erwecken.

Das Schlafzimmer, gegen die Parkſeite zu gelegen, hatte zwei Eingänge. Die Hauptthür, hinter der mit einem Schlüſſel abgeſchloſſenen Flurthür gelegen, fand ſich an jenem Morgen ſtark verriegelt, die andere Thür, auf eine Seitentreppe führend, war ebenfalls verſchloſſen, doch zeigte es ſich ſpäter, daß ein dort angebrachter Mechanismus erlaubte, auch von außen her den inneren Riegel vorſchnappen zu laſſen. Ob dieſe Thür in der kritiſchen Nacht offen geſtanden hatte und erſt ſpäter verſchloſſen wurde, iſt nicht feſtgeſtellt worden.

Der Körper des Prinzen war vermittelſt zweier Taſchentücher, von denen das eine um ſeinen Hals gelegt war, am Fenſterhaken aufgeknüpft vorgefunden worden. Einer der Diener erklärte auf Grund von Erfahrungen, die er im Orient geſammelt hatte, frei heraus, daß hier von einem Tode durch Erhängen nicht die Rede ſein könne; ja Mr. Lafontaine, Generalinſpektor der prinzlichen Forſten, machte den Verſuch, ſich in der angegebenen Weiſe mit zwei Taſchentüchern aufzuhängen, und fand, daß es unmöglich ſei, ſich auf dieſe Weiſe das Leben zu nehmen. Hierzu kam noch der Umſtand, daß die Taſchentücher kunſtvoll verſchlungen waren mit einem ſogenannten Weberknoten, welchen der Prinz, der infolge früherer Wunden am Oberarm und an der Hand halb gelähmt und ziemlich unbeholfen war, ſicher in ſolcher Höhe über dem Kopfe nicht hätte knüpfen können, auch wenn er im übrigen dieſe Fertigkeit beſeſſen hätte. Die Möbel des Zimmers befanden ſich in einer allzu ſchlau erſonnenen Unordnung. In einer Ecke ſtand ein Gewehr, ſorgfältig gereinigt und friſch geladen: ein Umſtand, der wohl einen Selbſtmord vollſtändig ausſchließt, denn der frühere tapfere Soldat, der bis zuletzt dem Jagdvergnügen mit Leidenſchaft oblag, hätte ſich ſicher mit einer Kugel, nicht mit dem Stricke den Tod gegeben.

So war im Grunde eigentlich niemand da, der ſo recht an einen Selbſtmord des Prinzen Condé glaubte, vielmehr bezeichnete die öffentliche Stimme von Anfang an die Feuchères als die Urheberin eines lange vorher geplanten Verbrechens. Dennoch wurde die Dame, nachdem eine höchſt läſſig und oberflächlich geführte Vorunterſuchung ergebnißlos geblieben war, keiner kriminalgerichtlichen Verfolgung unterworfen, obwohl der Generaladjutant Louis Philipps, Theodor de Rumigny, der eigens nach St. Leu abgeſandt worden war, an den König geſchrieben hatte: „Der Tod des Prinzen ſieht nicht wie Selbſtmord aus." Aber ein grimmiger Feind war der Feuchères erſtanden in der Perſon des prinzlichen Almoſeniers, Pellier de Lacroix, der bei der Beiſetzung des Herzens von Condé in der Kapelle zu Chantilly in einer ergreifenden Trauerrede unumwunden erklärte, daß der Prinz vor Gott an ſeinem Tode unſchuldig ſei; das hieß ſo viel, als er ſei ermordet worden, denn einen Selbſtmörder hätte man ja nicht mit kirchlichen Ehren beerdigen dürfen. Derſelbe thatkräftige Mann wußte es ſchließlich bei dem König durchzuſetzen, daß nach beinahe drei Monaten der Fall wieder aufgegriffen wurde und daß ein Rathsherr des Appellhofes nach langer und mühſamer Prüfung einen Antrag ſtellte, nach welchem das Tribunal die Feuchères in den Anklagezuſtand verſetzte.

Der Fall beſchäftigte den ehrenwerthen Richter De la Huproye vom 6. Februar bis 2. Juni 1831; er hat während dieſer Zeit 120 Zeugen verhört, 231 Ausſagen entgegengenommen. Immer enger zog ſich das Netz zuſammen über dem Haupte des ſchuldigen Weibes und immer bänger wurde dem König zu Muth. Er hielt Berathungen ab mit ſeiner klugen Schweſter, der Prinzeſſin Adelaide, und mit Perſil, dem Generalprokurator des königlichen Gerichtshofes von Paris. De la Huproye war entſchloſſen, ſeinen Bericht der Anklagekammer vorzulegen; dies durfte nicht geſchehen. Am 3. Juli abends begab ſich Perſil in die Wohnung des Richters, der uns Aufzeichnungen über dieſen Beſuch hinterlaſſen hat. Perſil ruft aus: „Es handelt ſich hier nicht um Schuld oder Unſchuld eines anrüchigen Weibes, es handelt ſich um das

Ansehen des Hauses Orleans, das in eine unheilvolle Solidarität verwickelt ist, aus welcher es um jeden Preis gezogen werden muß."

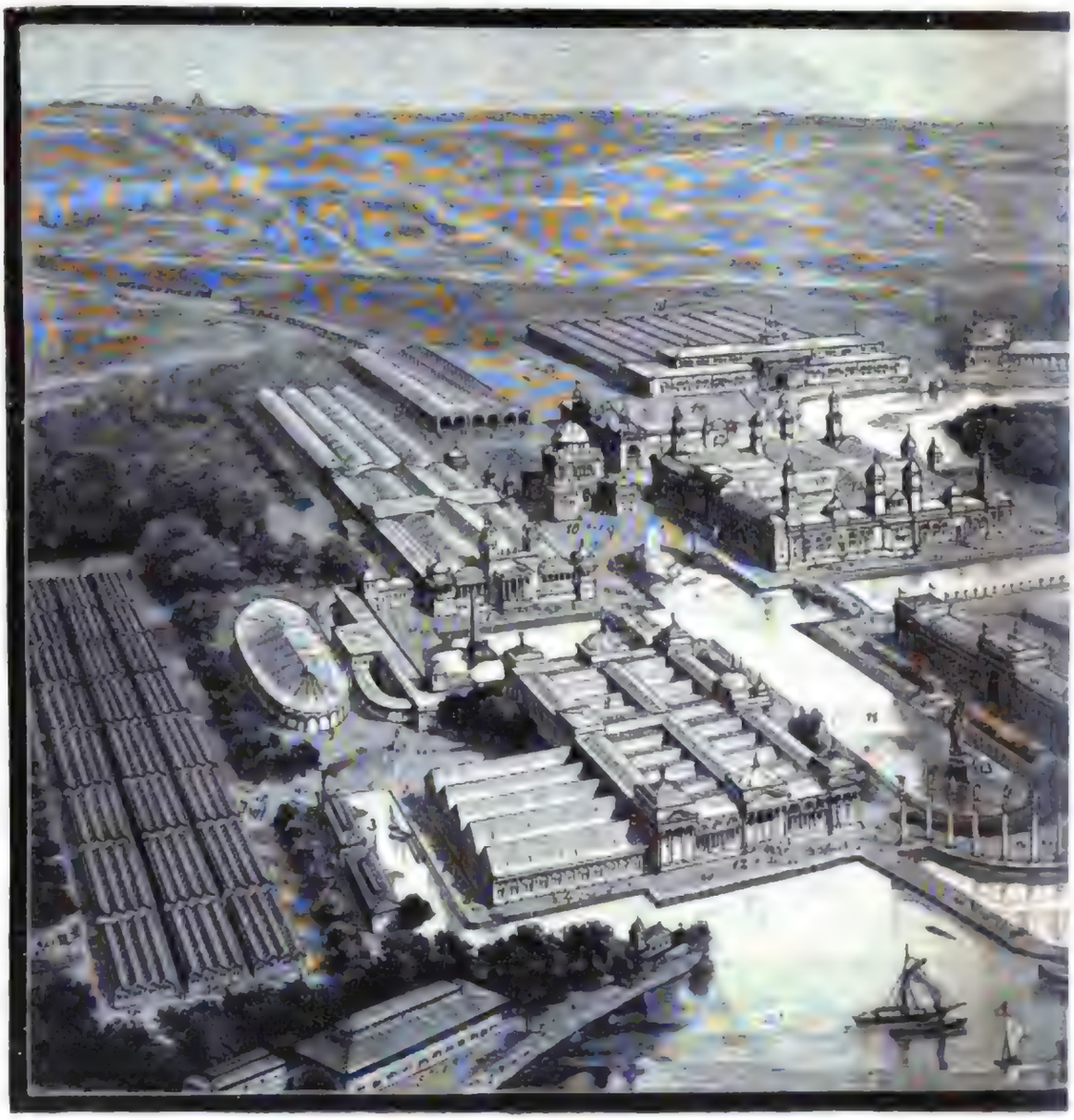
Nach qualvollem Kampfe zwischen seiner Pflicht und den Rücksichten auf seine Familie ließ sich De la Huproye schließlich bestimmen, ein Entlassungsgesuch einzureichen, welches unter den für ihn ehrenvollsten Ausdrücken genehmigt ward. Sein Schwiegersohn, Theurier de Pommier, ward auf den Richterstuhl am Civiltribunal des Seine Departements befördert. Die anderen Richter hatten zum Glück nicht den unbequemen Eigensinn des alten Starrkopfes, und so ging alles nach Wunsch.

Nun beachte man die rasche Erledigung des Falles! Am 4. Juni bringt der „Moniteur" die Verabschiedung De la Huproyes und die Ernennung Theurier de Pommiers, am 10. Juni hat De la Huproye die ganze riesig umfangreiche Aktenmasse noch in Händen, dann erhält sie Persil, der sie an De la Huproyes Nachfolger, Brière-Valigny, übergiebt — und am 21. Juni schon ist geheime Sitzung, in welcher die Kammer entscheidet: „daß es nicht feststehe, daß der Tod des Prinzen Condé die Folge eines Verbrechens sei". Gegen dieses Urtheil nun ergriff Maître Hennequin, der Vertreter des Prinzen Rohan, bereits am 24. Juni Berufung, und nunmehr zeigte es sich, daß aus den Akten ein wichtiger Theil verschwunden war, von unbekannt gebliebener Hand beseitigt. Am 22. Juli wurde dann des Prinzen Sache (Condés Mutter war eine Rohan-Soubise, der Klagesteller somit der nächste Anverwandte des Verstorbenen) vor der Kriminalkammer verhandelt und verworfen, „da der Rekurs Ergreifende Civilpartei und als solche die Anklagekammer nicht anzurufen befugt sei." Es blieb also bei den Verfügungen des Testamentes.

Der schon erwähnte Almosenier des Prinzen von Condé, Abbé Pellier, hatte ein gründliches und ganz sachlich gehaltenes Buch: „Die Ermordung des letzten Condé erwiesen" gegen die Baronin Feucheres und deren Advokaten veröffentlicht. Er wurde ohne weiteres seiner Stelle enthoben und ebenso die Maßregelung anderer mißliebig gewordener Personen vorgenommen. Auf die gefügigen Richter und Justizbeamten jedoch ergoß sich ein wahrer Gnadenregen von Auszeichnungen und Beförderungen. Dann wurde von des letzten Condé Hinterlassenschaft Besitz ergriffen in einer Weise, die mehr als bezeichnend war für die bereits bekannt gewordene „Sparsamkeit" Louis Philipps; denn es blieben die wichtigsten Testamentsklauseln einfach unberücksichtigt, wenn dadurch „ökonomisiert" werden konnte.

Nicht in Vincennes neben seinem unglücklichen Sohne wurde Condé bestattet, sondern in St. Denis; für Errichtung eines Erziehungshauses in Evreux waren zwei Millionen ausgesetzt; diese stattliche Summe blieb so lange ihrer Bestimmung vorenthalten, bis die Beschwerden von seiten der Rohans so heftig wurden, daß man füglich nicht mehr darüber weggehen durfte. Die zahlreiche Dienerschaft Condés wurde alsbald verabschiedet, der bewegliche Nachlaß öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Die Feucheres, welche St. Leu erbte, das Schloß jedoch später niederreißen ließ, ist am 2. Januar 1841 in England an



Die Kolumbische Wel

Zeichnung v

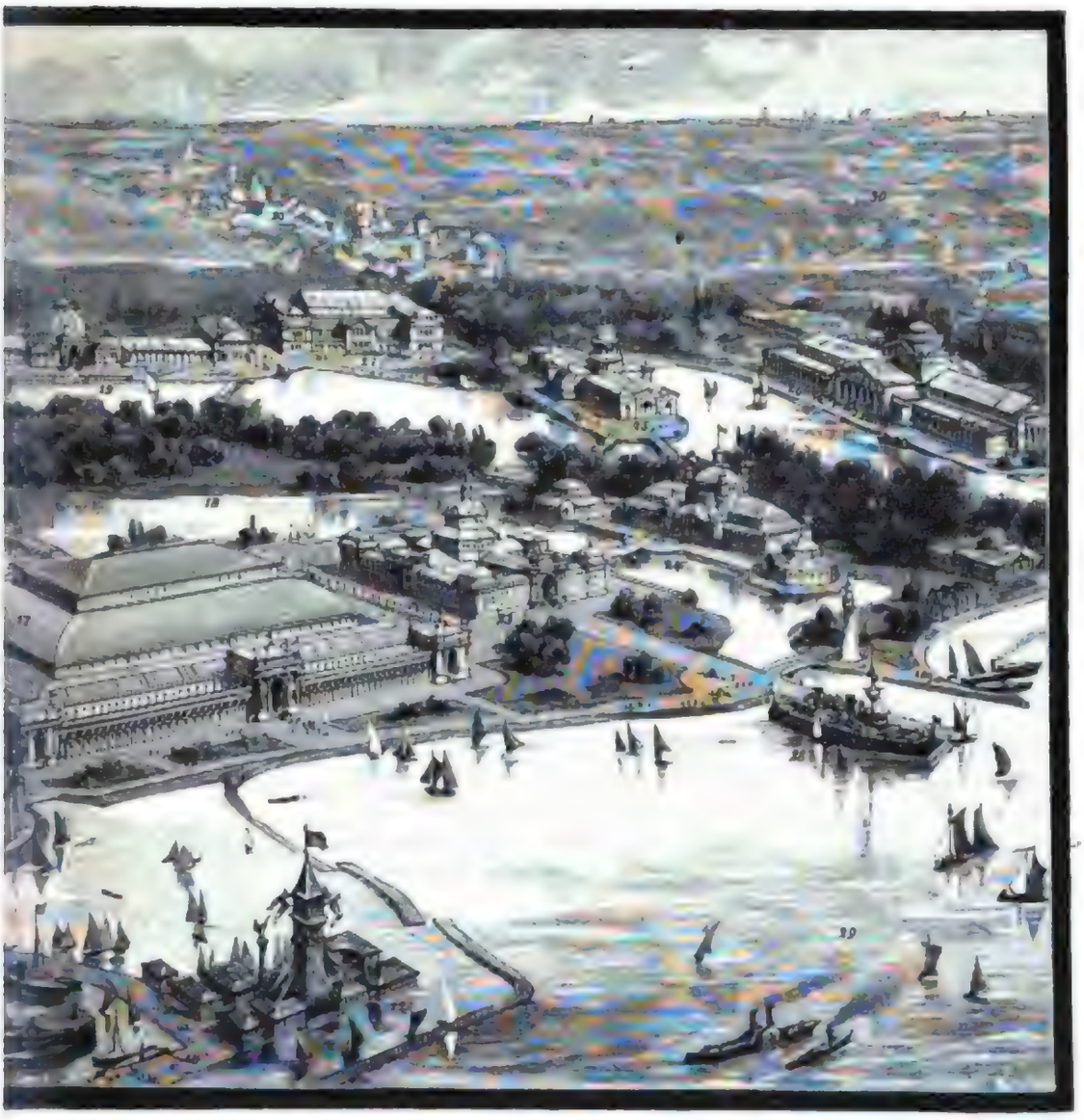
1. Ausstellung lebender Thiere. 2. Versammlungshalle. 3. Dampfsägewerk. 4. Forstausstellung. 5. Molkerei. 6. Konzertsäume. 7. Mal
15. Elektrizität. 16. Verkehrsmittel. 17. Industriepalast. 18. Parkinsel. 19. Gartenbauhalle. 20. Fremdländische Dorf- und Stad
26. Kunstpalast. 27. Parkraum für Sonderbauten fremder Staate

Halsbräune eines qualvollen Todes verstorben. Ihre Testamentsvollstrecker haben nie in Abrede gestellt, daß sie im Besitz eines Briefes gewesen sei, in welchem Louis Philipp ihr schrieb, sie müsse „um jeden Preis" die Abreise des Prinzen verhindern. Dieser Brief mag sie vor dem Schafott bewahrt haben. Einige Zeit vor ihrem Tode wollte sie, um ihr Gewissen zu erleichtern, der Familie Orleans dieses Schriftstück, unter Bedingungen natürlich, zurückgeben, doch brauchte man damals diese Dame nicht mehr zu fürchten, und so blieb ihr Anerbieten unbeachtet.

Heutzutage hat das düstere Geheimniß des Schlosses von St. Leu längst zu existieren aufgehört. Im vierten Bande seiner

Digitized by Google

weit angelegten Geschichte Louis Philipps hat der Historiker Villault de Gerainville mit nahezu unumstößlicher Gewißheit dargethan, daß die Feuchères unter Mithilfe eines ihrer vielen Anbeter den alten Fürsten in der Nacht vom 26. zum 27. August mittels einer Serviette, die bei ihrer Auffindung noch Spuren von Schnupftabak zeigte, erwürgt und alsdann die Leiche in der Art, wie dies oben beschrieben wurde, an einem Fensterhaken aufgehängt hat. Der Mitschuldige des Schandweibes, welches diesen verruchten Plan ersonnen hat, einzig um die auf den



usstellung in Chicago.

H. Nisle.

alle. 8. u. 12. Landwirthschaftsgebäude. 9. Bahnhof. 10. Verwaltungsgebäude. 11. Großes Bassin. 13. Statue der Republik. 14. Bergbau. 18. 21. Frauenpalast. 22. Kanno. 23. Gebäude der Bundesregierung. 24. Fischereiausstellung. 25. Gebäude des Staats Illinois. Marineausstellung. 29. Michigansee. 30. Lage der Stadt Chicago.

zum Theil sehr umfangreiche Schriften erschienen, deren genaue Titelanführung allein schon einige Seiten füllen würde; aber noch weit eingehender befassen sich handschriftlich erhaltene Aufzeichnungen mit dem Falle, Briefschaften, Abrechnungen aller Art, sogar die Schulhefte der Sophie Clarke, späteren Baronin Feuchères, haben Villault de Gerainville bei der Abfassung seines Buches vorgelegen. Nicht der unmittelbaren Mitschuld will er den König zeihen, „aber", so schließt das betreffende Kapitel, „dadurch, daß Louis Philipp die Mörder seines Onkels entkommen ließ, indem er unter der empörendsten Herzenskälte alle Gefühle der Natur erstickte, hat er seinem Namen einen unauslöschlichen Fleck angeheftet, und die Nichtbestrafung des Verbrechens von St. Leu wird als eine ungesühnte That für immer mit erdrückender Schwere auf seinem Gedächtnisse lasten."

Ueber den Eindruck, welchen der Fall Condé auf die Pariser und die Franzosen überhaupt machte, hat ein Zeitgenosse und zwar kein anderer als der deutsche Dichter Heinrich Heine sich geäußert in einer seiner ersten Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung", wo es unter dem Datum des 28. Dezember 1831 heißt:

„Mehr aber . . . wird der König jetzt durch den famosen Erbschaftsprozeß, den die Familie Rohan wegen der Bourbon Condéschen Verlassenschaft anhängig gemacht, aufs schmerzlichste kompromittiert. Dieser Gegenstand ist so entsetzlich, daß selbst die heftigsten Oppositionsjournale sich scheuen, ihn in seiner ganzen grauenhaften Wahrheit zu besprechen. Das Publikum wird davon aufs peinlichste affiziert, die leise, verstohlene Art, wie man in den Salons darüber flüstert, ist beängstigend, und das Schweigen derjenigen, die sonst immer das königliche Haus vertreten, ist noch bedenklicher als das laute Verdammnißurtheil der Menge. Es ist die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie, nur daß hier statt Hofgalanterie und Falsum etwas noch Gemeineres, nämlich Erbschleicherei und (von einer Theilnehmerin verübter) Meuchelmord in Rede stehn. Der Name Rohan, der auch hier zum Vorschein kommt, erinnert leider zu sehr an die alten Geschichten. Es ist, als hörte man die Schlangen der Eumeniden zischen und als wollten die strengen Göttinnen keinen Unterschied machen zwischen der älteren und jüngeren Linie des verfehmten Geschlechtes."

Alle Biographen Louis Philipps, alle Historiker der Juli-Regierung von Louis Blanc angefangen bis zu Villault de Gerainville, dem jüngsten unter ihnen, sind einig in dem verdammenden Urtheil, welches sie über die verderbten Zustände fällen, die unter dem „Bürgerkönig" bestanden. Auf einem der letzten sogenannten „Reformbankette" sprach Lamartine die prophetischen Worte: „Nachdem wir die Revolution der Freiheit und

nächsten Tag festgesetzte Uebersiedlung des Prinzen nach Chantilly zu vereiteln, war ein schmucker Gendarmerie-Unteroffizier, der tagsüber auf dem Schlosse im Zimmer des der Feuchères ganz ergebenen Geistlichen Briant sich verborgen hielt. Er hat noch im Jahre 1884 in Paris gelebt, in angesehener Stellung, inmitten einer zahlreichen Familie, und dieser Umstand hat Villault de Gerainville bestimmt, uns seinen Namen zu verschweigen, während er an der Hand eines überreichen Materials uns alle Fäden der fein gesponnenen und weit verzweigten Intrigue bloßlegt, durch welche es dem „König Biedermann" gelungen ist, seiner Familie das reiche Erbe der Condés zu sichern.

Ueber den Tod und den Prozeß des Prinzen sind 27

die Gegenrevolution des Ruhmes gehabt, werden wir die Revolution des öffentlichen Gewissens, die Revolution der Verachtung haben."

Wenige Wochen später, am 24. Februar 1848 um die Mittagsstunde, bestieg Louis Philipp am Concordienplatz, der Stelle gegenüber, wo sein Vater Philipp Egalité unter der Guillotine geendet hatte, den schlichten Einspänner, der ihn aus Paris führte, und als entthronter Herrscher hat der Greis seine letzten Tage in der Fremde verlebt. Die Juli Dynastie ist in der That einer Revolution der Verachtung zum Opfer gefallen, das Schuldbuch der Familie Orleans war vollgeschrieben bis zum letzten Blatt.

Der Klosterjäger.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.) Ein Hochlandsroman aus dem 11. Jahrhundert von **Ludwig Ganghofer.**

20.

Es war Herbst geworden. Von den Buchen fiel bereits das welke Laub, und in den kühlen Nächten begannen vereinzelt schon die Hirsche zu röhren.

Wieder erwachte ein Morgen über dem See. Ein grauer, schwerer Nebel lagerte auf dem Wasser und fluthete um die Bartholomäer Klause. Man konnte kaum auf zwanzig Schritte sehen. Die Thür des Kirchleins war offen, und drinnen, im Dämmerlicht der schmalen Halle, stand Pater Eusebius neben dem Altar. Auf den Stufen kniete Wolfrat. Als er sich erhob, schlug er das Kreuz mit der linken Hand: der rechte Arm, den der Aermel umhüllte wie einen dürren Stecken, hing in einer ledernen Schlinge.

Schweigend traten sie ins Freie und gingen zum Ufer.

„Schau, Wolfrat, da wartet schon das Schiffl," sagte Pater Eusebius und legte seine Hand auf die Schulter des Sudmanns. „Jetzt schau' halt, daß Du gut heimkommst. Und gelt . . . sei gescheit und mach' keine Streich' mehr!"

Wolfrat schüttelte den Kopf und griff nach der Hand des Paters. Die Augen gingen ihm über. „Vergelt's Gott für alles, vergelt's Gott tausendmal . . ." So stammelte er immer wieder und drückte und quetschte dabei die Hand des Paters, als wär' sie eine Nuß, die er knacken müsse.

„Ja hörst nicht auf!" stöhnte Eusebius und befreite seine roth überlaufenen Finger. „Der Kerl druckt noch mit einer Hand wie ein anderer mit zwei. Jetzt mach' aber, daß Du weiter kommst . . . oder hast vielleicht an den fünf Monaten daherin nicht genug gehabt? Geh', Wolfrat, geh'! Wenn der Schnee fallt, komm' ich auch hinaus, und dann schau' ich schon einmal nach, wie's geht bei Dir daheim!" Er schob den Sudmann in das Schiff, in welchem ein Knecht schon das Ruder bereit hielt.

Wolfrat konnte nicht sprechen; er nickte nur immer und winkte mit der Hand. Ein Ruck des Schiffes warf ihn auf den Sitz nieder. Schon nach wenigen Ruderschlägen war die Klause im Nebel verschwunden. Wolfrat trocknete die Augen und starrte mit verlorenem Blick in die grauen Schleier, die ihn umhüllten, ihn und das dunkle Los, dem er entgegenfuhr. Sein Herz dürstete nach Weib und Kind. Aber wie durfte er sich freuen, da ihm das Schwerste noch bevorstand. Mit dem lieben Herrgott war er vielleicht auf gleich gekommen; aber der Vogt hatte auch noch ein Wörtlein zu reden. Und wenn die Strafe überstanden war, wie sollte er dann schaffen für Weib und Kind mit seinem lahmen Arm? Im Sudhaus war es vorbei mit der Arbeit; da brauchte man Leute, die ihre ganzen, gesunden Glieder hatten. Mit der Bauernarbeit war es auch nichts; noch weniger mit Holzen und Flößen. Vielleicht aber fand sich etwas für ihn im Bergwerk? Auf einen Häuerdienst durfte er freilich nicht rechnen; aber einen guten Schlepper* gäbe er wohl noch ab; so schwer möchte keiner den „Hund" laden, daß er ihn nicht vom Fleck brächte. Ein Schlepper also! Er seufzte tief auf und strich mit zitternder Hand über den dürren Arm.

Da blies ihm ein frischer Wind in den Nacken; der See begann sich zu kräuseln, und der Nebel kam in Bewegung. Wie in Streit und Kampf wallten die grauen Massen durcheinander, wirbelten in drängender Eile über das Wasser, rissen entzwei, zeigten für einen Augenblick ein blaues Fleckleln Himmel oder eine sonnig schimmernde Bergzinne, schlossen sich wieder und flossen wogend durcheinander. Doch immer dünner wurden die grauen Schleier, bald waren sie nur noch anzusehen wie ein bläulicher Duft, durch welchen schon der Glanz der Sonne herniederquoll auf das Wasser . . . jetzt theilten sie sich mit einem klaffenden Riß über den ganzen See hin, legten sich an beiden Ufern mit fließenden Falten über den steilen Bergwald und schwammen langsam in die Höhe, spurlos zerrinnend in der leuchtenden Luft.

Ach, welch ein schöner Morgen! Mit nassen Augen blickte Wolfrat umher in all dieser farbigen Pracht des Herbstes: tiefblau der Himmel, weißglänzend alle Kalksteinfelsen der hohen Wände, die Nadelwälder saftig grün, alles Laub so feurig gelb und roth, als stünde jede Buche und jeder Ahorn in hellen Flammen . . . und über dem ganzen See, auf jeder kleinen laufenden Welle, blitzte der Wiederschein der Sonne mit tausend gaukelnden Lichtern.

Der Nachen fuhr ans Land. Wolfrat stieg aus, reichte dem Knechte wortlos die Hand und ging mit raschen Schritten davon. Er athmete freier; es war etwas in seine bedrückte Seele gefallen wie ein Trost. Wo er auch ging . . . überall Glanz und Licht. Die braunen Wiesen im Thau, die von Spinnwebnetzen überzogenen Stoppelfelder, die welken Hecken und Bäume, die weiße Straße, die fliegenden Fäden in der Luft . . . alles schimmerte. Aus Höfen und Hütten, das weite Thal entlang, stieg in geraden Säulen der blaue Rauch. In der Ferne, zwischen schlanken Fichtenwipfeln, funkelten die vergoldeten Kreuze auf Thurm und Dach des Stiftes, und dahinter, gleich einem riesenhaften Grenzstein des Klosterlandes, erhob sich der Untersberg, über dessen höchste Felsen schon ein dünner Schnee gefallen war, so zart und duftig, als hätten die rothen Marmorstöcke weiß geblüht.

Nicht weit von der Seelände blieb Wolfrat verwundert stehen. Da war ein neues stattliches Haus aus der Erde gewachsen; es stand zwischen Bäumen und inmitten einer Wiese, die ein frisch geflochtener Hag umschloß. Der Unterstock war gemauert, der Oberstock aus zierlich gefächertem Sparrenwerk gebildet. Auf dem Giebel des weißen Schindeldaches war, die Vollendung des Hauses kündend, ein mit bunten Bändern geschmücktes Tannenbäumchen errichtet. Dem Haus zur Seite stand ein zweiter Bau, Stall und Scheune. Eine Schar von Arbeitern tummelte sich, um den Bauplatz zu räumen; aus allem Lärm klang immer wieder eine befehlende Stimme, die der Sudmann zu kennen meinte.

„Wohl wohl, das ist er schon!" murmelte er und folgte mit sinnendem Blick dem Chorherrn, dessen schwarzes Kleid bald hier, bald dort, an allen Ecken und Enden auftauchte und wieder verschwand in treibender Geschäftigkeit.

Auf der Straße stand ein Wagen, der mit dem Abraum des Baues beladen wurde. Einen der Knechte, welche Gebälk und Steine zum Wagen trugen, fragte Wolfrat: „Wem gehört das Haus?"

„Dem Kloster. Um Sonnwend ist kein Stein noch gestanden . . . und jetzt schau das Haus an!" Der Knecht maß ihn mit zwinkernden Augen. „Wer bist denn Du?"

Wolfrat ging ohne Antwort davon; hinter seinem Rücken hörte er den Knecht noch sagen: „Meiner Seel', das ist heilig der Sudmann, den der Bär in der Arbeit gehabt hat!"

Je näher Wolfrat dem Klosterdorf kam, desto heißer wurde ihm ums Herz. Von weitem schon suchte er den Giebel seines Lehens; er fand ihn nicht . . . und ein mälendes Bangen beschlich ihn, als er neben dem Dach des Eggehofes, dort, wo sonst der moosbehangene Giebel seines Häuslein hervorgelugt hatte, einen First von frischen Brettern leuchten sah. Und immer größer wurden seine Augen, je näher er kam. War denn das noch sein

* Ein Bergknappe, der die geförderten Erze auf einem kleinen Wagen (Hund) hinwegschafft.

Leben? Die Lehmwände weiß getüncht, das Dach geschindelt, kein schiefer Laden mehr, überall neue Bohlen und Bretter . . . das ganze Haus um ein doppeltes gewachsen, denn aus dem niederen Schuppen war ein Stall und eine Scheune geworden! Und das Rothe im Garten . . . was war denn das? Herr Gott, das waren ja zwei grasende Kühe!

Wolfrat wurde bleich und zitterte. Jetzt wußte er, wie es stand. Sein Leben war an einen anderen gefallen, der sich das Nestlein schön warm und sauber gerichtet hatte!

Taumelnden Ganges folgte er der Straße. Da sah er das Totenbrett seines Kindes.

„Schau, das hat er doch stehen lassen!"

Aber schief stand es, als wär' es von einem Wagenrad gestreift worden. Wolfrat richtete es gerade und stampfte den Rasen fest, in dem es stak.

„Mariele!"

Er starrte die Zeichen des Namens an, von denen der Regen fast die ganze Farbe gewaschen hatte. Dann ging er mit hängendem Kopfe weiter. Er machte einen Umweg, um nicht am Sudhaus vorüber zu müssen. Nun stand er am Fuß des Nonnberges, vor der Gartenmauer des Klösterleins, und zog den Glockenstrang. Eine dienende Schwester öffnete.

„Was willst Du?"

„Ist die Seph' noch da . . . die Polzer-Seph'? . . . Ich möcht' reden mit ihr."

Die Schwester nickte und schloß die Thür; er hörte sie auf dem knirschenden Kies davongehen. Nach einer Weile näherten sich langsame Schritte, und Seph' erschien auf der Schwelle. Sie erblaßte vor Schreck und Freude. Wortlos reichten sie sich die zitternden Hände und sahen sich an, mit Zähren in den Augen.

Endlich athmete Sepha tief auf. „Grüß Dich Gott, Polzer!"

„Grüß Dich halt Gott auch, Seph'!"

„Weil Du nur wieder da bist! Mein Gott, ist das eine schlechte Zeit gewesen!"

„Gelt, ja!"

Er zog sie sanft von der Thür weg; der Mauer zu Füßen setzten sie sich auf den welken Rasen und ließen die Füße in den Straßengraben hängen. Sie schaute ihn mit kummervollen Blicken an. „Hast denn auch völlig den Gesund wieder?"

„Wohl wohl . . . bis auf den da halt!" Er streifte mit einem Blick seinen lahmen Arm. „Der wird auch nimmer anders . . . den muß ich schon haben!"

Ein Schauer rüttelte ihre Schultern, als sie mit den Fingern über den schlotternden Aermel streifte und den leeren Knochen fühlte. Eine stille Weile verrann.

„Aber Du?" sagte er. „Wie geht's denn Dir? Ich mein', Du thust auch noch ein lützel blasselen?"

„Da mußt keine Sorg' haben. Ich bin lang wieder richtig beinander und kann wieder schaffen wie eh'. Aber jetzt halt . . . weißt, ich schau nur so aus, weil . . . weil halt . . ." Sie wurde roth. „Merkst es denn nicht?"

Er warf einen Blick über ihre Gestalt. „Seph'! Seph'! O du lieber Herrgott!" stammelte er und drückte sie mit dem zitternden Arm an seine Brust. So saßen sie lange schweigend und starrten ziellos in den schimmernden Morgen.

„Jetzt kommt's mir erst doppelt schwer an," murmelte er.

„Das wird wohl ein Schmerzenskindl sein . . . das arme Würml."

„Und der Bub'? Sag', was macht denn der Bub'?"

Da huschte ein Lächeln über ihre Züge. „Den wirst schier nimmer kennen! Wie der ausschaut! Wie's helle Leben! Und gut hat er's. Die besten Brockerln schieben ihm die Schwestern zu. Ueberhaupt, Polzer . . . wie man da gut mit uns ist, das kann ich Dir gar nicht sagen." Die Thränen stürzten aus ihren Augen, aber sie fuhr sich mit dem Aermel über das Gesicht. „Wart', ich hol' Dir den Buben, daß doch auch eine Freud' hast!" Sie erhob sich und wollte zur Thür.

Er aber schüttelte den Kopf und hielt sie zurück. „Laß ihn, Seph' . . bis ich wiederkomm'!"

„Wo gehst denn hin jetzt?" Da sah sie den verstörten Ausdruck seiner Züge und stotterte: „Ja was hast denn?"

„'zum Vogt muß ich . . . und muß mich angeben!"

„Polzer!" schrie sie und blickte sich erschrocken nach allen Seiten um. Die Sprache versagte ihr; nur mühsam brachte sie noch die Frage heraus: „Es muß wohl sein?"

Wolfrat nickte. „Komm', Seph', machen wir's kurz! Behüt' Dich halt Gott derweil!"

Sie umklammerte seine Hand; aber es kam kein Laut mehr über ihre Lippen. Er machte sich los und ging mit raschen Schritten davon. Als er nach einer Weile zurückschaute, stand Seph' noch unter der Thür. Langsam schritt er weiter. Bei der Wendung der Straße blieb er wieder stehen. Sepha stand noch immer auf dem gleichen Fleck.

„Geh', Seph'," rief er ihr zu, „geh' doch hinein!"

Da wandte sie sich und verschwand in der Thür.

Aufathmend schritt er dem Markt entgegen. Einige Leute sprachen ihn an, aber er nickte nur einen Gruß und ging vorüber. Bald erreichte er das Kloster. Die Wartestube des Vogtes war überfüllt. Eben schob Herr Schluttemann zur Thür ein altes Bäuerlein hinaus, das unter stotterndem Danke einen Bückling um den anderen machte.

„Ja, Mannerl, ja, ist schon gut!" sagte der Vogt. „Und wenn Du wieder was brauchst, nachher komm' nur gleich, gelt?" Da sah und erkannte er den Sudmann. „Ja, grundgütiger Herrgott, ja, seh' ich denn recht? Wolfrat, Du? Ja komm' doch! So komm' doch gleich herein zu mir!" Er packte ihn bei der Hand und zog ihn hinter sich her in die Stube.

Wolfrat riß Mund und Augen auf und starrte Herrn Schluttemann an wie ein heiliges Wunder. Eh' er noch wußte, wie ihm geschah, saß er schon in einem Lehnstuhl, und vor ihm hockte Herr Schluttemann mit schlenkernden Beinen auf dem Tisch. Lachend und immer die Hände reibend, haspelte der Vogt ein Dutzend Fragen herunter, ohne die Antwort auf eine einzige abzuwarten. Erschrocken hielt er inne, als sich Wolfrat plötzlich aufrichtete mit aschfahlem Gesicht.

„Ja was hast denn, Wolfrat, was hast denn?"

„Reden muß ich was! Für's erst' aber will ich noch ein Vergelt's Gott sagen für alles, was man an meinem Weib und Kind gethan hat, und . . . und nachher . . . nachher will ich sagen . . .

„Was denn? Was denn? Was denn?"

„Von wegen dem Jäger . . . dem Haymo . . . derselbig', der ihn gestochen hat . . . ich bin's halt doch gewesen!"

Herr Schluttemann verlor alle Fassung. „Ja Du Mensch, Du," stotterte er, „aber das ist ja doch gar nicht möglich!"

„Wohl wohl, ich bin's gewesen!"

Der Vogt starrte den Sudmann an, griff sich an den Kopf und mit einem Mal rannte er davon, hinein in die Stube des Propstes. Herr Heinrich erhob sich von seinem Schreibpult; die Thüre blieb offen stehen, und Wolfrat konnte jedes Wort vernehmen.

„Reverendissime! Denket! Jetzt kommt dieser Wolfrat und giebt sich an und sagt, daß er es doch gewesen ist, der den Haymo gestochen hat."

„Der Wolfrat?" fragte Herr Heinrich ganz erstaunt und schüttelte den Kopf.

„Ja, der Wolfrat! Ich hab' auch den Kopf geschüttelt! Aber der Mann ist da und sagt, er hat's gethan!"

„Der Haymo hat aber für ihn gezeugt, und ein Jäger hat gute Augen!"

„Vielleicht hat er ein Erbarmen gehabt . . ."

„Der Haymo lügt nicht. Ja, ja, Vogt, Ihr habt dem Mann damals unrecht gethan!"

„Aber meiner Seel'," stotterte Herr Schluttemann, „er steht doch draußen und sagt, er hat's gethan!"

„Das ist mir unbegreiflich! Aber wißt Ihr, was ich meine! Der Mann trägt es Euch nach, daß Ihr ihm unrecht gethan habt! Jetzt will er Euch den Streich heimzahlen und kommt und spielt Euch einen Possen und bindet Euch einen Bären auf . . . zur Heimzahlung für den, der über ihn gekommen ist!"

„Ja, da soll ihn doch gleich . . ." Herr Schluttemann zog mit der Faust aus, um der Tischplatte eins zu versetzen; aber er besann sich noch zur rechten Zeit.

„Ich muß gestehen, das ist ein kecks Stücklein. Der Mann geht zu weit. Das greift hart an Eure Würde, Vogt! Das dürft Ihr Euch nicht gefallen lassen!"

„Und ich laß' es mir auch nicht gefallen! Da soll ja doch . . ."

Herr Schluttemann stürmte mit puterrothem Gesicht hinaus in die Amtsstube. Er war seit Monaten zum ersten Male wieder in hellem Zorn.

Wolfrat stand mit rathlosen Augen, zitternd am ganzen Leib, mit jedem Athemzug die Farbe wechselnd.

Herr Schluttemann hielt ihm die Fäuste unter die Nase und schrie: „Gelt? Jetzt steigt Dir das Grausen auf! Wart, Du Gauner, Du schwollkopfiger, Dir will ich die Späßlein noch austreiben! Du sag' mir noch einmal, daß Du's gewesen bist! Gelt, jetzt verschlagt's Dir die Red'? Wart' nur! wart'! Den Vogt uzen! Wart' nur!" Herr Schluttemann stürzte auf die Wand zu und riß am Glockenstrang; ein Fronbot trat in die Stube. „Pack' den Kerl! Marsch in den Block mit ihm! Und nur fest hinein!"

Der Fronbot faßte den Sudmann, der wie ein Trunkener zur Thür schwankte.

Herr Schluttemann that einen Pfiff, und als der Fronbot zurückkam, flüsterte er ihm zu: „Aber gieb mir ein lützel acht auf seinen lahmen Arm!"

Der Fronbot nickte und packte den Sudmann wieder beim Kragen. Ein Viertelstündlein später saß Wolfrat im Fronhof des Klosters auf der Erde, mit Arm und Füßen im Block gefesselt. Warm schien die Sonne auf ihn nieder. Einige Sperlinge kamen herbeigeflattert, guckten ihn mit schief gehaltenen Köpfchen neugierig an und flogen wieder auf das Dach. Aus dem offenen Fenster einer hochliegenden Zelle klang das sanfte Spiel einer kleinen Orgel.

Stunde um Stunde verging. Wolfrat rührte sich nicht; wohl brannten die Knöchel, und der Rücken schmerzte . . . aber er saß wie ein Träumender, und aus seinen glänzenden Augen rann Thräne um Thräne.

Als die Glocke zu Mittag läutete, kam Frater Severin mit einer Holzbitsche und hielt sie an Wolfrats Lippen. „Da, trink!"

In langen Zügen schlürfte der Sudmann den Wein, bis ihm der Frater die Bitsche weg nahm mit den Worten: „Halt' aus ein lützel, mußt ja nicht alles auf einmal schlucken! Sonst kriegst am End' noch einen Rausch." Er stellte die Bitsche auf die Erde, stemmte die Fäuste in die Hüften und schnaufte. Wahrlich, Frater Severin hatte in all diesen Monaten sein Möglichstes gethan, um das „vollgedrückte Maß", das ihm der Schöpfer gegeben, in unversehrter Fülle zu erhalten. Die paar Pfündlein, die er auf den Bergfahrten verloren, hatte er reichlich wieder zugesetzt.

„Viel Schweiß hat's freilich gekostet . . . ui jei!" sagte er, während er mit Wolfrat ein höchst einseitiges Gespräch führte, denn Frater Severin sprach allein und Wolfrat schwieg. „Aber schön ist's da droben doch allweil gewesen! . . . Jetzt hat's aber wohl ein End' mit dem Bergsteigen. Weißt, jetzt muß ich Tag um Tag in der Küch' stehen. Mit dem Frater Küchenmeister will's gar nimmer recht vom Fleck. In der Hitz' geht halt der Mensch auch auseinander wie der Teig in der Pfann' . . . was kannst da machen! Er muß sich gar jämmerlich plagen mit dem Schnaufen. Und die Schneeroj' will ihm auch schon nimmer helfen! Ein Kreuz, ein rechtes Kreuz!" Seufzend hob er die Bitsche von der Erde. „So, schluck' nur wieder ein lützel!"

Wolfrat trank, und als die Kanne geleert war, ging Frater Severin davon. „Auf den Abend komm' ich schon wieder!"

Aber er hatte da ein Versprechen gegeben, das er nicht halten konnte. Denn als die Sonne von den Dächern geschwunden war, als es zwischen den hohen Mauern des Fronhofes schon zu dämmern begann und Wolfrat einmal aufblickte aus seinem Träumen und Sinnen, stand Herr Heinrich vor ihm.

„Nun? Wird's Dir schon bald zu lang?"

Wolfrat schüttelte den Kopf. „Ach, lieber, guter Herr, ich sitz' ja gern, bis ich umfall'. Das ist ja doch gar keine Straf'!"

„So? Meinst Du?" Herr Heinrich setzte sich auf den Block. „Dann muß ich halt raiten mit Dir. Hast Du nicht Sünde mit Reue, Blut mit Blut bezahlt? Hast Du für das Leben, das Du dem Jäger nehmen wolltest, nicht Dein eigenes Leben schier hingeben müssen? Hat Dich nicht einer, der klüger ist als alle Richter der Welt, ein halb Jahr lang in den Block gelegt? Und trägst Du nicht ein Merkzeichen davon für Deine Lebzeit? Und den Steinbock, den hast Du wohl theuer genug erkauft . . . mit dem letzten Blick Deines Kindes. Hätt' ich Dich härter strafen können?"

Wolfrat ließ den Kopf sinken, und ein dumpfes Schluchzen erschütterte seine Brust.

„Schau, alles, was bös ist, straft sich selber! Noch keiner hat, wo er Böses gesät, eine volle Aehre geschnitten. Einen wachsenden Kern hat nur das Gute . . . man muß nur nicht allweil gleich die eigene Scheuer damit füllen wollen, muß auch säen können, wo andere ernten!"

„Wohl wohl, Herr, das muß heilig wahr sein. Was wär' denn jetzt mit mir, wenn's nicht gute Leut' auf der Welt gäb'!"

„Ja, Wolfrat, das sag' Dir nur allweil und allweil, dann wirst Du auch nimmer vergessen, daß man zusammenhalten muß und gut sein mit den anderen, hart nur gegen sich selber. Ich mein', Du hast es doch gespürt, wie schwer und finster das Leben ist, und wie es über einem oft liegen kann, als wär's ein ganzer Berg. Wenn Du so einem begegnest, der schwer zu tragen hat, dann mußt halt auch flink zuspringen . . . wirf nicht noch einen Stein drauf, sondern hilf ihm tragen! Wirst sehen, Ihr kommt dann allbeid' zu einem sonnigen Fleckl, wo man rasten und ausschnaufen kann für den weiteren Weg."

„Wohl wohl, Herr," sagte Wolfrat, mit feuchten Augen zu Herrn Heinrich aufblickend. „Aber wie soll denn ich noch was helfen können in der Welt . . . ungrade Finger greifen schlecht."

„Nützen und zum guten helfen kann einer auch mit halben Armen. Wenn nur ein ganzes Herz dabei ist! Und schaffen wirst auch noch können für Weib und Kind. Man muß halt ein richtiges Geschäftl suchen für Dich."

„Vergelt's Gott, Herr, vergelt's Gott!" stammelte Wolfrat. „Schauet, da hab' ich halt gemeint . . . einen Schlepper im Salzberg thät' ich allweil noch abgeben."

„So? Hast denn schon einmal im Berg gefördert?"

Der Sudmann schüttelte den Kopf.

„Da wird's schwer halten! Alles will gelernt sein. Ich mein', Du wirst im Sudhaus bleiben müssen. Mit dem Feuern und Suden hat's wohl ein End', aber Aufschau halten und in die Pfannen lugen und Kerbschneiden* wirst allweil noch können. Verdienst ja auch ein lützel mehr dabei. Der alte Rottmann** will sich zur Ruh' setzen . . . was der gehabt hat, wirst ja wissen. Und jetzt komm . . . steh' auf!"

Herr Heinrich erhob sich und öffnete den Block. Wolfrat aber blieb sitzen und rührte sich nicht; er starrte nur immer den Propst an und würgte nach Worten. Herr Heinrich mußte ihn am Arm fassen und aufrichten.

„Geh' nur, Wolfrat, geh'! Deine Seph' wartet daheim; sie wird sich ängstigen, wenn Du so lange bleibst. Streck' Dich . . . und geh' heim!"

Wolfrat stand mit gebeugtem Rücken; das Sitzen im Block hatte ihn ganz steif gemacht; aber das schien er nicht zu fühlen.

„Heim? Heim?" stotterte er mit halb erstickten Lauten. „Ja, wo bin ich denn daheim? Jetzt saget nur gleich: im Himmel . . . und ich glaub's auch!"

„Später einmal!" lächelte Herr Heinrich. „Für jetzt noch in Deinem Leben. Wo denn sonst? Nun aber geh' und behüt' Dich Gott!" Er führte den Wankenden zum Thor und schob ihn auf die Straße.

Ein paar Schritte taumelte Wolfrat vorwärts. Als er hinter sich das Thor ins Schloß fallen hörte, stammelte er erschrocken: „Jesus Maria! Ich hab' ja ganz vergessen . . ." Er stürzte zurück und schlug mit der Faust an die Bohlen. „Herr, Herr! Lasset mich doch hinein . . . lasset mich doch ein Vergelt's Gott sagen . . ."

„Dank' einem anderen!" klang die Stimme des Propstes, während seine Schritte sich entfernten.

Wie ein Berauschter schwankte Wolfrat auf die Straße und starrte in der Dämmerung umher, als wär' es eine neue Welt, die ihn umgab. Da sah er die Mauer des Friedhofs und hinter ihr die steinernen Kreuze ragen. Aufschluchzend stürzte er hinzu und fand auch hier ein geschlossenes Thor. Am eisernen Gitter sank er nieder und streckte den einen Arm durch die Stäbe, als könnte er hineingreifen bis zum Grab seines Kindes.

* Jede Schicht eines Arbeiters wurde in zwei aneinander gelegten Stäben durch eine Kerbe verzeichnet; den einen Stab behielt der Aufseher, den anderen der Arbeiter.

** Aufseher.

Auf dem Thurm begann die Glocke zu läuten. Sanft hallend ſchwebten ihre Klänge über das weite Thal, zu Ruh' und Frieden mahnend. Wolfrat bekreuzte ſich und murmelte, immer von Schluchzen unterbrochen, den Mariengruß. Dann ſprang er auf und ſtürzte davon. Keuchend erreichte er ſein Lehen. In der Stube brannte ſchon ein Li . Unter der Thür trat ihm ſein Weib entgegen.

„Seph . Seph'!"

Mehr brachte er nicht heraus. Er wankte, und ſie mußte ihn ſtützen. Als er in die Stube trat, ſtreckte er die Hand, als ob er mit einem einzigen Griff alles erfaſſen möchte, was ihn umgab. Sie ließ ihn auf die Bank ſinken, und da ſaßen ſie nun und hielten ſich wortlos umſchlungen, bis von draußen ein aufgeregtes Stimmlein tönte:

„Mutterl! Mutterl! All' beid' ſind hinein in Stall . . . ganz alleinig!"

Wie eine Hummel kam Lippele in die Stube geſurrt und ſtand erſchrocken ſtille.

„Ja Bürſcherl," fragte Wolfrat mit ſchwankender Stimme, „kennſt mich denn nimmer?"

„Jegerl, der Vater, der Vater!" ſchrie der Bub' in heller Freude, kletterte auf Wolfrats Knie und drückte und kußte ihn, daß ihnen beiden faſt der Athem verging.

„Aber Seph'! Wo iſt denn die Dirn'?"

„Ich weiß nicht, was mit der ſein muß! Jetzt hat man ſie wieder im Kloſterl gehalten. Und die ganze Zeit her . . ."

Aber Sepha konnte nicht weiter ſprechen. Denn Lippele drückte ihr die Hand auf den Mund und gebot: „Sei ſtill, Mutterl, ich muß dem Vater was zeigen!" Und von Wolfrats Knien auf die Erde niederrutſchend, ſchrie das Büblein mit brennendem Geſicht: „E ſchau', Vater, ſchau', was ich ſchon kann!"

Im Hui hatte d . kleine Kerl das Köpplein heruntergeriſſen; er warf es zu Boden, duckte ſich . . . und ſchwupp, ſtand er kerzengerade auf dem Kopf. Freilich plumpſte er gleich wieder auf die Seite, aber das that dem Stolz keinen Eintrag, mit dem er ſich erhob.

„Und das haſt im Kloſterl gelernt?" ſtaunte Wolfrat.

„Wohl wohl, aber nit von den Kloſterfrauen!"

Seph' und Wolfrat ſahen ſich an und mußten hellauf lachen . . .

Wie lange, lange war es her, ſeit in dieſer Stube das letzte Lachen verhallt war!

30.

Am anderen Morgen, zu früher Stunde ſchon, verließ Pater Defertus das Stift und ging mit eilenden Schritten dem Klöſterlein der frommen Schweſtern zu.

Droſchkenparade in Berlin.
Nach einer Zeichnung von G. Koch.

Einige Stunden ſpäter wanderte Herr Heinrich nach dem See. Als er am Eggehof vorüber kam, ſah er beim Hag, der das Gehöft vom Polzerlehen trennte, den Eggebauer mit Wolfrat beiſammenſtehen; der Bauer ließ den Kopf hangen, Wolfrat aber hatte ihm den Einarm auf die Schulter gelegt und ſchien dem Bekümmerten mit herzlichen Worten zuzuſprechen.

Mit ſinnendem Lächeln ſchritt Herr Heinrich dahin unter dem welkenden Laubdach der die Straße geleitenden Bäume. „Wieder einer, der im Schatten die Sonne fand! Freilich, nur einer! Aber laß ein einzig' Tröpflein in den See fallen, es zieht doch immer ſeine Wellen und rühret hundert andere!"

Nach einer Stunde erreichte Herr Heinrich die Seelande. Die beiden Fiſcherknechte, welche mit dem Spannen der feuchten Netze beſchäftigt waren, zogen die Kappen und traten ihm entgegen.

„Habt Ihr den Jäger nicht herkommen ſehen über den Steig?"

„Den Haymo? Nein, Herr!"

„Dann habet eine Weil' acht, er muß wohl kommen! Doch braucht Ihr ihm nicht zu ſagen, daß ich nach ihm fragte.

Digitized by Google

Saget ihm nur: wenn er mich etwa sprechen wollte, dann fänd' er mich beim neuen Haus."

Herr Heinrich ging, und die Knechte glotzten ihm nach. Es währte nicht lange, so hörte man auf dem Steig ein Griesbeil klirren und klappernde Schritte näher kommen.

Haymo tauchte unter den Bäumen auf. Sein Gang war langsam und müde; das Antlitz sah verkümmert aus, obwohl es geröthet war; denn er hatte schwer getragen; die Armbrust war um seinen Hals gehängt und der Rücken mit einem vollgestopften Bergsack beladen.

„Was tragst denn da?" fragte einer der Knechte.

„Mein Sach'!" erwiderte Haymo mit zuckenden Lippen.

„Ja, was ist denn? Es liegt doch allweil noch kein Schnee droben? Zehst denn schon ab von der Röth'?"

„Wohl wohl," murmelte der Jäger.

„Mußt vielleicht in ein anderes Revier? Auf den Roint oder auf den Griesberg hinauf?"

Haymo schüttelte den Kopf und starrte vor sich nieder.

„Wo willst denn hin jetzt?"

„Ins Kloster hinein zum Herrn."

„Den kannst näher haben. Grad' ist er zum neuen Haus hinaufgegangen."

„Zum neuen Haus?" Haymo schaute mit verlorenen Blicken auf und that einen schweren Athemzug. „Kann ich bei Euch derweil meinen Sack einstellen?" Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er in die Fischerhütte, legte den Bergsack in die Stube, nickte den Knechten einen Gruß zu und folgte der Straße.

Das „neue Haus" war ja leicht zu finden. Ueber die goldig schimmernden Baumwipfel leuchtete das weiße Dach herüber mit dem bändergeschmückten Tannenbäumchen. Als sich Haymo mit zögernden Schritten dem Thor näherte, das den frisch geflochtenen Hag durchbrach, blieb er plötzlich stehen wie von freudigem Schreck betroffen. Es war ihm, als hätte er aus einem der offenen Fenster ein klingendes Lachen gehört. Er lauschte ... aber alles blieb still. Ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen. War ihm das in all diesen langen bangen Wochen nicht zu hundertmalen geschehen? Wenn er durch den stillen Bergwald gestiegen oder hinweggegangen war über ödes Gestein, versunken in seine träumende Sehnsucht, dann hatte er mit einem Mal diese süße, klingende Stimme gehört, bald wie aus weiter Ferne, bald wieder, als wäre sie dicht an seinem Ohr. Doch hatte er sich, mit stockendem Herzschlag, jählings umgewandt, so waren rings um ihn nur die leeren Lüfte gewesen, die stillen Bäume und das schweigende Gestein. Und wenn er in dunkler Nacht auf der Wolfshaut lag, vor Ermüdung fiebernd an allen Gliedern ... wenn nach martervollem Sinnen und Grübeln der Schlaf ihm die Lider schwer machte, daß sie sanken, dann klang es plötzlich hell und weckend in seinen Schlummer: „Haymoli!" Er fuhr in die Höhe, strich die zitternde Hand über die Stirn und lauschte ... und fand sich allein, umgeben von tiefer Finsterniß, und nur seine Seufzer klangen in der stillen Hütte.

„Es geht mir halt überall nach!" murmelte er, während er mit irren Blicken das stattliche Haus überflog.

Zögernd betrat er den Hofraum und erbleichte, als er einer alten Ulme zu Füßen, auf einem moosigen Steinblock, Herrn Heinrich sitzen sah.

„Haymo? Du?"

Der Jäger zog die Kappe, und während er sie zwischen den Händen zerknüllte, trat er mit gesenktem Kopfe näher.

„Grüß Gott, Herr!"

„Wie kommst Du da her? Was hat Dich ins Thal geführt?"

„Herr!" Die Stimme des Jägers schwankte. „Heut' ist der Michelstag."

„Der Michelstag?" sagte Herr Heinrich ganz erstaunt. „Richtig, der Michelstag! So, so! Der Michelstag? Und deshalb kommst Du herunter?"

„Wohl wohl! Ich hätt' ja nimmer bleiben dürfen ... auch wenn ich mögen hätt'." Immer leiser wurde Haymos Stimme. „Heut' geht ja mein Dienst aus!"

„Richtig, richtig! Von heut' an hab' ich einen Klosterjäger weniger ... den besten. Und jetzt bist gekommen und willst mir ‚Behüt' Gott' sagen, gelt? Und dann willst Dir einen neuen Herrn suchen?"

Haymo knüllte an der Kappe, verdrehte den Kopf, als quäle ihn ein Krampf im Nacken, und zog die Brauen zusammen wie einer, der auf der Folter liegt und doch keinen Schmerzenslaut will hören lassen.

„So red' doch, Haymo, schau' mich an!"

Aber nur noch tiefer senkte Haymo den Kopf, während er mit heiserer Stimme Wort um Wort vor sich hin stieß: „Ich bitt', Herr, daß Ihr es kurz machet. Wenn's mich auch gleich nimmer fort lassen will ... von Euch ... fort muß ich halt doch."

„Mußt Du? So? Und was willst Du jetzt ...?"

„Was ich halt wollen muß — ein einzigs halt! Gerad' noch ein einzigs im Leben ... und allweil das einzig' ... und ich weiß doch kein Straßl nimmer, wo ich's find'. Ich hab' mich halt verschuldigt, und jetzt muß ich's büßen. Und wenn ich gleich einmal noch hinlauf' an mein Glück ... es bleibt halt doch allweil nur ein halbet's." Er wandte sich ab, weil er spürte, daß ihm die Augen übergingen.

„Haymo!"

Der Jäger erzitterte bei dem warmen, herzlichen Klang seines Namens.

„Hab' ich recht gehört? Du möchtest gern bleiben bei mir?"

Haymo sagte nicht Ja und nickte nicht mit dem Kopf; er wandte sich nur noch mehr von Herrn Heinrich ab und drückte das Kinn auf die Brust.

Der Propst betrachtete ihn eine Weile mit leisem Lächeln. „Also bleiben möchtest Du? Schau, Haymo, das merk' ich gern, daß ich Dir lieb geworden bin als Herr. Schade! Warum hast Du nicht früher gesprochen! Denn jetzt ... jetzt wird es wohl zu spät sein. Heut' ist der Michelstag, Du bist nicht mehr mein Klosterjäger."

Jetzt nickte Haymo, und ein schwerer Athemzug erschütterte seine Brust.

Immer fröhlicher lächelte Herr Heinrich. „Wer weiß ... wir zwei hätten vielleicht noch können auf gleich kommen miteinander."

Haymos trübe Augen streiften den Propst mit einem scheuen Blick.

„Pater Desertus hat im letzten Kapitel einen Antrag gestellt, und der ist durchgegangen. Das Kloster hat einen Wildmeister ernannt, von heut' an. Der soll über die ganze Jägerei des Klosters gesetzt sein. Er ist ein weidgerechter und strenger Jäger; wie ich ihn kenne, wird er seine Leute fest an der Schnur halten. Und mit einem, der aus Muthwill' oder Narretei seinen Dienst aufsagt, mit solch einem wird er sich schwer befreunden! Meinst nicht auch? ... Was hast denn? Schaust Dir das Haus dort an? Ein schmuckes Haus, gelt? In dem soll der neue Wildmeister wohnen. Ueber vier Wochen hält er Hochzeit. Schau, Haymo, dort unter der Thür ... das ist sein Bräutlein."

Haymo, dem die Kappe entfallen war, stand mit zitternden Händen und wankenden Knien. Jetzt erblassend, dann wieder die Wangen überflogen von brennendem Roth, riß er Mund und Augen auf und starrte nach der Thür, aus welcher Pater Desertus trat, Gittli an seiner Hand. Wie hold und schmuck war das Mädchen anzusehen! Ein rothes Röcklein umfloß in weichen Falten ihre schlanke Gestalt, aber es war nicht kurz geschnitten nach Bauernart, sondern reichte, wie bei einem Fräulein, bis auf die Fußspitzen; schneeweißes Linnen umbauschte die Schultern und Arme, und knapp spannte sich ein dunkelgrünes, mit silbernen Kettlein verschnürtes Mieder um den zarten Leib. Ihre Augen leuchteten in heißer Erregung, wie glühende Rosen lag es auf ihren Wangen, und gleich einem schwarzen Krönlein schmückten die straff geflochtenen Zöpfe ihre Stirn.

Haymo lallte unverständliche Worte. Aber da hatte ihn Gittli schon erblickt und kam auf ihn zugeflogen mit freudigem Aufschrei. Stammelnd und schluchzend hing sie an seinem Hals, während Haymo, den das über ihn herstürzende Glück um alle Besinnung brachte, noch immer mit den Händen ins Leere tappte. Gittli nahm sich nicht einmal Zeit zu einem Kuß. In zitternder Hast löste sie sich wieder von Haymos Brust, und mit der einen Hand seinen Arm umfassend, griff sie mit der anderen nach der Hand des Paters.

„Gelt, Herr Pater, gelt, ja? Ich darf ihm schon gleich alles zeigen?"

Pater Desertus nickte ihr zu mit leuchtenden Augen, und da zog sie den Stammelnden mit sich fort, lachend in Thränen, unter sprudelnden Worten: „So schau doch, Haymoli, schau! Was sagst! Schau Dir das schöne Haus nur an! Gelt, da schaust! Ja, Du ... da sollen wir hausen allbeid' miteinander, hat der gute, liebe Pater gesagt. Und schau nur, das steinerne Bank!

vor der Thür ... weißt, da können wir allweil sitzen und Haimgart halten auf den Abend, hat der Pater gesagt. Und er selber wird auch manchmal kommen, hat er gesagt! Du, wie der uns mögen thut, ich sag' Dir's, ein Vater kann seine Kinder nicht lieber haben! Und schau, Haymo, schau, in das leere Nischerl über der Thür', da kommt ein Muttergottesbildl hin ein ... das thut unser Haus hüten und unser Glück! So schau nur grad', das Anwesen da drüben, das hast ja noch gar nicht gesehen ... da kommen zwei Pferd' hinein, und vier Küh', weißt, daß wir allweil Milch haben, grad' was wir brauchen. Und Du ..." Sie schlug die Hände ineinander, und ihre Augen gingen über vor hellem Entzücken. „das Kucherl muß ich Dir zeigen! Ich sag' Dir, da glänzet nur alles vor lauter Kupferzeug! Und ein Schafferl um das ander'! Und Häferln und Pfannen und Schüsserln! So komm' doch, Haymoli, komm' doch ..."

Mit beiden Händen faßte sie seinen Arm und zog ihn zur Thür hinein.

Im dämmerigen Flur stand er still, preßte die Fäuste auf die Brust und athmete, athmete ...

Noch immer begriff er nicht! Aber eines schien er doch endlich zu glauben: daß wirklich und leibhaftig sein geliebtes Mädchen vor ihm stand. Und plötzlich umschlang er sie unter heißen Küssen ...

Draußen standen der Propst und Pater Desertus.

„Komm', Dietwald," sagte Herr Heinrich lachend. „Das warten wir nicht ab, bis es ein Ende nimmt. Komm', laß uns gehen! Sie sollen diesen Tag für sich allein haben. Wenn sie so weit aus ihrem seligen Rausch erwachen, um nach einem Dritten fragen zu können, dann suchen sie Dich schon."

Noch lange hing Pater Desertus mit den Augen an der Thür, bis er sich loszureißen vermochte, um dem Propst zu folgen. Zwischen goldig leuchtenden Hecken schritten sie der Straße zu. Weiß glänzte ihnen im Sonnenschein der See entgegen.

Pater Desertus legte die Hand auf Herrn Heinrichs Arm.

„Ich will Euch ein Räthsel zu lösen geben! ... Was ist wärmer als diese Sonne, lichter als dieser Tag, reiner als dieser klare See?"

„Deines Kindes Glück ... und Deines Herzens Freude! Ja, Dietwald, Du hast recht gethan. Ich habe Dir meinen Rath nicht aufgedrängt. Hier mußte Dein eigenes Herz die richtige Straße finden, ganz allein. Und Du hast sie gefunden!"

„Hätt' ich mich besinnen sollen? Nur einen Augenblick? Was wollt' ich denn mehr als meines Kindes Glück? Jeder andere Weg hätte ihr nur Weh und Elend gebracht, hätte ihr Leben zerstört und alle Blüthen abgestreift von ihrem holden Dasein ... und kein Rang und Name, nicht Glanz und Reich thum hätte sie dafür entschädigt. Ist denn das Leben noch Leben, wenn ihm die Sonne fehlt, das Glück? Hätte mich in jener finsteren Nacht, die mir alles nahm, das Schicksal vor die Wahl gestellt: willst Du bleiben, was Du bist, oder willst Du ein Bettler werden und nur das Glück Deines Herzens mit hinüber tragen in die arme Hütte ... glaubt Ihr, ich hätte mich besonnen? Und hätt' ich nun anders wählen sollen für mein Kind? Was sie um ihres Glückes willen verliert ... entbehrt sie es denn? Würde sie den Geliebten ihrer Liebe werther halten, wenn er den Schild am Arm und die Helmzier über den Locken trüge? Und ich?" Pater Desertus schüttelte lächelnd das Haupt. „Haymo ist ein freier Mann, und verwahrt er auch keinen Adelsbrief in seinem Schrank ... er trägt auf seiner Stirn den Adel tüchtiger Mannheit und eines treuen, redlichen Gemüths. Ich lieb' ihn ... er ist mein Sohn!"

„Und väterlich hast Du für ihn gesorgt!" lachte Herr Heinrich. „Wär' der Propst von Berchtesgaden nicht Dein guter Freund und hätt' er nicht selber seine helle Freude an diesem jungen Glück ... er hätte böse Augen gemacht zu dem tiefen Griff, den Du in den Klosterseckel gethan. Und ich vermuthe, es war noch lange nicht der letzte! Aber sag' ..." Die Stimme des Propstes wurde ernst, „Du hast auch heute nicht mit ihr gesprochen?"

„Nein, Herr ... ich konnte nicht!"

„Und das Dirnlein hat genommen und genommen? Und mit keinem Gedanken ist es ihr aufgefallen: woher kommt das alles?"

„Wäre ihr Glück denn voll und ganz, wenn sie fragen könnte, warum?"

Herr Heinrich nickte, und schweigend schritten sie weiter. Immer wieder blickte Pater Desertus zurück nach dem zwischen schimmerndem Laub verschwindenden Dache.

„Oft lag mir das klärende Wort auf der Zunge," sagte er nach einer Weile, „aber wenn ich sah, wie dieses große kleine Herzlein so übervoll war von Liebe, dann schwieg ich wieder. Hätt' ich sie schrecken und betäuben sollen mit Neuem, Unerwartetem? Jetzt? Kommt sie in ihrem Glück erst wieder zu Athem, dann wird sich von selbst die Stunde finden, in der sie mich als Vater erkennen und Vater nennen wird. Es dürstet wohl mein Herz nach dem süßen Laut von meines Kindes Lippen. Und doch ... ich will mich gern gedulden. Vaterliebe, das heißt ja nicht ‚nehmen' ... sondern ‚geben'. Und bin ich denn nicht schon reich geworden nach aller Armuth meines Herzens? Tag und Nacht darf ich sinnen und schaffen für meines Kindes Glück, an seiner Freude darf ich mitgenießen, darf mich erquickt und getröstet fühlen durch seine traute Nähe." Pater Desertus blieb stehen und faßte den Arm des Propstes. „Seht, Herr, wie freundlich das Heim meines Kindes herschimmert durch die Bäume."

„Ein schönes Plätzchen! Komm, wir wollen rasten!"

Aus dem Fuß eines Hügels, welcher dicht an die Straße reichte, schob sich eine Felsplatte gleich einer Bank hervor. Hier ließen sie sich nieder. Kleine Schatten und Lichter zitterten auf der Erde, denn durch die halbentlaubten Bäume fand die Sonne fast freien Weg. Ein leichter Windhauch raschelte durch alles Gezweig, und langsam, wie in gaukelndem Spiel, fielen die welken Blätter: mit stillen Augen betrachtete Pater Desertus ihren lautlosen Fall.

Herr Heinrich fragte lächelnd: „Stimmt es Dich trübe, daß die Blätter fallen?"

„Nein, Herr, der Winter kommt ja nur, um den Frühling zu bringen!"

„So? Es gab aber doch eine Zeit, da Du sagtest: Der Sommer blüht nur, damit all seine Bluht vom Winter verschüttet werde unter Schnee und Eis!"

In bebender Erregung preßte Pater Desertus die Hände auf seine tiefathmende Brust. „Mein Auge ist sehend worden. Ich fühle ja die Sonne wieder, und Schatten um Schatten weicht von mir. Vor dem holden Antlitz meines Kindes löst sich jeder Jammer meines Lebens in süßen Trost, und in Verklärung schweben die Gestalten der Verlorenen um mich her."

„Ist alles Geschehene denn anders geworden?" fragte lächelnd Herr Heinrich.

„Nein, Herr, aber ich seh' es mit anderen Augen. Glaubet mir, so tief wie ich hat noch kein Mensch erfahren, daß wir nicht leben können, wenn wir die Sonne nicht suchen, und daß uns zum Leben so nöthig wie Luft und Brot noch ein Drittes ist: das helle Sehen!"

Eine Thräne rann ihm in den ergrauenden Bart, er faßte die Hände des Propstes und stammelte: „Herr, nehmet meinen Namen von mir! Ich will nicht länger Desertus heißen."

„So heiße Theophilus!"*

Sie saßen schweigend. Ueber Thal und Höhen leuchtete die warme Sonne des Herbstes, und die sinkenden Blätter in ihrem schimmernden Gelb waren anzusehen wie fallende Flämmlein.

Plötzlich streckte der Pater in heller Erregung den Arm. „Sehet, Herr!"

Ein weißer Falter gaukelte vorüber.

„Das ist wohl der letzte!" sagte Herr Heinrich. „Auch er wird sterben. Aber er war mit der Sonne gut Freund und darf nun einen Tag genießen, den tausend seinesgleichen nicht erlebten!"

Sie blickten dem Falter nach. Er folgte mit seinem Flug dem Lauf der Straße, flatterte um die weißen Steine, hob sich empor zu den Wipfeln der Bäume, gaukelte zurück auf die niedere Hecke, aus deren Gezweig der Wind die silberig blitzenden Spinnfäden wehte, und bald sich verhaltend, bald wieder eilig weiter fliegend, erreichte er die große Wiese vor dem neuen Haus. Hier suchte er jedes verspätete Blümlein auf und sog aus dem welkenden Kelch noch einen Tropfen Seim. Dann flatterte er an der weißen Mauer empor, und lange, lange gaukelte er um das mit Bändern geschmückte Tannenbäumchen auf dem First ...

Hand in Hand, mit brennenden Gesichtern, traten Haymo und Gittli aus der Thür.

„Ja wo sind sie denn?" stammelte Gittli. „Schau nur, Haymo, sie sind ja nimmer da!"

Mit suchenden Augen blickten sie umher. Da näherten sich

* Theophilus = der Gott Liebende.

Wald

Nach einer Zeichnung v

Wieſe.

n Franz Leuſchner.

langsame Schritte dem Thor, und Ulei der Bildschnitzer betrat das Gehöft. Er trug auf den Armen eine hohe Figur, die von grauer Leinwand umhüllt war.

„Das soll ich abgeben, hat's geheißen. Es gehört über die Thür hinauf," sagte er.

„Das Muttergottesbildl!" erwiderte Gittli leise.

Ulei stellte die Figur auf die Steinbank und löste mit zitternden Händen das Tuch.

„Schau, Haymo, schau nur! So was Liebes und Schönes! Wie wenn's lebig wär' und thät uns anschauen!"

Eine leichte Röthe huschte über Ulei's bleiche Züge. Das Lob hatte ihm Freude gemacht. Wortlos wandte er sich ab und verließ das Gehöft. Haymo und Gittli merkten nicht, daß er ging. Sie standen schweigend aneinander gelehnt und betrachteten das mit hellen Farben bemalte Schnitzwerk.

Der Sockel stellte eine graue Wolke dar, umringelt von einer Schlange, auf deren Kopf das Bildniß mit beiden Füßen stand. Ein blaues Kleid verhüllte mit eng gerichten, züchtigen Falten den ganzen Körper; die schlanken Fingerchen hielten einen Lilienstengel; das weiße Gesichtchen mit den blauen Augen war leicht geneigt, und gleich einem Mantel fiel das gelöste Blondhaar um die Schultern. Die Stirn schmückte ein Kränzlein blühender Schneerosen.

„Haymo, schau das Gesichtl an," flüsterte Gittli, „merkst denn nicht, wem es gleich schaut?"

Er nickte und stand mit feuchten Augen, in den Anblick des Bildes versunken.

Gittli faltete die Hände und sprach leise ein Gebet.

„Was meinst?" sagte Haymo. „Wenn ich's gleich hinaufstellen thät'! Weißt, die hütet unser Haus . . . die schon!"

Er wälzte einen hohen Pflock herbei, und während er das Bildwerk achtsam emporhob in die Mauernische, eilte Gittli davon; sie suchte und suchte, aber sie fand nur welke Blumen. Da sah sie das rankende Immergrün, das sich neben dem Hofthor um den Stamm der alten Ulme spann. Sie brach alle Ranken, und Haymo flocht dieselben um den Sockel des Bildes.

Nun standen sie wieder Seite an Seite, eines den Arm um den Hals des anderen gelegt, und blickten zu dem Bild empor.

„Gelt," flüsterte Haymo, „die soll die ersten Blümerln haben all' Jahr'!"

„Und allweil die schönsten. Und wenn es weihnachten thut, steigen wir miteinander hinauf in die Röth' . . . und da kann der Schnee gleich haustief liegen . . . wir holen ihr ein Schneerosensträußl herunter, gelt?"

Sie reichten sich die Hände.

Nach einer Weile sagte Haymo, tief aufathmend: „Komm, Schatzl, wir müssen die Herren suchen! Mein Gott, sag' mir nur, Schatzl, wie sollen denn wir soviel Gutthat heimzahlen können?"

„Gelt, ja!" lispelte Gittli. Eine bessere Antwort wußte sie nicht.

Haymo schloß die Thür und zog den Schlüssel ab. Als sie das Hofthor schon erreicht hatten, fragte Gittli: „Hast auch gut zugesperrt? Hast zweimal umgedreht?"

„Wohl wohl!"

„Geh, schauen wir lieber nochmal hin!"

Sie gingen zur Thür zurück, und eins nach dem anderen rüttelte an der Klinke.

Nun machten sie sich auf den Weg. Beim Hofthor blieben sie noch lange stehen, betrachteten das Haus, und immer wieder kehrten ihre Blicke zu dem Bild über der Thür zurück.

Haymo schüttelte in einem fort den Kopf. Plötzlich zog er das Weidmesser aus der Scheide und drückte die scharfe Spitze in den Rücken seiner Hand.

„Ja was treibst denn?" stammelte Gittli erschrocken.

„Spüren möcht' ich, ob ich wach'! Allweil mein' ich, daß ich träumen thu' und müßt' aufwachen mit jedem Augenblick."

„Geh', wie Du ein' aber ängsten kannst!" stotterte Gittli und klammerte die Arme um seinen Hals.

Er küßte sie . . . wieder und wieder; das schien ihn doch endlich zu überzeugen, daß er wache.

Langsam gingen sie zwischen den Hecken dahin. Sie mußten sich dicht aneinander schmiegen, denn der Pfad war schmal. Kein Wörtlein sprachen sie . . . doch immer wieder schauten sie sich lächelnd in die Augen, athmeten tief auf und schritten weiter.

* * *

Herr Heinrich hatte wahr prophezeit. Ueber vier Wochen hielt der neue Wildmeister Hochzeit. Pater Theophilus legte die Hände des jungen Paares ineinander; als er den Segen sprach, schwankte vor freudiger Bewegung seine Stimme, daß sie bei jedem Worte zu erlöschen drohte. Gittis Augen, die zu ihm emporgehoben waren, schimmerten in Thränen. Seit dem vergangenen Abend wußte sie, daß es ihr Vater war, dem sie alles Glück verdankte.

Bis auf das letzte Plätzlein war die Kirche gefüllt. Zu vörderst im Herrenstuhl, neben Herrn Heinrich, kniete der Vogt, in dessen nicht gar feierlichem Antlitz eine merkwürdige Erregung zuckte. Er zwirbelte den dicken Schnauzbart und schielte immer wieder zu Herrn Heinrich auf. Die Hochzeit des Haymo mit der Schwester des Wolfrat hatte ihm ein Lichtlein aufgesteckt.

Als die Trauung vorüber war, wurde das junge Paar von Glückwünschenden umdrängt. Nur Seph' und Wolfrat fehlten. Weshalb nur waren sie nicht gekommen?

Als einer der Letzten trat Herr Schluttemann vor das Paar. Er machte einen Bückling vor der erröthenden Braut und faßte Haymos Hand. „Also, Herr Wildmeister, viel Glück fürs Leben! Und einen guten Rath will ich Euch auch dazu geben: lügen, Herr Wildmeister, lügen müßt Ihr nimmer!"

„Herr Vogt!" stotterte Haymo. „Wie meint Ihr das?"

„Schon gut, schon gut! Ich weiß schon, was ich weiß!"

Stolz erhobenen Hauptes stapfte Herr Schluttemann davon. Er war wohl auch zum Brautmahl geladen; aber er wollte zuvor noch in der Vogtstube Nachschau halten. Als er das Kloster betrat, klangen von der Kirche herüber die Hörner der Jäger, welche das Brautpaar mit schmetterndem Weidmannsgruß empfingen.

Herr Schluttemann fand in der Wartestube nur wenige Leute vor, die er eilig abfertigte. Schon wollte er die Vogtei verlassen, da kam noch einer mit polternden Tritten herbei gerannt.

„Herr Vogt! Herr Vogt!"

Beim Klang dieser Stimme spitzte Herr Schluttemann die Ohren. „Was? Der traut sich noch herein zu mir?" Er runzelte die Brauen und stemmte die Fäuste in die Hüften, als er seine Vermuthung bestätigt sah und den Rottmann Polzer erkannte.

Wolfrat blieb unter der Thür stehen und stützte sich mit dem Arm an den Pfosten, keuchend vom raschen Lauf, das Gesicht von Schweiß und Thränen überronnen, lachend und schluchzend.

„Was ist denn das schon wieder für eine Narretei?" donnerte Herr Schluttemann. „Will man vielleicht wieder den Vogt uzen? Wart' nur, jetzt will ich Dir aber zeigen . . ."

Weiter kam Herr Schluttemann nicht, denn Wolfrat, der die Worte des Vogtes gar nicht zu hören schien, schluchzte und lachte: „Herr Vogt! Herr Vogt! Nehmet nur gleich das Leutbuch her . . . und schreibet hinein . . . ich hab' ein Kindl gekriegt . . . ein Dirnlein, Herr Vogt, ein Dirnlein . . . blaue Aeugerln hat's und blutweiße Loderln . . . und Mariele soll's heißen . . . Polzer Mariele! Schreibet, Herr Vogt, schreibet . . . ich muß zum Pfarrer laufen . . ."

Da rannte er schon davon, lachend, schluchzend und keuchend.

Herr Schluttemann stand noch immer mit gespreizten Beinen, die Fäuste in die Hüften gestemmt. „Natürlich!" knurrte er. „Nur allweil Kinder, allweil Kinder, daß nur ja die Lugenschüppel nicht minder werden auf der Welt! Aber wart' nur! Du kommst mir schon wieder! Dann sollst Dir aber merken, daß ich mich nur einmal hab' anschmieren lassen!" Er hob die Fäuste gegen die Stubendecke. „Oooh! Die Menschen sind doch schlechte Leut'!" Zornig riß er an der Glocke. Der Fronbot trat ein. „Geh' hinüber in die Küch' und nachher zum Kellermeister, laß' Dir einen richtigen Korb voll Freßzeug geben und einen Krug Wein . . . trag alles hinunter zum Rottmann Polzer und sag': Das schick' ich ihm zur Kindstauf' . . . dem Gauner!"

Mit vollen Backen blasend ging Herr Schluttemann auf den Schrank zu, nahm das in Schweinsleder gebundene Leutbuch heraus, schlug es auf, tauchte brummend die Gänsefeder ein und schrieb:

„Den 26. des Anderherbst, a. d. 1338, dem Rottmann Wolfrat Polzer ein Dirnlein geboren, heißt Mariele."

„Punktum!" sagte Herr Schluttemann und spritzte die Feder aus.

Durch das offene Fenster klangen jauchzende Stimmen und die schmetternden Klänge der Jagdhörner.

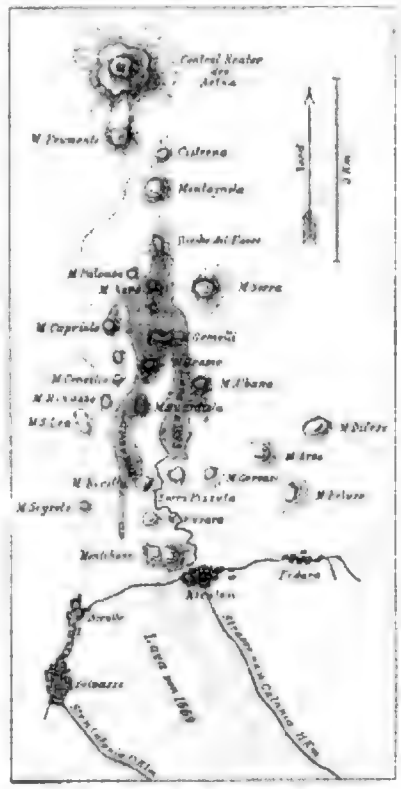
Der Aetna und sein jüngster Ausbruch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vesuv und Aetna sind jedem Schulkind als feuerspeiende Berge bekannt, und jedermann weiß, was sie in ihrer Umgebung angerichtet haben oder noch anzurichten imstande sind, bis sie dahin kommen, wohin ihre zahlreichen italienischen Genossen bereits gekommen: zu verlöschen, zu erkalten.

Denn Vesuv und Aetna sind nicht die einzigen Vulkane Italiens, sie sind nur Glieder einer Kette, einer sehr langen Kette, die an der Südgrenze Toskanas beginnt und sich durch Mittelitalien, Unteritalien, Sicilien und die angrenzenden Meere bis nach Afrika hinüberzieht. Am toskanischen Subapennin, im Südwesten von Chiusi, erhebt sich zunächst der Trachytkegel des Monte Amiata, 1721 Meter hoch, somit der höchste Vulkan der italienischen Halbinsel, der, obschon erloschen, als Zeugen seiner in der Tiefe schlummernden Kräfte Gas- und warme Quellen um seinen Fuß her entspringen läßt. Vulkanisch auch ist das Gebiet von hier aus bis zu den Volsker bergen; als bedeutendstes vulkanisches Erhebungscentrum auf dieser Strecke ist der Ringwall zu nennen, welcher den See von Bolsena umschließt; der daran stoßende Montefiascone ist ein echter Krater.

Fortgesetzt wird die Kette dieser Vulkane unterhalb Roms im Albanergebirge, einem drei Stunden weiten Ringwall. Innerhalb dieses Walles steigt 954 Meter hoch der stattliche, geschichtlich berühmte Monte Cavo auf. Die Lavaströme, die von diesem Punkte ausgehen, übertreffen an Länge die aller anderen Vulkane: sie reichen bis fast vor die Thore Roms; einer davon fand sein Ende erst bei dem Grabmal der Cäcilia Metella auf der Via Appia, der andere vor der Porta S. Paolo. An das mittelitalienische Vulkangebiet schließt sich am Garigliano das campanische an: hier steht das Ringgebirge der Rocca Monfina, das einen Flächenraum von 56 Quadratkilometern bedeckt. Auch die der Rocca Monfina gegenüberliegenden Ponza-Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Männiglich bekannt ist das vulkanisch-klassische Gebiet von Campanien, dessen Mittelpunkt der Vesuv bildet, vor dem als Hochwacht der berühmte Kraterberg des Monte Epomeo auf der Insel Ischia, 792 Meter hoch, steht, während in den phlegräischen Gefilden am Golfe von Bajä seine feurigen Vasallen sich scharen: 27 Krater, deren jüngster der erst vor 360 Jahren aus dem Boden gewachsene Monte Nuovo ist.



Uebersichtskarte über das Gebiet der Aetnaausbrüche von 1669 und 1892.

Das italienische Endglied unserer Vulkankette ist, über die Gruppe der im Feuer gebildeten Liparischen Inseln hinweg — kleine und kleinste Krater und unterseeische vulkanische Erhebungsversuche — der gewaltige Aetna, in dem die unterirdischen titanischen Mächte ihr hervorragendstes Werk vollbracht haben: er ist der höchste Berg Italiens, der größte Vulkan Europas und einer der höchsten auf der ganzen Erde. Von allen Seiten frei, so daß ihn das Auge vom Schiffe aus mit einem Blicke erfassen kann, steigt er zu einer Höhe von 3313 Metern auf und zwar auf eigenen Füßen, auf einem Grunde stehend, den er sich durch Aufschüttung seiner eigenen Materialien erbaut hat; denn ein Vulkan ist nicht ein Berg, der Feuer, sondern ein Feuer, das einen Berg ausspeit, wie es bei der Aetnaeruption von 1886 und bei der jüngsten zu sehen war, wo wie von gigantischen Maulwürfen gehoben, neue Kraterberge aufstiegen. Zahllos sind schon die Erhebungen aus alten Zeiten: wie Ameisenhaufen erscheinen uns die Nebenkrater, welche die Seiten des Berges bedecken, darunter über 200 getaufte, d. h. mit Namen bezeichnete.

Der Aetna hat in seiner Riesenhaftigkeit nur einen Nebenbuhler: den Kljutschew auf der Halbinsel Kamtschatka, der 1500 Meter höher ragt als er, während der Vesuv, ein Pygmäe gegen den sicilianischen Genossen, mit seinen 1282 Metern nur wenig über ein Drittel des Aetnamaßes hinaussteigt. So thront auch das k. Observatorium des Aetna mit der „Casa Etnea" hoch über allen Erdenwohnungen Europas: es liegt 2942 Meter über dem Meere, während das Hospiz des St. Gotthard schon bei 2075 Metern zurückbleibt; das k. Observatorium am Vesuv liegt nur 676 Meter hoch.

Aber die Hänge des Aetna haben eine sehr schwache Neigung, nur 7—8°, der steile, rasch aus dem Meere aufsteigende Vesuv imponiert darum manchem mehr. Die Lavaströme dieses Berges überschreiten nicht 13 Kilometer, die des Aetna erreichen eine Länge von 56 Kilometern und sind oft von gewaltiger Breite und Höhe. Und dann — das Aetnagebiet, wie gewaltig! Es faßt achtmal das Fürstenthum Liechtenstein und deckt bequem den Boden von Reuß älterer und jüngerer Linie zusammengenommen.

Noch etwas anderes verleiht dem Aetna die Großartigkeit, seinem Wesen eine wirkliche Eigenart: es ist die große Zahl jener schon erwähnten Kegel zweiter und dritter Ordnung, die wir über seine Hänge ausgesäet finden und die nichts anderes sind als erloschene Vulkane, Neben- oder parasitische Krater, seine Kinder, die er in verschiedenen prähistorischen, historischen und allerjüngsten Zeiten und so auch jetzt wieder aus seinem Schoße geboren. Die Entstehung derselben ist ungefähr so zu denken, daß die im Innern des Berges aufsteigende Lava nicht mehr die Kraft hatte, die Höhe des Hauptkraters zu erreichen, und nunmehr einen gewaltigen Druck auf die Wände ihres Kamins, die Flanken des Berges, ausübte, bis diese barsten und um die derart entstandenen Sprenglöcher sich neue Auswurfkegel bildeten.

Verschiedene dieser Nebenkrater sind schon wieder bebaut, viele hat vorläufig der goldblühende Ginster bedeckt; andere liegen entweder oberhalb der kulturfähigen Zone oder sind noch zu neu und darum schwarz und nackt. Es giebt ganz bedeutende Höhen darunter; die bedeutendsten sind auf dem Gebiet von Belpassu und Nicolosi, auf dem sich auch der jüngste Ausbruch vollzog: der Monte Vituri, 1772 Meter über M.; Monte Nero 1778 Meter; Monte Serrapizzuta 1700 Meter, Monte Boccarelle di Fuoco 2033 Meter; Monte Castellazzo 2200 Meter; Monte Montagnola 2842 Meter; dann Monte Rocillo, Monte Nicolo, Monte Peluso, Monte S. Lea; alle finden sich auf der Linie, die vom Hauptkrater im Norden nach Nicolosi im Süden läuft, auf der denn auch die Hauptausbrüche stattgefunden haben.

Das ganze weite Land um den Aetna her, der Campus Aetnaeus, dessen ungeheuere Obstfülle schon Ovid preist, ist die fruchtreichste Gegend nicht nur Siciliens, sondern ganz Italiens. Alle Gewächse, welche die gesammte südliche Mittelmeerzone charakterisieren, die köstlichen Südfrüchte in hundert Spielarten, Reben, die den feurigsten Wein liefern, Dattelpalmen, Opuntien kaktus und Agaven, japanische Mispeln, Mandeln, Oliven, Myrten, Feigen- und Johannisbrotbäume, alle gedeihen sie hier auf diesem vulkanischen Boden aufs herrlichste. Alles Land besteht aus Weinbergen und Obstgärten, Weizen- und Baumwollenfeldern.

Bis hoch hinan an den Berg, bis über 1300 Meter zieht sich die „Regione coltivata", die bebaute Region, der noch alle Fruchtarten angehören, die aber hauptsächlich von der Rebe

erobert ward. 36000 Hektar des Aetnabodens gehören der Rebe, und immer höher dringt sie in die zerbröckelte Lava und in die Flugasche hinein.

Der Boden ist unerschöpflich, seine Bewohner aber sind zäh und von eisernem Fleiße. Die Aetnabevölkerung wird gegenwärtig auf etwa 330000 Seelen berechnet, die sich auf neununddreißig Gemeinden in fünfundsechzig Wohnorten vertheilen. Und so giebt es denn in der Welt keinen Berg, um den, im Verhältniß zu seiner Oberfläche, eine so dichte Bevölkerung gefunden wird.

Und sie bleibt trotz der viele Jahrhunderte alten Erfahrungen, die sie mit dem Dämon der Tiefe, der ländervernichtenden Lava gemacht hat und noch viele Jahrhunderte machen wird.

Die Aetnaausbrüche!

Der erste geschichtlich nachweisbare fand 476 v. Chr., der letzte vom 20. Mai bis 2. Juni des Jahres 1886 statt. In jedem Jahrhundert werden mehrere verzeichnet, so beispielsweise im 14. aus den Jahren 1329, 1333, 1381, dann im 15. aus den Jahren 1408, 1444, 1446, 1447. Vor 1447 bis 1536 machte er eine große Pause, um sich zu sammeln; dann öffnete sich die Mittagsseite des Berges, und er gebar zwölf neue Krater, zwölf Ungethüme gleich dem Vater. Der fürchterlichste Ausbruch aber war der vom Jahre 1669. Seine Schrecken sind durch mündliche Ueberlieferung auf das heutige Geschlecht überkommen, seine Spuren werden nach vielen Jahrhunderten noch unverwischt sein. Der vernichtende Lavastrom entsprang dem Boden, auf dem heute die Monti Rossi stehen, er drang in einer Breite von vier Kilometern über die Ortschaften Belpasso, Mascalucia, Gravina, Nicolosi, S. Giovanni di Galermo herein, bis hinab in die Felder und Gärten von Catania, dessen Südwestseite er gänzlich zerstörte.

Ein Frescobild aus demselben Jahre im Dome von Catania versucht, diesen schrecklichsten aller Ausbrüche darzustellen. Die Einwohnerschaft flüchtete.

Die Jahre 1702, 1727, 1732, 1735, 1747, 1755, 1766, 1780, 1783, 1787, 1792 sind wiederum Eruptionsjahre.

Und in unserem Jahrhundert fanden Ausbrüche statt 1811 und 1812, 1832, 1838, 1843, 1852 und 1865, welch letzterer mit sieben Thätigkeitsherden und einem vierzehn Kilometer langen Lavastrom, der fast zehn Millionen Kubikmeter Lavamasse absetzte, auftrat. 1866 bildeten sich sechzehn neue kleine Krater. Der Ausbruch von 1874 hatte nach der Meinung aller Aetnakenner nur den Boden für spätere Eruptionen vorbereitet, und da die von 1879 und die von 1883 auch nicht zur vollen Entwicklung kamen, so mußte Professor Silvestri der Direktor des Aetnaobservatoriums, als Unglücksprophet auftreten und verkünden, daß die bedeutendere Explosion noch ausstehe. Diese fand vom 20. Mai bis 2. Juni 1886 statt. Der Auswurf war beträchtlich: in zwei Tagen hatte die Lava 2½ Quadratkilometer bedeckt, sie rückte gegen 18 Meter in der Stunde vor, überdeckte und zerstörte zahlreiche Wein- und Fruchtgärten; Nicolosi mußte geräumt werden . . . aber am 4. Juni nachts stand der Strom, kalt, starr, schwarz, mit hochgehobener Stirn, 300 Meter über dem Orte.

Der Aetnaausbruch vom Jahre 1669.

Nach einem gleichzeitigen Frescogemälde im Dome zu Catania.

Der jetzige Ausbruch ward eingeleitet durch ziemlich heftige Erdstöße, die sich am 9. Juli in den Gemeinden Zaffarana, Nicolosi, Giarre, Mascali bemerkbar machten und die erschreckten Einwohner aus den Häusern trieben. Diese Erdstöße waren jedoch nicht die ersten Anzeichen vom Erwachen des Aetna. Heftige Erdbeben hatten das Vorgebirge Garganu auf der Ostküste der italienischen Halbinsel vom 20. April bis 22. Juni d. J. heimgesucht und waren dann auf der von hier gerade nach dem Aetna führenden Linie durch Apulien gezogen, wo sie sämmtliche Seismographen (Erschütterungsmesser) der apulischen Observatorien in fortgesetzter Bewegung erhielten, bis sie am 7. Juli mit heftigen Erdstoßen zu Canosa am alten Vulkan Vultur für die Halbinsel abschlossen, um auf Sicilien sich fortzusetzen.

Digitized by Google

Am 9. Juli zählte man von Mitternacht bis 6 Uhr abends elf Erdstöße allein in Catania, und der Hauptkrater des Berges, von den Leuten hier Mongibello genannt, sandte eine Riesenwolke von Rauch und Asche hoch in den klaren Himmel hinein, die sich blitzend und grollend über Catania herüberwälzte. Der Hauptkrater jedoch hatte wie der zürnende Jupiter nur die Locken geschüttelt, die eigentliche Zerstörungsarbeit überließ er den Titanen zu seinen Füßen. Unter entsetzlichem Donnern und Beben der Erdrinde öffneten sich hinter dem Monte Nero, am Südhange des Berges, nur wenig nördlich von der Ausgangsquelle der Lava von 1886, fünf neue Feuerschlünde, deren Lava in gabelförmig getheiltem Strome sich sofort heftig in

Der Aetnaausbruch im Jahre 1892.

Nach der Natur aufgenommen am 16. Juli 1892.

der Richtung von Belpasso, Nicolosi und Pedara ergoß. Der westliche Arm überspringt das Thal von Rinazzo, der östliche erreicht bald die Höhe des Monte Albano; beide umgehen die Monti Nero, Gemmelli, Grosso und drohen unterhalb dieser sich zu vereinigen. Vom 9. auf den 10. hat der feurige Strom bereits zehn Kilometer zurückgelegt und befindet sich nur noch 6 Kilometer von Nicolosi. Glücklicherweise fließt dieser Oststrom bald bedeutend langsamer, denn er ist auf die Lavaberge von 1886 gerathen und muß dieses Hinderniß überwinden. Die Bevölkerung von Nicolosi, in höchster Aufregung, ruft in einem Hochamt alle Heiligen an, knieend auf dem Platze vor dem Dome, das Innere aus Furcht vor einem plötzlichen Erdbeben meidend. Das arme gläubige Volk steckt neben den von der Lava am meisten bedrohten Gärten und Weinbergen an langen Stangen Heiligenbilder aus. Schon aber sind die Kastanienwaldungen des Herzogs von Ferrandina niedergebrannt und mehrere Vignen, in denen die Trauben sich schon gefärbt hatten, verwüstet.

Die Feuerschlünde werfen indeß nicht bloß Lava, sondern unter fortgesetztem donnernden Gebrüll, das an das Dröhnen schweren Belagerungsgeschützes erinnert, auch gewaltige schwarze Blöcke, Lapilli, Sand und Asche aus, oft bis zur Höhe von mehreren hundert Metern. Zur Nacht ist das höllische Flammenspiel überwältigend, entsetzlich erhaben. Monte Nero und Monte Grosso erscheinen wie glühend, der Monte Gemmelli schwimmt inmitten eines Feuersees, der Himmel ist wie von blutigem Nordlichtschein bis in den Horizont hinein geröthet. Tausende von Zuschauern aus Catania und den umliegenden Ortschaften säumen die Hänge der ungefährdeten Höhen, erschüttert von der mächtigen Größe der entfesselten Gewalten, denen keine Macht der Erde einen Damm entgegensetzen kann. Die Erde bebt, neue Feuermassen schießen in die Nacht empor, dazwischen knattert's und knistert's wie Kleingewehr- und Mitrailleusenfeuer in den Wäldern und Weinbergen, und in den Dörfern fließen die Thränen und packen die so plötzlich Verarmten ihr Bündel. Aengstlich mißt man, meterweise, die Fortschritte der Lava. Heute verlangsamt sie ihren Lauf und die Hoffnung jubelt; morgen aber holt sie das Versäumte nach und die Verzweiflung packt die Herzen aufs neue. . . .

Das war das schauerlich erhabene Schauspiel, welches der unheimliche Berg in den heißen Julitagen des Jahres 1892 darbot. Und noch in dem Augenblick, da diese Zeilen zum Drucke gehen, weiß man nicht sicher, welches das Ende sein wird. Wohl schien sich zu Ende des Monats die Kraft des Ausbruchs zu erschöpfen, aber immer noch warfen die Krater von Zeit zu Zeit Steine und Lava aus und vulkanischer Sand und Aschenregen ging wiederholt bis Catania nieder. Hoffen wir, daß, bis diese Schilderung in die Hände der Leser gelangt, alle Gefahr verschwunden sei und die unglücklichen Bewohner wieder aufathmen können nach den schweren Wochen der Angst und des Schreckens!

Woldemar Kaden.

Digitized by Google

Theodor Billroth.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. v. Bergmann.

In wenig Wochen werden es fünfundzwanzig Jahre, daß der Preuße Theodor Billroth die Professur der Chirurgie und die Leitung der allberühmten Klinik des Allgemeinen Krankenhauses in der österreichischen Hauptstadt Wien erhielt und in kürzester Zeit sich die Herzen seiner neuen Landsleute gewann, geehrt durch die Gnade und Gunst seines Kaisers und verehrt von Hoch und Niedrig in den Kronländern der Habsburgischen Monarchie.

Christian Albert Theodor Billroth ist als Sohn eines Predigers auf der Insel Rügen am 26. April 1829 geboren und hat in den Jahren 1848 bis 1852 zuerst in Greifswald, dann auf den Universitäten zu Göttingen und Berlin den medizinischen Studien obgelegen. Mit seiner Dissertation über die Ursachen der Störungen in den Lungen nach Durchschneidung beider zehnten Hirnnerven bekundete er sein Geschick sowohl in experimentellen als in mikroskopischen Arbeiten und die Fähigkeit, schwere und wichtige physiologische Probleme klar und sicher anzufassen. Wenig Dissertationen, zumal in lateinischer Sprache geschriebenen, ist es beschieden gewesen, so oft in den Lehrbüchern der Physiologie citiert zu werden wie dieser Erstlingsarbeit des angehenden Chirurgen.

Was Billroth zum chirurgischen Fache führte, wissen wir nicht; aber in der Zeit, da er seine Studien beendet hatte, war vor allen deutschen Chirurgen Langenbeck in Berlin zur Erkenntniß von der Bedeutung der histologischen Forschungen für die Fortschritte des chirurgischen Wissens und Könnens gekommen. Er zog den Jüngling, welcher in Johannes Müllers und Virchows Schule sich bewährt hatte, an sich und betraute ihn mit der Stellung eines Assistenten an seiner Klinik, eine Stellung, die Billroth sieben lange Jahre eingenommen hat. Es waren in erster Stelle Beiträge zur pathologischen Histologie, über die Entwicklung der Blutgefäße, über den Bau der Schleimpolypen u. s. w., die den Assistenten beschäftigten und zu deren mühsamer, zeitraubender Bearbeitung er die Ruhe der Nacht und jede freie Stunde opfern mußte.

Es sind nicht selten damals, wie er selbst erzählt, vier bis sechs Wochen vergangen, ehe er aus dem schlecht gebauten, in einer engen Straße an der stagnierenden Spree gelegenen Spital der damaligen Berliner chirurgischen Klinik hinauskam und dann auch nur, um eine Viertelstunde lang im Thiergarten spazieren zu gehen. In der That, wer die zahlreichen Arbeiten überblickt, die der junge Forscher in den Jahren 1854 bis 1860 in der Deutschen Klinik, in Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie und in Virchows Archiv für pathologische Anatomie, sowie in umfangreichen Monographien erscheinen ließ, kann sich nicht wundern, daß bald die Aufmerksamkeit der medizinischen Welt sich dem neuen Schüler Langenbecks zuwandte und derselbe 1860 auf den Lehrstuhl der Chirurgie in Zürich gerufen wurde.

In zweifacher Hinsicht hat er hier seinen Ruf gerechtfertigt und seinen Ruhm entwickelt.

Zunächst als klinischer Lehrer, der es verstand, in wenig Jahren Zürich zu einem Anziehungs- und Sammelpunkt für diejenigen jungen Aerzte zu machen, die nach beendeten Studien ihrer weiteren Ausbildung durch den Besuch neuer in- und ausländischer Universitäten dienen wollten. Es war, um einen Vergleich Billroths zu wählen, die Wirkung seiner Person wie die des Rattenfängers von Hameln: „Wohin der Student mit Begeisterung geht, da lernt er auch mit Begeisterung.“

Mehr aber noch wirkte Billroth durch die Herausgabe eines Werkes, das in der Art, wie er es geplant und durchgeführt hat, etwas völlig Neues gewesen ist: seine „Allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in fünfzig Vorlesungen“, die 1863 zuerst erschienen ist und es bis heute auf zwanzig Auflagen gebracht hat. Während man früher unter allgemeiner Chirurgie bloß die Aufzählung der allgemein gebrauchten Instrumente, die Anleitung zu ihrer Gebrauchsweise und die Beschreibung der gewöhnlichsten elementaren Operationen verstand, gab Billroth dem Begriff eine ganz andere Bedeutung und Ausdehnung, ja er schuf gewissermaßen mit dieser seiner Arbeit eine neue chirurgische Disciplin. Den Aufschwung, welchen die pathologische Anatomie allen Zweigen der praktischen Medizin bereit war zu bringen, machte dieses Buch der Chirurgie dienstbar. Indem der Verfasser allemal von klinischen Bedürfnissen in dem konkreten Falle ausgeht, zeigt er am besten, welche anatomischen, physiologischen und histologischen Betrachtungen zum Verständniß des den Praktiker beschäftigenden Prozesses unentbehrlich und nothwendig sind. Die Krankheiten werden nicht nach einem bestimmten System getrennt oder zusammengefaßt, sondern so zu einander in Beziehung gebracht, wie sie sich im kranken Menschen darstellen, und überall wird doch das Verhältniß der einzelnen Krankheit zum Ganzen festgehalten und im Sinne der Alten gelehrt, daß nur die Vereinigung der Medizin und Chirurgie den vollkommenen Arzt bilde und der Arzt, dem die Kenntniß des einen dieser Zweige abgeht, einem Vogel mit einem Flügel gleiche.

Noch eine zweite Arbeit ist aus dieser Züricher Zeit epochemachend geworden, es sind das die „Beobachtungsstudien über Wundfieber und accidentelle Wundkrankheiten“ aus dem Jahre 1862. Sie lieferte zuerst im Gegensatz zu der früheren Auffassung, nach welcher das Wundfieber die Antwort des Organismus auf seine Reizung durch die Verwundung, d. h. die allgemeine Reaktion auf einen lokalisierten Eingriff oder ein örtliches Leiden war, den Beweis, daß weder die Art der verletzten Theile noch die Ausdehnung der Verletzung bestimmend für das Auftreten des Fiebers und maßgebend für seine Höhe sind.

Damit war die Brücke geschlagen zu der modernen Auffassung des Wundfiebers, als hervorgerufen und bedingt nicht durch den Akt der Verwundung als solchen, sondern durch Schädlichkeiten, die nachträglich von außen in die Wunde fallen und dringen. Die erste Forschung nach diesen spezifischen Schädlichkeiten gehörte wieder Billroth, als er in einer späteren Arbeit den Versuch machte, die Fieberursache und den Zusammenhang dieser Ursache mit den Fiebererscheinungen in Erfahrung zu bringen, und dazu in weitester Ausdehnung das Thierexperiment herbeizog. Dadurch hat er die Grundlage zu der schließlich von Lister eröffneten antiseptischen Aera der Chirurgie gelegt. Der Wunsch, den er am Schlusse seiner letzterwähnten Arbeit dem Leser gegenüber ausdrückt, sie möchte lebensfähig und keimfähig sich erweisen, ist so aufs reichste in Erfüllung gegangen. Er selbst hat an einem anderen Orte und für eine ganz andere seiner Schöpfungen Geibels Gedicht von dem alten Förster citiert, der bei den Reisern, die er pflanzt, der Kronen gedenkt, zu denen sie einst, den Wald entlang rauschend, erwachsen werden. Zu solchen Kronen sind Billroths fleißige und emsige Temperaturmessungen an den Verwundeten jetzt schon längst herangewachsen, denn 25 Jahre sind es, seit er 1867 Zürich verließ, um den so viel größeren Wirkungskreis in Wien zu gewinnen.

Billroths Wirken, Billroths Leben in Wien ist in einem Sinne sicher ein köstliches gewesen, indem es Mühe und Arbeit nicht bloß auf dem wissenschaftlichen und praktischen Gebiet der Chirurgie war, sondern nach verschiedenen Richtungen über dasselbe in gleich energischem Fleiße und unermüdlicher Sorge hinausgriff.

Das Riesenmaterial seiner Klinik hat er in einer großen Zahl von klinischen Berichten und Sammelforschungen dadurch vorzugsweise in den Dienst der Wissenschaft zu stellen gesucht, daß er die Einzelbeobachtungen buchte, ordnete und zusammentrug, um sie statistisch verwerthen zu können. Indem er eine strenge und wahrhafte Kritik an diese Zusammenstellungen legte und alle seine Erfahrungen, ohne Rücksicht auf den Erfolg, mittheilte, suchte er nicht bloß die augenblicklichen, sondern auch die schließlichen und bleibenden Resultate seiner Operationen so wahr als klar zu ermitteln.

Deswegen schreibt er in der Einleitung zu einem der ersten seiner klinischen Berichte:

„Die Wege, sich über die eigenen Erfahrungen klar zu werden, sind nicht schwer zu finden. Von jedem Kranken muß mit pedantischer Strenge eine Krankengeschichte geführt werden. Diese Journale müssen in systematischer Ordnung bewahrt werden. Sollen nach Abfluß eines oder mehrerer Jahre die

erworbenen Erfahrungen zusammengestellt werden, so müssen über alle Kranke, welche nicht völlig geheilt das Hospital verließen (und die Zahl dieser Individuen ist in jedem Spital sehr groß) Nachrichten eingezogen werden, wie der schließliche Verlauf der Krankheit war, ob die betreffenden Individuen geheilt sind, vollkommen oder mit Zurückbleiben von Funktionsstörungen, ob und woran sie gestorben sind, wie lange der Verlauf der ganzen Krankheit dauerte u. s. w. Kann man das schließliche Resultat z. B. der Behandlung einer chronischen Hüftgelenksentzündung nicht angeben, so bleiben die errungenen Erfahrungen, trotz der genauesten Krankengeschichte, sehr unvollkommen, ja ebenso lückenhaft, als wenn man darüber nur in Büchern gelesen hätte."

Von diesen Grundsätzen getragen sind Billroths ausführliche Berichte, die unter dem Titel „Gesammtbericht über die chirurgischen Kliniken in Zürich und Wien 1860 bis 1876" erschienen, sowie die auf seine Anregung entstandene ausführliche und wichtige Schrift seines Schülers Winiwarter, jetzt Professor der Chirurgie in Lüttich, über die Statistik der Krebse.

Was Billroths Schule in Wien aber besonders gekennzeichnet hat, das sind die vielen und großen neuen Operationen, an die sich der Meister zuerst gewagt hat, so die Fortnahme des erkrankten Kehlkopfs, das Ausschneiden (Resektion) von erkrankten Stücken des Magens, die Ausschließung des kranken Magens von dem Geschäfte der Verdauung durch die Einnähung unterhalb gelegener Darmabschnitte in den Magen, die sogenannten Gastroenterostomien.

Auf dem internationalen Aerztekongreß in Berlin berichtete Billroth selbst über die Ergebnisse von 124 vom November 1878 bis Juni 1880 in seiner Klinik und Privatpraxis ausgeführten Resektionen am Magen und Darmkanal, Gastroenterostomien und Narbenlösungen wegen chronischer Krankheitsprozesse. Er schloß mit den Worten:

„Die Schwierigkeit einer frühen Diagnose und die Gefahr des operativen Eingriffs werden keine unheilbaren Gebrechen unserer Kunst bleiben. Ich zweifle nicht daran, daß bei fortgesetztem eifrigen Studium eine frühere Präcisierung der Diagnose möglich werden wird und daß wir die Gefahren dieser Operationen durch Vervollkommnung der Methoden und der Technik noch um ein Bedeutendes zu verringern imstande sein werden. Wenn wir dennoch vielleicht nicht so schnell, als wir wünschen, zur höchsten Höhe unserer Bestrebungen gelangen, so rufe ich Ihnen allen den Wahlspruch meines großen Meisters Bernhard von Langenbeck zu: ‚Nunquam retrorsum!'*"

Keiner der Chirurgen unserer Zeit, nicht bloß der deutschen, sondern auch der englischen und französischen, ist so sehr wie Billroth Mittelpunkt einer chirurgischen Gelehrtenschule geworden. Zwei seiner ausgezeichnetsten Schüler bekleiden im Deutschen Reich das Amt eines ordentlichen Professors der Chirurgie und Direktors einer chirurgischen Klinik: Geheimer Hofrath Czerny in Heidelberg und Geheimer Medizinalrath Mikulicz in Breslau, ebensoviele lehren in gleicher Stellung in Oesterreich, Professor Gussenbauer in Prag und Professor Wölfler in Graz, in Belgien wirkt an der Universität Lüttich Winiwarter, in Serbien Giorgewicz, ganz abgesehen von den Wiener Docenten und Primärärzten, wie von Hacker, Gersuny, Steiner, von Eiselsberg u. a.

Nicht die Staatsinstitutionen, und seien sie für die Erzielung eines tüchtigen Nachwuchses akademischer Lehrer auch die besten, schaffen eine Gelehrtenschule, sondern die bedeutenden Männer bilden sie. Sache des Staates ist es daher, diese zu finden, wie Oesterreich für die medizinische Fakultät Wiens das in hervorragender Weise verstanden hat, indem es seine Van Swieten, Brücke, Brambilla, Billroth aus aller Herren Ländern zu gewinnen trachtete.

Welchen Eigenschaften Billroth seinen hervorragenden Einfluß auf die Jugend verdankt, ist nicht schwer zu sagen. Er gehört zu denjenigen Naturen, die alles, was an sie tritt, und jedes Neue, was ihnen ihre Wissenschaft bringt, sich schnell und ganz zu eigen machen, um es in besonderer und durchaus individueller Weise sofort weiter zu verarbeiten, auszubilden und zu entwickeln.

„Die besten Gedanken", schreibt er einmal, „finde ich bei anderen Schriftstellern immer zwischen den Zeilen; was ich lese, interessiert mich fast nur deshalb, weil der Stoff selbst oder die Art, wie er behandelt ist, in mir neue Gedanken hervorbringt." So produziert er ohne weiteres aus dem, was er eben recipiert hat, und das schafft die Frische in der Lehre, die den Sechziger noch jugendlich erscheinen läßt in der Begeisterung für seine Lehrthätigkeit. Wenn er vorträgt, oder wenn er diskutiert, ist er voll Geist und Leben, und seine innerliche Erregung überträgt sich dann auf den Hörer und Schüler, befruchtet, erhebt und begeistert auch ihn

Wer seine Schüler von Stufe zu Stufe, immer höher und zu immer größerer Vollkommenheit zu führen vermag, muß in schöpferischer Kraft ihnen vorangehen — er muß, wie Billroth, nicht nur das gesammte Wissen seines Faches beherrschen, sondern auch ein Meister im Können und Erfinden sein. Daß er das war und ist, bezeugt die Schule, die er geschaffen hat. Wie er es verstanden hat in seinen Vorlesungen, sich in die Denkungsart und den jeweiligen Stand der Kenntnisse und des Wissens seiner Zuhörer zu versetzen, um, an das ihnen Bekannte anknüpfend, ihren Gedankenkreis zu erweitern, so ist auch von ihm auf seine Schüler die Art des Denkens, Empfindens, Handelns unmerklich, aber bleibend übergegangen.

Das Verhältniß zu seinen Schülern charakterisieren am besten die Ansprachen, welche an seinem sechzigsten Geburtstag ihm zwei der bedeutendsten derselben, Gussenbauer und Czerny, widmeten.

„Sie haben", heißt es dort, „in uns wissenschaftliches Denken, welches die Naturobjekte nur um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf praktische Tendenzen betrachtet, geweckt und durch musterhaftes Beispiel gefördert. Streng in der Selbstkritik, haben Sie mit freundlichem Wohlwollen auch unsere schüchternsten Versuche, am großen Werke der modernen Chirurgie mitzuarbeiten, begleitet, rathend und mithelfend ergänzt, wo enger Blick und geringe Erfahrung nicht ausreichten, um durch Kleines das große Ganze zu bereichern. Sie haben uns Einblick gewährt, wenn Sie nach unermüdlichem Studium Ihre ersten Konzeptionen, dem erleuchteten Künstler gleich, in lebendigem Worte oder in unvergänglicher Schrift für die Wissenschaft formvollendet gestalteten. So haben Sie uns sehend und wissend gemacht, bevor Sie uns herangezogen zum schweren Beruf des praktischen Chirurgen."

Ein Meister von Meistern, ein schöpferischer Forscher und ein außerordentlich produktiver Schriftsteller — so steht Billroth während der fünfundzwanzig Jahre seiner Wiener Lehrthätigkeit da. In den weitesten Kreisen der Gebildeten verbreitet sind namentlich zwei seiner Schriften, seine „Chirurgischen Briefe aus den Feldlazarethen in Weißenburg und Mannheim 1870" und sein „Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation" — eine kulturgeschichtliche Studie. Seine leichte, fließende und überaus anregende Art zu schreiben leuchtet aus ihnen auf jeder Seite hervor — ebenso wie die jugendliche Lebhaftigkeit im Empfinden und Denken des Verfassers. In die ideale hehre Stimmung der Julitage des unvergeßlichen Jahres 1870 wird jeder, der so glücklich gewesen ist, sie mitzufühlen, versetzt, so oft er die Vorrede zu den Briefen aufschlägt, die Billroth „bei dem Lichte jener Flammen mit blutiger Hand auf den Schlachtfeldern schrieb" — als es ihn nicht länger in Wien duldete, sondern er fort bis in die vordersten Reihen derer eilte, die zur Wacht am Rhein in dessen Pfalz sich gesammelt hatten. Die den Eindrücken unmittelbar folgende Schilderung wird das Buch als einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des großen deutschen Krieges Kind und Kindeskindern erhalten.

In einer ganz anderen Richtung werthvoll für jeden, welcher deutsche Universitätsverhältnisse beurtheilen und für die Förderung des medizinischen Unterrichts und der medizinischen Institute an ihnen thätig sein will, ist das zweite der oben erwähnten Bücher: über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften. Hier ist zum ersten Male in großer Vollständigkeit an die Geschichte der Entwicklung unserer medizinischen Fakultäten die Darstellung der jetzigen deutschen Methoden des Lehrens geschlossen worden. Vorbildung, Prüfung und Lernfreiheit des Studierenden sind ebenso kritisch dargestellt, wie die Zusammensetzung, Ergänzung und Lehrfreiheit der Professorenkollegien besprochen sind — zunächst an den Universitäten mit deutscher Zunge, dann aber auch, des Vergleiches wegen, in den

* Niemals zurück!

ausländischen Fachschulen. Wer das Werk durchblättert, wird auf jeder Seite der Originalität des Verfassers begegnen — zumal in den Kapiteln, welche von der Sorge für einen tüchtigen, akademischen Nachwuchs handeln. „Ja, immer gleich begabte, gleich erfolgreich wirkende Kinder zu erzeugen, dazu hat die Physiologie die Mittel und Wege noch nicht gezeigt, ebensowenig, wie die hervorragendsten Pädagogen bedeutende Menschen nach bestimmten Plänen heranzuziehen vermögen."

Wenn man als Kriterium für einen akademischen Lehrer seine universelle Bildung, seinen Geist und Witz ansieht, so können wir mit Billroth von Billroth schreiben: „Beschäftigen wir uns mit den starken Magneten, denen alles von nah und fern zufliegt, so darf man behaupten, daß die großen Naturforscher und Aerzte immer etwas Schwärmerisches, Phantastisches, zum Universellen Hindrängendes, daß sie meist auch einen Hang zum Künstlerischen hatten, oft nicht selten zugleich Dichter, Maler, Musiker waren, und daß sie in ihrer ganzen Erscheinung, so verschieden sie auch sein mochten, für die Jugend etwas unüberwindlich Anziehendes, Priesterliches, Dämonisches hatten."

Billroth ist ein begeisterter Jünger der edlen Musica. Brahms rechnet er zu seinen besten Freunden, und in seinen Salons in der Residenzstadt, sowie seinem herrlichen Landhaus am Wolfgang see weilen gern und oft die hervorragendsten Meister in dem Reiche der Töne.

„In dem kunstsinnigen Wien," schreibt Czerny, „ist der Norddeutsche Billroth eine der populärsten Persönlichkeiten ge worden durch den Reiz seines genialen, für alles Edle be geisterten Wesens, durch die liebevolle Sorgfalt, welche er seinen Klienten, gleichgültig ob Hoch oder Niedrig, widmet, und durch die patriotische Hingebung, welche er stets seiner neuen Heimath bewiesen hat."

Was Billroth bekannte, als er mit dem heißesten nationalen Empfinden in den Krieg von 1870 zog, daß niemals das Sakra ment der Humanität in ärztlicher Pflicht dem verwundeten Feinde gegenüber von ihm vergessen werden würde, hat er auch den Tausenden, die seine Schüler gewesen sind, eingeflößt, die lauterste Humanität am Krankenbette. Er hat sie täglich durch mannig faltiges Beispiel begreifen gelehrt, daß nur der humane Mensch ein guter Arzt sein kann.

Ein schönes Denkmal dieser seiner Bestrebungen für das Wohl und die Pflege der Kranken ist die Stiftung des Ru dolfinerhauses in Unterdöbling bei Wien. Dasselbe soll der Ausbildung tüchtig und gründlich in ihrem Fache geschulter Wärterinnen dienen. Die hohe Bedeutung der Krankenpflege kann nicht eingehender und besser geschildert werden, als Billroth das in seinem Buche „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital" gethan hat. Die Nothwendigkeit einer Pflegerinnen schule wird hier in das richtige Licht gestellt und treffend hervor gehoben, daß eine solche in einer großen Stadt mit vorwiegend großen Hospitälern nur zur gedeihlichen Entwicklung kommen kann, wenn sie mit einem eigens dazu bestimmten Krankenhause verbunden ist. Mit seltener Energie und unermüdlichem Eifer hat Billroth ein solches in dem Rudolfinerhause für die Frauen und Mädchen geschaffen, welche die Krankenpflege zu ihrem Lebens berufe gewählt haben. Schon wenige Jahre nach Eröffnung desselben konnte er schreiben: „Die gute Pflege, welche den in der Anstalt aufgenommenen Kranken zu theil wird, ist einer der Umstände, die den Ruf des Rudolfinerhauses in immer weitere Kreise tragen, den Zudrang Hilfesuchender vermehren und so wieder zum Gedeihen der Anstalt beitragen."

Es hat nicht fehlen können, daß Billroths Leistungen die Bewunderung der Zeitgenossen und eine Häufung von Ehren aller Art ihm erwarben. Sein Kaiser ernannte ihn zum Mit glied des österreichischen Herrenhauses und fast alle Fürsten Europas haben sich bemüht, seine Brust mit Orden zu schmücken.

Wohl uns und ihm, daß er noch mitten in seiner Arbeits kraft und seiner Thätigkeit steht, daß überall dort, wo wissen schaftliche Chirurgie und humane Krankenpflege getrieben wird, der Name Billroth obenan steht, und auf der zweiten Seite wieder Billroth und so fort immer wieder Billroth.

Zu Ende mit seinen Schöpfungen und Strebungen ist er noch lange nicht. Im Augenblicke sucht er den Wiener Aerzten ein Vereins haus zu gründen und zu bauen. Für ihn „gibt's ka Ruh'", wie der Wiener sagt.

Blätter und Blüthen

Er kommt aus dem Zuchthaus! Wer weiß es nicht, welch ein fürch terlicher Bann auf dem Haupte dessen lastet, von dem diese Worte gelten? Gemieden, ausgestoßen, geächtet — losgerissen von Freundschaft und Verwandtschaft — meist mit kargen Mitteln steht er da in der Welt, die auch ihm fremd geworden. Er schaut sich um nach einem Rettungsanker. Er will arbeiten. Aber wer giebt ihm zu arbeiten? Wo sind die wenigen Vorurtheils losen, die es wagen, mit dem entlassenen Sträfling einen Versuch zu machen? Er geht daran, Umfrage zu halten. „Wo standen Sie zuletzt in Arbeit?" — die Frage kehrt überall wieder — und ein schamvolles Schweigen ist die beredte Antwort. Achselzuckend bedauert der vorsichtige Arbeitgeber.

Wir brauchen das Bild nicht weiter auszuführen. Genug, daß das Ende meist eben das eine ist — die Rückkehr hinter jene finsteren Kerkermauern, die dem Elenden fast als eine Zuflucht erscheinen müssen; genug, daß selbst aus dem reuigen Verbrecher schließlich ein schlechter Mensch wird, in dem auch das letzte Fünkchen Liebe zum Guten erlischt, um einer rasenden Lust am Bösen das Feld zu räumen.

Das sind die Erscheinungen, welche die „Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene" ins Leben gerufen haben; ausgehend von der „Philadelphia society for assisting distressed prisoners", haben sie auch in Europa allenthalben Fuß gefaßt. Ihr Bestreben ist, die Entlassenen vor augenblicklicher Noth zu schützen, dann aber hauptsächlich, ihnen Arbeit, ihnen Gelegenheit zu schaffen, sich in den Augen ihrer Mitmenschen wieder ehrlich zu machen. Selbstverständlich bedarf es dazu großer Mittel, und leider fließen diese bei uns nicht eben reichlich.

Im Gegensatz zu anderen Ländern wie Schweden, England, Frankreich, namentlich Nordamerika, wo derartigen Vereinen aus öffentlichen Kassen und von Privatleuten freigebige Spenden in steigendem Maße zu theil werden, denkt man in Deutschland noch viel zu wenig daran, welche Bedeutung es für das Gemeinwesen hat, wenn solche verlorenen Elemente der Bevölkerung wiedergewonnen, zu fleißigen nützlichen Gliedern der Gesellschaft werden.

Hier und da, das soll nicht geleugnet werden, sind ja üble Erfahrungen gemacht worden mit Anstellung von Strafentlassenen, ja mancher von ihnen scheint unverbesserlich. Dem gegenüber steht aber die Thatsache, daß unter ihnen nicht wenige sind, denen eine außergewöhnliche Thatkraft innewohnt, und die, nachdem es gelungen ist, sie zu einem geordneten Leben zurückzuführen, durch besondere Tüchtigkeit und persönliche Anhänglichkeit für das ihnen unter erschwerenden Umständen geschenkte Vertrauen zu danken bemüht sind. Sie fühlen offenbar, daß ihnen eines jener echten Liebeswerke widerfahren ist, die sich nach beiden Seiten als Wohlthat erweisen.

Wären nur die Ziele und Erfolge solcher Fürsorgevereine allgemeiner bekannt, so würden gewiß deren noch weit mehr gestiftet sein und die vorhan denen kräftiger unterstützt werden! Fast überall wurzeln aber noch gewisse Vorurtheile, deren Ausrottung dringend noth thut. Gilt es, Arme, Kranke, Gebrechliche, durch Naturereignisse Geschädigte zu unterstützen, so findet sich Mitleid in weiten Kreisen oder es kann doch leicht geweckt werden; Schenkun gen, Vermächtnisse fließen reichlich. Wird aber um Hilfe für sittlich Ver sunkene geworben — welche doch noch viel elender und gefährdeter sind — so stößt man zumeist auf verschlossene Herzen und Hände. Viele meinen, da sei doch schwerlich zu helfen, auf alle Fälle das etwa Nothwendige nur Sache der Behörden. Manche reden sich wohl gar ein, daß sie an Unwürdige Gaben vergeuden, die weit besser auf unschuldig Hilfsbedürftige gewandt würden. Sie wissen nicht, daß jene Gesellschaften moralische Hebung der Gefangenen, Milderung der Noth von Entlassenen und deren Angehörigen sich zum Ziel gesetzt haben — und, wohl zu bemerken, beides keineswegs vergebens.

Nicht die Schärfe des Gesetzes abstumpfen wollen sie, sondern nur möglichst hindern, daß dieses härter treffe, als es in der Absicht der Gesetzgebung und im Interesse des Gemeinwohls liegt.

Sonnblickverein in Wien. Wie bekannt, unterhält die „Oester reichische Gesellschaft für Meteorologie" die höchste Wetterwarte Europas. Es besteht nämlich seit 1886 auf dem Gipfel des 3100 Meter hohen Sonnblick in den Hohen Tauern ein massiver Thurm, in dem sich nicht nur eine meteorologische Beobachtungsstation erster Klasse, sondern auch ein „Gelehrtenstübel" befindet, das schon wiederholt Männern der Wissen schaft zu längerem Aufenthalt diente. So weilte z. B. hier im Februar 1888 Universitätsprofessor Dr. Pernter aus Wien drei Wochen lang, und die Herren Geitel und Elster aus Wolfenbüttel, bekannt durch ihre Unter suchungen über atmosphärische Elektricität, kehren seit 1890 alljährlich auf der hohen Warte ein, um daselbst ihre wichtigen Untersuchungen fortzusetzen. An den Beobachtungsthurm ist das Zittelhaus des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins angebaut, das den Touristen Sommer und Winter offen steht und die höchste, das ganze Jahr hindurch be wirthschaftete alpine Unterkunft darstellt. Die Wetterwarte und das Schutzhaus in diesem für die Freunde des Hochgebirges und besonders die Wintertouristen so günstigen Zustande zu erhalten, bot bis zum Winter 1889/90 keine Schwierigkeit. Denn bis dahin war sowohl das am Fuße des Sonnblicks befindliche Werkhaus des Rauriser Goldbergwerks, als auch das noch 800 Meter höher unmittelbar am Gletscher gelegene Knappenhaus das ganze Jahr hindurch bewohnt. Seither ist jedoch das

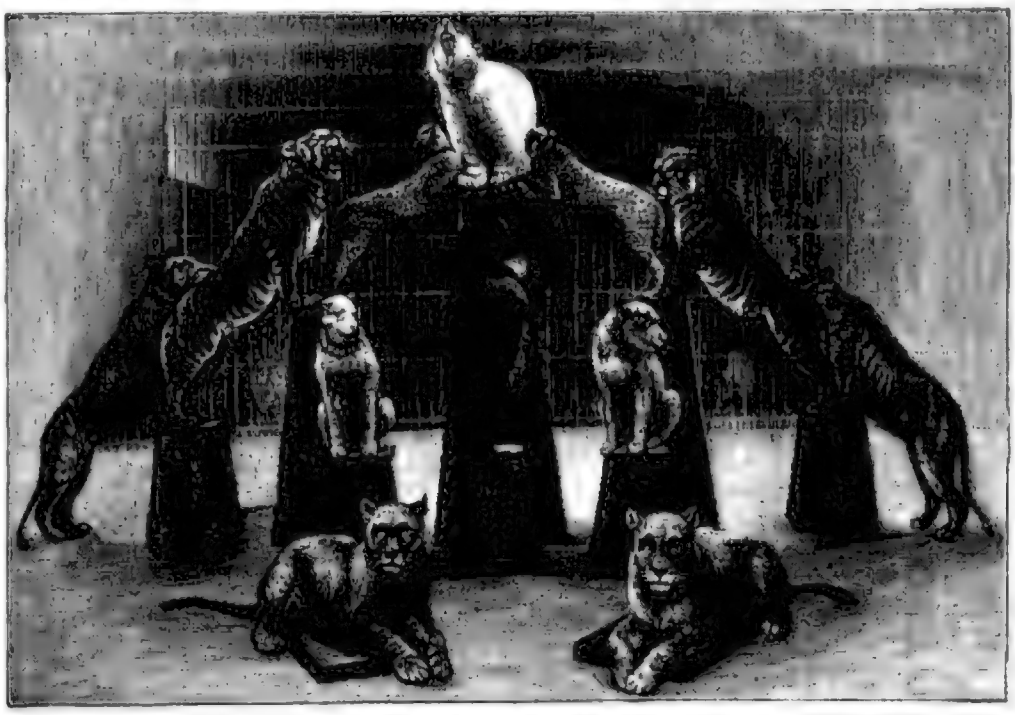
In den Stuttgarter Anlagen.
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Goldbergwerk in den Besitz einer belgischen Gesellschaft übergegangen, die den Betrieb einstellte; und als am 4. Januar 1891 auch der frühere Besitzer des Werks, J. Rojacher, starb, war auf einmal der ganze früher so lebhafte Thalwinkel verödet.

Der seit 1887 auf dem Gipfel hausende Knappe Peter Lechner befand sich jetzt in einer üblen Lage. Niemand war da, die nöthigen großen Vorräthe von Brennholz aus dem Thale über den Gletscher zum Gipfel zu schaffen, niemand auch, der die ins Thal führende Telephonleitung ausgebessert hätte, wenn sie durch Schneestürme oder Blitzschlag beschädigt worden war. Endlich war gerade in letzterem Falle, wenn Lechner ein Unglück zustieß, Rettung fast ausgeschlossen. Denn nicht nur ist es für den einzelnen schwer, vom Gipfel herab nach Kolm Saigurn zu gelangen, sondern diese letzte Thalstation ist auch noch im Winter oft durch Lawinen und riesige Schneemassen von den unteren Thalstationen abgesperrt. Infolgedessen mußte die „Oesterreichische Gesellschaft für Meteorologie" sowohl am Gipfel des Sonnblick als auch in Kolm Saigurn je einen Gehilfen für Peter Lechner und etliche Leute für den Holztransport anstellen. Da diese Neueinrichtungen aber einen Mehraufwand von 1500 Gulden jährlich erheischten, der die verfügbaren Mittel der Gesellschaft überschreitet, hat sie soeben einen eigenen „Sonnblickverein" gegründet. Der Verein wird alljährlich einen kurzen gemeinverständlichen Bericht über alle den Sonnblick betreffenden Ereignisse und Forschungen herausgeben; Freunde der Hochalpen und der Meteorologie dürften daher gern vernehmen, daß der Beitritt nur an eine jährliche Leistung von zwei Gulden ö. W. geknüpft ist.

R. E. Petermann.

Eine gemüthliche Gesellschaft. (Mit Abbildung.) Wie weit es Kunst und Ausdauer in der Zähmung und Abrichtung wilder Bestien bringen können, mag der Leser aus unserem Bildchen ersehen. Es ist eine Vorstellung des „Thiercirkus", den sich Meister Carl Hagenbeck aus Hamburg zusammendressiert hat. Gefürchtete Bestien, Eisbär, Panther, Tiger und Kragenbären, haben sich zur Pyramide gruppiert, einen Kragenbär mit zwei Hunden rechts und links mag man gleichsam als Thor deuten, vor dem zwei mächtige Löwinnen Wache halten. Die Thiere, sonst untereinander die grimmigsten Feinde, scheinen unter der Wirkung der menschlichen Zucht ihre eigenste Natur ausgetauscht zu haben, fügsam gliedern sie sich an der ihnen angewiesenen Stelle in den kunstvollen Bau — eine gemüthliche Gesellschaft, die einem neuzeitlichen Ritter Delorges sein Wagniß erheblich erleichtern würde.



Eine gemüthliche Gesellschaft.

Gezähmte Thiere aus dem Thiercirkus von C. Hagenbeck. Nach einer Photographie.

Das Repetiergewehr — eine alte Geschichte! Im allgemeinen wird das vorgenannte Mordinstrument als die eigenste Erfindung unserer Zeit betrachtet, von welcher die Alten gar keine Ahnung gehabt hätten. Dem ist aber durchaus nicht so; im Gegentheile — unseren Vorfahren leuchteten die Vortheile des Schnellfeuerns ebensogut ein, wie sie heute der ganzen Welt klar sind, und nur der Mangel ausreichender technischer und wissenschaftlicher Hülfsmittel verhinderte in früheren Jahrhunderten eine ähnliche Ausbildung der Feuerwaffen wie heutzutage. Es ist eine ganze Reihe von Versuchen theils durch noch vorhandene Originale, theils durch Modelle, Zeichnungen und Beschreibungen aus alter Zeit bekannt, welche das Schnellfeuern ermöglichen sollten. Und merkwürdigerweise ist fast jeder der Grundbestandtheile, welche die neueren Erfinder der Schnellfeuerwaffen verwendeten, in den vergangenen Jahrhunderten bereits bekannt gewesen. Zu allgemeiner Einführung und rücksichtsloser Anwendung haben es diese Waffen damals aber nie gebracht; diese ist erst unserer Zeit vorbehalten gewesen.

Die Versuche zur Herstellung von Stücken zum Geschwindschießen lassen sich nicht weniger als ein halbes Jahrtausend zurückverfolgen. Schon eine in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindliche Bilderhandschrift aus den Jahren 1380 bis 1400 enthält verschiedene Zeichnungen von Geschützen, welche mehrere Büchsen auf einem Gestelle zum Zwecke raschen Schießens vereinigen; da sich diese Rohre zum Theil um eine gemeinsame Achse drehen, so ist hier bereits das Vorbild des Revolvers gegeben. Eine ähnliche Handschrift in Göttingen vom Jahre 1405 und ein Band der Ambraser Sammlung etwa aus dem Jahre 1410 zeigen ebenfalls eine Reihe von Geschützen zum Schnellfeuern mit verschiedener Konstruktion. Den ältesten noch vorhandenen Originalhinterlader, mit beweglicher Kammer für das Pulver, welche rückwärts eingelegt und verkeilt wurde, besitzt das Artilleriemuseum zu Paris. Er scheint dem Schlusse des 14. Jahrhunderts anzugehören. Wohl der älteste erhaltene deutsche Hinterlader ist eine etwa aus den Jahren 1420 bis 1430 stammende gußeiserne Büchse mit beweglicher Pulverkammer, welche in der Nähe von Aachen ausgegraben wurde und im Besitze des nunmehr verstorbenen Herrn von Quast auf Radensleben war. In der Waffensammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg finden sich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ebenfalls zwei schmiedeeiserne Hinterladergeschütze, von welchen eines in Danzig beim Ausbaggern gefunden wurde, das andere aus der freiherrlich v. Minnitolischen Sammlung (Schlesien) in das Museum gelangte. Vortreffliche Abbildungen von Hinterladergeschützen, ähnlich diesen beiden, finden sich auf einem der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörenden kostbaren Kupferstich von Israel van Meckenen, welcher die Ermordung des Holofernes durch Judith darstellt und auf welchem der Künstler die Geschütze, mit denen die Stadt Bethulia beschossen wird, genau so wiedergiebt, wie er sie bei irgend einer Belagerung seiner Zeit in Gebrauch gesehen hat. Das Schnellfeuer mit den Hinterladern wurde namentlich dadurch ermöglicht, daß zu je einem Geschütze eine Anzahl von Kammern vorhanden war, die man vorher laden und dann rasch nacheinander verwenden konnte. Eine dem Mitrailleusenfeuer der Neuzeit ähnliche Wirkung erzielte man dadurch, daß man eine Reihe von Rohren nebeneinander anbrachte, die man zu gleicher Zeit abbrennen konnte; oder man ging noch weiter und stellte drei solche Reihen zu einem dreieckigen Prisma zusammen, welches sich um eine Achse drehte, so daß dann die drei Reihen schnell hintereinander losgeschossen werden konnten. Bis diese drei Seiten wieder geladen und verwendungsfähig waren, dauerte es allerdings dann eine lange Zeit.

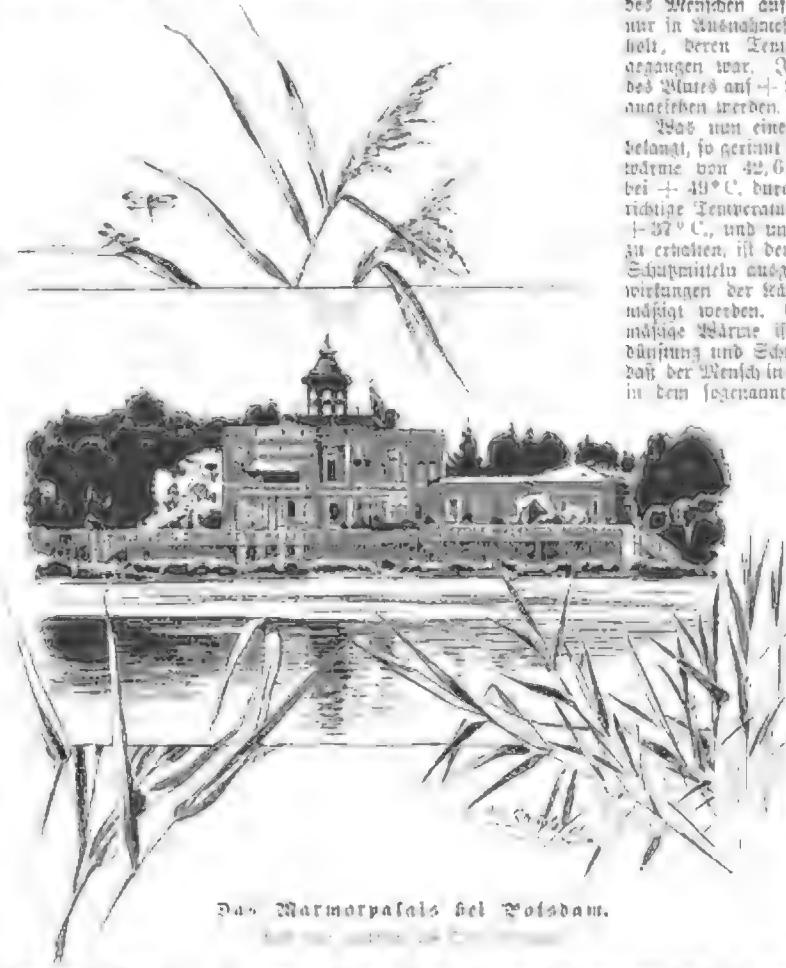
Diesen Beispielen von Hinterladern, Revolvern und Mitrailleusen aus dem 15. Jahrhundert reihen sich in den verschiedenen Waffensammlungen, namentlich in der des Germanischen Museums, solche aus allen folgenden Jahrhunderten an. Obgleich sich indessen aus der späteren Zeit natürlich viel mehr Feuerwaffen erhalten haben als aus der früheren, so finden sich darunter doch verhältnißmäßig wenige der geschilderten Art. Es scheint, daß man im 16. Jahrhundert, nachdem man im 15. zwischen dem Vorder- und Hinterlader geschwankt hatte, sich ganz entschieden auf die Seite des ersteren stellte, und daß Hinterlader nur selten mehr zur praktischen Verwendung gelangten, sondern höchstens noch angefertigt wurden, um den Witz des Zeugmeisters namentlich den Laien gegenüber glänzen zu lassen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts waltete noch dasselbe Verhältniß ob; ein im Germanischen Museum befindliches, für Napoleon I. hergestelltes Hinterladergewehr bezeugt, daß auch dieser große Feldherr sich mit der Frage, ob Hinterlader oder Vorderlader, befaßte, aber doch an letzterem festhielt.

Ein Revetiergewehr — Hinterlader — kannten im 17. Jahrhundert zwei Nürnberger Bürger, Bernhard Löwaldt und Jakob Putz, und Kaiser Leopold I. ertheilte ihnen im Jahre 1674 ein Privilegium darauf. Dieses Geschwindstück konnte man mit 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Kugeln laden, je nachdem man es für wünschenswerth erachtete, und die Geschosse dann nacheinander losschießen. „Dahero zum Exempel, wenn 20 Mann mit der alten Art Musketen auf 3 Salva mit 60 Schuß Pulver 60 Stück Kugeln brauchen, so kann hingegen mit dieser neuen Art ein Mann allein eben in solcher geschwindter Zeit, als die 3 Salva verricht werden, zehen Schuß präsentieren, und jedesmal in den zehen Schüssen zu 6 Kugeln auch 60 Kugeln verschießen." Die Privilegiumsinhaber wie der Kaiser versprachen sich von dieser Erfindung große Vortheile für die „werthe Christenheit" im Kampfe gegen den Erbfeind, die Türken. Die Geschichte weiß aber von Erfolgen, die mit Hilfe dieser neuerfundenen Waffe erzielt worden wären, nichts zu berichten!

H. B.

Das Marmorpalais bei Potsdam. (Mit Abbildung.) Man muß zugestehen, daß Natur und Kunst in Potsdam etwas geschaffen haben, was nach mancher Richtung hin seinesgleichen sucht. Prächtige Gärten und Schlösser, Springbrunnen und Terrassen, Alleen und beschnittene Hecken, heimliche, mit Statuen geschmückte Laubgänge und freie herrliche Blicke über See und Wald! Friedrich der Große war es, der hier eine eigene Welt zu bauen begann, und die späteren Könige haben sein Werk fortgesetzt. Aus der Fülle des Schönen in Potsdam führen wir heute unseren Lesern das Marmorpalais vor Augen. Durchwandert man die villenbesetzte Umgebung der Stadt in nördlicher Richtung, so gelangt man durch hübsche Gartenanlagen zu dem Palais, das, zwischen Bäumen versteckt, den Blicken fast entgeht. Ein schöner stiller Fleck, dieses Schloß am Ufer des Heiligen Sees!

Friedrich Wilhelm II. legte den Grundstein, Friedrich Wilhelm IV. vollendete den Bau, der, weitläufig hingestreckt, mit seiner kuppelgezierten zweistöckigen Mittelfront und den zwei einstöckigen Arkadenflügeln mehr gefällig als imposant wirkt. Im Sommer blühen im Schloßhof Orangenbäume, und ihr Grün hebt sich reizvoll ab gegen den mächtigen, dort aufgestellten Prometheus von E. Wolff. Man glaubt sich in eine kleine Zauberwelt versetzt, wenn man hier einsam umherwandelt und der Duft der Blumen aus den Gärten herüberdringt. Kein Wunder, daß dieser Ort einen Lieblingsaufenthalt der Kaiserin bildet. Hier gab sie auch dem Kronprinzen, den Prinzen Friedrich, Adalbert und Oskar das Leben, und im nördlichen Arkadenflügel haben ihre Söhne die ersten Sommer zugebracht. Mit seinen herrlichen Fernblicken über den Park und die Fluthen des Heiligen Sees bis hin zu den malerischen Ufern des Jungfernsees ist dieses Schloß ein glückliches Idyll, fern dem lauten Treiben des Alltags. — g.



Das Marmorpalais bei Potsdam.

Die Droschkenparade am Berliner Polizeipräsidium. (Zu dem Bilde S. 565.) Wie in anderen Städten, so ist es auch in Berlin Gesetz, daß die öffentlichen Miethwagen, die Droschken, sich von Zeit zu Zeit vor der hohen Polizei zu zeigen und sammt ihrem Besitzer und ihrer Bespannung auf ihre vorschriftsmäßige Beschaffenheit prüfen zu lassen haben. Da entwickelt sich dann vor dem neuen Polizeipalais am Alexanderplatz, in der Straße „An der Stadtbahn", ein eigenartiges Getriebe. In langer Reihe sind die Droschken erster und zweiter „Güte" entlang den Bogen der Stadtbahn aufgefahren, Stück für Stück nimmt der untersuchende Polizeioffizier vor und vertieft sich eingehend in die Verhältnisse von Wagen, Pferd und Kutscher. Die Polster des Inneren, die Achsen und Räder, Nummer, Konzession, Futter- und Kräftestand der edlen Rosse, alles bildet einen Gegenstand behördlicher Kontrolle, und erst wenn alles in Ordnung befunden wurde, erhält der Wagen seinen Jahresstempel und ist damit für würdig erklärt, wieder auf ein Jahr die staunenden Fremden von einem Wunder der Reichshauptstadt zum anderen zu tragen — und eine solche Ehre darf wohl mit einiger Scheererei bezahlt werden!

Siegfried und Mime. (Zu dem Bilde S. 553.) Da steht er vor uns, der edle jugendliche Held, Siegfried der Drachentöter, in der Hand das siegreiche Schwert; hinter ihm liegt Fafner, der Drache, erschlagen, der Wächter des Nibelungenhortes mit dem gewaltigen Schweife, dem schuppigen Rücken, dem Rachen, der jetzt nicht mehr drohend die Zähne weist. Wie er auch voll Wuth sich aufgebäumt — er widerstand nicht dem Heldenmuth des Jünglings und seinem Schwerte. Wotan selbst hatte dieses Schwert in einer Eiche Stamm gestoßen. Dem sollt' es zu eigen gehören, der es aus dem Stamme herauszöge. Doch keiner der stärksten Helden vermochte dies; nur dem kühnen Siegmund, Siegfrieds Vater, gelang's — und er führte tapfer das Schwert im Streite, bis es an Wotans Speer zersprang. Die beiden Stücke aber schweißte Siegfried zusammen, während sein Pflegevater, der Zwerg und Waffenschmied Mime, sich vergeblich damit bemüht hatte.

Jetzt, nach Siegfrieds Triumph, gelüstet's den Zwerg, des Sieges Preis für sich zu erbeuten, den Nibelungenring und -hort sich zu erobern. Er hat einen Trank gebraut, der die Sinne des Jünglings in Nacht und Nebel versenken, ihn betäuben und bewußtlos machen soll; dann will Mime ihm das Haupt abschlagen, damit er vor seiner Rache sicher sei, wenn er die Beute für sich gewonnen. Mit widerlicher Zudringlichkeit reicht er dem Helden das Trinkhorn, in das er vorher aus einem Gefäß das verderbliche Gebräu gegossen. Siegfried aber hat bereits das Schwert gefaßt und in einer Anwandlung von heftigem Ekel streckt er Mime damit zu Boden.

†

Leben in Hitze und Frost. Der menschliche Organismus ist befähigt, hohe Kälte- und Wärmegrade zu ertragen. Das beweisen einerseits die in Polarländern lebenden Völker und die Nomaden der Wüste, andererseits die vielen europäischen Reisenden, welche, das gemäßigte Klima verlassend, Polarländer und Wüsten bereist haben, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu nehmen. Aber diese Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen. Wird das Blut und werden die inneren Organe des Körpers bis zu einem gewissem Grade abgekühlt und überhitzt, so tritt der Tod ein. Im allgemeinen gilt die Regel, daß das Leben erlischt, wenn die Bluttemperatur des Menschen auf + 25° C. herabgedrückt ist; nur in Ausnahmefällen haben sich Menschen erholt, deren Temperatur noch tiefer heruntergegangen war. Jedenfalls muß die Abkühlung des Blutes auf + 20° C. als die äußerste Grenze angesehen werden.

Was nun eine übermäßige Erwärmung anbelangt, so gerinnt das Blut schon bei einer Eigenwärme von 42,6° C., während die Muskeln bei + 49° C. durch Gerinnung absterben. Die richtige Temperatur des Menschen beträgt etwa + 37° C., und um sie möglichst auf dieser Höhe zu erhalten, ist der Körper mit einer Reihe von Schutzmitteln ausgestattet, durch welche die Einwirkungen der Kälte und Hitze von außen gemäßigt werden. Ein Schutzmittel gegen übermäßige Wärme ist beispielsweise die Hautausdünstung und Schweißbildung. Sie erklärt uns, daß der Mensch in römischen oder irischen Bädern in dem sogenannten Tepidarium eine Hitze von + 50° C. und im Caldarium eine solche von + 60° C. aushalten, daß er sich wie Berger und de la Roche für einige Minuten einer trockenen Wärme von + 80 bis 87° C., ja wie Bladgen und Fordyce einer solchen von über + 100° C. aussetzen kann. Die Verdunstung, die an der Körperoberfläche stattfindet, verhindert eine Zeit lang die Durchwärmung des Körpers. Wäre die Luft mit Dampf gesättigt, so würde sie die Haut augenblicklich verbrühen. Darum ist uns auch Luft so lästig, die zugleich heiß und feucht, also mit Dampf geschwängert ist, und es steht fest, daß Thiere, welche der Einwirkung einer feuchten, nur bis + 40° C. erwärmten Luft ausgesetzt werden, binnen wenigen Stunden absterben.

Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete wurden neuerdings in klarer Weise von Prof. Hermann von Meyer für weitere Kreise zusammengestellt. Die Abhandlung ist erschienen unter dem Titel „Die thierische Eigenwärme und deren Erhaltung" in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (Hamburger Verlagsanstalt), welche von R. Virchow und W. Wattenbach herausgegeben werden.

In den Stuttgarter Anlagen. (Zu dem Bilde S. 577.) Zu dem Schönsten der an Schönheit reichen Hauptstadt Schwabens gehören die königlichen „Anlagen", ein ausgedehnter herrlicher Park, der vom Residenzschloß bis zum Neckar bei Cannstatt reicht. Dem allgemeinen Verkehr in entgegenkommendster Weise geöffnet, bieten diese Anlagen besonders im Sommer ein überaus belebtes, farbenprächtiges Bild, und nirgends findet sich mehr Gelegenheit als hier, den alten Ruf Stuttgarts, die hübschesten Mädchen weit und breit zu besitzen, aufs eingehendste nach seiner Berechtigung zu untersuchen. Wer diesem Rufe ein mißtrauisches Gemüth entgegenbringt und bloß vor Thatsachen sich beugen will, der darf nur den breiten Mittelweg der Promenade wählen, der zugleich reizende Ausblicke auf das königliche Schloß gestattet, auf leuchtende Statuen, die sich wie ein lichter Traum aus dem dunklen Grün der Bäume und Büsche heben. Dort wird auch der größte Zweifler, besiegt durch soviel muntere Frische und soviel Schwäbisch von anmuthigen Lippen, die Waffen strecken müssen, und sollte ihm wider Erwarten der ungeahnte Eindruck allzusehr zu Herzen gehen, dann findet er abseits auch stillere Wege, um in lauschiger Einsamkeit sein inneres Gleichgewicht wiederherzustellen.

Ein Handbuch der deutschen Geschichte. Die Geschichte unseres deutschen Volkes und Landes darf sich nicht über Vernachlässigung beklagen. Auf den verschiedensten Punkten sind die Forscher an der Arbeit, Licht und Verständniß zu verbreiten, neue Quellenschätze an den Tag zu fördern, zur Benutzung vorzubereiten und die Ergebnisse geordnet und gesichtet dem Leser darzubieten. Im Mittelpunkt der litterarischen Erscheinungen in dieser

Richtung steht die groß angelegte „Bibliothek deutscher Geschichte", welche H. v. Zwiedineck-Südenhorst in Verbindung mit einer Anzahl hervorragender Gelehrter herausgiebt. Aber, so vorzügliche Darsteller die Mitarbeiter dieses Werkes auch zumeist sind, es ist doch schon vermöge seines Umfangs und seines Preises auf engere Kreise beschränkt, und bei der Sorgfalt, die darauf verwendet wird, dürfte seine Vollendung auch noch nicht so bald zu erwarten sein.

Inzwischen ist ein Buch erschienen, welches angesichts der geschilderten Sachlage sehr am Platze ist, ein Buch, welches in knapper gedrängter Darstellung das Wesentliche unserer Geschichte nach dem neuesten Stande der Forschung verzeichnet, dem Wißbegierigen aber, der über einen einzelnen Zeitraum sich näher unterrichten will, Schritt für Schritt die genaueren und eingehenderen Werke nachweist, damit er sich dort weiteren Rath hole. Es ist das „Handbuch der deutschen Geschichte", herausgegeben — ebenfalls in Verbindung mit einer Anzahl namhafter Fachmänner — von Bruno Gebhardt (Stuttgart, Union). Wir denken uns dieses Werk insbesondere von Werth in der Hand des Lehrers. Es giebt ihm für seinen Vortrag das feste Gerüste und bietet ihm in den Litteraturangaben die Möglichkeit, nach Geschmack und Bedürfniß dieses Gerüste mit den Ranken lebendiger Einzelschilderung zu umwinden. In Lehrer- und Schülerbibliotheken sollte es darum nicht fehlen. Aber auch sonst wird es im gebildeten Bürgerhaus ein willkommener Führer sein durch unsere vaterländische Geschichte.

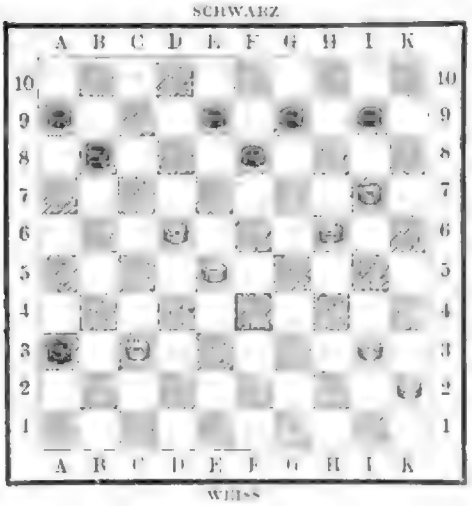
Die Bienenzucht in Deutschland. Die Arbeit des kleinen Bienenstaats liefert einen größeren volkswirthschaftlichen Ertrag, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist. Als im Jahre 1883 dem preußischen Abgeordnetenhaus ein Gesetzentwurf über das Halten von Bienen vorgelegt wurde, der später allerdings abgelehnt worden ist, kamen auch die Erträgnisse der Bienenzucht zur Sprache. Sie beliefen sich in Preußen allein auf jährlich 17 Millionen Mark, während das Jagderträgniß nur auf 12 Millionen veranschlagt wird. Im Deutschen Reiche standen 1890 ungefähr zwei Millionen Bienenstöcke, und wenn für jeden ein durchschnittlicher Jahresertrag von 15 Mark angenommen wird, so liefert der Bienenschatz im Deutschen Reiche jährlich nicht weniger als 30 Millionen Mark. Uebrigens genügt der im Reiche erzeugte Honig nicht einmal dem Bedürfniß, und es wird jährlich für etwa sechs Millionen eingeführt. Respekt also vor den kleinen Bienen, deren Arbeiterstaat in Bezug auf seinen Ertrag mit großen Industrien wetteifern kann und die ganze Beute der Jagdlust in Schatten stellt.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von A. Anzenin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

In den Niederlanden und in Frankreich wird das Damespiel auf einem 100feldrigen Brett gespielt, auf dessen ersten 4 Felderreihen die beiden Gegner je 20 Steine aufstellen.

Die Regeln sind die selben, wie die in der Elitechten deutschen Spielart gültigen, nur mit dem Unterschiede, daß ein Spieler, der am Zuge ist, wenn er Gelegenheit hat, in der schnellsten Art zu schlagen, diejenige wählen muß, in der die meisten Stücke geschlagen werden. Als Beispiel möge nebenstehende Aufgabe dienen.

Für die Bezeichnung der Züge empfiehlt sich die im Schachspiel gebräuchliche. Die senkrechten Felderreihen werden durch Buchstaben, die wagerechten durch Zahlen bezeichnet, so daß jedes Feld durch einen Buchstaben und eine Zahl benannt wird.

Anagrammaufgabe.

·	·	1	·	·	·	5	·	·	
·	15	·	2	·	4	·	6		
14	·	·	·	3	·	·	·	7	
·	13	·	11	·	10	·	8	·	
·	·	12	·	·	·	9	·	·	

1. Liter. 2. Vater. 3. Dohle. 4. Kanin. 5. Horsa. 6. Raute. 7. Hagar. 8. Treue. 9. Hader.

In jedem der obigen Wörter ist ein Buchstabe zu ändern und dann durch Umstellen der Laute ein neues Wort zu bilden. Die zu suchenden Wörter haben — in anderer Folge — folgende Bedeutung: 1. Stadt in Kroatien, 2. griechische Insel, 3. Begründer der rationellen Landwirthschaft, 4. türkische Insel, 5. Berg in Afrika, 6. deutscher Dichter (Freund Klopstocks und Lessings), 7. holländische Festung, 8. römischer Lyriker, 9. deutscher Kulturhistoriker. — Werden nach richtiger Lösung die gefundenen Wörter in der ursprünglichen Reihenfolge buchstabenweise in die senkrechten Reihen obiger Figur eingetragen, so erscheint an der Stelle der Ziffern der Titel einer Erzählung von H. Schmid. A. St.

Doppelräthsel.

a b e e e g i l l m o o r r r s t t u z.

Aus obigen 21 Buchstaben sind sieben dreistellige Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Stadt in Südeuropa, 2. Frauengestalt aus dem Nibelungenlied, 3. Getränk, 4. Waffe der alten Deutschen, 5. Fluß im Westen Deutschlands, 6. chemisches Element, 7. Natur- und Kunstprodukt. Aus jedem der gefundenen Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß je zwei der folgenden 14 Buchstaben an den Anfang derselben gestellt werden: a e e f g h m n n r s t t t. Werden die fünflautigen Wörter buchstabenweise untereinander geschrieben, so nennt die zweite senkrechte Reihe eine Stadt in Persien.

Arithmetische Aufgabe.

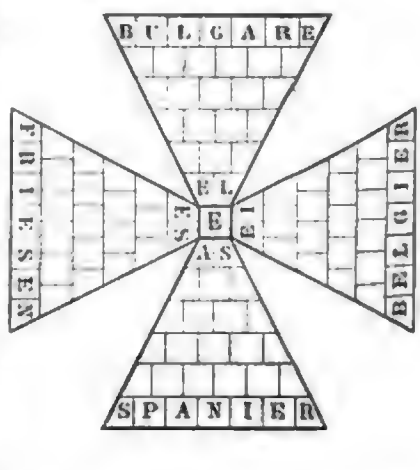
Der Geburtstag eines deutschen Dichters liegt im vorigen Jahrhundert und ist durch folgende Angaben zu berechnen. Die Monatszahl ist 218 Mal in der Jahreszahl enthalten und die Datumszahl (d. i. der Tag im Monat) ist um 1 größer als das Dreifache der Monatszahl.

Welches deutschen Dichters Geburtstag ist gemeint und wann war derselbe?

Verwandlungsaufgabe.

Durch fortgesetztes Hinzufügen je eines Buchstabens und Umstellen der übrigen Buchstaben sollen, von dem Vokal E ausgehend, die in den vier Flügeln dieser Figur stehenden Wörter „Bulgare", „Belgier", „Spanier" und „Friesen" gebildet werden. Die noch fehlenden Zwischenstufen bestehen sämmtlich aus Hauptwörtern. Beispiel: E, ER, REH, Hera, Recha, Drache, Drachme. Die vierlautigen Zwischenstufen bedeuten: 1. einen biblischen Namen, 2. einen Gott der alten Griechen, 3. ein Metall, 4. eine Person aus Schillers „Wallenstein".

A. St.



In dem unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage, neu bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Eine kurze Anleitung zur Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Pflege im gesunden und kranken Zustand, wie sie „Bock's Kleine Gesundheitslehre" bietet, ist für Jedermann unentbehrlich, der auf die Erhaltung des ersten und wichtigsten Gutes, die Gesundheit, Werth legt.

„Bock's Kleine Gesundheitslehre" ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

ANTON VAN DYCK

Selbstporträt

Photogr. im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach, Vertr. H. Grosser (m.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 19. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **Anton v. Perfall.**

8.

Die Werke ruhten; über den geschwärzten Dächern flatterten Fahnen in der milden klaren Frühlingsluft als Wahrzeichen fröhlichen Lebens; sonst hätte man fast vermuthen können, der Tod sei eingezogen in diese langgestreckten Hallen, Schuppen und Höfe, in die schweigenden Kamine. Er stand ihnen nicht gut an, dieser Schlummer, man erwartete unwillkürlich ein plötzliches jähes Auferstehen wie aus einer künstlichen Betäubung. Selbst das Kindergeschrei im Arbeiterviertel war verstummt, das Gelächter der Frauen, als fürchteten sich alle vor dieser ungewohnten Stille, die jeden Laut, jedes Wort verrieth. Da und dort bildeten sich Gruppen von Männern, die erwartungsvoll nach den Fabrikgebäuden hinüberblickten. Von der Villa Berrys her ertönte Wagengerassel, eine Reihe von Equipagen fuhr den Stallungen zu. Da verkündete die Fabrikuhr die neunte Morgenstunde — sonst hörte man sie kaum, heute prahlte sie mit ihrer rauhen Stimme. Beim letzten Schlage schoß aus dem geöffneten Glasdach des Maschinenhauses eine silbergraue Dampfwolke schnurgerade in die Höhe; alles schaute ihr nach, wie sie langsam in der

Das neue Konversationshaus auf Helgoland und das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben.

Originalzeichnung von R. Püttner.

Luft zerfloß. Eine zweite folgte, eine dritte — gewaltige Athemzüge tönten herüber.

Die Gruppen wurden lebendig, vergrößerten, sammelten sich. Eine Schar Jungen mit wehenden Fahnen kam gezogen, Kommandoworte ertönten, Glieder bildeten sich, und, die Jungen voraus, ging es in langgestrecktem Zuge dem Maschinenhaus zu; Frauen und Kinder bildeten den schwärmenden Troß.

Im Maschinenhaus, dicht hinter dem weitgeöffneten Portal, aus dem ein Schienenstrang durch den Hof, an der Villa Berrys vorbei, in weitem Bogen um die Werke herumführte, stand die „Claire", den blitzenden funkelnden Leib mit Tannenreis geschmückt, vorn an der breiten Brust in glänzenden Lettern den mit Lorbeer umkränzten Namen. Förmlich ungeduldig schien sie des Zeichens zu warten, um zum ersten Male ihre stolzen Glieder zu recken, der Welt sich zu zeigen. Ein leichtes Beben durchlief den blanken Körper, sie holte immer tiefer Athem. Gespannt beugte sich der Führer hinaus, um das festgesetzte Signal von der Villa her sofort mit der That beantworten zu können und abzufahren. Neben ihm stand Hans Davis, der Monteur. Herr Berry hatte es ausdrücklich so angeordnet. Der angekuppelte Tender war dicht besetzt mit den Werkführern und Arbeitern, die beim Baue beschäftigt gewesen waren. Bei allen herrschte die höchste Spannung, forschend glitten die Blicke über das blitzende Triebwerk hin, das in seiner äußeren Form wenig abzuweichen schien von dem anderer Maschinen; nur der zierliche, trotz seiner gewaltigen Masse den Eindruck des Leichten hervorrufende Bau des Ganzen fiel sofort in die Augen.

Inmitten der allgemeinen Unruhe stand Hans scheinbar unbewegt, aber in ihm stürmte und wogte es, und eine fliegende Röthe, die von Zeit zu Zeit über sein Gesicht zog, konnte seine Erregung verrathen. Mit sehnsüchtigen Blicken schaute er den Schienenstrang entlang — wenige Minuten noch und sein Traum war erfüllt! Gestern nacht, hinter einem der mächtigen Bäume verborgen, hatte er den Wagen anfahren sehen, der sie brachte, hatte einen Augenblick sie selbst geschaut — ihre hohe Gestalt, den Goldschein ihres Haares, und mit süßem Schauer war er sich deutlicher als je bewußt geworden, daß Claire ihm nicht mehr die Jugendfreundin war, die Herrin, deren geduldiger Sklave er einst gewesen, sondern die Geliebte, Heißbegehrte, der Inhalt, der Preis seines ganzen Lebens, um den er ringen mußte mit all seinen Kräften. Da ertönte ein Böllerschuß, hoch über den Gebäuden schoß an hohem Maste eine Flagge empor — ein Griff des Führers der Maschine, ein greller Pfiff wie ein mächtiger erster Lebensschrei, und in weiße Dampfwolken wie in einen Brautschleier gehüllt, glitt die „Claire" zur Halle hinaus, begrüßt von einem donnernden „Hurra!" der Arbeiter. Und sie schien den Zuruf zu verstehen, das Kolbengestänge blitzte in hastigem Schwunge, mit jugendlicher Schnellkraft kreisten die Räder. Elastisch, fast ohne Erschütterung fuhr die Maschine dahin. Im Nu stand sie dann unter vollem Dampfe und stürmte durch den Hof, an den Hallen vorbei.

Hans hielt sich mit der Hand an der Eisenstange der Brüstung; den Körper weit hinausgebeugt, horchte er auf den Pulsschlag der „Claire", sein Blick schien ihre äußere Hülle durchdringen und ihr bis ins Herz sehen zu wollen. Da nahm sie wie eine Schlange geschmeidig eine enge Kurve.

Lauter Zuruf erscholl von ferne. Er schaute auf; von einer kleinen fahnengeschmückten Erhöhung herab winkten weiße Tücher, grellfarbige Schirme, Hüte. Seine Hand krampfte sich um die Eisenstange — tausend Gedanken, Erinnerungen kreuzten sich blitzartig in seinem Gehirn. „Schwing' Dich empor, so hoch Du kannst!" klang es, alles übertönend.

Nun schieden sich die Farben; eine große Gesellschaft stand auf der Tribüne, vorn an der Brüstung eine Dame, ein weißes Tuch schwingend — Claire! Und jetzt warf der Führer einen scharfen Blick durch die runde Scheibe neben seinem Platze — es galt die „Claire" tadellos vorzuführen wie ein edles Rennpferd. Ein Ruck und mächtig griff die Bremse ein, mitten im Laufe hielt die Maschine, zischend den Dampf ausstoßend, der sie einen Augenblick fast verhüllte. Dann zerriß der Schleier; von der Tribüne herab schritt Claire, an der Hand ihres Vaters, begleitet von Herren und Damen. Vor der Lokomotive blieb sie stehen. „Glück auf, ‚Claire', gute Fahrt allweg!" rief sie mit lauter Stimme und reichte einen Kranz aus weißen Kamelien hinauf. Hans griff danach, auch ihre Hand hielt noch den Kranz, der so eine duftige Brücke zwischen ihnen bildete. Mit flammendem Blicke sah Hans zu ihr nieder, und erröthend senkte sie eine Sekunde lang das Haupt. Dann hob sie wieder ihr Auge, das nun an der männlichen Erscheinung ihres Jugendgespielen haften blieb.

„Herr Davis hat sich redlich bemüht um diesen Täufling und steht ihm näher, als Du glaubst," sagte Herr Berry, die Erregung der beiden ahnend und ablenkend.

Claire ließ den Kranz los. Hans schwang sich hinaus und befestigte ihn über dem glänzenden Namen vorn am Kessel.

Da begann die Musik — die Arbeiter hatten sich in der Nähe gesammelt. Herr Berry trat zu ihnen und hielt eine Ansprache, nicht in dem geschäftsmäßigen Stil von sonst, ein höherer Schwung beseelte sie heute. Er dankte allen, die mit gewirkt hatten an dem Werke, für ihre redliche Pflichterfüllung und drückte die Hoffnung aus, daß die „Claire" dem Hause Berry zur Ehre gereichen werde. Plötzlich machte er eine Pause. Sein Blick ruhte auf Hans, der noch immer auf der Maschine stand. Ein innerer Kampf spiegelte sich in den erregten eisernen Zügen des Fabrikherrn. „Noch habe ich eine Pflicht zu erfüllen," fuhr er dann fort, „den Namen eines Mannes, eines Arbeiters habe ich zu nennen, der eng verbunden ist mit diesem neuen Werke, in dem der Gedanke zu dem neuen vielversprechenden System, dessen erste Vertreterin die ‚Claire' ist, geboren wurde — denn ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß nur die praktische Verwerthung dieser Idee mein Eigenthum ist. Hans Davis, mein Monteur, ist der eigentliche Erfinder! Kommen Sie nur herab, Davis, und genießen Sie die Ehre, die Ihnen zukommt — stimmen Sie ein mit uns in den Ruf: ‚Es lebe die Arbeit für und für!'" Und brausend erschallten die Zurufe.

Hans war aschfahl geworden, er konnte sich kaum noch aufrecht halten und bedurfte der hilfreichen Hand Berrys, um herunterzukommen. Alles tanzte vor seinen Augen in wildem Reigen, nur Claire sah er deutlich; ihr Blick war auf ihn gerichtet.

Der Kommerzienrath stellte ihn seinen Gästen vor, dem Eisenbahnminister, der zur Verherrlichung dieses industriellen Festes in eigener Person erschienen war, seinen Kollegen, die von weit und breit gekommen waren. Neugierig betrachtete man den Helden des Tages; gnädige Herablassung mischte sich mit erzwungener Achtung vor dem Genie und der Thatkraft dieses Jünglings, mit dem Neide über den kostbaren Besitz Berrys. Die Geschichte seines Lebens ging in kurzen Umrissen von Mund zu Mund, und ihre Romantik erhöhte noch die allgemeine Antheilnahme.

Den Damen entging über dem allem nicht die männliche Kraft des jungen Mannes, welche in dieser höchsten seelischen Erregung voll zur Geltung kam.

Nur Frau Berry und Otto blieben kalt abseits; ihre abfälligen Mienen sagten deutlich, daß nach ihrer Ansicht Papa einen großen Fehler begangen habe.

Hans hörte nur die Hälfte der Lobsprüche, die ihn umschwirrten; sein einziger Gedanke war: was wird Claire mir sagen? Diese hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen und beobachtete ihn durch ihr Augenglas. Das verwirrte, schmerzte ihn — eine geringschätzige Neugierde, etwas Hochmüthiges lag in der ganzen Bewegung. Dieses Glas schien ihm eine beabsichtigte Scheidewand; Claire besaß ein so gutes scharfes Auge, und eben noch hatte es so klar, so voll Kindlichkeit ihn angeblickt wie einst!

Jetzt klappte die junge Dame ihre Lorgnette zu und trat heran. Ein hellgraues Kleid hob durch seinen einfachen Schnitt ihre edlen Formen; das Haar erglänzte röthlich wie Gold unter dem grauen Hütchen. Die Züge des Antlitzes hatten sich verfeinert, aber der kindliche Ausdruck war daraus geschwunden, und trotz des jugendlichen Inkarnats zeigten sie eine gewisse kränkliche Schlaffheit, an der allerdings die Anstrengung der Reise schuld sein mochte. Der schelmische Blick von einst war noch da, aber nicht mehr so unbewußt wie früher; er schien jetzt ganz in ihrer Gewalt zu sein. Für einige Sekunden ließ sie demselben freie Bahn, während sie sich näherte, dann war es, als ob sie wieder durch das Glas blicke — so kalt und tot schaute sie Hans an. Sie reichte ihm die behandschuhte Rechte. „Ich freue mich, gerade zu Ihrem Ehrentag gekommen zu sein, Herr Davis, und gratuliere Ihnen von Herzen. Sie sind ein Glückskind — Sie haben einen hohen Weg genommen!"

Hans durchzuckten die Worte wie ein Feuerstrahl. Er preßte die kleine Hand und ließ sie nicht los. „Ich stieg, so hoch ich konnte," sagte er leise, das Auge fest auf sie gerichtet.

„So hoch Sie konnten, kein Zweifel, Herr Davis! Und ich als die Tochter meines Vaters zolle Ihnen dafür alle Anerkennung." Sie zog rasch die kleine Hand aus seiner Faust und hielt wieder das schützende Glas vor die Augen. „Wollen Sie die Güte haben und mir die guten Eigenschaften meines Täuflings auch erklären?" setzte sie dann in leichtem Tone hinzu, als Hans stumm zurücktrat.

Sie näherte sich der Maschine, welche jetzt von der ganzen Gesellschaft umdrängt wurde.

Hans glaubte deutlich zu erkennen, daß trotz allem, was er gethan und errungen hatte, die Kluft zwischen Claire und ihm nicht kleiner geworden war, ja daß Claire gar nicht wünschte, sie zu überbrücken. Er wunderte sich nur, jetzt den Schmerz nicht zu empfinden, der in bangen Stunden bei dem Gedanken an diese Möglichkeit sein Herz bestürmt hatte. Ihn durchströmte vielmehr ein Kraftgefühl, wie er es ihr gegenüber noch nie empfunden. Nun galt's, ihr die Ketten anzulegen, die er bis jetzt getragen. Sein männliches Bewußtsein flammte auf; die kindische sklavische Verehrung von einst mußte sterben, wenn sich aus ihrer Asche die echte, eines Mannes und eines Weibes würdige Liebe erheben sollte.

So folgte er der voranschreitenden Claire mit aller Ruhe und erklärte ihr die Konstruktion der Maschine so kühl und nüchtern, als hätte zwischen ihnen nie ein tieferes Gefühl gewaltet.

Herr Berry lud seine Gäste ein, auf dem Tender Platz zu nehmen und die Rundfahrt um die Fabrik mitzumachen.

Unter Vorantritt Claires stieg man hinauf, Berry selbst trat mit Hans auf die Maschine. Nur Otto und Frau Berry dankten für das Vergnügen und gingen in eifrigem Gespräch voraus, der Villa zu.

Claire war sehr in Anspruch genommen; man vergaß die Fahrt über dem Bemühen, der reizenden Dame den Hof zu machen. Für Hans hatte sie keinen Blick mehr.

Es war für den Kommerzienrath der glücklichste Tag seines Lebens, der Ehrentag seines industriellen Schaffens, der ihm zugleich seine geliebte, lang entbehrte Claire in blühendster Schönheit wiedergebracht hatte. O, wenn er den Tag festhalten könnte! Aber der rollt dahin, rastlos und unaufhaltsam gleich dieser Maschine, tausend andere folgen ihm nach, und dann — dann kommt ein anderer Tag, wo er nicht mehr sein wird, wo alles, was er geschaffen hat, verwaist stehen, verkauft, in totes Geld verwandelt werden wird. So mußte es gehen, wenn nicht etwa Claire dies Erbe antrat — aber dazu gehörte eben ein Mann, ein Mann der Arbeit. Sein Blick blieb unwillkürlich auf Hans haften und schweifte von da zu Claire hinüber; ein Gedanke, der wohl schon oft in ihm aufgestiegen war, den er jedoch immer wieder zurückgedrängt hatte, gewann an Raum, und der Zweifel regte sich in ihm, ob er recht gethan habe, seine Tochter nach Paris zu senden. —

Nach beendeter Rundfahrt begaben sich die Herrschaften auf den Festplatz der Arbeiter, wo für Trank, Speise, Lustbarkeit aller Art gesorgt war. Berry mischte sich mitten unter die Leute und fühlte sich zu seinem Erstaunen wohl unter ihnen; es war ihm, als habe er etwas gut zu machen, als müsse er noch zur rechten Zeit des Schicksals drohende Rache für lang aufgehäuftes Unrecht versöhnen.

In der Villa harrte ein glänzendes Mahl der Gäste und Beamten der Fabrik. Hans Davis war von Berry dazu eingeladen. Der junge Mann mit den breiten Schultern, den muskulösen arbeitsharten Händen und dem intelligenten charaktervollen Gesicht erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit. Vielleicht hatte man in ihm, dem diese außergewöhnliche Erfindung in so jugendlichem Alter, ohne höhere technische Bildung gelungen war, eine jener genialen Naturen vor sich, wie sie von Zeit zu Zeit urplötzlich aus dem Dunkel des Volksschoßes auftauchen und mit einer Art überirdischen Schauens allen mühsamen Fortschritt der Wissenschaft leicht und sicher überfliegeln. Außerdem bot sich da eine ungefährliche Gelegenheit, seine liberale Gesinnung zu zeigen, seine Achtung vor dem sich emporschwingenden Arbeiter. Sogar der Minister und seine hohen Beamten wandten sich huldvoll an Hans.

Trotz dieser fortgesetzten Inanspruchnahme entging dem Gefeierten keine Bewegung, kein Blick Claires, die ihm schräg gegenüber saß und die einzige Dame war, welche nie ein Wort an ihn richtete. Er sah eine Absichtlichkeit darin, und obgleich ganz unerfahren in den wechselnden Stimmungen der weiblichen Natur, glaubte er doch eben hinter dieser scheinbaren Mißachtung seiner Person eine ständige Beschäftigung ihres Geistes mit ihm selbst zu erkennen; einige Streifblicke, die offenbar nicht dazu bestimmt waren, von ihm bemerkt zu werden, bestärkten ihn in seiner Annahme. Das Vorpostengefecht des künftigen unerbittlichen Kampfes hatte also begonnen. Claire schien sich alle Mühe zu geben, die Aufmerksamkeit der Tischrunde von Hans ab auf sich zu lenken; sie erzählte lebhaft und witzig von Paris, von ihren gesellschaftlichen Genüssen dort, schwärmte mit einer auffälligen Absichtlichkeit von dem feinen Geschmack in französischer Kunst und Litteratur, von der Strenge der Gesellschaft in der Auswahl ihres Verkehrs, spottete über deutsche Sentimentalität und Schwerfälligkeit. Aber so sehr sie sich bestrebte, die Unterhaltung an sich zu reißen — Hans war und blieb entschieden der stärkere Anziehungspunkt besonders für die übrigen Damen, die den „interessanten Erfinder" immer wieder ins Gespräch zogen. Zum ersten Male in seinem Leben sah sich dieser in solcher Weise bevorzugt, und er hätte nicht ein junger Mann sein müssen, wenn ihn das nicht berauscht hätte; selbst Claire trat bei ihm für den Augenblick in den Hintergrund. Und er verstand es so gut, die Gesellschaft zu fesseln, „mit angeborener Unverschämtheit die kleine Bresche auszunützen, welche Papa unvorsichtigerweise ihm geöffnet", wie sich Otto entrüstet ausdrückte. Claire sah sich nach aufgehobener Tafel geradezu auf ihren Bruder und einige ältere Herren angewiesen. Eine Zeit lang schaute sie mit einer Art inneren Grimmes zu. Wie konnte dieser Mensch, der ihr alles zu danken hatte, der ihr Geschöpf war, auf so beleidigende Weise sie völlig übersehen? Glaubte er am Ende, die Freundschaft ihres Vaters löse die Kette, die ihn an sie band? O, er sollte fühlen, daß die Fessel noch nicht gefallen war; gerade jetzt, wo er frei zu sein meinte, sollte er tiefer als je der alten Herrschaft sich beugen müssen! Sie wollte geduldig warten, bis er sich zu ihr wandte, dann aber alles aufbieten, um ihn wieder unter ihren Einfluß zu zwingen.

Claire mußte sich lange gedulden; endlich trat Hans zu ihr. Sie kam seiner Anrede zuvor.

„Sie sind ja sehr galant geworden in den letzten Jahren, Herr Davis!" sagte sie, mit dem Fächer nervös auf die Marmorplatte eines Tischchens klopfend. „Das machen wohl die Erfindungen?"

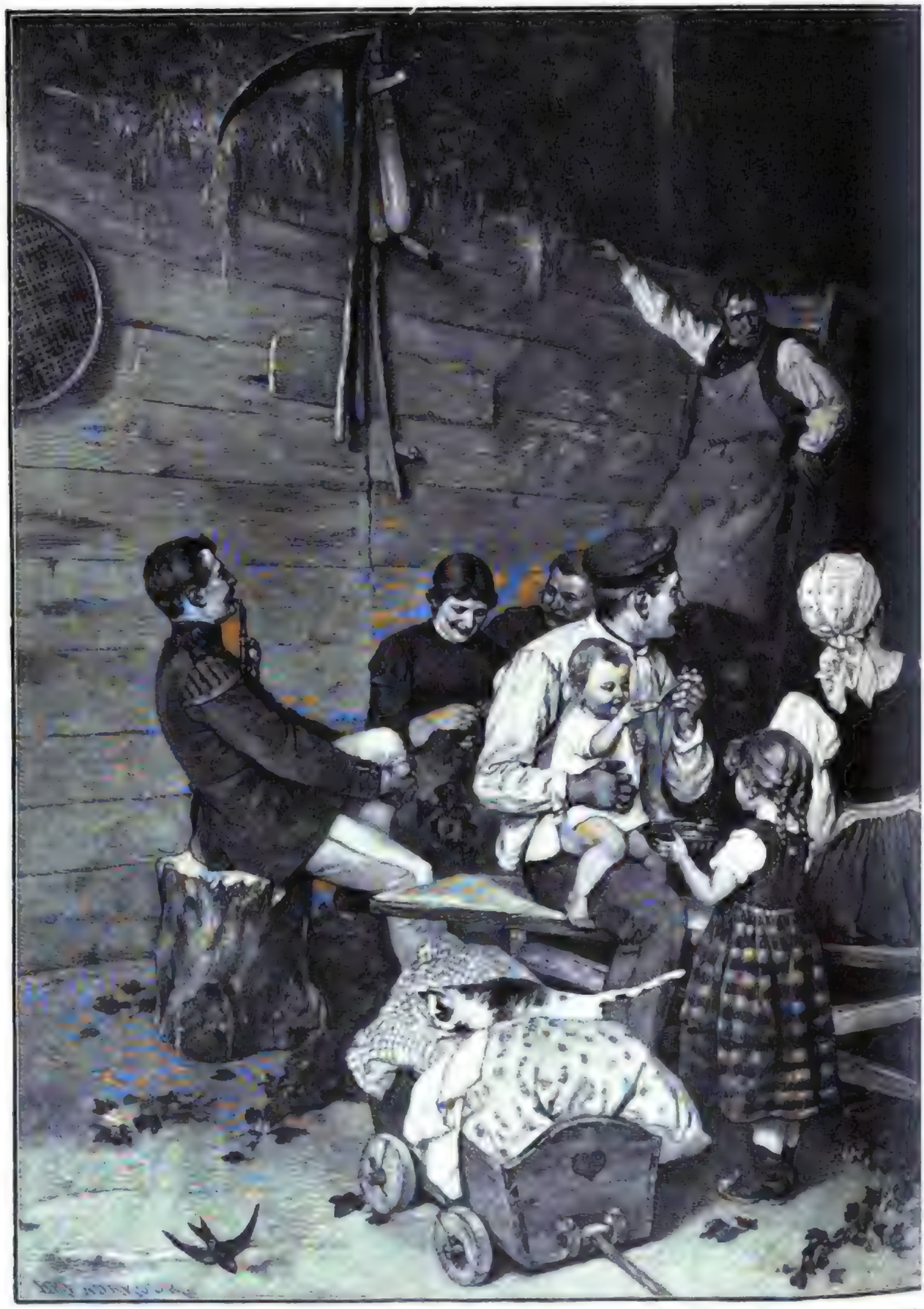
„Man hat in meiner Stellung wenig Gelegenheit, Galanterie zu lernen, Fräulein Claire!"

„Und wohl auch keine Zeit, kindische Erinnerungen zu bewahren? Aber natürlich, Sie haben etwas erreicht, werden mit Ihrem Talent und Ihrer Energie noch mehr erreichen, Sie brauchen keine Beschützerin mehr — — also fort mit den unbequemen Erinnerungen — nicht wahr?"

„Sie sind ungerecht, Fräulein Claire, und Sie wissen, daß Sie es sind — Sie wissen, daß ich nie vergessen werde, wie Sie für mein Leben alles wurden, der rettende Engel, der Genius, der mich zu dem begeisterte, was ich erreicht habe!"

Diese Worte, aus denen sein volles Herz sprach, verfehlten bei Claire ihre Wirkung nicht. Die ganze Vergangenheit trat in diesem Augenblick an sie heran, von jenem ersten Weihnachtsabend an bis zu dem stürmischen Abschied am Abend vor ihrer Abreise. Ihre letzten Worte damals waren es also gewesen, was ihn über seine Sphäre hinausgehoben, zum Erfinder gemacht hatte! Das schmeichelte ihrem weiblichen Stolze. Was waren dieser That gegenüber die faden Huldigungen in schöngedrechselten Worten, die sie in Paris genossen hatte, die sie wohl auch hier genießen würde? Schöpferisch zu wirken in einem groß angelegten Geiste, dessen anfeuernde Macht zu sein, war das nicht mehr als alle gesellschaftlichen Erfolge? So klangen ihre Worte nicht mehr spöttisch, sondern nur vorwurfsvoll, als sie erwiderte: „Ich glaube Ihnen, Hans! Aber wie können Sie am ersten Tage so rücksichtslos sein und mich derart vernachlässigen? O, bis ich dieses harte rauhe verletzende Wesen hier wieder gewohnt sein werde! Sie glauben nicht, wie mir das weh thut! Meine Nerven sind nun einmal nicht aus Stahl und Eisen wie die Ihrer ‚Claire'."

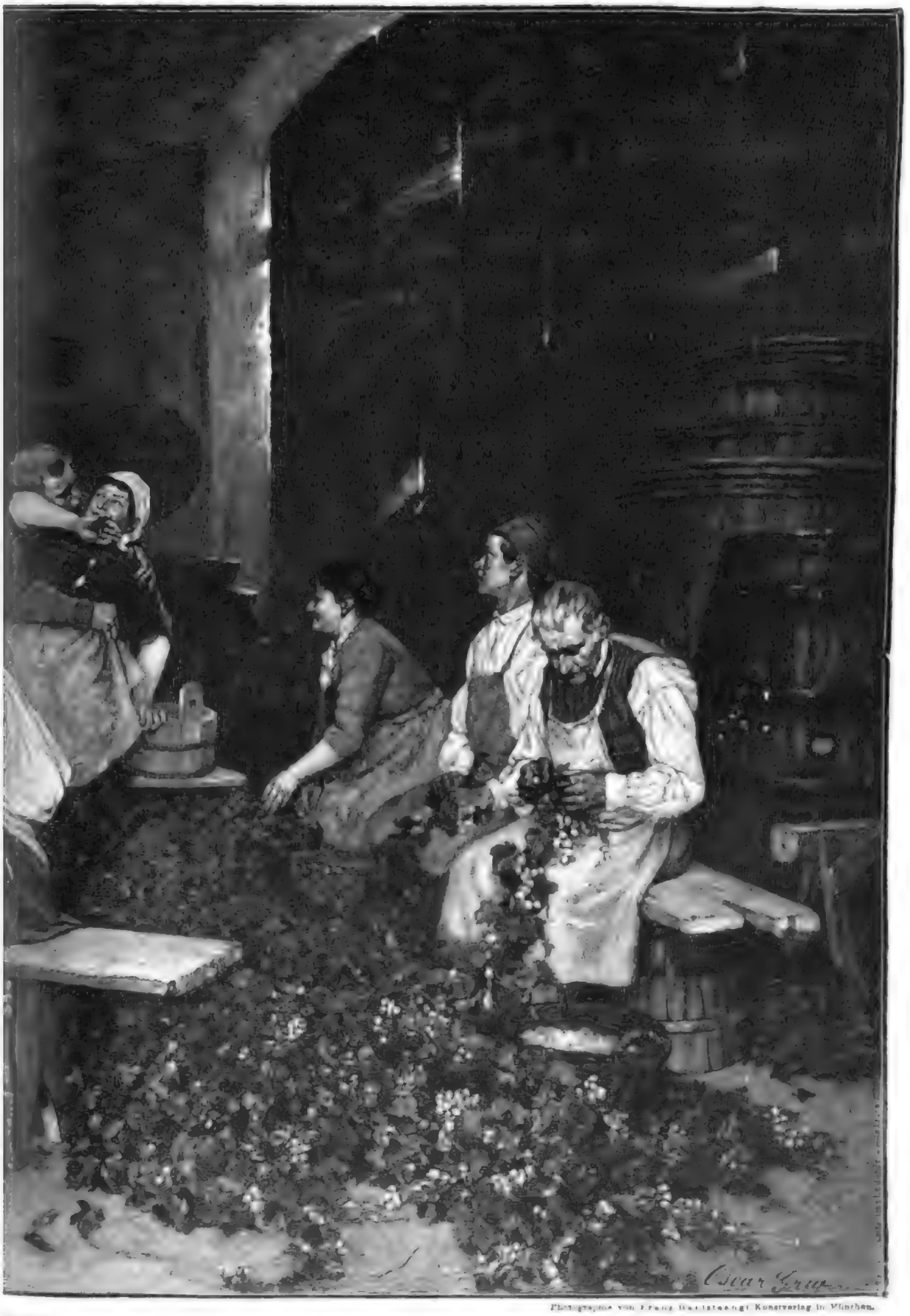
Hans war empört über sich selbst. Wie war es nur möglich, daß er sich so benommen, daß er Claire über den anderen nur eine Sekunde hatte vergessen können!



Einquart

Nach einem Gelgemälde

Digitized by Google



Photogravüre von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

erung.

von Oscar Gräf.

Digitized by Google

„Claire — Fräulein Claire wollt' ich sagen, verzeihen Sie mir! Ich bin rücksichtslos gewesen, ich fühle es, aber sehen Sie, ich weiß ja selbst nicht, wie das so kam. Für einen einzigen freundlichen Blick, für einen Druck Ihrer Hand würde ich ja durchs Feuer gehen!"

Claire vergaß das Spiel mit ihrem Fächer, den Kopf halb auf die Brust geneigt, blickte sie erröthend Hans an, dessen Züge von edler Gluth durchleuchtet waren. Fast verlegen reichte sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Hans — aber nicht wahr, mich nicht mehr vergessen über den anderen! Ich habe es nicht um Sie verdient."

Hans war es, als müßte er die kleine Hand, die fast verschwand in seiner derben Arbeitsfaust, vor Seligkeit zerdrücken. „Ich will sterben für Sie, Claire!" kam es leidenschaftlich von seinen Lippen.

Claire lachte nicht über diese schwärmerischen Worte, die ihr aus dem Munde jedes anderen ungeheuer komisch vorgekommen wären, und überließ dem jungen Manne willig ihre Hand, als er sie mit einer ungestümen Bewegung an die Lippen führte.

In diesem Augenblick hatte sich Otto den beiden genähert. Er hatte die Schwester scharf beobachtet; ihre Unterredung mit diesem Davis hatte ihm zu lange gedauert, und nun kam er gerade recht, um die letzten Worte zu hören und den Handkuß zu sehen. Aus dem Gesicht Claires erkannte er auch deren völliges Einverständniß mit dieser Huldigung. Das reizte ihn nur noch mehr.

„Herr Davis," rief er spöttisch, „Sie machen ja erstaunliche Fortschritte als Salonheld! Sagen Sie mir einmal, guter Mann, woher nehmen Sie denn eigentlich dieses — na, sagen wir — Selbstvertrauen zu Ihrem Auftreten bei uns her?"

„Aus dem Bewußtsein, dasselbe Recht dazu zu haben wie jeder andere ehrenhafte Mann, der hier verkehrt," entgegnete Hans in festem Tone, „ja vielleicht besitze ich noch ein größeres Recht."

Claire zuckte zusammen, eine Falte erschien auf ihrer klaren Stirn.

„Ah — das wird interessant! Inwiefern denn noch ein größeres Recht?" fragte Otto mit einem Blicke auf die Schwester. „Sie meinen wohl als Miterfinder des neuen Systems?"

„Daran dachte ich nicht; nein, als — der von Ihrem Herrn Vater von der Straße aufgehobene Hans Davis. Es giebt Wohlthaten, die Verpflichtungen nach sich ziehen auch für den Wohlthäter!"

„Wie, Sie philosophieren auch in Ihren freien Stunden? Also Universalgenie! Nützt Ihnen aber alles nichts. Für meine Schwester und mich bleiben Sie doch das Hänschen von damals — Sie wissen schon, das mit der blauen Zipfelmütze." Lachend drehte er sich um und entfernte sich.

Ein Zittern lief durch den Körper des auf so rohe Weise Beleidigten, seine Muskeln spannten sich, und er machte eine Bewegung, als wollte er dem Fortgehenden nachstürzen. Da legte sich eine Hand mit sanftem Drucke auf seinen Arm.

„Begehen Sie keine Thorheit, Hans!" mahnte Claire. „Sie dürfen überzeugt sein, daß mein Bruder sehr gegen meinen Willen mich zum Zeugen für seine Meinung aufgerufen hat. Daß ich Sie mit anderen Augen ansehe, Ihren Werth anders bemesse, das muß in Ihnen unerschütterlich feststehen nach allem, was vorangeging."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Hans und begab sich mit mühsam beherrschter Aufregung zur Gesellschaft zurück. Er fürchtete mit Recht, daß seine lange Unterhaltung mit der Tochter des Hauses aufgefallen sein könnte.

Herr Berry hatte das vertrauliche Gespräch, die starke Gemüthsbewegung der beiden wohl bemerkt, aber ohne sich entschließen zu können, sie zu stören.

Nachdem Otto es abgelehnt hatte, sein Lebenswerk fortzusetzen, galt es, Claire dafür zu gewinnen; daß ihm dabei seine Gattin und sein Sohn entgegenarbeiten würden, wußte er. Davis dagegen konnte ihm ein erwünschter Bundesgenosse werden — vielleicht aber auch ein gefährlicher! Claire war zwar fast ebenso alt wie ihr einstiger Spielgenosse, sie war stolz geworden in Paris, verwöhnt, offenbar regte sich auch in ihr das aristokratische Blut der Mutter. Aber Davis war ihr Jugendfreund, Dankbarkeit und Zuneigung fesselten ihn an sie, er war zudem von einnehmendem Aeußeren, durch Geist und Willenskraft hoch hinausgehoben über seinen Stand — wie leicht konnte sich da trotz aller Hindernisse eine unbesiegliche Leidenschaft in seiner Tochter entwickeln! Und was sollte dann werden? War das denkbar — Davis, der Sohn eines verkommenen Arbeiters, welcher jeden Augenblick wieder auf der Bildfläche erscheinen konnte, und die Tochter des Kommerzienraths Berry? Aber war denn Hans überhaupt nur der Sohn seines Vaters? Davis, der berühmte Techniker, die Zukunft der Berryschen Werke, die unter seiner Leitung den Weltmarkt beherrschen würden — warum nicht so? — —

Abends war auf dem beleuchteten Festplatz Arbeiterball, zu welchem sich auch die eingeladenen Gäste einfanden. Die Frau des Hauses eröffnete denselben auf den bestimmten Wunsch ihres Mannes durch einen Tanz mit dem ersten Direktor, ihr folgte Claire mit Hans Davis, der nun einmal der Held des Tages war. Rings um den Festplatz her lagen die schweigenden Werkstätten und bildeten zu der bunten Beleuchtung, dem wehenden Fahnenschmuck und den Klängen der Musik, in die sich die Jubelrufe der Menge mischten, einen sonderbaren Gegensatz, der aber die Festfreude der Arbeiter nicht zu stören schien. Es war, als sei alle Noth, aller Schweiß, alles Murren vergessen, als sei hier wenigstens Kapital und Arbeit versöhnt.

Nach dem ersten Rundtanz unter den blühenden Kastanien jauchzten Raketen gegen den Nachthimmel, ein bunter Regen von Leuchtkugeln schwebte empor, Feuerräder drehten sich sprühend, der Name „Berry" erschien, von Strahlen umgeben, flammend in der Luft, während zugleich die neue Maschine bengalisch beleuchtet wurde.

Ein Hurra für Berry brauste aus tausend Kehlen durch die Nacht. „Hurra für ‚Claire', Hurra für Hans Davis!" rief eine Stimme, kaum daß der erste Ruf verklungen war, und aufs neue fielen die Arbeiter ein, in dem Kameraden sich selber ehrend.

Hans hatte noch immer Claire am Arme, als mitten in das Geknatter des Feuerwerks hinein ihre beiden Namen brausend erschallten und gleichsam ineinanderflossen. Da blickte unwillkürlich alles auf das schöne Paar, und sie selbst zuckten zusammen, mächtig ergriffen von einem ahnungsvollen Gefühl, das für Hans eine berauschende Verheißung war, für Claire ein Räthsel, an dessen Lösung sie sich nicht wagte. Schweigend zog sie ihren Arm aus dem seinigen; sie fühle sich müde und möchte sich ausruhen, erklärte sie. Förmlicher als je trennten sie sich.

Hans hielt es jetzt nicht mehr aus auf dem Festplatz, der Lärm that ihm weh; müde von den hunderterlei Eindrücken des Tages begab er sich auf seine Stube. Eine Zeitung lag auf seinem Tische. „Ein Festtag bei Berry" las er als Ueberschrift eines Artikels; mitten drin leuchtete sein Name gesperrt gedruckt. Die geheimnißvolle Kraft des gedruckten Wortes wirkte auf ihn, er las mit klopfendem Herzen den Bericht über die Vorgänge des Morgens, die Worte, die Berry dabei gesprochen hatte. Und die ganze Stadt wird es jetzt mit ihm lesen, Tausende werden bewundernd den Namen „Davis" aussprechen! Die Wonne befriedigten Ehrgeizes schwellte seine Brust. Sein Stern stand hoch, strahlend leuchtete sein Ziel — Claire!

Schon wollte er das Blatt weglegen, da sah er dicht unter dem Artikel einen anderen Namen gesperrt gedruckt — „Holzmann". Hastig überflog er die Zeilen, die vor seinen Augen zu schwanken begannen.

„Gestern Nacht fand ein verwegener Einbruchsversuch in dem Juwelengeschäft von Somatsch statt. Die Diebe drangen von der Straße her durch den infolge der Kanalisationsarbeit offenen Abzugsgraben in das Haus, den Boden des Verkaufslokales durchbrechend. Glücklicherweise hörte ein vorbeikommender Schutzmann den verdächtigen Lärm und störte die Einbrecher in ihrem sauberen Handwerk. Einer derselben, ein schon oft bestraftes Individuum Namens Holzmann, wurde im Kanal selbst wie in einer Falle gefangen; sein Genosse ist leider entkommen!"

„Sein Genosse ist leider entkommen!" Auf dieser Zeile blieb der starre Blick von Hans haften. Er sah das Gaunergesicht dieses Holzmann deutlich vor sich, hörte sein teuflisches Flüstern — sein Genosse horcht darauf wie gebannt, dann schlägt er ein. „Sei es, ich thu' mit! Die Wagen der Reichen sollen mir nicht länger über dem Kopfe wegrollen, während ich in dem Schmutze da unten verkomme — bin doch begierig, wie das

Reichsein schmeckt! Ans Werk also!“ Und dieser Genosse war Jakob Davis — mit unwiderstehlicher Gewißheit drängte sich Hans diese Ahnung auf. Wo mochte er sein, der Vater? Wohl war er entkommen, aber was konnte ihm das nützen! Holzmann wird ihn sicher verrathen, dann war er bald aus seinem Versteck aufgestöbert, und der Name Davis, der heute in dem Glanze des Erfinderruhms strahlte, war der Schmach preisgegeben.

Vom Festplatz her klang die frohe Musik, das Jauchzen der übermüthigen Menge, während Hans verzweifelnd in seinem engen Stübchen auf und ab schritt und ohnmächtig wüthete gegen das grausame Spiel des Schicksals, das ihm die lastenden Ketten immer nur abnahm, um ihn, der kaum der Freiheit froh geworden, desto grausamer damit zu fesseln.

9.

Die Hoffnung Ottos, daß sich die gesellschaftlichen Verhältnisse seines Elternhauses nach der Rückkehr der Schwester rasch verändern würden, hatte sich erfüllt. Berry war selbst zu stolz auf sein blühendes geistvolles Kind, als daß er nicht die Pforten seines Hauses weit geöffnet hätte. Und alles strömte herbei, was immer durch Reichthum und Schönheit angelockt wurde.

Claire, die reiche schöne Erbin, stand im Mittelpunkt des hauptstädtischen Interesses. Tausend neue Hoffnungsstrahlen zuckten im Herzen der Mütter auf, die sich des Besitzes stattlicher Söhne rühmten. Ehrwürdige, aber abgenutzte und verblichene Wappenschilder rasselten wohl in der Geisterstunde vor freudiger Ahnung. Die Männerwelt rüstete sich denn auch nach Gebühr zu dem Wettkampf, der hier entbrennen mußte.

Claire war in Paris eine Verehrerin der Kunst geworden, vor allem der dramatischen; es war ein Leichtes, die Größen der Hauptstadt auf diesem Gebiet in das gastfreundliche Haus zu ziehen. Die Offiziere und der hohe Adel fanden sich von selbst ein, Otto brauchte sich um sie gar nicht erst zu bemühen. Die Witterung von dem Edelwild, das hier gejagt wurde, war Lockung genug. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Abende bei Berrys in kürzester Frist einen ausgezeichneten Ruf erhielten, und nach einem halben Jahre gehörte es zum guten Tone, dort gewesen zu sein.

Der Kommerzienrath fühlte sich nichts weniger als wohl bei dieser Entwicklung der Dinge, die ihm über den Kopf gewachsen war. Die ihm verwandten, sympathischen Elemente wurden mehr und mehr verdrängt, und in den neuen Kreisen, die sich um ihn her sammelten, fühlte er sich nicht heimisch. Der ganze Ton der Unterhaltung behagte ihm nicht, alles schien ihm Geflunker — Redensarten und gewandte Manieren mußten die innere Hohlheit verdecken. Oft floh er mitten aus der glänzenden Gesellschaft hinüber in die Werkstätten und athmete dort mit Wonne die rauchgeschwängerte Luft.

Außerdem wußte er, warum sie kamen, die jungen Herren — Claire war der Magnet, und vielleicht war der Räuber seines besten Kleinods schon unter diesen würdigen Genossen seines Sohnes, die nur genießen wollten, denen die ganze rührige segensvolle Welt, welche hier geschaffen worden, nur eine tote Sache war, die vernünftigerweise möglichst rasch in Geld umgesetzt werden müßte. Und der Weg dazu hieß für sie „Claire“. Wenn solche Gedanken in Berry aufstiegen, dann hielt er mit angstvollem Blicke Musterung. Die Künstler fürchtete er nicht, denen war es mehr um angenehme Geselligkeit und schöne Frauenköpfe zu thun; sein Feind war viel eher unter dem Adel, in der Uniform zu suchen. Ein glänzender Name, vornehmes Aeußere, gewandte Formen — das waren ja in den Augen eines jungen Mädchens gefährliche Vorzüge. Und bald glaubte Berry den Gesuchten entdeckt zu haben in einem Grafen Maltiz, einem Regimentskameraden seines Sohnes.

In so unauffälliger Weise Claire ihn auch bevorzugte, dem Vaterauge entging es nicht. Der Kommerzienrath beobachtete scharf den jungen Mann. Dieser besaß eine Art männlicher Liebenswürdigkeit, der man sich nicht leicht entziehen konnte, und, was Berry für ihn einnahm, er zeigte wirkliches Interesse auch für das praktische Leben, für die Industrie. Schon einige Male hatte Berry mit ihm die Werke besichtigt und dabei lebhaftes Verständniß gefunden; sein Vater war Besitzer von Eisengruben und Hüttenwerken in Schlesien, das war eine Verbindungsbrücke mehr.

Berrys Urtheil über den Grafen begann unter diesen Umständen allmählich ein besseres zu werden. Da präsentierte man ihm eines Tages wieder einmal einen Schuldschein Ottos. Für gewöhnlich ärgerte er sich nicht mehr über solche Erfahrungen und brachte die Sache, wenn die Summe nicht zu hoch war, schweigend in Ordnung. Aber diesmal stand unter dem Namen seines Sohnes der des Grafen Maltiz als des Bürgen, das schmerzte ihn tief. Die festen Grundsätze, die Maltiz vor ihm stets im Munde führte, gehörten wohl auch zu den Salonlügen, sein Interesse für die Industrie war erheuchelt, vielleicht von Otto eingegeben, der seines Vaters schwache Seite kannte! Von diesem Augenblick an war ihm der Graf zuwider, und er überlegte, wie er der von dieser Seite drohenden Gefahr begegnen könnte.

Unwillkürlich stieß er dabei in seinem Gedankengang immer wieder auf Hans Davis. Nach dem Rathe eines sachverständigen Freundes ließ er ihn auf einige Zeit zu weiterer Ausbildung die technische Hochschule besuchen. Er sah in ihm schon den künftigen Direktor seiner Werke, ja er dachte bereits weiter. Warum sollte der geniale junge Mann nicht der einstige Besitzer sein? Allerdings, er war der Sohn eines Arbeiters, eines heruntergekommenen Menschen, aber Geist und Charakter deckten ja heutzutage jeden Makel der Geburt. Der Vater konnte, wenn er je wieder auftauchen sollte, gegen eine Abfindungssumme für immer entfernt werden. Und auch Claire schien dem jungen Freunde eine lebhafte Theilnahme entgegenzubringen, die vielleicht nur der Ermunterung bedurfte, um zum tieferen Gefühl zu werden. Ja, oft war es dem beobachtenden Vater, als sei eine solche Ermunterung gar nicht mehr nöthig, als stürze sich Claire nur deshalb in den Strudel der Geselligkeit, um sich zu betäuben, um den Sinn von etwas Unmöglichem, das sie quälte, abzulenken. Er glaubte zu bemerken, daß sie im geheimen immer wieder nach Hans blickte, gerade wenn sie zu Maltiz am liebenswürdigsten war, wie um die Wirkung ihres Benehmens auf den Jugendfreund zu beobachten. Sollte sie ein verdecktes Spiel spielen, hinter dem sich eine starke Leidenschaft verbarg?

Wenn dem so war, so wagte sie sich offenbar nicht hervor mit ihren geheimsten Wünschen, deren Erfüllung ihr unmöglich schien. Berry aber konnte sich nicht entschließen, einen entscheidenden Anstoß zu geben und die Zagende zu ermuthigen. Trotzdem zürnte er seinem Schützling, daß dieser keinen Schritt vorwärts that und sich ängstlich von Claire fernhielt.

Hans schlepote sich, seit er den Bericht über den Einbruch gelesen hatte, mühsam unter der Last seines dunklen Verhängnisses dahin. Er hatte sich am anderen Tage zu dem von Neugierigen umdrängten Orte der That begeben, hatte vorsichtige Fragen nach dem Entflohenen gestellt, dessen Festnahme man sicher erhoffte, und war endlich in die Kleegasse gegangen. Vielleicht wußte man in der „Fackel“ etwas über den „Schwarzen Jakob“, ja vielleicht hatte sein Vater die fragliche Nacht dort zugebracht, und alle Besorgniß war umsonst, der Genosse Holzmanns ein ganz anderer. Aber er hatte nicht gewagt, in die Wirthschaft einzutreten, nach dem Vater zu fragen — die thörichte Angst hielt ihn ab, selbst irgendwie in die Untersuchung verwickelt zu werden, da man ihn mit Holzmann zusammen gesehen hatte. So trug er die alte Ungewißheit weiter. Bald sollte die Verhandlung gegen Holzmann vor dem Gericht stattfinden — so lange hatte er noch zu leben als ehrlicher Mann, dann war vielleicht sein Name öffentlich gebrandmarkt, der Weg zu Claire ihm für immer abgeschnitten!

Mit solcher Qual im Herzen mußte er das Haus Berry besuchen, Claire gegenübertreten, mußte es mit ansehen, wie sie umschwärmt, vergöttert wurde, wie dieser Graf Maltiz täglich mehr an Boden gewann. O, wäre er frei gewesen, er hätte ihn nicht gefürchtet und alle nicht, so hoch und vornehm sie waren! Er wußte es jetzt, sie war ihm hold; er verstand ihre ermuthigenden Blicke, ihren Spott, ihren Aerger über seine Verzagtheit, er wußte, daß die Bevorzugung des Grafen ihr nicht ernst war, er glaubte zu merken, daß Herr Berry selbst seine Hand nicht zurückstoßen würde, wenigstens lag dieser Schluß nahe nach der Art, wie der Kommerzienrath jetzt oft über die Zukunft seiner Werke mit ihm sprach — er fühlte den höchsten Muth, die höchste Kraft in sich und — war gefesselt! Er hatte kein Recht, mit seinem geschändeten Namen in die Schranken zu treten um Claire, kein Recht, in dieser Gesellschaft zu verkehren. Er lebte eine beständige Lüge, mußte stets gewärtigen, daß man nach

Bekanntwerden des Schrecklichen ihn für immer aus diesen Räumen wies.

Der Tag der Verhandlung gegen Holzmann kam, der Tag des Urtheils auch für Hans. Wurde der Name Davis von dem Einbrecher genannt, so war mit dem Vater er selbst verloren. Er hatte beschlossen, der Verhandlung nicht beizuwohnen und die Berichte abzuwarten; aber eine Stunde vor Beginn der Sitzung stand er schon im Gerichtsgebäude. Endlich öffneten sich die verschlossenen Thüren, ungestüm drang er in den Saal. Im Nu war die Zuhörertribüne gefüllt, und eine lebhafte Unterhaltung über den „Fall“ kam in Gang. Gespannt hörte Hans zu. Einer behauptete, die Sache stehe sehr gut für Holzmann und verhalte sich anders, als man gelesen habe, der Entkommene sei der eigentliche Thäter. Er fand allgemeinen Glauben, man schimpfte über die Polizei, die wie immer den Unrechten gepackt und den Hauptschuldigen habe laufen lassen. Hans spürte, wie sich die Gedanken in seinem Hirne zu verwirren drohten, er starrte nur noch nach der kleinen Thür, zu welcher der Angeklagte hereingeführt werden sollte.

Die Richter nahmen ihre Plätze ein. Jetzt öffnete sich die Thür, und, geführt von einem Schutzmann, erschien Holzmann. Hans erkannte ihn sofort wieder — das war dasselbe verschmitzte Lächeln, derselbe unverschämte lauernde Blick wie damals.

Nach Eröffnung der Verhandlung wurde die Anklage verlesen und dann an Holzmann die Frage gerichtet, ob er seinen Genossen bei der That nennen wolle.

Das Blut brauste Hans in den Ohren, er glaubte, den Namen „Davis“ zu hören, und doch hatte Holzmann noch gar nicht gesprochen.

„Wie soll ich ihn denn nennen, wenn ich ihn gar nicht kenne?“ antwortete dieser jetzt laut lachend.

Das Publikum war sichtlich ärgerlich über die freche Lüge.

„Sie weigern sich also, die Wahrheit zu sagen?“ sagte der Richter, die Stirn bedenklich faltend.

„Ich kann nicht aussagen, was sich gar nicht oder vielmehr nur in der Einbildung der Herren zugetragen hat.“

Der Richter wies den Angeklagten zur Ordnung. „Noch eine solche Aeußerung und Sie werden abgeführt.“

Holzmann zuckte die Achseln. „Ich sage, was ich weiß. Ich ging in jener Nacht ziemlich spät von der Kneipe nach Hause, vom ‚Schwarzen Rößl‘, wenn's die Herren interessiert — ich habe Zeugen dafür — und kam so gegen ein Uhr bei Somatsch vorbei. Der Kanal war offen, und ich wäre fast hineingefallen — natürlich, die Polizei hat andere Dinge zu thun, als für die Knochen der Bürger oder gar von unsereinem zu sorgen. In diesem Augenblick höre ich ein Geräusch, das vom Boden unter dem Juwelierladen auszugehen schien. Ich horche eine Zeit lang — da ist was los, denke ich, da geht's an dem Somatsch seine Diamanten! — Schaust einmal nach, denke ich weiter, kriegst Du den Dieb zu fassen, wird der Somatsch sich nicht lumpen lassen, und Du kriegst zudem ein gutes Renommee und das kann Dir auch nicht schaden. Also steig' ich am Gerüst in den Kanal hinunter, gehöre ja selber zu dem Geschäft — richtig geht da seitwärts eine Röhrenleitung unter den Laden wie in einem Fuchsbau. Vorsichtig schleiche ich mich näher, dem Geräusch zu, plötzlich — es war stockfinster — faust mir von oben herab Staub und Sand ins Gesicht, etwas stürzt über mich her, überrumpelt mich und weg war's — ob es ein Thier, ein Mensch war, ich wußt' es im Augenblick selber nicht. Recht ist Dir geschehen, sag' ich mir, was kümmerst Du Dich um dem Somatsch seine Diamanten und bringst einen armen Teufel, der sich vielleicht nicht mehr zu helfen weiß, ins Elend. Ich tapp' zurück, steig' wieder hinauf, da hat mich schon einer am Kragen wie einen Dachs, den man mit der Zange holt — natürlich war alles Reden umsonst, ich mußte der Dieb sein! Willig ging ich mit — wird sich schon aufklären, dacht' ich, daß Du ein ehrlicher Kerl bist. Aber man glaubt unsereinem die Ehrlichkeit nicht mehr, besonders wenn's einmal schon einen kleinen Haken g'habt hat wie bei mir. Na, jetzt wird's weiter keinen Anstand mehr haben, Sie wissen ja nun alles. Mein Alibi kann ich auch ausweisen, daß ich um ein Uhr aus dem ‚Schwarzen Rößl‘ fortgegangen bin. Und das werden's doch auch nicht glauben, daß ich mich so dumm hätte fangen lassen, anstatt durchzubrennen wie der andere, wenn ich sein Kollege gewesen wäre.“

Das Erstaunen über diese Darstellung des Thatbestands war allgemein; so unwahrscheinlich dieselbe auch bei dem schlechten Leumund Holzmanns war, die Richter mußten bei sich die Möglichkeit eines solchen Sachverhalts zugeben, und das war schon ein großer Gewinn für den Angeklagten, der jetzt mit einer unschuldigen Miene dasaß und die günstige Wirkung seiner Worte beobachtete.

Im Zuschauerraum freute man sich in raschem Umschlag der Stimmung über den verschmitzten Menschen, der sich so vortrefflich aus der Schlinge zog.

Hans athmete auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er wußte bestimmt, daß die Erzählung Holzmanns erlogen, daß er nicht nur der Helfershelfer des Entkommenen, sondern sogar der Anstifter des Ganzen war, und doch beseelte ihn ein förmliches Dankgefühl gegen den Strolch, der durch seine Schlauheit das Furchtbarste von ihm fernhielt. Nur das eine war ihm unbegreiflich, daß er in der Falle geblieben war, während der andere entkam — er war doch der Ueberlegene, der Erfahrenere in diesem Fache . . . wenn der Vater wirklich der zweite Einbrecher gewesen war. Aber am Ende war dieser doch nicht dabeigewesen! Dieser freudige Gedanke rang sich immer mehr empor in Hans, so daß er der weiteren Verhandlung ruhiger folgte. Der Vertheidiger wußte die Erzählung Holzmanns vortrefflich zu verwerthen; er hob die schwere Verantwortlichkeit hervor, einen Mann, der mit Gefahr seines Lebens beisprang, um einen Mitbürger vor Schaden zu bewahren, auf Grund einer verhängnißvollen Verkehrung der wirklichen Vorgänge als den Thäter zu verurtheilen. Das müßte geradezu verwirrend wirken und das Ansehen des Gerichts allenthalben aufs äußerste schädigen.

Zu guter Letzt brachte er als Haupttrumpf zwei Zeugen bei, welche die Anwesenheit Holzmanns im „Schwarzen Rößl“ bis um ein Uhr nachts beschworen. Der Schutzmann gebe ein Uhr zehn Minuten als die Zeit der Festnahme an, zehn Minuten seien nöthig, um von einem Orte zum anderen zu gelangen, wie hätte sich also Holzmann an dem Einbruch betheiligen können? Er war einfach ein Vorübergehender, der seine Pflicht erfüllte, außerdem noch durch die Aussicht auf Belohnung von seiten des Juweliers bewogen wurde, thätlich einzugreifen.

Die Wirkung dieser Rede, besonders des geschickt verwertheten Schachzugs mit den beiden Zeugen war die Freisprechung des Angeklagten. Holzmann verließ nach zweimonatiger Haft frei den Gerichtssaal, mit einer grinsenden höhnischen Gebärde gegen die Richter.

Auf dem Gange, den er triumphierend durchschritt, drängten sich gute Kameraden um ihn, drückten ihm die Hand und blinzelten ihm verständnißvoll zu. Auch Hans, der Gewißheit haben wollte um jeden Preis, trat dem Manne in den Weg.

Holzmann stutzte, als er ihn erblickte, sein graues Auge ruhte durchdringend auf dem ungebetenen Besucher. Dieser wagte nicht, Holzmann vor allen Leuten anzusprechen. Man drängte sich die dunkle Stiege hinab, dort fühlte Hans plötzlich eine Hand auf seiner Schulter.

„Wo kann ich Sie heute abend treffen? Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden,“ flüsterte eine Stimme. Hans wußte, wem sie gehörte, und schauerte zusammen.

„In der ‚Fackel‘, Punkt sieben Uhr,“ antwortete er leise. Es fiel ihm kein anderer Ort ein, daher nannte er mechanisch den für ihn so verhängnißvollen Namen. Halb besinnungslos wankte er die Treppe hinab. Er war nicht darüber im Zweifel, welche Enthüllung ihm bevorstand.

Bald bereute er sein Versprechen; warum hatte er auch die Zusammenkunft gerade in die „Fackel“ verlegt, wo man ihn und den Vater kannte, wo alle die häßlichen Erinnerungen mit neuer Stärke ihn überkommen mußten. Und heute war der wöchentliche Gesellschaftsabend bei Berry, er mußte dort erscheinen — aus der „Fackel“ zu Claire! Er war nahe daran, sein Wort zu brechen. Allein um die festgesetzte Zeit stand er doch am Eingang der Kleegasse; zögernd blieb er dort einen Augenblick stehen, dann bog er entschlossen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber kräftigende Diät.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Es giebt ein Sprüchlein, das zwar recht derb materialistisch klingt, dem man aber eine gewisse Berechtigung doch nicht absprechen kann: „Der Mensch ist, was er ißt". In der That baut sich der Körper in stetig sich erneuerndem Stoffwechsel aus dem Nährmaterial auf, welches ihm zugeführt wird. Durch die Nahrungsstoffe, welche der Organismus aufnimmt, stellt er das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen im Haushalt des Körpers her, schafft er Ersatz für den Verbrauch, für die durch die Zersetzungsvorgänge im Körper aufgezehrten Stoffe. Beim gesunden Menschen ist es der Hunger, welcher den Alarmruf ausstößt, daß es Zeit sei, Nahrung zuzuführen, und eine Empfindung des Wohlbehagens, der Kräftigung begleitet die Befriedigung jenes Bedürfnisses. Nicht so einfach ist die wissenschaftlich begründete Antwort auf die Frage, welche Menge von Nährstoffen der normale Mensch unter den verschiedenen wechselnden Verhältnissen seiner Körperbeschaffenheit und Arbeitsleistung, seines Alters und seiner Größe, der Ruhe und der Bewegung, des Klimas und der Jahreszeit bedarf, wie viel Eiweißstoffe und stickstofffreie Nahrung mit der gebotenen Kost zu verabreichen sind und welche Speisen das zweckmäßigste Gemische darstellen, um den Stoffbedarf des Organismus zu decken. Die Ernährungslehre der Gegenwart ist eifrig an der Arbeit, auf Grundlage sorgsamer Versuche unsere Kenntnisse über die Verdauung und Ausnutzung der Nahrungsmittel, über die Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe und Genußmittel, über die Einnahmen und Ausgaben des gesunden Körpers bei bestimmten Kostarten zu erweitern und so die geeignete „Diät" festzustellen.

Abschied.

Nach einem Gemälde von G. Haquette.

Photogravüre im Verlag von Ad. Braun u. Cie. in Dornach.

Weitaus schwieriger noch wird die Aufgabe, für Kranke, bei denen der Stoffverbrauch sich andersartig als bei Gesunden gestaltet, bei denen die Verdauungsorgane ihre Arbeit nicht voll und ganz zu bewältigen vermögen, die Nahrungszufuhr so einzurichten, daß der Verlust an Körperbestandtheilen wieder vollständigen Ersatz finde, daß eine zweckdienliche Erneuerung der abgenutzten Gewebe sich vollziehe, daß die Ernährungsvorgänge sich dem Krankheitszustand anpassen. Die richtige Art der Krankenernährung ist eine Sache von so unendlich großer Wichtigkeit, daß sich Erfahrung und Forschung zur Lösung derselben die Hand reichen müssen und daß, was die Wissenschaft nach dieser Richtung hin zu Tage gefördert hat, den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden sollte.

Eine Seite dieser Frage habe ich vor einigen Monaten in dem Aufsatz über „Entziehungsdiät" in Halbh. 12 dieses Jahrgangs behandelt. Heute soll von der entgegengesetzten Art der Krankendiät die Rede sein, deren wir in unserer den Stoffverbrauch nur allzu stark in Anspruch nehmenden Zeit nicht minder häufig bedürfen, von der kräftigenden Diät.

Das Kind der Stadt, welches wie jede Stubenpflanze schlecht gedeiht, dem Luft und Licht so spärlich zugemessen sind und dessen bloße Farbe schon die ungenügende Ernährung bekundet; der Jüngling und die Jungfrau, deren geistige Entwicklung beschleunigt, deren Leibesentwicklung aber vernachlässigt wurde; der Mann, der in der Hast des Erwerbes, in der Jagd nach Erfolg mehr Einbuße an Kraft erleidet, als er zu ersetzen Zeit hat; alle die vielen, vielen, welche die Maschine ihres Organismus mit Dampf betreiben und gewaltsam abnützen — sie müssen, um wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht herzustellen, einer kräftigenden Diät sich unterziehen. Und wenn durch Krankheiten das Blut verarmt, das Nervensystem geschwächt ist, dann wird gleichfalls eine kräftigende Ernährungsweise gewählt werden müssen, welche die Blutbildung beschleunigt und fördert, die Thätigkeit der Nerven belebt, die Energie des Stoffwechsels hebt.

Dieses Ziel sucht man zu erreichen, indem man die kräftigsten Nährstoffe auswählt und sie dem Körper immer in solcher Form zuführt, daß die Verdauung nicht zu stark in Anspruch genommen und nicht mit zu großen Mengen belastet wird. Früher wurde das Eiweiß als der einzige kräftigende Nahrungsstoff angesehen, jetzt wissen wir, daß zu den Erfordernissen einer richtigen Diät auch Fette und sogenannte Kohlenhydrate (Stärke, Zucker, Gummi), ferner gewisse Genußmittel, wie Kaffee, Thee, alkoholische Getränke, Speisenwürzen, gehören. Wenn die Physiologie lehrt, daß der tägliche Stoffbedarf eines Erwachsenen von mittlerem Körpergewicht in ruhendem Zustand durch 71 Gramm Eiweiß, 28 Gramm Fett, 440 Gramm Kohlenhydrate und 14 Gramm Salze gedeckt wird, so erfahren diese Ziffern eine beträchtliche Steigerung, wenn der Mensch eine mäßige, starke oder angestrengte Thätigkeit ausübt, und sie müssen wesentlich geändert werden, wenn es sich darum handelt, die Neubildung des Körpers zu fördern, die Ernährung zu heben. Am besten wird die richtige Zusammensetzung der Nahrung durch eine gemischte Kost aus thierischen und pflanzlichen Bestandtheilen erreicht, und am zweckmäßigsten ist es, die Nahrungsaufnahme auf mehrere Mahlzeiten des Tages zu vertheilen, wobei eine gewisse Abwechslung vorherrschen soll.

Das Hauptgewicht muß allerdings auf große und leicht verdauliche Eiweißmengen gelegt werden. Die Eiweißstoffe aus dem Thierreich verdienen den Vorzug vor den pflanzlichen eiweißhaltigen Nahrungsmitteln, weil diese letzteren im menschlichen Darme ungenügend ausgenützt werden und daher selbst in großen Portionen nur kleine Wirkungen erzielen. Fleischspeisen werden demnach stets den Kern jeder kräftigenden Kost bilden*, wobei der leichten Verdaulichkeit, der Zartheit der Muskelfasern sowie dem Wohlgeschmack der einzelnen Fleischsorten Beachtung zu schenken ist. Für den Küchenzettel der kräftigenden Diät sind demgemäß besonders folgende Fleischsorten empfehlenswerth: gebratenes Rindfleisch und Kalbfleisch, Schinken; ferner von Wildpret: Hirsch, Reh, Hase, Gemse, Feldhuhn, Krammetsvogel,

* Reines Muskelfleisch besteht durchschnittlich aus 76 % Wasser und 24 % festen Bestandtheilen, darunter 20 % Eiweißstoffe.

Digitized by Google

Birkhuhn, Haselhuhn, Schneehuhn, Fasan; von zahmem Geflügel: Huhn, Taube, Truthahn; von Fischen: Karpfen, Hecht, Forelle.

Das Fleisch, welches am häufigsten auf unserem Tische erscheint, stammt vom Rinde. Ein leicht verdauliches und nahrhaftes Rindfleisch nun muß von gut ausgemästeten Ochsen genommen werden, welche sich im Alter von vier bis fünf Jahren befanden; es darf nicht zu frisch für die Küche verwendet werden, soll vielmehr mindestens 12 bis 24 Stunden nach dem Schlachten gelegen haben. Erst dann ist es recht saftig und mürbe. Beim Kochen des Fleisches wird ein wesentlicher Theil seiner in Wasser löslichen Stoffe ausgelaugt und in der Brühe gelöst zurückgehalten. Um die Fleischbrühe recht reich an solchen Bestandtheilen zu machen, wird das Fleisch am besten in kleine Stücke zerschnitten, mit kaltem Wasser angesetzt, allmählich erhitzt und dann ausgepreßt. So bekommt man eine schmackhafte Bouillon; allerdings ist ihr Nährwerth dann noch immer kein großer, denn sie enthält nur kleine Mengen Leim, etwas Fett, unerhebliche Mengen Eiweiß, sowie einen Theil der Salze des Fleisches. Und dieser geringe Gehalt an wirklichen Nährstoffen ist der Grund, warum jetzt die Fleischbrühe ziemlich verächtlich behandelt wird und das Suppeneſſen sogar aus der Mode kommt. Mit Unrecht! Streichet nicht den „Suppenkaspar" aus den Vorstellungen der Kinder und verbannet nicht die Fleischbrühe von eurer Tafel! Die kräftigende Diät bedarf der Fleischbrühe sehr wesentlich, denn sie ist ein mildes und leicht zu verdauendes Reizmittel für die Verdauungswerkzeuge, welches diese am besten auf die gröbere Aufgabe des Fleischverarbeitens vorbereitet. Eine gute Köchin versteht es übrigens, die Brühe nicht nur schmackhaft, sondern auch durch Zusatz von Eiern, Reis, Gerste, geriebenem Teige ꝛc. nahrhaft zu machen.

Gebratenes Fleisch enthält den größten Theil der Eiweißstoffe, während ein Theil des Wassers, der Salze, des Leimes und Fettes beim Braten in die Sauce übergehen. Dieser Verlust wird am geringsten sein, wenn anfangs hohe, später mäßige Hitze zur Anwendung kommt. Die Spieß- und Rostbraten sind gewöhnlich saftiger und leichter verdaulich als die Pfannenbraten. Bei der Zubereitung am Feuer entwickeln sich außerdem in dem Fleische wohlschmeckende und wohlriechende Substanzen, deren die Eßlust anregende Wirkung noch durch verschiedene Gewürze und Zuthaten erhöht werden kann.

Wenn die Verdauungsorgane geschwächt sind, so ist es zweckmäßig, ihnen einen Theil ihrer Arbeit dadurch abzunehmen, daß dem Magen erspart wird, die Zertrümmerung des Gefüges der Speisen selbst vornehmen zu müssen. Dies geschieht, indem man das Fleisch fein zerhackt oder schabt und dann erst in Form von Kuchen mit Butter brät. Da rohes Fleisch schneller verdaut wird als gekochtes oder gebratenes, so sind englisch zubereitete halbrohe Beefsteaks von zartfaserigem mürben Fleische von hohem Werthe, ebenso rohes, quer zur Faser zerschnittenes und dann noch zu einem feinen Gemengsel zerhacktes, mit Salz gewürztes Fleisch. Selbstverständlich muß man aber beim rohen Fleische ganz besonders darauf acht haben, daß es von gesunden Thieren stamme.

Dem Rindfleisch zunächst steht in Hinsicht auf seinen Werth für die kräftigende Diät das Kalbfleisch. Es soll von einem mindestens sechs Wochen alten Kalbe entnommen sein, und zwar namentlich von dem Brust- und dem Nierenstück. Das Fleisch vom Kalbe ist durchschnittlich wasserreicher, aber ärmer an Eiweiß und Fett als Rindfleisch, vor dem es größere Zartheit der Muskelfasern und dadurch leichtere Verdaulichkeit voraus hat. Hammelfleisch sagt infolge seines großen Fettgehaltes weder dem Geschmack noch dem Magen jedermanns zu, obgleich es ebenfalls zarte Fasern besitzt. In erhöhtem Maße trifft ebendasselbe auf das Schweinefleisch zu. Junges Rehwild ist ebenso nahrhaft als wohlschmeckend und verdaulich. Fischfleisch ist weniger reich an Nährstoffen als das Fleisch der Säugethiere, aber es bildet eine angenehme Abwechslung für die Speisefolge. Es sind dann die fettärmeren Arten wie Hecht, Flußbarsch, Seezunge zu wählen. Eingeweide wie Rinds- und Kalbleber sind schwer verdaulich, auch das Gehirn ist wegen seines großen Fettgehaltes für geschwächte Organe nicht immer geeignet; hingegen sind Kalbsbröschen, in Suppe gekocht, ein sehr empfehlenswerthes Gericht.

Dem Nährwerth des Fleisches kommen Eier und Milch am nächsten. Namentlich die Milch bietet für geschwächte Personen ein ebenso leicht verdauliches als für den Stoffersatz ausreichendes Nahrungsmittel. Sie deckt durch ihre Eiweißstoffe (Caseïn, Albumin) den Stickstoffbedarf des Organismus und durch die in ihr enthaltene Butter und den Milchzucker das Bedürfniß an Kohlehydraten; auch Salze, Erden und Eisen werden mit der Milch in einer hinreichenden Menge und in leicht löslicher Form zugeführt. In erster Linie steht die Kuhmilch, ihr folgt Ziegenmilch und Schafmilch. Die Eier der verschiedenen Vögel, von denen vorzugsweise die Eier des Haushuhnes in Betracht kommen, haben im wesentlichen die gleiche Zusammensetzung; sie bieten im Weißen einen verdaulichen Eiweißkörper (Eieralbumin) und im Eigelb außer stickstoffhaltigen Körpern viel Fett. Auch die Eier der Fische sind wegen ihres bedeutenden Gehalts an eiweißartigen Substanzen nahrhaft, ja manche sind im eingesalzenen Zustand (Kaviar) als appetitanregendes Mittel bei Feinschmeckern sehr beliebt.

Stickstoffhaltige Pflanzennahrung ist für die kräftigende Diät weit weniger gut verwendbar, und zwar aus dem Grunde, weil in den pflanzlichen Nahrungsmitteln die stickstoffhaltigen Bestandtheile gegenüber den stickstofffreien in der Minderheit sind und weil ihre Vertheilung und Anordnung in den Pflanzen eine solche ist, daß ihre Verarbeitung für nicht sehr kräftige Verdauungsorgane eine schwer zu bewältigende Aufgabe bleibt. Einen annähernden Ersatz für das Fleisch hat man dadurch zu erzielen gesucht, daß man fein verarbeitetes Mehl von Bohnen, Linsen und Erbsen, sogenanntes „Leguminosemehl" herstellte; und in der That verbindet dieses dank dem starken Stickstoffgehalt des Linsenmehls einen hohen Nährwerth mit verhältnißmäßiger Wohlfeilheit; allein das Fleisch läßt sich dennoch nicht ganz entbehrlich machen.

Indeß — aus Fleisch *allein* soll die kräftigende Diät durchaus nicht bestehen; sie bedarf auch der stickstofffreien Nahrungsmittel. Das ist der Platz, den die leicht verdaulichen *Fette* und *Mehlspeisen* auszufüllen haben. Am besten verträgt der Magen das Fett, welches sich in feinster Lösung in der Milch findet, dann dasjenige, welches im Eidotter vorhanden ist. Butter wird leichter aufgenommen als Speck. Die Mehlspeisen müssen so zubereitet werden, daß sie wenig Gährungsprodukte liefern und möglichst leicht von den Verdauungsorganen bewältigt werden können. Der Brei aus Mehl, Gries oder Reis, mit Milch gekocht, bildet die einfachste derartige Zubereitung, auch ein „Auflauf" aus Mehl (Gries, Reis), Milch, Eiern und Zucker thut gute Dienste. Verbannt vom Speisezettel gehören jedoch die schweren fetten Gebäcke, Pasteten, Knödel und Kuchen, welche schon an einen ganz gesunden Magen hohe Ansprüche stellen.

Die *Gemüse* haben wenig Nährwerth und ihr Gefüge behindert die Verdaulichkeit, dennoch gehören auch sie auf die Tafel, um Abwechslung zu bringen. So namentlich junge grüne Gartenerbsen, junge grüne Bohnen, junge Karotten, Tellower Rübchen, Spargel, Spinat, Blumenkohl. Bei ihrer Zubereitung müssen sie fein zerschnitten, in Mussform gebracht und gründlich gekocht werden. Kartoffeln sollen nur in geringer Menge, geröstet oder als Kartoffelbrei genossen werden.

Von den üblichen Frühstücksgetränken, Kaffee, Thee, Chokolade, verdient die letztere da, wo es sich um kräftigende Ernährung handelt, den Vorzug, weil sie am meisten Eiweißkörper enthält und reich an Fett ist. Wenn die Verdauungsorgane geschwächt sind und das Nervensystem Noth gelitten hat, werden die aromatischen Getränke Thee und Kaffee wegen ihres angenehmen Geschmackes und ihrer anregenden Eigenschaften schwer zu entbehren sein.

Unter allen Umständen ist es ersprießlich, die Ernährung auf mehrere Mahlzeiten am Tage zu vertheilen und die Verdauungsorgane an eine gewisse Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Wir wollen dies an dem Beispiel einer Diät zeigen, welche sich für Blutarme (die jedoch nicht fiebern) eignet. Es empfiehlt sich ungefähr folgender Speisezettel: Früh sieben Uhr gleich beim Erwachen im Bette eine Tasse warmer Milch, in kleinen Schlucken zu genießen, damit sie leichter verdaut werde; nach einer Stunde zum Frühstück eine Tasse Chokolade, Kaffee oder Thee, Zwieback mit Butter bis zur Sättigung. Um zehn Uhr eine gute Fleischbrühe mit Ei, kaltes Fleisch mit Butterbrot oder ein halbrohes

Beefsteak. Mittags ein Uhr eine Tasse kräftige Fleischbrühe, Braten und Beilage, Kompot, leichte Mehlspeise, ein Glas Wein oder gutes abgelagertes Bier. Um vier Uhr nachmittags ein Glas Milch oder eine Tasse Thee mit Butterbrötchen. Abends sieben Uhr warmer Braten, geröstete Kartoffeln, ein Glas Bier (oder Wein). Zum Schlafengehen ein Glas warmer Milch, wiederum langsam zu trinken. Bei schweren Formen der Ernährungsstörung muß die Kost noch weit kräftiger sein, das Nähren des Kranken ganz planmäßig mit aller Aufmerksamkeit vorgenommen und eine wirkliche Fütterungskur unter Anleitung des Arztes durchgeführt werden.

Eine Aufgabe besonderer Art ist die Ernährung der Rekonvalescenten nach schweren Krankheiten. Hier ist besonders der Umstand zu berücksichtigen, daß die Verdauungsorgane geschwächt sind und ihnen daher nicht zugemuthet werden kann, viele Gerichte zu bewältigen. Die Nährstoffe müssen deshalb in der Form gereicht werden, welche ihre Anbildung am meisten erleichtert. Es eignen sich hier Milch (zuweilen sogar als ausschließliche Nahrung), Fleischbrühe, mit Liebigschem Fleischextrakt versetzt, oder frischer, durch Auspressen rohen Muskelfleisches gewonnener Fleischsaft, frischgelegte, gründlich gequirlte rohe Eier, rohes geschabtes Fleisch, halbrohe Beefsteaks, Mehlmus und die in neuerer Zeit vielfach hergestellten Peptone, welche die Eiweißstoffe in einem solchen Zustand bieten, daß sie leicht zur Auffangung gelangen. Die sorgsame Auswahl der Speisen für Rekonvalescenten ist ein solch dringendes Gebot, daß die Küche zuweilen ihre eigentliche Apotheke ist und daß ihr Arzt immerhin auch ein wenig — Feinschmecker sein sollte.

Eine Dichterin zu Pferde.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wehmüthig mag uns das Schicksal lorbeergekrönter Poeten stimmen; auch über sie rauscht bald die Fluth der Vergessenheit — und selbst die Litteraturgeschichten versäumen es, ihren Namen aufzuzeichnen.

Dies gilt von einer thüringischen, mit dem kaiserlichen Lorbeer gekrönten Dichterin, der Sidonie Hedwig Zäunemannin . . . wer kennt heutzutage ihren Namen? Und doch hätten die Vorkämpferinnen der Frauenrechte guten Grund, ihn dem Dunkel zu entreißen; denn die Zäunemannin war eine der ersten, welche für die freiere Stellung der Frauen in Vers und Prosa in die Schranken trat und mit gutem Beispiel ihre Lehren bestärkte. Das Verdienst dieser litterargeschichtlichen Ausgrabung gebührt E. Einert, der in seiner Schrift „Aus den Papieren eines Rathhauses" (Arnstadt, Emil Frotscher) auch ihr ein Kapitel gewidmet hat. Dies Rathhaus ist dasjenige des thüringischen Städtchens Arnstadt — einer Dichterstadt, wo die Marlitt geboren wurde und starb, wo Wilibald Alexis seine letzten traurigen Lebensjahre zubrachte; doch die Zäunemann war keine Arnstädterin wie die Marlitt; nur vorübergehend ist sie bei ihren Fahrten und Ritten in der Stadt eingekehrt und nicht allzuweit von derselben hat ihr letztes Verhängniß sie erreicht.

Sidonie Zäunemann wurde in Erfurt 1714 geboren; schon früh legte sie in den befreundeten Häusern an den Wiegen neugeborener Kinder, an den Traualtären glücklicher Bräute ihre dichterischen Spenden nieder. Auch was sich sonst innerhalb des Mauerkranzes der alten Stadt begab, begeisterte ihre Muse. Und da trug sich ja auch manches Denkwürdige und Grauenhafte zu, wie der Tod der Frau Gottschösky, welche von ihrem eigenen Bruder, einem polnischen Fahnenjunker, mit siebzehn Wunden jämmerlich ermordet wurde, oder die große Feuersbrunst, die im Oktober 1736 Erfurt in Asche zu legen drohte. Doch über Erfurt hinaus wandte sie den Blick bald den thüringischen Landen zu, und auch ihr Ruf ging weit hinaus über die Stadtmauern. Die thüringischen Fürstenhöfe zeichneten sie durch besondere Gunst aus. Herzog Ernst August von Weimar und dessen Gattin, deren Kirchgang sie besungen, luden sie zum Weihnachtsfest nach Weimar ein, schenkten ihr werthvolle Bücher und zeigten ihr alle Herrlichkeiten ihres Lustschlosses Belvedere; der Herzog von Meiningen ließ sich bei einem Aufenthalt in Erfurt nur durch die Besorgniß, sein Inkognito zu verrathen, von einem Besuch im Hause der Dichterin abhalten. Ihm rühmt sie nach, daß die Poesie an seinem Hofe nicht „wie eine abgedankte Hofe" behandelt werde. Auch allgemein deutschen Angelegenheiten wendet sie ihre Theilnahme zu: dem Prinzen Eugen von Savoyen widmete sie ein Geburtstagsgedicht, worauf der galante Prinz mit einem eigenhändigen Dankschreiben erwiderte. Alle Zeitungen wollten es abdrucken, allein die Dichterin verwahrte das Heiligthum, aus Furcht, durch solche Veröffentlichung den Prinzen zu erzürnen. Auch für die Wissenschaften hegte sie die lebhafteste Theilnahme, und als König Georg von England, Kurfürst von Hannover, „um neue Lichter anzuzünden", die Universität Göttingen gründete, da gebrauchte die junge Hochschule alsbald die ihr vom Kaiser verliehenen Rechte und ernannte die junge Dichterin zur gekrönten Poetin. Frauen und Töchter der Professoren wanden den Lorbeerkranz, durchflochten denselben mit Silberband, und Graf Heinrich von Reuß überbrachte der beglückten Dichterin die Zierde. Später traf auch noch ein reich ausgestattetes Diplom ein, welches bestätigte, „daß der akademische Senat zu Göttingen aus eigner Bewegniß und einhellig beschlossen habe, der edlen und tugendhaften Jungfrau Sidonie Zäunemannin, der hochberühmten Poetin, die wohlverdiente Würde einer Kaiserlich gekrönten Poetin zu verleihen". Zum Gedächtniß des großen litterarischen Ereignisses wurden Münzen geschlagen, die das Bild der Zäunemannin trugen oder auch wohl einen Schwan zeigten, der an der Dichterquelle Hippokrene sitzt.

Wo sind diese Münzen und wo ist der Ruhm der Dichterin geblieben? Sie selbst erklärte mit Bescheidenheit, sie werde nimmer eine deutsche Sappho, eine zehnte Muse sein, zu der man sie machen wolle. Und in der That dichtete sie im damaligen Zeitgeschmack, etwas schleppend und breitspurig, trotz einzelner Schönheiten, und nur in ihren Madrigalen zeigte sie einen behenden Geist. Wie man aber auch über ihre Gedichte denken mag — unvergessen muß es ihr bleiben, daß sie das Recht der Frauen auf den Lorbeer eifrig verfochten hat; sie spricht mit Bitterkeit von den edlen Teutschen, welche die öffentlichen Lehrstühle vom weiblichen Geschlecht ebensowenig entheiligen lassen wollen wie die abergläubischen Muselmänner ihre Moscheen; ein Weib, das nach Ruhm in der Kunst Apollos strebt, rufe den Hohn der ganzen Männerwelt wach:

„Ein Weib, das dicht't und schreibt, heißt sie (bedenkt es nur)
Ein schönes Ungeheuer und Blendwerk der Natur."

Die Männer verlangten ja von den Frauen keine andere Bildung, als daß diese Auskunft geben könnten:

„Wie oft die Küche raucht, wieviel man Holz verbrennt,
Was Flachs und Wolle nutzt und wie man näht und trennt."

Ja nicht bloß in ihren Versen, auch in ihrer Lebensweise durchbrach die Zäunemannin die Schranken, welche weiblicher Sitte gesteckt waren, und ließ sich davon nicht durch Spott und Vorurtheile zurückhalten. Wenn es sie hinauszog zu den Thüringer Waldgebirgen, so warf sie sich auf ein schnelles Roß und ritt nach Ilmenau zu ihrer geliebten Schwester. Um indeß zudringlicher Neugierde zu entgehen, entschloß sie sich zu einem weiteren kühnen Schritte und zog Männerkleider an. In ihren „andächtigen Feld- und Pfingstgedanken" schildert sie einen solchen Ritt in stimmungsvoller und anschaulicher Weise. Sie erschrickt fast, als die Donner über ihrem Haupte rollen:

„Du trägst ein Männerkleid!
Hat nicht der Herr gesagt, es soll ein Greuel heißen,
Der sich in and'rer Tracht dem Auge sucht zu weisen?

Doch beruhigt sie sich, da das Gesetz des Alten Bundes für Christen nicht mehr gelte. Wegen ihrer Männerkleidung wird sie der Herr nicht vor Gericht ziehen. „In solcher Tracht kann ich durch Blitz und Donner fröhlich reiten." Und in der That, muthig reitet sie durch Nacht und Sturm auf ihren Bergfahrten und fühlt kein Grauen vor der verrufenen Heide, wo es zur Nachtzeit umgeht.

„Der finstre Tannenwald hat mich gar nicht erschreckt,
Vielmehr sein sanft Gerausch die größte Lust erweckt;
Versucht's, es reift sich nachts in Wäldern schön.
Ich hab's erst nicht geglaubt; nun hab' ich es gesehn."

Und nicht genug damit — auch in die Tiefen der Berge steigt sie 1737 zweimal hinab, was wohl vor ihr keine ihres Geschlechts gethan hatte; sie wirft sich in Bergmannskleider, drückt den Schachthut aufs Haupt und nimmt das Grubenlicht in die Hand.

„Wer straft uns, wenn auch echter Geist
Ein Herz voll Muth und Feuer weist?"

Aber ihr Wagemuth sollte ihr doch noch zum Verhängniß werden; sie ließ nicht ab von ihren Ritten ins Gebirge, auch wenn Bäche und Flüsse geschwollen waren. So unternahm sie im Dezember 1740 eine Winterreise nach Ilmenau zu Pferd. Ein wenig aufwärts von dem Dörfchen Angelroda versuchte sie bei regnerischem und stürmischem Wetter den Uebergang über die Gera. Das armselige, vom hochgehenden Wasser umrauschte Holzbrückchen brach unter der Last von Roß und Reiterin zusammen und sank mit ihnen in die Fluth. Man fand die Leiche der Dichterin am 11. Dezember an den Ufern der Gera — in Plaue wurde sie unter feierlichem Geleit begraben. Sie hatte nicht ganz das Alter von sieben und zwanzig Jahren erreicht.

So hebt sich das Bild der jungen feurigen Dichterin, welche den Elementen trotzte wie den Vorurtheilen der Menge, vom Hintergrund einer schläfrigen Zeit und einer verstumpften Litteraturepoche vortheilhaft ab, und dem begabten und kühnen Mädchen kann auch die Gegenwart ein bescheidenes Gedenkblatt widmen.

Rudolf v. Gottschall.

Zur Einweihung des Denkmals für Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.

Am 26. August 1892.

Auf der Wilhelmshöh' bei Kassel war's an einem Sommertag,
Als das Gold der Abendröthe auf der Bäume Wipfeln lag.
Deutsche Frau'n und deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang
Hatten in den deutschen Herzen aufgeweckt den Schaffensdrang.
Deutscher Frauen klare Augen sind der Frühlingssonne gleich,
Die hervorruft aus den Keimen lichten Maimonds Blumenreich.
Deutsche Treu' ist Lebensodem, drin ein Hauch der Gottheit lebt;
Deutscher Wein ist Thau des Himmels, Labtrank, der uns aufwärts hebt
In das Strahlenreich der Sterne aus des Alltags engem Gang —
Das Empfinden wird Gedanke, der Gedanke wird Gesang!

— — — — — — — — — — — — — —

Als dem deutschen Vaterlande wir geweiht des Grußes Zoll,
„Deutschland, Deutschland über Alles!" mächtig von den Lippen quoll —
Und da war's mir im Gemüthe, einen Mann hätt' ich geschaut,
Der am Wesendom der Einheit uns'res Reiches auch gebaut.
Nicht gebaut mit Blut und Eisen, nicht gebaut mit Stein und Kitt —
Jener war's, der durch die Lande singend mit der Laute schritt,
Der in trüben dumpfen Tagen hoch der Freiheit Banner hielt.
Der am Deutschthum festgehalten, wie man ihm auch mitgespielt,
Der im Silberhaar erfreute sich noch frischer Jugend Schwung,
Der in deutsche Herzen streute Saaten der Begeisterung!

— — — — — — — — — — — — — —

Ohne der Begeist'rung Saaten — merk' es dir, du jung' Geschlecht —
Keine großen Heldenthaten, keine Siege, wahr und echt,
Keines frechen Feinds Bemeist'rung, kein gewalt'ger Waffenstreich! —
Aus dem Samen der Begeist'rung wuchs empor das Deutsche Reich! —

— — — — — — — — — — — — — —

Auf der Wilhelmshöh' bei Kassel, als der Becher froh gekreist,
Sah ich leuchtend vor mir stehen dich, du Sängersmann, im Geist,
Sah, wie deine Augen blitzten, wie du nach gewohnter Art
Strichst, mein Freund und Sanggenosse, lächelnd deinen weißen Bart.
Und mir war's, ich hätt' vernommen durch den Becherklang den Ruf:
„Wollt den Dichter ihr vergessen, der das ‚Lied der Deutschen' schuf?
Soll, wo einst das Lied geboren, an der Felseninsel Rand
Nicht mein ehrn' Bildniß sprechen: Allzeit treu dem Vaterland!"

— — — — — — — — — — — — — —

Das Empfinden ward Gedanke, der Gedanke ward zum Reim,
Und in wachern deutschen Herzen wuchs alsbald zur That der Keim.
Heute ist das Werk vollendet, Wahrheit ward des Dichters Traum:
Von der Insel schaut das Erzbild auf des Meeres Wogenschaum,
Von der Insel, wo die Nordwacht schirmt des Reiches Thor und Thür,
Die im Schutz des Kaiseradlers deutsch soll bleiben für und für! —

— — — — — — — — — — — — — —

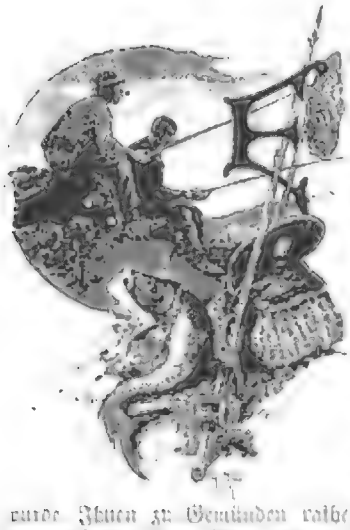
Deutschland, Deutschland über Alles — doch vergessen sei auch nie,
Welches Deutschland hoch gepriesen uns des Sängers Poesie!
Einigkeit und Recht und Freiheit — auf den festen Säulen steht
Jenes Deutschland, das besungen einst begeistert der Poet.
Einigkeit — auf diesen Felsen muß es fest gegründet sein!
Weg die Großmannssucht der Kleinen, weg den Hader der Partei'n,
Weg den schnöden Streit der Klassen, weg des Zankes häßlich Bild,
Wenn es unsrer Aller Mutter, Deutschland über Alles gilt! —
Und das Recht, das heil'ge, hohe! Weh' dem Frevler, der es beugt
Und den Rassenhaß entfesselt, der nur Blut und Unheil zeugt,
Dessen Zunge von dem Gifte allerschlimmster Schlangen triefft!
Fest zum Rechte, das uns heilig, das beschworen und verbrieft,
Und es werde nie vergessen, daß uns deutscher Bruder heißt,
Wer im Leben und im Sterben deutsch sich zeigt in Herz und Geist! —
Freiheit, Deutschlands dritte Säule! — Unser Eichkranz nicht verdorrt,
Mag man uns im Westen drohen, mag man grollen fern im Nord,
Mag sich über uns erheben noch so schwere Wetterwolk',
Wenn wir Alle lernen leben mit dem Volk und für das Volk!
Weg den Hochmuth, der nur Brücken zu der Ehrsucht Ziel sich schlägt,
Der sich schämt, die Hand zu drücken, die der Arbeit Schwielen trägt,
Der nur Umschau hält nach Sklaven, dem bequem nur ist der Unrecht!
Grimmig wird die Zukunft strafen, wer der freien Meinung Recht,
Wer des freien Bürgers Ehre voll und ganz nicht anerkennt.
Doch beschützt mit scharfer Wehre auch vor Pöbelregiment,
Vor dem Brecher der Gesetze sei mit kräft'ger fester Hand
Unser „Deutschland über Alles", das geliebte Vaterland! — — —
An ein brüderliches Streben hat der Dichter uns gemahnt,
Der die Zeiten, die gekommen, vor Jahrzehnten schon geahnt.
Für die Freiheit hat gelitten er Verfolgung, Schmach und Noth
Und gesauchzt, als es erstritten, was als Zukunfts-Morgenroth
Vorgeschwebt einst seiner Seele! — — — — — — — — — —
— —
Klinge hell am Nordseestrand,
Steig' empor aus jeder Kehle, Lied von unserm Vaterland,
Von dem „Deutschland über Alles", dem wir unser Herz geweiht,
Festgegründet auf die Säulen: Freiheit, Recht und Einigkeit!
Unterm Schutz des Kaiseradlers, der vom Fels zum Meere flog,
Deutschland, Deutschland über Alles! — Fest und ewig:
Deutschland hoch!

Emil Rittershaus.

Ein deutsches Fischgut.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Emil Peschkau.



Es ist nun ungefähr ein Jahr her, daß ich gelegentlich einer Reise von Frankfurt nach Würzburg ein paar Bekannten meine Absicht äußerte, einen „Schritt vom Wege" zu thun, um irgendwo interessante Eindrücke in mich aufzunehmen. Daraufhin empfahl mir der eine, in Gemünden auszusteigen und dort „Bratwürstel aufzunehmen". Die seien einzig in ihrer Art, namentlich in Verbindung mit Frankenbier. Wir lachten, dann aber sagte ein anderer, der ein theilnehmender Freund meiner Naturstudien ist: „Auch ich würde Ihnen zu Gemünden rathen. Ein paar Wandertage in der wenig besuchten Rhön werden Ihnen manche Beute bringen, und dann sollen sich in der Gegend große Fischzuchtanlagen befinden, wie man sie ja nur selten zu sehen bekommt. Das aber ist sicher etwas für Sie: den kleinen Fischlein zuzugucken, wie sie aus ihren Eiern herausschlüpfen." Diese Mittheilung genügte natürlich vollständig, um mich für Gemünden zu begeistern, und so nachhaltig war die Begeisterung, daß ich jetzt, nach einem Jahre, den Seitensprung, zu dem es damals nicht kommen sollte, doch noch unternahm.

Gemünden liegt in Unterfranken, an den Abhängen des Spessart und der Rhön. Saale und Sinn fließen hier in den Main, und zwei der meist befahrenen Bahnlinien — von Süd nach Nord und von West nach Ost — kreuzen sich in der Nähe des Städtchens. Dieses selbst zeichnet sich wirklich durch seine Bratwürste und sein Bier in hervorragender Weise aus. Aber auch sonst ist es gar nicht übel, und wenn man die lange, etwas holperige Hauptstraße hinaufschreitet, sieht man die schönsten alten Häuser und auf den Stufen davor, arbeitend oder neugierig lächelnd, noch viel schönere junge Mädchen. Dazu das Gebirge, das hinter dem malerischen Gemäuer ziemlich jäh aufsteigt, die halbzerstörten Schloßmauern, die über den Dachgiebeln emporragen, und der liebliche Blick in grüne Thäler und nach sanft geschwungenen, bewaldeten Höhen — das giebt ein gar trauliches Zusammenspiel, an dem man nicht gern flüchtigen Fußes vorübergeht. Aber wir wollen ja tiefer hinein in die Berge, und so wandern wir zurück nach dem Bahnhof

Aufbruch zur Jagd.
Nach einem Gemälde von C. Detti.

Digitized by Google

und besteigen einen Zug der Sekundärbahn, die von Gemünden nach Hammelburg führt. Das ist so eine Art Dampfschnecke, die behaglich von Ort zu Ort schleicht — man merkt kaum, daß man weiter kommt, aber man kommt doch weiter und könnte dabei all die anmuthigen Landschaftsbildchen des Saalethales mit Gemüthsruhe in sein Skizzenbuch zeichnen. Endlich, nach einer guten halben Stunde, hält die Schnecke zum dritten Male — wir sind an unserem Reiseziel — dem „Fischgut Seewiese".

Aber . . . „was hat's denn eigentlich mit solch einem Fischgut für eine Bewandtniß?" haben nun wohl schon die meisten der Leser gefragt. „Warum züchtet man überhaupt Fische?" „Reichen die Bewohner unserer Gewässer nicht aus, um das vorhandene Bedürfniß zu befriedigen?"

Was die letzte Frage betrifft, so müßte sie eigentlich anders gestellt werden. Man müßte fragen, ob die in den Gewässern enthaltenen pflanzlichen und thierischen Nahrungsstoffe, die für den Menschen unmittelbar nicht verwendbar sind, durch Umwandlung in möglichst werthvolles Fischfleisch nicht weit besser ausgenützt werden könnten als bisher. Das sind auch Weideplätze, und was sie tragen könnten, geht bei uns leider größtentheils verloren. In England, wo man der Fischerei seit jeher besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist das ganz anders. Da ist zum Beispiel ein schottischer Lord, dem ein kleines Flüßchen jährlich die Summe von 120 000 Mark — für Angelkarten einbringt. Und die Angler sind zumeist kleine Leute, Arbeiter, die sich ein Sonntagsvergnügen machen und dabei ihren Tisch für ein paar Tage aufs billigste versorgen — noch dazu mit Fischen, wie sie bei uns in der Regel nur Millionäre und Defraudanten zu speisen pflegen. Wer das überlegt, wird sich leicht sagen, nach wie viel Richtungen hin unsere sozialen Verhältnisse werkthätig beeinflußt würden, wenn unsere Wasserläufe etwas mehr in den Vordergrund des öffentlichen Interesses träten. Neuerdings ist ja durch die segensreiche Thätigkeit der Fischereivereine schon vieles besser geworden, aber immer noch gehen ungeheure Summen für den Nationalwohlstand einfach verloren, weil so viele prächtige Weideplätze eben nicht — abgegrast werden.

Aber warum werden sie nicht abgegrast? Warum haben wir so wenig werthvollere Fische?

Die Antwort auf diese Frage giebt zugleich auch die Antwort auf die andere: Warum züchtet man Fische? Denn eine große Zuchtanstalt, wie das Fischgut Seewiese, beschäftigt sich eigentlich nur nebensächlich damit, feiste Lachse und Karpfen auf die Tafel zu bringen, wenn auch allein an Forellen etwa 30 Centner im Jahr verschickt werden. Die Hauptthätigkeit ist der Heranzucht der Brut werthvoller Arten gewidmet, die dann in Flüssen, Bächen, Seen und Teichen ausgesetzt wird. So sehen wir denn auch im Augenblick, da wir die Anlage betreten, den Abgesandten des „Deutschen Fischereivereins" sorgsam über eine Wage gebeugt, und in der Wagschale erblicken wir ein sonderbares Gewimmel winziger, dunkelschimmernder Geschöpfe — sie gehören zu den 150 000 Lachsen, die der Anstalt eben entnommen werden, um den Neckar zu bevölkern. Und so gehen von Seewiese im Jahre durchschnittlich zwei Millionen Eier und eine Million junge Fischlein in die Welt. Diese „künstliche" Bevölkerung der Wasserläufe aber ist nöthig, weil die Fortpflanzung der Fische eigentlich nur vom Zufall abhängt und oft unter störenden Einflüssen aller Art zu leiden hat. Auch haben sowohl die Eier wie die junge Brut zahlreiche Feinde — oder, wenn man will, „Liebhaber" — aus dem Thierreich. So ist es kein Wunder, daß der Fischstand da oder dort, wenn er nicht besonders gepflegt wird, erheblich zurückgeht und daß werthvolle Arten bisweilen ganz verschwinden. Diesen Verlusten entgegenzuarbeiten, ist die Aufgabe der künstlichen Fischzucht.

Man züchtet allerdings auch Karpfen (Cypriniden) in Seewiese, aber entsprechend dem kühlen Bergwasser, das zur Verfügung steht, widmet man sich in erster Linie den Salmoniden, von welchen besonders die Bachforelle, der Saibling, die Seeforelle, der Rheinlachs, der schottische Lochleventrout, der nordamerikanische Bachsaibling, die kalifornische Regenbogenforelle und die Aesche (der Lieblingsfisch des Fürsten Bismarck) mit Erfolg gezogen werden. Daneben hat man auch Versuche mit anderen Arten, wie mit dem amerikanischen Forellenbarsch, dem Zander, der Maräne des Madüsees ꝛc. gemacht, die indes bis jetzt nur zum Theil geglückt sind. Jede Art hat eben ihre besonderen Lebensbedingungen, erfordert besonderes Studium und besondere Pflege, und es giebt Fische, die so empfindlich und anspruchsvoll sind wie eine Primadonna oder ein Heldentenor.

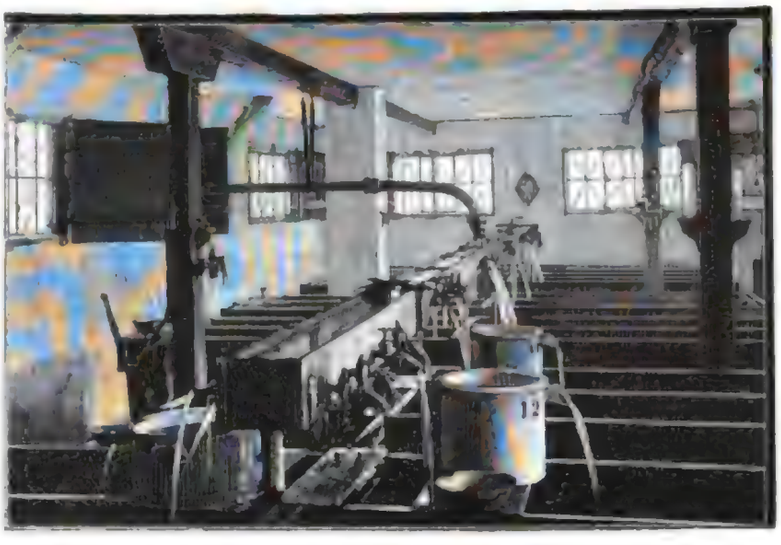
In Seewiese haben sie es übrigens herrlich, und das Leben wird ihnen dort beneidenswerth leicht gemacht. Zwei köstliche Forellenthälchen senken sich hier rhönabwärts nach der Fränkischen Saale, das Thal der Schondra und das des Fischbachs, und das Wasser des letzteren wird für die Anstalt benutzt. Es ist so rein und frisch, wie sich's eine Forelle nicht besser wünschen kann, und überdies entspringen ein paar Quellen auf dem Gute, die das ganze Jahr über immer kühles Naß spenden. Das Thälchen ist umgeben von bewaldeten Berghängen, so daß es weder an Schatten noch an reichlicher Insektennahrung fehlt, und ein paar Schritte weiter fließt die Saale vorbei, in der sich immer so viel Weißfische finden, als man zur Speisung der Lachse und Forellen bedarf. Man kann also den Fischen — was für die Zucht am günstigsten ist — genau dieselbe Nahrung bieten, die sie sich unter natürlichen Verhältnissen suchen, und andererseits ist in unserem nordischen Frühlingsklima kaltes Brutwasser ja auch eine Hauptbedingung für den Betrieb der künstlichen Fischzucht. Die Fischgattungen, um die es sich hier handelt, laichen in der späten Herbstzeit, und es gilt nun, das Ausschlüpfen der jungen Thiere möglichst zu verzögern, damit die Brut, wenn sie im Frühling ausgesetzt wird, den Tisch schon gedeckt findet. Je kälter aber das Brutwasser ist, desto langsamer geht auch das Brutgeschäft vor sich, desto später im Frühjahr kann man die Fischchen den Flüssen und Bächen übergeben.

Was nun die künstliche Fischzucht selbst betrifft, so ist sie keine Erfindung unserer Tage. Sie wurde schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Deutschen Namens Jakobi ausgeübt, der sein Verfahren im „Hannoverschen Magazin", Jahrgang 1763, ausführlich beschreibt. „Wenn die Forelle ordinär im Dezember den Laich ablegt," heißt es da u. a., „so nimmt man ein Weibchen und drücket von selbigem die Eier aus, welches durch ein sanftes Streichen auf dem Bauche des Fisches sogleich erfolgt, ohne daß man dem Fische etwas zu Leide thut. Wenn der Fisch aber geschlachtet werden soll, wird der ‚Laich' herausgethan, in eine thönerne Schüssel gegeben und zum Gebrauch hingestellt. Sodann nimmt man ein Männchen von der Forelle, streichet solches gleichfalls, lässet die davon kommende ‚Milch' auf die in der Schale befindlichen Eier fließen und rührt solches durcheinander. Mit dieser Schale geht man zu dem Brut trog, dessen Boden ungefähr zwei Zoll hoch mit grobem Kiessand bedeckt ist, streut den Laich auf den Kiessand und gießt das Wasser in den Trog. Dann macht man den Deckel zu und beobachtet, daß das Wasser seinen beständigen Lauf behält."

Das ist das Prinzip der künstlichen Fischzucht, und von ihm ausgehend haben sich nun verschiedenartige Systeme entwickelt, die im einzelnen zu besprechen hier natürlich nicht der Ort ist. Wir folgen vielmehr unserem Führer und treten in eine kühle geräumige Halle, in der ein beständiges Rieseln und Rauschen ist — das Bruthaus — und hier haben wir Gelegenheit, das keimende und wachsende Leben zu verfolgen, soweit dies eben angeht. Ist die künstliche Befruchtung vollzogen, so besteht die weitere Aufgabe des Züchters darin, die befruchteten Eier bis zum Ausschlüpfen und dann die junge Brut bis zur Selbständigkeit vor den Gefahren und Schäden zu bewahren, denen sie während dieser Zeit in der freien Natur ausgesetzt wären, und das geschieht eben im Bruthaus, in den Brutapparaten. Wir sehen hier, mit den Rückseiten aneinanderstehend, zwei Reihen von Tischen, auf welchen die Tröge angebracht sind — Kasten, die ungefähr 2 Meter lang, 60 Centimeter breit und 20 Centimeter tief sind. In diese Kasten fließt nun beständig das Wasser, das vorher 11 Filterkammern durchlaufen hat, die abwechselnd mit Kies und Schwamm gefüllt sind. Würde das Wasser einfrieren, so wäre eine Summe von 12 000 Mark verloren — der Werth der eben in den Apparaten befindlichen Eier. Aber auch abgesehen von dem ununterbrochenen Zulauf des Wassers gilt es da manche Schwierigkeiten zu überwinden. Für Ei und Fischbrut müssen eben Bedingungen geschaffen werden, die den natürlichen möglichst entsprechen, alle Feinde und andere zerstörende Einflüsse wie Ungeziefer, Schlamm und so weiter müssen ferngehalten werden und anderes mehr. In

Seewiese setzt man nun in jeden dieser Tröge eine größere Anzahl kleiner Kästen, deren Boden — rostartig — durch Glasstäbe gebildet wird, und auf diesen Glasstäben ruhen die Eier.

Die Befruchtungsarbeit erfolgt, wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, im Spätherbst, im Winter. Da stelle sich der geneigte Leser einen Mann in hohen Stiefeln vor, der in einem Porzellangefäß die Eier und die „Milch“ zusammenrührt — der Mann ist in diesem Augenblick et was wie ein Schöpfer. Hat er tüchtig, aber vorsichtig gerührt, dann werden die nun befruchteten Eier abgewaschen und auf die Roste aus Glasstäben hübsch nebeneinander gelegt. Es sieht aus, als ob man sorgsam geordnete Reihen kleiner gelber Erbsen vor sich habe. Da eine einzige Pfundforelle oft 1000 Eier liefert (der Karpfen hat auf das Pfund Körpergewicht etwa 100000 Eier!), so benöthigt man nur einer geringen Anzahl von Weibchen, um das Bruthaus zu versorgen. Dafür ist die Arbeit der Beaufsichtigung dann um so peinlicher und mühevoller, da die frisch befruchteten Eier auch gegen jede Bewegung äußerst empfindlich sind. Hat sich das junge Lebewesen dann soweit entwickelt, daß seine Augen im Ei als zwei schwarze Punkte sichtbar werden, so ist die gefährliche „Anbrütungsperiode“ vorüber. Die Eier sind nun weniger empfindlich und können — zwischen feuchte Watte oder Moos verpackt — auf die weitesten Entfernungen verschickt werden. Hat das durch die Brutapparate laufende Wasser eine durchschnittliche Temperatur von $2^1/_2{}^\circ$ R., so werden bei Forelleneiern die Augen als schwarze Punkte nach ungefähr 80 Tagen sichtbar, hat es aber eine Temperatur von 5°, so erscheinen die Augenpunkte schon nach 40 Tagen. In weiteren 40 Tagen schlüpft dann in letzterem Falle der junge Fisch aus. Wenn man also die Eier mittels Anwendung von Eis so verpackt und befördert, daß die sie umgebende feuchte Hülle sich während der Dauer der Reise nicht über 5° erwärmt, so kann der Transport ohne Schaden 30 bis 35 Tage dauern. Erhält man die Temperatur der Eier auf $2^1/_2{}^\circ$, so können sie sogar 70 Tage lang reisen. Auf diese Weise ist es möglich geworden, den kalifornischen Lachs und andere Salmoniden Amerikas nach Europa überzusiedeln, und so ist es auch möglich, daß das Fischgut Seewiese seine Eier nicht bloß nach den meisten Staaten Europas, sondern auch nach überseeischen Ländern versendet.



Im Bruthause.

Nach der Natur aufgenommen von Hofphotograph C. Hertel in Mainz.

Bleiben wir nun vor einem der Tröge stehen! Da liegen die kleinen „Erbsen“ still auf ihren Glasstäben unter dem krystallhellen, leise fortrieselnden Wasser, und nichts mahnt an Leben. Auch hier — einen Schritt weiter — ist alles still; nur hie und da hat eine der Erbsen ein Paar schwarzer Punkte, und da ... ist es nur das Rieseln des Wassers — die Spiegelung — ein Schatten ... oder bewegt sich das Ei wirklich, schwebt es wirklich gespenstisch wie ein seltsames Nebelgebilde daraus hervor? Wir nehmen einen Glasheber, suchen das Ding zu fassen, und jetzt ... wahrhaftig, es ist kein Ei mehr, es ist ein Fisch, oder wenigstens das Gespenst eines Fisches, ein unheimlich anzusehendes träges Schattenwesen, das sich neben der Erbse, an der es haftet, in dem schimmernden Nasse fast verliert. Und nun machen wir wieder einen Schritt weiter, und da sind es keine Gespenster mehr, sondern wirkliche kleine Fischlein, die schon munter umherschwimmen, wunderbar munter, obgleich sie alle einen schweren Sack mit sich schleppen — die ganze, ganze Erbse. Aber diese Erbse ist eben das Glück der kleinen „Dotterlinge“. Sie kommen auf die Welt und brauchen weder Mama noch Papa noch einen Waisenvater, sie haben ihren „Dottersack“. Der hält so lange an, bis sie majorenn sind, bis sie sich selber durch die Welt helfen können.

Die Fischzuchtanstalt Seewiese in der Rhön.

Nach der Natur aufgenommen von Hofphotograph C. Hertel in Mainz.

Ist der Dottersack aufgezehrt, bedürfen die kleinen Fische der Nahrung, dann ist es Zeit, sie in die Gewässer zu bringen, sie „auszusetzen“, wobei natürlich darauf zu sehen ist, daß sie die ihrem Alter und der Gattung entsprechenden Lebensbedingungen vorfinden. Ich habe schon erwähnt, daß Seewiese mehr Eier als Brut versendet — von ersteren zwei Millionen, von letzterer eine. Die Eier werden auf Rahmen gelegt, die mit Wollbarchent bespannt sind; eine Anzahl solcher Rahmen bringt man dann, nachdem sie mit Wasser getränkt sind, in einer Kiste unter, und zwar so, daß an allen Seiten etwa 8 Centimeter Raum bleibt, der mit nassem Waldmoos oder nasser Torfstreu und daneben mit Eis ausgefüllt wird. Die kleinen Fischchen verschickt man in kannenartigen Blechgefäßen, die, von Moos und Eis umgeben, in Körbe gestellt werden; für die Beförderung der größeren Thiere werden Holzfässer benutzt. Die

Brut, die in der Anſtalt ſelbſt ausgeſetzt wird, kommt in Teiche, von denen das Fiſchgut Seewieſe nahe an 30 enthält, die thalaufwärts an beiden Seiten des Fiſchbachs angelegt ſind.

Der Bach iſt am oberen Ende der Beſitzung durch ein Wehr abgeſchloſſen, und von hier aus ſtrömt das Waſſer nach rechts und links beſtändig durch die Teiche — eine dritte Leitung geht nach dem Bruthaus. Ein Theil der Teiche iſt der Aufzucht der jungen Brut gewidmet, in den anderen befinden ſich, nach Gattungen und Jahrgängen geordnet, die größeren Fiſche. 6 Teiche werden allein von dem „Laichmaterial“ beanſprucht, den Thieren, welche im Herbſte die Anſtalt wieder mit Eiern verſehen ſollen. Die Teiche haben — damit das Waſſer leicht vollſtändig abgelaſſen werden kann — geneigten Boden, ſind am unteren Ende drei Meter tief und ſämmtlich mit Schutzvorrichtungen gegen Verſchlammung, Hochwaſſer ꝛc. verſehen. Dort wo das Thal ſich verbreitert und der Waldſchatten ſpärlicher wird, iſt ſtellenweiſe Baum und Buſch geſetzt, und kleine Inſeln mit Strauchwerk beſchatten die größeren Teiche von ihren Mittelpunkten aus — zugleich locken ſie die Inſekten an, die ja von den Forellen bekanntlich mit beſonderer Vorliebe geſchmauſt werden. In jedem der Teiche befindet ſich überdies — einen halben Meter unter dem Waſſerſpiegel — ein Speiſetiſch, auf welchem den Herrſchaften ihre Mahlzeit vorgeſetzt wird, was übrigens nicht geſchieht, um ihnen „Lebensart“ beizubringen, ſondern weil es praktiſch von größter Bedeutung iſt. Man kann ſich auf dieſe Weiſe überzeugen, wie ihr Appetit beſchaffen iſt, und andererſeits iſt dafür geſorgt, daß das Futter nicht im Teiche liegen bleibt, dort in Fäulniß geräth und ſo das Waſſer und damit die Fiſche ſchädigt. Eine Wanderung von Teich zu Teich, während die Tafeln beſetzt werden, bietet ein Vergnügen eigener Art, und ich habe mir die Gelegenheit denn auch nicht entgehen laſſen, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie gut es den Zöglingen von Seewieſe ſchmeckt. Man bekommt wahrhaftig ſelber Appetit, wenn man ihnen ſo zuſieht, und gefährliche Viſionen von blaugeſottenen Forellen, thymianduftenden Aeſchen und braunen Karpfen ſtellen ſich ein. Zuletzt koſtete es auch wirklich ein paar der munteren Geſellen das Leben.

Zu dem Fiſchgut gehören übrigens auch noch einige außerhalb der Beſitzung gelegene Teiche, in denen Karpfen einquartiert ſind. Auch ſind in der Umgebung Fiſchereien gepachtet: ſo die der Schondra, 53 Kilometer lang, dann eine Strecke der Sinn und der Joſſa.

Die Erkenntniß, daß die Entvölkerung unſerer Fiſchwaſſer ein erheblicher Schaden für unſer Nationalvermögen iſt, verbreitet ſich in immer weitere Kreiſe, es ſteht aber glücklicherweiſe in unſerer Macht, dieſem Schaden entgegenzuarbeiten. Und wie häufig bieten ſich dem Landwirth ertragsloſe Flächen, die ohne große Koſten in nutzbare Fiſchwaſſer umgewandelt werden könnten! Das iſt natürlich nur möglich, wenn man geeignetes Zuchtmaterial beziehen kann, und in Seewieſe hat man denn auch bereits erfreulicherweiſe alle Hände voll zu thun. Die Beſitzer des Fiſchgutes, die Herren Oberſtlieutenant v. Derſchau und G. Schellhorn-Wallbillich, werden für ihre Mühen und ihre Opfer durch das ihnen aus allen Welttheilen entgegengebrachte Vertrauen reichlich belohnt, und wenn man, gleich mir, längere Zeit in Seewieſe verbringt, dann bekommt man nicht bloß Viſionen von blaugeſottenen und gebackenen Floſſern, man fühlt auch die Luſt erwachen . . . Briefmarkenſammler zu werden.

Aber nun zum Schluß, denn wir wollen ja nicht bloß Fiſche ſtudieren, ſondern auch Berge, Thäler, Menſchen. Und ſo nehmen wir Abſchied von dem Rieſeln und Rauſchen und ſteigen rhönauf wärts in die einſamen Wälder, wo in der Morgenſtille noch der Auerhahn balzt. Und dann hinunter nach Kiſſingen, wo uns vielleicht wieder eine Forelle aus Seewieſe begrüßt . . . blau geſotten natürlich!

Der Amateurphotograph.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold.**

Wer kennt nicht die nützliche, bisweilen auch unbequeme Einrichtung der „Steckenpferde“? Ich meine nicht die langen Stäbe, an denen oben ein Pferdekopf edelſter Raſſe mit Zaumzeug und Zügel befeſtigt iſt und auf denen unſere kleinen Kavalleriſten unter dem zehnten Lebensjahr durch die Stuben zu toben lieben — ich meine die Steckenpferde, die auch von älteren und alten Leuten mit Vorliebe beſtiegen und getummelt werden, die, kurz geſagt, eine etwas überwuchernde Leidenſchaft für eine oder die andere Beſchäftigung oder einen und den anderen Gegenſtand bedeuten.

Es giebt Zeiten und Perſönlichkeiten, denen gegenüber die Steckenpferde ſich als geradezu unentbehrlich und unſchätzbar erweiſen — wer hätte es nicht ſchon geſegnet, wenn ſein Junge in den Ferien auf den geräuſchloſen Sport des Briefmarken- oder Siegelſammelns gerieth und dieſes Pferdchen in allen Gangarten tummelte! Wer fühlte ſich nicht zur Dankbarkeit geſtimmt, wenn der Vater des Hauſes in beſchäftigungsloſen Urlaubs- oder ſonſtigen Freizeiten auf das „Gärtnern“ verfällt und von früh bis abends ſtumm und krumm Unkraut ausjätet, Blumen gießt oder Obſt abnimmt!

Die Familie des Landgerichtsraths Scharff hatte in ihrem Marſtall für Steckenpferde bisher noch nicht viel Exemplare aufzuweiſen gehabt. Daß die Frau des Hauſes, trotz ihrer drei Kinder, unglaublich „thierlieb“ war und einen großen Hund ſowie einen Papagei beſaß, konnte freilich für eine Familienmutter als ungewöhnlicher Zug und ſomit als Steckenpferd bezeichnet werden. Die Neigung forderte dieſe Benennung um ſo gebieteriſcher heraus, als beide Hausthiere auf den Unparteiiſchen nicht den geringſten Zauber ausübten.

Der Hund, ein greulich dreinſchauender Köter, der auch nicht die leiſeſte Andeutung irgend welcher Raſſe beſaß, war faſt ſo lang wie ein Klavier und führte den ſüßen Namen „Darling“, der ihm als ſechs Wochen altem Hundebaby ſehr nett zu Geſicht geſtanden haben mochte, mit ſeinem jetzigen Aeußern verglichen aber als der reine Hohn erſchien. Rechnet man dazu, daß „Darling“ die berechtigte Eigenthümlichkeit hatte, alles, was ihm in den Weg kam, von dem Fuchsteppich im Wohnzimmer bis zu den Filzpantoffeln des Hausherrn, anzufreſſen und zu benagen, ſo wird man die Summe ſeiner geſelligen Talente und Vorzüge etwa erſchöpft haben.

Der Papagei entwickelte ſeinerſeits eine hervorragende Anlage, ſich in jeder denkbaren Lage verhaßt zu machen.

War er im Käfig, ſo ſchrie er ſo laut und eintönig nach Freiheit, daß man ihn ſchließlich vor Verzweiflung der Haft entließ. War er aber draußen, ſo wanderte er boshaft und krummbeinig an der Erde umher, hackte nach allem, was ihm in den Weg kam, kletterte mit Gewandtheit zur Eſſenszeit auf den gedeckten Tiſch und ſtattete den einzelnen Tellern der Speiſenden kleine, freundſchaftliche Beſuche ab, die man aus Angſt vor ſeinen Schnabelhieben ertrug. Eine jeweilige Tracht Prügel mittels einer Federpoſe oder einer hölzernen Stricknadel brachte keine weſentliche Verbeſſerung ſeines Betragens hervor. Daß er ſagte: „Gieb einen Kuß!“ und ſich bei guter Stimmung etwa vierzig Mal in der Minute krächzend erkundigte: „Biſt Du mir gut?“ ſtand zu ſeinen übrigen Charaktereigenſchaften in zu grellem Gegenſatz, um beſondere Rührung hervorzurufen, beſonders da dieſe Worte die einzigen in ſeinem Sprachſchatze blieben und den Reiz der Neuheit bereits verloren hatten.

Der Landgerichtsrath befand ſich denn auch, was ihm niemand verdenken wird, in einem Zuſtand gereizter Gegnerſchaft gegen den Krummſchnäbler und verſicherte öfters, er könnte ſich ihn allerliebſt in gebratenem oder ausgeſtopftem Zuſtand denken. Der Papagei erwiderte dieſe Empfindung inſofern von Herzen, als er entſchieden ſich als Hausherr fühlte und den Vater im beſten Falle mit überlegener Miene duldete — im ſchlechteren Falle aber in die Finger biß und ihm die Federhalter an- und auffraß.

Um den braven Mann zu beſchwichtigen, hatte ſeine Frau ihm denn ſeinerſeits ein Steckenpferd beizubringen verſucht, und zwar, indem ſie ihm zum Geburtstag einen photographiſchen Apparat nebſt allen dazugehörigen Chemikalien und ſonſtigen Verſchmitztheiten ſchenkte. Der diplomatiſche Schachzug glückte über Erwarten. Der glückliche Beſitzer des Apparates warf ſich mit einer Leidenſchaft aufs Photographieren, die es zweifelhaft

Am Schächenbach.
Nach einem Gemälde von J. G. Steffan.

erscheinen ließ, ob er nicht eigentlich seinen Beruf verfehlt habe und bei der Wiederholung der bekannten Wendung: „Bitte, recht freundlich!“ sich bedeutend wohler gefühlt hätte als beim Studium der Rechte.

Selbst die anfänglichen Mißerfolge, die er zu verzeichnen hatte, vermochten ihn nicht zu entmuthigen. Nachdem er durch etliche Handgreiflichkeiten seinen heranwachsenden Kindern die Lehre: „Alles ansehen, nicht anfassen!“ im wahrsten Sinne des Wortes „einverleibt“ und ihnen das mit einem alten türkischen Shawl der Mutter verhangene Stativ so unheimlich gemacht hatte wie das hochselige verschleierte Bild von Sais, begann der Amateurphotograph die Welt nur noch von seinem besonderen und augenblicklich vorherrschenden Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Er verwandelte die ganze Häuslichkeit von Stund' an in sein Atelier. Ein schwacher, aus Chlor, Terpentin und Kollodium zusammengesetzter Wohlgeruch schwebte jetzt beständig durch alle Räume, und nur der Landgerichtsrath selber merkte nichts davon, trotzdem er gemeinhin für die leisesten Ahnungen des Begriffs „angebraunt“ mit einer wunderbaren Spürnase gesegnet war, die seine Frau schon oft beseufzt hatte.

Das Wohnzimmer mußte zuerst photographiert werden. Der Vater zog mit dem Stativ in allen Ecken herum, um den Fleck zu entdecken, von wo aus sich der Raum am malerischsten ausnähme. Leider ergaben diese Rundreisen fast ausnahmslos, daß die Ecken, wo das Klavier oder der centnerschwere Schrank standen, die geeignetsten Punkte zur Aufstellung des Apparats boten, und die verhängnißvolle Aufforderung an den ältesten Jungen: „Faß' mal an, Franz!“ gab durchschnittlich vier Mal des Tages das Zeichen zu einer so gänzlichen Umwälzung des Mobiliars, wie sie sonst nur bei Umzügen stattzufinden pflegt.

Die erste Aufnahme war denn aber doch endlich gemacht; im Weinkeller, der zur Dunkelkammer umgewandelt war, hatte man die Platte entwickelt, und der Landgerichtsrath, von seinen staunenden Kindern gefolgt, stieg triumphierend aus der Unterwelt empor und zog sich mit der ersten Frucht seines Fleißes in das Fremdenzimmer zurück, das sein Atelier war. Nach wenigen Stunden trat er zu seiner Gattin und legte mit stolzem Lächeln ein etwas schattenhaftes Blättchen vor sie hin: „Da, Elise — was meinst Du dazu?“

Elise bemühte sich redlich, in dem Dämmer die Umrisse des Wohnzimmers zu entdecken, und erklärte schließlich, mehr höflich als wahrheitsliebend: „Es scheint ja sehr scharf geworden zu sein!“

Nachdem die Gefahr, daß die Kinder das Blättchen in der Gier des „Laß mich sehn!“ zerreißen würden, glücklich abgewendet war, legte die Mutter das Kunstblatt auf ihren Nähtisch.

Da lag es allerdings am nächsten Morgen noch — aber die Sonne oder die Luft oder sonst ein boshaftes Element hatten jede Spur eines Bildes davon abgeleckt, und eine glatte, bräunliche Fläche ließ der Phantasie des Beschauers einen recht weiten Spielraum in Betreff dessen, was einmal darauf gewesen sein konnte. Dies Naturspiel wiederholte sich durch etwa acht Tage, während deren die geduldige Wohnstube immer wieder dem unermüdlichen Photographen „saß“, auf der Platte erschien und über Nacht verschwand, so daß in der Seele des Hausherrn schon die düstere Sorge auftauchte, daß Dilettanten am Ende immer nur diese höchst vorübergehende Freude an ihren selbstgefertigten Bildern hätten.

Aber die Ausdauer wurde belohnt! Ein Wink von sachverständiger Seite klärte den begangenen Fehler und damit zugleich den räthselhaften Vorgang auf, und der Landgerichtsrath erlebte den Triumph, daß seine Frau, die Jungen, das Töchterchen Hermine, ja sogar der Papagei und „Darling“ der Reihe nach von ihm photographiert und dauerhaft auf das Papier gebannt wurden.

Von diesem Augenblick an stieg die Leidenschaft des Hausherrn für seinen Apparat aufs höchste. Er verlor das Interesse für alles andere, und seine Familie sah ihn überhaupt nur noch in den seltensten Augenblicken, da er immer entweder mit dem Kopfe unter dem bewußten türkischen Tuch steckte und Aufnahmen machte, oder im stockfinstern Keller saß und Platten entwickelte. Er beobachtete die Seinen jetzt naturgemäß mit Falkenblicken auf Photographiermomente, und sowie seine Frau oder eins der Kinder sich ahnungslos in einer Stellung befanden, die der Vater für „malerisch“ erachtete, rief er plötzlich mit Donnerstimme: „Halt!“ und photographierte sie meuchlings. Viele seiner Bilder zeigten infolgedessen einen entsetzten Ausdruck, da die Betreffenden, so angeschrien, vor Angst nicht mehr eine Miene zu verziehen wagten, bis der Künstler sie aus ihrer Starrheit erlöste.

Selbst die Gesetze der Gastfreundschaft litten unter der alles beherrschenden Leidenschaft, denn die Besuche wurden nur noch daraufhin betrachtet, ob sie sich zu „Aufnahmen“ eigneten, und meist sofort nach ihrem Erscheinen für diesen Zweck eingefangen. Da die Vorbereitungen noch etwas lange dauerten und der Landgerichtsrath grob wurde, sowie sein Opfer sich rührte, so konnte es geschehen, daß ein Gast, der sich zu einem „Plauderstündchen“ eingefunden hatte, zwanzig Minuten in einer ihm gewaltsam aufgezwungenen Stellung vor dem Apparat saß, dann seine Zeit abgelaufen fand und nach Hause gehen mußte, ohne ein Wort außer „Guten Tag“ und „Adieu“ gesprochen zu haben.

Innerhalb der Familie legten sich freilich dem künstlerischen Schaffen manchmal Hindernisse in den Weg.

Es war beschlossen worden, ein wirkungsvolles Bild zusammenzustellen, welches alle Mitglieder des Hauses in einer strahlenden Einigkeitsgruppe verewigen sollte.

Da der Hausherr auf diesem Bilde, der Vollständigkeit halber, nicht fehlen durfte, aber doch unmöglich sich selbst photographieren konnte, so war die vielseitige Köchin des Hauses als vorübergehender Assistent für diese Aufgabe gewonnen und zum rechtzeitigen Entfernen und Wiederaufsetzen der Kapsel schon tagelang abgerichtet worden.

Mit der selbst bei kleineren Familien unvermeidlichen Schwierigkeit war alles versammelt worden. Die Mutter hatte „nur noch“ eine Speise auf den Herd stellen wollen — Franz und Anton mußten, wie gewöhnlich, aus allen Ecken zusammengesucht werden, da sie sich immer in den Augenblicken verkrümelten, wo sie gebraucht wurden, und ebenso unfehlbar mit größter Pflichttreue und Pünktlichkeit erschienen, wenn sie recht überflüssig und unerwünscht waren.

Hermine zeigte sich auch beschäftigt. Sie gehörte zu der Gattung der alles aufbewahrenden Menschen, deren rührende Anhänglichkeit an Gegenstände von zweifelhaftem Werthe und Geschmack ebenso berüchtigt ist wie ihre Leidenschaft, die Entstehungsgeschichte ihrer Besitzthümer bis in die Steinzeit zurück sich zu merken und dieselbe mit allen Einzelheiten in grauenhafter Ausführlichkeit irgend einem vor Ungeduld vergehenden Mitmenschen vorzutragen — selbstredend immer in den ungeeignetsten Augenblicken!

So war ihren Händen kürzlich ein weißes Zucker-Ei entglitten, das infolge seiner jahrelangen Aufbewahrung schon „in Ehren grau“ geworden war und sich nun noch eine Ecke abgeschlagen hatte. Diese Ecke suchte Hermine seit drei Tagen unter allen Möbeln, wühlend und weinend, trotzdem man ihr erstens mit allen naturwissenschaftlichen Gründen bewies, daß Zuckerstücke sich nie wieder ankleben lassen, und trotzdem zweitens Anton das fragliche Objekt schon längst gefunden und aufgegessen hatte. Diese Leistung war jedenfalls bewundernswerth, da der Leckerbissen nicht viel jünger war als er selbst.

Aber wie gesagt, Hermine suchte mit zäher Beharrlichkeit nach wie vor und stak eben wieder mit dem Kopfe unter dem Kleiderschrank, unter dem sie hervorgezogen werden mußte, um in der zu photographierenden Familiengruppe nicht zu fehlen.

Endlich war man vollzählig versammelt, der Vater gruppierte: die Seinen mit Sachverständniß, und alles saß regungslos und heldselig lächelnd nebeneinander. Die Köchin zückte eben die Kapsel — da ertönte aus der nahen Küche ein zischendes Geräusch — und die Hausfrau, über der rauhen Wirklichkeit die Idealwelt der Kunst vergessend, erhob sich und stürzte mit dem Rufe: „Die Milch brennt an!“ davon, die wirkungsvolle Gruppe solchergestalt ihres Mittelpunktes beraubend.

Das Bild, welches doch „geworden“ war, zeigte an Stelle der Mutter ein leeres Stück Hintergrund, das von den Jungen mit den Worten: „Das ist die Mama!“ noch lange unter Freudengelächter gezeigt wurde.

Der Vater gab es nach diesem verunglückten Versuch zunächst mißmuthig auf, die Häupter seiner Lieben vollzählig zu

fixieren, und unternahm es, Hermine und Franz als inniges Geschwisterpaar in einer etwas gefühlvollen Stellung, die Köpfe aneinandergelehnt, zu photographieren.

Für Geschwister im Alter von acht bis fünfzehn Jahren giebt es nun erfahrungsgemäß keine furchtbarere Zumuthung als die, sich zu umschlingen, und so stieß der Vater auf lebhaften Widerstand, als er die beiden „stellte“.

Es half ihnen aber nichts, sie mußten sich unter Androhung der schwersten Strafen widerwillig aneinanderschmiegen und eine ganze Weile so stehen, bis der Vater die Vorbereitungen beendet hatte. Wie aber zärtliche Empfindungen sich nicht im Augenblick erzwingen lassen, das zeigte sich auch hier.

Das aneinander geschmiegte Geschwisterpaar begann sich sofort gegenseitig zu beschuldigen: „Du zwickst mich!“ „Du kitzelst mich!“ Sie wagten sich dabei zwar nicht loszulassen, standen aber im entscheidenden Augenblick mit einem so wenig liebreizenden Gesichtsausdruck nebeneinander, daß sie mehr an die Laokoongruppe mit den Schlangen als an ein Genrebild aus dem Familienleben gemahnten — nur daß weder Laokoon noch die Schlangen so wüthende Grimassen schnitten.

Der Vater jagte sie denn auch beide zornentbrannt vom Orte seiner Kunstbestrebungen fort und erklärte, er würde seine Kinder nur noch zankend photographieren, da dies ihr ungezwungenster Zustand zu sein scheine.

Wirkte der Apparat, wie wir hier sahen, nicht immer heilsam auf den häuslichen Frieden, so mußte er andererseits sogar der geselligen Lage dienen.

Es fand sich eines Abends eine bewährte, aber als tödlich langweilig bekannte Freundin des Hauses zum Thee ein, ein Ereigniß, das sich durchschnittlich drei-, viermal im Jahre wiederholte und bei dessen jedesmaligem Eintritt der Landgerichtsrath nur mühsam die Ausbrüche seines Ingrimms zu gastlicher Höflichkeit herabmilderte.

Auch heute fesselte ihn die angeregte Unterhaltung nicht besonders. Die brave Dame erzählte allerdings mit erbarmungsloser Ausführlichkeit die genaue Lebensgeschichte ihres „Grankarrierten“, das sie eines Kaffeefleckes halber, den ihm die „liebe Schröder“ beigebracht, zertrennt hatte, chemisch reinigen ließ, dann wendete und mit schwarzem Kaschmir zusammen aufarbeitete — „und jetzt ist es wieder wie neu!“ versicherte sie den Hausherrn, der mit steigender Empörung auf das Schlußkapitel des aufregenden Romans gewartet hatte.

Bei diesem Wendepunkt der Unterhaltung stand der Landgerichtsrath auf.

„Ich habe noch ein paar Platten zu entwickeln,“ sagte er mit beängstigender Höflichkeit und Sanftmuth. „Sie entschuldigen mich wohl auf eine halbe Stunde, Fräulein Pauline!“

Und ohne die vorwurfsvollen Blicke seiner Frau zu beachten, begab sich der Hausherr ins Nebenzimmer, verwandelte es durch Schließen der Fensterläden in eine improvisierte „Camera obscura“ und legte sich behaglich aufs Sofa, um ein bißchen zu schlafen.

Die Damen „plauderten“ indes in der vorhin angedeuteten Weise weiter, und der Landgerichtsrath, von der halb durch die Thür vernommenen Beschreibung eines „Hellblauen vom vorigen Jahre“ in Schlaf gewiegt, schnarchte bald so laut und nachdrücklich, daß seine Gattin in ihrer tödlichen Verlegenheit sich zu der Versicherung hinreißen ließ, „Platten entwickelten sich immer so hörbar!“

Ob Fräulein Pauline dieses Naturspiel infolge ihrer mangelhaften photographischen Kenntnisse für bare Münze nahm, muß dahingestellt bleiben. Die Jungen behaupteten jedenfalls, sie wäre sehr beleidigt gewesen und hätte, nach ihrem kühnen Vergleich, dagesessen wie ein „jämerliches Stearinlicht“.

Man sieht, daß der Apparat ein vielseitiges Möbel war! Kleine häusliche Störungen und Leiden blieben dem Besitzer freilich nach dem Gesetz „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten“ nicht ganz erspart.

Einmal benutzten Franz und Anton die Abwesenheit des Vaters, um sich gegenseitig zu photographieren, und zwängten, als der Landgerichtsrath überraschend an der Thür klinkte, die Platte in solch angstvoller Hast in den Kasten, daß sie nur mit größter Kraftanstrengung vermittelst der Kneifzange wieder zu entfernen war. Außerdem rannte der oben erwähnte Hund „Darling“ den Kasten einmal prasselnd um. Der Papagei wollte auch nicht zurückbleiben, sondern knabberte das eine Bein des Stativs an, bei welcher Gelegenheit er fast zum Heile des ganzen Hauses vom Landgerichtsrath zertreten worden wäre, aber wie alle unerwünschten Besitzthümer unverletzt aus der drohenden Gefahr hervorging. Seine in der Seelenangst sofort hervorgestoßene Gewohnheitsfrage: „Bist Du mir gut?“ erfuhr allerdings seitens des Vaters die ingrimmige und niederschmetternde Erwiderung: „Nein, ich kann Dich nicht ausstehen!“ Aber es ist zu befürchten, daß dies auf den Papagei wenig Eindruck machte.

Ob es die gänzliche Inanspruchnahme der väterlichen Seele durch das Photographieren war, was in der nächsten Zeit eine betrübende Rückwirkung auf die pädagogischen Leistungen in der Familie ausübte, das mag dahingestellt bleiben! Sicher ist nur das eine, daß die Kinder des Hauses neuerdings eine wahrhaft greuliche Ungezogenheit an den Tag legten. Jedes betrieb dieses angenehme Geschäft nach seiner Anlage und Fertigkeit — aber jedes war unerträglich.

Zum Theil stand die Bethätigung dieses erfreulichen Umstandes auch mit dem Photographieren im unmittelbaren Zusammenhang.

Bei Hermine, der zwölfjährigen, äußerte sich das Bestreben, unausstehlich zu sein, in beständigen Thränenströmen, ohne welche Backfische erfahrungsmäßig so wenig gedeihen wie eine Pflanze ohne Sonnenlicht. Hermine fühlte sich ohne Aufhören in ihren heiligsten Rechten und Gefühlen gekränkt, mißverstanden und moralisch getreten und hatte es darin zu einer bemerkenswerthen Fertigkeit gebracht. So war es geschehen, daß sie und die Mutter neulich im Keller dem Vater bei seinen photographischen Versuchen hatten Hilfe leisten müssen. Beide standen und wiegten im Stockdunkeln die Platten in ihren Alaunbädern etwa dreiviertel Stunden lang sanft hin und her — ein Zeitvertreib, der jetzt keineswegs zu den Seltenheiten gehörte.

Da brach Hermine plötzlich in ein geräuschvolles Schluchzen aus.

„Was hast Du denn?“ rief die Mutter erschrocken, während der Vater in selbstsüchtiger Sorge die Hand vorhielt: „Daß Du mir nicht etwa auf meine Platten weinst!“

Eine genaue Nachfrage ergab, daß Hermine im Stockfinstern der Mutter genickt hatte, und der Umstand, daß diese das begreiflicherweise nicht gesehen und nicht erwidert hatte, wurde ihr von der gefühlvollen Tochter als Herzlosigkeit ausgelegt und schwer verübelt.

Der nachdrückliche Rath: „Binde Dir ein andermal eine Glocke um den Hals, wenn Du mir im Finstern nicken willst, da werde ich's hören, und im übrigen sei nicht verdreht!“ wirkte übrigens so beruhigend wie ein niederschlagendes Pulver — ganz abgesehen von der Drohung, daß demnächst eine Momentaufnahme von der heulenden Hermine gemacht werden sollte.

Die Jungen leisteten auch das Ihrige in Ungezogenheit. Der Landgerichtsrath, dessen Mußestunden jetzt fast ausschließlich durch Photographieren ausgefüllt waren, konnte sich nicht um die Schularbeiten seiner Söhne kümmern und beauftragte den vierzehnjährigen Franz, er solle Anton, der eben zehn Jahre alt war, im Latein unterweisen, wobei er ihm für jede ertheilte Stunde ein Zehnpfennigstück in Aussicht stellte.

Dieses glänzende Honorar entflammte in Franzens Brust einen wahrhaft verzehrenden Lehreifer, und er wollte, um sich schnell zu bereichern, dem armen Anton mindestens sechs Stunden des Tages geben, was von diesem mit begreiflicher Entrüstung aufgenommen und durch beständige Fluchtversuche, durch Verstecken und Zetergeschrei vereitelt wurde.

Da in den Stunden die dem Lehrer geziemende, sanfte Geduld von Franz auch nicht immer beobachtet wurde, so knatterte es gewöhnlich dabei von Ohrfeigen wie Kleingewehrfeuer, und das Ende des Unterrichts bestand meistentheils darin, daß Lehrer und Schüler, sich balgend und kratzend, unter dem Tisch lagen, was den Kleidern ebenso förderlich war wie dem Latein.

Das Sehnen nach einem besonders schweren Verbrechen, an laßlich dessen ein Exempel statuiert werden könnte, hatte sich daher schon unbewußt der Familie des Landgerichtsraths bemächtigt.

Unter solch gewitterschwülen Stimmungen kam wieder der Geburtstag des Vaters heran, der in der Höhe des Sommers lag und rücksichtsvollerweise auf einen Sonnabend fiel, weshalb ein Unternehmen mit den Kindern nicht ausgeschlossen schien.

Digitized by Google

Man plante denn auch einen Ausflug nach einer schön gelegenen Försterei, etwa anderthalb Stunden vor der Stadt, und ein wohl zubereitetes Abendbrot, als dessen krönendes Mittelstück eine süße Speise, mit Früchten belegt, prangte, wurde vom landgerichtlichen Kassenboten der Familie voraus in den Wald gefahren.

Diese süße Speise, von Anton fälschlich „die Torte“ benannt, hatte schon seit Tagen, während deren sie erst verheißen, dann zubereitet worden war, die fieberhafteste Aufregung bei den Kindern hervorgerufen.

Die erste Hälfte des Geburtstags war programmmäßig verlaufen, und Eltern und Kinder fanden sich in der vierten Nachmittagsstunde vor der Thür zusammen, zum Abwandern gerüstet. Der Apparat, als liebstes Familienmitglied, mußte natürlich mit, da der Hausherr schöne Punkte im Walde aufzunehmen beabsichtigte, und das Stativ war „mit dem Anstand, den es hatte“, sammt der süßen Speise und den Weinflaschen schon voraus gefahren.

Der schwere Kasten mit den Platten und sonstigem Zubehör wurde auf Antons Rücken geschnallt, der diese Inanspruchnahme seiner Gefälligkeit mit der ganzen Unausstehlichkeit begrüßte, deren zehnjährige Jungen in solchem Falle fähig sind.

Anton hatte sich schon von früh an in dem Zustand befunden, der auch artige Knaben bisweilen befällt — in einer grundlosen, aber sichtlichen Uebellaune, die ihn veranlaßte, jeden, der ihn ansah, je nach Stand und Alter, mit wüthenden Blicken zu bedenken oder ihm Püffe anzubieten, günstigen Falls sie auch auszutheilen.

Erst hatten die Eltern in der gehobenen Festesstimmung die Pöbelhaftigkeit ihres Jüngstgeborenen mit liebevoller Nachsicht übersehen. Als Anton aber, kaum daß der Kasten, den er tragen sollte, seinen Rücken berührte, unter sichtlichen Qualen zusammenbrechen wollte, hob sich die Hand des Vaters schon in vielversprechender Weise.

Die Mutter mischte sich ein.

„Bei der Hitze wird ihm der Kasten wirklich etwas schwer sein!“ meinte sie halblaut.

„Soll ich ihn etwa tragen, Elise?“ fragte der Vater scharf.

Die Mutter verstummte, denn da sie ihren „Darling“ mitnehmen wollte, durfte sie nichts gegen den Apparat sagen. Alle beglückwünschten sich im stillen, daß nicht noch der Papagei als angenehmer Zuwachs zu den geselligen Freuden sich dem Ausflug anschloß.

Die Familie setzte sich in Bewegung, ohne sehr rasch vorwärts zu kommen.

„Darling“, durch das seltene Vergnügen merklich aufgeregt, drückte seine Freude in sehr unbequemer Weise aus, indem er unaufhörlich an jedem einzelnen Theilnehmer des Spaziergangs in die Höhe sprang, heulte und bellte und dies nur unterbrach, wenn er irgend einem Huhne nachjagte; durch langgezogene, gellende Rufe: „Da—a—a—arling!“ mußte er dann zum Ergötzen der Vorübergehenden und zur schäumenden Wuth des Vaters wieder herbeigeholt und seinem ungesetzlichen Genuß entzogen werden. Anton, sonst durch Natur und Anlage sein berufener Wächter, konnte ihm heute wegen des schweren Apparats nicht nachjagen, wie jedermann begreifen mußte.

Anton fuhr inzwischen fort, sich unangenehm zu machen.

Er setzte sich alle fünf Schritt, anscheinend zum Tode erschöpft, an den Weg, obwohl der Kasten nicht ein Gramm schwerer war als der Tornister, den er täglich zur Schule trug, trabte dann wieder verdrossen weiter und wies jede Aufforderung, sich an der allgemeinen Unterhaltung zu betheiligen, ab. „Ich muß ja den alten Kasten tragen!“ murrte er, wobei ihm die Mutter durch vorwurfsvolles Mienenspiel und Seufzen recht gab.

Nach einiger Zeit schnallte er übrigens den Kasten los und machte unaufhörlich Versuche, ihn seinen Geschwistern hinterrücks aufzubürden — ja, als diese mißlangen und er vom Vater „nun gerade“ zum alleinigen Tragen der süßen Last verdammt wurde, blieb er mit „Darling“ zurück und befestigte den Kasten auf dessen Rücken. „Darling“, mit Recht empört über diese Zumuthung, rannte drei Schritt weit, um seinem Schicksal zu entgehen, und wälzte sich dann mit dem Kasten im Grase umher, ein Vorgang, der vom Vater bemerkt und mit einer leider etwas schwächlichen und daher ungenügenden Ohrfeige an Anton quittiert wurde. Außerdem verkündete das Familienoberhaupt dem unglückseligen Lastträger, daß er nicht mit den übrigen am Tische Kaffee trinken dürfe.

Die beiden anderen Kinder legten selbstverständlich eine herausfordernde, tugendhafte Artigkeit und Liebenswürdigkeit an den Tag, wie das Geschwister eines Verbrechers gerne thun — ein Verhalten, das den pharisäischen Wappenspruch: „Ich bin nicht so!“ deutlich an der Stirn trägt, und das die Abscheulichkeit des augenblicklich Ungezogenen noch schwärzer erscheinen läßt.

An der Försterei angelangt, ließ man sich fröhlich am Kaffeetisch nieder. Anton wurde sein Theil mit moralischer Verachtung an einen anderen Platz gestellt, und er durfte sich nicht an dem ungewohnten Genuß des Honigs betheiligen, so daß er sich mit einigem Rechte als der Elendeste aller Sterblichen erschien und die finstersten Pläne in seinem Innern wälzte.

Zu dem unbehaglichen Schatten, den es stets wirft, wenn ein Mitglied der Familie „in Ungnade“ ist, trat noch ein kleiner, betrübender Zwischenfall, wie er auf den wenigsten Familienlandpartien zu fehlen pflegt.

Der Förster, der unsere Freunde in seinem Besitzthum umherführte und dem Landgerichtsrath das Versprechen entlockte, seine Försterei auf photographischem Wege der Nachwelt zu überliefern, zeigte mit gerechtem Stolze seine Bienenstöcke.

Er ermuthigte die etwas schüchtern nähertretenden Fremden durch die heitere Zusicherung: „Kommen Sie nur ruhig dicht heran, meine Herrschaften — das sind italienische Bienen — die stechen nicht!“

Leider strafte im selben Augenblick ein gellendes Wehgeschrei Herminens den braven Bienenbesitzer Lügen — eines der nicht stechenden „Muster des Fleißes“ hatte seinen Stachel, ohne jede ästhetische Rücksichtnahme, in die harmlos emporguckende Stumpfnase der jungen Dame versenkt. Es blieb angesichts dieser schmerzlichen Thatsache nur die Annahme übrig, daß eine der italienischen Bienen einen Ausländer geheirathet habe, der die übeln Gewohnheiten seiner Landsleute noch nicht ganz abgelegt hatte.

Die Mutter, die solche Wuthblicke nach dem Förster schoß, als wenn nicht seine Biene, sondern er selber ihr Kind in die Nase gestochen hätte, ließ sich von der Försterin immer ein Hausmittel über das andere empfehlen. Der Tochter Thränen über ihr schwer geschädigtes Profil wurden endlich durch die Erlaubniß getrocknet, den Tisch zum Abendbrot mit decken helfen zu dürfen — ein Unternehmen, bei welchem Eile Noth that, da der Vater noch photographische Aufnahmen davon machen wollte, ehe die Sonne unterging.

Er beschäftigte sich mit Franz bereits mit den Vorbereitungen dazu, während Anton sich, noch immer mürrisch, in den Gebüschen umhertrieb und auf eigene Hand Zerstreuung suchte. Eine davon bestand darin, daß er mit „Darling“ „spielte“, eine Liebenswürdigkeit, über die der arme Hund von Zeit zu Zeit durch ein wüthendes Geheul quittierte, wenn Anton alle erzieherische Strenge, die an ihm selbst zu wenig ausgeübt wurde, an „Darling“ zur Anwendung brachte.

Der Abendtisch war bald gedeckt — zierliche Schüsseln mit Leckerbissen standen in reicher Abwechslung bereit, und die süße Speise lächelte als verlockendes Mittelstück durch die Waldesstille.

Der Vater rief jetzt alles zusammen, damit man ihm beim Aufstellen des Apparats behilflich sei, und die Aufmerksamkeit der ganzen Familie wurde naturgemäß durch diesen wichtigen Vorgang so sehr gefesselt, daß Antons Fehlen nicht weiter bemerkt wurde.

Eine hübsche Baumgruppe, der gedeckten Tafel zunächst, war als erstes Bild in Angriff genommen worden, und der Vater stieß die in solchen Augenblicken üblichen Verwünschungen gegen jeden aus, der dem Stativ zu nahe käme und die Situation verschöbe.

Die zweibeinigen Mitglieder der Familie umschlichen denn auch das Gerüst in scheuer Hochachtung — nur „Darling“, mit dem ihm eigenen Talent, sich nützlich zu machen, stürzte im letzten Augenblick, mit der ebenso erheiternden als erfolglosen Jagd auf seinen eigenen Schwanz beschäftigt, aus dem Dickicht und rannte mit fröhlicher Hast an den Apparat —

Kasperletheater.
Nach einem Gemälde von Th. Pixis.

Digitized by Google

gerade in der verhängnißvollen Sekunde, als der Vater die Kapsel abhob.

Merkwürdigerweise war das Stativ so freundlich, nicht umzufallen, sondern nur etwas zur Seite zu rutschen, so daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen schien, es möchte ein, wenn auch etwas anderes, so doch brauchbares Bild entstanden sein.

Grimme Zweifel über den Ausgang des Unternehmens durchwühlten allerdings die Brust des ausübenden Künstlers, der nur noch mit geballten Fäusten einherging, sowie er „Darlings" ansichtig wurde, und jeden Haselnußstrauch auf eine geeignete Gerte für den Vierfüßler ansah.

Die Stimmung des Vaters wurde etwas besänftigt dadurch, daß Anton inzwischen zur Einkehr in sich selbst gelangt schien und als sanftes, artiges Kind sich wieder zu den anderen gesellte.

Wie viel die Nähe des Abendbrots zu diesem innerlichen Vorgang beigetragen hatte, wollen wir nicht untersuchen, in jedem Falle nahm man ihn als vollendete Thatsache dankbar hin und enthielt sich wohlweislich jeder anerkennenden Bemerkung, die nach alter Erfahrung lobende Rückfälle in die kaum überwundene Ungezogenheit herbeizuführen pflegt.

Nach einem braven Spaziergang durch den Wald schien es an der Zeit, sich den Freuden der Tafel hinzugeben, die zugleich den Schluß der heutigen Vergnügungen bedeuteten.

Die Mutter schritt mit Feldherrnmiene voran, um einen letzten Blick über den lockenden Tisch zu werfen — prallte aber entsetzt zurück, denn ein unerfreuliches Bild bot sich ihren Augen dar!

Die Symmetrie der „süßen Speise" war durch einen frevelhaften „Eingriff" im vollsten Sinne des Wortes zerstört — eine unverkennbare Menschenhand hatte sich — vielleicht in der Absicht, eine der obenauf liegenden Früchte zu mausen, der glatten Oberfläche anvertraut und war, wie in zu dünnem Eise, bis über die Knöchel in dem weichen Element eingebrochen.

Ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erhob sich, dem natürlich ein hochnothpeinliches Verhör folgte — aber ohne Erfolg!

Die an alle der Reihe nach gerichtete drohende Frage „Hast Du von der süßen Speise gegessen?" begegnete allseitig und ausnahmslos einem höchst entschiedenen und überzeugungstreuen „Nein!", und man sah sich starr und rathlos gegenseitig an.

Ein Vorschlag von Franz, die Hände sämmtlicher Kinder zur Probe in die zurückgelassenen Merkmale einzupassen, wurde als zwar zweckmäßig, aber unappetitlich mit großer Empörung zurückgewiesen. Die Familie konnte sich nur mit der Annahme trösten, daß irgend ein umherstreifender Unhold ihr diesen Schmerz angethan habe.

Wie man begreifen wird, litt die Stimmung beträchtlich unter diesem betrübenden Vorfall, und der einzige, der daraus Vortheil zog, war „Darling". Man opferte ihm nämlich das geschädigte Mittelstück, und er hatte sonach alle Ursache, den Räuber als seinen ungenannten Wohlthäter hoch zu verehren.

Inzwischen dämmerte der Abend herauf, und man begab sich heimwärts.

Der Apparat wurde diesmal, um der Gerechtigkeit nicht ins Antlitz zu schlagen, von Franz übernommen, trotzdem Anton, der im Gegensatz zu seiner bisherigen Laune eine wahrhaft beängstigende Artigkeit an den Tag legte, sich freiwillig erbot, ihn auch zurückzuschleppen.

Der Rest der süßen Speise war den Försterseleuten zurückgelassen worden, da keines mehr Appetit darauf verspürte. Selbst Anton hatte nichts dagegen einzuwenden, obwohl er sonst die bekannte Redensart an sich rechtfertigte: „Der Junge muß Doktor werden — der graut sich vor nichts!"

Im ganzen konnte man übrigens den Ausflug, von diesem Speiseabenteuer abgesehen, doch für ein gelungenes Unternehmen erklären. Herminens Bienenstich schwoll schon ab, Franz trug ohne Murren den Kasten, Anton war artig geworden, und einige Platten brachten besonders hübsche Momente des Tages mit heim, die im Weinkeller ihrer Auferstehung entgegen harrten.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, so konnte nach der Kirchzeit, von Berufsgeschäften ungehindert, das Entwickeln der Platten vor sich gehen.

Anton und Franz wurden zum Helfen befohlen und standen mit dem Hausherrn beim rothen Lichte der kleinen Laterne im Keller — nicht nebeneinander, sondern durch den Vater getrennt, da die unausbleiblichen gegenseitigen Püffe das Gleichgewicht der Schalen, in denen die Platten lagen, nicht unerheblich bedroht hätten.

Der Vater als der, „der all dies Herrliche vollendet", behielt sich das reizvolle Geschäft des ersten Hervorrufens seiner Bilder vor und schaukelte emsig.

Die Jungen sahen zu.

„Ich bin neugierig, wie es geworden ist," bemerkte der Amateur, „das Unthier, der ‚Darling', hat mir ja das Stativ im entscheidenden Augenblick verschoben — wer weiß, ob überhaupt etwas herauskommt!"

„O ja!" rief Franz, „da sind schon Bäume!"

„Ja, ja!" bestätigte der Vater, „aber das ist ein anderer Vordergrund — was wird denn das?"

Anton drängte sich ungeduldig näher. „Zeig' doch!" bat er fröhlich und unbefangen — um aber im nächsten Augenblick ungefähr die Empfindung der beiden Uebelthäter zu theilen, die sich durch die Kraniche des Ibykus verrathen fühlten.

Auf der Platte erschien nämlich mit erbarmungsloser Deutlichkeit der gedeckte Abendtisch, die „süße Speise", und — darüber schwebend — das sprechend ähnliche, gierige Gesicht Antons nebst seiner eben in die Speise versinkenden kleinen Pfote!

Der Apparat hatte sich in allen unerwarteter und für Anton geradezu vernichtender Weise als Detektiv benommen — und der Stoß, der ihn aus seiner Lage brachte, sollte für den Speiseattentäter die betrübendsten, wenn auch pädagogisch segensreichsten Folgen haben.

Der Vater fand zuerst die Sprache wieder. Er faßte seinen Sohn voll gerechtfertigter Empörung am Ohrläppchen und riß tüchtig drauf los.

„Was ist denn das?" rief er zornig.

„Mein Ohr!" winselte Anton in nicht ganz logischer, aber erklärlicher Beantwortung dieser Frage und versuchte der väterlichen Hand zu entfliehen.

Aber wieder erwies sich die photographische Kunst als wirksame Unterstützerin erziehlicher Grundsätze — der Keller war, um jeden Lichtstrahl zu vermeiden, zugeschlossen, und nach einer wilden Treibjagd, an der sich übrigens Franz anständigerweise nicht betheiligte, erwischte der Vater das photographierte moralische Ungeheuerchen und verabfolgte ihm eine eindringliche und heilsame Erläuterung zu den verschiedenen Gesetzen, die er freventlich übertreten hatte.

Anton hatte übrigens den einen schwachen Rechtfertigungsgrund für sich anzuführen, daß er nicht geradezu „geschwindelt" hatte, denn sein „Nein!" auf die Frage: „Hast Du von der Speise gegessen?" entsprach den Thatsachen.

Er hatte im Schrecke über sein Mißgeschick seinen Vortheil nicht wahrgenommen und nichts von dem Raube gekostet! Aber der in dieser ausweichenden Erwiderung liegende Sophismus verlangte, verdiente und erhielt die bewußte „Jacke voll", die zum Heile unserer heranwachsenden Jugend noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist und sich wohl auch noch so lange erhalten wird, wie es unartige Jungen und — vernünftige Väter giebt!

Daß dieser spezielle Vater nach dem erzählten Erlebniß aber seinen Apparat als moralischen Erzieher noch einmal so hoch hielt wie früher, versteht sich von selbst. Es läßt sich ja auch gar nicht leugnen, daß er sich in diesem Falle als ungewöhnlich praktisch bewiesen hatte.

Der Landgerichtsrath verfertigte von der verhängnißvollen Platte denn sofort mehrere Abzüge mit der furchtbaren Drohung, bei der nächsten Ungezogenheit einen davon in Glas und Rahmen an Antons Klassenlehrer zu schenken — und bei hartnäckiger Nichtsnutzigkeit Antons dereinstige Braut auch mit diesem verewigten Bubenstreich zu bedenken.

Wenn Anton nun kein Musterknabe wird, kann niemand etwas dafür — und besonders nicht der Vater und der Amateurphotograph!

Eine klassische Pflanzstätte der Musik.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im südwestlichen Stadttheil Leipzigs, auf dem Grund und Boden des ehemaligen Volanischen Gartens, hat seit einigen Jahren das königliche Konservatorium der Musik ein neues Heim gefunden. In unmittelbarer Nähe vom „Neuen Gewandhaus", dem musengeweihten Tempel edelster Instrumental- und Vokalkunst, nicht weit vom künftigen Reichsgerichtsgebäude, steht nunmehr die Musikanstalt, von der man mit einer Stelle aus Mendelssohns „Paulus" singen kann: „in alle Lande ist ausgegangen ihr Schall." Apollo, der Gott mit der Leier, und die blind abwägende Göttin Themis, so wenig sie gemeinhin voneinander sich angezogen fühlen, haben hier fast nebeneinander ihre Altäre aufgeschlagen, bahnen ein friednachbarliches Verhältniß im buchstäblichsten Sinne an und bringen den Hauptruhm Leipzigs, eine Hochburg deutscher Kunst und Wissenschaft zu sein, nicht bloß zu heißen, aufs handgreiflichste zur Anschauung. Spricht der pleißathenische Volksmund von einem „Musikantenviertel" und meint damit den Stadttheil, wo die Straßen getauft sind mit den Namen eines Sebastian Bach, Adam Hiller, Moscheles, David, Marschner, so lag es nahe, Leipzigs berühmtes Kunstinstitut in deren Nähe zu verlegen, und beziehungsreich genug ist es die geweihte Klassikertrias Haydn, Mozart, Beethoven, die mit den nach ihnen benannten Prachtstraßen um das Konservatorium sich gruppiert und es mit schützendem Auge bewacht. Wer da weiß, mit welch bescheidenen, fast dürftigen Räumen sich diese musikalische Hochschule vom Tage ihrer Begründung ab länger als vierzig Jahre behelfen mußte, wer das frühere Gewand, die unfreundlichen Lehrzimmer, die zum Theile recht schadhaft gewordenen Uebungsinstrumente und wenig ausreichenden Lehrmittel des alten Konservatoriums sich vergegenwärtigt und ihnen die neue Verfassung gegenüberstellt, der darf einer freudigen Ueberraschung Raum geben. Ein Gang vom alten Hause (im Hofe des alten Gewandhauses am Neumarkt und an der Universitätsstraße) in das neue Gebäude in der Grassistraße ist gleichbedeutend mit einem plötzlichen Schritte aus der Armuth zum Reichthum: dort die unscheinbare Hütte, hier ein stattlicher Palast; dort die Abwesenheit jeglichen verschönenden Ausschmuckes, hier die Gegenwart von allem, was die Musen anlocken kann, sich dauernd niederzulassen in ihrer würdigen Räumen; dort alles eng, luftarm, hier eitel Licht und Sonnenschein; dort die Anstalt inmitten des Getöses der Handelsstadt, hier ihrem Lärme entrückt und im Sommer gegrüßt von den Lerchen der Felder und dem Nachtigallenlaut eines nahen Haines. Wohl hat sich trotz ärmlicher Anfangsverhältnisse das Leipziger Konservatorium einen Weltruf zu verschaffen gewußt; ihn sich zu bewahren, muß ihm um so leichter gelingen, als es jetzt auch in seiner äußeren Erscheinung vollständig auf der Höhe der Zeit steht.

Mit gerechtem Stolze betrachtet nicht allein der Leipziger, sondern überhaupt jeder Kunstfreund das Prachtgebäude und preist den Hochsinn jenes Gönners, der durch ein großartiges Vermächtniß das Entstehen desselben ermöglicht hat.

Lange vor der Zeit, ehe von irgend welcher Seite an die Begründung einer musikalischen Akademie gedacht wurde, war Leipzig bereits eine hochangesehene musikalische Bildungsstätte. Die alt ehrwürdige Thomasschule, deren Mauern leider bald vom Erdboden verschwinden werden, wie viele gewaltige Lehrmeister der Tonkunst hat sie in ihren Kantoren aufzuweisen und wie groß ist die Zahl ihrer Schüler, die in der Kunstgeschichte einen glanzvollen Namen sich errungen haben! Wo ein Johann Sebastian Bach nicht nur seine Söhne unterrichtet, sondern noch manchen anderen strebenden Musiker freudig gefördert und damit einen Samen ausgestreut hat, der für die deutsche Kunst herrliche Früchte ersprießen ließ, da war in gewissem Sinne bereits ein Konservatorium erbaut, wie es in der Folgezeit, als der Kantor der Kantoren seine Augen für immer geschlossen hatte, nirgends wieder ins Leben treten konnte, einfach deshalb nicht, weil keiner wiederkam, der mit ihm sich messen durfte an Geistestiefe, Arbeitskraft und schöpferischer Urgewalt.

Der Umschwung der Zeiten brachte auch für die musikalische Erziehung nach und nach einen Wechsel in der Lehrmethode mit sich. Je mehr sich seit Beginn unseres Jahrhunderts die Herrschaft der Musik in Deutschland erweiterte, desto mehr wuchs das Verlangen nach musikalischen Anstalten, in welchen die Kunst in gleicher Vielseitigkeit gepflegt würde wie auf den Universitäten die Wissenschaft. In Italien hatte man schon in früheren Jahrhunderten ein ähnliches Bedürfniß empfunden. Die Musikschulen zu Neapel, Venedig, Bologna suchten es bestmöglich zu befriedigen. Auf den Konservatorien zu Paris und Prag begann man am frühesten, neuen Gesichtspunkten in Leitung und Lehrfächern Rechnung zu tragen. Im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erfreute sich in Norddeutschland die von Friedrich Schneider, dem Schöpfer des „Weltgerichtes", in Dessau begründete Musikschule großen Ansehens, und es gereicht ihr gewiß zur besten Empfehlung, daß aus ihr einer unserer edelsten und geschätztesten Lyriker, Robert Franz, hervorgegangen ist. Trotzalledem konnte sie aus mancherlei Gründen nicht so voll und ausgiebig sich entfalten, wie es im Interesse der Kunstjünger wünschenswerth sein mochte. Eine Kunst- und Universitätsstadt von dem hohen Rufe Leipzigs erfüllte doch besser die Voraussetzungen, mit denen eine Musikakademie zu rechnen hat.

Mendelssohn hatte bereits seinen „Paulus" geschrieben und sich als Komponist viele glänzende Ruhmeskränze errungen, als er im Jahre 1837 auf Anregung seines Freundes Conrad Schleinitz, Rechtsanwaltes in Leipzig, sich zum ersten Male mit dem Gedanken befaßte, eine Musikschule größeren Stiles in Leipzig zu gründen. Er stand auf der vollen Höhe seines Ruhmes, als er im Jahr 1843 den Plan zur Ausführung bringen konnte. Es scheint uns dieser Umstand bemerkenswerth, weil daraus ersichtlich ist, daß es ihm bei dieser That am allerwenigsten um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich darum zu thun war, den werdenden Fachmusiker aus dem seitherigen Unterrichtsschlendrian herauszureißen und ihn den Segen einer anregenden Methode kosten zu lassen. In einer Bittschrift, die darauf abzielt, dem noch ungeborenen Kunstinstitut die Zuwendung eines für Kunstzwecke im allgemeinen von Dr. Heinrich Blumer ausgesetzten Legates von 20000 Thalern zu sichern, eröffnet er die Gesichtspunkte, von denen aus er die hochwichtige Angelegenheit betrachtet wissen will: „Bei der vorherrschend positiven, technisch materiellen Richtung der Zeit wird die Erhaltung echten Kunstsinnes und seine Fortpflanzung zwar eine doppelt wichtige, aber auch doppelt schwere Aufgabe. Nur von Grund aus scheint die Erreichung dieses Zweckes erzielt werden zu können, und wie für jede Art geistiger Bildung die Verbreitung gründlichen Unterrichts das beste Erhaltungsmittel ist, so auch gewiß für die Musik. . . . Durch eine gute Musikschule, die alle verschiedenen Zweige der Kunst umfassen könnte und sie alle nur aus einem einzigen Gesichtspunkte als Mittel zu einem höheren Zwecke lehrte, auf diesen Zweck alle ihre Schüler möglichst hinführte, wäre jener praktisch materiellen Tendenz, die ja leider auch unter den Künstlern selbst viele und einflußreiche Anhänger zählt, jetzt noch mit sicherem Erfolg vorzubauen."

An einer anderen Stelle gedenkt er der vortheilhaften Einflüsse, die von Leipzigs wissenschaftlichen Bildungsstätten und vor allem von der Universität für die geplante Anstalt mit Sicherheit zu erwarten seien, und betont außerdem: „Leipzig hat gerade für den Zweig der Kunst, der immer eine Hauptgrundlage des musikalischen Studiums bleiben wird, für höhere Instrumental- und geistliche Kompositionen, in seinen sehr zahlreichen Konzerten und Kirchenmusiken ein Bildungsmittel für angehende Tonkünstler, wie es wenig andere deutsche Städte in dem Maße aufzuweisen haben."

Diesen Ausführungen hatte Mendelssohn noch den Grundriß eines Organisationsplanes beigefügt; am 16. Januar 1843 konnte das erste Programm der neuen, auf den Namen „Konservatorium der Musik" getauften Musikschule der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ohne das außerordentliche organisatorische Geschick und ohne die Ausdauer, die Mendelssohn besaß, würde das Unternehmen schwerlich zu erwünschtem Gedeihen gelangt sein. Mit scharfem Auge für alles Erlernenswerthe bewaffnet, war er keinen Augenblick über die Gestaltung und den Umfang seines Lehrplanes im Zweifel; um so sicherer durfte er auf eine durchgreifende Ausführung seiner pädagogischen Ideen rechnen, als ein günstiger Zufall ihm für die Hauptfächer eine Anzahl hervorragender Lehrkräfte in unmittelbarster Nähe zur Verfügung stellte.

Indem er sich selbst den Unterricht im höheren Klavierspiel, in Komposition und Sologesang vorbehielt, widmete er sich der

neuen Thätigkeit mit rühmenswertheſter Gewiſſenhaftigkeit und großem Erfolg und trachtete nie nach der Würde eines Direktors, die man ihm nur zu gern übertragen hätte; er wollte nur als Künſtler eingreifen und ſich in keiner Weiſe einengen laſſen vom geſchäftlichen Drum und Dran. In Moritz Hauptmann, der auf Mendelsſohns Befürwortung ſeit kurzem als Thomaskantor angeſtellt worden, war für die theoretiſchen Zweige, Harmonielehre, Kontrapunkt, ein Mann gefunden, der in der Muſikwiſſenſchaft mit dem epochemachenden Werke „Natur der Harmonik und Metrik“ unvergängliche Verdienſte ſich erworben und mit ſeinen gemüthvollen Motetten und anderen geiſtlichen wie weltlichen Chorſätzen ſich auch als Komponiſt ausgezeichnet hat.

Mendelsſohns vertrauteſter Haus- und Jugendfreund, Ferdinand David, der das Amt eines erſten Konzertmeiſters am Theater- und Gewandhausorcheſter bekleidete, übernahm den Unterricht im höheren Violinſpiel; bis zu ſeinem am 19. Juli 1873 plötzlich erfolgten Tode ging er auf in ſeinem pädagogiſchen Beruf; nahezu die ganze muſikaliſche Welt hat er verſorgt mit ausgezeichneten Violiniſten, unter denen ſich Virtuoſen erſten Ranges wie Joachim, Wilhelmj ꝛc. befinden.

E. F. Becker, Organiſt an der Nikolaikirche, war mit dem Orgelſpiel, Ferdinand Böhme mit den Geſang- und Chorübungen betraut, Moritz Klengel mit Violinſpiel zweiter Klaſſe; Louis Plaidy, deſſen „Techniſche Studien“ für Klavier noch heute in ihrer Art unübertroffen ſind, Ernſt Ferdinand Wenzel, ein ſehr eigenartiger, im Aeußern ſtark an Beethoven erinnernder Muſiker von wiſſenſchaftlicher Durchbildung, hatten den minder Vorgerückten Klavierunterricht zu ertheilen, während Robert Schumann, obgleich er längſt infolge einer Fingerverſtümmelung auf die Lorbeeren des Virtuoſen Verzicht geleiſtet hatte, ſich an der Leitung der erſten Klavierklaſſe betheiligte; außerdem lag ihm ob die Durchſicht von Privatarbeiten in der Kompoſition. Wenn der große Tondichter auf dieſem Felde der Wirkſamkeit ebenſowenig wie als Dirigent Lorbeeren zu pflücken vermochte, ſo kann das keinen überraſchen, der Schumanns Eigenart näher kennt. Nichtsdeſtoweniger darf Leipzigs Konſervatorium ſtolz darauf ſein, einen ſo glanzvollen Namen auf der Liſte ſeines erſten Lehrperſonals zu finden. Frau Bünau-Grabau, einſt eine ſehr geſchätzte Konzert- und Oratorienſängerin, fand Anſtellung als Geſangslehrerin.

So beſchaffen war das erſte Lehrerkollegium des Leipziger Konſervatoriums. Mit dem Eintritt des damaligen Univerſitätsmuſikdirektors und ſpäteren Profeſſors und Thomaskantors Ernſt Friedrich Richter war ihm vom zweiten Semeſter ab eine weitere Lehrkraft erſten Ranges geworden, die ſich denn auch in der Folge ſo nachhaltig bewährte, daß jeder ſeiner Schüler dem unvergeßlichen, am 9. April 1879 verſtorbenen Manne liebevolles und treues Gedächtniß weiht.

Mendelsſohn, der im November 1843 nach Berlin übergeſiedelt, 1845 aber bereits wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, ließ nichts unverſucht, der neuen, fröhlich gedeihenden Anſtalt einen Klaviervirtuoſen von Weltruf als Lehrer zuzuführen; ſein Augenmerk hatte er ſtets gerichtet auf Ignaz Moſcheles, der damals in England ungetheilten Beifall genoß und wie ein König das dortige Muſikleben beherrſchte.

Aus dem Briefwechſel zwiſchen Mendelsſohn und Moſcheles wiſſen wir Näheres über die in dieſer Angelegenheit gepflogenen Unterhandlungen, und als dieſe zu einem günſtigen Abſchluß führten und Moſcheles 1846 ſein neues Amt antrat, da war niemand glücklicher als Mendelsſohn. Moſcheles übte namentlich auf die muſik ſtudierenden Jünglinge Albions und zugleich auf alle diejenigen eine ſtarke Anziehungskraft aus, die in ihm den vorzüglichſten Vertreter aus der guten alten Zeit der Klaviervirtuoſität erblickten. Er blieb bis zu ſeinem am 10. März 1870 erfolgten Tode eine leuchtende Zierde des Konſervatoriums, bis zur Stunde noch wirkt er fort in einer Reihe trefflicher, ſeiner Schule entſtammenden Pianiſten.

Nach anderer Richtung griff Dr. Franz Brendel durch als Nachfolger C. F. Beckers auf dem Lehrſtuhl für Muſikgeſchichte. Aus ſeinen von 1846 bis 1868 gehaltenen Vorleſungen entwickelte ſich eine „Geſchichte der Muſik“, die, indem ſie dem modernen Kunſtgeiſt in liebevollſter Betrachtung Gerechtigkeit widerfahren ließ, eine zeitgemäße Würdigung der Werke eines Wagner, Liſzt, Berlioz vorbereiten half.

Als Mendelsſohn 1847 ſtarb, hatte das junge Konſervatorium bereits ſo feſte Wurzeln im Muſikleben Leipzigs gefaßt und nach innen und außen ein ſolches Anſehen ſich erworben, daß ſeine Entwicklung in keine Gefahr gerieth. Die Nachfolger Ferdinand Hiller, A. W. Gade, Julius Rietz, Karl Reinecke hüteten aufs treulichſte das Mendelsſohnſche Erbe; am längſten, nach 1860 bis heute, trägt Profeſſor Dr. Karl Reinecke die ſchweren Laſten, die ihm das Amt der künſtleriſchen Oberleitung auferlegt.

Das königliche Konſervatorium der Muſik zu Leipzig.

Das ſtetige Wachsthum der Zöglingszahl bezeugt am klarſten den nachhaltigen Aufſchwung der Anſtalt. Bei der für den 2. April 1843 angeſetzten Aufnahmeprüfung konnten von 46 angemeldeten Schülern 22 als Zöglinge eintreten, darunter ein Engländer, ein Amerikaner, zwei Holländer; Ende Dezember belief ſich die Schülerzahl bereits auf 63, und im Jahre 1850 war ſie ſchon auf 321 geſtiegen, 1860 auf 871, zehn Jahre ſpäter auf 1697, im Jahre 1880 auf 3276, 1888 bei der Ueberſiedlung ins neue Gebäude auf 4870 und heute beträgt ſie noch mehr. Seit die Lehrfächer Erweiterung erfuhren, wuchs die Anziehungskraft des Konſervatoriums außerordentlich. Nicht nur Klavier, Orgel, Violine und Violoncello, ſondern jedes Inſtrument, das im modernen Orcheſter Verwendung findet, wird von ausgezeichneten Fachkünſtlern gelehrt. Letzterem Umſtand hat das Konſervatorium den Gewinn eines Zöglingsorcheſters zu danken, das ſeit mehreren Jahren eine hervorragende Leiſtungsfähigkeit erklommen und ſich mit der Wiedergabe klaſſiſcher Meiſterwerke aus älterer und neuerer Zeit allgemeine Bewunderung erſpielt hat. Auch Solo- und Chorgeſang erfreuen ſich einer Pflege, die hinter den Ergebniſſen der Inſtrumentalklaſſe nicht zurückſteht. Den raſtloſen Bemühungen der Direktion iſt es nun auch gelungen, eine Operſchule zu begründen; die Neuſchöpfung hat ſich bewährt, und wenn es ſich auch nicht darum handeln kann, den Schwerpunkt des Wirkens in der Pflege des dramatiſchen Geſanges zu ſuchen, ſo war durch dieſen bedeutſamen Schritt doch die letzte Lücke im Lehrplan ausgefüllt.

Dem guten Geſchick, innerhalb von nahezu fünf Jahrzehnten nur zwei techniſche Direktoren kennengelernt zu haben — Conrad Schleinitz von 1843 bis 13. Mai 1881, Dr. Otto Günther

Der große Musiksaal im Konservatorium zu Leipzig.

von da ab bis heute — verdankt die Anstalt zum großen Theile die Stetigkeit ihrer Entwicklung. Treues Festhalten an den künstlerischen Grundsätzen seines Begründers Mendelssohn, der tüchtige, theilweise sogar vorzügliche Lehrerbestand, die nahen Beziehungen zwischen dem neuen Gewandhaus und dem Konservatorium, die zu einander in dem Verhältniß wie Mutter und Tochter stehen, die thatkräftige Unterstützung kunstsinniger Gönner und Freunde, das königliche Protektorat bilden die sichersten Bürgschaften für ein ferneres Gedeihen und fröhliches Weiterblühen des Leipziger Konservatoriums.

Bernhard Vogel.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Traumbuch.

Von **Rudolf Kleinpaul.**

In Schillers „Braut von Messina" finden sich zwei Träume. Den einen hatte der Vater der unglückseligen Braut: er sah aus seinem Ehebett zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erwachsen, die sich in eine Flamme verwandelte und das Haus verschlang. Den anderen hatte Donna Isabella: ihr deuchte, ein Löwe komme und lege einem engelschönen Kinde ein Lamm in den Schoß. Hierauf kam ein Adler geflogen, der ließ demselben Kinde ein Reh in den Schoß fallen, dann legten sich Löwe und Adler dem Kinde zu Füßen. Die Fürstin schloß, daß sich ihre Söhne in der Liebe zu ihrer Tochter begegnen würden — sie begegneten sich auch wirklich, aber anders als sie dachte. Daher ereifert sie sich nun über die Falschheit der Orakel und ruft zornig aus:

Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur,
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen.

Der Hang, über das Schicksal zu grübeln, in den tausend Zufälligkeiten des Lebens den vorausgeworfenen Schatten der Ereignisse zu sehen, die Dinge als Boten des heranziehenden Verhängnisses aufzunehmen — die Sucht, im Weltlauf Aehnlichkeiten, Beziehungen, eine unmittelbare Harmonie und Wechselwirkung zu entdecken, ist den Völkern angeboren und im allgemeinen ein Ausfluß ihrer Frömmigkeit und ihrer Eitelkeit. Sie leben der gewissen Zuversicht, daß sie unter der besonderen Obhut ihres Gottes stehen und daß ihnen derselbe Gott anzeige, was sie betreffen soll, und sie sinnbildlich, aber treulich über ihre Zukunft, namentlich wenn dieselbe trüb ist, unterrichte. In der Bewegung eines Kometen, in einem Regenbogen, einer Fluth, einem angetriebenen Walfisch; in dem Eintritt einer Sonnenfinsterniß, in dem Flug eines weisenden Vogels, in dem Angang eines Wolfes, eines Schweines, eines Heerwurms, eines alten Weibes; in ganz persönlichen kleinen Geschehnissen, sofern sie vom Willen unabhängig sind, zum Beispiel im Niesen, in alledem erblicken sie Gottes Finger, hören sie Gottes Stimme, er winkt ihnen, er ruft ihnen, er schickt ihnen diese Warnung. Als die Franzosen nach Rußland zogen und etwas Furchtbares in der Luft lag, da hieß es, sonst hätten die Rosse gewiehert, wenn sie aus dem Stalle kamen, damals hätten sie die Köpfe hängen lassen; sonst wären ihnen die Raben entgegengeflogen, jetzt begleiteten sie die große Armee nach Osten über den Niemen, den Leichengeruch witternd . . .

Wir sind nicht mehr in dem Grade darauf erpicht, die Zukunft abzulesen, wie es die Alten waren; aber stille Gemüther, tiefe

Gemüther, Frauengemüther spinnen sich noch heute in ihre Ahnungen und Vorgefühle ein — wie Tacitus von den alten Deutschen berichtet: Sie glauben auch, daß den Frauen etwas Heiliges und Zukunftvoraussehendes innewohne, darum verschmähen sie niemals ihren Rath und fügen sich ihren Bescheiden. Mag es eine Thüringerin oder eine Preußin sein, sie hat den Kopf voll Weissagungen; sie fährt bei keiner Schafherde vorüber, ohne nachzusehen, auf welcher Seite:

Schäfchen zur Linken, wird Freude ihr winken;
Schäfchen zur Rechten, giebt's was zu fechten —

sie wird kein Spinnlein sehen können, ohne sich das durch die ganze Welt gehende Sprüchlein vorzusagen:

Spinne am Morgen, Gram und Sorgen:
Spinne am Mittag, Glück für den andern Tag;
Spinne am Abend, süß und labend —

sie hält strenge darauf, daß das Vieh nicht mit einem Besen geschlagen wird, weil es sonst nicht gedeiht; sie wird sich hüten, ihrem Freunde etwas Spitziges zu geben, weil das die Liebe tötet; wenn sie ihm eine Haarlocke schenken würde, so sähe sie ihn nie wieder, denn Haare scheiden; sie ist sicher überaus unglücklich, wenn sie zum Neujahr das Fenster öffnet und eine alte Hexe grüßt herauf, oder wenn sie eines schönen Morgens drei schwarze Hühner auf einer Stange sieht — und wenn sie einmal nüchtern Atzi macht, so weiß sie ganz genau, weiß sie aus Erfahrung, daß das Sonntags: angenehme Gesellschaft, Montags: beschenkt, Dienstags: gekränkt, Mittwochs: geliebt, Donnerstags: einen Brief, Freitags: viel Erdenglück und Sonnabends: gehen alle, aber auch alle Wünsche zurück — bedeutet. Aber nüchtern muß sie niesen, wie auch in der Frühe, bevor sich der Osten färbt, die Träume prophetisch sind.

Daß es etwas zu bedeuten habe, wenn einer nüchtern und frühmorgens beim ersten Ausgang niesen muß, ist eine alte Sache. Natürlich, daß die Menschen den Anfang des Tages, wie den des Jahres und des Lebens, mit ihrer Geheimnißkrämerei umgaben, und daß hier der geringste Umstand vorbedeutend wurde. Wenn man mit dem linken Fuße zuerst aufsteht, wenn man den linken Schuh eher als den rechten anzieht, wenn man einen Schuh an den falschen Fuß zieht, so bringt einem der kleine Mißgriff, am frühen Morgen begangen, eine Kette von Mißhelligkeiten und endlosen Aerger ein. Man soll auch das linke Ohr nicht vor dem rechten und die linke Hand nicht vor der rechten waschen, sonst ist man den Tag über schlechter Laune, und man soll ein neugebornes Kind nicht auf die linke Seite legen, sonst bleibt es sein Lebtag linkisch. Dem Hindu gilt die ganze linke Hand für unrein; beim Essen hält er sie hinter sich oder stützt sie auf. Wenn man in die Kirche geht, soll man nicht mit dem linken Fuße zuerst hineintreten. Wenn man aber im Frühling die erste Schwalbe sieht, so soll man stehen bleiben und mit einem Messer in die Erde stechen, und zwar unter dem linken Fuße: dort findet man, so heißt es im Volksaberglauben, eine Kohle, die ist gut gegen das kalte Fieber.

Aller Anfang ist wichtig und bedeutsam; auf dem Garne, das ein noch nicht sieben Jahre altes Mädchen gesponnen hat, zu schlafen, bringt der Mutter Glück; und was man träumt, wenn man die erste Nacht unter einem fremden Dache ruht, das geht in Erfüllung.

Die Geister, die uns in der Nacht während des Schlafes besuchen, sind nämlich in den Augen des Volkes, gleich den weisenden Vögeln und den Thieren, die uns den Tag über vorbedeutend begegnen, Gottes Boten und Himmelsoffenbarungen. Den Menschen, die gewohnt sind, ihre Zustände und ihre Krankheiten wie Personen leibhaft vor sich hinzustellen, die von der stillen, geheimnißvollen Thätigkeit der Seele gar keine Ahnung haben und es nicht anders wissen, als daß jedes Ding seine Ursache haben müsse, werden natürlich auch die Bilder, die ihnen die Phantasie der Nacht vorgaukelt, wie etwas Selbständiges, außer ihnen Lebendes vorkommen, etwa wie die Seelen Verstorbener, die auch so huschen und auch nicht festzuhalten sind. Wer mag denn auch die reinen Hirngespinste von begründeten Vorstellungen immer unterscheiden? Wer vermag denn recht anzugeben, ob er wirklich wach sei? Wie sagt doch gleich Calderon?

Ja, der Mensch, das leh' ich nun,
Träumt sein ganzes Sein und Thun,
Bis zuletzt die Träum' entschweben.
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben . . .

ein rechter langer räthselhafter Traum, voller Gesichte wie der Traum, voll poetischer Vergleiche wie ein Traumbuch. Daß das Ausziehen eines Zahnes den Tod eines Familiengliedes bedeute, liest man in jedem Traumbuch: der Mund bedeutet das Haus, die Zähne sind die Insassen des Hauses, rechts die männlichen und links die weiblichen; am Rheine setzen sie hinzu, daß der ausgezogene Zahn bluten müsse, wenn er den Verlust eines Verwandten bedeuten solle. Thränen werden im Traume am liebsten durch Perlen angedeutet, wie schon Emilia Galotti weiß. Sie könnte ihm gram sein, dem Geschmeide, denn dreimal hat es ihr geträumt, als ob sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandelte; „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen!" Das ist ganz dichterisch; die Dichter vergleichen die Thränen wie die Zähne überall mit Perlen. Emilia Galotti stammt aus Italien; einer Landsmännin, der Königin von Frankreich, Maria von Medici, wird ein ähnlicher Traum von den Historikern zugeschrieben. In einer Mainacht des Jahres 1610, vor der Ermordung des Königs Heinrich IV., soll sie geträumt haben, daß sich die zwei großen Diamanten, die sie dem Juwelier zum Einsetzen in ihre Krone gegeben hatte, in Perlen verwandelt hätten.

In der That sind es nicht selten die Geschichtschreiber, die nachträglich für ihre Helden träumen und einen Traum erfinden, der ihnen in den Kram paßt. So erzählt Fredegar einen schönen Traum des fränkischen Königs Childerich, den dieser in der Hochzeitsnacht gehabt und der ihm die Größe seines Sohnes Chlodwig und die Leiden seiner Nachkommen vorausverkündigt haben soll. Childerich träumte, er gehe in den Hof und finde ihn voller Löwen, Leoparden und Einhörner. Er sah abermals hinein, da liefen Bären und Wölfe durch den Hof. Er sah zum dritten Male hinein, da balgten sich die Hunde und die Katzen. Basina, seine Braut, eine Thüringerin, gab dem Traume die Deutung: er hatte die Zukunft der Merowinger, des ersten fränkischen Königshauses, erschaut. Zuerst, meinte sie, werden die Könige mit den Großen allein sein. Dann wird der Mittelstand regieren. Endlich wird das kleine Volk regieren.

Es giebt überhaupt kaum irgend einen bedeutenden Mann in der Weltgeschichte, vor dessen Geburt nicht irgend etwas geträumt worden wäre, sei es nun von der Mutter oder vom Vater oder vom Großvater oder eben von der Sage, die in solchen Fällen geschäftig ist.

Indessen, wie zweifelnd man sich auch den sogenannten „historischen" Träumen gegenüber verhalten mag, man würde doch zu weit gehen, wenn man alle Träume ohne Unterschied für müßige Erfindungen halten wollte; und zwar läßt sich ein vorsichtiger Glaube daran recht wohl mit einer kühlen naturwissenschaftlichen Betrachtung vereinigen. Es unterliegt ja gar keinem Zweifel, daß die Traumbilder so wenig wie die Blitze und die weisenden Vögel von einem Gotte gesendet werden, sondern in der geheimen Werkstatt des Gehirns, auch des thierischen, zubereitet werden — denn auch die Thiere, z. B. die Hunde, träumen. Die Traumbilder haben insofern etwas Verständigeres, als hier in der That bisweilen eine noch unerforschte Seelenkraft, eine Art Prophetengabe zu Tage zu treten scheint. Die Vorzeichen können nicht anders als zufällig sein, sie haben mit dem berechnenden Verstande nichts zu thun, der Zusammenhang, in den sie mit den Schicksalen der Menschen gebracht werden, besteht ausschließlich in der Einbildung der letzteren. Die Traumbilder sind im allgemeinen auch nur zufällig, blinde Nachwirkungen der Tageseindrücke und der Tagesereignisse, erfahrungsgemäß beschäftigt sich der Träumende am häufigsten und liebsten mit den Dingen, die ihn während des wachen Zustandes in Anspruch nahmen; in einzelnen Fällen aber, wenn die Saiten der Seele abgespannt und die Nerven entlastet sind, stellen sich ganz neue, deutlich umschriebene, unvorhergesehene Bilder ein, die man aus der bisherigen Richtung der Phantasie nicht, sondern nur aus stillen Beobachtungen, heimlichen Schlüssen und aus den verborgenen Tiefen des Denkorganes erklären kann. Nicht nur neu sind die Traumbilder dann und wann, auch alte bekannte Vorstellungen drängen sich überraschend auf, ohne daß es bei eifrigstem Nachdenken gelänge, eine Vermittlung nachzuweisen. Daß wir plötzlich von Dingen und Personen träumen, an die wir vorher nicht im mindesten gedacht haben, welcher von den Lesern könnte das nicht aus eigener Erfahrung bestätigen? — Im Traume thun die

Menschen tiefe Blicke in ihr eignes Innere und sehen es mit Dichteraugen an.

Alle Vorbedeutungen, Zeichen sowohl als Träume, wurden von den Vorfahren in ein System gebracht; es entstand die krause Kunst der Zeichendeuter, die Mantik oder die Divination, eine Wissenschaft, die man studierte, gleichsam eine Sprache, die man trieb wie Hebräisch oder Sanskrit. Wer sie innehatte, wurde zum Professor für sie ernannt, zum Hofwahrsager oder zum offiziellen Augur, als welcher er seine gründlichen Kenntnisse freilich mitunter dem Staatswohl unterordnen mußte. Und da nun „die Wissenschaft" entdeckt und ein guter Grund gelegt war, so folgten bald auch schöne schriftliche Aufzeichnungen, Hand- und Lehrbücher der Kunst, kurzgefaßte Kompendien, Anleitungen zum Verständniß der göttlichen Zeichensprache, was um so willkommener war, als sich doch nicht jeder kleine Mann den Luxus eines eigenen Zeichendeuters gestatten konnte. Die Träume insbesondere wurden gesammelt und erklärt, wie schwierige Wörter in einem Wörterbuch, so daß Hinz und Kunz nachsehen und das Nöthige finden konnte, und aus diesen Sammlungen erwuchsen die Traumbücher, die gleich den Punktierbüchern eine eigene Gattung der Litteratur darstellen, auf Jahrmärkten und auf den Bänken der fliegenden Buchhändler aufliegen heute wie vor Jahrhunderten, die heute wie vor Jahrhunderten vom Volke, von Christen, Juden und Mohammedanern gekauft und gelesen werden.

Das älteste Traumbuch hat man bruchstückweise auf Ziegelsteinen in der Bibliothek von Ninive gefunden. Im klassischen Alterthum erfreute sich des höchsten Ansehens das Traumbuch des Artemidorus, eines Ephesers, der zu Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. lebte, sein Fach gründlich verstand und in „spekulativen" und „allegorischen" Träumen bewandert war wie einer; sein griechisch geschriebenes Buch ist in der That sehr merkwürdig zu lesen. Im Jahre 1563 erschien zu Basel ein lateinisches Traumbuch von dem berühmten Sonderling Cardanus, das im selben Jahre ins Deutsche übersetzt ward. Seitdem schossen diese nützlichen Schmöker, meist schlecht gedruckt und ärmlich ausgestattet, aber „nach Erfahrungen eines alten Traumdeuters zusammengestellt", auf wie die Pilze; es giebt ihrer fast in allen Sprachen. In Italien riß mit dem Aufkommen der Lotterie die Sitte ein, alle Traumbilder in Ziffern zu übersetzen und in den Traumbüchern Aufschlüsse über Glücksnummern zu geben und zu suchen, daher die italienischen Traumbücher gewöhnlich pomphafte Nebentitel wie „Echo des Glückes", „Hafen der Fortuna" tragen. Der Italiener, dieser Zahlenmensch, dieser moderne Pythagoras, nimmt jedes Tagesereigniß und was seine Vorfahren als ein Augurium angesehen hätten, für eine verhüllte Ziffer, jedes durchgehende Pferd, jeder zerbrochene Krug verwandelt sich ihm in eine Zahl; es ist also nur folgerichtig, wenn er diese Spielerei auch auf die Träume ausdehnt. Mit seiner Zahlenwuth hat er Oesterreich angesteckt, wo in unserem Jahrhundert den Lottokollekteuren der Traumbuchhandel verboten ward, aber das kleine Zahlenlotto noch immer seine guten Tage hat, so oft eine hervorragende Persönlichkeit stirbt. Mit Hilfe der Traumbücher benutzt man die wichtigsten Ereignisse im Lebenslaufe des Verstorbenen zu Kombinationen, die stets großen Anklang finden. So wurden in Rom, als Papst Pius IX. starb, die sogenannten Papstnummern, in Ungarn vor einigen Jahren die Nummern der deutschen Kaiserin Augusta massenhaft gesetzt. Aus der Summe der Lebensjahre (78), dem Geburtsjahr (1811), dem Alter der Braut bei der Vermählung (18) stellten die Sternseher, die Wahrsager und die Weisen in Oesterreich-Ungarn eine Terne zusammen, und die Einnehmer konnten nicht genug Riscontri über die Nummern 11, 18 und 78 schreiben. Und was das Sonderbarste war: in Ofen wurden die Nummern 11, 18, 78 thatsächlich gezogen.

So schreiben sich die Gefangenen in Wien die Nummern ihrer Zellen auf, um darauf zu setzen; und wenn Pater Abraham in der Predigt den Leuten ins Gewissen redet: „Ja, so seid Ihr! Da sieht einer im Traume die Nummer 45 oder die Nummer 46, gleich lauft er hin und spielt sie, seine paar Kreuzer zu verthun!" — so kann er sicher sein, vertraulich befragt zu werden: „Pater Abraham, wie waren die beiden Nummern?"

Nicht ohne Vorbedacht haben wir das Traumbuch mit einem Wörterbuch verglichen. Denn es geht von der Voraussetzung aus, daß im Traume eine Art Natursprache gegeben sei, die der Verfasser gewissermaßen in die Landessprache übersetze, und daß diese Natursprache, geringe Verschiebungen abgerechnet, in allen Ländern und zu allen Zeiten dieselbe sei. In diesem Falle hätte ein gutes Traumbuch freilich noch mehr Werth als ein Weltsprachewörterbuch. Leider ist die umlaufende Ware aller tieferen Beziehungen, ja jedes Nachklangs alter dichterischer Vorstellungen völlig bar. Am ehesten findet man dergleichen noch in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes.

Unglück, Trauer, Krankheit, Tod, tausendfältiges Herzeleid, dergleichen Jammer wird mit Vorliebe prophezeit; das Leben ist ja auch danach! Was bedeuten kleine Kinder? — Nichts als Unangenehmes, Scherereі und Sorgen. — Was bedeuten Eier im Traume? — Fürchterlichen Aerger oder gar einen Todesfall. Eier sind, namentlich in der Mehrzahl, kein guter Traum. Zwar ist es eine bekannte Geschichte, die Johannes Pauli in dem beliebten Volksbuch „Schimpff und Ernst" dem alten Cicero nacherzählt, daß einer einmal im Traume ein rohes Ei ausgeschlürft und daß ihm das Eiweiß Silber, das Eidotter rothes Gold bedeutet habe. Er machte eine Erbschaft und schenkte dem Traumdeuter zwanzig Pfennige, worauf der meinte, ob es nicht für das Dotter auch was gebe! — Hilft nichts, Eier taugen nun einmal nichts, und wenn's frischgelegte Straußeneier wären; das Volk sagt sprichwörtlich: „He drömt vun gele Eiern", um auszudrücken, er sei irre.

Die Traumdeutung hat gelegentlich eine förmliche Kultur der Träume nach sich gezogen: sie wurden nicht mehr abgewartet und hingenommen wie sie kamen, sondern angebaut wie Getreide, gezüchtet wie die fetten Kühe im Traume Pharaos. Man suchte sie zu bekommen, man legte sich an geweihter Stätte nieder, um im Tempelschlaf Besuche aus dem Jenseits zu empfangen. Es gab eine Zeit, wo die Götter den Kranken oder ihren Angehörigen im Traume erschienen und Rezepte verschrieben, die nicht so viel kosteten wie heute. Ein Soldat der Kaisergarde im alten Rom war von einem tollen Hunde gebissen worden — flugs träumte seiner Mutter in Spanien von einem unschätzbaren Mittel gegen die Hundswuth, das noch Plinius erwähnt. Der Feldherr Ptolemäus hatte eine gefährliche Schußwunde, Alexander der Große erfuhr im Traume, was für ein Pflaster aufzulegen sei. Der Architekt Mnesikles war beim Baue der Propyläen vom Gerüst gefallen, da erschien Pallas Athene dem Perikles im Traume und sagte: nimm das Kräutlein Ehrenpreis. Noch Kaiser Karl dem Großen bezeichnete ein Engel im Traume die Eberwurz als das untrügliche Mittel gegen die Pest, daher auch die Pflanze ihm zu Ehren „Carlina" heißt. Es handelte sich nun darum, sich die nützlichen Anweisungen methodisch zu verschaffen; die Kranken wurden zu dem Ende feierlich in den Tempel des Aeskulap gebracht, um hier auf dem Felle eines frischgeschlachteten Opferthieres eine Nacht zuzubringen und so zum Gotte der Heilkunde gleichsam in die Sprechstunde zu gehen. Man nannte das „Inkubation" — sie fand auch in Apollotempeln und Serapistempeln statt; Blinde gingen gewöhnlich in einen Isistempel. Die Priester, welche den Tempelschlaf einleiteten und die Träume der Kranken auslegten, träumten die spezifischen Heilmittel wohl auch selbst für ihre Patienten.

So sehen wir, wie die räthselhafte Erscheinung der Träume den Menschen auf die seltsamsten Wege und Abwege leitete; die natürliche Erklärung der Gebilde, welche vor dem Schlafenden auftauchten, entzog sich dem Geiste des Wachenden. Doch nur der Weise übt in diesem Falle bescheidene Entsagung; die unkritische Menge aber bleibt vor der offenen Frage nicht stehen. Weil sie das Woher? nicht ergründen konnte, so verlangte sie wenigstens nach einem Wozu? Was ihr Verstand nicht zu begreifen vermochte, das deutete die Phantasie aus; und um diesen Ausdeutungen den Schein des Willkürlichen zu nehmen, um sie gleichsam mit Gesetzeskraft zu umkleiden, wurden sie aufgeschrieben, kodifiziert! Das ist der Entstehungsweg jener unscheinbaren Hefte, die auf den Gemüthszustand weiter Kreise auch heute noch von wesentlichem und leider selten glücklichem Einfluß sind.

Der „blinde Passagier“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die fürstlich Thurn und Taxissche Post! Aechzend folgt der orangegelbe Marterkasten den wegemüden Gäulen, die in den ausgewaschenen Geleisen des steilen Hohlweges dahinkriechen wie die Schnecken — kaum ein wenig schneller als der verwetterte Wanderbursch daneben, welchem die jahrelange Last des Felleisens und ein unstetes Straßen- und Pennenleben vorzeitig die Haare gebleicht hat. Lang war der Winter — schier allzulang für den alten Nassauer; aber der Odem des Frühlings zieht durch das Land und erweckt unwiderstehlich die Wanderlust; fast heiß sendet die Sonne ihre Strahlen herab; die Lerche wiegt sich jubelnd im blauen Aethermeer und unablässig wiederholt der Fink seinen lockenden Werbegesang. Auch der Schwager hoch oben auf dem Bocke wird von der Frühlingsstimmung ergriffen; er setzt das gelbe Horn an den Mund und schmettert manch' altes Lied in die Welt hinaus: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ und: „Als ich auf meiner Bleiche“, „Muß i denn, muß i denn“ und so weiter, so daß selbst die beiden trübseligen Reiseonkel drinnen im dumpfen Kasten das Schiebefenster niederlassen und andächtig zuhören. Endlich ist die Höhe erklommen; instinktmäßig greifen die Pferde aus und schlagen einen gelinden Trab an — aber was ist das? Das Horn giebt einen grellen Mißton von sich und fällt schnellend auf seinen Platz an der Mantelseite, und zu gleicher Zeit saust blitzschnell und mehrmals hintereinander die Peitsche über das Verdeck hinüber nach dem Wagenkasten. Klingt das nicht wie ein dumpfes Schmerzensgeheul? Schadenfroh schaut der Schwager nach hinten aus, und richtig! dicht hinter dem Wagen kommt unser alter Wandergeselle wieder in Sicht, indem er mörderlich fluchend mit dem Knotenstock droht. Der Hieb hat gesessen.

„Warte, Kerl, ich werde Dir das Blindenspielen austreiben!“ brummt der Postillon und treibt die Pferde zur Eile an. „Dachte mir doch gleich, daß der alte Fuchs die schöne Gelegenheit zum Aufsitzen nicht verpassen würde!“ Und im nächsten Wirthshaus erzählt er bei einer Halben echt Bayerisch den Reiseonkeln das Ereigniß des Tages.

O diese gute alte Zeit!

Die Gegenwart mit ihren großartigen Fortbewegungsmaschinen und ihrem Massenverkehr läßt die Spezies der blinden Passagiere aller Orten und Enden wie Pilze emporschießen. Der Zielpunkt aller geldarmen Menschenkinder, die mit ein wenig Finesse für ihr „Fortkommen“ sorgen wollen, ist vor allem die Eisenbahn. Die große Masse dieser Leute verfährt ungeheuer einfach: sie lösen überhaupt keine Karte, sondern fahren eben drauf los. Andere wissen durch allerlei Schliche und Ränke die Beamten zu täuschen; die Art der Ausführung richtet sich natürlich nach den Umständen und den Verhältnissen. Einen Begriff, welche Ausdehnung ein solches unehrliches Thun annehmen kann, giebt uns die statistische Aufzeichnung einer der größeren englischen Eisenbahnen, der Nordbahn. Dort wurden im Jahre 1880 von den Kontrollbeamten nicht weniger als 27 101 blinde Reisende gemeldet, denen an Straf- und Fahrgeldern 14 290 Mark abgenommen wurden. Vergleicht man damit die Anzahl der von der genannten Bahn überhaupt beförderten Personen, die sich auf 31 Millionen belaufen, so kommen allerdings nur neun hunderttel Prozent der Reisenden auf die „Blinden“. Das ist indessen immer noch genug!

Aber es giebt auch Leute, die es verschmähen, auf ausgetretenen Wegen zu wandeln, Pfadfinder der Zunft, welche auch als „Blinde“ ihrem eigenartigen Geschmack folgen. Ein Ritt auf den Wagenpuffern oder auf schwankender Kettenunterlage zwischen Himmel und Erde in sausendem Fluge ist z. B. nicht jedermanns Sache. Dazu gehören unstreitig sehr abgehärtete Nerven.

Besser schon ist's, in irgend einem Schlupfwinkel drinnen im Wagen selbst. Ein junger reisedurstiger Mann kampierte, wie er nachträglich selbst gestand, während zweier Nächte auf der Strecke von Dresden nach Erfurt im — Bremshäuschen eines Güterzuges, ohne entdeckt zu werden. Verschmitzter verfuhr ein anderer. Auf einer Reise von Halle nach Magdeburg belästigte uns ungemein ein großer unter der Bank lang hingestreckter Hund, der gar nicht weichen wollte. Auf allseitig erhobene Beschwerde, und da niemand des Hundes Herr sein wollte, mußte der Schaffner einschreiten; unser vermeintlicher Nero aber entpuppte sich als ein junger Mensch, der — es war spät abends — ein Fell über sich gezogen hatte. Er wurde trotz Zeter- und Mordiogeschrei hervorgezogen und auf der nächsten Station der Polizei übergeben.

Die Drahtseilbahn in der „Neuen Welt“ zu Berlin.

Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Daß man einen ausgewachsenen Menschen als Handgepäck bei sich führt, dürfte zum mindesten auf einen hervorragend ausgebildeten Sparsamkeitssinn schließen lassen. Zu der Zeit, da der Zonentarif noch nicht eingeführt war, geschah es, daß auf einer kleinen, von Handelsleuten viel besuchten Station der ungarischen Tiefebene, des „Alföld“, ein Reisender einen schweren Sack mühsam nach einem Coupé dritter Klasse schleppte, wo er denselben aufrecht neben sich an die Bank stellte. Vergebens verlangte der Schaffner, daß er den Sack wenigstens unter die Bank lege — „Isten őrizzen!“ (Gott bewahre!) Der Reisende und seine Gefährten erhoben hiergegen den lebhaftesten Widerspruch, bis der Beamte die Geduld verlor, selbst Hand anlegte und den Sack auf den Boden warf. Darauf allgemeines Gezeter sämmtlicher Insassen, übertönt durch einen gellenden Wehschrei, der aus dem Sacke selbst kam. Man öffnete diesen — und heraus schaute, von schallendem Gelächter begrüßt, ein mit Hobelspänen bepuderter Krauskopf. Er gehörte dem hoffnungsvollen Sprößling unseres Reisenden, der sich mit Mühe aus seiner seltsamen Umhüllung herausschälte.

Eine in der neueren Zeit durch einen Wiener in Aufnahme gekommene, früher schon in Rußland und Amerika gepflegte besondere Abart des „Blinden“ ist der „Kistenreisende“. Jener Mann, Namens Hermann Zeitung, baute sich in der schönen Donaustadt einen Bretterkasten, groß genug, um seine eigene Person und ein wenig Proviant aufzunehmen, bezeichnete diese „Sendung“ als Holzfigur und schickte sich so durch Vermittlung eines Spediteurs an seine eigene Adresse als Eilgut bahnlagernd

Digitized by Google

nach Paris, nachdem er sich vorher mit einer Flasche Wein, einem Gefäß mit Wasser und ein wenig Brot versehen hatte. Er kam nach zweiundsechzigstündiger Fahrt auch richtig in Paris an, wurde aber, als er seinem freiwilligen Gefängniß heimlich entschlüpfen wollte, bemerkt, verhaftet und späterhin als eine Art Sehenswürdigkeit öffentlich gezeigt. Schlimmer erging es der Sennorita Flora Angulora aus Barcelona und dem Neger Perrez, die sich gleichfalls in einer großen Kiste nach der Weltstadt an der Seine befördern ließen. Sie wurden wegen Betrugs — Hinterziehung des Fahrgeldes — und wegen Landstreicherei eingesperrt, weil die Orleansbahn und die französische Polizei kein Verständniß für diesen Spaß hatten. Trotzdem sind seitdem wiederholt Kistenreisen gemacht worden.

Andere Länder, andere Sitten! Drüben über dem „großen Teiche", insbesondere in dem menschenarmen Gebiet des westlichen Nordamerikas giebt es zuweilen ebenfalls Reisende, die keinen Cent in der Tasche haben. Aber das thut nichts. Der richtige „Tramp" (Landstreicher) setzt sich einfach in den Wagen und fährt mit, unbekümmert um den ihn scheu umkreisenden Zugführer; denn dieser wagt es nur selten, ihn zweimal nach dem „Ticket" zu fragen, aus Furcht vor der unfehlbaren Rache des Menschen; nicht wenige der vielen Eisenbahnunfälle in den Vereinigten Staaten sind auf die Urheberschaft jener geächteten Menschenklasse zurückzuführen. Im schlimmsten Falle wird der Mann eben ausgesetzt und beginnt auf der nächsten Station das Spiel von neuem.

Weitaus die größte Menge „blinder Passagiere" fährt aber ungesehen und unerkannt in den leeren Wagen der amerikanischen Güterzüge. Am 17. November 1888 kam aus diesem Anlaß in dem Staate Massachusetts ein Gewaltstreich vor, der selbst für Amerikaner unerhört ist. Eine Gruppe von nicht weniger als 22 Landstreichern hatte in einem Güterwagen der „Boston- und Albanybahn" Platz genommen. Als die Bande durch den Stations- und die Zugbeamten daraus vertrieben werden sollte, leistete sie thätlichen Widerstand und bedrohte jene mit dem Tode. Es gelang zwar nach einiger Zeit, die Unholde von der Weiterfahrt abzuhalten, und der Zug fuhr ab; aber nun machten die Kerls kehrt und wandten sich gegen den völlig wehrlos zurückgebliebenen Stationsbeamten. Glücklicherweise fand dieser noch Zeit, um Hilfe zu telegraphieren, von der Station Springfield aus wurde alsbald auch ein Sonderzug mit sieben bewaffneten Polizisten abgelassen, und es glückte, sechs der Uebelthäter dingfest zu machen; ein siebenter wurde durch die sich zufällig entladende Schußwaffe eines Policeman getötet und sieben andere faßte man anderen Tages in dem benachbarten Orte Palmer ab. — Kein Zusammenstoß vergeht, ohne daß nicht auch der Tod verschiedener Unbekannter gemeldet wird: es sind häufig „blinde Passagiere", die auf diese Weise in ein schreckliches Los mit hineingerissen wurden.

Am schlimmsten aber ergeht es dem „Blinden", der sich gelüsten läßt, gratis eine Oceanfahrt auf einem Seedampfer machen zu wollen. Gelingt es ihm, bei den verschiedenen Musterungen des Schiffes unentdeckt zu bleiben, so treibt ihn schließlich der Hunger aus seinem Versteck und er wird — Kohlenzieher. In den Vorhöfen der Hölle mag ungefähr dieselbe Temperatur herrschen wie in dem Heizraum eines großen Seeschiffes; lebendigen Leibes wird solch ein armer Teufel geröstet! Und dazu wird ihm nicht einmal ein erfrischender Trank gereicht, immer nur Kaffee und Thee. Wer diese Qualen einmal durchgekostet hat, der ist gewiß für sein ganzes Leben geheilt. „Blinder Passagier" einmal und nie wieder!

B. Reinhold.

Das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben auf Helgoland. (Mit Abbildung.) Wieder ist der 26. August herangekommen, der Tag, der für Helgoland nun schon fast zu einer Art nationalen Festtags geworden ist. Vor Jahresfrist die Grundsteinlegung zum Denkmal des Sängers von „Deutschland, Deutschland über Alles" — heute die feierliche Enthüllung des fertigen Werkes! Auf hohem Sockel steht die Büste, welche, ein Meisterwerk Fritz Schapers, die kraftvollen, willensstarken Züge des vaterländischen Dichters so prächtig hervortreten läßt, da schaut sie hin über das Meer, von einem deutschen Strande zum andern! Was aber deutsche Herzen an solchem Tage bewegt, dem hat Emil Rittershaus den hohen dichterischen Ausdruck geliehen; in seinen schwungvollen Versen, welche der Leser auf der Seite 592 abgedruckt findet, weht ein Hauch jener Begeisterung, die einst vor einundfünfzig Jahren jenes Lied von „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland" auf dem einsamen Felseneiland der Nordsee entstehen ließ.

Das Denkmal für Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.
Von Fritz Schaper.

Auf dem Platze, welchen das Denkmal schmückt, steht auch das neue Konversationshaus, welches die Gemeindevertretung von Helgoland diesen Sommer durch den Hamburger Architekten F. H. Schmidt hat errichten lassen. Die gefälligen Formen dieses Bauwerks geben einen hübschen Hintergrund für das Denkmal des Dichters, und der Fremde, welcher Helgoland betritt, lernt die Insel sofort von ihrer gewinnendsten Seite kennen.

Die Drahtseilbahn. (Mit Abbildung S. 608.) In ihrer ursprünglichen Form dienten die Drahtseilbahnen fast ausschließlich zum Bergabfördern von Erzen, Erdreich und dergleichen; allmählich ist aber die Verwendung derselben mannigfacher und ihre Einrichtung vollkommener geworden. Früher war einfach ein mit den Enden aneinandergespleißtes Seil über zwei Endrollen geschlungen, von welchen aus es in seiner Längsrichtung voran bewegt wurde; an dieses Seil wurden die Förderwagen einfach aufgehängt, und wenn dann die vollen zu Thal fuhren, zogen sie zugleich die leeren zu Berg. Jetzt hat man die Einrichtung verbessert; man verwendet verschiedenartige Seile, deren eines, das schwerere Tragseil, doppelt vorhanden und auf Pfosten hoch in der Luft dauernd gelagert ist. Diese Seile dienen ausschließlich zum Tragen der Förderwagen, während einem zweiten, leichteren Seile, dem Zugseile, ausschließlich die Ertheilung der Vorwärtsbewegung zufällt. Dieses ist um zwei wagerecht stehende Rollen geschlungen und stets in Bewegung den Tragseilen entlang. Letztere sind mit dem einem Ende fest mit dem Gerüste verbunden; das andere Ende ruht in einer elastischen Spannvorrichtung, damit die erforderliche Nachgiebigkeit gesichert sei.

Während die Seilbahnen bisher nur zur Güterbeförderung bestimmt waren, hat ein Berliner Vergnügungslokal, „Die neue Welt", zur Unterhaltung und zur Beförderung seiner Gäste eine Drahtseilbahn angelegt. In einer kühnen, nahezu 120 Meter langen Spannung vermittelt diese Bahn zwischen zwei Stationsthürmen den Verkehr über den „See" hinüber. Unsere Abbildung zeigt, wie die leichten zierlichen, für je zehn Personen bestimmten Wagen hoch oben durch die Luft schweben. Die Stelle der üblichen Räder wird hier durch je zwei Paare von Rollen vertreten, welche am Rande passend zur Seildicke ausgedreht sind. Diese Rollen sind in eisernen Rahmen gelagert und laufen über die Tragseile, während die Vorwärtsbewegung von dem dünnen Zugseil bewirkt wird, an welches der Rollenrahmen angeschlossen wird. Nunmehr geht gleichzeitig ein Wagen hinüber und herüber. Die hierzu erforderliche Kraft wird von einem Gasmotor geliefert.

In der links befindlichen Nebenzeichnung sieht man den in einem der Stationsthürme untergebrachten Maschinisten, wie er als „Direktor von's Janze" die Bremse handhabt, mit der „Halt" kommandiert wird, sobald die Wagen an ihren Stationen angekommen sind.

Die Seilbahn dient hier dem Vergnügen; sie liefert aber auch den Beweis für die praktische Brauchbarkeit solcher Anlagen für das Verkehrswesen. Zur Ueberbrückung von Flüssen, Thälern, Schluchten, insbesondere auch für militärische Zwecke, soll die Seilbahn außerordentlich geeignet sein, da ihr Bau schnell und billig fertigzustellen ist und die Ueberwindung von Schwierigkeiten in der Bodengestaltung hier nur eine untergeordnete Rolle spielt. Man vermuthet, daß ähnliche Bahnen bald in größerer Zahl eingerichtet werden; unter anderem sind solche Anlagen geplant über den Rhein bei Düsseldorf und über die Aare bei Bern.

Digitized by Google

Schutz für die Zwergtrappe! Als im Jahre 1875 die in Asien und Südeuropa heimische Zwergtrappe plötzlich in unseren deutschen Fluren erschien, erließ ein begeisterter Vogelfreund, der verstorbene Pfarrer Thienemann zu Gangloffsömmern in Thüringen, einen Aufruf zu ihrem Schutze, zuerst in der Fachzeitschrift „Die gefiederte Welt" und sodann namentlich auch in der „Gartenlaube". Dank dieser Fürsorge hat jener gefiederte Fremdling in Thüringen eine neue Heimstätte gefunden und sich soweit eingebürgert, daß dort in jedem Jahre Bruten aufkommen und in gutem Gedeihen beobachtet werden können. Und noch im Spätherbst 1891 theilte mir Präparator Otto Bock in Berlin mit, daß ihm Zwergtrappen, welche auf der Jagd beiläufig geschossen waren, nun auch aus mehreren anderen Gegenden Deutschlands, so aus der nächsten Umgebung von Berlin und aus der Mark Brandenburg, aus Schlesien, ferner aus verschiedenen Strichen Oesterreich-Ungarns zum Ausstopfen zugesandt worden seien. Es ergiebt sich hieraus der Beweis, daß die Zwergtrappe nicht bloß in Thüringen heimisch geworden ist, sondern auch anderweit auftritt, und daß diese schönen, anmuthigen und nützlichen Vögel sich wohl über unser ganzes deutsches Vaterland und Mitteleuropa überhaupt verbreiten könnten.

Angesichts dieser Thatsache wende ich mich nun an alle Jäger und Jagdliebhaber, an alle Sonntagsjäger mit der dringenden Bitte, sie möchten sich die Schonung und Hegung dieses Vogels angelegen sein lassen, soweit es irgend möglich ist.

Es ist ja eine leidige Thatsache, daß, wer einmal eine Flinte unter dem Arme trägt, gar zu leicht der Versuchung unterliegt, jeden ihm unbekannten Vogel herunterzuschießen, und wäre es auch nur aus Neugierde, bloß, um ihn sich anzusehen und ihn dann fortzuwerfen. Würde es nicht dem Menschenherzen ungleich mehr Ehre machen und zugleich dem Menschenvortheil angemessener sein, wenn man solche fremden Vögel zunächst schonen und hegen möchte, um sie anzulocken und wenn möglich heimisch werden zu lassen und sie dann erst, wenn sie sich eingebürgert und vermehrt haben, als Wildbret auszunutzen? Zum Kennenlernen würde sich inzwischen immerhin Gelegenheit genug finden. Wenn nichts anderes, so verhelfen uns dazu die leider zahlreichen Unglücksfälle der Vögel, für welche Leuchtthürme, Telegraphen- und Telephondrähte nur zu oft verhängnißvoll werden. Und nicht bloß für die Zwergtrappe möchte ich mich verwenden; auch für die anderen Gäste, die von Zeit zu Zeit auf unseren Fluren auftauchen: Steppenhuhn, Tannenhäher, Rosenstar, fremde Drosseln, Kreuzschnäbel u. a. m.

Also nochmals: Schutz und Schonung für sie alle! Auch die etwa schädlichen unter ihnen sollten nur von Sachverständigen abgeschossen werden.

Dr. Karl Ruß.

Einquartierung. (Zu dem Bilde S. 584 und 585.) Mit getheilten Empfindungen hat der Bauer den unfreiwilligen Gästen entgegengesehen, welche ihm das Manöver auf seinen Hof führt. Die Hopfenernte ist da, und sie braucht viele Hände — da hat man keine Zeit, sich um Fremde zu kümmern, Frau und Kinder, Knechte und Mägde, alles muß mit anfassen, damit der reiche Segen rasch geborgen werde. Nun, so schlimm, wie er sich's ausgemalt, verläuft die Sache nicht: die Leute nehmen vorlieb — und sobald sie des Dienstes ledig sind, setzen sie sich behaglich zu dem Quartierwirth und seinem Gesinde, um mitzuhelfen am emsigen Werke des „Hopfenzopfens". Freilich, ganz ohne Störung geht es doch nicht ab: der schmucke Unteroffizier im Hintergrund unseres Bildes hat mit Kennerblicken von den Dirnen des Hofs die sauberste herausgefunden — und er hat seinen Kopf drauf gesetzt, von ihr einen Kuß zu kriegen, mit List oder Gewalt. Allzuviel Widerstand scheint ihm auch nicht entgegengesetzt zu werden; die übrigen schauen belustigt auf das fröhliche Ringen der beiden, und nur dem jungen Knechte ist nicht ganz wohl bei der Sache. Die Wünsche theilt er wohl, doch nicht die Rechtfertigung seines Nebenbuhlers, und nur die gegründete Aussicht auf dessen rasches Verschwinden vermag ihn soweit zu trösten, daß er mit sauersüßem Gesicht „Fünfe grad' sein läßt". Bei der Bäurin hat sich der am meisten eingeschmeichelt, der sich als Kinderfreund ihres Kleinen angenommen und dessen Zutrauen durch willige Kindsmagddienste erobert hat. Sorgsam giebt er ihm Löffel für Löffel sein Abendsüppchen ein unter Beihülfe des älteren Schwesterchens — im Augenblick aber nehmen die im Hintergrund sich abspielenden Ereignisse nicht bloß seine, sondern auch der Bäurin Aufmerksamkeit allzustark in Anspruch, und der kleine Pfiffikus benutzt die Gelegenheit, einen längst gehegten Plan zur schleunigen Ausführung zu bringen und mit dem Fingerchen in den Löffel zu tippen.

Mark Twain und die nordamerikanischen Humoristen. Die Schriftsteller Nordamerikas sind, wie auch ein großer Theil der berühmtesten Staatsmänner dieses Landes, aus dem praktischen Leben hervorgegangen und haben sich oft von ganz untergeordneten Stellungen zu anerkannter Bedeutung emporgeschwungen. Daher kommt es, daß ihre Werke frisch aus dem Leben schöpfen und durchaus nicht angekränkelt sind von des Gedankens Bläße. Ihr Humor mag uns bisweilen etwas breitspurig, etwas handgreiflich erscheinen, doch hat er gleichsam eine sehr gesunde, von der frischen Luft gebräunte Gesichtsfarbe. Das gilt besonders auch von Mark Twain, der unter den amerikanischen Humoristen eine hervorragende Stelle einnimmt. Wenn man die Lebensbeschreibung eines deutschen Dichters liest, so erfährt man zuerst, welche Schulen, welche Universitäten er besucht hat. Davon ist bei den Amerikanern meist gar nicht die Rede. Mark Twain hat keine Prüfungsdiplome aufzuweisen; er ist als Samuel L. Clemens — den Namen „Mark Twain" hat er sich erst als Schriftsteller beigelegt — am 30. November 1835 in dem Staate Florida geboren, kam aber bald in das Städtchen Hannibal am Mississippi, wo sein Vater starb.

Mark Twain wurde nun Lehrling in einer Buchdruckerei und machte seine Lehr- und Wanderjahre durch als Setzer und Drucker; dann aber zog ihn der heimathliche Strom mächtig an; er wurde mit siebzehn Jahren Lotse auf dem Mississippi und seine Erlebnisse auf dem Riesenstrom hat er in seiner Schrift: „Leben auf dem Mississippi" geschildert. Mark Twain kannte den Strom gleichsam inwendig und auswendig und hatte das erstaunliche Gedächtniß, das ein Lotse haben muß, allerdings nur in den Dingen, in denen es täglich geübt wird. Jede geringfügige Einzelheit muß der Lotse mit unbedingter Genauigkeit kennen, und zwar an einem Strome, der zwölfhundert Meilen lang ist! „Ich glaube," sagt Mark Twain, „das Gedächtniß eines Lotsen ist so ziemlich das Wunderbarste in der Welt. Das Alte und Neue Testament auswendig wissen und vorwärts und rückwärts fließend hersagen oder irgendwo in der Bibel aufs Gerathewohl anfangen und sie nach beiden Richtungen hersagen zu können, ohne je zu stocken oder einen Irrthum zu begehen, ist kein übertrieben großes Maß von Wissen, verglichen mit dem aufgespeicherten Wissen eines Lotsen vom Mississippi und seiner merkwürdigen Leichtigkeit in der Behandlung desselben." Hierzu kommt, daß der Strom oft seine Ufer verwüstet, sich neue Wege bahnt, neue Inseln bildet. Von einem Lotsen, der sich in diese unberechenbaren Launen des Riesenstroms finden soll, wird daher erstaunlich viel verlangt. Dafür ist er auch die angesehenste Person auf dem Schiffe, der Kapitän muß sich nach ihm richten und nicht umgekehrt. Auch das Gehalt ist sehr bedeutend: ein Steuermann erhält hundertfünfzig bis zweihundertfünfzig Dollar im Monat und alles frei.

Wie Mark Twain nun den Mississippi mit seinen Inseln, Ufervorsprüngen, seinen Sandriffen und Windrissen, den weißen und dunklen Baumstämmen und hundert Merkzeichen der Fluth und des Wetters lesen lernte, das berichtet er in jener ausführlichen Schilderung seiner Lehrjahre, und eine Ergänzung derselben findet sich in der Erzählung „Huckleberry Finn", in welcher der Held mit einem flüchtigen Neger zusammen die Mississippireise macht und die merkwürdigsten Abenteuer auf Flößen und Booten, bei Tag und Nacht, in Windstille und Sturm erlebt und schildert, unter denen besonders die Robinsonaden auf den mit Wald bewachsenen Inseln des Stroms unsre Theilnahme erregen. Mark Twain hatte die Stellung eines Lotsen erreicht, da kam der Krieg, Handel und Verkehr stockten; der Schiffer mußte sich einen andern Nahrungszweig suchen, wurde Silbergräber in Nevada, dann Zeitungsreporter, dann Goldgräber in Kalifornien, dann Berichterstatter in San Francisko und später auf den Sandwichinseln, dann Wanderkorrespondent in Europa. In der Sammlung „Unterwegs und daheim" sind, außer einigen höchst eigenartigen Humoresken wie z. B. „Der gestohlene weiße Elefant", in welcher die nordamerikanische Polizei in grausamer Weise persiflirt wird, auch allerlei Reisebilder aus Europa enthalten, unter denen eine „Besteigung des Rigi mit Hindernissen" am ergötzlichsten ist, während der Aufsatz „Die Schrecken der deutschen Sprache" Bemerkungen enthält, die für uns Deutsche wenig angenehm und schmeichelhaft sind. Mark Twain nennt die deutsche Sprache verzwickt, zu schlüpfrig und aalglatt, um sie zu greifen. „Man treibt darin umher wie in einem brandenden Meere, bald hierhin, bald dorthin, in der elendesten Hilflosigkeit, und wenn man einmal glaubt, eine Regel gefunden zu haben, welche festen Grund bietet, um einen Augenblick in dem allgemeinen Wirrwarr und Tumult der zehn Redetheile auszuruhen, so vernimmt man in der Grammatik: ‚Der Schüler gebe acht auf folgende Ausnahmen'. Ein Blick auf diese zeigt ihm, daß deren mehr sind als Beispiele für die Regel selbst." Er beschwert sich über die männlichen, weiblichen und sächlichen Artikel, in deren Anwendung gar kein Sinn und kein System sei, über die Wortungeheuer bei Zusammensetzungen und kommt zum Schlusse: „Nach meiner Erfahrung braucht man zum Erlernen des Englischen 30 Stunden, des Französischen 30 Tage, des Deutschen 30 Jahre."

Mark Twain hat seinen festen Wohnsitz in Hartford im Staate Connecticut, den er nur verläßt, um Vorlesungen in nordamerikanischen Städten zu halten oder ab und zu eine größere Reise zu machen. Im Sommer lebt er mit seiner Frau und seinen drei kleinen Töchtern in Elmira (Staat New-York), wo die Familie ein Sommerhaus bewohnt, das auf einer Bergspitze 600 Fuß über dem Thalgrund steht. Das Gebäude ist nach dem Muster der Lotsenbehausung eines Mississippidampfers fast durchweg aus Glas erbaut. Der Sommer ist Mark Twains Arbeitszeit; hier lebt er abgeschlossen von allem Verkehr mit der Außenwelt. Im September kehrt er nach Hartford zurück, und dort versammelt er zahlreiche litterarische Freunde um sich; er ist ein leidenschaftlicher Billardspieler, Radfahrer, ja er ist auch ein Erfinder. In ganz Amerika beliebt sind seine Taschenbücher zum Aufzeichnen von Notizen und Einfällen, „Scrap-book" und „Note-book". Er fand niemals ihm passende derartige Bücher und ließ sich solche daher nach eigenen Angaben herstellen. Alle vorhandenen Notizbücher pflegten an der falschen Stelle aufzuklappen; sein Notizbuch schlägt sich vermöge einer einfachen Vorrichtung stets an der rechten Stelle auf, an der zuletzt beschriebenen Seite. Ferner hat sich Mark Twain eine Weste erdacht, welche die Hosenträger überflüssig macht, ein Hemd mit Kragen und Manschetten, in denen man keinerlei Knöpfe braucht, einen immerwährenden Kalender, an die Uhr zu hängen, und ein Brettspiel, eine Art Geschichtslotto, durch das sich die Jahreszahlen dem Gedächtniß einprägen sollen.

Mark Twain hat sich durch seine ausgeprägte Eigenart auch in der für warmherzigen Humor so empfänglichen deutschen Leserwelt einen guten Boden erobern, und viele seiner Werke sind in deutschen Uebersetzungen vorhanden. Auch wo seine Muse sich für unser Gefühl etwas allzu ausgelassen gebärdet, verfällt er doch selten in seichtes Witzeln und wahrt stets einen tieferen Sinn.

Am Schächenbach. (Zu dem Bilde S. 597.) Der durch großartige Naturschönheit ausgezeichnete Schächenbach im schweizer Kanton Uri, der, vom Klausenpasse herab das wildromantische Schächenthal durchrauschend, bei Altdorf in die Reuß mündet, ruft zugleich dem Freunde der Dichtung die Sage vom Schützen Tell ins Gedächtniß. Nicht zufrieden, diese mit der Entstehungsgeschichte der eidgenössischen Bünde verknüpft zu haben, hat der dichtende Volksgeist, allerdings erst in sehr später Zeit, den Heros der Schweizerfreiheit bei der Rettung eines Kindes

im wilden Schächenbach untergehen lassen. Uhland hat diesem Zuge der Sage Worte geliehen in der schönen Romanze „Tells Tod“.

„Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den toten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;

Als kracht in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
‚Der Tell ist tot, der Tell!‘“

H. a. Rh.

Die Kriegergräber bei Metz. Jetzt, da die Tage der großen Schlachten um Metz wieder sich gejährt haben, möge auch wieder auf die verdienstvolle „Vereinigung zur Schmückung und fortdauernden Erhaltung der Kriegergräber und Denkmäler bei Metz“ das Augenmerk gelenkt werden! Wie wir bereits früher mitgetheilt, hat sie neben der in ihrem Namen ausgedrückten Aufgabe auch die Pflicht übernommen, alle auf die Kämpfe um Metz bezüglichen Erinnerungen, welche zur Bereicherung der Kriegsgeschichte dienen können, zu sammeln und aufzuzeichnen, sowie darauf hinzuwirken, daß alle über jene entscheidenden Ereignisse und die lothringische Feste erschienenen und noch erscheinenden Werke, Abhandlungen ꝛc. der Stadtbibliothek Metz einverleibt und daß Fundsachen und sonstige Erinnerungszeichen aus dem Kriege dem städtischen Museum Metz zugewendet werden.

Insbesondere soll zunächst die Sammlung der über die Kämpfe um Metz erschienenen Werke in Angriff genommen werden, und es ergeht deshalb an alle, die hierzu in der Lage sind, namentlich an Verfasser, Herausgeber und Verleger seitens des Vorstandes der obengenannten Vereinigung die Bitte, ihn bei diesem Vorhaben mit Rath und That unterstützen zu wollen.

Die dem Andenken an die großen Kriegsereignisse gewidmete Litteratur, an historischer Stätte zu einem Ganzen vereinigt, soll auf diese Weise als dauerndes Denkmal der Nachwelt überliefert werden.

Erdbebenschrift. Japan zählt zu den Ländern, in denen Erdbeben häufig vorkommen. Seitdem die alte „Goldinsel“ der europäischen Kultur Thür und Thor geöffnet hat, zählt sie auch zu den Gebieten, in welchen das furchtbare Naturereigniß von europäischen und einheimischen Forschern mit Hilfe sinnreicher Apparate ständig beobachtet wird. So geschah es auch, daß Japan das erste Land war, welches einige auf Papier gezeichnete Striche vorlegen konnte, die von des Erdbebens eigener Hand niedergeschrieben worden waren!

In Tokio wurde nämlich vor einem Dutzend Jahre ein Wagnerscher Erdbebenmesser aufgestellt. Derselbe zeichnet sich vor anderen dadurch aus, daß er nicht nur die Zeit und die Richtung des Stoßes selbstthätig mit einem Stifte auf Papier niederschreibt, sondern auch in etwas vergrößertem Maßstabe die Größe der Bewegung angiebt, welche die Erdoberfläche erleidet.

Die erste Erdbebenschrift, welche auf diesem Wege am 25. Juli 1880 in Tokio erhalten wurde, stellt obenstehendes Autograph dar. — Melchior Neumayr erklärt diese Schriftzüge in seiner trefflichen „Erdgeschichte“ mit folgenden Worten:

„Wir sehen um 2 Uhr $3^1/_{10}$ Minuten die Erschütterung mit einigen leisen Zuckungen beginnen und einen etwas stärkeren Stoß folgen, bei dem die Horizontalbewegung der Erdoberfläche $^1/_2$ mm betrug. Nach wenigen leichten Schwingungen folgte wieder ein merklicher Stoß mit 1 mm Erdbewegung, der $^1/_2$ Minute nach Beginn der Erschütterung eintrat; dann 18 Sekunden hindurch nur leichte Schwingungen, auf welche der stärkste Stoß mit 1,67 mm Bodenbewegung erfolgte. Ihm schlossen sich wieder lebhafte Vibrationen an, mit deren Einschlusse das ganze Erdbeben gerade 2 Minuten dauerte, wie es obenstehend von des Erdbebens eigener Hand geschrieben zu sehen ist.“

Ein Knabe als Erfinder. Es ist eine durch mannigfache Beispiele belegte Thatsache, daß große Erfindungen sehr häufig nicht das Ergebniß sorgfältiger, von Stufe zu Stufe fortschreitender Forschung waren, sondern der Welt durch einen Zufall gleichsam in den Schoß geworfen wurden. Man kennt die Geschichte von den zuckenden Froschschenkeln an den Drahthaken Luigi Galvanis, welche zur Entdeckung des galvanischen Stromes führten. Daß aber ein Knabe infolge natürlicher Unlust an mechanischer Beschäftigung und ebenso natürlicher Lust an kindlichem Spiel eine weltbewegende Erfindung macht, das dürfte in der Geschichte der Entdeckungen doch einzig dastehen. Der Knabe, dem dies gelang, hieß Humphrey Potter.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in den Bergwerken von Cornwallis in England bereits Dampfmaschinen zum Heben von Wasser in Gebrauch. Es waren dies die Newcomenschen atmosphärischen Motoren. Der Dampf trat durch Oeffnen eines Hahnes von unten her in einen senkrecht stehenden, oben offenen Cylinder und hob den darin befindlichen Kolben. Dieser stand durch eine Kette in Verbindung mit dem einen Ende eines Wagebalkens, an dessen anderem Ende das schwere Pumpengestänge hing. Beim Steigen des Kolbens sank das Gestänge in den Schacht herab, und das Wasser trat schließlich über die Klappen des Pumpenstiefels. Nun wurde aus einem Behälter durch Oeffnen eines zweiten Hahnes kaltes Wasser in den Cylinder eingelassen, infolge dessen hier eine Verdichtung des Dampfes zu Wasser eintrat und die Atmosphäre den Kolben in den luftleeren Cylinder hineindrückte, während auf der andern Seite das Gestänge mit dem über der Pumpe befindlichen Wasser emporgehoben wurde. Sobald der Kolben am untersten Ende des Cylinders anlangte, wurde ein dritter Hahn geöffnet zum Ablassen des im Cylinder angesammelten Wassers, wonach wieder das Oeffnen des Dampfhahnes erfolgte und das Spiel von neuem begann. Für das rechtzeitige Oeffnen und Schließen der drei Hähne war ein Wärter angestellt, welcher vermittelst eines Hebelwerks diese Aufgabe mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu besorgen hatte.

Auch der kleine Potter war gegen einen bescheidenen Tagelohn als Hahndreher an einer Newcomenschen Dampfmaschine angestellt, indessen wurde ihm bald die geisttötende Beschäftigung zum Ueberdruß, und es erwachte in ihm der Wunsch, die Maschine sich selbst bedienen zu lassen, um inzwischen ohne Pflichtverletzung den Spielen seiner Kameraden nachgehen zu können. Sein aufgeweckter Geist ließ ihn bald ein Mittel ausfindig machen, den angestrebten Zweck zu erreichen. Eines Tages versah er sich mit einer Anzahl starker Stricke, und während er einen Freund für kurze Zeit das Drehen der Hähne besorgen ließ, kletterte er zum Wagebalken hinauf, befestigte an angemessenen Stellen der beiden Balkenhälften die Stricke und umschlang dann mit deren unteren Enden die Hebel, mittels deren die drei Hähne, jeder zu seiner Zeit, in Bewegung gesetzt wurden. Und siehe da, die Maschine arbeitete mit früher nie erreichter Regelmäßigkeit, und Humphrey Potter konnte sich nun mit viel angenehmeren Dingen, vornehmlich mit Murmelspielen, beschäftigen.

Die Ingenieure, welche bald darauf die neue selbstthätige Vorrichtung in Augenschein nahmen, waren über die geniale Anordnung aufs höchste erstaunt; sie ersetzten alsbald die verschiedenen Stricke durch metallene Zugstangen, und der wichtigste Schritt in der Vervollkommnung der Dampfmaschinen, die selbstthätige Steuerung, war gelungen. Die später von James Watt ersonnenen Vorrichtungen für die Dampfvertheilung, sowie die neueren Expansionssteuerungen sind nur Weiterbildungen der Idee, welche im Jahre 1718 dem Kopfe eines Knaben entsprang. W. B.

Kasperletheater. (Zu dem Bilde S. 601.) Draußen auf den Wiesen vor dem Thore des alten Städtchens ist heute fröhliches Kinderfest, und in hellen Scharen tummelt sich die Jugend beiderlei Geschlechts. Mancherlei zieht sie an, Wettspiele mit Preisvertheilung, Kunstreiter und Karussell, Musik und fliegende Luftballons in allen Größen. Am meisten aber doch immer wieder das schmale bescheidene Zelt mit seinem Orgelwagen und dem grinsenden Affen davor. Es ist das Kasperletheater. In athemlosem Entzücken lauschen sie den bombastischen Reden des bösen Ritters Bodo, der die schöne Prinzessin Zielgunde rauben wollte, es aber nicht fertig brachte, weil Kasperle, der Treue, im richtigen Augenblick noch mit seinem Prügel und seinen Späßen dazwischen fuhr. Das Spiel ist so fesselnd und belustigend, daß auch manches der Herren Eltern nicht ungern vor der Bude des Kasperle ausharrt und in selbstvergessener Aufmerksamkeit mit dem eigenen Sprößling wetteifert.

Von der Geburtsstätte des Champagners. Die 500 000 Teufel, von denen Oettinger in seinem bekannten Champagnerlied singt, werden nicht durch einen leichten und bequemen Zauberspruch in die Flaschen gebannt: es bedarf dazu sehr vieler Mühe und Arbeit in den unterirdischen Räumen, die gleichsam die Geburtsstätte des weltberühmten Weines sind.

Der Most der rothen und weißen Trauben wird, nach der Ausquetschung durch eiserne Pressen, in Fässer gefüllt, wobei seine Gährung sorgsam überwacht wird. Dann bleiben die geschlossenen Fässer bis zum Sommer liegen, worauf die eigentliche Vereinung des Champagners beginnt.

In den Kreidehügeln von Châlons, Epernay, Rheims ziehen sich meilenweit die Kellereien hin, oft in drei unterirdischen Stockwerken übereinander mit verschiedenen Temperaturgraden; Treppen, Fahrstühle, Aufzüge, schiefe Ebenen verbinden diese fast durchweg mit elektrischem Lichte beleuchteten Stockwerke. In diesen Kellern beginnt das Verstechen und Verschneiden, die Vermischung verschiedener Lagen und Rebensorten. Davon hängt besonders die Güte des Champagners und der Unterschied der verschiedenen Marken ab. Diese Mischungen sind ein streng bewahrtes Geschäftsgeheimniß. Dann werden sie mittels Hausenblase geklärt; der geklärte Wein wird in frische Fässer geschüttet und im April oder Mai auf Flaschen gezogen mit einem kleinen Zuckerzusatz.

Nun beginnen die Teufelchen erst ihr Höllenwerk! Die Gährung ist im Fasse nicht vollendet, sie vollendet sich erst in den Flaschen; doch so sorgfältig diese auf ihre Stärke geprüft werden: der gährende Wein zersprengt acht bis sechzehn Prozent der Flaschen, die wagerecht nebeneinander gelagert sind. In schlechten Kellereien sind die Geister des Weins noch ungebärdiger und es zerplatzt oft die Hälfte aller Flaschen. Aber der ausfließende Wein wird durch wasserdichte schiefe Rinnen in ein großes Faß geleitet, aus dessen Inhalt ein ausgezeichneter Weinessig fabrizirt wird, wenn man ihn nicht zur Auffüllung geringerer Champagnersorten benutzt.

Die Flaschen selbst, die auf einer Art von Pult mit dem Kopfe nach unten aufgestellt werden, schüttelt ein von Gestell zu Gestell gehender Arbeiter zweimal jeden Tag, wobei sich Hefe und Unreinigkeiten auf dem Pfropfen ablagern.

Nach zehn bis zwölf Monaten werden die Flaschen entkorkt, wobei die Kohlensäure alle Unreinigkeiten mit sich fortnimmt, dann rasch wieder geschlossen, noch einmal geöffnet, damit ein Likör eingefüllt werden kann, der dem Weine seine Süßigkeit, Schwere und Färbung giebt und dessen Beschaffenheit zu den Geheimnissen der einzelnen Firmen gehört — meistens besteht er aus einer Zuckerauflösung mit Cognak und altem Weine — dann erst wird mit der Stöpselmaschine ein neuer dichter, mit dem Brandzeichen der Firma versehener Kork in die Flasche eingetrieben und mit Bindfaden und geglühtem Eisendraht verschnürt, worauf Kopf und Hals mit Stanniol überzogen und die Etiketten aufgeklebt werden. Jetzt erst sind die Teufelchen des Champagners fest eingekerkert, bis man ihnen erlaubt, den Pfropfen zu sprengen, lustig schäumend die Gläser zu füllen und mit ihrem Sprühfeuer die Geister anzuregen.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 7.

Vierter Preis im 7. Aufgabenturnier des Deutschen Schachbundes. (Dresden 1892.)

Von **F. Palkoska** in Wien.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Skataufgabe Nr. 6.

Von **L. Buhle.**

Mit folgenden Karten wollte die Hinterhand Schellen(car.) Solo spielen.

(p.As.) (c.As) (c.K.) (c.B.) (car.B.) (car.As) (car.K.) (car.D.) (car.Z.) (car.9.)

Die Mittelhand behielt aber das Spiel, sagte Null ouvert an und deckte diese Karten auf:

(c.Z.) (c.8.) (c.9.) (c.B.) (p.7.) p.8. p.9 c.7.) c.8.) car.8..

mußte aber den 10. Stich auf s (car.) 8 nehmen. Vorhand hatte ebensoviel Augen in ihrer Karte als die Hinterhand.

Was lag im Skat und wie war der Gang des Spiels?

Auflösung der arithmetischen Aufgabe auf S. 580:

Man erhält den 25. August 1744, an welchem Tage Herder in Mohrungen geboren wurde.

Gedenkfeierräthsel „Der Indianer"

von Al. Weirelbaum.

Logogriph.

Du kannst mit i mein Wort
Als Menschen stets begrüßen,
Wiewohl von Ort zu Ort
Es eilet auf vier Füßen.

Hat es statt i sodann
Ein t zu sich genommen,
So ist es jedermann
In Angst und Noth willkommen.

Räthsel.

Mit e: den Körper streckt es;
Mit o: den Körper deckt es.

Auflösung der Anagrammaufgabe auf S. 580:

R	K	d	K	H	T	a	E	B
i	r	e	e	o	h	g	b	r
e	e	l	n	r	a	r	e	e
h	t	o	i	a	e	a	r	d
l	a	s	a	z	r	m	t	a

„Der Habermeister".

Auflösung der Damenspielaufgabe auf S. 580:

1 e 3 — d 4 2 D a 3 — e 7 †
2 f 7 — h 8 2 D h 8 — g 7 † †

Schwarz muß c 5, f 3 und h 6 schlagen, weil nur in diesem Falle 8 Stück geschlagen werden. 3 D h 8 — h 10 † † † † † † schlägt die Steine g 2, e 2, D e 7, D g 7, endlich den Stein f 9 und gewinnt.

Auflösung des Doppelräthsels auf S. 580:

a.

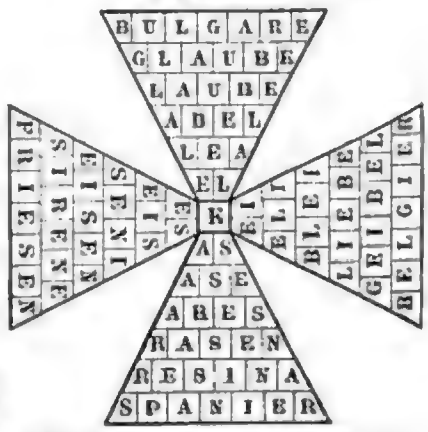
Rom.
Ute.
Ale.
Ger.
Ag.
Bor.
Eis.

b

Strom.
Menue.
Thale.
Neger.
Frey.
Tabor.
Gneis.

Die zweiten Buchstaben der b-Reihe bilden den Namen Teheran.

Auflösung der Verwandlungsaufgabe auf S. 580:



Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender

für das Jahr 1893.

Achter Jahrgang. Mit zahlreichen Illustrationen.

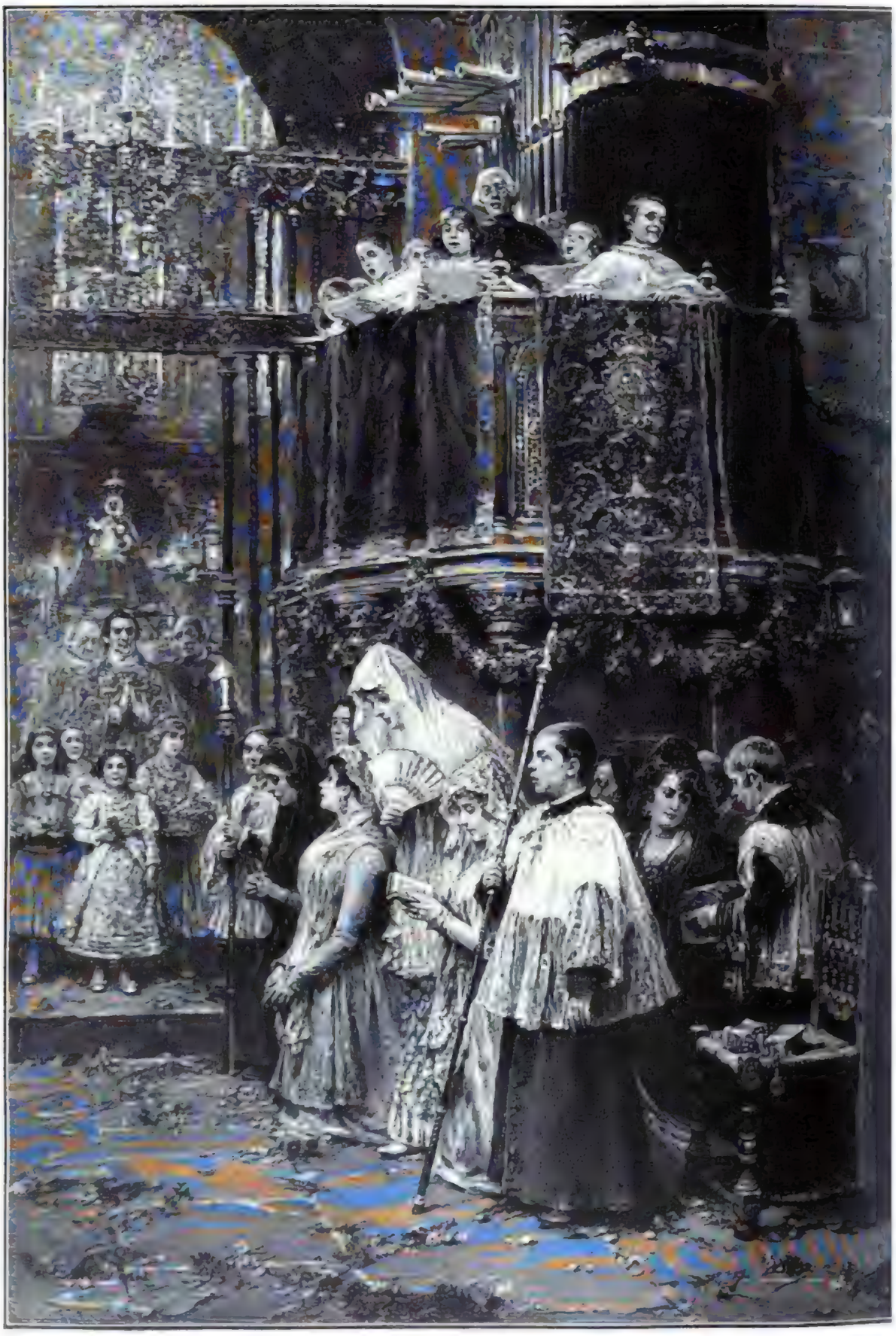
Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Als gern gesehener, treuer Begleiter für das kommende Jahr stellt sich auch diesmal der **Gartenlaube-Kalender** rechtzeitig ein. Geschmackvolle Ausstattung und reicher, gediegener Inhalt zeichnen den neuen Jahrgang wiederum vorteilhaft aus. Derselbe bringt u. a. einen größeren Beitrag der gefeierten Gartenlaube-Erzählerin **W. Heimburg,** mit Illustrationen von W. Claudius, ansprechende und humorvolle Erzählungen von **Hermann Ferschke** und **Oskar Justinus,** unterhaltende und belehrende Aufsätze von allgemeinstem Interesse wie: Die Influenza von Dr. med. A. Ripperger und Der Kreislauf des Jahres und die Gesundheit des Kindes von Sanitätsrath Dr. Furst, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens. Zu ganz besonderer Zierde werden dem neuen Jahrgang die mit köstlichem Humor ausgeführten neuen Monatsvignetten von E. Unger gereichen.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender 1893** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch jede Buchhandlung beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franko von der

Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Stroner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.



MARIE

Nach dem Gemälde v

Digitized by Google

NFEST

José Benlliure y Gil

Digitized by Google

MARIE

Nach dem Gemälde vc

Digitized by Google

N EST

José Benlliure y Gil

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 20. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Originalzeichnung von R. Püttner.

Am Abend.

Die Nebel steigen
Im Dämmerschein,
Die Vögel schweigen
Und nicken ein.

Die Quellen gehen
Wie halb im Traum —
Ein zärtlich Wehen
Neigt Baum zu Baum.

Die Blumen schwanken
Und grüßen sich —
Und die Gedanken,
Sie suchen dich.

Weit in der Ferne,
Im Dämmerschein,
Beim Glanz der Sterne,
Mein Lieb, schlaf ein!

A. Nicolai.

Ramsell Annüh.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

Roman von W. Heimburg.

Das Fest war just vorüber. Einer der stillen finsteren Tage zwischen Weihnacht und Neujahr neigte sich seinem Ende zu; es schneite in feinen Flocken, war bitterkalt, und ein scharfer Ostwind hielt die Leute in den Stuben. Nur der alte Briefträger schritt mit seinen großen Lederstiefeln auf dem schmalen Bürgersteig dahin; hier und dort trat er in ein Haus, Botschaft bringend aus der Ferne, gute und schlechte, Glück und Unglück übermittelnd, ohne eine Miene zu verziehen im Gefühl seiner Unverantwortlichkeit.

„Da soll man heut abend noch da 'naus laufen," murmelte er, unter einer Laterne stehenbleibend und einen eingeschriebenen Brief betrachtend, der die Aufschrift trug:

„Fräulein Friederike Trautmann
Andersheim a. Rhein
Germania."

Der alte Mann schüttelte den Kopf und bog mit verdrießlichem Aufseufzen in eine Gasse ein, die dunkler und einsamer dalag als die anderen. Er beschleunigte den Schritt und fand sein Ziel mit Hilfe des vorschriftsmäßigen Laternchens nach ungefähr zehn Minuten. Er klingelte an der Thür einer Gartenmauer, worauf sich Hundegebell hören ließ, gleich danach rasselte eine Thürschelle, und ein schwacher Lichtschein machte die Umrisse eines ansehnlichen Hauses sichtbar.

„He!" rief der Mann draußen, „der Briefträger ist es! Kann ich das Fräulein sprechen?"

Die Thür in der Mauer ward aufgethan, und ein braunlockiger Junge von ungefähr zwölf Jahren sah mit neugierigen, höchst verwunderten Augen bald den Brief bald den Ueberbringer an. „Für die Tante?" fragte er athemlos.

„Für Fräulein Trautmann!"

„Mutter," schrie er, über einen schmalen gepflasterten Weg ins Haus laufend, „die Tante kriegt einen Brief!"

Die Thür mit dem kleinen Guckfenster rechter Hand in dem großen, kaum erhellten Hausflur öffnete sich, und eine Frau

erſchien auf der Schwelle, die Lampe in der Hand. Sie trug auf kaum ergrauendem Haar eine ſchwarze Spitzenhaube, und ihr längliches farbloſes Geſicht zeigte die offenbarſte Verwunderung.

„Meine Schweſter? Einen Brief?“

Aus der Küche war jetzt auch das Dienſtmädchen herzugelaufen, ein friſches treuherziges Ding, das ebenfalls vor Erſtaunen ſprachlos geworden ſchien.

„Geben Sie her,“ ſagte die Dame, die Stufen herunterkommend, „wo iſt der Brief?“

„Thut mir leid, Frau Rath, muß eigenhändig in Empfang genommen werden. Iſt das Fräulein nicht zu Hauſe?“

„Ei — ei — eigenhändig?“ ſtammelte Frau Roettger.

„Jawohl, kann's nicht anders machen.“

„Das Fräulein iſt droben — Luischen, nimm die Lampe und führe den Mann hinauf!“

Der Bub' mußte abermals dabei ſein. Er ſprang voran, immer gleich drei Stufen auf einmal nehmend, und polterte den Flur entlang, daß man glauben konnte, es wolle ſich jemand vor Feuer retten. „Tante,“ hallte ſeine Stimme in dem Gange, „Tante Riekchen, es kommt ein Brief!“ Er riß die Thür auf zu ihrem Zimmer und rief noch einmal: „Ein Brief, Tante Riekchen! Du bekommſt einen Brief!“

„Ich? Einen Brief?“ klang es zurück.

Es lag ebenfalls die höchſte Verwunderung in der Stimme, aber dieſe Stimme war ſo ſanft, ſo wohlklingend, daß der alte Briefträger unwillkürlich ſeinen bärbeißigen Ton milderte und höflich ſagte: „Guten Abend, Fräulein, 's iſt etwas zum Unterſchreiben.“

Darauf erhob ſich eine Geſtalt, die bis jetzt am Fenſter geſeſſen hatte, und ging leiſen Schrittes durch das Gemach; nun ſprühte ein Streichholz auf, nun brannte ein Wachsſtock in ſpiegelblanker Meſſinglapſel, und nun griff eine bleiche Frauenhand nach dem Schreiben.

„Bitte, wollen Sie hier Ihren Namen herſetzen.“

Die Schrift ward krakelfüßig, denn die Hand, die ſchrieb, bebte. „Koſtet es etwas?“ fragte die Empfängerin des Briefes.

„Nein, Fräulein!“

„Nicht? Ach, warten Sie!“ Und die zitternde Hand legte ein Geldſtück in die Rechte des Poſtboten.

„Guten Abend — danke gehorſamſt!“

Draußen auf dem Vorſaal verklangen harte Schritte; hier innen ſtand Fräulein Friederike Trautmann, den Brief in der Hand, und wagte nicht, ihn zu öffnen. Der Junge ihr gegenüber hatte purpurrothe Wangen vor Ungeduld und Erregung.

„Tante, warum lieſt Du denn nicht?“ platzte er heraus.

Sie ſchrak zuſammen. „Geh' hinunter, Fritz!“ ſprach ſie und ſtrich ihm über den lockigen Scheitel.

„Aber von wem iſt er denn, Tante?“

„Ich weiß es nicht.“

„Er iſt aus Italien, ſieh doch die Marke!“

„Ja — — aber den Abſender kenne ich nicht — geh', mein Bub'! — Geh'!“ wiederholte ſie noch einmal, als er zögerte.

Der hübſche Burſche in grauer Joppe verließ unmuthig das Zimmer. Sie folgte ihm bis zur Thüre, verriegelte dieſe und ließ ſich dann am Tiſche nieder vor dem Wachsſtock.

Sie war nicht mehr jung, die Mitte der Vierzig mochte ſie wohl überſchritten haben; aber das Geſicht zeigte noch immer die Spuren einſtiger Schönheit. Der Gram hatte das blonde Haar gebleicht und die einſt ſo glänzenden Augen matt gemacht; er hatte um den kleinen Mund tiefe Falten und um die Augen dunkle Ringe gezogen, und dennoch flog in dieſem Augenblick ein Schimmer von Jugend über das erregte Geſicht. „Aus Italien!“ flüſterte ſie. „Nachricht von ihm! Von wem denn ſonſt?“

Sie öffnete den Umſchlag und las. Sie ſah nicht mehr gut und mußte ſich tief hinunterbeugen auf das Papier, und plötzlich ſenkte ſich ihr Antlitz noch tiefer, und ein dumpfes Stöhnen klang durch das Zimmer. Jetzt ſprang ſie auf, ſo haſtig, daß ſie den Wachsſtock zur Erde warf; er erloſch, und nun ward es ganz finſter und ganz ſtill. Nach einer langen Weile erſt erklang ein Schluchzen aus dem Lehnſtuhl am Fenſter, das matt von dem Schneelicht erhellt war, ein heißes bitterliches Schluchzen, welches erſt verſtummte, als draußen ein harter Finger an die Thür pochte und die Stimme der Frau Rath erſcholl: „Kommſt Du noch nicht zu Tiſche, Friederike? Die Kartoffeln werden kalt!“

„Bitte, entſchuldige mich,“ antwortete Riekchen Trautmann.

„Na, was hat's denn gegeben? So ſprich Dich doch aus! Man kommt ja um vor Angſt!“ klang es draußen gereizt.

„Ja, ſpäter — ich komme noch hinunter, Minna.“

„Du biſt eben ein Dickkopf! — Meinetwegen —“

Die Schritte der Frau Rath entfernten ſich. Friederike Trautmann hatte aufgehört zu weinen; ſie ſaß, das Haupt in die Hand geſtützt, und ſtarrte durch das Fenſter. Im geſpenſtiſchen Dämmerlicht lag der Garten, die beiden kahlen Nußbäume drunten am Zaune hoben ſich ſchwarz von dem grauen Hintergrund ab; Fräulein Trautmann konnte jetzt ſogar ganz deutlich die Eisſchollen ſehen, die auf dem Rheine dahintrieben. Wie furchtbar öde, wie tot war das alles! Hatte es wirklich einmal einen Frühling gegeben, einen Lenz, in dem die Welt duftete, grünte und blühte, in dem das Mondlicht auf dem Strome zitterte und die Nachtigallen ſchlugen? Einen Abend, an dem ſie dort unter dem Nußbaum ſtand in weißem Kleide und mit klopfendem Herzen dem Nachen entgegenſchaute, der ihn zu ihr trug — —? Ein kurzer Traum war es geweſen; der Reif war auch in dieſe Frühlingsnacht gefallen, ſo unbarmherzig und vernichtend, daß keine Blüthe je wieder aufſproßte.

Sie hatten es nicht gewollt, daß ſie dem unbekannten Maler folgen ſollte, der da gekommen war — Gott weiß, woher — um überall, wo er eine ſchöne Stelle fand, ſeinen Malſchirm aufzuſpannen. Der Vater hatte von brotloſen Künſten geredet, die Mutter von dem Leichtſinn ſolcher jungen hübſchen Burſchen, die zwar der Sammetrock wohl kleide, die jedoch ganz und gar, und ſo gewiß ſie lebe, alle miteinander nichts taugten und nur da ſeien, die Mädchen und ſpäter ihre armen Frauen unglücklich zu machen. Die Schweſter aber, die weit weniger ſchöne Schweſter, die konnte es dem jungen Manne nicht verzeihen, daß er nur Augen für das „Riekchen“ hatte, daß er an dem Abend, wo ſie im Mondſchein von der Aue heimruderten, ſein Riekchen aus dem Nachen, in dem ſie, die Minna Trautmann, ſaß, herauslotſte in ein kleines Boot, und daß ſie trotz der Entfernung, in der dieſes Boot von dem andern ſich hielt, doch deutlich mit ihren ſcharfen Falkenaugen erkennen konnte, wie eng umſchlungen die beiden auf der Bank ſaßen.

Sie war es geweſen, die es der Mutter verrieth, und ein böſer Morgen war über dem Trautmannſchen Hauſe emporgeſtiegen, der für Riekchens Augen viele Thränen brachte. Am Abend war ſie dann noch einmal hinausgegangen, um ihm Lebewohl zu ſagen. Die Schweſter hatte es bemerkt und ihr vom Lager aus zugerufen: „Bleib hier, das paßt ſich nicht — verſtehſt?“

Riekchen war dennoch gegangen mit einem trotzigen: „So ſag's! — Das Abſchiednehmen wenigſtens darf mir keiner verwehren!“

Aber Minna hatte nichts verrathen. Der aufſchluchzende Ton, welcher der Schweſter Worte ſchloß, mochte ſie eigen berührt haben, und Riekchen konnte unter dem alten Nußbaum ungeſtört die ſchmerzvollſte, bitterſte Stunde ihres Lebens auskoſten.

Jetzt, in dieſem Augenblicke, ſah ſie ſo deutlich ſein bleiches Geſicht. „Haſt recht gethan, Mädchen, daß Du nachgiebſt! Was willſt Du auch mit dem armen Schlucker!“ Das waren die Worte geweſen, mit denen er ſie empfing. Erſt als ſie in verzweifeltem Schluchzen an ſeinem Halſe hing und immer, immer wieder ſtammelte: „Ich bleib' Dir treu, ich vergeß Dich nimmer, ich kann von Dir nicht laſſen!“ — da war auch er weich geworden, und ihre Thränen floſſen zuſammen.

„Schreibſt mir?“ fragte ſie endlich.

„Wenn Du es willſt, lieb Riekchen!“

„Es iſt mein einzig Glück!“

Und nach einer ganzen Weile: „Heinrich, bleibſt Du mir treu?“

„Ich — ich wohl — — aber Du?“

„O immer, immer!“ hatte ſie geſchluchzt.

„Weißt was, Riekchen — ich glaub's nicht, Du biſt zu fein und lieb dazu.“

„Heinrich, ſo wahr mir Gott helfe, ich ſeh' keinen anderen an, ich wart' auf Dich und würd' ich alt und grau! Und wenn Du mal in Noth biſt, gelt, Du ſagſt's mir, und wenn Du die Sterne vom Himmel verlangſt, ich hol' ſie Dir; und wenn ich wüßt', es wär' Dein Glück, ſo lief ich mit Dir heut abend, ohne Gram und Scham — aber —“

„Aber?“

„Sie sagen, es sei Dein Unglück wie meines!“

„Meines? Das wär' gleich!“

„Aber Du sollst glücklich sein! Ich will mich nicht an Dich hängen wie eine Kette — Deine Kunst will Freiheit ... geh' — aber denk an mich, vergiß mich nicht!“

„Hör' auf zu weinen,“ hatte er nach einer Weile getröstet, „Italien ist nicht aus der Welt —“

„Ach, Heinrich, viel zu weit für die Lieb'! Und die Mädchen dort — sie sind arg schön, hab' ich gelesen.“

Und dann hatten sie beide unter Thränen gelacht und sich wieder geküßt. „Laß die Mädchen — so schön wie Du ist keine!“

Und noch einmal wurde es von Mund zu Munde gesprochen: „Leb' wohl! Ich bleib' Dir treu!“ „Komm' wieder — ich warte Dein — Leb' wohl! Behüt' Dich Gott!“ —

Sie meinte noch jetzt, nach langen Jahren, das Plätschern der Ruder zu hören, den letzten Ruf vom Wasser herüber: „Leb' wohl, mein goldenes Lieb!“

Ach, und dann! Dumpf, öde hatten die Tage sich fortgesponnen. Sie hätte es heut nicht sagen können, ob sie gewacht oder geträumt während all der Zeit. Einzelnes hob sich aus grauem Einerlei heraus, das waren seine Briefe; wie leuchtende Sterne am nächtlichen Himmel hatten sie in ihr Leben gestrahlt. Dann kam ein Freier — sie schlug ihn aus; noch einer — sie wollte ihn nicht; der Vater ward ärgerlich ob des abermaligen: „Ich heirath' nicht!“

„Sie kann den windigen Maler nicht vergessen,“ erklärte die Schwester. Und als Riekchen einst nicht daheim war, stöberte die Mutter ihre Briefmappe durch, fand Heinrichs Adresse, und der Vater schrieb einen höchst nachdrücklichen Brief, des Inhalts, daß er sich nunmehr das läppische Geschreibsel verbitte, denn das Mädchen beginne vernünftig zu werden und an eine passende Partie zu denken.

Riekchen ahnte nichts; sie litt nur unter dem Schweigen des Geliebten unsagbar. Endlich, an einem Weihnachtsabend, ward sie krank. Drunten feierte man just die Verlobung der Schwester mit Herrn Referendar Roettger; sie phantasierte von ihm in der stillen Krankenstube, und immer klang die Frage an das Ohr der Wärterin: „Gelt, hast mich vergessen, Lieber? Da drunten sind die Mädchen schöner, ach, soviel schöner!“

Als sie wieder genesen war, wurde Minnas Hochzeit gefeiert. In der Kirche brach Riekchen ohnmächtig zusammen, sie war noch nicht kräftig genug. Aber sie meinten doch alle, sie habe wunderschön ausgesehen mit ihrem Lockenköpfchen und den weißen Blüthen im Haar. Dasselbe meinte auch der Hauptmann Erbenstein, aber sie fand, daß ihn das wenig interessieren könne — und der Hauptmann mußte sich trösten.

Und weiter zogen die Jahre. Erst starb der Vater, dann die Mutter; und die Sterbende hatte nach ihrer Hand gefaßt: „Du hast nicht glücklich sein wollen, Kind — wie mich das schmerzt!“

Und das Mädchen hatte fast heiter erwidert: „Gewollt, lieb' Mütterchen, hab' ich's wohl, aber nimmer — —“

„Dürfen“ wollte sie sagen, doch mochte sie der Sterbenden keinen Vorwurf mit ins Grab geben; und so hatte sie sich denn begnügt, hinzuzusetzen: „aber ich hab's nicht recht verstanden, hab' kein Talent dazu.“

Nun war sie allein in dem großen Hause, das ihr vermacht worden war. Die Schwester kam zwar ab und zu, sie brachte auch ein Kind mit, einen prächtigen braunlockigen Buben, der es verstand, mit seinem hellen Kinderlachen sich der Einsamen ins Herz zu schmeicheln. Er war mehr und lieber bei der Tante denn daheim, und als der Tod eine unglückliche Ehe löste, kam der kleine Friedrich ganz ins Tantenhaus, sammt seiner Mutter, die wieder in die heimathlichen Räume flüchtete. Sie nahm das Anerbieten der Schwester, die Parterrewohnung zu beziehen, nur allzugern an, denn sie befand sich angeblich in bedrängten Verhältnissen; der Verstorbene hätte das meiste ihres recht netten Vermögens „verlumpt“ — wie sie sich verächtlich ausdrückte. In Wahrheit aber besaß sie noch alles, sogar noch mehr, denn sie war äußerst genau und sparsam gewesen.

Nun, Riekchen half ja. Sie hatte für weiter nichts zu sorgen, und der Bub' stand ihr auf der ganzen Welt am nächsten; wozu sollte die alte Jungfer auch sonst ihr Geld gebrauchen! Tante Riekchen sah sich zu der zweifelhaften Würde einer Erbtante erhoben, und Frau Minna vertrug sich mit ihr, so gut es ihr zänkisches rechthaberisches Naturell zuließ. Verstehen konnten sie sich nicht, es war auch nicht nöthig. Mochte Frau Minna dort unten immerhin ihre Kaffeegesellschaften geben und ihre endlosen Bettdecken häkeln und stricken, hier oben, da lebte etwas Besseres, da sprachen die alten Erinnerungen in einsamen Dämmerstunden, da stand noch allezeit eine Skizze auf der Staffelei, da kehrten Bücher und Journale ein, da klangen aus dem Flügel Beethovens und Schumanns herrliche Melodien und — da saß der Bub' und ließ sich Geschichten erzählen von alten Zeiten, oder lernte sein Latein, oder spielte auf seiner kleinen Violine.

So war es allmählich still in ihr geworden. Wenn aber die Schwester einmal taktloserweise die alte Wunde berührte, kam der Schmerz heiß und bitter wie nur je. Und wissen wollte sie immer, was aus ihm geworden sei — ob er verdorben und gestorben, ob er zurückgekehrt sei nach Deutschland, glücklich und behaglich lebe, oder ob er dort geblieben sei, ein Weib genommen und der alten Liebe vergessen habe.

Nie war eine Kunde gekommen, nie — bis heute. Da kam eine — aber welche!

Sie stand plötzlich auf wie jemand, der einen raschen Entschluß gefaßt hat, zündete Licht an, holte einen dunklen altmodischen Mantel und eine Kapuze aus der Nebenstube, und den Brief in der Hand tragend, verließ sie das Zimmer. Unten ging sie zuerst in die Küche, hieß die Magd eine Laterne anzünden und sich bereit machen, sie zu begleiten, dann klopfte sie an die Thür der Schwester.

„Herein!“ Frau Minna saß am runden Tische bei der Lampe und häkelte; der Sohn las.

„Jesus, wie siehst Du aus!“ schrie die Räthin, ganz entsetzt in das blasse Antlitz der Schwester blickend. „Was ist Dir? Sag's doch endlich!“

„Ich hab' eine Nachricht von — —“ der Name wollte nicht über die blassen Lippen, „aus Italien —“

„Gott soll mich schützen! Er kommt doch nicht etwa zurück? Oder sollst Du gar hin? Grundgütiger, die Geschicht' ist aber dauerhaft!“

Tante Riekchen stand hoch aufgerichtet und antwortete nicht.

„Nun, er will Dich wohl noch? Ist nun wohl endlich so weit, daß er eine Frau ernähren kann?“

„Er ist tot,“ antwortete Fräulein Riekchen.

Frau Minna schrak doch einen Augenblick zusammen vor dem verhaltenen Schmerzensruf der Schwester. Sie wollte etwas sagen, aber es fiel ihr nichts ein, sie sah nur mit einem nicht sehr klugen Gesicht der Frauengestalt nach, die aus der Thür schritt. Gleich darauf rasselte unten die Schelle, und Tante Riekchen hatte das Haus verlassen.

„Wo will Tante hin?“ forschte der Sohn.

„Was weiß ich! Wird wohl einen Kranz bestellen wollen — aber den kann sie ja gar nicht schicken, so weit — Gott mag wissen, was sie vor hat. Ich bin nur froh, daß da endlich 'mal ein Ende wird.“

„War das Tante Riekchens Bräutigam?“

„Ja, so was war's. Aber lerne nur; sie kommt schon wieder. Wenn ihr irgend etwas quer geht, läuft sie hinaus, und wenn's Spitzbuben regnet. Hat sie sich dann ausgetobt, so fällt's ihr schon wieder ein, wo sie wohnt.“

Fritz senkte den Kopf gehorsam über sein Buch, jedoch lernen konnte er nicht. Er hatte die Tante aufrichtig lieb; er fand bei ihr Ersatz für die Prosa, mit der die Mutter sich umgab, und daß sie ein Leid erdulden mußte, machte ihn selbst ganz traurig und unruhig.

„Wenn ich nur wüßte, wo sie hin ist,“ wagte er nach einem Weilchen zu sagen.

„Lern' doch!“ — —

Indessen war Fräulein Riekchen Trautmann im Sturm und Schneetreiben durch ein paar finstere Straßen geschritten und in ein hochgiebliges Haus getreten, hinter dessen Läden im Unterstock ein Licht schimmerte.

„Ist der Herr zu Hause?“

„Jawohl!“ antwortete ein alter Mann, der in einer Art Livree steckte, „just raucht er seine Pfeife, und die Frau Doktor setzen das Schachbrett zurecht.“

„Fragen Sie, ob ich einen Augenblick stören darf!“

Am Vorabend d

Nach einem Gemälde von

er Hinrichtung.

. J. van der Huderaa.

Digitized by Google

„Na, aber allemal! Was iſt da zu fragen? Sie kann ich immer anmelden, Fräulein Riekchen.“ Und ohne an die Stubenthür zu gehen, brüllte er mit wahrer Donnerſtimme: „Frau Doktor, Trautmanns Riekchen iſt da!“ Dann öffnete er eine Thür, und ein lachendes, noch' recht ſchmuckes Frauenantlitz erſchien in dem Rahmen.

„Immer herein, lieb Riekchen, mein Alter ſieht ſchon wie eitel Sonnenſchein aus!“ Und den Gaſt über die Schwelle ziehend, rief ſie: „So! Und nun den Mantel herunter und die Kapuze. Das war ein geſcheiter Gedanke! Nimmſt doch ein Gläschen Wein? Alter, ich hole von dem Eberbacher, — und nun unterhaltet Euch gut derweil, ich ſeh' es Euch ja an der Naſe an, Ihr habt Heimlichkeiten! — Na, eiferſüchtig bin ich nicht, obgleich ſich's ſchon noch verlohnte!“ rief ſie zurück.

„Plappermühle!“ ſagte lächelnd ein hochgewachſener ältlicher Herr, dem man den Arzt auf den erſten Blick anſah. Und er hatte die Hand ſeines Gaſtes ergriffen und nöthigte Riekchen neben ſich auf das altmodiſche Sofa. „Nun? womit kann ich dienen? Giebt's wieder 'mal Aerger mit Frau Minna? Oder rebelliert das Herz wieder bei Ihnen? Sie ſehen recht blaß aus, Fräulein Riekchen — nicht ſoviel ſitzen, gehen Sie doch mehr ſpazieren —“

„Ich komme nicht um meine Geſundheit, lieber Doktor, ich möcht' einen anderen Rath, möcht' Ihre Vermittlung bei Ihrem Bruder — — nicht wahr, er iſt noch in Florenz?“

„Ja — wenigſtens vor vier Wochen war er noch dort.“

„Ich hätt' eine große Bitte an ihn.“

„Die er Ihnen ſicher gern erfüllen wird.“

„Selbſtverſtändlich ſollen ihm keinerlei pekuniäre Verpflichtungen erwachſen, dafür ſorge ich; ich würde ihn nur bitten, nach Rom zu reiſen, dort eine Frau aufzuſuchen, bei ihr einen Jungen abzuholen und dieſen dann über die Alpen nach Baſel zu geleiten, wo ich ihn in Empfang nehmen will.“

„Herrje! Das klingt ja ganz geheimnißvoll!“

„Es iſt keinerlei Geheimniß dabei,“ ſagte ſie matt lächelnd. „Dieſer Bub' iſt der Sohn eines Jugendfreundes, der vor kurzem ſtarb. In einem Briefe, den er zwei Tage vor ſeinem Tode ſchrieb und den mir ein Kollege von ihm ſeinem Willen gemäß übermittelt hat, bittet er mich, ich ſolle mich ſeines Knaben annehmen und ihn nach Deutſchland holen.“

„Wie heißt das Kind?“

Sie faßte ſich an die Kehle, als würge ſie etwas. „Friedrich Adami,“ kam es ſtockend heraus.

„Ach ſo — Verzeihung, Riekchen, ich kenne den Namen — ich — ich habe ſelbſt einſt —“

„Darunter gelitten“ wollte er ſagen, verſtummte aber und blickte ſtill das edle, reine Geſicht des Mädchens an, das er einſt heiß begehrt hatte und von dem er abgewieſen worden war um jenes Fremden willen.

„Sie wollen ſich alſo des Kindes annehmen?“

„Ja, lieber Doktor!“

„Wie alt iſt es denn?“

„Dreizehn Jahre, ungefähr ſo alt wie der Fritz Roetger.“

„Wiſſen Sie, was Sie ſich damit aufbürden?“

„Vollkommen!“

„So will ich an Oskar ſchreiben. Er dürfte, ſo wie ich ihn kenne, mit Wonne bereit ſein, eine Tour nach Rom zu machen. Ihre Börſe wird er dabei nicht zurückweiſen mögen oder können — weiß der liebe Himmel, Geld iſt auch heute noch trotz ſeiner ſechsunddreißig Jahre das wenigſte bei ihm —“

„Und in Baſel oder Zürich, oder wo er will, nehme ich ihm den Knaben ab.“

„Ich mein', Riekchen, wenn er' ſchon ſo weit iſt, wird er ſich auch gern 'mal wieder die alte Heimath anſchauen, und dazu ſoll ein Zuſchuß von mir ihm verhelfen.“

„Das wär' noch ſchöner! Sie wiſſen, lieber Doktor, ich bin all mein Lebtag nicht aus unſerem Neſte hinausgekommen. Aber hier iſt nun die Adreſſe: Signora Adami, Piazza de' Cappuccini 16.“

„Danke!“ ſagte der alte Herr und ſchrieb ſich die Namen auf.

Die Frau Doktor trat mit Römern und Flaſche herein, als Riekchen ſich ſchon wieder zum Fortgehen anſchickte. „Nichts da!“ rief ſie, „erſt wird getrunken! Soll ich umſonſt in den Keller geſtiegen ſein?“ Und ſie drängte der Eiligen ein Glas auf.

„Nun denn, Fräulein Riekchen, laſſen Sie uns anſtoßen auf alles Glück zu Ihrem menſchenfreundlichen Vorhaben!“ ſagte Doktor Kortum.

„Himmel, was iſt denn los?“ rief die kleine niedliche Frau mit den ſchwarzen blitzenden Augen.

„Sie will ein Kind adoptieren.“

Die Frau Doktor ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Du mein!“ rief ſie, „geh', ſei geſcheit — 's iſt nicht wahr!“

„Doch, Frau! Mach' doch nicht ſo thörichte Augen!“

„Aber die Verantwortlichkeit! Da nähme ich doch lieber ein Mopperl oder ein paar Kanar — —“

„Schweig', Frau, ſie thut ein gutes Werk! Aber — was wird Frau Minna ſagen?“

„Eben will ich es ihr noch mittheilen,“ erwiderte Riekchen etwas verzagt.

„Was die Minna ſagen wird?“ rief Frau Doktor. „Ausſehen wird ſie wie unſer Kater, der Peter, wenn ich ihm die Milchſchüſſel wegnehme — — O du liebe Zeit, ich wär' nicht ſo kühn, ihr das zu vermelden!“

„Es iſt auch ſchwer,“ ſagte leiſe das blaſſe Mädchen und ihre Augen blickten ganz ſtarr. „Lebt wohl; ſie wartet auf mich!“

Nach einer knappen Viertelſtunde war ſie wieder daheim und trat in die Wohnſtube. Frau Minna aß eben einen Bratapfel, Fritz blätterte gelangweilt in ſeinem Briefmarkenalbum.

„Ach wie gut, daß Du kommſt, Tante,“ rief er, „da können wir droben noch das Kapitel vom Lederſtrumpf weiterleſen!“

Sie legte plötzlich die Hand auf ſeinen Kopf. „Fritz, ſieh mich 'mal an — Du erhältſt einen Kameraden ins Haus; ich bekomme Beſuch, langen Beſuch von einem Burſchen in Deinem Alter — freuſt Du Dich?“

„Famos!“ ſchrie der Junge. „Du biſt famos, Tante!“

„Was iſt das für Unſinn?“ fragte Frau Minna.

„Adamis Sohn kommt zu mir ins Haus,“ klärte Riekchen ſie auf, ſcheinbar ruhig, aber ihre Bruſt hob und ſenkte ſich ſtürmiſch.

„Auf Beſuch?“

„Nein — vorläufig — für immer, Minna.“

Die Frau auf dem Sofa hatte ſich verfärbt. „Das heißt — das heißt — daß Du —?“

„Daß ich für ihn ſorgen werde!“

„Daß Du verrückt biſt, heißt's!“ rief Frau Minna. Und als die Schweſter mit einem ruhigen „Gute Nacht!“ allen weiteren Erörterungen aus dem Wege ging, brach die Frau auf dem Sofa in ein nervöſes Lachen aus. „So!“ rief ſie und ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch, „ſo! Nun iſt's vollkommen, nun wiſch' Dir den Mund, Du armer Schlucker, Du!“

„Aber — Mutter —“ wollte der Knabe beruhigen, doch ſie ſtieß ihn zurück, flüchtete in ihr Schlafzimmer, und dort ſtöhnte ſie, als ſei ihr das ſchwerſte Unglück widerfahren, indes der Junge ſich die roſigſten Zukunftsbilder an der Seite ſeines Kameraden ausmalte.

Und Tante Riekchen ſaß droben und las noch einmal einen langen Brief, deſſen zittrige Schriftzüge die Hand eines Schwerleidenden verriethen. — —

„Der Gedanke, daß Du meine Bitte erfüllen wirſt, erleichtert mir das Sterben. Ich bitte mit keinerlei Recht, ich weiß es, aber ich weiß auch, daß Du mich nicht vergeſſen haſt. Zu ſpät erfuhr ich es, daß Dein Vater mir die Unwahrheit ſchrieb, indem er mir mittheilte, daß Du glücklich ſeieſt an der Seite eines anderen.

Es iſt herb geſündigt worden an uns beiden, armes Kind! Doch wir ſind wohl nicht die einzigen in der Welt, denen ſo geſchehen iſt, nicht die einzigen, die erfahren haben, was es heißt, entſagen zu müſſen. — Ich habe einen Sohn, Friederike, ich liebe ihn unbeſchreiblich; ſo lange ich lebe, iſt er geborgen, aber — dann? — Seine Mutter — — ich darf keine Anklage ſchreiben — —. Nimm Dich des Kindes an, gieb ihm etwas Liebe, etwas Sonnenſchein! Gott ſegne es Dir! Er ſoll Dich

ehren wie Dein eigen Kind — gieb ihm Güte und Geduld, gieb ihm Liebe!

Als ich vor langen Jahren den oben erwähnten Brief Deines Vaters erhielt, da ging es mir, wie es ein deutsches Lied ausdrückt: ‚Mir war's, als sei verschwunden die Sonn' am hellen Tag —' Ich könnt' es heute nicht beschreiben, wie ich jene Zeit ertrug. Mein Schaffen, mein Wollen schien gelähmt, gänzlich gelähmt.

Die Tochter meiner Wirthin war es, die mich vor dem Aergsten bewahrte, um — mich noch Aergeres erleben zu lassen. Ich verdiente nichts mehr, ich kam aus den Schenken kaum noch heim, ich verdarb es mit den Familien, die mir zuredeten, mich aufzuraffen; ich war am Rande des Abgrundes angelangt. Die Wirthin, meine nachherige Schwiegermutter, eröffnete mir eines Tages, daß sie mich nicht länger im Hause dulden wolle, dafern ich nicht sofort die rückständige Miethe bezahlte — ich lachte und wies ihr die leeren Taschen. Sie begann darauf in der kreischenden Weise ihres Volkes zu zetern, mit Polizei zu drohen — und ihre Tochter stand blaß und wortlos an der Thür. Als die Alte endlich das Zimmer verließ, riß sie das Mädchen mit sich hinaus, und draußen begann ein Streit zwischen den beiden Frauen, während ich ein paar Sächelchen zusammensuchte, die das Leihhaus noch nicht verschlungen hatte.

Die volle tiefe Stimme des Mädchens blieb endlich Siegerin; es ward still in dem kleinen Hause —

Ach, Friederike, es wird mir schwer, Dir dies zu schreiben, aber ich meine, Du hast ein Recht darauf, zu wissen, wie ich mein Weib gewann. Es war der Abend dieses Tages gekommen, ich hatte just mein letztes Werthstück in der Hand und war im Begriff, dasselbe als einzige Bezahlung der ehrenwerthen Donna Marchi zu geben und dann das Haus auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Da klopfte es leise und Julia huschte in das Zimmer.

‚Signor Federigo,' flüsterte sie, ‚Ihr braucht nicht auszuziehen — behaltet Euer studio, die Mutter läßt es Euch, Ihr werdet kein böses Wort mehr hören.'

‚Wie kommt denn das?' fragte ich gleichgültig; mir war es wirklich einerlei, ob ich ging oder blieb.

‚Ich habe —' sie stockte und sah mich durch die Dämmerung an mit den dunklen Augen, die in Thränen schimmerten. — Sie war ein kleines zierliches Geschöpf, ohne Spur von Farbe in dem gelblich bleichen Antlitz. Ich hatte sie kaum beachtet, wenn sie an ihrem Webstuhl saß und seidene Fäden zu Bändern webte, wie sie es bei einer Muhme in Sorrent gelernt hatte.

‚Was haben Sie denn, Julia?'

‚Ich bezahlte der Mutter —' stieß sie hervor, ‚ich habe mir heimlich gespart von dem, was ich verdiene, aber sie darf es nicht wissen, Signor, sie schlüge mich sonst tot.'

‚Das nehme ich nicht an, Julia,' sagte ich kurz. ‚Du bist ein gutes Kind, doch — das ist unmöglich! Geh', rufe die Mutter!'

Da fiel mir das Mädchen zu Füßen und begann zu weinen, bitterlich und leidenschaftlich, und dazwischen kamen einzelne Worte hervor — ich solle nicht gehen, ich solle sie nicht verlassen, ohne mich wolle sie nicht leben, denn — sie liebe mich. Sie müsse es bekennen, es sei nun einmal so, und sie werde ersticken, wenn sie es nicht hinausschreien dürfe. Und wenn ich gehe, so laufe sie mir nach, und keinen Ton wolle sie sagen, wenn ich sie auch schelten und treten würde. — — Da hob ich sie auf und zog sie an mein Herz und dachte, daß Du mich verlassen habest, und daß dieses arme Kind des Volkes hoch über der Frau stehe, die mir die vielgerühmte deutsche Treue brach. Und nach ein paar Tagen ward sie mein Weib und saß nach wie vor an ihrem Webstuhl, während meine Schwiegermutter für vornehme Herrschaften wusch und ich fleißig genöthigt wurde, ebenfalls zu schaffen, denn die Zeiten seien schlecht und man wolle doch zuweilen Sonntags und Festtags an meinem Arme sich zeigen im Theater oder in einem Café.

Das Elend, das moralische Elend blieb nicht aus. Anfangs, nach der Geburt meines Jungen, kam noch einmal ein Aufleuchten, aber dann — — Ich habe mich, das Kind im Arme, anfangs tapfer gewehrt gegen den Einfluß der Unbildung und Niedrigkeit, ich habe den Knaben vom ersten erwachenden Verständniß an in meinem Atelier, unter meinen Augen gehabt, ich habe gearbeitet, bis mir die Krankheit Pinsel und Palette aus der Hand riß und die überhandnehmende Schwäche es nicht mehr verhindern konnte, daß mein Liebling das dumpfe Krankenzimmer floh und sich auf der Gasse in Gesellschaft umhertrieb, die seiner nicht würdig war. — Meine Frau arbeitete doppelt emsig; die Wiege mit einem zweiten Kinde stand neben ihr. Sie war in dem letzten Jahre viel in meiner Stube, mir zur Qual — Gott helfe mir — denn jedes ihrer Worte war ein Stachel, eine Anklage gegen den jämmerlichen Mann, an den sie ihr Herz gehängt.

Und dann erfuhr ich, daß Du mir treu geblieben bist! Das war das Schwerste, und doch so schön. — Habe Dank, Friederike! — Noch einmal bitte ich Dich, gieb dem Kinde Deine edle Gesinnung, Dein vornehmes Denken, Deine Treue! — Leb' wohl, und verzeihe mir! Ich habe Dich nie vergessen!"

Friederike Trautmann saß noch lange, den Brief in der Hand. Das Licht war heruntergebrannt und erloschen — sie merkte es nicht. Eine nie gekannte peinigende Bitterkeit hatte ihr Herz gepackt.

„O, Ihr!" flüsterte sie und streckte die Hand aus gegen das Bild der Eltern, „hattet Ihr denn das Recht, uns zwei elend zu machen?" Und je mehr sie darüber nachsann, um so größer ward ihre Sehnsucht nach dem Kinde des geliebten Mannes. Alles, alles, was er von ihr verlangte für seinen Sohn, würde sie diesem geben, mehr noch, viel mehr! Wie ein Verschmachtender trinkt, so sog sie die Vorstellung jener Minute ein, in der sie die Arme ausbreiten würde, um dieses Kind ans Herz zu nehmen.

Wollte Gott, es stünde erst neben ihr!

Und der Tag nahte sich; die Zeit war langsam, aber sie war vergangen. Die Vorbereitungen hatten der angehenden Pflegemutter viel heimliche Freuden, die Sticheleien der Schwester, das bekümmerte Aussehen des Neffen, der von der Mutter allmählich überzeugt worden war, daß ihm durch das Erscheinen des „fremden Bengels" bitter unrecht geschehe, viel offenbare Kränkungen gebracht. Aber sie ging doch unbeirrt ihren Weg. Zwei Tage vorher war denn alles in schönster Ordnung, wenigstens im Obergeschoß des alten Hauses, das sein spitzes Giebeldach trug wie eine verhältnißmäßig viel zu hohe Kopfbedeckung, und dessen zahllose Bodenluken verschlafenen Augen glichen. Nun ächzte die alte rostige Wetterfahne im Westwind, der über den Rhein daher brauste, uns in den Straßen des winzigen Städtchens tobte die liebe Jugend in allerhand billigen Verkleidungen einher, denn es war der Rosenmontag, und wenigstens die kleinen Leute wollten ihren festlichen Umzug haben wie die großen dort unten im heiligen Köln und oben im goldenen Mainz.

Fritz Roettger stürmte auch die Treppe hinauf in Tante Rielchens Zimmer, obgleich ihn die Mutter gewarnt hatte, daß besagte Tante ja doch keine Augen mehr für ihn haben würde.

Sie hatte recht gehabt, die Mutter. Tante Rielchen saß stumm und bleich im Sofa, und vor ihr stand der Onkel Doktor mit einem Briefe in der Hand und schien so halbwegs ihre Fassungslosigkeit zu theilen, denn er kratzte sich bedenklich hinter den Ohren. Fritz hörte durch seine schwarze Pferdehaar-Perücke, mittels welcher er sich zu einem „Radidimanfidifallenjungen" umgeschaffen hatte, noch deutlich, wie er sagte: „Ja, das ist nun nicht anders, mein liebes Fräulein Rielchen; bedenken Sie, daß es so das Nächstliegende war. Hier haben Sie das Schreiben. Vorläufig ist nichts daran zu ändern, und später — kann ja dann Rath werden. Gezwungen — — Was stehst Du denn hier und gaffst, dummer Bub'," herrschte er den Knaben an, der mit offenem Munde lauschte. „Lauf 'nunter, ich hör' schon die Musik." Und als der Verdutzte verschwunden war, fuhr der Doktor fort: „Gezwungen werden, das zweite auch noch als Pflegekind anzunehmen, können Sie nicht. Ich bitte Sie, der Adami muß doch hier in Deutschland herum noch Verwandte haben, deren Pflicht und Schuldigkeit es ist, für die Kinder zu sorgen?"

„Keine hat er, lieber Doktor!"

„Na, das wird sich alles finden. Mein Bruder war aber in ganz verwünschter Lage; stellen Sie sich nur vor — wie schreibt er denn?" Und er begann zu lesen:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie es aussah dort in dem kleinen Hause nahe der Kapuzinerkirche. Das verstaubte öde Atelier, mitten darin die Bahre der jungen Frau, die, wie man mir sagte, sich bei der Pflege des schwindsüchtigen Gatten angesteckt hatte, um in unglaublich kurzer Zeit derselben furchtbaren Krankheit zu erliegen; dazu eine alte halb blödsinnige Person, die Mutter der Verstorbenen, die ein wahres Zetergeschrei erhob über die Last, die sie auch noch mit einem Kinde haben müsse, einem ganz abscheulich boshaften Kinde. Den Aeltesten würde sie gleich behalten, wenn ich nur die da mitnehmen wollte, und sie wies nach einer Ecke, in der ein kleines Mädchen hockte, ein armseliges mageres Ding mit großen ausdruckslosen Augen, dem Schelte und Schläge gar nicht mehr weh zu thun schienen, vermuthlich, weil es schon vom ersten Tage an daran gewöhnt worden war.

Ich machte der widerwärtigen Scene ein Ende, indem ich erklärte, beide Kinder mitnehmen zu wollen. Es ist eigenmächtig und leichtsinnig, ich gestehe es, aber das Herz drehte sich mir im Leibe um beim Anblick des kleinen jammervollen Geschöpfes, und ich denke, so völlig wird ja doch Edelsinn und Großmuth noch nicht aus der Welt geschieden sein, daß so ein armes Dingel verkommen müßte. Wäre ich ein anderer, lieber Bruder, ich behielt es selbst — aber so —"

„Behalte ich es," unterbrach die Stimme Riekchens den Lesenden, „es muß auch gehen. Die Freudigkeit zu diesem Schritte wird sich noch finden," setzte sie hinzu, „bis jetzt geschieht es nur unter dem Einfluß der Nothwendigkeit." Und sie drückte dem alten Freunde die Hand, klingelte ihrer Magd und begann mit neuem Rumoren im Hause, just über der Schlafstube der Frau Räthin, die sich gerade das schwarze Häubchen aus Wollspitzen auf den Scheitel setzte. Schwarze Wollspitzen schienen ihr das Praktischste, sie kosteten keine Wäsche und waren haltbar.

„Luischen!" rief sie in die Stube, wo das Mädchen den Ofen schürte, „was ist denn da oben wieder los?"

Und Luischen ging auf Kundschaft und kam mit schreckensbleichem Gesicht zurück. „Um Gotteswillen, Frau Räthin, das Fräulein richtet ein zweites Bettchen auf, ein kleines; vom obersten Boden hat sie's herunterschaffen und neben ihrer Schlafstube aufstellen lassen, und das Käthchen sagt, es kämen nicht eines, sondern zwei Kinder."

„Gott erbarme sich!" rief die entsetzte Frau, „was fällt ihr ein? Unser Haus ist doch keine Kinderbewahranstalt!" Und sie lief spornstreichs die breite Eichentreppe hinauf und trat in die geöffnete Thür eines kleinen einfenstrigen, alkovenartigen Raumes, der dem verstorbenen Vater, dem Justizamtmann, als Aktenkammer gedient hatte. Dort stand jetzt ein schmales Gitterbettchen, darin einst beide Schwestern ihre Kinderträume verträumt hatten und in welches Fräulein Riekchen eben ein Kopfkissen als Deckbettchen legte.

„Na, ich hab's nicht glauben wollen — jetzt seh' ich's," sagte die Frau Räthin tonlos.

„Ich kann's selber schwer glauben," antwortete die Schwester und nahm eine alte Zitzgardine vom Tische, um sie prüfend gegen das Fensterlein zu halten.

„Nun, wenigstens scheinst Du Dich einfacher einrichten zu wollen bei diesem neuen Zuwachs," kam es von den zitternden Lippen der Frau Minna, „oder wird da auch neu tapeziert und gestrichen, und werden zu Dutzenden die theuersten Spielsachen aufgebaut wie drüben bei dem Prinzen?" Und sie deutete mit der Hand nach der gegenüberliegenden Thür, über der ein höchst einfaches, von Tannenzweigen umrahmtes „Gott segne Deinen Eingang!" prangte.

Riekchen antwortete nicht und begann das rothgetüpfelte Stückchen Zeug an ein Gardinenbrett zu heften. Was sollte sie auch sagen? Jedes Wort hätte den Sturm entfesselt, der schon lange in der Luft dieses Hauses lag, und sie wollte Frieden, Frieden um der Kinder willen.

Die erregte Frau bezwang sich endlich angesichts dieser Gelassenheit, sie that nur einen tiefen Seufzer und sagte: „Wüßten's der Vater und die Mutter, im Grabe drehten sie sich um, nicht einmal, sondern zweimal!" Damit ging sie, um sich drunten ihr Schwarzseidenes überzuwerfen, denn sie war zu einem Kaffee gebeten bei Frau Kammerräthin Gerbach, woselbst sich auch die sämmtlichen, möglich und unmöglich aufgeputzten Kinder versammelten, um sich bei Punsch und Kuchen gütlich zu thun. Dort saß sie und erzählte mit gen Himmel gerichteten Augen, daß es doch ein wahres Kreuz um eine alte Jungfer sei. Schrullen habe das Riekchen, höher als ein Haus, aber sie, sie wasche ihre Hände in Unschuld. Drunter und drüber werde es ja gehen. „Na, Ihr werdet sehen, Kinder, denkt an mich!"

Aschermittwoch, und alles übernächtig, traurig und still; die Alten mit Kopfweh, die Kinder mit Magenbeschwerden, und dazu ein ganz abscheulicher Ostwind, der selbst durch die Fensterritzen sein Opfer sucht mit Halsschmerzen und Schnupfen.

Frau Räthin hatte große Wäsche angesetzt; was gingen sie denn die Empfangsfeierlichkeiten da droben an? Der feuchte Dunst der Waschküche fand seinen Weg bis in den großen, mit uralten nachgedunkelten Porträts geschmückten Flur und vermischte sich mit dem Duft des frischgebackenen Kuchens, der von oben aus der neu eingerichteten Küche des Fräuleins herabdrang. Denn die Frau Räthin hatte erklärt, fortan sei es besser, jede Familie führe ihre eigene Wirthschaft.

Die Frau Räthin that sich viel darauf zugute, ihre Meinung „ehrlich" heraus zu sagen. Daß dieser sonst recht lobenswerthe Grundsatz in einer Art Anwendung fand, die verletzend wirken mußte, fühlte sie nicht; bei ihr war Grobheit und Wahrheit gleichbedeutend. Ihr Wahlspruch lautete: „Ich kann mich nicht verstellen. Wem's nicht paßt, wie ich bin, der soll mir vom Leibe bleiben. So ein zimperliches, rücksichtsvolles Gethue, wie es das Riekchen an sich hat, ist mir schrecklich, das ist nicht Fisch noch Vogel, nicht lau und nicht warm, basta!"

„Du gehst in die Wohnstube, dummer Bub', und hast nicht etwa Maulaffen feil, wenn die fremden Kinder kommen!" fuhr sie den Sohn an.

Fritz verzog sein Gesicht, denn er hatte schon die Einladung der Tante, das Mittagsbrot bei ihr zu essen, abschlagen müssen; aber gegen den Willen der Mutter gab es kein Auflehnen. Er begnügte sich, den Lauscherposten am Fenster einzunehmen und so gespannt die Mauerpforte im Auge zu behalten, als stehe er auf dem Anstand.

Droben saß auch jemand am Fenster und wartete.

Es war ein mittelgroßes behagliches Zimmer mit Wandtäfelung und dunklem Balkenwerk. In der Mitte des Raumes unter einer Hängelampe stand ein alter massiver Eichentisch; an der Wand neben dem Ofen aus Backsteinen, um den eine hölzerne Bank lief, hing ein leeres Bücherregal; es sollte sich erst noch füllen. Einige Landkarten, ein paar Bilder, Darstellungen aus der römischen Geschichte, ein Schreibpult und ein Bett vervollständigten die Einrichtung. Der Tisch aber trug eine wahre Weihnachtsbescherung an Spielen, Soldaten, Büchern, alles umkränzt mit Tannenzweigen. Das war das Zimmer, welches der kleine Friedrich Adami bewohnen sollte, und man sah auf den ersten Blick, daß Hoffnung und Liebe es eingerichtet hatten.

Fräulein Riekchens Herz hörte fast auf zu schlagen, als die Glocke drunten gezogen wurde. Die alte Dora, die just zu jener Zeit im Hause gedient hatte, als Riekchen sich von ihrem heimlich Verlobten trennen mußte, und die, nun längst Witwe, auf Bitten des Fräuleins den Posten einer Wirthschafterin in dem vergrößerten Haushalt übernommen hatte, obgleich sie Stein und Bein schwur, sie könne nicht mehr so recht schaffen, — sie lief, so rasch es ihre alten Füße gestatteten, die Treppe hinunter und an die Hausthür, während ihre Herrin dort oben stand wie gelähmt und nur eines sah, einen schlanken blonden Buben, der an der Hand des Doktors über den Hof schritt.

Die Füße zitterten ihr. Wie eine steinalte Frau schleppte sie sich bis zur Stubenthür und hinaus auf den Flur, und dort lehnte sie am Treppengeländer mit vergehendem Athem. „Mein Junge," flüsterte sie in heftiger Bewegung, „mein herziger armer Bub', sei willkommen!" Und sie zog den biegsamen Körper des schlanken Burschen an sich und starrte ihm ins Gesicht, und sie preßte ihre Lippen auf den Blondkopf, und die klaren Tropfen aus ihren Augen rannen auf das krause dicke Haar, dasselbe Haar, wie der Vater es gehabt. „Friedrich heißt Du wie Dein Vater? Und bist Du gern zu mir gekommen? Ich will Dich

Photographie von Ad. Braun u. Cie. in Dornach, Verm. H. Grosser in Leipzig.

Kinder der Flur.

Nach einem Gemälde von A. Delobbe.

lieb haben, Friedrich — Du verſtehſt mich doch, Du ſprichſt doch deutſch?"

Er hatte ſich etwas verlegen aus den Armen der fremden Frau gewunden. „Ja!" ſagte er und ſah an ihr vorüber, „aber Italieniſch iſt ſchöner."

Der Doktor lachte verlegen. „Oskar," rief er zurück, „kommſt Du noch nicht?"

Vom Abſatz der Treppe her war ſchon während einiger Minuten die zuredende Stimme eines Mannes gedrungen. „Ja doch! Ja doch!" rief dieſelbe Stimme jetzt, „der kleine Racker ſitzt hier auf der Treppenſtufe und iſt nicht zu bewegen, weiter zu gehen. — Na, dann komm, Du Eigenſinn," fuhr er fort, „ich will Dich tragen!"

Nun der Schrei eines erſchreckten Kindes, und gleich darauf tauchte an der Biegung der Treppe ein Mann auf mit breitkrämpigem Kalabreſerhut, der ein ſonderbares kleines Weſen in den Armen trug. Es lag darin, wie man etwa ein Wickelkind trägt, den Kopf hintenüber gebeugt, die Augen halb geſchloſſen, einen trotzigen Zug um den Mund und die Fäuſtchen geballt.

„Wo kann denn die Vorſtellung des kleinen Fräuleins erfolgen?" fragte ſcherzend der Bildhauer, Oskar Kortum, der Bruder des Doktors; „es iſt wohl am beſten, ich bringe ſie gleich an Ort und Stelle, ſonſt fängt der ſcheue Vogel auf der Stubenſchwelle noch einmal an, mit den Flügeln zu ſchlagen."

Fräulein Rickchen öffnete die Thür zu des Knaben Zimmer, und dort ſtellte der Künſtler ein kleines Geſchöpf auf zwei winzige Füßchen, ganz drollig anzuſehen; aus einem ſonderbar buntgeſtreiften Tuche, das um die Taille geknüpft war, tauchte ein blaſſes Geſichtchen empor, von einer Fülle dunkler krauſer Haare umgeben. Regungslos ſtand das Perſönchen da, vollſtändig fremdländiſch anzuſchauen; das einzige, was ſich an ihm regte, waren die großen goldenen Ringe in den zierlichen Ohren.

„Geh zu der Dame und gieb ihr die Hand," ſagte der Bildhauer auf Italieniſch. Aber die beiden braunen Hände ſchlangen ſich feſt ineinander, das Mündchen preßte ſich zuſammen und zwei große dunkle Augen ſtreiften ſcheu unter langen Wimpern hervor die ſchlanke Frau, die noch immer den Bruder mit einem Arme umſchlungen hielt.

„Komm doch zu mir, Kleine," forderte Rickchen. Aber ihre Stimme klang anders, als ſie zu dem Bruder geſprochen hatte. „Komm, mein Kind, wie heißt Du denn?"

„Julia," antwortete der Knabe an ihrer Stelle. „Julia, wie die Mama."

„Komm her, Julia!" Rickchen Trautmann ſprach es ungeduldig und befehlend, über ihr Geſicht war jäh eine rothe Flamme hingeſchlagen. Und als das Kind ſtumm zurückwich, riß ſie es zu ſich herüber, und vor ihm niederkniend, hielt ſie es an beiden Schultern und ſah ihm in das ſchmale blaſſe Geſichtchen unter dem wirren Gelock.

„Keine Spur von ihm — fremd, fremd!" ſprach ihr Herz, und jede weiche Regung ſchwand daraus. „Das iſt ihr Kind, das Kind jener, die das Glück beſaß, das doch mir gehörte von Gottes- und Rechtswegen!" Sie fand kein Wort der Liebe für das bebende Geſchöpfchen; faſt heftig ließ ſie es los und richtete ſich empor.

„Dora," ſagte ſie zu der alten Dienerin, „thue Du ihm die warmen Tücher ab und nimm es hinüber in ſein Stübchen." Und wieder wandte ſie ſich zu dem Jungen, der an dem Tiſche ſtand und mit leuchtenden Augen die Schätze betrachtete, die dort für ihn lagen.

„Es iſt Dein, Friedrich — beſchau es Dir, nachher wollen wir eſſen. Ich bitte die Herren —" und ſie ſchritt zur Thür, „treten Sie einſtweilen, bis es zu Tiſche geht, in mein Wohnzimmer und laſſen Sie ſich danken, Herr Oskar Kortum, für den großen Dienſt, den Sie mir erwieſen haben."

Die Brüder hatten raſch einen ſtummen Blick gewechſelt. Der Jüngere ſeufzte. „Die Kleine dauert mich," murmelte er, ſo daß es nur der Aeltere verſtand.

„Warte doch ab!" tröſtete dieſer.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Minna ſchaffwerkte indes unten in der Küche umher; da das Mädchen bei der Wäſche half, bereitete ſie heute das Eſſen. Die Bratendüfte aus dem oberen Stock, wo der Doktor und der „windige" Bildhauer aus Florenz, der die „unnützen Dinger" gebracht, mitſpeiſten, machten ihre Laune nicht beſſer. Als nun gar der Fritz in die Küche ſchaute und fragte, ob er denn wirklich nicht oben eſſen dürfe — Tante Rickchen habe ihn noch einmal einladen laſſen — ward ſie ganz erboſt. „So lauf in Kuckucks Namen!" rief ſie und ſchmetterte einen Deckel ſo heftig auf den brodelnden Fleiſchtopf, daß es wie Janitſcharenmuſik klang. Sie lief dann ins Waſchhaus, und kein Stück war ihr recht gewaſchen; es gab ſcharfen Tadel und bittere Redensarten, und endlich ſetzte ſie ſich in der Küchenſchürze auf den Sorgenſtuhl am Fenſter der Wohnſtube und nahm ſich vor, ihre leibliche Schweſter wegen Verſchwendung und Unzurechnungsfähigkeit unter Kuratel ſtellen zu laſſen.

„Und gleich zwei! Gleich zwei!" murmelte ſie; „das zweite iſt ganz und gar überflüſſig. Eine Sünd' und eine Schand iſt's — erſticken möcht' man darob!"

Und juſt in dieſem Augenblick erſcholl über ihr ein heftiges Kinderſchreien, gellend und boshaft, wie die Räthin meinte; dann die Stimme Rickchens, ſo laut wie ſie in dieſem Hauſe noch nie vernommen worden war, und jetzt unterſchied die Lauſchende auch noch Doras hohes Organ. „Na, das kann ja hübſch werden!" ſprach die Räthin vor ſich hin. „Herr Gott, wenn ich bedenke, was das Rickchen für ein Geſicht machte, wenn mein Bub' einmal ſchrie!" Dann wurde es plötzlich ſtill, aber in die Stube zur Frau Räthin kam das Luiſchen mit aufgeſtreiften Aermeln und naſſer Schürze. „Haben die Frau gehört?" fragte ſie eifrig.

„Jawohl, ich bin nicht taub!"

„Ach Du mein, bin ich erſchrocken! Eh' man ſich da dran gewöhnt! Die Kleine, das Mädchen, ſoll ein ſo böſes Ding ſein, vor Eigenſinn iſt's ganz weggeblieben, ſagt eben das Käthchen von droben, ganz blau iſt's geworden."

„Du ſollſt Dich um Deine Wäſche kümmern!"

„Ich geh' ja ſchon, Frau Räthin, aber ſo etwas hab' ich noch nicht gehört, daß ein Kind wild wird, wenn's etwas Liebes gethan bekommt. Schad' um die neue Puppe, eben hat das Käthchen die Scherben in die Müllgrube gethan."

Frau Räthin ſah zum Fenſter hinaus, und Luiſchen zog ſich zurück; ſie hörte nur noch, wie die Frau die Hände faltete und ſagte. „Großer Gott, was für eine Laſt, was für eine Laſt! Was für ein unnützes Ding!" — —

Fräulein Rickchens trauliche Schlafſtube floh heute der Friede. Sie ging noch um Mitternacht auf und ab, jeder Nerv bebte ihr. Sie nahm den Wachsſtock und ſchlich nach dem Zimmer des Knaben; der ſchlummerte nicht, er lag mit großen offenen Augen und ſtarrte in die neue Umgebung.

„Schlaf, mein Bub'," flüſterte ſie und beugte ſich über ihn und ſtrich ihm die Locken zurück, die ſich genau ſo keck auf die weiße, ſchön geformte Stirn legten wie einſt bei dem Vater.

„Ja, Tante!"

„Gefällt es Dir bei mir?" forſchte ſie zärtlich.

„O ja! — Der Fritz und ich wollen uns morgen Kaninchen kaufen. Er ſagt, wenn ich's möchte, erlaubteſt Du es."

Sie ſchwieg.

„Nicht wahr, Du erlaubſt es?" fragte er und umfaßte mit beiden Armen ihren Hals und zog ſie zu ſich herunter.

Ihr ſchwebte ein „Nein!" auf der Zunge, denn ſie hatte vor kurzem erſt dem Reiſen dieſen Wunſch abgeſchlagen, aber das „Nein!" verwandelte ſich in ein „Ja!" unter der Zärtlichkeit des Knaben. Sie war ſich der Schwäche bewußt und es bangte ihr vor ſich ſelbſt.

„Nun ſchlafe aber auch!"

„Ja, Tante!"

Und dann ging ſie auch an das Lager des kleinen Mädchens. Das Kind lag in dem weißen Bettchen, feſt ſchlummernd, den kleinen Mund herbe heruntergezogen, die Fäuſtchen geſchloſſen. Die alte Dora ſchlief tief in ihren aufgethürmten Kiſſen. Friederike ſtellte das Licht auf ein Tiſchchen und ſtand mit ſchlaff herabhängenden Armen und geſenktem Kopfe vor dieſem Kinde. Welch ein unſeliger Charakter ſteckte in dem zerbrechlichen kleinen Ding! Ihr Herz zitterte noch bei der Erinnerung an die Scene von heute

mittag. Jubelnd hatte der Bub' seine Schätze der Schwester gezeigt und das Mädchen hatte sie mit großen begehrlichen Augen angesehen, ohne sich zu rühren. Und da hatte ihr Riekchen eine Puppe hingehalten, eine sehr häßliche gewöhnliche Puppe, die Räthchen in aller Eile um ein paar Groschen aus dem nächsten Laden geholt, weil man so gar nicht an Mädchenspielzeug gedacht. Die Kleine aber griff nicht zu; sie streckte wie heute früh die Hände auf den Rücken und blickte schier verächtlich von der bunten Karikatur auf das Hänneschentheater, mit dem der Junge sich zu schaffen machte. Da nahm Riekchen ungeduldig die Puppe und drückte sie dem kleinen trotzigen Dinge gewaltsam in die Arme — und nun geschah etwas Unerwartetes. Die Hände des Kindes ergriffen die bunte Bäuerin und schmetterten sie so gewaltsam zur Erde, daß der Porzellankopf in tausend Scherben zersplitterte. Ein sprühender Blick traf die erschrockene Geberin, und das winzige Persönchen wandte ihr mit einer ganz unnachahmlich stolzen Gebärde den Rücken. Riekchen aber quoll ein unbekanntes schreckliches Gefühl heiß zum Herzen; sie faßte das Kind und führte es heftig in das Stübchen, da es schlafen sollte, und dort — wie kam es nur, daß sie so zornig werden konnte? — dort schlug sie die braunen unartigen Händchen, bis ein lautes Schreien begann, ein thränenloses entsetzliches Schreien, das ihr die Ohren gellen machte. Erst Dora hatte die kleine Gestrafte zu beruhigen vermocht.

Sie war zu hart gewesen, Riekchen gestand es sich ehrlich ein und war dennoch nicht imstande, die Hand auszustrecken, um liebkosend dieses schmale Kinderantlitz zu berühren. Und plötzlich sank sie am Bette nieder und klammerte sich weinend an die Gitterstäbchen. „Herr Gott," schluchzte sie, „welch eine Last, welch eine schwere Last hast Du mir auferlegt! Hilf mir — mein Herz wendet sich ab von diesem Kinde, ich kenne mich selbst nicht mehr!"

Und sie weinte, bis die Alte erwachte. „Ja, ja, sie ist 'ne Last, die Kleine da, eine schwere Last, Fräulein — aber, sehen Sie, da hilft nur Güte und Geduld."

Und in diesem Augenblick sprach diese schwere kleine Last im Traume: „Mama mia, mia carissima Mama!" Es klang so süß, so weich, wie wenn ein Vögelchen im Schlafe zwitschert.

Riekchen starrte in das Kindergesicht — es lächelte; wie entzückend sah es aus!

Ja, wenn sie auch so gelächelt hatte — und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie ging rasch hinaus, denn jetzt konnte sie das Kind erst recht nicht sehen.

Eine schwere Last — so dünkte allen dieses federleichte, kleine, seltsame Mädchen, das so unerwünscht und unerwartet ins Haus geschneit war, keinem schwerer als der Pflegemutter, am leichtesten noch der alten Dora. Vor der großen Gestalt der Tante flüchtete das Kind blitzgeschwind in irgend einen Winkel wie jene zierlichen Eidechsen, die sich auf einem Trümmerhaufen im heimathlichen Rom sonnen. Nichts brachte es aus seiner Gleichgültigkeit, Güte nicht und nicht die Strenge. Die Frau Räthin war geradezu entsetzt über das zigeunerhafte Geschöpf, und sie malte es ihren Freundinnen in so grellen Farben, daß diese sich wunderten, eines Tages an der Hand der alten Dora ein ganz menschlich aussehendes Wesen nach der Schule trippeln zu sehen; sie hatten gemeint, es sei mohrenschwarz und habe Wollhaar.

Wunderbarerweise hielt die Kleine in der Klasse aus, ja sie war beinahe schwer zu bewegen, nach Hause zu gehen, obgleich sie in der Schule meist starr auf ihrem Platze saß, die Augen von dem Lehrer nicht verwandte und von den Mitschülerinnen keine Notiz nahm.

Dora hauste mit ihr im kleinen Stübchen, in welchem nur grad' Raum für die zwei Lager, ein Nähtischchen und den Schmollwinkel des Kindes war. Die Alte allein im ganzen Hause verstand es, mit dem „Julchen" umzugehen. Freilich hatte die Kleine stets harte Ohren, wenn sie „Julchen" genannt wurde; sie pflegte bei diesem Anruf regungslos an ihrem Platze zu verharren. Entschloß sich aber die Alte, so schmelzend es ihre rauhe Stimme fertig brachte, „Julia" zu rufen, so gehorchte das Kind sofort.

Am wohlsten schien sich Julia zu fühlen in diesem Winkel, und wenn im Nebenzimmer, Tantes Putzstube, die Töne einer Violine erklangen, dann flog sogar ein Lächeln über das ernste kleine Antlitz und die Hände preßten sich gegeneinander wie im höchsten Entzücken, während sie regungslos an der Thür lauschte.

„Du hast ihn wohl gern, den Fritz?" forschte Dora, wenn sich das Mädchen das feine Näschen an der Fensterscheibe platt drückte und mit ernsten Augen das Spiel der wilden Jungen im Garten verfolgte. Aber eine Antwort bekam sie nicht.

„Hast Du Deinen Bruder recht lieb?" fragte die Alte weiter.

„Nicht so sehr!" antwortete das seltsame Kind.

„Nun, aufrichtig bist Du wenigstens, beinahe so wie die Frau Räthin — daß Gott erbarm'!" Und Dora dachte daran, daß besagte Dame von dem fremden Eindringling nie anders sprach als von „Mamsell Unnütz".

Zuletzt gebrauchten auch die Dienstboten diesen Namen und die beiden Jungen, die sich mächtig angefreundet hatten. Frau Räthin ließ diese Freundschaft zu, denn Riekchen fand ja in ihrer Affenliebe für den blonden Friedrich nicht Maß noch Ziel, war aber doch so gerecht gegen ihren Neffen, daß sie ihn vollauf an allem Guten theilnehmen ließ, das sie dem Pflegesohn gewährte.

Friedrich Adami, oder wie Tante Riekchen ihn nannte, der „Frieder", war allmählich Herr im Hause geworden, nach ihm richtete sich alles; bedurfte es doch nur eines Blickes der blauen Knabenaugen in die der Tante, und sein Wille geschah. Er verlebte eine Jugendzeit wie im Himmel. Riekchen brachte es nicht einmal fertig, ihn zu tadeln für Unarten, für schlechte Schulzeugnisse, für Klagen seitens der Lehrer; sie fand stets eine Entschuldigung für ihn, und das Aeußerste war, daß sie ihn in ihr Zimmer kommen ließ, ihn mit Thränen im Auge bat: „Frieder, versprich mir nur, daß das nie wieder geschieht!" Was er dann auch mit feurigster Bereitwilligkeit gelobte, um es in Zeit von einer halben Stunde zu vergessen.

Im ganzen Städtchen war der Frieder bekannt als einer der ärgsten Rangen. Der Doktor schüttelte betrübt den Kopf, wenn er abends aus dem Gasthaus „Zur Traube" heimkehrte, wo auch die Lehrer des Gymnasiums ihren Schoppen tranken; und oft sagte er zu seiner Frau: „Es ist eben Weibererziehung, was soll daraus werden!"

„Du müßtest doch als Vormund eingreifen," antwortete diese dann ärgerlich. Er aber meinte, das könne und dürfe er nicht, denn noch geschehe ja nichts, was ein Einschreiten seinerseits rechtfertige.

Es war nur ein Glück, daß Tante Riekchen all die einsamen langen Jahre hindurch die Zinsen ihres Vermögens nicht verbraucht hatte und sich nun in der Lage befand, den Herrengelüsten ihres Frieder nachgeben zu können. Der Bube war eitel, er mußte alles geschniegelt und gebügelt haben. Die Räthin nannte es „Afferei", und ihr Fritz bekam trotz allen Jammerns und Bettelns doch immer nur die geflickten Sachen für Alltags; Riekchen aber entschuldigte den Hang des Frieder für Eleganz mit dem Schönheitssinn, den er von seinem Vater, der ein Künstler gewesen, geerbt habe.

Ach, sie liebte ihn ja, den hübschen Buben, liebte ihn, wie nur ein Herz lieben kann, das jahrelang gedürstet hat, so angstvoll zärtlich, so leidenschaftlich blind, daß nichts anderes Platz fand in ihr und um sie als der Sohn des heißbetrauerten, so treu von ihr geliebten Mannes. Es war ihr eine schmerzlich süße Lust, nach Aehnlichkeiten in seinem Gesicht, nach gleichen Gesinnungen, Aeußerungen, Bewegungen zu forschen, und glückselig konnte sie den Knaben in die Arme ziehen, wenn sie etwas gefunden zu haben glaubte. Sie besaß eine kleine Büste seines Vaters; ein Freund desselben, ein junger Bildhauer, hatte sie einst modelliert; sie stand in den langen Jahren der Trennung auf einer Konsole über ihrem Nähtisch als der Einsamen größtes Heiligthum. Es gab Augenblicke, wo der Frieder diesem schönen Kopfe glich, als habe er dazu Modell gestanden — und sie liebte diese Züge, welche ihr Herz so ganz erfüllten, daß sich darin kein Raum mehr fand, die kleine verschlossene und ihrem Bruder so unähnliche „Mamsell Unnütz" zu lieben!

(Fortsetzung folgt.)

Sprechendes Wachs und lebendes Papier.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Edisons neueste Erfindungen.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Als ich im vorigen Winter nach New-York berufen wurde, um die beiden ersten unserer dekorativ ausgestatteten Vorträge der „Urania“ in der dortigen sogenannten „Music-Hall“ einrichten zu helfen, erachtete ich es zunächst nur als eine Pflicht der Form gegenüber Edison, welcher eines der drei einzigen Ehrenmitglieder der „Urania“ ist, ihm meine Ankunft auf amerikanischem Boden anzuzeigen und meine Bereitwilligkeit mitzutheilen, ihm den unserer Anstalt seiner Zeit gemachten Besuch zu erwidern.

Ich glaubte kaum, daß ich in Wirklichkeit Gelegenheit haben würde, den berühmten Erfinder in seinem Laboratorium in Orange begrüßen zu können, da es bekannt ist, wie sehr derselbe geschäftlich in Anspruch genommen ist und Besuche scheut, die in den meisten Fällen nur einer Befriedigung der Neugierde dienen sollen.

In der That liefen, obgleich Edison sofort bereitwillig darauf einging, mich in seinem Laboratorium zu empfangen, nicht weniger als sechs Wochen lang fast täglich Briefe, Telegramme oder telephonische Mittheilungen zwischen Orange und New-York hin und her, ehe der rechte Augenblick zu der Zusammenkunft gefunden war.

Ich hoffe, daß es die Leser der „Gartenlaube“ wohl interessieren wird, wenn ich einiges von den Eindrücken erzähle, welche ich von dem volksthümlichsten Erfinder der Gegenwart empfing, und ganz besonders auch wird es erwünscht sein, etwas Bestimmteres über die neueste Erfindung Edisons, den sogenannten „Kinetographen“, zu hören, über welchen vor einiger Zeit sehr dürftige, meistens entstellte und deshalb mit Recht vielfach verdächtigte Mittheilungen durch die Zeitungen gingen.

Das Wort „Kinetograph“ bedeutet einen die Bewegungen darstellenden Apparat, und seine Aufgabe ist es, nachdem der „Phonograph“ die Sprache und die musikalischen Töne lebendig wiedergegeben hat, nun auch die Bewegungen des Lebens, die sprechende, singende, musizierende Person zugleich dem Auge in allen ihren Bewegungen naturgetreu vorzuführen. Man erlaube mir jedoch, ehe ich im besonderen hierauf eingehe, von dem Erfinder selbst etwas zu erzählen.

Schon als er uns im September 1889 in der „Urania“ besuchte, machte sein ungemein bescheidenes, stilles, einfaches Wesen einen durchaus anderen Eindruck, als man ihn sich wohl aus manchen ungeheuerlichen Reklamen zu bilden geneigt ist, die den Namen Edisons unaufhörlich durch alle Welt posaunen. Es ist nämlich im Publikum wenig oder gar nicht bekannt, daß Edison mit den Hunderten von industriellen Gesellschaften, welche, in der ganzen Welt verbreitet, seinen Namen tragen, persönlich, geschäftlich fast nie irgend etwas zu thun gehabt hat. Edison ist von Finanzkorporationen, in deren Leitung der bekannte Eisenbahnkönig Villard in den letzten Jahren eine hervorragende Rolle spielte, geschäftlich vertreten, das heißt, er verkauft an diese Gesellschaften seine Erfindungen mit der Verpflichtung, alle Verbesserungen und Neuerungen denselben zuerst anzubieten, welche sie eventuell geschäftlich ausbeuten; dafür zahlen sie ihm außer einem bestimmten festen Satze Prozente an Aktien und Bonds. Auf das geschäftliche Verfahren dieser Gesellschaften hat Edison durchaus keinen größeren Einfluß als irgend ein anderer Aktionär. In mehreren Gesellschaften war er ab und zu Vicepräsident oder Direktor (honoris causa). Er hat niemals zu irgend welchen ungeheuerlichen Reklamen die Hand geboten, würde sie aber auch andererseits niemals verhindern können, da die Herren Zeitungsberichterstatter in Amerika Edisons Name gern dazu benutzen, um auf dem Gebiet der Erfindungen aus einer Fliege einen Elefanten zu machen. Edison selbst erfährt es kaum, was über ihn veröffentlicht wird, und wundert sich darüber, wenn man über seine Pläne und Entdeckungen besser als er selbst Bescheid weiß. Eine ergötzliche Geschichte, die sich während seines Besuches in der „Urania“ abspielte, mag dies näher erläutern.

Der Phonograph war aus Tausenden von Zeitungsartikeln bereits weltbekannt, während sich nur wenige Exemplare davon in Europa befanden, da die Edisonkompagnie dieselben noch nicht verkaufte. Oeffentlich waren die Wunderleistungen des zauberhaften Instrumentes damals nur auf der Pariser Ausstellung zu vernehmen und erregten dort begreiflicherweise das allgemeinste Staunen.

In der That giebt es wohl kein anderes von der Hand des Menschen gefertigtes Werk, welches so unmittelbar auf Gemüth und Seele wirkt wie eben der Phonograph. In unserer Sprache, in unserem Gesang liegt ja unsere ganze Seele, und nirgends kommen unsere inneren Bewegungen reiner, unmittelbarer zum Ausdruck als in der Musik, die der neue Phonograph in allen Klangfarben so wunderbar getreu wiedergiebt. Nicht selten habe ich deshalb am Phonographen, wenn ich beispielsweise Gelegenheit hatte, die Stimme fern weilender Angehöriger mit ihrer ganzen unmittelbaren Lebendigkeit wirken zu lassen, Männer mit ihrer Rührung kämpfen sehen, und nun gar Frauenthränen benetzen den Phonographen alltäglich. Es ist etwas Entzückendes und zugleich unheimlich Menschliches in dem Phonographen. Man muß sich zurückhalten, um nicht auf Fragen, die einem von bekannter Stimme aus ihm entgegentönen, sofort zu antworten. Und als ich im letzten Winter eine von mir besprochene phonographische Walze als Brief für meine Frau und meinen fünfjährigen Knaben nach Europa herüberschickte — einen Brief für einen Knaben, der nicht lesen kann, aber ihn doch besser als der Erwachsene alles Geschriebene verstand — da suchte derselbe überall im Zimmer herum und wollte es sich durchaus nicht nehmen lassen, zu glauben, daß der Papa zurückgekehrt sei und sich im Zimmer versteckt habe.

Man entschuldige diese kleine persönliche Abschweifung; ich komme auf den Besuch Edisons in der „Urania“ zurück. In Paris hatte ich wohl die ersten Exemplare des neuen Phonographen kennengelernt, es war aber unter keinen Umständen möglich gewesen, eines davon zu erwerben. Als nun Werner von Siemens, dessen Gast Edison in Berlin war, den Besuch des letzteren uns ankündigte, ließ ich in unserer physikalischen Sammlung recht sichtbar ein damals noch bei uns befindliches Exemplar des alten Phonographen aufstellen, bei welchem bekanntlich die Schwingungen der tonempfindlichen Membran ihre Eindrücke auf Staniol zurücklassen. Dieses Instrument arbeitete noch sehr undeutlich und musikalisch höchst unschön, nur die unverwüstlichen Trompetenklänge, welche hineingeblasen wurden, kamen mit einiger Naturtreue wieder zurück. Die menschliche Sprache war näselnd und unverständlich und machte einen komischen, wenn nicht peinlichen Eindruck.

Als Edison unseren Physiksaal durchwanderte, fiel denn auch sein Auge sehr bald auf dieses veraltete Instrument. Ein halb wehmüthiges, halb verschämtes Lächeln umspielte dabei seine Lippen.

Ich erlaubte mir, ihn ganz naiv zu fragen, ob er das Instrument wohl kenne. Er erwiderte recht kleinlaut, daß er nicht leugnen könne, es selbst konstruiert zu haben.

„Aber,“ setzte er sehr erfreut hinzu, indem er meinte, etwas ganz Neues mitzutheilen, „ich habe jetzt einen besseren Phonographen gemacht,“ und begann nun ganz ausführlich dessen Vorzüge zu erklären, daß nämlich bei dem neuen Phonographen das Staniolblatt durch eine Walze aus einer besonders zubereiteten, ziemlich harten Wachsmasse ersetzt sei, und daß die Eindrücke auf diese nicht mit einem spitzen Stifte, sondern mit einem fast mikroskopisch kleinen, äußerst scharfen, runden Messer eingegraben würden, und daß endlich die Walze statt durch die stets unsichere Hand durch einen eigens dazu hergestellten, sich selbst regulierenden Elektromotor gedreht würde.

Ich unterbrach ihn in diesen Erklärungen mit der seufzend hervorgebrachten Versicherung, das neue Instrument von Paris her wohl zu kennen. Leider hätte ich aber keinen Weg finden können, ein Exemplar desselben für unsere Gesellschaft käuflich zu erwerben.

Diese Erklärung hatte einen unvermutheten Erfolg. Wir hatten ja selbstverständlich nichts anderes erwartet, als daß Edison unsere Bestellung auf einen Phonographen neuester Konstruktion begünstigen werde. Das geschah nicht; dagegen erhielten wir etwa einen Monat später zwei Exemplare als persönliches Geschenk von ihm. Diese selben Exemplare sind noch heute in unausgesetzter Thätigkeit und haben bereits Hunderttausende in unserer Anstalt erfreut.

In New-York erfuhr ich inzwischen, daß der Phonograph

Photogravüre von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.

Strickunterricht.

Nach einem Gemälde von L. Blume-Siebert.

Digitized by Google

demnächst zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise in den Handel kommen solle, wenn ich nicht irre, für 200 Mark. Sollte sich dies bewahrheiten, so würde der Phonograph zweifellos sehr bald überall hin den Weg finden.

Neben dem bisherigen sehr hohen Preise war allerdings auch die Empfindlichkeit des Instrumentes ein Hemmniß für dessen allgemeinere Verbreitung. Es wird auch voraussichtlich späterhin für die Aufnahme von Stimmen, Deklamationen, Musikaufführungen ꝛc. ein besonders darauf eingeübter Techniker nöthig bleiben, und es wäre besser, wenn dies von den leitenden Geschäftskreisen unumwunden zugestanden würde. Es wird sich dann ein Verhältniß herausbilden wie das des Photographen zum Photographien sammelnden Publikum. Photographieren kann eben auch in unserer Zeit der Liebhaberphotographen noch nicht jedermann, aber jeder schafft sich in Photographien eine Familiengalerie, eine Sammlung der schönsten Orte, welche er besucht hat oder an welche sich angenehme Erinnerungen für ihn knüpfen. So kann es auch späterhin mit den phonographischen Aufnahmen werden. Man wird sich neben den Bildnissen seiner Angehörigen ihre Stimmen aufbewahren, und wie man die körperliche Entwicklung seines Kindes durch die Jahre in den aufbewahrten Photographien verfolgt, so kann man auch die Stufenleiter der Entwicklung seiner sprachlichen und der damit unzertrennlich verbundenen geistigen Fähigkeiten festlegen. Und ebenso treu bewahrt das phonographische Archiv die Stimmen unserer verstorbenen Lieben. Auch mag man neben den Photographien von Künstlern, die uns einmal durch ihren deklamatorischen oder musikalischen Vortrag entzückten, die schönsten Stellen dieser Vorträge zu jederzeitiger Wiederholung bereit haben. Da nämlich Edison ein Verfahren erfunden hat, phonographische Originalwalzen beliebig zu vervielfältigen, so wird man Vorträge der berühmtesten Künstler wie beispielsweise der Patti, welche sich jede Note mit Gold aufwiegen läßt, für einen sehr geringen Preis käuflich erlangen können.

Ich stellte vorhin die phonographische Walze mit der Photographie in Parallele. Aber der Vergleich hinkt wie jeder. Die Photographie ist und bleibt etwas Todes, Starres und trotz ihrer Naturwahrheit dennoch stets Befremdendes. Der Phonograph aber ist voller Lebenswahrheit, es ist etwas wie eine Seele in ihm, es kommt eben ein lebendiger Hauch aus ihm hervor, Schwingungen, die unser Herz wiederbewegen.

Wenn man auch der Photographie dieses Leben einhauchen könnte! Dieser Gedanke war es, den Edison bei seiner neuesten Erfindung verfolgte.

Sein Kinetograph stellt die handelnden, singenden, sprechenden, musizierenden Personen in allen ihren Bewegungen mit vollkommener Naturtreue dar, und auch dieser Apparat kann zu beliebiger Zeit in Thätigkeit gesetzt werden, man kann zu jeder Zeit die Gestalt einer lieben Person sich lebend, sprechend wieder vor die Seele zaubern.

Die Erfindung ist nicht unbedingt neu. Die erste Annäherung daran finden wir in einem schon seit sehr langer Zeit bekannten Kinderspielzeug, dem sogenannten „Stroboskop“. Die einzelnen Phasen der Bewegung werden darin nebeneinander gestellt und durch einen in schneller Drehung vorüberziehenden schmalen Spalt nacheinander uns vor Augen gebracht. Die Bilder legen sich dann im Auge übereinander und bringen den Eindruck eines einzigen sich bewegenden Bildes hervor.

Seit die Photographie imstande ist, Augenblicksaufnahmen zu machen, ist das immerhin überraschende Instrument wesentlich vervollkommnet worden. Man sieht darin heute Pferde über Hindernisse springen oder andere Thiere in verschiedenen Gangarten an uns vorüberziehen, auch wohl ein Paar im Tanze sich umeinander drehen, oder andere periodisch wiederkehrende Bewegungen.

Der amerikanische Momentphotograph Muybridge hat ferner eine Vorrichtung erfunden, durch welche diese Bewegungen lebensgroß auf eine weiße Wand geworfen werden können. Er ließ vor einem Jahre in der „Urania“ Pferde an der Leinwand vorüber galoppieren; aber es waren immer nur die Silhouetten derselben.

Weiter brachte es in dieser Beziehung unser vortrefflicher Momentphotograph Ottomar Anschütz in seinem „Schnellseher“. Die Bilder erscheinen in demselben sehr klar in allen ihren Einzelzügen, aber auch er konnte nicht über eine ganz einfache, periodisch wiederkehrende Bewegung hinausgehen. Alle diese Bilder werden durch eine Batterie von gewöhnlich 12—24 photographischen Apparaten hergestellt, von denen jeder einen Bruchtheil einer Sekunde später als der vorhergehende eine Augenblicksaufnahme des betreffenden bewegten Gegenstandes macht. Die Glasplatten werden nun in dem Schnellseher in derselben Schnelligkeit nacheinander vor unseren Augen vorbei geführt und dabei jede nur einen Augenblick lang durch das Aufblitzen einer sogenannten „Geißlerschen Röhre“ beleuchtet. Leider ist das Licht der letzteren nicht sehr stark, kann aber wegen der Besonderheit des Anschützschen Apparates durch eine andere Lichtquelle nicht ersetzt werden.

Kurz und gut, es traten von allen Seiten Schwierigkeiten auf, die Bewegungen von Menschen und Thieren in ihrer Lebenswahrheit getreu wiederzugeben. Die Versuchsapparate, welche bis jetzt hergestellt wurden, können deswegen etwa mit jenem ersten unvollkommenen Phonographen verglichen werden, welcher nur eine sehr getrübte Wiedergabe der Stimme oder der musikalischen Laute gestattete.

Edison hat nun in seinem Kinetographen auch zu jenem Zwecke den vollkommeneren Apparat gefunden. Er brach zu diesem Ende zunächst mit dem Prinzip der kreisenden Scheiben oder Trommeln und erzeugte auf einem unausgesetzt in nur einem einzigen photographischen Apparat mit großer Geschwindigkeit vorüberziehenden lichtempfindlichen Streifen nacheinander in jeder Sekunde etwa 40 Bilder des sich bewegenden Körpers; und zwar vermag er dieses Verfahren solange fortzusetzen, als es beliebt wird. Die Wiedervereinigung der Bilder zu einer „lebenden“ Photographie geschieht in einem kleinen Apparat, der nicht mehr Raum einnimmt als eine der verschiedenen automatischen Verkaufsstellen, die man überall antrifft, und Edison gedenkt in der That, diese Apparate als Automaten in den Handel zu bringen, wie es Anschütz mit seinem „Schnellseher“ bereits gethan hat. Der Streifen zieht in dem Edisonschen Apparat mit der ursprünglichen Geschwindigkeit, welche bei der Aufnahme erforderlich war, vor einer dauernd brennenden Glühlampe vorüber.

Edison zeigte mir in dem einzigen derartigen Apparat, welcher bis dahin bestand, folgende Handlung: drei Schmiedegesellen bearbeiteten mit schweren Hämmern eine Eisenstange auf dem Ambos, welche der eine von ihnen gelegentlich umwendete oder aufhob. Nachdem das Eisen einen gewissen Bruchtheil einer Minute lang bearbeitet war, stellten die Arbeiter ihre Hämmer zur Erde, machten einige Schritte bis zu einem nahen Tische, auf welchem drei Gläser Bier standen; sie tranken dieses Bier aus, wischten sich den Mund, nahmen ihre Hämmer wieder zur Hand und arbeiteten weiter.

Diese ganze Handlung verfolgte man mit der größten Schärfe und Naturtreue in den transparenten Photographien, welche in wunderbarer Weise eben wirklich zu leben schienen. Alle Bewegungen der Kleider oder irgend andere Einzelheiten, die man in der Wirklichkeit an dieser Gruppe aus einer Entfernung von vielleicht 5 Metern hätte beobachten können, sah man auch hier.

Edison hat bereits eine beträchtliche Anzahl ähnlicher Bilderreihen aufgenommen. Jedoch scheint die Umwechslung einige Schwierigkeiten zu bereiten, weshalb er mir nur diese eine zeigen konnte.

Als ich ihm meine Verwunderung über die Einfachheit des Apparates aussprach, lächelte er und sagte, daß der Aufnahmeapparat, welchen er mir leider nicht zeigen könne, allerdings durchaus nicht einfach sei, und daß die mit ihm bewirkte Aufnahme einer Handlung, welche eine Dauer von fünf Minuten habe, vorläufig noch so etwas wie 20 000 Mark Auslagen verursache. Alles das werde aber einmal später viel billiger herzustellen sein.

An sich liegen also heute keinerlei Schwierigkeiten mehr vor, jene Zukunftsphantasien zu verwirklichen, welche beispielsweise Pleßner in seiner Schrift „Ein Blick auf die großen Erfindungen des zwanzigsten Jahrhunderts“ wagte. Große geschichtliche Vorgänge, wie den Einzug siegreicher Truppen in die Hauptstadt, an der Spitze den Kaiser und die Feldherren mit blitzenden Waffen und über ihnen in der Luft die fliegenden Lorbeerkränze, welche ihnen die jubelnde Menge entgegenwirft, dazu diesen Jubel selbst und die schmetternden Siegesfanfaren, alles, das ganze ergreifende Bild des großen Augenblicks wird man lebendig für alle Zeiten festzuhalten imstande sein, so daß man nach Jahrzehnten, ja nach Jahrhunderten vielleicht, wenn jener Herrscher selbst mit allen

seinen siegreichen Truppen und seinem Volke, das ihm entgegenjauchzte, vom Allbezwinger Tod überwunden ist, ihn dennoch lebendig, wie er war in jener denkwürdigen Stunde, jeder Zeit vor sich sehen und den Jubel hören kann, den das beglückte Volk den Siegern einst entgegenbrachte.

Was werden die Geschichtschreiber kommender Jahrhunderte noch zu thun haben, wenn alles lebendig, sichtbar und hörbar bleibt, was einst Wichtiges in der Welt geschah? Dies hat die Technik unseres Jahrhunderts möglich gemacht. Welche Wunder wird uns das zwanzigste bringen?

Eine Gigerlfamilie des 16. Jahrhunderts.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hans Wösch.

Man ist allgemein der Ansicht, daß in der „guten alten Zeit" die Leute mit dem Anschaffen neuer Kleidungsstücke nicht so schnell bei der Hand gewesen seien wie heutzutage, daß sich vielmehr „Anno dazumal" die aus schlichten aber guten Stoffen gefertigten Kleider vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbt hätten. Dies mag bei den weniger Wohlhabenden allerdings der Fall gewesen sein. Aber unter den Reicheren gab es manche, die sich in dieser Beziehung keinerlei Zwang anthaten und einen solch merkwürdigen Kleiderluxus entfalteten, daß sie hinter unseren neuzeitlichen Kleiderfexen, genannt „Gigerln", nicht im mindesten zurückstehen, vielmehr manchen derselben übertreffen dürften. Zwei Trachtenbücher im Herzogl. Museum zu Braunschweig geben Kunde von einer Familie, in welcher diese Kleidernarretei sogar erblich war.

Der einem angesehenen und wohlhabenden Augsburger Geschlecht entstammende Matthäus Schwarz kam nämlich 1520, als er 23 Jahre alt war, auf den eines Gigerl würdigen Einfall, sich eine Biographie seiner werthen Persönlichkeit in der Form anzulegen, daß er sich in allen Kleidertrachten abkonterfeien ließ, die er je getragen. Und zwar ging Schwarz mit der den Deutschen eigenthümlichen Gründlichkeit zu Werke, indem er schon die Windeln, welche das Wiegenkind einhüllten, für darstellungswürdig erachtete. Recht seltsam ist die folgende Tracht: er ist als Zweijähriger in Tücher eingewickelt, da man ihn für tot hielt und ihn begraben wollte. Aus den ferneren Blättern, die ihn als Knaben darstellen, sieht man, daß er ein wilder Junge wurde, der nicht recht gut that. Er kam mit sieben Jahren zu Kunz von der Rosen, Kaiser Maximilians lustigem Rathe. „Der zog," schreibt er, „nichts gutz (nichts Gutes) aus mir." Eben deshalb schickte ihn sein Vater zu einem Geistlichen nach Heidenheim, wobei man ihn unterwegs auf dem Wagen festbinden mußte, um seinen Fluchtversuchen ein Ende zu machen. Die strenge Zucht war natürlich nicht nach seinem Geschmack; er entlief dem Pfarrherrn, nachdem er in dessen Garten alle Krautköpfe abgeschlagen hatte. Auf dem Wege nach Augsburg suchte er sich sein Brot durch Singen zu verdienen und half den Hirten die Kühe hüten. Wieder im Vaterhaus, faßte der „böse Strick" die Absicht, ein — Mönch zu werden. In Bild und Wort sind immer die Kleidungen beschrieben, welche Matthäus Schwarz bei allen diesen verschiedenen Gelegenheiten trug.

Mit vierzehn Jahren kam er in seines Vaters Geschäft und dort scheint er gut gethan und sich brauchbar erwiesen zu haben, denn er durfte schon im nächsten Jahre in Geschäftsangelegenheiten nach Lindau reiten, 1515 sogar nach Mailand.

Diese Reisen, die fremden Trachten, die er dabei sah und sich sofort ebenfalls anfertigen ließ, erweckten in ihm den Sinn für die Kleidernarretei, denn bei dem Jahre 1514 bemerkt er, daß er anfing, seine Kleider aufzuzeichnen; was er aus früheren Jahren darstellen ließ, that er aus dem Gedächtniß.

Der Aufenthalt in Mailand bot ihm zum ersten Male so recht Gelegenheit, seiner Kleiderliebhaberei die Zügel schießen zu lassen. Im Juli 1515 ließ er sich dort einen sehr bunten Anzug machen, der ihm aber im Oktober schon nicht mehr genügte. Die Mailänder, deren Land damals von König Franz I. von Frankreich erobert worden war, liebten es, in französische Tracht sich zu kleiden. Als „guter Deutscher" äffte unser Matthäus diese Mode natürlich sofort nach; er bestellte sich einen blau- und gelbgestreiften Anzug, der mit goldenen in das Blau gestickten französischen Lilien geschmückt war. Der Farbe der Kleidung entsprechend, trug er einen blauen Hut mit breiter gelber Feder. Auch noch einen braunen Anzug verschaffte sich Schwarz, der aber auch goldene Lilien auf blauen Aermelstreifen zeigte. Dieser Anzug ward ihm am 4. April 1516 von einem Gascogner gestohlen, weshalb er sich einen anderen Anzug in wälschem Geschmack fertigen ließ. Als er in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurückkehrte, trat er in den Dienst des Herrn Jakob Fugger, in welchem er Zeit seines Lebens verblieb. Er ward zu einer in Modesangelegenheiten tonangebenden Persönlichkeit in Augsburg, zu einem hervorragenden Genossen der jungen Lebewelt.

Im Frühjahrsanzug. Der Fünfzigjährige Zur Schlittenpartie. Zum Empfang des Erzherzogs Ferdinand.

Matthäus Schwarz in verschiedenen Trachten seines Lebens.

Am 28. November 1519 starb sein Vater, den er sieben Monate lang und zwar in vier verschiedenen Trauerkleidungen mit verschiedenen Abstufungen betrauerte. Es scheint, daß er sich zu Lebzeiten seines Vaters noch etwas Zwang bezüglich seiner Kleiderliebhaberei angethan hat; denn gerade nach Ablauf der Trauerzeit fröhnt er derselben in üppigster Weise. Im Jahre 1521 verschaffte er sich sieben neue Kleidungen, darunter eine besondere zum Schlittenfahren, eine für die Einholung des Erzherzogs Ferdinand, eine für die Hochzeit dieses Fürsten in Linz, der er anwohnte, und eine schwarze, weil damals die Pest in Augsburg hauste. Sie muß jedoch nicht sehr lange geherrscht haben, weil Schwarz am 20. Februar 1522 schon wieder Schlitten fuhr, natürlich wieder in einem neuen Anzug, da er sich bei jeder Schlittenpartie neu kleidete. Außer dieser Kleidung schaffte er sich in demselben Jahre noch fünf weitere an. Diese Anzüge waren aber durchaus nicht einfacher, sondern meist kostbarer und prächtiger Art; man sieht, daß ihr Träger etwas Absonderliches haben und die Augen der Leute auf sich ziehen wollte. Im März 1523 ließ er sich drei Kleidungen gleich auf einmal machen. Das Wamms der dritten hatte nicht weniger als 4800 Schlitze, aus welchen andere Stoffe hervorschauten.

Im Jahre 1524 ging Schwarz mehrmals auf Hochzeiten, allemal in einem neuen Kleide; er brachte es in diesem Jahre wieder auf sieben Anzüge — was muß dieser Herr Schwarz für einen großen Kleiderschrank und für einen großen Geldbeutel gehabt haben!

Wohl eine besondere Erfindung unseres Schwarz war ein Rock zum Umwenden, den man auf beiden Seiten tragen konnte und den er während des Bauernkrieges — 1525 — viel gebrauchte. Am 20. September 1526 ließ er sich vier Paar Hosen auf einmal machen, im Februar 1530 vier vollständige Kleidungen. Im Jahre 1538 verlobte sich Schwarz mit einer Mongoltin aus Schw. Gmünd; er hat dem lustigen Junggesellenleben nun unaern Valet gesagt, denn als Bräutigam läßt er sich von der Rückseite, sich hinter den Ohren kratzend, abmalen und schreibt unter das Bild: „Als ich mich

Digitized by Google

unterstondt, ein Weib zu nehmen." Natürlich finden wir auch die Tracht abgebildet, in welcher er in die Kirche zur Trauung ging. Mit dem zunehmenden Alter stellten sich Gicht und andere Krankheiten ein, so daß Schwarz die Lust an den Kleidern verlor und sich z. B. in den sieben Jahren von 1554 bis 1560 nur einen einzigen Anzug anschaffte, der auf der 137. und letzten Figur seines Trachtenbuches vorgeführt wird. Matthäus Schwarz ist wahrscheinlich nicht lange nach dem letzteren Jahre gestorben.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." Matthäus' Sohn, Veit Konrad, hatte die Liebhaberei seines Vaters für Kleider geerbt und legte sich, da er sah, daß die Welt „je länger je närrischer" in seltsamen Kleidermoden war, ebenfalls eine solche Selbstbiographie in Kleidertrachten an, in die er aber nur die „fürnembsten", hübschesten und buntesten malen ließ. Auch Veit Konrad fängt von Kindesbeinen an; wir sehen ihn im Laufstühlchen, auf dem Steckenpferd ꝛc. Er war ebenfalls ein böser Junge, denn er berichtet selbst, daß er aller Bosheit voll war und mit Vorliebe das that, was die Leute verdroß. Natürlich fehlte es da auch nicht an entsprechender Strafe, deren Andenken malerisch zu verewigen Veit Konrad sich nicht scheute.

Veit Conrad Schwarz lernt fechten.

Dann sieht man, wie er in die Schule geschleppt wird und sich mit allen möglichen Spielen, ganz ähnlich denjenigen der heutigen Jugend, ergötzt. Mit 13 Jahren nahm ihn sein Vater in die Schreibstube der Fugger und mit 14 — 1555 — kam er nach Verona, um die italienische Sprache zu lernen. Im Juni 1555 besuchte er in einem rothen Kleide seinen Bruder zu Venedig; zu Weihnachten aber ließ er sich den Damen seines Veroneser Geschäftsherrn zuliebe einen weißen Anzug machen, denn sie sagten, „weiß stüend jungen Gesellen am besten". Der Tochter seines Herrn, Honesta, hatte er's angethan. Sein älterer Bruder, der von Venedig aus den Besuch erwiderte, fand, daß sie „um ihn buhlte". „Das Schaaf was aber so einfältig, daß ers nit verstund." Später scheint er's aber doch verstanden zu haben, denn als es zum Abschied kam, gab es auf beiden Seiten bittere Thränen, der ganze Kerl war aber damals noch nicht 15 Jahre alt!

Veit Konrad im Maskenanzug.

Es ist nicht möglich, alle die Kleidungen und Beschäftigungen zu erzählen, von den Thorheiten zu berichten, die in dem Buche wörtlich und besonders bildlich beschrieben sind; dem Leser wird es genügen, zu erfahren, daß es der Sohn nach seiner Rückkehr nach Augsburg gerade so machte wie seiner Zeit der Vater, daß er das Leben in vollen Zügen genoß, aber nie vergaß, zu melden, in welcher Kleidung er das gethan und was diese gekostet habe; ja sogar den Bekleidungskünstler, der die „schönen" Werke geschaffen, nannte er nicht selten. Wenn nun auch ein gesunder Mensch an diesen Narreteien keine Freude haben kann, so muß doch jeder, der sich für deutsche Kulturgeschichte, im besonderen für die Geschichte der Trachten und der Mode interessiert, den beiden Schwarz sehr dankbar sein, daß sie durch die Anlage ihrer beiden Werke ein so hochwichtiges Quellenmaterial zum Studium des Trachtenwesens der Nachwelt überliefert haben. Schade ist es nur, daß sie dies nicht mit den Kleidern selbst gethan haben; dieselben würden heute ein höchst lehrreiches und werthvolles Museum, das nicht seinesgleichen hätte, bilden.

So ausdauernd wie der Vater hat aber der Sohn seine Aufschreibungen nicht fortgesetzt, denn bei dem letzten Bilde, das ihn darstellt, zählte er erst 19 Jahre 4½ Monate. Was ihn bewog, diese Aufzeichnungen abzubrechen, verschweigt er uns leider; nicht unmöglich wäre es, daß der unsinnige Aufwand, den er gemacht hatte und den sich heutzutage kaum ein junger Mann in seinem Alter gestatten wird — er trug Kleider, die nebst Schwert und Schmuck bis zu 290 Gulden, nach damaligem Geldwerth eine bedeutende Summe, kosteten — seinen Vater veranlaßt hat, ein Machtwort zu sprechen und den übergroßen Ausgaben einen Riegel vorzuschieben. Schwarzseher, welche in der heutigen Welt nur Verderbniß, Genußsucht und Verschwendung sehen, mögen diesen Mittheilungen entnehmen, daß es vor 300 bis 400 Jahren nicht um ein Haar anders gewesen ist, und die Bemerkung, „daß die Welt je länger je närrischer wird, und noch kein Aufhören mit den neuen seltsamen Gebräuchen der Kleidungen bis dato ist", gehört nicht, wie man vielleicht annehmen möchte, der Neuzeit an, sondern ist von Veit Konrad Schwarz bereits im Jahre 1561 geschrieben worden.

Veit Konrad, 18 Jahre alt.

Die Toten von Hawara.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. **Heinrich Brugsch.**

Als im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung der römische Schriftsteller Plinius Secundus der Aeltere sein bekanntes encyklopädisches Werk unter dem Titel „Naturgeschichte" niederschrieb, beklagte er bitter den zu seiner Zeit eingetretenen Verfall der Porträtmalerei.

Früher hätten Könige und Völker danach getrachtet, ihre berühmten Männer durch gemalte Bildnisse zu verherrlichen, um ihre Züge der Nachwelt zu überliefern, jetzt, d. h. zu seiner Zeit, habe der herrschende Luxus die alte gute Sitte verdrängt. Niemand denke mehr daran, ausgezeichnete Männer oder Mitglieder der eigenen Familie von einem lebenden Künstler porträtieren zu lassen, um das Andenken an dieselben auch nach ihrem Tode im Bilde zu erhalten. Man lege zwar Privatsammlungen alter Gemälde bekannter und unbekannter Personen an, doch lediglich nur zu dem Zwecke, um mit dem Kunstwerth und den dafür gezahlten Preisen zu prahlen. Wie ganz anders sei es doch vordem gewesen! Man habe dafür Sorge getragen, im eigenen Hause die Porträtbilder der Familienmitglieder malen zu lassen, dieselben von Geschlecht zu Geschlecht den Nachkommen zu überliefern und die herkömmliche Sitte zu beobachten, bei Begräbnissen nicht nur die Ueberlebenden, sondern auch die Bilder der Vorfahren einer Familienleiche folgen zu

lassen. Davon sei, wie gesagt, zu seiner Zeit keine Rede mehr, denn man ziehe es vor, das Haus mit Bildwerken ausländischer Größen in Gold, Silber und Erz zu schmücken, die Wände aus Marmor oder Granit herzustellen und das Gestein mit eingelegter mußivischer Arbeit zu verzieren.

Zu Plinius' Zeiten war also das Porträtieren, wenigstens in Rom und Italien, aus der Mode gekommen, und nur wenigen lag es am Herzen, die alte Sitte zu wahren und die feiernden Künstler zu beschäftigen, und wo dies noch geschah, spielte gewöhnlich der Hochmuth seine Rolle, wie es beispielsweise dem berüchtigten Kaiser Nero einmal beliebte, sich in ganzer Gestalt und in einer Höhe von 120 Fuß auf Leinwand malen zu lassen, etwas bis dahin vollständig Unbekanntes, da man die Bilder sonst nur auf Holz zu malen pflegte.

Demselben Plinius verdanken wir sehr ausführliche, wenn auch bisweilen ziemlich unkritische Nachrichten über die Geschichte der ältesten Malerei, deren Anfänge er bis in das 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufrückt. Nach seinen Ausführungen bediente man sich damals nur einer Farbe bei den Malereien, und erst später sah man sich nach Mitteln um, die Zeichnungen mit mehreren Farben auszufüllen. Der berühmteste Maler des Alterthums, Apelles, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, wandte bereits vier Farben (Weiß, Gelb, Roth und Schwarz) an, um seine herrlichen Werke zu schaffen, die an vortrefflicher Zeichnung, Perspektive, richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, Durchgeistigung und Anmuth den Preis davontrugen und als unerreichte Muster für die Zeitgenossen und alle nachfolgenden Künstler gepriesen wurden.

Zwei Mumienporträts aus Hawara.

Als Malstoffe benutzten die Alten die sogenannten Wachsfarben, d. h. mit Wachs oder außerdem mit einem Zusatz von Oel verbundene Farbstoffe hauptsächlich aus dem Pflanzen- und Mineralreich. Die von Plinius und anderen Schriftstellern überlieferte und als „enkaustisch" bezeichnete, d. h. auf dem Wege des Einbrennens verfahrende Manier bei der Uebertragung der Farbstoffe auf eine Holztafel, wobei ein heiß gemachter Metallstichel seine Dienste leistete, bedarf immer noch einer genaueren Erklärung. Daneben machte man von der sogenannten Temperamanier einen häufigen Gebrauch; in diesem Falle übertrug der Pinsel die Farbe auf den eigentlichen Malstoff.

Leider haben uns erhaltene Reste aus den Zeiten des Alterthums nur wenige Proben der antiken Malerei geliefert. Mit Ausnahme der Wandmalereien in den verschütteten Städten Pompeji und Herculanum, auch an einzelnen anderen Stellen wie z. B. in Rom, ist bis jetzt so gut wie nichts ans Tageslicht getreten.

Um so überraschender wirkte vor mehreren Jahren die Kunde, daß fern von Griechenland und Italien, und zwar auf ägyptischem Boden, eine Reihe von beinahe hundert Porträtbildern antiken Ursprunges entdeckt worden sei. Arabische Ausgräber hatten an einer einsamen Stelle der Wüste, welche in Gestalt eines Höhenzuges, nördlich vom Josephskanal, zwischen Mittelägypten und der Provinz des Fayum den Kulturboden unterbricht, eine Todtenstadt in der Nähe des Dorfes El Rubaijat entdeckt; dort lagen die Bilder theils frei unter einer dünnen Sandschicht, theils auf den einbalsamierten und in ihren Särgen ruhenden Leichen selber. Durch Vermittlung eines mir befreundeten Beduinenscheichs ging die Sammlung durch Ankauf in den Besitz eines Wiener Kaufmannes, des Herrn Theodor Graf, über, der es sich angelegen sein ließ, die merkwürdigen Funde in den Hauptstädten Europas öffentlich auszustellen und durch photographische Aufnahme derselben für eine möglichst weite Verbreitung der Bilder zu sorgen.

Die Porträts von Männern, Weibern und Kindern, welche etwa vor 2000 Jahren im Lichte der Sonne auf ägyptischer Erde gewandelt hatten, traten in den lebendigsten Farben und in wohlgelungenster Ausführung den Blicken der modernen Beschauer gegenüber und gaben den reichsten Stoff zu zahlreichen Besprechungen und Betrachtungen in den öffentlichen Blättern. Sie überraschten nicht nur durch ihre vollständige Erhaltung, die sogar manchen Zweifeln in Bezug auf moderne Uebermalung und Restaurationen begegnete, sondern noch vielmehr durch die gewonnene Ueberzeugung, daß die Menschen von damals gerade so aussahen wie das heutige Geschlecht. Man konnte sich in der That nur schwer des Eindruckes erwehren, daß die Bilder nicht unter den Händen antiker Künstler entstanden seien. Die genauesten Prüfungen ergaben indes den alten Ursprung sämmtlicher ausgestellten Porträtbilder, und die Kritik mußte sich vor der unbestreitbaren Thatsache beugen, daß für die Geschichte der Malerei im Alterthum ein kostbares Material gefunden war.

Die Köpfe waren in Vorderansicht auf dünnen Holztafeln in Lebensgröße gemalt, das Kolorit ließ alle uns bekannten Farbentöne erkennen, die Zeichnung war dabei vortrefflich, der Ausdruck meist voller Lebenswärme und Charakter. Selbst die Bekleidung, soweit diese unterhalb der Halsgegend hervortrat, sammt den Schmuckgegenständen weiblicher Personen, Ohrringen und Halsketten, erinnerte durchaus nicht an unsere landläufigen Vorstellungen vom Antiken. Im Gegentheil riefen sie das einfach Bürgerliche in unserer eigenen Zeit ins Gedächtniß zurück, und man legte sich unwillkürlich die Frage vor, ob seit der Entstehung jener Bilder wirklich 2000 Jahre verflossen seien. Sie trugen weder den Namen der dargestellten Personen noch den des Künstlers, welcher das Werk in enkaustischer oder in Temperamanier geschaffen hatte. Waren es auch keine Künstler ersten Ranges, bisweilen sogar sehr mittelmäßige Meister, welche auf Bestellung die Porträts angefertigt hatten, so wäre es immerhin

Digitized by Google

von besonderem Werthe gewesen, aus den Namen auf ihre Nation einen Schluß zu ziehen. Nur das eine dürfte mit Sicherheit angenommen werden, daß es nicht eingeborene Aegypter, sondern griechische Maler waren, welche sich im alten Lande der Pharaonen niedergelassen hatten und durch die malende Kunst ihr liebes Brot verdienten. Seitdem Alexander der Große Aegypten im Jahre 332 v. Chr. erobert und die neugegründete Residenz Alexandrien zu einem Mittelpunkt des Welthandels und der griechischen Bildung gemacht hatte, strömten die Fremden, und an ihrer Spitze Macedonier und Griechen, in das geöffnete Nilthal ein, um aus dem Handel und sonstigen Beschäftigungen ihren gewinnbringenden Vortheil zu ziehen. Dazu kam, daß die Verwaltung an den Hauptsitzen des Landes nach griechischem Muster eingerichtet und als amtliche Schriftsprache das Griechische eingeführt war, ganz wie im modernen Aegypten früher das Türkische, später das Französische und endlich das Englische als Beamtensprache diente und das letztere bis zur Stunde noch dient.

Die Landschaft des Fayum, an deren Ostseite, auf den Rändern der Wüste, die Totenstädte zum größten Theile gelegen waren, gehörte zu denjenigen Gegenden Aegyptens, in welchen sich das Griechenthum besonders breit gemacht hatte. Der Mörissee und ein weit verzweigtes Kanalsystem mit Hafenstellen und eingedämmten Teichen, dazu ein mildes gemäßigtes Klima hatten von alters her dieser der Wüste abgewonnenen und künstlich bewässerten Oase besondere Fruchtbarkeit verliehen, die in der heutigen Bezeichnung des Fayum als eines „Rosengartens von Aegypten“ ihr neuzeitliches Spiegelbild findet.

Der erste Ptolemäer hatte der alten Hauptstadt der Provinz, der sogenannten „Krokodilstadt“, nach seiner Schwester und Gemahlin den Namen Arsinoë verliehen und in der griechischen Neustadt eine Kultusstätte der irdischen Königin als Göttin gestiftet. Arsinoë, die junge Stadt, baute sich im Süden der älteren auf und besaß eine Reihe nach griechischen Mustern aufgeführter Gebäude für öffentliche Zwecke und Versammlungen. Die Aegypter traten den Griechen gegenüber in den Hintergrund und bestanden neben einer heruntergekommenen und verarmten Priesterkaste eigentlich nur noch aus Handwerkern, Bauern und Dienern. Der Grieche spielte den Herrn und den Träger einer jungen, aber reich entwickelten Intelligenz. Der altägyptische Geist hatte sich abgelebt und führte neben dem neuen aufsteigenden Genius ein Scheindasein, in welchem der Kult thierköpfiger Götter, die geheimnißvollen Mysterien im Zusammenhang mit dem Dienste der heiligen Dreiheit Osiris, Isis und Horus und die Gebräuche bei der feierlichen Bestattung der Toten die lebenswarmen griechischen Anschauungen über das Götterwesen ersetzten.

Daß die griechische Kunst und der griechische Künstler bei der Gründung der Neustadt Arsinoë, in deren Ruinen ich tagelang Ausgrabungen leitete, ohne auf andere Gegenstände als solche mit griechischem Stempel zu stoßen, ihre Rechnung inmitten der gemischten Bevölkerung fanden, darf als feststehend bezeichnet werden. Selbst dem eingeborenen, in dem Glauben seiner Väter aufgewachsenen und erzogenen Aegypter leistete sie ihre Dienste, um nicht nur sein Leben in dieser, sondern auch in jener Welt zu verschönen. Der Maler trat in den Dienst der ägyptischen Leichenbestattung und schuf unbewußt eine neue Epoche der Mumienbehandlung, die zu den merkwürdigsten Beobachtungen Anlaß giebt.

Es war nämlich altherkömmlich, die einbalsamierte Leiche mit regelrecht gelegten Binden zu umwickeln und sie mit einer bemalten Maske aus einer kartonartigen Masse zu schmücken, welche das Gesicht des Toten männlichen oder weiblichen Geschlechtes darzustellen bestimmt war. Die alte Sitte währte bis in die Ptolemäerzeiten hinein, in welchen bereits an Stelle der einfachen Malerei eine Vergoldung des Gesichtes trat. Unter der römischen Herrschaft nahm diese Gewohnheit im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in ausgedehntem Maßstab zu, denn nicht nur das Gesicht, sondern die ganze von griechischer Künstlerhand angefertigte und bis zur Brust hin verlängerte Maske wurde mit einer blendenden Vergoldung überzogen. Man fügte selbst Arme und Hände hinzu, wobei man die Halsketten, Ohrringe, Armspangen und Ringe eines Frauenleibes in plastischer Weise wiedergab und in die eine Hand einen Rosenstrauß steckte, die Rosen ausnahmslos mitten in der übrigen Vergoldung durch rothe Bemalung andeutend.

Ungefähr um die Mitte des zweiten Jahrhunderts verschwand die vergoldete Maske, und ihre Stelle ward durch ein auf Holz gemaltes Porträtbild der verstorbenen Person ersetzt. Es lag oben auf den Binden, welche um den Kopf gewickelt waren, und wurde durch rahmenartig gelegte und zusammengeknüffene Zeugstreifen an seinem Platze befestigt.

Die in dieser Weise hergestellte Porträtmumie wurde jedoch nicht sofort der Grabstätte übergeben, sondern nach älterer ägyptischer Sitte zunächst im eigenen Hause, also mitten unter den Ueberlebenden, aufrecht an eine Wand gestellt, so daß die Nachkommen täglich Gelegenheit fanden, ihre im Tode voran gegangenen Familienmitglieder von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die Zeit verwischte allmählich den Schmerz und damit die ursprüngliche Sorge um die gute Erhaltung der Mumiengesellschaft mitten in einem Familiensitze, besonders wenn jene sich ansehnlich vermehrt hatte oder älteren Jahrgängen angehörte. Die Mumien kamen, wie man zu sagen pflegt, in die Rumpelkammer oder selbst in einen wenig geschützten Hofraum, allen Unbilden von Menschenhand und Witterungsverhältnissen bis zu Regengüssen hin ausgesetzt. Bei zufälligen oder muthwilligen Verstümmelungen fühlte wohl dieses oder jenes lebende Familienmitglied ein stilles Erbarmen und führte selbständige Restaurationen der Bilder aus, die jedoch nichts weniger als künstlerische Leistungen waren und noch heutigen Tages an den aufgefundenen Mumien sichtbar sind. Am Ende wurde im Familienrath der Beschluß gefaßt, den angesammelten Mumienbestand nach der nächst gelegenen Totenstadt überzuführen, wobei man es nicht an Kränzen, Blumengewinden, Totenkrügen und sonstigen Beigaben fehlen ließ. Die Mumien wurden in einem einfachen Familiengrab oder in einer oft nur einen Fuß unter der Oberfläche liegenden Grube beigesetzt, ohne Sarg oder sonstige schützende Umhüllung, und darauf mit dem Sande der Wüste bedeckt. Das Geschäft der Bestattung hatte damit sein Ende erreicht.

Zu den zahlreichen Totenstädten im Fayum gehörte auch diejenige, welche sich in unmittelbarer Nähe des Josephskanales nördlich von der Ziegelpyramide von Hawara befindet. Die letztere bildet das ehemalige Grabmal eines uralten Königs Namens Amenemhê III. (um 2300 v. Chr.), dem zugleich die Anlage des südlich davon gelegenen und bis auf wenige Spuren verschwundenen Labyrinthes und die Gründung des künstlich ausgegrabenen Mörissees, ein wenig landeinwärts nach der Stadt Arsinoë hin, zugeschrieben wird. Die erwähnte Totenstadt, welche einen Flächeninhalt von ungefähr 50000 Metern ins Geviert umfaßte, beherbergt Tausende von Leichen, die von der Mitte des dritten Jahrtausends an bis gegen das Ende der heidnischen Zeiten der ägyptischen Geschichte auf diesem einsamen Plateau der Wüste ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Die ältesten Gräber, aus tiefen in den Kalkstein der Wüste gebahnten Felsenschachten bestehend, sind fast durchweg von den Späteren ausgeplündert worden, so daß sie für die heutige Forschung so gut wie keine Ausbeute geboten haben. Zu den jüngsten neben ihnen bestatteten Geschlechtern gehören jene Mumien mit bunten und vergoldeten Masken sowie jene mit Porträtbildern, von denen ich oben ausführlicher gesprochen habe. Es darf angenommen werden, daß sie der Mehrzahl nach aus der Hauptstadt Arsinoë und aus der Umgegend derselben herrührten, ebenso aber auch, daß sie von gut bürgerlicher Herkunft gewesen sein müssen. Auf alle Fälle hatten die darin verpuppten Leichen den Künstlern und Handwerkern reichliche Beschäftigung geboten, denn nicht nur das Malen der Bilder, sondern auch das Weben der unendlich langen Leinwandstreifen für die Umhüllung der einbalsamierten Körper erforderte einen gewissen Aufwand von geschulten Kräften.

Meiner Absicht, auf dem Totenfelde persönlich Ausgrabungen zu leiten, lag die Hoffnung zu Grunde, möglicherweise auf unerwartete wissenschaftlich werthvolle Funde zu stoßen, denn auch in diesen Dingen hängt alles vom glücklichen Zufall ab.

Als ich mich im April dieses Jahres an Ort und Stelle begab, um die Oertlichkeiten näher in Augenschein zu nehmen, fand ich mich in meinen Voraussetzungen ziemlich enttäuscht. Von einer systematischen Ausgrabung konnte kaum die Rede sein. Der Boden zeigte sich nach allen Richtungen hin durchwühlt, Hügel erhob sich neben Hügel, und Knochen und zerfetzte Mumienbinden lagen zerstreut umher oder sahen aus dem Erdreich nach allen Richtungen hin hervor. Aus dem Anblick allein schon ließ sich der richtige Schluß ziehen, daß die Totenstadt in älteren und jüngeren Zeiten

von Ausgräbern planlos durchwühlt worden war. Ein Engländer, Mr. Flinders Petrie, bekannt durch seine überaus glücklichen Funde auf ägyptischem Boden, war der letzte gewesen, welcher vor zwei Jahren die ausgedehnte Gräberstadt nicht ohne gute Erfolge durchsucht hatte. Unter solchen Umständen blieb es das Gerathenste, auf gut Glück hin die Ausgrabungen auf den freien Plätzen zwischen den Hügeln zu beginnen und die Erfolge abzuwarten.

Ich konnte mich vom ersten Tage meiner Versuche an nicht beklagen, denn die unerwartetsten Funde traten zu Tage, und die Erde öffnete ihren Schoß, um mir Mumien mit buntbemalten oder vergoldeten Masken, vor allem aber solche mit Porträtbildern zu überliefern. Meine freudige Ueberraschung steigerte sich aber gleichzeitig, als sich unter den Bildnissen nicht nur solche zeigten, welche in enkaustischer Manier auf Holz gemalt waren, sondern auch mehrere, welche die unbekannten Künstler mit Hilfe von Temperafarben auf Leinwand hingeworfen hatten, darunter Frauenköpfe von auffallender Frische und Schönheit, die Augen groß, das Haar reich frisiert und die Wangen von lieblicher Röthe. Das waren nicht die Abbilder von Leichengesichtern, die mich aus dem Sande anstarrten, sondern lebenswarme Züge, die mir aus ihrem zweitausendjährigen Versteck im Boden der Wüste entgegen zulächeln schienen. Jeder neue Fund führte zu einer neuen Aufregung, und die Spannung wuchs in dem Grade, als der Zufall sein loses Spiel trieb. Die vornehmeren Mumien waren größtentheils von Rosengewinden oder sonstigem Blumenschmuck umgeben, wenigstens fehlte niemals ein Rosenkranz, während die zu den ärmeren Klassen der Bevölkerung gehörenden masken- und bilderlosen Leichen nur in selteneren Fällen von den Kindern der Flora ihren gebührenden Antheil erhalten hatten. Aus dem Schatze dieser Funde von Hawara geben die beiden Bilder auf S. 629 eine Probe.

Die vorhin erwähnten Porträtbilder auf Leinwand liefern zum ersten Male Beispiele dieses Genres aus den Zeiten des Alterthums und können zugleich als Bestätigung für die von Plinius überlieferte Nachricht dienen, daß Kaiser Nero sich in ganzer Gestalt mit der kolossalen Höhe von 120 Fuß auf Leinwand habe malen lassen. Und namentlich findet diese Angabe, nur von der kolossalen Größe der Darstellung abgesehen, eine merkwürdige Bestätigung durch eine altägyptische Leinwand, die einst als äußere Mumienhülle diente und auf welcher die betreffende männliche Person in ganzer Figur und in der Tracht ihrer Zeit sich dem Beschauer zeigt. Das merkwürdige Bild, ein Unikum in seiner Art, ward bei einer Mumie in den Gräbern von Saqqarah, also auf dem Gebiet der ehemaligen Totenstadt von Memphis, aufgefunden und von mir für die Königlichen Sammlungen in Berlin in diesem Jahre an Ort und Stelle erworben. Daß es dereinst in der Geschichte der malenden Kunst eine hervorragende Rolle spielen wird, darf mit Recht schon jetzt vorausgesetzt werden. Vielleicht sind ähnliche Funde an denselben Oertlichkeiten der Zukunft noch vorbehalten.

Es ist nicht anzunehmen, daß die beschriebenen Bilder, Köpfe sowohl als in ganzer Gestalt ausgeführte Personen, ägyptischen Künstlern ihre Entstehung verdanken. Schon die Darstellungen in Vorderansicht sprechen dagegen, da die ägyptischen Meister, Bildhauer wie Maler, nur Profilbilder auf Grund gewisser Proportionen zu schaffen verstanden. Müssen wir auch die von Plinius bestrittene Angabe, daß die Anfänge der Malerei bei den Aegyptern zu suchen seien, ihrem vollen Umfang nach aufrecht erhalten, so steht es andererseits ebenso fest, daß sich der ägyptische Künstler niemals der idealen Freiheit in der Kunst bewußt war, sondern unter dem Zwange altherkömmlicher priesterlicher Vorschriften seine Arbeiten gleichsam handwerksmäßig fertigte. Daß von den Zeiten an, in welchen ihm griechische Vorbilder als Muster entgegentraten oder griechische Künstler und Lehrer seine Hand leiteten, eine Wandlung zum Besseren eingetreten sein könnte, läßt sich in keiner Weise vermuthen, vor allem nicht mit Bezug auf die Zeit des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Christus, in welcher die Bildermumien plötzlich in den Vordergrund traten.

Hierzu tritt ein anderes schwerwiegendes Zeugniß. Beschriebene Steine nach Art unserer Leichensteine und mit Schrift bedeckte Papyrusstücke, welche gelegentlich in der unmittelbaren Umgebung der Bildermumien aufgefunden worden sind, lassen nur griechische Buchstaben und griechische Sprache bis zu den Eigennamen hin erkennen, so daß es sich der Hauptsache nach um griechische Einwohner aus dem Fayum handelt, welche nach ägyptischer Weise mumifiziert und bestattet wurden. Auch sonst liegen für diesen Brauch ganz bestimmte Beweise vor. Fast in allen europäischen Museen, in welchen ägyptische Alterthümer zur Schau ausgestellt sind, befinden sich Leichen von Griechen und Römern — die Sarginschriften lassen darüber auch nicht die leisesten Zweifel bestehen — die in einzelnen Städten Aegyptens gelebt hatten, oft in vornehmen Stellungen als höchste Beamte der Regierung, und nach ihrem Tode ganz nach ägyptischer Weise einbalsamiert und mumienhaft behandelt worden waren.

Trat der Aegypter in diesen Fällen als wohlgeübter Leichenbesorger ein, so war es im Gegensatz zu ihm der griechische Künstler, welcher die Bildnisse der Verstorbenen auf eine Holztafel oder ein Leinwandstück von entsprechender Größe malte, und zwar mit einer kunstgerechten Technik, wie sie dem Aegypter vollständig unbekannt war. Eine Sammlung derartiger Bilder, von denen noch Tausende im Boden der Erde verborgen liegen — eine von mir entdeckte Totenstadt ist überhaupt noch unberührt geblieben — dürfte eines der sehenswerthesten Museen für die griechische Porträtmalerei bilden, soweit sich die ältesten Spuren derselben überhaupt verfolgen lassen. Vielleicht daß in Deutschland die Mittel dazu aufgebracht werden, um eine Sammlung der beschriebenen Art ohne Zeitverlust ins Leben zu rufen, ehe uns andere Nationen mit dem Antritt eines so kostbaren Erbes der Vorzeit zuvorkommen.

Ich will zum Schlusse einen Punkt berühren, der mich während meiner Ausgrabungen aufs lebhafteste beschäftigt hat und jedem Leser dieser Zeilen in gleicher Weise nahetreten muß. Er betrifft die Frage, ob die namenlosen Maler ihre Aufträge erst nach dem Hinscheiden eines Familienmitgliedes ausführten, ob sie nach dem Leben gemalte Originale benutzten, oder ob diese Originalbilder nach dem Tode einer geliebten Person gleichsam von der Wand genommen und auf der Gesichtsstelle ihrer Mumien in der oben beschriebenen Weise angebracht wurden.

Die Bilder weisen mit aller Deutlichkeit auf die verschiedensten Lebensalter hin, vom jungen Manne an bis zum weißbehaarten Greise; darüber lassen Zeichnung, Kolorit und der allgemeine Gesichtsausdruck auch nicht die geringsten Zweifel übrig. Nur bei Kindern tritt ein auffallender Unterschied hervor. Ihre Bilder sind, wie man zu sagen pflegt, über einen und denselben Leisten geschlagen. Das kindliche Gesicht ist durchweg nach demselben Schema, und zwar in nichts weniger als sauberer Temperamanier durchgeführt, wie etwa ein flüchtiger Entwurf aus dem Gedächtniß und nach eigener Phantasie des Malers. Die Lebenswahrheit, wie sie sich in den Zügen der erwachsenen Personen ausprägt, tritt bei den Kindergesichtern vollständig in den Hintergrund. All mein Nachdenken reicht nicht aus, diesen Unterschied anders als in der folgenden Weise zu erklären.

Was Plinius in dem Abschnitt über die Malerei so sehr bedauert, daß zu seiner Zeit die Porträtierung ganz in Vergessenheit gerathen und die gute alte Sitte aufgegeben sei, in den Häusern die Bilder der lebenden Familienmitglieder aufzubewahren, das hatte in Aegypten im griechischen Familienleben bis in das dritte Jahrhundert hinein seinen Fortbestand, ja die alte Sitte wurde sogar eifrig gepflegt. Bei dem Tode einer erwachsenen Person wanderte das Bild auf die Mumie, um mit derselben vereinigt auf längere Zeit im Hause zu bleiben und schließlich nach der Totenstadt befördert zu werden. Die Kinder im Hause, deren Bedeutung für das Leben erst die spätere Zukunft bieten konnte, ließ man einfach unbeachtet und schloß ihre Bildnisse vorläufig aus. Bei ihrem frühen Tode standen dem Maler also keine Vorlagen zu Gebote, ihr Konterfei nach dem Leben auf Holz oder auf Leinwand in sauberer Ausführung zur Darstellung zu bringen. Er schuf deshalb mehr oder minder flüchtig gemalte Phantasiestücke, die sich beinahe wie ein Ei dem andern gleichen und in ihrer Art mit den ausdruckslosen Engelsköpfchen auf mittelmäßigen Bildern unserer älteren Malerschulen zusammengestellt werden können. Die Vorstellung, daß die Bilder von erwachsenen Personen erst nach dem Tode derselben gemalt worden seien, trägt die größte Unwahrscheinlichkeit in sich, denn wer die besseren Porträtbilder mit ihrer vollen Charakteristik gesehen hat, muß jeden Gedanken daran beiseite schieben. Unter solcher Annahme würden ähnliche Bildnisse wie bei den Kinderporträts ent-

standen sein, nicht aber wirkliche Meisterwerke, wie ich sie selber dem Schoße der Erde entrissen habe.

Auch auf dem Gebiet der Porträtmalerei auf Holz und Leinwand liefert der besprochene Gegenstand einen neuen Beweis für den alten Satz, daß es eigentlich nichts Neues unter der Sonne mehr giebt. Wer hätte es sich jemals träumen lassen, daß wenige Fuß unter dem Boden der Wüste Aegyptens eine ganze Auswahl antiker Porträtbilder verborgen liegt, welche die Kunst des Porträtierens zunächst etwa 2000 Jahre vor unserer eigenen Zeit als allgemein bekannt und ausgeübt bezeugen! Und das in einer abgelegenen Provinz des großen römischen Reiches, fern von der Weltstadt Rom mit ihrer Pflege der Kunst! Dazu bezeichnen die ägyptisch-griechischen Porträts nicht erst den Anfang dieser Kunst, sondern in einem gewissen Sinne das Ende derselben nach einer geschwundenen Blüthezeit der unmittelbar voran gegangenen Jahrhunderte. Da uns aus dieser Glanzperiode keine Probe erhalten ist, so schenken wir gern den begeisterten Schilderungen Glauben, welche uns klassische Schriftsteller von den Werken eines Zeuxis, Parrhasios, Apelles und anderer Meister hinterlassen haben.

Der Anblick der Bilder von Hawara rechtfertigt vollkommen unsere Voraussetzung, daß die Kunst der Alten auf ihrer Höhe vielleicht von keinem Maler der späteren Zeiten bis auf unsere Tage hin übertroffen worden ist.

Heroinen der deutschen Bühne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

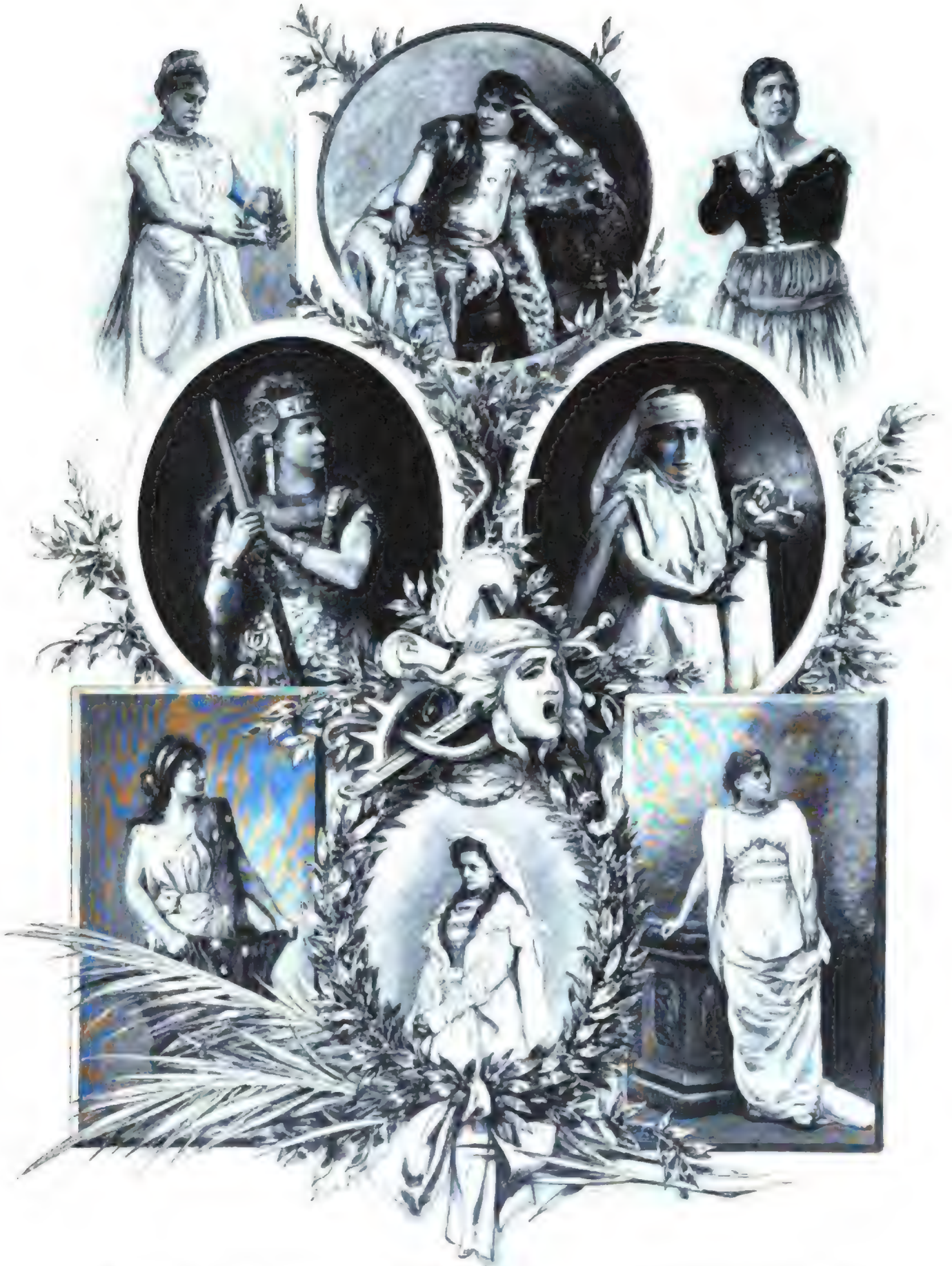
Es scheint, als ob eine wehmüthige Betrachtung auf die Gruppe der Heldinnen fiele, welche in Deutschland noch das Banner der Tragödie hochhalten. Denn wie steht es mit dem deutschen Trauerspiel selbst? Nagt nicht schon der Holzwurm an seinem stolzen Baue? Erschallt nicht unkentönig sein Grablied? Brechen nicht alle seine Stützen zusammen unter dem Sturme und Drange hereindringender litterarischer Neuerung? Und, in der That, wenn man die neuen Lehren hört, so geht es jetzt zu Ende mit dem Trauerspiel, dessen Helden und Heldinnen auf dem Kothurn schreiten und sich groß abheben vom Hintergrund der Geschichte; so ist die Zeit gekommen, wo nur innere Seelenkämpfe auf dem Boden unserer gesellschaftlichen Verhältnisse berechtigt sein sollen, sich auf der Bühne abzuspiegeln, und höchstens eine eingelenzelte Intrigantin oder eine leidenschaftliche Salondame, die das Unterste zu oberst kehrt, noch von einem Abglanz des weiblichen Heldenthums aus früherer Zeit verklärt wird. Dann sähe es freilich schlimm aus mit den Heroinen unserer Bühne, und sie hätten nichts Besseres zu thun, als in den Charonsnachen zu steigen, den jene Kritik für sie bereit hält, und in der Schattenwelt zu verschwinden.

Doch die Aussichten sind nicht so trübe, wie es scheinen mag: noch ist ja unser Bühnenschiff fest verankert im Hafen unserer klassischen Dichter, noch wehen von seinen Masten die stolzen Flaggen eines Shakespeare, Schiller und Goethe, und es ist nicht zu befürchten, daß es so bald von diesen Ankern losgerissen werde, um ziellos auf den Wellen der neuen Sturm- und Drangzeit dahinzutreiben. Und immer wieder tauchen dichterische Talente auf, die nach den gleichen Lorbeeren streben wie jene unsterblichen Dichter; sie werden sich wieder an Gestalten wagen wie diese, und wenn die hochgehende Brandung der Gegenwart sie zunächst in ihrem schaumsprützenden Wogenschlag begräbt, sie werden wieder auftauchen, und ihr Banner wird sich demjenigen der großen Dichter der Vergangenheit gesellen.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß es der aus dem Leben der Gegenwart schöpfenden Dichtung, wenn sie von hervorragend Begabten gepflegt wird, versagt sei, Charaktere zu schaffen, deren Verkörperung eine Aufgabe ist für großangelegte dramatische Künstler. Es ist nur schwieriger, solche Gestalten von monumentaler Größe aus dem allzuweichen Material unseres bürgerlichen Lebens herauszuarbeiten, und es ist bisher nur in den seltensten Fällen gelungen.

Unter den Heldinnen unserer Bühne nimmt Charlotte Wolter vom Wiener Hofburgtheater einen hervorragenden Rang ein. Wir haben in der „Gartenlaube“ (Jahrg. 1876, Nr. 6) bereits ihr Bild gebracht, und zwar in einer ihrer Glanzrollen, als Messalina in Wilbrandts Trauerspiel „Arria und Messalina“; sie ist also unseren Lesern keine Fremde mehr. Ein Kind der schönen Rheinlande, in Köln geboren, hat sie dort von der Pike auf gedient. Sie begann ihre Laufbahn als Choristin des Kölner Stadttheaters; dann erschien sie an der blauen Donau, ohne Ahnung davon, daß dort einmal ihre Lorbeeren wachsen sollten: denn am Karltheater in Wien war kein Boden für tragische Begabungen, und es war ein weiter Weg von der Leopoldstadt zum Burgtheater auf dem Michaelerplatz, ein Weg, den sie damals unmöglich zurücklegen konnte. Ihr Name wurde zuerst in weiteren Kreisen genannt als Dingelstedt am Berliner Viktoriatheater seine Bearbeitung von Shakespeares „Wintermärchen“ in Scene setzte. Mit so glänzendem Geschick auch diese Bearbeitung das so wenig einheitliche Stück mit seinen oft kindlichen Motivierungen theatralisch wirksam gemacht hatte, ohne das plötzlich auftauchende Talent der Charlotte Wolter würde der Erfolg doch kein so nachhaltiger gewesen sein. Das Schauspiel hat eine große Scene, die Gerichtsscene, und in dieser erhebt es sich zu dramatischer Bedeutung, wenn die Rolle der Hermione von einer berufenen Tragödin gespielt wird. Und als solche offenbarte sich Charlotte Wolter an diesen Abenden; an Shakespeare entzündete sich zuerst ihr Feuer und Dingelstedt war ihr erster dramatischer Mentor. Heinrich Laube hatte schon länger ein Auge auf sie geworfen; er hatte seine dramaturgischen „Detektives“, welche sich an die Fersen der jungen Talente hefteten, und Lewinsky, den er nach Berlin geschickt hatte, berichtete von dort, daß die junge Künstlerin sich vielversprechend entwickle. Maurice hatte sie für das Hamburger Stadttheater engagiert, Laube wollte sie für die „Burg“ gewinnen, und es gelang ihm mit schweren Opfern. Hier endlich fand ihre große Begabung die Kunststätte, wo sie sich frei und bedeutsam entfalten konnte. Die ganze Eigenart derselben zeigte sich in leidenschaftlichen Rollen; der Affekt, die Leidenschaft wirkten bei ihr wie eine Naturkraft mit hinreißender, zündender Gewalt. Der unnachahmliche „Wolterschrei“, dieser stärkste packende Ausdruck der aufs höchste gesteigerten Gemüthsbewegung, ist für ihre ganze Darstellungsweise bezeichnend.

Charlotte Wolter ist niemals durch eine strenge Schule gegangen, so groß auch Laubes Einfluß auf sie gewesen sein mag; das Regelrechte, Schulmäßige, am Spalier Gezogene ist ihr stets so fremd geblieben, daß es ihrem Spiele nicht an einzelnen überwuchernden Ranken fehlte. Die harmonische schwungvolle Dichtersprache Schillers und Goethes mochte in ihrer ganzen Klarheit und Reinheit bei geringeren Talenten mehr zur Geltung kommen, wenigstens wo es sich um den ruhigen Vortragston handelte, und die Glanzrollen der Schillerschen Dramen waren nicht die ihrigen; aber Grillparzers Sappho, besonders in den späteren Scenen voll seelischer Erregtheit, seine Medea mit ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, die Lady Macbeth, die Gräfin Orsina, die Deborah, die Phädra, die Krimhild und Maria Magdalene in Hebbels Dramen, die Messalina: das waren Gestalten, in denen sie mit ihrem ganzen Naturell aufging, Gestalten voll Lebensblut und, wo es darauf ankam, voll berauschender Liebesgluth, und keine neuere Darstellerin vermochte so wie Charlotte Wolter die Stürme der Leidenschaft zu entfesseln. Schöne ausdrucksvolle Züge, eine Gestalt von Ebenmaß und Fülle zugleich unterstützten ihre künstlerischen Triumphe, und was die gesellschaftliche Stellung betrifft, so konnte die frühere Kölner Choristin als Gräfin O'Sullivan in den Salons der Gattin des obersten Theaterleiters, des Prinzen Hohenlohe, einen bevorzugten Rang behaupten, denselben Rang, den sie in der Glanzepoche des Wiener Hof



Clementine Wahlmann als Sappho. Gertrud Eysoldt als Phädra. Anna Haverland als Jungfrau von Orleans

Klara Ziegler als Brunhild. Pauline Ulrich als Katharina Howard. Charlotte Wolter als Lady Macbeth

Rosa Poppe als Medea. Marie Barkhardt als Portia

Heroinen der deutschen Bühne.

Mit Randzeichnung von M. E. Kepler

Digitized by Google

burgtheaters einnahm und in der Geſchichte desſelben für immer einnehmen wird.

Neben dieſer leidenſchaftlichen „Naturaliſtin", wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen darf, neben dieſer Darſtellerin, bei der alles Eingebung des Genies war, iſt Klara Ziegler als die ſtilvollſte Heroine unſeres deutſchen Theaters zu betrachten. Alles, was ſie ſchafft, iſt in großen Linien ausgeführt; ihre mächtige Erſcheinung, der Vollklang ihres Organs, ein gewiſſer majeſtätiſcher Faltenwurf ihres Spiels erinnern uns ſtets an das Bild der Melpomene ſelbſt; es iſt, als ob die Göttin der Tragödie in lebensvoller Geſtalt vor uns hinträte. Klara Ziegler hat die großen Rollen in getragenem dichteriſchen Stile ſtets vor den Aufgaben, welchen etwas Zerſetzendes, Auflöſendes, geiſtig Zerklüftetes oder eigenartig Ungewöhnliches beigemiſcht iſt, bevorzugt. So ſpielt ſie bei ihren Gaſtſpielen lieber die Brunhild Geibels als diejenige Hebbels, welche allerdings nicht das ganze Drama beherrſcht wie Geibels Heldin; aber davon abgeſehen hatte Hebbels abſonderliche isländiſche Norne mit ihren geheimnißvollen Viſionen wenig Anziehendes für eine Darſtellerin, welche ſich lieber der klargezeichneten Brunhild des Lübecker Dichters zuwandte. Nicht als ob Hebbels Muſe ihr fremd geblieben wäre: die Judith war eine ihrer Glanzrollen, aber das Heldenmädchen von Bethulia iſt in der Bühneneinrichtung des Dramas vorzugsweiſe eine thatkräftige Heldin, welche den Feind ihres Volkes dem Tode weiht, während in der Buchausgabe die Beleuchtung der großen Scene in ſonderbaren Lichtern ſpielt und allerlei Halberklärtes, Räthſelhaftes ſeine Schatten mit hereinwirft. Uebrigens hat, beſonders bei ihrem Engagement in Leipzig 1868, Klara Ziegler auch die Brunhild Hebbels geſpielt, und unſer Blatt brachte damals ein Bild der Darſtellerin in dieſer Rolle (Jahrg. 1868, Nr. 32). Auch ſpielte Klara Ziegler in Kleiſts wild genialem Drama „Penthesilea" am Münchener Hoftheater mit vielem Erfolg die Titelrolle. Bei Gelegenheit ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums haben wir über den Lebensgang der Darſtellerin eingehend berichtet (Jahrg. 1887, Halbb. 4). Neue Bahnen hat ſie ſeitdem nicht eingeſchlagen und konnte ſie nicht einſchlagen; denn durch ihre Naturanlage, ihre Erſcheinung, ihren früheren Entwicklungsgang iſt ihr der Weg ein für allemal feſt vorgezeichnet; und wenn neuere Dichtung die modernen Seelengemälde mit roherem oder feinerem Farbenauftrag bevorzugt, ſo wird ſie ihr dorthin nicht folgen wollen und nicht folgen können.

Die vielſeitigſte der Heldinnen unſerer Bühne iſt jedenfalls Pauline Ulrich, die ebenſogut unter die erſten Liebhaberinnen, ja unter die Luſtſpieldarſtellerinnen eingereiht werden könnte, die aber auch an einem hervorragenden deutſchen Theater, dem Dresdener Hoftheater, ſeit Jahrzehnten die Rollen ſpielt, welche ins Fach der Heroinen ſchlagen. Auch dieſe Künſtlerin iſt den Leſern unſeres Blattes nicht mehr fremd, bereits im Jahrgang 1875 (Nr. 3) brachten wir das anziehende Bild derſelben. Pauline Ulrich, eine geborene Berlinerin, trat, nachdem ſie als Schülerin der Krelinger in Berlin die fleißigſten Vorſtudien gemacht hatte, 1859 in Dresden in den Rollenkreis, welchen Frau Bayer-Bürck damals verlaſſen hatte; aber ſie erweiterte dieſen bald nach allen Seiten hin. Ihre hohe Geſtalt iſt nicht in das feierliche Gewand der Tragödie gleichſam hineingewachſen: ſie iſt ſchlank, biegſam, anmuthig, ſich auch dem leichten Spiele des Konverſationsſtückes anſchmiegend. Pauline Ulrich ſpielt Goethes Iphigenie mit dichteriſchem Adel, aber ſie iſt auch eine vortreffliche Heldin der Scribe'ſchen geſchichtlichen Luſtſpiele, und wenn ſie überall am Platze iſt, wo ſie eine große Dame darzuſtellen hat, ſo weiß ſie auch die Salonrollen des leichten Luſtſpiels mit feinem Humor zu geben; ſie vereinigt markige dramatiſche Kraft mit einer geiſtvollen Beweglichkeit und bringt als Shakeſpeares Beatrice jeden launigen Einfall des großen Dichters zu wirkſamer Geltung. Durch zahlreiche Gaſtſpiele hat ſie ſich in ganz Deutſchland und weiter hinaus einen Namen gemacht, doch blieb ſie ſtets feſt mit dem Dresdener Hoftheater verwachſen.

Wo aber Pauline Ulrich auftrat, war ſie ein gern geſehener Gaſt: die Harmonie ihres Weſens, das geiſtvolle Leben, das ihrer Darſtellungsweiſe eigen war, die Vielſeitigkeit ihres Talentes übten eine beſtechende Wirkung aus, und ſie feſſelte bei wiederholten Gaſtſpielen das Publikum ſtets von neuem. –

Es war unter der Direktion Friedrich Haaſes in Leipzig, als eine junge ſtattliche blonde Dame zuerſt verſuchte, die tragiſchen Lorbeeren zu erringen. Es war eine Märkerin, eine echte Norddeutſche, und ſie ſchien uns allen aus dem Holze zu ſein, aus dem man Tragödinnen ſchnitzt. Leider ſtraſte der erſte Theaterabend die günſtigen Vorherſagungen Lügen; die junge Kunſtnovize trat als Gräfin Julia Imperiali im „Fiesko" auf, allerdings eine der gefährlichſten Rollen — und das Publikum lehnte dieſe Kunſtleiſtung ab, die Kritik des Foyers äußerte ſich nur kopfſchüttelnd über die junge Darſtellerin. Plumps, Anna Martha — da lag der Topf mit allen ſchönen Zukunftshoffnungen! Und in der That, Gräfin Julia Imperiali ſchien den Schleier genommen zu haben — denn ſie war gänzlich von der Bühne verſchwunden. Nach geraumer Zeit las man eines Tages den Namen der Debütantin wieder auf dem Zettel; ſie hatte einen Prolog zu ſprechen und ſie ſprach ihn mit einem ſo volltönenden Organ, mit ſolchem Verſtändniß und ſo nachdrucksvoll, daß ihr dafür rauſchender Beifall zutheil wurde. So war ſie wieder aus dem Dunkel hervorgetaucht: ſie hatte die Pleißeſtadt nicht verlaſſen und in aller Stille Studien gemacht. Nicht lange darauf trat ſie als Adelheid im „Götz" auf und hatte einen durchſchlagenden Erfolg; die große Scene mit dem Sendboten der heiligen Feme hatte ſie mit hinreißender Kraft geſpielt. An dieſem Abend hatte die deutſche Bühne eine neue Heroine gewonnen. Anna Haverland wurde zunächſt in Leipzig die Trägerin großer Rollen, dann vom Dresdener Hoftheater engagiert, ſpäter eine Zierde der Meininger Truppe. Alle Zwiſchenſtationen ihrer künſtleriſchen Laufbahn, alle Gaſtſpielreiſen zu erwähnen, iſt hier nicht der Ort; vergangenen Winter gaſtierte die Künſtlerin in New York, dem großen Wallfahrtsort der deutſchen Berühmtheiten, und gegenwärtig iſt ſie am Berliner Theater Ludwig Barnays thätig. Sie hat ein ſchönes, klangvolles Organ, und melodiſch fließen die Goetheſchen Verſe von ihren Lippen, wenn ſie die Prieſterin an Tauris' Strand darſtellt. Für ſolche getragene hoheitsvolle Aufgaben iſt ſie in erſter Linie berufen, das unvergänglich ſchöne Dichterwort findet in ihr eine begabte Vermittlerin, die durch ihren Vortrag alle ſeine Schönheiten unverblaßt zur Geltung bringt. Wo es die Darſtellung erregter Leidenſchaft gilt, hat ſie Kraft und Nachdruck, wenn auch das Verweilen in dämoniſchen Tiefen ihrem Talent ferner liegt; im ganzen ſind ihre Geſtalten mehr in ein helles Licht gerückt. Ihr Repertoire iſt jetzt dasjenige der gefeierten Heroinen — während ſie früher häufiger in den Rollen der erſten tragiſchen Liebhaberinnen auftrat.

Die Heldin des Stuttgarter Hoftheaters, Eleonore Wahlmann, hat, im Gegenſatz zu Anna Haverland, nicht allzu häufig die Stätte ihres künſtleriſchen Wirkens verlaſſen, obſchon ſie an der Wiener „Hofburg", in München und mehrmals auch an norddeutſchen Bühnen gaſtiert und überall Anerkennung ihrer hervorragenden Begabung gefunden hat. Zu Klagenfurt in Kärnten geboren, ein echtes Theaterkind, da ſie ſchon in Kinderrollen auftrat, einmal als Genius aus den Wolken flog, ein anderes Mal zu ihrer Freude als naturwüchſiger „Bub" glänzen konnte, hatte ſie ſich ſchon mit der Welt der Proſceniumslampen vertraut gemacht, als ſie von ihren Eltern in eine Wiener Erziehungsanſtalt gebracht wurde, da dieſe ſelbſt bei ihren wechſelnden Engagements an verſchiedenen Provinzbühnen ihr keinen regelmäßigen Unterricht zutheil werden laſſen konnten. Aus der Anſtalt entlaſſen, trat ſie bei kleinen Bühnen auf, bis eine Heirath ſie drei Jahre lang der dramatiſchen Kunſt entfremdete. Doch ſie kehrte wieder zur Bühne zurück, als Emil Devrient bei einem Gaſtſpiel in Amſterdam ſie bewogen hatte, die Rolle der erkrankten Liebhaberin zu übernehmen. Seitdem iſt ſie der Kunſt treu geblieben; kurze Zeit nach ihrem Wiederauftreten löſte der Tod ihre Ehe. Sie war dann zwei Jahre lang in Graz engagiert; ſeit dem Jahre 1866 iſt ſie Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters, und obwohl ſie es im allgemeinen nicht liebte, durch große Gaſtſpielreiſen in die Ferne zu wirken, iſt ihr Ruhm doch in die weiteſten Kreiſe gedrungen. Sie iſt eine Meiſterin edeln und gediegenen Vortrags, das hat ſie nicht nur als Iphigenie in den Goethe-Aufführungen des Hoftheaters, ſondern auch als Vorleſerin der Sophokleiſchen „Antigone" in Stuttgart und Tübingen bewieſen. Auch Schillers große Rollen, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans, führt ſie mit meiſterlicher Beherrſchung des dichteriſchen Wortes durch; doch erſt in ſchärfer gezeichneten Charakteren bewährt ſie ihre ganze Geſtaltungsgabe: eine Lady Milford, eine Gräfin Orſina, eine

Medea stattet sie mit dämonischen Zügen aus, die eine ergreifende Wirkung ausüben. Eine Glanzleistung war ihre Margarethe in dem von Dingelstedt eingerichteten Königsdrama Shakespeares „Heinrich VI.“. Am Münchener Hoftheater spielte sie diese Furie der englischen Bürgerkriege, für welche ihr jedes Vorbild fehlte, selbstschöpferisch mit hinreißender Kraft, so daß die Kritik ihr warme Anerkennung zollte. Auch ihre Sappho, ihre Phädra, ihre Thusnelda und Isabella sind hervorragende Leistungen. Die Künstlerin hat ausdrucksvolle Züge, dunkle Augen, eine edle Gestalt und plastische Bewegungen.

Wenden wir uns jetzt jenen Schauspielerinnen zu, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts sich einen Namen gemacht haben! Eine geborene Kölnerin wie Charlotte Wolter, ist Gertrud Giers in die Fußtapfen der Wiener Meisterin getreten. Von der eigenen Mutter ausgebildet, in der Plastik von dem italienischen Meister Perini unterrichtet, spielte Gertrud Giers schon im Alter von sechzehn Jahren ihre Heroinen; denn sie war ein hochgewachsenes deutsches Heldenmädchen. Sie glänzte an den großen Stadttheatern in Hamburg und Frankfurt, feierte in St. Petersburg und New-York Triumphe und ist gegenwärtig am Hoftheater in Hannover engagiert. Ihre äußeren Vorzüge, insbesondere ein sehr modulationsfähiges, glockenhelles Organ von großer Kraft, gehen Hand in Hand mit den inneren: einem feurigen Temperament und einem warm empfindenden Herzen. Ihr Mienenspiel ist höchst beweglich, ihre beredten Augen geben jeder Empfindung seelenvollen Ausdruck; sie arbeitet ihre Rollen mit feinem Verständniß durch. Wir lasen einmal in den Blättern, welch hohe Meinung Ernst von Wildenbruch von dieser Darstellerin hat, — er erklärte sie für das größte Talent unter den deutschen Bühnenkünstlerinnen. Jedenfalls liegt ihr alles Kühle und Eingelernte fern; sie spielt eben mit dem Herzen und giebt dadurch ihren Gestalten den Ausdruck voller Lebenswahrheit. Als eine vorzügliche Leistung wird ihre Jungfrau von Orleans bewundert; in den beiden großen Monologen und in der Kerkerscene wirkt sie hinreißend; sie bringt in dem Auftritt mit Burgund den Zauber des echt Weiblichen zu gewinnendem Ausdruck und läßt die schlichte Hirtenjungfrau Johanna nicht hinter der begeisterten Prophetin und Kriegerin verschwinden. Ihre Phädra, ihre Messalina, ihre Medea, ihre Iphigenie werden in gleicher Weise von der Kritik gerühmt. Fräulein Giers hat für diese Heldinnen des Alterthums den hohen Schwung, die plastische Gebärde, aber sie hat nichts Versteinertes, sie giebt auch diesen Gestalten ein reiches inneres Leben.

Die erste Heldin des Berliner Hofschauspiels, Rosa Poppe, ist eine Ungarin; ihre Eltern waren wohlhabende Weinbauern und sie hatten zugleich eine Gastwirthschaft, in welcher sie einen Theil ihres Weins ausschenkten; es giebt noch viele, denen die jetzige Berliner Tragödin ein Glas echten Adlersberger kredenzt hat. Sie wurde damals von ihrer Mutter zu einer tüchtigen Hausfrau erzogen, wie diese es war und noch ist. Vom Theater hatte man in den Kreisen des ungarischen Weinbauern keine Ahnung; auch die Tochter des Hauses hatte nie ein Theater gesehen, las aber in der Stille mit Heißhunger die Trauerspiele ihres geliebten Schiller. Durch elementare Ereignisse, Hagel und Ueberschwemmungen, durch ein vierjähriges Krankenlager des Vaters, der auch schließlich ein Opfer seiner Krankheit wurde, verlor die Familie ihr Vermögen, und Rosa Poppe mußte entweder die Hand eines ungeliebten Mannes nehmen oder sich selbst ihr Brot verdienen. Sie entschied sich für das letztere und wurde gegen den Willen aller ihrer Verwandten Schauspielerin. Sie machte das ganze Elend der kleinen Bühnen durch, hatte mit Noth und Sorgen zu kämpfen, bis ihr künstlerischer Lebenslauf allmählich in geregeltere Bahnen einlenkte. Wir finden sie am Wiener Karltheater, am Augsburger Stadttheater: doch erst seit ihrem Auftreten an der Berliner Hofbühne zog sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Anfangs schien ihr Spiel noch unausgeglichen und entbehrte des rechten künstlerischen Maßes; sie that hier und dort zu viel; auch die Gebärde war nicht immer angemessen. Doch gerade an der Hofbühne machte sie glänzende Fortschritte, und ihre Medea in der Grillparzerschen Trilogie bezeichnete einen Höhepunkt ihrer Entwicklung, der von der Kritik mit Begeisterung anerkannt wurde. Max Grube, der zuerst Grillparzers „Goldenes Vließ“ als Gesammtdichtung auf die Berliner Bühne gebracht hat, gab dadurch auch der Darstellerin Gelegenheit, den ganzen Entwicklungsgang der Heldin uns vorzuführen, während in der Regel den Heroinen der anderen Bühnen nur die Aufgabe zufällt, die Medea der dritten Abtheilung zu spielen. Diese Entwicklung aber mit aller Gewalt der Liebe und des Hasses brachte Rosa Poppe in ergreifender Weise und mit hinreißender Steigerung zur Anschauung. Ihre Darstellungsweise strebt nach Naturwahrheit, sie vermeidet den getragenen deklamatorischen Ton, doch nimmt sie nicht immer genug Rücksicht auf die dichterische Schönheit der Verse. Jedenfalls ist sie durchaus eigenartig und in dieser Eigenart bedeutend. Rosa Poppe hat eine hohe, schlanke Gestalt, angenehme Gesichtszüge, ein gutes, in großen Affekten machtvolles Organ. Von klassischen Rollen hat sie am Berliner Hoftheater außer der Medea die Adelheid im „Götz“, die Turandot, die Eboli, die Elisabeth, dann noch die Marquise von Pompadour gespielt. Am erfreulichsten ist der Fortschritt eines starken, leidenschaftlichen Talents zu immer wachsender künstlerischer Bedeutung.

Wie Bogumil Dawison der polnischen Bühne angehörte, ehe er deutscher Schauspieler wurde, so war Marie Pospischil, die jetzt als jüngere Heroine am Wiener Hofburgtheater thätig ist, tschechische Schauspielerin, ehe sie sich dem deutschen Theater zuwandte. In Prag geboren, kam sie schon mit sechzehn Jahren an das tschechische Nationaltheater, wo sie fünf Jahre blieb. Dann widmete sie ein Jahr Gastspielen in Rußland und Polen. Hierauf wagte sie den Uebergang zur deutschen Bühne und spielte die Jungfrau von Orleans am Deutschen Landestheater in Prag mit großem Erfolg. Die Tschechen verloren ungern ein so bedeutendes Talent, das sich nach einem größeren Wirkungskreis sehnte, als ihn die böhmische Nationalbühne gewähren konnte, und es fehlte nicht an heftigen Angriffen auf die abtrünnige Künstlerin. Von Prag aus wurde sie an das Deutsche Theater in Berlin engagiert, wo sich ihre Umwandlung in eine deutsche Schauspielerin vollendete. Vor allem gab sie sich Mühe, die tschechischen Dialektanklänge aus ihrer Aussprache zu verbannen, obschon noch immer jener Rest angeborener Eigenart übrig blieb, der auch bei Dawison stets, wenn auch noch so leise, an den Ausländer gemahnte. Dann brach sie mit der mehr deklamatorischen Vortragsweise des tschechischen Theaters und strebte nach Naturwahrheit des Ausdrucks, ohne den idealen Zug zu verkümmern. Für glänzende Farbengebung war sie geschaffen; das breit Verschwommene, allzu Ueppige der Darstellungsweise mußte sie zu vermeiden suchen, und es gelang ihr, bei der strengen Zucht des deutschen Theaters, alle Auswüchse, die theils ihrer Nationalität, theils ihrem Naturell entstammten, immer mehr zu beschneiden. Ihre Eigenart schildert ein namhafter Kritiker mit folgenden Worten: „Marie Pospischil ist eine Heroine mit der Erscheinung einer Salonliebhaberin und der Stimme einer Sentimentalen, und diese Mischung wird zusammengeschweißt durch die Leidenschaft der Empfindung.“

Marie Pospischil tritt jedenfalls in die Fußtapfen von Charlotte Wolter; sie hat nicht die marmorne Hoheit der Klara Ziegler und ihrer Nachfolgerinnen. Ihre tragische Kraft liegt in ihrem leidenschaftlichen Naturell; auch der „Wolterschrei“ ist ihr nicht versagt, wie ihre Adelheid im „Götz“ in der Ermordungsscene beweist. Zu ihren Glanzrollen gehören diejenigen, in denen eine glühende Sinnlichkeit sich ausprägt wie die Messalina und die Udaschkin in Freytags „Graf Waldemar“; aber auch die Lady Macbeth, die Orsina, Sappho und Porcia stellt sie in interessanter Weise dar, wenn sie auch nicht überall jene widerstrebenden Züge ihres Wesens zu harmonischem Einklang zu stimmen vermag. Das gelang ihr vorzüglich als Hjördis in Ibsens „Nordischer Heerfahrt“, einer Rolle, die ebenso den Höhepunkt ihrer Entwicklung bezeichnete wie die Medea denjenigen von Rosa Poppe. An das Wiener Hofburgtheater berufen, hatte sie mit ihren Proberollen der Orsina und Maria Stuart einen großen Erfolg — und so gehört sie jetzt dem gefeierten Künstlerstabe dieser Bühne an.

Noch ist eine Reihe jüngerer Kräfte vorhanden, die in ernstem Vorwärtsstreben den hohen Aufgaben der Tragödie gerecht zu werden trachten. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, über sie das endgültige Urtheil zu fällen. Dann wird vielleicht auch die „Gartenlaube“ ihren Lesern einen neuen stolzen Kranz von Meisterinnen der tragischen Muse vorführen können, wie die heute geschilderten ihn bilden. †

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Anton v. Perfall.

Wieder klimperte das Klavier, wieder ertönte das wüste Lachen aus dem „Jörgl“ und lärmten die „Jungen“ beim „Prasser“, wieder glühten im Dunkel die roth verhangenen Fenster der „Fackel“. Hans trat in das von übelriechendem Dunste gefüllte Lokal der „Fackel“, ein Blick überzeugte ihn, daß Holzmann noch nicht da sei.

Die Wirthin empfing ihn mit mißtrauischer Miene. „Suchen Sie den ‚Schwarzen Jakob‘?“ fragte sie barsch. „Er hat sich nicht mehr sehen lassen seitdem, er haßt das Geschnüffel — war ein guter Gast.“

„Bringen Sie ein Glas Bier und kümmern Sie sich nicht darum, wen ich suche oder nicht!“ entgegnete Hans abweisend.

Eingeschüchtert durch den entschiedenen Ton entfernte sich die Wirthin, um das Verlangte zu bringen. Jetzt trat auch Holzmann ein; mit offenbar von reichlichem Alkoholgenuß getrübten Augen stierte er im Zimmer umher. Hans wurde von unbezwinglichem Ekel erfaßt, es war ihm, als müsse er entfliehen. Da erblickte ihn Holzmann; über die Entdeckung vergnügt mit dem Finger schnalzend, trat er näher. Ohne Umstände setzte er sich neben Hans und nahm ungeniert einen tüchtigen Schluck aus dessen Glas.

„Hab' ich's nicht fein gemacht?“ fragte er, mit den Augen zwinkernd. „Bin ich nicht ein wahrer Freund?“

Hans zuckte unter dieser Andeutung zusammen und dachte nicht einmal daran, von dem Menschen wegzurücken, der ihm vertraulich die Hand auf die Schulter gelegt hatte; sie lastete darauf wie Blei.

„Na, so reden Sie doch, jetzt brauchen Sie ja keine Angst mehr zu haben — ich schweige wie das Grab!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte Hans.

„Sie verstehen mich nicht? Na, das ist gut! Warum sind Sie denn hier? Oder habe ich meine Sache wirklich so gut gemacht, daß auch Sie . . .? Na, hören Sie, da wär' ich wirklich stolz. Aber machen Sie keine Flausen, zwischen uns zwei muß alles klar sein. Also die Geschichte war so: ich und er — Sie wissen, wen ich meine — hatten alles vortrefflich vorbereitet, es klappte soweit auch ganz gut, er war schon glücklich drin im Laden — da überkommt ihn ein Schrecken, er glaubt wunder was draußen auf der Straße zu hören, springt durch die Oeffnung wieder herunter, wirft mir dabei die halbe Decke auf den Kopf und ist auf und davon, während ich in der Patsche sitze. Na, ich will's ihm nicht nachtragen.“

In Hans war, während Holzmann in seiner frechen Weise erzählte, ein dumpfer Zorn aufgestiegen. „Also haben Sie meinen Vater wirklich so weit gebracht, Sie Schurke!“ flüsterte er zwischen den Zähnen. Sein Antlitz war weiß, sein Auge leuchtete unheimlich.

„Natürlich, ich bin der Verführer! Er ließ sich übrigens sehr gern verführen, der Herr Vater — doch das ist ja jetzt ganz einerlei, verlieren wir keine Zeit mit solchen Dummheiten! Rollen Sie die Augen nicht so, ich fürchte mich nicht — Ihnen muß alles dran liegen, daß Ihr Vater nicht entdeckt oder aufgegriffen wird, und wenn ich spreche . . .“

Das letzte Wort klang wie eine Drohung; Hans ließ finster das Haupt sinken.

„Ich spreche aber nicht, wenn Sie vernünftig sind.“

„Was nennen Sie vernünftig?“

„Sie kaufen mir das Geheimniß ab — das ist doch sehr vernünftig!“

„Womit? Ich bin arm.“

„Weiß ich, und ich bin kein Blutsauger, das überlass' ich den ehrlichen Menschen. Es giebt ja auch Abschlagszahlungen, und Sie werden nicht arm bleiben —“

„Gut, ich bin bereit. Was fordern Sie?“

„Das ist schwer zu sagen. Je weiter Sie es bringen, desto mehr muß Ihnen an meinem Schweigen liegen. Sagen wir vor der Hand dreißig Mark monatlich! Gewiß anständig! Haben Sie Glück, machen vielleicht eine gute Partie — 's ist ja so was in Aussicht, wie ich hörte — na, dann läßt sich weiter drüber reden, dann kann man's vielleicht mit einmal abmachen.

Hans hatte nicht einmal mehr die Kraft des Zornes gegen diesen offenbaren Hohn. Die Anspielung auf Claire machte ihm seine furchtbare Lage doppelt klar.

„Sie sollen das Geld haben. Aber geben Sie sich keiner Hoffnung hin in Bezug auf meine Zukunft —“ Er lachte schmerzlich. „Ich habe keine Zukunft mehr von heute an und werde nie —“

„‚Heirathen‘, wollen Sie sagen? Ah bah, das sagen Sie jetzt. Nicht heirathen? Ein so schöner Mann mit diesen Aussichten! Da ist mir nicht bange. Also vor der Hand dreißig Mark monatlich. Sie senden es an den Wirth zum ‚Schwarzen Rößl‘, meinetwegen unter fremdem Namen, ich weiß dann schon, von wem es kommt. Aber noch etwas: ich könnte doch einmal einen besonderen Wunsch haben — man hat hie und da größere Ausgaben — und ich möchte Sie von Zeit zu Zeit doch auch persönlich sehen, damit ich Sie nicht ganz aus dem Gesicht verliere . . . also kurz und gut: ich verlange, daß Sie sich alle Vierteljahre, sagen wir: immer am Ersten jedes dritten Monats von heute an, im ‚Schwarzen Rößl‘ sehen lassen. Kommen Sie nicht, so müßte ich schreiben, und das ist gefährlich für uns beide. Also einverstanden?“

„Ich muß!“ stöhnte Hans. „Nun aber — wo ist mein unglücklicher Vater?“

„Er ist jetzt auf eine Zeit lang verschwunden; ich glaube, er ist in der Schweiz. Doch das kann Ihnen ja gleich sein. Auch wenn er wiederkommt, wird er sich vor Ihnen nicht sehen lassen auf diese Geschichte hin, er fürchtet Sie —“

„Und wer giebt mir die Versicherung, daß Sie ihn dann nicht zum zweiten Male zu einem solchen Verbrechen verführen?“

„Ich, Verehrtester!“ erwiderte Holzmann lachend. „Er taugt nicht zu dem Geschäft, es fehlt ihm die Ruhe, die Kälte; mitten drin reut es ihn, und er macht lauter Dummheiten.“

Hans war dem Gauner für dieses Wort beinahe dankbar, bewies es ihm doch, daß sein Vater kein Verbrecher von Natur war, daß ihn nur seine Leidenschaftlichkeit, seine widrigen Verhältnisse und die Künste Holzmanns soweit gebracht hatten. Aber was nützte es seinem Vater und ihm selbst, daß dem so war? Befanden sie sich deshalb weniger in der Gewalt des Schurken? War er selbst nicht in Zukunft ein Sklave Holzmanns? O, das war die schändlichste Fessel, die er je getragen! Doch wie — wenn er sie abschüttelte mit einem energischen Rucke, mochte draus entstehen, was da wollte? Sein Vater war in Sicherheit, und selbst wenn er infolge einer Anzeige den Gerichten verfiel, war es nicht besser, daß er seine Schuld büßte, statt mit dem Bewußtsein, ein Ausgestoßener und Verfolgter zu sein, immer weiter getrieben zu werden auf der dunklen Bahn und vielleicht dem Schlimmsten zu verfallen. Und konnte denn Holzmann überhaupt den Genossen verrathen, ohne selbst mit in die Falle zu gerathen? Aber dieser Mensch mit seinem rachsüchtigen Charakter und seiner bösartigen Schlauheit würde sicher einen Weg finden, seine Drohung wahr zu machen, ohne sich selbst zu gefährden. Im Nothfall würde er wohl auch vor einem Meineid nicht zurückschrecken, um den Vater als den alleinigen Schuldigen hinzustellen. Ja, es war zu erwarten, daß er sich dann die Gelegenheit nicht entgehen lassen würde, auch den Sohn in Verdacht zu bringen. Anhaltspunkte dafür bot ihm ja der Verkehr in der berüchtigten „Fackel“. Und dann — wo blieb dann sein Glück, seine Zukunft, die er sich nur zu denken vermochte an der Seite Claires!

Im Gefühl seiner Ohnmacht verlegte sich Hans zu seiner eigenen inneren Beschämung aufs Bitten.

„Erlassen Sie mir die Besuche im ‚Schwarzen Rößl‘,“ begann er, „sie sind mir unmöglich.“

„Thut mir leid, aber auf diese Besuche verzichte ich nicht, ich muß sogar um große Pünktlichkeit bitten. Abgemacht also!“ Er streckte Hans die schmutzige Hand hin. „Ich will Sie nicht länger aufhalten. — Warum schlagen Sie nicht ein? Die Hand färbt nicht ab! Mein Gott, wenn alle Spitzbubenhände Farbe lassen würden, wir gingen alle umher wie die Färber. Uebrigens ist der Humbug mit dem Handschlag auch nicht nöthig, solche Sachen halten sich von selbst. Aber noch etwas — haben Sie vielleicht die erste Monatsrate bei sich? Ich meine nur — es eilt nicht gerade —“

Hans griff in die Tasche und warf das Geld auf den Tisch.

„Stimmt!“ sagte Holzmann schmunzelnd. „Auf Wiedersehen im ‚Schwarzen Rößl‘ genau auf Tag und Stunde, wie wir's besprochen haben. Ich liebe die Pünktlichkeit! Und nun — nichts für ungut, Herr Davis!“ Mit diesen Worten erhob er sich, drückte seinen Hut tief ins Gesicht und verließ das Lokal.

Hans blieb betäubt zurück. Das Fürchterlichste war eingetroffen — wohin mochte ihn die Gemeinschaft mit diesem Verbrecher noch führen! Da schlug es acht Uhr, um diese Zeit sollte er bereits im Salon bei Berrys sein. Er schauerte zusammen bei dem Gedanken. Was sollte er sagen, wenn man ihn fragte, wo er so lange geblieben sei, wenn Claire ihn fragte mit dem stummen Vorwurf im Blicke, der ihm jedesmal das Herz zerriß? Sollte er ihr alles bekennen, ihr zurufen: „Ich bin der Sohn eines Verbrechers, der Sklave eines Schurken — aber ich liebe Dich mehr als das Leben, und wenn auch Du mich liebst — Liebe kann alles vergessen, verzeihen!“ Aber wie würde sie da entsetzt, voll Ekel, aufspringen, die schöne verwöhnte Claire, wie würde sie ihn verachten, hassen, daß er, der Geschändete, Ehrlose, sich in ihr Herz geschlichen! Es gab nur eines, wenn er ein Mann war: das Haus verlassen, in dem sein ganzes Glück beschlossen lag.

Die Wirthin hatte das seltsame Paar scharf beobachtet, auch die Zahlung an Holzmann war ihr nicht entgangen. Sie hatte doch dem jungen Menschen unrecht gethan, es war keiner von der Polizei. Als sie das Geld für die Zeche nahm, nickte sie ihm daher freundschaftlich zu

„Nehmen Sie sich in acht vor dem!“ sagte sie. „Es wär' schad' um so einen schönen jungen Herrn.“

Hans erwiderte nichts; ohne sich umzusehen, eilte er aus dem Lokal.

* * *

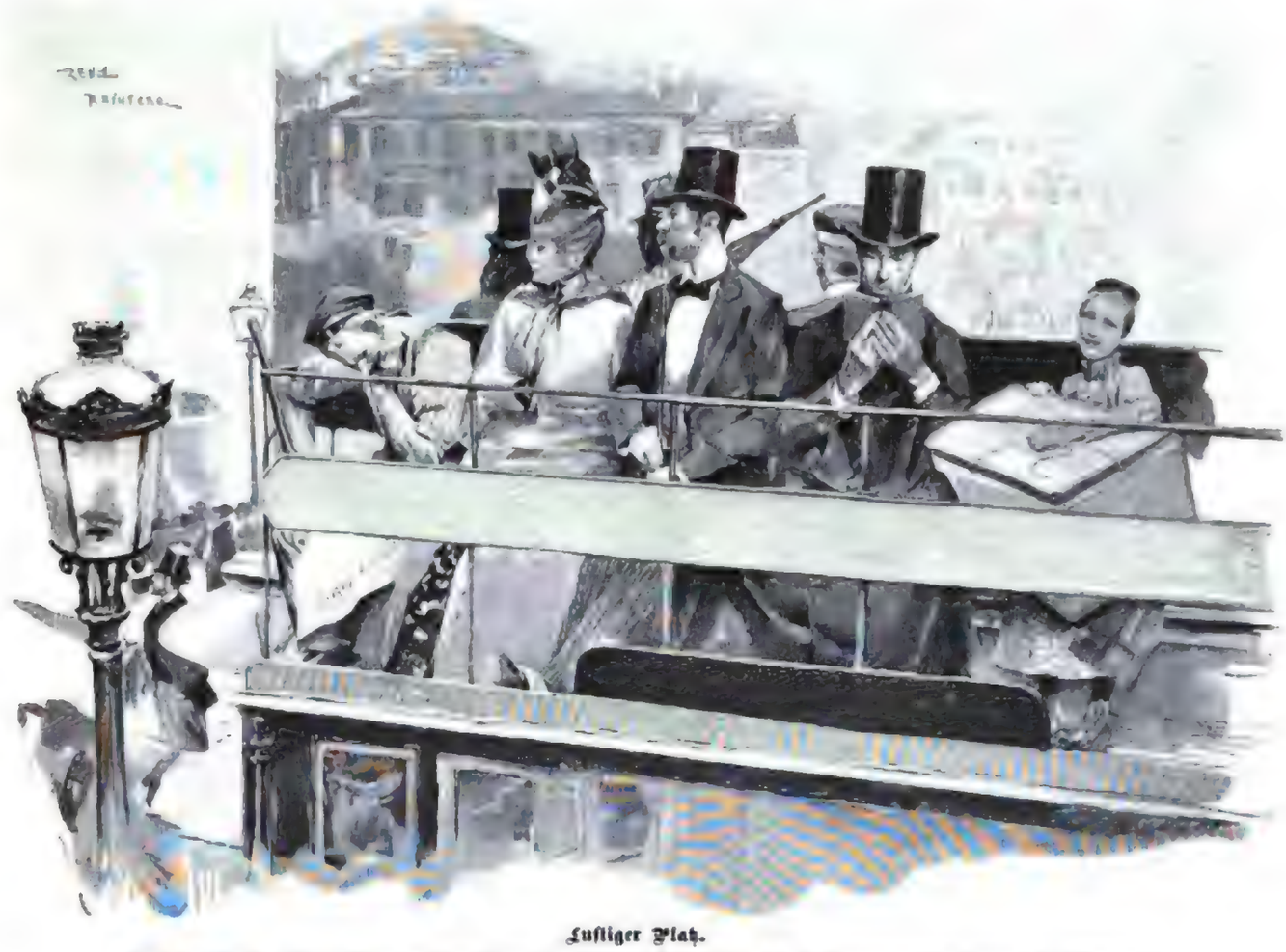
Der Salon Berrys war heute stark besucht; alle Kreise der Hauptstadt waren vertreten. Eine herrliche Sopranstimme, von den Tönen eines Klaviers begleitet, versammelte die vorher in den Räumen des ersten Stockwerks zerstreuten Gäste im Salon. Die gefeierte Primadonna der Hofbühne gab ein Lied zum besten, da mußte man wohl oder übel das heimliche Geplauder unterbrechen, die reich besetzten Büffetts verlassen und sich dazu noch sehr erfreut zeigen über diesen Kunstgenuß. So gut es gehen wollte, entschädigte man sich durch heimliches Geflüster in rosige niedliche Ohrchen, durch koketten Fächerschlag und neckisches Augenspiel. Nur einige wenige Kunstenthusiasten lauschten mit ernsten tiefsinnigen Gesichtern dem Gesang, nicht ohne hie und da verweisende Blicke auf das junge unaufmerksame Volk zu werfen.

Besonders Graf Maltiz schien den Vortrag für seine besonderen Zwecke auszunutzen. Er saß dicht hinter Claire, sein dunkles Antlitz mit dem mächtigen schwarzen Schnurrbart berührte fast die feinen blonden Löckchen, die sich um Claires Hals ringelten. Seine Flüsterworte brachten sichtlich eine starke Bewegung bei der Dame hervor. Sie wechselte wiederholt die Farbe, erwiderte hastig etwas hinter dem aufgespannten Fächer und kühlte sich fortwährend mit dem Spitzentuch die heiße Stirn, die glühenden Wangen.

Die Sängerin endete unter stürmischem Beifall. Mit einer Verbeugung bot Maltiz Claire den Arm und das Paar bog in eines der lauschigen Nebengemächer ein, verfolgt von spitzen Worten und Blicken.

„Sprechen Sie, Fräulein Claire, ich beschwöre Sie,“ begann erregt der Graf, als sie allein waren. „Was beängstigt Sie? Was drängt sich stets zwischen uns?“

„Zwischen uns, Herr Graf?“



Lustiger Platz.

Aus dem Werke „Spiegelbilder aus dem Leben“ von Rene Reinicke. (F. A. Ackermanns Kunstverlag in München.)

Für die „Gartenlaube“ in Holz geschnitten

Digitized by Google

„Ja, zwischen uns, Fräulein Claire. Ich sage das getrost, ich bin kein junger Fant mehr, kein schmachtender Jüngling, ich bin ein Mann — mit tausend Fehlern vielleicht, aber mit dem einen Vorzug, daß ich mit meinen Gefühlen nicht Versteck zu spielen weiß. Ein Reiter liebt die rasche kühne Entscheidung!“

„Das ist ja ganz schön, Herr Graf,“ unterbrach ihn Claire in leicht ironischem Tone, „aber ich bin leider zu Fuß und kann dem raschen kühnen Reitersmann nicht folgen.“

„Sie verleugnen sich selbst, Fräulein Claire! Seit wann gehören Sie zu diesen matten Naturen, die, einer raschen kräftigen Leidenschaft nicht fähig, ängstlich hin und her schwanken, überlegen, fürchten und zagen. Entweder bin ich Ihnen gleichgültig, zuwider, dann haben Sie Ihr Spiel mit mir getrieben, oder ich bin Ihnen mehr als die anderen. Warum aber dann noch zögern? Oder will Ihr Papa den leichtsinnigen Offizier nicht, der mit seinem Sohne ein flottes Leben führt, und Sie lieben den Papa über alles? Ist es dies?“

Der Graf war schön in seiner rücksichtslosen Erregung, die ihn die gute Sitte so weit mißachten ließ, daß er zornig mit dem Säbel auf den Boden stieß.

Claire entzog ihm den Arm.

„Sie vergessen sich, Herr Graf! Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig über die Gründe meines Benehmens. Sind Sie ein Mann, der kühne Entscheidungen liebt, so bin ich eine Frau, die sich ihre Gefühle nicht in blindem Ansturm entreißen läßt. Sie wählen eine Taktik, Herr Graf, mit der Sie vielleicht oft gesiegt haben, die aber nicht immer die richtige ist.“

Maltiz ergriff die beiden Hände des Mädchens und sank, hingerissen von seiner Leidenschaft, vor ihr auf die Knie.

„Taktik? Ich kenne keine in diesem Augenblick. Ich liebe Sie, Claire, nun müssen Sie es hören! Mein sollen Sie werden . . . nur einen Hoffnungsstrahl geben Sie mir!“ Jäh sprang er auf und beugte sein heißes Gesicht so nahe an das ihrige, daß sie seinen Athem spürte.

Nun verlor auch Claire die mühsam bewahrte Ruhe, das Feuer, das verzehrend in dem Manne vor ihr loderte, drohte auch ihre Sinne zu ergreifen. Eine Müdigkeit überkam sie, daß sie wie betäubt die Augen schließen mußte. Es war ihr, als müsse sie um Hilfe rufen gegen sich selbst — warum nur fehlte Hans gerade heute!

Da glaubte sie Schritte zu vernehmen, sie blickte auf — unter dem Vorhang der Thür stand Hans Davis, bleich und verstört; in der nächsten Sekunde war er wieder verschwunden. Ob er es nun wirklich gewesen war oder das Ganze nur eine Täuschung ihrer erregten Sinne — die Erscheinung hatte ihr die ersehnte Hilfe gebracht, sie gehörte wieder sich selbst. Stolz richtete sie sich auf.

„Man hat uns beobachtet, verlassen Sie mich!“ rief sie befehlend. Achselzuckend verbeugte sich der Graf und ging.

Als Claire, nach Fassung ringend, den Salon betrat, fiel ihr erster Blick auf Hans. Es war also keine Vision gewesen — er hatte sie belauscht! Der Schmerz über das Gehörte, Gesehene lag offenbar noch in seinen Zügen. Warum nur hatte sie gerade an ihn denken müssen in dem entsetzlichen Augenblick, als sie jede Kraft in ihrem Inneren erschlaffen fühlte? Warum wich die qualvolle Betäubung bei seinem Anblick? Mit einem Male sah sie klar: sie liebte diesen Mann! Ihm hätte sie gern tausendmal die Antwort gegeben, die der Graf vorhin mit stürmischer Leidenschaft von ihr hatte erzwingen wollen! Aber weshalb wagte Hans nicht dasselbe wie dieser Maltiz — warum verrieth er mit keinem Worte, was er fühlte? Entschlossen trat sie auf Hans zu.

„Wo bleiben Sie so lange? Ich habe Sie überall gesucht. Es giebt Leute, die sich keine Sekunde rauben lassen von diesem Abend, ich dachte, Sie gehörten vor allem dazu!“ sprach sie ihn an.

„Dringende Geschäfte, gnädiges Fräulein! Uebrigens werden Sie mich wohl nicht vermißt haben. Sie sehen so blühend, so strahlend aus von freudiger Lebenslust, daß ich mir doppelt dunkel und unscheinbar vorkomme, so gar nicht, als könnte ich vermißt werden.“

„Wäre es nicht möglich, daß Sie mein Aussehen falsch deuten? Vielleicht ist es nicht Lebenslust, was mich erfüllt, sondern etwas anderes, Entrüstung — Empörung über etwas . . .“

Hans blickte ihr fest ins Auge, mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes. „Empörung über mich, den Lauscher, nicht wahr?“

Claire erröthete tief. „Also Sie waren es wirklich? Nein, das meinte ich nicht.“

„Das meinten Sie nicht? Aber dann — dann bleibt nur eine Erklärung übrig . . .“

„. . . daß ich empört bin über die ungerechtfertigte Zudringlichkeit des Grafen, von der Ihr Erscheinen mich erlöste!“

Hans fühlte, wie sich ihm alles Blut zum Herzen drängte — da stand ja das Glück vor ihm, nahe, greifbar nahe. Aber — o Hohn des Schicksals! — er durfte die Hand nicht danach ausstrecken, er, den das Verhängniß in seine Bande geschlagen, durfte nicht mehr frei wählen, wollte er nicht auch die, die ihm das Liebste war auf Erden, mit sich in Schmach und Schande bringen. Gewaltsam raffte er seine Selbstbeherrschung zusammen.

„Aber der Graf liebt Sie, Fräulein Claire,“ erwiderte er scheinbar gelassen, „und er hat alle Berechtigung dazu. Urtheilen Sie deshalb nicht zu streng! Seine Leidenschaft macht ihn unvorsichtig; o, ich begreife das — sie kennt keine Rücksicht, kein Bedenken, unaufhaltsam drängt sie vorwärts, ihrem Ziele zu!“

„Wirklich, thut sie das?“ entgegnete Claire. „Was wissen denn Sie von Leidenschaft bei Ihren langweiligen fühllosen Maschinen, für die Sie schwärmen? Wie kalt Sie das sagen: ‚der Graf liebt Sie‘, als ginge Sie das gar nichts an!“ Eine tiefe Bekümmerniß klang durch den spöttischen Ton dieser Worte hindurch.

Das Herz krampfte sich in Hans zusammen. Sie standen abseits von der Gesellschaft, niemand konnte sie belauschen — es galt nur ein Wort, das fühlte er, und Claire war sein! Und dieses Wort — er durfte es nicht sprechen! Noch klang die Stimme Holzmanns widerlich in sein Ohr. Er mußte dieses fürchterliche Gespräch beenden, jäh und gewaltsam, sonst erlag er der Versuchung.

„Es darf mich nichts angehen, wenn ein anderer Sie liebt. Der Graf ist der Mann, Sie glücklich zu machen, ist Ihrer würdig, das ist das einzige, was mich dabei interessieren kann, mich, Ihren Jugendfreund, Ihren kleinen Automaten!“

Er athmete schwer auf nach diesen Worten, die nüchtern, mit vernünftiger Kühle über seine Lippen gekommen waren.

Claire lachte spöttisch. „Wirklich — Sie sind fest überzeugt, daß der Graf mich glücklich machen würde, daß er meiner würdig ist? Diese Aeußerung erinnert mich wirklich an den Automaten von einst mit seinen toten, langweiligen Bewegungen. Uebrigens haben Sie ganz recht — es geht Sie wirklich nichts an, ob der Graf mich liebt oder nicht, darum lassen Sie in Zukunft das Belauschen!“

„Fräulein Claire!“

Sie hörte nicht mehr auf ihn, sie hatte ihm den Rücken gewandt.

Hans lehnte sich an die Fensterbrüstung und drückte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Das Opfer war vollbracht!

„Warum so einsam, Davis?“ weckte ihn plötzlich eine Stimme neben sich — es war die Berrys. Erschrocken wandte sich Hans um.

„Wie sehen Sie denn aus? Krank, überarbeitet und unglücklich! Mir scheint, Sie fühlen sich immer gedrückt in meinem Hause — warum denn? Haben es ja gar nicht nöthig! Sie müssen sich mehr umthun, müssen sich dieser Welt mehr anpassen, wenn es Ihnen auch nicht immer angenehm ist! Sie sind nun einmal berufen, darin zu verkehren, und ich darf es geradezu von Ihnen verlangen, daß Sie sich nicht absondern. Heutzutage macht man seinen Weg nicht mehr allein mit den Kenntnissen, auch Aeußerlichkeiten sind nicht zu unterschätzen, wenn man eine Stellung einnehmen will. Und das wollen Sie doch, und ich will es auch! Ja, ja, ich muß es Ihnen einmal sagen, es fehlt Ihnen an Selbstgefühl, und das ist nothwendig gerade diesen Leuten gegenüber, die wunder meinen, was sie sind. Kommen Sie, kommen Sie — Claire fragte auch schon nach Ihnen!“

Hans lachte gezwungen, entschuldigte sein Alleinbleiben mit Kopfschmerz und folgte dann Herrn Berry.

Claire stand bei Otto und Maltiz. In Hans brauste alles wirr durcheinander, mechanisch sprach und antwortete er. Dazwischen hinein tönte dämonisch das Lachen Claires und des Grafen.

Wie ein wüster Traum ging der Abend vorüber, er sah noch, wie der Graf zum Abschied lange Claires Hand hielt, dann eilte er durch die Nacht seiner Wohnung zu.

10.

Mit Claire war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie zog sich von der Gesellschaft immer mehr zurück und ließ sich selbst an den Empfangsabenden öfters entschuldigen, so daß diese dadurch ihre Anziehungskraft verloren. „Claire wird Gräfin Maltiz und deshalb dieser Rückzug,“ hieß es in der Stadt; was

hatte man also noch bei dem langweiligen Maschinenmenschen weiter zu suchen! Die Beute war erjagt, und es war verlorene Liebesmühe, sich noch weiter um sie zu bemühen. Die jungen Löwen zogen sich knurrend zurück, eine andere Fährte zu suchen, ihnen folgten bald die Künstler und sonstigen Koryphäen der Hauptstadt. Herr Berry verstand es nicht, sie zu halten, es wurde langweilig in dem Salon; Graf Maltiz allein blieb auf dem Platze.

Er war der intimste Freund Ottos, mit dem zusammen er einen Rennstall hielt, und auch Claire behandelte ihn durchaus kameradschaftlich. Der Scene an jenem Abend, bei der Hans sie überrascht hatte, geschah nie mehr Erwähnung, und Claire schien dem Grafen gerade durch den freien Umgang jede Gelegenheit entziehen zu wollen, sie zu wiederholen.

Nichts ist schmerzlicher für einen Liebhaber, denn als Freund behandelt zu werden, mit all der nüchternen Offenheit, welche diesem zukommt. Jedes zärtliche Wort, jedes süße Geheimniß stockt ihm da auf der Zunge und scheint ihm lächerlich. Maltiz war unglücklich, er verstand Claire nicht. Warum entzog sie ihm nicht ihren Umgang, wenn sie seine Werbung ein für allemal abgewiesen haben wollte? Wenn sie ihm aber doch ein tieferes Gefühl entgegenbrachte, warum dann diese Kälte, die erkältend auch auf ihn zurückwirken mußte? Die kostbare Zeit verstrich — wenn nicht wenigstens die Verlobung bald stattfand, so ließen sich seine Gläubiger nicht länger beschwichtigen . . .

Otto kannte die Verhältnisse seines Freundes sehr wohl, er stak selbst tief in Schulden und konnte deshalb die Eile, aus der Maltiz ihm gegenüber gar kein Hehl machte, recht gut begreifen. Ja, der Graf ging so weit, Otto aus Erkenntlichkeit für seine Mithilfe die Uebernahme seiner zahlreichen Verpflichtungen zu versprechen; sei er einmal verheirathet, so gehe das bei dem Alten in einem hin. Otto, weit entfernt, darin eine Taktlosigkeit zu erblicken, faßte das als ritterliche Großmuth von seinem vornehmen Freunde auf und machte die größten Anstrengungen, um Claire zur Entscheidung zu bringen. Doch mußte er die Sache mit aller Vorsicht angreifen, um nicht ihr Mißtrauen zu erregen.

Das Benehmen der Schwester war ihm selbst unbegreiflich, es war fast, als wartete sie auf etwas; oft traf er sie mit verweinten Augen. Sollte eine heimliche Liebe daran schuld sein? Seit ihrer Rückkehr aus Paris war sie doch nur dem Grafen nahe getreten, und um den brauchte sie doch nicht zu weinen! Wiederholt ließ er alle, die seitdem im Hause verkehrt hatten, an sich vorüberziehen, sogar Hans Davis. Und obwohl ihm der Gedanke zuerst lächerlich erschienen war, er drängte sich ihm immer wieder auf. Wie oft hatte er die beiden in lebhaftem Gespräch getroffen! Die unverzeihliche Vertraulichkeit der Jugendjahre wirkte wohl noch immer nach, zudem bevorzugte Papa den jungen Mann immer mehr und zog ihn mit Gewalt in seine Kreise; so unmöglich war also die Sache nicht, und er wurde den Verdacht nicht mehr los. Gerade jetzt entdeckte er auch durch einen Zufall, daß Claire Krankenbesuche im Arbeiterviertel machte. Das war trotz ihrer Gutmüthigkeit ganz gegen ihre sonstige Art, sie liebte das schmutzige Getriebe nicht und betrat nur äußerst selten die Fabrik. Sollte sie aus Interesse für Davis um das „Pack" sich kümmern, dem auch dieser entstammte?

Der Gedanke, daß er auf der richtigen Spur sei, empörte ihn — das wäre ja eine öffentliche Blamage, ganz abgesehen davon, daß dann alle seine Hoffnungen auf die Hilfe des Grafen in nichts zerfielen! So beschloß er einen entscheidenden Schritt. War etwas an seinem Verdacht, wie er allmählich fest überzeugt war, so wuchs die Gefahr mit jedem Tage, den er verstreichen ließ, ohne zu handeln.

Eines Tages trat er geradezu als Freiwerber für seinen Freund bei Claire auf. Ihr Benehmen gegen Maltiz sei so unklar, daß dieser, eine Abweisung befürchtend, ihn gebeten habe, seine Schwester um eine Entscheidung zu bitten. So stelle er ihr offen und ohne Umschweife die Frage, die sie unzweideutig zu beantworten habe, da ein längerer derartiger Verkehr des Grafen mit ihr unmöglich sei, ohne daß beider Ehre und gesellschaftliche Stellung gefährdet sei. Ein rascher Entschluß sei also unbedingt nöthig. Jeder Anpreisung seines Freundes enthielt er sich absichtlich.

Claire ließ sich zugänglicher finden, als er erwartet hatte; sie spottete nur über den schwachen Muth des sonst als so schneidig gerühmten Grafen, sie habe diese Werbung schon längst vorausgesehen und habe sich bereits damit „ausgesöhnt", wie sie sich ausdrückte. Sie sehne sich hinaus aus diesem einförmigen Leben, und wenn sie auch nicht gerade eine innige Liebe zu dem Grafen fühle, so könne sie sich doch als seine Gattin denken, und mehr könne man ja auch nicht verlangen, wenn man das Unglück habe, eine reiche Erbin zu sein. Uebrigens habe Papa das letzte Wort zu sprechen.

Otto hörte aus diesen Worten nur die Erfüllung seiner Hoffnungen, nicht den Verzicht eines unglücklichen Herzens, das in verhängnißvollem Irrthum Heilung und Vergessen suchte im Strudel des Weltgetriebes.

Herr Berry betrachtete die Werbung des Grafen als unabwendbares Schicksal. Seine stillen Hoffnungen auf Davis hatten ihn betrogen; Hans war wirklich kein Mann für Claire, es fehlte ihm der persönliche Muth, das Selbstbewußtsein, das allein Großes schafft und auch über die niedrigste Geburt erhebt; er hatte offen bar keine „Rasse". In der letzten Zeit ließ auch sein Eifer im Geschäft bedeutend nach; seine Schwungkraft war sichtlich erschöpft, die glückliche Idee von damals vielleicht nur ein Zufall. Er bewegte sich jetzt nur noch in den gewöhnlichen Geleisen der Arbeit. Woher sollte ihm da die Kraft kommen, als sein künftiger Erbe die Fabrik zu leiten? Freilich, Graf Maltiz war ihm auch nicht erwünscht als Schwiegersohn — aber war es dieser nicht, der Claire gewann, so war es ein anderer, der seinen Wünschen noch weniger entsprechen mochte. Daß seine Tochter dem Grafen geneigt war, daran glaubte er nicht mehr zweifeln zu können, wenn sie sich auch immer wieder merkwürdig scheu in sich zurückzog. Der Graf bot ihr einen glänzenden Namen, er war schön, nicht ohne Geist, wohl geeignet, auf ein Mädchenherz Eindruck zu machen. Nur hätte er seine Tochter für tiefer angelegt gehalten, er hätte ihr zugetraut, daß sie noch etwas mehr von ihrem künftigen Gatten verlange. Aber nun war es einmal ihr Wille so — auch gut!

So wurde die Verlobung des Grafen Maltiz mit Fräulein Claire Berry bekannt gemacht; sie überraschte niemand mehr. Otto und der Bräutigam drückten sich verständnißvoll die Hände und machten sofort neue Ankäufe für den Rennstall.

Hans Davis hatte geglaubt, für diese Verlobung gerüstet zu sein, es mußte ja so kommen. Doch als nun das Ereigniß wirklich eintrat, da drohte der Schmerz darüber ihn beinahe zu erdrücken. So lange als möglich schob er die Gratulation hinaus, die er wohl nicht anders als persönlich darbringen konnte. Endlich raffte er alle Kraft zusammen und begab sich zur Villa; man sollte in ihm nur den Bediensteten erblicken, der die leere Form erfüllte. Doch als Claire ihm dann bleich, die Züge matt und schlaff, entgegentrat, da zuckte es in ihm auf wie Freude, und unwillkürlich fiel er aus der selbstgewollten Zurückhaltung heraus. Vergebens nahm Claire eine herablassende Miene an, vermied selbst den herzlichen Ton der Freundin, als sie ihm für seinen Glückwunsch dankte. Er sah unter die Maske, — sie litt mit ihm, vielleicht mehr, weil sie den Grund für sein Verhalten nicht kannte und an Stelle des düsteren Verhängnisses, dem er sich beugte, Feigheit und Mangel an Liebe vermuthen mußte.

„Ich verzichte von heute an auf mein Eigenthumsrecht. Sie sind frei, Herr Davis," sagte Claire, in der deutlichen Absicht, dem peinlichen Zusammensein ein Ende zu machen. Hans küßte die kleine Hand; zu spät erhob er das Haupt, eine Thräne war auf die Hand gefallen.

Claire zog sie erschrocken zurück. „Wie — eine Thräne? Bei Ihnen, dem Manne von Stahl und Eisen?" sagte sie langsam. „Da darf ich mir ja etwas einbilden. Sie erinnert mich an einen Weihnachtsabend, wo die kleine Claire die Thränen, die Sie vergossen, noch trocknen konnte — —"

„Und wo Ihnen der fremde Junge zum Spielzeug geschenkt wurde —"

„Ja — und er wurde mein liebstes Spielzeug, und als er zum Spielzeug zu groß geworden, ward er mein liebster Freund," fuhr Claire leise fort. Ihr großes Auge, das erst so kalt geblickt hatte, ruhte jetzt voll innigen Ausdruckes auf Hans, der alle seine Vorsätze darüber vergaß.

„Und als er zum liebsten Freunde zu groß wurde, da trennte man die beiden —" rief er mit mühsam verdeckter Leidenschaft.

„Ja, da trennte man sie . . . Doch genug dieser Rückblicke auf die Vergangenheit!" Ihre Stimme klang wieder kühl. „Es beginnt jetzt für mich ein neues Kapitel, und wenn ich Ihrer Prophezeiung Glauben schenken darf — Sie erinnern sich ja noch

an jenen Abend in unſerem Hauſe, wo Sie über meinen jetzigen Bräutigam ſchwärmten — ſo wird es für mich ein glückliches ſein. Ich danke Ihnen nochmals, Herr Davis, für Ihre freundlichen Glückwünſche. Apropos, was macht denn ‚Claire‘ Nummer zwei?“

„Sie macht Ihnen alle Ehre, ſie befährt den Mont Cenis und iſt die beſte Bergmaſchine.“

„Das freut mich, vielleicht fahre ich mit ihr auf meiner Hochzeitsreiſe — das wäre reizend — nach dem ‚Syſtem Davis‘!“ Sie lachte hart auf. „Auf Wiederſehen, Herr Davis!“ Mit einer leichten Verbeugung ging ſie aus dem Zimmer.

Hans ſtand noch lange, als hätte er ihren Abgang gar nicht bemerkt. Er hielt die geballten Hände gekreuzt, als trüge er wirklich Feſſeln. Dann fuhr er plötzlich auf. „Dem ‚Syſtem Davis‘, dem Syſtem der Feigheit, der fortgeſetzten Lüge,“ ſprach er vor ſich hin, „ich will ihm ein Ende machen!“ Er eilte hinaus, die Treppe hinab; vor dem Arbeitszimmer Berrys hielt er einen Augenblick an. Das Geräuſch von Schritten drang heraus; ſeine Hand lag auf dem Drücker — dem Kommerzienrath alles zu geſtehen und um ſeine Entlaſſung zu bitten, das war ſein Entſchluß.

Da ſprengten Maltiz und Otto über den Hof; der Graf grüßte lächelnd hinauf zu Claire.

Bei dieſem Anblick fühlte Hans in ſeinem Innern eine Woge des Haſſes aufrauſchen gegen dieſen Mann. Maltiz war ein Freund Ottos — wenn er von demſelben Stoffe war wie dieſer, wenn er Claire am Ende nur ihres Reichthums wegen heirathete, und ſie, die offenbar litt, unglücklich wurde! Dann war er ſchuld! Nein, er durfte nicht gehen, ſein Platz war an ihrer Seite, wie ſehr er auch darunter leiden mochte.

Still ging er an Berrys Thür vorüber.

* * *

Graf Maltiz war nahe daran geweſen, ſeinen Rennſtall aufgeben und ſich aus den Sportskreiſen, in denen er die erſte Rolle ſpielte, zurückziehen zu müſſen. Das wäre aber in ſeinen Augen der geſellſchaftliche Tod geweſen, dem er wahrſcheinlich den wirklichen vorgezogen hätte. Der Papa auf Schloß Roſſau war ſelbſt noch trotz ſeiner alten Tage ein Durchgänger und konnte dem Sohne mit dem beſten Willen nicht mehr aus der Noth helfen. Der Ertrag der Hüttenwerke hatte ſich von Jahr zu Jahr verſchlechtert, und die Herrſchaft ſelbſt war Fideikommiß und nicht mit Schulden belaſtbar.

Gerade in der letzten Zeit hatte beſonderes Unglück auf dem Rennplatz die Lage für Maltiz verſchlimmert; nicht nur ſeine Stellung in der Geſellſchaft, auch die Uniform ſtand auf dem Spiele. Es gab nur noch zwei Wege für ihn: Claire, die Tochter des Millionärs, oder eine Kugel vor den Kopf! Der Wille zum Leben hatte ihn zu den Füßen Claires getrieben und ihm im Verein mit ihrer bezaubernden Erſcheinung die Gluth wahrer Leidenſchaft verliehen.

Es war nach alledem wohl begreiflich, daß die Freude des Grafen, als er ſich jetzt am Ziele ſeiner Wünſche ſah, keine Grenzen kannte. Und ſein neuer Schwager theilte dieſes Gefühl nach Kräften.

Deutſchlands merkwürdige Bäume: Die Schmorsdorfer Linde.

Nach einer Photographie von Th. Kirſten in Dresden.

Ottos pekuniäre Angelegenheiten waren nicht weniger zerfahren als die des Grafen, aber als der Verlobte der reichen Berry hatte Maltiz wieder einen unbeſchränkten Kredit, den Otto in vollen Zügen mitgenoß. Die beiden Freunde trugen ſich mit großen Plänen für die nächſten großen Herbſtrennen, die alle früheren Verluſte reichlich hereinbringen ſollten.

Otto that ſich etwas zu gute auf ſeinen ſpekulativen Sinn, den er vom Vater geerbt haben wollte. Nur nicht kleinlich ſein und ſich durch Mißgeſchick im Anfang verblüffen laſſen! Das war ſeine Loſung. „Helios“, der Sieger im letzten Derbyrennen, war im Stalle des Fürſten R. kurz nach ſeinem Siege an einer Sehnenentzündung erkrankt. Die Anſichten über ſeine Herſtellung gingen unter den Sachverſtändigen weit auseinander. Otto beredete nun den Grafen, den Renner um den billigen Preis von zwanzigtauſend Mark zu erwerben — kurz nach dem Siege waren dem Fürſten hunderttauſend geboten worden. Auch der Graf war bald gleich ſeinem Schwager von der Möglichkeit überzeugt, das Pferd wieder völlig herzuſtellen, und beglückwünſchte ſich ſchon im voraus zu dem ungeheuren Gewinn, wenn „Helios“ unter ſeiner eigenen Führung den erſten Preis davontragen würde. Es war kein Pferd auf dem Turf, das ſich mit „Helios“ nur annähernd meſſen konnte, wenn dieſer wieder bei vollen Kräften war.

Maltiz ließ den koſtbaren Beſitz keinen Tag aus den Augen und überwachte ſeine Pflege mit gewiſſenhafter Sorgfalt.

Das Rennen um den großen Preis fand kurz vor dem Tage ſtatt, auf welchen die Hochzeit feſtgeſetzt war. Erfüllte ſich des Grafen Hoffnung, ſo konnte er ſeine Verhältniſſe wenigſtens ſo weit ordnen, daß er nicht ſofort die Hilfe ſeines Schwiegervaters in Anſpruch nehmen mußte. Und warum ſollte dieſe Hoffnung trügen, die auf ſo ſicherer Berechnung aufgebaut war!

In dieſen frohen Erwartungen, in denen Maltiz ſich wiegte, war er doppelt aufmerkſam gegen ſeine ſchöne Braut, und auch ſeinem Schwiegervater gegenüber bot er ſeine ganze Liebenswürdigkeit auf. Sein Intereſſe für die Fabrik ſchien ſtetig zu zunehmen, ja er ſpielte wiederholt darauf an, daß er ſich wohl entſchließen könnte, ſeine militäriſche Laufbahn aufzugeben und ſich ganz dem Berryſchen Beſitz zu widmen, falls Otto wirklich keine Luſt dazu habe. Und über dieſer verlockend wiederauftauchenden Zukunft, die er gänzlich aufgegeben hatte, war Berry nun zu geneigt, den Rennſtall ſammt „Helios“ und all den verſchiedenen Gerüchten über den Grafen, die ihm zu Ohren kamen, zu vergeſſen.

Auch Claire konnte ſich dem Eindruck des ritterlichen, mit allem Blendwerk eleganter weltmänniſcher Sicherheit ausgeſtatteten Weſens ihres Verlobten nicht entziehen. Und glücklich darüber, auch ihr Herz, das bisher ihm gegenüber nicht zu Wort gekommen war, ein wenig ſprechen laſſen zu können, gab ſie ſich dieſer Regung willig hin, ſich gewaltſam über die innere Leere hinwegtäuſchend.

Schwerer als Claire trug Hans die neue Laſt. Er ſuchte ſich im Lärme der Arbeit, beim dröhnenden Getöſe der Hämmer

und Maſchinen zu betäuben, und nur die geheime Hoffnung hielt ihn noch aufrecht, daß irgend eine unerwartete Fügung des Schickſals dieſes unnatürliche Band zwiſchen Claire und dem Grafen löſen werde. Allein der Herbſt kam, die Blätter welkten und mit ihnen die ſtille Hoffnung, an die er ſich geklammert hatte. In wenigen Wochen ſollte die Hochzeit Claires ſtattfinden.

II.

Graf Maltiz und Otto ſahen mit fieberhafter Erregung dem großen Rennen entgegen. „Helios“ war völlig wieder hergeſtellt, der engliſche Trainer, den ſie um hohe Summen angeſtellt hatten, verſprach ſicheren Erfolg. Die ganze Sportswelt blickte auf „Helios“ und ärgerte ſich jetzt ſchon über den glücklichen Kauf des Grafen. Hohe Wetten wurden geſchloſſen. Siegte „Helios“, ſo war der Gewinn ein ungeheurer.

Claire begrüßte dieſe Nervenerregung eben jetzt, wo der Tag ihrer Vermählung immer näher rückte, mit Freuden, ſie gewährte ihr eine erwünſchte Ablenkung von den quälenden Gedanken. Am Ende gehörte ja der Sport zu ihrem künftigen Leben — ſo wollte ſie auch eine Rolle dabei ſpielen, und nicht die letzte. Maltiz, der ſchöne Reiter, als Sieger im Rennen umjauchzt von der Menge, gefeiert von ſeinen Standesgenoſſen, ſie auf der Tribüne als ſeine beneidete Braut, den Triumph mitgenießend — ihre lebhafte Einbildungskraft beſchäftigte ſich ſtändig mit dieſem farbenprächtigen Bilde und fand darin eine gewiſſe Befriedigung für ſo vieles andere, was ſie ſchmerzlich vermißte.

Da kam vier Tage vor dem Rennen eine für den Grafen ſchlimme Poſt. Sein Vater war auf den Tod erkrankt, ſeine Anweſenheit auf Schloß Koſſau dringend nothwendig. Da gab es kein Ausweichen. Starb ſein Vater, ſo war ſeine eigene Betheiligung am Rennen eine Unmöglichkeit. Für dieſen Fall, der bei dem Alter des Grafen und der Art ſeiner Krankheit der wahrſcheinliche war, mußte alſo Otto den „Helios“ reiten, denn es war Vorſchrift, daß der Beſitzer ſelbſt, nicht ein Jockey reite. Und damit war der ganze Erfolg in Frage geſtellt; Otto konnte ſich als Reiter nicht entfernt mit dem Grafen meſſen, auch war er noch zu unerfahren und hatte den „Helios“ noch nie beſtiegen. Der Graf zögerte mit ſeiner Abreiſe, allein die Nachrichten wurden immer ſchlimmer. „Helios“ zurückzuziehen und nicht gehen zu laſſen, war unmöglich; nicht nur der hohe Betrag des Rengelds kam dabei in Betracht — was die Hauptſache war: die Wechſel, welche die Freunde in ſicherer Erwartung des Sieges noch reichlicher als ſonſt ausgeſtellt hatten, liefen kurz nach dem Rennen ab. Es galt alſo va banque. Otto erhielt von dem Freunde noch die dringendſten Weiſungen, dann nahm dieſer mit ſchwerem Herzen, ſein Verhängniß ahnend, Abſchied von Claire.

Otto freute ſich im ſtillen; er empfand längſt Neid gegen Maltiz, der ihn als Sportsmann und Reiter völlig in Schatten ſtellte. Jetzt war ihm Gelegenheit geboten, ſeine eigene Meiſterſchaft zu zeigen und dem thörichten Gerede der Leute, die ihn immer nur als Schüler des Grafen gelten laſſen wollten, ein Ende zu machen. Ein „Helios“ trug auch ihn zum Ziele. Er wartete fieberhaft erregt auf die Nachrichten des Grafen; ſie kamen und lauteten zu ſeinem Aerger günſtig — der alte Graf ſchien ſich zu erholen. Da plötzlich, am Abend vor dem Rennen, für das Maltiz ſchon ſeine Rückkehr in Ausſicht geſtellt hatte, traf die Todesnachricht ein. Es war entſchieden, Otto mußte den „Helios“ reiten.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Ueberfall.

Nach einem Gemälde von F. Jimenez.

BLÄTTER UND BLÜTHEN.

Gemüthsruhe als Schutzmittel gegen Ansteckung. Wenn die schwere Prüfung einer Epidemie über die Völker hereinbricht, dann wird jedesmal vor Furcht und Aufregung gewarnt und Gemüthsruhe als ein treffliches Schutzmittel gegen die Gefahren der Seuche empfohlen. Dieser gute Rath wird leider von einem großen Theile der Bevölkerung sehr falsch verstanden. Die Leute meinen, die Regierung und die Aerzte beruhigten auf diese Weise die öffentliche Meinung, um den Ausbruch einer Panik und deren traurige Folgen zu verhüten. Aber die Leute irren, darum allein handelt es sich nicht; Furcht und Aufregung sind auch in unmittelbarster Beziehung die kräftigen Bundesgenossen ansteckender Krankheiten, indem sie den kleinsten Lebewesen, die diese Leiden erregen, Thür und Thor in unserem Körper öffnen.

Zu allen Zeiten hat man die Erfahrung gemacht, daß ängstliche Leute von epidemischen Krankheiten leichter ergriffen werden als diejenigen, die, starken Geistes, mit Ruhe der Gefahr entgegentreten. Beweisen konnte man früher diese Thatsache nicht, da man die Ursachen der Ansteckung nicht kannte. Seitdem aber diese durch die Bakteriologie sichtbar gemacht wurden, ist es auch gelungen, durch Versuche festzustellen, daß Gemüthsruhe in der That ein kräftiges Schutzmittel gegen die Ansteckung bildet. Der berühmte französische Arzt Féré stellte diese Versuche an: er erschreckte Tauben, Kaninchen und weiße Mäuse und untersuchte dann ihr Verhalten gegen verschiedene Krankheitserreger.

Wir kennen bereits eine ganze Reihe von Schutzwehren, mit welchen der Organismus höherer Thiere gegen Ansteckung ausgerüstet ist. Das Blut besitzt keimtötende Eigenschaften. Frisches Blut ist imstande, eine gewisse Menge von Bakterien zu töten; dieses Vermögen schützt den Körper in vielen Fällen, wenn die Zahl der ansteckenden Keime, die in den Körper gelangen, nicht zu groß ist. Wie verhält sich nun das Blut erschreckter Thiere gegen diese Keime?

Zu den betreffenden Versuchen wurden zwei gleiche Mengen Bluts, die man einerseits in Ruhe gelassenen, andererseits geängstigten Thieren entnommen hatte, mit verschiedenen Krankheitserregern vermengt. Das Blut der ersteren tötete die Bakterien; das Blut der geängstigten Versuchsthiere hatte dagegen in der Hälfte der Fälle seine keimtötenden Eigenschaften eingebüßt.

Die Empfänglichkeit für gewisse ansteckende Krankheiten ist nicht gleichmäßig bei verschiedenen Thierarten, die einen erliegen z. B. der Hühnercholera oder dem Bacillus des Mäusetyphus, die anderen sind für diese Krankheiten wenig oder gar nicht empfänglich.

Indem man also erschreckte und in Ruhe gelassene Thiere derselben Art mit verschiedenen Krankheitserregern impfte, gelangte man zu folgenden Ergebnissen. Bei Anwendung tödlicher Gaben starben die Erschreckten früher als die anderen. Impfte man die Thiere mit abgeschwächten Kulturen, so blieben die in Ruhe gelassenen Tauben, Kaninchen und Mäuse gesund, während die erschreckten krank wurden oder starben. Schließlich wurden wenig empfängliche Thiere durch vorausgegangenen Schreck gegen bestimmte Krankheiten in so hohem Grade empfänglich, daß sie denselben erlagen.

Wir ersehen aus diesen Versuchen, daß die Furcht die Zusammensetzung des Blutes ungünstig verändert und die Immunität gegen ansteckende Krankheiten abzuschwächen vermag.

Der thierische Organismus besitzt, wie gesagt, im Blute ein Schutzmittel gegen die Bakterien. In dem Blute eines Erwachsenen befinden sich etwa 1000 Millionen weißer Blutkörperchen, winziger Zellen, die als selbständige Individuen, mit Eigenbewegung ausgestattet, in uns leben. Diese weißen Blutzellen sind Feinde der Bakterien; sie werden durch dieselben angezogen, und wo in den thierischen oder menschlichen Körper Bakterien eindringen, dort pflegen die weißen Blutzellen die Blutgefäße zu verlassen, dort rücken sie gegen die Bakterien vor, die sie in ihren Leib aufnehmen und vernichten, buchstäblich auffressen. Man hat diese Gebilde darum „Phagocyten", d. h. Freßzellen, genannt. Füllt man ein kleines zu einer haarfeinen Spitze ausgezogenes Röhrchen mit einer Bakterienkultur und führt die Spitze unter die Haut eines Kaninchenohres ein, so pflegt man bei normalen Thieren wahrzunehmen, daß die Phagocyten den Körper verlassen und in das Glasröhrchen eindringen, um die Bakterien, die den Körper bedrohen, zu vernichten. Das erkennt man schon mit dem bloßen Auge an einem weißlichen Pfropfen, der sich in dem Glasröhrchen an der dem Körper zugekehrten Seite bildet. Als nun Féré mit erschreckten Thieren denselben Versuch machte, blieb die Flüssigkeit in dem Glasröhrchen klar; die Phagocyten rückten nicht vor zum Kampf gegen die Bakterien; die Furcht hatte auch das Heer der weißen Blutzellen gelähmt.

Diese Beispiele mögen genügen; sie lehren uns, daß niederdrückende seelische Erregungen thatsächlich der Ansteckung Vorschub leisten. Natürlich kann dieselbe nur dann erfolgen, wenn Krankheitskeime sich in der unmittelbaren Umgebung des Menschen befinden und von diesem unmittelbar nach einem Schrecken oder im Laufe einer länger dauernden niedergedrückten seelischen Stimmung aufgenommen werden.

Herrscht nun in einem Orte eine epidemische Krankheit, wie z. B. die Cholera, so sind die Ansteckungskeime in demselben bald in größerer, bald in geringerer Menge verbreitet; die Möglichkeit, dieselben aufzunehmen, ist groß, und die Furchtsamen sind darum der Gefahr der Ansteckung besonders ausgesetzt, da sie die Schutzwehren, mit welchen die Natur den Körper ausgestattet hat, durch ihre Aengstlichkeit niederreißen.

Außerdem können diejenigen, die ihre Gemüthsruhe verlieren und in der ewigen Angst schweben, von einer bestimmten Krankheit ergriffen zu werden, noch in einer anderen Weise wirklich krank werden. Es ist bekannt, wie groß die Macht der Einbildung ist. Leute, die von gesunden Hunden gebissen wurden, erkrankten wiederholt unter Erscheinungen der Tollwuth, weil sie fürchteten, der betreffende Hund sei toll gewesen. Es handelte sich dabei aber nicht um die echte Hundswuth. Die armen Geängstigten litten nur an denjenigen Symptomen der furchtbaren Krankheit, die ihnen bekannt waren, und konnten durch beruhigende Mittel geheilt werden. Nervöse Menschen, die sich einreden oder „suggerieren", daß sie Fieber bekommen werden, werden wirklich von einer Temperaturerhöhung befallen. Solche nervös erregte und ängstliche Naturen können auch wohl zu Zeiten der Cholera von Erbrechen und Durchfällen befallen werden.

Sie können sich aber sehr leicht auch die echte Cholera zuziehen. Ein gesunder Magen ist bekanntlich eine mächtige Schutzwehr, welche die Cholerabacillen nicht so leicht überwinden können; wir wissen ja aber, wie sehr durch seelische Verstimmungen gerade die Verdauung beeinträchtigt, wie leicht durch sie der Magen krank gemacht wird.

Wer also jetzt Muth und Ruhe predigt, der will die Menschen nicht nur scheinbar trösten; im Gegentheil, er hält kräftige Schutzwehren gegen die Ansteckung aufrecht. Und wer seine Gemüthsruhe bewahrt und mit kluger Ueberlegung die Rathschläge der Behörden und Aerzte befolgt, der ist gegen die Gefahr doppelt gewappnet. Diejenigen aber, die in unüberlegter Weise übertriebene Nachrichten, Schauermärchen u. dergl. verbreiten, mögen im Angesicht dieser Thatsachen bedenken, welche Verantwortung sie auf sich laden. In dem Feldzug, den uns die finstere asiatische Macht auf deutschem Boden aufgedrungen hat, sind Carbol und Chlorkalk unentbehrlich wie Pulver und Blei in gewöhnlichen Kriegen, aber zum siegreichen Kampf ist auch hier eins unbedingt nöthig: Ruhe und Muth.

Erfinder-Lose. Bei der Erfindung des Holzschliffpapiers, welche wir Friedrich Gottlob Keller verdanken, spielte, wie sich unsere Leser aus seiner Lebensbeschreibung in Halbheft 14 dieses Jahrgangs erinnern, ein Wespennest eine große Rolle. Der Erfinder hat dieses Wespennest sowie die ersten Papierproben, welche aus seiner Hand hervorgingen, seither sorgsam aufbewahrt. Jetzt aber sieht er sich durch seine sehr beschränkten Umstände, in die er vollständig unverschuldet gerieth, veranlaßt, diese theuren Andenken dem Verkauf auszusetzen.

Als wir diese Nachricht erhielten, da waren wir sofort entschlossen, ihr an dieser Stelle Verbreitung zu geben. Aber nicht mit der Absicht, Keller Angebote auf seine Erinnerungen zu verschaffen — nein! Sie sollen ihm gerade erhalten werden! Wir meinen, es sei Ehrensache derjenigen, welche aus Kellers Erfindung Nutzen ziehen, hier helfend einzugreifen; es sei Pflicht des ganzen deutschen Volkes, nicht zu dulden, daß ein solcher Mann wie Keller am Abend seines Lebens aus bitterer Noth sich von seinen liebsten Schätzen, von den Symbolen seiner That trennen muß. Wie oft haben wir es schon gesehen, daß man Tausende zusammenschoß, um einem hervorragenden Geiste nach seinem Tode ein steinern oder ehern Denkmal zu errichten. Wie oft hat man uns schon nachgesagt, daß wir unsere verdienten Männer erst dann ehren, wenn sie nicht mehr sind! Entkräften wir diesen Vorwurf! Ehren wir den Lebenden, indem wir Noth und Sorge von ihm nehmen!

Verwaltungsgrundsätze der Behörden machen es uns unmöglich, wo es sich wie hier um eine Sammlung zu gunsten einer einzelnen Person handelt, uns selbst als Sammelstelle anzubieten und Gaben zu einer Nationalstiftung für Keller in Empfang zu nehmen, wie wir es gern thun würden. Wem aber unsere Bitte im Herzen gezündet hat, der gehe hin und schicke sein Scherflein an den Mechaniker Friedrich Gottlob Keller in Krippen bei Schandau a. d. Elbe. Und möge mit diesen Gaben ein sonniger Lebensabend bei dem Manne seinen Einzug halten, aus dessen Hütte ein so mächtiger Kulturfortschritt emporwuchs!

Am Vorabend der Hinrichtung. (Zu dem Bilde S. 616 u. 617. Es ist ein Vorgang aus der traurigen Zeit der deutschen Soldtruppen, den unser Bild darstellt, aus der Zeit, da in allen Kriegsheeren deutsche Landeskinder anzutreffen waren, die um ein Geringes ihre Haut für fremde Herren zu Markte trugen.

Der Graf Lodron, welcher in den Kämpfen König Philipps gegen die wider ihren Zwingherrn sich erhebenden Niederländer auf spanischer Seite Dienste that, hatte auch eine Schar deutscher Söldner in seinem Heerhaufen. Als er ihnen nun einmal den ausbedungenen Sold nicht zahlte, da meuterten sie und hielten ihren vertragsbrüchigen Herrn zwei Monate lang in Valenciennes gefangen. Das vergaß ihnen der Graf nicht. Mit allerlei listigen Versicherungen gelang es ihm, einen Theil der Deutschen zum Wiedereintritt in die spanischen Dienste zu bewegen. Als sie nun aber in Borgerhout bei Antwerpen eintrafen, da ließ sie der Graf plötzlich durch spanische Reiter und Fußsoldaten umzingeln, und zur Rache für Valenciennes ward eine bestimmte Anzahl von ihnen zum Tode durch Henkershand verurtheilt. Vergeblich fleheten die Weiber der Betroffenen um Gnade. Der schwer gereizte Graf wies sie ab, und so zogen sie in höchstem Schmerze vor das Gefängniß zu Antwerpen, in dem die Verurtheilten ihrem Ende entgegenharrten. Da spielte sich denn jene herzzerreißende Abschiedsscene ab, die unserem Künstler den Stoff zu seinem Bilde gegeben hat. Verzweiflungsvoll reichen sich die Gatten zum letzten Male die Hand — ein Vater preßt sein Gesicht zwischen den Stäben des Kerkergitters durch, seinem Kinde den letzten Kuß aufs Mündchen zu drücken, andere werfen ihre letzten Habseligkeiten, das Geld um das sie ihr Leben verkauft, heraus durch die eisernen Maschen.

Hart und fühllos bleiben die spanischen Schildwachen, der finstere Kerkermeister — in den vorübergehenden Bürgern von Antwerpen aber

regt sich ein tiefes Mitleid mit den armen Opfern einer grausamen Justiz. Etwas eint sie mit den Fremdlingen; wohl standen sie eben noch im Solde des verhaßten Spaniers — jetzt aber haben sie einen Unterdrücker.

Strickunterricht. (Zu dem Bilde S. 625.) In unserem deutschen Vaterland sind es der Gegenden, in denen sich eine althergebrachte Tracht bis in die heutige Zeit herein erhalten hat, nicht mehr allzuviele. Umsomehr bilden die wenigen, wo dies der Fall ist, den Zielpunkt der Kulturforscher und der Maler. Einen dieser Landstriche hat sich auch der unseren Lesern wohlbekannte Künstler L. Blume-Siebert als sein vornehmstes Arbeitsfeld erkoren. Von seiner Heimath, dem Waldeckischen, aus erreicht man in kurzer Wanderung das im alten Kurhessen gelegene Schwalmthal. Seine biederen Bewohner, die „Schwälmer", hat er von Jugend auf in ihren eigenthümlichen Kostümen beobachten können, aus ihrer Mitte stammt auch das hübsche Pärchen, das er auf seinem launigen Bilde „Der Strickunterricht" verewigt hat. Und wenn die Schwälmer Burschen nicht vorher schon stricken können, bei solchen Lehrerinnen werden sie es wohl nie gründlich lernen. Denn was würde aus dem fröhlichen Lachen von Anna Kathrinchen, wenn der Hansfrieder sich nicht so recht ungeschickt anstellte?

Blutvergiftung durch Farben. Immerfort liest man in Zeitungen Berichte über Blutvergiftungen, die durch kleine Wunden entstanden sind, und fast immer wird dabei die Ursache des schlimmen Leidens falsch erklärt. So heißt es z. B.: eine Frau hatte eine kleine Wunde am Fingernagel; sie blaute Wäsche; von der Farbe drang ein wenig in die Wunde ein und es trat infolgedessen eine so schwere Blutvergiftung ein, daß es nur mit Mühe gelang, die Frau am Leben zu erhalten. Ebenso sollen in anderen ähnlichen Fällen mit Anilinfarben gefärbte Strümpfe oder bei Stahlfederstichen verschiedene Tintensorten die Blutvergiftung hervorgerufen haben. Dem gegenüber ist zu betonen, daß selbst in Fällen, wo die beschuldigten Farben wirklich Giftstoffe wie z. B. Arsen enthalten, die Menge, welche in das Blut eingedrungen sein kann, zu gering ist, um derartige schwere Zufälle hervorzurufen. Die schlimmen Wunden und die als Folge derselben auftretende Blutvergiftung sind das Werk unserer unsichtbaren Feinde, gewisser Bakterienarten. Darum sehen wir auch, daß kleine Verletzungen durch Nadelstiche, Splitter u. dgl., bei denen keine Farben mit in Frage kommen, ebenfalls so schlimm verlaufen können. Das beste Mittel zur Verhütung dieser Unfälle ist die Reinhaltung der kleinen Wunden. Wenn wir aber bedenken, wie oft noch Spinngewebe aus staubigen Ecken, gekautes Brot, allerlei Schmierpflaster u. dgl. auf solche Wunden gelegt werden, so können wir uns nicht wundern, daß sie so oft sich verschlimmern, zum Verlust von Fingern und selbst zum Tode führen. Ist etwas derartiges geschehen, dann wird die „Farbe" als der Sündenbock ausgegeben, während die eigentliche Schuld, die Verunreinigung der Wunde, verschwiegen wird. Man lasse darum solche kleine Verletzungen ausbluten, wasche sie mit reinem, am besten mit abgekochtem Wasser ab und verklebe sie mit Kollodium oder mit einem antiseptischen Heftpflaster, wie z. B. mit dem Salicylsäure-Heftpflaster, das in jeder Apotheke vorräthig ist. Dadurch wird die „Blutvergiftung" sicher verhütet.

Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Schmorsdorfer Linde. (Mit Abbildung S. 640.) Es ist ein Gefühl halb der Ehrfurcht, halb der Wehmuth, das uns beim Anblick dessen bewegt, was ungebrochen die Jahrhunderte überdauert hat. Was einst von fleißigen Händen gebaut und gepflanzt wurde, Haus und Baum und Wald, es steht wohl noch immer, indes von jenen, die es angelegt haben, längst die letzte Spur verweht ist. Und wir, die wir den ehrensesten Bau eines alten Bürgerhauses, den stolzen Wuchs sagenumsponnener Eichen und Linden betrachten, schauen zurück auf die Zeiten, welche an ihnen vorübergerauscht sind, auf den milden Schein des Friedens und die düstere Fackel des Kriegs, die segenspendend oder Vernichtung drohend darüber geleuchtet haben; und wie wir dabei die Reihe der Geschlechter überdenken, die vor uns in Freud und Leid das alles pflegten und hüteten und flüchtig dahinsanken, mag uns das wehmüthige Wort Goethes durch den Sinn gehen:

„Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken."

Eine altersgraue Linde ist es, welche diesmal unser Bild aus der Reihe von Deutschlands merkwürdigen Bäumen heraushebt. — Südlich vom Elbthal, zwischen Dresden und der Sächsischen Schweiz, liegen an der Grenze des Erzgebirges die Dörfer Schmorsdorf und Maxen, bekannt durch ein Gefecht im Siebenjährigen Krieg, in welchem der Oesterreicher Daun am 21. November 1759 den preußischen General Fink gefangen nahm. Eine Anhöhe zwischen beiden Dörfern heißt noch heute der „Finkenfang". Es ist überhaupt ein geschichtlich denkwürdiger Boden, den wir da vor uns haben; er hat bis heute noch Reste der einstigen wendischen Besiedelung durch die „Sorbenwenden" aufzuweisen. Den Namen Schmorsdorf selbst leiten manche Sprachforscher ab von dem wendischen Wort „smorken" in der Bedeutung „Dreschschröner". Bei Schmorsdorf also steht die Linde, die durch ihre eigenartige Form auffällt. Ihr Alter läßt sich nicht genau bestimmen, es reicht jedenfalls in wendische Zeit hinauf.

Ihr Wuchs ist gewaltig, der Hauptstamm, an der schwächsten Stelle 9 Meter im Umfang messend, erhebt sich 5 Meter über die Erde und theilt sich dann in eine Reihe von Aesten, welche bis zu einer Höhe von 40 Metern in die Lüfte ragen. Im hohlen Innenraum des Stammes haben 12 bis 15 Personen Platz, und nach der Ueberlieferung sollen früher die Versammlungen des Gemeindegerichts darin stattgefunden haben. Leider hat die Linde im Jahre 1884 unter einem Schadenfeuer gelitten, welches das halbe Dorf zerstörte; und darauf hat ein Sturmwind von den sieben Aesten die drei am schwersten mitgenommenen abgerissen. Jedoch verjüngt sich der Baum durch Nachwuchs, der hoffentlich diesen Riesen aus vergangenen Jahrhunderten für die Bewunderung auch späterer Geschlechter aufrecht hält.

Ein Ueberfall. (Zu dem Bilde S. 641). Naturforscher und Jäger wissen viel von der blinden Leidenschaft zu erzählen, mit welcher der Hühnerhabicht auf seine Beute stößt. Nach dem Bericht der Brüder Müller stieß ein Hühnerhabicht selbst mitten in Fensterscheiben hinein, so daß die Scherben davonflogen und er bis ins Zimmer vordrang. Trotz der Heißblütigkeit, die der Räuber im ersten Angriff zeigt, versteht er sich doch zu beherrschen, und wenn der erste Stoß mißlungen ist, so nimmt er mit kluger Berechnung und vieler Ausdauer die Verfolgung seines Opfers auf, wobei er sich durch Geschicklichkeit und kühne scharfe Wendungen auszeichnet. So verfolgt er zur Winterszeit selbst das flinke Eichhörnchen von Ast zu Ast und läßt nicht ab, bis er es in seinen Krallen hält.

Der Hühnerhabicht stößt aber nicht nur von der Höhe herab, als ein echter Wegelagerer stürzt er auch aus einem niedrigem Versteck hervor und sucht in gedecktem Fluge tief an der Erde seine Beute zu erreichen. Einen derartigen Ueberfall stellt das stimmungsvolle Bild von F. Jimenez dar. Augenscheinlich hat es der Habicht auf den Führer des wehrlosen Hühnervolkes, den Hahn, abgesehen.

Der erste Stoß ist dem Räuber mißlungen, aber er wird ein leichtes Spiel haben; denn dem Hahne steht nur ein Rettungsmittel zu Gebote — die Flucht, und auch dieses wird auf dem freien Felde vergeblich sein.

Zerlegbare Holzhäuser in Deutschland. Amerika mit seiner leicht beweglichen, wenig seßhaften Bevölkerung hat zuerst das fertige Wohnhaus als Handelsware auf den Markt gebracht, und heute noch wird auf den Eisenbahnen in Dakota ein kleines zerlegbares Wohnhaus ebenso wie Vieh, Ackergeräthe, Sämereien u. dergl. zu den nothwendigsten Ausstattungsgegenständen eines Ansiedlers gerechnet, für welche derselbe besondere Frachtermäßigung genießt. Auch in Schweden hat sich diese Industrie eingebürgert.

In Deutschland erschienen zerlegbare Häuser zuerst zu militärischen Zwecken, namentlich als Kranken- und Mannschaftsbaracken. Für die beste zerlegbare Krankenbaracke wurde 1885 von der verstorbenen Kaiserin Augusta ein Preis ausgesetzt. Die Herstellung fertiger Holzhäuser für den bürgerlichen Gebrauch erfolgte bisher meist nur zur Ausfuhr nach den Kolonien oder nach anderen kulturarmen Gegenden. So fertigte eine Fabrik in Wolgast 14 Gebäude für einen argentinischen Badeort unweit Buenos Ayres, darunter ein stattliches Konzerthaus, 7 Villen, ein Maschinenhaus und mehrere Wirthschaftsgebäude im Einzelwerthe von 8- bis 40 000 Mark. Die Gebäude wurden aus amerikanischem Pitch Pine-Holz, sowie aus Cypressen- und deutschem Kiefernholz in Wolgast abnahmefertig hergestellt, dann zerlegt, verpackt und mit der Bahn nach Hamburg zum Weiterverfrandt mittels Seeschiffes geschickt. Zum Schutze gegen die Einflüsse der Witterung und gegen Feuersgefahr wurden die Häuser zuvor mit einem besonderen Anstrich versehen. Neuerdings finden derartige Häuser bei uns auch Verwendung als Villen, Kurhäuser, Land- und Gartenhäuser. Die Wolgaster Fabrik baute seit Herbst 1890 4 Villen für das Seebad Heringsdorf auf Usedom, 2 Villen für das Seebad Binz, andere endlich, welche in der Umgebung Berlins, in Königswinterhausen, am Wannsee, am Griebnitzsee Aufstellung fanden. Ohne Zweifel läßt sich bei größerer Ausgestaltung dieses Industriezweiges auch für weitere Kreise Nützliches schaffen.

Die Urgeschichte des Postwesens ist durch werthvolle Funde, welche im Archiv der Fürsten von Thurn und Taxis gemacht wurden, näher aufgeklärt worden. Das Jahr 1516 wurde seither allgemein und so auch in unserem Artikel „Die Weltpost" in Halbheft 14 des Jahrgangs 1889 als das Geburtsjahr der Taxisschen Posten betrachtet. Aber bereits zu Lebzeiten Kaiser Friedrichs III. wurden Posten im Heiligen Römischen Reiche eingerichtet, nur sind die hierfür mit Roger von Taxis wahrscheinlich 1451 abgeschlossenen Verträge nicht auf uns gekommen. Dann gab Kaiser Maximilian I. an Johann von Taxis 1496 und 1498 verschiedene Privilegien. Der erste urkundliche Beweis für das Vorhandensein einer Taxisschen Postanstalt stammt aus dem Jahre 1500, in welchem Philipp der Schöne, Maximilians I. Sohn, Franz von Taxis zu seinem Generalpostmeister ernannte. Als Hauptarbeitsfeld wurden ihm die Niederlande gegeben. Gerade hier, wo Handel und Wandel bereits zu einer hohen Blüthe gelangt waren, mußte eine derartige Neuerung doppelt willkommen geheißen werden. Denn wenn auch in den ersten Abmachungen nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die Post auch im Privatinteresse ihre Thätigkeit entfalten solle, so ist doch dieser Schluß mit ziemlicher Sicherheit zu ziehen, insofern die Summe, welche vertragsmäßig vom Staate allein bewilligt wurde, nicht ausreichte, um alles das, was verlangt wurde, zu leisten. Vornehmlich aber lag es im Interesse der weltlichen Macht, eine Anstalt zu fördern, die ihr selbst von größtem Nutzen war. Denn Philipp dem Schönen kam es gerade damals sehr darauf an, mit seinem Vater in Wien und seinem Schwiegervater in Spanien leicht verkehren zu können.

Die ersten Posten, welche eingerichtet wurden, waren reitende. Zu Pferde erfolgte auch die Personenbeförderung; erst später trat die Postkutsche auf. Die Anfangs- und Endpunkte der Linien waren nicht genau an bestimmte Plätze gebunden, sondern richteten sich nach dem jedesmaligen Aufenthaltsorte der Fürsten. So kann denn nicht als erster stehender Postkurs der zwischen Brüssel und Wien bezeichnet werden. Die Schnelligkeit, mit der die Entfernungen zurückgelegt wurden, verdient in Anbetracht der damals wenig gepflegten Wege alle Anerkennung. Von Brüssel bis Innsbruck wurden im Sommer $5^1/_2$, im Winter $6^1/_2$ Tage gerechnet, von Brüssel nach Paris 44 bez. 54 Stunden. Der Kurierzug legt dieselbe Entfernung heutzutage in 5 Stunden zurück.

Den für die Entwicklung des Postwesens grundlegenden Vertrag schloß Karl V., damals Herr der Niederlande, 1515 mit Johann und Franz von Taxis ab. Der Zweck desselben war, das gesammte Postwesen des weitausgedehnten Reiches ganz den Taxis zu sichern. Die beiden Taxis wurden zu Generalpostmeistern ernannt und konnten in ihrem Verwaltungsgebiete frei schalten. Gegen Zahlung von 11 000 Golddukaten (nach unserem Gelde 400 000 Mark) mußten sie die Beförderung sämmtlicher königlicher Briefschaften übernehmen. Das war ein verhältnißmäßig

geringer Zuschuß, denn der König von Frankreich zahlte bei nicht so weit ausgedehnten Postlinien mehr als das Dreifache. Die Taxis konnten sich einer derartigen Bedingung nur dann unterziehen, wenn ihnen ausschließlich die Briefbeförderung der Privaten zugestanden wurde, und wenn auch im Vertrag nicht wörtlich ausgesprochen war, daß sie Privatbriefe befördern durften, so geht doch diese Gerechtsame daraus hervor, daß niemand außer ihnen zur Briefbestellung berechtigt sein sollte.

Das Taxische Postwesen machte sich auch dadurch bei der Mitwelt beliebt, daß es durch seine Verträge die Möglichkeit gewonnen hatte, das Briefgeheimniß zu wahren. Karl V. hatte sich keinerlei polizeiliche Bevormundung vorbehalten, vielmehr sich verpflichtet, von andern Herrschern, durch deren Gebiete die Posten kamen, Patente zu erwirken, daß die Kuriere überall freien Durchzug haben sollten. In Frankreich hatte man bis dahin die von der Post beförderten Depeschen stets ängstlich durchsucht, ob nicht Staatsgefährliches in denselben enthalten sei.

Am 15. November 1515 trat der Vertrag in Kraft. Innerhalb zwölf Tagen mußten die niederländischen Posten, innerhalb zwanzig Tagen die spanische, römische, neapolitanische, deutsche und französische Post in Thätigkeit sein. Es war dadurch ein Netz gegeben, welches sich so ziemlich über das gesammte civilisierte Europa ausdehnte, von Neapel bis Brüssel, von Wien bis Toledo. Die Fristen, in denen die Entfernungen zurückgelegt werden mußten, waren geringer als früher. Um größere Schnelligkeit zu ermöglichen, waren überall Stationen in mäßiger Entfernung angelegt; so waren es z. B. von Augsburg bis Brüssel deren 23. Außerdem waren Vorkehrungen getroffen, daß auf besonderen Wunsch der Regierung und gegen besondere Vergütung die Geschwindigkeit noch erhöht werden konnte. H. L.

Die Straßenschleppe verschwindet wieder! Diese Thatsache ist hauptsächlich darum so hocherfreulich, weil sie von einem großen geistigen Fortschritt der deutschen Frauenwelt unzweifelhaftes Zeugniß ablegt. Was noch im Jahre 1867 unmöglich war, das allgemeine Tragen der unsinnigen und unappetitlichen Schleppe zu verhindern, das ist heute so ziemlich durchgeführt, und zwar viel mehr durch weibliche Einsicht als durch männlichen Spott. In Berlin hat sich ein großer Kreis von Frauen einmüthig dagegen erhoben, auf den Promenaden aller großen Städte sieht man die Damen entweder mit fußfreiem Rocke oder das lange Kleid mit der Hand tragend. Es hinterher schleifen zu lassen, ist heute schon ein untrügliches Zeichen von geringer Bildung oder zweifelhafter Lebensstellung.

Darum Ehre den vernünftigen deutschen Frauen, die hier einmal durch die That bewiesen haben, daß ihr Geschlecht geistig vorwärts gekommen ist und sein Urtheil über den blinden Modedrang zu setzen versteht!

Der Zug unserer Zeit nach dem Zweckmäßigen und Praktischen hat auch seinen Antheil an dem glänzenden Fiasko der Straßenschleppe, deshalb liest man bereits aus Paris, daß die dortigen „tonangebenden Häuser“ für die Herbstmode auf die neue Form wieder verzichten wollen. Aber Deutschland hat dazu den Anstoß gegeben, worüber sich zu freuen die deutschen Frauen alle Ursache haben. Bn.

Die Cotta'sche Volksbibliothek. Seit drei Jahren sieht man in vielen deutschen Häusern kleine schmucke blaue Bändchen auf dem Bücherbrette. Die alten theuren Namen „Lessing“, „Goethe“, „Schiller“, „Shakespeare“, „Körner“, „Hauff“ liest man auf dem Rücken, es sind die Bändchen der „Cotta'schen Volksbibliothek“. Die gute Ausstattung hat ihnen im Verein mit dem äußerst billigen Preise den Weg überallhin geöffnet, sie ermöglichten es auch dem knapp Gestellten, sich die ehrwürdigen, ewig schönen Schätze unserer klassischen Litteratur zu eigen zu erwerben, und sie haben auf diese Weise mehr als alle seitherigen Ausgaben dazu beitragen können, diese Schätze zu dem zu machen, was sie sein müssen, zum Gemeingut des deutschen Volkes.

Der Anklang, welchen so die Cotta'sche Volksbibliothek in den breitesten Schichten des deutschen Volkes gefunden hat, veranlaßte die Verlagshandlung, ihr nunmehr eine Fortsetzung zu geben. Und gewiß blieben der Schriftwerke noch genug übrig, die es verdienen, in eine Volksbibliothek Zutritt zu finden. Da sind vor allem Uhlands Gedichte und Dramen, Chamissos, Heinrich von Kleists Werke, Voßens „Luise“, Wielands „Oberon“, die neben einem Hauff und Körner nicht fehlen durften. Außer den genannten gedenkt die Verlagshandlung in die neue Reihe von 18 Bändchen (jedes zu 50 Pfennig) noch aufzunehmen: Lenaus und Heines, sowie Raimunds sämmtliche Werke, Jer. Gotthelfs, Eichendorffs, E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke, Zschokkes ausgewählte novellistische Schriften, Immermanns „Oberhof“ und Tegnérs „Frithjofssage“. Wer will, kann sich aus dieser Liste einen einzelnen Autor herauswählen oder auch, etwa zur Ergänzung seines schon vorhandenen Besitzes, einzelne Bändchen um denselben Preis gesondert erwerben.

Wir wünschen dem echt volksthümlichen Unternehmen einen guten Erfolg, zum Heile der gesunden litterarischen Anschauungen unseres Volkes.

Anton van Dycks Selbstporträt. (Zu unserer Kunstbeilage.) Anton van Dyck, der Schüler von Peter Paul Rubens und nach diesem wohl der größte der vlämischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, ist vor allem der klassische Meister des Porträts geworden. Wohin ihn sein vielbewegtes Leben führte, überall, in Italien insbesondere und in England, schätzten es sich die Großen der Stadt und des Landes zur Ehre, von ihm gemalt zu werden, und die Zahl der Bildnisse, die er hinterlassen, glaubt man auf dritthalbhundert berechnen zu können, trotzdem er nur zweiundvierzig Jahre alt wurde — er lebte von 1599 bis 1641 — und daneben eine ganze Menge der großartigsten Historienbilder schuf. Unsere Leser erinnern sich noch des schönen Bildes von E. Gelli in Halbheft 21 des Jahrgangs 1889. Dort war Anton van Dyck dargestellt, wie er in seinem fürstlich ausgestatteten Atelier den Besuch seines königlichen Gönners, Karls I. von England, empfängt. Heute können wir in vortrefflicher Holzschnittwiedergabe das prächtige Selbstbildniß des Malers vorführen, das eine Zierde des Louvremuseums in Paris bildet.

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

L. P. in Brünn. Sie haben ganz richtig vermuthet. Der Verfasser unseres Artikels über Theodor Billroth ist kein anderer als der berühmte Berliner Chirurge Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Ernst von Bergmann, welchem das deutsche Volk von den schweren Tagen der Krankheit Kaiser Friedrichs her eine dankbare Erinnerung bewahrt. Billroths Geburtshaus zu Bergen auf Rügen befindet sich heute im Besitz einer Frau von Düring. An demselben ist am 17. August d. J. eine metallene Gedenktafel angebracht worden.

A. K. in San Francisko. Besten Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen!

Herrn Apotheker H. Belli in Genf. Auf Ihren Wunsch theilen wir unseren Lesern gern mit, daß die von Ihnen aufgenommenen Liebhaberphotographien der Unglücksstätten von Zavel, St. Gervais und Bionay zum Besten der armen Hinterbliebenen verkauft werden. Dieselben sind, das Stück zu 1 Franken = 80 Pf., von Herrn Apotheker Christ. Belli in Wiesbaden zu beziehen.

Fr. B. in Gernsbach. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen über den Ganghoferschen Roman! Was Ganghofers frühere Erzählungen betrifft, so sind sie wohl alle auch in Buchform (bei Adolf Bonz u. Komp. in Stuttgart) herausgegeben worden, einige davon sogar illustriert, wie z. B. „Der Jäger von Fall“, welcher bereits in zweiter Auflage vorliegt. Auch das Lustspiel „Die Falle“ ist in demselben Verlage erschienen.

J. R. in Rotterdam. Die gezähmte Thiergruppe, welche wir in Halbheft 18 abgebildet haben, bildet das Glanzstück von Carl Hagenbecks Zoologischem Cirkus, welcher im Laufe dieses Jahres in verschiedenen größeren Städten Europas verweilte. Uebrigens ist nicht Herr Carl Hagenbeck selbst der Dresseur, sondern dessen Schwager, Herr Heinrich Mehrmann, was zur Richtigstellung unserer Notiz in Halbheft 18 hiermit nachgetragen sein soll.

Auflösung des Gedenkfeierräthsels „Der Indianer“ auf S. 612: Den Schlüssel der Lösung giebt die sich wiederholende Jahreszahl im Kreise: 1492. Liest man nämlich vom Bandanfang links unten angefangen in der Runde zuerst alle Buchstaben bei der 1, dann bei der 4, dann 9 und 2 (also viermal die Runde), so erhält man die Worte:

1) Centenar
4) Feier der
9) Entdeckung
2) Amerikas.

Auflösung des Räthsels auf S. 612: Reck, Rock.

Auflösung des Logogriphs auf S. 612: Reiter, Retter.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 7 auf S. 612:

1. T e 8 — f 8	S d 4 — e 6:	A. 1.	B a 5 beliebig
2. D d 3 — f 5 +	beliebig.	2. T f 8 — f 7 +	K f 6 — e 6
3. T f 8 — f 7, D f 5 — f 7: matt.		3. D d 3 — e 4 matt.	
B. 1.	K f 6 — e 6	C. 1.	beliebig.
2. D d 3 — e 4 +	beliebig.	2. D d 3 — h 7:	beliebig
3. D e 4 — e 5, e 5 matt.		3. D h 7 — f 7: matt	

Wenn der schw. S d 4 im ersten Zuge auf ein anderes Feld als e 6 geht, so folgt 2. D d 3 — f 5 + K f 6 — e 7, 3. D f 5 — f 7: matt; es geht aber auch: 2. T f 8 — f 7 + K f 6 — e 6: 3. D d 3 — d 7 matt.

Die Auflösung der Skataufgabe Nr. 6 erscheint im nächsten Halbheft.

Hierzu Kunstbeilage X: Anton van Dycks Selbstporträt.

Im Verlage der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart** erschienen soeben die folgenden neuen Original-Ausgaben von

Ludwig Uhlands Schriften:

Gesammelte Werke. **Sechs Bände.** In 3 Leinenbände gebunden 6 Mark. In 3 Halbfranzbände gebunden 9 Mark.

Gedichte und Dramen. **Zwei Bände.** **Große Ausgabe.** In 1 Leinenband gebunden 3 Mk. In 1 Halbfranzband geb. 4 Mk.

Mittlere Ausgabe. In 1 Leinenband geb. 2 Mk. In 1 Halbfranzband geb. 3 Mk. **Kleine Ausgabe.** In 1 Leinenband geb. 1 Mk

Gedichte. **Große Ausgabe.** 1 Leinenband 2 Mark. **Mittlere Ausgabe.** 1 Leinenband 1 Mark. **Kleine Ausgabe.** 1 Leinenband 50 Pf.

Diese neuen Uhland-Ausgaben zeichnen sich durch korrekten Text, schönen Druck auf gutem Papier, geschmackvolle und dauerhafte Einbände aus. Die **billigen Preise** ermöglichen es nunmehr jedermann, zu **Schiller** und **Goethe** auch **Uhland** für die Hausbibliothek zu erwerben. Die Verlagshandlung bietet zur Auswahl die verschiedenen Werke in verschiedenen Preislagen; alle Ausgaben sind trotz der billigen Preise äußerst elegant ausgestattet. Man verlange in den Buchhandlungen ausdrücklich die Cotta'schen Original-Ausgaben.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 21. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamsell Unnütz.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

(1. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Zwei Jahre waren die Kinder im Hause, da trat eine schlimme Wendung ein. Frieder und Fritz wurden zuerst kühler gegeneinander, dann offenbar feindlich, und eines Tages kam es zum hellen flammenden Streite, der das ganze Haus in Mitleidenschaft zog und einen so unheilbaren Riß in die Freundschaft machte, daß fortan „oben“ und „unten“ wie zwei feindliche Heerlager von einander geschieden waren, da bis auf die Dienstmädchen herab jede Partei für „ihren“ Buben eintrat.

Es war ein gewitterschwüler Tag, an dem dies geschah, ein rechter Unglückstag schon von vornherein. Fräulein Riekchen litt an Kopfschmerzen, als sie erwachte. Die alte Dora hatte ihr dann die Eröffnung gemacht, daß Mamsell Unnütz aus den vorjährigen Sommerkleidchen derartig herausgewachsen sei, daß durchaus neue angeschafft werden müßten, und Riekchen, der für Frieder nichts zu viel wurde, hatte tief geseufzt darob. Unten aber im Hausflur schalt die Räthin mit dem Gärtner, denn die Schnecken hatten auf den Gemüsebeeten die jungen Zuckerschoten zerstört, und da der Mann respektwidrig antwortete, er habe das Ungeziefer nicht erschaffen, so bekam er eine noch schärfere Gegenrede, die zur Folge hatte, daß er dieselbe noch übertrumpfte und schließlich von der erzürnten Frau mit seiner sofortigen Entlassung bedroht wurde.

Fräulein Riekchen kam ob dieses Streites erschreckt die Stiege

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar, und seine Gemahlin Sophie.

Nach Aufnahmen von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

Digitized by Google

herab; ihr war Unfriede fürchterlich. Die Räthin, die just nach oben wollte, traf mit ihr auf dem Absatz der breiten Treppe zusammen und begann höchst erregt auf sie einzusprechen, daß sie es nun nachgerade satt habe, sich mit dem alten groben — — da flog die Hausthür auf und die beiden Knaben stürmten herein. Der Frau Rath blieb das Wort auf den Lippen sitzen, denn die Thür schlug donnernd wieder zu, in der nächsten Sekunde waren die Schulranzen der Jungen je in eine Ecke geschleudert und die beiden aufeinander losgefahren wie die Kampfhähne.

So rasch geschah es, daß die beiden Frauen kaum wußten, wie die erbitterten Kämpfer, die sich auf der Diele balgten und in stummer Wuth aufeinander einhieben, dorthin gekommen waren. Es herrschte einige Sekunden lang eine athemlose Stille, dann ein dumpfer Fall und die heiseren Worte des Fritz: „So, Du römischer Hund, da hast Du Deinen Lohn!“ Und Frieder lag bleich auf dem Boden, das Gesicht entstellt vor Wuth und Scham. Der andere sprang in die Ecke, ergriff den Ranzen und wollte eben in den Garten, da stand Tante Rielchen vor ihm.

„Was fällt Dir ein, Du abscheulicher Junge!“ stieß sie hervor, „wie kannst Du Deine groben Fäuste gegen den Schwächeren gebrauchen! Geh' — ich will von Dir nichts mehr wissen — nie!“

Der kräftige Junge sah sie ruhig an; noch ging sein Athem schnell, noch war er erregt, aber er vergaß keinen Augenblick, mit wem er sprach. „Du weißt ja den Grund nicht, Tante,“ sagte er, machte eine Schwenkung um sie herum und verschwand durch die Hinterthür.

Frau Rath aber gebärdete sich schier wie eine Heldenmutter. „Na, ich gönn's dem Buben, verdient hat er schon längst einen Rücken voll!“ erklärte sie gelassen.

„Wie?“ rief jetzt Rielchen zitternd, „Du nimmst Deinen unartigen Jungen noch in Schutz — schämst Du Dich denn nicht? Vergißt Du denn ganz, wie lieb ich den Fritz immer hatte, und daß ich doch etwas Rücksicht erwarten könnte für den armen vaterlosen Buben? Strafen sollst Du Deinen Sohn, empfindlich strafen — ich bitte Dich darum.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ erwiderte die Schwester, „strafe Du doch den Deinigen, der Fritz hat sicher keine Schuld.“

„Komm!“ wandte sich Tante Rielchen an Frieder, der sich eben aufrichtete und seinen zerrissenen Jackenärmel betrachtete, „komm! Wenn sich andere Jungen gewöhnlich betragen, so hast Du noch nicht das Recht, es ebenfalls zu thun. Hinauf, in Dein Zimmer; ich bin ernstlich bös!“

So stiegen die Zwei die Treppe hinauf, und Frau Rath holte sich ihren Jungen aus dem Garten, und unten und oben fanden Verhöre statt, aber an beiden Stellen erfolglos.

„Mutter,“ erklärte Fritz, „frage nicht weiter; er ist ein ganz schlechter Bursche, der Frieder.“

Frieder konnte eine gewisse Verlegenheit nur schlecht verstecken hinter falscher Großmuth. „Laß doch nur, Tante, er hat es ja nicht so bös gemeint.“

Und Tante Rielchen ging, äußerlich noch unversöhnt, innerlich ganz gerührt, in ihre Wohnstube. „Er ist doch von vornehmer Denkungsart,“ sagte sie, „und Jungens prügeln sich wohl mal. Er will den Grund nicht verrathen, das ist nobel.“ — Nichtsdestoweniger hatte sie ihm angekündigt, er werde heute zur Strafe allein auf seiner Stube speisen und dieselbe nicht früher verlassen, als bis er komme, um Verzeihung zu bitten. Sie fühlte, sie müsse einmal mit Strenge auftreten.

Die Grimasse ihres Pflegesohnes, als sie den Rücken wandte, sah sie nicht. Friedrich Adami ballte die Fäuste, nachdem sie sich entfernt hatte. War es nicht zu albern von ihr, ihn hier festzusetzen? Pah! Er brauchte ja nicht zu gehorchen, er ging einfach in den Garten; dem derben Bengel dort unten mit seinen groben Fäusten, dem würde er's schon noch heimzahlen. Was ging den das an, wenn das weiße Kaninchen in seinen Verschlag lief, statt in dem des dummen Kerls zu bleiben, und wie kam der dazu, gleich nach diesem Zanke so handgreiflich Partei zu nehmen für seine Tante? Er, Friedrich Adami, konnte sie nennen, wie es ihm beliebte. Freilich — wenn der Fritz klatschte, daß er seine Pflegemutter ein „altes Gerümpel“ geheißen hatte, mit der er machen könne, was er wolle, die Alte habe nun einmal einen Narren an ihm gefressen — dann war's doch höchst eklig.

Er war schon im Begriff, nach dem Garten zu entwischen, als sich die Thür aufthat und die alte Dora mit dem Essen erschien. „Aber Frieder,“ sagte sie, „was machst Du für Sachen? Aergerst Deine gute Tante! Bist gar nicht werth, daß sie Dich so lieb hat. Da, schau' her, eigenhändig hat sie Dir das Quitten mus aus der Vorrathskammer geholt.“

Um den Mund des hübschen Buben zuckte ein spöttisches Lächeln. Zur Strafe schickte sie ihm seine Lieblingsnäscherei! Er hatte schon recht mit dem, was er gesagt. Er gab den Vorsatz, nach dem Garten zu gehen, auf und setzte sich mit dem größten Appetit zu Tisch.

„Bitt' es ihr nachher ab,“ mahnte die Alte.

„Ich hab' nichts abzubitten!“ antwortete er.

„Dann kannst Du aber nicht hinunter.“

„Werd' schon können, wenn ich will — ich will aber gar nicht!“

So ward es Abend. Die Gewitterwolken hatten sich vertheilt, es war kühler geworden draußen. Friedrich Adami wartete auf seine Tante, die Tante wartete auf ihn, keiner wollte nachgeben. Der Knabe stand am Fenster; drunten ging der Fritz in den Kaninchenstall, er pfiff ganz vergnügt vor sich hin; der hatte es besser. Nun nahm er wahrscheinlich sein Eigenthum, das hübsche weiße Kaninchen, zurück und machte die Thür des Verschlages doppelt fest, damit es nicht wieder entwischen konnte. Ueber den Hof strich ein feuchter erfrischender Hauch, er kam wohl vom Rheine herauf; der Junge sog ihn mit vollem Athem ein. Just heute zog es ihn so mächtig wie nie an den Strom hinunter, um seine schmerzenden Glieder hineinzutauchen in die grünliche klare Fluth.

Je nun, warum sollte er der „Alten“ den Gefallen nicht thun und um Verzeihung bitten? Er nahm seinen Strohhut und schlich in die Wohnstube hinüber.

Die Tante war nicht dort, aber dafür stand mitten in dem rosigen Lichte der untergehenden Sonne, das die tiefe Fensternische magisch erfüllte, sein Schwesterchen auf einem Stuhl vor dem Nähtisch der Tante. Mit einem Knie stützte sich das zierliche Geschöpf in dem verwachsenen rosa Kattunkleidchen auf diesen Tisch; beide Aermchen hatte sie gegen die Wand gestemmt, so daß sie die kleine Konsole, welche die Gipsbüste ihres Vaters trug, fast umarmte. Das dunkle Köpfchen war vorgeneigt, und ihr zum Kuß gespitzter rother Mund berührte zärtlich die lockige Stirn des leblosen Gesichtes. Es war eine scheue süße Innigkeit in dem Gebahren der Kleinen, die wohl jeden gerührt hätte.

Von Brüdern verlangt man im allgemeinen nicht, noch dazu von Brüdern in den Flegeljahren, daß sie ihre Schwestern bewundern sollen; aber daß dieser brüderliche Held seine Hand dazu benutzte, das Gesicht des kleinen Mädchens so heftig gegen den Gipskopf zu stoßen, daß derselbe durch den Zusammenprall von der Konsole fiel und auf der Diele mit dumpfem Schlag in Trümmer sprang, das war denn doch nicht einmal mit brüderlicher Unempfindlichkeit zu entschuldigen.

„Dummes Ding!“ rief er, selbst erschreckt, „was hast Du da nun angerichtet!“

Und in diesem Augenblick kam Tante Rielchen. Die Kleine stand vor Schreck noch unbeweglich auf dem Stuhle, das tief erblaßte Kinderantlitz hatte etwas unheimlich Starres; und die Frau, welche die Güte selbst sein konnte, ward beim Anblick ihres zertrümmerten Kleinods hart bis zur Grausamkeit.

„Du entsetzliches, boshaftes Kind!“ rief sie, „bist Du nur gekommen, um mir Unglück zu bringen? Wollte Gott, ich hätte Dich nie gesehen!“ Sie riß die Zitternde vom Stuhle und schleuderte sie vorwärts, daß der kleine Körper an der Ausgangsthür wie ohnmächtig zusammenbrach.

Dora hob sie auf. Stumm, bebend lag das Mädchen in ihren Armen, und von der kleinen schön geschweiften Oberlippe rieselte ein Blutstropfen.

„Julchen, liebes Julchen!“ flehte die Alte unter Thränen, nachdem sie das Kind auf sein Bettchen gelegt und ihm das Blut abgewaschen hatte, „was hast Du denn gethan? Um Gottes willen, sag mir's doch!“

Aber kein Wort der Anklage kam über die schmerzverzogenen Lippen.

Tante Rielchen wollte Julchen nicht sehen, hatte sie gesagt, und hungrig zu Bett gehen sollte sie auch! Und so saß die Kleine, während drunten im Garten unter dem Nußbaum der wieder zu Gnaden angenommene Bruder an der Seite der Tante speiste, oben in der tiefen Dämmerung am Fenster, die Augen auf den Strom geheftet, mit einem wehen, über ihre Jahre hinaus wehen Zug im Gesicht, und horchte auf die Nachtigall, die drunten

schlug, und auf das leise Rauschen des Stromes. Am jenseitigen Ufer zuckte von Zeit zu Zeit ein starkes Wetterleuchten auf und tauchte den Garten in rothes Licht. Ganz allein saß sie da, denn Dora war zu ihrer verheiratheten Stieftochter gegangen.

Ob sie hungerte oder fror? Sie hätte es nicht zu sagen gewußt. Sie hatte nur Sehnsucht, nach Güte, nach Liebe, nach einem kosenden Worte, so übergroße Sehnsucht. Aber niemand, niemand war für sie vorhanden.

Da klinkte leise die Thür, und leise schlich jemand herein. „Hier!“ sagte die flüsternde Stimme des Fritz, der sie bisher kaum eines Blickes gewürdigt hatte, „hier, kleiner Unnütz; das Luischen meint, Du hättest heut abend nichts zu essen bekommen —“ Und der große Junge bog sich hinunter und legte dem Kinde ein Butterbrot in den Schoß. „Weine nur nicht, Unnütz,“ stotterte er, „iß lieber!“

Sie weinte nicht, aber sie aß auch nicht; sie sah unverwandt die Thür an, durch die der Bursch' verschwunden war; das kleine Herz klopfte ihr heftig, und ein warmer Schauer durchrieselte sie. Wie ein Sonnenstrahl die Knospe wohlthuend streift, die sich kaum hervorgewagt hat, so wohl war dem einsamen Kinderherzen durch diese paar ungeschickten Worte geschehen, und ein Fünkchen erglomm in der verschüchterten Seele, das einst zur starken mächtigen Flamme wachsen sollte. Und als sich abends die kleinen Hände von Mamsell Unnütz falteten, da klang auch der Name „Fritz“ ins Gebet wie in alle ferneren Gebete, die das Kind sprach.

Die Tante ward fortan noch kühler gegen das „boshafte Kind“. „Unten“ und „Oben“ blieben auf gespanntem Fuße; „guten Tag und guten Weg“ boten sich die Schwestern zwar noch, aber die innerliche Trennung wurde vollständig. Die Jungen gingen getrennt zur Schule und kamen einzeln wieder heim — in derselben Klasse saßen sie so wie so nicht, denn Frieder nahm sich Zeit bei seinen Studien, während Fritz eifriger denn je beim Lernen war. Und so getheilt gingen die Alten in den Herbst ihres Lebens hinein, die Jungen ihrem Lenze entgegen, und dann waren sie plötzlich mitten drin in diesem Lenze, und aus den Kindern waren Leute geworden.

Es ist ein reizender Tag, an dem ein Mädchen achtzehn Jahre alt wird; ein ganz eigener Zauber liegt über ihm, besonders wenn der Tag zu Ende Mai fällt, wo alle Rosenknospen im Aufspringen sind, wenn an dem Rosengarten der Rhein vorüber rauscht und der Duft der Blüthen die Luft erfüllt. Man kann sich das Geburtstagskind so recht vergegenwärtigen, wie es mit strahlenden Augen und im weißen Kleide durch den Garten flattert und vor seliger Daseinsfreude die ganze Welt umarmen möchte.

So kann es wohl sein — aber bei Mamsell Unnütz war es nicht so an diesem Maitag, an dem sie achtzehn Jahre alt wurde. Sie wachte schon ganz früh auf, aber gar nicht anders wie sonst; nicht die Spur freudiger Erwartung prägte sich in dem Gesicht aus.

Das Zimmerchen gehörte ihr jetzt allein; Frau Dora war nicht mehr im Hause, sie lebte in ihrem Witwenstübchen irgendwo in der Stadt, man hatte ihre Dienste nicht mehr nöthig. Das „Julchen“ war groß geworden, der junge Herr nicht mehr daheim, da schickte die Tante die Alte fort und hielt nur noch ein Dienstmädchen, ein ganz junges von fünfzehn Jahren. Julia mußte ohnehin die Wirthschaft lernen.

Das junge Mädchen wunderte sich heute gar nicht, daß kein Myrtenstöckchen an ihrem Bette stand, kein Blumenstrauß, daß kein liebes freundliches Gesicht über das ihrige sich neigte, keine freundliche Stimme sprach: „Gott segne Dich, Liebling!“ Sie machte wie sonst ihre Toilette, stieß das Fenster auf, sog die Morgenluft ein, während sie das lange blauschwarze Haar flocht, zu dem sich die Ringellöckchen von einst ausgewachsen hatten und das sie nun in einfachem Knoten am Hinterkopf aufsteckte. Sie war hoch und schlank geworden, dabei doch von zierlichem Gliederbau und sah noch landfremder aus denn als Kind; jedenfalls war sie ihrer Mutter ähnlich. Die Nase ein ganz klein wenig gebogen, die Stirn niedrig, das Kinn rund und fest, und alles überstrahlt von zwei glänzenden dunklen Augen, in denen, wie die Frau Rath sich ausdrückte, „etwas flimmerte, etwas — na, man wird ja sehen, was, und wenn sie noch so sittsam die langen Wimpern darüber fallen läßt“.

Die Kleidung war sehr einfach. Tante Riekchen fand es angezeigt, die auffallende Erscheinung, so viel als irgend anging, zu mildern. Ein hellblaues Kattunkleid, darüber eine Schürze, die sich das Mädchen, so zierlich es gestattet wurde, genäht hatte, das war die Geburtstagstoilette. Wie sollte sie auch anders sein, wenn zur Feier dieses Tages große Wäsche angesetzt war? Die geliebten Ohrringe hatte man ihr längst fortgenommen, aber Julia griff noch heute mechanisch nach den kleinen Ohrläppchen, wenn sie verlegen wurde, wie sie es früher gethan, wo sie in solcher Lage die Ringe zu drehen pflegte, bis die Tante sie auf die Finger klopfte. Eine Weile länger als sonst blickte sie heute doch in den Spiegel, und als es nun sieben Uhr schlug, lief sie eilig in die Küche, um das Frühstück zu besorgen. Sie trat dann mit dem Präsentierbrett in der Hand in die Wohnstube, wo Tante Riekchen am offenen Fenster saß und ihr aus blassem, sehr gealtertem Gesicht entgegen sah.

„Guten Morgen, Tante!“ sagte das junge Mädchen.

„Guten Morgen, Julia!“ klang die gemessene Antwort.

Das Mädchen schenkte die Tassen voll und rückte den Stuhl zurecht. „Ist's gefällig, Tante?“

Fräulein Riekchen kam herüber. „Ich gratulier' Dir, mein Kind,“ sprach sie und berührte mit den Lippen die Stirn des Mädchens. „Und hier ist eine Kleinigkeit für Dich.“ Sie schob ihr ein Päckchen in die Hand. „Sei recht sparsam damit — Du weißt —“ Ein tiefer Seufzer beschloß diese Rede, und Riekchen sank in den Sessel und rührte in der Tasse.

Ueber des Mädchens Gesicht war ein freudiges Roth gehuscht. „Ich danke Dir, liebe Tante — und darf ich mit dem Gelde thun, was ich will?“ fragte sie, ohne den Blick zu heben.

„Ja, vorausgesetzt, daß es keine Thorheiten sind; das heißt — ich hatte die Hoffnung, Du würdest es aufsparen,“ war die Antwort.

Mamsell Unnütz schwieg, aber ihre Freude an dem Geschenk schien geschwunden.

„Heute, gegen Abend,“ fuhr die Tante fort, „wenn die Wäsche von den Leinen ist, magst Du zur Schneiderin gehen, sie soll Dir ein weißes Kleid passend machen. Ich habe es getragen als junges Mädchen. Die Doktorin will Dich zu der Pfingstpartie einladen; mit achtzehn Jahren hast Du ja wohl ein Anrecht auf die Lustbarkeiten der Jugend.“

„Ach, Tante,“ wandte das junge Mädchen ein, „laß mich daheim, ich kenne die Menschen alle nicht, und —“

„Wenn ich nur wüßt', Julia, weshalb Du so hochmüthig und apart thust! Du wirst mitfahren! Ich wünsche es schon deshalb, damit es nicht noch einmal heißt, ich gönne Dir nichts und behandle Dich als Stiefkind.“

Das junge Mädchen erwiderte kein Wort mehr. Sie goß der alten Dame die zweite Tasse ein und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ich bitte also, daß die Wäsche nicht wieder so himmelblau wird wie das letzte Mal!“ rief Fräulein Riekchen ihr nach, und dann zog sie einen noch uneröffneten Brief aus der Tasche ihres grauen Kleides; ehe sie ihn erbrach, holte sie tief Athem, und Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. —

Drunten im Hausflur standen allerhand Möbel umher, und das Dienstmädchen der Frau Rath klopfte mit dieser um die Wette förmliche Staubwolken aus den braunen Rippolstern. Die Thüren von zwei Stuben, den Zimmern des jungen Herrn, denen diese steifen birkenen Stühle und Sofas angehörten, standen weit auf, und die Scheuerfrau bürstete die Dielen mit einem Eifer, der darauf schließen ließ, daß sie Angst vor der Räthin hatte, die ihr Thun unausgesetzt beobachtete. Der „Guten Morgen!“ des jungen Mädchens verhallte in dem Getöse des Klopfens; Frau Rath hatte weder Auge noch Ohr für sie, und Mamsell Unnütz konnte unaufgehalten ihre Geburtstagsfeier beginnen.

„Wenn Sie die Tischtücher und Servietten gleich zuerst ins Wasser stecken möchten, Fräulein,“ wies die alte Waschfrau sie an — „so, ich helf' den Korb tragen.“ Und in wenigen Minuten war der Strom erreicht.

Den Garten schied nur ein schmaler Fußsteig vom Ufer, das ziemlich steil abfiel. Andersheim gehörte nicht zu den Orten des herrlichen Rheins, an denen die leidige Eisenbahn zwischen Strom und Gärten dahinbraust; die nahm hier ihren Weg hinter dem Städtchen vorüber, und am Wasser, besonders vor Trautmanns Garten, war es noch ebenso idyllisch wie zu jener Zeit, als Schienen und Dampfwagen in das Reich

der unbekannten Dinge gehörten. Zum Strome hinunter führten Stufen, und vor diesen schaukelte der alte Nachen im Schatten der Nußbäume, die ihre Zweige hoch und üppig über die Gartenmauer reckten, als wollten sie durchaus ihr Spiegelbild sehen in der köstlichen, grünlich klaren Fluth.

Julia zog den Nachen heran, trat hinein, ließ sich den Korb mit der Wäsche reichen und stand dann, als die Alte verschwunden war, noch ein Weilchen müßig da und schaute über die breite glitzernde Wasserfläche nach der jenseits gelegenen großen Aue, über der ein zarter bläulicher Frühnebel hing. Wie wonnig war dieser Morgen! So feierlich rauschte der Strom, so lustig hüpften die Goldfunken der Sonne auf den tausend kleinen Wellen, so duftend kam der Wind — dem jungen Geschöpf ward das Herz weit und das Auge feucht, unwillkürlich falteten sich ihre Hände. „Wenn man nur nicht so allein wäre," flüsterte sie, und dann blitzten auch in ihren träumerischen Augen ein paar Goldfunken auf wie zwei selige Hoffnungssterne, und sie lächelte, während sie im Buge des kleinen Nachens kniete und ein Tuch lässig in den Wellen schwenkte.

Dann hielt sie wieder inne und starrte wie in Gedanken verloren vor sich hin, einen trüben Zug um den Mund, sonderbar veränderte sich dabei das Gesicht; und nun schrie sie leicht auf — das Tuch war ihren Händen entglitten und schwamm eilig den Strom hinab.

„Großer Gott!" sagte das erschrockene Kind, „und es ist die damastene Kaffeedecke mit den eingewebten Sprüchen!"

Sie bog sich vor, soweit es möglich war, und schlug mit einer Stange ins Wasser, als könne das helfen; dann stand sie wieder kerzengerade und blickte mit weit geöffneten Augen zu einem Nachen hinüber, den ein Schiffer am Ufer entlang stromaufwärts trieb, und auf die Gestalt eines Mannes, der mit dem Bootshaken soeben das Tuch auffischte.

„Hallo!" rief eine tiefe Stimme, „es sollte mich doch wundern, wenn Mamsell Unnütz nicht das Heldenstück ein armes, des Schutzes bedürftiges Geschöpf sich selbst zu überlassen, ausgeführt hätte. Natürlich! Ja, bist Du es denn wirklich, Unnütz?"

Der Nachen war jetzt ganz dicht herangekommen, ein großer breitschulteriger Mann stand darin. Er hielt den Hut grüßend über dem braunen Scheitel, während die andere Hand noch den Bootshaken mit dem nachschleppenden Tuch umfaßte. Seine Augen aber hingen mit unverhohlenem Erstaunen an dem Mädchen, das, die Blässe einer großen Erregung im Antlitz, wie ein fremdartiges reizendes Bild auf Goldgrund in dem leise schwankenden Nachen stand.

„Nun, grüß' Gott!" sagte er endlich, „ich muß es wohl glauben, daß Du es bist, Unnütz. Wer im ganzen Städtchen hätte wohl solch schwarzes Haar und solche Augen, und wer sonst könnte wohl so stolz und mit so klassischer Ruhe dastehen als die Julia Adami aus Rom? Wie? Und Wäsche spülst Du an Deinem achtzehnten Geburtstag? Aber auch das ist klassisch, Kind; in alten Zeiten war es, glaub' ich, Lieblingsbeschäftigung der Fürstentöchter —" und er schlug klatschend das Tuch auf den Bug des Nachens, in dem das Mädchen stand, und schwang sich selbst hinüber. „Grüß' Gott, noch einmal, Julia, und frohen Geburtstagsgruß!"

Da gab sie ihm langsam eine kleine zitternde Hand, aber ihr Auge begegnete dem seinen nicht. Sie standen so noch, als der Mann, der den jungen Doktor Fritz Roettger hergerudert hatte, schon wieder stromabwärts fuhr; sie noch immer mit gesenkten Wimpern, er sie erstaunt betrachtend.

Aus ihrem stillen Versunkensein wurden sie erst emporgeschreckt, als jetzt drüben ein Dampfer vorbeirauschte und durch die heftige Bewegung des Wassers, die er verursachte, der Nachen

„Prinzeß Wilhelm."

Einfahrt der „Savoia" in den Hafen.

Von den Kolumbusfei

Nach der Natur gezeichnet

in bedenkliches Schwanken gerieth. Der Doktor lachte laut und herzlich. „Schau, Mamſell Unnütz, jetzt wär's Dir ſelbſt beinah' ergangen wie dem armen Tuche, und ich hätt' Dich fiſchen müſſen. Aber ſag' mir um alles in der Welt, Kind, was haſt Du mit Dir angefangen in den zwei Jahren? Du biſt ja eine halbe Elle gewachſen, und wo iſt Dein ſchmales Geſichtchen geblieben? Du biſt ja — —" Das Kompliment blieb ihm auf der Zunge, ſo roſig war ſie erglüht.

Beleuchtung von Stadt und Hafen.

ichkeiten in Genua.

Alexander Kircher.

„Zwei Jahre ſind doch eine lange Zeit," ſagte ſie und begann wieder eifrig ihre Arbeit. „Aber wo kommſt Du her?"

„Plautſche ein andermal weiter und ſetze Dich dahin — ſo! Ewig iſt doch Wäſche bei Euch, ich kann mir Euch gar nicht anders vorſtellen. Wo ich herkomme? Von Berlin, das heißt von Rüdesheim heute früh, geſtern von Köln; und weil ich Euch überraſchen wollte, fuhr ich mit dem Nachen, um ungeſehen ins Haus zu gelangen."

„Ich glaube, Deine Mutter denkt, daß Du erſt am Pfingſtheiligabend eintriffſt," ſagte ſie.

„Ja, das mag ſie wohl; aber mir wurde Berlin plötzlich zu eng. Ich hatte dort nichts mehr zu thun, reiſte ab, und nun bin ich da, wie Du ſiehſt."

„Und bleibſt immer hier?" klang es ſtockend.

„Na, möglich iſt's; ich hab's der Mutter verſprochen. Vielleicht faſſen die biederen Bürger von Andersheim Vertrauen zu mir und geben mir ihr ſterbliches Theil bei Krankheiten anheim."

„Willſt Du nicht hineingehen und Deine Mutter begrüßen?"

„Nein! Es gefällt mir hier ſehr gut, und Mutter bekommt noch früh genug den Schreck in alle Glieder, wie ſie zu ſagen pflegt. Erzähle mir lieber — wie geht's hier bei Euch?"

Sie hatte doch wieder angefangen, Wäſche zu ſpülen. „Immer ſo weiter," ſagte ſie, während ihr ein paar Tropfen auf das Haar flogen und dort wie blitzende Steine liegen blieben.

Er ſchwieg und ſah ihr zu. Was war aus Mamſell Unnütz für ein eigenartiges Mädchen geworden, und welch troſtloſer Klang lag in den Worten: „Immer ſo weiter!" Ihm ward ganz beklommen zu Muth; und an dieſem „Immer ſo weiter" ſollte er theilnehmen, theilnehmen für ſein ganzes Leben?

„Unnütz," bat er, ſeine Gedanken abſchüttelnd, „laß die Plautſcherei, das kann doch das Mädchen thun; es iſt gräßlich! Freue Dich doch lieber Deines jungen Lebens!" Und er hatte ſie plötzlich auf das Bänkchen neben ſich gezogen und den Arm um ſie geſchlungen. „Sonſt gabſt Du mir ſtets einen Kuß, wenn ich kam, weißt Du noch? Und beim Abſchied auch. Heute zu Deinem Geburtstag muß ich Dir einen geben!" Und ehe ſie wußte, wie ihr geſchah, hatte er ſeinen hübſchen braunen Schnurrbart auf ihre rothen Lippen gepreßt.

Sie entwand ſich ihm blitzſchnell und ſah ihn an. Sonderbar leuchteten einen Augenblick die Goldfunken auf in den dunklen Sternen, dann ſenkten ſich die Wimpern und ein ſehr feindlicher Zug erſchien auf ihrem Geſicht. „Bitte, laß das jetzt, ich bin kein Kind mehr," ſagte ſie.

„Nichts für ungut, Fräulein Unnütz!" Er erhob ſich und ſprang behende aus dem Nachen, machte ihr vom Ufer aus noch eine tiefe Verbeugung und ſchritt die Stufen hinauf. „Es iſt nur, damit Mutter noch raſch das bewußte Kalb ſchlachtet, Unnütz — auf Wiederſehen!"

Sie ſtarrte ihm nach, alle Farbe war aus ihrem Geſicht gewichen. Wie kraftlos ſaß ſie da, und auf einmal hielt ſie die Hände vor die Augen, als blende ſie die Sonne und das Spiel der Wellen, und ſo ſaß ſie noch, als die alte Frau den zweiten Korb mit Waſche brachte. —

Der junge Doktor platzte gerade in die Wohnſtube der Mutter zu einer Zeit, die er ſich nicht gewählt haben würde, hätte er eine Ahnung gehabt von dem, was ſich dort abſpielte. Dort ſtand

Digitized by Google

nämlich in der Stellung einer Frierenden seine Mutter am sommerlich kalten Kachelofen mit dunkelrothem verärgerten Gesicht, und am Fenster saß Tante Riekchen, sehr bleich, einen Brief in der Hand.

„Du, Fritz?“ rief die Mutter, als sie des Sohnes ansichtig ward. „Na, das ist aber ein Glück, wie gerufen kommst Du!“ Und nach einem flüchtigen Kusse zog ihn die erregte Frau vor den Stuhl der Tante. „Da sag's ihr einmal, Fritz, sie glaubt mir's nicht.“

„Grüß' Gott, Tante! Was glaubst Du denn schon wieder nicht?“ begrüßte er sie gutmüthig.

„Daß der Frieder ein — ein — Bruder Leichtfuß ist — gelind ausgedrückt!“ rief Frau Rath.

Tante Riekchen sah ihren Neffen an wie ein verwundetes Reh. „Erbarmen, Fritz, Erbarmen!“ sprachen die verweinten Augen.

„Ich kann Dir leider gar nichts vom Frieder erzählen, Tante,“ sagte der junge Arzt freundlich ernst, „kaum daß ich ihn einmal flüchtig auf der Straße sah. Du vermagst Dir das nicht vorzustellen, aber in einer solchen Großstadt, wo jeder seinen eigenen Weg gehen muß, da — —“

„Es thut mir recht weh, Fritz, daß Ihr Euch noch immer vermeidet.“

„Tante, das ist so der Lauf der Dinge. Offiziere halten sich — müssen sich etwas exklusiv halten; Absicht ist das gar nicht von uns beiden,“ tröstete er herzlich.

„Thu' nur nicht, als ob Du nicht wüßtest, daß der Herr Adami den Baron spielt!“ sagte Frau Rath mit ihrer liebenswürdigen Offenheit. „Damen, Diners, Soupers in den feinsten Lokalen; wenn er's nicht weiß, ich kann Dir's sagen, Riekchen, so ist's! Verschließ Dich nicht länger der Thatsache und häng' Deinem Goldsohn den Brotkorb höher, sonst trifft noch ein, was ich Dir vor acht Jahren prophezeit hab', als der Bub' die große Rechnung in der Konditorei hier gemacht hatte — Du gehst noch mit dem Bettelsack aus dem Haus hier, hab' ich damals gesagt.“

„Ich bitte Dich,“ rief Tante Riekchen verletzt, „bring' nicht immer die alte, längst vergessene Geschichte wieder aufs Tapet. Uebrigens will ich nicht länger stören, da wir uns doch nicht einigen. Ich hab' mich gefreut, Fritz, Dich zu sehen, und wünsche Dir Gottes reichsten Segen,“ wandte sie sich an den jungen Arzt, und schnell verließ sie das Zimmer, damit ihre Verwandten nicht die Thränen sehen sollten, die ihr aus den Augen schossen.

Frau Rath sah ihr nach. „Halsstarrig bis zuletzt!“ rief sie.

„Was wollte denn die Tante, liebe Mutter?“ forschte er.

„Was sie wollte? Geld! Eine Hypothek aufs Haus!“

„Lieber Gott, so weit ist's?“ fragte er, ehrlich betrübt.

„Schon lange! Ich gab ihr ja vor zwei Jahren schon dreitausend Thaler auf das Haus. Sie hat eine wahre Angst, daß man im Publikum etwas merkt von ihrer Lage. Heute kommt sie plötzlich wieder zu mir um ein erneutes Darlehn. Es ist ein Elend! Sie besitzt nicht mehr soviel, um die Kosten des mehr als einfachen Haushalts zu decken; sie spart an allen Enden und Kanten, ja sie hungern beinahe. Das gute Dienstmädchen ist abgeschafft und Fräulein Julia muß die Hände rühren. Aber das ist's eben, wenn sie die nicht hätt', so könnt' sie an meinem Tische essen, ich würd's ja gern geben. Aber die ‚Unnütz‘ ist einmal da und muß gehalten werden wie eine Prinzeß'.“

Der junge Doktor lachte auf. „Spülen denn heutzutage Prinzessinnen die Wäsche am Rhein?“

„Nun, lach' nur nicht zu früh. Eben hat mir Riekchen gesagt, daß das Fräulein von jetzt ab die Kasinofeste besuchen würd'.“

„Warum denn nicht?“

„Lieber Gott, was das kostet! Schon der Anzug —“

„Lassen wir das. — Kannst Du der Tante nicht helfen?“

„Freilich! Ich hab' ihr gesagt, ich wolle das Haus kaufen; für einen mäßigen Preis natürlich. Doch was meinst Du, was sie haben will — rein lächerlich! Hab' ihr vorgestellt, sie bekomme freie Wohnung, Gartenbenutzung — aber sie besteht auf der Summe. Dabei wär's schrecklich, wenn's in andere Hände käm',“ fuhr die alte Dame seufzend fort, „es liegt so gut für Deine Zwecke — hier herum die neue Villenstadt mit vornehmem Publikum. Es wär' nur ein Fall erträglich, wenn nebenan der Herr Krautner es kaufte.“

Sie machte eine Pause. „Heirathen wirst Du müssen, Fritz; ein unverheiratheter Arzt ist ein Unding. Also 'ne Frau wär' vor der Hand das Nöthigste für Dich.“

Jetzt lachte der hübsche große Mann laut auf. „Mutter, weißt Du, was das Nothigste ist?“ rief er, „ein Frühstück!“

Die alte Dame kam erst jetzt zu dem richtigen Bewußtsein, daß ihr Sohn, den sie seit zwei Jahren nicht gesehen hatte, sie überrascht habe und da sei, wirklich und wahrhaftig. Sie lief ganz behende hin und her und trug herbei, was sie in Küche und Keller hatte, und währenddem entschuldigte sie sich, daß leider Gottes seine Stuben noch nicht in Ordnung seien. Und als sie endlich dasaß und ihn mit bestem Appetit speisen sah, da sagte sie noch einmal: „S'ist wirklich nöthig, Fritz, daß Du Dich nach einer Frau umthust; welch anständiger Familienvater wird denn Dich jungen Lustikus zu seiner Frau oder gar zu seinen Töchtern rufen? Uebrigens, heut' nachmittag könnten wir ja — —“

„Nun, was könnten wir denn da?“ fragte er belustigt.

„Besuche machen, bei Eisemanns und bei Krautners etwa — “

„J, hat denn das solche Eile?“

„Nun, wenn man Nachbarschaft ist und immer über den Zaun hinüber redet, so abends — und das Thereschen sitzt doch auch öfters 'mal bei uns in der Laub' —“

„So? Das Thereschen? Wer ist denn das?“

„Herrn Krautners Tochter; sie halten da ein bißchen Freundschaft miteinander, Julchen und das Thereschen, sind auch in einem Alter. Ich würd's nicht leiden an Riekchens Stell', da guckt das Mädchen nur ab, wie's die reichen Leute haben, aber — was geht's mich an! Sag' mal, weißt Du wirklich nichts vom Frieder?“

„Mutter,“ antwortete der junge Mann, „frage mich nicht nach ihm; durchs Reden wird's nicht besser. Mich dauern nur die beiden da droben.“

„Erzähl' doch! Erzähl'!“ rief die Mutter, aber er hörte es schon nicht mehr. Er wollte sorgen, daß sein Koffer käme, rief er zurück. —

Wenn der heimgekehrte Sohn geglaubt hatte, es werde ihm zu Ehren feierlich der übliche Kalbsbraten mittags aufgesetzt werden, so hatte er seine Mutter noch nicht ganz genau gekannt. Es gab weiter nichts als das an Scheuer- und Waschtagen übliche Gericht, „und damit holla!“ wie Frau Räthin sagte. Nun, er war kein Schlemmer und aß auch die süß-sauren Leberknödel. Aber machte es das Scheuerparfüm oder die Thatsache, daß er erst gegen Abend in seine noch nassen Zimmer konnte, um sie einzurichten — er befand sich im Zustand größter Ungemüthlichkeit.

In der Wohnstube nickte die Mutter im Nachmittagsschlummer, und von droben hörte man eine wie im Schlafe gedrehte Kaffeemühle. Er trat auf die Schwelle seines künftigen Wohnzimmers. Wie kahl das Ganze war! Nun, wenn nur erst seine Bücher und Instrumente ausgepackt sind, dann — aber, großer Gott, wo sollte er sie denn hinthun? Es war nicht einmal ein Schrank für sie vorhanden! Plötzlich fiel ihm ein, daß auf dem Boden noch die Regale aus des seligen Großvaters Amtsstube sein müßten, und behaglich rauchend erstieg er die Treppen, schlich leise über den Flur, damit der Nachmittagsschlummer der bekümmerten Tante nicht gestört werde, und erklomm die steile Bodentreppe.

Solch heimliche, mit allerhand Gerümpel vollgestellte Dachboden, solch festes Balkenwerk und solch geheimnißvolles Dämmerlicht, in dem die Spinnen weben und alte feudale Mäusegenerationen ein Leben unter beständiger Angst vor der Hauskatze führen, giebt es gar nicht mehr in den neumodischen Häusern, wo jeder Winkel zum Aufenthalt für Menschen umgeschaffen ist. Der junge Arzt hatte immer eine Vorliebe für den Boden des Hauses gehabt von den Kinderspielen her, wo sie sich hier versteckten, im heimlichsten Winkel Karten spielten und die ersten Rauchversuche anstellten. Es wurde ihm erst hier oben heimathlich zu Muthe, und wahrhaftig, da hing noch das Seil, in dem er Mamsell Unnütz geschaukelt hatte, und dort stand das alte Spinnrad im Winkel der Esse, dessen zerbrochenes Rad zu drehen des kleinen Mädchens stilles Entzücken gewesen war.

Er machte sich eifrig daran, allerhand Kasten, Stühle und zerbrochenes Gerümpel aus dem Wege zu räumen, um an die gesuchten Regale zu gelangen, die dort hinten hervorsahen, und dabei sprach er leise vor sich hin: „Schön ist anders, aber für den Anfang — später, wenn ich heirathen muß, wie die Mutter sagt, werden wohl neue Sachen kommen —“

In diesem Augenblick stutzte er; die Thür der gegenüberliegenden Bodenkammer hatte einen leisen knarrenden Ton hören lassen, und sich rasch umwendend, sah er, wie sich diese Thür eben ganz langsam schloß.

„Nun, spukt's hier denn wirklich?“ rief er und war mit zwei Sprüngen drüben und rüttelte an dem Schlosse — ein Ruck

und die kleine Hand, die von innen so kräftig zugehalten hatte, gab nach und Fritz stand vor Mamsell Unnütz.

„Also Du?“ sagte er verwundert. „Versteckst Du Dich hier immer noch?“

„O bitte, geh!“ flehte sie verlegen. Aber er ging nicht.

„Ich werde doch sehen, was Du hier oben treibst,“ sagte er, über die Schwelle tretend. Dann verstummte er —

In einer Ecke, just unter dem blinzelnden verschlafenen Dachfenster, dessen altersblindes Glas in allen Regenbogenfarben schillerte, stand ein invalider Lehnstuhl mit mottenzerfressenem Polster vor einem Tische, dessen Platte sämmtliche Geräthe der Aquarellmalerei trug. Eine Menge Lederkästchen, höchst wahrscheinlich für Briefmarken bestimmt, lag in einem Körbchen, und ein halbes Dutzend derselben stand fertig gemalt zum Trocknen aufmarschiert wie ein Zug Soldaten. Er nahm eins der Kästchen in die Hand und betrachtete es. Die fliegende Taube, um den Hals am blauen Bändchen einen winzigen Brief tragend, schien soeben erst mit wenigen kecken Strichen hingemalt; recht gut der Natur abgelauscht war die Flügelbewegung des Thierchens und trotz des sehr verbrauchten Musters nett und originell, wenn sich auch eine noch ungeübte Hand verrieth.

Er sah von der Taube zu dem Mädchen hinüber. Sie stand ungeduldig und blaß vor ihm, und ihre Zähne bissen die Unterlippe.

„Hab' keine Ahnung gehabt, Julia, daß Du malst,“ sprach er, „aber, um Gotteswillen, wie kamst Du auf diese einförmige Beschäftigung? Für wen? Weshalb brütest Du schockweise Tauben aus? Weiß es Tante Riekchen?“

„Niemand! Auch für Dich ist das nicht — bitte, vergiß es!“

„Aber Unnütz, sei doch nicht so unfreundlich,“ bat er. „Ich dächte, Du wüßtest von früher her, daß wir gute Kameraden sind. Habe ich Dich je verrathen? Im Grunde freue ich mich ja herzlich, daß Du auch etwas anderes treibst als Wäschespülen; nur diese“ — er deutete auf die Kästchen — „Massenfabrikation ist mir unverständlich. Sag', Kind, treibst Du Schacher mit Deiner Liebhaberei? Taschengeld — wie? Und hast Du Unterricht gehabt? Du mußt doch auch anderes gemalt haben? Zeig' es mir, bitte!“ Und er ergriff eine alte zerlederte Mappe, aus welcher Papier hervorlugte, Papier, wie man es zu Aquarellen benutzt.

„Laß das liegen!“ herrschte sie ihn an mit zornigem Blicke, und ihr Fuß trat den Boden. „Es ist nur Spielerei,“ setzte sie hinzu, „unnütz wie ich selbst. Ich hab' einmal der Tante solch ein Bildchen zu Weihnacht geschenkt und — bittere Worte dafür bekommen. Unterricht? Wo sollte ich Unterricht nehmen? Ich würde doch nichts lernen. Das da“ — sie deutet verächtlich auf die Lederkästchen — „das, nun das thue ich — weil — für mein ganz besonderes Vergnügen,“ schloß sie, verschränkte die Arme ineinander und glich in diesem Augenblick einer der allerstolzesten Römerinnen, die ihren Sklaven zu entlassen gedenken, aber nicht eben in Gnaden.

„Ich will Dir etwas sagen, Julia,“ sprach er gelassen, „Du malst, um Geld zu verdienen. Aber für wen? Für wen?“

„Für wen sonst als für mich, angenommen Du hättest recht.“

„Ich fürchte, Du — —“

„O bitte, fürchte nichts!“ sagte sie mit funkelnden Augen. „Uebrigens muß ich jetzt der Waschfrau ihr Vesperbrot geben.“

„Schön! Ich gehe mit; verzeihe, daß ich Dich belästigte.“ Es mochte etwas in seiner Stimme liegen, das sie weich machte.

„Sei nicht böse, Fritz,“ bat sie plötzlich und hielt ihm die Rechte hin mit abgewandtem Gesicht.

Er nahm sie mitleidig in seine beiden Hände. „Arme kleine Mamsell Unnütz!“ Es war derselbe innige Ton, mit dem er einst vor Jahren zu dem Kinde gesprochen: „Weine nur nicht, Unnütz, iß lieber!“ Und sie legte die freie Hand über die Augen, um die glühende Röthe zu verbergen.

„Julia!“ sprach er leise und zog sie an sich. Und der schöne dunkle Mädchenkopf lag plötzlich an seiner Brust. „Kind, Du hast's wohl nicht leicht gehabt all die Jahre her? Aber nun bin ich da, und Du mußt mir alles sagen, hörst Du, alles was Dich drückt. Ich will nicht, daß Du traurig bist in Deinen schönsten Frühlingstagen. Du hast nun wieder einen wie damals, eh' ich nach Göttingen ging, einen, dem Du alles sagen und klagen kannst.“

Sie antwortete nicht, sie litt es nur, daß er ihr das Haar streichelte. Da ward auch er stumm und ließ ihren Kopf ruhen an seiner Brust. Und es war so still hier oben, so totenstill, nur der Holzwurm tickte in dem alten Balkenwerk und Fritz Roetgers Herz klopfte so laut, daß er meinte, man müsse das Pochen hören. Langsam hob er dann das Gesicht des Mädchens und sah in die schönen, halb verschleierten heißen Augen. Und zum zweiten Male heute küßte er ihren Mund, aber leidenschaftlicher als vorhin und länger, und diesmal sträubte sie sich nicht. Ihre Arme legten sich weich und leise um seinen Hals, und ein Ton wie ein erstickter Jubelschrei zitterte durch den niedrigen Raum.

Im nächsten Augenblick schon war sie allein; sie kniete vor den alten Lehnstuhl, als sei er ein Dankaltar, die Hände gefaltet, das schöne stolze Gesicht in heller Entzückung nach oben gerichtet. „O Gott,“ sagte sie leidenschaftlich, „ich danke Dir, nun ist kein Schatten mehr für mich in der Welt.“

Und drunten stand er und sah etwas niedergeschlagen aus. „Dummheiten!“ murmelte er, „alter Schafskopf, der ich bin! — Aber zum Henker, ich darf doch schließlich meine sogenannte Cousine küssen? Hm — wollte doch, es wär' unterblieben. Na, er bildet sich hoffentlich nichts ein, der Unnütz — großer Gott, das fehlte noch!“

„Fritz!“ rief die schrille Stimme der Mutter, „ich war' soweit — wir wollen zu Krautners gehen.“

Er seufzte und nahm den Hut vom Nagel. „Armer kleiner Unnütz!“ murmelte er noch einmal. — —

Tante Riekchen kam von Doktors gegen Abend zurück. Sie schlich förmlich: der Sorgendruck, der auf ihr lag, lähmte auch ihren Gang. Dabei war die ganze Luft wie mit Goldstaub durchsetzt, und die alten Giebelhäuser des Städtchens, die Brunnen und die Bäume der Gärten erschienen purpurn überhaucht von der untergehenden Sonne. Sie sah es nicht, sie hatte für nichts mehr Sinn, als dafür, wie sie Geld herbeischaffen könnte. Plötzlich, dicht vor ihr, kam aus der kleinen rundbogigen Thür eines schmalen Häuschens eine Mädchengestalt und schritt rasch vor ihr her. Welch ein elastischer Gang und welch biegsam schlanke Figur, trotz des schlecht gearbeiteten Kleides! Was hatte sie nur, die Julia? Ihre Schritte tanzten förmlich und all die Leute sahen sich nach ihr um und gafften ihr unter den runden Strohhut.

„Julchen!“ rief die alte Dame; da wandte sich das Mädchen rasch um, und Fräulein Riekchen konnte in ein junges Menschenantlitz blicken, aus dessen schönen Zügen ein inneres großes Glück hervorleuchtete. Die bedrückte Frau verstand es nicht, sie sah nur diesen Schönheitszauber, und der kränkte sie noch immer in der Erinnerung an vergangene Zeiten. „Geh doch anständig!“ tadelte sie. Das Mädchen richtete den Schritt nach ihr. „Wo warst Du, Julia?“

„Bei der Schneiderin, wie Du bestimmtest, Tante. Denk' Dir, sie sagt, es könne ein ganz lieb' Kleidchen werden, wenn ich noch ein paar rothe Schleifen dazu hätt'.“

Die Tante antwortete nicht. „Komm heute abend zu mir in die Schlafstube, Du sollst etwas berechnen!“ erwiderte sie endlich, und dann gingen sie zusammen weiter.

Vor der Hofthür trafen die von „unten“ und von „oben“ zusammen. „Nun,“ fragte Frau Rath ihre Schwester, „hast Du Geld bekommen? Ich wett', der Doktor hat Dir's noch einmal gegeben — gelt? Na, hast eben Glück, Riekchen.“

Oben saßen dann Tante und Nichte bis spät in den Mai abend hinein und rechneten. Vor den Augen des jungen Mädchens verwirrten sich die Zahlen, sie brachte alles falsch heraus, und Tante Riekchen ward ungeduldig und von Minute zu Minute blasser.

„Dreitausend Mark Zinsen zu bezahlen, und nur viertausend fünfhundert Einkommen,“ murmelte sie; „tausend davon bekommt Frieder als Zulage — —“ Und plötzlich löschte sie die Lampe aus und legte sich in den Sessel zurück.

Ein Weilchen schien es ganz dunkel, dann aber kam das Mondlicht zur Geltung, das durch die Fenster quoll, und von draußen klang das Schlagen der Nachtigallen und fernes Singen in das Stübchen. „Julia!“ Schrill schallte es in diesen Frieden.

„Tante?“

„Es wird mir schwer, Dir's zu sagen, aber — ich kann Dich nicht behalten — Du mußt fort — Dir allein helfen. Es langt kaum noch für mich.“

Keine Antwort.

„Julia, hörst Du nicht? Komm her!“

Da kam sie herüber und die alte Dame sah in ein starres Antlitz. „Hast Du mich verstanden, Kind?“

„Nein!“ Es war wie ein Hauch.

„Nun, so will ich deutlicher sprechen. Frieder hat mehr verbraucht als ich hätt' geben können. — Es ist jetzt alles so anders in der Welt — ich kenne mich auch nicht aus in dem Offiziersstand

und wußt' nicht, was es auf sich hatte, als er vor anderthalb Jahren nach Berlin kommandiert wurde. Nur soviel weiß ich, daß ich kaum genug für mich zum Sattessen behalte und daß ich Dich nicht mithungern lassen darf. Du verstehst ja einiges von der Wirthschaft, und wenn Du auch nicht fertig bist, so lernst Du noch dies und das; Du mußt eben anfänglich vorlieb nehmen mit wenig Gehalt. Ich will in die Zeitung ein Stellengesuch setzen lassen, zu Johanni wird sich wohl etwas finden. Ich muß dann sehen, wie ich durchkomme." Noch immer kein Laut. „Nun, Julia?"

Da lag das Mädchen plötzlich vor ihr auf den Knien. „Laß mich mithungern, Tante!" klang es halb erstickt. „O, ich bitte Dich! Ich bitte Dich, so sehr ich kann, schicke mich nicht fort, nur jetzt nicht fort! Ich will arbeiten Tag und Nacht, ich kann ja auch hier Geld verdienen — Du glaubst es nicht? O ja, ich hab' es schon gethan, ich wollte dafür — — O Tante, Tante, laß mich hier, ich kann nicht fort!"

„Du machst mir die Last schwer," murmelte das alte Fräulein.

„Tante, wir könnten hier oben Zimmer vermiethen — ich will arbeiten wie eine Magd, ich will auch nicht mit zu Bällen und Vergnügung, ich will ganz still im Garten sitzen, ach, laß mich nur hier!" Und als die alte Dame sich nicht rührte, fuhr sie fort, um ihre karge liebeleere Heimath zu kämpfen, in der sie alle Jahre ihres jungen Lebens nur Zurücksetzung und Härte kennengelernt hatte; fuhr fort zu flehen, weil es sie schlimmer als der Tod dünkte, seine Nähe zu meiden, die für sie die Sonne ihres Lebens war seit jenem Abend, an dem sie gestoßen und gescholten, hungernd und allein in ihrem Stübchen saß, und er sie tröstete. „Tante, liebe Tante!" Die schönen flammenden Augen sahen mit hinreißend bittendem Ausdruck zu der Frau empor, die das Schicksal ihres Lebens in der Hand hielt.

„Wir wollen sehen — steh' auf!"

Das war alles, was ihr als Trost gewährt wurde, aber es dünkte dem Mädchen schon unendlich viel. Sie sprang empor. „Ich danke Dir, Tante, Du sollst es nie bereuen!"

Dann war sie verschwunden wie der Mondstrahl, der vorhin noch silberweiß auf der Diele lag.

Die Einsame am Fenster sah die dunkle Wolke an, die vor den Mond getreten war, und wieder wandte sich ihr Herz von dem Kinde, in Erinnerung an seine Mutter. So hatte sie wohl auch flehen können? Welch ein Mangel an weiblichem Stolz! Wenn ihr, dem Rickchen Trautmann, einer gesagt hätte „Geh!" — nicht ein Wort hätte sie verloren. Aber woher sollte Edelsinn kommen bei der Tochter der Frau, die sich dem Gatten angeboten! —

Julia aber flog den Gartenweg hinunter. Was sie eigentlich wollte, wußte sie selbst nicht; ihre zitternden Nerven suchten Beruhigung. Sie schlüpfte aus dem Pförtchen zum Strome hinunter, und dort stand sie, die Hände auf das klopfende Herz gedrückt. An ihren Augen zogen die dunklen Jahre der Kindheit vorüber, in denen seine Freundlichkeit der einzige leuchtende Stern gewesen. Und nun war dieser Stern zur Sonne geworden, zur strahlenden goldenen Sonne, und die Nacht hatte sich in Tag verwandelt, in welch glückseligen Tag!

„Guten Abend, Julchen!" rief eine helle Stimme hinter ihr.

Sie schrak empor und wandte sich um.

„Was stehst Du da und schaust ins Wasser wie eine, die sich das Leben nehmen will?"

„Guten Abend, Thereschen!" erwiderte das Mädchen mit einem leisen Seufzer, und an die Mauer des Nachbargartens tretend, reichte sie die Hand hinauf zu der lichten Frauengestalt, die sich im Mondschein zierlich und leicht wie eine Else aus dem rebenumwachsenen Rahmen bog.

„Wie geht's Dir, Kleine?" fragte Therese weiter; „ich gratulier' Dir auch schön zum Geburtstag! Wär' gern hinübergekommen, aber früh sah ich Dich an der Wäsche schaffen, und nachmittags kam Deine Tante auf Besuch mit dem Herrn Doktor, und Du weißt ja wie der Vater ist — allemal glückselig, wenn er eine verständnißvolle Seele findet, die er in den Keller schleppen kann. Sie sind bei uns geblieben zum Abendessen und eben erst wieder heimgegangen." Das zarte Gesicht, von goldflimmerndem Haar umgeben, lächelte schelmisch zu der jungen Nachbarin hinunter.

„Hör', Julchen, ich glaub' Euer Doktor singt da — das macht Vaters Rauenthaler."

Und wirklich scholl des Doktors tiefe Stimme durch den Garten:

„Nur am Rheine will ich leben,
Nur am Rhein geboren sein,
Wo die Berge tragen Reben
Und die Reben goldnen Wein!"

Die Mädchen lauschten mäuschenstill. Der Sänger jenseit der Mauer kam näher, nun war er aus dem Garten getreten, die Treppe zum Wasser hinabgestiegen und nun koppelte er den Nachen los und ruderte sich hinaus in den breiten Silberstreifen, der auf dem Wasser zitterte, wie er es als Knabe unzählige Male gethan hatte.

„Gute Nacht!" sagte Julia leise zu der Freundin und schlüpfte in den Garten. Diese aber achtete nicht darauf; sie winkte mit einem Tuche zum Strome hinüber und rief: „Weiter singen, weiter singen, Herr Doktor! Aber nehmen Sie sich in acht vor den Nixen!"

Und als Julia sich umwandte, da schien ihr das Thereschen selbst eine Nixe zu sein in ihrem schimmernden Blondhaar und dem weißen duftigen Gewand; aus dem Nachen aber kam keine Antwort, und das Mädchen lächelte selig vor sich hin. Und wenn alle blondhaarigen Nixen des ganzen Stromes kämen, sie fürchtete sie nicht, sie glaubte und liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Erfinder-Lose.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

William Lee, der Erfinder des Wirkstuhles.

William Lee — wer kennt noch den Namen dieses Mannes, der wie so viele Wohlthäter der Menschheit zeitlebens nach Anerkennung rang und schließlich, des vergeblichen Kämpfens müde, in Armut und Dürftigkeit unterging? Und doch hat er der Welt einen der wichtigsten Industriezweige geschenkt. Im Jahre 1589 war es, als er den Handwebstuhl erfand und damit der Begründer einer der bedeutsamsten Erwerbsquellen wurde.

Seltsame Umstände waren es, die zur Erfindung des Wirkstuhles führten; die nächste Veranlassung hierzu war nicht das Bestreben, der mühsamen Handarbeit eine Erleichterung zu verschaffen, sondern einzig und allein die — Liebe. Und wunderbar! Der Mann, der dieses sinnreiche Geräth erdachte, zählte keineswegs zu der Zunft der Weber, trieb auch kein mit der Weberei verwandtes Handwerk; seine technische Bildung war überhaupt eine höchst mangelhafte; er gehörte dem gelehrten Stande an, hatte auf der Universität Cambridge Theologie studiert und war Kandidat des Predigtamtes.

Lee hatte sich — so lautet die Ueberlieferung — als Student in eine Bürgerstochter verliebt, die seine Bewerbung nicht ungünstig aufnahm. Aber sie war arm, und als ältestes Kind mußte sie nach dem Tode ihres Vaters der Mutter das tägliche Brot verdienen helfen; denn es galt, noch für eine ganze Reihe kleiner Geschwister zu sorgen. Mary war sehr geschickt in der Anfertigung von Strümpfen, welche zu jener Zeit noch einen Luxusartikel bildeten, den nur die Reichen zu erschwingen vermochten; trotzdem war der Verdienst der Strickerinnen kärglich, denn man kannte noch nicht die heute übliche leichte und einfache Art der Maschenbildung, welche die Herstellung von Strümpfen mit der Hand so wesentlich fördert. Von früh bis abends saß die Braut des Kandidaten über ihren Strickstrumpf gebeugt, emsig und mühsam die Fäden verschlingend, für den Geliebten aber hatte sie kaum einen flüchtigen Blick, die schwierige Arbeit erforderte ihre ganze Aufmerksamkeit.

Da kam dem jungen Theologen der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, eine Arbeitsmaschine zu erfinden, welche der Dame seines Herzens gestatten würde, auch ihm einen Theil ihrer Zeit zu widmen. Wenn das Sprichwort sagt, die Noth mache erfinderisch, so läßt sich das Gleiche wohl auch von der Liebe behaupten; auf gut Glück betrat Lee das ihm bisher wenig vertraute Feld der Mechanik, und schon nach wenigen Monaten hatte er die Freude, seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen: der erste Handwebstuhl, auf dem er mit wenig Mühe und Zeit Strickwaren herzustellen vermochte, war fertig. Das war im Jahre 1589.

Inzwischen erhielt der junge Geistliche das Pfarramt zu Calverton bei Nottingham, und überglücklich führte er seine Mary als Frau in sein neues Heim. Aber bald stellten sich neue Sorgen ein; die Pfründe war so kärglich ausgestattet, daß der Mangel an die Thür des Pfarrherrn zu klopfen begann. Da

ſetzte ſich die Frau Paſtorin wieder an den von ihrem Gatten erfundenen Webſtuhl und half mit arbeiten und verdienen; denn im Laufe der Jahre hatten ſich auch verſchiedene kleine Eſſer eingeſtellt, deren allezeit reger Appetit geſtillt werden mußte.

Lee erkannte ſehr bald, daß ſeine Erfindung eine große Zukunft habe, und beſchäftigte ſich daher unausgeſetzt mit ihrer Vervollkommnung. Er gab ſeine ohnehin wenig einträgliche Pfarrſtelle auf, um ſeine ganze Zeit und Kraft dem neuen Erwerbszweig zu widmen. Die von ihm hergeſtellte Wirkmaſchine war ganz aus Holz gefertigt und ermöglichte es, zwölf Maſchen zu ſchließen und reihenweiſe aneinander zu fügen, ſo daß das Gewebe ein einziges langes Stück bildete, welches zuſammen genäht werden mußte, wenn es die Strumpfform erhalten ſollte — eine freilich noch ziemlich unvollkommene Art der Herſtellung, die aber unwiderleglich bewies, daß das Problem gelöſt, das Prinzip gefunden war. Als es Lee gelungen war, die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Maſchine zu erhöhen, beſchloß er, eine Werkſtätte für Wirkwaren in Calverton zu errichten; er baute mehrere neue Stühle, weihte einzelne ſeiner nächſten Angehörigen in das Geheimniß der Herſtellung ein und begann nunmehr die Fabrikation von Strümpfen in größerem Maßſtab.

Drei Seelen und ein Gedanke.
Zeichnung von A. Brunner.

Aber es ſtellten ſich dem ſtrebſamen Manne faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Man belächelte und verſpottete den ehemaligen Landpfarrer, weil er die Kanzel mit dem Webſtuhl vertauſcht hatte, man beſchuldigte ihn des Betrugs, weil ſeine Ware gegenüber den mit der Hand geſtrickten Erzeugniſſen werthlos ſei, und ſeine Widerſacher brachten es endlich dahin, daß niemand gewirkte Strümpfe tragen mochte. Verſtimmt und enttäuſcht verließ er Calverton und wandte ſich nach London, wo er die Unterſtützung und Gönnerſchaft der Königin Eliſabeth zu erlangen hoffte.

Allein er hatte ſich geirrt; Lord Leiceſter, der Günſtling der Königin, empfahl ihn zwar derſelben und Eliſabeth nahm auch die Werkſtätte, die Lee in Bunhill Fields errichtet hatte, mit großem Intereſſe in Augenſchein; als aber Lee die Königin um ein ausſchließliches Privilegium für ſeine Erfindung bat, lehnte ſie dieſe Bitte ab mit der Bemerkung, daß ſie den vielen Armen, welche ſich durch Strümpfeſtricken ernährten, ihr Brot nicht entziehen dürfe.

Lee wandte ſich nun an Lord Hudſon, welcher bei der Königin ebenfalls viel galt und für die Erfindung des ehemaligen Geiſtlichen eine ſo hohe Theilnahme zeigte, daß er ſeinen eigenen Sohn die Kunſt des Strumpfwirkens erlernen ließ. Indeſſen auch er erhielt von Eliſabeth eine abſchlägige Antwort, doch ließ ſie durchblicken, daß ſie eher geneigt ſein werde, Lee ein Patent zu ertheilen, wenn er ſich entſchließen würde, anſtatt der wollenen Strümpfe, die jeder ihrer bemittelteren Unterthanen tragen wolle, ſeidene zu verfertigen. Dieſen Wink glaubte der Erfinder nicht unbeachtet laſſen zu dürfen; er richtete einen ſeiner Stühle zur Seidenweberei ein und hatte die Freude, bald darauf der Monarchin als ein Erzeugniß ſeiner Werkſtätte ein Paar feiner, ſeidener Strümpfe überreichen zu können.

Wiederum empfing ihn Eliſabeth ſehr freundlich, lobte die ſchöne Arbeit und die große Weichheit und Elaſticität der Gewebe und — entließ ihn mit herablaſſendem Kopfnicken. Nicht beſſer erging es ihm bei dem Nachfolger der „jungfräulichen Königin", Jakob I., dem Sohne der unglücklichen Maria Stuart; denn obgleich dieſer bei ſeiner Krönung nicht einmal im Beſitz von einem Paar ſeidener Strümpfe war, ſondern ſich ſolche erſt von einem ſeiner Hofherren, dem reichen Herzog von Buckingham, leihen mußte, damit er nicht, wie er ſagte, vor den fremden Geſandten wie ein gemeiner Kerl zu erſcheinen brauche, fand er ſich doch nicht bewogen, das Unternehmen Lees irgendwie zu unterſtützen.

Da ſchien es, als ſollte dem Vielgeprüften von Frankreich her Erlöſung kommen. Der große Staatsmann und Finanzminiſter Heinrichs IV., der Herzog von Sully, welcher ſchon die Seidenkultur und andere Erwerbszweige in ſeinem Vaterland eingeführt hatte, vernahm von der neuen im Entſtehen begriffenen Induſtrie und forderte William Lee auf, nach Frankreich zu kommen und dieſelbe dort einzuführen. Leichten Herzens kehrte der Verkannte dem undankbaren Heimathland den Rücken und ſiedelte mit ſeiner Familie und ſeinen Webſtühlen nach Rouen über, wo er auf Vorſchlag des Herzogs ſeine Werkſtätte einrichtete. Die Sonne des Glücks ſchien dem ſchwergeprüften Manne endlich leuchten zu wollen; Heinrich IV. war ihm ſehr gnädig geſinnt, und Sully verſchaffte ihm eine Unterſtützung aus Staatsmitteln, um ihn in ſtand zu ſetzen, junge Leute anzulernen und ſich fortgeſetzt der Verbeſſerung ſeiner Wirkmaſchinen zu widmen.

Allein kaum war eine heitere, hoffnungsfreudige Zukunft vor Lees Augen aufgeſtiegen, als ſie auch ſchon wieder im Dunkel verſank. Bald nachdem er den Boden Frankreichs betreten hatte, fiel König Heinrich IV. am 14. Mai 1610 durch Mörderhand, Lees Gönner Sully aber wurde als eifriger Calviniſt durch Maria von Medici vom Hofe verbannt und dem Proteſtanten Lee ſelbſt jede Unterſtützung entzogen; ja man gab ihm ſogar zu verſtehen, er möge das Land ſobald wie möglich wieder verlaſſen.

Das war zu viel für den gealterten, an Körper und Geiſt bereits gebrochenen Mann. Jeder Stütze, jeder Hoffnung beraubt, arm und lebensmüde, ſank der geniale Schöpfer und Begründer eines Erwerbszweiges, der Millionen Menſchen Arbeit und Verdienſt zu gewähren berufen war, noch in demſelben Jahre wie ſein königlicher Beſchützer ins Grab.

Aber ſein Werk lebte fort, die Saat, welche er geſät hatte, ging auf und trug herrliche Früchte. In Rouen und ſpäter auch in Paris fanden ſich Unternehmer, die nach Lees Modellen Wirkſtühle bauten und Strumpfwaren herſtellen ließen, welche bald ihren Weg ins Ausland fanden, und jetzt ſah auch die engliſche Regierung ein, wie kurzſichtig ſie geweſen war, als ſie den Erfinder ziehen ließ. Die Anerkennung und der Lohn, welche dem Lebenden verſagt geblieben waren, wurden wenigſtens den Hinterlaſſenen zu theil, denen für Ueberlaſſung der Wirkmaſchinen anſehnliche

Summen gezahlt wurden. In Nottingham wurde die erste Werkstätte für Wirkwaren errichtet, und von hier aus verbreitete sich dieser Erwerbszweig rasch über die Grafschaften Derbyshire und Leicestershire, wo heute Hunderttausende von Wirkstühlen in Betrieb sind. Auch in London begann die Strumpfwirkerei sehr bald festen Fuß zu fassen, und schon im Jahre 1657 gewährte Cromwell den dortigen Inhabern von Stühlen die Privilegien einer gesetzmäßigen Zunft.

In Deutschland wurde die neue Industrie erst nach 1685 bekannt, in welchem Jahre Ludwig XIV. von Frankreich das Edikt von Nantes aufhob und damit die Protestanten aus seinen Staaten vertrieb. Die meisten derselben wendeten sich nach Deutschland und brachten dorthin ein reiches Kapital an Kunstfertigkeit auf gewerblichem und künstlerischem Gebiet. Auch zahlreiche Strumpfwirker befanden sich unter ihnen, und von der Noth getrieben, begannen sie sofort ihre Thätigkeit, die für Deutschland um so bedeutungsvoller wurde, als um diese Zeit der Verkauf englischer Wirkstühle nach dem Ausland verboten wurde, da die dortigen Wirkwarenfabrikanten den reichen Gewinn, den der neue Erwerbszweig abwarf, ausschließlich in ihre Taschen einstreichen wollten.

Ein rascher und ungeahnter Aufschwung der deutschen Wirkerei erfolgte, und insbesondere war es das gewerbfleißige Sachsen, welches sich mit Eifer der Sache annahm. Die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit des von Lee begründeten Fabrikationszweiges erhellt am besten daraus, das es mehr als fünftausend verschiedene Gegenstände sind, welche derselbe gegenwärtig umfaßt, und noch immer wird diese Industrie nicht müde, neue Luxus- und Bedarfsartikel in den Bereich ihres Herstellungsgebietes zu ziehen, so daß sie längst zu den entwickeltsten und bedeutungsvollsten aller, im großen betriebenen Erwerbszweige gehört.

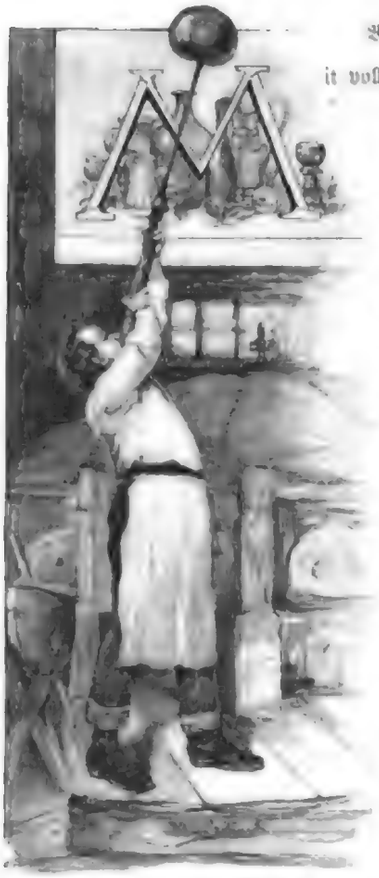
Das Wappenschild, welches Cromwell der Londoner Strumpfwirkergilde zugleich mit den zünftigen Körperschaftsrechten verlieh, zeigt den Erfinder des Wirkstuhles, William Lee, im Priesterornate, mit der Hand auf einen fertigen Strumpf deutend; ihm zur Seite steht eine Frau, die Stricknadeln unthätig in der Hand haltend, zum Zeichen, daß dieselben jetzt überflüssig seien. Es ist das einzige Denkmal, welches die Erinnerung an den genialen Erfinder wach erhalten hat; die Nachwelt hat diesen Märtyrer der Industrie vergessen, wie sie so viele Förderer des Menschheitswohles vergaß. Und darum ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, den Hunderttausenden, denen seine Erfindung Lohn und Brot gewährt, und den ungezählten Millionen, welche die Erzeugnisse des Wirkstuhles nicht entbehren mögen, den Namen William Lee wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. **Moritz Lilie.**

Aus Deutschlands Industriewerkstätten.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Die Glashütte am Schliersee.

Von Arthur Achleitner. Mit Abbildungen von Alois Eckardt.



Mit vollem Rechte wird der blaugrüne Schliersee als der lieblichste See in den deutschen Vorbergen der Alpen gepriesen, und nicht umsonst übt er alljährlich auf die erholungsuchende Menschheit eine mächtige Anziehungskraft aus. Der Reiz dieses Alpenbildes entzückt den Beschauer mit jeglicher Stunde aufs neue, ein stiller süßer Traum liegt über dem Gefilde, eine ungekannte Ruhe überkommt den Menschen, die Ruhe des geläuterten reinen Naturgenusses.

Die Pforte zu dem Paradies bildet das reizend gelegene Dörfchen Schliersee oder Schliers, wo die Eisenbahn endet und das sauber gehaltene Sträßlein vorüber am schwach gekräuselten See bergeinwärts führt. Tausende und Abertausende pilgern den Weg zu Füßen des Hohenwaldeck, den Blick auf die herrlichen Bergspitzen des Jägerkamp und der Brecherspitze gerichtet. Was jenseit des Wassers liegt, kümmert die eiligen Wanderer weniger, kaum ein achtloser Blick fliegt hinüber, wo der Freudenberg tannenumfangen sein Haupt erhebt. Jetzt steht ein Hotel auf dem Hügel, in nichts daran erinnernd, daß der Ritter von Hohenwaldeck zum Gedächtniß an seine bewaffnete Pilgerfahrt nach Jerusalem und sein Verweilen auf „Neby Samuel", von wo er die Heilige Stadt erblickte, den Hügel mit dem Thurme in der trauten Heimath „Freudenberg" genannt hatte. Später freilich war der Berg für ihn kein Berg der Freude mehr, bösen Einflüsterungen folgend, glaubte der Ritter an die Untreue seiner Gemahlin, warf sie mit dem Freunde in den Thurm, wo die Opfer seines Jähzornes elend verhungerten. Kein Stein von diesem Thurme ist mehr zu finden. Vorbei ist die Zeit des Ritterthumes! Dafür erstand auf altgeschichtlichem Boden eine Pflegstätte emsiger Arbeit, gewerblichen Fleißes. An der Buchtung des westlichen Seeufers, verdeckt durch den Freudenberg und den Rücken des Schwaigerötz, liegt idyllisch eingebettet eine Glashütte, deren Erzeugnisse sich einen guten Platz auf dem Weltmarkt erobert haben. Angelehnt an den saftgrünen Bergrücken, umrahmt von Fels und See, liegt die Hütte da, nachbarlich umgeben von den sauberen Arbeiterhäusern, überragt von des Besitzers Wohnhaus, aus dessen selbsterzeugten Fenstern man hinüberblickt auf die Stätte, wo einst die stolze Burg und Feste Hohenwaldeck die Grafschaft beherrschte. Dem Holzüberfluß und der Schwierigkeit, den Holzreichthum nutzbringend hinaus in das Flachland zu schaffen, verdankt die Glashütte am Schliersee ihre Gründung, während ihre Entwicklung zur ersten Hütte in Deutschland, welche Antikglas fabrizierte, in den Anfang der siebziger Jahre fällt.

Die Erzeugung des Antikglases, d. h. in verschiedenen Farben und Tönen schattierter Tafeln für die Glasmaler, gewann große Bedeutung, als in den glücklichen Zeiten Ludwigs I. von Bayern die Glasmalerei wieder zu herrlicher Blüthe erstand. Zu Benediktbeuern und Wolfratshausen gelang es zwar, zur Glasmalerei brauchbares Glas herzustellen, doch waren die Kosten zu groß; man mußte deshalb das nöthige Glas aus Frankreich und Belgien beziehen, bis sich die englischen Hütten den Weltmarkt eroberten. Als 1853 die Wolfratshausener Glashütte einging, bestand in Deutschland keine Fabrik mehr, welche Antikglas fertigte.

Die Glashütte in Schliersee.

Aber der Aufschwung der Glasmalerei machte die Fabrikation eines brauchbaren deut

Am Schleifstein.

schen Glases immer nothwendiger, und so veranlaßte der Besitzer der Münchener königl. Glasmalerei, F. X. Zettler, die Glashütte in Schliersee, sich der Erzeugung des Antikglases nach englischer Art anzunehmen. Nach vielen Opfern und Mühen gelang es denn auch dort, ein Antikglas herzustellen, das in Bezug auf die Verschiedenartigkeit der Farben und der Textur, und namentlich in der Hauptsache, der Schattierung der Farben vom Hellen ins Dunkle bei jeder Tafel, dem englischen vollkommen die Wage hielt. Zettler sowohl als die Mayersche Kunstanstalt in München bedienen sich nur noch des Schlierseer Antikglases und haben das englische ganz aufgegeben.

Treten wir in die Hütte! Die Glasmacher sind, wie unser Vollbild zeigt, in vollster Thätigkeit, und wir erkennen alsbald, daß hier die verschiedensten Arten von Glaswaren hergestellt werden. In dreizehn Häfen brodelt, kunstgerecht gemischt, das flüssige Glas, grell beleuchtet der Feuerschein der Ofenluken den mächtigen Raum. Man sieht den flach kuppelförmig gewölbten Glasofen, der an seinem Umfang mit Arbeitsthüren versehen ist. Hinter diesen stehen die erwähnten Glashäfen — Schmelzgefäße von sehr feuerbeständigem Thone — deren Inhalt von einer rings um den Ofen laufenden Holzbühne aus mittels der Blasepfeifen leicht zu erreichen ist. Das wichtigste Werkzeug des Glasbläsers, die Pfeife, ist auf dem Bilde mehrfach in Anwendung zu sehen. Sie besteht aus einem Eisenrohr, das mit hölzerner Handhabe umkleidet ist. Wassertröge von ausgehöhlten Baumstämmen dienen zugleich zum Abkühlen des heißgewordenen Pfeifenendes und zum Absprengen des Glases von demselben.

Im Mittelgrund des Bildes nimmt einer der Glasbläser mit der Pfeife genau die vorgeschriebene Menge der flüssigen rothglühenden Masse aus dem Hafen, andere haben bereits begonnen, sie aufzublasen, der Eintragbube unten wartet mit langgestielter Gabel auf Arbeit. Vorn sind zwei Männer beschäftigt, einer bereits weit aufgeblasenen Hohlkugel die gewünschte Form zu geben. Handelt es sich um Antikglas, so wird die Kugel zur Walze gestaltet, hernach auf einer Seite der Länge nach aufgesprengt und im Streckofen zur Tafel gestreckt.

Antikglas wird in vielen Farben massiv in der Masse gefärbt; außerdem aber stellt man sogenannte Ueberfanggläser her in bestimmter Farbenzusammensetzung, so daß der Glasmaler nach Wunsch den Ueberfang durch Flußspathsäure wegätzen und diejenige Farbe im Glase hervortreten lassen kann, die er braucht.

Schreiten wir, der Hitze nicht achtend, weiter! Wir treffen zwei Arbeiter, welche mit der Anfertigung von Flaschen beschäftigt sind. Nachdem der auf der Bühne stehende Glasbläser die flüssige Masse bis zur passenden Größe aufgeblasen hat, hält sein Gehilfe eine aufklappbare, meistens metallene Form in Bereitschaft, welche eine Höhlung bildet, die der äußeren Form der herzustellenden Flasche entspricht. In diese Form wird die flüssige Glasmasse eingeführt und durch weiteres Blasen an die Wände der Form gepreßt, deren Gestalt sie nun annimmt. Ist das Glas hinreichend erstarrt, so wird die Form zurückgeklappt, und die Flasche steht der Hauptform nach fertig vor uns.

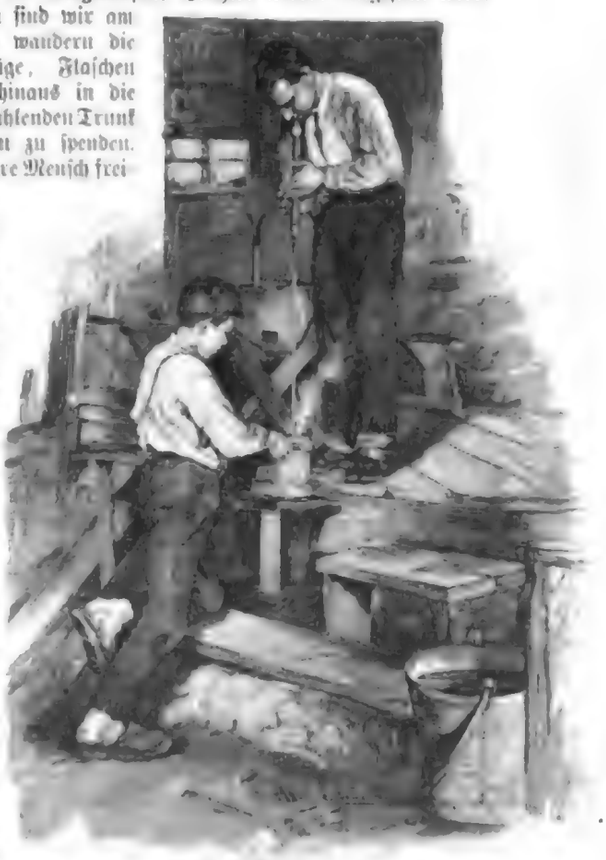
Interessant zu beobachten ist die Entstehung der farbigen Wasserkrüge. Wortlos erledigen die emsig arbeitenden Gesellen ihre vielen Handgriffe. Wie Irrlichter zucken die glühenden Glaskölbel im dunklen Raume auf, und ehe man nur recht nach sehen kann, ist die glühende Masse schon ein fertiger Krug. Mit verblüffender Geschwindigkeit und Sicherheit geht das alles in wenigen Minuten vor sich: der Arbeiter bläst den fertigen Glasposten in die Holz- oder Eisenform, dann wird der Boden mit dem Hefteisen geheftet, der Hals knapp bei der Pfeife abgesprengt. Den frisch angewärmten, weichen Hals treibt der Glasmacher auf dem Stuhle mittels des Auftreibeisens auf und bringt das zierende Glasringel mit der Ringelschere an. Und nochmals wird der Hals erwärmt: ein Druck, und die rinnenförmige Ausgußmündung ist fertig. Unterdessen hat der Gehilfe an einem anderen Hefteisen eine genügende Menge Glas aufgenommen und an der Marbelplatte zu einem langen, massiven Stengel geformt, der für den Henkel bestimmt ist. Wenige Handgriffe, und von den beiden Enden des weichen Stengels ist das eine am Halsrand, das andere am Mittelkörper der Karaffe angedrückt und fest angeschmolzen, wobei der Meister dem so gebildeten Henkel die nöthige Schweifung giebt. Das ist alles viel schneller geschehen, als hier erzählt.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Fabrikationszweige des näheren schildern; doch müssen wir die Gefäße, welche wir in der Hütte haben entstehen sehen, noch etwas weiter auf ihrem Wege verfolgen.

Sind die einzelnen Stücke fertig geblasen, geformt und im Kühlofen abgekühlt, so wandern sie in die Schleiferei.

Der muntere Bergbach treibt in unermüdlichem Frondienst die Räder, die seine Kraft auf dünne Solnhofener Steinplatten von Scheibenform übertragen; sehr feiner Sand fließt aus einem Trichter auf die sich drehende Scheibe, die dem dagegen gehaltenen Glase den gewünschten Schliff geben muß. Da werden die Flaschenränder geglättet oder mannigfaltige Zierate angebracht. Unter der Scheibe befindet sich ein hölzerner Bottich, welcher den Sand auffängt und aus welchem der ausgelaufene Trichter wieder aufgefüllt wird.

Und nun sind wir am Ende. Bald wandern die fertigen Krüge, Flaschen und Gläser hinaus in die Welt, manch kühlenden Trunk den Durstigen zu spenden. Der undankbare Mensch freilich vergißt meist über dem, was er trinkt, des Gefäßes, aus dem er trinkt. Vielleicht regen aber diese Zeilen doch manchen an, dem zerbrechlichen Vermittler seiner Genüsse ein aufmerksames Auge zu schenken und einmal auch dort einzukehren, wo er ihn unter kunstverständigen fleißigen Händen aus formloser Masse entstehen sehen kann.



Das Einblasen der Flasche in ihre Modelform.

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Anton v. Perfall.**

Für Claire war durch den Tod des alten Grafen ein Besuch der Rennen unmöglich gemacht, ihr Vater haßte den Sport und wäre so wie so nicht hinzubringen gewesen. So fuhr Frau Emilie allein auf den Rennplatz, um den Triumph ihres Sohnes mit anzusehen.

Auf dem Sattelplatz herrschte große Aufregung, als es bekannt wurde, daß Otto Berry für Maltiz reiten werde. Vergeblich machten die, welche auf Helios gewettet hatten, Einwendungen — der Stall und Helios gehörten beiden Herren zusammen, jeder von ihnen hatte somit die Berechtigung, zu reiten.

Am Totalisator rief die Nachricht einen völligen Umschwung der Stimmung hervor, das Vertrauen auf Helios sank bedeutend. Aber um so höher mußte der Gewinn sein, wenn sich das Mißtrauen, das man dem neuen Reiter entgegenbrachte, nicht bewahrheitete.

Otto selbst war voller Zuversicht. Noch tags zuvor hatte er das Pferd geritten, es war willig seiner Führung gefolgt; auch der Trainer hatte ihm Muth zugesprochen, das Pferd gehe ja von selber, er solle nur anfangs dessen Kräfte schonen. Jetzt saß er schon im Sattel und ritt mit seinen Rivalen dem Startplatz zu. In diesem Augenblick brachte ihm ein Diener des Rennvereins einen Expreßbrief mit dem Poststempel Kossau. Er steckte ihn uneröffnet in die Tasche. Er wußte ja, was darin stand: Verhaltungsmaßregeln, Befürchtungen, die ihn höchstens beunruhigen konnten. Nach dem Rennen war Zeit genug, ihn zu lesen.

Das Zeichen ertönte, das Summen der tausendköpfigen Menge erhob sich einen Augenblick zu einem tosenden Brausen, dann trat lautlose Stille ein. Die Reiter flogen dichtgedrängt die Bahn entlang, nun tauchten sie unter in der schwarzen wogenden Masse der Zuschauer, nun tanzten sie, farbige Punkte bildend, in weiter Ferne wieder auf der Oberfläche. In Zwischenräumen erscholl donnerndes Hurra von den Hindernissen her.

Nach dem ersten Umritt saß noch alles im Sattel; Helios lief an dritter Stelle — Otto zügelte sichtlich sein Feuer. Aber der Sprung des edlen Thieres war elastisch; tadellos, spielend nahm es eben das Hinderniß vor der Tribüne, von seinem Reiter vortrefflich unterstützt. Laute Zurufe belohnten die Leistung. Im Umsehen nahm Helios den zweiten Platz ein und behauptete ihn, so weit man blicken konnte.

Die Aufregung wuchs, der Name Helios ging von Mund zu Mund; die, welche ihrem Vertrauen auf das Pferd trotz des jugendlichen Reiters treu geblieben waren, jubelten. Der Totalisator verhieß fünfzigfachen Gewinn, im Falle Helios siegte. Die Gegner hofften noch immer auf einen Fehler des Reiters im entscheidenden Augenblick, Berry hatte ihrer Ansicht nach das Pferd ohnehin schon zu früh ausgelassen. Nun galt es den letzten Umritt, nachdem Helios beim zweiten bis um eine Kopflänge an das führende Pferd herangekommen war. Das erste Hinderniß, das jetzt passiert werden mußte, nahm Helios nicht mehr so leicht, der linke Hinterfuß stieß hörbar an die Schranke an; ein bedauerndes „O!“ ging durch die Menge. Dennoch hielt er seinen Platz, ja er rückte sogar unmerklich vor. Da erschien das zweite Hinderniß — Helios stutzte, sein Rivale flog in weitem Bogen voraus. Man sah Otto aufrecht in den Bügeln stehen, die Gerte schwingend, das Pferd sprang in kurzen Sätzen an — da, ein dumpfer Krach, ein wilder Aufschrei, wirres Drängen und Laufen — „Helios gestürzt!“ flog die Kunde bis zu den Tribünen.

Eine Dame in der ersten Reihe fiel in Ohnmacht — es war die Kommerzienräthin Berry. Ein junger Arzt, der sich in ihrer Gesellschaft befand, ließ ihren Wagen kommen und fuhr mit ihr durch die gaffende Menge, welche, den Zusammenhang nicht kennend, mit ihrer Aufmerksamkeit zwischen den beiden pikanten Schauspielen, der ohnmächtigen Frau und dem verunglückten Reiter, schwankte, nach der Villa Berry zurück. Ein Blick hatte ihn überzeugt, daß für den Gestürzten schon gesorgt wurde. Dieser lag, die Zügel noch in der Hand, den Tod im fahlen Antlitz, neben seinem Pferde, das den Hinterfuß gebrochen hatte und qualvoll stöhnte. Ein Arzt war um Otto beschäftigt, Offiziere umstanden ihn. Nun richtete sich der Arzt mit einer bezeichnenden Bewegung auf. „Vorbei!“, sagte er leise. „Das Genick gebrochen.“

Auf ein Zeichen von ihm näherten sich Leute mit einer Tragbahre und nahmen den regungslosen Körper auf.

In diesem Augenblick tönte die Glocke vorn am Sattelplatz. Donnerndes Hurra, Hüteschwenken von der Tribüne her! Das Rennen war beendet, man jauchzte dem Sieger zu, und die Menge drängte von der Unglücksstätte hinweg einem erfreulicheren Anblick zu.

Der traurige Zug mit dem Toten zog einsam über die öde Fläche dem Sattelplatz zu, begleitet von einigen Weibern und Kindern, die sich von dem aufregenden Schauspiel nicht trennen konnten.

* * *

Als Frau Berry zu sich kam, sah sie Claire und den Gatten um sich bemüht. Erst allmählich dämmerte ihr das Bewußtsein des Geschehenen auf. Aber sie konnte sich nur noch des Rufes erinnern: „Helios gestürzt!“ — was war aus Otto geworden? Herr Berry tröstete sie, selbst nicht das Schlimmste fürchtend — jede Minute müsse Nachricht eintreffen. Diese blieb jedoch auffallend lange aus. Auch Claire wurde jetzt von tödlicher Angst erfaßt. Der Bruder hatte ihr nie besonders nahegestanden, zwischen ihren grundverschiedenen Naturen bestand eigentlich von jeher nur das Band der Gewohnheit, allein der Gedanke, daß er mitten aus dem üppigen Leben heraus seinen Tod gefunden haben könnte, erfüllte sie mit Grauen.

Endlich fuhr ein Wagen vor. Berry bestimmte die Damen, zu bleiben, dann eilte er die Treppe hinunter. Ein Kamerad Ottos kam ihm entgegen — die ernste, feierliche Miene desselben redete deutlich genug.

„Sie bringen meinen Sohn — tot?“

Der Offizier nickte stumm.

Die Hausthür ward weit geöffnet, Diener trugen die in einen schwarzen Mantel gehüllte Leiche herein. Mechanisch griff Berry nach dem Treppengeländer, um nicht zusammenzubrechen. Da lag sein einziger Sohn vor ihm, einem waghalsigen Spiele geopfert! Der Ernst des Todes in den jugendlichen Zügen verlöschte die Erinnerung an die Schmerzen, die ihm dies Kind bereitet, unter heißen Thränen küßte er das starre Antlitz.

In diesem Augenblick ertönte ein gellender Schrei — Frau Berry hatte sich aus den Armen ihrer Tochter losgerissen, war in furchtbarer Angst die Treppe hinuntergeeilt und fiel nun vor der Leiche in die Knie.

Zum ersten Male hielt der Tod Einzug in dieses glückliche Haus. Claire, die der Mutter gefolgt war, erschauerte vor seiner grauenvollen Majestät; blitzartig fühlte sie die ganze Armuth, die ganze Leere ihres Lebens in den letzten Monaten. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke, ob sie, wenn der Verlobte an des Bruders Platz wäre, dann wohl größeren Schmerz empfunden würde . . aber ihr Herz gab keine Antwort auf diese Frage. —

Die Leiche wurde in die oberen Räume gebracht. Als sich der Offizier verabschiedete, um nicht länger die Trauer der Familie zu stören, reichte er Herrn Berry einen verschlossenen Brief, den der Arzt gefunden hatte, als er Ottos Uniform öffnete. Berry erkannte die Handschrift des Grafen und glaubte sich berechtigt, das Schreiben zu öffnen. Vielleicht waren es wichtige Nachrichten, die rasch beantwortet werden mußten. Er las:

„Lieber Freund!

Meine Unruhe ist unerträglich! Wie nur mein Alter mir diesen Possen spielen konnte und gerade jetzt — verdammtes Pech! Du weißt, was morgen für uns beide auf dem Spiele steht — alles! Schone Helios bis zuletzt, ich kenne ihn; auf kurze Entfernung leistet er Unglaubliches, in der Länge, wenn er zu früh angestrengt wird, nichts. Sollte es wirklich schief gehen, so beschwöre ich Dich, thue bei Deinem Alten alles, um die Hochzeit zu beschleunigen. Der Tod meines Vaters darf unter keinen Umständen ein Hinderniß sein, man kann die Feier ja in aller Stille halten. Wir sind verloren, wenn Dein Vater oder Claire zögern — der Wechsel von Lehner ist fällig und wird dem Regiment

In der Glashütte am Schliersee.
Nach einem Gemälde von A. Eckardt.

präsentiert, die Ehrenschuld an Graf C. muß bezahlt werden. Bin ich Claires Gatte, so kommt alles in Ordnung, auch Du kannst dann auf mich rechnen. Die Verhältnisse hier stehen sehr schlecht, Papa hat unverantwortlich gewirthschaftet. Ich verlasse mich in jedem Falle auf Dich und komme in wenigen Tagen.

Dein Maltiz."

Berry schüttelte verächtlich den Kopf. „Schurke!" flüsterte er und ging hinauf in das Totenzimmer. Claire und die Mutter knieten vor der Leiche.

Trockenen Auges betrachtete Berry, den Brief in der Hand, die Züge des Geschiedenen, dann legte er sachte die Hand auf Claires Schulter.

„Komm' einen Augenblick mit mir!"

Sie folgte ihm in das Nebenzimmer.

„Bist Du auf weitere schlimmere Botschaft gefaßt, die Dich vielleicht noch mehr erschüttern wird?"

„Auf alles!" entgegnete Claire.

„So lies diesen Brief des Grafen — es muß sein!"

Claire nahm das Schreiben und las es; ruhig gab sie es zurück. „Sonderbar," sagte sie, zu Boden blickend, „eben als Du kamst, träumte ich so etwas mit offenen Augen. Es schien mir alles so lügenhaft, was ich in der letzten Zeit erlebte, diese ganze glänzende, ewig lachende, ewig glückliche Welt, ihre schönen Worte und Schmeicheleien, ihre Liebesbezeigungen — selbst dieses Totenantlitz draußen. O pfui der Heuchelei, in die man mich verstrickte!" setzte sie mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit hinzu.

„. . . in die ich mich selbst verstrickte" —, mußt Du sagen. Meine Absichten waren ganz andere, und der Graf hatte von Anfang an nicht mein Vertrauen. Du weißt, Otto täuschte die Hoffnungen, die ich auf ihn setzte. Die Berryschen Werke, die Arbeit meines Lebens und mein Stolz, sie hatten keinen Erben. Da blickte ich auf Dich . . . wenn Du einem Manne meines Schlages die Hand reichtest, so war er ja gefunden, der Erbe!"

Claire fuhr überrascht auf, sie horchte gespannt auf jedes Wort.

„Und wenn der Erwählte ein einfacher Mann der Arbeit gewesen wäre, von niedrigster Geburt — ich hätte den thörichten Hochmuth, der auch mich erfüllte, bezwungen."

„Aber hätte sich denn überhaupt in unserer Umgebung ein Mann gefunden, wie Du ihn schilderst?"

„Ich fand ihn," erwiderte Berry. „Allein eben in unserer Umgebung voll glänzender trügerischer Aeußerlichkeiten mußte er mit seinem natürlichen Wesen in den Hintergrund treten, vielleicht sogar abstoßend erscheinen; trotzdem hoffte ich einige Zeit — ich hatte Gründe, zu hoffen. Aber bald sah ich ein, daß ich mich getäuscht — Maltiz, der blendende Kavalier, mußte ihn ausstechen. So kam es denn, wie es kommen mußte."

„Und wer . . . wer war der Mann Deiner Wahl?" fragte Claire leise, ihrer Erregung nicht mehr Meister.

„Hans Davis, das Arbeiterkind, der Findling, der Gespiele Deiner Kindheit, den wir einst wie eine Puppe Dir zu Weihnachten schenkten, der sich wie von einer unbekannten Macht getrieben immer höher emporschwingt."

Claire hatte gewußt, daß dieser Name kommen mußte, aber sie wollte aus dem Munde des Vaters ausdrücklich bestätigt erhalten, wie nahe sie ihrem Glücke gewesen, wie viel sie verscherzt hatte. Der Brief in ihrer Hand brannte wie Feuer, er war der wohl verdiente Lohn für den Leichtsinn ihres Herzens. Und doch — trug sie denn wirklich alle Schuld, kam nicht der größere Theil davon Hans zu, der nicht den Muth besaß, um sie zu werben, der sie am Ende gar nicht liebte mit der Kraft, die den Muth verleiht. Ja, das war's! Er liebte sie nicht! In qualvollem Kampf der Gefühle warf sie sich an die Brust des Vaters.

„Vater!" schrie sie auf, und der Strom ihrer Thränen brach sich endlich Bahn, „Vater, Hans liebt mich ja gar nicht!"

Sanft legte Berry die Hand auf den Scheitel seines unglücklichen Kindes, dessen innerste Seele sich ihm eben enthüllt hatte. „Beruhige Dich, Claire, es kann ja noch alles gut werden. Und nun komm', es ist jetzt keine Zeit zu solchem Gespräch!"

Eng aneinandergeschmiegt kehrten sie zu dem Toten zurück. —

Die Nacht senkte sich herab auf die Werke, rothe Gluthen wallten auf und ab über den schwarzen Dächern und den schlanken Kaminen, die hohen Bogenfenster der Werkstätten schienen lichterloh zu brennen — da huschte eine Frauengestalt über den verlassenen, von schwankenden Strahlen durchkreuzten Hof — Claire!

Es duldete sie nicht im einsamen Gemach, unwiderstehlich trieb es sie hinaus, dahin, wo das Tosen der Arbeit erscholl; in dem donnernden Aufruhr der Kräfte, der diese Hallen erfüllte, wollte sie Ruhe suchen vor dem Aufruhr in der eigenen Seele — ja Ruhe bei ihm, nach dessen Anblick ihr Herz mit ganzer Macht verlangte, dem sie ihren Schmerz klagen wollte wie ein Kind der Mutter. Aber wenn sie ihn fand, was dann? Hatte sie noch ein Recht an ihn, nachdem sie ihn freigegeben? Mußte er sich nicht der Freiheit freuen, da er sie doch nicht liebte, nicht lieben durfte . . . sie, die Braut eines anderen! Aber das war sie ja nicht mehr, sie verachtete, sie haßte den Grafen. Und ein bißchen Liebe hatte Hans in seinem treuen Herzen gewiß noch übrig für die Jugendfreundin. Hatte er nicht einst gesagt: „Ich würde für Sie sterben"?

So zuckte es in ihr auf und ab wie der glühende Dampf über den Werken. Bald blieb sie zögernd stehen, bald eilte sie raschen Schrittes vorwärts.

Aus der Kupferschmiede drang der betäubende Lärm der Hämmer, eine rothe Feuerstraße lief zu dem weiten offenen Thore heraus über den Hof. Sie wollte darüber wegeilen, da fiel ein breiter Schatten aus der Schmiede heraus — eine große Gestalt, im grellen Lichte, das von hinten kam, schwarz erscheinend, näherte sich von dort. Claire wankten die Knie. Wenn er es wäre! Sie konnte, sie durfte ihn nicht sehen, jetzt nicht; mit einer jähen Bewegung wandte sie sich zur Flucht. Aber Hans hatte sie schon erkannt und rief besorgt ihren Namen. Sie stutzte und hielt inne in ihrem wilden Laufe — mit ein paar Sprüngen war er an ihrer Seite, gerade zeitig genug, um die Wankende in seinen Armen aufzufangen.

Wortlos hielt er die halb Ohnmächtige einen Augenblick in seinen Armen, dann rief er besorgt: „Fräulein Claire, Sie sind krank . . . der Schmerz um Ihren armen Bruder . . . o, ich begreife! Glauben Sie mir, ich fühle mit Ihnen. Und der, der Sie am besten trösten könnte, Ihr Bräutigam, ist fern, steht selbst an einem offenen Grabe . . . Doch Sie sollten nach Hause, Fräulein Claire, jeden Augenblick können die Arbeiter aus den Fabriken kommen. Sie wollten wohl zu einem Kranken drüben in den Arbeiterwohnungen?"

„Zu einem Kranken? Ich will zu keinem Kranken, ich will nur zu Ihnen — ja, zu Ihnen, ich will nicht mehr lügen! Zu Ihnen, Hans, um Sie anzuklagen als falsch, als undankbar, als, was weiß ich . . . Sie drangen ihn mir auf, diesen elenden Maltiz . . . ‚er wird Sie glücklich machen,' das waren Ihre Worte. Er aber wollte nicht mich, sondern nur das Geld meines Vaters, das häßliche abscheuliche Geld — ich war ihm nur eine lästige Beigabe, und mein eigener Bruder verhandelte mich an ihn; ein Brief, den man bei Otto fand, verrieth alles. O, es ist schändlich, schändlich . . . und Sie wußten vielleicht darum und sahen geduldig zu, wie Ihre Claire — ja, undankbar, falsch haben Sie gegen mich gehandelt!"

Unaufhaltsam, sich überhastend, mit leidenschaftlicher Gewalt strömten die Worte wie ein Wildbach aus verborgenen Tiefen und Hans erblickte bebend in seinen Wellen das kostbare Kleinod, das er schon für immer versunken glaubte. Sein gestählter Arm zitterte unter der theuren Last.

„Falsch, undankbar — ich? Blicke um Dich!" flüsterte er. „Kennst Du den Platz? Es ist derselbe, wo wir vor Jahren Abschied nahmen. Hier schlang sich Dein Arm um meinen Hals, hier blieb ich zurück, berauscht von meinem Glücke, als Du mit einem Kusse verschwunden warst im Dunkel, und seit dieser Zeit hatte ich nur einen Gedanken, ein Verlangen, Dich, Claire! Seit der Zeit liebe ich Dich — nicht mehr wie ein Freund, der Dir alles zu danken hat, nein, als Mann!"

Claire hatte gierig seinen Betheuerungen gelauscht, bei dem letzten Worte schnellte sie wie von einem Schlage getroffen empor und entwand sich seinen Armen. „Als Mann?" rief sie schneidend. „O, wenn dieser Mann nur auch den Muth gefunden hätte, seine Liebe zu bekennen, um sie zu ringen . . . O, über diesen herrlichen Muthesmuth!"

Der Hohn Claires entzündete in Hans einen dumpfen Zorn, eine blinde Rücksichtslosigkeit, die ihn alle Vorsätze vergessen ließ. „Sie sollen nicht länger das Recht haben, einen Feigling in mir zu sehen! So hören Sie denn!" Er trat dicht an sie heran. „Mich kettet ein Verhängniß, das mich auf ewig von Ihnen

trennt; an jenem Abend, an dem wir hier Abschied nahmen, kroch es zum ersten Male heran. Und der es brachte, war . . . nein, nein, ich kann es Ihnen nicht sagen, jetzt nicht — haben Sie Mitleid!"

„Bei allem, was Ihnen theuer ist, sprechen Sie!" drängte Claire. „Dieses Verhängniß — es kann nicht düsterer sein als das, dem ich eben entgangen. Und auch ich liebe Dich, Hans, habe Dich immer geliebt . . . das zu sagen, kam ich. Und nun sprich!"

Hans griff sich an die Stirn, rang nach Fassung. „Mein Vater lebt noch," flüsterte er.

„Er ist arm, ein Arbeiter, uns feindlich gesinnt — ist's nur das?"

Hans rang nach dem furchtbaren Worte „Verbrecher" — es blieb ihm in der Kehle stecken. Wenn ihre Liebe doch nicht stark genug war, das Gräßliche zu ertragen, wenn er dies Glück verlieren mußte, jetzt eben, wo es sich ihm erschloß! Der Gedanke drohte ihn wahnsinnig zu machen. „Laß mich schweigen, nur heute noch!" flehte er. „Dein plötzliches Erscheinen, die Worte, die Du gesprochen — meine Gedanken verwirren sich . . . ich litt so sehr in der letzten Zeit. Und dort kommen Leute — wenn man uns bemerkt! Uebermorgen schenke mir eine Viertelstunde, um diese Zeit, im Parke, bei der Fontäne, wo wir so oft zusammen spielten — dann sollst Du alles hören."

„Gut denn! Aber was es auch sein mag, Du kannst alle Schatten beschwören, wenn Du mich zugleich das eine hören läßt, das ich ewig von Dir hören möchte: ‚Ich liebe Dich!' Denn ich — ich habe nur einen Wunsch — Dich!" flüsterte sie voll Innigkeit.

Er zog sie leidenschaftlich an seine Brust. Einen Augenblick hielten sie sich schweigend umschlungen — über ihren Häuptern loderten die Feuer gleich Opferflammen. Da näherten sich Schritte.

„Uebermorgen bei der Fontäne!" flüsterte Claire, seinen Arm lösend, und verschwand im Dunkel.

Hans folgte ihr sinnlos, er hörte ihre Tritte auf dem Kies, er sah bald ihren Schatten, bald ihre Gestalt selbst vor sich hereilen, bis sie in der Thür der Villa verschwand.

Da hielt er inne. Im Innersten erschüttert, starrte er auf das Gebäude, das von Baugerüsten umgeben war, deren Stützen schwarz in den Nachthimmel hineinragten — die Villa Berry sollte das junge gräfliche Paar in einem neuen vornehmen Gewande empfangen.

Aus den Mittelfenstern des ersten Stocks drang ein stumpfes rothes Licht durch die Spitzenvorhänge; dahinter lag wohl der Sohn des Hauses, dahingerafft in voller Kraft. Wie schwer Herr Berry diesen Verlust empfinden, wie tief die Aufklärung über den wahren Charakter des Grafen den stolzen Mann niederbeugen mußte! Und nun sollte er selbst mit seinen Enthüllungen hervortreten, sollte zu dem allem das Verlangen fügen, dem Sohne des Verbrechers das Glück der Tochter anzuvertrauen! Das war nicht bloß unverantwortlich, das war auch thöricht gehandelt. Berry, der durch die Aufhebung der Verlobung mit dem Grafen jedenfalls seine Familie schon genug bloßgestellt wußte, würde sich hüten, eine neue größere Schmach heraufzubeschwören und einen Davis zum Schwiegersohn zu nehmen. War es da nicht für alle besser, auch für Claire, die der Last dieses Verhängnisses nicht gewachsen war, wenn er allein sein Geheimniß trug und schwieg. Vielleicht daß sich für immer ein Abkommen treffen ließ mit Holzmann, mit dem Vater, wenn auch mit Berryschem Gelde! Das war ja kein Betrug, was lag an dem Gelde, wenn es sich um das Glück zweier Menschen handelte! Und er wollte ja darum arbeiten Tag und Nacht. Das leuchtende Ziel, nach dem er so lange gerungen hatte, das, schon verloren, jetzt zum Greifen nahe vor ihm lag, blendete sein Gewissen. „Zu Holzmann!" war die Losung.

Unzählige Pläne schmiedend und wieder verwerfend, wie dieser Mensch unschädlich gemacht werden könnte, erreichte er, ohne zu einem klaren Entschluß gekommen zu sein, das „Schwarze Rößl". Holzmann war nicht da, doch der Wirth wußte seine Wohnung — „ganz in der Nähe", und erbot sich sogar, einen Jungen mitzuschicken; „Herr Holzmann" war ihm ein werther Gast, der etwas draufgehen ließ, wenn der Verdienst gut war.

Hans nahm das Anerbieten an.

Der Weg führte durch dunkle Gäßchen; die Atmosphäre war noch schlimmer als die in der Kleegasse, das Volk, das sich hier bewegte, stand auf einer noch tieferen Stufe als die Gäste der „Fackel" und des „Prassers". Lichtscheue Gestalten, düstere Schildwachen des Lasters, standen an allen Ecken; die trüben, übelriechenden Wasser einer übergelaufenen Gosse bespülten das hölzerne Pflaster. Nun ging es durch einen finsteren, von einer Lampe spärlich erhellten Durchgang, an dessen Seite eine steile ausgetretene Treppe, mit Stricken als Geländer, in die lichtlose Höhe führte. Hier wohnte der Gesuchte.

„Herr Holzmann ist zu Hause," sagte der Junge, auf ein erleuchtetes Fenster in der schwarzen feuchten Mauer deutend, einem Ueberbleibsel der alten Stadtbefestigung, welche den auf der anderen Seite liegenden Häusern als Rückwand dienen mußte. Jetzt bewegte sich oben das Licht, die willkürlich vertheilten Fenster bald beleuchtend, bald ins Dunkel versinken lassend; das häßliche Gezänk eines Weibes tönte herunter. Der ganze Bau schien zu leben, zu erwachen zu etwas Entsetzlichem. Ein Schatten fiel durch eines der Fenster — das war wohl Holzmann, sein Dämon! Wenn er hinaufspränge, ihn ermordete . . . ein Teufel weniger auf der Welt! Er griff unwillkürlich in die Tasche nach dem Messer; ein heißer Strom stieg in ihm auf, vor die Augen senkte sich ein rother Schleier — er mußte an den „Anfall" des Vaters denken.

Da floß der Schatten plötzlich auseinander, es waren jetzt zwei, der eines kleinen und eines großen Mannes, Holzmanns und — —

War es Zorn, Freude oder Entsetzen? Er wußte es selbst nicht, was ihm das Herz so schlagen machte — dort oben war sein Vater! Jetzt gab es kein Besinnen mehr. Er eilte die dunkle Treppe hinauf. Von der Höhe herab klang noch immer das Gezeter des Weibes. Ein schmaler Lichtstrahl glitt jetzt über die brüchigen leiterartigen Stufen herab. Hans ging dem Lichte nach, es kam aus einer Zimmerthür des ersten Stockwerkes, die offenbar die Holzmanns war, da sonst alles still und finster dalag.

Er horchte. Es wurde nur geflüstert, das war so Sitte bei Holzmann; dazwischen hinein klirrte ein Glas. Endlich klopfte er — man rief nicht „herein". Ein schleichender Schritt näherte sich der Thür. Nach einer kleinen Pause ward sie vorsichtig geöffnet, Holzmanns mageres Vogelgesicht erschien in der hellen Spalte.

„Wer ist's?"

„Hans Davis."

Drinnen wurde hastig ein Stuhl zurückgestoßen, dazu klang es wie ein unterdrückter Fluch.

Holzmann wandte sich unschlüssig zurück nach dem Zimmer, es war, als ob er gegen jemand die Achseln zuckte. Da stieß Hans selbst die Thür auf, und vor ihm, mitten im Zimmer, stand der „Schwarze Jakob", die Hände in den Taschen, die Blicke scheu abgewendet.

Holzmann stand zwischen beiden, schlug sich auf die Schenkel, kratzte sich den kurzgeschorenen Kopf und kicherte. „Das ist doch dämlich — hihihi! So ein Zusammentreffen — das bedeutet was, Jakob! So küßt Euch doch nach Herzenslust, geniert Euch nicht!"

„Es freut mich, daß ich Dich treffe, Vater!" sagte Hans, die Hand hinstreckend, die nicht ergriffen wurde. „Es ist eine gute Vorbedeutung für das Geschäft, das mich herführt."

„Na, mit der Freud'! Aber um einen Tag später hättest vielleicht leichter gethan mit Deinem Geschäft . . . wir haben kein Glück, wir Davis'." Er wühlte mit den Händen in der Tasche. „Und doch hängst Du Dich allweil an uns!" wandte er sich an Holzmann.

„Na, warum nicht? Ihr seid ja ganz brauchbare Leut'," kicherte der. „Ein Geschäft, sagen Sie, Herr Davis, führt Sie hierher? Ja, was denn für ein Geschäft, so unter der Zeit? Sehnsucht doch nicht nach Ihrem — Liebling?"

„Ich muß frei werden von Ihnen," sagte Hans in festem Tone. „Werde ich es jetzt nicht, kommen Sie mir jetzt nicht entgegen, dann mag das Schicksal seinen Lauf haben, mir liegt dann nichts mehr weder an meiner Ehre noch an meinem Leben!"

„Ah, pfeift's aus dem Loche? Aber wegen dreißig Mark monatlich so in die Stange beißen, seinen eigenen Vater opfern! Sehen Sie ihn doch an, wie armselig er aussieht — erinnert Sie das nicht an Ihre — Ihre Pflicht?"

Das Gesicht des „Schwarzen Jakob" war noch finsterer geworden, er nagte an seiner Unterlippe, die Fäuste drückten sich

an den Leib, als wenn er ſich mit Aufwand aller Kräfte zurückhielte. „Pflicht . . . in Deinem Munde!“ fuhr er höhniſch auf. „Aber er hat gar keine Pflicht gegen mich, der Hans. Für was denn? Wozu denn? Laß Dich nicht einſchüchtern von dem Kerl,“ wandte er ſich an den Sohn, „alles Humbug! Er wird ſich hüten, mich anzuzeigen. Wie Du nur auf den groben Leim gehen konnteſt!“

„So! So!“ antwortete Holzmann. „Nun ja, Vater und Sohn müſſen zuſammenhalten. Reſpekt davor! Wenn ich Ihnen aber ſage, daß der Herr Papa jetzt eben gekommen iſt, um mir ſelbſt einen Antrag zu —“

Jakob ſtieß den Fuß auf, daß der Kalk von der Decke fiel, und ſchleuderte Holzmann einen wüthenden Blick zu, der es dieſem gerathen erſcheinen ließ, mitten in ſeiner Rede abzubrechen.

„Laß den Wicht da doch ſeine Anzeige machen!“ donnerte der Alte. „Wegen meiner wirſt Du ihm doch nicht den Narren machen. Und wegen Deiner — das iſt auch nur Einbildung; was ſoll es Dir ſchaden, wenn die Geſchichte bekannt wird? Es kann ja mehr Davis' geben! Ja, wenn Du das Mädel herumgekriegt hätteſt, die Claire, die jetzt den Grafen heirathet, dann — dann wär's was anderes!“

„Sie heirathet aber nicht den Grafen, ſie liebt mich, und ich — ich kann, ich darf nicht um ſie werben, ehe ich nicht frei bin von den Feſſeln, die Du mir angelegt haſt durch die unſelige That. Darum bin ich hier.“

Jakob ließ ſich ſchwer auf einen Seſſel fallen. Auch Holzmann war verblüfft. „Gratuliere, gratuliere!“ rief er dann, zu Hans gewendet. „Ich ſag' es ja, ein Menſch wie Sie! Aber was machen Sie denn da lange Geſchichten? Für den Mann des Fräulein Berry iſt es doch nicht ſchwer, ein Abkommen zu treffen mit einem armen Teufel, wie ich einer bin! Glauben Sie aber nicht, mich mit einer Bettelſumme abfinden zu können, eine Gelegenheit wie dieſe kommt für mich nie wieder. Kurz und gut — Sie verſchaffen mir im Geſchäft Ihres Schwiegervaters ein einträgliches und nicht zu anſtrengendes Poſtchen, eine Aufſeherſtelle oder ſo etwas, zur Sicherung für meine alten Tage —“

Burg Schwaneck an der Isar.
Zeichnung von C. Strützel.

„Was ſagen Sie da — ich ſoll Sie Herrn Berry ins Haus . . . das wagen Sie einem ehrlichen Manne zu bieten!“

„Ja wenn Sie ſo gar ehrlich ſind, dann iſt allerdings ſchwer handeln! Was wollen Sie denn dann eigentlich bei mir? Ihr Vater und ich, wir waren im beſten Zuge, alles ohne Sie zu ordnen — dem Herrn Papa liegt ja auch alles daran, obgleich er nicht ſo thut. Wenn ſich nur mit Ihnen reden ließe! Na, laſſen wir's . . . Alſo übermorgen wird der leichtſinnige junge Berry begraben? Nachmittags? Natürlich großes Leichenbegängniß . . . die Arbeiter, die Beamten, die ganze Familie? Und man hat wohl nicht einmal Zeit gehabt, die Villa ordentlich in Stand zu ſetzen und die Gerüſte, die ich neulich geſehen habe, abzuſchlagen?“

„Was hat denn das mit unſerer Angelegenheit zu thun?“ fragte Hans überraſcht.

„O nichts, nichts; es ging mir nur gerade ſo durch den Kopf.“

„So ſchweig' mit dem Unſinn!“ miſchte ſich jetzt der Alte wieder ins Geſpräch, in drohender Haltung an Holzmann herantretend. „Und Du, Hans, haſt ganz recht, Du kannſt auf den Vorſchlag von Holzmann nicht eingehen. Ueberlaſſe mir das ganze Geſchäft, ich habe Dich hineingebracht, ich will Dich auch wieder herausbringen. Kümmere Dich nicht weiter darum; Holzmann wird ſo klug ſein, ſich mit meinem Vorſchlag zufrieden zu geben, ſonſt könnt's leicht ſein, daß mich einmal die Wuth packt und ich ein anderes End' mache. Trau' mir nicht zu weit, Holzmann, es geht mir jetzt bis da 'rauf!“ Er machte mit dem Finger einen Strich unter dem Munde und in ſeinen Augen flammte es unheimlich.

„Narr!“ erwiderte Holzmann, „als ob die Sach' nicht auch mein eigener Vorſchlag wär'!“

„Welche Sache denn? Ich muß ſie hören!“ forderte Hans mißtrauiſch.

„Nein, Du hörſt ſie nicht,“ entgegnete der Alte. „Du haſt gar nichts damit zu thun, und geht's aus, wie es mag . . . frei biſt! Mehr braucht Dich nicht zu kümmern; zuviel Wiſſen macht Kopfweh! Jetzt geh' und träume von Deinem Schatz!“

„Ich muß den Vorſchlag erfahren, eher gehe ich nicht!“ rief Hans entſchloſſen.

Jetzt trat Holzmann vor, der im Hintergrunde lauerte und hinter dem Rücken von Hans dem Alten zugewinkt hatte. „Nun, warum thuſt denn ſo geheimnißvoll, daß Dein Sohn meinen muß, es ſtecke wieder eine Lumperei dahinter. Ein Geſchäft wollen wir zuſammen gründen, ein ganz einträgliches Geſchäft, bei dem der Herr Papa für mich eine unentbehrliche Kraft iſt; dafür ſtreich' ich Sie aus meinem Schuldbuch. Das iſt alles.“

„Und warum verſchweigen Sie die Art des Geſchäftes?“ fragte Hans erregt.

„Die Art?“ Holzmann ſpuckte aus und ſchob den Cigarrenſtummel in die andere Ecke des Mundes. „Nu, wiſſen Sie, die Art iſt gerade keine ſehr noble, ich möcht' faſt ſagen, ein bißl ſchmutzig, aber einträglich, einträglich —“

„Und ehrlich, nicht wahr, Vater?“

Holzmann wandte ſich auf dem Stiefelabſatz herum zu dem Alten, der im Hintergrund ſtand.

„Und ehrlich,“ tönte es dumpf von dort wie ein ſchwerer Seufzer.

„Und ich werde Dich unterſtützen mit meinem eigenen Verdienſt, das darf ich ja, auch insgeheim. Dann fängſt Du etwas anderes an, ein richtiges Geſchäft, und dann — wenn die alten Geſchichten gebüßt und vergeſſen ſind, dann kommſt Du und lebſt ſtill Deine alten Tage in unſerer Nähe. O, alles wird gut werden, alles wird vergeben und vergeſſen ſein.“ In ſeiner blinden Freude, auf ſo unerwartete Weiſe von der erdrückenden Laſt befreit zu ſein, ließ Hans jedes Mißtrauen fahren und ſah die Zukunft im roſigſten Lichte.

Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte der „Schwarze Jakob“ auf ſeinen Sohn, der in dieſem wüſten Raume verlockende, nie geſchaute Bilder vor ſein Auge zauberte — ein blühendes Geſchäft, in dem er nach Herzensluſt ſchaffen konnte, er ſelbſt umgeben von der Liebe ſeiner Kinder, alles vergeben, vergeſſen . . . und die gute arme Mutter verſöhnt herabſchauend auf all das Glück und den Segen! Plötzlich ſchnitt ein häßliches Lachen Holzmanns die ſchönen Bilder entzwei — er ſtöhnte auf wie ein

verwundetes Thier und lachte dann gezwungen mit, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Na, so wird es gerade nicht kommen," sagte er rauh. „Aber ich bin aus dem Wege und der Holzmann auch, und darum handelt es sich. Willst Du mir dafür danken und vergessen, was Du meinetwegen hast erleiden müssen, soll's mir recht sein. Ich bin halt so hineingekommen in das Fahrwasser, weiß der Teufel wie, und Dich hat's ausgeworfen auf sicheren Boden, das ist der ganze Unterschied. Wirst nicht so herb urtheilen, wenn Du das bedenkst!" Es lag eine Bitte in den letzten Worten.

Nun befiel Hans doch eine Bangigkeit, die dunkle Ahnung eines Unheils. „Vater, wäre es nicht besser, ich würde offen Herrn Berry und Claire Deine unglückliche Lage, Deine guten Vorsätze mittheilen? Claire liebt mich ja, sie wird bei ihrem Vater ein gutes Wort für Dich einlegen —"

Der Alte wandte sich mit einer ärgerlichen Bewegung ab. „Jetzt laß es aber gut sein — ich will nichts von Deinem Herrn Berry und Deiner Claire. Die Leut' und vergessen! Und jetzt geh' — Du hast nichts mehr zu thun mit uns zwei, das muß Dir genug sein!"

Traurig reichte Hans dem Vater die Hand. Dieser ergriff sie mit abgewandtem Gesicht und preßte sie krampfhaft.

Holzmann sah dem alten Davis mit komischer Gebärde ins Gesicht. „Thränen? Na, das ist rührend!"

Im gleichen Augenblick traf ihn ein Faustschlag auf den Kopf; er taumelte ächzend zurück und griff nach einem Messer auf dem Tische. Dieser Anblick schien Davis toll zu machen, die lange verhaltene Wuth gegen den Verhaßten brach sich Bahn, er sprang mit einem wilden Satze vor und schnürte die Kehle Holzmanns mit beiden Händen zusammen; sein Athem ging keuchend, die Augen waren blutunterlaufen.

Hans kannte die Wirkung dieses eisernen Griffes — ein Mord geschah, wenn er nicht einsprang. Schon wurde Holzmanns Blick gläsern und starr, seine ermatteten Glieder gaben den Widerstand auf — da löste Hans mit fester Hand die verkrampften Finger des Vaters; Holzmann sank keuchend zu Boden.

„Komm' Vater, laß ihn!" Er zerrte den Unschlüssigen am Arme gegen die Thür.

Jakob folgte einige Schritte, blickte dann auf den Mann am Boden, auf Hans, und plötzlich machte er sich gewaltsam frei. „Ich bleib' — es muß sein, um Deinetwillen!"

Männerstimmen wurden draußen laut, sie kamen von der oberen Treppe.

„Mach', daß Du fortkommst, man darf Dich hier nicht sehen!" mahnte der Vater.

Betäubt, von einer instinktiven Angst vor neuen Verwicklungen getrieben, eilte Hans, ohne sich umzusehen, die Treppe hinab, über den Hof, ins Freie. Was hatte er erreicht? War er wirklich frei, so lange der Vater in der Hand dieses Schurken war? Was konnte das für ein Geschäft sein, von dem die Rede war? Ein ehrliches — im Bunde mit Holzmann? Unmöglich! Also zurück! Und doch — wozu? Der Vater folgte ihm ja doch nicht!

In rasendem Laufe war er bis zur Villa Berry gelangt, hier kam er zur Besinnung und schöpfte Athem im Schatten eines Baumes. Blutroth leuchteten die Fenster des Totengemachs, er konnte den Blick fast nicht davon wenden. Da flammte ein Licht auf der linken Seite des Baues auf, ein Fenster wurde hell — Claires Zimmer! Ob sie wohl Schlaf fand nach solchem Tage? Ob sie je wieder so unbesorgt wie einst zur Ruhe gehen konnte, wenn sie erst mittrug an den Ketten, die ihn umschlangen? Dann alles bekennen — übermorgen bei der Fontäne — es gab doch keinen anderen Weg! Wie konnte er sein Glück auf das Schweigen eines Verbrechers gründen?

12.

Das Schicksal Ottos erregte allgemeine Theilnahme in der „Gesellschaft". Er war auf der Wahlstatt des Sports gefallen, die ganze vornehme Welt empfand es daher als eine Verpflichtung, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Eine dichte Menschenmenge umlagerte die Villa Berry, angelockt von dem glänzenden Schauspiel, das hier zu erwarten war, begierig zu sehen, wie der sonst vom Geschick so begünstigte Mann, der Berry, dem Zeit seines Lebens alles so herrlich geglückt war, diesen harten Schicksalsschlag trage. Man sprach von „Helios", dem vielen Gelde, das mit ihm verloren worden war, dem Pech des Grafen Mattiz, des Verlobten der jungen Berry.

„Was, des ‚Verlobten'?" ließ sich da eine Stimme hören. „Abgedankt ist er, bankerott, aus ist's mit ihm!"

Von Mund zu Mund ging die Neuigkeit; man lachte darüber, man freute sich, diese Bevorzugten, oft Beneideten auch einmal tüchtig heimgesucht zu sehen, und fand einen Trost darin für den eigenen drückenden Kummer.

Eine fahrbare Desinfektionsanlage.

Der Sarg, blumenbedeckt, von acht Soldaten getragen, erschien unter dem Portal. Offiziere in glänzender Uniform gingen zur Seite, dahinter kam der Vater, Kommerzienrath Berry, festen Schrittes.

Alle Köpfe reckten sich nach ihm. „Der Berry!" flüsterte es bis in die hintersten Reihen.

Die strengen festen Züge des Kommerzienrathes verriethen nichts von dem, was in ihm vorging — so wie jetzt blickte er auch bei seinem Rundgang durch die Fabrik oder wenn man zu ihm in sein Bureau gerufen wurde, zu Lob oder Tadel. Nur die festgepreßte Unterlippe zuckte manchmal schmerzlich und die Festigkeit des Schrittes schien nicht ganz ungezwungen zu sein.

Neben Berry, in gleicher Linie mit ihm, während alle übrigen Beamten der Fabrik erst in einem Abstand folgten, ging Hans Davis. Diese Anordnung gab reichlichen Gesprächsstoff für die Zuschauer, unter denen sich viele Arbeiter der Fabriken befanden. Was war dieser junge Mann, daß er bei solchem Anlaß zur Linken Berrys gehen durfte wie ein Angehöriger der Familie? „Ein Monteur der Fabrik" — das reichte doch nicht zu. Des Kommerzienraths Liebling, der die neue Lokomotive erdacht hatte — aber das gab ihm doch noch nicht die Rechte eines Familiengliedes! „Der Nachfolger des Grafen — er bekommt das Mädel und den ganzen Mammon," lief es plötzlich durch die Reihen, und niemand wußte, woher die Kunde stammte. Jetzt war Hans Davis der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit — dieses unverschämte Glück!

Oben am Fenster standen zwei Damen in Schwarz, die Mutter und die Schwester des Toten. Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, wandte sich Davis um und schaute hinauf. Dann

Digitized by Google

ſchweifte ſein Auge über die Köpfe der Menge — eigentlich war dort ſein Platz. Unfaßbare Laune des Schickſals, die ihn hierher, an dieſen Platz geſtellt! Da blieb ſein Blick auf einer kleinen Geſtalt haften, eine blaue Bluſe, eine wohlbekannte braune Schirmmütze, jetzt ein Geſicht — Holzmann! Hans fühlte das unruhige, nie ſich ganz öffnende Auge des Mannes höhniſch auf ſich gerichtet, er glaubte, am Halſe dieſes Menſchen noch die rothen Male zu erblicken, die ſeines Vaters Hände hinterlaſſen hatten. Was ſuchte Holzmann hier? Hatte ihn bloß die Neugierde hergeführt? Richtig — er hatte ſich ja ſchon vorgeſtern nach dem Leichenbegängniß erkundigt. Aber hatte der Verbrecher, der immer ſeine dunklen Pläne verfolgte, nicht noch weiter gefragt — ob alle Beamten und Arbeiter mit zur Beerdigung gehen, ob das Gerüſt noch da ſei . . . Ein Verdacht blitzte in Hans auf. Und von einem gemeinſamen Geſchäft hatte Holzmann und widerwillig auch der Vater geſprochen — wenn dieſes gemeinſame Geſchäft ein Einbruch wäre, wenn der Vater, um den Sohn loszukaufen, ſich Holzmann zum Helfer angeboten hätte!

„Eine für mich unentbehrliche Kraft“ hatte Holzmann den Vater genannt, und der Vater kannte die Baulichkeiten, die Kaſſenräume bei Berry! Und doch, es konnte ja nicht ſein, der Vater hatte ihn ausdrücklich verſichert, daß das Geſchäft ein „ehrliches“ ſei.

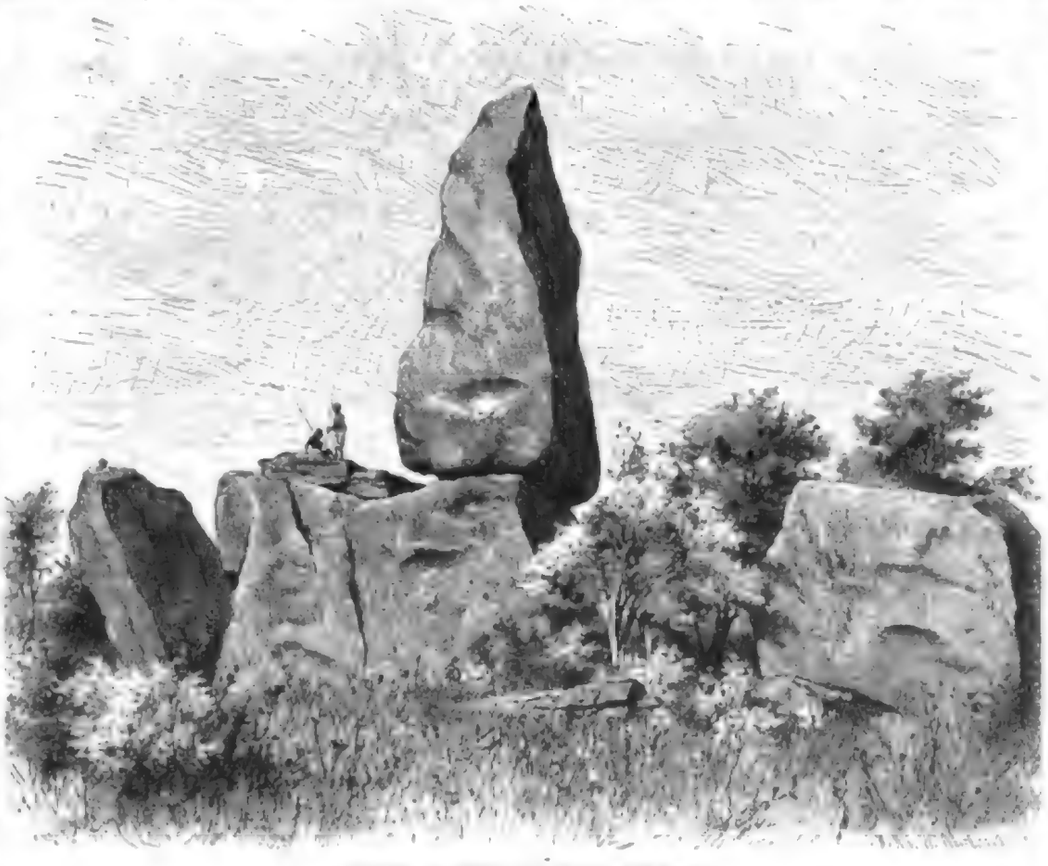
Inzwiſchen war der Zug am Kirchhof angelangt, und Hans wurde gewaltſam aus ſeinen trüben Gedanken herausgeriſſen, als er ſich mit einem Male vor dem offenen Grabe fand. Der Geiſtliche trat vor und hielt die Trauerrede, dann wurde der Sarg hinuntergelaſſen in die Erde — die bunten Uniformen, die Waffen der Soldaten glitzerten im vollen Sonnenlicht, auf den Grabhügeln rings umher ſtand die gaffende Menge, das bunte Schauſpiel des Lebens an der Stätte des Todes. (Schluß folgt.)

Die afrikaniſche Savanne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Illuſtrationen nach Aquarellen von Prof. Dr. Fechuel-Löſche.

In den gangbaren Schriften über Innerafrika iſt von jeher die Schilderung des Urwaldes zu ſehr hervorgehoben und weniger Nachdruck auf die Savanne gelegt worden. Dies entſpricht nicht den wirklichen Verhältniſſen, denn Afrika, das im Norden und Süden von Wüſten durchzogen wird, iſt in ſeiner Mitte mehr Steppe und Savanne als Waldland. Die afrikaniſchen Steppen laſſen ſich aber keineswegs mit den allgemein bekannten nordamerikaniſchen Prairien vergleichen; eher könnte man ſie den Llanos Südamerikas an die Seite ſtellen, obwohl auch dieſe ſich von den afrikaniſchen Grasfluren vielfach unterſcheiden.



Granitblock ſüdlich der Kongo-Mündung.

Nähert man ſich der Küſte Mittelafrikas, ſo iſt man zumeiſt enttäuſcht, anſtatt der erwarteten üppigen tropiſchen Vegetation nur weite öde Strandlinien zu ſehen, auf denen ſich vereinzelte Palmen erheben. Das „Grüne Vorgebirge“ verdient ſeinen Namen nur im Vergleich mit der öden Küſtenſtrecke der Sahara. Die erſten portugieſiſchen Entdecker, die ihm dieſen Namen gaben, ſtanden noch unter dem Einfluß der alten Lehre, daß der Süden der damals bekannten Erde wegen der großen Hitze unbewohnbar ſei, daß in ihm auch keine Pflanzen mehr gedeihen, alles ausgedörrt, ſonnverbrannt ſei. Als ſie nun die wenigen Palmen des Grünen Vorgebirges und ſpäter die grünende Mündung des Senegal erblickten, da war dies für ſie eine Thatſache, welche die Weisheit von mehr als einem Jahrtauſend zu Fall brachte. Augenblicklich iſt die Wiſſenſchaft in einer entgegengeſetzten Richtung thätig; ſie iſt bemüht, die mit der Zeit üblich gewordene Anſchauung von der unermeßlichen Fruchtbarkeit der Tropen auf ein richtiges Maß zurückzuführen.

Laſſen wir uns von den Forſchungsreiſenden beiſpielsweiſe den vielgeprieſenen Kongo ſchildern! Eintönig iſt die Küſte nördlich von ſeiner Mündung; der Fluß ſelbſt iſt nur mit einem etwa 10 Kilometer breiten Streifen Waldes eingerahmt; ſüdlich beginnt wieder das einförmige Geſtade, an dem ein Granitblock weithin ſichtbar den Seefahrern als Landmarke dient. Landen wir hier, ſo ſind wir mitten im Steppengebiet und ſehen Wälder nur längs der Flüſſe wie ſchmale grüne Streifen in dasſelbe eingelagert.

Freilich iſt in dieſer Gegend die Steppe anders beſchaffen als im Norden. Es giebt hier wohl Striche, in welchen nur Gras wächſt, die reine Grasſavanne oder „Campine“. Aber dieſe Grasflur iſt nicht mit dem teppichgleich verſtrickten, weichen und niederen Raſen unſerer nordiſchen Wieſen geſchmückt, ſondern bringt ausſchließlich harte und ſteife Halmgräſer hervor, welche garbenähnlich aus ſcharf geſonderten, etwas erhabenen Wurzelſtöcken aufſprießen. Zwiſchen ihnen bleibt der Boden nackt, während oben die Halme ſich zuſammenſchließen. Oft erreichen die Gräſer eine bedeutende Höhe; man hat Halme bis zu 6 Metern Länge gemeſſen, und in ſolchen Grasbeſtänden verſchwinden buchſtäblich Roß und Reiter. Es koſtet daher eine ungeheure Anſtrengung, wenn man ſich den Weg durch eine ſolche Savanne bahnen will, und ſelbſt wenn man auf vielbetretenem Negerpfad

Digitized by Google

Das vom unteren Kongo gebildete Pocockbecken.

wandert, iſt der Marſch ein mühſeliges Stück Arbeit. Oft muß man die Halme mit den Armen auseinanderbiegen, geknickte, die im Wege liegen, forträumen, und dann kommt man mit den ſchilfartigen, harten und ſcharfkantigen Blättern in Berührung die einem empfindliche Schnittwunden beibringen. So wird man von den Seiten bedroht; andere läſtige Ueberraſchungen kommen von oben.

In den frühen Morgenſtunden, der Zeit, in der man in Afrika am zweckmäßigſten marſchiert, hängt der Thau an den Gräſern und ſeine Tropfen fallen auf die Dahinziehenden wie ein förmlicher Regen herab. Selbſt wenn man die Vorſicht anwendet, die halbnackten Neger vorauszuſchicken, damit ſie den erſten Guß empfangen, und am Ende der Karawane marſchiert, entgeht man dem Uebel nur theilweiſe; es hängen noch Tropfen genug, um die leichte Kleidung in der kurzen Zeit von einer halben Stunde gründlich zu durchnäſſen.

Iſt aber trockenes Wetter, dann ſpenden die hohen Halme einen anderen Regen: bei jedem Anſtoßen an die harten Halme fallen ſpitzige Grannen und ſtachlige Samen auf den Wanderer herab, dringen zwiſchen Wäſche und Haut, bohren ſich in die letztere ein und erzeugen das läſtigſte Jucken, in ſchlimmeren Fällen ſelbſt leichtere Hautentzündungen.

Auch am Boden ſind dem Reiſenden mitunter Schlingen geſtellt; wie unſere Winden an Wegrainen und Getreidefeldern an den Halmen emporklettern, ſo ſtreben auch hier Schlingpflanzen an den ſtarren Gräſern in die Höhe. Die Ranken derſelben ſind feſt wie Schnüre, und da ſie ſich auch am Boden des Pfades ausbreiten, ſo verwickeln ſich darin oft Menſch und Thier.

So iſt die hohe Grasſavanne zur Zeit ihrer vollen Entwicklung beſchaffen, und ſo zieht man durch ſie dahin. Die Poeſie, die über den Prairien webt, fehlt ihr, das Bild weidender Herden paßt nicht in ihren Rahmen, und undenkbar iſt hier die Erſcheinung des flotten Reiters, der auf feurigem Roſſe dahinſprengt wie der Sohn der ungariſchen Puſzta oder der Indianer des amerikaniſchen Weſtens. Nicht immer erreicht jedoch der Graswuchs die geſchilderte Höhe, häufiger bleibt er niedrig, etwa ein Meter hoch, und dann gleicht die Grasſavanne dem wogenden Getreidefeld.

Sie erſcheint aber überall, wo Klima und Boden ihr günſtig ſind — in Tiefebenen und auf Hochplateaus; ſie klimmt Anhöhen und Berge hinan, die dann ein kahles Ausſehen haben, wie beiſpielsweiſe die Berge am unteren Kongo, wo nur in tiefen Schluchten Buſch- und Baumwaldungen vorhanden ſind. Ein Blick auf die Abbildung des Pocockbeckens belehrt uns über den Charakter eines ſteppenartigen Gebirgslandes.

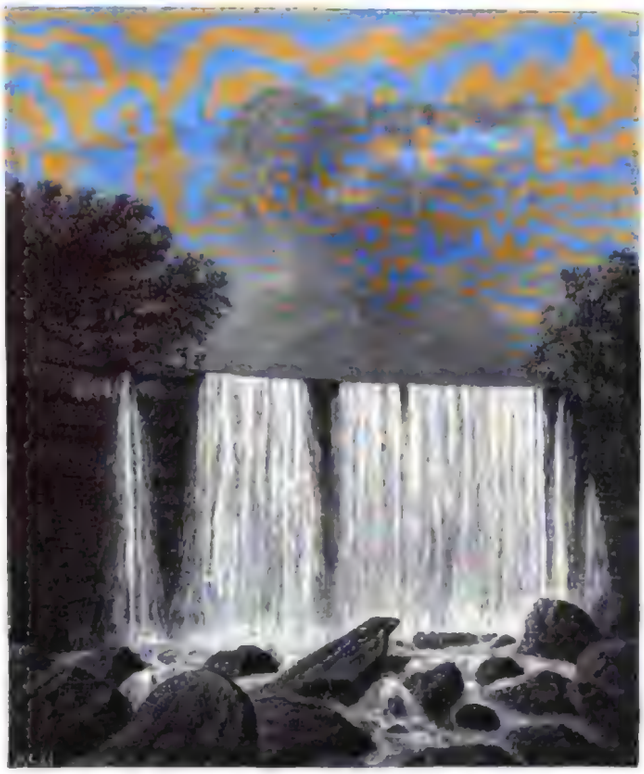
Selten hat die Savanne auf weitere Strecken das eintönige Ausſehen der Steppe. Zu den Gräſern geſellen ſich zunächſt Büſche, in den meiſten Fällen auch vereinzelte Bäume. — Unſer Hauptbild zeigt uns die Savanne von Kinſembo, die mit Palmen der Hyphaeneart und kandelaberartigen Euphorbien durchſetzt iſt. Zu ihnen tritt auch die Oelpalme, deren Samen von Thieren hierher verſchleppt wird. Ein hervorragender Charakterbaum der offenen Landſchaft iſt ferner in vielen Theilen Afrikas der Affenbrotbaum, der Baobab, welcher ſich zu ungeheurer Größe entwickeln kann und in der Grasflur wie die Eichen auf unſeren Hutungen daſteht. In den waſſerarmen Steppen Darfurs wird ſein Stamm während der Regenzeit mit Waſſer gefüllt, das dann in der Trockenzeit zur Verwendung gelangt. Ein einziger ſolcher Rieſenbaum kann bis zu 100 Kamelladungen Waſſer halten, alſo 400 Centner, da in jenen Gegenden 4 Centner auf

Stammloſer Affenbrotbaum.

Digitized by Google

eine Kamelladung kommen. Die Bäume werden zu diesem Zwecke ausgehöhlt und die Höhlung wird ausgepicht, wobei nach den Berichten Nachtigals das Wachsthum des Baumes keinen Schaden leidet.

Eine für die Naturforscher höchst interessante verkrüppelte Form des Affenbrotbaumes ist in dem Vorland von Kinsembo, südlich von der Kongomündung, gefunden worden. Unsere Abbildung giebt diesen Baum wieder. Er ist stammlos und breitet sein riesiges Geäst flach auf dem Boden aus.



Edmin-Arnold-Fall am Porockbecken.

Der Baumwuchs der Savanne ist bald schwächer, bald stärker und bildet einen Uebergang zum Walde. Sehr anschaulich schildert Dr. Buchner die westafrikanische Baumsavanne in Angola.

Nachdem er die Oberflächenform beschrieben hat, fährt er fort: „Will man nun dieses Modell in natürlicher Größe bis zur möglichst getreuen Nachbildung ausschmücken, so streue man zuerst, überall so weit die Oberfläche ziegelroth ist, einige Millionen gleichfalls ziegelrother Termitenhügel, unregelmäßige Pyramiden von zwei bis drei Meter Höhe, so dicht, daß auf jedes Hektar mindestens fünf kommen. Dann nehme man die vierfache Quantität Bäume und pflanze sie so auseinander, daß ihrer auf ein Hektar bald mehr, bald weniger als zwanzig kommen. Desgleichen verfahre man mit einer ähnlichen Anzahl Gebüschindividuen. Schließlich fülle man alle Zwischenräume mit hohem derbhalmigen Gras aus, doch so, daß rings um die mächtigen Büschel noch immer etwas nackte rothe Erde unbedeckt bleibt, und die Savanne Innerafrikas, jener ewige lichte Wald ohne Schatten, noch nicht allzusehr beeinflußt von der zerstörenden Thätigkeit des Menschen, ist fertig."

An manchen Stellen treten die Bäume wohl zu dichteren Gruppen zusammen, und dann gleicht das Gefilde einer Parklandschaft, wie sie in den Berichten der Reisenden so oft erwähnt wird. Zu einem wirklichen Walde aber schließen sich die Bäume nur in Schluchten, längs den Ufern von Flüssen und Bächen zusammen. Hier kommt die Vegetation zu außerordentlicher Entfaltung; einen Urwald mit hochstämmigen Bäumen, Farrenkräutern und Lianengewirr zaubert sie hervor, hier entstehen grüne Hallen, haushohe Lauben, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt und in denen stets ein Halbdunkel herrscht. Aber die Ausdehnung dieser Wälder ist nicht groß, oft sind sie kaum hundert Meter breit, oft noch schmäler; sie werden darum auch Galeriewälder genannt.

Forschen wir nach den Ursachen dieses für Innerafrika charakteristischen Landschaftsbildes, so finden wir sie in der Bodenbeschaffenheit und in der Vertheilung des Regens. Die Natur des afrikanischen Bodens, der zumeist aus verwittertem, stark durchlässigem Laterit (von later = Ziegel) besteht, bringt es mit sich, daß die Erde sehr rasch trocknet, wenn der Regen eine Zeitlang aussetzt; so verdorren die Pflanzen, und nur in Schluchten, wo sich die Grundwasser sammeln, ist genügende Feuchtigkeit vorhanden, um ihnen auch in regenloser Zeit ein Fortkommen zu ermöglichen. Und so ist die Savanne einem steten Wechsel unterworfen. In der Regenzeit grünt alles, in der Trockenzeit stirbt das Gras ab. In diesen natürlichen Gang der Dinge greift noch der Mensch ein, indem er alljährlich die trockenen Grasbestände abbrennt.

Savannen- und Prairiebrände sind sich in der Großartigkeit ihrer Erscheinung gleich, beider Gefährlichkeit aber ist in den Schilderungen vieler Schriftsteller übertrieben worden. In der Regel kann man das Feuer mit Laubzweigen ausschlagen, der Mensch kann es überspringen, um sich zu retten, nur Insekten, Schnecken und ähnliche kriechende Thiere fallen der Gluth unbedingt zum Opfer. Trotzalledem darf der Mensch auch mit diesem Feuer nicht leichtsinnig umgehen; das beweisen die vielen Stationen, die auch in Afrika bei Grasbränden in Flammen aufgegangen sind. So brannte Böhms idyllisches Bollwerk „Waidmannsheil" nieder, so wurde einmal Emins „Hauptstadt" Wadelai eingeäschert.

Die niedergebrannte Savanne bietet einen traurigen Anblick. Die verkohlten Stengel der harten Gräser starren schwarz empor und brechen klirrend zusammen, wenn der Vorübergehende sie streift; der Fuß des Wanderers wirbelt Wolken von Asche auf, welche den Athem beengen, Aschenwolken treibt der Wind daher oder er erzeugt düstere Aschentromben, die gespenstisch über das schwarze Gefild dahinziehen, aus dem hier und dort der rothe Boden durchschaut. Auch an den Bäumen und Sträuchern der Savanne hat das Feuer seine vernichtende Wirkung zu äußern versucht. Die Palmen, die Büsche der Anona stehen halbversengt da. Aber eine wunderbare Lebenskraft wohnt in ihnen; denn wenn der erste Regen fällt, schlagen sie von neuem aus. Nur wenn es ein trockenes Jahr gegeben hat, wenn in den Regenmonaten die Niederschläge sehr gering gewesen sind, dann bewältigt das Feuer auch den ausgedörrten Busch und Baum, und tagelang nach dem Savannenbrande glimmt noch so mancher Stamm, bis er völlig zerfällt.

Alles thierische Leben wird von einem solchen Feuer vertrieben. Büffel und Antilopen fliehen in die benachbarten Galeriewälder. Nur ein Thier, eine Plage Afrikas, weiß siegreich den Flammen zu trotzen: es ist die Termite. Wo sie unterirdisch wohnt, wird sie von der Gluth nicht betroffen, und die sonderbar, oft geradezu pilzförmig gestalteten Bauten derselben über der Erde — sie sind feuerfest, eine flammensichere Burg. —

Pilzformige Termitenbauten.

In der öden Winterszeit scheint der fallende Thau die Lebenskraft der Pflanzenwurzeln zu unterhalten, denn man beobachtet selbst dann ein langsames Sprießen, bis das volle Leben mit dem ersten Regenschauer erwacht und für

die kurzen Tage des Frühlings die Savanne ſaftigen Wieſen des Nordens gleicht. Auf ihren Weiden zeigen ſich jetzt die in den Wäldern verborgen gebliebenen Thiere; der Büffel und die Antilope, das Nashorn und das Zebra beleben die Landſchaft, und ſpäter dehnt auch der Affe ſeine Raubzüge in die Graswildniß aus, um Bäume zu plündern. Tauſendfältig regt ſich das Heer der Inſekten, und in Scharen ſind die Vögel wieder erſchienen. Auch der Leopard, das ſchlimmſte Raubthier Afrikas, folgt der Spur ſeiner Opfer in die Savanne.

Trotz alledem iſt die afrikaniſche Savanne kein Jägerparadies wie einſt die Prairien Nordamerikas; ſie iſt reich an Arten, aber arm an Individuen.

Ob ſie jemals in fruchtbares Ackerland verwandelt werden wird? Die Ausſagen der Fachleute lauten in dieſer Beziehung nicht ermuthigend. Der Neger macht lieber das Waldland urbar als das Savannenland. Er rodet den Wald aus, bebaut den Boden, bis er ihn ausgeſaugt hat, und läßt ihn dann brach liegen, um ein neues Stück Wald zu ſchlagen. Das verlaſſene Kulturland wird zur Savanne. Zum Waldwuchs kann es nicht wieder kommen, denn ſchon die alljährlichen Grasbrände halten den Baumwuchs in Schranken. So drückt die Thätigkeit des Menſchen der Landſchaft charakteriſtiſche Merkmale auf. Oft ſind die Waldungen durch ſcharfe zackige Linien begrenzt, welche die Grenzen der einſtigen Aecker bezeichnen.

Elſa-Fall, oberhalb des Edmin-Arnold-Falls.

Steinerne Ruinen, wie ſie unſere Berge krönen, beſitzt Innerafrika nicht; die leichten Holzbauten fallen raſch dem Untergang anheim, Käfer aller Art, Termiten, Bohrwürmer und anderes Gethier vernichten das Holzwerk in wenigen Jahren nach dem Aufbau der Hütte. Die verlaſſenen Anſiedlungen verſchwinden jedoch keineswegs ganz ſpurlos in der Wildniß der Savanne. Der Menſch hat in der Nähe ſeiner Wohnung Schatten- und Obſtbäume gepflanzt, und dieſe grünen weiter, wenn auch der Pflanzer fortgezogen iſt. Sie vermehren ſich auf dem durch allerlei Abfälle der Hauswirthſchaft gedüngten Boden, und wo früher ein Dorf ſtand, erhebt ſich nun ein Hain — Siedelhaine nennt man dieſe Baumgruppen — die grünenden Ruinen der afrikaniſchen Savanne.

Die Natur, die große Lehrmeiſterin des Menſchen, hat übrigens dieſem auch hier Fingerzeige gegeben, wie er ſich den Boden der Savanne nutzbar machen kann. An Bächen und Flüſſen, im naſſen Grunde gedeiht die Vegetation, durch künſtliche Bewäſſerung wird alſo wohl manches Stück des Graslandes für den Ackerbau gewonnen werden können. Emin Paſcha hatte zu dieſem Zwecke in ſeinen Gärten eine Lokomobile aufgeſtellt — es war die erſte im Herzen von Afrika. Sie ſteht längſt ſtill, aber an vielen anderen Orten regen ſich fleißige Hände, um auf ähnlichem Wege Verſuchspflanzungen zu gründen und zu pflegen. Hoffen wir, daß es ihnen gelingen wird, die richtige Löſung des ſchwierigen Problems zu finden! St. v. J.

Rothe Naſen — eine Folge des Brillentragens.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Die Brillen unſerer Vorfahren, wie wir ſie aus den Abbildungen des 16. und 17. Jahrhunderts und aus einigen Originalen kennen, wie ſie beſonders im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg aufbewahrt ſind, zeichneten ſich keineswegs durch eine elegante Form aus. Sie waren vielmehr auf ſo plumpe Weiſe in Holz und Leder gefaßt und mit Riemen hinter dem Ohr zuſammengebunden, daß ſie, namentlich bei der maleriſchen Tracht der früheren Jahrhunderte, aus Schönheitsrückſichten nicht gut außerhalb des Hauſes getragen werden konnten; auch die Klemmer, die gleich mit den Brillen in die Mode kamen, waren unbequem, da ſie ſchwer federten und leicht fallen mußten. Erſt die neuere Zeit hat den Brillen die leichte und bequeme Form verliehen, die nicht wenig dazu beigetragen hat, ſie ſo allgemein in Gebrauch zu bringen.

Iſt nun die gegenwärtig übliche Form der Brillen eine vollkommene? Viele Brillenträger dürften die Frage verneinend beantworten, und ihre Klagen richten ſich vor allem gegen die Einrichtung des Naſenſteges, der häufig einen unerträglichen Druck auf den Naſenrücken ausübt und in die Haut einſchneidet. Der gewöhnliche Querſteg der Brillen kann aber noch eine andre unangenehme Wirkung hervorrufen, die bisher von den Aerzten und den Fabrikanten der Brillengeſtelle nicht genügend berückſichtigt wurde. Wenn man Leute mit Brillen muſtert, ſo findet man, daß eine verhältnißmäßig große Zahl unter ihnen an einer mehr oder minder ſtarken Röthe der Naſenhaut leidet. Das iſt gewiß peinlich, denn das große Publikum bringt die rothe Naſe ſtets mit dem übermäßigen Genuß von geiſtigen Getränken in Verbindung, obgleich unzählige Male darauf hingewieſen wurde, daß die Röthung der Naſe auch bei den nüchternſten Menſchen auftreten, daß ſie durch verſchiedene Erkrankungen der Naſe verurſacht werden kann. Mancher wird deshalb erleichtert aufathmen, wenn er hört, daß die bisher unerklärliche Röthe ſeiner Naſe vom Brillentragen herrührt und weiter, daß ſie vermieden werden kann. Einen überzeugenden Nachweis hierfür hat Fritz Lueddeckens durch einen Artikel im „Archiv für Augenheilkunde“ beigebracht. Er führt uns ein anatomiſches Bildchen der Naſe vor, das an Klarheit nichts zu wünſchen übrig läßt.

Unſere Leſer kennen gewiß die Art, wie das Blut im Körper kreiſt. Aus dem Herzen wird es in die Arterien getrieben, die immer feiner und feiner werden, und aus den feinſten Arterien ergießt es ſich in die noch feineren Haargefäße, welche wie ein Netzwerk alle Körperorgane durchziehen. Von hier fließt es in die kleinſten Venen, die es den größeren zuführen, durch die es zum Herzen zurückgeleitet wird. Drücken wir nun eine Vene zuſammen, ſo wird durch ſie kein Blut zurückſtrömen können, es wird infolgedeſſen der betreffende Körpertheil mit Blut überfüllt: eine Hyperämie, eine Blutſtauung, tritt ein.

Soweit iſt die Sache ohne weiteres klar. Nun wollen wir einen Blick auf das untenſtehende Bildchen (Fig. 1) werfen, welches die Vertheilung der Venen auf dem Naſenrücken darſtellt. Wir ſehen, daß die Venen wie ein Flußſyſtem von der Naſenſpitze und den Naſenflügeln nach oben gehen und ſich am Naſenrücken bei b in die Quervene c c_1 ergießen; von dieſer erſt wird das Blut, welches die Naſe durchſtrömt hat, nach den Wangen weitergeführt.

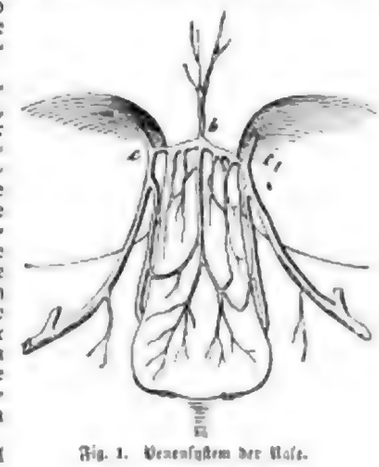


Fig. 1. Venenſyſtem der Naſe.

Wenn wir nun die gewöhnliche Brille auf die Naſe ſetzen, ſo geſchieht es ſehr oft, daß der Naſenſteg gerade auf die Quervene drückt und hier in größerem oder geringerem Grade den Blutabfluß hemmt. Die Folge davon wird eine Blutſtauung in der Naſe ſein, die ſich durch eine entſprechende Röthung der Naſenhaut nach außen kenntlich macht. Dieſe Blutſtauung läßt ſich in der That, namentlich bei älteren Leuten, beim Tragen der Brille deutlich nachweiſen; ſie ſchwindet ganz oder theilweiſe, wenn die Brille abgenommen wird.

Aber, wird man wohl

Digitized by Google

einwenden, nicht alle Brillenträger haben rothe oder geröthete Nasen! Das erklärt sich ohne Schwierigkeit; die Lage der Blutgefäße ist nicht bei jedem Menschen genau die gleiche und ebenso ist der Bau der Nase ein verschiedener. Oft liegen die Venen so günstig zwischen den Nasenbeinen, daß sie von dem Brillensteg nicht gedrückt werden, oder es sind in dem Venensystem der Nase Seitenkanäle vorhanden, durch welche das Blut trotz des Druckes auf die Quervene ungehemmt seinen Abfluß nach den Wangen nehmen kann. In der Regel jedoch sind brillentragende Menschen dem Uebelstande ausgesetzt, daß ihre Nase mit Blut überfüllt ist.

Diese Blutstauung allein kann schon eine Röthung der Nase verursachen und zu dauernder Erweiterung der Blutgefäße führen, die dann als rothe Adern durch die Haut schimmern. Außerdem aber muß man noch in Erwägung ziehen, daß eine solche Nase gegen äußere, namentlich gegen entzündliche Reize empfindlicher ist als die, welche durch keine Brille belästigt ist und einen ungehemmten Blutabfluß hat. Die Brille begünstigt ferner die Blutstauung besonders bei kaltem Wetter. Die Kälte wirkt auf die Blutgefäße zusammenziehend; tragen wir nun bei Frostwetter eine Brille, so kühlt sich der metallene Brillensteg am meisten ab und entzieht der nächsten Umgebung von ihrer Wärme. Die Kälte dringt auf solche Weise unter die Haut des Nasenrückens ein und wirkt auf die Quervene zusammenziehend, diese wird eng und der Blutabfluß aus der Nase noch mehr erschwert. Das wissen viele aus eigener Erfahrung, und es giebt Leute auf dem Lande, welche beim Frostwetter den metallenen Nasensteg der Brille mit Watte oder Zwirn, also mit schlechten Wärmeleitern, umwickeln.

Das sind einige der unangenehmen Wechselbeziehungen zwischen der Nase und der Brille. Um sie zu verhüten, hat Fritz Lueddeckens einen neuen Brillensteg hergestellt, der den Nasenrücken entlastet, den sogenannten „Normalsteg". Seine Anordnung ist aus den beiden nachstehenden Abbildungen zu entnehmen, von denen Fig. 2 die Ansicht von vorn, Fig. 3 die von der Seite wiedergiebt. Um die Quervene zu schonen, ist die Stützfläche fast ganz vor die Ebene der Gläser gelegt, sie verläuft schräg nach vorn und unten und, wie Fig. 2 zeigt, zugleich etwas nach außen. Die Stützen endlich, welche die Gläserfassung tragen, stehen schräg nach oben, wodurch der Steg außerordentlich tragfähig wird.

Fig. 2.

Fig. 3.

„Die Befreiung des Nasenrückens von jeglichem Druck wird allein schon von vielen angenehm empfunden werden," meint Lueddeckens. „Außerdem wirken aber bei diesem Normalsteg die drückenden Flächen dadurch, daß sie vor die Gläser und seitlich gestellt sind, in den meisten Fällen auf die hier bestehenden Erhöhungen der Nasenbeine, eine Stelle, wo sich wegen der steten Reibung bei mimischen Bewegungen nur selten Gefäße und Nerven von einiger Bedeutung entwickeln dürften."

In der That wird der Normalsteg gute Dienste leisten und hoffentlich die Zahl der rothen Nasen verringern. F.

Die Freude.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Marie Bernhard.

Wohin? Nach dem Niederthor? Ja, natürlich, dahin fahren wir! Konnten Sie denn das nicht gleich sagen? Einsteigen! Donnerwetter, machen Sie 'n bißchen rasch, wir haben keine Zeit! So! Vorwärts!"

Mit diesen unwillig hervorgestoßenen Worten gab der Pferdebahnschaffner das Zeichen zum Weiterfahren und schob den soeben Eingestiegenen mit einem derben Ruck in den langen Wagen, der an jeder Seite zwölf Sitzplätze hatte.

„Links noch ein Platz frei! Bitte, zusammenrücken, meine Herrschaften!"

Unbehilflich blieb der neue Ankömmling stehen — als die Pferde anzogen, schwankte er bedenklich. Ein sehr alter Mann mit spärlichen weißen Haaren und einem braunen zusammengeschrumpften Gesicht, aus dem ein Paar kindlich ängstlicher Augen sahen. Sein aus „selbstgewebtem" Stoff gemachter Anzug, die dicken Kniestiefel, der plumpe Stock und zwei große Bündel aus gewürfeltem Zeug, die zu seinen Füßen lagen, verriethen auf den ersten Blick den Landmann.

„O, du Gott!" rief er jetzt erschrocken. Der Wagen bog um eine Straßenecke, es gab einen leichten Stoß und der Mann taumelte auf einen der Sitzenden, einen dicken Herrn, der ihn unwillig abwehrte.

„Aber so setzen Sie sich doch! Nicht hier! Drüben muß noch ein Platz für Sie sein!"

Ungern rückte man „drüben" um ein weniges zusammen.

Der Fremde kam zwischen einen jungen Herrn, der die Augen geschlossen hatte, und eine Dame zu sitzen, die mit einer beleidigten Gebärde ihr elegantes Kleid an sich zog, als die stark geschmierten Kniestiefel damit in Berührung kamen.

„Entschuld'gen Sie man!" wandte sich der Bauer jetzt an den dicken Herrn, gegen welchen er angeprallt war.

Dieser antwortete nicht.

Der Alte sah mit einem verschüchterten Lächeln nach rechts und links, nahm die Schirmmütze vom Kopf und wischte sich mit einem bunt karrierten Sacktuch die kahle Stirn.

„Ist das aber 'ne Hitz' hier!"

Die Dame drehte empört das Gesicht fort und suchte mit der Fußspitze eines der schweren Bündel weiterzuschieben, das ihr im Wege lag.

„Das belästigt Ihnen wohl, was?" fragte der Besitzer, bückte sich und wollte die beiden Ungeheuer näher zu sich ziehen. Dabei fiel ihm die Mütze und der Stock aus der Hand.

„O je! Bin ich aber auch — — Ja, ja, so die große Stadt — ja, ja!"

Allgemeines Schweigen.

Die scheuen Augen des alten Mannes gingen hilfesuchend rundum, zuletzt blieben sie an der hellbrennenden Petroleumlampe haften. Er seufzte beklommen. In einer Ecke führten ein paar junge Leute ein halblautes Gespräch; die grelle Glocke der Pferdebahn erscholl. Eine Haltestelle. Einige stiegen aus. Die elegante Dame beeilte sich, einen leergewordenen Platz auf der anderen Seite einzunehmen. Jeder der Ein- und Aussteigenden stieß an die beiden mächtigen Bündel, die am Boden lagen und die der alte Mann umsonst unter die Sitzbank zu zwängen bemüht war.

Laute und leise Scheltreden ertönten, der Bauer wischte immer häufiger Stirn und Hände an dem groben Sacktuch ab. Zwei, drei weitere Haltestellen. „Ist das noch weit — bis Niederthor?" fragte er endlich bescheiden.

Zuerst antwortete ihm wieder niemand. Endlich kam eine Stimme aus der Ecke neben der Thür. „Noch zwei Stationen. Ich werde Ihnen sagen, wann es Zeit ist!"

„Dank' schön, lieber Herr!" Der Bauer sah erfreut nach der Richtung, aus welcher die Stimme kam. Sie gehörte einem gut gekleideten Herrn mittleren Alters mit einem ruhigen freundlichen Gesicht. Er nickte dem alten Landmann wohlwollend zu. Wie ihn dessen Erscheinung anheimelte und sogar die unschön breitgezogene Sprechweise! Die kannte er genau, die hatte er in seiner Kindheit täglich und stündlich gehört . . . es war seine Heimathsprache, und er mußte sie lieben, so wenig wohllautend sie klang! Sein Vater war ebenfalls ein Bauer gewesen, ein klein wenig ähnlich dem Mann, der dort drüben saß. Solch einen häßlichen, plumpen Stock hatte er auch gehabt und, wenn er einmal einen Ausflug unternahm, auch ein solch roth und weiß gewürfeltes Bündel. Der Fremde drückte die Augen ein und athmete tief. Im Geiste saß er jetzt in dem niedrigen Bauernstübchen mit dem säuerlichen herben Geruch — die Mutter webte — wie das kleine Schiffchen flog und wie der Webstuhl klapperte! Der Vater dampfte aus einer kurzen Pfeife, die Hauskatze lag spinnend im Sonnenschein, und die große Schwester brachte das frischgebackene Brot herein. Wie köstlich dies Landbrot duftete! Solches Brot hatte er nie wieder seither zu kosten bekommen!

„Niederthor!"

„Kommen Sie, guter Freund! Hier — halten Sie sich nur an den Lederriemen; das Fahren hat Sie schwindlig gemacht! Eins von den Bündeln nehm' ich Ihnen ab. Ach, Unsinn — schämen? So! Wo soll denn jetzt die Reise hingehen?"

„In die Akazienallee!"

„Sieh, sieh, da haben wir ja denselben Weg. Das trifft sich gut, denn sonst müßten Sie viel fragen, 's ist noch ein hübsches Stück dorthin, und bis da hinaus giebt's noch keine Pferdebahn, weil es eine neu angelegte Straße ist!"

Der Landmann schien immer noch vom Schwindel befallen zu sein. Er stand da und sah um sich mit erstaunten großen Augen, und halb unbewußt hielt er sich an einem stolzen Kandelaber fest, der seine vielen Flammen in die stille dunkle Nachtluft leuchten ließ. Es war ein sehr belebter Platz, die Haltestelle am Niederthor. Das Leben der Großstadt kam hier wie in einen Brennpunkt zusammen; von drüben strahlte elektrisches Licht, die

Omnibuſſe und Pferdebahnwagen klingelten und raſſelten, Equipagen ſauſten vorbei, Schutzleute zu Pferde erſchienen und riefen mit harter Stimme ihre Anordnungen in die Welt hinein; die Menſchen, die vorüberkamen, eilten — eilten — hatten ſie denn alle ſo unendlich viel zu thun? Es ging ja kein einziger von ihnen, ſo ſchien es dem Landmann, ſie ſtürzten, ſie jagten alle!

Der fremde Herr ſtand ganz geduldig, eines der Bündel in der Hand, neben ſeinem Schützling und wartete.

„Sie waren wohl lange nicht hier in der Hauptſtadt?“ fragte er nach einer Weile.

Wie aus einem Traume fuhr der Alte auf.

„Lange? Ach Gott, ich bin überhaupt mit meinem Fuß noch nie drin geweſen! Was ich kenn', das ſind bloß ſo kleine Städte, und auch in die komm' ich faſt nie!“

Ein Vierergug mit Kutſcher und Diener und hellbrennenden Laternen ſauſte vorüber.

„Saß da der König drin oder ein Herzog?“ fragte der Bauer flüſternd — die Ehrfurcht benahm ihm faſt die Sprache.

„Nichts davon! Irgend ein reicher Bankier — ein Kaufmann, meine ich! Viele halten ſich hier ſolche Wagen!“

„Was Sie ſagen!“

Wieder eine kleine Stille.

„Wollen wir jetzt gehen?“ fragte endlich der Fremde.

„Ja, jawohl — bitt' um Verzeihung! Das iſt mir doch — iſt mir doch alles wie ein Traum!“

Sie kreuzten, nicht ohne Hinderniſſe, den belebten Platz und bogen in eine breite Seitenſtraße ein. Ein lauer Märzwind ging, am Himmel ſchimmerten matt die Sterne durch einen leichten Wolkenflor.

„Wen wollen Sie denn aufſuchen heute abend, wenn es erlaubt iſt, danach zu fragen?“

„Ei freilich — ich wollt' ſchon alles erzählen, bloß — mein Gered' — mit dem feinen Deutſch geht das man ſo ſo!“

„Sprechen Sie doch wie daheim — ich bin aus Ihrer Gegend, ich werde Sie gewiß verſtehen.“

Der Landmann griff mit der freien Hand an ſeine Mütze.

„Das nicht, nein, das geht gegen die Ehr', und ich weiß auch, was ſich ſchickt für 'nen kleinen Mann. Mit Geduld wird's auch immer werden! Von unſerer Gegend haben Sie geſagt — ja, da werden Sie denn auch zu wiſſen bekommen haben, daß wir erſt ſeit ein paar Monaten die Eiſenbahn bis zu unſerer nächſten kleinen Stadt haben. Hat das lang' gedauert — o je! Mit der Bahn, mein' ich! Die Gutsherrſchaften rund herum und der Bürgermeiſter und was ſo ſonſt noch die Herren von Einſicht ſind ... rein die Finger haben die ſich abgeſchrieben, bis daß wir die Bahn bekamen. Und das Bauen nu erſt! Aber wie wir einmal ſoweit ſind, da hält mich auch kein Menſch mehr, und: ‚Mutter,‘ ſag' ich, ‚Mutter, keiner kann wiſſen, wie lang' daß er noch zu leben bekommt von unſerem Herrgott — jetzt reiſ' ich zum Leuchen, weil Du nicht kannſt, weil Du den kranken Fuß haſt!‘“

„Leuchen — das iſt wohl Ihre Tochter?“ ſchob der Zuhörer dazwiſchen und dirigierte ſeinen Begleiter um eine Ecke.

„Einz'ge Tochter! Sozuſagen einz'ges Kind, weil nämlich vier Kinder uns geſtorben ſind — waren auch zwei Jungens 'bei! Na, das Leuchen, das blieb aber, Magdalene eigentlich von Namen, wollte auch immer ſo gerufen ſein, iſt aber zu lang. Sehr klug und bildhübſch iſt die Ihnen geweſen, nichts dabei von uns Bauersleut', wie 'ne Advokatentochter, und darum auch mit dem kleinen Fräulein vom Gut erzogen. Bei 'ner richtigen, gelernten Gouvernante alles ausſtudiert, Franzöſiſch und Natur und Geographie — alles, auch ſogar Muſik! Und die Freundinnen lauter Damen, — kamen aber nie zu uns! Und dann, wie's Leuchen groß war, ſo achtzehn, neunzehn, ja, dann ſchreibt uns einer, mir und der Mutter, er hätt' ſie kennengelernt und möcht' ſie heirathen, in die Stadt natürlich. Er war Buchhalter damals, aber nicht hier, nein, ganz weit weg. Ja — nu aber was thun? Wir, die Mutter und ich, kennen ihn nicht, haben ihn nie geſehen, wiſſen nicht, ob er was zu leben hat und ſein ſicheres Brot, und ob er gut von Gemüth iſt ... aber das Leuchen, das wollt' ihn, wollt' ihn mit Gewalt! Und die Gutsherrſchaften ſchreiben und behorchen ſich über ihn und leſen uns vor. Ja, er iſt ſoweit ordentlich, und achthundert Thaler Geld das Jahr — achthundert Thaler Geld! Alſo in Gottesnamen! Aber keine Hochzeit bei uns — wie ſollt's auch? Eine Stub', zwar groß, aber man bloß eine, und 'ne Küche! Und weggereiſt mit Thränen, und geſchrieben, zu Anfang oft — ſchöne Briefe, wunderſchöne Briefe! Aber denn nu Kinderchens — und meine Alte hinge ſetzt und Wickelzeug gemacht und kleine feine Strümpf' geſtrickt! Und er, meinem Leuchen ihr Mann, aufgerückt — tüchtig, ſehr tüchtig bei ſeinem Geſchäft! Und nach ſechs, ſieben Jahren hierher in die große Stadt als Kaſſierer, Kaſſierer im großen feinen Bankgeſchäft!“ Der Alte warf einen triumphierenden Blick auf ſeinen Begleiter. Während er von ſeinem Schwiegerſohn ſprach, kam ein reſpektvoller Ton in ſeine Stimme.

„Das iſt Ihnen ein hoher Poſten, ſo was kann ſo leicht keiner!“ fuhr er dann eifrig fort. „All das viele Geld in Händen, Tauſende und Hunderttauſende, und nichts für ſich nehmen, nicht rühr' an! Er hat jetzt 'n hohes Gehalt, ich weiß ſchon gar nicht mehr, wie hoch!“

„Da ſchickt Ihnen die Tochter gewiß manches Hübſche aus der großen Stadt?“ fragte der Fremde.

„Das weniger, das nu weniger — aber wie ſoll ſie auch? Drei Kinderchen, und zwei tot — und prachtvoll begraben — die andern fein angezogen immer, und der Tochtermann kränklich, muß Wein trinken! Aber wie nu das Gered' ging wegen der Eiſenbahn, gleich hab' ich geſagt: wenn das wird, fahr' ich zum Leuchen, denn elf Jahr' nicht geſehen, Herrgott, elf Jahr'! Und wir beide ſind oft krank, Mutter und ich! Sie immer mit dem Fuß — ich Reißung im ganzen Körper, aber ſo 'ne Reißung, ſag' ich Ihnen! Kommt von naſſen Wänden, ſagt der Dokter, aber viel Miethe können wir nicht geben, drum bleiben wir ſchon in unſerer Stube. Heut um drei Uhr aus dem Bett aufgeſtanden — gewaſchen, angezogen, vier Stunden marſchiert, weil's keine Gelegenheit gab, zu fahren, und denn in die Eiſenbahn und bis um halb ſechs abends durchgefahren. Aber die Freud' von meinem Leuchen, die Freud'!“

„Haben Sie ihr denn geſchrieben, daß Sie kommen?“

Der Alte hüſtelte verlegen.

„Seh'n Sie, wir ſind von der alten Schul', die Mutter und ich; mit unſerem Geſchreib', da iſt das man ſchlecht — eigentlich iſt es gar nicht damit! Und ſchreiben laſſen, das wollten wir auch nicht ... und wozu auch? Ueberraſchen iſt ſchöner — das iſt Ihnen das Schönſte! Na, aber bloß die Freud' von der Leue!“

„Wann hatten Sie denn zuletzt Nachricht von ihr?“

„Ja, warten Sie 'mal — das kann ich gar nicht recht ſagen — elf Jahr' iſt ſie fort — und geſchrieben — auf letzte Weihnachten, denk' ich, hat ſie nicht geſchrieben ... es kann ſchon ein Jahr ſein, vielleicht noch 'n bißchen mehr!“

„Hm!“ Der freundliche Herr ſah ſeinen Reiſekameraden mit einem nachdenklichen Blick von der Seite an. „Was meinen Sie, wär' es nicht beſſer, Sie übernachteten heute in einem Gaſthaus — ich weiß ein anſtändiges und billiges hier in der Nähe — und ſuchten erſt morgen Ihre Frau Tochter auf? Ich könnte ihr Botſchaft ſchicken — —“

„Aber nein! Aber nein! Das iſt ja denn gar nicht die richtige Freud' für die Leue! Grad', daß ich hingeh' — und da bin ich — und denn nimmt ſie mich auf, und acht Tage kann ich wegbleiben, die Mutter weiß es, daß ich mir die Stadt anſeh' — und die Kinder, die Kinder! Ich hab' auch 'was mitgebracht für die Leue und die Kinder von daheim! In dem Pack, den Sie tragen, ſind meine Sonntagskleider und die guten Stiefeln — aber im andern, in dem, den ich hab', da iſt Landbrot drin und Fladen! Mutter hat beinah' die ganze Nacht durch gebacken, denn ſo 'was giebt's nicht in großen Städten, und der Fladen iſt ſchön aufgegangen! Ich ſollt' auch unterwegs eſſen davon, aber glauben Sie denn, ich hätt' können einen Happen 'runterbringen? Soviel zu ſehen und denn immer die Gedanken an die Freud' von meiner Leue! Haben Sie auch Kinder?“

„Nein!“

„Ach Gott, ſchad'! Dann können Sie ſich auch meine Freud' nicht vorſtellen! Haben wir noch weit?“

„Nicht mehr weit! Die nächſte Straße ſchon! Welche Hausnummer iſt es denn?“

„Nummer fünfundachtzig!“

„Schön! Ich bringe Sie bis dorthin — ich ſelbſt habe etwas in Nummer achtzig zu thun, das Haus liegt dem Ihrigen ſchräg gegenüber!“

„Aber iſt das 'mal geſchickt! Sie hat mir der liebe Gott auf den Weg gegeben, wie wollt' ich das ſonſt gefunden haben! Und auf 'nen Wagen reicht mein Geld nicht; und fragen — ſie haben hier alle ſoviel zu thun, da ſteht einem keiner Red' und Antwort! Bei Ihnen iſt das auch bloß, weil Sie von zuhauſ' ſind!"

Der Geprieſene lächelte ein wenig und machte zugleich vor einem ſtattlichen Hauſe Halt, deſſen erſte Fenſterreihe hell erleuchtet war.

„Der Name Ihrer Frau Tochter?" fragte er.

„Willdorf heißt der Herr Sohn!"

Der Fremde horchte bei Nennung des Namens betroffen auf und ſah den Alten unſchlüſſig an — endlich ſagte er: „Hier iſt es — eine Treppe hoch!"

Der Alte trat bis in die Mitte der Straße zurück und beſah ſich kopfſchüttelnd das Haus.

„So groß und ſo fein! Bei uns kann ich mit der Hand aufs Dach greifen! Ja, ſo die Stadt! Adieu, und ich dank' auch vielmal!"

„Und Ihr Bündel?"

„O Gott — der Sonntagsrock und die guten Stiefel! Das macht, weil mir das Herz ſo klopft! Nein, bloß die Freud', die Freud' von meinem Kind!"

Der Fremde drückte auf die Glocke, die hohe Hausthür ſprang auf. „Nun alſo, Gott befohlen, Landsmann! Und — — und" — er ſchien noch etwas hinzufügen zu wollen, unterdrückte es aber.

Der Alte antwortete nicht. Er ſtand ſchon in dem geräumigen, ſchön erleuchteten Treppenflur, ſtaunte die Figuren in den Niſchen an, die Treppenläufer, die auf jeder Stufe von einem blanken Meſſingſtab feſtgehalten wurden, das zierliche Geländer, die großen Topfpflanzen auf den Treppenabſätzen. Langſam ſtieg er empor. Eine große Milchglasſcheibe, die faſt die ganze Breite der Thür einnahm, daneben ein Porzellanknopf und ein Schild: „A. Willdorf". Wie verzaubert ſtarrte der Bauer darauf hin. Mit dem Leſen ging es etwas beſſer als mit dem Schreiben — er buchſtabierte ſich das Wort zuſammen. Zaghaft drückte er endlich auf den Knopf — ein heller, ſchriller Laut wurde hörbar. Hinter der großen Glasſcheibe bewegten ſich ein paar Schatten lebhaft hin und her. „Das wird der Konditorgehilfe mit den Torten ſein, Karoline!" hörte der Alte eine wohlklingende Stimme ſagen, die ihm alles Blut im Herzen ſtocken ließ. „Schicken Sie ihn ja nicht eher fort, als bis ich die Torten geſehen habe! Vielleicht iſt es auch der Gärtner mit den Cotillonſträußchen, der einmal wieder zu früh kommt — ich habe ihn erſt auf Zehn beſtellt! Haben Sie die Fruchtſchalen herausgenommen, Frau Wegner? Laſſen Sie nur, ich komme ſchon!"

Bei den letzten Worten wurde die Thür geöffnet, ein Dienſtmädchen mit einer ſchneeweißen Schürze und hochgerötheten Wangen erſchien und prallte beim Anblick des weißhaarigen alten Mannes erſchrocken zurück. „Gott, ich dachte, der Konditor — zu wem wollen Sie denn?"

„Ich — ich — meine — Frau Willdorf —" ſtammelte der alte Mann mühſam.

„Sie ſind wohl fehlgegangen! Und dann — die gnädige Frau iſt gar nicht zu ſprechen, ſie iſt nicht zu Hauſe!"

„Was iſt denn, Karoline? Eine Bettelei? Wie oft hab' ich Ihnen ſchon geſagt, Sie ſollen ſich auf keine Verhandlungen einlaſſen! Thür zu, und fertig!"

„Lenchen!" rief der Bauer, ließ Stock und Bündel fallen und breitete weit die Arme aus.

„Iſt das — das iſt doch nicht —"

Die Dame, die jetzt in der offenen Thür ſichtbar wurde, war ſchon in voller Geſellſchaftstoilette, ſie trug ein hellröthliches Seidenkleid, das vortrefflich zu ihren braunen krauſen Haaren und ihrem feinen Geſicht paßte, und blaſſe Theerosen auf der Bruſt; die Schleppe des Kleides hatte ſie einſtweilen hoch aufgeſteckt, um beim Gehen und Hantieren nicht gehindert zu ſein. Alles in allem eine auffallend hübſche ſtolzgewachſene junge Frau, der man in keiner Miene, keiner Bewegung die Verwandtſchaft mit dem unbeholfenen alten Mann anſah.

Jetzt ſtarrten ihre großen hellen Augen erſchrocken, beinahe entſetzt, in das Geſicht des unerwarteten Gaſtes; ſie traf auch keinerlei Anſtalt, in die ihr entgegengebreiteten Arme zu eilen. Einen raſchen, forſchenden Seitenblick warf ſie auf das Mädchen und die Kochfrau, die beide unthätig, mit neugierigen Geſichtern, daſtanden, dann murmelte ſie halblaut: „Nicht hier! Jetzt nicht! Hier herein!" Sie öffnete eine Thür zur Rechten und winkte mit einer ungeduldigen Gebärde dem Alten, ihr zu folgen. Er war gänzlich benommen, ſtolperte über ſeine Bündel, während er ſie aufheben wollte, und ſtotterte unzuſammenhängende Worte heraus. Die junge Frau ergriff zuletzt ſelbſt eines der Bündel und ſchritt damit voraus in das Zimmer, deſſen Thür ſie geöffnet hatte.

Dieſes war ein großes, ſchönes Gemach, glänzend erleuchtet, mit geſchnitzten Möbeln und einem prachtvollen Büffett aus Eichenholz. Eine mit blendend weißem Damaſt gedeckte Tafel in Hufeiſenform wies einen Ueberfluß an ſpiegelndem Silber und Kryſtall, an Blumen und Weinflaſchen auf. Frau Willdorf zog den Alten haſtig an der Hand weiter.

„Wir haben Beſuch heute abend, Geſellſchaft — Du ſiehſt — dreißig Couverts — es iſt — ich habe alle Hände voll zu thun, weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht — der Bankdirektor, die Herren vom Komite, der Aufſichtsrath! Tritt leiſe auf, dort iſt Arthurs Zimmer, er darf nicht wiſſen, daß Du da biſt!"

Sie waren in einen zweiten Raum gelangt, in den Salon, der ebenfalls hell erleuchtet und noch eleganter ausgeſtattet war; eine Nebenthür führte in das Zimmer des Hausherrn.

Leiſe, langſam ſchlich der alte Mann in ſeinen plumpen, knarrenden Stiefeln über das ſpiegelnde Parkett, überallhin furchtſame Blicke werfend. Jetzt ein kleineres Gemach, mit weichen dunkeln Teppichen und Vorhängen, dann ein ſchmaler Gang und wieder eine Thür, hinter der lautes helles Lachen und Schwatzen erklang.

Die junge Frau athmete hoch auf, als ſei ſie hier vor irgend einem Feinde in Sicherheit. „Die Kinder!" ſagte ſie halblaut. „Sie ſollten ſchon zu Bett ſein, allein ich kann mich nicht um ſie bekümmern. Sie haben ſonſt ein anderes Zimmer, ich müßte das aber zur Damengarderobe nehmen!"

In dem kleinen Stübchen brannte eine Hängelampe, drei Kinderbetten ſtanden an den Wänden. Ein etwa ſechsjähriger Junge, halb entkleidet, hatte eine Schachtel Zinnſoldaten auf dem Tiſch umgeſtürzt und begann, ſie in Reih und Glied aufzuſtellen. Ein ſehr hübſches zehnjähriges Mädchen in einem weißen geſtickten Kleide, mit langen Locken, ſtand vor einem Querſpiegel und zupfte emſig an ſeiner blauſeidenen Schärpe. Beide Kinder ließen im höchſten Erſtaunen die Hände ſinken, als ſie die Mama in dieſer ſonderbaren Begleitung eintreten ſahen.

„Nun — — ſo kommt her, gebt eine Hand, ſagt guten Abend — das iſt Euer Großpapa!"

Der Knabe ſah betroffen auf, das Mädchen warf den Kopf zurück und rührte ſich nicht.

„Habt Ihr nicht verſtanden?" fragte die Mutter mit verſchärfter Betonung. „Herkommen ſollt Ihr und eine Hand geben!"

Sie näherten ſich nun beide, jedoch langſam und zögernd. Das Mädchen rührte kaum mit den zarten Fingerſpitzen an die grobe rauhe Hand des Alten, der Junge reichte ſeine Rechte hin, rieb ſie dann aber ſofort ſorgfältig an ſeinem Höschen ab.

„Wie — wie geht es Dir denn — Vater?" Die junge Frau ſtreifte flüchtig mit ihren Lippen die runzlige Wange des Alten. „Das iſt ja ſchön, daß Du uns einmal beſuchſt — es iſt nur, — heute paßt es gar zu ſchlecht — ein unglückſeliges Zuſammentreffen. Biſt Du immer geſund geweſen? Und die Mutter auch?"

Der alte Mann blieb einſtweilen ſtumm. Immer von neuem gingen ſeine hellen, kindlichen Augen in ungläubigem Erſtaunen über die Dame im eleganten Seidenkleide hin. Das, das ſollte ſein Lenchen ſein, das früher ſo zahlloſe Male auf ſeinen Knien eingeſchlafen war, das in dem niederen Bauernhäuschen ſo luſtig geſpielt hatte, für das er jeden Abend betete? Und das waren ihre Kinder, die feinen zarten Püppchen mit dem gekräuſelten Haar und den geſtickten Kleidern — das ſollten ſeine Enkel ſein?

„Ihr ſeid immer geſund geweſen?" wiederholte Frau Willdorf.

„Dank der Nachfrag' — ja — nein — die Mutter liegt wohl faſt immer — und ich — ich hab' meine Reißungen — die Wohnung iſt ſo naß —"

„Ja," unterbrach ſie ihn haſtig, „ja, ich weiß! Ihr werdet Euch gewundert haben, daß wir Euch nichts ſchicken, aber,

Affenjagd in der Savanne von Kinsembo.
Nach einer Zeichnung von Fr. Specht.

wirklich — wir haben es recht knapp. Arthurs Gehalt reicht immer nicht — und unſere vielen Verpflichtungen — wir können uns wenig erlauben, wir müſſen uns ſo manches verſagen."

Er erwiderte nichts. Sein Blick ging nur immer zwiſchen ihr und den Kindern hin und her.

Die Thür wurde vorſichtig geöffnet.

„Gnädige Frau, der Konditor!"

„Ich komme! Entſchuldige, Vater! Ich werde hoffentlich noch einmal wiederkommen können. Elli, Woldemar — ſeid recht artig mit Großpapa!" Damit war ſie raſch zur Thür hinaus.

Eine lange Stille. Der kleine Junge ſtand breitſpurig, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, vor dem Alten und ſtarrte ihm unverwandt ins Geſicht. Das Mädchen, das ſchon beſſere Lebensart hatte, warf nur zuweilen unter den langen Wimpern hervor einen ſcheuen Seitenblick auf ihn.

„Das iſt doch nicht wahr, daß Du unſer Großpapa biſt!" unterbrach endlich der Knabe das Schweigen. „Papa ſagt immer, unſere Großeltern, die ſind tot!"

„Sei doch nicht dumm, Woldemar!" belehrte die Schweſter. „Das ſind ja Papas Eltern, und der Großpapa war Juſtizrath! Aber dies iſt Mamas Vater, und von dem weiß ich ſchon lange" — ſie zog den Bruder an ſich und flüſterte ihm, freilich hörbar genug, ins Ohr — „daß er bloß ein Bauer iſt!"

In dem Geſicht des Alten zuckte es. Er rechnete nicht damit, daß Kinder einen kleinen Geſichtskreis haben und in ihrer Neugier und Unbefangenheit oft grauſam ſind. Das waren Leuchens Kinder, die er mit Entzücken an ſein Herz hatte drücken wollen!

Er war müde zum Umſinken, und ſeine Tochter hatte nicht einmal daran gedacht, ihn nur zu fragen, ob er ſich nicht ausruhen wolle, ihm nur einen Stuhl anzubieten! Er war auch ſeit langen, langen Stunden ganz nüchtern! Und hier im Hauſe hielten ſie ein Gaſtmahl — ob es ihnen wohl einfallen würde, dem alten Vater ein Glas Wein zu geben?

Ihm ging das nur ganz flüchtig durch den Sinn, wie traumhaft .. er war zu wirr, um einen Gedanken feſthalten zu können.

„Du bleibſt doch aber nicht hier?" fragte der Junge weiter. Die Schweſter ſtieß ihn von der Seite an und machte ein unwilliges Geſicht; wie konnte man nur ſo dumm fragen!

„Ich — ich — weiß nicht, nein — ich kann wieder gehen!" ſtotterte der Gefragte.

Das Mädchen ſuchte den Bruder an der Hand fortzuziehen, allein er widerſtrebte. Der ſeltſame Beſuch intereſſierte ihn doch! „Was iſt da drin?" fragte er nach einer Pauſe und ſtieß mit dem Fuß an eines der Bündel. „Haſt Du uns etwas mitgebracht?"

Der alte Mann bückte ſich wortlos, löſte die derben Knoten und ließ das große Schwarzbrot, von dem ein tüchtiges Stück abgeſchnitten daneben lag, ſowie den braunglänzenden, drei Finger dicken „Fladen" ſehen.

„Ach!" machten beide Kinder enttäuſcht.

Der Großvater hielt ihnen ein Stück von dem Kuchen hin.

„Das eſſen wir nicht!" ſagte das Mädchen hochmüthig, und Woldemar fügte hinzu: „Wir bekommen morgen von allem Schönen, was es heute giebt, Torte, auch Faſan, und Nachtiſch — Bonbons, Chokolade und alles!"

Die Lippen des Alten fingen an zu zittern. Mit bebenden Händen nahm er das Backwerk, das ſeine kranke Frau in der Nacht für die Tochter und die Enkelkinder bereitet hatte, und legte es in das Bündel zurück.

„Ja, und ich darf für eine halbe Stunde in den Salon kommen und ‚Guten Abend' ſagen, bis die Gäſte alle verſammelt ſind!" betonte das Mädchen und zupfte von neuem an ſeiner Schärpe. „Woldemar darf das noch nicht und Nora erſt recht nicht — die iſt noch viel zu klein! Die ſchläft ſchon!"

Erſt jetzt gewahrte der Bauer, daß in einem der Bettchen ein Kind lag — ein kleines Geſchöpf von kaum zwei Jahren, den blonden Kopf tief in die Kiſſen gewühlt, die dicken geballten Händchen gegen die Bruſt gedrückt. Der Alte ging auf den Zehen näher und neigte ſich tief über das unſchuldige, ſchlafende Geſichtchen. Er konnte es nicht hindern — eine helle Thräne fiel auf das weiße Kiſſen. Und das Kind, als fühlte es ſeinen Blick, ſchlug langſam die Augen auf, große lichtblaue Augen, die ohne jedes Erſtaunen und ohne Furcht in das faltige Antlitz ſahen. Dann verklärte ein freundlicher Schimmer das kleine ſchlummermüde Geſicht, die geballten Händchen löſten ſich, winzige ſammetweiche Fingerchen hoben ſich empor und betaſteten die welken Wangen des alten Mannes, und ein ſonniges Lächeln lag um Augen und Lippen. So, genau ſo, hatte das Leuchen geblickt und gelächelt und den Vater geſtreichelt, als es noch klein war.

„Du Kind, Du Engel, Du!" ſagte er mit gebrochener Stimme und küßte die zarten Händchen. „Mein Leuchen!"

„Sie heißt aber nicht Leuchen, ſie heißt Nora!" belehrte wiederum das Mädchen. „Wenn ſie jetzt nur nicht weint!"

Nein, ſie weinte nicht. Und nun that ſich auch die Thür auf, und Frau Magdalene Willdorf kam wieder ins Zimmer. Sie hatte die Schleppe losgemacht und das ſchwere Seidenkleid rauſchte und raſchelte majeſtätiſch hinter ihr her.

„Der Konditor war da — auch der Wein — der Gärtner mit den Sträußen!" rief ſie aufgeregt. „Und ich muß mich um alles ſelbſt bekümmern! Die erſten Gäſte müſſen jeden Augenblick kommen — mir war eben, als hörte ich ſchon einen Wagen vorfahren! Gottlob" — ſie ſeufzte tief auf — „Arthur wenigſtens hat nichts gemerkt!"

Ihr Vater ſah ſie fragend an.

„Siehſt Du," fuhr ſie haſtig, die Stimme dämpfend, fort, „es iſt ja ſchlimm, aber ich muß es doch ſagen — Arthur iſt zu ſonderbar, und darin eben, in dem einen Punkt, unerbittlich ſtreng. Er hat es mir zur Bedingung gemacht — geht einmal dort aus Fenſter, Kinder, Ihr braucht nicht jedes Wort zu hören — ja, alſo er hat es mir zur Bedingung gemacht, daß ihm niemand von meinen Angehörigen vor Augen kommt!"

„Ich will das gar nicht!" Der Alte hob den Kopf. „Ich hab' nichts zu bitten von meinem Herrn Sohn!"

„Still, ſtill, Vater! Die Kinder! Natürlich nicht — gewiß willſt Du um nichts bitten, aber — ich konnte ja nicht ahnen, daß Du ſo plötzlich hierherkommen würdeſt, ſonſt — ſonſt hätte ich Dir geſchrieben —" Sie vollendete nicht.

„Wo wohnſt Du hier?" fing ſie dann wieder an. „Ich meine, wo biſt Du abgeſtiegen? Iſt es ein anſtändiger Gaſthof hier in der Nähe? Kann man Dich da einmal beſuchen? Du wirſt Dir natürlich gründlich die große Stadt anſehen wollen —"

„Ich — ich hatte noch kein —" begann der Alte ſtotternd, dann mit einem Male ermannte er ſich. „Ich geh', Magdalene!" ſagte er, und in ſeine ſchwankende Stimme war ein fremder, harter Ton gekommen. „Ich bin Dir zuviel hier, das ſeh' ich ja! Ich hab' mir das anders gedacht, aber ich bin vom Dorf, ſolch' ein einfältiger alter Bauer — wie kann der wiſſen, wie's in der großen Stadt zugeht!"

Er bückte ſich und raffte die beiden Bündel vom Boden auf.

Seine Tochter war dunkelroth geworden. Augenſcheinlich kämpfte ſie mit ſich. „Aber Du kommſt wieder, Vater, nicht wahr, Du kommſt wieder? Vielleicht morgen gegen zwölf Uhr, obgleich ich dann alles aufzuräumen habe! Allein um die Zeit iſt gerade mein Mann —"

„Nein!" unterbrach er ſie herb. „Ich komm' nicht wieder, nicht morgen, nicht übermorgen! Ich gehör' hier nicht her!"

Sie wollte einlenken, ihn beſchwichtigen, vielleicht ſchwebte ihr ein erſtes herzliches Wort auf der Lippe . . . da öffnete ſich die Thür von neuem.

„Gnädige Frau — Herr und Frau Bankdirektor ſind da, und unſer Herr fragt, wo gnädige Frau bleiben!"

„Sofort, ich bin ſofort da! Arthurs Vorgeſetzter! Adieu, Vater, bleib' geſund, grüß' die Mutter! Vielleicht, wenn Du ein andermal kommſt und ich weiß es vorher —"

Wieder ſtreifte ihr Mund ſein Geſicht. Er erwiderte kein Wort, ſeine Augen hingen mit einem eigenthümlichen Ausdruck an ihren aufgeregten Mienen — es war ein Blick, welcher der eleganten Dame das Blut ungeſtüm in die Wangen trieb.

„Mama, ich geh' mit Dir!" rief Elli und hing ſich der Mutter an den Arm.

„Führe Großpapa hinaus, Woldemar, über die Hintertreppe, hörſt Du? Ihr geht durch Karolinens Zimmer! Zieh' Dir raſch die Bluſe an —" Die letzten Worte rief Frau Willdorf ſchon von der Schwelle, den Kopf halb über die Schulter zurückgewendet, ihr Töchterchen an der Hand.

„Sei recht vergnügt heut' abend!“ sagte der Alte und nickte still vor sich hin, als sei er sich des Doppelsinns seiner Worte recht wohl bewußt.

Im Rahmen der Thür drehte sie sich noch einmal um; das Licht der Hängelampe fiel hell auf die gebeugte Greisengestalt, auf das spärliche weiße Haar — sie hat die Erscheinung später oft, oft im Wachen und im Traum so vor sich gesehen!

„Vielleicht bist Du müde und ruhst hier noch aus!“ warf sie zaghaft hin, doch er schüttelte nur stumm den Kopf. Dann fiel die Thür hinter ihr ins Schloß, und sie war gegangen.

Der freundliche Herr, der sich unterwegs des alten Bauern angenommen hatte, trat aus dem Hause Nummer achtzig und sah nachdenklich zum Himmel auf, während er seinen Handschuh zuknöpfte. Die Sterne schimmerten nicht mehr, eine gleichmäßige Wolkenschicht überzog den Himmel, dann und wann fiel ein vereinzelter Regentropfen herab, und der Wind ging mit einem schwachen Klageton. Der Herr stand zögernd und überlegte, ob er zurückgehen und sich einen Schirm ausbitten sollte.

Da sah er quer über den Straßendamm eine gebückte Gestalt daherkommen, die ihm sofort bekannt erschien. War das nicht — wahrhaftig, ja, das war der Alte, mit dem er vor kaum einer halben Stunde hier in der Akazienallee angekommen war! Ohne zu zaudern, ging er ihm rasch entgegen.

„Nun, guter Freund, da sind wir ja wieder! Und so schnell? Haben Sie die Frau Tochter nicht daheim gefunden? Aber oben in ihrer Wohnung sind doch alle Fenster hell!“

Der alte Mann antwortete eine ganze Weile kein Wort, sondern ging nur still neben dem Fremden her.

„Lieber Herr,“ sagte er zuletzt, und die Stimme wollte ihm nicht so ganz gehorchen, „Sie sind so sehr gut zu mir gewesen, und ich bin ganz glücklich, daß Sie wieder da sind — der liebe Gott hat Sie geschickt, und dafür dank' ich ihm! Nun hätt' ich noch was zu bitten, es ist aber sehr was Großes, und so gut wie Sie auch sind — ich weiß doch nicht, ob Sie mir das auch noch thun werden!“

„Nur zu! Wenn ich irgend kann, thu' ich es gewiß, und thu' es auch gern!“

„Dank' vielmal! Es ist schon spät, und Sie haben vielleicht zu thun — aber wenn Sie mich möchten zum Bahnhof bringen, zu demjenigen, mein' ich, der für unsere Gegend ist, und sagten mir, wann der nächste Zug nach Hauf' geht —“

„Wie?“ rief der andere im äußersten Erstaunen. „Sie haben eine solche Reise hinter sich, und es war Ihr Vorhaben, acht Tage hier zu bleiben — und nun wollen Sie heute mit dem Nachtzug schon wieder fort? Das halten Sie ja gar nicht aus!“

„Ach ja, lieber Herr, das halt' ich Ihnen schon aus! Ich hab' mehr durchgemacht wie das, und was der Körper vom Menschen auszuhalten hat, das ist oft nicht sein Schlimmstes!“

„Ja — aber Ihre Frau Tochter — weiß die es denn auch, daß Sie gleich wieder gehen wollen, und was sagt sie dazu?“

Es kam keine Entgegnung. Der Alte wiegte nur langsam den Kopf hin und her und athmete tief und mühsam, beinahe klang es wie ein unterdrücktes Schluchzen. Endlich fragte er kleinlaut: „Wollen Sie mir die große Gefälligkeit anthun?“

„Aber natürlich, von Herzen gern. Nein, nein, keinen Dank — ich habe Zeit genug dazu! Kommt da nicht eine Droschke? Kutscher, he! Zum Ostbahnhof, und rasch! Ich glaube, der Zug, den Sie brauchen, geht in einer guten halben Stunde!“

Er half dem alten Mann die Bündel in den Wagen legen, bezahlte den Kutscher schon jetzt und stieg nach seinem Schützling ein. Er fragte nicht weiter, er ahnte ungefähr den Zusammenhang der Dinge.

Schweigend fuhren sie dahin. Die Pferdehufe klapperten taktmäßig auf dem Asphalt; zu dem offenen Wagenfenster schlug eine feuchte dumpfige Luft herein. — Jetzt verstärkte sich der Lärm, und in einiger Entfernung tauchten die Lichtermassen des Bahnhofsgebäudes vor ihnen auf.

Ein Stoßen, Drängen und Treiben im Wartesaal, an den Schaltern — ein Durcheinanderrennen, Rufen und Fragen. Mitten drin der alte Mann mit verwirrter eingeschüchterter Miene, mit feuchten gerötheten Augen. Er hatte geweint — es war kein Zweifel!

Sein freundlicher Beschützer hatte ihm bald einen möglichst guten Platz in einem Wagen dritter Klasse verschafft, drückte ihm die Hand und nahm freundlich seine unbeholfenen Dankesworte entgegen. Wie er in das gute alte Gesicht sah, sagte er leise und herzlich: „Mein guter Freund, es thut mir leid um Sie — aber wer kann wissen, wozu es gedient hat, daß Sie hier die große Freude, die Sie erhofften, nicht gefunden haben!“

Da zuckte es um Augen und Lippen des alten Mannes, und leise wiederholte er: „Meine Freud', meine große Freud'!“

Dröhnend fällt Thür um Thür ins Schloß, langsam setzt sich der Zug in Bewegung.

Der Fremde sieht ihm nach, bis die rothen Lichter in der Ferne verschwinden, dann macht er sich auf den Heimweg. Er ist tief in Gedanken. Sie sind mit dem alten Mann beschäftigt, aber auch mit der seltsamen Fügung, die ihm diese Begegnung gerade jetzt, gerade heute vermittelt hat. Ist das nun blinder Zufall, ist es ein höherer Fingerzeig? In seiner weichen, mitleidsvollen Stimmung ist er sehr, sehr geneigt, das letztere zu glauben. Während seiner langjährigen Juristenlaufbahn hat er häufig genug Gelegenheit gehabt, das wunderbare Ineinandergreifen menschlicher Geschicke, das Walten einer höheren Macht, die Unlösbares entwirrte, Dunkles erhellte, zu beobachten. So auch heute. Willdorf, Kassier Willdorf — den Namen kannte er ja, die „Sache“ war ihm übergeben worden, der „Fall“ war reif! Wie nun — wenn die Tochter sich ihrer kindlichen Pflichten erinnert, wenn sie den alten Vater gastlich aufgenommen, ihn für einige Tage in ihrem Hause beherbergt hätte? Viel, viel vernichtender noch als die Herzlosigkeit seines Kindes hätte den harmlosen Alten die Erkenntniß getroffen, daß der Schwiegersohn, auf dessen Geschicklichkeit und unantastbare Ehrlichkeit er so unsäglich stolz war, ein gemeiner Dieb und Betrüger, daß sein „Lenchen“ dabei die Mitwisserin, wahrscheinlich sogar die Helfershelferin war; daß aller Glanz und Reichthum, der ihn so verblüfft und geblendet, unrechtes Gut und die Anklage gegen den samt dem Vorstand der Bank des Unterschleifs verdächtigen Kassier Willdorf bereits aufgesetzt war! So aber — in sein abgelegenes Dorf verirrte sich kaum eine Zeitung, und wenn es geschah das Lesen war seine Sache nicht, er würde wohl kein Wort erfahren. Die Tochter hatte lange Zeit nicht geschrieben, sie würde weiter schweigen, und nach ihrem heutigen Benehmen gegen den Vater würde dieser sicher keine Nachricht von ihr erwarten.

Staatsanwalt Martin, so hieß der freundliche Beschützer des alten Mannes, hatte während all dieser Betrachtungen sein Haus erreicht und öffnete die Thür mit einem Drücker. In seinem Arbeitszimmer brannte Licht, Schlafrock und Pantoffeln waren bereit, auf einem Seitentischchen brodelte Wasser im Theekessel über einer bläulichen Flamme. Wein und kalte Küche war daneben aufgetragen.

Der Staatsanwalt machte sich's behaglich, aber er that es mit einem Seufzer. Der alte Mann, der jetzt traurig und enttäuscht durch Nacht und Nebel nach seinem heimathlichen Dorf zurückfuhr, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Das Essen mundete ihm nicht, der Wein war ihm herb auf der Zunge. Er fand wieder einmal, daß er für einen Juristen um fünfzig Prozent zuviel Gemüthsmensch sei. Endlich zog er am Glockenzug. Ein hagerer grauhaariger Mann, sein „Faktotum“, erschien.

„Die Akten ‚Willdorf‘ möchte ich haben. Im zweiten Fach rechts im Aktenschrank!“

„Sehr wohl!“

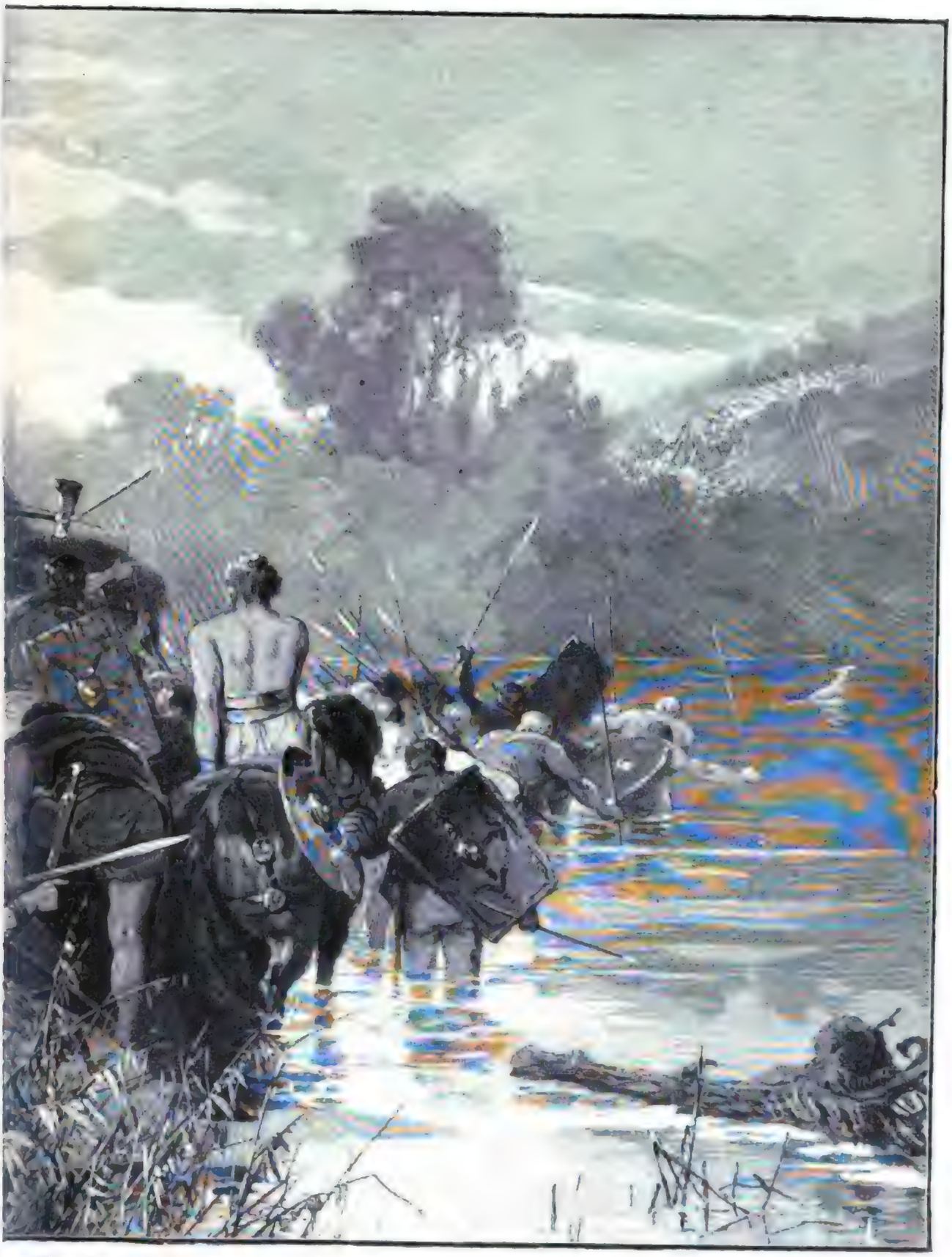
Er kannte den Fall genau — dennoch prüfte er noch einmal alles sorgfältig. Ihm war, als sehe ihm ein greises Haupt mit hellen schüchternen Kinderaugen über die Schulter, und diese Augen forschten ängstlich in seinem Gesicht, ob nicht ein mildernder Umstand — —

Nein! Weder Krankheit noch Mangel an Einkommen, weder schrankenloser Wohlthätigkeitssinn noch Unterstützung bedürftiger Freunde — die nackte Verschwendungssucht, das Bestreben, es anderen zuvorzuthun, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen! Da war nichts zu retten!

„Mein armer Alter! Das Schicksal, das Dir so grausam scheinen muß, hat es noch gnädig genug mit Dir gemeint! Eine herbe Enttäuschung hast Du erfahren, um vor einer noch herberen bewahrt zu bleiben. Wärst Du auf Deinem stillen Dorf geblieben, hättest Du Dich nie in die große Welt gewagt! Denn diese große Welt gönnt selten uns armen Menschenkindern eine echte Freude!“

Chlodwigs Uebergar

Originalzeichnun



ag über den Main.

g von A. Bick.

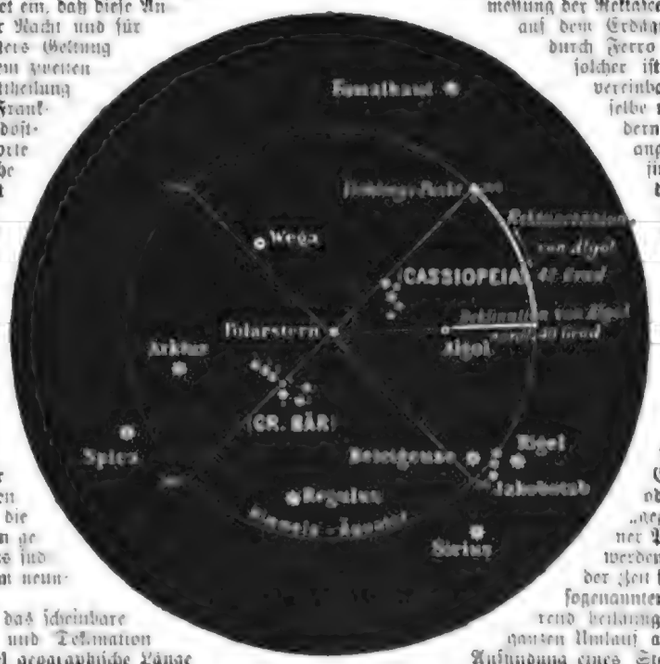
Digitized by Google

Die Astronomie auf der Straße.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dem Leser dürfte bekannt sein, daß die meisten größeren Tageszeitungen regelmäßig etwa zu Anfang eines Monats den Stand der Hauptplaneten mitzutheilen pflegen. Dies ist deshalb nothwendig, weil die Planeten in einer gewissen komplizierten Weise ihren Ort unter den übrigen Sternen fortwährend wechseln. Die Mittheilung ihres jeweiligen Orts geschieht durch Angabe ihrer „Rektascension“ (gerade Aufsteigung) und „Deklination“ (Abweichung); es handelt sich also nur darum, erstens die Bedeutung der Rektascension und Deklination zu erklären und zweitens zu erläutern, weshalb die Mittheilung gerade dieser beiden Größen zur Sternbestimmung nothwendig ist und ausreicht.

Betrachten wir zur Nachtzeit irgend einen Stern, z. B. den „Arktur“, und fragen uns, wie seine Lage am Himmel am einfachsten bestimmt werden kann, so liegt bei oberflächlicher Ueberlegung der Gedanke am nächsten: durch seine Höhe über dem Horizont und den auf seinem Höhenkreis gemessenen Abstand von einem festen Anfangspunkt, z. B. vom Meridianpunkt. Aber bald leuchtet ein, daß diese Angabe nur für eine bestimmte Zeit der Nacht und für einen bestimmten Ort des Beobachters Geltung hätte; sie wäre — wenigstens aus dem zweiten Grunde — für eine allgemeine Mittheilung ebenso ungeeignet wie die folgende: Frankfurt a. M. liegt fünfzig Kilometer nordöstlich. Wir haben also zwei die Sternorte bestimmende Größen aufzusuchen, welche für jede Zeit und für jeden Standort auf der Erdoberfläche dieselben bleiben.



Nun wird auf der Erdoberfläche ein Punkt bekanntlich durch seine geographischen „Koordinaten“, seine geographische Länge und Breite festgelegt: die Länge wird von einem vereinbarten ersten Meridian aus in einer ebenfalls vereinbarten Richtung, nämlich von Westen nach Osten, gezählt; die Breite vom Aequator aus nach Norden oder Süden abgemessen. Als Einheit für die Längen wird entweder der Grad oder die Stunde gewählt, also der Aequator entweder nach 360 Graden oder nach 24 Stunden eingetheilt; die geographische Breite wird nach Graden gemessen, indem man vom Aequator aus südlich und nördlich von nullten bis zum neunzigsten Grade fortschreitet.

Analog ist für die Himmelskugel, das scheinbare Himmelsgewölbe, die Rektascension und Deklination genau dasselbe, was für die Erdkugel geographische Länge und Breite ist.

Die Erdachse, die Verbindungslinie des Nordpols und Südpols, schneidet verlängert die Himmelskugel in deren Polen; der eine, der Nordpol des Himmels, fällt nahezu mit dem Polarstern zusammen. Denkt man sich ebenso die Ebene des Erdäquators erweitert, so schneidet sie die Himmelskugel in einem größten Kreise, dem Himmelsäquator. Wie jeder Punkt der Erdoberfläche so beschreibt auch jeder Stern der Himmelskugel täglich einen Kreis um die Himmelsachse; einen um so kleineren, je näher der Stern dem Polarstern liegt (z. B. die Sterne des Großen Bären, die für uns niemals untergehen), einen um so größeren, je näher er dem Aequator liegt. Entsprechend der geographischen Länge wird die Rektascension auf dem Himmelsäquator gemessen, entsprechend der geographischen Breite die Deklination vom Aequator aus nördlich oder südlich nach den Himmelspolen zu.

Um uns also am Himmelsgewölbe den Himmelsäquator vorstellen zu können, haben wir uns an demselben einen Kreis zu denken, der vom Polarstern überall um einen Viertelskreisbogen absteht; folglich wird für einen Beobachter am Nordpol, wo der Polarstern im Zenith steht, der Himmelsäquator mit dem Horizont zusammenfallen, während in unseren Breiten der Himmelsäquator ein Kreis sein wird, der zur Hälfte schief über dem Horizont aufsteigt, zur Hälfte unter dem Horizont liegt. Nur für einen Beobachter auf dem Erdäquator selbst ist der Himmelsäquator ein senkrechter Kreis, also die Rektascension in Wahrheit eine „gerade“ Aufsteigung. Ein sehr bequemes Mittel kommt der Vorstellung des Aequators am Himmel zu Hilfe: der Himmelsäquator geht durch den Gürtel des Orion, den „Jakobsstab“, dessen Lage aus dem beigegebenen Sternkärtchen wie aus dem früheren in Halbheft 24 des Jahrgangs 1891 zu ersehen ist.

Jetzt haben wir nur noch einen Anfangspunkt für die Bemessung der Rektascension (entsprechend dem Anfangspunkt auf dem Erdäquator mittels des ersten Meridians durch Ferro oder Greenwich) zu gewinnen. Als solcher ist der sogenannte Frühlingspunkt vereinbart. Aus guten Gründen möge derselbe nicht weiter astronomisch definiert, sondern nur seine ungefähre Lage am Himmel angegeben werden. Am zweckmäßigsten findet man ihn, wenn man in Gedanken den Stern 4 des Großen Bären mit dem Polarstern durch eine gerade Linie, oder besser gesagt durch einen größten Kreisbogen, verbindet und diese Linie bis zum Himmelsäquator fortsetzt; sie geht ziemlich genau durch den äußersten Stern in dem W der Cassiopeia. Der Schnittpunkt dieser Linie mit dem Aequator stellt gegenwärtig den Frühlingspunkt dar, und von hier aus werden also die Rektascensionen in einer vereinbarten Richtung, nämlich in der Richtung von West über Süd nach Ost, gezählt, nach Einheiten von 0 bis zu 360 Graden oder auch von 0 bis 24 Stunden. Als „gegenwärtiger“ Frühlingspunkt muß jener Punkt des Aequators deshalb bezeichnet werden, weil der Frühlingspunkt im Laufe der Zeit stetig wandert; in dem Zeitraum eines sogenannten „platonischen“ Jahres, d. h. während beiläufig 26000 Jahren, vollendet er einen ganzen Umlauf am Himmel. — Für ein Beispiel zur Auffindung eines Sternes durch Rektascension und Deklination wurde in dem Kärtchen der Stern Algol gewählt; die dort angegebenen Bezeichnungen machen weitere Bemerkungen unnöthig. —

Wenn diese Aufsätze, die wir nun schließen, dazu beigetragen haben, dem einen oder anderen unserer Leser die doch uns allen gemeinschaftliche Liebe zur Betrachtung des gestirnten Himmels zu erhöhen, wenn sie dem einen oder anderen zum Hilfsmittel geworden sind, sich einigermaßen am Sternenhimmel zurechtzufinden, so haben sie ihren Zweck erreicht. Was könnte es auch Erhebenderes geben, als in einer klaren Herbst- oder Winternacht aufzublicken zu den Wundern des in fleckenloser Reinheit erstrahlenden Firmaments und in seiner Anschauung einige Augenblicke alles Kleine und Enge im Menschendasein zu vergessen! Und wenn dann unter den Legionen von Himmelslichtern dies oder jenes wie ein guter Bekannter herabgrüßt, dann ergreift auch den bescheidenen Betrachter ein Gefühl der Befriedigung, das die Schauer der Unendlichkeit mildert.

Dr. C. Cranz.

* Vergl. Halbheft 17 dieses Jahrgangs.

Blätter und Blüthen.

Zur Goldenen Hochzeit eines fürstlichen Paares. (Mit Bildnissen S. 645.) Vor nicht allzulanger Zeit konnten wir der Goldenen Hochzeit gedenken, welche Herzog Ernst von Sachsen-Coburg und Gotha mit seiner Gemahlin, der badischen Prinzessin Alexandrine, gefeiert hat, und heute begrüßen wir ein gleich freudiges Ereigniß an einem anderen thüringischen Fürstenhof. Wie 1888 in der Feier des siebzigsten Geburtstags sich Großherzog Carl Alexander von Sachsen Weimar-Eisenach unmittelbar anschloß an den Nachbarfürsten, so ist es ihm nun auch vergönnt, wenige Monate nach Herzog Ernst den Tag seines fünfzigjährigen Ehejubiläums festlich zu begehen. Am 8. Oktober ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem der damalige Erbgroßherzog den ehelichen Bund mit der jugendlichen achtzehnjährigen Prinzessin Sophie Luise der Niederlande geschlossen hat, und mit aufrichtiger Liebe nehmen die weimarischen Lande theil an dem Ehrentag des hochverehrten Herrscherpaares, das nun schon 39 Jahre den Thron inne hat. Viel Segen ist ja auch in diesem langen Zeitraum von ihm ausgegangen!

Man weiß, wie Großherzog Carl Alexander die verantwortungsvolle Aufgabe zu lösen verstanden hat, der Fürst eines Landes zu sein, das im Glorienschein einer so ruhmvollen Vergangenheit durch die Geschichte geht wie Weimar. Man weiß, wie er sich in seiner treu deutschen Politik als ein wahrer Erbe seines Großvaters Karl August und als verdienstvoller Mitarbeiter seines Schwagers, des unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I., erwies. Man weiß, wie er als Schutzherr jener klassischen Stätten, um die sich die Erinnerungen an die höchste Blüthezeit unserer Litteratur wie unverwelklicher Epheu ranken, alles dafür that, die Ueberlieferungen jener schönen Zeit zu pflegen, indem er nicht bloß die Schiller- und Goethevereine unter seine besondere Obhut nahm, sondern auch der Dichtung und der Kunst der Gegenwart stets die wärmste Förderung widerfahren ließ. Unter ihm erwuchs zu Weimar eine blühende Kunstschule, die Wartburg erstand in altem Glanze, das Theater feierte unter Dingelstedts Leitung Triumphe, an denen das ganze gebildete Deutschland Antheil nahm, und originale schöpferische Geister der Musik wie Liszt und Wagner fanden in Weimar einen festen Boden.

Gleich gesinnt steht ihm seine Gemahlin zur Seite, ein vorleuchtendes Muster echter Weiblichkeit, die auch auf dem Throne alle Tugenden des häuslichen Herdes pflegt, die ein warmes Herz hat für ihr Volk, seine Freuden und Leiden und mit fast schrankenloser Wohlthätigkeit in aller Stille den Bedrängten zu Hilfe kommt. Auch sie ist allen ernsten litterarischen Bestrebungen stets eine wohlwollende Gönnerin gewesen.

Aus der Ehe des großherzoglichen Paares sind drei Kinder entsprossen: Erbgroßherzog Carl August und die Prinzessinnen Marie und Elisabeth. Aus der Ehe des Erbgroßherzogs mit der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar-Eisenach stammen zwei Söhne. So umgiebt das hohe Paar am Goldenen Hochzeitstag ein Kreis von Kindern und Enkeln, der ihnen ein schönes Familienglück gewährt und noch für lange gewähren möge!

Digitized by Google

Die Kolumbusfeier in Genua. (Zu dem Bilde S. 648 u. 649.) Zehn Städte Italiens haben sich um die Ehre gestritten, die Wiege des kühnen Entdeckers einer neuen Welt beherbergt zu haben, die geschichtliche Forschung hat, soweit sie entscheiden konnte, Genua den Sieg zugewiesen — Kolumbus trägt den Beinamen der „große Genuese". Dort in Genua nun hat man in den Tagen vom 8. bis 14. September durch glänzende Feste das Andenken gefeiert jener ersten entscheidenden Entdeckungsfahrt von 1492, die nicht nur für Amerika selbst, sondern auch für die Völker Europas den Anbruch einer neuen Zeit darstellt. Die internationale Bedeutung des Kolumbus, die darin liegt, ist denn auch in Genua zum machtvollen Ausdruck gekommen — von den Schiffen, die im Hafen der herrlichen Rivierastadt sich sammelten, wehten die Flaggen fast aller europäischen, der hauptsächlichsten amerikanischen Staaten. Unser Bild hebt aus der Reihe jener Festlichkeiten die Vorgänge vom 8. September heraus: die Einfahrt des Königs von Italien an Bord der „Savoia" und dessen Begrüßung durch die festlich beflaggte Flotte — links außen ist das von Deutschland entsendete Kriegsschiff, die „Prinzeß Wilhelm", sichtbar — ferner die glänzende Beleuchtung von Stadt und Hafen am Abend desselben Tages.

„Schiff in Noth!" Vor etwas mehr als Jahresfrist hat die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens zu Berlin festlich begangen. Es ist bei diesem Anlaß dem deutschen Volke aufs neue eindringlich zum Bewußtsein gebracht worden, welch' einen Schatz es in dieser Gesellschaft besitzt, und wie stolz es sein darf auf eine so herrliche Schöpfung des Gemeinsinns. Man hätte erwarten dürfen, daß diese Feier mit all den begeisterten Aeußerungen der Anerkennung, welche sie im Gefolge hatte, auch in einem Zuwachs an neuen Mitgliedern und in gesteigerter Opferwilligkeit ihre Wirkung äußern werde. Leider ist dem aber nicht so — zu unserer Beschämung muß es gesagt werden! Wie der neueste Jahresbericht der Gesellschaft ausweist, ist die Zahl der Mitglieder in dem Geschäftsjahr 1891/92 von 49 885 auf 49 146 zurückgegangen, während sich die Einnahmen gleichzeitig um mehr als 10 000 Mark verminderten. Wohl wissen wir, daß eine Reihe äußerer Umstände angeführt werden kann, welche diese Erscheinung erklären und entschuldigen sollen. Wohl wächst der Wettbewerb der örtlichen Vereine wohlthätiger Art, wohl muß der allgemeine Druck, welcher auf dem Erwerbsleben der Gegenwart lastet, auch in den Summen sich aussprechen, die für gemeinnützige Zwecke erübrigt werden können. Wir meinen aber, wenn gespart werden muß — hier, bei einer so edlen, im höchsten Sinne des Wortes humanen Sache ist nicht der Platz dafür. Wir meinen, dem Rettungsdienst an unseren deutschen Seeküsten, dem nunmehr beinahe 2000 Personen die Erhaltung ihres Lebens verdanken, bei dem Hunderte von wackeren Landsleuten ihr eignes Leben todesmuthig in die Schanze schlagen, darf niemand seine Beihilfe entziehen; im Gegentheil, es sollten immer mehr die Hand austhun, um nach ihren Kräften beizusteuern für die Forterhaltung und Weiterführung des großartigen Liebeswerkes. Wir haben zu unserem deutschen Volke das Vertrauen, daß der Ruf, der hier an seine Hochherzigkeit ergeht, nicht ungehört verhalle, daß seine werkthätige Theilnahme aufs neue und in stetig steigendem Maße dem Verein sich zuwende, der so edle Ziele verfolgt.

Burg Schwaneck. (Zu dem Bilde S. 660.) Unweit der Station Großhesselohe, wenige Kilometer südlich von München, erhebt sich auf luftigem Hügel über dem malerischen Isarthal das reizende Schlößchen Schwaneck. Es ist keine alte Ritterburg, so sehr es die Formen einer solchen nachahmt; es stammt erst aus neuerer Zeit, und kein geringerer als Schwanthaler, der Schöpfer der „Bavaria" in München und so vieler anderer herrlicher Werke der Plastik, hat es einst für sich erbaut. Leider konnte der kränkliche Meister nur selten auf seinem schönen Besitz verweilen und sich an dem entzückenden Ausblick auf das breit hingelagerte München, auf das Isarthal und auf die fernen Kämme der Alpen erquicken. Ein schweres Gichtleiden fesselte ihn monatelang ans Bett und in den letzten Jahren seines Lebens ganz an den Rollsessel.

Schwaneck ist neuerdings in andere Hände übergegangen und dem Fremden nicht mehr geöffnet. Unten zieht die neu eröffnete Isarthalbahn vorüber, die den Strom der Reisenden an so manchem anderen hübschen Punkte vorbei nach Wolfratshausen führt. Von dort noch eine kurze Wanderung und wir stehen am villenbesäten Gestade des Starnberger Sees!

Fahrbare Desinfektionsanlagen. (Zu dem Bilde S. 661.) Die Frage der Desinfektion ist durch den heimtückischen Einbruch der Cholera für ganz Deutschland von zwingendstem Interesse geworden; es hat sich dabei, abgesehen von dem, was der einzelne in seinem Hause unmittelbar zur Desinfektion beitragen kann und muß und was weiterhin die festen öffentlichen Desinfektionsanstalten zu leisten vermögen, als äußerst wünschenswerth herausgestellt, gute fahrbare Desinfektionsanlagen zu besitzen; denn auf diese Weise kann man die verseuchten Gegenstände an den betreffenden Häusern selbst desinfizieren und in vielen Fällen den umständlicheren, eine Verschleppung der Ansteckung nicht in gleichem Maße ausschließenden Transport zu den Desinfektionsanstalten umgehen. Unsere Abbildung zeigt nun als Beispiel derartiger fahrbarer Anlagen einen Desinfektionswagen, wie ihn die Firma Oskar Schimmel u. Co. in Chemnitz herstellt. Der cylinderförmige Desinfektionsapparat ist mit dem Dampfentwickler und allem Zubehör auf einem kräftigen Fahrgestell befestigt, das von zwei Pferden gezogen wird; in seinem Inneren befindet sich ein bewegliches Gerippe, an dem die verseuchten Gegenstände befestigt werden und das ein bequemes Einschieben und Herausnehmen derselben gestattet.

Der Apparat ermöglicht neben einer gründlichen Desinfektion durch strömende Wasserdämpfe eine Vorwärmung und Nachtrocknung der Desinfektionsgegenstände, sowie deren Lüftung nach der Desinfektion, so daß sie vollständig trocken und geruchlos und ohne durch die Wasserdämpfe gelitten zu haben wieder zum Vorschein kommen. Dabei ist die Ventilation der Anlage so eingerichtet, daß die aus dem Innern abziehenden Dünste unter dem Feuer des Dampfentwicklers durchmissen und hier verzehrt werden. Die Bedienung der ganzen Anlage ist eine höchst einfache und könnte in den Städten einer besonders zu diesem Zwecke gebildeten Desinfektionskolonne entnommen werden, die an den bedrohten Punkten, ähnlich wie die Feuerwehr mit ihren Spritzen, mit ihren Wagen rasch zur Stelle sein würde. Besonders empfehlenswerth aber ist die Anschaffung derartiger Desinfektionswagen in ländlichen Verhältnissen, wo es an einer ständigen Desinfektionsanstalt fehlt; denn wenn auf irgend einem Gebiet so rächt sich gerade auf dem der ansteckenden Krankheiten und vor allem der Cholera jede Versäumniß in der öffentlichen Gesundheitspflege.

Chlodwigs Uebergang über den Main. (Zu dem Bilde S. 672 und 673.) In den ältesten Ueberlieferungen der Völker spielen die sogenannten „ätiologischen Legenden" eine große Rolle. Ein Name, ein Brauch fordert Erläuterung — flugs ist die schaffende Phantasie bei der Hand, sie in irgend einem Ereigniß aus altersgrauer Zeit zu geben. So hat auch der Name „Frankfurt" — Frankfurt a. M. ist gemeint — früh zu mannigfaltigen Versuchen einer geschichtlichen Deutung geführt, da man an der einfachsten Lösung „Furt im Frankenlande" sich nicht ohne weiteres genügen lassen wollte.

Eine dieser Deutungen hat dem Maler A. Zick den Stoff zu seinem kraftvollen Bilde „Chlodwigs Uebergang über den Main" geliefert. Nach dem großen Siege über die Alemannen im Jahre 496 verfolgte Chlodwig die Geschlagenen über den Rhein und Main. Als er an den letzteren Strom kam, da soll ihm eine Hirschkuh die Furth über den Main gezeigt haben — und daher habe die „Frankenfurt" ihren Namen erhalten.

Marienfest. (Zu unserer Kunstbeilage.) Es ist etwa vier Jahre her, seit der Name „Benlliure" in Deutschland plötzlich Berühmtheit erlangte. Damals, im Jahre 1888, erregte auf der Münchener Jubiläumskunstausstellung ein Bild großes Aufsehen, welches die Bezeichnung trug „Eine Vision im Kolosseum"; es wirkte nicht bloß durch seine riesigen Maße, seinen phantastischen Stoff, sondern auch durch eine ganz eigenartige, effektvolle Farbengebung und verrieth mit zwingender Deutlichkeit, daß man es hier mit einem Meister ersten Ranges zu thun habe. Der Maler war ein in Rom lebender Spanier, José Benlliure y Gil, in Valencia 1855 geboren, also ein verhältnißmäßig noch junger Mann. Man erfuhr über ihn weiter, daß er ein frühreifes Wunderkind war, das schon in zartester Jugend unter des Vaters Leitung sich im Zeichnen übte und im neunten Lebensjahr Bilder zu malen begann. Mit vierzehn Jahren war er zu seiner weiteren Ausbildung nach Madrid und 1878 nach Rom übergesiedelt.

Jenes phantastische Bild, auf dem sich die Opfer der Arena in der Nacht von Allerseelen ein Stelldichein in den Ruinen des römischen Amphitheaters geben, bezeichnet nur eine Seite von Benlliures künstlerischer Thätigkeit. Fast mehr noch zog ihn die Darstellung der farbenschimmernden Kirchenfeste seiner Heimath Valencia an. Die Pracht der Gewänder, die seltsam gebrochenen und gefärbten Lichter, welche durch die gemalten Fenster der Kirche hereinfallen, der leise Dunst des Weihrauchs, die lieblichen Kindergesichter, die Abstufung der religiösen Stimmung auf den Gesichtern der Theilnehmer, das alles bot einem Koloristen wie Benlliure die reizvollsten Aufgaben. In die Reihe der Schöpfungen aus diesem Stoffkreis gehört auch das Gemälde, welches unsere heutige Kunstbeilage wiedergiebt. Auch dieses Bild hat auf deutschen Ausstellungen allgemeine Bewunderung gefunden, weshalb wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir ihnen in der Reproduktion desselben eine Probe vorlegen von dem Schaffen des spanischen Malers.

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Richard K. in Hamburg. „Ein Pfund Sterling" ist allerdings ein merkwürdiger Ausdruck, in welchem, wie in so manchem anderen, ein ganzes Stück Geschichte steckt. Das Wort „Sterling" erzählt uns von uralten Handelsbeziehungen zwischen den Völkern im Mittelalter, denn es heißt ursprünglich „Easterling", das heißt östliche Münze, Geld der Hansestädte, welche schon im 11. und 12. Jahrhundert einen starken Handelsverkehr mit England unterhielten. Ein Pfund solcher Easterlinge wurde dann als Münzeinheit zwischen beiden Völkern angenommen und wandelte sich nach und nach zum rational englischen Begriff. Die Geldkrone, der Sovereign, hat genau den Betrag eines Pfundes Sterling, aber neben der neuen Münze blieb der alte Name im Gebrauch und ist so zum geschichtlichen Denkmal geworden.

Fr. B. in Bismar. Besehen Sie sich an einem Augenarzt! Die künstlichen Augen aus Celluloid, welche der Zahnarzt Hamecher in Plauen i. V. anfertigt, werden von dem unseren Lesern wohlbekannten Glasbläsermann auf dem Felde der Augenheilkunde, von Professor Dr. Hermann Cohn in Breslau, sehr empfohlen. Sie sind leicht, unzerbrechlich und lassen sich genau der Form der Augenhöhle anpassen, da man sie beliebig beschneiden kann. Doch unternehmen Sie nichts ohne den Rath Ihres Arztes!

Otiland. Leider nicht geeignet.

M. in Elbing. Die Unterschrift Ihrer Postkarte ist unleserlich. Geben Sie uns eine genaue, deutlich geschriebene Adresse, dann werden wir Ihnen deutlich antworten.

A. L. in H. Ihren Zweifeln und Wünschen dürfte ein Werk entgegenkommen, das gegenwärtig im Verlag von Friedrich Wolfrum in Düsseldorf erscheint. Es führt den Titel „Möbel-Studien" und giebt neben den künstlerischen Ansichten der Einrichtungsgegenstände Detailzeichnungen in vollständiger natürlicher Größe zur unmittelbaren Verwendung in der Werkstätte und außerdem eine genaue Preisberechnung als Anhalt für den Tischler. Gerade diese beiden Eigenschaften empfehlen es Ihren Forderungen.

H. H. in L. Der Schillerpreis kommt das nächste Mal im Jahre 1893 zur Vertheilung. Eine Kommission von neun durch den preußischen Kultusminister ernannten Mitgliedern besorgt die Auswahl geeigneter Werke, ein Ausschuß von drei Mitgliedern prüft diese und berichtet darüber. Mitte September jedes Preisjahres erfolgt die Entscheidung.

Th. K. in Ostenburg. Das ist leider nur zu wahr. Unter den „Schleichwegen", auf welchen die ansteckenden Krankheiten verschleppt werden, erwähnt man nicht mit Unrecht auch die Leihbibliotheken und Lesezirkel. Sie lassen sich aber ebenso wenig abschaffen wie z. B. das Geld und tausend andere Dinge, an denen gleichfalls Ansteckungsstoffe kleben können. Unser Bestreben kann nur darauf gerichtet sein, die Gefahr zu mindern und Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Neuerdings werden solche von dem „British Medical Journal" in Vorschlag gebracht. Dieselben gehen von der Voraussetzung aus, daß, wie dies bereits vielfach der Fall ist, eine Anzeigepflicht für ansteckende Krankheiten besteht und darüber geführt werden. Diese Listen sollten nun den Leihbibliotheksvorstehern zugestellt werden und diese müßten alsdann den betreffenden Abonnenten mittheilen, daß sie die Bücher nicht zurückgeben sollen, so lange das Haus nicht frei von ansteckender Krankheit ist. Die dann zurückkommenden Bücher sollten in einem eigens dafür gebauten Apparate desinfiziert werden.

Allerlei Kurzweil.

Versetzungsaufgabe.

Von Viktor Hardung

Die Buchstaben in den Feldchen sind so zu versetzen, daß sich für jede wagrechte Reihe ein Wort ergiebt; die Versetzung hat in der Art zu erfolgen, daß zur Bildung des folgenden Wortes höchstens ein Zeichen, welches in dem vorhergehenden noch nicht vertreten war, hinzugenommen werden darf. Die Worte bezeichnen: Erste Reihe, weiblicher Name. Zweite Reihe, Wasserpflanze. Dritte Reihe, Geräth zum Fischfang. Vierte Reihe, Beschäftigung des Schreiners. Fünfte Reihe, Königreich. Sechste Reihe, Landstreifen zwischen Gewässern.

Kombinationsaufgabe.

Reiher, Armida, Tresse, Spaten, Alboin, Reicht, Iseran, Morena, Nestor, Leguan, Riesen.

Aus jedem der obigen Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben und Hinzufügen eines je siebenten Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Es bedeutet: 1. ein Gebetbuch, 2. eine Insel bei Afrika, 3. eine Person aus Goethes „Iphigenie auf Tauris", 4. einen König von Ungarn, 5. ein Gebirge im Westen Asiens, 6. eine Stadt in England, 7. ein vorchristliches Volk Italiens, 8. ein Gedicht, 9. einen Fluß in Syrien, 10. eine Küstenbildung in Südeuropa, 11. ein Land in Asien.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen ihre Mittelbuchstaben einen friedliebenden und kunstsinnigen römischen Kaiser. A. St.

Räthseldistichon.

Groß ist mein Ansehn unter den lieblichen Kindern des Waldes;
Raubst du mir aber den Fuß, nennt der Verlass'ne mich Freund.

Buchstabenräthsel.

Tod und Verderben speit mein Wort,
Doch nicht zu allen Tagen,
Nimmst du ein einzig Zeichen fort,
Kann mich ein Hund verjagen;
Weit schwerer weiche ich vom Ort
Hingegen nach Gelagen.

Oscar Leede.

Bilderräthsel.

Entzifferungsaufgabe.

Gatuku Bedukogubadibo bikedete
Tatobido giki titobi Dedidobeguti,
Kagide bakiketoko kigubitokite,
Tekegiko' todu Kobitibeguti!

Tedo. Detetukeku.

Herbströsselsprung.

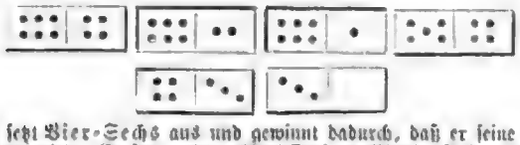
gehn	mir	ster	durch			still	ro	set	setz
den	sich	ver	faß	die	den	le	der	mel	se
	und	dauert	für	auch	an	wen	so	ten	
		schlecht	au	zu	dens	heim	treu		
		ent	ver	den	ne	de	ner		
	von	se	sein	nes	klung	satt	ne	ast	
so	mit	mel	che	setz	glanz	ses	wen	ins	son
blau	frei	le	der	him	bin	das	der	blas	blatt

Scherzbilderräthsel.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit zusammen 13 Augen bleiben verdeckt im Talon. Die Augensummen auf den Steinen von B, C und D verhalten sich zu einander wie 9 zu 13 zu 15. D hat keinen Doppelstein.

A hat:



A setzt Vier-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Er setzt zuletzt Blank-Drei an Blank. B kann nur bei der ersten Runde aussetzen. C muß stets passen. A und D können immer aussetzen. D behält einen Stein mit acht Augen übrig.

Die 12 Steine der Partie haben 93 Augen.

Welche Steine lagen im Talon? Welchen Stein setzte B? Welche Steine hatte C? Welchen Stein behielt D übrig? Wie war der Gang der Partie?

Citatenräthsel.

Aus jedem der folgenden Citate, die alle aus Goethes „Faust" stammen, ist ein Wort zu wählen, so daß man ein Citat aus E. v. Wildenbruchs Drama „Die Quitzows" erhält.

1. Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt.
2. Nur der ist froh, der geben mag.
3. Wer Gutes will, der sei erst gut.
4. Was heute nicht geschieht, wird morgen nicht gethan.
5. Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
6. Das ist nicht recht, man muß dran glauben.
7. Ich hatte nichts und doch genug.
8. Ich darf nicht fort, für mich ist nichts zu hoffen.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 6 auf S. 612:

Die übrigen Karten waren so vertheilt: Skat: gW, r9. Verhand: eD, eK, eO, eZ, sK, rO, gZ, rO, rZ, s7.

Das Spiel nimmt folgenden Verlauf:

1. rZ! r8, rD,	6. eO, e8, e9,
2. gD! gK, g9,	7. rZ, s7, sO,
3. rU! rO, r7,	8. gO, s8, sZ,
4. eD, eU, eD,	9. gZ, s7, s9,
5. eK, e9, s5,	10. s7, s8, + rK.

☞ Hierzu Kunstbeilage XI: Marienfest. Von José Benlliure y Gil.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

W. Heimburg's gesammelte Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Siebenter Band: „Herzenskrisen".

Die Band-Ausgabe von W. Heimburg's Schriften erscheint vollständig in 10 Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark gebunden.

Inhalt: Band 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Mit Illustr. von W. Claudius. — Band 2. Lumpenmüllers Lieschen. Mit Illustr. von R. Wehle. — Band 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Mit Illustr. von A. Zick. — Band 4. Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathe. Mit Illustr. von A. Mandlick. — Band 5. Trudchens Heirath. — Im Banne der Musen. Mit Illustr. von E. Ravel. — Band 6. Die Andere. — Unverstanden. Mit Illustr. von W. Claudius. — Band 7. Herzenskrisen. Mit Illustr. von C. Jopf. — Band 8. Lore von Tollen. Mit Illustr. von M. Slaghar u. A. Albrecht. — Band 9. Eine unbedeutende Frau. Mit Illustr. von R. Gutschmidt. — Band 10. Unter der Linde. 12 Novellen. (Am Abgrund. Unsere Hausgäste. Unser Männe. Jascha. In der Webergasse. Großmütterchen. Nachbars Paul. Aus meinen vier Pfählen: 1. Dorotheens Bild. 2. Onkel Leo's Verlobungsring. 3. Finkenrichen. 4. Großvaters Stammbaum. Auf schwankem Boden.) Mit Illustr. von A. Zick, C. Koch, R. Wehle, C. Jopf und W. Claudius.

Die Lieferungs-Ausgabe erscheint vollständig in 75 Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig. Bis jetzt erschienen: Lieferung 1—46. Die meisten Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf die neue illustrierte Ausgabe von W. Heimburg's Schriften entgegen und senden auf Verlangen den ersten Band oder die erste Lieferung zur Ansicht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

DAS GESICHT

Nach einem Gemälde von R. Rossler

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 22. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamsell Annüh.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig

(2. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

In der Nacht nach der Ankunft Fritz Roettgers wurden in dem alten Hause an den Frieder zwei Briefe geschrieben. Tante Rieckchens Brief lautete:

„Mein Herzensbub'!

Anbei schicke ich Dir das gewünschte Geld. Es thut mir leid, daß Du so viele Ausgaben hast; es ist ein kostspielig Ding mit dem bunten Rocke, und gar in Berlin. Aber die Zeit dort wird herumgehen, und in Deiner Garnison kannst Du dann wieder einfacher leben, nicht wahr, Frieder? — Ich hatte einen kleinen Streit mit Tante Minna dieses Geldes wegen; sie meint, Du gäbest mehr aus, als Du müßtest. Sie weiß nichts von den Ansprüchen, die an einen Offizier gemacht werden; wir hatten nie einen Militär in der Familie. Ich traue Dir und glaube, daß Du, Deiner alten Tante zu lieb, keine Luxusausgaben machst.

Feierabend.

Nach einem Gemälde von Michael Ancher.

Du weißt, wie das Geld im Werthe gesunken ist, und weißt auch, daß ich für Deine Schwester mit sorgen muß.

Glückselig bin ich, daß Du zu Pfingsten kommst, es wird für mich der Sonnenschein der Festtage werden. Fritz ist hier; er sagt, er habe Dich selten oder gar nicht gesehen in Berlin. Ich bitte Dich innig, sei verträglich mit ihm, Ihr seid doch jetzt keine Kinder mehr. Behüt' Dich Gott, Herzensliebling! Immer Deine Dich wie eine Mutter liebende Tante

Friederike Trautmann."

Und Julia schrieb auch:

„Lieber Frieder! Ich schicke Dir acht Thaler, die ich mir erspart habe. Bitte, bitte, schreibe nun aber Tante nicht so bald wieder um Geld; sie hat, glaube ich, ernstliche Sorgen. Es that mir recht weh, in Deinem heutigen Briefe an mich zu lesen, daß Du gar nicht auskommst. Wärst Du doch, nach Tantes Wunsch, lieber Ingenieur oder Beamter geworden als Offizier! — Aber da ist nun nichts zu ändern. Die Tante sieht recht elend aus. Sag' ihr nicht, daß ich Dir Geld schickte, ich habe es mir heimlich verdient! Ich wollte so gern Malstunden nehmen dafür, aber so ist's auch gut verwendet. Ich danke Dir auch für Deinen Glückwunsch und bin wie immer

Deine treue Schwester Julia."

Und diese beiden Schreiben brachte in Berlin ein Offiziersbursche seinem Herrn eines Sonntagsmorgens gegen zehn Uhr ans Bett, nebst einer Geldanweisung. Das verdrießliche Gesicht des hübschen jungen Lieutenants ward ein wenig heiterer, als er die Goldstücke klimpern hörte, die der Briefträger im Nebenzimmer, einem eleganten kleinen Salon, auf den Tisch zählte, der noch die Reste eines feinen Abendessens trug.

„Na, Gott sei Dank! Wenig genug ist's freilich!" murmelte er. Die Briefe ließ er vorläufig liegen, sie interessierten ihn beide nicht. Er haßte überhaupt sogenannte Familienbriefe. Die Zärtlichkeiten der alten Tante waren ihm ungemüthlich, und seine Schwester — — großer Gott, dieser dicke Brief! Was mochte sie wollen? Er gedachte dieser Schwester immer mit einem Gemisch von Mitleid und Furcht. Mitleid, weil sie eine so freudlose Jugend verlebt hatte, und Furcht, weil sie ihm, wenn sich nicht zufällig ein Mann für sie fand, eines schönen Tages zur Last fallen konnte. Wozu dieses Mädel überhaupt in die Welt kam? So unnütz wie möglich war ihre Existenz von vorn herein!

Er erinnerte sich ganz deutlich an den Tag, an dem die Kleine geboren wurde, und daß es an eben diesem Tage noch knapper als gewöhnlich im Vaterhaus zuging. Und jetzt, jetzt war die „Alte" daheim doch auch nur so verdammt geizig, weil eben diese Schwester versorgt sein wollte! Na, zu Pfingsten mußte er also heim, es half nichts, ewig konnte er sich um den Besuch nicht drücken. Uebrigens besaß der Gedanke nichts Allzuschreckliches für ihn, denn ein Pfingsten am Rhein hat seine Reize, und die Weiber konnten doch schließlich nicht verlangen, daß er den ganzen Tag bei ihnen im Garten sitzen sollte. Bis zur Dampferstation waren es vom Hause aus nur wenige hundert Schritte, und wenn man erst da oben auf dem Verdeck stand, dann adieu Langeweile!

So überlegend, verzehrte er sein Frühstück; dann schrieb er an einen Kameraden, daß er die Einladung zu dem fidelen kleinen Souper heut' abend nach dem Theater anzunehmen gedenke; beauftragte ferner den Burschen, eine bestimmte Sorte Chokoladebonbons, die Lieblingsnäscherei einer bekannten Dame, sowie einen Strauß rosa Rosen mit Maiglöckchen vermischt, die Lieblingsblumen einer anderen bekannten Dame, zu besorgen, zog sich eine eben vom Schneider gekommene moderne Civilkleidung an und begab sich in ein vornehmes Restaurant zum Diner, um ebenso vorzüglich als theuer zu speisen.

Tante Riekchen aber schloß am Pfingstheiligabend unter Thränen der Freude ihren „lieben Bub'" in die Arme und schob seine matten Augen und seine blasse Gesichtsfarbe auf die viele Arbeit, die sein Kommando mit sich brachte, und auf die ungesunde Berliner Luft. Sie hatte seine Lieblingsgerichte bereitet und die letzten Flaschen Markobrunner aus dem Keller heraufgeholt, und Julia hatte den Tisch im Garten drunten gedeckt und einen duftenden Pfingstliederstrauß darauf gestellt.

Sie war so glücklich! Der Bruder hatte sie erstaunt angesehen, als sie ihm entgegenkam mit leicht gerötheten Wangen und den seltsamen Augen, die so glänzend und so sammetbraun unter den Wimpern hervorblickten; mit den Purpurlippen, hinter denen die prächtigen Zähne schimmerten. Er hatte nie gewußt, daß sie solche Perlenzähne besaß, er hatte sie aber früher auch nie lächeln sehen, und sie lächelte jetzt, wie glückliche Menschen thun in Erinnerung an etwas Süßes, Schönes, Wundervolles.

„Grüß Gott, Frieder!" Es klang so frisch; er begriff nicht, daß dieses Mädchen die kleine scheue vielgescholtene Mamsell Unnütz sei, die er heimlich gestoßen und gepufft und der er kein gutes Wort gegönnt hatte all sein Lebtag.

Sie trug es ihm jedenfalls nicht nach, sie war wie eine echte treue Schwester für seine Behaglichkeit besorgt — war sie doch so glücklich, und glückliche Menschen können nicht anders als gut sein. Und mit wie wenigem war sie glücklich! Wie arm waren doch eigentlich ihre Freuden! Es glaubt gar keiner, welch ein genügsames Ding eine Mädchenliebe ist. Wenn sie in aller Morgenfrühe aufstand, um die Zimmer zu ordnen, war es so köstlich, über das Treppengeländer zu lauschen, ob er schon durch den hallenden Flur nach dem Garten schritt, zum Rhein hinunter. Es war so schön, ihm ein paar Stunden später im Garten zu begegnen und einen freundlich ernsten Gruß von ihm zu erhalten. Nicht einmal die Hand reichten sie sich, wozu auch? Julia verstand ihn; er war noch ein armer Doktor ohne Praxis, wie hätt' er da um sie werben können? Er hatte ja einmal ganz richtig zu seiner Mutter gesagt, als die beiden in der Laube saßen und sie, die Julia, vorbeiging, um nach den Gemüsebeeten zu sehen: „Du wirst doch wohl einsehen, Mutter, daß ich vor allen Dingen hier erst festen Fuß fassen muß in meinem Beruf. Laß mich vorläufig mit allem anderen in Ruh'; es kommt jedes zu seiner Zeit, auch das Heirathen."

Und nun gar die Tante! In ihrem ganzen Leben war die gestrenge Frau noch nicht so gnädig gegen Mamsell Unnütz gewesen als in diesem herrlichen Frühjahr. Sie rief abends unter dem Fenster nach dem Julchen, damit sie in die Laube komme; und wie flog dann das Mädchen die Treppe hinunter mit ihrem Arbeitskorb. Es war sogar einmal geschehen, daß die Frau Rath dem vielgeplagten Kinde den Berg zu stopfender Strümpfe abgenommen hatte, damit die Jugend nach der Au hinüberrudern konnte, der Doktor, Therese und Julia. Und wie wundervoll war die Fahrt gewesen! Der Doktor hatte gesungen — Theresechen ließ nicht nach, ihn zu bitten — allerhand Trauriges und Uebermüthiges durcheinander, und schließlich ein Lied, darin es hieß:

„Wo ein Röschen steht,
Wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun
Ueberm Strom hinschau'n,
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!"

Und vor ihrem Fenster drüben stand ein Rosenstöckchen, und der leichte Vorhang pflegte lustig hinauszuflattern in die Lenzluft, und waren nicht ihre Augen braun? Sie sann vor sich hin und ließ die Wellen durch ihre Finger gleiten und sah die leuchtenden blauen Mädchenaugen nicht, die den Sänger anblickten, lange und lächelnd.

Theresechen Krautner war eine hübsche und sehr elegante junge Dame. Man merkte den gediegenen Reichthum ihres Vaters an jedem Fältchen ihrer Kleidung. Sie war voll und doch zierlich gewachsen, einen halben Kopf kleiner als Julia, hatte kleine, sehr reizend beschuhte Füße und rosige runde Händchen, die in Handschuhen mit zahllosen Knöpfen steckten. Ihre Toilette fertigte ein „erster" Schneider in Frankfurt; sie besaß ein „Boudoir" mit seidenbezogenen Wänden und den zierlichsten Möbeln, einen Papagei und einen Lieblingshund und schaltete in dem schönen Landhaus ihres Papas als unumschränkte Herrin. Kurz und gut, Therese war ein verwöhntes Kind, deren einziger Kummer darin bestand, daß sich Papa noch gar nicht die Manieren des ehemaligen Maurergesellen abgewöhnen konnte, der vor vierzig Jahren barfuß und mit dem Ränzel auf dem verstaubten Kittel in ein thüringer Städtchen eingewandert und dort mit der Zeit Meister und als solcher Bauunternehmer geworden war, und zwar mit so großem Glücke, daß ihm die Goldstücke nur so ins Haus regneten. „Das Gold liegt an der Straße, das ist bei mir wahr geworden," pflegte er zu sagen, „ich hab's dem Nest auch nicht angesehen, als ich einzog dort, daß es sich nachmals zu einem großartigen Badeort auswachsen würde. Und dort ist kein Häuschen und kein Haus, das ich nicht gebaut hätt'."

Nun hatte er sich in der alten Heimath seinen Ruhesitz hergerichtet in Gestalt einer herrlichen Villa und saß abends in der „Traube“ am braunen Stammtisch, an der nämlichen Stelle, wo er als Lehrbub' die gröblichste Ohrfeige seines Meisters bekommen hatte beim Steinezureichen, denn diese Gaststube wurde damals angebaut. Und wo er einst Zeter geschrien, da ertönte jetzt seine gewichtige Stimme als Stadtrath und Ehrenbürger. Er war sehr mit sich selbst zufrieden, der Herr Krautner, und konnte es ja schließlich auch sein, und daneben war er rund und gemüthlich, that gern Gutes und verzog seit dem Tode der Frau die einzige Tochter über die Maßen. Er pflegte auch zu erzählen, daß sein „Reschen“ heirathen dürfe, wen sie wolle, und wenn's der Aermste sei — nur keinen Offizier, nimmermehr! „Eher hing' ich das Mädchen auf,“ schloß er gewöhnlich.

Das junge Mädchen hatte nun vorläufig gar keine Gelegenheit, sich in zweierlei Tuch zu verlieben, denn in Andersheim gab es nichts Militärisches außer dem alten Steuerrath, der sich Lieutenant a. D. auf seiner Visitenkarte nannte und zu Königs Geburtstag in einer vorsintfluthlichen Uniform und einem Helme erschien, der so hoch und spitz war wie ein Kirchthurm. Thereschen wurde zwar in Ermanglung dieser Gefahr umworben von Assessoren, Lehrern, Kaufleuten, verhielt sich aber vor der Hand sehr zurückhaltend und meinte, es habe durchaus keine Eile mit dem „unter die Haube kommen“, sie wolle erst noch ihre Jugend genießen.

„Und das machst Du recht!“ pflegte der Papa mit schallendem Lachen zu bekräftigen.

Nun war also der Abend vor Pfingsten ins Land gekommen und unter dem Nußbaum hatte Julia den Tisch gedeckt. Es war ihr in ihrer Glückseligkeit gelungen, die Tanten zusammenzuschmeicheln, so daß nach langen Jahren die Bewohner des Hauses wieder an einem Tische vereinigt saßen. Die jungen Männer waren soviel als möglich auseinander gerückt — sehr gemüthlich schien es sich überhaupt vor der Hand nicht anzulassen, dies Beisammensein. Der elegante Offizier im hellgrauen Frühjahrscivil, mit tadellos gepflegtem Haupt- und Barthaar und den unglaublich langen Nägeln an den feinen weißen Händen, stach gewaltig ab gegen den breitschulterigen jungen Arzt, der eine nette leichte Hausjoppe trug und den alten Strohhut, den die Frau Rath noch von früheren Ferien her aufgehoben, der Hitze wegen recht weit auf den Hinterkopf geschoben hatte. Der Fritz war so recht der lustige Rheinländer, obgleich diese fröhliche Art, das Leben zu nehmen und zu genießen, nur wie ein Schleier über dem Ernste lag, der doch den Kern seines Charakters ausmachte. Die Abneigung der beiden Männer aber war die alte geblieben.

Das Gespräch kam auf Politik. Die Räthin hörte sich gern darin und prophezeite von Jahr zu Jahr den unvermeidlichen großen Krieg. „Heuer kommt's, paßt auf, und dann wird's schrecklich!“

Frieder lächelte geringschätzig und drehte den Schnurrbart über eine Bemerkung des Doktors, und ehe man sich's versah, war zwischen den beiden jungen Leuten eine höchst gereizte Unterhaltung im Gange. Der Doktor schwieg endlich und verlangte scherzend noch einmal von dem ausgezeichneten Maifisch, mit dessen Gräten er sich anscheinend so sehr beschäftigen mußte, daß er nicht mehr in der Lage war, zu reden. Dafür nahm die Frau Rath die eben beiseite gelegte Streitaxt auf, und der nervös auf seinem Teller herumstochernde Lieutenant setzte mit ihr das Gefecht fort, nur noch spitziger, denn ihn ärgerte der behaglich essende Doktor, dem die Meinung des alten Schulkameraden außerordentlich gleichgültig schien.

„Ich glaube, meine Gnädige,“ schnarrte er eben — er nannte die Räthin, seitdem er Offizier war, mit Vorliebe so — „ich glaube, Gnädige wagen sich da auf ein Gebiet, das so ganz zu beherrschen Sie doch nicht — —“

„Na! Jetzt schlägt's dreizehn!“ rief die geärgerte Frau. „Will mir der Kielindiewelt etwa sagen, daß ich nicht mitsprechen kann? Deine neugebackene Weisheit imponiert mir noch lange nicht, mein Sohn, und die Geschichte vom Ei, das klüger sein will als die Henne, gilt nicht bei uns — hast's verstanden?“

„Mutter!“ rief der Sohn beschwichtigend, als sie noch weiter reden wollte. Aber da verstummte sie auch schon und ihr zornrothes Antlitz lächelte zuckersüß; durch den Weg daher kam nachbarlicher Besuch, der Herr Stadtrath Krautner und hinter ihm sein Töchterchen. Im Nu waren die Gemüther beruhigt unter dem behaglichen Lachen des alten Herrn und dem glockenreinen „Guten Abend!“ des hübschen Mädchens. Man räumte die Teller ab und trug den Nachtisch auf. Die Räthin aber hatte das Schlüsselbund vom Gürtel und schickte ihren Sohn in den Weinkeller, damit der Herr Nachbar die Extrasorte, von der sie geredet — „Sie wissen schon, Herr Stadtrath“ — proben könne; es sei der Lieblingswein ihres seligen Mannes gewesen.

Julia kam eben mit ein paar Windlichtern die Treppe im Hause herab, als Fritz wieder aus dem Keller emporstieg. Einen Augenblick stockte ihr Fuß; sie sah sich nach ihm um, aber er nickte ihr nur flüchtig zu und öffnete die Thür zur Küche. In dem röthlichen Scheine des Lichtes meinte sie, er sehe verdrießlich aus. Ob er sich geärgert hatte über den Frieder? Es war ihr ein unerträglicher Gedanke. Sie wartete, bis er mit den Flaschen wieder aus der Küche zurückkam.

„Fritz,“ forschte sie stockend, „bist Du bös auf den Frieder?“

Er sah zerstreut empor und seine Hand berührte leicht ihre Schulter. „Nein, mein lieb Kind!“ Dann verschwand er auch schon in der Gartenthür.

Gedankenvoll und enttäuscht ging sie ihm nach. Wenn er doch einen Augenblick für sie übrig gehabt hätte; er war ja freundlich gewesen, aber so — so flüchtig, so zerstreut. Sie kam zum Tische und stellte die Lichter darauf; ihr Stuhl war von Thereschen besetzt. Sie blickte nach dem anderen Ende des Tisches, wo vorhin der junge Arzt gesessen — dort hatte sich der Herr Stadtrath niedergelassen. Fritz saß oben neben Thereschen und auf ihrer anderen Seite der Frieder. Es dachte niemand daran, ihr einen Stuhl zu holen, sie mußte es selbst thun. Als sie aber zu dem entfernten Gartenplatz kam, von wo sie ihn herbeitragen wollte, setzte sie sich dorthin und blickte zu der Gruppe unter der Kastanie hinüber, unverwandt, mit sehnsüchtigen Augen. „Ob er Dich nicht vermissen wird?“ fragte sie sich, und ihre brennenden Augen hingen an ihm, der den Rauch einer Cigarre in diskreten kleinen Wölkchen vor sich hinblies, ohne sich an dem sehr belebten Gespräch zu betheiligen, das seine Nachbarin mit dem Lieutenant führte.

Er müsse es fühlen, wie sie ihn anschaue, sagte sie sich; aber ihre Blicke schienen die geheimnißvolle Macht nicht zu haben. Das laute Lachen des alten Herrn scholl in regelmäßigen Pausen zu ihr herüber. Dann stand Tante Rielchen auf und ging langsam dem Hause zu. Der Platz neben ihm ward frei, doch Julia rührte sich nicht; sie fühlte sich so müde, sie hätte weinen können. Dann klopfte ihr Herz stürmisch — er erhob sich und kam den Weg unter den Weinlauben daher, just auf ihren Platz zu. Athemlos wartete sie. „Ein Wort nur, ein gutes Wort!“ flüsterten ihre Lippen; aber kurz vor ihr wandte er sich um, ohne sie erblickt zu haben, und schritt dem Rheine zu. Da blieb er an der Mauer stehen und sah auf den dunklen Fluß; gegen die Strömung arbeitete sich eben ein Schleppdampfer, dessen Gefolge von Lastkähnen nach der Zahl der hellen Laternchen zu berechnen war. Der Doktor ging nicht wieder zurück an den Tisch; erst als die Räthin ihre Stimme erschallen ließ: „Fritz, Fritz, die Herrschaften wollen heim!“ wandte er sich um, und just in der Nähe von Julias Platz trafen sich er und Thereschen Krautner.

„Wo steckten Sie denn?“ rief das junge Mädchen.

„Haben Sie mich vermißt?“ fragte er leise und bog sich zu ihr hinunter.

Sie schwieg wie verlegen.

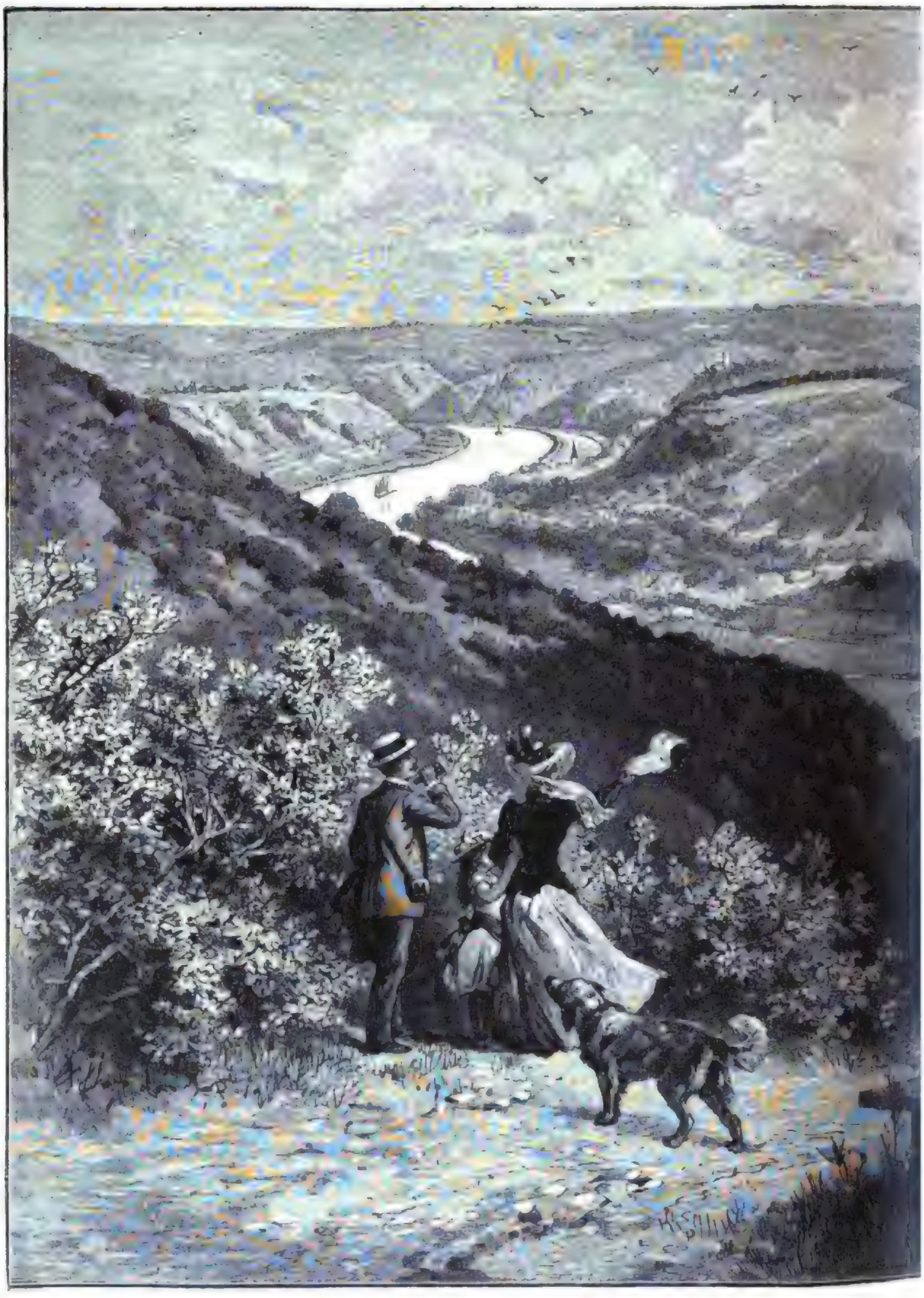
„Gute Nacht, Fräulein Therese,“ sagte er nur, und ihre Hände ruhten einen Augenblick ineinander; als dann der Lieutenant hinzutrat, zog er förmlich den Hut und wandte sich aufs neue schweigend in die dunklen Gänge.

Und Julia that ihre Pflicht; sie setzte die Teller zusammen und die Gläser und faltete das Tischtuch. Sie hörte, wie die Räthin, die von dem Geleit der Gäste zurückkehrte, ärgerlich nach ihrem Sohne rief.

„Wenn Du nicht schon so ein alter Mensch wärst, müßt' ich Dich wirklich schelten! Was hast Du davonzulaufen? Wahr ist's doch, daß die Soldaten Euch Gelehrten über sind in so Sachen!“

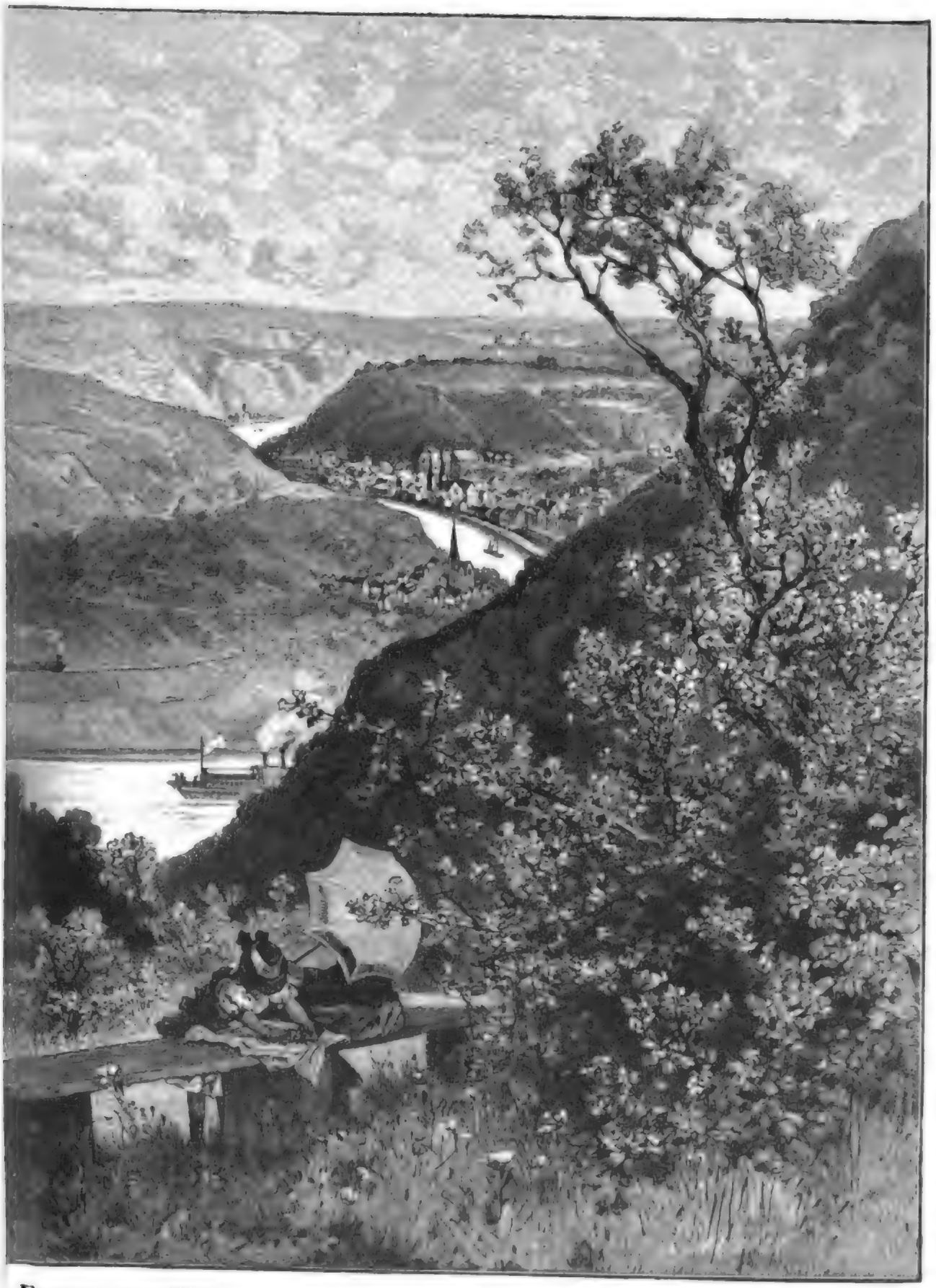
„In was für Sachen?“

„Na, verstelle Du Dich und noch einer!“ sprach sie leiser. „Uebrigens brauchst Du keine Bang' zu haben, so ein —“



Der Vierſeenplatz b

Nach einer Skizze von Ph. S



Boppard am Rhein.

Gezeichnet von R. Püttner.

Julia wandte sich weg, so hörte sie die schmeichelhafte Bezeichnung nicht mehr, welche Frau Rath ihrem Bruder spendete.

Und sie schlief doch ein, die kleine Mamsell Unnütz, trotzdem ihr das Herz schwer war von einem bangen Gefühl. Aber sie holte ihr altes Beruhigungsmittel hervor — sie drückte das dunkle Köpfchen in das Kissen und durchlebte mit geschlossenen Augen noch einmal die seligen Minuten dort oben in ihrem Dachkämmerchen. Ach, Fritz war ja sicher nur in den Garten hineingewandert, weil sie nicht mehr am Tische saß — sicher — ganz bestimmt! Und mit dieser seligen Ueberzeugung schlief sie den tiefen traumlosen Schlummer arbeitsmüder junger Menschen.

Der Herr Lieutenant dachte gar nicht daran, den Pfingstausflug zu unternehmen, von dem er gesprochen hatte, und Mamsell Unnütz, die eigentlich mit Genehmigung der Tante am ersten Feiertag nur ein ganz einfaches Gericht bereiten wollte, mußte nun ihren Kirchgang aufgeben und am Kochherd stehen, denn nach Tante Riekchens Begriffen war ein auf Pfingsturlaub gekommener königlich preußischer Lieutenant unmöglich mit einem Eierkuchen abzuspeisen.

Julia fügte sich ohne Seufzen, es konnten nicht alle Leute feiern. Der Fritz war ja auch auf Berufswegen fort, er hatte schon vier Patienten! Wie eifrig horchte das junge Mädchen auf die neue Klingel im Hausflur, die extra für den jungen Arzt angebracht war und, so recht eine Unheilsbotin, einen grellen schrillen Ton hatte. Auch heute war er schon früh weggegangen, und Julia hatte erfahren, daß der Onkel Doktor ihn zu einer Konsultation in seinem Wagen über Land mitgenommen habe.

Der Bruder zog sich gegen Mittag die Uniform an und ging säbelklappernd die Treppe hinunter durch den Flur, um einen Besuch bei Krautners zu machen. Er kam freilich sehr bald zurück, denn Papa Krautner saß bereits bei Tisch, obgleich die Glocke eben erst Zwölf schlug; und daß der Herr beim Essen nicht gestört werden dürfe, hatte das Stubenmädchen bestimmt versichert. Der Herr Lieutenant war nun drauf und dran, Julias Kalbsbraten im Stich zu lassen und das nächste beste Schiff nach Rüdesheim zu besteigen, damit er die hiesige Langweiligkeit besser überstehe. Da kam er von ungefähr auf eine andere Idee. Er trat in die kleine saubere Küche, wo die Schwester herumhantierte, und fragte, was sie nun den ganzen heutigen Tag anfangen wolle.

„Ich sitze im Garten mit meinen Büchern," war die Antwort.

„Mit Deinen Büchern?"

„Ja, ich lese so gern."

„Aber das ist ja schrecklich langweilig! Giebt es denn kein einziges junges Mädchen, mit dem Du verkehren kannst?" fragte er.

„Doch, Thereschen kommt mitunter; es kann sogar sein, daß sie mich heute besucht. Sie liebt den Pfingsttrubel auch nicht, und Sonntags ist sie fast immer hier."

„Da hat sie recht, ich mach' mich auch nicht gern populär," gab er zu. „Wie wär's denn, Julchen, wenn wir uns ganz in die Einsamkeit flüchteten und ich ruderte Euch hinüber auf die Au?"

„Das wäre schön von Dir!" sagte die Schwester, „drüben ist sicher niemand!"

„Wir machen uns gegen Abend eine Bowle, und Du sorgst für das Essen," schlug er vor.

Sie nickte. „Vergiß nicht, den Fritz aufzufordern, Frieder," bat sie und sah nach der anderen Seite, denn sie fühlte, sie war roth geworden.

Er schien es nicht zu hören und beeilte sich, aus der dumpfigen Küche zu kommen; in seiner Stube warf er sich auf das Sofa und spann goldene Zukunftsfäden.

Am Nachmittag ruderte er die beiden jungen Mädchen nach der Au hinüber. Die ganze Luft war voll Fliederduft, die Schiffe trugen bunte Wimpel und der Strom war belebt von Nachen mit festlich gekleideten Menschen. Auf der Au war es desto einsamer, da stand kein Wirthshaus.

Der junge Offizier kettete das Boot an einen überhängenden Baum, und die drei schlugen einen grasbewachsenen Pfad ein, der an die westliche Spitze der Insel führte, wo, wie der Lieutenant behauptete, der herrlichste Platz für die Hängematte des Fräulein Therese und die schönste Aussicht sei. Julia folgte; ihr ernstes blasses Gesicht trug einen Anflug von Enttäuschung — Fritz war nicht mitgefahren, war überhaupt noch gar nicht heimgekommen. Sie achtete weder auf die ungewohnte Redseligkeit ihres Bruders, der einen wilden Apfelbaum seiner Blüthen beraubte zu einem Strauße für Fräulein Therese, noch verstand sie, was er ihr sagte.

Das Plätzchen, welches er ausgesucht hatte, war aber in der That wunderschön, und als Thereschen in der niedrigen Hängematte schaukelte und ihr weißes Kleid wie eine Wolke um sie schwebte, als sich der Lieutenant auf ein Tuch zu ihrer Seite gelagert hatte, nahm Julia ihr Buch und vertiefte sich mit soviel Eifer darein, daß sie bald von der Außenwelt nichts mehr sah. Das Plaudern und Lachen der beiden, das leise Rauschen des Wassers, das in ihr Ohr drang, stimmte gar so gut mit der Erzählung von der schönen blonden Frau auf ihrer Burg Schwarz Wasserstolz inmitten des Rheins und mit der heimlichen Liebe zu dem Sänger Hadlaub in Gottfried Kellers reizender Novelle, daß sie gar nicht bemerkte, wie die Zeit verflog und das Gespräch der beiden jungen Leute leiser, immer leiser wurde, wie endlich Pausen entstanden, lange Pausen, nur unterbrochen durch fernen Gesang oder einen nahen Seufzer und das Plätschern des Wassers gegen den Uferrand.

Und die Sonnenstrahlen streuten Funken durch das Geäst der alten Rüstern, tiefgoldene Funken, denn es wollte Abend werden. Dann flammte das Abendroth da drüben empor, der herrliche stolze Strom färbte sich purpurn, und plötzlich glühte dieser Purpurschein auch auf den Wangen des blonden Mädchens, das sich in der Hängematte aufgerichtet hatte und, den Kopf halb abgewendet von dem Manne zu ihren Füßen, doch die Hand in der seinen ließ, die er wieder und wieder küßte.

„Aber so rasch — — ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll —" sagte sie stockend; und dennoch zuckte um den hübschen Mund ein Lächeln beglückten Stolzes.

„Wenn man so mächtig empfindet wie ich, giebt es kein Zögern. Ich liebe rasche Entschlüsse und weiß auch sofort ganz, was ich will, was ich muß. Ich weiß, daß ich Sie liebe, Therese, wußte es in der ersten Sekunde, als unsere Blicke sich trafen."

Sie riß erschreckt die Hand aus der seinen, Julia war aufgestanden und an ihnen vorüber dem Ufer zugegangen. „Dort kommt er!" sagte sie wie für sich und schaute dem Nachen entgegen, der über das leuchtende Wasser daherschoß.

Die beiden jungen Leute hinter ihrem Rücken sahen sich an; Therese legte den schlanken Finger auf die Lippen, und noch einmal haschte er nach ihrer Hand und fühlte einen leisen Druck derselben, dann war auch er aufgesprungen.

„Guten Abend!" tönte es gleichmüthig dem jungen Arzte entgegen, „kommst grad' recht, um die Bowle zu mischen. Julia, packe doch den Eßkorb aus!"

„Endlich!" rief der Doktor fröhlich. „Just als ich vor einer Stunde fort wollte — die Mutter sagte mir, daß die Herrschaften hier seien — kam noch so ein Unglücksrabe mit blutig verhauenem Kopf, und ich mußte flicken. Grüß' Gott, Fräulein Therese!" Und er lagerte sich neben dem Mädchen und warf den Hut auf den nächsten blühenden Strauch. „Ist es nicht ein wahrer Prachtsabend?" setzte er hinzu.

Und dann sah er zu Therese empor, die in der rosigen Beleuchtung so frisch erschien wie die Apfelblüthe, die sie im Gürtel trug.

„Haare haben Sie wie die Lurley selbst," sagte er in aufrichtiger Bewunderung, „fehlt nur noch der goldene Kamm. — Julia, Du braust doch die Bowle? So ist's recht; ich bin auch zu müde und hatte nicht Feiertag wie Ihr."

Sie waren alle sehr fröhlich bei dem kleinen Picknick, fröhlich, wie es zumal am Rheine junge Menschen sein können, die goldenen Wein in den Gläsern haben und heimliche Liebe im Herzen. Theresens silbernes Lachen flog alle Augenblicke mit dem warmen Westwind über den Strom hinweg, und der Doktor sekundierte ihr. Der Lieutenant lachte nur hie und da, dann that er wieder einen Seufzer und ließ die blonde Lurley leben und citierte Verse: „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rathe Dir gut!" und seufzte abermals.

Nur Julia war ſtill. Sie kauerte auf einem Baumſtamm und ſchaute in das verglimmende Roth des Himmels; ſie hatte die Hände um ein Knie geſchlungen, ihr ſchönes Profil hob ſich ſcharf ab von dem hellen Hintergrund. Aber obgleich ſie nicht theilnahm an der lauten Fröhlichkeit der andern, war ſie doch vielleicht die Glücklichſte von allen, denn ihr Vertrauen war ſo unerſchütterlich wie ihre Liebe.

Am anderen Morgen vor Thau und Tag kam der junge Offizier ſchon aus dem Garten. Julia traute ihren Augen nicht. Und gleich darauf pfiff er ſo luſtig in ſeiner Stube, daß über ihr ernſtes Geſicht ein Zug der Verwunderung glitt. Und abermals verzichtete er auf die Rheinfahrt, abermals ſteckte er ſich in die Uniform und ſchritt mit demſelben Säbelraſſeln über den Hof wie geſtern. Frau Rath, die juſt aus der Kirche kam, blieb in der Gaſſe ſtehen und ſah ihm nach, bis er hinter der ſchmiedeeiſernen Thür des Krautnerſchen Grundſtücks verſchwand.

Der reſoluten Frau wurde auf einmal bänglich zu Muthe. Herr Gott, wenn der etwa gar — — Aber nein, ſo mit Sturm konnte er doch die Burg da drüben nicht nehmen! Zuzutrauen war's ihm zwar, eine gewiſſe edle Dreiſtigkeit hatte er ſtets beſeſſen — allein das Thereschen wird doch nicht? Freilich, die Mädchen heutzutage! Ein hübſcher Menſch war er doch, obwohl nach ihrer Meinung gar nicht zu vergleichen mit Fritz. „Herr des Himmels, nun da wär' ich doch neugierig!“ Mit dieſen Worten ſetzte ſich die Räthin an ihr Fenſter und wartete auf die Rückkehr des Offiziers. Sie mußte lange warten, und als er endlich kam, da wurde ſie nicht recht klug aus ſeinem Gehaben. Er klirrte womöglich noch toller als vorher mit dem Säbel, und ſein ſonſt bleiches Geſicht war geröthet — aber ob vor Glück oder Enttäuſchung, das konnte ſie nicht ergründen.

Es dauerte nicht lange, da erſcholl droben ſeine Kommandoſtimme: „Julia! Julia!“

Das junge Mädchen, das bei der verdrießlichen Tante geweſen war, um mit ihr die betrübende Thatſache feſtzuſtellen, daß für die jetzige opulente Wirthſchaft das Monatsgeld nicht reichen werde, und dabei manchen kleinen Hieb geduldig aufgefangen hatte, ſtürzte erſchreckt in die Stube des Bruders.

„Hier bin ich, Frieder — um Gotteswillen, was giebt's?“

Er hatte die Uniform aufgeriſſen und lief im Zimmer umher. „Kannſt Du reinen Mund halten?“ fragte er endlich.

„Ich verſtehe Dich nicht. Wenn Du mir etwas anvertrauen willſt, ſo rede ich ſelbſtverſtändlich nicht davon.“

„Du mußt mir helfen!“ forderte er, „hörſt Du?“

„Immer, wenn's in meiner Macht ſteht, Frieder.“

„Es hat eine ganz verdammte Geſchichte gegeben,“ fuhr er leiſer ſprechend fort. „Thereſe und ich — —“

„Thereschen und — Du?“

„Ja, Thereſe und ich haben uns heute früh verlobt. Reiß' doch die Augen nicht ſo auf — Du glaubſt nicht, wie thöricht Du dann ausſiehſt. Iſt's denn etwas nie Dageweſenes, daß ſich ein junger Lieutenant und ein hübſches Mädchen verloben?“

„O Gott!“ ſtammelte das Mädchen, „wie mich das freut!“

„Ja, hat ſich was! Als ich vorhin zu dem alten Philiſter komme und ihn um ſeine Einwilligung bitte, da bedankt er ſich für die Ehre, und — und — nun, kurz und gut — einen Korb, aber keinen feinen! So einen!“ Und er fuhr mit der Hand in der Luft umher, damit den Umfang dieſes Korbes andeutend.

„Und Thereschen?“ fragte ſie.

„Habe ich gar nicht erblickt. Ich verſicherte dem alten“ — er gebrauchte eine ziemlich reſpektwidrige Bezeichnung, die einem Thiere mit langen Ohren zukommt — „daß Thereſe nicht von mir laſſen würde; da erklärte er gemüthlich lächelnd und immer die Hände mit dem Siegelring am rechten Zeigefinger auf dem Magen, daß ich mich nicht ängſtigen ſolle, die habe ‚Ordre parieren‘ gelernt und werde ‚Raiſon‘ annehmen. Ein furchtbarer Menſch, und ſein Deutſch! Da muß ſich unſereins — es iſt zum Radſchlagen!“

„Arme Thereſe! Und ſie hat Dich lieb?“

„Solche Frage! Und ob! Jetzt aber will ich ihr Nachricht ſchicken, einen Troſt, verſtehſt Du? Du mußt hinüber; der Alte ſchläft nach Tiſch. Sag', ich müſſe ſie noch einmal ſprechen und ich bliebe ihr treu bis in alle Ewigkeit, und ihr Vater müſſe ſich erweichen laſſen, ſie ſei ja doch ſein Liebling, ſein einziges Kind.“

Der junge Offizier ſetzte ſich wie erſchöpft in eine Sofaecke, alle Qualen der Enttäuſchung zuckten in ſeinem bleichen Geſicht. Er ſchlug plötzlich hart mit der Fauſt auf den Tiſch. „Und alles wäre gut geweſen, alles!“ murmelte er.

„Ich will es Thereſe beſtellen; Ihr thut mir leid,“ ſprach Julia mitleidig. „Ich denke auch, wenn Ihr ſo recht zuſammenhaltet, muß der Vater endlich nachgeben, er hat doch das Reschen ſehr lieb — —“

Das war ein recht böſer Tag. Bei Tiſche begann Tante Riekchen plötzlich, ohne ſich vor Julia zu ſcheuen, die ſie ſonſt allen Unterredungen mit dem Bruder fernhielt, mit faſt heiſerer Stimme dem Pflegeſohn mitzutheilen, daß ſie leider nicht mehr in der Lage ſei, ihm ganz ſoviel Zulage zu geben wie bisher. Sie brachte es mit geſenkten Augen hervor, als ſchäme ſie ſich, ihre gedrückte Lage einzugeſtehen.

Er lachte laut und hart auf und trank ſein Weinglas mit einem Zuge leer. „Geſegnete Mahlzeit!“ rief er dann, warf die geballte Serviette auf den Tiſch und die Thür hinter ſich zu.

Riekchen Trautmann wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen.

„Tante!“ ſagte Mamſell Unnütz, die Hand leiſe und ſcheu auf die durchſichtige zitternde Rechte des alten Fräuleins legend, „Tante, ſei nicht traurig, wir werden es ſchon machen, daß alles in die Reihe kommt — wir verkaufen das Haus, gelt? Und dann biſt Du ganz reich, und wir miethen ein kleines nettes Quartier mit der Ausſicht auf den Rhein, und da mache ich es Dir ſo traut, ſo traut, daß Du dies alte große Haus, das Dir nur eine Laſt iſt, gar nimmer vermißt.“

Aber ihre Hand wurde jäh fortgeſchleudert. „Wie kannſt Du auch wiſſen, was eigene Scholle bedeutet? Keine Spur von Pietät iſt in Dir, ſonſt würdeſt Du nicht reden, als ſei ein Hausverkauf dasſelbe wie ein Butterbrot ſtreichen!“

Julia ſah ſie traurig an. „Ach, wenn Du eine Ahnung hätteſt, wie ich dies alte Haus liebe“ — wollte ſie ſagen. Aber ſie ſchwieg, ſie ſchwiegen beide.

Als das junge Mädchen mit den Tellern hinausgegangen war, ſchlug die Zurückbleibende die Hände vor die Augen, und die Thränen quollen ihr durch die Finger. Sie hätte hinter dem Kinde herlaufen und ihrer Härte wegen um Verzeihung bitten mögen und brachte es doch nicht über ſich. Julia aber ſchlüpfte bald danach durch die Gartenpforte vom Rhein aus in das Krautnerſche Grundſtück. Ungeſehen kam ſie in das Haus und durch den Gartenſaal, der mit faſt allzugroßem Reichthum an oſtindiſchen Matten, Bambusmöbeln und japaniſchen Fächern ausgeſtattet war, in das Boudoir der Freundin. Die Jalouſien der breiten Fenſter waren heruntergelaſſen; es herrſchte ein gedämpftes Licht in dem Raume und ein ganz betäubender Duft von Eau de Cologne und irgend einem ſüßen exotiſchen Parfüm, welches das junge Mädchen für ihren Toilettetiſch liebte.

Die hellblauen roſageblümten Möbel mit den verſchnörkelten Goldgeſtellchen waren unordentlich durcheinander geſchoben; vor dem Kamin lagen die Scherben einer Porzellanſtatuette und auf einem Ruhebett kauerte, einen zerbrochenen Fächer bewegend, im reizenden aber ganz zerknitterten weißen Anzug, mit trockenen trotzigen Augen, das Opfer ihres grauſamen Vaters, Thereſe Krautner. Als ſie der Freundin anſichtig wurde, die faſt feierlich ernſt an ihr Lager trat, warf ſie den Kopf nach der anderen Seite und begann zu weinen.

„Armes Reschen!“ Und das blaſſe Mädchenantlitz bog ſich über die Verzweifelte, „ach, muß das herb ſein! Aber faſſe Muth, Frieder läßt Dich grüßen und er bleibt Dir treu. Er ſchickt mich eben zu Dir, Du ſollteſt nicht verzagen. Treue Liebe kann alles bezwingen, und der hartherzigen Väter hat es mehr gegeben, Reschen.“

„Ei — ei — ei!“ ſcholl es hinter ihr, „hartherzig ſagen Sie, kleines Fräuleinchen?“ Und Herr Stadtrath Krautner, der unbemerkt eingetreten war, ſtand, die Hände auf dem rundlichen Bäuchlein gekreuzt, das rothe Vollmondgeſicht zum behaglichen Lachen verzogen, hinter dem erſchreckten Mädchen. „Bin durchaus kein hartherziger Rabenvater,“ ſprach er weiter und ſtrich Julia mit dem Rücken der Hand über die Wangen, „bin man bloß ein erfahrener Mann, der ſein verblendetes Kind nicht mit gleichen Füßen ins Unglück ſpringen läßt. Ja, ja ins Unglück,

lieb Herzchen! Aber das versteht Ihr nicht, weil Ihr allesammt grad im allerthörichtsten Lebensalter steht."

„Lieber Herr Krautner" — Julia hatte beide Hände erhoben — „wenn sie sich aber doch so lieben, so sehr lieben —"

„I — glauben die beiden ja selbst nicht," lachte er, „und der stirbt nicht dran, und die stirbt nicht dran, ich kenn' sie besser. Und nun, Reschen, bitt' ich mir aus, daß das Geflenn' aufhört — hast's verstanden?"

Das junge Mädchen hatte sich emporgerichtet. „Daß Du es nur weißt, Papa," rief sie mit zornigen Augen, „ich lasse nicht von ihm — nie, nie!"

„Nun, darüber reden wir schon noch," war die Erwiderung.

„Und wenn Du denkst, ich werd' ihn mit der Zeit vergessen, so — —"

„Ja, das denk' ich, Töchterchen!"

„So irrst Du Dich, und hier, in Gegenwart von Julia, sag' ich's Dir, hast Du nicht von heut' ab in einem Jahre diese Verlobung zugegeben, so — —"

„Nehme ich einen andern!" vollendete er.

„Wollen sehen," sagte sie.

„Ja, wollen sehen, hast recht. Und nun kannst Du Dir alles wünschen, was Dein Herz begehrt, bloß nicht zweierlei Tuch; ich spaße nicht, hab's mal geschworen — warum? kann Dir gleich sein. Also, kein zweierlei Tuch im allgemeinen und dieses da im besonderen nicht! Nichts für ungut,' kleines Fräuleinchen," wandte er sich an Julia, „aber sagen Sie selber — kommt mir da ein wildfremder Mensch hereingeschneit und will nicht mehr als alles, und das heißt viel, verstehen Sie? Es könnt' manchem passen, o ja, aber wenn die da eine so Dumme ist, die sich in einer Viertelstund' verblenden läßt — ich bin's nicht. Klaren Kopf! heißt's bei mir. Alois Krautner hat immer 'nen klaren Kopf, sonst hätt' er's nie soweit gebracht. Gehorsamster Diener!"

„Du hast eben nie geliebt," sagte sein Töchterlein mit verächtlich zuckender Lippe.

„Ich? Alle Wetter! Und ob! Aber mit Verstand, Du Naseweis! Und sauer hab' ich mir's werden lassen, ehe ich vor ihren Vater getreten bin und gesagt habe: ‚Gieb' mir Deine Hanne und Deinen Segen, ich kann einen Hausstand gründen, ich kann ein Weib ernähren und noch mehr dazu.' Da liegt der Hase im Pfeffer, merkst was? Und nun ist's das letzte Wort gewesen, damit basta und nix für ungut!"

Er ging, machte die Thür zu, und von draußen herein erklang sein Pfeifen. Es war der Alte Dessauer, den er immer nur pfiff, wenn ihn etwas schwer erregte. Sogar als sein vergötterles liebes Hannchen starb, war er mit herabrollenden dicken Thränen im Zimmer auf- und abgegangen und hatte sein: „So leben wir" gepfiffen.

„Da siehst Du es, wie traurig mein Leben ist," sagte das hübsche Mädchen bitter und strich die wirren Blondhaare aus dem heißen Gesicht. „Verständniß, ein feineres Empfinden ist gar nicht vorhanden. Und weißt Du, Julia, als ich versuchte, ihn zu rühren, ihm erzählte, wir hätten uns unser künftiges Leben schon so schön ausgemalt, wir wollten uns in die Nähe versetzen lassen; seine herrliche Heimath, sein Rom, hätte er mir zeigen wollen auf der Hochzeitsreise, da lachte er, als hätt' ich den köstlichsten Witz gemacht, und meinte, das sei für zwei Tage der Bekanntschaft alles mögliche! Und ob wir uns auch schon einen Bädeker gekauft hätten? Und er und Mama hätten vor Zeiten in einem Ding von Hotel gewohnt in Rom, wo sie sich äußerst wohl befunden haben würden, wenn sie einen Ofen und recht viel Insektenpulver gehabt hätten. O Gott, wie kann man das Heiligste so herabziehen! Aber Du, Julchen, Du mußt uns helfen!" rief sie aufspringend. „Bleibt Vater so halsstarrig, dann laufen wir davon — ja bei Gott! Sag's dem — dem Lieutenant Adami — ich —" Sie stockte plötzlich, es kam ihr wohl etwas stark vor, dem Lieutenant den Vorschlag machen zu wollen. „Wenigstens," fuhr sie kleinlaut fort und zupfte an ihrem Taschentuch, „wenigstens mußt Du unsere Briefe vermitteln, uns helfen, daß wir uns sehen können, lieb Julchen!"

Julia antwortete nicht; sie sah starr vor sich hin, eine kleine düstere Falte zwischen den schön geschwungenen Brauen.

„Hörst Du?" rief Therese ungeduldig, „Du sollst uns helfen! Heut' abend noch will ich ihn sprechen! Du hast Dein Bodenstübchen, Dein Atelier, niemand wird uns dort suchen, und Du mußt zu Deiner Tante sagen, es sei — —"

„Nein!" kam es kurz und hart von Julias Lippen.

„Deinen eigenen Bruder willst Du nicht unterstützen? Mich nicht, Deine einzige Freundin?" rief Therese, die sich vor dem Spiegel die Stirnhärchen ordnete und ein Tuch, in kaltes Wasser getaucht, gegen die Augen drückte.

„Nein, Therese, eben weil er mein Bruder ist. Ich will nicht dazu helfen, daß es aussieht, als wolle er Dich aus reinem Eigennutz, und — ich denke, Ihr helft Euch allein. Echte Liebe kommt schon zum Ziele."

„Bist Du ein albernes Ding!" fuhr das blonde Mädchen zornig heraus. „Wie soll ich mir allein helfen? Kennst Du meinen Vater noch nicht? Kein Brief kommt anders in das Haus als in verschlossener Postmappe, und bewachen wird er mich von Stund' an auf Schritt und Tritt, und —"

„Mit dem Heimlichthun und dem Schreiben hinter seinem Rücken werdet Ihr Euch allerdings nicht helfen. So meinte ich es nicht," antwortete Julia. „Zeig's dem Vater, daß Deine Liebe stark und treu ist, er wird sich dann doch erweichen lassen; und am Ende, wenn Dich der Frieder gerade so stark und ehrlich liebt, wird er Dir zulieb auch etwas anderes werden als Offizier, er ist doch noch jung — wenn's eben nur das ist, daß Dich Dein Vater keinem Offizier geben will. Darin würde ich meinem Bruder zureden."

„Sehr gütig!" klang es gereizt und enttäuscht zurück. „Aber ich meine, er ist just zum Offizier geschaffen, und meinetwegen soll er nicht umsatteln."

„Auf den Stand kommt's doch nicht an, wenn Ihr Euch so gern haben wollt!" rief Julia entrüstet. „Liebst Du den Rock oder den Menschen?"

Therese antwortete nicht.

„Wenn er nun, zum Beispiel, Landwirth werden könnte?" drängte Julia.

„Bitte," stieß Therese ärgerlich hervor, „spar' Deine Rathschläge, die von sehr großem Mangel an Lebensklugheit zeugen. Geh' lieber zu ihm und sage, daß ich ihn noch einmal sprechen will, das kann kein Mensch mir verwehren. Oder nein, laß es — Du machst ja ein Gesicht, als ob ich Dich zum Stehlen verführen wollte. Nicht einmal dazu bist Du zu gebrauchen! — — Gott im Himmel, ich verlange jetzt nur noch eins von Dir, bekümmere Dich nicht um die ganze Geschichte, gieb mir die Hand darauf, ich werde mir allein helfen — so. Sag' dreimal ‚Wahrhaftig!' darauf, daß Du keiner Seele gegenüber mich verrathen willst."

Julia hatte die Hand gegeben, aber sie blieb stumm. Und Therese achtete nicht mehr auf das ernste Gesicht der Freundin. Sie saß am Tische und schrieb mit fliegender Eile ein paar Worte auf einen blaßlila Bogen mit goldenem Monogramm. „Leb' wohl!" murmelte Julia und ging betrübt durch den Garten zurück nach dem heimathlichen Grundstück.

Unter den Nußbäumen stand der Bruder; er sah noch blasser und nervöser aus als sonst. „Nun?" fragte er ungeduldig, „Du bist eine Ewigkeit geblieben, wie auf der Folter ist mir's vorgekommen. Was sagte sie?"

„Sie will Dir treu bleiben, Frieder — aber —"

„Aber?"

„Aber der Vater will's nie zugeben."

Er athmete auf. „Wenn sie nur will —" sagte er leise.

Er dankte der Schwester nicht einmal; eilig schritt er nach seiner Stube hinauf und schrieb an Moses Aronsohn in Berlin, daß besagter Herr sich noch ein Weilchen gedulden möge; er habe eine reiche Partie so gut wie sicher, es sei nur noch der Widerstand des Vaters zu überwinden. Wenn aber Herr Aronsohn die Klage beim Regiment einreiche, so sei diese Heirath in Frage gestellt und er bekomme dann nichts, da seine Tante ihr Vermögen verloren habe. Ergebenst u. s. w. Er trug den Brief selbst zur Post und kehrte mit leichterem Herzen zurück, als er es seit Monaten gehabt. Und in der Nähe des Hauses ging langsam ein hübsches Dienstmädchen an ihm vorüber und schob ihm ein kleines blaßlila Couvert in die Hand. Seine Augen leuchteten auf, und kaum war er in seinem Zimmer angelangt, als er hastig den Umschlag erbrach. Therese bat ihn, in das

Die Musikanten.

Nach einem Gemälde von Ch. Meissonier.

alte Gartenhäuschen ihres Grundstücks zu kommen „in der neunten Stunde, wenn Papa in der ‚Traube' sitzt."

Als Julia schon am Einschlafen war, so gegen elf Uhr, wurde sie durch ein Klirren an ihrem Fenster emporgeschreckt. Sie kannte des Bruders Gewohnheit von früher her, Kies an die Scheiben zu werfen, wenn er das Haus verschlossen fand. Sie kleidete sich rasch an und huschte die Treppe hinunter, um die Hausthür zu öffnen, in der stets der Schlüssel von innen stecken blieb — die Räthin wollte es so, weil dann die Dietriche der Diebe machtlos seien. Ueber die Schwelle trat Frieder.

„Ihr geht wahrhaftig mit den Hühnern zu Bett," scherzte er und schritt ganz leise, eine lustige Melodie summend, die Treppe hinan. „Gute Nacht!" flüsterte er vergnügt droben im finsteren Flur und hielt die Schwester am Aermel fest. „Die Therese ist ein süßer Schatz, sag ich Dir; und Mädel, wenn die Hochzeit ist, schenke ich Dir ein Staatskleid, verstehst Du? Und nun sei gut und lieb zu meiner kleinen Braut und spiele Dich nicht als moralischen Richter über uns auf. Wenn Du erst einmal selbst einen liebst, wird Dir's einleuchten, daß man vor solch altem Philister nicht gleich ‚kusch'! macht und daß so was Heimliches auch sein Schönes hat. Aber ich glaube, Du Eiszapfen kannst Dir gar keine Vorstellung machen vom ‚Gernhaben'. Gute Nacht und — Verschwiegenheit! Verstanden? Sonst geht die Sache in die Brüche."

„Gute Nacht!" sagte sie, und in ihrem Abendgebet hatte sie noch etwas mehr vom lieben Gott zu verlangen als sonst; daß er helfen möge, die beiden zusammenzuführen, daß er ihnen Kraft gebe, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, und den Sinn des Vaters zur Nachgiebigkeit lenke.

Das Gesicht der Räthin hatte nie so von innerer Befriedigung geleuchtet wie in diesem unfreundlichen Spätherbst; während sie sonst dem Winter seufzend entgegenblickte, freute sie sich heuer über jedes welke Blatt, das der Sturm von den Bäumen nahm. Denn diesen ewigen Regengüssen und Stürmen verdankte sie theilweise den Sonnenschein in ihrem Gemüth.

Die ältesten Leute im Städtchen konnten sich kaum auf einen so unfreundlichen Herbst besinnen, Grippe und Gicht standen in Blüthe, und Kinderkrankheiten traten epidemisch auf; die Schelle des jungen Herrn Doktors ward den ganzen Tag gezogen, und mit wichtiger Miene notierte Frau Minna die Namen der Hilfesuchenden auf der Schiefertafel an der Stubenthür des Sohnes.

Als hätte sie die größte Glückseligkeit zu verkünden, so strahlend trat sie dann ihrem Fritz entgegen, der naßgeregnet und müde heimkam, um ihm zu verkünden, daß er sich beeilen müsse, denn Fabrikbesitzer Lindemann habe wahrscheinlich einen Schlaganfall, und die Kinder des Gymnasiallehrers seien nun glücklich auch samt und sonders mit allen Zeichen des Scharlachs ins Bett gesteckt worden, und Schuster Märtes alte Mutter stöhne unter ihrem Herzkrampf.

„Es geht nicht mehr so," erklärte der junge Arzt eines Tages, als infolge der Erkrankung des Doktor Kortum die Anforderungen wuchsen und wuchsen. „Es geht nicht mehr, ich kann's nicht schaffen, die ganze Praxis des Onkels Kortum mit zu versehen, wenn ich um jedes geschwollene Gesicht, um jeden Bonbonhusten eine Krankenvisite machen muß. Ich will mir Sprechstunden einrichten, die Leichtkranken müssen zu mir kommen."

„Das wird gut sein," gab die Mutter zu. „Ja, Fritz, das hättest Du selbst nicht gedacht, daß Du in solcher Schnelligkeit der beliebteste Arzt hier werden würdest!"

„Nun, das ist der Reiz des Neuen," antwortete er ausweichend und ging in sein Zimmer, um eine Anzeige für das Wochenblatt zu verfassen, die den Bewohnern von Andersheim mittheilen sollte, daß Doktor Roetgers Sprechstunden von acht bis neun früh und von drei bis vier nachmittags stattfinden, Sonntags und Mittwochs neun bis zehn Uhr unentgeltlich für mittellose Kranke.

Nun saß die Räthin jeden Morgen und jeden Nachmittag hinter den Gardinen ihrer Wohnstube am Fenster und zählte die, die „mühselig und beladen" zu ihrem Fritz kamen.

Und wahrhaftig, eine noble Kundschaft schritt über den alten Hof in die geöffnete Hausthür, um sich Rath zu holen, sogar aus den allerersten Familien; Mütter mit ihren jungen Töchtern und die jungen reichen Fabrikantenfrauen mit ihren Kindern, denn Fritz hatte den Ruf eines tüchtigen Kinderarztes im Umsehen errungen; und selbst die schöne räthselhafte Witwe, die aus Rußland sein sollte und in ihren schwarzen Kreppschleier förmlich eingewickelt schien, kam eines Tages, und die Räthin erschrak beinahe vor der Schönheit dieses marmorblassen Gesichtes. „Gott behüte ihn," sagte sie für sich, „daß er sich nicht in so etwas verliebt, das nichts hat und nichts ist!"

Am liebsten hätte sie sich drüben ins Wartezimmer gesetzt und ein wenig geschwatzt mit all den Kranken, allein das wagte sie nicht, selbst dann nicht, als ihre beste Freundin, die Frau Bürgermeister, erschien in Begleitung ihrer Köchin, die einen schlimmen Finger mitbrachte. Eines Tages aber kam der Sohn ihrem Herzenswunsch entgegen.

„Mutter," sagte er, „mach' Dir doch zuweilen 'mal während der Sprechstunde etwas im Wartezimmer zu schaffen; erstlich werden sich dann die Leute genieren und sich nicht gegenseitig zum Fürchten bringen mit den haarsträubendsten Krankengeschichten, und fürs zweite unternehmen auch die lieben Sprößlinge in Deiner Gegenwart nicht wieder Attacken auf mein Mikroskop und sonstige Apparate."

Die Räthin holte sich am andern Morgen ihre Staatshaube aus dem Kasten und zog ihr „gutes Schwarzwollenes" an, band die seidene Schürze vor und präsidierte mit stolz gerötheter Gesicht im Vorzimmer ihres Sohnes. Leider erfaßte sie die Aufgabe mit ihrer vielgerühmten Offenheit und Energie. Die junge Frau Amtmann, die auf Befragen der Räthin stockend erklärte, daß sie gar so viel huste, bekam den Trost, daß ja ihre beiden älteren Schwestern auch in ihrem Alter angefangen hätten zu husten und danach so bald an der Schwindsucht gestorben seien. „Und wenn ich Ihre Mutter gewesen wäre, junges Frauchen," schloß die würdige Dame, „ich hätt' Ihnen nie das Heirathen erlaubt, sondern hätt' Sie aufgeladen und wär' mit Ihnen nach dem Süden gegangen."

Der armen kleinen Frau schossen die Thränen in die Augen. Sie liebte das Leben, sie liebte ihren Mann und ihren dicken Säugling so sehr, und als sie nachher vor dem jungen Arzte saß, schüttelte den zarten Körper ein Weinkrampf, und unschwer holte Fritz heraus, was für einen Trost seine Mutter da draußen gespendet habe. Und kaum war er im Begriff, die einigermaßen beruhigte Kranke zu untersuchen, so gellte im Vorzimmer ein so fürchterliches Kindergeschrei, daß er erschrocken hinausstürzte.

Da hatte seine Mutter den fünfjährigen Knaben eines Bahnbeamten auf dem Schoße, der mit blassem furchtverzerrten Gesicht hinunterstrebte und dabei ein Angstgebrüll ausstieß.

„Allmächtiger Gott, was ist denn los, Mutter?" fragte er.

„Der dumme Bub' hat mir sein bös Fingerchen zeigen müssen, und da hab' ich aus Scherz gesagt, Du thätest ihm nachher mit so einem langen Messer das Nägelchen ausschneiden, weil es doch nur vom zuvielen Birnenessen gekommen sei," berichtete sie ärgerlich.

Der Doktor schüttelte den Kopf und hatte Mühe, den kleinen Burschen zu besänftigen. Frau Minna aber machte ob des Kopfschüttelns eine beleidigte Miene, sagte noch einmal etwas von einem „dummen Bub'" und verschwand; es war ohnehin heute nichts Interessantes mehr da.

Gegen Abend hatte sie ihr verunglücktes Debüt schon vergessen; sie hantierte in des Sohnes Zimmer umher, wo sie ihm ein besonders fein gestärktes Faltenhemd zurechtlegte neben den eigenhändig gebürsteten Frack; sie wollte heute Staat machen mit ihm, denn der erste Kasinoball fand statt. Die alte Dame selbst trug zu dem Morgenrock bereits die Gesellschaftshaube, die mit großen goldenen Nadeln auf dem grauen Haare befestigt war.

„Hoffentlich ruft Dich niemand heut' ab," sagte sie; „es sieht zwar nach etwas aus, wenn Du so recht eilig vom Tische fortgeholt wirst, aber es wär' mir doch schad' um die Lackstiefel in dem Regenwetter."

Er schien nicht in rosigster Laune und antwortete ganz obenhin, während er sich erschöpft aufs Sofa warf. Die Mutter aber nahm die Zeit wahr, die ihr bis zum Beginn der Toilette noch blieb, und indem sie ihrem Fritz eine Tasse Kaffee eingoß, versuchte sie noch einmal, sich wegen heute früh zu rechtfertigen.

„Ich hab' die kleine Frau Amtmann immer für ein Gänschen gehalten," zog sie herzhaft los, „aber für ein so extra dummes doch nicht; gleich so ein Gestenne, als ob's die größte Neuigkeit für sie wär', daß ihre Schwestern an der Schwindsucht gestorben sind."

„Man erinnert aber doch nicht die Kranken an dergleichen!"

„Erst recht!" rief sie und blieb, die Arme in die Seiten gestemmt, vor dem Doktor stehen. „Du willst sie doch nicht etwa glauben machen, daß sie noch hundert Jahre zu leben hätt'?"

„Aber, Mutter, es liegt doch auf der Hand, daß man die Patienten weder ängstigen noch mit derartigen Erzählungen aufregen darf!"

„Doch! Da bin ich anderer Meinung — grad' recht angst machen, damit sie sich in acht nehmen! Paß nur auf, die quält ihren Mann heuer nicht, daß er mit ihr auf die Bälle geht, und —"

„Wärst ein ausgezeichneter Arzt, Mutter," rief er, in etwas gezwungenem Scherz. „Aber nun wird's Zeit. Du mußt Dich fein machen. Bitte, geh' dann voraus — es kann sein, daß ich ein Viertelstündchen später im Ballsaal erscheine; ich habe noch einen Brief zu schreiben."

Die Räthin verschwand, und er blieb noch ein Weilchen sitzen. Dann stieg er die Treppe empor und pochte an Tante Riekchens Thür. „Ist Mamsell Unnütz da?" fragte er in die Dunkelheit hinein.

„Nein!" klang es zurück.

„Wo ist sie denn?"

„Ja, das mag Gott wissen," seufzte Tante Riekchen, „ich sah sie schon seit Dunkelwerden nicht mehr. Sie ist ja so sonderbar; vielleicht grämt sie sich, daß sie nicht auf den Ball gehen darf, aber ich hab's nicht dazu, nicht einen Dreier kann ich ausgeben für solche Geschichten."

Und so ein klein wenig hatte Fräulein Riekchen diesmal recht. Julias Gesicht war während des Mittagessens um einen Schein bleicher geworden, gerade als das Dienstmädchen der Frau Räthin kam, um das Fräulein Julchen im Namen ihrer Herrin zu bitten, an dem schwarzseidenen Gesellschaftskleid besagter Dame die Spitzen etwas moderner zu ordnen, und als das Mädchen hinzusetzte: „Sonst war das der Frau Räthin ganz egal, aber weil sie heut' mit unserem Herrn Doktor geht, will sie besonders fein sein."

Mamsell Unnütz hatte aufs gewissenhafteste das Gewünschte besorgt und dabei die Schilderung solcher Andersheimer Rasinofeste in den herrlichsten Farben vorgemalt erhalten. Der redseligen Frau kam es gar nicht in den Sinn, daß einem jungen Menschenkind das Herz davon schwer werden könne. Mamsell Unnütz war ihr gar nicht denkbar auf einem Balle; aber dem schlanken Mädchen, das dort so eifrig das alte Spitzenwerk auf der raschelnden Seide befestigte, trieb die Sehnsucht ein paar funkelnde Thränen in die Augen. Ach, es war ihr ja nicht um all den Glanz dort, nur darum, daß er hinging — ohne sie. Ein peinigendes Gefühl überkam sie plötzlich, sie kannte es nicht, sie empfand nur seinen Schmerz und wußte nicht, daß es — Eifersucht hieß.

Mit zitternden Händen beendete sie die Näherei, warf das Kleid hastig über einen Stuhl und lief hinaus. Im Flur blieb sie stehen. Wohin nur gleich mit ihrem Weh? Sie öffnete die Thür, die nach dem Garten führte, und trat unter das kleine Vordach. Der Regen plätscherte hernieder, der Wind bog die Aeste und durch die graue Dämmerung leuchteten ein paar helle Fenster herüber. Ja dort, in der eleganten Villa bei Krautners, da saß auch eine, die nicht glücklich war, die einsam bleiben würde heute abend, während alle anderen sich freuten — einsam und mit der nämlichen Sehnsucht im Herzen wie sie. Und da trieb es sie auf einmal durch den Regen und Sturm zu der Freundin hinüber, die sie mehr und mehr vermieden hatte, seitdem sie des Bruders Braut geworden war. Sie wollte in ein Paar Augen sehen, das auch nicht heiter blickte, sie wollte Therese einmal wieder die Hand drücken.

Sie hatte ihr wollenes Tuch über den Kopf gezogen und war durch die nassen Wege der Gärten geeilt; nun stand sie auf den Mosaikfliesen des erhellten Flurs vor Thereesens Thür und pochte.

„Herein!" klang es fröhlich.

Mamsell Unnütz drückte die Klinke und stand dann auf der Schwelle mit dem Ausdruck eines Kindes, das wahr und wahrhaftig ein Märchen schaut. Strahlend hell war das kleine heimliche Nest erleuchtet, die Flammen der Gaskrone glänzten in den seidenen Falten der Wanddraperien und funkelten wie Hunderte blitzender Sternchen aus dem duftigen blaßblauen silberdurchwirkten Kleide des schönen Mädchens, das sich in heller Lust vor dem großen Spiegel wandte und drehte.

„So tritt doch herein!" rief Therese, „das Zimmer wird kalt. Aber es ist lieb von Dir, Julchen, Du kannst mir 'mal helfen, das Ding hier ins Haar zu thun." Und sie hielt dem Mädchen einen kleinen Brillantstern entgegen, der in allen Farben des Regenbogens strahlte und sprühte. „Gelt, das Ding ist hübsch, Julchen? Denk' Dir, der Papa hat's mir heut' geschenkt." Und sie probierte nun selbst, wo das blitzende Schmuckstück sich am besten ausnehmen würde, und steckte es geschickt über der Stirne fest, die von goldenen hochfrisierten Haarwellen umgeben war.

„Gefalle ich Dir?" fragte sie dann und goß eine Fluth Eau de Cologne über die Hände.

Mamsell Unnütz war an dem kleinen Kamin stehen geblieben und hatte unwillkürlich ihr regenfeuchtes dunkles Kleid an sich gezogen. „O sehr, o sehr!" antwortete sie, „aber — —"

„Nun — aber?" fragte Thereschen und begann ihre ellenlangen Handschuhe anzuziehen, während sie die Jungfer hinaus schickte, um den Papa zu holen.

„Aber ich dachte — Du — würdest nicht auf den Ball gehen, Therese?"

„Da hast Du eben etwas Falsches gedacht. Warum soll ich nicht gehen? Man lebt nur einmal, und vom Trübsalblasen wird es nicht anders in der Welt."

„Gewiß nicht; ich bildete mir nur ein, es mache Dir kein Vergnügen."

Therese wurde einer Antwort überhoben, denn Herr Alois Krautner erschien in seiner lebhaften Art und begrüßte sein schönes Töchterlein mit einem lauten „Bravo, bravo, Reschen!"

„Und sieh, Papa, wie herzig das Sternchen da oben flimmert!" rief sie und wandte ihm das Köpfchen zu.

„Ja, ja! Dafür flimmert's etwas weniger in meinem Geldbeutel," lachte er, und Julia auf die Schulter klopfend, setzte er hinzu: „Einsperren müßt' man den Alois Krautner wegen seiner Verschwendungssucht, aber was soll man denn machen? Sie will eben alles haben, was Mod' ist, alles was Mod' ist — bloß . . . sie bekommt nicht alles; heut' ist's mal geglückt, aber immer geht's nicht so, gelt, mein Mäuschen?"

„Ei freilich, Deinen Willen setzt Du durch" nickte sie, scheinbar schmollend, und als sich der alte Herr umwandte, machte sie eine kleine muntige Geste hinter ihm 'nud lachte wie ein Kobold.

„Dafür bin ich auch der Herr im Hause!" rief er gut gelaunt. „Aber weißt Du, was ich wollte?" — und er blieb ganz andächtig vor seiner schönen Tochter stehen — „daß Dich die Mutter sehen könnt' heut' abend." Und dann zog er das rothseidene riesige Taschentuch, schnaubte sich, daß es wie ein Trompetenstoß in die Ohren der Mädchen dröhnte, steckte das Tuch hastig wieder ein und ging der Thüre zu, indem er pfiff: „So leben wir, so leben wir — —"

„Er ist ganz gerührt," sagte Therese und drehte sich vor dem Spiegel; „sitzt eigentlich die Taille gut?"

„Ich glaube ja — gute Nacht, Therese, und viel Vergnügen!"

„Bleib' doch, der Wagen ist noch nicht da."

„Ich muß heim; gute Nacht!"

In diesem Augenblick kam die Jungfer und hielt etwas versteckt unter der Schürze. Julia hörte, wie sie leise sagte: „Heut' sind's gar zwei Stück auf der Post gewesen, Fräulein Therese," und sah, wie die feine behandschuhte Rechte des schönen blonden Mädchens zwei gelbliche Briefe hastig ergriff und sie in ein Kästchen von japanischer Lackarbeit warf, das auf einem kleinen Tischchen aus Bambusstäbchen und Seidenplüsch stand. Julia kannte sie genau, diese Briefe, sie waren von Frieder; er schrieb stets auf dieses theure parfümierte Luxuspapier. Therese hatte ihr den Rücken zugekehrt und wandte sich auch nicht um, als die Freundin das Zimmer verließ; aber Julia sah im Spiegel, daß auf dem schönen Gesicht ein entstellender Ausdruck von Unmuth lag.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gruß an die Deutſchen in Nordamerika.

Zur deutſchen Gedenkfeier in Louisville am 21. Oktober 1892.*

Schon zwei Jahrhundert' floß die Fluth
Des Völkerſtroms gen Weſten,
Eh' ſich in ihn germaniſch Blut
Ergoß in tauſend Aeſten. —
Verrauſcht aufs neu zweihundert Jahr',
Seitdem in Schmerzenstagen
Mußt' um die erſte Flüchtlingsſchar
Die deutſche Heimath klagen.

Heut' klagt ſie nimmer, ſchaut mit Fug
Stolz auf die tapfern Sproſſen,
Die furchtlos einſt mit Axt und Pflug
Den Urwald ſich erſchloſſen,
Die mühſam durch der Steppe Grund
Den Weg gewußt zu bahnen — —
Die Söhne will durch Sängers Mund
Die alte Heimath mahnen.

Verroſtet lang hing Deutſchlands Wehr —
Das Reich zerſtückt, zerſchlagen!
Von deutſcher Freiheit, Macht und Ehr'
Ging's nur noch um in Sagen.
Getrennt durchs Weltmeer, ſaht ihr kaum
Noch Deutſchlands Sterne ſcheinen —
Nur manchmal hörtet ihr im Traum
Die alte Heimath weinen.

Da kam der Tag, wo erz'ner Klang
Aufrüttelte die Stämme;
Da brach des Volkes Einheitsdrang
Wie Sturmfluth alle Dämme;
Da recht' des Reiches Rieſenbau
Sich auf mit Thurm und Zinken —
Doch ſahſt ihr über Meeresblau
Die alte Heimath winken!

Ihr Brüder in der neuen Welt,
Seid eins auch ihr im Ringen!
Wenn Deutſch mit Deutſch zuſammenhält,
Wer wollt' es da bezwingen?
Dem Staat, den ihr euch wähltet, treu
Doch treu auch ohne Wanken
Euch ſelbſt — dann wird euch immer neu
Die alte Heimath danken!

Habt drüben auch in freiem Land
Ihr neues Heim erſtritten —
Wahrt deutſch das Herz und deutſch die Hand,
Bleibt deutſch in Sein und Sitten!
Sterbt ihr dereinſt in ſolchem Bund —
Mit Mutterlaut, dem ſüßen,
Wird ſegnend noch in letzter Stund'
Die alte Heimath grüßen!

Ernſt Scherenberg.

Der Schreibkrampf.

Wie der Menſch den Verſtand als das Vermögen aller Vermögen vor allen Thieren erhalten hat, ſo iſt ihm auch die Hand als das Werkzeug aller Werkzeuge verliehen worden. Sieh einmal hin auf alle die Körper, die ein Menſch zu ergreifen vermag, vom größten, wozu er beide Hände braucht, bis zum kleinſten, einem Hirſekorn, einem feinen Dorne oder einem Haare, und ſieh die Hand jeden dieſer Körper für ſich faſſen, jedesmal wirſt Du finden, daß die Hand ſo genau zum Gegenſtand paßt, als ob ſie gebaut wäre, nur ihn zu faſſen." Mit dieſen Worten rühmt der altrömiſche Arzt Claudius Galenus die menſchliche Hand, welche neuere Forſcher ſogar höher als ein Werkzeug ſtellen und einem Sinnesorgan gleich erachten. Und wie groß iſt in der That die Kunſtfertigkeit der Hand! Wie raſch können ſich ihre Finger bewegen! Ein geübter Klavierſpieler kann die Hand ſechsmal in der Sekunde beugen und ſtrecken und ein Violinſpieler den Mittelfinger zehnmal in der Sekunde bewegen, und jede dieſer feinen Bewegungen iſt genau einem beſtimmten Zwecke angepaßt! Wie raſch fliegt die Hand eines geübten Schreibers über das Papier! Wie viel feine, genau abgegrenzte Bewegungen müſſen nicht die einzelnen Muskeln der Finger, der Hand und des Vorderarms ausführen, um die Buchſtaben eines Wortes hervorzuzaubern! Iſt es ein Wunder, daß die Hand bei dieſer Arbeit ermüdet, daß ſie unter Umſtänden die Anſtrengung auf die Dauer nicht ertragen kann und ſchließlich den Dienſt verſagt? Wer hat nicht von einem gefürchteten Leiden der Hand, von dem Schreibkrampf, gehört?

Oft ſtellt ſich dieſes Uebel ganz unmerklich ein, es wird durch die Ermüdung eines oder mehrerer Finger oder auch der ganzen Hand, durch ein leichtes Stechen, Zucken, manchmal auch durch zeitweiliges Zittern angekündigt, wobei man Unſicherheit beim Schreiben und Lahmheit im ganzen Arme verſpürt. Oft aber bricht es auch ohne Vorboten über den fleißigen Arbeiter herein.

„Man ſchreibt, ſcheinbar noch ganz geſund und ſeiner Federführung ſicher," berichtet Julius Wolff, der ausgezeichnete Kenner des Schreibkrampfes, „da plötzlich macht ſich ein heftiges Zucken in einem Schreibfinger oder ein Ziehen durch die ganze Hand fühlbar, ſtechend und krampfartig, die Feder entfällt der Hand, ſie wird weggeſchleudert, es ſchmerzt im Unter- oder Oberarm bis zur Schultergegend, die Hand dreht ſich bald rechts, bald links, es hebt ſich der Unterarm, die Finger verſagen den Dienſt, ſie gehorchen dem Willen nicht mehr; bald beugen, bald ſtrecken ſie ſich krampfhaft, und kein noch ſo ſcharfer Befehl, den das Gehirn durch die Nerven ihnen zukommen läßt, findet Beachtung. Wie heftig dies auf den ſeeliſchen Zuſtand des Kranken einwirkt, läßt ſich nicht in Worte kleiden."

Dieſer peinlichen Erkrankung ſind aber nicht allein Leute ausgeſetzt, die viel ſchreiben. Der Krampf bedroht alle, welche durch Handfertigkeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Nähen und Stricken, Klavier- und Violinſpielen, Telegraphieren, Malen und Zeichnen, ja ſelbſt Melken kann plötzlich durch den Eintritt des Krampfes unmöglich gemacht werden. Alle dieſe verſchiedenen Erkrankungen der Funktionen der Hand, die „Handneurоſen", beruhen mit dem Schreibkrampf auf einer und derſelben Urſache.

Wohl iſt der Schreibkrampf keine gefährliche Krankheit im ärztlichen Sinne des Wortes, er bedroht nicht das Leben; aber er iſt eine ſchwere in ſozialer Hinſicht, denn er macht vielfach dem Menſchen die Ausübung ſeines bisherigen Berufes unmöglich, er macht ihn arbeitsunfähig. Manche verſuchen wohl, da ihre Rechte erlahmt iſt, mit der Linken zu arbeiten, aber der Schreibkrampf iſt tückiſch; nach kurzer Zeit ſtellt er ſich auch in der linken Hand ein.

Und was die Krankheit bis vor wenigen Jahren noch ſchwerer erſcheinen ließ, war die Thatſache, daß die Wiſſenſchaft ihr machtlos gegenüber ſtand. Eine große Zahl von Heilmitteln wurde gegen ſie verſucht: Wechſel des Federhalters in Bezug auf Schwere und Umfang, Einnehmen von Arzneien wie Belladonna oder Arſen, Schreiben mit Gänſefedern, Waſchen der Hand mit verſchiedenen Waſſern, Sehnenſchnitt, Elektricität, hohe Bergluft, See-, Moor- und andere Bäder, Kaltwaſſerkur, Armbänder u. a. mehr. Man beobachtete dabei wohl hier und dort eine vorübergehende Beſſerung, wirkliche Heilungen nur in Ausnahmen.

Ein Fortſchritt war es, als man verſchiedene Arten des Schreibkrampfes zu unterſcheiden anfing. Man erkannte, daß derſelbe durch organiſche Störungen in den Centralorganen, im Gehirn und Rückenmark, verurſacht werden kann, und fand, daß gegen dieſe Art des Leidens eine allgemeine ſtärkende Behandlung, durch Elektricität u. dgl., ſich heilſam zu erweiſen vermag. Man gelangte aber auch zu der Ueberzeugung, daß weitaus die meiſten Fälle auf Uebermüdung und Ueberreizung der Muskeln der Hand und des Armes zurückgehen. Zu Anfang der ſiebziger Jahre, als die Maſſage und die Heilgymnaſtik mehr und mehr in Aufnahme kamen, da tauchte in ärztlichen Kreiſen die Vermuthung auf, daß dieſe Kuren ſich auch zur Heilung dieſer zweiten Art des Schreibkrampfes geeignet erweiſen dürften.

Um dieſe Zeit wirkte Julius Wolff als Schreiblehrer in

* Die Deutſchen Kentuckys begehen an dieſem Tage in Anknüpfung an die vierhundertjährige Jubelfeier der Entdeckung Amerikas das Andenken an das Eintreffen der erſten deutſchen Auswanderer in den Vereinigten Staaten vor zweihundert Jahren.

Idylle des Alters.
Nach einem Gemälde von A. Hengeler.

Digitized by Google

Frankfurt a. M. Unter den Schülern mit fehlerhafter Handschrift, die ihm zugewiesen wurden, befanden sich auch solche, die, ohne es zu wissen, mit den Anfängen des Schreibkrampfes behaftet waren. Diesen Bedauernswerthen war auf dem gewöhnlichen Wege des Schreibunterrichts nicht zu helfen, und der Lehrer sah sich darum nach anderen Hilfsmitteln um. Er begann den Schreibkrampf zu studieren und fand sich durch den Gegenstand bald derart gefesselt, das er ihn zu seinem besonderen Studium erhob. Durch Rücksprache mit Aerzten, durch den Besuch von anatomischen und physiologischen Vorlesungen wußte er sich die nöthigen Kenntnisse über den Bau der Hand und ihre Funktionen zu erwerben. Bald war ihm die Bedeutung eines jeden Bandes, Muskels und Gelenkes klar; er vermochte mit Bestimmtheit zu erkennen, welche Muskelgruppen und in welcher Art sie bei verschiedenen Formen des Schreibkrampfes erkrankt waren, und auf dieser umfassenden wissenschaftlichen Grundlage baute er seine Behandlung des Schreibkrampfes vermittelst Massage und Gymnastik auf, mit der er denn auch bald in rascher Folge zahlreiche Heilungen erzielte.

Das Verfahren Wolffs bildet kein Geheimniß. Es beruht auf aktiver und passiver Gymnastik der Beuge- und Streckmuskeln der Hand, des Unterarmes, sowie der ganzen Muskulatur des Oberarmes, und auf Massage der gleichen Körpertheile. Nach einiger Zeit werden eigenthümliche elementare Schreibübungen angestellt. Während der Kur, die etwa zwei bis drei Wochen dauert, werden täglich drei Sitzungen zur Ausübung der Massage und Gymnastik abgehalten.

Wenn somit die Grundlagen der Wolffschen Behandlungsart jeder Arzt leicht erfassen kann, so verhält es sich mit der Ausübung derselben ganz anders. Diese muß jedem Krankheitsfall genau angepaßt werden; vor allem müssen die wirklich erkrankten Muskeln erkannt und in besonderer Weise der Massage und Gymnastik unterworfen werden. Dazu gehören aber reiche Erfahrung, genaue Kenntniß der vielseitigen Erscheinungen des Schreibkrampfes und ein gewisses natürliches Geschick. Wie viele Nachfolger Julius Wolff auch gefunden hat, er ist auf diesem Gebiet der Meister geblieben. Treffend und offen äußerte sich darüber Professor Nußbaum: „Obwohl Herr Wolff aus seiner Methode kein Geheimniß macht und selbe jedem wißbegierigen Arzte erklärt, so hat sie ihm doch niemand noch mit gleichem Erfolg nachgemacht. Man kann wirklich sagen, die guten Heilresultate des Herrn Wolff beruhen auf seiner persönlichen Uebung und Geschicklichkeit. Er weiß jene Muskelgruppen, die der stärkenden Gymnastik bedürfen, genauer zu fixieren als unsere minutiösesten Elektrotherapeuten."

Die Heilerfolge Wolffs beziehen sich, wie wir bereits angedeutet haben, nur auf diejenigen Fälle von Schreibkrampf, bei welchen keine Störungen in den Centralorganen vorliegen. Wie erfreulich die Errungenschaften Wolffs an und für sich waren, ein Umstand war doch betrübend: nur verhältnißmäßig wenige Kranke konnten der Wohlthat der neuen Behandlungsart theilhaftig werden.

Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat Wolff beschlossen, zu Frankfurt a. M. eine Anstalt zu errichten, in welcher Unbemittelten, die von Aerzten empfohlen sind, unentgeltliche Behandlung zu theil wird. In kurzer Zeit hofft er es mit Hilfe edeldenkender wohlthätiger Menschen dahin zu bringen, daß Unbemittelten, die mit der Nadel, der Feder, dem Pinsel oder musikalischen Instrumenten ꝛc. ihr Brot verdienen müssen, neben kostenfreier Behandlung auch freier Aufenthalt in der Anstalt, wenn möglich auch freie Reise zu theil wird. Man kann dieses Vorhaben nur mit Freuden begrüßen; denn, abgesehen von der unmittelbaren Hilfe, die eine solche Anstalt den Kranken bringt, würde sie auch Aerzten, die sich in der heilgymnastischen Behandlung des Schreibkrampfes unterrichten möchten, reiche Gelegenheit hierzu bieten. —

Giebt es denn nun nicht auch Mittel, die Entstehung des peinlichen Leidens von vornherein zu verhüten?

Man behauptet, daß in früheren Zeiten nur wenige Menschen am Schreibkrampf erkrankt seien, und führt dessen Ausbreitung auf verschiedene Gründe zurück. Die einen meinen, er werde erst seit der Einführung der Stahlfeder in größerem Maße beobachtet, andere wieder glauben, daß er eine Theilerscheinung der allgemeinen, unter den Menschen immer häufiger auftretenden Nervosität sei.

Ohne Zweifel dürften Uebermüdung und eine besondere nervöse Veranlagung des Körpers bei der Entstehung des Schreibkrampfes eine wichtige Rolle spielen. Der einseitige übermäßige Gebrauch einzelner Muskelgruppen muß schließlich die Harmonie in der Gesammtmuskulatur der Hand und des Armes stören. Namentlich hat sich oft eine fehlerhafte Federhaltung, unzweckmäßige Schreibart als die Quelle des Uebels herausgestellt. Andererseits lehrt uns die Erfahrung, daß in vielen Fällen bei der Entstehung des Krampfes noch etwas anderes mitwirkt, eine besondere persönliche Anlage. Das Ueberspringen des Krampfes von der rechten auf die linke Hand und viele andere Erscheinungen weisen darauf hin, daß die Kranken oft an einer nervösen Ueberempfindlichkeit des ganzen Organismus leiden. Julius Wolff selbst betont, daß er seine Heilerfolge außer der Gymnastik auch der seelischen Beeinflussung des Patienten verdanke; indem er dessen Aufmerksamkeit von dem kranken Punkte ablenkt, setzt er die Uebungen so lange fort, bis der Kranke, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, sich an die zweckmäßigen Bewegungen gewöhnt hat. Schließlich betont er, daß eine bleibende Heilung von der Fortsetzung der auch nach der Kur noch nothwendigen gymnastischen Uebungen abhängt. —

Diese Erfahrungen geben uns wichtige Fingerzeige für die Verhütung des Schreibkrampfes oder wenigstens der häufigsten Form desselben. Die Bekämpfung der Nervosität in ihrer allgemeinen Anlage ist schon aus hygieinischen Gründen geboten. In unserem Falle ist aber der schwache Punkt, die Hand, besonders zu schützen.

Trotz aller Lobreden, die auf die Hand, das Werkzeug aller Werkzeuge, gehalten werden, geschieht verhältnißmäßig wenig zu ihrem gesundheitsgemäßen Schutze, und die Lehre von einer derartigen Pflege steckt noch in den Anfängen. Wenn über die Hygieine der Hand geschrieben wird, so beschränken sich die Verfasser zumeist auf kosmetische Rathschläge, während es doch unsere Aufgabe sein sollte, die Hand nicht nur schön, sondern auch leistungsfähig zu erhalten. Als in Deutschland die steigende Zunahme der Kurzsichtigkeit bemerkt wurde, ging man daran, Maßregeln für den Schutz der Augen unserer Jugend zu treffen; sicher wird auch für die Hygieine der Hand mit dem fortschreitenden Wissen mehr gethan werden. Beim Schreib-, Näh- und Musikunterricht verdient die Haltung der Hand eine besondere Berücksichtigung. Und namentlich wo diese Thätigkeiten berufsmäßig ausgeübt werden, wird immer eine einseitige Ueberanstrengung hervorgerufen werden; sobald man nun eine solche Uebermüdung spürt, sollte man für Stärkung und gleichmäßige Ausbildung seiner Ernährerin besondere Sorge tragen.

Wie die Gymnastik sich als ein Mittel gegen den ausgebrochenen Krampf erweist, so ist sie auch geeignet zur Verhütung desselben. In der trefflichen „Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke" von E. Angerstein und G. Eckler (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin) heißt es in betreff einiger Fingerübungen:

„Sie werden theils durch die am Unterarm liegenden Beuge- und Streckmuskeln der Finger, theils durch die Muskeln der Hand hervorgebracht. Sie üben diese Muskeln und sind besonders nützlich beim Schreibkrampf, aber auch bei veitstanzartigen Zuckungen anzuwenden. Nach ermüdender Thätigkeit der Hände (durch Schreiben, Zeichnen, Nähen u. dergl.) sind sie sehr geeignet, die Muskeln der Hände schnell zu erfrischen und zu beleben." *

Wir haben aber im Vorhergehenden erfahren, daß die Erscheinungen der krampfartigen Erkrankung sich auch über andere Muskelgruppen erstrecken, daß auch die Muskeln des Oberarmes und der Schulter in Mitleidenschaft gezogen werden, und so sind zur harmonischen Ausbildung und Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Hand überhaupt alle jene hausgymnastischen Uebungen am Platze, welche die Armmuskulatur stärken. Näheres darüber findet der Leser in dem Abschnitt „Arm- und Handübungen" des genannten Buches.

Krankheiten verhüten ist leichter als Krankheiten heilen. Möchten doch alle diejenigen, welche ihre Handfertigkeit zum Lebensunterhalt brauchen, diese Wahrheit beachten! **C. Falkenhorst.**

* Ein nützliches Büchlein auf diesem Gebiet ist auch die kleine Schrift von Therese Focking „Fingerspiele und Handgymnastik" (Berlin, L. Oehmigke).

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

8. Kavaliere oder Patrizier.

Kavaliere! Patrizier! — Mancher unserer Leser mag uns wohl schon beim Anblick der in unseren Ueberschriften gewählten Benennungen im stillen den Vorwurf gemacht haben, daß wir mit solchen Ausdrücken allzusehr vermenschlichten. Aber man betrachte sich einmal einen Distelfinkenhahn im Mai, wenn er sich wiegt auf dem schwanken Zweige eines blühenden Obstbaums! Man beobachte sein zierliches, so offenbar selbstgefälliges Schwenken, Wenden und Drehen, begleitet von jenem wohllautenden hellen Minneton, mit dem er um die Gattin wirbt! Man schaue ihm zu, wie er, echt finkenhaft stets zum Kampfe bereit, mit dem Nebenbuhler anbindet und unter schmetterndem Geschrei, unter streitbaren Schnabel- und Krallenhieben mit dem Gegner rauft — man betrachte dieses ganze Gebahren im Verein mit seiner so außerordentlich schmucken Außenseite, und man wird unsere Taufe gerechtfertigt finden.

Fürwahr, ein feiner stolzer Vogel, dieser Distelfink! Niemals läßt er sich ein mit dem „süßen Pöbel" der Gassen oder gar der Miststätten. Und wenn er auch mit den Scharen anderer Vögel im Herbste in die Hanf- oder Mohnfluren geräth; wenn ihn auch der strenge Winter zeitweise mit seinem Vetter Hänfling zusammen zu den Stauden und Gräsern an den Wegen und auf der Steppe treibt — er ist und bleibt dabei doch immer der vornehme Herr, der sich fernhält von dem übrigen Vogelgemenge.

Der Distelfink — so benannt nach seiner Lieblingsnahrung, dem Distelsamen — oder Stieglitz — nach seinem Lockruf „Stieglit" — ist vermöge seiner allgemeinen Verbreitung in Europa ein in Stadt und Land so bekannter Bewohner der Vorhölzer, Baumreihen, Hage und Lustgärten, daß wir ihn nicht nach trockener Schablone zu beschreiben brauchen. Unsere Abbildung giebt ihn ja auch so deutlich und natürlich wieder, daß es nur noch der Uebersetzung der Zeichnung in die Farbe bedarf, um uns seine schöne geschmackvolle Erscheinung vor Augen zu rücken. Der degenspitze feste Schnabel ist beim alten Männchen elfenbeinweiß, am Grunde mattfleischfarben durchscheinend, mit einem schmalen schwärzlichen Striche über der oberen Spitze. Der Vorderkopf erscheint um Schnabel und Augen schwarz umsäumt, sonst bis über die feurigen braunen Augen hochkarminroth; das den Scheitel deckende helmförmige schwarze Feld zieht sich am Hinterkopf auf beiden Seiten wie ein Sturmband hinter den Wangen herunter, daselbst spitz verlaufend und mit dem Roth des Vorderkopfes die weißen Wangen einfassend. Die Hauptfarbe des Oberkörpers ist hellbraun, im Genick bis ins Weißliche übergehend. Die Unterseite ist weiß, mit zwei lichtbraunen, ins Gelbe spielenden nierenförmigen Flecken auf der Brust. Die Schwingen und den leicht gespaltenen Schwanz — beide beim Fliegen des Vogels einem schönen Husarenmäntelchen nicht unähnlich — ziert das gleiche Sammetschwarz wie den Scheitel, mit weißlichen Punkten an den Spitzen, die Schwingen zeigen außerdem auf ihrem Mittelfeld einen prachtvollen, lebhaft citronengelben Spiegel. Ist in diesem Kleide der Kavalier nicht fix und fertig? —

Und in der That, wie fein säuberlich hält er sein Gefieder durch fleißiges Baden, durch emsiges Putzen und Ordnen, wie glatt liegt es an seiner schlanken Figur!

Aber damit soll nicht etwa gesagt sein, daß der Distelfink nur ein schöner Vogel sei. Im Gegentheil, in ihm leben, der glänzenden Außenseite entsprechend, vorzügliche innere Eigenschaften, von denen uns hier nur eine beschäftigen soll, sein Gesang.

In der Gefangenschaft, im Zusammenleben mit Kanarienvögeln nimmt der Distelfink zuweilen deren Weisen an; im Freien aber behauptet er entschieden seine Eigenthümlichkeit. Die Freiheit ist sein Element.

„Flüchtig und flink,
Frei wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen,
In Himmelsräumen!"

Dieser Wahlspruch des Rekruten in „Wallensteins Lager" paßt vortrefflich auf unseren prächtigen Gesellen. Wie er sich in kühnen scharfabgesetzten Bögen, in galoppartiger Bewegung elegant durch die Luft schwingt, so ist auch sein Lied eine wahre Reitermelodie. Es lassen sich zwei Abtheilungen heraushören, welche oft jede für sich allein erschallen, ebenso oft aber auch in kleinen Zwischenpausen hintereinander ausgeführt werden. Die erste Abtheilung ist eigentlich eine Einleitung zur zweiten, etwas längeren, dem Hauptgesang. Sie setzt sich zusammen aus des Vogels Locktönen oder aus ähnlichen, hüpfend-pfeifenden Lauten und einem geschlossenen, trompetenschmetternden Schlußsatz. Man fühlt sich an eine angaloppierende Reiterschar erinnert, welche mit dem Schlußsatz plötzlich pariert und hält. Feurig, kriegerisch klingen die raschen Rhythmen, die an Schwung noch gewinnen, wenn sie der Vogel bei seinem Niederschwingen auf einen Baumwipfel in der Luft schmettert. Der Hauptgesang ist im Grundton dem Vorgesang ähnlich, setzt aber in der Mitte eine abändernde rhythmische Partie ein, die bei guten Sängern die Silbe „Fink" gewöhnlich dreimal hintereinander wiederholt, dann in einige etwas gehaltene hohe Noten übergeht und hierauf gewöhnlich mit dem schmetternden Schlußsatz des Vorgesanges endigt.

Im Mai heftet das Weibchen des Stieglitzpaares sein zierliches Nest — gleichsam ein lustiges Dachstubenkämmerchen — in die Gabelzweige der äußersten Wipfel von Obstbäumen, auch wohl auf die niederen Stämmchen der Baumschulen, ja auf Rosenbäumchen oder aber auf die höchsten Fichten, Pappeln, Eschen und Ahorne. Die lustige Wiege der Kleinen ist ein wahres Kunstwerk, dessen nette, zierliche Gestalt und feines Filzgewebe mit den schönsten Gebilden der Nestbaukunst unserer heimischen Vögel sich messen kann. Die jungen Distelfinkchen sind allerliebste niedliche Geschöpfe, denen es bald nach echter Kadettenart zu eng im Hause wird. Ein Ruck von Menschenhand am Aste scheucht oft das ganze lose Völkchen aus dem Neste. Man hat von namhafter Seite in Abrede gestellt, daß man das Geschlecht der flüggen Nestlinge unterscheiden könne. Wir behaupten entschieden, daß ein helleres Braungelb mit spärlicherer Punktierung die Männchen von den dunkleren, grauen und dichter punktierten Weibchen unterscheidet, und daß wir uns von unserer Jugendzeit an niemals bei diesen Kennzeichen getäuscht haben. Frischer Muth und Selbstvertrauen regt sich früh bei den Jungen. Wohl fehlt ihnen noch das Prachtkleid der Alten; aber schon hat die Natur ihrem gemeinen sperlingsgrau punktierten Kleide gleichsam ein Portepeeabzeichen aufgedrückt: die gelben Aufschläge auf den schwarzbraunen Flügelchen. Schnell wachsen die aus dem Kropfe gefütterten Kleinen heran, ihre Kindersprache „Zibit" geht bald, gegen den Nachsommer, in den echten Stieglitzenton „Stieglit" über, und nun sind dem hoffnungsvollen Junker die ersten glänzenden Federsprossen — sagen wir die „Lieutenantsepauletten" — verliehen worden. Der Karmin wächst mit allen Prachtfarben an unserem jungen Vogel, bis dieser als vollkommener Distelfink in herrlicher Gala den Winter antritt.

Haben wir den Distelfinken als kriegerischen Kavalier kennen gelernt, so findet sich diese Neigung zu Streit und Kampf vollends ausgeprägt bei dem Edel- oder Buchfinken. „Da giebt es," wie wir in unserem Buche „Charakterzeichnungen der Singvögel" ausgeführt haben, „lustige schallende Turnei, daß die vom Winter noch gestählten weißlichen Schnäbel unserer Kämpen hell aneinander knappen, wenn sie sich an dem gewölbten Harnisch ihrer Brüste oder am Helme ihrer Scheitel versuchen; daß der Schlag der Flügel mit ihrem glänzenden Wappenfeld bei dem wirbelnden, echt finkenmäßigen Luftkampf laut erschallt wie einst die dröhnenden Schilder der vergangenen Geschlechter in Stahl und Eisen. Und über allem diesem schmettert der süße, stürmische Minnesang der Heinriche von Osterdingen und der Wolframe von Eschenbach zum Lobe der holden Frauen. Beglückt, wer sich die Gattin erobert im heißen Kampfe!"

Auf unserem Bilde S. 693 schauen wir im Vordergrund den Anfang eines solchen Minnestreites, der sich bei einem hitzigen Paare im Hintergrund schon in den heißesten Luftkampf verwandelt. Aber

* Vergl. Halbheft 16 dieses Jahrgangs.

es wäre ungerecht, wollte man bloß diese Seite des edeln Vogels hervorheben. Wer den Edelfinken in der Noth des Winters beobachtet, erkennt in ihm das Noble seines eigentlichen Wesens. „Während der süße Pöbel der Miststätten in buntem Durcheinander mit hängenden Flügeln und Köpfen kleinmüthig und hastig Futter sucht, rückt der Finke abseits in fester Haltung voran und senkt nur das Haupt, wenn er Nahrung aufnimmt. Er fällt nie mit ungestümer Gier philisterhaft über irgend einen Brocken oder ein Korn her, noch weniger balgt er sich um einen Bissen pueril und niedrig wie der Spatz ... Unwillkürlich werden wir bei solchem Anblick an die Haltung eines Mannes von Charakter erinnert, der sich vom Schicksal nicht entmuthigen läßt, die durch Entbehrungen erregten Begierden zu beherrschen vermag und seinen Werth durch die Art und Weise zu erkennen giebt, wie er das Seinige genießt." Sein Aeußeres entspricht seiner ritterlichen Natur. Das prangende Frühlingskleid des Hahnes — leuchtet es nicht vom bläulichen gesträubten Scheitel her wie eine Sturmhaube? Kriegerisches Feuer spricht aus den Augen unter dem schwarzen Stirnbande der Stirn. Liebes- und Kampfeslust aus dem lebhaften Weinroth der Kehle und Brust. Vom schneeweißen Spiegel der dunklen Flügel und dem grünbraunen Hauche seines Oberkleides glänzt die helle Zierde der Noblesse wie ein Wappenschild. Und unter diesem äußeren Schmucke schlägt ein urkräftiges Herz voll schallenden Sanges. —

Gruppe von Distelfinken.
Zeichnung von Adolf Müller.

Noch haben wir eines Vetters, des Hänflings, zu gedenken. Freilich steht er hinter dem Stieglitz und Edelfink in vielem zurück, aber dennoch ist auch er ein so schmucker, schlanker und feiner Vogel, eine vollkommene Patriziergestalt in seinem Frühlingskleid und ein so herrlicher Sänger, daß ihm an der Seite seiner Verwandten in der Familie der Finken ein lobendes Wort wohl gebührt.

Das Volk hält den Hänfling sehr gern im Käfig, denn der aufgeweckte, nach kurzer Zeit sehr zutrauliche Vogel lernt leicht die Liedchen, die man ihm vorpfeift oder auf der Vogelorgel vorspielt, sowie die Weisen anderer Vögel. In der freien Natur prangt der Hänflingshahn auf der Stirn und an den Seiten der Brust prachtvoll blutroth, an Hals und Kehle frisch gelbweiß, auf dem Kopf und im Nacken röthlich-aschgrau; sein schwarzer, schlanker Fischschwanz ist weiß berandet. In dessen wechselt sein Kleid je nach Jahreszeit und Alter. Nach der Federung im Herbste erscheint das Roth der Brustseiten nur matt und spärlich, während gegen das Frühjahr hin besonders beim alten Männchen ein entschiedeneres Blutroth auf den Federspitzen an Brust und Stirn hervortritt, ein Schmuck, der dem Hänfling vorzugsweise zu seinem Namen „Bluthänfling" verholfen hat. Am jungen Männchen ist das Roth in dem Aschgrau des Scheitels und Nackens nur angedeutet, weil die äußeren Ränder der rothen Federn in diesem Alter noch grau gefärbt sind; erst der zweite und dritte Frühling giebt dem Hahne den purpurnen Hochzeitsschmuck. In der Stube geht dies Prachtkleid zu dem unscheinbaren gestrichelten Rostbraun des Weibchens und der Jungen zurück. Man erblickt dann außer der netten Gestalt, dem allerliebsten niedlichen Köpfchen und Schnäbelchen und dem munteren Wesen nichts besonders Hervorragendes an dem Aeußeren des Vogels, ein Beweis, daß er hauptsächlich durch seine inneren Vorzüge so beliebt geworden ist. Und in der That ist sein echter

Originalgesang nicht zu unterschätzen. Wie herrlich belebt er damit die jungen Fichten- und Kiefernbestände, die kleinen Gehölze und buschreichen Raine! Beim ersten Frühroth schon erklingt die frische weckende Weise.

Wie auf Bäumen und Büschen, so läßt er auch hoch in den Lüften sein schwungvolles Jodeln und Jubeln emsig erschallen. Namentlich im einsamen Gebirge fesselte uns dieser Gesang, der neben einem ziehenden, oft wie von einem Ueberschnappen der Stimme begleiteten Krähen tief melodische Klangpartien enthält und von einer Reinheit und einem Wohlklang durchdrungen ist, wie er selten oder nie in der Ebene gehört wird.

Buchfinken im Minnestreit.
Zeichnung von Adolf Müller.

Aus Moos und Halmen baut das Hänflingsweibchen die Wandungen des Nestes und füttert sie im Innern mit Pferdehaaren und Thierwolle nett und sauber, wenn auch nicht mit der vollendeten Kunst des Edel- und des Distelfinken aus. Die Alten nahen sehr heimlich dem Nistplatz mit der Brut und zögern lange, bis sie ihn besuchen. Die so versteckt gehaltenen Jungen empfangen die Atzung aus dem Kropfe der Eltern, verlassen aber wie die Stieglitze bald die Wohnung, um Vater und Mutter in das Schlaraffenland der Rüb- und Mohnsamenfelder oder der Hanfäcker des Spätsommers zu folgen.

Der Hänfling bleibt als Strichvogel das ganze Jahr über bei uns. In kleineren Flügen wandert er von Flur zu Flur, manchmal, wie öfters im Spätjahr und auch im Winter, Stieglitzen und Edelfinken zugesellt. Der rüstige Vogel weiß sich durch die Dürftigkeit der unwirthlichen Jahreszeit mit Erfolg durchzuschlagen, denn immer findet er trotz Schnee und Eis an Wegen, Rainen und auf Grashalden in den Rispen, Kölbchen und Knöpfen von Gräsern, Wegerich, Kletten und anderen Stauden seine Winterkost.

In Vogelhäusern, in welchen Luft und Sonnenschein einen großen Theil des Jahres wirken, behält der Hänflingshahn hin und wieder einen Anflug seines rothen Brustkleides. Den frischen Purpurschmuck kann ihm aber hier keine noch so überzuckerte Pflege ersetzen. „Wo hätte er auch" — um mit einer Stelle aus unseren „Charakterzeichnungen der Singvögel" zu schließen — „den weiten sonnigen Himmelsraum, um seine Flügel im kühnen Bogenschwung zu versuchen; wo die grünen Haine, die freundlichen Raine mit den lachenden Auen, um auf Baum und Strauch sein schmetterndes Lied der Freude und des Jubels erschallen und in den Samenfeldern sich's wohl sein zu lassen? Das arme blaßgrüne Fichtenstämmchen in der Vogelhecke ist ein nur zu dürftiges Abbild der grünen Waldhege, und die schönsten Kanarienhuldinnen im hochgelben Putz und den weißen Staatsfüßen vermögen dem Hähnchen dennoch nimmer die treue schlichte Gattin in ihrem häuslich grauen Kleide, die liebevolle Hänflingsmutter zu ersetzen. Darum glücklich, ihr Hänflinge, die ihr noch das klare Wasser der Wiesen und Haine, den Hanf- und Rübsamen der Fluren kostet, glücklich ihr, denen noch das duftende Reis der Tanne und Fichte rauscht, oder der Blüthenschnee der Raine entgegennickt, denen noch das holde Sonnenlicht leuchtet und die noch die frische Luft des Himmels umweht! Dreimal glücklich, denn ihr seid Kinder der Freiheit!"

Ketten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **Anton v. Perfall.**

Das Begräbniß war zu Ende. Der Kommerzienrath trat noch einmal an die Gruft und warf dem Sohne eine Handvoll Erde ins Grab — seine Kräfte waren erschöpft. Er verlangte nach seinem Wagen und lud zum neuen Staunen seiner Umgebung Davis ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Hans selbst war überrascht: soweit war Herr Berry in seiner Vertraulichkeit noch nie gegangen. Sah er in ihm den Ersatz für das, was er von seinem Sohne erhofft hatte?

Berry lehnte ermattet in der Ecke, mit geschlossenen Augen. Hans fühlte sich tief bewegt von dem Anblick. Was hatte der Mann gelitten diese letzten Tage über, und was wartete seiner noch, wenn er selbst vor ihn hintrat mit seiner Enthüllung!

„Die Verlobung Claires mit dem Grafen ist gelöst," begann Berry unerwartet. „Es war dem Manne um mein Geld, nicht um mein Kind zu thun. Claire ist schwer getroffen. Nicht daß sie den Grafen liebte — ich weiß nun, daß ganz andere Beweggründe sie zur Einwilligung in die Verlobung bestimmten. Aber sie hat mit Entsetzen in den Abgrund der Lüge und Heuchelei gesehen, an dessen Rand sie sich begeben — ein Abscheu hat sie erfaßt vor dem schalen Getriebe der vornehmen Welt, eine Scham vor sich selbst; sie könnte leicht verbittert werden für ihr ganzes Leben. Sie kann jetzt doppelt einen Freund brauchen, an dem sie sich wieder aufrichtet, der ihr beweist, daß nicht alles Lüge ist auf dieser Welt.

Und Sie sind dieser Freund, Hans, sind es von jeher gewesen. Sie haben sich aus falscher Bescheidenheit zurückgezogen von Claire, seit sie die Verlobte des Grafen war. Ich wunderte mich bei Ihrer sonstigen Energie, Ihrem Selbstbewußtsein, daß Sie so willig in den Schatten traten.“ Sein Blick ruhte forschend auf Hans. „Oder hatten Sie einen anderen zwingenden Grund?“

„Ja, ich hatte einen solchen Grund,“ erwiderte Hans fest.

„Und welchen? Ich verlange Offenheit, verlange Wahrheit nach so vieler Lüge, die ich erfahren.“

Hans fühlte, jetzt war die Zeit gekommen, die Last abzuwerfen, jetzt oder nie! Entschlossen begann er: „Ich liebe Claire —“

„Und fanden den Muth nicht, diese Liebe zu gestehen?“

„Ich hatte den traurigen Muth, dies zu thun, gestern hatte ich ihn. Aber ich fand nicht die Kraft, zugleich zu gestehen, warum ich so lange zögerte, warum dieser Muth eine Feigheit, ein Verbrechen ist, selbst jetzt noch, wo ich weiß, daß Claire mich liebt.“

Berry machte eine hastige Bewegung, die höchste Erregung malte sich in seinen Zügen.

„Aber jetzt will ich alles gestehen, rückhaltlos. Mein Vater — er ist nicht bloß ein armseliger Arbeiter, er ist . . . ein Verbrecher, ein Dieb, auf den die Polizei fahndet, der Sklave eines Genossen im Verbrechen, dessen Schweigen ich bezahle, der jede Stunde meinen Namen öffentlich brandmarken kann. Ich war zu feig, offen zu bekennen, und zu schwach, zu verzichten, so war ich nahe daran, den Frieden Ihrer Tochter, Ihrer Familie nicht weniger aufs Spiel zu setzen als dieser Graf. Ich wollte schweigen, mein Glück heimtückisch rauben, das Stillschweigen dieses Schurken weiter erkaufen. Jetzt wissen Sie alles, auch daß ich nicht der Mann bin, den Sie suchen.“

Berry schwieg, als Hans geendet hatte. Der Wagen fuhr schon durch die Allee, die zur Villa führte, an der Stelle vorbei, wo einst Marie Davis den Tod gefunden hatte.

„Und Claire liebt Sie also? Sie gestand Ihnen, daß Sie ihr Herz besitzen?“ fragte Berry nach einer Weile.

Hans nickte stumm.

„Wo, wann that sie das?“

„Gestern Abend. Sie wollte einen Krankenbesuch machen, da traf ich sie auf dem Fabrikhof.“

Berrys Gesicht verrieth keine Ueberraschung. „Sie haben ihr keinerlei Andeutungen über den wahren Sachverhalt gemacht?“

„Ich wollte ihr alles sagen, allein ich konnte es nicht. Nur von einem Verhängniß sprach ich, das zwischen uns liege. Heute noch aber wollte ich reden.“

„Das ist schlimm, daß Sie so gesprochen haben,“ entgegnete Berry, in dem ein Plan zu reifen schien. „Jedenfalls darf Claire nicht mehr erfahren, ich mache Ihnen das zur Pflicht. Verzichten Sie darauf, meine Tochter heute noch zu sehen, Ihr Geständniß abzulegen; ich werde Claire darüber verständigen. Wozu einen düsteren Schatten werfen auf ihr ganzes künftiges Leben und sie unnütz beschweren?“

„Unnütz beschweren, jetzt unnütz, das sehe ich ein,“ wiederholte Hans tonlos. „Seien Sie außer Sorge, ich werde Fräulein Claire nicht sprechen. Ich verlasse heute noch Ihr Haus, die Stadt —“

„Sie bleiben!“

„Unter Claires Augen, ohne Hoffnung — unmöglich, für mich und Claire unmöglich!“

„Sie bleiben!“ klang es noch befehlender.

In Hans regte sich ein Gefühl der Empörung über diesen kurzen Befehl, die einzige Antwort, die ihm auf die Enthüllung seiner Qualen geworden. Das war wieder der alte harte Berry! Schon lag ein herbes Wort auf den Lippen des jungen Mannes, da hielt der Wagen vor der Villa, Berry öffnete den Schlag. „Glauben Sie denn, ich opfere zum zweiten Male das Glück meines Kindes?“ sagte er beim Aussteigen. „Kommen Sie morgen früh acht Uhr auf mein Bureau, ich will doch sehen, ob ich mit Ihrem ‚Verhängniß‘ nicht fertig werde!“ Mit herzlichem Drucke reichte er Hans die Hand und eilte die Treppe hinauf.

Sprachlos, fassungslos blieb Hans zurück. Er wiederholte die letzten Worte Berrys, zerlegte sie, forschte nach einem verborgenen räthselhaften Sinne — aber wie er sie auch wendete, sie waren nicht mißzuverstehen, sie bedeuteten die Erfüllung seiner Wünsche! Die Fesseln, an denen er vergeblich seit Jahren gezerrt, sie sollten fallen wie durch ein Wunder. Frei sollte er sein und frei werben dürfen um Claire! Wie betäubt von all den Eindrücken eilte er in seine Wohnung — er mußte allein sein mit seinem Glücke!

Es waren selige Stunden, die er in der Stille seines Zimmers verträumte, indem er sich mit glänzenden Farben seine Zukunft ausmalte, und doch konnte er nicht recht froh werden dabei. Was war es nur, was im tiefsten Grunde seiner Seele sich regte und eine reine Freude nicht aufkommen lassen wollte? Er hatte doch nun nichts mehr zu fürchten, weder den Vater noch diesen Holzmann . . . Ein Schauer überlief seinen Körper. Daß er das hatte vergessen können, dieses verdächtige „Geschäft“! Warum hatte er dem Kommerzienrath nicht wenigstens ein Wort der Warnung gesagt! Wenn es schon begonnen hätte, das Verbrechen, wenn es eben jetzt beginnen würde!

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er lachte sich aus, schalt sich einen Träumer, einen Grillenfänger, der das alles zu seiner eigenen Qual erfinde — er arbeitete nicht mehr, wie es sein Körper früher gewohnt war, das viele Studieren, das ständige Sitzen und Grübeln machte das Blut schwer, das war es! Aber die Unruhe wollte nicht weichen. Endlich ertrug er es nicht länger, er eilte hinaus in die Nacht, fort in den Park, sich wie ein Dieb in den Schatten der Hallen drückend.

Leise schlich er um die Villa herum. Kein Licht brannte mehr, auch bei Claire nicht.

Die Nacht war finster, nur schwach hoben sich die Umrisse des Hauses gegen den Himmel ab. Er horchte gespannt — kein Laut! Erleichtert athmete er auf und wollte sich schon entfernen — da zuckte ein schmaler Lichtstreif blitzartig über das Gerüst, nur einen Augenblick, dann war wieder alles dunkel wie zuvor. Er wartete — nichts regte sich. Also Einbildung seiner erregten Phantasie! Da — wieder zuckte es auf! Es kam vom ersten Stockwerk von rechts; auf der linken Seite lagen die Zimmer der Berryschen Familie, rechts waren gegenwärtig die Bureaus und die Kassenräume untergebracht, da das Erdgeschoß umgebaut wurde. So leise als möglich schlich er sich an das Gerüst, ein schwaches Geräusch drang von oben herunter. Mochte es sein, was es wollte, er durfte nicht länger zögern! Entschlossen stieg er die Leiter empor. Da knarrte ein Brett — einige Schritte vor ihm, dicht neben den Fenstern des Kassenraums, schien sich etwas zu bewegen.

„Wer da?“ flüsterte Hans.

Keine Antwort, der dunkle Punkt stand regungslos still und verschwand dann plötzlich in der Nacht. Mit einem Sprung stürzte Hans nach vorwärts. Ein leises Zischen ertönte, eine dunkle zusammengekauerte Gestalt erhob sich vor ihm und huschte gegen die nächste Leiter. Mit einem Griffe hatte er sie erfaßt. Der Fremde rang lautlos mit seinem Angreifer, umfaßte ihn schlangengewandt und suchte ihn gegen den Rand des Gerüsts zu drängen. In diesem Augenblick zuckte wieder der Lichtstrahl auf, er traf gerade die Kämpfenden. Ein unterdrückter Aufschrei ertönte aus zwei Kehlen — Hans hatte Holzmann erkannt, dieser ihn.

„Laß' los!“ keuchte der Verbrecher unter der Umklammerung des Gegners. „Er ist ja bei der Arbeit da drinnen — Narr!“

„Wer — der Vater?“ Ein betäubender Schreck durchzuckte Hans, unwillkürlich erlahmte der eiserne Griff seiner Hände.

Holzmann erfaß blitzschnell den Vortheil und rückwärts geneigt riß er sich mit der Kraft der Verzweiflung los. Aber die Wucht war zu groß, er verlor das Gleichgewicht, taumelnd griff er nach einer Stange des Gerüsts, doch ohne sie zu erhaschen . . . ein Schrei, und er stürzte in die Tiefe.

Athemlos lauschte Hans. Da flüsterte eine wohlbekannte Stimme hinter ihm: „Für Dich, Hans, für Dich wollte ich's thun — verzeih', wenn Du kannst! Und nun leb' wohl, ich geh' übers Wasser!“

Hans wandte sich um — ein dunkler Körper sprang zurück und schwang sich an einem Stützbalken des Gerüstes hinab . . . der Vater!

Im linken Flügel wurde es hell, ein Fenster öffnete sich, es war das Claires. Sie beugte sich heraus und horchte ängstlich. Hans bewegte sich nicht, sein Gehirn versagte den Dienst, er wußte nicht mehr, was thun.

Da tönte vom Hofe her ein lautes Stöhnen — Claire rief entsetzt um Hilfe.

Nun eilte Hans am Haus entlang, auf Claire zu. „Um unserer Liebe willen, sei still, Claire! Es ist keine Gefahr mehr . . . ich hörte Verdächtiges . . . ein Einbrecher . . . wir rangen und er stürzte hinab!“ brachte er athemlos hervor.

„Hilfe, Hilfe . . . haltet den anderen, den alten Davis . . . er hat's nicht besser verdient als ich!“ klang es in diesem

Augenblick deutlich von unten herauf, von Schmerzensrufen unterbrochen.

Hans sank in die Knie. „Mein Verhängniß! Hörst Du es, Claire? Er spricht die volle Wahrheit!“

„Sein Vater — sein Vater — ein alter Dieb, ein Schuft!“ tönte es aus der Nacht herauf.

Leute mit Lichtern kamen, durch den Lärm geweckt; Herr Berry selbst trat halb angekleidet aus dem Hause. Hinter Claire erschien die Gestalt der Mutter im Zimmer, das ganze Haus war wach.

„Hörst Du es, Claire? Er spricht die volle Wahrheit!“ wiederholte Hans, auf nichts achtend.

„Und das soll uns trennen — ein blindes Verhängniß? Nein, Hans, ich lasse Dich nicht, allen Dämonen zum Trotz, die sich zwischen uns drängen!“ Sie klammerte sich fest an ihn.

Aus dem Zimmer rief es entsetzt: „Claire! Claire!“ Zitternd am ganzen Körper sah die Mutter ihr Kind aus dem Fenster gebeugt, von den Armen eines Unbekannten umschlungen.

„Frei! Frei!“ jubelte Hans und stürzte ungestüm davon.

Die Leute, die sich unten versammelt hatten, wußten sich den ganzen Auftritt nicht zu deuten. Der sterbende Mann, der offenbar vom Gerüst gefallen war, war schon still geworden, als sie kamen, und Berry hatte ihn ins Haus schaffen lassen. Die Scene mit Claire war ihnen durch das Gerüst verdeckt, sie hatten nur unverständliche Stimmen gehört, die bei dem allgemeinen Lärme nicht auffielen. Und jetzt erschien zu alledem noch Hans Davis unter ihnen, verstört, die Kleider beschmutzt und zerrissen, und fragte athemlos nach Berry. Man stellte von allen Seiten Fragen an ihn, er beantwortete sie nicht und verschwand eilig im Hauseingang, nachdem man ihm gesagt hatte, der Kommerzienrath sei in einem kleinen Raume zu ebener Erde, wohin man den Sterbenden gebracht habe.

Hans folgte dem Lichte, das aus einer halb geschlossenen Thür fiel, und trat in das Zimmer, wo Holzmann lag, den Stempel des Todes im Gesicht; Berry stand vor ihm. Ein wildes Lächeln zuckte um die Lippen des Verbrechers, als er Hans erblickte.

„s' hat doch nicht gelangt zum Vertuschen ... er weiß alles, der Herr Berry ... Gesegnete Mahlzeit zu der Suppe, Herr Davis!“

Hans blickte auf den Kommerzienrath, dessen finsteres Antlitz ihn das Schlimmste befürchten ließ. „Herr Berry,“ sagte er düster, „man entrinnt seinem Schicksal nicht. Ich werde Ihnen die Räthsel dieser Nacht morgen erklären, soweit es der freche Mund dieses Gesellen nicht schon gethan hat.“

Berry machte eine abwehrende Bewegung. „Es sind mir keine Räthsel. Es handelt sich jetzt nur um eines. Ich habe Licht im Zimmer meiner Tochter gesehen. War sie Zeugin dieser Scene?“

„Ja ... und ich sprach — sie weiß alles!“

„Und sie war gebrochen?“

„Sie schwor, auszuharren bei mir, allen Dämonen zum Trotz.“

„Wohl ihr! Sie hat die Feuerprobe bestanden, der ich sie nicht auszusetzen wagte. Komm', Hans, auch uns soll diese Nacht nicht trennen.“ Er breitete die Arme aus, und Hans warf sich ihm wortlos an die Brust. Da ertönte vom Bette her ein wilder Aufschrei — Holzmann hatte geendet.

„Komm', mein Sohn,“ sagte Berry, „Dein Verhängniß ist tot. Morgen beginnt ein neues Leben, über das die Vergangenheit keine Macht haben soll.“

* * *

Das Gericht hatte die Untersuchung über den Einbruch bei Berry bald wieder eingestellt. Hans hatte den Hergang wahrheitsgetreu zu Protokoll gegeben, nur den Namen des zweiten entflohenen Einbrechers hatte er verschwiegen. Trotz aller Nachforschungen war über dessen Person und Verbleib kein Anhalt zu gewinnen. Viel hatte zur raschen Erledigung der Sache auch der Einfluß des Kommerzienraths beigetragen, der dringend gebeten hatte, ihn und die Seinigen, die von dem vorhergegangenen Familienunglück schwer genug getroffen seien, mit allen Weiterungen zu verschonen, die ja diesem Thatbestand gegenüber doch eigentlich zwecklos seien.

In der Stadt liefen eine Zeitlang die verschiedensten Lesarten um über die Ereignisse jener Nacht, dann verschwand der willkommene Gesprächsstoff, der alle Kreise beherrscht hatte, spurlos in dem rastlosen, aus unergründlicher Tiefe immer Neues zur Oberfläche tragenden Lebensstrom der Großstadt.

Erst nach einem Jahre wurde man wieder nachhaltiger an die alte Geschichte erinnert, als im Berryschen Hause die Hochzeit Claires mit Hans Davis stattfand. Man hatte viel Wichtiges und Unwichtiges darüber zu reden. „Eine rührende Illustration zu den Leitartikeln, die gegenwärtig die Presse des ganzen Landes füllen — die Einigung des Kapitals mit der Arbeit!“ spottete man in den Kreisen, welche nachgerade dem Kommerzienrath die Schuld beimaßen, daß eines der angesehensten Glieder der Gesellschaft, Graf Maltiz, ruiniert und mit Hinterlassung einer ungemein standesgemäßen Schuldenlast nach Amerika geflohen war. „Wieder einmal ein Beweis, diese Hochzeit, daß das Kapital doch nicht so hartherzig ist, wie man täglich hören muß, daß der richtige Mann den Weg zur Anerkennung und sogar zu glänzendem Lose noch immer sich bahnen kann!“ so hieß es bei anderen.

Die beiden aber, um die sich alle diese Gespräche drehten, Hans und seine Gattin, bekümmerten sich nicht um die Welt und ihre Meinung; still, ganz der Arbeit und sich selbst gewidmet, lebten sie in dem einfachen Hause, das der Kommerzienrath für den neuen Direktor seiner Werke, Hans Davis, seiner Villa gegenüber hatte bauen lassen. Die Ketten eines dunklen Verhängnisses — sie waren zerrissen, aus ihnen hatten die beiden Glücklichen mit starker Hand eine neue ewige Fessel geschmiedet — die Fessel inniger Liebe und Treue.

Verbrannte Papiere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Handschriften, Urkunden, Geschäftsbücher können gegen Feuersgefahr nicht versichert werden; man muß sie darum ebenso wie das Geld besonders schützen. Man thut dies, indem man sie in die bekannten feuerfesten Schränke einschließt. Sind aber diese lange Zeit der Gluth ausgesetzt gewesen, so werden die Papiere in ihrem Innern durch die gewaltige Hitze verändert, und wenn sie auch nicht verbrennen, so verkohlen sie doch zum Theil. Sie befinden sich alsdann in einem eigenartigen Zustand, der für ihre Erhaltung gefährlich werden kann.

Man hat diese Gefahren erst nach und nach kennengelernt. Zu ihnen gehört vor allem ein zu frühzeitiges Oeffnen der Schränke nach stattgehabtem Brande. In den siebziger Jahren hat man in Berlin bei dem großen Brande einer Wollwarenfabrik eine trübe Erfahrung in dieser Beziehung gemacht. Man grub einen Geldschrank aus dem rauchenden Schutt hervor und fand ihn stark erhitzt; durch kräftiges Bespritzen mit Wasser wurde er zwar, wie man glaubte, in kurzer Zeit gehörig abgekühlt, und man schritt zur Oeffnung, die jedoch nur mit Anwendung großer Gewalt möglich war; kaum aber hatte man die Thür aufgebracht, so schlug aus dem Innern des Schrankes eine Flamme hervor, welche alle darin befindlichen Bücher und Papiere verzehrte.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist ganz leicht. Die Doppelwände solcher Schränke sind mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt, welche die Gluth von dem Innern abhalten sollen. Ist nun der Brand ein bedeutender und steht der Schrank lange im Feuer, so wird trotz der schlechten Wärmeleiter das Innere des Schrankes stark erhitzt. Wird dieser schließlich aus dem Schutt hervorgezogen, so kühlen sich die äußeren eisernen Theile leichter ab, während das Innere noch lange heiß bleiben muß, da die schlechten Wärmeleiter in den Zwischenräumen der Wände die Wärme nicht herauslassen. Die Papiere im Inneren befinden sich aber in einem mehr oder weniger angesengten Zustande. Sind sie im Augenblick der Oeffnung noch heiß, so genügt schon ein frischer Luftzug, ein reichlicherer Zutritt sauerstoffhaltiger Luft, um sie zu entflammen. Darum ist die Regel aufgestellt worden, daß man Geldschränke, die im Feuer gestanden haben, erst nach gehöriger Abkühlung und nach einer geraumen Zeit öffnen soll.

Außer Verbrennungsgefahr ist freilich das Papier dann noch keineswegs. Das beweist ein anderer Vorfall, der in Amerika sich ereignete. Dort wurden Papiere und Bücher nach gehöriger Abkühlung der Schränke aus denselben herausgenommen; sie waren zwar, namentlich an den Rändern, angekohlt, befanden sich aber sonst in einem ganz leidlichen Zustande, sodaß man die Schrift gut lesen und die einzelnen Blätter auseinanderfalten konnte. Froh, die Geschäftsbücher und -papiere gerettet zu haben, legte sie der Besitzer in seiner Privatwohnung auf einen Marmortisch. Als er aber am andern Morgen das Zimmer betrat, fand er anstatt der Bücher und Papiere nur einen Haufen Kohle und Asche, der zwar genau die Form der Bücher beibehalten hatte, jedoch bei der leisesten Berührung in Staub zerfiel. Die eingeleitete Untersuchung erwies, daß eine nachträgliche Brandstiftung ausgeschlossen war.

Dieser sonderbare Vorgang läßt sich ebenfalls auf Grund der physikalischen und chemischen Gesetze erklären.

Wir müssen dabei an die Selbstentzündungsprozesse in der Natur denken. Die Holzkohle z. B. besitzt die Eigenschaft, in ihren Poren gas- und dampfförmige Körper zu verdichten. Frische Buchsbaumkohle saugt das 35- bis 40fache ihres Raumgehalts an Kohlensäure auf. Wo aber Gase verdichtet werden, da wird Wärme frei, und so kann sich auch frische Holzkohle an der Luft erhitzen, ja sich selbst entzünden. In Fabriken, die viel Holzkohle brauchen, sind derartige Selbstentzündungen schon öfters vorgekommen.

Es ist nun anzunehmen, daß die Ränder der angekohlten Bücher in dem geheimnißvollen amerikanischen Fall wie frische Holzkohle gewirkt und eine Selbstentzündung herbeigeführt haben.

Uebrigens sind verbrannte Papiere, verkohlte Urkunden u. dgl. nicht immer verloren, denn man kann auch auf dem verkohlten Blatt die Schrift noch lesen. Eine Massenentzifferung solcher Schriften wurde seinerzeit in Paris vorgenommen. Während des Kommuneaufstandes war nämlich eine große Anzahl wichtiger Akten des Pariser Gerichtshofes verbrannt, und zwar waren sie so lange der Einwirkung der Hitze ausgesetzt gewesen, daß die einzelnen Bände verkohlten Holzblöcken glichen; die Blätter waren fest aneinander geklebt; wollte man sie aber selbst mit der größten Vorsicht voneinander trennen, so zerfielen sie in Staub und Asche. Einem Beamten des Pariser Gerichtshofes Namens Rathelot gelang es jedoch, diese Schriftstücke zum großen Theil zu retten. Er nahm einen solchen Band und schnitt zunächst den Rücken durch, so daß die Bogen nunmehr einzelne Blätter ohne Zusammenhang bildeten; dann tauchte er den ganzen verkohlten Band ins Wasser und nahm ihn, nachdem er sich vollgesogen, wieder heraus. Hierauf wurde die Masse an der Oeffnung eines Luftheizungsofens der Einwirkung einer starken Hitze ausgesetzt. Das Wasser in den Poren verdampfte rasch und der Dampfdruck löste die einzelnen Blätter voneinander, sodaß sie unter Anwendung der nöthigen Vorsicht getrennt werden konnten. Das Lesen der Schrift war durchaus nicht schwierig, denn das verbrannte Papier sah glänzend schwarz, die Schrift aber matt aus, und das Ganze hatte das Aussehen von Sammetverzierungen auf schwarzem Atlasgrunde. Selbstverständlich wurden die einzelnen Blätter sofort abgeschrieben, die Abschriften von anwesenden Beamten beglaubigt und auf diese Weise gegen 70000 Schriftstücke gerettet.

Uebrigens ist es nicht gleichgültig, mit welcher Tinte solche Papiere beschrieben sind. An verkohlten Schriften, die aus tagelang durchglühten Kassenschränken herausgenommen wurden, hat man die Erfahrung gemacht, daß die alte Galläpfeltinte sich im Nothfall durch verschiedene chemische Lösungen wieder sichtbar machen ließ, während dies bei den Anilintinten weniger oder gar nicht gelingen wollte. Diese Wahrnehmungen haben zur Herstellung sogenannter feuerfester Tinten geführt. Eine derselben besteht aus folgender Mischung: 82 g fein gemahlenem und fein gesiebtem Graphit, 0,75 g Kopallack, 7,5 g Eisenvitriol, 30 g Galläpfeltinktur und Indigokarmin.

Man fertigt auch „feuersicheres“ Papier aus einer Mischung von vegetabilischen Fasern, Asbest, Borax und Alaun; es ist aber nicht feuerfest, sondern nur sehr schwer entzündlich. Wirklich unverbrennbar ist nur Asbestpapier, allein dieses eignet sich nicht zur Einführung im großen, und es ist uns auch nicht bekannt, ob es im Handel zu beziehen ist. In Amerika hat man viel darüber geschrieben, jetzt ist es aber still geworden davon. Vermuthlich haben sich die Versuche nicht bewährt, und der wirksamste Schutz für den Geschäftsmann, der seine Bücher und Papiere vor dem Brande sichern will, ist immer noch ein guter feuerfester Schrank. St. J.

Altamerikanische Kulturbilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Paul Schellhas.**

I.

Wenn sich gegenwärtig, eben in den Tagen, da der kühne Genuese zum ersten Male seinen Fuß auf den Boden der Insel Guanahani setzte, die Gedanken des alten Europa mehr als sonst mit der Neuen Welt beschäftigen, so hat das seinen guten Grund. Denn ein solcher Augenblick bietet einen ganz besonderen Anlaß, der eigenartigen Entwicklung zu gedenken, welche die amerikanischen Verhältnisse seit der Einwanderung der Europäer genommen haben, und unzweifelhaft gewährt es ein hohes kulturgeschichtliches Interesse, dem Gange dieser Entwicklung zu folgen. Merkwürdiger aber und reizvoller noch ist für den *Forscher* diejenige Entwicklung, welche die einheimische Kultur Amerikas *vor* seiner Entdeckung durch Kolumbus genommen hat, diejenige geistige und materielle Arbeit, die der amerikanische Mensch in seiner Absonderung aus eigenen Mitteln und mit seinen eigenen Kräften geleistet hat. Und auch die Leser der „Gartenlaube“ werden gerne einmal einen Blick werfen in jene fernen Zeiten *vor* der Ankunft des weißen Mannes, als noch untergegangene und verschollene Völker, deren Namen vielleicht nicht einmal erhalten sind, sich mühten, in friedlicher Arbeit „den Menschen zum Menschen zu gesellen“.

Von den neueren Forschungen auf diesem Gebiet ist in weiteren Kreisen wenig bekannt. Sie sind zu entlegen und fremdartig. Man meint, so fernliegende Dinge wie die Vorzeit Amerikas könnten für die Allgemeinheit nichts Anziehendes haben, weil zwischen ihnen und unserer Gegenwart gar keine Verbindungen bestehen und gar keine gemeinsamen Gesichtspunkte erkennbar seien. Und doch liegt eben gerade darin das allgemein und menschlich Bedeutsame der altamerikanischen Zustände! Denn sämmtliche Kulturgebiete der alten Erdtheile (Australien besitzt Spuren alter Kultur von einiger Bedeutung überhaupt nicht) stehen in näherer oder fernerer Beziehung zu einander, entweder unmittelbar oder durch Zwischenglieder; nur Amerika stand allein. Die ganze Alte Welt umschlingt ein gemeinsames Band, die wechselseitigen Einflüsse sind zum größten Theile geschichtlich bekannt; ganz anders ist es mit dem alten Amerika. Zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt hat in Centralamerika, in Mexiko Yucatan, Guatemala ꝛc., eine hohe Civilisation bestanden, die eine viele Jahrhunderte lange Entwicklung voraussetzt. Und diese Kultur ist entsprossen, diese Entwicklung ist vor sich gegangen auf einem Gebiet, das, so viel wir wissen, von allen uns bekannten Einflüssen abgeschlossen war. Wenn wir uns denken, es würde heute am Nordpol ein Erdtheil mit gemäßigtem Klima entdeckt und man fände dort Völker mit einer hohen Gesittung, so wäre das gewiß ein Gegenstand von größter allgemein menschlicher Bedeutung. Und eine ähnliche Bedeutung besitzt das alte Amerika. Es gestattet uns, Beobachtungen zu machen zu der hochwichtigen Frage: welche Errungenschaften der Gesittung sind ein gemeinsames Erbtheil der Menschheit? Kommt der Menschengeist auch unabhängig von den uns bekannten Einflüssen und unter ganz eigenartigen Bedingungen zu denselben oder ähnlichen Ergebnissen wie anderswo? —

Als die Spanier nach Mittelamerika kamen, fanden sie dort Völker, die wohlgeordnete Staaten bildeten, von Königen regiert wurden, in großen Städten mit gewaltigen Tempel- und Palastgebäuden wohnten, eine kunstvolle Zeitrechnung, eine gute Kenntniß der Astronomie, eine hoch entwickelte Technik und eine einheimische, nationale Kunst besaßen. Einer der mächtigsten dieser Staaten, das Reich des Aztekenkaisers Montezuma, ist aus der Geschichte der Eroberung durch Cortez bekannt. Aber noch weiter nach dem schmalen Centralamerika zu, südlich und östlich von Mexiko, hat die amerikanische Kultur ihre höchste Blüthe entwickelt, und von dort scheint sie auch ihren Ausgang genommen zu haben. Es sind dies die Halbinsel Yucatan und die Gegenden, die südlich und südwestlich daran angrenzen, Theile des heutigen Mexiko und von Guatemala. In diesen Ländern sitzen Völker des *Maya*stammes, der, obgleich heute wie alle eingeborenen Völker Amerikas durch die jahrhundertelange Unterdrückung und Mißhandlung verkommen und entartet, einstmals geistig besonders begabt und der Träger der alten Gesittung gewesen ist, ein amerikanisches Seitenstück zu den entarteten Nachkommen der Urbevölkerung des heutigen Aegypten.

Aus dem Leben dieser Völker sei hier einiges geschildert, was die neueste Forschung enthüllt hat. Denn die Kenntniß des alten Amerika hat fast vierhundert Jahre geschlafen, alles, was damit zusammenhing, galt höchstens als eine Kuriosität. Erst seit wenigen Jahrzehnten, seitdem wir eine wissenschaftliche Völkerkunde haben und seitdem die Kulturgeschichte ihren Gesichtskreis erweitert hat, fängt man an, auch diesen fernen Gebieten die verdiente Aufmerksamkeit zu widmen, und wo es hier gelungen ist, den dunklen Schleier ein wenig zu lüften, da sind das alles die Ergebnisse neuerer und neuester Forschungen und Entdeckungen.

Francisco Hernandez de Cordova war es, der zuerst, im Jahre 1517, die Küste von Yucatan besuchte. Eine zweite Expedition unter Juan de Grijalva ging ein Jahr später dorthin, und seitdem kamen auch die ersten Nachrichten über die hohe Kultur in jenen Gegenden nach Europa. Aber damit war auch zugleich das Schicksal dieser Kultur entschieden: sie mußte zu Grunde gehen unter den Tritten der spanischen Eroberer, ein vielleicht Jahrtausende altes Stück menschlicher Entwicklungsgeschichte war abgeschlossen. Man erfuhr, daß dort wie in Mexiko keine „Wilden“ wohnten, sondern gesittete Völker in zahlreichen großen Städten, daß dort Staatswesen bestanden, in denen Handel und Industrie, Technik und Kunst gepflegt wurden. Die Tempel und Palastbauten in Yucatan waren nach der Ansicht der Spanier das Großartigste, was die Neue Welt aufzuweisen hatte. Ja,

Im Sturm.

Von Ludwig Ganghofer.

In wilden Stößen rauscht der Föhn,
Die hohen Wellen rollen,
Sturmwolken wirbeln um die Höh'n
Und dumpfe Donner grollen.

Die weiße Brandung schäumt und dröhnt
Rings um die grauen Schroffen,
Und eine Menschenseele stöhnt,
Von jähem Weh getroffen.

Die Wogen kehren leer zurück,
Die euch hinweg getragen:
Du altes Schiff, du junges Glück . . .
Wohin seid ihr verschlagen?

Digitized by Google

Yucatan ſtand noch um eine Stufe höher als das Reich der Azteken. Denn die Mayas, die Bewohner Yucatans, beſaßen eine eigentliche Schrift, die nicht bloß wie die Malereien, welche bei den Azteken die Stelle einer ſolchen vertraten, aus bildlichen Darſtellungen der Gegenſtände beſtand, ſondern buchſtabenförmige Hieroglyphenzeichen aufwies, alſo mit der ägyptiſchen Hieroglyphenſchrift Aehnlichkeit hatte. Die Mayavölker waren die einzigen in ganz Amerika, die es bis zu einer Schrift im eigentlichen Sinne gebracht hatten; weder die Azteken noch die alten Peruaner des Inkareiches hatten dieſe Höhe erreicht, ſie waren entweder bei bloßen Hilfsmitteln für das Gedächtniß — wie den Quippos, der Knotenſchrift der Peruaner — oder bei ſymboliſchen Darſtellungen und einfachen Abbildungen der zu beſchreibenden Dinge ſtehen geblieben. Einen Schritt näher zu dem Endziele hatten die Azteken in Mexiko allerdings ſchon inſofern gethan, als ſie Eigennamen ganz in der Weiſe unſerer Bilderräthſel durch Abbildungen von Dingen darſtellten, die zuſammengeſetzt den Namen ergaben, ſo wie wir etwa den Namen der Stadt „Hirſchberg“ im Rebus durch einen Hirſch und einen Berg wiedergeben können.

Wenn nun auch die Kenntniß der Schrift bei den Mayas nicht ſo allgemein verbreitet geweſen zu ſein ſcheint wie im alten Aegypten, wo jedermann leſen und ſchreiben konnte, ſo beſaßen ſie doch eine vollſtändige Litteratur, und die Anzahl der Bücher in ihrer Hieroglyphenſchrift war zu der Zeit, als die Spanier ins Land kamen, erſtaunlich groß. Es wurde offenbar im alten Yucatan viel geſchrieben. Man verfertigte ein Papier aus Agavefaſern, das mit den chineſiſchen und japaniſchen Papierſorten einige Aehnlichkeit hat, und glättete die Oberfläche durch einen Ueberzug mit einer kalkartigen Maſſe, auf der ſich mit Hilfe eines feinen Pinſels ſehr gut ſchreiben ließ. Die wenigen erhaltenen Schriftreſte, von denen noch die Rede ſein wird, weiſen manchmal ſo feine Linien auf, daß man mit einer guten Stahlfeder nicht zierlicher ſchreiben kann. Die Bücher wurden fächerartig zuſammengelegt in der Weiſe wie bei uns Albums mit Anſichten von Städten, Badeorten u. dergl., oben und unten bildete ein feſter Deckel den Abſchluß. Ferner wurden auch Inſchriften auf Stein gemeißelt, und namentlich die mit Reliefdarſtellungen verzierten Wände der Tempel wurden mit Hieroglyphenſchrift bedeckt. Hier verwendete man allem Anſchein nach andere, ornamentalere Formen der Schriftzeichen als in den Büchern, ganz wie wir dies thun. Die Geſchichte des Volkes, die mythologiſchen Ueberlieferungen, die religiöſen Vorſchriften des Kultus, der Kalender und andere Dinge wurden ſo aufgezeichnet und in Buchform verbreitet, denkwürdige Ereigniſſe in Steininſchriften verewigt.

Obgleich nun ſchon zur Zeit der Entdeckung in Europa vereinzelt gelehrte Männer mit etwas weiterem Geſichtskreis dieſen Dingen ihre Aufmerkſamkeit zuwandten und die Beobachtungen über jene alte Civiliſation in Yucatan in wiſſenſchaftlichen Werken ſammelten und verarbeiteten, ſo hatte leider die große Menge der Abenteurer, die beutegierig nach Amerika kamen, nicht das mindeſte Verſtändniß für die Erzeugniſſe der einheimiſchen Kultur. Ja, man glaubte eine gottgefällige That zu vollbringen und die Bekehrung der „Heiden“ zu befördern, wenn man alle dieſe „Werke des Teufels“ gründlich vernichtete. Ganz beſonders waren es rohe und unwiſſende Mönche, die ſich aus religiöſem Fanatismus mit Eifer dieſem Zerſtörungswerk unterzogen, da ihnen die Schriften der Eingeborenen natürlich als die gefährlichſte Waffe des Heidenthums erſcheinen mußten. Die Bücher in Hieroglyphenſchrift wurden zu großen Scheiterhaufen aufgeſchichtet und verbrannt. Lehrreich iſt, was der Biſchof Diego de Landa, der von 1549 bis 1579 in Yucatan lebte und ſogar ſelbſt ein Buch über die alten Mayas geſchrieben hat, in eben dieſem Buche „Relacion de las cosas de Yucatan“ („Bericht über die Angelegenheiten Yucatans“), das man erſt im Jahre 1864 in Madrid neu aufgefunden und veröffentlicht hat, über die Schriften der Eingeborenen ſagt:

Eine Seite aus der Dresdener Mayahandſchrift.

„Dieſes Volk benutzte auch gewiſſe Charaktere oder Buchſtaben, mit denen ſie in ihren Büchern ihre Angelegenheiten und ihre Wiſſenſchaften von alters her aufzeichneten und mit Hilfe deren ſie dieſelben erläutern und lehren konnten. Wir fanden eine große Menge dieſer Schriften, aber da ſie nichts enthielten als Aberglauben und Lügen des Teufels, ſo verbrannten wir ſie alle, was die Eingeborenen ſehr betrübte und ihnen ſehr ſchmerzlich war.“

Der fromme Biſchof hat gewiß keine Ahnung gehabt, daß er ſich durch dieſe That für die Nachwelt aller Zeiten an den Pranger ſtellte!

Bei all ihrem Abſcheu vor dergleichen Teufelszeug ſahen ſich aber die Mönche doch eine Zeitlang gezwungen, ſelbſt die Hieroglyphenſchrift der Heiden zu benutzen! Wie uns der päpſtliche Generalkommiſſar von Neuſpanien, Pater Fray Alonſo Ponce, gegen Ende des 16. Jahrhunderts berichtet, wandten die chriſtlichen Miſſionare in Yucatan die einheimiſche Schrift an, um die Eingeborenen in den chriſtlichen Glaubenslehren zu unterrichten. Aber das konnte die alte Bildung nicht retten, das Zerſtörungswerk nicht aufhalten; die Hieroglyphenſchrift gerieth immer mehr in Vergeſſenheit, und bald war ihre Kenntniß auch unter den Eingeborenen gänzlich verſchollen.

Seit der Zeit ging nun überhaupt die Kunde von der untergegangenen einheimiſchen Civiliſation Yucatans faſt gänzlich verloren. Schon aus ſpaniſcher Zeit ſind die Berichte darüber ſpärlicher als die über Mexiko, weil in Yucatan keine mächtigen kriegeriſchen Staaten beſtanden, die den europäiſchen Eindringlingen heftigen Widerſtand entgegenſetzten. Die Völker, die hier lebten, waren weniger kriegeriſch als die Mexikaner, ſie fielen leicht in die Hände der Spanier. Und zudem ſcheint es, als ob ihre Kultur ſich damals ſchon im Niedergang befunden habe, ähnlich wie die der Griechen, als ſie eine Beute der Römer wurden. Erſt in unſerem Jahrhundert hat man das Alterthum Yucatans neu aufgefunden. Man entdeckte, daß dort und in den angrenzenden Gegenden große Trümmerſtädte im Urwald begraben lagen, großartige Tempel und Paläſte, Spuren einer zahlreichen hochentwickelten Bevölkerung. Erſt im Jahre 1840 unternahm der amerikaniſche Reiſende Stephens eine gründliche Forſchungsreiſe durch dieſe Gegenden, und es wurden bald die Ruinen von über fünfzig Städten aufgefunden! Auf den Gebäuden fand man zahlreiche Inſchriften in der alten Hieroglyphenſchrift, die längſt niemand mehr verſtand. Jetzt entdeckte man auch, daß ſich in europäiſchen Bibliotheken einige Handſchriften befanden, die in derſelben Hieroglyphenſchrift verfaßt waren. Man hatte ſie früher kaum beachtet und für aztekiſche gehalten. Es waren

Digitized by Google

in der That die letzten Bücher des Mayavolkes, die dem spanischen Autodafé entgangen waren; nur drei sind im ganzen erhalten, davon eines in Deutschland, auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, die sogenannte Dresdener Maya handschrift.

Seitdem hat die Erforschung dieser Alterthümer bedeutende Fortschritte gemacht. Das Land ist nach allen Richtungen hin durchsucht, die großen Gebäude sind photographisch aufgenommen, die Bildsäulen, Reliefs und Inschriften in Gipsabgüssen vervielfältigt. Daß sich die architektonischen Reste den antiken Baudenkmälern der Alten Welt wohl an die Seite stellen können, mögen einige Maßangaben zeigen. Der große Palast in der Trümmerstadt Uxmal ist 98 m lang, der zu Palenque steht auf einer künstlichen Terrasse von 12 m Höhe, 95 m Länge und 79 m Breite, seine Front selbst mißt 70 m. Die mächtigen Gebäude sind leider dem sicheren Untergang geweiht. Während Aegyptens trockenes Klima der Erhaltung der dortigen Baudenkmäler außerordentlich günstig ist, wirken in Centralamerika die heiße feuchte Luft, die gewaltigen Regengüsse und die üppige Vegetation als unwiderstehliche Zerstörungsmittel.

Ueber das Alter dieser Reste läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Daß zu den Zeiten der Eroberung, also am Anfang des 16. Jahrhunderts, schon manche der Städte verschollen im Urwald gelegen haben, scheint sicher, andere waren aber auch damals noch bewohnt. Ebenso unbekannt ist der Ursprung und die frühere Geschichte dieser Kultur. Ueber dem allem liegt ein undurchdringliches Dunkel.

Ganz besondere Aufschlüsse hat nun die Wissenschaft in neuester Zeit dadurch gewonnen, daß man angefangen hat, die Hieroglyphenschrift, in der die oben erwähnten drei Handschriften und die Steininschriften verfaßt sind, zu entziffern. Es ist erklärlich, daß man hier die wichtigsten Enthüllungen erwartet. Betheiligt haben sich an diesen Forschungen, die in den letzten Jahren gerade in Deutschland besonders gefördert worden sind, Professor Förstemann in Dresden, der berühmte Germanist und Verfasser des „Altdeutschen Namenbuches“, der als Leiter der Dresdener Bibliothek die dortige Mayahandschrift zum ersten Male in zuverlässiger Wiedergabe veröffentlichte, ein Werk, das trotz seiner Kostbarkeit kürzlich sogar die zweite Auflage erlebt hat — ferner Dr. Seler und der Verfasser dieser Zeilen in Berlin. Freilich rückt die Arbeit nur langsam vor, sie ist bei dem geringen Material unendlich schwieriger, als es seiner Zeit die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen war, bei der eine doppelsprachige Inschrift und überreiches Material zu Gebote stand. Die „Mayaforschung“ hat keine solchen Hilfsmittel, und dennoch hat sie auf ihrem mühsamen und fast hoffnungslos schwierigen Wege schon manches erreicht.

Die Zahlen von 1 bis 15 nach dem Zahlensystem der Mayas.

Es ist ein Blick in eine fremde, ferne Geisteswelt, der sich damit eröffnet, eine Geisteswelt, so wunderbar wie keine zweite auf der Erde. Nur ihre letzten kärglichen Reste werden jetzt dem jahrhundertelangen Schlummer durch die Wissenschaft entrissen, und dennoch erstaunen wir über manches Bekannte und uns ganz Geläufige, wir sehen, daß dem Menschengeist auf der ganzen Erde etwas Gemeinsames innewohnt; Dinge und Vorstellungen kehren hier wieder, die wir bei fernen, durch große Meere getrennten Völkern kennen, gemeinsame „Völkergedanken“, wie der große Ethnologe Bastian sie genannt hat, und mehr als das: Menschheitsgedanken. Früher galten solche Uebereinstimmungen als Beweise für phantastische Theorien über die Beziehungen weit voneinander entfernter Völker der Erde, und noch heute scheint es fast ein wissenschaftliches Dogma zu sein, daß eine Kultur im Lande selbst nicht entstehen kann, sie muß stets von irgendwo anders hergekommen sein. Wenn solche Vorstellungen früher ihren Grund hauptsächlich in dem Bestreben hatten, den Ursprung der Menschheit der biblischen Ueberlieferung entsprechend möglichst auf eine Stätte zurückzuführen, so wird man jetzt, nachdem dieser Grund nicht mehr maßgebend ist, allmählich auch wohl die Uebertreibungen jener Vorstellung aufgeben müssen. Es liegt gar keine Veranlassung vor, anzunehmen, daß die alte Kultur Amerikas von anderswoher eingewandert sei, und alle Versuche, sie von den Chinesen, Japanern, Indiern, Chaldäern ꝛc. herzuleiten, sind nichts als phantastische Hypothesen.

Die Mayas, die Träger jener alten Kultur der Halbinsel Yucatan, waren nun — und das haben besonders die Entzifferungen des Professors Förstemann erwiesen — ein Volk von außerordentlicher mathematischer Begabung. Sie besaßen ein kunstvolles Zahlensystem, das in ihrer sehr verwickelten und scharfsinnigen Zeitrechnung eine große Rolle spielte. Während unser Zahlensystem sich auf der 10 aufbaut, als der Anzahl der Finger, gingen die Mayas wie viele andere Völker von der Anzahl der Finger und der Zehen aus und legten die Zahl 20 ihrem System zu Grunde. Spuren solcher Zählung sind im Französischen noch zu finden: quatre-vingt ist 4 mal 20 = 80. Bis 5 drückten die Mayas die Zahlen durch Punkte aus, Vielfache von 5 durch Striche, so bedeutet z. B. ≡ die Zahl 13. Zahlen über 20 wurden durch mehrstellige Zahlzeichen gebildet, ganz wie wir dies thun, aber nicht durch Nebeneinander-, sondern durch senkrechte Uebereinanderstellung der Zeichen. Wie in unserem Zahlensystem die Zahlen von links nach rechts Vielfache von 10 darstellen, so bedeuteten bei den Mayas (von einer mit der Zeitrechnung zusammenhängenden Ausnahme in der 3. Stelle abgesehen) übereinandergestellte Zahlen Vielfache von 20; es wurde z. B. 149 geschrieben durch eine 9 und darüber eine 7, d. h. 7 Zwanziger = 140 und 9 Einer = 9. Dieses System, das mit unserem viel Aehnlichkeit hat, erforderte natürlich auch ein Zeichen für die Null. Und in der That besaßen die Mayas, wie Professor Förstemann vor einigen Jahren entdeckte, ein solches! Man vergleiche damit die ungeschickten und zum Rechnen ganz unbrauchbaren Zahlzeichen der alten Römer! Zudem fehlte den Römern ein Zeichen für die Null gänzlich, ein Beweis, daß ihnen die alten Mayas an mathematischer Begabung entschieden überlegen waren. Ja selbst die von uns angenommenen arabischen Zahlzeichen stehen in Bezug auf Anschaulichkeit und praktische Brauchbarkeit hinter denen der Mayas zurück.

So konnten die alten Bewohner Yucatans ganz leicht hohe Zahlen ausdrücken, und in den drei Mayahandschriften, die sich sämmtlich auf die Zeitrechnung und auf den Kalender beziehen, spielen solche hohe Zahlen eine große Rolle. Auf manchen Seiten stehen nur Zahlen von mehreren Millionen! Man kann sie alle lesen und, da sie nach bestimmten, erkennbaren Gesetzen aufeinander folgen, sogar nachweisen, wo sich der Schreiber bei seinen schwierigen Berechnungen geirrt hat! An vielen Stellen sind solche Fehler mit rother Farbe korrigiert; offenbar hat ein Vorgesetzter des Schreibers, vielleicht ein Oberpriester, die Arbeit desselben geprüft.

Was bedeuten nun aber diese räthselhaften Reihen von hohen Zahlen? Welches Geheimniß birgt sich hinter ihnen? Man hat astronomische Angaben und Berechnungen darin vermuthet, und in der That zeigen einige derselben eine auffallende Uebereinstimmung mit gewissen Zahlenwerthen, die sich auf den scheinbaren Umlauf der Venus, das Venusjahr in seinem Verhältniß zum Erdjahr, beziehen. Sind das nicht im höchsten Grade wunderbare Ueberbleibsel jener alten fremdartigen Kultur einer fernen Welt, jener verschollenen Geistesarbeit eines merkwürdigen Volkes, dessen Geschichte sich in Dunkel hüllt und dessen Entdeckung durch die Europäer zugleich sein Untergang für immer wurde?!

So bemüht sich jetzt, nach vierhundert Jahren, die wissenschaftliche Forschung, den Schleier zu heben von der uralten Entwicklungsgeschichte des amerikanischen Menschen, und während seine entarteten Nachkommen im heutigen Yucatan mit abergläubischer Scheu, aber ohne jede Spur einer Erinnerung, an den Baudenkmälern ihrer Vorfahren vorüber gehen, sammeln die Nachkommen des weißen Mannes, der einst diese Denkmäler zerstörte, sorgfältig die letzten spärlichen Reste, um aus ihnen mühsam das amerikanische Alterthum wieder aufzubauen.

's Wisperl.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Arthur Achleitner. Mit Zeichnungen von Hugo Engl.

Den „Isarwinkel“ nennt man den Landstrich im Isarthale flußaufwärts von Tölz bis Vorderriß, wo die wilde bergfrische Riß sich in die junge Isar ergießt und die Berge immer stolzer in die Höhe streben, wo Fluß und Gebirge sich zu einem der herrlichsten Landschaftsbilder des bayerischen Hochlandes vereinen. In der Tolzer Gegend noch den Charakter des Vorlandes bewahrend, verändert sich das Bild, je weiter isaraufwärts der Wanderer dringt, links auf dem Sträßlein über Lenggries, Hohenburg nach der Vorderriß oder rechts über Wackersberg, Arzbach zu den Felskolossen der Benediktenwand mit dem Kirchstein, der seit dem Jahre 1888 das höchstgelegene Denkmal für Kaiser Wilhelm I., 1686 Meter über dem Meere, trägt. Auf einer Syenitplatte, über welcher der Reichsadler die Kaiserkrone hält, ist in schlichten Versen, aber zum Zeugniß um so besserer Gesinnung mit Goldbuchstaben eingegraben:

„Zum ewigen Gedächtnisse an Kaiser
Wilhelm I.,
geb. 22. März 1797, gest. 9. März 1888.

Weil er das Deutsche Reich gebaut,
Wurd' ihm sein' Raum' in Fels gehaut.
Hier auf Kirchsteins hoher Alpenwelt,
Schlafe wohl, Du Kaiser-Held.“

Zwei mächtige bayerische Löwen bewachen des Kirchsteins Schatz. Drüben aber schauen trotzig die Häupter der Karwendelgruppe, der Wetterstein und viele andere Zacken aus der starren Hochlandswildniß hervor, als wollten sie dem Wanderer das Eindringen wehren.

Ein herrlicher Fleck Erde ist dieser Isarwinkel und seine Bewohnerschaft ein urkräftig biederes Volk. Seine Söhne haben immer kraftvolle Flöser, fleißige Bauern und kernige Soldaten geliefert, sauber und nett sind die Dirndln, und sie besitzen noch immer ihre alte rührende Naivität wie die Jachenauerinnen, für die in guter alter Zeit am Thalschluß die Welt aufgehört hat.

Außerm Dorf steht von altersher eine Schmiede, bequem am Sträßlein gelegen, so daß der Fuhrmann den Meister rasch zur Seite hat, wenn der Gaul frischen Beschlag braucht oder der Wagen der Ausbesserung bedarf. Der Bergbach speist das Wasserwerk, welches den Blasebalg treibt, und munter arbeitet der Bergschmied an der glühenden Esse, mit ihm der wackere Geselle, genau so schwarz und fleißig wie der Meister selbst. Der Schmiedflori (Florian) ist trotz seiner Jugend ein achtbarer Mensch, der großes Ansehen genießt rechts und links der Isar. Die Fuhrleute kehren am liebsten bei ihm ein, weil er nicht bloß das Beschlagen so gut los hat, sondern überhaupt viel vom Roß versteht, und das erweckt bei den Fuhrleuten immer starkes Vertrauen. Denn ein einziger Nagel, zu tief in den Huf eingetrieben, macht den Gaul lahm, und zu wenig ist auch vom Uebel. Aber der Flori, der junge Meister, weiß den Nagel auf den Kopf zu treffen und gerade recht in den Huf zu treiben, so daß das Eisen nicht locker sitzt. 's ist überhaupt ein halber Doktor, der Flori, der sich auch aufs Menschenkurieren versteht, wenn's nicht schon gar zu weit gekommen und mit der „Sympathie“ und mit dem Wasser noch was zu machen ist. Der Flori hält gar viel auch auf andere Einwirkungen; zuerst macht die Einbildung beim Menschen sehr viel aus, dann das Wasser und die Luft und die Rost, und endlich die guten und bösen Geister. Der Flori sagt's, also muß es wahr sein, daß grad' der Isarwinkel genug Geister habe in seinen Bergen. Man darf bloß das richtige Ohr haben, dann kann man beispielsweise an windstillen Tagen ganz deutlich hören, wie es von der Benediktenwand her leise rollt und kugelt, als wenn man Steine abladen wollte. Das sind die Klosterherren von Benediktbeuren, die zum ewigen Kegelschieben verdammt sind, weil sie selbst die besten Almen in Besitz genommen und den armen Leuten den Viehauftrieb und die Weide verweigert haben. Und sogar an heiligen Sonn- und Festtagen sind die geistlichen Herren auf die Wand gestiegen und haben oben ohne Rücksicht auf Gott und die Welt Kegel geschoben. Deshalb sind sie verwünscht worden und müssen ihr Kegelspiel fortsetzen bis zum jüngsten Tag.

Auf der Höhe des Kirchsteins haben nach der Sage die Benediktbeurer Herren ihre Namen an die Wand geschrieben und dort, wo jetzt des großen Kaisers Gedenktafel angebracht ist, dort soll die älteste Schrift aus dem Jahre 1548 gestanden haben. — Der Schmiedflori ist ein „Wissender“, der genau Bescheid geben kann über die Sagen und Geistergeschichten seiner bergumrahmten Heimath, die Ueberbleibsel aus einer Zeit, wo noch mehr Wunder geschahen, weil die Menschen sich nicht wie heutzutage selber helfen konnten. Er weiß, daß man zu gewissen Zeiten auf den Klang der Benediktenglocke horchen muß, damit einem die Hexen nicht ankönnen. Das ist eine gar bedeutsame Glocke, bei deren Guß der Prälat und die Klosterherren ganze Hände voll geweihter Silberthaler hineinwarfen. Beim Klostersturm sollte diese Glocke eingeschmolzen werden, aber das wollten die Einwohner nicht, sie sammelten Geld, selbst der ärmste Dienstbote mußte 24 Kreuzer geben, und so brachte man die nöthigen 2000 Gulden zusammen, um die Glocke, die man zu rechter Zeit drei Stunden weit hört, frei zu kaufen.

Die Hohenburger und Lenggrieser Burschen lachen freilich oft den glaubensstarken Flori aus. „'s waar z'dumm,“ meinen sie, „die alten Weiberg'schichten baumfest z' glauben.“ Aber nachts um zwölf Uhr ginge doch keiner auf den Lenggrieser Friedhof, wo im Jahre 1742 die Panduren unter Oberst Trenck von

Digitized by Google

den Geistern der Verstorbenen in die Flucht geschlagen wurden. Der Flori weiß jene Geschichte haarklein vom Urgroßvater her — wie die Räuberschar vor dem Dorfe lag und in der Umgegend alles niederbrannte; da kam der Geistliche heraus und lud sie ein, nur vorwärts zu reiten, sie würden Mannschaft so viel finden, wie Körner in eine Metze gingen. An der Kirchhofmauer angelangt, fanden die Panduren den ganzen Friedhof voll Leute, alle weiß. Es waren die Geister der verstorbenen Brüder, die Eltern, Ahnen und Urahnen, die aus den Gräbern gestiegen waren und sich mit Sensen und Hauen zur Wehr setzten. Die Panduren erschraken darob nicht wenig und flohen voll Entsetzen von dannen. Und von seinem Vater selig her kennt der Flori auch die geheimnißvolle Sage vom „Wisperl", dem seltsamen Geist, der nur an heiligen Zeiten, so an Allerseelen, sich hören läßt, am Wege zwischen Lenggries und Hohenburg wie eine Grille zirpt und bald nah, bald fern scheint. Kommt ein guter Mensch vorbei, so hört er das „Wisperl", und dessen wundersames Zirpen bringt ihm Glück. Bösewichte aber hören das „Pfeiferl", scharfe Töne, wie wenn jemand mit aller Kraft durch die Finger pfeift. Manchem Nichtsnutz ist das „Pfeiferl" als schwarze Riesengestalt von drei Mannslängen erschienen, hat ihm einen heillosen Schrecken eingejagt und böses Unheil verkündigt. —

Der Winter steht wieder vor der Thür; aus den Wellen der Isar steigen die dicken schweren Nebel auf, grau lagern die Wolken auf den Bergen, leise raschelt das welke Laub auf der erstarrenden Erde. Das Fest Allerheiligen ist gekommen, an dem die Lebenden unter Gebet die Gräber ihrer Toten schmücken. Auch Flori ist mit einem Kranz von späten Bergblumen zum Kirchhof gewandert und hat ihn auf seiner Eltern Grab gelegt, ihrer in inniger Dankbarkeit gedenkend. Die Schwermuth dieses düsteren Novembertages in der Natur erfaßt auch ihn, und wie er so an dem schlichten Hügel steht, überkommt ihn ein banges Gefühl der Verlassenheit. Aber wie er dann still über den Rain wandert, seiner Schmiede zu, wo heute das Wasserrad still steht und der Bergbach ohne Frondienst geschwätzig zur Isar schießt, da wird ihm so eigen ums Herz, es klingt ihm in den Ohren wie geheimnißvolles Flüstern, und ein seliges Ahnen durchzieht seine Brust. Und wie sein Blick sich erhebt, dorthin, wo des wuchtigen Karwendels starre Felsriesen sich aufthürmen, da öffnet sich das Nebelmeer, es blaut verheißend herab aus lichter Himmelshöhe und wie vergoldet erstrahlen die Zinnen und Zacken.

Wenige Tage nach Allerheiligen findet im benachbarten Tolz die „Leonhardsfahrt" statt, ein kirchliches, mit dem üblichen naiv derben Pomp gefeiertes Fest. Die Berge tragen den ersten Neuschnee, der Hochwald ist in die schimmernden Tinten des Spätherbstes getaucht, auf Flur und Feld die Arbeit vollendet, von den Tennen ertönt der gleichmäßige Takt der Dreschers: das ist die Zeit der Leonhardsfahrt, wo man sich einen „Guten Lienhard" wünscht, auf daß des Freundes und Nachbars Viehstand gesund bleibe bis übers Jahr.

Von jeher ist das germanische Volk zäh gewesen im Festhalten am Alten, und seine uralten heidnischen Bräuche sind, in ein christliches Gewand gekleidet, vielfach bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Jahrhunderte hindurch hat es im Allvater den Beschützer muthiger Rosse verehrt und seine Behausungen mit Pferdeköpfen am Giebel geschmückt. Im Christenthum ist dann St. Leonhard an Wotans Stelle getreten und hat die Obhut über die Rosse und über das Vieh im allgemeinen übernommen, wie er auch Patron der Hammerleute geworden ist. Im Lande, wo viel Viehzucht getrieben wird, mußte dieser Heilige naturgemäß ein großer Herr werden; er ist der erste, den man zu Hilfe ruft, wenn Seuchen auftreten und Schaden für die Viehzucht droht. Man opfert St. Leonhard gläubigen Sinnes die Hufeisen der kranken Pferde, die er heilen soll; an die Gitter der Gnadenkapellen hängt der Altbayer eiserne und wächserne Rosse zum Dank für rechtzeitig eingetretene Hilfe und an seinem um den Leib geschnürten Ledergurt trägt er mit Vorliebe ein beinernes oder gestricktes weißes Roß. Viele Kapellen sind auch mit Pferdeketten umspannt „aus Dankbarkeit".

Kaum daß der Leonhardstag graut, herrscht in den Gehöften bewegtes Leben, die Pferde werden zierlich geschmückt mit farbigen Bändern und Blumensträußchen in Mähne und Schweif, aus der Scheune wird der das Jahr über sorgsam verwahrte Lienhardswagen hervorgezogen, eine oft namentlich mit Landschaften bemalte große vierräderige Truhe für zehn bis vierzehn Personen, und mit Tannengrün, Moos und Flitter geziert; die Dirndln tragen den höchsten Feiertagsstaat, das reichverschnürte Mieder, große silberne Halsketten, farbige Seidentücher auf der Brust, und auf den reichen Flechten thront keck das zierliche goldverschnürte Hütchen mit dem weißen Adlerflaum. Die Burschen erscheinen trotz der oft schon recht empfindlichen Kälte in dem kleidsamen „Berglerg'wandl" mit nackten Knien und haben sich wie die Mädchen Sträußlein an Rock und Hut gesteckt. Die Pferde werden mit dem nur für den Lienhardstag bestimmten reichen und sauber geputzten Geschirr angespannt, immer vier prächtige Gäule vor jeden Wagen.

Die ganze Bewohnerschaft des Gehöftes, vom kleinsten fingerlutschenden Bübchen oder Mädchen bis zur Ahne und dem Großvater, der nur noch zitternd die „Beterln“, den Rosenkranz, zu halten vermag, alles nimmt im Festwagen Platz; nur die jungen Burschen geben ihm zu Pferde das Geleit. So geht es unter lautem Hallo in raschem Trabe vom Hause weg, der Leonhardskapelle zu, oft auf stundenweitem Weg. In einer langen Straße zu Tölz nimmt der Zug seine Aufstellung. Dutzende von Wagen, unter deren Besatzung bei großer Kälte die Enzianflasche zur Erwärmung des Magens kreist, reihen sich mit ihrer Geleitsmannschaft aneinander, voran der Vorreiter mit einem, was das Alter anlangt, hochinteressanten Cylinderhute, dann ein sinnig geschmückter Wagen mit der Geistlichkeit, dem Meßner und den Ministranten. Es folgt ein mit Tannenreisig geputzter Leiterwagen mit den Musikanten, die aus Leibeskräften lustige Märsche blasen, während die Theilnehmer des Zuges laute Gebete in den frischen Morgen schreien. Der Einfluß der Schnitzerkunst zeigt sich unverkennbar in den mitgeführten Dekorationen. Da wird das Modell der Leonhardskapelle bei Tölz mitgeführt, aus Holz und Pappe künstlerisch hergestellt, oft thront auf einem farbenprächtigen Wagen eine vorzügliche Leonhardsstatue, vor der ein Jubelpaar in der Tracht des vorigen Jahrhunderts seine Andacht verrichtet, unbekümmert um den auf den Dorfstraßen herrschenden Lärm. In gutem Glauben treibt man aus manchen Orten auch das Vieh herbei, damit es durch die Betheiligung an der Lienhardsfahrt gefeit werde gegen alle Krankheiten. So reihen sich oft an fünfzig Wagen aneinander, und langsam geht die Fahrt den Berg hinan zur Kapelle.

In vollem Ornat steht die Priesterschaft an der Eingangspforte der St. Leonhard geweihten, mit langer Eisenkette umspannten Kapelle, der greise Pfarrer segnet jeden einzelnen Lienhardswagen, und wenn alle fertig sind, dann beginnt die feierliche Messe. Das kleine Kirchlein kann die Menge nicht fassen, die Gläubigen stehen draußen im Kreise entblößten Hauptes ungeachtet des scharfen Nordostes, der den Berg umtost. — Helle Kinderstimmen, brausende Orgeltöne erschallen. Jetzt ist die Messe aus, rasch werden der hungrigen Jugend heiße Würstel und Schwarzbrot in den Wagen geworfen, welche Atzung die Bauern den fliegenden Kaufbuden und Schänken entnommen haben, dann ertönt eine Fanfare, die Musikkapelle setzt mit einem markerschütternden Marschlied ein, der Zug setzt sich in Bewegung, es beginnt in raschem Tempo die Rundfahrt um die Leonhardskapelle. Hier zeigt sich, wer ein Meisterfahrer ist; wer es nicht ist, der wirft wohl an der äußerst scharfen Krümmung den Wagen mit seinem Menscheninhalt die steile Böschung in den Föhrenstand hinab, eine Gefahr, die dem Städter den Angstschweiß auf die Stirn treibt.

Aber diese Bauern kennen Pferd und Fahrkunst, haarscharf nehmen sie die Kurve, und unter lustigem Peitschengeknall geht es die Straße wieder hinab. Wohl beten die Wageninsassen auch jetzt noch, aber an Stelle der Andacht ist eigentlich doch die Neugier getreten, zu sehen, ob „der Vater“ auch heuer seine Fahrkunst beweisen oder umwerfen wird, was eine unauslöschliche Schande für die Familie und den Bauernhof bedeuten würde. Es flattern die Bänder und Fähnlein, die Laubgewinde schwanken unter der Erschütterung des ungefederten Wagens, die muthigen Rosse wiehern in die scharfe Morgenluft, als ahnten sie, welche Rolle sie am Leonhardstage spielen. Gruß und Witzwort fliegt hin und her, die Bauernburschen sprengen auf ungesatteltem Pferde vorbei, und wenn einer recht keck ist, dann stößt er dem Gaul wohl die schwergenagelten Bergschuhe kraftvoll in die Weichen, daß das erschrockene Thier kerzengerade in die Luft steigt. Den Pferderücken darf der Bursche freilich in solchem Augenblick nicht verlassen, er wäre blamiert sein Leben lang.

Immer flotter wird die Fahrt, bis an der Kirche zu Mühlfeld bei Tölz der dortige Geistliche nochmals Mann und Roß segnet. Dann wird gewendet, die „Brettelhupfer“, welche auf einem am Ende jedes Wagens befestigten Brette stehen, beginnen mit ungeheuer langen Lederriemen an kurzen Stielen ein nervenerschütterndes Peitschengeknall, das regelrecht im Takt durchgeführt wird, bis der Zug vor den Gasthäusern angelangt ist; hier springt der „Brettelhupfer“ ab und reicht mit ländlicher Galanterie den mit einem Satz über Bord springenden Mädchen die hilfreiche Hand. Nun folgt des Festes zweiter, weltlicher Theil bei Mahl und Tanz. —

Einer der schönsten Lienhardswagen war der des reichen Huberbauern von Wackersberg. Für den Lienhardstag war dem alten Bauern nichts zu kostspielig, er wollte seinen Reichthum zeigen auf jede Weise. „Wir hab'n 's ja,“ pflegte der Bauer in seinem Uebermuth zu sagen. Mit seinen vier Gäulen überholte er alle anderen Fuhrwerke, zurückbleiben oder gar umwerfen hätte den Huberbauern um den Verstand gebracht. Aber so reich er war, der rechte Segen war nicht in seinem Hause zu finden, denn es fehlte der Friede drin. Mit seiner schmucken Tochter, der blond zöpfigen Liesel, lebte der Huberer in stetem Streit, weil das Mädel zum Mann nicht den Leitnerbauernsohn von Arzbach nehmen wollte, der an Reichthum dem Huberer nicht nachstand.

So brav die Liesel immer war, in dieser Angelegenheit zeigte sie sich gerade so bockbeinig wie der alte Bauer, und von Nachgeben war bei ihr keine Rede. Wohl donnerte der Alte viel vom Zwingen, vom gewaltsamen Hinschleifen zum Altar, aber die Liesel lachte ihm ins Gesicht und meinte: „Oho! Eine Huberische zwingt man nicht!“

Vom diesmaligen Lienhardstag erhoffte der Huberbauer eine Einwirkung auf seine eigenwillige Tochter. Er hatte den Leitnerbauern wissen lassen, wo sie nach der Fahrt in Tölz einkehren würden, und bei guter Tafel und fröhlichem Tanz werde wohl sein Mädel mit sich reden lassen. Schon während der Fahrt nach Tölz war der Bauer fuchsteufelswild geworden, denn mehrere Male hörte er hinter seinem Wagen ein Pfeifen, gleichsam als gebe einer ein Zeichen, daß er vorfahren wolle. Der Huberer aber einen vorfahren lassen, das gab's nicht! Und wie rasend hatte er auf die Gäule eingehauen, daß sie dampfend und keuchend an der Lienhardskapelle ankamen. Während der Fahrt in Tölz hatte er den Leitnersohn nicht zu Gesicht bekommen, was den Bauern abermals grimmig ärgerte. Dann hätte er um ein Haar die Kurve oben bei der Kapelle zu weit genommen, ein Hinterrad hing schon in der Luft. Das war sofort von den übrigen Bauern bemerkt worden und an Stichelrufen fehlte es nicht. Springgiftig war der Bauer endlich beim Wirthshaus angekommen, so recht in der Stimmung, just das Gegentheil von dem zu thun, was andere Leute meinten. Das fing gleich beim Bestellen des Getränkes an, weil einer der lustigen Burschen das Schnaderhüpfl sang:

„Gehst du ins Wirthshaus 'nein,
Trink an Tirolerwein,
Aber koan süaßen —
Sunst mußt es büaßen.“

Natürlich regalierte der Hitzkopf jetzt erst recht seine Eh'halten (Hausgesinde) mit süßem Weine, daß die Gesellschaft, des schweren Getränkes ungewohnt, rasch rothe Köpfe bekam. Getreu der alten Sitte bei der Leonhardsfahrt mußte aufgetragen werden, daß sich die Tische bogen. Wer wissen will, was ein Bauernmagen leistet und verträgt, der finde sich am Lienhardstag im Gebirge ein. Da ißt jeder drei- und viermal, denn an diesem Tage zahlt der Bauer die gesammte Zeche, und alles, was zum Hof gehört, ist sein Gast. Das kostet viele harte Kronenthaler, und wohl aus diesem Grunde ist die Betheiligung an der Lienhardsfahrt in den letzten Jahren etwas zurückgegangen.

Der Huberer übertrumpfte heute alle anderen Bauern durch die Massenbestellungen von Speise und Trank, er lud jeden ein, der ihm zu Gesicht stand, und wie der schwere Wein seine Wirkung that, durften sich auch Burschen an den Tisch setzen, die der Bauer sonst nicht in seiner Gesellschaft geduldet hätte. Er brauchte Leute zum Hänseln, und um die „noblichte Zeche“ gaben sich genug arme Schluder zum Stichblatt der bäuerlichen Spottsucht her.

Die Liesel hatte die qualmerfüllte Stube verlassen, als das Gespräch der erhitzten Bauern anfing, ein Heidenlärm zu werden. Das Mädel schämte sich, daß mit dem Reichthum so geprotzt wurde. Wie sie das Gärtchen oben am Bräukeller aufsuchen wollte, von wo man einen gar hübschen Ausblick auf die grüne Isar und ins Gebirge hatte, da trat auch der Schmiedsiori ins behäbige Bräuhaus, und sein Falkenblick sah sofort die Gestalt des Prachtmädels. Im Nu war der Bursche die lange Stiege hinaufgesprungen, er wußte selbst nicht, wie es so schnell ging. Die Huberer Liesel kannte er von einem Besuch auf dem Hofe des Bauern her, wohin er als „halber Thierarzt“ (Hufschmied) geholt worden war. Er sah das schmucke Mädel gern, aber weitere Gedanken hatte er sich nie gemacht, die hätt' ihm auch der Bauer nicht

übel ausgetrieben. Bei einem richtigen Protzenbauern sind ja selbst Gedanken nicht zollfrei, denken dürfen bloß Leute, die 'was haben. Der Flori war bescheiden genug, den Abstand nicht zu vergessen, der zwischen ihm und dem reichen Huberer lag, und so unterließ er jede Annäherung, wiewohl das Benehmen der Bauerntochter durchaus nicht abweisend war.

Warum er jetzt so jäh auf sie losstürzte, wußte er wirklich selber nicht, es mußte eine innere Gewalt sein, die ihn heranstrieb.

Anfänglich erstaunt über das Ungestüm des Burschen, mußte Liesel doch lächeln, als der Flori in höchster Verlegenheit vor ihr stand und kein Wort sagen konnte, wie wenn er den Mund voll Krapfen hätte. „Es hat Dir wohl die Red' verschlagen," meinte sie ermunternd.

„Ja!" Das war alles, was der Flori herausbrachte. Dann standen beide schweigend beieinander, das Mädel in leichter Verwirrung, der Bursche verlegen und ärgerlich, daß ihm just jetzt die Sprache fehlte. Aber plötzlich löste sich der Bann, und anfangs stotternd vor innerer Aufregung, bald aber übersprudelnd vor Eifer erzählte er dem Dirndl, wie er „'s Wisperl" gehört habe am Allerheiligentage, und das bringe Glück. Und 's Glück sei auch schon da, weil er d' Liesi vor sich habe und sie so gar kein' Stolz habe gegen ihn.

„Wüßt net, warum i an Stolz haben sollt'!" entgegnete Liesel. „Du bist a braver Bua, sunst hättest Du ,'s Wisperl' net g'hört."

Da ward die Unterhaltung der beiden jäh durch den Bauern gestört, der nachschauen kam, wo denn seine Tochter so lange stecke. Mit einem Fluch stapfte er auf den Flori zu und hieß den „Haderlumpen" weiter gehen. Schon hatte der Bursche eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber er unterdrückte sie bei dem bittenden Blick des Mädchens. So meinte er nur, der Bauer solle aufpassen, daß er den „Haderlumpen" nicht einmal nothwendig brauche.

„In dem Leben net," lautete die protzige Antwort, dann nahm der Bauer sein Mädel beim Arm und führte es in die heiße Wirthsstube zurück.

Rasch verflog die Zeit bei Tanz und Trank, der Abend brach früh herein, und der Huberer mußte aufbrechen, wenn er nicht in die Nacht hineinfahren wollte. So ward denn eingespannt, das Gesinde kletterte voll Uebermuth in den Wagen, der Bauer ergriff die Zügel, und in rasendem Galopp jagten die vier Gäule, von wuchtigen Peitschenhieben getrieben, das hügelige Sträßlein hinan. Dem Bauern schien es trotzdem noch zu langsam zu gehen, er gönnte den Thieren kein Verschnaufen, und wie der „Moar" (Oberknecht) etwas Vorsicht empfahl, weil der Weg abschüssig werde und der Lienhardswagen keine Schleifen (Bremse) habe, da hieb der erregte Bauer nur noch wüthender auf die Pferde ein und fluchte dabei ganz lästerlich. Und wieder ertönten grelle Pfiffe, daß die Eh'halten ganz erschrocken aufhorchten. Aber immer toller wird das Jagen durch die Nacht, kein Sternlein erhellt den dunklen wolkenverhängten Himmel, dumpf braust der Bergwind über das Land und ächzend biegen sich die Bäume an dem Sträßlein. Die Pferde werden immer unruhiger, das Zerren am Zügel macht sie völlig rebellisch, der Handgaul scheut, springt seitwärts, ihm nach die andern Gäule — ein Krach, der Wagen stürzt und kollert den Haug hinab, ein wüstes Durcheinander.

Auf dem Hubererhof ist's still geworden seit jener unheilvollen Nacht. Der Bauer liegt mit arg verschundenen Beinen zu Bett, mehrere der Eh'halten haben Verletzungen davongetragen, nur die Liesel ist mit leichten Schürfungen davongekommen. Von Tölz kommt der Bader zweimal die Woche heraus und sieht nach den Kranken. Von der Lienhardsnacht darf er aber bei Leibe nicht reden, da kann der Bauer ganz toll werden, zumal er keine Ausrede für sein Umwerfen findet.

Doch mit der Heilung wollte es gar nicht vorwärts gehen, und ein über das andere Mal schimpfte der Bauer den Bader einen schauerlichen „Patzer", aber den Arzt ließ er trotzdem nicht holen. Der Bader hatte gethan, was er konnte, allein es fehlte an der richtigen Verschienung. Je näher es auf Weihnachten zuging, desto „schlechter" wurde der Bauer, und das lange Krankenlager

fing an, ihn mürbe zu machen. Dazu kam noch, daß unter seinen Pferden die Milbenräude ausbrach, was den Bauer bald noch mehr schmerzte als sein eigenes Krankenlager. Für sich ließ er den Arzt nicht hol'n, aber dem Rath, den Schmiedflori kommen zu lassen wegen der Pferde, zeigte er sich zugänglich.

Richtig kam der Flori auf den Hof und fing gleich mit seiner Salzwasserkur bei den Pferden an. Er blieb auch auf des Bauern Wunsch ganz auf dem Hof, und seinen Bemühungen gelang es, in nicht ganz drei Wochen die Pferde, die ein großes Kapital für den stolzen Bauern bedeuteten, wieder herzustellen. Das flößte Vertrauen ein, und wie die Liesel meinte, vielleicht könnte der Flori auch dem Vater helfen, überließ sich der Bauer wirklich der Behandlung des Kurschmiedes.

Flori merkte richtig, wo der Fehler saß, legte einen besseren Verband an und am Heiligen Abend konnte der hocherfreute Bauer zum ersten Mal wieder aus dem Bett.

Daß Flori und die Liesel sich einander genähert, hatte der Bauer von seinem Lager aus wohl beobachtet. Unter anderen Umständen wäre er mit einem gehörigen Donnerwetter dreingefahren, aber so hatte er still liegen müssen und dabei Zeit genug gehabt zum Sinnieren. So kam er denn zu dem Ergebniß, daß der Flori doch eigentlich ein recht geschickter Bursche sei, der seine Sach' verstehe. Dazu war die heilige Weihnachtszeit da, die selbst den herbsten Bauersmann mit ihrem Zauber ergreift und milde stimmt.

So saß der Huberer am Heiligen Abend seelenvergnügt über die glückliche Menschen- und Pferdekur in der Wohnstube, das Pfeiflein schmeckte ihm wieder, die Weihnachtskrapfen auch, welche die Liesel so schön gelb gebacken hatte. Und da fragte er auf einmal ganz unvermuthet, ob der Flori wohl Lust hätte, ganz auf dem Hubererhof zu bleiben und die Schmiede drüben zu verkaufen. Dem Flori ward ganz schwarz vor den Augen und wie am Lienhardstage bei der Liesel versagte ihm auch jetzt die Sprache. Aber um so resoluter war das Mädel, das kurzweg sagte: „Ja, Vater, mit Verlaub — als Hochzeiter."

Da schmunzelte der Bauer, während der Flori wie im Gebete flüsterte: „O Du mein liab's ‚Wisperl'!"

„Larifari!" meinte der Huberer dazu. „Du wirst ein ordentlicher Bauer, und wennst mein Liesert net ordentlich halt'st, nachher komm i Dir mit 'm Wisperl, aber mit einem hoanbuchenen."

„Is net nöthig!" rief der Flori, „denn wann i mei Weib net ordentlich halten wollt, hernach könnt aus dem ‚Wisperl' no ‚'s Pfeiferl' wern, und dös — na, Bauer, nur koa Angst!"

Zur Christmette ging das junge Paar durch die glitzernde heilige Nacht, als Verspruchsleute, und mit besonderer Andacht beteten sie: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Die Sage vom Wisperl ist ziemlich vergessen worden im Laufe der Zeit, die Jugend glaubt solche Sachen nimmer.

Digitized by Google

Geſundheit und Städteerweiterung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Die Choleraepidemie in Hamburg, welche die alte Hanſaſtadt mit ſo furchtbarer Gewalt, mit ſo viel Noth im Gefolge heimgeſucht hat, ſtellt die Fragen der öffentlichen Hygieine aufs neue in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Durch dieſe jüngſten traurigen Erfahrungen iſt eine Reihe von Punkten aufgedeckt worden, an denen die beſſernde Hand ſofort und thatkräftig eingreifen muß. Mit in erſter Linie kommt dabei die Sorge für geſunde und räumlich ausreichende Wohnungen in Betracht. Unſere alten Städte haben durch enges Zuſammenbauen der Häuſer, ſchmale und enge Straßen und Höfe, licht- und luftarme Wohnungen auf einem durch die Abfälle von Jahrhunderten verunreinigten Boden die beſte Entwicklungsſtätte für mörderiſche Seuchen geboten und nicht ſelten eine faſt durchweg ſieche Bewohnerſchaft erzeugt. Die neuerſtandene Sorge für die allgemeine Geſundheit hat dieſe Uebelſtände durch gute Waſſerverſorgung und Kanaliſation, durch Abbrechen alter Häuſerhaufen und Durchlegen breiter Straßen, alſo durch Reinlichkeit, Luft und Licht mit oft glänzenden Erfolgen bekämpft; aber es droht den ſich raſch ausdehnenden Hauptſtätten induſtrieller Entwicklung eine ähnliche Gefahr durch die ungeregelte Befriedigung des raſch, faſt überſtürzt ſich einſtellenden Wohnungsbedürfniſſes. Wenn zahlreiche Städte in zehn bis zwanzig Jahren ihre Einwohnerzahl auf das Doppelte und mehr vergrößern, ſo geſchieht dies hauptſächlich durch den maſſenhaften Zuzug von Arbeitern, namentlich von ländlichen Arbeitern mit ihren Familien, die außer ihrer Arbeitskraft kein Kapital mitbringen und deshalb auf billige Wohnungen nothwendig angewieſen ſind. So ſehr die neu entſtehenden Prachtbauten der inneren Stadttheile und die anmuthigen Villenvorſtädte das Auge erfreuen, ſo bedenklich müſſen wir der wachſenden Höhe der Häuſer, der engen Bebauung der Höfe und Gärten, den kaſernenhaften Maſſenquartieren gegenüberſtehen, die der Geſundheit und Sittlichkeit ihrer jetzigen und zukünftigen Bewohner ſchwere Gefahren bereiten.

Vorbereitung zum Appell.
Nach einem Gemälde von Karl Müller.

Die hohen Preiſe der Bauplätze veranlaſſen die Hausbeſitzer und Bauunternehmer, auf möglichſt engen Räumen möglichſt zahlreiche Wohnungen zu erſtreben. Hohe thurmartige Gebäude, welche die Straßen zu ſchmalen Spalten machen und von Höfen und Gärten nichts übrig laſſen als enge Luftſchächte, ſogenannte Lichthöfe, die der reinen Luft und dem Sonnenlicht keinen oder nur ſpärlichen Zutritt verſtatten; Wohnungen vom tiefen Keller bis unter das höchſte Dach, mit zahlreichen Dunkelräumen; Wände aus ſchlechtem Material, dem keine Zeit gelaſſen wird, gehörig auszutrocknen, bevor die Räume mit Bewohnern vollgeſtopft werden: das iſt die Kehrſeite jenes ſtolz gerühmten Aufblühens der Städte.

Die hiermit gegebenen Wohnungsverhältniſſe können durch Zuleitung guten und reichlichen Waſſers, ſowie durch die Abführung der Unreinigkeiten gebeſſert, aber nicht unſchädlich gemacht werden. Zahlreiche Krankheiten, welche die Kraft und Erwerbsfähigkeit der Bewohner und ihrer Nachkommenſchaft beeinträchtigen, und hohe Sterblichkeit bleiben als Folgen beſtehen und drohen immer verderblicher zu wirken. Ueberaus lehrreich für dieſe Verhältniſſe ſind die Berechnungen des Profeſſors von Pettenkofer, nach denen wie nach anderen zu dem gleichen Ergebniß kommenden Zahlenaufſtellungen auf jeden Todesfall in einer Stadt mindeſtens 30 Erkrankungen treffen, die im Mittel 20 Tage dauern und während dieſer Zeit die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigen oder ganz aufheben, ſowie Koſten für Arzt, Arznei und Pflege veranlaſſen. Dieſe Unkoſten dürfen auf 2 Mark täglich veranſchlagt werden. Wenn nun von 1000 Perſonen jährlich drei weniger ſterben, alſo die Sterblichkeit von etwa 24 auf 21 vom Tauſend ſinkt, ſo bedeutet dies zugleich, daß $3 \times 30 = 90$ weniger krank ſind und $20 \times 90 = 1800$ Krankheitstage nebſt $2 \times 1800 = 3600$ Mark Unkoſten geſpart werden. Für eine Stadt von 100000 Einwohnern würde hierdurch eine jährliche Erſparniß von 36000 Mark, für 500000 Einwohner eine ſolche von 180000 Mark gemacht werden, was, zu 4 Prozent berechnet, einem Kapitalwerth von 900000, bezw. 4500000 Mark entſpräche.

Beſſerung der Geſundheitsverhältniſſe iſt alſo mit ſehr erheblichen Erſparungen an baren Ausgaben verbunden. Dieſe treffen freilich zunächſt nur die Einzelnen, aber das Wohl des Ganzen beruht doch auf dem Wohle ſeiner Glieder, und wo dieſe in ihrem materiellen Fortkommen geſchädigt werden, muß auch das Gemeinwohl leiden. Außerdem haben viele der Krankheiten, die in ungeſunden Wohnungen gleichſam gezüchtet werden, die Eigenſchaft, daß ſie früher oder ſpäter über ihren urſprünglichen Sitz hinausgreifen und nicht nur mittelbar, was in mehrfacher Beziehung immer der Fall iſt, ſondern auch unmittelbar die unter anderen, günſtigeren Verhältniſſen lebenden Mitbewohner gefährden und ſchädigen.

In England ſtehen den Geſundheitsbehörden ſehr kräftige Eingriffe in die Rechte der Beſitzer von ungeſunden Wohnungen zu: dieſe können zur Ausführung der ihnen auferlegten Verbeſſerungen ſtreng angehalten werden, Miethswohnungen können geſchloſſen, nicht

Digitized by Google

mehr zu sanierende Häuser zum Abbruch verurtheilt werden. In Deutschland geht man, soviel ich weiß, höchstens soweit, bestehende Miethverträge aufzulösen und die Wiedervermiethung erst nach erfolgter Abhilfe zu gestatten; ein Abbrechen ungesunder Häuser und Stadttheile, Durchlegen neuer Straßen ꝛc. erfordert Zustimmung der Hausbesitzer oder schwierige, oft sehr langwierige Verhandlungen über Enteignung und Entschädigung. Die Mängel und Verschiedenheiten der bestehenden Gesetze und Ordnungen müßten vor allem durch ein Reichsgesetz über diese Verhältnisse gehoben werden.

Besser schon ist auch in Deutschland für gesundheitsgemäße Neubauten gesorgt, aber auch in diesem Punkte herrschen in den Einzelstaaten sehr verschiedene, meistens ganz unzureichende Bestimmungen. Und doch ist es bei dem riesigen Wachsthum der Städte durchaus nothwendig, daß erträgliche Verhältnisse wenigstens hierbei gesichert werden und daß die Reichsgesetzgebung mindestens die Grundbestimmungen feststelle. Trockenheit und Reinheit des Baugrundes, gute Beschaffenheit des Baumaterials, frische Luft und unmittelbares Licht für alle zum dauernden Aufenthalt von Menschen benutzten Räume, also für Wohn- und Schlafzimmer, Arbeitsräume, Küchen ꝛc., genügendes Austrocknen vor dem Beziehen, gehöriges Verhältniß der Häuserhöhe zur Breite der Straßen und Weite der Höfe, Anschluß an bestehende Wasserzu- und Wasserableitungen, sowie Schutz gegen Luft-, Wasser- und Bodenverunreinigungen: das müßten jene Grundbestimmungen der Bauordnung für Einzelhäuser festzustellen haben, während gleichzeitig gesetzliche Fürsorge dafür zu treffen wäre, daß an sich gesunde Wohnräume nicht durch Uebervölkerung oder andere Umstände gesundheitsschädlich gemacht werden dürfen.

Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hat sich seit zwanzig Jahren vielfach mit diesen Angelegenheiten beschäftigt und unter Mitwirkung der berufensten Aerzte, Gemeindeverwalter und Bauverständigen Grundsätze für Städteerweiterungen, Bauordnungen und Wohnungspolizei aufgestellt, die bei voller Rücksichtnahme auf Grund- und Hausbesitzer und Bauunternehmer, auf Verkehrs- und Schönheitsinteressen den gesundheitlichen Verhältnissen ihr Recht zutheil werden lassen.

Diese Arbeiten des Vereins haben auf die Einführung und den Inhalt der Bauordnungen in manchen Einzelstaaten, sowie auf die Erweiterungspläne vieler Städte bedeutenden, theilweise geradezu maßgebenden Einfluß geübt; sie haben Anregung und Förderung gegeben bei zahlreichen hygieinischen Einrichtungen, namentlich wo es sich um Wasserversorgung, Entwässerung und Reinigung der Städte handelte, also um Maßnahmen von unbestreitbarem Einfluß auf die Verminderung der Sterblichkeit und die Fernhaltung von Volksseuchen. Aber bei der ganzen Frage hat sich mehr und mehr das Bedürfniß einer reichsgesetzlichen Grundlage für alle derartigen gesundheitlichen Verbesserungen herausgestellt, und dieses Bedürfniß ist durch die Choleraepidemie in Hamburg zu einer geradezu unabweisbaren Angelegenheit des öffentlichen Wohls geworden. Hoffen wir, daß diese gesetzliche Regelung rasch erfolgt und vor allem auf die hygieinischen Anforderungen an die Wohnungsverhältnisse der Städte jede gebotene Rücksicht nimmt!

Blätter & Blüthen

Gesellschaft der Waisenfreunde. Vor etwas mehr als einem Jahre haben wir unseren Lesern die Mittheilung machen können, daß die verdienstvolle, seit Mitte der achtziger Jahre bestehende „Gesellschaft der Waisenfreunde" sich nach einer Periode der Stockung neu gebildet hat, um ihre menschenfreundliche Thätigkeit mit frischer Kraft wieder aufzunehmen. Erfreulicher Weise hat der Verein seither einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen. Die Zahl seiner Mitglieder hat sich vermehrt, ansehnliche Jahresbeiträge und außerordentliche Spenden sind ihm zugeflossen, und der Geschäftsführer, Schuldirektor R. O. Mehner in Burgstädt, ist mannigfach durch zweckdienliche Mittheilungen über versorgungsbedürftige Waisen und durch Empfehlung des Vereins an kinderlose Familien unterstützt worden.

Wenn wir heute die Bitte an unsere Leser erneuern, durch eine rege Betheiligung die edlen Bestrebungen des Vereins zu fördern, so geschieht es zunächst deshalb, weil auf diesem Gebiet nie genug gethan werden kann; sodann aber auch deshalb, weil nur bei der vielseitigsten und ausgebreitetsten Theilnahme der wünschenswerthe Ausgleich zwischen „Angebot" und „Nachfrage" zu erreichen ist. Denn naturgemäß sind die Wünsche der Eltern, die zur Annahme eines Waisenkindes im allgemeinen sich geneigt zeigen, sehr verschieden, so daß sich oft unter den angemeldeten Kindern das jenen Wünschen Entsprechende nicht findet. Und doch möchte der Verein nur gut Harmonierendes zusammenfügen — er erläßt daher die Bitte namentlich an Vormünder und Vormundschaftsbehörden, die arme Waisen und besonders Mädchen im Alter von 1 bis 3 Jahren zu versorgen haben, sich an den obengenannten Geschäftsführer der Gesellschaft wenden zu wollen.

Pietro Mascagni.

Nach einer Photographie von Montabone in Rom.

Jenem Uebelstand kann eben nur durch eine recht vielseitige Inanspruchnahme des Vereins abgeholfen werden, weil dann auf Seiten der Eltern wie der Kinder die Auswahl am reichsten ist. Freilich bedarf der Verein dann auch ausgiebiger Mittel, um seine schöne Aufgabe sachgemäß zu bewältigen, und wir wiederholen daher hier die Adresse des Schatzmeisters der Gesellschaft, welcher Anmeldungen zur Mitgliedschaft und Beiträge entgegennimmt. Sie ist: Franz Beyer, im Hause Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig, Königstraße 33 p.

Pietro Mascagni. (Mit Bildniß.) In den letzten Wochen war Wien von einem musikalischen Begeisterungssturmel erfaßt, der selbst im reichen Musikleben der Donaustadt seinesgleichen sucht. Pietro Mascagni, der mit einem Schlage berühmt gewordene italienische Komponist, war gekommen, um im Wiener Ausstellungstheater die Aufführung seiner Opern durch eine italienische Truppe selbst zu dirigieren.

Es ist ein eigenartiges Schauspiel — das plötzliche elementare Aufsteigen dieses Talents. Mit dem Altwerden Verdis betrachtete man die klassische Zeit der italienischen Opernkompositionen gewissermaßen als abgeschlossen; mit dem „Othello" schien der Altmeister vor drei Jahren seinen letzten Trumpf ausgespielt zu haben. Da mit einem Male ging in dem bisher selbst in seinem engeren Vaterland so gut wie unbekannten jugendlichen Pietro Mascagni ein neuer Stern auf, und das ewige Einerlei des italienischen Opernrepertoires hat eine Aufbesserung erfahren, die zweifellos aufs angenehmste empfunden wird. Die „Siciliamische Bauernehre" Mascagnis hat einen fast unerhörten Siegeszug durch alle Lande vollendet, und sein „Freund Fritz", obwohl offenbar von weniger elementarer Wirkung, scheint im ganzen kein unebenbürtiger Genosse der „Bauernehre" zu sein.

Wer ist nun dieser bis dahin ungekannte Meister der Töne?

Mascagni lebt in dem kleinen Städtchen Cerignola bei Foggia in Unteritalien, berühmt durch die Niederlage der Franzosen am 28. April 1503 unter Ludwig, Herzog von Nemours, Vicekönig von Neapel, der in dieser Schlacht gegen die Spanier unter Gonsalvo da Cordova seinen Tod fand. Mascagnis Geburtsort dagegen ist San Miniato al Tedesco im Toskanischen, sein Alter 27 Jahre. Seine musikalische Ausbildung erhielt er in Livorno und Mailand. Praktisch erprobte er sich als Kapellmeister bei der Operettengesellschaft Sconamiglio, dann wurde er als Organist und Kapellmeister der Philharmonie nach Cerignola berufen. Der junge Maestro muß, nach seinen vielen Kompositionen zu urtheilen, einen großen Drang zu musikalischer Gestaltung seiner Gedanken in sich fühlen. Vorwiegend beschäftigte er sich mit kirchlicher Musik und Liederkompositionen. Uns Deutsche wird es besonders interessieren, daß er unter anderm auch Schillers „Lied an die Freude" in Töne gesetzt hat und daß gerade die Aufführung dieses vierstimmigen Chors mit Orchesterbegleitung zum ersten Male auf den begabten Musiker aufmerksam machte, der so etwas mit 17 Jahren zustande gebracht hatte. Mit der Kirchenmusik scheint Mascagni weniger Glück gehabt zu haben, denn trotz seines jetzigen Weltrufes ist die große Messe, welche er zur Säkularfeier des Domes von Orvieto geschrieben hat, ohne Umschweife gesagt, glänzend durchgefallen. Von fast fertigen Opern liegen in seinem Pulte: „Guglielmo Ratcliff" und die „Mantua", nach Erckmann Chatrian.

Die sogenannte „Spieloper" galt bis daher — leider — längst als [illegible]. Hoffen wir, daß in Pietro Mascagni ihr ein lebenskräftiger Erneuer erstanden sei.

Alfred Rubemann.

Digitized by Google

Der Vierseenplatz bei Boppard. (Zu dem Bilde S. 680 u. 681.) Es ist ein merkwürdiges Spiel der Natur, welches unser Bild dem Leser vor Augen führt. Wenn man von dem lieblichen Rheinstädtchen Boppard durch den sogenannten „Bopparder Hamm“ hinaufsteigt auf die Höhe der das Thal umsäumenden Berge, so kommt man an eine Stelle, welche man den „Vierseenplatz“ getauft hat. Und in der That, viermal erscheint der Rhein dem Blicke, jedesmal für das Auge rings umschlossen von Fels und Hügel, jedesmal einem See nicht übel vergleichbar. Aber auch sonst gehört die Aussicht von diesem Punkte zu den schönsten an dem schönen deutschen Strome. Tief unten zieht der riesige Salondampfer seinen Weg, zur Rechten schauen wir über das Dörfchen Filzen weg hinüber nach dem stattlichen Boppard. Ganz hinten, am obersten „See“ liegt Kamp, noch weiter stromaufwärts die Burgen Sternberg und Liebenstein, die „feindlichen Brüder“. Zur Linken aber taucht der Kirchthurm von Osterspay empor, darüber auf bewaldeter Höhe Schloß Liebeneck. Eine echte Landschaft vom Mittelrhein! Rebenhügel und Felsstürze, Wald und Wiese, Strom und Au, freundliche Städtchen, saubere Dörfer, schlanke Kirchen und altersgraue Ruinen, alles vereinigt, als wäre es von der Natur eigens gruppiert zu der Menschen Augenweide! Und damit der Stempel der modernen Zeit nicht fehle, zieht die Eisenbahn ihre stählernen Linien mitten durch das idyllische Bild. Auch sie gehört ja heute mit zu den stehenden Eigenschaften einer Rheinlandschaft!

Berthold Auerbachs Schriften. Es sind jetzt etwas über zehn Jahre her, seit Berthold Auerbach zu Cannes in Südfrankreich sein langes vielbewegtes, schaffens- und erfolgreiches Leben beschloß und seit er in seinem bescheidenen württembergischen Heimathdorf Nordstetten begraben wurde, in jenem Boden und unter jenen Menschen, die durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ weit über die Grenzen der deutschen Heimath hinaus bekannt geworden sind. Schaut man heute aus der Entfernung zurück auf die so außerordentlich reiche schriftstellerische Thätigkeit Auerbachs und fragt sich: was bestimmt heute noch das litterarische Bild dieses Mannes, was hebt heute noch seinen Namen empor aus der Masse der zeitgenössischen Erscheinungen, so werden wir uns ohne langes Besinnen die Antwort geben: die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. Wer einmal den Zauber eines „Barfüßele“, die erschütternde Tragik eines „Diethelm von Buchenberg“, die köstliche Laune von „Brosi und Moni“ auf sich hat wirken lassen, der wird des Eindrucks nimmer vergessen und stets mit Liebe zu diesen Meisterwerken der Erzählerkunst zurückkehren, die einst ein ganzes Geschlecht begeisterten und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.

Aber die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ sind doch nur der eine Gipfel von Auerbachs Schaffen. Den zweiten bilden ebenso unstreitig seine großen Romane, von denen wiederum „Auf der Höhe“ wohl der hervorragendste sein dürfte. Weniger allgemeine Geltung haben sich die späteren Veröffentlichungen Auerbachs auf diesem Gebiet errungen, obwohl auch sie, wie z. B. „Das Landhaus am Rhein“, zu den bedeutenderen Erzeugnissen der deutschen Romanlitteratur gehören.

Man darf es nach dem Gesagten als durchaus sachgemäß bezeichnen, wenn aus der Fülle der Auerbachschen Werke die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, die Romane „Auf der Höhe“ und „Das Landhaus am Rhein“ herausgegriffen und in einer eigenen neuen Volksausgabe dem Publikum näher gebracht werden. Eine solche beginnt soeben im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger zu erscheinen. Sie umschließt die Werke, die Auerbachs Ruhm begründeten und die ihn frisch erhalten werden auch für die späteren Geschlechter.

Die Musikanten. (Zu dem Bilde S. 685.) Mitten im fröhlichsten Familienfest war man, unbekümmert um die große Welt, die jenseit der Alpen, in Deutschland, in grimmigem Religionskrieg zusammengestoßen war. Man hatte die Mahlzeit beendigt, und die heiterste Laune italienischen Wesens brach sich zwanglos Bahn. Die Frauen lachten über die Scherze der Männer, über ihre Schmeicheleien; die Männer kredenzten den perlenden Wein und stimmten auch wohl eine beliebte Arie zum Chorgesang an. Da stellten sich eben recht ein paar wandernde Musikanten auf der Straße vor dem Balkon auf und ließen ihre Lirum-Larumweisen ertönen. Sie waren ja nicht schön, diese Weisen; mit dem italienischen Dudelsack, mit der Drehleier und der einfachen Holzklarinette läßt sich kein Ohrenschmaus bereiten. Aber die Musik, auch in dieser einfachsten Art, übt doch einen gewissen Zauber aus auf die Gesellschaft im Hause. Sie hebt die Stimmung; die Frauen trinken lustig den armen Gesellen zu; das Kindchen setzt sich draußen auf die Steintreppe und betrachtet sich mit ernster Aufmerksamkeit die drei aufspielenden Männer. Ueber diese kommt denn auch etwas wie Künstlerstolz, daß sie so fröhlichen Anklang finden, und zugleich beschleicht ihr durstiges Gemüth die Ahnung eines reichen Geschenks und der stille Vorsatz, sich mit demselben einen lustigen Abend zu machen als echte freie Musikanten. S.

Ein Jubiläum im Riesengebirge. Das schöne schlesische Gebirge, das Reich Rübezahls, hat kaum einen Anlaß, Jubiläen zu feiern; denn der alte Berggeist, der dort seit vielen tausend Jahren herrscht, kümmert sich nicht um die Zeitrechnung der Menschen. Und doch ist am 2. August hier ein fünfzigjähriges Jubiläum begangen worden: es galt einem kleinen Juwel des Gebirges, der Kirche Wang bei Brückenberg. Diese kleine norwegische Kirche hatte König Friedrich Wilhelm IV. aus warmem Kunstinteresse erworben; er bat seine mütterliche Freundin, die Gräfin Reden in Buchwald, sie möchte ihm die rechte Stelle angeben, wo er die Kirche aufbauen könne, und diese erwiderte, sie müsse im Angesicht von Erdmannsdorf, dem neuerbauten Schlosse des Königs, stehen, zum Gottesdienst für die Gebirgsdörfer oder Gebirgsbauden in der Nähe. Der König fand den Gedanken entzückend und auch den von der Gräfin bezeichneten Platz in der Nähe der Brotbaude angemessen, einen Punkt, der auch von dem Altan in Erdmannsdorf gesehen werden konnte. So wurde dort am 2. August 1842 das norwegische Kirchlein hingebaut, welches zu den eigenartigen Zierden des Gebirges gehört. Der Riesengebirgsverein ließ das Erinnerungsjahr nicht vorüberziehen, ohne die zahlreichen Freunde des Gebirges zu einem Gedenkfest einzuladen. Und man freute sich nicht nur des schöngeschmückten Kirchleins, man bewunderte nicht nur die kunstvollen Schnitzereien der Portale, die vor tausend Jahren von einem halbbarbarischen Volke gearbeitet worden waren — noch mehr zog die Blicke das Denkmal der Gräfin Reden auf sich, das Friedrich Wilhelm IV. seiner unvergeßlichen Freundin hatte errichten lassen, ein zierlicher marmorner Hallenbau, als Brunnenhäuschen gedacht; die hintere Wand, aus der die Quelle springt, ist in den Felsen eingefügt. Im Bogen an dieser Wand befindet sich ein auf Goldgrund gemalter Christuskopf, darunter das in karrarischem Marmor ausgeführte Reliefbild der Gräfin Reden mit einer vom König selbst verfaßten Inschrift, in welcher sich die ganze schwunghafte und fromme Denkweise des Monarchen spiegelt. Dies Denkmal erglänzte im herrlichsten Pflanzenschmuck. Der Jubiläumszug wandte sich dann den Bergen zu, wo es galt, eine festliche Taufe zu vollziehen. Der Hohestein, eine zerklüftete Felsgruppe aus Granit, ein Zwillingsfelsen, etwa 10 Meter hoch, sollte in vieldtvoller Erinnerung an König Friedrich Wilhelm IV. von jetzt ab den Namen „Hohenzollernstein“ tragen. Die Gedächtnißtafel auf seiner der Kirche Wang zugekehrten Ostseite wurde nach einer Rede des Predigers der Kirche Wang enthüllt. Die gußeiserne Tafel trägt in erhabenen goldenen Lettern die Inschrift, welche den neuen Namen dem Wanderer verkündigt. †

Ein seltener Hausgenosse. In der That — ein seltener Hausgenosse war es, den sich zwei Knaben im Alter von zwölf und acht Jahren an dem durch seine Pfahlbautenfunde berühmten Dorfriede von Niederweil im Kanton Thurgau einfingen. Sie waren an einem Frühlingstag mit Fischen beschäftigt, als sie plötzlich einen Fischreiher in so geringer Entfernung erblickten, daß es ihnen, denen die Scheu dieser Vogelart wohl bekannt war, sofort auffallen mußte. Bei näherer Beobachtung sahen sie den einen Flügel des Thieres herabhängen, und nun machten sie Jagd auf dasselbe. Die flinken Buben hatten den Reiher bald eingeholt, in dem Augenblick aber, wo sie ihn ergreifen wollten, sprang er in das tiefe Wasser hinein, sich gegen das nahe Schilfrohr hinarbeitend. Ohne sich im entflammten Jagdeifer Zeit zum Entkleiden zu nehmen, stürzte der ältere Bruder nach. Da er schwimmen und sich zugleich gegen die Schnabelhiebe des Vogels schützen mußte, so gelang es ihm nur mit großer Mühe und nachdem er eine tüchtige Hiebwunde an der Stirn davongetragen hatte, seiner Beute habhaft zu werden. Triumphierend brachten die Jungen das wüthende Thier nach Hause. Der Vater, ein erfahrener Jäger, war leider nicht daheim, und so wurde die genauere Untersuchung des Gefangenen durch die Knaben selbst vorgenommen. Es ergab sich, daß am linken Flügel das Schwungbein gebrochen war und daß infolgedessen ein Knochen ziemlich weit vorstand; der Flügel hing herab und hinderte den Vogel im Gehen. Die beiden Buben fanden eine Operation nothwendig, entfernten das vorstehende Stück des Knochens und bestrichen die Wunde mit Baumöl; die beiden Flügelenden banden sie oberhalb des Schwanzes zusammen, damit der Vogel im Gehen nicht mehr gehemmt wurde. Nachdem auf diese Weise dem Reiher zugleich eine Flucht unmöglich gemacht war, ließ man ihn laufen. Er wählte sich als Zufluchtsort den unter der steinernen Haustreppe angebrachten Hundestall, und diesen Platz behauptete er in der Folge, so lange er lebte. Der starke Jagdhund hatte nur einmal den Versuch gewagt, dem Eindringling gegenüber seine älteren Rechte geltend zu machen, war aber durch einen einzigen Schnabelhieb zum Verzicht auf alle Ansprüche bewogen worden.

Auf ihre Bitten ward den beiden Knaben gestattet, den seltenen Gast, der nie einen Fluchtversuch machte, so lange als möglich behalten zu dürfen, und eifrig fingen sie Fische und Frösche, die sie in einem Zuber mit Wasser dem Vogel zu Gesicht brachten. Mit nie fehlender Sicherheit holte sich dieser seinen Fraß aus dem Wasser. Hüpfte einmal ein flüchtiger Frosch auf die staubige Straße, so wurde er sofort ergriffen, erst noch im Wasser abgespült und dann dem anderen im Kropf des Reihers noch zappelnden Kameraden nachgesandt. Der Appetit des Thieres war so groß, daß es die Knaben viel Mühe und Zeit kostete, das nöthige Futter aufzutreiben, und so schickte sie der Vater eines Tages mit ihrem gefräßigen Kostgänger ins nahe Ried, damit sich dieser seine Nahrung selber suche. Wer nachmittags, wohl der großen Hitze wegen, freiwillig zu seinem Stall zurückkehrte, das war der Reiher, und von da an trat er täglich zweimal seinen Spaziergang in sein Revier an. Er wandelte dabei auf der vielbefahrenen und vielbegangenen Landstraße eine Strecke weit hin und hatte offenbar jede Furcht verloren.

Der Wohnung seiner Beschützer gegenüber lag das Schulhaus, vor dem sich häufig die ganze Schar der Schüler tummelte. Das hielt jedoch den stolz dahinschreitenden Vogel nicht ab, mitten durch die Kinder hindurch seinen gewohnten Weg zu gehen; nie that er einem von ihnen etwas zuleide, und alle wetteiferten, ihrem Liebling von seinen Leckerbissen zu bringen. So wurde der völlig zahm gewordene Reiher eine „berühmte Persönlichkeit“ in Stadt und Land, um so mehr, da er seine Pfleger oft bis zu den nächstgelegenen Dorfschaften begleitete.

Im Spätherbst blieb er eines Abends aus, und als man am nächsten Morgen nach dem Vermißten forschte, wurden nur noch seine Ueberreste gefunden: ein Fuchs mußte ihn unversehens überfallen und überwältigt haben. Die Trauer um den merkwürdigen Gesellen war unter dem jungen Volke allgemein, und manche Thräne ward ihm nachgeweint. S. R.

Butter und Margarine. Aus Anlaß eines Gerichtsfalles gab der Berliner Gerichtschemiker Dr. Bischoff kürzlich ein höchst einfaches Mittel an, wie sich der Laie Klarheit darüber verschaffen kann, ob er reine Naturbutter oder solche, die mit Margarine verfälscht ist, vor sich habe, und wir möchten nicht unterlassen, unsere Leser damit bekannt zu machen. Bringt man nämlich ein Stück reiner Naturbutter in einem Glase zum Schmelzen, so bildet sich ein Bodensatz von Wasser und Salz, während die darüber liegende Schicht flüssiger Butter klar und durchsichtig ist. Nicht so bei der Margarine; schmelzt man diese in einem Glase, so zeigt sich an Stelle der durchsichtigen eine undurchsichtige milchige Butterschicht. Ein Gemisch von Natur- und Kunstbutter wird demnach, je nach

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Metz.

Nach der Natur gezeichnet von Franz Hein.

dem Verhältniß der Mischung, eine mehr oder weniger starke Trübung aufweisen. Uebrigens, fügt Dr. Bischoff hinzu, werde schon beim Schmelzen der verdächtigen Butter eine einigermaßen empfindliche Nase den eigenthümlichen Geruch der Margarine bald herausfinden.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Metz. (Mit Abbildung.) Am 11. September ist unter freudiger Betheiligung der Bevölkerung durch den Statthalter Fürsten von Hohenlohe als Vertreter des Kaisers die Enthüllung des Denkmals vollzogen worden, das in Metz, diesem gewaltigsten Bollwerk der zurückgewonnenen Reichslande, dem Andenken Wilhelms I. gewidmet wurde. Auf der Esplanade, einem wundervollen Platz im Südosten der Stadt, von wo das Auge über das herrliche Moselthal hinweg zu jenen Befestigungen im Osten hinüberschweift, vor denen einst die Schlachten von Mars la Tour und Gravelotte geschlagen wurden — dort erhebt sich das mächtige Reiterbild. Der Kaiser, in Helm und Mantel, wie er von seinen Besuchen in Metz her in aller Erinnerung ist, schaut hinüber nach Osten, gegen die alten Schlachtfelder hin, die rechte Hand zeigt vorwärts ins Land hinaus, als wollte er eben einen entscheidenden Befehl für sein kämpfendes Heer geben. Die Bronzestatue, auf einem Syenitsockel von 3,75 Metern Höhe aufgestellt und selbst $4^1/_2$ Meter hoch, ist von Professor Ferdinand von Miller in München modelliert und in der königlichen Erzgießerei dort gegossen; aus der ganzen Auffassung derselben spricht jene ruhige Schlichtheit, welche die Gestalt des alten Kaisers so wohlthuend und so unvergeßlich gemacht hat. Möge denn dieses Denkmal, indem es hinabschaut auf das Lothringer Land, stets auf friedliche Gaue blicken, möge es für alle Zeiten ein Zeichen deutschen Dankes, deutscher Einheit, eine unverrückbare Grenzwacht sein!

Reitende Bettler. Die Poesie des Bettler- und Vagabundenthums ist im Aussterben, seitdem die Prosa unserer land- und stadtpolizeilichen Einrichtungen, die Armen- und Arbeitshäuser das Bettlerthum in ihre Obhut genommen haben. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert stand aber jene Poesie noch in Blüthe. Da zog unter anderen eine zahlreiche Menge von Bettlern durchs Land, gab sich für entsprungene Christensklaven aus, machte unter Stöhnen und Schluchzen eine klägliche Beschreibung von ihrer Ausplünderung und Gefangennahme; sie rasselten dazu mit den Ketten, die sie angeblich noch von der Gefangenschaft her an Händen und Füßen trugen, zeigten die Striemen der Schläge, die sie als Sklaven empfangen haben wollten, und sammelten Almosen, um, wie sie sagten, ihre bei den Türken, Corsaren, Sarazenen zurückgelassenen Brüder und Freunde aus der Sklaverei loszukaufen.

Aus Schlesien wird sogar von reitenden Bettlern berichtet, einer vornehmer auftretenden Klasse vagabundirender Abenteurer, die dem betrügerischen Bettel unter der Maske abgedankter Offiziere, abgebrannter oder aus andern Ursachen um ihr Vermögen gekommener Edelleute nachgingen. Nicht bloß zu Pferde, selbst im Wagen erschienen sie und hatten Diener bei sich. Sie sprachen mit Vorliebe in adeligen Häusern vor und erhoben, wenn sie sich wehrlosen Personen, besonders Damen ohne männlichen Schutz, gegenübersahen, in zudringlichster Weise Anspruch auf „Ritterzehrungen", das heißt auf standesgemäße Bewirthung und Beschenkung. Gerade diese Klasse war der öffentlichen Sicherheit sehr gefährlich. Es bestand die Vermuthung, daß hinter den bewaffneten und berittenen Bettlern sich Räuber und Spitzbuben verbargen. Thatsächlich führte eine der Spitzbubenbanden den Namen „Kavalierbande". Wie beträchtlich die Zahl dieses berittenen Vagabundengesindels war, ergiebt sich aus einer schlesischen Beutelordnung von 1719, in der angeordnet ist, daß, wenn die Landdragoner mit demselben nicht fertig werden könnten, die nächste Dorfgemeinde und auf geschehene Anmeldung die Nachbardörfer das Gesindel verfolgen, auch militärische Hilfe und aus der nächsten Stadt die Jüngsten aus der Bürgerschaft herangezogen werden sollten, um es über die Grenze zu jagen oder einzufangen. †

Verschlagene Seevögel. Wie gewaltig oft die Orkane im Atlantischen Ocean hausen, geht aus der großen Zahl von Seevögeln hervor, die nach England und zwar weit ins Land hinein verschlagen werden. Die Möven, Cormorane und Alken sind nur Küstenvögel, die ihre Heimstätte haben, ihre Sandbank, ihr Riff, wo sie wohlgeborgen sind, und sie werden von den Stürmen höchstens in ihrem Fischereibetrieb gestört. Anders die Sturmvögel des offenen Oceans: wenn diese auf dem Lande tot oder sterbend gefunden werden, so kann man danach die Größe des Unwetters auf dem Ocean bemessen. Besonders ist der Gabelschwanzsturmvogel in großen Scharen aufgetreten und selbst in Yorkshire gesehen worden, so daß er über ganz England weg geflogen sein muß, ehe er erschöpft zu Boden sank. Diese Sturmvögel, gewohnt, auf hoher See mit den Menschen zu verkehren, sich auf die Masten der Schiffe zu setzen und sich gelegentlich an Bord derselben heimisch zu machen, haben auch auf dem Lande das Zutrauen zu den Menschen nicht eingebüßt, das ihnen hier oft verhängnißvoll wird. †

„Excelsior". Unter dem Namen „Excelsior", „selbstthätiger Desinfekteur" wird neuerdings ein Apparat als „unentbehrliches Schutzmittel gegen Cholera, Typhus, Scharlach, Keuchhusten, Schwindsucht ꝛc." verkauft. Er besteht aus einer mit 40 Gramm rohen Naphtalins gefüllten Pappschachtel, die, mit geöffnetem Deckel aufgehängt oder hingelegt, die erwähnte Wirkung besitzen soll. Ansteckungsstoffe irgend welcher Art auf diesem Wege erfolgreich zu bekämpfen, ist unmöglich; auch ist der Preis des „Excelsior" — 75 Pfennig — ein viel zu hoher. Wir warnen also vor der Anschaffung dieses „Apparates", den auch der „Karlsruher Ortsgesundheitsrath" als durchaus werthlos bezeichnet. Kr.

Digitized by Google

Rudolf von Ihering †. (Mit Bildniß.) Ein glänzender Jurist, ein geistreicher Schriftsteller, ein Mann, originell in seinem ganzen Wesen und Denken, ist in dem Göttinger Professor Rudolf v. Ihering am 17. September der Wissenschaft, dem deutschen Volke entrissen worden. Ihering war einer der Gelehrten, deren Wirken über die Schranken der eigenen Fachwissenschaft hinausblickt auf die Allgemeinheit. Er beschränkte sich nicht darauf, die Ergebnisse seiner Geistesarbeit einer kleinen Zahl von Fachmännern zugänglich zu machen, sondern sah eine seiner Hauptaufgaben darin, mit den Resultaten seiner Forschungen vor das Volk zu treten, Stellung zu nehmen zu den Fragen, welche die Oeffentlichkeit bewegten und zugleich mit dem von ihm beherrschten Gebiet im Zusammenhang standen. Er that dies in geistreichster Form, mit sittlichem Pathos oder überlegenem Witze — kein Wunder, daß sein Name bald in die weitesten Kreise drang. Sein „Kampf ums Recht", in dem er in glänzender Weise den Satz vertrat, daß die Verfolgung des eigenen Rechts und die Abwehr des Unrechts nicht nur eine Befugniß, sondern geradezu eine sittliche Pflicht des einzelnen bilde und ohne Gefährdung der eigenen Individualität nicht hintangesetzt werden dürfe; ferner seine Broschüre gegen den Trinkgelderunfug — „Das Trinkgeld" — sein „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", der mit köstlichem Humor dem Zopfe in der edlen Juristerei der Gegenwart zu Leibe geht; seine Abhandlung über die Uebertragbarkeit der Rückfahrkarten, für die er, freilich ohne Erfolg, im Gegensatz zu den Eisenbahnverwaltungen eintrat: diese Schriften haben ihm seine weitreichende Bedeutung für das große Publikum gegeben, während „Der Geist des römischen Rechts", sein juristisches Hauptwerk, seinen wissenschaftlichen Ruhm im engeren Sinne begründete.

Professor Rudolf von Ihering.

Nach einer Photographie von Dr. Lange und Hoffmann in Elberfeld und Göttingen.

Ihering hat an einer Reihe von Universitäten gelehrt. Er begann seine akademische Laufbahn in Berlin, ernnete dann, nachdem er inzwischen mehreren anderen Hochschulen angehört hatte, von 1868 an als Rechtslehrer in Wien großen Erfolg, nahm aber 1872 einen Ruf in das stille Göttingen an. „Diese Stadt, so schön sie ist — ich finde sie doch zu lärmend", äußerte er über Wien; er fand die Zerstreuungen und Aufregungen der Großstadt nicht förderlich für die Arbeit des Gelehrten. Dort in Göttingen ist Ihering nun als ein Vierundsiebzigjähriger — er war am 22. August 1818 zu Aurich in Hannover geboren — aus seinem reichen Wirken geschieden.

Ein Geleitwort für den „Gartenlaube-Kalender". Es wäre eine anziehende statistische Aufgabe, einmal zusammenzurechnen, wie viele Kalender jedes Jahr erscheinen. Noch ehe ein Jahr recht seinen Höhepunkt überschritten hat, da kommen sie schon, die Quartiermacher des neuen, die großen und die kleinen, die billigen und die theuren, die lustigen und die ernsten, der eine mit strenger Amtsmiene, jener mit fröhlichen Scherzen, ein dritter mit frommem Augenaufschlag. Und mitten drunter wandelt auch unser „Gartenlaube-Kalender" einher in dem bekannten rothen, schwarz galonnierten und goldbetreßten Röckchen.

Was bringt er? Nun, zunächst alles das, was man von einem rechtschaffenen Kalender verlangen kann, ein ausführliches Kalendarium, Bauernregeln, Messen und Märkte, Sonnen-, Mond- und Planetenstände, fürstliche Geburts- und christliche Buß- und Bettage, Rezepte für Haus und Küche, Garten und Acker, Regentengenealogien, allerhand Statistisches aus Leben und Verkehr, Post- und Telegraphentarife, Halbkritische Tage ꝛc. Das ist schon recht viel! Nun hat er aber noch einiges aufzuweisen, was nicht überall wiederkehrt und was seine Verwandtschaft mit der „Gartenlaube" darthut. Voran steht wieder eine jener kleinen Novellen von W. Heimburg, die, unter dem gemeinsamen Titel „Aus meinen vier Pfählen", nun schon seit einer Reihe von Jahren die Freude der Leser des „Gartenlaube-Kalenders" bilden. Andere Beiträge erzählender Natur schließen sich an, und auch für zweckmäßige Belehrung über allerlei Fragen der Wissenschaft und des Lebens ist gesorgt. Stimmungsvolle Gedichte und hübsche Bilder reihen sich dazwischen, und mancher Scherz versucht seine Kraft an den Lachmuskeln des Lesers. Den Schluß bildet wie herkömmlich eine Uebersicht über die merkenswerthen Ereignisse vom Schlusse des vorigen Kalenders bis zur Ausgabe des neuen, eine gedrängte Geschichtsdarstellung, recht nützlich für unsere schnell lebende und schnell vergessende Zeit.

Das ist's, was der „Gartenlaube-Kalender" für 1893 bringt und was ihm in dem Kalendergewimmel sein eigenartiges Gepräge verleiht. Möge auch er wie seine Vorgänger überall im deutschen Hause willkommen sein, so lautet der Wunsch, den die „Gartenlaube" dem „Gartenlaube-Kalender" zum Geleit giebt.

Auflösung des Herbströsselsprungs auf S. 676:

Herbstgefühl.

Milder Glanz der Sonne,
Blasses Himmelblau,
Von verklungner Wonne
Träumet still die Au.

An der letzten Rose
Löset lebenssatt
Sich das letzte lose
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain,
Auch Vergeh'n und Sterben
Däucht mir süß zu sein.

Karl Gerok.

Auflösung der Versetzungsaufgabe auf S. 676:

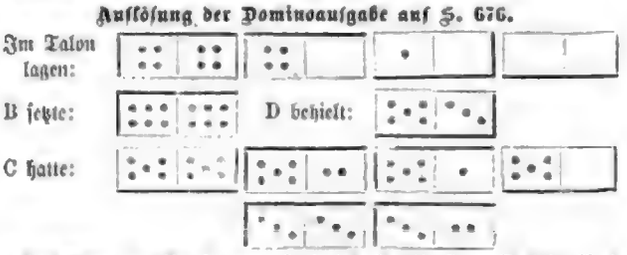
l e a
a l t e
a n g e l
n a g e l n
e n g l a n d
l a n d e n g e

Auflösung des Scherzbilderräthsels auf S. 676: Ein Spaßmacher.

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf S. 676:

Brevier, Madeira, Oreste, Stephan, Libanon, Chester, Sabiner, Romanze, Orontes, Lagunen, Persien. — Die 11 Mittelbuchstaben bilden den Namen Vespasianus (röm. Kaiser von 69—79).

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 676.



Der Gang der Partie war: I. A 4/6, B 6/6, C —, D 6/5; II. A 5/1, B —, C —, D 4/2; III. A 2/6, B —, C —, D 6/3; IV. A 3/4, B —, C —, D 4/1; V. A 1/6, B —, C —, D 6/0; VI. A 0/3 (= 93).

Auflösung der Entzifferungsaufgabe auf S. 676:

Schlüssel.

	g	k	d	t	b
i	a	b	c	d	e
o	f	g	h	i	k
u	l	m	n	o	p
e	q	r	s	t	u
a	v	w	x	z	ß

Vom Unglück erst
Rieh' ab die Schuld,
Was übrig bleibt,
Trag' in Geduld!

Th. Storm.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 676:

Krater — Kater.

Auflösung des Räthseldistichons auf S. 676:

Buche, Buch.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 676:

Austernbank.

Auflösung des Citatenräthsels auf S. 676:

Todt ist, wer nicht mehr glauben kann und hoffen.
E. v. Wildenbruch, „Die Quitzows". IIIa, 2.

In dem unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung.

Von **C. Falkenhorst.** Mit Abbildungen. Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Inhalt: 1. Unsere unsichtbaren Feinde. (Schilderung der Krankheitserreger und Belehrung über die Grundsätze einer wirksamen Desinfektion.) — **2. Luft und Licht in der Wohnung.** — **3. Küche und Gesundheit.** (Ueber Entstehung von Krankheiten durch Genuß schlechten Trinkwassers und infizierter oder verdorbener Nahrungsmittel. Rathschläge zur Verhütung dieser Uebelstände.) — **4. Die Kinderstube.** — **5. Das Bad im Hause.** — **6. Das Bett und das Schlafzimmer.** — **7. Die Heizung.** — **8. Die Wohnung als Erholungsstätte.** (Ueber Gesundheitspflege in Sommerfrischen.) — **9. Die Hausapotheke.** — **10. Das Krankenzimmer.** (Ueber häusliche Krankenpflege mit besonderer Berücksichtigung ansteckender Krankheiten.)

Nicht nur in den „Höhlen" und Kellerwohnungen verwahrloster Stadtviertel halten Krankheiten ihren Einzug — sie nisten sich auch in guten Wohnungen ein, wenn diese nicht gesundheitsgemäß erhalten werden. Darum wache jeder, namentlich aber die Hausfrau, am eigenen Herde, damit unser Haus auch in gesundheitlicher Beziehung unsere Burg sei. Die beste Auskunft über alle Gebiete der Haushygiene ertheilt das obengenannte Werk. Es ist das erste **volksthümliche** Buch, in welchem **die Verhütung und Bekämpfung der Seuchen im eigenen Hause** auf Grund der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft ausführlich und klar gelehrt wird.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 23. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ramsell Annüß.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

(3. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Julia ging nicht getröstet von Therese Krautner heim; sie wäre am liebsten zornig auf die Freundin geworden und schalt sich selbst darüber aus. Aber ihre Stimmung ward nicht besser. Leise wie ein Dieb schlüpfte sie hinauf in den einzigen Winkel, der ihr eigen gehörte, das kleine Stübchen unter dem Dache. Es war ganz finster hier, allein sie fand doch den alten Lehnstuhl und kauerte sich fröstelnd hinein. Unverdrossen troff der Regen hernieder; sie hörte deutlich das Rieseln und Gluckſen des Waſſers auf den Ziegeln über sich, aber das Dach war gut und fest, es ließ kein Tröpfchen durch. Hier war sie geborgen, hier konnte sie sich ungestört den finsteren trotzigen Gedanken überlassen, die ihre Seele mit scharfen Krallen packten, so daß sie selbst erschrak vor der Menschenverachtung und der ätzenden Bitterkeit, die sie erfüllte und die durch keine süße Erinnerung, durch keine Hoffnung auf späteres Glück zu bannen war. Monatelang hatte diese Hoffnung geholfen, ihr die öde Gegenwart zu erhellen, heute vermochte ihr Herz auch nicht an ein bißchen Glück mehr zu glauben. Sie saß da, mit geballten

Unentgeltliche Vertheilung von abgekochtem Waſſer in Hamburg.
Nach der Natur gezeichnet von Karl Müller.

Händen, ganz versunken in ihr Elend, und plötzlich entrang sich ein Schluchzen ihrer Brust.

Da sprach eine Stimme: „Um Gotteswillen, Unnütz, was soll's denn, daß Du hier sitzt? Du mußt Dich ja auf den Tod erkälten."

„Mich friert nie!" sagte sie trotzig.

„Unnütz, ich glaube Dir vieles, aber das nicht," antwortete der Doktor gutmüthig. „Weißt Du, daß ich eine Viertelstunde bei Tante Rieckchen auf Dich gewartet habe? Ich wollte Dich gern sprechen, ehe ich fortgehe — aber wer nicht kam, warst Du. Endlich fällt mir dieses sogenannte Atelier ein. Himmel, wo bist Du denn eigentlich? Gieb mir die Hand und führe mich hinunter, es ist ja eine tolle Temperatur hier oben."

Er hatte tastend ihre Hand erfaßt, und nun zog er ihren Arm unter den seinigen. „Komm," sagte er, „führe mich, ich weiß hier nicht Bescheid im Finstern."

„Was willst Du von mir?" fragte sie, und ihre Stimme hatte einen spröden eisigen Klang.

„Mein Gott, so komm' doch erst — ich will Dir's auf dem Weg erzählen; viel Zeit habe ich nicht, Kind, ich will — ich muß auf — —"

„Ach ja, auf den Ball! Verzeih', ich vergaß," und sie zog ihre Hand zurück.

„Ich soll wohl den Hals brechen, weil Du mich losläßt?"

„O nein!" Und unter ihren Fingern sprühte ein Streichholz auf und entzündete ein Lichtstümpfchen in einer winzigen Laterne. „So, jetzt kannst Du sehen."

Sie schritt, ihm leuchtend, aus dem Dachkämmerchen der Treppe zu. „Du wolltest mir in aller Eile noch etwas sagen," sprach sie, ohne sich umzuwenden.

„Hm — ja — um es kurz zu machen, ich wollte Dich fragen, ob Du wohl — ob es Dir nicht angenehm wäre, wenn ich Dich bitte, mir ein paar Stunden Deines Tages zu opfern, mir ein wenig zu helfen bei meiner Arbeit — kurz und bündig: ob Du während meiner Sprechstunden die Honneurs in meinem Wartezimmer machen möchtest. Es kommt vor, daß ich einmal nicht gleich da bin, daß Kranke ungeduldig werden, daß sich die Damen untereinander mit der Erzählung thörichter Krankheitsfälle aufregen, und so weiter. Da brauche ich ein freundliches Gesicht, ein taktvolles Wesen, ein mitleidiges Herz — und das alles hast Du, Unnütz, und deshalb wollte ich Dich fragen."

Sie standen just auf dem Absatz der alten schmalen Bodentreppe, das Laternchen erhellte nur schwach den nächsten Umkreis, aber es genügte doch, dem Manne das glückselige Leuchten zweier dunkler Augen zu zeigen.

„O, wie gern!" sagte sie, und auf dem lächelnden Antlitz war keine Spur von Traurigkeit mehr vorhanden.

„Guter kleiner Unnütz," murmelte er, gerührt von ihrer Bereitwilligkeit, „denk' es Dir nicht zu schön!"

„Du glaubst nicht, wie ich mich darauf freue, Fritz, aber — die Tante! Ich muß ja kochen."

„Ist schon alles in Ordnung, Julia; Tante wird sich wieder ein Mädchen nehmen."

„Das geht nicht," rief das junge Mädchen ängstlich, „wirklich nicht, Fritz! Ach, Du weißt ja gar nicht wie — — —"

„Ich weiß alles; bitte, frage nicht weiter, Kind! Also, Du willst mir helfen?"

„O Gott, freilich!"

„Dann komm' morgen früh zu mir, aber etwas vor der Sprechstunde, damit ich Dir dieses und jenes noch sage. Und nun auf Wiedersehen, Unnütz! Schlaf' süß!"

„Auf Wiedersehen!" wiederholte sie kaum hörbar und sah ihm nach, während er eilig die Treppe hinunterschritt. Er hatte ihr nicht einmal die Hand gegeben, sie merkte es nicht; sie war zu glücklich, daß sie ihm helfen durfte. Was kümmerte sie noch der Ball, was Therese? Sie konnte arbeiten mit ihm, für ihn, das war doch etwas anderes als mit ihm zu tanzen!

Wie ein Vogel flog sie die Stufen hinab und in die Stube zu Tante Rieckchen. „O wie gut Du bist, Tante," sagte sie innig und trat zu der alten Dame, die mit einem Strickstrumpf am Tische bei der Lampe saß, verdrießlicher noch als heute früh.

Fräulein Rieckchen zuckte die Schultern. „Man muß ja wohl Unterstützungen annehmen," sagte sie bitter.

„Ach nein, Tante; ich meine, daß Du mir erlaubt hast, Fritz drunten zu helfen."

„Na ja, das meine ich auch; oder glaubst Du, er will's umsonst von Dir haben? Er hat mir genau gesagt, was Du monatlich von ihm bekommst."

Das Mädchen war plötzlich bleich geworden bis in die Lippen. „Er will mir das bezahlen?" fragte sie unsicher.

„Allerdings, und zwar recht anständig."

„Das will ich aber nicht!" stieß Julia empört hervor.

„Warum denn nicht, wenn ich fragen darf? Hast Du etwas zu verschenken? Ob der Herr Doktor, der just in die Mode gekommen ist und Dich als Empfangsdame engagiert, der Fritz ist oder ein anderer, das kann Dir doch wohl gleich sein!"

Auf Julias Gesicht wechselten jäh Röthe und Blässe. „Dann nimm Du das hin, was ich verdiene," sagte sie endlich hart, „und erzähl' es mir nie, wann er es Dir giebt, und wieviel — ich mag's nicht hören!" Und sie wandte sich ab und ging aus der Stube. Sie — sie seine bezahlte Dienerin! Das hätt' er ihr nicht zu bieten gewagt, wenn er sie wirklich liebte!

In stummer Qual rang sie die Hände; und so saß sie die halbe Nacht neben ihrem Bette in der kalt gewordenen Stube und versuchte ihr junges stolzes Herz zur Ruhe zu zwingen. Und dazwischen meinte sie Geigenklänge zu hören und silberdurchwirkte Gewänder zu sehen und ein leuchtendes Blondhaar, in dem ein Sternchen sprühte und funkelte. „Sie muß alles haben, was Mode ist," hatte Herr Alois Krantner gerufen. Nun, der Doktor Fritz Roettger war ja auch eben Mode — sagte nicht die Tante so?

„Guter kleiner Unnütz!" klang es ihr im Walzertakt immer wieder vor den Ohren; seine hellen klaren Augen blickten aus dem Gewimmel der tanzenden Paare, das sie vor sich sah, zu ihr herüber — „Weißt Du es denn nicht, Unnütz, daß ich es gut mit Dir meine?"

„Ja," sprach sie halblaut, „ich weiß es, ich weiß es! Du warst bis jetzt der einzige Mensch, der gütig zu mir gewesen ist, und deshalb hängt meine Seele, mein Leben an Dir. Kränke mich nicht, um Gotteswillen, kränke mich nicht, es wär' mein Tod! Ich kann es mir nicht vorstellen, daß es anders sein soll, daß Du mich nicht liebst! Großer Gott, laß es nicht zu, gieb ihm Liebe für mich ins Herz — er muß mich lieben, ich will nicht leben sonst!"

Das letzte klang wie ein erstickter Schrei. Aber hier war niemand, der ihn vernahm, und die Angst und Leidenschaft verhallten ungehört und unbeschwichtigt. —

Im strahlend hellen Tanzsaal der „Traube" sammelte sich in dieser Stunde eine unglaubliche Menge von Cotillonorden auf dem schwarzen Frack des Herrn Doktors. Ja, er war mächtig in die Mode gekommen! Und ganz zuletzt schwebte eine lichte blaue blonde Fee zu ihm heran und brachte ihm lächelnden Gesichts den letzten Orden, er schlang den Arm um sie und flog mit ihr über das Parkett. Und neben der Frau Räthin, die mit stolzer Befriedigung dem Paare nachsah, schlug sich Herr Alois Krantner mit der Hand auf die Knie und lachte. „Schönes Paar, Frau Nachbarin, schönes Paar!" rief er, „gewachsen sind sie wie die Thüringer Tannen!" Und dann musterte er seine eigene verschrobene dicke Gestalt und seiner Nachbarin eckige Figur und stieß sacht mit dem Ellbogen an ihren Arm. „Wo sie's nur her haben? Von uns beiden nicht, Frau Räthin, sicher nicht! Bums, da ist die Musik alle; haken Sie ein, Frau Räthin möcht' die Ehre haben, Ihr Nachbar beim Kaffeetrinken zu sein."

Und ihrem Fritz zulieb lächelte die Räthin über die wenig schmeichelhafte Offenherzigkeit des alten „Grobians" und legte ihm würdevoll die Hand auf den Arm.

Mitternacht war längst vorüber, als der Doktor mit seiner Mutter schweigend nach Hause ging. Daheim angelangt, steckte er die ganze Cotillonherrlichkeit in den Papierkorb; nur ein einziges Sternchen lag am andern Morgen auf seinem Schreibtisch just neben dem Briefpapier.

Und auf diesem Sterne hafteten die Augen von Mamsell Unnütz, die mit stolz erhobenem Kopf neben dem Doktor stand und ihre Instruktion als „Empfangsdame" anhörte.

„Und nun vorwärts," schloß er fröhlich und nahm einen Augenblick ihre Rechte zwischen seine beiden Hände, „jetzt kommt unsere Arbeit, kleiner Kamerad!"

„Wahrhaftig, Unnütz, Du bist wie eigens geschaffen zu Deinem Amte," sagte einige Wochen später der junge Arzt zu Julia, als sie es fertig gebracht hatte, ein schreiendes Bübchen so

zu beruhigen, daß es sich widerstandslos und höchst muthig einen langen Splitter aus dem Fingerchen nehmen ließ, den es beim Hinfallen auf rauher Diele sich eingeschoben hatte. „Ich höre Dein Lob in allen Tonarten, von Alten und Jungen, und wenn ich etwas auszusetzen habe, so ist es nur das, daß Du, die andere so herzensfroh machen kann, dies bei Dir selbst nicht zustande bringst."

„Soll ich mit mir selbst reden?" antwortete sie leise lächelnd.

„Nein, das ist eine üble Angewohnheit, die nur ganz einsame und verbitterte Menschen an sich haben," erwiderte er.

„Nun, ich ertappe mich gegenwärtig zuweilen dabei," sagte sie wie zu sich selbst, und das eigenartige Lächeln huschte wieder um ihren Mund.

„Da haben wir's, Unnütz! Du schließt Dich zu sehr ab; Du müßtest hinaus, unter frische Jugend!"

Sie hob die langen Wimpern und sah ihn an mit einem so wehen Ausdruck, daß ihm ganz weich zu Muthe wurde.

„Unnütz," sagte er eindringlicher als bisher, „weshalb gehst Du nicht mehr zu Therese? Ihr wart doch früher oft zusammen."

„Was soll ich mit ihr reden? Wir haben gar nichts Gemeinsames, und das, was wir hatten — —" sie verschluckte den Nachsatz.

„Aber dann komm' doch abends zuweilen hier herunter, Mutter und ich sind oft allein."

„Ich weiß nicht, ob ich darf."

„Ich bitte Dich, Kind, sei nicht einfältig!" antwortete er ärgerlich.

„Es ist vielleicht einfältig, Fritz; aber seitdem ich weiß, Du bezahlst mich für meine Hilfe, da würgt es mir an der Kehle, da ist es mir, als ob eine Schranke zwischen uns steht, so hoch!" Sie reckte den Arm in die Höhe und stellte sich auf die Zehen.

Er sah sie groß an; sie stand vor ihm, blaß und mit zuckender Lippe. „Julia!" sagte er bewegt und faßte ihre beiden Hände. „Ja, wie soll ich's Dir denn nun klar machen? Komm', sieh mich einmal an — glaubst Du, daß ich Dir habe wehthun wollen? Kennst Du mich denn noch nicht besser? Das einzige, was ich wollte, war, der Tante eine Hilfe zukommen zu lassen. Du weißt doch, wie sie ist! Sie hat einen unbeugsamen Hochmuth, trotz ihrer jämmerlichen Lage, und ich ehre diesen Hochmuth; ich glaube, ich wäre selbst nicht anders. Auf Dich aber hat das keinen Einfluß, Julia, und — daß ich Deine Hilfe gar nicht zu bezahlen vermöchte, selbst wenn ich wollte, das weißt Du. Wer in aller Welt könnte mir denn so zur Seite stehen, wie Du es jetzt thust? Etwa meine Mutter oder Tante Riekchen? Wahrhaftig, kleiner Unnütz, Du machst Dir da ganz thörichte Gedanken! Wenn es Dich beruhigt, so nimm getrost an, daß Dein sogenanntes Honorar eine fromme Lüge ist, daß Du mir einfach beistehst, die arme gequälte Frau da oben ein wenig zu betrügen, zu ihrem Besten. Auf irgend eine Weise würde ich sie doch unterstützen, ob Du mir hilfst oder nicht."

„Ist's wahr? Sage mir — ist's wahr?" fragte sie langsam.

„Was denn, Kind?"

„Das, was Du eben sprachst, daß ich Dir wirklich helfe, daß es kein anderer kann?"

„Ja, Unnütz! Habe ich Dich jemals belogen?"

Er schüttelte die Hände, die sich ihm entzogen, um sich einen Augenblick vor ein erglühendes Antlitz zu legen.

„Dann ist's gut, dann —" Das andere verstand er nicht.

„O Du thörichtes, wunderliches Kind," sagte er. „Aber spricht da nicht die Mutter? Nun bist Du vernünftig, gelt? Leb' wohl, Unnütz, grüble nicht mehr!"

„Nein," antwortete sie, „ich will nicht mehr darüber nachdenken, ich will alles glauben." Sie ging bis zur Thür, dort wandte sie noch einmal den schönen Kopf zurück und die dunklen Augen blitzten zu ihm hinüber. „Jetzt möcht' ich mich selbst auslachen," sagte sie, „hätte ich Dich nur gleich gefragt, Fritz!"

Er öffnete die Augen weit. Es lag etwas in dem Blicke des seltsamen Geschöpfes, das ihn wie ein Vorwurf berührte, das ihn gemahnte an einen Frühlingsnachmittag droben im Dachstübchen, wo er diesen schön geschwungenen Mund geküßt hatte, heiß und lange. Er starrte noch die Thür an, als sie längst gegangen war. „Nein, das ist lächerlich! Wie eine Schwester liebt sie mich — Dummheiten! Ich habe doch heute rein gar nichts gesagt, was ..."

Und nach einigen Augenblicken braunte er sich eine Cigarre an, begann an einem wissenschaftlichen Bericht über nervöse Herzgeräusche zu arbeiten und hatte vorläufig alle Mädchenaugen der Welt vergessen. —

Als Julia in den Flur trat, rief ihr die Räthin entgegen: „Mein Gott, was habt Ihr denn zu schwatzen? Der letzte Kranke ist ja schon eine Ewigkeit weg, und Du solltest mir doch helfen, die Pelze auszupacken, draußen schneit's. Schon längst hätt's geschehen müssen!" Und sie öffnete, ohne das glühende Gesicht Julias zu bemerken, eine nach dem Garten gelegene schmale Kammer, in der Kleiderschränke und Truhen an weiß getünchten Wänden standen. Dort erschloß sie einen alten Eichenkasten, aus dem sich alsbald ein durchdringender Geruch von Kampher und Naphthalin, vermischt mit dem von Pfeffer, entwickelte.

„Hör' 'mal," begann sie, indem sie neben Julia vor der Truhe kniete, „merkst Du eigentlich gar nichts?"

„Was?" fragte das Mädchen und hielt den ungeheuren Filzmuff der Räthin einen Augenblick unbeweglich empor.

„Na!" Die alte Dame zwinkerte vertraulich mit den Augen. „Ich meine, wer denn nun endlich der Auserwählte von Thereschen sein wird? Erzählt sie Dir gar nichts?"

„Gar nichts, Tante," antwortete Julia.

„Das liegt an Dir," meinte die Räthin verdrießlich und schlug ihren Pelzkragen so heftig gegen die Truhe, daß eine wahre Wolke von Pfeffer herausstäubte ... „Hazi! — Was können Dich auch Liebesgeschichten — hazi! — interessieren?"

„Gott helf' Dir, Tantchen!" sagte Julia, und ihr ernstes Antlitz überflog ein schelmisches Lächeln.

„Zu meiner Zeit war's anders — hazi! — Großer Gott, es ist ja schrecklich, dieses Niesen! Wenn wir Mädchen allemal zusammenkamen, redeten wir von nichts anderem. Du könntest aber wohl 'mal das Gespräch drauf bringen, zum Beispiel wenn ich nächstens den großen Kaffee geb' — verstehst Du? Denn geben muß ich ihn und zwar bald. Da legt Ihr Mädchen Karten und dreht Euch die Buben, und wenn sie roth wird bei einem, dann ist er's — hazi!"

„Gott helf' Dir, Tante!"

„Den Kaffee geb' ich, ehe die Krantners abreisen. Du weißt wohl gar nicht, daß der alte Dickkopf hustet — vorgestern haben sie ja den Fritz holen lassen. Das Thereschen behauptet, ihr Vater müsse durchaus nach dem Süden, je eher, je lieber — na, das Geld haben sie ja. Sollt' mir nur leid thun, wenn das Mädchen so einen Reisebräutigam mitbringen würd'; da unten in Monte Carlo, da läuft Gott weiß was für Mannsvolk umher, das Jagd macht auf reiche Erbinnen — ich weiß das noch von damals, als in Wiesbaden Roulette war — und hernach giebt's ein Elend."

„Nein, Tante, die bringt sich keinen Bräutigam mit," sagte Julia im Tone felsenfester Ueberzeugung.

„Gelt?" stimmte die Räthin beruhigt zu. „Sie ist zu klug, weißt Du!" Und die alte Dame rutschte ein bißchen näher zu Mamsell Unnütz hin und flüsterte ihr mit nie vorher dagewesener Vertrauensseligkeit in das kleine rosige Ohr: „Weißt Du, ich glaub', der Fritz und das Thereschen sehen sich ganz gern, und — Himmel, was ist denn da zu lachen, Du dummes Ding?"

Mamsell Unnütz hatte wirklich gelacht, so herzlich, hell und jauchzend, daß der Schall davon noch an der kahlen Decke hinlief. Und nun wurde sie roth. „O Gott, Tante, verzeih' mir," bat sie.

Die ärgerliche Frau beruhigte sich brummend.

„Tantchen, ich will auch die Buben drehen!" gelobte Mamsell Unnütz jetzt mit ernsthaftem Gesichtsausdruck, obgleich ihr innerlich noch das helle glückselige Lachen durch die Seele scholl. O mein Gott, wenn die alte Dame wüßte, was sie wußte, daß das Thereschen längst gewählt, und daß der Doktor — der Doktor —

„Recht so — und Du mußt mir auch sonst helfen bei der Kaffeevisit'!"

„Gern, Tante."

„Und das Riekchen muß mir ihre Kaffeelöffelchen borgen, sonst, bei der Menge Damen — ich lad' all' die Mädchen mit ein — hat man zur Creme wieder großes Aufwaschen."

Unnütz ward blaß. „Ach, die Löffel — ja weißt Du denn nicht?"

„Was soll ich denn wissen? Die sind doch nicht etwa gar nimmer da?"

„Ich weiß nicht — ich glaube —"

Die Frau Räthin bekam einen zornrothen Kopf. „Verkauft oder versetzt?" schrie sie.

„Ich glaube, verkauft," stotterte das junge Mädchen.

„Na, da hört doch alles auf!" rief die Räthin erbost und erhob sich. „Großer Gott, wenn das die Eltern selig wüßten,

Abend

Originalzeichnung

Digitized by Google

n See.

n F. Leuschner.

Digitized by Google

im Grabe fänden sie keine Ruh' — und alles für Euch beide, die Ihr hier hereingeschneit seid ohne einen Funken von Zugehörigkeit, nur weil das verliebte Frauenzimmer da droben einmal Euren Herrn Vater hat heirathen wollen! Das ganze schöne Vermögen, das von Gottes und Rechts wegen dem Fritz gehört, es ist zum Kuckuck, verjubelt und verlumpt durch den Herrn Lieutenant Adami! Daß ich doch durchgesetzt hätt', was ich gewollt, und hätt' diese schwache Person da oben in eine Anstalt bringen lassen!"

Das junge Mädchen lehnte bleich an dem Thürpfosten. Sie fand diesem Ausbruch des Hasses gegenüber kein Wort; aber instinktmäßig wandte sie sich zur Flucht, als die erboste Frau den Truhendeckel zuwarf, daß es wie ein Kanonenschlag durch das Haus dröhnte, und aufs neue ihre Stimme erhob: „Und Du — Du nutznutzes Ding, Du —"

Julia war im Flur, sie wußte selbst nicht wie, sie wußte nicht, wie sie in den dunklen Winkel kam auf das Bänkchen jenseit der Treppe, wo sie schon als Kind in ohnmächtigem Zorne die kleinen Hände geballt hatte. Auch heute bebte sie am ganzen Körper, und dann wollte ihr das Herz stille stehen, als die Thür des Doktors aufgerissen wurde und seine eiligen Schritte über die Steinfliesen hallten.

„Liebster Himmel, was ist denn geschehen?"

Sonst pflegte Frau Minna zu verstummen, wenn er erschien, aber der Verlust des Familiensilbers hatte sie zur rasenden Löwin gemacht. Sie berichtete in den höchsten, fast kreischenden Tönen die entsetzliche Thatsache, daß die schweren silbernen Kaffeelöffel mit dem Wappen der Mutter, einer geborenen „Von", der ganze Stolz der Trautmanns, verloren seien, und das nur wegen dieser — dieser hergelaufenen —

„Bitte, beruhige Dich, Mutter, das ist noch kein Grund, sich derartig aufzuregen." Die Stimme des Sohnes hatte einen so eisigen Klang, daß die hohe Temperatur der alten Dame genau so rasch sank, als wäre sie in eins der kühlen Bäder getaucht worden, durch die er die Fieberhitze seiner Kranken herabzumindern verstand.

Die Räthin setzte sich auf die Truhe und begann zu schluchzen. „Du nimmst alles so leicht," jammerte sie, „denkst nie an die Zukunft; es ist doch wahrlich nicht gleichgültig, wenn man eines Tages eine solche Last ganz und gar aufgepackt bekommt."

„Welche Last?"

„Nun — Riekchen und die Julia. Mit dem Riekchen ging's ja noch, sie ist auch meine Schwester — aber, die Julia, die —"

„Beunruhige Dich nicht, sie wird Dir nie zur Last sein."

„So?" Frau Rath hatte aufgehört zu weinen, und dieses „So?" war schon wieder auf kriegerischen Ton gestimmt. „Wie denkst Du Dir denn ihre Zukunft?" forschte sie.

„Nun, mein Gott, warum soll sie nicht ebensogut dereinst eine glückliche Frau werden wie tausend andere Mädchen auch?"

Ein spöttisches Lachen der alten Dame begleitete seine Antwort. „Da wär' ich neugierig, den kennenzulernen, der so dumm ist und die nimmt! Ebensowenig, wie Du sie nimmst, nimmt sie ein anderer, meinst nicht? Oder hast Du vielleicht Absichten?"

Die Schelle der Hausthür erklang jetzt und schnitt die Antwort des Doktors jäh ab.

Julia saß ungesehen in ihrem Winkel; mit pochendem Herzen lehnte sie ihren schwindelnden Kopf gegen die braune Holzwand der Treppe. Sie hörte, ohne es recht zu fassen, daß der Arzt zu einem Kranken gerufen wurde, eilig, sehr eilig, gleich darauf rasche Schritte, seine Schritte, die das Haus verließen; dann war alles still. Da erhob auch sie sich, stolz lächelnd und doch den Kopf gesenkt, und so ging sie die Treppe hinauf in das Wohnzimmer zu Tante Riekchen.

Die alte Dame stand mitten in der Stube, zitternd und blaß. „Was war denn unten wieder für ein unangenehmer Auftritt? Ich hörte Minnas Stimme bis hier herauf."

„Unangenehm?" fragte Julia und schüttelte wie verwundert den Kopf.

Tante Riekchen seufzte erleichtert. Des Mädchens bleiches Antlitz sah ja so zufrieden aus, daß in der That nichts von Belang geschehen sein konnte. Julia aber ging ab und zu und besorgte ihre kleinen Obliegenheiten wie im Traume. — —

Der feierliche Tag, an dem die Räthin ihre Kaffeegesellschaft geben wollte, war angebrochen. Ein ganz unglaublicher Aufruhr hatte im Hause geherrscht, bis gegen vier Uhr endlich Ruhe eintrat. Der Doktor hatte gleich nach der Sprechstunde Reißaus genommen; in seinen beiden Stuben befand sich ohnehin kaum noch ein Stuhl. Im Flur vermischte sich der Duft des feinen Kaffees mit dem des Räucherpapiers, das Frau Rath zu festlichen Gelegenheiten wahrhaft verschwendete. Die alte große Laterne unter der Decke, die eine moderne Petroleumlampe beherbergte, war angezündet; Luischen und das kleine Dienstmädchen von Fräulein Riekchen prangten in frisch gebügelten steif gestärkten weißen Schürzen, und in den beiden Stuben der Räthin brannten Lampen und Lichter.

Frau Minna selbst ging noch einmal musternd aus einem in das andere Gemach, strich über die weißen Damasttücher, betrachtete mit Stolz die silberne Zuckerdose und Rahmkanne auf dem Tische vor dem Sofa der guten Stube und freute sich über ihre Gummibäume, Pflanzen, die sie zärtlich liebte und deren Blätter sie heute mit ein wenig Gänsefett abgerieben hatte. Sie glänzten auch wie frisch lackiert; dieser Kunstgriff war ein Geheimniß, das sie sorgsam hütete, so oft sie auch gefragt wurde, wie sie es nur mache, daß die Blätter gar so frisch und üppig aussähen.

Mamsell Unnütz, die von der Tante wieder in Gnaden angenommen war, erschien eben in zierlicher weißer Schürze, um als Haustochter die Honneurs in der Vorderstube zu machen, wo die jungen Mädchen ihren Kaffee trinken sollten.

„Und daß Du die Tassen nicht so voll schenkst!" hielt die Räthin für nöthig zu erinnern, „und daß Luischen einmal bei der Bürgermeisterin und das andere Mal bei der Frau Direktorin zu präsentieren anfängt. — Riekchen ist natürlich, eigensinnig wie immer, oben sitzen geblieben?"

„Ja; sie meint, sie kenne doch all' die Leute nicht, und sie fühlt sich auch nicht wohl: sie ist in so trüber Stimmung."

„An Gründen hat's ihr noch nie gefehlt," erklärte die Tante. „Ihr Goldsohn wird ja wohl noch am Leben sein, wenn er auch nicht schreibt," murmelte sie ärgerlich. „Da klingelt's übrigens — sind die Mädchen auf dem Posten?"

Mamsell Unnütz beeilte sich, den ersten Ankömmling zu empfangen, aber als sie auf den Flur trat, war es nicht ein Gast, der eingetreten war, sondern der Briefbote, der Julia für die Tante droben ein Schreiben übergab. Sie betrachtete es seufzend; es war wieder nicht vom Frieder, und die alte Dame wartete gar so schmerzlich auf Nachricht von ihm, der schon seit Wochen schwieg. Sie barg den Brief in der Tasche, er kam noch früh genug vor die Augen der vergrämten Tante. Es war die schon zum siebenten Mal gesandte Rechnung eines großen Wäschegeschäftes in Berlin, bei dem der Herr Lieutenant sich die wunderbarste Ausstattung an Weißzeug bestellt hatte, die jemals ein junger eleganter Offizier besessen.

Ach, war das eine schwüle Atmosphäre da droben, in der das junge Mädchen jetzt athmen mußte! Was nur die Phantasie eines einsamen, verbitterten Menschen ersinnen konnte, das ersann die alte Frau in ihrer Sorge um den einzigen Menschen, an dem in dieser Welt ihr Herz noch hing. Bald sah sie den vergötterten Pflegesohn krank im Lazareth; bald, und das war ihr die schrecklichste Vorstellung, sah sie ihn aus Verzweiflung leichtsinnig werden, ein ausschweifendes Leben führen, und dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und flehte Gott an, sie das nicht mehr erleben zu lassen. Zweimal hatte sie eingeschriebene Briefe an ihn geschickt, gestern früh mit bezahlter Rückantwort telegraphiert, ob er krank oder gesund sei — aber Frieder schwieg.

Und Julia schiffte, so gut es ging, über dieses trübe Wasser, ihr Lebensschifflein, das kleine armselige Ding, mit bescheidenen Rosen umkränzend und das Steuer einem goldenen herrlichen Landungsplatz zulenkend, und sie verlor den Muth nicht, obgleich das Ziel noch immer nicht näherrücken wollte. Sie redete immer und immer wieder der alten Dame Trost zu und ertrug Vorwürfe und Schelte mit Gelassenheit. Am liebsten hätte sie gesagt: „Um Frieders Zukunft laß Dir nicht bangen, er ist ja Therese Kraumers heimlicher Bräutigam!" Aber es war ihr streng verboten, zu reden — wer weiß, welches Unheil sie damit angestiftet hätte. Und so konnte sie nichts weiter thun, als auch ihrerseits an ihn schreiben und ihn inständig bitten, er möge doch endlich Nachricht geben.

Sie wollte sich eben in das Zimmer zurückwenden, da klingelte es abermals, und im hellen pelzverbrämten Abendmantel, das rosige Antlitz von einer weißen Kapuze umschlossen, trat mit dem Schlag vier Uhr — der für die Kaffeegesellschaft festgesetzten Stunde — Thereschen ein.

Julia begrüßte sie und führte sie in das Schlafzimmer der Räthin, wo die Damen ablegen sollten, und dort entpuppte sich der reizende Gast so elegant wie stets; heute in einem dunkelgrünen, mit schmalen Goldlitzen verzierten Tuchkleid.

Auf einmal kam es Julia in den Sinn, sie wolle Therese nach dem Bruder fragen, und sie flüsterte zaghaft: „Ach, Jag' Therese, wie geht es Frieder? Hast Du Nachricht von ihm?"

„Warum?" war die kurze Gegenfrage. Und nach einer Weile setzte Therese hinzu, indem sie die Löckchen zurecht zupfte: „Ich weiß es übrigens thatsächlich nicht." Dann nahm sie den kleinen goldgestickten „Pompadour" und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

Julia konnte ihr nicht folgen, es kamen andere Damen, immer mehr Damen, und als sie endlich die Zimmer betrat, in denen das Gesumme eines Bienenschwarms herrschte, sah sie Therese im Kreise der jungen Mädchen wohlverschanzt auf dem Sofa und fand keine Möglichkeit, ohne Zeugen mit ihr zu reden.

Die jungen Andersheimerinnen waren ungeheuer guter Dinge, während sie eifrig, als gelte es, das tägliche Brot zu verdienen, an ihren Weihnachtsarbeiten stickelten. Bloß Therese hielt ihre Häkelnadel wie zum Spiele in der Hand, während sie aufmerksam den Neuigkeiten lauschte, die von Mund zu Mund flogen. Den Augen, den bittenden fragenden Augen der Mamsell Unnütz, wichen ihre Blicke aus; nur wenn Julia durch das Zimmer schritt, musterte sie nachdenklich die tannenschlanke biegsame Gestalt in dem schmucklosen Kaschmirkleid, das noch von der Konfirmation her das kostbarste Stück in Julias Garderobe ausmachte.

„Hübsch ist sie aber doch," sagte Theresens Nachbarin, eine frische Brünette mit hellbraunen Augen, „ich hab' irgendwo so ein Gesicht gemalt gesehen, wenn ich nur wüßt', ob in Frankfurt oder Berlin. Ein Mädchen, einen Henkelkrug auf dem Kopfe tragend, und genau so stolze und doch weiche Züge wie die ihrigen. Die Augen sind doch herrlich!"

„Ich weiß nicht," erwiderte Therese, „mich läßt diese Art Schönheit kalt, wenn das überhaupt Schönheit ist. Sie ist nicht mein Genre."

Die andere lächelte gutmüthig. „Möcht' wissen," neckte sie, „ob der Doktor Roettger auch so über sie denkt wie Du, Thereschen; wenn ich er wäre, ich hätt' mich bis über die Ohren in sie verliebt."

Therese Krautner zuckte die Achseln. „Leicht möglich!"

Die junge Dame machte ein schelmisches Gesicht. Sie war die einzige Braut in diesem Kreise und erfuhr von ihrem Verlobten allerhand Neuigkeiten, konnte sich auch erlauben, so recht mit vollen Backen die Lobposaune zu blasen für den Doktor Roettger. „Uebrigens habt Ihr sammt und sonders dem armen Menschen auf dem Kasinoball schrecklich die Cour gemacht," schloß sie eine längere Rede; „und wer von Euch da 'mal die Auserwählte wird, die ist nicht zu beneiden, insofern meine ich, als sie aus der Eifersucht nicht viel herauskommen wird."

Thereschen sah die Sprecherin höchst geringschätzig an. „Ich wüßte nicht —" begann sie.

„O, Du warst auch so, Du hast ihm auch mit der größten Lust einen Orden zugeschleppt!"

Therese wurde einer Antwort überhoben; draußen war die Glocke erklungen, und nun tönte die Stimme des Doktors bis hier herein: „Ich bitte um die Lampe." Er war doch früher heimgekehrt. — Und dann wieder hörte man ganz deutlich die Worte: „Bitten Sie Fräulein Julia einen Augenblick zu mir herüber."

Mamsell Unnütz, die gerade bescheiden ihren Stuhl in den Kreis der jungen Mädchen geschoben hatte, erhob sich sofort und schritt zur Thür; da war es ihr, als zwinge sie etwas, nach Therese hinüberzuschauen, und als sie, schon die Klinke in der Hand, den Kopf wandte, sah sie ein blasses Gesicht mit fest zusammengepreßten Lippen und mit Augen, aus denen ein geradezu feindseliges Leuchten zu ihr herüberflammte. Sie erwiderte mit einem verwunderten Blicke und ging dann. Was, ums Himmelswillen, hatte diese Therese in letzter Zeit so verwandelt?

Als sie drüben eingetreten war, kam der Doktor hastig auf sie zu. „Sag', Julia, habt Ihr Nachrichten von Frieder?"

„Nein!" antwortete sie.

„Dann ist er selbst gekommen; ich kann mich täuschen, aber ich möchte wetten, daß er in der Bahnhofstraße an mir vorüberging."

„O bewahre, Fritz, er kommt ja erst zu Weihnacht, und bis da sind es noch drei Wochen."

„Ich kann mich ja auch irren, Kind, wollte es Dir aber doch auf alle Falle mittheilen. Und wenn es nun doch so wäre, Unnütz — hast Du eine Ahnung, was ihn hertreibt?"

Sie wurde purpurroth und schwieg.

„Besitzt Du sein Vertrauen?" fragte er weiter.

„Ja, Fritz."

„Nun, Kind, wenn Du einigen Einfluß auf ihn hast, dann sorge, daß die arme Frau dort oben nicht neuen Aufregungen ausgesetzt wird; es wäre nicht nur vergeblich, da sie nicht mehr helfen kann — ihr körperlicher Zustand erträgt auch nicht mehr viel."

Sie hatte den Kopf gesenkt. „Steht es so schlimm?" fragte sie gepreßt.

Aber noch ehe er antworten konnte, erscholl vom Vorzimmer her die Stimme der Frau Räthin in jammernden Tönen, Rufe der Theilnahme flogen dazwischen, die Thür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle stand die Räthin, den einen Arm um die Gestalt Therese Krautners geschlungen. Das junge Mädchen sah blaß und schmerzverzerrt aus; sie hatte sich aus unbegreiflicher Ungeschicklichkeit den Häkelhaken in die Hand gestoßen.

Der Doktor war erschreckt hinzugetreten und führte die Verletzte zu einem Sessel. Die Räthin wimmerte, als ob sie die Schmerzen ausstehen müsse, eine andere alte Dame rief etwas von Starrkrampf, und eine dritte schlug vor, den Vater zu holen, bis der Arzt sie alle ersuchte, miteinander das Zimmer zu verlassen; Julia war schon hinausgeeilt, um ein Becken kaltes Wasser zu besorgen.

Als sie damit zurückkehrte, blieb sie einen Augenblick an der Thür stehen, und vor ihren Augen wirbelte es, wie wenn Nebel ineinander wirbelten. Der Haken war entfernt, aber Theresens Kopf lehnte wie bewußtlos an der Schulter ihres Helfers und zwei große Thränen rannen über die erblaßten Wangen.

Er legte das blonde Haupt beim Eintritt Julias behutsam gegen die Polster zurück; er trocknete auch nicht die Thränen, wie er es einst gutmüthig bei Mamsell Unnütz gethan; er ging im Zimmer umher mit einem unsäglich peinlichen Gesichtsausdruck, wie ihn Menschen haben, die den Schmerz, den sie anderen verursachen müssen, selbst doppelt fühlen. Julia kannte ihn gar nicht so, so empfindsam und webleidig, so außer sich wegen einer „Bagatelle", wie er anderen gegenüber derartiges genannt hätte.

„Es that wohl sehr weh?" fragte sie theilnehmend.

„Nun natürlich!" erwiderte er, ihr das Becken abnehmend und das Wasser darin auf einem Tischchen mit Karbol mischend. „Bitte, besorge etwas weiche Leinwand — Du weißt, draußen in dem Schranke rechts!"

Sie ging gehorsam, und als sie wiederkam, war die rosige Farbe in die Wangen Theresens zurückgekehrt, und die kleine Hand, die Fritz selbst in das Wasser hielt, so zart, als sei sie aus Sevresporzellan, zitterte nicht mehr. Nachher beim Verbinden hielt Julia diese Hand; zum ersten Male bekam sie einen Verweis: „Aber Unnütz, ich bitte Dich — nicht so grob!"

„Was that ich denn?" fragte sie und sah zu ihm auf.

„Du hältst den Arm so fest, sieh doch die beiden hochrothen Flecken!"

„Ach, sei nicht böse!" stammelte sie erschreckt.

„Julchen," bat Therese, „hole mir meine Sachen, ich möchte nach Hause!"

„Ich werde Sie hinüber geleiten," sagte der Doktor eifrig. Und er nahm nicht einmal den Ueberzieher, nur die Pelzmütze setzte er auf. Trotzdem standen die beiden noch eine Weile plaudernd vor der Thür von Theresens Vaterhaus. Einmal lachte dabei das junge Mädchen hell auf; so recht herzlich und silbern scholl es in den finsteren Garten hinein. Sie mußte sich wieder völlig wohl fühlen.

„Gute Nacht," sagte Therese beim Abschied, „ich hoffe, Sie sehen morgen als pflichtgetreuer Arzt nach Ihrer schwersten Patientin."

„Ganz gewiß — gute Nacht, Fräulein Therese!"

Sie hielt ihm die Rechte hin. „Gute Nacht, Herr Doktor!"

In dem schwachen Schimmer der Laterne, die auf elegantem gußeisernen Kandelaber an der Freitreppe stand, sah ihr süßes Kindergesicht so freundlich zu ihm empor, und ein so gewinnendes unschuldiges Lächeln umspielte ihren Mund, daß er, dem jede übertriebene Galanterie fernlag, sich hinunter bog und ihre Hand ehrerbietig und andächtig küßte. Dann wandte er sich rasch um und stieg die Treppe hinunter.

Therese öffnete hastig die Hausthür und huschte mit leisen Schritten über den Flur in ihr Zimmer. Dort riß sie mit der

unverletzten Rechten Kapuze und Mantel ab, ſchraubte die Gasflamme höher und trat vor den Spiegel, der ſich in kryſtallener Klarheit über dem Kamin erhob — ſo ſtand ſie und lächelte noch immer, als Schritte über den Gang kamen und zugleich mit dem haſtigen Pochen die Thür aufgeriſſen ward.

Das junge Mädchen glaubte, ihr Vater ſei es, und wandte ſich freundlich um — im gleichen Augenblick zitterte ein leiſer Schrei des Erſchreckens durch den wohligen kleinen Raum.

„Friedrich!“

Der Mann, der da eingetreten war, ſah auch zum Erſchrecken aus — bleich, das blonde Haar feucht an der Stirn klebend, und in den Augen, die tief in dem abgemagerten Geſicht lagen, ein unheimliches Feuer.

„Ich ſah Dich eben heimkehren,“ begann er, auf ſie zutretend, „und beeile mich, Dich zu begrüßen. Es geht Dir gut, wie ich ſehe, und ich hätte mir die Angſt, die ich mir Deines gänzlichen Verſtummens wegen machte, füglich erſparen können. Da ich aber einmal hergekommen bin, ſo möchte ich jetzt wenigſtens nur als Dein erklärter Bräutigam wieder abreiſen; Du wirſt mir das nicht verdenken können, und es muß auch Dir angenehmer ſein als dieſe Heimlichthuerei. Ich bitte Dich alſo, gehe jetzt mit mir zu Deinem Vater oder laſſe ihn meinetwegen holen, damit die Sache einen Abſchluß findet!“

Abſchied.

Zeichnung von W. Leo Arndt.

Illuſtrationsprobe aus der neuen Cotta'ſchen Prachtausgabe von Uhlands Gedichten.

Sie war erblaßt zurückgetreten, bis in die tiefe Fenſternische, die ihr Nähtiſchchen barg. Der Schreck, ſein unvermitteltes beſtimmtes Verlangen, das unangenehme Bewußtſein, mit ihm geſpielt zu haben, machten ſie faſt beſinnungslos vor Angſt. „Papa iſt nicht zu Hauſe,“ ſtammelte ſie.

„So werde ich warten.“

Er zog einen Stuhl zum Kamin. „Wollen wir nicht plaudern?“ fragte er mit der nämlichen unheimlichen Ruhe.

„O, ich bitte, gehen Sie!“ flehte ſie jetzt. „Kommen Sie morgen wieder, ich bin jetzt nicht in der Stimmung, zu ſprechen.“ Sie deutete auf ihre verwundete Hand.

„Man merkte vor ein paar Minuten davon allerdings nichts,“ erwiderte er, ihre förmliche Anrede nicht beachtend, „ich hörte Dein Lachen über den ganzen Garten ſchallen; und zum Plaudern ſchien Dir ſelbſt der zugige Platz vor der Hausthür recht. Hier innen iſt's aber doch behaglicher — alſo bitte! Was Du einem Fremden zugeſtehſt, wirſt Du wohl Deinem Bräutigam nicht verſagen?“

Sie war während ſeines Sprechens näher getreten. „Ich bin allein zu Haus und muß Sie nochmals dringend erſuchen, dieſes Zimmer zu verlaſſen!“ ſprach ſie mit vor Aufregung bebender Stimme.

„Warum denn?“ fragte er. „Wir waren ja in dem Gartenhäuschen auch allein, als wir uns verlobten!“

„Sie wollen mich ängſtigen und beleidigen!“ rief ſie heftig, und die bisher mühſam zurückgehaltenen Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Da war er auch ſchon herübergekommen und hatte ihre Hand ergriffen. „Du glaubſt ja ſelbſt nicht, was Du ſagſt, Kind,“ ſprach er. „Du haſt mich noch ebenſo lieb wie vor ein paar Monaten, als Du mir zugeſchworen, falls Dein Vater die Verlobung nicht zugeben würde, mit mir heimlich davonzugehen.“

„Nein! Nein!“ rief Thereſe und entriß ihm die Hand, „das habe ich nie geſagt, das bilden Sie ſich ein!“

„Ich habe es zum Glück ſchriftlich! Gleich im erſten Briefe ſtand es, und dieſe Stelle hat mich immer wieder getröſtet in den letzten Wochen des Zweifels. Alſo, ſprich, Thereſe, iſt Dein Vater noch immer gegen unſere Verbindung?“

„Er iſt's noch ebenſo. Und — ich —“

„Du?“

„Ich habe eingeſehen, daß er recht hat!“ Sie ſetzte ſich nach dieſen Worten auf die Chaiſelongue und blickte an ihm vorüber mit dem ungeduldigen Geſichtsausdruck einer Frau, die um jeden Preis eine peinliche Unterredung abgekürzt ſehen möchte.

„Thereſe, das iſt nicht wahr! Das kann, das darf nicht Dein Ernſt ſein! Du mußt Deine Liebe mir bewahrt haben, Deine Briefe können nicht lügen! Du biſt doch kein gewöhnliches Mädchen, Du ſtehſt über dieſen ſpießbürgerlichen Vorurtheilen, Du biſt imſtande, der Welt Trotz zu bieten und auch ohne Deines Vaters Einwilligung mein zu werden. Verſuche es noch einmal mit Güte bei ihm, und ſchlägt es fehl, dann — dann laß uns die Schiffe hinter uns verbrennen; es giebt noch irgend einen Fleck auf der Welt, wo wir — —“

„Sie meinen,“ fragte Thereſe Krautner mit eiſiger Ruhe, „ich ſoll heimlich den Vater verlaſſen, mich in eine ungewiſſe abenteuerliche Zukunft ſtürzen?“

„Dein Vater wird ſich, muß ſich ſpäter verſöhnen laſſen —“

„Ich habe gar keinen Sinn für romantiſche Unternehmungen,“ ſchnitt ſie ihm das Wort ab, „ich finde es hier ſchöner als irgend wo in der ganzen Welt! In meinen Augen iſt Andersheim die reizendſte Stadt, die ich kenne. Und nun, bitte, gehen Sie; es wäre mir nach dem Geſagten doppelt peinlich, wenn das Mädchen käme und Sie hier fände.“

„Nein!“ ſagte er leidenſchaftlich, „ich gehe nicht! Du biſt mir Rechenſchaft ſchuldig; Du haſt mich alle Qualen der getäuſchten Erwartung, der Verzweiflung durchkoſten laſſen — nun ſprich: woher auf einmal dieſe Wandlung?“

Er war näher getreten und hatte drohend die Hand auf ihre Schulter gelegt.

Da ſprang ſie, außer ſich, empor. „Papa! Papa!“ rief ſie, zur Thür hinausſtürzend. Und ſchwere Schritte ſchallten im Flur, ſie kamen herüber, und ehe noch der betroffene Mann ſich beſinnen konnte, ſtand Herr Alois Krautner vor ihm, deſſen lächelndes Geſicht ſich, als er den Offizier erblickte, mit einem Schlage ſo veränderte, wie wenn über eine im Sonnenglanz liegende Landſchaft plötzlich ſchwarze Wolken fliegen.

„Was wünſchen Sie, mein Herr,“ fragte der Vater, an den die Tochter angſtvoll ſich ſchmiegte. „Was verſchafft uns die Ehre?“

„Ich habe Ihrem Fräulein Tochter bereits mitgetheilt, daß ich Sie zu ſprechen wünſche,“ erwiderte Adami, raſch gefaßt.

Des Goldschmieds Töchterlein.

Zeichnung von A. Zick.

Digitized by Google

„Er wollte, ich ſollte heimlich mit ihm fortgehen, und das kann ich doch nicht!“ unterbrach ihn weinend das Mädchen.

„Nein, nein, allerdings, das kannſt Du nicht,“ ſagte Herr Krautner kalt. „Aber nun laß mich los; Schwerenoth, das kommt von ſolchem Getreibe hinter meinem Rücken! Trink' ein Glas Waſſer und flenne allein weiter! Sie, mein Herr Lieutenant, gehen vielleicht, in Ermanglung der Tochter, mit dem Vater davon, vorläufig zwar nur bis in mein Zimmer, wenn's gefällig iſt! Hier iſt die Thür — bitte, bitte, nach Ihnen.“

Und die kugelrunde kleine Geſtalt ließ den blaſſen jungen Mann vorangehen, mit einer regelrechten Verbeugung, die zu jeder anderen Zeit unendlich heiter gewirkt haben würde; heute hatte keiner von den beiden Zuſchauern Sinn für die grimmige Komik des Herrn Alois Krautner. Im Flure ſchritt der beleibte Hausherr ſo raſch und gewandt voran, als habe er unſichtbare Sprungfedern unter den Sohlen; er öffnete die Thür ſeines Zimmers. „Ich bitte, gedulden Sie ſich einen Augenblick, ich habe nur mit meiner Tochter ein paar Worte unter vier Augen zu reden.“ Damit ſchraubte er eine altmodiſche Oellampe etwas höher und verließ dann den Raum, um ſofort wieder in Thereſens Boudoir zurückzukehren. Das Mädchen wollte ſich ihm an die Bruſt werfen, aber er löſte ihre Arme ſo wenig freundlich wie noch nie.

„Bitte, bitte, jetzt iſt keine Zeit zu Zärtlichkeiten; ich will nur ein paar klare Antworten auf die Fragen, die ich ſtellen werde — ſetze Dich dorthin! So! Alſo, Nummer eins — haſt Du Dich, trotz meines Verbots, im Frühjahr mit Lieutenant Adami verlobt?“

Eine lange Pauſe, dann Schluchzen.

„Ja oder nein?“

„Ja, aber ich — —“

„Bitte, keine Entſchuldigung! Haſt Du Briefe mit ihm gewechſelt?“

„Ja — ja — aber ich — — — ſchon —“

„Haſt Du gelobt, ihm treu bleiben zu wollen?“

„Ja — aber —“

„Ruhig! Und nun biſt Du anderen Sinnes geworden?“

„Ja!“

„Weshalb?“

„Ach, lieber Papa,“ ſchluchzte Thereſe, die jetzt eine Gelegenheit ſah, des erzürnten Vaters Herz zu rühren, „lieber Papa, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, Dich zu hintergehen, weil ich verſtehen lernte, daß Du nur mein Beſtes willſt.“

„Schon gut, ſchon gut, darüber ſprechen wir ſpäter.“ Er ſchob ſich zur Thür hinaus und kehrte zum Lieutenant Adami zurück.

In der eleganten Villa gab es ein Zimmer, das wunderſam abſtach gegen die übrigen Prunkräume. Es lag abgeſchloſſen von den anderen, nach der Straße zu, hatte zwei mittelgroße Fenſter ohne modiſche Gardinen, nur oben hing an einem Querbrett ein einfach mit Bällchenfranſen verzierter Stoff. Die Dielen waren blendend weiß geſcheuerte Tannenbretter, der Ofen ein gelblicher Kachelofen von ungemein häßlicher Form. Hier ſtand ein altmodiſches, mit ſchwarzem Wachstuch bezogenes Kanapee, davor ein alter plumper wachstuchbenagelter Tiſch; hier hing an der Wand in ſchwarzem ovalen Rahmen der Schattenriß einer Frau, die ein Kind auf dem Schoße hielt; hier prangte ein Pfeifenbrett in der einen Ecke, in der anderen ein Schreibſekretär aus Birkenholz, und hier ſtand der Ohrenſtuhl, in dem Herr Alois Krautner ſein Mittagsſchläfchen gehalten, ſeit er mit ſeinem Hannchen als junger Meiſter den kleinen Haushalt gegründet hatte. Mit einem Worte, es war das Privatzimmer des Hausherrn, das einzige, in dem er ſich wohl fühlte, in dem er ſommers in Hemdsärmeln und winters in Schlafrock und Zipfelmütze ſich wie „zu Hauſe“ vorkam; wo er alle Tage daran erinnert wurde, wie er doch aus einem einfachen Maurergeſellen ein hochangeſehener Bürger geworden ſei. Dieſe Stube war ſeine Kirche, in der er ganz abſonderlichen Dankgottesdienſt hielt; ſein Tempel der Erinnerung, denn jedes Stückchen der Einrichtung hatte ſeine gute Selige mit ihm vereint benutzt. An dem Tiſche hatten ſie als junge Eheleute ihr erſtes Mittagsmahl verzehrt und auf dem Sofa am Feierabend geſeſſen, wenn er müde und abgearbeitet nach Hauſe gekehrt war. Und in den Schrank waren von ihm die erſten erſparten Thaler mit einer Glückſeligkeit gelegt worden, gegen die das Bewußtſein des ſpäteren Reichthums wie ein Schatten verblich.

Und in dieſer Stube ſaß Lieutenant Adami auf dem Sofa. Ganz klar war ihm die Sachlage nicht. In ſeinem Herzen wollte ſich noch eine Hoffnung regen — wenn ſich der Vater doch noch erweichen ließe? Daß ihm Thereſe wirklich untreu geworden, das konnte ſein ſelbſtbewußter Kopf nicht faſſen. Ihre Weigerung war ſicher nur Schrecken über ſein unvermuthetes Erſcheinen und ſeine leidenſchaftliche Haſt geweſen! Sie mußte ihn ja noch lieben, es war ja nicht anders möglich! War dem nicht ſo, dann — ja dann war er zu Ende mit allem überhaupt, dann ſah er in ein bodenloſes Nichts hinein, und deshalb durfte dieſe Sache nicht ſchlecht verlaufen, ſie durfte nicht!

Er fuhr empor, als Herr Krautner wieder eintrat, und ſank dann wie gebrochen zuſammen — in dem runden Geſicht des alten Herrn war nichts Gutes zu leſen. Herr Krautner nahm einen Stuhl, ſetzte ſich ſeinem Gaſte gegenüber, trommelte mit den runden kurzen Fingern auf dem grüngemuſterten Wachstuch und begann endlich, ſich räuſpernd:

„Mein Mädel hat unrecht gegen Sie gehandelt; Thereſe hat Sie, wie man ſo ſagt, an der Naſe herumgeführt. Es thut mir weh, ſie auf ſolchen Schlichen zu finden, hab' immer gemeint, ſie ſei wie ihre Mutter ſo ſchlicht und recht und treu geſinnt. Nun, die Heutigen ſind anders, und irren kann jeder Menſch einmal. Hätte ſie Ihnen, als ſie zur Einſicht kam, geſchrieben: ‚Mein Herr, ich ſehe ein, der Vater hat recht, wir taugen nicht zuſammen‘, ſo hätt's eine Art gehabt; ſo aber, muß ich ſagen, iſt ſie im Unrecht. Ich weiß es in dieſem Augenblick gewiß, daß es ein Unglück gegeben hätte, wäret Ihr zuſammengekommen. Sie müſſen ihr verzeihen, Herr Lieutenant. Nun — bitte, bitte, bleiben Sie nur ſitzen,“ ſetzte er beſchwichtigend hinzu, als Friedrich Adami ſich erheben wollte mit erdfahlem Geſicht, „wir ſind noch nicht fertig, ich muß Ihnen da noch etwas ſagen.“

Der Offizier war wieder zurückgeſunken; der alte Mann ſchwieg, ein wunderliches Zucken ging durch ſein Geſicht.

„Ich kenne Sie beſſer, als Sie glauben, Herr Lieutenant,“ fuhr er fort. „Erſtlich verſtehe ich ein wenig in den Geſichtern der Menſchen zu leſen und zweitens habe ich in Berlin ſeiner Zeit jemand — nun, ſagen wir, einen guten Freund von mir — gebeten, mir dann und wann einmal etwas mitzutheilen über Ihr Thun und Laſſen — verſtehen Sie? Ich habe, obgleich ich Sie ſchroff abwies, immer mit der Möglichkeit gerechnet, daß das Mädel dennoch auf Ihnen beſteht. Ich kann nach all dem nur ſagen, es iſt mir lieb, daß Thereſe von einer Heirath mit Ihnen durchaus nichts mehr wiſſen will, denn — die Nachrichten über Sie lauteten für den künftigen Gatten meiner Tochter nicht gerade einnehmend — was Ihr Privatleben anlangt! Mit vollſter Hochachtung aber ſprach man von den Leiſtungen in Ihrem Beruf, und es iſt ſchade um jeden ſchneidigen Offizier, der Schulden halber den Dienſt quittieren muß. Sie ſtehen vor dieſem Schritte, Herr Lieutenant.“

Adami ſprang empor. „Mein Herr, was geht Sie das an?“ rief er mit bebender Stimme und griff nach ſeinem Hute, der vor ihm auf dem Tiſch lag.

„Wollen Sie mich nicht ausreden laſſen? Alſo, ich wollte ſagen: wir, das heißt das Thereschen, hat Ihnen ein ſchweres Unrecht angethan. Nun iſt mir aber nichts ſchrecklicher und läſtiger, als mit dem Bewußtſein einer Schuld gegen jemand in der Welt umherzugehen — das wird mir meinen Schoppen nicht ſchmecken laſſen, es wird mir meinen Mittagsſchlaf ſtören und die Freude an meinem Kinde erſt recht. Da möcht' ich Sie nun bitten, Vertrauen zu mir zu haben und mir klaren Wein einzuſchenken, kurz geſagt, mir einmal ganz ehrlich zu geſtehen, wie hoch ſich die Summe Ihrer Schulden beläuft.“

Abermals ſprang Lieutenant Adami auf, mit denſelben Worten wie vorhin: „Mein Herr, was geht Sie das an?“

Und abermals drückte Herr Krautner den jungen Mann, der ſich mit zitternder Hand den Schweiß von der blaſſen Stirn wiſchte, in die Sofaecke zurück.

„Sie werden die Summe nicht auswendig wiſſen, natürlich nicht; ich bitte Sie alſo, ſchreiben Sie mir den Betrag und nennen Sie mir die Gläubiger! Ich werde ſelbſt nach Berlin kommen und die Sache ordnen — ſo, das wäre abgemacht. Jetzt aber habe ich eine Gegenbedingung: das Mädel da drüben iſt für Sie nicht mehr vorhanden in der Welt — verſtanden? Dafür muß ich um Ihr Ehrenwort bitten. Ferner muß ich darauf beſtehen, daß Sie nach Ordnung Ihrer Angelegenheiten ein anderes

Leben beginnen — keine täglichen Sektkneipereien mehr, keine kostspieligen — ich meine die Damen vom Ballett — verstanden? Und die Karten, die Karten! Es ist die Warnung eines Mannes, der's gut meint. Im Grunde könnte mir's ja gleich sein, was aus Ihnen wird; aber — sehen Sie —" Er stockte, pfiff ein paar Takte, räusperte sich dann und sprach weiter:

„Da drüben das alte Fräulein, das Sie Ihre Pflegemutter nennen, das will mir nicht mehr aus dem Kopfe. Geh' ich da vor ein paar Tagen über die Promenade am Rhein und treffe sie. Ich hatte sie lange nicht, wie man so sagt, bei Tageslicht beschaut, und ich erschrak über die tausend Sorgenfalten, die sie sich angegrämt hat um — Ihretwillen, Herr Lieutenant, denn das pfeifen hier die Spatzen von den Dächern, daß sie für Sie nach und nach ihr bißchen Geld hingegeben hat. Die Julia macht ihr keine Last, die lebt ja so nebenher von ein paar Brocken wie ein kleines Vögelchen. Und da mußt' ich daran denken, wie ich sie einstmals zuerst gesehen habe, als ich da drüben in dem Hause zu thun hatte — ein kleiner dummer Lehrbub'. Sie war damals noch ein junges schönes Mädchen, und ich habe gemeint, so wie sie müßte die Jungfrau Maria ausgeschaut haben, als sie noch auf Erden ging. Aber nicht bloß wegen ihrer Schönheit ist sie mir so unvergeßlich geblieben, sondern weil an dem Tage mein Vater verunglückt ist. Eine Mutter hätte ich schon nicht mehr, und wie nun die Leute gekommen sind und haben in den Keller herunter geschrien — denn dort mauerten wir — ‚Alois, Dein Vater ist verunglückt, sie bringen ihn eben tot heim!' und alles hat nun lamentiert und ist davongelaufen, um den Verunglückten zu sehen, so daß ich armes Wurm plötzlich ganz allein im Keller blieb und nicht wußte, wie mir geschehen war — sehen Sie, Herr Lieutenant, da ist auf einmal das schöne junge Mädchen dagestanden und hat den armen kleinen schmutzigen Lehrbuben in die Arme genommen, hat ihm das struppige Blondhaar gestreichelt, in dem Kalk und Spinnweben hingen, und hat gesagt: ‚Du armer Bub', ach, Du armer Bub'!' Und sehen Sie, das — das —" Er brach ab, schneuzte sich und sprach barsch weiter: „Also, Sie wissen nun — nicht Ihretwegen, sondern — na, die Sache ist abgethan — auf Wiedersehen in Berlin! Sehen Sie, daß Sie so heimlich abreisen, wie Sie gekommen sind, es kann uns allen nur daran gelegen sein, daß die Geschichte totgeschwiegen wird. Guten Abend!"

Dann schlug die Thür, und er war aus dem Zimmer gegangen, es dem Offizier überlassend, sich mit sich selbst zurechtzufinden.

Der nahm seinen Hut und verließ mit zusammengepreßten Lippen das Haus, wüthend, beschämt, und doch im hintersten Grunde seiner Seele mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung.

Er wanderte in der Finsterniß am heimischen Grundstück vorüber, unten, längs des Stromes. Im Stübchen der Tante brannte Licht; es wollte etwas wie Mitleid mit der alten Frau über ihn kommen, da rief er sich selbst zur Ordnung. Nur keine Sentimentalität, nur kein Leben auf der sogenannten Mittelstraße! Ein Lieutenantsleben mit achtzehn Thalern Zulage monatlich — nimmermehr! Und als er dort stand und hinaufstarrte, reifte ein Entschluß in ihm — Afrika! Hinaus in eine andere Welt!

Vom Fenster des Eisenbahnwagens blickte er dann noch einmal zu dem Städtchen hinüber und suchte den spitzen Thurm der Krautnerschen Villa. „O, dieses Mädchen!" Er ballte die Faust, er hatte sich doch recht redlich in diese blonde Nixe vergafft gehabt, und nun so! — Und dazu mußte er noch Wohlthaten von dem alten sentimentalen Narren annehmen, denn einen anderen Ausweg gab es nicht! Er zündete sich eine Cigarre an und bei ihrem aromatischen Dufte beruhigte sich allmählich sein Grimm. Seiner Schulden ledig zu werden, das war am Ende nicht zu unterschätzen, wozu über das andere sich grämen!

Am nächsten Mittag kam er sehr gefaßt ins Kasino zu Tische und zwei Tage später reichte er, gleichzeitig mit seinem Abschied, das Gesuch um eine Stelle als Offizier in der deutschen Schutztruppe für Ostafrika ein.

„Mann?" fragten die Kameraden, „wir meinten, Sie wollten heirathen?"

Er strich den Schnurrbart und antwortete nachlässig: „Ich passe absolut nicht zu einem Philister, das Glück kommt noch früh genug." Und dann trank er seinen Porter mit Ale aus und sagte, er müsse auf den Bahnhof, um einen alten Onkel zu empfangen, der es sich durchaus in den Kopf gesetzt habe, die Sehenswürdigkeiten des Nestes zu bewundern; deshalb werde er auch heute abend nicht zu Tische kommen. Und der alte Onkel war Herr Alois Krautner, der dem Herrn Lieutenant helfen wollte, sich zu arrangieren.

* * *

So um halb neun Uhr an jenem selben Abend, da Therese ihre Verlobung gelöst — der junge Offizier hatte kaum das Krautnersche Grundstück verlassen — kam vorsichtig aus dem Nachbarhaus die schlanke Gestalt Julias; sie trug ein Präsentierbrett mit einem Tellerchen Kuchen und Creme und sollte beides mit den herzlichsten Wünschen für baldige Heilung der kranken Hand dem Thereschen von der Frau Räthin überbringen. Julia kam den Gartensteig daher, wo sich im Schnee noch die Fußspuren des Bruders zeigten, und hatte keine Ahnung, daß er hier geschritten war, daß sich eine bedeutungsvolle Stunde seines Lebens vor kurzem hier abgespielt hatte.

Sie trat in den Hausflur, und als niemand erschien, ging sie hinüber zu Theresens Thür und pochte. Aber kein gastliches „Herein!" erscholl. Da drückte sie auf die Klinke und steckte ihr dunkles Köpfchen durch den Thürspalt. „Darf ich eintreten?" klang es freundlich in die Ohren Theresens, die in einem der kleinen Sessel am Kamin saß und der Thür den Rücken zuwandte.

Nun sprang sie auf, und Julia sah in ein blasses Gesicht mit unheimlich sprühenden Augen.

„Was willst Du?" fragte Therese barsch und unfähig, ihre Erregung zu verbergen; „ich bin totmüde und will zu Bett gehen."

„Wie siehst Du nur aus!" sagte Julia, nicht im mindesten verletzt, weil sie die Leidende in ihr sah. „Hast Du große Schmerzen?"

„Ja!"

Mamsell Unnütz stellte den Teller aus der Hand und wandte sich zum Gehen. „Wart' nur, Therese, ich hole den Doktor!"

„Ich will ihn nicht — um Gotteswillen, bleib!" schrie es hinter ihr, und Therese zerrte die Freundin so hastig am Kleide zurück, daß die Falten rissen. „Entschuldige!" stotterte sie.

„Ja, was hast Du denn nur, Thereschen, Du bist ja schrecklich aufgeregt!"

„Geh' zum Vater," murmelte das blonde Mädchen, „sag', er soll zu mir kommen!"

Julia ging. Sie fand Herrn Krautner in seinem Zimmer; er saß im Lehnstuhl am Fenster und schaute in den dunklen verschneiten Garten hinaus.

„Was willst Du, Töchterchen?" fragte er weich, mit einer Stimme, die ganz anders klang als sonst. Julia richtete Theresens Bitte aus.

Der alte Mann blieb eine Weile still. „Sage ihr, wenn sie Verlangen hat nach mir, so könne sie auch den Weg zu mir finden," sprach er dann. „Das Kind soll zum Vater kommen, nicht umgekehrt! Leider habe ich's versäumt, ihr das bei Zeiten klar zu machen; von heute ab wird's anders."

Und als ihn Julia fragend und verwundert anblickte, strich er über ihre Wange. „Es hat ihr die Mutter gefehlt, die Mutter, Kind, und der alte Mann hat in das Einzige, was ihm geblieben, hineingeschaut wie in einen goldenen Becher und hat die Tochter angebetet wie ein Christkindel. Es hat nicht gut gethan, nicht gut gethan!" Und er schüttelte den Kopf.

„Sie kommen nicht, Herr Stadtrath?" fragte Mamsell Unnütz noch einmal leise.

Er hob sich ein wenig vom Stuhle, dann sagte er wieder: „Nein, ich komme nicht."

„Thereschen," sprach Julia drüben zu der Harrenden, „ich weiß ja nicht, was Ihr miteinander habt, aber Du bist das Kind, geh' hinüber zu ihm, gieb ihm die Hand!"

Statt aller Antwort begann Therese bitterlich zu schluchzen. „Niemand will mich verstehen, niemand kann ich es recht machen! Selbst wenn ich elend und krank bin, nimmt man keine Rücksicht auf mich. Ich gehe nicht, ich gehe nicht zu ihm; behandelt hat er mich, als sei ich eine Verbrecherin, und lieber laufe ich fort und komme niemals wieder, nie!" Und sie fing abermals an zu weinen, bis sie in einen Zustand von Aufregung gerieth, daß Mamsell Unnütz noch einmal hinüberflog, um den alten Herrn zu bitten, doch ja zu kommen, die Therese scheine ernstlich krank zu sein.

Da kam er und trat zu dem blassen zitternden Geschöpf, das auf dem Sofa lag; sorgsam breitete er die Decke über den schlanken Körper, und sein unschönes, sonst so joviales Gesicht hatte einen wunderbaren Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit.

„Na, nun weine nur nicht mehr, als sei Dir das größte Unrecht geschehen — hörst wohl?“ polterte er. „Nimm Dir eine Lehre daraus! Deine Mutter hätte so etwas nicht gethan, die war so schlicht und so rechtlich — — Werde ernst, Kind, werde ernst, und . . . sapperlot, höre auf zu zittern, wirst sonst krank; am Ende wär's gut, wir holten den Doktor, daß er Dir —“

Da fuhr sie abermals empor. „Nicht den Doktor!“

„Nun — nein, nein!“ beruhigte er. „Da, trink' Zuckerwasser und geh' zur Ruh'; ich will mich nachher an Dein Bett setzen, bis Du eingeschlafen bist, das Julchen hilft Dich auskleiden; möchte nicht, daß Deine Jungfer sieht, wie aufgeregt Du bist.“

Julia brachte das noch immer bebende Mädchen zu Bett, dann kam der alte Mann wieder, setzte sich neben seinen Liebling und schickte sich an, Wacht zu halten wie eine Mutter.

Mamsell Unnütz ging. Sie hatte feuchte Augen, als sie noch einmal zurückschaute auf die Halbschlummernde, die so liebevoll behütet war. Sie wußte nicht, was geschehen war, aber wäre es auch das Herbste, Schwerste gewesen — wer solche Liebe besaß, der war beneidenswerth.

„Glückliche Thereſe, die einen Vater hat und einen Liebsten!“

Und da unterdrückte sie mühsam einen Freudenschrei. Ach, sie hatte ja auch ein Glück! Dort an der Pforte vor Krautners Garten stand er und wartete auf ihr Kommen! Gewiß hatte ihm seine Mutter gesagt, daß sie noch einmal ausgegangen sei.

„Nun?“ fragte er, neben ihr herschreitend, „wie geht's denn da drüben, Unnütz?“

„Gut!“ antwortete sie leise. „Sie schläft.“

Er nickte befriedigt. Dann gingen sie stumm nach Hause. Es war unsagbar schön, dieses Stückchen Weg.

„Schlaf wohl, Kleine,“ sagte er im Hausflur, müde, mit unterdrücktem Gähnen. Dann nickte er ihr zu und verschwand in seiner Thür.

„Gute Nacht!“ murmelte sie und stieg die Treppe empor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera-Waisen.

Innere und äußere Ansicht der am Hansabrunnen errichteten Volksküche.

Cholera Waisen“ — ein Wort von schrecklichem Klange! Noch vor wenigen Wochen kannte man es nirgends; ungeahnt rasch hat sich die Neubildung vollzogen. Blitzschnell flog sie hinaus aus Hamburgs Mauern, die Kunde von dem Unglück so vieler, und mit ihr jenes düstere Wort, das sich erst in der schwer betroffenen Hansestadt selbst und nach wenigen Tagen überall im Vaterland ein leidiges Bürgerrecht erwarb. Schon wurden mit der Bezeichnung „Für die Cholera Waisen“ Gaben eingesandt von nah und fern; ein oder zwei Cholera Waisen an Kindesstatt anzunehmen, dazu erboten sich kinderlose Ehepaare in verschiedenen deutschen Städten. Auch die „Gartenlaube“ will unter denen sein, die für die Cholera Waisen Hamburgs eintreten und sammeln.

Als der Brief anlangte, in dem mir von der Redaktion die Aufgabe gestellt wurde, diese Sammlung einzuleiten durch eine Schilderung der Noth, die Hilfe fordere, da brauchte ich mir noch eine einzige Erkundigung einzuziehen, in allen andern Punkten hatte ich in den entsetzlichen jüngsten vier Wochen selbst erlebt und selbst erfahren, was zu sagen war. Nur die Zahl der schon vorhandenen Cholera Waisen fehlte mir. Ich wandte mich an einen sicheren Gewährsmann.

„Krippe“ im Volksschulgebäude auf der Uhlenhorst.

„Die Zahl kann natürlich nur ungefähr angegeben werden,“ meinte dieſer, „ſchon deshalb, weil ſich noch nicht von allen eingelieferten Kindern mit Gewißheit ſagen läßt, ob ſie wirklich Waiſen ſind. Täglich ſtellen ſich Väter oder Mütter ein, die, aus dem Krankenhaus eben als geneſen entlaſſen, nun mit Angſt und Zittern ihre Kleinen ſuchen. Manche freilich ſuchen vergebens, ſie finden nur die Gräber der Kinder auf dem Friedhof in Ohlsdorf draußen. Alſo erſt im Laufe der Zeit läßt ſich von der armen kleinen Geſellſchaft feſtſtellen, wer Ganzwaiſe und wer Halbwaiſe iſt.“

„Aber eine annähernde Schätzung iſt doch wohl möglich?“

„Nun ja — 623 Kinder ſind uns von der Polizeibehörde abgenommen und einſtweilen bei Privatleuten in Pflege gegeben, 250 ſind im Waiſenhaus und in der Schule in Uhlenhorſt untergebracht worden; rechnet man dazu die Kinder im Barmbecker Aſyl und die Neueingebrachten in der Uebergangsſtation am Brookthorquai, ſo möchte alles in allem die Zahl der Cholera-Waiſen auf rund tauſend zu veranſchlagen ſein, ohne jede Uebertreibung. Und wohlgemerkt, das iſt die jetzige Zahl; wer will wiſſen, wieviel noch hinzukommen!“

Tauſend Cholera Waiſen — und dieſe Zahl wächſt in der That noch von Tag zu Tag! Wahrlich, es hat einen furchtbaren Klang, das neue Wort, vor allem für die Hamburger ſelbſt! Seit manchen Wochen mußten die Eltern dort jeden Morgen ſeiner eingedenk werden, wenn ſie beim Frühſtück einen Blick in die Zeitung warfen und die Familienanzeigen durchflogen . . . die nahmen dreimal, viermal ſoviel Raum ein wie zu gewöhnlichen Zeiten, obgleich die Verlobungen und die Hochzeiten ſo äußerſt wenig Platz beanſpruchten. Da theilten Verwandte im Namen von drei unmündigen Kindern mit, daß deren Eltern an einem und demſelben Tage weggerafft worden ſeien, da kündigte eine Tochter an, daß ihrer verwitweten Mutter jetzt auch Bruder und Schweſter ins Grab gefolgt ſeien und ſie nun ganz allein ſtehe. Und ſeltſam — faſt nie wurde die ſchreckliche Seuche als Todesurſache angegeben, man ſcheute das Wort, nur von „kurzem ſchweren Leiden“ war die Rede; aber Zuſätze wie „Beſtattung von der Leichenhalle am Holſtenthor aus“ oder „die Beerdigung hat bereits ſtattgefunden“ ſprachen deutlich genug. Und gerade in dieſen unſcheinbaren Zuſätzen lag oft noch eine beſondere Verſchärfung des Schmerzes der Hinterbliebenen. Im ſorgfältigen Erweiſen der letzten Liebespflicht, in der liebevollen Zurüſtung der Beſtattung liegt immerhin eine Art von Troſt, von Beruhigung

Verwaiſt.

Aber auch dieser blieb hier vielen versagt. Ich war Augenzeuge, wie hart es eine mir sehr nahestehende Familie empfand, daß der Leichnam des Vaters, kaum daß der Entschlafene den letzten Hauch gethan, sofort im zugelötheten Zinksarg hinausgeführt werden mußte nach der Friedhofskapelle.

Wenn man da nach dem Frühstück Abschied nimmt von den Lieben bis zum Nachmittag oder Abend, dann drängt sich immer wieder der herzbeklemmende Gedanke auf: werde ich euch auch wiedersehen? Gehören nicht auch meine Kinder morgen schon zu den Cholera-Waisen?

Freilich, gleich auf dem Wege zum gewohnten Tagewerk tritt der Gedanke an das eigene Wohl und Wehe zurück vor dem allgemeinen Elend, das sich einem aufdrängt und die Betrachtungen in Anspruch nimmt. An allen Straßenecken, an den Häusern, Bäumen, Zäunen — überall mahnen die zu Tausenden angeklebten rothen und grünen Zettel, kein ungekochtes Wasser aus der Leitung zu trinken oder sonst irgend wie zu benutzen, kein rohes Obst zu essen. Alle Gossen, alle Haustreppen und Schwellen sind reichlich mit Karbolsäure besprengt, den scharfen Geruch spürt man auf Schritt und Tritt. Wagen mit gekochtem Wasser, das unentgeltlich abgegeben wird, fahren durch die Straßen, Volksküchen sind errichtet. Wer seinen Schritt zur Elbe lenkt, der kann dort die Staatsbarkasse beobachten, welcher die hygieinische Ueberwachung des Schiffsverkehrs obliegt. Mein täglicher Weg führt durch die Steinstraße, in gewöhnlicher Zeit eine der belebtesten Verkehrsadern der Altstadt und selbst in den schlimmsten Tagen, als täglich über tausend Erkrankungen und nahe an fünfhundert Todesfälle vorkamen, auf den ersten Blick immer noch von regem Treiben erfüllt. Aber bei näherer Beobachtung zeigte sich der Unterschied. Die Schulkinder mit dem Ränzel auf dem Rücken und der Frühstückskapsel an der Seite fehlten, alle Lehranstalten mußten ja geschlossen werden. Die lange Reihe der Fischfrauen am südlichen Bürgersteig war verschwunden; niemand hatte mehr ihre Ware begehrt. Der Obstverkauf auf der Straße war verboten worden, so hatten die Fruchthändler, die sonst hier umherzogen, anderen Erwerb suchen müssen — viele dieser armen Leute sind noch heute auf dieser Suche. Und müßig stehen die kleinen Lebensmittelhändler, die in Hamburg den Namen „Käsehoker" führen, in der Ladenthür; vor ihren Hauptartikeln, Butter und Käse, warnt täglich aufs eindringlichste die „Cholera Komm.ssion". Ich grüße einen mir bekannten Ladeninhaber: „Wie geht's denn?" Er antwortet, die Frage auf sein Geschäft beziehend, mit traurigem Kopfschütteln: „Verdient wird nichts. Von dem wenigen, das ich verkaufe, muß ich das meiste auch noch anschreiben. Noch eine Woche halte ich's zur Noth aus. Dann — ja, was dann!"

Vor einem Hofe hält ein zweispänniger Wagen, mit Schmutz bespritzt. Ein Krankenwärter schließt eben dessen Thüre, schwingt sich auf den Bock, und in raschem Trabe rollt das Fuhrwerk dahin. Herzzerreißend tönt von oben her, aus dem Fenster einer niederen Dachwohnung, das Jammern und Schluchzen von Kinderstimmen — die unbarmherzige Seuche hat den armen Kleinen vor wenigen Stunden den Vater und nun die Mutter entrissen. Einige mitleidige Nachbarinnen gehen hinauf in die verödete Wohnung, um nach den Verwaisten zu sehen; die umherstehende Menge mit den ernsten blassen Gesichtern löst sich auf. „Heute schon der dritte Transport aus diesem Hofe!" murmelt einer im Weggehen und schüttelt den Kopf.

Und so viele von den mir Begegnenden tragen schwarze Kleidung!

Da kommt ein Bekannter vom Hilfskomitee, ich begleite ihn ein Stück Weges. „Schon beinahe zwei Millionen Mark für die Nothleidenden gesammelt, wie das heutige Verzeichniß ausweist," bemerke ich, nachdem ich ihn begrüßt habe. „Das übersteigt alle Erwartungen."

„Ein Tropfen auf einen heißen Stein," antwortet er sehr ernst. „Wenn die Seuche noch monatelang anhält, ist Hamburg ruiniert. Zu thun haben nur die Aerzte, die Apotheker und Droguisten, die Weinhändler und Spirituosenverkäufer, die Tischler, soweit sie Särge anfertigen, und die Leichenträger, auch die Zimmerleute beim Barackenbau. Fast das gesammte Kleinhandwerk feiert. Wer will sich neue Kleider oder Mobilien anschaffen, wenn er darauf gefaßt sein muß, morgen in einen jener Wagen zu wandern? Das Schlimmste aber ist und bleibt: unser Lebensnerv ist gelähmt! Ich fragte heute einen Schiffsmakler: ‚Wie sieht es im Hafen aus?' Er erwiderte nur ein einziges Wort: ‚Tot!'"

„Freilich — das ist das Hauptunglück, daß man an so vielen Orten in Deutschland und auswärts alles, was von Hamburg kommt, in Acht und Bann gethan hat, seien es auch die harmlosesten Gegenstände, die unschädlichsten Waren, die nach bestimmter amtlicher Versicherung der Reichsregierung nie und nimmermehr die Krankheit übertragen können. Ehe der furchtbare Bannkreis,

Die Staatsbarkasse beim Desinfizieren eines Elbekahns.

Desinfektionsraum in einer Cholera-Baracke.

Im Waisenhaus.

den die Choleraangst um uns gezogen hat, nicht gebrochen wird kann es nicht besser werden."

„Noch brauchen wir nicht zu verzagen," fuhr mein Freund fort, „man wird sich in Deutschland erinnern, daß die Hamburger gute Deutsche sind. Begnügt man sich mit den wirklich gebotenen Vorsichtsmaßregeln, so wird nach und nach wieder neues Leben hier zu pulsieren beginnen. Und das ist eine Hilfe, so notwendig wie irgend eine, die man uns bieten kann — möge sie bald kommen, sonst weiß ich nicht, wie wir die jetzigen Einbußen überwinden sollen; sonst ist die Franzosenzeit, ist der große Brand Hamburgs noch nichts gegenüber der Katastrophe der Cholera-Tage von 1892!"

Ich konnte nicht widersprechen. —

Am Abend desselben Tages führte mich meine Frau vor den großen Tisch der Wohnstube, der vollgepackt war mit Spielsachen der verschiedensten Art. „Das haben unsere Kleinen von ihren Sachen zusammengesucht und von den Nachbarskindern erbeten; Du kannst es gewiß morgen früh nach dem Brookthorquai schaffen lassen. Ich erzählte ihnen von den unglücklichen Cholera-Waisen, und da haben sie in richtigem Mitgefühl gemeint, ein wenig Spielzeug würde die Verlassenen zerstreuen und aufheitern, ‚da brauchten sie doch nicht den ganzen Tag um ihre Eltern zu weinen.' Und Freund B.s größere Mädchen haben sich mit einigen Bekannten vereinigt, um Kinderkleider und Hemden für die Waisen zu nähen. Fehlt es doch, wie ich heute erfahren habe, den allermeisten derselben am Nöthigsten, denn ihr bißchen Zeug ist entweder durch unvernünftige Desinfektion verdorben oder, weil aus Lumpen und Fetzen bestehend, gleich kurzer Hand verbrannt worden. Der Staat allein kann da nicht helfen, selbst die Vorräthe des Waisenhauses reichen nicht aus. Also nicht wahr, Du läßt die Sachen hinbringen?"

„Nein, liebes Kind, ich gehe selbst hin. An Mitteln zur nachherigen Desinfektion wird es am Brookthorquai nicht fehlen. Sei unbesorgt, ich werde dabei nicht angesteckt. Man nimmt es jetzt nicht nur da, wo die unmittelbarste Gefahr vorliegt — in den Cholera-Baracken — sondern an allen bedrohteren Punkten mit der Desinfektion peinlich genau."

Als ich am anderen Morgen, mit großen Paketen beladen, im Vorzimmer der Uebergangsstation stand — meine Kinder hatten sich's nicht nehmen lassen, einige Bündel bis zur Thür zu schleppen — empfing mich ein freundlicher Herr, ein Lehrer, der auf die Frage, ob Spielzeug angenommen würde, erfreut antwortete: „Sehr willkommen!" Gleich darauf stand ich zwischen einer ganzen Schar von Kleinen. Aber betrübt waren sie durchaus nicht, diese Elternlosen. Sie waren zu jung, um den erlittenen Verlust zu begreifen; so lachten und spielten sie ganz vergnügt zwischen den Betten des bescheidenen Gasthofes, in dem sie untergebracht waren. Als der Lehrer sagte: „Hier giebt's Spielzeug!", da erhob sich ein wahres Jubelgeschrei. Ganz verwundert sah mich ein kleines Mädchen an, als mir beim Austheilen trotz alles Strebens, mich zu beherrschen, die Thränen über die Wangen liefen. Sie flüsterte mir die Versicherung zu, gestern recht artig gewesen zu sein und es heute wieder sein zu wollen, immerzu, so lange, bis Papa und Mama aus dem Krankenhaus zurückkämen . . . Arme Kleine! Beim zweiten Besuch erfuhr ich, daß ihre Eltern längst im Grabe schlummerten, in dem großen Massengrabe in Ohlsdorf, wo allnächtlich bei Fackelschein so viele schlichte Särge beigesetzt werden, ohne Kranz, ohne Schild, nur mit einer blechernen Nummer versehen.

Aber wenn diese Armen auch für den Augenblick wohl aufgehoben und zufrieden sind in ihrem glücklichen Vergessen . . . wie soll es in Zukunft werden? Bald müssen sie ja doch zum Bewußtsein dessen kommen, was sie verloren haben — müssen wir da nicht dafür sorgen, daß sie dann zugleich das Bewußtsein hegen können: edle Menschen haben uns nicht verlassen in unserer Noth; haben wir die treuesten Herzen, die es auf Erden giebt, die Elternherzen, verloren, so durften wir andere dafür gewinnen, die mit hilfreicher Hand die härtesten Härten des Lebens uns erleichtern wollten und erleichtert haben! Wie solche Hilfe zu leisten sei, darüber sei es mir gestattet, eine kleine Notiz anzuführen, die ich eben in einem hiesigen Blatte finde. Sie lautet: „Eine große Zahl von Kindern ist durch die Cholera verwaist worden. Wenn auch für den Anfang für die Verpflegung und Unterhaltung der Kinder gesorgt worden ist, so ruht ihre Zukunft doch noch im Dunkeln. Manche finden eine freundliche Aufnahme bei kinderlosen Eheleuten und Witwen und sind nach Menschendenken wohl versorgt, viele andere aber müssen von den Behörden untergebracht werden, und wenn ihnen auch volle Liebe und Theilnahme entgegengebracht wird, so sind sie doch die ärmsten und beklagenswerthesten Opfer der durch die Cholera entstandenen Noth. Wenn sie konfirmiert worden sind und ein Geschäft erlernen sollen, stehen sie mittellos da. Ihnen durch die jetzt überall thätige Menschenliebe ein kleines Kapital zu verschaffen, damit sie später nicht durch zu große Armuth an ihrem Fortkommen gehindert werden, hat sich ein Komitee, bestehend aus den Herren Pastor Blümer und Pastor Schoost, Dr. O. Meier und Direktor K. Stalmann, gebildet. Dieses Komitee wird freiwillige Gaben von Fern und Nah annehmen, darüber Abrechnung geben und die Verwaltung der

Digitized by Google

Gaben in die Hand nehmen. Bis jetzt sind bei den genannten Herren bereits gegen 3000 Mark eingegangen."

Dreitausend Mark — das wären drei Mark für jede Cholera-Waise, also noch herzlich wenig, namentlich da die Zahl der Cholera-Waisen leider jeden Tag wächst. Allein sicherlich wächst auch jeden Tag um ein Beträchtliches die Summe der für die Cholera-Waisen eingehenden Spenden.

Ich habe mich damit begnügt, die nackten schlichten Thatsachen vorzuführen — leicht ließen sich von den Stätten des Jammers schreckliche Einzelheiten erzählen. Aber ich denke, es bedarf nicht eines Appells an das Grausige, um die Herzen zu rühren und die Börsen zu öffnen. Tausend Cholera-Waisen — das sagt genug!

Gustav Kopal, Hamburg.

* * *

Wir haben den warmherzigen Worten des vorstehenden Berichtes und dem packenden dichterischen Aufruf, den wir gleichzeitig in dieser Nummer veröffentlichen, nur wenig hinzuzufügen. Das Unglück jener Cholera-Waisen ist groß, groß aber ist auch das deutsche Vaterland und groß, das hoffen und wissen wir, die Bereitwilligkeit, zu helfen. So richten wir denn an unsere Leser die herzliche dringende Bitte, ihre Gaben zu senden; jedes kleinste Scherflein in Gestalt einer Zwanzig- oder Zehn- oder Fünf-Pfennigmarke soll willkommen sein. Bald steht Weihnachten vor der Thür — schaffet jenen verlassenen Waisen ein fröhliches Weihnachtsfest, eine lichtere Zukunft im neuen Jahre! Das ist die Ueberschrift, die wir der Sammlung für die Cholera-Waisen geben möchten, welche wir hiermit eröffnen. Sämmtliche Beiträge bitten wir zu richten an die Expedition der „Gartenlaube" in Leipzig, Königsstraße 33.

Die Redaktion.

Gretchens Liebhaber.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Luise Westkirch.**

Ein wenig Sonnenschein, gedämpft durch qualmverfengte Buchenblätter; ein wenig frische Luft, wie sie in der Umgebung großer Städte weht, verdickt vom Rauch der Schornsteine und dem Staub der Fahrdämme; die schmetternden Weisen eines unverdrossenen Orchesters vierten Rangs und vor sich auf den primitiven Tischen der Gartenwirthschaft einen dampfenden bräunlichen Aufguß, der sich für Kaffee ausgiebt; dazu das süße Bewußtsein, einen ganzen langen Sommernachmittag, frei von jeder Werktagspflicht, nach eigenstem Ermessen verträumen zu dürfen — was braucht's mehr, um sonntägliche Feststimmung in den Herzen hart arbeitender Menschen hervorzubringen? Ungetrübt lagerte solche Feststimmung über dem dicht gefüllten Konzertgarten am Ende der Stadt, dessen eine Seite den letzten Häuserreihen zugekehrt war, während an zwei anderen der Stadtforst seine Grenze bildete und hart an der vierten ein Fahrweg vorüberführte, gerade hinein in das Dunkel des hochstämmigen Buchenwaldes. Freude und Frohsinn strahlten aus den Augen der jungen Schönen, klangen im Lachen der Männer wieder, im Geschmetter der Hörner und wirkten ansteckend auf jeden, der in die Umzäunung des Gartens eintrat. Und als wären sie solcher Ansteckung froh, rückten die Menschen an den Tischen enger und enger aneinander. Die Plätze am Fahrweg waren die gesuchtesten, denn dort fuhr in eigenen Wagen oder in hübsch ausgestatteten Miethkutschen die elegante Welt vorüber, und man fühlte sich immerhin in Berührung mit ihr, wenn auch nur der Staub, den ihr Fuhrwerk aufwirbelte, den Kaffeetisch in seine grauen Wolken hüllte.

Vor einem Tische, dicht an der Umzäunung, saß eine ehrbar und gut gekleidete Frau mit glattgescheitelten grauen Haaren über einer breiten Stirn und strickte an einem wollenen Strumpfe. Dann und wann richtete sie ihre Blicke über die Stricknadeln und das Kaffeegeschirr hinweg auf ihre beiden erwachsenen Kinder an ihrer Seite, und jedesmal, so oft sie es that, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von fast hochmüthigem Stolz an. Und sie hatte Ursache, stolz zu sein: ein hübscheres Menschenpaar fand sich vielleicht nicht im ganzen Garten.

Das Mädchen, schlank aufgeschossen, mit dem hochmüthigen Ausdruck der Mutter in den pikanten Zügen, mit dem keck zurückgeworfenen auffallend kleinen Kopfe, den in Lackschuhen steckenden zierlichen Füßen, dem schwarzen Wollkleid von jenem eigenthümlich knappen übermodernen Schnitt und Schick, den manchmal das Kleid der großen Dame und immer das ihrer Schneiderin aufweist, stellte sich jedem kundigen Blicke als Verkäuferin in einem großen Modewarengeschäft dar. Auch der Bruder gehörte dem Kaufmannsstand an, auch er war Verkäufer, offenbar in guter Stellung, nach seiner Kleidung zu schließen. Wie seine Schwester die vornehme Dame, so war er bestrebt, den großen Herrn zu spielen; er trug kurz geschnittenes, straff gescheiteltes Haar, einen hellen Jackettanzug mit dazu passendem runden Hute, blendend weiße Wäsche. Einzig aus den zu großen goldenen Manschettenknöpfen, dem falschen Brillanten in der Kravattennadel und aus der Gepflogenheit, den Hut um eine Linie zu tief in den Nacken zu setzen, guckte unverkennbar die Stutzerhaftigkeit hervor. Diese kleinen Schwächen verdarben aber den guten Eindruck nicht, den seine Erscheinung im übrigen machte. Nicht seiner Mutter Augen allein, auch die Augen mancher vorüberfahrenden Dame ruhten mit Wohlgefallen auf dem hübschen Burschen, um dessen etwas vollen Mund eitel Lebensfreude und Schelmerei lag.

Nachlässig in seinen Stuhl zurückgelehnt, klimperte er mit einigen Münzen in der Tasche und sah dabei mit gutmüthigem Spotte zu seiner Schwester hinüber, welche eben ihrem Stuhl eine unsanfte Wendung gab, dadurch mit offenbarer Absichtlichkeit einer bestimmten Ecke des Gartens den Rücken zukehrend.

„Mensch, ärgere dich nicht!" rief er lachend.

„'s ist unverschämt!" zischte das Mädchen zwischen den Zähnen hervor.

Die Mutter ließ den Strickstrumpf sinken. „Was ist unverschämt, Grete?"

„Ach, Mutter, drüben der Herr Röver glotzt mich mit seinen bösen Augen schon wieder an, als wollt' er mich umbringen."

„Und das Schwesterchen will's einmal nicht leiden, daß der arme Bursche sie hübsch findet. Warum eigentlich nicht? Kann er dafür, daß seine Augen schwarz sind und nicht blau? Ist er nicht im übrigen ein netter anständiger Kerl, der sein gutes Auskommen hat? Gar kein übler Freier, Gretchen!"

„Sein Vater ist im Zuchthaus gestorben!"

„Um so mehr Verdienst, daß er selbst sich so tapfer emporgearbeitet hat! Bedenke auch, der Kassierer Eures Geschäfts! Den Kassierer, Schwesterchen, muß man sich immer zum Freunde halten — schon der Rechenfehler wegen, wenn man einmal ein bißchen zerstreut ist. Bei jungen Damen soll das gelegentlich vorkommen."

Die Mutter hatte während dieser Zwiesprache ihre Augen in richtigem Instinkt nach der Gegend gewandt, wohin der Rücken ihrer Tochter wies, und dort an einem runden Tischchen einen alleinsitzenden jungen Mann entdeckt, der seine großen Glieder unter ihrem forschenden Blick auf einen möglichst engen Raum zusammenzuziehen trachtete und sich dem Anschein nach am liebsten hinter seinem winzigen Tische verkrochen hätte. Dabei sah aber sein Gesicht merkwürdigerweise eher drohend aus als schüchtern — ein wohlgebildetes, durchaus nicht häßliches Gesicht, dem jedoch schnurgerade pechschwarze Brauen, die an der Nasenwurzel zusammenliefen, und ein Paar langgeschlitzter, tiefliegender Augen etwas Wildes, Trotziges verliehen.

„Grete braucht sich keinen Menschen zum Freunde zu halten," erwiderte die Mutter jetzt streng auf des Sohnes Rede. „Nicht einmal im Scherze will ich eine solche Ansicht von Dir äußern hören, Julius! Und sie hat auch ganz recht, wenn sie es vermeidet, in irgend jemand, der ihr zuwider ist, trügerische Hoffnungen zu erwecken. ‚Thue recht und scheue niemand!' das ist der Grundsatz Eures seligen Vaters gewesen, und ich hoffe, es soll der Grundsatz meiner Kinder bleiben bis an ihr Lebensende. Dann braucht Ihr nach niemandes Gunst zu fragen. Niemals soll man sein Leben abhängig machen von dem guten Willen eines Fremden, und wär' dieser der Bravste und Beste. Darum hab' ich es auch nach Eures Vaters frühem Tode meine eifrigste Sorge sein lassen, daß Ihr beizeiten selbständig würdet

Für Hamburg.*

Sie kam auf schwarzem Todesflügel,
Die Würgerin, im Schreckenslauf,
Sie kam und häufte Leichenhügel
Erbarmungslos und grausig auf.
Ein Schrei der Noth durchhallt die Lüfte
Dem fürchterlichen Sensenmann,
Und immer neue, neue Grüfte
Reih'n sich den kaum gefüllten an.

Da gilt's, zu helfen und zu retten,
Die Perle Deutschlands ist bedroht,
Sie seufzt in der Vernichtung Ketten
Und jeder Seufzer ist ein Tod.
Vieltausendfach die Thränen fließen —
Die ganze Stadt im Trauerkleid!
Wer möchte kalt sein Herz verschließen
Vor solchem grenzenlosen Leid?

Ihr wißt ja, was der große Meister,
Der stets sein Brot den Armen brach,
Als Himmelslohn im Reich der Geister
Den Seinen zur Verheißung sprach:
Wer sich die Krone will verdienen —
Die Nächstenliebe zeigt die Bahn;
Was ihr dem letzten unter ihnen
Gethan, das habt ihr mir gethan!

Und nur kein Wort aus kaltem Munde,
Was hier versäumt und dort gefehlt —
Wir hören nur die Schreckenskunde,
Daß Hamburg sich zu Tode quält.
Wir sehen nur im deutschen Volke
Das festgeeinte Vaterland
Und reichen durch die Wetterwolke
Den Brüdern unsre Rettungshand!

Ihr alle, die ihr frei von Sorgen,
Die ihr gesegnet und beglückt,
Wenn ihr an jedem frohen Morgen
Ans Herz die theuren Kinder drückt:
Gedenkt der Kleinen, die da darben,
Die elternlos, verlassen sind,
Gebt Korn aus euren vollen Garben,
Bannt das Gespenst: ein hungernd Kind!

Auch du, dem nur ein stillbescheiden,
Geringes Maß von Erdenglück,
Du fühlst bei manchem eignen Leiden
Die fremde Noth — bleib' nicht zurück!
Wer niedrig war, der wird erhoben,
Wo die Vergeltung Palmen flicht,
Der Witwe Heller wird dort oben
Am Thron des Herrn zum Goldgewicht!

O könnt' ich doch vor allen Thüren,
Ein Trauerbarde, florumhüllt,
Mit meinem Lied die Herzen rühren,
Bis sie von Mitleid ganz erfüllt —
Dann brächte jeder seine Gabe,
Dann tönte hell ins Land hinein
Das Wort aus einem theuren Grabe:
„Das ganze Deutschland soll es sein!"

Adolf Ebeling.

* Wir bitten um Verbreitung dieses Gedichtes mit dem Hinweis auf unsere Sammlung. Die Redaktion.

Digitized by Google

und ſelbſterworbenes Brot eſſen könntet; einzig darum bin ich Deinem Eintritt in den Kaufmannsſtand nicht entgegen geweſen, Julius, weil jenes Ziel im Kaufmannsſtand früher und vollſtändiger von Dir erreicht werden konnte, als wenn Du gleich Deinem ſeligen Vater ein Beamter geworden wäreſt. Dein Vater hat vier Kaſſen unter ſeiner Hand gehabt, er genoß das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten wie kein zweiter, und wäre er nicht in der Blüthe ſeiner Jahre von uns genommen worden, man würde ihm als Auszeichnung den Titel ‚Kommiſſar‘ verliehen haben. Und das Rechtthun iſt ihm nicht immer leicht geworden, das glaubt nur! Die Verſuchung iſt auch an ihn herangetreten wie wohl an jeden armen Teufel, dem große Summen fremden Geldes durch die Hände gehen. Da war ein Aſſeſſor, ein hübſcher luſtiger Menſch und ſeiner Mutter einziger Sohn, nicht ſchlecht, nur der Spielteufel hatte ihn erfaßt — der kam eines Tags zum Vater und raunte ihm zu, er wolle eine Anleihe bei der Kaſſe machen, wenn ſie dieſelbe miteinander verſchloſſen, wie ihr gemeinſames Amt war. Auf eine einzige Nacht nur wolle er das Geld haben, morgen früh ſei es wieder am Platze, und wenn der Vater ein Auge zudrücken wolle, ſo ſolle ihm das hundert Thaler einbringen. Wir konnten das Geld brauchen dazumal, das wußte der Verſucher auch, denn der Hunger ſaß bei uns zu Tiſch und die Grete lag am Scharlach auf den Tod danieder, wir aber wußten nicht, womit Arzneien und Doktor bezahlen. Dazu waren wir in Schulden gerathen, weil der Vater Euren Onkel hatte freikaufen müſſen, den ſein Prinzipal vor Gericht ſtellen wollte, da er Unterſchlagungen und andere faule Geſchichten gemacht hatte. Dem Vater ging es an die Ehre, daß ein Meermann und vollends ſein Bruder ſollte im Zuchthaus ſitzen, er raffte unſer bißchen Erſpartes zuſammen, entlehnte, was noch fehlte, erſetzte das Entwendete und ſchickte den heilloſen Menſchen nach Amerika, wo er dann geſtorben und verdorben iſt. Die Verſuchung war alſo groß genug, aber Euer Vater ſchlug dem Herrn ſein ſauberes Begehren trotzdem rund ab und kam zu mir nach Haus und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen. Und wie er die Grete ſah, die in der Fieberhitze ſich in ihrem Bettchen wälzte, und den leeren Tiſch und mein vergrämtes Geſicht, da liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Dann erzählte er mir die Geſchichte und ſchloß, immer noch mit Thränen in den Augen: ‚Verzeih' mir, Anna, vielleicht war's nicht gut gethan gegen Dich und die Kinder, aber — ich konnte nicht anders!‘ Ich jedoch fiel ihm um den Hals und rief: ‚Dafür ſei Gott gelobt, daß Du nicht anders konnteſt, und ich will Dir's in Ewigkeit danken. Lieber in Ehren zur Grube fahren, als leben in Schande und Sünde!‘ Der junge Menſch aber, der Euren Vater in Verſuchung führte, hat ein trauriges vorzeitiges Ende genommen durch eigene Hand, nachdem er einen Freund, der ſich ihm willfähriger erwies als Euer Vater, mit ſich ins Verderben geſtürzt hatte.“

Wäre die Frau nicht ſo vertieft geweſen in die Ausmalung einer Vergangenheit, die ſie nicht müde wurde, ihren Kindern immer neu vor Augen zu halten, ſie hätte bemerken müſſen, daß des Sohnes Blick nicht mehr ſo groß und offen auf ihrem Geſicht ruhte wie vorhin, daß eine leiſe Röthe ſeine Wangen färbte und daß er unſicher über das Kaffeegeſchirr hinweg nach der Straße ſah. Dort ging eben ein Trupp junger Leute vorüber mitten zwiſchen den Wagen hindurch. Einer von ihnen war einen Augenblick an der Einfriedigung des Gartens ſtehen geblieben. Sein Blick begegnete flüchtig dem des jungen Meermann, er zog ſeine Börſe hervor, öffnete ſie, ſchien darin zu ſuchen und drehte ſie dann nach allen Seiten, ſo daß, wenn Münzen darin geweſen wären, ſie unfehlbar hätten herausfallen müſſen. Und da keine herausfielen, zuckte er die Achſeln, lachte und lief, ein Liedchen ſingend, den anderen nach. Mit ſcheuem Zögern blickte der junge Mann nun wieder auf ſeine Mutter. Wie ſie ſchwelgte in der Erinnerung an den ſiegreich durchgefochtenen Kampf mit der Sünde! Welch ſtrenges Antlitz, jeder Zug wie gemeißelt — das feſte breite Kinn, die ſcharfen grauen Augen, der energiſche Mund! Sie mochte ihres Weges allzeit ſicher geweſen ſein, und von all den Furchen in ihrem Geſicht hatte der Zweifel keine gegraben und keine die Reue. Zum erſten Male fiel dem Sohne mit Schrecken auf, wie anders er ſelbſt geartet ſei, daß weitgreifende Wünſche, unbezähmbare Leidenſchaften in ſeinem Herzen brannten, in ſeinem Urtheil Recht und Unrecht durcheinander wirrend, die ſie auseinander hielt, gemächlich und ſicher wie die weiße und ſchwarze Wolle der Strümpfe, an denen ſie ſtrickte.

Aber gewaltſam ſchüttelte er das unbeſtimmte Grauen ab, das ihn vor ſeinem eigenen Weſen beſchleichen wollte, und da die Mutter eine Antwort zu erwarten ſchien, erwiderte er leichthin:

„All dem, was Du ſagſt, widerſprech' ich nicht, Mutter. Allein Röver gilt für einen tüchtigen Kaufmann, einen recht ſchaffenen Menſchen. Die Grete braucht ihn, bloß weil er ſie hundert anderen vorzieht, nicht gerade ſchlechter zu behandeln als einen Stiefelputzer. Thut der arme Kerl Dir denn gar nicht ein bißchen leid, Schweſterchen?“

„Leid! Nach der Unſumme von Aerger, die ich täglich wegen ſeiner Zudringlichkeit ausſtehen muß! Den ‚Augen-Anton‘ haben ſie ihn im Geſchäft geheißen — meinſt Du, daß es erfreulich iſt, als ‚Augen-Antonie‘ nebenher zu laufen und ſich mit dem greulichen Teckel, dem Waldmann, den er auch heute wieder mitgeſchleppt hat, in ſeine Gunſt zu theilen?“

In dieſem Augenblick kamen zwei Mädchen durch den Garten geſchlendert, ſehr elegant gekleidet, mit ungeheuren Hüten und hohen Sonnenſchirmen. Grete ſtand auf und rief im Gehen der Mutter entſchuldigend zu: „Fräulein Meier und Fräulein Rothart aus unſerem Geſchäft. Man muß ihnen doch guten Tag ſagen.“

An der Art, wie das geſchah, ſah man, daß ſie es gern that. Die Vertraulichkeit, die durch die gleiche Beſchäftigung in einem und demſelben Arbeitsraum erzeugt wird, ſprach aus dem Händeſchütteln, dem Lachen.

Zwölf Stunden von jedem ihrer Tage verlebten die Mädchen Seite an Seite. Jede wußte von der andern ſo ziemlich alles — da war man um Rede und Antwort nicht verlegen: die Freundſchaften, die Intriguen, die Liebeleien — der Stoff riß nicht ab. Ob Fräulein Meermann den Bräutigam der erſten Direktrice ſchon geſehen habe? Ein richtiger Bräutigam mit einem Ring und ehrlichen Abſichten. Nun, er war danach! Die beiden hatten das Glück gehabt, dem Paare zu begegnen.

Mitten in der Erörterung dieſer intereſſanten Beobachtung kniff Fräulein Rothart, eine hochgewachſene Blondine, die über der Menſchen Häupter hervorragte und daher über das Gedränge rings wegſah, ihre Gefährtin in den Arm. „Sehen Sie doch da drüben — der ‚Augen-Anton!‘“

Aber Frida Meier ließ ihre großen dunklen Augen gleichgültig an dem Kaſſierer vorüberſchweifen zu dem Tiſche, von dem Grete gekommen war.

„Wohl Ihr Bruder, Fräulein Meermann? Er hat Schick, der junge Mann. Wird wohl bald jemand anders als Mutter und Schweſter am Sonntag auszuführen haben.“

Sie kam von auswärts, aus der luſtigen Stadt Köln, und ihre niederrheiniſche Ausſprache klang gemüthlich zwiſchen dem nordiſchen Hochdeutſch der Freundinnen.

„Ach nein,“ erwiderte Grete, „das hat gute Wege. Unſer Julius iſt zu geſcheit, um ſich zu verplempern; auch will er hoch hinaus.“ Und als ſei ihr darum zu thun, den Beweis ihrer gänzlichen Sorgloſigkeit in dieſem Punkte zu liefern, winkte ſie den Bruder herbei. „Mein Bruder Julius . . . . Fräulein Rothart — Fräulein Meier, die Dich gern kennenlernen möchte.“

Der junge Mann ſagte etwas Verbindliches. Unterdeſſen ſtieß die Rothart Gretchen an. „Fräulein Meermann, da kommt 'was für Sie!“

In der That, durch die Anweſenheit des jungen Meermann kühn gemacht, ſchlängelte ſich Herr Röver heran — das Verlangen ſeines Herzens hatte den Sieg über ſeine Schüchternheit davongetragen, und plötzlich ſtand er mit höflichem Gruße mitten unter ſeinen Kolleginnen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünſchen, meine Damen — Herr Meermann! Es — es — ja, es iſt ein ſchöner Nachmittag.“

„Sehr ſchön.“ Frida zupfte verſtohlen die Rothart am Kleide und that, als müßte ſie erſticken vor unterdrücktem Lachen.

Aber Anton Röver ſchaute über die Spötterin hinweg Gretchen ins Geſicht, ob dort nicht ein Schimmer von Gnade aufleuchte, Verzeihung für ſeine Annäherung zu leſen ſei. Seine finſteren Augen zeigten dabei ganz denſelben wunderlichen Ausdruck von großem Bangen, gemiſcht mit grenzenloſer Ergebenheit, wie die ſeines vierfüßigen Freundes, wenn dieſer beim Zuckernaſchen ertappt wurde.

„Ich hoffe, es geht Ihnen gut, Fräulein Meermann.“

„O gewiß — wie immer.“ In ihren grauen Augen lag keine Spur von Entgegenkommen und ihre Stimme klang eisig.

Der Kassierer fuhr sich über die Augen. „Der Spitzenstoff, den Sie zu kaufen wünschten, Fräulein Meermann — ich habe mit Herrn Franz geredet, er würde ihn seinem Personal zu zwei Dritteln des Ladenpreises ablassen.“

„Danke sehr; darüber können wir ja morgen im Geschäft sprechen. Aber meine Mutter legt ihre Arbeit zusammen, es wird Zeit zum Aufbruch.“

„Ja, es ist wahr, es dunkelt schon. Fräulein Meermann, vielleicht“ — er athmete schwer — „vielleicht erlaubt Ihre verehrte Frau Mutter, daß ich Sie nach Hause begleite?“

Frida tanzte beinahe vor Vergnügen, während Grete innerlich knirschte vor Zorn. „Da müssen Sie eben meine Mutter selbst fragen, Herr Röver. Was mich angeht, ich möchte mir gern noch etwas Bewegung machen und mich meinen Freundinnen hier anschließen, wenn sie es erlauben. Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Damen!“

Röver ließ den Kopf hängen wie ein gescholtenes Kind; als jedoch Grete jetzt zu ihrem Tische zurückschritt, um sich von der Mutter zu verabschieden, war er mit zwei Schritten wieder an ihrer Seite. Die Menschenwellen schlugen hinter ihnen zusammen, in dem Gewühl waren sie allein.

„Fräulein Meermann, warum sind Sie so unfreundlich gegen mich?“

Sie antwortete nicht, sondern schritt weiter.

„Warum kränken Sie mich, wo Sie können? Ich habe Ihnen doch nichts zuleide gethan und habe nur den einen Wunsch, Ihnen Freude zu bereiten.“

„Wirklich?“ Sie blieb stehen und sah ihm zornig in die Augen. „Nun, dann bereiten Sie mir die Freude und lassen Sie mich meiner Wege gehen! Kennen Sie mich nicht, kümmern Sie sich nicht um mich!“

Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß ja, daß Sie mich nicht liebhaben können, und verlange auch so viel nicht. Aber warum wollen Sie mir das Glück nehmen, in Ihrer Nähe zu sein? Warum stoßen Sie mit solcher Grausamkeit einen Menschen von sich, der es von Herzen gut mit Ihnen meint?“

„Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich sind gewiß sehr dankenswerth,“ erwiderte Grete rauh, „nur bringen sie mir Schaden statt Nutzen.“

„Schaden? Wie sollte meine uneigennützige Verehrung Sie in Schaden bringen, Fräulein Meermann?“

„Nun denn,“ rief Grete, außer sich gebracht durch seine sanfte Hartnäckigkeit, „wenn ich einmal offen reden soll — begreifen Sie denn nicht, daß Sie mich lächerlich machen durch Ihre unaufhörlichen Huldigungen?“

„Lächerlich? O, Fräulein Grete, ich bin ja gewiß nicht von mir selbst eingenommen — aber daß meine ehrliche Neigung lächerlich machen könne, das — das habe ich freilich nicht gewußt ... und das kann auch Ihr Ernst nicht sein. Nicht wahr, Sie haben das nicht so schlimm gemeint?“

Grete antwortete ihm nicht mehr — sie drehte ihm kurz den Rücken und trat zu ihrer Mutter. Was brauchte er solch jämmerlich weichen Ton anzuschlagen! Er hätte ihr grob antworten sollen auf ihre Grobheit, dann wären sie miteinander fertig gewesen, wie es das Beste war. Diese Widerstandslosigkeit war unausstehlich! Als Kind schon hatte sie ihre Katze nicht schlagen können, wenn die sich demüthig duckte, dem drohenden Strafgericht sich unterwerfend, es falle, wie es wolle. Und nun hatte dieser feige Mensch fast nicht anders vor ihr gestanden! Aber sie war nicht mehr das thörichte Kind, das sich durch sklavische Unterwerfung entwaffnen ließ — mochte er seine verdiente Strafe haben!

Röver stand mit seinem Hunde allein im Gewirr der Kommenden und Gehenden; die Menge drängte und stieß den Regungslosen, der sich jetzt mit dem Menschenstrom zum Ausgang des Gartens treiben ließ. „Lächerlich?“ murmelte er wehmüthig vor sich hin, „lächerlich?“ Und dabei starrten seine Augen mit einem Ausdruck in die Weite, als wollte er jemand erwürgen.

Am Ende des Gartens traf er mit Frau Meermann und deren Sohn zusammen. Der junge Mann war eben noch einen Augenblick aufgehalten worden. Jener Bursche, der vorhin das Manöver mit seiner Börse ausgeführt hatte, war ihm in den Weg getreten.

„Nun, wie wird's, Meermann? Sieht man Sie diesen Abend bei Dachinger? Oder wird heute noch weiter guter Sohn gespielt?“

„Um Neun, wie gewöhnlich,“ hatte Julius geantwortet, unruhig umherblickend, und war hastig vorüber gegangen. Dieser überlästige Frager! Was brauchte er ihn jetzt und hier zu behelligen! Um Neun fing sein zweites Leben an — vorerst begleitete er als wohlerzogener Sohn die Mutter nach Hause. Die eine Hälfte seines Tages brauchte von der anderen nichts zu wissen.

Es war ihm nicht ganz genehm, daß Röver, den er von einem kaufmännischen Verein her kannte, sich ihnen anschloß. Die Gegenwart eines Fremden erschwerte es ihm, sich zeitig frei zu machen. Frau Meermann dagegen begrüßte den Kassierer äußerst höflich — keine Mutter verargt es im Grunde einem jungen Manne, wenn er ihre Tochter liebenswürdig findet.

„Ich hörte vorhin Ihren Namen, Herr Röver; Sie sind Kassierer in dem Geschäft, in dem auch meine Tochter angestellt ist, nicht wahr?“

Und dann sprach sie zu ihm von dieser Tochter, wie sie ihre Freude und ihr Stolz sei, früh selbständig geworden, sehr selbständig in allen Dingen, so daß sie sich nicht einmal von der Mutter in ihre Angelegenheiten dreinreden lasse. Während dieser Auseinandersetzungen ging Anton Röver mit den gemessenen Bewegungen, die großen schlanken Menschen eigen und kleidsam sind, gesenkten Hauptes neben der geschwätzigen Dame her, Waldmann, die Nase an den Fersen seines Herrn, wackelte geduldig hinterdrein, und einer war so stumm wie der andere.

Nur einmal hob der Kassierer den Blick, als die Frau von der Geradheit ihres Mannes zu sprechen anfing und daß ihr die Freude geworden sei, ihre beiden Kinder in die Fußstapfen des Vaters treten zu sehen. Da sah er die glückliche Mutter mit seinen finsteren Augen so drohend an, daß sie erschrak und sich im stillen gestand, der junge Mensch, der ihr bisher in seiner Sanftmuth ganz wohl gefallen hatte, besitze freilich einen Blick, vor dem ein junges Mädchen sich fürchten könne.

An der Thür des Meermannschen Hauses verabschiedete sich Röver nicht, wie Julius gehofft hatte.

„Wenn es Ihnen recht ist, gehe ich einen Augenblick mit Ihnen hinauf, Herr Meermann; ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was sich nicht auf offener Straße abmachen läßt.“

„Aber selbstverständlich! Bitte!“

Frau Meermann bewohnte mit ihren Kindern ein kleines verwittertes Haus, das früher die Beamtenwohnung ihres Mannes gewesen war. In Anbetracht der guten Führung des Verstorbenen hatte man seine Witwe in Gnaden zu billigem Preise dort belassen. Das Haus, jedenfalls einige hundert Jahre alt, hatte einen ungeheuren Flur und eine breite Treppe mit schönem Eichengeländer. Im ersten und einzigen Stockwerk war, den Ansprüchen der Neuzeit entsprechend, mit Hilfe eines Lattenverschlags eine Art Vorplatz abgetheilt; die Küche freilich und die Kammer des Sohnes lagen außerhalb.

Die Kammer war ein halbdunkler Raum. Das einzige Fenster öffnete sich auf einen engen schmutzigen Hof, durch dessen breites offenstehendes Thor man einen ganzen Rattenkönig ähnlicher Höfchen erblicken konnte. Die Einrichtung des Junggesellenstübchens verrieth deutlich den grundverschiedenen Charakter der beiden Personen, durch deren Zusammenwirken sie zustande gekommen war. Das mit schneeweißer Decke verhüllte Bett, die helle saubere Tapete, der Waschtisch mit seinem weißen Oelfarbenanstrich statt der Marmorplatte, die duftigen Gardinen am Fenster — das alles verdankte seinen Ursprung sichtlich Frau Meermanns fleißigen Händen und ihrem klaren reinlichen Sinne. Den Schreibtisch am Fenster dagegen, der mit wenig Papieren, aber vielen zum Theile sehr „schneidigen“ Statuetten und mit Parfümfläschchen bedeckt war, hatte ohne Zweifel Julius hinzugefügt.

Als artiger Wirth bot er seinem Gaste einen Stuhl, während er zugleich die Manschetten losknöpfte und Anstalten traf, sich die Hände zu waschen und das Haar zu kämmen für den zweiten Ausgang heute abend. Er hatte nicht viel Zeit übrig, das mochte der andere sich gesagt sein lassen. Röver aber saß dickfellig auf seinem Stuhle, kraute Waldmanns Ohren, sah verteufelt ernst drein und schwieg.

„Sie wollten mir etwas mittheilen," nahm Julius endlich das Wort. „Und fast kann ich mir's denken. Wenn's wegen meiner Schwester sein sollte, armer Freund, so wäre es besser, Sie sparten sich die Mühe. Das Mädel ist uns längst über den Kopf gewachsen. Es thut mir leid, Röver, ich hätte Ihnen Besseres gewünscht, wirklich! Aber fangen Sie einmal etwas an bei einem widerspenstigen Ding wie die Grete. Nun, zwischen uns, nicht wahr, bleibt es beim alten?"

„Es handelt sich nicht um Ihr Fräulein Schwester; was sollten Sie mir dabei helfen? Ich wollte Sie um etwas anderes bitten."

„Um so besser, wenn die Grete nichts damit zu schaffen hat. So bleibt doch Hoffnung, daß ich Ihnen dienen kann."

„Ich wollte Sie bitten, meine Entschuldigung zu übernehmen, weil ich morgen verhindert bin, die ‚Konkordia' zu besuchen."

Die „Konkordia" war der kaufmännische Verein, dem beide angehörten.

Julius sah seinen Gast verblüfft an. Warum konnte er ihm das nicht im Beisein der Mutter sagen? Was bedurfte es dazu überhaupt seiner Vermittlung? Ein Brief hätte dieselben Dienste gethan. Indessen sagte er artig zu, in der Erwartung, der lästige Gast werde nun gehen. Doch Röver ging nicht. Er nahm eine der hochgeschürzten Statuetten vom Schreibtisch und betrachtete sie angelegentlich. „Ihre Frau Mutter," sagte er dabei langsam, „ist eine vortreffliche Frau."

„Jawohl," nickte Julius, der nicht begriff, wo das hinaus wollte.

„Eine Frau von strengen Grundsätzen, die Menschen und Dinge furchtbar ernst nimmt, viel ernster, als man das heutzutage gewohnt ist. Die Ehre ihres Namens ist ihre Religion. Wenn je ein Makel auf diesen Namen fallen sollte — sie ist noch aus einer Zeit, in welcher man an dergleichen starb — ich glaube gewiß und wahrhaftig, das Herz würde ihr brechen —"

Julius trat aufhorchend einen Schritt näher.

„Nun, das ist ja natürlich nur so ein Gedanke," fuhr Röver rasch fort. „Sie hat das Glück, mit vollem Vertrauen auf ihre Kinder blicken zu dürfen, auf ihre beiden Kinder."

„Ja, ja freilich — aber zum Kuckuck, was meinen Sie eigentlich?"

„O, mir fiel nur ein, daß nicht alle Mütter so glücklich sind. Sie kennen den jungen Habermann —"

„Ich?"

„Nun, gewiß. Sprach er nicht vorhin mit Ihnen im Konzertgarten? Ich habe mich doch wohl nicht getäuscht?"

„Ja — es mag wohl sein ... Was ist's denn mit ihm?"

„Er ist unter die Spieler gegangen, wie ich höre. Auch soll ihn sein voriger Prinzipal wegen Unterschlagung entlassen haben."

„Das glaube ich nicht! Davon glaub' ich kein Wort! Wirklich, ich begreife nicht, wie Sie, Röver, sich zum Sprachrohr für solch ungeheuerliche Beschuldigungen hergeben mögen. Wenn nur die Hälfte von dem richtig wäre, was über Habermann erzählt wird, so würde er ja längst nicht mehr frei herumlaufen. Aber weil er munter ist, sich gern einen guten Tag macht, im Leichtsinn wohl auch einmal über die Schnur haut, dichten die dummen Menschen ihm gleich das Häßlichste an!"

„Ja, das Häßlichste ist eben, daß er einen braven thörichten Jungen mit in seine nichtsnutzigen Streiche verwickelt hat und daß der nun statt seiner die Suppe ausessen muß."

Julius zerknüllte nervös sein Handtuch zwischen den Händen. „Und ich glaub's nicht! Nicht eine Silbe von dem ganzen Geschwätz glaub' ich!"

Röver stand bedächtig auf. „Jedenfalls ist er von allen kaufmännischen Vereinen ausgeschlossen worden, und auf einen bloßen Verdacht hin pflegen die Vorstände dieser Vereine nicht vorzugehen. Doch was ereifern wir uns! In keinem Falle kann es Ihnen schaden, wenn Sie sich vorsehen. Empfehlen Sie mich Ihren Damen!"

In diesem Augenblick näherten sich rasche feste Schritte der Thür, eine Hand klopfte. „Julius, Julius! Bist Du zu Hause?"

Beim Klange der wohlbekannten Stimme verlor Anton Röver all seine Ruhe. „Ich möchte Ihrem Fräulein Schwester ungern begegnen — sie könnte denken, daß ich absichtlich ... Aber es ist wohl keine Möglichkeit, auszuweichen?"

„Doch, doch!" erwiderte Julius, froh, seinen unbequemen Besuch endlich loszuwerden. Und den großen Wandschrank in der Tiefe des Zimmers öffnend, drückte er auf eine Feder an dessen Rückwand. Eine schmale Thür sprang auf und einige Treppenstufen wurden sichtbar, die in undurchdringliche Finsterniß hinabzuführen schienen. „Hier über dieses Hintertreppchen können Sie ungesehen entwischen; es mündet auf den Hof. Ja, ja, staunen Sie nur! Unsere Väter sind bei den Füchsen in die Schule gegangen. Kein alter Bau, der nicht seinen Nothausgang hat. Diesen da hab' ich einmal durch Zufall entdeckt."

Röver heftete seine schwarzen Augen durchbohrend auf seinen Wirth, dann entfernte er sich mit einer stummen Verbeugung. Erleichtert wandte sich Julius in die Stube zurück, nachdem er den Schrank vorsichtig abgeschlossen hatte.

„Gretchen, ich bin allein — Du kannst hereinkommen!"

„Mit wem sprachst Du denn eben?" fragte sie eintretend.

„Mit einem armen Sünder, der bei Deinem Nahen in unser Mausloch dort schlüpfte. Grete, Grete, allzuscharf macht schartig! Die hübschen Mädchen sind nicht auf der Welt, damit brave Bursche vor ihnen die Flucht ergreifen."

„Wenn Du täglich so viel spöttische Blicke auf Dich gerichtet sehen müßtest —"

„Ach was, bei diesen Blicken spielt der Neid die Hauptrolle. Denn Röver ist hübsch, solid, hat eine Zukunft, mit einem Worte — er ist eine Partie."

„Du wirst nicht müde, mir das zu wiederholen. Nachgerade möchte ich wissen, was denn Dich dieser Herr Röver angeht."

„Röver — nicht viel; aber mein Schwesterchen geht mich etwas an. Du machst Dich unbeliebt durch Dein schroffes Wesen und entfremdest Dir die Leute, auf die Du doch auch angewiesen bist."

„So, thue ich das? Nun, es wäre gewiß schön, wenn man immer aufrichtig und höflich zugleich sein könnte. Aber mir ist diese Gabe nun einmal nicht zu theil geworden —"

„Der Mensch kann alles, was er will, Grete," entgegnete Julius streng und mit Nachdruck, und zum Beweis für seinen pathetischen Ausspruch raffte er den Rest seines Monatsgehaltes zusammen, steckte ihn in seine Geldtasche und setzte den Hut auf. „Ueberlege Dir, was ich gesagt habe, und entschuldige mich bei der Mutter, ich habe eine Verabredung für den Abend. Und, höre, Du könntest wohl die Thür hier etwas einölen. Es ist nur, damit ich die Mutter nicht aufwecke, falls ich etwas später als gewöhnlich heimkommen sollte." Damit ging er.

Sein nächstes Ziel war die Dachingersche Weinstube. Habermann und zwei andere erwarteten ihn dort, um ein kleines Tischchen am Fenster sitzend. Es war ein sehr geschniegelter Bursch, der Fritz Habermann, und wenn auch alles in seinem Gesicht schief stand, Augen, Nase, Mund und Ohren, so sah er deswegen nur um so pfiffiger aus. Auch an „Schneid" fehlte es ihm nicht; wenigstens führte er, die Ellbogen auf dem Tische, augenblicklich eine so laute Unterhaltung, daß die übrigen Gäste ärgerlich zu ihm herübersahen und Julius, dem jedes Auffallen zuwider war, einen Augenblick zögerte, sich zu ihm zu bekennen. Doch Habermann hatte ihn schon erspäht und winkte ihn heran.

„Gut, daß Sie endlich kommen! 's ist zu öde zwischen den Kaffern hier! Müssen heute noch 'was Putzlustiges unternehmen. Und nun rücken wir aus, was?"

Meermann war's zufrieden, schon um aus den Augen der ehrbaren Bürger zu kommen, von denen viele ihn kannten.

So traten sie ihre Wanderung an, und es wäre für einen Unbetheiligten merkwürdig gewesen, zu sehen, wie allgemach Stufe um Stufe und ohne daß einer von ihnen eine bestimmte Absicht verfolgte, die Kneipen, die sie betraten, ärmlicher, ob gelegener, zweifelhafter wurden. Endlich strebte die kleine Gesellschaft lärmend einer schmutzigen Spelunke zu, in welcher diese Vergnügungen für sie mit einem „harmlosen Spielchen" zu endigen pflegten. Ehe aber das Ziel erreicht war, zog Meermann seinen Freund Habermann beiseite.

„Sie wissen, ich bin Ihr Schuldner. Und heute nachmittag schienen Sie's eilig zu haben mit der Rückzahlung. Ich habe mitgebracht, was ich noch besitze, hier, nehmen Sie! Den Rest erhalten Sie am Ersten des nächsten Monats. Rechnen wir also ab!"

Aber Habermann schwenkte seinen linken Arm, der kürzer

Photographie im Verlag von Jos. Albert in München.

Wie fang' ich an?
Nach einem Gemälde von E. Spitzer.

Digitized by Google

war als der rechte, ſtolz ablehnend durch die Luft. „Zum Kuckuck mit den Geſchäften! Werden doch Spaß verſtehen! Seien Sie kein ängſtlicher Philiſter! Ich bin kein ſolcher Judas, daß ich einen braven Kerl ausziehe juſt in dem Augenblick, da er ſich einen vergnügten Abend machen will. Und im übrigen habe ich Ihre Handſchrift, das genügt."

Julius dachte an Röders Warnung und blieb ſtandhaft. „Nehmen Sie Ihr Geld, wir ſind nachher um ſo vergnügter!"

Allein zu dem, was ihm nicht paßte, brachte man Habermann nicht ſo leicht. Er erfand tauſend Poſſen, um die Abrechnung hinauszuſchieben. Am Thurmhahn der Martinskirche wolle er ſeine Schuld einkaſſieren, verſicherte er zuletzt ernſthaft.

Julius wurde ungeduldig. „Unſinn, Habermann! Nehmen Sie Ihr Geld! Ich bin bloß deshalb noch einmal hergekommen, um Sie zu befriedigen. Die Rückſicht auf meine Mutter, auf meinen Prinzipal, der mir ſein volles Vertrauen ſchenkt, erfordert gebieteriſch, daß ich wenigſtens vorläufig etwas ſolider werde. Alſo hier — nehmen Sie und geben Sie mir Quittung!"

„Am Thurmhahn der Martinskirche, ſag' ich Ihnen, oder gar nicht. Was geht mich Ihr Bekehrungsdufel an!"

„Und was mich Ihr verrückter Spaß mit dem Thurmhahn, zu dem ja kein Menſch hinaufkann!"

„Nicht kann? Oho, Freundchen! Was geben Sie mir, wenn ich dem Hahn auf den Schwanz trete?"

„Nun laſſen Sie aber die Geſchichte!"

„Wetten wir? Zehn Mark, wenn ich's fertig bringe, gegen zwanzig, wenn's mißlingt. Einverſtanden? Die Herren ſind Zeugen."

„Es wäre die reine Tollheit, und wenn Sie das Genick brechen . . ."

„Was geht mein Genick Sie an! Es gehört mir, iſt mir vererbt von Vater und Mutter — leider auch ſo ziemlich das Einzige, was ſie mir vererbt haben. Gilt's alſo?"

„Nun denn, meinetwegen."

Sie ſchlugen die Richtung nach der Martinskirche ein. Habermann führte ſie durch ein Nebengäßchen auf einen Hofraum, wo ein kleiner, der Gemeinde gehöriger Schuppen ſtand, der zur Aufbewahrung von allerlei Gerümpel diente. In den Lichtſtrahlen der gegenüber ſtehenden Straßenlaterne ſchimmerte ein goldiger Gegenſtand aus der halb offenſtehenden Thür hervor. Habermann ſtieß die Thür vollends auf, kletterte über die hohe Schwelle und löſte den goldglänzenden Gegenſtand aus dem ihn umgebenden Dunkel.

„Der Thurmhahn der Martinskirche. Bitte, meine Herren, überzeugen Sie ſich! Ich habe die Ehre, ihm hiermit auf den Schwanz zu treten. Es war, wie Sie ſich erinnern werden, keineswegs ausbedungen, daß er ſich dabei oben auf dem Thurmknauf befinden müſſe."

Man hatte den Hahn geſtern abend zum Zwecke einer Ausbeſſerung herabgenommen, und der Schalk wußte zufällig darum. Diejenigen, welche der Handel kein Geld koſtete, lachten von Herzen darüber, während Habermann triumphierend den Hahn an ſeine Stelle zurückbrachte. Nachläſſig den Staub von ſeinen Kleidern klopfend, kehrte er wieder.

„Alſo, Meermann, Sie ſchulden mir zehn Mark; ich ſchreib's zu dem Uebrigen." Und wirklich trug er im Scheine der Laterne die neue Schuld des Freundes neben die alten in ſein Buch ein, und Julius war ſo verblüfft und gereizt durch die Uebertölpelung, daß er ganz vergaß, auf ſein Verlangen von vorhin zurückzukommen. In mühſam verhaltenem Grolle folgte er den Kameraden, die es jetzt eilig hatten, das ausgemachte Schanklokal zu erreichen. Dort entwickelte ſich bald eine ausgelaſſene Luſtigkeit; Meermann, der ſeine Empfindlichkeit nicht überwinden konnte und doch auch nicht zeigen wollte, wurde aufgeregt; er ſprach mehr als ſonſt und lauter, trank haſtig, lachte ohne Aufhören. Und dann kamen die Karten auf den Tiſch, harmloſe Skatkarten. Der Wirth, ein fettiges rundes Männchen, duldete kein Glücksſpiel in ſeinem Hauſe — man kann aber auch im Skat recht nett verlieren, beſonders wenn ein verborgener Zorn in einem kocht und zu unmöglichen Spielen reizt. Und wie die Nacht vorrückte, wurde der tugendhafte Wirth müde, grauſam müde! Erſt nickte er hinter ſeinem Schenktiſch ein und zuletzt ſchnarchte er ganz laut, was kein Geſetz der Welt einem Wirthe verbietet. Auch war es gewiß nicht die Schuld des Schlafenden, wenn hinterliſtige Menſchen die kurze Zeit ſeiner beſchaulichen Ruhe dazu benutzten, die ehrſamen Skatkarten, welche er geliefert hatte, zu frevelhaftem Tempelſpiel zu mißbrauchen. Er ſah es ja nicht, ſeine Augen waren geſchloſſen, und Julius Meermann, welcher die ſeinigen weit offen hatte, beachtete es kaum: blieb doch auch hier die Möglichkeit, zu gewinnen. Aber er verlor.

Endlich, als das graue Tageslicht ſich mit dem rothbrennenden Gaslicht und dem gelblichen Staub und Qualm der Stube zu einer traurigen Mißfarbe miſchte, fuhr er, wie aus ſchwerem Traume erwachend, mit dem zerknitterten Batiſttaſchentuch über ſein bleiches Geſicht und murmelte: „Sie wiſſen, ich bin ein ehrlicher Mann, Habermann, ich halte Wort. — Sie werden mich nicht drängen."

Und Habermann nickte, ſtieß dazu einen undeutlichen Laut aus, der ebenſogut heißen konnte: „Behüte!" wie: „Das wird ſich finden!" und ſchrieb mit hübſchen runden Ziffern eine vierſtellige Zahl auf ein Blatt Papier, das er ſeinem Taſchenbuch entnahm.

„Unterſchreiben Sie wenigſtens! Das iſt der ganze Bettel auf einmal. Ich ſtreiche die einzelnen Poſten. Sehen Sie, hier!" —

Dann wankte Julius ſeiner Wohnung zu, und ihm war, als könne das alles nicht wirklich ſein, was er erlebt hatte. War er nicht weggegangen, um ſich von Habermann zu löſen, womöglich für immer? Und nun! O über dieſe fluchwürdige Verkettung des Schickſals, das ihn gerade jetzt nur noch enger an den Menſchen gefeſſelt hatte. Abſcheuliche Einrichtung der Welt — ſowie man in ſeiner harmloſen Lebensluſt den Fuß vorſetzt, ſich ſeiner Jugend zu freuen, gleich müſſen ringsum Fußeiſen liegen, in denen man ſich fängt! Und doch — Kopf hoch! Andere waren auch in ſolchen Nöthen geweſen und mit heiler Haut wieder herausgekommen. Daß nur die Mutter nichts von ſeinem Unſtern erfuhr! Leiſe ſchloß er das Haus auf, ſchlich auf den Zehen die Treppe hinauf und öffnete vorſichtig und langſam die Kammerthür. Gott ſei Dank, ſie knarrte nicht, Grete hatte vorgeſorgt!

* * *

In dem Putz- und Modewarengeſchäft von Franz und Kompagnie in der Breiten Straße herrſchte die beſchauliche Ruhe der Nachſaiſon. Schweigen, nachmittägliche Schwüle erfüllten den ſchmalen langgeſtreckten Ladenraum, in dem vor einigen Wochen Scharen ungeduldiger Menſchen ſich gedrängt hatten, ausſuchend, feilſchend, bittend, ſcheltend — deſſen Wände widergehallt hatten von den Anpreiſungen der Verkäuferinnen, den Bedenken vorſichtiger Kunden, dem Klappern der auf das Zahlbrett geworfenen Münzen. Jetzt lag der Sonnenſchein in breitem Streifen auf dem Asphaltpflaſter vor der offenen Thür, Fliegen ſummten herein und hinaus, die Modellhüte auf ihren hohen Geſtellen ſchienen zu ſchlafen, träumeriſch hingen die Spitzengewinde im Schaufenſter herab; die ausgelegten Frühlingsblumen ſahen müde und gelangweilt aus, wie verdrießlich darüber, daß ſie noch immer weiterblühen ſollten, da doch ihre Zeit längſt um war und kein Käufer ſich ihrer Pracht freute. Auf den Stühlen, die für die Kunden aufgeſtellt waren, dehnten und reckten ſich Verkäufer und Verkäuferinnen oder ſchloſſen ſich zu gemüthlichem Klatſch zuſammen. Herr Franz hatte die tote Zeit benutzt, um auf Reiſen zu gehen, das erhöhte nicht wenig das Behagen, mit dem alles nach den Wochen der Ueberarbeitung die Ruhe genoß.

Grete ſaß ſtill in einer Ecke. Sie war es gewohnt, hohen Werth auf die Meinung des Bruders zu legen; daß er ihr Verhalten dem Kaſſierer gegenüber ſo wenig billigte, gab ihr doch zu denken. Dazu kam, daß Röver wie umgewandelt ſchien. Seit ſie ihm geſagt hatte, daß ſeine Huldigung ſie lächerlich mache, hatte er nie wieder das Wort an ſie gerichtet. Nur ſeine Augen ertappte ſie hier und da, wie ſie mit finſterem Ernſte ihren Bewegungen folgten; aber ſie wandten ſich eilig ab, ſobald er ſich beobachtet ſah. Es war alſo möglich, dieſen hartnäckigen aufdringlichen Menſchen in ſeine Schranken zu bannen! Ja, wenn ſie's genau betrachtete, ſo war es ſogar recht leicht geweſen; faſt ärgerte ſie ſich darüber, wie leicht! Und ihre Gefährtinnen merkten die Wandlung ſofort. Sie beglückwünſchten die Freundin ſpöttiſch zu ihrem Erfolg, und Frida Meier ſchien gar nicht abgeneigt, den Verlaſſenen für den erlittenen Verluſt zu tröſten. Alſo war es wirklich ſo, wie Julius behauptet hatte, daß aus dem Spotte

über Rövers Werben nur der Neid gesprochen habe; und hatte der Bruder dann am Ende auch in dem anderen recht?

Alle diese Vorstellungen beunruhigten Grete, am meisten jedoch das höfliche, aber entschiedene Ausweichen des Kassierers. Es machte sie unsicher, es war ihr ein stündlich erneuter Vorwurf, verdroß sie, weil es ihr dadurch unmöglich wurde, den langweiligen Menschen aus ihren Gedanken zu verbannen. Als Röver eines Tages eine geschäftliche Frage durch eine Dritte an sie richten ließ, brach ihre verhaltene Erregung in helle Flammen aus, und sie trat zu der Kasse, an der Anton Röver, über ein Buch gebeugt, saß.

„Ein Wort, Herr Röver! Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann bitte, sagen Sie es mir selbst!"

„Wie Sie befehlen, Fräulein Meermann." Er hob dabei den Blick nicht von seinem Buche.

„Sie haben überhaupt in den letzten Wochen eine Art gegen mich angenommen," fuhr das Mädchen gereizt fort, „die allen im Geschäft auffällt. Sie begreifen, daß mir das nicht angenehm sein kann."

„Ich glaubte im Gegentheil, Ihren Dank zu verdienen. Ich möchte den Vorwurf vermeiden, daß ich Sie — lächerlich mache."

Grete biß sich auf die Lippen. „Sie haben ein in der Erregung gesprochenes Wort zu ernst genommen, Herr Röver, viel ernster, als es gemeint war. Wenn es Sie gekränkt hat, so verzeihen Sie mir! Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen wehe zu thun!"

„Nicht? Wirklich nicht, Fräulein Meermann? Ich danke Ihnen für dieses Wort!"

Jetzt sah er zu ihr auf und Grete dachte: „Was reden nur die dummen Menschen? Seine Augen sind in der Nähe gar nicht finster, sondern sanft und geradezu hübsch in ihrer Art." Und sie reichte ihm die Hand. „Ich bin ehrlich, ich möchte niemand täuschen, am wenigsten einen braven tüchtigen Menschen wie Sie, und ich fürchtete —" sie stockte.

Der Kassierer blickte erröthend auf seine Fingerspitzen nieder, die er auf dem Pulte zu verschiedenen Figuren übereinander legte. „Sie brauchten nichts zu fürchten, Fräulein Meermann; ich würde keine vermessenen Hoffnungen gehegt haben, auch nicht, wenn Sie mich mit ein wenig Güte behandelt hätten. Ich begreife sehr wohl, daß ich den Damen nicht gefalle. Und Sie brauchen sich keinen Zwang mir gegenüber aufzuerlegen, weder im Guten noch im Bösen."

Grete spielte mit ihrem Notizblock. Es ließ sich darauf nicht gut etwas erwidern, und doch wollte sie nicht ohne ein freundliches Wort von ihm scheiden.

„Was ist das für ein Buch, in dem Sie lesen?" fragte sie endlich.

„Eine spanische Grammatik. In dieser Zeit giebt es ja doch im Geschäft fast nichts zu thun, und so verwende ich die stilleren Stunden, um meine Sprachkenntnisse zu erweitern. Zum Verkäufer tauge ich schlecht, und dieser Posten eines Kassierers, den Herr Franz mir freundlich eingeräumt hat, ist eigentlich für eine Dame bestimmt und dementsprechend besoldet. Bis zum Frühjahr aber hoffe ich, mich neben dem Französischen und Italienischen auch im Spanischen soweit vervollkommnet zu haben, daß ich auf die Stellung eines Korrespondenten hoffen darf."

„Wie strebsam Sie sind, Herr Röver!" rief Grete in unwillkürlicher Bewunderung.

Er lächelte gutmüthig. „Irgend etwas in der Welt muß man doch leisten. Ein freundliches Geschick hat es gefügt, daß ich Muße behalte zu meiner Ausbildung." (Fortsetzung folgt.)

Polizei und Verbrecherthum in Berlin.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Paul Lindenberg.** Mit Abbildungen von **L. Manzel.**

Moabit.

Im Untersuchungsgefängniß. — Der Justizpalast. — Eine Schwurgerichtssitzung. — Vom Leben zum Tode.

In unseren bisherigen Schilderungen haben wir die Laufbahn der Verbrecher bis zu ihrer Verhaftung durch die Kriminalpolizei und ihrer Internierung im Central Polizeigebäude am Alexanderplatz verfolgt; es erübrigt uns zum Schlusse dieser Artikel noch, einen Blick auf die Untersuchungshaft, die Verurtheilung der Ueberführten und schließlich auf die Sühne der blutigen That zu werfen. Wie wir schon früher erwähnt haben, währt der Aufenthalt eines eingefangenen Verbrechers im Polizeigefängniß am Alexanderplatz nur kurze Frist, da nach einer alten Verfügung die Untersuchungsakten eines jeden Verhafteten binnen vierundzwanzig Stunden so weit gefördert sein müssen, daß er zugleich mit den Akten dem Untersuchungsrichter überwiesen werden kann. Zu gleicher Zeit erfolgt seine Ueberführung in das Untersuchungsgefängniß zu Moabit mittels des „Grünen Wagens", und dort wird er womöglich noch am selben, spätestens am nächsten Tage dem Untersuchungsrichter vorgeführt, der ihn verhört und, falls er nicht seine Entlassung verfügt, was in den seltensten Fällen geschehen kann, die Untersuchungshaft über ihn verhängt. Diese kann Wochen und Monate lang dauern, bis die Akten über das Verbrechen abgeschlossen sind und in öffentlicher Gerichtssitzung die Anklage erhoben wird. Welche Anforderungen übrigens an die Thätigkeit und den Pflichteifer der Untersuchungsbeamten gestellt werden, geht daraus hervor, daß einzelne derselben jährlich bis dreitausend Personen vernehmen müssen, wozu sich noch ihre Anwesenheit bei Obduktionen, Lokalbesichtigungen oder Lokalterminen gesellt.

Die Centralhalle des Moabiter Untersuchungsgefängnisses mit dem überwachenden Beamten.

Unterwerfen wir nun, ehe wir uns den ferneren Schicksalen des Inhaftierten zuwenden,

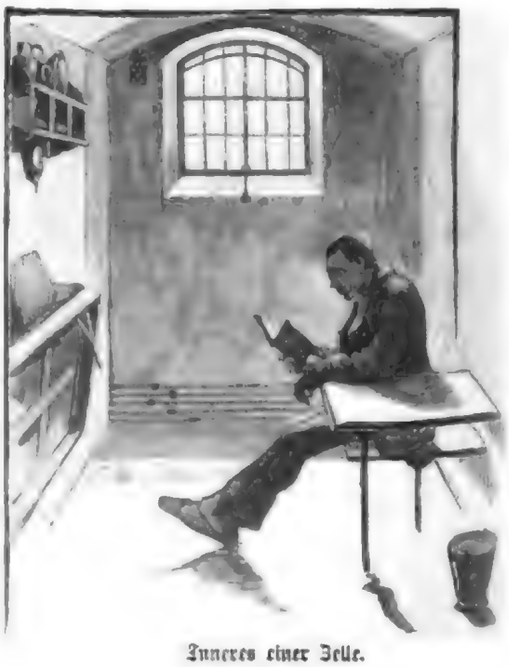
* Vergl. Halbheft 12 dieses Jahrgangs.

Die Mittagssuppe.

das Moabiter Unterſuchungsgefängniß ſelbſt einer Beſichtigung. In unmittelbarer Nähe des Kriminalgerichtsgebäudes in den Jahren 1876 bis 1881 erbaut und mit letzterem mehrfach direkt verbunden, gewährt es 1230 Gefangenen (darunter 220 weiblichen) Aufnahme, von denen 820 iſoliert und 410 in Gemeinſchaftshaft untergebracht werden können; das Männer- und das Weibergefängniß ſind baulich vollſtändig voneinander getrennt, wobei wir erwähnen, daß ſich die weiblichen Gefangenen meiſt in Gemeinſchaftsräumen befinden, während über die männlichen mit wenigen Ausnahmen grundſätzlich Einzelhaft verfügt wird. Hinter dem Verwaltungsgebäude mit den Bureauräumen, den Dienſtwohnungen des Direktors, des Oberinſpektors und des Anſtaltsgeiſtlichen ſowie dem Gefangenenſprechzimmer und der Militärwache erhebt ſich maſſig und drohend, in Ziegelrohbau ausgeführt, das Männergefängniß, auf allen Seiten von Mauern eingeſchloſſen und von mehreren Militärpoſten bewacht. Vier Stockwerke hoch, enthält es zugleich umfaſſende Boden- und Kellerräumlichkeiten; es iſt ſtrahlenförmig gebaut, in der Weiſe, daß fünf Flügel von einer Centralhalle ſich abzweigen. Von dieſem Centrum aus, in deſſen Mitte ſich eine gewaltige eiſerne Säule erhebt, können alle Flügel überblickt werden; eiſerne Brücken ſtellen die Verbindung her zwiſchen der Halle und den einzelnen Stockwerken, an deren Zellenreihen eiſerne Laufgänge entlangführen, die wiederum untereinander durch Querbrücken verbunden ſind. Man kann alſo auch in jedem Flügel von unten nach oben und von oben nach unten die genaueſte Umſchau halten und ſich ſofort von der kleinſten Unordnung durch den Augenſchein überzeugen; außerdem wird jedes laute Wort, jedes noch ſo unbedeutende Geräuſch durch alle Stockwerke vernommen. Dieſes innere eiſerne Gerippe des Gefängniſſes erſcheint wie ein rieſiges Spinnengewebe, in welchem ſelbſt die Spinne nicht fehlt, in der Geſtalt eines Beamten, der auf der drittoberſten Plattform jener Säule ſeinen Platz hat und von hier aus das ganze Innere überblickt; er iſt es auch, der die Vorführung der Gefangenen vor den Unterſuchungsrichter anordnet, nachdem ihm letzterer durch Telephon mitgetheilt hat, wen er zu ſprechen wünſcht. Der Aufſeher ſtellt in ſolchem Falle in dem neben ſeinem Sitze befindlichen Verzeichniß die Nummer des betreffenden Gefangenen, die ſtets der Nummer ſeiner Zelle entſpricht, feſt, ruft durch ein Alarmzeichen — je nach der Anzahl der Schläge — einen der Aufſeher jenes Flügels, in welchem ſich die bewußte Zelle befindet, und befiehlt ihm die Vorführung des Gefangenen.

Die Iſolierzellen ſind alle genau nach demſelben Muſter eingerichtet; eine ſtarke Bohlenthür, mit ſchwerem Riegelſchloß verſehen und derart angebracht, daß ſie nicht ausgehoben werden kann, ſchließt die Zelle von den eiſernen Laufgängen ab; an jeder Thür iſt eine Klappe, durch welche den Gefangenen das Eſſen hineingereicht wird; eine kleine, von außen durch einen beweglichen Deckel verſchließbare Oeffnung ermöglicht, ohne daß der Inſaſſe etwas merkt, ſeine Beobachtung. Die Zellen ſind vier Meter lang, faſt zweieinhalb Meter breit und zweidreiviertel Meter hoch; der Thür gegenüber befindet ſich über Mannshöhe das vergitterte Fenſter, mit einer Vorrichtung zum Lüften, die von dem Gefangenen nach Belieben geſtellt werden kann. Die Einrichtung jeder Zelle beſteht aus einem Holztiſch, der an einer Seite an der Wand befeſtigt und zum Herunterklappen eingerichtet iſt, aus einem Schemel ähnlicher Konſtruktion, einem Holzregal zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln — denn der Gefangene darf ſich, wenn er über die nöthigen Mittel verfügt und der Arzt nichts dagegen einzuwenden hat, ſelbſt beköſtigen — aus einer eiſernen, gleichfalls an der Wand befeſtigten und aufklappbaren Bettſtelle mit Indiafaſermatratze und Bettzeug, endlich aus den nöthigen Gegenſtänden zum Waſchen, Waſſertrinken, Säubern der Kleidung. In vorzüglicher Weiſe iſt die Zufuhr guter und der Abzug der ſchlechten Luft geregelt; die Heizung geſchieht durch erwärmte Luft. Durch ein Telephonzeichen kann ferner der Gefangene den Wärter herbeirufen und ihm ſeine Wünſche übermitteln.

Neben dieſen Zellen giebt es auch noch ſogenannte „ſchwere“ oder „Mörder“-Zellen, in welche gewöhnlich gefährliche Verbrecher geſteckt werden; in dieſen iſt die Thür innen mit Eiſenblech beſchlagen und noch mit beſonders ſtarken Riegeln verſehen; der Boden iſt nicht von Holz, ſondern cementiert, das Gaslicht fehlt gänzlich und die Bettſtelle iſt von Holz, damit der Gefangene ſich nicht von den Eiſentheilen Brechwerkzeuge oder gar Waffen verfertigen kann. Außerdem befinden ſich unter dem hölzernen Tiſche ſowie an der Wand oberhalb des Bettkaſtens ſtarke Eiſenringe damit, wenn beſondere Vorſicht geboten erſcheint, der Verhaftete mit Ketten dort angeſchloſſen werden kann. Indeſſen hindert ſelbſt dieſe äußerſte Maßregel kühne Verbrecher nicht, Fluchtverſuche zu unternehmen. So war vor einiger Zeit ein gefährlicher Einbrecher angekettet worden; als am nächſten Morgen der Aufſeher die Zelle revidierte, fand er den Inſaſſen auf ſeiner Lagerſtatt ſitzend und mit ſeinen Ketten Fangball ſpielend: von dem ſtarken Drahtgeflecht, mit welchem das Luftloch der Zelle überſpannt war, hatte dieſer, indem er ſich hoch emporreckte, mit den Zähnen ein Stück Draht abgeriſſen, wozu ſtundenlange Anſtrengungen erforderlich geweſen waren; mit dem Drahte hatte er dann allmählich ſeine Ketten gelockert, bis es ihm endlich gelang, ſie ganz abzuſtreifen. Alle weiteren Verſuche aber, aus der Zelle zu entkommen, waren mißglückt, und ſo mußte er ſich am nächſten Morgen ruhig in ſein Schickſal ergeben und ſich von neuem anſchließen laſſen. Uebrigens iſt dieſes „Anſchließen“ nicht ſo ſchlimm, wie es ſich anhört; die Handeiſen, welche zumeiſt allein in Anwendung kommen, wiegen ein Kilogramm, zuſammen mit den Fußfeſſeln, die ſelten gebraucht werden, drei Kilogramm. Im äußerſten Nothfall nur bedient man ſich der ſechs Kilogramm ſchweren, aus ſtarkem Leder und Eiſen gefertigten Zwangsjacken, welche man bloß jenen Verbrechern anlegt, die entweder wirklich von einem Tobſuchtsanfall heimgeſucht werden oder, um in die Gefangenenſtation der Charité oder der Dalldorfer Irrenanſtalt zu gelangen, den „wilden Mann“ ſpielen, d. h. ſich als Tobſüchtige gebärden und alle Sachen ihrer Zelle kurz und klein ſchlagen. Für dieſe ſchlimmen Burſchen ſowie für die in irgend einer anderen Weiſe widerſetzlichen Gefangenen giebt's noch beſondere Arreſtzellen, die in den Kellergewölben liegen und als einzige „Ausſtattung“ eine Pritſche, einen Eimer und einen Waſſerkrug enthalten. Meiſt genügen einige Tage Haft da unten, um auch den widerſpenſtigſten „ſchweren Jungen“ wieder zur Vernunft zu bringen; immerhin aber bekommen es manche fertig, wochenlang dort auszuhalten, während ſie zugleich Blödſinn heucheln und Tage hindurch in ein und derſelben Stellung verharren. Durch ihre Ausdauer können ſie ſelbſt den gewiegteſten Arzt täuſchen.



Inneres einer Zelle.

Digitized by Google

Wird ein Untersuchungsgefangener in das Moabiter Gefängniß eingeliefert, so muß er, nachdem erst seine Eintragung im Bureau vollzogen ist, ein Bad nehmen; sind seine Kleider voll Ungeziefer oder sonst nicht mehr zu benutzen, so bekommt er Anstaltskleidung, im anderen Falle behält er den Anzug, in welchem er eingeliefert wurde. Sein Tageslauf ist von jetzt ab ein streng geregelter; früh morgens um sechs Uhr muß er sich auf ein lautes Zeichen hin von seinem Lager erheben und seine Zelle sowie deren Geräthe säubern; um halb sieben Uhr wird das aus warmer Suppe und Brot bestehende Frühstück verabreicht, dann ein Spaziergang unternommen auf einem der Höfe, die zwischen den fünf Flügeln des Gefängnißgebäudes liegen und kreisrunde oder ovale, mit Granitplatten belegte Wandelbahnen enthalten. Hier bewegen sich die Gefangenen mit fünf Schritt Abstand täglich eine Stunde lang, selbstverständlich unter Aufsicht und ohne daß gesprochen oder irgend eine sonstige Verständigung unternommen werden darf. In seine Zelle zurückgeführt, verläßt sie der Gefangene gewöhnlich an diesem Tage nicht mehr; er kann sich eine Beschäftigung, wie Wollezupfen, Tütenkleben u. s. w. ausbitten oder als „Kalfaktor" zu den häuslichen Verrichtungen — Kochen, Waschen, Scheuern — melden, ein Zwang aber wird in dieser Beziehung auf ihn nicht ausgeübt. In jeder Zelle liegen zwei Erbauungsschriften auf, der Verhaftete kann jedoch noch andere Lektüre — Zeitschriften, geschichtliche, naturwissenschaftliche und ähnliche Bücher — aus der über dreitausend Bände enthaltenden Bibliothek beziehen, die ein Strafgefangener verwaltet; allerdings wird je nur ein Band für die Woche ausgeliehen. Um halb zwölf Uhr mittags wird in sauberen Blechschüsseln das Essen verabfolgt, durchaus schmackhaft und kräftig zusammengesetzt aus Hülsenfrüchten oder frischem Gemüse nebst Kartoffeln und Fleisch oder Schmalz; abends um halb sieben Uhr giebt es wiederum eine warme Suppe nebst Brot. Um acht Uhr muß sodann auf ein bestimmtes Zeichen in allen Zellen das Licht erloschen, und tiefe Ruhe kehrt in das weite Gebäude ein.

In der Kirche.

Zweimal in der Woche und zweimal des Sonntags findet in der kleinen Kapelle des Gefängnisses, in der auch die Schule abgehalten wird, Gottesdienst statt; der Zuhörerraum dieser merkwürdigen Kirche ist amphitheatralisch gebaut und enthält gegen achtzig schmale, vorn offene, sonst aber vollständig voneinander abgeschlossene und überdachte hölzerne Zellen, so daß die Gefangenen sich weder sehen noch sprechen können. Der Zugang erfolgt durch eine schmale Thür von der oberen Reihe der Plätze aus, in solchem Abstand, daß der erste Gefangene schon in seinem Gehäuse sitzt, wenn der zweite in die Kapelle eintritt, und so fort; in gleicher Weise verlassen die Zuhörer den Raum, in dem sie während des Gottesdienstes durch zwei Beamte beaufsichtigt werden.

So scharf nun auch die Ueberwachung der Untersuchungsgefangenen ist, so diensteifrig die zahlreichen Beamten sind — es giebt ihrer 120 — so stehen die Verbrecher doch häufig in geheimem Verkehr miteinander, tauschen ihre Erfahrungen und Befürchtungen aus und geben sich gegenseitig Winke für die bevorstehenden Verhöre und Gerichtsverhandlungen. Den gewöhnlichsten Weg für diese oft erstaunlich sinnreichen und erfinderischen Verständigungen bilden die „Kassiber", kleine Stückchen Papier mit Notizen, die bei irgend einer Gelegenheit — dem erwähnten Spaziergang, der Vorführung vor den Richter, einer gemeinsamen ärztlichen Untersuchung — einer dem anderen zusteckt; auch von einer Zelle zur anderen wissen sie durch eine völlig ausgebildete „Klopfsprache" einen Verkehr herzustellen; für jeden Buchstaben besteht nämlich ein besonderer Klopfton, und die Wände der Zelle, die Heizungsröhren geben für diese merkwürdige Sprache den Schallleiter ab. Auf diese Weise erhält oft ein schon seit längerer Zeit Verhafteter von seinem Zellennachbar, der erst neuerdings eingebracht wurde, die wichtigsten Nachrichten über Vorkommnisse in der „Außenwelt" und kann danach sein Vertheidigungs- oder Ableugnungssystem einrichten. Ja, die Spitzfindigkeit auf diesem Gebiet geht bei erfahrenen Verbrechern so weit, daß sie sich bei den Schulstunden in der Kapelle, wo keiner den anderen sieht, wohl aber jeder den anderen hört, durch den Wortlaut und die Betonung ihrer Antworten zu verständigen wissen! Auch Thüren, Bänke, Tische ꝛc. werden zu allerhand Mittheilungen benutzt, die häufig mit den Fingernägeln, mit einem Steinchen oder einer Stecknadel eingeritzt werden; die Innenseiten der Thüren und die Wände jener Räume, in denen die Untersuchungsgefangenen im Moabiter Kriminalgerichtsgebäude sich aufhalten, ehe sie vor den Untersuchungsrichter gelangen, weisen häufig wahre Blumenlesen solcher „Bekanntmachungen" auf. Da liest man: „Traut nicht dem Backerfritzen, er hat gepfiffen" (verrathen), oder: „M. soll alles einräumen, ich komme dafür 'raus", oder auch eine Frage: „Was macht E.? — Ich sitze seit sechs Wochen in Untersuchung." Selbst poetische Gemüther haben sich hier verewigt:

„Wer Freiheit nicht zu schätzen weiß,
Darf nur dies Haus betreten,
So wird er schon in kurzer Zeit
Für seine Freiheit beten!"

und ein anderer Reim versichert:

„Selbst in dem tiefsten Kellerloch
Denk' ich an meine Liebste noch!"

Freilich sorgen Oelfarbe und Tünche bald genug für das Verschwinden dieser Korrespondenzen, aber in vielen Fällen haben sie inzwischen schon ihren Zweck erfüllt, und wenn sie auch nicht gerade von jenen Gefangenen, an die sie gerichtet sind, an Ort und Stelle gelesen werden, so gelangt ihr Inhalt doch bei der nächsten Gelegenheit durch die Vermittlung hilfreicher Gewissen an seine richtige Adresse.

Wir haben oben angeführt, daß nach dem Abschluß der Untersuchung das gerichtliche Verfahren eröffnet und der Gefangene, je nach der Schwere seiner That, vor die Strafkammer oder das Schwurgericht gestellt wird. Diese Verhandlungen finden ausschließlich im Moabiter Kriminalgerichtsgebäude statt, „im Kriminal", wie die Verbrecher sagen, oder kurz: „in Moabit", wie es im Publikum heißt. Der Verkehr im Innern des neu erbauten gewaltigen rothleuchtenden Gebäudes, das dem ganzen angrenzenden Stadttheil seinen Stempel aufgedrückt hat,

„Kriminalstudenten."

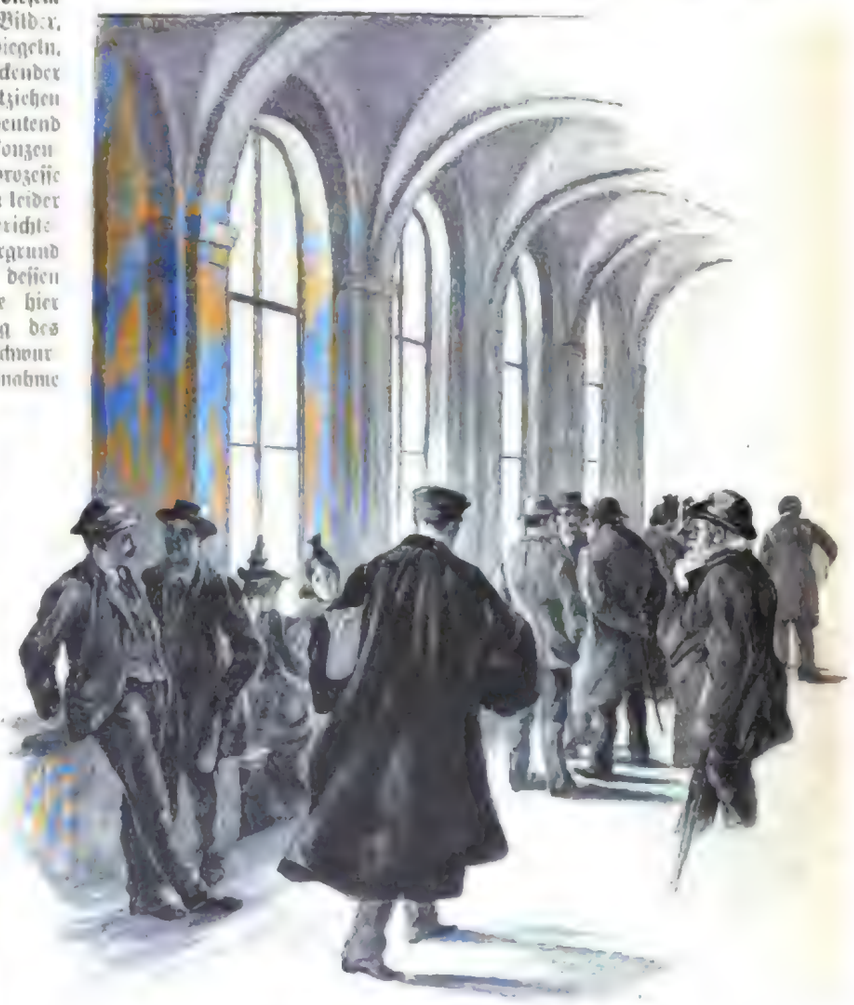
gleicht schon an den gewöhnlichen Tagen mit seinem unruhigen Hin und Her, seinem rastlosen vielgestaltigen Durcheinander einem aufgeregten Bienenschwarm; treppauf, treppab, durch die großen Vorhallen und über die weiten Flure fluthen die Menschenwogen dahin, hier sich staunend, da mit eiliger Hast fortstürmend, weil sie falsch gegangen sind und die Stunde ihrer Vorladung herangerückt ist. Mit flatternden Talaren, auf dem Kopfe das schwarzsamtene Barett, brechen sich Richter und Rechtsanwälte durch die vor den einzelnen Sälen und Gerichtszimmern Harrenden Bahn; mit würdigen Mienen schreiten die Gerichtsdiener einher oder sie rufen mit einförmiger, laut schallender Stimme die Namen der vorgeladenen Parteien auf; in nervöser Erregung sitzen auf den Bänken mehrere Zeugen, andere wieder blicken mit immer größer werdender Ungeduld auf die langsam vorwärtsschreitenden Zeiger der Uhr — was wird vielleicht die nächste Sekunde ihren Angehörigen, die eben hinter jener Thür vor dem Gerichtshof stehen, bringen: Freisprechung oder Verurtheilung, unsagbare Freude oder tiefstes Elend?

Zeitigt also schon jeder gewöhnliche Tag in diesem Justizpalast eine Reihe ergreifender wechselvoller Bilder, in denen sich häufig ganze Menschenschicksale widerspiegeln, herrscht hier jederzeit ein eigenthümlich dumpfer bedrückender Bann, dem sich selbst der Unbetheiligte nicht entziehen kann — so nimmt diese nervöse Spannung noch bedeutend zu und scheint sich auf einen einzigen Fleck zu konzentrieren, wenn hier einer der großen Kriminalprozesse abgewickelt wird, deren das Berliner Verbrecherthum leider mehrere im Jahre veranlaßt. Der große Schwurgerichtssaal im ersten Stockwerk bildet dann den Hintergrund zu diesen Tragödien aus dem Weltstadtleben, dessen furchtbarste Tiefen und erschreckendste Abgründe hier aufgedeckt werden, in der packenden Schilderung des Staatsanwalts, in der ruhigen Beleuchtung des Schwurgerichtsvorsitzenden, unter der gespannten Theilnahme der Geschworenen und dem fieberhaften Interesse der Zuhörer.

Goldig fluthen die Sonnenstrahlen durch die hohen buntbemalten Bogenfenster in den Saal und bilden einen grellen Gegensatz zu den blutbefleckten Gegenständen, die dort auf einem Tischchen vor dem Richterkollegium liegen als stumme Zeugen einer entsetzlichen That, die hier ihre Sühne finden soll; für diese Sühne tritt mit feurigen Worten die Rede des Staatsanwalts ein, deren anklagende Sätze, schon durch den Tonfall hervorgehoben, in der lautlosen Stille wie grollend dahinrollen und selbst auf die in den vorderen Bänken sitzenden Zeugen, alte bekannte Verbrecher, sowie auf die unter den Zuschauern befindlichen Zöglinge des Verbrecherthums, die sogenannten „Kriminalstudenten", die hier ihre theoretischen Studien machen, einen sichtlichen Eindruck hervorbringen. Und aller Augen fliegen hinüber zu dem Thäter hinter der niedrigen hölzernen Schranke dort, der, den Kopf auf die Hände gestützt, in dumpfer Betäubung vor sich hinbrütet, nur noch von einem Gedanken erfüllt, dem an den nahenden Urtheilsspruch. Und dann kommt er, dieser gefürchtete Augenblick — seit längerer Zeit bereits haben sich die Mitglieder des Gerichtshofes und die Geschworenen zurückgezogen und müssen alsbald wieder erscheinen, die Zeugen wagen kaum miteinander zu sprechen, im Zuhörerraum tuschelt man leise hin und her, und an dem Tische der Berichterstatter huschen die Federn hastig über das Papier; von draußen herein tönt zuweilen der Sang eines Vogels oder das ferne Läuten der Pferdebahn, vom Flur her läßt sich das gedämpfte Raunen der Menschenmenge vernehmen, die wegen des Prozesses aus ganz Berlin hergeeilt ist, aber keinen Einlaß mehr in die überfüllten Galerien erhalten hat.

Doch nun athemlose Ruhe — die Thür an der Rückwand des Saales öffnet sich, und langsam, feierlich, mit ernsten Mienen nahen Richter und Geschworene und nehmen ihre Plätze ein; welche bangen, drückenden, schier endlosen Sekunden! Jetzt erhebt sich der Präsident und bedeckt sein Haupt mit dem schwarzen Barett, noch stiller wird es im Saale, aller Augen und Ohren hangen an ihm; nur der Verbrecher, der stehend sein Urtheil anhören sollte, aber kraftlos wieder zurückgesunken ist, hat den Kopf tief gesenkt, und wie mit Drommetentönen, wie mit den Stimmen des jüngsten Gerichts schallt es nun zu ihm herüber, daß ihn die Geschworenen des Mordes für schuldig befunden und die Richter ihn zum Tode durch Henkershand verurtheilt haben. —

Und die Richtstätte, wo der alttestamentliche Spruch: „Wer Menschenblut vergießt, dess' Blut soll wieder vergossen werden", erfüllt wird, befindet sich nahe dem Orte, wo das Urtheil gefällt wurde: in dem an der Lehrterstraße in Moabit gelegenen Zellengefängniß. Dort, auf einem schmalen von hohen Gefängnißmauern eingeschlossenen Hofe, waltet in Gegenwart weniger Zeugen bei Tagesanbruch, wenn Berlin noch im Schlummer liegt, der



Auf dem Flur vor den Gerichtszimmern.

Vor dem Schwurgericht: Rede des Staatsanwalts.

Henker seines blutigen furchtbaren Amtes, und nur der schwache Klang des Armsünderglöckchens kündet der nächsten Umgebung an, daß ein Mensch zum Tode geführt ward! Wenige Stunden später, und die Riesenstadt hat bei ihrem Erwachen schon Kenntniß erhalten von der Vollstreckung des Urtheils, denn grellrothe amtliche Plakate verkünden an den Anschlagsäulen die Enthauptung des Mörders, und durch alle Straßen und Gassen, in die entferntesten Ecken und Winkel dringt die Kunde von der blutigen Sühne der blutigen That. Auch durch die Verbrecherkreise fliegt die Kunde, sie findet ihren Weg durch die stärksten Gefängniß- und Zuchthausmauern in die entlegensten Zellen hinein, überall Schrecken und Entsetzen verbreitend und eine eindringliche Saat ausſäend.

Gefährliches Unkraut.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Kampf ums Dasein ist nicht allein in der Thierwelt entfesselt, auch in dem stillen Pflanzenreiche ringt Art gegen Art. Wer Augen für das Walten und Weben der Natur hat, sieht diesen Kampf auf Schritt und Tritt. Der Naturforscher verfolgt ihn mit Interesse, der Landwirth mit tiefem Ingrimm, wenn die bebauten Aecker zu Schlachtfeldern in diesem stillen Kriege werden und die sorgsam gehegte Saat nutzbringender Pflanzen dem Unkraut unterliegt.

Da grünt im Frühjahr der Klee zur Freude des Landmannes, und das üppige Wachsthum verspricht einen guten Schnitt; allein obwohl der Himmel lacht und Regen und Sonnenschein in richtigem Maße abwechseln, verändert sich unverhofft das günstige Bild. Das frische Grün der Blätter schwindet, verdorrt senken sich die Pflanzen zu Boden, das ganze Kleefeld krankt, aber über den siechen Kulturpflanzen erhebt sich kerzengerade, lebensvoll, in violettrothen Blüthen prangend, der „Kleeteufel", der Urheber dieser Verwüstung.

Unter dem Schutze des Blätterdaches der Kleepflanze hat er gekeimt und sich spargelartig erhoben, während seine Wurzeln unter der Erde ihr Miniérwerk begannen. Er hat fadenartige Saugwurzeln ausgesandt und sie in die Wurzeln des Klees versenkt; hierdurch entzog er diesem seine Nahrung und wuchs als Schmarotzer auf fremde Kosten.

Wir wandern an einem andern Kleefeld vorüber; es steht in gutem Wachsthum, aber während wir unsern Blick darüber hinschweifen lassen, entdecken wir hier und dort breite muldenartige Vertiefungen, Stellen, an welchen der Klee zurückgeblieben ist und wie niedergetreten auf dem Erdboden liegt. Haben hier etwa Hirsche oder Rehe geäst? Durchaus nicht. Was wir vor uns haben, das ist wieder der stille Kampfplatz verschiedener Pflanzen. Auch hier ist der Klee einem Feinde erlegen, nur ist dieser nicht auf den ersten Blick sichtbar, er erhebt sein Haupt nicht so frech wie der Kleeteufel. Nähern wir uns der Stelle und bücken uns, so bemerken wir, daß die Kleepflanze von feinen gelben, röthlichen und purpurnen Fäden umstrickt ist. Das sind die blattlosen gelben Stengel der Kleeseide, welche mit kleinen weißen und röthlichen Blüthen besät sind. Auch die Kleeseide ist ein Schmarotzer, ernährt sich jedoch auf andere Weise als der Kleeteufel. Ihr Samen keimt zusammen mit der Kleesaat; er entsendet fadenartige Wurzeln in die Tiefe der Erde und fadenförmige Stengelchen hinauf an die Oberfläche. Diese feinen Ranken suchen gleich denen der Ackerwinden die Stengel des Klees zu umspinnen. Ist ihnen dies gelungen, so bohren sie sich mit Saugwurzeln in das Innere der Stengel ein und haben damit ihre Existenz als Stengelschmarotzer begründet. Denn von diesem Augenblick an stirbt die Wurzel der Kleeseide ab und der Schmarotzer nährt sich nur noch vom Safte der Kleepflanze. Diese siecht natürlich dahin, die Kleeseide aber spinnt ihre Netze weiter aus und treibt lebenskräftig ihre Blüthen.

Eine ähnliche Windenpflanze, die „Flachsseide", nistet sich auf den Flachsfeldern ein und bewirkt hier in gleicher Weise ihre Verheerungen.

Geht in den geschilderten Fällen das Schmarotzerthum gleichsam hinterlistig vor, so sehen wir andere Arten des Unkrauts in ritterlicher oder raubritterlicher Art zum offenen Kampfe gegen die Kulturpflanzen ziehen.

Im Sommergetreide, auch auf Kartoffelfeldern, erblickt man öfter eine bis zu 60 cm hohe Pflanze mit krautigem einfachen oder ästigen Stengel und lanzettlichen Blättern. Die unteren Blätter sind fiederspaltig, die oberen einfach. Die Pflanze ist blaugrün an Stengel und Blatt, oben aber trägt sie leuchtend gelbe Strahlen- und Scheibchenblüthen. Ihr lateinischer Name lautet Chrysanthemum segetum, im Volksmunde heißt sie die „gelbe Wucherblume". Sie macht ihrem Namen alle Ehre, denn wo sie sich einmal eingestellt hat, verwandelt sie den Acker bald in ein schön gelbes, aber nichts weniger als gewinnbringendes Blumenfeld. Wegränder sind ihre Niststätten, von denen aus sie meistens ihre Raubzüge gegen die Aecker unternimmt.

An Wegrändern und feuchten Gräben lauert auch der gemeine Huflattich, hervorstechend durch seine großen, bis 25 cm im Querdurchmesser haltenden, herzförmigen, auf der Unterseite weißwollig behaarten Blätter. Er blüht frühzeitig, schon im März und April; seine Blüthen sind denen der Kuh- oder Kettenblume ähnlich, unterscheiden sich von diesen jedoch durch die wollige Behaarung und den Besitz von schuppigen braunen Blättchen. Wenn die goldgelben Blüthenköpfchen des Huflattichs welken und der Samen zu reifen beginnt, dann wächst noch der Blüthenschaft in die Höhe, der einen möglichst hohen Standpunkt zu erreichen sucht;

Digitized by Google

denn sein Samen ist beflügelt, und so strebt die Pflanze danach, ihn dem Winde möglichst günstig darzubieten, damit er dann weit über Aecker und Felder verbreitet werde.

Wie einst die Mongolenschwärme den Drang nach dem Westen verspürten, so wandert ferner ein dürres gelbes Unkraut von Osten gen Westen. Es ist das „Frühlingskreuzkraut" (Senecio vernalis), das in unseren östlichen Provinzen auf Sandfeldern und Schonungen besonders zahlreich verbreitet und bereits bis nach Brandenburg vorgedrungen ist. Es blüht zweimal im Jahre, im Mai bis Juni und im September bis November; sein befiederter Samen wird wie der des Huflattichs vom Winde verweht.

Auch die Wiesen haben ihre gefährlichen Feinde. An den Ufern der Flüsse und Bäche, an Grabenrändern wächst die „gebräuchliche Pestwurz" (Petasites officinalis), die mit außerordentlich großen Blättern ausgestattet ist; erreichen doch diese sogar 40 cm im Querdurchmesser. Wo sich die Pestwurz ausgebreitet hat, da wächst kein Gras.

Der Landwirth kennt diese seine Feinde, und verschiedene Regierungen haben Verordnungen erlassen, laut welchen die Grundbesitzer verpflichtet sind, die genannten Arten von Unkraut auf ihren Feldern zu vernichten. Es genügt aber dabei nicht, diese Feinde der Felder vom Acker zu entfernen und abseits zu werfen, sondern man muß sie wirklich vernichten, was am einfachsten durch Verbrennen geschieht.

Um nun die Landwirthschaft im Kampfe gegen das Unkraut zu unterstützen, hat der Realgymnasiallehrer B. Farwick die geschilderten Schädlinge in naturgetreuen farbigen Abbildungen auf sechs Tafeln zusammengestellt (Verlag von Fr. Wolfrum, Düsseldorf). Dieselben eignen sich vorzüglich als Lehrmittel für den Anschauungsunterricht in den Schulen. Der Kampf des Menschen gegen das Unkraut ist an sich ein fesselndes Thema, die Vorführung und Besprechung jener gefährlichen Pflanzen bietet außerdem mehrere pädagogische Vortheile. Der Schüler lernt nicht nur die Pflanzengestalten kennen, er wird auch in merkwürdige Geheimnisse des Pflanzenlebens eingeführt, und zugleich wird in ihm durch den Hinweis auf die Verpflichtung, die Schädlinge auszurotten, der gemeinnützige Sinn wachgerufen oder gestärkt.

Aus diesem Grunde möchten wir die Farbendrucktafeln „Wucher- und Schmarotzerpflanzen, deren Vertilgung behördlich angeordnet ist," als Bildungsmittel für die Jugend den Schulen zur Beachtung empfehlen.

Es wird gut sein, den Winter zum sorgfältigen Studium der Tafeln zu benutzen, damit die bösen Feinde im kommenden Frühjahr die Vertheidiger des heimathlichen Bodens wohl gerüstet finden. **Z.**

Deutsche Originalcharaktere des achtzehnten Jahrhunderts.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Dr. Salomon Morgenstern.

Von Rudolf v. Gottschall.

Es gab unter den deutschen Gelehrten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr sonderbare Käuze, und namentlich die Gewaltherrschaft des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen brachte es zuwege, daß Universitätsprofessoren sich in Hofnarren verwandelten und dabei mit den höchsten Ehren und Titeln ausgezeichnet wurden. Es gab gelehrte „Spottgeburten", welche dazu besonders veranlagt waren und sich in diesem trüben Fahrwasser mit großem Behagen bewegten, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, ihrer Gelehrsamkeit zu nahe zu treten. Zu diesen Zwitternaturen, deren Nachruhm in einem zwiespältigen Lichte schillert, gehört auch Dr. Salomon Morgenstern, der zu zwei preußischen Königen in nahen Beziehungen stand, zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., und als ein Erbstück des gestrengen Vaters auf den genialen Sohn überging, welcher sonst von dem Hofinventar des Soldatenkönigs wenig genug herübernahm.

Salomon Morgenstern war am 8. April 1706 zu Pegau im Kursächsischen geboren, besuchte das Gymnasium zu Altenburg und ging in seinem zwanzigsten Jahre auf die Universität Jena, um sich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Nach beendigtem Studium wurde er in Leipzig Magister der Theologie und bald darauf Professor in Halle, wo er indeß seine theologischen Studien, wie es scheint, an den Nagel hing und vorzüglich über Geographie und Geschichte las.

Schon in jungen Jahren hatte er Tüchtiges geleistet und sich einen Namen gemacht. Im Jahre 1734 war seine „Staatsgeographie von Rußland" erschienen, durch welche er der Kaiserin Elisabeth bekannt wurde, die ihn mit einem Gehalt von 1000 Thalern nach Petersburg berief. Das war ein schöner Erfolg für einen Gelehrten von 28 Jahren; man darf daher die wissenschaftlichen Verdienste des kleinen Morgenstern nicht unterschätzen.

Seine Persönlichkeit aber war sehr seltsamer Art, und gerade das Auffallende seiner äußeren Erscheinung, wie es auch auf dem von uns gebrachten alten Porträt hervortritt, sollte für sein Schicksal entscheidend werden. Der kleine possierliche Mann, etwas verwachsen, drollig in Haltung und Bewegungen, erlebte bei seiner Durchreise nach Petersburg in Berlin ein merkwürdiges Abenteuer.

Der wachhabende Offizier am Thore zu Potsdam habe, so wird erzählt, den Gelehrten wegen seiner komischen Persönlichkeit dem König gemeldet, dieser habe das Original zur Audienz befohlen und, da er allen seinen Anforderungen an einen Hofgelehrten entsprach, ihm erklärt, er dürfe nicht weiter reisen. Morgenstern erwähnte seine günstigen Aussichten in Rußland, entschloß sich indessen, zu bleiben, als ihm die Stelle eines Königlichen Hofraths mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung in Potsdam angeboten wurde. Er trat sogleich ins Tabakskollegium ein; denn darauf kam es dem König in erster Linie an, einen Ersatzmann für den seligen Gundling zu haben, der in diesem Kollegium die Zeitungen vorgelesen und erklärt hatte und nebenbei die Zielscheibe der rohesten Soldatenwitze gewesen war.

Es gehörte Muth dazu, im Tabakskollegium die Wissenschaft zu vertreten, da die tapferen Haudegen, die dort zechten, dieselbe für eitel Narretei hielten. Die Schicksale Gundlings mußten allen zur Warnung gereichen, welche nach ihm so gefährliche Pfade wandeln wollten. Gundling war Professor an der Ritterakademie und Rath bei dem Oberberoldsamt gewesen. König Friedrich Wilhelm I. hatte diese Aemter bei seinem Regierungsantritt aufgehoben und Gundling dafür zum Hofrath und Zeitungsberichterstatter im Tabakskollegium ernannt. Gundling war von da an der ständige Begleiter des Königs; er wurde Oberceremonienmeister und Nachfolger des großen Leibniz in der Stellung eines Präsidenten der Berliner Akademie. Aber damit war es der vom Könige ironisch gemeinten Ehren noch nicht genug. Der Gelehrte des Tabakskollegiums wurde in den Freiherrnstand erhoben, mit sechzehn Ahnen väterlicher und mütterlicher Seite, und zum Kammerherrn ernannt. Das alles mochte für einen jungen Mann wie Morgenstern etwas Verlockendes haben, und doch konnte er sich wohl nicht darüber täuschen, daß diese Würden keineswegs vor dem Hohne des Königs und seiner Umgebung schützen konnten. Pflegte man doch dem Herrn von Gundling allerlei Figuren von Eseln, Affen und Ochsen an sein Staatskleid zu heften, zwang man ihn doch, aus den Zeitungen über seine eigene Person die boshaftesten Artikel vorzulesen, welche der König selbst an die Redaktionen hatte schicken lassen; man setzte ihm einen Affen zur Seite, der ganz so wie er selbst gekleidet und mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückt war. Zu Wusterhausen, wo stets einige junge Bären im Schloßhof herumliefen, legte man dem armen Gundling ein paar davon ins Bett, und obschon ihre Vorderfüße verstümmelt waren, so hätten sie ihn doch fast totgedrückt. Ein andermal schrieb Gundlings Nebenbuhler im Tabakskollegium, Faßmann, eine derbe Satyre gegen diesen unter dem Titel „Der gelehrte Narr" und mußte sie Gundling im Kollegium überreichen. Dieser, hochroth vor Zorn, ergriff eine zum Pfeifenanbrennen mit glühendem Torfe gefüllte kleine Pfanne und warf sie Faßmann ins Gesicht. Sofort bearbeitete der Angegriffene, nach den nöthigen Vorbereitungen, vor den Augen des Königs Gundling derart mit der Pfanne, daß derselbe vier Wochen lang nicht zu sitzen vermochte. Seitdem kam es öfters zum Faustkampf zwischen den gelehrten Herren. Sogar eine Leichenfeier ins Lächerliche zu ziehen, scheute sich der König nicht: er ließ Gundling, als dieser starb, in einem mächtigen Weinfaß begraben, trotz aller Einsprüche der Geistlichkeit! Und jene Züchtigung mit der Rauchpfanne, das Begräbniß im Weinfaß waren „Auszeichnungen" für den Nachfolger von Leibniz, für den Präsidenten der Berliner Akademie! Die Gelehrten waren dem König nur „Pedanten, Tintenkleckser, Schmierer", und er behandelte sie demgemäß.

Wenn Morgenstern sich durch das alles nicht irremachen ließ und nach Gundlings Ehren trachtete, so glaubte er vielleicht, das Mißgeschick seines Vorgängers vermeiden zu können. Gundling hatte alle Würde dadurch eingebüßt, daß er ein Säufer geworden war. Auch kam es Morgenstern zu statten, daß er nicht der einzige war, der die Rolle eines Hofprofessors und Hofnarren, welche

beide innig verschmolzen waren, zu spielen hatte. Sein Genosse war ein entlaufener Mönch, ein Tiroler Namens Graben zum Stein, im Spott Graf zum Stein genannt und ebenfalls hoher Ehren gewürdigt; denn er wurde Vicepräsident der Akademie und Ceremonienmeister. In dem Diplom, das dem Vicepräsidenten am 19. Januar 1732 ausgestellt wurde, mußte sich nicht nur dieser „Astralicus", wie sein Spottname lautete, sondern auch die ganze Akademie den bittersten Spott gefallen lassen; sie sollte darüber wachen, daß die Kobolde, Alpen, Irrwische, Wassernixen, verwünschte Leute und Satansgesellen ausgerottet würden; wenn der Graf zum Stein dergleichen Ungeziefer tot oder lebendig bei dem König einliefern würde, solle er für das Stück sechs Thaler Belohnung erhalten. Die vergrabenen Schätze sollte man mit der Wünschelruthe durch Segenssprüche, Alraunen und auf andere Art heben, wobei der Graf zum Stein den vierten Theil davon erhalten werde. Die Kalender müsse er so einrichten, daß die Prognostica glücklich getroffen, der guten Tage soviel als möglich eingesetzt, die bösen aber vermindert würden. Der Graf habe ferner Anzeige zu machen, wenn der Thierkreis sich am Himmel verrücke, Mars einen freundlichen Blick auf die Sonne werfe oder mit der Venus, dem Saturn und dem Mercurius im Quadrat stehe.

Morgenstern in seinem Studierzimmer.

Es scheint in der That, daß die schlimmste Erbschaft Grundlings auf die Schultern des „Grafen" abgeladen wurde, während der Knirps Morgenstern trotz seiner ihn zum Hofnarren stempelnden Erscheinung ein gewisses Ansehen zu behaupten wußte. Das hinderte freilich nicht, daß der König unter Beiziehung des Tirolers auch mit ihm einen Hauptspaß veranstaltete, um zu zeigen, wie gründlich er die Gelehrsamkeit verachte. Morgenstern und Astralicus sollten an der Hochschule zu Frankfurt an der Oder ein wissenschaftliches Duell ausfechten über das Thema „Gelehrte sind Salbader und Narren".

Am 10. November 1737 kam der König in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern einherritt, nach Frankfurt. Tags darauf fand die Disputation statt. Der König war mit seinen Offizieren frühzeitig erschienen; Morgenstern hatte das Katheder bestiegen und zwar in einer merkwürdigen Kleidung. Er trug ein mit lauter silbernen Hasen gesticktes blausamtenes Kleid mit großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste, eine sehr große über den ganzen Rücken herunterhängende Perücke, statt des Degens einen Fuchsschwanz und auf dem Hute statt der Federn Hasenhaare. Der König hatte den Professoren durch die Pedelle ansagen lassen, sie möchten erscheinen, um Morgenstern zu opponieren; doch fehlten viele Professoren, als der König schon an Ort und Stelle war. Er ließ sie holen und sagte zu den Offizieren: „Morgenstern ist klüger als alle Professoren. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser als ein Zentner Universitätsweisheit."

Man erstaunt, wenn man in diese Komödie berühmte Namen mitverwickelt sieht, welche der Wissenschaft zur Ehre gereichen. Der Rektor der Universität war der Geheime Rath Johann Jakob Moser, ein Württemberger, mit Recht der Vater des deutschen Staatsrechts genannt, zugleich ein Mann von unabhängiger Gesinnung, der später für seinen Muthesmuth im Kampfe für die ständischen Rechte Württembergs gegenüber dem gewaltthätigen Herzog Karl mehrere Jahre lang in der Festung Hohentwiel eingekerkert wurde. Auch in Frankfurt gab er sich nicht dazu her, die Wissenschaft zum Harlekinsspiel zu erniedrigen, und weigerte sich entschieden, dem Dr. Morgenstern zu opponieren. Dieser Mannesstolz vor Königsthronen schien doch seine Wirkung nicht zu verfehlen; wenigstens hielt es der König für angebracht, etwas zu äußern, was fast wie eine Entschuldigung klang. „Was ist's denn?" meinte er. „Jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren. Einer (auf Moser deutend) hat den geistlichen Hochmuthsnarren, ein anderer einen anderen; es ist ja nur erlaubter Spaß." Nachdem er sich so mit seinem Gewissen abgefunden hatte, rief er den Studenten zu: „Scheut Euch nicht, Jungen, tretet näher und beweist Morgenstern, daß er ein Narr ist."

Jetzt begann ein unbeschreiblicher Tumult; Morgenstern wußte sich vor dem Andrang der beweiskräftigen Jugend nicht zu helfen, und der Rektor selbst mußte eingreifen, um die Ruhe wieder herzustellen. Es fanden sich mehrere Professoren, die den Stolz Mosers nicht theilten und auf den Spaß des Königs eingingen. So entwickelte sich ein scharfes Wortgefecht, bis nach einer Stunde der König innehalten ließ. Er machte Morgenstern ein großes Kompliment, drehte sich um, pfiff und klatschte in die Hände. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiel.

Morgenstern blieb bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. dessen Vertrauter, das erfahren wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen. Der König schloß sich mehrmals mit ihm ein und ließ sich von ihm ungestört über alle Hof- und Familiengeschichten Auskunft geben. Morgenstern war eben darin aufs beste bewandert, wie er denn überhaupt zum Spionieren ein angeborenes Talent hatte. Doch war er unparteiisch in seinen Berichten und trat niemand zu nahe. Die Königin wußte dies wohl; sie ertheilte ihm eine Belohnung und sagte ihm ihren Schutz zu.

König Friedrich Wilhelm I. dachte schon im Jahre 1738 ernstlich daran, abzudanken — darüber lassen Morgensterns Denkwürdigkeiten keinen Zweifel übrig. Es war dem König vollkommen Ernst damit, und in langen Gesprächen mit seinem Günstling wurde erwogen, was nach der Abdankung geschehen solle. Anfangs wollte sich der König nach Wusterhausen zurückziehen, dann aber in die Niederlande, und es wurde von ihm und Morgenstern ein genauer Plan ausgearbeitet, wie das alles künftig eingerichtet werden, wo der König seinen Wohnsitz aufschlagen, ja sogar, welche Kleider er tragen solle. Es war da von einem ganz braunen Tuchkleid und schwarzseidenen Strümpfen mit Wickeln die Rede. Noch auf seinem Kranken- und Sterbebett kam der König auf diesen Plan zurück und verhandelte darüber aufs neue mit Morgenstern, der auch in der letzten schweren Zeit nicht von seiner Seite wich.

Der kleine Gelehrte war ein findiger Kopf und sehr verwendbar fürs Auskundschaften und Vorbereiten großer Pläne, das erkannte auch Friedrich II., der Morgenstern in seinen Stellungen beließ, nachdem er die Regierung angetreten hatte. Kaum hatte er die Absicht gefaßt, Schlesien zu erobern, als er den Vertrauten seines Vaters, das unscheinbare Männlein, in die schlesische Hauptstadt schickte, um dort die nöthige Stimmung für den beabsichtigten Staatsstreich hervorzurufen, der die gute Stadt Breslau, die sich, so abhängig sie von österreichischen Einflüssen war, doch ihrer Unabhängigkeit rühmte, in eine preußische Stadt verwandeln sollte. Und nun zeigte sich das merkwürdige Schauspiel, daß ein in Hofkreisen heimischer Gelehrter, der sich zu allerlei Narrheiten hatte hergeben müssen und unter dem Stockregiment eines Gewaltherrschers zu stehen gewohnt war, sich auf einmal in einen Volksredner und Volksverführer zu verwandeln wußte und auf die Bürger und Handwerker von Breslau den größten Einfluß gewann. Morgenstern war der beredsame Wühler, welcher dem Vorgehen des Königs Friedrich II. von Preußen in Schlesien die Bahn öffnete.

Friedrich hatte das Schwert gezogen, die Preußen waren in Schlesien eingerückt. Das Oberamt in Breslau und ein Theil des Rathes waren österreichisch gesinnt und unterstützten die Forderung der Oesterreicher, Breslau möge die kaiserlichen Truppen aufnehmen. Dagegen aber wandten sich die Zünfte und die Bürgerschaft, sich auf das alte Recht der Stadt stützend, neutral zu bleiben, eigene Besatzung zu haben und beiden feindlichen Heeren die Pforten zu verschließen. Einer der eifrigsten Vorkämpfer dieses Rechts war der Beischuster Döblin, der sein Handwerk längst beiseite geworfen, sich auch nie in der Schusterzunft großen Ansehens erfreut

Digitized by Google

hatte, weil er keine selbständigen Kunstwerke lieferte, sondern Stiefel und Schuhe nur zu flicken und zu besohlen pflegte. Dafür war er ein gewaltiger Redner vor dem Herrn, und nach dieser Seite hin zollten ihm alle Zünfte ohne Ausnahme begeisterte Anerkennung.

Mit dem Beischuster schloß nun Morgenstern innige Freundschaft; er gab sich zunächst Mühe, Stimmung zu machen und das Volk einzunehmen für den jungen König von Preußen, dessen Vorzüge er in das hellste Licht zu setzen wußte. Und wenn die beiden im Breslauer Rathskeller ihre feurigen Reden hielten, so vergaßen alle, auf die „Lümmelglocke" zu hören, welche das Zeichen gab, den Keller zu schließen. Der Hofrath und der Beischuster standen auch an der Spitze der Volksmenge, die, ins Rathhaus eindringend, den hohen Rath nöthigte, den Einmarsch österreichischer Truppen abzulehnen und die Selbständigkeit der gemeinen und freien Stadt Breslau aufrecht zu erhalten. Friedrich unterschrieb den Vertrag der Neutralität, aber mit dem Zusatz „unter den jetzigen Konjunkturen und so lang sie dauern werden", ein Zusatz, auf den die Weisheit der Breslauer Rathsmänner nicht sonderlich achtete. Dr. Morgenstern hatte inzwischen über die Stimmung der Breslauer dem König genauen Bericht erstattet, und dieser hielt bald darauf als Gast des Rathes seinen Einzug in die Stadt, auf schnaubendem Schimmel, im blausamtenen Kleide mit weißen Achselbändern, mit dem silbernen Sterne geschmückt, über all dem Ganze einen schlichten blauen Mantel. Das war der erste Triumph des kleinen Morgenstern, denn hinter diesem harmlosen Einzug und der Gastfreundschaft der neutralen Stadt lauerten ganz andere Dinge!

Doch es bedurfte zum völligen Triumphe vor allem eines Sieges: das österreichische Heer mußte geschlagen werden, und das geschah in der ruhmreichen Schlacht bei Mollwitz. Nun brauchte der König Geld und schrieb eine Steuer aus für ganz Schlesien — die Beredsamkeit Morgensterns und seines Genossen Döblin brachte es dahin, daß die Breslauer Zünfte sich aus freien Stücken erboten, diese Steuer mit aufzubringen. Darauf konnte sich der kleine Doktor viel zugute thun; denn es gehört zu den seltensten Ereignissen der Geschichte, daß sich eine Bürgerschaft dazu drängt, eine freiwillige Steuer zu zahlen. Und als dann nach der Schlacht bei Mollwitz die Oesterreicher sich durch Hinterlist der schlesischen Hauptstadt zu bemächtigen suchten, wobei Intriguen der Nonnen und der adeligen Damen, jene bekannte „Verschwörung der Frauen", mitspielten, da war Morgenstern mit seiner feinen Spürnase wieder auf dem Platze und half nach Kräften diese geheimen Gespinste entwirren und den Einzug der preußischen Truppen, der jetzt eine politische Nothwendigkeit geworden war, vorbereiten. So hatte dieser „Hofnarr als Demagoge" nicht geringen Antheil daran, daß Breslau eine preußische Stadt wurde.

Morgenstern verscherzte auch später nicht die Gunst des großen Königs, der ihn zum Vicekanzler von Schlesien ernannte. 1756 wurde er von Friedrich nach Potsdam berufen, wo er bis zu seinem Tode am 16. November 1785 blieb. Der kleine Mann hatte ein Alter von fast 80 Jahren erreicht.

Das nachgelassene Werk von Hofrath Morgenstern „Ueber Friedrich Wilhelm I." erschien im Jahre 1793. Es ist eine sehr beachtenswerthe Schrift; denn Morgenstern war wie wenige in der Lage, ein Charakterbild dieses eigenartigen Fürsten zu entwerfen, dessen Vertrauen er bis zuletzt genoß; er verschweigt seine Fehler nicht, aber er entschuldigt sie und rechnet am Schlusse den König zu den wahrhaft großen Fürsten, die für das Glück ihrer Völker regiert haben.

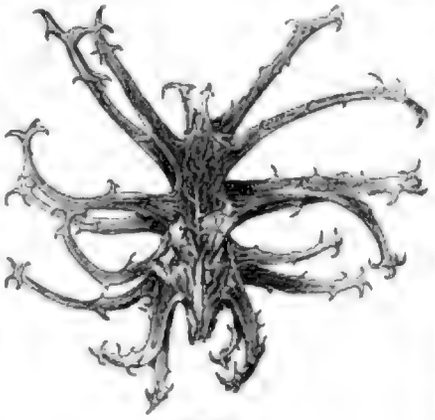
Der Verfasser selbst, eine der buntscheckigsten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts — Gelehrter, Diplomat und Hanswurst, je nachdem die eine oder die andere dieser Schubladenrollen angebracht war oder auf höheren Befehl gespielt werden mußte, gehört weder zu den Zierden der deutschen Wissenschaft, noch zu den Staatsmännern von Ruf und Bedeutung; sein Charakter war nicht makellos; er war geizig, eigensinnig und Anhänger einer cynischen Denkweise; für die Stellung der Gelehrten jener Zeit aber ist dieser närrische Kauz neben Gundling in hohem Maße bezeichnend, er ist überhaupt eines der eigenartigsten und drolligsten Exemplare, welche die deutsche Professorengeschichte aufzuweisen hat.

Blätter und Blüthen.

Distanzritt und Humanität. In den ersten Oktobertagen hat sich zwischen Berlin und Wien ein Schaustück abgespielt, das die Augen von ganz Europa auf sich lenkte und die öffentliche Aufmerksamkeit, insbesondere in Deutschland und Oesterreich Ungarn, lebhaft beschäftigte.

Es war ein Wettreiten veranstaltet zwischen deutschen und österreichisch-ungarischen Offizieren, und zwar in der Weise, daß die Deutschen von Berlin nach Wien, die Oesterreicher von Wien nach Berlin zu reiten hatten. Hohe Preise waren für die Finalisten ausgesetzt, und zu dem Sporn, der in diesen respektablen Summen und in zwei Ehrenpreisen lag, trat noch der landsmannschaftliche Ehrgeiz — wer reitet besser, der Deutsche oder der Oesterreicher?

Ein tapferes Reiterstück, männliche Kraft, Geistesgegenwart und Ausdauer wissen auch wir zu schätzen, und wenn es bei dem geblieben wäre, was anfangs wohl mit diesem Distanzritt in Aussicht genommen war, nämlich zu zeigen, was ein tüchtiger Reiter mit seinem guten Rosse leisten kann, ohne das letztere zu Schanden zu reiten, so hätten die Sieger allgemeinen Beifalls sicher sein dürfen. Aber es ist leider ganz anders gekommen!



Wollspinne.

Es wurde geritten, schneidig und scharf, Tag und Nacht, mit spärlicher Ruhe und spärlicher Nahrung, erst wohl in fröhlichem Trab, zuletzt in hastigem Vorandrängen — und sie kamen an, die edlen Renner, todmüde und abgetrieben, mit frorenzerfetzten Flanken und striemenbedecktem Leib, mit hängender Zunge und stumpfen verglasten Augen; wenige Stunden am Ziele, und sie mußten elend verenden, wenn sie nicht schon unterwegs auf der Strecke geblieben waren, einer um den anderen ein Opfer für — ja, was war's, wofür sie geopfert wurden?

Es gehört zu den Obliegenheiten unserer Heeresleitung, sich über die Leistungsfähigkeit des ihr zu Gebote stehenden Materials an Menschen und Thieren Klarheit zu verschaffen. Es ist dies von höchster Bedeutung für den Krieg, also für die Vertheidigung des Vaterlandes. Hätte sich der Ritt in dem durch diese Pflicht gegebenen Rahmen gehalten, hätte man sich, wie es zweifellos der schon angedeutete ursprüngliche Gedanke der Veranstalter war, darauf beschränkt, festzustellen, wieviel ein geübter Reiter auf gut eingerittenem, sorgfältig trainiertem Pferde im Dauerritt zu leisten vermöge, ohne dabei samt seinem Rosse dienstunfähig zu werden, so hätte sich dagegen nichts einwenden lassen.

Leider ist die Ausführung diesem Gesichtspunkt nicht treu geblieben. Die Idee des Distanzritts Berlin-Wien verwandelte sich während der Ausführung in eine reine Sportsidee, und diese Ausartung des ursprünglichen Plans ist es, welchem von rund zwei hundert edlen Pferden an die dreißig zum Opfer gefallen sind, deren nicht zu gedenken, die infolge der übermäßigen Anstrengungen zu elenden Krüppeln herabgesunken sind, kaum noch fähig, als Droschkengäule traurigster Sorte ihr Dasein zu beschließen.

Und darum hat sich mit Recht die öffentliche Meinung empört über die Scenen, die sich in diesen Oktobertagen zwischen dem Tempelhofer Steuerhäuschen und Floridsdorf abgespielt haben! Wie, dürfen wir künftig mit pharisäischem Gerechtigkeitshochmuth auf die Stiergefechte der Spanier herabschauen? Wie, dürfen wir auch künftig dem armen Karrenführer die Polizei auf den Hals schicken, wenn er um seines kümmerlichen Erwerbes willen sein kläglich verkommenes Thier einmal übermäßig anstrengt und es mit grausamen Peitschenhieben vorwärts treibt? Wahrlich, zwischen Wien und Berlin ist Schlimmeres geschehen in diesen Tagen, und die, welche die Verantwortung dafür tragen, können nicht die Entschuldigung für sich beanspruchen, daß sie nicht wußten, was sie thaten.

Man sage nicht: wer konnte ahnen, daß es so gehen würde! Wir können nicht annehmen, daß die Theilnehmer an dem unheilvollen Ritte sich über die Leistungsfähigkeit ihrer Pferde so sehr im Unklaren befunden haben, daß sie die Folgen nicht hätten voraussehen können; jedenfalls mußten sie im Verlauf des Ritts die unzweideutigste Aufklärung gewinnen, wohin die Ueberspannung sie führen würde, und sie mußten die Aufregung, welche sie dem Ziele entgegentrieb, bemeistern.

Nun das Unglück geschehen ist, bleibt uns nur noch übrig, die Hoffnung auszusprechen, daß ein derartiger Versuch in diesen Formen nicht wieder

holt werde. Wir aber reichen den Preis denjenigen Reitern, denen menschliches Mitgefühl mit ihren Thieren über sportlichen Ehrgeiz ging und die unterwegs lieber den weiteren Wettbewerb aufgaben, als daß sie sich zu Mitschuldigen an einer jammervollen Thierquälerei gemacht hätten!

Die Wollspinne. (Mit Abbildung S. 738). Es dürfte wenige Pflanzengebilde geben, welche ein vom Herkömmlichen so abweichendes Aeußere besitzen wie die Wollspinne oder Grapple-plant (Harpagophyton procumbens), von welcher unsere Abbildung eine mittelgroße Frucht in halber Größe darstellt. Die ausdauernde, krautige Pflanze ist in Südwestafrika einheimisch, hat also für unsere Kolonialfreunde noch ganz besonderes Interesse. Sie kriecht am Boden entlang und entwickelt auch auf demselben ihre Früchte. Die Ursachen für ihre wunderliche Gestaltung lassen sich unschwer finden. Die an der Erde liegenden Früchte könnten nur schwer verbreitet werden, wenn sie nicht besondere Einrichtungen besäßen, welche eine Weiterbeförderung ermöglichen. Als solche Verbreitungsausrüstungen wirken nun die mit starken Haken besetzten Arme, welche in trockenem Zustand sämmtlich etwas aufwärts gekrümmt sind. Wehe dem Thiere, das auf eine solche zähholzige Frucht tritt. Die Arme klammern sich an den Fuß des unglücklichen Opfers, peinigen und martern es, so daß es vor Schmerz davon flieht und sich unterwegs durch Stoßen und Stampfen von dem Unhold zu befreien versucht. Dabei wird die Frucht schließlich an der Spitze gesprengt und die Samen fallen nach und nach aus der oberen Oeffnung, weit entfernt von dem Standorte der Mutterpflanze. Die in Südafrika in großen Herden vorkommenden Wiederkäuer, besonders Antilopen, dann aber auch das von den Europäern eingeführte Rindvieh sind die hauptsächlichsten Verbreiter der Pflanze. Uebrigens zeigen Verwandte dieser zu der Familie der Pedaliaceae gehörigen Art ebenfalls ähnliche Haftvorrichtungen, wie z. B. das bisweilen in Gärten gezogene Gemshorn (Martynia proboscoidea). Udo Dammer.

Wohnung und Krankheit. Als die Cholera vor wenigen Monaten an der Küste des Kaspischen Meeres den Boden von Europa betrat, da fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen, die das Vorhandensein einer Gefahr für Deutschland leugneten. Andere sahen schwärzer und behielten leider recht. Die Cholera wußte die Verkehrsmittel der Neuzeit, die Dampfer und Eisenbahnen, zu benutzen, in raschem Fluge durchbrauste sie die weite Länderstrecke vom Kaspischen Meere bis zur Ostsee, und ehe der Sommer zur Neige ging, forderte sie auch schon ihre Opfer auf den Schiffen, die jenseit des Oceans im Hafen von New-York lagen. Indem die Cholera so auch bei uns Tausende niederstreckte, gab sie die empfindliche Lehre, daß die Fortschritte der Hygieine in den Großstädten noch nicht zur vollen Geltung gelangt sind. Ein Umstand war es vor allem, der in Hamburg neben der schlechten Beschaffenheit des Trinkwassers der Ausbreitung der Seuche Vorschub leistete — der mangelhafte Zustand der Wohnungen.

Im letzten Halbheft der „Gartenlaube" ist das Kapitel „Gesundheit und Stadterweiterung" behandelt und dabei ausgeführt worden, daß es Pflicht der Gemeinde und des Staates sei, für gesunde Wohnungen zu sorgen. Wir wollen heute unsere Aufmerksamkeit auf eine andere Seite der Sache richten. Auch wenn der Staat und die Gemeinde in der angeführten Richtung ihre Pflicht vollauf gethan haben, so ist damit doch nur die Hälfte der Aufgabe gelöst, denn das zweckmäßig gebaute Haus allein schützt uns nicht; es kommt noch darauf an, wie wir es erhalten, wie wir in ihm leben. In den herrlichsten Palästen kann man unge und wohnen.

Man braucht dabei nicht bloß an die Cholera zu denken, die uns nur in Zwischenräumen heimsucht, andere Seuchen bedrohen uns zu jeder Zeit und fordern mehr Opfer als jene asiatische Plage. Da ist der gefürchtete Typhus, der Würgengel der Kinderwelt — die Diphtherie und der schlimmste Feind der europäischen Menschheit, die Tuberkulose. Gegen diese und andere einheimischen Feinde müssen wir stets gerüstet sein, und wenn wir es sind, dann sind wir auch gegen die Cholera gewappnet und brauchen sie nicht zu fürchten.

Die Natur der Seuchen ist erst seit wenigen Jahren erkannt worden, und neu sind noch die Maßregeln, die zur Verhütung dieser Geißeln der Menschheit angewendet werden sollen. Daraus erklärt es sich, daß sie weiteren Volkskreisen nicht genügend bekannt sind und daß hier Unterlassungssünden selbst dort vorkommen, wo eine Schar gebildeter Männer über das Wohl und Wehe der Stadt zu wachen hat. Noch mehr werden aber solche Unterlassungssünden in der privaten häuslichen Hygieine begangen. Eine Wandlung zum Besseren kann nur durch zweckmäßige Belehrung des Volkes erzielt werden. Die Schule bietet in dieser Beziehung fast nichts; die Schüler verlassen meist die Schulbänke, ohne auch nur die wichtigsten Grundsätze der Gesundheitspflege zu kennen. Hier wäre also zuvörderst Hand anzulegen. Aber selbst wenn das ausgeführt wird, so wird doch mit der Schulweisheit allein auch in der Zukunft niemand sein Leben durch auskommen. Er muß sich vielmehr selbst fortbilden, muß Zeit finden, nicht nur Tagesblätter und Romane, sondern auch belehrende Bücher zu lesen. Diese Mahnung bezieht sich aber nicht allein auf Männer, sondern noch mehr auf Frauen. Die Frau waltet am häuslichen Herde, sie sorgt für die Erhaltung und Reinlichkeit der Wohnung, sie ist bei Krankheitsfällen in der Familie die erste naturgemäße Pflegerin, und so ist auch ihr Verhalten von der höchsten Bedeutung für das Gesunderhalten der Wohnung. Es ist darum von größter Wichtigkeit, die Hausfrauen hygieinisch auszubilden und sie zu lehren, wie den Keimen der Seuche der Zutritt zum Hause gewehrt, wie ein trotzdem entstandener Krankheitsherd mit einfachen Mitteln, namentlich durch eine vernünftige Krankenpflege, unterdrückt werden kann.

Dieses Ziel der Aufklärung, das heute in Anbetracht der Choleragefahr auch den sonst Gleichgültigeren so dringend erstrebenswerth scheint, das aber in Wirklichkeit stets und unablässig zu verfolgen ist, hat C. Falkenhorst in seinem volksthümlichen „Buche von der gesunden und praktischen Wohnung" verfolgt. Er bietet dem Leser hier eine erschöpfende Darstellung der Haushygieine in einer Form, die anregend wirkt, vor allem aber widmet er der Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten und einer vernünftigen Krankenpflege Beachtung. Wir möchten es darum als ein zeitgemäßes Fortbildungsbuch, als einen zuverlässigen Rathgeber allen denjenigen empfehlen, die als Hausvorstände über das gesundheitliche Wohl der Familie zu wachen haben.

Das Blücher-Denkmal für Caub. (Mit Abbildung.) Der Gedanke, dem geschichtlich denkwürdigen Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub einen Merkstein der Erinnerung zu widmen, ist kein neuer. Schon zwei Denksteine kennzeichnen die Stelle, wo die ersten Truppen der vereinigten preußisch-russischen Armee das linke Rheinufer in der Nacht vom 31. Dezember 1813 auf den 1. Januar 1814 erreichten, und den Plan, ein Denkmal für Blücher hier zu errichten, faßte schon vor nahezu zehn Jahren der jetzige Bürgermeister des Badeortes Neuenahr am Niederrhein, der Rittmeister a. D. Hepke. Kaiser Wilhelm I. stimmte seiner Absicht aufs lebhafteste zu, und nur der Umstand, daß die Sammlungen für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald durch anderweitige Aufrufe nicht durchkreuzt werden sollten, machte eine vorläufige Verschiebung wünschenswerth. Sobald dann das Niederwalddenkmal fertig war, stand der Inangriffnahme des Projektes nichts mehr entgegen, und heute darf man annehmen, daß die Vollendung des Werkes in nächster Zeit zur Thatsache werden wird. Schon sind etwa 36 000 Mark vorhanden, während etwa 50 000 Mark benöthigt werden. Die Grundsteinlegung soll im nächsten Frühjahr stattfinden.

Das Blücher-Denkmal für Caub.
Von Professor Fritz Schaper.

Als Platz für das Denkmal ist in Aussicht genommen eine Uferstelle in Caub, welche den Vorzug eines höchst malerischen Hintergrundes hat. Wohl wird ein weiter Ausbau in den Rhein hinein, eine Art Terrasse nöthig werden, um den nöthigen Raum zu gewinnen, aber der Denkmalsausschuß dürfte nicht ohne Erfolg auf die patriotische Theilnahme der deutschen Nation sich verlassen. Die Mehrkosten für diese Anlage werden sicher noch durch Gaben aus allen Gauen Deutschlands gedeckt werden.

Professor Fritz Schaper in Berlin ward dazu ausersehen, das Standbild zu schaffen, seit wenigen Tagen ist es im Modell vollendet, und wir zweifeln nicht, daß die ausgezeichnete Schönheit des Kunstwerks, von der auch unser Bild eine Vorstellung zu geben vermag, dazu beitragen werde, die weiteren Sammlungen kräftig zu fördern. Schapers Auffassung der Gestalt des volksthümlichen Helden ist eine ganz vortreffliche. Rückblickend auf die heranrückenden Heerscharen, deutet er den Weg an, den die Truppen zu beschreiten haben. Der Mantel flieht im eisigen Winde der Winternacht, das Antlitz zeigt mit besonderer historischer Treue die gutmüthigen Züge des tapferen Führers, die an ihm stets gerühmt wurden.

Und so wird sich denn in kürzester Frist an denkwürdiger Stelle das Bild des Marschalls Vorwärts erheben, zur Erinnerung an den Helden, dem Goethe in einer Grabschrift die Worte gewidmet hat:

„In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg,
Bewußt und groß — so riß er uns vom Feinde los."

Ferdinand Heyl-Wiesbaden.

Die neue Prachtausgabe von Uhlands Gedichten, welche soeben im Cotta'schen Verlag erschienen ist, wird ein großer Theil unserer Leser gewiß mit Freuden begrüßen. Es gab ja schon eine ältere Prachtausgabe der Uhlandschen Dichtungen. Hervorragende Künstler, ja die ersten Meister, wie Makart, Camphausen, Gabriel Max u. a., hatten daran mitgearbeitet und Zeichnungen beigesteuert, die man noch heute mit frischem Genuß betrachtet. Anderes freilich fiel der Veraltung anheim; auch die Technik der Vervielfältigung ist seitdem fortgeschritten. Kurz, es bedurfte einer Neugestaltung des alten Werkes, und diese ist nunmehr abgeschlossen. Eine Reihe begabter Künstler hat die Lücken gefüllt, welche unter dem Zwange des veränderten Geschmacks der Neuzeit in den alten Bilderschmuck gerissen werden mußten. Unsere heutige Nummer enthält zwei Proben aus der Reihe der neu hinzugekommenen Illustrationen, von denen die auf S. 716 eine Scene aus dem bekannten Liede darstellt: „Was klinget und singet die Straß' herauf?" während das Vollbild S. 717 die anmuthige Romanze von „des Goldschmieds Töchterlein" begleitet. So bietet sich nun das alte Werk in verjüngter Gestalt, dabei zu einem weientlich billigeren Preise, dem Leser dar. Gewiß wird die neue Prachtausgabe viel dazu beitragen, Uhlands Dichtungen heimisch zu machen unter seinem Volke.

Das Gesicht. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die „Gartenlaube" hat in der Kunstbeilage zu Halbheft 11 dieses Jahrgangs eine anmuthige Dar-

stellung des „Geschmacks“ gebracht, die dem Wiener Maler R. Rößler gelungen ist. Aus der Hand desselben Künstlers bringen wir heute eine Versinnbildlichung des Gesichts, hübsch erdacht und in ansprechender Gruppierung ausgeführt. Mit unverhohlenem Gefallen schmückt sich die Frauengestalt, die das Gesicht verkörpert, vor dem Spiegel, den ihr ein hilfsbereiter Putto vorhält, während ihr ein zweiter, selbst entzückt vom Glanz der edlen Metalle und Steine, die schimmernden Juwelen reicht. Als Sinnbild der Eitelkeit wiegt sich im Hintergrund ein Pfau: sehen, sich gefallen, gesehen sein wollen und Selbstgefälligkeit liegen nahe beieinander.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

C. B. in Pöltz. Vor den Nikolsonschen Chiffrenmeln haben wir bereits im Jahrgang 1880 der „Gartenlaube“, Heft 1, dringend gewarnt.

H. in Nattdor. Das Ueberwintern der Goldfische hatte in mäßig geheizten Zimmer seine Schwierigkeiten. Man giebt den Fischen nur wenig Futter als im Sommer.

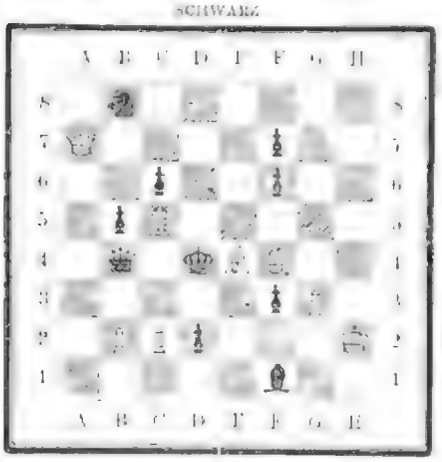
G. Sch. in Pegli. Herzlichen Dank! Wir können Ihnen die Mittheilung nicht, daß unser Aufruf zu gunsten des Erfinders F. G. Keller unserem wenigen Erfolg gehabt hat, leider noch nicht den, daß die größeren Papierfabriken mit namhaften Spenden ihm eingetreten wären. Erfreulich ist dagegen, daß eine englische Fachzeitschrift, „The paper trade review“, infolge unserer Anregung auch in England für Keller wirbt.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 8.

(Münzpreisaufgabe vom VII. Turnier des Deutschen Schachbundes. (Dresden 1877.)

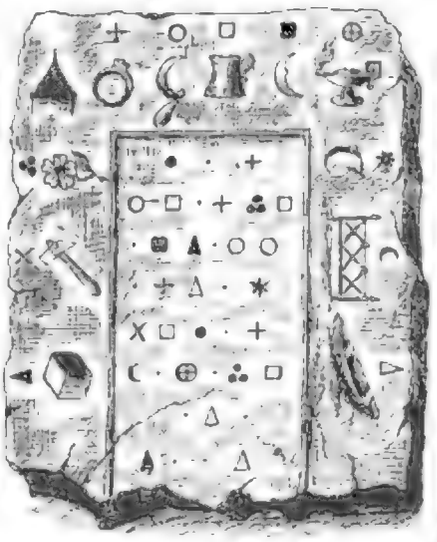
F. A. Weinheimer in Ottakring.



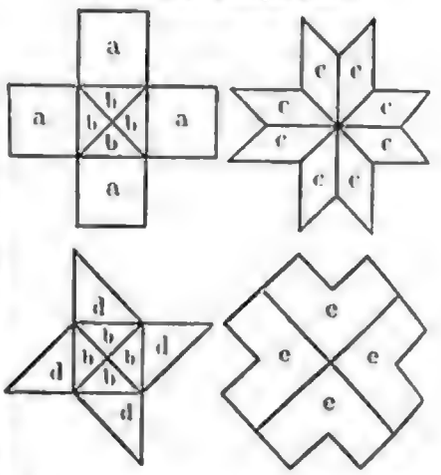
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Neues Hieroglyphenräthsel.

Von Alex. Weiselbaum.



Geometrische Zerlegungsaufgabe.



Aus den Theilen obiger Figuren sind zwei gleiche Quadrate zu bilden; dann sind die Quadrate zu zerlegen und aus denselben Theilen ein großes Quadrat zusammenzustellen. Hans v. d. Marck.

Anagramm.

Aus den elf Buchstaben des Wortes „Estremadura“ sind durch Umstellen sechs Wortpaare zu bilden. Dieselben bezeichnen: 1. eine Stadt in Ost-Indien und eine Gesinnungsart, 2. eine Insel im Indischen Ocean und einen Fluß in Deutschland, 3. einen deutschen Geschichtschreiber und eine Stadt in Hannover, 4. eine Blume und einen General Napoleons I., 5. einen deutschen Dichter und einen Präsidenten der nordamerikanischen Union, 6. einen Schiffstheil und eine Dichtungsart. — In jedem Wortpaare müssen sämmtliche Buchstaben des Wortes „Estremadura“ Verwendung finden. A. Sz.

Quadrat-Räthsel mit Rösselsprung.

h	u	e	m	g	s	r
r	u	n	o	t	n	i
p	u	e	a	i	t	e
h	d	s	h	a	e	b
h	y	h	t	p	e	a
n	t	e	e	f	t	s
n	h	e	s	s	r	f

Mit Hilfe eines Rösselsprungs sind aus den Buchstaben dieses Quadrats sieben Wörter von je sieben Buchstaben zu bilden. Dieselben bedeuten: 1. einen traumähnlichen Zustand, 2. einen türkischen Titel, 3. eine Stadt in Persien, 4. das Gebiet eines Bischofs, 5. eine Stadt des Alterthums auf Euböa, 6. ein Feldhuhn, 7. eine deutsche Universitätsstadt. — Werden die gefundenen Wörter in die wagerechten Reihen des Quadrats eingetragen, so nennen die Buchstaben der ersten senkrechten Reihe den Verfasser und die der letzten den Titel eines in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Romans.

Versteckräthsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist je ein Wort versteckt enthalten, dessen nähere Bezeichnung in Klammern angegeben steht.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von vorn nach hinten, letztere von hinten nach vorn gelesen, den Namen eines berühmten deutschen Feldherrn und den Ort einer seiner siegreichen Schlachten.

1. Im elften Jahrhundert war Schwaben noch deutsches Herzogthum. (Ein männlicher Vorname.)
2. Am 26. August 1278 fiel Ottokar II. im Kriege gegen Rudolph von Habsburg auf dem Marchfelde bei Wien. (Ein Glücksspiel.)
3. Die Frage, ob die von Petrarca besungene Laura lediglich ein Bild seiner Phantasie war oder wirklich gelebt hat, ist noch nicht gelöst. (Ein Gebirge.)
4. Eine Gradeintheilung des Thermometers geschah durch Reaumur, Celsius und Fahrenheit. (Eine persische Königin.)
5. Die Schlacht von Gourcelles, auch die von Colomben-Neuilly genannt, eröffnete in dem letzten deutsch-französischen Kriege die Kämpfe vor Metz. (Eine deutsche Stadt.)
6. Noch am letzten Tage vor seinem Tode arbeitete Mozart an dem berühmten Requiem. (Eine Tragödie Shakespeares.)
7. Schäfers Sonntagslied: „Das ist der Tag des Herrn“, ist eine Dichtung Uhlands. (Eine altnordische Dichtung.)
8. Der Maler Giulio Romano war ein Schüler Raphaels. (Ein berühmtes Fürstengeschlecht.)

☞ **Hierzu Kunstbeilage XII: Das Gesicht. Von R. Rößler.**

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von Ernst Scherenberg.

Dritte, stark vermehrte Auflage. Gesamt-Ausgabe.

Elegant gebunden mit Goldschnitt. Preis 6 Mark.

In der vorliegenden Gesamt-Ausgabe, in welcher die im Jahre 1882 gesondert erschienene Sammlung „Neue Gedichte“, sowie eine große Anzahl während der letzten Jahre entstandener Dichtungen Aufnahme gefunden haben, bietet uns Ernst Scherenberg neben einer Reihe lyrischer Gedichte von größter Zartheit und ergreifender Tiefe eine Sammlung markiger, begeisterungsvoller Zeitgedichte, die eine vollständige poetische Geschichte der letzten dreiunddreißig Jahre deutscher Entwickelung, vom Wiedererwachen der nationalen Hoffnungen und Bestrebungen im Jahre 1859 an, bis zu den geistigen Kämpfen des letzten Frühjahrs, darstellt und dem Buche einen eigenartigen und dauernden Werth verleiht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wirth in Leipzig.

Halbheft 24. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamsell Unnütz.

Nachdruck verboten. Copyright 1891 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig

(4. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Es ist sehr schwer für ein junges Menschenkind, das, was das Herz bewegt, beglückt, beschwert, fest in sich zu verschließen. Die Eindrücke, die ein solch kleines Herz empfängt, drohen es zu zersprengen, und andere theilnehmende Herzen müssen helfen, die wichtigen, wonnigen oder schmerzlichen Begebenheiten einer ersten Liebe zu tragen. Selten ist die Mutter die Vertraute, fast immer ist es eine Freundin, die auch ihrerseits ein Geheimniß hat. Solche Mädchenfreundschaft ist ein rührendes Ding — immer bereit, zu trösten, mitzuweinen oder mitzulachen, und immer bereit, Wunder zu entdecken, wo vielleicht ein anderer die reinste Prosa sehen würde.

Mamsell Unnütz besaß keine Mutter, und die, die deren Stelle zu vertreten gelobt hatte, vermochte noch immer keine Liebe zu ihr zu fassen. Das stille Kind würde es nie gewagt haben, irgend etwas, von dem es bewegt wurde, der blassen bekümmerten Tante auch nur anzudeuten. Und Therese Krautner war ihr keine Freundin im eigentlichen Sinne; besonders mied sie alle Vertraulichkeit mit Julia, seitdem sie sich mit ihrem Bruder verlobt hatte, und diese war viel zu stolz, um eine Freundschaft zu suchen, die sich ihr versagte. Aber sie litt unter ihrer Herzenseinsamkeit namenlos schwer, denn von Natur war sie anschmiegend und zärtlich, und all ihre Kühle und scheinbare Unempfindlichkeit war künstlich, ein Ergebniß der ohne Liebe verlebten Jugendzeit. Nur aus den wunderbaren Augen erkannte man das helle süße Feuer, das ihre Seele barg; aber diese Augen lagen fast immer verschleiert unter den blauschwarzen Wimpern. Freilich nannte die Frau Räthin eben das „Koketterie“, denn hoben sich plötzlich die Wimpern und schaute Mamsell Unnütz einem anderen Menschen voll ins Gesicht, so konnte dieser erschrecken vor den Strahlen, die ihm entgegenflammten, ein tiefes innerliches Leben verrathend, eine Fülle von Empfinden.

„Zum Glück,“ pflegte die Räthin zu sagen, „hat sie gar keine Gelegenheit, ihre gefährlichen Augenkünste zu versuchen, denn außer mit dem Fritz verkehrt sie mit keinem Mann, und der ist ihren Anblick gewöhnt, dem thut's nichts — man kann in der schönsten Landschaft wohnen und man merkt's gar nicht, saß man von jeher darin. Na, und außer den Augen ist auch wirklich nichts an dem Mädchen, was man schön heißen könnte; die schwarzen Zöpfe sehen aus als wie aus Nähseide geflochten, und der Teint ist so gelblich wie meine Garnitur echter Spitzen.“

Vergnügte Fahrt.
Nach einem Gemälde von A. Halmi.

Und doch sollte es auf einmal einen Menschen geben, in dem diese Augen Liebe geweckt hatten, der um jeden Preis die Besitzerin dieser Augen — die Räthin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen — heirathen wollte!

Mamsell Unnütz selbst hatte keine Ahnung davon gehabt, daß die Liebe eines Mannes sie suchte mit fieberhaftem Verlangen; sie sprach mit dem Kranken, der fast allmorgendlich am Arme eines Dieners die Schwelle des Wartezimmers mühsam überschritt, so freundlich wie mit allen anderen, vielleicht noch freundlicher, denn angesichts eines solchen Elends floß ihr Herz über von Güte. Gab es denn etwas Trostloseres, als jung, reich, beschäftigt zu sein und dabei an allem gehindert zu werden durch einen gebrechlichen Körper? Sie, die bei aller Ruhe ihrer Bewegungen

doch eigentlich ruhelos war, die es nicht ausgehalten hätte, ohne daß sie jeden Tag drei- bis viermal durch den Garten zum Strome hinuntereilen, im Sommer hinausrudern konnte mit den zarten und doch so kräftigen Armen, sie mußte es doppelt mitleidsvoll empfinden, wenn sie einen Menschen erblickte, der nur von seinem Rollstuhl aus die Natur genießen konnte. Aber diese ihre Theilnahme brachte dem armen Menschen auch noch ein krankes Herz. Er meinte plötzlich, in dem schönen freundlichen Wesen das gefunden zu haben, was ihn mit dem Leben versöhnen könne, und heute in der Mittagsstunde war seine Mutter erschienen und hatte die Räthin um eine Unterredung unter vier Augen bitten lassen.

Sie war Witwe, eine stolze Frau, die sich nie in den Andersheimer bürgerlichen Kreisen gezeigt und mit ihrem Sohne ganz für sich gelebt hatte.

Ein sehr armes Mädchen aus altem französischen Adel war sie gewesen, als Herr Norban sie kennenlernte, gerade nachdem ihr Vater den letzten Kreuzer am Spieltisch verloren und sich dann in plötzlicher Verzweiflung erschossen hatte. Dies mochte zu dem Entschluß beigetragen haben, den bürgerlichen Bewerber um ihre Hand zu erhören und ihm als Gattin nach seiner schönen Villa am Rhein zu folgen. Glücklicherweise lag diese durch einen weitläufigen Park von der Fabrik getrennt; sie mochte nicht gern daran erinnert werden, daß ihr Eheherr „Deutschen Schaumwein" fabrizierte, wenngleich es ihr ein kleiner Trost war, daß Napoleon III. der Sage nach einst um die schöne Veuve Cliquot gefreit habe. Aber sie war doch eine Frau von Charakter und dazu eine schwer geprüfte Frau. Ihr armer einziger Sohn, ihr Alphonse, der zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt hatte, war seit seinen Knabenjahren ein Krüppel. Er hatte, stark erhitzt, im Rheine gebadet und war gelähmt nach Hause getragen worden — ein furchtbarer Schlag für die Frau, die dennoch ihren Muth nicht verlor. Sie suchte dem vergötterten Sohne jeden Wunsch zu erfüllen, sie gab ihm die sorgfältigste Erziehung, und als sein Vater an den Folgen seiner im Kriege gegen Frankreich erhaltenen Wunden starb — er hatte an dem Feldzug als Reserveoffizier theilgenommen — da ward sie nicht nur der alleinige Trost ihres Knaben, da ward sie auch eine Deutsche; sie vergab es ihren Landsleuten nie, daß sie dem armen Jungen den Vater geraubt.

Und diese Frau kam heute, um für ihr geliebtes Kind Hand und Herz der kleinen Mam'ell Unnütz zu fordern.

Sie hatte sich achtundvierzig Stunden verzweifelt gegen diesen Plan zur Wehr gesetzt, ihr Herz war beinahe gebrochen darüber. Sie hatte dem Einzigen alles sein wollen, und der Gedanke, seine Liebe mit einer anderen theilen zu müssen, war ihr fürchterlich. Aber nun hatte sie sich darein ergeben, es beherrschte sie nur noch die Angst, er, der Krüppel, könnte verschmäht werden.

Der Räthin schwindelte es förmlich, als ihr Frau Norban gemeldet wurde; denn die stolze Frau pflegte keinerlei Verkehr zu suchen. Nun saß sie wie ein Steinbild auf dem Kanapee neben der Dame, deren schwarzes Schnurrbärtchen auf der Oberlippe sie zum ersten Male in der Nähe sah und deren zobelverbrämter Sammetmantel vollends dazu beitrug, der Frau Rath den Verstand zu verdrehen.

„Enfin," sagte Frau Norban, „Alphonse liebt dieses junge Mädchen; was er ihr zu bieten hat, ist ja doch immerhin sehr viel. Ein Vermögen — wir würden sie für den Fall seines frühen Todes aufs beste versorgen — eine Stellung, die rührende dankbare Liebe seines guten Herzens. Er — —" sie fuhr mit der Hand über die Augen und wischte eine Thräne weg.

„Aber, ich bitte Sie, gnädige Frau," versicherte die Räthin, „welches Mädchen würde nicht glücklich sein, wenn Ihr Herr Sohn — — Und heirathen will er die Julia?" unterbrach sie sich, aufs neue in Erstaunen gerathend, „wirklich heirathen?"

Frau Norban räusperte sich. „Da ich persönlich als seine Fürsprecherin komme, so dächte ich, die Sache sei klar. Die Tante der jungen Dame ist mir als schwer zugänglich geschildert worden, deshalb wende ich mich an Sie, meine liebe Frau Rath."

„O Gott," antwortete diese, als sei ihr selbst ein großes unverhofftes Geschenk in den Schoß gefallen, „welch ein Glück für das Kind und für meine arme Schwester!"

„Bitte, ermöglichen Sie es mir, das junge Mädchen zu sehen."

„Wie? Sie kennen das Julchen noch gar nicht?"

Frau Norban schüttelte den Kopf. „Nur aus der Beschreibung meines Sohnes."

Die Räthin eilte, so rasch es auf ihren Filzschuhen ging, aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. Julia stand droben in der Küche und rührte die Hafermehlsuppe für Tante Rielchen, die durch das Ausbleiben aller Nachrichten von dem Pflegesohn krank geworden und wie gebrochen im Bette verblieben war.

Gleich einer Gewitterwolke schoß die Räthin auf ihren unhörbaren Sohlen in die Küche und roth vor Aufregung schrie sie mit zitternder Stimme dem erschreckten Mädchen zu:

„Mach' rasch, zieh' Dir ein anderes Kleid an, wasch' Dir die Hände, es ist jemand drunten —" Sie schnappte nach Luft — „Mach nur fix und komm' recht nett und lieb, hörst Du?"

„Und was soll ich unten, Tante?" fragte Julia ruhig.

„Eine Dame ist ohnmächtig geworden — bring' ein Glas Wasser!"

Die Räthin fand diese Ausflucht selbst außerordentlich thöricht, als sie die Treppe hinunterschoß, aber es fiel ihr rein nichts anderes ein. Sie saß, noch heftig nach Athem schnappend, neben ihrem Besuch, als sich langsam die Thür aufthat und das junge Mädchen erschien mit einem Tellerchen, auf dem ein Glas frischen Wassers stand. Sie hatte sich nicht umgekleidet, denn nach ihrer Meinung war die Robe, in der man einem Ohnmächtigen zu Hilfe eilt, nur Nebensache, und so kam sie in ihrem knappen dunklen Wollkleidchen, mit leicht vom Herdfeuer geröthetem Antlitz.

Frau Norban, die keine Ahnung hatte, daß sie als eine Ohnmächtige gelten sollte, nahm die Lorgnette und sah mit erstaunten Augen der eigenartig reizenden Erscheinung entgegen. Ja, nun verstand sie alles; sie kannte den glühenden Schönheitssinn ihres Sohnes, sie selbst hatte ihn ausgebildet. Und dieses Geschöpf, diese blühende Schönheit, die wollte er für *sich* haben, der arme Bub'? Sie ließ die Lorgnette fallen und senkte die Augen vor denen Julias, die ihr das Glas Wasser darbot.

„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind."

„Der gnädigen Frau ist schon besser!" rief die Räthin.

„Ja, aber wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" fuhr Frau Norban mit leise verwunderter Miene fort, als Julia sich umwandte, um wieder zu gehen. „Ich möchte nämlich," fuhr sie fort und zog das Mädchen auf den Stuhl an ihrer Seite, „ich möchte Ihnen danken. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie durch meinen Sohn."

„Doch, Frau Norban, ich kenne Sie," antwortete Julia. „Ihr Herr Sohn hat mir oft genug von seiner Mutter erzählt."

„That er das?" fragte sie, freudig erröthend. „Er ist ein guter Mensch, ein guter edler Mensch, ich kann es sagen als glückliche Mutter. Sie sollten seine Gedichte lesen — wollen Sie? Ich werde sie Ihnen schicken; Sie lernen daraus sein ganzes Herz kennen!"

Julia hielt die Wimpern gesenkt. „Ich werde mich sehr freuen," antwortete sie verlegen. Sie fühlte, daß irgend etwas Ungewöhnliches die Frau so sprechen ließ.

„Und wollen Sie mich einmal besuchen? Ja? Das ist lieb von Ihnen. Vielleicht heute nachmittag?"

„Es thut mir leid, gnädige Frau, aber meine Tante ist gerade heute besonders leidend."

„Ach was, pappperlapapp!" fiel die Räthin ein, „deshalb kannst Du ruhig gehen, ich sehe schon nach ihr; wirst doch nicht immer bei ihr hocken können!"

„Sie sind ein gutes Kind," sprach Frau Norban und erhob sich. „Heute also nicht, aber morgen lasse ich mir keinen Korb geben, morgen schicke ich Ihnen den Wagen. Und nun leben Sie wohl — auf Wiedersehen!"

Sie hatte beide Hände von Mamsell Unnütz erfaßt, und ein wehmüthiges Lächeln zog sich um ihre vollen Lippen, als sie die süße kindliche Verlegenheit beobachtete, die sich auf des Mädchens Gesicht ausprägte.

„Auf Wiedersehen, liebes Kind — adieu, Frau Räthin!"

Sie ging der Thüre zu. Julia blieb wie angewurzelt stehen, die Räthin aber eilte der Weggehenden nach und begleitete sie über den Hof bis zum Wagen. Als sie zurückkam, stieg eben das junge Mädchen die Treppe wieder hinauf.

Daß Gott erbarm'! Nicht einmal neugierig war dieses hölzerne Ding!

„So wart' doch," schrie sie, „daß die Tante nicht einen zu großen Schreck bekommt!"

„Weshalb einen Schreck?" fragte Julia, stehen bleibend.

Da war die erregte Frau schon an ihrer Seite. „Lieber Gott, bist Du denn ganz und gar mit dem Verstand zu kurz gekommen? Oder thust Du nur so, als merktest Du nicht, wie das Glück Dich überschütten will?“ Sie faßte das Mädchen an der Hand und schob die Willenlose durch die Schlafstubenthür von Tante Riekchen. Dann rief sie mit in die Seite gestemmten Armen ihrer erschrockenen Schwester zu:

„Nein, Riekchen, nun sieh sie Dir an, sieh Dir nur das da an! Nein, das hätten wir alle beide nicht gedacht — ach, du lieber Himmel, ich muß mich setzen!“

Die nervöse Kranke war jäh im Bette emporgefahren. „Was ist denn?“ stieß sie mühsam hervor, und ihre Augen flogen wahrhaft entsetzt zu dem blassen Mädchen, dem jetzt eine unbestimmte Ahnung aufstieg, daß es sich um die Zukunft ihrer Person handle.

„Brauchst nicht zu erschrecken, bist Deine Sorgen mit einem Male los, Riekchen! So denk' doch nur, dieses dumme Gänschen da hat ein Glück wie kein anderes Mädchen in der Stadt — einen Heirathsantrag, einen, der aber nicht von Pappe ist — was meinst, Riekchen? Der Alphons Norban will sie!“

Ein leiser banger Aufschrei war durch das Gemach geflogen zugleich mit den letzten Worten der Frau. Dann ward es totenstill. Die beiden Schwestern hingen mit ihren Augen an Mamsell Unnütz, die noch auf demselben Flecke stand, hochaufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen und leichenblaß. Nur ein leises Schütteln ging durch ihren Körper.

„Das ist nicht wahr!“ brach es endlich von den zitternden Lippen.

„Nicht wahr? Nun ja, schwer zu glauben ist's, aber wahr ist's doch! Seine Mutter hat mich ausdrücklich beauftragt, mit Deiner Tante darüber zu reden.“

„Aber Minna, er ist ja — er ist ja —“

„Geh' hinaus!“ unterbrach die Räthin, zu Julia gewandt, ihre Schwester. „Und Du, Riekchen, schweig' still mit den sentimentalen Redensarten! Freilich ist's ein kränklicher Mensch — soll er darum keine Frau bekommen?“

„Aber nicht mich!“ kam es jetzt von Julias Lippen. Sie war stehen geblieben und hatte ruhig und besonnen gesprochen. „Nicht mich!“ wiederholte sie noch einmal.

„Das wirst Du Dir doch wohl noch überlegen,“ erklärte unbeirrt die Räthin, „erst will ich aber mit Dir reden, Riekchen; geh' hinaus, Julia!“

„Ich möchte hier bleiben!“

„Laß sie hier,“ sagte auch die Kranke und legte sich seufzend in die Kissen zurück, „es ist doch ihre Sache, und ich will nicht, daß sie denkt, ich mischte mich in etwas, was sie allein zu entscheiden hat.“

„Mit Euch red' der Kuckuck! Ihr wartet wohl auf den Großmogul? Als ob die Gelegenheit wiederkäme, so ein Fräulein von Habenichts auch nur annähernd zu versorgen! So denk' doch nur ums Himmelswillen, Kind, in was für Verhältnisse Du heirathest! In ein wahres Feen-Nestchen setzen sie Dich; der arme Mensch ist rein weg von Dir, und was dem gefällt, gefällt seiner Mutter erst recht. Jetzt denk' 'mal, wie sorglos Du da leben kannst als geachtete Frau. Du kannst Reisen machen, die Welt sehen, hast Dein reizendes Haus, die Theaterloge in Wiesbaden und die Equipage; Du bist versorgt und geschützt und gepflegt wie ein Prinzeßchen; keine Noth des Lebens kann an Dich heran, während sie sonst allerwegen auf Dich lauert. Oder denkst Du Dir's so leicht, als armes Mädchen durch die Welt zu ziehen, von einer Stellung in die andere getrieben zu werden? Denn das kannst Du Dir doch nicht verhehlen, daß es hier nicht lange mehr geht. An Deiner Stelle hätt' ich's schon längst nicht mehr mit ansehen können, wie Deine arme Tante im Gram um Deine unversorgte Zukunft vergeht. Auf die Knie müßtest Du fallen und Gott danken, daß er einen Ausweg schickt aus all dem Wirrsal und Dir Gelegenheit geben will, dem armen Thierchen da“ — sie wies auf die Kranke — „das ein wenig zu vergelten, was sie für Euch gethan hat. Betrachte es nur 'mal von dieser Seite, dann wirst Du anders denken!“

Mamsell Unnütz hatte während dieser Rede mehr und mehr den Kopf gesenkt, die Arme hingen ihr schlaff herunter, es wirbelte ihr vor den Augen; ihr war, als ob eine eiskalte Hand sie zurückdränge, immer weiter zurück aus hellem friedlichen Sonnenschein in einen blumenlosen trüben Wintertag; und sie wollte doch nicht. Sie umfaßte das, was ihr Halt gewesen, und klammerte sich fest daran mit ihrem geängstigten Herzen.

„Ach, ich will alles thun, um der Tante zu helfen, nur das nicht, das nicht!“

„Alles thun? Das sind Redensarten!“ eiferte die Räthin. „Was willst Du denn thun? Etwa eine Stelle suchen? Davon wirst Du allein kaum satt, für andere fällt nichts ab. Und was willst Du denn werden? Bezahlte Krankenpflegerin etwa? Da thätest Du besser, Deinen eigenen Mann zu versorgen, dann weißt Du, was Du hast.“

„Aber ich will nicht!“ rief das Mädchen plötzlich, „hör' auf, Tante, ich will nicht!“

„Und warum denn nicht?“

„Weil ich ihn nicht lieb haben kann!“

„Na, verlangt ja auch keiner. Ist das der ganze Grund? Weißt Du, der ist aus der Mode, das ist lächerlich, wenigstens in Deiner Lage sehr lächerlich.“

Mamsell Unnütz wandte langsam ihre empörten Augen zu Tante Riekchen hinüber. Die mußte sich ja ihrer annehmen, mußte sie verstehen, denn sie war ja auch dem Geliebten treu geblieben und hatte jeden anderen abgewiesen, selbst dann noch, als jener sich von ihr gewandt. „Hilf' Du mir!“ heischten ihre Blicke. Aber rasch senkten sich ihre Wimpern; aus den weit geöffneten glänzenden Augen der Fieberkranken war eine Bitte an ihr Herz gedrungen, eine angsterfüllte heiße Bitte. „Wenn Du Dich entschließen könntest!“ stand darin so deutlich, ach so deutlich!

Da wandte sich das Mädchen mit einer schier verachtungsvollen Gebärde ab und ging hinaus. Und nun saß sie in ihrem engen Stübchen, die Hände im Schoße gefaltet. Was werden solle, war ihr nicht ganz klar, nur das eine wußte sie, er würde ihr helfen, er würde endlich, endlich sagen: „Laßt das Quälen — sie ist mein, mein für immer!“ Wenn er nur erst käme, er blieb heute gar so lange!

Die Stimme der Räthin drang gedämpft bis hierher; sie mußte sehr laut und sehr eifrig reden. An das Mittagessen dachte sie heute nicht. Diese Brautwerbung hatte gewirkt wie ein Blitzschlag und alle gewohnte Ordnung umgestoßen.

Jetzt ward nebenan die Thüre zugeschlagen und die Räthin huschte über den Flur; ihre Tritte hörte man nicht, wohl aber ihr ärgerliches Gemurmel. Dann ward es ganz still.

Das junge Mädchen erinnerte sich endlich, daß die Kranke ihre Suppe noch nicht bekommen habe, und eilte, sie ihr zu bringen. Tante Riekchen lag mit heißem schmerzenden Kopfe in ihren Kissen und wollte nicht essen; sie wehrte unwillig der Hand, welche die ihrige ergriff. „Geh' nur, geh',“ sagte sie, „ich mag nichts sehen und hören von all den Geschichten, ich habe nur noch einen Wunsch — ich wollte, ich wäre tot!“

Mamsell Unnütz wagte nicht, ein beruhigendes Wort zu sprechen; sie wußte nun, auch hier zürnte man ihr, weil sie nicht die erste beste Gelegenheit ergriff, um das Haus von ihrer lästigen Gegenwart zu befreien. Sie schlich davon und schaute aus dem Flurfenster über den Hof, ob er noch immer nicht komme, der sie schützen sollte. Aber der verschneite Hof lag einsam da und im ganzen Hause war es totenstill. Die Räthin mochte wohl versuchen, von den Aufregungen des Vormittags auszuruhen. Julia erinnerte sich nicht, jemals die Frau so aufgeregt, so geärgert gesehen zu haben. Was konnte ihr nur so groß daran liegen, ob sie, Julia, reich würde oder nicht? — Dann stieg vor den Augen des Mädchens das blasse eingefallene Gesicht des Mannes auf, der sie zur Frau begehrte. Diese Züge, so aschfahl, so durchsichtig, so sterbenskrank; und ein Frösteln überlief sie, ein Widerwille, der sich bis zum körperlichen Unbehagen steigerte. — Käme er doch erst!

Und auf einmal hörte sie drunten die Klingel, ganz leise; er pflegte so zu kommen, wenn er vermuthete, daß seine Mutter schlief. Im nächsten Augenblick war sie auf der Treppe und lief durch den Flur in das Wartezimmer. Er zog eben den Ueberzieher aus und sah kaum auf Mamsell Unnütz, die ihm mit blassem Antlitz und fest ineinander gepreßten Händen entgegenschritt.

„Fritz,“ begann sie, und jetzt, wo sie sich geborgen glaubte, verlor sie ihre mühsam bewahrte Ruhe. „Fritz, Du hast mir gesagt, im Sommer war's, wenn man mir etwas thun wolle — bei Dir fände ich Schutz. Nun bitte ich Dich, hilf mir!“

„Komm, Julia, hier ist's kalt,“ antwortete er ruhig und ging voran in sein Wohnzimmer. „Gewiß helfe ich Dir, wenn Du Hilfe nöthig hast. Was ist denn geschehen? Hast Du armes kleines Ding wieder Schelte bekommen, hast Du etwas vom alten

Porzellan meiner Mutter zerschlagen, oder was ist sonst Erschütterndes geschehen?"

Er nahm bei diesen Worten Hörrohr und Verbandtasche aus dem Rocke, setzte sich in seinen Lehnstuhl vor dem Arbeitstisch und wies ihr lächelnd einen Sitz neben sich an. „Nun?" fragte er dann.

Julia blickte ihm unverwandt ins Gesicht, und ihr fiel auf, daß er heute anders aussah als sonst, so viel ernster und dennoch förmlich verklärt; und sie kannte das Zucken in seiner Wange, so war es, wenn ihn etwas im Innersten erregte. Ach, sie hatte ja nur dieses Antlitz auf der Welt gesehen, immer nur dieses!

„Nun?" fragte er noch einmal.

„Du sollst der Tante und Deiner Mutter klar machen, daß ich den Herrn Norban auf keinen Fall heirathen werde," sagte sie rasch.

Er fuhr herum und starrte sie an. „Aber Kind, wenn ich nicht wüßte, daß Du ein leidlich vernünftiges und ruhiges Geschöpfchen bist, so würde ich denken, in Deinem Kopfe sei es nicht ganz richtig; eine solche Zumuthung wird Dir wohl kein Mensch stellen!"

„Sie ist mir aber doch gestellt worden — Frau Norban selbst ist heute bei Deiner Mutter gewesen und hat um mich angehalten für ihren Sohn."

Er lachte ungläubig auf; als er aber das ernste Gesichtchen so schmerzvoll zucken sah, rief er, aufspringend: „Das ist ja ein toller Gedanke, der reine Wahnsinn! Aber beruhige Dich, Kind, dafür bin *ich* noch da! Und da kommt ja die Mutter! Nun sei nur gut und zittere nicht, Kind!"

Die Räthin prallte förmlich zurück, als sie das junge Mädchen erblickte. „Na, hoffentlich machst Du ihr den Standpunkt klar!" sagte sie ärgerlich.

„Habe ich bestens besorgt, indem ich ihr mittheilte, daß ich es schamlos finden würde, wollte sie äußerer Vortheile wegen eine wandelnde Leiche heirathen. Zum Glück scheint sie es nicht zu beabsichtigen." Er hatte sehr ruhig gesprochen, legte ein paar Broschüren von einem Platze des Schreibtisches auf einen anderen und fuhr fort: „Ich werde nachher zu Frau Norban gehen, um ihr für diesen Antrag in aller Form zu danken und ihr zu bemerken, daß ich bereit bin, die Behandlung ihres Sohnes weiter zu übernehmen, aber nicht *hier*, sondern in ihren eigenen vier Pfählen; und falls er eine Gesellschafterin und Pflegerin wünscht, solle er das nur in irgend einem größeren Blatte ausschreiben — es finden sich Hunderte. Und somit wäre uns und ihnen geholfen. — Hattest Du noch etwas zu sagen, Mutter?"

Nein, die Räthin hatte nichts mehr zu sagen, sie hätte ihre Meinung auch nicht aussprechen können, selbst wenn sie gewollt hätte, so schnürte ihr die bündige Erklärung des Sohnes die Kehle zu. Sie verließ stumm das Zimmer, und man hörte drinnen eine Weile nichts als das Dröhnen vom Zuschlagen der Stubenthür.

Dann ein leises Schluchzen — Mamsell Unnütz hatte das Gesicht in ihren Händen geborgen, und während ein nervöses Zittern sie durchschauerte, stieß sie abgerissene unverständliche Worte hervor. Erschreckt suchte er sie zu beruhigen; er hatte sie niemals weinen sehen, selbst als Kind nicht, und hatte sich früher oft gewundert über das starre Gebaben des immer gescholtenen Kindes. Nun berührte ihn dieser Ausbruch einer tief inneren Erschütterung unsäglich schmerzlich; er bog sich näher zu ihr, um besser zu verstehen, was sie wolle, um zu erforschen, was sie noch drücke. Ihn rührte das schwesterliche Vertrauen, das die arme Kleine zu ihm hegte, er hob das Köpfchen sanft empor und legte die Rechte beschwichtigend auf ihr Haar.

„Julia," bat er, „beruhige Dich doch; Du weißt nun, die Sache ist abgethan. Sieh, in jedem Menschen steckt ein gutes Stück Selbstsucht, in dem armen Kranken, der Dich heirathen will, ein doppelt großes, ein sträfliches Stück davon. Mußt ihm das nicht übelnehmen, er ist verzogen von seiner Mutter, immer nur gewohnt, alles zu bekommen, was er haben will. Doch diesmal darf er seinen Willen nicht durchsetzen, denn meine kleine Kameradin soll dieser Selbstsucht nicht geopfert werden."

Aber unter den Wimpern des Mädchens rieselten noch immer heiß die Thränen hervor. Ihr graute vor dem, was nun kommen würde, vor den ewigen Vorwürfen, vor dem Leben, das nach diesem Ereigniß noch trostloser werden mußte als vorher; und die Sehnsucht nach Geborgensein, nach Zärtlichkeit, nach Liebe, nach dem einzigen Herzen, das sie verstand, war in diesem Augenblick stärker als sie. Ihr thränenüberfluthetes Gesichtchen hob sich empor, ihre Hände hatten sich gefaltet und ihre Lippen regten sich. Er bog sein Ohr zu ihrem Munde, um dieses lautlose Flüstern zu verstehen, und da hörte er deutlich, was sie meinte, und das Herz wollte ihm stille stehen vor Schreck.

„O, laß mich doch nicht mehr so furchtbar allein, Fritz! Sag's ihnen doch, daß Du — daß wir beide — daß wir —"

Er ließ sie nicht ausreden. „Julia," sprach er laut und hob aufstehend das Mädchen mit empor, „Julia, besinne Dich!" Und als ihr in demselben Augenblick die rothe Flamme der Scham über das Antlitz schlug, da zog er sie an sich und sagte mit bebender Stimme: „Julia, meine arme kleine Schwester, Du bist nicht verlassen, Du wirst es nie sein, und zum Beweis, wie lieb Dich Dein alter Gespiele hat, will er Dir etwas anvertrauen. Aber komm, setze Dich neben mich —" und er zog sie neben sich auf das Sofa. „Ich will Dir etwas anvertrauen, das ich mir vor kurzem selbst noch kaum zu gestehen wagte, noch gestern nicht, und das ich niemand sagen könnte außer Dir, meiner kleinen Kameradin. Julia — ich —"

Er stockte plötzlich und sprang auf. Es war ein furchtbares Gift, das er im Begriff stand, als Heilmittel anzuwenden, möglicherweise lebenzerstörend; und das Wort wollte ihm nicht aus der Kehle, obgleich er sich sagte, daß dieses Mittel das einzige sei, das helfen könne. Dann aber kam er entschlossen zurück und stellte sich vor das Mädchen, das geisterhaft still auf dem Sofa saß, ein irres Lächeln um den Mund. „Julia, ich *liebe*, und ich weiß seit heute früh, ich werde wieder geliebt. Ich weiß, Du — Du — auch Du wirst Therese gern haben, als Schwester, als meine Frau —"

So hatte er sich die Wirkung nicht gedacht! Ein wahrhaft versteinertes Antlitz starrte ihm entgegen und ein Ausruf, so schrill und weh, schlug an sein Ohr, daß er meinte, so etwas Bitteres nie gehört zu haben.

„Nein!" hatte sie gerufen. „nein, sag' das nicht — Therese nicht! Um Gotteswillen, sag', daß es nicht wahr ist!"

Sie lag jetzt vor ihm auf den Knien, aufgelöst in Angst und Schmerz. Er hatte dem schüchternen mädchenhaften Geschöpf nie die rasende Leidenschaft zugetraut, die aus den großen dunklen Augen sprach, aus dem Tone ihrer Stimme, aus dem Zittern der Glieder. „Julia!" rief er unwillig und trat einen Schritt zurück.

Sie stand nicht auf. „Fritz, ich bitte Dich — Du darfst nicht — sie darf nicht — Du weißt ja nicht — — Großer Gott, es kann ja nicht möglich sein!"

Da riß eine harte Hand sie empor. „Vergißt Du allen Anstand?" rief die Räthin, die den Aufschrei des Mädchens bis in den Flur gehört hatte, „pfui über Dich! Hier zu Lande werfen sich die Mädchen den Männern nicht an den Hals — verstanden?"

Und als die Anstammelnde mit den Händen an die Schläfen fuhr und dastand, wie aus einem furchtbaren Traume zur noch entsetzlicheren Wirklichkeit erwacht, da fuhr die Räthin fort: „Ja, schäme Dich nur! Aber ich hab's längst geahnt, daß Du in den Fritz vergafft bist, hab's nur nicht sagen wollen!" Mit diesen Worten griff sie wieder nach des Mädchens Arm, um es hinauszuführen. Aber sie griff in die Luft; Mamsell Unnütz war lautlos zusammengesunken, und der Doktor trug die Ohnmächtige aufs Sofa.

„Gerechter Gott!" rief die Räthin, „was habe ich Dir immer gesagt, es steckt etwas fürchterlich Gewöhnliches in diesem Mädchen."

„Mutter," sprach er bebend, indem er sich um die Leblose bemühte, „wenn ich nicht wüßte, daß Du es nicht so schlimm meinst, wie es klingt — bei Gott, ich könnte irre werden an Dir! Habe die Güte und hole Wein und gieb mir den Aether dort!"

„Na," sagte die Räthin, während sie gelassen die Dinge herbeiholte, „ihre Mutter hat's ja gerade so gemacht, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ich bin nur über eins froh, daß ich bei der Gelegenheit erfahre, daß Ihr einig seid. Du und das Thereschen, das macht mein Alter glücklich — da wacht sie schon wieder," setzte sie hinzu.

Es war so. Julia richtete sich langsam empor. Mit einer stummen Bewegung wehrte sie die Hand und Begleitung des Doktors ab, dann ging sie schwankend durch das Zimmer dem Ausgang zu. Ein wunderliches Lächeln zog um ihren Mund.

Droben legte sich Julia still auf ihr Bett; sie wußte nicht klar, was sie that, sie fühlte nur, daß etwas anders sei in ihr und um sie. Sie griff nach dem Herzen, das sie heftig schmerzte, und dabei lächelte sie wieder. Niemand kam, um nach ihr zu schauen; wer sollte auch? —

Gute Nachbarſchaft.

Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

Es war ſchon geraume Zeit vergangen, ſeit Julia bleich und zitternd die Treppe hinaufgeſtiegen war, als Tante Rickchens kleines Dienſtmädchen in die Wohnſtube der Räthin ſtürzte. Dort lehnte im Eckchen am grünlichen Kachelofen ein ſchönes blondes Mädchen in den Polſtern und ſah mit glänzenden Blauaugen zu dem Manne hernieder, der ihre Hand gefaßt hielt und leiſe einen Kuß darauf drückte.

„Alſo, wenn Sie wiederkehren aus dem Süden, Thereſe,“ hatte er eben geſagt, „dann darf ich vor Ihren Vater treten?“

„Ja,“ erwiderte ſie. „Ich will ihm noch einmal den vollen Genuß des Reiſens laſſen, denn wenn er wüßte, daß er zum letzten Male in meiner Geſellſchaft reiſt, ſo würde er das himmliſche Nizza in einer ewig wehmüthigen Stimmung betrachten. Aber,“ ſetzte ſie hinzu und drohte lächelnd mit dem ſchlanken Finger, „nicht ungeduldig werden, bitte!“

„Ich warte, wie Sie es wünſchen, Thereſe; ich bin ja ſo dankbar, daß Sie mir wenigſtens dieſe Stunde heute abend ſchenkten.“

Thereſe ſah ihn verwundert an; es war ihr wohl recht, daß er nicht darauf beſtand, ſchon heute ſeine Werbung bei dem Vater anzubringen, wollte ſie doch ihre Freiheit noch einmal nach Herzensluſt genießen. Aber ſie hatte es ſich nicht ſo leicht gedacht, ihren Willen durchzuſetzen. Und nun machte der Doktor nicht einmal den Verſuch, ſein Glück ſchon jetzt durch goldene Ringe und Verlobungsanzeige unwiderruflich an ſich zu ketten! Er ſaß ſo ſicher und ſo ſtill da vor ihr wie ein Mann, der jahrelang verheirathet iſt und dem keinerlei Unruhe über einen möglichen Verluſt die Stirn zu trüben braucht.

„Sind Sie denn gar nicht eiferſüchtig?“ neckte ſie.

„Eiferſüchtig? Nein! Ich meine immer, Eiferſucht ſei beleidigend für den, welchen wir lieben; ſie ſetzt Mangel an Vertrauen voraus.“

Sie biß ſich einen Augenblick mit den kleinen weißen Zähnen auf die Unterlippe, dann lachte ſie.

Und eben jetzt platzte das Dienſtmädchen von droben mit verſtörtem Geſicht in die Stube. „Herr Doktor, kommen Sie doch nur raſch, Fräulein Julia iſt krank, ſie ſchwatzt in einem fort zu ihrem Bruder, der doch gar nicht da iſt.“

Er ſprang empor und lief hinaus, ohne ſich bei Thereſe zu entſchuldigen.

„Was iſt's mit Julia und dem Frieder?“ erkundigte ſich Thereſe und trat unruhig zu der Räthin, die wie ein Steinbild am Sofatiſch vor der Lampe geſeſſen hatte, ſcheinbar ſo in ihren Kalender vertieft, daß ſie nichts ſah und hörte.

„Ich weiß nicht, mein goldiges Herzchen,“ antwortete die beglückte Schwiegermama. „Sie mag wohl im Fieber reden, ſie war heute nach Tiſch ſchon gar nicht wohl.“

Aber Thereſe ſchien keine Luſt zu haben, auf ein Geſpräch mit der alten Dame einzugehen; ſie ſchritt ſchweigend im Zimmer auf und ab.

Da kam Fritz zurück. „Sie iſt ſehr krank, Mutter,“ wandte er ſich an dieſe, „ich glaube, daß es eine Gehirnentzündung wird; bis ich eine Wärterin habe, bitte ich Dich, bei ihr zu bleiben.“

„Sie iſt ohne Beſinnung?“ fragte Thereſe.

„Leider, leider!“

Und als ſeine Mutter gegangen war, ſchloß er ſeine Braut in die Arme und blickte ihr ernſt in die Augen. „Nun komm, ich will Dich hinüberführen, ich muß nachher zu der Kranken. Aber zuvor laß mich Abſchied von Dir nehmen. Auf Wiederſehen, Du mein Glück!“

Er hatte feuchte Augen, als er ſie küßte — zum erſten Mal.

Vor der Thür der Villa nahm er noch einmal das ſchöne Antlitz zwiſchen ſeine Hände. „Gott laſſe mich Dich wiederſehen!“ ſagte er innig, dann ging er. —

Droben im kleinen Krankenſtübchen flüſterte Mamſell Unnütz in ihren Fieberphantaſien mit dem Bruder. „Ach, Frieder, wir beide — wir beide!“ ſagte ſie gerade, als der Doktor wieder eintrat. „Ach, Frieder, wir beide! Aber Du wirſt's vergeſſen, Du biſt ein Bub', Du haſt auch noch tauſendmal mehr — aber ich — ich hatte nur das eine —“ und ſie lachte dazu.

Digitized by Google

„Was will sie denn nur immer mit dem Frieder?“ flüsterte die Räthin und legte eine frische Eiskompresse auf.

Er zuckte die Achseln und setzte sich still neben das Bett seiner kleinen Kameradin. Und so saß er noch, als in früher Morgenstunde das schrille Pfeifen der Lokomotive durch das Fenster scholl — es war der Zug, welcher seine Braut dem Süden zuführte. — —

Therese lehnte in einem Coupé erster Klasse. Der alte Herr schlief schon wieder; er pflegte meistens während der Fahrt zu schlafen, aber vorher hatte er sein Töchterchen sorglich in die Reisedecke gehüllt und die kleinen Füßchen in den pelzgefütterten Schuhen auf dem gegenüberliegenden Sitze gebettet.

Sie schlief nicht, sondern starrte mit müden Augen in die Dunkelheit des Dezembermorgens. Als sich aber allmählich mit kaltem, grauem Schimmer der Tag meldete, da fröstelte es sie, und sie gähnte leise. Die Welt kam ihr so furchtbar prosaisch vor, sie fühlte sich seit gestern schrecklich ernüchtert, und doch hatte sie eben gestern den Gipfel ihrer Wünsche erstiegen, von deren Erfüllung, wie sie meinte, Glück und Rutze ihres Lebens abhing — Doktor Roettger hatte ihr seine Liebe gestanden. Die Unrast war von ihr gewichen, ihr Ehrgeiz befriedigt, und doch! Sie gähnte wieder — dieses unangenehme frühe Aufstehen!

Halb im Traume ließ sie die Vorgänge der letzten Tage an sich vorüberziehen. Wie geschickt kam die Krankheit Julias; sie hätte sonst doch vielleicht geplaudert. So aber ahnte sie nichts, und wenn man im Frühjahr wiederkehrte, dann — nun dann war viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen. Vorerst konnte man sich ruhig auf den Nizzaer Karneval freuen.

Sie legte den hübschen Kopf auf das Reisekissen und dachte noch einmal mit Befriedigung daran, daß der Mann, für den sämmtliche unverheiratheten Damen des Städtchens schwärmten, der Ihre geworden war. Und dann malte sie sich ihre künftige Häuslichkeit aus; man konnte das alte interessante Haus stilvoll einrichten, es barg so herrliche Räume. Die Mutter und die Tante würden freilich nicht darin bleiben können so wenig wie Julia. Die großen Hof- und Stallgebäude paßten vortrefflich für die Dienerschaft, für Wagen und Pferdeställe, der Hof konnte etwa wie ein mittelalterlicher Burghof aufgeputzt und mit einem Rasenplatz, einer Sonnenuhr, einem schönen Brunnen und so weiter versehen werden. Der Garten — er hatte viel schönere alte Bäume als Thereschens väterlicher Garten — und die Gondel, nein, ein *paar* Gondeln, denn man würde seenhafte Gartenfeste — —

Dem jungen Mädchen fielen die Augen zu, sie schlief.

Eine grelle Frühlingssonne begrüßte mit ihrem blendenden Schein Mamsell Unnütz, als sie zum ersten Male nach ihrer Krankheit die Treppe hinunterschlich, um ein paar Athemzüge in frischer Luft zu thun. Sie hielt sich ängstlich fest an dem Geländer; eine stützende sorgliche Hand, wie sie sich sonst dem Genesenden, auch dem ärmsten, bietet, fehlte ihr, sie mußte schon ihren eigenen Füßen vertrauen — wenn sie nur nicht so matt gewesen wären! Aber wer sollte ihr behilflich sein? Die Tante war selbst so elend, daß sie einer Stütze bedurfte, und die Räthin? Die hatte, seit die Kranke außer Gefahr und gar außer Bett war, kaum noch einen flüchtigen Blick für sie. Seitdem sie die „unpassende Scene“ gemacht hatte, war das unnütze Anhängsel „Luft“ für sie. Fritz aber, Fritz war nach wie vor freundlich — und doch so anders wie sonst. Ach, überhaupt, es war ja alles anders!

Das junge Mädchen schlich jetzt im Garten dahin. In dem breiten Rebengang brannte die Sonne durch das kahle Gezweig, und auf den Rabatten zu beiden Seiten des buchsbegrenzten Weges blühten gelb und blau Krokus und Leberblümchen. Ein süßer Veilchenduft wogte in der Luft und allenthalben schimmerte es bräunlich an dem Geäst der Sträucher und Bäume.

Der Strom war mächtig angeschwollen, die Aue drüben stand unter Wasser. Julia sah das alles wie im Traume; die Luft wirkte betäubend auf sie, die monatelang nicht im Freien gewesen war. Sie mußte sich plötzlich an den Stamm des Nußbaums lehnen; nur wie durch einen Schleier bemerkte sie noch das Funkeln des Stromes und das erwachende Leben der Natur.

In der Krautnerschen Villa wurde eben eine Flagge an der zierlich bemalten Stange aufgehißt. Julia verfolgte sie mit den müden Augen; wie sie lustig flatterte da droben! Niemand hatte ihr davon gesprochen, aber sie wußte, es war der Willkommgruß für die, die heute heimkehrten aus dem Süden.

In des Mädchens Brust regte sich ein heißer Schmerz. Sie sagte sich, daß der Fritz wohl deshalb heute zum ersten Male seinen Krankenbesuch in ihrem kleinen Stübchen unterlassen habe, weil er seine Freude nicht vor ihr zeigen wollte.

Sie biß die Zähne zusammen und schüttelte, zornig über sich selbst, den Kopf. Was wollte sie denn? Es hatte alles seine Richtigkeit — mochte er in Theresens Besitz das Glück finden, das er erwartete! Die schwere Zeit bis zu ihrer völligen Genesung mußte ja auch verfließen, und dann konnte sie das Haus verlassen, konnte auf eigenen festen Füßen stehen — und alle, die hier zurückblieben, segneten wohl den Augenblick, wo sich die Thür hinter ihr schloß. O, wie schön mußte es sein, ein liebes trautes Vaterhaus zu besitzen, einen Fleck, von dem man weiß, da bist du jederzeit willkommen, da sind treue Herzen, da sind offene Arme, Hände, die dich segnen, die ihr letztes Stückchen Brot mit dir theilen. Und wie gut hatte es doch so ein Mann wie der Frieder — ja, wo mochte wohl der Frieder augenblicklich sein?

Er hatte eines Tages seiner Tante kurz mitgetheilt, er habe den Friedensdienst der Garnison satt, habe um seine Entlassung gebeten und sich gleichzeitig als Offizier für die deutsche Schutztruppe in Ostafrika gemeldet. Sobald er zustimmenden Bescheid erhalte, komme er, um Abschied von ihr zu nehmen. So zwischen Weihnachten und Neujahr war er dann richtig auf vierundzwanzig Stunden dagewesen, um der alten Dame Lebewohl zu sagen. Julia erinnerte sich nicht, ob er auch ihr die Hand gedrückt zum Abschied, sie lag gerade damals am schwersten danieder. Tante Nielchen aber war seit jenem Augenblick ganz zusammengebrochen und alle ihre Sorge vereinigte sich auf den Fernen, alle ihre Gebete erflehten Schutz für den geliebten Pflegesohn, der, seinem Thatendrang folgend, wohl gar von den Schwarzen ermordet wurde.

Ob der Frieder Theresens Untreue erfahren hatte? Ob diese gar der Grund war, daß er Europa den Rücken wandte? Wenn dem so war, dann wußte jedenfalls außer Therese nur sie selbst um diesen Grund. Denn sie hatte niemand das Geheimniß der Verlobung zwischen den beiden verrathen — wozu den Frieden eines Herzens zerstören, das ihr das theuerste war, wozu vernichten, was ihn, den Ahnungslosen, am Ende doch beglücken konnte! Und war der Gedanke, Fritz den Charakter Theresens zu enthüllen, nicht von selbstsüchtigen unlauteren Beweggründen eingegeben, *mußte* sie darum nicht schweigen? Ja, wäre sie seine Schwester gewesen, aber nun — nun liebte sie ihn und wußte, daß nicht allein die Sorge um sein Wohl sie bewegte, sondern noch etwas anderes, vor dem sie sich selbst schämte, eine leidenschaftliche Bitterkeit und zehrende Eifersucht.

So schwieg sie — schwieg, wenn er am Bette saß in den Tagen, da ihr allmählich das Bewußtsein wiederkehrte, wenn er mit besorgter Miene und einem mitleidigen Ausdruck in den Augen ihre zuckende Hand hielt; schwieg, als sie von der Räthin erfuhr, daß die Verlobung des Doktors gleich nach Theresens Rückkehr stattfinden solle. Sie schrie es *nicht* hinaus: „Das Mädchen, das Du liebst, ist treulos, treulos bis ins innerste Herz! Sie nimmt Dich nur, wie sie sich ein neues Kleid kauft — weil es Mode ist!“ Sie preßte die Lippen aufeinander und stellte sich schlafend, nur damit er gehe, damit sie das geliebte Antlitz nicht sehen mußte.

Es war fast ein Wunder, daß sie unter solchen inneren Kämpfen genas, daß sie überhaupt wieder hier stand in Luft und Sonne, daß sie die Fahne dort oben wieder so lustig flattern sah. Mamsell Unnütz verfolgte jede Wendung der tanzenden Fahne in der Frühlingsluft, und dann erblickte sie über die niedrige Mauer hinweg durch das kahle Geäst den Kutscher und die Stubenmädchen, die unter lautem Lachen ein mächtiges Blumengewinde über der Hausthür befestigten, sie sah Frau Roettger in höchst eigener Person zu den Leuten treten, um ein zierliches Blumenkörbchen abzugeben, jedenfalls ein Willkommgruß in Theresens Boudoir!

Julia schritt langsam wieder dem Hause zu, ihre Kraft war erschöpft. Durch die sonnige Luft kamen jetzt voll die Klänge der Kirchenglocken; alle drei wurden geläutet, als gelte es, einen großen Festtag einzuläuten, und doch klangen sie traurig. Julia kannte diese Klänge — irgend ein müdes Menschenkind trug man zu Grabe, aber einen, der hienieden zu den Bevorzugten gezählt hatte.

Mühsam drückte sie die schwere eichene Hausthür auf und kam in den dämmernden Flur, gerade als die Räthin von der anderen Seite eintrat. Diese that gar nicht, als ob sie das blasse Mädchen bemerkte; sie ging eilends in die Küche und rief von der Schwelle aus Luischen zu: „Eben wird der junge Norjan begraben! Lieber Gott, wenn er nur wenigstens einen hinterlassen hätte, der ihn beerben könnte; jetzt sitzt die alte Mutter allein mit dem vielen Gelde da!“

„Ja, ja,“ antwortete Luischen, „wenn Fräulein Julchen den genommen hätte — was die jetzt für eine reiche Witwe wäre und wie sie das Leben genießen könnte — und was hat sie nun?“

Mamsell Unnütz lächelte, als sie mühsam die Treppe hinaufstieg. Ja, was hatte sie nun? Nichts, gar nichts! Und doch — sich selbst hatte sie noch und das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, und . . . den Schmerz um *ihn*.

Julia sah wirklich den Fritz heute nicht, zum ersten Male nicht. Er schickte ihr nur ein paar Orangen hinauf und ein Buch. Sie möge entschuldigen, daß er heute nicht komme, er habe so viel zu thun.

Nun saß sie am Fenster und blickte auf den Strom und zählte die Schiffe und starrte in die Sonne, die blutroth unterging, und sagte sich: „Jetzt müssen sie kommen.“

Drunten im Erdgeschoß war es ganz still, auch die Räthin schien nicht daheim zu sein. Vielleicht feierten sie heute schon die Verlobung, vielleicht hatte Therese doch schon dort unten am blauen Meere dem Vater gestanden, daß sie den Fritz Roettger liebe, und dabei gefragt, ob ihm wohl dieser Schwiegersohn recht sei? Und Julia meinte, des alten Herrn freudestrahlendes Gesicht zu sehen und sein herzliches Lachen zu hören: „Ja, Töchterchen, *den*, *den* — in Gottesnamen — Du hast gut gewählt!“

Dann hatte Therese telegraphiert — sicher, so war es — und nun lag sich das Brautpaar in den Armen und Papa Krautner und Mama Roettger vergossen Rührungsthränen dabei, und der Fritz küßte seine Braut.

Welch ein schreckliches Herzpochen Julia plötzlich überkam! Und Zirp! Zirp! machten die Stare draußen und flogen glückselig miteinander in ihr Kästchen. Am Rheine drunten stand das Dienstmädchen der Tante Minna neben ihrem Schatz und spritzte ihm neckend eine Handvoll Wasser ins Gesicht, als er sie küssen wollte; ihr übermüthiges Lachen klang bis hier herauf. Und die beiden mußten es so recht aus mit Lachen und Plaudern, das Stündchen im Abendroth, und als das Luischen endlich, mit dem Korbe voll frischgewaschenen Spinats auf dem Kopfe, sich dem Hause zuwandte, da riefen sie sich noch ein „Auf Wiedersehen!“ zu, und Julia hörte bald darauf das Mädchen in der Küche lustig singen. Sie selbst saß da, mit dem Ausdruck größter Mattigkeit, aber noch immer mit dem stillen Lächeln um die Lippen, bis das Roth draußen verblich, bis drunten die Thür ging und die hastigen Schritte der Räthin die Treppe heraufkamen, um in Tante Rielchens Stube zu verhallen. Da erhob sie sich und ging hinüber. Gewißheit, endlich Gewißheit wollte sie, denn bis zuletzt glaubt der Mensch an Märchenwunder, auch wenn er sich's nicht eingesteht.

Sie kam gerade recht vor die angelehnte Thür, um die Worte der Räthin zu hören: „Und Du glaubst nicht, wie glücklich die beiden sind; wie die Kinder, Rielchen, wie die Engelchen, und der Alte küßt den Fritz um die Wette mit seiner Tochter, und im Mai ist die Hochzeit! Ach Gott, das ist doch endlich 'mal ein Sonnenstrahl nach so langer Prüfungszeit!“

Tante Rielchen sagte leise: „Ich gönne es Dir, Minna, weiß Gott, ich gönne es Dir!“

Mamsell Unnütz aber ging nicht hinein: sie kehrte wieder in ihre Stube zurück. Mäuschenstill blieb es drinnen, nur einmal ein Seufzer, fast wie ein Seufzer der Erleichterung — und zum ersten Male schlief sie wieder in der Nacht.

Die Gewißheit war da; die Ruhe kam über sie, die starre Ruhe der Entsagung.

Mit festem Willen vermag man viel, auch gesund zu werden, und Julia *wollte* gesund werden. Um keinen Preis hätte sie der Hochzeitsfeier beiwohnen mögen, vorher schon mußte sie das Haus verlassen haben. Dem Entschluß, in die Welt hinauszugehen, widersprach niemand; die Verhältnisse hatten es so gefügt, daß ihre Gegenwart mehr wie je „unnütz“ wurde.

Theresens Wünsche, das ganze Haus allein zu bewohnen, sollten sich nicht erfüllen. Noch bevor Herr Krautner dem Fräulein Rielchen Trautmann das Grundstück abkaufen konnte, hatte es in aller Stille einen anderen Käufer gefunden, und zwar Herrn Doktor Roettger selbst; dieser aber war durchaus nicht zu bewegen, so sehr er auch seine Braut liebte, die Mutter und die Tante hinauszuweisen aus dem elterlichen Hause.

„Mein liebes Herz,“ sagte er ernst zu Therese, „Mutter und Tante werden zusammen unten wohnen; Mutter in ihren alten Räumen, Tante in den drei Zimmern, die neben meinem Warte- und Sprechzimmer liegen. Die Verbindungsthür lasse ich vermauern. Tante hat so ihr Reich für sich, ich das meinige daneben. Oben aber in den trauten Stuben soll das Glück mit uns einziehen und ganz allein mit uns hausen. Da oben darfst Du unumschränkt wie eine Königin herrschen, Dein Reich nach eigenem Geschmack gestalten. Drunten bleibt es, wie es war.“

Kein Bitten, kein Schmeicheln, kein Schmollen half, und Therese verschob ihren Sieg auf die Zeit nach der Hochzeit. Sie würde ihren Willen schon noch durchsetzen, meinte sie.

Die beiden alten Schwestern wollten in Zukunft gemeinschaftliche Wirthschaft führen, und zu Anfang April erprobte Julia ihre kaum wiedergewonnenen Kräfte zum ersten Male und half Tante Rielchen die Zimmer unten einrichten, denn oben wurden Maurer, Zimmerleute und Handwerker aller Art erwartet, um die Wohnung der künftigen Frau Doktor instand zu setzen. Kein Mensch fragte Julia, ob sie sich nicht zuviel zumuthe, nur Fritz sagte einmal, als er flüchtig in die Stube sah, in der Hand einen Strauß blühender Anemonen, die er seiner Braut bringen wollte: „Strenge Dich nicht zu sehr an, Unnütz — was hast Du dann, wenn Du wieder daliegst? Und trinkst Du auch noch Deinen Eisenwein?“

Sie nickte zerstreut, und er ging fort.

Er brachte fast jede freie Minute drüben in der Villa Krautner zu. Er vermied es, zusammen mit seiner Braut vor Julias Augen zu kommen, und war im Bewußtsein des Schmerzes, den er ihr bereitet hatte, noch rücksichtsvoller als sonst — und dennoch that Julia diese Rücksicht weh, und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf in stummem Zorn.

Mitten in den Umzug kam Herr Krautner und setzte sich in all dem Wirrwarr ganz gemüthlich neben Tante Rielchen auf das Sofa, das eben an die Wand gestellt worden war; still beobachtete er, wie das blasse, fast überschlank gewordene Mädchen arbeitete, um es der alten Dame ein wenig gemüthlich zu machen und sie die altgewohnten Räume nicht allzusehr entbehren zu lassen.

„Nun, sagen Sie einmal, liebe Schwägerin“ — so nannte er Tante Rielchen seit der Verlobung — „da erzählt mir der Fritz neulich, das Töchterchen dort thue sich nach einer Stellung um?“

„Ja, ich suche danach,“ antwortete Julia.

„Hm! Da brauchen Sie diesmal nicht weit zu suchen. Kommen Sie zu mir, ich halt' Sie wie mein eigen Kind! Ohne irgend eine Seele kann ich nicht sein, muß jemand haben, der mir einen freundlichen Gruß bietet, wenn ich abends heimkomme; und überhaupt, wenn das Thereschen fortgeht“ — er schnaubte sich heftig — „da würde ich's allein gar nicht aushalten drüben in dem großen Hause. Also, wie ist's Fräulein Julchen, kommen Sie zu mir?“

Tante Rielchen sah überrascht und dankbar zu ihm hinüber und setzte zum Sprechen an. Aber Julia kam ihr zuvor:

„Ich danke herzlich, Herr Krautner, indes bei Ihnen würde ich zu sehr verwöhnt, und das taugt nicht für mich. Ich muß auf *eigenen* Füßen durchs Leben, ich gehe unter ganz fremde Menschen und — recht weit fort.“

„Verwöhnt? Ich verwöhne keinen Menschen, am allerwenigsten Sie, Jungfer Unnütz. Ich nehme Sie auch gar nicht auf Kündigung, ich will Sie für immer da haben, bis Sie einmal einer wegholt oder bis ich die Augen zuthue. Und Alois Krautner verläßt auch die Leute im Tode nicht — verstanden?“

Sie kam herüber und die Rührung zuckte um ihren Mund. „Danke vielmal,“ sagte sie, „aber ich kann nicht, ich habe gestern eine Stellung angenommen.“

Tante Rielchen fuhr empor. „Und das weiß ich nicht?“ rief sie.

„Verzeih', Tante, ich hätte es Dir noch heute mitgetheilt.“

„Und wo denn? Und als was denn?“ fragte die alte Dame, so gekränkt, als ob in ihr die sorgsamste Mutter hintergangen wäre.

„Ich — habe mich zunächst zu einem Kursus für Krankenpflege in Köln gemeldet.“

„Krankenpflegerin — Du? Und nicht einmal Deinen eigenen Mann hättest Du pflegen wollen?“

Das Mädchen ward blaß bis in die Lippen. „Vor dem Kranken habe ich mich nicht gescheut,“ sagte sie laut. „Hätte mich seine Mutter gebeten, als Pflegerin zu ihm zu kommen, ich wäre sofort gegangen. Mir hat davor gegraut, daß ich an ihn gekettet sein sollte durch Bande, die man sonst nur schließt, wenn man sich“ — und jetzt ergoß sich eine wahre Rosengluth über ihr Gesicht — „wenn man sich sehr lieb hat. Ich wäre eher gestorben, als daß ich neben seinem Rollstuhl zum Altar gegangen wäre, ich —“

„Bravo!“ rief Herr Krautner. „Da hat sie recht, Fräulein Schwägerin, und ich kann Ihnen nur sagen, heutzutage denken nicht alle Mädchen so. Um der Geldsäcke des armen Menschen willen hätten Hunderte ‚Ja‘ gesagt und hätten ihre frische Jugend im Krankenzimmer vergraben, oder auch nicht einmal das — sie hätten ihn dort allein sitzen lassen und sich sonst wo amüsiert. Aber den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, dazu gehört Muth, und zur Krankenpflege, liebes Kind, der größte Muth, haben Sie das auch überlegt? Es ist ein schwerer Posten!“

„Freilich hab' ich's überlegt, recht lange und recht gründlich,“ erwiderte sie. „Soll ich etwa,“ fuhr sie fort, „das Heer derer vermehren, die als ‚Stütze der Hausfrau‘ ihr Brot suchen, oder soll ich um karges Geld meine mittelmäßige Begabung für Malerei verwerthen? Oder soll ich Erzieherin zu werden versuchen, wo schon Tausende vergebens auf Stellung warten? Eben für die Krankenpflege, meine ich, können gar nicht genug kommen, die es recht ernst nehmen mit ihrem Beruf. Und je feinfühliger die Persönlichkeit ist, die an das Krankenbett tritt, um so wohlthuender wird der Eindruck auf den Leidenden sein. Ich denke es mir einmal so, und der Fritz hat mir recht gegeben, als ich — als ich ihm noch half bei seinen Kranken.“

Fräulein Riekchen sagte nichts mehr; sie hatte sich abgewendet und betrachtete angelegentlich ein paar Bilder, die an der Wand standen. Sie wußte nicht, was es war, aber irgend etwas an des Mädchens Sprache packte sie zum ersten Male, so lange sie das Kind kannte, und erinnerte sie an dessen Vater. Es war wohl die Art und Weise ihres Ausdrucks oder die Handbewegung dabei. So lange hatte auch das Mädchen noch nie geredet.

„Nun,“ sagte Herr Krautner und stand auf, „alle Hochachtung vor Ihrem Entschluß! Wenn's aber schwerer ist, als Sie geglaubt haben, wenn Ihre zarte Gesundheit nicht ausreicht, dann, Töchterchen, dann wissen Sie, wo der alte Krautner wohnt — geben Sie mir die Hand darauf! Und wenn ich einmal krank bin, kein anderes soll mich pflegen. So, da wäre ich also umsonst betteln gegangen. Adieu!“

Julia hantierte nun weiter, und Fräulein Riekchen sah zu, aber sie sprachen beide nicht mehr. Erst als Julia endlich erschöpft am Fenster saß und es bereits ganz heimlich in dem Stübchen aussah, denn das Mädchen hatte verstanden, jedes Bild möglichst an den nämlichen Platz zu hängen, den es droben gehabt, erst da klang es gepreßt zu ihr hinüber: „Und wann mußt Du dort sein in Köln?“

„Am fünfzehnten Mai, Tante.“

„Kannst nicht zur Hochzeit hier bleiben? Sie ist doch schon am zwanzigsten!“

„Nein, Tante; es thut mir leid, das geht nicht,“ antwortete Mamsell Unnütz.

Dann stand sie rasch auf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Gute Nachbarschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 745.)

Als mir im vorigen Jahre beim Besuch des prachtvoll gedeihenden Hamburger Zoologischen Gartens zum ersten Male der sonderbare Anblick wurde, daß der dort gehegte mächtige indische Elefant und sein Nachbar und Landsmann, ein Rhinoceros, sich gegenseitig liebkosten, da fiel mir dies um so mehr auf, als ich die beiden gewaltigen Dickhäuter seit Jahren im Garten gesehen, nie aber bis dahin eine solche Scene beobachtet hatte. Auf meine befremdete Nachfrage erfuhr ich gar, daß dieses freundschaftliche Verhältniß schon lange bestehe und sich öfter bekunde. Wo blieb da das alte und vielgeglaubte Märchen von der angeborenen Feindschaft zwischen Elefant und Nashorn?

Wenn Plinius, der alte Römer, von dieser angeborenen Feindschaft spricht, so kommt es offenbar daher, daß er im römischen Cirkus den Kampf zwischen Elefant und Nashorn gesehen und dabei beobachtet hat, wie das letztere seinem Gegner mit dem Horne den Bauch aufschlitzte. Plinius war wohl auch die Quelle dieser Meinung für die späteren Jahrhunderte. Wenn man aber weiß, wie bei solchen Cirkusvorführungen die Thiere mit aller Gewalt dazu gereizt wurden, sich zu bekämpfen, so verliert der Ausspruch des Plinius jeden Werth.

Eigentliche Thierfeindschaften, d. h. in dem Sinne, daß zwei Thierarten sich gegenseitig in angeborener Feindschaft begegnen, dürfte es kaum geben, denn eine „Feindschaft“ ist es doch nicht, wenn Raubthiere, die von der Natur auf die Ernährung durch das Fleisch anderer Thiere angewiesen sind, diese anfallen, tödten und fressen, und wenn die Angefallenen sich dabei nach Kräften wehren. Ebensowenig kann man es angeborene Thierfeindschaft nennen, wenn zwei Thierarten auf gemeinsamem Nahrungsplatz einmal aneinander gerathen. Die als Gegenbeweis naheliegende sogenannte Feindschaft zwischen Hund und Katze beweist auch nichts, denn einerseits sind sie Hausthiere und nicht mehr im natürlichen Zustand, vielmehr meist durch Reizung zu solcher Gegnerschaft erzogen, sodann sind sie ursprünglich Raubthiere, also von Natur jedem anderen Thiere abhold. Dem Eskimohund z. B., der weiter kein Hausthier kennt, ist jedes andere Thier eine willkommene Beute, und als bei Hagenbeck einst zwei Eskimohunde aus ihrem Gehege entwischt waren, rissen sie sofort eine Ziege im Hofe nieder. Da ist aber ebensowenig von gegenseitiger Feindschaft die Rede.

Dieses und ähnliches muß dem denkenden Thierbeobachter einfallen, wenn er die in unserem Bilde dargestellte Scene sieht. In der Freiheit sowohl wie in der Gefangenschaft sind sich Nashorn und Elefant in keiner Beziehung im Wege. Denn bei dem üppigen ununterbrochenen Pflanzenwuchs ihrer Heimath wächst ihnen ja sozusagen ihre Nahrung in das Maul und diese besteht bei der großen Verschiedenheit beider Thiere sicher auch aus verschiedenen Pflanzen. Ihre Feindschaft wäre Unsinn, und Unsinn giebt es in der Natur nicht.

Demgemäß verhalten sich denn nun auch die beiden gewaltigen Thiere im Hamburger Zoologischen Garten.

Es ist ein schöner warmer Morgen im Frühling. Schon zeitig sind Elefant und Nashorn aus ihren Ställen in ihr Gehege außerhalb derselben gelassen worden. Das Nashorn, „Begum“ genannt (indischer Name für Prinzessin), springt meist mit einigen wuchtigen Sätzen mitten in sein Gehege, ist aber nun auch für lange Zeit mit dieser großartigen Leistung zufrieden, bleibt halbe Stunden lang auf einer Stelle stehen, kaum daß es dazwischen hinein einige Schritte thut oder sich einmal für einige Zeit hinlegt.

Der Elefant hingegen, auf gut Deutsch „Anton“ geheißen, ein Prachtthier seiner Art, mit Stoßzähnen von seltener Länge und gegenwärtig wohl der schönste Elefant in Europa, betritt mit würdigen Schritten sein Reich, überzeugt sich zunächst durch Umblick, daß alles in der gewohnten Ordnung ist, beginnt dann aber bald seinen Umlauf rings der Umzäunung entlang mit so elastischem, wenn auch immerhin wuchtigem Schritte, daß es eine Freude ist, ihm zuzusehen.

Ist nun zur erwähnten Zeit noch kein Publikum da, d. h. kein solches, welches das Interesse Antons durch Füttern in Anspruch nimmt, so setzt er seinen Spaziergang längere Zeit unverdrossen fort. Doch — da bemerkt er auf einmal, daß sein Herr Nachbar, den er natürlich längst im Nebengehege erblickt hat, der trennenden Schranke näher gekommen ist. „Guten Morgen, da bin ich,“ scheint dieser sagen zu wollen, und der herantretende Elefant, den die Stoßzähne und die Enge des Gitters hindern, den Rüssel zwischen den Stäben weit hindurch zu stecken, hebt das gewaltige Haupt über den oberen Gitterrand und streckt den Rüssel nach dem Kopfe des Nashorns aus. Mit wundervollem Ausdruck in Haltung und Augen läßt er sein gewaltiges Riech- und Greifwerkzeug in allen möglichen Windungen um den Kopf und besonders um das Maul des Nashorns spielen, fährt ihm einmal über die Augen oder über die Stelle, wo das Horn sitzen müßte; kurz, es ist ein offenbar freundschaftliches Liebkosen, welches Begum, wenn auch mit mäßigem Eifer, durch Lecken zu erwidern sucht. Der blöde dumme Ausdruck in dessen Augen im Gegensatz zu der Würde des Elefanten steigert dabei außerordentlich das Komische dieses Anblicks, so daß ich mich in der That dabei eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte.

Aber noch ein anderes höchst merkwürdiges Schauspiel führt Anton auf als Beweis seiner großen Klugheit. Es sind inzwischen Besucher gekommen, welche ihm etwas spenden wollen. Da ist natürlich sein Nachbar, das Nashorn, nicht mehr für ihn da. Weit streckt er den Rüssel nach der dargereichten Gabe vor, und ruft dabei ein Kind: „Kompliment!“, so nickt er wohl etwas mit dem Kopfe, aber sehr wenig, als wollte er gleichzeitig seine Geringschätzung solcher Belästigung ausdrücken. Jetzt aber reicht ihm jemand einen Markstück oder -stücker. Der Elefant erfaßt ihn, denn er weiß, dafür kann er sich etwas kaufen. Da sein Wärter im Stalle beschäftigt ist, so ruft er diesen sofort mit einem brüllenden Tone herbei, und sowie derselbe erscheint, hält er ihm den Rüssel hin. Greift aber der Wärter danach, so zieht der Elefant sofort die Münze

in den Rüssel hinauf, und der Wärter weiß jetzt: erst die Ware, dann das Geld. So reicht er ihm denn aus den für solche Fälle immer mit Brot gefüllten Taschen einige würfelförmige Brotstücke, und kaum sind dieselben im Elefantenmaul, so hat der Elefant auch schon den Nickel aus dem Rüsselinneren hervorgestoßen und ihn als pünktlicher Zahler dem Wärter gereicht. Die größten Triumphe feiert Antons Schlauheit, wenn er mehrere Nickel, z. B. drei hintereinander erhält; denn dann bezahlt er sie dem Wärter nicht auf einmal für die erste Brotlieferung, sondern giebt erst den einen, dann nach wiederholtem Brotempfang den anderen und ebenso schließlich den dritten hin. Es ist dabei die geschäftliche Klugheit des Thieres ebenso erstaunlich wie die Fähigkeit des gewaltigen Rüssels zu solch willkürlicher „Handhabung" winziger Geldstücke.

Kunstsinn hat Anton trotz seiner eigenen Schönheit leider nicht, denn als ich im vorigen Jahre in stiller Nachmittagsstunde eine Studie nach ihm fertigte, da bespritzte er mich aus seinem Rüssel so unausgesetzt und sicher treffend mit Geifer, daß eine große Selbstverleugnung dazu gehörte, auszuharren, und die Reinigung von den Flecken zuletzt eine recht mühsame Arbeit war.

Da Anton sich schon seit 1871 im Hamburger Zoologischen Garten befindet, so ist er natürlich in der Stadt allbekannt. Er ist ein Geschenk der Herren Diekmann, Barkhausen u. Comp. in Rangun in Hinterindien, stammt auch von dort, wo die männlichen Elefanten meist schöne Stoßzähne haben. Begum, das erwachsene, trotz seines Namens „Prinzessin" männliche Nashorn, ist auch bereits 1870 von einem Londoner Thierhändler für 13380 Mark erworben worden. Die Freundschaft der beiden besteht seit dem Beziehen des 1881 eröffneten neuen Elefantenhauses, wo sie seitdem ununterbrochen nebeneinander wohnen. Zur Entwicklung des Horns ist es leider bei dem sonst tadellosen Rhinoceros nicht gekommen, weil es die Stelle fortgesetzt an Balken, am Gitter u. dgl. reibt. Sonst hätte man an ihm vielleicht auch wie an den Exemplaren des Berliner Zoologischen Gartens die Beobachtung machen können, daß diese Nashornart mitunter das Horn abwirft und daß ihr dann ein neues wächst — eine bisher wohl unbekannte Thatsache. **Heinrich Leutemann.**

Altamerikanische Kulturbilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Paul Schellhas.**

II.

An einem Novembertage des Jahres 1839 stand der schon in unserem ersten Artikel erwähnte amerikanische Reisende Stephens am Ufer eines kleinen Flusses in der Nähe des Dorfes Copan an der Grenze zwischen Honduras und Guatemala, inmitten des tropischen Urwaldes, und erblickte auf der anderen Seite des Flusses eine etwa 100 Fuß hohe, zum Theil verfallene steinerne Mauer. Er setzte über den Fluß, erstieg die Mauer auf einer breiten Treppe, die hinauf führte, und befand sich plötzlich auf einer Terrasse, umgeben von den Resten einer untergegangenen Kulturwelt, von deren Vorhandensein außer den Bewohnern der nächsten Umgebung niemand etwas wußte und deren Spuren der Reisende Stephens zum ersten Male vor sich sah. Die amerikanische Alterthumskunde befand sich damals noch in den Anfängen, und Centralamerika war ein unerforschtes Gebiet. Zwar war schon im Jahre 1750 die große Ruinenstadt Palenque in der mexikanischen Provinz Chiapas von spanischen Reisenden im Urwald zufällig entdeckt worden, aber eine gedruckte Schilderung dieser Alterthümer war erst im Jahre 1822 nach Europa gelangt, und zu der Zeit, als Stephens die Ruinen von Copan auffand, gab es noch Gelehrte, die der Ansicht waren, daß eine höhere Gesittung in Amerika niemals bestanden habe, daß die Einwohner der Neuen Welt durchweg Wilde gewesen seien, und daß die Spanier daher in ihren Berichten über den Kulturzustand im alten Mexiko arg übertrieben hätten.

Das „Castillo" zu Chichen-Itza.
Nach einer Photographie von Désiré Charnay.

Was nun der Reisende Stephens damals in Copan vor sich sah, war überraschend großartig. Unter dem Urwald begraben und von der überwuchernden tropischen Vegetation vollständig verschlungen, standen da hohe, pyramidenförmige Tempelbauten mit breiten Treppen, gewaltige steinerne Altäre und zahlreiche Bildsäulen, mit reichen Skulpturen bedeckt, und manche in kunstvoller Arbeit den schönsten Denkmälern der alten Aegypter gleich. Stephens selbst schildert in den lebhaftesten Farben den Eindruck, den die Entdeckung dieser ersten Ruinenstadt auf ihn machte, und den wunderbaren Anblick, den die Alterthümer in der tropischen Urwaldsumgebung gewährten. „Eine der Bildsäulen," sagt er, „war durch riesengroße Wurzeln von ihrem Postament verschoben, eine andere von den Aesten der Bäume fest umschlungen und von der Erde emporgehoben, eine andere auf den Boden geworfen und von ungeheuren Schlingpflanzen festgehalten, eine endlich stand mit ihrem Altar vor sich in einem Hain von Bäumen, der sie rings umgab, als wollte er sie beschatten und wie ein Heiligthum beschützen, und in der feierlichen Stille des Waldes erschien sie wie eine Gottheit, die über ein hingesunkenes Volk trauert. Die einzigen Laute, welche das tiefe Schweigen dieser vergrabenen Stadt störten, war der Lärm der Affen, die zwischen den Wipfeln der Bäume sich bewegten, und umgeben von den wunderbaren Denkmälern kamen sie uns vor wie die wandernden Geister des verschwundenen Volksstammes, welche die Trümmer ihrer einstigen Wohnungen behüteten ... Keine Ideenverbindungen verknüpften sich mit diesem Ort, keine jener begeisternden Erinnerungen, welche Rom und Athen uns so heilig machen; und doch hatten einst in diesem überschwenglich üppigen Walde Baukunst, Skulptur, Malerei, kurz alle die Künste geblüht, die das Leben verschönen, hatten Redner, Krieger und Staatsmänner, hatten Schönheit, Ehrgeiz und Ruhm gelebt und waren dahingeschwunden ... In Aegypten stehen die gigantischen Tempelskelette in dem wasserlosen Sandmeer, in der ganzen nackten Wüstenöde; hier dagegen hüllte die Ruinen eine ungeheure Waldung ein und verbarg sie vor der Menschen Blicken, wodurch der Eindruck und die moralische Wirkung erhöht und ihnen ein mächtiges und fast wildromantisches Interesse gegeben wurde ... Wir fragten die Indianer, wer diese Denkmäler gebaut, und ihre dumme Antwort war: ‚Quien sabe?' — ‚Wer weiß?' —"

Nach Stephens sind viele andere Reisende in diesen Gegenden Centralamerikas gewesen, so besonders in neuester Zeit der Franzose Désire Charnay, und die meisten der noch vorhandenen

Baudenkmäler ſind wohl entdeckt und erforſcht. Wenn anfangs die meterhohen Ablagerungen von Schutt und Erde in den Höfen der Gebäude, der wuchernde Pflanzenwuchs in und auf denſelben und der gänzliche Mangel einer geſchichtlichen Ueberlieferung dazu verleitet hatten, den Ruinenſtädten ein ungeheures, ſelbſt vorſintfluthliches Alter beizulegen, ſo wichen dieſe phantaſtiſchen Vermuthungen bald einer nüchterneren Anſchauung, als man fand, daß einige der alten Städte zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung noch bewohnt geweſen ſein mußten, da ihre Namen in den Berichten aus jener Zeit erſchienen. Andere haben aber unzweifelhaft ſchon damals ſo wie heute in Trümmern gelegen, ſo z. B. die große Stadt Palenque in Chiapas, denn die Spanier unter Cortez ſind in einigen Meilen Entfernung an ihr vorübergezogen, ohne daß ſie von dem Vorhandenſein eines ſo bedeutenden Ortes in jener Gegend etwas erwähnen. Allerdings läßt ſich aus dem Umſtande, daß manche der alten Städte am Anfange des 16. Jahrhunderts noch bewohnt waren, ein ſicherer Schluß auf das Alter der Gebäude nicht ziehen, denn dieſe können trotzdem einer viel früheren Zeit angehören, und auch der Zuſtand der Ruinen ſelbſt geſtattet kein Urtheil, denn das feuchte und heiße Klima der Tropen und die ungeheure Vegetation zerſtört die Alterthümer unglaublich ſchnell, ſo daß die Zeit nicht mehr fern iſt, wo die letzte Mauer gefallen ſein wird. Dennoch ſteht jetzt jedenfalls ſoviel feſt, daß die Kultur, welche die Spanier bei ihrer Ankunft in Yucatan vorfanden, in unmittelbarem Zuſammenhang ſtand mit der jener alten Ruinenſtädte, und daß die heutigen Eingebornen Yucatans Nachkommen der Erbauer jener Städte ſind. Ja, Stephens erzählt in ſeiner Reiſeſchilderung die Wundermär, es liege nach Berichten der Eingebornen noch heutigen Tages tief im Innern des Landes, wohin niemals ein Europäer gekommen ſei, eine jener alten Städte vollſtändig wohl erhalten und bewohnt von Eingebornen, die noch im Beſitze der alten Bildung ſeien; man habe von den Gipfeln der Sierra bei klarem Wetter dieſe Wunderſtadt in der fernen Ebene geſehen!

Steinernes Götterbild von Copan.

Die Geſammtzahl der Ruinenſtädte iſt ſehr groß, und namentlich in der eigentlichen Heimath der Mayas, auf der Halbinſel Yucatan, liegt eine Fülle ſolcher Baudenkmäler unter dem Urwald begraben. Die bedeutendſten ſind, außer den ſchon erwähnten Copan in Honduras und Palenque in Chiapas, die Ruinenſtädte von Uxmal, Chichen-Itza, Kabah und Tuloom in Yucatan, ſämmtlich im Gebiete der Völker des Mayaſtammes gelegen. Der Bauſtil der Mayas iſt im großen und ganzen dem mexikaniſchen, wie wir ihn aus den dortigen Teocallis (Tempeln) kennen, verwandt. Auf gewaltigen, viereckigen Terraſſen, die nach den Himmelsgegenden orientiert und auf allen Seiten mit Stufen verſehen ſind, erheben ſich die langen und niedrigen Gebäude, mit flachen Dächern und zahlreichen Eingängen, die Fronten mit Skulpturen überladen, die meiſt phantaſtiſches Schnörkelwerk, mitunter aber auch ſehr geſchmackvolle Ornamente zeigen. Der Geſammteindruck der altamerikaniſchen Bauwerke iſt dem der indiſchen Baukunſt am ähnlichſten. Die überreiche üppige Tropennatur mag den künſtleriſchen Sinn dieſer Völker auf das Barocke und Phantaſtiſche hingewieſen haben, und es läßt ſich nicht leugnen, daß in der Fülle der centralamerikaniſchen Vegetation dieſer eigenthümliche Bauſtil einen harmoniſchen Eindruck hervorbringt. Daneben finden ſich aber auch vereinzelt Gebäude von ganz einfachem und edlem Stil, ſo z. B. zu Zayi in Yucatan ein ſehr merkwürdiger, auf S. 751 abgebildeter Tempel, der mit ſeinen glatten Säulen und ſeiner ſtrengen Architektur faſt an griechiſch klaſſiſche Tempelbauten erinnert.

Die Pyramidenform der altamerikaniſchen Gebäude hat zu mancherlei Vergleichen mit dem Bauſtil der alten Aegypter Veranlaſſung gegeben. Indeſſen die Unterſchiede ſind ſehr bedeutend. Die ägyptiſchen Pyramiden ſind ſelbſtändige Gebäude, von beträchtlicher Höhe und in der Regel mit glatten Seitenflächen, während in Centralamerika die terraſſenförmig übereinandergebauten, wenig hohen aber ſehr breiten pyramidenförmigen Anlagen nur den Unterbau bilden, auf dem ſich der eigentliche Tempel erhebt. Unſere Abbildung des „Caſtillo" zu Chichen-Itza liefert den Beleg für das Geſagte.

Eine gleich hohe Entwicklungsſtufe wie die Architektur hatte die Bildhauerkunſt bei den Mayas erreicht. Die vorzüglichſten Beiſpiele ſind zu Copan gefundene Götterfiguren, etwa 4 Meter hohe, maſſive Steingötzen in der Form breiter Säulen, die ebenſo wie die dazu gehörigen Altäre mit bewunderungswürdiger Kunſt gemeißelt ſind und von denen unſere nebenſtehende Abbildung eine Probe (nach Meyne und Schmidt, „Steinbildwerke von Copan und Quiriqua") giebt. Sie bleiben hinter den ägyptiſchen oder indiſchen Bildhauerwerken in keiner Weiſe zurück. Nicht minder kunſtvoll ſind die Ornamente und Skulpturen, mit denen die Tempelwände bedeckt ſind und die ehemals in bunter Uebermalung prangten. Die Figuren ſind entweder alterthümlich ſteif, mitunter phantaſtiſch entſtellt, nicht ſelten aber auch von überraſchender Naturtreue und Lebenswahrheit. Reich an gut ausgeführten Bildwerken ſind namentlich die Gebäude zu Palenque. Da ſehen wir die Geſtalten der verſtorbenen Könige und Großen, Darſtellungen aus ihrer Geſchichte und die Figuren der Gottheiten, und in langen Zeilen melden uns die Inſchriften, was damals jene Welt bewegt hat. Aber die allmächtige Zeit iſt darüber hingeſchritten, die Namen, die einſt in Mittelamerika widerhallten, ſind verſchollen und verklungen, die Völker verſchwunden, und der Forſcher aus einer fernen Welt ſteht vor den Hieroglyphentafeln und entziffert mit Mühe die Kalenderdaten und die ſonſtigen Zeitangaben, das Einzige, was bis jetzt von dieſen Inſchriften mit einiger Sicherheit gedeutet werden kann. —

Die Leiſtungen der Mayas in der Bau- und Bildhauerkunſt ſind um ſo bewunderungswürdiger, als den Mayavölkern ebenſo wie den Azteken das Eiſen gänzlich unbekannt war, eine höchſt auffallende Thatſache, wenn man bedenkt, daß nach neueren Forſchungen die alten Aegypter bereits 3000 Jahre v. Chr. im Beſitz des Eiſens waren. Die herkömmliche Anſchauung von der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Kulturſtufen: Steinzeit, Bronze- und Eiſenzeit wird durch ſolche Thatſachen arg erſchüttert. Die Mayas bedienten ſich lediglich ſteinerner oder kupferner Werkzeuge, und derjenige Stein, der bei ihnen die Stelle des Eiſens vertrat, war der Obſidian, eine vulkaniſche glashafte Maſſe, dem Feuerſtein ähnlich, die allerdings den Stahl erſetzen kann und zu haarſcharfen Meſſern, Meißeln, Beilen, Pfeil- und Lanzenſpitzen verarbeitet wurde.

Was wir außer durch die Alterthümer über den Zuſtand des Mayavolkes erfahren, beruht meiſt auf den Schilderungen der ſpaniſchen Schriftſteller zur Zeit der Eroberung Mittelamerikas, und dieſe Berichte ſind leider recht ſpärlich. Yucatan blieb unbeachtet, weil es keine Schätze barg; Mexiko und Peru mit ihren ungeheuren Goldreichthümern nahmen damals das öffentliche Intereſſe ausſchließlich in Anſpruch. Der größte Theil der mittelamerikaniſchen Kulturgeſchichte wird wohl für immer in tiefem Dunkel bleiben. Manche alten Ueberlieferungen, die über das Räthſel jener großartigen Ueberbleibſel wichtige Aufſchlüſſe geben könnten, mögen wohl, ängſtlich behütet und verborgen vor den Augen der ſpaniſchen Eindringlinge, mit dem letzten Prieſter der einheimiſchen Völker Centralamerikas ins Grab geſunken ſein.

Der Mayaſtamm, dem jene alten Kulturvölker höchſt wahrſcheinlich ſämmtlich angehört haben, iſt von den Azteken Mexikos ganz verſchieden, ſpricht eine eigene Sprache und ſeine Abkömmlinge bewohnen noch heute Yucatan und die angrenzenden Länder. Alle dieſe Völker zeigen noch jetzt eine ſtarke Widerſtandsfähigkeit trotz ihrer Entartung infolge der jahrhundertelangen ſpaniſchen

Tempel zu Zayi.
Nach Stephens.

Mißwirthschaft. Während der Indianer der Vereinigten Staaten unaufhaltsam vor der europäischen Civilisation dahinwirbt, ist davon in Yucatan keine Rede. Der Eingeborene ist noch immer der eigentliche Herr des Landes. Ein Blick auf eine Karte Yucatans zeigt, daß fast alle Ortsnamen der Mayasprache angehören, und der Europäer, der sich im Lande niederläßt, sieht sich gezwungen, die Sprache der Eingeborenen zu lernen; der Plantagenbesitzer, der Farmer muß mit seinen Leuten „Maya“ reden. Ob die heutige Sprache dieselbe ist, in der die Tempel-Inschriften und die Handschriften abgefaßt sind, ist natürlich sehr zweifelhaft.

Viele Aufschlüsse über das merkwürdige Leben in Yucatan giebt uns aus der Zeit der Spanier besonders der schon erwähnte Bericht des Bischofs von Merida, Diego de Landa. Das Mayareich war einst eine mächtige Monarchie, von dem alten Königsgeschlechte der Tutul Xiu regiert, die ihre Residenz in Mayapan, einige Stunden südöstlich von der heutigen Hauptstadt Merida, hatten. Aber die Vasallenfürsten in den Provinzen wurden mit der Zeit immer unabhängiger, und etwa hundert Jahre vor der Ankunft der Spanier empörten sie sich gegen den König und zerstörten Mayapan. Noch heute findet man in der Gegend, wo die alte Hauptstadt des Landes gelegen hat, die Spuren von Gebäuden im Umkreise von drei Meilen. Seitdem wurde das Land von Bürgerkriegen verwüstet, und als die Spanier kamen, gelang es ihnen leicht, die kleinen, sich untereinander befehdenden Herrscher zu überwältigen.

Die Staatseinrichtungen der Mayas waren ähnlich denen der Azteken. Der Monarch war mit der Machtfülle und dem Pomp orientalischer Fürsten bekleidet, und neben ihm bestand eine mächtige Priesterschaft, der die Pflege der geistigen Kultur, die höhere Erziehung der Jugend, die Wissenschaften, die Zeitrechnung und das Kalenderwesen besonders oblagen.

Die Religion der Mayavölker weist manche höchst wunderbare Züge auf, die zu den abenteuerlichsten Vermuthungen Anlaß gegeben haben, nämlich Anklänge an christliche Ideen, wie sie übrigens auch bei anderen Kulturvölkern Amerikas vorkommen. Die Mayas verehrten das Kreuz als religiöses Symbol; in einem der großen Tempel zu Palenque sieht man es dargestellt, und als Cortez im Jahre 1519 die Insel Cozumel an der Ostküste Yucatans besuchte, fand er dort ein steinernes Kreuz, das die Eingeborenen anbeteten. Aber kein uraltes Christenthum liegt hier vor, auch kein „Spott des Teufels“, wie die Mönche glaubten, sondern das Kreuz war den Mayas das Sinnbild der vier Weltgegenden, die Windrose, in ihren Beziehungen zum Wetter, zum Regen und zur Fruchtbarkeit des Landes. Auch die Azteken verehrten eine kreuzähnliche Figur, die sie den „Baum des Lebens“ nannten.

Ebenso wunderbar ist die Thatsache, daß die Mayas die Kindertaufe übten! Sie verbanden damit eine völlig christliche Vorstellung, denn sie hielten die Taufe für eine Befreiung von der angeborenen Sünde, eine symbolische Reinigung, und machten sie deshalb zur religiösen Pflicht; niemand durfte über sein zwölftes Jahr hinaus ungetauft bleiben. Dazu kommt noch, daß sie den Akt mit einem Namen bezeichneten, der wörtlich bedeutet: „Von neuem geboren worden!“ Die Gebräuche bei dieser Taufe waren bei den Völkern Mittelamerikas sehr verschieden, und sie weisen mitunter recht ansprechende Züge auf: so wurde bei einem Stamm dem Kinde Staub aufs Haupt gestreut mit den Worten: „O du kleines Wesen, du bist auf diese Welt gekommen, um zu leiden — leide und schweig'! Du lebst, aber du mußt sterben; viel Schmerz und Angst wird über dich kommen, bis du wieder Staub geworden bist wie dieser Staub!“ Die Tauffeierlichkeiten der Mayas werden uns von dem Bischof Landa ziemlich eingehend beschrieben. Der Taufe ging eine Beichte der Kinder voraus, und unter Gebeten wurden die Täuflinge von dem Priester mit Wasser benetzt. Sogar Taufpathen gab es, und sie spielten bei der Handlung eine ähnliche Rolle wie bei uns. Ein Schmaus schloß die Feierlichkeit. In einer der Mayahandschriften finden wir eine Scene dargestellt, die offenbar nichts anderes ist als ein Taufakt; unsere Abbildung giebt diese höchst merkwürdige Darstellung aus der Madrider Mayahandschrift wieder, ein seltsames Bild altamerikanischen Kulturlebens, dem gegenüber man es wohl begreift, wenn die spanischen Mönche hinter dergleichen Dingen den Hohn des Teufels witterten, dem sie am wirksamsten durch gründliche Vernichtung der alten Handschriften zu begegnen glaubten.

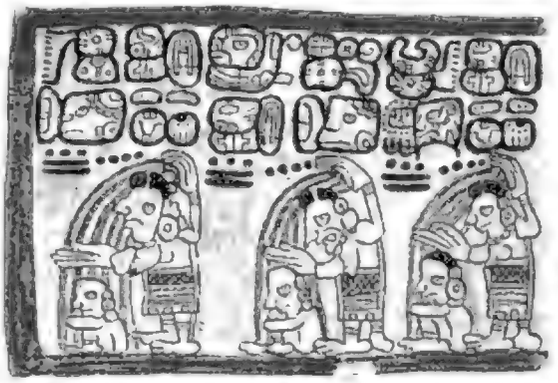
Wenn man das heutige Yucatan mit dem alten Mayareich vergleicht, so fällt der Vergleich keineswegs zu Gunsten des modernen Landes aus. Yucatan war in der alten Zeit mehr bevölkert als heutzutage — wie auch die Hauptstadt des Aztekenreiches größer und volkreicher war als das heutige Mexiko — und wo heute ärmliche Dörfer stehen, erhoben sich damals große und reiche Städte. Handel und Verkehr standen dementsprechend in hoher Blüthe. Es klingt wie ein Märchen, wenn man hört, daß im alten Yucatan breite, gepflasterte Kunststraßen das Land durchzogen, wo heute die „camino real“ („königlicher Weg“) genannten Straßen sich trotz ihres stolzen Namens meist nur als erbärmliche Maulthierpfade darstellen — wenn überhaupt ein Weg vorhanden ist.

Kaufleute, die im alten Amerika besonderes Ansehen genossen, durchzogen in internationalem Handelsverkehr Mittelamerika von Mexiko bis Honduras, und als Zahlmittel dienten an Stelle des Geldes Kakaobohnen, Kupfer und Edelsteine. Die Volksnahrungsmittel, wie z. B. der Mais, wurden zu amtlich festgesetzten Preisen verkauft, und die spanischen Schriftsteller berichten uns ausdrücklich, daß jede Verpflichtung streng eingehalten und die Erfüllung von Verträgen sorgfältig überwacht wurde. Die Justizpflege war wohlgeordnet und lag besonderen Beamten ob; in jedem Orte befand sich ein Richter, der unter Zuziehung von Beisitzern Recht sprach, und ein königlicher Kommissar reiste im Lande umher und prüfte die Thätigkeit der Gerichte.

Das Jahr theilten die Mayas in achtzehn Monate zu je zwanzig Tagen und fünf Schalttage, nebenher ging eine Zählung von Wochen zu je dreizehn Tagen. Jeder Tag erhielt daher eine Doppelbezeichnung, einen der zwanzig Tagesnamen und eine der Zahlen bis dreizehn, wodurch sich ein sehr geschicktes Kombinationssystem ergab, bei dem erst nach langen Zeiträumen wieder ein Tag denselben Namen und dieselbe Zahl bekam. Gerade auf dem Gebiete der Zeitrechnung zeigten die Mayas eine besondere Begabung. Die Zeitrechnung und der Kalender spielten denn auch im Leben des Volkes eine große Rolle, es giebt fast kein einziges Ueberbleibsel in Mayahieroglyphen, wo sich nicht unter den Schriftzeichen Zahlen und Tages- oder Monatshieroglyphen vorfänden.

Der Charakter der alten Mayas wird uns von den spanischen Schriftstellern sehr günstig geschildert, namentlich die Frauen werden als Gattinnen und Mütter außerordentlich ge

lobt. Ein Spanier Namens Alonſo Lopez de Avila, der im Kampfe eine Eingeborene von auffallender Schönheit gefangen genommen hatte, ließ dieſelbe, wie uns der Biſchof Landa erzählt — den Bluthunden vorwerfen, weil ſie ſich weigerte, ihrem Gatten untreu zu werden. Eine Schattenſeite der Mayas war ihre Neigung zu Vergnügungen und berauſchenden Getränken. Auch die abſcheulichen Menſchenopfer kamen in Yucatan vor; aber ſie waren ſehr viel ſeltener als in Mexiko, wo nach jedem Kriege Tauſende von Gefangenen den Göttern geopfert wurden. Das häusliche Leben war ziemlich einfach, die Erziehung der Kinder ſorgfältig und ſtreng. Die Wohnhäuſer, natürlich nicht entfernt ſo großartig wie die öffentlichen Gebäude, die Tempel und Paläſte, waren, dem Klima angemeſſen, leicht und luftig, ebenſo wie die Kleidung. Eine beſondere Kunſt der alten Centralamerikaner war die Verfertigung von koſtbaren Geweben aus zahlloſen bunten Vogelfedern, die ſie zu einer Art von Moſaik verarbeiteten, eine Kunſt, die wie ſo manches andere mit der alten Kultur verloren gegangen iſt. —



Eine Taufe bei den Mayas.
Aus der Madrider Mayahandſchrift.

Dieſe kurzen Rückblicke auf die untergegangene Kulturwelt des alten Amerika, zu denen uns die 400jährige Jubelfeier der Entdeckung der Neuen Welt die Veranlaſſung bot, liefern uns in gewiſſem Sinne die Schattenſeiten der großen Ereigniſſe, deren Feier wir begangen haben, ſie zeigen uns, daß die europäiſche Kultur für den amerikaniſchen Menſchen ein Danaergeſchenk geweſen iſt. Wir feiern die Entdeckung Amerikas als die Träger der ſiegreichen Kultur, als die Nachkommen der Eroberer der Neuen Welt, als die Erben, denen die Vortheile der Kämpfe zugefallen ſind. Es ziemt ſich bei dieſer Gelegenheit, daran zu erinnern, was auf ſeiten der Beſiegten verloren gegangen iſt, und dem Andenken der untergegangenen Welt ſind dieſe Zeilen gewidmet. Wer die heutigen Zuſtände in Mittelamerika mit denen der vorkolumbiſchen Zeit, wie ſie hier ſkizziert ſind, vergleicht, der muß mit Beſchämung eingeſtehen, daß die europäiſche Kultur die einheimiſchen Völker Centralamerikas nicht beglückt, nicht gefördert, ſondern zurückgeworfen hat.

Beinahe 400 Jahre hat die chriſtlich-europäiſche Civiliſation Zeit gehabt, den Schaden zu erſetzen, den die Eroberer dem Lande zugefügt haben, und noch heute ſteht Mittelamerika auf einer in vielen Beziehungen niedrigeren Stufe als vor der Entdeckung. Die nationale Kunſt, die lebendige Entwicklung der Technik, des Verkehrs, des Handels, der Wiſſenſchaften, das alles iſt erſtorben und bis heute nicht wieder erwacht; ſtatt deſſen herrſcht die Jahrhunderte alte Mißwirthſchaft, die Vernachläſſigung und die Halbkultur, unter welcher der Eingeborene verkommt: oberflächlich mit europäiſcher Civiliſation übertünchte Barbarei. Wird ein einheimiſches Kulturleben, wie es das untergegangene war, auf dem Boden Centralamerikas jemals wieder erblühen?

Gretchens Liebhaber.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(1. Fortſetzung.)

Erzählung von **Luiſe Weſtkirch.**

Anton Röver war an einem Auguſtnachmittag in dem kleinen Arbeitszimmer des Prinzipals im erſten Stockwerk mit dem Ordnen der Bücher beſchäftigt, einer Arbeit, die immer in der ſtillſten Zeit des Jahres vorgenommen wurde. Das Schreibpult war bedeckt mit Briefen, Anzeigen, Kursberichten, ein Waſſerglas ſtand dazwiſchen, aus dem der eifrig Beſchäftigte dann und wann nippte. Aufmerkſam fügte der junge Mann Zahlenreihe unter Zahlenreihe, und in ſeinem Herzen war eitel Frieden und Freude. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne brach ſich, von einer Fenſterſcheibe gegenüber zurückgeſpiegelt, in dem Waſſerglas und warf bunte Regenbogenſtreifen über den Schreibtiſch. Da trat Julius Meermann in das Zimmer, den Stock mit Elfenbeingriff in der Hand wirbelnd, eine Roſe im Knopfloch, elegant, lächelnd und ſehr aufgeräumt. Röver hatte im Eifer den Stundenſchlag überhört.

„Donnerwetter — büffelt der Menſch noch! Wie lange wollen Sie denn fortmachen? Kommen Sie mit ins Tivoli!“

„Einen Augenblick Geduld,“ ſagte Röver, freundlich aufſchauend. „Ich erledige nur, was mit der Poſt fort muß. Dann komme ich mit Ihnen.“

„Was ſchaffen Sie denn eigentlich hier oben?“

„Ich vertrete gegenwärtig Herrn Franz.“

„Wetter noch einmal — eine mächtige Korreſpondenz! Alles in Hüten, Spitzen und Federn, Franz und Kompagnie?“

„Nicht ganz. Unſer Chef macht Geldgeſchäfte auf eigene Hand. Dies hier zum Beiſpiel geht Franz und Kompagnie nichts an.“

„So, ſo! Na, alſo, ich warte. Sputen Sie ſich!“

Julius lehnte ſich an die Kante des Schreibpultes und ſtarrte ins Leere. Er ſah nicht gut aus; dunkle Ränder zogen ſich um die unheimlich glänzenden Augen. Seiner Mutter war dies veränderte Ausſehen nicht entgangen, und ſie ſpann Pläne, wie er Urlaub nehmen und zur Kur eine ihrer Freundinnen beſuchen ſollte, die in einem Badeort wohnte. Aber Julius hatte grimmig gelacht zu ſolchen Vorſchlägen. Er war ſo geſund wie nie, unverſchämt geſund; ſeine Körperkraft hatte nicht nachgegeben in den letzten entſetzlichen Wochen. Was hatte er unterſchrieben in jener unſeligen Nacht? Eine Schuldverſchreibung, wie er meinte, aber Habermann behauptete, es ſei ein Wechſel geweſen, und was ſchlimmer war, er bewies es ihm ſchwarz auf weiß. Dreitauſend Mark ſchuldete er dem heilloſen Menſchen, dreitauſend Mark mußte er auftreiben. Woher? woher? Seine Mutter beſaß nur ihr karges Witwengehalt und er ſelbſt beſaß gar nichts. Und doch hielt er noch den Kopf oben. In ſeinem Innern glaubte er eine Stimme zu hören, die ihn verſicherte, daß die Summe ſich finden werde, ſich finden müſſe, wenn auch in letzter Minute. Und das war ihm das Schickſal ja auch ſchuldig! Es konnte einen ſo netten, gutherzigen, talentvollen jungen Mann unmöglich in der Patſche ſitzen laſſen. Arme Teufel ohne Bildung und Schliff, ohne Feuer und Gewandtheit mochten in ſolchem Schiffbruch zu Grunde gehen — aber ein Menſch von ſeinen Gaben — das durfte nicht ſein! Vorläufig galt es nur, keine Seele ahnen zu laſſen, wie es um ihn ſtand, ſeine Angehörigen nicht, vor allen Dingen nicht ſeinen Prinzipal. So hoch ihn dieſer ſchätzte, einem Spieler würde er unbarmherzig ſein Geſchäft verſchloſſen haben. Allein mußte er den Sturm beſtehen, um ſich dann freilich nie, nie wieder in einen ähnlichen zu wagen. Und unwillkürlich ſchloß er ſich feſter an Röver an, den ernſteſten, geſetzteſten ſeiner Bekannten. Rövers Gegenwart ſchützte ihn vor der Geſellſchaft Habermanns, vor neuen Thorheiten. Im übrigen trug er den Kopf hoch, zeigte ſich luſtig, übermüthig, unternehmender als je. Doch bei jedem Scherzwort, das ſeine Hörer zu lautem Lachen brachte, dachte er an die dreitauſend Mark, die er beſchaffen mußte. Sie ſtanden für ihn auf dem Vorhang, der ſich zum Beginn der Operette hob, auf den Füßchen der Tänzerinnen, auf dem Grunde der Biergläſer, er las ſie in den Kattunmuſtern im Laden ſeines Prinzipales; und eben jetzt grinſten ſie von dem Schreibpult vor ihm in rieſigen Buchſtaben. „Dreitauſend Mark, zahlbar am zehnten Auguſt.“ Man ſchrieb heute den achten — Teufel, das Feuer brannte ihm auf den Nägeln!

In dieſem Augenblick ertönte im Hintergrund des Zimmers das Telephonzeichen. Der Kaſſierer legte die drahtgeflochtene Kaſſe, der er eben drei Tauſendmarkſcheine entnommen hatte, ſorgfältig in den Geldſchrank zurück, ſchlug die Scheine in eine lange Berechnung und ſchob ſie mit dieſer in einen auf dem Pulte liegenden, bereits adreſſierten Briefumſchlag. Dann ſtand er auf und ging an den Apparat.

Spinnen und Minnen.

Nach einem Gemälde von F. Graeßel.

Dreitausend Mark! Julius Meermann durchzuckte es wie ein Messerstich, als er die Scheine in dem Umschlag verschwinden sah. Gerade dreitausend Mark! Gewaltsam hatte er sein Auge von der Kasse abgewandt, er konnte keine Anhäufung von Geld mehr sehen — mit übermächtiger Gewalt zog es seine bebenden Finger an. In seinem eigenen Geschäft traute er sich nicht mehr an einer Stelle vorüber, wo zehn Goldstücke bei einander lagen. Denn er wollte keine Thorheit begehen. Ein Verbrechen, wenn es sein mußte, um sich zu retten — nun ja! Aber nur keine Dummheit, wie Tölpel sie in ihrer Verzweiflung wagen, eine Dummheit, die entdeckt werden und ihren Urheber erst recht ins Verderben stürzen mußte.

„Es ist Ihre Schwester, die mich wegen einer geschäftlichen Sache, die sie vergessen hat, zu sprechen wünscht," sagte Röver, roth vor Vergnügen, sich vom Telephon zurückwendend.

„Wahrhaftig? Stehen sie jetzt besser mit dem Trotzkopf?"

„O, wir haben uns ausgesprochen. Wir sind jetzt sehr gute Freunde."

Röver hielt eine lange Rede in die Mündung des Telephons, er gab ausführlich die gewünschte Auskunft. An ihm sollte es gewiß nicht liegen, wenn ihr Verhältniß zu einander nicht wieder die denkbar beste Form annahm!

Und derweil lehnte Julius am Schreibpult und sah auf den unverschlossenen Umschlag herab, der dreitausend Mark enthielt, dreitausend Mark, die ihn retten konnten! Ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt lag daneben — ein kurioses Ding, dieses Blatt! Fast genau von derselben Größe, wie die Berechnung, in welche die Scheine geschlagen waren. Wenn er dieses Blatt in den Brief steckte und dessen Inhalt in seine Tasche — wer konnte je beweisen oder nur vermuthen, daß er die Hand im Spiele gehabt hatte? Wer durfte es wagen, ihn auch nur durch den Schatten eines Verdachts zu beleidigen? War er nicht da, der ersehnte rettende Augenblick? Konnte nicht ein einziger geschickter Handgriff Schande und Noth von seiner Person abwälzen, geschehene Thorheit ungeschehen machen? —

Röver hatte die Unterredung beendigt und kehrte sich nach Meermann um. Er sah diesen am Schreibpult lehnen, in derselben Stellung wie vorhin, das Stöckchen in der einen Hand, mit der andern an der Rose in seinem Knopfloch nestelnd.

„Jetzt stehe ich sogleich zu Diensten," sagte er, von dem Gespräch mit dem geliebten Mädchen noch freudig erregt. Hastig schloß und siegelte er den Werthbrief, steckte ihn mit anderen Briefen zu sich, zog den Schlüssel vom Geldschrank und nahm seinen Hut.

„Wollen Sie die Post nicht dem Laufburschen zur Bestellung übergeben?" drängte Julius. „Es ist spät."

„Werthsendungen pflege ich immer persönlich zu besorgen," erwiderte Röver. „Uebrigens werde ich Ihre Geduld auf keine harte Probe stellen."

„Ach was, nehmen Sie's doch nicht so pedantisch genau — ich habe lange genug auf mein Vergnügen gewartet, und Ihr Laufbursche ist ja wohl ein zuverlässiger Mensch!"

Röver besann sich einen Augenblick, dann antwortete er zögernd: „Nun ja, der Mann ist ehrlich, auch viel zu beschränkt, um eine Schlechtigkeit ins Werk zu setzen. Gehen wir also!" Damit klingelte er und übergab dem eintretenden Diener die Briefschaften. „Schließen Sie nachher hier ab und bringen Sie diese Sachen zur Post!"

Aufathmend schob Julius seinen Arm in den Rövers, und eine lustige Melodie pfeifend, verließ er mit ihm das Zimmer.

* * *

Ein kühler Morgenwind strich am nächsten Tage erfrischend durch die noch menschenleeren Straßen, als das Geschwisterpaar nebeneinander dahinschritt, jedes seinem Geschäft zu. Die schweren schwarzen Bandschleifen auf Gretchens Hut schlugen fröhlich im Luftzug; auf ihren Wangen lag eine feine Röthe. Sie gedachte heute besonders zeitig zur Stelle zu sein; der Chef sollte gegen Mittag zurückkehren und sie selbst den Platz an der Kasse, den sie in den letzten Tagen stellvertretend übernommen hatte, wieder an Herrn Röver zurückgeben. Da gab es noch manches zu besprechen. Sie setzte ihren Stolz darein, daß gerade er alles in bester Ordnung finde. Mit einem Händedruck verabschiedete sie sich an der Thüre des Geschäfts von ihrem Bruder und trat ein.

Bald bog auch Röver um die Ecke, ein Veilchensträußchen in der Hand, Waldmann dicht an seinen Fersen. Zwei Häuser vor dem Geschäft blieb er stehen und beugte sich liebkosend zu dem Teckel herab. „Vorwärts, Waldmann!" Und der Hund stieß ein leises Winseln aus, kehrte sich auf den Hinterpfoten um und rannte davon. Derselbe Auftritt wiederholte sich jeden Morgen, Waldmann begleitete Röver und wurde angesichts des Geschäftes heimgeschickt. Dann kam er um die Mittagsstunde wieder, seinen Herrn abzuholen, aber die Schwelle des Ladens überschritt er nie; er wartete geduldig auf dem Asphalttrottoir gegenüber. Niemand vertrieb ihn von dort, man kannte ihn schon in der ganzen langen Straße.

Nun trat Anton Röver in die Thür und schritt gerade auf Grete zu, die eifrig in den Papieren an der Kasse kramte.

„Guten Morgen, Fräulein Meermann! Darf ich mir gestatten, Ihnen diese Veilchen zu überreichen?"

Sie standen halb verborgen zwischen den Kasten mit farbigen Bändern, zwischen den Hüten, Spitzen und künstlichen Blumen. Nur das Hausmädchen fegte mürrisch und verschlafen den Ladenraum. Sonst war niemand zugegen.

„Aber Herr Röver," stammelte Grete verlegen. „Sie vergessen unsere Abmachung!"

„Ich vergesse nichts, Fräulein Meermann. Sie haben mir zu verstehen gegeben, daß ich für Sie ungefähr dasselbe bedeute wie dies Kassenpult hier und der Schrank und der Ladentisch — ein Möbel, das zur Einrichtung des Geschäftes von Franz und Kompagnie gehört . . ."

„Herr Röver —"

„. . . . aber die Veilchen können Sie doch von mir annehmen! Wenn ich nach Jahr und Tag in meinem einsamen Junggesellenstübchen sitze, irgendwo in Chile oder Japan oder auf einer Insel im Stillen Ocean, dann werde ich mir mit immer neuer Freude sagen: an dem Tage hat sie meine Blumen getragen, an jenem sprach sie gütig mit mir."

Grete steckte die Veilchen an ihre Brust. „Wenn Sie erst in Chile oder Japan sind, Herr Röver, werden Sie überhaupt nicht mehr an die Grete Meermann denken. Dann haben Sie eine andere Frau gefunden, die Ihrer würdiger ist und Ihre Güte besser belohnt. Aber ich danke Ihnen herzlich für Ihre Blumen. Und, Herr Röver, muß es denn just das andere Ende der Welt sein, wohin Sie Ihre Schritte lenken? Geht's gar nicht mehr in unserem alten lieben Deutschland?"

„Mein Vaterland ist mir so theuer wie irgend einem, aber was kann ich hier für mich erwarten? Drüben über der See finden sich größere Verhältnisse, rascheres Vorwärtskommen für einen Menschen, der ohne Kapital beginnen muß wie ich. Wär' es mir nicht um mein altes Mütterchen, das sich nicht losreißen kann von der Heimath — ich wäre längst überm Weltmeer."

„Ihr Mütterchen? Die alte Dame, mit der ich Sie neulich am Sonntag gehen sah? Also die zügelt Ihren Ehrgeiz noch? Denn furchtbar ehrgeizig sind Sie, das sagen alle. Und ich merke es wohl, Sie werden nicht ruhen, bis Sie der Inhaber eines großen Handlungshauses geworden sind."

„Mein Ziel ist das, warum soll ich es Ihnen gegenüber leugnen? Andere haben ja mit nicht größeren Aussichten angefangen als ich und haben dies Ziel erreicht. Und etwas muß der Mensch haben, ein Streben, eine Hoffnung, die er im Innersten hegt, an der er sich freut, für die er lebt. Gerade meines Mütterchens wegen bin ich ‚ehrgeizig', wie Sie es nennen. Die alte Frau hat sich schlimm gemüht und geplagt für mich großen Burschen. An meinem Vater, das ist leider bekannt, hat sie nur Kummer erlebt. Da soll sie wenigstens an mir Freude haben — für sich selbst hegt ihr bescheidener Sinn kaum einen Wunsch."

„Ich wußte gar nicht, daß Sie ein so guter Sohn sind," meinte Grete freundlich. Dem Mann mit den bösen Augen hätte sie solche Zartheit der Empfindung nicht zugetraut.

„Dabei ist kein Verdienst," erwiderte er wehmüthig. „Meine Mutter ist die einzige Person auf der Erde, die mir jemals Liebe erwiesen hat — wie sollte ich ihr nicht dankbar sein?"

Frida Meier und Fräulein Rothart kamen herein, sehr verblüfft, als sie das Paar an der Kasse beisammen erblickten. Die anderen Verkäufer und Verkäuferinnen folgten ihnen auf dem Fuße. Auf dem Marktthurm schlug es acht Uhr und Zuspätkommen kostete Geld. Alle schauten nach der Kasse, und das Wispern, Tuscheln, Kichern nahm kein Ende. Als Grete ihren

Platz hinter dem Ladentisch einnahm, kniff die Rothart sie in den Arm.

„Sie sind mir eine Heimliche!“

Und die Meier zischelte: „Nun darf man doch wohl endlich seinen Glückwunsch anbringen?“

Die übrigen schwiegen auch nicht, die anzüglichen Bemerkungen jagten sich — es war ein moralisches Spießruthenlaufen für die arme Grete.

„Haben Sie nicht immer gethan, als könnten Sie den Röver so wenig sehen wie eine Spinne? Unter vier Augen gewinnt er wohl?“

„Sie stehen freilich früher auf als unsereins!“

„Wie macht er sich denn, der Herr Kassierer, wenn er Süßholz raspelt?“

Und eine antwortete, auf den Strauß an Gretes Brust deutend: „Ist das eine Frage? Veilchenhaft macht er sich.“

Endlich ging der Verhöhnten die Geduld aus. „Lassen Sie mich in Ruhe wegen dieser Sache, ein für allemal! Ich mische mich auch nicht in Ihre Angelegenheiten. Sie haben mich gegen Herrn Röver aufgehetzt, und er verdient das nicht. In welcher Weise ich mein Unrecht gut zu machen suche, ist meine Sorge!“

Das war Oel ins Feuer. Sie vertheidigte den Kassierer, also eine wirkliche Neigung! Und unter dem Anschein übertriebenster Rücksichtnahme gestalteten sich die Hänseleien immer spitziger und giftiger. Es war ein kleines Martyrium, das sie an diesem Morgen erduldete für einen Mann, den sie nicht liebte — nein, nicht für den Mann, für das Unrecht, das sie ihm früher angethan hatte. Unrecht fordert Sühne.

Es ging gegen Mittag; ein Wagen fuhr vor. Herr Franz kam von der Reise zurück. Er begrüßte eilfertig das Personal, ließ sich rasch vom Kassierer Bericht erstatten, dann begab er sich die Treppe hinauf in sein Privatzimmer, wo die Post, seiner harrend, aufgestapelt lag, obenauf eine Depesche, die vor einer halben Stunde gekommen war: „Herrn Franz, Franz und Co. Eigenhändig.“

Einige Minuten verstrichen — plötzlich gab es ein Durcheinanderlaufen droben, ein Rennen, Rufen, der Laufbursche ward hinaufbeordert und eilig fortgeschickt. Er kehrte ebenso eilig zurück in Begleitung eines Herrn mit zugeknöpftem Rocke und noch zugeknöpfterem Gesicht, der ohne ein Wort den Laden durchschritt und sich in das Zimmer des Chefs begab. Da — niemand konnte sagen, wer zuerst das Wort geflüstert hatte, aber mit einem Male lief es von Mund zu Mund: „Die Geheimpolizei!“ In wenigen Augenblicken wußten alle alles. Eine Werthsendung war unterschlagen worden, statt der Geldscheine hatte der Empfänger unter unverletztem Siegel ein altes Zeitungsblatt zugestellt erhalten, ein Stück einer Berliner Börsenzeitung, auf dessen Rückseite die Adresse stand: „Herrn A. Röver. Pfahlstraße Nr. 8 p.“.

Grete erblaßte bis in die Lippen. Das konnte nicht sein, er, der alles Unrecht haßte! Und doch, hatte er nicht selbst bekannt, ehrgeizig zu sein, hoch hinaus zu wollen, hatte er nicht soeben erst bedauert, kein Kapital zu besitzen? Sie blickte empört zu ihm hinüber, er saß ruhig vor seiner Kasse und schrieb; das Ziel aller Blicke, der Gegenstand aller Gespräche, schien er die Aufregung gar nicht zu merken, deren Ursache er war.

„Aber hören Sie denn nicht?“ rief sie außer sich und trat zu ihm. „Sind Sie taub und stumm? Oder warum reden Sie nicht? Weshalb vertheidigen Sie sich nicht?“

„Vertheidigen, Fräulein Meermann? Gegen welche Beschuldigung soll ich mich denn vertheidigen?“

„Wissen Sie's wirklich nicht? O, eine Kleinigkeit — in einem Werthbrief ist statt der Tausendmarkscheine, die er enthalten sollte, ein Stück altes Zeitungspapier gefunden worden, ein Stück Papier, das zufälligerweise Ihren Namen trägt, Herr Röver!“

Röver zuckte zusammen. „Die Werthsendung nach Berlin,“ murmelte er. Er sah dabei so rathlos aus, so völlig niedergeschmettert, daß Grete nicht mehr an seiner Schuld zweifelte, und eine blinde Wuth packte sie gegen sich selbst, daß sie Partei ergriffen hatte für einen Dieb.

Röver fing an, mit großen Schritten umherzuwandern. „Es muß sich aufklären, es muß! Gott im Himmel, ist denn so etwas möglich? Gestern abend habe ich selbst die Scheine in den Umschlag gesteckt, selbst das Paket gesiegelt — Ihr Herr Bruder kann mir's bezeugen.“

„Mengen Sie meines Bruders ehrlichen Namen nicht in Ihre unsauberen Händel, Herr Röver!“

„Fräulein Meermann!“

Das Ladenpersonal drängte neugierig herzu, einen Kreis um die Streitenden bildend. Grete suchte es nicht zu hindern, sie sollten es hören, alle, daß sie nichts gemein hatte mit einem Verbrecher.

„Wahrlich,“ rief sie bebend, „schön bin ich belohnt dafür, daß ich mich bethören ließ, für Sie einzutreten, Spott und Hohn auf mich zu nehmen um Ihretwillen! Geschieht mir schon recht! Warum achtete ich nicht auf die Stimme meines Herzens, die mich von Anfang an vor Ihnen warnte, auf die Stimme aller rechtlichen Leute . . .“

„Fräulein Meermann,“ preßte Röver hervor, „mäßigen Sie sich! Es giebt Worte, die nicht zurückzunehmen sind, Dinge, die ich sogar Ihnen nicht vergeben kann. Sie haben schon einmal ein Wort zu mir gesprochen, das Sie gereute — hüten Sie sich!“

„Daß Ihr Betragen mich lächerlich mache, hab' ich gesagt,“ gab sie höhnisch zu. „Gewiß, ich hätte das nicht sagen sollen. Nicht lächerlich, nein, verächtlich macht die Zuneigung eines Betrügers!“

Er hatte die Hände abwehrend ausgestreckt, als könne er dadurch das Wort auf ihren Lippen zurückhalten; keuchend rang er nach Athem. Zu diesem Augenblick trat der Geheimpolizist geräuschlos in den Laden und beschied den Kassierer Röver in das Zimmer seines Chefs. Röver stand wie angewurzelt; in seinem gelbgewordenen Gesicht funkelten die schwarzen Augen jetzt mit wirklich bösartigem Ausdruck. Seine Finger krümmten sich nach Innen. „Ich komme,“ sagte er langsam, mit einer Stimme, die fremd und gebrochen klang. Dann wandte er sich zu Grete: „Fräulein Meermann! Sie haben heut' einen Menschen, der Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat, tödlich beleidigt, ohne Ursache, in stolzem Uebermuth, in einer Stunde obendrein, da er gerade von Ihnen ein tröstliches Wort hätte erwarten dürfen. So wahr ich an eine Vergeltung auf dieser Erde glaube, Sie werden diese That noch bitter bereuen, werden Jahre Ihres Lebens dafür hingeben wollen, die Worte ungesprochen zu machen, die Sie mir eben gesagt haben, und werden es nicht können, so wenig, wie ich je deren Klang aus meinem Gedächtniß zu tilgen vermag.“

Damit wandte er sich schwerfällig um, die Thür schlug hinter ihm zu.

Kunden kamen, Grete war eine gesuchte Verkäuferin, man rief sie von allen Seiten, sie mußte Red' und Antwort stehen. „Blaues Ripsband? Ja wohl, gnädige Frau! In welcher Breite?“ — Er hatte nicht mehr nach ihr zurückgeschaut, jetzt mußte er schon droben stehen vor seinem Geschäftsherrn. Ob er sich verantworten konnte? Aber wie sollte das möglich sein? . . . „Die Schattierung dürfte zu hell ausfallen! Vielleicht diese Sorte? Eine wunderschöne Farbe! Sie wollen soviel nicht ausgeben, gnädige Frau? O, wir haben dies Band in allen Preisen!“ . . . Was für eine Stirn er zeigte! Wie er sie heruntergekanzelt hatte; er — sie! Ihm stand es wahrlich an, mit der Vergeltung des Himmels zu drohen — ihm, einem Betrüger! Wenn er nun aber doch keiner wäre, wenn sie ihm unrecht gethan hätte! Wie ein Betrüger sah er nicht aus, besonders bei seinen letzten Worten nicht — natürlich nicht, war er doch ein Erzheuchler! . . . „Sie befehlen, gnädige Frau? Dieses hier? Wieviel darf ich abschneiden?“

Im Hintergrund des Ladens wurde auf das Zahlbrett geklopft. „Kasse!“ rief eine Verkäuferin durch den Raum. „Kasse!“ — Das ging sie an, sie war ja die Stellvertreterin des Kassierers.

Und sie schlüpfte hinauf und trat an das braune Pult, vor dem er eben noch gesessen hatte —

„Aber entschuldigen Sie, Fräulein, die Rechnung stimmt wirklich nicht!“

„Bitte tausendmal um Verzeihung! Sechzig Pfennige bekommen Sie heraus, nicht wahr? Nun wird's recht sein.“ —

Im Grunde, was ging die ganze Geschichte sie an? Hatte sie nicht von Anfang an einen Widerwillen gegen den Menschen gehegt? Wer war ihr fremder als er? Und dennoch empfand sie sein Vergehen als ein ihr persönlich angethanes Unrecht: er hatte ihr Vertrauen erschlichen, er hatte nicht nur seinen Chef, sondern auch sie betrogen!

Eben ſchritt er, begleitet von dem Geheimpoliziſten, durch den Laden, mitten durch das ſcheu und unwillig vor ihm zurückweichende Perſonal — das Zimmer des Chefs hatte keinen anderen Ausgang. Er ſchien keinen von ſeinen einſtigen Kameraden zu ſehen. Gerade aus ins Leere ſtarrten ſeine Augen unter den ſchwarzen Brauen hervor, die ſo feſt zuſammengezogen waren, daß ſie ſich an der Naſenwurzel berührten. — —

Als Grete ſpäter als gewöhnlich zum Mittageſſen nach Hauſe ging, ſah ſie wenige Schritte von der Ladenthür entfernt Waldmann ſtehen. Die braunen Augen des Teckels ſpähten zwiſchen den Lederriemen des Maulkorbs hervor erwartungsvoll nach der Thür des Geſchäftes, aus der ſonſt um dieſe Zeit ſein Herr zu treten pflegte, und jedesmal, wenn eine ihm fremde Geſtalt auf der Schwelle erſchien, ſtieß er ein leiſes klägliches Winſeln aus. Aber er gab ſeinen Poſten nicht auf. Grete war ſchon die ganze Straße hinunter gegangen, als ſie, ſich umwendend, den Hund noch immer auf demſelben Flecke gewahrte, geſtoßen und getreten von den Füßen der um dieſe Stunde eilig und zahlreich einherhaſtenden Menſchen, von einer ſeiner krummen Vorderpfoten auf die andere trippelnd, den ſchlanken klugen Kopf in äußerſter Spannung nach der Ladenthür gerichtet. So wartete wohl auch dort in der Pfahlſtraße eine alte Frau. Gretchens Herz zog ſich zuſammen bei dieſem Gedanken, und in ihre Augen ſtieg ein feuchter Schimmer, doch im nächſten Augenblick wallte der Zorn nur noch heftiger in ihr auf gegen den Menſchen, der Liebe ſo übel belohnte.

„Saubere Freunde haſt Du, Julius!“ rief ſie, in die Stube tretend, wo Mutter und Bruder ſchon bei der Suppe ſaßen, und warf Hut und Mantel auf die Kommode. „Wißt Ihr das Neueſte? Röver iſt heute morgen verhaftet worden, er hat dreitauſend Mark unterſchlagen!“

Die Hand des jungen Mannes, die eben den Löffel zum Munde führen wollte, ſank ſchlaff herab. Das hatte er nicht beabſichtigt!

„Trau, ſchau, wem!“ ſagte die Mutter kopfſchüttelnd. „Wer hätte dem jungen Menſchen ſolche Schlechtigkeit zugetraut! Machte einen ſo ehrbaren ſoliden Eindruck! Aber freilich, Art läßt nicht von Art. Es iſt die Sünde der Eltern, die ſich in den Kindern forterbt von Glied zu Glied.“

„Wie kann man behaupten, daß gerade er die dreitauſend Mark genommen hat!“ brauſte Julius ungeſtüm und unvorſichtig auf. „Die Scheine können ebenſo gut auf der Poſt gegen die Zeitung vertauſcht worden ſein.“

„Ja, wenn ſein Name nicht darauf ſtände!“

„Sein Name?“

„Und ſeine Adreſſe. Es iſt ein Blatt einer Berliner Börſenzeitung, die er ſich hält. Uebrigens, woher weißt Du denn ſchon die Geſchichte mit der Zeitung?“

Julius fuhr zuſammen und wurde dunkelroth. „Nun, man kommt doch unter die Leute! Solche Sachen ſprechen ſich raſch herum. Ich — ich wollte nur nicht davon anfangen, weil ich nicht denken kann, daß Röver ſchuldig iſt.“

„So? Das wird ihm lieb ſein, denn auf Dein Zeugniß beruft er ſich gerade.“

„Auf mein Zeugniß?“

„Du ſeieſt zugegen geweſen, als er die Papiere in den Briefumſchlag ſchob und dieſen ſiegelte.“

Meermann faßte ſich allmählich. „Mein Gott, ja! Ich holte Röver geſtern abend ab; er ordnete noch allerlei Geſchäftliches und ſchloß auch einige Briefe, wie ich glaube. Ich habe nicht genau achtgegeben; ich konnte mir doch nicht träumen laſſen, daß ich demnächſt vor Gericht darüber würde zeugen müſſen.“

Julius Meermann war zu Muthe wie einem Menſchen, der gehofft hat, eine ſumpfige Stelle ohne ſonderliche Beſchwerde durchwaten zu können, und der nun plötzlich den Boden unter ſeinen Füßen ſchwinden fühlt. Jetzt hieß es: durch — oder zu Grunde gehen!

In dieſem Sinne zeugte er vor Gericht. Er wußte nichts, er konnte nichts ausſagen. Er habe Anton Röver allezeit für einen ehrlichen Mann gehalten, es werde ihm auch jetzt ſchwer, an ſeiner Rechtſchaffenheit zu zweifeln. Wenn es ſchon ausgeſchloſſen ſein ſolle, daß die Unterſchlagung auf der Poſt ſelbſt verübt worden ſei, ſo halte er eher noch den Laufburſchen für fähig zu einer ſolchen That. Der ſei ja im Zimmer des Herrn Franz zurückgeblieben, als ſie beide miteinander ſich entfernt hätten, und jedenfalls erkläre ſich die ganze Sache am beſten durch die Annahme, daß der Mann das Zeitungsblatt in den Umſchlag geſteckt habe, um den Verdacht auf Röver abzulenken. Die Verletzung der Siegel habe er dann auf irgendeine Weiſe zu verbergen gewußt, vielleicht durch Benutzung des Geſchäftsſiegels ſelbſt, deſſen Aufbewahrungsort ihm ja bekannt geweſen ſein könne.

Die Zuhörerſchaft auf den Galerien brach bei dieſer Rede in ein wohlgefälliges Gemurmel aus — das war ſchön und klug geſprochen zur Vertheidigung des Freundes. Aber der Laufburſche drunten auf der Zeugenbank ſchaute mit weit geöffneten Augen den jungen Meermann an. Im Anfang war auch gegen ihn ein Verdacht aufgetaucht, allein die kräftige Fürſprache ſeines Chefs, der Eindruck, den er ſelbſt bei den verſchiedenen Verhören auf den Richter machte, hatten ihn vor einer eigentlichen Anklage bewahrt — und nun ſollte er auf einmal ſo ſchlimm, ſo ausgeſucht ſchlau und bösartig gehandelt haben!

Da kam ihm Hilfe von einer Seite, von der er ſie am wenigſten erwarten konnte — von dem Angeklagten ſelber. Dieſer räumte ein, daß die Unterſchlagung am Aufgabeort bewerkſtelligt ſein müſſe, denn das Exemplar der Börſenzeitung gehöre ihm, er habe es an dem verhängnißvollen achten Auguſt mit ins Geſchäft genommen. Aber daß der Laufburſche der Thäter ſei, könne er nun und nimmer glauben. Einer ſolchen Durchtriebenheit, wie ſie ihm von dem Zeugen Meermann zugeſchrieben werde, halte er ihn nicht für fähig, um ſo weniger, als ſich der ganze Vorgang in wenigen Minuten hätte abſpielen müſſen, alſo eine große Entſchloſſenheit und Sicherheit in der Ausführung vorausſetzen würde. Denn, wie erwieſen ſei, habe der Mann die Werthſendung ſchon etwa zehn Minuten nach Empfang des Auftrages auf der Poſt abgeliefert. Noch beſtimmter freilich müſſe er den ſchimpflichen Verdacht von ſich abweiſen. Selbſt wenn man ihm wirklich die Schurkerei zutrauen wolle, die Zeitung ſtatt der Werthpapiere in den Umſchlag gebracht zu haben — wie man ihm die haarſträubende Dummheit zumuthen könne, ein mit ſeinem Namen gezeichnetes Blatt unterzuſchieben, gleichſam ſeine Viſitenkarte beizulegen bei der Ausübung einer verbrecheriſchen Handlung!

Dieſe Vertheidigung machte Eindruck auf die Richter. Das uneigennützige Eintreten für den Laufburſchen wäre kaum denkbar geweſen, wenn Röver ſelber der Thäter war; befremdlich blieb auch die Unbeſonnenheit, ein mit ſeinem Namen gezeichnetes Blatt unterzuſchieben, und endlich — jeder weitere thatſächliche Anhalt gegen den Angeklagten fehlte. Die verſchwundenen dreitauſend Mark blieben verſchwunden, als hätte die Erde ſie verſchluckt. In Anton Rövers Wohnung fanden ſie ſich nicht, er hatte ſie auch nirgends hinterlegt, noch weniger verausgabt. Ebenſowenig ließ ſich etwas von der Abrechnung entdecken, in die ſie eingeſchlagen geweſen waren, auch nicht das kleinſte Stück von ihr, nicht einmal ein Häufchen Aſche im Ofen ſeiner Stube. Man ſtand vor einem Räthſel, das ſich nicht dadurch löſen ließ, daß man auf Grund einer unſicheren Deutung der Indizien den Kaſſierer oder den Laufburſchen für ſchuldig erklärte. So wurde denn nach langer aufregender Verhandlung Anton Röver freigeſprochen — „aus Mangel an Beweiſen“.

Mit ſehr getheilten Anſichten verließen die Zuhörer den Gerichtsſaal. Die einen traten für die Unſchuld des Angeklagten ein, die anderen — und das war weitaus die Mehrzahl — hielten ihn für den Thäter. Die Unterſchiebung der Zeitung, meinten ſie, ſei zwar unbegreiflich und ſetze für den Augenblick der That eine völlige Verwirrung des Betrügers voraus, aber gerade ſolch verrätheriſche Dummheiten kämen bei den geriebenſten Verbrechern vor, und hier ſei die Möglichkeit dazu um ſo eher gegeben, als durch die Dazwiſchenkunft des jungen Meermann eine ſorgfältigere Vorbereitung und Ausführung der Unterſchiebung vereitelt worden ſei. Man ſolle ſich nur einmal die verdächtigen Züge des Angeklagten betrachten, dieſe unheimlichen Augen, dieſe finſteren Brauen; man ſolle auch nicht vergeſſen, daß ſein Vater ſchon im Zuchthaus geſeſſen habe. Früher oder ſpäter komme eine ſolche Familienerbſchaft immer wieder zum Durchbruch. Das Ergebniß dieſer und ähnlicher Erörterungen, die tagelang das Stadtgeſpräch bildeten, war, daß der Verdacht auf Anton Röver laſten blieb. „Freigeſprochen aus Mangel an Beweiſen“ — die Formel gab dem Angeklagten die Freiheit zurück, aber nicht die Ehre.

Als das Urtheil verkündet wurde, hatte Julius Meermann, der eifrig dem Gange der Verhandlungen gefolgt war, erleichtert aufgeathmet. Einen Augenblick ſchwankte er, ob er den ehemaligen Freund begrüßen und zu ſeiner Freilaſſung beglückwünſchen ſolle. Aber einige ſeiner Bekannten redeten ihn an, verwunderten

Morgenstille.

Originalzeichnung von Rudolf Huthsteiner.

Digitized by Google

sich, wie er für die Unschuld des Angeklagten so voreilig habe eintreten können, und ermahnten ihn, einen Verkehr abzubrechen, der auf ihn selbst ein zweifelhaftes Licht werfen könnte. Da drückte sich Julius scheu an Röver vorüber und that, als sehe er ihn nicht.

* * *

An der Pforte des Gerichtsgebäudes stand der Freigesprochene; unschlüssig schaute er in das Menschengewühl draußen, als scheue er sich, in die Freiheit zurückzukehren. Was sollte er unter all den Leuten! Ja, wenn seine Unschuld klar erwiesen worden wäre — aber nun! Würde nicht der Schandfleck an ihm haften bleiben, würde nicht seine Stellung vernichtet, er selbst ein Ausgestoßener sein, einsam in der Stadt von Hunderttausenden?

Da legte sich eine Hand auf seinen Arm und eine zitternde Stimme sprach leise seinen Namen.

„Mutter, Du hier?“ Mit krampfhaftem Drucke ergriff er die Hand der alten Frau. „Komm, nach Hause!“

„Ich bin so froh,“ sagte die alte Frau in einem Tone, dessen Zittern ihre Versicherung Lügen strafte.

Anton Röver schritt rasch aus und antwortete nicht. Sie aber, als wolle sie ihr Empfinden übertäuben, plauderte hastig weiter, während sie neben ihm herging. „Die nächsten Tage, denk' ich, bleibst Du nun einmal bei mir, das habe ich mir lange gewünscht, und ich will Dir auch die Wohnung recht gemüthlich machen. Einen großen Schreibtisch, wie Du ihn immer gern haben wolltest, hab' ich Dir gekauft, ja, denke! Freilich ist er schon gebraucht, aber noch ganz hübsch und gar nicht theuer. Wie der sich macht vor dem Fenster der Wohnstube — ordentlich vornehm! Und dann hab' ich an unseren Vetter in Berlin geschrieben, daß er sich nach einer Stelle für Dich umthue, weil ich doch weiß, daß Du nicht gern lange feierst. — Anton,“ schloß sie zaghaft, beunruhigt durch das starre Schweigen des Heimkehrenden, „Du sagst ja gar nichts!“

Langsam öffnete Anton Röver die Lippen. „Ach, Mutter, jetzt ist doch alles einerlei!“

Sie waren vor ihrer Wohnung angelangt, einem schmalbrüstigen schmutzigen Häuschen in einer engen dunklen Straße im Herzen der Stadt. Von allen Seiten, aus den Fenstern und hinter den ärmlichen Gardinen hervor lugten die Köpfe neugieriger Nachbarn. „Heute kommt der alten Rövern ihr Anton zurück. Ist seines Vaters echter Sohn, nur schlauer! Haben ihm nichts anhaben können auf dem Gericht“ — hieß es da und dort.

Die Frau fühlte die bösen mitleidlosen Blicke mehr, als sie sie sah, fühlte sie doppelt, für sich und für den Sohn, und sie stellte sich schützend vor den großen Menschen, als könne sie ihm mit ihrer kleinen gebrechlichen Gestalt Deckung gewähren vor dem Spotte und der Verachtung, die aus allen Ecken auf ihn einzudringen schienen. Umsonst — sie trafen ihr Ziel. Als die Mutter mit bebenden Fingern und ungeschickt vor Eile ihre Thür aufgeschlossen hatte, sank Anton auf den Stuhl vor dem neuerworbenen Schreibtisch und vergrub sein Gesicht in den Händen; es schüttelte seinen Körper wie ein Krampf.

„Warum, warum mir das? Und wenn ein Unglück mich treffen sollte, warum gerade dieses? Mein ehrlicher Name — wer giebt mir meinen ehrlichen Namen wieder?“

Die tapfer behauptete Fassung der Alten stürzte vor dieser Frage zusammen. Sie legte ihren Kopf auf des Heimgekehrten Schulter und brach in hilfloses Schluchzen aus. —

Trübe traurige Tage folgten. Schande ist immer ein bitterer Trank; ist sie unverdient und kommen Armuth und Mangel als Würze hinzu, so wird sie zum lebenzerstörenden Gift. Die beiden aber mußten dies Gift trinken, Tropfen um Tropfen, es ward ihnen keiner geschenkt.

Des Sohnes kleine Ersparnisse waren während seiner Untersuchungshaft aufgezehrt worden. Der Berliner Vetter hatte „leider“ keine Anstellung für einen des Diebstahls verdächtigen Menschen, am Orte selbst fand sich noch weniger ein Unterkommen. Gleichwohl arbeitete Röver dies und das, was sich ihm eben bot; er würde Holz gehackt haben, wenn man es ihm angetragen hätte. In einer harten Jugend hatte er gelernt, daß die Noth keine Rücksicht nimmt auf den Gram, daß der Hunger seinen Wechsel unbarmherzig auch dem Traurigen präsentiert. Also arbeitete er: er machte für einen Hungerlohn vom ersten Tagesstrahl bis spät in die Nacht Abschriften und hielt kleinen Krämern, die von seiner Vergangenheit nichts wußten, die Bücher in Ordnung, freilich immer nur so lange, bis gute Freunde die Leute über den auf ihm ruhenden Verdacht aufklärten, worauf die braven Bürger sobald als möglich den gefährlichen Helfer mit mehr oder weniger Höflichkeit an die Luft setzten. Dieser Kreislauf wiederholte sich mit unabänderlicher Gleichmäßigkeit. Aber Röver ließ sich nicht abschrecken; er biß die Zähne zusammen und aus der einen Stelle fortgewiesen, versuchte er es sofort in einer anderen. Allein was er auf diese Weise verdienen konnte, reichte nicht einmal für die bescheidenste Lebensführung hin. In Erwartung besserer Zeiten versetzten Mutter und Sohn das bißchen Wohlstand, das sie noch besaßen — die Sonntagskleider, die Bilder von der Wand, die überflüssigen Bettstücke. Mit fest zusammengepreßten Lippen brachte Frau Röver ein Stück ums andere ins Leihhaus, und der Ausdruck ihres kummervollen Gesichts wurde dabei immer trostloser und verbitterter. Sie, die früher nie ein hartes Urtheil gefällt hatte, wurde jetzt fast von Haß erfüllt gegen die mitleidlose Selbstgerechtigkeit der Leute. Nur dem Sohne begegnete sie nach wie vor mit der rücksichtsvollsten Zärtlichkeit. Heimlich ging sie alle Wochen ein- oder zweimal einen halben Tag zum Waschen oder Scheuern, um durch den bescheidenen Verdienst, den sie so erwarb, seine Last wenigstens einigermaßen zu erleichtern. Weil ihr aber Anton, seit er die ersten Groschen verdiente, diese harte Arbeit streng untersagt hatte, redete sie ihm vor, sie müsse frische Luft schöpfen, sie mache einen weiten Spaziergang, und er that, als durchschaue er die fromme Lüge nicht. Konnte er die Mutter doch nicht vor Mangel schützen! Welches Recht hatte er da, ihr zu wehren, daß sie selbst sich schützte, wie sie's vermochte?

Und eines Tages brachte die alte Frau auch das letzte schwerste Opfer. Leise trat sie hinter seinen Stuhl und murmelte:

„Magst wohl recht gehabt haben, Toni, damals, als Du hinaus wolltest, weit, weit über die See. Warst eben gescheiter als ich alte Person. 's ist gut von Dir gewesen, daß Du damals meinen Bitten nachgegeben hast, aber besser hättest Du gethan, nicht auf mich zu hören. Und ich wollte Dir nur sagen: wenn Du jetzt noch Dein Heil anderswo versuchen möchtest, überm Wasser, in Amerika oder wo Du willst, da würd' ich gern mit Dir gehen. Ich, siehst Du, ich geb' nichts mehr um unsere Stadt. Dummes Zeug überhaupt, gerad' an ein Fleckchen Erde sein Herz zu hängen! Und ich möcht' wohl auf meine alten Tage noch ein Stück Welt sehen, ja, das möcht' ich. Hab' also keine Sorg' um mich, Toni — ich geh' überallhin mit Dir, ohne Herzweh!“

Er wandte sich langsam zu ihr um und sah sie müde an mit den überwachten überarbeiteten Augen, um welche dunkle Ringe lagen.

„Auswandern? Wohin? Und mit was? Ja, hätt' ich auch die Mittel, woher nähme ich den Muth? Laß sein, Mutter!“

„Aber,“ sagte die Frau und rang die Hände, „so kann's doch nimmer weiter gehen! Wie soll es enden?“

Die Feder des Sohnes zog schon wieder Buchstaben um Buchstaben. „Zuletzt ganz gewiß fünf Schuh unter der Erde,“ antwortete er bitter.

Das Ziel wußte die Frau auch, nur meinte sie, der Weg dahin sei für ihn noch weit. „Dir wenigstens hätte ich so gern ein wenig Glück gegönnt!“

Anton erwiderte nichts mehr. Glück? Ihm? Was hatte er mit Glück zu schaffen, je zu schaffen gehabt! Ja, wenn er den Menschen, der ihn und seine Mutter in dies Elend gebracht, hätte auffinden können, wenn das Schicksal ihn in seine Gewalt gegeben hätte, nur eine Stunde lang! Er hatte einen Verdacht, langsam war derselbe groß geworden — wenn er Beweise dafür fände! — Narr, der er war! Diese Hoffnung würde sich so wenig erfüllen wie all die anderen Wünsche, die er gehegt hatte und die ihm zeitlebens versagt geblieben waren.

Tiefer beugte er sich über den Schreibbogen und ließ die Feder noch hastiger über die weiße Fläche jagen, während die Mutter still in die Küche ging, um sich auszuweinen.

Es war wenige Tage vor Weihnachten, als Frau Meermann noch stolzer denn gewöhnlich zu Markte zog. Ihr Julius hatte eine neue Sprosse auf der Leiter kaufmännischer Ehren erstiegen. Mit dem Jahreswechsel sollte er Vorstand der Konfektionsabtheilung in seines Prinzipals Geschäft werden, und dieses freudige Ereigniß gedachte die Mutter durch einen besonders reichen

Weihnachtsschmaus zu feiern, denn: „Jedem das Seine!“ pflegte sie zu sagen. „Wo viel Verdienst, da ist billig viel Ehr!“

Bald strotzte denn auch ihr Marktkorb von den eingekauften Herrlichkeiten und ihre Miene drückte völlige Befriedigung aus, während sie durch die langen Reihen der Feilhaltenden heimwärts wanderte, mit Ernst erwägend, welcher Fleischsorte sie für den Festbraten den Vorzug geben solle.

Da rief zwischen den Geflügelständen ein Marktweib sie an: „Nicht eine schöne Gans gefällig, Madame Meermann, eine schöne Weihnachtsgans? Habe was Extrafeines. Ganz wie für Sie ausgesucht.“

„Wird was Rechtes sein!“ brummte Frau Meermann, trat aber doch näher, denn sie war Kennerin und sagte einer Gans jede Tugend und jeden Fehler auf den Kopf zu, sobald sie nur einen Schimmer von den Füßen oder vom Schnabel zu Gesicht bekam.

Die Händlerin erschöpfte sich in Betheuerungen. Wenn's nichts Rechtes wäre, würde sie die Madame Meermann gewiß nicht dazu rufen! Das wisse der ganze Markt, daß sie eigen sei wie keine zweite. Aber wenn man gute Ware habe, mache es einem just Freude, sie an solche zu verkaufen, die auch 'was davon verständen.

Frau Meermann blieb ungerührt. „Recht klein für uns. Was wollen Sie denn dafür haben?“ Dabei wendete sie die Gans mit einer unnachahmlichen Gebärde der Verachtung nach allen Seiten, denn sie sah, daß sie wirklich gut war, und was sie kaufen wollte, lobte sie nie.

Die Händlerin fand das in der Ordnung und schlug ein hübsches Stück am Preise vor, um der anderen die Freude zu lassen, herunterzufeilschen. Nachdem sich beide dann eine Weile in Ausrufungen und Versicherungen überboten hatten, kam der Handel zu gegenseitiger Zufriedenheit zustande. Nur wußte Frau Meermann ihren Kauf nicht fortzuschaffen, da sie schon schwer beladen war. Während sie über diese Schwierigkeit mit der Hökerin rathschlagte, trat ein altes zitteriges Mütterchen zu ihr heran mit einem mageren Marktkörblein, in dem ein Stückchen Wurst und eine Rübe einander traurige Gesellschaft leisteten.

„Wenn Sie mir die Gans zu tragen geben wollen, liebe Frau, ich thu's billiger als ein Dienstmann.“ Es war Anton Rövers Mutter.

Frau Meermann besah die Frau von oben bis unten. „Zwei Groschen will ich Ihnen geben, aber nicht einen Pfennig mehr.“

„Ist recht,“ sagte das Mütterchen und nahm die Gans.

Weil sie aber doch schon einmal bezahlen mußte, hing Frau Meermann ihr auch den Marktkorb an den Arm und gab ihr das Netz in die Hand. „So wird's wohl gehen.“

„Ist recht,“ wiederholte Frau Röver geduldig, „ich hab' schon schwerer getragen.“ Und so wanderten sie nebeneinander hin, die eine groß und stattlich, hochaufgerichtet im Bewußtsein ihres Glücks, die andere gebeugt vom Alter, gebeugt vom Leid, keuchend unter der schweren Last, die sie trug.

„'s ist meinem Sohne zu Ehren, daß die Gans da gebraten wird,“ sagte Frau Meermann, mittheilsam in ihrer Freude. „Er ist Kaufmann, mein Julius, bei Wilson und Kompagnie auf dem Markt, wenn Sie das Geschäft kennen. Von Neujahr ab will sein Prinzipal ihm dreitausend Mark Gehalt zahlen, und einen Gewinnantheil bekommt er obendrein und ist doch erst sechsundzwanzig Jahre alt! Ich hab' eine rechte Freude an meinem Sohn, das ist wahr, drum muß ich auch drauf aus sein, ihm Freude zu machen.“

Frau Röver nickte und seufzte. „Ja, wenn man kann.“

„Sie haben wohl keine Kinder?“

„Doch — einen lieben guten Sohn.“

„Er sorgt aber nicht für Sie, Ihr Sohn — wie?“

„Er hat kein Glück. Was kann man dabei thun!“

„Meine liebe Frau,“ entgegnete Frau Meermann streng, „dabei kann man sehr viel thun. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie begehen ein Unrecht, wenn Sie Ihren Sohn in solcher Ansicht bestärken. Ich hab' all mein Lebtag gefunden, daß ‚kein Glück haben‘ meist nur eine Beschönigung ist für Schlafheit, Untauglichkeit oder bösen Willen. Jeder ist seines Glückes Schmied, sagt das Sprichwort, und wie man's treibt, so geht's.“

„Ich wollt', es wär', wie Sie sagen,“ antwortete Frau Röver gelassen. „Uns könnt's gewiß recht sein, denn wenn jedem würde, was ihm gehört, dann müßt' für meinen Anton noch einmal ein Extraglück gebacken werden. Hab' nur allweil noch nichts davon verspüren können.“

Inzwischen waren die beiden am Hause der Frau Meermann angekommen. Die Achseln zuckend über die mütterliche Verblendung der Alten, zahlte sie die bedungenen zwei Groschen und schleppte ihre Schätze die Treppe hinauf. Oben stand Grete.

„Sind Rövers denn so heruntergekommen, daß die Frau jetzt Packträgerdienste thut?“ fragte sie.

„War das dem Röver seine Mutter? Schau einmal! Da hab' ich ja, ohne es zu wissen, den Nagel auf den Kopf getroffen. Na, die wird sich hoffentlich meine Worte hinter die Ohren schreiben!“

Zur selben Zeit wanderte Röver, neue Arbeit unterm Arm, von dem Rechtsanwalt heim, der ihn beschäftigte; er wählte die menschenleersten Gassen. Sein Rock war abgeschabt, sein Hut von Wind und Regen entfärbt. Starr sah er im Gehen vor sich nieder — die Gesichter der Begegnenden waren ihm zuwider, da er in jedem Mißachtung zu lesen glaubte; in seiner Verbitterung dünkte ihm eine Tarnkappe der wünschenswertheste Besitz. Und hinter ihm watschelte Waldmann, den vormals keck in die Luft geringelten Schwanz wehmüthig eingezogen, betrübt über die Trauer seines Herrn und die täglich knapper werdenden Mahlzeiten.

Vom anderen Ende der Straße her, dem ehemaligen Freunde gerade entgegen, kam Julius Meermann, Kopf und Hut im Nacken, mit dem Spazierstöckchen fuchtelnd, eine Blume im Knopfloch; und auch er war zerstreut, so daß die beiden plötzlich aufeinanderprallten und zum ersten Male seit ihrer Begegnung im Gerichtssaal sich wieder Aug' in Auge gegenüberstanden. In tödlicher Verlegenheit starrte Julius den anderen an — er suchte vergebens nach Worten. Endlich faßte er sich.

„Guten Morgen, Röver. Freue mich außerordentlich, daß ich endlich einmal wieder das Vergnügen habe, Sie zu sehen.“

Röver nahm die Hand nicht. „Ich wohne noch in derselben Wohnung wie früher,“ sagte er finster.

„Freilich, freilich! Ich hätte Sie aufsuchen sollen,“ gab Julius erröthend zu. „Aber die vielen Geschäfte! Auf Ehre, ich habe nicht aufgehört, den lebhaftesten Antheil an Ihrem Schicksal zu nehmen. Wie ist's Ihnen seither ergangen?“

„Schlecht.“

„Schlecht? Wirklich? Das thut mir leid. Wenn ich Ihnen vielleicht mit irgend etwas aushelfen kann —“ und Julius griff eilig in die Tasche.

Aber Röver legte seine Hand schwer wie Eisen auf Meermanns Arm und sah ihm mit flammendem Blick ins Gesicht. Der Verdacht, der in den langen öden Stunden seiner Untersuchungshaft allmählich in ihm aufgedämmert war, der seitdem mit unabweisbarer Gewalt immer wieder sich ihm aufgedrängt hatte, brach plötzlich mit elementarer Macht hervor.

„Behalten Sie Ihr Geld!“ rief er wild. „Ich will Ihr Geld nicht! — Meinen ehrlichen Namen — geben Sie mir meinen ehrlichen Namen wieder!“

„Ich —“ das Wort erstarb Julius auf den Lippen, erbleichend fuhr er zurück. Wäre Röver nicht davongestürmt wie ein Rasender, er würde im verstörten Gesicht seines Gegners die Bestätigung all seiner Vermuthungen haben lesen können. Aber er sah nicht hinter sich.

Als er die Straße hinuntergerannt war und eben langsamer in eine belebtere einbog, legte sich eine Hand auf seinen Arm.

„Herr Röver, auf ein Wort! Wollen Sie ein Glas mit mir trinken?“

Röver blickte auf und fuhr zusammen. Der Sprecher war der Kommissar Lenz, jener Geheimpolizist, der an dem verhängnißvollen Tage seine Verhaftung geleitet hatte. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er unsicher.

„Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„So muß ich wohl hören,“ erwiderte Anton resigniert. Kein Zweifel, dies Zusammentreffen bedeutete ein neues Unglück — aber er war schon zu gebrochen, um noch Furcht zu empfinden oder an Auflehnung zu denken.

„Wenn's Ihnen beliebt,“ sagte der Polizeibeamte und deutete auf eine Gastwirthschaft in der Nähe. „Ich habe noch kein Frühstück eingenommen, vielleicht sind Sie in gleichem Falle, und wenn's Ihnen nichts verschlägt, könnten wir das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

„Ich pflege um diese Zeit nicht zu frühstücken, und meine Zeit ist gemessen.“

Der Kommissar schob den Zögernden ohne Umstände über die Schwelle. „Machen Sie keine Schwierigkeiten und kommen Sie mit! Sie werden finden, daß mein Vorschlag die Zeit aufwiegt, die Sie dabei zusetzen. — Kellner! Zwei Beefsteaks

P

Nach einem Ge

Digitized by Google

Original im Besitze der Kunsthandlung von S. Czeiger in Wien.

gelia.

ilde von J. Hamza.

Digitized by Google

und zwei Glas Bier! — Setzen Sie sich — so! Eine Cigarre gefällig? Nicht? Wie Sie wollen! Und nun zu unserer Angelegenheit! Sehen Sie, ich pflege, theils von Berufswegen theils aus Neigung, alle diejenigen im Auge zu behalten, mit denen amtlich in Berührung zu kommen ich Gelegenheit hatte."

Röver zuckte abermals zusammen.

„Ich habe auch Sie nicht aus den Augen verloren und — auch einen anderen nicht ... aber da ist das Beefsteak! Greifen Sie zu, es ist ganz passabel!"

„Wenn Sie zur Sache kommen wollten ..."

„Ich bin mitten drin. Ich habe Sie also beobachtet, habe gesehen, daß es Ihnen miserabel geht, daß Sie aber arbeiten können und wollen, daß Sie ausdauernd, genügsam, nüchtern sind und selbst durch Außergewöhnliches nicht aus Ihrer Bahn geworfen werden. Das ist viel, ist die eine Hälfte von den Eigenschaften, welche zu dem Beruf, den ich Ihnen vorschlagen möchte, erforderlich sind; die anderen können erworben werden, und Sie mit Ihrer Ausdauer werden sie erwerben. Also kurz und gut: ich biete Ihnen eine Anstellung bei der Polizei unter meiner besonderen Leitung. Wollen Sie sie annehmen?"

Röver öffnete die Augen weit, und ein leises Roth stieg in seine Wangen. Er theilte vollauf die verbreitete Abneigung gegen einen derartigen Beruf. „Nein!" sagte er mit Ueberzeugung.

„Schön," erwiderte der Polizist, „das habe ich erwartet. Allein deshalb brauchen Sie Ihr Frühstück nicht kalt werden zu lassen. — Sie haben vermuthlich eine kaufmännische Stellung in Aussicht?"

„Das freilich nicht —"

„Oder hoffen doch, über kurz oder lang eine solche zu erhalten?"

„Niemals, niemals wieder!"

„Wollen Sie dann bis an Ihr Lebensende Abschriften fertigen, den Bogen zu fünf Pfennig?"

Röver hatte keine Antwort auf diese Frage. Er stemmte die Faust auf den Tisch und sah starr vor sich nieder. Waldmann jedoch, dem der Duft gebratenen Fleisches gar verlockend in die Nase stieg, begann leise winselnd an seines Herrn Knie zu kratzen und wollte sich nicht zufrieden geben. Da schnitt Anton mit wehmüthigem Lächeln die erste Schnitte von dem Beefsteak ab und gab sie ihm.

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar! Er hat lange kein Fleisch zwischen den Zähnen gehabt, der arme Schelm. Sie haben es selbst gesagt, daß es mir miserabel geht. Es ist wohl eine Narrheit, sich in meiner Lage einen Hund zu halten. Wenn ich's über mich vermöchte — ich hätte ihn längst abgeschafft."

„Thun Sie sich keinen Zwang an," sagte der Beamte freundlich, schob die Reste seiner eigenen Mahlzeit auf dem Teller zusammen und setzte sie dem Hunde vor. „Der hübsche Kerl muß auch sein Recht haben. Wenn Sie einer der Unseren sein wollten — weder Ihnen noch dem Waldmann da würde in Zukunft ein guter Bissen fehlen. Wir bezahlen unsere Leute ausgiebig nach dem Grundsatz: Hungrige Katze fängt schlecht. Warum wollen Sie eigentlich nicht? Aus Stolz? Ist es eine Schande, die menschliche Gesellschaft von Spitzbuben und Halunken zu befreien? Oder meinen Sie, daß es entehrender sei, Uebelthäter ausfindig zu machen, als sie abzuurtheilen, wie es die Richter, zu bewachen, wie es die Gefängnißbeamten thun, und das sind doch alles höchst ehrenwerthe und angesehene Leute?"

„Ich bin nicht stolz," sagte Röver leise, „ich würde jede Stellung annehmen — nur ... ich mag keinen so unglücklich machen, wie ich's geworden bin."

„Hm, das läßt sich hören. Die Justiz ist nicht allwissend; ungerechte Urtheile kommen vor, und manchmal läßt sich, wie in Ihrem Falle, eine Strafsache überhaupt zu keinem reinen Austrag bringen. Aber das liegt doch an der Unvollkommenheit menschlicher Einsicht. Wenn man alles genau erforschen könnte, dann wäre ein Ausgang, wie ihn die Anklage gegen Sie genommen hat, unmöglich. Doch auch dieser steht ja nicht unabänderlich fest. Gericht und Publikum lassen sich gern eines Besseren überführen. Gerade wenn Sie in unseren Beruf eintreten, werden Sie reichlich Mittel und Gelegenheit finden, Ihre eigene Sache zu revidieren, und, wer weiß, ob nicht mit günstigem Erfolg."

„Sie meinen —?" Anton horchte hoch auf. Zum ersten Male wieder stieg die Hoffnung groß und glänzend vor ihm auf. „Das — das könnte sein — Sie halten einen günstigen Erfolg für möglich? Also glauben Sie, Sie wenigstens nicht an meine Schuld? Täuschen Sie mich nicht, Herr Kommissar ... Sie würden so gewiß nicht sprechen, wenn Sie nicht irgend eine Vermuthung hegten, einen Verdacht gegen einen anderen — dieser andere — aus Barmherzigkeit — nennen Sie mir seinen Namen!"

„Mein junger Freund, gemach! Ich habe eine Spur, das will ich Ihnen nicht verhehlen, und ich verfolge sie, aber ich zeige meine Karten nicht, am wenigsten einem Laien. Nur soviel kann ich Ihnen sagen: nach meiner Kenntniß von den Gepflogenheiten der Verbrecher, nach meinen früheren und heutigen Beobachtungen halte ich persönlich es für ausgeschlossen, daß wir in Ihnen einen Betrüger zu sehen haben ... Jubeln Sie nicht zu früh — meine persönliche Ueberzeugung nützt Ihnen leider gar nichts!"

„Dennoch danke ich Ihnen, danke Ihnen mehr, als ich auszudrücken vermag," sprach Röver, und seine düsteren Augen glänzten. Wie eine Vision zogen vor seinem Blicke die Bilder einer behaglichen Existenz vorüber, wie er sie künftig seiner alten Mutter verschaffen konnte, wenn er das Anerbieten des Mannes annahm — dazu die Gewißheit, täglich mit einem Menschen verkehren zu dürfen, der ihn nicht für einen Dieb hielt; die Hoffnung, durch die vereinten Nachforschungen die Wahrheit ans Licht zu bringen, seinen unbescholtenen Namen zurückzugewinnen ... Er athmete tief auf. „Sie glauben an mich, Herr Kommissar, Sie bieten mir die Aussicht auf eine bessere Zukunft — nun wohl, wenn Sie's mit mir versuchen wollen — ich bin der Ihre!"

Ein herzlicher Händedruck besiegelte den Bund. —

Als Frau Röver keuchend von ihrem Packträgerdienst heimkehrte, sah sie verwundert das heitere Gesicht ihres Sohnes. „Koch' uns heute etwas Gutes, Mutter, die Zeit des Hungerns ist vorbei!" rief er ihr entgegen.

„Gott sei Dank — Du hast eine Stelle gefunden?"

„Ja."

„Bei einem Kaufmann?"

„Bei der Polizei."

Die alte Frau fuhr merklich zurück.

„Du wirst satt zu essen haben," sagte Anton beruhigend, „und ich thue nichts Unrechtes. Warum willst Du Dich also nicht freuen?"

So trat Anton denn sein neues Amt an und lebte seine Tage hin in einer Art nicht unangenehmer Betäubung. Er kleidete sich anständig, litt keinen Mangel, sah die Mutter halbwegs und Waldmann völlig zufrieden und gab sich Mühe, weder voraus noch zurück zu denken. Seinen Beruf füllte er aus, wenn er sich auch nicht besonders auszeichnete. Denn die Schlauheit des Fallenstellers, der Spürsinn des Jägers, die Freude an der Ueberlistung blieben ihm immer fremd. Aber das launenhafte Glück, das häufig dem Anfänger lächelt, während es den Meister hartnäckig flieht, half ihm einen und den anderen guten Fang thun. Auch benutzte sein Chef, der ihm herzlich wohl wollte, seine außergewöhnlichen Sprachkenntnisse und verwendete ihn, was seinem Schützling mehr zusagte, zeitweilig im Bureaudienst.

Durch dieses verhältnißmäßig sorglose Leben körperlich gekräftigt, durch das Vertrauen, das wenigstens ein Mensch, und ein Menschenkenner obendrein, in seinen Charakter setzte, allmählich wieder in seiner eigenen Meinung gehoben, begann Röver mit freierem Gemüth die Umstände zu überdenken, aus denen sein Unglück entsprungen war, planmäßig den Verdacht zu prüfen, der erst ohne Ueberlegung und ohne entscheidenden Grund in seinem Innern aufgestiegen war. Und je länger und ruhiger er erwog und prüfte, um so mehr verstärkte sich seine Vermuthung. Freilich, räthselhaft blieb noch immer für ihn, was einen jungen Menschen in so glücklichen geregelten Lebensumständen wie Julius Meermann getrieben haben konnte, die Hand nach fremdem Eigenthum auszustrecken. Geregelt? Je nun, hatte Meermann nicht eine höchst unbegreifliche Vorliebe für den verkommenen und jetzt spurlos verschwundenen Fritz Habermann an den Tag gelegt? Und wer war ihm denn neulich in später Nacht entgegengetaumelt, als er ein verrufenes Gäßchen abpatrouillierte? War der todblasse Gesell mit den tiefliegenden starren Augen, der beschmutzten Kleidung wirklich der hübsche geschniegelte Konfektionschef von Wilson und Kompagnie, der Löwe unter seinen Kollegen? Es galt also, das Treiben des leichtsinnigen Menschen zu überwachen. Und nun verfolgte Röver den ehemaligen Freund beinahe Nacht für Nacht auf seinen Schleichwegen. Ja, die dunklen häßlichen Gäßchen im Innern der Stadt waren wohl ein Sieb, in dem dreitausend Mark spurlos versickern konnten! Nur eines verwirrte ihn immer noch: woher kam einem Kaufmann eine solch taschenspielerartige Fertigkeit der Hand, daß ihm der kurze

Augenblick des Geſprächs am Telephon für den unglückſeligen Tauſch genügen konnte? Da ſah er Meermann einſt in einer Kneipe mit ſtaunenswerther Meiſterſchaft Kartenkunſtſtücke zum beſten geben. Nun ſchwand ſein letzter Zweifel. Der Bruder Gretchens, die ihn um dieſer ſelben That willen ſo grauſam gekränkt hatte — er war der Dieb, war jetzt ſeiner gerechten Rache verfallen!

Zitternd vor Aufregung ſuchte Röver ſeinen Chef auf.

„Herr Kommiſſar! Den Urheber der Unterſchlagung — ich — ich weiß ihn.“

„Das wird uns wenig nützen. Den Mann hatte ich längſt, aber die Beweiſe?“

Ernüchtert ſenkte Röver den Kopf. „Wir werden ſie niemals finden!“

„Im Gegentheil, er ſelbſt wird ſie uns entgegenbringen. Die Dinge gehen gut. Nur kaltes Blut, offene Augen und — Geduld!“

So faßte ſich Anton denn in Geduld; er bändigte ſeinen Haß gegen den Elenden, die wilde Empörung über ſein Schickſal und lebte ſein altes Leben weiter.

Manchmal, wenn er heimkehrte, fragte die Mutter: „Nichts Neues, Toni?“

„Immer das Alte,“ antwortete er dann und bemühte ſich, es möglichſt unbefangen zu ſagen. „Iſt auch am beſten ſo! Wir können's wohl aushalten, Mutter.“

Dazu ſchüttelte die Alte den Kopf und ſeufzte. „Freilich, man ſollte ſich daran gewöhnen.“

Aber ſie gewöhnte ſich nicht, weder an den ihr unheimlichen Beruf des Sohnes noch an die Mißachtung, die ſtündlich aus den Blicken der Nachbarinnen zu ihr ſprach; am wenigſten an die klagloſe, ſtumme, aber unüberwindliche Trauer, die über das ganze Weſen ihres Sohnes ausgebreitet war. (Schluß folgt.)

Die Weimariſchen Feſttage.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Zeichnungen von **Richard Starcke.**

„Gott grüß Euch, Brüder, ſämmtliche Oner und Äner!
Ich bin Weltbewohner — bin Weimaraner —

Wohin willſt Du Dich wenden?
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden viel Gutes hat —“

Alſo ſang der Altmeiſter Goethe vor mehr als drei Menſchenaltern, aber daß auch heut' noch die Ilmſtadt als Mittelpunkt geiſtigen Lebens ihren alten klaſſiſchen Nimbus bewahrt hat, dafür gab die Jubelfeier der Goldenen Hochzeit des großherzoglichen Fürſtenpaars Carl Alexander und Sophie vollwichtiges Zeugniß. Ein Jahrhundert iſt im Kulturleben der Menſchheit keine große Spanne, trotzdem iſt dies Feſthalten an alten Ueberlieferungen in unſerer raſchlebigen Zeit ein bedeutſames Zeichen. Und neben die unvergänglichen Spuren, welche die klaſſiſche Epoche hinterlaſſen hat, haben ſich diesmal Kundgebungen deutſcher Treue und Liebe geſtellt, welche unmittelbar aus dem Herzen des Volks ihre Blüthen trieben. Goldene Hochzeiten ſind im Laufe der Jahrhunderte im Hauſe Wettin mehrfach gefeiert worden, aber wohl keine mit ſo reichem Glanze, mit ſo überſtrömender Herzlichkeit und Wärme, gleichſam wie ein Familienfeſt des ganzen Volks, und wenn ein Gedicht der Weimarer Zeitung vom 8. Oktober begann:

Aus dem Feſtzug: Huldigung der thüringiſchen Städte.

„Heil Euch — ein halb Jahrhundert ſchwand,
Seit Ihr den Lebensbund geſchloſſen.
Geläut hinwogt durch Stadt und Land,
Ein Jubelſtrom hat ſich ergoſſen.
Das ſind erhabene Weiheſtunden,
Wenn Goldner Hochzeit Myrthe blüht.
Was Euch beglückt, wird mitempfunden
Zugleich im tiefſten Volksgemüth“ —

ſo waren das keine Phraſen, ſondern der ungeſchwächte Ausdruck der Wahrheit.

Den Beginn der feſtlichen Zeit machte am 1. Oktober die Aufführung des „Bernhard von Weimar“ von Wildenbruch. Ich glaube nicht, daß der Berliner Dramatiker dies Stück für dieſe Gelegenheit neu geſchrieben hat, ſonſt wäre die Wahl des Stoffs eine ſonderbare; denn was hat ein Held des Dreißigjährigen Kriegs mit der Goldenen Hochzeit des Fürſtenpaares in unſerem Jahrhundert zu thun? Aber wenn es die Abſicht war, überhaupt die Dynaſtie durch einen Helden des Hauſes zu feiern, ſo war die vorhandene, aber hier noch unbekannte Neuheit ganz willkommen. Bekanntlich haben ſich ſchon mehrere Dramatiker an dieſem Stoffe verſucht, aber keiner hat deſſen Klippen ganz überwinden können. Nur widerwillig folgen die Sympathien einem deutſchen Fürſten, der bewußt oder unbewußt mit dem Erbfeind paktiert.

Digitized by Google

Auch Wildenbruchs Stück ist bei allen Vorzügen nervenerregender Scenen und geschickter Steigerung nicht viel glücklicher gewesen. Man fand, daß die schwankende Charakterzeichnung wenig geeignet sei, für den Helden zu erwärmen, aber man zollte der in jeder Beziehung vortrefflichen Aufführung alle Anerkennung.

Nach dieser Erquickungsfeier folgte in den nächsten Tagen das Eintreffen der zahlreichen hohen Gäste und Fürstlichkeiten. Weimar als klassischer Wallfahrtsort ist an den dauernden Fremdenstrom gewöhnt, aber einen so glänzenden Kranz von gekrönten Häuptern hat es wohl noch nie beherbergt. So ziemlich alle deutschen und Deutschland befreundeten Staaten waren vertreten, und die weitverzweigten Linien des Hauses Wettin waren selten so vollzählig versammelt wie diesmal. Die anmuthige Residenzstadt hatte mit Fahnen, Masten, Laubguirlanden und Blumengewinden ihr prächtigstes Gewand angelegt und entfaltete unter Mitwirkung der nahen Städte Erfurt, Apolda, Jena ꝛc. ein wahrhaft großstädtisches Leben.

Das eigentliche Fest begann am Mittwoch den 5. Oktober mit dem Empfang der 30 bis 40 Abordnungen, für welche drei volle Tage angesetzt waren. Es würde des zehnfachen Raumes und eines besonderen Herolds bedürfen, um allen diesen interessanten Gruppen, welche Spenden und Adressen aller Art überbrachten, gerecht zu werden. Möge es vergönnt sein, hier nur der glänzendsten und der menschlich rührendsten zu gedenken!

In erster Linie stand die Abordnung des Landtags, welche den Betrag von 400000 Mark — Ersparnisse an den im Laufe der Zeit von den Kammern bewilligten Summen — als Geschenk zu freier Verwendung überbrachte. Daran schloß sich am selben Tage zunächst die Ueberreichung einer Landessammlung in der Höhe von 140000 Mark zum Zwecke eines Stiftungsfonds für Gemeindepflege. Am zweiten Tage folgte eine weitere Spende von 27300 Mark seitens der Goethe-Gesellschaft und der Fremde Weimars als Beitrag zum Bau eines neuen Goethe und Schiller-Archivs. Eine vierte Gabe von 27000 Gulden stammte von einem niederländischen Landeskomitee als Ertrag der Beisteuer von 3000 Holländern.

Weitaus die rührendste Deputation aber war eine Gruppe von Ebenbildern aus dem Großherzogthum, die unter Führung der Witwe des Staatsministers Stichling erschien — etwa zehn bis zwölf Personen, ältere Ehepaare, Witwen und Witwer vom Lande, die ihre Glückwünsche überbrachten. Ich sah diese ernsten Ebenbilder von Baucis und Philemon freudestrahlend an mir vorüberziehen; die Frauen waren mit goldenem Kranze, die Greise mit goldenem Strauße ausgezeichnet worden, und zwar zum Andenken, das ihnen im Auftrag des Jubelpaares im Gasthaus zum „Erbprinzen" gegeben wurde.

Wirklich drei Tage hatten, wie bemerkt, die Abordnungen beansprucht. An den Abenden war selbst das Theater ausgefallen, nur am Vorabend des eigentlichen Hochzeitstages, am Freitag den 7. Oktober, brachte der Hof eine Serenade sämmtlicher neuen Musikcapelle, Liedervorträge von Weimar unter der Leitung des Kapellmeisters Lassen entgegennahm. Der Hauptzug selbst wurde mit einem Fackelzug nebst Fanfare des Ehrenbürgerregiments auf dem Rathhaus eingeleitet. Die festliche Tafel fand in der Hofreitbahn statt. Unsere Leser werden keine Einzelheiten [illegible] Festes erwarten, der sich unter Beisein des Großen Theiles [illegible] Hofes in [illegible] Halle der Hofreitbahn vollzog. Die Großherzogin und ein Kreis alter Bekannter Goethe's bei der Tafel erblickte [illegible] Kinder in dieser Umgebung von [illegible]. Denn Jubelpaare kennen keine Kinder mehr, [illegible] Enkeln voran. Die Großherzogin [illegible] ein Kreis alter Bekannter Goethe's bei der Tafel erblickte [illegible]

Beleuchtung des Theaterplatzes.

Galauniform der Garde du Corps. Die Schloßkapelle selbst bot den Anblick eines Hains. Der Altar war mit hohen Blattpflanzen umgeben, selbst die Kniekissen für das Hochzeitspaar waren mit rothen und gelben Rosen umwunden. Der kirchlichen Feier folgte eine feierliche Defiliercour, die Hoftafel mit ihren offiziellen Trinksprüchen ꝛc. In der Stadt aber, die sich mit einbrechender Dunkelheit zur Beleuchtung rüstete, wuchs allmählich die Menschenmenge fast zu bedrohlichen Massen. Doch glücklicherweise entbehrte sie aller großstädtischen Radauelemente — es ging alles ohne Störung in musterhafter Ordnung, so daß die Festvorstellung im Hoftheater pünktlich um acht Uhr beginnen konnte.

Die Grundzüge wie die besondere Vertheilung der dramatischen Aufgaben für diesen Abend dürfen als das eigenste, sorgfältig vorbereitete Werk des hohen Jubelpaares betrachtet werden. Außer dem Prolog waren nach vorhandenen Bildern acht Scenen aus der Geschichte der Häuser Wettin und Oranien erwählt — lebende Bilder, deren dichterische Einleitung mehreren Verfassern zugetheilt worden war. Der Gesammteindruck dieser Bilder war ein überwältigender, zumal der Musik eine außerordentliche ausziebige Mitwirkung eingeräumt war.

Die festliche Beleuchtung der Stadt erstreckte sich allerdings mehr auf die ausgedehnte via triumphalis des historischen Festzuges, der am letzten Tage die eigentliche Krone der Festwoche bildete. — Um die Großartigkeit, Vielseitigkeit und Vollendung desselben genügend zu würdigen, bedürfte es eines besonderen Berichtes. Nach monatelangen Vorbereitungen ward durch das Zusammenwirken der Kunstschule mit den Komitees aller Städte des Großherzogthums etwas erreicht, was an Farbenpracht, Gestaltenfülle und Einheitlichkeit den Vergleich mit dem Dresdener Wettiner fest nicht zu scheuen brauchte, ja in mancher Hinsicht jenes überraf, namentlich in glücklicher Mischung des ernsten historischen Stils mit volksthümlichem Humor und ausgelassenen Genrescenen.

Der Zug, dessen Länge drei Kilometer betrug — waren es doch 60 Wagen über 300 Pferde und 2000 bis 3000 Personen — wurde eingeleitet von 24 blasenden Postillonen und zerfiel in sechs große Hauptgruppen, die alle selbständig von besonderen Ausschüssen ausgestaltet waren: Die Wartburgzeit — die Reformation — der Dreißigjährige Krieg — die Blüthezeit der Niederlande — Carl Augusts Epoche — die Neuzeit.

Unser nebenstehendes Bild giebt eine Ansicht des Denkmals von Schiller und Goethe am Abend der Beleuchtung, das größere auf S. 749 bringt eine Ansicht des Staatswagens, des letzten im Festzug. [illegible] eine Gruppe Jungfrauen mit Palmenzweigen, auf dem [illegible] einer ritterlichen Feste befinden sich sechzehn Jungfrauen [illegible] Vertreterinnen von sechzehn Städten, die Bürgermeister derselben [illegible] in Person den Wagen. Von ganz eigenartigem Reize waren [illegible] Blumenwagen mit einer sich schaukelnden Else, der Glocken[illegible] in drohnenden Geläut, der Wartburgwagen — weiter der Wagen der kaiserlichen Epoche, begleitet von einer Schwadron Pappenheimer und den sämmtlichen Hauptgestalten Goethes und Schillers. Der Letztere war übrigens verhältnißmäßig mehrfach vertreten. Wäre ein Ausländer Zeuge gewesen, so würde er in seinem Bericht vielleicht sagen: „Die [illegible] haben [illegible], die sie bei jeder Gelegenheit wieder [illegible] der andere — Gambrinus," denn [illegible] ein hohes Fest feiernd, war mehrfach vertreten. Er würde aber auch weiter sagen können: „Im deutschen Volke ist seit zwanzig [illegible] wieder am eigenen Sein, an seiner eigenen Geschichte in [illegible] Darstellung gewachsen. Die Nation geht einer neuen

J.

Elektricität und Luftschiffahrt im Kriege der Zukunft.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von Bernhard v. Graberg. Mit Zeichnungen von H. Gerlach.

Beim Legen eines Feldtelegraphen.

Die großen Erfindungen und Entdeckungen unseres Jahrhunderts haben selbst verständlich auch auf die Führung der Kriege einen bedeutenden Einfluß ausüben müssen. Dampf und Elektricität haben allen neueren Feldzügen ein ganz anderes Gepräge verliehen: die Schnelligkeit der Kriegsbereitschaft und die Truppenansammlung an den feindlichen Grenzen, die großartigen Nachschübe an Proviant, Munition und Ersatz waren allein das Werk der Eisenbahnen. Sie ermöglichten es, mit großen Heeren eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, — sie verkürzten also naturgemäß auch die Dauer der Kriege. Die Anstrengungen der Großstaaten, alle waffenfähigen Männer zu Soldaten zu machen, wären ein Hirngespinst, wenn die vielen Schienenwege nicht auch gestatten würden, die Heeresmassen durch Zufuhren aus dem eigenen Lande zu ernähren, sie auszurüsten und zu ergänzen. Die Grenze für die Stärke der fechtenden Heere lag zu allen Zeiten in der Möglichkeit ihrer Ernährung und Erhaltung; auch Friedrich der Große und Napoleon durften die Truppenmassen nicht über die durch den voraussichtlichen Kriegsschauplatz gegebenen Verhältnisse hinaus steigern, und als der französische Kaiser 1812 im Kriege gegen Rußland sein Riesenheer nach Moskau führte, ohne durch genügende rückwärtige Verbindungen für einen gesicherten Unterhalt desselben gesorgt zu haben, ereilte ihn für diesen Fehler die fürchterlichste Strafe.

Freilich konnten auch in den großen Kriegen im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Aufstellung mehrerer Heere, welche in verschiedenen Gegenden nach einem gemeinsamen Plane zu operieren hatten, größere Streitkräfte gegen den Feind zur Verwendung gebracht werden. Aber ihnen fehlte der elektrische Funke des Telegraphen, welcher die getrennten Theile zu Gliedern eines Körpers macht und mit welchem unser Moltke 1870/71 so meisterlich zu rechnen verstanden hat. Vorhergehende Verabredungen mußten für alle Kriegsfälle getroffen werden, wie für den Feldzug 1813 die sogenannte Trachenberger Uebereinkunft; eine verlorene Schlacht brachte aber alles ins Stocken. So bedurfte es der hohen Feldherrnkunst eines Gneisenau, um die infolge der Schlacht bei Dresden nach Böhmen zurückgegangene Hauptarmee zum erneuten Vordringen zu bewegen und zwei Monate später bei Leipzig das gemeinsame Schlagen der getrennten Heere zu ermöglichen. Und ebenso bewies der Krieg von 1814, in welchem das Genie Napoleons seine letzten Triumphe feierte, die ungemeine Schwierigkeit der Leitung räumlich weit getrennter Heere. Drei Monate brauchten die den Franzosen um das Dreifache überlegenen Verbündeten, um vom Rhein bis zur feindlichen Hauptstadt zu gelangen. Vergleichen wir damit die Kriege der Neuzeit, so waren deutscherseits die größten Heeresmassen 1870/71 in Frankreich vereint; in den fünf, oft Hunderte von Kilometern voneinander getrennt fechtenden Armeen wirkte aber nur ein Gedanke, welcher, aus dem Haupte des großen Strategen entsprungen, ihnen durch den elektrischen Draht eingehaucht wurde.

In künftigen Kriegen wird daher die Feldtelegraphie die wichtigste und vornehmste Anwendung der Elektricität für militärische Zwecke sein; sie auf den höchsten Grad der Vervollkommnung zu bringen, ist die Aufgabe jeder Kriegsverwaltung. Auch bei uns ist diesem so wichtigen Zweige des Nachrichtenwesens eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden; in Bezug auf das Material sind wir mit der Zeit fortgeschritten. Aber das wird bei den großen Anforderungen der Gegenwart allein nicht mehr genügen. Jeder andere zu militärischer Verwendung berufene Heerestheil geht vollständig vorbereitet in den Kampf, nur die Feldtelegraphie ist nicht in der Lage, sich durch unausgesetzte Friedensübungen vollkommen kriegsfertig auszubilden, weil für sie ein Friedensstamm nicht vorhanden ist. Erst bei der Mobilmachung wird das Personal für die Feldtelegraphie aus Ingenieuroffizieren, Mannschaften der Pionierbataillone und aus Beamten der Staatstelegraphen-Verwaltung zusammengesetzt. Nach den im letzten Feldzug gesammelten Erfahrungen und im Hinblick auf die Einrichtungen unserer muthmaßlichen Gegner ist auch bei uns die Errichtung eines Feldtelegraphencorps schon im Frieden eine dringende Forderung; dann erst werden die Telegraphenabtheilungen im Felde ihre schwierige Aufgabe voll zu lösen imstande sein.

Mit Beginn eines Krieges müssen sofort die äußersten von Truppen besetzten Punkte telegraphisch mit den nächsten deutschen Stationen verbunden werden, damit die Heeresleitung jederzeit genau über alle Vorgänge an der Grenze unterrichtet werden kann. Nach beendetem Aufmarsch der Armee beginnt dann die Hauptaufgabe der Feldtelegraphie, die vormarschierenden Corps und Heerestheile stets in Verbindung unter sich und mit dem Hauptquartier zu erhalten. Dieser Dienst fällt den Etappen-Telegraphenabtheilungen zu, welche den sofortigen Anschluß der gemäß der Vorwärtsbewegung der Truppen errichteten Feldstationen an die heimathlichen oder die bereits eroberten Staats-Telegraphenlinien des Feindes herzustellen haben. Außer dem strategischen Dienste der schnellen Befehlsbeförderung soll der Etappentelegraph das Mittel sein, sowohl in richtiger Weise alle Anordnungen für die Verpflegung der Armee zu treffen, als auch den rechtzeitigen Munitionsersatz zu veranlassen und für die schnelle Rückbeförderung der Verwundeten und Gefangenen zu sorgen.

Während die Etappen-Telegraphenabtheilungen den einzelnen Oberkommandos zugetheilt sind, gehört zu jedem Corps für dessen inneren Telegraphendienst eine Feld-Telegraphenabtheilung. Diese hat die vormarschierenden Truppen mit den höheren Stäben in Verbindung zu erhalten, d. h. ihre flüchtigen Leitungen möglichst mit der Marschgeschwindigkeit der Truppen — das sind etwa

Telegraph in der Vorpostenlinie.

vier Kilometer in der Stunde — einzubauen, gleichzeitig aber die überflüſſig gewordenen Linien wieder abzubrechen und das Geräth auf ihre Fahrzeuge zu verladen. In der Erfüllung dieſer Aufgaben werden ſich bei einem künftigen Kriege die großen Fortſchritte zeigen, welche die Feldtelegraphie in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat. Ihr Material befähigt ſie jetzt, allen taktiſchen Bewegungen der Heerestheile zu folgen, ihre Fahrzeuge ſind leicht und ſo konſtruiert, daß das Legen der Leitungen ſchnell und ſicher ſtattfinden kann, während die Wagen ſelbſt als Stationen dienen.

Einen Beſtandtheil der Feldtelegraphie bilden die Vorpoſtentelephone, welche ſofort nach Aufſtellung der dem Feinde am nächſten ſtehenden Vorpoſten dieſe mit ihren Unterſtützungstruppen zu verbinden haben. Von hier aus werden dann alle Meldungen über Stellung und Bewegungen des Feindes durch die Leitung des Feldtelegraphen weitergegeben. Der außerordentliche Vortheil, den die Telephone vor den Telegraphenapparaten voraushaben, beſteht einmal darin, daß ſie unmittelbar das geſprochene Wort ſelbſt auf weite Entfernungen übermitteln, dann aber in ihrer ungemein leichten Handhabung. Man wird daher ohne Säumen alle weit vorgeſchobenen Poſten durch ſolche Apparate nach rückwärts verbinden. Selbſtverſtändlich iſt dies ganz beſonders der Fall bei dem Standort des Feſſelballons, deſſen Beobachtungen ſofort weiterhin telegraphiſch dem Hauptquartier des Armeecorps mitgetheilt werden müſſen.

Beſchießung bei elektriſchem Licht.

Unſere großen Feſtungen ſind bereits im Frieden ſämmtlich mit einem Telegraphennetz verſehen, welches alle vorgeſchobenen Werke mit dem Mittelpunkt der Vertheidigung, der Kommandantur, und unter ſich verbindet. Die Leitungskabel liegen unterirdiſch und ſo tief, daß ſie gegen zufällig einſchlagende Geſchoſſe und gegen Zerſtörungsverſuche des Feindes ſoweit als möglich geſchützt ſind. Außerdem ſind in allen Forts und in der Hauptbefeſtigung Vorrichtungen für elektriſche Signalapparate vorhanden, welche ähnlich wie die Signalſcheiben der Eiſenbahnen mit farbigem Lichte Zeichen geben und für den Fall, daß die Kabel zerſtört würden, eine Verſtändigung zwiſchen den einzelnen Feſtungswerken und ſelbſt nach außen hin ermöglichen.

Auch in dieſer Eigenſchaft als Lichtquelle hat die Elektricität einen ausgedehnten Gebrauch für militäriſche Zwecke gefunden. Gerade im Feſtungskampf wird das elektriſche Licht eine große Rolle ſpielen. Schon bei Beginn des Krieges ſollen die an den bedrohten Grenzen liegenden Feſtungen vertheidigungsfähig gemacht und gegen den gewaltſamen Angriff gerüſtet ſein; es werden alſo zwiſchen dem drohenden Auftauchen der Wolken am politiſchen Himmel und der Entladung des Gewitters — der Kriegserklärung — nur wenige Tage bleiben, um dieſe umfaſſenden Arbeiten vorzunehmen, bevor der Feind heranrückt. In ſolche Fällen iſt das elektriſche Bogenlicht, für welches die Werke jede großen Feſtung eingerichtet ſind, von unſchätzbarem Werthe, da es die Armierungsarbeiten auch in der Nacht fortzuſetzen erlaubt. Ein überraſchendes Auftreten des Feindes wird durch die großen elektriſchen Scheinwerfer von den Forts aus ſehr erſchwert, ja faſt zur Unmöglichkeit gemacht werden. Hat der Feind eine Feſtung eingeſchloſſen und will er den Angriff beginnen, ſo wird eine wachſame Beſatzung durch dieſe Scheinwerfer die nächtliche Aushebung der erſten Laufgräben und den Batteriebau, ebenſo die Wiederherſtellung der zuſammengeſchoſſenen Angriffsbatterien, wozu bisher die Nacht die Möglichkeit bot, wirkſam verhindern können, während kräftige Ausfälle des Vertheidigers durch ſein Licht unterſtützt werden. Freilich wird die Beſatzung die Wirkung der feindlichen Scheinwerfer — denn auch der Angreifer ſtellt natürlich ſolche auf — ebenfalls bitter empfinden, immerhin wird ſie aber, weil ſie ſtärkere Maſchinen und Reflektoren zu verwenden imſtande iſt, dem Feinde in dieſer Hinſicht überlegen ſein.

Die Apparate zur Lichterzeugung in Feſtungen ſind ſtarke Dynamomaſchinen mit Dampfmotoren, für deren Unterbringung bombenſichere Gewölbe auf allen Fronten vorbereitet ſind. Die elektriſche Lampe mit Reflektor wird an einem möglichſt hohen Punkte der Umwallung aufgerichtet; ihre Entfernung von der Lichtmaſchine kann unter Umſtänden bis zu 1000 Metern betragen. Als Scheinwerfer gelangen jetzt paraboliſch geſchliffene Glasſpiegel zur Anwendung, die in Bezug auf Ausnutzung der Leuchtkraft einer elektriſchen Lampe wirklich Erſtaunliches leiſten; vermag man doch mit dieſem Paraboſſpiegel und den heutigen ſo vollkommenen Lampen und Kohlen auf 12 Kilometer weit zu leuchten.

Ein weiteres Ziel iſt die Verwendung des elektriſchen Lichts auch im freien Felde. In dieſer Richtung ſind ſeit dem Kriege 1870/71 ſowohl bei uns wie bei den Franzoſen vielfache Verſuche gemacht worden, welche ſeit etwa fünf Jahren in der Einführung von Beleuchtungswagen — vorläufig bei den Belagerungsparks und in den großen Feſtungen — ein greifbares Ergebniß aufzuweiſen haben. Ein ſolcher Wagen trägt auf einem eiſernen Geſtell einen Dampfkeſſel mit allem Zubehör, damit verbunden eine Dampfmaſchine für eine Leiſtung von mindeſtens 14 Pferdekräften und, unmittelbar mit der Dampfmaſchine gekuppelt, eine Dynamomaſchine zur Herſtellung des Lichts. Im Wagengeſtell befindet ſich der Werkzeugkaſten, das Kohlen- und das Waſſerreſervoir; das ganze vollſtändig ausgerüſtete Fahrzeug wiegt etwa 75 Centner. Zu jedem Beleuchtungswagen gehören zwei große und ein kleiner Scheinwerfer mit Metallſpiegel, welche auf beſonders dazu gebauten Wagen untergebracht ſind. In den Feſtungen ſollen ſie den ſogenannten „ambulanten“, den beweglichen Dienſt verſehen. Es iſt

Digitized by Google

Vergrößerung einer mikroſkopiſchen Depeſche.

zweifellos, daß das elektriſche Licht auch im Feldkrieg eine große Rolle zu ſpielen beſtimmt iſt, und es dürfte daher nur eine Frage der Zeit ſein, daß derartige Fahrzeuge mit verbeſſerter Bauart, namentlich in Betreff ihrer Leichtigkeit, den Telegraphenparks einverleibt werden. In erſter Linie werden die Pioniere von dem großen Vortheil einer elektriſchen Beleuchtung Gebrauch machen, zum nächtlichen Brückenſchlagen, zur Wiederherſtellung zerſtörter Eiſenbahnen und Straßen und zu ähnlichen Arbeiten. Aber noch einen großen Vortheil bietet das elektriſche Licht: es ermöglicht gründliches Abſuchen der Schlachtfelder am Abend und in der Nacht nach einem Gefecht, und ſo mancher Schwerverwundete, welcher ſonſt hilflos und allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt bis zum Anbruch des Tages liegen bleiben müßte, wird noch glücklich geborgen und gerettet werden können.

Die elektriſchen Zündapparate haben ſich in allen neueren Kriegen als nothwendig und zuverläſſig bewährt. Im Feldkrieg beſchränkt ſich ihre Anwendung naturgemäß auf das Zünden von Minen zur nachhaltigen Zerſtörung von Eiſenbahnlinien, ferner zum Sprengen von Brücken, Wegübergängen u. dergl., wenn es den Rückzug zu decken und die Verfolgung des Feindes zu erſchweren, eine Vertheidigungsſtellung zu verſtärken gilt — ſeltener gebraucht man ſie zum Entzünden ſogenannter Fladderminen bei Annäherung des angreifenden Feindes. Die weit vorgeſchobenen Kavallerieabtheilungen, welche durch Unterbrechung der Schienenwege und Telegraphenverbindungen des Feindes deſſen Mobilmachung und Aufmarſch zu erſchweren haben, führen Dynamitpatronen als Sprengmittel und entzünden dieſe mittels der Zündſchnur, während ſie die Telegraphenleitungen durch Umwicklung der Kabel mit feinen, ſchwer ſichtbaren Silberdrähten unbrauchbar machen. Dieſes letztere Mittel hat den weſentlichen Vortheil, daß man die Linie nöthigenfalls durch Abnahme dieſer Drähte raſch für den eigenen Gebrauch wieder in Betrieb ſetzen kann. Bei allen größeren Sprengungen erfolgt die Zündung durch galvaniſche Batterien; dieſe ermöglichen es, mehrere Zünder in einem einzigen Stromkreis und auch auf größere Entfernung zu zünden, ſind leicht beweglich und werden von den Pionierbataillonen auf deren Ausrüſtungswagen ins Feld mitgeführt. Im Feſtungskrieg ſpielen ſie infolge ihrer Zuverläſſigkeit eine hervorragende Rolle.

Wir wollen zum Schluſſe noch erwähnen, daß auch die Benutzung der Brieftaubenpoſt für militäriſche Zwecke die Anwendung des elektriſchen Stromes nothwendig macht. Da man den Brieftauben nur ein ſehr geringes Gewicht anhängen darf, um ſie in ihrem Fluge nicht zu behindern und vorzeitig zu ermüden, ſo galt es, ein Mittel zu finden, um auf einem kleinen Raume möglichſt viel Depeſchen unterbringen zu können. Zu dieſem Behufe werden die abzuſendenden Schriftſätze auf eine große Papierfläche mit gewöhnlicher Schrift geſchrieben und dann in ſehr verkleinertem Maßſtab mittels eines hierfür eingerichteten Apparats photographiert. Die Abzüge dieſer Aufnahme werden auf ein dünnes, durchſichtiges Kollodiumhäutchen übertragen, welches dann zuſammengerollt und in einem Federkiel verwahrt der Brieftaube mitgegeben wird. Zum Leſen einer ſolchen Depeſche bedient man ſich des ſogenannten Sonnenmikroſkops, welches die Schriftzüge wieder in ſtark vergrößertem Bilde auf eine weiße Fläche wirft und auf dieſe Weiſe vielen Perſonen zugleich ſichtbar macht. Damit man hierbei von Tageszeiten und Witterungsverhältniſſen unabhängig iſt, muß das elektriſche Licht die Beleuchtung des mikroſkopiſchen Sehfeldes übernehmen.

Die Anwendung der Luftſchiffahrt im Kriege iſt faſt hundert Jahre alt; denn ſchon im Jahre 1793 wurden im Parke von Meudon

Abſuchen eines Schlachtfeldes unter Anwendung des elektriſchen Scheinwerfers.

Digitized by Google

bei Paris — der bis heute der Uebungsplatz der französischen Aeronauten geblieben ist — durch den Ingenieurkapitän Contelle mit dem erst zehn Jahre vorher erfundenen Luftballon Versuche gemacht, um seine Brauchbarkeit für das Rekognoscieren feindlicher Stellungen zu erproben. Man benutzte hierzu einen neun Meter im Durchmesser haltenden, mit Wasserstoff gefüllten Ballon, welcher durch starke Seile am Erdboden befestigt war und eine Gondel mit zwei Personen trug. Die Verständigung mit den unten gebliebenen Personen erfolgte durch verabredete Zeichen mit bunten Flaggen. Die Ergebnisse fielen so glücklich aus, daß alsbald eine Compagnie sogenannter „Aerostiers" gebildet und der Armee Jourdans zugetheilt wurde, bei deren Unternehmungen dieser erste „Ballon captif" oder „Fesselballon" denn auch gute Dienste gethan haben soll. Während der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794 befand sich Contelle mit einem General in der Gondel, und er erzählt in seinem Bericht, daß der Oberfeldherr von ihm über jede Bewegung der Oesterreicher rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden sei. Aber bei der Expedition nach Aegypten ging das gesammte Ballonmaterial durch Kaperung des Transportschiffes verloren, und dieses Mißgeschick war nicht geeignet, Napoleons Interesse für die Sache zuwecken; so schlief sie nach und nach wieder ein. Auch die 1802 aufs neue angestellten Versuche verliefen ergebnißlos, und nicht besser ging es später in Oberitalien, bei der Potomacarmee, in Paraguay und an anderen Orten. Erst die jüngste Belagerung von Paris brachte den Ballon als Kriegshilfsmittel wieder zu Ehren. Von den 65 Ballons, welche zwischen dem 28. September 1870 und dem 22. Januar 1871 Paris verließen, wurden 91 Passagiere (darunter Gambetta), 363 Tauben und 2½ Millionen Briefe mitgenommen und meistens auch wohlbehalten abgeliefert. Nur fünf Ballons geriethen in die Hände der deutschen Truppen. Dagegen scheiterten alle Versuche, Luftschiffer von außen nach Paris hinein gelangen zu lassen.

Aufsteigen des Fesselballons.

Diese letztgenannte schlimme Erfahrung hatte zur Folge, daß man den schon zwanzig Jahre vorher von dem Luftschiffer Giffard angeregten Gedanken eines lenkbaren Luftschiffes wieder aufnahm und den Marine-Ingenieur Dupuy de Lome mit dem Baue eines solchen betraute. Die Belagerung von Paris hatte aber auch bei einem deutschen Ingenieur die Idee erzeugt, ein lenkbares Luftschiff herzustellen. Im Dezember 1870 führte der in Mainz geborene Paul Häulein in seiner Vaterstadt ein kleines Modell vor, bei welchem er eine mit Leuchtgas aus dem Ballon selbst gespeiste Gaskraftmaschine als treibende Kraft verwandte. Leider scheiterte die weitere Ausführung an einer Menge widriger Umstände, hauptsächlich am Geldmangel; es war aber jedenfalls ein Deutscher, welcher die in vielen Stücken noch bei den heutigen Konstruktionen übliche Form des Luftschiffs erfunden und zuerst angewendet hat (vergl. „Gartenlaube" 1882, S. 217). Das Modell, welches 1881 Tissandier vorführte und das soviel von sich reden machte, war in wesentlichen Theilen dem Häuleinschen Luftschiff nachgebildet. Dupuy de Lome's Arbeit aber, die im Jahre 1872 vollendet wurde, fiel so unglücklich aus, daß man vorläufig von weiteren, sehr kostspieligen Versuchen Abstand nahm. Erst auf Gambettas Betreiben, der den Ballons eine dankbare Zuneigung bewahrt hatte, entschloß sich die Regierung, trotz mancher Unfälle und schlechter Erfahrungen, die Verwendung der Aeronautik im Kriege aufs neue ins Auge zu fassen.

Für die Pariser Ausstellung des Jahres 1878 hatte Henry Giffard einen Fesselballon hergestellt, in einer Größe, wie sie bisher noch nicht dagewesen war; bald darauf rief das bereits erwähnte Tissandiersche Modell eines lenkbaren Luftschiffs, bei welchem die Gaskraftmaschine Häuleins durch einen elektrischen Treibapparat ersetzt war, das größte Aufsehen hervor. Beide Konstruktionen trugen dazu bei, das Interesse für den Kriegsgebrauch der Luftschiffahrt bei allen Militärstaaten wieder zu beleben. Besonders war Tissandier von wesentlichem Einfluß auf die Arbeiten des französischen Geniehauptmanns Renard: diese wurden jedoch gänzlich geheim gehalten und drei Jahre, scheinbar ohne Erfolg, fortgesetzt. Um so großartiger war die Wirkung, als am 9. August 1884 Renard, dem inzwischen der Pompierhauptmann Krebs beigegeben worden war, ein lenkbares Luftschiff „La France" dem Kriegsminister vorzuführen vermochte. Er hob sich mit demselben etwa 400 Meter über den Erdboden, beschrieb in weiten Bogen eine 8 und kehrte ohne Schwierigkeiten nach seinem Auffahrtsorte zurück. Sein Luftschiff bestand aus einem etwa 50 Meter langen Ballon in Cigarrenform von 8 Metern im größten Durchmesser und einem Raumgehalt von 1860 Kubikmetern. Seine Hülle war aus den feinsten Seidenfäden gewoben, die sehr schmale Gondel 33 Meter lang, ihr Gestell aus Bambusrohr, ebenfalls mit Seidenzeug überzogen. Durch eine Flügelschraube von acht Metern Durchmesser wurde das Schiff vorwärtsgetrieben; diese war am Vordertheil der Gondel angebracht und drehte sich um einen eisernen Hohlcylinder, welcher mit dem elektrischen Motor einer Dynamomaschine verbunden war; am hinteren Ende befand sich das Steuer. Der bei den ersten Versuchen angewandte Motor wog kaum 100 Kilogramm, man hatte indessen mit ihm infolge seiner leichten Bauart allerlei Unfälle und sah sich genöthigt, eine kräftigere Maschine von neun Pferdekräften anzubringen. Obgleich die jetzt im Gebrauch befindliche Maschine, die etwa 600 Kilogramm wiegt, 3600 Umdrehungen der Schraube in einer Minute ermöglicht, beträgt die bisher erreichte Geschwindigkeit doch nur 6,4 Meter in der Sekunde; das ist noch zu wenig, um das Schiff zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung verwendbar erscheinen zu lassen. Aber trotz dieses Mangels ist der lenkbare Ballon in Frankreich zur Einführung gelangt, und das große Anwesen der französischen Militär-Luftschifferabtheilung zu Meudon hat jetzt die Aufgabe, möglichst vollkommene Ballons zu bauen, eingehende Versuche mit gefesselten, frei schwebenden und lenkbaren Ballons anzustellen und den erforderlichen Bedarf an erfahrenen Militär-Luftschiffern heranzuschulen. Die ausgebildeten Leute werden in Abtheilungen zusammengestellt und mit je einem freischwebenden Ballon je einer Festung des Landes zugetheilt, um für den Fall einer Belagerung

Digitized by Google

Fahrt mit dem Fesselballon bei den französischen Manövern.

in Verbindung mit den Brieftauben den Nachrichtendienst zu übernehmen.

In allen Großstaaten sind diese Fortschritte unserer Nachbarn mit großer Aufmerksamkeit verfolgt worden, und man hat nicht verfehlt, sie sich bei den eigenen Bemühungen zu Nutze zu machen. Deutschland besitzt schon seit Jahren eine Luftschifferabtheilung, welche auf ihrem großen Uebungsplatz bei Berlin nicht allein ein tüchtiges Personal heranzubilden, sondern auch fortgesetzt in ausgedehntem Maße neue Versuche anzustellen hat. Selbstverständlich werden die letzteren sehr vorsichtig betrieben und die erreichten Verbesserungen in das tiefste Geheimniß gehüllt.

Soviel ist sicher: in einem künftigen Kriege werden voraussichtlich alle Mächte Fesselballons mit ins Feld führen, um sie zur Erkundung feindlicher Stellungen und Truppenbewegungen zu verwenden. Die für diesen Zweck erforderlichen Ballonparks sind schon im Frieden ausgerüstet. Ein solcher Park besteht aus einem bedeckten Wagen zur Aufnahme der zusammengelegten Ballonhülle, der Taue, der Gondel und des sonstigen Zubehörs, aus einer fahrbaren Dampfwinde für das Stahldraht-Tau von 600 Metern Länge, an welchem der Ballon befestigt wird, und aus einer Anzahl Fahrzeuge zur Beförderung der Stahlcylinder, welche den Bedarf an komprimiertem Wasserstoffgas enthalten. Man ist nämlich in allen Staaten dazu übergegangen, dies Gas als das leichteste fertig ins Feld mitzunehmen. In England werden zu diesem Zwecke Stahlcylinder hergestellt, die einen Druck bis zu 250 Atmosphären aushalten und in die das Wasserstoffgas

mit besonderen Pumpen hineingepreßt wird. Die gebräuchlichste Art dieser Cylinder faßt bei gewöhnlichem Luftdruck (= 1 Atmosphäre) ungefähr 30 Liter, bei 100 Atmosphären Druck also 3000 Liter oder 3 Kubikmeter. Die Engländer sowohl wie die Italiener haben bei ihren Feldzügen in Afrika dieses Verfahren angewendet; die Stahlcylinder wurden im eigenen Lande gefüllt, zu Schiff über die See und dann auf dem Rücken von Kameelen oder Maulesel ins Innere des Landes gebracht. Vermöge dieser Einrichtung kann man einen Ballon von 300 Kubikmetern Gas in längstens einer halben Stunde füllen. Bisher hatte man auf besonders erbauten Wagen das Gas erst an Ort und Stelle fabriziert; dazu mußte man sehr viel Rohmaterial (verdünnte Schwefelsäure und Zink) mitschleppen und brauchte sehr viel Wasser, das nicht immer bequem zu haben war.

Zu den Ueberzügen der Ballons wird im allgemeinen chinesische Seide benutzt, welche sehr geschmeidig und haltbar ist. Die Engländer verwenden auch sogenannte „Goldschlägerhaut“. Es sind dies ganz feine Häutchen, die man von dem Blinddarm des Rindes abzieht; sie werden besonders zubereitet, hierauf in mehreren Lagen derartig übereinandergeklebt, daß der Rand einer Haut stets auf die Mitte der darunter liegenden kommt. Da man für eine Ballonhülle diese Häutchen in achtfacher Lage verwendet, so braucht man für einen Ballon von 300 Kubikmetern Inhalt ungefähr 35- bis 40 000 Stück derselben. Diese Goldschlägerballons haben im Vergleich zu den aus Baumwolle oder Seide hergestellten und durch Firniß gasdicht gemachten den großen Vorzug der Leichtigkeit; sie sind aber dafür nicht sehr dauerhaft, bekommen sehr leicht Risse durch Anstoßen an Bäume ꝛc., was ihre Verwendbarkeit stark beeinträchtigt.

Die Größe eines Ballons ist bedingt durch den Anspruch an seine Tragfähigkeit. 1 Kubikmeter Wasserstoffgas trägt durchschnittlich 1 Kilogramm, 300 Kubikmeter tragen also 300 Kilogramm. Man rechnet nun auf das Gewicht eines solchen Ballons, des Netzes und Ventiles, der Gondel und der Ausrüstung etwa 100 Kilogramm, auf das Gewicht des Drahtseilkabels 50 Kilogramm, auf das des Luftschiffers 75 Kilogramm; es sind also immer noch 75 Kilogramm zum Auftrieb vorhanden, was vollständig genügt. Nach Berichten über die französischen Manöver haben die Ballons thatsächlich gute Dienste geleistet, namentlich nachdem eine Fernsprechverbindung zwischen dem Ballon und der Erde hergestellt war. Durch technische Vervollkommnungen ist man dahin gelangt, das Luftschiff in einer halben Stunde zum Aufsteigen bereit machen zu können. Ferner ist der Ballonpark so eingerichtet, daß man den Ballon mit großer Leichtigkeit fortbewegen kann, auch in gefülltem und schwebendem Zustande. Während eines Gefechts bei den französischen Manövern wurde Var le duc mit einem schwebenden Ballon durchfahren, ohne daß dabei die geringsten Unordnungen vorkamen, und General Galliset blieb einmal zweieinhalb Stunden im Fesselballon, von dem aus er durch Telephon alle Bewegungen leitete. Endlich wird hervorgehoben, daß der Ballon auch bei Nacht durch Leuchtsignale seine vielseitige Verwendbarkeit bewiesen hat.

In belagerten Festungen, wo bereits im Frieden alle Vorbereitungen getroffen werden können, wird der Fesselballon von größtem Vortheil sein, da er dem Belagerten eine Uebersicht über sämmtliche Angriffsarbeiten des Feindes ermöglicht. Immerhin wird auch der Fesselballon trotz aller Verbesserungen im Feld- wie im Festungskrieg vom Wetter abhängig bleiben. Der Wind, welcher die Gondel in schaukelnde Bewegung versetzt, erschwert die Beobachtung der feindlichen Stellung oder die Aufnahme derselben durch photographische Apparate bedeutend, Nebel macht sie überhaupt unmöglich. Es sind in unserem Klima nur wenige Monate, welche einer Rekognoscierung aus dem Fesselballon günstig sind; das lehrt uns die Kriegsgeschichte. Man denke nur an den sprichwörtlich gewordenen „Nebel von Chlum“ am 3. Juli 1866! Immerhin wird aber der Ballon zur Anwendung kommen können, und daher muß jedes Heer, will es nicht dem Feinde einen Vortheil über sich einräumen, solche luftige Gesellen ins Feld mit schleppen. Daneben aber wird eine schneidige Kavallerie, zu allen Jahreszeiten verwendbar, für eine Armee das beste Fühlhorn bleiben.

Man denke sich ferner eine bei der heutigen Feuerwaffe rasch entschiedene Schlacht mit unglücklichem Ausgang! Wo bleibt der theure Ballon, der erst heruntergeholt werden muß, um von seiner Verbindung gelöst und an die Transporttaue befestigt werden zu können? Wo bleibt die schwere Dampfmaschine mit dem tief im Boden verankerten Rade? — —

Das sind so Bilder aus dem Kriege der Zukunft, wie sie die Phantasie vor unserem geistigen Auge heraufbeschwören kann. Möge uns die praktische Probe auf ihre Wahrheit noch recht ferne liegen! Muß dieser Krieg der Zukunft überhaupt kommen? Viele verneinen's, und es sind edle Menschen, die diesen Glauben in sich und anderen nähren. Aber andere bejahen es, und auch sie berufen sich dabei auf ideale Gründe. Ihnen ist der Krieg wie unserm Moltke ein nothwendiges Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts; erst kürzlich hat der preußische General von Boguslawski diesen Gedanken aufs neue mit Eifer verfochten. Wie dem auch sei: möge der Krieg uns noch lange erspart bleiben! Schon der Gedanke an seine Möglichkeit übt ja eine erzieherische Wirkung: er mahnt uns, ein kräftiges männliches Geschlecht heranzuziehen, und unverwandt regt er mächtig an die Geister der Erfinder!

Wetter und Wolken

Für Hamburg und Altona. Allerorten regt sich immer noch mächtig die Liebesthätigkeit für die von der Seuche so schwer heimgesuchten Städte. Zur Linderung der großen Noth, welche über die unglückliche Bevölkerung von Hamburg und Altona hereingebrochen ist, soll nun auch ein litterarisch-künstlerisches Unternehmen dienen, zu dessen Herausgabe sich eine Anzahl Hamburger Männer entschlossen hat. Es soll ein Album erscheinen mit Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands, dessen ganzer Reinertrag den Nothleidenden zufließen soll. Die Beiträge, die an Herrn M. Deutschländer, Hamburg, Hohe Bleichen 16, einzusenden sind, sollen sich durchaus nicht vorwiegend auf das Unglück beziehen, das die beiden Städte betroffen hat, das Buch soll vielmehr einen von Nebenrücksichten unabhängigen ästhetischen Werth erhalten. Die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg hat den Druck und Verlag übernommen.

Wir zweifeln nicht, daß die Vertreter deutscher Kunst und deutschen Schriftthums die ihnen hier sich bietende Gelegenheit gern ergreifen werden, ihr Können in den Dienst eines so menschenfreundlichen Werkes zu stellen.

Die Albertinerinnen in Leipzig. Bei den heutigen Bestrebungen, der Frauenwelt neue Berufe zu eröffnen, wird fast zu sehr außer Augen gelassen, daß ein altehrwürdiger, der weiblichen Natur aufs genaueste entsprechender Beruf noch lange nicht genügend ausgefüllt ist, die Krankenpflege im Privatdienst. Die religiösen Genossenschaften, Diakonissen und Barmherzige Schwestern, reichen bei weitem nicht aus für das Bedürfniß der stets wachsenden Bevölkerungen, deshalb traten schon länger Privatvereine ihnen zur Seite, deren Thätigkeit am Krankenbett, nach den gleichen Grundsätzen ausgeübt, die gleichen segensreichen Wirkungen hat. Unter ihnen steht in erster Reihe der Albert-Verein in Sachsen, welcher seinen Pflegeschwestern die beiden für Frauen der gebildeten Stände nothwendigen Erfordernisse gewährt: eine gründliche Schulung für die Krankenpflege und einen festen Anhalt, um zeitweilig von ihrem anstrengenden Beruf ausruhen und sich erholen zu können, das heißt, einen Ort, der ihnen die Heimath ersetzt. Erst wenn dies der Fall ist, erhält die berufsmäßige Krankenpflege Werth und Bedeutung sowohl für die Ausübenden als für das Publikum.

Wer es einmal mit angesehen und erlebt hat, wie in den Zeiten der Familienangst und Aufregung die „Schwester“ als guter Engel ins Krankenzimmer eintritt, wie unter ihrem ruhigen Einfluß der Kranke sich auch beruhigt, mit welcher Dankbarkeit er an ihr hängt, sobald sein Bewußtsein wieder klar wird, der weiß es, daß diesem anscheinend so schweren Beruf ein ganz ungewöhnlicher innerer Lohn gegeben ist. Der äußere reicht für die einfache Lebensführung aus. Unsre Zeit hat neben manchen recht unerfreulichen Schatten doch die große Lichtseite einer stets mehr überhand nehmenden Erkenntniß von der Verpflichtung des Einzelnen, für das Allgemeine zu wirken. Möchten das viele von den alleinstehenden Mädchen bedenken und den Entschluß fassen, ihre Kraft und Leistungsfähigkeit einer so edeln Sache zu widmen, um dafür eine Befriedigung zu ernten, wie sie ein verkümmertes Stillleben nie gewähren kann!

Ausführliches über das Institut der Albertinerinnen erfährt man im Asyl des Albert-Zweig-Vereins zu Leipzig, Eberhardstraße Nr. 7, III. Wir wünschen, daß diese Zeilen die Anregung zu recht lebhafter Nachfrage geben mögen!

Bs.

August Essenwein †. (Mit Bildniß.) Auf dem mittelalterlichen Friedhof zu St. Johannis, wo schon eine Reihe bedeutender Männer der deutschen Kunst und Wissenschaft die letzte Ruhestätte gefunden hat, begrub die Stadt Nürnberg am 16. Oktober einen ihrer besten Bürger, den Geheimerath August v. Essenwein, der über ein Vierteljahrhundert an der Spitze des Germanischen Museums stand und dieser Anstalt erst ihre Größe, ihre Bedeutung für das ganze deutsche Vaterland gab.

Als Essenwein, von Hause aus Architekt, nach einer mehrjährigen Wirksamkeit zu Wien und an der technischen Hochschule zu Graz 1866 als Leiter des Germanischen Museums nach Nürnberg berufen wurde, lag schon eine reiche Arbeit auf dem Gebiet der deutschen Kunstgeschichte hinter ihm; namentlich war er einer der ersten gewesen, der durch Sammlung und Veröffentlichung mustergültiger Vorbilder aus der Blüthezeit des deutschen Handwerks das Wiedererwachen unseres Kunstgewerbes fördern half. Es war keine leichte Aufgabe, die er jetzt übernahm. Die Anstalt war überall noch in höchst bescheidenen Anfängen und litt unter einer Schuldenlast von mehreren hunderttausend Mark; dazu setzte der ausbrechende Krieg jeder umfassenden Agitation zu ihren Gunsten ein Ziel. Aber die Thatkraft des neuen Direktors überwand alle Schwierigkeiten, vollends seitdem auch Deutschlands politische Lage sich zum besten gewandt hatte; er wußte, auf der von Freiherrn v. Aufseß geschaffenen Grundlage weiterbauend, die Opferwilligkeit unseres ganzen Volkes, den Sinn für die Denkmäler der deutschen Vergangenheit in weitgehendem Maße für die Zwecke des Museums wachzurufen und so eine archäologische Anstalt zu schaffen, die als die erste Deutschlands bezeichnet werden darf.

Und nicht nur, daß Essenwein auf diese Weise des „Deutschen Reiches Generalkonservator" wurde, der ein unendliches Material für die Geschichte unserer Kultur zur Belehrung der Laien, zum Studium für Künstler und Gelehrte zusammentrug — er wußte das Gesammelte auch harmonisch zu ordnen, vielfach in neuen Räumen, die er unter Benutzung architektonisch werthvoller Ueberreste von da und dort unter eigener Leitung nach eigenen Plänen errichten ließ. Nebenher fand er noch Zeit, ausgezeichnete Entwürfe für die stilgerechte Erneuerung hervorragender kirchlicher Bauten zu liefern, sowie eine Reihe kunsthistorischer Werke zu verfassen und mit stets gleicher Freundlichkeit aus dem reichen Borne seines Wissens heraus den Tausenden zu rathen, die sich an ihn wandten.

August Essenwein,
Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg,
† am 13. Oktober 1892.
Nach einer Photographie von W. Biede in Nürnberg.

Allein auch seine staunenswerthe Arbeitskraft war auf die Dauer den geistigen und körperlichen Anstrengungen, die an ihn herantraten, nicht gewachsen. Obwohl schon längere Zeit leidend und der Ruhe dringend bedürftig, wollte er doch noch den Verhandlungen beiwohnen, welche die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, die Sicherstellung der Zukunft des Germanischen Museums, zum Ziele hatten, aber kurz vor Beginn dieser Verhandlungen erlag er am 13. Oktober, noch nicht ganz 61 Jahre alt — er war am 2. November 1831 zu Karlsruhe geboren — unerwartet schnell seinem Leiden. Er hat sich in dem Museum, das wesentlich als seine Schöpfung betrachtet werden darf, ein dauerndes Denkmal gesetzt. H. B.

Ophelia. (Zu dem Bilde S. 760 und 761.) Eine der lieblichsten Mädchengestalten Shakespeares ist Ophelia im „Hamlet". Sie hat etwas Zartes, duftig Verschleiertes, und dieser Schleier, der über ihrem Seelenleben liegt, hat sogar zu verschiedenen Auffassungen desselben Anlaß gegeben. Namentlich über ihr Verhältniß zu Hamlet gehen die Ansichten auseinander, da auch die große Scene zwischen dem Dänenprinzen und ihr, am Anfang des dritten Aktes, darüber keine Klarheit bringt, weil der Prinz mit genialem Humor Tollheit heuchelt und an den Grenzen derselben sich bewegt. Auch über den Wahnsinn der Ophelia finden sich nur Andeutungen. Als ihr Hamlet den berühmten Rath ertheilt: „Geh' in ein Kloster, Ophelia!" da jammert sie über die Geistesstörung des Prinzen:

„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!"

und als sie wieder auftritt, da ist ihr eigener Geist vollkommen zerrüttet. Was dazwischen liegt, muß der Leser, der Zuschauer aus den Anhaltspunkten in ihren irren Reden ergänzen.

Das Bild von J. Hamza zeigt uns die Scene im vierten Akt des Shakespeareschen Trauerspiels, den Augenblick, in dem das arme Mädchen, phantastisch mit Kräutern und Blumen geschmückt, vor der Königin erscheint und ihr Blumen überreicht, Vergißmeinnicht und Rosmarin. Geisterhaft blaß erscheint die Wahnsinnige, aber der Maler läßt uns doch die Worte des Laërtes verstehen:

„Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit."

Der hinterlistige Bruder Laërtes steht im Hintergrunde, voll tiefen Schmerzes; er ist eben mit bewaffnetem Gefolge in das Königsschloß eingedrungen, um von dem König Rechenschaft zu fordern wegen der Ermordung des Vaters, und auch jetzt ruht sein scharf beobachtender Blick auf dem Herrscher, der zusammengeknickt und düster brütend im Vordergrunde sitzt. Die Königin faltet, erschüttert durch den schmerzlichen Vorgang, die Hände; sie hat nichts Gebieterisches, eher etwas sinnlich Weichliches in ihrem ganzen Wesen, wodurch ja auch die Schuld ihrer Vergangenheit erklärlich gemacht wird. Jedenfalls hat der Maler die Charakterköpfe der Shakespeareschen Dichtung treffend wiedergegeben. G.

Etymologische Enthüllungen. „Was ist ein Name?" fragt geringschätzig Shakespeares Julia, und: „Name ist Schall und Rauch!" tönt es gleicherweise aus dem Munde von Goethes Faust zurück. Auch Lessing, dem das Wort entstammt: „Ach, Namen sind nur Töne!", schlägt ihre Bedeutung offenbar gering an. Und Uhland giebt mit der ihn als Schwaben wie als deutschen Volkstribunen gleich sehr kennzeichnenden kurzen Bündigkeit die Erklärung ab: „Namen sind uns Dunst!" Jean Paul wiederum, dessen Familienname Richter muthmaßlich zuweilen im Sinne des „nomen et omen" als Zielscheibe des Witzes gedient haben mag, bekennt in seinen „Palingenesien" unumwunden: „Ich war, gleichsam ahnend, von jeher allen Geschlechtsnamen, die etwas bedeuten, feind." Anders hat freilich über diesen Gegenstand das Volk der alten Griechen geurtheilt. Ihm dünken Namen unter Umständen als hochbedeutsame Merkmale der Person und Anspielungen darauf als keineswegs müssige Erfindungen. Und unter den Neueren spricht sich der Philosoph Hegel geradezu dahin aus: „Im Namen ist's, daß wir denken."

Freilich, wenn wir an der Hand der Sprachforschung den Ruhmestempel der Geschichte durchwandeln, fühlen wir uns oft weniger zur Bewunderung als vielmehr zum Lachen gereizt. Mit schalkhaftem Griffe pflegt da unsere Führerin die Maske gewisser „berühmter Namen" zu lüften, und was sich dann zeigt, wirkt verblüffend. Wie durch einen Zauberschlag verschwindet plötzlich die gefeierte Kulturgröße, um einem meist sehr alltäglichen, mitunter geradezu fragwürdigen Geschöpfe Platz zu machen. So erscheint beispielsweise statt des erhabenen Corneille eine gemeine Krähe, statt des schwärmerischen Tasso ein lichtscheuer Dachs, statt des weisen Bacon gar ein stumpfsinniges Mutterschwein!

An den Wänden der großen Galerie des Louvre hat sich nicht Poussin, sondern ein Küchlein verewigt, und die Hebung der deutschen Poesie aus dem Verfall des Dreißigjährigen Krieges haben wir nicht zuletzt einem Affen (Opitz, slawisch) zu verdanken. Ein Kaninchen (Kohlhaas) wird wegen Landfriedensbruch verfolgt, ein Bär (Orsini) geht dem Kaiser Napoleon III. zu Leibe und ein Bock (Rossuth) versucht die Kraft seiner Hörner am Königsstuhl des heiligen Stephan. Ein friedlicher Enterich (Drake) überbringt den Hungernden unseres Erdtheiles die Kartoffel; eine geschwätzige Elster (Pyat) fliegt den Sturmvögeln der Kommunisten voran. Zur Zeit der napoleonischen Kriege hört das ganze sächsische Heer auf den Schrei eines Hahns (Lecocq). In einem Töpflein (Euler, von ollarius, lat.) vollzieht sich die Lösung wichtiger, selbst von Newton unbeantwortet gelassener Fragen über das Weltsystem. Frankreichs Traum, England den Welthandel zu entreißen, begräbt schonungslos eine Grube (Pitt), während die idealste Verkörperung Hebes einem Weinkeller (Canova) entsteigt. Der thönerne Ruhm manches Dichterlinges unserer Tage geht an den kritischen Klippen eines Eckstein jämmerlich in Brüche. Hingegen gruppiert sich das neue englische Ministerium um einen Fröhlichstein (Gladstone). Die ptolemäische Weltordnung muß sich durch einen Hutmacher (Kopernikus, litth. Kepurnikas) eine völlige Umkrempelung gefallen lassen, und unsere Kunde von der polynesischen Welt erfährt durch einen Koch (Cook) wesentliche Erweiterung. In Frankreich schwingt sich ein Schlächter (Boucher) zum „Maler der Grazien" auf und in Italien ein Töpfer (Vasari) zum Plutarch der Künstler! Während das Rom des Alterthums sein „pater patriae!" einem Erbsenhändler (Cicero) zujauchzt, betraut das Spanien der Neuzeit mit seiner Herrschergewalt einen Binsenverkäufer (Espartero). Ebenso unbegreiflich erscheint, daß sich ein Kurzbein (Gambetta) zum Sprunge auf den Präsidentenstuhl der französischen Republik gerüstet hat. Dagegen überrascht es minder, zu hören, daß die flammenden Träume des „Contrat social" einem Rothkopf (Rousseau) entsprungen sind. Auch daß wir manche der vorstehenden Namensableitungen aus einem Weingefäß (Pott) geschöpft haben, wird schließlich jeder am Platze finden, dem das alte in vino veritas noch als beweiskräftig gilt. E. U.

Ein Ofen für zwei Zimmer. Die Hausfrauen kommen oft in die Lage, daß sie zwei Zimmer durch einen Ofen heizen müssen. Wenn der Ofen nicht gerade in die Wand eingemauert ist, daß er die Wärme in beide Zimmer ausstrahlt, dann ist der Erfolg zumeist ein sehr unzulänglicher; die Thür zwischen den beiden Zimmern steht immer offen, aber das ofenlose Zimmer bleibt kalt, während das, in welchem der Ofen steht, überheizt ist. Es ist aber sehr leicht, diesem Uebelstand abzuhelfen und eine bessere Vertheilung der Wärme in beiden Zimmern herbeizuführen. Es sind nur in der Wand, welche die beiden Räume verbindet, zwei Oeffnungen anzubringen, eine unmittelbar an der Decke und eine zweite unmittelbar am Fußboden. Dann dringt die warme Luft durch die obere Oeffnung in das ofenlose Zimmer ein, während die kalte durch die untere Oeffnung dem Ofen in dem anderen Zimmer zuströmt. Durch Anbringen einfacher Klappen an den Oeffnungen kann man den Wärmeaustausch zwischen den beiden Räumen nach Belieben regeln. Dieses einfache Hülfsmittel, das sich stets ausgezeichnet bewährt, ist leider zu wenig bekannt.

Uhlands Werke in neuen Ausgaben. Neben Schiller und Goethe ist Uhland noch heute der volksthümlichste unserer Dichter. Die ungekünstelte Innigkeit und die poetische Tiefe seiner Empfindung, die ihn Lieder voll schlichter Größe finden ließen, dieses Leben und Aufgehen in der Natur, die ihm doch sofort wieder zum Spiegel des eigenen Inneren wird, die Kraft seiner Balladen, der edle Mannesstolz seiner „Vaterländischen Gedichte" — das alles hat dem deutschen Volke das Herz

Digitized by Google

abgewonnen und Uhland zu ſeinem Liebling gemacht. Um nun den Schriften des Dichters, entſprechend ſolcher Werthſchätzung, die allgemeinſte Verbreitung zu geben, hat der Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger nicht weniger als ſieben neue billige Ausgaben der Werke veranſtaltet. Die erſte davon — die „Geſammelten Werke“ in ſechs Bänden — bringt neben den Gedichten und Dramen zugleich eine Auswahl aus den wiſſenſchaftlichen Forſchungen vor allem über deutſche Litteratur- und Sagengeſchichte; drei weitere Ausgaben bieten in verſchiedenem Format und zu verſchiedenem Preiſe (bis herab zu einer Mark) die „Gedichte und Dramen“ geſondert, und endlich liegen die „Gedichte“ allein ebenfalls in dreifacher Geſtalt vor. Es kann alſo jeder Geſchmack und Wunſch hier ſeine Rechnung finden, vollends da aus der reichen Auswahl jeder Band auch einzeln zu haben iſt, und ſo darf man hoffen, daß durch dieſe neuen Darbietungen, die ſich zugleich durch hübſche Ausſtattung empfehlen, die Kenntniß und Verehrung Uhlands in immer weitere Kreiſe getragen werde.

Allerlei Kurzweil.

Bilderräthſel.

Skataufgabe Nr. 7.

Von K. Buhle.

Die Vorhand meldete, da Mittelhand und Hinterhand gepaßt haben, mit dieſen Karten:

(e.B.)
(car.B.)
(tr.Z.)
(p.K.)
(e.As.)
(e.K.)
(e.8.)
(e.7.)
(car.K.)
(car.D.)

Ramſch. Wie die Vorhand ſo hatten auch Mittelhand und Hinterhand je 40 Augen in ihren Karten und als das Spiel zu Ende war, hatte jeder der drei Mitſpieler auch wiederum 40 Augen in ſeinen Stichen hereinbekommen.

Wie waren die Karten vertheilt und wie war der Gang des Spiels?

Homonym.

Ich bin des Mannes Eigenthum,
Nicht immer das der Seelen,
Der Hausfrau aber darf ich nie
Bei „großer Wäſche“ fehlen.

Logogriph.

Mit L es ohne Unterlaß
Durch Bayerns ſchöne Gauen fließt;
Haſt du's mit P, ſo weiß ich, daß
Du nicht Fortunas Gunſt genießt.

Metamorphoſen.

Alte . . . . Liebe . . . . roſtet . . . . nicht.

Durch Metamorphoſe (d. i. Aenderung, Hinzufügung oder Auslaſſung je eines Buchſtaben ohne Umſtellung der übrigen) iſt mittels neun Zwiſchenſtufen „Alte“ in „Liebe,“ dann mittels dreizehn Zwiſchenſtufen „Liebe“ in „roſtet“ und endlich mittels acht Zwiſchenſtufen „roſtet“ in „nicht“ zu verwandeln. Beiſpiel: Linde, Binde, Bande, Band, Bad, Bach, Buch, Buche.

Verſchiebräthſel.

Landau, Labe, Gaſſe, Herr, Eichel, See, Lima, Gent, Eigner, Ola, Belgrad. — Durch Verſchieben (nicht Umſtellen) der Buchſtaben ſind aus vorſtehenden 11 Wörtern 12 neue zu bilden. Die Endbuchſtaben der letzteren ergeben den Titel einer deutſchen Oper.

Auflöſung der Schachaufgabe Nr. 8 auf S. 740:

1. L e 4 — g 6   f 7 — g 6:
2. L f 4 — e 3 †   beliebig.
3. T c 5 — e 5, D a 7 — e 7 matt.

B. 1. . . . .   d 2 — d 1 S
2. T c 5 — c 4 † †   K d 4 beliebig.
3. L g 6 — f 7: matt.

D. 1. . . . .   D b 4 — b 2:
2. T c 5 — c 6 †   K d 4 — d 5
3. D a 7 — c 5 matt

A. 1. . . . .   D b 4 — c 5:
2. c 2 — c 3 †   beliebig.
3. D a 7 — a 2, f 7: matt.

C. 1. . . . .   d 2 — d 1 D
2. c 2 — c 3 †   D b 4 — c 3
3. b 2 — c 3: matt.

Andere Gegenzüge von Schwarz kann Weiß meiſt ſowohl mit 2. T c 5 — c 4 † als auch mit 2. c 2 — c 3 † beantworten.

Auflöſung der geometriſchen Zerlegaufgabe auf S. 740:

I.

c
b
c
c
a
a
c
b
a
a
b
c
b
c
d
b
d
e
b
e
b
d
b
d

II.

e
b
b
a
c
c
a
b
e
d
d
c
e
c
d
d
e
b
a
c
c
a
b
b
b
e

Auflöſung des Quadraträthſels mit Röſſelſprung auf S. 740:

H	y	p	n	o	s	**e**
E	f	f	e	n	d	**i**
I	s	p	a	h	a	**n**
B	i	s	t	h	u	**m**
E	r	e	t	r	i	**a**
R	e	b	h	u	h	**n**
G	i	e	s	s	e	**n**

Heiberg. Ein Mann.

Auflöſung des Anagramms auf S. 740:

1. Madras, Treue; 2. Sumatra, Eder; 3. Raumer, Stade; 4. Reſeda, Murat; 5. Reuter, Adams; 6. Steuer, Drama.

Auflöſung des Verſteckräthſels auf S. 740:

1. Schwa**ben no**ch, 2. fiel **Otto**kar, 3. La**ura ledig**lich, 4. **des Ther**mometers, 5. Cour**celle**s, 6. Noc**h am let**zten, 7. Sonntagslie**d Das**, 8. **Romano wa**r.

Benno — Lotto — Ural — Eſther — Celle — Hamlet — Edda — Romanow.

Blücher, Waterloo.

Auflöſung des neuen Hieroglyphenräthſels auf S. 740:

Setzt man an Stelle der in der Mitte des Steines den Text bildenden Zeichen die Anfangsbuchſtaben jener Hieroglyphenbilder, welche die gleichen Zeichen tragen, und ſtatt der kleinen Pünktchen die richtigen Vokale, ſo erhält man den Text:

Der ſtirbt im Waſſer nicht, der gelebt in Wein.

(Spruch von Chamiſſo.)

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Rathgeber in geſunden Tagen und ein treuer Helfer in der Noth!

In dem unterzeichneten Verlage iſt ſoeben vollſtändig erſchienen und durch die meiſten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch vom geſunden und kranken Menſchen.

Von Profeſſor **Dr. Carl Ernſt Bock.**

Fünfzehnte, neu umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Max von Zimmermann.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und mehreren Farbtafeln. Vollſtändig in einem Band. Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

In dieſem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertroffenes Muſter [illegible] volksthümlicher Darſtellung bleiben wird, [illegible] über den Bau des menſchlichen Körpers, die Verrichtungen ſeiner einzelnen Organe, ſowie über den Geſundheits- und Krankheitszuſtand derſelben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im geſunden und kranken Zuſtande belehrt wird.

Die neue, fünfzehnte Auflage iſt von dem durch ſeine populär-mediciniſchen Arbeiten bekannten Herausgeber Dr. med. von Zimmermann, einem Schüler Bock's, wiederum [illegible] den Fortſchritten der ſtetig und raſtlos ſich entwickelnden Wiſſenſchaft entſprechend mit zahlreichen Zuſätzen, Berichtigungen und Ergänzungen [illegible]

Verlagshandlung von Ernſt Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FRÜHLINGSBLÜTHEN

Nach einem Aquarell von R. Beyschlag

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 25. 1892.

Die Gartenlaube.

Illuſtriertes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erſcheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamſell Unnütz.

Nachdruck verboten. Copyright 1893 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

(5. Fortſetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Noch ſechs Tage bis zur Hochzeit Thereſens und des Doktors, Julias letzter Tag in der Heimath!

Es wehte ſchon ein feſtlicher Hauch durch das alte Haus. Das Lärmen und Treiben der Handwerker war verſtummt, die Mägde aus der Krautnerſchen Villa, ſowie das neue Perſonal des künftigen Paares hatten die letzten Spuren der arbeitenden Männer getilgt, und glänzend wie ein Schmuckkäſtchen erwartete der obere Stock die junge Herrin.

Die Pracht begann eigentlich ſchon unten im Hausflur. Die alten ehrlichen Flieſen aus rothem Backſtein, die den Bewohnern ſeit langen Zeiten den Witterungsumſchlag zu verkünden wußten — ſie wurden immer einige Tage vor eintretendem Regenwetter feucht — waren verſchwunden, und ein blendendes Moſaik aus weißen und ſchwarzen Marmorplatten war an ihre Stelle geſetzt, ſo ſpiegelblank und glatt, daß die Räthin darauf einherſchwankte wie ein Schlittſchuhläufer, der zum erſten Male das Eis betritt. Darüber hinweg liefen bis zur Treppe zierliche ſtrohgeflochtene Matten, und allenthalben waren an den ſtilvoll bemalten Wänden altdeutſch geſchnitzte Bänke angebracht; das Fenſter über dem Abſatz der Treppe ließ nicht mehr einfach das Tageslicht hindurch — dieſes ſprühte farbig durch die mit Wappenmalereien bedeckten kleinen Scheiben, und die Sonnenſtrahlen ſpielten in glühend bunten Lichtern auf dem weichen Treppenläufer, der die alten dunklen Stufen bedeckte.

Fürſt Bismarck nach Tiſch. Zeichnung von C. W. Allers.

Aus dem Prachtwerk „Fürſt von Bismarck in Friedrichsruh.“

Copyright 1892 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die Räthin war ganz ſtumm vor Bewunderung, es ſah auch alles gar zu vornehm aus. Sie hatte nur **einen** Kummer — der eigenſinnige Sohn wollte durchaus nichts davon wiſſen, daß ſein Warte- und ſein Studierzimmer dieſer Pracht entſprechend eingerichtet würden. Er behauptete, ſich wohl zu fühlen zwiſchen den trauten alten Möbeln, und für ſeine Perſon wünſche er keinen Dreier für ſtilvolle Einrichtung auszugeben; er hoffe und glaube auch, ſeine Patienten würden derartiges nicht vermiſſen.

Seine Mutter fügte ſich ſeufzend; an Thereschen eine Bundesgenoſſin zu finden, mißlang ihr wider Erwarten. Für die Doktorſtuben hatte dieſe entſchieden kein Intereſſe. „Ach, das mag er doch halten, wie er will,“ ſagte ſie zu der Frau Schwiegermama, „wenn's **ihm** gut genug iſt, ſo kann's **mir** ja recht ſein.“

Ein ganz wonniger Maitag lachte heute über der Erde — ein Blüthenmeer in der

Digitized by Google

Natur. Thereſe gab am Nachmittag ihren letzten Mädchenkaffee. Julia hatte abgeſagt, ſie war mit Einpacken beſchäftigt; in dieſem Augenblick ſaß ſie noch droben in ihrem kleinen Dachſtübchen und malte. Die letzten Pinſelſtriche galt es an einem großen Majolikateller, den ſie als Hochzeitsgeſchenk darbringen wollte.

Um ſie her verrieth ſchon nichts mehr, daß ſie hier die wenigen lichten Stunden ihres Lebens verbracht hatte; jedes kleine Zeichen hatte ſie zu verwiſchen geſtrebt. Wenn ſie jetzt noch Farben und Palette zu dem übrigen Malgeräthe in die Kiſte packte, ſo blieb keine Spur von ihr — hätte ſie nur ebenſo die Spuren verwiſchen können, die ſich ihr hier eingeprägt hatten an einem ebenſo ſonnigen Maitag — im vorigen Jahre.

Nun legte ſie den Pinſel fort und betrachtete ihre Arbeit. Auf die gelblich feingetönte Platte des Tellers war ein knorriger Zweig gemalt mit abſterbenden Blättern, er lag da, als könnte man ihn fortnehmen, als ſei er Wirklichkeit; darunter war — ſkizzenhaft nur — Waſſer angedeutet, weite unbegrenzte Fluth, hinter der die Sonne verſinkt und über der ein Schwarm Wandervögel dahinzieht, dem Winter entfliehend. Das war alles, und doch lag in dieſem Wenigen die Sehnſucht eines Herzens, das Sonne und Liebe ſucht wie die gefiederte Schar das wärmere Land.

Es war ihr ſo unbewußt gelungen, ſie hatte an weiter nichts gedacht als nur daran, ihm nichts zu malen, das ihren Kummer, ihre Liebe verrathen könnte, und nun ſprach das kleine Werk doch deutlich genug.

Sie erhob ſich und verließ, ihr Werk behutſam tragend, das Stübchen; ſie wußte eine Stelle dafür in dem Eßzimmer des jungen Paares und wollte es dort als letzten ſtummen Gruß an der Wand befeſtigen. Die eleganten Räume würden jetzt ganz verlaſſen ſein, ſie glaubte deſſen ſicher ſein zu dürfen, denn es war die Zeit des Mittagsſchlafes. Den Schlüſſel zur Flurthür hatte ſie heimlich aus dem Schlüſſelkorb der Tante Minna genommen, die augenblicklich noch die Hüterin dieſer Herrlichkeit war, und ſo trat ſie ein in die Gemächer, die in Kürze ein junges goldenes Menſchenglück bergen ſollten.

Sie hielt ſich nicht dabei auf, die Pracht der Wohnung näher anzuſchauen, ſondern ging ſofort in das Eßzimmer, um ihrer Gabe dort einen Platz anzuweiſen. Es war dasſelbe Gemach, in dem einſt der kleine Frieder Adami gewohnt hatte; es war wie geſchaffen zu einem traulichen Speiſeraum mit ſeiner Balkendecke, ſeinen holzgetäfelten Wänden und den tiefen Fenſternischen, jetzt freilich ſo wenig wiederzuerkennen wie der alte Hausflur drunten. Das Getäfel war reich verziert worden, den ungetäfelten Theil der Wände bedeckte eine koſtbare Ledertapete, und der rieſige baufällige Kachelofen hatte einem Kamin nach altem Muſter weichen müſſen, vor deſſen ſpielender Flamme es im Winter ein anheimelndes Sitzen ſein mochte. In der Mitte des Raumes, wo einſt der Arbeitstiſch des Knaben geſtanden hatte, prangte der maſſige ſchwere Eichenholztiſch, von hochlehnigen Stühlen mit Lederbezug umringt. Und auf dem Geſims der Täfelung, auf der Platte des Kamins vor dem Rieſenſpiegel, der bis an die Decke reichte, ſtand allerhand üppiges und koſtbares Prunkgeräth umher. Jedenfalls ſah dieſer Raum ſo vornehm aus, daß ein einfaches Mittagsgericht ſich ſchämen mochte, hier aufgetragen und verſpeiſt zu werden.

Julia zog einen Nagel mit Bronzeköpfchen und einen Hammer aus der Taſche ihres Schürzchens und befeſtigte das Geſchenk über dem Serviertiſch, deſſen Majolikaplatten gut zu dem Teller paßten; nun noch ein bronziertes Palmblatt dahinter und die einfache Ausſchmückung war beendet. Sie trat bis zum nächſten Fenſter zurück, um ſich von hier aus die Wirkung anzuſehen; indeß ihre Blicke hafteten wohl auf dem Teller, aber ſie hatten plötzlich etwas Leeres, Starres bekommen. Wie ermüdet ließ ſie ſich auf einem der truhenartigen Sitze in der tiefen Fenſterniſche nieder. Es war ſo unheimlich ſtill hier oben, ſelbſt der Pendel der koſtbaren Standuhr ſchwang ſich ſpukhaft leiſe. Und da war es dem Mädchen plötzlich, als gingen die Geſpenſter der Zukunft um.

Wird das Glück hier wohnen — wird es — wird es? tickte die Uhr. Und Mamſell Unnütz ſchüttelte den Kopf und preßte die Hände zuſammen — ſie konnte es nicht glauben. Und dann erblickte ſie dicht neben ſich in einer der kleinen Fenſterſcheiben, die der Dekorateur hier großmüthig belaſſen hatte, weil ſie zu dem Charakter des Zimmers paßten, ein Herz, kunſtlos eingeritzt, und darunter die Buchſtaben F. A. — T. K.

Das mußte der Frieder gethan haben! Und in der Seele des Mädchens ſtieg eine grenzenloſe Bitterkeit empor, ein Zorn, eine Verachtung ohnegleichen — nur einmal der Treuloſen einen Spiegel vorhalten dürfen, der ihr das heuchleriſche Geſicht deutlich zeigt!

Die ſchlanken Finger des Mädchens wiſchten mechaniſch über das kleine Herz, als könnten ſie es auslöſchen auf dem Glaſe — umſonſt, es war zu tief eingegraben.

„Du lieber Himmel!“ ſprach plötzlich neben ihr eine helle klare Stimme, „da muß man ja auf den Tod erſchrecken — wie kommſt denn Du hierher?“

Julia erhob ſich raſch.

„Entſchuldige,“ ſagte ſie mühſam, „ich hatte eine Kleinigkeit hier zu thun.“

„Was haſt Du denn da an die Scheibe gemalt?“ fragte Thereſe und beugte ihr blondes Köpfchen herunter; aber jäh fuhr ſie zurück, und ihre Augen ſahen zornig aus dem erblaßten Geſicht zu Julia auf.

Seitdem Thereſe wußte, daß das Geheimniß ihrer Verlobung mit dem Frieder von Julia behütet worden war, ſeitdem ſie wußte, daß das Mädchen das Haus verlaſſen würde, war ſie ſorgloſer geworden. Julia hatte die „Thorheit“ wohl ſelbſt als Bagatelle betrachtet; von Frieders Anweſenheit damals und den damit verbundenen Vorgängen konnte ſie ja nichts ahnen — was wollten jetzt auf einmal dieſe drohenden vorwurfsvollen Augen?

„Es war Frieders Zimmer,“ ſagte Julia heiſer.

Thereſe antwortete nicht.

„Und das Herz dort wird er eingeſchnitten haben, als Ihr Euch verlobtet; nächſtdem wird's ein Jahr.“

„Was willſt Du heute damit?“ fragte Thereſe trotzig. „Du hätteſt wohl Luſt, die Sache als Polterabendſcherz zu verwenden? Angeſehen habe ich es Dir längſt, daß Du etwas gegen mich im Schilde führſt.“

„Ich — ich bin an Deinem Polterabend nicht mehr hier, das weißt Du, und als Scherz habe ich die traurige Geſchichte nie aufgefaßt,“ antwortete Mamſell Unnütz ruhig. „Ich wünſche Dir im Gegentheil ſoviel Glück, als es nur giebt auf der Welt, denn Dein Glück iſt fortan das Glück eines ſeltenen Mannes und Deine Ruhe die ſeine. Und wenn ich es erleben dürfte, daß Ihr wirklich glücklich würdet miteinander, ich glaube, dann — dann könnte ich Dir manches vergeben.“

In das Geſicht des ſchönen Mädchens kehrte die Farbe zurück. Nein, dieſe Mamſell Unnütz würde die dumme Verlobungsgeſchichte nie erzählen, aus Rückſicht für ihn. Dieſes bettelſtolze Ding war ja, wie die Räthin verrathen hatte, bis über die Ohren vernarrt in den Doktor! Und Thereſe lächelte wie der Maitag draußen.

„Laß ſein Glück doch, bitte, meine Sorge ſein, wenn ich auch das, was man Glück nennt, etwas anders auffaſſe als Du. Glaube mir nur, er wird nicht ſchlecht dabei wegkommen, wir werden uns vertragen, auch ohne Deinen Segen! Wann reiſt Du denn eigentlich?“

„Morgen!“ klang es kurz zurück.

„Nun, dann werden wir uns vielleicht nicht mehr ſehen. Leb' wohl! Ich wünſche Dir ebenſo aufrichtig Glück für Dein künftiges Leben wie Du mir.“

„Leb' wohl, Thereſe; ich hoffe, daß wir uns in ſpäteren Lebensjahren als Freundinnen wiederſehen.“

„Nun,“ ſagte dieſe etwas ironiſch, „ich wüßte wahrlich nicht, was mich zu Deiner Feindin machen könnte.“

Julia ſchwieg. „Ich glaube, ich könnte furchtbar haſſen,“ ſagte ſie dann leiſe, und ihre Augen irrten wieder zu der Fenſterſcheibe hinüber.

Da fühlte ſie ſich mit einem Ruck zur Seite geſchoben, und im nächſten Augenblick klirrten drunten auf dem Pflaſter des Hofes die Scherben der zertrümmerten Scheibe. „So?“ fragte Thereſens bebende Stimme, „biſt Du nun beruhigt?“

Julia zuckte die Schultern ein wenig. „Was liegt an dem unſchuldigen Glaſe? Ja, wenn man das andere auch ſo leicht aus-

der Welt schaffen könnte!“ Und sie wandte sich um und schritt zur Thür hinaus.

„Wäre sie nur erst fort!“ murmelte Therese finster, mit zornigen Augen der Scheidenden nachblickend. Und dann zog ein schelmisches Lächeln über ihr schönes Antlitz — der Doktor stand auf der Schwelle.

„Scherben? Schon heute?“ rief er fröhlich.

Sie lachte. „Ich zerstieß ungeschickterweise eine Scheibe. Aber bringt das nicht Glück?“

„Hast Du Dich verletzt?“ fragte er zärtlich und zog sie an sich.

Sie lächelte zu ihm empor. „Nein, nein! — Ist's nicht traut hier, ist's nicht ganz einzig nett?“

Er nickte, aber sah sich nicht um, er blickte nur in die geliebten Züge. „Ich kann es noch immer kaum glauben, daß Du mein werden willst,“ flüsterte er. „Aber komm' — hier oben ist das Paradies, das mir noch verboten ist; komm', daß wir die Götter nicht erzürnen.“

Die Mainacht sank hernieder. Zum letzten Male schaute Mamsell Unnütz in den blühenden Garten hinaus, in dem sie ihre bescheidenen Kinderspiele gespielt hatte; morgen schon würde sie in Amt und Pflicht sein, vielleicht an einem Sterbebett stehen müssen. Sie fürchtete sich nicht vor der Zukunft; nur Arbeit, viel Arbeit wollte sie, nur kein Müßiggehen, das die Erinnerung weckt und Seelenwunden nicht heilen läßt.

Am liebsten wäre sie gar nicht schlafen gegangen, sondern hätte in der frühesten Morgenfrühe das erste Schiff benutzt und wäre ohne Abschied davongefahren. Wie ihr graute vor diesem Abschied, der gleichbedeutend war mit dem Verlust von Jugend und Glück!

Ganz leise schloß sie das Fenster, damit die Tante nebenan nicht gestört werde, dieses wunderliche alte Fräulein, das nie einen guten Blick, nie eine Zärtlichkeit für sie gehabt und der sie dennoch zu Dank verpflichtet war, denn sie hatte das schutzlose Kind unter ihrem Dache behalten, hatte es genährt, gekleidet und zur Schule gesandt.

Rief sie nicht eben? Mamsell Unnütz horchte erschreckt auf. Nein, das war kein Ruf, das war ein dumpfes Stöhnen. Im nächsten Augenblick schon stand das junge Mädchen am Lager der Tante, und das raschentzündete Licht zeigte ihr das schmerzverzerrte Gesicht der Bewußtlosen.

Sie flog durch den Flur, durcheilte Wartezimmer und Wohnstube und schlug mit der kleinen Faust gegen die Thür des Doktors. „Fritz, Fritz, die Tante stirbt!“

Dann weckte sie die Räthin und war in der nächsten Minute wieder bei der Leidenden und stützte die qualvoll stöhnende, mühsam lallende Kranke mit ihren jungen kräftigen Armen.

„Ein schwerer Schlaganfall, Unnütz,“ sagte der Arzt traurig, nachdem er die Aermste gesehen und ihr Hilfe gewährt, soviel er vermochte. Sie standen miteinander in dem dunklen Wohnzimmer vor der Krankenstube, und die Kühle der Mainacht drang zu ihnen herein. Die Räthin war am Bette der Schwester geblieben.

„Du kannst Dich möglicherweise auf eine lange schwere Zeit der Krankenpflege gefaßt machen, arme kleine Unnütz,“ fuhr der Doktor fort.

Sie zuckte empor; sie wollte rufen: „Es ist unmöglich, ich darf nicht hier bleiben!“ aber rasch senkte sie wieder das Haupt; ja freilich — sie war die Nächste dazu — sie — wer sonst sollte die einsame verbitterte Frau dort pflegen? Und dennoch — — „Seid barmherzig! Ach, seid barmherzig!“ murmelte sie.

Er verstand es nicht. „Vielleicht ist sie — bist Du bald erlöst, vielleicht macht ein zweiter Schlaganfall ihrem armen Leben ein Ende, vielleicht aber auch bleibt sie dem Dasein erhalten, eine hilflose gelähmte Frau, die Deiner nicht entrathen kann.“

„Ich weiß! Ich weiß!“ stieß sie hervor, „bitte, rede nicht weiter, ich bleibe ja.“

Er drückte ihr die Hand und ging wieder zu der Kranken. Die Räthin kam an seiner statt heraus, weinend und lamentierend. „Und das hat gerade noch gefehlt — sie stirbt womöglich am Polterabend, und wenn sie leben bleibt, dann ist sie doch immer so krank, daß Fritz anstandshalber seine Hochzeitsreise aufgeben muß! Nein, das kann doch auch nur uns passieren! Du telegraphiere nur gleich ab nach Köln, hast hier genug zu thun, ich kann mit meinen müden Gliedern keine Kranke mehr heben und versorgen. Ach Gott, und so etwas muß gerade jetzt kommen!“

Julia beachtete das Jammern der erregten Frau nicht; sie ging an ihre Pflicht, und als der Morgen dämmerte, da glaubte sie in den starren Augen der Tante ein erwachendes Verständniß zu bemerken, und sie beantwortete deren ängstliches undeutliches Lallen mit den lauten Worten, die von einem leisen Streicheln der Wangen begleitet waren: „Sei ruhig, Tantchen, ich bleibe bei Dir — kennst Du mich? Julia! — Sei ganz ruhig!“

Und da flog es wie ein Schimmer der Erlösung über die verzerrten Züge.

Am nächsten Tage trat keine Aenderung im Befinden der Kranken ein, am Polterabend aber war sie bereits imstande, die gelähmten Arme ein wenig zu bewegen.

Therese wollte sich diesen Tag nicht verkümmern lassen, und wenngleich der Fritz von Musik und Ball zuerst nichts wissen mochte, schmeichelte sie ihm doch die Zustimmung durch ihre süßen Bitten ab. „Gelt, Fritz, noch einmal tanzen wir zusammen als lustige junge Springinsfeld, nachher ist's ja doch mit Spiel und Tanz vorbei, sagt der Vater. Und von morgen ab gehorche ich Dir, aber heute, Fritz, heute - - —“

Er kam noch einmal in die Wohnung der alten Tante, ehe er in das Haus der Braut zur Vorfeier seines Hochzeitstages ging. Draußen versank die Sonne hinter einer Wolkenschicht, und in dem blassen Dämmerlicht saß Julia still am Fenster in dem altmodischen Lehnstuhl. Sie hatte den Kopf mit geschlossenen Augen gegen die Polster gelegt und gewahrte den Mann erst, als er dicht vor ihr stand. Ihre erschreckten Blicke flogen über seine festliche Kleidung — er war im Frack und hielt den Cylinder in der Hand — und ihre Lippen preßten sich herb aufeinander.

„Ich wollte Dich nur bitten, Julia,“ sagte er, „die Fenster im Krankenzimmer zu schließen, damit die Musik Tante nicht aufregt. Ich hätte eine stille Feier lieber gehabt, aber ich mochte Therese ihren letzten Mädchentag nicht verderben; sie hat ohnehin schon die Hochzeitsreise bereitwillig aufgegeben.“

„Und warum willst Du nicht reisen?“ fragte sie. „Es geht ja sehr gut. Ich bin hier, und der Onkel Doktor wäre gekommen, wenn sich etwas verschlimmert hätte.“

Er sah sie forschend an; sie hatte den alten wehen Zug um den Mund.

Da erglühte sie wie Purpur. „Ach, entschuldige,“ stammelte sie, „es thut mir ja bloß leid, daß Ihr um der Tante willen Eure Reise aufgeben wollt. Im übrigen — was geht es mich an!“

Sie wendete sich ab, beschämt und zornig über sich selbst — er mußte es ja errathen haben, wie schwer es ihr wurde, sein junges Glück hier im Hause zu wissen. „Geh' ruhig,“ fügte sie dann hinzu, „ich besorge hier alles ganz pünktlich.“ Und als er fort war, da schloß sie die Fenster der Krankenstube, aber die des Vorzimmers sperrte sie weit auf, und dort verharrte sie in seltsamer Qual die Nacht hindurch und horchte auf die Tanzweisen, die so deutlich herüberklangen, auf das Lachen und Hochrufen, und so saß sie noch, als in dämmernder Morgenfrühe Mutter und Sohn heimkehrten.

„Abhärten“ nannte sie das mit bitterem Lächeln.

Sie ging auch am anderen Tage nicht aus dem Krankenzimmer, als das eben getraute Paar pietätvoll an das Bett der wieder zum Bewußtsein Zurückgekehrten trat. Sie stand am Fußende des Lagers und schaute mit weit geöffneten Augen auf die in weißen Atlas und Spitzen gehüllte Braut, die in ihrer leichten Blässe und dem Goldhaar, das unter dem weißen Dufte des Schleiers hervorschimmerte, liebreizender aussah als je. Und die schöne Frau beugte sich über die Kranke und küßte die kraftlose Hand. Dann schickten sich die Neuvermählten zum Gehen an. Der Doktor blickte nicht empor. Er schien das bleiche, stolz aufgerichtete Mädchen zu Füßen des Bettes gar nicht bemerkt zu haben. Stumm legte er die Hand Thereesens in seinen Arm, und auch diese blickte nicht seitwärts.

Da trat Mamſell Unnütz ihnen in den Weg. „Nehmt auch meinen Segenswunſch," ſagte ſie bittend, und ihre Hand ſtreckte ſich nach der ſeinen aus und dann nach der ſeiner jungen Frau. Zögernd berührte Thereſe die dargebotene Rechte, dann rieſelte die ſpitzenbeſetzte lange Schleppe über die Schwelle der Krankenſtube. Und ſtill, unheimlich ſtill ward es in dem Hauſe, denn die Feier der Hochzeit fand in der „Goldenen Traube" ſtatt, und ſelbſt die Dienſtleute waren dort, um zu helfen oder zuzuſchauen.

Julia ſaß am Bette der Tante. Langſam, langſam ward es ſpäter Abend; der Vollmond ſtieg auf hinter den hohen Bäumen. Die Kranke ſchlief, und noch immer war niemand daheim.

Julia erhob ſich; ſie ſchritt durch den Flur und ſah nach, ob die vordere Hausthür verſchloſſen ſei. Man wollte durch den Garten heimkehren, die Thür dorthin war weit geöffnet; ein Streifen Mondlicht fiel auf die Marmorflieſen und beleuchtete deutlich die Blumen, die man heute früh auf die Schwelle geſtreut hatte. Sie trat unter die Thür und athmete die duftende Luft ein — die war ſchwül wie vor heranziehendem Gewitter; jenſeit des Rheins zuckten raſch hintereinander grelle Blitze auf, die Nachtigallen aber ſchlugen überlaut in den Gärten.

Dann klang drüben die kleine eiſerne Pforte, und Julia ſah etwas Lichtes, Weißes kommen, zart wie ein wehender Elfenſchleier — das junge Paar kehrte heim.

Zitternd floh ſie über den Flur in das Krankenzimmer und ſetzte ſich wieder ans Bett der Schlummernden. Wie ihr die Stunden verrannen, wußte ſie nicht — ſchauernd vor Kälte, den ſchmerzenden Kopf auf dem Bett zu Füßen der alten Frau, ſo fand ſie ſich am anderen Morgen.

Welch eine bleierne Schwere in allen Gliedern und welch ein bedrückendes Angſtgefühl in der Bruſt — was war denn geſchehen?

Sie richtete ſich empor und griff an die hämmernde Schläfe, da fiel ihr Blick auf einen kleinen Myrthenzweig, der vor dem Bette der Kranken lag; er mochte ſich von dem Brautſchmuck gelöſt haben, als Thereſe dort kniete.

Ach ja, ſie waren Mann und Weib!

Zwei Jahre ſind vergangen.

Fräulein Rieckchen Trautmann hatte ſich als eine kräftige Natur erwieſen; ſie ſprach wieder, war bei völliger Verſtandesklarheit, aber freilich, gelähmt war ſie geblieben. Julia mußte ſie ankleiden und beſorgen wie ein kleines Kind.

„Sie thut alles ſo gewiſſenhaft," ſagte das alte Fräulein zu ihrem Neffen, „aber ſo ſtarr und ſtill wie ein Sklave — kein Zug von Freundlichkeit, keine Spur von dem, was doch das wahre Labſal für ſo einen armen Lazarus iſt wie ich. Von Liebe — —"

Es war an einem heißen Tage zu Anfang Auguſt, als ſie ſo klagte.

Der junge Arzt, eben von ſeinen Beſuchen heimgekehrt, ſah ſie groß an, als müſſe er ſeine Gedanken erſt von weit herholen. „Du willſt Liebe ernten, Tante, und haſt doch in dieſem Herzen keine Liebe geſät," ſagte er ruhig. Ueber das verfallene Antlitz vor ihm flammte eine helle Röthe. „Nun, und Ihr habt Nachricht vom Frieder?" lenkte er ab, „ich hörte es von meiner Mutter, welcher Thereſe dieſe Neuigkeit mittheilte. Geht's ihm gut?"

„Gottlob, ja! Willſt Du den Brief nicht mit hinaufnehmen? Er iſt ganz intereſſant; vielleicht lieſt ihn auch Thereſe gern. Aber nun geh' — ſie erwartet Dich gewiß bereits zum Frühſtück. Haſt Du Deinen Buben heut' ſchon geſehen?"

Vom Spaziergang des Fürſten Bism

Zeichnung von

Aus dem Prachtwerk „Fürſt

„Ja!" ſagte er, und ein Leuchten ging über ſein Geſicht. „Frau Doris ſpaziert mit ihm im Garten." Er nahm das Schreiben, das auf dem Tiſchchen lag, mehr aus Höflichkeit als aus Neugier, und verabſchiedete ſich. Nachdem er ſich raſch umgekleidet hatte, trat er in das Boudoir ſeiner Frau; ſie war nicht da — nun wußte er ſie ſicher im Toilettezimmer. Richtig! Thereſe hatte von ihrem Papa ein neues Koſtüm bekommen, das wie geſchaffen zu einem Reiſekleid war, und probierte es an. Sie wandte ihm lächelnd ihr roſiges Geſicht zu.

„Nun, wie geht's Deinen beiden Lebensgefährlichen?" rief ſie, „erlauben ſie uns abzureiſen?"

„Ich kann Dir heute noch keinen beſtimmten Beſcheid geben, Schatz," antwortete er und betrachtete ſie entzückt in ihrem kleidſamen Anzug. „Auf ein paar Tage kommt's ja doch nicht an, wie?"

„O, bitte ſehr! Da merkt man, daß Du noch nie gereiſt biſt," erwiderte ſie raſch. „Und ob es darauf ankommt! Jetzt iſt die große Saiſon in Oſtende — ein paar Wochen ſpäter und wir ſind mit unſerem dreiwöchigen Aufenthalt in die Septembertage gerathen, und, weißt Du, im September, da gehen alle die hin, die billig leben wollen, aber kein einziger Menſch von

Digitized by Google

Distinktion, keine einzige Dame der vornehmen Gesellschaft; man sieht keine Toiletten mehr, man ißt viel schlechter, kurz — es ist gräßlich!"

„Armer Schatz!" tröstete er lächelnd, „in Wahrheit, ich fürchte, daß uns diese beiden Kranken einen rechten Strich durch unsere Pläne machen."

„Und das sagst Du so gelassen?" fragte sie und schlang ein paar schwere graue Taillenbänder zur Schleife an dem seidenen Reisemantel, den er ihr umlegen half.

„Ja, was soll ich thun? Ich kann mir doch nicht die Haare ausraufen deshalb?"

„Es ist etwas Wahres daran, daß Ihr Aerzte Sklaven der menschlichen Gesellschaft seid," sprach sie sehr langsam, „und daß man — —"

„Wenn man einen geheirathet hat, mit eine Art Sklavin geworden ist," ergänzte er. „Nun, jedenfalls bist Du eine ganz entzückende kleine Sklavin, und mir thut es unbeschreiblich leid, daß möglicherweise diese wirklich allerliebste Toilette zufrieden sein muß, sich auf einem Rheindampfer der bewundernden Welt zu zeigen." Er seufzte komisch tief. „Ja, ehrlich, Frauchen, es steht schlecht um die beiden Leute; Gott weiß, wann wir die Reise antreten können."

Sie sagte kein Wort; sie band ihre Schleife auf und zu und summte dabei leise vor sich hin. Endlich schien der Knoten gelungen; sie schnippte mit den schlanken Fingern ein Fäserchen fort, löste langsam die Schleife wieder auf, legte den Mantel ab, vertauschte ihr neues Kleid mit einer zierlichen Hausrobe, alles leise singend und ihm den Kuß wehrend, den er auf den schönen weißen Arm drücken wollte. Und als sie fertig war, sagte sie:

„Nun wollen wir frühstücken!"

„Du findest doch immer das Richtige!" rief er.

Als sie sich im kühlen Eßzimmer gegenüber saßen, bemerkte sie: „Dir geht ja hier nichts ab, wenn ich mit Papa allein reise ... koste übrigens einmal dieses Hammelkotelett und diese pommes frites, sie hat sie ganz allein gekocht, die Susanne."

Er legte Messer und Gabel hin und sah ehrlich verdutzt sein reizendes Gegenüber an.

„Du kannst ja dann nachkommen, wenn Du später Zeit hast," vollendete sie und schob ein goldbraunes Kartoffelstückchen zwischen die Lippen.

„Ist das Dein Ernst?"

„Ja natürlich! Sei Du Sklave, soviel Du willst, ich danke dafür! Was gehen mich die fremden Leute an mit ihrem Typhus!"

„Es wird uns sehr einsam hier sein, dem Buben und mir," sagte er endlich.

„Aber, ums Himmelswillen, Fritz, glaubst Du, ich werde das Kind hier lassen? Nein, der Bube geht mit seiner Frau Doris ebenfalls nach Ostende."

„Nein, Herz, der Bube bleibt mit seiner Doris im Lande und nährt sich redlich weiter mit der Milch der schwarzbraunen Kuh, die extra für ihn auf dem ‚Gelben Hofe' gefüttert wird."

Jetzt legte Frau Therese Messer und Gabel hin und starrte ihren Gatten ob des ungewohnten Widerspruchs erstaunt und neugierig an. „In Ostende giebt's die herrlichste Milch" sagte sie dann trocken; „außerdem, wir haben den neuen Kochapparat bei uns, mittels dessen die gesundheitsschädliche Milch gesundheitszuträglich zu machen ist. Alle Mütter nehmen ihre Kleinen mit — und ich will nicht ohne das Kind reisen!"

„Dazu wirst Du Dich dennoch entschließen müssen, wenn Du nicht hier bleiben willst, denn ich gestatte auf keinen Fall, daß Du das Kind den Gefahren aussetzt, die eine ganz veränderte Lebensweise für so ein junges Geschöpf mit sich bringt."

„Aber, bester Schatz, Du thust, als gehörte Dir der Bube allein," erwiderte sie in größter Ruhe. „Besinne Dich nur, zunächst haben die Mütter ein Anrecht auf ihre Kleinen! Was soll denn aus ihm werden ohne mich?"

Er mußte wider Willen lachen. „Du thust, als ob Du den Bengel für gewöhnlich nicht eine Minute lang aus den Armen ließest, und dabei besorgt ihn doch Doris so ziemlich ganz allein. Außerdem bin ich zur Aufsicht hier und ich brauche wahrhaftig nicht zu versichern, daß ich während Deiner Abwesenheit meine Hände doppelt über ihn breiten werde."

„Und wenn Du nun mitgereist wärst?"

„Nun, dann sind ja hier noch drei erwachsene Frauenzimmer im Hause," erwiderte er, immer noch zwischen Aerger und Lachen. „Da ist erstlich die Großmutter," fuhr er fort, „die sich so wie so schon die Schuhsohlen abläuft, um den kleinen Burschen so oft wie möglich zu sehen —"

„Sehen mag ihn Deine Mutter, so oft sie will, aber ich wünsche nicht, daß sie sich um seine Erziehung bekümmert oder Doris in seine Pflege hineinspricht, wie sie das so gern thut und

Copyright 1902 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

rdk: Eine photographische Breitseite.

W. Allers.

Bismarck in Friedrichsruh".

Digitized by Google

natürlich erſt recht thun würde, wenn ich fort bin. Sie hat mir ohnehin noch nicht vergeben, daß ich die drei Meter langen Wickelbänder nicht benutze, die noch von Dir da ſind, und kann's nicht begreifen, daß ich dem armen Kerlchen nicht in den ſchönſten Sommertagen eine wattierte Mütze auf den Kopf ſetze, ſobald er in den Garten getragen wird."

„Ach, Thereſe, das habe ich ihr ja alles auseinandergeſetzt. Sie liebt den Jungen eben zärtlich und —"

„Na, und nun kommt als zweite Beſchützerin wohl Tante Riekchen, die ſelbſt eine Wärterin braucht?"

„Nun gut, von Tante Riekchen ſehen wir ab, dann aber vergiß Julia nicht!"

Jetzt blitzte es in den Augen der Frau Thereſe auf. „Ich muß Dich dringend bitten, Julia in dieſer Angelegenheit als gar nicht vorhanden zu betrachten!" rief ſie. „Ich habe ganz beſtimmten Anlaß zu der Meinung, daß ſie mich nicht leiden kann; ſie hat auch mein Kind nicht lieb —"

„Thereſe, Du wirſt ungerecht!"

„Nein," antwortete erregt die junge Frau, „ich bin es nicht! Wenn Du nicht das thörichte ſentimentale Mitleid mit ihr hätteſt, das Männer in innerſter Seele allemal für diejenigen hegen, von denen ſie ſich geliebt glauben, ſo würdeſt Du längſt bemerkt haben, welch geradezu widerwärtiges Betragen dieſe Mamſell Unnütz mir und dem Kinde gegenüber zur Schau trägt. Ganz von oben herab betrachtet ſie mich."

„Weil Du einen Kopf kleiner biſt als ſie," ſchaltete er gelaſſen ein.

„Ich ſcherze ganz und gar nicht in dieſem Augenblick!" rief ſie. „Wenn ich etwas ſage, zuckt es bei Fräulein Julia geringſchätzig um die Mundwinkel; ſpiele ich mit dem Kinde, ſo ſehe ich die dunklen Augen ſo ſeltſam auf mich gerichtet — ich kann es nicht ausdrücken wie — geradezu hungrig; ſie gönnt mir den Buben nicht. Und wenn wir alle drei zuſammen ſind, ſo wendet ſie ſich ab und geht in ihre Stube, als ſei unſer Anblick Gift. Sie iſt ein unheimlicher neidiſcher Charakter!"

„Wer erzählte Dir denn, daß ſie mich einſt liebte?" fragte er ruhig, und ſeine Augen ſahen an ihr vorüber zu dem Majolikateller, den Julia zur Hochzeit gemalt hatte.

„Mein eigenes bißchen Verſtand, Herr Doktor, und Ihre eigene Frau Mutter."

„So?"

„Und daß Du durch dieſe Thatſache noch immer tief gerührt biſt, abermals mein eigener Verſtand und meine eigenen Augen."

„So?"

Er räuſperte ſich plötzlich, goß ein Glas Wein ein und ſagte dann mit lauter Stimme: „Alſo, es wäre abgemacht, der Bube bleibt hier unter meiner und der Frau Doris Aufſicht."

Sie ſah ihm mit einem prüfenden Blinzeln in das Geſicht. Da ſie aber nichts weiter zu erkennen vermochte als einen ungeheuer beſtimmten Ausdruck, der einen Widerſpruch kaum zuließ, ſeufzte ſie, begann einen Pfirſich zu ſchälen und bemerkte dann:

„Man muß eben einmal wieder die Klügere ſein und nachgeben."

„Daran thuſt Du gut, kleine Frau!"

„Freuſt Du Dich denn nicht, daß ich gar nicht eiferſüchtig bin auf — dieſe Julia?" fragte ſie nun und hielt ihm lächelnd die eine Hälfte der Frucht hin.

„Ich finde daran wirklich nichts, was mich zur Freude reizen könnte, es iſt völlig normal," entgegnete er. „Ich würde mich höchſtens freuen, daß ſie nicht eiferſüchtig iſt. Du weißt ja, daß neben Dir kein anderes Bild in meinem Herzen Platz hat, ausgenommen das unſeres Buben."

Sie war aufgeſtanden und kam zu ihm herüber, um ihm einen Kuß auf die Stirn zu drücken. „Biſt doch ein guter alter närriſcher Mann," ſagte ſie.

Er hielt ſie feſt und zog ſie auf ſeine Knie. „Und ich hoffe, Dein Herz iſt ähnlich gebaut wie das meinige," ſcherzte er, „hat ebenfalls nur ſo ein kleines Kämmerlein, daß mein Bube und ich gerade drin Platz finden."

Sie bog den blonden Kopf zurück. „Und wenn es nicht ſo wäre?" flüſterte ſie, und die blauen Augen ſtrahlten voll Koketterie zu ihm empor.

„Thereſe, darüber ſollſt Du keine Scherze machen!"

„Nein, nein, laß!" beharrte ſie, „ſage mir, was würdeſt Du thun, wenn Du entdeckteſt, daß außer Dir noch ein anderer Mann —"

Er antwortete nicht, er ſchien ſich blitzartig einen Augenblick in dieſe Lage hineinzudenken, und die junge Frau erſchrak, ſo aſchfahl erſchienen ſeine Züge, ſo ſtarr blickten ſeine Augen.

„Um Gotteswillen!" rief ſie, „es war ja nur Scherz, Fritz!" Und ſie rüttelte ihn an der Schulter, ſelbſt erbleicht.

„Was ich thun würde?" ſagte er dumpf. „Ich weiß es nicht, der Augenblick würde es mir eingeben, aber — ich kann einen Mord aus ſolcher Eiferſucht begreifen."

Sie erhob ſich; es war, als ob ein Froſt ſie ſchüttle.

Und jetzt ſuchte er ſie zu beruhigen. „Du thörichte kleine Frau, das kommt von Deinem dummen Fragen. Warum von Dingen reden, die außer allem Bereich des Möglichen liegen? Komm', trinke einen Schluck Wein und geh' zu Papa, ſag' ihm, ich vertraue ihm zu der Erholungskur mein köſtlichſtes Beſitzthum an. Und reiſe bald, damit Ihr bald wiederkommt!"

Er küßte ſie noch einmal und ging hinunter.

Julia ſaß neben dem Fahrſtuhl der Tante Riekchen unter dem Nußbaum im Garten. Die alte Dame ſchaute träumeriſch vor ſich hin, während Julia ihr die Zeitung vorlas. Die Räthin ſchnitzte Bohnen, ohne dabei den Blick von dem Kinderwagen zu laſſen, der im Nebengang an der Mauer von Frau Doris hin und her geſchoben wurde. Die kreiſchende Stimme der Alten, die mit dem kleinen Bübchen in allerhand unverſtändlichen Zärtlichkeitsausdrücken ſprach, ſcholl bis hier herüber.

Das Geſicht der Räthin drückte Mißvergnügen und Argwohn aus; das der alten Wärterin glich dem einer gereizten Löwin, der man das Junge nehmen will. Frau Thereſe hatte geſtern ihre Reiſe angetreten, und ſchon heute früh waren Großmutter und Doris am Bette des ſchlummernden kleinen Weltwunders aufeinandergeplatzt, und der Doktor hatte kaum vermocht, die empörten Gemüther zu beſänftigen.

Die tiefe wohlklingende Stimme Julias ward plötzlich unterbrochen durch den ſchrillen Ruf der Räthin: „Fahren Sie auf der Stelle aus dem grellen Sonnenſchein da fort! Das Würmchen ſoll wohl den Hitzſchlag kriegen?"

Die Wärterin that, als habe ſie nichts gehört, und ſchwatzte ruhig weiter mit dem Pflegebefohlenen: „Gelt, mein Herzchen, gelt, Du haſt ſie lieb, die Sonne? Ei, ei, die gute ſchöne Sonne!"

„Das Frauenzimmer muß aus dem Hauſe, oder ich krieg' den Schlagfluß!" ſtammelte die alte Dame.

Julia hatte das Blatt ſinken laſſen, ſo lange der Zwiſchenfall dauerte, und las nun weiter den Schluß einer Gerichtsverhandlung.

„Sieh' doch erſt einmal, ob etwas aus Afrika drin ſteht!" bat Fräulein Riekchen.

„Ich ſah ſchon nach, Tante; es kommt aber nichts," antwortete das junge Mädchen.

„Auch nicht unter den Depeſchen?"

Julia ſuchte nach den Depeſchen — Paris — London — Madrid. „Sanſibar," murmelte ſie. Auf einmal hob ſie das große Zeitungsblatt dicht vor ihr Geſicht, und das Papier bebte in ihrer Hand.

„Warum zitterſt Du?" fragte die alte Dame.

Langſam ſank das Blatt; die blaſſen aber unbewegten Züge des Mädchens wurden wieder ſichtbar. „Zitterte ich?" fragte ſie. „Es iſt nichts drin von Afrika."

In dieſem Augenblick lief die Räthin im vollſten Zorne hinüber, um der verhaßten Kinderfrau aus nächſter Nähe ihre Meinung ins Geſicht zu ſchleudern.

Tante Riekchen blickte ſtarr ihre Pflegetochter an.

„Soll ich weiter leſen?" fragte Julia — ein ſeltſam veränderter Tonfall war in ihrer Stimme.

„Steht wirklich nichts Neues von Afrika drin?"

Julia ſchüttelte den Kopf und ſah dem Doktor entgegen, der von ſeinen Berufswegen in der glühenden Auguſtſonne zurückkehrte, im leichten grauen Sommeranzug, den Strohhut in der Hand und ſeine Stirn mit dem Taſchentuch trocknend. Sie machte ſich etwas hinter dem Stuhle der alten Dame zu ſchaffen, ſah den Näherkommenden an und legte den Finger auf die Lippen.

Der Doktor trat ruhig herzu, setzte sich hin und begann von diesem und jenem zu erzählen. Julia schritt den Weg hinauf der Räthin entgegen, die im Gefühl ihrer Ueberlegenheit als Siegerin und als Großmutter mit hoch erhobenem Kopfe zurückkam.

„Ich möchte Dir etwas mittheilen, Tante; bitte, geh' einen Augenblick mit hier hinunter," sagte Julia. „Ich las eben in der Zeitung, daß Frieder in einem Gefecht mit den Eingeborenen verwundet worden ist: Tante Riekchen darf es nicht erfahren."

Die alte Dame schlug die Hände zusammen. „Schwer verwundet natürlich!" rief sie. „Und das steht wohl auch nur so da, er ist am Ende schon tot. Großer Gott!"

Julia schwieg.

„Und Du," ereiferte sich die Räthin, „Du stehst da und sagst kein Wort? Was bist Du für ein Mädchen! Es ist doch Dein leiblicher Bruder, den's betrifft. Ich habe den Windbeutel nie leiden mögen, aber 's geht doch ans Herz, wenn er so gestraft wird, wenn er da draußen so elendig umkommen muß unter den Wilden, ohne eine Seele, die zu ihm gehört."

Julia antwortete nicht auf den Vorwurf. „Bitte, beunruhige nur Tante nicht," bat sie. „Geh' jetzt lieber nicht zu ihr, sie ist so aufmerksam und so mißtrauisch, sie würde Dir gleich anmerken, daß etwas geschehen ist."

„So schlau bin ich auch," gab die alte Dame zurück, „ich mag das arme Thierchen auch gar nicht sehen. Geh', hole die Zeitung und bringe sie mir in die Küche, ich will's lesen."

„Ja, ja," sagte sie für sich im Weiterschreiten, „entweder stirbt er, oder er kommt invalid wieder und liegt uns auf der Tasche. Gott im Himmel vergeb' es mir — ich wollte, er wäre gleich tot gewesen!"

Nach Tisch, als das alte Fräulein ahnungslos im kühlen Zimmer schlief, saß Julia in ihrer Kammer am Fenster, regungslos die Hände im Schoße und das Zeitungsblatt vor sich, das die kurze bedeutungsvolle Nachricht enthielt. Auch jetzt hatte sich kein Zug des Gesichtes verändert, nur der kleine Mund war noch fester als sonst zusammengepreßt. Das war nun einmal so. Julia hatte längst erkannt, daß kein Jammern und Ringen einen Schicksalsschlag abzuwenden vermag, und über ihr persönliches Empfinden war eine Art Erstarrung gekommen; sie fühlte nur noch in der Seele anderer.

So dachte sie auch jetzt lediglich daran, daß die Nachricht von der Verwundung oder gar dem Tode des Lieblings die alte Frau nebenan wie ein Dolchstich treffen würde, dem sie erliegen mußte; sie dachte, daß Frieder vielleicht den Tod gesucht habe, weil er Therese nicht vergessen konnte, und daß sie ganz einsam sein werde, wenn sie nun auch keinen Bruder mehr habe. Denn wie fremd stand sie inmitten dieser Menschen, in deren Gemeinschaft sie gleichwohl ihr Leben verbracht hatte! Selbst an die Kranke fesselte sie nur die Pflicht, die Pietät; sie dankte durch die Pflege, die sie der Alternden angedeihen ließ, für die Pflege, die diese ihrer verlassenen Jugend gewidmet. Aber ein wärmeres Gefühl hatte sie nie für die alte Dame zu fassen vermocht.

Und der Fritz?

Ihm gegenüber hatte sie ja mit aller Kraft ihr Herz zum Schweigen gebracht, ihm gegenüber war sie gleichgültig und kalt, und nur ein ohnmächtiger Zorn loderte immer wieder in ihr auf, wenn er sie bemitleiden wollte. Aber auch diesen hielt sie verborgen. Aeußerlich zuckte es nur schier verächtlich um den Mund, wenn Fritz, besonders im Anfang seiner Ehe, bemüht war, seine Zärtlichkeit, sein Glück in ihrer Gegenwart zu verbergen; wenn er bei ihrem Hinzutreten die Hand der jungen Frau fallen ließ, die er eben noch an seinen Mund gepreßt hatte, oder mühsam seine Augen von dem rosigen Antlitz derselben loszureißen versuchte.

Sie lächelte dann mit dem herben Zucken um die Mundwinkel, und sie lächelte ebenso, als er seine Sorge um das Leben der geliebten Frau vor ihr verbergen wollte, zu jener Zeit, als der Bube erwartet wurde. Aber sein blasses, mit Schweißtropfen bedecktes Gesicht in jenen Stunden, die dem Erscheinen des Kleinen vorausgingen, war ihr gewesen wie eine Offenbarung. Wie mußte diese Frau geliebt sein! Und die Thränen an seinen Wimpern, mit denen er endlich das wichtige Ereigniß dem alten Fräulein meldete, diese zitternde Freude, dieser dankbare Jubel erweckten wieder den einen Gedanken in ihr: wie geliebt mußte diese Frau sein!

„Zeige mir Dein Kind, Fritz!" hatte sie damals gefordert und war mit ihm hinaufgestiegen in die eleganten Räume, und er hatte das Bündel mit dem Neugeborenen herausgeholt und sie das kleine Geschöpf betrachten lassen. Ueber dem Köpfchen des Kleinen hatten sich ihre Blicke getroffen.

Mamsell Unnütz wußte nicht, daß sie den Mann mit einem Ausdruck angesehen hatte, davor ihm das jubelnde Herz weh that. In diesem Augenblick war ihm das stille stolze Mädchen erschienen wie ein frierendes hungerndes Bettelkind, das mit fieberndem Verlangen in eine weihnachtshelle Stube schaut und über der Herrlichkeit, die es erblickt, vergißt, wie arm es ist. In den tiefen dunklen Augen stand ein seliges Entzücken über das winzige schlummernde Geschöpf. „Ach, wie lieb!" flüsterte sie und streckte die Arme aus. Da rief Therese mit matter Stimme aus der Nebenstube, und Julias Arme sanken hernieder, die langen Wimpern legten sich noch tiefer über die Augen.

Man hatte ihm das Kind abgenommen; er begleitete Julia bis zur Thür, das Herz voll Seligkeit und voll Mitleid, und da hatte er dem Mädchen gegenüber eine Taktlosigkeit begangen. Er hatte ihr die Wange gestreichelt und gesprochen: „Wirst auch noch einmal glücklich, Unnütz!"

Der eisige Zug um ihren Mund, der rasche Schlag auf seine Hand und am meisten der verächtliche Blick machten, daß er jäh verstummte. Seitdem hatte sie weder nach dem Kinde gefragt, noch es jemals angesehen, wenn es an ihr vorübergebracht wurde.

Sie liebte das Kind nicht! So dachten wenigstens die Hausgenossen.

„Wer Kinder nicht leiden mag, hat kein Herz!" sagte die Räthin zu ihr und fügte verwundert hinzu: „Und der dumme kleine Bube lacht Dich trotzdem an und ruft ‚Ulla!' — so eine Unschuld!"

Sie ahnten alle nicht, daß der Kleine und „Ulla" heimliche Freundschaft geschlossen hatten, daß der alte Drache von Kinderfrau dem stillen schönen Mädchen ohne jeglichen Widerwillen das Kleinod anvertraute. Sie hatten förmlich ein feststehendes Stelldichein, die zwei; nämlich dann, wenn die junge Frau und die Räthin zum Kaffee oder Thee eingeladen waren, der Doktor auf Berufswegen wandelte und Tante Riekchen eingenickt war. Dann huschte Julia hinauf, kniete ans Bettchen und spielte mit dem Jungen und ließ sich geduldig von den ungeschickten dicken Händchen im Haar zausen. Sie lehrte ihn die ersten kleinen Kunststückchen, sie lehrte ihn „Papa" sagen. Und dann preßte sie den kleinen Körper mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich.

„O Du," flüsterte sie, „für Dich könnte ich sterben!"

„Lassen Sie mir den Buben ganz!" schalt dann die Alte, die am Fenster zu sitzen pflegte und für den Kleinen Strümpfchen strickte, „und bleiben Sie lieber am Leben; der kann so eine gute Tante gebrauchen bei der Mutter."

Frau Doris vermochte aus ihrer Abneigung gegen Mutter und Großmutter durchaus kein Hehl zu machen.

Julia antwortete nie auf dergleichen Ausfälle, und beim leisesten verdächtigen Geräusch verschwand sie aus der traulichen Kinderstube.

Einmal konnte sie nicht mehr entwischen und flüchtete sich klopfenden Herzens hinter den Vorhang, der bei Frau Doris die Stelle eines Kleiderschrankes vertrat; und da hatte sie mit geschlossenen Augen und zusammengepreßten Lippen alle die Zärtlichkeiten mit angehört, die der Vater seinem Liebling spendete. Wie klang seine Stimme so weich! Julia kannte diesen Tonfall, so hatte er vor langer Zeit auch zu ihr gesprochen! Und sie hatte gemeint, sie könne das nicht hören, sie müsse aufschreien vor Schmerz, wenn er nicht einhalte. — Gottlob, er ward abgerufen, und sie konnte entfliehen. — —

Plötzlich fuhr Julia aus ihren Gedanken empor — die Uhr im Nebenzimmer hatte die Stunde geschlagen, zu der sie ihre Besuche bei Frau Doris zu machen pflegte. Rasch erhob sie sich und huschte droben in das Kinderzimmer, aber Wärterin und Kind schliefen, die Alte auf dem Stuhle und der Kleine in der Wiege. Julia kniete vor dem Bettchen nieder und sah sich satt an dem fremden Glück. Auf einmal fuhr sie in die Höhe und suchte mit angstvollem Gesicht den Ausgang zu erreichen, aber diesmal gelang ihr die Flucht nicht. Der Doktor stand vor ihr und betrachtete sie mit erstaunten Augen.

„Du hier?" fragte er. Und er dachte an die Aeußerung seiner Frau, daß Julia das Kind hasse.

„Verzeih'!“ ſagte ſie trotzig und wollte an ihm vorüber.

„Warte einen Augenblick!“ ſagte er ruhig, „ich ſuchte Dich drunten — es iſt eine Depeſche vom Frieder da. Man hat ihn auf ſeinen Wunſch an Bord eines unſerer Kriegsſchiffe gebracht, das nächſtdem nach Deutſchland zurückgeht. Das iſt der lakoniſche Inhalt des Telegramms, das ich durch Vermittlung des Berliner Auswärtigen Amtes erhielt. Ueber ſein Befinden iſt nichts geſagt, aber da man den Transport gewagt hat, muß Hoffnung auf Geneſung ſein. — Er kommt alſo!“

Julia ſchoß eine Fluth von Gedanken durch den Kopf. „Hierher?“ ſtammelte ſie.

„Wohin denn ſonſt? Er hat ja bei uns ſein Heim!“

„Er ſoll aber nicht kommen!“ ſagte ſie angſtvoll.

„Wie?“ fragte der Doktor, ſich aus der gebückten Stellung aufrichtend. Er hatte das ſchlummernde Kind betrachtet.

„Nichts!“ antwortete ſie und ging hinaus.

Julia fand in dieſer Nacht keinen Schlaf, ſie ſah immer wieder zwei jugendliche Geſtalten, wie ſie einander gegenüber im Nachen ſaßen und ſich anſchauten mit Liebesblicken — Frieder und Thereſe. Konnten ſie, die ſich ſo angeſehen hatten, jemals einander vergeſſen?

Mit ſchmerzendem Kopfe ſtand ſie wieder auf. „Er darf nicht kommen, er darf nicht!“ ſagte ſie.

Und dann kam der alte Trotz. „Was geht's mich an!“

„Und kurz und gut, liebe Schwägerin, der verwundete Weltfahrer wird bei mir wohnen,“ ſagte Herr Krantner, der längſt wieder mit ſeiner Tochter aus Oſtende heimgekehrt war, und dabei ſtieß er nachdrücklich mit dem Stock auf die Diele. „Hier in dieſem Hauſe iſt einfach kein Platz, und bei mir ſind zwölf Zimmer unbewohnt. Sorgen Sie ſich nicht, es wird ihm bei mir nichts abgehen, und ſehen können Sie den Herrn Pflegeſohn, ſo oft Sie wollen; die Thür in der Gartenmauer, die ich für meine Kinder hab' machen laſſen, ſteht auch ihm offen. Alſo topp! Der Herr Premierlieutenant Adami nimmt ſein Quartier bei mir!“

Tante Rieſchen verſuchte noch einige Einwendungen; es gehe ganz gut hier — er komme doch als Sohn zu ſeiner Mutter, ſagte ſie kläglich. Und die Julia könnte ins Dachſtübchen hinauf — „ich würde ihr ein kleines Oefchen ſetzen laſſen —“

„Vielleicht könnten Sie für das Mädchen auch den Kaninchenſtall einrichten laſſen,“ rief der alte Herr böſe. „Nichts da, der Lieutenant kommt zu mir — gelt, Töchterchen,“ wandte er ſich an das junge Mädchen, „ſo iſt's am beſten?“

„Ja!“ ſagte Julia und hob die Augen von ihrer Stickerei. „Ja! Jedenfalls gehe ich unter keinen Umſtänden in die kalte Dachſtube.“

Tante Rieſchen ſah verwundert auf. Noch nie hatte das Mädchen ſich gegen eine Anordnung, die ihre eigene Perſon betraf, aufgelehnt. Dieſe Unbeſcheidenheit rumorte der alten Dame in allen Nerven. „Nun, früher konnte man Dich nie aus dieſer Stube heraus bekommen,“ bemerkte ſie, „und jetzt willſt Du nicht hinein?“

„Nein, Tante!“

„Warum nicht?“

Sie zuckte die Schultern. „Weil mich friert da oben,“ erwiderte ſie kurz.

„Na, es iſt abgemacht, der Lieutenant wohnt bei mir,“ begann nochmals der alte Herr — dann eine Verbeugung und er ging.

Die Zurückbleibenden ſprachen nicht miteinander. Fräulein Rieſchen weinte leiſe; Julia bemerkte es nicht. Sie ſah nur dann und wann einmal von ihrer Arbeit auf in das Flockengeſtöber des Dezemberſchnees.

„Du wirſt ihn doch vom Bahnhof abholen,“ begann endlich Tante Rieſchen, „und ihm ſchonend mittheilen, daß im Hauſe ſeiner Pflegemutter kein Platz für ihn iſt?“

„Ja!“

„Du haſt Dir ſo einen barſchen Ton angewöhnt, Julia; man hat Angſt, Dich um etwas zu bitten,“ klagte das alte Fräulein.

„O,“ antwortete das Mädchen, „war ich früher anders?“

„Alle im Hauſe klagen,“ fuhr Tante Rieſchen fort. „Schrecklich ungefällig iſt es doch von Dir geweſen, daß Du bei der Tanzgeſellſchaft oben nicht ein wenig helfen wollteſt!“

„Ich verſtehe ja dergleichen nicht — und dann ... Thereſe kann mich nicht um ſich leiden.“

In dieſem Augenblick klopfte es, und Thereſe trat ein. Sie ſei beim Weihnachtsmann geweſen, ſagte ſie lachend, und habe etwas mitgebracht. Und unter allerhand Scherzreden wickelte ſie zwei kleine Pakete aus und reichte jeder der beiden Damen eins.

Es war noch nie geſchehen, daß Thereſe eine Aufmerkſamkeit für Julia gehabt hatte. Dieſe blickte zuerſt überraſcht auf die elegante Frau in dem koſtbaren Sammetmantel, auf deſſen braunen Falten noch die Schneeflocken lagen.

„Für mich?“ fragte ſie, und in den Mundwinkeln erſchien flüchtig das gewohnte Zucken.

„Ja gewiß!“ lautete die Beſtätigung; und dann eilte Thereſe ſchon wieder hinaus.

„Nun, da biſt Du 'mal wieder auf der Stelle überführt von der Unrichtigkeit Deiner Behauptung, daß Thereschen Dich nicht leiden kann,“ ſagte Fräulein Rieſchen.

„Dadurch?“ Julia nahm ſich nicht einmal die Mühe, das Päckchen zu öffnen. Sie ſtrickte weiter, während die Kranke mit den ſteifen Fingern ihr Geſchenk mühſam aus der kniſternden Hülle wickelte und ſich über das elegante Büchschen freute, das herausfiel und in dem irgend eine Näſcherei ſein mochte. Das Geſchenk Julias lag am Abend noch ebenſo da, als ſchon das Mädchen hinausgewandert war, um den heimkehrenden Bruder am Bahnhof zu empfangen.

„Sie wird immer unleidlicher,“ ſagte die Räthin, als ſie die Geſchichte des unbeachteten Geſchenkes hörte. „Wenn Du ſie nicht ſo nöthig brauchteſt, Rieſchen, Du hätteſt ſie längſt gehen laſſen müſſen — aber das iſt's ja eben!“

„Daß ſie ſo lieblos wurde, iſt mein größter Kummer,“ gab Fräulein Rieſchen zu, und dabei zitterte ihr altes Herz vor Freude, den geliebten Buben bald ans Herz ſchließen zu dürfen.

„Eine Mutter kann ihr eigenes Kind nicht ungeduldiger erwarten,“ murmelte die Räthin und ging in ihre Stube zurück, um nicht die „Komödie“ des Wiederſehens mit zu erleben.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Tante Rieſchen zwiſchen ihren beiden Pflegekindern beim Abendeſſen. Die alte Dame konnte vor Freude nichts genießen, ſie betrachtete nur immer und immer wieder den ſchönen ſtattlichen Mann, deſſen gebräuntem Antlitz man kaum mehr eine Spur des Leidens anſah, obgleich er noch immer den Arm in der Binde trug.

Er gab freundlich und geduldig Antwort auf all die verwirrten Fragen der gealterten Frau, er erzählte zum vierten Male in dieſer Stunde die Geſchichte ſeiner Verwundung, er lobte die Karpfen und den Rheinwein und ſagte der Schweſter, er finde, ſie ſei ſchön geworden, groß und echt römiſch. Er fand es „all right“, bei dem „alten Knopf“ drüben zu wohnen, nachdem er ſich beſonnen, daß ja droben — richtig, droben — Fritz hauſe mit ſeiner jungen Frau, und hörte mit höflicher Theilnahme die begeiſterte Schilderung über das „Bubi“ an, welche die Tante in ihrer Herzensfreude vortrug.

„Und überhaupt, Frieder,“ ſchloß ſie, „da droben wohnen glückliche Leute; ſo wie die zwei zuſammenpaſſen, paßt ſelten ein Paar, und heute, wo ſie faſt drei Jahre verheirathet ſind ſchauen ſie einander noch genau ſo verliebt an wie am Verlobungstag.“

Er nahm ſich noch einmal Fiſch. „Das freut mich herzlich,“ meinte er trocken. Julia fand nicht den Muth, ihn dabei anzublicken.

„Morgen wirſt wohl droben Deine Aufwartung machen,“ fuhr Tante Rieſchen fort, „und auch bei Tante Minna drüben? Da kannſt Du es ſelbſt ſehen, wie Junges erblüht und Altes abſtirbt. Ja, mein Bub', viel ſpäter hätteſt Du nicht kommen dürfen, wollteſt Du mich überhaupt noch finden.“ Und der alten Dame rannen die Thränen über die Wangen, die ſie nicht zu trocknen vermochte mit den armen hilfloſen Händen.

„Du mußt zu Bett gehen,“ ſagte endlich Julia leiſe.

„Ach, nicht ſo raſch, ich kann doch nicht ſchlafen,“ bat die Tante. „Hol' Aepfel und Nüſſe, Julia, es iſt dann wieder wie damals, als Ihr Kinder waret.“

Gehorſam trug Julia das Verlangte herzu, und Frieder begann wieder zu plaudern. Dann verſtummte er jäh, und eine dunkle Röthe überzog ſein Geſicht. Droben wurde Klavier geſpielt.

„Es iſt Thereschen,“ ſagte die alte Dame ſtolz, „es gilt dem Bub'.“

In der Heideschenke.
Nach einem Gemälde von C. Kricheldorf.

Digitized by Google

Julia hing mit angſtvollen Blicken an ſeinen Zügen; von droben klangen ſchwermüthige Melodien, es war eine Variation über das Lied „Ein Wanderburſch mit dem Stab in der Hand.“

„Es iſt ein Lieblingsſtück von Fritz,“ bemerkte Julia laut und ſetzte geräuſchvoll die Teller zuſammen. Und die alte glückſelige Frau ſprach leiſe die Worte der Dichtung nach, während ſie die Hand des Mannes ſtreichelte:

„So ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.“

„Aber anders ſiehſt Du aus, als wie Du fortgingſt, Frieder; hübſcher biſt Du geworden, ſo hübſch faſt, wie Dein Vater war.“

Er erhob ſich plötzlich, denn von droben ertönte jetzt der Fauſtwalzer.

„Nun ſchlaft wohl,“ ſagte er, „wir ſind alle müde. Auch bin ich noch nicht wieder ſo ganz auf der Höhe; morgen erzähle ich mehr. Hilf mir den Mantel umlegen, Julia, und dann, Gute Nacht! Den Weg weiß ich ja noch.“

„Nein, ich komme mit,“ wehrte ſie. Und zuſammen ſchritten ſie durch die verſchneiten Gartenwege.

„Alſo eine Thür iſt jetzt hier,“ murmelte er. Und als wollte er gewaltſam alle Erinnerungen abſchütteln, ſprach er laut: „Die alte Frau iſt recht hinfällig geworden — Ach, grüß' Gott — Herr Krautner! Freut mich, daß Sie mir gaſtlich Ihr Haus öffnen; wie iſt's Ihnen gegangen?“

Julia, die bei der Begrüßung der beiden ſofort umgekehrt war, hörte noch, wie der alte Herr ſagte: „Willkommen, Herr Lieutenant! Nun, wie geht's, wie ſteht's? Haben Sie ſich auch, wie ich Ihnen beim Abſchied empfahl, ein paar ſolide Träger in ihren luſtigen Kopf eingezogen? Ja? Na, das ſoll mich freuen. Nun treten Sie ein und laſſen Sie es ſich wohlgehen bei mir!“

Als ſie zurückkam, war die Muſik droben verſtummt. Sie traf im Flure den Doktor, der eben aus ſeinem Studierzimmer trat.

„Sag' 'mal, Unnütz,“ fragte er, „hab' ich mich geirrt oder ſpielte Thereſe wirklich?“

„Ja, ſie ſpielte.“

„Wunderlich!“ murmelte er. Dann wandte er ſich noch einmal um. „Iſt Dein Bruder glücklich eingetroffen?“

„Ja!“ erwiderte ſie kurz und verſchwand.

Oben im Boudoir fand der Doktor ſeine Frau aufgeregt hin und her gehend.

„Es iſt gut, daß Du kommſt,“ ſagte ſie, „ich habe ſo ein Angſtgefühl, das muß wohl der Wind machen.“

„O Du kleine Weisheit!“ neckte er. „Draußen rührt ſich kein Lüftchen; es ſchneit nur in großen dicken Flocken, damit Du zu Weihnachten Schlitten fahren kannſt. Uebrigens, haſt Du etwas gemerkt von dem Afrikaner?“

„Ich? Nein — was habe ich mit ihm zu thun?“ erwiderte ſie haſtig.

„Nun, ſei nur nicht böſe, es liegt doch keine Beleidigung in meiner Frage, Schatz!“

„So hab' ich's auch nicht gemeint.“

„Na alſo! Aber es freut mich, daß Du wieder einmal Klavier geſpielt haſt, liebes Herz.“

Sie antwortete nicht.

Nun war der junge Offizier bereits drei Wochen in der Heimath. Es ließ ſich gar nicht leugnen, er hatte „Leben in die Bude“ gebracht, wie Doktor Roettger gut gelaunt zu ſeiner Frau ſagte.

Die Abneigung der beiden alten Spielkameraden ſchien völlig geſchwunden. Wenn ſie ſich auch nicht vor Zuneigung „anfaßen“, ſo war doch gegenſeitige Achtung an Stelle der früheren Zurückhaltung getreten; jeder achtete im anderen den tüchtigen Mann, der für ſeinen Beruf alle Kräfte einſetzt. Das hochfahrende Gebahren des Lieutenants war einem liebenswürdigen beſcheidenen Weſen gewichen, und des anderen Derbheit einer Milde, die ihren Urſprung in ſeinem häuslichen Glücke zu haben ſchien. Und ſo gab es jetzt gemüthliche Plauderſtunden am Theetiſch beim Doktor oben, zu denen ſich die ganze Familie verſammelte und wobei der Weitgereiſte den Mittelpunkt bildete; es gab feſtliche Sonntagsbraten in der Krautnerſchen Villa, und ſogar die Frau Räthin hatte ſich zu einer Kalbskeule aufgeſchwungen.

Das Weihnachtsfeſt war vorübergegangen mit ſeinem Lichterglanz; droben im Eßzimmer des jungen Paares hatten reiche Gaben die Familie um den Tiſch verſammelt, und das Stimmchen des Kindes, das jauchzend vor Freude nach dem ſchimmernden Baum die Händchen ausgeſtreckt hatte, war beglückend in aller Ohren geklungen.

Selbſt von Julias Bruſt war ein Druck gewichen, ſie athmete freier jetzt; die Wunde, welche die ſchöne blonde Frau einſt dem Herzen des Bruders geſchlagen, ſchien völlig vernarbt, und Thereſe — ja Thereſe hatte weniger als je Ohren und Augen für jemand anders als für ihren Mann. Nie konnte Julia entdecken, daß die beiden, der Frieder und die Thereſe, auch nur einen Blick wechſelten, der über das zwiſchen harmloſen Bekannten oder Verwandten übliche Maß von Vertraulichkeit hinausgegangen wäre. Sie ſtanden auf dem Fuße gegenſeitiger freundlicher Werthſchätzung und verkehrten, als hätte nie dieſer ſchöne blonde Kopf an ſeiner Bruſt gelegen, als hätte er nie den rothen Mund der reizenden Frau geküßt, als hätten nie ihre Augen die heißeſten Thränen um ihn geweint.

Julia freute ſich; aber ſie ſtaunte über dieſe Thatſache wie über etwas Unbegreifliches. Ob ihm das Herz nicht ein bißchen wehthat?

(Fortſetzung folgt.)

„Des Löwen Spur.“

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Blick auf die Geſchichte von Bardowiek.

Vineta, die vom Meere verſchlungene Wendenſtadt mit ihren marmornen Paläſten und güldenen Dächern, wem wäre ſie nicht bekannt! Oder die über den Wellen ſtehen gebliebene nordiſche Trümmerſtadt Wisby, wer hätte nicht von ihr gehört! Wie aber ſteht es um unſer niederſächſiſches Wisby, die alte Bardenſtadt Bardowiek? Nur wenige wiſſen von ihr, und als am 28. Oktober 1889 zum ſiebenhundertſten Mal der Tag ſich jährte, da Bardowiek von Heinrich dem Löwen zerſtört wurde, weil es ihm in den Tagen ſeiner Acht die Thore verſchloſſen hatte, da haben nur wenige Zeitungen Bardowicks gedacht. Und doch kann es mit Stolz darauf hinweiſen, daß es eines der älteſten, wenn nicht gar das älteſte deutſche Gemeinweſen iſt! Aber es liegt ſeit Jahrhunderten in Trümmern, dank der gar zu gründlichen Zerſtörung ſind nur wenige Spuren ſeiner einſtigen Größe übrig geblieben, und unſere Forſcher haben vielleicht zu wenig gethan, um das Dunkel zu lüften, das über dieſen Ruinen ſchwebt.

Ja, ein märchenhaftes Dunkel liegt über dem Urſprung von Bardowiek, und wie gar oft, ſo hat auch hier geſchäftige Phantaſie des Wiſſens Lücke zu füllen ſich bemüht. Alte Chroniſten und mit ihnen auch Chriſtian Schlöbken, dem wir die einzige Chronik von Bardowiek verdanken, ſind nicht abgeneigt, es für eine phöniziſche Kolonie zu halten. Der Mindener Dominikanermönch Heinrich von Herford aber erzählt: „Zween aus denen 72 Jüngern Chriſti ſind von dem heiligen Apoſtel Petrus in Teutſchland geſandt, das Wort Gottes zu predigen. Der eine unter ihnen, nämlich Maternus, gen Trier an der Moſel; der andere, nämlich Egiſtus, nach Bardowick an der Elmenow, in Begleitung des Mariani, der ſein Archediakonus geweſen; welche beyde auch zu Bardowick die Märter-Krone erhalten haben, und ruhen ihre Gebeine noch daſelbſt; und zwar des Egiſti ſeine am unbekandten Orte bey dem großen Altare zu St. Peter daſelbſt.“

Wenn alſo nach dieſer Nachricht Bardowiek ſchon im erſten Jahrhundert n. Chr. Geburt beſtanden haben müßte, ſo verlegt eine räthſelhafte Inſchrift im Dome ſeine Anfänge noch viel weiter zurück, nämlich 1065 Jahre nach Abraham und 235 Jahre vor Rom, das wäre rund das Jahr 1000 vor

Chr. Geburt. Können auch diese Zeugnisse auf geschichtliche Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen, so weisen sie doch darauf hin, daß man die Stadt im Mittelalter schon für außerordentlich alt hielt; „vetustissima urbs“, eine uralte Stadt, nennt sie auch eine Urkunde aus der Zeit Kaiser Heinrichs VI. (1190 bis 1197), und sicher ist, daß sie schon zu Karls des Großen Zeit von her vorragender Bedeutung war.

Nach dem, was bis jetzt über Bardowiek erforscht ist, haben wir es bei seinem Eintritt in das Licht der Geschichte als die Hauptstadt eines sächsischen Gaues anzusehen, welcher unter dem Namen „Bardengau“ bekannt und berühmt geworden ist und der sich seinem Umfang nach ungefähr mit dem heutigen Regierungsbezirk Lüneburg deckt. Es war ein gefährlicher Posten, hier außen an der Grenze des Deutschthums gegen das Wendenthum, und lange Jahre war der Bardengau der Schauplatz des heißen Kulturkampfs zwischen den beiden Völkern, eines Kampfes, an dem die Sachsenherzöge, das aus dem Bardengau stammende Geschlecht der Billunger, so hervorragenden Antheil genommen haben. An das Christenthum haben sich die Bardengauer verhältnißmäßig früh angeschlossen; schon 780 erschienen sie bei Ohrum an der Oker, um die Taufe zu empfangen, während ihre Stammesgenossen noch lange für ihren angestammten Glauben gegen die gewaltsame Propaganda Karls des Großen stritten, und daraus mag es sich auch erklären, daß Karl der Große, wenn er wie 785 und 795 im Sachsenlande Hof hielt, gerne die Lüneburger Gegend wählte. Da mag auch Bardowiek unter den Plätzen gewesen sein, welche das kaiserliche Hoflager aufzunehmen hatten.

Der Dom von Bardowiek.

Bardowieks Glanzzeit fällt indessen unzweifelhaft in die Regierungszeit der Billunger, dieses tapferen Geschlechts, das von Otto dem Großen zum Grenzwächter des deutschen Reiches ausersehen war. Hermann Billung und seine tapferen Nachfolger Benno, Bernhard, Ordulf und Magnus sind es gewesen, welche der von Osten heranbrängenden slavischen Fluthwelle einen starken Damm entgegensetzten und in dem kritischen Augenblick, in welchem das Uebergewicht der Slaven im ganzen Norden entschieden zu sein schien, mit der Kraft ihrer Mannen den letzten Schatten einer Herrschaft des Deutschthums aufrecht erhielten und Deutschland vielleicht vor einer gewaltigen Krisis bewahrten. Ein Stück jenes grausamen Kampfes hat uns Christian Schlöpken in seiner Chronik überliefert.

Aus der Bedeutung des Gaues ergiebt sich auch die Bedeutung seiner Hauptstadt. Sie war schon zu Karls des Großen Zeit befestigt, und bis hierher erlaubte er den deutschen Kaufleuten mit ihren Waren vorzugehen. Die Lage der Stadt war eine überaus günstige, an der schiffbaren Ilmenau unweit der Elbe, für den Seehandel erreichbar, zugleich vor den Seeräubereien der Normannen geschützt und doch auch wieder für den Binnenhandel geeignet.

Ein großartiger Zwischenhandel zwischen Sachsen und Wenden wurde hier betrieben, und außerdem führte über Bardowiek die große, im Mittelalter sehr bedeutende Straße von Artlenburg an der Elbe, welche hauptsächlich den Dänen, Mecklenburgern und Holsteinern als Handelsweg diente. Noch trägt eine benachbarte alte Furth über die Ilmenau den Namen der „Holstenfurth“. Für den südlichen Theil des Sachsenlandes war Bardowiek der Ort, von wo die Erzeugnisse des Meeres und überseeische Produkte geholt wurden. So sandte u. a. Helmstedt seine Dienstpflichtigen dahin, um Seefische einzukaufen, ebenso das Kloster Corwey. Desgleichen legen die aus Urkunden bekannten Zölle Zeugniß von Bardowieks ausgedehntem Handel ab. Aber das wichtigste Zeichen seiner Macht und Freiheiten ist wohl die Bardowieker Münze, nach Schlöpken „Bardowieker Pfennig“ genannt. Sie scheint nicht nur in ganz Norddeutschland, sondern auch im Obotritenland gegolten zu haben, denn nach einer alten Nachricht gaben die Circipaner dem Zwantewit jährlich „entweder einen Fuchsbalg oder sechzig Geldstücke, die ganz so aussahen wie Bardowieker Münze, wenn sie nicht gar dazu gehörten“. Und um das Bild des alten Bardowiek zu vervollständigen, möge hier noch erwähnt werden, daß die Stadt zur Zeit ihrer Blüthe nicht weniger als neun Kirchen besaß. Heute freilich sind von allen nur noch zwei übrig, der Dom und die Nikolaikirche.

Nach dem Aussterben der Billunger, deren Regentenreihe mit Herzog Magnus abschließt, kam das Herzogthum Sachsen und mit ihm Bardowiek an Lothar von Suplinburg und später durch Verleihung an die Welfen. Unter den Welfen war besonders Heinrich der Löwe bemüht, den Handel Bardowieks zu heben und es zur nördlichen Hauptstadt seines Reiches zu machen; aber auch Lübeck, nach dem sich mehr und mehr der Handel der nordöstlichen Länder hinzog, erfreute sich seiner Begünstigung, und aus diesem Umstand wird wohl die Spannung zwischen ihm und Bardowiek herzuleiten sein, welche später in so bitteren Haß umschlug. Heinrich der Löwe, welcher dem Kaiser Friedrich Barbarossa den Gehorsam verweigert hatte, war von den deutschen Fürsten in die Acht erklärt und mußte sein Land verlassen. Als dann der Kaiser im Jahre 1189 den Kreuzzug nach dem fernen Osten angetreten hatte und Heinrich — gegen seinen Eid — aus der Verbannung zurückkehrte, verschloß ihm Bardowiek die Thore und wollte den Geächteten nicht als Herrn anerkennen. Erzürnt rückte Heinrich mit Heeresmacht herbei und belagerte die Stadt, aber die trotzigen Bürger gaben nicht nach, sie setzten sich tapfer zur Wehr, ja sie sollen ihren Gegner noch durch derbe Verhöhnung von der Mauer herab besonders gereizt haben. Zwei Tage lang brach sich des Löwen Wuth an den festen Mauern. Schon verzweifelte Heinrich an dem Gelingen, da, am dritten Tage, ward ein Zufall der übermüthigen Stadt zum Verderben. In das herzogliche Lager hatte sich ein Stier verirrt. Die Soldaten wollten ihn fangen, allein der Stier flüchtete sich vor ihnen durch die Ilmenau in die Stadt, wohin er gehörte. Verwundert bemerkten seine Verfolger, daß dem Thiere das Wasser nur bis an den Leib reichte — es mußte dort eine Furth vorhanden sein. Zudem war die Stadtmauer an dieser Seite nur schwach vertheidigt, da die Belagerten auf den Schutz des Wassers rechneten. Ehe sie ihren Fehler verbessern konnten, setzte die Reiterei Heinrichs durch den Fluß, das Fußvolk folgte nach, und bald hatten die Bardowieker um ihr Leben zu kämpfen. Nach einem furchtbaren Blutbade, in dem selbst Weiber und Kinder nicht verschont blieben, sank die Stadt in Asche und Trümmer.

So zerrat des Löwen Fuß die reiche Stadt, die sich nie wieder aus ihren Trümmern erhob. Nur der Dom erhielt sich, jedoch seiner kostbaren Gefäße und Schätze beraubt, bis auf die späte Nachwelt. Ueber seine Hauptthür ließ Heinrich einen aus Holz geschnitzten Löwen setzen mit der Inschrift: „Vestigia leonis“ — „des Löwen Spur“.

Aus den Trümmern von Bardowiek erhob sich später ein Gemüse bauender Flecken. Wenn demselben auch manche Rechte und Freiheiten verblieben, so sank doch sein Ansehen immer mehr. Nicht einmal die alte Stadtmauer wurde wieder aufgerichtet, sondern die gewaltigen Granitquadern, aus denen sie erbaut war, wurden von den Bardowiekern an die Hamburger verkauft, welche daraus ihre großen Ufermauern an der Elbe herstellten. Dafür erhielten die Bardowieker in Hamburg gewisse Rechte, u. a. auch ein Haus zur Niederlage ihrer Gemüse, vom Volke das „Zippelhaus“ (Zwiebelhaus) genannt. Leider ist dieser altehrwürdige Rest aus Hamburgs Vergangenheit dem neuen Hafenbau zum Opfer gefallen und damit wieder ein bedeutungsvolles Stück Bardowieker Erinnerung von der Bildfläche verschwunden.

A. Rohlenberg.

E. W. Allers und ſeine Bismarck-Mappe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von E. von Wald-Zedtwitz.

Ich ſitze ſeit einigen Tagen höchſt gemüthlich beim Eiſernen Kanzler," ſo lautete der Zettel, den mir mein Freund Allers — er ſchreibt faſt immer auf ein beliebiges Stück Papier, das ihm gerade zur Hand iſt — vor längerer Zeit von Friedrichsruh aus ſchickte und der mich vermuthen ließ, daß dort ein neues Werk ſeines Stiftes im Werden begriffen ſei. Ich hatte mich nicht getäuſcht, denn in jenen Tagen entſtand die Mappe „Fürſt von Bismarck in Friedrichsruh", welche in 70 Blättern das Leben des greiſen Kanzlers in ſeinem von Buchen umrauſchten Tuskulum vor Augen führt und welche nunmehr das Licht der Oeffentlichkeit erblicken ſoll.

Keine Lobrede will ich halten, man kann es den Werken von Allers und inſonderheit dieſem neueſten ruhig überlaſſen, für ſich ſelbſt zu ſprechen. Nur ſoviel will ich mir zu bemerken erlauben, daß gerade dieſer Bismarck Mappe eine Bedeutung zukommt, die weit über das Intereſſe des Tages, auch über das künſtleriſche, hinausragt. Noch ſpäte Geſchlechter werden es dem Maler danken wiſſen, daß er ihnen den Mann, der einſt ſo viel erſtritten hat und ſo viel umſtritten wurde, in lebenswahrer Anſchaulichkeit verewigt, daß er es ihnen ermöglicht hat, dieſen Mann zu ſehen, wie er als Menſch im Kreiſe der Seinen lebte.

Der Fürſt geht aus.

Copyright 1897 by Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Und ein anderer als Allers mit ſeinem angeborenen Humor wäre auch nicht leicht imſtande geweſen, ein ſolches Werk wie das vorliegende zu ſchaffen. Der echte und unverfälſchte Humor des Künſtlers war es wohl auch, welcher dieſem die Sympathie des großen Staatsmanns eintrug und welcher es Bismarck leicht gemacht haben mag, ſich vor ſeinem Gaſte ganz zu geben, wie er iſt, was auf die Arbeit des Malers von vortheilhafteſtem Einfluß ſein mußte.

Fürſt Bismarck iſt nie ohne Beſuch; abgeſehen von den Paſſanten ſind ſtets einige ſeiner Familienangehörigen oder ſeiner Freunde auf längere Zeit zugegen. Allers, der durch Dr. Schweninger dem Fürſten vorgeſtellt wurde, hatte das Glück, zu denjenigen gezählt zu werden, welche „nicht ſtören", die alſo vollſtändig zum Familienkreiſe gehörten, wie der heitere, ſtets gern geſehene Leibarzt, wie Lenbach, dort „Achill" genannt, wie Dr. Chryſander oder der nun verſtorbene Lothar Bucher, der immer noch ein Stündchen mit dabei ſaß, um dann ſanft einzunicken oder ſich heimlich zu entfernen. Und ſo konnte es Allers gelingen, den Fürſten, beinah ohne daß dieſer es merkte, am Abend nach Tiſch, wenn er ſeine Pfeife dampfte und mit überlegenem Lächeln die Zeitungen las, auf dem Spaziergang, oder wo es ſonſt war, auf das Papier zu feſſeln. Aber nicht nur in ſeiner Eigenſchaft als Maler verweilte Allers über ein Vierteljahr in Friedrichsruh und in Varzin, auch als freundlicher Erzähler für Alt und Jung war er geſchätzt, und außerdem lag ihm die wichtige Aufgabe ob, allzulange haftende Beſucher, die den Heimweg nicht mehr finden konnten, in höflich liebenswürdiger Weiſe flott zu machen. „Es iſt wohl bald Zeit zum Zuge" — „Jetzt muß der Fürſt Ruhe haben," das waren ſo die feinen Winke mit dem Zaunpfahl, welche dabei angewendet wurden.

Am Abend las zuweilen der Fürſt oder die Fürſtin vor, man ſpielte Skat oder ſang mit Begleitung des Dudelkaſtens, die Enkel des Hauſes führten kleine Tänze auf; bei ſchönem Wetter bot der Wald einen willkommenen Aufenthalt, Picknicks wurden veranſtaltet, bei denen Allers gewöhnlich das Backen der Pfannkuchen zufiel, weil er die größte Gewandtheit im Umdrehen derſelben aus freier Hand entwickelte. Zum Kummer der drei Enkel Rantzau fiel dabei keiner in die glühende Aſche.

Es iſt leicht, mit Allers bekannt zu werden, vorausgeſetzt, daß er ſich von innen heraus zu jemand hingezogen fühlt; ſonſt freilich kann er auch ein ziemlich abweiſendes Weſen an den Tag legen.

„Der Mann gefällt mir nicht!" damit iſt oft die Sache abgethan, und Allers bleibt kühl bis ans Herz hinan, denn nach ſeinem Wahlſpruch: „Ich bin ein freier Mann und ſinge!" thut er ſich niemals Zwang an. Am wenigſten läßt er ſich zu Europens übertünchter Höflichkeit herab, wenn ſie ihm nicht von Herzen kommt. So erſchien auf Capri einmal eine Amerikanerin bei ihm, die ihm goldene Berge bot, wenn er ſie zeichnete. „Nicht rühr' an!" dachte Allers, und wirklich mußte die alternde Schöne unverrichteter Sache wieder abziehen.

Wir beide fanden uns ſchnell, als Allers in Meiningen die „Meininger" zeichnete. Bei allen ſeinen großen Erfolgen iſt er ſtets der gemüthliche Hamburger geblieben, der ſich durch nichts aus ſeiner Ruhe bringen läßt. Etwa 30 Jahre alt, iſt Chriſtian Wilhelm Allers wohlbeleibt und hat ein Paar Augen, aus denen uns Gutmüthigkeit und überwältigender Humor entgegenblitzen. Was er auch ſagt, kommt drollig heraus, und wenn er von ſeiner Jugend erzählt, die er theils bei ſeinen Eltern in Hamburg, theils auf dem Dorfe bei ſeinem Großvater verlebte, oder von ſeiner Sturm- und Drangperiode plaudert, in der er ſich für Koſt und Unterkunft durch ganz Italien „pinſelte", wo er Direktor eines wandernden Liebhabertheaters war, bei dem jeder nur ſpielen durfte, wenn er ein gewiſſes Honorar bezahlte, ſtets entwickelt er jenen köſtlichen Humor, der dem Zuhörer das Zwerchfell erſchüttert und zugleich die Augen feuchtet.

Auf Capri ſahen wir uns wieder. Plötzlich ſtand er in ſeinem großen Schlapphut vor mir, ganz der Alte, nur gebräunt von der Sonne des Orients, den er auf der „Auguſta Viktoria" kurz vorher beſucht hatte.

„Jetzt geht's los, Major, Capri-Mappe!" rief er mir entgegen.

„Menſch," war meine Antwort, „hundertmal habe ich Sie herbeigeſehnt, denn alles ſcheint hier für Ihren Stift geſchaffen zu ſein!"

Digitized by Google

Am nächsten Morgen um sechs Uhr stand schon das erste Modell vor ihm. Man muß es sehen, wie Allers zeichnet. Gummi, irgend welche Hilfsmittel kennt er nicht — Papier, ein mittelweicher Bleistift stets derselben Sorte, das ist alles, was er braucht. Aber nein, doch noch etwas: den kleinen und den Mittelfinger der rechten Hand, mit denen er die zarten Töne auf das Papier wischt.

In höchstens fünf Minuten sind die allgemeinen Umrisse seiner Modelle, welche er niemals gekünstelt hinstellt, sondern sich selbst überläßt, mit wenigen Strichen hingeworfen; dann schreitet er zu der Ausarbeitung des Kopfes, die mit einer so großen Schnelligkeit und Sicherheit vor sich geht, daß die Aehnlichkeit dem Beschauer sozusagen entgegenwächst. Er zeichnet nie etwas aus dem Kopfe, der kleinste Gegenstand seiner Blätter ist stets von der Natur abgenommen, und darauf beruht zum großen Theil die überzeugende Wahrheit seiner Darstellungen. „Schönheitspinsler bin ich nicht," pflegt er zu sagen, und die Nase von Herrn Soundso wird ebenso dick auf das Papier geworfen, wie Mutter Natur sie ihm in das Gesicht gepflanzt hat, und Fräulein Rosamundens Leberfleckchen wird zu ihrem Kummer auch verewigt.

Lothar Bucher.

Copyright 1902 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Allers unterhält sich bei der Arbeit gern, und niemals schafft er flinker und besser, als wenn es um seine Staffelei recht lustig hergeht, wenn der Becher kreist, wenn Musik erklingt oder wenn ihm jemand etwas vorliest. Zu dem letzteren versteht sich, wenn er ausnahmsweise „ohne Hofstaat" arbeitet, besonders seine prächtige Mutter, das Musterbild einer biederen echten Holsteinerin, an der er mit rührender Zärtlichkeit hängt und welcher er, gleich wie seinem Vater, einem früheren Hamburger Kaufmann, den Lebensabend zu verschönen sucht, so viel er nur kann. Sie wohnen in Karlsruhe in seiner Villa und führen dort ein beschauliches Dasein, begleiten ihn auch oft auf seinen Reisen.

Ich sprach vorhin von Allers' Staffelei, und jetzt fällt mir ein, daß er, wenn er mit Bleistift zeichnet, eine solche niemals benutzt, sondern daß ihm ein einfacher Pappendeckel, den er auf die Knie legt oder in der Linken hält, als solche dient. Er zeichnet stehend, sitzend, liegend, wie es die augenblickliche Lage eben mit sich bringt, und ist niemals seiner Stimmung unterworfen, er kann eben schaffen, wann er will — und er will immer. Daher auch die reiche Fülle seiner Werke. Wie viele Mappen hat er nicht schon geliefert? „Silberne Hochzeit", „Mikado", „Sprecathen", „Hochzeitsreise", „Hinter den Coulissen", „Marine" — Allers diente als strammer Einjähriger bei der Marine — „Capri", „Bakschisch" ꝛc. — und jetzt dieses Prachtwerk „Fürst von Bismarck in Friedrichsruh"!

Allers hat übrigens keineswegs, wie manche annehmen, ohne ernste Lehrjahre, sozusagen spielend seine jetzige Höhe erklommen; nachdem er eine Zeit lang Lithograph und Photograph gewesen war, trieb er bei Professor Keller in Karlsruhe eifrige Studien und hat zu dessen talentvollsten Schülern gehört.

Nach echter Malerart liebt er es, die Welt zu durchstreifen, ohne daß es ihm dabei an Sinn für die Häuslichkeit fehlt; dafür spricht sein Haus in Karlsruhe, seine alte Burg „Hohenklingen" am Rhein und seine Villa auf der Insel Capri, die er sich an der Punta Tragara, also auf einem der herrlichsten Punkte der göttlichen Insel, erbaut hat, hoch über dem tosenden Meere, mit dem Ausblick nach Süden, über die weiten tiefblauen Wasser, zwischen Weingerank, Orangen, Oliven und Feigen. Hier mag es sich gut ruhen! Ruhen? „Hier mag es sich gut arbeiten!" so muß es heißen, denn ohne Arbeit ist für Allers kein Leben. Mögen ihm dort mit den Seinigen noch viele schöne Tage beschieden sein, und möge er uns und der Nachwelt noch manches Prachtwerk seines Meisterstiftes schenken! Ich weiß noch um verschiedene Pläne, mit denen sich der Unermüdliche trägt, bin aber zu verschwiegen, sie auszuplaudern.

Beseitigung lästiger Haare.

Die Natur hat den Haarschmuck gar ungleich unter die Menschen vertheilt. Der eine verdeckt seine Blöße mit der Perücke, der andere kauft Bartwuchspomaden, die bekanntlich nur den Beutel erleichtern, ein dritter reißt sich in voller Verzweiflung die Barthaare aus.

Es gab und giebt auf der Welt außerordentliche Bärte, ellenlange Bärte, sie brachten aber den Besitzern nicht immer Glück und Segen. Hans Steininger, Bürgermeister zu Braunau, kam ja anno 1572 durch seinen bis auf den Erdboden reichenden Bart ums Leben, da er ihn beim Besteigen des Pferdes in den Steigbügel verwickelte und dadurch zu Falle kam. Außergewöhnlich sind jedoch nicht bloß solche Riesenbärte, außergewöhnlich sind auch kurze Bärtchen, wenn sie ein Frauenantlitz — schmücken. Sorgsame Raritätenforscher haben eine ganze Reihe von Bildnissen bärtiger Frauen aus verschiedenen Zeiten gesammelt, und wenn man den Spezialärzten Glauben schenken darf, so soll der Frauenbart eigentlich kein so seltenes Vorkommniß sein. Nur wird er nicht stolz zur Schau getragen, sondern im stillen Kämmerlein in seinem Wachsthum unterdrückt, sobald er sich vorwitzig über die Hautoberfläche hinauswagt.

Dieselben Erfahrungen wie die Aerzte machen auch die Redakteure der Familien- und Frauenblätter, auf deren Tischen sich nicht selten zierlich geschriebene anonyme Briefchen einfinden, in denen höflich und dringend gebeten wird, im Briefkasten unter „Treue Abonnentin" ein Mittel anzugeben, das den Haarwuchs gründlich und ein für alle Mal beseitigt.

Bis vor wenigen Jahren waren Aerzte und Redakteure in der schlimmen Lage, erklären zu müssen, daß sie nicht zu helfen vermöchten; man konnte das Haar nicht nach Belieben auf kahlen Stellen wachsen lassen und an behaarten es nicht gründlich vertilgen.

Da das Rasieren die Spuren nicht vollständig genug entfernt, hat man seit uralten Zeiten verschiedene „Depilatorien", Enthaarungsmittel, ersonnen: aus ätzenden Stoffen bereitete Pasten, welche auf die zu enthaarenden Stellen gestrichen werden. Je nach der Zusammensetzung der Masse läßt man dieselbe 3 bis 8 Minuten auf der Haut liegen; in dieser Zeit werden die Haare völlig erweicht, so daß sie sammt der Paste mit lauem Wasser abgewaschen werden können. Die enthaarte Stelle erscheint rein und glatt, manchmal auch geröthet und empfindlich; die Grübchen der Haarbälge heben sich als braune und schwarze Punkte ab, ein „Fehler", der leicht durch Puder verdeckt werden kann. Die Haare sind auf solche Weise tief in die Haut hinein zerstört, allein die Haarpapille bleibt erhalten, und so erneuert sich das Haar mit der Zeit; aber es wächst so langsam nach, daß die Vertilgung nur alle zwei bis vier Wochen vorgenommen zu werden braucht.

Digitized by Google

Bekanntlich enthalten manche dieser Depilatorien, wie das orientalische Rusma, das giftige Schwefelarsen, von ihrem Gebrauch ist daher dringend abzurathen.

Ein anderes Mittel besteht darin, daß man die Haare vermittelst einer Haarpincette oder — klebender Pechsalbe ausreißt. Doch sogar das mit Schmerzen ausgerissene Haar wächst nach einiger Zeit nach.

Erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, ein Mittel zur dauernden Entfernung lästigen Haarwuchses zu erfinden, das bei seiner Anwendung keine Narben zurückläßt. Allerdings geschah die Erfindung zuerst nicht in der Absicht, das schöne Geschlecht schöner zu machen, sondern um den Menschen in einem ernsten Leiden zu helfen.

Die Wimperhaare pflegen mitunter in fehlerhafter Richtung zu wachsen, sie üben dann einen fortwährenden Reiz auf das Auge aus, führen zu Augenentzündungen und selbst zu Verletzungen der Hornhaut, die für das Augenlicht gefährlich werden können. Reißt man ein solches Wimperhaar aus, so wächst es von neuem und ruft wieder die alten Beschwerden hervor. Die Aerzte waren darum von jeher bemüht, die Wimperhaare, wo es anging, durch Operationen in eine richtige Lage zu bringen oder auch sie dauernd zu beseitigen durch Zerstörung der Haarpapille. Das war auf verschiedene Art möglich, allein nach den Eingriffen blieb stets eine lästige Narbe zurück. Da wandte Dr. Michel in St. Louis im Jahre 1879 die Elektrolyse zuerst und mit Erfolg zur dauernden Beseitigung fehlerhaft gewachsener Wimperhaare an. Die Methode wurde zunächst unter den Augenärzten bekannt; nach und nach aber fand man heraus, daß sie sich ebenso dazu eigne, andere Haare, die an unrechtem Ort sich hervorwagten, zu entfernen, da bei ihrer Anwendung keine Narben an den enthaarten Stellen entstehen.

Die Elektrolyse, die man in Amerika, Deutschland und Frankreich mit Erfolg benutzt, wird derart ausgeführt, daß man den konstanten elektrischen Strom vermittelst einer Nadel auf die Haarpapille einwirken läßt. Der Strom ruft in den Geweben unter Entwicklung von Wasserstoff eine chemische Zersetzung hervor, durch welche die Haarpapille zerstört und das Haar ein für allemal beseitigt wird, so daß es nicht mehr nachwachsen kann.

Die Operation selbst geschieht in folgender Weise. Vor uns steht eine galvanische Batterie; die Patientin hält das mit dem positiven Pol verbundene Drahtende in der Hand, am Drahte des negativen Pols ist eine Stahlnadel befestigt. Der Operateur tritt vor die Patientin, in der linken Hand eine Haarpincette, mit welcher er das zu beseitigende Haar erfaßt und ein wenig vorzieht. In der rechten Hand hält er die Nadel, die er dicht am Haare in die Haut einsticht, bis er die Haarpapille erreicht hat. Dann wird der elektrische Strom geschlossen, und man läßt ihn etwa 15 bis 20 Sekunden einwirken. Nachdem die Nadel herausgezogen worden ist, wird das Haar mit der Pincette herausgehoben. Ist die Haarpapille wirklich zerstört, also die Operation gelungen, so läßt sich das Haar ohne merklichen Kraftaufwand leicht entfernen. Sitzt es noch fest, so ist das ein Zeichen, daß die Haarpapille nicht erreicht wurde und die Operation noch einmal vorgenommen werden muß. Die Sache ist natürlich nicht schmerzlos und nicht eben bequem. Die Operation ist eine langwierige, denn es können in einer Sitzung nur verhältnißmäßig wenig Haare, etwa 20 bis 30, beseitigt werden. Die Hand des Operateurs ermüdet und auch sein Geist wird bei dieser Arbeit abgespannt; andererseits wollen die Patientinnen meist zunächst das Schwinden der unausbleiblichen Hautröthung abwarten, bevor sie sich weiter operieren lassen.

Die dauernde Beseitigung der Haare auf elektrolytischem Wege ist somit nicht so einfach, sie erfordert Geschick und Geduld, ist eine Miniaturarbeit in vollem Sinne des Wortes. Sie erfordert auch so viel Sachkenntniß, daß sie nur vom Spezialarzte ausgeführt werden kann. G. H.

Gretchens Liebhaber.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von **Luise Westkirch.**

Die Zeit rieselte hernieder über Anton Rövers Vergangenheit, gleichmäßig, Tag um Tag, Woche um Woche, sein Leid wie seine Liebe vergrabend und verschüttend unter ihrer grauen Asche. Es ward ruhig in ihm, und er hütete sich wohl, an die verhüllende Decke zu rühren. Er mied Gretchens Wege, und sie kreuzte die seinigen nicht. So vergingen fast zwei Jahre, bevor er sie wiedersah.

An einem Sonntag gegen Dunkelwerden war es, auf dem Schützenplatz, wo ein Ballfest stattfand. Begleitet von Mutter und Bruder schritt sie selbstbewußt einher, im knappen hellen Kleide, und die Augen der Burschen folgten ihr, wo sie vorüberging. Auch Anton Röver sah ihr nach, in düsteres Sinnen verloren. Wußte sie um das Verbrechen ihres Bruders? — Er hatte während der zwei letzten Jahre in seinem Beruf soviel Verderbtheit kennengelernt, seine Meinung von den Menschen war so herabgedrückt worden, daß er, vollends in dem nie ganz überwundenen Groll, der sein Herz gegen Grete erfüllte, ihr Wissen um das Verbrechen des Bruders für wohl möglich hielt. Konnte die ganze Sache nicht ein abgekartetes Spiel zwischen ihr und dem geliebten Bruder sein — sie rief ihn ans Telephon und gab die Gelegenheit, er nützte dieselbe! Den Kassierer hatte sie immer gehaßt — was kümmerte es sie, daß er das Opfer wurde?

In einem der vornehmsten Schützenzelte, zu dem nur eingeladene Gäste Zutritt hatten, verschwanden die Drei; Röver ging ihnen nach und stellte sich an den Eingang des hellerleuchteten Raumes. Mit finsteren Blicken beobachtete er das Geschwisterpaar, aber so sehr er sich sträubte, sich einen weichherzigen Thoren schalt — sein Argwohn auch gegen die Schwester wollte nicht stand halten. Geradezu erquickend berührte ihn die gute trotzige Ehrlichkeit in Gretens Mienen, das kernhafte Selbstbewußtsein in der Haltung ihres Köpfchens, in den raschen knappen Bewegungen, der bestimmten Sprache. Nein, sie war keines Betruges fähig — sie konnte unmöglich auch nur Nachsicht üben gegen ein Verbrechen, sie, die jede Nachsicht für sich zurück zuweisen schien.

Und vor dieser Erkenntniß fühlte er seinen Haß gegen sie hinschmelzen in heißem Mitleid. Welche Qual, wenn sie des Bruders Schuld und Schande erfuhr — sie mit ihrem unbestechlichen Rechtsgefühl; wenn sie erfuhr, wie tief sie selbst sich an einem Unschuldigen versündigt hatte!

In diesem Augenblick wandte sich Grete mit einer raschen Bewegung dem Eingang zu, und ihre Blicke begegneten für eine Sekunde denjenigen Rövers, der im Bemühen, ihre Gestalt nicht aus den Augen zu verlieren, weiter vorgetreten war. Zusammenzuckend wandte sich Grete zu ihrem Bruder, der eben auf sie zukam.

„Sieh doch, Julius, der Röver! Der untersteht sich, hierher zu kommen!“

„O, der darf jetzt überall hinkommen, von Amtswegen. Er gehört zur geheimen Polizei.“

„Zur Polizei? Das ist hübsch! Erst selbst betrügen, dann andere ans Messer liefern!“

Es war Julius nicht angenehm, an Röver erinnert zu werden, aber er unterdrückte sein Unbehagen. „Wie hart Du wieder urtheilst, Schwesterchen! Bedenke doch die Macht der Versuchung und daß nicht jeder sich eines Vaters und einer Mutter rühmen darf, wie sie uns beiden geworden sind.“

Er sagte das mit leiser Stimme — er redete jetzt immer leise — aber doch so laut, daß Frau Meermann, die breit und kerzengerade hinter ihnen auf einem Stuhle saß, den letzten Satz hören konnte, und der Weihrauch zog ihr gar lieblich in die Nase, obgleich sie sich nichts merken ließ.

Das Verhältniß zwischen ihr und Julius war seit einiger Zeit besonders innig geworden. Ihr Sohn wuchs sich aber auch täglich mehr zu einem Mustermenschen aus. Hatte er vordem leichtsinnig ausgeplappert, was ihm die Seele bewegte, so wurden nunmehr seine Reden, sein ganzes Wesen von Tag zu Tag gesetzter und überlegter, der Inhalt dessen, was er sagte, immer mehr der Ausdruck eines edlen vortrefflichen Gemüths.

So schien es wenigstens der Mutter. Wenn sie aber in die Brust dieses „Mustersohnes“, wie sie ihn nannte, hätte schauen können, sie würde sich entsetzt haben vor der berechnenden Verderbtheit, die hier wohnte. Julius Meermann sagte sich, um sich dauernd zu sichern, müsse er vor den Augen der Menschen dastehen als einer, dem man „das“ auch nicht im entferntesten zutraute. „Das“! Es war ihm nichts bewiesen, er hatte nicht einmal in Verdacht gestanden; es war Gras über die Geschichte gewachsen, die Menschen dachten an anderes; zwischen ihm und Habermann rauschte das Weltmeer, er selbst war ein strebsamer, junger Kaufmann, der Liebling seines Chefs, das angestaunte und beneidete Vorbild seiner Freunde. Dennoch war „das“ nicht gestorben, nicht einmal eingeschlummert, vielmehr unheimlich lebendig. Es saß ihm im Herzen und grub und bohrte, es schaute ihm über die Schulter höhnisch in seine Bücher, es war sein unzertrennlicher Gefährte bei Tag und Nacht. Langsam wühlend, hatte es ihn von Innen heraus umgemodelt, einen völlig anderen Menschen aus ihm gemacht. Und nun kam er sich vor wie eine Doppelexistenz, ihm war, als stecke sein eigentliches Ich mit dem

angstvollen schuldbewußten, aber heiß und begehrlich schlagenden Herzen in dem fremden kalten gemessenen Menschen, den er vor der Welt spielte, wie in einer steinernen Hülle, welche enger und enger wurde von Tag zu Tag und ihm Athem und Leben zu nehmen drohte. Und eine furchtbare Bangigkeit packte sein bedrängtes Selbst, es mußte sich Luft schaffen, sich den Beweis liefern, daß es noch lebe, und weil ihm dafür neben dem neuerstandenen Julius Meermann am Tage kein Raum blieb, so wählte es die Nacht, sich auszurasen. Ein gefährliches Rasen! Habermann zwar war über der See, aber Julius fand mit Erstaunen, daß die Habermanns nur so aus den Pflastersteinen aufschossen und daß seine wilde Laune ihn wieder genau in dieselbe gefährliche Lage brachte, aus der jene That der Verzweiflung ihn einst hatte retten müssen. Sorgfältiger noch als vor zwei Jahren verhüllte er dieses nächtliche Treiben. Grete wurde nicht mehr in Anspruch genommen, um die knarrende Thür seiner Kammer einzuölen. Der Nothausgang, den er früher nur ein paar Mal zum Scherz benutzt hatte, war sein gewöhnlicher Weg geworden, durch den er zur Nachtzeit aus und ein ging. Das Licht auf seinem Schreibtisch brannte derweil hell, und wenn Mutter oder Schwester, aus dem Schlaf aufwachend, ihre Augen rieben, sahen sie das erleuchtete Viereck seines Fensters über den Hof schimmern und waren voll Bewunderung für die Arbeitskraft und Arbeitslust ihres Lieblings und höchstens in Sorge, daß der unermüdlich Thätige sich zu viel zumuthe. Frau Meermann machte dem Sohne auch ab und zu gelinde Vorstellungen über sein langes Aufsitzen, besonders wenn die Schatten unter seinen Augen einmal wieder ungewöhnlich tief wurden, aber Julius lächelte nur ablehnend dazu.

„Man muß seine Schuldigkeit thun, Mutter, so gut man kann. Haben der Vater und Du mir nicht das Beispiel gegeben? Mein Prinzipal rechnet auf mich, ich darf sein Vertrauen nicht täuschen."

Und Frau Meermann trug den Kopf noch einmal so hoch nach solch stolz bescheidener Antwort; im geheimen betete sie den Sohn an. Ihr Mann hatte ja auch seine Schuldigkeit gethan, gewiß — aber prunklos, nüchtern, platt, als etwas, über das zu reden sich nicht lohnt, weil es sich von selbst versteht; ja er hatte sogar einen unüberwindlichen Widerwillen bekundet gegen alle schön klingenden Redensarten. Es war aber doch etwas Hübsches und Einnehmendes um weise Worte, das sah Frau Meermann jetzt mit steigender Bewunderung an ihrem Sohne. —

Von der Stadt hallte zum Schützenplatz herüber der Schlag der Mitternachtsstunde. Julius, der sich in dem „spießbürgerlichen" Zelt grausam langweilte und seine Nacht gern lustiger beschlossen hätte, zog mahnend die Uhr hervor. „Es wird hohe Zeit, Mutter," sprach er sanft, doch mit der Miene eines Paschas, der gar nicht daran denkt, daß jemand ihm widersprechen könne.

Die Mutter widersprach auch nicht, obgleich ihre Tochter den ganzen Abend und eben jetzt wieder auffallend von einem jungen Kaufmann ausgezeichnet worden war, welcher Inhaber eines flotten Geschäfts und deshalb bei den Müttern heirathsfähiger Töchter wohl gelitten war. Allein Grete in ihrer raschen Weise fuhr dazwischen.

„Heimgehen? Jetzt schon? Ich denk' nicht dran!"

Auf diesen „unschönen" Ausbruch antwortete Julius nicht; er redete weiter zur Mutter, ebenso leise, ebenso gemessen wie zuvor und ohne jedes Zeichen von Ungeduld: „Ich halte es doch für besser, aufzubrechen, Mutter. Bis jetzt war das Fest durchaus hübsch. Später möchte ich hier keine Verantwortlichkeit mehr meiner Mutter und Schwester gegenüber übernehmen."

„Hast recht, Julius! Alle Freude muß Maß und Ziel haben — also mach' Dich fertig, Grete, hörst Du?"

Grete rüstete sich nur langsam und verdrossen zum Heimgehen; sie hätte gar zu gern noch eine Weile getanzt, wenn auch nur, um diesem frechen Menschen, dem Röver, der schon seit mehr als einer Stunde wieder am Eingang des Zeltes stand und sie mit seinem unheimlichen Blicke anstarrte, zeigen zu können, daß seine Gegenwart nicht imstande sei, ihr das Vergnügen zu verderben.

Als sie dann zu Hause ihren Feststaat abgelegt hatte und ihr Lager in der Kammer ihrer Mutter aufsuchte, zog Frau Meermann sachte die Gardine von den Scheiben zurück und deutete hinüber nach dem hell erleuchteten Fenster des Sohnes.

„Siehst Du, Grete, er arbeitet wieder, der brave Junge! Sein Pflichtgefühl hat ihn heimgetrieben. Wie selbstsüchtig würde es von uns gewesen sein, hätten wir noch mehr von seiner kostbaren Zeit für unser Vergnügen beanspruchen wollen."

Und Grete schämte sich ehrlich.

Julius Meermann aber arbeitete wirklich während dieser Nacht, allerdings nicht in seiner Kammer, sondern auf dem Festplatz der Schützengilde; auch nicht an einer kaufmännischen Unternehmung, sondern an seinem Unglück und an der Schande der Seinigen. Es ward eine verhängnißvolle Nacht für ihn, er verlor im Spiele eine bedeutende Summe, die innerhalb einiger Tage beglichen werden mußte — und er beglich sie auf dieselbe Weise, wie er in letzter Zeit auch für manche andere dringende Fälle Rath geschafft hatte. Die Sache machte sich wirklich ganz einfach — ihn selbst nahm's wunder, wie viel leichter als das erste Mal ihm jetzt der Schritt über das Gesetz hinaus wurde. — —

Etwa eine Woche nach dem Schützenfest kam Julius schon vor der Mittagszeit nach Hause.

„Grete, thu' mir die Liebe und packe meinen Koffer! Ich habe noch einige Gänge vor." Er war sehr blaß, seine Augen brannten wie im Fieber.

„Willst Du denn verreisen?" fragte Frau Meermann.

„Ja, in Geschäftssachen. Mein Prinzipal schickt mich. Wie gesagt, ich habe nicht einen Augenblick zu verlieren."

Und dann zögerte er doch auf der Schwelle und wandte seine heißen Blicke zurück auf das Stübchen mit seiner behaglichen Wohlhabenheit, auf die Kuckucksuhr, die einst des Knaben Freude gewesen war, auf das dunkelbraune Spind, in dem die Honigkuchenvorräthe der Mutter verwahrt wurden, auf das schwarze Ledersofa, auf dem der Vater abends sein Pfeifchen geraucht und seinen Jungen auf den Knien geschaukelt hatte. Zuletzt, am längsten, hafteten seine Augen auf dem Antlitz der Matrone, die in dem Urväterseffel Platz genommen hatte, zwischen dessen weitgeschweiften Backenlehnen der alte Meermann einst zu einer besseren Welt hinübergeschlummert war, und ein eigenthümliches Schlucken zerschnitt dem Scheidenden die Rede. „Ich — ich habe noch nicht gefragt, Mutter — wie geht's Dir heute?"

Seit einiger Zeit litt Frau Meermann an Gicht, und der Arzt fürchtete, daß sie völlig lahm werden könne, aber sie ertrug diese Aussicht mit Spartanermuth. „Meine Kinder werden meine Krücken sein," sagte sie denen, die sie bemitleideten.

„Wie immer, wie immer," erwiderte sie auch jetzt wohlgemuth. „Mach' Dir keine Sorge um meinetwillen, mein Junge! Ich bin alt, habe mein Theil in der Welt geschafft und genossen und darf mich getrost in diesen Winkel da setzen, wenn meine Füße einmal nicht mehr mit wollen. Aber Du bist jung und sollst noch viel beschicken in der Welt. Und mir scheint, Du siehst angegriffener aus als seit langer Zeit. Du mußt Dich besser schonen lernen!"

Bewegt ergriff Julius die Hand seiner Mutter. „Mir geht's gut, ganz gut," sagte er gepreßt. „Ich bin stark, und wenn ich wiederkomme —" Plötzlich fiel er der Greisin um den Hals und küßte sie, wie er es seit seiner Kindheit nicht mehr gethan hatte. „Werde gesund, Mutter, ganz gesund und kräftig — damit Du keiner Stütze mehr bedarfst!"

Frau Meermann wischte verwundert einen heißen Tropfen von ihrer Wange, der aus des Sohnes Augen darauf gefallen war, und sagte zu Grete, als Julius hastig hinausgeeilt war: „Er hat sich ernstlich übernommen — der arme Schelm ist ganz nervös. Ich werde wahrhaftig, wenn er wiederkommt, mit dem Arzte reden müssen."

Wenn er wiederkommt! —

Grete ging in des Bruders Kammer, nahm den Koffer vom Brett und füllte ihn sorgsam und flink. Erst das Leinenzeug, dann die Stiefel, die Hausschuhe, den feinen Sonntagsrock, den Frack für alle Fälle, die Handschuhe, das Kursbuch oben auf: nun noch Plaid und Schirm. War das alles? — Er sah nicht gut aus, der Bruder, die Mutter hatte recht. Und wie überreizt er war! Aufgeregt bis zu Thränen über eine Trennung von Tagen! Es mußte etwas für seine Gesundheit geschehen. Als Knabe hatte er einmal in ähnlicher Weise gekränkelt, damals waren ihm vom Arzte Chinintropfen zur Stärkung verordnet worden mit gutem Erfolg. Seitdem bewahrte er beständig ein

Fläſchchen mit dieſen Tropfen in ſeinem Schreibtiſch auf, ſie nach Bedarf einzunehmen, manchmal täglich, dann wieder in monatelangen Zwiſchenräumen. Dieſe Arznei, wenn er noch davon beſaß, wollte ſie ihm in den Koffer legen. Sein Schreibtiſch war verſchloſſen; aber ſie wußte, der Schlüſſel hing im Kleiderſchrank; richtig, da war er! Sie öffnete eine Schublade nach der anderen, das Fläſchchen fand ſich nicht. Doch vielleicht ſtand es in dem geheimen Fache, das ſich hinter einer der Laden befand. Grete kannte es wohl, es war in ihrer Kindheit immer ihre Hauptfreude geweſen, wenn ſie es, auf dem Schoße des Vaters ſitzend, hatte öffnen dürfen. Mit ihren kleinen Händchen hatte ſie dann nach der Feder getaſtet und aufgejauchzt, wenn auf einen leichten Druck die Klappe emporſchnellte. Sie kannte die Stelle der Feder noch genau — ein Druck, und die Klappe ſprang auf. Sie griff in das Fach. Kein Fläſchchen! Nur ein zuſammengelegtes Papier lag drin. Neugierig zog ſie es hervor . . . am Ende gar ein Liebesbrief, und der Duckmäuſer von Bruder that immer, als ſei ſein Herz unverwundbar! Nun, diesmal wollte ſie ihm ſchon auf ſeine Schliche kommen! Aber das war ja gar kein Brief, ſondern ein Blatt mit Zahlen, eine Berechnung — das war . . . Sie ſtieß einen gellen Schrei aus und fiel vor dem Schreibtiſch auf die Knie, das Blatt in der Hand. Ob ſie es kannte, dieſes Blatt mit Röders Handſchrift, obgleich ſie es nie mit Augen geſehen hatte! Mit eifriger Spannung war ſie ſeinerzeit dem Prozeß gegen den Kaſſierer gefolgt, ſie und ihre Freundinnen. Einige von ihnen pflegten den Gerichtsſitzungen beizuwohnen. Er hatte es oft und genau beſchrieben in ſeiner Vertheidigung, der Unglückſelige! Das war die Form des Papiers geweſen, das hatte darauf geſtanden, ſo lautete die Berechnung, ſo die Summe — o, ſie kannte es! Und nun lag es im Geheimfach ihres eigenen Bruders!

Ein wilder Ruf ſchreckte ſie aus ihrer Betäubung. Julius ſtand auf der Schwelle, aſchfahl, mit weit aufgeriſſenen Augen.

„Was — was geht hier vor?“

„Schließ' die Thür!“ herrſchte Grete ihn an und richtete ſich langſam vom Boden auf. Dann, vor ihn hintretend, hielt ſie ihm das Blatt vor die Augen.

„Kennſt Du dies?“

„Dies?“ Er taumelte zurück. „Wie kommt dies in Deine Hand? Wie kannſt Du Dich unterſtehen —“

Und wüthend haſchte er nach ihrem Arm, um ihr das Blatt zu entreißen, aber ſie ſtieß ihn zurück.

„Dieb!“

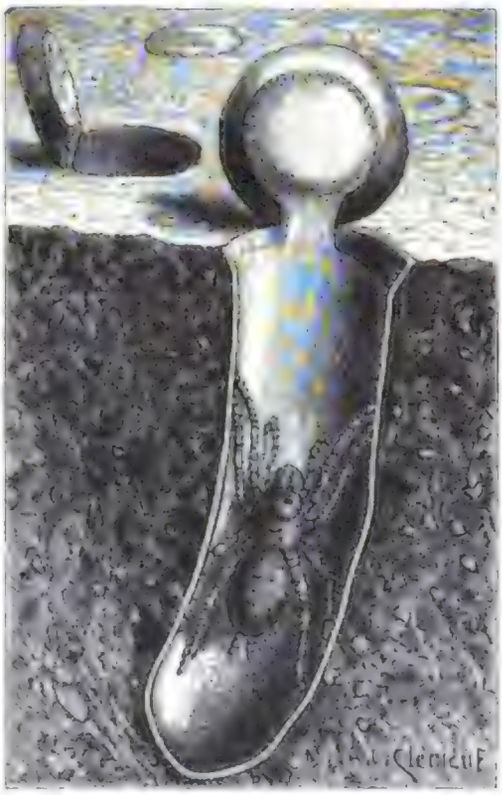
Es war das Wort, das ſein Gewiſſen ihm wiederholt hatte Tag und Nacht, das nun zum erſten Male eine Menſchenſtimme ihm ins Geſicht ſchleuderte, und vor ſeinem Klang ließ er die Maske fallen, die er bis zur Stunde zur Schau getragen hatte. Er ſank auf den Stuhl vor dem Schreibtiſch, ſchlug beide Hände vor ſein Geſicht und weinte.

Ihre Hand, die das verhängnißvolle Papier hielt, ſank ſchlaff herab, ihre ganze Geſtalt bebte.

„Julius,“ begann ſie tonlos, „ſag' nur ein Wort, daß es nicht wahr iſt, daß Du trotzdem unſchuldig biſt. Julius,“ ſchrie ſie auf, „ſag' mir, daß Du das nicht gethan haſt!“

Er aber ſenkte den Kopf noch tiefer. „Ich hab's gethan, Grete. Ich bin ein ſchwacher, ſchlechter Menſch! Die Verſuchung war zu mächtig — wenn Du wüßteſt — wenn ich Dir ſagen könnte —“

Mit ſchneidender Verachtung unterbrach ſie ihn. „Haſt's gethan und konnteſt dulden, daß der andere, daß Dein Freund zu Grunde gerichtet wurde durch Deine Schuld?! Haſt es mit angeſehen und haſt dazu geſchwiegen?!“



Die Minierſpinne.

„Ich hab's ja nicht gewollt! Bei allem, was mir heilig iſt, ich hab' das nicht gewollt! Es hat mich nachher genug gequält, daß ich in der Eile die Zeitung mit ſeinem Namen unterſchoben habe. Ich hatte gemeint, ſie ſollten die Poſt verantwortlich machen, und es würde nie herauskommen. Für ſo ſchlecht wir' Du mich doch nicht halten, daß ich dieſen Ausgang beabſichtigt hätte! Und glaub' mir, wenn er elend geworden iſt — ich bin zehnmal elender! So elend, daß es ſchier eine Wohlthat für mich iſt, endlich einem Menſchen — Dir, Grete, ſagen zu können, was ich leide, wie grenzenlos ich mich verachte. Und wenn ich mich nicht entſchließen konnte, den Zeugen da zu vernichten, ſo iſt's, weil mir davor graute, an dieſe Vergangenheit zu rühren.“

Grete war hart wie Stein ſeinem Jammer gegenüber. „Weißt Du, daß ich Anton Röder grauſam beſchimpft habe in ſeinem Unglück? Weißt Du, daß ich ihn mir geflucht hat? Und Du, Du warſt der Verbrecher! O, ſchön, ſchön!“ Und in ſinnloſer Verzweiflung packte ſie den Arm des Schluchzenden. „Gieb mir das Wort zurück, das ich zu jenem geſprochen, den Hohn, mit dem ich ihn tödlich verwundet! Aber — was denk' ich an mich, was liegt an mir, an uns! Wer giebt dem Aermſten die Jahre wieder, die ihn durch Schimpf und Schande verbittern mußten, wer ſeine verlorene Zukunft, auch wenn er von jetzt an gerechtfertigt daſteht?!“

Julius hob horchend den Kopf.

„Gerechtfertigt? Du denkſt doch nicht — — Grete, willſt Du Deinen Bruder verrathen?“

„Haſt Du geglaubt, daß ich mich zu Deiner Mitſchuldigen machen werde?“

Er wagte, ihr in die funkelnden Augen zu ſehen. „Um unſerer Mutter willen —“ ſtammelte er.

Da rief ſie außer ſich: „Elender, und er — hat er nicht eine Mutter ſo gut wie wir?“

Julius ſprang empor; angeſichts dieſer Gefahr, an die er bisher noch gar nicht gedacht hatte, fand er ſeine Faſſung wieder, und eine leiſe Unentſchloſſenheit, die er bei der Nennung der Mutter trotz der heftigen Entgegnung auf dem Geſicht der Schweſter zu leſen glaubte, gab ihm einen Theil ſeiner Sicherheit zurück.

„Thu', was Du glaubſt verantworten zu können,“ ſagte er entſchloſſen. „Wenn Du Dich verpflichtet fühlſt, der Mutter das Herz zu brechen — ich kann Dich nicht daran hindern. Aber mich wirſt Du nicht wiederſehen —“

„Was ſoll dieſe Andeutung, dieſe ganze überſtürzte Reiſe?“

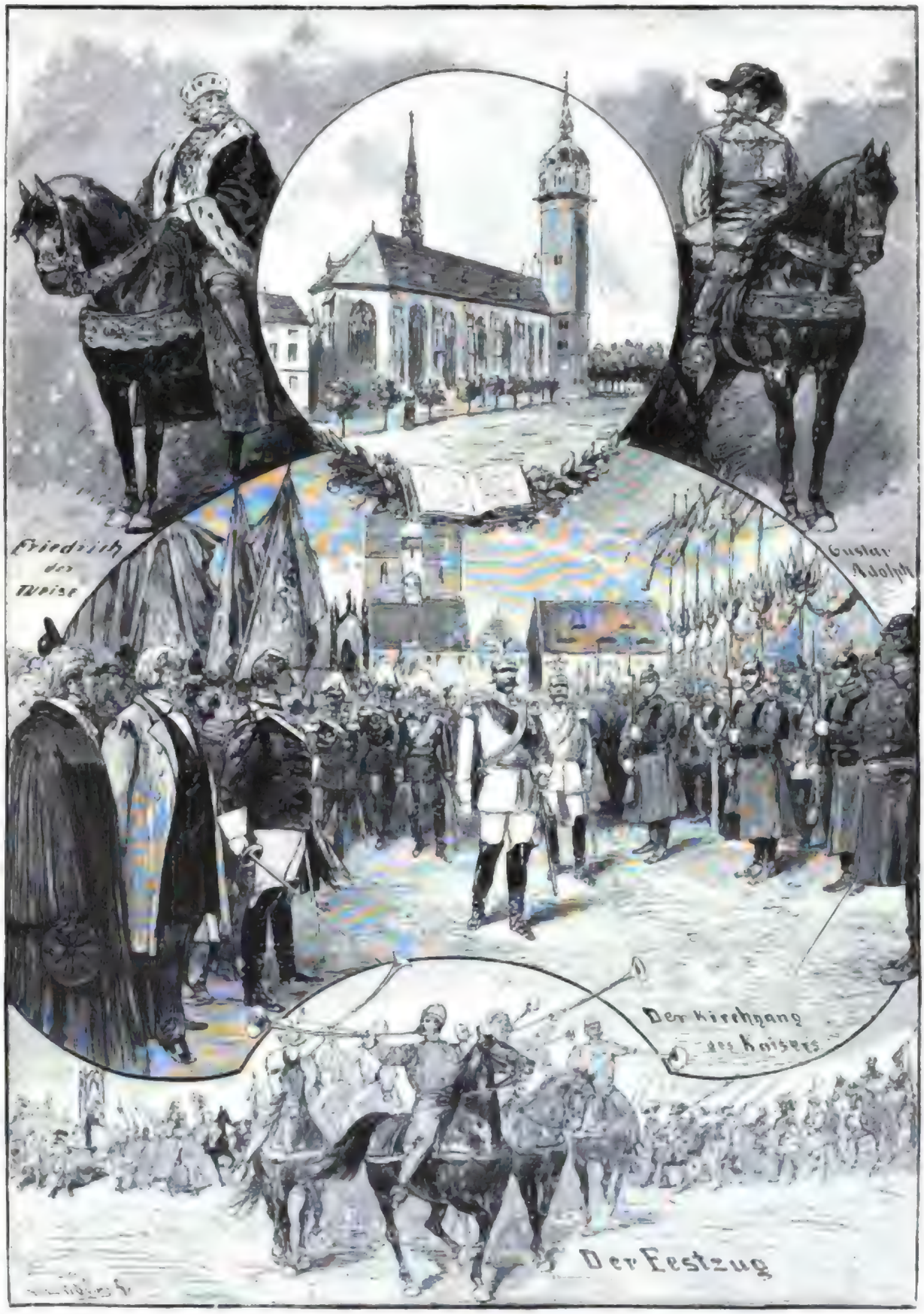
Grete erhielt nur einen unſicheren Blick des Bruders zur Antwort. Und plötzlich begriff ſie — o, ſie begriff jetzt wunderbar gut. „Julius! Du haſt abermals geſtohlen!?“

„Ich kann's nicht leugnen,“ ſagte er trotzig, „ein paar hundert Mark aus des Chefs Kaſſe, zu der ich den Schlüſſel führe. Ich hoffte, ſie geſtern oder heute erſetzen zu können, aber das Pech im Spiel verfolgt mich ohne Unterlaß. Und er kommt heut' abend ſchon heim, zwei Tage früher, als wir angenommen hatten. Er muß die Sache entdecken. So wird's wohl das Beſte ſein, ich geh' übers Meer, und dazu hab' ich mir noch einiges — Reiſegeld genommen. Es iſt die letzte Schande, die ich Euch mache,“ fügte er mit einem nervöſen Zucken ſeiner Mundwinkel hinzu.

Sie ergriff mit wilder Haſt ſeinen Arm. „Du bleibſt! Tauſend Mark habe ich auf der Sparkaſſe. Ich erhebe ſie. Du deckſt davon die Summe, die Du unterſchlagen haſt. Dein letztes Verbrechen iſt ungeſchehen zu machen — um unſerer Mutter willen —“

„Grete, Du wollteſt . . .?“ In dem Augenblick, da er im Begriff ſtand, mit ſeiner behaglichen geachteten Exiſtenz zu brechen,

Digitized by Google



Die Einweihung der wiederhergestellten Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1892.
Originalzeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

in Schande, Gefahr und Elend hinaus zu gehen, in diesem Augenblick bot sich ihm Aussicht auf Rettung! Er sollte in den bequemen Verhältnissen bleiben dürfen, ein angesehener, beneideter Mensch nach wie vor!

„Grete, wie gut Du bist!“

„Ich begehre keinen Dank von Dir,“ erwiderte sie mit eisigem Nachdruck, dem Kuß ausweichend, den er in überströmender Dankbarkeit auf ihre Wange drücken wollte; unwillkürlich strich sie über die Stelle ihres Kleides, welche seine ausgestreckte Hand berührt hatte, als müsse sie da etwas wegwischen.

Er ließ sich dadurch nicht irre machen. „Ich will mich bessern, Grete! Gewiß und wahrhaftig, Dein Opfer wird nicht umsonst gebracht sein. Ich will ein braver rechtschaffener Mensch werden — ich schwöre Dir, das will ich!“

„Kannst Du das?“ fragte das Mädchen schneidend und deutete auf das Blatt in ihrer Hand. „Kannst Du das — nach diesem?!“

„Gieb mir den Zettel, Grete!“

„Nein!“

Er erbleichte. Ein grausamer Zug von Härte lag um ihren zusammengepreßten Mund! „Grete — Du wirst Deine Gutthat an mir nicht selbst zu nichte machen wollen?!“

Sie schwieg.

„Grete!“

„Ich weiß nicht, ich verspreche nichts!“

„Thu' das kleinere menschlichere Unrecht — rette Mutter und Bruder! Was geht Röver Dich an? Ein Fremder, ein Dir verhaßter Mensch!“

„Um so unerträglicher, in seiner Schuld zu stehn, gedemüthigt vor ihm bis in den Staub! Es bringt mich um den Verstand!“ Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Er ließ nicht ab, zu betteln. Einschmeichelnd, überredend klang seine Stimme. „Keine Pflicht der Welt gebietet Dir, Zeugniß abzulegen wider Deinen Bruder. Nicht einmal das Gericht würde Dich zu einer Aussage gegen mich zwingen. Denk' an unsere Kindheit, Grete, an unsere brave rechtschaffene Mutter! Du brauchst ja nicht zu lügen und zu heucheln, nur zu schweigen. Grete, nicht wahr, Du wirst schweigen?“

„Ich will's versuchen — sage der Mutter irgend einen Grund, warum Deine Reise unterbleibt!“ Die Worte rangen sich mühsam los von ihren Lippen und fielen wie eine Centnerlast auf ihr Gewissen. Schwankend ging sie zur Thür, ungeduldig die Zärtlichkeiten abwehrend, mit denen der Bruder sie zu überschütten suchte. —

Es war eine qualvolle Zeit, die jetzt für Grete begann. Sie hatte den verhängnißvollen Zettel in ihrer Kommode verborgen. So oft sie nun die Lade aufzog, war es ihr, als schauten daraus zwei dunkle Augen, die sie nur zu gut kannte, vorwurfsvoll drohend zu ihr auf. Sie versteckte das Papier in den fernsten Winkel ihres Kleiderschrankes, zuletzt verschloß sie es in ein Kästchen — es half nichts; ein unheimliches Leben steckte in dem Blatt; auch durch die Wände des Schrankes schien es zu schimmern, und die schwarzen vorwurfsvollen Augen verfolgten sie bis in den Traum. Wachend und schlafend schleppte sie das Bewußtsein ihrer unfreiwilligen Schuld mit sich herum.

Diese Schuld hatte schon des Bruders Wesen verwandelt, jetzt verwandelte sie auch das der Schwester.

Der Mutter fiel's auf, wie still und gedrückt ihre fröhliche Grete einherging; die Freundinnen wunderten sich, wie allmählich der stolz zurückgeworfene Kopf herabsank auf die Brust, und dem braven Julius, der seit seiner unverhofften Errettung sich in rosigster Stimmung befand, lief's eiskalt über den Rücken, so oft er inmitten seiner scheinheiligen Reden dem Blicke der Schwester begegnete. Er fand es bald noch ungemüthlicher daheim als früher und nach einer Enthaltsamkeit von vierzehn Tagen fing er von neuem an, bei seinen alten Freunden Zerstreuung und Betäubung zu suchen.

Grete aber hatte den gesunden Schlaf der Jugend verloren. So oft sie nachts müde auf ihr Lager sank, schauten durch die Dunkelheit Anton Rövers Augen sie an, wie sie sie angeschaut hatten an jenem Tag, als man ihn verhaftete. Und ein Dämon wiederholte ihr jedes Wort, das sie damals zu ihm gesprochen hatte, immerfort, immerzu. „Mengen Sie meines Bruders ehrlichen Namen nicht in Ihre unsauberen Händel!“ — „Nicht lächerlich, nein verächtlich macht die Zuneigung eines Betrügers!“ Da war kein Wort vergessen, keines gemildert, und immer von vorne fing die Stimme an, in entsetzlicher Einförmigkeit. Es konnte so nicht dauern — sie mußte Befreiung suchen von dem Bann, in den des Bruders That sie geschlagen hatte. Aber was sollte sie thun? Die Ehre, die der Bruder Röver genommen hatte, konnte, durfte sie dem Beraubten nicht zurückgeben! Aber vielleicht ließ sich gut machen, was sie persönlich gegen ihn gefehlt hatte? Sie war dazu bereit, ernstlich und ohne Bedingung! Ihren Besitz, ihre Arbeit, ihre Person — sie würde klaglos alles hingegeben haben zur Tilgung dieser Schuld. Das erste war — sie mußte ihm ihre Grausamkeit abbitten, ihn anflehen um Verzeihung! Vielleicht daß dann diese furchtbare Spannung von ihr wich.

Wenn sie nun abends aus dem Geschäft heimkehrte, legte sie es darauf an, Röver zu begegnen; sie machte künstig einen Umweg durch die Straße, in der er wohnte, und nach einigen fruchtlosen Versuchen gelang ihre Absicht — aber er sah sie nicht oder wollte sie nicht sehen. Am nächsten Tage wiederholte sie den Versuch um dieselbe Zeit. Diesmal ging sie dicht an ihm vorüber, sie streifte ihn fast, allein sein Blick blieb starr geradeaus gerichtet. Nun blieb kein Zweifel mehr — er *wollte* sie nicht bemerken. Sie hätte sich's denken können — er behandelte sie, wie sie es verdiente. Aber Frieden — wie sollte sie Frieden finden!

Und von plötzlicher Eingebung geleitet, kehrte sie um und schlich dem Heimkehrenden nach auf den Hof, auf den die Fenster seiner Wohnung gingen. Vor einem dieser Fenster stand sie mit klopfendem Herzen still, sehen wie eine Verbrecherin, und suchte durch die Vorhänge in das erleuchtete Zimmer hineinzuspähen. Das eine Rouleau, das schadhaft gewesen und bei der Ausbesserung ein wenig zu kurz gerathen sein mochte, schloß nicht völlig, so konnte sie einen Blick hineinwerfen in die Stube.

Eben trat er ein. Der Hund flog mit Freudengebell an ihm empor, und die alte Frau — wie rasch sie vom Stuhle sich erhob, ihrem Sohn entgegen! Freude leuchtete aus jedem Zuge des kleinen runzligen Gesichtes! Er aber lächelte, als er sich herabbeugte, ihr welkes Antlitz zu küssen, und alles Finstere, Drohende in seinen Mienen löste sich in diesem Lächeln. O, er war ein guter Sohn — *diese* Züge heuchelten nicht, während daheim . . . Daß sie diesen Vergleich nicht unterdrücken konnte, so weh er ihrem Herzen that!

Warum hatte sie diesen Mann gehaßt, der zehnmal mehr werth war als ihr Bruder! Ueber ihn war das Unglück in seiner schlimmsten Gestalt, waren unverdient Armuth und Schande zugleich hereingebrochen, und sie hatten ihn fest gefunden, unerschütterlich, entschlossen thätig, rücksichtsvoll gegen die Mutter im Leid wie im Glück. Eine heiße Fluth stieg ihr in die Augen und ließ das Zimmer und die Gegenstände darin vor ihrem Blicke verschwimmen. Leute kamen über den Hof. Sie entfloh und kehrte heim, nur noch bedrängter in ihrem Innern. Ihr war die Macht verliehen, diesen beiden Menschen das volle Glück zurückzugeben, den Druck, der auf ihnen lastete, fortzunehmen — und sie durfte diese Macht nicht brauchen, durfte diesen Weg nicht gehen, den einzigen, das fühlte sie, der zugleich ihre eigene Verschuldung gemildert hätte.

Eine verzehrende Sehnsucht ergriff sie, etwas, nur etwas zur Freude und zum Glücke der Heimgesuchten ins Werk setzen zu können. Sie grübelte darüber Tag und Nacht — vergebens! Es gab nur das eine: die Ehre der Ihrigen preisgeben, um sie jenen zurückzubringen. Und das konnte sie nicht! Aber wenn Julius jetzt in seiner glatten schmeichlerischen Weise der Mutter nach dem Munde redete, und diese, stolz wie eine Herrscherin in ihrem Sessel thronend, bewundernd zu dem vergötterten Sohne hinüberschaute und von der Ehrbarkeit und Tüchtigkeit sprach, die sich von den Eltern auf die Kinder vererbe, von den Vergehen der Söhne, in denen sich die Schuld der Väter räche — dann wurde Grete von einer erstickenden Angst gepackt vor der ungeheueren Lüge, zu der ihr und der Ihrigen Leben geworden war. Und eine Besorgung, einen Abendbesuch bei einer Freundin vorschützend, stürzte sie hinaus in den Regen, in das Dunkel, Straße um Straße durchjagend, bis sie sich vor den Fenstern der Röverschen

Wohnung wiederfand, um durch die Lücke des Vorhangs hindurch eine strickende alte Frau zu beobachten oder den Bewegungen des Mannes am Schreibtisch zu folgen, angstvoll nach dem Ausdruck größeren oder geringeren Wehs in den Zügen desjenigen zu spähen, der einst seine beiden Hände unter ihre Füße hätte breiten mögen, ohne daß sie ihm nur einen flüchtigen Blick des Dankes dafür gegönnt haben würde. Jetzt lagen Haß und Fluch und Sünde zwischen ihnen, und eine lähmende Angst vor ihm war über sie gekommen.

Längst schon wagte sie nicht mehr, seinen Weg zu kreuzen. So oft sie seine Gestalt von weitem sah, durchrieselte sie ein kalter Schauer. Wenn er wüßte! O, der Blick, mit dem er sie anschauen würde, vor dem sie versinken mußte, wenn er erfuhr, daß sie ihn hätte retten können und keine Hand gerührt habe! So wich sie ihm aus, sorgfältiger noch als zu der Zeit, da seine Neigung sie verfolgt hatte, und doch schien es ihr täglich mehr, als ob der Friede ihrer Seele abhänge von einem versöhnlichen Worte aus seinem Munde.

Eben in dieser Zeit war es, daß der junge Kaufmann, der Gretchen auf dem Schützenfest ausgezeichnet hatte, das nachdenkliche stille Wesen, welches Fräulein Meermann seit kurzem angenommen hatte, auf eine keimende Neigung zu seiner eigenen geschätzten Person deutend, Frack und Cylinder ausbürstete und als ehrbarer Freier die Treppe zu Frau Meermanns Wohnung hinaufstieg. Er wurde von der alten Frau so zuvorkommend aufgenommen wie gute Partien von den Müttern heirathsfähiger Töchter aufgenommen zu werden pflegen; und obwohl noch ohne das Jawort, kehrte er doch ruhig und freudig im Gemüth nach Hause zurück, während Frau Meermann, des Ausgangs der Werbung ebenso sicher wie er, zu ihrer Kommode humpelte und vorsorglich ihr schönstes Taschentuch hervorholte, um gegen die Thränen gewaffnet zu sein, wenn sie der Heimkehrenden das große Glück verkünden würde.

Endlich hallte der feste Schritt ihrer Tochter im Flur. Grete öffnete die Thür und blieb verwundert stehen. So feierlich das Gemach — Julius mit Predigermiene, die Mutter in frischer Haube, das gestickte Taschentuch in der Hand — — „Was giebt es denn hier?“

„Grete, mein gutes Kind, komm zu mir! Laß mich Dich segnen! Der junge Märtens war hier, er hat sich erklärt. Du wirst sehr glücklich werden, mein Kind.“

Das Mädchen stand wie angewurzelt. „Mit — Märtens?“ Wie lange hatte sie an den nicht mehr gedacht; sie erinnerte sich kaum mehr, daß er auf der Welt war!

„Wenn Dein Vater noch lebte,“ fuhr Frau Meermann unbeirrt fort, „er würde Euren Bund segnen, wie ich es thue. Du heirathest in ein solides altbegründetes Geschäft, einen Mann von makellosem Ruf und Charakter.“

„Heirathen? Ich werde Märtens niemals heirathen, Mutter. Ich denke, Du hast ihm keine Hoffnung gemacht.“

„Wie Du daherredest! Freilich hab' ich ihm Hoffnung gemacht. Hast Du selbst es doch gethan!“

Hatte sie das? Vielleicht — damals, ehe das eine geschah, das jetzt ihr Sein und Denken ganz allein erfüllte!

Frau Meermann begriff nicht, was die Brust ihrer Tochter bewegte, warum diese, statt zu antworten, nur immer wieder stumm den Kopf schüttelte. „Ueberlege doch nur, Grete,“ mahnte sie vorwurfsvoll. „Es ist Dein Lebensglück, das Du von Dir stößt. Nimm Vernunft an, Kind! Du bist so wunderlich in letzter Zeit! Wenn Du einen Mann wie Märtens ausschlägst, auf wen willst Du denn warten?“

„Auf niemand! Verzeih', Mutter, aber ich hab' mir's überlegt, ich werde überhaupt nicht heirathen. Sag' ihm das, bitte! Er soll mir nicht böse sein, ich erkenne an, daß er's redlich mit mir meint, und ich danke ihm für die gute Meinung.“

„Liebe Grete,“ kam jetzt Julius, der aus mancherlei Gründen seine Schwester gern verheirathet gesehen hätte, der verblüfften Mutter zu Hilfe, „das sind Mädchenlaunen, die Dir nimmermehr ernst sein können. Wirst doch keine alte Jungfer werden wollen!“

„Ja, das will ich!“ rief sie erregt. „Und ich denke, Du könntest meine Gründe verstehen, gerade Du! Also rede mir nicht drein!“ Und gelassener sich zu ihrer Mutter wendend, die in steigender Verwunderung dem Auftritt lauschte, fuhr sie fort: „Noch einmal, Mutter, ich kann nicht. Ich werde auch meinen Sinn nicht ändern. Sag' ihm das!“

So mußte denn Frau Meermann, so schwer es ihr wurde, auf die „glänzende Partie“ für ihre Tochter verzichten. Sie ächzte und stöhnte viel dabei. Das gestickte Tüchlein feuchtete sich statt mit den Thränen der Rührung, die ihm zugedacht waren, mit den Schweißtropfen, die auf ihrer Stirn perlten, während sie den langen verbindlichen Absagebrief an Märtens verfaßte. Sie meinte, so sauer sei ihr noch nie eine Arbeit geworden, konnte es auch nicht unterlassen, ein Wörtlein einfließen zu lassen von der Wandelbarkeit der Mädchenherzen und dem besseren Rathe, der über Nacht kommt.

Grete wurde von jetzt an noch stiller und gedrückter, in ihrem Verkehr mit den Ihrigen noch einsilbiger als vorher.

An einem regnerischen Mittag, als sie aus dem Geschäft heimkehrte, sah sie Anton Röver vor sich hergehen, den Hut in die Stirn gedrückt, den Blick zu Boden gesenkt, wie das seine Art war. Sie verlangsamte ihren Schritt, um ihm Vorsprung zu lassen, und hatte ihn fast aus dem Gesicht verloren, als sie nahe an einer Straßenkreuzung von Waldmann überholt wurde, der eingesperrt gewesen war und nun, der Haft entronnen, die Nase an der Erde, auf der Spur seines Herrn dahinjagte, so ungestüm vertieft in seine Suche, daß er einem um die Ecke rasselnden Bierwagen gerade in den Weg lief.

Im nächsten Augenblick sah Grete ihn zwischen den Hufen. Ein schmerzliches Aufwinseln — er stürzte, von einem Schlag getroffen; in der nächsten Sekunde mußten die Räder über ihn weggehen. Wie ein körperlicher Schmerz durchzuckte es das Mädchen; auch diese Freude des Vereinsamten sollte verloren sein!

Mit einem Sprunge war sie neben dem Fuhrwerk und schrie den Kutscher an, so laut und befehlend, daß der Mann zusammenfahrend die Zügel an sich riß und das aufbäumende Pferd zum Stehen brachte, gerade noch zeitig genug, um es Grete zu ermöglichen, das blutende Thier unmittelbar vor den Rädern hervorzuziehen. Sie nahm, ohne sich weiter um den Kutscher und das verwunderte Publikum zu kümmern, das sich rasch gesammelt hatte, den winselnden Hund auf ihren Arm und eilte ihrer Wohnung zu.

Der Straßenschmutz, der an Waldmanns Füßen klebte, das Blut, das aus der verwundeten Vorderpfote troff, befleckte ihren hellen Regenmantel — sie beachtete es nicht, so wenig wie das Aufsehen, das sie erregte.

Die Mutter, welche Kartoffeln schälend in der offenen Küchenthür saß, sah sie mit ihrer Last die Treppe heraufkommen und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

„Lieber Himmel, was für ein Aufzug! Grete, bist Du verrückt geworden? Der schöne Mantel! Was willst Du denn mit dem schmutzigen Köter?“

„Ein Pferd hat ihn geschlagen, um ein Haar wäre er überfahren worden. Er blutet, Mutter, wir müssen ihn verbinden.“

„So, müssen wir das? Ueber meine Schwelle kommt das Vieh nicht,“ rief Frau Meermann zornig. „Ich wohne nicht im Stalle. Was geben Dich fremder Leute Hunde an? Wirklich, Grete, Du wirst alle Tage wunderlicher. Aber ein bißchen Rücksicht auf mich verlange ich denn doch!“

Grete wandte sich kurz zu Julius um, der an der Küchenthür lehnte, sehr guter Laune, denn in der vorigen Nacht hatte er beträchtlich gewonnen.

„Deinen Zimmerschlüssel, Julius!“

Aber er sträubte sich.

„Es ist Rövers Hund,“ sagte das Mädchen mit bebenden Lippen, und wie elektrisiert von dem Namen, eilte Julius davon, um aufzuschließen.

„Du reibst Dich auf, Grete,“ flüsterte er leise der Schwester zu, die dem vierfüßigen Patienten auf des Bruders Bett ein Lager bereitete. „Glaube mir, Du nimmst es zu schwer.“

„Jeder nimmt's eben, wie er kann. Hol' eine Schale Wasser!“

Julius gehorchte, und Grete wusch dem Hunde sorglich den Schmutz und das Blut von der Pfote; sie zerriß eines ihrer

Die Ueberf

Nach einem Gemälde

Digitized by Google

hwemmung.

von F. Kallmorgen.

Digitized by Google

Taschentücher zu Streifen, um kalte Umschläge auf die verletzte Stelle zu legen. Es gewährte ihr eine eigene Genugthuung, Waldmann zu pflegen, liebkosend über das glänzend schwarze Fell zu streichen. Seltsame Wendung des Schicksals! Sie hatte Röver selbst hochmüthig von sich gewiesen und mußte es nun als Glück empfinden, daß sie sich seinem Hunde hilfreich erweisen durfte. Sie schleppte dem Verletzten Leckerbissen herbei, von denen er ab und zu etwas nahm; dann rollte er sich auf seinem weichen Lager zusammen und stieß nur von Zeit zu Zeit ein leises Wimmern aus.

Als Grete am Abend nach Schluß des Geschäfts zurückkehrte, fand sie den Hund bedeutend besser. Nachdem sie ihn vom Bette heruntergehoben hatte, fing er sogar an, in der Stube herumzuhumpeln. Und jetzt mußte sie an seinen Herrn denken, der jedenfalls in bekümmerter Sorge um den geliebten Kameraden war. Sie schlug den Hund in ein Tuch, nahm ihn auf den Arm und schlich sich scheu und vorsichtig durch die nächtlichen Straßen zu dem ihr so vertraut gewordenen Hofe. Von ihrem alten Lauscherposten aus sah sie Mutter und Sohn traurig um den Tisch des Wohnzimmers sitzen; Waldmann aber, seine Heimath erkennend, bellte laut auf. Schleunig setzte Grete ihn auf den Boden, denn sie bemerkte, wie sein Herr bei dem bekannten Tone aufsprang und ans Fenster eilte. Und dann entfloh sie, so rasch sie konnte.

Es war hohe Zeit gewesen, daß Waldmann sich wieder einstellte. Frau Röver, die ihren Empfindungen in Gegenwart des Sohnes sonst nicht gern die Zügel schießen ließ, konnte bei diesem neuen Mißgeschick ihre überquellende Bitterkeit nicht zurückhalten.

„Natürlich," fing sie an, „so mußte es kommen. Hattest noch eine Freude in der Welt, die konnte einem armen Menschen, wie Du bist, unmöglich bleiben. Irgend einer Deiner ‚guten' Bekannten wird sich's gemerkt haben, wie sehr Du dem Waldmann zugethan bist, und knallt ihn weg oder ersäuft ihn — einer Deiner braven Freunde, die Dich nicht mehr grüßen, wenn sie Dir auf der Straße begegnen, wie der junge Meermann neulich!"

„Mutter, den Julius Meermann grüß' ich nicht mehr. Und warum soll jemand absichtlich dem Hund ein Leid zugefügt haben? Er kann auch durch ein Ungefähr verunglückt sein. Für uns freilich bleibt's dasselbe."

Er war bei den Hundefängern gewesen, auf der Polizei, er hatte eine Anzeige ins Tageblatt aufgegeben — weiter konnte er nichts thun. Er klagte nicht, es war nicht seine Art. Aber er schob sachte das Abendbrot zurück, das seine Mutter ihm hingestellt hatte, und das zum ersten Male seit Jahren Waldmann nicht mit ihm theilen sollte.

„Wir müssen uns in Geduld fassen, Mutter," sagte er dabei mit wehmüthigem Lächeln.

Doch die alte Frau erwiderte unwirsch: „Gut, Du, wenn Du's kannst. Bei mir wird die Ungeduld größer von Tag zu Tag."

In diesem Augenblick bellte Waldmann vor dem Fenster und gleich nachher an der Hausthüre. Mit einem Sprunge war Anton an der Schwelle, um ihm zu öffnen.

„Da siehst Du's, Mutter! Da ist er zurück, heil und unverletzt! Nein, nicht ganz. Er ist verwundet. Aber schau' nur, ein barmherziger Mensch hat ihm die Pfote verbunden. — Still doch, Waldmann! — Ist's nicht, als wollte er uns sein Abenteuer erzählen? Ja, ich möcht' schon, daß Du mir den Namen Deines Wohlthäters nennen könntest, armer Kerl! Und was ist denn das? Trotz des Regens draußen sind ja seine Füße ganz trocken — er muß bis zu unserer Thür getragen worden sein."

Daraufhin lief Frau Röver eilends hinaus und spähte auf den Hof und die Straße, aber nur der Regen rauschte und eilige Menschen hasteten im Schutze der Regenschirme durch die Nacht.

„Draußen ist niemand," berichtete sie kopfschüttelnd. „Wüßt' auch nicht, wer uns 'was zuliebe thun sollte!"

Anton löste nachdenklich die bunt gemusterte Leinenbinde, die um den Fuß des Hundes gewickelt war — der Theil eines Taschentuches ohne Zweifel; er betrachtete den Streifen nach allen Seiten, ob nicht ein eingezeichnetes Monogramm ihn auf die Spur des unbekannten Freundes leiten könnte. Aber es fand sich nichts.

„Mußt Dir die Bitterkeit nicht über den Kopf wachsen lassen, Mütterchen," sagte er dann begütigend und faßte die Hand der alten Frau. „Waldmanns glückliche Wiederkehr nehm' ich für ein Zeichen von guter Vorbedeutung; wer weiß, ob sich nicht auch das andere früher, als wir denken, zum Guten wendet."

Frau Röver zuckte stumm die Achseln zu dieser Vertrauensseligkeit. —

Zwei Tage später wurde Röver zu seinem Chef gerufen.

„Es ist gekommen, wie ich Ihnen vorhergesagt habe, Röver. Ihre Ernte reift. Julius Meermann ist dringend verdächtig, Gelder seines Prinzipals unterschlagen zu haben. Wilson und Kompagnie haben selbst die Anzeige erstattet. Verfügen Sie sich sofort in die Wohnung Meermanns und halten Sie Haussuchung. Ist der Mann selbst anwesend, so verhaften Sie ihn. Und halten Sie die Augen offen, vielleicht fällt Ihnen irgend etwas in die Hände, was auf Ihre eigene Angelegenheit Bezug hat. Gehen Sie rücksichtslos vor und seien Sie meiner Unterstützung gewiß!"

Anton Röver wurde erst sehr roth, dann bleich; der Gedanke an Grete schoß blitzschnell durch sein Gehirn. Nun war er da, der erhoffte, ersehnte, durch zwei lange bittere Jahre hindurch ersehnte Augenblick, und doch war seine Empfindung keine freudige.

„Ich — ich soll — ich selbst —" stammelte er.

Der Kommissar trat auf den Verwirrten zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Muth, Röver! Muth und Umsicht! Halten Sie sich wacker! Es freut mich, daß ich Ihnen diese Genugthuung bereiten kann. Es wird mich freuen, wenn es Ihnen gelingt, den letzten Verdacht von Ihrer Person abzustreifen, obgleich ich fürchte, dadurch einen zuverlässigen Beamten und Mitarbeiter zu verlieren. Denn ich sehe wohl, Sie fühlen sich nicht glücklich in Ihrem neuen Beruf und werden die erste Gelegenheit benutzen, uns den Rücken zu kehren. Doch nun gehen Sie und thun Sie Ihr Bestes!"

In tiefer Erregung verließ Anton Röver das Polizeigebäude. So sehr er entschlossen war, seine Pflicht zu erfüllen, sein eigenes gutes Recht mit Aufbietung aller Kräfte zu verfolgen und womöglich diesen Schurken zu entlarven — das bange Mitleid mit Grete hörte nicht auf, ihn zu foltern. Als er, den Verhaftsbefehl in der Tasche, begleitet von zwei Schutzleuten, die Treppe im Meermannschen Hause emporstieg, schlug ihm das Herz zum Zerspringen. Er klingelte an der Vorthür, und Grete erschien, um zu öffnen.

Als sie Röver in Begleitung der Polizisten sah, wurde sie weiß wie die Wand und griff nach dem Thürpfosten, um sich zu halten.

Dem Manne schnürte heißes Mitleid das Herz zusammen, seine Stimme klang fast tonlos und seine düsteren Augen waren feucht, als er sagte:

„Fräulein Meermann, Sie werden entschuldigen — ich komme in einer traurigen Angelegenheit — "

Sie richtete sich gewaltsam auf und warf den Kopf in den Nacken. „Sie kommen in Ihrem Amte, Herr Röver. Thun Sie Ihre Pflicht, wie Sie müssen, nur — " ihre Lippen zuckten und ihre Zähne schlugen leise aneinander — „nur, wenn Sie können, schonen Sie meine Mutter!"

Röver nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Bereiten Sie sie vor! Wir folgen Ihnen auf dem Fuße."

Am runden Tische in der Stube saß Frau Meermann mit zerrauftem Haare; sie hatte das Gesicht in die Hände vergraben und weinte und schrie. Vor wenigen Minuten war ihr Sohn ins Zimmer gestürzt, blaß, athemlos, mit weit aufgerissenen Augen. „Rettet mich! Rettet mich! Aus Barmherzigkeit — Geld, Geld zur Flucht! Sonst schleppen sie mich ins Zuchthaus!" Sie hatte erst gar nicht verstanden, hatte gemeint, der Uebereifer in seinem Beruf habe seinen Geist umnachtet, aber Grete hatte entsetzt ausgerufen: „So bist Du wieder zum Diebe geworden?!"

„Wieder!" — Nun wußte die Mutter, was auf ihrer Tochter gelastet hatte, wie tief ihr Abgott gefallen war; mit einem

Schrei war sie in sich zusammengesunken. Aber Grete hatte den Kopf oben behalten — sie war an den Schrank gestürzt, hatte dem Bruder das Geld aus der kleinen Kasse in die Hand gedrückt und ihn in seine Kammer geschoben. „Flieh' — dort der Gang — — vielleicht ist's noch möglich, daß Du entkommst! Wo nicht, verbirg Dich darin, bis die Gefahr vorüber ist." *Julius* war in dem düsteren Gange verschwunden, ohne Widerrede, ohne Dank, ohne Abschied, und hinter ihm hatte die Schwester aufathmend die Thüre geschlossen. Dann war draußen die Klingel gezogen worden —

„Mutter, Mutter!" rief Grete, als sie jetzt der Polizei voraus ins Zimmer stürzte, „sei stark!"

Frau Meermann hob den Kopf, verstört die Tochter anstarrend, und da erschien auch schon Röver mit den Schutzleuten unter der offenen Thür. Die alte Frau brach bei seinem Anblick in ein wildes Lachen aus.

„Sie?! Sie! O, das ist ja schön, daß einer kommt, meinen Sohn fortzuschleppen, welcher selber — ein Dieb den anderen!"

„Mutter!" fiel Grete ihr tödlich erschrocken ins Wort.

Röver aber that, als sehe und höre er nicht. Er drehte sich um und ertheilte seinen Untergebenen den Befehl zur Haussuchung so laut und rasch, daß seine Stimme die seiner Beleidigerin übertönte.

„Zeigen Sie mir das Zimmer Ihres Bruders!" wandte er sich dann kurz an Grete.

Sie schritt ihm schweigend voran.

„Ist er zu Hause?"

„Ueberzeugen Sie sich!"

Röver trat in die Kammer — der erste Blick zeigte ihm, daß sie leer war; sein zweiter fiel auf den Schrank dem Eingang gegenüber, und erschrocken fuhr er sich an die Stirn. Daß er *das* hatte vergessen können — die geheime Treppe! Hastig stürzte er vorwärts. Da sah er Grete zusammenzucken, wanken; ihre Augen begegneten in tödlicher Angst den seinen, ihre Augen, die nicht lügen konnten. Seine Ahnung wurde zur Gewißheit, der Gesuchte mußte durch diesen Gang entflohen sein, wohl erst vor Minuten. Es galt die höchste Eile — — dennoch blieb er stehen wie gebannt. Wenn er die Pflicht preisgab um der Liebe willen, wenn der Beamte sich dessen nicht erinnerte, was dem Menschen bekannt war, wenn er dem geliebten Mädchen, das fast verging vor Angst und Beschämung, das Aeußerste ersparte — wer wollte ihm beweisen, daß er pflichtvergessen gehandelt habe! In seinen Schläfen hämmerte es, seine Pulse flogen.

Einer der Schutzleute erschien in der Thür. „In der Wohnung ist der saubere Vogel nicht, Herr Röver!"

Entschlossen wandte sich Röver nach ihm um; sein innerer Kampf war entschieden. „Durchforschen Sie das ganze Haus vom Keller bis zum Boden, und wenn Sie ihn dann nicht finden, erstatten Sie sofort die Anzeige davon am Bahnhof!"

Grete war's, als drehe sich die Stube um sie. Was? Er kannte den Gang und schwieg, er ahnte, wußte, daß ihres Bruders Flucht auf diesem Wege erfolgt war, und verrieth ihn nicht! Der Mißhandelte wollte seinen Beleidiger nicht verderben! Er verletzte seine Pflicht, belastete sein Gewissen — für wen? für was? Für einen nichtsnutzigen herzlosen Buben, für eine vor Hochmuth unkluge Frau, für sie, die ihn verachtet, mißhandelt hatte?! Sie wollte es nicht! Es sollte nicht sein! Dieser Mann war ein Rasender in seiner heiligen Langmuth!

Die Hand auf seinen Arm legend, deutete sie nach dem Schranke. Sie überlegte nicht, sie dachte nicht, es trieb sie vorwärts mit übermächtiger Gewalt.

„Dort, hinter jener Thür befindet sich ein geheimer Gang! Lassen Sie dort nachsuchen!"

Sie hatte mit klingender Stimme gesprochen. Der Schutzmann stürzte auf den Schrank zu, fand die Feder und verschwand auf der dunklen Treppe. Es war geschehen! — Die Schritte des Mannes verhallten, es ward totenstill um die beiden. Grete stand da, die Hände auf das Herz gepreßt, zitternd vor den Folgen ihrer That, doch ohne Reue; er sah sie an mit langem, düsterem Blicke. Endlich öffnete er die Lippen.

„Warum haben Sie das gethan?"

„Weil ich's nicht dulde, daß Sie sich zu Grunde richten — für uns!" Es lag eine grenzenlose Verachtung in der Betonung dieser zwei Worte. „Sie wollten schweigen . . . leugnen Sie nicht! Ich sah's, und darum redete ich."

„— und verriethen Ihren Bruder, nur um *mir* nicht verpflichtet zu werden, nicht durch *meine* Hilfe die schwerste Stunde Ihres Lebens erleichtert zu wissen — o, ich kenne, ich verstehe Sie!"

Sie zog statt der Antwort ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche. „Nehmen Sie! Es hat schwer auf mir gelastet, monatelang. Ich trag's nicht länger, ich *kann* es nicht. Ich weiß, daß Julius Meermann der Dieb auch jener dreitausend Mark ist, derentwegen Sie verdächtigt wurden — hier, hier haben Sie den Beweis!"

Anton nahm betroffen den Zettel und faltete ihn auseinander. Die spurlos verschwundene Berechnung! Und sie — sie, seine Feindin, gab den Namen des geliebten Bruders preis, um den seinigen vom Makel zu befreien! Warum nur, warum? Sollte er sich getäuscht haben, sollte dennoch ihr Herz — Thorheit, es nur zu denken! Und doch — in der gleichen Sekunde fiel sein Blick auf das Muster des Taschentuchs, das Grete, in Thränen ausbrechend, vor die Augen preßte, und ein heißes Glücksgefühl durchzuckte ihn. Kein Zweifel mehr! Die ihm seinen ehrlichen Namen zurückgab, war auch die Freundin, die sich liebevoll seines verwundeten Hundes angenommen hatte!

„Fräulein Meermann," preßte er hervor, geblendet von der Erkenntniß, die plötzlich sonnenhell auf ihn eindrang, „haben Sie Dank, Dank für alles!" Mit einem innigen Aufleuchten seiner dunklen Augen ergriff er ihre Hand.

In diesem Augenblick kehrte der Schutzmann zurück, ohne den Entflohenen. Julius war entkommen.

Es war ein fast hörbares Aufathmen, mit dem sich Röver zu seinem Untergebenen wandte. „Besorgen Sie die nöthigen Meldungen auf dem Bahnhof! Dem Chef werde ich selbst Bericht erstatten." Dann trat er zu dem jungen Mädchen.

„Leben Sie wohl, Fräulein Meermann," sagte er ernst. „Auf Wiedersehen!"

Sie antwortete nicht, sie hob nicht den Kopf. Sie hatte ihre Schuldigkeit gethan, er würde glücklich sein. Für sie selbst waren Glück und Hoffnung zu Ende. — —

An diesem Abend erkrankte Frau Meermann schwer und rang wochenlang zwischen Leben und Tod; Grete hatte Tag und Nacht zu schaffen, und in ihrem Gemüth verdrängte eine Sorge die andere. Ins Geschäft war sie nicht mehr gegangen. Von der Außenwelt drang fast keine Kunde zu ihr. Ihre Mutter und sie hatten keine Freunde mehr, seit das Vergehen und die Flucht des Sohnes bekannt geworden waren, seit Röver unter der Beihilfe des Kommissars durch ein erneutes Gerichtsverfahren glänzend gerechtfertigt und endgültig von dem auf ihm ruhenden schimpflichen Verdacht gereinigt worden war. Die Zeitungsnummer, die den Bericht darüber sammt einigen keineswegs schmeichelhaften Betrachtungen über den flüchtigen Dieb enthielt, bekam Grete von einem Ungenannten zugesandt; aber die Absicht, ihr damit wehzuthun, erreichte derselbe nicht. In ihr war es sehr still geworden.

Von ihrem Bruder verlautete nichts, er mußte jetzt längst in Sicherheit sein. Ihre Mutter genas. Was durfte sie darüber hinaus hoffen oder wünschen?

An dem Tage, an welchem der Arzt Frau Meermann außer Gefahr erklärt hatte, brachte ein Gärtnerbursche einen Veilchenstrauß für Grete; der ihn sandte, wünschte nicht genannt zu werden. Diese Gabe wiederholte sich alle zwei Tage, und Grete erröthete, wenn die Blumen gebracht wurden, jedesmal so tief, wie sie im Gedanken an ein Paar dunkler gefürchteter Augen zu erröthen pflegte.

„Gewiß von Märtens," sagte Frau Meermann, als sie wieder anfing, Interesse an ihrer Umgebung zu nehmen. „Das gefällt mir von dem jungen Manne, daß er gerade jetzt an Dich denkt."

Grete mußte ein Lächeln unterdrücken. „Warum sollen die Blumen denn gerade von Märtens sein? Können wir nicht auch sonst noch einen Freund besitzen, der uns seine Treue in so zarter Weise beweisen will?"

Es war ein sonnenheller Sonntagmorgen. Grete hatte die Kammerfenster weit geöffnet, damit der Klang der Kirchenglocken

zu der Genesenden hereindringen könne. Die lag still da und schaute sinnend auf ihre abgemagerten Hände. Noch hatte sie den Namen des verlorenen Sohnes nicht wieder über ihre Lippen gebracht, aber mit der fortschreitenden Genesung begann ein Schimmer von Frieden sich über ihre gealterten Züge zu breiten. Die Tochter hatte die Wohnstube sauber aufgeräumt, das Veilchensträußchen auf dem Sofatisch zurecht gerückt und war im Begriff, zur Bereitung des bescheidenen Mahls hinauszugehen, als draußen die Vorthür ging, die sie nicht verschlossen hatte, und gleich darauf an die Zimmerthür gepocht wurde.

„Herein!“

„Guten Morgen, Fräulein Grete!“

„Herr Röver —“

Er war's und doch ein anderer als früher, denn seine Lippen lächelten zuversichtlich, und ein Strahl tiefen Glückes leuchtete aus seinen Augen. Er eilte auf die Erröthende zu und faßte ihre beiden Hände.

„Sie haben einen neuen Menschen aus mir gemacht, Grete, und einen glücklichen. Allein der Erfolg macht übermüthig. Noch ist mein Glück nicht vollkommen, ich komme, zu holen, was daran fehlt.“

Grete blieb stumm. Sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, und sie, die sonst so entschlossen war, zitterte vor scheuer Befangenheit.

„Vor Jahren,“ sprach er und sah den Veilchenstrauß auf dem Tische an, „träumte ich von einer geachteten Stellung in weiter Ferne, und wenn ich die gefunden hätte, dann wollte ich zurückkehren und vor ein geliebtes Mädchen treten, wollte sie bitten, mein Glück zu theilen, es erst vollkommen zu machen. Der erste Theil dieser Wünsche ist erfüllt. Ich habe den Polizeidienst aufgegeben und durch Verwendung meines früheren Chefs in einer großen Seestadt eine Anstellung gefunden, die meine kühnsten Erwartungen übertrifft. Und jetzt muß ich wohl oder übel versuchen, auch den zweiten Theil meines Programms zu verwirklichen. Grete — nur Dich habe ich lieb gehabt, so lange ich denken kann! Willst Du mich begleiten? Willst Du mein Weib sein?“

Sie war sehr blaß geworden. „Ich verdiene es nicht —“ stammelte sie.

„Grete, hast Du mich lieb?“

„Nach dem Hohn und Schimpf, den ich Ihnen angethan habe — jetzt, jetzt, da wir arm sind, mit Schande bedeckt, da all unsere Freunde sich von uns wenden!“

„Hast Du mich lieb, Grete?“

Da warf sie sich erglühend in seine Arme und vergrub ihr Gesicht an seiner Brust. „O Du bester, gütigster der Menschen — nimm mich hin! Ich habe keinen Willen, keinen Stolz mehr vor Dir! Dir folge ich, wohin Du mich führst!“

* * *

Pflügender Araber.

Originalzeichnung von M. Nabes.

Es geht Anton Röver gut in der neuen Heimath. Die Jahre, die er im Dienst der Polizei zubringen mußte, haben ihn gelehrt, mit Menschen umzugehen, und dadurch seinen Kenntnissen erst den rechten lebendigen Werth gegeben. Er arbeitet sich stetig empor zur Freude und zum Stolz seines alten Mütterchens, das nun endlich gute Tage genießt. Frau Meermann sehr still und mild geworden, lebt bei ihm. Sie spricht wenig mehr von Rechtschaffenheit und Pflichttreue und niemals nennt sie den Namen ihres Sohnes. So oft jedoch ein Schiff aus entlegenen Welttheilen im Hafen gemeldet wird, wankt sie, auf ihren Stock gestützt, zur Landungsbrücke, um den ankommenden Fahrgästen ins Gesicht zu schauen. Sie sagt es nicht, aber tief im Herzen hegt sie unwandelbar die Hoffnung, daß eines Tages der verlorene Sohn, reuig und gebessert, in ihre Arme zurückkehren werde.

Grete ist eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter. Wenn jemand das hübsche Aussehen ihres Erstgeborenen rühmt, streicht sie liebkosend über sein dichtes Haar und sagt mit besonderem Stolze: „Ja, ja — und er hat die Augen seines Vaters.“

Sie hat sie lieben gelernt, diese Augen.

Digitized by Google

Das Herbſtlied des Stars.

Verſtummt im Wald iſt Klang und Schall,
Die heit're Vogelweiſe;
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie ſind ſchon auf der Reiſe.

Da kommt mein alter Hausgenoß',
Der lange fern geweſen —
Er hatte ſich im Wald ein Schloß
Zum Sommerheim erleſen —

Der mir, als noch die Flocke flog,
Den Frühlingspſalm geſungen —
Vom Garten in die Büſche zog
Der Alte mit den Jungen.

Nach ſeinem braunen Käſtlein ſieht
Noch einmal er beim Scheiden
Und ſingt mir dann ein Abſchiedslied
Hoch in den Pappelweiden

Und ruft mir zu: „Komm' mit hinaus
Jenſeit der Alpenrücken,
Da ſollſt du dir den Blumenſtrauß
In Wintersmitten pflücken!

Da lacht ein Grün, das ewig friſch!
Aus dunklen Laubeskronen
Holſt du dir flugs für deinen Tiſch
Orangen und Citronen!" — —

Zieh' weiter, Star, zu Südlands Saum —
Bei Palmen und Cypreſſen
Kann ich den grünen Tannenbaum
Des Nordens nicht vergeſſen!

Und, wenn dem Blüthenſegen kann
Kein Froſt den Tod bereiten,
Fühl' ich mich doch als fremder Mann
In Treibhausherrlichkeiten!

Ja, wären deine Flügel mein,
Du Starmatz, ließ ich's gelten,
Für Wochen möcht' Genoſſe ſein
Ich dir in wärmern Welten —

Für jene Zeit, wo niedermäht
Die Blätter das Verderben —
Der Schöpfung Tod hat Majeſtät,
Doch traurig iſt ihr Sterben! — —

Ob Nord, ob Süd — wem ziemt der Preis? —
Wie ſtrahlt im Sonnenlichte
Im Funkelkleid von Schnee und Eis
Stolz unſre Nordlandsfichte!

Wie jauchzt um ſie beim Kerzenlicht
Der Kinder bunt' Gewimmel —
Und ein „Bambino" iſt noch nicht
Das Chriſtkind mit dem Schimmel!

Mein Herz, einſt war es hoch beglückt,
Wenn unter Lorbeerkronen
Im Winter Veilchen ich gepflückt
Und prächt'ge Anemonen.

Doch hat's im ſtillen ſtets gefragt,
Ob wohl im Waldesmooſe
Daheim ſchon aus dem Schnee ſich wagt
Hervor die Chriſtusroſe?

Ob jetzt beim Eislauf auf dem Teich
Sich Hand in Hand verſtricke,
Und ob die Meiſe in dem Zweig
Sing' luſtig ihr „Spinn' dicke"? —

Starmatz, zieh' hin! Ich bleib' daheim!
Mir weckt's den Frühlingsglauben,
Seh' ich am Hyazinthenkeim
Die erſten Knoſpentrauben!

Ein Käferlein, das übrig blieb
Und klettert an den Ranken,
Ruft wach in mir den Maientrieb
Lichtſeliger Gedanken!

Mein junges Vöglein hat ſtudiert
Schon gut das Lied der Alten
Und will mir, wenn es ſchneit und friert,
Die Lenzespredigt halten.

Und, was mir über alles werth,
Wie man für Südland ſchwärme,
Es iſt mein Haus, mein eigner Herd,
An dem ich mich erwärme.

Und Weib und Kind, mir zugeſellt,
Wie auch der Winter dräne,
Mein Allerbeſtes auf der Welt,
Die Liebe und die Treue!

Mir ſummt durchs Herz ein leiſer Ton.
Was will das wohl bedeuten? —
In meinen Träumen hör' ich ſchon
Die Weihnachtsglocken läuten!

Emil Rittershaus.

Vergiftete Nadelhölzer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

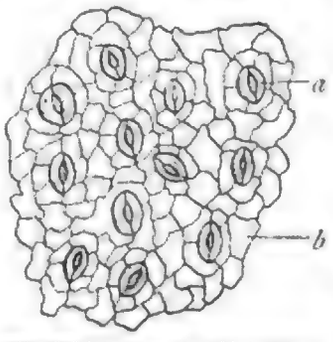
Eine naturgeſchichtliche Skizze von Dr. **Guſtav Hoffe.**

Es war im Hochſommer des Jahres 1890, als eine Kunde durch das Land ging, welche jeden Naturfreund mit Trauer erfüllen mußte.

In dem durch ſeine herrlichen Wald- und Gebirgsgegenden ausgezeichneten Bayerland waren Millionen von Raupen aufgetreten, welche ſich die harten Nadeln der Fichten, Tannen und Kiefern zur Nahrung auserſehen hatten, und bald zeigten ſich endloſe Strecken vorher im prächtigſten Grün prangender Nadelwälder vollſtändig kahl gefreſſen, und die ſchlanken Kinder des Forſtes ſtreckten die ihres grünen Schmuckes entblößten Zweige trauernd zum Himmel.

Damit war nicht allein dem Walde ſein ſchönſter Schmuck geraubt, ſondern der Beſtand des Waldes ſelbſt bedroht, inſofern der ſeiner Nadeln (welche hier die Stelle der Blätter vertreten) beraubte Baum nicht mehr imſtande iſt, ſich zu ernähren, und daher einem baldigen Siechthum, dem Hungertod verfällt.

Betrachten wir einmal das Blatt eines Laubbaumes, z. B. der Linde oder der Buche, ſo finden wir die Oberſeite desſelben gleichmäßig mit einer glänzenden Haut von meiſt dunkelgrünem Ausſehen überzogen. Die Unterſeite dagegen entbehrt dieſes glänzenden dunkelgrünen Anblicks, erſcheint mattgrün, und wenn wir genauer zuſehen, ſo erkennen wir oft ſchon mit bloßem Auge, leichter und einfacher mit einem Vergrößerungsglas, eine ungeheure Anzahl kleiner Punkte, mit welchen die ganze Blattunterſeite dicht beſetzt iſt. Nimmt man nun mit einem ſcharfen Raſiermeſſer ein kleines dünnes Stück der unteren Blattfläche hinweg und bringt es unter ein gutes Mikroſkop, ſo laſſen ſich dieſe kleinen Punkte deutlich als ovale oder rundliche Zellgebilde — die Spaltöffnungen oder Poren — erkennen. Sie liegen einzeln zwiſchen den Zellen der Blattaußenhaut (Epidermis) und beſtehen gewöhnlich aus zwei ſogenannten „Schließzellen", zwei aneinanderliegenden, halbrunden oder länglich halbrunden, mit Zellinhalt und meiſt einigen grünen Chlorophyllkörnern verſehenen Zellen, welche in der Mitte ihrer aneinandergrenzenden Scheidewände eine längliche Spalte zwiſchen ſich laſſen.

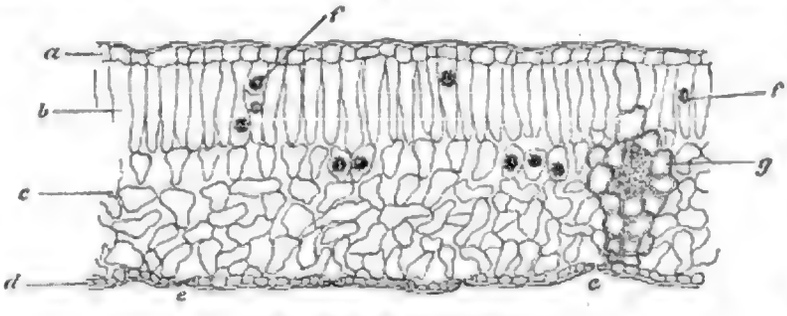


Ein Stückchen von der Unterſeite eines Buchenblattes.
380 mal vergrößert.
a. Spaltöffnungen. b. Zellen der unteren Epidermis.

Dieſe Spalten nun ſind die Ausgänge der mit Luft erfüllten Gänge der inneren Gewebe, der „Intercellularräume", die ſich hier nach außen öffnen. Man könnte ſie gewiſſermaßen die Mundöffnungen oder Naſenlöcher der Pflanzen nennen, denn ſie ſind es, welche den Hauptnahrungsſtoff der Pflanze, die Kohlenſäure, aus der Luft aufnehmen und den inneren grünen Geweben zuführen, in welchen dieſelbe weiter zu feſterer Nahrung verarbeitet wird.

Die Natur hat hier einen äußerst sinnreichen Apparat geschaffen, indem diesen Schließzellen die Eigenschaft zukommt, sich unter dem Einfluß des Lichtes zu öffnen und zu schließen. Sobald nun die Kohlensäure durch die Spaltöffnungen in das Blattgewebe eingetreten ist, so trifft sie auf ein lockeres Gewebe, aus Zellen bestehend, welche reichlich wasserreiches Protoplasma und grüne Chlorophyllkörner enthalten. Es ist dies das sogenannte „Schwammgewebe", welches das nun in Wasser gelöste Kohlensäuregas aufnimmt und einem dichteren, oberhalb desselben liegenden, noch dichter erfüllten Zellgewebe, dem „Pallisadengewebe", zuführt, in welchem hauptsächlich die Verarbeitung zu festen Nährstoffen, nämlich zu Stärke und Zucker, vor sich geht. Wir könnten deshalb das lockere Schwammgewebe des Blattes annähernd als Lunge und das dichtere Pallisadengewebe als Leber der Pflanze bezeichnen.

Eine weitere wichtige Aufgabe in der Ernährung der Pflanze ist dem Blatte zugetheilt durch die hier hauptsächlich stattfindende Verdunstung des Wasserdampfes (Transpiration), welche sowohl an der ganzen Außenfläche (Epidermis) desselben als auch durch die Spaltöffnungen sich vollzieht. Diese Verdunstung des Wassers aus dem Blattfleisch dient wesentlich mit zur Regelung des aufsteigenden Saftstromes, der Bewegung der von den Wurzeln aufgesogenen Flüssigkeit nach den Orten des Verbrauches hin. Dieser aufsteigende Saftstrom, welcher die mit dem Wasser aus dem Erdboden aufgenommenen und gelösten anorganischen Salze mit sich führt, hat seinen Weg vorwiegend im Holze des Stammes. Letzteres bildet einen Bestandtheil der Gefäßbündel, eines zusammenhängenden Systems in der ganzen Pflanze, welches, von allen feinsten Wurzelverzweigungen beginnend, durch Hauptwurzel, Stamm und Aeste in alle Blätter (hier die Rippen und Nerven darstellend) führt.



Querschnitt eines Buchenblattes.
380 mal vergrößert.
a. Obere Epidermis. b. Pallisadengewebe. c. Schwammgewebe. d. Untere Epidermis. e. Spaltöffnungen. f. Krystalldrusen. g. Gefäßbündel (Nerven).

In der Pflanze sind mehrere Kräfte thätig, welche diese Bewegung des Wassers nach oben veranlassen.

Erstens der sogenannte „Wurzeldruck"; die Wurzel mit ihren zahlreichen kleinen Wurzelfasern saugt nämlich mit solcher Kraft das Wasser auf, daß sie selbst es schon auf eine beträchtliche Strecke in der Pflanze emporzutreiben vermag. Wir können dies beobachten bei manchen Bäumen, besonders bei der Birke, der Hainbuche, oder bei dem Weinstock vor der Belaubung im Frühling, wo beim Einschneiden in den Stamm der Saft lange Zeit aus der Wunde fließt.

Zweitens wirken umgekehrt die Blätter durch den Wasserverlust bei der Verdunstung, welcher Ersatz desselben von unten her nöthig macht, saugend auf die unter ihnen befindliche Wassersäule im Stamme. Durch diese Wasserbewegung und Verdunstung findet auch innerhalb der Pflanze eine gewisse Abkühlung statt, welche eine allzu große Erhitzung verhütet.

Wie nun schon oben erwähnt, findet die Verarbeitung der rohen Nährstoffe zu den organischen unmittelbaren Bestandtheilen der Pflanze, die sogenannte „Assimilation", in den grünen Pflanzentheilen und vorzugsweise in den Blättern statt. Von den Blättern aus wandern die assimilierten Nährstoffe in die Zweige und weiter nach den Früchten und im Stamme abwärts nach den Wurzeln, überhaupt nach allen Organen, welche Nahrung bedürfen. Dies ist der sogenannte „absteigende Saftstrom".

Hierfür genügt jedoch das Holz allein nicht, der absteigende Strom nimmt vielmehr seinen Weg zum größten Theile durch Bast und Rinde; namentlich finden sich in den weichen dünnwandigen Theilen des Bastes eigenthümliche Gefäße, die Siebröhren, welche durch eine besondere Wucherung ihrer durchlöcherten Querwände, den sogenannten Callus, wahrscheinlich ventilartige Wirkung zur Abwärtsleitung besitzen.

In Pflanzentheilen, welche im Wachsthum begriffen sind, werden nun diese frischgebildeten Nährstoffe zur Schaffung neuer Organe verwendet, in solchen dagegen, welche in einen Ruhezustand übergehen, werden sie in verschiedener chemischer Form in den Zellen als sogenannte Reserve-Nährstoffe aufgespeichert, hauptsächlich in den Samen, bald als Oel (z. B. beim Leinsamen) bald als Stärke (z. B. im Getreidekorn), in den Knollen, Wurzeln (Kartoffeln), ferner im Holze der Bäume und Sträucher, wo während des Winters das Mark und die Markstrahlen ꝛc. reichlich mit Stärkemehl erfüllt sind. Mit dem Wiedererwachen der Vegetation vor dem Knospentrieb oder bei der Keimung des Samens verschwinden diese Reservenährstoffe wieder aus ihren Speicherräumen, indem sie zu dieser Zeit, in welcher die noch blattlose Pflanze ihre Nahrungsstoffe nicht selbst zubereiten kann, zur ersten Ernährung der neu sich bildenden Organe, der Knospen, verwendet werden.

Wir haben nun gesehen, welch' wichtige Rolle die Blätter, beziehungsweise die mit Spaltöffnungen versehenen grünen Theile eines Baumes oder Strauches für die Ernährung des einzelnen Individuums spielen, und es ist daher leicht einzusehen, daß ein Baum, welcher aller oder des weitaus größten Theiles seiner Blätter in der für das Wachsthum wichtigsten Zeit beraubt wird, nicht mehr imstande ist, die für seine Ernährung nothwendige Menge organischer Substanz zu bilden, und auch durch die empfindliche Störung des regelmäßigen Verlaufs des Saftstromes verhindert wird, vorhandene Nährstoffe rasch an diejenigen Stellen der Pflanze hin zuführen, welche jener zur Neubildung einzelner Organe bedürfen. Zugleich wird infolge der mangelnden Abkühlung durch den auf und absteigenden Saftstrom die Erhitzung durch die unmittelbare und mittelbare Bestrahlung der Sonne eine so große, daß eine Vertrocknung der sekundären Rindenschicht, welche für das Wachsthum von besonderer Bedeutung ist, wesentlich befördert wird.

Wie im komplizierten Baue eines mechanischen Triebwerkes das Fehlen eines Radzahnes Stillstand hervorbringt, so geräth hier die wunderbare Maschinerie des Pflanzenlebens ins Stocken, der Baum ist krank. Nur das Auftreten neuer Blätter könnte ihn retten und den Lebensstrom nach und nach wieder in seinen alten Gang bringen. Aber dazu fehlt eben die genügende Menge der zur Neubildung der Knospen und deren weiterer Ernährung bis zur selbständigen Assimilation nothwendigen Reservenährstoffe, denn der seiner Blätter oder Nadeln beraubte Baum war ja nicht imstande, solche zu bilden und für Nothfälle aufzuspeichern.

Während wir nun bei allen Laubbäumen beobachten, daß die Blätter im Herbste gelb werden und abfallen, der Baum selbst während der nun folgenden kalten Jahreszeit einen Ruhezustand durchmacht und gewissermaßen einen Winterschlaf hält, wissen wir von fast allen Nadelhölzern das Gegentheil. Diese behalten ihre harten, spitzen, nadelähnlichen Blätter auch während der strengsten Winterszeit, sie sind immergrüne Gewächse. Sie erfreuen das Auge des Wanderers durch ihr dunkles Grün in einer Zeit, in welcher die übrige Natur öde und still ein betrübendes Bild von der Vergänglichkeit alles Schönen auf Erden bietet.

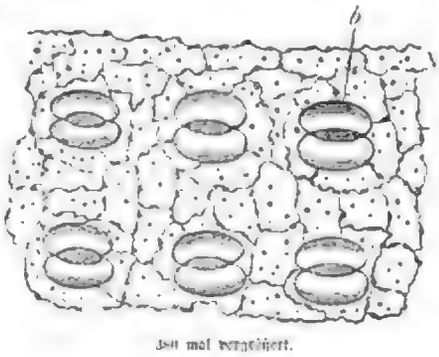
Diese Eigenschaft des „ewigen Grünens", welche die Nadelhölzer auszeichnet, hat nun in neuerer Zeit vielfach Veranlassung gegeben, die schlanken Kinder des Waldes als Zierde der städtischen Anlagen und Gärten zu verwenden, wo sie im Sommer zwischen dem hellgrünen Laube der Birken und Linden, dem dunkelrothen der Blutbuche entzückende Schattierungen hervorbringen. Und selbst wenn Schnee und Eis alles Leben in der Natur scheinbar ertödtet haben, verweilt das Auge des Spaziergängers gern auf den oft groteske Figuren bildenden, schwer mit Schnee beladenen Zweigen des Fichten- und Föhrenbaumes.

Aber dem aufmerksamen Beobachter wird eines nicht entgehen: je dichter die Häuser emporsteigen um die grünen Oasen der Großstädte, je weiter hinaus die Stadt ihre Arme ausstreckt, und je mehr Reihen von Miethkasernen entstehen, um so spärlicher werden die Nadelbäume in den straßenumsäumten Anlagen, in

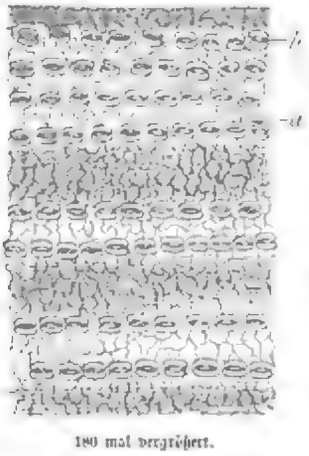
den Gärten vor und hinter den Häusern. Von Jahr zu Jahr wird der Spitzentrieb kümmerlicher, die Nadeln werden dürr und fallen ab, kahler und kahler strecken sich die Aeste empor, und schließlich kommt der Gärtner und haut den verdorrten Baum ab, und der hübsche Vorgarten, den sonst ein halbes Dutzend stattlicher Christbäume zierte, hat seinen schönen Winterschmuck eingebüßt, das weiße Leichentuch des Schnees deckt alles in gleichförmiger Oede.

Woher kommt dieses Absterben der Nadelbäume in den Stadtgärten, während doch die Laubbäume weiter gedeihen und verhältnißmäßig sogar prächtige Baumkronen entwickeln?

Gerade die Eigenschaft welche uns den Christbaum so lieb macht, nämlich daß er „zur Sommer- wie zur Winterszeit grün“ ist, bringt ihm Verderben, denn sein bitterster Todfeind ist der Schnee. Allerdings nicht der Schnee an und für sich, wie er draußen im endlosen Walde auf seinen Zweigen ruht, sondern der Schnee in der Stadt, der durch die Verbrennungsgase zahlloser Stadtessen verunreinigte Schnee.



360 mal vergrößert.



180 mal vergrößert.

Flächenschnitt eines Stückchens von der Epidermis einer Föhrennadel.

a. Epidermiszellen. b. Spaltöffnungen.

Weitaus der größte Theil der Stadthaushaltungen heizt jetzt mit Steinkohlen. Zahllose Centner dieser schwarzen Diamanten gehen in Gas- und Rauchform täglich in die Luft der Städte über, und während im Sommer die Windströmungen diese Verbrennungsstoffe rasch hinwegführen und durch Vermischen mit überwältigenden Mengen atmosphärischer Luft so verdünnen, daß sie keinem organischen Wesen schädlich werden, ist es im Winter der Schnee, welcher in seiner unschuldigen Weiße begierig eines der schädlichsten Verbrennungsgase aufsaugt und in sich aufspeichert. Um dies zu erklären, müssen wir uns ein wenig in das Labyrinth der chemischen Formeln wagen.

Alle Steinkohlen enthalten mehr oder weniger Schwefel, ihm verdanken die einzelnen Sorten das raschere oder kürzere Verbrennen. Sobald nun Schwefel verbrennt, geht er mit dem Sauerstoff der Luft eine direkte Verbindung ein, ein säuerlich schmeckendes, erstickendes Gas, aus einem Theil Schwefel (S) und zwei Theilen Sauerstoff (O) bestehend, die schweflige Säure [Schwefeldioxyd] (SO_2). Tritt nun zu dieser schwefligen Säure (SO_2) noch ein Molekül Wasser (H_2O), so entsteht mit Hilfe des Sauerstoffs der Luft die Schwefelsäure ($SO_2 + H_2O + O = H_2SO_4$), eines der schärfsten Gifte, welches selbst schon in geringen Mengen alles organische Leben zerstört.

Eine Föhrennadel.

Natürliche Größe.

Der Schnee nun enthält eine eigenthümliche Verbindung, aus zwei Theilen Wasserstoff und zwei Theilen Sauerstoff bestehend, welche, auf künstlichem Wege hergestellt, in der Technik neuerer Zeit vielfach Verwendung findet. Diese Verbindung — Wasserstoffsuperoxyd genannt — findet sich in geringen Mengen in der Atmosphäre, im Regen, Thau und Schnee. Ihre chemische Zusammensetzung unterscheidet sich insofern von der des gewöhnlichen Wassers, daß sie ein Atom Sauerstoff (O) mehr als dieses enthält, wir schreiben daher seine chemische Formel H_2O_2. Das zweite Atom Sauerstoff im Wasserstoffsuperoxyd ist jedoch nur lose gebunden, weshalb diese Verbindung durch Wärme leicht in ihre Bestandtheile, nämlich Wasser und Sauerstoff, zerfällt. Diesem Verhalten nun verdankt das Wasserstoffsuperoxyd auch seine geschätzte Eigenschaft, leicht mit anderen Körpern neue Verbindungen einzugehen, und daher ist es erklärlich, daß der Schnee, in welchem vermöge der niedrigen Temperatur ein Zerfallen des Wasserstoffsuperoxydes verhindert wird, begierig das Verlangen zeigt, die beim Verbrennen des in den Steinkohlen enthaltenen Schwefels entstehende gasartige schweflige Säure anzusaugen und als Schwefelsäure aufzuspeichern ($SO_2 + H_2O_2 = H_2SO_4$).

Ein Chemiker am hygieinischen Institut der Universität München, welches bekanntlich von Pettenkofer geleitet wird, hat es unternommen, diese Eigenschaft des Schnees, Schwefelsäure aufzuspeichern, Schritt für Schritt nachzuweisen*. Er entnahm aus dem Hofraum des genannten Instituts im Winter 1886 vom 6. bis 22. Februar eine bestimmte Menge Schnee und wies nach, daß der Gehalt an Schwefelsäure täglich zunahm. So fand er am 6. Februar in einem Kilogramm Schnee 6,96 Milligramm Schwefelsäure, am 10. Februar schon 32,80 Milligramm, am 12. Februar 40,60 Milligramm, am 14. Februar 48,40 Milligramm, am 16. Februar 62,20 Milligramm, am 22. Februar 91,50 Milligramm. Leider unterbrach hier starker Schneefall die interessanten Untersuchungen. Während derselben Zeit entfernt von der Stadt auf freiem Felde aufgenommene Schneeproben waren ganz oder fast frei von Schwefelsäure.

Es mag hier noch bemerkt sein, daß das hygieinische Institut in München in einem noch wenig bebauten Stadttheile an der Theresienwiese liegt, der namentlich auch im Winter häufigen Süd- und Westwinden ausgesetzt ist und besonders im Jahre 1886 noch fast ringsum frei war.

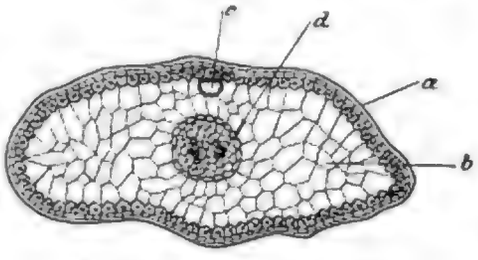
Wenn man nun die immergrüne Eigenschaft der Nadelhölzer in Betracht zieht, so ist es leicht erklärlich, warum gerade diese rauhen Kinder des Waldes die Stadtluft nicht vertragen. Die bei den Fichten und Kiefern ringsum mit Spaltöffnungen versehenen Nadeln sind dem mit Schwefelsäure durchtränkten Schnee eben schutzlos preisgegeben. Die Laubbäume sind in der milderen Jahreszeit, in welcher die Natur schneefrei ist, vor den in den Regen übergehenden Verbrennungsgasen durch die glatte, mit gewissen Wachsarten getränkte Oberhaut ihrer Blätter geschützt, während sich bei ihnen fast ausnahmslos die Spaltöffnungen nur auf der Blattunterseite befinden; Luft und Wind trocknen außerdem etwa auf den Blättern sitzenbleibende Wassertropfen rasch ab und verhindern eine Aufspeicherung der schwefligen Säure, so daß die Laubbäume ganz gut gedeihen, solange nicht übermäßiger Ruß oder Staub die Blätter dicht belegt und die kleinen Spaltöffnungen an der Unterseite verstopft. Aber selbst für diesen Fall hat die gütige Mutter Natur häufig Vorsorge getroffen, indem die Blattunterseite namentlich bei ganz jungen Blättern der neuen Triebe oft mit kleinen, dem bloßen Auge nicht sichtbaren Haaren oder haarähnlichen Gebilden besetzt ist; sie dienen einestheils zum Schutze der Spaltöffnungen, anderntheils erfüllen sie oft drüsenartige Aufgaben, indem sie Körper, welche durch den Stoffwechsel im Blatte entstanden und zur weiteren Ernährung der Pflanze nicht mehr nöthig sind, aufnehmen und ausscheiden.

Kündigt sich nun der Winter an, so sucht der Laubbaum sich seiner für eine kalte Temperatur nicht eingerichteten Blätter zu entledigen; er bildet, nachdem alle noch werthvollen Stoffe aus dem Blatte in den Stamm zurückgetreten sind, an der Ansatzstelle des Blattstiels am Zweige eine Korkschicht, welche, undurchlässig für den Saftstrom, den nun zur Winterruhe bereiten Baum hermetisch abschließt. Das vom Gesammtorganismus abgetrennte Blatt wehrt sich noch eine Zeitlang gegen sein Schicksal, es wird roth und gelb und dürr, fällt schließlich bei einem kräftigen Windstoß ab und giebt die Salze, welche es dem Boden entzogen hat und welche nun durch Fäulniß frei werden, der Mutter Erde wieder zurück.

* Siehe Dr. Sendtner, „Bayer. Industrie- und Gewerbeblatt“ 1887.

Anders der mit harten Nadeln an Stelle von Blättern bewehrte Zapfenträger. Seine durch eine dicke Epidermis geschützten Nadeln vermögen den Winterfrost unseres Klimas wohl zu ertragen, und nur sein Stoffwechsel wird infolge der geringeren Sonnenwärme ein langsamerer, die Farbe seines Grüns infolgedessen dunkler.

Betrachten wir z. B. die Nadel einer Fichte (Pinus excelsa Lk.) mit einem guten Vergrößerungsglase, so bemerken wir ringsum an derselben in unregelmäßigen Zwischenräumen zahlreiche kleine, weiße Punkte. Es sind dies die Spaltöffnungen, in ihrer ovalen Gestalt deutlich zu erkennen, sobald man mit einem scharfen Rasiermesser ein kleines Flächenstückchen von der Nadel abhebt und unter das Mikroskop bringt. Ist nun im Winter der Zweig dicht mit Schnee bedeckt, so nimmt letzterer vermöge seiner oben erläuterten Aufsaugungsfähigkeit die schweflige Säure der Verbrennungsgase aus der Luft auf, bildet mit derselben, wie gezeigt, Schwefelsäure und übermittelt sie mittels der Spaltöffnungen unmittelbar den Innenräumen des Nadelblattfleisches. Hier durchdringt sie die zarten Zellwände und tötet den Inhalt der einzelnen Zellen — das Protoplasma. Mit der Lebensfähigkeit des Zellinhalts hört auch seine Assimilationsfähigkeit auf, der Baum kränkelt und geht nach und nach zu Grunde, er stirbt an Vergiftung.



Querschnitt durch eine Fichtennadel.
180 mal vergrößert.
a. Verdickte Epidermis. b. Zellen des Blattfleisches. c. Harzgang. d. Gefäßbündel (Mittelnerv).

Wenn man sich eine Lösung von Schwefelsäure in der oben angegebenen Stärke, z. B. 90 Milligramm auf 1 Liter Wasser, bereitet und in dieselbe einige Nadeln einer Fichte oder Föhre einlegt, so kann man das Zerstörungswerk des ätzenden Giftes genau verfolgen. Schon nach 24 Stunden zeigt ein dünner Querschnitt der betreffenden Nadel unter dem Mikroskop eine Verkohlung seines Zellinhalts, welcher jetzt anstatt des schön leuchtenden Grüns eine schmutzig braune Farbe angenommen hat, er ist getötet.

Wir besitzen daher in unseren Nadelhölzern gewissermaßen einen Gradmesser für die größere oder geringere Verunreinigung der Luft in Städten oder Stadttheilen, einen Gradmesser, der freilich sein gefährliches Amt mit einem langsamen Sterben bezahlen muß.

Blätter und Blüthen

Die Einweihung der Schloßkirche zu Wittenberg. (Zu dem Bilde S. 789.) Eine wechselvolle Geschichte, reich an Mißgeschick, war es, welche die dreieinhalb Jahrhunderte seit Luthers Tod der Stadt seines Wirkens, der Wiege der Reformation gebracht haben. Fast jeder der großen Kriegsstürme, die über Deutschland hereinbrachen, hat seine Wellen auch über Wittenberg entladen — im Schmalkaldischen, im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege, in den napoleonischen Kämpfen haben die Kugeln der Kanonen die stattliche Festung an der Elbe bedroht. Und nicht zum wenigsten hat unter diesen Unbilden die Schloßkirche mitgelitten, an deren Thür der kühne Augustinermönch am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen angeschlagen; bei einer Beschießung der Stadt am 13. Oktober 1760 wurde sie in Brand geschossen, so daß fast nur die nackten Mauern stehen blieben; wieder ausgebaut, erfuhr sie neues Unheil in den Jahren 1813 und 1814, in denen sie eine Zeitlang als Magazin benutzt wurde; in der Nacht vom 27. zum 28. September 1813, bei einem fürchterlichen Bombardement, fing der schöne Kirchthurm Feuer, und bloß das untere Gemäuer desselben konnte gerettet werden. Seitdem waren die großen Erinnerungsfeste an die Reformation zugleich der Anlaß zur Erneuerung des ehrwürdigen Baues. Nachdem das Jahr 1815 die bis dahin sächsische Stadt an die preußische Krone gebracht hatte, wurde die Schloßkirche durch die Fürsorge König Friedrich Wilhelms III. einer gründlichen Reparatur unterworfen, so daß sie bei der dreihundertsten Wiederkehr des Thesenanschlags wenigstens keinen unwürdigen Mittelpunkt der Feier bildete. Allein es that je länger je mehr eine Erneuerung im großen Stile noth, und der Entschluß dazu entstand in jenen festlichen Tagen, welche das alte Wittenberg 1883 aus Anlaß von Luthers vierhundertjährigem Geburtstag erlebte. Besonders der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches, der spätere Kaiser Friedrich, hat diesem Werke der Pietät bis an seinen allzufrühen Tod eine lebhafte Theilnahme zugewandt, und Kaiser Wilhelm II. hat die Vollendung des Angefangenen als ein willkommenes Vermächtniß übernommen. So konnte denn am 31. Oktober dieses Jahres der in neuer Schönheit, aber in der alten gothischen Gestalt wiederhergestellte Bau in feierlicher Weise eingeweiht werden. Der Kaiser selbst, an der Spitze der protestantischen Fürsten Deutschlands, war herbeigeeilt, das Fest mit zu begehen, und es war ein glänzendes Bild, als sich der farbenreiche Zug, den Kaiser in der Mitte, über den ehrwürdigen Marktplatz hinweg zur Kirche in Bewegung setzte. In den Nachmittagsstunden schloß sich dann dem ersteren Theile der Feier ein Festzug an, der in charakteristischen Gestalten und künstlerisch angeordneten Abtheilungen den Beschauer im Fluge durch die letzten sieben Jahrhunderte führte. Unser Bild giebt aus dem Zuge die Figuren des sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen und des Schwedenkönigs Gustav Adolf wieder, sowie die Gruppe, welche im Kostüm des 12. Jahrhunderts den Reigen eröffnete. —

Ein goldiger Herbsttag leuchtete dem Feste, und es waren gewaltige Eindrücke, welche dort in Wittenberg am 31. Oktober wachgerufen wurden inmitten der stummen Zeugen jener Geistesthat, aus der ein neues Völkerleben entsprossen ist.

Wie kann man die Sonne belauschen? Die menschliche Stimme reicht bekanntlich nicht weit; wir wissen, wie schwer es z. B. ist, über einen nur einigermaßen breiten Strom hinüber den Fährmann durch Zuruf zu erreichen. Der Befehlshaber eines Seeschiffes ist schon bei etwas bewegter Luft darauf angewiesen, seine Stimme durch das Sprachrohr zu verstärken, um sich dem Schiffsvolk vernehmlich zu machen.

Die Erfindung des Telephons hat dies von Grund aus geändert. Sie ermöglichte es, die Unterhaltung auf eine Entfernung von mehreren hundert Kilometern zu führen, ohne eine größere Anstrengung als das gewöhnliche Sprechen erfordert. So beträgt z. B. die durch das Telephon beherrschte Strecke zwischen München und Berlin 720 Kilometer, zwischen Paris und Marseille 1000 Kilometer. Sogar durch das Meer hindurch, wie auf der Strecke Paris-London, sind direkte Telephonlinien angelegt, und es haben sich auch hier der Uebertragung der menschlichen Stimme keine nennenswerthen Schwierigkeiten entgegengestellt.

Freilich ist die Art der Uebertragung beim Telephon eine ganz andere als bei der gewöhnlichen Uebertragung des Schalles. Sollte der Schall den Weg von Berlin nach München in der gewöhnlichen Fortpflanzungsweise der Töne zurücklegen, so würde — die Möglichkeit vorausgesetzt — nach dem Aufgeben des Gespräches ein Zeitraum von etwa 36 Minuten verstreichen, bis der erste Laut in München angelangt wäre. Der Berliner könnte dann mit Muße wieder an seine Arbeit gehen; denn wenn ihm München sofort antwortete, so könnte er doch erst nach Ablauf von einer Stunde und zwölf Minuten die Antwort erwarten.

Bei unserem jetzigen Fernsprechen aber setzen sich die zu übertragenden Tonwellen im Telephon in eine andere Energieform um, sie verwandeln sich in elektrische Schwingungen, und diese legen die weite Reise in der ganz unmerklich kurzen Zeit eines geringen Bruchtheiles einer Sekunde zurück.

Mit dieser Errungenschaft sind aber die Elektriker noch nicht zufrieden. Sie sagen sich, daß es doch recht fatal sei, von einem solch materiellen Drahte abhängig zu sein; es gilt, diesen überflüssig zu machen, frei soll die Bahn sein, nicht an Irdisches gebunden, so wie auf freier Bahn der Lichtstrahl durch das Weltall dringt. Und in der That hat man den Lichtstrahl zum Vermittler gewählt.

Schon seit längerer Zeit ist bekannt, daß das Licht eigenthümliche elektrische Erscheinungen hervorrufen kann. Als mit Hilfe des Mikrophones Preece es dahin gebracht hatte, das Laufen einer Fliege so laut vernehmbar zu machen, daß es dem Trampeln eines Pferdes auf einer Brücke glich, wurde er durch Smith weit übertroffen, der behauptete: „Ich kann etwas noch viel Wunderbareres erzählen, nämlich, daß ich mit Hilfe des Telephons einen Lichtstrahl auf eine Metallplatte fallen hörte."

Diese äußerst merkwürdige Erscheinung wurde mit Hilfe einer Selenplatte wahrgenommen, und man benutzte dazu die eigenthümliche Fähigkeit des Selens, Lichtschwingungen in elektrische Schwingungen umwandeln zu können. Da die elektrischen Schwingungen sich aber unserem Gehör bemerkbar machen, so war die Grundlage der neuen Erfindung gegeben.

Vor etwa zwölf Jahren brachte Bell sein Photophon — eine Art Telephon, jedoch mit Selenplatte — von Amerika zu uns und machte schon damals darauf aufmerksam, daß jede Helligkeitsänderung sein Photophon zum Tönen bringe. Da er nun, sobald die Sonne auf das Photophon schien, in diesem Tone wahrnahm, die er sich durch irdischen Einfluß nicht erklären konnte, so nahm er an, daß die Veränderungen, die im Lichte der Sonne stattfinden, diese Töne hervorbringen müßten. Fortgesetzte Beobachtungen bestätigten die Vermuthung und machten den Zusammenhang der Töne mit den Sonnenflecken immer wahrscheinlicher.

Jetzt will Edison der Sache auf den Grund gehen und versuchen, die Sonnenerdbeben deutlicher vernehmbar zu machen, die sich auf der Sonne abwickelnden großartigen Vorgänge zu verfolgen und somit die Sonne aus zwanzig Millionen Meilen Entfernung zu belauschen.

Seinen Plan dürfen wir wohl nach dem Bericht eines amerikanischen wissenschaftlichen Blattes verrathen.

Edison besitzt in dem Staate New-Jersey einen natürlichen festen Block magnetischen Eisenerzes, der anderthalb Kilometer lang, dreißig Meter breit ist und bis zu einer unbekannten Tiefe in das Erdinnere hineinragt. Diesen großen Magnet will er mit einer geeigneten Zahl von Drahtwindungen umgeben, deren Enden in eine Art Telephon auslaufen. Der magnetische Block soll also den Kern des Telephons bilden, das mit Registrierapparaten versehen und mit Beobachtungsstellen ausgerüstet werden soll.

Vielleicht bringt Edisons Plan ganz neue Aufschlüsse über uns bis jetzt unbekannte und unerklärliche Erscheinungen in den kosmischen Vorgängen unseres Centralkörpers! Ob sich dann wohl Goethes Worte bestätigen werden:

„Horchet! horcht! dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!"

Ottilie Wildermuth. Eine litterarische Erscheinung, die sich im Wechsel der Zeiten zu behaupten weiß, die allen Veränderungen im Geschmack und in den Anschauungen zum Trotz fortfährt, ihre eifrige und zahlreiche Gemeinde zu versammeln, die hat den Beweis ihres inneren Werthes geliefert. Und das ist mit Ottilie Wildermuth der Fall. Nicht als ob die Zeitgenossen Ottilie Wildermuths an dem inneren Werth ihrer litterarischen Schöpfungen gezweifelt hätten — nein, eine so einstimmige Verehrung hat selten eine Schriftstellerin genossen. Aber es ist doch schön, das Urtheil der Mitwelt, dem man leicht eine gewisse Befangenheit zutraut, durch das objektivere der Nachwelt bestätigt zu finden. So haben denn auch die „Gesammelten Werke" Ottilie Wildermuths, welche ihre Tochter Adelheid gegenwärtig herausgiebt, eine gute Statt im deutschen Volke gefunden; die beiden bis jetzt erschienenen Bände, welche der unsern Lesern wohlbekannte Maler Fritz Bergen mit hübschen Bildern versehen hat, umfassen die „Bilder und Geschichten aus Schwaben", kleine Skizzen in humorvoll erzählender Form, die den Typus urschwäbischen kleinstädtischen Lebens und Denkens mit all seinen Schwächen und wiederum mit all seinen liebenswürdigen Zügen so getreu verkörpern, wie dies eigentlich in keinem anderen Werke unserer Litteratur, auch der schwäbischen nicht, der Fall ist.

Extrapost.

Zeichnung von D. Pauluzzi.

Während so die „Gesammelten Werke" die Wildermuthschen Schöpfungen in immer weitere Kreise tragen, wirken auch ihre beiden Töchter Agnes Willms und Adelheid Wildermuth in dem Geiste der Mutter weiter, hauptsächlich durch die Fortführung des „Jugendgartens", den einst Ottilie Wildermuth gegründet hat. Auch dieses Jahr liegt uns wieder ein stattlicher Band vor, mit Erzählungen, Märchen, Gedichten, geschichtlichen, biographischen, kulturgeschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen, mit Räthseln, Knacknüssen, Spielen u. dergl., endlich mit trefflichen Bildern, darunter vielen farbigen, reichlich ausgestattet, eine Festgabe, die unserer Jugend gewiß nicht minder willkommen sein wird, als dem Alter die „Gesammelten Werke" von Ottilie Wildermuth.

Die Ueberschwemmung. (Zu dem Bilde Seite 792 und 793.)

„Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall — —"

Diese Verse aus „Johanna Sebus" kommen uns in Erinnerung beim Anblick unseres Bildes, das wir einem der hervorragendsten Landschaftsmaler der Gegenwart, dem Professor Fr. Kallmorgen in Karlsruhe, verdanken. Wie verlorene Inseln ragen fern ein paar Baumgruppen, ein vereinzeltes Haus aus der endlosen Fluth, und der Vordergrund zeigt uns deutlich die Spuren des verheerenden Elements. Glücklicherweise scheinen die Gewässer bereits im Zurückgehen begriffen zu sein, denn der Gartenzaun, welchen die anstürmenden Fluthen zum Theil niedergerissen haben, ist bereits wieder außer Wasser. Aber noch liegt eine Spur der ausgestandenen Angst auf den Gesichtern der Anwohner des entfesselten Stromes, und mit einer seltsamen Mischung von Angst und Neugier besprechen sie die Ereignisse der verflossenen Tage.

Das letzte Jahrzehnt hat dem Künstler leider häufig genug Gelegenheit zu Ueberschwemmungsstudien gegeben. Möge sie nicht so bald wiederkehren!

Die Liebhaberkünste. In Nr. 7 der von uns schon früher genannten Zeitschrift „Die Liebhaberkünste" (München, Oldenbourg) vertheidigt Professor M. Haushofer die vielangegriffene Neigung zur dilettantischen Kunstübung mit folgenden Sätzen, die einer allgemeinen Beherzigung werth sind: „Die Liebhaberkünste sind eine berechtigte Reaktion gegen die weit gediehene Berufsgliederung der Gegenwart, der Mensch ist von Natur aus nicht zur einseitigen Berufsmaschine bestimmt. Jeder normale Mensch hat etwas vom Künstler, vom Erfinder, vom Konstrukteur in sich, weil in den Anfangszuständen der Kultur jeder diese Eigenschaften brauchte, sobald er sich über das Thier erheben wollte. ... Wenn man bedenkt, wie fein und verwickelt der Mechanismus ist, den die Natur in unsere zehn Finger gelegt hat, so kann man es nur sehr beklagen, daß so viele Menschen diesen leistungsfähigen Mechanismus völlig veröden lassen. Gegen diese Verwahrlosung der Handfertigkeit richten sich die Liebhaberkünste. Sie richten sich aber auch gegen die Vernachlässigung der Phantasie und der Erfindungsgabe, welche unbestreitbar unter die höchsten menschlichen Eigenschaften gehören. Aber wie wenig Berufsarten geben Gelegenheit, diese Eigenschaften berufsmäßig zu üben und auszubilden!"

Nachdem Haushofer nachgewiesen, daß gerade der Kaufmann, der Beamte, der Richter und viele andere eine glückliche Ergänzung ihres rein verstandesmäßigen Arbeitens in solcher Thätigkeit finden und ihre freien Stunden damit doch wohl fruchtbringender ausfüllen könnten als mit Skat oder Kegelspiel, entkräftet er zum Schlusse noch den Vorwurf der Stümperei mit der sehr berechtigten Bemerkung, daß jede Stümpernatur Stümperarbeit hervorbringt, ob dies nun in Berufsarbeiten oder in Liebhaberkünsten geschieht. „Nur ist's bei ersteren bedenklich und gefährlich, bei letzteren harmlos. Damit aber die Liebhaberkünste keine Stümperarbeit liefern, verdienen sie, erzogen zu werden."

Mit diesem Worte hat er sehr glücklich Richtung und Verdienst der neuen Zeitschrift gekennzeichnet. Ob sie Vorlagen zu Ofenschirmen, Thürfüllungen, Gläsern, Vasen und Tellern, zum Punzieren und Fournieren, zu Stickereien und zum Metalltreiben, zur Plastik aus Gummi, zur Verschönerung von alten Oefen und Verwendung von anscheinend unbrauchbaren Dingen geben — überall steht dabei die Mahnung, ordentlich zeichnen zu lernen, um nicht werthlose Spielereien statt erfreulicher Arbeiten zu liefern. Ein stark in Anspruch genommener Fragekasten giebt Aufschlüsse und Anregungen und dient als Sprechsaal der Abonnenten untereinander.

Wir sehen in der vortrefflich geleiteten Zeitschrift einen wahren künstlerischen Hausfreund, den wir für die Weihnachtsarbeiten unseren Lesern und Leserinnen nochmals bestens empfehlen möchten. Bn.

Pflügender Araber. (Zu dem Bilde S. 793.) Neidischen Blickes schauten viele Völker des Alterthums nach Aegypten hinüber — aber nicht die stolzen Bauten und nicht das in den Archiven des Reiches gesammelte

Wissen erregten damals den Neid, sondern das goldene Korn, das am heiligen Nil so reichlich gedieh. Sahen doch die Söhne Israels mit staunenden Blicken das Getreide an, welches Joseph vor ihnen ausbreitete, „über die Maßen viel, wie Sand am Meere"! Später war Aegypten eine der Kornkammern der Weltbeherrscherin Rom, und unter den drei Getreideflotten, welche die Stadt versorgten, der sicilischen, ägyptischen und pontischen, war die ägyptische die reichste und wichtigste.

Zwei Jahrtausende sind seit jenen Zeiten dahingerauscht, das Volk der alten Aegypter ist in der Fluth anderer Völker untergegangen, die Götter, die Sitten und die Sprache der Vorväter sind den heutigen Aegyptern fremd, aber sie hängen wie diese an der Scholle und machen sie urbar just wie die fleißigen Ahnen vor fünftausend Jahren.

Wir stehen in der Ebene von Unterägypten in dem Ueberschwemmungsgebiet des Nils; scharf heben sich die Palmen von dem blauen Himmel ab und vor ihnen sehen wir den ägyptischen Bauer im Schweiße seines Angesichts das Feld bestellen. Ein Kamel und ein Ochse ziehen im Joche den Pflug, ein trauriges Geräth, das kaum drei bis vier Zoll tief in die Erde greift. Und doch ist ihm schon vor vielen tausend Jahren die Ehre der Abbildung zu theil geworden! Wir finden ihn schon unter den ägyptischen Hieroglyphen, wo zwei Ochsen im Joch ihn wie heute noch an einer Deichsel bewegen. Er besteht aus zwei im spitzen Winkel vereinigten, einen Haken bildenden Hölzern. Das untere ist an der Spitze mit Eisen vorgeschuht und bildet die dürftige Pflugschar.

Wir würden jedoch irren, wenn wir annehmen wollten, daß alle Ackerbauer Aegyptens den Boden so bestellen wie der schlichte Bauer auf unserem Bilde. Aegypten giebt zwar noch heute Korn an andere Völker ab und viele Engländer leben von Brot, das aus ägyptischem Mehl gebacken wurde, aber seine Hauptausfuhr besteht heute in Spinnstoffen, in Baumwolle, und auf den Pflanzungen der Regierung und der großen Besitzer wühlt bereits seit Jahrzehnten der Dampfpflug den alten, vom Nil stets neu befruchteten Boden auf.

Der schlichte Mann Aegyptens aber geht noch jetzt hinter demselben einfachen Pfluge wie die Erbauer der Pyramiden und seufzt vielleicht noch mehr unter Fron und Lasten als die Unterthanen der Pharaonen.

Eine gefährliche Künstlerin. (Zu dem Bilde S. 788.) Von jeher haben die kunstreichen Werke der Spinnen die Aufmerksamkeit der Forscher wie der Laien aufs lebhafteste beschäftigt. Eine der verblüffendsten Leistungen ist wohl das Nest der in Spanien und im südlichen Frankreich vorkommenden Minierspinne (Cteniza fodiens), dessen Abbildung und Beschreibung wir dem soeben erschienenen 13. Jahrgang des „Neuen Universums" entnehmen. Die Minierspinne bohrt sich eine runde Röhre etwa 10 cm oder tiefer in die Erde und tapeziert diesen Schacht mit einem feinen sammetartigen Gewebe aus. Hierauf baut sie von Erde einen Deckel, welcher genau auf das an seinem oberen Rande etwas schräg erweiterte Loch paßt. Die untere Seite des Deckels wird gleichfalls besponnen und dieses Gespinst mit dem in der Röhre in Verbindung gebracht, derartig, daß an dem Deckel ein Band als Scharnier angebracht wird. Dieses Scharnier ist kräftig genug, den aufgeklappten Deckel zu halten, damit er nicht nach hinten über fällt.

Die Oberseite des Deckels ist nicht besponnen, sondern gleicht der die Röhre umgebenden Erde, so daß die Wohnung der Spinne nicht leicht aufzufinden ist. An seinem inneren Rande befinden sich viele Löcher, in welche das Thier die Krallen steckt, sich einhängt, um den Deckel geschlossen zu halten, wenn es sich in der Röhre befindet. Will die Spinne ein Insekt fangen, so öffnet sie den Deckel und schließt ihn, sobald ein unvorsichtiges Thier in die Falle gegangen ist, jedenfalls in der Weise, daß sie das Scharnier anzieht. Der Deckel soll so fest schließen, beziehungsweise von der Spinne so fest zugehalten werden, daß man Mühe hat, ihn mit Hilfe eines Messers zu öffnen.

Wir machen bei dieser Gelegenheit wieder auf das „Neue Universum" aufmerksam, das auch in seinem neuesten Jahrgang eine Fülle von Anregung und Belehrung, insbesondere für die reifere Jugend, bietet.

Die „Amateur-Photographen". Die gewaltigen Fortschritte auf dem Gebiet der Photographie haben zur allgemeinen Verbreitung einer „Kunst" geführt, die vordem nur von Jünnigen als Erwerb betrieben wurde. Die Einfachheit des Verfahrens, die Billigkeit der Apparate setzen jedermann instand, Lichtbilder anzufertigen, Augenblicksaufnahmen, die mit aller Schärfe und Naturtreue die flüchtigsten Erscheinungen im Bilde festhalten.

Besonders im Freien, in den Sommerfrischen, im Bade und am Strand sieht man den meuchlerischen Liebhaber-Photographen sein Handwerk treiben — wenn man ihn überhaupt erkennt! Denn die Apparate verräthen sich infolge ihres geringen Umfangs und ihrer unauffälligen Gestalt — man giebt der Camera die harmlose Form einer Cigarrentitte, eines Buches u. s. w. — nur selten als das, was sie sind, und der „Momentverschluß" setzt außerdem eine so kurze Expositionszeit voraus, daß wir, selbst bei einiger Achtsamkeit, ein paarmal hintereinander aufgenommen werden können, ohne es zu merken.

Das mag für den Amateur-Photographen recht hübsch sein und ihm zu einer interessanten Bildersammlung verhelfen, denn zu Hause lassen sich leicht saubere Kopien und Vergrößerungen anfertigen, — allein die Sache hat ihre Kehrseite.

Die Gelegenheit zu einem Mißbrauch, ja vielleicht zu einer frivolen Benutzung dieser neuen Kunstübung liegt nahe, und wenn es sich auch nur um die unfreiwillige Aufnahme etwa eines jungen Mädchenantlitzes handelte, das dem betreffenden Bilderfänger kein Porträt von sich schenken oder anvertrauen wurde. Es kann sich dann jeder rühmen, ein Bild von der und der Dame zu besitzen, denn jeder Berufsphotograph kann nach einer solchen Vorlage ein Bild herstellen, dem nichts mehr anhaftet, was auf „Liebhaber"-Photographie schließen läßt.

Und dann — es giebt noch ernstere Fälle. Ich war in diesem Jahr auf der Waldquellen-Promenade in Marienbad Zeuge des folgenden Vorgangs: Ein junger Herr hatte neben zwei ihm bekannten Damen — Mutter und Tochter — infolge deren Aufforderung Platz genommen. Die Unterhaltung zwischen den Dreien war sehr belebt, als plötzlich der Arzt vorüberkam, der die Mama behandelte. Die Dame hatte ihm etwas zu sagen, es war ihr offenbar erwünscht, den vielbeschäftigten Mann wenigstens einige Minuten sprechen zu können, darum erhob sie sich rasch, um ihn anzuhalten.

In diesem Augenblick bemerkte ich einen Liebhaber-Photographen, allerdings einen sehr harmlosen Jüngling, welcher seinen Apparat gegen die auf der Bank Zurückgebliebenen richtete und die kleine Gruppe: Herr und Dame in heiterem Gespräch, ohne Zeugen, einsamer Waldhintergrund — auf seiner Platte festhielt. Dieser Fall zeigt ohne weitere Erläuterung, daß auf diese Weise sehr bedenkliche und verhängnißvolle Mißverständnisse entstehen können und daß hier eine Gefahr für den Ruf und den Frieden einzelner Personen und ganzer Familien drohen kann.

Man befindet sich — die geschilderte Scene ist nur ein Beispiel dafür — hundertmal in Lagen, welche, in Wirklichkeit schnell vorübergehend, nicht im entferntesten etwas Bedenkliches haben, die aber, im Bilde verewigt, sehr verfänglich erscheinen können. Es entsteht daher die ernste Frage, inwiefern sich ein anderer das Recht herausnehmen darf, unsere Person zu photographieren ohne unser Wissen und ohne unsere Zustimmung. Ist das nicht auch „Unfug"? Wer weiß, ob das künftige Strafgesetzbuch, dort wo von persönlicher Freiheit und Sicherheit die Rede ist, nicht auch einen Paragraphen enthalten wird, der sich gegen den Mißbrauch der Amateur-Photographie richtet! P. v. S.

Eine Aeußerung Moltkes. Der fünfte Band der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" des Grafen Hellmuth von Moltke (Berlin, Mittler und Sohn), welche eine so überaus reiche Ausbeute liefern für das Charakterbild des Mannes und für die Geschichte seiner Zeit, deren bedeutsamer Träger er gewesen, enthält die zweite Sammlung Briefe und Erinnerungen an ihn, Familienbriefe, darunter das rührende Schreiben, in welchem er sich über den Tod seiner Gattin ausspricht, die ihm in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit dahingeschieden war. Dazu auch gewichtige Briefe aus dem französischen Feldzug werden mitgetheilt, darunter einer vom 11. September 1870 aus Rheims, welcher eine sehr eindrucksvolle Wendung enthält: „Die Opfer," schreibt Moltke, „die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200 000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Reste doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das heißen will, ‚Deutschland!', aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt!"

Diese Aeußerung verdient unter die geflügelten Worte des deutschen Volkes aufgenommen zu werden. †

Zur Geschichte des Dachziegels. Der rothe Dachziegel ist der Vertreter einer Kulturepoche. Wo er so stolz und vornehm zwischen einfachen Stroh- und Schindeldächern die Häuser schützt und schmückt, da gilt er als ein Zeichen des Fortschritts. Im Osten Europas kann man ihm noch heute als einer erobernden Macht begegnen. In den Sitzen der Kultur sind ihm dagegen viele Nebenbuhler erwachsen, auf den Dächern der Großstädte erblickt man oft anderes Material: Schiefer, Zink, Pappe u. dgl.

Der Dachziegel ist aber nicht überall von derselben Form; denn er hat eine Geschichte, und im Laufe derselben wurde er von den Menschen umgemodelt.

Den alten Trojanern war er noch unbekannt, wenigstens hat Schliemann bei seinen Ausgrabungen in Ilios keine Dachziegel gefunden. Der älteste Dachziegel im Kreise der althellenischen Kultur stammt aus der Zeit um 1000 v. Chr.; er wurde unter den Trümmern des Heratempels in Olympia gefunden. Er war ein Hohlziegel, wie wir ihn noch heute in Europa auf älteren Gebäuden sehen können. Die Hohlziegel bestehen aus leicht gewölbten Ziegelplatten; dort, wo diese sich mit ihren Längsseiten berühren, wird auf sie noch ein halbröhrenförmiger Ziegel gelegt, der das Eindringen von Regenwasser in die Fugen verhindern soll. Die Ethnographen haben ihn den „Normaldachziegel" genannt, da er allem Anschein nach die älteste Form darstellt. Er scheint in China erfunden worden zu sein und wird noch heute in Korea, China und Javan gebraucht; wie die Ausgrabungen lehren, war er auch der älteste Ziegel Westasiens, und von hier aus bürgerte er sich in den Mittelmeerländern ein. Bemerkenswerth ist es, daß die Javaner ihn „hongavara", d. h. den „echten" Dachziegel, nennen.

Im Laufe der Zeit versuchten die Menschen, die zwei Stücke des Hohlziegels zu einem Ganzen zu verschmelzen, und bildeten den so genannten „Pfannenziegel", dessen Durchschnitt die Form eines liegenden lateinischen S hat (∽). Die Geburtsstätte dieser Neuerung waren die Niederlande, von wo sie sich nach Skandinavien und England, sowie nach Nordwestdeutschland bis Pommern ausbreitete. Andererseits hat man den Dachziegel vereinfacht, ihn der Holzschindel ähnlich gestaltet und so entstand die dritte Form, der einfache, flache Ziegel mit einer Nase am hinteren Ende zum Aufhängen an den Latten des Dachstuhls.

Der amerikanische Forscher E. Morse, der mit besonderem Eifer die Geschichte des Dachziegels studierte, bemerkt, daß diese drei Formen auch in Nordamerika auf Dächern alter Häuser vorkommen und andeuten, von wem die einzelnen Gebiete zuerst besiedelt wurden. In Kalifornien, in dem sich zuerst Spanier niederließen, ist der Normaldachziegel wie am Mittelmeer zu finden; am Delawarefluß, an dem die Holländer als erste Ansiedler auftraten, deckt der Pfannendachziegel die alten Häuser, und in Pennsylvanien, das den deutschen Einwanderern so viel verdankt, liegt auf alten Gebäuden der flache Dachziegel vor.

Bernhard Windscheid †. (Mit Bildniß.) Der Tod hält eine rasche Ernte unter den großen deutschen Rechtslehrern! Erst vor kurzem hat er Ihering dahingerafft, jetzt ist ihm auch Bernhard Windscheid zum Opfer gefallen, der unter allen deutschen Juristen wohl den höchsten Ruf und die weitreichendste Bedeutung besaß. Keiner hat wohl je eine solch gewaltige Hörerzahl um sich versammelt, und auf den deutschen Hochschulen dürfte es wenige Studierende der Rechte, an den deutschen Gerichtshöfen wenig Beamte geben, deren Bücherschatz nicht Windscheids „Lehrbuch des Pandektenrechts“ als grundlegenden Bestandtheil aufwiese. Unmittelbar für das ganze deutsche Volk aber hat er gewirkt als einer der hervorragendsten Mitarbeiter an dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

Windscheid ist nur wenig älter geworden als Ihering. Geboren am 26. Juni 1817 zu Düsseldorf, hat er ein Alter von 75 Jahren erreicht. Auch er hat in seinen jüngeren Tagen ein Stück jenes Nomadenlebens erfahren, das die deutschen Gelehrten, und am meisten gerade die bedeutenden, von Hochschule zu Hochschule zu führen pflegt. Am Schlusse seines Lebens aber war ihm doch eine größere Seßhaftigkeit beschieden, denn die achtzehn letzten Jahre hat er der Leipziger Universität angehört.

Wohl ging schon einige Zeit von Semester zu Semester das Gerücht, Windscheid werde um seiner erschütterten Gesundheit willen seine Lehrthätigkeit einstellen. Aber immer wieder erschien er mit unbesieglicher Spannkraft auf seinem Lehrstuhl — nur diesmal sollte er ihn nicht wieder betreten. Am 26. Oktober, eben in den Tagen, da seine Schüler sich wieder in der Musenstadt sammelten, schloß der Tod sein klug leuchtendes Auge und seinen beredten Mund.

Bernhard Windscheid
† 26. Oktober 1892
Nach einer Photographie von Carl Bellach in Leipzig.

Kalte Füße. Der Wintersanfang bringt vielen Menschen ein unangenehmes „Leiden“, von welchem sie im Sommer verschont blieben: die kalten Füße. Sie sind höchst unangenehm, namentlich für denjenigen, der sitzend arbeiten muß, der an die Arbeitsstube daheim oder an das Bureau gefesselt ist. Filz- und Pelzschuhe, Strümpfewechsel, Schlagen der Füße mit Holzbrettchen oder Gummigeißeln nützen oft nicht oder nur vorübergehend. Und doch ist es für gesunde Menschen sehr leicht, das lästige Leiden gründlich zu heilen. Der Fuß rächt sich durch sein Kaltwerden für die Vernachlässigung, die ihm widerfährt. Auch er hat das Recht, gepflegt zu werden wie die Hand. Und in der That, die Erfahrung lehrt, daß bei sonst gesunden Menschen die kalten Füße schwinden, wenn man regelmäßige Fußwaschungen vornimmt. Es ist dabei gleichgiltig, ob man kaltes oder warmes Wasser anwendet, nur muß man darauf sehen, daß der Fuß gut abgetrocknet und kräftig abgerieben wird. Aber der Fuß steckt in Strumpf und Schuh; die Leute sehen ihn nicht, und so wird der Strumpf gewaschen und der Stiefel gewichst, aber dem Fuße selbst eine entsprechende Wohlthat bei so vielen Menschen nur bei der Generalreinigung des Körpers, beim Bade, zu theil. Kein Wunder, daß er bei einer solchen Behandlung kalt wird! *

„Gesammelte Dichtungen“ von Eduard Paulus. Es ist ein schwäbischer Dichter, der in diesem Buche die Summe dessen bietet, was in beinahe vier Jahrzehnten sich dichterisch in ihm formte, und schwäbische Eigenart spricht aus der Fülle seiner Lieder: eine knorrige und doch wieder wunderbar innige Ausgestaltung des eigenen Erlebens, der ganzen Persönlichkeit, ein vertrautes Leben mit der heimathlichen Natur, ein träumerisches Schauen in Vergangenheit und Zukunft des deutschen Volkes, während zugleich die Gegenwart in scharfe Beleuchtung tritt, ein handfester Humor, nicht zum letzten ein Widerwille gegen alle Schreier, gegen alles, was unecht ist. Bei Paulus hat man das wohlthuende Gefühl, um so wohlthuender, je seltener es einem sonst zu theil wird, daß hier in kraftvoller Natur ursprüngliche Poesie und ursprünglicher Gedanke sich verbunden haben, um ohne Rücksicht auf die Mode zu schaffen, was sie schaffen **mußten**. Deshalb ist er so fern jeder Schablone, von so ungewollter Besonderheit, und deshalb ist der Versuch so müßig, den Dichter und sein Können, den Menschen und seine „Weltanschauung“ fein säuberlich in irgend ein Schema einzuordnen. Unmittelbar wie diese Lieder geworden sind, müssen wir sie genießen.

Aus der Menge dessen, was aus den Blättern des Buches zum Herzen drängt, sei ein Sonett herausgehoben, das ebenso charakteristisch ist für die Heimathliebe des Dichters wie für die tiefe Art, mit der er im groß geschauten Naturbild sein eigenes Erleben spiegelt.

„Ihr Berge meiner Heimath, sanft und mild,
Ihr schmeichelt euch in meine Seele wieder,
Erweckt in ihr des Wohllauts Traumgefieder,
Daß mir die Thräne übers Auge rinnt.

Schon tausendmal durchs blühende Gefild
Sah ich zu Euch vom Waldesrande nieder,
Ich kann mich nicht ersättigen, immer wieder
Hängt mir der Blick an eurem zarten Bild.

Nicht kühngezackt, in weicher Schwingung ziehn
Die Linien fort, die langgedehnten, blauen,
Bis sie ins fernste Himmelslicht verthauen.

So ging auch meiner Seele längst dahin
Der Erde Kampf, und dieses Lebens Grenze
Verschwimmt mir sanft in einem ew'gen Lenze.“

Volksbibliotheken. In vielen größeren Städten wird durch Volksbibliotheken für das Lesebedürfniß und die geistige Fortbildung der ärmeren Klassen gesorgt, und es ist keine Frage, daß bei einer einsichtigen Auswahl des Lesestoffs durch diese Einrichtung eine sehr gute Wirkung auf Geist und Herz des Volks ausgeübt werden kann. Doch hat man neuerdings in der Reichshauptstadt die Erfahrung gemacht, daß gegen früher ein Rückgang in der Zahl der Leser und der ausgeliehenen Bände eingetreten ist.

Das Verhältniß wird noch ungünstiger, wenn man das jährliche Wachsthum der Bevölkerungszahl Berlins mit in Anschlag bringt. Im ganzen wurde jedes Buch nur dreimal ausgeliehen. Die Gründe mögen verschiedener Art sein. Eine der Ursachen finden wir in dem Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888 angegeben; es heißt dort, daß die Ergänzung einzelner Bibliotheken, nachdem in den letzten Jahren auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften und der Technik so große und so schnelle Fortschritte gemacht worden seien, mit dieser Entwicklung nicht Schritt halten konnte, so daß dem Publikum theilweise nur ein weniger werthvolles Material zur Verfügung gestellt wurde. Hier ist immerhin zu bemerken, daß es an neueren zusammenfassenden Werken nicht fehlt, deren Kaufpreis den Etat der Bibliotheken nicht übermäßig belasten würde.

Günstiger stellt sich die Lage der Volksbibliotheken in Dresden und Wien dar. Die neun, welche der „Gemeinnützige Verein“ in Dresden gegründet hat, haben einen Bücherbestand von 25201 Bänden und gaben 1890 122000 Bände an 8124 eingeschriebene Leser aus, also jeden Band etwa fünfmal. Die Volksbibliothek des niederösterreichischen Volksbildungsvereins (Zweig Wien und Umgebung) in Semmering bei Wien lieh 1890 bei einem Bestande von 2181 Büchern 26839 Bände aus, also jeden Band dreizehnmal. Der Wiener Volksbibliothekverein gab seinen Bücherbestand von 8453 Bänden 1890 achtmal aus, nämlich 65144 Bände. Und endlich eine Bonner Bibliothek von 8482 Bänden gab 1890 72914 Bände aus.

Jedenfalls sollten alle größeren Städte diese Einrichtung, welche dem Volkswohl in hohem Maße dient, eifrig pflegen, die dafür ausgeworfenen Summen möglichst erhöhen und die Auswahl der Bücher durch umsichtige und vorurtheilsfreie Männer besorgen lassen; doch auch unter den Ausgaben der kleineren Städte sollte der Posten für Volksbibliotheken nicht fehlen.

Es wäre vielleicht vortheilhaft, wenn die gesammte für Volksbibliotheken geeignete Litteratur alljährlich von einem leitenden Ausschuß zusammengestellt und das Verzeichniß, bei dem die wichtigsten und empfehlenswerthesten Werke in erster Linie stehen, den Verwaltungen besonders der kleineren Städte eingesendet würde, denn der Sinn für das wahrhaft Volksthümliche, für das, was sowohl gemeinnützig ist wie auch Geist und Geschmack bildet, ferner eine ausgebreitete Litteraturkenntniß ist nicht überall zu finden. Möchten diese Zeilen da und dort einen günstigen Boden finden: auch mit bescheidenen Mitteln läßt sich in dieser Sache Gutes erreichen. †

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Anfrage. Giebt es einen Verein, der für die hinterbliebenen Söhne oder Töchter seiner verstorbenen Mitglieder Stellen vermittelt?

Alte Abonnentin! Wie oft müssen wir noch wiederholen, daß wir in ärztlichen Dingen keinen Rath ertheilen können!

R. U. in Leipzig. ad 1) Haben zwei Mitspieler im Skate beim Ramschspiel gleichviel Augen, aber mehr als der dritte erhalten, so haben beide das Spiel verloren und hat jeder derselben den vollen Betrag (10 Points) an jeden der übrigen Theilnehmer zu zahlen; ad 2) Ihr Freund hat ganz recht. In den Zirkeln der meisten Studentenverbindungen sind die Buchstaben V. F. C. als Anfangsbuchstaben von „Vivat floreat crescat“, sowie noch der Anfangsbuchstabe des Namens der betreffenden Verbindung enthalten.

F. F. in F. und H. in Essen. Leider nicht verwendbar!

Georg f Westerland, Sylt. Geben Sie uns Ihre Adresse in leserlicher Handschrift an, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

H. Z. in D. Ein sehr geeignetes Hilfsmittel, um Ihren kleinen Jungen in die Geheimnisse des Multiplizierens einzuführen, ist der „Kleine Rechenmeister“ (Hermann Hucke, Leipzig). Dieser hübsche, in Form eines Heftes hergestellte Apparat ist in drei Ausgaben zu haben, wobei die erste die Multiplikationen im Zahlenraum von 1 bis 10, die dritte diejenigen im Zahlenraum von 11 bis 20 umfaßt; die zweite Ausgabe ist eine Vereinigung der beiden andern. Die deutliche Anschauung, welche das Kind über [illegible] [illegible] mechanische Verrichtung von der „[illegible]“ [illegible] des Einmaleins erhalten, wird wohl auch in diesem Fall bald zu einem befriedigenden Erfolg führen.

Abonnent in Russisch-Polen. Wir warnen Sie [illegible] vor diesem Buche. Wenden Sie sich an einen Arzt.

H. C. in Stralsund. Die Tantiemen, welche die Theater an die Verfasser von aufgeführten Dramen bezahlen, bewegen sich in sehr weiten Grenzen. Es kommt eben auf die besondere Abmachung im einzelnen Falle an. Eine Kontrolle über die Aufführung eines bestimmten Stückes kann ein einzelner schwerlich ausüben; die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren zu Leipzig übernimmt diese Aufgabe für ihre Mitglieder, auch giebt es besondere Agenten für diesen Zweck.

K. in R. Kann zu unserem Bedauern nicht verwendet werden.

K. H. in Königsberg. Leider nicht für die „Gartenlaube“ geeignet.

M. B. in Washington. Das Zündnadelgewehr wurde 1841 in die preußische Armee eingeführt.

W. H. in Dresden. Ihre Begeisterung ist sehr erfreulich — Ihre Gedichte? Nun, bei deren Abfassung war wohl die Muse auf Urlaub abwesend.

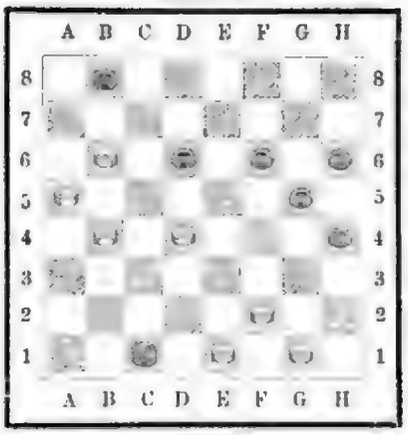
Tambour in Zt. Am sonderbarsten dürften wohl die Holzschuh-Rennen sein. Im Bergischen und Westfälischen betreiben Vereine, welche als eine Art [illegible] des Schnellaufes [illegible] mit Holzschuhen betreiben. Der Holzschuh, in seiner in den Niederlanden und am Niederrhein üblichen derbartigen Form unter dem Namen Klompen oder Klumpen bekannt, ist ein Hemmschuh für rasche Fortbewegung und das Laufen darin schwerfällig [illegible] Rennen in Holzschuhen, zumal mit den üblichen Hindernissen, erfordert [illegible] Uebung und außergewöhnliche Muskelanstrengung; nur kräftige junge Leute und starke Landjungen — denn auch die „Damenwelt“ betheiligt sich an diesem Vergnügen — können den Wettlauf aufnehmen, der einen höchst komischen Eindruck macht. Eine verfeinerte Art des Rennens ist das „Nägelrennen“, wobei die Füße der Renner nur lose in den Holzschuhen stecken, die mit einer Art Nagel straff angezogen werden müssen.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von A. Stadnow.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Rösselsprungrebus.

Magische Figur.

1. 2. 3. 4.

A	B	D	E	E	E	E	E
	E	F	G	H	H	H	
		I	I	I	K		
	L	L	N	N	N	N	
O	R	R	S	S	T	U	X

5. 6. 7. 8.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die schrägen Reihen, welche fünf Felder zählen, von links oben nach rechts unten und von links unten nach rechts oben gelesen, Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. ein deutscher Philosoph, 2. eine Rolle aus Goethes „Iphigenie auf Tauris", 3. männlicher Vorname, 4. ein Strom in Asien, 5. ein Strom in Afrika, 6. ein Fluß in Frankreich, 7. eine Blume, 8. ein deutsches Land. — Ist Alles richtig gefunden, so nennt die mittelste wagerechte Reihe ein werthvolles Metall.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sieben Steine auf. C hat auf seinen Steinen 24 Augen mehr als B, aber 2 Augen weniger als D.

A hat:

A setzt Drei-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Vier-Drei an Vier sperrt. Es paßt kein Spieler außer B, der keinen Stein ansetzen kann. Die Steine der ersten Runde haben 32, die der zweiten 18, die der dritten 23 und die der vierten 12 Augen. Doppelsteine setzt nur C und zwar in den drei ersten Runden. C behält auf seinen Steinen 18 und D auf seinen 25 Augen übrig.

Welche Steine behält A übrig? Welche Steine setzten C und D? Wie war der Gang der Partie?

Citatenräthsel.

Ein Citat aus Ernst v. Wildenbruchs Drama „Die Quitzows" besteht aus zehn Wörtern, welche der Reihe nach in untenstehenden zehn Citaten enthalten sind:

1. Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt
   Es an einem Worte der Entschuld'gung nie. IV. 2.
2. Die Göttin übergab dich meinen Händen. I. 3.
3. Kein kluger Streiter hält den Feind gering. V. 3.
4. Frei athmen macht das Leben nicht allein. I. 2.
5. Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt. II. 3.
6. Kann uns zum Vaterland die Fremde werden? I. 2.
7. Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet. I. 3.
8. Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt. I. 3.
9. Dich, armer Freund, muß ich bedauern. III. 3.
10. Das Leben lehret uns, weniger mit uns
    Und andern strenge sein. IV. 4.

Das fünfte dieser Citate ist Schillers „Wallensteins Tod" entnommen, alle übrigen stammen aus Goethes „Iphigenie auf Tauris". A. St.

Die Auflösung der Skataufgabe Nr. 7 erscheint im nächsten Heft.

Arithmetische Aufgabe.

98	98	98	98	98	98	98
98	61	61	61	61	61	98
98	61	51	51	51	61	98
98	61	51	51	51	61	98
98	61	51	51	51	61	98
98	61	61	61	61	61	98
98	98	98	98	98	98	98

Von den 49 Zahlen dieses Quadrats sind 24 zu streichen, so daß die Summe der 25 übrigbleibenden Zahlen 1892 beträgt. Jede der drei Zahlen 98, 61 und 51 ist wenigstens einmal zu streichen und muß mindestens einmal stehen bleiben. Wie oft ist jede der drei Zahlen 98, 61 und 51 zu streichen?

Logogriphaufgabe.

Bora, Linn, Dorn, Reis, Ritter, Eid, Regel, Fugen, Hause, Hebel, Wahl, Messe, Gericht, Kaste, Mitte, Ende, Dahn, Brigg, Uahn, Art, Wende, Hela, Erbe, Heil, Bart, Bogen, Nase.

Mit Ausnahme von vier Homonymen ist aus jedem der obigen Wörter durch Veränderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden. Die bei der Verwandlung fortgelassenen und auch die bei derselben neu aufgenommenen Buchstaben (letztere rückwärts gelesen) ergeben nach richtiger Lösung je ein deutsches Sprichwort.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 772:

Läßt Geistesgegenwart dich im Stich,
Vor Herzensabwesenheit hüte dich!

Auflösung des Verschiebräthsels auf S. 772:

Land, Aula, Vegas, Seher, Reich, Else, Ell, Magen, Teig, Aero, Kabel, Grad. — „Das Rheingold."

Auflösung der Metamorphosen auf S. 772:

Alte, Alt; Halt, Hals, Hans, Hand, Land, lind, Lied, Lieb, Liebe, lieben, leben, lesen, Wesen, weisen, Eisen, Essen, Hessen, hassen, hasten, Kasten kosten, rosten, rostet, rosten, Rosen, Rose, Rost, Rast, Last, List, Licht, nicht.

Auflösung des Logogriphs auf S. 772: Lech — Pech.

Auflösung des Homonyms auf S. 772: Stärke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

In unserem Verlag erschien soeben im Anschluß an die in den Jahren 1890 und 1891 herausgegebenen beiden ersten Jahrgänge als dritter in der Reihe der

Cotta'sche Musen-Almanach für das Jahr 1893.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen. In rosa Seide mit reicher Goldpressung und Goldschnitt gebunden. **Preis 6 Mark**

Eine große Anzahl der gefeiertsten Dichternamen ist in dem **Musen-Almanach für 1893** vertreten. Derselbe enthält u. a. eine humoristische Erzählung von **M. v. Ebner-Eschenbach:** „Fräulein Susannens Weihnachtsabend", eine Novelle von **Max Haushofer:** „Der Floßmeister", eine Erzählung in Versen von **Otto Roquette:** „Gulnare", und bringt poetische Beiträge von **Fr. Bodenstedt, Felix Dahn, Ernst Edstein, J. G. Fischer, A. Fitger, Ludwig Fulda, Rudolf von Gottschall, Martin Greif, A. Graf Hoyos, W. Jensen, H. Lingg, E. Ritter-haus, A. F. Graf von Schack, G. Scherer, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Carl Weitbrecht, J. V. Widmann, Adolf Wilbrandt u. a.**

Bilder von **A. Achenbach, A. Bensschlag, F. Bodenmüller, E. Hoff, G. v. Hötzlin** und **W. Kray** sind als Kunstbeilagen beigegeben.

Der „Cotta'sche Musen-Almanach" bildet ein feinsinniges Festgeschenk für jeden Gebildeten und macht in seinem hocheleganten, eigenartigen Einband schon äußerlich einen festlichen Eindruck. Die Jahrgänge 1891 und 1892 sind zum Preise von je 6 **Mark** ebenfalls noch zu haben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nach einem Aquarell von R. Beyschlag. Lith. Anstalt v. Max Berger, Stuttgart

Unter dem Weihnachtsbaum.

Digitized by Google

Halbheft 26. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weltweihnacht.

Erloschen ist der Kerzen Glanz und Schimmer
In stille Nacht zerfloß der lichte Traum
Nur leichter Wachsduft füllet noch das Zimmer,
Und Harzgerüche haucht der dunkle Baum. —
Halb offen steht die Thüre — draußen Lachen,
Der frischen Kinderstimmen heller Klang,
Licht, Lärm und Jubel um die Siebensachen:
Der Weihnachtswonne trauter Nachgesang!

O Kinderlust! Sie trinkt in vollen Zügen
Die reine Freude, die vom Himmel sank;
Ein jeder Laut ist fröhliches Genügen
Und jedes Lachen klingt wie heißer Dank!
Ich lausche still . . . da fällt mein Blick durchs Fenster,
Und über weiße Dächer schweift er hin;
Hoch in der Luft, wie jagende Gespenster,
Seh' ich ein graues Heer von Wolken ziehn.

Wo liegt das tiefe Meer, dem sie entstiegen,
Von dunklem Drang gehoben und erfüllt?
Wo winkt das Ziel, dem sie entgegenfliegen,
Das all' ihr Hasten und ihr Sehnen stillt?
Sie stoßen sich in wechselnden Gestalten,
Wie Fernen wächst es aus dem trüben Schwarm:
Ein nackter Leib hier, dort Gewand und Falten
Und hier ein Haupt, dort ein gestreckter Arm . . .

Es scheint, als hätten sie Gefühl und Leben!
Nicht aus der Ferne nachtumfloß'nem Schoß,
Nein . . . aus den Dächern scheinen sie zu schweben.
Bald scheu und klein, bald kühn und riesengroß,
Sie jagen, wirbeln, alle Himmelsräume
Erfüllt ihr Schwall, gleichwie in Streit und Schlacht
Das sind des Lebens wilde Weihnachtsträume,
Die ungestillten Wünsche dieser Nacht!

Es kann der Blick sie alle nicht erfassen!
Wer will sie zählen, die wie Sand am Meer!
Mit jedem Herzschlag in erneuten Massen
Erstehen sie und sammeln sich zum Heer!
Im Fürstenhaus wie in des Bettlers Hude
Schläft die Begierde nie, sie wacht und brennt . . .
Ach, in des Lebens großer Kinderstube
Hat Wunsch und Sehnen nimmer Ziel und End'!

Mit beiden Händen will ein jeder greifen:
Nach Lust und Glanz, nach Früchten, süß und roth
Nach stillem Glück, nach Ruhm, nach gold'nen Reifen
Nach hohlem Tand, nach einer Rinde Brot'
Und hat der eine, was er sucht, gefunden
Dann regt sich in dem andern schon der Neid
Es tobt der Kampf, es rinnt das Blut aus Wunden
Und nimmer ruhen will der Haß und Streit!

Weltweihnacht, komme! Komm', um zu vereinen
Was blutend sich im Kampf des Lebens trennt!
Laß deinen Engel bald dem Kind erscheinen
Dem großen Kinde, das sich „Menschheit" nennt!
Deck' deinen Tisch, zünd' abertausend Kerzen
Mit Licht und Glanz erfüll' den dunklen Raum,
Berühr' mit heil'gem Zweig der Menschen Herzen
Und führe sie zum reichbehängten Baum!

Laß Liebe blühen, Hand in Hand sich fügen,
Reich' jedem Wunsch die Gabe lächelnd hin
In jeden Busen lege das Genügen
Und unter jede Stirne reinen Sinn!
Von Land zu Land laß deinen Frieden wallen
Mit grüner Palme wehre jedem Streit . . .
Und aus vereinten Kehlen soll erschallen
Das Jubellied der neugebornen Zeit

Ludwig Ganghofer.

Digitized by Google

Nach Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Weihnachtsgeſchichte von Julie Ludwig.

Mit Zeichnungen von W. Claudius.

„Herr Rechtsanwalt Stetten iſt im Salon?“

Die Frage war an das durch und durch verblüffte Dienſtmädchen gerichtet. Es hatte eben den Beſcheid gegeben, daß der Herr Rechtsanwalt am Heiligen Abend nicht zu ſprechen ſei, und ſah nun ſtaunend mit den runden Augen auf den Fremden, der, ſtatt ſich mit landesüblicher Höflichkeit wieder zu empfehlen, zwei, drei Schritte — und was für Schritte! — längs des friſchgeſcheuerten, nach gehacktem Tannenreiſern duftenden Flurs vorwärts that. Er mußte, zurückblickend, ſeine Frage wiederholen, ehe ein langgedehntes „Ja“ als Antwort kam, dem jedoch ſehr raſch ein „Aber“ folgte.

„Ja . . . aber niemand darf hinein?“ vollendete er lachend, und das ſchüchterne Landkind athmete wie erleichtert auf; das Lachen rückte ihr den ſeltſamen Beſucher menſchlich näher.

„Die Herrſchaft iſt nämlich gerade beim Aufbauen der Beſcherung.“

Er nickte ſtumm.

Familienabend alſo — läſtig! Doch Gott mochte wiſſen, wann er wieder durch das Städtchen kam, und der Franz, der unzertrennliche Kamerad von früher — er war ein ſo guter Kerl! Warum nicht ſeine Frau und Kinder und die ganze Familienherrlichkeit in Kauf nehmen!

„Wohl, ich warte,“ ſagte er entſchloſſen. „Stören Sie den Herrn nicht! Wenn er herauskommt, geben Sie ihm hier die Karte!“

Mit dieſen Worten wandte er ſich nach der Thür, die in das Arbeits- und Empfangszimmer des Hausherrn führte, öffnete ſie und trat hinein mit einer Sicherheit, als ob er täglich und ſtündlich hier verkehre. Das Mädchen ſah noch, wie er ungeniert Pelz und Reiſemütze ablegte und ſich in den alten mächtigen Großvaterſtuhl am Fenſter warf, dann ſchloß ſie kopfſchüttelnd die Thür hinter ihm und begab ſich in ihr eigenes Reich, die Küche. —

Etwas Kurzgefaßtes, Strammes und doch wieder läſſig Vornehmes lag in der Art, wie der Fremde, jetzt halb im Seſſel aufgerichtet, den Kopf zurückwarf und den Blick erſt längs der Bücherwände, dann durch das Fenſter ins Freie gleiten ließ. Aehnliche Gegenſätze, zu einer trotzdem einheitlichen Eigenart vereinigt, zeigte das Geſicht, dem man es anſah, daß ſich ſeine Linien erſt unter manchem Sturme gefeſtigt hatten. Auch die Augen hatten es offenbar erſt lernen müſſen, ſcharf und konzentriert zu blicken — aber ſie hatten es gelernt. Nur manchmal brach ein Schimmer wie aus einer halbvergeſſenen Traumwelt unter den Lidern vor und verwandelte den ganzen Mann. Freilich kaum auf flüchtige Minuten. Ein leichter Strich der ſehnigen gebräunten Hände durch das kurzgeſchnittene Blondhaar, ein ſpöttiſches Aufzucken um die Lippen, und die „ſentimentale Anwandlung“ war verſcheucht — bis ein unbeaufſichtigter Gedankengang ſie wieder neu hervorrief.

Draußen fiel der Schnee in weichen Flocken. „Deutſche Weihnacht!“ murmelte er, und wieder wollte ſich das böſe Lächeln zeigen, aber es erſtarb auf halbem Wege. Der Tanz der kleinen, weißen Sterne vor dem Fenſter, ihr feierlich lautloſes Durcheinanderſchweben, die milde Wärme des Zimmers in Verbindung mit der geordneten anheimelnden Umgebung — das alles wirkte ſeltſam willenlähmend auf die reiſemüden Sinne. Die Füße ſtreckten ſich, der Kopf ſank in die aufgeſtützte Hand und die Phantaſie wob ungehindert ihre bunten Bilder auf dem weißen Grunde einer deutſchen Weihnacht.

Ja, er hatte manchmal ſchon das Feſt begangen ſeit der Zeit, da ihm der letzte thüringer Chriſtbaum mit ſeinen rothen Aepfeln und goldenen Nüſſen, mit den langen Ketten funkelnder Glaskugeln und den ſchimmernden Lichtchen in das heiße Abſchiedsweh hineingeleuchtet hatte! Das neue Jahr ſah ihn im Sturm auf hoher See; die Lichter hatten ſich in zahlloſe durcheinanderzuckende Blitze verwandelt, der Donner brüllte und die Flüche der ſchwer arbeitenden Matroſen hallten ſtatt des frommen Weihnachtsliedes, das ihn damals — aus geliebtem Mund — ſo tief erſchüttert hatte.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ — er hat die Weiſe lange nicht vergeſſen. Auf dem Marſche, unter den Gluthen der afrikaniſchen Sonne, von den vergifteten Pfeilen der Eingeborenen umſchwirrt, hat ſein verwirrtes Hirn ſie feſtgehalten, haben die ausgetrockneten Lippen ſie geſummt, unabläſſig, bis ein Geräuſch wie das Brauſen eines nahen Kataraktes ſie in ſich hineinſchlang und ſchwarze Finſterniß den Geiſt umfing. Wäre er doch in jener Weihnachtsnacht geſtorben, als er den tropiſch blitzenden Sternenhimmel im Fieberwahn für jenen letzten heimathlichen Chriſtbaum anſah! Das Kreuz des Südens hätte über ſeinem einſamen Grab geleuchtet, und die Kunde ſeines Todes — „ein neues Opfer deutſcher Pflichttreue im Dunklen Erdtheil“ würde es geheißen haben — hätte vielleicht im fernen Vaterland — ein deutſches Mädchenherz —

Ah bah! Das lohnte ſich, darum zu ſterben! Süß iſt das Leben . . . Eine andere Weihnacht unter Palmen! Die Luft iſt voll von Duft, von Sang und Klang. Gluthäugige ſchmiegſame Geſtalten ſchweben vor ihm dahin, leuchtenden Blumenſchmuck um Haupt und Bruſt, ein Diadem von funkelnden Leuchtkäfern in den ſchwarzen Haaren. Das lacht und winkt, neigt und wendet ſich — anmuthig, lockend ſchlingen ſie den Reigen. Alles iſt Luſt, iſt Süßigkeit, Feuer — ſinnverwirrend, und —

„Langweilig! Unerträglich — dieſes Warten!“ rief der junge Mann, indem er in die Höhe ſprang, ſich dehnend und ſtreckend. Hatte er geſchlafen? Da ſaß er hier, verträumt, vergeſſen. Warum nur? Um den bedächtigen Freund — ja wohl, er hatte früh ſchon Anlage zum Philiſter, dieſer gute Franz — in ſeinen kindiſch wichtigen Geſchäften nicht zu ſtören? Lächerlich! Er zog die Uhr, verglich ſie mit der Wanduhr. Wenn er heute noch weiter wollte —

Ah! da kam man — „Franz!“

Vorſpringend, mit der Rechten ſchon am Thürſchloß, rief er es, trat dann aber unwillkürlich wieder einen Schritt zurück. Er fühlte, wie ihm plötzlich alles Blut zum Herzen drang. Seltſam! War er denn wirklich noch einer ſolchen Erregung fähig beim Wiederſehen eines alten Freundes?

Aber — das waren ja gar keine Mannestritte, das war das haſtige ungleichartige Getrippel jugendlicher Füßchen, das ſich draußen auf dem Vorplatz hörbar machte. Man klopfte Schnee ab, Schlittſchuhe klirrten, Stimmen und Stimmchen ſprachen durcheinander. Es mußten die Kinder ſein, die nach Hauſe kamen; deshalb alſo war es bis jetzt bei „Rechtsanwalts“ ſo ſtill geweſen!

Unmuthig warf er ſich von neuem in den Seſſel. Er hatte keine Luſt, den Kindern zuerſt zu begegnen. Was ließ ſich mit ſolch unfertigen Geſchöpfchen, ſolch kleinen anſpruchsvollen Zukunftsmenſchen reden? Hoffentlich

Digitized by Google

respektierten sie ihrerseits des Vaters Arbeitsstube und kamen nicht hierher!

Nein, sie kamen nicht, aber dicht nebenan ward eine Thüre geöffnet, und, dank der dünnen Wand — es war offenbar nur eine eingezogene Tapetenwand — vernahm er deutlich, wie die Gesellschaft sich drüben niederließ.

Nun, das mochte hübsch werden, wenn man ihn entdeckte. Dann zeigte man ihn natürlich mit Hallo als fremdes Wunderthier dem ganzen Hause vor — ihn, der dem Freunde nur einmal wieder in die alten guten Augen hätte sehen und am liebsten mit einem kurzen stummen Händedruck wieder hätte gehen mögen!

Aber wie? War nicht eben dieses Verlangen auch ein Stückchen deutscher Sentimentalität? Gewiß! Und die Strafe folgte auf dem Fuße. Nur daß sie nicht so hart war, wie er gefürchtet. Diese Kinderstimmen — durchaus nicht unharmonisch! dachte er. Just so, wie wenn zwei feine Glöckchen ineinander spielen, während ein drittes tieferes den Grundton angiebt. Bruder und Schwestern also!

Uebrigens — die Kinder waren nicht allein! Er rückte unwillkürlich mit dem Stuhle von der Wand ab, so nah und unvermittelt schlug plötzlich eine weiche Frauenstimme an sein Ohr. Dabei war etwas in dem Klange, dem Tonfall, das ihn wie elektrisiert aufhorchen ließ — doch im nächsten Augenblick verspottete er sich selbst. Er hatte eben lange weder deutsche Kinder, noch deutsche junge Damen reden hören, und die letzteren mochten sich hier zu Lande wohl sämmtlich in der Stimme ähneln, schon der Mundart wegen, die auch von den Gebildeten gesprochen wurde.

Freilich, in dieser fast unmerklichen Weise, wie der Dialekt hier heraus klang, hatte er es — damals — nur von Einer gehört. Tempi passati! Eine Handbewegung, wie wenn man ein ungeschicktes Wort von der Tafel fortstreicht, sollte wohl die lästige Erinnerung verscheuchen, die Erinnerung an Eine, die — nun die natürlich heute im eigenen Hause ihren eigenen Sprößlingen bescherte!

„Disttindchen drüben bei Mama?“ erklang eben das dünnste Glöckchen, worauf das zweite etwas kräftiger einfiel: „Giftgindchen?“ das dritte aber ließ sich vorwurfsvoll vernehmen: „Ehr iſtk — ind müßt Ihr sagen. — Tante, ist das Christkind wirklich drüben?“ Es war offenbar der Knabe, der jetzt fragte, und: „Ja! Doch wenn Ihr hier so laut seid, fliegt es weiter,“ antwortete die „Tante“, deren Platz dem des Hörers ängstlich nahe sein mußte.

„Was macht es denn da drüben, Tante? — Tante!“ Diese mochte dem kleinen Fragesteller nicht recht bei der Sache scheinen.

„Was? Nun Ihr wißt doch, daß es all die hübschen Sachen bringt, die Ihr hernach bekommt. Es muß sich nur erst mit Papa und Mama bereden.“

„Worüber?“

„Vermuthlich, wer von Euch das Artigste gewesen ist.“

„Sooo — Wie lang' das wohl dauert?“

„Weß ich's? Was lange währt, wird gut,“ scherzte die Frauenstimme, die merkwürdig weich klang.

„Das halte ich nicht aus,“ versicherte der kleine Mann, halb weinerlich, halb trotzig.

„Wirst's schon aushalten, wenn ich etwas erzähle. Kleiner Hans, komm' her!“

„Nein, wenn Du ‚kleiner‘ sagst — —“

Hier mußte der Zuhörer wider Willen lächeln. Der selbstbewußte Namensvetter — wohl sein Pathenkind — fing an, ihn lebhafter zu interessieren. Auch ertappte er sich auf einer Art von Neugier, zu erfahren, welche der beiden Schwestern der Frau Rechtsanwalt — „damals“ waren diese selbst noch Kinder — die „Tante“ nebenan war, Elli oder Nelli. — —

„Also — großer Hans, komm' her, ich werde Euch erzählen.“

„Aber nicht vom Christkind — erzähl' 'mal von dem Ritter, weißt Du, der alle seine Feinde totschlug, bis auf den einen, der hernach sein bester Freund wurde — — bitte, Tante, liebes Tantchen!“

„Laß mich, Du Wilder! Du erstickst mich ja mit Deinen Küssen!“

„Du sollst auch ersticken, wenn Du nicht von dem Ritter erzählst.“

„Heut' ist Weihnachtsabend, da spricht man nicht von Mord und Totschlag.“

„Nun, dann erzähl' vom — vom Onkel Hans, weißt Du, von dem, der zu den Schwarzen ging, weil — weil —“

„Weil ihm die weißen Leute hier nicht mehr gefielen,“ half die Tante nach.

Der Fremde horchte unwillkürlich höher auf.

„Und kommt er niemals wieder, Tante?“

„Nein, dem gefällt es dort zu gut. Du weißt doch, was Papa uns einmal aus der Zeitung vorgelesen hat, wie gut ihm alles ausgeht, was er unternimmt! Der wird ein mächtiger berühmter Mann und —“

„Heijathet die Pinzessin und wird Tönig,“ verkündete die jüngste Schwester triumphierend.

„K — önig!“ rief Hans. „Wirst Du's denn niemals merken, wie man die Worte ausspricht? — König von — von . . .“ wiederholte er halb fragend.

„Afrika,“ fiel die ältere der Schwestern ein. — —

Einen Augenblick lang blieb drüben alles still. Ob die Tante wohl lächelte, spöttisch natürlich, fragte sich der Fremde, der aus einem unfreiwilligen Zuhörer nun doch ein freiwilliger geworden war.

„Du, zu dem geh' ich, wenn ich einmal groß bin — ganz groß,“ verbesserte sich der Sprecher sehr rasch.

„Ja, geh' nur! Jetzt aber laß die Schwestern auch 'mal an das Fenster! Seht Ihr das kleine goldene Wölkchen dort am Himmel? Dorthin ist das Christkind eben geflogen. Warum habt Ihr nicht besser aufgepaßt!“

„Ah!“

Man hörte, wie die kleine Schar sich zusammendrängte, und auch der junge Mann wandte mit einer langsamen, träumerischen Bewegung Kopf und Auge dem Fenster zu. Das Schneien hatte aufgehört. Der Himmel hatte sich gelichtet, aber die kurze Wintersonne war verschwunden, ohne daß er ihren Untergang beachtet hatte. War es das kindliche Geschwätz gewesen, das ihn der Außenwelt entrückt hatte, oder war es nur die weiche Frauenstimme?

Ja, diese Aehnlichkeit der Stimme! — Wie deutlich sie ihm jene einzige Gestalt, jenes liebliche durchgeistigte Gesicht wieder vor die Seele gezaubert hatte! Die seelenvollen dunklen Augen, die so viel versprochen und nichts — gehalten; der Mund, die zart geformten Mädchenlippen, die alle Seligkeit und Süßigkeit der Liebe ihm verheißen und dann, als es die Entscheidung galt, doch nur kühle förmliche Worte für ihn gefunden hatten, Worte, die sein ganzes Hoffen vernichteten —

Doch nein, sie hatten nichts vernichtet, sie hatten ihn zu dem gemacht, was er seitdem geworden war: zum Manne.

Digitized by Google

Weihnachtstreiben

Originalzeichnung

dem Bahnhofe.

n W. Gauſe.

Digitized by Google

Ein heißes Erröthen ging über sein Gesicht, als er des jungen, romantisch angehauchten Lieutenants gedachte, der vor Jahren seinen letzten Weihnachtsurlaub in diesem Hause verlebte, in das ihn nun gerade heute der Zufall —

Der Zufall? Hans, großer Hans, hast du da draußen auch gelernt, zu lügen?

Wer hatte ihm den Reiseweg vorgezeichnet, der ihn gerade heute durch dieses Städtchen führte? Wer und wo erwartete man ihn so dringend? Auf seinem Gute mit dem einsamen Herrenhaus? Er hatte seine Ankunft nicht gemeldet, und schwerlich würden sich selbst in diesem Falle der mürrische Inspektor und die bequeme „Gutsmamsell“ zu irgend welchen Empfangsfeierlichkeiten verstanden haben. Hatte sich doch auch ihr wunderlicher alter Herr, so lange er lebte, nie um den armen jungen Mann gekümmert, trotzdem er sein einziger Verwandter war! Daß Hans nach seinem Tod sein Erbe wurde, war keinem überraschender gekommen als diesem selbst. Keinem aber auch gelegener — hatte er nun doch einen Grund gehabt, in die alte Heimath zurückzukehren.

Heimath!

Alle Glocken seiner Jugend hatten in dem einen Wort zusammengeklungen. Und daß er sie nun wiedersah im Winterschmuck, im weißen Feierkleid der Weihnachtszeit! „O Weihnacht! Deutsche Weihnacht!“

Hans schüttelte den Kopf und blickte hinaus. Die von Millionen Kinderherzen herbeigesehnte Dämmerung war da, nur noch im Westen schimmerte ein leiser Strahl des geschiedenen Tages. Ihm dünkte, daß es seine Kindheit wäre, seine Jugend, das Glück, das ihm einmal gewinkt und das er nicht errungen hatte.

In diesem Augenblick endete die kurze Stille, die im Nebenzimmer eingetreten und nur gelegentlich durch ein entzücktes leises „Ah!“ oder ein: „Duck 'mal!“ unterbrochen worden war. Drüben wurde lebhaft eine Thür aufgerissen und eine helle Frauenstimme rief in das Zimmer:

„Hier sind' ich Euch? Seid wohl schon längst wieder da und habt inzwischen die Tante wieder recht gequält?“

„Mama! Mama! Ist's fertig? Dürfen wir jetzt kommen?“

„Bewahre, Kinder! Aber werft mich nur nicht um! Erst wollen wir zusammen Kaffee trinken. Inzwischen wird es richtig Nacht, und dann — —“

„Hurra, erst Kaffee trinken — dann kann's losgehn!“

„Ja! Aber nun geschwind ins Wohnzimmer! Papa sitzt schon am Tisch, der schenkt Euch ein.“

Im Handumdrehen war die kleine Schar davongestoben, und Hans hörte, wie „Mama“ zu „Tante“ trat.

„Kann man Dich endlich allein haben, ohne diese Kletten?“ rief sie mit einem Seufzer komischer Erleichterung, um dann ernster fortzufahren: „Den ganzen Tag geh' ich um Dich herum — ich wollte Dich fragen, ob Du es erlaubst, daß wir den Doktor — er wäre so glücklich, wenn —“

„Ihr habt ihn eingeladen?“

„Nicht doch, und wenn Du es nicht willst, geschieht's auch nicht. Obschon er einen dauert — so allein am Weihnachtsabend. Und Du, ein Mädchen, so geschaffen, einen Mann glücklich zu machen —“

„Als ob wir nur dazu da wären!“

„Nein, das sind wir nicht — aber sieh, der Doktor —“

„Lucie!“

Es war etwas schmerzlich Vorwurfsvolles in dem Ausruf, das den Hörer wunderlich bewegte; die Sprecherin jedoch fuhr munter fort:

„Nun ja, ich bin schon still, still wie ein Fisch. Obgleich ich Dich nicht begreife. Sag' mir nur, auf wen Du wartest. Sitzest Du nicht hier wie weiland Frau Penelope inmitten ihrer Freier? Was gilt's, Du hast auch einen Schwur gethan wie jene vielgerühmte Mustergattin des durchaus nicht immer musterhaften Herumstreichers! Wie Du roth wirst! Hab' ich's errathen? Und da ist ja auch die ewige grüne Börse, die nie fertig wird, so oft Du auch vor Weihnachten daran häkelst oder so thust, als ob Du daran häkeltest — — was hat's denn für eine Bewandtniß mit dem Ungethüm?“

„Lucie!“

„Wie, Thränen? Nicht dran rühren? Das wird ernsthaft! So steckt hier wirklich etwas dahinter? Etwas, was Dich unglücklich macht? Denn Du magst sagen, was Du willst — glücklich bist Du nicht. Oder hältst Du mich für so — so oberflächlich, daß ich das nicht merken sollte? Und hast Du denn gar kein Vertrauen zu mir? Bin ich nicht Deine treueste und beste Freundin?“

„Die einzige! Ach, wenn ich Euch nicht hätte, Dich und die Kinder —“

„Hab' nur 'mal eigene! Aber sprich, was ist's eigentlich mit dieser Häkelei?“

„Lach' mich nicht aus . . . vor Weihnachten such' ich mir jedesmal die Arbeit, will sie fertig machen, an irgend wen verschenken, und — kann es nicht, weil sie — nein, nicht sowohl die Arbeit als der kleine Seidenrest auf dem Karton — er ist — so eine Art von Andenken an — doch horch! Dein Mann ist drüben in der Stube!“

„Mein Mann in seiner Stube? Heut' am Weihnachtsabend? Denkt nicht dran, den lassen schon die Kinder nicht los! So, so — ein Andenken? An wen denn, Serena?“

Hans, der schon seit mehreren Minuten, die Hände krampfhaft um die Armlehnen geklammert, in fieberhafter Erregung dagesessen hatte, sprang bei der Nennung dieses Namens mit einem halb erstickten Ausruf in die Höhe. Schon bei Erwähnung der grünen Börse hatte es in seinen dunklen Zügen gezuckt, jetzt stand er und starrte wie ein Trunkener auf die Tapete, hinter der die beiden Stimmen weiter sprachen.

Im nächsten Augenblick besann er sich, daß er schon längst seinen Lauscherposten hätte verlassen müssen, daß er nicht länger zaudern dürfe, wollte er nicht alles Zartgefühl verleugnen. Und doch aufathmend eilte er aus dem Zimmer. Er wußte, wo der Freund zu finden war, nun mußte er eine Unterredung mit ihm haben — einerlei, ob auch seine ganze Weihnachtsordnung darüber umgeworfen wurde.

— — — — — — — — — — — —

Es war ein schmales einfenstriges Kabinett, zu Wartezwecken für bevorzugte Klienten von dem größeren Empfangsraum abgetheilt, in dem die beiden Freundinnen jetzt unwillkürlich leiser miteinander sprachen.

„Aber allen Ernstes, Lucie, das waren Männerschritte.“

„Ach was, das war die Christel, die nach mir gesucht haben wird. Lassen wir sie suchen! Du sinnst auf Ausflüchte, um meinen Fragen auszuweichen, aber diesmal gelingt Dir's nicht. Also heraus damit — wem gilt dieses Andenken?“

„Einem, der nicht mehr an mich denkt, wenn er es überhaupt je gethan hat. Er — — nun kurz: es war einen Tag vor Weihnachten. Die Börse sollte zu dem Fest noch fertig werden. Da kam er, saß mir gegenüber — — lange, lange. Ich holte mir das letzte Strähnchen Seide und hielt es, während er den Faden aufwand. Und dabei — — ach Lucie, dabei hab' ich meinen Traum von Glück geträumt, der — ein Traum geblieben ist.“

„Sahst ihr Euch wieder?“

„Einmal.“

„Wann und wo?“

„Hier war's, bei — — Euch. Am Weihnachtsabend vor fünf Jahren.“

„Ah — — also doch!“ Frau Lucie trat unwillkürlich einen

Schritt zurück. „Wir hatten Euer Einverständniß angenommen und uns gefreut — wie sehr! Aber als Ihr Euch dann unter unserem Christbaum gegenüberstandet, so fremd und kalt, da habt Ihr's verstanden, Euere wärmsten Helfer zu ernüchtern. Und nun ist's doch gewesen, wie wir dachten — doch!" Sie klopfte mit den Spitzen ihrer Füße heftig auf den Boden.

Zwei schlanke Mädchenhände streckten sich wie beschwörend gegen die erregte Hausfrau. „Lucie! Wenn er nichts sagte, konnte ich es dann?"

„Nein — aber Du konntest Deine Gefühle soweit zeigen, daß ein feines Empfinden — und das hatte er — die Wahrheit errathen hätte. O, die Geschichte ist zu toll! Da ist ein junges Mädchen, unabhängig, schön, reich, liebend und geliebt . . . und läßt aus falscher Zurückhaltung den Geliebten übers Weltmeer ziehen, wo die Gefahr ihn tausendfach umlauert, ja wo schon das Klima — — Aber was kommt Ihr denn schon wieder, Kinder?" rief Frau Lucie, deren schmerzliche Empörung beim Anblick der kleinen Störenfriede in einen gesunden Aerger überging.

„Tante! Mama! Der Papa hat Besuch!"

„Den Weihnachtsmann!" versicherten die Mädchen.

Die Mutter schüttelte unwillig den Kopf. „Der Doktor? Sollte er ohne Einladung gekommen sein?"

„Nein, nicht der Onkel Doktor," sagte Hans. „Die Stimme war ganz anders, die war so —" Er suchte offenbar nach einem passenden Vergleich, ohne ihn in seiner Aufregung zu finden.

Nun wurde doch auch in Frau Lucie die Neugier wach.

„Habt Ihr den Mann gesehen?"

Nein, niemand hatte ihn gesehen. Es hatte an der Thüre des Wohnzimmers „detlopft" —

„G—ek—lopft, tüchtig gelopft," schrie Hans, als ob er zeigen wollte, daß er wieder in dem glücklichen Besitze seiner Stimme sei.

„Ohne daß vorher die Flurglocke geläutet wurde?"

Nein, niemand hatte vorher läuten hören. Der Rechtsanwalt war auf das Klopfen schnell hinausgegangen. Die Kinder hatten einen lauten Ausruf des Papas, dann ein rasches Hin und Her von Fragen und Antworten gehört — „aber kein Wort verstanden!" murrte Hans dazwischen — und dann, dann hatte der Papa den Kopf, der „ganz, ganz roth" war, wieder durch die Thürspalte hereingesteckt und gesagt: „Kinder, ich hab' Besuch. Geht zur Mama!" und war mit dem Besuch in den Salon gegangen.

In den Salon? Mit einem Fremden? Jetzt, wo man den Baum anzünden, bescheren wollte? Die kleine sonst so entschlossene Frau stand einen Augenblick rathlos da und blickte nach der Freundin, wortlos fragend, was die zu dieser Störung sage.

Aber diese sagte nichts. Sie hatte von dem allem kaum etwas verstanden. Ihre Augen sahen nicht, was um sie vorging. Der deutsche Winterabend war für sie verschwunden. Vor ihren Augen leuchtete die rothe Wüstensonne, die auf dürres Erdreich, auf Züge ausgehungerter, erschöpft zusammenbrechender Gestalten brannte. Und dorthin hätte sie ihn geschickt? Wenn er nun dort unterging — —

„Serena!"

Es war der Freundin Stimme, die bittend neben ihr erklang.

„Serena, willst Du die Kinder nicht noch einen Augenblick bei Dir behalten? Ich muß hinüber, nachsehen, welche Störung — — nicht doch: dem Christkind helfen, daß es fertig wird. Hans, willst Du wohl hierher! Seid Ihr denn sämmtlich aus dem Häuschen? Husch! Husch!" Damit trieb Frau Lucie ihre Sprößlinge vom Vorplatz wieder in das Zimmer, schloß die Thüre ab und ließ die also Eingefangenen im Dunkeln.

O diese kurze liebliche Gefangenschaft, diese Dunkelheit, in die der Glanz der seligsten Erwartung, der Vorschimmer all der Herrlichkeiten leuchtet, die jetzt das Christkind „drüben" vorbereitet! Soweit ab von der Welt der Kinder die Gedanken des Mädchens eben noch waren, es ward ihr warm ums Herz, als die kleinen Hände tastend nach ihr faßten. Weiche Aermchen schlangen sich um ihren Hals, zwei Köpfchen schmiegten sich an ihre Schulter. Und als selbst Hans in ungewohnter Weichheit — die Dunkelheit ist eine gute Bändigerin der Wilden — seine Wange an ihre Brust legte, ihr anvertrauend, daß er durch das Schlüsselloch einen weißbehelmten Neger gesehen habe, einen von den neuen Zinnsoldaten, als nun auch die Kleinen mit heimlichem Gewisper und Gekicher ihre hochgespannten Erwartungen verriethen, als all die frischen Lippen, stammelnd und flüsternd, ihr so nahe waren, all das weiche warme junge Leben sich so vertrauend an sie drängte, da fühlte sie sich plötzlich süß durchschauert, wie von der Ahnung eines großen Glücks.

* * *

Die Kleinen hatten recht gehabt: es war der richtige Weihnachtsmann, den der Heilige Abend bei Rechtsanwalts im wahren Sinne des Wortes hereingeschneit hatte. Einer schöneren Christbescherung wußten sich Eltern und Kinder jetzt und später nicht zu erinnern. Nur etwas länger hatte man dieses Mal auf den ersehnten Ruf der Klingel warten müssen.

Und doch waren es sechs Hände statt der gewohnten vier, die sich mit dem Anzünden des Weihnachtsbaumes beschäftigten. Aber wer zugesehen hätte, wie oft der Hausherr zwischenhinein den Gast umarmte, ihn dann wieder von sich abhielt um ihn schmunzelnd zu betrachten, wer mit angehört hätte, wieviel Frau Luciens hübscher Sprudelmund zu fragen, zu berichten und immer

Digitized by Google

wieder neu zu fragen hatte, der würde ſich gewundert haben, daß die drei Leutchen überhaupt nur fertig wurden.

Aber ſchließlich ſtand er da, ein Prachtbaum unter allen Weihnachtsbäumen — darauf hielt der Rechtsanwalt von jeher — flimmernd im Strahl ſeiner hundert Lichter vom breitverzweigten unteren Geäſte bis zu dem Weihnachtsengel auf der Spitze, der ſcheinbar aus der hohen Decke niederſchwebte. Faſt blendend ſchimmerte die lange Tafel in dem ſchneeigen Damaſtgedeck, dem Stolz der Hausfrau. Und darauf blinkte, blitzte, ſtrahlte im Glanz der Neuheit, was von den Träumen dreier Kinderſeelen Wirklichkeit geworden war. Hier Puppen, Puppenwagen, Puppenſtube — Wunderwerke für die Phantaſie der Kleinen, eine farbenbunte kleine Schönheitswelt für ſich; dort das Ideal des Knaben: Manneswaffen! Wie er funkelte, der „Damascener“ Säbel! Wie der Beſchlag der Armbruſt blitzte! Wie prächtig die ſchwarz-weiß-rothe Fahne ſich entfaltete inmitten der in einem Palmenhaine aufgeſtellten weißen Zeltſtadt! Wie ſtramm die ſchwarze Kompagnie dort exerzierte!

Und jetzt — jetzt war er da, der athemraubende, der große, heißerſehnte Augenblick! Die Flügelthüre, der Eingang in den Himmel, that ſich auf, und drinnen war der Himmel — der halberſtickte Laut der Ueberraſchung, dem ein plötzliches Verſtummen folgte, kündete das Uebermaß der Seligkeit. Die Kinder, vorwärts ſtürzend, ſtanden wieder, von der großen Lichtwelle geblendet, die ſo unvermuthet auf ſie eindrang, wortlos nach den Herrlichkeiten ſtarrend, bis der Bann des erſten überwältigenden Eindrucks ſich löſte, um jenem grenzenloſen Jubel Platz zu machen, der für Eltern die herrlichſte Muſik auf dieſer Erde iſt. Und nun ein Trippeln, Hüpfen, Tanzen kleiner Füße, ein Aufflattern der kleinen Arme am Hals des Vaters und der Mutter, ein Deuten, Zeigen, zitterndes Betaſten und ſchließlich ein leidenſchaftliches Herunterholen der Geſchenke — ein Rufen, Fragen, Durcheinanderreden — — kein Wunder, daß die Eltern nur noch Augen und Ohren für die glückliche kleine Schar hatten.

Ihre beiden Gäſte hätten ſich jetzt ihretwegen ebenſogut auf irgend einem ausgebrannten Mondkrater begegnen können, anſtatt daß ſie ſich plötzlich hier im Glanz und Jubel einer deutſchen Weihnacht gegenüberſtanden.

Ein Wiederſehen nach fünf Jahren!

Da ſtand ſie, hoch und ſchlank, eine gewinnende liebliche Erſcheinung in dem lichtgrauen Kleid, das ſich in weichen Falten um ſie ſchmiegte. In der offenen Thüre vor dem dunklen Hintergrund des Nebenzimmers ſtehend, vom vollen Licht des Chriſtbaums angeſtrahlt, war Serena in ihrer plötzlichen Bewegungsloſigkeit wie ein eigenartig ſchönes Bild zu ſehen.

Aber nein! ſie war es ſelbſt, die Nievergeſſene, nur ſchöner noch in ihrer tiefen Bläſſe, aus der die dunklen Augen erſchrocken, fragend, zweifelnd nach ihm hinſtarrten, bis ſie erſt in jäher ſeliger Gewißheit aufleuchteten und ſich dann verwirrt zu Boden ſenkten.

Freudeſtrahlend, in übermächtiger Bewegung eilte er mit ausgeſtreckten Händen auf ſie zu, aber — mit ſtummer Abwehr, die kein Folgen zuließ, trat ſie in die Tiefe des dunklen Raumes hinter ſich zurück.

Serenas erſter Gedanke war Flucht, in ihrem Herzen hämmerte es wild, jeder Nerv zitterte noch von dem tödlich ſüßen Schrecken dieſer Ueberraſchung.

Er — hier! Wie kam er her? Weshalb? Bloß um des Freundes willen? Gewiß! gewiß! was ſollte er noch von ihr wollen? Er, der ſich wohl ſchon längſt getröſtet hatte, wenn ja wenn er wirklich einmal, wie Lucie meinte — ſie glaubte es ja nicht — des Troſtes bedürftig geweſen war!

„Serena!“ „Tante!“ „Tante S'ena!“

Man rief nach ihr, man ſuchte. Sie wurde aus dem Dunkel in das Licht gezogen und von allen Seiten umdrängt. Frau Lucie ſchloß ſie in eine feurige vielſagende Umarmung, der Rechtsanwalt zerdrückte ihr erregt die Hand, von den Kindern wollte ihr jedes zuerſt das Schönſte zeigen. Sie mußte ſich vom kleinen Hans dem großen Hans zuführen laſſen, der natürlich nur als Extra-Chriſtgeſchenk für ſeinen Pathen aus Afrika gekommen war, mußte, Seite an Seite mit ihm ſtehend, die famoſe ſchwarze Truppe muſtern, den Lebkuchen, den Marzipan verſuchen, ſich freuen, lächeln, lachen — —

Und Serena freute ſich, ſie lächelte, ſie lachte; ſie bewunderte das kleine dicke Wickelkind von Elli, das ſo ſchön ſchreien, und den kleinen dicken Täufling von Nelli, der ſogar die Augen ſchließen konnte, und ſie beging nur den für die Kleinen freilich unbegreiflichen Verſtoß, daß ſie das Schreikind mit dem Schlafkindchen verwechſelte und das anziehende Paar in die falſchen Wiegen legte.

Dann folgte ſie der Hausfrau an den Flügel. Sie ſollte ſpielen, ſingen. „Stille Nacht, heilige Nacht“ — nein, mit dem Singen ging es trotz des beſten Willens nicht, und der Rechtsanwalt mußte durch ſeine Stimme das Lied zu retten ſuchen, bis Hans ihn vom Flügel fortholte. Wie ſeltſam ernſt dieſer dabei ausſah!

An der kleinen Abendtafel ging es, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, laut, faſt überlaut her. Der Hausherr, gar nicht wiederzuerkennen, ſchlug faſt beſtändig an ſein Glas, und die Reden ſprudelten ihm nur ſo vom Munde, ſo daß ſeine Frau vor Staunen und vor Stolz auf ihren Fritz dazwiſchen hinein kaum einmal zu Worte kam — was viel ſagen wollte!

Dann hatte man zuſammen angeſtoßen und wieder angeſtoßen, auf Freundſchaft und Vaterland, auf deutſche Treue, auf jeden einzelnen unter den Tiſchgenoſſen, und ſchließlich hatte ſich Serena fortgeſtohlen in das Schlafzimmer der kleinen Mädchen, neben deren Betten die Wiegen mit den beiden Puppen ſtanden. Hier war Friede — ſtille Nacht, heilige Nacht.

Wie ein Traum lag das Erlebte hinter ihr, ein Traum, aus deſſen Schleiern nur immer wieder ſein Geſicht auftauchte, ſeine Geſtalt hervortrat, ſeine Stimme vorklang . . . ſo wenig er auch geſprochen hatte — mit ihr nur einmal, als er ihr über den Tiſch hinüber zutrank: „Auf die Erfüllung meines Weihnachtswunſches!“

Welches Wunſches, das hatte er nicht geſagt, aber ſo gut und bittend dabei ausgeſehen, daß ſie ſich faſt — vergeſſen hätte. Kühl bleiben, nur nicht ſelber ſich verrathen — es war auf die Länge ſchwer geworden, um ſo ſchwerer, je mehr ſich aus dem Neuen, Veränderten ſeines Weſens die alte kindliche Treuherzigkeit herausgeſchält. Wie er die Kleinen auf die Knie klettern, in ſeinem Barte hatte zauſen laſſen; wie er den kleinen Hans, der ſonſt auf keine Weiſe von ihm fort zu nehmen war, ſelbſt zu Bett gebracht hatte!

„Das hätten ſeine Schwarzen ſehen ſollen!“ hatte der Rechtsanwalt lachend gerufen, und ihr ſelber war ein Lächeln über die ernſten Züge gehuſcht.

* * *

Frau Lucie hatte die Freundin mit ſanfter Gewalt aus dem Schlafzimmer der Kinder fortgeholt, und nun, nachdem die laute Luſt verrauſcht, der Glanz des Weihnachtsbaumes bis auf das letzte Lichtſtümpfchen erloſchen war, nun ſaß man ſich im „Boudoir“ der Hausfrau an dem gemüthlichſten aller Eck- und Plaudertiſche gegenüber. Man ſprach von dem und jenem, bis plötzlich Frau Lucie ſich erhob und hinausging, um „von nebenan etwas zu

Digitized by Google

Vor Paris 1870.

Originalzeichnung von O. Gerlach.

Digitized by Google

holen“. Der Rechtsanwalt folgte ihr ohne ein Wort der Entſchuldigung, es ſeinen Gäſten überlaſſend, ſich ſein Verſchwinden zurechtzulegen.

Aengſtlich blickte Serena von der feinen Stickerei, auf die ſie ſich gebückt hielt, in die Höhe und unvermittelt in zwei Augen, die feſt und warm auf ſie gerichtet waren, mit einem Ausdruck, der ihr alles Blut zum Herzen trieb. Ihre Hände zitterten ſo ſtark, daß ſie die Arbeit nicht mehr halten konnten.

„Serena!“

„Herr — Herr Hauptmann!“ Sie wollte aufſtehen, ſich entfernen, aber die Knie verſagten ihr den Dienſt.

„Fräulein Serena! darf ich reden, wie ich — vor fünf Jahren — hätte reden ſollen? Ich war vorhin unfreiwilliger Zeuge des Geſprächs — —“

Serenas Bläſſe wich einer dunklen Röthe. Die Schritte — großer Gott! „Sie waren dort im Arbeitszimmer? Und Sie haben zugehört?“

„Nicht länger, als die Ehre es erlaubte.“

Sie ſah unſicher nach ihm hin. Ihr ganzes Weſen war in Aufruhr.

Unwillkürlich war ſie weiter von ihm abgerückt, ſo daß der Lampenſchirm ihm ihr Geſicht verbarg. Er ſchob die Lampe ruhig auf die Seite. „Darf ich reden?“

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Erinnern Sie ſich noch an jenen dämmernden Dezembernachmittag, der mich im Auftrag unſerer gemeinſamen Freunde zu Ihnen führte mit der Bitte, daß Sie den Weihnachtsabend hier bei uns verleben möchten? Sie ſaßen — o ich ſeh' es noch — vor Eifer wie in Roſengluth getaucht, an einer Handarbeit. Das krauſe Haar, das Sie noch immer, trotz der Mode, in die Höhe ſtreichen, war in die Stirn gefallen, wie es immer thut, wenn Sie erregt ſind.“

Serenas Finger fuhren unwillkürlich nach der Stirn, um das widerſpenſtige Geringel fortzuſtreichen, das ihr auch jetzt wieder vorgefallen war. Darunter hervor ſah ſie halb gerührt, halb ärgerlich zu ihm auf.

Lächelnd fuhr er fort: „Ihre Arbeit ſollte noch bis zum anderen Tage fertig werden — eine grüne Börſe war's — wenn ich mich nicht irre, dieſelbe, die dort drüben — —“

Serena fuhr in die Höhe, einen ſcheuen Blick auf ihren Arbeitskorb werfend, der ſeitwärts auf dem Tiſche ſtand. Hans aber legte bittend die Hand auf ihren Arm und drückte ſie ſanft auf ihren Seſſel nieder.

„Bin ich denn ein ſo fürchterlicher Menſch, Serena, daß Sie davonlaufen müſſen? Und intereſſiert Sie das, was ich zu ſagen habe, auch nicht ein bißchen? — So, das iſt lieb von Ihnen, daß Sie ſich wieder niederlaſſen! Sehen Sie, als es ſich damals um die Frage drehte, ob ich gehen oder bleiben ſollte, da war der arme Burſch verliebt bis zur Narrheit, bis zum — Verſemachen. Statt vor Sie hinzutreten als ein ehrlicher Soldat und zu ſprechen: ‚So ſteht's — nun ſag', was weiter werden ſoll,‘ bringt der dichtende Held ſein übermäßiges Empfinden zu Papier, dieſes Papier auf eine, wie er meint, ſehr zarte und ſehr kluge Art in Ihre Hände und harrt am nächſten Abend mit verzehrender Ungeduld ſeines Chriſtgeſchenks und — wartet heute noch darauf. Denn die Arbeit iſt — verzeihen Sie, Serena“ — er nahm die Häkelei ſorglich aus dem Korbe — „die Arbeit iſt unglücklicherweiſe nicht vollendet, der Gefühlserguß des blöden Schäfers nie geleſen worden.“ Mit ſchlecht verhehlter Haſt entfernte er den Seidenreſt von dem Papier und zeigte dieſes, nachdem er es geglättet, dem Mädchen, deſſen Züge wie von einer Morgenröthe des Glückes überſtrahlt erſchienen.

Der kleine Bogen war beſchrieben — — Verſe!

„Darf ich — leſen?“

Sie lächelte — aber zugleich traten ihr die lange zurückgedrängten Thränen in die Augen; mit einer leiſen Handbewegung gab ſie die Erlaubniß.

Eine flammende Gluth ging über die männlichen gebräunten Züge, und die Hand, mit der Hans glättend immer und immer wieder über die tiefen Brüche des mißhandelten Papiers fuhr, zitterte gleich ſeiner Stimme, als er begann, das altgewordene Gedicht zu leſen:

„O Weihnacht! Deutſche Weihnacht! Unvergeſſen
Dem Mann, was einſt des Kindes höchſter Klang!
Ein Strom von Liebe, Liebe unermeſſen,
Durchwogt die Welt und löſt des Winters Zwang.

Wandelt in Frieden wilden Sturms Gebrauſe,
Zaubert den Frühling zwiſchen Schnee und Eis —
Ach! doppelt einſam, wer aus öder Klauſe
Hinüberſchaut in der Beglückten Kreis!

Dort jubeln Kinder, helle Augen funkeln
Den Glanz des Chriſtbaums ſchöner noch zurück — —
Wo führt der Weg hinüber aus dem Dunkeln?
Wann blüht auch ihm, das er erſehnt — das Glück?

In ihren Zügen glaubt er es zu leſen,
Den Abglanz deſſen, was ihn ſelig macht —
Ach, ob es Wahrheit, ob es Traum geweſen,
Verkünde du ihm, heil'ge Weihenacht!

Kein armes Kind geht unbeſchenkt von hinnen —
O, löſe du der Zungen ſtarres Band!
Laß treues Herz ein treues Herz gewinnen,
Gieb Hände, die ſich ſuchen, Hand in Hand!“

Leiſe verklangen die letzten Worte des Gedichtes — die Hände und die Lippen der beiden fanden ſich in jenem ſeligen Schweigen, das die ſüßeſte von allen Sprachen der Liebe iſt.

Einen Augenblick lang hatte dies ſtille Glück einen Zeugen — Frau Lucie war leiſe über die Schwelle getreten; aber raſch ging ſie wieder zurück und ſchloß die Thüre hinter ſich behutſam zu. Drinnen im Nebenzimmer warf ſie ſich mit einem mühſam unterdrückten Jubelruf dem Gatten an den Hals. „Gottlob, die Sache iſt in Ordnung! Aber ich ſag' Dir — wie die Zwei da drin beieinander ſitzen . . . das iſt noch ſchöner als bei unſerer Verlobung!“

„Hm!“ brummte der Rechtsanwalt — er brummte immer, wenn er eine große Rührung überwinden wollte — „dafür hat es allerdings auch nicht ſo lange gedauert, bis ich den Mund aufthat.“

„Oder ich!“ rief ſie. „Wer war der Erſte?“

Er blieb die Antwort ſchuldig, und nicht ungern. Denn ſie verſtand es noch heute nicht weniger gut, ihm den Mund zu ſchließen, wie damals, als er — oder ſie zuerſt geſprochen hatte.

Digitized by Google

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erbschlüssel und Erbsieb.

Verlorene Sachen wiederzufinden, den Urheber eines Diebstahls zu entdecken, giebt es auf dem platten Lande ein erprobtes Mittel: es ist der Erbschlüssel. Ein alter Hausschlüssel, ein ehrwürdiges, von den Vätern ererbtes Inventarstück, wird in ein ebenso altes Gesangbuch oder in eine Familienbibel gesteckt, so daß der Bart oben daraus hervorragt, das Ganze wie ein Postpaket umschnürt und von zwei Personen unter dem Packreitel, dem Stäbchen zum Anziehen der Schnüre, mit dem Mittelfinger der rechten Hand in der Schwebe gehalten; hierauf werden die des Diebstahls Verdächtigen laut genannt und der Reihe nach durchgenommen, bis der Reitel bei Nennung eines bestimmten Namens den beiden Untersuchungsrichtern plötzlich entgleitet und die Postille auf den Boden fällt. Freilich sind die Gelehrten, die mit dem Erbschlüssel umzugehen wissen, meistens die Diebe selbst, die den Verdacht von sich ab auf andere zu lenken suchen.

So lebte z. B. in Gößnitz im Altenburgischen die alte „Schmatzveiten", die sich diesen Spitznamen einst vor vielen Jahren bei ihrer Trauung erwarb; der Pastor sagte nämlich: „Und nun wechselt den Mahlschatz"! — womit er die Ringe meinte; sie aber verstand: „den Maulschmatz"! — fiel ihrem Bräutigam um den Hals und gab ihm am Altar einen „Schmatz". Besagter Mahlschatz, ihr Trauring, war aber der armen hochbetagten Frau eines Tages abhanden gekommen, wahrscheinlich entwendet worden, und sie bot alles auf, um ihn wiederzuerlangen. Nun befanden sich in Gößnitz zwei geriebene Gauner, der „Eisbeinaugust" und der „Schlamassenmax", die machten sich anheischig, der Sache vermittelst des Erbschlüssels auf den Grund zu kommen. Große Versammlung aller Hausbewohner: der Erbschlüssel liegt bereit, es ist derselbe, durch dessen Ohr die Schmatzveiten in der Sylvesternacht Blei zu gießen pflegt. Er wird in die große alte Hausbibel gelegt, wo vorn auf vier Blättern die Familienchronik steht, das Buch feierlich und stillschweigend mit einem Bindfaden umwickelt, die Schnur mit einem Reitel fest zusammengezogen, daran halten der Eisbeinaugust und der Schlamassenmax mit den Fingern das Paket, daß es gerade herunterhängt. Nun sagt Eisbeinaugust: „Der Haus hat den Ring gestohlen"; Schlamassenmax dagegen: „Der hat es nicht gethan". So machen sie die Probe beim Peter, beim Otto, beim Hirtenfriede, bei der Schneideremile, bei Charlotte Schmuddlich, genannt „Ohrring-Lotte" — der Erbschlüssel regt sich nicht. Jetzt aber heißt es: „Die Schüttelbahrdten hat den Ring gestohlen" — auf einmal kommt Leben in die Postille, sie bewegt sich, schwebt, der Eisbeinaugust und der Schlamassenmax können nicht mehr halten, und bardauz! liegt sie mitsamt dem klirrenden Erbschlüssel auf der Diele. Ei, Du alte heimtückische Schüttelbahrdten, die immer mit dem Kopfe schüttelt, wer hätte das von Dir gedacht! Denn nun ist es ja heraus, alles Schütteln hilft ihr nun nichts mehr, der Erbschlüssel lügt nicht! Leider übte die Prozedur ihre Wirkung auf die hohe Polizei in ganz entgegengesetzter Weise. Sie hielt sich nicht an die alte Schüttelbahrdten, sondern nur an die beiden Gauner, den Eisbeinaugust und den Schlamassenmax.

Aber das Interessanteste dabei ist das hohe Alter dieses abergläubischen Verfahrens. Der Erbschlüssel trat an die Stelle des Erbsiebs, die Schlüsselprobe ist ein Rest der alten Siebwahrsagung, der sogenannten „Koscinomantie", deren schon der griechische Dichter Theokrit in einer seiner Idyllen Erwähnung thut und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

„Sieb durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?"

so läßt Goethe in der Hexenküche im „Faust" den Kater zur Kätzin sagen. Der Kater „hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen", denn man blickte nicht durch ein Sieb, um den Dieb zu erkennen, das Sieb wurde vielmehr genau in derselben Weise wie der Erbschlüssel aufgehängt und dann zwischen zwei Fingern im Gleichgewicht gehalten, um seine Bewegungen genau studieren zu können.

In der Stadt Villingen, dem Hauptsitze der Schwarzwälder Uhrenerzeugung, lebte vor dreihundert Jahren ein berühmter Arzt und Schwarzkünstler Namens Pictorius, der über die Siebwahrsagung geschrieben und sie durch Holzschnitte erläutert hat. Zwei einander gegenüberstehende Personen halten je mit dem Mittelfinger der rechten Hand eine Schere, welche ein Kornsieb gefaßt hat, dicht unterhalb der Feder, am oberen Ende der Scherenblätter. Die Schere ist eine Schafschere und sieht etwa wie eine Zuckerzange aus — das ganze Mittelalter hindurch hat die Schere keine andere Form gehabt. Die Menschen halten also die Schere, die Schere hält den Rahmen des Siebs, so daß dieses wie vorhin das Buch mit dem Erbschlüssel in der Luft baumelt, und nun nennen die Wahrsager abermals wie vorhin die Namen derer, die des Diebstahls verdächtig sind. Eine unsinnige alte Formel „DIES. MIES. JESCHET. BENEDOFFET. DOWIMA. ENITEMAUS" sprechen sie dabei aus, durch welche der Dämon in das Sieb gebannt und gezwungen werden soll, den Dieb zu offenbaren. Bei dem richtigen Namen erzittert das Sieb, bei Wiederholung des Namens fängt es an, sich um sich selbst zu drehen und mit einer Heftigkeit zu rütteln und zu schwingen, daß den Männern, die halten, die Handhabe entgleitet und sammt dem Siebe auf den Boden fällt. Doktor Pictorius hatte das Zaubermittel selbst wiederholentlich erprobt und einmal bei einem Diebstahl, ein andermal bei einem Jagdfrevel, wo ihm ein Vogelnetz böswillig zerschnitten worden war, ein drittes Mal bei Gelegenheit eines verlaufenen Hundes, wie er meinte, mit gutem Erfolg angewendet; das letzte Mal indessen foppte ihn der Dämon, so daß unser Doktor Angst bekam und keinen weiteren Versuch mehr machte. Auch Erasmus von Rotterdam kennt die Siebwahrsagung; in Deutschland verbirgt sie sich, wie gesagt, hinter dem Erbschlüssel, in Frankreich und in England ist sie immer noch im Schwange.

Wie die Menschen aller Zeiten gerade auf das Sieb verfielen, läßt sich leicht errathen — sie wollten Gericht halten, und das Sieb erschien ihnen als ein Sinnbild der strengen gerichtlichen Untersuchung.

Die berühmteste unter den zahlreichen Akademien Italiens heißt bekanntlich die „Kleien-Akademie" (Accademia della Crusca) und hat ein Sieb im Wappen: sie will gleichsam die Sprache durchsieben und beuteln und die guten Worte wie feines Mehl von der Kleie trennen. Keinem Volke ist der Vergleich des Examens, der Zensur mit einem Siebe so geläufig wie dem italienischen, die Italiener sagen ganz allgemein „eine Sache sieben" für „eine Sache prüfen", und mit der Vorsicht, die ihnen im Umgange angeboren ist, meinen sie, man müsse die Menschen gehörig sieben, ehe man ihnen traue. Diese Auffassung geht durch alle Sprachen — unser eigenes „sichten" ist eigentlich so viel wie „sieben" und eine „Kritik" nichts anderes als eine „Sonderung". In der Bibel will Gott das Haus Israel unter allen Heiden sichten lassen, gleichwie man mit einem Siebe sichtet. Das Sieb ist eine Art Wahrzeichen der Gerechtigkeit wie die Wage.

Daher der Gebrauch des Siebes nicht bloß um einen Diebstahl, sondern um Verbrechen und geheime Sünden aller Art aufzudecken. Ja, die dunkle Anschauung, wonach im Siebe gewissermaßen Schuld und Unschuld verborgen liege, führte sogar dazu, in wichtigen Fällen von ihm das Unmögliche zu verlangen: das Sieb sollte Wasser halten. Im römischen Vatikan, im Museo Chiaramonti, sieht man die Marmorstatue einer Vestalin, die ein Sieb in Händen hält; am Rahmen des Siebes liest man ein paar lateinische Worte, die besagen: „Also mache ich die Verleumdung zu nichte". Es ist die Vestalin Tuccia, die eines Vergehens wider ihr Gelübde angeklagt war und, um sich von dem Verdacht zu reinigen, angeblich Wasser in einem Siebe vom Tiber bis zum Vestatempel trug, ein Wunder, das ihr im achten Jahrhundert n. Chr. die heilige Amalberga in Flandern nachgemacht haben soll. So sollte sich die geheimnißvolle Kraft des Siebes offenbaren im Gottesurtheil, zu dem der hilflose Mensch zu allen Zeiten gern seine Zuflucht nahm, wenn er nicht mehr weiter konnte.

Die Zahl Dreizehn. Das Salzfaß. Der Freitag.

Es war einmal ein König und eine Königin, so beginnt das Märchen vom „Dornröschen“, die sprachen jeden Tag: Ach, wenn wir doch ein Kind hätten! — und bekamen immer keins. Da gebar endlich die Königin ein Mädchen, das war so schön, daß sich der König vor Freude gar nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Als das Fest aus war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum und so mit allem, was man sich wünschen kann. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die Dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und rief mit lauter Stimme: Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen! — und verließ den Saal. Die Dreizehnte bringt Unglück.

Und es war einmal ein König in Thessalien, erzählt die griechische Mythologie, mit Namen Peleus, der freite die Nereide Thetis. Zu der großen Hochzeit, die auf dem Berg Pelion stattfand, waren die zwölf Götter eingeladen, nicht aber Eris, die Göttin der Zwietracht. Sie brachten dem Brautpaar reiche Gaben dar, Poseidon schenkte dem Peleus die unsterblichen Rosse, die nachmals Achilles erbte, der Centaur Chiron die wunderbare Lanze, die verwundete und heilte — da erschien plötzlich Eris, die nicht mit Eingeladene, und warf, da man sie nicht hereinließ, einen goldenen Apfel unter die Gäste mit der Aufschrift: „Der Schönsten“. Das war die Veranlassung, daß die drei Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite einander schalten, Paris zum Schiedsrichter ernannt ward, die Helena raubte und der Trojanische Krieg ausbrach. Die Dreizehnte bringt Unglück.

Soll ich noch an ein drittes Fest erinnern, bei dem ein Dreizehnter Unglück gebracht hat? Es ist die letzte Mahlzeit, die Jesus mit seinen Jüngern am Vorabend seines eigenen Todes einnahm. Christus und die Zwölf, macht zusammen dreizehn: der Dreizehnte war der Verräther, der Unglückbringende. Aber auch der Erlöser selbst war der Dreizehnte — und er mußte sterben. So kam es, daß der Aberglaube umsprang und anstatt der Nutzanwendung: der Dreizehnte bringt Unglück! die andere zog: der Dreizehnte muß sterben.

Christi Leiden und Sterben ist eine volksthümliche Tragödie, welche die Einbildungskraft der Menschheit seit Jahrhunderten erfüllt und heute noch in allen möglichen Formen zur Darstellung gelangt. Im Mittelalter war sozusagen jede Stadt und jede Kathedrale ein beständiges Oberammergau; die Gläubigen von damals ließen es beim bloßen Zusehen nicht bewenden, sie wollten selbst mitspielen und bei der Handlung mitwirken, die jahraus jahrein die Gemüther beschäftigte: am Palmsonntag, wenn der Palmesel herumgeführt ward, miteinziehen, auf Gethsemane mit den Erlöser greifen und mit den Judas jagen. Die Folge war, daß die gesammte evangelische Geschichte wie keine andere mit allen ihren Einzelheiten ins Leben und gewissermaßen ins Blut des Volkes überging, Sitten und Gebräuche veranlassend, deren Ueberlebsel jetzt kaum noch verstanden werden. Im Mittelpunkt der Passion steht das Abendmahl, und von ihm schreibt sich als Ueberlebsel der Aberglaube her, der die Zahl Dreizehn umspinnt. Aber auch der Freitag zog aus diesem Vorstellungskreise die ihm anhaftende geheimnißvoll schreckhafte Bedeutung, und ebenso könnte man versucht sein, dies bei dem Salzfaß zu vermuthen.

Auf des großen Leonardo da Vinci allbekanntem Bilde, das er in dem Kloster der Dominikaner von Santa Maria delle Grazie bei Mailand an die Wand des Speisesaals gemalt hat, stößt Judas Ischariot durch eine ungeschickte Bewegung mit dem linken Arme das Salzfaß um. Ist denn das nach den biblischen Berichten etwa thatsächlich geschehen und ist dadurch das schlimme Omen, das allerorten auf dem umgeworfenen Salzfaß ruht, hervorgerufen worden? — Unmöglich wäre es an sich nicht, denn das Salz fehlte auf dem hebräischen Tische nicht, ja, es galt hier eben für ein Sinnbild der Freundschaft und der Treue, ein ewiger Bund heißt im Alten Testament ein „Salzbund“ und ein Verräther noch heute im Orient ein „Salzverräther“. Ueberhaupt aber betrachteten alle alten Völker, die Semiten sogut wie die Arier, das Salz als etwas Heiliges, es verlieh der Mahlzeit die Weihe eines Opfers, sie hielten strenge darauf, daß es ehrerbietig und nach Gebühr behandelt werde. Das Salzfaß stand in der Mitte der Tafel, von Silber und auf silberner Platte, es wird ausdrücklich berichtet, daß der ärmste Römer, als die Sitten noch einfach waren, dies Geräth von Silber haben wollte. Das Salz zu vernachlässigen, zu vergessen, auf dem Tische stehen zu lassen, weissagte dem Besitzer Unglück; es umwerfen, hieß die Hausgeister erzürnen. Es war wie das Feuer, von dem Schiller in dem „Lied von der Glocke“ singt:

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.“

Am unrechten Orte und im Uebermaß ausgestreut, besaß das Salz nach alter Meinung eine verwüstende, um mich modern auszudrücken, eine „sterilisierende“ Kraft; es machte — und die Wissenschaft widerspricht dem nicht gerade — unfruchtbar und vernichtete alles Leben wie die Salzfluth des Todten Meeres. Es wurde daher zum Zeichen einer ewigen Zerstörung auf die Ruinen einer geschleiften Stadt geworfen. Das geschah nicht bloß im Heiligen Lande, das geschah noch am 25. März des Jahres 1162 in der Lombardei, wo „Kaiser Rothbart lobesam“ Mailand mit deutschem Pfluge pflügen und mit Salz besäen ließ. Das war eben jenes Mailand, wo nachmals Leonardo da Vinci das Abendmahl gemalt hat. Nun erkennt man sofort die hohe Sinnbildlichkeit des verschütteten Salzes: wo das Salz hinfiel, konnte fürder nichts mehr wachsen, der Herd, auf den es flog, verödete, der Tisch, um den sich eine blühende Familie scharte, ward leer.

Nun dürfte man sich doch zu den vier Evangelisten dessen versehen, daß sie sich, wenn Judas beim Abendmahl wirklich das Salz verschüttet hätte, diesen wirkungsvollen Zug nicht hätten entgehen lassen; sie erwähnen indessen davon nichts. Man darf also schließen, daß Leonardo da Vinci diesen Zug aus eigenem Ermessen hinzugefügt hat und daß der Aberglaube in diesem Falle ungleich tiefer sitzt.

Beim Freitag liegt es dagegen auf der Hand, daß, wenn er ein Unglückstag ist, er es nur deshalb ist, weil Christus nach den übereinstimmenden Angaben der Evangelien an einem Freitag litt und starb.

Man darf annehmen, daß diese Verfehmung des Freitags bei den germanischen und romanischen Völkern des Abendlandes nicht ohne Widerstand zur Geltung kam. Denn der sechste Wochentag war bei ihnen der Göttin der Liebe, der Frau gewidmet, deren Name vom „Freuen“ kommt; er heißt noch heute in der einen Hälfte Europas nach der holden Venus und in der anderen Hälfte nach der jungen schönen fröhlichen Himmelsgöttin Freya. Noch heute wird er daher in gewissen Gegenden, z. B. in Westfalen und in Schottland, gern zum Hochzeitstag, zum Freien, also im ganz eigentlichen Sinne zum „Freitag“ gewählt. Sonst aber hat die Bedeutung des Freitags als eines Verrufenen fast überall in Europa die Oberhand gewonnen. Nicht nur gehört eine Hochzeit an einem Freitag zu den größten Seltenheiten, der Tag ist überhaupt verpönt — an einem Freitag soll man nichts beginnen, namentlich keine Reise unternehmen, nicht abfahren und nicht segeln. „Nicht einmal ein frisches Hemd anziehen,“ setzt der Bauer in Oberösterreich hinzu. Er meint, wenn man an einem Freitag ein frisches Hemd anziehe und es komme zufällig ein Donnerwetter, so könne dieses nicht vorbei.

In der That ist die Ziffer der Eisenbahnreisenden und der abgehenden Dampfschiffe an diesem Tage geringer als an anderen Wochentagen. Der Freitag hat freilich andererseits auch seinen Herold und seinen klassischen Fürsprecher. Kolumbus hat sich an einem Freitag eingeschifft, als er zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien ausfuhr; es war ein Freitag, als er nach einigen sechzig Tagen an der Watlingsinsel landete, eines Freitags endlich kehrte er nach Spanien zurück. Deshalb gilt auch der Freitag in Amerika für einen guten Tag, für einen „lucky Day“, viele der wichtigsten politischen Ereignisse haben seitdem an dem lucky Friday stattgefunden. Die englischen und die deutschen Matrosen aber kennen nur den „unlucky Friday“. Sie kehren sich nicht an den Kolumbus, ihnen ist der Fliegende

Holländer, der an einem Karfreitag in See stach und nun zur Strafe ruhelos auf dem Meere umherrast und beim Kap der Guten Hoffnung gegen die Stürme kreuzt, ein warnendes Beispiel. Theologen haben ausgerechnet, daß nicht nur Christus an einem Freitag gekreuzigt worden ist, sondern daß auch Adam und Eva eines schönen Freitags den Apfel aßen und sündigten.

Den Bann des Freitags mißachten, ein Salzfaß verschütten und als der Dreizehnte am Tische sitzen, das läuft bei abergläubischen Seelen auf eins hinaus. In allen drei Fällen droht ein Unglück!

Der vornehmste Beweis dafür, daß die Dreizehn ihren unheilbaren Mißkredit nur dem Passahmahle in der Stadt Jerusalem verdankt, ist der, daß diese Zahl bis dahin nicht nur nichts Anstößiges hatte, sondern daß die ungeraden Zahlen sogar für besser galten als die geraden. Ich will ja nicht behaupten, daß alle heiligen Zahlen ungerade seien, obschon gleich die vier ersten ungeraden Zahlen, die Drei, die Fünf, die Sieben und die Neun, seit den ältesten Zeiten für heilig gegolten haben, eine Eigenschaft, die in diesem Grade eigentlich nur die Zwölf mit ihnen theilt. Aber im allgemeinen scheint es fast, als ob die Völker geradezu eine Furcht vor den geraden Zahlen und den runden Summen hätten, das lehrt uns eine Menge recht befremdlicher Eigenheiten. Warum werden bei festlichen Anlässen nicht 100, sondern 101 Kanonenschüsse abgebrannt? Warum dem indischen Sträfling 101 Stockhiebe aufgezählt? Ist das eine bloße Vorsichtsmaßregel oder eine gewisse adelige Gepflogenheit, mit der eins dreingegeben wird, wie die Marktfrau in Leipzig für die Mandel Eier 16 Stück verabreicht, was sie eine Bauernmandel heißt? – Also die Dreizehn besäße an sich eher Anwartschaft darauf, eine gute Zahl zu sein. Wenn sie unter allen die schlechteste, die gefährlichste, die verrufenste ist, so liegt das an Jerusalem.

Die Erscheinungen, welche durch die Furcht vor der Zahl Dreizehn zu Tage gefördert werden, gehören entschieden zu den seltsamsten „Komödien des Aberglaubens". Wir haben hier zu Lande Frauen, feine gebildete Frauen, die nicht in einem Geschäft kaufen mögen, das die Nummer 13 hat, und wenn sie vergoldet wäre. In den Zeitungen stand kürzlich zu lesen, daß man zu Luxemburg in einer neuen Schule bei der Numerierung der Zimmer die 13 durch eine 12b ersetzte und jene ominöse Zahl auf die Thür eines Raumes verbannte, den man nur vorübergehend zu betreten pflegt. In Gasthöfen wird man meist vergeblich nach der Zimmernummer 13 suchen, und wo sie sich findet, da ist sie sicher die letzte, die der Wirth anzubieten wagt. Am ärgerlichsten ist aber der Dreizehnte doch bei Tische, weil es dann gleich ans Leben geht. Es versteht sich, daß bei allen Einladungen peinliche Rücksicht darauf genommen und genau gerechnet wird; wie aber manchmal der Zufall sein Spiel hat, so geschieht es, daß plötzlich einer absagt oder ein Fremder unerwarteterweise mitkommt oder einer abgerufen wird. „Herrje, nun sind wir dreizehn! Wenn man's nur nicht gleich merkt!" — Eine kluge Wirthin weiß sich aber zu helfen. Etwa wird eine Nichte oder eine sonstige Verwandte, die zur Gesellschaft gehört, unter irgend einem Vorwand an ein Nebentischchen gesetzt — oder es muß ein unschuldiges Kind mit an den Tisch — oder es wird in aller Eile ein Vierzehnter eingeladen. Der Vierzehnte! Das ist nämlich ein Geschäft, der Vierzehnte zu sein. In allen großen Städten giebt es tadellose Stutzer, die sich ein Vergnügen daraus machen, in Frack und weißer Kravatte aufzutreten und einzuspringen, wenn das Unglück irgendwo „des Teufels Dutzend" geworfen hat. Ihre Adressen haben sie bei einem Agenten hinterlegt, an welchen sich der Gastgeber telephonisch wendet. Wer nicht zufällig eingeweiht ist, betrachtet sie als seinesgleichen und als Gäste, deren Beziehungen zum Hause er noch nicht kennt. Sie erhalten eine Doppelkrone, das gute Essen haben sie obendrein.

Für die „Vierzehnten" bedeuten also die „Dreizehnerklubs", die sich u. a. in London und New York gebildet haben, um dem Aberglauben Trotz zu bieten, einen wirklichen Verlust. Diese „Dreizehner" speisen nie anders als zu dreizehn, beziehungsweise in Gruppen von je dreizehn, und zwar dreizehn Schüsseln am dreizehnten jeden Monats; selbst die Musikanten, welche die Tafelmusik machen, müssen gerade dreizehn sein und dreizehn Stücke spielen, wofür sie dreizehn Schillinge für den Mann erhalten. Durch die That wollen die Wackeren beweisen, daß sie sich vor keiner Vorbedeutung fürchten; es läßt sich denken, daß diese aufgeklärten Gesellschaften nebenbei auch den anderen Verfehmten, dem Freitag, dem Salze und allerhand Gespenstern zu Leibe gehen.

Fruchtloses Unterfangen! Der Aberglaube wird dennoch recht behalten, einer von den Dreizehnern wohl eines Tags dran glauben müssen und dann wird die Schuld erst recht auf die Ziffer geschoben werden.

Rudolf Kleinpaul.

Einsame Weihnachten.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Skizzen von **Paul von Schönthan.**

Mit Zeichnungen von **A. Mandlik.**

Die frühe Dämmerung des Weihnachtsabends war hereingebrochen. — Ein hochgewachsener Mann in den vierziger Jahren, mit halbergrautem Haupt- und Barthaar, stand etwas nach vorn gebückt am Fenster. Den erhobenen Unterarm hatte er an den Fensterbalken gelegt, der Kopf ruhte auf der äußeren Handfläche und die Finger bewegten sich leise auf der kalten, durchsichtigen Scheibe. Er sah auf das große Haus gegenüber. Im ersten Stockwerk saß ein junges Mädchen am Nähtisch bei der Lampe über eine Handarbeit gebückt, sie hantierte eifrig mit Wollfäden, und dann flog die Hand auf und nieder, — die letzten Stiche an einer verspäteten Stickerei. Nebenan waren die Fenster eines Eßzimmers erleuchtet, in der Mitte am runden Tisch unter der Hängelampe hockten und knieten Kinder auf den Stühlen, das jüngste saß auf dem Schoß der Kinderfrau, die aus einem Buche vorlas und die kleine Bande in Zucht zusammenhalten mußte, bis Papa und Mama mit dem Aufbau der Bescherung fertig waren. Im zweiten Stock hinter den weißen Spitzengardinen begannen die Lichter des Baums aufzuflammen, aus den beiden Fenstern gerade gegenüber drang der helle Lichtschein, daß man bis ins Innere blicken und die kleinen Menschen erkennen konnte, die geschäftig hin- und herliefen, vom strahlenden Weihnachtsbaum zu den Tischen und Kommoden, auf denen die Geschenke ausgelegt waren.

Die Straße war menschenleer, nur von Zeit zu Zeit ging unten eilends jemand vorüber — an dem Abend hat niemand Zeit — und jeder sah im Vorübergehen zu den Fenstern der Häuser empor und suchte diejenigen, hinter denen die brennenden Wachskerzen strahlten. „Aha, da geht's schon los!" und dabei trabte er weiter.

Der Einsame am dunklen Fenster richtete sich auf, trat an den Schrank und schloß ihn langsam auf. Er suchte mit der Rechten zwischen leise klirrenden Gläsern, dann zog er eine Glocke hervor, eine alte Glocke aus Bronze mit erhabenen Blumen und Blattgewinden, eines jener Stücke, die ehrwürdig werden durch die Vorstellung, daß sie dem liebevollen Fleiße früherer Geschlechter ihre Entstehung verdanken, ehe die toten Maschinen alles tausendfach auf den Markt warfen. Aber noch kostbarere Erinnerungen

knüpften sich an diese Glocke. Sie stammte aus seinem Elternhause. Ihrer vier Geschwister, saßen sie in der dunklen Stube am Ofen zusammen, von den süßen Schauern der Erwartung erfüllt, gruselnd, schweigsam und artig wie kaum jemals, dicht aneinandergeschmiegt, mit kurzen bangen Fragen ihre Aufregung verscheuchend, bis die Klingel nebenan ertönte, die Flügelthüren sich aufthaten und eine blendende Helligkeit ihnen entgegenstrahlte. Tretet ein in das Zauberreich der Kinderpoesie, in dem der fromme Duft brennender Wachslichter, frischer Tannen und der feine Lackgeruch der neuen Spielsachen eure junge Seele umfängt!

Und das ist dieselbe Klingel, die ihn und seine Geschwister einst rief. — Lange hatte sie geschwiegen, dann wurde sie wieder hervorgeholt, als sein Junge groß genug war, um selbständig, aber mit dem zierlichen Fäustchen an die Röcke seiner guten Tante geklammert, in die Stube zu trippeln, zaghaft und schüchtern, mit einem verlegenen Gesicht und vor Erregung gerötheten Backen. An drei Christabenden hat diese Klingel den geliebten kleinen Schatz, sein ganzes Glück, herbeigerufen, wie sie einst ihn gerufen hatte.

Dann fuhr des Schicksals Hand mit einem grausamen vernichtenden Streich in sein Leben. Die Lichter seines Weihnachtsbaumes waren verloschen, vielleicht für immer, er war wieder allein und er verbarg sich mit seiner tiefen Wehmuth vor den andern, vor fremder Freude, vor anderer Glück.

Er hatte sich in einen Lehnstuhl dicht am Schrank niedergelassen, es war dunkel und still im Zimmer, nur im Ofen knisterte es, wenn die verbrannten Kohlen durcheinanderfielen, und an der Zimmerdecke war ein helles schiefes Viereck, der Schein der Straßenlaterne, sichtbar. Er ließ den Kopf etwas auf die Brust sinken und blickte vor sich hin, ins Finstere.

In seinem Schoß lag die alte Klingel, er umschloß sie mit seinen Händen, dann lösten sich langsam die leise zuckenden Finger, und er faßte sie an dem wackeligen Bügel und hob sie empor, langsam, vorsichtig, damit ihre Stimme nicht erwache. Aber seine Hand zitterte und weckte die wohlbekannten Töne aus unwiederbringlichen, vergangenen Tagen. Er ließ es noch einmal erschallen, das helle, freudige Geklingel — aber es blieb finster rings um ihn, und die Thür öffnete sich so wenig, wie sich Gräber öffnen. —

Dann legte er die Hand auf die Augen und schluchzte.

* * *

Das Postenstehen ist an sich schon eine der langweiligsten Beschäftigungen, und nun gar am Weihnachtsabend, noch dazu, wenn man ein blutjunger Seekadett ist, der erst kürzlich das behäbige Vaterhaus verlassen hat. Es ist ein Pech, gerade am Weihnachtsabend zur Wache kommandiert zu werden, aber einen muß es eben treffen. Es war im südlichen Dalmatien, wo mich dieses Schicksal ereilte; die Marine-Infanterie versah den Wachtdienst auf dem Lande, beim Pulvermagazin, beim Kohlendepot und auf dem Fort X; das letztere ist ein sehr wichtiger strategischer Punkt, der Schlüssel zu Oesterreich vom Süden her.

Die Wichtigkeit meiner Aufgabe — zwei Stunden lang um das Fort herumzuwandeln und auf die finstere Adria hinauszublicken, hatte mich mit der Reizlosigkeit dieses Dienstspazierganges nicht aussöhnen können. Wie ging's jetzt wohl zu Hause her, und ich stand eingewickelt in den ewigfeuchten, steifen Wachtmantel, der mir in allen Richtungen viel zu groß war, das Gewehr im Arm, auf einem weltentlegenen Felsenvorsprung da unten bei den Morlacken und — wartete auf die Ablösung. Das ist hart, besonders wenn man selber noch ein bißchen Kind ist. Ich dachte an eine Lithographie, die ich auf dem Schulweg bei einem Bilderhändler zu sehen gewohnt war; sie stellte eine eingeschneite Schildwache dar, im Hintergrund waren hellerleuchtete Fenster zu sehen, hinter denen der Christbaum brannte. Jetzt kam ich mir selber so vor, nur der Hintergrund fehlte, — aber siehe da, plötzlich klirrte ein Fenster so ungefähr in Mannshohe, und eine Frauenstimme rief die italienischen Dialektworte: „La senti" („Hören Sie!") herab. Nun sind ja in der Dienstvorschrift dem Wachtposten private Unterhaltungen untersagt, aber . . . das gute Herz der Auferin sollte nicht verletzt werden — ich hatte die Frau mit ihrer Tochter schon am Nachmittag gesehen, sie war die Witwe des früheren Fortskommandanten und hatte sich nach dessen Ableben nicht entschließen können, den Ort zu verlassen. Und das noch immer hübsche Töchterchen verblühte in dieser Abgeschiedenheit, als wäre das so vollständig in der Ordnung.

„Kommen Sie doch einen Augenblick herauf, Kadett!"

„Ich darf nicht, Signora."

„Ach was — ein paar Minuten — am Christabend — das ist ja grausam so da unten . . ."

„Ich kann auch gar nicht, müßte ja an der Wachtstube vorüber . . ."

„Nicht nöthig, kommen Sie hier herauf — Marietta, Du bist stärker, hilf ihm . . ."

Diese Worte sprach sie ins Zimmer hinein. Ich weiß nicht, warum ich plötzlich anderen Entschlusses wurde, aber ich lehnte das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett an die Wand, hing den Wachtmantel darüber und erklomm das gastlich geöffnete Fenster, aus dem sich

Digitized by Google

schüchtern zwei Mädchenarme mir entgegenstreckten. Dann stand ich in der Stube, in der warmen, hellen Stube, vor einem kleinen Weihnachtsbaum, und die welkende Strandrose reichte mir schweigend ein Glas dampfenden Glühweins und die Mutter machte einen Teller zurecht mit Nüssen, Honigkuchen und Baumbehang. Das leerte sie mir dann alles in die Tasche des Kommißmantels. Dann sollte ich wieder gehen. Aber der Wein war höllisch heiß, ich mußte mit den Händen abwechseln und nahm nur kleine Schlucke. So dehnte sich der Besuch doch auf ein kleines halbes Stündchen aus, während dessen ich mich völlig der kindlichen Freude hingab; ich hatte also doch meinen Weihnachtsabend, und einen mit einem Kuß, den mir die alte Frau mit versteckten Thränen der Rührung gab — es war mir, als küßte mich meine Mutter. Das Mädchen reichte mir die Hand. „Es ist gleich neun," sagte sie, sie wußte, daß das die Stunde der Ablösung war. Eine Minute später war ich wieder zu meiner Pflicht zurückgekehrt, in den Wachtmantel geschlüpft und hatte das klirrende Gewehr geschultert. Niemand ahnte, daß ich mein theures Vaterland eine halbe Stunde lang unbewacht gelassen hatte, „aber — sagte ich mir — an dem Abend fängt ja doch keiner Krieg an." — Und ich habe mich glücklicherweise nicht getäuscht. Dieser Weihnachtsabend ist ein leeres Blatt in der Weltgeschichte.

* * *

Ja, die Bande des Stammtisches — sie sind unbeschreiblich fest, und mancher kann sich nicht mehr davon befreien. Herr Pfeifer — das ist so ein ehemer Stammtischgenosse, das Wirthshaus ist seine Welt, die gewohnte Tafelrunde ersetzt ihm alle anderen Arten des geselligen Verkehrs, die Häuslichkeit, das Familienglück. Er ist ein alter Junggeselle geblieben. „Ich habe den Anschluß verſäumt!" erklärt er auf Befragen, aber in Wirklichkeit hat er ihn gar nie ernsthaft gesucht . . . Er hätte ja das Wirthshausleben aufgeben oder beschränken müssen! Davor hatte er die meiste Angst. „Heute kommt wieder gar niemand!" sagte er, zum so und so vielten Mal nach der Uhr sehend; denn er saß nur mit zwei Genossen an dem großen runden Tisch.

„Ja, einen Tag vor Weihnachten . . ." meinte einer der Stammtischfreunde erklärend.

„Werde froh sein, wenn der Rummel vorüber ist, kostet nur Geld und bringt einen aus seiner Ordnung," bemerkte Herr Pfeifer, und nach ein paar langen Zügen aus der Cigarrenspitze frug er, die Arme auf den blankgescheuerten Tisch legend, sein Gegenüber: „Aber Sie kommen doch morgen, Doktor?"

„Nee, bin in Familie," antwortete dieser.

„Und Sie?" wendete sich Herr Pfeifer etwas unsicher an den andern.

„Bin auch eingeladen, — was machen denn Sie?"

„Was soll ich machen, es ist doch ein Tag wie ein anderer. Der Christabend ist für die Kinder, ich weiß nicht, was wir Erwachsene, die wir keine Kinder haben, dabei thun sollen — hm?"

„Aber es ist doch ein schönes Fest . . . wissen Sie, das, was ein Dichter den jährlich wiederkehrenden Schalttag des Lebens nennt," meinte der gemüthvolle Doktor.

„Ja, ja," lächelte Herr Pfeifer, „es ist ja auch ganz hübsch, die Bescherung und so weiter, bis jeder entdeckt, daß ihm dies zu groß und das zu klein ist, und daß er sich etwas ganz anderes gewünscht hat; dann kommt die heimliche Verdrießlichkeit durchgesickert, alles ist müde, abgespannt . . . ah, ich bitte Sie, ich habe es ja bei meinem Schwager 'mal mitgemacht — nie wieder! Ich will nichts hören davon. Meine Wirthschafterin bekommt ihre zwei Zwanzigmarkstücke — ich habe sie ihr schon gestern gegeben, da soll sie sich dafür kaufen, was sie will, und damit basta!"

Der Wirth, ein kleiner wohlgenährter Mann mit einem glänzenden glatten Gesicht, trat heran und stellte sich — die Hände auf die Lehne stützend und darauf trommelnd — hinter zwei leeren Stühlen auf.

„Morgen habe ich wohl nicht die Ehre?"

„Ach natürlich, doch nicht etwa des Festes wegen — hm, der auch!" antwortete Herr Pfeifer verstimmt.

Der Wirth empfand das Bedürfniß, es gleich wieder gut zu machen. „Darf ich Ihnen einen hochfeinen Karpfen zurückstellen, Herr Pfeifer?"

„Was, Karpfen?" knitterte der standhafte Stammtischgast, „denke nicht dran. Eß' das ganze Jahr keinen Fisch, soll ich morgen einen Karpfen essen, der mir nicht schmeckt, nur weil Weihnachtsabend ist? Nein, nur keine solchen Sachen . . . ich kann das nicht ausstehen. Ein Tag wie der andere! Wer wird denn da Geschichten machen . . . Sie, übrigens, ich habe das Ihrem neuen Kellner schon gesagt, wenn er mir wieder ein Glas Bier bringt, so schlecht eingeschenkt, ich schicke es zurück . . ."

„Natürlich, Herr Pfeifer, haben vollständig recht!" betheuerte der heuchlerische Biedermann von Wirth. Dann drehte sich das Gespräch zwischen den vieren um das Thema Bierpflege, das Geheimniß der Münchener Brauer, die Vorzüge des Pilsener Biers und um die muthmaßliche Rentabilität eines neu eröffneten Bierpalasts an der Straßenecke. Zur gewöhnlichen Stunde löste sich die Gesellschaft, die heute nur ein Terzett gebildet hatte, auf.

„Nun also — kommt wirklich keiner morgen?" frug Herr Pfeifer heimlich seufzend.

Die beiden wiederholten, während sie die Winterröcke anzogen, ihre Verneinung. Dann machten sie sich, von dem Oberkellner, dem Wirth und dem Piccolo bekomplimentiert, auf den Weg.

Herr Pfeifer war in der That am nächsten Abend der einzige Gast am Stammtisch, ja überhaupt der einzige in der ganzen Kneipe. Nicht einmal der Wirth ließ sich blicken. Zum ersten Mal war der Pendelschlag der großen runden Wanduhr zwischen den verräucherten Kaiserbüsten zu hören. Der neue Kellner — ihn hatte es getroffen, den Abend im Dienst zuzubringen — stand in der Nähe des Fensters und blickte brütend auf die Häuser gegenüber, um doch auch 'was von einem brennenden Christbaum zu sehen.

Der einzige Gast störte ihn in diesen elegischen Betrachtungen durch die Bestellung eines zweiten Glases Bier, wobei er dem

Digitized by Google

Neuling abermals einschärfte, daß er sich eine ungebührliche „Schaumborte“ verbitte.

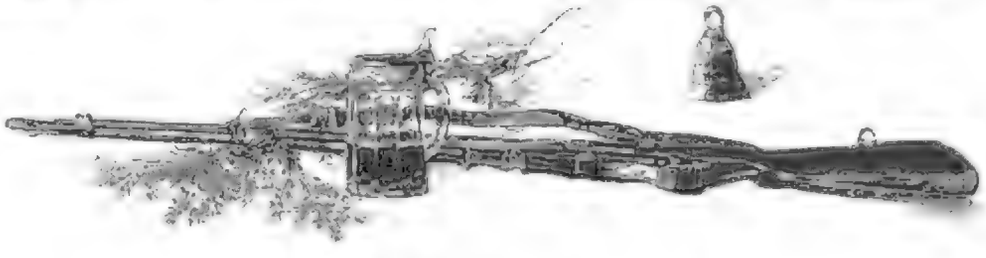
Dann holte er die Papiertüte aus der äußeren Brusttasche, stutzte mit der Cigarrenschere den gewohnten Glimmstengel, klopfte ihn bedächtig an der Tischkante ab und steckte die abgeknipfene Spitze in die Westentasche.

„Hm, hm — kommt wirklich keiner!“ sagte er zu sich selber, während er das Streichholz anrieb. Dann ballte er die Serviette zusammen und warf sie abseits auf den Tisch.

„Kellner, bringen Sie mir die ‚Fliegenden‘!“

— — — — — — — — — — — —

Der Weihnachtsabend des „Stammgastes“.



Die Achillesferse.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Emil Roland.

Er hatte nun einmal im Lebenstheater seinen Platz im zweiten Range.

Zuweilen sah er mit stiller Sehnsucht denen zu, die sich dank größerer Energie, vielleicht auch dank einer stolzeren Einbildung auf das theure Ich bei Zeiten besser „abonniert“, ihren Stuhl auf einen dankbareren Boden gesetzt hatten. Neid empfand er dabei nicht, seine Gutmüthigkeit schloß das aus, aber ein dumpfes Gefühl, gemischt aus Hoffnung und Wehmuth, überkam ihn. Sein Dasein war zwar kein unangenehmes; Straßenbettler, verschuldete Kaufleute und hungernde Künstler beneideten ihn zu Dutzenden. Und doch fehlte diesem Leben etwas — das Dasein gab ihm manches Gute, nie das Beste! Es war eben eine Existenz vom zweiten Range, ein Schicksal zweiter Güte!

Die Menschen, die ihn kannten, wußten niemals etwas Böses über ihn zu sagen, und da sich nicht einmal eine lustige Glosse an seinen rothblonden Durchschnittskopf hängen ließ, so erwähnten sie seiner kaum. Plötzlich aber kam eine Zeit, in der jeder von ihm sprach, wo sein Name von Lippe zu Lippe flog und genannt ward im abfälligsten Ton, den „freundliche“ Mitbrüder füreinander haben. Er hatte ein großes Unrecht begangen — eine Braut verlassen, eine ehrbare Familie bloßgestellt, seinen eigenen bürgerlichen Ruf erschüttert. Zwei Monate lief er so Spießruthen in seiner Vaterstadt — dann verließ er sie und siedelte sich anderswo an.

Es ist nicht leicht, „anderswo“ anzufangen, wenn man sich das Dasein in der Heimath selbst verschüttet hat und einen blessierten Ruf mitnimmt, der wie ein Theatergeist immer wieder aus der Versenkung steigt, meist gerade dann, wenn er am nothwendigsten unter derselben hätte bleiben müssen. Die Eisenbahnnetze, die Reisewuth, unter deren Zeichen die Kinder unserer ruhelosen Zeit stehen, lassen keine Achillesferse im Verborgenen. So leicht kommt jemand von dort nach da, fragt, was aus dem Landsmann geworden, zuckt die Achseln, deutet an, wird bestürmt und erzählt — scheinbar ungern, in Wahrheit mit Lust.

So kam auch sein wunder Punkt bald genug zu Tage. Die Mütter warnten ihre Töchter vor ihm, die Männer hielten mit ihrem Vertrauen zurück; die „jeunesse“ streifte ihn mit einem Blicke des Staunens, weil dieser Don Juan sich so gut verstellte, weil er scheinbar so schuldlos einherging und die Belastung seines Gewissens nicht einmal in dem treuherzigen Blicke seiner blauen Augen erkennen ließ.

Ob er das alles merkte? Wer weiß! Still und resigniert ging er seines Weges, einer jener Einsamen, die vielleicht eine Welt in sich tragen, denen aber die Welt der anderen gleichgültig ist, gleichgültig oder lästigstörend; nicht gerade ein Unglücklicher, aber doch ein Glückloser, ein Abonnent vom zweiten Range, dessen Schuld allein darin lag, daß er sich ein einziges Mal zum ersten hatte erkühnen wollen.

* * *

Achilles Schmitt — er war wirklich auf den Namen Achilles getauft, die Ferse fand sich erst später dazu — brachte das Kunststück fertig, dreißig Jahre in der Welt zu sein und noch keine Kleinigkeit erlebt zu haben, die vom Gewöhnlichen abwich. Er war wohlbestallter Bankbeamter, weder hübsch noch häßlich, ohne jeden hervorstechenden Zug, ohne eine komische Angewohnheit, ein Mensch, den man oft gar nicht gewahrte, wenn man ihn ansah, der aber — von der höheren Moral aus betrachtet — über vielen glänzenden Existenzen stand. Er war ein stiller Wohlthäter der Armen, ein rührender Sohn, der die Schulden seines Vaters in langjähriger Arbeit abbezahlt und es schließlich dank seinem unermüdlichen Fleiß zu einem leidlichen Wohlstand gebracht hatte.

Gereist war er kaum, gelesen hatte er wenig. Nie auch strich der Zufall oder ein besonderes Erlebniß an die lyrische Saite, die in jedem Herzen aufgespannt ist und nur des Griffes wartet, damit sie tönen kann. Nicht einmal der erblühende Lenz hatte Macht über ihn. Pflicht und Arbeit machten ihn blind, aber nicht, weil er blind sein wollte, nur weil er nicht ahnte, wie schön das Sehen ist.

Da trat eine Wendung ein. Als blaue Pappkarte fiel sie ihm in die Hand, zufällig, ohne daß er ihre Wichtigkeit ahnen konnte.

Ein junger Architekt schob ihm besagte Karte beim Mittagessen über den Tisch. „Schmitt,“ sagte er dabei, „ich muß auf fünf Wochen nach Berlin. Nehmen Sie mir doch das Ding da ab! Es ist wirklich bildend und ich brauche bar Geld, damit ich wenigstens ‚vierter‘ fahren kann — fünfter giebt's ja leider nicht!“

Achilles nahm das „Ding“. Es war eine Abonnementskarte für Vorlesungen im Stadthaus. „Was soll ich damit?“ fragte er. Am liebsten hätte er dem jungen Manne, der ihm mit dem Anstand eines lustigen Königs gegenüberfaß, die Summe geschenkt. Er wagte es aber nicht, zog die Börse und zahlte den Betrag in die gesunde, dankbar sich hinstreckende Hand. Dann steckte er die blaue Karte arglos in seine Brieftasche.

Von dort aus fiel sie ihm täglich in die Hand, wenn er — peinlich ordentlich, wie ihn die Natur und sein Beruf gemacht — etwas aufschrieb oder dem braunen Schildkrotleder einen Geldschein entnahm. Halb zerstreut las er dann auch wohl die Daten der Vortragsabende. Zwei davon waren schon vorüber, der dritte stand unmittelbar bevor. Bildungsbedürfniß stak von jeher in seiner Seele, nur daß er nicht die Zeit oder bloß ein Konversationslexikon gehabt hatte, ihm zu genügen. Auch erschien ihm die gedruckte Karte wie eine Verpflichtung — kurzum: als es an dem betreffenden Tage sieben Uhr schlug, saß Achilles Schmitt wirklich auf Stuhl 102 und schaute gespannt durch seine goldene Brille allem Kommenden entgegen.

Diesmal kam die „Bildung“ von einem Recitator. Er konnte ein ganzes Heldengedicht auswendig, und nachdem er auf einem Stuhle langsam Platz genommen hatte, so, daß sämmtliche Zuhörer die Eleganz seiner übertrieben spitzen Stiefeletten und seiner seegrünen Handschuhe bewundern konnten, begann er ohne Umschweife oder Einleitungsworte die schönen Verse über zweihundert lauschende Häupter hinzuschmettern.

Hinter Achilles verfielen zwei Backfische sofort in krampfhafte Lachzustände, zwei martige Mädchen mit langen Gliedern und langen Zöpfen, die das Leben im allgemeinen komisch fanden und den Recitator insbesondere. Darüber entrüstete sich neben ihm auf dem Stuhl 103 ein ältliches Fräulein, einer jener

Ein Weihnachtskränzchen vor hundert Jahren.
Originalzeichnung von W. Zehme.

weiblichen Vortragsmarder, die es viel zu billig finden, für eine einzige Mark von einem zugereisten Genie aus der Tagesprosa in reine Höhen gehoben zu werden. Sie sah in dem Kichern eine Entweihung und wandte sich drohend um. Unwillkürlich rückte Achilles ein wenig nach rechts, und zufällig streifte da sein Blick den Seitendivan, neben dem er saß. Himmel! dachte er, ist so etwas denn möglich?

Er blickte gerade in das Gesicht eines Mädchens hinein, in ein blondes frommes unbewegliches Gesicht, das dem vortragenden Stutzer mit staunender Aufmerksamkeit zugekehrt war. Schnurgerade saß das Mädchen da, die Hände in braunem Leder sittsam auf dem dunkelblauen Kleide ineinandergelegt; sie rührte und regte sich nicht, sie war ganz wie ein Madonnenbild aus dem Glasfenster eines Domes, die Toilette natürlich zeitgemäß umgestaltet.

In derselben Minute begann der Recitator, „lyrisch" zu werden — es waren echte Liebeslieder, tiefe Klänge von Lust und Glück. Die Backfische lachten wieder; sie fanden den Mann da oben in seiner unbeweglichen Haltung gar zu komisch; er aber, Achilles Schmitt, saß wie ein Verzauberter da, zwiefach gefangen von Poesie und Liebe. Das giebt immer ein fragliches Gemisch und unsichere Folgen — zuweilen eine Heirath, zuweilen ein Unglück, meistens eine Thorheit.

Als Schmitt nach Hause kam, dachte er unaufhörlich an die Nachbarin auf dem rothen Divan. War es denn möglich, daß er, der solide gesetzte Achilles, sich so plötzlich wie ein spazierengehender Primaner verliebt hatte?

Mit Spannung sehnte er den nächsten Vortragsabend herbei. Als dieser endlich kam, ging Achilles vorher zum Friseur, band dann einen modernen Klappkragen um, zog neue Rauchhandschuhe an und war zitternd vor Hoffnung bereits mit den Ersten im Saale. Von der Furcht gepeinigt, daß sie am Ende doch nicht wiederkomme, wartete er ängstlich auf seinem Stuhle. Da plötzlich glitt sie an ihm vorbei; ihm war, als streife ihr Blick über ihn hin — er sah den Saum ihres blauen Kleides, sah, wie sie sich ruhig und gemessen niederließ, und wagte noch immer nicht aufzuschauen. Erst ganz spät — der Wanderprofessor, der heute über ägyptische Dynastien las, war bereits bei Ramses dem so und sovielten angelangt und fezierte selbigen sehr hübsch und übersichtlich für das Verständniß der mitteldeutschen Fabrikstadt — erst nach langem Kampfe wanderte sein Blick zu ihr hin, schüchtern und anbetend. Nein, wie reizend sie war! Ob er wohl den Muth finden würde, ihr beim Fortgehen zu folgen, um zu erfahren, wo sie wohnte, wer sie war? Er taxierte seinen Besitz an Muth — nein, zu einem solchen Wagniß reichte er nicht aus.

Und doch hatte ihn die blaue Karte glücklich gemacht, seinem Leben Inhalt gegeben, seinen Träumen Schimmer. Sonst träumte er stets von Kurszetteln, von den Gesichtern fremder Buchhalter — wenn es schlimm kam, von Bankerott und Unterschlagung. Jetzt lugte zu jeder Ecke seines Traums eine wie auf Glas gemalte Heilige herein, und dunkel kam ihm die Ahnung, daß sein Leben doch schöner werden könne, daß er nicht immer im zweiten Range zu sitzen brauche; schließlich tauchte der vermessene Gedanke an eine Heirath auf. Sie wird doch nicht gerade die Tochter des Oberbürgermeisters sein, hoffte er, vielleicht ist sie verwaist, vielleicht hätte sie doch die Güte, mich zu nehmen; das nächste Mal will ich jedenfalls etwas kühner sein.

Und „das nächste Mal" kam; mit ihm ein Vorleser aus Ungarn, der sich stolz als „Ritter" ankündigte, eine düstere Erscheinung, die sich mit rollenden Augen und ohne Konzept daran machte, eine übelbeleumdete Persönlichkeit der Geschichte sittlich reinzuwaschen — es wäre nur zu wünschen gewesen, flüsterten sich die Backfische zu, daß er dasselbe Geschäft erst körperlich an sich besorgt hätte.

Wieder zürnte der benachbarte weibliche Schöngeist, der in seiner milden Menschenfreundlichkeit so gern an die Trefflichkeit des Caracalla, oder wer nun gerade das abzuwaschende Subjekt war, glauben wollte. Wieder wie immer zierten Schülergestalten mit übereinandergekreuzten Beinen die Säulenschäfte des Saalhintergrundes, kindliche Gesichter, aus denen das freudige Bewußtsein strahlte, die ganze Weisheit zum halben Preise zu bekommen und noch obendrein gratis im sitzenden Publikum angebetete Schulmädchenköpfe zu entdecken.

Wie immer starrten Armleuchter und Gipsmusen von den Wänden — aber eins war nicht wie sonst. Eine Fremde saß auf dem Platze von Herrn Schmitts Madonna — gerade heute, an dem Abend, wo er trotz seines mangelhaften Muthes den ersten kleinen Schritt zu wagen dachte!

Wer war sie? Wie kam sie auf ihren Platz? Sie mußte doch in Zusammenhang stehen mit ihr! Immer wieder sah er sie an. Einmal trafen sich ihre Blicke — es war ein strenger, unangenehmer Gegenblick, den er abbekam.

Der „Ritter" — daß es keiner „vom goldenen Vließ" war, bezweifelte außer Achilles' Nachbarin niemand — schloß mit einem großen Wortschwall glänzend ab. Hätte der römische Kaiser aus seinem länderfernen Grab die nachträgliche Reinwaschung hören können, sie wäre ihm vermuthlich sehr gleichgültig gewesen; trotzdem hatte das Mundwerk des Ritters allmählich das geschichtlich verbriefte Scheusal zum Engel gemacht. Lautes Beifallklatschen, Verbeugungen des „Ritters" vom Podium, und die Menge verlief sich.

Draußen war Winternacht und Glatteis. Vorsichtig tastende Gestalten wimmelten aus dem Stadthaus und vertheilten sich in die verschiedenen Richtungen. Gaslaternen, vereinzelte Sterne und ein zuweilen hinter Wolken hervortretender Mond beleuchteten das Nachtbild. Wer Bekannte traf, hakte bei ihnen ein und focht den Kampf mit der Glätte gemeinsam. Einzelne Pilger glitten ängstlich an Wänden und Laternenpfählen hin.

O! dachte Achilles, das wäre nun die beste Gelegenheit, ihr den Arm zu bieten oder wenigstens ihrer Stellvertreterin — denn, wer weiß . . . es führen viele Wege nach Rom! Er stand unter dem Thorgang und spähte unter alle Kapuzen, bis er die Gesuchte fand, die rathlos auf den spiegelähnlichen Boden sah. „Mein Fräulein!" log er entschlossen, „ich habe denselben Weg wie Sie —"

„Woher wissen Sie denn, wo ich wohne?" fragte eine scharfe Stimme unter dem Schleier hervor.

Er stammelte verlegen etwas Unverständliches und begann dann schnell mit einer Auseinandersetzung über die ernsten Gefahren des Glatteises, so daß die Unbekannte erschrocken den angebotenen Arm ergriff. Und je mehr sie einsah, wie glatt es war, desto fester klammerte sie sich an ihren Begleiter.

„Waren Sie schon im letzten Vortrag?" fragte er endlich.

„Nein, die Karte gehört mir gar nicht."

„Wem denn?" Sein Herz klopfte hörbar.

„Meiner Nichte —"

„Ihre Nichte ist doch nicht krank?"

„Nein. In Berlin."

Ihn durchzuckte die Vorahnung künftiger Seligkeit — wenn man eine Nichte liebt, ist es immer schon ein Glücksfall, die Tante am Arm zu halten. Dann empfand er dumpfe Angst. Berlin ist so groß. „hat der Tücken soviel und Gefahren!"

Plötzlich glitt die Tante aus; er hielt sie noch rechtzeitig fest. „Wann kommt Ihre Nichte wieder?" rief er heiser.

„Uebermorgen!" Sie hörte kaum auf das Gespräch, sie ängstigte sich nur um ihre augenblicklich sehr unsichere Existenz.

„Ich glaube," rief sie plötzlich, „Sie stützen sich viel mehr an mir, als ich mich an Ihnen!" Dabei ließ sie seinen Arm fahren, tappte einem Gitterthor entgegen und wanderte daran hin. Er folgte in drei Schritt Abstand.

Liebenswürdig ist sie nicht, dachte er, aber natürlich — alles kann ja in einer Familie nicht Engel sein; auch Familien müssen von ihren Vorzügen ausruhen.

Ein paar gescheite Leute hatten sich im nächsten Laden Wollsocken gekauft und eilten in diesen mit neuer Sicherheit gleich Schattenbildern vorüber; nun da für sie das Stolpern unwahrscheinlich war, sahen sie spöttisch auf die anderen minder Klugen, zumal auf das wunderliche Paar, das sich langsam und schweigend an den Gartengittern entlang tastete.

„Grundgütiger!" rief mit einem Mal die Tante; „das war der Herr Rechnungsrath! Was wird der denken — ich mit einem jungen Mann allein auf der Straße!"

Achilles hatte keine Ahnung, was in solchen Fällen Rechnungsräthe zu denken pflegen. Er schwieg.

„Das ist zu peinlich!" fuhr sie fort. „Aber Gott sei Dank, wir sind gleich am Haus, Herr — ja, wie heißen Sie denn, mein Herr?"

„Schmitt —"

„So hören Sie, Herr Schmitt! Sie hätten das nicht thun dürfen, so ohne weiteres eine unbeschützte Dame zu begleiten!"

Achilles raffte sich auf. „Mein Fräulein," sagte er muthig, „da ich hoffe, daß uns einst engere Bande verknüpfen, können wir etwaigen Mißdeutungen wohl kühn die Spitze bieten —"

„Engere Bande?“

„Nun ja,“ stammelte er verwirrt, „Bande der Verwandtschaft. Lassen Sie es mich nur offen gestehen: dies Vortragsabonnement hat mir das Glück meines Lebens gebracht!“

Hier gerieth er ins Stottern, verhaspelte sich mehrmals in einem Satze, aus dessen verworrenen Tiefen immer wieder das Wort „sie“ hervorzitterte, das er auf die Nichte, die Tante aber, als groß geschrieben, auf sich bezog, und schloß endlich mit der Frage, ob er in drei Tagen kommen dürfe.

Inzwischen waren sie am Haus der Tante angelangt, auf das dienstfertige Klingeln von Achilles erschien das Mädchen und riß die Hausthür auf. Das Fräulein sah ihn noch immer mit einem sonderbaren Ausdruck an. „Ja, was sind Sie denn eigentlich?“ fragte sie schließlich.

„Bankbeamter Schmitt – Achilles Schmitt —“

„Achilles? O wie trojanisch!“ bemerkte sie mit plötzlicher Freundlichkeit. „Auf Wiedersehen, Herr Schmitt!“

Der wohlbeleibte Hausgeist schlug die Thüre zu; Achilles stand allein auf der glatten Straße.

Das habe ich klug gemacht! sagte er selbstzufrieden. Also in drei Tagen — o! Warum sie nur „trojanisch“ gesagt hat? Achilles war doch wohl mehr ein Grieche!

Und mit einem Herzen voll Seligkeit und Hoffnung stapfte er langsam und vorsichtig über die nächtliche Straße nach Hause. —

Nun kamen die drei schönsten Tage in Achilles Schmitts Leben — Tage ersten Ranges, erster Güte. Die Menschen, mit denen er zusammentraf, wunderten sich über ihn. Was hatte er nur? Die blauen Augen strahlten so sonderbar durch die Brille, und alles an ihm, was bisher indifferent, durchschnittsmäßig gewesen war, trug plötzlich den Stempel einer seltsamen unbeholfenen Seligkeit, bis endlich die Entscheidungsstunde kam und seine Madonna aus dem Rahmen trat.

Klopfenden Herzens ging er in das Haus. Der dicken Köchin drückte er gleich zum Anfang ein großes Trinkgeld in die Hand. Dann stand er im Salon, wartend, Bilder anstarrend ohne eine Ahnung davon, was sie vorstellten — und endlich knarrte die Thür und das aus Berlin zurückgekehrte Heiligenbild stand vor ihm. Hier erreichte das kurze Glück, das Herrn Schmitt beschieden war, seinen Gipfel.

Das Mädchen nickte ihm lächelnd zu, und natürlich verschönte dieses Lächeln ihre Züge noch.

„Wie freue ich mich!“ begann sie. „Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin, daß sich alles so gemacht hat! O, wie schön wird nun auch für mich das Leben sein! Aber setzen Sie sich doch, Herr Schmitt — bitte, Ihren Hut!“

Und sie nahm ihm den Hut aus der Hand, so daß er mit seinen ungeschickten Armen fast hilflos dastand, bot ihm einen Stuhl an, setzte sich in die Sofaecke und fuhr fort:

„Verzeihen Sie nur, daß ich gleich gekommen bin! Aber die Tante ist noch bei der Toilette, und sehen Sie — ich wollte Sie doch so gern allein sprechen!“

Er sah sie dankbar an und wollte nun auch etwas sagen, natürlich ihren Namen —

„Wie heißen Sie nur?“ fragte er schüchtern, „ich meine den Vornamen — alles andere weiß ich bereits aus dem Adreßbuch.“

„Ja so,“ entgegnete sie, „das müssen Sie allerdings erfahren! Getauft bin ich Antoinette, aber so nennt mich zum Glück niemand. Antoinette klingt so geziert. Sagen Sie nur auch wie die anderen alle: ‚Toni‘.“

„Toni!“ stammelte er und griff nach ihrer Hand. „Wie bin ich glücklich!“

„Wirklich? Wie mich das freut! Aber Sie verdienen es auch, glücklich zu sein, und die Tante ebenso —“

„Die Tante?“ fragte er verwundert.

„Nun natürlich! Sie muß übrigens gleich kommen, und vorher, Herr Schmitt — vorher möchte ich Sie noch um etwas bitten: legen Sie auch für mich ein gutes Wort ein!“

„Aber gewiß —“

„Sie müssen nämlich wissen, es ist für mich geradezu ein Glücksfall, daß die Tante sich noch verheirathet! Zu erwarten war es ja nicht mehr. Tante ist in vielen Dingen so schwierig, wie soll ich sagen, so streng — o, Sie brauchen nicht zu erschrecken, Herr Schmitt! Sie werden das nicht empfinden — Liebe gleicht ja alles aus! Allein sie hätte mir ohne diese Wendung wohl schwerlich gestattet, zu heirathen, und da ich ebenfalls Pläne habe“ — hier zupfte sie verlegen an ihrem Taschentuch — „ja, da ich sogar schon ganz regelrecht verlobt bin —“

Achilles war aufgesprungen. In ihm wurde es mit einem Male schrecklich klar. „Fräulein Toni!“ stieß er hervor, „wer ist denn eigentlich Ihr Bräutigam?“

Auch Toni fuhr in die Höhe. „Aber Herr Schmitt, Sie sind ja schrecklich blaß geworden! Nicht wahr, das Verloben greift an? Indessen beruhigen Sie sich nur, die einleitenden Feierlichkeiten sind das Schlimmste — wenn man erst das Jawort hat, so wird es wirklich sehr nett.“

„Den Namen,“ rief er, „den Namen Ihres Bräutigams!“

„O — Sie kennen ihn!“ entgegnete sie, erstaunt über sein aufgeregtes Benehmen. „Sie haben ja sein Vortragsabonnement übernommen, Platz 102 — Sie wissen doch! Im Stadthaus sahen wir uns — dann reiste er fort — ach, Sie glauben nicht, welchen Schrecken ich bekam, als statt seiner dann plötzlich Sie erschienen! Ich konnte ja nicht ahnen, daß derselbe Platz auch Ihnen und meiner Tante noch Glück bringen sollte. Dann traf ich ihn in Berlin wieder, zufällig — in der Pferdebahn — und dann — nun, dann hat sich's eben gemacht! Nicht wahr, Herr Schmitt, wir feiern Doppelverlobung — aber was haben Sie nur? Sie sehen ja ganz leichenblaß aus!“

Achilles war auf einen Stuhl gesunken.

„Antworten Sie doch!“ flehte Toni. „Nicht wahr, Sie setzen es bei der Tante durch, daß wir beide uns auch haben dürfen?“

Da nahm er ihre Hände in die seinen, Hände, die ihm trotz ihrer Nähe im Grunde ebenso unerreichbar waren als die gemalten Finger der Glasheiligen im Dome, und sagte vernichtet: „Alles thu' ich, was Sie wünschen, Toni!“

Da ging die Thüre auf und die Tante rauschte herein. Sie trug ein altmodisches Ripskleid und eine seltsame Frisur. Selbst Achilles, der kein Modegeck und besonders in diesem Augenblick keiner Kritik fähig war, ahnte dunkel, daß so etwas unerlaubt sei.

Toni flog ihr um den Hals. „Wir machen Doppelverlobung und morgen steht's unter den Anzeigen!“ Dann umarmte sie Herrn Schmitt und rief selig: „Onkel Achilles, wie danke ich Dir!“

Er wußte nicht, was thun. Die Situation trieb ihn weiter. Nur eins stand klar vor seiner Seele: aufklären konnte er das Mißverständniß nicht, jetzt nicht. Dazu reichte sein Muth nicht aus. So gab er denn der Tante die Hand, stammelte Worte von Ergebung, Achtung, Dankbarkeit. Sie hörte ihn gnädig an. Auf ihrem Gesicht stand geschrieben, was sie dachte: „Wie wird mein Kränzchen sich wundern!“

Zuletzt erschien noch Leonhardt, der junge Architekt, mit einem großen, kleidsamen Schlapphut und einer genialen Kravattenschleife von überzeugendstem Blau. In der Erinnerung glaubte Achilles später noch eine Bowle auftauchen zu sehen, die man getrunken hatte, Scherze des übermüthigen Architekten, das strenge starkknochige Gesicht der Tante und ein Madonnenprofil, das, von ihm abgewendet, lächelnd in die Züge eines Glücklicheren schaute.

* * *

Am Tage darauf — Leonhardt war stets für rasche Erledigung — stand die Doppelverlobung im Tageblatt.

Zwei Tage erschien Achilles nicht bei seiner Braut. Er ließ sich mit einer heftigen Erkältung entschuldigen. In Wahrheit war alles in ihm vernichtet und zerbrochen. Am dritten Tage erschien der Architekt in seiner Wohnung und sagte energisch:

„Schmitt — Ihr Betragen ist nur mit etwas zu erklären, mit Zahnweh. Haben Sie das aber nicht, so sind Sie unentschuldbar und müssen mit!“

Achilles sah ihn mit dem traurigen Blick eines kranken Thieres an. Da drohte Leonhardt mit dem Finger.

„Den wohlmeinenden Rath gebe ich Ihnen: machen Sie die Tante nicht böse! Ich versichere Sie, in ihrem Grimm kann sie furchtbar sein, und ich glaube, ziemlich geladen ist sie schon —“

Schmitt griff nach seinem Ueberzieher. Plötzlich ließ er ihn fallen. „Ich kann nicht, Leonhardt!“ rief er, „ich kann wirklich nicht — ich habe mich geirrt.“

Der Architekt nahm eine kalte strafende Miene an. „Herr Schmitt,“ sagte er streng, „in solchen Dingen irrt man sich nicht. Thut man es aber doch, so ist man gewissenlos. Nun, ich habe meine Toni, und zum Glück gehen mich die Angelegenheiten ihrer Tante nicht allzuviel an.“

Und fort war er!

Ich könnte, sagte Achilles nach langem Sinnen zu sich selbst, mit einer Frau wohl in Frieden leben, auch wenn sie meinem Ideal nicht entspräche, aber das kann ich nun und nimmer — Onkel sein, wo ich lieber Gatte wäre!

Noch am selben Abend schrieb er seiner Braut ab, so schonend als möglich, alle Schuld auf sich ladend, sich selbst heruntermachend, als wäre er der elendeste Verbrecher, den die Sonne beschien. — —

Vierzehn Tage lang hütete Herr Schmitt das Haus; endlich aber mußte er wieder ins Geschäft. Da sah er, was er angerichtet hatte; strafende Blicke trafen ihn, man kannte ihn nicht mehr, grüßte ihn kaum. Die Achillesferse machte sich geltend. Herr Schmitt war der „bewußte" Schmitt geworden. Sein Ruf hatte den tadellosen Glanz von ehedem ganz verloren.

Endlich beschloß er, fortzuziehen. Seine auswärtigen Geschäftsverbindungen machten es ihm leicht, anderswo eine Stellung zu finden. So brach er seine Existenz ab und verließ die Stadt, wo er sich erkühnt hatte, drei Tage auch einmal ein Glück erster Sorte zu genießen. Die blaue Karte nahm er mit sich; er trug sie als Talisman in der Brieftasche.

Nur eines wünschte er noch, ein Abschiedswort von Tonis Lippen, ein Wort der Verzeihung. Er umwanderte stundenlang das Haus, in steter Angst vor der Tante, bis der Zufall ihm eine letzte Wohlthat erwies.

Toni kam am Arme ihres Bräutigams. Dieser wollte pfeifend an Achilles vorüber. Der aber trat auf Toni zu. „Fräulein Toni," begann er schüchtern, „ich reise morgen für immer ab — sagen Sie mir noch ein gutes Wort!"

Da wandte sie ihm stolz den schmalen Kopf zu, sah ihn kalt und vernichtend an und entgegnete schneidend:

„Ich hätte nie gedacht, Herr Schmitt, daß Sie so verdorben sind!"

Diese Worte waren der Schluß seines Traumes.

Die Madonnenlippen sprachen sie zuerst aus, und sie blieben hängen als Aufschrift über seinem Leben.

In der neuen Heimath that er niemand etwas zu leide, lebte musterhaft hin, still und resigniert. Dafür belohnte man ihn denn auch, indem man Herrn Schmitts Verderbtheit nicht etwa erklärlich fand, sondern nie aufhörte, sich stets aufs neue über sie zu — wundern.

Deutsche Bühnenleiter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Max Grube.

Unter den hervorragenden deutschen Bühnenleitern ist Max Grube einer der jüngsten, dem Alter wie der Würde nach. Am 25. März 1854 geboren, hat er die vierzig noch nicht erreicht, und seit Dezember 1890 „Oberregisseur" des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin, hat er seine Direktionsfähigkeiten kaum zwei Spielzeiten hindurch bewähren können. Nichtsdestoweniger hat er sich die allgemeinste Achtung zu erwerben gewußt, und man sieht wieder mit langentbehrtem Vertrauen in die Zukunft der königlichen Bühne. Grube heißt nicht „Direktor", er *ist* es aber dennoch. Er selbst lehnte diesen Titel ab, da er nicht der Meinung ist, daß „eine Würde, eine Höhe" die Vertraulichkeit entfernen müsse. Im Gegentheil: er verspricht sich ein ersprießliches Zusammenwirken von Haupt und Gliedern nur dann, wenn beide *einem* Körper angehören. Darum ist er auch entschlossen, niemals damit aufzuhören, selbst zu spielen, wie bedrohlich immer die Direktionsgeschäfte anwachsen mögen. Die Schauspieler haben mehr Vertrauen — das ist sein Glaubensbekenntniß — offenbaren leichter ihre künstlerische Seele, den Kern ihres Könnens, wenn der Führer unter derselben Schminke sich müht wie sie; wenn sie in ihm für jeden Zug, den sie aus sich herausholen, nicht das von außen kommende Verständniß des wenn auch noch so wohlwollenden Kunstliebhabers finden, sondern das von innen aufsteigende Verständniß des Handwerksgenossen, der jeden Tag in die Lage kommen kann, denselben Zug machen zu müssen; die Schauspieler fühlten sich viel enger mit einem Leiter verwachsen, der wie sie der öffentlichen Kritik sich aussetzt, der wie sie Sturm und Wind des Kampfes um Erfolg sich um die Nase pfeifen läßt und die Gefahr nicht scheut, im öffentlichen Urtheil selbst *unter* diesen oder jenen seiner Mitkämpfer gestellt zu werden.

Als Grube seinen heutigen Posten antrat, war seine Stellung nichts weniger als beneidenswerth. Das Königliche Schauspielhaus hatte jahrzehntelang an einem Stillstand gekrankt. Grube übernahm dasselbe ohne ein einheitliches Ensemble, ohne ein hoffnungsvolles Repertoire, dagegen trat er die volle Erbschaft von Mißtrauen und Geringschätzung an, welche die litterarischen und kunstverständigen Kreise der Hauptstadt dem königlichen Theater gegenüber empfanden. Und es ist seither besser geworden, Mißtrauen und Geringschätzung haben sich während der kurzen Zeit der Grubeschen Leitung in Vertrauen und Achtung verwandelt. Nicht daß die königliche Bühne heute schon die Stellung in Berlin einnähme, die sie einnehmen müßte: an der Spitze des künstlerischen Lebens! Aber viel ist doch schon geschehen.

Nach drei Richtungen hin hatten sich Grubes Bemühungen zu erstrecken; was der Bühne noththat, war erstens eine Erneuerung, eine Blutverjüngung des Personals, zweitens ein einheitlich abgestimmtes und charakteristisch bewegtes Zusammenspiel in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Inscenierung und drittens eine Belebung des Repertoires. Das war alles nicht leicht. Denn Grube war nicht Herr über sein Haus wie ein Direktor, der auf eigene Rechnung spielt, und wenn seine Absichten auch ein geneigtes Ohr beim Intendanten Grafen Hochberg fanden, so giebt es doch an einem großen Hoftheater Schwerkräfte mannigfachster Art, die niemand im ersten Anlauf überwinden kann. Seit Grubes Herrschaft weht ein frischer Hauch im Hoftheater, und daran muß man sich für den Anfang genug sein lassen.

Grubes Bühnenleitung ist zwei Einflüssen unterworfen: den Nachwirkungen der Meininger Schule und der scharf ausgesprochenen Verständigkeit seines Wesens. Er hat als Meininger begonnen und als Meininger geendet, bevor er nach Berlin kam, und die Schule des Herzogs Georg zeigt sich überall in seinen scenischen Anordnungen. Wohl tritt das Aeußerliche zurück: die peinliche Treue der Dekorationen und die Echtheit der Requisiten; das ist nur einmal möglich, und jede Nachahmung ist abscheuliches Plagiat. Aber die innere Verbindung von Dichterwort und Dekoration, von Rolle und Requisit — das ist von Meininger Herkunft. Nicht der Glanz des Rahmens ist hierbei das Entscheidende, sondern seine genaue Uebereinstimmung mit dem Text. Mit geläutertem Geschmack hergestellt, ist dieser Einklang von Leib und Kleid, von Wort und Bild ein mächtiges Hilfsmittel, um die erwünschte Stimmung zu erzeugen, die Illusion vollkommen zu machen. Zu mechanisch aber, zu absichtlich herbeigeführt, kann die dem Dichter peinlich folgende Inscenierung gerade das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzeugen, nämlich die Illusion zerstören. So z. B. wenn bei den Worten Fausts im Osterspaziergang:

Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn —

dieser „letzte Kahn" wirklich erscheint, wie auf ein Stichwort aus der Versenkung emporsteigt, wenn dann Menschen ihn anfüllen und die Zurückbleibenden am Ufer mit Hüten und Tüchern schwenken. Das, was der in die Ferne schauenden Phantasie in bunter überreicher Fülle erscheinen soll, wird hier dürftig in die Nähe gerückt. Die Einbildungskraft sieht bei den Worten Fausts nicht nur den letzten Kahn, sondern auch alle, die vorangegangen waren, voll fröhlichen Lärms und bunt bewimpelt. Der *eine* Kahn aber giebt dem Auge eine unwillkommene kleinliche stumme Illustration zu den Worten; er verringert das Bild und schwächt den Eindruck. Das ist nur ein Beispiel für viele, wie eine überdeutliche Inscenierung verflacht. Dieser Gefahr dessen, was man „Meiningerei" nennt, hat sich Grube noch nicht entwunden; er steckt noch zu tief in der Schule. Wir erwarten von ihm das volle Maß seiner Kunst erst dann, wenn er die werthvollen Meininger Bildungseinflüsse völlig verarbeitet und sich zu freier Entfaltung seiner eigenen Anschauung durchgerungen haben wird.

Das, was er selbst aus seinem eigenen Wesen hinzubringt, ist

eine ſcharfe Verſtändigkeit. Grube vereinigt eine gediegene Geiſtesbildung mit einem durchdringenden und anſchmiegſamen Verſtande. Er faßt die Gedanken eines Grillparzer ebenſo ſicher wie die eines Schiller. Im Schauſpieleriſchen führt ihn dieſe Fähigkeit zur Pflege des Charakteriſtiſchen, bei ſich ſelbſt wie bei andern. Der wie ein ſchwerer Strom hinfließende, alles in Rhythmus ertränkende ſogenannte „Idealſtil“ iſt ihm zuwider. Ihm ſelber ſpielt freilich ſein Scharfſinn oft gar üble Streiche. Als Schauſpieler grübelt er zu viel. Sein Hamlet, ſein Shylock, ſein Franz Moor, ſein Kaliban, ſein Narziß, ſein Richard III., ſein Vanbau, vor allem ſein Mephiſto, ſie haben alle einen gemeinſamen fatalen Grundzug: ſie ſind erklügelt, des Gedankens Bläſſe haftet ihnen an. Aber nicht zu leugnen iſt's: es iſt eine intereſſante Bläſſe. Man freut ſich dieſes Darſtellers tiefſter Charaktere, weil man ſich ſagt: der Mann hat ſie verſtanden, den Dichter und ſein Geſchöpf, und er hat den Muth, ſeine Einſicht, mag ſie noch ſo kraß der ſchauſpieleriſchen Gewöhnung widerſprechen, in That umzuſetzen.

Gleichzeitig iſt Grube jedoch viel zu klug, um die Klugheit an anderen zu überſchätzen. Er weiß ganz gut, daß der Schauſpieler mit Klugheit allein eben nicht weit kommt, und ſo iſt der Anhaltspunkt, wonach er das Talent eines Kunſtjüngers bemißt, nicht der Vortrag einer Rede, ſondern — der Schrei. Wer ſeines Inneren geſammelte Gefühle in einen Schrei zuſammenzupreſſen vermag, das iſt ein Schauſpieler. Mit dieſer Ueberzeugung ſteht er im Berliner Schauſpielhaus formend und umformend vor einem Kunſtkörper, in dem das Verſchiedenartigſte ſich zuſammenfindet: Altes neben Neuem, Recitatoren neben Charakteriſtikern, Männer der reinen Uebung neben natürlichen Talenten, Penſionäre neben friſchem Blut. Keine leichte Arbeit mit einem Ziel vor Augen, das erſt die langſam ſchreitende, Altes allmählich entwurzelnde Zeit zu erreichen helfen kann!

Hamlet. Shylock. Franz Moor.

Max Grube.

Noch einige Worte über Grubes äußeren Lebensgang. Er iſt in Dorpat geboren, ſeine Mutter war eine Polin. Das Deutſche erlernte er erſt in ſeinem vierten oder fünften Jahre, als er nach Breslau kam, wo er auch das Gymnaſium beſuchte. In ſeinem zehnten Jahr war er zum erſten Mal im Theater; der „Freiſchütz“ wurde gegeben, am nächſten Tage wußte er das Textbuch auswendig. Damals ſchon ſchwärmte er dafür, Schauſpieler zu werden; vor der Hand begnügte er ſich jedoch, ein leidlicher Schüler zu ſein, E. T. A. Hoffmann und Schiller zu verſchlingen, litterariſche Kränzchen zu gründen und unter Beihilfe des alten Holtei eine Tragödie zu ſchreiben. Mit 18 Jahren ließ ſich Grube von Profeſſor Bürde in Dresden, dem Gatten der Bürde-Ney und Lehrer am Konſervatorium, auf ſeine ſchauſpieleriſchen Fähigkeiten prüfen. Der gütige Herr rieth nicht ab, aber die meiſt aus Paſtoren und Juſtizräthen beſtehende Familie Grubes war entſetzt über des ungerathenen Sprößlings Abſicht, unter die Komödianten zu gehen. Die Folge war: der unternehmungsluſtige Max ging durch. Er reiſte mit der kleinen Summe, die er ſich in Breslau durch Privatſtunden erſpart hatte, geradeswegs nach Meiningen und empfahl ſich hier in einem langen bangen Schreiben voll Herzensqual und heimlichen Stolzes der gütigen Frau Wiedmann, die den Brief dem Herzog zeigte. Grube wurde ſtracks gegen 40 Gulden monatlich angeſtellt, galt übrigens als guter Briefſtiliſt und ſchlechter Schauſpieler. 1873, beim erſten Gaſtſpiel der Meininger in Berlin, ſprang er für einen erkrankten Kollegen als Junker Fabio in „Was ihr wollt“ ein und gefiel; die 40 Gulden ſteigerten ſich auf 75 Gulden, aber weitere Anerkennung wollte nicht kommen. „Gehen Sie Holz hacken“, rieth ihm Direktor Grabowski. Beim zweiten Berliner Gaſtſpiel 1875 verließ er die hoffnungsloſe Stellung und ging nach Pyrmont, wo er Nachfolger Lautenburgs, des jetzigen Direktors des Berliner Reſidenz-Theaters, in Charakterrollen wurde. Direktor Borsdorff, der außer in Pyrmont auch in Detmold, Osnabrück, Münſter, Bielefeld, Dortmund ſpielte, hatte es darauf abgeſehen, die „Meininger“ nachzuahmen, wobei er ſich der guten Dienſte Grubes erfreute. Mit Borsdorff ging Grube noch 1875 nach Lübeck, wo er im Hauſe Geibels gaſtlich aufgenommen wurde und bleibende litterariſche Eindrücke empfing. In Lübeck diente Grube ſein Jahr ab, während deſſen er übrigens mit Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten weiter ſpielen durfte; hier lernte er auch ſeine nachmalige Gattin Fräulein Leiſch kennen, die im „Hamlet“ ſeine Ophelia war. 1877 kam er nach Bremen, verkehrte viel mit Arthur Fitger und Bult haupt und führte zeitweiſe die Oberregie. 1881 ging er nach Leipzig, hier „fühlte er ſich reif werden“. Später kam ein Ruf nach Dresden ans Hoftheater, wo er ſich jedoch nicht in die herrſchende deklamatoriſche Manier finden konnte. So kehrte er 1885 ans Hoftheater nach Meiningen zurück, wo er verblieb, bis ihn 1888 Direktor Anno für das Berliner Königliche Schauſpielhaus verpflichtete, deſſen Leitung er zwei Jahre ſpäter übernahm.

Auch litterariſch hat ſich Grube verſucht. Mit Roppel-Ellfeld ſchrieb er ein Schauſpiel „Hans im Glück“. Allein verfaßte er einen Einakter „Strandgut“ und ein fünfaktiges Trauerſpiel, welches das tragiſche Geſchick des genialen ſchleſiſchen Dichters Chriſtian Günther behandelt, ferner ein Feſtſpiel „In des Kaiſers Schutz“ und ein Büchlein voll Gelegenheitspoeſien „Im Bann der Bühne“. In Bälde ſoll auch ein Band geſammelter Gedichte von ihm herauskommen.

So ſteht er ſchaffend, anregend und organiſierend auf einem Poſten, der dem ſchärfſten Urtheil ausgeſetzt und offener und verborgener Schwierigkeiten aller Arten voll iſt. In friſcher Manneskraft iſt er vor eine Aufgabe geſtellt, wie ſie einem Bühnenleiter in Deutſchland nicht leicht zufallen kann; bleibt er ihr wie bisher gewachſen, ſo iſt er früh zu einem reichen Daſein auserleſen geweſen, in dem er ſich mit allen ſeinen Fähigkeiten voll auszuleben vermag.

Otto Neumann-Hofer.

Digitized by Google

Der Wunderglaube der Weihnacht.

Von **Alexander Tille.** Mit einer Zeichnung von **H. Engl.**

Wenn sich am Heiligen Abend die Dunkelheit hernieder senkt, alt und jung sich in die Häuser zurückzieht, um den Weihnachtsabend zu feiern, und bald allenthalben die Fenster vom hellen Lichterscheine wiederglänzen, dann bricht nach altem Glauben draußen unter freiem Himmel eine Nacht an, die anders ist als andere Nächte. Wohl scheinen auch in ihr die Sterne freundlich nieder auf die Erde, die im weißen Festkleide daliegt, wohl streicht auch in ihr der Wind dahin über Feld und Wald, wohl sucht auch in ihr Mensch und Thier Ruhe nach der Arbeit des Tages, und die Pflanze schläft still unter der bergenden Schneedecke den Winterschlaf.

Aber es geht noch ein anderer Hauch durch die Natur, und die Bäume des Waldes knarren und stöhnen anders, als sie sonst zu thun pflegen unter dem Drucke des Sturmwindes, der sie von ihrer Schneelast befreit; denn noch etwas andres zieht neben dem Sturm durch die Lüfte. Das sind die alten germanischen Götter, die eine neue Lehre aus ihrer alten Himmelsburg Asgard vertrieben hat und die nun als Unholde in brausendem Jägerzug, als „wilde Jagd", „wüthendes Heer" oder „Wodans Gejaid" durch die Lande brausen. Unter wildem Gejohle, in das sich das Brausen des Sturmwinds, das Bellen der Hunde, das Schnauben und Wiehern der Rosse und die Wehrufe der Weiber mischen, reitet an der Spitze des Zuges der wilde Jäger auf schwarzem Rosse, in der Hand den Jagdspeer schwingend. Ihm folgt das Jagdgesinde nebst der Meute; Frau Gode oder Frau Holle darf auch nicht fehlen. So geht's dahin auf dem Rennsteig Thüringens, über Berge und Höhen, über Wald, Thal, Fluß und See, über Fahrstraßen und über die Hüten der Dörfer, die in festlichem Glanze schimmern: Bäume werden entwurzelt, Grenzsteine ausgerissen, Zäune niedergebrochen und selbst die Schornsteine gefährdet.

Ein kluger Mann kann die Bahnen der tollen Jagd leicht vorauswissen. Er braucht nur alle Kreuzwege aufzusuchen; denn das ist Gesetz in jener Welt, der das wilde Gejaid angehört, daß jeder Kreuzweg besucht werden muß. Aber man hüte sich, zu lange zu verweilen! Denn wer sich von Wodans Jagd überraschen läßt, für den giebt es nur noch eine Rettung: sich platt auf den Boden zu werfen und mit geschlossenen Augen, das Gesicht nach der Erde gewendet, den unheimlichen Zug vorüberbrausen zu lassen. Wer das versäumt, wird mitgenommen und muß mitjagen bis zum letzten Tage, oder er erfährt irgend einen Schaden an seinem Leibe.

Bei Moosburg in Oberbayern stand dereinst ein Mann am Kreuzweg, als die wilde Jagd vorüberzog. Da fuhr ihm ein Messer in seine Achsel, und weder er noch ein anderer vermochte dasselbe herauszuziehen. Ein Jahr lang ging er damit umher. Da rieth ihm die Dorfsealte, sich in der Weihnacht wieder auf den Kreuzweg zu stellen. Der das Messer hineingestoßen habe, werde es schon wieder herausziehen. Er ging dahin und harrte lautlos des Kommenden. Da vernahm er in der Ferne ein Brausen, als ob das Meer über Bayern hereinbreche. Gleich darauf hörte er einen sprechen: „Gestern habe ich mein Messer in diesen Holzblock gesteckt; nun nehm' ich's wieder mit!" Dann stürmte es über seinem Leibe dahin, daß ihm die Sinne vergingen. Als er wieder zu sich kam, so endet die Sage, da war er des Messers ledig.

Nur in seltenen Fällen erweist sich die wilde Jagd als freigebig. Einst lauerte ein Knecht auf dem Heuboden auf den nächtlichen Zug und schaute zur Dachluke hinaus. Als die Unholde anlangten, rief er keck Muthes: „Gebt mir auch was!" Da flog ihm aus der Luft ein gewaltiger Pferdeschenkel zu.

So verhängnißvoll die wilde Jagd dem einzelnen werden kann, der ihr vorwitzig oder wohl gar aus reiner Neugier entgegentritt, so segensreich wirkt ihr Umzug draußen in der Natur. Ihre Bahnen kann man im Frühjahr leicht erkennen: wo das Gras und das Korn am reichlichsten sprießt, wo die Fruchtbäume voller blühen und in den Garten der Salat am kräftigsten aufschießt, da ist der wilde Jäger drüber gefahren. Oft geht mitten durch ein Grundstück ein Streifen, wo die Wintersaat üppigere Halme aufweist oder die Kartoffeln doppelt so groß gerathen wie rings umher. Das sind die Stellen, über welche die Rosse der wilden Jagd dahingebraust sind.

Es giebt aber auch stille Weihnachtsnächte, in denen sich kaum ein Lüftchen rührt und keine Flocke Schnee fällt. Das kommt daher, weil das wilde Heer die Gegend verlassen hat und dieses Jahr auf andern Bahnen streift. Dann stehen die Aussichten für den Landmann schlecht und er macht sich bittere Sorgen um den Ausfall der kommenden Ernte. Wenn aber zur Weihnachtszeit ein starker Wind geht, dann schließt man auf ein fruchtbares Jahr. Wenn's in der Christnacht schneit, so geräth der Hafer; das Grüne zu Weihnachten aber bedeutet Osterschnee.

„Wie sich das Wetter von Christtag bis heiligen Dreikönig hält,
So ist es das ganze Jahr bestellt."

Jeder Tag entspricht dabei einem Monat und ist vorbedeutend für ihn. Ist die Christnacht vor Mitternacht trüb und finster, so gedeiht das vor dem Christtag geborene Vieh nicht wohl. Ist die Christnacht nach Mitternacht klar, so gedeiht das nach dem Christtag geborene Vieh gut und umgekehrt.

In der Mitternachtsstunde erreicht die Heiligkeit der Zeit ihren Höhepunkt, und wenn es vom Thurm zwölf Uhr schlägt, dann ist es aus mit der Herrschaft und den Gesetzen der Zeit, dann ist es zeitlos wie die Ewigkeit. Tausende von Jahren vergehen im Nu und ein Menschenleben erscheint kaum einen Augenblick lang. In der Pflanzenwelt sind in der Mitternachtsstunde der Christnacht die Naturgesetze aufgehoben, und mitten in Schnee und Eis blüht um diese Stunde ein Frühling, mit dessen Duft und Pracht sich kein irdischer Lenz zu messen vermag.

Den Lesern der „Gartenlaube" ist es wohl bekannt,* daß seit dem fünfzehnten Jahrhundert auf deutschem Boden die Sage geht von Apfelbäumen, die in einer Stunde Knospen und Blüthen hervorbringen und Aepfel zeitigen, aus deren Gestalt man die Zukunft zu erkennen vermag. Ueber das ganze Abendland verbreitet ist die Sage von der Rose von Jericho, welche sich in der Christnacht öffnet und dem Lande, in dem sie sich befindet, seine künftigen Geschicke vorhersagt.

In einem elsässischen Dorfe, unweit Mariastein, steht ein „Rosenknopf" (Rosenknospe), welcher nie verblüht. Das Jahr über ist er geschlossen, in der Christnacht aber entfaltet er sich und wirft weithin duftend einen lichten Schein. Er stammt von dem „Rosenbusche" ab, an welchem die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln ihres göttlichen Kindes getrocknet hat. Je länger die Rose blüht, desto fruchtbarer wird das Jahr.

Vor dem Oberthore des in Lothringen gelegenen Dorfes Diemeringen liegt ein großer Hopfengarten. Wer sich mäuschenstill und unbeschrien zwischen elf und zwölf Uhr in der Christnacht an den Ort begiebt, der sieht, wie fingerlange und saftige Hopfensprossen aus dem Boden herausbrechen; die Leute sagen dann: „Der Hopp (Hopfen) kommt." Sowie es vom Kirchthurm Zwölfe geschlagen hat, ziehen sich die Sprossen wieder in die Erde zurück, und auch das schärfste Auge vermag in dem gefrorenen Boden nicht die Stelle zu erkennen, wo sie gestanden hatten.

Auch außerhalb Deutschlands, doch noch auf germanischem Boden findet sich dieser Glaube. Noch unter Karl I. wurde in England an

* Vergl. „Gartenlaube" 1882, Heft 52. „Noch einmal auf den Trauen des Weihnachtsbaumes".

jedem Weihnachtsfeiertag dem König und der Königin in feierlicher Prozession als Gabe ein Zweig von dem berühmten Weißdornstrauch in Glastonbury überreicht, der beim Volke in dem Rufe stand, daß er in der Christnacht ausschlage und am Christtag über und über blühe. Auch um ihn hatte sich schon früh das Epheugrün der Sage geschlungen und ihn zu einem Sprößling des Stabes gemacht, den Joseph von Arimathia eigenhändig am Christabend in die Erde steckte und der sogleich Wurzeln schlug, Blätter trieb und am nächsten Tage mit milchweißen Blüthen bedeckt war. In jeder Christnacht blühte er, und alle seine Abkömmlinge besaßen die gleiche Fähigkeit. So ging es lange Jahrhunderte. Als aber 1753 in Quainton in Buckinghamshire ein Ableger des Glastonburner Dornstrauches in der Weihnacht keine Sprossen trieb, während Tausende von Zuschauern mit Fackeln und Laternen an Ort und Stelle versammelt waren, da behauptete das Volk, der 25. Dezember des neuen, eben damals auch in England eingeführten Gregorianischen Kalenders sei nicht der wirkliche Christtag; es weigerte sich, ihn als Fest zu begehen, und diese Weigerung behielt scheinbar recht, als der Weißdorn am 5. Januar wie gewöhnlich blühte. Und das Volk war nicht eher beruhigt, als bis eine Verordnung erschien, welche befahl, den alten Christtag gleich dem neuen zu feiern.

Der Segen, den die Weihe der Nacht der athmenden und der leblosen Natur bringt, ist tausendfach; aber um ihn festzuhalten und ihn sich dienstbar zu machen, bedarf es doch des Eingreifens der Menschenhand.

Der Schwabe wie der Schwede windet in der Julnacht ein Strohseil um seine Obstbäume, der Aargauer ein Strohband, das er zur Zeit des Osterauflautens geflochten hat; in Böhmen und Tirol schlägt und schüttelt man die Fruchtbäume, während es zur Christmette läutet, und in Pillersee ging man ehedem zur gleichen Stunde in den Obstanger, klopfte mit krummen Finger an jeden Baum und rief: „Auf, Baum; heut' ist heilige Nacht, bring' wieder viel Aepfel und Birnen!" In Alpach (Tirol) läßt man jeden Baum von der Dirne umfassen, welche den Teig zum Weihnachtsgebäck geknetet und die Arme noch voller Teig hat; in Reichenberg (Böhmen) ladet man die Bäume höflich zum Abendessen ein und schüttet ihnen dann, da sie dieser Einladung gemeinhin nicht Folge leisten, die Reste davon hin, und am Rhein hing man vor Zeiten Epheuranken, Mistelkränze und Strohbüschel an den Fruchtbäumen auf — die letzten Reste des alten Opfers für die Wachsthumsgeister.

Aber der Zauber der Mitternachtsstunde erstreckt sich noch weiter. Die Glocken aller versunkenen Kirchen und Kapellen lassen ihr Geläut ertönen, die Gräber öffnen sich und geben den Toten für eine Stunde Leben und Bewegung wieder, Berge thun sich auf und lassen den, der im Besitz der „blauen Blume" ist, den Eingang finden zu den Pforten der Unterwelt, wo Schätze auf Schätze gehäuft liegen und wo jeder zulangen und mitnehmen darf, soviel er will. Aber auch in diesem Reiche giebt es keine Zeit, und was dem Sterblichen als eine Minute erscheint, sind achtzig lange Erdenjahre. Ein Augenblick — er besinnt sich, daß er umkehren müsse; er schreitet zur Schwelle, die Pforte öffnet sich, und er tritt ans Tageslicht. Aber statt der blonden Locken deckt spärliches graues Haar seinen Scheitel, vom Kinn wallt ihm ein langer weißer Bart nieder, und um ihn ist alles anders geworden. Seinen Heimathort erkennt er kaum wieder, die Menschen tragen andere Kleider und sehen ihn scheu an — es bleibt ihm nichts übrig, als nach der Kirche zu schreiten, dem einzigen Orte, der unverändert geblieben ist, und dort — in Staub zu zerfallen.

Wo ein Fluß, ein Bach durchs Thal rauscht, zwischen dessen Ufern fließt nicht mehr Wasser in der Weihestunde, sondern lauterer kostbarer Wein, und wer ihn schweigend trinkt, dem giebt er Schaffenskraft und Lebensfreude, Liebesglück und blühende Kinder und Enkel. Ein Mann in Gainfahrn in Niederösterreich glaubte das nicht. Er besaß viel Muth, und so ging er nach der Sage nachts zwölf Uhr an den Bach und schöpfte. Dabei sagte er: „Ich hab' gehört, in der Christnacht wird Wasser zu Wein." Da erscholl hinter ihm eine tiefe Stimme: „Und ich habe gehört, Dein Kopf, der wäre mein." Damit riß es ihm rückwärts den Kopf ab, und am nächsten Morgen fand man den kopflosen Leichnam liegen.

Auch auf die Thierwelt wirkt die Weihe der Nacht. Wenn die Sonne um Mitternacht unter dem Horizonte, in dem Augenblicke, wo sie ihren neuen Jahreslauf anfängt, ihre beiden Freudensprünge macht, dann sinkt alles Vieh in den Ställen und alles Wild im Walde nieder auf die Kniee und betet. So geht in Schwaben die Sage. In Kärnten und Tirol reden die Pferde und Kühe der Bauern in derselben Stunde. Sie erzählen sich dann, was im kommenden Jahre geschehen wird, und wenn mancher wüßte, was sie plaudern, so könnte er daraus großen Vortheil ziehen. Manchmal freilich muß er auch kommendes Unheil hören. So ging es einem neugierigen Bauern, der sich am Christabend in die Raufe legte und horchte. Eben hob die Thurmglocke zum Schlage aus, da hörte er, wie der Grauschimmel zur Liese sagte: „Dies Jahr machen wir noch mit unserem Bauer los!" Der Schreck warf ihn aufs Krankenlager, und bald zogen ihn die eigenen Rosse nach dem Friedhof.

Wamsell Annüß.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

(6. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Allmählich kam die bunte lustige Karnevalszeit heran. Therese saß über den neuesten Modezeitungen; der Lieutenant zeichnete ihr den Anzug einer schwedischen Bäuerin auf, den er reizend fand und wie geschaffen für ihre blonde Schönheit. Sie waren beide nach Tische allein im Eßzimmer zurückgeblieben. Papa Krantner und der Offizier hatten bei dem jungen Paare gespeist. Fritz war abgerufen worden, der alte Herr aber gegangen, sein Mittagsschläfchen zu halten. Vor den beiden standen die halbgeleerten Mokkatassen; über ihnen zogen die leichten blauen Ringel der Cigarette hin, die der Offizier rauchte. Die Luft war warm, nach Tabak, Orangen und Kaffee duftend. Im Kamin verglühte das Feuer und warf seinen Schein auf das spiegelnde Parkett bis zu dem Smyrnateppich unter dem massiven Tisch. Das fahle Licht des Januartages erhellte nur dämmerig das traufliche Zimmer. Die Zeitung knisterte in den Händen der jungen Frau, und der Bleistift, welchen der Lieutenant führte, glitt hastig über das Papier. Sie blieben beide stumm, sie waren zum ersten Male ganz allein.

Nun verschränkte Therese die Arme unter der Brust und schaute unverwandt auf den Zeichnenden.

„So," sagte er möglichst unbefangen und doch nicht imstande, seine innere Erregung und das Beben seiner Stimme zu verbergen, „so — denken Sie sich nun die Farben dazu, die lebhafte bunte Stickerei, das wunderschöne Blau des Mieders, und Sie haben ungefähr eine Vorstellung davon. Ich sah diese Tracht auf einem schwedischen Schiffe; der Kapitän hatte seine junge Frau bei sich, eine blonde schöne Frau wie — Sie, Therese."

Sie zuckte empor und ward glühend roth.

Dann wiederum tiefe Stille.

Sie erhob sich endlich und ging schweigend zum Kamin hinüber, ergriff den Feuerhaken und schürte in der Gluth. Er war ihr mit den Augen gefolgt, und sie mußte seinen Blick gefühlt haben, denn sie wandte sich um.

„Wollen wir ein wenig Schlittschuh laufen?" fragte sie hastig.

„Wenn Sie befehlen!"

Therese trat jetzt in die Fensternische, um nach dem Himmel und dem Thermometer zu sehen. Er erhob sich und folgte ihr. So standen sie eng zusammen in dem abgeschlossenen Raume, fast ganz verborgen von dem bunten gewirkten Vorhang. Ein grünliches Licht quoll durch die kleinen bleigefaßten Scheiben — nur eine einzige hatte eine klarere Farbe.

„Wie oft habe ich hier gestanden," sagte er leise, „meinen Cornelius Nepos in der Hand, lernend und über das Buch in den Hof schauend, als wilder Junge jede Minute bedauernd, die mich hier oben hielt. Und dann, später einmal, da stand ich hier auch" — und seine Hand streckte sich gegen die neue Scheibe aus —

„Lassen Sie die Erinnerungen!" kam es fast bittend von ihren Lippen.

„Wollen wir also aufbrechen?"

„Ja!" erwiderte sie; aber sie zögerte trotzdem. Und plötzlich wandte sie ihm voll ihr schönes Antlitz zu; es war mit Purpur überzogen. „Sagen Sie mir nur eins," klang es wie ein Hauch zu ihm hinüber, „daß Sie mir verziehen haben!"

„Nein — niemals!"

Sie sah ihn furchtsam an, dann senkte sie die Augen, zitternd und mit der Hand hinter sich greifend, um sich auf die Fensterbank zu stützen.

„Wie könnte ich der verzeihen, die mich meines Lebensglückes beraubt hat?" fuhr er bitter fort. „Wollte ich dies Unrecht vergessen — ich müßte mich selbst vergessen können!" Damit verbeugte er sich und ging. Therese blieb wie betäubt zurück.

Das Stubenmädchen kam nach einer langen Weile herein.

„Frau Doktor?"

Sie erhob sich schwerfällig. „Was wollen Sie?"

„Der Herr Lieutenant erwartet Frau Doktor zum Schlittschuhlaufen."

Sie hatte die Hand an die Stirn gelegt. „Sagen Sie, ich bedaure, nicht kommen zu können, es sei zu spät geworden und — ich hätte Kopfweh. Oder nein, sagen Sie das letzte nicht!"

Sie ging dann in die Kinderstube, aber der Kleine war drunten bei der Großmutter. So stieg sie die Treppe hinab und setzte sich still in den Lehnstuhl am Ofen, das Tändeln der alten Dame mit dem Kinde beobachtend.

„Was sagst Du nur zu dem Lieutenant, Therese?“ fragte diese mit einem Mal. „Er ist nach Berlin befohlen und soll dem Kaiser berichten über das Gefecht. Gelt, Bub', der kann lachen!“

„Woher weißt Du das?“ fragte Therese sonderbar hastig.

„Vom Fritz. Der Brief ist vorhin gekommen, gerade als Du heruntergeschickt'st, daß Du nicht mit aufs Eis wollest. Der Frieder muß heute abend schon reisen.“

Therese schwieg, sie war ganz roth geworden.

„Die Herren in der ‚Traube‘ haben ihm gestern abend auch so zugeredet, er solle über seine Erlebnisse und über das ganze Thun und Treiben in der Kolonie drüben einen Vortrag halten.“ fuhr die Räthin fort. „Ich glaube, er hat's versprochen für nächste Woche. Weißt, da werden sich die Andersheimer die Köpfe schier blutig stoßen um die Plätze, denn das Afrikanische ist ja just Mode.“

Mamsell Unnütz, die eben in die Krautnersche Villa ging, um Frieder beim Einpacken zu helfen, traf ein paar Minuten später mit Frau Therese im Hausflur zusammen.

„Wo gehst Du hin?“ fragte die junge Frau.

„Zu Frieder hinüber.“

„Warte, ich komme mit; das heißt, ich will zu Papa!“ —

Drüben in der Villa suchte Therese sofort das Zimmer ihres Vaters, Julia das ihres Bruders auf.

In der einfachen Stube des Hausherrn wogte ein blauer Tabaksdampf. Der alte Mann saß mit der langen Pfeife im Lehnstuhl; ihm gegenüber mit der Cigarre sein Schwiegersohn. Der Offizier hatte sich auf den Rand des Tisches gesetzt und hielt eine Cigarette in den schlanken Fingern.

Vater und Gatte begrüßten freundlich die junge Frau; Frieder richtete sich stumm aus seiner nachlässigen Stellung auf. „Ist Julia vielleicht auch mitgekommen?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte Therese, „sie will Ihren Koffer packen.“

„Brav von ihr!“

Sie trat hinter den Stuhl des Vaters; sie wolle sich nicht setzen, meinte sie, nur sehen, wie es ihm gehe; er sei bei Tisch so blaß gewesen.

„Deshalb kommst Du?“ rief der alte Herr lachend. „Ich bin munter wie der Fisch im Wasser!“ Er stand auf und ging vor den einzigen Spiegel über der Kommode. „Muß doch einmal nachschauen, es hat einen zuweilen beim Kragen, man weiß nicht wie!“ murmelte er.

„Aber, Papa, mach' doch keine Witze!“ rief der Doktor, „Du siehst aus wie das Leben selbst.“

„Ja, das ist wohl wahr, Fritz,“ erwiderte jener und rückte sich etwas unbehaglich wieder in dem Stuhle zurecht. „Indessen — siehst Du, vorgestern erst bin ich Frau Norban begegnet, sie saß in ihrem Wagen wie die Gesundheit selber — und heute liegt sie auf den Tod.“

„Frau Norban?“ rief Therese. „Davon hast Du mir ja gar nichts gesagt, Fritz!“

„Ich selbst höre eben das erste Wort.“

„Wie? Du bist doch Arzt bei Norbans?“

Er that einen leisen Zug an der Cigarre. „Wie es scheint, nicht mehr,“ gab er dann ruhig zurück.

Die junge Frau wurde auf einmal dunkelroth. „Du kommst wohl jetzt aus der Mode?“ sagte sie scharf. „Bei Brinkmanns und Voigts bist Du seit Neujahr ja auch nicht mehr Arzt!“

Er lachte. „Seit wann bekümmerst Du Dich so eingehend um meine Praxis, kleine Frau?“

„Ich habe mich stets darum bekümmert, mehr als Du denkst! Jedenfalls läßt es mich nicht so gleichgültig, wie es *Dich* läßt, ob Du noch der erste und gesuchteste Arzt der Stadt bist oder nicht!“ antwortete sie erregt.

„Nun! Nun!“ murrte der alte Herr, der nicht wußte, ob es Spaß sei oder Ernst.

Der Doktor lachte noch immer; der Lieutenant zündete sich langsam eine neue Cigarette an.

„An Deiner Stelle suchte ich doch aus diesem Neste herauszukommen,“ fuhr sie fort; „es müßte Dir ja leicht werden, eine Professur in Heidelberg oder sonstwo zu erhalten! Aber Du bist ganz zufrieden mit dem alten Schlendrian hier und läßt Dir von den Leuten Unglaubliches bieten.“

„Frieder,“ sagte der Doktor etwas scharf, „frage doch einmal Seine Majestät, ob er nicht zufällig einen Leibarzt braucht; meine Gattin würde sich ungeheuer für eine Frau Leibärztin eignen.“

Der alte Herr lachte und hustete überlaut; Frieder stand auf. Ohne auf den Scherz des Arztes einzugehen, verbeugte er sich höflich und empfahl sich unter dem Vorwand, seiner Schwester helfen zu wollen.

„Aber nun sage mir doch um Gotteswillen, Kind, was ist in Dich für ein Hochmuthsteufelchen gefahren!“ rief nun der Doktor, rasch wieder gut gelaunt. Und er haschte ihre Hand und zog die Widerstrebende zu sich heran. „Bietet denn Frau Norban mitsamt den beiden anderen Ungetreuen schon einen Grund, meine hiesige recht angesehene Stellung aufzugeben?“

Sie warf den Kopf zurück und strich sich über die Stirn; es war, als kehre ihr langsam die Besinnung wieder. „Es thut mir nur leid, daß Du hier versauern willst,“ sagte sie leise, „und ich ärgere mich auch über die Undankbarkeit der Menschen.“

„Thörichtes Herz, überlaß das doch *mir*; ich habe soviel Gelegenheit, mich über Dankbarkeit zu freuen. Aber wir müssen heim, unsere Spielstunde mit Bubi kommt; es wird dämmerig. Gute Nacht, Großpapa!“

Sie gingen durch den Garten heim und traten zusammen in die Kinderstube. Die Wärterin hatte die Lampe angezündet und den großen weichen Filzteppich auf die Erde gebreitet; das Kind, das im kurzen weißen Flanellröckchen darauf saß, streckte dem Vater jauchzend die Aermchen entgegen. Leise verließ die alte Frau das Gemach, und die Stunde, die bisher für Eltern und Kind die schönste gewesen war, begann. Aber wunderlich, die Lust wollte heute nicht so recht kommen.

„Du bist gar nicht bei der Sache!“ scherzte der Doktor und warf der jungen Frau, die am einen Ende des Teppichs hockte, den Ball zu, dem das Kind eilig auf allen Vieren nachkrabbelte.

„In der That, ich — ich bin so müde heute,“ sagte sie und rollte den Ball dem Jungen entgegen, der ein ganz verwundertes Gesicht machte; dann erhob sie sich und setzte sich in einen Stuhl.

„Du hast vielleicht Kopfweh, Herz?“

„Ja, ein wenig.“

„Sei still, kleiner Krakehler, Mama hat Kopfschmerzen,“ flüsterte er nun dem Kleinen zu und ergötzte sich an dem offenen Mündchen und den fragenden Blauaugen, womit dieser erst das Flüstern anhörte, um dann laut aufzujauchzen.

„Geh' in Dein Zimmer, Therese, dort ist's still; ich komme Dir bald nach.“

Sie stand auf und ging hinaus. Sie wußte nicht, wie ihr war, und sie wollte es nicht wissen. Sie hätte irgend etwas thun mögen, etwas Tolles, Unvernünftiges — nur eine Ableitung nur hinweg mit *dem*, was hinter ihrer Stirn tobte, was sie erregte bis aufs Blut! Seit Wochen schon, wo sie ging und stand, sah sie dasselbe — ein schönes gebräuntes Männergesicht unter blondem Haar, dessen helle Augen sie nie anzusehen schienen und ihr doch bis in den Grund der Seele drangen, sie in unerträglichem Banne haltend — immer diese gleich kühle überlegene Persönlichkeit, die, ohne mit der Wimper zu zucken, der größten Gefahr entgegentreten, aber auch lächelnd zu Tode verwunden konnte.

Und der hatte einst ihr gehört, ihr allein!

Sie stemmte die geballten Fäuste auf das Fensterbrett. Wie lächerlich sie doch war! Was ging er *sie* denn noch an! Sie hätte ihn ja haben können, wenn sie gewollt — sie *hatte* ihn eben nicht gewollt und war die vergötterte Frau eines anderen geworden — eines anderen . . . .

„Nun, Kleine, noch immer ohne Licht?“ erklang in diesem Augenblick die Stimme ihres Gatten.

„Noch immer!“ sagte sie müde.

Er ließ sich aufs Sofa nieder und gähnte vernehmlich. „Schatz,“ bat er, „sei nicht böse — aber die heutige Geschichte hat mich fertig gemacht.“

Die erste Tanzstunde mit Herren.

Aus René Reinickes „Album für Backfische". Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Sie fragte nicht: „Was für eine Geschichte?“ und erfuhr somit auch nicht, daß er eine schwere Amputation hatte vollziehen müssen.

„Komm ein wenig zu mir, Therese!“

Sie stand langsam auf und kam herüber, aber sie schmiegte sich nicht wie sonst an ihn. Er zog sie an sich. „So, nun will ich weiter nichts in der Welt.“

Sie antwortete nicht, sie zuckte nur unmerklich die Schultern, so unmerklich, daß er es nicht fühlte, obgleich er sie im Arme hielt. So saßen sie schweigend, und endlich nach langer Zeit sagte sie halblaut: „Es wäre aber doch schön!“

„Was denn?“

„Wenn Du irgend etwas thätest, um irgend etwas —“

„ . . . Ordentliches zu werden,“ ergänzte er. „Bist doch ein närrisches Ding! Lassen Dich denn Frieders Lorbeeren nicht ruhen?“

Sie zuckte abermals die Schultern, und nach einer Weile kam es tonlos und schwerfällig von ihren Lippen: „Was geht mich der Frieder an!“

Der Frieder war wirklich in die Mode gekommen. Die Blätter hatten lange Artikel über ihn gebracht, die ausführlich berichteten, daß er nach Berlin befohlen worden und wie es zugegangen sei bei der Audienz. Und dann hatte der Bürgermeister des Städtchens angezeigt, daß Lieutenant Adami zum Besten des Baufonds für Wiederherstellung der Elisabethkirche in Andersheim einen Vortrag über seine Erlebnisse im deutschen Schutzgebiet Ostafrikas halten werde.

Der Gefeierte selbst veränderte bei alledem keine Miene, er blieb genau so formell und so freundlich wie immer; er rauchte ebenso seelenruhig seine Cigaretten in ununterbrochener Folge, lief mit Frau Therese Schlittschuh und tanzte mit ihr in den Gesellschaften, die man ihm zu Ehren gab. Aber er tanzte mit ihr durchaus nicht häufiger als mit anderen.

Dabei wurde Therese blasser und gereizter denn je, und der Doktor gerieth in ernstliche Sorge; ängstlich besprach er sich mit seiner Mutter über diese seltsame Veränderung.

„Nun, Du bist der richtige Doktor für die Familie,“ erklärte diese gelassen; „ich gebe Dir den Rath, stell' Dir einen Hausarzt an! Als ob's etwas wäre, wenn eine junge Frau einmal Launen hat! Als ich jung verheirathet war, da habe ich Deinem seligen Vater — meiner Seel' — einmal den Stiefelknecht am Kopfe vorbei geworfen.“

Er mußte lachen und war ein paar Tage beruhigt, um dann desto besorgter zu werden.

Aber plötzlich schien alles verschwunden, was Thereses Laune getrübt hatte, und diese Umwandlung geschah an dem Tage, an dem Frieder Adami seinen Vortrag im Kasino hielt. Therese kam gegen Abend noch ziemlich mißmuthig in Tante Rielchens Stube, um mit Julia zu dem Vortrag zu gehen, denn die Räthin war zu ihrem Kummer durch Migräne ans Bett gefesselt und Tante Rielchen, in Kissen und Decken eingemummt, war in ihrem Rollstuhl schon zur „goldenen Traube“ gefahren; dort sollten einige Männer sie unter Anleitung des Doktors mitsamt dem Stuhle in den Saal tragen. Seit Jahren war sie nicht mehr aus dem Hause gegangen, aber heute — sie hätte um keinen Preis fehlen mögen bei dem Vortrag ihres Lieblings.

Julia konnte nicht anders, sie mußte mit. Gern wäre sie zu Hause geblieben, aber Tante Rielchen hatte fast geweint, als sie Einwendungen machte, und so zwängte sie sich in ihr bestes Kleid, das ihr allerorten zu knapp geworden war. Sie fühlte sich unbeholfen und unglücklich darin, und Therese sagte auch sofort, sie wolle ihr ein Tuch borgen, denn die Taille sitze ja unter jeder Kritik. Die stolze Frau hätte um die Welt nicht mit dem schlecht angezogenen Mädchen in den Saal treten mögen und half nun selbst, Julia ein weißseidenes Tuch mit zarter Goldstickerei in geschmackvollen Falten umzustecken; auf der linken Schulter befestigte sie es mit einer kleinen römischen Mosaikbrosche in Form eines Dolches — es war das einzige Andenken, das Julia von ihrer Mutter besaß und das sie zögernd hervorgesucht hatte.

So kamen sie in den bereits gefüllten Saal des Gasthauses, in dem sämtliche Gaskronen brannten.

Die Honoratioren von Andersheim waren vollständig erschienen. Für Therese fand sich ein Platz in der vordersten Reihe belegt; Julia setzte sich zur Seite des Podiums, neben den Fahrstuhl des alten Fräulein Trautmann. Sie konnte den ganzen großen Raum bequem übersehen, wagte aber nicht, die Augen zu heben; sie hatte Angst, große Angst, wie wenn sie die volle Verantwortlichkeit für das zu tragen hätte, was ihr Bruder rede und thue; und ihr Vertrauen war gering, sie zweifelte, daß er imstande sei, gut zu sprechen.

Schon beim Hereinkommen hatte sie flüchtig gegenüber an der Wand neben einigen anderen Herren Fritz bemerkt, aufmerksam gemacht durch Thereses ärgerlichen Ausruf: „Bitte, sieh nur, wie mein Mann ausschaut! Er hat sich nicht 'mal umgezogen!“ Dann hatte Julia nicht mehr hinübergesehen. Endlich wagte sie es und bemerkte, daß seine Augen groß und wie verwundert auf sie gerichtet waren. Der Blick traf sie verwirrend: sie glaubte darin zu lesen, daß sie sich zu auffallend geschmückt habe, und erröthend senkte sie aufs neue den Kopf.

Irgend ein Sonett, er konnte sich nicht besinnen, wo er es gelesen, kam dem Doktor drüben unabweisbar in den Sinn:

„Sie stieg vom Kapitol die Stufen nieder,
Da purpurn schon die Sonne Roms versank.
Nie sah mein Auge, seit es Schönheit trank,
So stolzes Haupt, so königliche Glieder.
Als früg' ihr Reiz nach keines Menschen Dank,
Hielt sie gesenkt die breiten Augenlider.“

Und er wandte sich zu dem alten „Onkel Doktor“, dem Vormund des Mädchens, und sagte ehrlich verwundert zu ihm:

„Sehen Sie nur, was aus dem kleinen schwarzbraunen Püppchen für ein stolzer Schmetterling geworden ist und wie gut das goldgestickte Tuch sie kleidet!“

Und dann sandte er die Blicke zu seiner jungen blonden Frau hinüber, und ein Zug von Rührung ging über sein Gesicht. Das Reizendste, Süßeste, Beste in diesem ganzen Saale gehört ja doch ihm! Er liebte sie, liebte sie jetzt, wo sie blaß, gereizt, nervös war, vielleicht noch zärtlicher als sonst. Er bemühte sich, einen Blick, einen Gruß von ihr zu erhaschen — vergebens; sie sah nicht herüber.

Und nun erschien der Redner. Seine Verbeugung war tadellos, seine äußere Erscheinung nicht minder. Der Frack saß ganz vorzüglich, und die leichte Blässe seines Gesichts machte sich sehr interessant.

„Wenn man,“ begann er, „etwas erzählen will, so soll man es vollständig thun! Nun ist mir seit jener Stunde, da ich wieder deutschen Boden betrat, keine Frage häufiger gestellt worden als die: ‚Wie kamen Sie auf den Gedanken, nach Afrika zu gehen?‘ Und ich vermuthe, daß auch hier in diesem Saale mancher zunächst den Grund kennenlernen möchte, der mich hinübertrieb in den Dunklen Erdtheil. Ich will ehrlich sein — ich habe mich immer für Afrika interessiert, habe mit Begeisterung unsere Fortschritte dort verfolgt. Nichts gleicht der Bewunderung, die ich unseren kühnen Pionieren zollte, welche Gefahren, Mühen und Entbehrungen nicht scheuten und nicht scheuen, jenes Land zu erforschen. Natürlich ging aber dem Entschluß, selbst an dem gewaltigen Werke theilzunehmen, ein besonderer Anstoß voraus. Welcher Art dieser war, das zu wissen ist kaum von Werth für zweite und dritte — nehmen wir an, ich wollte ‚alten Gram heilen in neuer Luft‘. Also genug davon! Daß es mir nebenbei nicht an dem ehrlichen festen Willen fehlte, zu nützen, zu lernen und zu lehren, ja Blut und Leben für ein großes Ziel einzusetzen, glaube ich bewiesen zu haben.

Gestatten Sie mir denn, verehrte Herrschaften, in meiner Schilderung mit dem Augenblick zu beginnen, da ich, an der Treppe der Kommandobrücke eines mächtigen Kriegsschiffes stehend, die Thürme und Dächer der guten Stadt Kiel im Winternebel verdämmern sah und das heimathliche Wasser unter dem Buge rauschen hörte, der einem südlichen Meere zustrebte. Eine wahrhaft klägliche Abschiedsstimmung hatte sich meiner bemächtigt, die mir das, was ich in der Heimath besessen, was ich verlor und meiden sollte, zauberischer und unersetzlicher als jemals vormalte, so daß ich mich als den unglücklichsten Menschen des Erdballs betrachtete. Und ganz wahr ist's nicht, was die Philosophen behaupten, daß Entfernung von dem Orte, wo einem Leid geschehen, die Schmerzen mildere. Mir persönlich hat die Sehnsucht nach der Heimath viel zu schaffen gemacht.“

Julia hatte unwillkürlich Thereſe angeſchaut. Das Geſicht der jungen Frau war faſt weiß; wie verzehrend hingen ihre Blicke an dem ſchlanken Manne dort oben. Und nun wandte er langſam ſein Geſicht ihr zu und ſekundenlang tauchten vier Augen ineinander in einem Blick, der Julias Herz wie wahnſinnig pochen machte, der ihr das Blut in die Wangen trieb, bis ein Schwindel ſie erfaßte. Sie hörte nicht, was ihr Bruder noch ſprach, ſie hatte die Hände ineinander verſchränkt, ſo feſt, daß es ſie ſchmerzte. Sie dachte nur eins — ob Fritz dieſen Blick bemerkt hatte, und was denn nun werden ſolle, nachdem die Zwei ſich ſo angeſchaut und — und — großer Gott! Bisher hatte ſie ja immer nur Angſt gehabt, daß Frieder ſich abermals von ſeiner Liebe hinreißen laſſen, daß er unglücklich ſein könnte, wenn er ſie ſähe — an Thereſe hatte ſie nicht gedacht, ſie war ja die Frau, die geliebte Frau eines andern, glücklich und beneidenswerth. Und nun — — nein, es war ja nicht möglich! Sie zwang ſich, ruhig zu ſein, ſie blickte zu der jungen Frau hinüber. Die ſaß jetzt mit roſigem Geſicht da, langſam den Fächer bewegend, und ſchien ernſt aber unbewegt zuzuhören. Keine Spur mehr von jenem blitzartigen Austauſch verborgenen Verſtändniſſes wie vorhin. Sie ſah auf Fritz; er ſaß ruhig zwiſchen ſeinem Schwiegervater und dem Onkel Doktor und folgte eifrig den Worten des Redners. Und ſie ſah über die ganze Verſammlung hin — lauter der Situation angemeſſene geſpannte Mienen. Sie athmete auf. Das Schreckliche hatte niemand gemerkt als ſie — war es denn wirklich geweſen, war's nicht ein Traum?

Und doch konnte ſie das Auge nicht mehr von den beiden laſſen. Aber ſie ſchauten ſich nicht mehr an. Ein paarmal bei heiteren Schilderungen lief beifälliges Lächeln die Reihen entlang, um Thereſens Mund aber zuckte es nicht einmal, und Julia meinte, ſie höre gar nicht, was er ſage, ſie denke — o ſie denke — mein Gott, an was? Und das erſtickende, athembeklemmende Gefühl überkam ſie wieder.

Nun hatte er geendet; ein lautes Beifallklatſchen hallte durch den Saal. Julia ſah, wie ihr Bruder die zwei Stufen des Podiums herunterſchritt und die ausgeſtreckte Hand Thereſens mit unbewegtem Geſicht an die Lippen führte — dann trat er zu der alten Dame und küßte ihr ebenfalls die Hand.

„Schön! Sehr ſchön!“ flüſterte Fräulein Rieſchen matt. „Aber — Frieder — nein, nicht hier — ſpäter!“

„Was wünſcheſt Du, Tante?“

„Ach, mein Bub', ich hatte gar nicht gewußt, daß Dich ein Kummer fortgetrieben hat,“ ſagte ſie mit Thränen im Auge.

Er lächelte. „Man muß ſeine Rede ein wenig ausſchmücken; beunruhige Dich nicht, Tante!“

Er ſchob ſelbſt den Fahrſtuhl den ſchmalen Gang zwiſchen den Sitzen hin, und Julia ſchritt hinter ihnen, ſtumm, mit glühenden Wangen und geſenkten Augen.

In der Nähe der Thür, wo ſich noch die Menſchen drängten, traf man mit Papa Krautner zuſammen. Dieſer lenkte plötzlich den Fahrſtuhl auf eine Seitenthür zu und winkte den anderen, nachzukommen; ein paar Sekunden ſpäter befand ſich die Familie allein in einem kleinen Nebenzimmer. In deſſen Mitte unter dem brennenden Kronleuchter ſtand ein gedeckter Tiſch, auf dem, verheißungsvoll genug, jedem Teller eine Anzahl Gläſer zugeſellt war.

Der alte Herr Krautner ſchien ganz berauſcht von den Erfolgen ſeines Gaſtes und hatte ſich vorgenommen, den netten tüchtigen Kerl, der ſich ſo brav herausgemacht hatte, ordentlich zu feiern.

„So,“ ſagte er, „und nun wollen wir auf das Wohl des Redners trinken — bitte die Herrſchaften, Platz zu nehmen, die Auſtern kommen bald.“

Tante Rieſchen erklärte aber ſofort aufs beſtimmteſte, ſie wolle heim, und der Doktor ſagte, er müſſe ſo wie ſo noch raſch zu einem Schwerkranken und wolle dann gleich die Tante nach Hauſe bringen. Nun befahl der Gaſtgeber, man ſolle mit dem Servieren warten, und benutzte die Pauſe, um drunten in der Gaſtſtube ein Glas „Echtes“ zu trinken.

Julia fand ſich plötzlich mit Frieder und Thereſe allein. Es war nicht ſehr warm in dem Zimmer, das eine ſchäbige Gaſthofeleganz zeigte, dennoch ſchien es ihr furchtbar ſchwül. Thereſe ſaß auf dem mit rothem Plüſch bezogenen Sofa, Frieder ſtand vor dem gedeckten Tiſch und las die Speiſekarte.

Zerſtreut ſchaute Julia im Zimmer umher, ſie betrachtete die Oeldruckbilder des Kaiſers und der Kaiſerin und die ſchrecklichen Tapeten.

Sie hätte nach Hauſe gehen müſſen, um die erregte alte Frau zu beruhigen, nach der Räthin zu ſehen, deren Kopfweh nach ſolchen Migränetagen ſich gegen Abend in Eigenſinn und Schelten aufzulöſen pflegte, und es hielt ſie doch wie mit eiſernen Klammern auf ihrem Platze; ſie wollte nicht, daß die beiden allein bleiben ſollten — wurden ſie heute vor ſich ſelbſt bewahrt, dann mochte morgen im nüchternen Tageslicht der tolle Spuk verſchwunden ſein.

Und endlich kam der Doktor wieder, und nun war ja alles gut.

Sie erhob ſich.

„Bitte, nehmt es mir nicht übel, wenn ich gehe,“ ſagte ſie, „ich glaube, es iſt nicht recht, daß ich die Tante allein laſſe.“ Und ſchon war ſie an der Thür.

„Aber, Julia!“ rief der Doktor und folgte ihr.

Doch ſie eilte mit dem Rufe: „Ich bitte Dich, Fritz, bleibe!“ die Treppe hinunter, ergriff ihren Mantel, der in der Garderobe noch einſam neben Thereſens Sachen am Nagel hing, und eilte hinaus auf die dunkle Straße.

Plötzlich fühlte ſie ſich gehalten.

„So erlaube wenigſtens, daß ich Dich nach Hauſe begleite,“ ſagte der Doktor, „der Weg iſt weit, und es liegt ein Stückchen einſamer Chauſſee dazwiſchen.“

„Ich bitte Dich, Fritz, geh'! Dein Schwiegervater wird anfangen wollen, zu ſpeiſen,“ bat ſie ungeduldig.

„Papa Krautner? Der ſitzt jetzt noch hinter einem friſch beſtellten Glas und disputiert ſo eifrig mit Onkel Doktor, daß er nicht eher daran denken wird, er habe Gäſte, bis ich ihn am Rockärmel nehme. Die paar Minuten machen nichts mehr aus.“

„Ich will aber nicht, daß Du mitgehſt!“ rief ſie außer ſich, „hörſt Du, ich will nicht!“ Sie ſtampfte hörbar auf den Boden. „Ich kann mich allein ſchützen!“ — Und im Scheine der Straßenlaterne ſah er ein aufgeregtes ängſtliches Geſicht, aus den Augen aber leuchtete ein entſchiedener Wille.

Sie wandte ihm den Rücken und ging raſchen Schrittes davon.

Er zuckte die Schultern und kehrte zurück. „Wunderlich,“ ſagte er, „nicht die kleinſte Gefälligkeit nimmt ſie an. Meine Mutter würde es ‚Bettelſtolz‘ nennen — oder ſteckt 'was anderes dahinter? Ich weiß doch, daß ſie ungern abends allein auf der Straße geht.“

Er trat in die Gaſtſtube und holte den Schwiegervater, der mit rothem Kopfe ſeine kolonialpolitiſchen Anſichten verfocht. „Du, Papachen, wir wollen eſſen; droben warten Thereſe und Frieder mit Schmerzen auf uns.“

Als ſie eintraten, ſtand die junge Frau an dem eiſernen Ofen, hatte ihren Fuß auf den Vorſprung der Ofenthür geſetzt und ließ den Flammenſchein darüber ſpielen. Frieder kam eben vom Fenſter zurück.

„Endlich!“ murrte Thereſe, „wir haben eine Ewigkeit gewartet.“

Fritz zog ſie zum Tiſche. „Du glühſt ja förmlich,“ ſagte er, „wie kannſt Du Dich ſo dicht an den eiſernen Ofen ſtellen? Du wirſt Dir Deinen ſchönen Teint verderben, Du Leichtſinn!“

Sie ſchauerte zuſammen. „Mich fror ſo ſehr,“ murmelte ſie und betrachtete angelegentlich die Nummer in ihrer Serviette.

* * *

„Fritz,“ bat am anderen Tage Fräulein Trautmann, „weißt Du denn nicht, ob Frieder etwa eine unglückliche Liebe gehabt hat?“ Die alte Dame kam gar nicht zur Ruhe ſeit geſtern. „Wie hat er doch geſagt — ‚Ich wollte alten Gram heilen in neuer Luft‘?“

Der Doktor lächelte.

„Weißt Du, Tante, Klappern gehört zum Handwerk. Frieder hat's verſtanden, ſich ſofort der hieſigen Damenwelt intereſſant zu machen. Meines Erachtens ſieht er nicht aus wie ein Liebeskranker, und — ehrlich geſtanden — wenn einer wirklich deshalb fortgeht, ſo hängt er es nicht an die große Glocke. Vielleicht iſt's ja auch möglich, daß er hier noch eine alte Flamme hat, der er aufbinden wollte, daß er ihrer Sprödigkeit halber

übers Meer hinüber sei. Gieb Dich also zufrieden, Tantchen — Dein Frieder ist ein Spaßvogel!"

„Julia sagt das auch; aber sonst ist er doch so ernst," seufzte Fräulein Riekchen, „und mir will er nicht Rede stehen."

— — — — — — — — — — — — —

Der Karneval zog ins Land. Bunt und lustig wie immer am Rheine, füllte er die Luft mit Schellenklang, Peitschenschlag und Musik und blendete die Augen durch leuchtende Farben.

Therese erschien plötzlich wie ausgewechselt. War sie vordem allzu still und gereizt gewesen, so hatte sich ihrer jetzt ein wahrer Uebermuth bemächtigt. „Das echte rheinische Mädchenblut," meinte lachend der Doktor, als sie in einem kurzen Kostüm aus hellblauem mit weißen Rosen durchwirkten Atlas, mit Puderfrisur und hohen Stöckelschuhen im Salon umherlief und sich von ihm haschen lassen wollte.

„Drunten wartet der Wagen," mahnte er dann, ihr nacheilend, „und was noch schlimmer ist, die Mutter. Komm, laß Dir den Mantel umhängen!" Aber sie floh von einer Ecke in die andere, und zuletzt sprang sie auf das Sofa, alles mit einem sonderbaren Lachen, das er noch nie von ihr gehört hatte. Und als er, auf den Scherz eingehend, den Tisch dicht heran schob, um sie zu fangen, da sprang sie gar auf den Tisch, und er nahm sie glückselig auf den Arm, wie er es mit seinem Jungen zu thun pflegte.

Nun musterte sie ihn plötzlich von oben herab mit kalten Augen und verändertem Gesicht. „Dieses altdeutsche Barett kleidet Dich entsetzlich!" sagte sie.

„Du siehst um so reizender aus, Therese."

„Bitte, laß mich los!" forderte sie.

„Ja, unter einer Bedingung."

„O, ich weiß schon!" Und sie hatte sich blitzschnell hinuntergebeugt und ihn in die Wange gebissen, daß die Spur ihrer kleinen Zähne dunkelroth darin zurückblieb. Ebenso rasch stand sie auf der Erde und sah ihn mit einem Blicke an, in dem sich Ekel mit Zorn mischten.

Er bemerkte ihn nicht. „Nun, das ging schon über den Spaß," sagte er ruhig und wischte mit dem Taschentuch die schmerzende Stelle ab.

„Du weißt doch, ich kann diese Albernheiten nicht leiden," erwiderte sie, und auf einmal begann sie zu schluchzen. „Ach, es ist ja alles so gräßlich dumm auf dieser Welt, alles, alles! Und heute ist — Karneval!"

Er schüttelte den Kopf.

„Weißt Du, Deine Nerven sind sehr angegriffen," sagte er, „und wärst Du meine Patientin, so müßtest Du hier bleiben."

Ein Weilchen darauf lag das Haus still da, das junge Paar und die Frau Räthin waren zum Ball gefahren; das Kind schlief und ebenso drunten das alte Fräulein. Nur aus Julias Fenster schimmerte noch Licht; sie saß und sorgte sich um fremdes Glück und schalt sich selbst ob ihrer spukhaften Phantasie. Ihr reiner Mädchensinn sträubte sich heftig gegen das, was immer aufs neue ihr Mißtrauen wachrief. Hätte sie nur jenen Blick nicht gesehen, hätte sie nur nicht gewußt, daß Therese schon einmal die Treue gebrochen! — Aber das war keine Treue, die am Altar beschworen war, sagte sich das Mädchen, keine, die durch das Heiligste auf der Welt befestigt wurde. Und sie dachte an den blonden Buben droben in seinem Bettchen und wurde ruhiger. Lange blieb auch der Frieder nicht mehr hier, und dann würde Theresens oberflächliches Herz sich wieder auf sich selbst besinnen. Wenn er nur erst abgereist wäre! Schlecht ist Therese nicht, sicher nicht; sie läßt sich nur so hinreißen durch alles, was sie bewundern zu müssen glaubt — nein, schlecht ist sie nicht!

Am andern Tage gegen Abend kam der Doktor aus dem Hause seines Schwiegervaters, den er täglich zu besuchen pflegte. Auf der Freitreppe der Villa zögerte er, besann sich und beschloß durch den Garten zu gehen, anstatt am Rheine entlang. Die Ballnacht lag ihm noch in den Gliedern. Man war erst in der Morgenfrühe heimgekehrt, und als er kaum schlief, hatte man ihn schon wieder herausgeklingelt, um einem Opfer des Karnevals die Wunde zu verbinden, die ihm das Bierseidel eines Nebenbuhlers geschlagen. Die unerquickliche Scene, die sich in einer Gesellenherberge abspielte, hatte ihm die ohnehin nicht rosige Stimmung vollends verdorben.

Therese war unbestritten Ballkönigin gewesen und hatte die Huldigungen der jungen Männerwelt hingenommen wie ein Mädchen, das noch über Herz und Hand verfügen darf. Und er hatte viertelstundenlang in irgend einer Ecke gestanden und sich geärgert, daß einer vernünftigen Frau solche Thorheiten Vergnügen machen konnten, hatte sich vorgenommen, ihr in aller Ruhe zu erklären, daß jetzt mit dem Besuch der Gesellschaften aufgehört werden müsse, denn sie sei ihm zu nervös und das Tanzen für sie ein Unding. Sie war in der That nach jedem Tanze bleicher geworden und ihre Augen immer fieberhafter.

Heute früh war er noch nicht dazu gekommen, mit ihr zu reden, denn sie hatte geschlafen, und bei Tisch hatte er zu seiner Ueberraschung die Mutter oben gefunden. Therese hatte sie eingeladen, ragout fin mitzuessen, das Lieblingsgericht der alten Dame. Und ehe noch der Nachtisch gekommen war, hatte sich die junge Frau abermals schlafen gelegt. Wenn er jetzt nach Hause kam, konnte er endlich wohl mit ihr reden.

Blaugrüne Dämmerung umgab ihn, zu dunkel, um die Gegenstände noch deutlich zu erkennen, doch hell genug, um gerade noch sehen zu können. Hie und da schimmerte ein Streifchen liegengebliebenen Schnees am Rande der Rasenflächen, und seitwärts leuchteten die weiß angestrichenen Baumstämme des Obstgartens wie Gespenster durch das Dunkel. Er ging, seine Cigarre rauchend, nicht den nächsten Weg, sondern um das große Rasenrund herum und kam an dem Gartenhäuschen vorüber, das unmittelbar an der Mauer gegen den Rhein lag. Der alte Herr hatte, als er den Garten kaufte, das alterthümliche Ding wieder ausgebessert und möbliert, da es vom Fenster aus eine köstliche freie Aussicht über den Strom gewährte. Er weilte hier gern im Vorfrühling, wenn es noch nicht möglich war, im Freien zu sitzen, oder im Spätherbst, wenn kalte Winde den Rhein heraufzogen. Zur Winterszeit war es verschlossen.

Fritz schritt gedankenvoll vorüber und stolperte fast über die breiten Sandsteinstufen, die sich kaum von dem Gartenweg abhoben. Dann verließ er den Garten und stand ein Weilchen vor der Thür des eigenen Grundstücks am nachtdunklen Strome. Da hörte er seitwärts ein scharfes kratzendes Geräusch und gewahrte einen Schatten, der unterhalb des Gartenhäuschens an der Mauer hinunterglitt; er mußte fast aus dem Fenster des Häuschens gekommen sein. Mit langen Schritten begann der Doktor dem Flüchtling zu folgen, allein Dunst und Nebel hatten dessen Gestalt im nächsten Augenblick verschlungen. So hielt er es für gerathener, umzukehren und nachzusehen, ob etwa in das Gartenhaus eingebrochen worden sei, um nöthigenfalls den Hausherrn zu benachrichtigen. Vielleicht hatte da auch ein Flößer ein komfortables Nachtquartier gesucht.

Der Garten lag jetzt finster und spukhaft einsam da, nur meinte er aus der Verbindungsthür mit dem eignen Garten etwas Lichtes huschen zu sehen — oder doch nicht? Er mußte sich wohl geirrt haben, denn als er eben wieder hinblickte, glaubte er bestimmt, den leuchtenden Birkenstamm neben der Pforte damit verwechselt zu haben, und schritt nun rasch nach dem Gartenhaus hinüber. Es überraschte ihn, die Thür, die in dieser Jahreszeit immer verschlossen zu sein pflegte, nur angelehnt zu finden.

Er zündete im Vorflur sein Taschenlaternchen an und betrat die winzige Stube.

Niemand hier.

Er öffnete den Wandschrank — der Gartenrock des alten Herrn hing da, der Strohhut darüber. Auf der anderen Seite standen Tassen, Fidibusbecher und ein altes Messingkohlenbecken in ungestörter Beschaulichkeit beieinander. Er leuchtete an die Fenster; sie waren geschlossen, nur ein Laden war nicht zugeriegelt und klaffte etwas. Er befestigte ihn vollends und sah dann weiter umher; der Fußteppich vor dem Sofa lag schief gerückt, sonst — —

Plötzlich richtete er sich empor und starrte wie gebannt auf einen Gegenstand zu seinen Füßen, dann bückte er sich und erfaßte ein leichtes weißes, mit Goldstickerei verziertes seidenes Gewebe.

„Julias Tuch," sagte er und wußte selbst nicht, warum ihn so jählings ein tiefer innerer Zorn packte. „Julias Tuch!" wiederholte er und lachte kurz auf.

Er löschte das Licht in der Laterne und setzte sich auf das

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München

Am Murgsee.

Nach einem Gemälde von J. G. Steffan.

ächzende kleine Möbel, als müsse er erst Kraft sammeln, das Unerhörte fassen zu können. Ein Mann, der aus dem Fenster springt, und Julia mit ihm in diesem abgelegenen Winkel — allein! Das stolze Mädchen, das ihm bis jetzt so rein und klar erschienen war wie — ja, es fiel ihm gar kein Vergleich ein. „Aber das kommt von der Lieblosigkeit, mit der sie aufgezogen wurde," murmelte er bitter. „Und doch — trotz alledem ist's unbegreiflich! Aber warnen muß ich sie, ihr helfen, rathen!"

Er sprang auf und eilte ins Freie, das Tuch in der Hand. Es war völlig dunkel geworden. Eins der Krantnerschen Dienstmädchen begegnete ihm in der Nähe der Verbindungsthür beider Grundstücke.

„Ist vielleicht meine Frau bei ihrem Vater?"

„Frau Doktor war heut' noch gar nicht hier," antwortete das Mädchen; „es ist überhaupt gar niemand bei uns gewesen außer Ihnen, Herr Doktor. Der Herr Lieutenant sind schon seit ein paar Stunden fort; ich glaube, er wollte zu Fuß nach" — sie nannte ein Städtchen in der Nähe — „ich hört' es nur, wie er es zum Herrn sagte."

„Ja, ich weiß," antwortete er zerstreut und ging.

In seinem eigenen Hause sah er Licht, im Kinderzimmer und im Boudoir seiner Frau. Bei Tante Riekchen war es dunkel. Er öffnete die Thür zu ihrem Zimmer und fragte hinein: „Ist Julia da?"

„Ja!" antwortete die tiefe klangvolle Stimme des Mädchens.

„Warst Du bis jetzt daheim?"

Ein kurzes Schweigen, dann ein „Nein!"

„Verzeih — wo warst Du, Julia?"

„Ich —" wieder eine Pause, „wie kann Dich das interessieren?"

Er antwortete nicht darauf. „Willst Du in einer Viertelstunde auf einige Minuten in mein Zimmer kommen — in das Studierzimmer?"

„Gern!" scholl es zurück.

Fritz begab sich in sein Zimmer, legte das Tuch sorgsam auf den Schreibtisch und ging zu seiner Frau.

Therese lag auf ihrem Sofa im Boudoir, die Lampe war mit einem dunklen Schleier verhängt. Sie sah bleich aus und ein Fröstelu schüttelte ihren Körper.

„O weh!" sagte er besorgt, „willst Du meine Praxis vermehren?"

„Ich bin so müde," klagte sie.

„Du hättest ein wenig an die Luft gehen sollen — warst Du heute gar nicht aus?"

„Nein!" stieß sie hervor.

„Immer hier auf dem Sofa? Dann wundert mich Dein Frieren nicht. Hast wohl gelesen? Wenn Du das doch lassen wolltest, sobald Du angegriffen bist."

„Ich möchte so gern schlafen."

„Das heißt wohl, ich soll Dich verlassen, Kind? Gut, aber morgen habe ich ernsthaft mit Dir zu reden; so geht das nicht weiter, Therese!"

Sie fuhr empor. „Was geht nicht so weiter?"

„O! O! Heute nicht, morgen! Sei vernünftig und schlafe Dich aus — ich werde sorgen, daß alles ruhig bleibt!" Er nickte ihr ernst zu und verließ das Zimmer.

„O, diese Frauen!" murmelte er und klopfte an Tante Riekchens Thür.

„Willst Du kommen, Julia?"

„Sofort!" antwortete sie.

Er ging voran, setzte sich an seinen Arbeitstisch und schraubte die angezündete Lampe höher, dann stützte er die Wange auf die Hand. Er hatte Herzklopfen wie ein Schuljunge. Gleich darauf trat sie ein.

Er betrachtete sie, wie sie nun vor ihm stand, ohne ein Wort zu sprechen. Sie sah leidend aus; es war ihr kindliches Gesicht nicht mehr. Er meinte auf einmal, etwas in den schönen Zügen zu erkennen, das an innere Kämpfe, an heimliche Leidenschaft mahne.

„Julia," begann er, und das Sprechen ward ihm schwer, „Du weißt, daß Du in mir immer einen Freund, einen Bruder gehabt hast - - oder war ich es Dir nicht, Julia?"

Sie blickte ihn an und das Zucken ihrer Mundwinkel verstärkte sich; es sah fast hochmüthig aus.

„O, gewiß!" antwortete sie.

„Du wirst Dir denken können, daß es einen Bruder auf's schmerzlichste und peinlichste berühren muß, entdeckt er an der Schwester —"

Er stockte und ging im Zimmer auf und ab; er wußte nicht, wie er ihr kundthun sollte, daß er ihr Geheimniß entdeckt. „Sieh das Tuch!" sprach er endlich heiser und deutete auf das Gewebe neben der Lampe.

Sie sah es an und dann ihn, ruhig, mit einem Ausdruck von Verwunderung in den Blicken.

„Ich fand es eben — Du hast es wohl vergessen bei Deinem Stelldichein im Gartenhaus — im Schmerz des Abschieds, vielleicht auch —" Und gereizt durch ihre Ruhe: „Ach, Julia, Kind, wie konntest Du Dich so weit vergessen!"

Ihre Augen hatten sich unheimlich erweitert. „Das Tuch — ich, ich soll es —?"

„Sei aufrichtig gegen mich, Julia!" bat er. „Daß Du einmal lieben würdest — das mußte ja kommen, aber ich habe gemeint, es würde da, wie es Brauch und Sitte ist, bei Tante Riekchen oder bei mir ein achtbarer Mann anklopfen, der frank und frei Deine Hand begehrt; niemals habe ich gedacht, daß Du einem — Liebhaber gehören würdest, mit dem Du Dich verstecken mußt, der durch das Fenster seinen Weg nimmt!"

Sie fuhr empor.

„Du bist wahnsinnig!" schrie sie. „O, das ist — das ist —" Dann verstummte sie jäh, und ihre Hand tastete nach der Lehne des Sofas, während sie die andere vor die Augen legte, als sei ihr schwindlig geworden. „Mein Gott!" klang es durch das Gemach.

„Ja, es ist besser, Du leugnest nicht und schenkst mir Vertrauen, es kann ja noch alles gut werden. Ich bitte Dich, Julia, sage mir alles, laß mich mit dem Manne reden! Ich bin bereit, wenn auch mit schwerem Herzen, Dich zu entschuldigen. Du hast keine Mutter gehabt, Tante Riekchen hat nicht verstanden, Deine Liebe zu gewinnen — Du bist herzenseinsam gewesen all die Zeit her, hast vielleicht den Muth nicht gehabt, der Tante zu sagen: ‚Ich liebe und werde geliebt!' — Ich will Dein Vertrauen ehren, Dir helfen — aber beichte, Kind, sage mir, wer es ist! So kann es ja doch nicht fortgehen; es ist Deiner und unsrer unwürdig!"

Er war neben sie getreten und streichelte ihr das Haar. „Sprich doch, Unnütz, sprich!" sagte er bittend.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! Laß mich!" rief sie, seine Hand zurückstoßend; ihre verstörten Augen irrten durch das Zimmer, als wisse sie nicht, ob sie wache oder träume.

„Du kannst nicht?"

„Nein! Nein!"

Und sie brach in ein kurzes nervöses Lachen aus. „Gieb das Tuch her, ich will gehen!"

„Nein, Du gehst nicht!" rief er heftig, gereizt durch das Lachen. „Du entkommst mir nicht! Ich als Herr dieses Hauses dulde nicht, daß man mit Fingern auf die deuten darf, welche Kindesrechte hier genoß — also rede, sprich!"

Sie eilte vor ihm hin mit aufgehobener Hand, als wollte sie den Schimpf durch einen Schlag rächen. „Mit Fingern auf mich deuten?" stieß sie hervor.

Er erfaßte die Hand und zog sie nieder. Julias kreideweißes Gesicht hatte einen unheimlichen Ausdruck.

„Besinne Dich! Dieses Tuch trugst Du vor ein paar Tagen: ich sah Dich darin, als Dein Bruder den Vortrag hielt. Irre ich mich? Ja oder nein!"

Sie senkte plötzlich den Kopf. „Es ist mein Tuch," sprach sie tonlos.

„Und wer war bei Dir?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Du willst es mir nicht gestehen?"

„Nein!"

Da stieg ihm der Zorn heiß zu Kopfe. „Ich hab's nie für möglich gehalten, daß Du auf lichtscheuen Wegen gehen könntest," rief er empört. „So geh' — wir sind geschieden!"

Sie schritt hinaus, das Tuch in der schlaff herabhängenden Hand, die ganze Gestalt wie gebrochen. Erst an der Thür warf sie den Kopf in den Nacken und richtete sich empor.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Büchertisch.

Gute Bücher sind wie gute Freunde — niemals sind sie willkommener als in der Muße stiller Festzeiten und langer Winterabende.

Kein Wunder, daß gerade Weihnachten ein Fest der Bücher geworden ist, für die Kleinen wie für die Großen. In erster Linie aber für unsere Kleinen! Nicht nur daß sie das tiefste Interesse, die unbefangenste Lust für ihre Bücherschätze mitbringen — es ist auch bei Schriftstellern und Verlegern das gleiche Bestreben vorhanden, vor allem der Jugend das Mannigfaltigste und das Beste zu bieten. So stellt denn auch der „Weihnachtsbüchertisch" der „Gartenlaube" billig in die erste Reihe die

Schriften für die Jugend.

Für die Jüngsten bringen die „Thiere aus Haus und Hof" (Stuttgart, Effenberger) eine reiche und, was ebenfalls von Werth ist, „unzerreißbare" Anschauungswelt, ebenso das „Leinwandbilderbuch" „Aus der Thierwelt" (Eßlingen, J. F. Schreiber). Der Verlag von Gustav Weise in Stuttgart bietet in der „Kleinen Feuerwehr" von A. Baisch und F. Flinzer, in den eigenartig illustrierten Heften „Hinter dem Gitter des Thiergartens" und „Einen Tag vor Weihnachten" Anregendes in Wort und Bild. — „Aus Hänschens Jugendzeit" nennt sich ein Buch, zu dem Fritz Reiß die Zeichnungen und W. Herbert die Verse geliefert hat; namentlich hübsch gelungen sind die Illustrationen. L. Meggendorfer wird mit seinen „Lustigen Zieh- und Drehbildern" manchem unserer Kleinen ein herzliches Lachen abgewinnen; erschienen sind sie, ebenso wie „Hänschens Jugendzeit", bei Schreiber in Eßlingen.

Ein etwas höheres Alter setzen die Bücher des Ströferschen Kunstverlags in München voraus: „Frohe kleine Gäste", „Was braven Kindern gefällt", „Großmütterlein", „Was der Kuckuck ruft", „Guck! Guck!", „Feiertagsgeschichten" und „In Pelz und Flaum, Prachtgestalten aus dem Thierreiche". Hier ist durchweg ein hübscher Text durch Bilder illustriert, die mit wirklichem Geschmack ausgewählt und mit allen Hilfsmitteln namentlich auch der Farbentechnik wiedergegeben sind. Ebenbürtig schließen sich diesen Erscheinungen an das von Cornelie Lechler herausgegebene „Kunterbunt", „Wilh. Heys fünfzig Fabeln" und „Ludwig Bechsteins Märchenbuch für Kinder" (Stuttgart, Effenberger). — „Der Mütter Schatzkästlein" (Berlin, Alexander Duncker) giebt eine reiche Auswahl von Liedern und Sprüchen zum Auswendiglernen für die Kinder.

Was die „Universalbibliothek für die Jugend" seit Jahren an gesunder geistiger Kost den Heranwachsenden bietet, ist in weite Kreise gedrungen. Heuer liegen sieben neue Bändchen in dem bekannten rothen Gewande vor. O. M. Seidel schließt seine Sammlung deutscher Reime, von der die beiden ersten Theile voriges Jahr an dieser Stelle besprochen wurden, mit dem Büchlein: „Buntes aus dem Leben. Der Verkehr des Kindes mit der Welt"; Dr. Werner Werther giebt „Parabeln von Krummacher und Herder" sowie O. Glaubrechts Erzählung „Das Heidehaus" in Bearbeitungen für die Jugend; Dr. A. Burmann schildert unter dem Titel „Deutsches Götterbuch" die altdeutsche Götterwelt; ferner sind hier neu herausgegeben „Robert Reinicks Märchen", „Am Lagerfeuer" von Kapitän Mayne Reid und „Antinahuel" von Gustave Aimard, zwei Erzählungen, deren Abenteuer auf amerikanischem Boden spielen. — Eine ähnliche Sammlung von Unterhaltungsschriften, nur mit begrenzterem Stoffgebiet, hat der Verlag von Carl Flemming in Glogau mit seinen „Vaterländischen Jugendschriften" ins Leben gerufen. Wir heben daraus hervor: „Franz von Sickingen" von Ludwig Ziemssen, „Barbarossa", „Sendlitz" und „Leuthen" von Franz Kühn, „Albrecht Dürer" von H. Berger, „Das Türkenmal" von Ferdinand Sonnenburg und „Der neue Prophet" von Ernst Kornrumpf.

Ein Unternehmen, das die eingehendste Beachtung der Eltern und Lehrer verdient, ist „Gustav Weises Naturgeschichte in Bildern". Schon früher ist davon „Das Thierreich" mit 250 Abbildungen erschienen, jetzt hat sich daran „Das Pflanzen- und Mineralreich" mit 270 Illustrationen angereiht. Der Anschauungsunterricht findet hier Vorlagen von überraschender Treue und Mannigfaltigkeit.

Für die **reifere Jugend** liegen die neuesten Jahrgänge von Spemanns illustrierten Zeitungen für Knaben und Mädchen, „Der gute Kamerad" und „Das Kränzchen", je in einem stattlichen Bande vor. — Von Werken patriotischen Inhalts sind zu nennen „Jederzeit kampfbereit!", ein mit vielen Abbildungen und Schlachtenplänen ausgestattetes Buch (Leipzig, Hirt und Sohn), in dem Oskar Höcker und Arnold Ludwig unter Mitwirkung militärischer Fachmänner „Geschichtliche und militärische Bilder von der Entwicklung der deutschen Wehrkraft" in anschaulichster und belehrendster Weise entwerfen; weiter „1870 und 1871, zwei Jahre deutschen Heldenthums", von Gustav Höcker (Glogau, Flemming). — Die Phantasie besonders der Knaben liebt es, mit allen möglichen Helden, weißen, braunen und schwarzen, sich in die verwegensten Abenteuer zu stürzen, deren Schauplatz bald das Meer mit seinen Wundern und Gefahren, bald die Indianergebiete Nordamerikas, bald Afrikas heiße Steppen sind. Unter den Schriften, welche derartige Stoffkreise für die Jugend behandeln, zeichnen sich durch spannenden Inhalt und gediegene Ausstattung vor allem aus Armands „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer" und „Der blau-rothe Methusalem" von Carl Man (Stuttgart, Union). Eine afrikanische Kolonialgeschichte, die schon die neuesten Forschungsergebnisse für die sachkundige Darstellung verwerthet, erzählt C. Falkenhorst unter dem Titel „Am Viktoria-Nyansa" (Leipzig, Brockhaus); Friedrich J. Lafeken bietet zwei neue Schilderungen aus dem Westen Nordamerikas, „Ein Held der Grenze" (Leipzig, Hirt und „Jim, der Trapper" (Stuttgart, Effenberger); C. von Wasmer läßt in dem Buche „Ueber den Sternen" afrikanisches Sklavenleben den Mittelpunkt bilden, J. H. C. Kern giebt „ernste und heitere Geschichten aus dem Leben deutscher Seelente" unter der Ueberschrift „Unter schwarz-weiß-rother Flagge" (Glogau, Flemming). Die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm haben in der „Großen Ausgabe" (Berlin, Hertz) die 25. Auflage erlebt, hoffentlich noch lange nicht die letzte!

Junge Mädchen werden angenehm davon überrascht sein, daß bei G. Weise in Stuttgart aus dem Nachlasse von Emmy v. Rhoden, der Verfasserin des „Trotzkopf", jetzt „Trotzkopfs Brautzeit" herausgegeben worden ist. Das Buch weist dieselben Vorzüge auf wie das frühere, das so rasch beliebt geworden ist. — Clementine Helm zeigt in dem Bändchen „Friedas Mädchenjahre" (Stuttgart, Krabbe), daß sie eine gemüthvolle Erzählerin ist, die auch geschichtliche Stoffe gewandt zu behandeln weiß. — Wie alljährlich so hat sich auch heuer pünktlich Ottilie Wildermuths „Jugendgarten" eingestellt (Stuttgart, Union), auf den schon in Nr. 47 ausführlicher hingewiesen worden ist; ferner die Gaben für die weibliche Jugend, die unter Thekla von Gumperts Leitung bei Flemming in Glogau erscheinen. Es liegen vor der 37. Band von „Herzblättchens Zeitvertreib", der 38. Band des „Töchteralbums", der 13. und 14. Band des „Bücherschatzes für Deutschlands Töchter". — Endlich ist in der gleichen vornehmen Ausstattung und mit einem Inhalt von ähnlichem litterarischen Werth wie der erste Jahrgang — unter anderen haben Ernst Eckstein, Martin Greif, Julius Sturm Beiträge geliefert — der zweite Band von „Maienzeit, Album für die Mädchenwelt", herausgekommen (Stuttgart, Union).

Romane. Novellen. Gedichte.

Es ist für die „Gartenlaube" eine ehrenvolle Pflicht, an der Spitze dieser Rubrik zunächst einiger Werke zu gedenken, welche in der „Gartenlaube" zuerst das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben und nunmehr in Buchform sich der deutschen Lesewelt vorstellen. Es sind dies die „Truggeister" von Anton v. Perfall, „Ein Götzenbild" von Marie Bernhard und „Der Klosterjäger" von Ludwig Ganghofer (die beiden ersteren bei Ernst Keil's Nachfolger, das letztere bei Bonz in Stuttgart erschienen). Wir sind überzeugt, daß diese Erzählungen bei unsern Lesern noch in guter Erinnerung stehen und in ihrem veränderten Gewande noch manchen neuen Freund zu den alten sich gewinnen werden. Ganz besonders aber werden die beiden illustrierten Ausgaben der Werke von E. Marlitt und W. Heimburg auch heuer wieder vielen eine Freude machen. Die „Gesammelten Romane und Novellen" von E. Marlitt sind bereits vollständig in 2. Auflage erschienen, die von W. Heimburg bis zum 8. Bande vorgeschritten. Auch Herman Schmids „Gesammelte Schriften" bringen wir unsern Lesern in Erinnerung. Herman Schmid ist bekanntlich einer der besten Vertreter des bayerischen Dorf- und Bauernromans.

Aus dem Vorstellungskreise der nordischen Mythologie hat Felix Dahn den Stoff zu einer kleinen Novelle geschöpft, die durch Eigenart des Konflikts wie durch märchenhaft-rührende Züge gleich sehr fesselt. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Sie führt den Titel „Die Finnin" und behandelt die tragische Liebe einer in einsamer Inselwildniß aufgewachsenen Finnenjungfrau zu einem „weißen Göttersohne", der aus dem „milderen Westen" an ihren Strand verschlagen wurde. — Karl Manno, dessen von kräftigem Humor getragene Novelle „Ein süßer Knabe" einst so vielen Beifall gewann, hat dem „süßen Knaben" ein weibliches Gegenstück folgen lassen in seiner „Gräfin Gerhild" (Stuttgart, Fr. Frommann). Freunde des Pferdesports werden in dieser an wildbewegter Handlung reichen Geschichte ausgiebig ihre Rechnung finden. Denn Roß und Reiter sind einmal die ausgesprochene Vorliebe dieses Autors. — Ernst Eckstein, der es wie wenige verstanden hat, in seinen groß angelegten Romanen aus der römischen Geschichte die ferne Vergangenheit vor uns lebendig werden zu lassen, bietet diesmal in seiner „Themis" (Berlin, Grote) ein dramatisches Bild aus dem großstädtischen Treiben des heutigen Berlin; es ist ein mit Geschick aufgebauter Kriminalroman, der freilich an den dunklen Seiten menschlicher Leidenschaft nicht vorübergeht. — Rudolf v. Gottschall führt uns in seinem neuen Roman „Verkümmerte Existenzen" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt) ebenso ergreifende wie lebenswahre Beispiele jener Unglücklichen vor, die nach einer guten Erziehung und vortrefflichen Schulbildung durch irgend ein widriges Geschick Schiffbruch gelitten haben und nun unter dem Zwiespalt ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer Lebensbedingungen zu Grunde gehen oder langsam dahinsiechen. — Hans Arnolds „Neues Novellenbuch" (Stuttgart, Bonz) hat bereits die zweite Auflage erlebt.

Rudolf Lindaus neuer Roman „Martha" (Stuttgart, Cotta) trägt das Gepräge eines welt- und menschenkundigen Verfassers. Die Charaktere sind aus dem Leben gegriffen und mit sicherer Hand gezeichnet,

die Handlung, an sich einfach und ruhig verlaufend, ist reich an interessanten Episoden. — „Hermann Ifinger", der neueste Roman des geistreichen Adolf Wilbrandt, wurde infolge äußerer Ereignisse schon viel genannt. Das Aufsehen, welches die gegen eine Stelle des Werkes in Oesterreich erhobene verfehlte Anklage hervorrief, darf seinen wahren Ruhm nicht in Schatten stellen. Es ist eine echte Dichterarbeit, voll tiefer Gedanken und von erquickender Schönheit der Sprache.

Eine fesselnde, in ihrer Besonderheit geistvolle Novelle — „Löwenblut" — hat Wilhelm Lauser aus dem Nachlaß des Dichters Ferdinand Kürnberger herausgegeben (Leipzig, H. Minden). — Fritz Anders behandelt in seinen vortrefflichen „Skizzen aus unserem heutigen Volksleben" Fragen und Mißstände unseres öffentlichen Lebens in einer Form, die im leichten Gewande des Humors den tiefsten Ernst verbirgt und hoffentlich bei recht vielen ein nützliches Nachdenken weckt; Charlotte Niese entfaltet in ihren reizenden Bildern „Aus dänischer Zeit" eine unverkennbare Begabung für Kleinmalerei. Beide Bändchen sind bei Grunow in Leipzig erschienen. — Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben erzählt der auch unsern Lesern wohlbekannte Plauderer V. Chiavacci in seinem Buche „Klein-Bürger von Groß-Wien" (Stuttgart, Bonz). — Wolfgang Kirchbach erweist sich in seiner Novellensammlung „Miniaturen" (Stuttgart, Cotta) als ein Talent, das geistvollen Humor mit einem naiven Ton zu verbinden weiß, darin an Gottfried Keller erinnernd.

Wir fügen noch einige Werke an, die an sich nicht neu sind, aber durch ein neues, oft festlich prächtiges Gewand sich ein Anrecht erwerben, auf einem Weihnachtsbüchertisch vertreten zu sein. Von Ottilie Wildermuths Gesammelten Werken und von Berthold Auerbachs Schriften haben wir schon an anderer Stelle gesprochen. Ferner ist Hackländers zweibändiger Roman „Eugen Stillfried" in einer von A. Langhammer hübsch illustrierten Ausgabe (bei Krabbe in Stuttgart) erschienen, Ernst v. Wolzogens Romancyklus „Blau Blut", in welchem „Die Kinder der Excellenz", „Die tolle Komteß" und „Der Thronfolger" begriffen sind, liegt in der geschmackvoll ausgestatteten Salonausgabe von „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek" vor, und der reizenden Erzählung von Jeanne Schultz „Was der heilige Josef vermag", ebenfalls ursprünglich einem Bestandtheil der genannten Romanbibliothek, ist sogar die Ehre einer illustrierten Prachtausgabe zu theil geworden, zu welcher der gerade durch seine Romanillustrationen berühmte französische Zeichner E. Bayard die Bilder geliefert hat.

An der Spitze der poetischen Litteratur haben wir die zweite umgearbeitete Auflage von Hermann Linggs machtvollem Epos „Die Völkerwanderung" (Stuttgart, Cotta) zu nennen, weiter den Cotta'schen Musenalmanach für das Jahr 1893; wir werden über den wiederum überaus reichhaltigen und fein ausgestatteten Band noch Genaueres mittheilen. — Ernst Scherenbergs patriotische Dichtungen haben bei unserem deutschen Volke immer guten Anklang gefunden. In der neuesten (3.) Auflage seiner „Gedichte" ist der Inhalt seiner früheren Sammlung mit neuen Gesängen vereinigt, die im Laufe des letzten Jahrzehnts entstanden sind. Auch durch Anton Ohorns „Ordensmeister" (Berlin, Grote), einen Heldensang aus den Kämpfen des Deutschordens gegen die Polen, weht ein warmer patriotischer Hauch.

Esaias Tegners „Frithjofssage" hat von jeher die deutschen Uebersetzer gelockt — ist es doch eine dankbare Aufgabe, den Wohllaut und die poetische Kraft der Verse des schwedischen Dichters in unserer Muttersprache wiederzugeben. Den älteren Uebersetzungen hat sich eine neue von Fr. Ohnesorge angereiht (Leipzig, Th. Knaur), die sich durch Treue gegen das Original auszeichnet und sich gut liest. — Feines Formgefühl und stilistische Gewandtheit zeigt Ludwig Fulda in seiner Uebersetzung von Molières Meisterwerken. Der Band umfaßt „Tartüff", „Misanthrop", „Gelehrte Frauen" und „Der Geizige" (Stuttgart, Cotta).

Seit Hebel und Fritz Reuter in so klassischer Weise der Dialektdichtung eine Bahn gebrochen haben, sind die mundartlichen Erzählungen und Gedichte häufig geworden. Wer gerne deutsche Stammeseigenart in diesen Spiegelbildern schaut, wird an den schwäbischen Gedichten von Eduard Hiller, „Naive Welt" (Stuttgart, Lutz), seine helle Freude haben, und nicht weniger an den frischen „Gedichten in westricher (westpfälzischer) Mundart" von Ludwig Schandein (Stuttgart, Cotta).

Geschichte. Kulturgeschichte. Biographie.

Als ein vortreffliches Hausbuch ist längst bekannt K. F. Beckers Weltgeschichte. Professor Wilhelm Müller hat sie noch vor seinem kürzlich erfolgten Tode zum drittenmal neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt. Auch der Abbildungsstoff ist in der neuesten Auflage wesentlich bereichert.

Für unsere strebsamen Gymnasiasten bildet ein schönes Weihnachtsgeschenk das Buch von Hermann Bender „Rom und römisches Leben im Alterthum" (Tübingen, Laupp). Es erscheint eben in einer neuen, den Fortschritten unserer Kenntnisse von der alten Weltbeherrscherin Rechnung tragenden Ausgabe. — Anziehend geschrieben ist das Werk von Alwin Schultz „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert" (F. Tempsky in Prag). Aus einer Fülle von Einzelzügen ist hier ein charakteristisches Gesammtbild deutscher Sitte und Kultur am Ausgang des Mittelalters zusammengestellt, ein Bild, das um so lebendiger wirkt, als eine reiche Illustration die Schilderung unterstützt und das Fremdartige unserem Empfinden nahebringt. Das Werk ist in einer besonderen Familienausgabe erschienen, die unbedenklich jedem in die Hand gegeben werden kann. — Rudolf von Gottschalls „Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts" (Breslau, Trewendt) ist jetzt in sechster Auflage erschienen. Schon darin liegt ein Gradmesser für die Brauchbarkeit dieses Werkes, das in vier Bänden eine Fülle von Stoff, eine annähernd vollständige Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Litteratur in diesem Jahrhundert bis herab zur jüngsten Zeit bietet. Wer daher Ueberblick und Urtheil über unser litterarisches Leben vor allem in der Gegenwart sucht, wird an dem Buche Gottschalls nicht vorübergehen können. — „Das junge Deutschland" von Joh. Prölß, welches das Werden von Gutzkow und Laube schildert, ist schon früher hier angezeigt worden. — Eine stets neu untersuchte Frage der Litteraturgeschichte, die nach der innersten Bedeutung von Shakespeares Hamlet-Figur, hat durch Richard Löning in seinem Buche „Die Hamlet-Tragödie Shakespeares" (Stuttgart, Cotta) eine durch Einfachheit überraschende und überzeugende Beantwortung erfahren.

Hermann Lüders ist als Maler oft und viel mit dabei gewesen, wenn wichtige Begebnisse im Vaterland sich abspielten. Seine von ihm mit Zeichen- und Schreibfeder beschriebenen Malerfahrten „Unter drei Kaisern" (Berlin, Grote) sind eine Art Blüthenlese aus der Geschichte der letzten vier Jahrzehnte.

Auf dem Felde der Biographie ragt hervor die prächtige Schrift des Altmeisters W. H. Riehl, „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe", wahre Kabinettstücke scharfer, plastischer Darstellung. Sie liegen bereits in zweiter Auflage vor.

Prachtwerke.

Zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Prachtwerke zählen dieses Jahr unstreitig die neue Prachtausgabe von Uhlands Gedichten und die Allersche Bismarck-Mappe, aus denen wir bereits in Halbheft 23 und 25 verschiedene Proben gegeben haben. Am nächsten steht ihnen wohl die Mappe von C. Röchling, „Unser Heer" (Breslau, C. T. Wiskott). Röchling ist einer unserer besten Militärmaler, der unsere Jungens im bunten Rock mit einer geradezu verblüffenden Realistik darzustellen weiß und insbesondere für die gemüthlich-humorvolle Seite des Soldatenlebens im Frieden einen trefflichen Blick hat. Diese beiden Eigenschaften des Künstlers kommen denn auch in den Blättern von „Unser Heer" zu glücklichem Ausdruck. Die — verkleinerte — Probe auf S. 837 stellt eine mit Gewehrreinigen beschäftigte Gruppe dar.

Wie Röchling seine Musketiere, so kennt René Reinicke seine Backfische. Das hat er mit seinem „Album für Backfische" (Leipzig, Ad. Titze), aus dem wir Seite 829 eine Probe geben, aufs neue bewiesen. Wie reizend sind diese halb erschlossenen Mädchenblüthen, die es doch verstehen, sich schon ganz damenhaft zu geben! Und wie unterhaltsam die Typen der jungen Herren, vom steifen Anfänger bis zum weltgewandten Salonhelden, wie belustigend der Klavierspieler, welcher im Schweiße seines Angesichts auf die Tasten hämmert! Die hübsche Blondine im Mittelgrund scheint schon recht tief versunken zu sein in die neue Lust des Tanzes mit einem Herrn, denn vergeblich sucht der Tanzmeister ihre Aufmerksamkeit für seine Ausstellungen zu gewinnen. Ja ja, in der „ersten Tanzstunde mit Herren" wird eben das Tanzenlernen Nebensache!

In ernsthaftere Regionen führt uns ein Werk, das recht eigentlich „einem Bedürfniß unserer Zeit entgegenkommt". Seit langer Zeit war bei uns Deutschen die Neigung, Denkmale zu errichten, nicht so lebhaft entwickelt, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Unserer Generation mußte darum auch ein Werk erwünscht sein, welches wie „Die deutschen Bildsäulendenkmale des XIX. Jahrhunderts" von Hermann Maertens (Stuttgart, Jul. Hoffmann) die mustergiltigen Leistungen des laufenden Jahrhunderts zusammenstellt und so nicht bloß dem Laien eine Uebersicht, sondern auch dem Künstler Vorbild und Anregung giebt. Auf die Bedürfnisse des Fachmanns ist im Text noch besonders Rücksicht genommen.

Vom Fels zum Meer führen uns zwei landschaftliche Prachtwerke. „Alpenglühen" nennt sich das eine (Stuttgart, Union). Es bietet Naturansichten und Wanderbilder aus dem weiten Gebiete der Alpen von den Gestaden der „Riviera di Ponente" bis hinüber zu den Geheimnissen des Karst. Der Text stammt aus der Feder eines vortrefflichen Kenners der Gebirgswelt, des Frhrn A. von Schweiger-Lerchenfeld. Das Werk erscheint eben jetzt in zwei wöchentlichen Lieferungen. — Das andere ist ein bescheidenes, aber recht hübsch ausgestattetes Bändchen, eine Beschreibung der Insel und des Badelebens von Helgoland (Leipzig, Titze). Adolf Lipsius ist der Verfasser des lebendig und einnehmend geschriebenen Textes, die Abbildungen sind nach Photographien gemacht.

Digitized by Google

Blätter & Blüthen

Das Christkind im Hause. Ein wunderbarer Zauber umweht das Weihnachtsfest, einer jener unvergänglichen Reize, welche allen Umwandlungen der Kultur trotzen und den Wechsel der Anschauungen überdauern, da sie aus jahrtausendelangem Sinnen und Glauben des Volkes hervorgegangen sind. Weihnacht! Die Neige des Jahres, die bedeutungsvolle Zeit der Wintersonnenwende, hat einst die frohen Feste des Heidenthums gesehen und sieht jetzt die sinnige Feier des Christenthums; wir fühlen uns in dieser Zeit durch reine Liebe gehoben — und wir opfern noch, wenn auch unbewußt, den alten Göttern der nordischen Völker. Als Schimmelreiter und Knecht Ruprecht besucht uns der strahlende Sonnengott Wuotan, Frau Berchta zu Ehren werden da und dort noch Umzüge veranstaltet — und in den geheimnißvollen „Zwölf Nächten" sind auch wir leicht ein wenig abergläubisch und wollen nach der Art unserer Vorfahren in der Zukunft lesen.

Die Alten wissen, welchen Zauber die alten weihnachtlichen Volksgebräuche auf ihr jugendliches Gemüth ausgeübt haben, und wer sich in der Erinnerung dessen freut, der will wohl diese herzliche Lust auch seinen Kindern voll bewahren. Leider bröckelt von den alten Weihnachtsbräuchen einer nach dem anderen ab. Früher hat den artigen Kindern das Christkind den strahlenden Weihnachtsbaum und all die schönen Gaben gebracht; in diesem Glauben suchte man die Kleinen solange wie möglich zu erhalten. Heute sind es Vater und Mutter, Onkel und Tante, welche die Kinder beschenken, und damit geht ein liebliches Stück Hauspoesie verloren. Es ist ja sehr schön, wenn jetzt die Kinder im Theater Weihnachtsmärchen ansehen, aber ihre Großeltern haben andere Weihnachtsvorstellungen erlebt, welche das Auge nicht so sehr blendeten, jedoch das Herz um so mehr erwärmten, da sie ganz für das einfache kindliche Gemüth berechnet waren: die Ankunft des Knechts Ruprecht und des Christkindes wurde schon lange vorher angekündigt, und wenn der ersehnte Zeitpunkt da war, dann spielten die Erwachsenen mit voller Würde ihre Rollen, und bezeichnend war es, daß zu solchen Familienvorstellungen sehr oft die Dienstleute mit herangezogen wurden. In weißen, bunt bebänderten Kleidern traten sie möglichst fein und zart auf, das Gesicht versteckten sie hinter Larven, und mit feiner Stimme sprachen oder sangen sie in recitierender Weise die Verse. Das geschieht mitunter jetzt noch auf dem Lande; in den Städten — und leider wohnt heute schon die Hälfte der Deutschen in Städten — sind diese Gestalten verschwunden. Hier und dort erscheint wohl auch in der Stadt ein trauriger Knecht Ruprecht, der den umgewendeten Schlafrock über den Kopf gezogen hat und in seiner schlechten Vermummung in einem dürftig beleuchteten Zimmer die Kinder aufsucht — er spricht ein paar unverständliche prosaische Worte und geht von dannen, nachdem er den Sack mit Nüssen und Aepfeln zurückgelassen hat. Das Christkind bekommen die Kinder vollends nimmer zu Gesicht. Und doch würde das Zurückgreifen auf die alte Sitte viel zur Erhöhung der Weihe des Tages beitragen. Unsere Vorfahren wußten mit geringem Aufwand solche Hausfeste zu veranstalten, und denjenigen, die sie wieder aufnehmen möchten, wird die Mittheilung eines kurzen Christkindliedes und -spieles nicht unwillkommen sein; denn wenn auch viele das, was sie in ihrer Jugend geschaut haben, nachahmen möchten, so haben sie doch meist die Reime vergessen, welche dem Ganzen erst zur rechten Wirkung verhelfen. Karl Weinhold hat in seinem Werke „Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" auch das nachfolgende kurze Christkindlied aus Niederschlesien mitgetheilt.

Gewehrreinigen auf dem Flur.

Aus „Unser Heer" von E. Röchling. Verlag von E. T. Wiskott in Breslau
Für die „Gartenlaube" verkleinert in Holz geschnitten

„Der Engel und das Christkind."

Der Engel tritt ein, weißgekleidet, in der Hand ein Schwert, und singt:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch neue gute Mär,
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Das Christkind tritt ein, bunt gekleidet, in der Hand eine Ruthe, und singt:

Ein' schön' guten Abend geb' euch Gott,
Ich komm' herein ohn' allen Spott,
Hat es fromme Kinder innen,
Die fleißig beten und singen können,
Die fleißig in die Schule gehn
Und züchtig vor dem Tische stehn?
Wenn sie fleißig beten und singen,
So werd' ich eine große Bürde bringen.

Engel.

Ei, liebes Christkind, wenn ich dir soll die rechte Wahrheit sagen,
So muß ich über die kleinen Kinder klagen,
Wenn sie in und aus der Schule gehn,
Bleiben sie auf den Gassen stehn.
Die Bücher thun sie zerreißen,
Die Blätter in die Winkel schmeißen.

Christkind.

Ei, lieber Engel, hätt' ich das eher vernommen,
In das Haus wär' ich nicht gekommen,
Da hätt' ich mir meine Gaben erspart
Und wär' wieder gen Himmel gefahr'n.

Engel.

Ei, liebes Christkind, bist nicht so hart
Gegen die kleinen Kinder zart;
Sie wollen fromm sein und beten,
Daß du kannst mit dein' Gaben vor sie treten.

Christkind.

Ach, lieber Engel, weil du der Kinder thust gedenken,
So will ich ihnen etwas geben und schenken,
Damit sie an das heilige Christkind gedenken.

Das Christkind theilt seine Gaben aus, unterdessen singt der Engel:

Ach, liebes Christkind, wenn ich wär' wie du,
So hieb' ich mit der Ruthe zu.

Der Engel und das Christkind bleiben voreinander stehen und singen:

Wir stehen auf einem Lilienblatt
Und wünschen euch allen ein' gute Nacht,
Ein' schön' gute Nacht, ein' frohliche Zeit,
Die uns der Herr Christus vom Himmel bereit.

Im Hinausgehen:

Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht,
Wir haben uns noch weiter bedacht;
Wir haben draußen stehn ein' schönen Wagen,
Der ist mit lauter Gold und Silber beschlagen.

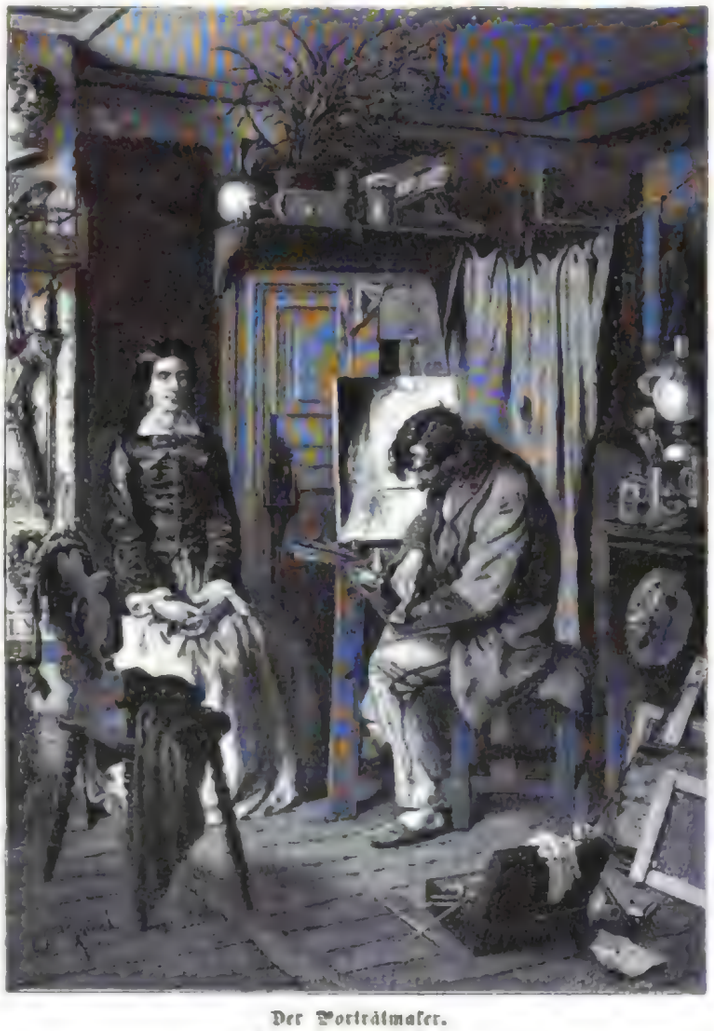
Dieses Christkindlied war seiner Zeit mit einigen Veränderungen in Deutschland weit verbreitet. In einer der veränderten Fassungen beschert das Christkind nicht, sondern empfiehlt sich mit dem Versprechen:

„Gute Nacht, gute Nacht, ihr lieben Kindelein,
Die Christnacht will ich wieder bei euch sein."

Das mitgetheilte Christkindlied soll übrigens denjenigen Eltern, welche für derartige Hausfeste Sinn haben, nur als Anregung dienen, zweckmäßige Aenderungen lassen sich leicht anbringen. Wer sich überdies die Mühe geben will, Großvater und Großmutter um Rath zu fragen, der wird in vielen Fällen noch andere Weihnachtspiele erfahren und zur Freude seiner Kinder verwerthen können.

Der Colla'sche Musen-Almanach. Zum drittenmal begrüßen wir diesen durch Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichneten Musen-Almanach, welcher mit Glück bemüht ist, die Erinnerung an seinen klassischen Vorgänger wachzuhalten; denn auch dieser neue Jahrgang 1893 enthält

Perlen deutscher Dichtung. Den feinsinnigen Herausgeber Otto Braun haben unsere berühmten Sänger aufs beste unterstützt, und die Verlagsbuchhandlung hat der Sammlung ein des Inhalts würdiges Kleid gegeben und sie mit sechs sauber ausgeführten Kunstbeilagen geschmückt. An der Spitze stehen Prosadichtungen: „Fräulein Susannens Weihnachtsabend", eine Humoreske von Marie von Ebner-Eschenbach, die mit einfachen Mitteln einen rührenden Eindruck hervorruft, und eine Novelle von Max Haushofer, „Der Floßmeister", eine stimmungsvoll beleuchtete und gut erzählte Geschichte aus dem Volksleben. Beide Erzählungen zeigen einen gemeinsamen Zug: die schmerzliche Täuschung braver Menschen, welche aber in sich die Kraft finden, sich über dieselbe hinwegzusetzen. Den Reigen der poetischen Erzählungen eröffnet das umfangreiche Gedicht „Gulnare" von Otto Roquette; es behandelt jene orientalische Mär von dem Fischer, welcher Sultan wird und die Tochter des Veziers heirathet, die er, ohne es zu wissen, früher als Ware in einem Korbe vom Markte nach Hause getragen hat. Die Erzählung geht einher in der weitbauschigen Gewandung des Ostens, aber der behaglich plauderhafte Ton hat etwas Anmuthendes. Eine kecke Anekdote behandelt Heinrich Kruse mit gewohnter Naivität in „Godiva". die Erzählung „Liebet eure Feinde!" von Karl Woermann in Terzinen abgefaßt, singt das Lied von einem braven Manne, der ebenso tapfer dem Feind wie dem Vorurtheil trotzt und zu Grunde geht, indem er einen Nebenbuhler das Leben rettet. Farbenprächtig ist „Don Juan's Ende" von Ernst Eckstein, der uns den gefährlichen Besieger der Frauenherzen als einen Reuigen und doch Unverbesserlichen vorführt, und „Die letzte Rose" von Adolf Stern, welcher den Tod eines im russischen Feldzug 1812 aus dem Leben scheidenden Italieners schildert. Den knappen Ton der schottischen Balladen trifft Ernst Ziel in „Frau Goneril" und „Kathrin von Liebenzell". An Herweghsche Dichtweise klingt „Béranger" von Johannes Proelß an. Sonst finden sich unter den Balladen neben Bildern aus der Geschichte poetische Anekdoten und Genrebilder. Hermann Lingg, Heinrich Vierordt sind die Verfasser der Gedichte getragenen Stils; Stephan Milow, Johannes Trojan, Carl Weitbrecht u. a. haben die Genrebilder beigesteuert. Werthvolles enthält auch der Abschnitt „Gedichte verschiedenen Inhalts". Graf von Schack in seinem Epistel erklärt dem französischen Chauvinismus den Krieg, feiert aber die Großthaten Frankreichs in Kunst und Litteratur; Adolf Wilbrandts Gedicht „Auf dem Kalvarienberg" hat den Schwung der Hymne; geheimnißvoll beleuchtet ist „Abwärts" von Wilhelm Jensen; „Lucifer" von Felix Dahn und „Walpurgis" von Rudolf von Gottschall sind zwei an altbiblische Ueberlieferung und neue Volkssage anknüpfende Gedankendichtungen, von denen die erstere an Lord Byrons Mysterien erinnert. In diesem Abschnitt und in dem folgenden, „Lyrische Dichtungen", begegnen wir einer großen Zahl namhafter Sänger neben minder bekannten Talenten; wir heben aus der langen Reihe den durch mehrere eigenartige Lieder vertretenen Johann Georg Fischer, ferner Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Max Kalbeck, Martin Greif, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Alberta von Puttkamer, Carl Hofer, Ludwig August Frankl, Arthur Fitger, Heinrich Bulthaupt, Georg Scherer hervor. Zur Spruchdichtung haben Ludwig Fulda, Adolf Pichler, Max Kalbeck Treffendes beigesteuert. Kaum eine Tonart, welche die neue Lyrik angeschlagen, ist in dem „Musen-Almanach" unvertreten, und das Publikum, so verschieden seine Geschmacksrichtung sein mag, findet hier seine Lieblinge wieder.



Der Porträtmaler.

Nach einem Aquarell von A. Greb.

Navidad. Allenthalben diesseit und jenseit des Oceans hat man in dem zu Ende gehenden Jahre den vierhundertjährigen Gedenktag der Entdeckung Amerikas gefeiert. Millionen von Europäern haben inzwischen in der Neuen Welt eine neue Heimath gefunden und wetteifern mit dem alten Mutterlande Europa in den Werken des Friedens. Aber den ersten weißen Ansiedlern „drüben" hat kein glücklicher Stern geleuchtet: kurz und traurig ist die Geschichte der ersten spanischen Burg in der Neuen Welt, welche den Namen „Weihnachten" trug.

Am 24. Dezember 1492 befand sich Kolumbus mit dem Admiralsschiff „Santa Maria" und dem kleineren Schiffe „Niña" auf einer beschwerlichen Fahrt an der Nordwestküste von Haiti. Zwei Tage lang hatte er kein Auge zugethan und erschöpft begab er sich nach seiner Kajüte in der Meinung, daß er das Steuer sicheren Händen anvertraut habe. Aber kurz vor Mitternacht scheiterte das Admiralsschiff auf einer Sandbank. Dieser Unglücksfall, bei welchem die Mannschaft und die Ladung des Schiffes gerettet werden konnten, wurde als eine göttliche Fügung betrachtet und gab den Anlaß zur Gründung der ersten spanischen Ansiedlung an jenem Orte.

Haiti war den Spaniern so verlockend erschienen, daß sie die Insel Espagnola genannt hatten. „Ihre Berge und Ebenen, ihre Auen und Fluren sind so schön und üppig!" schrieb Kolumbus. „Hier könnte man alle Feldfrüchte bauen, alle Art Vieh züchten, Städte und Dörfer gründen!"

Vor allem aber zeichnete sich die Insel in den Augen der Spanier durch ihren vermeintlichen Goldreichthum aus. So erklärten sich auch 39 Begleiter des Kolumbus gern bereit, hier zu bleiben; sie hofften, durch Tauschhandel mit Eingeborenen rasch reich zu werden. Sie errichteten ein Kastell, und Kolumbus gab ihm den Namen „Navidad", d. h. Weihnachten. Am 4. Januar 1493 nahm er Abschied von den ersten Kolonisten Amerikas. „Ich hoffe zu Gott," hatte er noch am zweiten Weihnachtstage in sein Tagebuch geschrieben, „daß ich bei meiner Zurückkunft von Kastilien hier eine Tonne Goldes finden werde, welche die Zurückgebliebenen eingetauscht haben, und daß diese inzwischen die Goldminen selbst und die Spezereien in solcher Fülle entdeckt haben, daß, ehe drei Jahre vergehen, der König und die Königin die Eroberung Jerusalems in Angriff nehmen können."

Trügerische Hoffnungen! Am 27. November 1493 erschien Kolumbus auf seiner zweiten Entdeckungsreise wieder vor Navidad. Kein Spanier kam ihm entgegen. Er fand nur die Trümmer des Kastells, und in dem Grase der Umgegend einige Leichen. Soviel von den Indianern der Umgebung herauszubringen war, hatten die ersten Ansiedler der Neuen Welt sich Uebergriffe gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen lassen, wurden angegriffen und sämmtlich getödtet.

So knüpfen sich traurige Erinnerungen an das erste Weihnachtsfest der Christen jenseit des Atlantischen Oceans.

Der Porträtmaler. (Mit Abbildung.) Es ist keiner der bedeutendsten in seiner Kunst, der Meister, den unser Bildchen darstellt. Einst mag es wohl Zeiten gegeben haben, da er sich selbst für ein Genie hielt, da ihm der Himmel voller Geigen und voller – Bestellungen hing. Aber die grausame Welt, sie hat ihn schnöd verkannt und achtlos hinweggesehen über sein künstlerisches Lockenhaupt, sein genial blitzendes Auge und seine mittelmäßigen Bilder. Schritt um Schritt hat er so seine Ansprüche herabstimmen müssen, und heute ist er froh, eine recht bescheidene „Aufgabe" des Stadtchens auf der Leinwand verewigen zu dürfen. Aufrecht und steif sitzt ihm die ältliche Dame, der Maler aber arbeitet mit grimmigem Eifer an ihrem Konterfei. In seinem Hirne spuken wohl noch die Phantasie von wunderbaren Frauenköpfen, an denen er sich einst berauschte und die er als den einzig würdigen Stoff für seinen Pinsel erachtet hat. Es hat nicht sollen sein! Doch ein süßer Trost ist ihm geblieben: kein Auftraggeberin wird es ihm nicht verübeln, wenn er seinem Talent die Zügel schießen läßt und ein klein wenig „idealisiert".

Spiegelnde Kohle. Bekanntlich ist der Diamant mit der Steinkohle genau dasselbe seiner Natur nach; seiner „Zusammensetzung" nach kann man nicht sagen, denn die Kohle gehört zu den „Elementen", zu den nicht zusammengesetzten Körpern. Der Diamant ist krystallisierter Kohlenstoff. Nun wird man es begreiflich finden, daß es seit lange die Beschäftigung von Naturforschern gewesen ist, den amorphen — nicht krystallisierten — Kohlenstoff in die krystallisierte Form überzuführen. Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung liegt die riesige industrielle Wichtigkeit der Lösung dieser Frage auf der Hand. Die Versuche, die Kohle zu schmelzen und dadurch zur Krystallisation zu zwingen, haben aber bis jetzt noch zu keinem entschiedenen Ergebniß geführt, obgleich schon wiederholt von einzelnen behauptet worden ist, daß es ihnen gelungen sei.

Nunmehr berichtet ein Forscher, W. Luzi, in den „Berichten der deutschen Chemischen Gesellschaft" von einer Entdeckung, die zwar nicht

Digitized by Google

die Umwandlung der Kohle in Diamant bedeutet, die aber vielleicht doch von hohem industriellen Werthe werden kann; es handelt sich nämlich um die Verwandlung der Kohle in eine andere Art von krystallisiertem Zustand, in spiegelnde Form.

Ein Porzellantiegel wurde auf eine außerordentlich hohe Wärme erhitzt (gegen 1770° C.); nachdem das Porzellan eine Zeitlang auf dieser Temperatur erhalten worden war, wurde plötzlich die Luftzufuhr zur Flamme, welche dieselbe nichtleuchtend und heiß gemacht hatte, abgestellt, so daß sie sich in eine leuchtende, rußende Flamme verwandelte.

Der Ruß einer leuchtenden Flamme ist nun bekanntlich nichts anderes als fein vertheilte Kohle. Die Flamme wurde immer kleiner gedreht, was etwa eine Viertelstunde lang hingezogen wurde. Nach dieser Zeit war der Porzellantiegel mit einer eigenthümlichen Masse beschlagen. War er unglasiert, so sah er jetzt genau wie mit Graphit überzogen aus — Graphit, das Material der Bleistifte, ist auch Kohlenstoff, die dritte Form desselben neben Diamant und Kohle; war dagegen das Porzellan glasiert, so zeigte es einen hellen silberfarbigen, ganz metallisch aussehenden und vollkommen spiegelnden Ueberzug. Dieser Kohlenstoffspiegel ist vom Silberspiegel kaum zu unterscheiden. Theilweise haftet er so fest am Porzellan, daß man mit einem Tuche daran reiben kann, ohne daß er abgeht, zum Theil sondert er sich aber auch ab, indem dabei prächtig spiegelnde Facetten von wundervollem Glanze entstehen. Blättert man diesen Kohlenstoff los, so rollt er sich zusammen wie Metallspäne. Die abgeblätterten, biegsamen, spiegelnden Kohlenstoffhäutchen haften wie Blattsilber an allen Körpern, an Glas, an den Fingern, am Holz. Sie lassen übrigens trotz ihrer Dünne keine Spur von Licht durch, was also die Verschiedenheit dieses Kohlenstoffs von dem Diamant vollständig darthut und zugleich beweist, daß es außer dem Diamant noch eine andere krystallisierte Form des Kohlenstoffs giebt.

Am Murgsee. (Zu dem Bilde S. 833.) Der schönste Punkt an der Südseite des vielgerühmten Wallenstädter Sees in der Ostschweiz ist Murg. Eine Wanderung von vierthalb Stunden führt von hier durch das geologisch merkwürdige Murgthal empor zu den drei Murgseen, von denen der oberste und größte 1825 Meter über dem Meere und 1400 Meter über dem Spiegel des Wallenstädter Sees liegt. Auf unserem Bilde findet der Leser den untersten der drei Seen, in dessen tief eingesenktes Becken sich die Wasser der oberen Seen über eine jäh abstürzende Gesteinsmauer ergießen. Es ist ein überaus einsames schwarzgrünes Gewässer, in ödem Felskessel gelegen, der durch rauhe Felswände und jäh abschießende Geröllhalden gebildet wird. Außer Alpengräsern und niedrigem Buschwerk findet man als Vertreter der Pflanzenwelt hier nur noch Berg-Erlen und schön geästete Arven. Die zerklüfteten Bergmassen im Hintergrunde gehören zum Weißtannstock, einem Bergzuge der Glarner Alpen; nur beschwerliche Jochsteige führen über ihre Schultern hinüber ins Thal von Glarus. Der Münchener Maler J. G. Steffan, der Schöpfer unseres Bildes, versteht es mit einer seltenen Meisterschaft, die wilde Natur des Hochgebirgs auf seinen Gemälden wiederzugeben, und so ist auch der tiefe Ernst der Murgseelandschaft vortrefflich von ihm getroffen worden. H.

Neuestes zur altamerikanischen Kultur. Für die Leser des ersten Artikels „Altamerikanische Kulturbilder" in Halbheft 22 der „Gartenlaube" wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß der in demselben mehrfach erwähnte Dresdener Mayaforscher, Professor Förstemann, gerade in den Tagen, als unser Artikel erschien, eine Entdeckung gemacht hat, die uns die höchste Bewunderung für die wissenschaftlichen Leistungen jenes merkwürdigen alten Kulturvolkes in Centralamerika abnöthigt. Professor Förstemann fand nämlich in der Dresdener Mayahandschrift derselben, aus der wir eine Seite abbildeten, Zahlenzusammenstellungen, die erkennen lassen, daß die Mayas wechselnde Monate von je 29 und 30 Tagen (wie auch die alten Griechen) hatten, und zwar neben den anscheinend älteren und mehr für den Götterkultus bedeutsamen Zeiträumen von 20 Tagen, die wir in dem zweiten Artikel „Altamerikanische Kulturbilder" ebenfalls als „Monate" bezeichnet haben, obgleich sie mit dem Mondumlauf nichts zu thun haben. Nun findet sich ferner unter diesen Zahlenzusammenstellungen eine jener in dem ersten Artikel erwähnten Zahlenreihen, die einen Zeitraum von 11 958 Tagen in 198 Monate zu 29 Tagen, 207 Monate zu 30 Tagen und 6 Schalttage zerlegt. Berechnet man danach die genaue Dauer eines Monats, so kommt man zu dem staunenswerthen Ergebniß, daß die Mayas den Monat zu 29,526 Tagen angenommen haben, also, da der wirkliche synodische Mondumlauf 29,53 Tage dauert, nur um vier Tausendstel eines Tages zu klein! Es muß uns in der That die größte Bewunderung vor der Höhe jener alten Kultur erfüllen, wenn wir sehen, wie dieses Volk ohne die uns zu Gebote stehenden kunstvollen astronomischen Apparate so genaue Ergebnisse erzielte und dieselben, ohne die uns geläufigen rechnerischen Hülfsmittel der Bruchrechnung, in so wahrhaft genialer Weise in ganzen Zahlen zum Ausdruck zu bringen verstand. Dr. P. Schellhas.

Unsere Weihnachtsbilder. Obenan unter dem künstlerischen Schmuck unseres Halbhefts steht die farbige Kunstbeilage. Es ist ein in seiner Einfachheit rührender Stoff, den A. Benschlag aus dem vielgestaltigen Weihnachtsleben herausgegriffen hat: eine Mutter, die ihres Kindes Christbaum schmückt, und die Großmutter, die gekommen ist, auch ihre Gabe unter den geputzten Baum zu legen, während einer liebenswürdigen Tante Weihnachtssendung noch des Auspackens harrt. — In figurenreichem Bilde führt uns W. Gause auf den Bahnhof einer Großstadt zu der Zeit der Weihnachtseinkäufe (S. 808 u. 809). Reisende aus allen Lebenskreisen, von der vornehmen Dame mit ihrem aufgeputzten Töchterchen bis zum Bauernweib im bunten Kopftuch und zum Urlauber im bunten Rock, drängen sich an die Wagen des bereitstehenden Zuges, und keines ist darunter, das nicht in Koffer, Tasche, Korb, Paket oder Schnupftuch irgend eine geheimnißvolle Weihnachtsspende mit sich führte. Doch ja — die beiden Geschäftsleute links, die hat der Weihnachtszauber offenbar noch nicht berührt. Es gibt ja leider, und zumal in der Großstadt, auch solche Käuze! — Vor Paris 1870, welch ein Gegensatz! Das waren böse Weihnachtstage, in die uns L. Gerlach mit seinem Bilde (S. 813) zurückversetzt; aber unsere wackeren Krieger ließen sich den Humor nicht verderben. Also herbei mit einem Tannenbäumchen, und ist es auch dürftig und verkümmert — herbei mit allem, was an Lichtern aufzutreiben ist! Hell lodert im Kamin des feinen Salons das wärmende Feuer, gespeist vielleicht von dem vorletzten der bequemen Lehnstühle, und das Gefühl treuen kameradschaftlichen Zusammenhaltens muß die Freuden der Heimath ersetzen. — Und nun noch ein Blick in die fernere Vergangenheit, in ein „Weihnachtskränzchen vor hundert Jahren." (S. 821.) „Es ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen", sagt ein alter Spruch. Aber im Grunde ändert sich vielfach nur das Gewand — was darunter im Menschenherzen wohnt von Freude und Sorge, sieht sich in allen Jahrhunderten merkwürdig gleich. Sollte man nicht denken, ein heutiges Damenkränzchen habe zum Scherz das Urgroßmutterkleid angelegt und stichle nun angestrengt drauf los, um schnell, schnell noch vor dem herandrohenden Weihnachtsabend die bunten Säckelchen fertig zu bringen, welche nothwendig unter dem Lichterbaum liegen müssen? Dort steht er schon in der Ecke, es ist nur noch ein Tag Zeit, also Eile, so viel als möglich! Eine kleine Bemerkung dazwischen muß natürlich von Zeit zu Zeit gemacht werden — ganz wie bei uns. Die beiden Kunstfertigen der Gesellschaft haben das Spinett geöffnet und geben, vielfach gebeten und nach tausend Ausreden, ein Arioso zum besten, auf welches dann niemand aufmerkt — ebenfalls ganz wie bei uns. Wahrhaftig, wären die Watteaukleider nicht und die flackernden Kerzenlichter, der altmodische Stuhl und die ganze altfränkische Umgebung, so konnte man ganz gut statt der Jahreszahl 1792 die heutige unter dieses Weihnachtskränzchen schreiben!

KLEINER BRIEFKASTEN

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

V. H. in Mannheim. Die in dem Artikel „Rothe Nasen — eine Folge des Brillentragens" (Siehe Halbheft 21) erwähnten Brillenstege werden von der Firma vorm. C. Busch in Rathenow fabriziert. Die Firma liefert jedoch nicht an Private. Sie müssen daher die Brillenstege durch einen Optiker von dort beziehen.

A. L. in Freiberg i. S. Besten Dank für Ihre Mittheilung! Es ist sehr erfreulich, daß unser Aufruf in Halbheft 20 so gute Früchte trägt und daß nun auch die deutsche Papierindustrie für den Erfinder des Fettstoffpapiers Fr. G. Keller ins Zeug geht. Wir wünschen der Sammlung des „Vereins sächsischer Papierfabrikanten" reichen Erfolg. Auch der „Papierzeitung" und den Herren A. Wertheim u. Co. in Hamburg gebührt alle Anerkennung dafür, daß sie sich thatkräftig den Bemühungen anschließen, dem verdienstvollen Manne einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten.

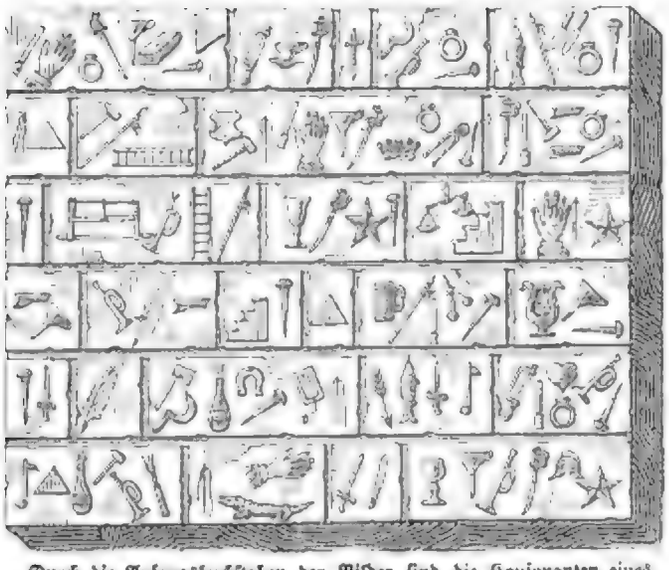
A. U., Karlsruhe. Wir können Ihnen folgende Rezepte für Herstellung eines guten Hausbieres angeben. In einen reinen Kessel (Waschhauskessel) gießt man 100 Liter weiches Wasser und gibt dazu 5 Kilogramm Zucker, 1 Kilogramm guten Hopfen, 1 Kilogramm Wachholderbeeren, 30 Gramm Koriander und 30 Gramm Weinsäure (Weinsteinsäure). Nunmehr bringt man den Kesselinhalt ins Kochen. Nach Beginn des Kochens muß man das Feuer noch eine halbe Stunde unter dem Kessel weiterbrennen lassen; der an der Oberfläche der Flüssigkeit auftretende Schaum ist vollständig zu entfernen, da sonst das Bier später trübe wird. Nach dem halbstündigen Kochen gießt man den Kesselinhalt durch ein Haarsieb und läßt das Gebräu bis auf 15 bis 20 Grad Celsius abkühlen. Alsdann gießt man ein halbes Kilogramm frische Hefe hinzu und hält das Gefäß so lange verdeckt, bis sich die Oberfläche weiß überzogen hat. Nunmehr füllt man das Gebräu in ein Faß, bringt dieses in den Keller und läßt es dort 48 Stunden zum Gähren lagern. Während dieser Zeit füllt man alle sechs Stunden etwas kaltes Wasser auf und läßt das Bier dann gut verspundet nochmals 48 Stunden liegen. In dieser Zeit klärt es sich vollständig, und das fertige Hausbier kann jetzt auf Flaschen gezogen werden. — Im Anhaltischen und in der Provinz Sachsen stellt man auf dem Lande und in kleinen Städten ein „Hausbier", das auf Flaschen gefüllt wird, wie folgt her: 2 Liter Lagerbier, 10 Liter Wasser, für 10 Pfennig doppeltkohlensaures Natron (Natriumdicarbonat, Natrium bicarbonicum), für 15 Pfennig Weinsäure und einige Eßlöffel geläuterten Zuckers werden zusammengemischt, auf Flaschen gefüllt und verkorkt. Dieses Bier hat einen angenehmen Geschmack, ähnlich wie Weißbier.

Johanna H., Kaimo, Rußland. Soweit unsere Kenntniß reicht, ist das Leben der kinderlosen Königin Johanna II. von Neapel wohl ein sehr wechselvolles gewesen, eine besondere Tragik aber können wir nicht darin finden. — Uebrigens, einen bescheidenen Vorschlag: Sie sind sehr neugierig und haben insbesondere viel geschichtliches Interesse, welches zu befriedigen Sie sich gar oft an die „Gartenlaube" wenden. Wir wollen Ihnen ja gern dienen; aber wie wäre es, wenn Sie sich ein für allemal ein Konversationslexikon, Pierer, Meyer, Brockhaus oder was Sie wollen, anschafften. Sie fahren dabei gewiß weit besser — und wir auch ein bißchen!

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Weihnachtshieroglyphen.



Durch die Anfangsbuchstaben der Bilder sind die Konsonanten eines Weihnachtsliedes angegeben. Die Vokale müssen errathen und hinzugefügt werden.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe auf S. 804:

Man streiche die Zahl 98 dreizehnmal, die Zahl 61 sechsmal und die Zahl 51 fünfmal; dann bleibt:

a) 11 × 98 = 1078;
b) 10 × 61 = 610;
c) 4 × 51 = 204.
25 1892.

Auflösung des Citatenräthsels auf S. 804:

Wer meinen Feind nicht haßt, kann nicht mein Freund sein.
E. v. Wildenbruch, „Die Quitzows". IIa 9.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 804:

A behielt: ⚃ ⚁

C setzte: ⚃ ⚃ | ⚅ ⚅ | ⚄ ⚄ | ⚅

D setzte: ⚃ ⚄ | ⚅ · | ⚄ ⚁ | ⚃

Der Gang der Partie war: A 3/6, B —, C 6/6, D 6/5; A 5/3, B —, C 3/3, D 3/1; A 1/5, B —, C 5/5, D 5/2; A 2/3, B —, C 3/0, D 0/4; A 4/3.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 7 auf S. 773:

Die Kartenvertheilung ist folgende: Skat: e7, s7.
Mittelhand: eW, eK, e9, e8, gZ, rZ, rO, rD, r9, r8 (= 40)
Hinterhand: gW, eD, eU, gD, gO, g9, g8, g7, rU, rZ (= 40)
Das Spiel nimmt folgenden Verlauf:

1. eW, eW, gW (M. 6)	6. r9, r8, rO (M. 3)
2. e9, eO, eZ (M. 13)	7. s8, gD, sO (M. 14)
3. gKi sZ, sO (M. 17)	8. rK, rZ, s9 (M. 14)
4. eK, eD, rD (M. 28)	9. s8, s8, s7 (0)
5. sZ) sK, s9 (M. 14)	10. rU, g7, sW (M. 13)

Jeder Spieler hat in seinen Stichen 40 Augen erhalten.

Citatenräthsel.

Aus jedem der folgenden Schillerschen Citate ist ein Wort zu wählen, so daß dadurch ein Citat aus „Wallensteins Tod" gebildet wird.

1. Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg. Demetrius. I.
2. Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz des Weibes.
Maria Stuart. II. 3.
3. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Demetrius. I.
4. Für einen Knaben stirbt ein Pola nicht. Don Carlos. V. 9.
5. Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Don Carlos. I. 2.
6. Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung.
Wallensteins Tod. I. 5.
7. Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß. Das Lied von der Glocke.
8. Den stolzen Sieger stürzt sein eignes Glück.
Jungfrau von Orleans. I. 5.
9. Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren. Jungfrau von Orleans. III. 4.

Kombinationsaufgabe.

Seher. Aster. Birne. Treue. Recht. Thran. Laube. Binse. Bohle. Fulda.

Aus jedem der obigen Wörter ist durch Veränderung eines Buchstabens und Umstellung der übrigen Buchstaben ein neues fünfstelliges Wort zu bilden. Die durch die Veränderung gewonnenen Buchstaben, welche genau in der Mitte der neuen Wörter stehen, sollen den Namen eines bekannten Abenteurers des vorigen Jahrhunderts ergeben.

Es bezeichnet: 1. einen Baum, 2. einen Vogel, 3. einen Fluß in Afrika, 4. einen berühmten Mathematiker, 5. einen Vornamen, 6. einen Baum, 7. eine Stadt am Rhein, 8. eine in Norddeutschland, 9. einen in der Bibel genannten Berg, 10. einen Vornamen. A. St.

Auflösung der Damenspielaufgabe auf S. 804:

1. f 2 — e 3	D e 1 — f 4 †	a) 5. . . . . g 5 — f 4
2. d 4 — c 5	f 6 — d 4 s	6. g 3 — e 5 † b 6 — g 5
3. b 4 — c 5	d 6 — b 4 †	7. g 2 — f 2 und gewinnt.
4. a 5 — g 3 † † †	b 4 — c 2 †	b) 5. . . . . b 8 — a 7
5. e 1 — g 3 †	g 5 — h 4 a, b)	6. b 6 — c 7 g 5 — h 4
6. g 3 — f 4	h 6 — g 5 c)	7. c 7 — d 8 D und gewinnt
7. f 4 — h 6 †	h 4 — g 3	c) 6. . . . . h 4 — g 3
8. b 6 — c 7 und gewinnt.		7. f 4 — h 2 † h 6 — g 5
		8. h 2 — g 3 und gewinnt.

Auflösung der magischen Figur auf S. 804:

1.	2.	3.	4.	
H	T	F	I	R
E	H	E	N	K
	G	O	L	D
I	H	E	A	I
N	R	N	B	L
5.	6.	7.	8.	

E	E	N
E		U
S	X	S

1. Hegel,
2. Thoas,
3. Felix,
4. Indus,
5. Niger,
6. Rhone,
7. Nelke,
8. Baden.

Auflösung des Rösselsprungrebus auf S. 804:

5	2	7
8		4
3	6	1

Das Talent bedarf der Pflege, um zu gedeihen, das Genie nur Raum, um sich zu entfalten.

Auflösung der Logogryphaufgabe auf S. 804:

Bora, Kinn, Dorn, Reis, Ritter, Eid, Regel, Fugen, Hause, Hebel, Wahl, Messe, Gericht, Kaste, Mitte, Ende, Dahn, Brigg, Uhahn, Art, Wende, Hela, Erbe, Heil, Bast, Bogen, Nase. (Anderer Fehler sind gute Lehren.) Born, Kien, Horn, Reis, Gitter, Lid, Hegel, Fugen, Hauff, Nebel, Wahn, Messe, Gedicht, Kante, Mette, Erde, Hahn, Brieg, Krahn, Arm, Wunde, Hera, Erbe, Seil, Bast, Bogen, Base. (Besser umkehren, denn fehl gehen.)

☞ Hierzu die farbige Kunstbeilage XIV: Unter dem Weihnachtsbaum. Von B. Benschlag.
(Kunstbeilage XIII wird mit Halbheft 28 ausgegeben werden.)

Soeben erschienen! Schönstes Festgeschenk für das deutsche Haus. Soeben erschienen!

Uhlands Gedichte. Pracht-Ausgabe.

Mit Illustrationen von W. L. Arndt, G. Closs, G. Koch, H. Makart, G. Max, A. Rich u. A.

In Prachtband gebunden, mit Goldschnitt. Preis 12 Mark.

Uhlands Gedichte tragen wie wenig Dichterwerke den Beruf in sich, in einer illustrierten Pracht-Ausgabe ein hervorragendes Geschenkwerk zu werden. Die neue, mit Bildern hervorragender Künstler geschmückte, reich ausgestattete Cotta'sche Ausgabe ist ein passendes Festgeschenk für Jedermann, besonders auch für die heranwachsende Jugend. Auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkt dürfte kaum ein zweites Prachtwerk von ähnlicher Bedeutung zu finden sein, welches mit so glänzender Ausstattung einen so mäßigen Preis verbindet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

ILSE

Studienkopf von Anton Kaulbach

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 27. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamsell Annüh.

Nachdruck verboten. Copyright 1892 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig.

(7. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Festen Schrittes ging Julia, nachdem sie das Zimmer des Doktors verlassen, aus dem Hause, durch den Garten. Athemlos langte sie in der Villa drüben an und fragte nach ihrem Bruder. Er war zu Hause; sie fand ihn auf dem Sofa, Cigaretten rauchend und lesend. Er erschrak vor dem bleichen drohenden Mädchengesicht.

„Was ist denn los?“ fuhr er auf.

„Du wirst Deinen Koffer packen und sogleich abreisen,“ sagte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Weshalb denn?“

„Weil Du nicht länger einen anständigen Menschen betrügen sollst. Ich weiß alles! Du hast mit Therese ein Stelldichein gehabt — man hat Dich gesehen!“

Er machte ein erstauntes Gesicht, aber seine Blässe bestätigte vollauf, daß dem so sei. „Der Teufel auch, was ist denn da weiter?“ brummte er ärgerlich. „Uebrigens — wer hat mich denn gesehen?“

„Fritz.“

Er lachte kurz auf. „Na, dann kommt's eben schon jetzt

Das Perchtenlaufen im Salzburgischen.

Zeichnung von C. Gräf.

zum Klappen. Woher weiß übrigens der Doktor, daß es Thereſe war?“

„Er weiß es nicht.“

„Na, was lamentierſt Du dann ſo?“

Sie blickte ihn entſetzt an. „Fritz glaubt, ich ſei da geweſen mit einem —“ Die Stimme verſagte ihr.

„Ach, das iſt ja köſtlich! Du haſt ihn hoffentlich bei dem Verdacht gelaſſen?“

„Ja,“ ſagte ſie bebend, „weil er es nicht überleben würde, daß Thereſe ſich ſo ſchamlos benimmt.“

Frieder richtete ſich in ſeiner ganzen Größe auf. „Schamlos? Nein, mein liebes Kind, dieſe Angelegenheit verſtehſt Du nicht, deshalb erlaube Dir auch kein Urtheil! Es iſt viel von Dir, die Schuld auf Dich zu nehmen, ich bin Dir dankbar dafür und werde Dir dieſen klugen Streich nie vergeſſen — Thereſe aber verſchone mit Deiner Kritik! Sie kam auf meine Bitte in das Gartenhaus, damit wir endlich ungeſtört beſprechen konnten, wie unſere Zukunft ſich geſtalten ſoll; ſie liebt mich und beabſichtigt, ſich von Fritz zu trennen — voilà tout!“

„Sie liebt Dich?“ fragte das Mädchen, vor deren Augen wirre Schatten tanzten, „das iſt nicht wahr, das kann ſie nicht geſagt haben, und wenn, ſo hat ſie ſich's nur eingeredet. Du mußt fort, Frieder, heute noch, wenn Du ein Ehrenmann biſt! Ich ſchicke Dir Deine Sachen nach. Thereſe wird zur Beſinnung kommen, ich weiß es — — aber ſo mach' doch Anſtalten, es eilt!“ Und ſie holte in fieberhafter Haſt ſeinen Hut und Ueberzieher.

„Rege Dich nur nicht auf,“ ſagte er gelaſſen, „es geht alles ſeinen richtigen Weg. Ich reiſe, wenn es Zeit iſt und die Verhältniſſe ſich geklärt haben.“

„‚Seinen richtigen Weg' nennſt Du das?“ rief ſie und trat vor ihn mit ſprühenden Augen. „Iſt das recht, dem beſten edelſten Menſchen ſein Glück abwendig zu machen?“

„Es iſt die Vergeltung!“ antwortete er und drehte ſich eine neue Cigarette. „Er hat mir die Braut abwendig gemacht; wie er es fertig gebracht, weiß ich nicht, jedenfalls aber unter der Maske des Biedermanns, die ihn trefflich kleidet. Uebrigens iſt die Vergeltung ohne mein Zuthun gekommen — Thereſe hat mir geſtanden, in ihr ſei beim erſten Wiederſehen die alte Liebe erwacht.“

Julia wandte ſich mit einer ſtummen Gebärde des Abſcheus zum Gehen; ſie fühlte ſich zum Sterben elend.

„Wo willſt Du denn hin?“ rief er ihr nach. „Ich rathe Dir, mache keine Thorheiten, ſonſt —“

Sie gab keine Antwort. Ihre Abſicht war mißglückt, nun gab es nur noch einen Weg — Thereſe! Aber wie ſie oben vor der Thür des Boudoirs ſtand, hörte ſie die Stimme des Doktors, der ſich beſorgt nach dem Ergehen der Frau erkundigte, die ihn verrathen. Julia biß die Zähne zuſammen und ſtieg wieder hinunter.

In ihrer Herzensangſt wollte ſie zur Räthin gehen, aber dann hatte ſie doch ſoviel Beſinnung, ſich zu ſagen, daß dieſe Frau das ganze Haus ſofort in Aufruhr bringen würde, ja daß keine Möglichkeit mehr ſei, das geſchehene Unrecht gut zu machen, daß ſein Glück doch verloren ſei für immer. Und dennoch, es mußte etwas geſchehen! Auf einmal fiel ihr der alte Krautner ein, und ſie lief zur Hausthür.

„Wohin, wohin?“ erſcholl da die Stimme der Räthin hinter ihr. „Bei uns iſt Nachtwandeln nicht Mode, mein Fräulein! Die Mädchen aus unſerem Hauſe bleiben abends ehrbar in der Stube.“ Und an ihr vorüber gehend, ſchloß die Räthin die Thür ab und ſteckte mit gefliſſentlicher Deutlichkeit den Schlüſſel in die Taſche.

Nun wußte Julia, daß die alte Frau gehorcht hatte, daß noch heute abend die Mädchen in der Küche die willkommene Neuigkeit mit allen möglichen Ausſchmückungen ſich zuflüſtern würden. Sie hätte aufſchreien mögen vor Zorn und Weh. In dieſem Augenblick kam der Doktor von oben herunter. Er ſchritt nach ſeinem Arbeitszimmer und wandte den Kopf nicht nach ihr, als er ſagte: „Ich bitte, daß meine Frau heute abend nicht mehr geſtört wird.“

Sie ſah ihm ſtumm nach, dann ging ſie in ihre Schlafſtube; es war ihr nicht möglich, Tante Rieſchen „Gute Nacht“ zu wünſchen, nicht möglich, das Lager aufzuſuchen. Ihr war, als müßten die engen Wände ſie erdrücken, die Luft ſchien ihr unerträglich heiß. Mit nervöſer Haſt riß ſie das Fenſter auf. Dann begann ſie im Zimmer auf und ab zu ſchreiten, ruhelos, mit gerungenen Händen. Von Zeit zu Zeit fuhr ſie mechaniſch über die ſchmerzende Stirn, auf der feucht das kurze Haar lag. Es war längſt Mitternacht vorbei, als ſie das ſtumme Wandern endlich aufgab.

Sie trug einen Stuhl an ihre Kommode und zog die oberſte Lade heraus. Dort lagen ſie alle wohlgeordnet, die kleinen Schätze ihrer freudenarmen Jugend. Gedankenlos nahm ſie dies oder jenes Pappkäſtchen in die Hand und muſterte den Inhalt. Da waren die geliebten verbotenen Ohrringe, da war die Nadel der Mutter, der kleine Dolch mit dem Moſaikgriff; dort ein paar Gedichtbücher, die hatte ihr Fritz geſchenkt zur Konfirmation, endlich ein Buch mit leeren Blättern, das auf braunem Lederdeckel den goldgepreßten Titel „Tagebuch“ zeigte.

Es war eine Weihnachtsgabe Thereſens geweſen, eines jener Geſchenke, die gedankenlos ausgeſucht und nur gegeben werden, weil doch nun einmal etwas geſchenkt werden muß; ſie hatte es am erſten Feiertag mit den übrigen mehr oder weniger nutzloſen Gaben in die Kommode gelegt, nicht ohne es vorher mit bitterem Lächeln zu betrachten. Was ſollten ihr die Blätter, die ſo leer bleiben würden wie ihr Leben! Was hatte ſie aufzuſchreiben! Und dann hatte ſie doch einmal die Feder eingetaucht und mit der großen kräftigen Schrift, die ihr eigen war, ein paar Worte hineingeſchrieben:

„Wie meine Tage vergehen?
Ich will es künden Euch gleich —
Es macht mich kein einziger ärmer,
Und auch kein einziger reich!

Und wißt Ihr, warum ich ſo trübe,
Warum ich ſo trotzig mag ſein?
Ich hatte viel Durſt nach Liebe,
Und niemand ſchenkte mir ein.

Wohl ſah ich im Glaſe blinken
Des Lebens goldigen Wein,
Sah alle die andern trinken —
Mich aber lud keiner ein.

Nur einmal hat es geſchienen,
Als käm' urplötzlich das Glück —
Es bot mir einer den Becher,
Den vollen, mit freudigem Blick.

Und zaub'riſch ſpielten die Farben
Wohl auf des Kelches Grund —
Faſſen wollt' ich ihn, heben
Und trinken mein Herze geſund.

Doch wie ich mich beugte, zu nippen,
Da brach das Glas in Stück' —
Und durſtig blieben die Lippen
Und ferne blieb das Glück.

Das iſt's, warum ich ſo trübe,
Warum ich ſo trotzig mag ſein:
Ich wollte nicht Mitleid für Liebe —
Nun bin ich ewig allein!“

Sie lächelte über das Gedicht, aber faſt mitleidig, und wunderte ſich, daß ſie einmal etwas Gereimtes zuſtande gebracht hatte. Dann kam ihr der Gedanke, wie ſie ſich ſchämen müſſe, wenn jemals eines anderen Menſchen Auge das leſe, und ihre Finger zuckten, das Blatt aus dem Buche zu reißen, es zu vernichten. Aber ſie ließ die Hand doch wieder ſinken — ein Gedanke packte ſie, den ſie vergebens abzuwehren trachtete. Warum denn, warum wollte ſie durchaus das Opferlamm, den Friedensengel ſpielen? Warum jene Frau zwingen, ihrer Treue eingedenk zu bleiben? Was ging es ſie an, wenn Thereſe ſich von ihm trennte, um einem anderen anzugehören? Wurde er dann nicht frei? Und er würde den Schlag überwinden, gewiß! Ein Mann wie er ſtirbt nicht, wenn er etwas verliert, das ohnehin werthlos für ihn ſein mußte. Und ſelbſt wenn er nie von der Treuloſigkeit ſeiner Frau erführe — was konnte ihm fernerhin eine Frau ſein, die erſt zurückgeführt werden mußte zu ihrer Pflicht, gewaltſam zurückgeführt? Eine glückliche Ehe konnte das nie wieder werden, nie! Er hätte der feinfühlige Menſch nicht ſein müſſen, der er war, um nicht zu empfinden, daß ein nur mühſam zuſammengeflicktes Pflichtgefühl die Frau an ſeiner Seite hielt! War es alſo das Schlechteſte für ihn, wenn er ſchonungslos jetzt erkannte, daß er betrogen ſei? Hatte ſie denn überhaupt das Recht, ihm die Wahrheit zu verſchweigen? Die Sorge, ihn vor dem Verluſt des Liebſten zu bewahren, Mitleid, Erbarmen, das für ſich ſelbſt nichts mehr will, nichts mehr ſucht — das alles war heute auf ſie eingeſtürmt, als ſie das Tuch für ihr Eigenthum erklärt hatte. Aber war ſie dabei nicht eine Thörin geweſen, das Opfer einer überſpannten Anwandlung?

Ihr Herz bäumte ſich auf gegen die Troſtloſigkeit der Zukunft, die nun noch öder, einſamer für ſie werden mußte — es raunte ihr allerhand ſüße hoffnungsſelige Träume ins Ohr. Frei würde er ſein, ihr würde er eines Tages gehören, und bei Gott, ſie wollte ihm die Hände unter die Füße breiten, ihn alles vergeſſen machen, ihm alles verzeihen, und ſein Kind, das —

Ach, das Kind!

Das Kind sollte seine Mutter verlieren?

Und was für eine Mutter! sagte das rebellische Herz.

Aber sie war doch seine Mutter, und so ganz verkümmert konnte Theresens Seele doch nicht sein, daß sie nicht einst um des Sohnes willen die Stunde segnen würde, in der sie ihrem Lieblingstraum entsagt hatte, um bei dem Gatten zu bleiben. —

Und Julia hob den Kopf, und die heißen trockenen Augen sahen entschlossen in dem kleinen Raume umher.

Was wird aus Dir? fragte die verlockende Stimme.

Sie wußte es nicht. Sie hatte schon so vieles ertragen, warum nicht auch das noch, daß man sie für eine leichtsinnige, ehrvergessene Person hielt? — Doch nein, das würde sie nicht ertragen, seine Verachtung nie! Es wäre am besten, wenn sie sterben würde! In diesem Falle wäre es doch keine Feigheit, gewiß nicht!

O, das schöne Leben, die goldene Jugend! Wieviele Jahre lagen noch vor ihr, und wenn sie hinausginge, auf freien Füßen, irgendwo in der Welt mußte sie doch einen Platz finden, wo es Ruhe für sie gab, wo sie athmen konnte und die Sonne sehen und die schöne, schöne Welt!

Da — was war das? Droben über ihrem Zimmer wurde eine Thür heftig zugeschlagen, und nun war deutlich die weinende Stimme Theresens vernehmbar. Jetzt wohlbekannte Tritte durch den Flur herunter, das Knarren einer Thür — Fritz war in seine Studierstube gegangen. Was mochte das bedeuten? Sollte Therese — — Julias Glieder waren plötzlich schwer wie Blei; sie stand unbeweglich und lauschte. Das Schluchzen droben ward immer heftiger, jetzt unterschied sie auch die Stimme der alten Kinderfrau.

Julia war auf einmal entschlossen, wandte sich kurz um und ging hinaus. Im ganzen Hause war tiefe nächtliche Stille. Die Lampe im Flur brannte, sie wurde immer erst des Morgens ausgelöscht; Fritz wünschte dies so, für den Fall, daß er nachts zu einem Kranken gerufen würde. Julia stieg die Treppe empor: auf der obersten Stufe saß die schwarze Hauskatze und blinzelte sie verschlafen an; die alte Dielenuhr schlug drei Uhr, als Julia vorüberging.

Die Schmerzenslaute Theresens klangen jetzt ganz deutlich heraus, unangenehm wie die eines verwöhnten Kindes, das seinen Willen nicht durchsetzen kann. Julia nahm ihren Weg durch die Kinderstube. Im Schimmer der Nachtlampe sah sie das goldige Köpfchen des kleinen schlummernden Buben in den weißen Kissen und das leere Bett seiner Wärterin. Die Thür nach dem Schlafzimmer Theresens stand angelehnt, und die Stimme der alten Frau sagte gerade: „Aber, Frau Doktor, so beruhigen Sie sich doch nur und trinken Sie das Wasser! Was nutzt denn so ein Weinen? Sie werden sich nur krank machen."

Julia ging ohne weiteres hinein. „Was ist Dir denn, Therese?" fragte sie, an das Bett der jungen Frau tretend, die ganz aufgelöst in Thränen schien und wie eine Verzweifelnde die Hände rang.

„Na, Gott sei Dank, Fräulein, daß Sie kommen!" brummte jetzt die alte Frau, setzte das Zuckerwasser auf die Platte des Bettischchens und verschwand in ihrer Kinderstube.

Therese war emporgefahren und starrte Julia an.

„Ich hörte Dein Weinen unten," sagte diese, indem sie vorsichtig die Thür hinter der Alten schloß. „Was ist Dir? Bist Du krank?"

„Nein, aber ich werd's schon werden nach dieser Behandlung!" stieß Therese hervor und zupfte an den Spitzen, mit denen die blaue seidene Bettdecke besetzt war.

„Wer hat Dich denn so schlecht behandelt?"

„Wer? Lächerlich! Fritz natürlich! Wenn man sich nicht alles gefallen läßt, so ist man eben ungezogen, kindisch! Und ich habe weiter nichts gesagt als das: Warum er so ewig lange zu schreiben habe — er kam wieder einmal erst vor einer halben Stunde. Und da" — sie begann wieder zu schluchzen — „da gab ein Wort das andere, und da hab' ich schließlich gesagt — —"

Die junge Frau verstummte und ein trotziger entschlossener Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht.

„Da hast Du gesagt," sprach Julia sehr langsam, „es wäre das Beste, Du würdest Dich von ihm trennen und den Lieutenant Adami heirathen."

Therese sah die Sprecherin an, als stände ein entsetzliches Gespenst vor ihrem Lager. „Was willst Du damit sagen?" stieß sie hervor.

„Nichts weiter als das, was Du seit heute nachmittag bestimmt weißt und worauf Du schon seit Wochen hinarbeitest. Nur fängst Du das jammervoll kleinlich an," fuhr sie fort. „Mit solch erbärmlichen Plänkeleien den Mann, der Dich mit seiner ganzen Seele liebt, soweit bringen zu wollen, daß er in eine Scheidung willigt, ist grausam, sinnlos. Hast Du nicht den Muth, es ihm ruhig zu sagen? Du hattest doch den Muth, mit Frieder bereits alles zu bereden!"

Therese war wie ohnmächtig zurückgesunken. „Wer hat Dir das verrathen?"

„Der Zufall — und Frieder bestätigte es."

Es war jetzt ganz still im Zimmer. Julias Augen irrten durch das trauliche Gemach; dann heftete sie ihren Blick wieder auf die Frau, die unbeweglich dalag und sie mit angstvollen verstörten Augen anstarrte.

„Willst Du mich anhören?" fragte Julia, ohne ihre Stellung am Fuße des Bettes zu verlassen; sie stützte nur leicht ihren Arm gegen den dunklen Nußbaumknauf. „Ich möchte Dich bitten, Therese — —"

„Mach' mir keine Vorwürfe," unterbrach die junge Frau sie heftig, „ich kann nichts dafür, daß ich den Frieder liebe — Du verstehst das freilich nicht — Du nicht."

„Ich verstehe es nicht, nein! Das heißt, ich verstand es einst, daß Du den Frieder liebtest — —"

„Ihr habt ja alle nicht gewollt, daß ich ihn heirathen sollte," murmelte sie.

„Das ist nicht wahr!" antwortete Julia fest.

„Nicht wahr? Mein Vater drohte mir sogar mit Enterbung, und Du — — weigertest Dich, mir zu helfen."

„Ehrliche, standhafte Neigung hätte Deinen Vater bezwungen — —"

„Lächerlich! Du hast gut reden — aber jung wie ich damals war . . ."

„Das ist keine Entschuldigung für Dein Verhalten. Und jedenfalls — Du hast den Fritz genommen und wirst ihn auch behalten, Therese."

„Nein! Ich kann nicht, ich liebe ihn nicht mehr! Ich bitte Dich, verlasse mich! Du hast nie ein Herz für mich gehabt und fühlst nicht mit mir, willst es nicht! Geh', bitte, geh'!"

„Nicht eher, als bis Du mir versprichst, an Frieder zu schreiben, daß er sofort abreise!"

„Nein! Nein!"

„Aber kannst Du denn überhaupt einen Athemzug thun in der zweifelhaften Stellung, in der Du Dich befindest?" rief Julia außer sich. „Also entweder schreibst Du jetzt an Frieder und machst dieser Thorheit für immer ein Ende — oder aber Du sagst Fritz morgen alles wahr und offen!"

„Niemals — ich fürchte mich!" stieß Therese hervor, und die Zähne schlugen ihr zusammen.

„Dann werde ich zu Deinem Vater gehen."

„Das wirst Du nicht thun! Was geht Dich die Sache an? Mit welchem Rechte spielst Du Dich als Sittenrichterin über mich auf, Du, die Du selbst nicht besser bist!"

Julia sah die junge Frau hilflos an. „Ich?" sagte sie.

„Ja, Du! Oder denkst Du, ich weiß nicht, daß Du Fritz leidenschaftlich liebst? Daß Du ihn mir nie gegönnt hast?"

Eine fahle Blässe legte sich auf Julias Gesicht.

Wieder eine Pause. Aus dem Nebenzimmer tönte das weinerliche Stimmchen des Kleinen herüber.

„Therese," sagte Julia, und herzustürzend kniete sie am Bette nieder. „Hör' doch — an Dein Kind hast Du nicht gedacht, an Dein Kind, das Ihr beide liebt!"

Da warf sich die junge Frau ungestüm zur Seite. „O, ich wollte, es wäre nie geboren!" schrie sie auf.

„Du versündigst Dich, Therese —"

„Es mag sein; es mag auch sein, daß ich schlecht bin, aber ich kann, ich will nicht anders."

„Und Dein alter Vater?"

„Mein Vater?" Und Therese lachte höhnisch auf. „Mein Vater, der ist verliebter in Deinen Bruder als ich — hast Du das noch nicht bemerkt?"

„Ja, er hat ihn gern; aber wüßte er, daß er einem Betrüger Gastfreundschaft gewährt —"

„Einem Betrüger? Wir betrügen keinen! Wenn Fritz nicht so grenzenlos von sich eingenommen wäre — seit Monaten hätte er es merken müssen, daß ich ihn nicht mehr liebe."

Julia rang nach Fassung. „Noch einmal, Therese, willst Du Frieder schreiben, daß er reise?"

A. Achenbach · G. Jutz · J. Leisten · [illegible]

E. Hünten · B. Vautier · E. Deger · O. Achenbach · A. Baur · Chr. Kröner

J. Sonderland

Feſtbowle im „Malka

Originalzeichnun

Digitized by Google

en“ zu Düſſeldorf.

von H. Otto.

Digitized by Google

„Nein, kein Wort! Und als Mann von Ehre würde er auch gar nicht gehen. Glaubst Du, daß er mich jetzt in dieser Lage allein läßt? Die Bitte wäre vergebens. — Aber sei beruhigt; ich kehre in das Haus meines Vaters zurück, und alles wird sich in Frieden ordnen lassen — nur quäle mich jetzt nicht länger! Uebrigens," setzte sie hinzu, „die Sache muß bald ihren Abschluß finden, damit es sich entscheiden kann, ob Frieder wieder Soldat wird oder ob wir auf Reisen gehen, je nachdem — —"

„So will ich morgen früh noch einmal zu Frieder hinüber," unterbrach Julia. „Ein Funke von Besonnenheit wird ja noch in ihm sein und von Rücksicht auf das Haus, dessen Gastfreundschaft er genießt."

Therese zuckte die Schultern und lehnte sich in die Kissen zurück. An der Thür zögerte Julia und blickte noch einmal hinüber zu der verblendeten Frau, aber die hielt die verweinten Augen fest geschlossen, und die Hände lagen zur Faust geballt auf der Decke. Da schloß sie wortlos die Thür.

„O, Du armer Bub'!" flüsterte das Mädchen, im Kinderzimmer über das Bett des Knaben gebeugt, und aus den Kissen heraus schluchzte die Wärterin: „Ach, Fräulein, wenn eines so muthwillig sein Glück zerschlagen will — — Sie glauben's nicht, was der Herr die Zeit her ausgestanden und welche Engelsgeduld er gehabt hat mit der Frau."

„Sie ist krank, Doris, es wird wohl wieder anders!"

„Ja, ja — wenn sie ihren Willen kriegt, sonst nicht!" —

Julia ging hinunter in ihr Zimmer, aber sie wußte nicht, was beginnen. Schlafen? Ihre Nerven waren überreizt, sie hätte es nicht vermocht. Sie begann Toilette zu machen; das kühle Wasser that ihren heißen Wangen gut, die noch brannten von der Unterredung mit Therese. Wie gräßlich war diese Welt! An was konnte man denn noch glauben, wenn nicht mehr an die Treue der Frau, an die Liebe der Mutter?

Sie war ans Fenster getreten und schaute über die Gärten weg, die im Nebel lagen. Nichts vom Strome und von der Aue war zu sehen, nur ein bläuliches Dunstmeer, das alles verbarg. Was würde der Tag heute bringen? Noch lag er verschleiert. Aber wenn der Abend sinkt — wer weiß, wie anders es dann hier ist. —

Im Studierzimmer saß bei der erlöschenden Lampe, deren gelblichrother Schein sich mit dem fahlen Morgenlicht mischte, der Doktor, vor sich die Hefte, darin er geschrieben, die Feder noch in der Hand.

Er dachte an ganz anderes als an die wissenschaftliche Frage, über die er vorhin geschrieben hatte und über die er auf dem nächsten ärztlichen Kongreß reden wollte. Was war mit Therese vorgegangen? Das war kein Eigensinn und keine Laune mehr, das war ein ernstliches Nervenleiden, und baldige Abhilfe that noth! — Wo war sein goldenes Glück geblieben? Die reizenden Stunden droben in ihrem kleinen Boudoir, die jauchzende Freude von Mutter und Kind, daran er sich nicht satt sehen konnte? Er grübelte. Wann hatte er nur die ersten Anzeichen ihrer veränderten Stimmung bemerkt?

Und dann tauchte ein blasses schönes Antlitz vor seinem Auge auf, ein Paar blitzender dunkler Augen — Julia. Er schüttelt unmuthig den Kopf und greift zur Feder, ein Gemisch von Verachtung und schmerzlichem Mitleid überkommt ihn.

Wohin mit ihr?

Läßt man sie hier? Aber man weiß ja nicht, welcher Art ihre Beziehungen sind — wer soll sie hüten? Die alte gelähmte Tante? Die strenge, dem Mädchen gegenüber allzustrenge Mutter?

Ja, das kommt davon — sie ist nicht besser als ein Dienstmädchen gehalten worden: sie hat keinerlei Vergnügen beanspruchen dürfen wie andere junge Mädchen ihres Alters, nun rächt sich's. Und doch — es kann ja nicht möglich sein! Ihre Züge können so nicht täuschen!

„Ach, was hat man für Noth mit dem Weibervolk!" sagte er laut, als wollte er versuchen, sich mit einem Scherz aus seinen trübseligen Gedanken zu reißen. „Die eine krank, die andere — noch schlimmer!"

Und er erhob sich mit den schweren Gliedern eines Menschen, der die Nacht anstatt im Bett auf einem Stuhle verbracht hat, schob die Papiere zusammen und schickte sich an, hinaufzugehen.

Im Flure stand seine Mutter mit verärgertem Gesicht, das graue Morgenkleid flüchtig zugeknöpft, die Haube mit den lila Bändern schief auf dem lässig gekämmten Haare.

„Nun ist's aber doch an der Zeit, Fritz, daß Du mit Julias Vormund redest, und wenn Du es nicht thust, werde ich hingehen. Heute früh, wie die Mädchen aufstehen, ist die Hausthür nach dem Garten unverschlossen und das Zimmer von Fräulein Julia leer. Hältst Du sie abends fest, so läuft sie des Morgens davon — ums Himmelswillen, wer hätte das gedacht!"

Er sah traurig überrascht auf. Da erblickte er in der Hand der Mutter zusammengeknüllt das unselige Tuch von gestern.

Sie bemerkte seinen fragenden Blick. „Das hab' ich eben aufgehoben, dort an der Treppe hat's gelegen," fuhr sie empört fort. „So geht die Julia mit den Sachen um. Und wenn's noch ihr Tuch wär', aber das hatte ihr die Therese geborgt aus Gnad' und Barmherzigkeit, und —"

„Das Tuch gehört Therese?" fragte er.

„Ja wohl!" ertönte von oben die Stimme der Jungfer Theresens, und die robuste Blondine kam die Treppe herunter und streckte die Hand nach dem Tuch aus. „Frau Doktor haben's gestern abend schon vermißt und haben gesagt, ich sollt' es suchen."

„Das Tuch gehört meiner Frau?"

„Ja, Herr Doktor, das Fräulein hat's nur einmal an dem Abend getragen, als der Herr Lieutenant in der ‚Traube' geredt hat. Am andern Tage hat sie's schon wiedergebracht, und nun —"

„Wann hat meine Frau das Tuch verloren?" Die Stimme des Mannes klang so tonlos, daß die alte Dame ihn verwundert ansah.

„Ich weiß nicht," berichtete das Mädchen; „aber ich meine, gestern abend hat's die gnädige Frau noch umgehabt, als sie in den Garten gegangen ist."

„Es ist gut, ich selbst will das Tuch meiner Frau geben."

Er nahm es und that ein paar Schritte der Treppe zu, drehte sich dann unschlüssig wieder um und endlich stieg er doch hinauf. Der Räthin war es, als strauchle er, und sie sah, wie er tastend nach dem Geländer griff.

Therese lag noch im Bett; das Zimmer roch nach Eau de Cologne und Aether. Mit schweren Schritten kam Fritz herein, ging zum Fenster und riß die Vorhänge auseinander, daß das Tageslicht hereinströmte. Und nun wandte er sich zu der jungen Frau, und seine Hand hielt ihr das Tuch entgegen, aber sie zitterte, diese Hand.

„Ist dies Dein Tuch, Therese?"

„Weshalb denn?" fragte sie. „Warum?"

„Ist dies Dein Tuch, Therese?"

„Ja!"

„Und seit wann vermißt Du es?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich glaube, seit gestern," antwortete sie gleichgültig. Dann erweiterten sich ihre Augen schreckhaft. „Um Gotteswillen, Fritz!" stieß sie hervor — das war der Blick, der ihr schon einmal ein Grauen eingejagt hatte!

„Besinne Dich," sagte er, „Du wirst mir nachher genau erzählen, wo Du das Tuch verloren hast. Ich komme wieder, wenn ich — ruhiger geworden bin."

Und das Tuch auf einen Tisch schleudernd, verließ er das Zimmer. Drunten im Flure suchte er nach Stock und Hut, und dann schritt er durch die Gassen auf die Landstraße hinaus. Rechts bog ein Feldweg ab, von kahlen Obstbäumen umsäumt; in diesen lenkte er ein. Er riß im Gehen den Hut vom Kopfe und ließ sich den Februarwind um die Stirn wehen, immer weiter wandernd — immer weiter. Und vor seinen Augen flatterte es wie ein weißes goldumsäumtes Tuch, vor seinen Augen stand der Platz, an dem er es gefunden — das kleine halbfinstere Gemach mit dem altmodischen Sofa, so weltentrückt, so heimlich wie möglich. Und da, vor dem Sofa, hatte das Tuch gelegen! Und nun kamen sie, die Erinnerungen, und schlangen Glied um Glied zu einer unheilvollen Kette.

War er denn blind und taub gewesen? Alles, alles fiel ihm ein. Da war er einmal rasch in das Eßzimmer getreten, und da hatte sich der Frieder just mit möglichster Gelassenheit von seinen Knien erhoben und gesagt, er könne das Zwirnknäuel nicht finden . . . . ja, ja, der Frieder — der Frieder!

Der Doktor war wie ein Toller gelaufen; er stand plötzlich am Eingang eines kleinen Dorfes, in dem er eine Schwerkranke hatte. — Mochte sie sterben und verderben! —

Er wandte wieder um. Da rannte ihm ein Kind nach, ein Bübchen mit blondem Haar und blauen Augen. „Herr Doktor,

Du sollst doch hereinkommen zur Mutter," bat es, ihn am Rock fassend. Und der Mann starrte das Kind an und ging hinter ihm her in das kleine Haus. Er hatte an *seinen* Buben denken müssen.

Als er wieder hinaustrat, schlug er den kürzesten Weg nach Hause ein. Das Kind! Ja freilich, das arme Kind! Und es stieg ihm feucht in den Augen auf.

Er befand sich in kürzester Frist wieder in der Stadt, und wäre er nicht von seinen eigenen Gedanken so hingenommen gewesen, er würde bemerkt haben, daß ihn die Leute groß anstarrten und daß die Frauen in den kleinen Bürgerhäusern klirrend die Fenster hinter ihm aufrissen. — Aus einem Fischerhause am Rhein trat ein alter Mann heraus. Er triefte vor Nässe und sein weißes Haar war ohne Bedeckung. Als er des Doktors ansichtig ward, stand er erst verlegen still, dann kam er näher.

„Herr Doktor," sagte er stockend, „ich glaube, daheim werden Sie erwartet."

„Ich? Bei mir zu Hause?"

„Ja, Herr Doktor; man hat Sie überall gesucht, weil — aber erschrecken Sie nicht, Herr Doktor, ich mein', es ist eines von Ihren Leuten krank geworden."

Der Doktor griff mechanisch an den Hut und eilte heimwärts, eine tödliche Angst im Herzen. Da hörte er, wie eine alte Frau sagte: „O Gott! Ich möchte der auch nicht sein, der ihm das verkünden muß!" — Was war geschehen? Hatte Therese . . .?

In wenigen Sekunden hatte er sein Haus erreicht. Wohin sich wenden? Von der Hinterthüre her zogen sich nasse Spuren über die Treppe in den ersten Stock. Also droben . . .

An der Mündung der Treppe stand sein Schwiegervater. Der alte Mann faßte krampfhaft den Arm des Heraufstürmenden. Man sah, er wollte sprechen, aber er konnte nicht; die Thränen rannen ihm über die Wangen. „Im Salon," stieß er endlich hervor und winkte mit der Hand. „Geh' nicht zu hart mit ihr ins Gericht, sie ist gräßlich bestraft."

Inmitten des reichen, blau dekorierten Gemaches hatte man das Bett des Kindes hingestellt, daneben einen Tisch mit Kissen und Tüchern. Der Mann schwankte plötzlich und stützte sich stöhnend auf das Gitter des Bettchens.

„Du bist es?" schrie er auf und riß den kleinen starren Körper empor, „Du — Du mußt es sein?"

Auf der anderen Seite des Bettes, die Hände in das halb aufgelöste Haar gekrallt, lag eine bebende schluchzende Frau. „Fritz, vergieb, vergieb!"

Er sah sie nicht an; noch immer hielt er das Kind im Arme, mit bleichem Gesicht nach einem Lebenszeichen suchend. Umsonst! Das kleine Herz hatte für immer aufgehört, zu schlagen!

Stumm legte er den Toten auf das Lager zurück, raffte ein Tuch vom Tische, deckte es über das stumme kalte Gesichtchen und verließ das Zimmer. Hinter ihm blieb es ganz still.

Drunten schloß er sich in seine Studierstube ein und warf sich dann mit einem dumpfen Stöhnen auf das Sofa. Stundenlang lag er so, ohne sich zu rühren, ohne zu denken, ohne sich auch nur zu fragen, wie das Entsetzliche habe geschehen können. Man pochte an die Thüre — er gab keine Antwort.

Endlich am späten Abend kam seine Mutter und rief mit zitternder Stimme: „Fritz, Fritz — komm zu Julia, sie braucht Deine Hilfe!"

Die alte Frau fuhr förmlich zurück, als ihr Sohn öffnete und sie die Verstörung in seinem Gesicht sah. „Gott im Himmel, Fritz," schluchzte sie, „Fritz, nimm Deinen Verstand zusammen, denke doch an Deine alte Mutter!"

„Was ist's mit Julia?" fragte er hart.

„Lieber Gott, sie hat ja doch das Würmchen retten wollen und ist selbst beinah' ertrunken! Vorhin war sie bei Besinnung, aber jetzt liegt sie wieder so starr da!"

Er fuhr mit der Hand an die Stirn, dann ging er in das Stübchen des Mädchens. Die alte Dame schloß die Thür hinter ihm, und er trat allein an das Bett. Auf der Kommode flackerte eine Kerze und beleuchtete das blasse Mädchengesicht, das mit einem unheimlich starren Ausdruck in den Kissen ruhte.

„Julia!" sagte er leise. Da schlug sie die Augen auf und erkannte ihn.

„Fritz!" Und sie streckte ihm die Hände entgegen. „Fritz, ich wär' so gern an seiner Statt gestorben." Und jahrelanges Leid brach sich Bahn in dem heißen Schluchzen, das nun folgte.

Er vermochte nicht zu sprechen, aber er bückte sich und zog ihre Hand an seine Lippen.

— — — — — — — — — — — — —

„Ja, siehst Du, Fritz," sagte die Räthin eine halbe Stunde später zu ihrem Sohn, als die alte Doris „ihren Bub'" in den kleinen Sarg gelegt hatte, „siehst Du, Fritz, sie hatte das Kind an der Hand; ich traf sie noch an der Treppe und fragte: ‚Therese, willst Du das Kind bei dem Winde mit hinausnehmen?' ‚Nur bis zu Papa,' antwortete sie mir. Und da beruhige ich mich denn und gehe in die Küche und sehe noch, wie sie den Mittelweg so hastig dahinläuft, daß das Kerlchen ihr kaum folgen kann. Und dann habe ich noch einmal das rothe Mützchen hinter dem Strauchwerk schimmern sehen, aber an weiter nichts gedacht. Auf einmal hör' ich das Julchen schreien und sehe sie hinausrasen den Weg entlang, und wie ich alte Frau dahinter herkomme, da liegt das Julchen im Wasser, und ich sehe das rothe Mützchen des Buben schwimmen und die Leute in einem Nachen herankommen. Und das Julchen ist ganz verschwunden gewesen, und endlich hat sie's heraufgebracht, das Kind, und wie sie's ihr abgenommen hatten, da ist sie noch einmal verschwunden und dann wieder aufgetaucht, und da hat sie nach der Stange gestoßen, nach der sie hätte greifen sollen, und der alte Fischer sagte, sie hätte sich um keinen Preis retten lassen wollen, und ganz wie tot haben sie sie hereingetragen. Und den alten Onkel Doktor und den neuen Kollegen, die hatten wir gleich, aber Du warst nicht zu finden. Freilich — es hätte ja auch nicht geholfen bei unserem Engelchen."

„Willst Du denn nicht zu Therese hinaufgehen?" fragte sie dann. „Gott im Himmel, sie ist ja schuld daran, denn sie hatte es ganz vergessen, daß sie den Buben mitgenommen, und da ist das kleine Dingelchen allein an den Rhein gepaddelt — aber denke doch, wie nöthig sie ein bißchen Trost hat!"

„Laß, Mutter," sagte er, „*meinen* Trost braucht sie nicht."

Da band sie sich ein schwarzes Tuch über das Kleid und ging selbst hinauf zu ihrer Schwiegertochter. Aber als sie ein Zimmer nach dem andern öffnete, da war es überall leer, unheimlich leer und still.

„Wo ist die Frau Doktor?" fragte sie endlich mit klopfendem Herzen in die Küche hinein, wo die Mädchen müßig saßen mit verstörten Gesichtern.

„Drüben bei ihrem Vater," antwortete die Köchin.

Die alte Frau ging in die Villa hinüber. Therese war in ihrem Mädchenzimmer; sie wolle niemand sehen, hieß es, Herr Krautner aber lasse bitten. Die Räthin trat bei dem alten Herrn ein. Erschreckt sahen sich die beiden an. „Um Gotteswillen, ist's noch nicht genug an *einem* Unglück?" fragte die Räthin, in banger Ahnung das unheilverkündende Gesicht des Alten betrachtend.

Dieser wandte sich kurz um, und da er nicht sprechen konnte, begann er zu pfeifen. Endlich trat er wieder vor die Frau.

„Damals, als mein Hannchen gestorben ist, Frau Nachbarin, da hab' ich gemeint, etwas Schlimmeres könnt's nicht geben. Heute weiß ich, daß das ein kleiner Schmerz gewesen ist, gar kein Vergleich zu dem, der mein Herz jetzt zerreißt. Es trifft auch Sie. Meine Tochter — Gott weiß, wie sie so geworden — ist heute morgen zu mir gekommen und hat gesagt, sie will fort vom Fritz — — Sonst habe ich schelten können und zanken, heut' aber ist mir's so gewesen, daß ich keine Silbe gefunden habe. Und wie sie gesagt hat, daß sie den Frieder Adami liebt und ihn nach der Scheidung heirathen will, da habe ich erst recht nichts sagen können; nur inwendig, da habe ich mich angeklagt und mich einen Esel geheißen, der da meinte, alles gut zu machen, und nicht bedachte, daß man kein Menschenherz auskennt, selbst nicht sein eigen Fleisch und Blut. Und erst zuletzt habe ich gefragt: ‚Und Dein Kind, Therese?' Und da ist's gerade gewesen, wie sie das Bübchen tot aus dem Wasser gefischt haben."

Die alte Dame war sprachlos in einen Stuhl gesunken. „O mein Bub'! Mein armer Bub'!" kam es dann langsam von ihren Lippen. Und der alte Mann drückte ihr die Hand und nickte still mit dem grauen Kopf. Endlich sagte er:

„Ich kann nichts dafür, von mir aus ist sie rechtlich gewöhnt, und ich war so glücklich, als sie den braven Mann bekam. Wenn es helfen könnte — wie gerne wollt' ich mein altes Leben hingeben! Aber, Frau Nachbarin, es giebt einen über uns, welcher die Schicksale lenkt, sagte mein Hannchen immer. — Stillhalten, Frau Nachbarin, stillhalten!" (Schluß folgt.)

Die Verarbeitung der Kohlen im Ruhrgebiet.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen von Ewald Thiel.

Auf Grund der verschiedensten Berechnungen haben die Gelehrten geschlossen, daß in einer nicht allzu fernen Zeit die letzten schwarzen Diamanten dem Schoß der Erde entnommen und durch unsere und voraussichtlich auch unserer Nachkommen Leichtlebigkeit in Form von Kohlensäure und leider auch als Rauch der Atmosphäre zurückgegeben sein werden. Auch sie gehen dahin zurück, von wo sie genommen sind, soweit wenigstens, als sie menschlichen Händen erreichbar und für die Gewinnung lohnend erscheinen. Wenn alsdann ein Geschichtschreiber nach ein paar Schlagwörtern suchen wird, um die Faktoren zu bezeichnen, welche um die Wende des 19. Jahrhunderts das Kulturleben der Völker beherrschten, so wird er wohl die beginnende Herrschaft der Elektricität hervorheben müssen, die zutreffenden Ausdrücke aber werden Kohle und Eisen sein. Und Kohle noch in höherem Sinne als Eisen. Wir können uns wohl eine Kohlengewinnung in großem Stil vorstellen, ohne die gewaltige Entwicklung der Eisenindustrie unserer Tage, nicht jedoch die massenhafte Eisenproduktion ohne Kohle. Kohle ist angehäufte Kraft in schlummerndem Zustande, welche aber jeden Augenblick durch den Verbrennungsprozeß aufgeweckt zu werden vermag. So ist der Kohlenbergbau das belebende Element für jede Großindustrie.

Diese und ihnen nahestehende Gedanken dürften in dem Jahrhundert der Technik und der Naturwissenschaften Gemeingut aller Gebildeten sein. Weniger allgemein bekannt jedoch pflegt es zu sein, daß ein großer Theil der aus dem Erdinnern heraufgeholten Kohle vor dem Verbrauch eine Reihe von Vorbereitungsarbeiten durchzumachen hat, so daß die in den Handel kommenden Formen der Kohle bereits die Bedeutung eines Fabrikats erlangt haben. So bringt eine große Zeche des Ruhrgebietes, welche mit einer Belegschaft von 1800 Arbeitern täglich 24 000 Centner Kohlen gewinnt, nur 6000 Centner als „Förderkohle", d. h. in der Form, wie sie aus dem Schacht gehoben werden, zum Verkauf. Die übrigen 18 000 Centner werden erst einer umfangreichen Bearbeitung unterworfen. Diese „Aufbereitungsanstalten" machen den „über Tage" liegenden Theil einer Zeche vielleicht noch sehenswerther als die bekannteren Einrichtungen, welche die Förderung der Kohle aus dem Schacht, die Entfernung des Grubenwassers, die Lüftung der unterirdischen Bauten ꝛc. zum Zweck haben.

Am Förderschachte.

Noch vor etwa 20 Jahren war von einer Aufbereitung der Kohlen nur in ganz beschränktem Sinne die Rede. Man fand wohl hier und da Siebe, welche die Kohlen in Sorten von verschiedener Stückgroße zerlegten, so wie sie für besondere Verwendungsarten sich vorzugsweise eigneten. Die heutigen ganz gewaltig vervollkommneten Einrichtungen sind, wie so häufig, ein Ergebniß der Noth, des Kampfes ums Dasein. Als in den siebziger und achtziger Jahren die große Geschäftsstille eintrat, als die Menge der geförderten Kohlen die Nachfrage weit überstieg und die Preise soweit herabgingen, daß von einem Gewinne nicht mehr die Rede sein konnte — hat es doch Zeiten gegeben, in denen der Preis auf den fünften Theil des jetzigen Werthes herabgesunken war — da suchten einzelne Zechen einen Vorsprung vor ihren Mitbewerbern dadurch zu gewinnen, daß sie den Abnehmern eine Ware von außergewöhnlicher Reinheit und diese noch in einer Sortierung der Stücke darboten, welche den Wünschen der Kunden in weitgehender Weise entgegenkam.

Natürlich wuchsen dadurch die Ansprüche des Publikums, und gleichzeitig wurde auch die Konkurrenz zu denselben Einrichtungen gezwungen. Soweit kam es wohl nicht, wie uns auf einer Zeche scherzhaft gesagt wurde, daß die Käufer jedes Stück Kohle — jede „Nuß" — für sich in Watte verpackt und in Seidenpapier gewickelt verlangten: richtig jedoch ist, daß kleine Steinchen, die in der Kohle zurückgeblieben waren, auf dem Wege der Beschwerde als corpus delicti mit Postpaket den Zechen eingesandt worden sind. Diese Fluth der Ansprüche hat sich gegenwärtig verlaufen. Was sie jedoch erzeugt hat, ist geblieben, nämlich ein hoher Grad von Vervollkommnung in der vorbereitenden Verarbeitung der Steinkohle. Diese mag im Folgenden betrachtet werden.

Ein Förderschacht enthält zwei Räume — „Trümmer" — in denen sich zwei eiserne Gestelle, „Förderkörbe oder Förderschalen", an kräftigen Drahtseilen auf- und abwärts bewegen. Jedes Gestell, selber etwa 2000 bis 3000 kg schwer, pflegt 4 bis 8 kleine Förderwagen zu tragen, von denen jeder etwa 300 kg wiegt und etwa 500 kg Kohle aufzunehmen vermag. An beiden Seiten der Förderschale sehen wir noch die sogenannten „Fangeinrichtungen", dazu bestimmt, wenn ein Seilbruch eintreten sollte, das Gestell auch dann noch an den Führungsbalken, zwischen denen dasselbe auf und ab gleitet, zum Stillstand zu bringen und vor dem Fall in die Tiefe — die tiefsten westfälischen Kohlenschächte erreichen jetzt über 700 Meter — zu bewahren.

Wir stellen uns vor den Schacht und sehen zu unserer Rechten ein Fördergestell heraufsteigen. Dasselbe trägt mit Kohlen gefüllte Wagen. Die Arbeiter ziehen dieselben herunter, fast gleichzeitig schieben andre Arbeiter leere Wagen wieder an deren Stelle, und die Förderschale versinkt in die Tiefe, um, dort angelangt, ihre leeren Wagen wieder durch gefüllte zu ersetzen. Nach kurzer Zeit taucht zu unserer Linken ein Gestell, wieder mit gefüllten Wagen, empor, um wie das vorige behandelt zu werden. Das Spiel wiederholt sich so in kurzen Zwischenräumen; jedesmal werden etwa 2000 bis 4000 kg Kohlen ans Tageslicht heraufgehoben. Die durchschnittliche Schachttiefe kann man etwa zu 400 Metern annehmen — 100 Meter mehr oder weniger spielen hier keine entscheidende Rolle; dieselbe kann von dem Fördergestell, welches etwa 9 Meter in der Sekunde durcheilt, bequem in einer Minute durchmessen werden, und ebensoviel Zeit mag das Herausziehen der vollen und das Nachschieben der leeren Wagen beanspruchen. Der Leser vermag nun selber auszurechnen, wie ein solcher Schacht stündlich 6 bis 12 Doppelwaggons Kohlen, jeden zu 10000 kg, zu fördern vermag.

Verfolgen wir nun die gewonnenen Kohlen auf ihrem weiteren Wege! Ein Theil derselben, „Förderkohle" genannt, wird sofort auf eine geneigte Ebene entleert und gleitet ohne weiteres in untergestellte Eisenbahnwagen — jede Zeche hat ihre besonderen Anschlußgeleise an die Eisenbahn —, um den Verbrauchsstellen zugeführt zu werden. Der Inhalt der meisten Wagen jedoch wird auf ein schwach geneigtes Sieb, „Rätter", gestürzt, welches Löcher von 80 mm Weite enthält und durch regelmäßige Stöße fortwährend in Erschütterung versetzt wird. Nur die größeren Stücke vermögen über diese Oeffnungen hinwegzugleiten. Ein

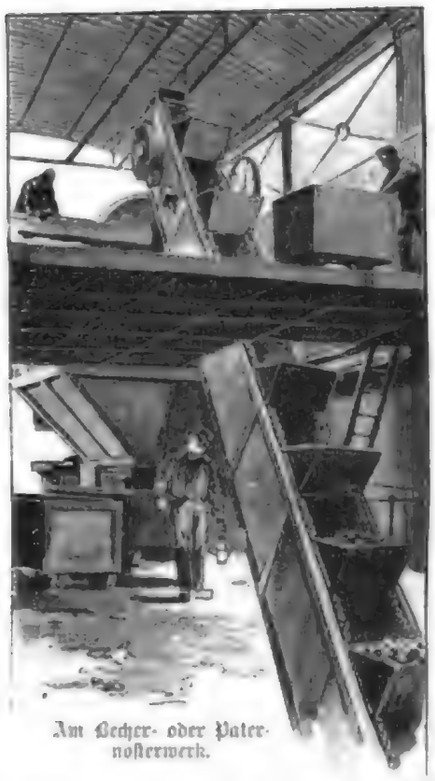
Digitized by Google

eigenthümlicher Transport- und Verladeapparat führt dieſelben ebenfalls einem Eiſenbahnwagen zu. Unterwegs jedoch werden beigemengte Steine von Knaben abgehoben und beſeitigt. Das Vorkommen ſolcher Steine, „Berge“ genannt, in allen Größen bis zum Staub herunter iſt ein ſehr läſtiger Uebelſtand des Kohlenbergbaus, und auf ihre Entfernung bezieht ſich der Theil der Aufbereitung, der als „Wäſche“ bezeichnet wird.

Es iſt unmöglich, die Beimengung ſolcher „Berge“ gänzlich zu vermeiden. Die Kohlen liegen ja eingebettet in Geſtein, oben wie unten von dunklem Schieferthon begleitet; nicht ſelten finden ſich Lagen davon in der Kohle ſelbſt, dann als „Bergmittel“ bezeichnet. So kann es nicht ausbleiben, daß beim Hauen und Sprengen nothwendig auch Steine in die Kohlen gelangen.

Die auf dem „Rätter“ abgeſonderte „Stückkohle“ iſt nun der werthvollſte Theil, der einen höheren Preis erzielt, auch geringeren Qualitäten zur Erhöhung des Werthes beigemengt wird. Der Reſt jedoch von weniger als 80 mm Durchmeſſer, welcher durch die Löcher des Rätters hindurchfiel, bildet den Gegenſtand der weiteren Aufbereitung. Derſelbe wird zunächſt von Schöpfbechern — „Elevatoren“, „Paternoſterwerken“ — ergriffen und in die Höhe gehoben. Dieſe Becherwerke gleichen denen eines Baggers, welche Schlamm vom Boden des Waſſers herauffördern und dem Leſer vielleicht ſchon bei irgend einer Gelegenheit bekannt geworden ſind. In unſerem Falle entleeren die Becher ihren Inhalt in große, etwas ſchräg liegende eiſerne Trommeln, deren Mäntel drei Abtheilungen von Löchern, von oben nach unten gerechnet mit zunehmender Weite, zu enthalten pflegen. Indem die Kohlen auf dem Boden der beſtändig in Drehung befindlichen Trommel abwärts gleiten, ſortieren ſie ſich in 4 Partien verſchiedenen Durchmeſſers, von denen die kleinſte Sorte die erſte Abtheilung der Löcher, die folgende die zweite ꝛc. paſſiert. Was auch für die Oeffnungen der dritten Abtheilung noch zu grob iſt, fällt als vierte Sorte aus der Trommel ſelber heraus. Gewöhnlich wird durch Verbindung mehrerer Trommeln dieſe Zerlegung — „Separieren“ oder „Claſſieren“ genannt — noch weiter geführt, ſodaß etwa 7 Sorten erzeugt werden. Die dickſten (80 bis 40 mm) heißen „Knabbeln“ oder „Würfel“, die folgenden (40 bis 25 mm und 25 bis 15 mm) „Nuß I“ und „Nuß II“; dann folgen „Schmiedekohlen“ (15 bis 8 mm), weiter mehrere Sorten „Feinkorn“ und endlich „Staubkohlen“. Wenn nun auch in neueſter Zeit die maſchinellen Einrichtungen dieſer „Separation“ Aenderungen erlitten haben, ſo haben die letzteren doch in Weſtfalen noch keine weitere Verbreitung zu erlangen vermocht. Das geſchilderte Verfahren iſt hier das allgemein übliche. Die Vornahme der Separation iſt zugleich eine unumgängliche Vorbedingung für den ſog. „Waſchprozeß“, d. h. die Scheidung der Schieferſtücke von der Kohle. Dieſe Trennung läßt ſich nämlich nur dann mit Sicherheit ausführen, wenn beide Theile, Kohle und Schiefer, innerhalb nicht zu weiter Grenzen gleiches „Korn“, d. h. gleiche Dicke der Stücke, beſitzen. Das Verfahren beruht auf dem allbekannten Naturgeſetz, nach welchem die Spreu vom Weizen geſondert wird. Wirft man ein Gemenge von Körnern und Spreu durch die Luft, ſo überwinden die ſchwereren Körner den Widerſtand derſelben leichter, fliegen mithin weiter weg; das Gemenge zerlegt ſich in eine dem Arbeiter näher liegende Schicht Spreu und eine entferntere Lage Korn. Derſelbe Zweck läßt ſich auch noch anders erreichen. Richten wir einen kräftigen Luftſtrahl gegen das Gemenge, ſo treibt derſelbe die leichtere

Der „Rätter“.



Am Becher- oder Paternosterwerk.

Spreu weiter fort, das Korn bleibt zurück. Hierauf beruhen die bekannten Kornreinigungsmühlen. Nun läßt sich aber mit der leichten Luft gegen die schweren Kohlenstücke und die noch schwereren Schiefer nichts ausrichten. Man wählt daher eine hierfür geeignetere Substanz, das Wasser.

Würden wir ein Gemenge aus Kohlen- und Schieferstücken von annähernd gleicher Größe in Wasser zum Sinken bringen, so würden die schwereren Schiefer den Widerstand des Wassers leichter überwinden und schneller hinabeilen. Nach kurzer Zeit hätte sich unser Gemenge in eine untere Schicht Schiefer und eine obere Lage Kohlen geschieden.

Auch die zweite der vorigen Zerlegungsarten können wir mit Wasser zur Ausführung bringen. Stellen wir uns ein Gefäß vor mit durchlöchertem Boden, darauf ein Gemenge von Kohlen- und Schieferstücken, welche so dick sind, daß sie die Löcher nicht passieren können! Lassen wir nun durch die Sieböffnungen des Bodens Wasser mit hinreichender Geschwindigkeit emporsteigen, so wird dasselbe beide Theile heben, die leichteren Kohlen aber in derselben Zeit weiter nach oben schaffen als die Schiefer. Wir können die Einrichtung so abpassen, daß die Kohlen bis zum Rande des Gefäßes gehoben und hier von dem überströmenden Wasser mit fortgerissen werden. Die Schiefer werden alsdann noch einige Zoll tiefer liegen. Lassen wir hier einen zweiten Theil des Wassers durch einen Schlitz in der Seitenwand hinausströmen, so läßt sich das Ganze bei geschickter Regulierung so einrichten, daß dieser zweite tiefer gelegene Wasserstrom die Schiefer hinauswirft und in ein besonderes Gefäß — den „Bergetrog" — befördert.

Was wir hier darlegten, ist das Wesen der sogenannten „Setzkästen", welche bei der Trennung der Erze von taubem Gestein längst benutzt, aber erst neuerdings für die Kohlen in Anwendung gekommen sind.

Um den geschilderten Prozeß praktisch auszuführen, liegt neben jenem Kasten mit Siebboden noch ein zweites Gefäß, in welchem ein Stempel wasserdicht auf und niedergeht. Bei jedem Niedergange drückt derselbe Wasser durch das Sieb und bewirkt so die angestrebte Trennung. Für die Reinigung der ganz kleinen Körner ist diese Einrichtung etwas abgeändert, da ein weiteres Sieb die Kohlen sammt Schiefer durchfallen ließe, ein hinreichend enges jedoch dem Wasser nicht leicht genug den Durchgang gestattete.

Diese „Feinkornsetzmaschinen" haben ein weitmaschiges Sieb, darauf aber eine Lage von schwedischem Feldspath. Man hat gefunden, daß dies Gestein vermöge seiner Schwere für den vorliegenden Zweck sich am besten eignet; auch haben die Stücke desselben eine wohlabgepaßte Größe. Die Lücken zwischen den Stücken des Feldspaths öffnen und schließen sich, je nachdem der Wasserstrom emporsteigt oder zurückfließt. Die Schiefer treten dabei in diese Lücken ein, durchdringen das Feldspathlager und wandern schließlich durch die weiten Maschen des Siebes, während die Kohle auch hier oben hinausgespült wird.

Durch diesen Waschprozeß erleiden nun die Kohlen eine ganz wesentliche Verbesserung, welche sich zahlenmäßig an einer Abnahme ihres Aschengehaltes nachweisen läßt. Zumal die „Feinkornsetzmaschinen" lassen sich so fein regulieren, daß ein geübter Waschmeister innerhalb gewisser Grenzen jeden vorgeschriebenen Aschengehalt zu erzeugen verstehen wird. Dementsprechend sind nun auch die Ansprüche der Abnehmer gestiegen. Koks z. B., aus ungewaschenen Kohlen dargestellt, würden heutzutage wegen des hohen Aschengehalts keinen Käufer mehr finden.

Wo ein hoher Grad von Reinheit verlangt wird, nimmt man absichtlich häufig erst eine weitgehende Zerkleinerung vor, um auf der „Feinkornsetzmaschine" um so sicherer auch die kleinsten Schiefertheilchen entfernen zu können.

Was wird nun aus der so gereinigten und sortierten Kohle? Die größeren Stücke, die „Würfel", „Nüsse" und „Schmiedekohlen", finden in der Küche der Hausfrau, beim Schmied ꝛc. in der vorliegenden Form leicht Verwendung. Aber die ganz feine, zum Theil staubförmige Kohle? Hier erhebt sich eine ernste Schwierigkeit. Ein so feines Pulver läßt sich, bei der gewöhnlichen Einrichtung wenigstens, nicht verbrennen, da die Verbrennungsluft durch die engen Zwischenräume nicht hindurchgeführt werden kann. Nun ist aber reichlich ein Drittel, ja fast die Hälfte aller Kohlen „Feinkohle"; somit ist die Verwendung derselben eine wichtige Lebensfrage der Kohlenindustrie. Glücklicherweise liegt heutigen Tages nach zwei Richtungen für diese „Feinkohle" ein solcher Bedarf vor, daß derselbe durch die von selber entfallenden Mengen häufig nicht gedeckt werden kann, sondern oft noch ein Theil der größeren Stücke dazu der Zerkleinerung unterworfen werden muß. Diese Verwendungsarten sind die Verkokung und das Briquettieren.

Die Separatortrommel.

Reden wir zunächst von den Koks. Wer kennt sie nicht, diese halbmetallisch glänzenden Stücke, wie sie in poröser, lockerer Form als Nebenerzeugniß von jeder Gasanstalt in Menge geliefert werden, um z. B. unsere Füllöfen zu speisen? Dennoch ist dies nur ein geringer

Bruchtheil aller überhaupt erzeugten Koks. Unsere Hochöfen, welche das Roheisen liefern, bedürfen der Koks in solchen Massen, daß die Zechen die großartigsten Einrichtungen zur Herstellung derselben getroffen haben. Auch würden die Gaskoks für die Hochöfen keine Verwendung finden können, da sie viel zu locker sind, um unter dem Druck der Erzmassen, welche jene über 20 Meter hohen Oefen füllen, nicht zu Pulver zermalmt zu werden und so dem Winde, welcher hindurch geblasen werden muß, den Weg zu versperren. Eine unmittelbare Verwendung stückförmiger Steinkohlen würde an demselben Uebelstande scheitern; auch sind diese unvorbereitet schon um deswillen nicht brauchbar, weil sie immer in mehr oder weniger hohem Grade Schwefel enthalten; die messingartigen, oft ins Bläuliche spielenden Anlauffarben mancher Kohlen verrathen dies dem kundigen Blick sofort. Dieser Schwefel würde nun unfehlbar ins Eisen gelangen und dasselbe brüchig machen. Nur manche „Anthracitkohlen" sind so fest und schwefelfrei, daß sie ohne Vorbereitung den Hochöfen zugeführt werden können.

Auch die Koksdarstellung hat ihre Geschichte: von der einfachen Darstellung in Meilern geht es aufwärts bis zu den jetzigen Koksöfen. Unsere heutigen Einrichtungen weichen in den Einzelheiten mannigfach von einander ab; im Prinzip jedoch stimmen sie alle überein. Die Koksdarstellung ist etwa die Umkehrung der Leuchtgasfabrikation. Bei der letzteren erhitzen wir eine geeignete Kohle, die „Gaskohle", in thönernen Retorten. Es entweicht alsdann bei diesem „Destillationsprozeß" außer Substanzen, welche sich als Wasser, Theer und Ammoniakwasser in den kühleren Theilen der ganzen Einrichtung ablagern, ein brennbares Gas, welches einige Reinigungsprozesse durchmachen muß, um alsdann in die Rohrenleitung geführt zu werden und unseren Leucht- und Heizzwecken zu dienen. Dabei hinterbleiben in der Retorte jene porösen Koks. Dieselben behandeln wir hier als Abfall, verbrennen einen Theil davon, um unsere Retorten zu heizen, und verkaufen den Rest. Umgekehrt richten wir bei der Verkokung unser Hauptaugenmerk auf möglichst reiche Gewinnung dieser Koks, lassen das entweichende Gas als Nebenerzeugniß gelten und verbrennen dasselbe, um unsere Retorten soweit zu erhitzen, als es der Prozeß erfordert.

Dieser Vorgang nun spielt sich in den sogenannten „Koksbatterien" ab. In Westfalen am meisten verbreitet sind die sogenannten Coppée Oefen. Etwa 30 bis 60 derselben bilden eine „Batterie". Es sind, wenn wir nebensächliche Theile übergehen, wagerecht liegende Zellen, etwa 10 m lang, 60 cm breit und 170 cm hoch. Jede Zelle („Retorte", „Ofen") faßt etwa 6000 kg Kohle; sie ist von feuerfesten Wandungen ringsum umschlossen und hat vorn wie hinten eine verschließbare, ebenfalls feuerfeste Thüre. Die Wande zwischen zwei benachbarten Zellen enthalten Hohlräume, auch zieht ein Kanal („Sohlkanal") unter jeder Zelle durch. Soll eine solche Batterie in Gebrauch genommen werden, so werden zunächst die Zellen bis zur Weißgluth erhitzt. Alsdann bringt man durch drei in der Decke angebrachte Oeffnungen („Füllschächte") die Kohlen in fein vertheiltem Zustande hinein und verschließt diese „Füllschächte" wie auch die beiden Thüren luftdicht.

Unter der Hitze der weißglühenden Wände beginnt alsbald der „Destillations"-Prozeß — Gas entweicht. Dieses Gas leitet man nun durch schlitzförmige Oeffnungen, welche oben an den Wänden der Zellen angebracht sind, zunächst in die Hohlräume der Wandungen und von da auch in den „Sohlkanal". Gleichzeitig führt man durch besondere Oeffnungen von außen soviel Luft zu, daß eine fast vollständige Verbrennung des Gases erzielt wird. Die Batteriezellen sind nun seitlich wie auch unten von Flammen umgeben. Das Gas der Kohle wird hier noch vollkommener ausgetrieben als in den Retorten der Gasanstalt. Nachdem das brennende Gas in der Batterie seine Schuldigkeit gethan hat, läßt man es keineswegs in die freie Luft entweichen, denn es enthält noch viel Wärme und kann noch wichtige Dienste leisten. Man sammelt es daher in einem unterirdischen Kanal, leitet es unter die Dampfkessel, welche den Kraftbedarf für die maschinellen Anlagen der Zeche zu liefern haben, und diese abziehende Hitze der Batterie („Abhitze") reicht noch vollkommen für die Heizung sämmtlicher Kessel aus, so daß der bedeutende, sonst für dieselben erforderliche Aufwand an Brennmaterial gespart werden kann. Man schätzt

Vorderseite

Ofen

Hinterseite

Obere, vordere und hintere Seite einer Koksbatterie.

Arbeiter, das Innere eines Ofens ebnend.

Digitized by Google

dieſen Gewinn ſo hoch, daß Hüttenwerke, welche Koks in größerer Menge bedürfen, einen Theil derſelben in eigenen Koksbatterien erzeugen, um ihre Keſſel ebenfalls durch die „Abhitze“ feuern zu können.

Während der Verkokung backt nun die Kohle zu einer Art von Kuchen zuſammen.

Nach 48 Stunden iſt der Prozeß vollendet. Die Zellen werden alsdann auf beiden Seiten geöffnet, damit man den Inhalt herausdrücken kann. Zu dem Zweck iſt eine beſondere Dampfmaſchine, eine Art Lokomotive, hinter der Batterie aufgeſtellt, mit der man hin und her fahren und hinter jeder Zelle Aufſtellung nehmen kann. Dieſe Maſchine treibt an einer langen Zahnſtange einen Stempel vom Querſchnitt der Zelle durch dieſelbe hindurch und ſchiebt ſo am entgegengeſetzten Ende die noch glühende, teigartige Koksmaſſe hinaus. Löſchmannſchaften richten ſofort einen Waſſerſtrahl gegen dieſelbe, um Verluſten durch Verbrennung an der Luft zu begegnen.

Die noch glühenden Zellen werden alsbald wieder mit Kohlen gefüllt, und das vorige Spiel beginnt von neuem.

Um dies Füllen bequem und raſch ausführen zu können, geht eine Eiſenbahnanlage über die ganze Batterie hinweg. So können die Kohlen unmittelbar über die Füllſchächte gefahren und in dieſelben hinabgeſtürzt werden.

Die Briquettpreſſe.

Die gewonnenen Koks ſind nun, zumal ſie beim Entleeren der Zellen durch den Stempel eine Preſſung erlitten, feſt und ziemlich ſchwefelfrei. Freilich ſind dieſe Vortheile durch einen Verluſt erkauft worden. Man rechnet im Ruhrgebiet, daß etwa 30 % der Kohle verloren gehen; die Ausbeute, das „Ausbringen“, an Koks beträgt ſomit etwa 70 %, kann jedoch unter günſtigen Umſtänden 85 % und noch darüber erreichen. Neuerdings iſt es übrigens gelungen, das Verfahren noch erheblich zu verfeinern. Durch Einrichtungen ähnlich denen, wie ſie bei der Leuchtgasfabrikation beſtehen, vermag man dem bei der Verkokung freiwerdenden Gas, ehe es ſeinen Dienſt bei der Heizung der Oefen übernimmt, ſeinen Gehalt an Theer und Ammoniakwaſſer und außerdem noch an Theerölen abzunehmen, welch letztere mit ihren Ableitungen, z. B. dem Benzol, in der Bereitung der Anilinfarben eine wichtige Rolle ſpielen.

Nicht jede Kohle eignet ſich zur Koksbereitung. Bedingung iſt, daß dieſelbe in der Hitze zuſammenbackt und dabei ſoviel Gas entweichen läßt, als zur Erzeugung der nöthigen Hitze gerade erforderlich iſt.

Einen Ueberſchuß an Gas hat man nicht gern, da derſelbe einen unnöthigen Verluſt, eine Abminderung des „Ausbringens“, zur Folge hat. Eine mäßig „fette“ Kohle eignet ſich am beſten. Ganz ungeeignet jedoch ſind die „mageren“ Kohlen, die nicht backen und kein oder nur wenig Gas geben. Dies war nun früher für die „mageren“ Zechen recht ſchlimm, da ſie für die große Menge ihrer „Feinkohlen“ kein rechtes Unterkommen zu finden wußten. Zwar kann man von denſelben ſoviel einer fetten Kohle beimiſchen, daß das Ganze nunmehr verkokbar wird, Rückſichten auf den Herſtellungspreis aber werden dies in den meiſten Fällen verbieten. Gewöhnlich werden die nicht backenden Feinkohlen zur Darſtellung der Briquetts (Preßkohlen) benutzt, wozu man allerdings an einigen Stellen auch fette Kohlen verwendet.

Die Briquetts werden aus feinem Kohlenpulver hergeſtellt. Da dasſelbe jedoch für ſich auch in der Hitze nicht backt, ſo bedarf es eines Zuſatzes, der dieſe Verbindung der kleinſten Theilchen zu einer feſten Maſſe zu bewirken vermag. Allgemein wird dazu ein feſter, ſpröder Asphalt genommen, „brai sec“ genannt, der in der Hitze ſchmilzt und von dem etwa 5 bis 7 %, je nach der Beſchaffenheit der Kohle, zugeſetzt werden. Dieſer Asphalt wird als Nebenerzeugniß bei der Leuchtgasfabrikation gewonnen und unterſcheidet ſich von Theer weſentlich dadurch, daß er ſchon bei gewöhnlicher Temperatur feſt iſt. Früher ſchwer verkäuflich, iſt dieſe Subſtanz jetzt ſo geſucht, daß ſie einen beſtimmenden Einfluß auf den Preis der Briquetts ausübt und ſelber in den letzten Jahren im Werth auf das Doppelte geſtiegen iſt.

Das Gemenge von Kohle und Asphalt wird auf einen großen ſich drehenden Tiſch gebracht, über den eine lange Flamme hinwegſtreicht. Dadurch wird dasſelbe bis zur Backfähigkeit erhitzt, um nun den Preſſen zugeführt zu werden, welche die Maſſe entweder zu würfelförmigen Stücken oder zu Knollen von Fauſtgröße („Eibriquetts“) formen. Solche Tiſche entwickeln jedoch aus dem Asphalt des Gemenges einen recht läſtigen Rauch. Daher zieht man neuerdings vor, die Erweichung der Maſſe in geſchloſſenen Trommeln durch ſtark überhitzten Dampf zu bewirken.

Die Preſſen nach Couffinhal-Biétrix ſind in Weſtfalen am verbreitetſten. Sie preſſen die Kohle erſt von oben und dann auch noch von unten mit einem Druck von 180 kg auf den Quadratcentimeter zuſammen. Eine ſolche Preſſe liefert in der Minute 28 Briquetts zu 5 kg, alſo 140 kg in der Minute oder 8400 kg in der Stunde, d. h. in der zehnſtündigen Arbeitsſchicht 84 000 kg oder über 8 Doppelwaggons.

Im Ruhrgebiet giebt es Zechen, welche 3 ſolcher Preſſen gleichzeitig im Betriebe haben. Schon hieraus folgt wohl die ausgedehnte Verwendung, welche ſich dies Fabrikat in wenigen Jahren erobert hat.

Ein gutes Briquett muß ſo feſt ſein, daß es, von einem kräftigen Manne ſo hoch wie möglich geworfen, beim Aufſchlagen nicht zerbricht. Dieſe Feſtigkeit in Verbindung mit der regelmäßigen Form der Stücke, welche eine knappe Raumausnutzung beim Verladen geſtattet, macht die Briquetts zum Verſand auf weite Entfernungen beſonders geeignet. Freilich neigen ſie auch wegen ihres Asphaltgehaltes zur Entwicklung von Ruß, und dies iſt doch in vielen Fällen ein fühlbarer Uebelſtand.

Wir ſehen alſo, daß von der rohen Förderkohle vielverzweigte und oft lange Wege zu den Kohlenſorten führen, welche der Menſch zu ſeinen mannigfachen häuslichen und induſtriellen Bedürfniſſen benutzt. Und wenn wir dieſe Wege in ihrer Geſammtheit überblicken, ſo erkennen wir ein gemeinſames Ziel, dem ſie zuſtreben. Es heißt: höchſte Ausnutzung der koſtbaren Schätze der Tiefe, peinliche Sparſamkeit mit den ſchwarzen Diamanten!

E. A.

Digitized by Google

Vom „Malkaſten“ zu Düſſeldorf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von L. Daelen.

Mit Zeichnungen von H. Otto.

Der Rhein, der alte Vater Rhein! Wie mancher Wanderer hat ihn geprieſen, wie mancher Dichter ihn beſungen in begeiſterten Weiſen! Wer ihn ſchaute, dem ſenkte ſich der Reiz ſeiner Landſchaft, der poetiſche Zauber ſeiner Burgen und Schlöſſer, ſeiner Geſchichte und Sage tief ins Herz.

Aber ſchauen wir genauer zu, ſo gilt der Lobpreiſungen unerſchöpfliche Fluth doch meiſt nur einem Theile des Stromes. Jene Strecken vom Niederwalddenkmal bis zum Drachenfels ſind es vornehmlich, welche die Harfen der Sänger erklingen laſſen. Für den Wanderer und für den Dichter hört der Rhein auf beim Siebengebirge oder allenfalls bei der „Stadt mit dem ewigen Dom“. Was unterhalb liegt, das iſt gleichſam nur ein Anhang, ein Nachwort, das man im Nothfall auch ungeleſen laſſen kann.

Und doch birgt auch dieſer Anhang noch der Perlen genug! Da iſt das maleriſche Kaiſerswerth, das denkwürdige Xanten, da iſt vor allem das liebliche Düſſeldorf mit ſeinen grünenden Gärten, mit ſeinen Künſtlern und ihrem prächtigen Heim, dem „Malkaſten“.

Die älteren Leſer der „Gartenlaube“, die heute mit mir dem „Malkaſten“ einen Beſuch abſtatten, ſind nicht ganz unbekannt daſelbſt. Noch 1885 haben ſie einen Blick in ſeine Kegelbahn geworfen, und auch früher ſchon haben ſie ſich manchmal mit ihm beſchäftigt. Aber immer kommt man gern wieder. Denn wahrlich, es lohnt der Mühe! Es iſt ja eine leidige Thatſache, daß von dem Nimbus, welcher für den Fernerſtehenden das Künſtlerdaſein umwebt, ſo manches Stück bei näherer Betrachtung dahinſchwinden muß. Aber dem idylliſchen Beſitzthum der Düſſeldorfer Künſtlerſchaft droht dieſes Schickſal nicht. Je näher man es kennt, deſto mehr wird man es liebgewinnen.

Es war im Jahre 1848. Die nationale Bewegung hatte ihren machtvollen Aufſchwung genommen, und in den edelſten und beſten Männern lebte der Glaube an den Anbruch einer neuen großen Zeit für unſer geeintes deutſches Vaterland

„Damals hatte ſich in Düſſeldorf ein Komitee gebildet aus allen Kreiſen der Bevölkerung, um der freudigen Begeiſterung, die ſich aller bemächtigt hatte, einen öffentlichen Ausdruck zu geben, und zwar durch ein Verbrüderungsfeſt am 6. Auguſt. Die Künſtlerſchaft wurde aufgefordert, durch ihre Theilnahme und Hilfe dem Feſte einen beſonderen Glanz zu verleihen. So wurde denn am Abende des 6. Auguſt auf der Alleeſtraße zwiſchen dem heutigen Theater und der Kunſthalle eine Koloſſalſtatue der Germania enthüllt und bei lodernden Fackeln bejubelt und beſungen. Schließlich ſenkten ſich die Fahnen aller deutſchen Länder vor dem Banner mit dem Adler des neuerhofften Reiches.

Nach dieſer Huldigungsfeier zogen die Künſtler nach dem heute noch beſtehenden Lokal zur ‚Bockhalle‘, und hier kam bei patriotiſchen Reden und fröhlichem Becherklang der Gedanke zum Ausdruck: gleich wie die deutſchen Stämme ſich einigen ſollten, ſo möchte auch im Kreiſe der Künſtlerſchaft ſich eine Vereinigung bilden, die ihre Glieder einander perſönlich näher führen würde, damit ſie nach des Tages ernſter Arbeit Erholung und Anregung fänden in treuer Gemeinſchaft. Der ſofort gegründete Verein wurde nach des Altmeiſters Carl Hübner geiſtreichem Vorſchlag ‚Malkaſten‘ getauft. Alle Farben ſollten vertreten ſein, alle Farben zur Geltung kommen, alle ein gleiches Recht haben.“ Mit dieſen Worten ſchilderte am letztjährigen Stiftungsfeſt der damalige Vorſitzende O. Erdmann die Gründung des Vereins. „Im Laufe der Zeit,“ fuhr er dann fort, „ſind manche Ideale, die im Jahre 1848 erträumt wurden, verloren gegangen, manche Enttäuſchungen mußten verwunden werden. Der Malkaſten hat alle Stürme glücklich überſtanden und unerſchüttert feſtgehalten an ſeinem Wahlſpruch und ſeiner Fahne.“

So iſt denn auch in ſeiner Entwicklungsgeſchichte ein ſtetes Emporblühen zu immer prächtigerer Entfaltung zu beobachten. Von hervorragender Bedeutung in dieſem Verlauf iſt die Erwerbung ſeines jetzigen eigenen Hauſes. In den erſten Jahren ſeines Beſtehens hatte er ein zwar ſorglos gemüthliches, aber doch ziemlich fragwürdiges Daſein geführt, indem er als Miether in verſchiedenen Gaſtlokalen Unterkunft ſuchte. Da, in der Mitte der fünfziger Jahre, wurde ihm vom Schickſal die Gunſt zutheil, ohne viel Mühe die bekannte ehemals Jacobiſche Beſitzung in Pempelfort als Eigenthum erwerben zu können.

Eine Klippe, die ſich anfangs noch drohend zeigte, wurde bald glücklich umſteuert. Der Verein mußte nämlich, um den Beſitz antreten zu können, ſich Körperſchaftsrechte verſchaffen. Das zu dieſem Zweck eingereichte Geſuch fand aber bei der Regierung eine wenig günſtige Aufnahme. War doch in den reaktionären Jahren der Demokratenriecherei die ſich ſo ungebunden bewegende Künſtlergeſellſchaft in den Geruch eines höchſt gefährlichen Verſchwörerneſtes gekommen! Leute von der verfänglichen Färbung eines Freiligrath hatten hier als Stammgäſte verkehrt; ja man wollte ſogar in dem Wappenthier des „Malkaſtens“, einem Adler, der in den Krallen ein Bierſeidel und einen Hausſchlüſſel trägt, ein

Digitized by Google

frevelhaft karikiertes preußiſches Wappen aufſtöbern! Als aber bei näherer Erkundigung die befriedigendſten Aufſchlüſſe über die ſcheinbar ſo hochverrätheriſchen Reſpektloſigkeiten gegeben werden konnten und es ſich herausſtellte, daß in der ſich harmlos vergnügenden Künſtlervereinigung nicht eine Spur von Blutdurſt, Tyrannenhaß und Umſturzplänen zu finden ſei, da wurde das eingereichte Geſuch nicht länger beanſtandet.

In jener reizenden Parkanlage mit ihren mächtigen Baumgruppen, ihren ſtillanmuthigen Teichpartien, ihren lauſchigen Plätzchen im Gebüſch oder am Waſſerfall, in dem die muntere Düſſel über Steingerölle ſtürzt — wie dies alles ſchon Goethe als Gaſtfreund Jacobis in „Wahrheit und Dichtung“ ſo begeiſtert geſchildert — dort wurde nun ein echtes Künſtlerhaus erbaut. Bald bethätigte ſich natürlich auch immer lebhafter die Luſt, das eigene Heim in würdiger Weiſe auszuſchmücken. Dekorative Wandgemälde von Leutze und Ad. Schmitz, „Albrecht Dürers Huldigung“ darſtellend, zierten den Speiſeſaal; im Laufe der Jahre kam eine ganze Reihe neuer Bilder von Kröner, Fahrbach, Simmler, von Gebhardt, Volkhart u. a. hinzu, die in harmoniſchem Zuſammenwirken mit ſchweren Rüſtungen, ſeltenen Trophäen und anderen Schmuckgegenſtänden dem großen Feſtſaal eine machtvolle Wirkung verleihen. Und hatte ſchon bisher der „Malkaſten“ den Ruf genoſſen, daß er es verſtehe, die heiterſten, ſchönſten Künſtlerfeſte zu feiern, ſo wußte er von jetzt ab, da ihm ein ſo herrliches Eigenthum zu Gebote ſtand, ſich in der Eigenſchaft als Feſtgeber weit und breit einen hervorragenden Namen zu erwerben. Bei ſolchen Gelegenheiten werden in der Regel ſelbſt dieſes Hauſes Wände zu enge, und mit Bedauern ſieht ſich dann der Einladende genöthigt, ſeiner Gaſtfreundſchaft Grenzen zu ſetzen. Günſtiger ſind in dieſer Beziehung die Sommerfeſte geſtellt, weil der Park räumlich eine bedeutende Ausdehnung hat, und ſie geſtalten ſich denn auch gewöhnlich zu Feſtlichkeiten, wie ſie ſo abwechslungsreich und farbenprächtig eben nur die ſprudelnde Künſtlerlaune ins Leben zu rufen weiß.

Der „Malkaſten“ in Düſſeldorf von der Parkſeite.
Originalzeichnung von H. Otto.

Unter den bisherigen Veranſtaltungen gebührt unſtreitig die Krone dem großartigen Kaiſerfeſt im Jahre 1877, wo der „Malkaſten“ den glorreichen Gründer des Deutſchen Reiches in ſeinem Heim begrüßen durfte, wo alle Künſte ſich vereinten, um jenen unvergeßlichen Abend zu einer des Gaſtes wie des Gaſtgebers würdigen Huldigungsfeier zu erheben. Damals erhielt das „Achtundvierziger Kind“ ſeine Weihe; in der ganzen Welt wurde ſein Name bewundernd genannt, und mit beſonderem Stolz wurde als ehrenvollſter Schmuck der anerkennende Dankesbrief des greiſen Monarchen an der Wand des Hauptſaals angebracht.

Die Hauptleiter des Feſtes, W. Camphauſen und C. Hoff, wurden dem „Malkaſten“ leider zu früh entriſſen; unter ihrem thatkräftigen Wirken hat er eine hohe Blüthe erreicht.

Gewiſſermaßen ein Familienfeſt, das meiſt nur die Mitglieder in engſtem Kreiſe zuſammenführt, bringt alljährlich der Lenz, deſſen triumphierenden Einzug der „Malkaſten“ durch eine Rieſen-Maibowle feiert. Mitten in ein ſolches Frühlingsfeſt hinein verſetzt uns der Zeichner unſeres Bildes. Da lagert im Hintergrunde, den Eintretenden heiter bewillkommnend, laubumkränzt und mit dem Wahrzeichen des „Malkaſtens“ geſchmückt, das große Vereinsfaß, unter dem ſich die inhaltvolle Bowle befindet. An dieſer, deren ſtattliches Bäuchlein eine ſchier unerſchöpfliche Menge des edlen Rebenſaftes faßt, ſehen wir O. Erdmann unter der bewährten Beihilfe des behäbigen Kellermeiſters noch in voller Thätigkeit, den Labetrunk für all die durſtigen Kehlen in ausreichendem Maße zu brauen. Im ganzen Saale aber ſprudelt unerſchöpfliche Heiterkeit. Alt und jung miſcht ſich in buntem Durcheinander. Die älteſten Malkäſtner, die einſt ſchon an der Wiege des jetzt ſo blühend emporgewachſenen Sprößlings geſtanden haben, werden wieder jung in dieſem friſchen fröhlichen Kreiſe.

Da leuchtet vor allem der geiſtvolle Kopf des Führers der Düſſeldorfer Landſchafterſchule, Andreas Achenbachs, hervor; auch um den „Malkaſten“ hat er ſich glänzende Verdienſte erworben, denn ſeinem entſchloſſenen Eingreifen iſt es in erſter Linie zu danken, daß der Ankauf der Jacobiſchen Beſitzung möglich wurde. Der Verein bewies denn auch ſeine Dankbarkeit gegen den edlen Wohlthäter bei Gelegenheit ſeines ſiebzigſten Geburtstages, indem er ihn zu ſeinem Ehrenmitgliede ernannte und ihm eine Jubelfeier veranſtaltete, wie ſie wohl ſelten einem Künſtler zutheil geworden iſt.

An ſeiner Seite erblickt man den Altmeiſter der Düſſeldorfer Genremalerei, Benjamin Vautier, deſſen liebenswürdiger Humor ſchon ſo manches Herz gefangen genommen hat. Links von ihm ſteht der Schlachtenmaler E. Hünten; weiterhin erkennen wir Oswald, den jüngeren Achenbach', den Meiſter in der packenden Darſtellung italieniſchen Lebens; neben ihm Chr. Kröner, der den deutſchen Wald und ſeine flinkfüßigen Bewohner verherrlicht. Ihnen reihen ſich der Hiſtorienmaler Albert Baur und der Landſchaftsmaler G. Oeder an, ſowie die jüngeren Malkäſtner Carl Gehrts, Th. Rocholl, Jacobus Leiſten, Joh. Gehrts, F. Montan, A. Frenz, F. Brütt, Volkhart, Jutz, H. Otto, Schnitzler, F. Bezin, A. Lins und viele andere. Ja, wer nennt die Namen all in dem maleriſchen Gewirr!

Am Klavier ſitzt der Humoriſt Fritz Sonderland, deſſen muntere Laune in ſcherzhaften muſikaliſchen Leiſtungen ſich ausſtrömt. Und hat er ſein Spiel unter jubelndem Beifall geendet, ſo ertönen von der Veranda her die allen vertrauten Klänge des Malkaſtenmarſches, einer Kompoſition von Jul. Tauſch, welche, in Liedform übertragen, von der Künſtlerliedertafel unter Muſikdirektor H. Willemſens ſicherer Leitung zum Vortrag gebracht wird.

Da erſchallt aus den Reihen der Ruf: „Op der Bühn!“, eine Zauberformel von unfehlbarer Wirkung. Der Vorhang hebt ſich und eine flott improviſierte Aufführung auf der Bühne führt die Stimmung zum Gipfel der Heiterkeit. Dieſen Vorgang hat ſchon der wackere Chroniſt, der verſtorbene Meiſter Wilh. Camphauſen, in ſeiner „Chronica de rebus Malcastaniensibus“ mit den ergötzlichen Verſen geſchildert:

Und ſind wir des Berathens müde,
Treibt gleich die Narrheit neue Blüthe
In einem luſt'gen Bummelſtück.
Da lacht der Schalk aus jeder Ritze
Mit Britſchenſchlag und Schellenmütze
Und loſe Schelmerei im Blick.

So zeigt ſich denn der „Malkaſten“ als ein ergiebiger Boden für eine zwangloſe, echt künſtleriſche Fröhlichkeit, die nach ernſtem Schaffen eine anregende erfriſchende Erholung bietet. Und mancher launige Funke, der uns aus Bildern der Düſſeldorfer Meiſter entgegenblitzt — er wäre wohl ungeboren geblieben ohne den „Malkaſten“ und ſeine Feſte.

Digitized by Google

Im Ballon.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Meyer.

Es ist zehn Uhr vormittags. Eine leichte Brise läßt den Ballon sachte sich hin und her wiegen. Am Himmel zeigen sich vereinzelte Haufenwolken in verschiedenen Größen. Kein bewunderndes Publikum steht schaulustig um uns herum, kein Musiktusch wird unsere Abfahrt verherrlichen; nur die wenigen Freunde, welche uns behilflich sind, werden uns vielleicht mit neidischen Blicken nachsehen. Wozu auch eine Bewunderung? Wir fühlen uns wegen der beabsichtigten Fahrt keineswegs als Helden, die einer großen That entgegengehen.

Die Hülle unseres Ballons ist von erprobter Festigkeit und sorgfältig gedichtet, das Netzwerk ist aus den besten Leinen, der Korb dauerhaft und den Anstrengungen einer Schleppfahrt gewachsen, das Ventil schließt nach dem Gebrauch wieder vollkommen ab. Auf die Mitnahme eines Ankers haben wir verzichtet und dafür unseren Korb mit einem 100 Meter langen und zwei Finger starken rauhen Gleitseil ausgerüstet. Ein solches Tau schmiegt sich überall dem Boden an, ob hart oder weich, bedeckt oder unbedeckt, und bringt, wenn es in seiner vollen Länge auf der Erde liegt, den Ballon noch bei einer Windstärke zum Halten, bei welcher ein Anker, gleichviel von welcher Art, in großen Sätzen wie toll hinter dem Ballon herkollert. Für besonders windiges Wetter besitzt unser Ballon eine Zerreißvorrichtung, durch welche wir imstande sind, vom Korbe aus die Hülle von oben bis unten aufzureißen. Durch den Riß entströmt das Gas mit großer Schnelligkeit, und der Ballon, der, kurz vorher zu einem mächtigen Segel aufgebauscht, den Korb nebst seinen Insassen unbarmherzig durch dick und dünn schleppte, liegt in 3 bis 4 Sekunden entleert auf dem Boden. Die Tagesarbeit einer fleißigen Näherin heilt die klaffende Wunde wieder vollkommen.

Mit der Ausrüstung unseres Ballons sind wir fertig. Wir nehmen in dem Korbe Platz. Jetzt geht es noch an ein Hauptgeschäft vor der eigentlichen Abfahrt, an das sogenannte Abwägen unseres Fahrzeuges, d. h., es wird der Korb soweit entlastet, daß der Ballon ganz wenig Auftrieb zeigt; es geschieht dies, um über die Menge des mitzunehmenden Ballastes Aufschluß zu bekommen.

Bei ruhiger Luft macht das Abwägen nicht die geringste Schwierigkeit. Bei Wind dagegen ist es infolge des seitlichen Winddruckes sehr zeitraubend und ungenau. Doch alles nimmt ein Ende, auch das Abwägen!

Auf „Los!“ lassen unsere Freunde den Korbrand aus den Händen, und der Ballon, der eben noch unruhig an den Korbstricken gezerrt hat, steht kerzengerade über der Gondel. Vollkommene Ruhe ist um uns eingetreten; nicht die geringste Spur einer Bewegung macht sich uns bemerkbar. Nur unsere Gehilfen bei der Abfahrt und mit ihnen der Erdboden versinken unter uns. Die Aussicht wird weiter. Jetzt sehen wir in die Nachbargärten, jetzt in die Straßen der Stadt, nun auf die nächsten Dörfer, den weitgestreckten Wald, ja schon über diesen hinaus auf die hellglänzende Fläche des Sees, und nur das Hügelland jenseit desselben begrenzt noch auf eine kleine Weile unseren Ausblick.

Wir treiben langsam nach Westen. Bald erblicken wir auch in der Ferne das Silberband des breiten Stromes. Hinter uns liegt die Stadt mit ihren rauchenden Essen und dem dunklen Gewimmel von Menschen und Wagen auf den Plätzen und in den Straßen; dort unten breiten sich die mannigfach gefärbten Felder aus, dazwischen ziehen hellschimmernde Straßen und Wege. Der kleine Teich, über den wir eben hinwegtreiben, scheint gar kein Wasser zu haben, so klar sehen wir das Bild seines Grundes. Auf der leichtgekrümmten Eisenbahnlinie strebt ein langer Güterzug hinaus ins Freie. Deutlich klingt das Rollen seiner Räder und jetzt ein kurzer Pfiff seiner Maschine zu uns herauf.

„Ein Ballon! Ein Ballon!“ hört man drüben in dem kleinen Dorfe die Kinder schreien, dazu schnattern die Gänse und bellen die Hunde.

Das Barometer zeigt 700 Meter Höhe, und da es in dieser Stellung auch fernerhin bleibt, so haben wir ein sicheres Zeichen, daß unser Ballon seine Gleichgewichtslage erreicht hat.

Es vergeht einige Zeit. Aber während wir in das schon so oft gesehene Schauspiel unter unseren Füßen von neuem versunken sind, kehrt uns ein zufälliger Blick auf das Barometer, daß die Nadel desselben ihre vorige Stellung nicht mehr innehat, sie zeigt kaum mehr 500 Meter. Kein Zweifel, wir fallen. Wir werfen Sand aus, zuerst nicht viel, 1 bis 2 Kilogramm; da diese Menge aber nicht die gewünschte Wirkung hervorruft, erhöhen wir die Ballastausgabe auf 8 Kilogramm; jetzt hält das Barometer still, nun kehrt es langsam auf seinen früheren Stand bei 700 Metern zurück und geht hierauf noch um 100 Meter darüber hinaus. Da in demselben Augenblick auch die Sonne, welche uns für einige Minuten durch eine dichte Wolke entzogen war, unseren Ballon wieder erwärmt, so ist ein erneutes Fallen vorläufig nicht zu befürchten. Wir haben Muße, über das soeben stattgehabte Sinken unseres Fahrzeuges sowie über die senkrechten Bewegungen eines Ballons überhaupt uns Rechenschaft zu geben.

Nehmen wir an, wir hätten bei der Abfahrt unseren Ballon vollkommen genau abwägen können und hätten dann 10 Kilogramm Sand ausgeworfen. Wie hoch wäre der Ballon, dessen Kugel einen Inhalt von 1500 Kubikmetern besitzt, gestiegen? So hoch, bis er in eine Luftschicht kommt, in welcher die von ihm verdrängten 1500 Kubikmeter Luft um 10 Kilogramm weniger wiegen als unten am Boden. Die Luft ist ja nicht überall gleich dicht, sondern die unteren Schichten werden durch die oberen zusammengepreßt, nehmen also auch an Gewicht zu. Je höher nun der Ballon steigt, um so geringer wird das Gewicht der von ihm verdrängten 1500 Kubikmeter Luft, er wird also nicht bis an die Grenze des Luftmeeres empordringen, sondern nur soweit steigen, bis er in eine Schicht kommt, in welcher die verdrängte Luftmasse um so viel weniger wiegt, als er vorher entlastet worden ist. In unserem Falle wären wir auf ungefähr 150 Meter über den Boden emporgestiegen; denn hier wiegen 1500 Kubikmeter Luft um 10 Kilogramm weniger als die gleiche Masse auf dem Boden.

Wie geht nun das Steigen selbst vor sich? Entflieht der Ballon rasch in die Höhe? Prellt er nicht infolge dieser Schnelligkeit über die Grenze hinaus, in welcher er seine Gleichgewichtslage wieder erhalten sollte?

Im allgemeinen kann man sagen, daß die senkrechten Bewegungen des Ballons sowohl auf- wie abwärts nie sehr rasch werden können. Leute, welche einen Ballon pfeilschnell steigen oder fallen gesehen haben wollen, haben sich, vorausgesetzt, daß der Ballon in letzterem Falle nicht beschädigt war, getäuscht oder nahmen eben einen sehr langsamen Pfeil zum Vergleich. Wird die Belastung eines Ballons vermindert, so leitet dieser sofort die Aufwärtsbewegung ein; dieselbe nimmt stetig an Raschheit zu, bis der Luftwiderstand, welcher beim Steigen von oben her auf den Ballon wirkt, so groß ist wie der durch den ausgeworfenen Ballast hervorgerufene Auftrieb. Es ist leicht ersichtlich, daß für die Stärke dieses Luftwiderstands das größere oder kleinere Maß, das der Querschnitt des Ballons aufweist, von wesentlicher Bedeutung ist. Bei einer plötzlichen Erleichterung um 80 Kilogramm — das Gewicht eines Menschen — würde unser Ballon mit seinem Querschnitt von 150 Quadratmetern immerhin erst eine größte Geschwindigkeit von 4 Metern in der Sekunde nach aufwärts erhalten.

Diese größte Geschwindigkeit, welche ein Ballon infolge von Entlastung erlangt, erreicht er sehr bald. Aber trotz dieser kurzen Zeit ist er währenddessen bereits in eine leichtere Luftschicht eingetreten; er besitzt also schon nicht mehr den anfänglichen Auftrieb, seine Bewegung wird wieder langsamer, und diese Erscheinung geht so fort, bis er seine neue Gleichgewichtslage erreicht, in welchem Augenblick auch seine Schnelligkeit gleich Null wird. Es ist also einleuchtend, daß ein Hinausprellen des Ballons über die Gleichgewichtslage nicht stattfinden kann.

Während des Steigens dehnt sich das Gas in dem Ballon aus infolge des geringer werdenden Luftdruckes, ähnlich einem Gummiball, welcher, vorher in der Hand fest zusammengedrückt, sich vergrößert, wenn wir mit dem Drucke nachlassen. Da aber der Ballon schon bei der Abfahrt auf dem Erdboden vollständig gefüllt war, so würde das Gas bei längerem Steigen die Hülle

zersprengen, um ins Freie zu gelangen. Die untere Oeffnung des Ballons, durch welche derselbe auch gefüllt wurde, bleibt daher stets offen, damit das an Raum wachsende Gas ausströmen kann. Wir riechen auch das Gas in der Gondel, und dieser Umstand ist das sicherste Zeichen, daß wir nach aufwärts streben.

Bei einem länger dauernden raschen Steigen kann der nach abwärts in den Korb gerichtete Gasstrom für die Insassen gefährlich werden. Nur darin ist die Ursache der Opfer an Menschenleben zu suchen, welche wissenschaftliche oder andere Hochfahrten gefordert haben. Durch das entgegenkommende Gas wurden die kühnen Reisenden vergiftet und betäubt, trotz der vorsorglichen Mitnahme von Sauerstoff, dessen spärlicheres Vorhandensein in größeren Höhen man früher als die Hauptgefahr bei Hochfahrten ansah. Man darf demnach die beabsichtigte Strecke nach aufwärts nicht auf einmal zurücklegen, sondern muß zeitweise entsprechende Pausen einlegen, in welchen sich die Athmungsorgane wieder durch frische, gute Luft erholen können.

Bisher haben wir das Verhalten eines Ballons betrachtet, welcher prall gefüllt ist. Etwas verschieden hiervon sind die Bewegungen, wenn die Ballonhülle aus irgend einem Grunde nicht mehr vollständig mit Gas gefüllt ist, ein Fall, welcher bei jeder Ballonfahrt eintritt, wie wir weiter unten näher sehen werden.

Nehmen wir an, unserem Ballon von 1500 Kubikmetern Inhalt fehlen noch 50 Kubikmeter an einer vollständigen Füllung, und wir entlasten ihn um 10 Kilogramm. Er steigt nun fürs erste so hoch, bis das sich ausdehnende Gas die Hülle vollkommen ausfüllt, dann erhebt er sich noch soweit, bis die nun prall gewordene Hülle eine Luftmasse verdrängt, welche um 10 Kilogramm leichter ist als die gleiche Luftmenge in jener Höhe, in welcher der Ballon prall geworden war.

Woher kommt nun diese Erscheinung?

Nachdem wir, wohlgemerkt in diesem Falle nicht mit 1500 Kubikmetern, sondern nur mit 1450 Kubikmetern Gas wegfuhren, seien wir beispielsweise auf 150 Meter angelangt, in einer Höhe, in welcher jener prall gefüllte Ballon, wie wir gesehen haben, bereits sein Gleichgewicht erreicht hat. Nun ist allerdings auch unser jetziger Ballon in eine dünnere Luftschicht gekommen und das Gas hat im allgemeinen an Tragkraft verloren, allein eben infolge der dünneren Luft hat sich das Gas ausgedehnt und füllt nun die Hülle allmählich aus, bleibt also dem Ballon erhalten, während es im ersteren Falle aus der unteren Oeffnung abfloß. Es nimmt also die Tragkraft des Gases an und für sich ab, allein die Gasmasse im Ballon nimmt an Ausdehnung zu, und wenn wir mit Zahlen nachrechnen wollten, würden wir finden, daß unser Ballon auch auf 150 Meter immer noch 10 Kilogramm Auftrieb besitzt wie unten bei der Abfahrt, und so fort bis auf 300 Meter, wo er dann ganz ausgefüllt ist. Bis hierher ist auch die Geschwindigkeit nach aufwärts eine gleichbleibende, entsprechend der stetigen Größe des Auftriebes von 10 Kilogramm. Erst von hier ab zeigt der Ballon bis 420 Meter dasselbe Verhalten wie jener Ballon, der mit praller Hülle von der Erde abfuhr.

Und nun noch einige Worte über das Fallen des Ballons.

Wir haben gesehen, daß der Ballon sich in seiner Gleichgewichtslage befindet, wenn er sich nicht mehr nach aufwärts bewegt. Sobald nun der Auftrieb sich verringert, so sinkt der Ballon nach abwärts. Eine Auftriebsverminderung tritt in den weitaus meisten Fällen durch Abkühlung des Gases ein; infolge von Erniedrigung der Temperatur zieht sich das Gas zusammen, wird schwerer als im wärmeren Zustande. Eine solche Temperaturerniedrigung ist sehr häufig, und sie entsteht gewöhnlich dadurch, daß eine Wolke den Ballon beschattet, während er vorher von der Sonne beschienen war, oder dadurch, daß er aus einer tieferen und wärmeren Luftschicht in eine höhere und kältere eintritt.

Wenn nun der Ballon aus irgend einem Grunde, sagen wir um 5 Kilogramm, an Auftrieb verliert und zu sinken beginnt, so sollte man meinen, er müßte auch nach unten eine Gleichgewichtsgrenze finden; denn die Luft wird ja nach unten zu immer dichter; allein wenn man nachrechnet, so findet man, daß der Ballon, wenn er z. B. um 200 Meter gefallen ist, allerdings sich in einer Luftschicht befindet, welche schon so dicht ist, daß die Auftriebsminderung von 5 Kilogramm längst ausgeglichen sein müßte; allein die Gasmasse in der Hülle ist durch die dichter werdende Luft ebenfalls entsprechend zusammengedrückt worden, und wir dürfen jetzt nicht mehr mit 1500 Kubikmeter Gas rechnen, sondern mit weniger, so daß die Rechnung ergiebt, daß der Ballon, auch wenn er um 200 Meter herabgesunken ist, immer noch einen Auftriebsverlust von 5 Kilogramm zeigt wie in den früheren oberen Schichten. Er wird demnach immer tiefer sinken, bis er endlich den Boden erreicht. Dabei ist es gleichgültig, ob der Ballon um 1 Gramm oder um 10 Kilogramm an Auftrieb verloren hat; sobald er durch Auftriebsverlust ins Sinken kommt, fällt er unter normalen Verhältnissen bis auf die Erde. Nun ist auch der unangenehme Einfluß selbst der geringsten Abkühlung leicht zu erklären.

Was die Schnelligkeit betrifft, mit welcher diese Abwärtsbewegung vor sich geht, so ist dieselbe natürlich verschieden und richtet sich nach dem Verlust an Auftrieb. Doch hat sie noch ihre weiteren Eigenthümlichkeiten. Sie ist nämlich weder gleichmäßig, noch wird sie ähnlich der freien Fallbewegung gleichmäßig beschleunigt, sondern sie wächst zeitweise sogar über die Größe hinaus, welche der Auftriebsminderung entsprechen würde, nimmt aber dann wieder rasch ab, um von neuem anzuwachsen und so fort in stetem Wechsel. Es möge hierbei bemerkt werden, daß die größte Fallgeschwindigkeit unseres Ballons von 1500 Kubikmetern Inhalt, wenn wir denselben, ohne das Ventil zu ziehen, sich selbst überlassen, 4 Meter in der Sekunde nicht übersteigt, so daß wir, auch wenn der Ballon gerade im Maximum des Fallens die Erde erreichte, doch keinen stärkeren Stoß erleiden würden, als wenn wir von einem Stuhle herabsprängen.

Näher auf diese Erscheinung einzugehen, würde hier zu weit führen.

Und nun nach dieser etwas trockenen Abschweifung zurück zu unserer Fahrt.

Der Ballon hatte also zu fallen begonnen, worüber uns das Barometer belehrte; durch Auswerfen von 8 Kilogramm Sand haben wir den Ballon veranlaßt, nicht nur seine frühere Höhe von 700 Metern wieder zu ersteigen, sondern auch, entsprechend dem verausgabten Ballaste, noch um 100 Meter darüber hinaus zugehen, so daß wir jetzt auf 800 Meter über dem Erdboden dahintreiben.

Diese Aufwärtsbewegungen des Ballons waren am Barometer unmittelbar abzulesen; indessen zeigt dieses ein Fallen oder Steigen nicht sofort an, und es ist deshalb angenehm, daß es noch andere Mittel giebt, mit deren Hilfe man den Eintritt oder das Vorhandensein einer Vertikalbewegung sofort erkennen kann. Ein sehr gutes Merkmal hat der Ballonfahrer an sich selbst. Sobald man nach abwärts die Höhe ändert, fühlt man einen schwachen, aber deutlichen Druck auf das Trommelfell, hervorgerufen durch den Ueberdruck der äußeren dichteren Luftschicht, während im Innern des Körpers noch die geringere Spannung der höheren Region anhält. Ein weiteres Anzeichen für eine Auf- oder Abwärtsbewegung bildet ein schwacher Luftzug in entgegengesetzter Richtung. Solange nämlich der Ballon die gleiche Höhenlage beibehält, macht sich nicht die geringste Luftbewegung bemerkbar, selbst wenn er mit dem schnellsten Sturmwind dahin treibt, da er dieselbe Geschwindigkeit wie die ihn umgebende Luft besitzt. Bewegt sich dagegen der Ballon in senkrechter Richtung, so wird sofort beim Fallen ein schwacher Luftzug von unten und beim Steigen ein solcher von oben fühlbar. Um nun diese Luftbewegung sofort deutlich wahrnehmen zu können, bringt man außen an dem Korbe mehrere Meter lange und kaum fingerbreite Streifen aus recht leichtem Papier an. Solange der Ballon die Höhe nicht verändert, hängen diese Streifen regungslos nach abwärts, nur durch ihre Struktur leicht gekrümmt; steigt er, so beginnen die Bänder zu zittern und strecken sich gleichzeitig in die Länge; macht er aber Miene, zu fallen, so wird das Zittern noch stärker, die Streifen krümmen sich immer mehr, nähern sich allmählich mit ihrem unteren Ende dem Korbrande und flattern schließlich lustig in die Höhe. Gewöhnlich ist jetzt erst das Fallen am Barometer bemerkbar. Diese Papierstreifen sind also ein ebenso einfaches wie feinfühliges Instrument.

Während wir nun im Vertrauen auf unsere ruhig hinabhängenden Papierschwänze mit Muße das unter uns wegziehende Gelände betrachten, kommt es uns vor, als rücke der breite Strom, dem wir eben zutreiben, mit seinen waldigen Ufern immer näher zu uns herauf, auch einzelne Häuser und Baumgruppen, welche gerade unter uns liegen, werden scheinbar immer größer und deutlicher. Ein Blick auf das Barometer läßt keinen Zweifel: wir fallen und haben

R. Warthmüller

Einſamer Poſten.

Originalzeichnung von R. Warthmüller.

uns dem Boden schon bis auf 400 Meter genähert. Wenn wir also kein unfreiwilliges Bad nehmen wollen, müssen wir Sand auswerfen. Wir thun es, zuerst 5 Kilogramm — keine Wirkung; nochmals 5 Kilogramm — wieder umsonst! Endlich nach weiterer Verausgabung von 15 Kilogramm bleibt das Barometer stehen, auch unsere treulosen Verräther, die Papierstreifen, strecken sich, ein ganz schwacher Luftzug macht von oben sich bemerkbar: wir steigen! Wir erreichen unsere vorige Höhe von 800 Metern und gehen noch weitere 200 Meter darüber hinaus. In einer Höhe von 1000 Metern über dem Boden treiben wir über den Strom und haben bei dem günstigen Winde bald das andere Ufer erreicht. Was war nun geschehen?

Alle kühlen Stellen der Erdoberfläche, wie feuchte Wälder, sumpfige Strecken, Flüsse, Seen u. s. w., erniedrigen auch die Temperatur der darüber befindlichen Luft. Die dadurch schwer gewordene Luftschicht sinkt nach abwärts, von oben strömen neue noch warme Luftmassen hinzu, welche das gleiche Schicksal erleiden. So entsteht über den genannten Geländestrecken eine starke Luftströmung, welche von oben gegen die Wasserfläche gerichtet ist. In einen solchen Wirbel ist auch unser Ballon gerathen, und wir verstehen jetzt, warum die Papierstreifen nicht nach aufwärts geflattert sind, wie sie es doch bei einem Fallen des Ballons thun sollten. Der Ballon ist eben mit der gesammten, ihn umgebenden Luftmasse nach abwärts gezogen worden, hat also zu dieser selbst seinen Ort nicht verändert.

Je größer nun die abkühlende Fläche oder auch je geringer die Geschwindigkeit der darüber hintreibenden Luft ist, in desto größere Höhen hinauf machen sich jene Wirbel bemerkbar. Hätten wir uns in einer Höhe von etwa 1000 Metern dem Flusse genähert oder hätten wir noch stärkeren Wind gehabt, so hätten wir wohl gar nichts von der Anziehungskraft des Stromes bemerkt. Sollten wir nun wieder in den Bereich einer derartigen Fläche kommen, so werden wir unsere Augen unverwandt auf das Barometer richten, um sofort einem Fallen des Ballons entgegenwirken zu können. Vorläufig haben wir aber weder große Waldstrecken noch ausgedehntere Gewässer zu befürchten.

Wir treiben auf das industriereiche M. zu. Schon tönt deutlich das Getöse des lebendigen Verkehrs zu uns herauf; grell von der Sonne beschienen liegen die Häuser und Fabriken zu unseren Füßen, wie Ameisen wimmeln die Tausende von Fußgängern auf Straßen und Plätzen. Doch kaum befinden wir uns über der eigentlichen Stadt, so nimmt unsere bisher ziemlich rasche Vorwärtsbewegung auf einmal sehr merklich ab. Es vergeht geraume Zeit, bis wir über eine Straße oder Häusergruppe hinweggekrochen sind. Als wollten sie ihr früheres Versehen wieder gut machen, flattern die Papierstreifen lustig immer höher und höher: eine recht angenehme Aussicht, inmitten einer zahlreichen Menschenmenge zu landen, ganz abgesehen von den vielen Telephon- und Telegraphendrähten, welche die Stadt nach allen Richtungen überziehen! Allein die Streifen täuschen uns zum zweiten Male, denn ein Blick auf das Barometer belehrt uns, daß wir ganz langsam, aber stetig steigen.

Diese Erscheinung hat nun folgenden Grund. Die Sonne, welche auf die zahllosen Dächer, auf die kahlen Straßen und Plätze hinabbrennt, erzeugt einen warmen und ziemlich heftigen Luftstrom nach aufwärts, und dieser stört die herrschende Windrichtung. Hätten wir nur die seitlichen Ränder der aufsteigenden Luftsäule berührt, so wären wir um dieselbe wie um einen Brückenpfeiler herumgetrieben worden; da wir aber gerade auf die Mitte der Säule zu hielten, so sind wir in das Innere derselben gelangt, und mit unserer Vorwärtsbewegung war es allmählich vorbei. Nur etwas nach aufwärts werden wir gehoben; da der Ballon dieser Bewegung weniger rasch nachkommt als die leichten Papierstreifen, so flattern uns dieselben voraus, mithin die gleiche Erscheinung, als wenn wir fallen würden.

Wir müssen trachten, uns dem Banne dieses großen Ofens zu entziehen. Wie leicht einzusehen, bleibt hierzu kein anderer Weg als nach oben hinaus. Wir werfen also so lange Ballast aus, bis wir in eine Höhe gelangen, in welcher sich der aufsteigende Luftstrom entsprechend abgekühlt hat, mithin die allgemeine Windrichtung wieder die Oberhand bekommt. Durch Verausgabung von 25 Kilogramm Sand gelingt unser Plan. Bei einer Höhe von 1300 Metern zeigt uns ein Blick auf die Erde, daß wir schneller und schneller über die Stadt hinwegtreiben und dieselbe bald hinter uns lassen.

Von unserer einsamen Höhe herab können wir schon nicht mehr unterscheiden, was auf dem Boden Hügel und Thal, was Ebene ist. Die ganze Gegend ist platt wie ein Brett, und nichts läßt die lachende Hügellandschaft mit dem reizenden tief eingeschnittenen Bachthal ahnen, welche uns schon manchen genußreichen Ausflug geboten hat.

Doch nicht lange bleiben wir einsam auf unserer Fahrt, es kommt Gesellschaft. Wir nähern uns dem eben genannten Thälchen. Ueber demselben ist eine mächtige Haufenwolke eben in der Bildung begriffen, und wenn wir so weiterfahren, treiben wir mitten in sie hinein. Das hätte ja weiter nichts zu sagen, denn so massig sie aus der Entfernung aussieht, so luftig und gehaltlos nimmt sie sich in ihrem Inneren aus. Allein in ihrem Inneren treiben starke Luftwirbel ihr Spiel, und diese werden oft so heftig, daß sich die Ballonfahrer fest in dem Korbe anklammern müssen, um nicht zu unsanft umhergeschleudert zu werden. Dazu würde der Ballon innerhalb der Wolke eine starke Abkühlung erleiden, und das Ende vom Liede wäre, daß wir der Mutter Erde sehr nahe kommen würden und nur durch abermalige Verausgabung einer erheblichen Menge des so werthvollen Sandes wieder höhere Regionen erreichen könnten.

In Anbetracht aller dieser Umstände verzichten wir auf eine nähere Besichtigung der immer näher kommenden Haufenwolke; durch Auswerfen von 5 Kilogramm Sand erheben wir uns über dieselbe, ohne in eine weitere Berührung mit ihr zu kommen; sie scheint unter uns weg zu treiben, während gleichzeitig der Ballon auf einmal mehr nach Norden umbiegt, eine Richtungsänderung, welche wir deutlich an dem Wege des Ballonschattens auf der Erde wahrnehmen können. Es ist kein Zweifel, wir sind in eine Luftschicht eingetreten, welche in einer anderen Richtung als die eben verlassene dahinströmt. Diese Erscheinung kann fast bei jeder Ballonfahrt beobachtet werden.

Das Barometer zeigt jetzt 1700 Meter Höhe.

In das eigentliche Gebiet der oberen Luftschicht sind wir noch nicht gelangt; denn ein Blick nach Norden lehrt uns, daß die dort befindliche, weit ausgedehnte Wolkendecke, von uns aus gesehen, sich mehr nach links hin bewegt und daß wir dieselbe bald über uns haben werden. Sobald dieser Fall eingetreten ist, müssen wir uns auf ein Sinken des Ballons gefaßt machen, da wir dadurch die Sonne verlieren werden und der Ballon sich abkühlen muß. Kaum beginnt auch die Sonne unseren Blicken zu entschwinden, so flattern schon die Papierstreifen lustig in die Höhe, Ohrendruck stellt sich ein, das Barometer verläßt die Marke 1700 Meter. Wir müssen 12 Kilogramm Ballast auswerfen, um dem Fallen Einhalt zu thun; auf 1900 Meter kommen wir ins Gleichgewicht. Wir sind nun kaum mehr als 200 Meter von dem unteren Wolkenrand entfernt. Da! ein leichtes Klatschen und Trommeln über unseren Köpfen! Es sind Regentropfen, welche auf die straffgespannte Hülle fallen. Wenn wir noch lange zögern, so wird unser Ballon bald so von Wasser beschwert sein, daß der noch vorhandene Ballast nicht mehr ausreichen wird, uns in der Höhe zu erhalten. Also Sand hinaus! Wir wollen versuchen, durch die Wolkendecke nach oben durchzudringen. 8 Kilogramm sind bereits ausgeworfen, schon umgeben uns leichte Schleier, fast wie Rauch. Jetzt wird der Nebel dichter und dichter, und bald ist es um uns wie an einem nebligen Novembermorgen in den Straßen der Stadt. Nicht einmal die Leinen, welche in einer Entfernung von 8 Metern vom Netze herabhängen, sind noch zu sehen. Es wird merklich kühler; also aufgepaßt, um einem erneuten Fallen des Ballons sofort entgegen treten zu können! Richtig! Wir sind noch keine Minute in der Wolke, und schon flattern unsere Papierstreifen nach aufwärts. Wir werfen 10 Kilogramm Sand hinaus, die Streifen senken sich und werden wieder ruhig. Noch einmal machen sie Miene, zu uns herauf zu kommen, doch mit einem weiteren Opfer von 5 Kilogramm lassen sie sich beschwichtigen. Nun scheint es heller um uns zu werden. In der That, der Nebel wird lichter; schon sehen wir den blauen Himmel über uns, wir selbst befinden uns aber noch in einem tief eingeschnittenen Thale der Wolkenmasse. Immer höher steigen wir. Jetzt begrüßt uns die Sonne von neuem. Welch ein Anblick! Soweit das Auge reicht, ein weites weites silberglänzendes Meer in majestätischer Ruhe, nur hie und da von kleinen dunkleren Inseln unterbrochen, scharf begrenzt am Horizont durch den tiefblauen, wolkenlosen Himmel, über uns die

Sonne mit mächtigem Glanze, rings um uns her eine heilige Stille! Wahrlich, man fühlt sich recht klein in solchen Augenblicken! Sogar unser lieber Freund, der sonst immer sofort mit einem schlechten Witze bei der Hand ist, schaut trunkenen Auges hinaus auf das göttliche Schauspiel.

So treiben wir fast eine ganze Stunde dahin, immer in der gleichen Höhe von 2500 Metern, ohne nur ein Korn Sand auswerfen zu müssen. Als endlich der Ballon leicht zu fallen beginnt, hindern wir ihn nicht daran. Wir hätten zwar noch Ballast genug, um noch einige Zeit fahren zu können; allein da uns jeder Ausblick auf die Erde versperrt ist, so müssen wir uns nach dem Austreten aus den Wolken noch auf einige kleine Ueberraschungen bei der Landung gefaßt machen. Deshalb ist es immerhin vortheilhaft, mit möglichst viel Ballast im Korbe zum Landen zu schreiten.

Schon ist der Korb wieder in die Wolken eingetaucht; da erhebt sich der Ballon von neuem und schwimmt über eine Nebelbank hinüber, um dann wieder auf die Wolkendecke herabzusinken und zum zweiten Male in die Höhe zu gehen. Die Sonne hat eben den Ballon bedeutend erwärmt; wenn sich derselbe dem Anschein nach auch in der freien Luft nicht mehr halten kann, in der kälteren Wolkenschicht hat er doch noch zuviel Auftrieb, um durch dieselbe hindurchzusinken. Wenn wir nicht abwarten wollen, bis er sich soweit abgekühlt hat, daß er durch die Nebelmasse hindurchfällt, so müssen wir das Ventil öffnen und etwas Gas herauslassen. Wir thun dies auf die Dauer von 10 Sekunden. Jetzt versinken wir wirklich in die graue Masse. Das gleiche Bild wie vor einer Stunde! Doch erscheint uns nach all dem Glanze über den Wolken der dichte Nebel noch düsterer und undurchdringlicher als bei der vorigen Durchfahrt. Neugierig schauen wir nach unten, ob nicht bald die Erde sichtbar wird. Schon bemerkt man dunkle Flecken durch den Nebel hindurch, anscheinend kleine Waldparzellen. Jetzt wird der Ausblick klarer: wir erkennen einzelne Dörfer, kleine Wasserlinien, gleichzeitig eine Eisenbahn, welche in großen Windungen durch das Gefilde zieht. Wo sind wir? Ja, wer das sagen könnte! Wenn uns die Gegend nicht schon zufällig bekannt ist oder so auffällige Punkte zeigt, daß man dieselben nach der Karte erkennen kann wie z. B. bedeutendere Wasserläufe, größere Städte, Eisenbahnknotenpunkte ꝛc., so ist nichts herauszubringen. In unserem Falle hat aber auch die Frage, wo wir sind, weniger Bedeutung, als die: eignet sich die Gegend unter uns zur Landung?

Nun, darüber können wir uns beruhigen. Es sind wohl kleinere Wälder, einzelne Bauernhöfe, auch Dörfer zahlreich über das Gelände hingestreut, aber dazwischen ist überall noch genügend freier Raum.

Da wir uns noch auf 1500 Meter Höhe befinden, so lassen wir unsern Ballon weiter fallen, ohne einen ganz bestimmten Landungspunkt ins Auge zu fassen; nur das nehmen wir uns vor, noch diesseit eines etwa 4 Kilometer entfernten Flüßchens zu landen; und erst wenn wir uns auf 500 bis 600 Meter dem Boden genähert haben, suchen wir uns einen bestimmten Platz heraus.

Aufmerksam betrachten wir die Erde. Jetzt befinden wir uns noch 1000 Meter von ihr entfernt und treiben gerade über ein ausgedehntes Waldstück, dann kommt ein kleiner Bauernhof, und hieran schließen sich abgemähte Getreidefelder und Wiesen bis zu jenem Flüßchen, nur unterbrochen von einzelnen Büschen, also ein recht annehmbares Landungsgebiet. Aber ohne eine kleine Ueberraschung sollte es doch nicht abgehen, denn während wir bis jetzt die Richtung nach Norden einhielten, schwenkt auf einmal unser Ballon und treibt in derselben Richtung weiter, welche wir schon heute morgen beim Abfahren hatten; der Unterwind hat also seine Richtung bis jetzt beibehalten. Ueber die Bewegungsrichtung der unteren Luftschichten hätten wir uns allerdings gleich nach dem Austreten aus den Wolken leicht überzeugen können, wenn wir ein großes Blatt Papier hätten vorausflattern lassen. Diese Versäumniß ist jetzt nur noch auf eine kleinere Entfernung nachzuholen. Wir beeilen uns, dies zu thun; je weiter das Blatt sinkt, um so strenger hält es sich in der bereits erkannten Richtung.

Nach Westen zu ist die Sache schon etwas verwickelter. Denn gerade vor uns in der neuen Bahn legt sich ein nicht besonders breiter, aber weit nach rechts und links sich hinziehender Waldstreifen vor. Das Barometer zeigt noch 600 Meter. Von dem Gehölz sind wir noch etwa 1 Kilometer entfernt. Entweder müssen wir durch Ventilziehen noch vor dem Walde herunter oder wir hemmen durch Ballastauswerfen den Fall des Ballons und trachten über das Gehölz hinüberzukommen. Zu langem Ueberlegen ist keine Zeit. Der Wind wird immer stärker, das Barometer steht auf 400 Meter. Da! eine neue Ueberraschung! Das 100 Meter lange Gleitseil schleift bereits mit seinem Ende auf dem Boden! Wir landen also in einer Gegend, die um 300 Meter höher liegt als unsere Abfahrtsstelle. Darum ist uns auch gegenüber den Barometerangaben der letzten Viertelstunde der Erdboden unverhältnißmäßig nahe erschienen! Gleichzeitig erweist sich die vermeintliche Wiese vor dem Walde als ein überschwemmtes und sumpfiges Gelände. An ein Landen vor dem Walde ist also nicht zu denken. Durch Auswerfen von 15 Kilogramm Sand bringen wir den Ballon wieder etwas in die Höhe. Bald geht es lustig über die Wipfel des 20 bis 30 Meter hohen Tannengehölzes. Die letzten Baumwipfel streift das Ende unseres Gleitseiles. Im nächsten Augenblick haben wir das Stoppelfeld hinter dem Wald erreicht; vor uns ist mindestens 600 Meter freier Raum, dann wieder kleine Baumgruppen und ein einzelnes niedriges Haus. Auf diesem Felde wollen wir unsere Fahrt beschließen. Wir öffnen das Ventil; in seiner ganzen Länge legt sich das Gleitseil jetzt auf die Erde, die Geschwindigkeit des Ballons wird bereits langsamer; gleich darauf stößt der Korb zum ersten Male auf dem Boden auf. Mit einem kräftigen Klimmzug an den Korbstricken parieren wir diesen nicht besonders heftigen Stoß. Doch vollkommen vermag das Gleitseil bei dem starken Winde den Ballon nicht zu halten, langsam, aber stetig, unterbrochen von kleinen Aufstößen auf den Boden, rückt der Korb immer näher dem Bauernhaus zu, dessen Bewohner ängstlich der Dinge harren, die da kommen sollen, und bereits Miene machen, Reißaus zu nehmen. 300 Meter ist das Haus noch entfernt. Doch nun ist auch der Kampf zwischen Gleitseil und Wind beendigt. Wieder stößt der Korb auf; ein kräftiger Zug an der Zerreißleine, wenige Sekunden vergehen und der Ballon, kurz vorher eine große Kugel, liegt platt gedrückt wie ein Kuchen auf der Erde, und geärgert fegt der Wind über die Stoppeln.

Die Marquise von Custine.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Frauenbild aus der französischen Revolutionszeit.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

Bei dem freundlichen Dorf Auisy in der Normandie, nicht sehr weit von Paris, hatte Monseigneur von Sabran, Bischof von Laon und erster Almosenier der Königin Marie Antoinette, ein Landhaus mit schönem Garten und Park. Einen großen Theil der Sommerzeit pflegte dort seine Schwägerin zu wohnen, die Gräfin Eleonore von Sabran, deren um fünfzig Jahre älterer Gemahl wenige Jahre nach der Verheirathung mit ihr gestorben war. Die junge Witwe betrauerte ihn nicht lange, dazu hatte er ihrem Herzen nicht nahe genug gestanden, und dazu war auch ihr Charakter ein viel zu lebensfreudiger. Mit zwanzig Jahren Witwe zu sein, verlieh ihr einen Reiz mehr zu denen, welche ihr die Natur und eine feine Erziehung gegeben hatten. Denn sie war eine anmuthsvolle Erscheinung mit einer Fülle seidenweicher blonder Haare, mit schwarzen Augen, schönem Gesicht, von lebhaftem und geistsprühendem Wesen. Am Hofe von Versailles, in der Gesellschaft von Paris, die unter Ludwig XVI. noch so berückenden Glanz entfaltete, spielte sie eine große Rolle, nicht bloß durch ihre vornehme Familie, sondern auch durch die Fülle von Eigenschaften, welche sie in den Salons ihrer Zeit zum Muster einer feinen Dame machten.

Zwei Kinder hatte der alte Graf Sabran, als er in Reims bei der Krönung Ludwigs XVI. im Juni 1775 vom Schlage gerührt wurde, seiner jungen Gattin hinterlassen, einen Sohn Namens Elzear und eine Tochter, Delphine. Frau von Sabran ward durch ihre Neigung für die Genüsse einer Weltdame nicht abgehalten, sich ihren beiden Kindern mit mütterlicher Liebe zu widmen. Delphine wurde zwar, wie es die Sitte erheischte, einem Kloster zur Vollendung ihrer Erziehung übergeben; doch nahm die Mutter sie frühzeitig wieder zu sich, um die verheißungsvoll erblühende Rose in dem Sonnenschein und der Luft ihres Hauses und seines gesellschaftlichen Lebens sich entfalten zu lassen.

Mit der Eitelkeit einer jungen Mutter, die immer von Verehrern umschwärmt war, immer etwas wie für ihren Geist so auch für ihr Herz bedurfte, verfolgte sie die Entwicklung ihrer Tochter. Selbstverständlich plante sie eine glänzende Verheirathung derselben.

Delphine, am 18. März 1770 in Paris geboren, trat in ihr sechzehntes Jahr, es war also Zeit für die Brautkrone. Der Sitte gemäß hatte die Mutter den ihr geeignet erscheinenden Gemahl für ihre Tochter zu suchen. Gräfin Sabran lernte einen hohen und mit Ehren genannten Offizier der königlichen Armee kennen, den Marquis von Custine, und mit ihm zugleich seinen achtzehnjährigen Sohn Philipp. Dieser bot eine vortreffliche Partie für Delphine, denn die Custines gehörten zu den ersten Familien Lothringens und waren bei Metz sehr begütert; jedes der beiden Kinder des Marquis hatte auf ein Vermögen von 700000 Livres mütterlicherseits zu rechnen.

Die Unterhandlungen begannen, und in der That wurde der Marquis für die Verbindung beider Familien gewonnen. Die jungen Leute faßten überdies Neigung zueinander. Philipp von Custine war ein trefflicher, ernster, hochbegabter junger Mann, der Delphinens holde Anmuth zu würdigen wußte, und sie mit ihrem kindlichen Sinn konnte in ihm wohl das Ideal eines Mannes finden, an dessen Seite sich glücklich leben ließ. Am 22. Juli 1787 fand die Trauung in Auisy statt. Der bischöfliche Oheim gab dabei nicht nur den Segen, sondern seiner Nichte auch 200000 Livres Mitgift. Die Hochzeit wurde gefeiert mit ländlichen Festen à la Trianon, wie Marie Antoinette sie in Mode gebracht hatte. In arkadischer Idylle verlebte das junge Ehepaar seine ersten Jahre, und die junge Frau schwelgte in der Wonne, welche ihr das neue Dasein bot. Gab es einen Verdruß für sie, so war es höchstens der über die wiederholte längere Abwesenheit ihres Mannes, wie sie dessen diplomatischer Dienst und seine Pflicht als Abgeordneter der Nationalversammlung, zu welcher er ebenso wie sein Vater gewählt worden war, manchmal mit sich brachte. Wie klein aber war dies Wölkchen an ihrem Himmel, während dunkel und mächtig schon die Wetterbank der Revolution am Horizonte emporstieg!

In Auisy machte man sich darüber keine Sorgen.

Die ersten Blitze zuckten, die Donner der neuen Zeit ließen jene Gesellschaft erbeben, die durch alte Privilegien, Reichthum und Genuß geistiger wie sinnlicher Art sich ein Paradies auf Erden zu schaffen gesucht hatte. Es floß Blut in Paris; wilde Sturmstöße riefen Schrecken und Angst hervor, und das Flüchten der Vorsichtigen aus der königlichen Umgebung begann. Auch die Gräfin von Sabran ließ sich von ihrer Tochter nicht mehr zurückhalten und floh mit dem heimlich ihr vermählten Marquis von Boufflers nach Rheinsberg zum Prinzen Heinrich von Preußen, ihrem und ihres Mannes Gönner. Der Krieg brach aus. Der Marquis von Custine zog als General mit den Revolutionstruppen siegreich über den Rhein bis nach Mainz und Frankfurt, und mit ihm zog in patriotischer Begeisterung als sein Adjutant sein Sohn, der Gemahl Delphinens.

Sie beunruhigte sich über dies alles nicht. Die Idylle, welche seit dem Tage ihrer Hochzeit dank der Sorgfalt ihrer Mutter und der Aufmerksamkeit ihres Gatten sie umgab, war wie etwas Unantastbares, wie eine geweihte Oase in der Welt, die ringsum zur Wüste wurde. Ja, die Mutterfreude über den ihr geschenkten Sohn Astolfe vermehrte und vertiefte noch das Glück der reizenden jungen Frau. Der bischöfliche Oheim sorgte für alles, was die von ihrem Gatten und ihrer Mutter Verlassene an gewohnter gesellschaftlicher Unterhaltung bedurfte. Es gab bei der kleinen heiteren liebenswürdigen Marquise Besuche nach wie vor, noch aus den Kreisen, die zur alten Gesellschaft gehörten, liebliche Feste, geistreiche Abendunterhaltungen, verliebtes Necken, galante Huldigungen. Und während der französische Feudalstaat schon in allen Fugen krachte, die jäh unter vulkanischen Stößen aufklaffenden Abgründe schon den Thron verschlangen — in Auisy herrschte noch der sorglose Sinn der alten Zeit, und man ahnte kaum, daß eine furchtbare Umwälzung begonnen hatte.

„Man ist hier sehr wohl," schrieb Delphine ihrer Mutter; „ich versichere Sie, man vergnügt sich sehr viel."

Auf einmal schlug der Blitz auch in dieses Arkadien. Der General Custine hatte Mainz wieder aufgegeben und sich zurückgezogen; die Jakobiner schrieen Verrath und klagten ihn im Konvente an. Er eilte nach Paris, um sich zu rechtfertigen. Vergebens! Er hatte Mainz preisgegeben und darum war er ein Verräther an Frankreich. Die Guillotine war längst mit dem Blute des Königs gefärbt und stand auf dem Revolutionsplatz, um täglich ihre blutige Arbeit an den Feinden der Republik verrichten zu können. Jedem Verdächtigen drohte der Tod. Am 22. Juli 1793 wurde Custine verhaftet und vor das Revolutionstribunal verwiesen, wo der fanatische Ankläger Fouquier-Tinville bereits allmächtig geworden war.

Voller Bestürzung darüber kam Philipp von Custine nach Paris, um den Vater zu retten. Delphine eilte, sich mit ihrem Gatten zu verbinden. Und derart aufgestört aus ihrem häuslichen Glücke, begriff sie sofort, daß es sich darum handelte, den Henker von den Ihrigen abzuwehren. Aus der graziösen jungen Frau von 23 Jahren wurde eine zum Kampf entschlossene Heldin.

Delphine lief zu allen, die sie kannte und von deren Verwendung sie sich einen günstigen Einfluß auf das Geschick ihres Schwiegervaters versprach. Sie täuschte sich. Die Großen von früher galten nichts mehr und standen selbst unter dem Damoklesschwert. Neue Menschen regierten, übten die Macht, führten die Prozesse, fanatische, niedrige, blutgierige Menschen. Auch zu ihnen brach sich das tapfere Weib den Weg, es suchte die Richter auf, steckte Gold über Gold in die Hände derer, die vielleicht etwas thun konnten, den General seinen Henkern zu entziehen. Sie drang bis zu seinem Gefängniß vor, setzte sich über die Rohheiten hinweg, mit denen man ihr hier begegnete, wartete auf dem schmutzigen Flur, bis er seine Zelle verlassen durfte, und warf sich ihm dann schluchzend an die Brust. Laut vor den Wächtern und Piketträgern sprach sie für seine Unschuld. Tag um Tag that sie es, in und vor dem Gefängniß, so daß sie dort eine bekannte Erscheinung wurde.

„Das ist die Custine!" hörte sie um sich her. „Bald wird's ihrem Vater an den Hals gehen!"

Man hielt sie für die Tochter des Generals.

Im August wurde sein Prozeß mehrere Tage lang im Saale des Justizpalastes verhandelt. Sie wußte es möglich zu machen, den Sitzungen beizuwohnen. Inmitten des Gedränges der Zuhörer, die alle meist der müßiggängerischen Bande der Sansculotten und ihrer Weiber angehörten, in der erstickenden Luft hockte sie auf einem Platz, den sie sich vom Gerichtsdiener theuer erkauft hatte. Ihr Anblick rührte und tröstete den General; er konnte auch zuweilen Worte mit ihr wechseln.

Ingrimmig verfolgten sie einmal Pöbelmassen, als sie den Justizpalast verließ. Sie war ja eine „Aristokratin", schon darum des Hasses und der Beschimpfung werth. Eilig schritt sie durch die böse Menge vor dem Gerichtshause, um den Miethwagen zu erreichen, der in einer Nebenstraße auf sie wartete. Man drängte sich murrend näher an sie heran; kreischende Weiberstimmen riefen ihren Namen wie ein Losungswort zum Angriff. „Das ist die Custine, die Tochter des Verräthers!" Flüche erschollen, drohende Fäuste erhoben sich dicht vor ihrem Auge, Säbel funkelten in der Luft. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe vor Angst; sie sah sich bereits gepackt und ermordet, ihren blutigen Kopf auf einer Pike durch die Straßen getragen wie den der unglücklichen Prinzessin von Lamballe und so mancher anderer Opfer der entfesselten Blutgier.

Eine Schwäche, und sie war verloren. Sie wußte es und darum hielt sie sich aufrecht. Verzweiflungsvoll aber schaute sie um sich, wie sie vor der wilden Bande sich retten könne. Da

Wohlgeborgen.

Nach einem Gemälde von C. Anders.

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Digitized by Google

sah sie abseits von den anderen ein Weib aus dem Volke mit einem Säugling im Arme. Einer blitzschnellen Eingebung folgend, lief sie auf dasselbe zu und stammelte:

„Welch' ein hübsches Kind!"

„Nehmen Sie es, schnell!" flüsterte verständnißvoll die Mutter ihr zu.

Delphine nahm den Säugling an sich, küßte ihn, und die Megären stutzten. Das Kind wurde ihr Schutz. Sie verfolgte ruhig mit demselben im Arme ihren Weg, und niemand bedrohte sie mehr. So ging sie bis an den Pont-Neuf und gab dort das Kind seiner Mutter zurück, die ihr gefolgt war. Einen Augenblick schauten sich beide Frauen an und entfernten sich dann voneinander, ohne ein Wort zu sprechen.

Gott dankend, lief sie nach ihrem Hause in der Rue de Bourbon. Aber dort kam die Dienerschaft ihr schreckensbleich entgegen.

„Was habt Ihr?"

Sie ahnte etwas Furchtbares, da man mit der Antwort zögerte.

„Mein Mann?"

„Ja, Frau Marquise! Man hat ihn geholt!"

„Verhaftet?"

„Ja, er ist nach La Force gebracht worden, vor einer Stunde."

Also auch dieser Schlag noch! Delphine schwankte und mußte sich setzen. Dann aber raffte sie sich auf, bestellte einen Wagen und ließ sich nach dem Gefängniß La Force fahren. Dort war es, wo die Prinzessin von Lamballe ihr schreckliches Ende gefunden hatte, dort war jetzt Philipp.

Noch währte der Prozeß gegen den General Custine. Delphine theilte ihren Tag in die Sorge für ihn und für seinen Sohn. Von der Conciergerie, wo der General gefangen gehalten wurde, eilte sie nach La Force, wo man ihr gestattet hatte, Philipp zu besuchen. Ihr Schwiegervater war nicht mehr zu retten; das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Am 29. August 1793 wurde er in der Frühe hingerichtet, und seine Zelle erhielt die Königin Marie Antoinette als Vorzimmer zur Guillotine, die ihrer ebenfalls wartete. Für Philipp aber, seinen Sohn, für ihren Mann, den Vater ihres Kindes — für den konnte Delphine ihre Liebe, ihren Eifer, ihre Energie, ihre List, ihr Vermögen noch aufbieten, um ihn dem Blutgerüste zu entziehen.

Sie sparte keinen Gang, kein Flehen, kein Geld, um den Prozeß zu verschleppen. Ihr Mann sollte als Mitwisser der Verrätherei seines Vaters angeklagt werden. Die unsinnigste Anklage genügte, jeden zum Tode zu verurtheilen, den Fouquier Tinville und der allmächtige Robespierre dazu bestimmt hatten. Von diesen beiden Männern — das sah Delphine bald — war für ihren Gatten nichts zu hoffen, da ein früherer Brief desselben aufgefangen worden war, in dem er ein scharfes Urtheil über die Schreckensmänner gefällt hatte.

Aber sie machte sich nun an den Schließer in La Force, dem die Zelle des Marquis unterstand, und lernte in seiner Tochter Luise ein gutmüthiges junges Mädchen kennen, welches von lebhafter Theilnahme für die schöne Aristokratin erfüllt war. Darauf baute Delphine mit einigen Freunden ihren Rettungsplan. Philipp zählte jetzt erst 25 Jahre; seine Figur war klein und schmächtig genug, um eine unauffällige Verkleidung als Frau zu zulassen. So wurde denn verabredet, daß er Kleider von seiner Frau und diese solche von Luise anlegen sollte, und daß, während Delphine auf einer anderen Treppe das Gefängnißhaus verlasse, er und Luise unter dem Schutze der abendlichen Dämmerung durch den großen Thorweg ihren Ausgang nehmen sollten. Für diesen Dienst wurden dem Mädchen 30000 Franken in Gold sogleich nach gelungener Flucht zugesichert und außerdem eine lebenslängliche Rente von 2000 Franken.

Anfang Januar 1794 sollte Philipp von Custine vor seine Richter gestellt und zu diesem Behufe nach der Conciergerie verbracht werden. Am Vorabend des Tages, da die Ueberführung zu erwarten stand, war alles für seine Rettung bereit. Delphine begab sich nach La Force und traf dort mit Luise zusammen. Aber das Mädchen empfing sie mit thränenvollen Augen.

„Warum weinst Du denn?"

„O, Madame!" rief sie klagend, „Sie allein können ihm noch das Leben retten. Ich flehe ihn vergeblich an; seit heute morgen will er nichts mehr von einer Flucht hören."

Delphine vernahm den Grund dieser Weigerung. Ein neues Dekret des Wohlfahrtsausschusses bedrohte jeden mit dem Tode, der zur Flucht eines Gefangenen Beistand leiste. Dies Dekret war gedruckt in den Gefängnissen angeschlagen worden, und Custine hatte das Mädchen darauf hingewiesen.

Mit Luise zusammen versuchte Delphine in der Zelle ihren Mann dennoch umzustimmen. Sie mahnte ihn an seinen Sohn, sie versicherte, daß Luise vor jeder Entdeckung sicher sei. Umsonst! Custine wollte sie der Gefahr nicht aussetzen.

„Retten Sie sich doch!" drang das furchtlose Mädchen von neuem in ihn. „Was mich betrifft, so machen Sie sich keine Sorge! Alles ist bereit, alles wird gelingen. Sie haben mir für meine Hilfe ein Vermögen versprochen; vielleicht können Sie dies Versprechen gar nicht halten. Nun, ich will Sie dennoch retten. Wir werden uns verstecken, wir werden Frankreich verlassen; ich werde für Sie arbeiten. Ich verlange nichts, nichts dafür — aber lassen Sie mich handeln."

Er schüttelte sein Haupt. „Nein, man wird uns einfangen, und Du wirst auf das Schafott kommen, um meinetwillen."

„Und wenn ich es will!" rief sie.

Er wankte nicht. Die Stunde verging, welche Delphine für den Besuch bewilligt war; sie mußte endlich gehen, das Gefängniß ohne ihren Mann verlassen. Luise geleitete sie hinaus.

Der Prozeß des jungen Custine war nur eine Fortsetzung desjenigen seines Vaters und endigte ebenfalls mit Verurtheilung. Der Ankläger Fouquier Tinville wollte es so. Den Verhandlungen vor Gericht wohnte Delphine auf den Wunsch ihres Gatten nicht bei; aber ein letztes Mal besuchte sie ihn am Abend vor seiner Hinrichtung. Schweigend saßen beide nebeneinander in seiner Zelle, sie hatte den Arm um seinen Hals geschlungen. Ein Lebewohl für ewig! Noch tauschen sie wenige Worte — ihr Sohn ist's, an den sie denken — und dann ein letztes, langes, herzenströmendes Umarmen des jungen Ehepaares.

Am 3. Januar 1794 fiel das Haupt Philipps von Custine unter der Guillotine auf dem Revolutionsplatz.

Mit dreiundzwanzig Jahren, in der Blüthe ihrer körperlichen Anmuth war Delphine ihres Gatten beraubt. Ihr Vermögen war konfiszirt, Armuth ihr Los, alles Glück, aller Glanz ihres Daseins dahin, und Trost für alles Verlorene und Zerschlagene nur ihr kleiner Sohn Astolfe. Mit ihm wollte sie sich aus dieser Luft des Todes retten. Sie hoffte als Spitzenhändlerin unter falschem Namen nach Belgien zu entkommen, während die treue Amme ihres Kindes sich mit diesem nach dem Elsaß begeben sollte. In Pyrmont wollten beide sich wieder treffen und von da nach Berlin reisen, wo sich die Gräfin von Sabran mit ihrem Sohn Elzear aufhielt. Durch Bestechung wußte die unglückliche Frau sich einen Paß zu verschaffen. Ihr Haus in der Rue de Bourbon hatte sie sogleich nach der Hinrichtung ihres Mannes verlassen müssen und dann eine kleine Wohnung in der Rue de Lille bezogen. Da packte sie von ihren Sachen zusammen, was sie mit auf die Reise nehmen wollte, und ordnete die nachgelassenen Papiere Philipps sowie ihre Briefe, die sie von den Freunden des Hauses erhalten hatte, um sie in einer Kassette zu verwahren.

Mitten in dieser Beschäftigung vernahm sie verdächtigen Lärm am Eingang ihrer Wohnung. Schnell schlug sie die Kassette zu und schob sie unter ein Sofa; in demselben Augenblick wurde auch die Thür aufgerissen, und die unheimlichen Gestalten einer Kommission des Sicherheitsausschusses drängten sich herein.

„Du bist verhaftet!" schrie ihr wild der Anführer zu, „denn wir wissen, daß Du auswandern willst."

Sie widersprach nicht; ein Elender unter ihrer Dienerschaft mußte sie verrathen haben. Die Kommissare entrissen ihr die Brieftasche, die sie vom Tisch weggenommen hatte.

„Aha, der Paß! Der falsche, der erkaufte Paß! Warte, Aristokratin, man wird Dir Deine schönen Goldhaare und Deinen weißen Hals abschneiden!"

Man nahm eine erste Haussuchung vor, sah in Schränken und Kästen nach, wühlte da und stöberte dort herum; unter das Sofa, wo die wichtige Brieftasette stand, blickte man nicht. Dann legte man die Siegel an die Wohnung und führte die junge Frau hinaus. Sie mußte unten auf der Straße mit drei Bewaffneten in eine Droschke steigen, die sie nach dem Gefängniß, einem früheren Karmeliterkloster, brachte.

In allen Gefängnissen von Paris, in den alten wie in den neuen, die man hastig aus Klöstern und Schlössern hergerichtet hatte, gab es in jener Zeit des Schreckens eine Ueberfülle von

Menſchen aller Stände, und auch die alte „Geſellſchaft" war darin reichlich vertreten. Bei den Karmelitern beſonders. Delphine von Cuſtine, jetzt nach dem Gleichheitskodex einfach „Bürgerin Cuſtine", fand in dem großen Refektoriumsſaal, wo tagsüber die Gefangenen, weibliche wie männliche, ſich aufhalten durften, eine große Anzahl von Perſonen, denen ſie früher ſchon in den Salons begegnet war, „Ex-Adlige" wie ſie, reizende Frauen, die gleich ihr die Guillotine in Ausſicht hatten, und geiſtreiche Herren, die mit gutem Humor hier in dem wüſten Treiben durch ihren Witz und ihre Galanterien wie einſt ſich angenehm zu machen ſuchten. Mitten im Gefängnißſaal bildeten ſie einen ariſtokratiſchen „Salon" und führten im Geſchmack desſelben ihre Unterhaltung. Die neu Ankommenden wurden von ihren Bekannten vorgeſtellt: Frau von Lameth, Frau von Jarnac, Frau Joſephine von Beauharnais, deren Gemahl wie Cuſtine wegen der Preisgabe von Mainz der Verrätherei angeklagt war und ſeinen Prozeß erwartete. Alle Tage rief der Kommiſſar des Gerichts aus dieſem Kreiſe diejenigen ab, die vor ihren Richtern erſcheinen ſollten und die dann ſelten wiederkamen. Manche wurden ja wohl auch freigeſprochen oder aus der Haft entlaſſen. Die Zurückgebliebenen rückten enger aneinander. Wohl konnte der nächſte Tag wieder neue Lücken in ihre Reihen reißen. Aber der Tod, das Schafott hatte keine Schrecken mehr. So entſetzlich es klingt, es geſchah doch oft, daß ſich dieſe lebensluſtige Geſellſchaft die Zeit mit „Hinrichtung ſpielen" vertrieb, und laut wurden die Damen beklatſcht, welche mit Grazie auf den Stuhl ſtiegen, der das Schafott vorſtellen ſollte.

Mehrmals wurde Delphine abgerufen, um unter Bedeckung in ihre Wohnung geführt zu werden, wo neue Hausſuchungen ſtattfanden. Auch die Briefkaſſette wurde bei einer ſolchen gefunden. Sie grämte ſich nicht darüber. Durfte ſie dabei doch die Freude erleben, ihren kleinen, zweijährigen Sohn wiederzuſehen, den man mit ſeiner Wärterin Nanette in der Küche gelaſſen hatte und den die treue Dienerin mit ihrer Hände Arbeit ernährte.

Einer der Kommiſſare, von welchen Delphine bei dieſen Gelegenheiten verhört und überwacht wurde, war ein Maurer von Be und hieß Albert Gérôme. Als fanatiſcher Jakobiner hatte e eine Vertrauensſtellung im Sicherheitsausſchuß und bei Fo Tinville errungen. Er ſah, wie die unglückliche junge dem Wiederſehen mit ihrem Kinde ſich aufrichtete; er Schmerz kennen, von dem ihr Gemüth verwüſtet wur Heldenſinn, mit dem ſie ihn zu beherrſchen und ihr Schickſal zu trotzen wußte. Hunderte von Opfern politik Robespierres und der Blutgier Fouquier ſchon mitleidslos den Weg zum Schafott gefüh Cuſtine aber wollte er vor dem Tode retten. voller Beſchützer ſetzte er für ſie ſeinen eigen Er hatte in Fouquier Tinvilles Bureau die ordnen, nach denen dieſer täglich ſeine Immer ſchob er die auf Delphine bezü unterſt des Aktenſtoßes, ſo daß ſie dem gar nicht in die Hände fielen. Monatel Spiel. Die junge Gefangene im Kar geblich, endlich vor Gericht geholt andern ihrer Unglücksgefährten wu zurück, als ſei ſie auf einmal ve Kommiſſar Gérôme verdankte, de Wohnung ſtets am ergrimmteſte davon hatte ſie keine Ahnung.

Dann kam jener Thermidor Tinvilles Schreckensſyſtem zuſa und die Blutgerichte ihre that ſich für Delphine das Zwei Monate vergingen, Stunde der Erlöſung. wirkte durch ihre Fürſprach ausſchuſſes, und unter d

„Wir, Vorſteher Unterſchriften dieſes a miaire, III. Jahr der

Gérôme alſo – wohl, des jungen Sa Jetzt aber war ſein Sie war frei, nach ſelbſt zurückgegeben.

Aber blutarm war ſie und dazu krank von den Leiden und Entbehrungen, die ſie in der Haft ausgeſtanden hatte. Nanette, die treue Seele, mußte nun auch für ihre Herrin den Lebensunterhalt beſchaffen. Gelegentlich kam freilich an die Dienerin eine kleine Geldſumme von unbekannter Hand als werthvolle Unterſtützung. Endlich aber erhielt Delphine ſelber durch ihre Mutter und ihre Freunde erheblichere Mittel zugeſtellt und konnte ſich wieder eine kleine trauliche Häuslichkeit einrichten. Sie vermochte nun auch denen wohlzuthun, die, wie Luiſe und Nanette, in der Noth ihr beigeſtanden hatten.

Eines Tages kam in der Dunkelheit ein vermummter Mann zu ihr in die Wohnung. Er erzählte ihr, wie ſie vor Fouquier-Tinvilles Bluthand bewahrt worden war, er bekannte ſich auch als den geheimen Abſender jener kleinen Summen an Nanette. Dieſer Mann, dem ſie ihr Leben verdankte, war jetzt ſelbſt ein Verfolgter; die Rache der Thermidoriſten ſuchte ihn, den Jakobiner und eifrigen Agenten des Sicherheitsausſchuſſes. Jetzt bat er Delphine, ihm in ſeiner Noth zu helfen, und nicht umſonſt. Trot aller Gefahr, welche ſie dabei lief, verbarg ſie ihn, verſchaffte einen Paß und gab ihm eine Summe, mit der er aus entkam und nach Amerika flüchten konnte. — —

Die Stürme hatten ausgewüt heit der Perſon kehrten zurü geſtalteten ſich wieder im Kriege außerhalb in der neuen Cuſtine konnte bewerben. harnais Die

Digitized by Google

Dort verglühte die Flamme, die das reizende Weib in ſeinem Herzen entzündet hatte, und ſeine Liebesleidenſchaft verwandelte ſich in kühle, wenn auch immer dankbar ergebene Freundſchaft. Sie aber hoffte noch auf ihn und liebte ihn wie niemand auf der Welt, mit der tiefſten Leidenſchaft, deren ein Frauenherz fähig iſt. Und wahr wurde ſo, was ſie befürchtet hatte: ſie fand zwar den Mann ihrer Ideale, doch das erträumte Glück ihres neuerſtandenen Lebens nicht.

Bei Liſieux, in der Nähe von Aniſy, wo ſie ihre Jugend und die ſchöne Zeit ihrer Ehe verlebt hatte, kaufte ſie ſich nach Wiederherſtellung ihres Vermögens Schloß und Herrſchaft von Fervacques. Dorthin zog ſie ſich zurück mit ihren zertrümmerten Hoffnungen. Wenig Theilnahme erregte ihr ferner noch das Treiben der Welt. Das Kaiſerreich, die brutale Pracht und Ruhmgier des Militärſtaates waren ihrem feinfühlenden Weſen zuwider. Auf Fervacques, im Winter auch in ihrer Wohnung zu Paris, führte ſie ein beſcheidenes Leben, vereinſamt im Gemüth, wenig geſellig und dies nur ihrer Mutter zu Gefallen, welche immer noch die Dame des achtzehnten Jahrhunderts war und ſie auch
ſpielen wußte. Frau von Staël blieb die nächſte unter den
innen der Marquiſe von Cuſtine, und jener Roman, in dem
le Tochter Neckers 1803 den Konflikt des Weibes
Neigung zu ſo tiefgreifender Darſtellung
denn für die Heldin desſelben
iands Modell geſeſſen.
nung Delphinens ein
riſch in Benehmen
n: Herr Albert
Jahren hatte
und war
benes
erz

Sie fühlte wohl, was er ihr damit geſtand. Er kam manchmal wieder zu ihr, wenn ſie keinen anderen Beſuch hatte. Nie aber ſprach er wieder ſo zu ihr, wie er es bei jenem erſten Wiederſehen bewegten Herzens gethan hatte; bald hörte ſie dann, daß er geſtorben ſei. —

Das Kaiſerreich ſtürzte zuſammen, die Bourbons kehrten zurück und bauten ſich ihr Königthum wieder auf. Im Gegenſatz zu ihrer Mutter, der immer noch lebensluſtigen Frau von Boufflers verharrte Delphine auch jetzt weltüberdrüſſig in ihrer Zurückgezogenheit. Die alte Ariſtokratie, die ſich in dem Königreich der Bourbons wieder breit machte, erſchien ihr doch nur wie klägliches Geſpenſterthum, das durch eine neue Welt huſchte, um vergeblich die alte zu ſuchen. Deſto mehr gewann der deutſche Geiſt Einfluß auf Frau von Cuſtine. Er gewährte ihr eine erfriſchende Anregung, ſeitdem ſie ihn kennengelernt. Frau von Staël hatte die erſte Veranlaſſung dazu gegeben, und Delphinens Bruder Elzear hatte in Berlin zum Theil noch ſeine Ausbildung erhalten; ihre Mutter ſtand mit den Berliner Geſellſchaftskreiſen mannigfach in Beziehung. Vor allem war es Rahel von Varnhagen, welcher ſich Frau von Cuſtine geiſtesverwandt fühlte und mit der ſie die innigſte Freundſchaft ſchloß. Sie lernte in der Stille von Fervacques Deutſch und las da Goethe, Tieck, Kant, Fouqué. „Das iſt eine indirekte Art, mich mit denen zu beſchäftigen, die ich liebe,“ ſchrieb ſie an Rahel 1816, „und der Gedanke daran wird mir genügen, mir dieſe Beſchäftigung werth zu machen.“

Bald kamen Jahre, wo ſie mehr und mehr kränkelte; im Sommer 1826 entſchloß ſie ſich deshalb, einen Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen, in Bex am Genfer See. Lauſanne war in der Nähe, und dort hielt ſich Chateaubriand auf. Ihn liebte ſie noch immer; ihn ſehen, ihn ſprechen zu können, war immer noch ihr höchſtes, von ihm, auch wenn er in Paris lebte, ſo ſelten berückſichtigtes Verlangen. Wenn ein Wiederſehen mit ihm der letzte Wunſch war, der ſie nach Bex führte, ſo ſollte er unerfüllt bleiben. Unerwartet ſchnell ſtarb ſie im Alter von 56 Jahren am 15. Juli.
ls Chateaubriand davon erfuhr, eilte er von Lauſanne nach Bex,
ihr die letzte Ehre zu erweiſen. Er ſah ſie im Sarge, eine
Geſtalt, von ihrem prächtigen Seidenhaar eingehüllt, im
noch ſchön. Ihre Leiche wurde nach Fervacques gebracht
nach ihrem Willen an der Seite der kurz zuvor geſtorbenen
mahlin ihres Sohnes Aſtolfe in dem Kirchlein des nahen
t-Aubin beigeſetzt. Noch ein Winter, dann folgte ihr
ter nach, die alte Marquiſe von Boufflers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

ausdeſer.

n aber auch um ein Fahrzeug ſeltſamer
zen ſah; um ein Fahrzeug, das mir, ob
längſt im See verſunken iſt, nicht aus

und ſeinem Herrn möchte ich etwas

z der letzte Eigenthümer des Fahr
re Vergangenheit. Man erzählte
dieren ſollen, aber nichts gelangt.
Jugend mit verſchiedenen Hand
em derſelben über die Lehr
ich nahm ihn ein Vetter, der
emlich blühendes Anſtreicher
be als Lehrling an. Und
wenn es überhaupt eine
en.

htiger Handwerker; nur
ber beſaß der Girgel in
Anſtreicher in einem
k von einem Künſtler
tskäſten, Grabkreuze,
ndern ebenſo Wirths
Die letzteren ſind jene
Erinnerung an be
ung an Unglücksfälle

Digitized by Google

Oscar Gräf
München 91

Der Zuiſelmaler und das Lieſel.

Digitized by Google

aufzuſtellen liebt; entweder an der Unglücksſtätte ſelbſt oder in benachbarten Kapellen und Kirchen.

In ſolchen „Marterln“ zeigte ſich Girgel als Meiſter. Seine kundige Hand zauberte mit überraſchender Aehnlichkeit Holzknechte, die beim Fällen von Bäumen erſchlagen wurden, Bauern, die unter den Rädern ihres Wagens einen jähen oder im tiefen Winterſchnee einen langſamen Tod gefunden hatten, auf die kleinen Holztafeln. In herzbeweglichen Worten ſchrieb er dann noch mit recht lesbaren Buchſtaben das Ereigniß unter das Bildchen und ſchloß mit der Bitte an den Wanderer, für das Seelenheil des Verunglückten ein Vaterunſer zu beten.

Bei der ausgedehnten Kundſchaft ſeines Meiſters hatte Girgel bald nichts anderes mehr zu thun, als „Marterln“ zu malen.

Als der Meiſter ſtarb und deſſen Geſchäft von einem Nachfolger angekauft wurde, mit welchem Girgel ſich nicht vertrug, machte ſich Girgel ſelbſtändig. Er ſiedelte ſich in dem Dorfe am See an, wo er zwar kein Anweſen erwarb, aber wenigſtens eine Stube, die ihm als Atelier und Schlafſtätte diente. Der Ruf, welchen er ſich als „Marterl“-Maler im Städtchen erworben hatte, war weit verbreitet, ſo daß er in den erſten Jahren ſeiner Selbſtändigkeit vollauf Beſchäftigung fand. Er erhielt für ein „Marterl“ — je nach der Zahlungsfähigkeit des Beſtellers — einen Gulden oder mehr, mitunter ſelbſt einen Kronenthaler.

Wenn ich ſage, er hatte vollauf Beſchäftigung, ſo muß das richtig verſtanden werden. Vollauf Beſchäftigung, das hieß für den Girgel drei Tage Arbeit in der Woche und vier Feiertage. Was darüber war, das war ihm ſchon zu viel. So kam's denn, daß ihm zuweilen das Geld ausging, trotz all ſeiner Kunſt, und daß er eines ſchönen Tages von einer Kunſtreiſe hemdärmelig, ohne Rock nach Hauſe kam, weil er den letzteren in einem ziemlich entlegenen Wirthshaus als Pfand hatte zurücklaſſen müſſen. Gerade damals hatte er aber beſonderes Glück. Ein Schiff mit Wallfahrern war im See untergegangen; da bekam der Girgel eine Menge „Marterln“ zu malen und konnte nicht bloß ſeinen Rock wieder auslöſen, ſondern erhielt noch ein weiteres Kleidungsſtück dazu. Ein reicher Bauer aus dem Unterlande nämlich, deſſen Schwiegermutter mit unter den verunglückten Wallfahrern geweſen war, zahlte dem Girgel nicht bloß drei Kronenthaler für das „Marterl“, ſondern ſchenkte ihm außerdem eine neue Lederhoſe.

Das war die höchſte Bezahlung, welche Girgel in ſeinem Leben für ein Kunſtwerk davongetragen. Aber er war mit den Ergebniſſen ſeiner Kunſt nicht zufrieden. „Ich bin ein Sonntagskind und muß noch ein großes Glück erwiſchen!“ Das war ſeine ſtändige Redensart. Auf ſeine Sonntagskindſchaft ſündigte er, wenn er die Kundſchaften warten ließ und, ſtatt die beſtellten „Marterln“ zu malen, im benachbarten Brauhauſe hinter dem Maßkrug ſaß.

In jener Zeit erwarb er ſich den Uebernamen, der ihm bis über ſeinen Tod hinaus verblieb, den Namen „Tuifelmaler“. Es werden nämlich mitunter „Marterln“ beſtellt, auf welchen nicht nur irdiſche Vorgänge, ſondern auch Fegfeuer und Hölle zur Erſcheinung kommen ſollen. Und darin zeigte nun der Girgel eine ganz beſondere Kühnheit der Erfindung und der Ausführung. In eine Wegkapelle bei Ramsau malte er das Paradies, das Fegfeuer und die Hölle auf einer einzigen Tafel: das Paradies himmelblau mit weiß, roſa und lichtgrün; das Fegfeuer aſchgrau mit einem Stich ins Schweflichte; die Hölle kohlſchwarz, blutroth und feuergelb, mit auserleſenen Teufeleien gefüllt. Ein Erfolg dieſes Kunſtwerks war, daß auswärtige Kundſchaften faſt nur mehr nach dem „Tuifelmaler“ frugen, wenn ſie etwas von ihm haben wollten.

Jeden Tag, oft aber auch zweimal im Tage, ſaß der Girgel in der Schenke des Brauhauſes. Daſelbſt war eine Kellnerin, die Lieſei, ein braves und hübſches Mädchen mit hellen Augen und fleißigen Händen. Die hätte den Girgel wohl mögen, wenn er weniger im Wirthshaus und fleißiger bei ſeinen „Marterln“ geſeſſen hätte. Aber es war nichts zu machen mit dem Menſchen. Statt ernſter und tüchtiger ward er von Woche zu Woche liederlicher. Er hatte auch den richtigen Kumpan dazu gefunden in der Perſon des Schratzen-Waſtl, eines verkommenen Zimmergeſellen, der die wüſteſten Lieder ſingen konnte im Umkreis von ſechs Wegſtunden.

Der Schratzen-Waſtl ſtarb eines jähen Todes. Er fiel, weil er zu viel getrunken hatte, vom Dach des Brauhauſes, wo er neue Schindeln aufnageln ſollte. Aus der Verlaſſenſchaft des Schratzen-Waſtl aber erſtand Girgel deſſen Einbaum. Der war das ſchlechteſte Schiff am ganzen See, ſchwarz vor Alter, ſchief gedreht vom Sturm der Zeit und reichlich durchlöchert.

Girgel aber richtete dieſes Fahrzeug ſeltſam her. Außen an den hochaufſtrebenden Bug malte er, wie in die Kapelle bei Ramsau, Himmel, Fegfeuer und Hölle. Dem Himmel hatte er freilich nur ein kleines Fleckchen gelaſſen, den meiſten Raum nahm die Hölle ein. Dieſes Fahrzeug ward Girgels Heimweſen; vorn im Schnabel des Kahns richtete er ſich eine Moosſtreu zurecht und ſchlief zur Sommerszeit oft Wochen lang nur noch in ſeinem Schiffe. Wenn er kein Geld mehr hatte, um im Brauhaus zu trinken, und keine Luſt, in ſeiner Werkſtatt zu arbeiten, ſaß er draußen im See und fiſchte. Fuhr aber einer aus dem Dorfe vorüber und frug etwa ſpottend: „Girgel, was fangſt?“ — dann rief er gleichmüthig: „Ich bin ein Sonntagskind und muß doch noch mein Glück erwiſchen.“

Die blonde Lieſei ſah ihm oft nach, wenn er ſo in den See hinausfuhr, und jedesmal kam ein Seufzer aus ihrem Herzen. Ein ſeidenes Tuch, das er ihr einſt unter Betheuerungen ſeiner Liebe geſchenkt, hatte ſie zwar genommen, aber dazu geſagt: „Girgel, ich heb' Dir's auf! Tragen thu' ich's nicht eher, das Tüchel, als bis Du ein ordentlicher Menſch geworden biſt!“

Der Girgel ward jedoch kein ordentlicher Menſch mehr, ſondern fuhr fort, nach ſeinem Glück zu fiſchen. Einmal fing er auch wirklich etwas ganz Großes und Merkwürdiges. Ob es aber das Glück war, iſt doch ſehr zweifelhaft. Die Sache ging ſo zu:

Der Girgel ſaß eines ſchönen Tages wieder in ſeinem wüſten Fahrzeug draußen auf dem See und fiſchte. Da kam ein Schiff vorüber, drinnen der Gerichtsdiener vom königlichen Landgericht. Wie der den Girgel ſah, rief er ihm zu, während er ſeinen Fährmann anhalten ließ: „Girgel Söllhuber, ich glaub', ich hab' was Gutes für Dich!“

„Nur her damit!“ antwortete dieſer übermüthig. Und wie der Gerichtsdiener ein Schreiben hervorzog, um es dem Girgel zu geben, reichte dieſer das Ruder hin, damit der Gerichtsdiener das Schreiben drauf legen ſollte.

Digitized by Google

„Wann's aber in See fallt," ſagte der, „ich bin nit ſchuld!" und legte das Schreiben auf das Ruder. Girgel jedoch war ungeſchickt und warf das Schreiben in den See ſtatt in ſein Schiff. Indeſſen das Papier ſchwamm, und ſo hatte er's ſofort wieder herausgefiſcht. Und als er nun das Gerichtsſiegel erbrach, ſtand in dem Schreiben, daß ein Vetter, der nach Rußland ausgewandert war, dem Girgel Söllhuber achtzehntauſend Gulden vermacht habe und daß das Geld auch ſchon beim Landgericht hinterlegt ſei.

Achtzehntauſend Gulden waren damals ein großes Vermögen. Der Girgel dachte nichts anderes, als daß er ſich nunmehr ein Anweſen kaufen, das Lieſei heirathen und ein ſolider Menſch werden wollte. Wie er aber das Geld in Händen hatte, führte ihn ſein Unſtern nach München, und man hörte ein halbes Jahr lang in ſeinem Heimathsdorf nichts mehr von ihm. Das Lieſei weinte bitterlich ihre letzten Thränen um den Menſchen. Dann nahm ſie ſich tapfer zuſammen, und wenn jemand ſie nach dem Girgel fragte, gab ſie kurz zur Antwort: „Hab' mir's lang ſchon denkt! Er wird halt ganz verkommen ſein!"

Ein halbes Jahr darauf erſchien der Girgel wieder am See, und zwar ſehr ſtolz. Er kam in einem mit zwei Schimmeln beſpannten Wagen, an ſeiner Seite aber ſaß eine Dame im Federhut, die er als ſeine Frau bezeichnete. Er ſelber war ſtädtiſch gekleidet. Es ſtand ihm herzlich ſchlecht, allein er fühlte es nicht.

Eine Stunde lang ſaßen die beiden unter der Linde des Brauhauſes und ſchauten in den See hinaus; das Frauenzimmer faul und gelangweilt, der Girgel trüb und nachdenklich. Ein paar von den Dorfbewohnern kamen zu ihrem Nachmittagstrunk; er begrüßte ſie mit prahleriſcher Herablaſſung; dann ließ er wieder einſpannen.

Das Lieſei ließ ſich nicht ſehen.

Als das Paar wieder abgefahren war, ſagte der alte Braumeiſter: „Für zwei Jahrl'n langt's vielleicht; hernach iſt er fertig!"

Und er hatte recht. Nach zwei Jahren waren die achtzehntauſend Gulden des Girgel dahin und ſeine „Frau" desgleichen. Nun erſchien er wieder im Seedorfe, ſchob ſein altes Schiff wieder ins Waſſer und fing an, wo er vor zwei Jahren aufgehört hatte. Als er zum erſten Male ins Brauhaus kam, brachte ihm der Braumeiſter ein kleines Paket.

„Vom Lieſei!" ſagte er trocken.

Girgel ſchlug das Papier auseinander und fand ein rothſeidenes Tüchelchen, das noch nie getragen war. Schweigend ſteckte er's in die Taſche ſeines zerſchliſſenen Rockes. Und als er aufſtand, ſah man, daß er ein altes Männchen geworden war in den zwei Jahren, obwohl er vielleicht erſt vierzig zählte.

Der Girgel wollte nun wieder „Marteln" malen. Aber die Kundſchaft hatte ſich verlaufen; kaum daß er hie und da ein Grabkreuz anſtreichen durfte. Er mußte ein kümmerlicher Tagelöhner werden, deſſen man ſich auch nur bediente, wenn gerade kein beſſerer zu haben war. Als der Frühling kam und mit ihm der Fremdenzug nach dem ſchönen See, fing der Girgel an, ſein Brot als Ueberführer zu verdienen. Da fiel doch manchmal eine Kleinigkeit ab.

Indeſſen nahm auch das ein ſchlimmes Ende.

Das alte Schiff des Girgel war ſchon unter ſeinem Vorgänger recht ſchlecht geweſen, und der Girgel hatte es nicht jünger gemacht. Es war eine wacklige Ruine geworden, trotz der immer noch ſichtbaren ſchönen Verzierung am Schnabel. Riſſe klafften darin, breiter als ein Meſſerrücken; und es half nur wenig, daß Girgel Moos hineinſtopfte und Eiſenklammern hineinſchlug. Als nun eines Tages der Herr Landrichter mit ſeinem Schreiber herüberkam zur Schiffsviſitation, ward das Fahrzeug des Girgel als das ſchlechteſte am ganzen See befunden, und der Landrichter ſagte in ernſtem Tone: „Girgel, Du thuſt mir leid! Wenn Du ſelber in Deinem Schiffe erſaufen willſt, kann ich nichts dagegen haben. Aber Fremde darfſt Du mir in dieſem Schiffe nicht mehr fahren, ſonſt laſſ' ich einen Zimmermann kommen und es zerſchlagen."

Schweigend hörte der Girgel das an; als aber der Landrichter fortgefahren war, nahm er aus ſeinem dürftigen Werkzeug eine Axt und aus der Truhe, in der er ſeine wenigen Habſeligkeiten barg, ein rothſeidenes Tuch. Die Axt legte er in ſein Schiff; das Tüchlein band er an einen Stecken und ſteckte denſelben als Fähnchen auf den Bug des Fahrzeugs. So ſahen ihn ein paar Fiſcher in den See hinausfahren.

Es war das letzte Mal, daß man ihn überhaupt ſah. Viele Monate ſpäter fand man an einem ganz entlegenen Waldufer, wo der Seegrund jach in ſeine größte Tiefe abſtürzt, etliche Reſte eines zerſchlagenen Schiffes. Sie waren offenbar mit Abſicht zerſtreut und das Meiſte in den See geworfen worden, wo das ſchwere alte Eichenholz ſogleich verſunken war. Nur an einem Reſte des Schiffsſchnabels erkannte man eine verblaßte Malerei; es war das Einzige, was vom Fahrzeug des Tuifelmalers Zeugniß gab.

Neben dieſem Wrackſtück ſteckte ein Stab im Uferkies, an dem ein von Wind und Wetter übel zugerichteter Seidenfetzen hing.

Das war der Abſchiedsgruß, welchen Girgel der Welt zurückließ. Für ſeine Heimath blieb er fortan ein Verſchollener, ein abgeriſſener Faden. Ob er, nachdem er ſein Schiff zerſchlagen, in den See geſprungen oder in die weite Welt gegangen ſei — darüber hat man nie wieder Zuverläſſiges vernommen. Nach Jahren brachte ein Viehhändler die Kunde, drüben im Oeſterreichiſchen, am Atterſee, hauſe ein berühmter Marterlkünſtler; der könne das Fegfeuer malen wie ſonſt niemand in der Welt, ſo daß man meine, es brenne einen ſchon.

Es iſt nicht unmöglich, daß dieſer Künſtler unſer Tuifelmaler war.

Digitized by Google

Landwehrlied.

Wie sich auch brüstet
Der Feinde Macht,
Wir sind gerüstet,
Wir halten Wacht.
Es steht die Landwehr treu und fest und stark,
Wie glorreich sie gestanden immerdar,
Des deutschen Landes Kraft, des Volkes Mark,
Ein sich'rer Horst dem kaiserlichen Aar.
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Da ragt der Alte
Im Steingewand!
Die Wolke ballte
Die starke Hand:
Die Heereswolke mit dem Siegesblitz,
Einst schuf sie Scharnhorst aus des Volkes Kern,
Und an der Katzbach und bei Dennewitz
Verhüllte sie des Weltenrob'rers Stern.
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Und wieder lohte
Des Krieges Brand,
Der Feind bedrohte
Das deutsche Land.
Da nah'n die Kaisergarden siegesfroh —
Sie sind wie einst dem Untergang geweiht;
Geboren wird ein zweites Waterloo,
Es ist Sedan getauft für alle Zeit.
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Im Feld geschlagen
Der Feind erliegt —
Die Festen ragen
Noch unbesiegt.
Vor ihren Wällen ein lebend'ger Wall,
So spannten wir um sie ein eisern Netz;
Sie brachen's nicht, sie wichen überall,
Und unser ward das alte deutsche Meh!
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Und Belfort lauert
An Deutschlands Thor,
Reckt hingekauert
Das Haupt empor,
Zum Sprung bereit hinein ins deutsche Land.
Aus feur'gen Nüstern sprühend Todesgraun;
Gefesselt ward's von unsrer tapfern Hand,
Wir haben ihm die Tatzen abgehaun.
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Und immer preisen
Und feiern wir
Ums Kreuz von Eisen
Des Lorbeers Zier!
Der Lorbeer ist's, den Dank und Liebe flicht,
Der Ruhm, den keine künft'ge Zeit begräbt.
Die Landwehr stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!
Die Landwehr lebt, solang ein Deutschland lebt!
Die Fahne hoch, dem Kugelregen
Die muth'ge Mannesbrust entgegen!
Zum Kampf, zum Siege sturmgeschwind!
Es harren unser Weib und Kind,
Des Hauses Glück, der Heimath Segen.

Rudolf von Gottschall.

BLÄTTER UND BLÜTHEN.

Werner von Siemens. (Mit Bildniß.) Zu Anfang der vierziger Jahre saß auf der Citadelle von Magdeburg ein junger preußischer Artillerielieutenant als Gefangener. Er hatte in einem Duell als Sekundant gedient und sollte diese Missethat nach dem Wortlaut der damals geltenden strengen Gesetze wider das Duellieren mit fünf Jahren Festungshaft büßen. In seiner Zelle aber sah es sonderbar aus. Sie glich einem richtigen chemischen Laboratorium, und der junge Offizier hätte können für einen der alten Alchimisten gehalten werden, die man einsperrte, damit man des von ihnen zu gewinnenden Goldes gewiß habhaft werde. Denn er hielt in der Hand einen schönen goldigen Theelöffel, und auf seinem Gesicht lag freudige Erregung.

Der Gefangene hieß Werner Siemens und der goldige Theelöffel verriet seine erste Erfindung. In der Stille seiner Haft hatte er Versuche mit der galvanischen Vergoldung und Versilberung angestellt, und als ersten Triumph seines Forschens zog er den im reinsten Goldglanz schimmernden, ursprünglich neusilbernen Theelöffel aus der unterschwefligsauren Goldlösung. Und so eifrig war er bei seinen Arbeiten, daß er seine schon nach einem Monat eintreffende Begnadigung geradezu als eine Störung empfand.

Der Artillerieoffizier, der damals die ersten tastenden Schritte auf dem Gebiet der Elektrolyse that, hat nachher die Welt mit den großartigsten Früchten seines Geistes beschenkt. Er gehört zu den Männern, welche die Telegraphie zum leistungsfähigen Verkehrsmittel ausbildeten, und hat, vieler anderer nicht zu gedenken, die erste größere Telegraphenlinie nicht nur in Deutschland, sondern in Europa gebaut, diejenige von Frankfurt nach Berlin. Er hat 1857 das erste gelungene Tiefseekabel von Sardinien nach Bona in Afrika legen helfen und später mit seinen ihm an Genialität und Schaffenskraft fast gleichstehenden Brüdern Wilhelm und Karl bahnbrechend für die transatlantische Kabelverbindung zwischen der Alten und Neuen Welt gewirkt. Als die dänische Flotte im heißen Jahre 1848 Kiel bedrohte, da reifte in ihm die Idee der elektrischen Minenzündung, und sofort stellte er sie sammt seiner Person in den Dienst der vaterländischen Sache. Er ist der Schöpfer der dynamo-elektrischen Maschine, die heute schon in hundertfältiger Verwendung die geheimnißvolle Kraft der Elektricität dem Menschen dienstbar macht. Und in zahllosen anderen großen und kleinen Erfindungen und Entdeckungen hat er, man darf es wohl ohne Einschränkung sagen, als der erste mitgewirkt an dem riesigen Fortschritt, welchen die Naturwissenschaft in ihrer technischen Verwendung während der letzten fünf Jahrzehnte gemacht hat.

Werner v. Siemens †.

Aus dem knapp gestellten Lieutenant, der die für jene erste Erfindung von einem Juwelier gelösten vierzig Louisdors recht gut brauchen konnte, wenn er nicht auf die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Versuche verzichten wollte, ist aber auch einer der reichsten Männer geworden, dem die irdischen Schätze in Fülle zu Gebote standen, den die Großen der Erde mit Orden und Auszeichnungen überhäuften, den gelehrte Körperschaften von höchstem Range zu ihrem Mitglied beriefen und den die erste Universität des Reiches schon vor zweiunddreißig Jahren zum Doktor honoris causa ernannte. Aus der kleinen Werkstatt, die Siemens 1847 zusammen mit seinem langjährigen treuen Gefährten Halske mit Hilfe eines geliehenen Kapitals in der Schöneberger Straße zu Berlin anlegte, ist ein Welthaus erwachsen, das neben dem Hauptgeschäft in Berlin Zweiganstalten in Charlottenburg, Petersburg, Wien und Tiflis unterhält und aus dem auch das jetzt selbständige Londoner Haus hervorgegangen ist.

Siemens war ein Mann aus eigener Kraft eine Charakterfigur in unserem Zeitalter, wie wir sie uns bezeichnender und zugleich wohl thuender nicht denken können. Er freute sich dessen, daß es ihm gelungen war, seine günstige Lebensgestaltung der eigenen Arbeit zu verdanken. Aber er war doch zu klug und zu bescheiden, um die glücklichen Umstände zu übersehen, welche zu seiner Förderung beitrugen. Er rechnete dahin schon seine Aufnahme in die preußische Armee und in den Staat des Großen Friedrich; noch mehr aber das glückliche Zusammentreffen, daß sein Leben gerade in die Zeit der schnellen Entwicklung der Naturwissenschaften fiel und daß er sich „besonders der elektrischen Technik schon zuwandte, als sie noch ganz unentwickelt war und daher

einen ſehr fruchtbaren Boden für Erfindungen und Verbeſſerungen bildete“. Und noch etwas war es, was Werner Siemens ſtützend und hebend zur Seite ſtand: ſeine Brüder! Wie glücklich und anregend das Verhältniß insbeſondere zwiſchen Werner, Wilhelm und Karl war, das bildet einen der ſchönſten Züge in den „Lebenserinnerungen“, die Werner während der letzten Jahre in der Stille ſeines Sommerſitzes zu Harzburg aufgezeichnet hat.

Werner Siemens ſtammt aus einer ſehr kinderreichen Familie. Schon ſein Vater war der jüngſte von fünfzehn Sprößlingen, und aus ſeiner Ehe mit Eleonore Deichmann gingen zehn Kinder hervor, von denen Werner der älteſte, am 13. Dezember 1816 geborene Sohn war. Den Eltern ging es nicht gut mit ihrer Landwirthſchaft, die ſie erſt zu Lenthe bei Hannover, dann zu Menzendorf in dem zu Mecklenburg-Strelitz gehörigen Fürſtenthum Ratzeburg betrieben. Strapazen, Kummer und Sorgen rieben erſt der heißgeliebten Mutter Kräfte auf. Sie ſtarb im Juli 1839, und als ihr der Vater ein halbes Jahr darauf nachfolgte, da ſah ſich Werner vor die Aufgabe geſtellt, im weſentlichen die Sorge für ſeine jüngeren Brüder zu übernehmen. Und er that dies mit der ganzen zielbewußten Thatkraft ſeines Weſens; dieſe Sorge iſt ihm zum mächtigen Sporn geworden und ſie hat ihm wiederum das Glücksgefühl einer treu erfüllten Pflicht bereitet. Dieſe Sorge war auch der ſtärkſte Grund, der ihn im Jahre 1849 zum Abſchied aus dem von ihm hochgeſchätzten Militärdienſt veranlaßte. Er mußte Geld verdienen. In vierzehn Jahren hatte er es „eben über die Hälfte des Sekondelieutenants“ gebracht; er wurde mit dem Charakter eines Premierlieutenants verabſchiedet. Im Laufe der Zeit ſind faſt alle Brüder in den großartigen Unternehmungen Werners zur Thätigkeit gekommen oder durch ihn zu ſelbſtändigen Stellungen gelangt.

Eine Weihnachtsbeſcherung für Cholera-Waiſen in Hamburg.
Originalzeichnung von Karl Müller.

Siemens war ein deutſcher Patriot von edelſter Geſinnung. Wie ihn einſt die Schmach des zerriſſenen Vaterlands, wie ihn insbeſondere die Schmach Preußens im Jahre 1850 tief verdroß, ſo hat ihm auch der neue Glanz des geeinigten Vaterlandes in der Seele wohlgethan. Er giebt ſeinen Empfindungen einmal in ſeinen „Lebenserinnerungen“ einen ſehr kräftigen Ausdruck. Siemens befand ſich in Spanien, als 1864 die preußiſche Kriegserklärung an Dänemark erfolgte. Darob große Wuth in den engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen über die „eroberungsſüchtigen“, „kriegsluſtigen“, ja „blutdurſtigen“ Deutſchen. „Ich muß geſtehen,“ ſagt er, „daß mir dies keinen Verdruß, ſondern große Freude bereitete. Meine Selbſtachtung als Deutſcher ſtieg bei jedem dieſer Ausdrücke bedeutend.“ Der Ehre der deutſchen Induſtrie im In- und Ausland galt der weſentlichſte Theil ſeiner politiſchen Thätigkeit — er war der Leiter der Bewegung für ein deutſches Patentgeſetz und jahrelang Mitglied des Patentamtes. Der Ehre der deutſchen Induſtrie ſuchte er vor allem ſelbſt durch tadelloſe Fabrikate zu dienen. Und auch wo ihm ſelbſt Vortheile zufloſſen, kam ſeine Arbeit dem Gemeinwohl zu gut.

Er war zweimal verheirathet, das erſte Mal mit Mathilde, der Tochter des Königsberger Geſchichtsprofeſſors Drumann, die ihm nach dreizehnjähriger glücklicher Gemeinſchaft im Jahre 1865 entriſſen wurde. Zwei Söhne und zwei Töchter entſtammen dieſer Ehe. Im Jahre 1869 führte er Antonie Siemens, eine entfernte Verwandte, als zweite Gattin heim, und unter den aufſteigenden Wetterwolken des großen Kriegs wurde ihm eine Tochter geboren, der ſpäter noch ein Sohn folgte.

Mit Frau und jüngſter Tochter hatte Werner im Winter 1891 bis 1892 den Süden aufgeſucht, um ſich von einem Influenzaanfall zu erholen. Anfang Mai kehrte er in die Heimath zurück, und nachdem er noch zweimal heftige Fieberanfälle überwunden hatte, hielt er ſelbſt die „Krankheitsperiode ſeines Alters“ für beendet und hoffte, daß ihm noch ein ruhiger und heiterer Lebensabend beſchieden ſein werde. Es iſt anders gekommen. Noch beendete er ſeine ſchönen „Lebenserinnerungen“, die, mit dem von uns verkleinert wiedergegebenen Bildniß geſchmückt, in ſeinen letzten Lebenstagen bei J. Springer in Berlin erſchienen ſind; da aber trat ihn ein neuer Anfall der Influenza und eine raſch verlaufende Lungenentzündung an, der er am 6. Dezember, nicht ganz 76 Jahre alt, erlegen iſt. Und wehmüthig prophetiſch klingen heute die Worte, mit denen er ſeine Erinnerungen ſchloß: „Mein Leben war ſchön, weil es weſentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war, und wenn ich ſchließlich der Trauer darüber Ausdruck gebe, daß es ſeinem Ende entgegengeht, ſo bewegt mich dazu der Schmerz, daß ich von meinen Lieben ſcheiden muß und daß es mir nicht vergönnt iſt, an der vollen Entwicklung des naturwiſſenſchaftlichen Zeitalters erfolgreich weiter zu arbeiten.“

Einſamer Poſten. (Zu dem Bilde S. 857.) Robert Warthmüller, der Zeichner unſeres ſtimmungsvollen Bildes, hat es ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht, das militäriſche Leben zur Zeit Friedrichs des Großen in treuer feſſelnder Darſtellung zu ſchildern, und er iſt der Mann dazu, dieſe Aufgabe zu löſen. Wie echt muthet uns dieſer „einſame Poſten“ an, wie trefflich ſtimmt der landſchaftliche Hintergrund zu der Zeit, in die uns die kraftvolle kecke Geſtalt des Soldaten verſetzt! Sicherlich führt der verſchneite Parkweg zu irgend einem kokett verſteckten Rokoko-Schlößchen, wo ſich vielleicht „Sereniſſimus“ die Langeweile des trüben Wintertages mit allerlei Feſtlichkeiten vertreibt, wo vielleicht auch große Entſchlüſſe der hohen Politik erwogen werden — der Maler überläßt es unſerer Phantaſie, das bewegte Leben ſich auszudenken, das ſich hinter dieſer Einſamkeit verbirgt.

Das Perchtenlaufen. (Zu dem Bilde S. 841.) Berchtha, Berchtha oder Bertha war in der Vorſtellung der alten Germanen die Gemahlin Wodans, an deſſen wilder Jagd ſie theilnahm, die Göttin, die Sonnenſchein und Regen ſpendete und ebenſowohl heiter und gnadenreich wie furchtbar ſein konnte. Selbſt Spinnerin, überwachte ſie das Spinnen und Weben der Frauen, lohnte die fleißigen, ſtrafte die trägen.

Als die Spinnerin blieb ſie den nachfolgenden Geſchlechtern chriſtlichen

Digitized by Google

Glaubens am lebendigsten. Im Vogtland und im Erlagau untersucht Frau Perchtha am Abend vor dem Dreikönigstag die Spinnstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten Frist vollgesponnen sein müssen, und straft mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses, wenn das Geforderte nicht abgeliefert wird. Aehnlichem Glauben begegnen wir in Tirol. Vor den Weihnachtsfeiertagen ist es gebräuchlich, die Flachs- und Wergwickel vom Roden ganz fertig zu spinnen, sonst nistet die Perchtl darin. Auch in Welschtirol ist die Spinnerin Perchtha nicht unbekannt. In Trambileno, unweit von Rovereto, sind die „Froberta", die „bilden Weiber" und der „Bedelman" (wilde Mann) wohlbekannt, und der letzte Faschingstag heißt dort noch jetzt „il giorno delle Froberte". Im Ronchithal (nördlich von Ala) saßen eines Abends zwölf Weiber beim Spinnen, da klopfte es an die Thür, und herein trat Frau Bertha. „Padrona, Froberta dal nas longh!" („Seid gegrüßt, Frau Bertha mit der langen Nase!") riefen die Frauen, denn so mußte man sie immer anreden; und eine stand auf und räumte der Frau Bertha ihren Platz ein. Alsbald indes klopfte es wieder, und eine zweite Frau Bertha mit einer noch längeren Nase erschien. Man bietet ihr den gleichen Gruß und auch ihr macht eine der Spinnerinnen Platz. Aber es klopfte fort und fort, und jede neu ankommende Frau Bertha hatte eine längere Nase als die anderen, bis endlich das Dutzend voll war. Die zwölfte hatte die allerlängste Nase, und die Unholdinnen saßen auf den Stühlen, die Weiber aber standen und zitterten. Zwar kamen sie mit dem bloßen Schrecken davon, immerhin aber nahmen sie das nächste Mal einen Mann in die Spinnstube mit und versteckten ihn. Als dann die Frauberte wieder sich einstellten, sprang er hervor und erschlug alle zwölf. — Auch unheimlich, doch wenigstens in der Einzahl bleibt die Perchtha, wenn sie in Tirol am Abend vor den heiligen Dreikönigen als steinaltes Mütterchen in den Häusern erscheint, um von den Speisen zu kosten, die man vom Nachtmahl für sie übrig läßt. Dann hat sie ein Gefolge von Kindern mit sich. Kinder, die ungetauft gestorben sind, zerlumpte Kinder mit flatterndem Haar. Daher werden ungekämmte Kinder im Innthal „Berchteln" genannt, und im Pusterthal heißt infolge der ganzen Sage der Dreikönigstag auch der „Perchtentag". Im Laufe der Zeit ist in Alpach und Umgegend die strahlende Perchtha der Germanen zur Frau des Pilatus geworden, die bis zum jüngsten Tag verdammt ist „umzugehen".

Aber anderer Glaube, anderer Brauch weisen wieder sonnenklar auf ihre Gemeinschaft mit Wodan, dem wilden Jäger, auf ihre Theilnahme an seinen schauerlichen Heer- und Jagdfahrten hin. Am Nikolausabend laufen im Unterinnthal, Pusterthal u. s. w. verlarvte Burschen umher, bewerfen die Leute mit Kehricht und Kohlblättern und lärmen wie die wilde Fahrt. Diese Winterposse heißt man das „Perchtenlaufen". Auch bei Lienz war früher das Perchtenlaufen üblich. Es war eine Art Maskenzug. Die Vermummten hießen Perchten. Man unterschied „schöne" und „schiache" (häßliche) Perchten. Jene waren schön gekleidet und geschmückt; letztere zogen sich so häßlich wie möglich an, behängten sich mit Ratten und Mäusen, Ketten und Schellen. So ausgestattet, sprangen und liefen sie über die Gassen und kamen auch in die Häuser. Es ging laut und fröhlich her, wenn die wilde Perchtha nicht selbst darunter kam. In diesem Fall liefen die Perchten bald aus Furcht auseinander, denn wer nicht in den Bereich einer Dachtraufe und damit in den Hausfrieden gelangte, wurde von der Wilden zerrissen. Noch heute zeigt man Stätten, wo von der wilden Perchtha zerrissene Perchten begraben liegen sollen. Aehnlich, aber ohne die Furcht vor der wahren Perchtha, und zu anderer Zeit, nämlich in den Nächten zwischen Weihnacht und Neujahr, geht das „Perchtenlauf" im Salzburger Gelände vor sich. Und von diesem giebt uns das Bild Oskar Gräfs eine lebendige Vorstellung. Männer, in Felle gehüllt, den bekannten Jägerhut mit gesträubten Federn bekränzt, das Gesicht durch Ruß und falsche Riesenbärte entstellt, „die wilden Perchten", stürzen durch die nachtschlafenden Dörfer, schwingen lodernde Fackeln und machen mit Kuhglocken, Schlittenschellen, Stierhörnern und Kupferkesseln einen Heidenlärm, wie weiland die Anbeter der Kybele, die wuthfreudigen Korybanten. Aber es ist ein gemüthliches „wildes Heer". Außer ihren barbarischen Instrumenten führen sie auch Geige und Zither („Brettl-Zither") mit sich. Es sind gesunde, „trinkbare" Gespenster. Denn wo ein gastlich Haus ist, das wissen sie genau und da kehren sie ein.

Um aber vollends unserer Zeichnung und unserer Schilderung alles Grausige zu nehmen, erinnern wir unsere Leser daran, daß in eben der Zeit, wenn Perchtha und die wilden Perchten ihr Unwesen treiben, in Salzburg wie in Tirol die allerfriedlichsten Gesellen, die guten armen „Sterninger", gleichfalls ihren Umgang halten. Unter dem glitzernden Himmel ragen mit verschneiten Gipfeln die ernsten Berge; ferne schwarze Wälder gleichen rathlosen Heerzügen. Da zuckt in der schneeverwehten Dorfstraße das armselige Licht einer Stecklaterne auf, und in der feierlichen Winternacht singen — nicht gerade schöne, aber kindliche Stimmen:

Mir san die heilig'n drei Konig' mit ihrem Stern,
Da' Kaspar, da' Melcher und Waldhauser . . . . K. H.

Blumenschrift im Buche der Geschichte. Obgleich zu den vergänglichsten Dingen der Schöpfung gehörend, können die „stillreizenden Naturkinder" — wie Goethe die Blumen und Pflanzen nannte — doch auch als dauernde Zeugen in der Weltgeschichte auftreten.

So haben die großen geschichtlichen Ereignisse, welche sich in der Wiener Gegend abspielten, auch in der schönen Flora derselben manch Denkzeichen hinterlassen. An die Herrschaft der Römer erinnert wie an vielen Orten Deutschlands so auch bei uns das unscheinbare Wand- oder Glaskraut (Parietaria officinalis), dessen Blätter zum Glasreinigen hie und da verwendet werden. Sein ursprünglicher Standort war an den Mauern und Wällen der römischen Kastelle. Von da aus gelangte es an Schuttplätze und ähnliche Orte, auch in die Auen der Donau, wo es stellenweise förmliche Dickichte bildet.

Nach der zweiten Türkenbelagerung Wiens (1683), an welche das nun vor der neuen Universität aufgestellte Denkmal des wackeren Bürgermeisters Liebenberg erinnert, blieb zugleich ein kleines Gewächs als Denkzeichen zurück, dessen Same wohl den Fouragesäcken der türkischen Rosse entstammt: es ist dies das syrische Schnabelschötchen (Enchium syriacum). Mehr Andenken aus dem Reiche Floras hat indessen das längere Schatten der Türken in Ungarn hinterlassen. Der Feigenbaum auf dem Ofener Blocksberg steht seit der türkischen Herrschaft. Ferner haben die „barbarischen" Türken den anmuthigen Flieder, die Tulpe, die „brennende Liebe" (Lychnis chalcedonica), die Paeonie — magyarisch: basa-rósza, d. i. „Pascha-Rose" — den syrischen Eibisch oder die Türkenrose (Hibiscus syriacus), die Kaiserkrone und Balsamine auf die ungarische Flur versetzt, von wo aus sie den Weg nach dem westlichen Europa gefunden haben. Wer die Geschichte der Zierblumen schreiben will, wird sich auch mit ihren volksthümlichen Namen zu beschäftigen haben, die oft deutlich auf den Einführungsweg hinweisen. Der Name „Tulpe" z. B. kommt unmittelbar vom türkischen „tulband" oder „tulbent", d. i. „Turban", mit welchem die prächtige Blume ihrer Form wegen verglichen ward. Merkwürdig ist nun, wie sich in dem „Tulibana" und „Tulapana" der niederösterreichischen Mundart eine der ursprünglichen sehr nahestehende Form erhalten hat. Am Rheine, in der Gegend von Aachen, sagen die Leute „Tulevant". Auch Immermanns „Tulifäntchen" — das Kind eines Geschlechtes, welches die Tulpe im Wappen führt — klingt hier an.

Im warmen Wasser des Bischofsbades bei Großwardein und des Kaiserbades bei Ofen wächst eine merkwürdige Seerose, die Nymphaea thermalis, welche der ausgezeichnete Kenner dieser Gattung, Caspary, für ein und dieselbe Pflanze mit der ägyptischen Lotosblume erklärte. Man steht dem Vorkommen dieser ausgesprochenen Tropenpflanze in unseren Himmelsstrichen als einem pflanzengeographischen Räthsel gegenüber, das zu lösen sich verschiedene Gelehrte Mühe gegeben haben. Vorbas hält dafür, daß auch diese Seerose von den Türken nach Ungarn gebracht worden sei. Kerner aber, der geistvolle Verfasser des „Pflanzenlebens", sieht die Nymphaea thermalis als letzten Rest jener südländischen Flora an, welche vor der Eiszeit Europa mit Palmen, Pisangen ꝛc. überdeckte und als wahres Paradies erscheinen ließ. An diesem einen Beispiel zeigt sich, zu welch weiten Ausblicken die Gewächse Anlaß geben, und daß Botaniker sein heutzutage nicht bloß Staubgefäßzählen heißt.

Gleichfalls an die Türkenzeit gemahnt eine Blumensage in Kärnthen. Die allgemein bekannte, duft- und bluthenreiche Erdscheibe (Cyclamen europaeum), welche auch auf den Hängen des Wiener Waldes reizende Arabesken bildet, wird in Kärnthen „Türkenkraut" genannt, und zur Erklärung dieses Namens erzählt man folgende Geschichte: Als die Türken in Krain einfielen, da flüchteten Frauen und Kinder vor den rauhen Horden über die Karawanken ins Kärnthner Land. Aber die Heiden zogen ihnen nach und metzelten sie nieder. Der Boden trank das Blut der Unschuldigen und ließ zum Gedächtniß für ewige Zeiten das Türkenkraut hervorsprießen, dessen Blätter seither an der Unterseite blutig geröthet sind. Die Sage des Volkes bemächtigte sich hier der Erscheinung, daß die Blätter der Erdscheibe an der Unterseite durch wirkliches Blumenroth gefärbt sind.

Aber auch außerhalb Oesterreich-Ungarns treffen wir allenthalben auf Beispiele der nahen Beziehungen, in welchen die Blumen zu der Weltgeschichte stehen. Der giftige Zwergholunder oder Attich (Sambucus Ebulus), der gern an alten Burgen wächst, soll zur Zeit der Kreuzzüge durch Troßknechte, welche die Beeren als Heilmittel für die Pferde von jenseit der Alpen mitbrachten, in Deutschland angepflanzt worden sein. Jetzt sorgen die munteren Vögel für die Verbreitung der Pflanze, deren Beeren sie nachgehen. Durch die großartigen Truppenzüge, welche die Kriege zu Beginn unseres Jahrhunderts verursachten, ist das russische Corispermum Marschallii an den Rhein, die orientalische Zackenschote bis nach Paris gelangt. Die amerikanische Wanderpflanze Galinsoga parviflora (Gängelkraut), die jetzt sogar auf der Wiener Ringstraße die armen Götterbäume zu trösten sucht, trat in der Gefolgschaft der Napoleonischen Heere in Norddeutschland auf. Die mittelalterlichen Tatareneinfälle ließen in Mitteleuropa den Kalmus zurück, der jetzt zwar überall mit seinen langen Wurzelstöcken die Sümpfe durchflicht, seine wärmere Heimath jedoch durch den Umstand darthut, daß er bei uns niemals Samen ausreift. Gustav Freytag, welcher im ersten Bande seiner „Ahnen" duftigen Kalmus zum Feste auftreuen läßt, begeht einen kleinen Anachronismus. Es ist möglich, daß auch der Stechapfel, dessen Name Datura (früher Tatura) an die Tataren erinnert, mit diesem Eroberervolk seinen Einzug in Europa hielt. Auch eine Kulturpflanze, der Buchweizen (Polygonum Fagopyrum), war vielleicht ursprünglich Trabant der asiatischen Eroberer. Hierfür spricht das slavische tatarka und tattar, dem freilich gretscha und gryka (Griechenkorn), sowie das italienische grano saraceno, endlich das französische blé sarasin (Sarazenenkorn) entgegenstehen. M. Couronne.

„Gesammelte Schriften" von Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Fülle dichterischer Kraft und geistiger Feinheit liegt in den sechs Bänden dieser „Gesammelten Schriften" (Berlin, Paetel) beschlossen — und sie enthalten nicht einmal die ganze Summe dessen, was das Talent der österreichischen Dichterin geschaffen hat: neben dieser Sammlung laufen noch Schöpfungen her wie „Bozena", „Margarethe" und die „Erzählungen", die im Cotta'schen Verlag erschienen sind. Marie v. Ebner-Eschenbach ist ebenso Meisterin der humoristischen Schilderung wie der tragischen Vertiefung, sie ist ebenso zu Hause im stillen Dorfe draußen wie unter den Menschen, den Leiden und Freuden der Großstadt. Und daß sie diese Fülle der Gestalten wiedergiebt mit einer herzgewinnenden Tiefe des Gemüths, in einer Sprache, die edel und markig zugleich ist, das wird ihren Schriften auch in dem vorliegenden Gewande zu den alten Freunden immer neue gewinnen.

Erste Quittung über die Beiträge

für die Hamburger Cholera-Waisen.

Wie schwer ist es, einem Kinde die Heimath zu ersetzen! Aber daß die rechte Liebe auch hier Wunder zu thun vermag, zeigt unser Bild auf S. 869, das uns mitten hinein führt in den Jubel einer Weihnachtsbescherung für die Cholera-Waisen. Wie haben die Gaben, die von allen Seiten so reichlich geflossen sind, den Verlassenen die fremde Welt heimisch gemacht, wie rein ist das Glück, das aus den frischen Kindergesichtern leuchtet, und wie schön der Dank, der für alle die Geber in diesem Glücke liegt! Möge das kleine Bild in diesen Weihnachtstagen, wie es Freude schildert, so auch Freude wecken — Freude zum Helfen und Geben, wo irgend die Noth der Zeit an unser Haus und Herz klopft! Mit diesem Wunsche und dem herzlichsten Dank für die bisher der Sammlung zugewendeten Gaben, deren Summe den Betrag von **9496 Mark 68 Pf.** erreicht hat, lassen wir nachstehend die erste Quittung folgen. Es gingen ein:

Maler A. Zick, München 20 ℳ; Albert L., Leipzig 2 ℳ; A. Bohme, Leipzig 1 ℳ; Marie Bauer, Leipzig 4 ℳ; D. C., Berlin 1 ℳ; „Ein Scherflein" aus Berlin 2 ℳ; R. R., Rudelsheim 50 ₰; Frau Rätzel geb. Hammer, Prag (5 fl.) 8 ℳ 10; W. Schmeler, Charlottenburg 2 ℳ; G. L. Littel, Ettenstadt 5 ℳ 05; G. C., 6. 70 ℳ; A. L., Ludwigshafen 1 ℳ; W., Dortmund 1 ℳ 40; Frau C. Meyer, Rostock 1 ℳ; A. D., Leipzig 3 ℳ; C. F., Chemnitz 1 ℳ; mutterloses Herz einer jungen Frau, Lorenz Gottlieb 50 ₰; Max, Arth und Lothar, Grum bei Meißen 2 ℳ 30; einige junge Mädchen, Leipzig 1 ℳ; Schuler N. Funk, Bielenberg 3 ℳ; F. S., Nürnigt 5 ℳ; Pastor J., b. H. 1 ℳ; Mutt und Mama, Langefeld 1 ℳ; L. Borner, Oberlößnitz-Radebeul 3 ℳ; Elis und Marie Lambert, Warsen 2 ℳ; Vose Helmold, Hannover 1 ℳ; C. H. L., Chemnitz 3 ℳ; Kantor A. Mayer, Hermsdorf-Kynast 3 ℳ; aus Waldheim 1 ℳ; „Ein Scherflein" aus Oberdauben 1 ℳ; Minne, Naumburg 1 ℳ; aus Alfred u. Trude Hellers Sparbüchse, Koburg 2 ℳ; Lehrer M., Tarenburg 1 ℳ; R. E., Steinbrück 1 ℳ; E. Richter, Webschülerlehrer, Frankfurt 2 ℳ; Margot u. Annemarie, Stralsund 2 ℳ; E. R., Stempfers, seit 35 Jahren Leser der „Gartenlaube", 1 ℳ; G. Meßmann, Aferlohn 5 ℳ; M., Sonnenmünde 3 ℳ; —r., Stettin 1 ℳ; Krämchen „Vergißmeinnicht", Lausigk 3 ℳ; Hanni, Naumburg 1 ℳ; M., Nordhausen 1 ℳ; O. Th., Glauchau 1 ℳ; W. Hentig, Coburg 1 ℳ; jugendliche Leserin der „Gartenlaube", Forchheim 1 ℳ 10; Buchhalter K., Halle 1 ℳ; Leser der „Gartenlaube", Chwanzen 3 ℳ; Betty Schmidt, Regensburg 50 ₰; J. Gröer, Brannau (1 fl.) 1 ℳ 70; Gastw. J. Mutter, Brannau (1 fl.) 1 ℳ 40; Verein einem. Armen- u. Besitz-Diener, Freiberg 5 ℳ; L. L., S. u. C., Stuttgart 10 ℳ; aus Haida, Böhmen (5 fl.) 8 ℳ 50; aus Leipzig 20 ℳ; ein kindliche junge Mutter, Plauen 20 ℳ; Frau Dr. Wertheimer, Frankfurt a. M. aus Weihnachten für kleine J. u. Adolf R., Nürnberg 2 ℳ 50; Kinder Karrentrup, Lindendorf 1 ℳ 50; M. Schuster, Regierungs-Sekr., Arnsberg i. W. 2 ℳ; Wwe. Fr. St., Hofmeisterstern 3 ℳ; R. R., Zwickau 1 ℳ; Ungenannt, Rendsburg 3 ℳ; A. u. E., Chemnitz 3 ℳ; J. u. D. Fuhrmann, Wettenberg 11 ℳ; E. Lang, Eisleben 3 ℳ; Frau M. Beyer, Dortmund 10 ℳ; P. Fiedler, Gera 6 ℳ; G. u. A. R., Liebstadt 5 ℳ; M. Thieme, Freiberg 3 ℳ; Frau C. Kauffmann, Meiningen 3 ℳ; Apotheker Wertmann, Cannen 10 ℳ 65; C. E. Wendlandt, Rendsburg 20 ℳ; H. D., 8. 10 ℳ; Otto verw. Wrede, Chemnitz 5 ℳ; Julie Wünscher, Thalheim 10 ℳ; L. E., Teltzsch 3 ℳ; Liedertafel, Nerchau, durch C. Trecht 10 ℳ 20; Joh. Eich, Hannover 10 ℳ; Franck, Tempich 10 ℳ; M. Bruder, Chemnitz 10 ℳ; V. L., Stuttgart 3 ℳ; ehemaliger Hamburger, Marienlyst 5 ℳ 05; Heidemann, Treptow (Tollense) 3 ℳ; Gertz und Hedwig, Nürnberg 4 ℳ 30; Emil u. Nanneig 2 ℳ; Otto D., Nürnberg 1 ℳ; Sophie, Nürnberg 1 ℳ; Dr., Nürnberg 1 ℳ; G. R., Erlangen 3 ℳ; Dr. Schneider, München 20 ℳ; Frau Adele Berder, Nürnberg 10 ℳ; D. Tr., Crimmitschau 3 ℳ; G., Arnsfeld 6 ℳ; C. Zimmertes, Cyrmenau 10 ℳ; A. Hoffan, Merseburg 1 ℳ; K. M., Sterzlingen 3 ℳ; Elisabeth Jell, Liebenwerda 4 ℳ; „Ungenannt", Gilbert 5 ℳ; Kaufleute Wiedemann, Karlsruhe 3 ℳ; aus Nonnitze 2 ℳ; R. Seidler, Berlin 3 ℳ; Bertha J., Plau 3 ℳ; Dr. Lieber, Arnsberg 3 ℳ; Neumann, Berlin-Wellenweiher 20 ℳ; C. Kindt, Oberodda 5 ℳ; Anna und Carl, Hadersleben 2 ℳ 05; R. S. u. Co., Neuenahr 100 ℳ; P. Schlenberger, Brenn 3 ℳ 10; Frl. v. Bischoffshausen, Kassel 3 ℳ; Fr. B., Mailand 20 ℳ; Familie Stolz, Darmstadt 10 ℳ; Cuertus, Darmstadt 5 ℳ; C. Schmidt, Eisenberg 2 ℳ; Tertianer B. Giese, Gerbstedt 1 ℳ 60; Reprich, Tetschen 3 ℳ; Quartaner M. Hoff, Gellenkirchen 2 ℳ; M. Fischer, Limburg 5 ℳ; O. Metzner, Lübbenau 5 ℳ; aus Kasse von 4 Jahn-Geburtstagskindern 1 ℳ; F. A. Riedel, Straß, Oberösterreich 1 ℳ; aus Anna 1 ℳ 50. Oberlehrer Henschen, Hagen 5 ℳ; R. R., Schwerin 3 ℳ; Klara u. Herm. Brömel, Trebnitz, Max Brömel, Leipzig 1 ℳ 50; 4 Geschwister nebst Cousine, Berlin 2 ℳ; Lehrer B. Riedel, Leipzig 3 ℳ; O. H., Nürnberg 1 ℳ; M. L., Nürnberg 4 ℳ 80; Lehrer Bürger, Tebertin 2 ℳ; 4 Frauen aus Cöln 1 ℳ 50; aus Berlin 1 ℳ; E. W., Loebin 2 ℳ; Lesern der „Gartenlaube", Friedberg 20 ₰; Ernst Adolphade 50 ₰; G. L., b. bei H. 3 ℳ; Frau Th. G., Ansbach 2 ℳ; Frau Th. Sch., Ansbach 20 ₰; Ungenannt, Ansbach 50 ₰; Wally, Ansbach 1 ℳ; Terrianer E. v. d. Borchhaeg, Wehl 50 ₰; Lehrer C. Bann, Hagfeld 1 ℳ; Carl K., Heiligenstadt (Eichsfeld) 2 ℳ; Großmutter, Mathilde, Anna u. Hans, Mittweida 6 ℳ; Abonnent R., Bremen 1 ℳ; Frauen u. Jung, Frankfurt a. M. 3 ℳ 65; C. A., Gotzenheim 2 ℳ; C. Gaus, Straßburg, Rudolf 2 ℳ 50; Frl. v. Gerlach, Hannover 3 ℳ; W. A., Abonnent, Darmstadt 2 ℳ; S. G., Eßlingen 1 ℳ; Jahrgang der Abonnent, Dresden 3 ℳ; R. S., Bereherin der „Gartenlaube" 1 ℳ; C. Schmidt, Koburg 20 ₰; E. D., Alt, aus der Sparbüchse meiner Kinder 5 ℳ; Rudolf M., Frankfurt, aus dem Sparbuche 2 ℳ; G. R., El. E. 3 ℳ; M., Remscheid 3 ℳ; Amalie Pasch, Trubenau 1 ℳ; A. T. C., Leipzig 1 ℳ; A. Krumbiegel, Merseburgen 2 ℳ; Mutter, Adorf 3 ℳ; M. Hofmann, Dresden 10 ₰; G., Hannover 3 ℳ; E. G., Hannover 2 ℳ; Verbaband, Bahnhof Mansfeld 10 ℳ; Berger, Finsterwalde 1 ℳ; A. C., Nordhausen 5 ℳ; Apotheker R. Brodter, Alfeld 30 ℳ; „Treue Jörge", Leipzig-Eutritzsch 10 ℳ; Arbeitlose Frohsinn-Eintracht, Burg 25 ℳ; L. Hess, Johannesorgenstadt 30 ℳ 05; Emil, Alfred u. Heinrich, Lindau 10 ℳ; Oberlehrer Robrleber, Greifenberg 3 ℳ; C. U. D. v. Leuthe, Leuthe 15 ℳ; Kathe u. Anna Marie Leeper, Lindenau 20 ℳ; F. Mäcker, Niederstein 5 ℳ; M. Berber, Halle 5 ℳ; A. Hoffmann, Schlettau 3 ℳ; Kraker, Zeitau 20 ℳ; B. Th., Streiben 15 ℳ; E. H., Zwickau 5 ℳ; aus Rast u. Wachters Sparbüchse, Hirschfelden 4 ℳ 70; Frau W., Kreuznach 6 ℳ 05; J. D., Siegen 3 ℳ; Familie W. Frehter, Heilen 3 ℳ; Helwig, Glatau, Hansel 20 ₰; Gg. Hill, Wiesbaden 20 ℳ; Oder, Jeanni, Werbung 3 ℳ; Zittauer Liedertafel durch Hallwachter Jahn 20 ℳ 80; Wagner und Ramisch, Breslau 20 ℳ; Schönberg, Dresden 5 ℳ; Frau L. L.—In 17 Sch., Kahn, Stralsund 10 ℳ; H. Hertzog u. Frau, Wittenberg 10 ℳ; Frau K. G., Halle 3 ℳ; Ungenannt, Walschleben 10 ℳ; A. B., Berlin-Moabit 6 ℳ; Martha u. Amalie Reichborn, Treptau 10 ℳ; Geschäftspersonal d. Firma Gebr. Alle, Plauen durch Anna Hartze 30 ℳ; Arbeiterinnen der Firma G. A. Jahn, Plauen, durch Emma Schneider 10 ℳ; 5 Leser der „Gartenlaube" aus Stadtsteinach u. Hummendorf 6 ℳ; Ungenannt, Arnsberg i. W. 10 ℳ; Krankenpflegerin, Breslau 20 ₰; Fr. H. Kramer, Elsdauh 2 ℳ; B. B., alter Abonnent, Elberfeld 3 ℳ; Erich B. u. Lutel Jean, Backenheim 2 ℳ; Ungenannt, Wien 1 ℳ 25; L. Schuchardt, Niederaula 20 ℳ; Wwe. J. M. R., Altona 50 ℳ; F. W., Wanderburg 1 ℳ; W. G., A. B. u. G. B., Bernuse 2 ℳ 90; Emmie Lauenstadter, Hanau 20 ℳ; M. J. Guttmann Sohn, Siegenburg 20 ℳ; C. H., Lang. Bd. d. „Gartenlaube", Lage, 10 ℳ; C. S., München 10 ℳ; Bermann, Friedrichshof 10 ℳ; C. u. R. Lamberg, Coeme 4 ℳ 80; J. H., Arefeld 3 ℳ 60; C. Gerhardt, Bonn 2 ℳ; Wanderrichter, Mersen 1 ℳ; Stutter Lauer, Rethof 3 ℳ; Frau C. M., Gustrichen 12 ℳ; Otto u. Alfred, Gudlitzsch 3 ℳ; Familie H. Fleck, Frl. Arendt, Merseburg-Leuthschleben 12 ℳ 20; Leopold, Thorne u. Clara Redlich, Pirrig, Mähren 2 ℳ 11; A. G., Bärn (1 fl.) 1 ℳ 70; Geschwister E. u. Anna J., Döbeln 2 ℳ; F. Wood, Annaberg 1 ℳ; Treue Abonnentin Marie S., Wittstocken 2 ℳ; Frau Lorenz, Bahnhof Aue 1 ℳ; a. d. Sparbüchse von Walter u. Elly, Matten 3 ℳ; W. Voigt, Dresden 2 ℳ 10; aus Hildesheim 2 ℳ; „Wenig mit Liebe". J. R., Chemnitz 50 ₰; Kappler, Militsch, Bez. Breslau 1 ℳ; Mutz, Rahnau 2 ℳ; —k.—l., Ostseebad Zingst 3 ℳ; E. D., St. Johann 1 ℳ; treue Leserin der „Gartenlaube", Grevesen 2 ℳ; aus den Sparbüchsen von Curt, Alfred u. Käthe, Harzfeld 1 ℳ 50; aus den Sparbüchsen von Gertrud, Anna u. Alfred Kutting, Görlitz 1 ℳ 40; Frau M. Wiesenbütter, Görlitz 2 ℳ; L. W., Neuwied 1 ℳ; Rosa Reichard, Wien (5 fl.) 8 ℳ 10; Th. Stark, Sommerstadt 3 ℳ; M. K., Plauen 3 ℳ; B. W., Marienau 3 ℳ; Wwe. Jaeger, Neumarkt 3 ℳ; Frau A. W., Nattowitz 1 ℳ; C. Rudolph, Friedland 1 Mecklb. 5 ℳ; Dr. Freitag, Burgstädt 5 ℳ; aus Betlih 5 ℳ; J. Langguth, Emil 5 ℳ; O. Großpietsch, Pattikau 5 ℳ; Heinz, Nadburg 5 ℳ; Martha B., Gertrud R., Frankenberg 10 ℳ; Zellenpersonal der Opernsänger in Frankfurt 10 ℳ; C. B., München 10 ℳ; Paula Benken, Hagel 20 ₰; Carin u. Klara Beer, Frankfurt 20 ℳ; N. N., Hagen 20 ℳ; Schule Rumpelmaller, Cannes 20 ℳ; Amalie Jeguier, Aschersleben 20 ℳ; Schule Bürgel bei Köthy durch Lehrer E. Lehmann 7 ℳ 87; E. b. G., Leipzig 2 ℳ 05; „Wenig aber gern", Lehmann, Gotha 3 ℳ 05; Familie Schwentke, Dresden 6 ℳ 10; Frau Therese Spretzel, Senftenberg 3 ℳ; Kantor W. Gattig, Senftenberg 3 ℳ; Stelzner, Hamburg 6 ℳ; M. u. R., Plauen 15 ℳ; O., L. 15 ℳ; L. C., Bremen 3 ℳ; Louise L., Lennep 1 ℳ; C. Schmidt, Elberfeld 2 ℳ; A. u. B. Bach, Emil 2 ℳ; Elisabeth Wertz, Bayreuth 1 ℳ; aus Harburg 1 ℳ; J. U., Vater 2 ℳ; L. Otto, Leipzig 20 ₰; A. Riedmann u. Frau, Cassenstein 5 ℳ; Vier Leser Marta u. Meta, beliebt 5 ℳ; lang. Lesern der „Gartenlaube", Wien 20 ℳ; R. S., Budapest (1 fl.) 1 ℳ 70; Frau Schulter, Detmold 2 ℳ; Frau Luise Gundlach, Detmold 3 ℳ; treuere Tvardu, Holland 2 ℳ; Martha Rice, Gottwalde 1 ℳ 50; aus Warmbrunner 50 ₰; Z. Warkowsky, Memel 3 ℳ; G. Stark, Tauchaer 5 ℳ; Ad. W., Nonnenberg 4 ℳ; B., Strahlund 3 ℳ; Polizei-Commissar A. Brillmann, Tauchaer 10 ℳ; W. Frik, Remscheid 10 ℳ; A. Wertenthal, Köln 3 ℳ 05; junge Mutter, Lübeck 7 ℳ 10; J. Hempel, Georgi Marienhütte 3 ℳ; A. Kramer, Georg Marienhütte 3 ℳ; C. Kramer, Georg Marienhütte 1 ℳ 25; C. u. M. Wolf, Unrubstedt 8 ℳ; A. K. S., Inhaberin, Ertrag. einer häuslichen Sammlung 14 ℳ 12; A. v. F., Rotterdam 5 ℳ; Ernst B., Leipzig 1 ℳ; alter Abonnent, Gußstahlfabrik Essen 7 ℳ; E. R., langj. Abonnent der „Gartenlaube", Gotha 1 ℳ; aus Brag (50 kr.) 80 ₰; Knollmann, Rostpolzina 2 ℳ; aus Elwangen 2 ℳ; eine treue Gemeinde Weißmaien 1 ℳ; aus Nürnberg 4 ℳ; aus Nürnberg 2 ℳ; aus Weißenburg 1 ℳ; Frl. M. Sch., Dresden 3 ℳ; Frau J. Sch. jun., Hamelin 3 ℳ; aus Talheim 50 ₰; ein Familienvater J. K., Regensburg 1 ℳ 50; C. Stoll, Neuwied 2 ℳ; aus Berlin 1 ℳ; L. Maag, Baden 3 ℳ; aus den Sparbüchsen von H. u. M. u. A., Frankfurt 2 ℳ; von J. u. W. M., Frankfurt 3 ℳ; M. H., Altschmidt 2 ℳ; Reichsbeute über in Treppaz (1 fl.) 8 ℳ 10; Clara u. Adam Wasmuth, Hückeswagen 3 ℳ; W., Roßlau 3 ℳ; G. A. S., Crimmitschau 3 ℳ; Hertel, Niederwünde 3 ℳ; Lehrer Baumgartner, Hohlstein-Ossa 3 ℳ; Wwe. M., St. Johann 5 ℳ; C. M., Vorsendorf 3 ℳ; B., München 5 ℳ; 2 „Gartenlaube"-Leserinnen, Großbeerlebach 6 ℳ; C. D., Basel 8 ℳ; F. H. Ellingen 10 ℳ; Frau Helene A., Hannover 10 ℳ; A. Arnaca, Wapen 10 ℳ; M. D., C. b. ℳ; L. B., O. 5 ℳ; Rektor Grieie, Berlin 10 ℳ; Lehrer J. Spengler, Frankfurt 10 ℳ; M. Friesländer, Lyrenn 10 ℳ; Regelklub „Arne", Frankenberg 20 ℳ; Frau C. Garrenstein u. Frau M. Hartenstein, Neukirchenbroda 20 ℳ; Ch. Müller, Berlin 30 ℳ 05; J. L., Kreiseld 30 ℳ 05; von seinen Schulkindern ges. durch Lehrer Thiem, Vermünz 9 ℳ 70; ges. von Schulkindern u. Rosa Grimdorn, Schwerfen 45 ℳ; Stammgäste der Christian Gastwirthschaft, Rattenstein, Ob. Pf. 1 ℳ; A. M., Emmelsum 20 ℳ; H. Ober, Lippstadt 2 ℳ 25; Familie M., P. b. Rahnd 50 ℳ; Frau Sophie Hübich, Heidelberg 4 ℳ; J. B., Tanzlaufen 1 ℳ; S. W. u. E., Traunstein 10 ℳ; vom Verein Martinsthaler Bauer, Mannheim 20 ℳ; R. R., Chemnitz 5 ℳ; aus Freistadt (Mähren) 1 ℳ 50; Marie u. Martha, Frankfurt 1 ℳ; 50 C. E., Tharandt 3 ℳ; C. Wendelind, Hannover 2 ℳ 80; W. Heilkamp, Wendeln 10 ℳ; Wwe L. J., Marienwerder 3 ℳ; C. L., Schmalkalden 6 ℳ; C. C. L. S. E. E., Metz 4 ℳ; vom 4. Bruder A. E. Chlag 5 ℳ; Hubeland, Leipzig 1 ℳ 31; aus Kamenz 3 ℳ; G. Texten, Leipzig 3 ℳ; M. W., Leipzig 1 ℳ 60; J. B., Arolsen (1 fl.) 1 ℳ 70; Frau Inspektor Meinhold, Meimar 1 ℳ; aus Kanitz 2 ℳ; R. M., Kreuzburg 1 ℳ; Frau J. J., Neapel (10 Lire) 7 ℳ 50; Frl. D. M., Freiburg 1 ℳ 50; aus Rejensburg 1 ℳ 05; Frau M. Otropp, Teplitz (5 fl.) 8 ℳ 50; E. u. C. Mauleon, Hildburghausen 3 ℳ 30; P. Retheim, Leutzo 3 ℳ; C. Meibel, Leutzo 1 ℳ; Flurn, Gemeur, Zürich 4 ℳ; Bäckerin Hillrich, Dresden 2 ℳ; Hanno 30, Kassel 5 ℳ; Christoph, Oberth., Paulau 3 ℳ; Obe. Prendel, Hamburg 5 ℳ; C. L. Nürnberg 5 ℳ; E. R. u. M. L., Quedlinburg 20 ℳ; L. Raichle, Leipzig 20 ℳ; F. Sch., Glogau 20 ℳ; Thierarzt H. Prahle, Mehnerit 2 ℳ; Frau D. u. J., Thüringen 60 ℳ; dankbare Abonnentin, Pottsdorf 1 ℳ 80; aus Ernst-Strelitz 1 ℳ; F. B., Darmstadt 1 ℳ; aus Hanau von einer armen Witwe, die soeben ein heißgeliebtes Kind verlor, 1 ℳ; aus Waldau 1 ℳ 40; Ehe u. Emilie Clamart, St. Johann 1 ℳ 50; aus der Sparbüchse von 4 guten Kameradinnen Kindern, eingesandt von Therese Balkbaus in Donnern (32 Pfgr.) 25 ₰ 60; aus Nordhausen 3 ℳ 50; „Eine Mutter." Würzburg 40 ℳ; C. Tschugarei, Bozen (5 fl.) 8 ℳ 50; Weidlich, Gerlitzdorf 6 ℳ; alter Abonnent u. Schweizer, Schwerin 10 ℳ; Hertha u. Margarethe v. d. Lucs, Straßburg 6 ℳ; E. H. Jüttchen, Glogau 3 ℳ; Frau Recha Cohn, Bialla, 10 ℳ; v. Brandenfels, Hirschau 6 ℳ; C. R., Kiels 10 ℳ 05; Louise Gronert, Bolton Hall, Wilderlers, Part. L., 5 Sh. 6 ₰ 70; Paul u. Else Reichenbach, Thorn 50 ₰; C. Fechtel, St. Petersburg 100 ℳ; L. Wachter, Celle, 3 fl.) 8 ℳ 50; Frau Bertha Arnold, Dessau 5 ℳ; aus Gotha 1 ℳ; aus Tangelsdorf, 25 ₰; A. M., Mainz 40 ₰; Gastkoffer, Westnau 2 ℳ; E. Gutbort 1 ℳ; C. B., Dresden 1 ℳ; Frau D., Lichtenstein 3 ℳ; Frau Wirthschafterin Benz, Zemlau 4 ℳ 20; D. Reber, Nordhof 3 ℳ; Frau Ferber Dietz, Frankfurt 3 ℳ; B. Geitner, Auerbammer 3 ℳ; Briefbeschwerer, Saarlouis 3 ℳ; Frau M. Greif, München 10 ℳ; Noa Schuftian, Breglaudorf 10 ℳ; O. Gr., Gerlitzwalde 10 ℳ; aus der Stadt u. der Herren B. L. M. K., Braunschweig 8 ℳ; Schüler u. Schülerinnen, Neustadt 6 ℳ 30; die Kinder der höheren Privatschule, St. Goar 12 ℳ; Schule, Lehrer u. Gemeinde W. 14 ℳ; ges. am Familienabend, Stettin 15 ℳ; Beata Stoder, Nonnass b. Aindlitz, C. B. 12 ℳ; Bramle u. Zöglinge der Blindenanstalt Königswartha 14 ℳ; „Aus Sparbüchsen" von Emil Herold, Limbach 24 ℳ 50; M. Herose, Konstanz 50 ℳ; M. B., Geschlitz 50 ℳ; Margarethe u. Paul Pauline Henri, Steinbrunnau 6 ℳ 01; W. Lindenthaler, Herodot 1 ℳ 20; aus Freiberg i. S. 20 ₰; W. B., Neu-Ulm 2 ℳ; Angenannt, Tuttlingen, 3 ℳ 50; Wwe, Darmstadt 1 ℳ; C. H., Neustetten 2 ℳ; aus Mongsberg 1 ℳ; L. u. D., Colgau 20 ₰; Emmy aus R. ℳ; aus der Sparbüchse von Victorine Conneeth u. Schwester, Bautzen, Liebe. 3 ℳ 15 ₰ 10; aus Meran 5 ℳ; Fr. Mayer, Cuyen 3 ℳ; aus Barmen 10 ℳ; Natbe, Tresden 1 ℳ; W. Pfefferkorn, Krankenberg i. S. 3 ℳ; O., Leipzig 5 ℳ; Dr. C. Mein, Köln 30 ℳ; Familie Löwe, W. Scheitz, Ansterdam 25 ℳ; Güterabfertigung Staatsbahnhof, Lüdenscheid 15 ℳ 15; R. Sch., Darmstadt 2 ℳ; Wetzler, Altenstein 15 ℳ; aus Nürnberg 1 ℳ; F. D. C., Paulau 1 ℳ; treuer Freund der „Gartenlaube", Virna 1 ℳ; auch eine Freie. Greifenberg 50 ₰; M. Großmann, Klein Lauskenberg 14 ℳ; aus Altenstein 2 ℳ; Reiter u. Ehen, Balgstedt 1 ℳ 25; aus Bonn 2 ℳ; P. R., Aufstand 1 ℳ; aus Halberstadt 1 ℳ; R. P., Schmiedeberg 2 ℳ; aus Marburg 1 ℳ 80 ₰; M. M., Ostpreußen 1 ℳ; aus Nonnendorf 1 ℳ; von einer Treuesleserin 5 ℳ; aus Burgkundstadt von einer Leserin der „Gartenlaube" 3 ℳ; Hannover-Emden 50 ₰; Leserin der „Gartenlaube", München 49 ₰; Hedwig u. Lorchen, Neelig 3 ℳ 10; Emma Sabers, Dienstmädchen, Riga 2 ℳ; Jodanbeck 3 ℳ; aus 2 ℳ; von Hans B. Gerstad, Nürnberg 21 ₰; M. G., Gotha 3 ℳ; „Wenig mit Liebe", von einer Witwe, Chemnitz 1 ℳ; aus Straßburg i. E. 3 ℳ; aus Tiverium 20 ℳ; R. R., Barmen 5 ℳ; aus Lieberose 3 ℳ; R. R., Löbau 5 ℳ; E. Tubenberg, Krefeld 3 ℳ 20; Helene-Breslau 5 ℳ; Fich. Tibl., Kassel 5 ℳ; D. Rayland, Trieren 5 ℳ; P. D. Schmidt, Architekt, Wiesbaden 5 ℳ; E. S., Münster 4 ℳ; F. W., Wilsau 3 ℳ; Chr., Berlin 5 ℳ; israelit. Wohltätigkeitsverein, Calcar 5 ℳ; R. R., Ragnit 5 ℳ; J. R., Neuwied 5 ℳ; Freiherr v. Hegedorf, Berlin 6 ℳ; L. Lemme, Arolsen 6 ℳ 25; Berlin 10 ℳ; Apothek. Bindsperger, Braunau 10 ℳ; Paddang, Meinhagrund 10 ℳ; aus Zweibrücken 10 ℳ; C. Lutzau, Apolda 10 ℳ; B. K. D. 20 ℳ; Frau C. Seydel, Frankfurt 20 ℳ; Frau L. D., Köln 20 ℳ; Inhalt von Matthias u. Ernst Sparbüchse, Stegen 30 ℳ; Stelzer, Jawiena 9 ℳ; aus Schule u. Haus, Ostpreußen, 3 ℳ 60; Rez. Adler, Frankenreuth 4 ℳ; ges. unter Anlagen von E. v. Franlecth, Dresden 5 ℳ 15; ges. von den Schulkindern, Cramme b. Mückeln 1 ℳ 25; A. M., Memel 1 ℳ; Hofstallmeisterin Brückners, Marienberg 5 ℳ 05; „Polterabd-Heiterkeit", Cramme, M. 7 ℳ 80; E. N., Bünnenberg 5 ℳ 50; ges. im Lokalverein ehemaliger Jäger u. Schützen, Minnar 5 ℳ 60; Klerblatt vor, Dortmund 12 ℳ 50; ein Gruß, Görlitz 10 ℳ 05; Erben, Dankow 14 ℳ; M. Michel, A. Vogel, Traunstein 11 ℳ; ges. v. d. Schülern d. Classe, Schule, Lützendorf durch A. Rasmichel 12 ℳ 23; P. Pelpicher, Eremun 10 ℳ 90; Frau Ella Holzwart, Liverpool 25 ℳ 05; ges. als Erinnerung, Gemeinde Vogelsberg 35 ℳ 10; aus Wien 17 ℳ 02; „Frauenverein", Preinwall durch Helene Rist 50 ℳ; Wwe. v. M., Barmen 3 ℳ; A. B., Andorf 3 ℳ; A. B., Gutsverwalter, Mauldgarth 2 ℳ; Rendant E. Richter, Plauen 3 ℳ; Lüdloff, St. Alber 3 ℳ; Rektor Schneider, Steinn Grumbof 3 ℳ; A. B., Oberlehrerdorf 3 ℳ; aus Ober-Ostreich 3 ℳ; E. u. L., St. Petersburg 20 ℳ; Ostpreußen, Leipzig 30 ℳ; aus der Töchterschule Sparkasse, O., Heidelberg 1 ℳ; langjährige Abonnentin, Cleve 3 ℳ; „Gebet, so wird euch gegeben". London 10 ℳ; Inhalt der Sparbüchse des kleinen Rudolf Theodor Meiser Pullmann, Gedalming 20 ℳ; Frau C. W. mit Kindern, Ulm 5 ℳ; aus Ludewitz 1 ℳ 50; aus Nagubin 50 ₰; Familie Müller, Leibheim (1 Losp.) 20 ₰; J. Kreil, Sommerer 2 ℳ; Frau Tina S., Braunschweig 30 ℳ; Frau Emma v. Hammer, San Remo 100 ℳ; R. R., Gotha 1 ℳ; Frau C. R., Schneidau 3 ℳ; M. M., Nürnberg 60 ₰; Hausen Dienstmädchen, auch als Anlagen aufgenommen 2 ℳ; W. F., Greiz 1 ℳ; Scherflein aus der Sparbüchse von A. E., Neubrandenburg 2 ℳ; Familie Emilie Rinne, Berlin 20 ₰; Frau A. Meß, Frankfurt a. M. 2 ℳ; J. S. W. B., E. S. ℳ; J. K., Grabenbarten 5 ℳ; Frau Klingmann, Halberstadt 5 ℳ; Frau Göttel, Halberstadt 1 ℳ; Frau Krebs, Halberstadt 10 ₰; Sammlung d. Stadt Weißenburg durch Dr. O. Weber 123 ℳ; Seltetar Streißberger, Arnsberg 5 ℳ; Frau Obersamtsrichter Sixel, Nazeld 5 ℳ; Johanne Schmidt, Simmern 2 ℳ; W. L., Cuxhaven 2 ℳ; von Traeltich, Breslau 5 ℳ; Frau Gh. Stürmer, D. Lüsa 1 ℳ; Th. Müller, Glatzenbach 5 ℳ; H. Nicklitz, Klosterlein 5 ℳ; aus Lüe einberg 4 ℳ; H. Rarger, Emil 1 ℳ; Fr. Leimer, Emil 1 ℳ; E. Bohm, Emil 1 ℳ; Ernste Müller, R. Neuendorf bei Zossen 6 ℳ; v. W., Gr. Gaste 10 ℳ; Pfarrer [illegible] 5 ℳ; Frau J. J. C. 10 ℳ; Die „Gartenlaube" 200 ℳ; [illegible] 10 ℳ;

Allerlei Kurzweil.

Scherzbilderräthsel.

Räthselaufgabe.

Kennst du das Paar, mit dem wir gehen
Durch Dick und Dünn mit festem Schritt,
Den sichern Grund, auf dem wir stehen,
Wenn's auch der Mensch mit Füßen tritt?

Es fühlt von uns sich angezogen;
Doch schmiegt's an dich sich allzusehr,
So hat der Meister dich betrogen
Und die Verbindung drückt dich schwer.

Verkleinert findet sich's bei Damen
Und kleiner noch bei manchem Kind,
Es leihet gerne seinen Namen
Auch andern, die ihm ähnlich sind.

Als Einzahl klingt's in andrer Weise,
Wenn still der Tag zu Ende geht
Und abends es im Freundeskreise
In ganzer Größe vor dir steht.

Von Thatendurst ist's dann ein Zeichen,
Und ist der Trank nur kühl und klar,
So wird es nicht mit einem reichen
Und unversehens ist's ein Paar. C. B.

Weihnachtsrösselsprung.

			der	te		
			ßer	samt		
		wie	mit	mit	gruß	
		ans	ser	wen	stem	
	prucht	in	wo	das	stu	be
	ben	rend	gein	nig	ge	sind
be	ne	de	senkst	horn	dich	blie	schloß
ben	du	weinst	nicht	sen	sen	be	freut
zer	bei	noch	seuch	ter	glück	be	ver	bir	ist
du	der	flo	al	ge	fahr	traut	die	bau	me
les	zu	sinn	en	ab	schlecht	durch	wo		
	te	dich	schlecht	was	der	ver			
			schwebt	si					
			ge	o	sie	nacht			
			be	ge	von	bei			

A. Stabenow.

Scherzräthsel.

Ich habe zwei Flügel, die kann ich bewegen,
Doch reg' ich sie niemals des Fliegens wegen.
Ich habe ein Bein, damit kann ich nicht laufen,
Und laufe ich dennoch, so muß ich viel schnaufen.
Den Rücken pfleg' ich nach vorn zu tragen,
Das Bein laß ich über den Rücken ragen.
Die Trunksucht des Nachbars läßt roth mich werden;
Das Nacktsein ertrage ich ohne Beschwerden.
Ich hab' eine Wand ohne Fenster und Thür,
Und mehrmals am Tage putzt man an mir.
Oft gehst du mir nach, lieber Leser, das weiß ich;
Nun denke du nach und dann sage: wie heiß' ich?
E. S.

Buchstabenräthsel.

Erfüllt mein Wort dir Herz und Seele,
Wird trübe sich dein Blick umzieh'n
Und jener holde Gast: „die Freude",
Sogleich von deiner Schwelle flieh'n.

Ein jeder Mensch hat's kopflos doppelt.
Ist er's, so schafft's ihm Noth und Pein,
Zwar möchte er es niemals müssen
Doch wünscht auch es niemals sein.

Silbenräthsel.

Die Eins bleibt Eins nur wenige Stunden,
Wird Eins und Zwei für Eins gewunden.

Räthsel.

Reich bin ich an Produkten mancherlei;
Ein mildes Klima meine Früchte reift,
Doch seit des Türken Hand nach ihnen greift,
Ist leider meine Blüthezeit vorbei. —
Vier Zeichen mußt du von mir trennen,
Wovon das eine vorn und drei am Ende steh'n.
Dann wirst du einen Frauennamen vor dir seh'n,
Den wir schon aus der Bibel kennen.

Kombinationsaufgabe.

Mein Freund Müller huldigt dem jetzt in Mode gekommenen Sport, sich alle Theaterbesuche in kleinen Merkbüchlein zu verzeichnen. Er besitzt drei solcher Bändchen, eines ist für Opern, eines für Dramen und eines für Lustspiele, Possen und Operetten bestimmt. Kürzlich zeigte er mir das erstgenannte Buch. Ich nahm es zur Hand, schlug eine Seite auf und las:

Freitag, d. 8. Jan.	1892	Lohengrin.
Montag, d. 15. Febr.	„	Fra Diavolo.
Sonntag, d. 6. März	„	Oberon.
Mittwoch, d. 6. April	„	Don Juan.
Sonnabend, d. 14. Mai	„	Iphigenie in Aulis.
Dienstag, d. 7. Juni	„	Idomeneo.
Donnerstag, d. 21. Juli	„	Euryanthe.

„Meine Lieblingsoper befindet sich nicht darunter," sagte ich und gab meinem Freunde das Buch zurück. — „Wie heißt dieselbe?" warf dieser fragend hin. — „Du kannst dies leicht erfahren," entgegnete ich, „wenn Du etwas Kombinationsgabe besitzest und Dir diese Seite ein wenig genau ansiehst!"

Er that nach meinen Worten und nannte mir bald den Titel meiner Lieblingsoper.

Kann mir der geneigte Leser denselben vielleicht auch angeben?

Auflösung des Citatenräthsels auf S. 840:

Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.
Schiller, Wallensteins Tod. IV. 8.

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf S. 840:

1. Esche, 2. Staar, 3. Niger, 4. Euler, 5. Erich, 6. Ahorn, 7. Basel, 8. Eutin, 9. Hokeb, 10. Adolf. Cagliostro (eigentlich Giuf. Balsamo).

Arithmogriph.

1	2	3	**4**	5	2	6
7	8	**9**	10	**7**	11	12
13	**14**	2	8	5	**15**	12
5	8	10	2	1	7	**3**
14	**2**	8	8	5	**1**	5
12	7	**8**	5	**15**	16	17
17	13	8	**14**	2	5	1

Die Ziffern sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt am Rhein, 2. einen Theil der Provinz Sachsen, 3. einen sich nach oben verjüngenden Pfeiler, 4. eine Stadt in Thüringen, 5. einen italienischen Komponisten, 6. eine Stadt im russischen Polen, 7. den gleichen Namen zweier deutschen Maler. — Nach richtiger Lösung bilden die zwölf Buchstaben, welche für die durch besondern Druck hervorgehobenen Ziffern gesetzt wurden, den Titel eines Gedichts aus Körners „Leier und Schwert". A. St.

Gegensatzräthsel.

Von nachstehenden 16 Eigenschaftswörtern suche man die Gegensätze auf. Alsdann werden die Anfangsbuchstaben der letzteren, in der Reihenfolge der Ziffern gelesen, den Namen eines berühmten Lustspiels ergeben.

1. weiblich, 2. himmlisch, 3. trocken, 4. unnütz, 5. genügsam, 6. gleichartig, 7. gründlich, 8. hoch, 9. verhaßt, 10. reich, 11. schweigsam, 12. fern, 13. gefährlich, 14. falsch, 15. verheirathet, 16. schriftlich. Oscar Leede.

Auflösung der Weihnachtshieroglyphen auf S. 840:

Christabend ist's, die Sterne flimmern,
Und helle Weihnachtskerzen schimmern
In stille Gassen weit hinaus;
Mit tiefem Ton die Glocken läuten,
Und auf beschneiten Pfaden schreiten
Andächt'ge nach dem Gotteshaus.
A. Thorn.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Dramatische Eindrücke.
Aus dem Nachlaß von
Berthold Auerbach.
Elegant gebunden 6 Mark.

Berthold Auerbach hat lange Jahre hindurch über die Eindrücke, welche die von ihm besuchten Theatervorstellungen bei ihm hinterließen, Aufzeichnungen gemacht, welche sich in seinem Nachlaß vorgefunden haben; sie eröffnen überraschende Einblicke in die Werkstätte der behandelten Autoren, wie auch Auerbachs selbst.

Das verlorene Paradies.
Schauspiel in drei Aufzügen von
Ludwig Fulda.
Elegant gebunden 3 Mark.

Im Mittelpunkt dieses Schauspiels steht ein junges, verwöhntes und mit Genüssen übersättigtes Mädchen, welches durch das Eindringen in die Not des Lebens und die sozialen Kämpfe unserer Zeit wachgerufen und geläutert wird. Das Stück ist bereits über zwei Bühnen des In- und Auslandes mit stets wechselndem Erfolg gegangen.

Miniaturen.
Fünf Novellen von
Wolfgang Kirchbach.
Elegant gebunden 5 Mark.

Der Reiz dieser Novellen liegt in ihrer plastischen Behandlungsweise; das Leben erscheint in der sonnigsten, goldglänzendsten Beleuchtung. Wer noch Sinn für Grazie in der Kunst hat und das Lebenswahre auch in lichter Farbenmischung erkennt, wird das Kirchbach'sche Buch in der angenehmsten Stimmung aus der Hand legen.

Touristen-Novellen.
Von
J. V. Widmann.
Elegant gebunden 5 Mark.

Eine heitere Auffassung der Welt äußert sich auch in diesen Novellen. Touristen-Abenteuer, in denen wir es mit amerikanischen Ladies, deutschen Gelehrten, italienischen Eisenbahnen und englischen Hochtouristen zu thun haben, sind mit herzlicher Lust an Gegenstand erzählt und vom Verfasser selbst zum größten Theile selbst erlebt.

Zu Festgeschenken besonders geeignet; durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 28. 1892.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1892. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Mamsell Annütz.

Nachdruck verboten. Copyright 1891 by Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig

(Schluß.)

Roman von W. Heimburg.

Bei der Begräbnißfeierlichkeit erschien Therese noch einmal im Hause ihres Mannes; sie hatte den langen Krepvschleier dicht vor das Gesicht gelegt. Der alte Mann, der sie begleitete, war plötzlich zum Greis geworden, seine sonst so stramme Haltung war gebrochen; er suchte sich die entfernteste Ecke des Hausflurs aus, in dem die Feierlichkeit stattfand. Alle Welt wußte ja, alle Welt urtheilte — sein ehrlicher Name schien ihm in den Schmutz getreten.

„Wenn der Bub' am Leben geblieben wäre," murmelte er, „sie hätte sich noch zurückgefunden, und er hätte ihr vergeben — aber so —" Und er blickte scheu zu dem kleinen Sarg hinüber, der vor Blumen kaum zu sehen war und an dessen beiden Seiten die Leidtragenden standen — er hüben und sie drüben das tote Glück zwischen ihnen!

Die alte Räthin hatte sich mit blassem starren Gesicht neben die Schwiegertochter gestellt. Sie wollte die Leute mit Gewalt zu dem Glauben bringen, daß all das Gerede müßig sei — das Gerede von einem großen Skandal, wie ihn die Chronik von Andersheim seit Menschengedenken nicht aufzuweisen hatte. Wenn sie neben der jungen Frau stand, dann konnte es ja niemand glauben, sicher nicht!

Der Prediger sprach von gemeinsamem Schmerze, der die Herzen fester verbinde als alle Lust des Lebens — es klang wie Hohn.

In des Doktors bleichem Gesicht zuckte keine Muskel. Es war ihm alles genommen, der Glaube an Gott und an die Menschen, das Vertrauen und — seines Lebens Wonne!

Der Prediger schloß seine Ansprache: der Sarg ward hin

Spielzeugverkäufer.

Skizze aus dem Berliner Straßenleben von W. Zehme.

ausgetragen, und der Zug der Leidtragenden ordnete sich. — Fritz trat zu dem alten schluchzenden Manne. „Komm, Großpapa," bat er, „wir gehen zusammen." —

Dann war es mit einem Male still im Hausflur; nur Therese stand noch da, unbeweglich vor dem schwarzen Gestell, das den Sarg getragen, und neben ihr die Räthin.

„Komm mit in meine Stube!" sagte die alte Frau. Und Therese folgte ihr; sie war wie ohnmächtig. Drinnen setzte sie sich auf die kleine Erhöhung am Fenster und lehnte den Kopf an den Nähtisch, dann griff sie gierig nach dem Glase Wein, das ihr die alte Dame bot.

Als sie getrunken hatte, saß sie stumm, bis der Doktor wiederkam.

Die Mutter trat ihm im Flur entgegen. „Fritz, sie ist noch da drinnen, wollt Ihr Euch nicht versöhnen?"

Er sah die alte Frau an von oben bis unten. „Nein!" war die kurze Antwort, dann ging er in sein Zimmer.

Die Räthin kehrte zu Therese zurück. „Fritz ist da — willst Du nicht hinübergehen zu ihm?"

Therese erhob sich.

„Du bist die Schuldige, vergiß das nicht, wenn Du vor ihm stehst!"

Aber Therese antwortete nicht. Sie hielt den Schleier unter dem Kinn zusammen und ging hinaus.

Die Räthin lauschte, aber sie hörte keine Thüre gehen. Und als sie den Kopf hinausstreckte, da sah sie eben die schwarze Wollschleppe von Theresens Trauerkleid über die Schwelle des Hauses gleiten. Die Schwiegertochter war gegangen, ohne einen Versuch zur Aussöhnung zu machen.

Voll Verzweiflung lief die Räthin in das Zimmer ihres Sohnes hinüber. Er saß in der Ecke des Sofas, den Kopf in die Linke gestützt, und sah wie abwesend zu ihr empor.

„Du hättest wohl das erste Wort reden können," schluchzte sie. „Du weißt, Therese ist ein verzogen Kind. Nun ist sie fort, und Ihr werdet Euch nicht wieder versöhnen."

Er schüttelte unwillig den Kopf. „Sprich nicht davon," sagte er, „bitte, laß mich allein!"

„Ach, Du bist gewiß recht barsch mit ihr gewesen! Gelt, sie hat doch eigentlich noch nichts Böses gethan — der Frieder war eben einmal ihr Schatz; sie wäre gewiß wieder zur Vernunft gekommen —"

„Ich bitte Dich — laß mich!" stöhnte er.

Da ging sie weinend. Sie hatte zum Guten reden wollen — —

Im Vorzimmer stand Luischen mit einem Briefe. „An den Herrn Doktor," sagte sie. Die Mutter kehrte noch einmal um und trug ihm das Schreiben hinein. Fritz erbrach es, als die alte Frau gegangen war. Es war ein Brief von Adami: er stehe zur Verfügung und erwarte weitere Nachricht.

Fritz zuckte die Achseln und lachte kurz auf. Dann versank er wieder in sein Brüten. Die Ehre verlangte es, daß er sich mit dem Verderber seines Glückes schlug — gut, er würde nicht fehlen, Ordnung mußte sein! Aber es war ihm grenzenlos gleichgültig, ob der Mensch, der sein Feind gewesen von Kindesbeinen an, am Leben blieb oder nicht; ob er dies Leben mit der theilte, die sich von ihrem Manne gewandt, oder nicht. Was ging ihn das alles noch an? Nicht eine Spur des leidenschaftlichen Verlangens, den Räuber seines Weibes zu züchtigen, wie es ihn noch gestern durchtobte, rührte sich mehr in ihm. Seit jenem Augenblick, wo die Erdschollen auf den kleinen Sarg rollten, war alles still und tot in ihm, nur der verzehrende Schmerz lebte um den verlorenen Liebling.

Das Dasein lag vor seinen Augen wie eine öde Schneefläche im Dämmerlicht; und auf dieser sollte er wandern, sollte er allein wandern ohne Ziel, ohne Zweck — grauenvoll!

Er stöhnte auf wie ein zum Tode getroffenes Thier, und als draußen die Schelle klang, verriegelte er seine Thür. Was gingen ihn noch die Leute an, die seine Hilfe begehrten? Ihm half ja auch keiner — mochten sie klopfen, klopfen — —

Und endlich neigte sich der Tag, die Dämmerung füllte allmählich die Winkel des Zimmers — er saß noch immer da. Plötzlich schreckte er empor, er hatte so deutlich ein süßes Stimmchen „Papa!" jauchzen hören.

Ach, der trostlosen Täuschung! Der kleine rothe Mund war verstummt für immer, es gab kein Spiel mehr im Hause, kein helles Jubeln, keinen trauten Wiegengesang. Und droben die Stätte des Glückes, der Liebe, des friedlichen Lebens zu Zweien lag leer und verlassen — nur ekler Nachgeschmack war geblieben nach all dem Süßen. O, wäre doch etwas da auf der Welt, an das er sich noch zu halten vermöchte! Aber was hatte er noch? Die Mutter zürnte ihm, daß er nicht „fünfe gerade sein" ließ, um ein Leben des Scheines weiter zu schleppen — selbst der Hund war Therese nachgelaufen.

Da tastete es draußen an der Thür, dann ein schüchternes Klopfen und eine matte, aber unendlich weiche Stimme: „Fritz, willst Du nicht zu Tisch kommen? Es wäre doch gut, wenn Du etwas essen möchtest."

„Julia!" murmelte er, und aufstehend öffnete er die Thür.

Drei Jahre sind vergangen, drei wunderlich stille Jahre. Droben in dem alten Hause sind die Läden geschlossen, und die Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen lugen, sehen leere Räume. Auf dem Parkett liegt der Staub. Der Garten ist schattiger geworden, denn die Boskette und die Reben dürfen nicht beschnitten werden — der Doktor Roettger will den Strom nicht mehr sehen; er hat auch noch nie wieder den Garten betreten. Wo früher die Verbindungsthür hinüber zu dem Krautnerschen Grundstück war, breitet ein Pfirsichbaum seine Aeste in Spalierform über das neue Mauerwerk, und hoch sind die Akazien aufgeschossen, die längs der Mauer angepflanzt wurden.

Im Hause ist's sehr still. Fräulein Riekchen wurde in voriger Woche begraben, ihr Fahrstuhl steht nun oben auf dem Boden neben dem ersten kleinen Gitterbettchen „Bubi's", und Julia hat eine Decke darüber gebreitet.

Es ist wieder einmal Mai geworden, ein wonniger, sonniger Maitag. Die Fenster in Tante Riekchens Stube sind weit geöffnet, und Julia steht da und liest die Briefe auseinander, die sie auf Wunsch der alten Dame verbrennen soll. Auch der Brief liegt dort, der eine halbe Stunde vor ihrem Tode eintraf und den Poststempel „Rom" trägt.

„Liebe Tante," schreibt Frieder, „meine Frau ist seit einigen Tagen aus Deutschland zurückgekehrt. Es thut ihr leid, Dich nicht gesehen zu haben, aber wie die Verhältnisse liegen, war es ja unmöglich, Dich zu begrüßen. Herr Krautner ist unversöhnt mit uns aus der Welt gegangen und hat uns unliebsam überrascht durch sein Testament; er hat einen Neffen, von dessen Dasein Therese kaum eine Ahnung besaß, zum Miterben eingesetzt, und zwar so, daß er der Bevorzugte ist. Nun werden wir unser herrliches ungebundenes Leben einschränken müssen. Ein Glück, daß wir keine Kinder haben!

Therese gefällt es nicht besonders in Rom; sie will einen anderen Platz suchen. Die italienischen Städte haben wir so ziemlich alle durchprobiert, nun gehen wir noch nach Florenz; nach Deutschland mag sie nicht wieder zurückkehren.

Es thut mir leid, daß der alte Mann sich so unversöhnlich gezeigt hat; ehrlich gestanden, ich bin außer mir! Gern hätte ich Dir den Abend Deines Lebens durch Ueberweisung einer kleinen Rente verschönert, aber nun ist's unmöglich. Als Therese nach Eisenach kam — sie war Tag und Nacht gereist — fand sie den Miterben bereits in der Villa vor, die sich der alte Herr am Fuße der Wartburg erbaut hatte. Ein junger bildschöner Mann soll er sein, seines Zeichens Oberförster. Sie scheinen sich leidlich verständigt zu haben, die beiden.

Ich fühle mich sonst unsäglich wohl hier, es ist Heimathluft. Behüt' Dich Gott!

Dein treuer Neffe
Fr. Adami.

P. S. Ich suchte das Grab meines Vaters, konnte es aber nicht mehr finden. Du siehst, mein Versprechen wollte ich halten."

Julia legte auch diesen Brief zu den anderen in das bereitstehende Körbchen. Der alten Dame konnte sein Inhalt nicht mehr mitgetheilt werden, Julia ließ er kalt.

Frieder hatte seinen Abschied genommen und Therese geheirathet. Was weiter aus den beiden geworden war, darüber hatte man fast nichts erfahren, denn Tante Riekchen theilte nur wenig mit aus den Briefen, die sie selbst spärlich erhielt. Sie hatte sich nach der Katastrophe damals nicht wieder erholt; sie war stiller und stiller geworden, dann litt ihr Gedächtniß und sie sprach vom Frieder nur noch als von einem Kinde und klagte, daß Fritz und er sich nicht vertragen wollten. Aber für Julia hatte sie

eine rührende dankbare Liebe gefaßt. Das schöne stille Mädchen wußte nun, daß sie für Eine nöthig war, daß Eine schon auf ihren Tritt, ihre Stimme lauschte; und unermüdlich schien ihr Streben, der Leidenden zu helfen. Bevor die Kranke für immer entschlief, richtete sie mit jener Klarheit, die noch einmal die scheidende Seele durchleuchtet, die Augen auf das Antlitz ihrer Pflegetochter und ihre Lippen bewegten sich. Julia beugte sich hinunter, und da verstand sie es:

„Hab' Dank! Gott vergelte Dir Deine Treue!"

Die Hand des weinenden Mädchens in der ihren haltend, schlief Tante Riekchen ein.

Jetzt war auch das vorüber. Julia war frei, frei wie der Vogel, der sich eben da draußen auf dem Zweige des blühenden Apfelbaums wiegte und seinen Gesang erschallen ließ. Nun breitet er die Flügel aus und fliegt davon, hinein in den blauen Himmel, in die lachende blühende Welt.

Auch sie mußte ihre Flügel heben, aber — es würde ein banger, ein zager Flug werden. Hier bleiben konnte sie nicht. Wer wollte sie? Die Räthin dort drüben in ihrer mürrischen Abgeschlossenheit brauchte sie nicht. Und er? Ach, er hatte nur noch Sinn für seine Bücher und seine Kranken! Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr ging er früh fort, kehrte er zurück und hielt seine Sprechstunden, und war er damit fertig, dann wartete der Wagen draußen und er machte seine Besuche in der Umgegend, denn er war der gesuchteste Arzt weit und breit geworden seit dem Tod von „Onkel Doktor" und kaum imstande, seine Praxis zu bewältigen. Die halben Nächte aber verbrachte er am Schreibtisch. Er lebte nur der Pflicht — die Leere des Hauses empfand er nicht mehr; er ging durch die Oede seines Lebens mit sicherem Schritt und unbewegtem Gesicht. Und doch liefen ihm alle Kinder nach, und doch hatten ihn die alten Frauen so gern und sagten, er sei auch ein Arzt für das Herz. Nur hier, hier schienen ihm die Lippen versiegelt, wo die Erinnerung an vergangenes Glück aus allen Winkeln grüßte.

Julia sah traurig umher, ehe sie den alten Schreibtisch wieder verschloß und den Korb nahm, um in der Küche die Briefe den Flammen zu übergeben.

Sie mußte gehen, sie war hier überflüssig!

Gegen Abend kam sie in die Stube zur Frau Räthin. Die alte Dame saß strickend hinter ihren Geraniumtöpfen und schaute auf den stillen Hof. Sie hatte vor einem Weilchen für das Abendessen Spargel gestochen und ruhte nun aus; sie war noch immer flink in der Wirthschaft und ließ sich nichts abnehmen.

„Nach dem Abendbrot will ich auf den Friedhof gehen," sagte sie, das Mädchen gewahrend; „falls der Fritz später nach Hause kommt, soll ihm das Luischen frische Spargel kochen. Bist Du fertig mit dem Ordnen der Sachen?"

„Ja, Tante, ganz fertig, und eben wollt' ich mit Dir sprechen — sieh, Tante Riekchen hat mich zur Erbin ihres kleinen Nachlasses eingesetzt — es war so gut von ihr - - "

„Nun, es war eben ihre Schuldigkeit," erklärte die Räthin trocken.

„Aber," fuhr Julia fort, „ich muß Dich bitten, Tante, den lieben alten Möbeln hier im Hause ein Plätzchen zu gönnen, denn mitnehmen kann ich sie doch nicht."

„Mitnehmen? Wohin denn?"

„Mein Gott, Tante, in die Welt hinaus — was soll ich denn hier?"

„Ja freilich, wenn man's recht überlegt, was sollst Du hier, 's ist wahr. Na, meinetwegen können sie da stehen bis an der Welt Ende, die Sachen; Platz ist ja genug im Hause. Lieber Gott!" Sie nahm die eben abgestrickte Nadel und fuhr damit in ihr weißes Haar, und die Brillengläser wurden feucht; sie mußte sie abwischen, ehe sie weiter strickte. „Hab' nicht gedacht, daß ich 'mal so ein einsam Alter haben würde," murmelte sie. „Aber es ist nun so, und recht hast Du, was sollst Du hier! Ich bin noch rüstig. — Na, da wünsch' ich Dir denn Glück, man kann es Dir auch gönnen. Und noch einmal — was die Sachen anlangt, laß sie nur stehen da drüben, mich geniert's nicht; und sollt' der Fritz noch 'mal vernünftig werden, so hat's ja droben Platz genug für das neue Glück."

Damit stand sie auf und rief, das Luischen solle das Essen besorgen, denn sie wolle bald gehen. „Wirst doch noch keinen Hunger haben," sagte sie zu Julia, „kannst mit Fritz essen, wenn er kommt."

Und Julia nickte ihr zu und ging hinaus in den Garten, und da saß sie müßig und schaute mit verträumten Augen auf die Sonnensunken, die rothgolden durch das Geäst des Nußbaumes fielen und auf dem alten Gartentisch tanzten.

Die Räthin kam nach einem Weilchen durch den Mittelweg und schnitt ein paar der eben erblühenden Rosen ab. „Das waren Riekchens Lieblinge," sprach sie, auf die halb verwilderten Centifoliensträucher deutend, „ich werd' ihr die ersten davon mitnehmen." Dann wanderte sie hinaus dem Kirchhof zu, und als sie an einer Straßenecke plötzlich den Sohn traf, sagte sie nur: „Ich will zu den Gräbern, Fritz. Iß nur allein zu Nacht! — Ach, und weißt's schon? Das Julchen will fort, in die Welt hinaus. Nun, wir können sie nicht halten, jetzt, wo das Riekchen tot ist."

Er stand da und sah die düstere schwarze Gestalt mit den Rosenknospen in der Hand an, sprach aber kein Wort, er nickte ihr nur zerstreut zu und ging weiter durch die belebte Gasse, auf der die Kinder lärmten und die unter den Strahlen der Sonne in goldigen Staub gehüllt schien. Nur noch ein paar Krankenbesuche waren zu machen, aber während er sonst geduldig an den Betten saß, nahm er heute kaum Platz, und seine Mienen drückten Unruhe und Abspannung aus. Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er den kürzesten Weg nach Hause einschlug durch ein Seitengäßchen, das unmittelbar zu dem Strome hinunterführte. Nie mehr war er hier gegangen seit jenem Schreckenstage; heute sah er das blaugrüne herrliche Wasser wie erstaunt an. Die Wellen waren ja längst hinabgeflossen, die ihm das Kind geraubt, in die sich muthig ein junges Leben geworfen, um ihm das Liebste zu retten — konnte er die anderen dafür anklagen, die jetzt krystallrein dahinrauschten und nichts von damals wußten?

Ach, wie weit trug der Blick heute, wie wunderbar weit! Da kam ein Dampfer hergebraust, um machte er einen großen Bogen und legte seitwärts an der Landungsbrücke an; und dort oben auf dem Verdeck stand eine weibliche Gestalt, groß und schlank, und in ihrer Hand wehte ein weißes Tuch — Abschiedsgrüße? Ihm zitterte plötzlich die Gestalt vor den Augen — wenn es Julia wäre!

Er riß im eiligen Vorwärtsschreiten den Hut vom Kopfe, und das Haar, auf dessen Blond es wie ein leichter Reif schimmerte, streifte die Fliederdolden, die sich so üppig wie nie aus den Gärten über den schmalen Pfad neigten. Und als er die Stufen hinaufgehen wollte zu seinem Garten, da lag eine Rosenknospe auf den zerbröckelnden Steinen — die Mutter hatte sie wohl verloren — und er bückte sich und hob sie auf. Ach, Rosenduft! War er denn tot gewesen, jahrelang tot?

Und nun stockte sein Fuß — unter dem Nußbaum saß Julia. Sie blickte zu ihm herüber mit den süßen dunklen Augen, so mild, so schwesterlich geduldig wie all die trübe Zeit her. Und jetzt stand sie auf und kam ihm entgegen.

„Fritz!" Es war etwas wie Jubel in ihrer Stimme. „Du im Garten? Aber, gelt, es ist ein schöner Abend? Möchtest Du nicht hier draußen essen?"

Er nickte, setzte sich auf die Bank und verfolgte mit wehmüthigen Augen, wie sie den Gang hinaufschritt, rasch und elastisch. Wie würde es sein, wenn dieser Schritt nicht mehr im Hause erklang?

Und auf einmal flog etwas durch die Luft, gerade vor des Mädchens Füße, sie bückte sich und hielt einen bunten Kinderball in der Hand, und gleich darauf tauchte hinter der Mauer des Nachbargartens ein blondes Köpfchen auf und lugte mit sehnsüchtigen Augen herüber. „Fang!" rief Julia und warf den Ball zurück, und als das Kind lachend der Aufforderung nachkam, da lachte auch sie, und dieser Doppelklang traf des Mannes Herz, daß es aufwachte aus dem langen Schlummer, daß es schwoll vor Sehnsucht nach Glück, nach vollem goldenen Menschenglück.

Nach wenigen Minuten kam Julia zurück mit dem Tischgeräth, sie sah noch lieblicher aus als sonst in der Freude, ihn wieder im Garten zu sehen nach drei langen Jahren.

Er saß da und drehte die Rosenknospe zwischen den Fingern; in seinem Antlitz zuckte und arbeitete es seltsam. Die Speisen, die sie ihm bot, rührte er kaum an. Und dann ward es still zwischen ihnen; auch ihr Mund verstummte, sie sah schweigend in die untergehende Sonne.

Plötzlich stand Fritz auf und trat vor Julia hin.

„Julia, die Mutter sagt, Du wolltest uns verlassen."

Sie ſenkte bejahend den Kopf.

„Warum denn, Julia?“

„Warum? Ich bin ſo vollſtändig unnütz hier,“ antwortete ſie und lächelte dazu, aber in ihren Augen ſchimmerten Thränen.

„Unnütz — Du?“ ſagte er und faßte ihre Hände. „Ach, Julia, mit dem nämlichen Rechte könnteſt Du die Sonne am Himmel verlöſchen und fragen, was ſie denn der Erde nütze.“

Und bewegt bog er ſich hernieder und preßte ihre Hände an ſeine Augen, und als ſie verwirrt aufſprang, da zog er ſie ſanft an ſich und ſchaute ihr bang fragend in das bleiche Antlitz, mit Schrecken die feinen Linien bemerkend, die Gram und Schmerz hineingezeichnet.

„Julia, Du darfſt nicht fort — bleib' bei mir — wenn Du dem blind verbitterten Thoren zu verzeihen vermagſt. Julia, was haſt Du für mich gethan! Und ich habe nicht einmal gedankt!“

„Sei barmherzig — nur nicht Mitleid für Liebe,“ ſagte ſie leiſe.

„Ach!“ Er lachte kurz auf. „Mitleid! Wer von uns beiden iſt denn des Mitleids bedürftiger? Von Dir will ich Barmherzigkeit, Mitleid, Geduld — alles — alles. Laß mich nicht allein, Julia, wenn Du nicht willſt, daß ich zu Grunde gehe — denn Du allein, Du allein kannſt mir den Glauben wiedergeben an Treue und Liebe.“

„Ich?“

„Ja Du, Du allein!“

Sie hob wie träumend den Blick. Drüben jubelten die Kinder beim Ballſpiel und draußen rauſchte der Rhein und in der Luft wogte der Duft von tauſend Blüthen. Endlich der Lenz! Der ſüße berauſchende Lenz!

„Mamſell Unnütz! Mamſell Unnütz!“ lockte der Pirol im Nußbaum.

Da lächelte ſie. „Hörſt Du es?“ fragte ſie leiſe. „So rief er ſchon in unſerer Jugend.“

„Quäle mich nicht!“ erwiderte er ungeduldig. „Ich weiß es genau in dieſer Minute, ich kann ohne Dich nicht leben, Julia. Und Du?“

Da legte ſie ſtill die Arme um ſeinen Hals, und aus ihren Augen löſten ſich zwei klare Tropfen und floſſen über die Wangen.

O, welch unnütze Frage! — —

Als die Räthin nach Hauſe kam und hörte, daß der Herr und Fräulein Julia im Garten geſpeiſt hätten, lenkte ſie verwundert ihre Schritte dorthin. Dann ſtockte ihr Fuß. Unter dem Nußbaum ſtand — na, ſie hätte eher des Himmels Einſturz vermuthet — ſtand der verbitterte griesgrämige Geſelle und hielt das Mädchen, die Mamſell Unnütz, im Arme und küßte ſie, und beide ſchienen die ganze Welt um ſich vergeſſen zu haben.

Sie machte eine kurze Wendung und ging wieder dem Hauſe zu. „Ja, ja — Wunder und Zeichen geſchehen immer noch,“ flüſterte ſie. Und in der Stube angelangt, löſte ſie vor dem Spiegel die ſchwarzen Bänder ihrer Ausgangshaube, legte ſie mit gewohnter Umſtändlichkeit in die Kommode, ſtülpte ebenſo gelaſſen die Alltagsmütze auf und band die Schürze vor.

„Na,“ murmelte ſie, „bei Licht beſehen iſt's die einfachſte Löſung. Wäre freilich nicht darauf verfallen — hm. Und wunderbar iſt's doch auch,“ ſetzte ſie hinzu, „wie einem etwas ins Herz hineinwachſen kann, ohne daß man's merkt. Wie ſie da heute ſagt, ſie will fort, hat mir's inwendig ordentlich einen Ruck gegeben. Na, da iſt's denn nun doch ſo gekommen, daß aus der Mamſell Unnütz meine Schwiegertochter wird! Und eines muß wahr bleiben, brav iſt ſie, ſehr brav, und ſie hat ihn lieb — und —“

„Mutter, da haſt Du eine Tochter!“ unterbricht ſie die Stimme des Sohnes. Und ſie treten über die Schwelle, Hand in Hand, der Doktor und ſeine Braut

Aus dem Leben der Sterne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Nichts im Weltall iſt unveränderlich, Entſtehen und Vergehen, Leben und Tod ſind keineswegs auf die organiſchen Weſen unſerer Erde beſchränkt, ſondern bilden die Grenzpunkte eines allgemeinen Entwicklungsgeſetzes, dem alles unterworfen iſt und das ſelbſt über den Sternen des Himmels waltet. Wohl wird unſer Gemüth mächtig ergriffen, wenn wir uns erinnern, daß Sonne, Mond und Sterne, welche wir heute ſehen, ſchon in den älteſten Aufzeichnungen der Menſchheit erwähnt werden; ſie ſcheinen erhaben über den Wechſel der Zeiten und der Dinge. Seit jenen nebelgrauen Tagen, da zuerſt menſchliche Füße die Erdſcholle betraten, hat ſich das Antlitz unſeres Planeten weſentlich verändert; Berge ſind verſunken und Flüſſe entſtanden, Inſeln haben ſich abgetrennt von den Feſtländern und Urwälder ſich ausgebreitet, wo vordem Steppe war; Völkerſtämme ſind aufgetaucht aus unbekanntem Dunkel und wieder hinabgeſtiegen ins Meer der Vergeiſtenheit. Ungeſtört von allem aber wandeln die Sterne ihre hohen Bahnen, geſtern wie heute und morgen wie vor Myriaden von Jahren. Daher ſagt mit Recht der Dichter, daß alles vergeht unter des Himmels Bogen, aber die Wiſſenſchaft ſetzt hinzu: auch die Sterne des Himmels ſind vergängliche Erſcheinungen, ſie haben ihr beſonderes Leben, und dieſes Leben hat nur eine zeitliche Dauer. Bloß die Kürze unſeres eigenen Daſeins läßt uns an Unveränderlichkeit und Beſtand glauben, wo in Wirklichkeit nur Wechſel und Entwicklung vorhanden ſind. Die heutige Kultur iſt wie das erſte Aufblitzen eines Strahles der aufgehenden Sonne nach langer und tiefer Nacht. Die Wiſſenſchaft lehrt, daß die normale Dauer des menſchlichen Lebens 70 Jahre beträgt; ſchreiten wir alſo nur 15 Generationen in die Vergangenheit zurück, ſo finden wir uns ſchon mitten in allgemeiner Barbarei; und verſuchen wir, darüber nachzudenken, was in der 15. Generation nach uns noch von heutigen menſchlichen Einrichtungen Beſtand haben wird, ſo müſſen wir ſagen: wahrſcheinlich nur wenig oder nichts. Dieſe raſche Vergänglichkeit menſchlicher Einrichtungen iſt es, welche uns eine Unveränderlichkeit der Himmelskörper vorſpiegelt, die gar nicht beſteht. Im Daſein der Weltkörper ſpielen freilich Jahrtauſende keine größere Rolle als Minuten in der Lebensdauer eines menſchlichen Weſens. Immerhin aber rauſcht die Zeit nicht einwirkungslos vorüber an den Sternen, die den nächtlichen Himmel ſchmücken, auch ſie haben ihre Jugend, ihre Blüthe und ihren Verfall.

Wie aber, fragt man, kann der Menſchen kurzlebiges Geſchlecht urtheilen über Entſtehung und Verfall ganzer Welten, über die Entwicklung von Sonnenſyſtemen, deren Dauer diejenige des Erdballes unermeßlich übertrifft? Aus der eigenen Erfahrung über die Reihenfolge nacheinander eingetretener Veränderungen des Sternenhimmels ſicherlich nicht; aber der große Mann Friedrich Wilhelm Herſchel, welcher zuerſt das menſchliche Auge für die Tiefen der Himmelsräume geſchärft, hat gezeigt, wie man aus den zahlreichen nebeneinander beſtehenden Formen der Himmelskörper, beſonders der ſogenannten Nebelflecke, die allmähliche Entwicklung derſelben, das Nacheinander ihrer Bildungen herausfinden kann. „Unter dieſem Geſichtspunkt,“ ſagt er ſelbſt, „gleicht der Himmel einem üppigen Garten, der eine große Mannigfaltigkeit von Erzeugniſſen in blühenden Beeten enthält, und wir können bei dieſer Betrachtungsweiſe den Schwung unſerer Erfahrung gleichſam auf eine unermeßliche Dauer ausdehnen. Denn, um das dem Pflanzenreich entlehnte Gleichniß fortzuſetzen, iſt es nicht einerlei, ob wir fortleben, um nach und nach das Sproſſen, Blühen, Belauben, Fruchttragen und Verwelken einer Pflanze anzuſehen, oder ob zahlreiche Exemplare eines jeden Zuſtandes dieſer Pflanze gleichzeitig uns vor Augen treten?“

Welches iſt nun diejenige Geſtalt der Materie im Weltenraum, die wir als die früheſte Form der Himmelskörper anzuſehen haben? Es iſt nach Herſchel diejenige der ſchwachleuchtenden, ausgedehnten Nebel ohne beſtimmte Geſtaltung. Dieſe Nebelflecke ſind ohne Ausnahme dem bloßen Auge unſichtbar, ſie können nur in großen Fernrohren wahrgenommen werden; die Menge dieſes nebeligen Stoffes, der durch die Himmelsräume verbreitet iſt, erſcheint aber ſo ungeheuer groß, daß ſchon Herſchel äußerte, ſie überſchreite die Begriffe des Menſchen. Dabei iſt dieſe Nebelmaſſe ſo äußerſt zart und verdünnt, daß die kleinſten Sternchen, die über ſie zerſtreut ſtehen, ſich in einem Glanze zeigen, gegen den ſelbſt der hellſte Nebel als düſter erſcheint. Eine Reihe anderer Nebel zeigt ſich heller, gewiſſermaßen verdichteter, viele darunter haben lichte Stellen, dann wieder trifft man auf Nebel, die offenbar in mehrere Stücke zertheilt ſind, auf dreifache, vier

Bleigießen am Sylvesterabend.
Originalzeichnung von René Reinicke.

Digitized by Google

fache und vielfache Nebel, ja, wie ein neuerer Astronom sich bezeichnend ausdrückt, auf förmliche Nebelnester.

Wo diese Nebelflecke bestimmte Gestaltung zeigen, sind sie meist rundlich oder länglich eiförmig. Die runden Nebel erscheinen gegen die Mitte hin oft stufenweise heller, gleichsam als wenn in diesem Mittelpunkte der Sitz einer bildenden und verdichtenden Kraft wäre. Auch bei länglichen Nebelflecken zeigt sich Aehnliches, und das Aussehen derselben läßt keinen Zweifel darüber, daß dort ein Zusammenschluß der Nebelmaterien stattfindet, ja daß sich eine Art von Kern daselbst zu bilden beginnt. Bei mehreren dieser Nebel sieht man um den Kern herum eine zarte Helligkeit, die Herschel mit einer Mähne vergleicht. Diese Nebel haben die Vorstellungen Herschels lange und lebhaft beschäftigt. „Ihr Bau," sagt er, „ist verwickelt und geheimnißvoll, und beim gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse möchte es anmaßend sein, eine Erklärung zu wagen; wir können nur wenige Ansichten fassen, die aber zu Fragen führen. Deutet die Mähne vielleicht darauf hin, daß ein Theil der Nebelmaterie, ehe sie in dem Kern sich niederläßt, anfängt, eine Gestalt anzunehmen, in welcher sie diesen Kern in konzentrischer Anordnung umgiebt? Und — wenn wir wagen dürfen, noch weiter zu fragen — wird nicht die Materie bei ihrem Herabsturz gegen den Kern eine Art von Wirbel oder herumschwingender Bewegung hervorrufen? Ja, muß nicht eine solche Wirkung eintreten und sehen wir hier nicht eine natürliche Ursache, die einem Weltkörper gleich bei seiner Bildung eine umwälzende Bewegung ertheilen kann?"

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde!" Dieses Dichterwort bestätigt sich auch hier. Herschel hat, man möchte sagen instinktiv, das Richtige getroffen; jene Nebel sind in der That Vorstufen der Bildung von Sonnensystemen. Was der große Mann nur unvollkommen mit seinen leiblichen Augen sehen konnte, das liegt heute, dank den Fortschritten der Optik und der Photographie, klar und unzweifelhaft vor dem Blicke der Gegenwart. In einigen Fällen hat die unermeßlich weit entfernte Nebelmaterie selbst ihr Bild auf die photographische Platte gezeichnet und uns in nicht mißzuverstehender Sprache enthüllt, was der geistige Blick Herschels schon vor einem Jahrhundert erschaute. Jene Mähnen sind nichts anderes als ungeheuere Wirbel von Nebelmaterie, sie gehören einer besonderen Klasse von Nebelflecken, den sogenannten „Spiralnebeln" an, die zuerst Lord Rosse mit seinem Riesenteleskop erkannte und die in neuester Zeit genauer mit dem noch mächtigeren Riesenfernrohr auf dem Berg Hamilton in Californien gesehen worden sind. Man erkennt in den Abbildungen, welche die Beobachter von diesen außerordentlich merkwürdigen Gebilden gegeben haben, leuchtende Windungen der Nebelmaterie, in einem Falle stellen sie sich dar wie ein schneckenartig gewundenes Tau, das an seinen Endpunkten in dichte runde Knoten ausläuft. Dabei darf man niemals vergessen, daß es sich hierbei um Größenverhältnisse handelt, welche alle menschlichen Begriffe übersteigen, daß die kleinsten Nebelpünktchen in diesen Gebilden unsere ganze Sonne an Volumen weit übertreffen und jene lichteren Schneckenwindungen sich durch Räume erstrecken, gegen welche die Entfernung der Erde von der Sonne verschwindend klein erscheint.

Es handelt sich also hier um Vorgänge, welche mit der Bildung ganzer Weltsysteme in engster Beziehung stehen, um Entwicklungen in den Werkstätten des Alls. Aus den Nebelmassen heraus haben sich die Sonnensysteme, haben sich die Fixsterne und die Planeten gebildet, und zwar in einer Art und Weise, welche zuerst der große französische Mathematiker Laplace kennen gelehrt hat. Nach seiner Hypothese bildete z. B. unsere Sonne in der Urzeit einen ungeheuer ausgedehnten Nebelfleck von hoher Temperatur, der sich von West nach Ost um seine Axe drehte. Infolge der allmählichen Erkaltung mußte sich die Materie dieses Nebelfleckes mehr und mehr zusammenziehen und dadurch endlich, nach bestimmten mechanischen Gesetzen, in der Gegend des Aequators der Nebelmasse ein frei schwebender Ring abgetrennt werden. Da die Erkaltung fortdauerte und mit ihr die Zusammenziehung des umschwingenden Nebels, so mußte sich nach Ablauf einer gewissen Zeit die Ringbildung wiederholen, und alle Ringe drehten sich ununterbrochen von West nach Ost um die centrale Nebelmasse. Die fortdauernde Erhaltung dieser Ringe würde eine gewisse Regelmäßigkeit ihrer Zusammensetzung und Zusammenziehung in allen Theilen erfordern, die sehr wenig wahrscheinlich ist. Daher mußte der Fall eintreten, daß die Ringe auseinander brachen und ihre Materie sich, da sie noch flüssig oder gasförmig war, zu Kugeln ballte. Aus diesen glühendheißen Nebelkugeln entstanden die Planeten. Jede solche Kugel drehte sich von West nach Ost um ihre Axe, und indem sie erkaltete, konnten sich hier alle Vorgänge, die bereits bei der ursprünglichen Nebelmasse eintraten, wiederholen. Es bildeten sich also wiederum Ringe, aus deren Zerfall später die Monde der Planeten entstanden.

Laplace hat, als er seine berühmte Hypothese der Weltenbildung aufstellte, von den Untersuchungen Herschels über die Nebelflecke nichts gewußt, wenigstens erwähnt er diese nicht. Er ging vielmehr von einer anderen Thatsache aus, die er mit großem Scharfsinn verwerthete und die wirklich höchst merkwürdig ist. In unserem Planetensystem bewegen sich nämlich alle Hauptplaneten von West nach Ost um die Sonne, diese selbst dreht sich von West nach Ost um ihre Axe, die Erde dreht sich in der nämlichen Richtung um sich selbst, und das Gleiche gilt vom Mars, Jupiter und Saturn. Außerdem läuft der Mond von West nach Ost um die Erde, die Monde des Jupiter laufen in der gleichen Richtung um ihren Planeten, und das Nämliche gilt von den Monden des Saturn. Diese allen gemeinsame Bewegung von West nach Ost muß einen Grund haben, und Laplace berechnete, daß man 4000 Millionen gegen Eins wetten könne, es handle sich hier nicht um eine Wirkung des Zufalles, sondern um eine verborgene, allgemeine Ursache. Diese suchte er auf und fand sie in der oben geschilderten gemeinsamen Entstehung aller Planeten aus einer ungeheueren Nebelmasse. Es ist etwas Großartiges um den Gedanken an die Art und Weise der Bildung des ganzen Sonnensystems, um die Erforschung von Vorgängen, die sich abspielten, ehe unser Erdball noch vorhanden war, ehe die heutige Sonne ihren ersten Lichtstrahl ausgesandt hatte! Und dem großen Geiste, von dem man mit Recht gesagt hat, daß er mehr als jeder andere verstanden habe, sich wissenschaftlichen Irrthümern zu entziehen, welche die Einbildungskraft so leicht hervorruft, ihm kann man mit Bezug auf die Entstehungsgeschichte des Planetensystems mit vollem Recht die Worte in den Mund legen:

„Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug,
Als Molochs Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug!"

In der That, mit prophetischem Blicke über Zeit und Raum hinaus dringt der wissenschaftliche Geist vor und enträthselt den Zustand der Dinge zu einer Zeit, die begraben liegt im Schoße tiefster Nacht der Vergangenheit, zu einer Zeit, in welcher der heutige Sternenhimmel nicht vorhanden war und das Dasein der scheinbar ewig den Pol umkreisenden Sternbilder noch im Nebel der Zukunft ruhte.

Sehr richtig sagte Arago über die Laplacesche Theorie der Weltenbildung, sie sei als die einzige anzusehen, welche durch ihre Großartigkeit, ihre Folgerichtigkeit, ihren mathematischen Charakter sich wirklich zur Begründung einer physischen Kosmogonie, einer auf Naturgesetzen aufgebauten Weltbildungslehre, eigne, die einzige, welche in den Ergebnissen der neueren astronomischen Untersuchungen über die Nebelflecke von jeder Größe und Gestalt, die sich am Himmel finden, eine mächtige Stütze erhalte. Letzteres ist heute in einem noch ungleich höheren Grade der Fall, als man selbst vor einem Jahrzehnt ahnen konnte. Wer hätte auch vermuthet, daß es der vervollkommneten Photographie gelingen würde, die Welt der Nebelflecke gewissermaßen zur Erzählung ihrer Geschichte zu bringen, indem sie dieselbe vermochte, mit dem eigenen Lichte ihre Gestalt und ihr Wesen niederzuschreiben? Heute ist dies gelungen, und wir besitzen von einem der größten Nebelflecke photographische Darstellungen, welche die Ringe und Nebelballen der Laplaceschen Theorie dem Beschauer unmittelbar vor Augen führen, von der Natur selbst gezeichnet, unverfälscht, ohne daß die mangelhafte Sicherheit eines Zeichners die Linien auch nur um Haaresbreite verändert hätte. Eine solche photographische Aufnahme eines Nebelfleckes wurde zuerst gewonnen am 29. Dezember 1888 in Liverpool, und zwar von einem Liebhaber der Astronomie und Photographie, Isaak Roberts mit Namen.

Der Nebelfleck, um den es sich hier handelt, steht am Himmel im Sternbild der Andromeda und ist dem bloßen Auge in klaren Nächten, wenn man den Ort kennt, als schwaches, nebliges Sternchen erkennbar. In mächtigen Ferngläsern sieht man, daß

dieſer Nebel länglich elliptiſch oder ſpindelförmig iſt, nahe der Mitte einen hellen Kern hat und ſeitlich von einem kleinen rundlichen Nebel begleitet wird. Sterne ſtehen hin und wieder über den Nebel zerſtreut, auch tauchte im Auguſt 1885 nahe ſeinem Mittelpunkt ein gelbliches Sternchen auf, das nach einigen Monaten wieder verſchwand und ſeitdem nicht wieder geſehen worden iſt. Beobachter an ſehr großen Fernrohren wollten im Innern des Nebels hier und da dunkle Striche wahrgenommen haben, andere konnten dergleichen nicht ſehen, kurz, Beſonderheiten ſeines eigentlichen Baues oder ſeiner Bildung waren nicht bekannt. Da ſchickte ſich am 29. Dezember 1888 der obengenannte Iſaak Roberts an, mit einem großen Spiegelteleſkope und einer überaus empfindlichen Platte den Nebel photographiſch aufzunehmen. Um bei der Lichtſchwäche desſelben ein genügend deutliches Bild zu erhalten, hat er volle vier Stunden lang exponiert, wobei das Fernrohr ununterbrochen, der Drehung des Himmels entſprechend, nachgeführt werden mußte, damit es das Bild auf der Platte unverrückt feſthalte. Dieſe überaus mühevolle, anſtrengende Arbeit wurde von einem ungeahnten Erfolg gekrönt. Auf der Platte erſchien ein Bild, welches von allem abwich, was bis dahin das Auge am Fernrohr geſehen hatte. Der Nebel erſchien als ein Syſtem von Ringen mit einem Kern in der Mitte, genau ſo, wie die Weltenbildungstheorie von Laplace dies vorausſetzt!

Der Andromeda-Nebel.

Niemals hat ſich menſchlichen Blicken etwas Ueberraſchenderes in der Welt der Nebelflecke dargeboten als dieſes Bild. Man erblickt in ihm unmittelbar und ohne Zuhilfenahme von Phantaſie eine flache Nebelſcheibe, ſchräg gegen unſere Geſichtslinie liegend, im Stadium der Ringbildung mit mehreren Verdichtungen auf einzelnen Ringen, welche wahrſcheinlich die Anfänge von Planetenbildungen darſtellen. Ja, der kleine, den Hauptnebel begleitende Nebelfleck iſt vielleicht nichts anderes als ein bereits abgetrennter Nebelball, der frei den großen centralen Nebel umkreiſt. Die Laplaceſche Weltenbildungstheorie feiert in dieſer photographiſchen Aufnahme des Andromeda Nebels einen wahren Triumph. Es iſt, als wenn der Nebel eigens vorhanden wäre, um einen augenfälligen Beweis für ihre Richtigkeit zu geben. — In der obenſtehenden Abbildung iſt eine möglichſt getreue Wiedergabe der Robertsſchen Photographie verſucht worden. Der Leſer ſieht deutlich die ſchräg gegen unſere Geſichtslinie liegenden Ringe und die Lichtknoten darauf. Er ſieht außerdem den ganzen Nebelfleck auf allen Seiten umgeben von größeren und kleineren Sternchen, die ohne beſtimmte Ordnung gruppiert erſcheinen und offenbar keine Beziehung zu dem Nebel ſelbſt haben. Höchſt wahrſcheinlich ſteht dieſer letztere uns näher als jene Sterne. Wie groß ſeine Entfernung iſt, weiß man nicht, nur ſo viel iſt ſicher, daß ſie viele tauſend Milliarden Meilen beträgt, alſo ſo beträchtlich iſt, daß wir uns keine ſinnliche Vorſtellung davon machen können. Von den unzähligen Sternchen aber, welche auf demſelben Bilde mit dem Nebel zugleich erſcheinen, kannte man früher nur einige wenige, kein Fernrohr hatte ſie bis dahin gezeigt, und erſt die photographiſche Platte zog ſie aus dem Dunkel ihres bisherigen Daſeins vor die Augen der Menſchen. Und alle dieſe Sternchen, die kleinſten nicht ausgenommen, ſind leuchtende Sonnen, gleich unſerer Sonne, alle ſind mächtige Weltkörper, die ſeit Myriaden Jahren glühen und leuchten, zu Zwecken, die wir nicht kennen, Weltkörper, von denen wir nur ſagen können, daß ſie nicht unſertwegen vorhanden ſind. Indem wir uns dieſes recht verſinnlichen, eröffnet ſich vor unſerm Geiſte eine Vorſtellung von dem Weltall und ſeinen Einrichtungen, die alles übertrifft, was die kühnſte Phantaſie erſinnen könnte. Gleich Schneeflocken wirbeln Sonnen und Planeten im ſchrankenloſen All; Raum, Zeit und Materie treten uns in überwältigender Fülle entgegen. Körper von der Größe unſerer Sonne ſpielen im All kaum eine wichtigere Rolle als Tropfen im Ocean, als Sandkörner am Strande des Meeres. Jedes der Sternchen, die wir auf der Abbildung ſehen, hat ſeine eigene Weltgeſchichte, jedes bildet in ſeiner Heimath eine Welt für ſich, von den andern getrennt durch unermeßliche Entfernungen. Jedes iſt eine ungeheure Gluthmaſſe, ähnlich unſerer Sonne, und das Spektroſkop hat uns offenbart, daß auf allen Sternen des Himmels gewiſſe einfache Stoffe, wie Waſſerſtoff, Stickſtoff, Natrium, Magneſium, im Zuſtand glühender Gaſe vorhanden ſind, ähnlich wie dies auch bei der Sonne der Fall iſt. Von der kleinen dunklen Erde aus, die, aus Fixſternentfernung geſehen, durch nichts eine Spur ihres Daſeins mehr verrathen kann, iſt der Menſch, mit Hilfe ſeiner Vernunft und bewaffnet mit den bewundernswerthen Inſtrumenten der Neuzeit, vorgedrungen bis in jene entlegenen Regionen und hat dort den Werdeprozeß der Welten belauſcht, hat in den Sternen die Vorgeſchichte ſeiner eigenen Heimath geleſen und zieht aus den Zuſtänden der Vergangenheit und Gegenwart begründete Schlüſſe auf das, was noch im Schoße der Zukunft ſchlummert, aber dereinſt kommen wird, weil es naturnothwendig kommen muß.

Wie alles, was entſteht, zu Grunde gehen muß, ſo iſt auch den Sternen, die ſich aus dem Urnebel gebildet haben und noch bilden werden, keine ewige Dauer ihres Daſeins beſchieden. Schon die Thatſache, daß die Fixſterne Sonnen ſind gleich unſerer Sonne und wie dieſe ununterbrochen Wärme ausſtrahlen, beweiſt, daß jeder Stern mit der Zeit erkalten muß. Aus einer ſelbſtleuchtenden Sonne wird er alsdann zu einem dunkeln erſtarrten Körper von ſo grauſenvoll niedriger Temperatur, wie wir ſie aus der Erfahrung nicht kennen. Es iſt wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt, daß wenn die Sonne keine Wärme mehr der Erde zuſenden würde, die Temperatur an der Oberfläche unſeres Weltkörpers ſo tief unter den Gefrierpunkt ſinken würde, daß nicht nur alle uns bekannten Flüſſigkeiten erſtarren müßten ſondern ſogar die atmoſphäriſche Luft ihren gasförmigen Zuſtand verlaſſen und als feſter Körper die Erde bedecken würde. So viel liegt daran, daß die Gluth einer Sonne ihren Planeten zuſtrahlt; mit dem Erlöſchen dieſer Gluth beginnt die Erſtarrung des Todes. Die zahlloſen leuchtenden Fixſterne im Weltraum ſind ebenſoviele Quellen der Wärme und damit des Lebens und der Bewegung. Wir dürfen annehmen, daß ſich um viele oder gar um die meiſten von ihnen dunkle Planeten bewegen, von denen wir freilich nichts Beſtimmtes wiſſen und auch niemals erfahren werden. Unbeſtreitbar aber bleibt, daß jene Fixſterne, und unter ihnen auch unſere Sonne, einſt ihre Wärme eingebüßt haben werden; denn das, was ſie an Gluth ununterbrochen ausſtrahlen, iſt nur der Ueberreſt derjenigen Wärme, die aus dem Ballungsprozeß ihrer Nebelmaterie erwuchs. Daher iſt Erſtarrung, Nacht und Kälte der letzte Ausblick, welcher ſich für die Sterne des Himmels eröffnet, Kraftloſigkeit und Tod das Ende ihres kosmiſchen Lebens. Auch gibt es manche Sterne des Himmels, die Spuren beginnenden Alters zeigen, deren Licht röthlich geworden iſt, als Zeichen, daß die höchſte Gluth dort längſt vorüber und erhebliche Minderung der Wärme eingetreten iſt. Im Verlauf zahlloſer Jahrtauſende werden dieſe Sterne erloſchen ſein. Unſere Sonne zeigt in ihrem bläulich weißen Licht und durch ihre jeden Vergleich mit irdiſchen Wärmequellen überſteigende Gluth, daß ihr noch ein langes Leben beſchieden iſt. Doch auch ſie kann ſich dem allgemeinen Geſetze nicht entziehen, auch ſie wird dereinſt erloſchen, und für den Erdball wird die Zeit kommen, in der es keinen Tag mehr gibt. Vom Menſchengeſchlecht wird dann allerdings längſt jede Spur verſchollen, jegliche Erinnerung an menſchliche Leiden und Freuden, an alle Großthaten unſeres Geſchlechtes wird dahin ſein, weil kein ſterbliches Weſen hinieden mehr vorhanden iſt, in deſſen Bewußtſein ſie erklingen könnte. Was in dieſer Beziehung für uns noch in nebelgrauer Zukunft liegt, iſt an anderen Stellen des Weltraumes, in anderen Sonnenſyſtemen ohne Zweifel ſchon oftmals

Digitized by Google

eingetreten, da gewiß zahlreiche Sonnen im Laufe der Zeit erloschen sind. Andererseits ist nicht zu bezweifeln, daß neue Bildungen sich vorbereiten, wie in jenem Nebelfleck der Andromeda, wo sich der Weltenstoff zu dereinstigen Sonnen und Planeten zusammenballt. So vollzieht sich auch im Weltall ein fortwährendes Entstehen und Vergehen, Aufblühen und Verwelken im ruhelosen Spiel der kosmischen Kräfte. Wann es sein Ende finden wird, weiß niemand, daß es aber ein solches erreichen muß, ist sicher. Die Wissenschaft verfolgt die Kette der Erscheinungen Glied um Glied, ohne Anfang oder Ende derselben zu erreichen, und nur der Glaube setzt an den Beginn derselben ein göttliches „Werde!“

Antwortlos.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Plauderei von Oscar Justinus.

In der Schule haben wir gelernt, daß die Menschen in fünf Rassen zerfallen. Andere theilen sie ein in gute und böse, in Heiden und Christen, in Deutsche, Franzosen, Engländer ꝛc., in Konservative und Liberale. Ein Kellner versicherte mich, daß für ihn nur zwei Menschenklassen bestehen: solche, die Trinkgeld zahlen, und solche, die keins zahlen. Auch ich theile sie nur in zwei Unterarten: solche, die einen Brief beantworten, und solche, die ihn nicht beantworten.

Man sollte meinen, daß, wie jede mündliche Frage einer Antwort, so auch jede briefliche Anregung einer Erwiderung werth sei. Wenn uns jemand, bei dem wir uns nach dem Wege erkundigen oder den wir um etwas Feuer bitten, ohne Antwort stehen läßt, so halten wir ihn entweder für taub oder für einen unerzogenen Grobian, dem man aus dem Wege gehen muß. Wollten wir aber denselben Maßstab anlegen an die, welche von einem an sie gerichteten Brief kalt lächelnd keine Notiz nehmen, so müßten wir wohl einen erklecklichen Theil der Menschheit in die Klasse der Schwerhörigen oder Grobiane einordnen, und das geht doch nicht recht an!

Im kaufmännischen Leben gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß jeder Brief einer Bestätigung, Beantwortung, Erledigung bedürfe. Erfolgt keine, so hat dies nach dem alten Spruche: „Keine Antwort ist auch eine Antwort“ eine bestimmte Bedeutung. Es heißt einfach „nein“. Höfliche Häuser aber schreiben dies noch ausdrücklich. „Wir sind nicht in der Lage, auf Ihre geneigte Offerte zu reflektieren.“ Oder: „Wir sind mit diesem Artikel auf so lange Zeit hinaus versehen —“ oder „Ich muß Ihnen zu meinem größten Bedauern die Mittheilung machen, daß es mir nicht möglich ist, Ihre Wünsche auf Zahlung eines Betrages in diesem Monat zu erfüllen.“ Und diese bessere kaufmännische Gepflogenheit einer Antwort in jedem Falle sollten wir alle auch in unser Privatleben einführen.

Das Idealland pünktlichen schriftlichen Verkehrs ist England. Dort wird es als ein Zeichen von Unbildung angesehen, nicht zu antworten, und ein Mensch, welcher das thut, gilt als kein Gentleman. Der Engländer antwortet auf jeden, auch auf den fremdesten Bettelbrief. „Dear Sir“, „mein lieber Herr,“ beginnt er dann in seiner weltmännischen Höflichkeit, von welcher wir sehr viel lernen könnten, und daran schließt sich vielleicht mit einer Wendung des Bedauerns die Erklärung, daß er augenblicklich oder dauernd, aus Grundsatz oder anderen Ursachen, nicht in der Lage sei, zu helfen.

Nun kann einer zwar anführen, daß es auf die Art, wie eine Bitte abgewiesen werde, gar nicht ankomme, und der Flehende denkt vielleicht achselzuckend: Aus allem hör' ich nur das Nein! Thatsächlich ist dem aber doch nicht so. Der Schreiber einer Antwort, welche noch dazu mit „Mein lieber Herr“ anfängt, stellt sich auf dieselbe Stufe mit dem Bittenden und behandelt ihn schonend wie seinesgleichen. Außerdem wird dieser innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden belehrt, was er zu erwarten oder nicht zu erwarten hat. In Deutschland, wo man einen lästigen Brief — und unter diesen Begriff fallen alle Briefe, die von uns etwas haben wollen — meistens ärgerlich beiseite schiebt, um ihn erst nach Wochen, am häufigsten gar nicht zu beantworten, wird in dem seines Bescheides Harrenden ein Gefühl der Bitterkeit erzeugt, als halte man ihn auch nicht eines Wörtchens der Erwiderung werth. Wochenlang schwebt er zwischen Hoffnung und Pein und versäumt in dieser quälenden Ungewißheit vielleicht die Gelegenheit, sich auf andere Weise zu helfen.

Sehr häufig entspringt die Versäumniß der Antwort mangelnder Uebung. Das Schreiben ist vielen Leuten nicht recht geläufig, sie können die Sätze nicht glatt und leicht modeln, und der Brief, welcher eine Antwort erheischt, lastet dem Ungeübten monatelang auf dem Gewissen, ehe er sich dazu entschließt, einen reinen Bogen nebst einem Umschlag zu kaufen und mit der halb eingetrockneten Tinte, mit der rostigen Feder und den steifen Fingern die Antwort zu verfassen. Diese Leute machen oft lieber eine große und kostspielige Reise, um sich über etwas mündlich auszusprechen, was sich mittels einer einfachen Postkarte hätte erledigen lassen. Die Schwerfälligkeit im Schreiben bei dem Volke der Dichter und Denker wird wohl mit der Zeit noch ein wenig schwinden; im übrigen hat sie mit der Zahl der sogenannten „Analphabeten“, d. h. derjenigen, die Lesen und Schreiben gar nicht gelernt haben, nichts zu thun. Ein Engländer macht einmal die Bemerkung, daß es in Deutschland eine Menge Menschen giebt, welche Lesen und Schreiben gelernt, es aber im vorgerückten Alter aus Mangel an Uebung wieder verlernt haben, während ihnen in England eine Anzahl gegenübersteht, die niemals eine Schule besucht haben, als schrift- und lesensunkundig aufgewachsen sind, aber durch das Bedürfniß des Tages oder eigenen Wissenstrieb darauf hingedrängt wurden, die schwarze Kunst als reife Männer oder verheirathete Frauen zu lernen, und sie nun mit den regelrecht Geschulten um die Wette brauchen. Unter den Straßenbildern italienischer und spanischer Städte spielen die öffentlichen Schreiber, welchen der Bauer seine Klageschriften, das Mädchen seine Herzensgeheimnisse anvertraut, eine wichtige Rolle. Ich glaube, auch bei uns würde dieses Handwerk seinen Boden finden. Soll es ja da und dort noch vorkommen, daß die Mutter mit ihrem Sohne beim Militär nur durch die Hand des Schulmeisters verkehrt, der ihr gefällig die Begleitbriefe zu ihren nahrhaften Liebesgaben schreibt! Und die „Briefsteller“, welche für alle eintretenden Verhältnisse mit einem schön stilisierten Briefschema an die Hand gehen, erfreuen sich nicht bloß bei unsern Dragonern und Küchenfeen einer dauerhaften Achtung.

Seitdem der englische Postmeister Rowland Hill die Welt mit dem Gedanken des Pennyportos beschenkte, seitdem die Postkarten erfunden sind und neben den Staats- noch verschiedene Stadt-Postanstalten die Beförderung unserer Mittheilungen von einer Stelle zur andern für wenige Pfennige übernehmen, ist das Korrespondieren so billig geworden, daß die Höhe der Portokosten nie und nirgend mehr als Ausrede für eine Nichtbeantwortung dienen kann. In meiner Jugend, wo noch das dreistufige Porto von einem, zwei und drei Silbergroschen im Vaterlande bestand, wohlgemerkt zu einer Zeit, wo man einen Groschen mit größerer Herzbeklemmung ausgab als heutzutage eine Mark, da hatte die Ausrede noch einigermaßen Sinn. Heute geht sie so wenig mehr an wie die einst übliche, daß der Brief „verloren gegangen sei“. Bei der außerordentlichen Straffheit der postalischen Einrichtungen aller Kulturstaaten — Deutschlands an der Spitze — gehen so gut wie gar keine Briefe mehr verloren, es seien denn diejenigen, welche in den Taschen des Absenders oder des abholenden Boten liegen geblieben, und diejenigen, welche überhaupt gar nicht geschrieben worden sind.

Es ist also ausschließlich die alte Gewohnheit, richtiger der alte Schlendrian, welcher zu einer dieser Entschuldigungen greifen läßt. In Wirklichkeit ist es Trägheit oder, wie man sehr häufig aus dem Munde der Mächtigen dieser Erde, der Herren Redakteure, Theaterdirektoren und Räthe aller Art, hört: Ueberbürdung.

Ich lasse es wohl gelten, daß an solchen Stellen nicht alle Eingänge ihre sofortige Erledigung finden können. Aber zugegeben selbst, daß sich daran nichts ändern läßt, müßte der Einsender wenigstens darüber beruhigt werden, daß sein Schriftstück richtig eingegangen und nach dem Zeitpunkt seines Eintreffens ordnungsmäßig in die Reihe der ihrer Erledigung harrenden Angelegenheiten eingefügt worden ist, so daß also auch

Seeadler einen Hecht erbeutend.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

ihm sicher einmal der Tag der Entscheidung naht. Es haben einige große Blätter die sehr dankenswerthe Einrichtung getroffen, alle Zusendungen durch eine Zeile oder eine einfache gedruckte Postkarte den Absendern vorläufig zu bestätigen.

Eine ähnliche Einrichtung sollte jede öffentliche Anstalt, ja jeder Privatmann besitzen, welcher einen starken Briefverkehr unterhält und nicht in der Lage ist, wie etwa der größte Theil der Kaufleute, jeden der Eingänge am selben Tage zu erledigen. Was aber die Ueberbürdung anbetrifft, so bedaure ich jeden, der unter einem Zuviel von Arbeit seufzt, und gestehe gern, daß mich der Gedanke an wartende und auf Bescheid harrende Menschen in acht Tagen derartig nervös machen würde, daß ich mein Amt niederlegen müßte. Indes sehe ich nicht recht ein, wieso die Arbeit geringer werden soll, wenn man sie hinausschiebt. Ich glaube vielmehr, daß man nur durch tägliche Aufarbeitung des täglich sich zudrängenden Materials seiner Aufgabe leichter Herr zu werden vermag und daß, was man heute kurz und schnell erledigen könnte, nach Verfluß von Tagen und Wochen eines viel umständlicheren Apparates — und wäre es auch nur des Entschuldigungstheiles in der Antwort — bedarf.

„Bis dat, qui cito dat," das gilt auch in unserem Falle. „Wer schnell Antworten giebt, giebt doppelt," das möge sich nur jeder vergegenwärtigen, welcher Briefe zu erledigen und harrenden Menschen Bescheid zu ertheilen hat. Ich will es mir gar nicht als Verdienst anrechnen, daß ich, wenn es angeht, am nämlichen, ist dies nicht thunlich, am folgenden Tage, im äußersten Falle — und wenn ich die Nacht dazu nehmen muß — vor Ablauf der Woche antworte. Ist es mir ganz unmöglich, dann tritt die Frau für mich ein, obwohl sie den ziemlich ausgebreiteten Briefwechsel mit der Familie in strenger Pflichterfüllung fast allein auf dem Laufenden hält. Aber es soll niemand auch nur eine Stunde unnöthig warten; nur niemand in Ungewißheit lassen und überall klare Verhältnisse halten! Ich sollte meinen, hierzu müßte jeden schon sein Gewissen drängen. Der Geist des Schreibers eines Antwort erheischenden Briefes sucht mich im Schlafe auf und findet nicht eher Ruhe, als bis die Antwort zur Post gegeben ist.

Man versetze sich doch einmal in die Lage eines solchen Wartenden! Es ging ihm einst vortrefflich. Was er angriff, gedieh. Sein Fabrikgeschäft blühte. Er konnte sich den Luxus gönnen, ein schönes unvermögendes Mädchen zu heirathen. Eine Anzahl blühender Kinderchen vervollständigte sein Glück. Plötzlich wendet sich das Blatt unerwartet — ohne seine Schuld. Eine neue Erfindung verbilligt die Fabrikation. Er vermag sein Anwesen nicht so eilig auf das neue Verfahren umzubauen. Die Nebenbuhler rauben ihm die Kundschaft. Verlust folgt auf Verlust; zu Hause Sorge und Krankheit. Nach kummervollen Jahren kommt es zum Krache. Jetzt ist er drei Jahre außer Thätigkeit, ohne Verdienst, ohne Aussicht. Was er anfängt, mißlingt. Er bemüht sich um Vertretungen: er bekommt nur solche, die Arbeit, aber keinen Lohn bringen. Die leistungsfähigen Häuser schweigen sich beharrlich aus. Endlich ist der Seelenkampf bestanden: er will auf das Hochgefühl der Selbständigkeit verzichten — er will dienen. Wo eine Stellung ausgeschrieben wird, meldet er sich — und hundertmal bekommt er keine Antwort. Er steht am Ausgabeschalter des Anzeigeblattes, um die neu erscheinende Zeitung schnell zu durchfliegen. Er ist schon nicht mehr wählerisch, er würde nehmen, was sich findet. Die wenigen Groschen, welche er durch Verpfändung und Verkauf der letzten entbehrlichen Habe erlangen kann — wie nöthig man sie auch für Brot braucht — das Porto der Meldung muß in erster Linie bezahlt werden. Alles umsonst, nirgends ein Bescheid!

Jetzt strahlt eine Hoffnung. Eine Fabrik, ähnlich wie er sie früher betrieben hat, eine von denen, die seinen Ruin mit verschuldeten, sucht einen zweiten Direktor. Der erste ist, wie sich herausstellt, ein Schulfreund. Der hat zu bestimmen. Unser armer Freund hat von der freien Stelle unter der Hand gehört — hier wird endlich Licht werden. Er schreibt eine Eingabe auf schönstem Papier, mit schönster Schrift, in schönstem Stile, sachlich, aber rührend. Er legt Zeugnisse bei, von seinen Lehrjahren an, vom Militär, über seine Thätigkeit als junger Kaufmann, als einstiger Gemeindeältester seines Städtchens. Es sind das ja alles nur Förmlichkeiten — man kennt ja seine Vergangenheit. Er hat sich gewehrt wie ein Held. Er hat sich nicht so leicht dem feindlichen Geschick ergeben. Einen solchen Mann braucht man, einen Praktiker, der das Leben kennt, der sich die Hörner schon abgestoßen hat, keinen unerfahrenen Theoretiker.

Es vergeht eine Woche, es vergehen zwei, drei. Er fängt an, sich zu wundern. Die Meldung ging als Doppelbrief, er hätte ihn einschreiben lassen sollen. Ja richtig — er hatte eben nur 20 Pfennig im Besitz! Er wird unruhig. Nach vier Wochen bestätigt er seinen Brief — er ist doch hoffentlich richtig an seine Adresse gelangt? Wiederum eine Woche — ohne Antwort! Es sind ja auch seine Originalzeugnisse beigefügt gewesen. Er hatte keine Abschrift genommen, das Papier fehlte. Er schreibt ein drittes Mal — ein vierter Brief wird eingeschrieben. Kleinmuth ergreift ihn, die Noth macht sich immer rückhaltloser geltend. Er vertröstet die Seinigen von Tag zu Tag — die Leute müssen ja antworten, sie müssen ihm doch seine Zeugnisse zurücksenden, den schwarz auf weiß bestätigten guten Leumund, das Einzige, was er noch besitzt! — Seinen Worten hört man an, daß er selbst nicht mehr recht daran glaubt, und der Hauswirth, den er mit der sicheren Aussicht schon über Gebühr hingehalten hat, läßt etwas von falschen Vorspiegelungen fallen. Morgen läuft die letzte Frist ab. Und übermorgen — wird vielleicht das Dekret der Anstellung, welche ihm der schreibunlustige Schulfreund verschafft hat, der verzweifelnden Frau eines Geisteskranken ausgeliefert. Eine einzige Postkarte zur Zeit — drei Worte der Entschuldigung, des Trostes, der Ermuthigung — und eine tüchtige Kraft, ein glückliches Familienleben war gerettet.

Eine Art Briefe wird, wie ich höre — denn ich selbst habe weder solche geschrieben noch empfangen — grundsätzlich nicht beantwortet — gewisse „billets doux". Der Heldentenor blickt mit einem milden Lächeln von Selbstbefriedigung auf den Regenbogen vielfarbiger Briefchen, die ihm nach der heldenmüthigsten Erklimmung des hohen C der Postbote ins Haus bringt. Sie zeugen von einer hingerissenen Stimmung und ihr Parfüm spricht von dem schwärmerischen Augenaufschlag ihrer niedlichen Schreiberinnen. Oder ein Backfischchen von fünfzehn Jahren, mit kurzgeschnittenem Haare, schreitet die Notenmappe vor sich, durch das Gewühl der Straße heim. Sie trägt ihr allerliebstes Näschen hoch, als wäre sie weit erhaben über das allgemeine Treiben um sie her, und ihre blauen Augen sehen gerade vor sich hin, als ob sie die Gymnasiasten nicht bemerkte, die mit den dicken Büchern unterm Arme mit entzücktem Gesichtsausdruck an ihr vorüberschreiten. Aber zu Hause findet sie ein zierliches Briefchen, welches ihr jemand unbemerkt zwischen die Noten geschoben hat. Auf ihrem Gesichtchen kämpft Aerger, Selbstbefriedigung und Schrecken. Wird er seine Drohung wahr machen? Wird er wirklich zur Pistole greifen, wenn sie wieder ohne Gruß an ihm vorübergeht? Das wäre doch jammerschade um den netten Menschen! In ihrer tiefsinnigen Betrachtung hat sie die Mutter nicht bemerkt, die ins Zimmer getreten ist und mit Falkenblick die verbotene Frucht in der Hand des Töchterchens entdeckt hat. Mit dem vernichtenden Richterspruch: „Dummes Gänschen, wirst Du wohl die Kindereien bleiben lassen!" wandert das Erzeugniß siebzehnjähriger Verliebtheit und Schriftstellerkunst in den Ofen.

Und noch eine Sorte Briefe bleibt oft unbeantwortet — die der Autographensammler. Manche Berühmtheiten halten sie für eine Landplage, die gleich nach den ägyptischen Heuschrecken kommt. Die Sitte steht ja wohl auf einer Linie mit dem Postmarkensammeln. Nicht eine besondere Hinneigung zu dem Dichter, dem Künstler veranlaßt das Gesuch, sondern der Wunsch, den eigenen Besitz an Selbstschriften zu vervollständigen oder Tauschmittel in die Hand zu bekommen. Im ganzen aber fühlt sich doch vielleicht jeder ein bißchen durch solches Ansinnen geschmeichelt, und wer damit groß thut, daß er vor Autographenschreiben zu keinen anderen Arbeiten komme, der steht bei mir in dem Verdacht, daß sich noch nie ein derartiges Gesuch an ihn herangedrängt hat.

Das ganze Leben — es scheint mir im gewissen Sinne ein Frage- und Antwortspiel zu sein, und wenn auch nach dem alten Worte „ein Narr mehr fragt, als zehn Weise beantworten können," so entschuldige ich doch keinen, der jemand auf die Erledigung seines Briefes auch nur eine Stunde ohne Noth harren läßt.

Die Wasserversorgung der Städte.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Friedrich Dornblüth.

Die genaue Beobachtung der Choleraepidemie, welche Hamburg in wirklich erschreckender Weise heimgesucht und von dort nach den verschiedensten Richtungen ihre Sendboten ausgeschickt hat, lehrt uns vielerlei, was für die Erkenntniß und für die künftige Verhütung der Seuche außerordentlich wichtig ist. Für die genauen Kenner mag nicht allzuviel Neues dabei herausgekommen sein. In mancher Beziehung aber sind die Anschauungen gefestigt, die Beweise für den Zusammenhang der Erscheinungen zahlreicher und klarer geworden; und endlich ist die Seuche mit solcher Gewalt aufgetreten, daß dadurch sicher nicht wenig Gedankenarme und Thatenträge aufgerüttelt worden sind, selbst mit Hand anzulegen an die Vertheidigungswerke der Zukunft oder wenigstens deren Errichtung nicht länger durch passiven oder aktiven Widerstand zu hemmen.

Die Hamburger Epidemie zeigt durch ihr explosionsartiges Auftreten, daß eine sehr schnell und in großer Ausdehnung wirkende Ursache ihr zu Grunde gelegen haben muß. Das längst als ganz außergewöhnlich schlecht bekannte Leitungswasser, das den größten Theil der Stadt versorgt und in dessen Gebiet die Krankheit fast ausschließlich gewüthet hat, setzt die Thatsache der Schädlichkeit dieses Wassers außer allen Zweifel; um so mehr als zahlreiche frühere örtliche Epidemien der Cholera und des Unterleibstyphus sich ebenfalls an bestimmte Wasserversorgungsanstalten angeschlossen oder um gewisse Brunnen oder andere Gewässer gruppiert haben.

Der Umstand, daß solche Epidemien oft ganz plötzlich nachließen, nachdem das verdächtige Wasser vom Gebrauche ausgeschlossen war, und noch mehr die Erfahrung, daß spätere Seuchenzüge an solchen Orten vorübergingen, die sich inzwischen mit besserem Wasser versehen hatten, mag nicht immer als entscheidender Beweis angesehen werden, da oft gleichzeitig andere gesundheitliche Verbesserungen, wie z. B. bessere Entwässerung und Reinigung, ausgeführt worden waren. Auch der trotz seiner großen Schwierigkeit mehrfach erbrachte Beweis der Anwesenheit von Kochschen Kommabacillen, die als unmittelbare Ursache der Cholera, oder von Typhusbacillen, die als Ursache des Unterleibstyphus nicht angezweifelt werden können, in den angeschuldigten Wassern mochte noch für ungenügend gehalten werden, da für die Ortsepidemien auch noch andere Ursachen, besonders die unreine Beschaffenheit des Untergrundes, wirksam sind. Aber bei der Elbe und ihren Nebenflüssen konnte doch von einer Verseuchung des Untergrundes nicht die Rede sein! Wenn demnach die Cholera unter den Elbschiffern so besonders mörderisch gewüthet hat, während zugleich in dem Wasser, auf dem ihre Schiffe schwammen, das sie täglich für alle möglichen Bedürfnisse benutzten, Cholerabacillen nachgewiesen wurden, so kann über den Zusammenhang zwischen diesem Wasser und der Krankheit ein Zweifel nicht mehr bestehen.

Die Kommabacillen müssen aber trotz Pettenkofers neuestem Versuch als nächste und eigentliche Ursache der Cholera angesehen werden. Denn wenn dieser berühmte und mit Recht verehrte „Vater der Hygieine“ infolge seines heldenmüthigen Bacillentrunks nur eine Choleradiarrhoe bekommen hat, so ist damit nur die Thatsache wiederholt, daß während jeder Choleraepidemie neben und zwischen den echten Cholerafällen und unter denselben Umständen und Lebensverhältnissen viele Leute nur an Choleradurchfall leiden, aber trotzdem ihrerseits die Cholera verschleppen können. Mag immerhin neben den Kochschen Bacillen noch eine andere Schädlichkeit einwirken müssen, um einen vollen Choleraanfall hervorzurufen, oder mag eine gewisse Widerstandskraft mehr oder weniger schützen, wobei namentlich auch die alte Erfahrung in Betracht kommt, daß Menschen höchst selten, während einer und derselben Epidemie fast niemals, wiederholt von der Cholera befallen werden — ohne Kommabacillen ist doch noch niemals ein Choleraanfall entstanden.

In Hamburg liegt die Sache vollständig klar: einerlei, wie der Cholerakeim zuerst hineingekommen sein mag, mit den Ausleerungen der Kranken mußte er auf dem Wege der allgemeinen Haus- und Abortsentwässerung in die Siele, weiterhin in die Elbe und von dort durch die Fluthwelle in die Sammelbecken der Wasserleitung gelangen.

Diese Sammelbecken, die fälschlich als „Klär“becken bezeichnet werden, da sie doch nur ganz besonders schmutzige Teiche darstellen, gewähren nach den Urtheilen unbefangener Besichtiger die besten Vermehrungsstätten für Zersetzungserzeugnisse organischen Ursprungs, unter denen bei der damals herrschenden großen Hitze auch die Kommabacillen die beste Gelegenheit zur Entwicklung und Vermehrung finden mußten. Aus ihnen wird das Wasser ohne irgend welche Reinigung in die Häuser gepumpt, wo die Bacillen in den Wasserkästen der Hausleitungen nochmals die günstigste Gelegenheit für ihre ungezählte Vermehrung fanden. Es ist genau so, wie ein offenbar höchst sachverständiger englischer Arzt als Berichterstatter der Londoner „Times“ schrieb: „Die Hamburger lassen ihren Unrath unten aus den Häusern heraus, um ihn vermittelst der Wasserleitung oben wieder hineinzupumpen.“

Die schlechte Beschaffenheit des Hamburger Leitungswassers war seit langer Zeit allgemein bekannt und die von dorther drohenden Gefahren sind von Aerzten und Hygieinikern oft und eindringlich gekennzeichnet worden. Auch an thatsächlichen Warnungen hat es nicht gefehlt; denn die Stadt hat von 1831 bis 1873 nicht weniger als vierzehn große Choleraepidemien zu überstehen gehabt! Unter dem Eindruck der letzten wurde die Verbesserung der Wasserversorgung durch große Sandfilter ernstlich geplant — die Ausführung verzögerte sich aber von Jahr zu Jahr, und je weiter die letzte Epidemie in der Zeit und im Gedächtniß der Menschen zurücktrat, desto säumiger scheint das Werk betrieben worden zu sein. Jetzt ist die Cholera wiedergekommen und hat gezeigt, was sie kann. Das Unglück ist hereingebrochen, und schwer lastet die Verantwortung auf denjenigen, welche die Versäumniß verschuldet haben! Möge aber nicht in Hamburg allein die Mahnung beherzigt werden, sondern überall, denn es giebt noch gar viele schwerhörige und säumige Ortsverwaltungen innerhalb und außerhalb Deutschlands, denen es an der Einsicht oder an dem guten Willen fehlt, vorhandene Schäden zu bessern und kräftige Vertheidigungswerke gegen den lauernden und heimlich eindringenden Feind aufzuführen! Nicht um Cholera allein handelt es sich dabei, sondern auch um Unterleibstyphus und andere Krankheiten, die wir bei uns dulden und wohl gar großziehen.

Wie aus schlechtem Wasser gutes zu gewinnen ist, hat jetzt eben Altona der ganzen Welt gezeigt. Auch diese Stadt bezieht ihr Trink- und Nutzwasser aus der Elbe, und zwar nahe unterhalb Hamburgs, wo sie mit den gesammten Sielwässern dieser Stadt und allem Schmutzabfall ihres Hafens beladen ist. Zwar wird das Elbwasser vor der Schöpfstelle durch den mächtigen Strom der Süderelbe verdünnt, indessen das Wasser und der Ufersaum zeigen deutlich genug, daß es nichts weniger als rein ist. Aus den Altonaer Wasserwerken aber, wo es durch Sandfilter gegangen ist, fließt es völlig klar, geruchlos und für die sorgfältigste chemische und bakterioskopische Prüfung einwandfrei ab. Um den Beweis voll zu machen, so ist Altona, trotz des ungeheuren Verkehrs mit der Nachbarstadt Hamburg, insofern cholerafrei geblieben, als dort aus den von Hamburg eingeschleppten Cholerafällen keine eigentliche Epidemie entstanden ist.

Eine große Anzahl von anderen Städten hat ebenfalls durch Zuleitung guten Wassers, das entweder aus Gebirgsquellen oder aus dem Grundwasser eines reinen Bodens oder durch Filterwerke gewonnen war, die Gesundheitsverhältnisse unter ihren Bewohnern wesentlich gebessert, was sich theils durch die Verminderung der allgemeinen Sterblichkeit, theils durch das Fernbleiben gewisser Epidemien, die früher ständig geherrscht oder von Zeit zu Zeit ihre verderblichen Besuche gemacht hatten, kund gegeben hat.

Vor diesen künstlichen Zuleitungen hatte das Wasser von Seen, offenen Flußläufen oder innerhalb der Ortschaften gelegenen Brunnen den Bedarf mehr oder weniger reichlich und befriedigend decken müssen; allmählich aber wurde einerseits

Paulus
Nach einem Gemäl

Athen.

Von F. Laporta.

Digitized by Google

die Wassermenge ungenügend, andererseits die Wasserbeschaffenheit mehr oder weniger schlecht und gesundheitsfeindlich. Bäche und Flüsse waren mit dem Wachsthum der Städte und der Zunahme von Industrien, die ihre Abfälle und Abwässer denselben übergaben, mehr und mehr Verunreinigungen ausgesetzt, die ihr Wasser ungenießbar und zu anderen Zwecken unbrauchbar machten oder auch geradezu Krankheiten übertrugen; die Brunnen aber genügten immer weniger an Wassermenge und zeigten meistens ebenfalls eine zunehmende Verschlechterung. Die gewöhnlichen „Flach"- oder „Kesselbrunnen" liefern ja bekanntlich in der Regel nicht reines, aus tieferen Erdschichten kommendes Quell- oder Grundwasser, sondern nur solches, das aus oberflächlichen, den mannigfaltigsten Verunreinigungen ausgesetzten Erdschichten stammt, oft auch unmittelbar durch Schmutzwasser von Straßen, Höfen, Dungstätten u. dergl. m. verdorben wird. Beweise dafür liefert die Beschaffenheit dieses Wassers. Mit den Zeiten wechselnd, enthält es mehr oder weniger organische Zerfallstoffe nebst deren Enderzeugnissen und kleinste Lebewesen pflanzlicher und thierischer Natur, die von den Zerfallstoffen sich nähren; ein stinkender Schlamm sammelt sich auf dem Grunde der Brunnen und muß von Zeit zu Zeit herausgeschöpft werden, damit das Wasser wieder brauchbar werde. Bei Häuserbauten, Straßenpflasterungen, beim Legen von Rohrleitungen ꝛc. kann man sich ja oft genug durch Auge und Nase von dem bösen Zustande dieses Untergrundes überzeugen, dessen Auslaugungen — mit dem hygieinischen Ausdruck „Stadtlauge" genannt — wir als Pumpenwasser schöpfen.

Auf den Dörfern steht es trotz der weitläufigeren Bauart damit oft noch schlimmer als in den Städten, weil viel mehr Düngerjauche oberflächlich oder von den Seiten her, durch Spalten oder mit dem Grundwasser in die Brunnen eindringen kann. Nicht selten hört man Dorfbewohner ihre Verwunderung darüber äußern, daß sie in der trockenen Zeit des Spätsommers und Vorherbstes so viel von Durchfällen, gastrischen Krankheiten und Unterleibstyphus zu leiden hätten; sie schieben dann meist die Schuld auf den reichlichen Obstgenuß. Aber die Sache erklärt sich sehr einfach dadurch, daß die guten Leute in Regenzeiten stark verdünnte, in trockenen Tagen schwach verdünnte Jauche zu trinken pflegen.

Die Brunnen können gegen solche Verunreinigungen dadurch geschützt werden, daß man sie bis in reines Erdreich einsenkt und ihre Seitenwände durch eine dichte Bauart gegen seitliches Eindringen von Wasser schützt; auch eiserne Röhrenbrunnen, tief genug gebohrt, entsprechen ihrem Zwecke, geben aber nur dann ausreichendes Wasser, wenn sie zufällig eine Wasserader treffen oder in eine stärkere Wasseransammlung auf undurchlässiger Schicht gelangen.

Das Bedürfniß kleiner Ortschaften kann auf solche Art unter günstigen Umständen wohl gedeckt werden; für größere Orte aber werden reichere Wasserzuflüsse verlangt, die man in Berücksichtigung der gewöhnlichen Gewerbe, sowie der allgemeinen Reinlichkeits- und Badebedürfnisse auf täglich 150 Liter für den Kopf der Bevölkerung schätzt. Glücklich die Städte, denen ein nahes Gebirge durch fließende Quellen oder durch Grundwasserströme, die von Berg zu Thal ziehen, reichlich reines Wasser liefert! Die größere Anzahl ihrer Schwestern, besonders in den Ebenen, ist darauf angewiesen, ihren Bedarf aus Flüssen oder Seen zu entnehmen, die vor Verunreinigungen nicht geschützt sind, und muß deshalb für Reinigung des Wassers sorgen, bevor es durch Leitungsröhren in die Häuser vertheilt wird. Auch muß der *ganze* Wasserbedarf gereinigt werden, weil doppelte Leitungen für Nutz- und Trinkwasser die Sache sehr vertheuern würden, und hauptsächlich, weil auch das Nutzwasser beim Waschen und Geschirrspülen, beim Reinigen der Wohnungen und bei manchen andern Gelegenheiten uns gefährliche Krankheitskeime zuführen kann. Es ist nichts Seltenes, daß aus einer Milchwirthschaft, wo zur Reinigung der Milchgefäße, vielleicht auch zur Verdünnung der Milch ein mit Typhusabgängen verunreinigtes Wasser gebraucht wurde, Typhus unter den Kunden sich verbreitete, und so gut Wäscherinnen durch Waschen von Cholerazeug erkranken, ebenso gut können auch Eßgeschirre, Milch und andere Speisen zu Trägern der Cholerakeime werden.

Endlich ist die Wasserreinigung auch deshalb an einem Orte *vollständig* durchzuführen, weil es niemals gelingen dürfte, das Nutzwasser überall vom Genuß auszuschließen, und weil Hausfilter verhältnißmäßig theuer sind und durch ihre bald eintretende Verunreinigung nicht nur unwirksam, sondern als Bakterienzuchtanstalten geradezu gefährlich werden, wenn sie nicht sorgfältig überwacht und oft gereinigt werden.

Sandfilter von der Art, wie sie in neuerer Zeit bei fast allen städtischen Wasserversorgungsanstalten eingerichtet sind, liefern im allgemeinen ein befriedigendes und für die Gesundheit der Abnehmer nicht nachtheiliges Wasser. Aber ihre Leistungen sind nicht unbegrenzt: krankmachende Bakterien können vermöge ihrer Kleinheit, theilweise vielleicht auch wegen ihrer Bewegungsfähigkeit durch die Filterschichten gelangen, jenseit derselben sogar sich vermehren, wie von gewöhnlichen Wasserbakterien immer eine ganze Menge durch die Filter geht und in deren unteren Schichten sich vermehrt. Je weniger Bakterien in dem zu filtrierenden Wasser vorhanden sind, desto geringer ist die Gefahr, daß solche hindurchdringen. Deshalb ist von vornherein überall nur möglichst reines und wenigstens vor Vermischung mit Fäkalien möglichst geschütztes Wasser zu Leitungszwecken zu verwenden.

Indessen darf diese Aufforderung nicht zu streng aufgestellt werden. Denn im Fluß- und Seewasser vollzieht sich durch Ablagern auf den Boden, durch die Thätigkeit vieler kleinster und größerer Wasserbewohner, Pflanzen und Thiere, durch den im Wasser aufgelösten, der Luft entnommenen Sauerstoff und endlich durch das Sonnenlicht eine Zerstörung toter und lebendiger Verunreinigungen, ein Vorgang, den man als „Selbstreinigung" der Flüsse bezeichnet. So kommt es, daß Flüsse, welche sämmtliche Abwässer und Kloaken von Städten aufgenommen haben, in einiger Entfernung unterhalb derselben nichts mehr davon erkennen lassen. In kleinen Klärbecken dagegen, in denen die unreinen Stoffe sich absetzen sollen, kann sogar eine reiche Sumpfflora und -fauna erwachsen und eine unermeßliche Vermehrung ihrer Bakterien unschuldiger wie gefährlicher Art eintreten.

Es ist, wie gesagt, natürlich dafür Sorge zu tragen, daß nicht in der *Nähe* der Schöpfstelle menschliche Ausleerungen in das Wasser gelangen. Ferner müssen die Filter langsam durchströmt werden, damit schädliche Bakterien nicht mechanisch mitgerissen werden, und zwar hat die aus Anlaß der Cholera im Reichsamt des Innern eingesetzte Fachkommission eine Filtrationsgeschwindigkeit (Stromgeschwindigkeit im Filter) von hundert Millimetern in der Stunde als nicht zu überschreitend bezeichnet. Endlich müssen die Sandfilter häufig gereinigt, dann aber nicht eher wieder in Gebrauch genommen werden, als bis auf ihrer Oberfläche sich wieder der Algenfilz gebildet hat, der die Bakterien und ähnliche Wasserbewohner zurückhält.

Um nach allen diesen Richtungen hin die Reinigungsfähigkeit der Filter stets genau beurtheilen zu können, ist eine häufige, unter gefahrdrohenden Umständen eine tägliche Ueberwachung durch bakteriologische Untersuchungen nothwendig. Erscheinen in dem filtrierten Wasser plötzlich größere Mengen oder ungewöhnliche Arten von Bakterien, so ist das Wasser vom Verbrauch auszuschließen und während dessen durch Benutzung eines anderen Filters Abhilfe zu schaffen. Aus diesem Grunde und schon um die gewöhnliche Reinigung ohne Betriebsstörung zu ermöglichen, sind immer mindestens zwei Filter von reichlicher Größe nothwendig.

Die Versorgung der Städte mit tadellosem Wasser kostet freilich Geld, oft recht viel Geld, aber man hält damit nicht nur Krankheiten fern, die neben Geld noch viel Trauer und Leid kosten, durch reichliches und gutes Wasser wird auch allein die Reinlichkeit in Haus und Hof, an Leibern und Kleidern möglich, welche die Gesundheit kräftigt und fördert, die Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust steigert, die ganze Freude am Dasein erhöht. Und noch immer gilt das Wort des alten griechischen Dichters: „*Wasser aber ist das Beste!*"

Stropp der Hund.

Nachdruck verboten.
Das Recht der Übersetzung vorbehalten.

Erzählung von Ernst Lenbach.

Mit Zeichnungen von C. Reichert.

Stropp der Hund saß unter der Hecke am Wege, fest auf die kräftigen krummen Vorderbeine gestemmt, und dachte nach. Ueber ihm blühte und duftete der Flieder, der grüne Wegsaum war mit lieblichen blauen, weißrothen und goldenen Blumen überstät. Die Buchfinken, diese leichtsinnigen Junggesellen, flatterten von Baum zu Baum und überboten einander in höchst bedenklichen Einladungen an die Jungfrauen ihres Volkes: „Zi — Zi — Zillichen, wellste met en't Wibshus gohn?“. Oben im Wipfel der Kastanie, entfernt vom Gewühle der Welt, wie es der Künstlerin ziemt, saß die Drossel und übte ihre große Frühlingsarie. Aber all dies rührte Stropp den Hund heute nicht. Kaum daß er dann und wann die runden Augen und das Krokodilmaul zugleich weit aufriß und mit einer hastigen Kopfbewegung nach irgend einem vorwitzigen Brummer schnappte, der es gewagt hatte, seine ernsten Betrachtungen mit einem leichtfertigen Liebesliedchen zu stören.

Von drinnen, aus dem kleinen weißen Häuschen, erklang das Klirren von Tellern und Gläsern, dazwischen langsames, ernstes Sprechen von zwei schon etwas altersschwachen Menschenstimmen. Ab und zu hörte Stropp der Hund seinen eigenen Namen heraus, gar nicht mit jener aufmunternden oder liebkosenden Betonung, wie er ihn sonst zu hören gewohnt war. Alsdann wechselte er unmuthig das Stützbein, legte den langen spitzschnauzigen Kopf mit den zierlich gefransten Schlappohren auf die andere Seite und stieß einen tiefen Seufzer durch die Nase aus. Und jetzt hörte er wieder jenes häßliche Menschenwort, welches für ihn einen so traurigen Klang hatte: „abschaffen“.

Es war klar, daß dieses Wort etwas überaus Unangenehmes bedeuten mußte, unangenehm für Mensch und Thier. In verschiedenen Betonungen hatte es Stropp der Hund bei seinem früheren Herrn kennengelernt. Nach besonders schweren Vergehen bekam er es zu hören, begleitet von einer sehr ausdrucksvollen Handbewegung des Herrn: „Stropp, wenn du das noch einmal thust, so werde ich dich abschaffen!“ Und in den letzten Tagen ihres Beisammenseins, wie traurig hatte es da geklungen, wenn der Herr, auf dem gepackten Koffer sitzend, ihm unter sanftem Streicheln sagte: „Ja, armer Stropp, krummbeiniges Raubthier“ — oder „Fettwanst“ oder „gefräßiger Dackel“ oder wie sonst die zahlreichen Ehrennamen Stropps hießen — „ich muß dich jetzt abschaffen!“ Und dann hatte ihn der Herr eines Tages hierher gebracht zu den beiden alten Leutchen; er hatte ihm noch eine schöne Rede gehalten, die mit den Worten schloß: „Und wenn du walzenförmiger Strolch hier nicht gut thust, dann soll dir die Frau Schmitz dein rechtes Schlapprohr abschneiden und kunstvoll braten!“ Dann war er gegangen, und Stropp hatte ihn nie wieder gesehen, den guten Doktor, der ihn von klein auf erzogen, frei nach Rousseaus „Emil“, ihn zur Perle der Redaktionshunde und zum Kenner jeglicher Sorte von Wurstschalen ausgebildet hatte. Und mit ihm hatte Stropp neben allem andern auch den Einzigen verloren, der über sämmtliche dunkle Stellen in Stropps Stammbaum hinwegsah und ihn hartnäckig für einen Vollblut Dackel erklärte. O, es war hart! Lange Zeit brauchte das „gefräßige Ungeheuer“, die „wandelnde Tierseife“, der „krummbeinige Don Juan“, bis er es verschmerzte, diese und andere mehr oder minder sinnvolle Bezeichnungen nicht mehr von redaktioneller Seite zu vernehmen. Aber die Zeit lindert alles, und im übrigen hatte Stropp der Hund es auch hier ganz gut gefunden. Eine Milchwirthschaft ist immer ein angenehmer Aufenthalt für einen häuslich denkenden Hund, der sich noch den Sinn für einfache und gesunde Nahrung bewahrt hat. Die neue Herrschaft behandelte ihn vortrefflich und hatte den schönen Vorzug, daß sie bedeutend weniger flink als Stropp war, was in Augenblicken des getrübten Einvernehmens zwischen beiden Parteien große Vortheile für Stropps körperliche Sicherheit bot. Die Lage des Häuschens war entschieden schöner als das etwas gar zu verräucherte Redaktionszimmer drunten in der Universitätsstadt. Es ließ sich herrlich traben und spielen auf der großen grünen Bergwiese, bis hinauf zu der Wallfahrtskirche und abwärts bis zur Landstraße. Der Maulkorbzwang reichte nicht hinauf in die freien Bergeslüfte, und die Wallfahrer und Spaziergänger aus der Stadt waren immerhin oft genug von Hunden begleitet, um Stropps gesellige Vorzüge, namentlich im Verkehr mit Damen, nicht ganz einschlafen zu lassen. Und dann im Winter, wie herrlich war es, die Bauernknaben auf ihren Stoßschlitten den glatt gefrorenen Weg hinabsausen zu sehen, sie blitzenden Auges zu erwarten und dann mit fröhlichem Gebell hinterherzujagen, wobei sich eines von Stropps Ohren umklappte und seinem Kopfe etwas von dem kecken Aussehen eines Husarenzopfes gab! Ja, er hatte sich recht eingewöhnt — und nun klang seit einigen Tagen wieder dieses häßliche „abschaffen“ in unverkennbarer Verbindung mit seinem Namen um ihn her und zwang seine Hundeseele, unholden Erinnerungen nachzugehen, eben jetzt, wo Frühlingsgefühle auch seine weißgelockte Brust dehnen und seinem Gemüth einen höheren Schwung geben wollten!

Es war sehr ärgerlich. Auf alle Fälle hieß es jetzt, Augen und Ohren offen halten und sich allgemein von der besten Seite zeigen, um die Menschen, die nun leider einmal das Schicksal der Hunde stimmen und abschneiden, in möglichst guter Stimmung zu halten.

Während Stropp der Hund solchen ernsten Erwägungen nachhing, klang von unten den Weg herauf eintöniges Stimmengemurmel, erst leise und nun immer näher und lauter. Ein Trupp Wallfahrer zog zur Kirche hinauf, die Männer mit ungeheueren baumwollenen Regenschirmen und rothkattunenen Vorrathsbündeln, die Weiber mit Rosenkränzen und Gebetbüchern. Das waren Landleute, da fiel für Stropp jedenfalls nichts ab als höchstens ein Stoß mit dem Regenschirm. So stand er denn auf und wackelte nach mehrmaligem Dehnen und Gähnen ins Haus hinein, wo er in dem kleinen halb offenen Wirthszimmerchen das äußerste Ende einer blaulgeschmierten Bank mit Beschlag belegte und wehmüthig den Duft von frischer Milch einsog.

Nicht lange nach ihm betrat eine unvergleichlich schönere Erscheinung das Zimmer, ein überaus hübsches junges Mädchen in feiner Stadtkleidung. Sie setzte sich auf einen der einfachen Holzstühle und beteiligte bei der freundlichen grauhaarigen Frau Schmitz ein Glas Milch, worauf sich zwischen beiden das übliche Wettergespräch entspann. Dazu summten einige Fliegen, die Wanduhr tickackte, und draußen zog langsam entschwindend das Gemurmel der Betenden vorüber.

Ein zweiter Gast erschien, diesmal ein Herr, und zwar ein noch junger Herr, ebenfalls in Stadtkleidung, mit einer Brille auf der Nase. Freundlich wie ein guter Bekannter begrüßte er die Wirthin, mit einer höflichen gemessenen Verbeugung die junge Dame, dann setzte er sich in ziemlicher Entfernung von dieser nieder und begann gleichfalls sich der Milchkur zu befleißigen. Stropp der Hund hatte ihn als halben Stammgast behandelt, das heißt, er hatte beim Eintritt des Herrn vier bis fünfmal mit dem Schweif auf die Bank geklopft und war dafür mit einem Streicheln und einem „Na, alter Kerl?!“ belohnt worden. So weit versprach die Entwicklung der Dinge alltäglich zu bleiben.

Nun aber verließ Frau Schmitz das Zimmer, um nach ihren Hühnern zu sehen, und damit begannen die Verhältnisse einen spannenderen Charakter anzunehmen. Nämlich der junge Mann stand plötzlich auf, näherte sich nach einem vorsichtigen Rundblick mit bemerkenswerther Hast der jungen Dame, und im nächsten Augenblick sah Stropp der Hund, wie der Herr die Dame im Arme hielt und ungemein lebhaft küßte. Dazwischen redeten sie allerlei Worte, welche Stropp noch gar nicht in seinem Lexikon der Menschensprache besaß.

Stropp überlegte den Fall, während er als Mann von Welt sich den Anschein gab, völlig uninteressirt zu bleiben. Böses wollte der Herr dem Mädchen anscheinend nicht thun, auch schien

ſie ja ganz zufrieden mit dem, was er that. Ueberdies kannte ihn Stropp bereits als einen netten freundlichen Menſchen, der ſeinen Fuß beim Vorüberwandeln auf die Straße und nicht auf harmloſe Hundeſchwänze ſetzte und dem es auf ein Stückchen Zucker nicht ankam. Und endlich erinnerte ſich Stropp, auch ſeinen früheren Herrn ſchon einmal in ähnlicher Situation mit einem Mädchen geſehen zu haben, wonach ſich derſelbe auffällig luſtig und freigebig gegen das „krummbeinige Wurm“ benommen hatte. Alſo abwarten und diskret ſein!

„Wie lieb von Dir, Ulla, daß Du ſo pünktlich biſt!“ ſagte der Herr unter anderem.

„Ach ich — ich hab' ja Zeit genug,“ erwiderte das Mädchen, „ich muß Dir danken, daß Du ſo pünktlich den weiten Weg herkommſt, wo Du doch ſo viel in Deinem Muſeum zu thun haſt, Du armer lieber Karl!“

„Und Du biſt ſicher, daß der Onkel nichts merkt?“

„Wie ſollte er? Ich bin einfach ſpazieren gegangen . . .“

„Natürlich, und da hab' ich Dich einfach hier gefunden, Du ſüßer Frühlingsſtrahl, Du!“

Stropp der Hund bemerkte, daß dieſe Reden keineswegs dicht aufeinander folgten. Vielmehr waren ſie ſtets unterbrochen von allerlei merkwürdigen, anſcheinend nicht unfreundlichen Gebärden und Handlungen. „Ungefähr wie draußen die Blumen zwiſchen dem grünen Klee ſtehen,“ dachte Stropp, der allmählich in eine poetiſche Stimmung gerathen war.

„Und Du willſt jetzt öfters hierher kommen, Ulla? Gelt, Du thuſt es?“

„Ich wollte ja gern, aber ſieh, Karl, nun kommen immer mehr Leute hierher . . .“

„Liebſter Schatz, wir brauchen uns ja nicht hier zu treffen, dort hinten am Berge liegt der ſchöne ſtille Buſch —“

„Und wenn uns einer von den Studenten ſieht, die dort nach der Dorfſchenke durchziehen — wenn der Onkel —“

„Ach, dieſer Onkel!“

Nach einer kleinen Weile begann das Mädchen etwas zaghaft, indes ſie liebkoſend mit den Fingern ſeiner Rechten ſpielte:

„Sag' 'mal, Karl — aber bitte, ſei mir nicht böſe — willſt Du gewiß nicht böſe ſein?“

„Ulla, ich Dir böſe!“

Es dauert immer länger, bis ſie wieder zum Reden kommen, dachte Stropp der Hund.

„Sieh', Karl, könnteſt Du denn in Eurem wiſſenſchaftlichen Streite dem Onkel nicht ein wenig entgegenkommen — er iſt ſo eigen — ach, nun biſt Du doch böſe!“

„Nein, Schatz, nicht böſe. Du willſt ja nur mein Glück. Aber was Du da ſagſt, das geht nicht. Jene Frage geht nur die Wiſſenſchaft an, da darf die Liebe nicht entſcheiden wollen, und wider mein Gewiſſen kann ich nicht zugeben, daß die Flaſche antik iſt. Mein Gott, wie kann aber auch Dein Onkel ſo etwas ſo perſönlich faſſen —“

„Ach, Karl, Du weißt nicht, wie eigen er iſt. Und doch wieder ſo gut.“

„Und hat eine ſo gute Nichte, und die wird ihn zuletzt doch noch erweichen! Wir müſſen's abwarten, Liebchen. . . Still, man kommt. Alſo nächſtens — in acht Tagen — drüben am Berge den ſchmalen Weg —“

„Ja, ja, Karl — aber laß, man kommt!“

In der That, „man“ kam, nämlich Frau Schmitz mit ſechs friſchen Hühnereiern und einer ſehr ſcharfen Bemerkung für Stropp, welchen ſie beſchuldigte, zwei weitere Eier ausgetrunken zu haben. Das freundliche Dazwiſchentreten der beiden Gäſte verhinderte eine fühlbarere Strafe für den vierbeinigen Eiertrinker. Bald darauf erhob ſich die junge Dame, um ihren Spaziergang fortzuſetzen. Der junge Herr verneigte ſich höflich, ſie nickte dankend.

„Kennen Sie die Dame, Herr Doktor?“ fragte Frau Schmitz.

„Oberflächlich,“ war die Antwort. „Es iſt doch die Nichte von dem alten Oberſt zur Rieden?“

„Jawohl,“ beſtätigte Frau Schmitz. „Ein ſehr nettes liebes Mädchen.“

„Es ſcheint ſo,“ erwiderte der Doktor, der ſich anſcheinend in vorzüglicher Laune befand. Er drehte an ſeinem ſchwarzen Schnurrbart, blinzelte die alte Wirthin ſchalkhaft an und bemerkte „Zu ſo netten Leuten wie Sie, Frau Schmitz, kommen natürlich auch nur nette Leute! Das Hotel Schmitz kommt immer mehr in Flor!“

„Ach, Herr Doktor,“ meinte die Alte ſeufzend, „Sie haben gut ſpotten. Uns geht's ſchlecht. Lange werden Sie Ihr Glas Milch wohl nicht mehr bei uns trinken können. Sehen Sie, die Wirthſchaft trägt ſich nicht mehr aus. Drunten in der Vorſtadt das neumodiſche Café, das nimmt uns unſer bißchen Verdienſt ganz weg. Und dann will der Fiskus ſchon wieder mehr Pacht, und alles wird theurer. Wir ſind um die Erlaubniß eingekommen, einen leichten guten Wein und ein leichtes Bier ſchenken zu dürfen — es iſt ja weit und breit kein Wirthshaus hier oben, und wir hätten es ja bequem durch unſeren Sohn, der iſt in einer Weinhandlung und könnte uns dann auch hier helfen. Aber das wollen ſie uns nicht bewilligen. Da werden wir denn wohl nächſtens in die Stadt hinunterziehen. Und der da, der macht uns auch Sorge. Der neue Oberförſter ſagt, der Hund ſehe ganz aus, als ob er wildere. Der arme Kerl, der iſt ja zu fett und zu faul, um einen Regenwurm zu jagen, gelt, Ströppchen? Aber in der Stadt können wir ihn nicht halten. Wir müſſen den Stropp abſchaffen.“

Da war es, und jetzt ganz deutlich! Stropp der Hund zuckte auf; allein er bezwang ſich und lauſchte mit ängſtlicher Spannung.

„Ach, das wäre aber ſchade,“ bemerkte jetzt der Herr, indem er Stropp mitleidig anſah. „ſchade für Sie und für den drolligen Kerl da und ſchade auch um das hübſche Plätzchen hier! Warum will man Ihnen denn die Erlaubniß nicht geben?“

„Ja, die Herren ſagen, es liege kein Bedürfniß vor . . . Sie ſagen, wir müßten Beweiſe . . .“

„Was, Beweiſe?“ rief der Doktor, indem er wie elektriſiert aufſprang, „na warten Sie, Frau Schmitz, die ſchaffen wir Ihnen. Heute abend, wenn Ihr Mann in die Stadt kommt, laſſen Sie ihn bei mir ein Heft abholen, da werde ich hinein ſchreiben laſſen, daß eine kleine Wein- und Bierſchenke hier oben dem dringenden Wunſche aller Unterzeichneten entſpreche. Das legen Sie hier auf. Und dann ſchicke ich Ihnen die Studenten her — die Mitglieder meiner Verbindung, meine Zuhörer, jegliches durſtige Gebein, das ich kenne — und die ſämmtlichen Herren von unſerem Docententiſch an der Spitze, die laſſe ich gleich heute unterſchreiben. Wir wollen doch ſehen, ob hier kein Bedürfniß vorliegt. Und wenn erſt ein Dutzend Studenten den Weg hierher gefunden hat, ſo kommen die anderen auch, die jetzt alle durch den Buſch drüben zur Dorfſchenke ziehen. Und dann biſt Du auch geborgen, Stropp, alter Kerl, gelt?“

Der alte Milchmeier kam jetzt eben recht, um ſeinen Dank für das freundliche Anerbieten des Herrn Doktors mit dem ſeiner Frau zu vereinigen. Er war ein ſtiller, anſcheinend etwas zur Beſchaulichkeit neigender Mann, der ſich auch diesmal willig der Anſicht ſeiner ſtärkeren Hälfte fügte.

Am Abend dieſes ſchönen Frühlingstages trug Stropp der Hund folgende Thatſachen in das Buch ſeines Gedächtniſſes ein: Die Alten wollen mich wirklich abſchaffen, was ihnen aber natürlich ſelber ſehr leid thut. Der freundliche Herr mit dem ſchwarzen Schnurrbart und den Gläſern vor den Augen will machen, daß ich hier bleibe. Er iſt alſo ein guter Menſch, künftig als Stammgaſt erſter Klaſſe und als werthvoller Beſchützer zu behandeln. Er unterhält ſich ſehr vertraulich mit der jungen netten Dame, die auch freundlich gegen mich iſt, ſie verheimlichen es aber vor den anderen Menſchen. Alſo wollen dieſe die Freundſchaft zwiſchen beiden abſchaffen. Man muß den beiden zu helfen ſuchen.

Digitized by Google

Nota bene: beide sprechen mit Unwillen von jemand, den sie „Onkel“ nennen. Wer ist dies? Wahrscheinlich kein guter Mensch. Mein früherer Herr nannte auch jemand so, der eine rothe Nase hatte, meinen Herrn ausschalt und nach mir schlug. Ob dies derselbe ist? Oder giebt es mehrere Onkel unter den Menschen?

Im allgemeinen war Stropp der Hund von den Erfahrungen dieses Tages nicht unbefriedigt. In ziemlich gehobener Stimmung machte er einen Abendspaziergang nach der Kuppe des Berges und bellte dort noch ein Weilchen den Mond an, welcher groß, roth und rund wie ein richtiger Onkel über dem Gebirge jenseit des Stromes aufstieg und gar nicht aussah, als ob er sich aus irgend welchem Gebell auf Erden auch nur das Geringste machen würde.

Am Fuße des Berges zieht sich ein anmuthiger Pfad längs einem Bächlein hin, zuerst nur umsäumt von Brombeerranken, wilden Rosen und Erlensträuchern, bis er dann weiterhin in den Busch tritt und nach allen Seiten kleine Fußsteige entsendet, die schönsten Wege für solche, die einsam oder zu Zweien dem Kuckuck lauschen und Blumen brechen wollen. „Einst war der Pfad von Wallern voll“, als er noch von den Studenten dazu benutzt wurde, auf dem nächsten Umwege über die Dorfschenke zum Berg hinaufzusteigen. Seit aber die Bitte der beiden Alten droben bewilligt worden und in dem kleinen Häuschen neben den Milchgläsern auch Flaschen und Römer klirrten, hatten die Musensöhne schnell begriffen, daß der gerade Weg der beste sei, und nur selten noch klangen Menschenschritte in das Rauschen und Plaudern des Bächleins, wenn hier und da ein paar Bewohner der Villenvorstadt sich einmal im Walde ergehen wollten. Um so freier und lustiger ließen die kleinen Vögel ihre Stimmen erschallen, die in dem dichten Geranke nisteten und umherschlüpften, das noch unbedrängt geblieben war von dem gleichmachenden Streben neuzeitlicher Forstwirthschaft. Mitten in einem spitzdornigen Gebüsch von Heckenrosen saß Frau Sylvia, die Grasmücke, auf ihrem ziemlich leichtfertig gebauten Neste, in dem vier winzige rothgesprenkelte Eier für die Fortdauer des Geschlechtes bürgten, und lauschte dem Gemahl, der in grauem Federkleid mit schwarzer Kapuze ihr ein verliebtes Ständchen brachte. „Ich weiß nicht,“ sagte die entzückte kleine Frau, „was die Menschen an der Nachtigall so Großes finden; singt sie nicht viel rauher und schriller als mein Mönch?“ Und der verliebte Schwarzkopf hörte es und sang noch einmal so süß und schmelzend, daß die Kleine ordentlich zitterte vor Stolz und Liebe.

Da bog sich auf der anderen Seite des Bächleins ein Strauch zur Seite, eine schwarze Schnauze wand sich schnaufend hindurch, ein langer Leib mit dunklem glänzenden Fell schob sich auf krummen dicken Beinen nach und flog in kühnem Schwunge über die Wasserrinne just vor das Sängerpärchen hin. Die aber kannten ihn schon und ließen sich auch nicht stören, als der plumpe Gast gerade unter ihrem Strauche zur Uebung ein wenig zu graben begann, daß die Erdklümpchen herumflogen und seine Nase bald eine Brille von Erde trug. Sie wußten, daß Stropp der Hund ihnen nichts zuleide that, und seine groben Manieren mußte man eben hinnehmen; sicherte er sie doch auch durch seine bloße Anwesenheit vor dem Besuche von Katzen und Wieseln.

Stropp der Hund hatte seine Gründe dafür, daß er seit einiger Zeit den Schauplatz seines beschaulichen Daseins möglichst viel an diese abgelegene Stelle verlegte. Der wirthschaftliche Aufschwung seiner Herrschaft hatte ihn zwar vor dem Abgeschafftwerden beschützt; aber seine Lage war entschieden ungemüthlicher geworden. Die Herren Studenten, welche jetzt bei Philemon und Baucis einkehrten — diese Namen hatten sie dem würdigen Ehepaare verliehen — wußten anscheinend durchaus nichts von den Rücksichten, die ein philosophisch angelegter Hund beansprucht. Mit ihrem etwas geräuschvollen Wesen störten sie seine verdauungsvollsten Betrachtungen, und es gab Leute unter ihnen, die das reichlich bemessene Nackenfell des armen Kerls als eine willkommene Einladung ansahen, an seinem hin und her schwebenden Körper die Gesetze der Pendelschwingung zu veranschaulichen. Andere versteiften sich darauf, ihm seinen ehrlichen rheinischen Namen abzugewöhnen und ihm unter Anwendung empfindlicher Püffe Geschmack für eine neue Benamsung beizubringen, wobei ihre Wahl zwischen „Cerberus“, „Phylax“, „Nero“, „Apollo“ und ähnlichen klassischen Erinnerungen schwankte. Und wenn er dann der Bedrängniß entrann und ein wenig auf der Bergwiese spazierte, so kam auch ganz unfehlbar der neue Oberförster mit einem durstigen und folglich verdrießlichen Gemüthe daher und veranlaßte Frau Baucis, dem armen Stropp einen Maulkorb anzulegen, der noch dazu aus dem Nachlasse eines Mopses angekauft und seinem jetzigen Inhaber viel zu knapp war.

In der That, die Zeiten waren schlecht geworden, und Stropp der Hund sah oft mit schmerzlicher Miene auf die glitzernden Wellen des Bächleins und erwog bei sich, ob es nicht doch in der Welt noch angenehmere Herren gäbe. Aber woher einen nehmen und nicht stehlen?

Da war der freundliche Herr Doktor mit der Brille und dem schwarzen Schnurrbarte. Stropp mußte wohl zuerst auf ihn verfallen; denn von seinem jetzigen Ruheplatz aus sah er ihn oft genug. Der Herr Doktor schien neuerdings viel Freude an Waldspaziergängen zu haben. Merkwürdigerweise schien ferner die hübsche junge Dame mit den braunen Locken und den braunen Augen dasselbe Vergnügen stets beinahe zur selben Zeit mit dem Herrn Doktor auszuüben. War der Herr langsam an Stropps Ruheposten vorübergeschritten, stets begrüßt von einem freundlichen Knurren und Schweifwedeln, so folgte auch alsbald die junge Dame. Hintereinander, übrigens ohne anscheinend voneinander Notiz zu nehmen, entschwanden sie an der Wegbiegung, dort wo der eigentliche Stadtbusch anfing, den Blicken Stropps und etwaiger sonstiger Spaziergänger. Nach einiger Zeit kehrte dann die Dame von ihrem Erholungsgange zurück, und bald darauf folgte auch der Herr, ohne aber von der vor ihm Herschreitenden bei seiner Kurzsichtigkeit etwas zu gewahren. Das war alles so regelmäßig und sicher wie das Amen in der Kirche.

Heute schien indessen eine Störung im Programm vorzuliegen. Der Herr Doktor kam pünktlich, wurde von Stropp dem Hund freudig begrüßt und dankte mit einem schmeichelnden Klaps und ein paar Worten, die den armen Köter ganz selig stimmten; er war in dieser Hinsicht seit einiger Zeit nicht verwöhnt. Dann sah Stropp, wie der Herr sich in einiger Entfernung aufstellte, scheinbar mit dem Zerlegen einer wilden Rose beschäftigt, und zwischendurch entschieden ungeduldig durch die Brille den Weg hinabspähte. Dann aber verfinsterte sich sein Gesicht plötzlich, und er trat langsam den Rückweg an, und als Stropp der Hund seinen Blicken folgte, sah er die junge Dame herankommen, doch nicht allein. Ein alter Herr, der unangenehm an den Herrn Oberförster erinnerte, schritt

Digitized by Google

an ihrer linken Seite. — Die Sache wurde intereſſant. Stropp der Hund duckte ſich unter den Grasmückenbuſch und beobachtete.

Mit höflichem Gruße, den der Alte gemeſſen, die Dame mit leichtem Nicken erwiderte, ſchritt der Herr Doktor an den beiden vorüber. Dieſe nahmen auf einer Raſenbank unſern von Stropps Beobachtungspoſten Platz.

„Muß einem gerade der den Spaziergang vergällen, wenn das Zipperlein einem 'mal Ruhe läßt!“ brummte der Alte.

„Aber Onkel,“ erwiderte die junge Dame mit ihrer ſanften ſüßen Stimme, „früher haſt Du den Herrn Doktor doch beſſer leiden mögen. Du fandeſt ihn ganz erträglich, als er in der Villa hinter uns einzog.“

Aha, der Onkel! dachte Stropp. Ungefähr ſo habe ich ihn mir auch vorgeſtellt.

„Ich habe mich eben getäuſcht,“ antwortete der Alte mürriſch. „Damals wußte ich ja noch nicht, daß von ihm jener infame Aufſatz iſt, in dem er meine römiſche Glasflaſche, das Kleinod meiner Sammlung, für gefälſcht erklärt und mich — mich, den Oberſt zur Rieden, unter die Fälſcher wirft!“

„Onkel!“ rief Fräulein Ulla, „das hat der Doktor doch nicht gethan. Nur die Flaſche, ſagt er, ſei falſch —“

„Was“, brauſte der Alte auf, „und macht er damit nicht mich, der ich ſie überall als echt hingeſtellt habe und noch hinſtelle, zum Fälſcher und Hehler? Willſt Du einen alten Offizier Seiner Majeſtät über den Ehrenpunkt belehren, Mädchen? Himmeldonnerwetter, es kommt mir beinahe vor —“

„Ums Himmels willen, Onkel, ereifere Dich nicht,“ bat Fräulein Ulla. „Bedenke Deine Geſundheit! Wollen wir weiter gehen?“

Der Alte brummte noch einiges in den Bart, erhob ſich ſchwerfällig, und ſie ſchritten weiter. Dabei gewahrte Fräulein Ulla, was Stropp der Hund ſchon längſt bemerkt hatte, daß der Herr Doktor in einiger Entfernung hinter einem Baume ſtand und mit ziemlich trübſeligem Geſicht herüberguckte. Dieſe Wahrnehmung ſchien ſie ſehr zu erſchrecken; denn ſie ließ ihr Taſchentuch fallen, das ſie eben hervorgezogen. Als ſie es wieder aufhob, blieb ein kleiner Brief auf dem Boden liegen.

Ganz wie damals bei meinem früheren Herrn und dem Fräulein Suſanne, dachte Stropp der Hund. Aber was war denn das?

Nach dem Beiſpiel ſeines früheren Herrn mußte doch nun der Herr Doktor behutſam anrücken, das Briefchen aufheben, es mit Staub und allem an die Lippen führen und dann verſchwinden! Anſtatt deſſen blieb das Briefchen liegen, wo es lag, und der kurzſichtige Herr Doktor guckte zum Himmel hinauf, als ob der — nach Stropps Anſchauungsweiſe — voll von Würſten hinge. Anſcheinend war er poetiſch oder ſonſtwie verzückt. Und nun machte auch das Paar oben Halt, um umzukehren.

Da mußte eingeſchritten werden. Mit einem kühnen Satze ſchwang ſich Stropp der Hund aus ſeinem Verſteck hervor, und im nächſten Augenblick hatte er das Briefchen im Maul und galoppierte auf den Herrn Doktor zu, ließ es aber dieſem nicht ſogleich, ſondern lockte ihn ſeitab auf einen halbverwachſenen Pfad.

„Da ſiehſt Du, was das für ein Herr iſt,“ knurrte der Alte, der ſich mit ſeiner Nichte aufs neue einer Ruhebank zugewandt und den letzten Theil jenes Vorgangs noch gerade mit angeſehen hatte. „Hier tollt er mit einem anſcheinend ſeiner ganz würdigen Köter herum und läßt ſich von ihm Papier apportieren. Und jetzt prügelt er das arme Vieh wohl noch gar. Höre nur, wie es heult.“

„Das iſt nur vor Freude, ſo heult der Hund immer, wenn er ſich freut,“ erwiderte Fräulein Ulla. „Ich kenne das Thier, es iſt der Hund oben aus der Milchwirthſchaft.“

„So? Du kennſt den Hund und er kennt den Hund — ei da kennt ihr Euch wohl auch ſchon näher? Höre, Ulla —“

„Aber Onkel, ſei doch ſtill, man kommt. Sieh, dort naht der Herr Profeſſor, mit dem Du ſchon längſt über Deine neuen Gräberfunde reden wollteſt.“

„In der That,“ lächelte der Onkel ganz verſöhnt, „ein glückliches Zuſammentreffen — Ihr Diener, Herr Profeſſor!“

Der alte Herr bot beiden die Schnupftabakdoſe an, auch Ulla griff ſcherzhaft mit den feinen Fingerchen hinein — und im nächſten Augenblick ſchlugen die Wogen eines Geſprächs über ihr zuſammen, in dem zwei fränkiſche Skelette und ein altes Steinbeil die Hauptrolle ſpielten.

Abſeits aber, zwiſchen den Erlenbüſchen, ſtand Doktor Saſſen und vollzog vor den Augen des fröhlich wedelnden Stropp gewiſſenhaft das von dieſem aufgeſtellte Programm. Und nachdem er das Briefchen geküßt, geleſen und wieder geküßt, blickte er entzückt um ſich und rief: „Wie ſchön iſt die Welt heute, wie lieblich der Vogelſang und der Blüthenduft und all das Leben und all die Liebe! Nein, da wäre es Sünde, jetzt ſich in das alte Muſeum zu vergraben und Urväterhausrath auseinanderzuklauben — komm, Stropp, du kluger Hund, vierbeiniger Liebesbote, willſt du mit durch den Wald gehen? — Was bedeutet dieſes tiefſinnige Knurren, weiſer Stropp? Wurſt? Sollſt du auch haben drüben in der Dorfſchenke — komm, hopp!“ Und alsbald waren die beiden Leichtſinnigen im Waldesgrün verſchwunden. — —

Es verſteht ſich, daß Stropp der Hund auf ſeinem Poſten unter dem Vogelneſt war, als die beiden jungen Leute einige Tage darauf wieder ernſthaft hintereinander herwandelten. Diesmal aber begnügte er ſich nicht damit, den Vorüberſchreitenden ſeine Aufwartung zu machen. Leiſe und bedächtig trottete er ihnen nach, und als Doktor Saſſen im lauſchigen Waldwinkel abſeits vom Wege Ulla umfaßte und küſſen wollte, fuhr ſie erröthend zurück und rief: „Aber Karl — da, der Hund ſieht es ja!“

Karl lachte herzlich und küßte ſie doch. „Der darf es ſehen“, meinte er und nickte Stropp zu, welcher mit unendlich ernſthaftem Geſicht zwiſchen dem Gebüſch durch auf das Paar guckte. „Gelt, Stropp, Du verräthſt uns nicht, du merkſt nur auf, daß uns keiner ſonſt überraſcht und der dumme Doktor kein Briefchen liegen läßt?“

Auch Ulla lachte nun und ſtreichelte Stropp über ſein ſchwarzes Fell. „Aber nun geh', Stropp, mein kluges Hundchen, geh', ſetz' Dich draußen an den Weg und ſieh, daß uns niemand findet! — Ach, Karl, ich war ſo erſchrocken neulich — ich fürchte, der Onkel hat 'was gemerkt! Es iſt zu traurig. Erſt, als Du neben uns einzogſt und er Deinen Namen noch nicht wußte, da gefielſt Du ihm ſo gut —“

„Ja ja, merkwürdig, Ulla! Und daß auch mir eine gewiſſe kleine Nachbarin gleich ſo gut gefiel, ehe ich wußte, wie ſie hieß —“

„Hätte ſie Dir ſonſt nicht gefallen?“

Eine ganze Weile ging das Geſpräch der beiden unter Scherzen und Küſſen hin und her, im grüngoldigen Dämmerlicht des Sommerwaldes, unter Vogelliedern und leiſem Summen von allerlei winzigem Gethier. Dann wurden ſie ernſthaft, er tröſtete die Geliebte und ſie ihn.

„Vertraue mir, Karl, ich bleibe Dein, Du biſt ja mein Ein und Alles. In zwei Jahren kann ich frei verfügen, dann folge ich Dir, ſo ſchwer es mir wird, den alten Mann einſam und unverſöhnt zu laſſen —“

„Und bis dahin, Herz, bin ich gewiß auch ſo weit, Dir ein eigenes Heim und eine Stellung zu bieten, wie ſie Deiner würdig iſt. Ich habe gute Ausſichten, mein Werk ſchreitet herrlich voran, ſeit das ſüße Deingedenken jederzeit über meiner Arbeit ſchwebt“, und ſo fort, all das Herzliche, Tiefernſte und Lieblich-Thörichte, das ſich zwei junge Menſchenkinder zu erzählen haben in jener Zeit des Lebens, von der es im alten deutſchen Märchen heißt: „Sie waren in den Brautlagen und hatten jedes die größte Freude am andern.“

Derweil ſaß Stropp der Hund ernſthaft am Wege und gab acht, ob ſich kein Lauſcher nahte, und baute auch in ſeiner verſchwiegenen Hundeſeele anmuthige Luftſchlöſſer, in denen er ſich als vielgeſchätzten Hausfreund eines ſo ſchönen und thierfreundlichen Paares ſah, fern von übermüthigen Studenten und maulkorbeifrigen Leuten in grünen Uniformröcken. Und ſo ging es einige Zeit.

Eines Tages aber — den vier rothgesprenkelten Eiern der Frau Sylvia waren bereits vier kleine Vöglein entkrochen, und diese hatten bereits ihr erstes graues Federkleid und hockten stolz wie die Türken dicht nebeneinander auf einem Hagedornzweig — da nahte für den Doktor und Stropp eine höchst unliebsame Ueberraschung.

Warum mußte auch die sonst so kluge Ulla gerade ein Briefchen, das sie für diesen Tag an den Rosenstrauch berief, in ihrem Nähkörbchen liegen lassen? Warum mußte der Onkel gerade dort sein Federmesser suchen und anstatt dessen den Brief finden? Nun war er an Stelle der Nichte erschienen und polterte gegen den Doktor mit einem solchen Zorne los, daß Stropp der Hund den Schweif so eng als möglich anzog und bei sich dachte: „Gott sei Dank, daß dieser Mann wenigstens nicht Oberförster ist!“

Aber Doktor Sassen benahm sich mustergültig.

Seine Ruhe und Beharrlichkeit hielt sämmtlichen Attacken des alten Reiteroffiziers stand, und schließlich zog der Onkel, nicht besiegt, aber auch nicht als Sieger, brummend ab, nachdem ihm der Doktor erklärt hatte: „Ich habe ein in Ihrem Besitz befindliches, von Ihnen als antik hochgeschätztes Kunstwerk nach meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung für unecht erklärt, ohne daß ich die Ehre hatte, Sie zu kennen. Sie, Herr Oberst, haben kein Recht, darin eine Beleidigung Ihrer Person zu finden. Ich bin weder Ihrer Person, noch Ihren Verdiensten um die Alterthumswissenschaft zu nahe getreten. Für mich hat diese ganze unglückliche Verwicklung durchaus nichts zu thun mit unseren persönlichen Beziehungen. Wenn Sie auf dem Gegentheil bestehen, so muß ich dies aufs tiefste bedauern. Aber seien Sie überzeugt, daß Ulla und ich darum nicht voneinander lassen werden, selbst wenn wir darauf verzichten müßten, daß Sie Ihre treue Vormundschaft über Ulla mit der Beistimmung zu unserer Verlobung krönen. Daß Sie nichts Ungerechtes oder Hartes gegen Ulla persönlich unternehmen, dafür bürgt mir Ihre Ehre als Offizier und als Vormund. Kann ich Ihre Vorstellung von einem Angriffe meinerseits auf Ihre persönliche Ehre besser widerlegen, als indem ich meine Braut vertrauensvoll unter Ihrem Schutze lasse?“

Auf diese Worte erwiderte der Alte nichts, er sah den Doktor mit einem langen Blicke an, grüßte höflich und zog ab. — —

Die Sonne war schon lange untergegangen, als Doktor Sassen am Abend dieses Tages sein einsames Wohngemach betrat. Den ganzen Nachmittag war er umhergewandert, voll süß trauriger Empfindungen, Liebes- und Lebenspläne schmiedend und verwerfend. Er hatte es anfangs kaum bemerkt, daß ihm ein Weggenosse folgte, und als er es bemerkte, vermochte er ihn mit allen gütlichen und bösen Mitteln nicht mehr loszuwerden. Was sich Stropp der Hund einmal in seinem harten Schädel vornahm, das war auch nicht so leicht wieder herauszubringen; und er hatte es sich nun einmal vorgenommen, dem Herrn Doktor heute zu folgen. Ach, auch für den armen Stropp war es ein Unglückstag gewesen! Der Morgen hatte ihm bereits von den verschiedensten Seiten Prügel und Schelte eingetragen. Als Eierdieb, als vermeintlicher Wilderer und wegen thätlicher Beleidigung eines verkaterten und somit sehr reizbar gestimmten Studenten war er zur Verantwortung gezogen worden, bis er schließlich einfach weggelaufen war, und nun hatte er auch noch statt des erhofften Zuckerstücks, das Fräulein Ulla ihm nie mitzubringen vergaß, diese niederschlagende Erscheinung des Onkels erleben müssen! In solcher Bedrängniß erachtete er den möglichst engen Anschluß an den Herrn Doktor als die einzige Rettung. Solange er bei diesem war, geschah ihm wenigstens nichts allzu Schlimmes, er hatte so einen schützenden Dämon, in dessen mächtigem Geleit er wieder einmal ein gutes Stück Welt durchschweifen durfte, und schließlich mußte doch der freundliche Herr auch irgendwo ein Zimmer haben und in dem Zimmer vermuthlich auch ein Plätzchen für einen armen verstoßenen Hund. Er wollte sich dem Herrn dafür nach Kräften nützlich und dankbar erweisen, ja er war sogar bereit, den Onkel auf Verlangen gehörig in die Waden zu beißen, vorausgesetzt, daß der Onkel keine hohen Stiefel trug. Einstweilen begnügte er sich damit, seinen Gönner unter aller schuldigen Rücksicht auf dessen gedrückten Gemüthszustand mit allerlei Kapriolen und Kunststückchen zu ergötzen und ihm auf jede Weise seine Ergebenheit zu bezeigen.

So waren sie miteinander umhergezogen, hatten in einem abgelegenen Walddörflein zu Abend gespeist und landeten schließlich in der Wohnung des Doktors. Stropp der Hund fand alsbald einen molligen Fußteppich vor dem Schreibtisch, der ihm ein angenehmes und standesgemäßes Nachtlager verhieß. Der Doktor aber rückte einen Stuhl ans Fenster und blickte sehnsüchtig hinüber nach dem Hause des Obersten.

Nur ein allerdings ziemlich geräumiger Garten, der in der Mitte durch eine niedrige Hecke geschieden war, trennte ihn von der Wohnung der Geliebten. Aus ihren süßen Plaudereien und den Mittheilungen seiner alten Hauswirthin kannte er genau die Vertheilung der Räume in der Villa drüben. Unten waren Küche, Dienerzimmer und vor allem, nach dem Garten hinaus, die umfangreiche Sammlung von römischen und fränkischen Grabfunden untergebracht. Oben rechts im ersten Stock lag die Wohnung des Obersten, dann folgte in der Mitte ein geräumiger, mit Waffen und Bildern ausgeschmückter Saal, und dann links ein seltsam ausgestattetes Gemach, welches den größten Schatz des alten wunderlichen Herrn, die römische Flasche, barg. Auf einem Sockel aus kostbarem Holz war sie dort unter einem Glassturz aufgestellt, umgeben von einem stilvollen Gehänge aus Seidenstoffen. Daneben aber an den Wänden standen hohe Regale, angefüllt mit allem, was über dieses unglückselige Gefäß jemals von Kundigen und Unkundigen, von dem Obersten und — leider! — auch von ihm, dem Doktor Sassen, geschrieben und gedruckt worden war. Greifbar deutlich sah der Doktor vor seinem inneren Auge das zierliche wie aus Spinnweben gefertigte Kunstwerk mit den scheinbar ganz frei über dem Rande schwebenden Menschen- und Thierfigürchen. Ohne Zweifel, es war ein Meisterstück der Glasmacherkunst, aber daß es nicht antik war, darüber waren ja sämmtliche Sachkenner einig, nur der Oberst bestand seit einem Jahrzehnt auf seinem Wahn und war ungerecht genug, diesem Wahn sogar das Glück seiner Nichte aufopfern zu wollen. Ach ja, Ulla! Dort über dem Heiligthum der verhängnißvollen Flasche lag ihr Stübchen friedlich im Dämmerlicht der Sommernacht. Jetzt strahlte ihre Lampe mit sanftem Scheine auf, und es war, als wisse sie, daß dort unten im dunklen Gelehrtenzimmer zwei liebende Augen sich sehnsuchtsvoll zu ihr lenkten — leise, allmählich anschwellend klang eine wunderholde Musik herüber, Ulla sang zum Klavier das Lieblingslied des Geliebten, Webers seelenvolle Melodie „Leise, leise, fromme Weise“. So also suchte sie ihn zu trösten — Karl fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden vor Liebe und Rührung.

Die Lampe im Stübchen Ullas war erloschen. Dafür leuchtete jetzt ein Licht in dem Zimmer des Obersten auf und glitt langsam durch dieses, an den Fenstern des

Digitized by Google

Saales vorbei in die Kammer, welche das Kleinod barg. Der Doktor war das ſchon gewohnt. Er wußte, daß der Alte keinen Abend vorübergehen ließ, ohne ſeinem vermeintlichen Römerſchatz einen Beſuch abzuſtatten, außer wenn ihn die Gicht an ſein Lager feſſelte. Heute verweilte der Lichtſchimmer länger als ſonſt in jenem Gemach, oft hin und her ſchweifend; vielleicht, daß der Oberſt ſich noch in ſpäter Stunde dem Studium ſeiner Sonder bibliothek hingab. Der Doktor folgte dem Scheine, bis ihm die Augen matt wurden und endlich zuſanken zu einem ungewollten tiefen Schlummer.

Ein ſchauerlich mißtöniges Geheul erweckte den Schläfer wieder. Verwirrt fuhr er aus ſeiner wenig bequemen Lage von dem Stuhle auf. Der Mond war inzwiſchen aufgegangen und goß einen breiten grünen Lichtſtrom ins Gemach. Mitten in dieſer grünſilbernen Strahlenbahn ſtand Stropp der Hund auf dem Schreibtiſch, die Naſe hoch erhoben, und ſang ſeine ergreifende Weiſe zum Fenſter hinaus. Als er merkte, daß der Doktor erwacht war, ſprang er herab, kratzte und zerrte an dieſem herum und lief dann wieder zum Fenſter hin, um ſeinen muſikaliſchen Vortrag fortzuſetzen. War der Hund toll oder mondſüchtig? „Ruhig, Stropp, oder —!“ Aber was war denn das? Drüben das Licht des Oberſten in der Schatzkammer — es brannte noch immer, aber es ſchien in unruhigem Flackern mit ſeltſamen röthlichen Spitzen an den Tüllgardinen hinaufzuklettern, eine dicke mißfarbige Wolke quoll durch einen offenen Fenſterflügel heraus — Herr im Himmel, es brannte, und dicht darüber ſchlief Ulla!

Im nächſten Augenblick ſtand der Doktor im Garten — bei hellem Tage und ohne ſolchen Anlaß hätte er den Sprung aus dem Fenſter vielleicht nicht gewagt. Stropp der Hund ſprang ihm getreulich nach, und nun ſtürmten die beiden daher, über Blumenbeete und Wege, wie es ſich eben traf, über die Hecke weg, hin zum Haus des Oberſten. Gott ſei Dank, da ſtand die Leiter des Gärtners — angelegt, hinauf und nun ohne Beſinnen eine Scheibe am Fenſter des Oberſten eingeſchlagen:

„Herr Oberſt, öffnen Sie — es brennt bei Ihnen!“

„Kreuzſchockkartätſchen, wer bricht denn ſo grob da herein? Steh', Lump, oder ich ſchieße!“

„Aber ums Himmels willen, ſo hören Sie doch, Herr Oberſt — ich bin's, Doktor Saſſen — es brennt bei Ihnen im anderen Flügel!“

Das Fenſter flog auf, bleich und verſtört ſchauten ſich die beiden Männer an. Wenige Worte der Erklärung, der Doktor ſtieg ein und beide ſtürzten zur Thüre hinaus auf den Flur; eine widerliche, athemraubende Rauchluft quoll ihnen entgegen.

„Dort, Herrgott wahrhaftig, es kommt aus der Schatzkammer — meine Nichte — retten Sie ſie, helfen Sie mir!“

Aber ehe der Oberſt noch weiter reden konnte, war der Doktor an ihm vorüber in den Qualm hinein geſtürmt, die Treppe hinauf.

Im Hauſe wurde es lebendig. Thüren flogen auf, ärgerliche Männerſtimmen und entſetzte Weiberrufe miſchten ſich. Aber Karl hörte nur eine Stimme, vor ihm öffnete ſich eine Zimmerthür, eine weiße Geſtalt ſchwankte hervor.

„Hierher, Ulla, ich bin's — Karl!“

„Karl, Du — —“ und hilflos lag ſie in ſeinen Armen. Er umfaßte ſie zärtlich und ſicher und trug ſie hinab, durch den Rauch, der immer dichter und dichter heraufwallte. Er fühlte nicht, wie der ätzende Qualm ſeine Augen beizte, er kam überhaupt ſelbſt erſt einigermaßen zur Beſinnung, als er die Geliebte vor ſich auf dem Sopha im Zimmer des Oberſten erblickte, als ſie die Augen aufſchlug und ihn noch halb verſtändnißlos mit ſeligem Ausruf umhalſte.

Allein jetzt war keine Zeit zu Liebeständeleien. Schnell hatte er Ulla der Fürſorge der von unten herbeieilenden Mägde übergeben und ſtürzte wieder hinaus auf den Flur. Dort rannte ein Mann hart an ihn, es war des Oberſten alter Diener.

„Eilen Sie, ſchicken Sie zum nächſten Feuermelder — laſſen Sie die Villen in der Nachbarſchaft alarmieren, die Gartenſpritzen herbei! Wo iſt der Oberſt?“

„Zu Befehl, Herr Doktor — da hinten!“

„Wo?“ Aber der Mann war ſchon verſchwunden.

Saſſen tappte mühſam den Flur entlang, die Rauchmaſſen wurden immer ſtärker, jetzt war er faſt an der Thüre zur Schatzkammer angelangt, da blitzten und flackerten unheimlich rothe Flammen durch den Schwaden auf, und neben ſich, an die Wand gelehnt, gewahrte er den Oberſten:

„Ihre Nichte iſt gerettet, Herr Oberſt!“

Ganz tonlos klang es zurück:

„Ich weiß — ich danke Ihnen — Sie haben uns noch eben zur rechten Zeit gewarnt. Aber die Flaſche — wir haben es dreimal verſucht, es geht nicht mehr — ſie iſt hin.“

Der Alte ſchien ganz gebrochen. Der Doktor zog ihn mit ſich fort, ohne größere Löſchmittel war es jetzt in der That unmöglich, dem Feuerherde näherzukommen.

Nun erſchien aber auch ſchon Hilfe. Haſtige ſchwere Männerſchritte polterten herauf, Waſſerſtrahlen ziſchten in das brennende Zimmer hinein — man konnte vordringen, dem gefährlichen Rauch Abzug verſchaffen — nun hörte man auch von draußen das Signal der Feuerwehr — „merkwürdig, das Leitmotiv aus dem ‚Fliegenden Holländer‘, und noch merkwürdiger, daß ich ſo etwas jetzt merke!“ dachte Karl — und durch all den Lärm klang von den Gärten her vielſtimmiges Hundegeheul. Stropp hatte, da er dem Doktor nicht auf der Leiter folgen konnte, wenigſtens in ſeiner Weiſe ſich behilflich erweiſen wollen, und mit ſeinem durchdringenden Gebell — die Natur hatte ihn mit einem ſehr weittragenden Tenor begabt — erreichte er auch das Eine, daß ſeine ſämmtlichen Stammesgenoſſen in der Nachbarſchaft aufmerkſam wurden und einſtimmten.

Uebrigens erwies es ſich, daß der Brand noch ziemlich leicht zu löſchen war. Die Bücher, Akten und Gehänge in der Schatzkammer brannten langſam und ſchlecht — der furchtbare Qualm freilich hätte allein eine vielleicht tödliche Gefahr bedeutet, wenn die Entdeckung ſpäter erfolgt wäre. So aber beſchränkte ſich der Schaden faſt ganz auf das eine Gemach und einen Theil des anſtoßenden Waffenſaales. Die koſtbare Flaſche aber war vernichtet. Mit der Aſche des zierlichen Geſtells, auf welchem ſie ruhte, hatten ſich ihre Beſtandtheile vermiſcht, und es war hinfort keine Möglichkeit mehr, die Erörterung über ihre Echtheit oder Unechtheit an ihr ſelbſt weiterzuführen.

Nach einer Stunde angeſtrengter Arbeit war es gelungen, jede weitere Gefahr zu beſeitigen und die Unglücksſtätte ſo ziemlich aufzuräumen. Die koſtbare Waffen- und Bilderſammlung war zum Glück von dem Brande faſt ganz verſchont geblieben. Mehr Mühe hatte es den Oberſten und den Doktor gekoſtet, ſie vor dem rauhen Walten der hilfreichen Löſchmannſchaften zu beſchützen. Doktor Saſſen hatte wacker mitgearbeitet. Er ſah jetzt aus wie ein Kohlenbrenner, als er zwiſchen den herbeigeeilten Nachbarn, den Dienern, Feuerwehrleuten und Mägden hinüberſchritt in das Zimmer des Oberſten. Da trat ihm Ulla entgegen. Sie hatte ſich raſch von ihrem Schrecken erholt und waltete mit hausfraulicher Würde ihres Amtes, indem ſie die leibliche Erquickung der wackeren Helfer leitete. Als der Geliebte erſchien, ſchritt ſie ihm leuchtenden Auges entgegen und ſtreckte ihm beide Hände hin. „Mein Retter!“ Und ohne daß die Zwei es ſelber recht wußten, ſanken ſie ſich in die Arme.

Nicht nur der Oberſt, auch einige Herren aus den Nachbarvillen waren Zeugen dieſes ſeligen Wiederſehens, und an der halboffenen Thüre ſteckten einige Mägde und Diener lebhaft wiſpernd die Köpfe zuſammen. Als Ulla dieſes Publikums inne wurde, fuhr ſie erröthend zurück und ſtand einen Augenblick in holder Verwirrung da. Doktor Saſſen aber bezwang raſch eine leichte Verlegenheit und trat auf den Alten zu. „Herr Oberſt,“ begann

Digitized by Google

er — da unterbrach ihn dieser schon mit den Worten:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, Herr Doktor, und auch noch — na, auch noch Genugthuung für einige Aeußerungen in unserem letzten Gespräch, glaube ich — also Sie sollen sie haben. — Die Herren," wandte er sich sodann an seine Nachbarn, „sind hier, leider unter mißlichen Umständen, Zeugen einer kleinen Familienscene; Sie waren so freundlich, mir in der Gefahr zu Hilfe zu eilen — lassen Sie mich mit meinem Danke die Bitte vereinen, jetzt auf das Brautpaar anzustoßen. Ich habe die Ehre, Ihnen die gestern vollzogene Verlobung meiner Nichte Ulla zur Nieden mit Herrn Doktor Sassen anzuzeigen. Bitte, Ulla, fülle die Gläser! — Nun," fügte er leiser hinzu, „sind Sie zufrieden, Herr Doktor?"

Ob der zufrieden war und ob er und Ulla es dem wackeren alten Herrn dankten! Der Oberst hatte in dieser Nacht für den eingebildeten Schatz, den ihm das Feuer geraubt, einen wirklichen Schatz von unbezahlbarer Liebe und Verehrung gewonnen. Und das mochte er auch wohl selber empfinden; denn zwei große Thränen rannen ihm in den eisgrauen Bart, als er nun mit den freundlich glückwünschenden Herren auf das Wohl seiner Kinder anstieß.

„Schmuck wie ein Bräutigam" sah nun freilich der glückliche Doktor eben nicht aus, und als es zum Scheiden kam — „für wenige Stunden", flüsterte Ulla selig — war er eitel genug, sich von ihr den Schlüssel zum Gartenpförtchen auszubitten, „um nicht etwa draußen auf der Straße als der Brandstiftung dringend verdächtig abgefaßt zu werden". An dem kleinen Pförtchen verabschiedete sich Ulla noch einmal zärtlich von ihrem „Retter", wie sie ihn nannte. „Du," antwortete Karl ganz ehrlich, „eigentlich war ich's aber nicht. Den Brand habe nicht ich entdeckt, sondern Stropp, dem ich ein freies Nachtquartier gewährte. Er ist seinen Leuten davongelaufen. Ich möcht' ihn wohl behalten!"

„Ach, der liebe Kerl!" meinte Ulla, „wo ist er denn aber geblieben, der Stropp?"

Da fuhr es auch schon aus den Büschen heraus, eine rundliche schwarze Masse, und sprang mit tollem Freudengeheul an den beiden empor. Stropp der Hund hatte geduldig abgewartet, bis man sich seiner erinnern würde. Nun hielt er es aber auch an der Zeit, sich zu melden und die Gunst der Verhältnisse auszunutzen. Die beiden waren ja anscheinend wieder vereint, der Onkel, so dachte Stropp, war offenbar „abgeschafft" — und nun trug er sein Anliegen vor, welches, in die Menschensprache übersetzt, nur lauten konnte: „Bitte, behaltet mich hier bei Euch — ‚ich sei, gewährt mir die Bitte' u. s. w."

Glücklich Liebende sind Sonntagskinder und verstehen auch die Sprache der Thiere. Aus Ullas freundlichen Worten und Karls Scherzen glaubte Stropp der Hund mit Gewißheit herauszuhören, daß seine Bitte vernommen und gewährt sei. Und so trottete er vergnügt und zufrieden hinter seinem neuen Herrn durch den Garten und sprang an der aufgeregten Wirthin, die ihnen das Gartenthürchen öffnete, schon mit dem ganzen Selbstgefühl eines anerkannten Hausbewohners vorüber.

Draußen im Garten begannen die Nachtigallen ihr süßes Morgenlied, im Osten kündete eine sanfte Röthe schon das Nahen des jungen Sommertages, und ein leises Lüftchen bewegte den Vorhang am Fenster des Doktors, als wollte es einen Gruß von der Braut bestellen. Der Doktor aber lag schon in seligen Träumen, und auch Stropp der Hund beschloß nun, nach einem letzten dankbaren Blick auf den künftigen Gebieter,

„Einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß."

Bedächtig wackelte er zu dem Fußteppich vor dem Schreibtisch seines Gebieters, lockerte das schöne weiche Wollbett noch ein paarmal mit den Vorderpfoten, drehte sich zweimal um sich selbst und rollte sich dann mit einem Seufzer der Befriedigung zusammen, um die wohlverdiente Ruhe eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht zu genießen.

Eine zeitgemäße Betrachtung. Der Teufelaustreibungs-Prozeß in Wemding hat großes und berechtigtes Aufsehen gemacht. Von allen Seiten wurde hervorgehoben, welch beklagenswerther Aberglaube noch in Niederbayern die Köpfe des Landvolks erfülle, wie geradezu mittelalterlich die Kulturstufe der unteren Volksklassen erscheine. Nur der unteren? Und nur in Niederbayern? . . . Haben die erleuchtet sein sollenden oberen Klassen der Gesellschaft wirklich das Recht, hierüber die Achseln zu zucken, sie, welche in immer steigender Zahl sich den spiritistischen „Offenbarungen" zuneigen und sich immer und immer wieder von dem dümmsten Schwindel der im Dunkel liegenden Gegenstände, von geheimnißvollen Schauertönen und dergleichen berücken lassen? Gleichzeitig mit jener Wemdinger Teufelaustreibung liefen die Meldungen von „völlig unbegreiflichen" Mediumvorstellungen durch die Blätter, und dieselben Gebildeten, welche über die erstere verächtlich die Achsel zuckten, sie nehmen gläubig die Erzählung von dem Zweiten hin, mit der Erwägung, daß es doch in der That „mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel" geben möchte . . .

Da muß man nun doch fragen: Was ist begreiflicher und verzeihlicher, der alte, historische Glaube an Teufel und Hexen, oder diese neumodische, so unsäglich alberne Lehre von der „Materialisierung"?

Gehört ein größerer Unverstand dazu, anzunehmen, man müsse etwas von einer Hexe zu essen bekommen, damit sie Macht über einen erhalte, oder aber dazu, gemüthsruhig mit anzusehen, daß bei allen spiritistischen Offenbarungen irgendwo ein Vorhang, eine spanische Wand, irgend eine Möglichkeit des Verbergens ist, daß die Geister immer „das Dunkel lieben", in welchem bekanntlich nicht nur gut, sondern auch leicht munkeln ist? Wahrlich, eine große Anzahl unserer „Gebildeten" hat keine Ursache, auf die „Ungebildeten" so hoch herunter zu sehen, denn das Licht der Vernunft leuchtet ihnen selbst nur bis zur Eingangsthür des Spiritistenlokals, dort drinnen aber herrscht dasselbe Dunkel — wie in den Köpfen der Hexengläubigen von Wemding!

Vermißten-Liste. Nennen wir zunächst die Namen derer, welche infolge unserer Aufrufe aufgefunden wurden!

Die Tochter des Gärtners Johann Friedrich Jedro theilt uns hoch erfreut mit, daß sie mit Hilfe der „Gartenlaube" ihren Vater wieder gefunden habe.

Der Vater des verschollenen Gotthelf Kempinski benachrichtigt uns dankerfüllten Herzens, daß sein Sohn nunmehr aus San Francisko an ihn geschrieben habe.

Von Sellms ist endlich aus Leadville, Colorado, zur größten Freude seines Vaters tröstliche Kunde eingetroffen.

Weiter haben sich Frau und Tochter des Bereiters Christian Dieckmann infolge unseres Aufrufs gemeldet. Sie wohnen in New Jersey; Dieckmann selbst ist in einem Bergwerk verunglückt.

Frau Janson spricht uns ihren innigsten Dank aus für die Nachrichten, die wir ihr über ihren Mann bringen konnten.

Ferner hat sich die Nachfrage nach Josef Müller erledigt, welcher in Antwerpen als Kellner angestellt ist.

Herrn Chas. Reynold Hamilton in San Francisko ist es zu danken, daß Julius Heinrich Wolter wieder aufgefunden werden konnte. Er lebt in Los Angeles, Californien.

Auch über das Schicksal Carl Otto Franz Reichenbachs haben wir Näheres in Erfahrung gebracht. Leider konnten wir bis jetzt die Mutter Reichenbachs davon nicht verständigen, da sie aus der uns an-

gegebenen Wohnung in Hannover, Geibelstraße Nr. 20, IV, verzogen ist. Unser an sie gerichteter Brief kam als unbestellbar zurück.

Ebenso ist es gelungen, den Aufenthaltsort der verschollenen Ella Appel zu ermitteln. Aber auch dieses freudige Ergebniß unserer Nachforschungen vermochten wir dem Bruder derselben, Herrn Lackierer Louis Appel, noch nicht mitzutheilen, da er in Wehlheiden bei Kassel, von wo er uns schrieb, nicht aufgefunden werden konnte.

Im Anschluß an vorstehende Zeilen fordern wir Frau Reichenbach sowie Herrn Lackierer Louis Appel auf, uns ihre Wohnungen genau angeben zu wollen.

Zugleich mit der Veröffentlichung dieser erfreulichen Erfolge sprechen wir hierdurch allen denen unseren herzlichsten Dank aus, die uns bei Aufsuchen der Verschollenen durch Mittheilungen unterstützt haben, und bitten unsere Leser, auch in Zukunft der Vermißten-Liste, von der wir unten eine Fortsetzung bringen, ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Wir hoffen, daß wir auf diese Weise noch so manchen Verlorengeglaubten wieder auffinden werden und in die Arme der Seinen zurückführen können.

(Fortsetzung der Vermißten-Liste aus Halbheft 8 dieses Jahrgangs.)

251) Am 28. April 1881 ging der Seemann Peter Christian Jagemann, geb. am 7. September 1860 zu Altona, mit dem Schiff „Olympia" von Hamburg als Vollmatrose nach Hongkong und dann von dort mit einem englischen Fahrzeug nach Adelaide, wo er im Dezember 1881 ankam und im Jahre 1882 an der Eisenbahn arbeitete. Der letzte Brief des Vermißten gelangte von Adelaide im Sommer 1883 an den alten Vater Jagemanns.

252) Zu Ostern 1888 schrieb der am 9. September 1863 zu Roßleben geborene Fleischergeselle Wilhelm Karl Hense vom Drachenfels am Rhein das letzte Mal an seine Mutter. Hense hat als Soldat beim 72. Infanterieregiment gestanden.

253) Kellner Peter Huber, geb. zu Nordrach in Baden am 11. Sept. 1835, hat im Jahre 1861 Konstanz verlassen und ist seitdem verschollen.

254) Im Mai 1883 verließen die Stadt Kasan (Rußland), um Erwerb zu suchen, der Fleischer Johann Baumann, geb. am 18. April 1829 zu Zell in Tirol, und die Söhne desselben, Johann Jakob Ferdinand, geb. am 30. Dez. 1868 zu Twer (Rußland), Zitherspieler, und Ferdinand Otto Hermann, geb. am 7. Aug. 1874 zu Moskau. Im Mai des folgenden Jahres schrieb der älteste der Söhne noch einmal aus Jarizyn an seine Mutter, und das ist bis heute die letzte Nachricht von den drei Verschollenen geblieben.

255) Der Arbeiter August Wilhelm Schröder, geb. am 18. März 1859 zu Schönlanke, Kreis Czarnikau (Posen), ist im Jahre 1882 in die Fremde gegangen und hat seiner nunmehr betagten Mutter, die sich in Herzensangst um ihn verzehrt, schon längst kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Schröder hielt sich anfänglich in Berlin und der Schweiz auf und soll die Absicht gehabt haben, nach Amerika auszuwandern.

256) Der Bauer Johann Adam Grimm, geb. am 13. November 1827 zu Kochersteinsfeld (Württemberg), wanderte im Jahre 1854 nach Australien aus, von wo er noch 1856 schrieb. Seine Verwandten vermuthen, daß der Verschollene von Australien nach Californien übergesiedelt ist.

257) Robert Bernhard Herklotz, geb. am 21. Oktober 1863 oder 1864 zu Frankenberg in Sachsen, seines Zeichens Schlossergeselle, ging im Juni 1884 von Liverpool aus mit dem holländischen Schooner „Hebe" nach Rio-Grande do Sul in Brasilien. Nach Angaben des Kapitäns der „Hebe" hat sich der Verschollene mit zwei Deutschen nach der Colonie Laurentic begeben.

258) Unterm 23. Dezember 1889 hat sich der Brauer Moritz Albert Andreas, geb. am 2. Febr. 1872 zu Erbisdorf (Kr. Dresden), in Görlitz polizeilich abgemeldet, ohne anzugeben, wohin er sich wenden wollte. Vermuthlich hat sich Andreas auf die Wanderschaft begeben.

259) Im Jahre 1881 wanderte nach Amerika aus der Kaufmann Emil Saremba, geb. am 19. Dezember 1859 zu Mehlsack (Regbz. Königsberg i. Pr.). Saremba schrieb im Herbste 1881 aus dem Staate Minnesota, verließ denselben aber später, um nach Brasilien oder Australien zu gehen.

260) Der Matrose Maximilian Friedrich Carl Mauckert, geb. am 7. Dezember 1870 zu Berlin, ging im April 1887 von Hamburg aus in See und verließ das Schiff in Demerara (Britisch-Guyana); seitdem ist jede Spur von ihm verloren.

261) Von Schwester und Bruder gesucht wird der Sattler und Tapezierer Leopold Oscar Franz Messow, der am 6. Februar 1835 zu Berlin geboren ist und sich noch im Jahre 1883 in Bromberg aufhielt.

262) Der Uhrmacher Karl Albert Emil Weller, geb. am 25. Juli 1848 zu Regenwalde in Pommern, verließ den 4. Juni 1873 heimlich seine Familie und schrieb zuletzt in der ersten Hälfte des Jahres 1881 von Pernambuco (Brasilien) aus; seitdem ist er verschollen.

263) Von ihrem siechen hülfsbedürftigen Bruder wird sehnlichst um Nachricht gebeten Ottilie Therese Stäude, welche am 9. Juni 1840 in Eythra bei Leipzig geboren ist. Die Gesuchte zog im Jahre 1862 nach Tiflis im Kaukasus und ließ noch 1870 aus Stawropol ebenda von sich hören.

264) Am 28. Februar 1881 verließ der damals 17jährige Mathias Wilhelm in Köln, mit einem Maskenanzug bekleidet, das Haus und ist seitdem verschollen. Signalement Wilhelms: blondes Haar, niedrige Stirn, graublaue Augen, spitze Nase, schmaler Mund, rundes Kinn, ovale Gesichtsbildung, bleiche Gesichtsfarbe und schlanke Gestalt. Die Kleidung bestand aus einer schwarzen Sammetjacke, Kniehose, weißen Strümpfen und Lederpantoffeln, die mit rothen Bändern befestigt waren; mit ebensolchen war auch der spitze Sammethut umschnürt.

265) Im November 1889 ging der Schlossergeselle Franz Carl Gottlieb Lange, geb. am 27. Jan. 1869 zu Breslau, in die Fremde; er schrieb noch im Dezember desselben Jahres von Berlin und Weißensee bei Berlin. Vom 27. Januar bis 27. Februar 1890 hat Lange, der herzleidend ist, Aufnahme im Krankenhaus zu Bautzen gefunden, seitdem aber ist seine tiefbekümmerte Mutter ohne jede Nachricht von ihm geblieben.

266) Ein anderes Mutterherz bangt um den Weber Rudolf Franz, geb. am 21. März 1870 zu Alt-Reichenau, Kr. Volkenhain (Schlesien), welcher sich noch im August 1890 in Düren (Rheinland) aufgehalten hat. In Odenkirchen, wohin er sich polizeilich abgemeldet hat, ist er nicht aufzufinden gewesen.

267) Im Frühjahr 1877 verzog nach Rußland, um sich in Wilna niederzulassen, Frau Lina Laura Andrepp, geb. am 28. Dezember 1852 zu Burgstädt, mit Gatten und Sohn. Seit dieser Zeit sind die drei verschollen und konnten trotz eifrigster Nachforschungen nicht ermittelt werden.

268) Der Droschkenbesitzer Gottlieb Nowack, geboren im Jahre 1835 zu Cygan bei Bürgsdorf (Preuß.-Schlesien), ist seit Frühjahr 1873 aus seiner Wohnung in Breslau verschwunden, angeblich um nach Galizien zu reisen und dort Pferde einzukaufen.

269) Von seiner alten Mutter gesucht wird der Stuhlbauer Julius Oscar Riedel, geb. im Jahre 1856 zu Neudörfchen bei Mittweida (Sachsen). Im Jahre 1888 hielt sich der Gesuchte in Lübeck auf.

270) Gustav Holstein, geb. im Jahre 1850 zu Gerdauen (Regbz. Königsberg i. Pr.), Maurer und Musiker, diente Anfang der siebziger Jahre als Grenadier in Guben, woher auch das letzte Lebenszeichen stammt.

271) Von seiner Schwester wird schmerzlich vermißt der Bäcker Friedrich Schweisguth, der am 22. Juni 1840 zu Wiesbaden geboren wurde. Nach einem Briefe aus Marseille vom September des Jahres 1866 beabsichtigte er, nach Buenos Ayres zu gehen.

272) Von seinem Vater gesucht wird der Klempner Emil Paßmann, welcher den 28. April 1868 zu Issum bei Düsseldorf geboren wurde. Paßmann hielt sich im Jahre 1888 in Washington auf und soll später in Wilmington, Staat Delaware, gesehen worden sein.

273) Der Seemann Richard Ernst Carl Mahn, geb. zu Rostock i. Mecklbg. am 7. Febr. 1852, gab die letzte Nachricht im Jahre 1869 aus Liverpool. Seine Mutter sehnt sich nach einem Lebenszeichen von ihm.

274) Einer Schwester läßt die Sehnsucht nach ihrem Bruder keine Ruhe, nach dem Zimmermann Robert Linke, der am 2. Febr. 1849 zu Klein-Borwerk, Regbz. Liegnitz, geboren wurde und noch im April 1875 sich in Berlin aufhielt.

275) Von seiner Frau wird gesucht der Arbeiter Josef Böhm, geb. zu Altheide, Kreis Glatz, am 11. Juli 1863, welcher am 20. Febr. 1887 von Hamburg fortgegangen ist.

276) „Eine tieftrauernde Wittwe und Mutter stirbt noch vor Kummer über ihren verlorenen Sohn," so beginnt das an uns gerichtete Schreiben mit der Bitte um Nachforschung nach dem Drechsler und Pumpenmacher Christian Friedrich Claus, welcher am 19. März 1857 zu Trebur (Hessen) geboren wurde und seit dem 3. Aug. 1887, an welchem Tage er sich von Hause entfernt hat, verschollen ist.

277) Seit dem Mai des Jahres 1886 ist der Matrose Adolf Louis Jung, geb. am 15. Nov. 1863 zu Königsberg i. Pr., verschollen. Zu jener Zeit kam noch Nachricht von ihm aus Santjago in Chile. Im Jahre 1888 sollte er sich an Bord der englischen Barke „Croydon" befinden, ein mit dieser Adresse durch die Vermittlung des englischen Konsuls in South-Carolina abgesandter Brief aber kam als unbestellbar zurück.

Paulus in Athen. (Zu dem Bilde S. 884 und 885.) Ein packendes Bild aus der Geschichte der Religionen, diese Scene auf dem Marktplatz zu Athen! Ringsum die Tempel und Bildsäulen der alten Götter, auf hohem Postament ernst und gebietend die Gestalt der Athene, von der die gewaltige Stadt Dasein und Namen herleitet, und mitten in dieser leuchtenden Welt der Schönheit der unerschrockene Mann, der in Worten voll glühender Begeisterung einen neuen Gott verkündigt, den großen „Unbekannten", dem er beim Gange durch die Straßen einen Altar aufgerichtet gefunden hat. Ein bewegter Kreis von Zuhörern umgiebt den Redner, und ihre Haltung, ihre Züge spiegeln lebendig den Eindruck, den sie empfangen. In müßiger Neugier, in gehaltener Würde lauschen die einen; ein paar Philosophen sind in eifrige Auseinandersetzungen über das Gehörte gerathen und verstreuen achtlos die Papyrusrollen, in denen sie nach einem Für oder Wider suchen; andere aber sind gefesselt, hingerissen — aus ihren Augen bricht jenes schwärmerische Feuer, durch dessen Gluth die neue Lehre siegen sollte.

Bleigießen am Sylvesterabend. (Zu dem Bilde S. 877.) Ja, ja — man kann so ein Orakel wie das Bleigießen am Sylvesterabend auch dann um den „Zukünftigen" befragen, wenn man über diesen längst nicht mehr im unklaren ist und die Gestalt, auf die das geschmolzene Blei im Wasser deuten soll, leibhaftig hinter einem steht. Und das hat zudem den Vortheil, daß man sich über die Unsicherheit und Vieldeutigkeit, die nun einmal leider auch wißbegierigen Mädchenherzen gegenüber alle Orakel auf sich haben, mit der glücklichen Gegenwart trösten kann. Auch ist am Ende so ein trauliches Viertelstündchen zu Zweien abseits von der lauten Gesellschaft nebenan noch entscheidender für die Zukunft als der ganze Zauberkram. Das denkt wohl auch der Vater der jungen Dame, der in fröhlichster Stimmung zu den beiden tritt, um ihnen Glück zum eben angebrochenen neuen Jahre zu wünschen und, wenigstens durch ein vielsagendes Schmunzeln, Glück auch zum — Einverständniß.

Seeadler und Hecht. (Zu dem Bilde S. 881.) Stille herrscht über der leicht gekräuselten See, leise nur schlägt die Woge an die Planken des Bootes und gemächlich kreisen die Seevögel über der Oberfläche des Wassers, nach einer leichten Beute spähend. Da — „Krau! Krau — au! Krau!" ertönt es plötzlich heiser hoch über unserem Haupte, und wie das Brüllen des Löwen in der Wildniß die Thiere erbeben macht, so flieht hier die Vogelschar auseinander; ein Seeadler ist erschienen, und sein Auftreten bedeutet den Tod des Geschöpfes, das er sich zur Beute ersehen hat. Diesmal aber achtet der Gewaltige nicht auf die gefiederte Schar in den Tiefen des Wassers hat er sich sein Opfer auserkoren. Mit furchtbarer Wucht stürzt er als Stoßtaucher in die Wellen — ein Augenblick,

und er erſcheint wieder, feurige Gluth in den braungelben Augenſternen, er breitet die mächtigen Schwingen aus und ruht einen Augenblick auf der Welle, in den Fängen einen großen Hecht. Dann ſchwingt er ſich empor in die Lüfte, die Beute zum ſicheren Horſte zu tragen.

Die Seeküſte iſt des Seeadlers eigentliche Heimath, aber er kommt auch in das Innere des Landes und läßt ſich für kürzere oder längere Zeit an Flüſſen oder Seen nieder. Er iſt 85 bis 95 cm lang und ſeine Flugweite beträgt 230 bis 240 cm. Kein Wunder alſo, daß er ſo gefürchtet wird. Nur die großen Thiere, wie Pferde und Kühe, ſind vor ihm ſicher; ſonſt greift er den Fuchs an und holt den wehrhaften Marder vom Aſte weg, er ſtößt auf die Rehkälber und ſchlägt den Haſen im vollen Laufe, und es iſt durchaus keine Fabel, daß er ſich auch an Kindern vergreift. Fiſchfang treibt er auch im Binnenland; bis in die Tiefe des Waſſers verfolgt er die Fiſche, wobei er als Stoßtaucher arbeitet.

Einen prachtvollen Anblick bietet der auf unſerem Bilde mit ſeiner Beute über der Welle ſchwebende Seeadler. Mit der Beſchreibung einer anderen ebenſo ſchönen Scene möchten wir aber die Begleitworte zu dieſem Bilde ſchließen.

„Ein Seeadler“, ſchreibt ein Meiſter der Naturgeſchichte, Lenz, „ſchwebte Beute ſuchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er ſogleich herabſchoß; allein der kühne Adler hatte ſeiner Kraft zu viel zugetraut: der Stör war ihm zu ſchwer, und es war ihm unmöglich, denſelben aus dem Waſſer emporzuheben; jedoch war auch der Stör nicht ſtark genug, den Adler in die Tiefe hinabzuziehen. Er ſchoß wie ein Pfeil auf der Oberfläche des Waſſers dahin: auf ihm ſaß der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, ſo daß beide wie ein Schiff mit Segeln anzuſehen waren. Einige Leute bemerkten das ſchöne Schauſpiel, beſtiegen einen Nachen und fingen ſowohl den Stör wie den Adler, welcher ſich ſo feſt in den Fiſch eingekrallt hatte, daß er ſich nicht befreien konnte.“

Ein Wort für die Halligen. Zum Schutze der Halligen, jener vom Ocean immer mehr gefährdeten kleinen Inſeln an Schleswigs Weſtküſte, ruft ein genauer Kenner von Land und Leuten, Dr. Eugen Träger, in ſeiner Schrift „Die Halligen der Nordſee“ (Stuttgart, Engelhorn) die Regierung auf. Dieſe Inſelchen, Ueberbleibſel des früher weit nach Weſten reichenden Feſtlandes, ragen zur Zeit der Fluth kaum meterhoch über den Waſſerſpiegel empor. Es giebt nur noch elf ſolcher Eilande, die etwa 500 Bewohner zählen; die größte Inſel, Langeneß-Nordmarſch, iſt etwa 1000 Hektar, die kleinſte, Norder-Oog, 17 Hektar groß; ſie alle ſcheinen dem ſicheren Untergang geweiht, wenn nicht noch in letzter Stunde dem Zerſtörungswerk des Meeres durch geeignete Befeſtigungsarbeiten Einhalt geboten wird. Nicht nur nagt Welle auf Welle an dieſem preisgegebenen Stück Landes, nicht nur bröckeln die Eismaſſen Scholle auf Scholle ab; eine hereinbrechende Sturmfluth kann größere Theile der Inſeln unter ihren Wogen begraben. Von der Gewalt ſolcher Sturmfluthen berichtet die Ueberlieferung ſchreckhafte Kunde. Am 11. Oktober 1634 ertranken über 7000 Menſchen und 50 000 Stück Vieh; damals wurde die große Inſel Nordſtrand gänzlich zertrümmert. Am 25. Dezember 1717 wurden auf Hooge 12 Häuſer fortgeſpült und 60 zerſtört, auf Nordmarſch 19 weggeſpült und 48 zerſtört. Die letzte große Sturmfluth fand in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 ſtatt. Einen gewiſſen Widerſtand leiſtet das Erdreich der Halligen dadurch, daß ſeine Thonſchichten durch den Kalkgehalt zahlloſer eingelagerter Muſchelſchalen einigermaßen gefeſtet werden.

Wie aber kann man die Halligen gegen die fortſchreitende Zerſtörung ſchützen? Der von Dr. Träger entwickelte Plan ſchließt ſich an die Erfahrungen an, die man an der Feſtlandsküſte Schleswig-Holſteins gemacht hat, wo durch Auffangen des Meeresſchlammes Neuland gebildet wird. Die aus dem Binnenlande kommenden Ströme bringen eine Menge ſehr fein vertheilten, fruchtbaren thonigen Schlammes mit ſich ins Meer, den ſogenannten „Schlick“. Er wird von den Wellen wegen ſeiner Leichtigkeit hinuntergetragen und von den Meeresſtrömungen durch die Watten mit der Fluth wieder ans Feſtland herangeſchwemmt. Vom Feſtland aus werden nun Dämme oder „Buhnen“ mehrere Kilometer weit ins Meer gebaut, in deren Winkeln ſich der fruchtbare Schlamm anſetzt. Das geſchieht verhältnißmäßig raſch, ſo daß es nicht allzulange dauert, bis zwiſchen zwei Buhnen ein Stück neuen Landes geſchaffen wird, das dann durch ſtandhafte Winterdämme geſchützt werden kann und damit endgültig dem Feſtland gewonnen iſt. In entſprechender Weiſe kann man die Halligen retten. Eine derſelben, die nur 4 Kilometer vom Feſtland entfernte Hamburger Hallig, iſt auch bereits ſo geſchützt worden, indem der verdienſtvolle Bauinſpektor Matthieſen 1872 die Inſel mit dem Feſtland durch einen Faſchinendamm verband; an dieſem Damm haben ſich jetzt ſchon große Strecken neuen Landes angeſetzt, die eine für die Feſtigung des gewonnenen Bodens mächtige Vegetation von Salicornia herbacea, dem ſogenannten Queller, tragen. Damit iſt der Weg gezeigt, wie man den Vorſtellungen und Eingaben der Bewohner der Halligen ſeitens der Behörden entgegenkommen kann. Die Frage des Halligenſchutzes wird bereits im preußiſchen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten erwogen; man beſchäftigt ſich ſchon mit der Vermeſſung des von der Hamburger Hallig gewonnenen Landes. Und ſo iſt's recht, denn kein Stück deutſchen Landes, ſei es noch ſo klein, darf verloren gehen!

Spielzeugverkäufer in Berlin. (Zu dem Bilde S. 873.) Wir ſchlendern die Friedrichſtraße entlang. Es geht langſam vorwärts, denn ein breiter Menſchenſtrom bewegt ſich vor uns, und an allen Straßenkreuzungen ſtaut ſich die wandelnde Menge zu Seiten der mit lautem „He!“-Rufe ab- und zujagenden Droſchken oder der klingelnden Pferdebahnen. Der ganze Straßenzug iſt eine ununterbrochene Folge von glänzend erhellten Schaufenſtern, in denen die ſchönſten Ausſtellungen zur Bewunderung und zum Kaufe laden. An den Fenſtern der Juweliere, der Mark- und Dreimarkbazare, der Spielwarenhandlungen drängen ſich größere Gruppen; ſie bewundern die koſtbaren Dinge, die prächtigen Puppen von der Größe ſechsjähriger Mädchen in eleganten Toiletten, das Spielzeug für die verwöhnten Kinder der Reichſten. Da erſchallen plötzlich hinter uns von dem aſphaltierten Straßendamm her, aus einer dichten Gruppe von Neugierigen heraus, die echten unverfälſchten Berliner Laute: „Altersverſorgungsmaus, uffjefunden in die Pyramiden vont Ejipten!“ Es iſt ein Mann mit einem viereckigen, brettartigen, an einem Bande um die Schulter gehängten Kaſten, der ſein Spielzeug anpreiſt. Zwiſchen dem Ausrufer und dem Rande des Bürgerſteigs, auf dem ſich die neugierigen Zuſchauer geſtaut haben, läuft irgend etwas auf dem glatten Boden im Kreiſe herum: eine Maus, die der Händler am Faden hält — die „Altersverſorgungsmaus“! Der Witz ſtammt aus der Zeit der Einführung des Altersverſicherungsgeſetzes, er zieht noch heute oder iſt wenigſtens von den Ausrufern noch durch keinen neueren und zeitgemäßeren erſetzt worden. Aber man kann nicht wiſſen, ob der Berliner Straßenwitz nicht über Nacht ein neues Schlagwort erfindet. Der Maus ſelbſt haben ſich inzwiſchen die verſchiedenſten anderen krabbelnden Dingerchen zugeſellt, ohne jene doch ganz zu verdrängen. Die Mechanik dieſer laufenden Mäuſe iſt die denkbar einfachſte. In dem hohlen Blechkörper liegt eine Drahtwelle mit zwei Rädern, auf die Welle iſt ein Faden gewickelt, den man herunterſchnurren läßt; dadurch läuft die Maus ängſtlich im Kreiſe umher und ſieht ſehr lebenswahr aus.

Auf derſelben einfachen Vorrichtung beruhen auch kompliziertere Geſtalten: Krokodile, die beim Laufen auch noch den Schuppenſchwanz heben und ſenken, große Fliegen, die ihre ſechs Beine bewegen, als ob ſie wirklich daherkrabbelten; trippelnde Damen mit Sonnenſchirmen. Sehr luſtig war der Dienſtmann, der ſeinen Karren ſchob und die Beine gar drollig ſteif eins vors andere ſetzte. Jede Woche bringt etwas „Neues“, aber dazwiſchen erhält ſich immer noch das graue oder weiße Blechmäuslein, das nur einen Groſchen koſtet: die „Altersverſorgungsmaus“.

„Jahr und Tag.“ Das Recht, namentlich das des Mittelalters, hatte verſchiedene Friſten, deren Bedeutung dem heutigen Geſchlecht nicht mehr ganz geläufig iſt. Wenn wir heute „ein Jahr und ein Tag“ ſagen, ſo verſtehen wir darunter ein volles Jahr und einen vollen Tag dazu. Dem war aber nicht immer ſo. Als die Zahlenſymbolik noch blühte, da kannte auch das Recht eigenartige „Zugabe-Zahlen“. Die ſechswöchige Friſt beruhte auf dreimaliger Wiederholung der vierzehntägigen Friſt mit einer Zugabe von drei Tagen; ſie dauerte alſo „dreimal vierzehn Tage

Winteridyll.

Zeichnung von M. Röbbecke.

Digitized by Google

und noch drei Tage“. Die Jahresfrist hatte die Formel „Jahr und Tag“ und war so viel wie ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage. Die Formel „zehn Jahr und ein Tag“ wurde gedeutet als „zehen jar, sechs Wochen und drei Tage“. „Hundert Jahr und ein Tag“ war dagegen die Formel für die ewige Verbannung.

*

Ilse. (Zu unserer farbigen Kunstbeilage.) Ein neues vielversprechendes Talent aus der hochbegabten Künstlerfamilie Kaulbach ist der Maler, der den reizenden Studienkopf „Ilse“ geschaffen hat, Anton Kaulbach, ein jüngerer Bruder und Schüler Friedrich August Kaulbachs. In sammetnen Wellen fließen die dunklen Haare über das frische zarte Kindergesicht, das sinnend, mit halbgesenkten Augenlidern hervorblickt aus seiner üppigen Lockenumrahmung. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die fortschreitende Technik des mehrfarbigen Drucks es ermöglicht, ein solches Bild auch bei der stärksten Vervielfältigung mit dem Reiz der Farbe zu umkleiden. Wir hoffen, mit diesem Kunstblatt unsern Lesern beim Abschluß des Jahrgangs noch einen willkommenen Genuß bereitet zu haben.

Zweite Quittung über die Beiträge

für die Hamburger Cholera-Waisen.

Es gingen ferner ein: M., Breslau 6 ℳ; Kegelklub „Hurrah“, Chemnitz 10 ℳ; von den Damen des St. Thomas-Stiftes, Braunschweig 14 ℳ; W. Raab, Weißenburg 30 ℳ; Kränzchen „Erika“, Guben 3 ℳ; Witwe Aug. Platz, Kieritz 5 ℳ; G. Tauberschmidt, Dinkelsbühl 1 ℳ 50; Steinweg, Quedlinburg 2 ℳ; K. G., langjähriger Abonnent, Ohrdruf, 1 ℳ 50; Henny u. Max Neustaedter aus ihrer Sparkasse, Arnstadt 3 ℳ; M. Penner, Heiligenbeil, 10 ℳ; A. Laskawy, Rh. Roslau, 10 ℳ; Familie H., Wesel 20 ℳ; Stammtisch „Enthaltsamkeit“, Leipzig 30 ℳ; Abendschoppen-Gesellschaft der Reuß'l, Ludwigshafen 31 ℳ; G. Geißler, Nieder-Rochlitz 5 ℳ; B. S., Nürnberg 1 ℳ; M. W., 20 1 ℳ; Mitleserin der „Gartenlaube“ Neukrausendorf 40 ₰; Ungenannt, Dresden N. 2 ℳ; aus Glogau 50 ₰; aus Fischhausen 3 ℳ; M. G., Dresden-Striesen 1 ℳ; A. E., Berlin 1 ℳ; E. W., Tanna 30 ℳ; A. Wallwey, Belzig 3 ℳ; E. H. aus Rudolstadt, 3 ℳ; „aus Elsdorf von 2 Bettlerinnen zusammengebettelt“, eingel. durch G. Kuxal 5 ℳ 20; gesammelt, Schmiedeberg u. zwar: Frl. Kühn 50 ₰; Frl. Liebig 50 ₰; Frau Stelzer 1 ℳ 50; v. Harnecker 50 ₰; G. Ankerlem 1 ℳ; G. Strekelow 1 ℳ; F. Klooß 1 ℳ; W. Burgbold 1 ℳ 50; E. H., Darmstadt 5 ℳ; M. M., Schmiedeberg 8 ℳ; J. G. Bezold, Waldheim 5 ℳ; Dr. A., Gernrode 5 ℳ; Kränzchen, Kamenz durch B. Neutsch 8 ℳ; Mädchenklasse 16 der X. Bezirks-Schule, Dresden 9 ℳ 10; L. W., Berlin 6 ℳ 20; Mlles. A. u. C. Angelus, Lancy 10 ℳ; landw. Verein zu Röhrsdorf 27 ℳ; Frau B. Heim, Stralsund 22 ℳ; Frau Ida Schmedler, Ebersbach 10 ℳ; arme Witwe, Ebersbach 1 ℳ; ges. bei jüdischen Gemeindemitgliedern, Laasphe 14 ℳ; ges. v. d. Schülern der Volksschule, Eckartsweier 20 ℳ; Frl. G. Kuhlmeim, Schmalkalden 12 ℳ 10; „Wenig aber von Herzen“, aus Eschweiler 3 ℳ; G. G., Dresden 10 ℳ; aus Arneburg 5 ℳ; N. N., Angelburg 5 ℳ; L. C., Idar 4 ℳ; Kinder E. u. L. Wiener, Leipzig 77 ℳ; R. R., Danzig 5 ℳ; Wwe. S., Mülheim 5 ℳ; D. Reißer, Krefeld 3 ℳ; L. Maurer geb. Stützel, Aalen, mit ihren Schülerinnen 7 ℳ; H. u. E., Iserlohn 10 ℳ; L. Massenez, Weimar 20 ℳ; Ungenannt, Leipzig 1 ℳ; M. R., Tilsit 3 ℳ; M. Sommerfeld, Laxenburg 50 ₰; J. Engeldorn, Stuttgart 10 ℳ; Dr. K. Steiner, Stuttgart 50 ℳ; Frau O. R., Friedrichshütte 1 ℳ; Ungenannt, Eisfeld 1 ℳ; „Ein Scherflein“, Dresden A. 1 ℳ; 2 Tierschwärmchen, Mühlhausen i. E. 1 ℳ; M. J., Kreuzburg i. Ob.-Schl. 3 ℳ; Witwe M. K., Dresden 50 ₰; S. v. Kleminsky, Zehdenick 3 ℳ; „Ein Scherflein“ aus Frankfurt a. M. 2 ℳ; M. T., Bielefeld 3 ℳ; „Ein Scherflein“ aus Markersdorf 1 ℳ 50; Minna Müller, Lehrerstochter, Roßbach 2 ℳ; L. M., Weimar 30 ₰; Paranzki, Ober-Telegr.-Ass., Warmbrunn 3 ℳ; Aug. Herber, Langenschwalbach 3 ℳ; E. v. d. G. u. B. v. St., Kloster Zehdenick 3 ℳ; Frau E. D., Liebwerd 2 ℳ 01; Abonnentin W. B. 4 ℳ; R., Züllichau 4 ℳ 05; J. Gach, Meißen 5 ℳ 30; „Ein Sammelscherflein zur Christbescherung“, Pirna 12 ℳ 70; A. u. L. Hoeich, Düren 10 ℳ; Dr. R., Eberswalde 10 ℳ; Frl. Schmiede u. A. C., Saarbrücken 21 ℳ; R. R., Amsterdam 5 ℳ; M. u. R. J. aus W. 1 ℳ; A. F. B., Leipzig 5 ℳ; Frau Waaernitz, Mohrungen 3 ℳ; A. Schlemper, Solingen 6 ℳ; E. Halke, Ohlau 7 ℳ; L. J., E. M. u. Frl. E. Mo., Stuhm i. P. 16 ℳ; M. P., Zittau 20 ℳ; Trautzschke, Leipzig 1 ℳ; aus Krischwitz 5 ℳ; aus Bahn 1 ℳ; alte Jungfer, Troppau 5 ℳ; Elisabeth Krolop, Berlin 3 ℳ; Ungenannt, Köthen 1 ℳ 20; v. E., Plauen i. V. 1 ℳ; „Gartenlaube“-Leserin, Neustadt i. Ob.-Schl. 1 ℳ; Ella Schmidt, Wien 1 ℳ 70; A. Leopoldt, Wittenberg 3 ℳ; „Gartenlaube“-Leser, Buttenbach 3 ℳ; G. Knecke, Techniker, Lüdenscheid, 3 ℳ; aus der Sparbüchse von Hans u. Fritz Blanck, Stralsund 3 ℳ; E. K., Berlin 3 ℳ; Winkler u. Jaenicke, Chemnitz 5 ℳ; L. Bauer, Auerbach 5 ℳ; Grünwald, Bojanowo 3 ℳ 05; Kränzchen, Stralsund 6 ℳ; aus Pegnitz 9 ℳ (und zwar K. F. 3 ℳ, B. Sch. 2 ℳ, deren Kinder 1 ℳ, Ungenannt 3 ℳ); Frl. M. H., Magdeburg 10 ℳ; aus Weilburg 50 ₰; M. F. Nürnberg 10 ℳ; Frau Dr. Ida Koch, Ebersdorf 5 ℳ; L. St., Osnabrück 5 ℳ; C. Armann u. 9jähriges Töchterchen Ella, Wien 5 fl. 8 ℳ 50; E. J., Warnsdorf 34 ℳ; „Eine Alzeyerin“, Alzey 1 ℳ; Ein dankbares Menschenkind 1 ℳ; J. P., Altenessen 2 ℳ; die Gewister Sperling, Eilenburg 1 ℳ 50; Frau Auguste Schulz, Meißen 50 ₰; J. K., Reichenbach 1 ℳ; Ambrosius u. Frau, Teschen 1 ℳ 20; aus Regensburg 3 ℳ; Emma Li., Nürnberg 2 ℳ; von 2 Verwaisten, Lutter 2 ℳ; A. W. Mühlbajer, Markt Redwitz 5 ℳ 10; aus Bendorf 5 ℳ; aus Bayreuth 1 ℳ 50; aus Leipzig 1 ℳ 50; Witwe K. W., München 50 ₰; aus Kreuznach 1 ℳ; Hälfte der Sparkasse von Walter, Dresden 1 ℳ 75; aus Osnabrück 1 ℳ; Leserin der „Gartenlaube“, Mellenhagen 5 ℳ; eine glückliche Mutter, Roßwein 5 ℳ; Gemeinde Vogelsberg i. Th. 3 ℳ; F. D., Vöhringen 2 ℳ 60; Frau J. Schmid, Krimmitschau 3 ℳ; G. Bräuer, Neumarkt 3 ℳ; Sekretär Kiebe, Freystadt, N.-Schl., 3 ℳ; Witwe R., Bautzen 3 ℳ; Frau H. Nebling, Bremen 5 ℳ; Frau Marie Dannenberg, Berlin 5 ℳ; M. H., Berlin 6 ℳ; S. Meiß, Bruchsal 5 ℳ 05; Roelcke, Sekretär, Schlawe, 1 ℳ; B. H., Herrnhut 3 ℳ 05; aus der Sparbüchse von Bulli u. Fränzchen, Hannover-Linden 2 ℳ 05; R. E., Waldheim 2 ℳ; R. K., Waldheim 2 ℳ; Alma Heyne, Weimar 2 ℳ 05; auf Anregung des Hrn. F. Metz, Frankfurt a. M., anläßlich dessen gütigst zurückgezogenen Strafantrags 10 ℳ; B. Germer, Breitenfeld 10 ℳ; Familie Stork, Gaubheim 10 ℳ; C. H., Lößnitz 10 ℳ; Damenkränzchen, Weißenburg 10 ℳ; W. H., Glogau 10 ℳ; R. Lieff, Braunschweig 20 ℳ; Frau R. W., Elberfeld 20 ℳ; Pankraz Pauson, Lichtenfels 20 ℳ; A. W., Schlangenbad 20 ℳ; G. Löy, Fürth 11 ℳ 20; Männerturnverein, Wüste-Waltersdorf 7 ℳ; Damenriege daselbst 16 ℳ; ges. unter befreundeten Damen u. Herren durch Frau E. Karnatz, Köln 17 ℳ; A. G. Petermann, Gera 16 ℳ; J. Wenzen, Hannover 10.05 ℳ; L. C., L. u. P. H., Schwarzenberg 30 ℳ; Max Deistelkamp, Neuwied, im Auftrage des „Kränzchens“ 31 ℳ 50; ein niederschles. Gymnasiast, Sagan 1 ℳ; L. R., Hof 1 ℳ; aus Döbeln 3 ℳ; Alfred Fleischhauer, Eisenach 1 ℳ; M. Schwabe, Zittau 1 ℳ; Alte Rheinländerin, Hagen i. W. 50 ₰; aus Ohrdruf 1 ℳ; ein Kranker, der nicht viel übrig hat, Chemnitz 1 ℳ 50; aus Vorsfelde 2 ℳ; El. T., Barmen 2 ℳ; M. S., Nürnberg 1 ℳ; durch Ag. Beicht, Köln, von seinen 5 Kindern (1 fl.) 1 ℳ 70; aus Guhrau 2 ℳ; Frau M. C., Darmstadt 3 ℳ; R. R., a. N. Heilbronn 3 ℳ; aus den Sparbüchsen von Th. B. Am., M. Th. J. Fr., H. W. E. M., Niedergelbach 5 ℳ 64; „Aus meiner Sparbüchse“ von Augusta W., München-Siebenbrunn 5 ℳ; Friedenstrichter Kaden, Dresden 10 ℳ; von P. P., Roßwein 10 ℳ; Stammtisch Glatas Weinhandlung Kreuzburg, 11 ℳ 50; Louise u. S. Simson, Suhl 40 ℳ; Kartklub, Frankenstein 12 ℳ 50; Samuel Hirn u. Co., Lichtenfels 20 ℳ; aus Landeck in Schl. 15 ℳ 50 (und zwar: J. Hoffmann 10 ℳ, Wm. Hoffmann 1 ℳ, Frau Conrad 3 ℳ, Frau Siebert 1 ℳ und Herr Kriesten 50 ₰); Gebr. Römer, Harnsberg 100 ℳ; C. Lorenz, Boizenburg 3 ℳ; aus Sulzbach 5 ℳ (u. zwar: B. F. 1 ℳ, L. K. 2 ℳ, G. Sch. 1 ℳ, E. W. 1 ℳ); M. M., Leipzig 20 ℳ; Marg. Gundrum, St. Gallen 1 ℳ 60; Frau H., Frankfurt 20 ℳ; R. Knoblauch, Barby 3 ℳ; Sammlung in der Schule zu Bernheim 7 ℳ 20; Landgerichtsrath Lunz, Hof 3 ℳ; L. G., Merchingen 3 ℳ 40; L. Leson, Magdeburg 10 ℳ; alte Abonnentin aus L. 1 ℳ; M. P. in T. 1 ℳ; aus Teterow 40 ₰; A. G., Cronen 3 ℳ 70; B., Schönau b. Schönau 1 ℳ 60; Anna Z. und elfjährige Nichte, Stralsund 4 ℳ; „Haideblume“, N. 5 ℳ; Familie St., Königstein 3 ℳ; T. T., Würzburg 10 ℳ; „All Heil“! W. R., Fürth 12 ℳ; Frau Zillig, Tifferten 6 ℳ; Frau Boot, Utrecht 10 ℳ; Ottilie Bartel, Templin 2 ℳ; R. 21, Altenburg 1 ℳ; R. 1., Altenburg 1 ℳ; Hofrath Dr. Pfeiffer, Stuttgart 20 ℳ; Dr. Gerlach, Parchim 5 ℳ; Frau E. Schreiber, Weigersdorf 10 ℳ; aus Zehlendorf b. Berlin 3 ℳ; G. A. R. B., Ruhla 10 ℳ; W. in Berlin 10 ℳ; „Sammlung unter Freunden“ von Frau E. Günther, Berlin 31 ℳ; Lehrer Zichter, Wardel 11 ℳ; F. Th., Karlsruhe 50 ₰; Lehrer H. Nieke, Ledzig 1 ℳ; aus Karlsruhe in B. 3 ℳ; Else, Crefeld 1 ℳ; alte Witwe in Konitz 1 ℳ; E. H., Magdeburg 50 ₰; E. B., Wien 1 fl. 1 ℳ 70; A. F. Beuthien, St. Petersburg 20 ℳ; ges. im Baubureau f. d. Neubau d. Irrenanstalt in Tiegenhof 6 ℳ; C. v. Schum, emer. Pfarrer, Kleve 5 ℳ; Heinr. Kenig, Hilden 5 ℳ; Kinder der Sonderrather Volksschule durch Hauptlehrer Dinkel 10 ℳ 60; R. R., Gg., Rheinland 15 ℳ; aus Borna 30 ₰; aus der Sparbüchse von Dora, Rudolf u. Walter, Frohburg 3 ℳ; Anna, Fritz u. Georg Kreuzberger, Mondsee 3 ℳ 40; Abonnentin der „Gartenlaube“, Penzlin 10 ℳ; Ungenannt, Naumburg 10 ℳ; Frau S. Pöppig, Gera 10 ℳ; Heidenreich, Orpelm 20 ℳ; M. St., Großalsleben 30 ℳ; Frau G. Meßmann, Lendershausen 3 ℳ; Frau Lehrer Wolf, Lendershausen 1 ℳ 50; Frau R. Schunk, Lendershausen 1 ℳ; Frau Gg. E. Schad, Lendershausen 1 ℳ; Fräul. Kathi Gut 50 ₰; Frau Gg. Rauscher, Hofheim 20 ₰; Gebr. Reuß, Hofheim 3 ℳ; Ertrag einer Dilettanten-Vorstellung im Wirthshause „Petersburg“ in Angeln, eingel. durch Th. Jacobsen, Eckeberg, seit 32 Jahren Leser der „Gartenlaube“, 80 ℳ 35; aus Rußland (10 Rubel) 20 ℳ; „Das ganze Deutschland soll es sein“! M. H., Czernowitz (5 fl.) 8 ℳ 50; aus Mannheim 1 ℳ; Anna Bloder, Oberlehrers Gattin, Staab 3 ℳ 40; Pfennigsammlung i. d. Schulklassen zu Jahnsdorf, durch das Lehrer-Kollegium 26 ℳ 75; Sammlung in 4 Familien daselbst 4 ℳ 35; A. R., Schwerin 5 ℳ; R. W., Leipzig 3 ℳ; Sammlung unter den Schulkindern in Tame durch Lehrer Venrau 3 ℳ 20; Preiner in Uriahr 18 ℳ 60; „Frankenbergerin, die an vielen Thüren klopfte“ 40 ℳ; Samstag-Kegelklub im „König von England“, Frankfurt 71 ℳ; glückliche Mutter, Schmiedeberg 1 ℳ; aus Wegberg 2 ℳ; H. Rotze, Leipzig 5 ℳ; R. R., Zerar 1 ℳ; aus Frankfurt 5 ℳ; A. Hagen, Leipzig 5 ℳ; alte Abonnentin, Warmbrunn 3 ℳ; G. Krämer, Dachwig 2 ℳ; alter Leser der „Gartenlaube“ seit 1859, A. M., Eisleben 5 ℳ; 3 Geschwister, die noch im glücklichen Besitz ihrer Eltern sind, Mühlhausen 1 ℳ 60; aus Berlin: „Wenig aber herzlich“ 50 ₰; Antonie Grüne, Gateshead 1 ℳ 50; Witwe Hartwig, Burg 1 ℳ 50; A. M., Hirsau 10 ℳ; eine in Krakau lebende Deutsche, die letzten Sparpfennige ihres toten Lieblings (4 fl.) 6 ℳ 80; T. T., Helsingborg (5 Kr.) 5 ℳ 50; H. R., Tr. 3 ℳ; ges. von den Schülern u. Schülerinnen der 2 Bürgerschulen zu Neustadt 106 ℳ 01; No. 12, Liegnitz 5 ℳ; G. F., cand. theol., Johannisburg, 1 ℳ; Dr. Anton, Arzt, Schneidemühl 3 ℳ; P. R., Barth 3 ℳ; T. u. W. R., W. 5 ℳ; M. L., Krappitz, O. S. 4 ℳ; A. Albert, Bäckermeister, Hannover 3 ℳ; Leserinnen der „Gartenlaube“, Altenburg 5 ℳ; „Wenig aber herzlich“, Frankfurt 9 ℳ 05; B. D., Augsburg 10 ℳ; Schiebe, Rittmeister, Saarburg 20 ℳ; Marie Heß, Braunau 3 ℳ 91; Reichenberger Nähschule, durch G. Heise, Maffersdorf 5 ℳ 10; Hilda i. O. (2 fl.) 3 ℳ 40; ges. durch F. Schröder bei einem Kränzchen der K. Eisenbahn-Handwerker, Groß-Glogau 6 ℳ; A. Bethmann, Lokomotivführer a. D., langjähriger Abonnent der „Gartenlaube“, Werden 3 ℳ; ges. von Frau Hübner im Kr. Bresl. ... Damenkränzchen 5 ℳ; ges. v. Fräulein Hübner bei den jungen Damen des Altwasser Gesangvereins „Gemischter Chor“ 5 ℳ 35; Beamte der Firma Schäffer u. Budenberg, Magdeburg-Buckau 20 ℳ 30; Geh. Ob.-Reg.-Rath Dr. Zinzelmann, Berlin 10 ℳ; Saalt, Berlin, Karlsbad 10 ℳ; J. F. M., Wasserthal 6 ℳ; 3 Berlinerinnen 2 ℳ; „Wenig mit Liebe“, M., Dresden 50 ₰; aus Frankenthal 1 ℳ; P. P., Gmünd 3 ℳ 50; Scherflein zum Christfest aus Pleß 50 ₰; E. M., Schwedt 50 ₰; aus Schöningen 1 ℳ 50; M., Schlawin 3 ℳ; E. Kruß, Weimar 5 ℳ; Lindner, Dom. Ob. Sohra 10 ℳ; Frau Studienlehrer Schlesinger, Wunsiedel 2 ℳ; Frau Clara Schmidt, Wunsiedel 2 ℳ; Abonnent, Dresden 2 ℳ; L., Kamenz 1 ℳ.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Weihnachtsrösselsprungs auf S. 872:

Wieder mit Flügeln, aus Sternen gewoben,
Senkst du herab dich, o heilige Nacht;
Was durch Jahrhunderte alles zerstoben —
Du noch bewahrst deine leuchtende Pracht!
Leerend das Füllhorn beglückender Liebe,
Schwebst von Geschlecht zu Geschlecht du vertraut —
Wo ist die Brust, die verschlossen dir bliebe,
Nicht dich begrüßte mit innigstem Laut!

Ferdinand von Saar.

Auflösung des Scherzräthsels auf S. 872:

Die Nase.

Auflösung des Scherzbilderräthsels auf S. 872:

Wer im Trüben fischen will, der kann das Licht nicht vertragen.

Auflösung der Räthselaufgabe auf S. 872:

Stiefel.

Auflösung des Räthsels auf S. 872: Levante, Eva.

Auflösung des Arithmogriphs auf S. 872:

N	e	u	**W**	i	e	d
A	l	**t**	m	**a**	r	k
O	**b**	e	l	i	**s**	k
I	l	m	e	n	a	**u**
B	**e**	l	l	i	**n**	i
K	a	**l**	i	**s**	c	h
H	o	l	**b**	e	i	n

„Was uns bleibt.“

Auflösung des Silbenräthsels auf S. 872: Brautkranz.

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf S. 872:

Man lese der Reihenfolge der Wochentage nach die Anfangsbuchstaben der Operntitel, also:

Montag = F, Dienstag = I, Mittwoch = D, Donnerstag = E, Freitag = L, Sonnabend = I, Sonntag = O,

und man erhält den Namen der berühmten Beethovenschen Oper „Fidelio“.

Auflösung des Gegensatzräthsels auf S. 872:

1. **m**ännlich, 2. **i**rdisch, 3. **n**aß, 4. **n**othwendig, 5. **a**nspruchsvoll, 6. **v**erschieden, 7. **o**berflächlich, 8. **n**iedrig, 9. **b**eliebt, 10. **a**rm, 11. **r**edselig, 12. **n**ah, 13. **h**armlos, 14. **e**cht, 15. **l**edig, 16. **m**ündlich. Minna von Barnhelm.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 872: Harm — Arm.

☞ Hierzu die farbige Kunstbeilage XIII: „Ilse“. Von Anton Kaulbach.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

An unsere Leser!

Der **vierzigste Jahrgang** der „**Gartenlaube**“ liegt mit diesem Halbheft abgeschlossen vor.

Wohl nicht zum zweiten Male mag es einer Zeitschrift vergönnt gewesen sein, sich vierzig Jahre hindurch die Gunst von Hunderttausenden von Lesern in dem Maße zu erhalten, wie es die „Gartenlaube“ vermocht hat, trotz vielfacher Nachahmungen und eines eifrigen Wettbewerbs rings um sie her.

Die Erklärung für diese Thatsache mag darin liegen, daß die „Gartenlaube“ es stets als ihre wichtigste Aufgabe betrachtet hat, die Regungen der deutschen Volksseele zu beobachten und zu verstehen. Sie will entgegenkommen dem tiefwurzelnden Bildungstrieb unseres deutschen Volkes, seinen menschenfreundlichen Bestrebungen zur Linderung der Noth aller, welche hart mit dem Leben ringen, seinen patriotischen Gefühlen für die Größe des deutschen Vaterlandes, für die Ehre des deutschen Namens in Heimath und Fremde, seinem Drang, den Geist in ferne Länder und Zonen schweifen zu lassen, und nicht zum mindesten seinem Bedürfniß, in anmuthigen und herzbewegenden Erzählungen eigenes und fremdes Glück und Leid sich wiederspiegeln zu sehen, zur Kürzung stiller Stunden am häuslichen Herd.

Und alles, was nach unserer Ueberzeugung die Leser seither an die „Gartenlaube“ gefesselt hat, wollen wir ihnen auch im neuen Jahrgang bieten. — Wir werden ihn beginnen mit dem neuesten Werke einer unserer gefeiertsten Gartenlaube-Erzählerinnen, mit dem großen Romane

Freie Bahn! Von E. Werner,

sowie mit einer spannenden Novelle aus dem Seeleben:

Auf Geben und Nehmen. Von Johannes Wilda.

Außerdem haben wir in unserem Vorrath u. a. folgende Romane und Erzählungen:

Hans Arnold, Nicht lügen!
Marie Bernhard, Buon Ritiro.
Ernst Eckstein, Die Sklaven.
Ludwig Ganghofer, Die Martinsklause.
A. Godin, Ein Brief.
Karl von Heigel, Der Sänger.
W. Heimburg, Sabinens Freier.
Stefanie Keyser, Herr Albrecht.
A. v. Klinckowstroem, Freiheit.
Ernst Lenbach, Philipp Ardinger.
Emil Roland, Jugendzeit.
Gerhard Walter, Wandlungen.
Ernst Wichert, „Ilsa“.
Arthur Zapp, Ein Lieutenant a. D.

Eine Reihe hervorragender und bewährter Mitarbeiter unterstützt uns bei unserem Bestreben, durch gediegene gemeinverständliche Aufsätze aus allen Wissensgebieten unsern Lesern Gelegenheit zur eigenen geistigen Ausbildung zu geben. Wir nennen u. a.

Hans Borsch. Carl Brandt. H. Brugsch-Pascha. V. Chiavacci. C. Cranz. Felix Dahn. Friedr. Dornblüth. Ernst Eckstein. Rob. Franceschini. Eugen Friese. Livius Fürst. Ludwig Ganghofer. Rud. v. Gottschall. Ferd. Groß. Julius Grosse. Cornelius Gurlitt. Max Haushofer. L. Heck. Friedr. Helbig. H. Hoffmann-Donner. Woldemar Kaden. E. Heinrich Kisch. H. J. Klein. Rudolf Kleinpaul. Paul Lindenberg. M. Wilh. Meyer. Adolf und Karl Müller. Heinrich Noé. W. H. Riehl. Karl Ruß. Schmidt-Weißenfels. Eduard Schulte. B. Schulze-Smidt. Alex. Tille. Rudolf Virchow. Carl Vogt. Georg Winter.

Daß wir auch auf dem Gebiet der bildlichen Ausstattung uns die größte Sorgfalt in Bezug auf Auswahl und kunstgerechte Herstellung angelegen sein lassen, dafür mögen die letzten Jahrgänge als Zeugen dienen. Wie immer, so werden wir auch künftig bemüht sein, die Vervollkommnungen der so rasch voranschreitenden Illustrationstechnik für unser Blatt nutzbar zu machen.

Und so hoffen wir denn, daß auch der nunmehr beginnende einundvierzigste Jahrgang der „Gartenlaube“ überall willkommen sein werde bei alten und neuen Freunden. Ihnen allen

ein herzliches Glückauf zum Neuen Jahre!

Leipzig, im Dezember 1892.

Die Redaktion der „Gartenlaube“.

Zur Jahreswende.

FRIEDE AUF E
Herm. Vogel
92

Wieder ſchwankt des Schickſals Wage —
Neue Mühen, neues Glück!
Doch die Reue und die Klage
Und die Laſt der ſchweren Tage
Bleib' im alten Jahr zurück!

Was in Kämpfen und in Sorgen
Wir zu eigen uns gemacht,
Was wir aus dem Sturm geborgen
Retten wir zu ſchön'rem Morgen
Aus verſunk'ner Wetternacht.

Ueber all das Dämmergrauen
Siege freud'ges Sonnenlicht!
Nicht den Sehern laßt uns trauen,
Die nur düſt're Bilder ſchauen
In geſpenſt'gem Traumgeſicht!

Stehn wir vor dem Ungewiſſen
Lebt in uns die ſich're Kraft,
Und der Schleier wird zerriſſen
Denn ein Blitz in Finſterniſſen
Iſt die That, die Großes ſchafft

Alles für das Höchſte wagen
Sei die Loſung immerdar
Gutes thun in guten Tagen
Und in böſen nicht verzagen —
Sei gegrüßt, du neues Jahr!

Rudolf v. Gottſchall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by